mit Heiterkeit: Morgen ganz gewiß soll deine Sache ausgefertigt werden, deswegen sey guten Muths. Ich hielt es nun für gewiß und erwartete den andern Tag mit großem Verlangen. Der Tag kam, ich ging nach dem Palast, und wie es gewöhnlich ist, daß man böse Neuigkeiten früher als die guten erfährt, so rief mich Herr Jacob Guidi, Secretär Seiner Excellenz, mit seinem schiefen Maule und stolzem Ton; dabei zog er sich auf sich zurück, stand wie angefroren und wie ein erstarrter Mensch, dann fing er an folgendermaßen zu reden: der Herzog, sagte er, wolle von dir wissen, was du für deinen Perseus verlangst. Ich stand erstaunt und erschrocken, und antwortete sogleich: Es sey meine Art nicht den Preis meiner Arbeiten zu bestimmen; Seine Excellenz habe mir vor zwei Tagen ganz was anders versprochen. Sogleich sagte mir der Mensch mit noch stärkerer Stimme: Ich befehle dir ausdrücklich von Seiten des Herzogs, daß du mir sagst was du verlangst, bei Strafe vollig in Ungnade Seiner Excellenz zu fallen.

Ich hatte mir geschmeichelt, daß den großen Liebkosungen die mir der Herzog erzeigt hatte, nicht sowohl etwas zu gewinnen, sondern ich hoffte mir seine ganze Gnade erlangt zu haben. Nun kam ich über das unerwartete Betragen dergestalt in Wuth, und besonders, daß mir die Botschaft durch diese giftige Kreatur nach ihrer Weise vorgetragen wurde, und antwortete sogleich: Wenn der Herzog mir zehntausend Scudi gab', so würde er mir die Statue nicht bezahlen, und wenn ich geglaubt hätte, auf solche Weise behandelt zu werden, so wär' ich nie geblieben. Sogleich sagte mir der verbrüchische Mensch eine Menge schimpflicher Worte, und ich that desgleichen. Den andern Tag ward ich dem Herzog auf, er winkte mir, und ich näherte mich. Darauf sagte er gornig: Die Städte und großen Paläste der Fürsten und Könige baut man mit zehntausend Ducaten. Darauf antwortete ich schnell, indem ich das Haupt neigte: Seine Excellenz würde sehr viele Menschen finden die ihr Städte und Paläste zu vollenden verstünden, aber Statuen, wie der Perseus, möchte vielleicht niemand in der Welt so zu machen im Stande seyn. Sogleich ging ich weg ohne was weiter zu sagen und zu thun.

Wenige Tage darauf ließ mich die Herzogin rufen und sagte mir: ich solle den Zwist den ich mit dem Herzog habe, ihr überlassen, denn sie glaube etwas thun zu können, womit ich zufrieden seyn würde. Auf diese giftigen Worte antwortete ich, daß ich nie eine größere Belohnung meiner Mühe verlangt hätte, als die Gnade des Herzogs, Seine Excellenz habe mir sie zugesichert, und ich überlasse mich nicht erst gutmeinend ihnen beiderseits gemäß, da ich es von der ersten Zeit meines Dienstes an mit aller Freundlichkeit gethan habe. Dann setzte ich hinzu: wenn Seine Excellenz mir für meine Arbeit ein Gnadengeschenk gäben, das nur fünf Pfennige werth sey, so würde ich dergnügt und zufrieden seyn, wenn ich mich dabei nur seiner Gnade versichern könnte. Darauf sagte mir die Herzogin lächelnd: Du wirst nun dessen thun, wenn du meinen Rathe folgtest. Sogleich wendete sie mir den Rücken und ging hinweg.

Ich dachte mein Bestes gethan zu haben, indem ich so demüthige Worte brauchte: denn ob sie gleich vorher ein wenig aber mich gegrämt hatte, so war ihr doch eine gewisse gute Art zu handeln eigen. Aber die Sache nahm für mich leider eine schlimme Wendung. Ich war zu der Zeit sehr vertraut mit Hieronymus Albizzi, Vorgesetzten der Truppen des Herzogs, der mir einen Tag unter andern sagte: O Benvenuto! es wäre doch gut, die kleine Differenz, die du mit dem Herzog hast, ins Gleiche zu bringen. Hättest du Vertrauen in mich, so glaubte ich wohl damit fertig zu werden, denn ich weiß, was ich sage. Wirst der Herzog wirklich einmal böse, so wirst du dich dabei sehr übel befinden; das sey dir gesagt, ich kann dir nicht alles sagen. Nun hatte mich vorher schon wieder ein Schalk gegen die Herzogin mißtrauisch gemacht, denn er erzählte mir, er habe sie bei irgend einer Gelegenheit sagen hören: Er will so für weniger als zwei Pfennige den Perseus wegwerfen, und damit wird der ganze Streit geendigt seyn.

Wegen dieses Verdachts sagte ich Herrn Albizzi: ich überlasse ihm alles, und ich würde mit dem, was er thue, völlig zufrieden seyn, wenn ich nur in der Gnade des Herzogs bliebe. Dieser Ehrenmann, der sich recht auf die Soldatenkunst verstand, besonders aber auf die Anführung leichter Truppen, das alles rohe Menschen sind, hatte keine Lust an der Bildhauerei verstand auch davon gar nicht das mindeste davon. Als er nun mit dem Herzog sprach, sagte er: Benvenuto hat sich mir ganz überlassen und mich gebeten, ich solle ihm Gw. Excellenz empfehlen. Darauf sagte der Herzog: Auch ich will Euch die Entscheidung übertragen, und mit allem was Ihr bestimmt, zufrieden seyn. Darauf machte Herr Hieronymus einen Aufsatz, der sehr gut und zu meinen Gunsten geschrieben war, und bestimmte: der Herzog solle mir dreitausend funfhundert Goldgülden reichen lassen, wodurch zwar ein solches Werk nicht völlig bezahlt, aber doch einigermaßen für meinen Unterhalt gesorgt sey, und womit ich zufrieden seyn könnte. Es waren noch viele Worte hinzugefügt, die sich alle auf diesen Preis bezogen. Diesen Aufsatz unterschrieb der Herzog so gern, als ich übel damit zufrieden war. Als es die Herzogin vernahm, sagte sie: Es wäre besser für den armen Mann gewesen, wenn er sich auf mich verlassen hätte, ich würde ihm wenigstens funftausend Goldgulden verschafft haben, und dieselben Worte sagte sie mir eines Tages, als ich in den Palast kam, in Gegenwart des Herrn Ammanni Sabbati, sie lachte mich aus und sagte, das Uebel das mir begegne treffe mich mit Recht.

Der Herzog hatte befohlen mir sollten hundert Goldgülden monatlich bezahlt werden, nachher sing Herr Antonio de Nobili, der gedachten Auftrag hatte, mir nur funfzig zu zahlen an, dann gab er mir manchmal nur fünf und zwanzig, manchmal auch gar nichts. Da ich nun sah, daß ich so hingehalten ward, wendete ich mich aufs bestichste an ihn und bat ihn mir die Ursache zu sagen, warum er die Zahlung nicht vollendete? Er antwortete mir so gutig, und es schien mir, daß er sich gar zu weit herauslieke, denn er sagte: er könne die Zahlung nicht regelmäßig verfolgen, weil man im Palast nicht zum besten mit Geld versehen sey, er versprache aber, daß er mich bezahlen wolle, sobald er Geld erhalte. Dann setzte er hinzu: Ich mußte ein großer Schelm sey, wenn ich dich nicht bezahlte. Ich verwunderte mich, ein solches Wort von ihm zu hören, und hoffte nun, ich würde mich sobald als möglich befriedigt sehen. Allein es erfolgte gerade das Gegentheil, und da ich mich so aufgehen sah, ereiferte ich mich mit ihm und sagte ihm harte und heftige Worte, und erinnerte ihn an seine eigenen Ausdrücke. Indessen starb er, und man blieb mir funfhundert Goldgülden schuldig, bis heute, da wir nahe am Ende des Jahres 1562 sind.

Auch war ein Theil meiner Besoldung rückständig geblieben, und ich dachte nicht diesen Rest jemals zu erhalten, denn es waren schon drei Jahre verflossen. Aber der Herzog fiel in eine heftige Krankheit, und konnte in acht und vierzig Stunden das Wasser nicht lassen. Als er nun merkte, daß ihm die Aerzte mit ihren Mitteln nicht helfen konnten, wendete er sich vielleicht zu Gott und befahl, daß jeder seinen Rückstand erhalten solle, da wurde ich denn auch bezahlt; aber für meinen Perseus erhielt ich nicht die ganze Summe.

Fast hatte ich mit vorgesetzt dem Leser von meinem unglücklichen Perseus nichts mehr zu erzählen, doch kann ich einen merkwürdig n Umstand nicht verschweigen, und nehme daher den Faden ein wenig rückwärts wieder auf. Damals, als ich mit der Herzogin sprach, und mit all-r Demuth zu erkennen gab, daß ich mit allem zufrieden seyn wolle, was der Herzog mir geben würde, hatte ich di. Absicht mich wieder allmählig in Gunst zu setzen, und bei dieser Gelegenheit den Herzog einigermaßen zu besänftigen. Denn wenige Tage vorher, ehe Altoviti den Accord machte, hatte sich der Herzog heftig über mich erzürnt. Denn als ich mich bei Seiner Excellenz über die äußerst schlechte Behandlung beklagte, die ich von Alphonse Quistello, Herrn Jacob Polverino, dem Fiscal, und besonders von Baptista Bandini von Volterra hatten mußte, und mit einiger Leidenschaft meine Gründe vortrug, sah ich den Herzog in so großen Zorn gerathen, als man sich denken kann. Er sagte mir dabei: Das ist ein Fall wie mit deinem Perseus, für den du mir sechstausend Scudi gefordert hast. Du bist zu sehr auf deinen Vortheil bedacht. Ich will die Statue schätzen lassen, und was man recht findet, sollst du haben. Hierauf antwortete ich ein wenig kühn und bald erzürnt, wie man sich gegen große Herren nicht betragen soll: Wie wäre es möglich, daß mein Werk nach seinem Werth geschätzt würde, da gegenwärtig niemand in Florenz ist, der ein gleiches machen kann. Darauf ward der Herzog noch zorniger und sagte mir viele heftige Worte, unter andern rief er aus: Ja es ist gegenwärtig ein Mann in Florenz, der ein solches Werk machen könnte, und deswegen wird er es auch zu beurtheilen wissen! Er meinte den Bandinell, Cavalier von St. Jacob. Darauf versetzte ich: Ew. Excellenz hat mich in den Stand gesetzt in der größten Schule der Welt ein großes und schweres Werk zu vollenden, das mir mehr gelobt worden ist als irgend eins, das jemals in dieser göttlichen Schule aufgedeckt worden; und was mir am meisten schmeichelte, war, daß die trefflichen Männer die von der Kunst sind und sich darauf verstehen, wie z. B. Buonjino der Maler, mir allen Beifall gaben. Dieser treffliche Mann bemühte sich und machte mir vier Sonette, worin er die edelsten und herrlichsten Worte sagte, die man nur ausdrucken kann, und eben dieser wundersame Mann war schuld, daß die ganze Stadt so sehr in Bewegung kam. Freilich wenn sich dieser Mann so gut mit der Bildhauerkunst als der Malerei abgeben wollte, so würde er vielleicht ein solches Werk vollenden können. Auch gestehe ich Ew. Excellenz, daß mein Meister Michelagnolo Buonarotti, als er jünger war, gleichfalls ein ähnliches gemacht hatte, aber nicht mit wenniger Anstrengung als ich selbst; nun aber, da er sehr alt ist, wird ihm eine solche Arb it gewiß nicht gelingen, so daß ich gewiß überzeugt bin, daß zu unserer Zeit niemand bekannt sey, der sie ausführen könne. Nun hat mir in Arbeit den größten Lohn erhalten, den ich in der Welt erlangen kann, besonders da Ew. Excellenz sich davon so zufrieden zeigten und mir sie, mehr als ein andrer, lobten; was konnte ich für ein größere und ehrenvollere Belohnung verlangen? Gnädige Ew. Excellenz könnt mir sie nicht mit einer barrischen Münze bezahlen, denn keine Art von Schatz kann sich mit diesem vergleichen. So bin ich überflüssig belohnt, und ich danke Ew. Excellenz dafür von Herzen.

Darauf antwortete der Herzog: Du denkst nicht, daß ich reich genug bin dich zu bezahlen, aber ich sage dir, du sollst mehr haben, als sie werth ist. Darauf versetzte ich: Ich denke an keine andere Belohnung, als die mir Ew. Excellenz und die Schule schon gegeben haben, und nun will ich mit Gott fortgehen, ohne das Haus jemals wieder zu betreten, das Ew. Excellenz mir schenkte, und ich will nicht denken, jemals Florenz wieder zu sehen.

Wir waren eben bei S. Felice, denn der Herzog ging nach dem Palast zurück, und auf meine heftigen Worte wendete er sich schnell in großem Zorne gegen mich und sagte: Du gehst nicht weg! Hätte dich wohl wegzugehen! Bald erschrocken begleitete ich ihn nach dem Palast, bat gab er dem Erzbischof von Pisa, Bartholmi, und Herrn Pandolfo della Stufa den Auftrag, sie sollten Baccio Bandinelli von seinen Worten sagen, er möge meinen Perseus wohl betrachten und das Werk schätzen, denn der Herzog wolle mir den rechten Preis bezahlen. Diese beiden wackren Männer gingen sogleich zum Bandinell und verrichteten ihren Auftrag. Er wußte sehr gut was sie werth war, aber weil er mit über vergangene Dinge erzürnt war, so wollte er sich in meine Angelegenheiten auf keine Weise mischen. Darauf sagten di. beiden Edelleute kurz: Der Herzog hat uns gesagt, daß er bei Strafe seiner Ungnade Euch befiehlt, ihm den Preis zu bestimmen. Wollt Ihr zwei, drei Tage, um sie recht zu betrachten, so nehmt Euch die Zeit und dann sagt uns, was die Arbeit verdiene. Darauf antwortete jener: er habe sie genug betrachtet und wolle gern den Befehlen des Herzogs gehorchen, das Werk sey reich und schön gerathen, so daß es wohl sechstausend Goldgulden und mehr werth sey. Diese Worte hinterbrachten sogleich die guten Edelleute dem Herzog, welcher sich sehr darüber erzürnte. Auch sagten sie mir es wieder, worauf ich antwortete, daß ich auf keine Weise das Lob des Bandinella annehmen wolle, da er nur übles von jedermann spreche. Diese meine Worte sagte man dem Herzog wieder, und deshalb verlangte die Herzogin, daß ich ihr die Sache überlassen sollte. Das ist nun alles die reine Wahrheit; genug ich hätte besser gethan die Herzogin walten zu lassen; denn ich wär' in kurzem bezahlt gewesen, und hätte einen größern Lohn empfangen.

Der Herzog ließ mir durch Herrn Celio Tervilli, seinen Auditor, sagen: er verlange, daß ich gewisse Geschichten in halb erhobener Arbeit von Erz rings um den Chor von Santa Maria del Fiore verfertigen solle. Will aber dieser Ober ein Unternehmen des Bandinella war, so wollte ich kein Zeug nicht thun, noch meine Bemühungen verrichten. Zwar hatte er selbst die Zeichnung dazu nicht gemacht, denn er verstand nichts in der Welt von Architectur, vielmehr war der Riß von Julian di Baccio d'Agnolo, dem Zimmermann, der die Kuppel verdarb. Genug, es ist nicht die mindeste Kunst daran. Aus dieser doppelten Ursache wollte ich das Werk nicht machen, doch hatte ich immer auf das erzbesagte dem Herzog versichert, daß ich alles thun würde, was Seine Excellenz mir befehle. Nun hatte der Herzog den Werkmeistern von Santa Maria del Fiore befohlen, sie sollten mit mir übereinkommen, er wolle mir eine Besoldung von zweihundert Scudi des Jahrs geben, und meine Arbeit sollten sie mir aus der Baucasse bezahlen. So erschien ich vor gedachten Werkmeistern, welche mir den erhaltnen Befehl bekannt machten. Da ich nun glaubte meine Gründe denn sicher vorlegen zu können, zeigte ich ihnen, daß so viele Geschichten von Erz eine große Ausgabe machen würden, die völlig zu gegenwärtig mir; das bei führte ich meine Ursachen an, welche sie als sehr wohl begriffen. Die erste war, die Zeichnung des Chors sey ganz falsch und ohne die mindeste Vernunft gemacht, man sehe weder Kunst noch Bequemlichkeit, weder Anmuth noch Proportion daran. Die zweite Ursache war, weil gedachte Geschichten so niedrig zu stehen kämen, daß sie unter dem Auge blieben, von Hunden besudelt und immer von Staub und allem Unrath voll seyn würden, deswegen wollte ich sie nicht machen, denn ich möchte nicht gern den Ueberrest meiner besten Jahre verwerfen und dabei Seiner Excellenz nicht dienen, da ich ihr doch so sehr zu gefallen und zu dienen wünsche. Wenn aber

der Herzog mir etwas wolle zu thun geben, so möchte er mich die Mittelthüre von Santa Maria del Fiore machen lassen; dieses Werk würde gesehen werden und Seiner Excellenz zu großem Ruhme gereichen. Ich wollte mich durch einen Contract verbinden, daß wenn ich sie nicht besser machte als die schönste Thüre von Sanct Johann, so verlange ich nichts für meine Arbeit, wenn ich aber sie nach meinem Versprechen vollendete, so wäre ich zufrieden, daß man sie schätzen lasse, und man solle mir alsdann tausend Scudi weniger geben, als sie von Kunstverständigen geschätzt würde.

Denen Bauherrn gefiel mein Vorschlag sehr wohl, und sie gingen, um mit dem Herzog zu reden, unter andern Peter Salviati, der dem Herzog das angenehmste zu sagen glaubte; es war aber gerade das Gegentheil, denn dieser versetzte: ich wolle nur immer daß nicht thun, was er verlange. Und so ging Herr Peter weg, ohne daß etwas entschieden worden wäre.

Als ich das vernahm, suchte ich schnell den Herzog auf, der einigermaßen über mich erzürnt schien. Ich bat ihn nur, daß er mich anhören möchte, und er versprach mir's. So fing ich umständlich an und setzte ihm die Raubet der Sache mit so viel Gründen, und daß eine große Aussage nur würde wagegeworfen seyn, daß ich ihn endlich besänftigt hatte. Dann setzte ich hinzu: wenn es Seiner Excellenz nicht gefalle, daß gedachte Thüre gemacht würde, so gebrauche man in jenem Chor zwei Kanzeln, welches zwei große Werke seyen und Seiner Excellenz zum Ruhm gereichen würden. Ich wolle daran eine Menge Geschichten in erhabner Arbeit von Erz verfertigen und viele Zierrathen anbringen; dergestalt erweichte ich ihn, und er trug mir auf, Modelle zu machen. Ich machte deren verschiedene mit der äußersten Anstrengung, unter andern eine zu acht Seiten, mit mehr Fleiß als die andern, und es schien mir viel bequemer zu dem Dienste, wozu es bestimmt war. Ich hatte sie oft in den Palast getragen, und der Herzog ließ mir durch seinen Kammerer sagen, ich sollte sie da lassen. Nachdem sie der Herzog gesehen, bemerkte ich wohl, daß Seine Excellenz nicht das Beste gewählt hatte. Eines Tages ließ er mich rufen, und im Gespräch über die Modelle, zeigte ich mit vielen Gründen, daß das zu acht Seiten das bequemste zum Dienst und das schönste zur Ansicht sey. Der Herzog antwortete mir: daß ihm das zu vier Seiten besser gefalle, und daß er es so haben wolle, und sprach lange auf eine freundliche Weise mit mir. Ich that alles was mir möglich war, um die Kunst zu vertheidigen. Da nun der Herzog einsah, daß ich warr verdrießlich, und es doch auf seine Art wollte gemacht haben, weiß ich nicht; genug, es verging viel Zeit, daß mir nichts weiter gesagt wurde.

Zehntes Capitel.

Cosmi zwischen Cellini und Bandinelli, über die Statue des Marsyas aus einem großen vortrefflichen Stück Marmor machen lasse. — Die Verfügung begünstigt Bandinelli; aber Cellini, durch eine kluge Vorstellung, bringt den Herzog zur Anordnung: daß der die Arbeit haben solle, der das beste Modell mache. — Cellini's Modell wird vorgezogen, und Bandinelli stirbt vor Verdruß. — Durch die Vorsicht der Herzogin erhält Annibalmutter den Marmor. — Bartholomäi Ammanati bekommt den Auftrag, aus diesem Marmor einen Neptun zu machen. — Das Werk dieses Meisters gelingt dem Letztern gut, und er macht noch viele Statuen. — Cellini, wünschend seine Arbeit, welche sehr Mühe kostet, auch mit Ehre von Statten zu bringen, verlangt.

Zu dieser Zeit hatte man den großen Marmor, woraus nachher der Neptun gemacht wurde, auf dem Arno hergebracht, man fuhr ihn sodann auf den Weg nach Pogaje zu Cajano, um ihn besser auf der flachen Straße nach Florenz zu bringen. Ich ging ihn zu besehen, und ob ich gleich gewiß wußte, daß die Herzogin, aus ganz besonderer Gunst, ihn dem Cavalier Bandinelli zugedacht hatte, so jammerte mich doch der arme unglückliche Marmor, und ich hatte die besten Absichten für ihn. Denke nur aber niemand einer Sache, die unter der Herrschaft eines bösen Geschicks liegt, auf irgend eine Weise zu Hülfe zu kommen: denn wenn er sie auch aus einem offenbaren Uebel errettet, so wird sie doch in ein viel schlimmeres fallen, so wie dieser Marmor in die Hände des Bartholomäus Ammanate kam, wie ich zu seiner Zeit wahrhaft erzählen werde. Als ich nun den schönen Marmor gesehen hatte, nahm ich sogleich seine Höhe und seine Stärke nach allen Seiten und kehrte nach Florenz zurück, wo ich verschiedene zweckmäßige Modelle machte; dann ging ich auf die Höhe von Cajano, wo sich der Herzog und die Herzogin mit den Prinzen ihrem Sohn befanden. Sie waren sämmtlich bei Tafel, jene aber speisten allein, und ich suchte diese zu unterhalten. Da ich eine ganze Weile mit dem Prinzen gesprochen hatte, hatte mich der Herzog, der in einem benachbarten Zimmer saß, und ließ mich mit sehr günstigen Ausdrücken rufen. Als ich in ihre Gegenwart kam, fing die Herzogin mit vieler gefälligen Worten an mit mir zu reden, und ich setzte nach und nach das Gespräch auf den schönsten Marmor den ich je gesehen hatte, und sagte: wie ihre Vorfahren diese edelste Schule nur dadurch so vollkommen gemacht hätten, daß sie den Wettstreit aller Künstler unter einander zu erregen gewußt; auf diese Weise sey die wunderbare Kuppel und die schönen Thüren von St. Johann, und so viel andere schöne Tempel und Statuen fertig, und ihre Stadt durch Talente so berühmt geworden, als seit den Alten keine bisher gewesen. Sodann sagte die Herzogin mit Verdruß: sie wisse nicht was alles was ich sagen wolle, ich solle in ihrer Gegenwart nicht mehr von dem Marmor sprechen; denn ich mache ihr Verdruß. Ich aber versetzte: Alle mache ich Euch Verdruß, weil ich für Ew. Excellenz besorgt bin, und alles bedenke, damit Sie besser bedient seyn mögen? Bevorzugt nur, gnädige Frau, wenn Ew. Excellenz zufrieden wären, daß jeder ein Modell machte, wenn Ihr auch schon entschlossen seyd, das Bandinelli desselben machen soll, so würde dieser um seiner Ehre willen, mit großem Fleiße arbeiten ein schönes Modell hervorzubringen, als wenn er weiß daß er keine Mitwerber hat. Auf diese Weise werdet Ihr besser bedient seyn, der trefflichen Schule den Ruhm nicht nehmen, und denjenigen kennen lernen, der nach dem Guten strebt, ich meine nach der schönen Art dieser wundersamen Kunst. Ihr werdet sehen, daß Ihr Gut daran ernten und sie versteht. Darauf sagte die Herzogin in großem Zorne: meine Worte wären umsonst, sie wolle, daß Bandinelli den Marmor haben solle. Frau der Herzog, sagte sie hinzu, ob dies nicht auch so gut sey? Darauf sagte der Herzog, der bisher immer still gewesen war: es sind zwanzig Jahre, daß ich diesen schönen Marmor anzuschaffen für Bandinelli trachten ließ, und so weit ich auch, daß er ihn haben und daran arbeiten soll. Sogleich wendete ich mich zum Herzog und sagte: Ich bitte Ew. Excellenz mir die Gnade zu erzeigen daß ich nur wenige Worte zu ihrem eignen Verdruß sage. Der Herzog versetzte: ich solle sagen was ich wolle, er werde mich anhören. Darauf fuhr ich fort: Signor, mein Herr, der Marmor woraus Bandinelli seinen Herkules und Cacus machte, wurde für den trefflichen Michelagnolo Buonarotti bestellt, der das Modell eines Simsons mit vier Figuren gemacht hatte,

woraus er das schönste Werk der Welt ausgearbeitet hätte; und Bandinell brachte nur zwei einzige Figuren heraus, übel gebildet und gestellt, deswegen schrieb die treffliche Schule noch über das große Unrecht das man jenem Marmor angethan. Ich glaube daß mehr als tausend Sonette zur Schmach dieser schlechten Arbeiten angeschlagen werden, und ich weiß, daß Ew. Excellenz dieses Verfalls sich sehr gut erinnert, deswegen, mein trefflicher Herr, wenn die Männer denen das Geschäft aufgetragen war, so unweise handelten, dem Michelangelo seinen schönen Marmor zu nehmen, und ihn dem Bandinell zu geben, der ihn verdarb, wie man sieht, konnte Ihr jemals ertragen, daß dieser viel schönere Marmor, so er geworben werde! und wollte Ihr ihn nicht lieber einem andern geschickten Manne geben, der ihn zu Eurem Vergnügen bearbeitete? Laßt, mein Herr, einen jeden der will, ein Modell machen, laßt sie vor der Schule sämmtlich aufstellen! Ew. Excellenz wird hören was man sagt, und mit ihrem richtigen Urtheil das beste wählen. Auf diese Weise wird Ihr Euer Geld nicht weg, und nehmt einer so trefflichen Schule nicht den Muth auf dem Wege der Kunst, einer Schule, die jetzt einzig auf der Welt ist, und Ew. Excellenz zum größten Ruhme gereicht. Als der Herzog mich gütigst angehört hatte, stand er sogleich von Tafel auf, wendete sich zu mir und sagte: Gehe, mein Benvenute, gewinne mir den schönen Marmor, denn du sagst mir die Wahrheit, und ich erkenne sie. Die Herzogin drehte mir mit dem Kopf, und murmelte etwann ich weiß nicht was. Ich beurlaubte mich und kehrte nach Florenz zurück, und es schienen mir tausend Jahre, ehe ich die Hand an das Modell legen konnte.

Als der Herzog nach Florenz zurückkehrte, kam er, ohne mich etwas wissen zu lassen, in meine Wohnung, wo ich ihm zwei Modelle zeigte, die beide von einander unterschieden waren. Er lobte sie, doch sagte er zu mir, das eine gefalle ihm besser als das andere, und dieses, womit er zufrieden sey, solle ich nun ausarbeiten, es werde mein Vortheil seyn.

Seine Excellenz hatten schon dasjenige gesehen was Bandinell gemacht hatte, und auch die Modelle einiger andern, und doch lobte er meines vor allen, wie mir viele seiner Hofleute sagten, die es gehört hatten. Unter andern merkwürdigen Nachrichten über diese Sache ist aber folgende von großem Werth: es kam nämlich der Cardinal Santa Fiore nach Florenz. Der Herzog führte ihn auf die Höhe nach Cajane, und als der Cardinal unterwegs gedachten Marmor erblickte, lobte er ihn sehr, und fragte, wem er zur Arbeit bestimmt sey. Der Herzog antwortete sogleich: Meinem Benvenute, der ein sehr schönes Modell dazu gemacht hat. Diese Rede ward mir von glaubwürdigen Leuten hinterbracht. Deshalb ging ich die Herzogin aufzusuchen, und brachte ihr einige angenehme Kleinigkeiten meiner Kunst, welche sie sehr gut aufnahm; dann fragte sie was ich arbeite? Darauf versetzte ich: Gnädige Frau, ich habe, zum Vergnügen, eine der schwersten Arbeiten in der Welt unternommen; ein Crucifix von dem weißesten Marmor auf einem Kreuze von dem schwärzesten, so groß als ein lebendiger Mensch. Sogleich fragte sie mich, wer ich damit machen wolle? Ich aber versetzte: Wisset, gnädige Frau, daß ich es nicht für zweitausend Goldgulden hingäb'. Denn sie hat wohl eine Arbeit niemals einem Menschen zu schaffen gemacht, auch hätte ich mich niemals unterstanden sie für irgend einen Herren zu unternehmen, aus Furcht damit in Schande zu gerathen, besonders habe ich mir den Marmor für mein Geld gekauft, und einen Arbeiter zwei Jahre erhalten müssen, und wenn ich alles rechne, Marmor und Eisen, besonders da der Stein hart ist, dazu das Arbeitslohn, so kommt er mich über dreihundert Scudi zu stehen, so daß ich ihn nicht für zweitausend Goldgulden geben möchte. Wenn aber Ew. Excellenz mir die erlaubteste Gnade erzeigen will, so mache ich Ihnen ein Werk an, das ich zweitausend Goldgulden werth halte; aber ich verlasse mich zugleich auf meine mitsammen und künftighin gemachten Studien, womit ich die Palme zu erringen gedenke, und wenn der große Michelangelo Buonarroti selbst gegenwärtig wär', von welchem und von sonst niemanden ich das, was ich weiß, erlernt habe. Ja, es wäre mir lieber, daß der, der so viel versteht, ein Modell machte, als die welche nur wenig wissen; denn durch den Wettstreit mit meinem großen Meister könnte ich gewinnen, da mit den andern nichts zu gewinnen ist. Als ich ausgesprochen hatte, stand sie bald erstaunt auf, und ich kehrte an meine Arbeit zurück, indem ich mein Modell, so gut ich nur konnte, vervollkommnete zu bringen suchte.

Als ich fertig war, kam der Herzog es zu besehen und mit ihm zwei Gesandten, der eine von dem Herzog von Ferrara, der andere von der Stadt Lucca. Das Modell gefiel sehr wohl, und der Herzog sagte zu den Herren: Wirklich, Benvenute verdient's. Da begünstigten mich beide gar sehr, am meisten der Gesandte von Lucca, der ein Gelehrter und Doctor war. Ich hatte mich ein wenig entfernt, damit sie alles sagen möchten, was ihnen gefiel. Als ich aber vernahm daß ich begünstigt wurde, trat ich sogleich näher, wendete mich zum Herzog und sagte: Ew. Excellenz sollte noch eine andere wundersame Versicht brauchen und befehlen: daß jeder ein Modell von Erde, und gerade so groß als es der Marmor fordert, dorthergen solle! Dadurch würden Sie sich am besten überzeugen können, wer ihn verdient. Denn sollte der Marmor unrecht zugeschrieben werden, so werden Sie nicht dem verdienten Manne, sondern sich selbst großen Schaden thun, und es wird Ihnen zur Scham und großen Schande gereichen; im Gegentheil, wenn die Arbeit an den Rechten kommt, werden Sie zuerst den größten Ruhm erlangen. Sie werden Ihr Geld nützlich verwenden, und eine sichtbarelle Personen werden sich überzeugen, daß Sie an der Kunst Freude haben und sich darauf verstehen. Auf diese Worte zog der Herzog die Achseln, und indem er wegging, sagte der Luccesische Abgesandte zu ihm: Herr! Euer Benvenute ist ein schrecklicher Mensch. Der Herzog sagte darauf: Er ist viel schrecklicher als Ihr glaubt, und es wäre gut für ihn, wenn er es nicht gewußt wär', denn er würde Sachen erdacht haben, die ihm entgangen sind. Diese ausdrücklichen Worte sagte mir derselbe Gesandte, und schien mich über meine Handlungsweise zu tadeln. Worauf ich versetzte: Ich will meinem Herrn wohl, als ein treuer und uebeweller Diener; aber es ist mir nicht möglich zu schmeicheln.

Binnen wenigen Wochen darnach starb Bandinelli, und man glaubte, daß, außer seiner unerdentlichen Lebensart, der Verdruß den Marmor verloren zu haben, wohl die Ursache seines Todes gewesen sey. Denn als er vernommen hatte daß ich ebengedachtes Crucifix in der Arbeit habe, so wate er auch eilig Hand an ein wenig Marmor, und machte jenes Bild der Mutter Gottes, den todten Sohn auf dem Schooße, wie man es in der Kirche der Verkündigung sieht, man hatte ich mein Crucifix nach Santa Maria Novella bestimmt, und schon die Plätze bestellt, um es aufzupflanzen, wir verfertigte ich zu Füßen meines Bildes eine kleine Brust, um nach mei-

nem Tode darein gebracht zu werden. Darauf sagten mir die Geistlichen: sie könnten mir das nicht zugestehen, ohne von ihren Baubern die Erlaubniß zu haben. Darauf sagte ich: Warum verlanget Ihr nicht erst die Erlaubniß Eurer Baubern, um das Crucifix aufstellen zu lassen, und seht zu, wie ich die Haken und andere Vorbereitungen anbringe? Desbald wollte ich auch dieser Kirche die Frucht meiner äußersten Bemühungen nicht mehr überlassen, wenn gleich nachher die Werkmeister zu mir kamen und mich darum baten. Ich warf sogleich meine Gedanken auf die Kirche der Verkündigung, und als ich angezeigt, auf welche Bedingung ich mein Crucifix dahin zu verehren gedächte, so waren die trefflichen Geistlichen auf der Stelle willig und einig, daß ich es in ihre Kirche bringen, und mein Grab auf alle Weise, wie es mir gefalle, darinne zurichten sollte. Bandinello hatte dieses gemerkt und eilte sein Bild mit großem Fleiß zu vollenden. Auch verlangte er von der Herzogin, sie solle ihm die Capelle welche den Pazzi gehört hatte, verschaffen, die ihm auch, nicht ohne große Schwierigkeit, zu Theil wurde. Alsobald stellte er sein Werk hinein, das noch keineswegs fertig war, als er starb.

Da sagte die Herzogin: sie habe ihm im Leben geholfen, sie wolle ihm im Tode auch noch beistehen, und ob er gleich weg sey, sollte ich mir doch niemals Hoffnung machen den Marmor zu bearbeiten. Darauf erzählte mir Bernardone, der Mälter, eines Tages als ich ihm begegnete: die Herzogin habe den Marmor weggegeben. Ich aber rief aus: Unglücklicher Marmor! wahrlich, in den Händen des Bandinello würest du übel gefahren, aber in den Händen des Ammanato wird dirs noch übler ergehen.

Ich hatte, wie oben gesagt, Befehl vom Herzog, ein Modell von Erde zum Neptun zu machen, so groß als er aus dem Marmor kommen könnte. Er hatte mich mit Holz und Thon versehen lassen, und ließ mir ein wenig Schirm in der Loge, wo min Perseus stand, aufrichten. Auch bezahlte er mir einen Arbeiter. Ich legte mit allem möglichen Fleiße Hand ans Werk, machte das Gerippe von Holz, nach meiner guten Ordnung, und arbeitete glücklich vorwärts, ohne daran zu denken daß ich ihn von Marmor machen wollte; denn ich wußte wohl, daß die Herzogin sich vergessen hatte mir ihn nicht zu überlassen. Und doch hatte ich Freude an der Arbeit, denn ich versprach mir, wenn die Herzogin mein Modell genehigt sehen würde, daß sie, als eine Person von Einsicht, es selbst bedauern müßte dem Marmor und sich selbst einen so ungeheuren Schaden zugefügt zu haben.

Noch verschiedene Künstler machten solche Modelle. Johann Fiammingo, im Kloster Santa Croce, Vincenzio Danti, von Perugia, im Hause des Herrn Cetario Medici; der Sohn des Meschino zu Pisa fing auch eins an, und ein anderes machte Bartholomeo Ammanato in der Loge, die für uns gebaut wurde.

Da ich das Gerüste gut bereitet hatte und im Begriff war den Kopf zu vollenden und man ihm schon ein wenig die letzte Hand ansah, kam der Herzog vom Palaste herunter, mit Giorgetto dem Mäler, der ihn in den Raum des Ammanato geführt hatte, um ihm den Neptun zu zeigen, an welchem gedachter Giorgetto mehrere Tage, nebst Ammanato und allen seinen Gesellen, gearbeitet hatte. Indessen der Herzog das Modell ansah, war er damit, wie man mir erzählte, wenig zufrieden, und ob ihn gleich gedachter Georg mit vielem Geschwätz einnehmen wollte, schüttelte doch der Herzog den Kopf, und wandte sich zu seinem Herrn Stephan und sagte: Gib' und sage den Benvenuto, es sein Kolloß so weit vorwärts ist, daß ich einen Blick darauf werfen könne. Herr Stephan richtete sehr artig und gütig den Auftrag des Herzogs aus, und sagte mir dazu: Wenn ich glaubte, daß ich mein Werk noch nicht könne sehen lassen, so solle ich es frei sagen, denn der Herzog wisse wohl daß ich wenig Hülfe bei einem so großen Unternehmen gehabt habe. Ich versetzte, daß er nach Belieben kommen möge, und obgleich mein Werk noch wenig vorwärts sey, so würde doch der Geist seiner Erfindung hinlänglich beurtheilen, wie das Werk fertig aussehen könne. Das hinterbrachte gemeldeter Edelmann dem Herzog, welcher gerne kam, und selbst seine Erstaunen in den Verschlag trat, und die Augen auf mein Werk geworfen hatte, setzte er sich sehr zufrieden damit; dann ging er rings herum, blieb an allen vier Ansichten stehen, nicht anders als der erfahrenste Künstler gethan hätte, dann ließ er viele Zeichen und Geberden des Beifalls sehen, wobei er die wenigen Worte sagte: Benvenuto, du mußt ihm nun die letzte Oberhand geben. Dann wendete er sich zu denen, die bei ihm waren und rühmte viel Gutes von meinem Werke. Unter andern sprach er: Das kleine Modell das ich in seinem Hause gesehen hatte, gefiel mir wohl, aber dieses Werk übertrifft jenes weit.

Wie nun, nach Gottes Willen, alle Dinge denjenigen, die ihn lieben und ehren, zum Besten gereichen, so begegnete mir auch ein sonderbarer Vorfall. Um diese Zeit besuchte mich ein acquiser Schelm von Wechsler, der Peter Maria von Anterigoli hieß, und den Zunamen Sbietta hatte. Er war eigentlich ein Wechselhändler, und weil er mit Herrn Guido Guidi, dem Arzt, der jetzt Aufseher von Pisa ist, verwandt war, gab ich ihm Geter, als er mir sein Landgut auf Lebenszeit verkaufen wollte. Zwar konnte ich es nicht besehen, weil ich eifrig das Modell meines Neptuns zu endigen gedachte, und eigentlich war auch die Besichtigung des Guts bei diesem Handel nicht nöthig, denn er verkaufte mir die Einkünfte, deren Verzeichniß er mir gab den Satte, als so viel Scheffel Korn, so viel Wein, Oel, andere Feldfrüchte, Castanien und was sonst noch für Vortheile waren, die, nach der Zeit in der wir lebten, mir sehr zu statten kamen; denn diese Dinge waren wohl hundert Goldgulden werth, und ich gab ihm hundert und sechzig Scudi, die Zölle mitgerechnet. So ließ er mir seine Handschrift: daß er mir, so lange ich lebte, die gedachten Einkünfte auszahlen wolle, und es schien mir, wie ich sagte, nicht nöthig das Gut zu besehen, sondern ich erkundigte mich nur aufs beste, ob gedachter Sbietta und sein Bruder, sein leiblicher Bruder, derselbe wohlhabend wären, daß ich mich für sicher halten könnte, und mehrere Personen, welche die beiden Brüder kannten, sagten mir, ich könne ganz ohne Sorge sein.

Nun ersuchten mich beide Herrn Peter Francesens Verwalt, Notar bei der Kaufmannschaft, dem ich vor allen Dingen das Verzeichniß der Sachen gab, die Sbietta mir überlassen wollte, und nicht anders dachte, als daß diese Schrift im Contract angeführt werden müßte, aber der Notarius hatte nur auf zwei und zwanzig Punkte, die ihm gedachter Sbietta vorsagte und machte mein Verzeichniß nicht in den Contract. Indessen als der Notarius schrieb, fuhr ich fort zu arbeiten, und weil er einige Stunden damit zubrachte, so machte ich ein großes Stück in dem Kopf meines Neptuns. Da nun also der Contract geschlossen war, erzählte mir Sbietta die großen Einkünfte, sagte, und ich that ihm ein gleiches; dann brachte er mir Ziegenkäse, Gurgumen, welchen Käse und viele Früchte, so daß ich anfing mich zu schämen, und ihn, so oft er nach Aierens kam, aus dem Gasthause in meine Wohnung holte, sowie auch seine Verwandten, die er oft bei sich hatte. Da fing er denn auf gefällige Weise mir zu sagen an: es sei nicht erlaubt, daß ich vor so viel Wochen ein Gut zukauft habe, und mich noch nicht entschließen könnte, meine Arbeiten nur auf drei Tage

ruhen zu lassen, ich solle doch ja kommen und es besehen. Endlich vermochte er so viel über mich, daß ich zu meinem Unglück hinausritt. Mein Neptun war durch vielen Fleiß schon ziemlich weit gekommen, er war nach guten Grundsätzen entworfen, die niemand vor mir wieder gewußt noch gewußt hatte, und ob ich gleich, nach allen oben angeführten Verfällen, gewiß war den Marmor nicht zu erhalten, so dachte ich doch das Modell bald zu endigen, und es auf dem Platz zu meiner Genugthuung sehen zu lassen. Nun aber verließ ich die Arbeit, und Solotta empfing mich in seinem Hause so freundlich und ehrenvoll, daß er einem Herzog nicht mehr hätte thun können, und die Frau ergötzte mich noch mehr Backosungen als er; so blieb es eine Weile, bis sie das ausführten konnten, was er und sein Bruder Philipp sich vorgenommen hatten. Das Wetter war warm und angenehm, so daß ich mich eines Mittwochs, da zwei Feiertage einfielen, von meinem Landgut zu Trespiano, nachdem ich ein gutes Frühstück zu mir genommen hatte, nach Pischio auf den Weg machte. Als ich daselbst ankam, fand ich Herrn Philipp am Thor, der von meiner Ankunft unterrichtet schien, denn er begegnete mir aufs freundlichste, und führte mich in das Haus des Solotta, der aber nicht gegenwärtig war; da fand ich sein schamloses Weib, die mich mit unmäßiger Freundlichkeit empfing. Ich schenkte ihr einen sehr feinen Strehtuch, weil sie verschierte, seinen schönern gesehen zu haben. Als der Abend herbeikam, speisen wir sehr vergnügt zusammen, dann gab er mir ein ausständiges Zimmer, und ich legte mich in das reinlichste Bett. Meinen beiden Dienern gab man ein ähnliches nach ihrer Art. Des Morgens als ich aufstand, wieder dieselbe Freundlichkeit.

Ich ging mein Gut zu besehen, das mir sehr wohl gefiel. Man bestimmte mir so viel Weizen und andere Feldfrüchte, und als ich wieder nach Pischio kam, sagte der Priester Herr Philipp zu mir: Benvenute, hast keinen Zweifel, und wenn Ihr auch das Gut nicht so ganz gefunden hättet, wie man es Euch beschrieben hat, so sud versichert, man wird euch über das Versprochene befriedigen; denn Ihr habt es mit rechtschaffnen Leuten zu thun. Auch haben wir eben unsern Feldarbeiter abgedankt, weil er ein trauriger (gefährlicher) Mensch ist. Dieser Arbeiter nannte sich Mariano Roselli, und sagte mir mehr als einmal: Sehet nur zu Euren Sachen, es wird sich zeigen, wer von und der traurigste seyn wird. Als er diese Worte aussprach, lächelte der Bauer auf eine gewisse unangenehme Weise, die mir nicht ganz gefallen wollte, aber dennoch dachte ich auf keine Weise an das, was mir begegnen sollte. Als ich nun vom Gut zurückkehrte, das zwei Meilen von Pischio gegen das Gebirge lag, fand ich gedachten Geistlichen, der mich mit seinen gewöhnlichen Liebkosungen erwartete, und wir nahmen ein tüchtiges Frühstück zu uns; dann ging ich durch den Ort, wo ein Jahrmarkt schon angegangen war, und all Einwohner sahen mich mit Verwunderung, wie einen seltenen Gegenstand an, besonders aber ein wackrer Mann, der sich seyon lange Zeit an dem Ort befindet, dessen Frau Brot auf den Verkauf bäckt; was er an Gütern besitzt, liegt ungefähr eine Meile weit entfernt, er aber mag sich gern im Ort aufhalten. Diese gute Mana nun wohnte zur Miethe in einem Hause, dessen Einkünfte mir auch mit jenem Gütchen angewiesen waren, und sagte zu mir: Ich bin in Eurem Hause, und Ihr sollt zur rechten Zeit Euren Zins erhalten, oder wollt Ihr ihn voraus? denn ich wünschte, daß Ihr auf jede Weise mit mir zufrieden seyn mögt. Indem wir so sprachen, bemerkte ich daß dieser Mann mich ganz besonders betrachtete, so daß ich mir auffiel und ich zu ihm sagte: Sage mir, lieber Johanna, warum Ihr mich so stark ansehet? Darauf sagte der wackre Mann: Ich will es Euch gern eröffnen, wenn Ihr mir, zuverlässig wie Ihr seyd, versprecht, mein Vertrauen nicht zu mißbrauchen. Ich versprach's ihm, und er fuhr fort: Sie wissen denn, daß der Pfaffe, der Herr Philipp, vor einigen Tagen sich gerühmt hat, was sein Bruder Solotta für ein gescheidter Mann sey! Or habe sein Gut einem Alten auf Lebzeit verkauft, der aber kein Jahr mehr dauern würde. Ihr habt Euch mit Scheinen eingelassen, denn lebt nur so lange es gehen will, thut die Augen auf, denn Ihr habt's Ursache; ich sage nichts weiter.

Alsdann ging ich auf den Markt spazieren, und fand Johann Baptista Suntini, und gedachter Priester führte uns beide zu Tische. Es war ungefähr 20 Uhr, und man speist so meinetwegen so früh, weil ich gesagt hatte ich wolle nach Abends nach Trespiano zurückkehren. So machte man alles geschwind zurecht. Die Frau des Solotta war äußerst geschäftig, und unter andern auch ein gewisser Cechini Buti, die Aufwärter. Als die Gerichte fertig waren, und man sich eben zu Tische setzen wollte, sagte der leidige Pfaffe, mir so einer gewissen vertrauten Miene: Ihr werdet verzeihen, daß ich mit Euch nicht speisen kann, denn es ist mir ein Geschäft von Wichtigkeit das meinen Bruder betrifft vorgefallen, und weil er nicht da ist, muß ich statt seiner eintreten. Durch unsere Bitten, doch bei uns zu bleiben, ließ er sich auf keine Weise bewegen, und wir fingen an zu speisen. Als wir die Salate, die in gewissen Schüsselchen aufgetragen wurden, gegessen hatten, und man anfing das gesottne Fleisch zu geben, kam ein Schüsselchen für Einen Mann. Suntini, der mir gegenüber saß, sagte darauf: Habt Ihr jemals so gute Kost gesehen? und Euch geben sie noch dazu immer was Apartes. Ich habe das nicht bemerkt, versetzte ich darauf. Dann sagte er zu mir: Ich möchte doch die Frau des Solotta zu Tische rufen, welche mit gedachtem Buti hin und wieder lief, beide ganz ordentlich beschäftigt. Endlich bat ich das Weib so sehr, daß sie zu uns kam, als sie beklagte sich, und sagte: Meine Speisen schmecken Euch nicht, dann Ihr eßt so wenig. Ich lobte aber ihr Gastmahl über die Maßen und sagte, daß ich hinreichend gegessen habe. Nun hätte ich mir wahrlich nicht eingebildet, aus was Ursache dieses Weib mich so außerordentlich nöthigte. Als wir aufstanden, waren schon die ein und zwanzig verbei, und ich wünschte noch den Abend nach Trespiano zu kommen, und den andern Tag wieder an meine Arbeit zu gehen. So empfahl ich mich allen, dankte der Frau und reiß fort. Ich war nicht drei Miglien entfernt, als mich däuchte, der Magen brenne mir. Ich litt entsetzlich, und mir schienen es tausend Jahre, bis ich auf mein Gut nach Trespiano kam. Mit großer Noth langte ich daselbst an, und begab mich zu Bette, aber ich konnte die ganze Nacht nicht ruhen, es trieb mich öfters zu Stuhle, und weil es mir großen Schmerzen geschah, ging ich, als es Tag ward, nachzusehen, und fand den Abgang alles blutig. Da dachte ich gleich, ich müsse etwas Giftiges gegessen haben, und als ich weiter darüber nachdachte, fielen mir die Speisen und Tellerchen ein, die mir das Weib besonders vorgesetzt hatte, auch fand ich bedenklich, daß der leidige Pfaffe, nachdem er mir so viel Ehre erzeigt hatte, nicht einmal bei Tische bleiben wollte, so daß er selbst gesagt haben: sein Bruder habe einem Alten das Gut auf Leibrenten gegeben, der aber das Jahr schwerlich überleben würde, wie mir der gute Strozzi erzählt hatte. Hierdurch überzeugte ich mich, daß sie mir in einem Schüsselchen Brühe, die sehr gut gemacht und angenehm zu essen war, eine Dosis Sublimat gegeben hatten, ein Gift, das alle gedachten Uebel hervorbringt, weil ich aber das Fleisch nicht mit Brühe und andern Zubereitungen, sondern mit bloßem Salze ariesse, so as ich auch nur ein paar Bissen hiervon, so sehr mich auch,

wie ich mich noch wohl erinnerte, die Frau zum Essen aufgefordert hatte. Und vielleicht haben sie mir noch auf andere Weise Sublimat beigebracht.

Ob ich mich nun schon auf solche Weise angegriffen fühlte, fuhr ich doch immer fort in der Loge an meinem Koloß zu arbeiten, bis mich nach wenigen Tagen das Uebel dergestalt überwältigte, daß ich im Bette bleiben mußte. Sobald als die Herzogin hörte daß ich krank war, ließ sie den unglücklichen Marmor dem Bartholomäus Ammanato frei zur Arbeit übergeben, der mir darauf sagen ließ: ich möchte nun, was ich wollte, mit meinem angefangenen Modell machen, er habe den Marmor gewonnen, und es sollte mir davon zu reden geben. Nun wollte ich mich aber nicht bei dieser Gelegenheit wie Bandinell betragen, der in Reden ausbrach die einem Künstler nicht ziemen, genug, ich ließ ihm antworten: ich habe es immer vermuthet; er sollte nur dankbar gegen das Glück seyn, da es ihm nach Würden eine solche Gunst erzeigt hat. So blieb ich wieder mißvergnügt im Bette, und ließ mich von dem trefflichen Mann, Meister Franciscus da Monte Varchi, curiren; daneben vertraute ich mich dem Chirurgus, Meister Raphael de' Pilli. Der Sublimat hatte dergestalt meinen Eingeweiden die Entzündung genommen, daß ich nichts bei mir behalten konnte, aber der geschickte Meister Franciscus sah wohl ein, daß das Gift alle Wirkung gethan hatte, und da die Portion nicht groß war, meine starke Natur nicht hatte überwältigen können. Daher sagte er eines Tags: Benvenuto! dank Gott, du hast gewonnen! zweifle nicht, ich werde dich, zum Verdruß der Schelmen, welche dir zu schaden gedachten, durchbringen. Darauf versetzte Meister Raphael: Das wird eine von den besten und schwersten Curen seyn; denn du mußt wissen, Benvenuto, daß du eine Portion Sublimat verschluckt hast. Sogleich unterbrach ihn Meister Franciscus, und sagte: Es war vielleicht ein giftiges Insect. Da versetzte ich: Ich weiß recht wohl daß es Gift ist, und wer mir ihn gegeben hat. Sie curirten an mir sechs Monate, und es währte über ein Jahr bis ich meines Lebens wieder froh werden konnte.

Eilftes Capitel.

Cellini, nach seiner Genesung, wird beschenkt von Don Francesco, dem Herzoge Cosmo, regierend und aufgemuntert. — Großer Unwille darüber daß Bandinell in seinem Palaste erscheint, den er mit Statua hatte. — Er begiebt sich zum Herzog und überreicht eine Klage über seine Angelegenheit mit Statua. — Der Herzog verspricht ihm seine Gnade. — Don Jodi, der es bei Cellini bekommen, entläuft ihm zu Pferden, bringt seinen Körper mit durch seine Lebensbeschreibung. — Fernere Ungerechtigkeit die er in seinem Rechtshandel mit Statua durch den Vorsatz der Kunst Cellinis erfährt. — Der Herzog und die Herzogin schauen ihn, und sie von Pisa gekommen. Er verredet einen in dieser Belagerung ein tüchtig gewesenen Soldaten. — Der Herzog und die Herzogin verlieren sich mit ihm und verschwatzen sich die Zeit von Freiland und Kaiserkrönung. — Da er sich in seiner Erinnerung gefunden findet, ist es genugsam einem Dichtling Gnade zu finden. Der Katharina von Medicis, verwitweten Königin von Frankreich, an die gelangen soll, ja die zu kommen und ihren Gemahl Heinrich II zu prächtigen Monumenten zu erwecken. — Der Herzog will wissen, daß er schon angenommen sey, und sie Königin seyn soll von dem Gebeinten ab. — Der Cardinal von Medicis stirbt, wundert sich Florentinischen Hof große Trauer anstellet. — Cellini wird wohl Trost.

Um diese Zeit war der Herzog verreist, um seinen Einzug in Siena zu halten, wohin Ammanato schon einige Monate vorher gegangen war, um die Triumphbogen aufzurichten. Ein natürlicher Sohn von ihm war in der Loge bei der Arbeit geblieben und hatte mir einige Löcher von meinem Modell des Neptuns, das ich bedeckt hielt, weggezogen. Sogleich ging ich, mich darüber bei Don Francesco dem Sohn des Herzogs zu beschweren, der mir sonst einiges Wohlwollen bezeigte. Ich sagte, sie hätten mir meine Figur aufgedeckt, die noch unvollkommen sey; wenn sie fertig wär', so hätte es mir gleichgültig seyn können. Darauf antwortete mir der Prinz mit einer unzufriedenen Miene: Benvenuto, bekümmert Euch nicht daß sie aufgedeckt ist, denn sie haben es zu ihrem eignen Schaden gethan; wollt Ihr aber, daß ich sie soll bedecken lassen, so soll es gleich geschehen. Außer diesen Worten sagte Seine Excellenz noch manches zu meinen Gunsten in Gegenwart vieler Herren, ich aber versetzte: er möge doch die Gnade haben und mir Gelegenheit verschaffen, daß ich das Modell endigen könnte, denn ich wünschte, sowohl mit dem großen als dem kleinen ihm ein Geschenk zu machen. Er antwortete mir, daß er eins wie das andere annehme, und ich solle alle Bequemlichkeit haben, die ich verlange. Diese geringe Gunst richtete mich wieder auf und war Ursache, daß ich wieder nach und nach gesund wurde, denn der viele Verdruß und die großen Uebel hatten mich dergestalt niedergedrückt, daß ich irgend einer Aufmunterung bedurfte, um nur wieder einige Hoffnung für's Leben zu schöpfen.

Es war nun ein Jahr vorbei, daß ich jenes Gut von Stietta auf gedachte Weise besaß, und ich mußte nun nach ihren Gesetzmäßigkeiten und andern Schelmstreichen bemerken, daß es mir so viel nicht eintrug, als sie mir versprochen hatten. Da ich nun, außer dem Hauptcontracte, von Stietta selbst, noch eine besondere Handschrift hatte, wodurch er mir, der Zeugen, die bestimmten Einkünfte zusagte, so ging ich zu den Herren Räthen, welche der Zeit Auditore Serristori und Friedrich Ricci war'n. Alfonso Quistelle war Fiscal, und kam auch mit in ihre Sitzung; der Namen der übrigen erinnere ich mich nicht, es war auch ein Alessandri darunter, genug alles Männer von großer Bedeutung. Als ich nun meine Gründe den Herren vorgelegt hatte, entschieden sie alle mit einer Stimme, Stietta habe mir mein Geld zurückzugeben; der einzige Friedrich Ricci widersprach, denn er bildete sich zur selbigen Zeit meines Gegners in seinen Geschäften. Alle waren verdrießlich, daß Friedrich Ricci die Ausfertigung ihres Schlusses verbinderte, und einen erstaunlichen Lärm machte, indem Auditore Serristori und die andern Widerpart hielten. Dadurch ward die Sache so lange aufgehalten, bis die Stunde der Session verflossen war. Nachdem sie auseinander gegangen waren, fand mich Herr Alessandri auf dem Platze der Nunciata, und hatte eine Rücksicht mit lauter Stimme: Friedrich Ricci hat so viel über uns andere vermocht, daß du mir meinen Willen bist verlustig worden.

Darüber mag ich nun nichts weiter sagen; denn der oberste Gewaltsaber der Regierung mußte darüber ein ruhig werden; genug mir geschah eine so auffallende Ungerechtigkeit, daß wohl ein reicher Bürger sich hätte Hutmanns bedürfen.

Zur Zeit da der Herzog in Livorno war, ging ich ihm aufzuwarten, in Absicht eigentlich mir Urlaub von ihm zu erbitten, denn ich fühlte meine Kräfte wieder, und da ich zu nichts gebraucht wurde, so that es mir leid, in die Kunst so sehr dürften zu seyn. Mit diesen Gedanken schlummern kam ich nach Livorno und fand meinen Herzog, der mich aufs best' empfing. Ich war verschiedene Tage daselbst, und ritt täglich mit Seiner Excellenz aus; denn gewöhnlich ritt er vor Mittag am Meer hin, wo er eine kleine Festung anlegte, und es lag mir viel daß ich ihn unterhielt, um die große Menge von Personen dadurch von ihm abzuhalten.

Eines Tags, als er mit ſehr ausſtig ſchien, ſing ich an von dem Statua, nämlich von Peter Maria von Narni gefangen zu ſprechen, und ſagte: Ich will Ew. Excellenz einen wunderſamen Fall erzählen, damit Sie die Urſache erfahren, warum ich das Modell des Neptuns, worin ich in der Lage arbeitete, nicht fertig machen konnte. Ich erzählte nun alles aufs genauſte, und nach der vollkommenſten Wahrheit, und als ich an den Gift kam, ſo ſagte ich: wenn mich Seine Excellenz jemals als einen guten Diener geſchätzt hätten, ſo ſollten Sie den Statua, oder diejenigen, welche mir den Gift gegeben, aber belehren, als daß ſie ihn, weil der Gift, indem er nicht ſo ſtark geweſen mich umzubringen, mir als ein gewaltiges Mittel gedient hat, den Magen und die Gedärme von einer tödtlichen Verſchleimung zu reinigen, die mich vielleicht in drei bis vier Jahren umgebracht hätte; durch dieſe ſonderbare Medicin aber bin ich wieder auf zwanzig Jahre lebensfähig geworden, wenn ich denn auch mehr als jemals Luſt habe, und Gott von Herzen bitte, daß er das Uebel, das er über mich geſchickt, ſo ſehr zu meinem Beſten gewendet hat. Der Herzog hörte mir über zwei Minuten Wegs mit Aufmerkſamkeit zu, und ſagte nur: O die böſen Menſchen! Ich aber verſetzte, daß ich ihnen Dank ſchuldig ſey, und brachte das Geſpräch auf andere angenehme Gegenſtände.

Eines Tags trat ich ſodann mit Vorſatz zu ihm, und als ich ihn in guter Stimmung fand, bat ich, er möchte mir Urlaub geben, damit ich nicht einige Jahre, worin ich noch etwas nütze wäre, unthätig verlebte, was das Geld betreffe, das ich an der Summe für meinen Perſeus noch zu fordern habe, ſo könne mir daſſelbe nach Gefallen ausgezahlt werden. Dann dankte ich Seiner Excellenz mit umſtändlichen Ceremonien, worauf ich aber keine Antwort bekam, vielmehr ſchien es mir, als wenn er es übel genommen hätte. Den andern Tag begegnete mir Herr Bartholomäus Cancino, einer von den erſten Secretären des Herzoges, und ſagte mir halb tropig: Der Herzog meint, wenn Du Urlaub willſt, ſo wird er Dir ihn geben, willſt Du aber arbeiten, ſo ſollſt Du auch zu thun finden, mehr als Du gedenkſt. Ich antwortete, daß ich nichts Beſſeres wünſche, als zu arbeiten, und Seiner Excellenz mehr als irgend jemand, er möchte Papſt, Kaiſer oder König ſeyn. Ja, lieber wollte ich Seiner Excellenz um einen Pfennig dienen, als einem andern für einen Dukaten. Dann ſagte er: Wenn Du ſo denkſt, ſo ſeyd Ihr einig ohne weiteres. Drum gehet nach Florenz zurück, und ſeyd gutes Muths, denn der Herzog will Euch wohl. Und ſo ging ich nach Florenz.

In dieſer Zeit hatte ich den großen Fehler, daß ich mit abgedachtem Statua nicht allein einen veränderten Contract einging, ſondern daß ich ihm auch noch eine Hälfte eines andern Gutes abkaufte; das letzte geſchah im December 1566. Doch ich will weiter dieſer Sache nicht gedenken, und alles Gott ſich klagen, der mich ſo oft aus manchen Gefahren gerißen hat.

Ich hatte nun mein marmornes Crucifix geendigt, nahm es von der Erde auf, und brachte es in einiger Höhe an der Wand an, wo es ſich viel beſſer als vorher ausnahm, wie ich wohl erwartet hatte. Ich ließ es darauf jeden ſehen, wer kommen wollte. Nun geſchah es, nach Gottes Willen, daß man dem Herzog und der Herzogin auch davon ſagte, ſo daß ſie eines Tags nach ihrer Rückkehr von Piſa unerwartet mit dem ganzen Adel ihres Hofes in mein Haus kamen, nur um das Crucifix zu ſehen. Es gefiel ſo ſehr, daß beide Herrſchaften ſowohl als alle Edelherrn mir unendliche Liebesbezeugungen erzeigten.

Da ich nun ſah daß Ihre Excellenzen ſo wohl zufrieden mit dem Werke waren, und es ſo ſehr lieben, auch ich niemand anzuvertrauen hätte der würdiger geweſen wär', es zu beſitzen, ſo machte ich ihnen gern ein Geſchenk damit, und bat nur, daß ſie mir mir in das Erbgeſchoß gehen möchten. Auf dieſe Worte ſtanden ſie gefällig auf, und gingen aus der Werkſtatt in das Haus. Dort ſah die Herzogin mein Modell des Neptuns und den Brunnen zum erſtenmal, und es fiel ihr ſo ſehr in die Augen, daß ſie ſich mit lautem Ausdruck von Verwunderung zum Herzog wendete, und ſagte: Bei meinem Leben, ich hätte nicht gedacht daß dieſes Werk den zehnten Theil ſo ſchön ſeyn könnte. Der Herzog wiederholte darauf verſchiedenemal: Hab' ich's Euch nicht geſagt? So ſprachen ſie untereinander zu meinen Ehren lange Zeit, und ſchienen mich gänzlich um Vergebung zu bitten. Darauf ſagte der Herzog, ich ſolle mir einen Marmor nach Belieben ausſuchen, und eine Arbeit für ihn anfangen. Auf dieſe gütigen Worte verſetzte ich: wenn ſie mir dazu die Bequemlichkeit verſchaffen wollen, ſo würde ich ihnen zu Liebe gern ein ſo ſchweres Werk unternehmen. Darauf antwortete der Herzog ſchnell: Du ſollſt alle Bequemlichkeit haben die du verlangſt, und was ich dir von ſelbſt geben werde, ſoll noch viel mehr werth ſeyn. Mit ſo gefälligen Worten gingen ſie weg, und ließen mich höchſt vergnügt zurück. Als aber ei le Wochen vergingen, ohne daß man meiner gedachte, und ich nun wohl ſah, daß man zu nichts Anſtalt machte, geriet ich beinahe in Verzweiflung.

In dieſer Zeit ſchickte die Königin von Frankreich Katharina von Medicis, Herrn Baccio del Bene an unſern Herzog, um von ihm in Eile eine Geldhülfe zu verlangen, wenn er ihr auch ausbaſt, wie man ſagt. Gedachter Abgeſandter war mein genauer Freund, und wir ſahen uns oft. Als er mir nun die Gunſt erzählte die Seine Excellenz ihm bewieſen, fragte er mich auch, was ich für Arbeit unter den Händen hätte? Darauf erzählte ich ihm den Fall mit dem Neptun und dem Brunnen. Er aber ſagte mir, im Namen der Königin: Ihre Majeſtät wünſche ſehr, das Grab Heinrichs (des Zweiten), ihres Gemahls, gemäßigt zu ſehen; Daniel von Volterra habe ein großes Pferd von Erz unternommen, ſein Termin aber ſey verlaufen, und überhaupt ſollten an das Grab die herrlichſten Zierrathen kommen: wollte ich nun nach Frankreich in mein Caſtell zurückkehren, ſo wolle ſie mir alle Bequemlichkeit verſchaffen, wenn ich nur Luſt hätte, ihr zu dienen. Darauf verſetzte ich gedachtem Baccio: er ſolle mich vom Herzog verlangen, und wenn der es zufrieden ſey, ſo würde ich gern nach Frankreich zurückkehren. Darauf ſagte Herr Baccio fröhlich: So gehen wir zuſammen! und nahm die Sache als ſchon ausgemacht an. Den andern Tag, als er mit dem Herzog ſprach, kam auch die Rede auf mich, worauf er denn ſagte, daß wenn Seine Excellenz es zufrieden wären, ſo würde ſich die Königin meiner bedienen. Darauf verſetzte der Herzog ſogleich: Benvenuto iſt hier geſchickt Mama wofür ihn die Welt kennt, aber jetzt will er nicht mehr arbeiten! worauf er ſogleich das Geſpräch veränderte. Den andern Tag ſagte mir Herr Baccio alles wieder, ich aber konnte mich nicht halten, und ſagte: Wenn ich, ſeitdem mir Seine Excellenz nichts mehr zu arbeiten giebt, eines der ſchwerſten Werke vollendet habe, das mich mehr als zwölfhundert Scudi von meiner Armuth koſtet, was würde ich gethan haben, wenn man mich beſchäftigt hätte! Ich ſage, man thut mir ſehr unrecht. Der gute Mann erzählte dem Herzog alles wieder, dieſer aber ſagte: das ſey nur Scherz, er wolle mich behalten. Auf dieſe Weiſe ſtand ich verſchiedene Tage an, und wollte mit Gott davon gehen. Nachher wollte die Königin nicht mehr in den Herzog dringen laſſen, weil es ihm unangenehm zu ſeyn ſchien.

In dieſer Zeit ging der Herzog mit ſeinem ganzen Hof und allen ſeinen Kindern, außer dem Prinzen der in

Spanien war, in die Niederungen von Siena und von da nach Pisa. Der Gift jener bösen Ausdünstungen ergriff den Cardinal zuerst, er verfiel in ein pestilenzialisches Fieber, das ihn in wenig Tagen ermordete. Er war des Herzogs rechtes Auge, schön und gut; es war recht Schade um ihn. Ich ließ verschiedene Tage vorbeigehen, bis ich glaubte daß die Thränen getrocknet seyen; dann ging ich nach Pisa.

Anhang

zur Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini,

bezüglich auf

Sitten, Kunst und Technik.

I.

Vorwort.

Wenn hinter einem Werke, wie die Lebensbeschreibung Cellini's, eine Nachschrift den Leser anziehen sollte, so müßte sie etwas Gleichartiges leisten und zu einem lebhaften Anschauen der Zeitumstände führen, welche die Ausbildung einer so merkwürdigen und sonderbaren Person bewirken konnten.

Indem uns aber dieser Forderung im ganzen Umfange Genüge zu thun, Vorarbeiten, Kräfte, Entschluß und Gelegenheit abgehen, so gedenken wir, für diesmal skizzenhaft, aphoristisch und fragmentarisch, einiges beizubringen, wodurch wir uns jenem Zweck wenigstens annähern.

II.

Gleichzeitige Künstler.

Wenn von Jahrhunderten oder andern Epochen die Rede ist, so wird man die Betrachtung vorzüglich dahin richten, welche Menschen sich auf dieser Erde zusammen gefunden, wie sie sich benahmen oder aus der Ferne einigen Einfluß auf einander bewiesen, wobei der Umstand, wie sie sich den Jahren nach gegen einander verhalten, von der größten Bedeutung ist. Deshalb führen wir die Namen gleichzeitiger Künstler, in chronologischer Ordnung, dem Leser vor und überlassen ihm, sich einen flüchtigen Entwurf eines großen Zusammenwirkens selbst auszubilden.

Hiebei trägt sich uns die Betrachtung auf, daß die vorzüglichsten im funfzehnten Jahrhundert geborenen Künstler auch das sechszehnte erreicht und mehrere es aus hohen Alters anessen, durch welches Zusammentreffen und Bleiben recht die herrlichen Kunstverhältnungen jener Zeiten mochten bewirkt werden, um so mehr, als nun die Anfänge, deren sich schon das vierzehnte Jahrhundert rühmen konnte, von Jugend auf vor Augen hatte.

Und zwar haben, um nur die merkwürdigsten anzuführen, im Jahr 1399, als Cellini geboren wurde:

Gentile Bellin,
Johann Bellin,
Luca Signorelli,
Leonard da Vinci,
Peter Perugin,
Andreas Mantegna,
Sansovino,
Fra Bartolomeo
Franz Rustici,
Albrecht Dürer,
Michelangelo,
Baltbasar Perruzzi,
Titian,
Giorgione,
Rafael,
Andrea del Sarto,
Primaticcio,
Franz Penni,
Julius Roman,
Correggio,
Polidor von Caravaggio,
Rosso,
Holbein,

der erste in einem Alter von ein und achtzig, der letzte von zwei Jahren. Ferner wurden in dem ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts geboren:

Perin del Vaga.
Parmegianino,
Daniel von Volterra,
Jacob Bassan,
Bronzin,
Franz Salviati,
Georg Vasari,
Andrea Schiavone und
Tintoret.

In einer so reichen Zeit ward Cellini geboren und von einem solchen Elemente der Mitwelt getragen. Der unterrichtete Leser wird sich die Eigenschaften dieser Männer summarisch in Gedanken zurück, und er wird über das Verdienst der Biographien erstaunen, welches jene Epoche verschwenderisch verbreitete.

III.

Näherer Einfluß auf Cellini.

Wenden wir nun unsern Blick auf die Vaterstadt des Künstlers, so finden wir in derselben eine höchst lebendige Kunstwelt.

Ohne umständlich zu wiederholen was anderwärts bei manchen Gelegenheiten über die Bildung der Florentinischen Schule von mehrern, besonders auch von unsern Freunden, in dem ersten Stück des dritten Bandes der Propyläen, unter dem Artikel Masaccio abgehandelt worden, begnügen wir uns hier eine summarische Uebersicht zu geben.

Cimabue ahmte die neuen Griechen nach, mit einer Art dunkler Ahnung, daß die Natur nachzuahmen sey. Er hängt an der Tradition und hat einen Blick hinüber in die Natur; versucht sich also bald und dreht.

Giotto lernt die Handgriffe der Malerei von seinem Meister, ist aber ein außerordentlicher Mensch und erobert das Gebiet der Natur für die Kunst.

Seine Nachfolger Gaddi und andere, bleiben auf dem Naturwege.

Orgagna hebt sich höher und schließt sich an die Poesie, besonders an die Gestalten des Dante.

Brunelleschi, Donato und Ghiberti, drei große Männer, ergreifen dem Geist und der Form nach die Natur und rücken die Bildhauerkunst vor.

Der erste erfand vielleicht die Gesetze der Perspective, wenigstens benutzt er sie früh und befördert diesen Theil der Kunst: worauf denn aber leider eine Art technischer Malerei, das Ende Gefunden durch alle Bedingungen durchzuarbeiten, fast hundert Jahre dauert und das ächte Kunststudium sehr zurücksetzt.

Masaccio steht groß und einzig in seiner Zeit, und rückt die Malerei vor.

Alles drängt sich nun, in der von ihm gemachten Capelle zu studiren; will die Menschen, wenn sie auch das Rechte nicht deutlich verstehen, es doch allgemein empfinden.

Masaccio wird nachgeahmt, in so fern er sich der Natur in Gestalt und Wahrheit der Darstellung nähert, ja sogar an Kunstfertigkeit übertroffen, vom ältern Lippi, Botticelli, Ghirlandaio; welche aber alle in der Naturnachahmung stecken bleiben.

Endlich treten die großen Meister auf, Leonardo da Vinci, Fra Bartolomeo, Michelangelo und Rafael.

IV.

Cartone.

So stark auch die Eindrücke dieser früheren meisterhaften Arbeiten auf das Gemüth des jungen Künstlers mögen gewesen seyn, wie er selbst sie und da zu benutzen nicht unterläßt, so war ihm doch vorzüglich die Wirkung bedeutend und stimmerisch, welche zwei ähnlichzeitige Werk auf ihn ausgeübt hatten; Cartone des Leonardo da Vinci und des Michelangelo, die sogleich bei ihrer Entstehung die Aufmerksamkeit und den Nacheifer der ganzen lebenden Kunstwelt erregten.

Von jeher hatten sowohl die Vorsteher des Florentinischen Staats, als einzelne Gilden und Gesellschaften sich zur Ehre gerechnet, durch Architektur, Sculptur und Malerei die Zeiten ihrer Administration zu verherrlichen und besonders gottlichen Gebäuden durch bildende Kunst einen lebendigen Schmuck zu verschaffen.

Nun waren die Medicis vertrieben und das schöne Kunstkapital, das Lorenz, besonders in seinem Stadtgarten, gesammelt hatte, woselbst er eine Bildhauerschule unter der Aufsicht des alten Bertoldo anlegte, war in den Tagen der Revolution, durch das leidenschaftliche Ungestüm der Menge, zerstreut und vergeudet. Eine neue republicanische Verfassung trat ein. Für den großen Rath war ein neuer Saal gebaut, dessen Wände durch Veranstaltung Peter Soderini's, des Gonfalonieri, und seiner Magistratsgenossen, von den würdigsten Künstlern jener Zeit belebt werden sollten.

Leonardo da Vinci, ungefähr im sieben und vierzigsten Jahre, hatte sich von Mailand, nach dem Einmarsch der Franzosen, auf Florenz zurückgezogen, woselbst Michelangelo, ungefähr im sechs und zwanzigsten, mit größter Anstrengung den Studien oblag. Man verlangte von beiden Künstlern Cartone zu großen Gemälden, worauf man glückliche Kriegsthaten der Florentiner bewundern wollte.

Schon Cellini hegte die Meinung, als wären die auf gedachten Cartonen vorgestellten Taten und Ereignisse in dem Kriege vorgefallen, welchen die Florentiner gegen die Pisaner führten, der sich mit der Eroberung von Pisa endigte. Die Gründe worum wir von dieser Meinung abgehen, werden wir zunächst anzeigen, wenn wir vorher eine Darstellung jener Kunstwerke mit Hülfe älterer Ueberlieferungen und neuern Nachrichten im allgemeinen versucht haben.

Nicolaus Piccinini, Feldherr des Herzogs Philipp von Mailand, hatte um die Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts einen Theil von Italien wegnehmen und stand gegen die Päpstlichen und Florentinischen Truppen unfern von Arezzo. Durch einige Kriegesfälle im obern Italien genöthigt, berief ihn der Herzog zurück; die Florentiner, denen dies bekannt wurde, befahlen den Ihrigen sorgfältig ein Treffen zu vermeiden, wegu Piccinini, um bei seinem Abzug ehrenvoll zu erscheinen, sehr geneigt war.

1.

Carton des Michelangelo.

Die Florentinischen Anführer standen nicht genugsam auf ihrer Hut, so wie überhaupt die lose Art Krieg zu führen in damaliger Zeit, ingleichen die Insubordination der Truppen, über alle Begriffe geht. Die Hitze war heftig, die Soldaten hatten zum großen Theil um sich zu erfrischen oder zu ergetzen das Lager verlassen.

Unter diesen Umständen kommt Piccinini heranngegezogen. Ein Florentiner, dessen Namen uns die Geschichte bewahrt, Michael Attendulo, entdeckt zuerst den Feind und ruft die zerstreuten Krieger zusammen.

Wir glauben ihn in dem Mann zu sehen, der fast im Centrum des Bildes steht, und, indem er vorschreitet, mit seiner kriegerischen Stimme die Trompete zu begleiten und mit ihr zu wetteifern scheint.

Mag nun der Künstler den Umstand, daß die Krieger sich eben im Flußbad erquicken, als der Feind unerwartet heranrückt, in der Geschichte vorgefunden, oder aus seinem Geiste geschöpft haben, wir finden diesen gebrauchte Motiv hier angewandet. Das Baden steht, als das höchste Symbol der Abspannung, entgegengesetzt der höchsten Kraftäußerung im Kampfe, zu der sie aufgefordert werden.

„In dieser, durch den unerwarteten Anruf belebten Menge ist beinahe jede Bedeutsamkeit des menschlichen Affects, jede Bewegung, jeder Gegensatz, jede Pantomime von Bestürzung, Schreck, Hast, Angst, Eil und Eifer dargestellt. Wie Funken aus einem glühenden Eisen unter dem Hammer, sahen alle diese Gemüthsbewegungen aus ihrem Mittelpunkte heraus. Einige Krieger

haben das Ufer erreicht, andere sind im raschen Fortschritt dazu begriffen; noch andere unternehmen einen kühn gewagten Felsensprung, hier tauchen zwei Arme aus dem Wasser auf, die dem Felsen zulangen, dort stehen ein Paar andere um Hülfe; Gefährten beugen sich über, Gefährten zu retten, andere stürzen sich verwirrt zum Beistand. Oft nachgeahmt ist das gluthvolle Ringen des schwimmen, in Waffen grau gewordenen Kriegers, bei dem jede Sinne in ungeheurer Anstrengung dahin arbeitet, die Kleider mit Gewalt über die triefenden Glieder zu ziehen, indem er zürnend widerwillig mit dem einen Fuß durch die verkehrte Oeffnung hindurch fährt.

Mit dieser kriegerischen Hast, mit diesem edlen Unmuth, hat der sinnvolle Künstler die langsam bedächtige Eleganz eines bald abgewendeten Zungings, der eitrig bemüht ist sich die Buckeln seiner Rüstung unterwärts der Knechel zuzuschnallen, in den sprechendsten Contrast gesetzt. Hier ist auch ein Faun — aber es ist Methode darin. Ein dritter schwingt seinen Harnisch auf die Schultern, indeß ein vierter, der ein Anführer zu seyn scheint, und kümmert um Schmuck, kampfertig mit geschwungenem Speer, einen Vormann über den Haufen rennt, der sich eben schaudt hatte eine Waffe aufzusammeln. Ein Soldat, der selbst ganz nackt ist, schnallt an dem Harnisch seines Kriegskameraden herum, und dieser, gegen den Feind gekehrt, scheint ungeduldig den Grund zu stampfen. Erfahrung, Wuth, gesteigerte Kraft, jugendlicher Muth und Schnelligkeit, hinzudrängend oder in sich zurückgezogen, wetteifern mit einander in kraftvollen Ausdrücken. Nur Ein Motiv beherrscht diese ganze Scene des Tumults: Streitbegierde, Eifer mit dem Feinde gemein zu werden, um durch die größte Anstrengung die verschuldete Fahrlässigkeit wieder abzubüßen. »

Dieses gelang denn auch, wie uns die Geschichte weiter erzählt. Brachens griffen die Truppen des Piccinin das verbündete Heer der Päpstlich-Florentinischen Truppen zu wiederholtenmalen an; hartnäckig widerstanden diese und schlugen zuletzt, begünstigt durch ihre Stellung, den oft wiederkehrenden Feind zurück, dessen Fahnen, Waffen und Gepäck den Siegern in die Hände fielen.

2.

Carton des Leonardo da Vinci.

Hatte Michelangelo den zweifelhaften Anfang des Treffens in einer meisterhaften Composition dargestellt, so wählte Leonardo da Vinci den letzten schwankenden Augenblick des Sieges und trug ihn, in einer künstlichen ordinirten Gruppe vor, die wir, in so fern sie sich aus der Beschreibung des Vasari und anderer entwickeln läßt, unsern Lesern darzustellen suchen.

Vier Soldaten zu Pferde, wahrscheinlich ein Paar von jedem Heere, sind mit einander in Conflict gesetzt; sie kämpfen um eine Standarte, deren Stab sie alle umfaßt haben. Zwei widerstreben einander von beiden Seiten, sie heben die Schwerter empor sich zu verwunden, oder, wie es auch scheinen will, den Stab der Standarte durchzuhauen.

Ein dritter, wahrscheinlich im Vordergrunde, wendet sein Pferd ab, scheint zur Flucht, indem er mit umgewandtem Körper und ausgestrecktem Arm die Stange fest hält und durch diese gewaltsame Bewegung das Streben seiner drei übrigen zu entreißen stört, indessen ein vierter, vermuthlich von hinten, gerade hervordringt, und indem er die Stange selbst gefaßt hat, mit aufgehobenem Schwert die Hände derer die sie ihm streitig machen, abzuhauen droht. Charakter und Ausdruck dieses letzten, als eines entschieden gewaltsamen, in den Waffen grau gewordenen Kriegers, der hier mit einer rothen Mütze erscheint, wird besonders gerühmt, so wie der Zorn, die Wuth, die Siegsbegier, in Gebärden und Mienen der Uebrigen, zu denen die Streitlust der Pferde sich gesellt, deren zwei mit verschränkten Füßen auf einander einhauen, und mit dem Gebiß, als natürlichen Waffen, wie ihre Reiter mit künstlichen, sich bekämpfen. Beides der Natur, welcher diese edle Thiergattung besonders studirt hatte, mit einem seltenen Talente glänzen konnte.

So glatt diese geschlossene, in allen ihren Theilen aufs künstlichste angeordnete Handlung, den dringenden, letzten Moment eines unaufhaltsamen Sieges.

Unterwerts kämpften zwei Figuren, in Verkürzung, zwischen den Füßen der Pferde. Ein Krieger, bewaffnet auf die Erde ausgestreckt, sollte im Augenblick ein Opfer des wüthend eindringenden Gegners werden, der gewaltsam ausholt, um mit dem Dolch das Unterliegenden Kehle zu treffen. Aber noch widerstand mit Füßen und Arm in der ängstlichste der Niedermacht, die ihm den Tod drohte.

Genug, alle Figuren, Menschen und Thiere waren von gleicher Thätigkeit und Wuth belebt, so daß sie ein Ganzes von der größten Natürlichkeit und der höchsten Meisterschaft darstellten.

Beide Werke, welche die Bewunderung und den Nacheifer aller künstlerischen Zeitgenossen erregten, und beider als andere Arbeiten dieser großen Meister geschätzt wurden, sind leider verloren gegangen.

Wahrscheinlich hatte die Republik weder Kräfte noch Ruhe genug, einen so groß gefaßten Gedanken ausführen zu lassen, und schwerlich fühlten sich die Medicis genöthigt, als sie bald zur Herrschaft wieder zurückkehrten, das, was jene begonnen hatten, zu vollenden.

Andere Zeiten andere Sorgen! sonderbar für Künstler als für Oberhäupter! Und sehen wir nicht in unsern Tagen, daß mit großem Sinne und Enthusiasm ausgeführte, mit schönstem Kunstverdienst begonnene revolutionäre Bild Davids, den Schwur im Ballhause darstellend, unvollendet und wer weiß was von diesem Werke in drei Jahrhunderten übrig seyn wird.

Doch was unbequem so manche Kunstunternehmungen in Florenz zum Stocken brachte, war die Erhebung Johannes von Medicis zum Römischen Papste. Ihm, der unter dem Namen Leo X. so große Hoffnungen erregte und erfüllte, sey alles nach, was unter einem solchen Gestirn zu gedeihen werth war, oder werth zu seyn glaubte.

Die Lage nun aber jener Cartone in den Sälen, in welchen sie aufgehängt waren, unverletzt belassen, ob sie abgenommen, zerschnitten, vertheilt, verstreut oder zerstört worden, ist nicht ganz gewiß.

Indessen trägt der Ritter Baudelli wenigstens den Verdacht, daß er den Carton des Michelangelo in den ersten unruhigen Zeiten des Regimentswechsels zerschnitten habe, wodurch uns der Verlust eines solchen Werks noch unerträglicher wird, als wenn wir ihn der gleichgültigen Hand des Zufalls zuschreiben müßte n.

Späterhin hängt wieder etwas von ihm nach, und Freunde schwuren in Mantua aufzutauchen, doch alle Hoffnung einen Originalzug wieder davon zu erblicken ist für Liebhaber verloren.

Der Carton des Leonardo da Vinci soll erhalten und nach Frankreich geschafft worden seyn, wo er denn aber auch verschwunden ist.

Desto wichtiger bleibt uns die Nachricht, daß dieses Werk Gedächtnis nicht allein in Schriften aufbewahrt, sondern auch noch in nachgebildeten Kunstwerken übrig ist.

Von der Leonardischen Gruppe findet sich eine nicht allzugroße Copie im Poggio Imperiale, wahrscheinlich von Brounin. Ferner ist sie in dem Gemälde des Leonardo, welches die Anbetung der Könige vorstellt, im Hintergrunde als ein Bauwerk angebracht. Auch soll davon ein Kupfer von Gerhard Edelinck, jedoch nach einer schlechten, markirten Zeichnung eines Niederländers, in den Sammlungen vorkommen.

Von dem Werke des Michelangelo waren bisher nur wenige Figuren auf einem Kupfer aus damaliger Zeit bekannt; gegenwärtig aber hat uns Heinrich Füßli, ein würdiger Verehrer des großen Michelangelo, eine Beschreibung des Ganzen gegeben, wobei er eine kleine Copie, welche sich zu Hallham in England befindet, zum Grunde legte.

Wir haben unsere obige Beschreibung daher enthalten und wünschen nichts mehr, als daß Füßly in England und Morghen in Italien die Herausgabe gedachter Werke in Kupfer besorgen und befördern mögen. Sie würden sich um die Kunstgeschichte ein großes Verdienst erwerben, so wie solches von dem letzten, durch den Stich des Mailändischen Abendmahls, bereits geschehen ist.

Mag doch die Kupferstecherkunst, die so oft zu geringen Zwecken gemißbraucht wird, immer mehr ihrer höchsten Pflicht gedenken und uns die würdigsten Originale, welche Zeit und Zufall unaufhaltsam zu zerstören in Bewegung sind, durch tüchtige Nachbildung einigermaßen zu erhalten suchen.

Uebrigens können wir und nicht enthalten, im Vorbeigehen anzumerken, daß die Composition des Michelangelo, durch die er jenen Aufruf zur Schlacht darstellt, mit der Composition des jüngsten Gerichts große Aehnlichkeit habe; indem in beiden Stücken die Wirkung von einer einzigen Person augenblicklich auf die Menge übergeht. Eine Vergleichung beider Bilder wird deshalb dereinst höchst interessant werden, und die Huldigung, die wir dem großen Geiste des Verfassers zollen, immer vermehren.

Schließlich rechtfertigen wir mit wenigem, daß wir in Darstellung der historischen Gegenstände von der gewöhnlichen Meinung abgewichen.

Cellini nimmt als bekannt an, daß beide Cartone solche Kriegsbegebenheiten vorstellen, in welche die Gegenheit der Belagerung von Pisa, zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, vorgefallen; Vasari hingegen deutet nur den einen Gegenstand, welchen Michelangelo behandelt, darthin; erzählt aber daß Leonardo auf dem seinigen einen Verfall aus der Schlacht zwischen den verbundenen Florentinisch-Päpstlichen Truppen gegen Niccolaus Piccinin, Feldherrn des Herzogs von Mailand, in der Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts gewählt habe.

Nun begann diese Schlacht mit einem merkwürdigen Ueberfall, wie Machiavell im fünften Buche seiner Florentinischen Geschichte, mit folgenden Worten umständlich erzählt: « Niemand war darauf, als es entstand vom Lager, wie nur ein jeder, entweder Luft zu schöpfen, denn die Hitze war groß, oder sonst zum Vergnügen sich verlieren mochte. »

Wir glauben hier den Anlaß jenes Bildes, das Michelangelo ausgeführt, zu erblicken, wobei ihm jedoch die Ehre der Erfindung des Badens, als des höchsten Symbols einer vollkommenen Auflösung kriegerischer Thätigkeit und Aufmerksamkeit, zukommen dürfte.

Wir werden in dieser Meinung um so mehr bestärkt, als in einer sehr ausführlichen Beschreibung der Belagerung und Eroberung von Pisa von Palmerius, so wie in den Pisanischen Annalen des Trenci, welcher sonst die ganze Geschichte nicht zu Gunsten der Florentiner darstellt, keine Spur eines solchen Ueberfalls zu finden ist.

Bedenkt man zunächst, daß es nicht wohl schicklich für eine Regierung gewesen wäre durch Kunstwerke den alten Groll gegen die Pisaner, welche nun schon seit hundert Jahren die ihrigen geworden, zu erneuern und zu verewigen, so läßt sich dagegen vermuthen, daß ein gemeiner, leidenschaftlicher Florentiner überall wo er Krieg und Streit sah, sich der bekämpften, überwundenen, unterjochten Pisaner erinnerte; anstatt das von dem so bedeutenden Sieg über Piccinin keine sinnliche Spur übrig geblieben war und kein Nationshaß die Erinnerung an denselben schärfte.

Was hiebei noch zweifelhaft bleibt, findet vielleicht bei erregter Aufmerksamkeit bald seine Auflösung.

V.

Antike Zierrathen.

Wenn nun gleich Cellini von Jugend auf an menschliche Gestalt und ihre Darstellung im höchsten Sinne geführt worden, so zog ihn doch sein Meister und vielleicht auch eine gewisse subalterne Neigung zu den Zierrathen hin, welche er an alten Monumenten und sonst sehr häufig vor sich fand und studirte.

Er gedenkt seines Fleißes auf dem Campo Sante zu Pisa, und an einer nachgelassenen, unüberschlichen Gesimsung des Philippo Lippi, welcher dergleichen Gegenstände sorgfältig nachahmte, um sie in seinen Gemälden anzubringen.

VI.

Vorzügliches technisches Talent.

Das allgemeine technische Talent, das unserm Benvenuto angeboren war, konnte bei der Goldschmiedekunst, die sich nach allen Seiten hin verbreiten durfte, und wo viel Geschicklichkeit und Anstrengung von ihren Gesellen forderte, genugsamen Anlaß zur Thätigkeit finden und sich stufenweise, durch vielseitige Praktik, zu der Höhe der Sculptur, auf der er unter seinen Zeitgenossen einen bedeutenden Platz einnimmt, hinaufbilden.

VII.

Zwei Abhandlungen über Goldschmiedearbeiten und Sculptur.

Wenn er uns nun in seiner Lebensbeschreibung nächst seinen Schicksalen auch seine Werke von Seiten der Erfindung und Wirkung bekannt macht, so hat er in ein Paar Abhandlungen uns das einzelne Technische derselben beschrieben, daß ihm unsere Einbildungskraft auch in die Werkstatt folgen kann.

Aus diesen Schriften machen wir einen summarischen Auszug, durch welchen der Leser, der sich bisher am Leben und an der Kunst ergetzt, sich nun auch das Handwerk einigermaßen vergegenwärtigen, die Terminologie deutlich machen, und so zu einem vollständigen Anschauen, wenn ihm darum zu thun ist, gelangen kann.

VIII.

Goldschmiedegeschäft.

1.

Kenntniß der Edelsteine.

Die Aristotelische Lehre beherrschte zu damaliger Zeit alles, was einigermaßen theoretisch heißen wollte. Sie kannte nur vier Elemente, und so wollte man auch nur vier Edelsteine haben. Der Rubin stellte das Feuer, der Smaragd die Erde, der Sapphir das Wasser, und der Diamant die Luft vor. Rubinen von einiger Größe waren damals selten und galten achtfach den Werth des Diamanten. So stand auch der Smaragd in hohem Preise. Die übrigen Edelsteine kannte man wohl, doch schwieg man sie entweder an die vier genannten an, oder man verlegte ihnen das Recht Edelsteine zu heißen.

Daß einige Steine im Dunkeln leuchteten, hatte man bemerkt. Man schrieb es nicht dem Sonnenlichte zu, dem sie dieses Leuchten abgewonnen hatten, sondern einer eigenen, innewohnenden Kraft und nannte sie Karfunkel.

2.

Fassen der Edelsteine.

Bei dem Fassen der Edelsteine behandelte man die Folien mit der äußersten Sorgfalt. Es sind dieses gewöhnlich dünne, glänzende, farbige Metallblättchen, welche den farbigen Steinen untergelegt werden, um Farbe und Glanz zu erhöhen. Doch thun auch andere Materialien den gleichen Dienst, wie z. B. Cellini durch Lasurschmelze, bedeckte Seide, mit der er den Ringkasten gefüttert, einen Rubin besonders erhöht haben will. Ueberhaupt thut er sich auf die Geschicklichkeit, Folien zu verfertigen und anzuwenden, viel zu Gute. Er tadelt bei gefärbten Steinen die allzudunkle Folie mit Recht, indem keine Farbe erscheint, wenn nicht Licht durch sie hindurch fällt. Der Diamant erhält eine Unterlage aus dem feinsten Lampenruß bereitet, schwärzeren Diamanten legte man auch ein Glas unter.

3.

Niello.

Mit Strichen eingegrabene Zierrathen oder Figuren, in Kupfer oder Silber, wurden mit einer schwarzen Masse ausgefüllt. Diese Art zu arbeiten war schon zu Cellini's Zeiten abgekommen. Wahrscheinlich weil in Folge der Kupferstichkunst, die sich daher ebenfalls vervollkommnen worden war. Jeder der sich bemüht hatte, kunstreiche Striche ins Metall zu graben, mochte sie lieber durch Abdruck vervielfacht sehen, als sie eine nur allemal mit einer schwarzen Masse ausfüllen.

Diese Masse bestand aus einem Theil Silber, zwei Theilen Kupfer und drei Theilen Blei, welche zusammengeschmolzen und nachher in einem verschlossenen irdenen Gefäß, mit Schwefel zusammengeschmolzen wurden, wodurch eine schwarze körnige Masse entstehet, welche sodann durch öftere Schmelzungen verfeinert wird.

Zum Gebrauch wurde sie zerfeilet und die eingegrabene Metallplatte damit übergossen, nach und nach wieder abgefeilt, bis die Platte zum Vorschein kam und endlich die Fläche vollkommen polirt, daß nur die schwarzen Striche reinlich stehen blieben.

Thomas Finiguerra war ein berühmter Meister in dieser Arbeit, und man zieht in den Kupferstichsammlungen Abdrücke von seinen eingegrabenen noch nicht mit Niello eingeschmelzenen Platten.

4.

Filigran.

Aus Gold- und Silberdrähten von verschiedener Stärke, so wie aus dergleichen Körnern, werden Zierrathen zusammengelöthet, mit Drachant verbunden und die Liebe gedrängt angebracht; sodann, auf einer eisernen Platte, einem gewissen Feuergrad ausgesetzt und die Theile zusammengelöthet, zuletzt gereinigt und ausgearbeitet.

5.

Email.

In Gold und Silber wurden flach erhabene Figuren und Zierrathen gearbeitet, diese sodann mit weiß gebrannten Emailfarben gemalt und mit großer Vorsicht ins Feuer gebracht, da denn die Farben wieder als durchsichtiges Glas zusammenschmelzen und der unterliegende metallische Grund zum Vorschein kam.

Man verband auch diese Art zu arbeiten mit dem Filigran und schmelzte die zwischen den Fäden bleibenden Oeffnungen mit verschieden gefärbten Gläsern zu: eine Arbeit, welche sehr große Mühe und Genauigkeit erforderte.

6.

Getriebene Arbeit.

Diese war nicht allein halb erhoben, sondern es wurden auch runde Figuren getrieben. Die ältern Meister, unter denen Caradosso vorzüglich genannt wird, machten erst ein Modell von Wachs, gossen dieses in Erz, überzogen das Erz sodann mit einem Goldreich und trieben nach und nach die Gestalt hervor, bis sie das Erzbild herausnahmen und nach genauer Vorbildung die in das Goldreich getriebenen Figuren zuletzten. Auf diese Weise wurden Medaillen von sehr hohem Relief, um sie am Hut zu tragen, und kleine ringsum gearbeitete Crucifixe gefertigt.

7.

Große Siegel

wurden besonders für Cardinäle gearbeitet. Man machte das Modell von Wachs, goß es in Gyps aus und druckte in diese Form eine feine im Feuer nicht schmelzende Erde. Dieses letzte Modell wird zum Grund einer zweiten Form gelegt, in welche man das Metall goß, da denn das Siegel vertieft zum Vorschein kam, welches, mit dem Grabstichel und stählernen Stempeln weiter ausgearbeitet, mit Inschriften umgeben und zuletzt mit einem verstählten Handgriff versehen ward.

8.

Münzen und Medaillen.

Zuerst wurden Figuren, Zierrathen, Buchstaben theilweise, wie es sich zum Zweck am besten schickte, erhoben in Stahl geschnitten, gehärtet und sodann mit diesen erhobenen Punzen der Münzstempel nach und nach eingeschlagen, wodurch man in den Fall kam, viele ganz gleiche Stempel nacheinander hervorzubringen. Die Medaillenstempel wurden nachher noch mit dem Grabstichel ausgearbeitet und bald. Sorten entweder mit dem Hammer oder mit der Schraube ausgeprägt. Letzteres gab man schon zu Cellini's Zeiten den Vorzug.

9.

Grosserie.

Hierunter begriff man alle große getriebene Arbeit, besonders von Gefäßen, welche aus Gold oder Silber gefertigt wurden.

Das Metall wurde zuerst gegossen, und zwar bediente man sich dabei eines Ofens mit einem Blasebalg, oder eines Windofens. Cellini erfand eine dritte Art, dieser aus der Schale außen benannte.

Die Formen wurden aus eisernen Platten, zwischen die man eiserne Stäbe legte, zusammengesetzt und mit eisernen Federn zusammengehalten. Inwendig wurden diese Formen mit Oel und auswendig mit Thon bestrichen.

Die also gegossene Platte wird im allgemeinen gereinigt, dann geschabt, sodann ertigt und mit dem dünnen Theile des Hammers, aus den Ecken nach der Mitte und dann von innen heraus bis sie rund wird geschlagen. In der Mitte bleibt sie am stärksten. Im Centre wird ein Punkt gezeichnet, um welchen die Cirkel angelegen werden, wonach sich die Form des Gefäßes bestimmt. Nun wird die Platte von gedachtem Punkt aus in einer Schneckenlinie geschlagen, wodurch sie sich nach und nach wie ein Hutkopf vertieft und endlich das Gefäß seine bestimmte Größe erhält. Gefäße, deren Hals enger ist als der Körper, werden auf besondern Amboßen, die man von ihrer Form Kutzungen nennt, ausgetrieben, so wie überhaupt die Werkzeuge, worauf man schlägt und womit man schlägt, die Arbeit möglich machen und erleichtern.

Nun wird das Gefäß mit schwarzem Pech gefüllt und die Zierrathen, welche darauf kommen sollen, erst gezeichnet und leicht eingeetzt und die Umrisse mit verschieden geformten Meißeln leicht eingeschlagen, das Pech herausgeschmolzen, und auf langen an dem Ende besonders geformten Amboßen die Figuren nach und nach herausgetrieben. Alsdann wird das Ganze ausgefeilt, die Höhlung wieder mit Pech gefüllt und wieder mit Meißeln die Arbeit auswendig durchgeführet. Das Ausschmelzen des Pechs und das Ausfüllen des Gefäßes wird so oft wiederholt, bis es beinahe vollendet ist.

Sodann um den Kranz und die Handhaben zu erlangen, werden sie von Wachs an das Gefäß angebildet, eine Form gehörig darüber gemacht und das Wachs herausgeschmelzen, da sich denn die Form vom Gefäße ablöst, welche von der Hinterseite zugeschlossen, wohl getrocknet und ausgegossen wird.

Manchmal gießt man auch die Form zum erstenmal mit Blei aus, arbeitet noch feiner in dieses Metall und macht darüber eine neue Form um solche in Silber auszugießen; wobei man den Vortheil hat, daß man das bleierne Modell aufheben und wieder brauchen kann.

Die kleine Statuen aus Gold und Silber zu treiben war, wie aus dem Vorigen bekannt ist, hoch gebracht, man verwilte nicht lange bei diesem kleinen Format, den man nach und nach bis zur Lebensgröße steigerte. Franz I. stellte einen solchen Herculos, der die Himmelskugel trug, um Carl V, als er durch Paris ging, ein Geschenk zu machen; allein, obschon in Frankreich die Grosserie sehr häufig und gut gearbeitet wurde, so konnten doch die Meister mit einer solchen Statue nicht fertig werden, bei welcher das letzte Zusammenlethen der Glieder äußerst schwierig bleibt. Die Art solch Werk zu verfertigen ist verschieden, und es kommt dabei auf mehr oder weniger Gewandtheit des Künstlers an.

Man macht eine Statue von Thon, von der Größe wie das Werk werden soll; diese wird in mehrere Theile getheilt und theilweise geformt, sodann einzeln in Erz gegossen, die Platten drüber getrieben und die Gestalt nach und nach herausgeschlagen: wobei vorzüglich auf die Stellen zu sehen ist, welche künftig zusammengelöthet sollen. Weil nun der Kopf allein aus dem Ganzen getrieben wird, der Körper aber, so wie Arme und Beine, jedes aus einem Vorders und Hintertheil besteht, so werden diese erst zusammengelöthet, so daß das Ganze nunmehr in sechs Stücken vorliegt.

Cellini, weil er in der Arbeit sehr gewandt war und sich auf seine Einbildungskraft, so wie auf seine Hand verlassen konnte, ging das Modell nicht in Erz, sondern arbeitete aus freier Hand nach dem Thon, indem er das Buch, wie er es nöthig fand, von einer oder der andern Seite bekämmerte.

Jene obengenannten sechs Theile der Statue werden nun erst mit Pech ausgegossen und mit Meißeln, so wie von den Gefäßen erzählt worden, ausgearbeitet, mehr als einmal ausgefeilt und wieder mit Pech gefüllt und so mit der Arbeit fortgefahren, bis das getriebene Werk dem von Erde völlig gleich ist. Dann werden seine Theile mit Silberfaden an einander befestigt, die löthende Materie aufgestrichen und über einem eigens dazu bereiteten Herde gelöthet.

Das Weißsieden hat auch bei so großen Werken seine Schwierigkeit. Cellini verrichtete es bei seinem Jupiter in einem Färbekessel.

Hierauf giebt Cellini noch Rechenschaft von verschiedenen Arbeiten, die bisher gehören, als vom Vergolden, von Erdoruna der Farbe des Vergoldeten, Verfertigung des Letz- und Scheidewassers und dergleichen.

IX.

Sculptur.

1.

Erzguß.

Um in Erz zu gießen macht man zweierlei Arten von Formen.

Bei der ersten geht das Modell verloren, indem man es als Kern benutzt. Es wird in Thon so groß gearbeitet als der künftige Guß werden soll. Man läßt es um einen Finger breit schwinden und brennt es. Alsdann wird Wachs darüber gezogen und dieses sorgfältig ausgearbeitet, so daß dadurch das ganze Bild seinen ersten Umfang wieder erhält.

Hierüber wird eine feuerfeste Form gemacht und das Wachs herausgeschmolzen, da denn eine Höhlung bleibt, welche das Erz wieder ausfüllen soll.

Die andere Art zu formen ist folgende:

Das Modell von Thon erhält einen leichten Anstrich von Terpentinwachs und wird mit feinem Metallsiebe überlegt. Dieses geschieht deshalb, damit die Feuchtigkeit dem Modell nicht schade, wenn darüber eine Gypsform gemacht wird.

Diese wird auf die noch übliche Weise verfertigt und dergestalt eingerichtet, daß sie in mehrere Hauptstücke gefällt, so daß man bequem etwas Wachs oder Teig hineindrücken kann, so stark als künftig der Guß werden soll.

Hierauf wird das Gerippe zur Statue von eisernen Stangen und Drähten zusammengefügt und mit feuerbeständiger Masse überzogen, so lange bis dieser Kern jene eine dicke Oberhaut bekommt, weshalb man immer Form und Kern gegen einander probiren muß. Sodann

wird jene Oberhaut aus der Form genommen. Form und Kern werden wechselseitig befestigt und der Raum, den die Oberhaut einnahm, wird mit Wachs ausgegossen.

Nun wird die Gypsform wieder abgenommen und das nun wächserne Grund- und Musterbild durchaus überarbeitet.

Sodann werden wächserne Stäbe von Glied zu Glied geführt, je nachdem künftig das Metall durch verschiedene Wege zu circuliren hat, indem alles was künftig in der Form hohl bleiben soll, an dem Modell von Wachs ausgearbeitet wird. Ueber diese also zubereitete, wächserne Gestalt wird eine feuerbeständige Form verfertigt, an welcher man unten einige Oeffnungen läßt, durch welche das Wachs, wenn nunmehr die Form über ein gelindes Feuer gebracht wird, ausschmelzen kann.

Ist alles Wachs aus der Form geflossen, so wird diese nochmals auf das sorgfältigste getrocknet, und ist alsdann das Metall zu empfangen bereit; das erste Modell aber, welches völlig im Stande geblieben, dient dem Meister und den Gesellen bei künftiger Ausarbeitung des Gusses, welcher folgendermaßen vorgenommen wird:

Man gräbt eine Grube vor dem Ofen weit und tief genug. In diese wird die Form mit Flaschenzügen hineingelassen, an die untern Oeffnungen der Form, durch welche das Wachs ausgeflossen, werden thönerne Röhren angesetzt und nach oben zu geleitet. Der Raum um die Form in der Grube wird mit Erde nach und nach ausgefüllt, welche von Zeit zu Zeit festgestampft wird.

Wie man damit weiter herauskommt, werden an die obern in der Form gelassenen Oeffnungen gleichfalls thönerne Röhren angelegt und solche nach den Forderungen der Kunst mit einander verbunden und zuletzt in einen groß n Mund auswärts, welcher etwas über die Höhe des Hauptes zu stehen kommt. Alsdann wird ein Ganzi von dem Ofen bis zu gedachtem Munde thönerne gestaltet und das im Ofen geschmolzene Erz in die Form gelassen, wobei es denn sehr viel auf das Glück ankommt, ob sie sich gehörig füllt.

Den Bau des Ofens, die Bereitung und Schmelzung des Metalls übergehen wir, als zu weit von unsern Zwecken entfernt. Wie denn überhaupt die technischen Kunstgriffe in diesem Fache in den neuern Zeiten vollkommener ausgebildet worden, wovon sich der Liebhaber aus mehreren Schriften belehren kann.

2.

Marmorarbeit.

Cellini nimmt fünferlei Arten weißen Marmor an, von dem grobsten Korn bis zum feinsten. Er schickt sodann von diesen Steinen, von Porphyr und Granit, aus denen gleichfalls Werke der Scu ptur verfertigt werden, dann von den weichen, als einer Art Kalkstein, welche, indem sie aus dem Bruch kommt, leicht zu bearbeiten ist, nachher an der Luft verhärtet. Ferner bedient er der Florentinischen grauen Sandsteine, welche sehr fein und mit Glimmer gemischt. Besonders in der Gegend von Fiesole, reichen und gleichfalls zu Bildhauerarbeiten gebraucht werden.

Bei Statuen in Lebensgröße ging man folgendermaßen zu Werke: Man machte ein kleines Modell mit vieler Sorgfalt und arbeitete theils aus Handbuch theils im Gefühl seiner Meisterschaft, öfters gleich nach diesem die Statue im Großen aus dem Marmor heraus.

Doch wurden auch nach gedachtem kleinem große Modelle verfertigt und diese bei der Arbeit zum Grunde gelegt, doch auch alsdann arbeitete man noch sichtmäßig genug, indem man auf den Marmor die Hauptlinien der Statue mit Kohlen aufzeichnete und sofort die Arbeit nach Art eines Holzschnitts herausarbeitete. Zwar erwähnt Cellini auch der Art eine Statue von allen Seiten der zuerst ins Runde zu bringen. Er mißbilligt sie aber. Und freilich müßte meine genaues Maß bei beiden Arten Fehler entstehen, die man bei der ersten, weil man noch Raum in der Tiefe behält, eher verbessern konnte.

Ein Fehler solcher Art ist der, welchen Cellini dem Bandinelli vorwirft, daß an der Gruppe von Herkules und Cacus die Waden der beiden Streitenden so zusammenstimmen, daß, wenn sie die Füße aus einander thäten, keinem eine Wade übrig bleiben würde. Michelangelo selbst ist von solchen Zufällen nicht frei geblieben.

Die Art also nach Perpendikeln, mit welchen das Modell umgeben wird, die Maße hineinwärts zu nehmen, scheint zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts noch kaum gewesen zu sein. Wenigstens will Cellini sie selbst erfunden haben, als er in Frankreich nach kleinern Modellen einen unsäglichern Guß zu fertigen unternahm. Seine Verrichtungen dabei werden wir erzählt zu werden.

Erst machte er mit großer Sorgfalt ein kleines Modell, sodann ein größeres von drei Ellen. Um solches richtig zu einem weg- und senkrechten Kasten in welchem das Maß der vierzig Ellen, als so groß der Kolos werden sollte, in perspectivischem Maßstab aufgezeichnet war. Um sich nun zu versichern daß auf diesem Wege die Form ins Große übertragen werden könne, zeichnete er auf den Fußboden seines Saals ein Profil des Kolosses, indem er jemanden die Maße innerhalb des Kastens nehmen und aussprechen ließ. Als auf diese Weise eine Seitenansicht gut gelang, schritt er weiter fort und verfertigte zuerst ein Gerippe in der Größe des eingekasteten Modells, indem er einen geraden Stab, der durch den linken Fuß zu dem Kopfe ging, aufstellte und an diesen, wie ihm sein Modell nachwies, das Gerippe der übrigen Glieder befestigte.

Er hieb darauf einen Baumstamm, vierzig Ellen hoch, in Hof auf rechten und vier gleiche Stämme ins Gevierte um ihn her; diese legten wurden mit Brettern verschlagen, woraus ein ungeheurer Kasten entstand. Nun wurde, nach dem kleinen Modell des Gerippes das große Gerippe innerhalb des Kastens zusammen- und aufgebaut. Die Figur stand auf dem linken Fuße, durch welchen der Pfahl ging, den rechten Fuß setzte sie auf einen Holm, welcher so eingerichtet war, daß man in denselben hineingehen und sodann die ganze Figur daraus steigen konnte.

Als nun das Gerippe auf diese Weise zu Stande war, überzog man solches mit Gyps, indem die Arbeiter die Maße des kleinen Kastens in den großen übertrugen. So wurde in kurzer Zeit durch geniale Arbeiter dieses unförmige Modell das gegen die letzte Haut fertig gebracht und sodann die vordere Bretterwand weggenommen, um das Werk übersehen zu können.

Daß der Kopf dieses Kolosses völlig ausgeführt worden und zu seinen Abenteuern Anlaß gab, haben wir uns aus der Lebensbeschreibung unsers Verfassers, die Vollendung aber des Modells, und noch mehr der Statue in Erz und rohlich, indem die Kriegsumstände von außen, und die Leidenschaften des Künstlers von innen, sich solchen Unternehmungen entgegensetzen.

X.

Flüchtige Schilderung Florentinischer Zustände.

Können wir uns nun von dem sonderbaren Manne einen lebhaften Vorstellung, einen deutlichen Be-

griff machen, wenn wir denselben in seine Werkstätte begleitet, so werden diejenigen seinen Charakter in einem weit hellern Lichte sehen, die mit der Geschichte überhaupt und besonders mit der Florentinischen bekannt sind.

Denn indem man einen merkwürdigen Menschen als einen Theil eines Ganzen seiner Zeit oder seines Geburts- und Wohnorts betrachtet, so lassen sich gar manche Sonderbarkeiten entdecken, welche sonst ewig ein Räthsel bleiben würden. Daher entschuldige bei jedem Leser solche trockene, eigenen Lebensbeschreibungen, ein umständliches Weg, wenn wir eine flüchtige Schilderung jener Zustände, die so nachdrücklich auf Cellini's Leben gewirkt, zur Erinnerung oder zum Anfang weiter Nachforschung geben mag.

Die Anfänge von Florenz wurden wahrscheinlich in frühen Zeiten von den Fiesolanern, welche die Bergseite jener Gegend bewohnten, in der Ebene zunächst am Arno zu Handelszwecken erbaut, sodann von den Römern durch Colonien zu einer Stadt erweitert, die, wie sie auch nach und nach an Kräften mochten zugenommen haben, gar bald das Schicksal des übrigen Italiens theilte. Von Barbaren beschädigt, von fremden Gebietern eine Zeit lang unterdrückt, gelang es ihr endlich das Joch abzuschütteln und sich in der Stille zu einer bedeutenden Größe zu erheben.

Unter dem Jahre 1010 wird uns die erste merkwürdige That der Florentiner gemeldet. Sie erobern ihre Mutterstadt und hartnäckige Nebenbuhlerin Fiesole und versehen mit altrömischer Politik die Fiesolaner nach Florenz.

Von dieser Epoche an ist unserer Einbildungskraft abermals überlassen, eine sich mehrende Bürgerschaft, eine sich ausbreitende Stadt zu verschaffen. Die Geschichte überliefert uns wenig von solcher glücklichen Zeit, in welcher selbst die traurige Spaltung Italiens zwischen Kaiser und Papst sich nicht bis in die Florentinischen Mauern erstreckte.

Endlich leider! zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts trennt sich die angeschwollene Masse der Einwohner zufällig über den Leichtsinn eines Jünglings, der eine edle Braut verstößt, in zwei Partheien und kann drei volle Jahrhunderte durch nicht wieder zur Vereinigung gelangen, bis sie durch äußere Macht genöthigt sich einem Alleinherrscher unterwerfen muß.

Da mochten denn Bondelmonten und Andere, Donati und Uberti, wegen verletzter Familienehren streiten, gegenseitig bei Kaiser und Papst Hülfe suchen, und sich nun zu den Guelfen und Ghibellinen zählen oder schnell reich geworbene, stark grobe Bürger mit armen und empfindlichen Edelleuten sich vereinigen und so die Gutti und Donati und daraus die Schwarzen und Weißen entstehen, späterhin die Ricci und Albizi einander entgegen arbeiten, durchaus erbittert man nur ein bin und wieder schwankendes, unzulängliches, parteiisches Streben.

Ritter gegen Bürger, Zünfte gegen den Adel, Volk gegen Oligarchen, Volk gegen Volk, Persönlichkeit gegen Menge oder Aristokratie, findet man in beständigem Conflict. Hier zeigen sich dem aufmerksamen Beobachter die seltsamen Vereinigungen, Spaltungen, Untervereinigungen und Unterspaltungen, alle Arten von Coalitionen und Contrasiftanzen, wodurch man die Herrschaft zu erlangen und zu erhalten sucht.

Ja sogar werden Versuche gemacht die oberste Gewalt einem oder mehreren Fremden aufzutragen, und niemals wird Ruhe und Zufriedenheit erzielt.

Die mittlere Stärke, sagt Machiavell, besonders aber solche, die wenig gut eingerichtet sind und unter dem Namen von Republiken regiert werden, haben die Art ihrer Verwaltung öfters verändert, und zwar gewöhnlich nicht weil Freiheit und Einrichtung, wie viele meinen, sondern weil Knechtschaft und Gesetzlosigkeit mit einander im Streite liegen.

Bei so mannigfaltigen Veränderungen des Regiments, bei dem Schwanken der Particularwillen, entsteht ein immerwährendes Hin- und Herwogen von Verbannten, Auswanderern und Zurückkehrenden, und niemals waren solche Veränderungen ohne Zerrüttung, Zerstörung, Mord, Brand und Plünderung.

Hierbei hat Florenz nicht allein seine eigne Verfassung zu leiden, sondern trägt die Verfassungen benachbarter Städte und Ortschaften, welche ähnlich politische Umwälzungen durch Florentinische Ausgewanderte oft erregt, immer unterhalten werden.

Siena, Pisa, Lucca, Pistoja, Prato beunruhigen auf mancherlei Weise Florenz lange Zeit und müssen dagegen gar viel von der Hab- und Herrschsucht, von den Launen und dem Uebermuth ihrer Nachbarn erdulden, bis sie alle zuletzt, außer Lucca, welches sich selbstständig erhält, in die Hände der Florentiner fallen.

Daher wechselt ewig ein unauslöschlicher Haß, ein unversöhnbares Weiß

so begreift man kaum wie eine solche Stadt entstehen, zunehmen und dauern konnte.

Wirft man aber einen Blick auf die schöne Lage, in einem reichen und gesunden Thale, an dem Fuße fruchtbarer Höhen, so überzeugt man sich, wie ein solches Local von einer Gesellschaft Menschen einmal in Besitz genommen, nie wieder verlassen werden konnte.

Man denke sich diese Stadt zu Anfang des eilften Jahrhunderts hergestellt, und ihre genugsame Bevölkerung durch den Eifer der Einwohner an Fleiße anschaulich vermehrt; man vergegenwärtige sich, was jede wachsende bürgerliche Gesellschaft, nur um ihren eigenen nächsten Bedürfnissen genug zu thun, für technische Thätigkeiten ausüben müsse; wodurch neue Thätigkeiten aufgeregt, neue Menschen herbeigezogen und beschäftigt werden.

So finden wir denn schon die Künste in früherer Zeit an diese oder jene Partei angeschlossen, bald selbst als Partei, nach dem Regimente strebend oder an dem Regimente theilnehmend.

Die Kunst der Waffenrüster treffen wir schnell in vorzüglicher Aufnahme und bedeutendem Ansehen, und erblicken alle Handwerker die sich mit Bauen beschäftigen in der größten Thätigkeit. Was der Mordbrenner zerstört, muß durch den zuversichtlichen Bürger hergestellt werden; was der Kriegsmann zu Schutz und Trutz fordert, muß der friedliche Handwerker leisten. Welche Nahrung und man kann sagen welchen Zuwachs von Bevölkerung, gewährte nicht die öftere Erneuerung der Mauern, Thore und Thürme, die öftere Erweiterung der Stadt. Die Nothwendigkeit ungeschickt angelegte Festungswerke zu verbessern, die Aufführung der Gemeinde- und Zunfthäuser, Hallen, Brücken, Kirchen, Klöster und Paläste. Ja das Stadtpflaster, als eine ungeheure Anlage, verdient mit angeführt zu werden, dessen bloße Unterhaltung gegenwärtig große Summen aufzehrt.

Wenn die Geschichte von Florenz in diesen Punkten mit den Geschichten anderer Städte zusammentrifft, so erscheint doch hier der seltnere Vorzug, daß sich aus den Handwerken die Künste früher und ansnlnig entwickelten. Der Baumeister dirigirte den Maurer, der Tuncher arbeitete dem Maler vor, der Glockengießer sah mit Verwunderung sein tonendes Erz in bedeutende Gestalten verwandelt, und der Steinhauer überlieferte die edelsten Blocke dem Bildhauer. Die neuentstandene Kunst, die sich an Religion festhielt, verweilte in den hohern Gegenden, in denen sie allein gedeiht.

Erregte und begünstigte nun die Kunst jede Gefühle, so mußte das Handwerk in Geselligkeit des Handels mit gefälligen und neuen Productionen der Pracht und Schwelgerie des Einzelnen schmeicheln. Wir finden das her schon früh Gesetze gegen übermäßigen Prunk, die von Florenz aus in andere Gegenden übergingen.

Auf diese Weise erschien uns der Bürger mitten in fortdauernden Kriegsunruhen friedlich und geschäftig. Denn ob er gleich von Zeit zu Zeit nach den Waffen griff und gelegentlich bei dieser oder jener Expedition sich hervorthun und Beute zu machen suchte, so ward der Krieg zu gewissen Epochen doch ordentlich durch eine besondere Zunft geführt, die in ganz Italien, ja in der ganzen Welt zu Hause, um einen mäßigen Sold bald da bald dort Hülfe leistete oder schadete. Sie fochten mit der wenigsten Gefahr zu fechten, tödteten nur aus Noth und Leidenschaft, waren vorzüglich auf Plündern gestellt und schonten sowohl sich als ihre Gegner, um gelegentlich an einem andern Ort dasselbige Schauspiel wo der aufführen zu können.

Solche Hülfstruppen berufen die Florentiner oft und bezahlen sie auf; nur werden die Zwecke der Städter nicht immer erreicht, weil sie von den Absichten der Krieger gewöhnlich verschieden waren und die Heerführer mehrerer zusammenberufener Banden sich selten vereinigten und vertrugen.

Ueber alles dieses waren die Florentiner klug und thätig genug gewesen an dem Seehandel Theil zu nehmen, und ob sie gleich in der Mitte des Landes eingeschlossen lagen, sich an der Küste Gelegenheit zu verschaffen. Sie nahmen ferner durch mercantilische Colonien, die sie in der Welt verbreiteten, Theil an den Vortheilen, welche der gewandere Geist der Italiäner über andere Nationen zu jener Zeit davon trug. Genaue Haushaltungswissen, die ZauberSprache der doppelten Buchhaltung, die commerzialen Wirkungen des Wechselgeschäftes, alles finden wir sogleich in der Mutterstadt thätig und ausgeübt, als in den Europäischen Reichen durch unternehmende Männer und Gesellschaften verbreitet.

Immer aber brachte über diese rührige und unterrichtete Welt die dem Menschen angeborne Ungeschicklichkeit zu herrschen oder sich beherrschen zu lassen, neue Stürme und neues Unheil.

Der öftere Regimentswechsel und die seltsamen, mitunter beinahe lächerlichen Versuche, eine Constitution zu allgemeiner Zufriedenheit auszuklügeln, möchte sich wohl kaum ein Einheimischer, dem die Geschichte seines Vaterlandes am Herzen läge, im Einzelnen gern ins Gedächtniß zurück rufen; wir eilen um so mehr nach unsern Zwecken darüber hin und kommen zu dem Punkte, wo bei immer lebhafter Wechselwirkung der Volksmasse aus dieser Masse selbst Männer entstanden, die mit großem Vater- und Bürgersinn nach innen, und mit klarem Handels- und Weltsinn nach außen wirkten.

Gar manche tüchtige und treffliche Männer dieser Art hatten die Aufmerksamkeit und das Zutrauen ihrer Mitbürger erregt; aber ihr Andenken wird vor den Augen der Nachwelt durch den Glanz der Medicäer verdunkelt.

Diese Familie gewährt uns die höchste Erscheinung dessen, was Bürgerinn, der vom Regierenden und Tüchtigen ausgeht, ins Ganze wirken kann.

Die Glieder dieser Familie, besonders in den ersten Generationen, zeigen keinen augenblicklich in gewaltsamen Trieb nach dem Regimente, welcher sonst manchen Individuen sowohl als Parteien den Untergang beschleunigt; man bemerkt nur ein Festhalten im großen Sinne an dem hohen Zwecke, sein Haus wie die Stadt, die Stadt wie sein Haus zu behandeln, wodurch sich von innen und außen das Regiment selbst entwickelt. Erwerben, Erhalten, Erweitern, Mitteilen, Genießen, gehen gleichen Schrittes, und in diesem lebendigen Gemmaß läßt uns die bürgerliche Weisheit ihre schönsten Wirkungen sehen.

Den Johannes Medicis bewundern wir auf einer hohen Stufe bürgerlichen Wohlstandes als eine Art Heiligen; gute Gefühle, gute Handlungen sind bei ihm Natur. Niemanden zu schaden, jedem zu nutzen! bedarf sein Wahlspruch, unaufgefordert eilt er den Bedürfnissen anderer zu Hülfe, seine Milde, seine Wortlichkeit erregen Vertrauen und Freundschaft. Sonst aufgefordert mischt er sich nicht in die brausenden Parteihändel, nur dann tritt er standhaft auf, wenn er dem Wohl des Ganzen zu rathen glaubt, und so erhält er sich sein Leben durch bei wachsenden Glücksgütern ein dauerhaftes Zutrauen.

Sein Sohn Cosmus steht schon auf einer höhern und gefährlichern Stelle. Seine Person wird angefochten, Gefangenschaft, Todesgefahr, Exil bedrohen und erreichen ihn, er bedarf hoher Klugheit zu seiner Rettung und Erhaltung.

Schon sehen wir des Vaters Tugenden zweckmäßig angewendet; Milde verwandelt sich in Freigebigkeit,

und Weltthätigkeit in allgemeine Sperde die an Bestechung gränzt. So wächst sein Anhang, seine Partei, deren leidenschaftliche Handlungen er nicht hindern kann. Er läßt diese selbstsüchtigen Freunde gewähren und einen nach dem andern untergehen, wobei er immer im Gleichgewicht bleibt.

Ein großer Handelsmann ist an und für sich ein Staatsmann, und so wie der Finanzminister doch eigentlich die erste Stelle des Reichs einnimmt, wenn ihm auch andere an Rang vorgehen, so verdient sich der Wechsler zur bürgerlichen Gesellschaft, da er das Sonderwesen in alle Zwecken in Händen trägt.

An Cosmus wird die Lebensklugheit besonders gepriesen, man schreibt ihm eine großere Uebersicht der politischen Lagen zu, als allen Regierungen seiner Zeit, deren leidenschaftliche, planlose Ungeschicklichkeit ihm freylich manches Unternehmen mag erleichtert haben.

Cosmus war ohne frühere literarische Bildung, sein großer, derber Haus- und Witzsinn bei einer ausgebreiteten Übung in Geschäften, diente ihm statt aller andern Behelfe. Selbst vieles, was er für Literatur und Kunst that, schien in dem großen Sinne des Handelsmanns geschehen zu seyn, der köstliche Waaren in Umlauf zu bringen, und das Beste davon selbst zu besitzen sich zur Ehre rechnet.

Bedürfte er sich nun der entstehenden bessern Architektur, um öffentlichen und Priesterbedürfnissen auf eine vollständige und herrliche Weise genug zu thun, so hatte seine tiefe Natur in der aufsteigenden Platonischen Philosophie den Aufschluß manches Räthsels, über welches er im Laufe seines mehr thätigen als nachdenklichen Lebens mit sich selbst nicht hatte einig werden können, und im Grunde war ihm das Glück, als Genosse einer nach der höchsten Bildung strebenden Zeit, das Würdige zu kennen und zu nutzen; anstatt daß wohl andere in ähnlichen Lagen das nur sehr wenig halten, was sie zu nutzen verstehen.

In Peter, seinem Sohn, der geistig und körperlich ein Bild der Unfähigkeit bei gutem Willen darstellt, sinkt das Glück und das Ansehen der Familie. Er ist ungeschickt genug sich einbilden zu lassen, daß er alleine bestehen könne, ohne die Welt um sich her auf eine oder die andere Weise zu bestechen. Er fordert auf Antrieb eines falschen Freundes die Dariehne welche der Vater freiwillig, selbst Wechselabenden, anbietet, und wofür man sich kaum als Schuldner erkennen will, zurück, und entfernt alle Gemüther.

Die Partei seines Stammes, welche der bejahrte Cosmus selbst nicht mehr beherrschen konnte, wird noch weniger von ihm gebändigt, er muß sie gewähren lassen, und Florenz ist ihrer unerträglichen Raubsucht ausgesetzt.

Lorenz wird nun schon als Prinz erzogen. Er bereist die Höfe, und wird mit allem Weltwesen früh bekannt. Nach seines Vaters Tode erscheint er mit allen Vortheilen der Jugend an der Spitze einer Partei. Die Ermordung seines Bruders durch die Pazzi und seine eigene Todesgefahr erheben das Interesse an ihm, und er gelangt stufenweise zu hohen Ehren und Einfluß. Seine Vaterstadt erduldet viel um seinetwillen von dürftigen Mächten, denen Haß auf seine Person gerichtet ist, das gegen wendet er große Gefahren durch Persönlichkeit von seinen Mitbürgern ab. Man möchte ihn einen durchtriebenen Helden nennen. Ja man erwartet einigemal, daß er sich als Heerführer zeigen werde; doch enthält er sich des Soldatenhandwerks mit sehr richtigem Sinne.

Durch die Verkäufe seiner auswärtigen Handelsverhältnisse bewerkstelligt und beschafft zieht er nach und nach seine Gelder zurück, und hat durch Ankauf großerer Landbesitzungen den Grund des fürstlichen Daseins. Schon sieht er mit den Großen seiner Zeit auf Einer Stufe des Ansehns und der Bedeutung. Er steht seinen zweiten Sohn im dreißigsten Jahr als Cardinal auf dem Wege zum päpstlichen Thron, und hat dadurch seinem Hause für alle Stürme künftiger Zeit Schutz und Wiederherstellung von Unglücksfällen zugesichert.

So wie er sich in körperlich-ritterlichen Übungen hervorthat und an der Falkenjagd erquickt, so war er heut zu literarischen Neigungen und poetischen Versuchen gebildet. Seine gärtlichen enthusiastischen Gedichte haben weniger Auffallendes, weil sie nur an nähere Anwesen dieser Art erinnern; aber unter seinen Schriften giebt es Stücke, in denen man eine geistreiche Darstellung gesellige Laune und eine heitere Lebensleichtigkeit bewundert. Wie er denn überhaupt im Verhältniß gegen Kinder und Fremde sich einem ausgelassenen lustigen Wesen hinzugeben konnte. Von Gelehrten, Philosophen, Dichtern bauelich umgeben, sieht man ihn sehr hoch über den dunklen Zustand mancher seiner Zeitgenossen erhaben. Ja, man konnte eine der katholischen Kirche, dem Papstthume, drohende Veränderung mitten in Florenz betrachten.

Diesem großen, schönen, heitern Leben setzt sich ein frühzeitiges, phantastisches Ungeheuer, der Mönch Savanarola, undankbar, sterrisch, furchterlich entgegen, und trübt physisch die in dem Medicäischen Hause erbliche Heiterkeit der Todesstunde.

Eben dieser unreine Enthusiast erschüttert nach Lorenzens Tode die Stadt, die bösen Sohn, der so unfähige als unglückliche Peter, verlassen und die großen Medicäischen Besitzthümer mit dem Nacken ansehen muß.

Hätte Lorenz länger leben, und eine fortschreitende, stufenhafte Ausbildung des gegründeten Zustandes Statt haben können, so würde die Geschichte von Florenz eine der schönsten Phänomene darstellen; allein wir sollen wohl im Lauf der irdischen Dinge die Erfüllung des schönen Möglichen nur selten erleben.

Oder wäre Lorenzens zweiter Sohn Johann, nachmals Leo X, im Regimente seinem Vater gefolgt, so hätte wahrscheinlich alles ein anderes Ansehn gewonnen. Dann nun ein vorzüglicher Geist konnte die verworrenen Verhältnisse auflösen und die geschrlichen beherrschen; allein leider ward zum zweitenmale der Medicäischen Familie der Name Peter verderblich, als dieser Erstgeborne bald nach des Vaters Tod von der schwärmerisch aufgeregten Menge sich überwältigt, und mit so manchen schönen ahnherrlichen Besitzungen das aufgespeicherte Capital der Künste und Wissenschaften zerstreut sah.

Eine neueingerichtete, republicanische Regierung dauerte etwa sechzehen Jahre, Peter kehrte nie in seine Vaterstadt zurück und die nach seinem Tode übrigbliebenen Glieder des Hauses Medicis hatten noch mehrere langer Herrschaft mehr an ihre Stadt theils, als an die Verherrlichung der Vaterstadt zu denken.

Entfernt nun die Erhebung Leo's X zur päpstlichen Würde manchen bedeutenden Mann von Florenz und schwächt auf mehr als Eine Weise die herr- und kunstliebende Thätigkeit aller Art, so wird doch durch ihn und seinen Nachfolger Clemens VII, die Herrschaft der Medicäer nach einigem abermaligen Glückswechsel entschieden.

Schließen sie sich ferner durch Heirath an das Oesterreichische, an das Französische Haus, so bleibt Cosmus, dem ersten Großherzog, wenig für die Sicherheit seines Regimentes zu sorgen übrig; obgleich auch noch zu seiner Zeit manche Auswanderte von der Volkspartei in mehreren Städten Italiens, einen unmächtigen Haß versuchen.

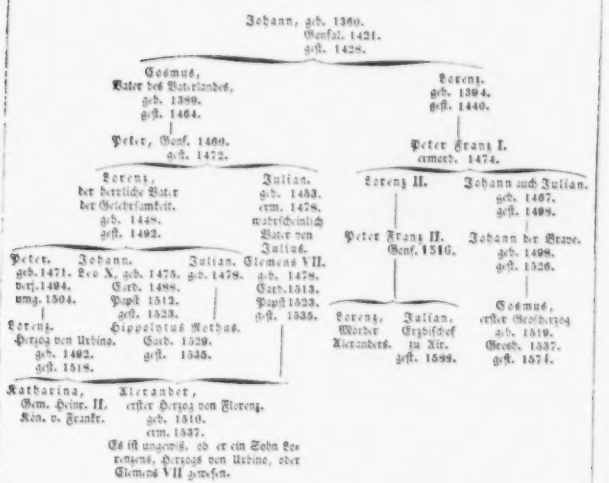
Und so wären wir denn zu den Zeiten gelangt, in de-

nen wir unſern Cellini finden, deſſen Charakter und Handelsweiſe uns durchaus den Florentiner, im ſeltſamen techniſchen Künſtler ſowohl, als im ſchwer zu regierenden Parteigänger darſtellt.

Kann ſich der Leſer nunmehr einen ſolchen Charakter ohne vorgegenwärtigen und erklärenden, ſo wird er dieſe flüchtig entworfene Schilderung Florentiniſcher Begebenheiten und Zuſtände mit Nachſicht aufnehmen.

XI.

Stammtafel des Hauſes Medicis.



XII.

Schilderung Cellini's.

In einer ſo regſamen Stadt zu einer ſo bedeutenden Zeit erſcheint ein Mann, der als Repräſentant ſeines Jahrhunderts und vielleicht als Repräſentant ſämmtlicher Menſchheit gelten dürfte. Solche Naturen können als geiſtige Flügelmänner angeſehen werden die mit beſtimmten Aeußerungen dasjenige andeuten, was durchaus, ergänzt oft nur mit ſchwachen unkenntlichen Zügen, in jeden menſchlichen Buſen eingeſchrieben iſt.

Beſtimmter jedoch tritt er ſich als Repräſentanten der Künſtlerklaſſe durch die Allgemeinheit ſeines Talents. Muſik und bildende Kunſt ſtreiten ſich um ihn, und die erſte, ob er ſie gleich anfangs vernachläſſigt, behauptet in ſpäterlichen und gefährdeten Zeiten über ihn ihre Rechte.

Auferdem iſt ſeine Fähigkeit zu allem Mechaniſchen. Er bekommt ſich früh zum Goldſchmied und trifft glaubwürdigerweiſe den Punkt, den wo er aufzugehen hatte, um mit techniſchen handwerksmäßigen Fertigkeiten ausgeſtattet ſich dem Höchſten der Kunſt zu nähern. Ein Geiſt wie der ſeinige mußte bald gewahr werden, wie ſehr die Einſicht in das Hohe und Ganze die Ausübung der einzelnen, ſubalternen Fertigkeiten erleichtert.

Schon waren die trefflichſten Florentiniſchen Bildhauer und Baumeiſter, Donato, Sr Brunelleſco, Ghiberti, Verrocchio, Pollajuolo, aus der Werkſtatt der Goldſchmiede hervorgegangen, hatten unſterbliche Werke geliefert und die Nacheiferung jedes talentreichen Florentiners rege gemacht.

Wenn aber ein ſolches Handwerk, indem es ächte und große Kunſt zu Hülfe rufen muß, zu manche Vortheile einer ſolchen Verbindung genießt, ſo läßt es doch, weil mit geringerem Kraftaufwand die Zufriedenheit anderer, ſo wie der eigene bare Nutzen, zu erwecken iſt, gar oft Willkühr und Frechheit des Geſchmacks vorwalten.

Dieſe Betrachtung veranlaſſen Cellini und ſeine ſpäten Zeitgenoſſen, ſie produzirten leicht ohne ernſthafte Kraft, man betrachtete die höhere Kunſt als Hülfsmittel, nicht als Meiſterin.

Cellini ſchätzte durchaus die Natur, er ſchätzte die Na-

tiken und ahmte beide nach, mehr, wie es scheint, mit technischer Fertigkeit, als mit tiefem Nachdenken und ernstem, zusammenfassendem Kunststudium.

Jedes Handwerk nährt bei den Italienern einen lebhaften Freiheitssinn. Von Werkstatt zu Werkstatt, von Land zu Land zu wandern und das gültigste Zeugniß ehrender Umstände augenblicklich durch That und Arbeit selbst ablegen zu können, ist wohl ein reizendes Vorrecht für behende, den Gefahren und Ungeduld bald aus dieser, bald aus jener Lage treiben, ehe er einsehen lernt, daß der Mensch, um frei zu seyn, sich selbst überwinden müsse.

Zu damaliger Zeit genoß der Goldschmied vor vielen, ja man möchte wohl sagen, vor allen Handwerkern einen bedeutenden Vorzug. Die Kostbarkeit des Materials, die Reinlichkeit der Behandlung, die Mannigfaltigkeit der Arbeiten, das beständige Verkehr mit Großen und Reichen, alles versetzte die Genossen dieser Hauskunst in eine höhere Sphäre.

Aus der Heiterkeit eines solchen Zustandes mag denn wohl Cellini's guter Humor entspringen, den man durchgängig bemerkt, und wenn er gleich öfters getrübt wird, sogleich wieder zum Vorschein kommt, sobald nur das heftige Streben, sobald stammende Leidenschaften einigermaßen wieder Pause machen.

Auch konnte es ihm an Selbstgefälligkeit, bei einem immer productiven, brauchbaren und anwendbaren Talente, nicht fehlen, um so weniger als er sich schon zur Manier hinneigte, wo das Subject, ohne sich um Natur oder Ideal ängstlich zu bekümmern, das was ihm nun einmal geläufig ist, mit Bequemlichkeit ausführt.

Desungeachtet war er doch keineswegs der Mann sich zu beschränken, vielmehr reizten ihn günstige äußere Umstände immer an, höhere Arbeiten zu unternehmen.

In Italien hatte er sich innerhalb eines kleinern Maßstabs beschäftigt; jedoch sich bald von Zierrathen, Laubwerk, Blumen, Masken, Kindern zu höhern Gegenständen, ja zu einem Gott Vater selbst erhoben, bei welchem er, wie man aus der Beschreibung wohl sieht, die Gestalten des Michelangelo als Muster vor Augen hatte.

In Frankreich wurde er ins Größere geführt, er arbeitete Figuren von Gold und Silber, die letzten sogar in Lebensgröße, die ihn endlich Phantasie und Talent antrieben, das ungeheure achtzig Fuß hohe Gerippe zum Modell eines Kolosses aufzurichten, wovon der Kopf allein ausgeführt, dem erstaunten Volke zum Wunder und Mährchen ward.

Von solchen ausschweifenden Unternehmungen, wozu ihn der barbarische Sinn einer nördlich gelegnen, damals nur einigermaßen cultivirten Nation verführte, ward er, als er nach Florenz zurückkehrte, gar bald abgerufen. Er zog sich wieder in das rechte Maß zusammen, wendete sich an den Marmor, verfertigte aber von Erz eine Statue, welche das Glück hatte, auf dem Platze von Florenz im Angesicht der Arbeiten des Michelangelo und Bandinelli aufgestellt, neben jenen geschätzt und diesen vorgezogen zu werden.

Bei dergleichen Aufgaben fand er sich nun durchaus genöthigt, die Natur fleißig zu studiren; denn nach je größerm Maßstab der Künstler arbeitet, desto unerläßlicher wird Gehalt und Fülle erfordert. Daher kann Cellini auch nicht verläugnen, daß er besonders die schöne weibliche Natur immer in seine Nähe zu besitzen gesucht und wir finden durchaus bald derbe, bald reizende Gestalten an seiner Seite. Wohlgebildete Mägde und Haushälterinnen bringen viel Anmuth, aber auch manche Verwirrung in sein Wirthschaft und eine Menge so abenteuerlicher als natürlicher Romane entspringen aus diesem Verhältniß.

Wenn nun von der einen Seite die Kunst so nahe mit roher Sinnlichkeit verwandt ist, so leitet sie auf der entgegengesetzten ihre Zünger zu den höchsten, zartesten Gefühlen. Nicht leicht giebt es ein so heftig, leidend, geistreiches Verhältniß, als das zu Porzia Orsi, und kein sanfteres, liebevolleres, leidenderes, als das zu der Tochter des Goldschmieds Raffaelle del Moro.

Bei dieser Empfänglichkeit für sinnliche und sittliche Schönheiten, bei einem fortdauernden Wohnen und Weilen unter allem was alte und neue Kunst Großes und Bedeutendes hervorgebracht, mußte die Schönheit männlicher Jugend mehr als alles auf ihn wirken. Und fürwahr es sind die anmuthigsten Stellen seines Werks, wenn er darüber seine Empfindungen ausdrückt. Haben uns denn wohl Poesie und Prosa viele so reizende Situationen dargestellt, als wir an dem Gastmahl finden, wo die Künstler sich mit ihren Mädchen, unter dem Vorsitz des Michelangelo von Siena, vereinigen, und Cellini einen verkleideten Knaben hinzubringt?

Aber auch hierven ist die natürliche Folge, daß er sich dem Verdacht roher Sinnlichkeit aussetzt und deshalb manche Gefahr erduldet.

Was uns jedoch aus seiner ganzen Geschichte am lebhaftesten entgegenspringt, ist die entschieden ausgesprochene, allgemeine Eigenschaft des Menschencharakters, die augenblickliche lebhafte Gegenwirkung, wenn sich irgend etwas dem Seyn oder dem Wollen entgegensetzt. Diese Reizbarkeit einer so gewaltigen Natur verursacht schreckliche Explosionen und erregt alle Stürme, die seine Tage beunruhigen.

Durch den geringsten Anlaß zu heftigem Verdruß, zu unbezwinglicher Wuth aufgereizt, verläßt er Stadt um Stadt, Reich um Reich, und die mindeste Verletzung seines Besitzes oder seiner Würde zieht eine blutige Rache nach sich.

Furchtbar ausgebreitet war diese Weise zu empfinden und zu handeln in einer Zeit, wo die rechtlichen Bande kaum geknüpft durch Umstände schon wieder lose geworden und jeder tüchtige Mensch bei mancher Gelegenheit sich durch Selbsthülfe zu retten genöthigt war. So stand Mann gegen Mann, Bürger und Fremder gegen Gesetz und gegen dessen Pfleger und Diener. Die Kriege selbst erscheinen nur als große Duelle. Ja hat man nicht schon das unglückliche Verhältniß Carls V und Franz I, das die ganze Welt beunruhigte, als einen ungeheuren Zweikampf angesehn?

Wie gewaltsam zeigt sich in solchen Fällen der Italiänische Charakter! Der Beleidigte, wenn er sich nicht augenblicklich rächt, verfällt in eine Art von Fieber, das ihn als eine physische Krankheit verfolgt, bis er sich durch das Blut seines Gegners geheilt hat. Ja wenig fehlt, daß Papst und Cardinäle einem, der sich auf diese Weise geholfen, zu seiner Genesung Glück wünschen.

In solchen Zeiten eines allgemeinen Kampfes tritt eine so technisch gewandte Natur zuversichtlich hervor, bereit mit Degen und Dolch, mit der Büchse so wie mit der Kanone sich zu vertheidigen und andere zu schaden. Jede Reise ist Krieg und jeder Reisender ein gewaffneter Abenteurer.

Wie aber die menschliche Natur sich immer ganz herzustellen und darzustellen genöthigt ist, so erscheint in diesen wüsten, sinnlichen Weltträumen an unserm Helden, so wie an seinen Umgebungen, ein sittliches und religiöses Streben, das erst im größten Widerspruch mit der leidenschaftlichen Natur, das andere zu Beunruhigung in verdienten und unverdienten unausweichlichen Leiden.

Unserm Helden schwebt das Bild sittlicher Vollkommenheit als ein unerreichbares, beständig vor Augen. Wie er die äußere Achtung von andern fordert, eben so verlangt er die innere von sich selbst, um so lebhafter, als

er durch die Beichte auf die Stufen der Sittlichkeit menschlicher Fehler und Laster immer aufmerksam erhalten wird. Sehr merkwürdig ist es, wie er in der Besonnenheit, mit welcher er sein Leben schreibt sich durchgehends zu rechtfertigen sucht, und seine Handlungen mit den Meinungen der äussern Sitte, des Gewissens, des bürgerlichen Gesetzes und der Religion auszugleichen denkt.

Nicht weniger treibt ihn die Glaubenslehre seiner Kirche, so wie die brangs und ahnungsvolle Zeit, zu dem Wunderbaren. Anfangs beruhigt er sich in seiner Gefangenschaft, weil er sich durch ein Ehrenwort gebunden glaubt, dann befreit er sich auf die künstlichste und tückischste Weise; zuletzt, da er sich dieses eingeschränkt sieht, kehrt alle Thätigkeit in das Innere seiner Natur zurück. Empfindung, Leidenschaft, Erinnerung, Einbildungskraft, Kunstsinn, Sittlichkeit, Religiosität wirken Tag und Nacht in einer unschuldigen, zwischen Verzweiflung und Hoffnung schwankenden Bewegung und dringen bei grossen körperlichen Leiden die seltsamsten Erscheinungen einer innern Welt hervor. Hier begeben sich Visionen, geistigsinnliche Gegenwarten treten auf, wie man sie nur von einem andern Heiligen oder Auserwählten damaliger Zeit anbächtig zu rühmen können.

Ueberhaupt erscheint die Gewalt sich innere Bilder zu wirklich gewissen Gegenständen zu realisiren, mehrmals in ihrer völligen Stärke und tritt manchmal sehr anmuthig an die Stelle gehinderter Kunstausübung. Wie er sich z. B. gegen die ihm als Vision erscheinende Sonne völlig als ein glastischer Metallarbeiter verhält.

Bei einem festen Glauben an ein unmittelbares Verhältniss zu einer göttlichen und geistigen Welt, in welchem wir das Künftige voraus zu empfinden dessen dürfen, musste er die Wunderzeichen verehren in denen das sonst so stumme Weltall, bei Schicksalen ausserordentlicher Menschen seine Theilnahme zu äussern scheint. Ja damit ihm nichts abgehe, was den Gottbegabten und Gottgeliebten bezeichnet, so legte er den Umstand, bei der aufgehender Sonne einem Wanderer um den Schatten seines Haupts auf feuchten Wiesen sichtbar wird, mit demüthigem Stolz, als ein gnädiges Denkmal der glänzenden Gegenwart jener göttlichen Personen aus, die er von Angesicht zu Angesicht in seliger Wirklichkeit glaubte geschaut zu haben.

Aber nicht allein mit den obern Mächten bringt ihn sein wunderbares Geschick in Verhältniss; Leidenschaft und Uebermuth haben ihn auch mit den Geistern der Hölle in Berührung gesetzt.

Zauberei, so doch sie verpönt seyn mochte, blieb immer für abenteuerlich gesinnte Menschen ein höchst reizender Versuch, zu dem man sich leicht durch den allgemeinen Volksglauben verleiten liess. Weshalb sich es auch die Berge von Norcia, zwischen dem Sabiner Lande und dem Herzogthum Spoleto, von alten Zeiten her verdienen mochten: noch heut zu Tage heissen sie die Sibyllenberge. Aeltere Romanschreiber bedienten sich dieses Locals, um ihre Helden durch die rauhesten Ereignisse durchzuführen und vermuthen den Glauben an solche Zaubergestalten, deren erste Linien die Sage gezogen hatte. Ein Italienisches Märchen, Guerino Meschino, und ein altes Französisches Werk erzählen seltsame Begebenheiten, durch welche sich neugierige Reisende in jener Gegend überrascht gefunden; und Meister Cotte von Ascoli, der wegen nekromantischer Schriften im Jahr 1527 zu Florenz verbrannt worden, erhält sich durch den Antheil, den Chronikenschreiber, Maler und Dichter an ihm zu nehmen, noch immer in frischen Andenken.

Auf jenes Gebirg nun ist der Wunsch unsers Helden gerichtet, als ihm ein Sicilianischer Geistlicher Schätze und andere glückliche Ereignisse im Namen der Geister verspricht.

Kaum sollte man glauben, dass aus solchen phantastischen Regionen zurückkehrend ein Mann sich wieder so gut ins Leben finden würde, allein er bewegt sich mit grosser Leichtigkeit zwischen mehreren Welten. Seine Aufmerksamkeit ist auf alles Bedeutende und Eigenartige gerichtet was zu seiner Zeit hervortritt, und seine Verehrung aller Talente nimmt uns für ihn ein.

Mit so viel Partheilichkeit er diesen oder jenen schelten kann, so klar und unbefangen nimmt dieser leidenschaftlich-sichtliche Mann in allem Theil, was sich ihm als ausserordentliche Gabe oder Geschicklichkeit ankündigt, und so durchdringt er Verdienste in verschiedenen Fächern mit treffender Schärfe.

Auf diesem Wege erwirbt er sich nach und nach obgleich nur zum Gebrauch für Augenblicke den gesetzten Anstand eines Weltmanns. Wie er sich denn gegen Päpste, Kaiser, Könige und Fürsten auf das beste zu betragen weiss.

Der Versuch sich bei Hofe zu erhalten will ihm desto weniger gelingen, wobei er, besonders in ältern Tagen, mehr durch Mistrauen und Grillen, als durch seine Gegenheiten, die er in solchen Verhältnissen ausübt, den Obern lästig wird, und bequemern, obgleich an Talent und Charakter viel geringern, Menschen den Platz einräumen muss.

Auch als Redner und Dichter erscheint er vortheilhaft. Seine Vertheidigung vor dem Gouverneur von Rom, als er sich wegen entwendeter Juwelen angeklagt sieht, ist eines Meisters werth, und seine Gedichte, obgleich ohne sonderliches poetisches Verdienst, haben durchaus Mark und Sinn. Schade, dass uns nicht mehrere aufbehalten worden, damit wir einen Charakter, dessen Andenken sich so vollständig erhalten hat, auch durch solche Aeusserungen genauer kennen lernen.

So wie er nun in Absicht auf bildende Kunst wohl unstreitig dadurch den grössten Vortheil gewann, dass er in den unschätzbaren Florentinischen Kunstkreis geboren worden, so konnte er als Florentiner ohne eben auf Sprache und Schreibart zu studiren, vor vielen andern zu der Fähigkeit gelangen durch die Lehre seinem Leben und seiner Kunst fast mehr als durch Grabstichel und Meisel dauerhafte Denkmale zu setzen.

XIII.

Letzte Lebensjahre.

Nach diesem Ueberblick seines Charakters, den wir seiner Lebensbeschreibung verdanken, welche sich bis 1562 erstreckt, wird wohl gefordert werden können, dass wir erzählen was ihm in acht Jahren, die er nachher noch gelebt, begegnet sey, in denen ihm, wenn er auch mit der äussern Welt mehr in Frieden stand, doch noch manches innere wunderbare Abenteuer zu schaffen machte.

Wir haben bei seinem angebündigten Naturwesen durchaus einen Hinblick auf mercurische Fordernisse, eine Geneigtheit für sittliche Grundsätze wahrgenommen; wir konnten bemerken, dass sich sein Geist in Zeiten der Noth zu religiosen Ideen, zu einem gründlichen Vertrauen auf Theilnahme und Einwirkung einer waltenden Gottheit erhob. Da sich nun eine so sehr Standesweise bei einem solchen Leben so wenig, so bedürftig und den Menschen ausschliesslicher zu beherrschen pflegt, so fand es seiner selbigen und dringenden Natur wohl an, dass er am jenes Gastrige vermacht er sich seiner recht gewiss und vollständig zu besinnen, endlich den zu erforschen und

gefährlichen Laienstand verließ und in geistlicher Beschränkung Glück und Ruhe zu finden trachtete.

Er nahm auch wirklich die Tonsur an, widerrief aber seinen Entschluß, seine leidenschaftlichen Neigungen zu bändigen und sich höhern Regionen anzuschließen, entschieden genug an dem Tag legte.

Allein die allgemeine Natur, die von jeher stärker in ihm, als eine jede besondere Richtung und Bildung gewesen, vermochte ihn gar bald zu einem Rückschritt in die Welt.

Bei seinem mannigfaltigen, lebhaften Verhältniß zu dem andern Geschlecht, wodurch er uns in seiner Geschichte bis Gramnuß macht, finden wir doch nur ein einzigmal erwähnt, daß er einen ernsten Vorsatz gefaßt habe sich zu verheirathen.

Ferner gedenkt er im Vorbeigehen zweier natürlicher Kinder, wovon das eine in Frankreich bleibt und sich verliert, das andere ihm auf eine ungeschickte Weise durch einen gewaltsamen Tod entrissen wird.

Nun aber in einem Alter von mehr als sechzig Jahren wird es ihm erst klar, daß es löblich sey, ehelich Kinder um sich zu sehen; allobald thut er auf seine geistlichen Grade Verzicht, heirathet und hinterläßt, da er 1570 stirbt, zwei Töchter und einen Sohn, von denen wir keine weitere Nachricht gefunden.

Jedoch erblickte ein geschickter, geistreicher, gutgelaunter, wohlhabender Schuster kurz vor der Revolution in Florenz, der den Namen Cellini führte und wegen seiner trefflichen Arbeit von allen Elegants häufig gesucht wurde.

Cellini's Leichenbegängniß zeugt von der Achtung, in der er als Bürger und Künstler stand.

Von seinem letzten Willen ist auch eine kurze Notiz zu uns gekommen.

XIV.

Hinterlassene Werke.

1.

Goldschmiedearbeit.

Von seinen getriebenen Arbeiten in Gold und Silber mag wenig übrig geblieben seyn, wenigstens wußten wir keine mit Gewißheit anzugeben. Vielleicht ist auch noch gar in diesen letzten Zeiten manches, was sich hie und da befunden, vermißt worden.

Uebrigens war sein Ruf so groß, daß ein jedes Kunststück dieser Art ihm von den Aufsehern der Klöster und Familienschätze gewöhnlich zugeschrieben wurde. Auch noch neuerlich kündigte man einen Harnisch von vergoldetem Eisen an, der aus seiner Werkstatt ausgegangen seyn soll. (Journal de Francfort. 1802. No. 259.)

Indessen findet sich in Albertolli's drittem Band auf der zwanzigsten Tafel der Kopf eines zum Opfer geschmückten Widders, an welchem die thierische Natur, das strenge Fell, die frischen Blätter, das gewundene Horn, die geknüpfte Binde, mit einer zwar modernen jedoch bedeutenden, kräftigen, geistreichen, geschmackvollen Methode, sowohl im Ganzen durchgeführt, als im Einzelnen ausgeführt.

Man wird sich dabei des Einhornkopfes erinnern, den Cellini als Base des großen Hermes das der Papst dem König in Frankreich zu schenken gedachte verfertigt.

In dem Jahr 1815 erfuhren wir durch einen aufmerksamen reisenden Kunstliebhaber, daß jenes goldene Gefäß, welches in Cellini's Leben eine so große Rolle gespielt, noch vorhanden sey und zwar zu Wien im achten Zimmer des unteren Belvedere nebst andern Schätzen, welche von dem Schlosse Ambras dahin versetzt worden, glücklich aufbewahrt werde.

Sehr mehrgedachte Zeichnungen dieses wundersamen Kunstwerkes, welches den Charakter des Künstlers vollkommen ausspricht, befinden sich auf der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar. Man hat die runden Figuren von zwei Seiten genommen, um ihre Stellungen deutlicher zu machen, besonders aber auch um die unendlichen Details ins Kleinste ausgeführten Reliefs dem Beschauer vors Gesicht zu bringen.

Eben so verfuhr man mit den halberhabenen Arbeiten der ovalen Base, welche erst im Zusammenhang mit dem Aufsatz, sodann aber flach und streifenweis vorgestellt sind.

So viel bekannt, war dieses Werk für Franz I bestimmt und kam als Geschenk Carls IX an den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich und wurde nebst andern unübersehbaren Schätzen auf dem Schloß Ambras bis auf die neusten Zeiten bewahrt. Nun können Kunstfreunde sich glücklich schätzen, daß dieses Werk, welches die Verdienste und Seltsamkeiten des sechzehnten Jahrhunderts in sich schließt, vollkommen erhalten und jedem zugänglich ist.

2.

Plastische Arbeiten.

Größere Arbeiten hingegen, wo er sich in der Sculptur als Meister bewiesen, sind noch übrig und bestätigen das Gute, das er von sich selbst, vielleicht manchmal allzu lebhaft, gedacht haben mag.

An seinem Perseus, der in der Loge auf dem Markte zu Florenz steht, läßt sich manches erinnern, wenn man ihn mit den höhern Kunstwerken welche uns die Alten hinterlassen, vergleicht; doch bleibt er immer das beste Werk seiner Zeit und ist den Werken des Bandinelli und Ammanato vorzuziehen.

Ein Crucifix von weißem Marmor in Lebensgröße auf einem schwarzen Kreuze ist das letzte bedeutende Werk, dessen Cellini in seiner Lebensbeschreibung erwähnt.

Es war ein Eigenthum des Großherzogs Cosmus, der es eine Zeitlang in seiner Garderobe aufbewahren ließ; wo es sich aber gegenwärtig befinde, läßt sich nicht mit Gewißheit ansehen.

Diejenigen welche die Merkwürdigkeiten des Escorials beschreiben, behaupten, daß es dort aufbewahrt werde; und wirklich zeigt man den Reisenden daselbst ein solches Crucifix von vortrefflicher Arbeit.

Anten de la Puente meldet in seiner Reisebeschreibung durch Spanien, daß in einem Durchgange hinter dem Sitz des Priors und dem Portal der Kirche ein Altar gesehen werde, worauf ein Crucifix von Marmor stehe. Die Figur, sagt er, ist in Lebensgröße und vortrefflich von Benvenuto Cellini gearbeitet. Der Großherzog von Toscana hat es dem Könige Philipp II zum Geschenk gesandt. — Der Name des Künstlers ist auf sein Kreuz bezeichnet, nämlich: Benvenutus Cellinus, civis florentinus faciebat. 1562.

Ferner bemerkt Pater Sigunza als ein wunderbares Ereigniß, daß in eben demselben Jahre der Ort zum Bau bestimmt und mit dem Bau des Escorials der Anfang gemacht worden, und daß in eben denselben Monaten Cellini sein Werk angefangen habe. Er setzt hinzu, daß es von dem Orte der Ausschiffung auf den Schultern bis nach dem Escorial getragen worden.

Ueberdies nimmt Paolo Mini in seinem Discorso sopra la nobiltà di Firenze, 1593, 26 bekannt an

daß Spanien ein bewundernswerthes Crucifix von unserm Verfasser besitze.

Gegen diese Nachrichten streiten aber die Herausgeber der oft angeführten Tractate über Goldschmiedskunst und Sculptur, indem sie behaupten, daß Cellini's Crucifix, welches erst für die kleine Kirche im Palaste Pitti bestimmt gewesen, nachher in die unterirdische Capelle der Kirche Sanct Lorenzo gebracht worden, wo es sich auch noch zu ihrer Zeit 1731 befinde.

Die neuesten Nachrichten aus Florenz melden, es sey ein solches Crucifix aus jener unterirdischen Capelle auf Befehl des letzten Großherzogs vor wenigen Jahren in die Kirche Sanct Lorenzo gebracht worden, wo es gegenwärtig auf dem Hauptaltare aufgerichtet stehe. Es sey wesentlich von dem Spanischen verschieden und stehe als eine Stufe des andern anzusehen.

Das Spanische sey durchaus mit sich selbst übereinstimmender, nach einer höhern Idee geformt. Der sterbende, aber die Made gefürchtende Heiland, trage dort das Gepräge einer höhern Natur, der Florentinische dingegen sey viel menschlicher gebildet. Der ganze Körper zeige sichtbare Spuren des vorhergegangenen Leidens, doch sey der Kopf voll Ausdruck einer schönen Ruhe. Arme, Brust und Leib, bis zur Hüfte sind sorgsam gearbeitet, eine etwas dürftige, aber wahre Natur. Schenkel und Beine erinnern an gemeine Wirklichkeit.

Ueber den Künstler, der es verfertigt, ist man in Florenz selbst nicht einig. Die meisten schreiben es dem Michelangelo zu, dem es gar nicht angehören kann; einige dem Jacopo von Bologna, wenige dem Benvenuto.

Vielleicht läßt sich künftig durch Vergleichung mit dem Perseus, einer beinahe gleichzeitigen Arbeit unsers Künstlers, eine Auflösung dieser Zweifel finden.

Ein von ihm zum Gammed restaurirter fürtrefflicher Apoll befand sich zu Florenz, an welchem freilich die neuen, ins Manierirte und Vielfache sich neigenden Theile von der edlen Einfalt des alten Werks merklich abwichen.

Das Brustbild in Bronze von Cosmus I steht wahrscheinlich auch noch in Florenz, dessen sehr gezierter Harnisch als ein Beispiel der großen Liebhaberei unsers Künstlers zu Laubwerk, Masken, Schnörkeln und dergleichen angeführt werden kann.

Die halberhobene Nymphe in Bronze, welche er für eine Pforte in Fontainebleau gearbeitet, ist zur Revolutionszeit abgenommen worden, und stand vor einigen Jahren in Paris, zwar unter seinem Namen, doch an einem Orte wohin nur wenig Fremde gelangten, in dem letzten Theile der Galerie des Museums, welche zunächst an den Palast der Tuillerien stößt, die Decke war zum Theil eingebrochen und sollte erst gedeckt werden, dabei auch die freie Aussicht des Boisrieds durch alles Baumholz und dergleichen gehindert war.

Die beiden Victorien welche in den Bogen über der Nymphe an dem Thor zu Fontainebleau angebracht waren, standen in dem Vorrath des Französischen Museums bei den Augustinern, ohne daß dort der Name des Meisters bekannt war.

Ein von ihm durch ein Stück getriebener Goldarbeit restaurirter Camee, ein zweiphnniges Fuhrwerk vorstellend, fand sich in der Bonnansammlung zu Florenz.

3.

Zeichnungen.

Eine Zeichnung des goldenen Salzfasses, das in der Lebensbeschreibung eine so wichtige Rolle spielt, war in der Nerretti'schen Zeichnensammlung zu finden.

Mehrere von ihm angefangene Bildhauerarbeiten, so wie eine Anzahl großer und kleiner Modelle, welche das Verzeichniß noch verdunkeln, sind schon früher zerstreut worden und verloren gegangen.

XV.

Hinterlassene Schriften.

1.

Lebensbeschreibung.

Indem wir zu bewundern Ursache haben daß eine allgemeinere Ausbildung als gewöhnlich dem Künstler zu Theil zu werden pflegt, aus einer so gewaltsamen Natur, durch Uebung eines mannigfaltigen Talents hervorgegangen, so bleibt uns nicht unbemerkt, daß Cellini seinen Nachruhm fast mehr seinen Schriften, als seinen Werken zu verdanken habe. Seine Lebensbeschreibung, die gleich beinahe zweihundert Jahre im Manuscript da lag, wird von seinen Landsleuten höchlich geschätzt, und im Original, wovon er den Anfang selbst geschrieben, das Ende aber diktirt hatte, so wie in vielfältigen Abschriften aufbewahrt.

Und gewiß ist dieses Werk, das der Deutsche Herausgeber genugsam kennt, um es völlig zu schätzen, das er aber nicht nach seiner Ueberzeugung preisen darf, weil man ihm Parteilichkeit verwerfen könnte, ein sehr schätzbares Document, worin sich ein bedeutendes und gleichsam unbezähmtes Individuum, und in demselben der gleichzeitige sonderbare Zustand vor Augen liegt.

Unter den fremden Nationen die sich um dieses Werk bekümmerten, ging die Englische voran. Ihre Liebe zu biographischen Nachrichten, ihrer Neigung sonderbare Schicksale merkwürdiger, talentreicher Menschen zu kennen, verdankt man, wie es scheint, die erste und so viel ich weiß einzige Ausgabe der Cellinischen Lebensbeschreibung. Sie ist, unter dem Schild eines gedruckten Druckorts: Köln, ohne Jahrzahl, wahrscheinlich in Florenz, um 1730 herausgekommen. Sie ward einem angesehenen und reichen Engländer, Richard Boyle, zugeschrieben und dadurch seinen Landsleuten, mehr aber noch durch eine Uebersetzung des Thomas Nugent, welche in London 1771 herauskam, bekannt.

Dieser Uebersetzer bediente sich einer bequemen und gefälligen Schreibart, doch heißt er nicht Orte und Sache immer genug, um schwierige Stellen zu entwickeln. Er gleitet vielmehr gewöhnlich darüber hin. Hat er dann auch, zu Schonung mancher Leser, das derbe Charakteristische meistens verschwächt und abgestumpft.

Von einer ältern Deutschen Uebersetzung hat man mir erzählt, ohne sie nachweisen zu können.

Lessing soll sich auch mit dem Gedanken einer solchen Unternehmung beschäftigt haben; doch ist mir von einem ernstern Versuch nichts Näheres bekannt geworden.

Dumouriez sagt in seiner Lebensbeschreibung, daß er das Leben Cellini's im Jahr 1777 übersetzt, aber niemals Zeit gehabt habe, seine Arbeit heraus zu geben. Leider scheint es, nach seinen Ausdrücken, daß das Manuscript verloren gegangen, wodurch wir des Vortheils entbehren, zu sehen, wie ein geistreicher Franzos in seiner Sprache die Originalität des Cellini behandelt hat.

2.

Zwei Abhandlungen.

Die Tractate von der Goldschmiedes und Bildhauerkunst, von denen wir oben einen Auszug gegeben, wurden

den von ihm 1565 gestorbenen und 1568, also noch bei seinem Leben, gedruckt. Als nun im vergangenen Jahrhundert sein Leben zum erstenmale herauskam, gedachte man auch seiner Traktate wieder und veranstaltete, da die erste Ausgabe längst vergriffen war, eine neue, Florenz 1731, wobei sich eine lehrreiche Vorrede befindet, welche wir bei unsern Arbeiten zu nutzen gesucht haben.

3.

Kleine Aufsätze.

Ein Mann, der mit so entschiedenem Hange zur Reflexion von sich selbst in einer Lebensbeschreibung, von seinem Handwerk in einigen Traktaten Rechenschaft geben mußte, sich zuletzt abdrängen fühlen, auch die Neigung seiner Kunst, in so fern er sie einübend betrieb, den Musen zu widmen, darin hatte er besonders die Pisani zum Vorbilde gehabt, dessen fragmentarischer Traktat in Manuskript erwartet und doch verheert ward.

Je unentschiedener man mit der Methode ist, durch die man gebildet worden, desto lebhafter entflieht in uns der Wunsch, ein r Folgewelt den nach unserer Einsicht besseren Weg zu zeigen.

Cellini unternahm auch wirklich ein solches Werk, das aber bald ins Stocken gerieth und als Fragment zu uns gekommen ist.

Es enthält eine A[illegible]ung, wie man sich das Skelett bekannt machen soll, [illegible] oder Liebe zum Gegenstand getrieben, daß der Lerer den Knochenbau von unten herauf entwickeln und machen sieht, bis endlich das Haupt, als der Gipfel des Ganzen, sich hervorthut.

Wir haben diese wenigen Blätter unsern Lesern in der Uebersetzung vorlegen wollen, damit diejenigen die dem Verfasser günstig sind, ihn auch in dem sonderbaren Zustand erblicken, wie er sich gern als Theoretiker zeigen mochte.

Wie wenig seine leidenschaftliche, nur aufs Gegenwärtige gerichtete Natur ein dogmatisches Talent zuläßt, erscheint so auffallend als begreiflich, und wie er sich aus dem didaktischen Schritt durch diesen und jenen Raisonnements, durch freundschaftliche oder feindselige Gesinnungen ablenken läßt, giebt zu heiteren Betrachtungen Anlaß.

Ein gleiches gilt von dem Aufsatz über den Rangstreit der Malerei und Sculptur. Wie denn beide kleine Schriften manches Merkwürdige und Belehrende enthalten.

4.

Poetische Versuche.

Die beschränkte Form der Sonette, Terzinen und Stanzen, durch die Natur der Italiänischen Sprache doppelt begünstigt, war allen Köpfen der damaligen Zeit durch fleißiges Lesen früherer Meisterwerke und fortdauernden Gebrauch bei Gelegenheit dergestalt eingeprägt, daß jeder, auch ohne Dichter zu sein, ein Gedicht hervorbringen und sich an die lange Reihe, die sich von den Gipfeln der Poesie bis in die prosaischen Ebenen erstreckte, mit einigem Zutrauen anschließen mochte.

Verschiedene Sonette und andere kleine poetische Versuche sind seiner Lebensbeschreibung schon beigefügt, theils eingewebt, und man erkennt darin durchaus den ernsten, tiefen, nachsinnenden, wieder mit sich noch der Welt wohlgefallenden Mann.

Wenige finden der Leser durch Gefälligkeit eines Kunstfreundes übersetzt, andere sind wegzubleiben, so wie ein langes, sogenanntes Capitolo, in Terzinen, zum Lobe des Krieges. Es verdient im Original gelesen zu werden, ob es gleich die auf eine lieberfüllung zu verwendende Mühe nicht zu lohnen schien. Es enthält die Umstände seiner Gefangenschaft, welche dem Leser schon bekannt geworden, auf eine bizarre Weise dargestellt, ohne daß dadurch eine neue Ansicht der Begebenheiten oder des Charakters entstehen kann.

5.

Ungedruckte Papiere und Nachrichten.

Verschiedene seiner Landsleute bewahren sorgfältig andere Manuskripte, davon sich in Florenz noch manche, besonders in der Bibliothek Ricardi, finden soll. Vorzüglich werden einige Haushaltungs- und Rechnungsbücher geschätzt, welche über die Lebensweise jener Zeiten besondere Aufschlüsse geben. Vielleicht benutzt sich darum einmal ein Deutscher Reisender, aufgefordert durch das Interesse, das denn auch wohl endlich unsere Nation an einem so bedeutenden Menschen und durch ihn auf neue an seinem Jahrhundert nehmen möchte.

XVI.

Ueber die Grundsätze, nach welchen man das Zeichnen erlernen soll.

»Unter andern wundersamen Kunstfertigkeiten welche in dieser unserer Stadt Florenz ausgeübt worden und worein sie nicht allein die Alten erreicht, sondern gar übertroffen hat, kann man die edelsten Künste der Sculptur, Malerei und Baukunst nennen, wie sich künftig an seinem Ort wird beweisen lassen.

Aber weil mein Hauptvorsatz ist über die Kunst, ihre wahren Grundsätze und wie man sie erlernen soll, zu reden, ein Vorhaben, welches aufzuführen meine Verfassung große Neigung gehabt, sich aber nicht entschließen können, einem so nützlichen und gefälligen Unternehmen den Anfang zu geben: so will ich, obgleich der geringste von so vielen und vortrefflichen Geistern, damit ein solcher Nutzen den Lebenden nicht entgehe, auf die beste Weise wie die Natur mir es reichen wird, dieses Geschäft übernehmen und mit aller Anstrengung, doch so faßlich als es sich nur thun läßt, diesen ruhmwerthen Vorsatz durchzuführen suchen.

Es ist wahr, daß manche zu Anfang eines solchen Unternehmens eine große Abhandlung zur Einleitung schreiben würden, weil so eine ungeheure Maschine zu bewegen man sehr viele Instrumente nöthig hat.

Solche große Vorbereitungen erregen jedoch mehr Ueberdruß als Vergnügen, und deshalb wollen wir den Weg einschlagen, der uns besser dünkt, daß wir von denen Künsten reden, welche andern zum Grunde liegen und so nach und nach eine jede in Thätigkeit setzen, wie sie eingreift. Auf diese Weise wird man alles in einem bessern Zusammenhang im Gedächtniß behalten. Deshalb wir auch ohne weiteres mit Behacht zu Werke gehen.

Ihr Fürsten und Herrn, die ihr euch an solchen Künsten vergnügt, ihr vortrefflichen Meister und ihr Jünglinge, die ihr euch noch erst unterrichten wollt, wisset für gewiß: das das schönste Thier, das die Natur hervorgebracht, der Mensch sey, das das Haupt sein schönster Theil und der schönste und wundersamste Theil des Hauptes das Auge sey.

Will nun jemand eben deßhalb die Augen nachahmen, so muß er darauf weit größere Kunst verwenden als auf andere Theile des Körpers. Deßhalb scheint mir die Gewohnheit die man bis auf den heutigen Tag beibehält sehr unschicklich, daß Meister ihren armen zarten Knaben gleich zu Anfang ein menschliches Auge zu zeichnen und nachzuahmen geben. Dasselbe ist mir in meiner Jugend begegnet, und ich denke, es wird andern auch so gegangen seyn.

Aus obenangeführten Ursachen halte ich aber für gewiß, daß diese Art keineswegs gut sey und daß man weit schicklicher und zweckmäßiger leichtere und zugleich nützlichere Gegenstände den Schülern vorlegen könne.

Wollten jedoch einige steckische Pedanten, oder irgend ein Sudler gegen mich rechten und anführen, daß ein guter Fechtmeister seinen Schülern zu Anfang die schwersten Waffen in die Hände giebt, damit ihnen die gewöhnlichen desto leichter scheinen, so könnte ich gar vieles hiegegen auf das schönste versehen; allein das wär' doch in den Wind gesprochen und ich, der ich ein Liebhaber von Resultaten bin, begnüge mich ihnen mit diesen Worten den Weg verrannt zu haben und wende mich zu meiner leichtern und nützlichern Methode.

Weil nun das wichtigste eines solchen Talentes immer die Darstellung des nackten Mannes und Weibes bleibt, so muß derjenige, der so etwas gut machen und die Gestalten gegenwärtig haben will, auf den Grund des Nackten gehen, welches die Knochen sind. Hast du dieses Gebäude auf im Gedächtniß, so wirst du weder bei nackten noch bekleideten Figuren einen Irrthum begehen, welches viel gesagt ist. Ich behaupte nicht, daß du dadurch mehr oder minder Anmuth deinen Figuren verschaffst, es ist hier die Rede sie ohne Fehler zu machen und dieses, kann ich dich versichern, wirst du auf meinem Wege erreichen.

Nun betrachte, ob es nicht leichter sey einen Knochen zum Anfang zu zeichnen, als ein Auge?

Hiebei verlange ich, daß du zuerst den Hauptknochen des Beines zeichnest! Denn wenn man einen solchen dem Schüler von dem zartesten Alter vorlegt, so wird er einen Stab zu zeichnen glauben. Fürwahr in den obersten Künsten ist es von der größten Wichtigkeit it, wenn man sie überwinden und höherziehen will, daß man Muth fasse, und ein Kind wird so kleinmüthig seyn, das ein solches beinernes Stäbchen, wo nicht auf das erste, doch auf das zweitemal, nachzuahmen sich versprüche, wie solches bei einem Auge nicht der Fall seyn würde. Alsdann wirst du die kleine Röhre, welche wohl über die Hälfte dünner ist als die große, mit dem Hauptknochen gehörig zusammen fügen und also nachzeichnen lassen. Ueber diese beiden setzest du den Schenkelknochen, welcher einzig in und stärker ist als die beiden vorhergehenden.

Dann fügst du die Kniescheibe zwischen ein und lässest den Schüler diese vier Knochen sich recht ins Gedächtniß fassen, indem er sie von allen Seiten zeichnet, sowohl von vorn und hinten als von den beiden Profilen. Sodann wirst du ihnen die Knochen des Fußes nach und nach erklären, welche der Schüler, von welchem Alter er sey, zeichnen und ins Gedächtniß prägen muß.

Daraus wird ich ergeben, daß wenn sich jemand die Knochen des ganzen Beines bekannt gemacht, ehe er an den Kopf kommt, ihm alle andern Knochen leicht scheinen werden, und so wird er nach und nach das schöne Instrument zusammen setzen lernen, worauf die ganze Wichtigkeit unserer Kunst beruht.

Hast nachher den Schüler einen der schönen Hüftknochen zeichnen, welche wie ein Becken geformt sind und sich genau mit dem Schenkelknochen verbinden da wo dessen Ende gleich einer Kugel an einen Stab befestigt ist. Dagegen hat der Beckenknochen eine wohl eingerichtete Vertiefung, in welcher der Schenkelknochen sich nach allen Seiten bewegen kann, wobei die Natur gesorgt hat, daß er nicht über gewisse Gränzen hinausschreite, in welchen sie ihn mit Sennen und andern schönen Einrichtungen zurückhält.

Ist nun dieses gezeichnet und dem Gedächtniß wohl eingedrückt, so kommt die Reihe an einen sehr schönen Knochen, welcher zwischen den beiden Hüftknochen befestigt ist. Er hat acht Oeffnungen, durch welche die Meisterin Natur mit Sennen und andern Verrichtungen das ganze Knochenwerk zusammenhält. Am Ende von gedachtem Bein ist der Schluß des Rückengrates, welcher als ein Schwänzchen erscheint, wie er es denn auch wirklich ist.

Dieses Schwänzchen wendet sich in unsern warmen Gegenden nach innen; aber in den kältesten Gegenden, weit hinten im Norden, wird es durch die Kälte nach außen gezogen, und ich habe es vier Finger breit bei einer Menschenart gesehen, die sich Ibermi nennen und als Monstra erscheinen; es verhält sich aber damit nicht anders als wie ich gesagt habe.

Sodann lässt du den wunderbaren Rückgrat folgen, der üb r gedachtem heiligen Bein aus vier und zwanzig Knochen besteht. Solchen zählt man bis dahin wo die Schultern anfangen und acht bis zur Verbindung mit dem Haupte, welchen Theil man den Nacken nennt. Der letzte Knochen hat eine runde Vertiefung, in welcher der Kopf sich trefflich bewegt.

Von diesem Knochen musst du einige mit Vergnügen zeichnen; denn sie sind sehr schön. Sie haben eine große Oeffnung, durch welche der Sitzung des Rückenmarks durchgeht.

An dieses Knochenwerk des Rückens schließen sich vier und zwanzig Rippen, zwölf auf jeder Seite, so daß man das Zimmerwerk einer Galeere zu sehen glaubt. Dieses Rippenwesen musst du oft zeichnen und dir wohl von allen Seiten bekannt machen. Du wirst finden, daß sie sich am sechsten Knochen, vom heiligen Bein an gerechnet, anzusehen anfangen. Die vier ersten sind klein. Von diesen sind die beiden ersten klein und ganz knöchern. Die erste ist klein, die zweite größer, die dritte hat ein klein Stückchen Knorpel an der Spitze, die vierte aber ein größeres, die fünfte ist auch noch nicht mit dem Brustknochen verbunden wie die übrigen sieben. Dieser Knochen ist gerade wie ein Winkeleisen und macht einen Theil des ganzen Rippenwerks aus.

Einige dieser sieben Rippen haben den dritten, einige den vierten Theil Knorpel und dieser Knorpel ist nichts anders als ein zarter Knochen ohne Mark. Auf alle Weise läßt er sich mehr einem Knochen als einer Sennen vergleichen, denn der Knochen ist zerbrechlich, der Knorpel auch, die Sennen aber nicht.

Nun verstehe wohl! wenn du dieses Rippenwesen gut im Gedächtniß hast und dazu kommt Fleisch und Haut darüber zu ziehen, so wirst, daß du fünf unterschiedene Rippen, wenn sich der Körper dreht, eher vor und rückwärts bringt, unter der Haut viele schöne Erhebungen und Vertiefungen zeigen, welches eben die schönen Dinge sind, welche an dem Körper des Menschen unserm Auge sehr erschienen.

Diejenigen welche nun diese Knochen nicht auf im Gedächtniß haben, wie mir einige einbildische Maler, Schmierer vorgekommen sind, die sich auf ihre Bedächtnißkraft verlassen und ohne andere Literatur als sich selber und oberflächlicher Anfänge zur Arbeit rennen, nichts Gutes verrichten und sich dergestalt gewöhnen, daß sie, wenn sie auch wollten, nichts Tüchtiges leisten können. Mit diesem Handwerksvolke, wobei sie noch der Geld betrügt, schänden sie denen, die auf dem guten Wege der Studien sind, und machen den Fürsten Schande, die,

indem sie sich von solcher Beharrlichkeit bethören lassen, der Welt zeigen, daß sie nichts verstehen. Die trefflichen Bildhauer und Maler verfertigen ihre Arbeiten für viele hundert Jahre zum Ruhme der Fürsten und zur größten Zierde ihrer Städte. Da solche Werke nun ein so langes Leben haben sollen, so erwarte nicht, mächtiger und würdiger Fürst, daß man sie geschwind vollbringe. Die gute Arbeit braucht vielleicht nur zwei oder drei Jahre mehr als die schlechte. Nun bedenke, ob sie nicht, da sie so viele Jahre leben soll, diesen Aufschub verdient.

Habe ich mich nun ein wenig von meinem Hauptzwecke entfernt, so kehre ich gleich dahin wieder zurück.

Ueber diesem Rippenbau befinden sich noch zwei Knochen außer der Ordnung, die sich beide auf den Brustknochen auflegen und mit einiger Wendung sich mit den Schulterknochen verbinden. Du brauchst sie nicht so sonderlich zu zeichnen, wie mehrere der andern, sondern zugleich mit dem Rippenkasten mußt du dir sie wohl in das Gedächtniß eindrücken; es sind dieses die Schlüssel deine.

Diejenigen Knochen, mit welchen sie sich hinterwärts verbinden, haben die Form zweier Schaufeln. Es sind sehr schöne Knochen, die, weil sie gewisse Erhöhungen haben, unter der Haut erscheinen und daher von deinem Schüler an Statt des Auges zu zeichnen sind. Es kommt viel darauf an, daß er sie recht kenne. Denn wenn ein Arm einige Gewalt brauchen will, so macht dieser Knochen verschiedene schöne Bewegungen, welche der, der es versteht, auf dem Rücken wohl erkennen kann, weil sich diese Knochen sehr von den Muskeln auszeichnen. Man nennt sie Schulterblätter.

An diesen sind die Armknochen befestigt, welche den Beinen ähnlich, obgleich viel kleiner sind. Wenn du dich mit diesen beschäftigst, so brauchst du es gerade nicht auf eben die Art zu thun, wie du es mit den Füßen getan hast. Denn wenn du in der Ordnung, wie ich dir angesagt habe, bis zu den Armen gelangt bist, so kannst du viele alsdann gewiß zugleich mit der Hand zeichnen, welches eine künstliche und schöne Sache ist. Auch diese Theile mußt du genugsam, nach allen Seiten hin, zeichnen und zwar sowohl die rechte als die linke.

Bist du so weit gelangt, so kannst du dich gleichsam zum Vergnügen an dem wundersamen Knochen des Schädels versuchen, den du alsdann, wenn du sleißig und anhaltend die untern Theile studirt hast, mit Ernst vornehmen magst.

Hast du ihn nun, von irgend einer Seite, gezeichnet und deine Arbeit gefällt dir, so mußt du suchen, ihn mit den untern Theilen zu verbinden und diese von allen Seiten und in allen Wendungen thun. Denn wer die Knochen des Schädels nicht gut in Gedanken hat, der wird keinen Kopf, er sey von welcher Art er wolle, mit einiger Anmuth ausführen können.

Das beste wär', daß du während der Zeit, wenn du das menschliche Knochengerüste zeichnest, nichts weiter vornähmest, um dein Gedächtniß nicht zu beschweren. Nun mußt du noch dieses wissen, daß du auch das Maß aller dieser Theile in Kannt zu machen hast, auf daß du mit mehr Sicherheit Sennen und Muskeln darüber ziehen könnest, womit die göttliche Natur mit so vieler Kunst das schöne Instrument verbindet.

Wenn du nun diese Knochen messen willst, so mußt du sie so aufstellen, als wenn es ein lebendiger Mensch wär', z. B. der Fuß muß sich in seiner Pfanne befinden, welche Richtung er auch nehme.

Den Körper kannst du daher künstlich zurechte rücken, daß er auf zwei Beinen stehe, und den Kopf ein wenig zur Seite wenden. Auch kannst du dem Arm einige Handlung geben.

Nachher magst du das Gerippe, hoch oder niedrig, sitzen lassen und ihm verschiedene Wendungen und Bewegungen geben. Dadurch wirst du dir ein wundersames Fundament bereiten, das dir die großen Schwierigkeiten unserer göttlichen Kunst erleichtern wird.

Damit ich dir ein Beispiel zeige und den größten Meister anführe, so betrachte die Werke des Michelangelo Buonarotti, dessen hohe Weise, die von allen andern und von allem, was man bisher gesehen, so sehr verschieden ist, nur darum so wohl gefallen hat, weil er das Gefüge der Knochen genau betrachtete. Dich hievon zu überzeugen, betrachte alle seine Werke, sowohl der Sculptur als Malerei, wo die an ihrem Ort wohlbezeichneten Muskeln ihm kaum so viel Ehre machen als die sichere Andeutung der Knochen und ihres Uebergangs zu den Sennen, wodurch das künstliche Gebäude des Menschen erst entschieden Gestalt, Maß und Verbindung erhält. »

XVII.

Ueber den Rangstreit der Sculptur und Malerei.

« Man zeichnet mit verschiedenen Materien und auf verschiedene Weise, mit Kohle, Bleiweiß und der Feder. Die Zeichnungen mit der Feder werden gearbeitet, indem man eine Linie mit der andern durchschneidet und mehr Linien aufsetzt, wo man die Schatten verstärken will; soll er schwächer seyn, so läßt man es bei weniger Linien bewenden, und für die Lichter bleibt das Papier ganz weiß. Gedachte Art ist sehr schwer und nur wenige Künstler haben sie vollkommen zu behandeln gewußt. Auf diesem Wege sind die Kupferstiche erfunden worden, in welchen sich Albrecht Dürer als ein wahrhaft bewundernswürdiger Meister bewiesen hat, sowohl durch die Lebhaftigkeit und Feinheit der Zeichnung, als durch die Zartheit des Stichs.

Man zeichnet auch noch auf andere Weise, indem man nach vollendetem Umriß mit der Feder Pinsel nimmt und mit mehr oder weniger in Wasser aufgelöster und verdünnter Tusche nach Bedürfniß helleren oder dunkleren Schatten anbringt. Diese Art nennt man Acquarell.

Ferner färbt man mit verschiedenen Farben das Papier und bedient sich der schwarzen Kreide den Schatten, und des Bleiweißes das Licht anzugeben. Dieses Weiß wird auch gerieben mit etwas Arabischem Gummi vermischt und in Stäbchen, so stark als eine Feder, zu gedachtem Zwecke gebraucht.

Ferner zeichnet man mit Rothstein und schwarzer Kreide. Mit diesen Steinen wird die Zeichnung überaus angenehm und besser als auf die vorige Weise. Alle guten Zeichner bedienen sich derselben, wenn sie etwas nach dem Leben abbilden; denn wenn sie mit gutem Bedacht Arm oder Fuß auf diese oder jene Weise gestellt haben und sie ihn nachher anders zu bewegen gedenken, höher oder niedriger, vor oder zurück, so können sie es leicht thun, weil sich mit ein wenig Breitkrumme die Striche leicht wegwischen lassen, und deswegen wird diese Weise für die beste gehalten.

Da ich nun von der Zeichnung rede, so sage ich noch meinem Dafürhalten, die wahre Zeichnung sey nichts anders, als der Schatten des Runden, und so kann man sagen, daß das Runde der Vater der Zeichnung sey; die Malerei aber ist eine Zeichnung mit Farben gefärbt wie sie uns die Natur zeigt.

Man malt auf zweierlei Weise, einmal daß man die

sammtlichen Farben nachahmt wie wir sie in der Natur verfinden; sodann daß man nur das Helle und Dunkle ausdrückt, welche letztere Art in unsern Zeiten in Rom wieder aufgebracht worden, von Polidor und Maturino, außerordentlichen Zeichnern, welche unter der Regierung Leo's, Hadrians und Clemens unendliche Werke darin verfertigt haben, ohne sich mit den Farben abzugeben.

Indem ich nun aber zu der Art wie man zeichnet zurückkehre und besonders meine Beobachtungen über die Verkürzung mittheilen will, so erzählte ich, daß wenn wir, mehrere Künstler, zusammen studirten, ließen wir einen Mann von guter Gestalt und frischem Alter in einer gewissen Kammer entweder sitzend oder stehend, verschiedene Stellungen machen, wobei man die schwersten Verkürzungen beobachten konnte. Dann setzten wir ein Licht an die Kniekehle, weder zu hoch noch zu tief, noch zu weit entfernt von der Figur und befestigten es, sodaß es uns den wahren Schatten zeigte. Dieser wurde dann alsbald umfahren, und man zeichnete die wenigen Linien, die man im Schatten nicht hatte sehen können, in den Umriß hinein, als: die Falten am Arm, die von der Biegung des Ellbogens herkommen und so an andern Theilen des Körpers.

Dieß ist die wahre Art zu zeichnen, durch die man ein trefflicher Maler wird, wie es unserm außerordentlichen Michelangelo Buonarotti gelungen ist, der, wie ich überzeugt bin, aus keiner andern Ursache in der Malerei so viel geleistet hat, als weil er der vollkommenste Bildhauer war und in dieser Kunst mehr Kenntnisse hatte, als niemand anders zu unsern Zeiten.

Und welch ein großes Lob kann man einer schönen Malerei geben, als wenn man sagt: sie trete hervorgestalt hervor, daß sie als erhoben erscheine. Daraus lernen wir, daß das Runde und Erhobene als der Vater der Malerei, einer angenehmen und reizenden Tochter, angesehen werden muß.

Der Maler stellt nur eine der acht vornehmsten Ansichten dar, welche der Bildhauer sämmtlich leisten muß. Daher wenn dieser eine Figur, besonders eine nackte, verfertigen will, nimmt er Erde oder Wachs und stellt die Theile nach und nach auf, indem er von den vordern Ansichten anfängt. Da findet er nun manches zu überlegen, die Glieder zu erheben und zu erniedrigen, vorwärts und rückwärts zu wenden und zu biegen. Ist er nun mit der vordern Ansicht zufrieden und betrachtet die Figur auch von der Seite, als einer der vier Hauptansichten, so findet er oft, daß sie weniger gefällig erscheint, deswegen er die erste Ansicht, die er bei sich schon fest gesetzt hatte, wieder verderben muß, um sie mit der zweiten in Uebereinstimmung zu setzen. Und es begegnet wohl, daß ihm jede Seite neue Schwierigkeiten entgegen setzt. Ja man kann sagen, daß es nicht etwa nur acht, sondern mehr als vierzig Ansichten gibt, denn wie er nur seine Figur im geringsten wendet, so zeigt sich ein Muskel entweder zu sehr, oder zu wenig, und es kommen die größten Verschiedenheiten vor. Dieser muß der Künstler von der Anmuth der ersten Ansicht gar manches aufopfern, um die Uebereinstimmung rings um die ganze Figur zu leisten, welche Schwierigkeit so groß ist, daß man niemals eine Figur gesehen hat, welche sich gleich gut von allen Seiten zu zeigen.

Wird nun aber die Schwierigkeit der Bildhauerkunst sich recht vorstellen, so kann man die Arbeiten des Michelangelo zum Maßstabe nehmen. Denn wenn er ein lebensgroßes Modell mit aller gehörigen Sorgfalt, die er bei seinen Arbeiten zu beobachten pflegte, vornahm, so endigte er es gewöhnlich in sieben Tagen. Zuvor habe ich ihn auch manchmal ein solches nacktes Modell von Morgens bis auf den Abend mit allem gehörigen Kunstfleiß vollenden sehen. Dieses leistete er manchmal, wenn ihn unter der Arbeit ein wundersamer wüthender Paroxismus überfiel. Wir können daher wohl allgemeinen sieben Tage annehmen. Wollte er aber eine solche Statue in Marmor ausführen, so brauchte er sechs Monate, wie man öfters beobachtet hat.

Auch könnte die Zahl der Werke, welche Michelangelo gemacht, zum Beweis der Schwierigkeit der Bildhauerkunst dienen, denn für eine Figur in Marmor brachte er hundert gemalte zu Stande, und bloß deswegen, weil die Malerei nicht an der Schwierigkeit so viele Ansichten hafte. Wir dürfen daher wohl schließen, daß die Schwierigkeit der Bildhauerei nicht bloß von der Materie herkomme, sondern die Ursache in den großen Studien liege, die man machen, und in den vielen Regeln, die man beobachten muß, um etwas Bedeutendes zu leisten, welches bei der Malerei nicht der Fall ist. Daher glaube ich mit aller Bescheidenheit behaupten zu können: daß die Bildhauerkunst der Malerei weit vorzuziehen sey.

Da mich nun aber diese Meinung noch auf eine andere führt, die einen verwandten Gegenstand betrifft, so halte ich für schicklich, auch dieselbe hier vorzutragen.

Ich bin nämlich überzeugt, daß diejenigen Künstler, welche durch Uebung der Bildhauerkunst den menschlichen Körper mit seinen Proportionen und Maßen am besten verstehen, auch die besten Architekten seyn werden, vorausgesetzt, daß sie die andern Studien dieser nothigen und trefflichen Kunst nicht versäumt haben. Denn nicht allein haben die Gebäude einen Bezug auf den menschlichen Körper, sondern die Proportion und das Maß der Säulen und anderer Zierrathen haben daher ihren Ursprung, und wer eine Statue mit ihren übereinstimmenden Nasen und Theilen zu machen versteht, dem wird es auch in der Baukunst gelingen, weil er gewohnt ist, große Schwierigkeiten zu überwinden und mit besonderm Fleiß zu arbeiten, daher er denn auch ein besonderes Urtheil sich über die Gebäude erwerben wird.

Dadurch will ich aber nicht behaupten, daß nur der trefflichste Bildhauer ein guter Baumeister seyn könne; denn Bramante, Rafael und viele andere Maler haben auch mit großem Sinn und vieler Anmuth sich in der Baukunst bewiesen, doch sind sie nicht zu der Höhe gelangt, auf welcher sich unser Buonarotti gezeigt hat, welches nur daher kam, weil er besser als jeder andere eine Statue zu machen verstand.

Deswegen finden wir so viel Herrlichkeit und Anmuth in seinen architektonischen Werken, daß unsere Augen sich an ihrem Anschauen niemals genug sättigen können.

Dieses habe ich nicht sowohl um des Streites der Bildhauerkunst und der Malerei willen hier anführen wollen, sondern weil es viele giebt, denen nur ein kleines Lichtchen in der Zeichenkunst geschienen und die, als politische Idioten, sich unterstehen, Werke der Baukunst zu unternehmen. Das begegnete dem Meister Terzo, einem Ferraresischen Kramer, der mit einer gewissen Neigung zur Baukunst und mit Hülfe einiger Bücher die davon handelten, welche er fleißig las, mehrere bedeutende Männer überredete und viele Gebäude aufführte. Ja, er wurde so kühn, daß er sein erstes Gewerb verließ und sich der Baukunst ganz ergab. Er pflegte zu sagen: die vollkommensten Meister dieser Kunst seyen Bramante und Antonio von Sanct Gallo gewesen, außer diesen nehme er es mit jedem auf. Dadurch erwarb er sich den Spitznamen Terzo der Kritik.

Wußte denn der Mann nicht, daß Brunellesco der erste gewesen, der die Baukunst nach so vielen Jahren wieder aufgerichtet, nachdem sie unter den Händen barbarischer Handwerker völlig erloschen. Wozu haben sich nachher Bramante, Antonio von Sanct Gallo und Balt

thasar Peruzzi hervorgethan; aber zuletzt iſt ſie auf den höchſten Grad der Vortrefflichkeit durch Michelangelo gelangt, welcher, da er die lebhafteſte Kraft der Zeichnung durch das Mittel der Bildhauerkunſt erlangt, vieles an dem Tempel von Sanct Peter in Rom verändert, was jene angegeben hatten, wobei er ſich nach dem allgemeinen Urtheil den guten Regeln der Architektur mehr angenähert.

Uebrigens behalte ich mir vor, ein andermal mehr hierüber zu ſprechen, da ich denn auch die Perſpective abhandeln und nächſt dem was ich aus mir ſelbſt mitzutheilen denke, auch unzählige Bemerkungen des Leonardo da Vinci, die ich aus einer ſchönen Schrift deſſelben gezogen, überliefern werde.

Daher will ich nicht länger ſäumen und dasjenige, was ich bisher geſagt habe, denen überlaſſen, die mit größern und beſſern Gründen, ohne Leidenſchaft, dieſe Dinge abzuhandeln werden im Stande ſeyn.

Rameau's Neffe.

Ein Dialog von Diderot.

Aus dem Manuſcript überſetzt.

... Verumenim, quotquot sunt, natos inquis.
Horat. Serm. Lib. II, sat. VII, v. 14.

Es mag ſchön oder häßlich Wetter ſeyn, meine Gewohnheit bleibt auf jeden Fall um fünf Uhr Abends im Palais Royal ſpazieren zu gehen. Mich ſieht man immer allein, nachdenklich auf der Bank d'Argenſon. Ich unterhalte mich mit mir ſelbſt von Politik, von Ehe, von Geſchmack oder Philoſophie, und überlaſſe meinen Geiſt ſeiner ganzen Leichtfertigkeit. Mag er doch die erſte Idee verfolgen, die ſich zeigt, ſie ſey weiſe oder thöricht. So ſieht man in der Allée de Foi unſere jungen Liederlichen einer Courtiſane auf den Ferſen folgen, die mit unverſchämtem Weſen, lachendem Geſicht, lebhaften Augen, ſtumpfer Naſe dahingeht; aber gleich verlaſſen ſie dieſe um eine andere, necken ſie ſämmtlich und binden ſich an keine. Meine Gedanken ſind meine Dirnen.

Wenn es gar zu kalt oder regnicht iſt, flüchte ich mich in den Cafe de la Régence und ſehe zu meiner Unterhaltung den Schachſpielern zu. Paris iſt der Ort in der Welt, und der Cafe de la Régence der Ort in Paris, wo man das Spiel am beſten ſpielt. Da, bei Kon, verſuchen ſich gegen einander der profunde Legal, der ſubtile Philidor, der gründliche Mauvel. Da ſieht man die bedeutendſten Züge, da hört man die gemeinſten Reden. Denn, kann man ſchon ein geiſtreicher Mann und ein großer Schachſpieler zugleich ſeyn, wie Legal, ſo kann man auch ein großer Schachſpieler und dabei ein Narr zugleich ſeyn, wie Foubert und Mauvel.

Einen Nachmittage war ich dort, beobachtete viel, ſprach wenig und hörte ſo wenig als möglich, als eine der wunderlichſten Perſonnagen zu mir trat, die nur jemals dieſes Land hervorbrachte, wo es doch Gott an dergleichen nicht fehlen ließ. Es iſt eine Zuſammenſetzung von Hochſinn und Niederträchtigkeit, von Menſchenverſtand und Unſinn; die Begriffe vom Ehrbaren und Unehrbaren müſſen ganz wunderbar in ſeinem Kopf durch einander gehn: denn er zeigt, was ihm die Natur an guten Eigenſchaften gegeben hat, ohne Prahlerei, und was ſie ihm an ſchlechten gab, ohne Scham. Uebrigens iſt er von einem feſten Körperbau, einer außerordentlichen Einbildungskraft und einer ungewöhnlichen Lungenfülle. Wenn ihr ihm jemals begegnet, und ſeine Originalität hält euch nicht feſt, ſo verſtopft ihr eure Ohren gewiß mit den Fingern, oder ihr entflieht. Gott, was für ſchreckliche Lungen!

Und nichts gleicht ihm weniger, als er ſelbſt. Manch-

mal ist er mager und zusammengefallen, wie ein Kranker auf der letzten Stufe der Schwindsucht; man wurde seine Zähne durch seine Backen zählen; man sollte glauben, er habe mehrere Tage nichts gegessen, oder er komme aus der Trippy.

Den nächsten Monat ist er feist und völlig, als hätte er die Tafel eines Financiers nicht verlassen, oder als hätte man ihn bei den Benediktinern in die Kost gegeben. Heute, mit schmutziger Wäsche, mit zerrissenen Hosen, in Lumpen gekleidet und fast ohne Schuhe, geht er mit gebeugtem Haupt, entsteht sich den Begegnenden, man möchte ihn anrufen, ihm Almosen zu geben. Morgen, gepudert, chauffirt, frisirt, wohl angezogen, trägt er den Kopf hoch, er zieht sich, und ihr wundert ihn beinahe für einen ordentlichen Menschen halten.

So lebt er von Tag zu Tag, traurig oder heiter, nach den Umständen. Seine erste Sorge des Morgens, wenn er aufsteht, ist, sich zu bekümmern, wo er zu Mittag speisen wird. Nach Tische denkt er auf eine Gelegenheit zum Nachtessen, und auch die Nacht bringt ihm neue Sorgen. Bald erreicht er zu Fuß ein kleines Dachstübchen, seine Wohnung, wenn nicht die Wirthin, ungeduldig den Mietzins länger zu entbehren, ihm den Schlüssel schon abgefordert hat. Bald wirft er sich in einen Schrank, der Werkstatt, wo er den Tag zwischen einem Stück Brot und Kruge Bier erwartet. Hat er denn auch die liebe Sonne zum Schlafgeist nicht in der Tasche, das ihm wohl manchmal beigesellt, so wendet er sich an einen Mitbruder, seinen Freund, oder an den Kutscher eines großen Herrn, der ihm ein Lager auf Stroh neben seinen Pferden vergönnt. Morgens hat er denn noch einen Theil seiner Matratze in den Haaren. Ist die Jahreszeit gelind, so flattert er die ganze Nacht auf dem Gauze, oder den Abhängen Federn hin und wieder. Mit dem Tage erscheint er freilich in der Stadt, geklärt von gestern für heute, und von heute manchmal für den Uebrist der Woche.

Dergleichen Originale kann ich nicht schätzen; andre machen sie zu ihren nächsten Bekannten, sogar zu Freunden. Die Leute können sie mich einmal festhalten, wenn ich ihnen begegne, weil ihr Charakter von den gewöhnlichen absticht, und sie die lustige Einförmigkeit unterbrechen, die wir durch unsre Erziehung, unsre gesellschaftlichen Conventionen, unsre bewunderten Anstalten eingeführt haben. Kommt ein solcher in eine Gesellschaft, so ist er ein Kriminal-Sauerkraut, das das Ganze hebt, und jedem einen Theil seiner natürlichen Individualität zurückgibt. Er schmeißt, er bewegt, bringt Leb oder Tadel zur Sprache, trakt die Wahrheit hervor, macht rechtliche Leute krankhaft, entlarvt die Schelme, und da herrscht ein Vernünftiger zu viel, sondert seine Leute.

Diesen kannt' ich seit langer Zeit; er kam öfters in mein Haus, wo ihm sein Talent den Eingang verschafft hatte. Die Leute hatten eine einzige Tochter. Er schwur dem Vater und der Mutter, daß er ihre Tochter dazu machen würde. Diese saßen die Achseln, lachten ihm ins Gesicht, und verhielten ihm, er sey närrisch. Doch sah ich den Augenblick kommen, wo die Sache gemacht war. Er verlangte von mir einige Thaler, die ich ihm gab. Er hatte sich, ich weiß nicht wie, in einigen Gunsten eingeschlichen, war sein Gevatter devil stand, oder man hatte ihm zu Bedingung gemacht, er solle niemals ohne Geraubnis reden. Da schrieb er mir und ob der Verbrist: es war lassig sich in diesen Zwang zu setzen. Schnell er es wagte den Theater zu brechen und den Mund aufzuthun, sogleich dem ersten Wort rissen alle Weiber sich von ihm. Dann funkelte die Thüre in seinen Augen, und er fiel mit einer Gewalt über das Essen her.

Ihr wart neugierig den Namen des Mannes zu wissen, da habt ihr ihn. Es ist der Vetter des berühmten Tonkünstlers, der uns von Lulli's Kirchengesang gerettet hat, den wir seit hundert Jahren psalmodiren. Ein Vetter des Mannes, der so viel unverständliche Visionen und apokalyptische Weitschriften über die Theorie der Musik schrieb, wovon weder er, noch sonst irgend ein Mensch jemals etwas verstanden hat; in dessen Opern man Harmonie findet, einzelne Brocken guten Gesangs, ungusammenhängende Ideen, Larm, Aufzüge, Triumphe, Tänzen, Gloria, Miserein und Victorien, das den Sänger der Ritter machen möchte; des Mannes, der, nachdem er den Fortentwurf begonnen hat, durch Italienische Virtuosen wird darthun werden, wie er uns aufsuchte, und deshalb mißmuthig, traurig und ärgerlich ward. Dem niemand hat bessre Laune, nicht einmal ein hübsche Frau, die Morgens eine Blatter auf der Nase bewahr wird, als ein Autor, der sich betrebt sieht, seinen Ruf zu überleben, wie Marivaux und Crebillon, der Sohn, bewiesen.

Er tritt zu mir: Ich, mein Herr Philosoph, treff' ich Euch auch einmal! Was macht Ihr denn hier unter den Imaginanten? Verliert Ihr auch Eure Zeit mit Hofschränken? (So nennt man uns Verachtung das Schach- oder Damenspiel.)

Ich. Nein, aber wenn ich nichts Bessres zu thun habe, so ist's eine augenblickliche Unterhaltung, denen gewissen, die gut schieben.

Er. Also eine seltene Unterhaltung. Nehmt Regel und Pfeilder aus; die Uebrigen verstehen nichts.

Ich. Und Herr von Bussi, was sagt Ihr zu dem?

Er. Der ist als Schachspieler, was Demoiselle Clairon als Schauspielerin ist; beide wissen von diesen Spielen alles, was man davon lernen kann.

Ich. Ihr seid schwer zu befriedigen. Ich merke, nur den vorzüglichen Menschen läßt Ihr Gnade wiederfahren.

Er. Ja im Schach- und Damenspiel, in der Poesie, Redekunst, Musik und andern solchen Possen. Wozu soll die Mittelmäßigkeit in diesen Fällen?

Ich. Wunder ab' ich Euch Recht. Aber doch müssen sich viele auf diese Künste legen, damit der Mann von Genie hervortreten. Er ist dann der eine in der Menge. Aber lassen wir das gut seyn. Seit einer Ewigkeit habe ich Euch nicht gesehen. Ich denke niemals an Euch, wenn ich Euch nicht sehe. Aber es freut mich jedesmal, wenn ich Euch wiederfinde. Was habt Ihr gemacht?

Er. Das was Ihr, ich und alle die Andern machen, Gutes, Böses und Nichts. Dann hab' ich Hunger gehabt und gegessen, wenn sich dazu Gelegenheit fand. Ferner hatt' ich Durst und manchmal hab' ich getrunken, indessen ist mir der Bart gewachsen, und da hab ich mich rasiren lassen.

Ich. Darum habt Ihr übel gethan: denn der Bart war schön Euch zum Theilen.

Er. Freilich: meine Stirn ist groß und runzlich, mein Auge hagt, die Nase springt vor, meine Wangen sind breit, meine Augenbrauen braun und dicht, der Mund weit aufgespalten, die Lippen ungleichlaufen, und das Gesicht rührend. Weil Ihr wißt, daß ich angehorne Mienen, wenn es nun einem langen Barte bedeckt, es würde sich in Ernst oder Murmut nicht zu unterscheiden!

Ich. Neben Cäsar, Marc Aurel, Sokrates.

Er. Nein! ich sie da lieber zwischen Diogenes und Pirrhon. Unverschämt bin ich wie der erste, und die andre behalt ich dem.

Ich. Ihr bedürft Euch immer wohl?

Er. Ja, gewöhnlich aber heute nicht besonders.

Ich. Ich wette, mit Eurem Stammbuch, mit einem Buch! —

Er. Einem Geſichte, das man für die Mühſeligkeit nehmen könnte. Wiſſe Ihr, daß böſe Laune, die mir von Onkel ausgeerbt, wahrſcheinlich ſeinen Reichthum macht?

Ich. A propos! den Onkel, Seht Ihr ihn manchmal?

Er. Ja, manchmal auf der Straße vorbeigehn.

Ich. Thut er Euch denn nichts Gutes?

Er. Thut er jemanden Gutes, ſo weiß er gewiß nichts davon. Es iſt ein Philoſoph in ſeiner Art; er denkt nur an ſich, und die übrige Welt iſt ihm wie ein Miſthaufengrund. Seine Tochter und Frau können ſterben, wenn ſie wollen, nur daß ja die Glocken im Kirchſprengel, mit denen man ihnen zu Grabe läutet, baldich die Todesnote und Sterbeform, nachſchlagen, ſo iſt alles recht. Er iſt ein glücklicher Mann! und ſo ſonders weiß ich an Leuten von Geiz zu ſchätzen, daß ſie nur zu Einer Sorte gut ſind, deiner etwas zu nütze. Sie meſſen nicht, was es heißt, Bürger, Bater, Mutter, Brüdern und Freunde zu ſeyn. Natur und man ſollte ihnen durchaus gleichen, aber nur nicht wünſchen, daß der Samen ſie nennen würde. Menſchen muß es geben, Menſchen von Genie nicht. Nein, wahrhaftig nicht! Sie ſind es, die unſre Welt umarbeiten, und nun iſt im Einzelnen die Thorheit ſo allgemein und mächtig, daß man ſie nicht ohne Händel vertreiben. Da macht ſich's nun zum Ideal, wie ſich's die Herren eingebildet haben, zum Ideal bleibt's wie es war. Daher kommen die zwei Grenadiere, das Harlequins Roß!... Nein! die Weisheit des Mönchs im Rabelais, das iſt die wahre Weisheit für unſere Ruhe und für die Ruhe der andern. Seine Schuldigkeit thun, ſo gut es gehn will, vom Herrn Prior immer Gutes reden, und die Welt gehn laſſen, wie ſie Luſt hat. Sie geht ja gut, denn die Menge iſt damit zufrieden. Wiſſt' ich Geſchichte, ſo wollt' ich Euch zeigen, das Uebel hier unten iſt immer von genialiſchen Menſchen herbeigekommen; aber ich weiß keine Geſchichte, weil ich nichts weiß. Der Teufel reis mich, wenn ich jemals was gelernt habe, und ich befinde mich nicht ſchlechter deswegen. Ich war eines Tages an der Tafel eines königlichen Miniſters, der Verſtand für ein Dutzend hat. Er zeigte uns klar, ſo klar wie zwei mal zwei gut iſt, daß nichts den Völkern nachtheiliger ſey als die Lüge, nichts aber ſchädlicher als die Wahrheit. Ich bekümmre mich nicht mehr auf ſeine Beweiſe, aber es ſolgte ſonnenklar daraus, daß die Leute von Genie ganz abſcheulich ſind, und daß man ein Kind, wenn es bei ſeiner Geburt ein Gratulationsſchreiben dieſes gefährlichen Naturgeſchenks an der Thüre trüge, ſogleich erſticken oder ins Waſſer werfen ſollte.

Ich. Und doch! dieſe Perſonen, die vom Genie ſo übel ſprechen, bekommen alle Genie zu haben.

Er. Im Stillen ſchreibt ſich's wohl ein jeder zu; aber ich glaube doch nicht, daß ſie ſich unterſtanden, es zu bekennen.

Ich. Das geſteht aus Beſcheidenheit. Und alſo habt Ihr einen ſchrecklichen Haß gegen das Genie gefaßt?

Er. Für mein ganzes Leben.

Ich. Aber ich erinnere mich wohl der Zeit, da Ihr in Verzweiflung wart, nur ein gemeiner Menſch zu ſeyn. Ihr könnt nie glücklich werden, wenn Euch das eine wie das andere quält. Man ſollte ſeine Partie ergreifen und daran feſthalten. Wenn ich Euch auch zugebe, daß die genialiſchen Menſchen gewöhnlich ein wenig ſonderbar ſind, aber, wie das Sprichwort ſagt, kein großer Geiſt ſich findet ohne einen Gran von Narrheit, ſo läßt man die Genie's doch nicht fahren. Man wird die Jahrhunderte verachten, die keine hervorgebracht haben. Sie werden die Ehre des Volks ſeyn, bei dem ſie leben. Zwar oft ſpät errichtet man ihnen Statuen und betrachtet ſie als Wohlthäter des Menſchengeſchlechts. Brauche mir der vortrefflichen Miniſter, den Ihr anführt, aber ich glaube, wenn die Lüge einen Augenblick nützen kann, ſo ſchadet ſie nothwendig auf die Länge. Im Gegentheil nutzt die Wahrheit nothwendig auf die Länge, wenn ſie auch im Augenblick ſchadet. Daher kann' ich in Verſuchung den Schluß zu machen, daß der Mann von Genie, der einen allgemeinen Irrthum verſchreit, oder einer großen Wahrheit Einhalt gebietet, immer ein Weſen iſt, das unſre Verehrung verdient. Es kann geſchehen, daß dieſe Weſen ein Opfer des Vorurtheils und der Geſetze wird; aber es giebt zwei Arten Geſetze: die einen ſind unbillig und allgemein, die andern wunderlich, nur durch Verabredung oder durch Nothwendigkeit der Umſtände beſtätigt. Doch bedenken Sie, der ſie übertritt, nur mit einer verabredeten Schande, einer Schande, die von der Zeit auf die Nachkommen zurück geworfen wird, um einig an ihnen zu haften. Sokrates, oder das Gericht, das ihm den Schierling reichte, wer von beiden iſt nun der Unſterbliche?

Er. Das iſt ihm auch wohl recht! Iſt er deswegen weniger verdammt worden? Iſt ſein Todesurtheil weniger vollzogen? War er nicht immer ein unruhiger Bürger, und indem er ein ſchlechtes Geſetz verachtete, hat er nicht die Narren zur Verachtung der guten angeregt? War er nicht ein kühner und wunderlicher Mann, und ſind Ihr nicht ganz nah an einem Gleichniß, das den Mann von Genie wenig günſtig iſt?

Ich. Hört mich, lieber Mann, eine Geſellſchaft ſollte keine ſchlechten Geſetze haben. Hätte ſie nur gute, ſie käme niemals in Gefahr, einen Mann von Genie zu verfolgen. Ich habe nicht zugegeben, daß das Genie unzuſammen mit der Bosheit verbunden ſey, noch die Bosheit mit dem Genie. Ein Thor iſt oft ein Böſewicht, als ein Mann von Geiſt. Wäre nun auch ein Mann von Genie gewöhnlich in der Unterhaltung hart, rauh, ſchwer zu behandeln, unerträglich, wäre er auch ein Böſewicht, was wollte Ihr daraus folgern?

Er. Daß man ihn erſäufen ſollte.

Ich. Sachte, lieber Freund! Sie ſagt mir doch! Nun ich will nicht Euren Onkel zum Beiſpiel nehmen, das iſt ein harter und roher Mann, eine Menſchlichkeit, geizig, ein ſchlechter Vater, ſchlechter Gatte, ſchlechter Onkel; und dabei iſt es noch nicht einmal ganz entſchieden, daß er ein Mann von Genie ſey, daß er es in ſeiner Kunſt ſehr weit gebracht habe, daß man ſich in zehn Jahren noch um ſeine Werke bekümmern werde. Aber Racin, der bitte doch Gnade und gilt nicht für den beſten Mann. Aber Voltaire?

Er. Drängt mich nicht: denn ich weiß zu folgern.

Ich. Was würdet Ihr nun verſetzen, daß Voltaire ein guter Mann geweſen wäre, vollig eine mit ſeinem Gemahl wie Briaſſon, oder mit ſeiner Elle wie Barbier, ein Mann, der regelmäßig alle Jahre ſeiner Frau ein rechtmäßiges Kind machte, guter Gatte, guter Vater, guter Onkel, guter Nachbar, ehrlicher Handelsmann und nichts weiter; oder daß er ſchelmiſch, verrätheriſch, ehrlos, neidiſch geweſen wäre, aber Verfaſſer von Andromache, Britannicus, Jphigenia, Phädra und Athalia?

Er. Hätte er zu der erſten Art gehört, das möchte für ihn das Beſte geweſen ſeyn.

Ich. Das iſt ſogar unendlich wahrer, als Ihr ſelbſt nicht empfindet.

Er. Ja ſo ſeyd Ihr andern! Wenn wir etwas Gutes ſagen, ſo ſoll es, wie bei Narren und Schwärmern, der Zufall gethan haben. Ihr andern nur verſteht euch ſelbſt. Ja Herr Philoſoph, ich verſtehe mich und verſtehe mich eben ſo gut, als Ihr Euch verſteht.

Ich. Nun, ſo laßt hören, warum denn ſie ihn?

Er. Darum, weil alle die ſchönen Sachen, die er

da gemacht hat, ihm nicht zwanzigtausend Franken eingetragen haben. Wäre er ein guter Seidenhändler in der Straße St. Denis oder St. Honoré gewesen, ein guter Materialienhändler im Großen, ein besuchter Apotheker, da hätte er ein großes Vermögen zusammengebracht und dabei alle Arten Vergnügen genossen. Er hätte von Zeit zu Zeit einem armen Teufel von Lustigmacher, wie mir, ein Geldstück gegeben, und man hätte ihn zu lachen gemacht, man hätte ihm gelegentlich ein hübsches Mädchen verschafft, um eine ewige langweilige Bewerbung bei seiner Gebieterin zu unterbrechen. Wir hätten bei ihm vortrefflich gegessen, großes Spiel gespielt, weine süßen Wein getrunken, vortreffliche Liqueure, vortrefflichen Caffee, man hätte Lustfahrten gemacht. Ihr sitzt doch, daß ich mich darauf verstehe. Ihr lacht? Schon gut! Nur werdet Ihr doch zugeben, so wäre es auch besser für seine Umgebungen gewesen.

Ich. Ganz gewiß. Nur müßte er den durch ein rechtmäßiges Gewerbe errungenen Reichthum nicht auf eine schlechte Weise verwenden. Als die Spieler müßte er von seinem Hause entfernen, alle diese Schmarotzer, alle diese süßlichen Herren, alle diese Windbeutel, diese unnützen, verderbten Menschen. Mit Stockprügeln müßte er durch seine Lakaien den dienstbaren Gefälligen todt schlagen lassen, der, durch eine saubere Mannigfaltigkeit, den Ekelmann von dem Abgeschmack einer einförmigen Bewerbung zu retten sucht.

Er. Todt schlagen? Herr, todt schlagen? Niemanden schlägt man todt in einer wohl polizirten Stadt. Es ist eine ehrbare Beschäftigung; viele Personen, sogar mit Titeln, schämen sich ihrer nicht. Und wozu in's Teufels Namen soll man denn sein Geld verwenden, als auf einen guten Tisch, gute Gesellschaft, gute Weine, schöne Weiber, Vergnügen von allen Farben, Unterhaltungen aller Art? Gern so gern möchte ich ein Bettler sein, als ein großes Vermögen ohne diese Genüsse besitzen. Nun aber wieder von Marine. Dieser Mann taugte nur für die Unbekannten, für die Zeit, wo er nicht mehr war.

Ich. Ganz recht! Aber wäre einmal das Gute und das Böse. In tausend Jahren wieder Thränen entlocken, er wird in allen Ländern der Erde bewundert werden, Menschlichkeit wird er einflößen, Mitleiden, Zärtlichkeit. Man wird fragen, wer er war, woher gebürtig, man wird Frankreich beneiden. Einige Wesen haben durch ihn gelitten, die nicht mehr sind, an denen wir beinahe keinen Theil nehmen. Wir haben nichts mehr zu fürchten, weder von seinen Lastern, noch von seinen Fehlern. Besser wär' es freilich gewesen, wenn die Natur zu den Talenten eines großen Mannes auch die Gesinnungen des Rechtschaffenen gegeben hätte. Er war ein Baum, der einige in seiner Nachbarschaft gepflanzte Bäume verderben machte, der die Pflanzen erstickte, die zu seinen Füßen wuchsen, aber seinen Gipfel hat er bis in die Wolken erhoben, seine Aeste sind weit verbreitet, seinen Schatten hat er denen gegeben, die kommen und kommen werden, um an seinem majestätischen Orte zu ruhen. Früchte des feinsten Geschmacks hat er hervorgebracht und die sich immer erneuern. Freilich konnte man wünschen, auch Voltaire wäre so sanft wie Diderot, so offen wie der Abbé Trublet, so gerade wie der Abbé Diderot, aber, da das nun einmal nicht seyn kann, so laßt uns die Sache von der wahrhaft interessanten Seite betrachten. Laßt uns einen Augenblick den Punkt verlassen, wo wir im Raum und in der Zeit stehen. Erheben wir unsern Blick über künftige Jahrhunderte, entfernte Regionen, künftige Völker, denken wir an das Weh unserer Gattung, und wenn wir hierin nicht mehr genug sind, betrachten wir wenigstens der Natur, daß sie weiser war, als wir. Gieß auf Gnugens Kopf kaltes Wasser, vielleicht löscht ihr sein Talent mit seiner Eitelkeit zugleich aus. Macht Voltairen unempfindlicher gegen den Tadel, und er vermag nicht mehr in die Seele Metzgens hinabzusteigen, Euch nicht mehr zu rühren.

Er. Aber wenn die Natur so mächtig als weise war, warum wollte sie diese Männer nicht eben so gut als groß?

Ich. Sieht Ihr denn aber nicht, daß mit solchen Forderungen Ihr die Ordnung des Ganzen umwerft? denn wäre hienieden alles vortrefflich, so gäb' es nichts Vortreffliches.

Er. Ihr habt recht: denn darauf kommt es doch dampfschiffich an, daß wir beide da seyen. Ihr und ich, und daß wir eben Ihr und ich seyen: das andere mag gehen, wie es kann. Die beste Ordnung der Dinge, scheint mir, ist immer die, worein ich auch gehöre, und böse der Henker die beste Welt, wenn ich nicht dabei seyn sollte. Lieber will ich seyn, und selbst ein impertinenter Schwätzer seyn, als nicht seyn.

Ich. Jeder denkt wie Ihr, und doch will jeder an der Ordnung der Dinge, wie sie sind, etwas zuthun, ohne zu merken, daß er auf sein eigen Daseyn Verzicht thut.

Er. Das ist wahr.

Ich. Nehmen wir darum die Sachen wie sie sind, bedenken wir, was sie uns kosten und was sie uns eintragen, und lassen wir das Ganze, das wir nicht genug kennen, um es zu loben oder zu tadeln, und das vielleicht weder böse noch gut ist, wenn es nothwendig ist, wie viele Leute sich einbilden.

Er. Von allem, was Ihr da vorbringt, verstehe ich nicht viel. Wahrscheinlich ist es Philosophie, und ich muß Euch sagen, damit gehe ich mich nicht ab. So ganz, wie ich bin, möchte ich wohl gern ein anderer seyn, selbst auf die Gefahr ein Mann von Genie zu werden, ein großer Mann. Ja! gehen' ich's nur, hier ist etwas bas mir's sagt! Ich habe nimals einen dergleichen leben hören, daß mich dieses Lob nicht heimlich rasend gemacht hätte. Neidisch bin ich. Wenn ich etwas von ihrem Privatleben vernehme, daß sie herunterseht, das hier ich mit Vergnügen, das nähert uns einander, und ich ertrage leichter meine Mittelmäßigkeit. Ich sage mir: freilich du hättest niemals Mahomet oder die Lobrede auf Marcus geschrieben können. Und so war, so bin ich voller Verdruß mittelmäßig zu seyn. Ja ja, mittelmäßig bin ich und verdrießlich. Niemals habe ich die Ouverture der galanten Indien spielen hören, niemals singen hören: Profonds abimes du Ténare, Nuit, eternelle Nuit, ohne mir mit Schmerzen zu sagen, dergleichen wirst du nun niemals machen. Und so war ich denn eifersüchtig auf meinen Onkel, und fänden sich bei seinem Tod einige gute Glasirstücke in seinem Porteseuille, so würde ich mich nicht bedenken ich zu bleiben und er zu seyn.

Ich. Ist's weiter nichts als das, was Euch verdrießt, das ist doch nicht sehr der Mühe werth.

Er. Nichts, nichts! das sind Augenblicke die vorübergehen. Denn sang er die Ouverture der galanten Indien, die Arie Profonds abimes, und fuhr fort:

Da sitzt! das Ennui, das hier an mich kriecht, sagt mir: Rameau, du möchtest gern wie diesen Stutz gemacht haben; hättest du die beiden Stücke gemacht, du machtest mehr derselben. Hättest du eine gewisse Anzahl gemacht, so spielte man dich, so sänge man dich abwärts. Du könntest mit aufgehobenem Kopfe gehen, dein Gesicht würde von denen eigenen Verdienste leuchten. Die andern wiesen mit Fingern auf dich. Das ist der, sagte man, der die artigen Gavotten gemacht hat. Nun sang er die Gavotten. Dann mit der Miene eines gerührten Mannes, der in Freude schwimme, dem die

Augen feucht werden, nieder sich die Hände und sprach:) Du hättest ein gutes Haus (er streckte die Arme aus, um die Größe zu bezeichnen), ein gutes Bett (er sank nachlässig darauf hin), gute Weine (er schien sie zu kosten, indem er mit der Zunge am Gaumen klatschte), Kutsch' und Pferde (er hob den Fuß auf hineinzusteigen), hübsche Weiber (er umfaßte sie schon und drückte sie wollüstig an). Hundert Lumpenhunde kamen täglich mich zu besuchen. Er glaubte sie um sich zu sehen. Er sah Paasset, Poinsinet, die Frerons, Vater und Sohn, La Porte, er bot sie an, brüstete sich, billigte, lächelte, verschmähte, verachtete sie, jagte sie fort und rief sie zurück. Dann sprach er weiter:) So sagte man die Mer-zing, daß du ein großer Mann bist, so läßt du in der Geschichte der drei Jahrhunderte, daß du ein großer Mann bist: du wirst Abends übergnugt, daß du ein großer Mann bist, und der große Mann Rameau, der Vetter, schlief bei dem sanften Geräusch des Lobes ein, das um sein Ohr säuselte. Selbst schlafend wurde er eine zufriedene Miene zeigen, seine Brust erweiterte sich, er hatte mit Bequemlichkeit Athem, er schnarchte wie ein großer Mann. (Und als er das sagte, ließ er sich weichlich auf einen Sitz nieder, schloß die Augen und ahmte den glücklichen Schlaf nach, den er sich vorgebildet hatte. Nach einigen Augenblicken eines solchen süßen Ruhegenusses wachte er auf, streckte die Arme, gähnte, rieb sich die Augen und suchte seine abgeschmackten Schmeichler noch um sich her.)

Ich. So glaubt Ihr, daß der Glückliche ruhig schläft?

Er. Ob ich's glaube? Ich armer Teufel, wenn ich Abends mein Dachstübchen erreicht habe, wenn ich auf mein Lager gestrecken, unter meiner Decke kümmerlich zusammengeschrieben bin, dann ist meine Brust enge, das Athemholen schwach, es ist eine Art von leiser Klage, die man kaum vernimmt, anstatt daß ein Financier sein Schlafgemach erschüttert und die ganze Straße in Erstaunen setzt. Aber was mich heute betrübt, ist nicht, daß ich nur kümmerlich schlafe und schnarche.

Ich. Traurig ist's imm.r.

Er. Was mir begegnet, ist noch viel trauriger.

Ich. Und was?

Er. Ihr habt an mir immer einigen Antheil genommen, weil ich ein armer Teufel bin, den Ihr im Grund verachtet, aber der Euch unterhält.

Ich. Das ist wahr.

Er. So laßt Euch sagen. (Ehe er anfängt, seufzt er tief, bringt seine beiden Hände vor die Stirne, dann beruhigt er seine Gesichtszüge und sagt:) Ihr wißt, ich bin unwissend, thöricht, närrisch, unverschämt, gaunerisch, gefräßig.

Ich. Welche Lobrede!

Er. Sie ist durchaus wahr. Kein Wort ist abzudingen, keinen Widerspruch beobachte, ich bitt' Euch. Niemand kennt mich besser, als ich selbst, und ich sage nicht alles.

Ich. Euch nicht zu erzürnen, stimme ich mit ein.

Er. Nun denkt, ich lebte mit Personen, die mich eben sehr wohl leiden konnten, weil ich auf einen beden Grad dies Eigenschaften sämmtlich besaß.

Ich. Das ist doch wunderbar. Wieder glaubte ich, man verhasse sie vor sich selbst, oder man verzeihe sie sich, aber man verachte sie an andern.

Er. Sie sich verbergen, könnte man das? Seyd gewiß, wenn Paasset allein ist und sich selbst betrachtet, sagt er sich ganz andre Sachen. Seyd gewiß, sein College und er, einander gegenüber, bekennen sich offenherzig, daß sie zwei gewaltige Schurken sind. An andern diese Eigenschaften verachten? Meine Leute waren viel billiger und mit ging es vortrefflich bei ihnen. Ich war der Hahn im Korbe. Abwesend ward ich gleich vermißt, man hätschelte mich. Ich war ihr kleiner Rameau, ihr artiger Rameau, ihr Rameau der Narr, der Unverschämte, der Unwissende, der Faule, der Fresser, der Schalksnarr, das große Thier. Jedes dieser Bewörter galt mir ein Lächeln, eine Liebkosung, einen kleinen Schlag auf die Achsel, ein Ohrfeige, einen Fußtritt, bei Tafel einen guten Bissen, den man mir auf den Teller warf, nach Tische eine Freiheit, die ich mir nahm, als wenn es nichts bedeutete: denn ich bin ohne Bedeutung. Man macht aus mir, vor mir, mit mir alles was man will, ohne daß es mir auffällt. Die kleinen Geschenke die mir zugeworfen — dummer Hund, der ich bin! das habe ich alles verloren. Alles habe ich verloren, weil ich einmal Menschenverstand hatte, ein einziges Mal in meinem Leben. Ich wenn mir das jemals wieder begegnet!

Ich. Worein wer denn die Rede?

Er. Rameau, Rameau! hatte man dich deshalb aufgenommen? welche Narrheit ein bischen Geist, ein bischen Vernunft zu haben! Rameau mein Freund, das wird dich lehren daß zu bleiben, wozu Gott dich gemacht hat und wie keine Beschützer sich haben wollen. Nun hat man dich bei den Schultern genommen, dich zur Thüre geführt und gesagt: Fort, Schuft, laß dich nicht wieder sehen! Das will Sinn haben, glaub' ich, will Vernunft haben? Fort mit dir! Dergleichen haben wir übrig. Nun ginast du und bissest in die Finger. In die verfluchte Zunge hättest du vorher beißen sollen. Warum warst du nicht klüger? Nun bist du auf der Gasse, ohne einen Pfennig, und weißt nicht wohin. Du wirst genöthet, Mund, was begehrst du? und nun hatte dich wieder an die Hecken. Gut logirt und überglücklich wirst du nun seyn, wenn man dich wieder ins Dachstübchen läßt; wohl gebettet warst du, und Stroh erwartet dich wieder zwischen dem Kutscher des Herrn von Soubise und Freund Robbé. Statt eines sanften und ruhigen Schlafs hörst du mit einem Ohr das Wiehern und Stampfen der Pferde, und mit dem andern das tausendmal unerträglichere Geräusch trockner, harter, barbarischer Verse. Unglücklich, überlathen; von tausend Teufeln besessen.

Ich. Aber gäb' es denn kein Mittel Euch wieder zurückzuführen? Ist denn Euer Fehler so groß, so unverzeihlich? An Eurem Platz suchte ich meine Leute wieder auf. Ihr seyd ihnen viel nöthiger, als Ihr glaubt.

Er. O gewiß! Jetzt da ich sie nicht lachen mache, haben sie lange Weile wie die Hunde.

Ich. So ging' ich wieder hin. Ich ließ' ihnen keine Zeit mich entdehren zu lernen, sich an ehrbare Unterhaltung zu gewöhnen: denn wer weiß, was geschehen kann.

Er. Das fürchte ich nicht, das kann nicht geschehen.

Ich. So vortrefflich Ihr auch seyn mögt, ein andrer kann Euch ersetzen.

Er. Schwerlich!

Ich. Das sey! Aber ich ginge doch mit diesem entstellten Gesicht, diesem verirrten Blick, diesem losen Hals, diesen zerzausten Haaren, in diesem wirthschaftlichen Zustand, wie Ihr da steht. Ich würfe mich zu den Füßen der Gottheit, und ganz gebückt sagte ich mit leiser, schlachzender Stimme: Vergebung, Madame, Vergebung! ich bin ein Unwürdiger, ein Nichtswürdiger. Es war ein unglücklicher Augenblick: denn Ihr wißt, es begegnet mir niemals Menschenverstand zu haben, und ich versprech Euch, es soll in meinem ganzen Leben nicht wieder geschehen. Lustig war es anzusehen, wie er, unterdessen ich so sprach, die Pantom me dazu spielte. Er hatte sich mit der vorwärts, sein Gesicht an die Erde gedrückt, er schien mit beiden Händen die Spitze

welchem verwerflichen Zuſtand ſeyd Ihr geboren oder verleitet.

Er. Ich geſteh's. Aber laßt Euch meinen Zuſtand nicht allzuſehr zu Herzen gehn; indem ich mich Euch eröffnete, war es meine Abſicht nicht Euch weh zu thun. Ich habe mir bei dieſen Leuten etwas geſpart.

Bedenkt, daß ich gar nichts brauchte, ganz und gar nichts, und daß man mir für kleine Vergnügen noch ſo viel zulegte....

Hier bricht ſich ein Blatt mit einer Lücke. Die Scene iſt verändert und die Gemüthsruhe Lieb' in eine der Quellen bei dem Palais Royal gegangen.

(Da fing er an die Stirne ſich mit der Fauſt zu ſchlagen, die Lippe zu beißen und mit verwirrtem Blick an der Decke herumſehen. Dabei rief er aus:) Nein, die Scene iſt richtig; etwas habe ich bei Seite gebracht, die Zeit iſt vergangen, und das iſt ſo viel gewonnen.

Ich. Verlieren wollt Ihr ſagen.

Er. Nein, nein! gewonnen. Jeden Augenblick wird man reicher. Ein Tag weniger zu leben, oder ein Thaler mehr iſt ganz eine. Der Hauptpunkt im Leben iſt doch nur frei, leicht, angenehm, häufig alle Abende auf den Nachtſtuhl zu gehn. O stercus pretiosum! das iſt das groſſe Reſultat des Lebens in allen Ständen. Im letzten Zuber mit Rauben, Plündern, Banquerott machen, ſieben und zwanzig Millionen in Geld zuſammenbringt und zurücklaßt, ſo gut als Rameau, der nichts zurücklaßt, Rameau, dem die Wohlthätigkeit das Leichentuch ſchaffen wird, womit man ihn einwickelt. Der Todte hört kein Glockengeläut; umſonſt ſingen ſich hundert Pfaffen heiſer um ſeinetwillen; umſonſt ſieben lange Reihen von brennenden Kerzen vor ihm und hinter ihm, ſeine Seele ſchreitet nicht neben dem Ceremonienmeiſter. Unter dem Marmor faulen oder unter der Erde, iſt immer faulen. Um ſeinen Sarg rothe und blaue Kinder, oder niemand haben, was iſt daran gelegen? Und dann ſehet dieſe Fauſt an, ſie war ſtruck wie ein Teufel, dieſe zehn Finger, jeden Stäbe in eine hölzerne Handwurzel befeſtigt, dieſe Sehnen, alte Darmſaiten, trockener, ſtraffer, unbiegſamer als die an einem Drechſelerrad gedient haben. Aber ich habe ſie ſo gequält, ſo gedrückt, ſo gebrochen. Du willſt nicht geben, und ich, bei Gott! ich ſage dir, gehen ſollſt du, und ſo ſoll's werden.

(Und wie er das ſagte, hatte er mit der rechten Hand die Finger und die Handwurzel der linken gefaßt, er riß ſie herauf und herunter, die Fingerſehnen bewegten den Arm, die Gelenke krachten, und ich fürchtete, er würde ſich die Knochen verrenken.)

Ich. Nehmt Euch in Acht, Ihr thut Euch Schaden.

Er. Fürchtet nichts, das ſind ſie gewohnt. Seit zehn Jahren habe ich ihnen ſchon anders zuzuſetzen gegeben. So wenig ſie dran wollten, haben die Schufte ſich doch gewöhnen müſſen, ſie haben lernen müſſen die Taſten zu treffen und auf den Saiten herumzuſpringen. Aber jetzt geht's auch, jetzt geht's.

(Sogleich nimmt er die Stellung eines Violinſpielers an. Er ſummt mit der Stimme ein Allegro von Locatelli, ſein rechter Arm ahmt die Bewegung des Bogens nach, die Finger ſeiner linken Hand ſchienen auf dem Hals der Violine hin und her zu laufen. Bei einem falſchen Ton hält er inne, ſtimmt die Saite und fängt ſie mit dem Nagel, um gewiß zu ſeyn, daß der Ton rein iſt. Dann nimmt er das Stück wieder auf, wo er es gelaſſen hat. Er tritt den Takt, zerarbeitet ſich mit dem Kopfe, den Füßen, den Händen, den Armen, dem Körper, wie ihr manchmal im Concert spirituel Ferrari oder Chabran, oder einen andern Virtuoſen in ſolchen Zuckungen geſehen habt, das Bild einer ähnlichen Marter verſtellend und uns ungefähr denſelben Schmerz mittheilend. Dann iſt es nicht eine ſchmerzliche Sache an demjenigen nur die Marter zu ſchauen, der bemüht iſt uns das Vergnügen auszutreiben? Stellt einen Vorhang zwiſchen mich und dieſen Menſchen, damit ich ihn weder noch eine Note ſehe, wenn er ſich nun einmal wie ein Verbrecher auf der Folterbank geberden muß.

Aber in der Mitte ſolcher heftigen Bewegungen und ſolches Geſchreis verändrte mein Mann ſein ganzes Weſen bei einer harmoniſchen Stelle, wo der Bogen ſanft auf mehreren Saiten ſtirbt. Auf ſeinem Geſicht verbreitete ſich ein Zug von Entzücken. Seine Stimme ward ſanfter, er bebercherte ſich mit Wolluſt. Ich glaubte ſie gut die Accorde zu hören als er. Dann ſchien er ſein Inſtrument mit der Hand, in der er's gehalten hatte, unter den linken Arm zu nehmen, die Rechte mit dem Bogen ließ er ſinken und ſagte:) Nun was denkt Ihr davon?

Ich. Vortrefflich!

Er. Das geht ſo, dünkt mich. Das klingt ungefähr wie bei den andern.

(Alsdann kunterte er, wie ein Tonkünſtler, der ſich vor's Clavier ſetzt. Ich bitte um Gnade für Euch und für mich, ſagte ich.)

Er. Nein, nein! weil ich Euch einmal feſthalte, ſollt Ihr mich auch hören. Ich verlange keinen Beifall. Den man giebt, ohne zu wiſſen, warum. Ihr werdet mich mit mehr Schertzeit loben, und das verſchafft mir einen Schüler mehr.

Ich. Ich habe ſo wenig Bekanntſchaft und Ihr ermüdet Euch ganz umſonſt.

Er. Ich ermüde niemals.

(Da ich ſah, daß mich der Mann vergebens bauerte; denn die Sonate auf der Violine hatte ihn ganz in Waſſer geſetzt, ſo ließ ich ihn eben gewähren. Da ſitzt er nun vor dem Clavier mit gebogenen Knien, das Geſicht gegen die Decke gewendet, man hätte geglaubt, da oben ſähe er eine Partitur. Nun fängt er, präludirte, exerzirte ein Stück von Alberti oder Galuppi, ich weiß nicht von welchem. Seine Stimme ging wie der Wind, und ſeine Finger flatterten über den Taſten. Bald verließ er die Höhe, um ſich im Baß aufzuhalten, bald ging er von der Begleitung wieder zur Höhe zurück. Die Leidenſchaften folgten einander auf ſeinem Geſichte, man unterſchied den Zorn, die Zärtlichkeit, das Vergnügen, den Schmerz, man fühlte das Plano und Forte, und gewiß wurde ein geſchickterer als ich das Stück an der Bewegung, dem Charakter, an einem Manen, aus einigen Zügen des Geſangs erkannt haben, die ihm von Zeit zu Zeit entfuhren. Aber höchſt ſeltſam war es, daß er manchmal taſtete, ſich ſchalt, als wenn er ſich irrt hätte, ſich drauf das Stück nicht gelaufig in den Fingern zu haben. Endlich, ſagte er:) Nun ſeht Ihr mich wandte ſich um, und trocknete den Schweiß der ihm die Wangen herunterlief:) Ihr ſeht, daß wir auch mit Diſſonanzen umzuſpringen wiſſen, mit überflüſſigen Quinten, daß die Verkettung der Dominanten uns geläufig iſt. Dieſe enharmoniſchen Paſſagen, von denen der liebe Gott ſo viel Lärm macht, ſind eben keine Hexerei. Wir wiſſen uns auch herauszuwinden.

Ich. Ihr habt Euch wie 1 Meiſter dabei gehalten, daß Ihr ſehr geſchickt ſeyd. Ich war der Mann Euch aufs Wort zu glauben.

Er. Sehr geſchickt! Das nicht. Was mein Handwerk betrifft, das verſtehe ich ungefähr, und das iſt mehr als nöthig: denn iſt man dann in dieſem Lande verdammt das zu wiſſen, was man lehrt?

Ich. Nicht mehr, als das zu wiſſen, was man lernt.

Er. Richtig getroffen, vollkommen richtig! Nun, Herr Philoſoph, die Hand aufs Gewiſſen, redlich geſprochen, es war eine Zeit, wo Ihr nicht ſo gelehrt wart, wie jetzt.

Ich. Noch bin ich's nicht sonderlich.

Er. Aber doch würdet Ihr im Sommer nicht mehr ins Luxemburg gehn — Erinnert Ihr Euch? im —

Ich. Laßt das gut seyn. Ja! ich erinnere mich.

Er. Im Ueberrock von grauem Plüsch.

Ich. Ja doch!

Er. Verschabt an der einen Seite, mit zerrissenen Manschetten und schwarz wollenen Strümpfen, hinten mit weißen Faden geflickt.

Ich. Ja doch, ja! Alles wie's Euch gefällt.

Er. Was machtet Ihr damals in der Allee der Seufzer?

Ich. Eine sehr traurige Gestalt.

Er. Und von da ging's übers Pflaster.

Ich. Ganz recht.

Er. Ihr gabt Stunden in der Mathematik.

Ich. Ohne ein Wort davon zu verstehen. Nicht wahr, dahin wollt Ihr?

Er. Getroffen!

Ich. Ich lernte, indem ich andre unterrichtete, und ich habe einige gute Schüler gezogen.

Er. Das ist möglich. Aber es geht nicht mit der Musik, wie mit der Algebra oder Geometrie. Jetzt, da Ihr ein stattlicher Herr seid —

Ich. Nicht so gar stattlich.

Er. Da Ihr Heu in den Stiefeln habt —

Ich. Sehr wenig.

Er. Nun haltet Ihr Eurer Tochter Lehrmeister.

Ich. Noch nicht: dann ihre Mutter besorgt die Erziehung. Man mag gern Frieden im Hause haben.

Er. Frieden im Hause, beim Henker! den hat man nur, wenn man Knecht oder Herr ist, und Herr muß man seyn. Ich hatte eine Frau, Gott sey ihrer Seele gnädig! aber wenn sie manchmal tückisch wurde, sagte ich mich auf meine Klaven, entfaltete meinen Donner und sagte wie Gott: es werde Licht, und es ward Licht. Auch haben wir in vier Jahren nicht zehnmal im Eifer gegen einander unsere Stimmen erhoben. Wie alt ist Euer Kind?

Ich. Das thut nichts zur Sache.

Er. Wie alt ist Euer Kind?

Ich. Ja's Teufels Namen, laßt mein Kind und sein Alter! Reden wir von dem Lehrmeistern, die sie haben wird.

Er. Bei Gott! so ist doch nichts törichter, als ein Philosoph. Wenn man Euch nun ganz gebersamst bäte, könnte man den dem Herrn Philosophen nicht erfahren, wie alt ungefähr Mademoiselle seine Tochter ist?

Ich. Acht Jahre könnt Ihr annehmen.

Er. Acht Jahre! Schon vier Jahre sollte sie die Zinger auf den Tasten haben.

Ich. Aber vielleicht ist mir nicht viel daran gelegen, in den Plan ihrer Erziehung ein solches Studium einzuflechten, das so lange beschäftigt und so wenig nützt.

Er. Und was soll sie denn lernen, wenn's beliebt?

Ich. Vernunftig denken, wenn's möglich ist, eine seltne Sache bei Männern und noch seltner bei Weibern.

Er. Mit Eurer Vernunft! Laßt sie hübsch unterhaltend, coquett seyn.

Ich. Keineswegs! Die Natur war stiefmütterlich genug gegen sie und gab ihr einen zarten Körperbau mit einer fürchtenden Seele, und ich sollte sie den Mühseligkeiten des Lebens aussetzen, eben als wenn sie derb gebildet und mit einem ehernen Herzen geboren wäre? Nein, wenn es möglich ist, so lehre ich sie das Leben mit Muth ertragen.

Er. Laßt sie doch weinen, leiden, sich ärgern und gerechte Nothen haben, wie die andern, wenn sie nur hübsch, unterhaltend und coquett ist. Wie, keinen Tanz?

Ich. Nicht mehr als nöthig ist, um sich schicklich zu neigen, sich anständig zu betragen, sich vortheilhaft darzustellen und ungezwungen zu gehen.

Er. Keinen Gesang?

Ich. Nicht mehr als nöthig ist, um gut auszusprechen.

Er. Keine Musik?

Ich. Gäbe es einen guten Meister der Harmonie, gern würde ich sie ihm zwei Stunden täglich anvertrauen, auf ein oder zwei Jahre, aber nicht länger.

Er. Und nun an die Stelle so wesentlicher Dinge, die Ihr ablehnt —

Ich. Setze ich Grammatik, Fabel, Geschichte, Geographie, ein wenig Zeichnen und viel Moral.

Er. Wie leicht wäre es mir Euch zu zeigen, wie unnütz alle diese Kenntnisse in einer Welt, wie die unsrige, sind. Was sage ich unnütz, vielleicht gefährlich. Aber daß ich bei einer einzigen Frage bleibe, muß sie nicht wenigstens ein oder zwei Lehrer haben?

Ich. Ganz gewiß.

Er. Ah, da sind wir wieder. Und diese Lehrer, glaubt Ihr denn, daß sie die Grammatik, die Fabel, die Geschichte, die Geographie, die Moral verstehen werden, worin sie Unterricht geben? Possen, lieber Herr, Possen. Besäßen sie diese Kenntnisse hinlänglich um sie zu lehren, so lehrten sie sie nicht.

Ich. Und warum?

Er. Sie hätten ihr Leben verwendet sie zu studiren. Man muß tief in eine Kunst oder eine Wissenschaft gedrungen seyn, um die Anfangsgründe wohl zu deuten. Glasische Werke können nur durch Männer hervorgebracht werden, die unter dem Harnisch grau geworden sind. Erst Mittel und Ende klären die Finsternisse des Anfangs auf. Fragt Euren Freund Herrn d'Alembert, den Oberführer mathematischer Wissenschaften, ob er zu gut sey, die Elemente zu lehren. Nach dreißig oder vierzig Jahren Uebung ist mein Onkel die erste Dämmerung musikalischer Theorie gewahr worden.

Ich. O Narr! Ergnarr! tief ist sie, wie ist es möglich, daß in deinem zerrissen Kopf so richtige Gedanken vermischt mit so viel Tollheit sich finden?

Er. Wer Teufel kann das wissen? Würft sie ein Zufall hinein, so bleiben sie drinnen. So viel ist gewiß, wenn man nicht alles weiß, so weiß man nichts recht. Man versteht nicht, wie eine Sache hinwill, wie eine andre herkommt, worin diese oder jene geordnet seyn will, welche voraussetzen oder folgen soll. Unterrichtet man gut ohne Methode? und die Methode, woher kommt sie? Sehr, lieber Philosoph, mir ist, als wenn die Physik immer eine arme Wissenschaft seyn würde, ein Tropfen Wasser mit einer Stecknadelspitze aus dem unendlichen Ocean geschöpft, ein Sandkörnchen von der Alpenkette losgelöst. Und nun gar die Ursachen der Erscheinungen! Wahrhaftig es wäre besser gar nichts zu wissen, als so wenig so schlecht zu wissen. Und da war ich gerade, als ich mich zum Lehrer der musikalischen Begeisterung aufwarf. Wer auf denkt Ihr?

Ich. Ich denke, das alles, was Ihr da sagt, auffallender als gründlich ist. Es mag gut seyn. Ihre unterrichtet, sagte Ihr, in der Regel ungenau und Tonsetzung?

Er. Ja.

Ich. Und wußtet gar nichts davon?

Er. Nein, bei Gott! und bestrauen waren jene viel schlimmer als ich, die sich einbildeten, sie verstünden was. Wenigstens erwarb ich weder das Urtheil, noch die Hände der Kinder. Kamen sie nachher von mir zu einem guten Meister, so hatten sie nichts zu verlernen, da sie nichts gelernt hatten, und das war immer so viel Geld und Zeit gewonnen.

Ich. Wie machtet Ihr das aber?

Er. Wie ich's alle machen. Ich kam, ich warf mich in einen Stuhl. Was das Wetter schlecht ist! wie das

Pfuscher ermüdet! Dann kam es an einige Neuigkeiten. Mademoiselle le Miere sollte ein Ballet in der neuen Oper machen, sie ist aber zum zweitenmal unter Hoffnung; man wird nicht, wer sie kupliren wird. Mademoiselle Arnaud hat ihren kleinen Grafen taufen lassen. Man sagt, sie unterhandelt mit Bertin. Unterdessen hat sich der kleine Graf mit dem Porcellan des Herrn von Montami entschädigt. Im letzten Liebhaber-Concert war eine Italienerin, die wie ein Engel gesungen hat. Das ist ein feiner Körper, der Procelle. Man muß ihn in dem Galanten Merkur sehen. Die Stelle des Rathleis ist unbezahlbar. Die arme Dumesnil weiß nicht mehr was sie sagt, noch was sie thut .... Frisch, Mademoiselle, Ihr Rotenbuch! Und indem Mademoiselle sich gar nicht überredt, daß Bur sucht das sie bringt hat, man das Kammermachen ruft, fahre ich fort: Die Clairon ist wirklich unbegreiflich. Man spricht, von einer sehr abgeschmackten Heirath der Mademoiselle .... wie heißt sie doch? einer kleinen Creatur, die er unterhält, der er zwei, drei Kinder gemacht hat, die schon so mancher unterhalten hatte — Gott, Rameau, das ist nicht möglich — Genug, man sagt, die Sache ist gemacht. Es geht das Gerücht, daß Voltaire todt ist. Desto besser — Warum desto besser? — Da giebt er uns gewiß wieder was Neckisches zum Besten. Das ist so seine Art, vierzehn Tage ehe er stirbt .... Was soll ich weiter sagen? Da sagte ich nun einiges Unanständige aus den Häusern, wo ich gewesen war: denn wir sind alle große Kästcher. Ich spielte den Narren, man hörte mich an, man lachte, man rief: Er ist doch immer allerliebst. Unterdessen hatte man das Notenbuch unter einem Sessel gefunden, wo es ein kleiner Hund, eine kleine Katze herumgeschleppt, zerkaut, zerrissen hatte. Nun setzte sich das schöne Kind ans Clavier, nun machte sie erst allein gewaltigen Lärm darauf. Ich hatte mich dann und machte der Mutter heimlich ein Zeichen des Beifalls. Nun, das geht so übel nicht sagt die Mutter, man braucht nur zu wollen; aber man will nicht, man verdirbt lieber seine Zeit mit Schwätzen, Tändeln, Auslaufen und mit Gott weiß was. Ihr wendet kaum den Rücken, so ist auch schon das Buch zu, und nur, wenn Ihr wieder da seyd, wird es aufgeschlagen. Auch hör' ich niemals, daß Ihr einen Versuch gebt. Unterdessen, da doch was geschehen mußte, so nahm ich ihr die Hände und sagte sie anders. Ich that böse, ich schrie: Sol, sol, sol, Mademoiselle, es ist ein sol. Die Mutter: Mademoiselle, habt Ihr denn gar keine Ohren? Ich stoß nicht am Clavier, ich sehe nicht in Euer Buch und stehe selbst ein sol muß es seyn. Ihr macht dem Herrn eine unendliche Mühe, bekannt nichts was er Euch sagt, kommt nicht vorwärts. Nun fing ich diese Strecke ein wenig auf, zuckte mit dem Kopfe und sagte: Verzeiht, Madame, verzeiht! Es könnte besser gehen, wenn Mademoiselle wollte, wenn sie ein wenig studirte; aber so ganz übel geht es doch nicht. — An Eurer Stelle hielt ich sie ein ganzes Jahr an einem Stücke fest — Was das betrifft, soll sie mir nicht los, bis sie über alle Schwierigkeiten hinaus ist, und das dauert nicht so lange, als Mademoiselle vielleicht glaubt. — Herr Rameau, Ihr schmeichelt ihr, Ihr seyd zu gut. Das ist von der Lection das Einzige, was sie behalten und mir gelegentlich wiederholen wird. — So ging die Stunde vorbei. Meine Schülerin reichte mir die Mark mit anmuthiger Armbewegung, mit einer Reverenz, wie sie der Tanzmeister gelehrt hatte. Ich steckte es in meine Tasche und die Mutter sagte: Recht schön, Mademoiselle! Wenn Papillon da wäre, würde er applaudiren. Ich schwegte noch einen Augenblick der Schicklichkeit wegen, dann verschwand ich, und das hieß man damals eine Lection in der Baluttina.

Ich. Und heut zu Tage ist es denn anders?

Er. Bei Gott! das sollt' ich denken. Ich komme, bin ernsthaft, werfe meinen Muff weg, öffne das Clavier, versuche die Tasten, bin immer eilig, und wenn man mich einen Augenblick warten läßt, so schreie' ich als wenn man mir einen Dolch stieße. In einer Stunde muß ich da und dort seyn, in zwei Stunden bei der Herzogin so und so, Mittags bei einer schönen Marquise, und von da gehe ich ein Concert bei Herrn Baron von Bagge, rue Neuve-des-Petits-Champs.

Ich. Und indessen erwartet man Euch nirgends.

Er. Das ist wahr!

Ich. Und wozu alle diese kleinen niederträchtigen Künste?

Er. Niederträchtig? und warum? wenn's beliebt. In meinem Stand sind sie gewöhnlich, und ich erniedrige mich nicht, wenn ich handle wie jedermann. Ich habe sie nicht erfunden, und ich wäre sehr wunderlich und ungeschickt mich nicht zu bequemen. Wohl weiß ich, daß Ihr mir da gewisse allgemeine Grundsätze anführen werdet von einer gewissen Moral, die sie alle im Munde haben und niemand ausübt. Da mag sich denn finden, daß schwarz weiß, und weiß schwarz ist. Aber, Herr Philosoph, wenn es ein allgemeines Gewissen giebt, wie eine allgemeine Grammatik, so giebt es auch Ausnahmen in jeder Sprache. Ihr nennt sie, denk' ich, Irr Gebärten — und nun, so heißt mir doch! —

Ich. Idiotismen.

Er. Ganz recht! Und jeder Stand hat Ausnahmen von dem allgemeinen Gewissen, die ich gar zu gern Handwerks-Idiotismen nennen möchte.

Ich. Richtig! Fontenelle spricht gut, schreibt gut, und sein Styl wimmelt von Französischen Idiotismen.

Er. Und der Fürst, der Minister, der Financier, die Magistratsperssonen, der Soldat, der Geistliche, der Advocat, der Procurator, der Kaufmann, der Banquier, der Handwerker, der Sängmeister, der Tanzmeister sind sehr rechtschaffene Leute, wenn sich gleich ihr Betragen auf mehreren Punkten von dem allgemeinen Gewissen entfernt und voll moralischer Idiotismen befunden wird. Je älter die Einrichtungen der Dinge, je mehr giebt's Idiotismen. Je unglücklicher die Zeiten sind, um so viel mehr thun sich die Idiotismen. Was der Mensch werth ist, ist sein Handwerk werth, und wechselseitig am Ende was das Handwerk taugt, taugt der Mensch. Und so sucht man denn das Handwerk so viel als möglich gelind zu machen.

Ich. So viel ich merken kann, soll alle das Redegefechte nur sagen, es solle wird ein Handwerk rechtlich betrieben, aber wenig rechtliche Leute sind bei ihrem Handwerk.

Er. Gut! die giebt's nicht. Aber dagegen giebt's auch wenig Scheine außer ihrer Werkstatt. Und alles würde gut gehen, wenn es nicht eine Anzahl Leute gäbe, die man fleißig nennt, genau, streng ihre Pflichten erfüllend, ernst, eher was auf Eins hinaufkommt, immer in ihren Werkstätten, ihre Handwerke treibend von Morgen bis auf den Abend, und nichts als das. Auch sind sie die eingegen, die tuch worden und die man schätzt.

Ich. Der Idiotismen wollen.

Er. Ganz recht! Ihr habt mich verstanden. Also der Idiotism sei aller Stände: denn es giebt ihrer, die all in Ländern gemein sind, allen Zeiten, wie es allgemeine Thorheiten giebt; genug ein allgemeiner Idiotism ist, sich so viel Kunden zu verschaffen als möglich; eine gemeinsame Albernheit ist es zu glauben, daß der Geschickteste die meisten habe. Das sind zwei Ausnahmen vom allgemeinen Gewissen, denen man eben nachgehen muß, eine Art Credit, nichts an sich, aber die Meinung macht es zu was. Sonst sagte man: guter Ruf ist besser als Gürtel werth. Indessen nicht immer hat der einen gelo-

denen Gürtel, der guten Ruf hat. Aber das ist heut zu Tage gewiß, wer den gelben Gürtel hat, dem folgt der gute Ruf nicht. Man muß, wenn's möglich ist, den Ruf und den Gürtel haben. Das ist mein Zweck, wenn ich mich gelten mache und zwar durch das, was ihr unwürdige, niederträchtige, kleine Kunstgriffe schreit. Ich habe meine Stunde, gebe sie gut, das ist die allgemeine Regel. Ich mache die Leute glauben, daß ich deren mehr zu geben habe, als der Tag Stunden hat, das gehört zu den Details.

Ich. Und Euren Unterricht gebt Ihr gut?

Er. Ja! nicht übel, ganz leidlich. Der Grundsatz meines Systems hat das alles sehr vereinfacht. Sonst stahl ich meinem Lehrling das Geld. Ja ich stahl's, das ist zusammengt. Jetzt verkaufe ich's wenigstens so gut als ein anderer.

Ich. Und Ihr stahlt es ohne Gewissensbisse?

Er. Was das betrifft, man sagt, wenn ein Räuber den andern braucht, so lacht der Teufel dazu. Die Gestern streuten den und durch, Gott weiß wie erworbenem Gute. Es waren Hofleute, Financiers, große Kaufleute, Banquiers, Makler. Ich und viele andere, die sie brauchten wie mich, wir erschraken ihnen die unerhörte Harmonie des Widerstreites. Ja der Natur fressen sich alle Geschöpfe, alle Stände fressen sich in der Gesellschaft, wie Straßen einer den andern, ohne daß das Gesetz sich drein mische. Die Dreschkumpe senft, wie jetzt die Gourmand, rächt den Prinzen am Financiamm; die Modehändlerinnen, der Juwelenhändler, der Tapezierer, die Wäscherin, die Gouvernante, das Kammermädchen, der Koch, der Sattler rächen den Financiamm an der Dreschkumpe, und indessen ist's nur der Unfertige, der Faule, der zu kurz kommt, ohne jemand vorkürzt zu haben, und das geschieht dem Recht, und darum seht Ihr, daß alle die Ausnahmen vom allgemeinen Gewissen, alle diese moralischen Idiotismen, über die man so viel Lärm macht, und die Schelmstreiche zumal, gar nichts heißen wollen, und daß es überhaupt nur darauf ankommt, wer den rechten Blick hat.

Ich. Den Euern bewundre ich.

Er. Und denn das Geld! Die Stimme des Gewissens und der Ehre ist sehr schwach, wenn die Finanzen ihr schreien. Genug, wenn ich einmal reich werde, muß ich eher auch wieder erstatten, und ich bin seit entschlossen wieder zu erstatten, auf alle mögliche Weise, durch die Tafel, durchs Spiel, den Wein und die Weiber.

Ich. Aber ich fürchte Ihr kommt niemals dazu.

Er. Mir ahnet auch so was.

Ich. Wenn's Euch aber doch gelänge, was würdet Ihr thun?

Er. Machen wollt' ich's wie alle glücklichen Bettler, der indessen die Stadt weint' ich sein, den man jemals gesehn hatte. Erinnern würde ich mich an alles, was sie mir leid's gethan, und ich wollte ihnen die schlechte Behandlung reichlich wieder erstatten. Ich mag gern behalten und beschützt werd ich. Ich will gelebt sein und man wird mich leben. Das sämmtliche Klatschpack will ich im Sold haben, und wie man mit mir sprechen hat, will ich mit ihnen sprechen. Frisch, ihr Schurken, man unterhalte mich, und man wird mich unterhalten. Man verrisse die rechtlichen Leute, und man wird sie verrissen, wann's ihrer noch giebt. Dann wollen wir Mädchen haben, wir wollen uns duzen, wenn wir betrunken sind, wir wollen uns betrunken und Mädchen erfinden, an allerlei Schändlichkeiten und Lastern soll es nicht fehlen. Das wird köstlich sein. Dann beweisen wir, daß Voltaire ohne Genie sei, daß Buffon, immer durch auf Stelzen dreschreitend, aufgeblasen deklamire, daß Montesquieu nur ein schöner Geist sei, d'Alembert verstehe nur in seine Mathematik, und geben solchen kleinen Gatzen, wie Ihr, über Bauch und Rücken weg. Euch, die Ihr uns aus Neid verachtet, deren Beschränktheit nur Stolz andeutet, und deren Enthaltsamkeit durch die Noth geboten wird. Und was die Musik betrifft — hernach wollen wir erst Musik machen!

Ich. An dem würdigen Gebrauch, den Ihr von Eurem Reichthum zu machen gedenkt, sehe ich, wie sehr es Schade ist, daß Ihr ein Bettler seid. Ihr würdet, merk' ich, auf eine für das Menschengeschlecht sehr ehrenvolle Weise leben, auf eine Euern Mitbürgern, Euch selbst höchst rühmliche Weise.

Er. Ihr spottet wohl gar, Herr Philosoph, und wißt nicht, mit wem Ihr's zerhabt. Ihr merkt nicht, daß ich in diesem Augenblick den beträchtlichsten Theil der Stadt und des Hofes verstelle. Unsre Reichen aller Stände haben sich dasselbe gesagt oder haben sich's nicht gesagt, dasselbe was ich Euch so eben vertraute. So viel ist aber gewiß, das Leben, das ich an ihrer Stelle führen würde, ist ganz genau ihr Leben. So seid ihr nun, ihr andern! Ihr standet diesseitige Ehre sey für alle gemacht. Welch wunderliche Grille! Eine Art von Ehre verlangt eine gewisse remanentente Wendung des Geistes, die wir nicht haben, eine sonderbare Seele, einen eignen Geschmack. Diese Grillen verübt ihr mit dem Namen der Tugend, ihr nennt es Philosophie; aber die Tugend, die Philosophie, sind sie denn für alle Welt? Wer's vermag, halte es, wie er will: aber denkt Euch, die Welt wäre weise und philosophisch gesinnt, gesetzt nur, sie teufelt traurig würde sie sein. Leben soll mir dagegen Salomons Philosophie und Weisheit, gute Weine zu trinken, köstliche Speisen zu schmecken, hübsche Mädchen zu besitzen, auf weichen Betten zu ruhen; übrigens ist alles eitel.

Ich. Wie? sein Vaterland vertheidigen?

Er. Eitelkeit! Es giebt kein Vaterland mehr. Von einem Pol zum andern sehe ich nur Tyrannen und Sklaven.

Ich. Seinen Freunden zu dienen?

Er. Eitelkeit! hat man denn Freunde? Und wenn man ihrer hätte, sollte man sie in undankbare verwandeln? Weiß's genau, und Ihr werdet finden, daß immer ist's Undank, was man für gehoffte Dienste gewinnt. Die Dankbarkeit ist eine Last, und jede Last mag man gern abwerfen.

Ich. Ein Amt haben und dessen Pflichten erfüllen?

Er. Eitelkeit! Habe man eine Bestimmung oder nicht, wenn man nur reich ist; denn man übernimmt doch nur ein Geschäft, um reich zu werden. Seine Pflichten erfüllen, wohin kann das führen? Zur Eifersucht, zur Unruhe, zur Verfolgung. Kommt man auf solche Weise vorwärts? Seine Aufwartung machen, die Großen sehen, ihren Geschmack ausforschen, ihren Phantasien nachbeten, ihren Launen dienen, ihre Ungerechtigkeiten billigen, das ist das Gebeimniß.

Ich. Um die Erziehung seiner Kinder besorgt sein?

Er. Eitelkeit! das ist die Sache des Lehrers.

Ich. Aber wenn der Lehrer auch Euern eignen Grundsätzen seine Pflichten verfluchte, wer wird ihn dafür strafen?

Er. Ich doch wohl nicht? Aber allenfalls einmal der Mann meiner Tochter oder die Frau meines Sohns.

Ich. Aber wenn sie sich ins liederliche leben, wie Euch für strafen?

Er. Das ist standesmäßig.

Ich. Wenn sie sich entehren?

Er. Man mag sich stellen wie man will, man entehrt sich nicht, wenn man's sich ist.

Ich. Wenn sie sich zu Grunde richten?

Er. Desto schlimmer für sie.

Ich. Und wenn Ihr Euch nicht nach dem Betragen

Eurer Frau, Eurer Kinder erkundigt, so möchtet Ihr auch wohl Eure Haushaltung vernachlässigen.

Er. Vergebt, es ist manchmal schwer Gutes zu thun, und dann ist es klug sich von weitem umzusehen.

Ich. Und um Eure Frau werdet Ihr Euch wenig bekümmern?

Er. Gar nicht, wenn's beliebt. Das beste Mittel gegen seine liebe Hälfte bleibt immer das zu thun, was ihr ansteht. Doch geschähe im Ganzen was Ihr wünscht, so würde die Gesellschaft sehr langweilig seyn, wenn jeder nur darin an sich und sein Gewerb dächte.

Ich. Warum nicht? Der Arme ist niemals schöner für mich, als wenn ich mit meinem Morgen zufrieden bin.

Er. Für mich abscheulich.

Ich. Was die Weltklugheit so delicat in ihrem Zeitvertreib macht, das ist ihr tiefer Misstand.

Er. Glaubt's nicht. Sie machen sich viel zu schaffen.

Ich. Da sie niemals müde werden, so ermüden sie sich niemals.

Er. Glaubt's nicht. Sie sind immer ausser Athem.

Ich. Das Vergnügen ist immer ein Geschäft für sie, niemals ein Bedürfniß.

Er. Desto besser. Das Bedürfniß ist immer beschwerlich.

Ich. Alles nutzen sie ab. Ihre Seele stumpft sich, und die Langeweile wird Herr. Wer innen mitten in dem erdrückenden Ueberfluß das Leben nähme, würde einen einen Dienst leisten, eben weil sie vom Glück nur den Theil kennen, der sich am schnellsten abstumpft. Ich betrachte nicht die Freuden der Sinne, ich habe auch einen Gaumen, der durch eine feine Speise, durch einen köstlichen Wein geschmeichelt wird; ich habe ein Ohr und Auge, ich mag auch ein zärtliches Weib besitzen, so umfassen, meine Lippen auf die ihrigen drücken. Wollust aus ihren Blicken saugen und an ihrem Busen vor Freude vergehen. Manchmal mißfällt mir nicht ein lustiger Abend mit Freunden, selbst ein ausgelassener: aber ich kann Euch nicht verhalten, mir ist's unerträglich, dem Unglücklichen beizustehen, eine kranke Sache zu endigen, einen weisen Rath zu geben, ein angenehmes Buch zu lesen, einen Spaziergang mit einem werthen Freunde, einer werthen Freundin gemacht, lehrreiche Stunden mit meinen Kindern zugebracht, eine gute Sitte geschrieben und der Gleichen tägliche, simple Dinge gesagt zu haben, durch die ich mir ein Unwarnung verdiene. Ich kenne wohl Handlungen, welche gethan zu haben ich alles hinzugebe was ich besitze. Nachmahls ist ein vortreffliches Werk; aber ich möchte lieber das Andenken des Gutes wiederhergestellt haben. Einer meiner Bekannten hatte sich nach Cartagena geflüchtet. Es war ein nachgeborner Sohn aus einem Lande wo das Herkommen alles Vermögen dem ältesten zuspricht. Dort vernimmt er, daß sein Erstgeborner, ein verlorner Sohn, seinen zu nachgiebigen Eltern alle Besitzungen entzogen, sie aus ihrem Schlosse verjagt habe, daß die guten Alten in einer kleinen Provinzstadt ein kümmerliches Leben führen. Was thut nun dieser Nachgeborne der in seiner Jugend hart von den Eltern gehalten, sein Glück in der Ferne gesucht hatte? Er schickt ihnen Hausrath, er eilt seine Geschäfte zu ordnen, er kommt reich zurück, er führt Vater und Mutter in ihre Wohnung, er verheirathet seine Schwestern. Ach, mein lieber Rameau, dessen Theil seines Lebens betrachtete der Mann als den glücklichsten. Mit Thränen im Auge sprach er mir davon, und mir, indem ich es Euch erzähle, bewegt sich das Herz vor Freude und das Vergnügen verlegt mir die Stimme.

Er. Ihr seyd wunderlich. Wahn!

Ich. Ihr seyd beharrlich. Wesen, wenn Ihr nicht begreift, daß man sich über das Schicksal erheben kann, und daß es unmöglich ist unglücklich zu seyn unter dem Schutze zwei so schöner Handlungen.

Er. Das ist eine Art Glückseligkeit, mit der ich mich schwerlich befreunden könnte: denn man findet sie selten. So meint Ihr denn also wirklich, man müsse rechtschaffen seyn?

Ich. Um glücklich zu seyn, gewiß!

Er. Indessen sehe ich unendlich viel rechtschaffne Leute, die nicht glücklich sind, und unendlich viel Leute, die glücklich sind, ohne rechtschaffen zu seyn.

Ich. Das scheint Euch nur so.

Er. Und warum sehe ich mir heute Abend an Nachtessen, als weil ich einen Augenblick Menschenverstand und Offenheit zeigte.

Ich. Keineswegen, sondern weil Ihr sie nicht immer hattet, weil Ihr nicht bei Zeiten flugtet, daß man sich vor allen Dingen einrichten sollte, unabhängig von Knechtschaft zu seyn.

Er. Unabhängig oder nicht. Meine Einrichtung ist wenigstens die bequemste.

Ich. Aber nicht die sicherste, die ehrenvollste.

Er. Aber die passendste für meinen Charakter eines Taugenichts, eines Thoren, eines Taugenichts.

Ich. Vollkommen.

Er. Und eben weil ich mein Glück machen kann durch Laster, die mir natürlich sind, die ich ohne Arbeit erwarb, die ich ohne Anstrengung erhalte, die mit den Sitten meiner Nation zusammentreffen, die nach dem Geschmack meiner Beschützer sind, übereinstimmen: darf mich ein kleines bischen Bedürfnissen, als unbequeme Tugenden, die sie von Morgen bis Abend anstaunen würden. Es wäre doch wunderlich, wenn ich mich wie eine verbannte Seele quälte, um mich zu betrinken, um mich anders zu machen als ich bin, um mir einen fremden Charakter aufzubinden, die schusbarsten Eigenschaften, über deren Werth ich nicht streiten will, aber die ich nur mit Anstrengung erwerben und ausüben könnte, und die mich doch zu nichts führten, vielleicht zum Schlimmern als nichts: denn darf wohl ein Vetter wie ich, der sein Leben von reichen Leuten hat, ihnen solch einen Sittenspiegel beständig vorhalten? Man lobt die Tugend, aber man haßt sie, man flieht sie, man läßt sie frieren, und in dieser Welt muß man die Füße warm halten. Und dann würde ich gewiß die übelste Laune haben: denn warum sind die Frommen die Andächtigen so hart, so wüthrich, so ungefällig? Sie haben sich zu lassen auferlegt, was ihnen nicht natürlich ist. Sie leiden, und wenn man leidet, macht man andere leiden. Das ist wieder meine Sache, nach die Sache meiner Gönner. Munter muß ich seyn, ungezwungen, nachsich, närrisch, drollig. Die Tugend ferdert Erfurcht, und Erfurcht ist unbequem; die Tugend ferdert Verwunderung, und Verwunderung ist nicht unterhaltend. Ich habe mit Leuten zu thun, denen die Zeit lang wird, und sie wollen lachen. Nun sehe die Thorheit, das Lächerliche macht lachen, und also muß ich ein Thor, ich muß lächerlich seyn. Und hätte mich die Natur nicht so geschaffen, so müßte ich kurz und gut so schaffen. Glücklicher Weise brauche ich kein Heuchler zu seyn. Es giebt ihrer ebenfalls von allen Farben, ohne die zu rechnen, die sich selbst dazu machen.

Seht doch einmal den Ritter de la Morlière, der seinen Hut aufs Ohr drückt, die Nase in die Höhe trägt, der den Vorbeigehenden über die Schulter ansieht, dem ein lustiger Degen auf die Schenkel schlägt, der für jeden Unbewaffneten eine Beleidigung bereit hat, der jeden Begegnenden herausfordern schient, was thut er? Alles was er kann, um sich zu überreden

daß er herzhaft iſt; aber feig iſt er. Bietet ihm einen Nasenſtüber an, er wird ihn ſanftmüthig empfangen. Soll er ſeinen Ton herabſtimmen, ſo erbeut ihm Euren Fuß, zeigt ihm euren Stock, oder gebt ihm einen Tritt in H—n. Ganz erſtaunt ſich ſo ſelig zu finden wird er Euch fragen, wer es Euch geſtellt hat, wofür Ihr es wiſſen könnt, daß er eine Memme ſey: beim im Augenblick vorher war es ihm ſelbſt noch unbekannt. Durch eine langgewohnte Nachſicht muthwollen Betragens hatte er ſich ſelbſt überzeugt. Er machte ſo lange die Gebärden, daß er glaubte die Sache zu haben.

Und jene Frau, die ſich kaſtelt, Gefängniß ſucht, allen wohlthätigen Geſellſchaften beiwohnt, mit geſenkten Augen einhergeht, keinen Mann gerade anſehen kann, immer wegen Verführung ihrer Sinne beſorgt, brennt ihr Herz deshalb weniger? entzünden ihr nicht ihr Seufzer? entzündet ſich nicht ihr Temperament? iſt ſie nicht von Begierden umlagert, und wird nicht ihre Einbildungskraft zu Nacht von gewaltſam verführeriſchen Bildern ergriffen? Und nun wie erklärt's ihr? Was denkt ihre Kammerfrau? die aus dem Bette ſpringt um einer Gebietern Hülfe zu leiſten, die gefährlich krank ſcheint. O! gute Juſtine, lege dich wieder in Bett, dich rief ſie nicht in ihrem Wahnſinn.

Sollte es nun Freund Rameau jemals einfallen, das Glück, die Weiber, das gute Leben, den Müßiggang zu verachten, zu caſtraten, was wäre er? ein Heuchler. Rameau ſey was er iſt, ein glücklicher Räuber unter prächtigen Räubern, nicht aber ein Tugendprahler oder ein Tugendheuchler, der ſein Kruzifix Brot allein verſteht in Geſellſchaft von Bettlern. Kurz und gut, Eure Glückſeligkeit, das Glück einiger Schwärmer wie Ihr, kann mir nicht gefallen.

Ich. Ich ſehe, mein Freund, Ihr wißt nicht was es iſt, und ſeyd nicht einmal im Stande es lernen zu lernen.

Er. Deſto beſſer für uns, deſto beſſer! Ich ſtürbe vor Hunger, vor Langeweile und vielleicht vor Reue.

Ich. So rath' ich Euch denn, ein für allemal, zu ſchwind in das Haus zurückzukehren, woraus Ihr Euch ſo ungeſchickt habt verjagen laſſen.

Er. Um das zu thun, was Ihr im eigentlichen Sinne nicht mißbilligt und was mir im figürlichen ein wenig zuwider iſt?

Ich. Welche Sonderbarkeit!

Er. Ich finde nichts Sonderbares daran. Ich will mich wohl wegwerfen, aber ohne Zwang; ich will von meiner Würde herunterſteigen .... Ihr lacht?

Ich. Ja! Eure Worte macht mich lachen.

Er. Jeder hat die ſeinige. Ich will die meine vergeſſen, aber nach Belieben und nicht auf fremden Befehl. Sollte man mir ſagen: kriche, und ich müßte kriechen? Der Wurm kriecht wohl, ich auch, und wir wandern beide ſo fort, wenn man uns zehn läßt; aber wir können uns, wenn man uns auf den Schwanz tritt. Man hat mir auf den Schwanz getreten und ich werde mich krümmen. Und dann hat Ihr keinen Begriff von dem confuſen Zuſtande, von dem die Rede iſt. Denkt Euch eine mannichfaltige, zerſtreuliche Faust, von Strahlen ausgeſtoßen, den wilden Schlachtruf gellen oder brummeln, umherſchlagen, einen Mann, der ſich ſelbſt mißfällt, dem alles mißfällt, den man kaum zum Lachen bringt, wenn man ſich Körper und Geiſt auf hundert verſchiedene Weiſen verrenkte, der mit Kälte die nachſichtigſten betrachtet, die ich ſchmähe, und die noch nachſichtigen Sprünge meines Witzes. Denn unter uns, der Herr Neef, der hübſche Benedictiner, ſo berühmt wegen ſeiner Grimaſſen, iſt angeachtet ſeines Glücks bei Hofe, ohne mich und ihn zu rühmen, gegen mich nur ein kümmerlicher Pulcinell. Und doch muß ich mich plagen und mühen, um eine Tellerausſtaffirabilität zu erreichen, die mir winkt. Lacht er? Lacht er nicht? das muß ich mich mitten in meinen Verrenkungen fragen, und Ihr begreift was eine ſolche Ungewißheit dem Talente hinderlich iſt. Mein Hypochonder, den Kopf in die Nackenwinde geſteckt, die ihm die Augen überſchattet, ſteht völlig aus, wie eine ambraliſche Pagode mit einem Faden am Kinn, der bis auf den Saß herunterhängt. Man paßt, der Faden fällt abgezogen werden, er wird nicht abgezogen. Oder wenn die Kinnlade ſich öffnet, ſo durchdringt ſie ein Wort, das Euch zur Verzweiflung bringt, ein Wort, das Euch lehrt, man habe Euch nicht bemerkt und alle Eure Attitüden ſeyn verloren. Dieſes Wort iſt eine Antwort auf eine Frage, die Ihr vor vier Tagen an ihn thatet. Es iſt abgeſprochen, die Muskelarbeit ſpannt ſich ab, und die Maſchine ſchließt ſich.

Nun machte er ſeinen Mann nach. Er hatte ſich auf einen Stuhl geſetzt, den Kopf unbeweglich, den Hut bis auf die Augenbrauen, die Augen halb geſchloſſen, die Arme hängend, die Kinnlade beweglich, wie ein Automat. Er ſagt:

Ja, Madmoiſelle, Sie haben Recht, das muß mit Zärtlichkeit behandelt werden! Und ſo entſcheidet unſer Mann, entſcheidet immer in letzter Inſtanz, Morgens und Abends, am Putztiſch, bei Tafel, beim Caffee, beim Spiel, im Theater, beim Abendeſſen, im Bette und, Gott verzeih mir! ich glaube in den Armen ſeiner Geliebten. Dieſe letzten Entſcheidungen zu vernehmen hatte ich nicht Gelegenheit; aber die übrigen bin ich vollkommen müde. Traurig, dunkel, ſchwindend wie das Schickſal, ſo iſt unſer Patron.

Gegen ihn über iſt eine Närrin, die wichtig thut, der man weiß ſagen möchte, ſie ſey häuslich, weil ſie es noch iſt, ob ſie gleich im Geſicht die und da einige Flecken hat und ſich dem Umfang der Madame Gervaiſen nähert. Ich liebe häusliches Fleiſch, aber zu viel iſt zu viel, und die Bewegung iſt der Materie ſo widerſtrebig, Item ſie iſt beobachter, eingebildeter, kümmer als eine Gans, Item ſie will Witz haben, Item man muß ihr verſichern, daß man überzeugt iſt, ſie habe mehr als jemand, Item das weiß nichts, und das entſcheidet auch, Item man muß dieſe Entſcheidungen beklatſchen, mit Händ' und Füßen Beifall geben, vor Wohlgefallen aufſpringen, vor Bewunderung ſich entſetzen. Ach, das iſt das ſchön, ganz, gut gethan, fein gedacht, vortrefflich empfunden! Wo nehmen die Weiber das her? ohne Studium einzig durch die Gewalt des Naturtriebs, durch natürliche Gaben. Das gränzt ans Wunder, und dann ſage man uns, Erfahrung, Studium, Nachdenken, Erziehung thaten was dabei — und mehr ſolche Albernheiten. Dann vor Freuden gewinnt, jedesmal das Tags ich erblickt, ein Knie niedergebogen, den andern Fuß nachgeſchleift, die Arme gegen die Gottin ausgeſtreckt, ihre Lieblinge in ihren Augen ſuchend, anbetungend ihre Füße, ihre Kniee, ihre Hände küſſend und wie ein Wahnſinniger ſich geberdend. Wer möchte ſich nun einer ſolchen Rolle unterwerfen, als der Gunſt der einzig oder dreimal die Woche die Tribulation ſeiner Gegenwart an einem feſten Tag ankündigen kann. Was ſoll man aber von andern denken, von ſolchen wie Philoſoph, Poet, Muſikant, Bettler, die nicht arm ſind, deren Niederträchtigkeit ſich nicht durch die Verbergungen eines edlen Mangels entſchuldigen laſſen?

Ich. Ich hätte Euch nicht ſo ſchwierig geglaubt.

Er. Auch bin ich's nicht. Anfangs dem rathe ich, wie es die andern machten, und ich machte es wie ſie, ja ein wenig beſſer. Dann ich bin unverſchämter, beſſerer Schauſpieler, hungriger und mit beſſern Lungen verſehen. Widerſprechlich ſtimm' ich in gottes Ehre vom Boden rühmen Stentor ab.

Und am mir einen völligen Begriff von der Gunſt

dieses Eingeweide zu geben, fing er an so aufmerksam zu husten, daß die Gläser des Clavierstimmers klirrten, und die Schachspieler die Aufmerksamkeit auf ihr Spiel für einen Augenblick unterbrachen.)

Ich. Aber wozu soll das Talent?

Er. Rathet Ihr's nicht?

Ich. Nein! ich bin ein wenig beschränkt.

Er. Laßt einmal den Streit im Gang sein, den Sieg ungewiß. Ich stehe auf, entfalte meinen Donner und sage: Die Sache verhält sich völlig wie Mademoiselle behauptet, das heißt urtheilen! Hundert von unsern schönen Geistern stellen es besser machen. Der Ausdruck ist genialisch ... Aber man muß nicht immer auf gleiche Weise Beifall geben, man würde einförmig werden, man würde für einen Heuchler gelten, man würde abgeschmackt. Dies läßt sich nur durch Urtheilskraft und Fruchtbarkeit verwehren. Man muß diese mächtigen und abdichtsfindenden Töne hervorbringen und wohl anzubringen wissen, Gelegenheit und Augenblick ergreifen. Wenn z. B. die Meinungen getheilt sind, wenn der Streit sich bis zum höchsten Grade der Heftigkeit erhoben hat, wenn man sich nicht mehr verhört, wenn alle zusammen reden: so muß man sich besonders halten im Winkel des Zimmers, entfernt von dem Schlachtfeld. Den Ausbruch muß man durch ein langes Stillschweigen vorbereitet haben, und dann schnell wie eine Bombe mitten unter die Streitenden hineinfallen. Niemand versteht diese Kunst besser als ich; aber wo ich überrasche, das ist im Gegentheil. Ich habe kleine Töne, die ich mit einem Lächeln begleite, eine unendliche Menge Beifallsmienen besitze ich. Both bring' ich die Nase, den Mund, die Stirne, die Augen mit ins Spiel. Ich habe eine Grandezza der Hüften, eine Art den Rücken zu drehen, die Achseln auf und ab zu zucken, die Finger auszureken, den Kopf zu biegen, die Augen zu schließen, und mich so verwundert zu zeigen, als hätte ich vom Himmel eine englische und göttliche Stimme vernommen. Das ist es, was schmeichelt. Ich weiß nicht, ob Ihr die ganze Kraft dieser letzten Stellung einsieht; aber niemand hat mich in der Ausübung übertroffen. Seht nur, seht her!

Ich. Das ist wahr, es ist einzig.

Er. Glaubt Ihr, daß es ein Mittelchen gibt mit einiger Gelehrsamkeit, die Sache auszuhalten?

Ich. Nein! man muß gestehen, Ihr habt das Talent Narren zu machen und sich zu erniedrigen so weit als möglich getrieben.

Er. Sie mögen sich stellen, wie sie wollen, alle sie viel ihrer sind, dahin gelangen sie nicht. Der beste unter ihnen, z. E. Palissot, wird höchstens ein guter Schüler bleiben. Aber wenn eine solche Rolle uns anfangs unterhält, wenn man einiges Vergnügen findet über die Dummheit hier aufzuhalten, die man trunken macht, am Ende ekelt es nicht mehr, und dann nach einer gewissen Anzahl Entdeckungen ist man genöthigt sich zu wiederholen. Gift und Kunst haben ihre Gränzen. Nur vor Gott und einigen seinen Geistern erweitert sich die Laufbahn, indem sie vorwärts schreiten. Mouret gehört vielleicht darunter. Manchmal läßt er einen Zug sehen, der mir, ja mir selbst, von ihm den höchsten Begriff giebt. Der kleine Hund, das Buch von der Glückseligkeit, die Zacken auf dem Weg von Versailles sind Dinge, die mich desturiren, entrüsten, das könnte mir gar das Handwerk verleiden.

Ich. Was wollt Ihr mit Eurem kleinen Hund?

Er. Weder kommt Ihr denn? Wie, im Ernst, Euch ist nicht bekannt, wie es dieser außerordentliche Mann anfing, einen kleinen Hund von sich zu und an den Siegelbewahrer zu gewöhnen, dem er gefallen hatte?

Ich. Mir ist's nicht bekannt.

Er. Desto besser. Das ist eins der schönsten Dinge, die man erdenken kann. Ganz Europa war darüber erstaunt und jeder Hofmann hat ihn beneidet. Ihr habt doch auch Scharfsinn, laßt sehen, was Ihr an seiner Stelle gethan hättet. Bedenkt, daß Mouret von seinem Hunde geliebt war; bedenkt, daß das seltsame Kleid des Ministers das kleine Thier erschrecke; bedenkt, er hatte nur acht Tage, um diese Schwierigkeiten zu überwinden. Man muß die Bedingungen der Aufgabe gut kennen, um das Verdienst der Auflösung genugsam zu schätzen. Nun denn?

Ich. Nun denn! Ich bekenne gern, daß die leichtesten Dinge dieser Art mich in Verwirrung setzen würden.

Er. Hört (sagt er, indem er mir einen kleinen Schlag auf die Achsel gab, denn er ist zudringlich), hört und bewundert. Er läßt sich eine Maske machen, die dem Siegelbewahrer gleicht, er bezahlt dem Kammerdiener das kostbare Gewand, er bedeckt das Gesicht mit der Maske, er hängt das Kleid um. Nun ruft er seinen Hund, streichelt ihn, giebt ihm Kuchen. Dann auf einmal Veränderung der Decoration. Es ist nicht mehr der Siegelbewahrer, Mouret ist's, der seinen Hund ruft und peitscht. Nach zwei, drei Tagen von Morgens bis Abends fortgesetzter Uebung lernt der Hund vor Mouret dem Generalpachter fliehen und sich zu Mouret dem Siegelbewahrer gesellen. Aber ich bin zu gut, Ihr seyd ein Unglaubiger, der nicht verdient die Wunder zu erfahren, die neben ihm vorgehen.

Ich. Dessen ungeachtet, ich bitte Euch, wie war's mit dem Buch und den Zacken?

Er. Nein, nein, werdet Euch ans Straßenpflaster, das wird Euch solch' Dinge erzählen, und benutzt den Umstand, der uns zusammengebracht, um Dinge zu erfahren, die niemand weiß, als ich.

Ich. Ihr habt Recht.

Er. Gewand und Perrücke zu borgen! Ich hatte die Perrücke des Siegelbewahrers vergessen. Sich eine Maske, die ihm gleicht zu verschaffen! Die Maske besonders dreht mir den Kopf um. Auch steht dieser Mann in der größten Achtung, auch besitzt er Millionen. Es giebt Ludwigsfrasse, die das Brod nicht haben, was lauft sie aber auch nach dem Kreuz mit Gefahr ihrer Glieder und wenden sich nicht zu einem Stand, der ohne Gefahr ist und niemals ohne Belohnung? Das heißt man sich ums Große bemühen. Diese Muster nehmen einem den Muth, man bedauert sich selbst und hat Langeweile. Die Maske! die Maske! Einen meiner Finger gäbe ich drum, die Maske gefunden zu haben!

Ich. Aber mit diesem Enthusiasmus für die schönen Erfindungen, mit dieser Gewandtheit des Genius habt Ihr denn nichts erfunden?

Er. Beispiele! z. B. die bewundernde Stellung des Rückens, von der ich Euch sprach, die seh' ich als mein eigen an, ob sie mir gleich durch Neider könnte streitig gemacht werden. Man mag sie wohl vor mir angewendet haben; aber wer hat wohl gefühlt, wie bequem sie sey, eigentlich über den Thoren zu lachen, den man bewundert? Ich habe mehr als hundert Kunstgriffe, ein junges Mädchen an der Seite ihrer Mutter zu verführen, ohne daß es diese merkt, ja sogar mit dazu beiträgt. Kaum trat ich in die Laufbahn, als ich alle die gemeinen Manieren, Liebesbriefe zugestehen, verachtete. Ich habe jedes Mittel nur sie entreißen zu lassen, und unter diesen Mitteln giebt's manche neue, darf ich mir schmeicheln. Besonders besitze ich das Talent junge schachterne Männer aufzumuntern. Ich habe manchen angebracht, der weder Geist noch Gestalt hatte. Wäre das alles geschrieben, ich glaube man würde mir wohl Genie zugestehen.

Ich. Für einen außerordentlichen Mann würdet Ihr gelten.

Er. Ich zweifle nicht.

Ich. An Eurer Stelle würf ich das alles aufs Papier. Schade für die schönen Sachen, wenn sie verloren gehen sollten!

Er. Es ist wahr. Aber Ihr glaubt nicht, wie wenig mir Unterricht und Vorschriften gelten. Wer einer Anweisung bedarf, kommt nicht weit. Die Genies bedürfen wenig, treiben viel und bilden sich aus sich selbst. Bedenkt nur Cäsarn, Turenne, Vauban, die Markise Tencin, ihren Bruder den Cardinal und seinen Secretär den Abbe Trublet — und Bourret? Wer hat Bourret Fiction gelehrt? Niemand. Die Natur bildet diese seltnen Menschen. Glaubt Ihr denn, daß die Geschichte des Hundes und der Maske irgendwo gedruckt sey?

Ich. Aber in verlornen Stunden, wenn die krampfhaften Bewegungen Eures leeren Magens, oder die Anstrengungen des überfüllten Magens den Schlaf abhalten?

Er. Ich will darauf denken. Besser ist's große Stücken zu schreiben, als kleine zu thun. Da arbeit sich die Seele, die Einbildungskraft erhitzt, entflammt, entwickelt sich, anstatt daß sie sich zusammenzieht, wenn man sich in Gegenwart der kleinen Hus über die Albernheit des Publikums verwundern soll, das sich nun einmal in den Kopf setzt, den Tierasin, die Dangeville, mit Beifall zu überhäufen, die so platt spielt, gebückt auf dem Theater einhergeht, die immer dem in die Augen sieht, mit dem sie spricht, und ihre Grimassen für Feinheit hält, ihr Trippeln für Grazie; das Publikums, das die emphatische Glairon eben so beständig, die maniert, manierirte, studirte, schwerfällige ist, als möglich. Das unfähige Parterre deklarirt sie, daß alles brechen machte, und merkt nicht, daß wir ein Knaul von Heuchlern sind. Es ist wahr, der Knaul nimmt ein wenig zu, aber was thut's, haben wir nicht die schönste Haut? die schönsten Augen, den schönsten Schmelz, freilich wenig Gefühl, einen Gang der nicht leicht ist; doch auch nicht so linkisch, wie man sagt. Aber was die Empfindungen betrift, da ist keine, der wir nachgehen.

Ich. Was soll das heißen? Ist es Ironie oder Wahrheit?

Er. Das Uebel ist, daß die Teufels-Empfindungen alle inwendig stecken, und daß doch auch keine Dämmerung durchscheint. Aber ich, der mit Euch rede, ich weiß, und weiß gewiß, sie hat Gefühl. Und ist's nicht gerade das, so ist's etwas von der Art. Setzt nur, wenn wir beide kaum sind, wie wir die Bedienten behandeln, wie die Kammermädchen Ohrfeigen kriegen, wie wir mit heftiger Fistrität in die unsidion Ehrik es treffen wissen, die sich einigermaßen dem schuldigen Respekt entziehen. Das ist ein kleiner Teufel, sage ich, ganz wol. Gefällt uns wurde..... Nun! wie steht's aus? Ihr wißt recht nicht, woran Ihr seyd. Nicht wahr?

Ich. Laßt mich bekennen, ich unterscheide nicht, ob Ihr boshafter oder bedauerlicher redet. Ich bin ein gerader Mann, seyd so gut und acht aufrichtig mit mir zu Werke, laßt Eure Kunst bei Seite.

Er. So sprechen wir von der kleinen Hus, von der Dangeville und der Clairon, die und da mit einigen Stellen gemischt, die anregen. Meint Ihr mich doch nur einen Tanzmeister halten, aber nicht für dumm. Nur ein dummer Teufel oder ein unsterblicher Mensch konnte im Stande seyn so viel Abwechslung hervorzubringen.

Ich. Und wie entschließt man sich sie zu sagen?

Er. Das macht sich nicht auf einmal, aber nach und nach kommt man dazu. Lugenti largitur venter.

Ich. Man muß aber anhaltenden Hunger haben.

Er. Das ist möglich. Indessen so stark Euch das auch scheinen mag, ihr sind mehr gewesen dergleichen zu thun, als wir es zu sagen.

Ich. Ist denn einer, der sich unterfängt Eurer Meinung zu seyn?

Er. Was heißt Ihr einer? Das ist die Gesinnung, die Sprache der ganzen Gesellschaft.

Ich. Die muß also aus Tauzenichtsen und aus Dummköpfen bestehen.

Er. Dummköpfen? Ich schwöre Euch, es ist nur einer darunter und zwar jener, der uns gastirt, damit wir ihn zum besten haben sollen.

Ich. Wie darf Ihr es aber so arg machen? denn die Talente der Dangeville und Clairon sind entschieden.

Er. Man schlimmt die Lüge, die uns schmeichelt, in vollen Zügen hinab, und kostet Trepfen für Trepfen die Wahrheit, die uns bitter ist. Und dann haben wir auch so durchtriebene Mienen, ein so wahrhaftes Ausschen.

Ich. Und doch müßt Ihr einmal gegen die Grundsätze der Kunst so sündigt haben. Es müssen Euch einmal aus Versehen einige bittere Wahrheiten entwischt seyn von solcher, die verletzen. Denn im wachen Euer Rolle, die so elend, verworfen, niederträchtig und abscheulich ist, habt Ihr im Grunde eine gute Seele.

Er. Ich? Keineswegs. Der Teufel hole mich, wenn ich im Grunde weiß, was ich bin. Im Ganzen habe ich den Geist rund wie eine Kugel, und den Charakter frisch wie eine Weide, nämlich falsch, wenn es mein Vortheil ist wahr zu seyn, nämlich wahr, wenn ich es einigermaßen nöthig finde falsch zu seyn. Ich sage die Sachen, wie sie mir ins Maul kommen, vernünftig, beste besser, unvernünftig, man merkt nicht traurig. Ich spreche frei vor mich hin, ich habe nämlich in meinem Leben gedacht, weder vor dem Reden, noch im Reden, noch nach dem Reden. Auch findet sich niemand beleidigt.

Ich. Aber das ist Euch noch mit den braven Leuten begegnet, mit denen Ihr lebtet, und die für Euch so viel Güte hatten.

Er. Was wollt Ihr? Es ist ein Unglück, ein falscher Augenblick, wie es ihrer im Leben giebt. Kein Glück hält an. Mir ging es zu gut, das konnte nicht dauern. Wir haben, wie Ihr wißt, die zahlreichste, ausgesuchteste Gesellschaft, es ist eine Schule der Menschlichkeit, eine Erneuerung der alten Gastfreundschaft. Alle Poeten die fallen, wir reißen sie auf. Wir hatten Palissot nach seiner Zara, Brot nach dem Faux Genereux, alle verschrienen Musiker, alle Schriftsteller, die man nicht liest, alle ausgepfiffenen Schauspielerinnen, alle ausgezischten Schauspieler, ein Haufen verschämter Armen, platte Schmarotzer, an deren Spitze ich mich zu stellen die Ehre habe, als wackerer Anführer eines furchtsamen Haufens. Das erkennt, wenn sie sich setzen, munter ich sie auf. Ich verlange zu trinken für sie. Kommt sie doch gar so wenig Putz weg! Abgetragene junge Leute, die nicht wissen wohin, aber die ein Faß haben. Andere Schöne, die den Patron streicheln, um ihn einzuschläfern, um alsdann die Patronin zu umschwärmen. Wir schwimmen munter, aber im Grunde haben wir alle bösen Humor und gewaltsen Appetit. Weiß sind unsre Brüderinnen. Tiger nicht grausamer. Wir verschonen wie Mücke, wenn die Erde lange mit Schnee bedeckt war, wir zerreißen wie Tiger alles wie Glück macht. Manchmal verschlingen sie Biren, Messinge und Bildnerein, dann giebt es erst einen schönen Lärm um Ihr zerreißen. Als mals sah man so viel traurige, abscheuliche, übelstehende und erbärmliche Bücher. Da hört man nur die Namen Buffon, Duclos, Montesquieu, Rousseau, Voltaire, d'Alembert, Diderot und Gott weiß mit welchen Namen dazwischen. Niemand hat Geist, wenn er nicht so artig macht ist, wie wir. Und so ist der Plan des Schauspiels, die Philosophen, erfunden worden. Die Seele des Buchstabirbuches habe ich selbst gefunden, nach

Anlaß der Rockentheologie, und Ihr ſind nicht mehr geſchont als ein andrer.

Ich. Beſte beſter! Wahrlich ereigt man mir mehr Ehre als ich verdiene. Ich wäre gedemüthigt, wenn ſie, die ſo viel Uebels von geſchickten und ehrlichen Leuten ſprechen, ſich einfallen ließen von mir Gutes zu reden.

Er. Wir ſind viele und jeder muß ſeine Zeche bezahlen. Wenn die großen Thiere geopfert ſind, dann kommt es an die andern.

Ich. Wiſſenſchaft und Tugend angreifen, um zu leben, das iſt ſehr thieriſch Werk.

Er. Ich ſage es Euch ſchon: wir ſind ohne Conſequenz. Wir laſtern alle Menſchen und betrüben niemand. Manchmal findet ſich auch bei uns der ſchwerfällige Abbé d'Olivet, der dicke Abbé le Blanc, der Heuchler Patterer. Der dicke Abbé iſt nur beſchaft vor Tafel, nach dem Caffee wirft er ſich in einen Seſſel, die Füße gegen den Kaminſchirm geſtemmt, da ſchläft er ein, wie ein alter Papagei auf der Stange. Wird aber der Lärm gewaltſam, dann gähnt er, dehnt ſich, reibt die Augen, und ſagt: Nun, nun, was giebt's? — Es fragt ſich, ob Piron mehr Geiſt habe als Voltaire? — Verſtehen wir uns, Geiſt hat Ihr, von Geſchmack iſt nicht die Rede. Denn vom Geſchmack aber Piron nicht das Mindeſte — Nicht das Mindeſte — Nein . . . Und nun acht ein Abhandlung über den Geſchmack les. Der Patron macht ein Zeichen mit der Hand, daß man ihn höre: denn auf Geſchmack glaubt er ſich beſonders zu verſtehen. Der Geſchmack, ſagt er . . . der Geſchmack iſt ein Ding . . . fürwahr ich weiß nicht für welch ein Ding er es ausgab, er wußt' es ſelbſt nicht.

Manchmal haben wir Fr und Rodé, der tiſcht und ſeine tauſchen Mährchen auf von conculinarischen Wundern, wovon er Augenzeuge war. Manchmal auch einen Geſang ſeines Gedichts über einen Gegenſtand, den er gründlich kennt. Ich hatte ſein Verſe, aber ich höre ihn gerne leſen. Er hat das Laſtern eines Beſeſſenen. Alle ſchreien um ihn her: das heißt doch ein Poet! . . . Unter uns, dieſe Poeſie iſt nichts, als ein Scharwerk von allerlei confuſen Klängen, ein barbariſches Tongemiſch der Erbauer des Babyloniſchen Thurmes. Auch kommt manchmal ein Pinſelſtrich von plattem und dummem Anſehn, der aber Verſtand wie ein Teufel hat und beſſer iſt als ein alter Affe. Es iſt eine von den Figuren, die zu Spöttereien und Naſenführen reizen, die aber Gott zur Züchtigung der Menſchen geſchaffen hat, die nach der Geſichtsbildung urtheilen und die ihre Erfahrung hätte belehren ſollen, daß es eben ſo leicht iſt, ein Mann von Geiſt zu ſeyn und das Anſehn eines Dummkopfs zu haben, als den Dummkopf unter einer geiſtreichen Phyſiognomie zu verbergen. Es iſt eine genaue Nichtübereinſtimmung, andern zum Zeitvertreib einen Gutmüthigen aufzupfropfen, und gewöhnlich fällt man auf dieſen. Dies iſt eine Falle, die wir den Neuankommenden legen, und ich habe faſt niemand gefunden, der nicht hineingetappt wäre.

(Manchmal bewunderte ich die Richtigkeit der Bemerkungen dieſes Narren über Menſchen und Charaktere und gab es ihm zu verſtehen.) Aus der ſittlichen Geſellſchaft, antwortete er mir, läßt ſich Vortheil ziehen, wie aus der Lieberlichkeit. Hier entſchädigt uns der Verluſt der Vortheile wegen des Verluſtes der Unſchuld, in der Geſellſchaft der Böſen, wo das Laſter ſich ohne Maske zeigt, lernt man ſie kennen. Er hat Recht; aber ich habe auch ein wenig geleſen.

Ich. Was habt Ihr geleſen?

Er. Geleſen habe ich und leſe und unaufhörlich leſe ich wieder Theophraſt, La Bruyere und Moliere.

Ich. Das ſind vortreffliche Bücher.

Er. Sie ſind viel beſſer als man denkt, aber wer verſteht ſie zu leſen?

Ich. Jedermann, nach dem Maß ſeines Geiſtes.

Er. Faſt niemand. Kennt Ihr mir ſagen, was man darin ſucht?

Ich. Unterhaltung und Unterricht.

Er. Aber welchen Unterricht? denn darauf kommt es an.

Ich. Die Kenntniß ſeiner Pflichten, die Liebe der Tugend, den Haß des Laſters.

Er. Ich aber lerne daraus alles was man thun ſoll und alles was man nicht ſagen ſoll. Alſo wenn ich den Geizigen leſe, ſo ſage ich mir, ſey artig wenn du willſt, nimm dich aber in Acht, wie ein Geizhut zu reden. Leſe ich den Tartuffe, ſo ſage ich mir, ſey ein Heuchler wenn du willſt, aber ſprich nicht wie ein Heuchler. Behalte die Laſter, die dir möglich ſind, aber bewahre dich vor dem Ton, vor den Aeußerungen, die dich lächerlich machen würden. Und dich vor dieſem Ton, dieſen Aeußerungen zu bewahren, muß du ſie kennen. Nun haben ſie dir dieſe Autoren vortrefflich geſchildert. Ich bleibe, was ich bin, aber ich handle und rede, wie ſich's geziemt. Ich bin nicht von denen, die den Moraliſten verachten. Es iſt viel zu lernen, beſonders bei denen, die die Moral in Handlung geſetzt haben. Das Laſter beleidigt die Menſchen nur von Zeit zu Zeit, die laſterhaften Charaktere beleidigen ſie von Morgens bis Abends. Vielleicht wäre es beſſer inſolent zu ſeyn, als ſo auszuſehn. Ein inſolenter Charakter verletzt nur manchmal, ein inſolentes Anſehn verletzt immer. Uebrigens bildet Euch nicht ein, daß ich der einzige Leſer meiner Art ſey. Ich habe hier kein andres Verdienſt, als ſyſtematiſch, durch richtigen Blick, eine vernünftige und wahre Anſicht das geleiſtet zu haben, was andre aus Inſtinct thun. Daher kommt, daß ihr vieles Leſen ſie nicht beſſer macht, als mich, und daß ſie noch dazu lächerlich bleiben, wider ihren Willen, anſtatt daß ich's nur bin, wann ich will, und ſie alsdann weit hinter mir zurückſtehe. Denn dieſelbe Kunſt, die mich lehrt bei gewiſſen Gelegenheiten das Lächerliche vermeiden, lehrt mich bei andern es glücklich erwirken. Dann erinnre ich mich an alles, was andre geſagt haben, an alles, was ich geleſen habe, und dann ſag' ich noch alles hinzu, was auf meinem Grund und Boden wächſt, der in dieſer Art ganz erſtaunliche Früchte trägt.

Ich. Ihr habt wohl gethan mir dieſe Geheimniſſe zu eröffnen, ſonſt hätte ich glauben müſſen Ihr widerſprächt Euch ſelber.

Er. Ich widerſpreche mir nicht: denn für einen Fall, wo man das Lächerliche zu vermeiden hat, giebt es allerlichterweiſe hundert, wo man ſich's geben muß. Es giebt keine beſſere Rolle bei den Großen als die Rolle der Narren. Lange gab es einen wirklich beſtellten Narren des Königs; niemals hat jemand den Titel eines Weiſen des Königs getragen. Ich bin der Narr Bertin's und mehrerer andern. Einer vielleicht in dieſem Augenblick, vielleicht ſeyd Ihr der meine. Wer weiſe wäre hätte keine Narren, wer einen Narren hat iſt nicht weiſe, und iſt er nicht weiſe, ſo iſt er ein Narr, und vielleicht wäre der König der Narr ſeines Narren. Uebrigens bedenkt, daß in einer ſo verkehrten Sache, wie die Sitten ſind, nichts abſolut, meſentlich und allgemein wahr oder falſch iſt, außer daß man ſey was unſer Vortheil erheiſcht, gut oder böſe, weiſe oder närriſch, anſtändig oder lächerlich, ehrbar der laſterhaft. Wenn zufälliger Weiſe die Tugend zum Glück nützlich wäre, ſo wäre ich tugendhaft aus Ton, oder hätte die Tugend geheuchelt, wie ein andrer. Man hat mich lächerlich haben wollen und dazu habe ich mich geübt. Bin ich laſterhaft, ſo hat die Natur all in den Aufwand gemacht. Wenn ich laſterhaft ſage, ſo rede ich

nur Eure Sprache. Denn wenn wir uns erklären wollten, so wäre wohl möglich, Ihr dieser Laster was ich Tugend nenne, und was ich Laster nenne, Tugend.

So kommen auch zu uns die Autoren der komischen Oper, ihre Schauspieler und Schauspielerinnen, öfter aber die Unternehmer, Gerüchte und Mouches, alles Leute von Geschick und vorzüglichen Verdiensten.

Ich will vergeß die großen Kritiker der Literatur: l'Avant-Coureur, les Petites-Affiches, l'Année litteraire, l'Observateur litteraire, le Censeur hebdomadaire, das ganze Gesindel der Blättler.

Ich. Die Année litteraire, der Observateur litteraire? Das ist nicht möglich, die verabscheuen sich.

Er. Das ist wahr, aber alle Blättler versehen sich um den besseren Suppennapf. Der verfluchte Observateur litteraire, daß der Teufel ihn und seine Blätter geholt hätte! Das ist der Hund, der keine gesalzene Pritsche, der stinkende Wuchrer, der Ursache ist an meinem Unglück. Gestern erschien er zum erstenmal in unserm Horizont, zur Stunde, da uns alle aus unsern Löchern treibt, zur Stunde des Mittagessens. Glücklich, wenn es schlechtes Wetter ist, glücklich derjenige unter uns, der ein vier und zwanzig Sousstück in seiner Tasche hat, um den Wagen zu bezahlen. Da spottet man wohl über seinen Mitbruder, der bis an den Ruderast schmarotzt und bis auf die Knochen genagt erscheint, und kommt Abends doch wohl heraus, eben so zugerichtet in seine Wohnung zurück. Ja es war einmal einer, der vor einigen Monaten einen heftigen Streit mit dem Savoyarden unserer Thüre hatte. Sie standen auf Rechnung mit einander, der Glubiast wollte bezahlt seyn, der Schuldner war nicht bei Gelde und konnte doch nicht hinaus ohne durch seine Hände gegangen zu seyn.

Es wird aufgetragen, man ergreift dem Abbe die Ehre, ihn eben zu sagen. Ich trete hinein und werde ihn gewahr. Wie, sagte ich, Abbe, Ihr präsidirt? Das ist gut für heute; aber morgen, wenn's Euch beliebt, rückt Ihr um einen Teller herunter, und so immer von Teller zu Teller, bis Ihr von dem Platz, den ich auch einmal eingenommen, Favarten einmal nach mir, Dorat einmal nach Favarten, Poliffet einmal nach Dorat, bis Ihr endlich stationär werdet neben mir armen platten Schuft Euresgleichen, che sieda sempre come un maestoso c—o fra duoi e—i.

Der Abbe, ein guter Teufel, der alles leicht nimmt, lachte dazu, auch Mademoiselle, von der Wahrheit meiner Bemerkung und der Richtigkeit meiner Vergleichung durchdrungen, lachte gleichfalls. Alle die neben ihm zur Rechten und zur Linken saßen, oder die er um einen Ratschritt herunterzudrängen hatte, fingen an zu lachen. Alle Welt lacht, ausgenommen der Herr, der diese wird und mir Rede hält, die nichts bedeutet hatten, wenn wir allein gewesen wären. Kameau, Ihr seid ein impertinenter Bursche — Ich weiß es: denn auf diese Bedingung habt Ihr mich aufgenommen — Ein Schuft — Wie ein andrer — Ein Bettler — Wäre ich sonst hier? — Ich werde Euch hinauswerfen lassen — Noch Aliche werde ich von selbst gehen — Das rath' ich Euch .... Man speist da und trefflich getrunken hatte: denn im Ganzen wäre es nicht mehr noch weniger gewesen, Messer Gaster ist eine Person, mit der ich niemals getrunken habe, laß entschließ ich mich und schicke mich an zum Weggehen: denn ich hatte doch in Gedanken von so vielem in mein Werk verschenkt, daß ich's wohl hätten mußte. Ich brauchte viel Zeit, um in dem Zimmer herum nach Hut und Stock zu suchen, wo sie nicht waren. Zimmerdacht' ich, der Patron würde sich abermals in Schimpfworten auslassen, jemand würde als Mittelsperson auftreten und wir würden uns zuletzt vor lauter Zanken wieder versöhnen. Ich drehte mich und drückte mich: denn ich hatte nichts auf dem Herzen. Aber der Patron, düsterer und schwärzer als Apollo beim Homer, da er seine Pfeile unter das Heer der Griechen schießt, die Mütze noch einmal so tief als gewöhnlich eingedrückt, ging im Zimmer hin und wieder, die Faust unter dem Kinn. Mademoiselle nahte sich mir: Aber Mademoiselle was giebt's denn besonders? War ich denn heute von mir selbst verschieden? — Ihr sollt fort — Ich will fort; aber ich habe den Patron nicht beleidigt. — Verzeiht mir, man liebt den Herrn Abbe und.... — Der Patron hat gefehlt, daß er den Abbe einlud, daß er mich aufnahm, und mit mir so viele schöne Wesen als ich bin — Frisch, kleiner Kameau, ihr müßt mir den Herrn Abbe um Verzeihung bitten — Was brauch' ich die? — Fort, fort! das wird sich alles geben — Sie nimmt mich bei der Hand, sie zieht mich gegen den Sessel des Abbe: Abbe, sage ich, das ist alles doch sehr lächerlich, nicht wahr? und dann fang' ich an zu lachen, und er auch. Da war ich nun von einer Seite entschuldigt, nun mußte ich aber zur andern, und was ich da zu sagen hatte, war von anderer Sorte. Ich weiß nicht recht mehr, wie ich meine Entschuldigung wendete: Mein Herr, hier ist der Narr.... — Schon zu lange ist er mit beschäftigt, ich will mich nicht mehr von ihm reißen — Man ist erzürnt — Ja sehr erzürnt — Das soll nicht mehr begegnen — Beim ersten Schuft... — Ich weiß nicht, war er gerade diesen Tag von solcher Laune, wie Mademoiselle sie ihn nur mit Sammthandschuhen anzurühren traut, oder verstand er nicht recht, was ich sagte, oder sprach ich nicht recht? genug es war schlimmer als vorher. Was Teufel, kennt er mich denn nicht, weiß er denn nicht, daß ich wie die Kinder bin, und daß es Umstände giebt, wo ich alles unter mich gehen lasse? Und, Gott verzeih mir! soll ich mir's denn nicht auch einmal bequem machen? Eine Gliederpuppe von Stahl könnte man abnutzen, wenn man von Morgen bis in die Nacht am Faden gäbe. Ich muß ihnen die Zeit vertreiben, das ist meine Bedingung; aber ich muß mir manchmal doch auch einen Spaß machen. Mitten in dieser Verworrenheit ging mir ein unglücklicher Gedanke durch den Kopf, ein Gedanke, der mir Trug einflößte, ein Gedanke, der mich zur Kühnheit, zur Insolenz erhob, nämlich, daß man mich nicht missen könne, daß ich ein wesentlicher Mann sey.

Ich. Ja, ich glaube, daß Ihr ihnen sehr nützlich seid, aber daß sie es Euch noch mehr sind. Ihr findet nicht, wann Ihr wollt, ein so gutes Haus wieder; aber sie für einen Narren, der ihnen abgeht, finden sie bald.

Er. Hundert Narren wie mich, Herr Philosoph, die sind nicht so gemein: ja platte Narren. Aber in Betreff der Narrheit nimmt man's genauer, als bei Talent und Tugend. Ich bin selten in meiner Art, ja sehr selten. Ist da sie mich nicht mehr haben, was machen sie? Sie haben Tausende wie ihr Hund. Ich bin ein unerschöpflicher Stoff von Albernheiten. Als Augustus that ich einen Aufruf, der sie bis zu Tränen lachen machte. Ich war für sie ein ganzes Theater.

Ich. Auch hattet Ihr Tisch, Bett, Kleid, Wäsche und Hosen, Schuhe und eine Pistole monatlich.

Er. Das ist die schöne Seite, das ist der Gewinn. Aber von den Lasten sagt Ihr nichts. Erhob sich ein Gerücht, ein neues Theaterstück sey im Werke, was für Wetter auch war, mußte ich in allen Pariser Dachstuben herumflattern, bis ich den Verfasser gefunden hatte. Ich mußte mir das Stück zum Lesen verschaffen und ganz künstlich merken lassen, darin sey eine Rolle, die eine meiner Bekanntschaft vortrefflich spielen würde.

— Und wer dann, wenn's beliebt? — Wer dann? seine Frage! Es sind die Grazien, die Zärtlichkeit, die Freundschaft. — Mademoiselle Dangeville wollt Ihr sagen. Sollte Ihr sie vielleicht kennen? — Ja, ein wenig, aber sie ist es nicht. — Und wer denn? — Ganz leise sprach ich den Namen — Sie! — Ja sie, versetzt ich ein wenig beschämt, denn manchmal hab' ich auch Schamhaftigkeit, und bei dem Namen hätte man sie sollen, wie das Gesicht bei Pocken sich verklingerte, und manchmal wie man mir ins Gesicht lachte. Indessen, er machte wollen oder nicht, sollte ich meinen Mann zum Mittagessen herbeischaffen, und er, der sich vor Verbindlichkeiten fürchtete, zog sich zurück, dankte. Und dann mußte man sehen, wie ich behandelt ward, wenn ich das Geschäft nicht glücklich durchsetzte. Da war ich ein Trepf, ein dummer, schwerfälliger Bursche zu nichts nütze, das Glas Wasser nicht werth, das mir gereicht ward. Schlimmer ging's noch, wenn's zur Aufführung kam, und ich unerschrocken mitten unter dem Heulen schrei des Publikums, das richtig urtheilt, man mir sagen was man will, mein einziges Klatschen mußte vernehmen lassen. Alle Blicke fielen dann auf mich und ich letzte manchmal das Pfeifen von der Schaubühne an und auf mich herunter. Da hört' ich neben mir lispeln: das ist einer von den verkleideten Bedienten ihres Liebhabers. Der Schuft! wird er schwingen?... Niemand weiß, was dazu bestimmen kann, man glaubt es sey Albernheit, indessen es ein Beweggrund ist, der alles entschuldigt.

Ich. Und selbst die Uebertretung der bürgerlichen Gesetze.

Er. Am Ende lernte man mich kennen, und sagte: Oe ist Rameau... Mein Rettungsmittel war, einige ironische Worte drein zu werfen, die man eingelernt Klatschen vom Lächerlichen trennen. Man legte es ein Eigenlob aus.

Ich. Warum wendetet Ihr Euch nicht an die Wache?

Er. Das kam auch vor, doch nicht gern. Ehe es zum Richtplatz ging, mußte man sich das Gedächtniß mit glänzenden Stellen anfüllen, wo es Zeit war, den Ton zu geben. Begegnete es mir sie zu vergessen, oder mich zu vergreifen, so hatte ich das Unglück bei meiner Rückkehr. Das war ein Lärm, wovon Ihr keinen Begriff habt. Und dann immer eine Kappel Hunde zu füttern! Es ist wahr, ich hatte mir allerlei Weise dieses Geschäft selbst aufgelegt. Nicht weniger die Katzen, über die ich die Oberaufsicht hatte. Ich war nur zu glücklich, wenn Micou mich mit der Tatze beim Schwanz und mit die Manschette oder die Hand zerriß. Criquette hat oft Kolik und da reib' ich ihr den Bauch. Sonst hatte Mademoiselle Capeurs, jetzt sind's die Nerven. Ich rede nicht von andern leichten Indispositionen, derentwegen man sich vor mir nicht Zwang anthut. Das mag hingehen. Meine Sache war's niemals, jemand lästig zu seyn. Ich las, ich weiß nicht wo, daß ein Fürst mit dem Namen der Große manchmal über die Nachtruhe des Nachtstuhls seiner Maitresse gebeugt stand. Man macht sich's bequem mit seinen Hausgenossen, und das war ich damals mehr als jemand. Ich bin der Apostel der Familiarität, der Bequemlichkeit, ich predigte sie durch Beispiel, ohne daß man es doch aufnahm, ich konnte mich nur geben lassen. Nun bat' ich Euch den Pardon zum Besten gegeben. Mademoiselle fängt an ein wenig schwer zu werden, man erzählt die lustigsten Mährchen.

Ich. Ich hoffe doch nicht Ihr?

Er. Warum nicht?

Ich. Es ist wenigstens unanständig seine Wohlthäter lächerlich zu machen.

Er. Aber ist es nicht noch schlimmer, sich durch Wohlthaten berechtigt glauben den Beginstigten zu entehren?

Ich. Aber wenn der Begünstigte nicht schon von selbst niedrig wäre, nichts würde dem Gönner diese Macht verleihen.

Er. Aber wenn die Personen nicht lächerlich von Natur wären, so gäb' es keine tollschen Mährchen. Und ist es denn mein Fehler, daß sie sich mit Lumpen bepacken, und wenn sie mit Lumpen bepackt sind, daß man sie verrückt, sie in den Koth schleift? Entschließt man sich mit Leuten zu leben, wie wir sind, und man hat nur Menschenverstand, so muß man sich auf den schwärzesten Undank gefaßt machen. Wenn man uns aufnimmt, kennt man uns nicht als das, was wir sind, als eigennützige, niederträchtige, treulose Seelen? Kennt man uns, so ist alles gethan. Es besteht nun eine stillschweigende Uebereinkunft, daß man uns Gutes thun wird und daß wir, früher oder später, das Gute mit Bösem vergelten werden. Diese Uebereinkunft besteht sie nicht zwischen dem Menschen und seinem Affen und seinem Papagei?

Was erhebt Le Brun für ein Geschrei, daß Palissot, sein Tischgenoß, sein Freund, gegen ihn Spottreime gemacht hat! Palissot hat Spottreime machen müssen und Le Brun hat Unrecht. Poinsinet erhebt ein lautes Geschrei, daß Palissot ihm die Reime gegen Le Brun aufbürdet. Palissot hat Poinsinetten die Reime aufbürden müssen, die er gegen Le Brun gemacht hat, und Poinsinet hat Unrecht. Der kleine Abbé Rey erhebt ein lautes Geschrei, daß sein Freund Palissot ihm seine Maitresse wegaschnappt hat, zu der er ihn einführte. Er hätte Palissot nicht bei seiner Maitresse einführen sollen, oder er mußte sich alsdann entschließen sie zu verlieren. Palissot hat seine Schuldigkeit gethan, und der Abbé Rey hat Unrecht. Mag Helvetius ein lautes Geschrei erheben, daß Palissot ihn als einen schlechten Mann auf's Theater bringe, ihn, dem Palissot noch Geld schuldig ist, das er ihm borgte, um sich curiren zu lassen, sich zu nähren, sich zu kleiden. Sollte sich der Wohlthäter eine andre Behandlung erwarten von Seiten des Mannes, der mit allen Arten von Schändlichkeit beflickt ist, der zum Zeitvertreib seinen Freund die Religion abschwatzen läßt, der sich der Güter seiner Gesellen bemächtigt, der weder Treue, noch Gesetz, noch Gefühl kennt, der nach dem Glück läuft per fas et nefas, der seine Tage nach seinen Verbrechen zählt, der sich selbst auf dem Theater als einen der gefährlichen Schelmen dargestellt hat, eine Unsinnigkeit, wovon schwerlich ein Beispiel vorhanden ist, noch sich künftig finden wird. Nein, es ist alles nicht Palissot, es ist Helvetius der Unrecht hat. Wenn man einen jungen Burschen aus der Provinz in den Thiergarten von Versailles bringt und er aus Dummheit in Hand durchs Gitter, zum Tiger oder Panth'r hineinstreckt, und der Bursche seinen Arm in dem Rachen des wilden Thieres läßt, wer hat dann Unrecht? Das alles ist im stillschweigenden Vertrag enthalten. Oefte schlimmer für den, der ihn nicht kennt oder vergißt.

Wie viele Menschen lassen sich nicht durch diesen allgemeinen und heiligen Vertrag entschuldigen, die man der Bosheit anklagt, indessen das man nur sich der Dummheit anklagen sollte. Ja, dicke Gräfin, Ihr habt Schuld, wenn Ihr um Euch her solches Volk versammelt, das man in Eurer Sprache Especes nennt. Wenn diese Especes Euch Schlechtigkeiten beachten, und Euch zu Schlechtigkeiten verleiten, und ehrliche Leute gegen Euch aufbringen, so thun die Rechtlichen was sie sollen und die Especes auch. Ihr aber habt Unrecht sie aufzunehmen. Lobte Bertinus ruhig und still mit seiner Gesellschaft, hätten sie sich durch die Rechtschaffenheit ihres Charakters rechtliche Bekanntschaften erworben, hätten sie

um sich her talentvolle Männer berufen, durch ihre Tugenden bekannte Männer, hätten sie einer kleinen erlesenen und erleuchteten Gesellschaft die Stunden aufwarten, die sie der Süßigkeit zusammen zu sein, sich zu lieben und sich's im Stillen zu sagen, entziehen mochten, glaubt Ihr, daß man gute oder schlimme Mährchen auf sie gemacht hätte? Aber was ist ihnen begegnet? Was sie verdienten. Sie sind wegen ihrer Unklugheit gestraft. Uns hatte die Vorsehung von Ewigkeit her bestimmt, Gerechtigkeit zu üben am jedesmaligen Vortheil, und wer uns unter unsern Enkeln gleicht, ist bestimmt Gerechtigkeit zu üben an den Meisnages und Bertins der Zukunft. Aber indessen wir ihre gerechten Beschlüsse an der Armuth vollstrecken, was würdet ihr sagen, die ihr uns darstellt, wie wir sind, und jene gerechten Rathschlüsse an uns vollstreckt, wenn wir verlangten, daß wir mit schändlichen Sitten der allgemeinen Achtung genießen sollten? Nicht wahr, daß wir toll sind? Aber jene, die ein rechtliches Betragen von Seiten lasterhafter Menschen, wegverworfner und niedriger Charaktere erwarten, sind denn die klug? Alles erhält seinen wahren Lohn in dieser Welt. Es giebt zwei Generalprocuratoren, einer der euch aufpaßt und die Verbrechen gegen die Gesellschaft bestraft, die Natur ist der andere. Diese kennt alle Laster, welche den Gesetzen entwischen. Unterläßt Euch der Lächerlichkeit, ihr werdet wassersüchtig. Seyd ihr ein Trunkenbold, so werdet ihr lungensüchtig. Oeffnet eure Thüre dem Lumpengesindel und lebt mit ihnen, ihr werdet verrathen, ausgepfiffen und verachtet seyn. Das Kürzeste ist, sich diesen billigen Urtheilen unterwerfen und sich sagen, man schüttle seine Ohren, man verbessre sich oder man bleibe was man ist; aber auf obige Bedingungen.

Ich. Ihr habt recht.

Er. Uebrigens was die bösen Mährchen betrifft, ich erfinde keine. Ich halte mich an die Rolle des Umträgers. Sie sagen der einiger Zeit — —

[Hier erzählt Rameau von seinen Wohlthätern ein scandalöses Mährchen, das zugleich lächerlich und infamirend ist, und seine Mitbrüder erreichen ihren Gipfel.]

Ich. Ihr seid ein Polisson. Laßt uns von was anders reden. Seitdem wir schwatzen, habe ich eine Frage auf den Lippen.

Er. Warum haltet Ihr sie so lange zurück?

Ich. Weil ich fürchte zudringlich zu seyn.

Er. Nach dem was ich Euch offenbart habe, wüßt' ich nicht, was ich noch zu thun vor Euch haben könnte.

Ich. Ihr zweifelt nicht, was ich von Eurem Charakter halte?

Er. Keineswegs. Ich bin in Euern Augen ein sehr verwerfliches Wesen, ich bin es auch in den meinigen, aber selten, und ich wünsche mir öfter zu meinen Lastern Glück, als daß ich mich deshalb tadle. Ihr seyd beständiger in Eurer Verachtung.

Ich. Es ist wahr. Mir Eure ganze Schändlichkeit zu zeigen!

Er. Kannte Ihr doch schon einen guten Theil und ich glaubte mehr zu gewinnen als zu verlieren, wenn ich Euch den Ueberrest bekannte.

Ich. Und wie das, wenn's beliebet?

Er. Wenn es bedeutend ist, sublim in irgend einer Art zu seyn, so ist es besonders im Bösen. Man taucht auf einen kleinen Schelm, aber man kann einem großen Verbrecher eine Art Achtung nicht verweigern. Sein Muth setzt auch in Erstaunen, seine Grausamkeit macht euch zittern, man ehrt überall die Einheit des Charakters.

Ich. Aber diese schöne Einheit des Charakters habt Ihr noch nicht. Ich finde Euch von Zeit zu Zeit wankend in Euern Grundsätzen. Es ist ungewiß, ob Ihr boshaft von Natur, oder durch Bemühung seyd, und ob Euch die Bemühung so weit geführt hat als möglich.

Er. Ihr mögt recht haben; aber ich habe mein Bestes gethan. Was ich nicht beschließen konnte vollkommener Weise über mir zu erkennen? habe ich Euch nicht von Beurtheilt mit der tiefsten Bewunderung gesprochen? Beurtheilt ist der erste Mensch in der Welt nach meiner Meinung.

Ich. Aber unmittelbar nach Beurtheilt kommt Ihr?

Er. Nein!

Ich. Also Polisset?

Er. Freilich Polisset, aber nicht Polisset allein.

Ich. Und wer kann wohl werth seyn die zweite Stelle mit ihm zu theilen?

Er. Der Renegat von Avignon.

Ich. Vom Renegaten von Avignon habe ich niemals reden hören, aber es muß ein erstaunlicher Mann seyn.

Er. Das ist er auch.

Ich. Die Geschichte großer Personen hat mich immer interessirt.

Er. Ich glaube es wohl. Dieser hatte bei einem andern Juden Abkömmling Abrahams, denen dem Vater des Glaubigen eine den Sternen gleiche Anzahl versprochen ward.

Ich. Bei einem Juden.

Er. Bei einem heimlichen Juden. Erst hatte er das Mittelchen, dann das Wohlwollen, dann ein völliges Zutrauen zu gewinnen verstanden. Mit zählen dergestalt auf unsre Wohlthaten, daß wir sollten unser Geheimniß dem verschweigen, den wir mit Güte überfüllten. Wie soll's nun da keine Undankbaren geben, wenn wir den Menschen der Versuchung aussetzen, es ungestraft seyn zu können? Das ist eine richtige Betrachtung, die unser Jude nicht anstellte. Er vertraute deshalb dem Renegaten, daß er mit gutem Gewissen kein Schweinefleisch essen könne. Hört nun, was ein fruchtbarer Geist aus diesem Bekenntniß zu ziehen vermochte. Einige Monate nachher und unser Renegat verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Als er nun seinen Juden durch so viel Mühe genugsam gerührt, eingenommen, überwunden hatte, daß sein bester Freund in allen Stämmen Israels zu suchen sey ... Bewundert mir die Verstärkigkeit des Menschen. Er ritt nicht, er läßt den Apfel reif werden, ehe er den Alt schüttelt. Zu viel Beschleunigkeit konnte das Project zerstören: dann gewöhnlich entsteht die Größe des Charakters aus einem natürlichen Gleichgewicht mehrerer entgegengesetzten Eigenschaften.

Ich. Ich erlasse Euch Eure Betrachtungen, fahret in der Geschichte fort.

Er. Das sollt nicht. Es sind Tage, wo ich Betrachtungen anstellen muß. Das ist eine Krankheit, die man ihrem Lauf zu überlassen hat. Wo war ich denn?

Ich. Bei der genauen Verbindung des Juden und des Renegaten.

Er. Nun war der Apfel reif ... Aber Ihr hört mir nicht zu, auf was sinnt Ihr?

Ich. Ich sinne über die Ungleichheit Eures Looses. Ihr scheint bald hoch, bald tief.

Er. Kann die Stimme eines Lasterhaften eine Einheit haben? ... Endlich Alcantz kommt er zu seinem guten Freund mit verstörter Miene, zerrissener Stimme, todtenblassem Gesicht, an allen Gliedern zitternd — Was hast Dir? — Wir sind verloren — Verloren und wie? — Verloren, sage ich, verloren ohne Rettung — Erklärt Euch. — Gebeut einen Augenblick, daß ich mich von meinem Schrecken erhole. — Sie erhielt Euch, sagte der Jude, anstatt ihm zu sagen, du bist ein abscheulicher Bösewicht. Ich weiß nicht was du für Nachrichten bringst, aber du hast ein Spitzgesicht. Du spielst den Erschrockenen.

Ich. Und warum sollte der Jude so sagen?

Er. Weil der Renegat in seiner Vorstellung das Maß überschritten hatte. Das ist klar für mich. Unterbrecht mich nicht weiter. Wir sind verloren, ohne Rettung ..... Fürcht Ihr nicht die Assotiation dieses wiederholten Verlierens? ... Ein Verräther hat uns bei der Inquisition angegeben, Euch als Juden, mich als Renegaten, als infamen Renegaten. Sagt mir der Spitzbube nicht erröthet sich der verhaßtesten Ausdrücke zu bedienen. Es braucht mehr Muth, als man denkt, um sich seinen wahren Titel zu geben. Ihr wißt nicht, was es kostet, um dahin zu gelangen.

Ich. Freilich nicht. Aber der infame Renegat?

Er. Ist falsch, aber seine Falschheit scheint sehr künstlich. Der Jude erschrickt, reißt sich den Bart aus, wälzt sich an der Erde. Er sieht die Häscher an seiner Thüre, er sieht sich mit dem San Benito gegiert, er sieht sein auto-da-fe bereitet — Mein Freund, mein zärtlicher, mein einziger Freund, was zu thun? — Betrügt Euch mit der größten Ruhe und Sicherheit, betrügt Euch wie gewöhnlich. Die Procedur des Tribunals ist heimlich, aber langsam, benutzt die Frist, um alles zu verkaufen. Ich miethe ein Loß durch einen Dritten in Schiff, ich durch einen Dritten, das wird das Beste sein. Wir bringen Euer Vermögen dahin: denn auf Euer Vermögen ist es vorzüglich angesehn. Und so wollen wir beide unter einem andern Himmel die Freiheit suchen unserm Gott zu dienen, und in Sicherheit dem Gesetz Abrahams und unsres Gewissens gehorchen. Das Wichtigste in der gefährlichen Lage, in der wir uns befinden, ist, ja nichts Unklages zu beachten .... Gesagt, gethan. Das Schiff ist gemiethet, mit Lebensmitteln und Matrosen versehen, das Vermögen des Juden ist an Bord. Morgen mit Anbruch des Tages fahren sie ab und können nun munter zu Nacht essen und sicher schlafen. In der Nacht steht der Renegat auf, nimmt des Juden Brieftasche, seines Beutel, seine Juwelen, begiebt sich an Bord und weg ist er. Und Ihr denkt wohl das ist alles. Denkt Ihr? Ich sehe Ihr seyd der Sache nicht gewachsen. Ich, als man mir dieses Geschichtchen erzählte, rief ich gleich, was ich Euch versichernd, um Euern Scharfsinn auf die Probe zu stellen. Ihr habt wohl gethan ein ehrlicher Mann zu seyn: denn Ihr wärst nur ein Schelmchen geblieben. Was jetzt ist der Renegat nichts weiter, es ist ein verächtlicher Schuft, dem niemand gleichen möchte. Aber das Erhabene seiner Bosheit zeigt sich erst darin, daß er selbst seinen Freund, den Israeliten, angegeben hatte, daß die Inquisition diesen bei seinem Erwachen in Empfang nahm, und nach einigen Tagen ein Lustfeuerchen mit ihm anstellte, und so war der Renegat ruhiger Besitzer des Vermögens dieses verfluchten Abkömmlings derer, die unsern Herrn gekreuzigt haben.

Ich. Ich weiß nicht, wovor ich mich mehr entsetzen soll, vor der Verruchtheit des Renegaten oder vor dem Ton, mit dem Ihr davon sprecht.

Er. Das ist, was ich Euch sagte. Die Schrecklichkeit der Handlung hebt Euch über die Beachtung weg. Das ist die Ursache meiner Aufrichtigkeit. Ihr sollter einsehen, wie doch ich in meiner Kunst stehe, Ihr sollter bekennen, daß ich wenigstens original in meiner Erniedrigung sey, und sollter mich in Eurem Kopf in der Reihe der großen Taugenichtse sehen, dann wollt' ich rufen: **Vivat Mascarillus fourbum Imperator!** Nun lustig, Herr Pitieskopf, **Chorus! Vivat Mascarillus fourbum Imperator!**

(Und nun führte er einen ganz sonderbaren fugirten Gesang auf. Bald war die Melodie ernst und majestätisch, bald leicht und flatterhaft, bald ahmte er den Baß nach, bald eine Oberstimme, bezeichnete mit Armen und verdrehtem Hals die gehaltnen Stellen, componirte, führte sich selbst ein Triumphlied auf, wobei man wohl sah, daß er sich besser auf gute Musik, als auf gute Sitten verstand.

Ich wußte nicht, sollte ich bleiben oder fliehen, lachen oder mich entrüsten. Ich blieb in der Absicht die Unterhaltung auf irgend einen Gegenstand zu lenken, der aus meiner Seele den Abscheu, worein sie erfüllt war, vertreiben könnte. Die Gegenwart eines Menschen fing mir an unerträglich zu werden, der eine erschreckliche That, ein abscheuliches Verbrechen eben behandelte wie ein Kenner der Malerei oder Poesie die Schönheiten irgend eines vortrefflichen Werk s, oder ein Moralist, ein Historiker die Umstände einer heroischen Handlung erhebt und lebhaft darstellt. Wider meinen Willen ward ich finster. Er bemerkte es und sagte:)

Was habt Ihr? befindet Ihr Euch übel?

Ich. Ein wenig. Aber das geht vorüber.

Er. Ihr habt das grämliche Ansehn eines Menschen, der von beschwerlichen Gedanken gepeinigt wird.

Ich. So ist's auch.

Nachdem wir beide einen Augenblick geschwiegen hatten, indem er pfeifend und singend auf und nieder ging, sagte ich, um ihn auf sein Talent zurückzuführen: Was macht Ihr jetzt?

Er. Nichts.

Ich. Das ist sehr ermüdend.

Er. Ich war schon dumm genug, nun habe ich diese Musik von Duni und andern jungen Componisten gehört, die mich ganz närrisch macht.

Ich. Billigt Ihr denn diese Art?

Er. Ganz gewiß.

Ich. Und Ihr findet Schönheit in diesen neuen Gesängen?

Er. Ob ich Schönes drin finde? Bei Gott, dafür stehe ich Euch. Wie ist das deklamirt! welche Wahrheit, welcher Ausdruck!

Ich. Alles Nachgeahmte hat sein Muster in der Natur. Was ist das Muster des Tonkünstlers, wenn er einen Gesang hervorbringt?

Er. Warum nehmt Ihr die Sache nicht höher? Was ist denn ein Gesang?

Ich. Gesteh' ich Euch, diese Frage geht über meine Kräfte. So sind wir alle. Wir haben im Gedächtniß nur Worte, die wir zu verstehen glauben, weil wir uns ihrer oft bedienen und sie sogar richtig anwenden. So haben wir auch im Verstand nur unbestimmte Begriffe. Sprech' ich das Wort Gesang aus, so habe ich davon keinen bestimmtern Begriff, als Ihr und die meisten Encyclopädisten, wenn sie aussprechen: Reputation, Schande, Ehre, Laster, Tugend, Scham, Anstand, Beschämung, Bescheidenheit.

Er. Der Gesang ist eine Nachahmung durch Töne einer durch Kunst erfundenen, oder, wenn es Euch beliebt, durch Natur eingegebenen Tonleiter, sie werde nun durch Stimmen oder Instrumente dargestellt, eine Nachahmung physischer Laute oder leidenschaftlicher Töne, und Ihr seht, daß mit gehöriger Veränderung sich die Definition der Malerei, der Redekunst, der Sculptur und Poesie wohl anpassen ließe. Nun, auf Eure Frage zu kommen: was ist das Muster des Musikers oder des Sängers? Es ist die Deklamation, wenn das Muster lebendig und empfindend ist; es ist der Klang, wenn das Muster unbelebt ist. Man muß die Deklamation wie eine Linie ansehen, und den Gesang wie eine andre Linie, die sich um die erste herschlängelt. Je mehr diese Deklamation, Muster des Gesangs, stark und wahr ist, je genauer die Punkten der Gesang, der sich ihr gleichstellt, sie durchschneidet, desto schöner wird er seyn. Und das thun unsre jungen Musiker gar wohl gefühlt. Wenn man hört: je suis un pauvre diable, so glaubt man die Klage zu

ten Geistigen zu vernehmen. Singe er nicht, so würde er in denselbigen Tönen zur Erde sprechen, wenn er ihr sein Geld vertraut und zu ihr sagt: ô terre, reçois mon trésor. Und nun das kleine Mädchen, das sein Herz klopfen fühlt, das roth wird, sich verwirrt und den andächtigen Herrn bittet, sie los zu lassen, würde sie sich anders ausdrücken? In diesen Werken giebt es die verschiedensten Charaktere, eine unendliche Wahrheit von Declamation, das ist vortrefflich. Ich sag' es Euch. Geht! geht! die Arie zu hören, wo der junge Mann, der sich sterben stellt, ausruft: mon cœur s'en va! Hört den Gesang, hört die Begleitung und sagt mir nachher, welch ein Unterschied sey zwischen den wahren Tönen eines Sterbenden und der Weisung dieses Gesanges. Ihr werdet sehen, daß die Linie der Melodie ganz mit der Linie der Declamation zusammenfällt. Ich rede nicht von dem Takt, der auch eine Bedingung des Gesangs ist, ich halte mich an den Ausdruck, und es ist nichts Mehreres als folgende Stelle, die ich irgendwo gelesen habe: Musices seminarium accentus, der Accent ist die Pflanzschule der Melodie. Und darum überlegt nur, wie schwer und bedeutend es ist, ein gutes Recitativ schreiben zu können. Es gibt keine schöne Arie, woraus man nicht ein schönes Recitativ machen könnte, kein schönes Recitativ, daraus ein geschickter Mann nicht eine schöne Arie ziehen sollte. Ich möchte nicht behaupten, daß einer, der gut recitirt, auch gut singen werde; aber ich wäre sehr verwundert, wenn der, der gut singt, nicht gut recitiren sollte. Und glaubt nur alles, was ich Euch da sage, denn es ist wahr.

Ich. Von Herzen gern, wenn ich nur nicht durch eine kleine Bedenklichkeit abgehalten würde.

Er. Und diese Bedenklichkeit?

Ich. Wenn eine solche Musik sublim ist, so muß die des göttlichen Lulli, des Campra, des Destouches, des Mouret und, unter uns gesagt, des lieben Onkels ein wenig platt seyn.

Er (zu meinem Ohre nahend). Ich wollte nicht, daß man mich hörte: denn hier sind viele Leute, die mich kennen. Sie ist's auch. Ich rede leise, nicht weil ich mich an den lieben Onkel bekümmere, den ihr immer lieb heißen mögt! Aber von Stein ist er, und wenn mir die Lunge allenfalls aus dem Halse hinge, so gäbe er mir kein Glas Wasser. Nun mag er's auch mit der Octave und Sexte me predirtm: Hon, hon; hin, hin; tu, tu, tu, tu; tur lu tutu und dem sämmtlichen Teufelsturm. Alle die anfangen sich darauf zu verstehen, und die das Gräfe nicht mehr für Musik nehmen, werden sich nirmals mehr daran befriedigen. Ja wenn man durch eine Polizeiverordnung den Personen aller Art und Standes verbieten könnte, das Stabat von Pergolese singen zu lassen. Das Stabat sollte man durch die Hand des Henkers verbrennen. Wahrhaftig diese verfluchten Schalksnarren mit ihrer Servante maîtresse, mit ihrem Tracolle barden uns einen zweifachen Rippenstoß gegeben. Ehmals sangen Lanerette, Issé, Europe galante, les Indes, Castor, les Talens lyriques vier, fünf, sechs Monate, die Verschlungen Armidens wollten gar nicht enden. Jetzt fällt das alles über einander, wie Kartenmänner. Auch spielen Rebel und Francœur deshalb Feuer und Flammen. Sie sagen, alles gehe verloren, sie seyen zu Grunde gerichtet, und wenn man länger diese Jahrmarktsfänger dulde, so sey die Nationalmusik zum Teufel und die königliche Akademie im Sachsischen könne nur ihren Laden zumachen. Es ist wohl was Wahres dran. Die alten Perrücken die seit dreißig vierzig Jahren alle Freitage zusammenkommen, anstatt sich wie sonst unterhalten zu sehen, haben lange Weile und gähnen, ohne zu wissen warum. Sie fragen sich und wissen nicht warum. Warum wenden sie sich nicht an mich? Dann's Weissagung wird erfüllt werden und den Weg, den das nimmt, will ich Euch sagen, wenn in vier oder fünf Jahren, vom Peintre amoureux de son modèle an gerechnet, die Herren im berühmten Saal-sächsischen nicht völlig auf den Hosen sind. Die guten Leute haben ihre Sympathien aufzugeben, um Italianische Symphonien zu spielen. Sie haben geglaubt ihre Ohren sollten sich an diese gewöhnen, ohne daß der bisherigen Vocalmusik Eintrag geschähe, eben als wenn die Symphonie sich nicht zum Gesang verhielte, abgesehen ein wenig Lebhaftigkeit, wenn der Umfang des Instruments, die Beweglichkeit der Finger einen wohl verleiten kann, wie sich der Gesang zur natürlichen Declamation verhält. Ist der Violinist nicht der Affe des Sängers, der, wenn künftig das Schwere an die Stelle des Schönen treten wird, sich gewiß zum Affen des Violinisten macht? Der erste der etwas von Locatelli spielte, war der Apostel der neuen Musik. Man hörte uns nichts mehr auf. Man wird uns an die Nachahmung der leidenschaftlichen Accente, der Natur-Accente, durch Gesang und Stimme und durch's Instrument gewöhnen, denn das ist der ganze Umfang musikalischer Gegenstände. Und wir sollten unsern Geschmack für Auftritte, Tanzen, Gewitter, Triumphe, Victorien behalten? Va-t-en voir s'ils viennent, Jean. Sie haben sich eingebildet, sie wollten weinen oder lachen, in musikalischen Tragödien oder Komödien, man könnte vor ihre Ohren die Accente der Wuth, des Hasses, der Eifersucht, die matten Klagen der Liebe, die Schalkheiten und Scherze des Italianischen oder Französischen Theaters bringen, und sie könnten fortfahren Nasende und Plätze zu bewundern. Die Herren schneiden sich gewaltig. Sie bilden sich ein sie könnten erfahren und empfinden, mit welcher Leichtigkeit, welcher Biegsamkeit, welcher Weichheit die Harmonie, die Prosodie, die Ellipsen, die Inversionen der italianischen Sprache sich dem Gesang anbieten, der Bewegung, dem Ausdruck, den Wendungen des Gesangs, dem gemessenen Werth der Töne, und können dabei sämmtlich ignoriren, wie ihre Sprache schreit, dumpf, schwerfällig, schwer, pedantisch und eintönig ist. Eh! ja ja! Warum nicht gar! Sie haben sich überreden lassen, daß nachdem sie Thränen mit den Thränen einer Mutter über den Tod eines Sohnes vergossen, nachdem sie beim Befehl eines mordgebietenden Tyrannen gezittert, daß sie nicht lange Weile haben würden bei ihrer Feerei, bei ihrer abgeschmackten Mythologie, bei ihren kleinen süßlichen Madrigalen, welche nicht weniger den bösen Geschmack des Poeten, als den Jammer der Kunst bezeichnen, die sich so etwas gefallen läßt. Gute Leute! So ist's nicht und kann's nicht seyn. Das Wahre, das Gute, das Schöne haben ihre Gerechtsame. Man bestreitet sie, aber man endigt mit Bewunderung. Was nicht mit diesem Stempel bezeichnet ist, kann bewundert's eine Zeit lang, aber man endigt mit Gähnen. So gähnt denn, liebe Herren, gähnt nach Bequemlichkeit und laßt Euch nicht stören. Das Reich der Natur setzt sich ganz sachte fest, das Reich meiner Dreieinigkeit, gegen welche die Pforten der Hölle nichts vermögen. Das Wahre, das der Vater ist, der das Gute zeugt, das der Sohn ist, aus dem das Schöne hervorgeht, das der heilige Geist ist. Dieser fremde Gott setzt sich beschieden auf den Altar, an die Seite des Landesgottes. Nach und nach gewinnt er Platz, und an einem hübschen Morgen giebt er mit dem Ellbogen seinem Kameraden einen Schub und Bang! Bonsoir! der Gast liegt am Boden. So fallen die Jesuiten das Christenthum in China und in Indien zu pflanzen haben, und Eure Jansenisten mögen sagen was sie wollen, diese politische Methode, die zum Zweck führt, ohne Lärm, ohne Blutvergießen, ohne Märtyrer, ohne einen ausgerauften Skopf, dünkt mich die beste.

Ich. Es ist etwas Vernunft in allem, was Ihr da sagt.

Er. Vernunft? desto besser. Der Teufel hole mich, wenn ich darauf ausgehe. Das kommt gelegentlich. Bin ich doch wie die Musiker in der Sackgasse, als mein Onkel erschien. Treff ich's, meinetwegen. Ein Kätzchjunge wird immer besser von seinem Handwerk sprechen, als eine Academie und alle Dukamels der Welt.

Und dann spazirt er auf und ab und murmelt einige Arien aus der Ile des Fous, dem Peintre amoureux de son modele, dem Marechal ferrant, der Plaideuse — und von Zeit zu Zeit ruft er mit aufgehobenen Augen und Händen aus, ob das schön ist? bei Gott! es das schön ist? Ob man ein Paar Ohren am Kopf haben und eine solche Frage thun kann? Nun ward er wieder leidenschaftlich und sang ganz leise, dann erhob er den Ton, nach Maßgabe wie er sich mehr passionirte, dann kamen die Gebärden, das Verziehen des Gesichts und das Verkehren des Körpers. Nun sagte ich: gut, er verliert den Kopf und eine neue Scene ist zu erwarten. Wirklich bricht er auf einmal singend los: Je suis un pauvre misérable..... Monseigneur, Monseigneur, laissez-moi partir.... O terre, reçois mon or, conserve bien mon trésor, mon âme, mon âme, ma vie! O terre!..... le voilà, le petit ami! Aspettar e non venire... A Zerbina penserete... Sempre in contrasti con te si sta... Er häufte und verwirrte dreißig Arien, Italiänische, Französische, tragische, komische von aller Art Charakter. Bald mit einem tiefen Baß sing er bis in die Hölle, dann zog er die Kehle zusammen und mit einem Fistelton zerriß er die Höhe der Lüfte und mit Gang, Haltung, Gebärde ahmte er die verschiedenen singenden Personen nach, wechselsweise rasend, besänftigt, gebieterisch und spöttisch. Da ist ein kleines Mädchen, das weint, und er stellt die ganze kleine Zärtrei vor. Nun ist er Priester, König, Tyrann, er droht, beschlt, ergrimt sich; nun ist er Sclave und gebercht. Er besänftigt sich, er verzweifelt, beklagt sich und lacht, immer im Ton, im Takt, im Sinn der Worte, des Charakters, des Betragens.

Alle die Schachspieler hatten ihre Bretter verlassen und sich um ihn versammelt, die Fenster des Kaffeezimmers waren von außen durch Verdrängende besetzt, welche der Lärm angehalten hatte. Es war ein Gelächter, daß die Decke hätte bersten mögen. Er ward nichts gewahr, er fuhr fort, ergriffen von einer solchen Entfremdung des Geistes, einem Enthusiasmus so nahe an der Tollheit, daß es ungewiß ist, ob er sich erholen wird, ob man ihn nicht in einen Mathwagen werfen und gerade in's Tollhaus führen muß, indem er ein Stück der Lamentationen des Jeremi singt.

Hier wiederholte er mit einer Präcision, einer Wahrheit, einer unglaublichen Wärme die schönste Stelle jeder Abtheilung, das schöne obligate Recitativ, wo der Prophet die Zerstörung Jerusalems malt, brachte er unter einem Strom von Thränen vor und kein Auge blieb trocken. Mehr war nicht zu verlangen, an Zartheit des Gesangs, an Stärke des Ausdrucks und des Schmerzes. Er vermeide besonders bei den Stellen, wo sich der Tonkünstler vorzüglich als großen Meister beweisen hatte. Verließ er den Theil des Gesangs, so ergriff er die Instrumente, und die verließ er wieder schnell um zur Stimme zurückzukehren, eins in's andre verschlingend, daß die Verbindung, die Einheit des Ganzen erhalten wurde. So bemächtigte er sich unsrer Seelen und hielt sie in der wunderbarsten Lage schwebend, die ich jemals empfunden habe. Verwundert ich ihn? Ja ich verwunderte. War ich gerührt und mitleidig? Ich war gerührt und mitleidig, doch ein lächerlicher Zug war in diese Gefühle verschmolzen und nahm ihnen ihre Natur.

Aber ihr wirt in Lachen ausgebrochen über die Art, wie er die verschiedenen Instrumente nachmachte. Mit aufgeblasenen strotzenden Wangen und einem rauhen dunkeln Ton stellte er Hörner und Fagot vor, einen schreienden näselnden Ton ergriff er für das Hautbois, mit unglaublicher Geschwindigkeit übersetzte er seine Stimme die Saiten-Instrumente darzustellen, deren Tönen er sich aufs genauste anzuähnern suchte, er pfiff die kleinen Flöten, er kollerte die Querflöte, schrie, sang mit Gebärden eines Rasenden und machte ganz allein die Tänzer, die Tänzerinnen, die Sänger, die Sängerinnen, ein ganzes Orchester, ein ganzes Opernheater, sich in zwanzig verschiedene Rollen theilend, laufend, innehaltend, mit der Gebärde eines Entzückten, mit blinkenden Augen und schäumendem Munde.

Es war eine Hitze zum Umkommen, und der Schweiß, der den Puder in seiner Stirne, der Länge seiner Wange folgte, vermischte sich mit dem Puder seiner Haare, rieselte und durchte den Oberkheil seines Kleides. Was begann er nicht alles! Er weinte, er lachte, er seufzte, blickte ängstlich, ruhig oder wüthend. Es war eine Frau, die in Schmerz versinkt, ein Unglücklicher seiner ganzen Verzweiflung hingegeben, ein Tempel, der sich erhebt, Vögel, die beim Untergang der Sonne sich im Schweigen verlieren. Bald Wasser, die an einem einsamen und kühlen Orte rieseln, oder als Giesbäche von Bergen herabstürzen, ein Gewitter, ein Sturm, die Klage der Umkommenden, vermischt mit dem Zischen der Winde, dem Lärm des Donners, es war die Nacht mit ihren Finsternissen, es war der Schatten und das Schweigen, denn selbst das Schweigen bezeichnet sich durch Töne. Er war ganz außer sich. Erschöpft von Anstrengung, wie ein Mann, der aus einem tiefen Schlaf oder aus einer langen Zerstreuung hervortritt, blieb er unbeweglich stumpf, erstaunt. Nun kehrt er seine Blicke um sich her, wie ein verirrter Mensch, der den Ort, wo er sich befindet, wieder zu erkennen sucht. Er erwartet die Rückkehr seiner Kräfte, seines Bewußtseyns, er trocknet maschinenmäßig sein Gesicht. Gleich einem, der beim Erwachen sein Bett von einer großen Menge Personen umgeben sähe, so in einem völligen Vergessen, in einem tiefen Unbewußtseyn dessen, was er gethan hat, ruft er im ersten Augenblick: Nun, meine Herren, was giebt's, was lacht Ihr? was erstaunt Ihr? was giebt's denn? .... Dann setze er hinzu, das heißt man eine Musik, einen Musiker. Indessen brachte man nicht gewisse Gesänge des Lulli. Die Scene l'attendrai l'aurore mache man besser, ohne die Worte zu verändern. Ich fordre jedermann auf. Verachte man nicht einige Stellen von Campra, die Violinstücke meines Onkels, seine Gavotten, seine kriegerischen Märsche, seine Priester und Opertänze. Pâles flambeaux, Nuit plus affreuse que les ténèbres.... Dieu du Tartare, Dieu de l'oubli.... (Da verstärkte er seine Stimme und hielt die Töne gewaltsam aus. Die Nachbarn steckten die Köpfe durch die Fenster, wir steckten unsre Finger in die Ohren. Er sagte:) Hier muß man Lungen haben, ein großes Organ, Luft genug. Aber Himmelfahrt ist da, Fasten und drei Könige sind vorbei, und sie wissen noch nicht, was sie in Musik sagen sollen, und daher auch nicht, was dem Tonkünstler frommt. Die lyrische Poesie soll noch gehoren werden, aber sie kommen schon noch dazu, hören sie nur genug den Pergolese, den Sachsen, Terradeglias, Traetta und andre, lesen sie nur Metastasie wiederholt, so kommen sie schon dazu.

Ich. Und wie? Hatten Quinault, la Motte, Fontenelle nichts davon verstanden?

Er. Nichts, was wir brauchen könnten. Es sind nicht sechs Verse hinter einander, in allen ihren allerliebsten Gedichten, die man in Musik setzen könnte. Es sind geistreich Sprüche, zärtliche, zarte Madrigale. Aber um

zu wiſſen, wie leer das von Hülfsmitteln für unſere Kunſt iſt. Für die gewaltſamſte der Künſte, ſelbſt die Kunſt des Donnerwetters nicht ausgenommen, laßt Euch ſolche Stücke verfaſſen, und ſie erſcheinen Euch kalt, ohne mächtig, eintönig: denn nichts iſt trübe, was dem Geſang zur Unterlage dienen könnte. Eben ſo gern componirte ich die Maximen des Rochefoucault und die Gedanken des Paſcal. Der thieriſche Schrei der Leidenſchaft hat die Reihe zu beſchämen, die uns fromme. Dieſe Ausdrücke müſſen übereinander gedrängt ſeyn, die Phraſe muß kurz ſeyn, der Sinn abgebrochen, ſchwebend, damit der Muſiker über das Ganze fegend, wie über die Theile herrſche, ein Wort auslaſſe oder wiederhole, eins hinzufüge, das ihm fehlt, das Gedicht wenden und umwenden könne, wie einen Polypen, ohne das Gedicht zu zerſtören. Das macht die Franzöſiſch-lyriſche Poeſie viel ſchwerer, als in Sprachen welche Umwendungen zulaſſen und von ſelbſt dieſe Bequemlichkeiten darbieten.... Barbare, cruel, plonge ton poignard dans mon sein; me voilà prête à recevoir le coup fatal; frappe, ose.... Ah! je languis, je meures... Un feu secret s'allume dans mes sens... Cruel amour, que veux-tu de moi? Laisse-moi la douce paix dont j'ai joui... Rends-moi la raison.... Die Leidenſchaften müſſen ſtark ſeyn. Die Zärtlichkeit iſt des lyriſchen Poeten und des Muſikus muß ertrem ſeyn. Die Arie iſt faſt immer am Schluß einer Scene. Wir brauchen Ausrufungen, Interjectionen, Suspenſionen, Unterbrechungen, Beſchwörungen, Verneinungen, wir rufen, wir flehen, wir ſchreien, wir laufen, wir weinen, wir lachen von Herzen. Keinen Witz, keine Sinngedichte, keine hübſchen Gedanken, das iſt zu weit von der einfachen Natur. Und glaubt nur ja nicht, daß das Spiel der Theaterkünſtler und ihre Declamation uns zum Muſter dienen könne. Pfui doch! Wir müſſen es kräftiger haben, weniger manierirt, mehr Einfache Geſpräche, die gemeine Stimme der Leidenſchaft ſind uns um ſo nothiger, als unſre Sprache monotoner iſt und weniger Accent hat. Der thieriſche Schrei, der Schrei des leidenſchaftlichen Menſchen bringt ihn hervor.

Indeſſen er ſo zu mir ſprach, hatte ſich die Menge verlaufen, die uns erſt umgab, entweder weil ſie nichts verſtand, oder weil Ekel an ſeiner Rede nahm, denn gewöhnlich mag das Kind ſich ihr unterhalten, als ſich unterrichten, und ſo waren ſie denn wieder an ihrem Spiel und wir in unſerm Winkel allein. Auf einer Bank ſitzend, den Kopf wider die Mauer gelehnt, die Arme hängend, die Augen halb geſchloſſen, ſagte er zu mir: Ich weiß nicht, wie mir iſt, als ich hierher kam, war ich friſch und froh, und nun bin ich verdrießlich und verſtimmt, als wenn ich zehn Meilen gemacht hätte, daß mir mich ſchnell angepackt.

Ich. Wollt Ihr etwas Erfriſchungen?

Er. Recht gern. Ich bin heiſer, die Kraft entgeht mir und ich ſpüre einige Bruſtſchmerzen. Das begegnet mir faſt alle Tage ſo, ohne daß ich weiß warum.

Ich. Was beliebt Euch?

Er. Was Euch gefällt. Ich bin nicht lecker. Der Mangel hat mich gelehrt mir alles gefallen zu laſſen....

Man brachte uns Bier und Limonade. Er ſtürzte ein großes Glas, leerte es zweimahl dreimal. Dann wie ein erwachter Menſch duftet er ſtark, ruckt ſich zuſammen und fährt fort:

Aber meint Ihr nicht auch, Herr Philoſoph, iſt es nicht ein recht ſonderbarer Fall, daß ein Fremder, ein Italiäner, ein Dumkommen muß, uns erſt zu lehren, wie unſere Muſik ein Ausdruck ſo geben ſey, wie unſer Geſang ſich allen Bewegungen, allen Tactarten, allen Pauſen, allen Declamationen fügen könne und das ohne die Proſodie zu verletzen. Und es war doch kein Meer auszutrinken. Wer von einem Bettler auf der Straße um Almoſen angeſprochen wurde, wer einen Mann vom Zorn hingeriſſen, ein eiferſüchtiges raſendes Weib gehört hatte, einen verzweifelten Liebhaber, einen Schmeichler, je einen Schmeichler, der ſeinen Ton ſanft macht, ſeine Stolben zieht mit einer Honigſtimme, genug jede Leidenſchaft, ob ſie wolle ob wolle, wenn ſie nur durch ihre Kraft verdiente ein Vorbild des Muſikus zu ſeyn; ein ſolcher hätte zwei Dinge gemacht werden ſollen, einmal daß die langen und kurzen Stolben keine beſtimmte Dauer haben, nicht einmal einen beſtimmten Bezug unter ihrer wechſelſeitigen Dauer, daß die Leidenſchaft mit der Proſodie zufrieden ſeh wie es ihr gefällt, daß ſie die großen Intervalle trifft, daß der, welcher im höchſten Schmerze ausruft: Wehe mir Unglücklichen! die ausrufende Stolbe auf den höchſten und ſchärfſten Ton trägt und abſtuft in tiefern und ſchwächern Tonen herabſteigt in die Octave oder ein größers Intervall, und einem jeden Ton die Quantität giebt, die der Wendung der Melodie zuſpricht, ohne daß das Ohr beleidigt werde, ohne daß die lange oder kurze Stolbe die Länge oder Kürze des natürlichen Geſpräches behalten habe. Welchen Weg haben wir nicht gemacht, ſeitdem wir die Parentheſe Armdens, das vainqueur im Rinaldo, das quelqu'un le peut-être; das entſchloſſene obsessons; die galanten Indien als Wunder muſikaliſcher Declamation anführten? Jetzt auch ich bei dieſen Wundern die Achſeln. Bei dem Schwunge wie die Kunſt vermöge gibt weiß ich nicht worin ſie gelangen kann, indeſſen trink man eins!

Er trank zwei, dreimal, ohne zu wiſſen was er that, und war auf dem Wege ſich zu erſäufen, wie er ſich erſchießt hatte, ohne es zu denken, hätte ich nicht die Flaſche weggeſetzt, die er zerſtreut am vorigen Orte ſuchte. Da ſagte ich zu ihm:

Wie kommts, daß, mit einem ſo feinen Gefühl, einer ſo großen Reinheit für die Schönheiten muſikaliſcher Kunſt, Ihr ſo blind gegen ſitt ich Schönheit ſeyn kannt, ſo gefühllos für den Reiz der Tugend?

Er. Wahrſcheinlich weil es für dieſe einen Sinn giebt, den ich nicht habe, eine Fiber, die mir nicht gegeben iſt, eine erſchlaffte Fiber, die man immer ſpannen mag und die nicht ſchwingt. Oder habe ich es leicht immer mit guten Muſikern und ſchlechten Menſchen gelebt und mein Ohr iſt dadurch fein, mein Herz aber taub geworden, und ſollte nicht auch etwas in der Familie liegen? Das Blut meines Vaters und meines Onkels iſt daſſelbe Blut, und das meine daſſelbe Blut wie meines Vaters. Die väterliche Erbſeder war hart und ſtumpf, und dieſe verfluchte erſte Grundlage hat ſich alles Uebrige angeglichen.

Ich. Habt Ihr Euer Kind?

Er. Ob ich's habe! Den kleinen Wilden bis zur Narrheit.

Ich. Und bemüht Ihr Euch nicht ernſtlich bei ihm die Wirkung der verfluchten väterlichen Fiber zu vermindern?

Er. Das würde, dünckt mir, eine ſehr unnütze Arbeit ſeyn. Iſt er beſtimmt ein tüchtiger Mann zu werden, ſo würde ich nicht ſchaden; aber wollte die Urſache, daß er ein Taugenichts würde, wie der Vater, ſo wäre die ſämmtliche Mühe ihn zu einem ehrlichen Manne zu machen ihm ſehr ſchädlich. Indem die Erziehung immer den Hang der Erbſeder durchkreuzt, ſo würde er, wie durch zwei entgegengeſetzte Kräfte getrieben, den Weg des Lebens nur ſchwankend gehen, wie man deren ſo viele ſieht, die ſich gleich linkiſch im Guten, wie im Böſen benehmen. Das heißen wir Gegenſatz, von allen Spitznamen iſt dies der fürchterlichſte, denn er bezeichnet die Mittelmäßigkeit und drückt die höchſte Stufe der Verachtung aus. Ein großer Taugenichts iſt ein großer Tau-

genichts, aber er ist keine Espece. Käme ich nun meinem Sohn durch Erziehung in die Lucre, so verlor' er seine schönsten Jahre, ehe die väterliche Faser sich wieder in ihre Rechte gesetzt und ihn zu der vollkommenen Verworfenheit gebracht hätte, zu der ich gekommen bin. Aber ich thue jetzt nichts, ich lasse ihn gehen, ich betrachte ihn, er ist schon gefräßig, zutraulich, schlimm, faul, verlegen, ich fürchte er wird nicht aus der Art schlagen.

Ich. Und Ihr werdet einen Musikus aus ihm machen, damit ja nichts an der Aehnlichkeit fehle?

Er. Einen Musikus, einen Musikus! Manchmal betracht' ich ihn und knirsche mit den Zähnen und sage: solltest du jemals eine Note kennen, ich glaube ich drehte dir den Hals um.

Ich. Und warum das, wenn's beliebt?

Er. Das führt zu nichts.

Ich. Das führt zu allem.

Er. Ja, wenn man vortrefflich ist; aber wer kann sich von seinem Kinde versprechen, daß es vortrefflich seyn wird? Zehntausend gegen Eins, er wird nur ein elender Saitenkratzer werden wie ich. Wißt Ihr, daß vielleicht eher ein Kind zu finden wäre ein Königreich zu regieren, einen großen König daraus zu machen, als einen großen Violinspieler?

Ich. Mir scheint, daß angenehme Talente, selbst mittelmäßig ausgeübt, bei einem sittenlosen, in Liederlichkeit und Aufwand verlornen Volke einen Menschen sehr geschwind auf dem Wege des Glückes fördern. Ich selbst habe einer Unterredung beigewohnt zwischen einer Espece von Beschützer und einer Espece von Beschützten. Dieser war an jenen als einen gefälligen Mann empfohlen, der wohl dienen könne — Mein Herr, was versteht Ihr? — Ich verstehe Mathematik so ziemlich — So unterrichtet in der Mathematik! und wenn Ihr Euch zehn bis zwölf Jahre auf dem Pflaster von Paris werdet beschmutzt haben, so habt Ihr drei- bis vierhundert Livres Renten erworben — Ich habe das Recht studirt und bin ziemlich darin bewandert — Kämen Puffendorf und Grotius auf die Welt zurück, sie stürben vor Hunger an einem Prellstein — Ich weiß recht gut die Geschichte und Geographie — Gäbe es Eltern, denen die Erziehung ihrer Kinder am Herzen läge, so wäre Euer Glück gemacht, aber es giebt keine — Ich bin ein guter Musikus — Und warum saget Ihr das nicht gleich? Und um Euch zu zeigen, was man aus diesem Talente für Vortheil ziehen kann: ich habe eine Tochter, kommt alle Abende von halb Sieben bis Neun, gebt ihr Unterricht und ich gebe Euch fünf und zwanzig Louisd'or des Jahrs. Ihr frühstückt, speist, nehmt das Vesper- und Abendbrot mit uns. Der Ueberrest Eures Tags gehört Euch und Ihr verwendet ihn zu Eurem Vortheil.

Er. Und der Mann, was ist aus ihm geworden?

Ich. Wäre er klug gewesen, so hätte er sein Glück gemacht, das Einzige was Ihr im Auge zu haben scheint.

Er. Freilich! Nur Gold, nur Gold! Gold ist alles und das Uebrige ohne Gold ist nichts. Auch hüte ich mich meinem Knaben den Kopf mit schönen Grundsätzen vollzupfropfen, die er vergessen müßte, wenn er nicht ein Bettler bleiben wollte: dagegen sobald ich einen Louisd'or besitze, das mir nicht oft begegnet, stelle ich mich vor ihn hin, ziehe das Goldstück aus meiner Tasche, zeige es ihm mit Verwunderung, hebe die Augen gen Himmel und küsse das Geld; und ihm noch besser begreiflich zu machen, wie wichtig das heilige Stück sey, so lasse ich ihm, so zeige ich mit dem Finger alles was man sich anschaffen kann, ein hübsches Röckchen, ein hübsches Mützchen, einen guten Biscuit. Dann steck' ich den Louisd'or in die Tasche, ich spazierе mit Uebermuth, ich habe den Scheel meiner Weste auf, ich schlage mit der Hand auf die Tasche und so macht ich ihm begreiflich, daß diese Sicherheit, die er an mir bemerkt, von dem Louisd'or sich herschreibt.

Ich. Man kann's nicht besser. Aber wenn es begegnete, daß er, tief durchdrungen von dem Werth der Goldstücke, gelegentlich eines Tages. . . .

Er. Ich verstehe Euch. Darüber muß man die Augen zudrücken. Es giebt ja auch keinen moralischen Grundsatz, der nicht seine Unbequemlichkeit hätte, und wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommt, so ist es eine böse Viertelstunde und dann ist alles vorbei.

Ich. Auch noch so muthigen und weisen Ansichten beschicke ich noch auf meinem Glauben, daß es gut wäre ihn zum Musiker zu machen. Ich weiß kein Mittel sich geschwinder den Großen zu nähern, ihren Lastern zu dienen und aus den einigen Vortheil zu ziehen.

Er. Es ist wahr. Aber ich habe Projecte die noch schneller und sicherer guten Erfolg versprechen. Ich wenn's nur eher so wäre! ein Mädchen wäre! Aber da man nicht thun kann, was man will, so muß man nehmen was kommt, den besten Vortheil daraus ziehen, und nicht losbalt auf komme Weise, wie die meisten Väter, die nichts schlimmeres thun könnten, wenn sie aufs Unglück ihrer Kinder studirt hätten, einem Kinde, das in Paris zu leben bestimmt ist, die Lacedämonische Erziehung geben. Ist unsre Erziehung schlimm, so sind die Sitten meiner Nation Schuld daran, nicht ich. Verantwort' es wer kann. Mein Sohn soll glücklich seyn, oder was auf Eins hinauskommt, gehetzt, reich und mächtig. Ich kenne ein wenig die leichtesten Wege zu diesem Zweck zu gelangen, und ich will ihn früh genug damit bekannt machen. Taugt ihr mich, ihr andern Weisen, so wird die Menge und der Erfolg mich losſprechen. Er wird Gold besitzen, ich sag's Euch, und wenn er genug besitzt, so wird ihm nichts ermangeln, selbst Eure Achtung nicht und Eure Ehrfurcht.

Ich. Ihr könntet Euch irren.

Er. Oder er bekümmert sich nichts drum, wie andre mehr. . . .

(Hierin war nun freilich gar viel von dem was man denkt, wornach man sich beträgt, aber was man nicht ausspricht, und das ist denn der auffallendste Unterschied zwischen meinem Manne und den meisten Menschen die uns umgeben. Er bekannte die Laster, die ihm anhingen, die auch andern anhängen; aber er war kein Heuchler; er war nicht abscheulicher als jene, er war nur offener und folgerechter, manchmal profunder in seiner Verderbniß. Ich zitterte wozu sein Knabe unter einem solchen Lehrer werden könnte: denn gewiß bei einer Erziehung, die so genau nach unsern Sitten gebildet war, mußte er weit gehn, wenn ihm nicht frühzeitig Einhalt geschah.)

Er. O fürchtet nichts. Der bedeutende, der schwere Punkt, bei dem ein guter Vater besonders verweilen soll, ist nicht etwa das er seinem Knaben die sämmtlichen Laster überliefre, die ihn reich machen, die Lächerlichkeiten, wodurch er den Großen unschädlich wird; das weiß die ganze Welt, wenn nicht sonſt-matisch wie ich, doch nach Betspiel und einzelnem Unterricht. Nein, der Hauptpunkt ist, ihm das rechte Maß zu bezeichnen, die Kunst sich der Schande, der Entehrung, den Gesetzen zu entziehen: das sind Dissonanzen in der gesellschaftlichen Harmonie, diese muß man wissen anzubringen, vorzubereiten, zu retten. Nichts ist so platt, als eine Reihe vollkommner Accorde. Es muß etwas geben, das anrege, das den Strahlenbündel trenne und ihn in Farben zerstreue.

Ich. Sehr gut! Durch diesen Vergleich führet Ihr mich von den Sitten abermals zur Musik, von der ich mich wider meinen Willen entfernt hatte. Ich danke

Euch; denn um nichts zu verbergen, ich liebe Euch mehr als Muſiker denn als Moraliſt.

Er. Und doch ſtehe ich in der Muſik ſehr untergeordnet und ſehr hoch in der Moral.

Ich. Daran zweifle ich, aber wenn es wäre, ſo bin ich ein einfacher Mann und Eure Grundſätze ſind nicht die meinigen.

Er. Deſto ſchlimmer für Euch. Ach, beſſ' ich nur Eure Talente!

Ich. Laßt meine Talente und gedenken wir der Eurn.

Er. Ja, wenn ich mich nur ausdrücken könnte, wie Ihr. Aber ich ſpreche einen verteufelten Miſchmaſch, halb wie Weltleute und Gelehrte und halb wie die Marktweiber.

Ich. Ich rede übel. Ich weiß nur die Wahrheit zu ſagen und das greift nicht immer, wie Ihr wißt.

Er. Es iſt auch nicht um die Wahrheit zu ſagen, aber um die Lüge gut zu ſagen, daß ich mir Euer Talent wünſche. Wüßt' ich nur zu ſchreiben, ein Buch zu ſchmieren, eine Dedication zu wenden, einen Narren recht von ſeinem Verdienſte trunken zu machen, mich bei den Weibern einzuſchmeicheln.

Ich. Das alles weißt Ihr tauſendmal beſſer als ich. Ich wäre nicht einmal werth Euer Schüler zu ſeyn.

Er. Wie viel große Eigenſchaften, deren Preis Ihr nicht erkennt!

Ich. Den Preis, den ich drauf lege, erwerbe ich auch.

Er. Wäre das wahr, ſo trügt Ihr nicht dieſen grauen Rock, dieſe 3 zugweſte, dieſe baumwollnen Strümpfe, dieſe ſchwarzen Schuhe und dieſe alte Perrücke.

Ich. Ihr habt Recht. Man muß ſehr ungeſchickt ſeyn, wenn man nicht reich iſt, und ſich doch alles erlaubt um es zu werden. Aber es giebt Leute, wie ich, die den Reichthum nicht als das Koſtbarſte auf der Welt betrachten. Wunderliche Leute!

Er. Sehr wunderliche Leute! Mit dieſer Anſicht wird man nicht geboren, man giebt ſie ſich: denn ſie iſt nicht in der Natur.

Ich. Des Menſchen?

Er. Des Menſchen. Alles was lebt, und ſo auch der Menſch, ſucht ſein Wohlſeyn auf Koſten deſſen, der was dergeben kann, und ich bin ſicher, daß wenn ich meinen kleinen Wilden gehen ließe, ohne daß ich ihm irgend etwas ſagte, würde er reiche Kleider verlangen, reichliche Nahrung, Werthſchätzung der Männer, Liebe der Frauen, alles Glück des Lebens auf ſich vereinigt.

Ich. Wäre der kleine Wilde ſich ſelbſt überlaſſen und bewahrte ſeine ganze Schwäche, vereinigte mit der geringen Vernunft des Kindes in der Wiege, die Gewalt der Leidenſchaften des Mannes von dreißig Jahren, ſo bräch' er ſeinem Vater den Hals und entehrte ſeine Mutter.

Er. Das zeigt die Nothwendigkeit einer guten Erziehung, und wer beſtreitet ſie? Was iſt denn aber eine gute Erziehung, als die zu allen Arten Genuß führt ohne Gefahr und Unglegenheit?

Ich. Beinahe könnt' ich Euch beipflichten! aber wir wollen uns vor einer Erklärung hüten.

Er. Warum?

Ich. Weil ich fürchte die Uebereinſtimmung iſt nur ſcheinbar, und wollen wir beſtimmen, was dann für Gefahren und Unglegenheiten zu vermeiden ſind, ſo verſtehn wir uns nicht mehr.

Er. Und was thut's denn?

Ich. Laſſen wir das; was ich davon weiß werde ich Euch nicht lehren, und leichter unterrichtet Ihr mich in dem, was Ihr von der Muſik verſteht und ich nicht weiß. Lieber Rameau, laßt uns von Muſik reden, und ſagt mir, wie kommt's, daß Ihr mit der Leichtigkeit die ſchönſten Stellen der großen Meiſter zu fühlen, im Gedächtniß zu behalten, ſie mit dem Enthuſiasmus, den ſie Euch einflößen, wieder zu geben und andere wieder zu entzücken, wie kommt's, daß Ihr nichts gemacht habt, das etwas werth ſey?

(Anſtatt mir zu antworten zuckte er mit dem Kopf, bob den Finger gen Himmel und rief: Und das Geſtirn, das Geſtirn! Als die Natur Leo. Vinci, Pergoleſe, Duni bildete, da lächelte ſie; ein ernſthaftes und ariſtokratiſches Geſicht machte ſie, als ſie den lieben Onkel Rameau hervorbrachte, den man während zehn Jahren den großen Rameau wird genannt haben, und von dem man bald nicht mehr ſprechen wird. Als ſie aber ſeinen Vetter zuſammenwarfe, da ſchnitt ſie eine Frage und wieder eine Frage und noch eine Frage.... Als er das ſagte, ſchnitt er verſchiedene Geſichter. Es war Verachtung, Geringſchätzung, Ironie. Er ſchien ein Stück Teig zwiſchen ſeinen Fingern zu kneten, und lächelte über die lächerlichen Formen, die er ihm gab. Hierauf warf er die ſeltſame Pagode weg und ſagte:) So machte ſie mich und warf mich neben andre Pagoden, einige mit dicken, wohlgeſättigten Bäuchen, kurz n Hälſen, kleinen verliegenden Augen von apoplektiſchem Anſehn. Auch krumme Hälſe gab's, und dann trockne Figuren, mit lebhaften Augen und einer Habichtsnaſe. Alle wollten ſich zu Tode lachen, indem ſie mich ſahen, und ich ſtieß meine Fäuſte in die Seiten und wollte mich zu Tode lachen, als ich ſie ſahe. Denn die Thoren und Narren haben Freude an einander, ſie ſuchen ſich, ſie lieben ſich an. Hätte ich da bei meiner Ankunft nicht das Sprüchwort ſchon fertig gefunden, das Geld der Narren iſt das Erbtheil der Geſcheidten, ich wäre wäre man's ſchon dig geworden. Ich fühle, die Natur hatte mein Erbtheil in den Beutel der Pagoden gelegt, und ich verſuchte tauſend Mittel es wieder zu erbeuten.

Ich. Ich kenne dieſe Mittel. Ihr habt mir davon geſprochen. Ich habe ſie ſehr bewundert; aber bei ſo viel Fähigkeiten, warum verſuchtet Ihr nicht ein ſchönes Werk?

Er. Das iſt gerade wie ein Weltmann zum Abbé de Blanc ſagte. Der Abbé ſagte: Die Marquiſe von Pompadour nimmt mich auf die Hand, und trägt mich bis an die Schwelle der Akademie, da giebt ſie ihre Hand weg, ich falle und breche beide Beine. — Der Weltmann antwortete: Ihr ſollter Euch zuſammen nehmen, Abbé, und die Thüre mit dem Kopf einſtoßen. — Der Abbé verſetzte: Das habe ich eben verſucht und wißt Ihr was ich davon trug? eine Beule an der Stirn.

(Nach dieſem Geſchwätzchen ging mein Mann mit hängendem Kopf einher, nachdenklich und niedergeſchlagen. Er ſeufzte, weinte, jammerte, erhub Hände und Augen, ſchlug den Kopf mit der Fauſt, daß ich dachte er würde Stirn oder Finger beſchädigen. Dann ſagt' er hinzu:) Mir ſcheint es iſt doch was da drinnen. Aber ich mag ſchlagen und ſchütteln wie ich will, nichts kommt heraus. (Dann begann er wieder den Kopf zu ſchütteln, die Stirn gewaltig zu ſchlagen und ſagte:) Entweder iſt niemand drinnen, oder man will mir nicht antworten.

Nach einem Augenblick zeigte er ein mutwilliges Anſehn, erhob den Kopf, legte die rechte Hand aufs Herz, ging und ſagte: Ich fühle, ja ich fühle.... Er ſtellte einen Menſchen vor, der böſe wird, der ſich ärgert, zürnlich wird, beſeelt, bittet, und ohne Vorbereitung ſprach er Reden des Zorns, des Mitleidens, des Haſſes, der Liebe. Er entwarf die Charaktere, die Leidenſchaft mit einer Feinheit, einer erſtaunenden Wahrheit. Dann ſagt' er hinzu:) Se iſt's Recht, glaub' ich. Nun kommt's. Da ſteht man, was ein Geburtshelfer thut, der die Schmerzen teilt und beſchleunigt und eine das Kind bringt. Bin ich all in und nehm ich die Feder, will

ich schreiben, so gerbeiß' ich mir die Nägel, raufe die Stirn ab. Gehorsamer Diener, guten Abend, der Gott ist abwesend. Ich glaubte Genie zu haben, am Ende der Zeile sehe ich, daß ich dumm bin, dumm, dumm. Aber wie will man auch fühlen, sich erheben, denken, mit Stärke malen, wenn man mit Leuten umgeht, wie die sind denen man aufwarten muß, um zu leben? Wie will man das mitten unter solchen Reden, die man führt und hört, und diesem Gyrattergaklatsch: Heute war der Boulevard allerliebst. Habt Ihr den kleinen Murmelthierjungen gehört? er spielt scharmant. Herr so und so hat das schönste grauaepfelte Gespann, das man sich nur denken mag. Die schöne Madame N. N. ist auch auf dem Rückweg. Trägt man denn mit fünf und vierzig Jahren noch einen solchen Aufsatz? Die junge so und so ist mit Diamanten bedeckt, die ihr wenig kosten — Ihr wollt sagen, die ihr viel kosten — Nicht doch! — Wo habt Ihr sie gesehen? — Beim verlornen und wiedergefundenen Arlequin. Die Scene der Verzweiflung ist gespielt worden wie noch niemals. Der Polichinelle der Foire hat Köhle, aber keine Feinheit, keine Seele. Madame die und die hat auf einmal zwei Kinder gekriegt. So kann doch jeder Vater zu dem seinigen greifen .... Und das nun alle Tage zu sagen, wieder zu sagen und zu hören, sollte das erwärmen und zu großen Dingen führen?

Ich. Nein! man schlösse sich lieber auf sein Dachstübchen, tränke Wasser, speis'te trocknes Brot und suchte sich selbst.

Er. Vielleicht. Aber dazu habe ich den Muth nicht. Und sein ganzes Dasein an etwas Ungewisses wagen? und der Name den ich führe, Rameau! Rameau zu heißen, das ist unbequem. Es ist nicht mit Talenten, wie mit dem Adel der sich fortpflanzt und dessen Herrlichkeit wächst, indem er vom Großvater zum Vater, vom Vater zum Sohn, vom Sohn zum Enkel übergeht, ohne daß der Abnherr eine Forderung von Verdienst an seinen Abkömmling macht. Der alte Stamm ästet sich zu einem ungeheuren Narrenbaume, aber was schadet das? Mit dem Talent ist's ganz anders. Um nur den Ruf seines Vaters zu erhalten, muß man geschickter seyn, als er, man muß von seiner Faser geerbt haben. Die Faser ist mir ausgeblieben; aber das Handgelenk ist geübt, der Bogen rührt sich und der Topf siedet, ist's nicht Ruhm, so ist's Bouillon.

Ich. An Eurer Stelle ließe ich mir's nicht nur gesagt seyn, ich versuchte.

Er. Und glaubt Ihr, daß ich nicht versucht habe? Ich war noch nicht vierzehn Jahr alt, als ich mir zum ersten Mal sagte: was hast du, Rameau? Du sinnst? Auf was sinnst du? Du möchtest gern etwas gemacht haben, oder machen, woran sich die Welt entrückte.... Nun denn, so blase und rühre die Finger, schneide das Rohr zu, so gibst es eine Flöte. Ich ward älter und wiederholte die Reden meiner Kindheit, und noch immer wiederhole ich sie. Aber die Statue Memnons bleibt mein Nachbar.

Ich. Was wollt Ihr mit Eurer Statue Memnons?

Er. Das ist klar, dünkt mich. In der Nachbarschaft von Memnons Bildsäule standen viele andre, gleichfalls von der Sonne beschienen, aber nur die eine gab einen Klang. Voltaire ist ein Poet und wer noch? Voltaire, und der Dritte? Voltaire, und der Vierte? Voltaire. Musik: sind Rinaldo von Capua, Hasse, Pergolese, Alberti, Tartini, Locatelli, Terradeglias, mein Onkel, der kleine Duni, der weder Gesichtsausdruck noch Figur hat, aber der fühlt, bei Gott! der Gesang hat, und Ausdruck. Das ist nun wohl eine kleine Zahl Memnons. Das übrige will nicht mehr heißen, als ein Paar Ohren an einen Stock genagelt. Auch sind wir übrigen bettelhaft so bettelhaft das es eine Lust ist. Ach, Herr Philosoph, das Elend ist eine schreckliche Sache. Ich sehe es kauernd, mit lechzendem Munde, um einige Tropfen Wasser aufzufangen, die sich aus dem Gefäß der Danaiden verlieren. Ich weiß nicht, ob es den Geist der Philosophen schärft, aber es verkältet teuflisch den Kopf des Poeten. Man singt nicht gut unter dem Faße, und doch ist der glücklich zu preisen, der einen Platz findet. Ich war so glücklich und habe mich nicht halten können. Ich ich war schon einmal so unglücklich, ich reiß'te durch Böhmen, Deutschland, die Schweiz, Holland, zum Teufel in alle Welt.

Ich. Unter dem löchrigen Faß?

Er. Unter dem löchrigen Faß. Es war ein reicher verschwenderischer Jude, der die Musik und meine Thorheiten liebte. Ich musicirte wie es Gott gefiel, und spielte den Narren dabei. Mir ging nichts ab. Mein Jude war ein Mann, der das Gesetz kannte, der es streng und schroff beobachtete, manchmal in Gegenwart des Freundes, immer in Gegenwart des Fremden. Er zog sich einen bösen Handel zu, den ich Euch erzählen muß.

In Utrecht fand sich eine allerliebste Dirne, die Christin gefiel ihm. Er schickte ihr einen Kuppler mit einem starken Wechsel. Die wunderliche Creatur verwarf das Anerbieten, der Jude war in Verzweiflung. Der Mittelsmann sagte: Warum betrübt Ihr Euch so? Wollt Ihr eine hübsche Frau? Nichts ist leichter, und zwar eine noch hübschere als die, nach der Ihr trachtet. Es ist meine Frau, ich trete sie Euch ab für denselbigen Preis. Gesagt gethan. Der Mittelsmann behält den Wechsel und führt meinen Juden zur Frau. Der Wechsel wird fällig, der Jude läßt ihn protestiren und weigert die Zahlung. Denn der Jude sagte zu sich selbst: Niemals wird dieser Mann sich zu sagen unterstehen, um welchen Preis er meinen Wechsel besitzt, und ich werde ihn nicht bezahlen. Vor Gericht fragte er den Kuppler: Diesen Wechsel, von wem habt Ihr ihn? — Von Euch. — Habt Ihr mir Geld gegeben? — Nein! — Habt Ihr mir Waaren geliefert? — Nein! — Habt Ihr mir Dienste geleistet? — Nein! aber davon ist die Rede nicht. Ihr habt den Wechsel unterzeichnet und werdet bezahlen — Ich habe ihn nicht unterzeichnet — So wäre ich also ein Betrüger? — Ihr oder ein andrer, dessen Uebertzeug Ihr seyd — Ich bin ein Schuft, aber Ihr seyd ein Spitzbube. Glaubt mir und treibt mich nicht auf's Aeußerste. Ich gestehe sonst alles. Ich entehre mich, aber Euch richte ich zu Grunde.... Der Jude verachtete die Drohung, und der Kuppler entdeckte die ganze Geschichte bei der nächsten Sitzung. Sie wurden beide beschimpft und der Jude zu Zahlung des Wechsels verdammt, dessen Summe man zum Besten der Armen verwendete. Da trenate ich mich von ihm und kam hieher.

Was sollte ich thun? denn ich mußte vor Elend umkommen oder etwas vornehmen. Allerlei Vorschläge gingen mir durch den Kopf. Bald wollt' ich mich in eine Landtruppe werfen und tanzte weder für's Theater, noch für's Orchester. Bald wollt' ich mir ein Bild malen lassen, wie man's an der Stange herumträgt und auf einer Kreuzstraße hinpflanzt. Dabei hätt' ich mit lauter Stimme meine Geschichte erzählt: Hier ist die Stadt, wo er geboren ist. Hier nimmt er Abschied von seinem Vater dem Apotheker, hier kommt er in die Hauptstadt und sucht die Wohnung seines Onkels. Hier liegt er seinem Onkel zu Füßen, der ihn fortjagt. Hier zieht er mit einem Juden herum u. s. w. Den andern Tag stand ich auf, wohl entschlossen mich mit den Gassenfängern zu verbinden, und das würd' ich nicht am schlimmsten gemacht haben. Unsre Uebungen hätten wir unter den Fenstern meines lieben Onkels angestellt, der vor Bosheit zerplatzt wäre. Ich erariff ein anderes Mittel.

(Da hielt er inn, und ging nach und nach von der Stelle, einen Mannes der eine Violine hält, auf der er die

Töne greift, bis zur Bestalt eines armen Teufels über, dem die Kräfte mangeln, dem die Kniee schlottern und der verschieden würde, wenn man ihm nicht ein Stückchen Brot zurürfe. Er bezeichnete sein äußerstes Bedürfnis durch die Bewegung der Fingers gegen seinen halb offenen Mund.)

Das versteht man. Man wirft mir eine Kleinigkeit zu, um die wir uns streiten, drei oder vier Hungrige, wie wir sind. Und nun denkt einmal groß, macht schöne Sachen in einem solchen Zustande!

Ich. Das ist schwer.

Er. Von Stufe zu Stufe fiel ich endlich in ein gutes Haus und befand mich köstlich. Nun bin ich verstoßen und muß von neuem die Darmsaiten sägen und auf die Gebärde des Fingers wann den lechzenden Mund zurücksehren. Nichts ist beständig auf der Welt. Am Glückstade heute oben, morgen unten. Verfluchte Zufälle führen uns und führen uns sehr schlecht.

(Dann trank er einen Schluck, der noch in der Flasche übrig geblieben war. Dann wendete er sich zu seinem Nachbar:)

Mein Herr, ich bitte Euch um eine kleine Prise. Ihr habt da eine schöne Dose. Ihr seid kein Musikus? — Nein! — Desto besser für Euch. Das sind arme, beklagenswerthe Schafte. Das Schicksal hat mich dazu gemacht, Mich, indessen zu Montmartre vielleicht in einer Mühle, ein Müller, ein Mühlknecht sich befindet, der nichts anders als das Klappern der Mühle hören wird und der vielleicht die schönsten Gesänge gefunden hätte. Rameau zur Mühle, zur Mühle, dort gehörst du hin!

Ich. Die Natur bestimmte jeden dazu, wozu er sich Mühe geben mag.

Er. Doch vergreift sie sich oft. Was mich betrifft, ich betrachte die irdischen Dinge nicht von solcher Höhe, wo alles einerlei aussieht. Der Mann, der einen Baum mit der Scheere reinigt, und die Raupe, die daran das Blatt nagt, können für zwei gleiche Insecten gelten. Jeder hat seine Pflicht. Stille Euch auf eine Planetenbahn und theilet von dorther, wenn es Euch gefällt, nach Art des Reaumur, das Geschicht der Fliegen in Nähende, Ackernde, Sicheinde, oder die Menschengattung in Tischer, Zimmerleute, Dachdecker, Tänzer, Sänger, das ist Eure Sache, ich mische mich nicht drein. Ich bin in dieser Welt und bleibe drinn, aber wenn es natürlich ist, Appetit zu haben: denn ich komme immer zum Appetit zurück, zu der Empfindung die mir immer gegenwärtig ist, so finde ich daß es keine gute Ordnung sey, nicht immer etwas zu essen zu haben. Welche Teufels-Einrichtung! Menschen, die alles überall haben, indessen andre, eben auch wie sie, mit ungestümen Mägen wie sie, mit einem wiederkehrenden Hunger nichts für ihren Zahn finden. Und dann ist die gezwungene Stellung in der uns das Bedürfnis hat das zuerschlimmste. Der verdrießige Mensch geht nicht wie ein andrer, er springt, er kriecht, er krümmt sich, er schlüpft sich und bringt sein Leben zu, indem er Positionen erdenkt und ausführt.

Ich. Was sind denn Positionen?

Er. Fragt Noverre! und doch bringt die Welt viel mehr Positionen hervor, als seine Kunst nachahmen kann.

Ich. So versteht Ihr Euch doch auch in höhere Regionen und betrachtet von da herab die verschiedenen Pantomimen der Menschengattung?

Er. Nein, nein! Ich sehe nur um mich her und setze mich in meine Position, oder ich erlustige mich an den Positionen die ich andre nehmen sehe. Ich verstehe mich trefflich auf Pantomimen; Ihr sollt urtheilen.

(Nun lächelt er, spricht den Bewundernden, den Bittenden, den Gefälligen, er setzt den rechten Fuß vor, den linken zurück, den Rücken gebogen, den Kopf in die Höhe, den Blick wie auf anderer Blicke gerichtet, den Mund halb offen, die Arme nach einem Gegenstande ausgestreckt. Er erwartet einen Befehl, er empfängt ihn, fort ist er wie ein Pfeil, er ist wieder da, es ist gethan, er giebt Rechenschaft; er ist aufmerksam auf alles, was fällt, bebt er auf; ein Kissen legt er zurecht, einen Schemel schiebt er unter! er hält einen Präsentirteller, er nähert einen Stuhl, er öffnet eine Thüre, giebt die Verbänge zu, bemerkt den Herrn und die Frau, ist unbeweglich mit hängenden Armen, steifen Beinen, er dient, er bereitet, er sucht auf den Geschichten zu lesen und dann sagt er:) Das ist nun meine Pantomime angefähr, wie aller Schmeichler, Schmarotzer und Lüstlinge.

(Die Thorheiten dieses Menschen, die Mädchen des Abts Galiani, die Ausschweifungen Rabelais haben mich manchmal zu tiefem Nachdenken veranlaßt. Das sind drei Kramläden, wo ich mich mit lächerlichen Masken versehe, die ich den ernsthaftesten Personen auf's Gesicht setze. Ich sehe einen Pantalon in einem Prälaten, einen Satyr in einem Präsidenten, ein Schwein in einem Mönche, einen Strauß in einem Minister, eine Gans in seinem ersten Secretär.)

Aber nach Eurer Rechnung, sagte ich zu meinem Manne, giebt es auf dieser Welt viel Dürftige, und ich kenne niemand, der sich nicht zu einigen Schritten Gurs Tanzen bequeme.

Er. Ihr habt Recht. In einem ganzen Königreiche giebt es nur Einen Menschen, der grad vor sich hingeht, den Seuverän, das übrige alles nimmt Positionen.

Ich. Der Seuverän? und dabei ließe sich doch auch noch etwas erinnern. Glaubt Ihr denn nicht, daß sich von Zeit zu Zeit neben ihm ein kleiner Fuß, ein kleiner Ellenbogen, eine kleine Nase befinde, die ihn gleichfalls zu einiger Pantomime veranlassen? Wer einen andern braucht, ist bedürftig und nimmt eine Position an. Vor seine Gelüsten nimmt der König eine Position an, und vor Gott macht er seinen Pantomimenschritt. Der Minister macht den Schritt des Hofmanns, des Schmeichlers, des Bedienten, des Bettlers vor seinem König. Die Menge der Ehrgeizigen tanzt Eure Positionen auf hundert Manieren, eine verwerfener als die andern, vor dem Minister. Der vornehme Abbé mit Ueberschlag und langem Kinn macht wenigstens einmal die Woche vor dem, der die Benefizien auszutheilen hat, seine Männchen. Wahrlich, was Ihr die Pantomime der Bettler nennt, ist der große Hebel der Erde. Jeder hat seine kleine Hus und seinen Bettin.

Er. Das tröstet mich.

Aber indessen ich sprach, stellte er die genannten Leute vor, es war zum Todtlachen, z. B. als kleiner Abbé hielt er den Hut unter'm Arm, das Brevier in der linken Hand, mit der rechten trug er den Schweif seines Mantels, den Kopf ein wenig auf die Schulter geneigt ging er einher, mit niedergeschlagenen Augen, und ahmte so völlig den Heuchler nach, daß ich glaubte den Autor des Restitutious vor dem Bischof von Orleans zu sehen. Hinter den Schmeichlern, den Ehrsüchtigen war er sehr wahrig drein. Es war der leibhafte Bourret bei der Generalscontrolle.)

Ich. Das heißt vortrefflich ausführen, aber doch giebt es ein Wesen, das von der Pantomime frei gesprochen ist, der Philosoph der nichts hat und nichts verlangt.

Er. Und wo ist denn das Thier? Hat er nichts, so leidet er, bemüht er sich um nichts, so erhält er nichts und wird immer leiden.

Ich. Nein. Diogenes, der über die Bedürfnisse spottete.

Er. Aber man will gekleidet sepn!

Ich. Nein. Er ging nackt.

Er. Manchmal war es kalt in Athen.

Ich. Weniger als hier.

Er. Man speiste.

Ich. Ganz gewiß.

Er. Auf wessen Kosten?

Ich. Der Natur. Zu wem wendet sich der Wilde? zur Erde, zu den Thieren, den Fischen, den Bäumen, den Kräutern, den Wurzeln, den Bächen.

Er. Schlechte Tafel.

Ich. Sie ist groß.

Er. Aber übel bedient.

Ich. Und doch deckt man sie ab, um die unsrigen zu besetzen.

Er. Aber bekennt nur, daß die Industrie unsrer Köche, Pastetenbäcker und Zuckerbäcker, ein wenig von dem übrigen hinzuthut. Mit einer so strengen Diät mußte euer Diogenes wohl keine flotterischen Organe besitzen?

Ich. Ihr irrt Euch. Des Cynikers Kleid war ehemals, was jetzt unsre Mönchskleidung, und mit derselben Kraft. Die Cyniker waren die Carmeliten und Capuziner von Athen.

Er. Da hab' ich Euch! Diogenes hat also auch seine Pantomime getanzt, wenn auch nicht vor Perikles, wenigstens vor Lais oder Phryne.

Ich. Da betrügt Ihr Euch wieder. Andre bezahlten sehr theuer die Schönheit, die sich ihm aus Vergnügen überließ.

Er. Begab sich's aber, daß die Schönheit sonst beschäftigt war und der Cyniker nicht warten konnte—

Ich. So ging er in sein Faß und suchte sie entbehrlich zu finden.

Er. Und Ihr richtet mir, ihn nachzuahmen?

Ich. Ich will sterben, wenn es nicht besser wäre, als zu kriechen, sich wegzuwerfen, sich zu beschimpfen.

Er. Aber ich brauche ein gutes Bett, eine gute Tafel, ein warmes Kleid im Winter, ein kühles Kleid im Sommer und mehr andre Dinge, die ich lieber dem Wohlwollen schuldig seyn, als durch Arbeit erwerben mag.

Ich. Weil Ihr ein Nichtswürdiger, ein Vielfraß, ein Niederträchtiger seyd, eine Kothseele.

Er. Das hab' ich Euch, glaub' ich, schon alles gestanden.

Ich. Ohne Zweifel haben die Dinge des Lebens einen Werth; aber Ihr kennt nicht den Werth des Opfers, das Ihr bringt, um sie zu erlangen. So tanzt Ihr die schlechte Pantomime, Ihr habt sie getanzt und werdet sie tanzen.

Er. Es ist wahr, aber es hat mich wenig gekostet und deswegen wird mich's künftig nichts kosten, und deshalb thät' ich übel einen andern Gang anzunehmen, der mir beschwerlich wäre und in dem ich nicht verharren könnte. Aber aus dem, was Ihr mir da sagt, begreif' ich erst, daß meine arme kleine Frau eine Art Philosoph war; sie hatte Muth wie ein Löwe. Manchmal fehlte es uns an Brot, wir hatten keinen Pfennig, und manchmal waren fast alle unsre Kleinigkeiten von Werth verkauft. Ich hatte mich auf's Bett geworfen, da zerbrach ich mir den Kopf den Mann zu finden, der mir einen Thaler liehe, den ich ihm nicht wiedergäbe. Sie, munter wie ein Zeisig, setzte sich an's Clavier, sang und begleitete sich. Das war eine Nachtigallenkehle. Hättet Ihr sie doch nur auch gehört! Wenn ich in einem Concert spielte, nahm ich sie mit. Unterwegs sagte ich: Frisch, Madame! macht, daß man Euch bewundre. Entwickelt Eure Talent, Eure Reize, entführt, überwindet. Wir kamen an, sie sang, sie entführte, sie überwand. Ach! ich habe die arme Kleine verloren. Außer ihrem Talent hatte sie ein Mäulchen, kaum ging der kleine Finger hinein, Zähne, eine Reihe Perlen, Augen, eine Haut, Wangen, Brust, Rehfüßchen und Schenkel und alles zum Modelliren. Früh oder spät hätte sie einen Generalpächter gewonnen. Das war ein Gang, Hüften, ach Gott was für Hüften!

(Und nun machte er den Gang seiner Frau nach, kleine Schritte, den Kopf in der Luft, er spielte mit dem Fächer, er schwänzelte, es war die Carricatur unsrer kleinen Coquetten, so neckisch und lächerlich als möglich. Dann fuhr er in seinem Gespräche fort:)

Ueberall führte ich sie hin, in die Tuillerien, in's Palais Royal, auf die Boulevards. Es war unmöglich, daß sie mir bleiben konnte. Morgens, wenn sie über die Straße ging, mit freien Haaren und niedlichem Jäckchen, Ihr wäret stehn geblieben, sie zu besehen, Ihr hättet sie mit vier Fingern umspannt, ohne sie zu zwängen. Kam jemand hinter ihr drein, und sah sie mit ihren kleinen Füßchen hintrippeln, und betrachtete die breiten Hüftchen, deren Form das leichte Neckchen zeichnete, gewiß er verdoppelte den Schritt. Sie ließ ihn ankommen und dann wendete sie schnell ihre großen schwarzen Augen auf ihn los und jeder blieb betroffen stehn. Dann die Vorderseite der Medaille war wohl die Rückseite werth. Aber ach! ich habe sie verloren und alle unsre Hoffnungen auf Glück sind mit ihr verschwunden. Ich hatte sie nur darum geheirathet. Ich hatte ihr meine Plane mitgetheilt und sie hatte zu viel Einsicht, um nicht ihre Sicherheit zu begreifen, und zu viel Verstand, um sie nicht zu billigen.

(Nun schluchzt' er, nun weint' er, nun ruft' er aus:) Nein, nein! darüber trös't ich mich niemals, und darauf hab' ich Umschlag und Kappchen genommen.

Ich. Vor Schmerz?

Er. Eigentlich, um meinen Kopf immer auf dem Kopfe zu haben. Aber seht doch ein wenig, wie viel Uhr es ist. Ich muß in die Oper.

Ich. Was giebt man?

Er. Von d'Auvergne. Es sind schöne Sachen in seiner Musik. Schade, daß er sie nicht zuerst gesagt hat. Unter den Todten giebt's immer einige, die den Lebendigen immer im Wege sind. Was hilft's? Quisque suos patimur manes. Aber es ist bald Sechse. Ich höre die Glocke, die zu der Vesper des Abbe de Gannaye läutet. Die ruft mich auch ab. Lebt wohl. Ist's nicht wahr, Herr Philosoph, ich bin immer derselbe?

Ich. Ja wohl, unglücklicherweise.

Er. Laßt mich das Unglück noch vierzig Jahre genießen. Der lacht wohl, der zuletzt lacht.

Anmerkungen

über

Personen und Gegenstände, deren in dem Dialog Rameaus Neffe erwähnt wird.

Vorerinnerung.

Der Uebersetzer hatte sich vorgenommen, die Personen und Gegenstände, welche in vorliegendem Dialog genannt und abgehandelt werden, ihre Verhältnisse und Beziehungen in diesen alphabetisch geordneten Anmerkungen zur Bequemlichkeit des Lesers mehr in's Klare zu stellen. Manche Hindernisse setzten sich diesem Unternehmen entgegen, das nur zum Theil ausgeführt werden konnte. Da aber auch schon hierdurch der Zweck einigermaßen erreicht wird, so hat man in Hoffnung einer künftigen weitern Ausführung das Gegenwärtige nicht zurückhalten wollen.

Alberti.

Ein außerordentliches musikalisches Talent, mit einer vortrefflichen Stimme begünstigt, die sogar Farinelli's Eifersucht erregte, zugleich ein guter Claviersp[illegible]ler, der aber seine großen Gaben nur als Dilettant zum Vergnügen seiner Zeitgenossen und zu eigenem Behagen anwendete, auch sehr frühzeitig starb.

D'Alembert.

Geb. 1717. Gest. 1783.

Ihm ist sein Ruhm, als Mathematiker, niemals streitig gemacht worden, als er sich aber um des Lebens und der Gesellschaft willen vielseitig literarisch ausbildete, so nahmen die Mißgünstigen daher Anlaß, schwächere Seiten aufzusuchen und zu zeigen.

Solche feindselige Naturen, die nur wider Willen entschiedene Vorzüge anerkennen, möchten gern jeden trefflichen Mann in sein Verdienst ganz eigentlich einsperren und ihm eine vielseitige Bildung, die allein Genuß gewährt, verkümmern. Sie sagen gewöhnlich, zu seinem Ruhme habe er dieses oder jenes nicht unternehmen sollen! als wenn man alles um des Ruhms willen thäte, als wenn die Lebensreinigung mit ähnlich Gesinnten, durch ernste Theilnahme an dem was sie treiben und leisten, nicht den höchsten Werth hätte. Und nicht allein Franzosen, welche alles nach außen thun, sondern auch Deutsche, welche die Wirkung nach innen recht gut zu schätzen wissen, geben solche Gesinnungen zu erkennen, wodurch der Schriftsteller vom Schriftsteller, der Gelehrte vom Gelehrten gildemäßig abgetrennt würde.

So viel bei Gelegenheit der Stelle: d'Alembert verweisen wir in die Mathematik.

D'Auvergne.

Der erste unter den Franzosen, der in seiner Oper les Troqueurs sich dem Italiänischen Geschmack zu nähern suchte und zu jener Epoche dadurch viel beitrug. (Siehe Musik).

Baculard sonst Arnaud.

Geb. 1713.

Verfasser kleiner galanter Gedichte, bei uns mehr bekannt durch seine Trauerspiele, den Grafen von Comminge und Euphemien, worin der fürchterliche Apparat von Gewölben, Gräbern, Särgen und Mönchskutten den Mangel des großen furchtbaren Tragischen ersetzen soll.

Bagge (Baron von).

Ein Deutscher oder Brabantischer Edelmann, der sich lange Zeit in Paris aufhielt und wegen seiner Leidenschaft zur Musik merkwürdig war. Er wollte sie nicht allein durch andre genießen, sondern er suchte sie auch selbst, wiewohl ohne sonderlichen Erfolg, auszuüben. In seine Bemühungen und seine Concerte, allgemein bekannt und besucht, konnten sich eines in Paris so leicht erregten Lächerlichen nicht erwehren, in welchem Sinne denn auch Diderot hier auf dieselben anzuspielen scheint.

Batteux.

Geb. 1713. Gest. 1781.

Apostel des halbwahren Evangeliums der Nachahmung der Natur, das allen so willkommen ist, die bloß ihren Sinnen vertrauen und dessen was dahinter liegt sich nicht bewußt sind. Warum er hier als Dichter gescholtten wird, davon wissen wir keine Rechenschaft zu geben.

Le Blanc (Abbé).

Geb. zu Dijon 1745. Gest. 1760.

Wenn durch die Gunst der Menge oder der Großen ein mittelmäßiges Talent zu Glück und Ehren gelangt,

so entsteht eine wunderbare Bewegung unter Seinesgleichen. Alles was sich ihm ähnlich fühlt, wird durch die Hoffnung belebt, daß nun gleichfalls die Reihe an andre ehrlich Leute, die doch eben auch nicht für ganz verdienstlos zu halten, erdlich kommen müsse und solle.

Doch auch hier wie überall behauptet das Glück sein Majestätsrecht und nimmt sich der Mittelmäßigen so wenig als der Trefflichen an, als wenn es ihm nun gerade einmal beliebt.

Der Abbé le Blanc, ein freilich sehr mittelmäßiger Mann, mußte so manchen Seinesgleichen in der Akademie sehen, die ungeachtet einer, freilich nur vorübergehenden, Gunst des Hofes für ihn unerträglich blieb.

Die im Dialog erzählte Anekdote drückt das Verhältniß sehr geistreich aus.

Beuvet.

Ein reicher Finanzmann, der zugleich Ober-Directer der Posten war und ein unachtsames Vermögen durch die Gunst des Hofes und der Großen, denen er also wohl ein Hundchen abtreten konnte, zusammen brachte.

Aber weder sein Glück, noch seine Erniedrigungen, die ihm Diderot sehr hart aufrechnet, konnten ihn vor dem Untergang schützen, da er in sich selbst kein Maß hatte und sein Geist im Ausgeben noch gewandter und unternehmender war, als im Erwerben.

Er baute königlich einen Pavillon nur um den König, der alle Jahre mit seinem Hofstaat auf der Jagd jene Gegend besuchte, bewirthen zu können, und errichtete als Nebensache, bei einer durchaus kostspieligen Lebensweise, sehr ansehnliche Gebäude, wodurch er die Kräfte seiner eignen Finanzen dergestalt schwächte, daß er, als Ludwig der XV. unvermuthet starb und er seinen königlichen Gönner, so wie durch die Regierungsveränderung manche andre Unterstützung verlor, gerade da er ihrer am nöthigsten bedurft hätte, um sich im Gleichgewicht zu erhalten, in die größte Verwirrung, ja Verzweiflung gerieth und seinem Leben selbst ein Ende machte.

Bret.

Geb. 1717. Geſt. 1792.

Fruchtbarer, gefälliger Autor, aber schwach und nachlässig. Herausgeber von Molière, zu welchem Geschäft seine Kräfte nicht hinreichten.

Sein Stück le faux Généreux fällt in das Jahr 1758.

Carmontel.

Verfasser der dramatischen Sprüchwörter und anderer angenehmer kleiner theatralischer Stücke.

Destouches.

Geb. 1680. Geſt. 1754.

Literator und Geschäftsmann.

Mehrere seiner Stücke erwarben sich Beifall. Zuletzt verliert er die Gunst des Publikums und zieht sich vom Theater zurück. (Siehe Dorat.)

Dorat.

Geb. 1736. Geſt. 1780.

Fruchtbarer, angenehmer Dichter, besonders in kleinen Stücken, nicht so glücklich in größern, ernsteren, besonders dramatischen.

Der große Reiz, den das Theater für jeden Zuschauer hat, zeigt sich auch darin, daß es so manchen productiv zu machen scheint, der eigentlich dafür gar kein Talent hat. In jeder Nation strebt eine unverhältnißmäßige Anzahl Menschen nach dem Glück sich selbst von dem Theater herunter wiederzusehen, und es ist niemanden zu verargen, wenn man zu dieser innern Behaglichkeit noch die äußeren Vortheile eines schnellen, allgemeinen, günstigen Bekanntwerdens hinzurechnet.

Ist diese Begierde für's Theater zu arbeiten bei dem stillen, mehr in sich gekehrten Deutschen fast zur Seuche geworden, so begreift man leicht, wie der Franzose, der sich es selbst gar nicht zum Vorwurfe rechnet, unmäßig eitel zu scheinen, unwiderstehlich genöthigt seyn muß, sich auf ein Theater zu drängen, das bei einem hundertjährigen Glanz so große Namen zählt, die den lebhaftesten Wunsch erregen müssen, wenn gleich auch hinter ihnen, doch mit und neben ihnen an derselben Stelle genannt zu werden.

Dorat konnte diesen Lockungen nicht entgehen, um so mehr, da er anfangs sehr beliebt und vorgeschoben wurde; allein sein Glück war nicht von Dauer, er ward herabgesetzt und befand sich in dem traurigen Zustand des Mißbehagens mit so vielen andern, mit denen zahl man wo nicht einen Platz in Dante's Hölle, doch wenigstens in seinem Fegfeuer besetzen könnte.

(Siehe Marivaux.)

Duni.

Geb. zu Neapel einem den 9. Februar 1709. Geſt. den 11. Juni 1775.

Die Franzosen scheinen, bei aller ihrer Lebhaftigkeit, mehr als andre Nationen an hergebrachten Formen zu hangen und selbst in ihren Vergnügungen eine gewisse Einförmigkeit nicht gewahr zu werden. So hatten sie sich an die Musik Lully's und Rameau's gewöhnt, die sie, wenn man es recht genau untersuchte, vielleicht noch nicht ganz losgeworden sind.

Zur Zeit nun, als diese Musik noch herrschend war, in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mußte es eine große Bewegung geben, als eine andere, gerade entgegengesetzte Art das Publikum zu unterhalten, sich darneben stellte. Indessen die große Französische Oper mit einem ungeheuren Apparat ihre Gäste kaum zu befriedigen im Stande war, hatten die Italiäner die glückliche Entdeckung gemacht, daß wenige Personen, fast ohne irgend eine Art von Umgebung, durch melodischen Gesang, heitern und bequemen Vortrag, eine viel lebhaftere Wirkung hervorzubringen im Stande seyen. Diese eigentlichen Intermezzisten machten, unter dem Namen der Bouffons, in Paris ein großes Aufsehen und erregten Parteien für und wider sich.

Duni, der sich in Italien an der Buona Figliola schon geübt hatte, schrieb für Paris den Peintre amoureux de son modèle, und später das Milchmädchen, das auch auf dem Deutschen Theater die komische Oper beinahe zuerst einführte. Jene ersten Stücke des Duni waren in Paris völlig im Gange, zur Zeit als Diderot den gegenwärtigen Dialog schrieb. Er hatte sich, nebst seinen Freunden, schon früher zur Partei der heitern Productionen geschlagen und so weissagte er auch Rameau's Untergang durch den gefälligen Duni.

Fréron (Vater).

Geb. zu Quimper 1719. Geſt. zu Paris 1776.

Ein Mann von Kopf und Geist, von schönen Studien und mancherlei Kenntnissen, der aber, weil er manches einsah, alles zu übersehen glaubte und als Journalist sich zu einem allgemeinen Richter aufwarf. Er suchte sich

besonders durch seine Opposition gegen Voltaire bedeutend zu machen, und seine Kühnheit sich diesem außerordentlichen, hochberühmten Manne zu widersetzen, behagte einem Publikum, das einer heimlichen Schadenfreude sich nicht erwehren kann, wenn vorzügliche Männer, denen es gar manches Gute schuldig ist, herabgesetzt werden, da es sich, von der andern Seite, einer strenge behandelten Mittelmäßigkeit gar zu gern liebreich und mitleidvoll annimmt.

Fréron's Blätter hatten Glück und Gunst und verdienten sie zum Theil. Unglücklicherweise hielt er sich nun für den ganz richtigen und bedeutenden Mann und fing an, aus eigener Macht und Gewalt, geringe Talente zu erheben und als Nebenbuhler der größeren aufzustellen. Denn derjenige, der aus Mangel von Sinn oder Gewissen das Vortreffliche herunterzieht, ist nur allzugeneigt das Gemeine, das ihm selbst am nächsten liegt, heraufzuheben und sich dadurch ein schönes mittleres Element zu bereiten, auf welchem er als Herrscher behaglich wohnen könne. Dergleichen Nivelleurs befinden sich besonders in Literaturen, die in Gährung sind, und bei gutmüthigen, auf Mäßigkeit und Billigkeit durchaus mehr als auf das Vortreffliche in Künsten und Wissenschaften gerichteten Nationen haben sie starken Einfluß.

Die geistreiche Französische Nation war dagegen dem Fréron bald auf der Spur, wegu Voltaire selbst nicht wenig beitrug, der seinen Widersacher mit gerechten und ungerechten, aber immer geistreichen Waffen unausgesetzt bekämpfte. Keine Schwäche des Journalisten blieb unbemerkt, keine Form der Rede- und Dichtkunst unbenutzt, so daß er ihn sogar als Frélon in der Schottländerin auf's Theater brachte und erhielt.

Wie Voltaire in so manchem, was er leistete, die Erwartung der Welt übertraf, so unterbietet er auch in diesem Falle das Publikum mit immer neuen und überraschenden Späßen, greift den Journalisten jeglich und alle dessen Günstlinge an, und wirft ihr Lächerliches gehäuft auf den Gönner zurück.

So ward jene Anmaßung aller Welt klar, Fréron verlor seinen Credit, auch den verdienten, weil sich denn doch das Publikum, wie die Götter, zuletzt auf die Seite der Sieger zu schlagen behaglich findet.

Und so ist das Bild Frérons dergestalt verschoben und verdunkelt worden, daß der spätere Nachkömmling Mühe hat, sich von dem was der Mann leistete, und was ihm ermangelte, einen richtigen Begriff zu machen.

Geschmack.

„Der Geschmack, sagt er . . . der Geschmack ist ein Ding . . . bei Gott ich weiß nicht zu was für einem Ding er den Geschmack machte, wußte er es doch selbst nicht.“

In dieser Stelle will Diderot seine Landsleute lächerlich darstellen, die, mit und ohne Begriff, das Wort Geschmack immer im Munde führen und manche bedeutende Production, indem sie ihr den Mangel an Geschmack vorwerfen, herunterstehen.

Die Franzosen gebrauchten zu Ende des 17ten Jahrhunderts das Wort Geschmack noch nicht allein, sie bezeichneten vielmehr durch das Bürort die besondere Bestimmung. Sie sagten ein böser, ein guter Geschmack und verstanden recht gut, was sie dadurch bezeichneten. Doch findet man schon in einer Anekdoten- und Spruchsammlung jener Zeit das gewagte Wort: „die Französischen Schriftsteller besitzen alles, nur keinen Geschmack.“

Wenn man die Französische Literatur von Anfang an betrachtet, so findet sich, daß das Genie schon bald sehr viel für sie gethan. Marot war ein trefflicher Mann, und wer darf den hohen Werth Montaigne's und Rabelais verkennen?

Das Genie sowohl als der recht gute Kopf sucht sein Gebiet in's Unendliche auszudehnen. Sie nehmen gar mannigfaltige Elemente in ihren Schöpfungskreis auf, und sind oft glücklich genug sie vollkommen zu beherrschen und zu verarbeiten. Gelingt aber ein solches Unternehmen nicht ganz, fühlt sich der Verstand nicht durchaus genöthigt die Sache zu streichen, erlangen die Arbeiten nur eine solche Stufe, wo er ihnen noch etwas anhaben kann, so entsteht sogleich ein Leben und Zanken des Einsehens, und man glaubt vollkommene Werke dadurch vorzubereiten, wenn man die Elemente, woraus sie bestehn sollen, recht sklavisch sondert.

Die Franzosen haben einen Poeten Du Bartas, den sie gar nicht mehr, oder nur mit Verachtung nennen. Er lebte von 1544 bis 1590, war Soldat und Weltmann, und schrieb zahllose Alexandriner. Wir Deutschen, die wir die Zustände jener Nation aus einem andern Gesichtspunkte ansehen, fühlen uns zum Lächeln bewegt, wenn wir in seinen Werken, deren Titel ihn als den Fürsten der Französischen Dichter preist, die sämmtlichen Elemente der Französischen Poesie, freilich in wunderlicher Mischung, beisammenfinden. Er behandelte wichtige, bedeutende, breite Gegenstände, wie z. E. die sieben Schöpfungstage, wobei er Gelegenheit fand, eine naive Anschauung der Welt und mannigfaltige Kenntnisse, die er sich in einem thätigen Leben erworben, auf eine darstellende, erzählende, beschreibende, didaktische Weise zu Markte zu bringen. Diese sehr ernsthaft gemeinten Gedichte gleichen daher sämmtlich zutmüthigen Paroedien und sind, wegen ihres bunten Ansehens, dem Franzosen auf der jetzigen Höhe seiner eingebildeten Cultur äußerst verhaßt, anstatt daß, wie der Feuerkunst von Mainz das Rad, ein Französischer Autor die sieben Tagwerke des Du Bartas irgend symbolisirt im Wappen führen sollte.

Damit wir aber, bei einer apheristischen Behandlung unserer Aufsätze, nicht unbestimmt und dabei parador erscheinen, so fragen wir, ob nicht die ersten vierzig Verse des siebenten Schöpfungstages von Du Bartas vortrefflich sind, ob sie nicht in jeder Französischen Musterammlung zu finden verdienen, ob sie nicht die Vergleichung mit manchem schätzenswerthen neuern Product aushalten? Deutsche Kenner werden uns beistimmen und uns für die Aufmerksamkeit danken, die wir auf dieses Werk ertragen. Die Franzosen aber werden wohl fortfahren, wegen der darin vorkommenden Wunderlichkeiten, auch das Gute und Treffliche daran zu verkennen.

Denn die immer anstrebende und zu Ludwig des XIV. Zeiten zur Reife gediehende Verstandescultur hat sich immerfort bemüht, alle Dicht- und Sprecharten genau zu sondern, und zwar so, daß man nicht etwa von der Form, sondern vom Stoff ausging, und gewisse Vorstellungen, Gedanken, Ausdrucksweisen, Worte aus der Tragödie, der Komödie, der Ode, mit welcher jede Dichtart sie deshalb auch nie fertig werden konnten, hinauswies und andre dafür, als besonders geeignet, in jeden besondern Kreis aufnahm und für ihn bestimmte.

Man behandelte die verschiedenen Dichtungsarten wie verschiedene Societäten, in denen auch ein besonderes Betragen schicklich ist. Anders benehmen sich Männer, wenn sie allein unter sich, anders, wenn sie mit Frauen zusammen sind, und wieder anders wird sich dieselbe Gesellschaft betragen, wenn ein Vornehmer unter sie tritt, dem sie Ehrfurcht zu beweisen Ursache haben. Der Franzose scheut sich auch keineswegs, bei Urtheilen über Producte des Geistes, von Conventionen zu sprechen, ein Wort, das eigentlich nur für die Schicklichkeiten der Societät gelten kann. Man sollte darüber nicht mit ihm

rechten, sondern einzusehn trachten, in wie fern er Recht hat. Man kann sich freuen, daß eine so geistreiche und weltkluge Nation dieses Experiment zu machen genöthigt war, es fortzusetzen genöthigt ist.

Aber im höhern Sinne kommt doch alles darauf an, welchen Kreis das Genie sich bezeichnet, in welchem es wirken, was es für Elemente zusammenfaßt, aus denen es bilden will. Hiezu wird es theils durch innern Trieb und eigne Ueberzeugung bestimmt, theils auch durch die Nation, durch das Jahrhundert, für welche gearbeitet werden soll. Hier trifft das Genie freilich nur allein den rechten Punkt, sobald es Werke hervorbringt, die ihm Ehre machen, seine Mitwelt erfreuen und zugleich weiter fördern. Denn indem es seinen weitern Lichtkreis in den Brennpunkt seiner Nation zusammendrängen möchte, so weiß es alle innern und äußern Vortheile zu benutzen, und zugleich die genießende Menge zu befriedigen, ja zu überfüllen. Man gedenke Shakspear's und Calderon's! Vor dem höchsten südlichen Richterstuhle dürfen sie unstudirt, und wenn irgend ein verständiger Sonderer, wegen gewisser Stellen, hartnäckig gegen sie klagen sollte, so wurden sie ein Bild jener Nation, jener Zeit, für welche sie gearbeitet, lächelnd verweisen und nicht etwa dadurch dies Nachsicht erwerben, sondern deshalb, weil sie sich so glücklich bequemen konnten, neue Heerden zu verdienen.

Die Absonderung der Dicht- und Redarten liegt in der Natur der Dicht- und Redekunst selbst; aber nur der Künstler darf und kann die Scheidung unternehmen, die er auch unternimmt: denn er ist meist glücklich genug zu fühlen, was in diesen oder jenen Kreis gehört. Der Geschmack ist dem Genie angeboren, wenn er gleich nicht bei jedem zur vollkommenen Ausbildung gelangt.

Daher wäre freilich zu wünschen, daß die Nation Geschmack hätte, damit sich nicht jeder einzeln nothdürftig auszubilden brauchte. Doch leider ist der Geschmack der nicht hervorbringenden Naturen vermindernd, beengend, ausschließend und nimmt zuletzt der hervorbringenden Classe Kraft und Leben.

Wohl findet sich bei den Griechen, so wie bei manchen Römern eine sehr geschmackvolle Sonderung und Läuterung der verschiedenen Dichtarten, aber uns Nordländer kann man auf jene Muster nicht ausschließlich hinweisen. Wir haben uns anderer Vorältern zu rühmen und haben manch anderes Vorbild im Auge. Wäre nicht durch die romantische Wendung ungebildeter Jahrhunderte das Ungeheure mit dem Abgeschmackten in Berührung gekommen, wo hätten wir einen Hamlet, einen Lear, eine Andeutung des Kreuzes, einen standhaften Prinzen?

Uns auf der Höhe dieser barbarischen Avantagen, da wir die antiken Vortheile wohl niemals erreichen werden, mit Muth zu erhalten, ist unsre Pflicht, zugleich aber auch Pflicht, dasjenige was andre denken, anzuhören und glauben, was sie hervorbringen und leisten, wohl zu kennen und treulich zu schätzen.

Lulli.

Geb. zu Florenz 1633. Gest. zu Paris 1687.

Die große Oper war in Italien zu einer Zeit erfunden worden, als Perspectiv-Malerei und Maschinerie sich in einem hohen Grade ausgebildet hatten, die Musik aber noch weit zurückstand. An einem solchen Ursprung hat diese Schauspielart immer gelitten und leidet noch daran. Was aus dem Prunk entstanden ist, kann nicht zur Kunst zurückkehren, was sich vom Scheine herschreibt, kann keine höhern Forderungen befriedigen.

In der Hälfte des 17ten Jahrhunderts kam die Italiänische Oper nach Frankreich; Französische Dichter und Componisten machten bald darauf den Versuch sie zu nationalisiren, welcher mit abwechselndem Glück eine Zeit lang fortgesetzt wurde, bis endlich Lulli die Privilegien der Französischen Oper, die unter dem Namen Academie royale de musique 1669 errichtet wurde, an sich brachte, die Erweiterung ihrer Privilegien zu erlangen wußte und ihr erst ihre eigentliche Consistenz gab.

» Von diesem Zeitpunkt fing die Französische theatralische Musik an, durch mannigfaltige Vortheilhaftigkeiten, sowohl in der poetischen Einrichtung der Dramen und der musikalischen Beschaffenheit ihrer Bestandtheile, der Arien, Chöre, des mehr singenden oder eigentlich plastomobischen Recitatives, der Ballete, der eigenthümlichen Gänge und Schlußfälle der Melodie, der einförmigen Modulationen, der Liebe zu den weichern Tonarten, als auch in Absicht vieler Feiler der Execution sich zu trennen und zu einer Nationalmusik zu werden. Die auf Lulli folgenden Componisten nahmen ihn ganz zu ihrem Muster, und so konnte es geschehen, daß seine Musik eine Art Epoche von so langer Dauer in den Annalen der Französischen Kunstgeschichte bildete. »

In dem schönen Talente Quinaults fand Lulli eine große Unterstützung. Er war für diese Dichtungsart geboren, declamirte selbst vortrefflich und arbeitete so dem Componisten in doppeltem Sinne vor. Sie lebten beide zusammen und starben nicht lange nach einander, und man kann wohl den Succeß der Französischen Oper und die lange dauernde Gunst für dieselbe der Vereinigung zweier so glücklichen Talente zuschreiben.

Marivaux.

Geb. zu Paris 1688. Gest. 1763.

Die Geschichte seines erworbenen und wiederverlorenen Rufes ist die Geschichte so vieler andern, besonders bei dem Französischen Theater.

Es giebt so viele Stücke die zu ihrer Zeit sehr gut aufgenommen worden, bei denen die Französischen Kritiker selbst nicht begreifen, wie es zugegangen, und doch ist die Sache leicht erklärlich.

Das Neue hat als solches schon eine besondre Gunst. Nehme man dazu, daß ein junger Mann auftritt, der als ein Neuer das Neue liefert, der sich durch Bescheidenheit Gunst zu erwerben weiß, um so leichter als er nicht den höchsten Kranz davon zu tragen, sondern nur Hoffnungen zu erregen verspricht. Man nehme das Publikum, das jederzeit nur von augenblicklichen Eindrücken abhängt, das einen neuen Namen wie ein weißes Blatt ansieht, worauf man Gunst oder Ungunst nach Belieben schreiben kann, und man denke sich ein Stück mit einigem Talent geschrieben, von verzüglichen Schauspielern aufgeführt, warum sollte es nicht günstig aufgenommen werden? warum sollte es nicht sich und seinen Autor durch Gewohnheit empfehlen?

Selbst ein erster Mißgriff ist in der Folge zu verbessern, und wem es zuerst nicht ganz geglückt, kann sich durch fortdauerndes Bestreben in Gunst setzen und erhalten. Von jenem sowohl als diesem Fall kommen in der Französischen Theatergeschichte mannigfaltige Beispiele vor.

Aber was unmöglich ist zeigt sich auch. Unmöglich ist es die Gunst der Menge bis an's Ende zu erhalten. Das Genie erschöpft sich, um so mehr das Talent. Was der Autor nicht merkt, merkt das Publikum. Er befriedigt selbst seine Gönner nicht mehr lobhaft. Neue Anforderungen an Gunst werden gemacht, die Zeit schreitet vor, eine frische Jugend wirkt und man findet die Richtung, die Wendung eines frühern Talentes veraltet.

Der Schriftsteller, der nicht selbst bei Zeiten zurück-

getreten, der noch immer eine ähnliche Aufnahme erwartet, sieht einem unglücklichen Alter entgegen, wie eine Frau, die von den scheidenden Reizen nicht Abschied nehmen will.

In diese traurige Lage kam Marineaur; er mochte sich mit der Allgemeinheit seines Geschicks nicht trösten, gelate sich übellaunig, und wird hier um deswillen von Diderot verspottet.

Montesquieu.

Geb. 1689. Gest. 1755.

a Daß Montesquieu nur ein schöner Geist sey u. Eine ähnliche Redensart ist oben schon bei d'Alembert angeführt worden.

Durch seine Lettres persanes machte sich Montesquieu zuerst bekannt. Die große Wirkung, welche sie hervorbrachten, war ihrem Gehalt und der glücklichen Behandlung desselben gleich. Unter dem Bedikel einer reisenden Sinnlichkeit weiß der Verfasser seine Nation auf die bedeutendsten, ja die gefährlichsten Materien aufmerksam zu machen, und schon ganz deutlich kündigt sich der Geist an, welcher den Esprit des lois hervorbringen sollte. Will er sich nun aber bei diesem seinem ersten Eintritte einer leichten Hülle bedient, so will man ihn denn auch nur, da er sie schon abgeworfen, nach ihr schätzen und ihm das mittre größere Verdienst halbirend abläugnen.

Musik.

Ein großer Theil des vorliegenden Gespräches handelt von Musik, und es ist nöthig hier einiges Allgemeine über diese Kunst zu sagen, damit jeder Leserin den Stand gesetzt werde, die oft wunderlich genug geäußerten Meinungen einigermaßen zu beurtheilen.

Alle neuere Musik wird auf zweierlei Weise behandelt, entweder daß man sie als eine selbstständige Kunst betrachtet, sie in sich selbst ausbildet, ausübt und durch den verfeinerten äußern Sinn genießt, wie es der Italiäner zu thun pflegt, oder daß man sie in Bezug auf Verstand, Empfindung, Leidenschaft setzt und sie dergestalt bearbeitet, daß sie mehrere menschliche Gesinnungs- und Seelenkräfte in Anspruch nehmen könne, wie es die Weise der Franzosen, der Deutschen und aller Nordländer ist und bleiben wird.

Nur durch diese Betrachtung, als durch einen doppelten Ariadnischen Faden, kann man sich aus der Geschichte der neuern Musik und aus dem Gewirr parteiischer Kämpfer herausbinden, wenn man die beiden Arten da, wo sie getrennt erscheinen, wohl bemerkt und ferner untersucht, wie sie sich an gewissen Orten, zu gewissen Zeiten, in den Werken gewisser Individuen zu vereinigen gestrebt und sich auch wohl für einen Augenblick zusammengefunden, dann aber wieder aus einander gegangen, nicht ohne sich ihre Eigenschaften einander mehr oder weniger mitgetheilt zu haben, da sie sich denn in wunderbaren, ihren Hauptsinn mehr oder weniger abändernden Kamifikationen über die Erde verbreiteten.

Seit einer sorgfältigen Ausbildung der Musik in mehreren Ländern mußte sich diese Trennung zeigen und sie besteht bis auf den heutigen Tag. Der Italiäner wird sich der lieblichsten Harmonie, der gefälligsten Melodie befleißigen, er wird sich an dem Zusammenklang, an der Bewegung, als solchen, ergötzen, er wird des Sängers Kehle zu Rathe ziehen, und das was dieser an geläufigen, oder schnell auf einander folgenden Tönen und deren martialischstem Vortrag leisten kann, auf die glücklichste Weise hervorheben und so das gebildete Ohr seiner Landsleute entzücken. Er wird aber auch dem Vorwurf nicht entgehen, seinem Text, da er zum Gesang doch einmal Text haben muß, keineswegs genug gethan zu haben.

Die andere Partei hingegen hat mehr oder weniger den Sinn, die Empfindung, die Leidenschaft, welche der Dichter ausdrückt, vor Augen; mit ihm zu wetteifern hält sie für Pflicht. Seltsame Harmonien, unterbrochene Melodien, gewaltsame Abweichungen und Uebergänge sucht man auf, um den Schreck des Entsetzens, der Angst und der Verwirrung auszudrücken. Solche Componisten werden bei Empfindenden, bei Verständigen ihr Glück machen, aber dem Vorwurf des beleidigten Ohrs, in so fern es für sich genießen will, ohne an seinem Genuß Kopf und Herz Theil nehmen zu lassen, schwerlich entgehen.

Vielleicht läßt sich kein Componist nennen, dem in seinen Werken durchaus die Vereinigung beider Eigenschaften gelungen wäre, doch ist es keine Frage, daß sie sich in den besten Arbeiten der besten Meister finde und nothwendig finden müsse.

Uebrigens was diesen Zwiespalt betrifft, so ist er wohl nie gewaltsamer erschienen, als in dem Streit der Glucisten und Piccinisten, da denn auch der Bedeutende vor dem Gefälligen die Palme erhielt. Ja, haben wir nicht noch in unsern Tagen den ähnlichen Vorfall durch einen ausdrucksvollen Componisten verdrängt gesehen, um Begebenheit, die sich in Paris immerfort wiederholen wird.

Wie der Italiäner mit dem Gesang, so verfährt der Deutsche mit der Instrumentalmusik. Er betrachtete sie auch eine Zeit lang als eine besondere, für sich bestehende Kunst, vervollkommnete ihr Technisches und übte sie, fast ohne weitern Bezug auf Gemüthskräfte, lobhaft aus, da sie denn bei einer, dem Deutschen wohl zusagenden, tiefern Behandlung der Harmonie zu einem hohen, für alle Völker musterhaften Grade gelangt ist.

Da alles dasjenige, was wir allgemein und flüchtig über Musik gesagt, nur die Absicht haben kann einiges Licht über vorliegenden Dialog zu verbreiten, so müssen wir bemerken, daß sich nicht ohne Schwierigkeit der Standpunkt, auf welchem sich Diderot befindet, einsehen läßt.

In der Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren die sämmtlichen Künste in Frankreich auf eine sonderbare, ja für uns fast unglaubliche Weise manierirt und von aller eigentlicher Kunstnatur und Einfalt getrennt. Nicht allein das abenteuerliche Gebäude der Oper war durch das Herkommen nur starrer und steifer geworden, auch die Tragödie ward in Reifröcken gespielt, und eine hohle, effektirte Deklamation trug ihre Meisterwerke vor. Das ging so weit, daß der außerordentliche Voltaire, bei Verfassung seiner eigenen Stücke, in einen austrocknenden, einengenden, gleichfalls pfahlmäßig rendem Bombast verfiel, und sich überwand blieb, daß auf diese Weise die Würde seiner Stücke, die eine weit bessere Behandlung verdienten, ausgedrückt wurde.

Eben so verhielt sich's mit der Malerei. Durchaus war das Ergötzende eines gewissen Herkommlichen so hoch zu achten, daß es den aus innerer Naturkraft sich entwickelnden, in frischen Bildern der damaligen Zeit höchst auffallend und unentzogen scheinen mußte.

Sie fielen daher sämmtlich darauf, das was sie Natur nannten, der Cultur und der Kunst entgegen zu setzen. Wie darin Diderot sich geirrt, haben wir anderswo, mit Achtung und Neigung gegen diesen vortrefflichen Mann, dargethan.

Auch gegen die Musik befand er sich in einer besondern Lage. Die Compositionen des Lulli und Rameau gehö-

um mehr zur Behauptung als zur gefälligen Musik. Das was die Bouffons aus Italien brachten, hatte mehr Angenehme und Einfaches, sowohl als Bedeutendes, und doch schlägt sich Diderot, der so lebhaft auf die Bedeutung dringt, in dieser letzten Partei und glaubt seine Wünsche durch sie befriedigt zu sehen. Aber es war wohl nur, weil dieses neue dramatische jenes alte verhaßte Gebäude zusammenreißt zu zerstören und eine frische Fläche für neue Bemühungen zu ebnen schien, daß er das beste so hoch in Kunst nahm. Auch benutzen Französische Componisten sogleich den gegebenen Raum und trachten ihre alte bedeutende Weise, melodischer und mit mehrerer Kunstfertigkeit, zu Befriedigung der neuen Gattung, in den Gang.

d'Olivet Abbé.

Geb. 1682. Geſt. 1768.

Bei den Jesuiten erzogen, beschäftigte er sich zuerst mit dem Cicero, den er auch übersetzte. Aufgenommen in die Französische Akademie, gedachte er auch für die vaterländische Sprache etwas zu leisten, und hat ihr auf mehr denn Eine Weise genutzt, doch wird er nun als Grammatiker, Prosodist, Reinigungsfind, Purist und Rigorist, den Dichtern und Schriftstellern deshalb verhaßt, denen er, man muß es freilich gestehen, öfters Unrecht that, indem er ihnen die rechten Wege wies.

Paliſſot.

Geb. zu Nancy 1730.

Eine von den mittlern Naturen, die nach dem Höhern streben, das sie nicht erreichen, und sich vom Gemeinen abziehn, das sie nicht los werden. Will man billig seyn, so darf man ihn unter die guten Köpfe rechnen. Es fehlt ihm nicht an Verstandesklarheit, an Lebhaftigkeit, an einem gewissen Talent; aber gerade diese Menschen sind es, die sich mancher Anmaßung schuldig machen. Denn indem sie alles nach einem gewissen, kleinern Maßstabe messen, so stellt einen der Sinn für's Außerordentliche, und indem sie sich gegen das Gewöhnliche gerecht halten, werden sie ungerecht gegen das vorzügliche Verdienst, besonders anfangs, wenn es sich ankündigt. So vergreift sich Paliſſot an Rousseau, und es dient zu unserm Zwecke, dieser Handel, von ihrem ersten Ursprunge an, zu gedenken. König Stanislaus errichtete zu Nancy Ludwig dem XV. eine Statue. Am Feste der Weihung, den 26ten November 1755, sollte auch ein analoges Theaterstück gegeben werden. Paliſſot, dessen Talent in seiner Vaterstadt Zutrauen erregt haben mochte, erhielt hierzu den Auftrag. Anstatt nun daß ein wahrer Dichter diese Gelegenheit zu einer edlen und würdigen Darstellung nicht unbenutzt gelassen hätte, suchte der gute Kopf durch ein kurzes allegorisches Versspiel den glücklichen Stoff nur abschreiend los zu werden, worauf er hingegen ein Schubladenstück, der Zirkel, folgen ließ, worin er das, was seiner Localität am nächsten lag, mit Selbstgefälligkeit behandelte.

Es erschienen nämlich in diesem Stücke übertriebene Poeten, anmaßliche Gönner und Genannerinnen, gelehrte Frauen und hergelaufene Personen, deren Urbilder nicht selten sind, sobald Kunst und Wissenschaft in das Leben eingreift. Was sie nun Lächerliches haben mögen, wird hier bis in's Abgeschmackte übertrieben dargestellt, anstatt daß es immer sachen kankenswerth ist, wenn jemand Bedeutendes aus der Menge, eine Schöne, ein Reicher, ein Vornehmer am Rechten und Guten Theil nimmt, wenn es auch nicht auf die rechte Weise geschieht.

Ueberhaupt gehört nichts weniger auf's Theater, als Literatur und ihre Verhältnisse. Alles was in diesem Kreise webt, ist so zart und wichtig, daß keine Streitfrage aus demselben vor den Richterstuhl der groben und stammenden Menge gebracht werden sollte. Man berufe sich nicht auf Molière, wie Paliſſot und nach ihm andre gethan haben. Dem Genie ist nichts verzeihlicher, es täuscht glücklich wie ein Nachtwandler über die schaurigen Gipfelstrecken weg, von denen die weck. Mittelmäßigkeit beim ersten Versuche herunterpurzelt. Mit wie leichter Hand Molière dergleichen Gegenstände berührt, wird nachstens anderswo zu entwickeln seyn.

Nicht genug, daß Paliſſot seine literarischen Zunftverwandten vor Hof und Stadt durchzog, ließ er auch ein Frauenbild Rousseau's auftreten, der sich zu jener Zeit, zwar parador aber doch würdig genug, angekündigt hatte. Was von den Sonderbarkeiten dieses außerordentlichen Mannes den Weltmenschen auffallen konnte, wurde hier, keineswegs geistreich und heiter, sondern täppisch und mit bösem Willen vorgestellt, und das Fest zweier Könige pasquillantisch verhandelt.

Auch blieb diese unschickliche Kühnheit für den Verfasser nicht ohne Folgen, ja sie hatte Einfluß auf sein ganzes Leben. Die Gesellschaft genaue und talentreicher Menschen, die man unter dem Namen der Philosophen oder Encyklopädisten bezeichnete, hatte sich schon gebildet und d'Alembert war ein bedeutendes Glied derselben. Er fühlte was ein solcher Ausfall, an einem solchen Tage, bei einer solchen Gelegenheit, für Folgen haben könne. Er lehnt sich mit aller Gewalt dagegen auf, und ob man gleich Paliſſoten nicht weiter beikommen konnte, so ward er doch als ein entschiedener Gegner jener grossen Societät behandelt, und man wußte ihm auf mancherlei Weise das Leben saure zu machen. Dagegen blieb er von seiner Seite nicht müßig.

Nichts ist natürlicher, als daß jene bedeutende Anzahl ausgezeichneter Männer, wegen alles was sie wirken und was sie wollten, viele Widersacher finden mußten. Zu diesen schlug sich Paliſſot und schrieb das Lustspiel, die Philosophen, worüber der folgende Artikel nachzusehen.

Die Philosophen.

Ein Lustspiel von Paliſſot, zum erstenmal den 2ten Mai 1760 zu Paris aufgeführt.

Wie ein Schriftsteller sich ankündigt, fährt er meistentheils fort, und bei mittleren Talenten sind oft im ersten Werke alle die übrigen enthalten. Denn der Mensch, der in sich selbst eins und rund ist, kann auch in seinen Werken nur einen gewissen Kreis durchlaufen.

So waren auch Paliſſot's Philosophen nur eine Ausspinnung jenes Fastnachtsspiels zu Nancy. Er geht weiter, aber er sieht nicht weiter. Als ein beschränkter Widersacher einer gewissen Zustands erdichtet er keineswegs, worauf es im allgemeinen ankommt, und bringt auf ein beschränktes, leidenschaftliches Particular eine augenblickliche Wirkung hervor.

Erdenken wir uns heder, so bleibt uns nicht verborgen, daß ein falscher Schein gewöhnlich Gunst und Wissenschaft begleitet, wenn sie in den Gang der Welt eintreten: denn sie wirken auf alle vorhandenen Menschen und nicht etwa allein auf die vorzüglichsten des Jahrhunderts. Oft ist die Theilnahm halbsächtiger, anmaßlicher Naturen fruchtlos, ja schädlich. Der gemeine Sinn erschrickt über die falsche Anwendung höherer Maximen, wenn man sie mit der rohen Wirklichkeit unmittelbar in Verhältniß bringt.

Sodann haben all zurückgebliebenen, nur für ein gewisses Geschäft wirksamen Menschen vor der Welt ein

fremdes Anſehen, das man gern lächerlich findet. Sie verbergen nicht leicht, daß ſie auf das, worauf ſie ihr Leben verwenden, einen großen Werth legen, und erſcheinen dem, der die Bemühung nicht zu ſchätzen oder gewinnen das Verdienſt, das ſich vielleicht zu ſehr fühlt, keine Nachſicht zu haben weiß, als übermüthig, grillenhaft und eingebildet.

Alles dieſes entſpringt aus der Sache, und nur der wäre zu loben, der ſolchen unvermeidlichen Uebeln dergeſtalt zu begegnen wüßte, daß der Hauptzweck nicht verfehlt würde und die hohern Wirkungen für die Welt nicht verloren gingen. Poliſſot aber will das Uebel ärger machen, er gedenkt eine Satyre zu ſchreiben, und gewiſſen beſtimmten Individuen, deren Bild ſich allenfalls verpetren läßt, in der öffentlichen Meinung zu ſchaden, und wie benimmt er ſich?

Sein Stück iſt in drei Acte kurz zuſammengefaßt. Die Oekonomie deſſelben iſt geſchickt genug und zwar von einem großen Talente; allein die Erfindung iſt mager, man ſieht ſich in dem ganz bekannten Raume der Franzöſiſchen Komödie. Nichts iſt neu, als die Kühnheit ganz deutlich ausgeſprochene Perſonalitäten anzubringen.

Ariſtet von ihnen iſt etwa durch Neigung, Gewohnheit oder ſonſt an die Frau und das Haus gebunden, keiner betrügt ſich etwa über ſie, oder hat ſonſt irgend ein menſchliches Gefühl gegen dieſelbe: das alles war dem Autor zu fein, ob er gleich genugſame Muße darzu in dem ſogenannten Bureau d'esprit vor ſich fand, vorhaft wollte er die Geſellſchaft der Philoſophen machen. Dieſe verachtet und verwünſcht ihre Gönnerin auf das plumpſte. Die Herren kommen ſämmtlich nur in's Haus, um ihrem Freund Baſtre das Mädchen zu verſchaffen. Sie verſichern, daß keiner, ſeitdem dieſer Anſchlag gelungen, die Schwelle je wieder betreten werde. Unter ſolchen Zügen ſoll man Männer wie d'Alembert und Helvetius wieder erkennen! Denken läßt ſich, daß die von dem letztern aufgeſtellte Maxime des Eigennutzes wacker durchgezogen und als unmittelbar zum Taſchendiebſtahl führend vorgeſtellt werde. Zuletzt erſcheint ein Hanswurſt von Bedienten auf Händen und Füßen, mit einer Schalksmaske, um den von Rouſſeau wünſchenswerth geſchilderten Naturzuſtand lächerlich zu machen. Ein aufgefangener Brief entdeckt die Geſinnungen der Philoſophen gegen die Hausdame, und ſie werden mit Beſchämung fortgejagt.

Das Stück konnte ſich, ſeinem techniſchen Verdienſt nach, recht wohl in Paris ſehen laſſen. Die Verſification iſt nicht ungelenk, hie und da findet man eine glückliche Wendung, durchaus aber iſt der Appell an die Gemeinheit, jener Hauptkunſtgriff derer, die ſich dem Pöbel ähnlich machen, unverkäuflich und verächtlich.

Wie Voltaire über dieſe Sachen nicht ſowohl dachte als ſchrieb, giebt über die damaligen Verhältniſſe den beſten Aufſchluß. Wir überſetzen davon ein Paar ſeiner Briefe an Poliſſot, der in ſeinen Antworten gegen jenen, die Zuſtände mit Feinheit und Klugheit, man möchte ſagen mit Weisheit überſchwenden Geiſt, eine ſehr beſchränkte, verächtlich-kindiſche Rolle ſpielt.

Voltaire an Poliſſot.

Mögt Ihr doch ſelbſt Euer Gewiſſen prüfen, und unterſuchen, ob Ihr gerecht ſeyd, indem Ihr die Herren d'Alembert, Duclos, Diderot, Helvetius, den Chevalier de Jaucourt und tutti quanti wie Schurken verſtellt, die im Taſchendiebſtahl unterrichten.

Noch einmal. Sie haben auf Eure Koſten in ihren Schriften lachen wollen, und ich finde recht gut, daß Ihr auf die übrigen lacht. Aber, beim Himmel! der Spaß iſt zu ſtark. Wären ſie, wie Ihr ſie ſchildert, man müßte ſie auf die Galeeren ſchicken, welches keineswegs in's komiſche Genre paßt. Ich rede gerade zu. Die Männer die Ihr entehren wollt, gelten für die wackerſten Leute in der Welt, und ich weiß nicht, ob ihre Rechtſchaffenheit nicht noch größer iſt als ihre Philoſophie. Ich ſage Euch offenherzig: ich kenne nichts ehrwürdiger als Herrn Helvetius, der 200,000 Livres Einkünfte aufgeopfert hat, um ſich in Frieden der Wiſſenſchaft zu widmen. Hat er in einem dicken Buch ein bald Dutzend verworfene und abgeſchmackte Sätze vorgebracht, ſo hat es ihn gewiß gereut, ehe das Ihr nöthig hättet, ſeine Wunden auf dem Theater wieder aufzureißen. Herr Duclos, Secretär der erſten Akademie des Königreichs, ſcheint mir viel mehr Achtung zu verdienen, als Ihr ihm beylegt. Sein Buch über die Sitten iſt keineswegs ein ſchlechtes Buch, beſonders iſt es das Buch eines rechtſchaffenen Mannes. Mit Einem Wort, dieſe Herren haben ſie Euch öffentlich beleidigt? Mir ſcheint es nicht. Warum beleidigt Ihr ſie denn auf ſo grauſame Weiſe?

Ich kenne Herrn Diderot gar nicht, ich habe ihn niemals geſehen. Ich weiß nur, daß er unglücklich und verfolgt war, und ſehen darum alle ſollte Euch die Feder aus der Hand fallen.

Uebrigens betrachte ich das Unternehmen der Encyklopädie als das ſchönſte Denkmal, das man zu Ehren der Wiſſenſchaften aufrichten konnte. Es befinden ſich darin vortrefliche Artikel, nicht allein von Herrn d'Alembert, von Herrn Diderot, von Herrn Ritter Jaucourt, ſondern auch von vielen andern Perſonen, die ohne an Ruhm oder Vortheil zu denken, ſich ein Vergnügen machten an dieſem Werke zu arbeiten.

Es giebt auch freilich jämmerliche Artikel darin und vielleicht ſind die meinigen darunter; aber das Gute überwiegt ſo unendlich das Schlechte, und ganz Europa wünſcht die Fortſetzung der Encyklopädie. Die erſten Bände ſind ſchon in mehrere Sprachen überſetzt, warum denn auf dem Theater ſich über ein Werk aufhalten, das zum Unterricht der Menſchen und zum Ruhm der Nation unentbehrlich iſt? —

Ihr macht mich raſend, mein Herr. Ich hatte mir vorgenommen über alles zu lachen, in meiner ſtillen Eingezogenheit, und Ihr macht mich traurig, überhäuft mich mit höflichkeiten, bedrohen, Freundſchaft; aber Ihr macht mich erröthen, wenn Ihr drucken laſſt, daß ich denen, die Ihr anfallt, überlegen bin. Ich glaube wohl, daß ich beſſere Verſe mache, wie ſie, und daß ich unglücklicher ohne ſo viel Geſchichte weiß; aber bei meinem Gott, bei meiner Seele, ich bin kaum ihr Schüler in dem Uebrigen, ſo alt als ich bin. — Noch einmal, Diderot kenne ich nicht, ich habe ihn nie geſehen. Aber er hatte mit Herrn d'Alembert ein unſterbliches Werk unternommen, ein nothwendiges Werk, das ich täglich befrage. Anſtatt mir dieſes Werk ein Vergnügen und 50,000 Thalern im Buchhandel. Man überſetzt es in drei bis vier Sprachen. Questa rabbia della geloſia troffnet ſich nun gegen dieſes der Nation werthe Denkmal, wor-

an mehr als funfzig Personen von Bedeutung Hand anzulegen sich beiferten.

Ein Abraham Chaumeix unternimmt eine Schrift gegen die Encyklopädie herauszugeben, worin er die Autoren sagen läßt, was sie nicht gesagt haben, vergiftet was sie gesagt haben, und gegen das argumentirt, was sie noch sagen werden. Er citirt die Kirchenväter so falsch, als er das Dictionnär citirt.

Und in diesen gehäßigen Umständen schreibt Ihr Eure Komödie gegen die Philosophen. Ihr durchbohrt sie, da sie sich schon sub gladio befinden. Ihr sagt mir: Molière habe Cotin und Menage durchgezogen. So's, aber er sagte nicht, daß Cotin und Menage eine verwerfliche Moral lehrten, und Ihr beschuldigt alle diese Herren abscheulicher Maximen, in Euerm Stück und Eurer Vorrede. Ihr versichert mir, daß Ihr den Herrn Chevalier de Jaucourt nicht angeklagt habt, und doch ist er der Verfasser des Artikels Gouvernement. Sein Name steht in großen Buchstaben am Ende des Artikels. Ihr bringt einige Züge an, die ihm großen Schaden thun können, entkleidet von allem was vorhergeht und was folgt, aber was im Ganzen genommen des Citoyen, de Thou und Gretius werth ist. — Ihr wollt eine Stelle der vortrefflichen Vorrede des Herrn d'Alembert zur Encyklopädie verhaßt machen, und es ist kein Wort von dieser Stelle darin. Ihr dürbet Herrn Diderot auf, was in den Jüdischen Briefen steht. Gewiß hat Euch irgend ein Abraham Chaumeix Auszüge mitgetheilt und Euch betrogen.

Ihr thut mehr. Ihr fügt zu Eurer Anklage der rechtschaffensten Männer Abscheulichkeiten aus irgend einer Brochure, die den Titel führt: La Vie heureuse. Ein Narr, Namens Lametrie, schrieb sie einmal zu Berlin, da er krank war, vor mehr als 12 Jahren. Diese Abgeschmacktheit des Lametrie, die auf immer vergessen war und die Ihr wieder belebt, hat nicht mehr Verhältniß zur Philosophie und Encyklopädie, als ein liederliches Buch mit der Kirchengeschichte, und doch verbindet Ihr alle diese Anklagen zusammen. Was entsteht daraus? Euer Angeben kann in die Hände eines Fürsten fallen, eines Ministers, einer wichtig beschäftigten Magistratsperson. Man hat wohl Zeit flüchtig Eure Vorrede zu lesen, aber nicht die unendlichen Werke zu vergleichen.

Piron.

Geb. 1689. Geft. 1773.

Piron war einer der besten, geistreichsten Gesellschafter, und auch in seinen Schriften zeigt sich der heitere freie Ton, anziehend und belehrend.

Die Französischen Kritiker beklagen sich, daß man bei Sammlung seiner Werke nicht streng genug verfahren. Man hätte, meinen sie, manches davon der Vergessenheit überlassen sollen.

Diese Anmaßung der Kritik erscheint ganz lächerlich, wenn wir die große Masse unbedeutender Bücher aufgestellt sehen, die doch alle der Nachwelt angehören und die kein Bibliothekar zu verbannen das Recht hat; warum will man uns die Uebungsstücke, die geistreichen und leichten Compositionen eines guten Kopfs vorenthalten?

Und gerade diese leichteren Arbeiten sind es, wodurch man Piron am ersten liebgewinnt. Er war ein trefflicher, kraftvoller Kopf und hatte, in einer Provinzstadt geboren und erzogen, nachher in Paris bei kümmerlichem Unterhalt, sich mehr aus sich selbst entwickelt, als daß er die Vortheile, die ihm das Jahrhundert anbot, zu seiner Bildung hätte benutzen können. Daher findet sich bei seinen ersten Arbeiten immer etwas zu wünschen.

Wir läugnen nicht, daß er uns da fast am meisten interessirt, wo er sein Talent zu äußern zweckes gelegentlich zum besten giebt. Wie Gozzi, obgleich nicht mit solcher Macht und in solcher Breite, nimmt er sich bedrängter oder beschränkter Theater an, arbeitet für sie, macht ihnen Ruf und ist vergnügt etwas Unerwartetes geleistet zu haben.

Man weiß, daß in Paris die Schauspiele scharf von einander gesondert waren; jedes Theater hatte ein bestimmtes, umschriebenes Privilegium auf diese oder jene Darstellungsart. So erlaubte noch ein Künstler, da alle übrigen Formen streng bewahrten, die Extravaganz Monodramen im strengsten Sinne aufzuführen. Andre Figuren durften wohl noch auf dem Theater erscheinen, er aber allein durfte handeln und reden. Für diesen Mann arbeitete Piron, und mit Glück. Dank sey es den Herausgebern, daß wir diese Kleinigkeiten noch besitzen, deren und die pharisäischen und schriftgelehrten Kritiker wohl gern beraubt hätten.

Auch in den Vaudeville-Stücken wußte sich Piron sehr geistreich. Das gelegentliche Ergreifen einer Melodie, deren erster Text mit dem neuen Text in einem neckischen Verhältnisse steht, gelang ihm vortrefflich und seine Arbeiten dieser Art haben viel Vorzügliches.

So unglücklich es nun auch Piron im Anfange ging, daß er das edle Publikum durch seines seiner für das regelmäßige Französische Theater geschriebenen Stücke befriedigen konnte, so glücklich war er mit seiner Metromanie. Er wußte in demselben seine Landsleute dergestalt von der schwachen Seite zu fassen, daß sein Stück, sogleich bei seiner Erscheinung und noch lange Jahre nachher, fortdauernd überschätzt wurde. Man setze es den Molière'schen an die Seite, mit denen es sich denn doch auf keine Weise messen kann. Doch kommt man freilich, nach und nach, auch in Frankreich auf die Spur, dieses Stück nach seinem wahren Werthe zu schätzen.

Ueberhaupt war nichts für die Franzosen schwerer, als einen Mann wie Piron zu rangiren, der bei einem vorzüglichen und gerade seiner Nation zusagenden Talent, in seinen meisten Arbeiten so viel zu wünschen übrig ließ. Seine Bahn war von Jugend auf excentrisch; ein gewaltsam unanständiges Gedicht nöthigte ihn aus seiner Vaterstadt zu fliehen und sich neun Jahre in Paris kümmerlich zu behelfen. Sein ungebundenes Wesen verläugnete er nie ganz, seine Lebhaftigkeit, oft egoistischen Ausfälle, seine treffenden Epigramme, Geist und Heiterkeit, die ihm durchaus zu Gebote standen, machten ihn allen Mitlebenden in dem Grade werth, daß er, ohne lächerlich zu scheinen, sich mit dem weit übrigen von Voltaire vergleichen und nicht nur als Gegner, sondern auch als Rival auftreten durfte.

Was übrigens die ihren Piron genugsam schätzenden Franzosen von ihm auch immer Gutes sagen können, schließt sich immer mit dem Refrain, den Diderot schon hier als eine gewöhnliche Redensart aufführt: «Was den Geschmack betrifft, von dem hat Euer Piron auch nicht die mindeste Ahnung.»

(Siehe Geschmack.)

Poinsinet.

Geb. zu Fontenay-le-Comte 1735. Geft. 1769.

Es giebt in der Literatur, wie in der Gesellschaft, solche kleine, wunderliche, purzliche Figuren, die mit einem gewissen Talent begabt, sehr zu empfehlen und verdienstlich sind, und indem sie leicht von jedem übersehen werden, Gelegenheit zu allerlei Unterhaltung gewähren.

Indessen gewinnen diese Personen doch immer genug dabei, sie leben, wirken, werden genannt, und es fehlt ihnen nicht an guter Aufnahme. Was ihnen mißlaicht, bringt sie nicht aus der Fassung, sie sehen es als einen einzelnen Fall an und hoffen von der Zukunft die besten Erfolge.

Eine solche Figur ist Poinsinet in der Französischen litterarischen Welt. Bis zum Unglaublichen geht was man mit ihm vorgenommen, wenn man ihn verleitet, wie man ihn mystificirt, und selbst sein trauriger Tod, indem er in Spanien ertrank, nimmt nichts von dem lächerlichen Eindruck, den sein Leben machte, hinweg; so wie der Frosch des Feuerwerkers dadurch nicht zu einer Würde gelangt, daß er, nachdem er lange genug geplatzert hat, mit einem stärkern Knalle endet.

Rameau.

Geb. zu Dijon 1683. Gest. zu Paris 1764.

Nachstehendes Urtheil Kauft zu über die Rameau'schen Verdienste trifft mit Diderot's Aeußerungen genau zusammen und ist geschickt, unsern Lesern die Uebersicht der Hauptfrage zu erleichtern.

Die theoretischen Werke Rameau's haben das sonderbare Schicksal, daß sie ein großes Glück machten, ehne daß man sie gelesen hatte, und man wird sie jetzt noch viel weniger lesen, seitdem Herr d'Alembert sich die Mühe gegeben, die Lehre dieses Verfassers im Auszuge mitzutheilen. Gewiß werden die Originale dadurch vernichtet werden, und wir werden uns dergestalt entschädigt finden, daß wir sie keineswegs vermissen. Diese verschiedenen Werke enthalten nichts Neues, noch Nützliches, als das Princip des Grundbasses; aber es ist kein kleines Verdienst einen Grundsatz, wär' er auch willkührlich, in einer Kunst festzusetzen, die sich bisher kaum zu quemen schien, und die Regeln dergestalt erleichtert zu haben, daß man das Studium der Compositionen, wozu man sonst zwanzig Jahre braucht, gewöhnlich in einigen Monaten vollbringen kann. Die Musiker haben Herrn Rameau's Entdeckung begierig ergriffen, indem sie solche zu brauchen schienen wollten. Die Schüler haben sich mit unglaublicher Schnelligkeit vervielfältiget. Man sah von allen Seiten kleine, zweistimmige Compositen, die weissen ohne Talente, welche nun, auf Unkosten ihres Meisters, die Lehrer spielten, und auf diese Weise haben die großen Noten und gründlichen Dumste, welche Herr Rameau der Musik gelehrt, zu gleicher Zeit die Unbequemlichkeit derbeigeführt, daß Frankreich sich von schlechter Musik und schlechten Musikern überschwemmt sah, weil jeder schon glaubte alle Feinheiten der Kunst einzusehen, sobald er mit den Gemmuten bekannt war, und alle zum Harmoniren erfunden wollten, ehe die Erfahrung ihnen Ohr die gute zu unterscheiden gelehrt hatte.

Was die Opern des Herrn Rameau betrifft, so hat man ihnen zuerst die Verbindlichkeit, daß sie das lyrische Theater über die komischen Bücher erhoben. Er hat dann den kleinen Zirkel der sehr kleinen Musik durchbrochen, innerhalb dessen unsere kleinen Musiker sich, seit dem Tode des großen Lulli, immer herumgedrehen, daß, wenn man auch unrecht genug sagen wollte, Herrn Rameau außerordentliche Talente absprechen zu müssen, man doch gestehen müsse, daß er ihnen einigermaßen die Laufbahn eröffnet, daß er künftige Musiker in den Stand gesetzt, die ihrigen ungestraft zu entwickeln, welches fürwahr kein geringes Lob enthalten ist. Er hat die Oper nicht gestürzt, seine Nachfolger pflanzen sie fort.

Man bemerkt ihn sehr leicht darin, wie mir scheint, nur solche Texte componirt zu haben: denn wenn dieser Vorwurf einigen Sinn haben sollte, so müßte man zeigen, daß er sich in dem Fall befunden, wählen zu können. Wollte man denn lieber, daß er gar nichts gemacht hätte? Weit begründeter ist der Vorwurf, daß er seinen Text nicht immer verstanden, daß er die Absicht des Poeten übel gefaßt oder nicht etwas Schickliches an die Stelle gesetzt, daß er vieles widersinnig ausgedrückt. Es war nicht seine Schuld, daß er schlechte Texte bearbeitete; aber man kann zweifeln, daß er bessere genugsam ins Licht gestellt hätte. Gewiß steht er, von Seiten des Geistes und der Einsicht, weit unter Lulli, ob er gleich ihm, von Seiten des Ausdrucks, fast vorzuziehen ist.

Man muß in Herrn Rameau ein sehr großes Talent erkennen, viel Feuer, einen weitumfassenden Kopf, eine große Kenntniß harmonischer Umkehrungen und aller Mittel, die Wirkung hervorzubringen; man muß ihm die Kunst zugestehen, sich fremde Ideen anzueignen, ihre Natur zu verändern, sie zu verjüngen, zu verschönern und seine eigenen auf vielfältige Weise umzuwenden. Dagegen hatte er weniger Schicklichkeit neue zu erfinden, mehr Geschicklichkeit als Fruchtbarkeit, mehr Wissen als Genie, oder wenigstens ein Genie erklickt durch zu vieles Wissen; aber immer Stärke, Zierlichkeit und sehr oft einen schönen Gesang.

Sein Recitativ ist nicht so natürlich, aber viel mannigfaltiger als das des Lulli, in wenigen Scenen bemerkenswerth, übrigens fast nicht fast durchaus. Vielleicht ist dies eben so sehr der Fehler der Gattung, als der seinige. Denn sehr oft, weil er sich der Declamation zu sehr unterwirft, ward sein Gesang barock und seine Uebergänge hart. Hätte er die Kraft gehabt das wahre Recitativ zu fassen und bis unter die Schlußworte zu bringen, so glaube ich, er hätte das Vortrefliche leisten können.

Er ist der erste, der Symphonien und rauschende Begleitungen gemacht hat; aber er ist darin zu weit gegangen. Das Orchester der Oper gleicht vor seiner Zeit einer Truppe blinder Musikanten, die von der faulenden Sucht ergriffen werden. Er hat ihnen einige Freiheit gegeben, und sie versichern, daß sie jetzt etwas auszuführen wissen; aber ich sage, diese Leute werden niemals weder Geschmack noch Seele zeigen. Es ist immer noch nichts beisammen zu sehen, stark oder leise zu spielen und dem Acteur zu folgen, die Töne stärker, sanfter, gehaltener, flüchtiger vortragen, wie es der gute Geschmack oder der Ausdruck verlangt; den Geist einer Begleitung fassen, die Stimmen tragen und heben, das ist die Kunst aller Orchester der Welt, nur nicht unsrer Opernorchesters.

Und ich sage, Herre Rameau hat dieses Orchester, es sey wie es will, mißbraucht, er machte die Begleitungen so confus, so überladen, so dausia, daß einem der Kopf springen möchte bei dem unendlichen Getümmel der verschiedenen Instrumente, während die Aufführung seiner Opern, die man mit Vergnügen hören würde, wenn sie die Ohren weniger betäubten. Daher kommt es, daß das Orchester, weil es immer im Spiel ist, nicht ergötzt, nicht trifft und daß immer seine Wirkung verfehlt. Es natürlich muß nach einer gewissen Stelle ein unerträglicher Gegenstand den aufmerksamen Zuhörer aufwecken, ihn auf die Bühne aufmerksam machen, die ihm der Verfasser darbieten will, ihn zu den Gefühlen vorbereiten, die er in ihm erregen will, und das wird kein Orchester leisten, das nicht aufhört zu brausen.

Ein anderer, noch stärker Grund gegen die überladenen Begleitungen ist, daß sie gerade das Gegentheil von dem bewirken, was sie hervorbringen sollen. Anstatt die Aufmerksamkeit auf den Zuhörer angenehme Schwachheiten, die stellen sie solche um sie zu zerstören. Ehe man weiß, daß drei oder vier Noten, durch drei oder vier Instrumente übereinander gebaut, etwas Lobenswerthes

gas lesen, so muß man mit erst darüber, daß drei oder vier Handlungen in einer Komödie nöthig sind. Als diese beiden Feinheiten der Kunst, diese Nachtwandlungen, diese Doppelmotive, diese Verwirrungen, Bösewichter, diese Genüsse sind nur ungestillte Ungeduld, Denkmale des schlechten Geschmacks, die man in die Klasse verweisen soll, wo man ihre Zuflucht sieht.

Um schließlich nochmals auf Herrn Rameau zu kommen, so denke ich, niemand hat dieser, als er, den Geist des Einzelnen gefaßt, niemand hat besser die Kunst der Contraste verbunden; aber zu gleicher Zeit hat er seinen Opern jene glücklichen und so sehr gewünschten Einheit nicht zu geben gewußt, und er konnte nicht dazu gelangen, ein gutes Werk aus vielen guten, wohl arrangirten Stücken zusammenzusetzen.

Rameau's Neffe.

Das bedeutende Werk, welches wir unter diesem Titel dem Deutschen Publikum übergeben, ist wohl unter die vorzüglichsten Arbeiten Diderot's zu rechnen. Seine Nation, ja sogar seine Freunde werfen ihm vor, er könne wohl vortreffliche Szenen, aber kein vortreffliches Ganze schreiben. Dergleichen Redensarten sagen sich nach, pflanzen sich fort, und das Verdienst eines trefflichen Mannes bleibt ohne weitre Untersuchung geschmälert. Diejenigen, die also urtheilen, hatten wohl den Jacques le fataliste nicht gelesen, und auch gegenwärtige Schrift giebt ein [illegible] wie glücklich er die heterogensten Elemente der [illegible]keit in ein ideales Ganze zu verbinden wußte. Man möchte übrigens als Schriftsteller von ihm denken, wie man wollte, so waren doch Freunde und Feinde darin einverstanden, daß niemand ihn, bei mündlicher Unterhaltung, an Lebhaftigkeit, Kraft, Geist, Mannigfaltigkeit und Anmuth übertreffen habe.

Indem er also für die gegenwärtige Schrift eine Gesprächsform wählte, setzte er sich selbst zu seinen Vortheil, brachte ein Meisterwerk hervor, das man immer mehr bewundert, je mehr man damit bekannt wird. Die redende und mimische Ansicht desselben ist mannigfaltig. Erst bietet er alle Kräfte des Geistes auf, um Scharfsinn und Schmeicheln in dem ganzen Umfang ihrer Schicklichkeit zu schildern, wobei denn ihre Partnerinn immer das Geschenk werden. Zugleich bemüht sich der Verfasser seine literarischen Feinde als eben so gleichen Heuchler- und Schmeichlerrotte zusammenzustellen und nimmt ferner Gelegenheit seine Meinung und Gesinnung über Französische Musik auszusprechen.

So heterogen dieses letzte Angredienz zu den vorigen scheinen mag, so ist es doch der Theil, der dem Ganzen Halt und Würde giebt: denn indem sich in der Person von Rameau's Neffen eine entschiedene Abentheur, zu allen Schlechten auf äußern Anlaß fähige Natur ausspricht, und also unsre Verachtung, ja sogar unsern Haß erregt, so werden doch diese Empfindungen dadurch gemildert, daß er sich als ein nicht ganz talentloser, phantastisch-praktischer Musikus manifestirt. Auch in Ansicht der poetischen Competenten gewährt dieses, der Hauptfigur angeborne Talent einen großen Vortheil, indem der als Repräsentant aller Schmeichler und Abhängigen geschilderte, ein ganzes Geschlecht darstellende Mensch nunmehr als Individuum, als besonderes begrenztes Wesen, als ein Rameau, als ein Affe der großen Rameau lebt und handelt.

Wie vortrefflich diese von Anfang angelegten Fäden in einander geschlungen sind, welche köstliche Abwechslung der Unterhaltung aus diesem Gewebe hervorgeht, wie das Ganze, trotz jener Allgemeinheit, womit ein Schuft einem ehrlichen Mann entgegengestellt ist, doch aus lauter wirklichen, Pariser Elementen zusammengesetzt erscheint, mag der verständige Leser und Wiederleser selbst entdecken. Denn das Werk ist so glücklich aus- und durchgedacht, als es es nur sein kann. Zu selbst die äußersten Gipfel der Frechheit, wohin wir ihm nicht folgen dürften, erreicht es mit zweckmäßigem Bewußtseyn. Möge dem Besitzer des Französischen Originals gefallen, dem Publikum auch dieses baldigst mitzutheilen, als das classische Werk eines abgeschiedenen, bedeutenden Mannes mag uns auch sein Ganz es in völliger unbeeinträchtigter Gestalt hervortreten.

Eine Untersuchung zu welcher Zeit das Werk wahrscheinlich geschrieben worden, möchte wohl hier nicht am unrechten Platze stehen. Von dem Lustspiele Philosophen, die Philosophen, wird als von einem erst erschienenen oder erscheinenden Werke gesprochen. Dieses Stück wurde zum ersten Mal den 10ten May 1760 in Paris aufgeführt. Die Wirkung einer solchen öffentlichen, persönlichen Satyre mag auf Freunde und Feinde in der so lebhaften Stadt groß genug gewesen seyn.

In Deutschland haben wir auch Fälle, wo Mißwollende, theils durch Flugschriften, theils vom Theater herab, andern zu schaden gedenken. Allein wer nicht von augenblicklicher Empfindlichkeit gereizt wird, darf die Sache nur ganz ruhig abwarten, und es ist in kurzer Zeit alles wieder im Gleise, als wäre nichts geschehen. In Deutschland haben sich vor der persönlichen Satyre nur die Anmaßlichkeit und das Scheinverdienst zu fürchten. Alles ächte, es mag angefochten werden, wie es will, bleibt der Nation im Durchschnitt werth, und man wird den gesetzten Mann, wenn sich die Staubwolken vorgezogen haben, nach wie vor auf seinem Wege gewahr.

Hat also der Deutsche nur mit Ernst und Redlichkeit sein Verdienst zu sichern, wenn er den der Nation früher oder später begriffen seyn will, so kann er diese auch um so gelassener abwarten, weil bei dem ungesammenhängenden Zustande unsers Vaterlandes jeder in seiner Stadt, in seinem Kreise, seinem Hause, seinem Zimmer ungestört fortleben und arbeiten kann, es mag draußen übrigens stürmen wie es will. Jedoch in Frankreich war es ganz anders. Der Franzose ist ein geselliger Mensch, er lebt und wirkt, er steht und fällt in Gesellschaft. Wie sollte es sich eine Französisch-, bedeutende Societät in Paris, an die sich so viele angeschlossen hatten, die von so wichtig an Einfluß war, wie sollte sie sich gefallen lassen, daß mehrere ihrer Glieder, ja sie selbst schimpflich ausgestellt und an dem Ort, wo ihr Leben und Wirken lächerlich, verdächtig, verächtlich gemacht würde? Eine gewaltsame Gegenwirkung war von ihrer Seite zu erwarten.

Das Publikum, im Ganzen genommen, ist nicht fähig irgend ein Talent zu beurtheilen: denn die Grundfrage, wornach es abscheiden kann, werden nicht mit uns getroffen, der Zufall überliefert sie nicht, durch Uebung und Studium allein können wir dazu gelangen; aber sittliche Handlungen zu beurtheilen, dazu giebt jedem sein eignes Gewissen den vollständigsten Maßstab, und jeder findet es behaglich diesen nicht zu sich selbst, sondern an einen andern anzulegen. Dagegen führt man besonders Literatoren, die ihren Gegnern vor dem Publikum schaden wollen, ihren moralische Manier, Denkart, muthmaßliche Ansichten und wahrscheinliche Folgen ihrer Handlungen vorzuwerfen. Der eigentliche Gesichtspunkt, wie einer als talentvoller Mann dichtet oder sonst schreibt, wird verrückt, und man giebt diesen, zum Beweis der Welt und der Menschen, besonders Beamten vor den allgemeinen Richterstuhl der Sittlichkeit, vor welchen ihn eigentlich nur seine Frau und Kinder, seine Dienstgenossen, allenfalls Mitbürger und Ortsleute, zu fordern

hätten. Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Diese schönen, allgemeinen Forderungen macht jeder an sich selbst, was daran fehlt berichtige er mit Gott und seinem Gewissen, und von dem, was an ihm wahr und gut ist, übertrage er seine Nachsten. Hingegen als das, wozu ihn die Natur besonders geadelt, als Mann von Kraft, Thätigkeit, Geist und Talent gehört er der Welt. Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten, und das nehme denn auch die Welt mit Dank an und bilde sich nicht ein, daß sie belohnt sey, in irgend einem andern Sinne zu Gericht zu sitzen.

Indessen kann man nicht läugnen, daß sich niemand gern des lebhaften Wunsches erwehrt, zu großen Vorzügen des Geistes und Körpers auch Vorzüge der Seele und des Herzens gesellt zu finden; und dieser durchdringliche Wunsch, wenn er auch so selten erfüllt wird, ist ein klarer Beweis von dem unablässigen Streben zu einem unentbehrlichen Ganzen, welches der menschlichen Natur, als ihr schönstes Erbtheil, angeboren ist.

Dem sey nun wie ihm wolle, so finden wir, indem wir zu unsern Französischen Sittlern zurückkehren, daß, wenn Palissot nichts versäumte seine Gegner im moralischen Sinne herabzusetzen, Diderot in vorliegender Schrift alles anwendet, was Genie und Haß, was Kunst und Galle vermögen, um diesen Gegner als den verworfensten Sterblichen darzustellen.

Die Lebhaftigkeit, womit dieses geschieht, würde vermuthen lassen, daß der Dialog in der ersten Hitze, nicht lange nach der Erscheinung des Lustspiels der Philosophen geschrieben worden, um so mehr, als noch von dem alten Rameau darin, als von einem lebenden, würdenden Mann gesprochen wird, welcher 1764 gestorben ist. Hiermit trifft überein, daß die Faux Genereux des le Blanc, deren als eines mißrathenen Stückes gedacht wird, im Jahre 1763 herausgekommen.

Spottschriften wie die gegenwärtige mögen damals vielfach erschienen seyn, wie aus des Abbé Morellet Vision de Charles Palissot und andern erhellet. Sie sind nicht alle gedruckt worden, und auch das bedeutende Diderot'sche Werk ist lange im Verborgenen geblieben.

Wir sind weit entfernt, Palissot für den Beherrscht zu halten, als der er im Dialog aufgestellt wird. Er hat sich als ein ganz wackrer Mann, selbst durch die Revolution durch, erhalten, leider wahrscheinlich noch und schrift in seinen kritischen Schriften, in denen sich der gute, durch eine lange Reihe von Jahren ausgebildete Kopf nicht verläugnen läßt, selbst über das schreckliche Erdenbild, das seine Widersacher von ihm aufzustellen bemüht gewesen.

Tencin Madame de.

Bei der geselligen Natur der Franzosen mußten die Frauen bald ein großes Uebergewicht in der Societät erhalten, indem sie doch immer als Präsidentinnen angesehen sind, die, bei der Leidenschaftlichkeit und Einseitigkeit der Männer, durch einen gewissen, allgemeinen Ton des Anstandes und der Duldung einer zusammengesetzten Kunst von bedeutenden Menschen Haltung und Ordnung zu geben wissen.

Madame de Tencin ist eigentlich die Stifterin der neuen Pariser Gesellschaften, welche sich unter den Augen merkwürdiger Frauen versammelten.

Im geselligen und thätigen Leben entwickelte sie die größten Talente, sie verband unter der äußern, anscheinbaren Hülle einer gutmüthigen Gevatterin die tiefste Menschenkenntniß und das größte Geschick in weltlichen Dingen zu wirken.

Diderot legt kein geringes Zeugniß ihrer Verdienste ab, indem er sie unter den größten Sistern mit aufzählt.

Eine genauere Schilderung ihrer und ihrer Nachfolgerinnen, Madame Geoffrin, Dessarts, du Deffant, Mademoiselle d'Espinasse, wurde einen schönen Beitrag zur Menschen- und besonders zur Französischen Kenntniß geben. Marmontel hat in seinen Memoires darüber sehr viel geleistet.

Tencin (Cardinal).

Geb. 1679. Starb im 80sten Jahr.

Er stand mit Law in Verbindung, ward Minister, wie man behauptet, durch die Geschicklichkeit seiner Schwester, und ließ seine Geschicklichkeiten in zweideutigem Rufe, als er sich zurückzog. Diderot scheint unter die zu gehören, die günstig von ihm urtheilen.

Trublet Abbé.

Geb. zu St. Malo 1697. Gest. 1770.

Fontenelle und la Motte, zwei Männer von Talent und Geist, jedoch mehr zur Prosa als zur Poesie geneigt, gedachten die erstere auf Kosten der letztern zu erheben, und konnten doch immer eine Zeit lang den Adbé des Publikums, der sich selbst äußerst prosaisch fühlt, so wenig er auch die Poesie entdehren kann, für ihre Meinung gewinnen.

Der Abbé Trublet, ein Mann von einigen literarischen Verdiensten, schlug sich auf ihre Seite, und brachte überhaupt sein Leben in Beschauung und Anbetung dieser beiden Männer zu. Er hatte viel von Voltaire's feindseligem Muthwillen zu leiden, gelangte aber doch, nach fünf und zwanzigjährigem Harren, obgleich anerkannt mittelmäßig, zu dem Glück, durch Begünstigung des Hofes in die Akademie aufgenommen zu werden.

Voltaire.

Geb. 1694. Gest. 1778.

Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämmtlichen Ahnherren in sich begreift, und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht. Eben so geht es mit Nationen, deren sämmtliche Verdienste sich wohl einmal, wenn es glückt, in einem Individuum aussprechen. So entstand in Ludwig dem XIV. ein Französischer König im höchsten Sinne, und eben so in Voltairen der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller.

Die Eigenschaften sind mannigfaltig, die man von einem geistvollen Manne fordert, die man in ihm bemerkt, und die Forderungen der Franzosen sind darin, wo nicht größer, doch mannigfaltiger als die unsrer Nationen.

Wir setzen den bezeichneten Maßstab, vielleicht nicht ganz vollständig und deutlich nicht mehrmals genug gesagt, zu besserer Uebersicht hieher.

Tact, Genie, Anschauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienst, Adel, Geist, schöner Geist, guter Geist, Gefühl, Sentimentalität, Geschmack, guter Geschmack, Verstand, Richtigkeit, Schicklichkeit, Ton, guter Ton, Hoheit, Mannigfaltigkeit, Fülle, Reichthum, Fruchtbarkeit, Wärme, Wärme, Anmuth, Grazie, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brill-

lantes, Saillantes, Piquantes, Piquantes, Delicates, Ingenieuſes, Steif, Brüſtication, Harmonie, Reinheit, Correction, Eleganz, Vollendung.

Von allen dieſen Eigenſchaften und Geiſtesäuſſerungen kann man vielleicht Voltairen nur die erſte und die letzte, die Tiefe in der Anlage, und die Vollendung in der Ausführung, ſtreitig machen. Alles was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine anlangende Weiſe die Breite der Welt ausfüllt, hat er beſeſſen und dadurch ſeinen Ruhm über die Erde ausgedehnt.

Es iſt ſehr merkwürdig zu beobachten, bei welcher Gelegenheit die Franzoſen in ihrer Sprache, ſtatt ihrer von uns verzeichneten Worte, ähnliche oder gleich bedeutende gebrauchen und in dieſem oder jenem Falle anwenden. Eine hiſtoriſche Darſtellung der Franzöſiſchen Aeſthetik von einem Deutſchen wäre daher höchſt intereſſant, und wir würden auf dieſem Wege vielleicht einige Standpunkte gewinnen, um gewiſſe Regionen Deutſcher Art und Kunſt, in welchen noch viel Verwirrung herrſcht, zu überſehen und zu beurtheilen, und eine allgemeine Deutſche Aeſthetik, die jetzt noch ſo ſehr an Einſeitigkeiten leidet, vorzubereiten.

Diderot's

Verſuch über die Malerei.

Ueberſetzt und mit Anmerkungen begleitet.

Geſtändniß des Ueberſetzers.

Woher kommt es wohl, daß man, obgleich dringend aufgefordert, ſich doch ſo ungern entſchließt, über eine Materie, die uns geläufig iſt, eine zuſammenhangende Abhandlung zu ſchreiben? eine Vorleſung zu entwerfen? Man hat alles wohl überlegt, den Stoff ſich vorgegenwärtiget, ihn ſo gut man nur konnte geordnet, man hat ſich aus allen Zerſtreuungen zurückgezogen, man nimmt die Feder in die Hand, und noch zaudert man, anzufangen.

In demſelbigen Augenblicke tritt ein Freund, vielleicht ein Fremder, unerwartet herein, wir glauben uns geſtört, und von unſerm Gegenſtande hinweggeführt, aber unvermuthet lenkt ſich das Geſpräch auf denſelben, der Zuſammenkunft läßt entweder gleiche Geſinnungen merken, oder er drückt das Gegentheil unſerer Ueberzeugung aus, vielleicht trägt er etwas nur halb und unvollſtändig vor, das wir beſſer zu überſehen glauben, oder erhebt unſere eigne Vorſtellung, unſer eigenes Gefühl, durch tiefere Einſicht, durch Leidenſchaft für die Sache. Schnell ſind alle Stockungen gehoben, wir laſſen uns leichter ein, wir verſtehen, wir erwidern. Bald gehen die Meinungen gleichen Schrittes, bald durchkreuzen ſie ſich, das Geſpräch ſchwankt ſo lange hin und her, kehrt ſo lange in ſich ſelbſt zurück, bis der Kreis durchlaufen und vollendet iſt. Man ſcheidet endlich von einander, mit dem Gefühl, daß man ſich für diesmal nichts weiter zu ſagen habe.

Aber dadurch wird die Abhandlung, die Vorleſung nicht gefördert. Die Stimmung iſt erſchöpft, man wünſcht, daß ein Geſchwindſchreiber das vorüberrauſchende Geſpräch aufgefaßt haben möchte. Man erinnert ſich mit Vergnügen der ſonderbaren Wendungen des Dialogs, wie, durch Widerſpruch und Einſtimmung, durch Zweifelſtigkeit und Vereinigung, durch Rückwege ſo wie durch Umwege, das Ganze zuletzt umſchrieben und beſchränkt worden, und jeder einſeitige Vertrag, er ſey noch ſo vollſtändig, noch ſo methodiſch gefaßt, kommt uns traurig und ſteif vor.

Daher mag es kommen! Der Menſch iſt kein lehrendes, er iſt ein lebendes, handelndes und wirkendes Weſen. Nur in Wirkung und Gegenwirkung erfreuen wir uns! und ſo iſt auch dieſe Ueberſetzung mit ihren fortdauernden Anmerkungen in guten Tagen entſtanden.

Eben als ich in Begriff war, eine allgemeine Einleitung in die bildende Kunſt, nach unſerer Ueberzeugung, zu entwerfen, fällt mir Diderot's Verſuch über die Malerei zufällig wieder in die Hände. Ich unterhalte mich mit ihm auf's neue, ich tadle ihn, wenn er ſich von dem Wege entfernt, den ich für den rechten halte, ich freue mich, wenn wir wieder zuſammentreffen, ich eifre über ſeine Paradoxe, ich ergehe mich an der Lebhaftigkeit

seiner Ueberblicke, sein Vortrag reißt mich hin, der Streit wird heftig, und ich behalte freilich das letzte Wort, da ich mit einem abgeschiedenen Gegner zu thun habe.

Ich komme wieder zu mir selbst! Ich bemerke, daß diese Schrift schon vor dreißig Jahren geschrieben ist, daß die paradoxen Behauptungen vorzüglich gegen verdantische Manieriften der Französischen Schule gerichtet sind, daß ihr Zweck nicht mehr statt findet, und daß diese kleine Schrift mehr einen historischen Anspruch verlangt, als einen Gegner auffordert.

Würde ich aber dann darauf wieder gewahr, daß seine Grundsätze, die er mit eben so viel Geist als rhetorischer Sophistik verficht und Gewandtheit geltend macht, nicht um die Jahrbücher und Freunde der alten Form zu benutzen, und eine Revolution zu verhindern, als ein neues Kunstgebäude zu errichten; daß seine Gesinnungen, die nur zu einem Uebergang vom Manierirten, Conventionellen, Hohlen, Pedantischen, zum Gefühlten, Wahrheiten, Wohlgefühlten und Liberalen einladen sollten, in der neuern Zeit als theoretische Grundmaximen fortspuken, und sehr willkommen sind, indem sie einer schon neue Praktik begünstigen: dann finde ich meinen Eifer wieder am Platz, ich habe nicht mehr mit dem abgeschiedenen Diderot, nicht mit seiner, in geistreichen Sinnen schwelgenden, Schrift, sondern mit denen zu thun, die seine Revolution der Künste, welche er hauptsächlich mit bewirken half, an ihrem wahren Fortgange hindern, indem sie sich auf der breiten Fläche des Dilettantismus und der Pfuscherei, zwischen Kunst und Natur dünschlüpfen, und eben so wenig genetzt sind eine gründliche Kenntniß der Natur, als eine gegründete Tüchtigkeit der Kunst zu befördern.

Möge denn also dieses Gespräch, das auf der Gränze zwischen dem Reiche der Todten und Lebendigen geführt wird, auf seine Weise wirken, und die Gesinnungen und Grundsätze, denen wir ersehen sind, bei allen, denen es Ernst ist, befestigen helfen!

Erstes Capitel.

Meine wunderlichen Gedanken über die Zeichnung.

» Die Natur macht nichts Incorrects. Jede Gestalt, » sie mag schön oder häßlich sein, hat ihre Ursache, und » unter allen erstirnenden Wesen ist keine, das nicht wäre, » wie es sein soll. «

Die Natur macht nichts Incorrectes; jede Gestalt, sie sey schön oder häßlich, hat ihre Ursache, von der sie bestimmt wird, und unter allen organischen Naturen, die wir kennen, ist keine, die nicht wäre, wie sie sein kann.

So müßte man allenfalls den ersten Paragraphen lesen, wenn er etwas heißen sollte. Diderot fängt gleich von Anfang an die Begriffe zu verwirren, damit er Raisonnements, nach seiner Art, ist gut behalte. Die Natur ist nun mals correct! dürfte man aber sagen. Correction setzt Regeln voraus, und zwar Regeln, die der Mensch selbst bestimmt, nach Gefühl, Erfahrung, Uebereinkunft und Vortheil; und darnach mehr den Ausdruck schön als das innere Wesen eines Gegenstandes beurtheilt, die Gestaltung aus nach denen die Natur wirkt, fordern den strengen, innern organischen Zusammenhang. Hier sind Wirkungen und Gegenwirkungen, wo man immer die Ursache als Folge und die Folge als Ursache betrachten kann. Wenn eins gegeben ist, so ist das andere unausbleiblich. Die Natur arbeitet auf jeden und Dasein, auf Erhaltung und Fortpflanzung ihres Geschlechts, andere kümmert es es schon oder häßlich erscheine. Eine Gestalt, die von Geburt an schön zu sein bestimmt war, kann, durch irgend einen Zufall, in einem Theile mißlegt werden, sogleich leiden andere Theile mit. Denn nun braucht die Natur Kräfte, den verletzten Theil wieder herzustellen, und so wird den übrigen etwas entzogen, wodurch ihre Entwicklung durchaus gestört werden muß. Das Geschöpf wird nicht mehr, was es sein sollte, sondern was es sein kann. Nimmt man in diesem Sinne den folgenden Paragraphen, so ist weiter nichts dagegen einzuwenden.

» Sehet diese Frau an, die in der Zug ist ihre Augen » zu verlieren hat. Das allmählige Wachsthum der Augen » nöthig hat die Lider nicht auszudehnen, sie sind in die » Tiefe zurückgetreten, die durch das fehlende Organ » entstanden ist, sie haben sich zusammengezogen. Die » obern haben die Augenbrauen mit fortgerissen, die » untern haben die Wangen ein wenig hinaufgedrückt. » Die Oberlippe, indem sie dieser Bewegung nachgab, » hat sich gleichfalls in die Höhe gezogen, und so sind alle » Theile des Gesichtes gestört worden, je nachdem sie » näher oder weiter von dem Hauptorte des Zufalls entfernt waren. Glaubt ihr aber, daß diese Entstellung » sich bloß in das Oval eingeschlossen habe? glaubt ihr, » daß der Hals völlig frei geblieben sey? und die Schultern und die Brust? Ja freilich für eure Augen und » für die meinen. Aber ruft die Natur herbei, heißt ihr » diesen Hals, diese Schultern, diese Brust, und sie wird » sagen: dies sind Glieder eines Weibes, die ihre Zug n » in der Jugend verloren hat.

» Werfet einen Blick auf diesen Mann, dessen Rücken und Schultern eine erhobene Gestalt angenommen » haben. Indessen die Knorpel des Halses vorn aus einander gingen, drückten sich hinten die Wirbelbeine » nieder, der Kopf ist zurückgeworfen, die Hände haben » sich an den Gelenken des Arms verdrehen, die Ellenbogen sich zurückgezogen; alle Glieder haben den gemeinschaftlichen Schwerpunkt gesucht, der einem so » verschobenen System zukam, das Gleichgewicht hat darüber » einen Zug von Zwang und Mühe angenommen. » Wandelt dieser Gestalt, zeigt der Natur ihre Füße, und » die Natur, ohne zu stocken, wird euch antworten: es » sind die Füße eines Bucklichten. «

Wahrlich scheint manchem die verstandene Behauptung übertrieben, und doch ist es im schärfsten Sinne wahr: daß die Gesetzgebung der organisirenden Natur, im gesunden Zustande sowohl als im krankhaften, über alle unsere Begriffe geht.

Wahrscheinlich hätte die Mühe der Sammlung die beiden Fälle, welche Diderot nur als Dilettant besser hätte, so sehr durchsucht, doch haben wir sie darüber den Kranz nicht zu machen, wir müssen sehen, wegen er seine Beispiele wählt.

» Wenn die Ursachen und Wirkungen uns völlig anschaulich wären, so hätten wir nichts Besseres zu thun, » als die Geschöpfe darzustellen, wie sie sind, je vollkommener die Nachahmung wäre, je mehr sie den Augen schmeichelte, desto vortrefflicher würden wir sein. «

Hier kommen die Grundsätze Diderots, die wir Schritten werden, schon einigermaßen zum Vorschein. Die Neigung aller seiner theoretischen Aeußerungen geht dahin, Natur und Kunst zu confundiren. Natur und Kunst völlig zu amalgamiren, unsere Sorge muß sein, beide in ihren Wirkungen untrennt darzustellen. Die Natur organisirt ein lebendiges, gleichgültiges Wesen, der

Künstler ein todtes, aber ein bedeutendes, die Natur ein wirkliches, der Künstler ein schönbildendes. In den Werken der Natur muß der Beschauer erst Bedeutsamkeit, Gefühl, Gedanken, Effect, Wirkung auf das Gemüth selbst hineintragen, im Kunstwerke will und muß er das alles schon finden. Eine vollkommene Nachahmung der Natur ist in keinem Steine möglich, der Künstler ist nur zur Darstellung der Oberfläche einer Erscheinung berufen. Das Ruhen des Gesichts, das in der That Ganz des zu allen unsern geistigen und sinnlichen Kräften spricht, unser Verlangen tödtet, unsern Geist stets neu, stets Belehrung und glücklich macht, das Schönpralle, Kraftlose, Ausgebildete, Schöne, dahin ist der Künstler angewiesen.

Auf einem ganz andern Wege muß der Naturbeobachter gehen. Er muß das Ganze trennen, die Oberfläche durchdringen, die Schönheit zerstören, das Nothwendige kennen lernen, und, wenn er es fähig ist, die Laboratorien des organischen Baues, wie den Grundriß eines Terrains, in diesen Krümmungen sich so viele Spaziergänger abmalen, der seiner Scele festhalten.

Der lebendig genießende Mensch, so wie der Künstler, fühlt, wie billig, ein Grauen, wenn er in die Tiefen blickt, in welchen der Naturforscher, als in seinem Vaterlande, hantirt, und, dagegen hat der reine Naturforscher wenig Respect vor dem Künstler, er sieht ihn nur als Werkzeug an, um Beobachtungen zu fixiren und der Welt mitzutheilen, den genießenden Menschen hingegen betrachtet er gar als ein Kind, das mit Wonne das schmackhafte Fleisch des Pfirsichs verzehrt, und den Schatz der Frucht, den Zweck der Natur, den fruchtbaren Kern nicht acht t und hinwegwirft.

So stehen Natur und Kunst, Kenntniß und Genuß gegen einander, ohne sich wechselsweise aufzuheben, oder ohne sonderliches Verständniß.

Sehen wir nun die Worte unsres Autors genau an, so verlangt er eigentlich vom Künstler, daß er für Physiologie und Pathologie arbeiten solle, eine Aufgabe, die das Genie wohl schwerlich übernehmen würde.

Nicht h ßer ist die folgende Periode, ja noch schlimmer, denn die leidige, große und schwerköpfige, kurzhinige, großfüßige Figur würde man wohl schwerlich in einem Kunstwerke dulden, wenn sie auch noch so organisch consequent wäre. Uebrigens kann sie auch der Physiolog nicht brauchen, denn sie stellt die menschliche Gestalt nicht im Durchschnitte vor, der Patholog eben so wenig, denn sie ist nicht krankhaft, noch monströs, sondern nur schlecht und abgeschmackt.

Wundrlicher, trefflicher Diderot, warum wollt ihr deine großen Geisteskräfte lieber brauchen, um durcheinander zu werfen, als zurechtzustellen? Sind denn die Menschen, die sich, ohne Grundsätze, in der Erfahrung abmühen, nicht ohnehin schon übel genug dran?

« Ob wir nun gleich die Wirkungen und Ursachen des « organischen Baues nicht kennen, und aus eben dieser « Unwissenheit uns an conventionelle Regeln gebunden « haben, so würde doch ein Künstler, der diese Regeln « vernachlässigte, und sich an eine genaue Nachahmung « der Natur hielte, oft wegen zu großer Füße, kurzer « Beine, geschwollener Knie, lästiger und schwerer Köpfe « entschuldigt werden müssen. »

Zu Anfang des vorstehenden Perioden legt der Verfasser schon seine sonderlichsten Schätzungen, die er dialektisch festzustellen will. Er sagt: wir kennen die Art nicht, wie die Natur bei der Organisation verfahret, und wir sind demwegen über gewisse Regeln übereingekommen, mit denen wir uns behelfen, und nach denen wir uns, in Ermangelung einer bessern Einsicht, zu richten pflegen. Hier ist es, wo sich gleich unser Widerspruch laut erheben muß.

Denn die Gesetze der organisirenden Natur kennen oder nicht, ob wir sie besser kennen als vor dreißig Jahren, da unser Gegner schrieb, ob wir sie künftig besser kennen werden, wie das wir in ihre Geheimnisse dringen können? vornach hat der bildende Künstler kaum zu fragen. Seine Kraft besteht im Anschauen, im Auffassen eines bedeutenden Ganzen, im Gegenwärtigen der Theile, im Gefühl daß eine Kenntniß, die durch's Studium erlangt wird, nöthig sey, und besonders im Gefühl was dem eigentlich für eine Kenntniß, die durch's Studium erlangt wird, nöthig sey, damit er sich nicht zu weit aus seinem Kreise entferne, damit er das Unnöthige nicht aufnehme und das Nöthige verfehle.

Ein solcher Künstler, eine Nation, ein Jahrhundert solcher Künstler, haben durch Beispiel und Lehre, nach dem die Kunst sich lange empirisch fortgeholfen hat, endlich die Regeln der Kunst. Aus ihrem Geiste und ihrer Hand entstehen Proportionen, Formen, Gestalten, wogegen die bildende Natur den Steff darreichte, so sonst passiven nicht über dies und jenes, das aber anders seyn konnte, sie haben nicht mit einander ab, etwas Ungeschicktes für das Rechte gelten zu lassen, sondern sie bilden zuletzt die Regeln aus sich selbst, nach Kunstgesetzen, die eben so wahr in der Natur des bildenden Genius liegen, als die große allumfassende Natur die organischen Gesetze ewig thätig bewahrt.

Es ist hier gar die Frage nicht, auf welchem Raum der Erde, unter welch r Nation, zu welcher Zeit, man diese Regeln entdeckt und befolgt habe. Es ist die Frage nicht, ob man an andern Orten, zu andern Zeiten, unter andern Umständen davon abgewichen sey, ob man die und da etwas Conventionelles dem Gesetzmäßigen substituirt habe; ja es ist nicht einmal die Frage, ob die ächten Regeln jemals gefunden oder befolgt worden sind? sondern man muß haben behaupten, daß sie gefunden worden müssen, und das, wenn wir sie dem Genie nicht vorschreiben können, wie sie von dem Genie zu empfinden haben, das sich selbst in seiner höchsten Ausbildung fühlt, und seinen Wirkungskreis nicht verkennt.

Was sollen wir aber zu dem folgenden Perioden sagen? Er enthält eine Wahrheit, aber eine übertriebene, sie ist paradox hingestellt, um uns auf Paradoxe vorzubereiten.

« Eine krumme Nase bedeutet nicht in der Natur, « weil alles zusammenhängt, man wird auf diesen Hebel « stand durch kleine nachbarliche Veränderungen ge « führt, die ihn einsehn und erträglich machen. Was « der die man dem Antinous die Nase, indem das Uebrige « an seinem Platz blieb, so wurde es übel aussehen. « Warum? Antinous hat also eine krumme, er hat « eine gebrochne Nase. »

Wir dürfen wohl nochmals fragen: was soll das hier bedeuten? was bewirken? und warum wird hier Antinous gebraucht? Jedes wohlgebildete Gesicht wird entstellt, wenn man die Nase auf die Seite biegt, und warum? weil die Symmetrie gestört wird, auf welcher die ganze Bildung des Menschen beruht. Von einem Gesichte, das im Ganzen verschoben ist, dergestalt, daß man gar keine Forderung einer symmetrischen Stellung der Theile an dasselbe macht, sollte gar nicht die Rede seyn, wenn man auch von Kunst nur zum Scherz spräche.

Bedeutender ist folgende Periode, hier geht der Sophist schon mit vollen Segeln.

« Wir sagen von einem Menschen, den wir verdrießlich finden: er sieht übel gemacht. Ja nach unsern armen Regeln, aber nach der Natur betrachtet, wird es « anders ausgen. Wir sagen von einer Statue: sie habe die schönsten Proportionen. Ja nach unsern armen « Regeln, aber wie würde die Natur sagen? »

Kurzsichtig ist die Gemeinerinnerung des Halben, Schiefen und Falschen in diesen wenigen Worten. Hier ist wie-

der die Lebenswirkung der organischen Natur, die sich in allen Steigerungsfällen, obgleich oft kümmerlich genug, in ein gewisses Gleichgewicht zu setzen weiß, und dadurch ihre lebendige, productive Realität auf das kräftigste beweist, der vollendeten Kunst entgegengesetzt, die auf ihrem höchsten Gipfel keine Ansprüche auf lebendige, productive und reproductive Realität macht, sondern die Natur auf dem wirksamsten Punkte ihrer Erscheinung ergreift, ihr die Schönheit der Proportionen ablernt, um sie ihr selbst wieder vorzuschreiben.

Die Kunst übernimmt nicht mit der Natur, in ihrer Breite und Tiefe, zu wetteifern, sie bält sich an die Oberfläche der natürlichen Erscheinungen, aber sie hat ihre eigene Tiefe, ihre eigene Gewalt, sie steigt die höchsten Momente dieser oberflächlichen Erscheinungen, indem sie das Gesetzliche darin anerkennt, die Vollkommenheit der zweckmäßigen Proportionen, den Gipfel der Schönheit, die Würde der Bedeutung, die Höhe der Leidenschaft.

Die Natur scheint um ihrer selbst willen zu wirken, der Künstler wirkt als Mensch, um den Menschen zu belehren. Aus dem, was uns die Natur darbietet, lesen wir uns im Leben das Wünschenswerthe, das Genießbare nur kümmerlich aus, was der Künstler dem Menschen entgegenbringt, soll alles den Sinnen faßlich und angenehm, alles aufregend und anlockend, alles genießend und befriedigend, alles für den Geist nährend, bildend und erhebend seyn: und so giebt der Künstler, dankbar gegen die Natur, die auch ihn hervorbrachte, ihr eine zweite Natur, aber eine gefaßte, eine gedachte, eine menschlich vollendete zurück.

Soll dieses aber geschehen, so muß das Genie, der berufne Künstler, nach Gesetzen, nach Regeln handeln, die ihm die Natur selbst vorschreibt, die ihr nicht widersprechen, die sein größter Reichthum sind, weil er dadurch sowohl den großen Reichthum der Natur als den Reichthum seines Gemüths beherrschen und brauchen lernt.

« Es sey mir erlaubt, den Schüler von meinem « Buchlichten auf die medicäische Venus überzutragen, « so daß man nur die Spitze ihres Fußes anwirft, um « zu sehen, wie man die Natur zu dieser Fußspitze eine « Figur ausbilden, so wirket ihr vielleicht mit Ver « wunderung unter ihrem Griffel ein häßliches und ver « schrobenes Ungeheuer entstehen sehen; mich aber wun « de es wundern, wenn das Gegentheil geschähe. »

Der flache Wurm, den unser Freund und Gegner mit den ersten Schritten eingeschlagen, vor dem wir bisher zu warnen suchten, zeigt sich nun hier in seiner völligen Ablenkung.

Was uns betrifft, so haben wir viel zu große Ehrfurcht vor der Natur, als daß wir ihre personificirte, göttliche Gestalt für so thierisch halten sollten, in die Schlingen eines Scorpions umgeben, und, um seinen Schwingungen einiges Gewicht zu verschaffen, mit ihrer nie abirrenden Hand eine Frage zu entwerfen. Sie wird vielmehr, wie das Orakel jene verfängliche Frage: ob der Sperling lebendig oder todt sey? hier auch diese unbescheidene Zumuthung beschämen.

Sie tritt vor das verschleyerte Bild, faßt die Fußspitze und vernimmt warum der Sperrist sie aufgerufen hat. Streng, aber ohne Umhüllen, ruft sie ihm zu: du vergeudest mich vergebens durch eine verfängliche Zweideutigkeit! Daß den Schüler hängen, aber beides ihn wenig, ich weiß was darunter verborgen ist. Ich habe diese Fußspitze selbst gemacht, denn ich lehrte den Künstler, der sie bildete; ich gab ihm den Begriff vom Charakter einer Gestalt, und aus diesem Begriff sind diese Proportionen, diese Formen entstanden; es ist genug, daß diese Fußspitze zu dieser und zu keiner andern Statue paßt, daß dieses Kunstwerk, das du mir zum größten Theil zu verbergen glaubst, mit sich selbst in Uebereinstimmung sey. Ich sage dir: diese Fußspitze gehört einem schönen, zarten, schamhaften Weibe, die in der Blüthe ihrer Jugend steht! Auf einem andern Fuße würde die würdevolle der Frauen, die Göttenkönigin ruhen, auf einem andern eine leichtfüßige Bacchantin schweben. Doch dieses merke: der Fuß ist ein Marmor, er verlangt nicht zu gehen, und so ist der Körper auch, er verlangt nicht zu leben. Hatte dieser Künstler etwa die thorichte Forderung, seinen Fuß neben einen organischen zu stellen? dann verdient er die Demüthigung, die du ihm zudenkst; aber du hast ihn nicht gekannt, oder ihn mißverstanden, kein ächter Künstler verlangt sein Werk neben ein Naturproduct, oder gar an dessen Stelle zu setzen; der es thäte, wäre wie ein Mittelschöpf, aus dem Reiche der Kunst zu verstehen, und im Reiche der Natur nicht aufzunehmen.

Dem Dichter kann man wohl verzeihen, wenn er, um eine interessante Situation in der Phantasie zu erregen, seinen Bildner in eine selbstbelebergebrachte Statue wirklich verliebt denkt, wenn er ihm Begierden zu derselben andichtet, wenn er sie endlich in seinen Armen erweichen läßt. Das giebt wohl ein lüsternes Geschichtchen, das sich ganz artig andört; für den bildenden Künstler bleibt es ein unwürdiges Märchen. Die Tradition sagt: das brutale Menschen gegen plastische Meisterwerke von sinnlichen Begierden entzündet wurden; die Liebe eines edlen Künstlers aber zu seinem trefflichen Werk ist ganz andrer Art; so gleicht der frommen, heiligen Liebe unter Blutsverwandten und Freunden. Hätte Pygmalion seiner Statue begehren können, so wäre er ein Pfuscher gewesen, unfähig eine Gestalt hervorzubringen, die verdient hätte, als Kunstwerk oder als Naturwerk geschaut zu werden.

Verzeihe, o Leser und Zuhörer, wenn unsere Göttin verstummet, als ob einem Orakel geziemt, gesprochen hat. Einen verworrenen Knaul kann man dir bequem auf einmal in die Hand geben; um ihn zu entwirren aber, um ihn dir als einen feinen Faden in seiner Länge zu zeigen, braucht es Zeit und Raum.

« Eine menschliche Frau ist ein System, so mannigfaltig zusammengesetzt, daß die Folgen einer, in ihren « Anfängen unmerklichen, Inconsequenz das vollkommenste Kunstwerk auf tausend Meilen von der Natur « wegwerfen müssen. »

Ja! der Künstler verdiente diese Demüthigung, daß man ihm sein vollkommenstes Werk, die Frucht seines Geistes, seines Fleißes, seiner Mühe unendlich herabwürdigte, gegen ein Naturproduct herabsetzte, wenn er es neben, oder an die Stelle eines Naturproducts hätte setzen wollen.

Mit Fug wiederholen wir die Worte unsrer sanftmüthigen Göttin, weil unser Gegner sich auch wiederholt, und weil gerade dieses Vermischen von Natur und Kunst die Hauptverkehrtheit ist, an der unsere Zeit darniederliegt. Der Künstler muß den Kreis seiner Kräfte kennen, er muß innerhalb der Natur sich ein Reich bauen, er darf aber auf ein Künstlerreich seyn, wenn er mit in die Natur verflechten, sich in ihr aufbauen will.

Wir wenden uns abermals zu unserm Autor, der eine geschickte Wendung nimmt, um von seinen seltsamen Seitenwegen zu dem Wahren und Richtigen allmählig zurückzuführen.

« Wenn ich in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht « wäre, so wüßte ich vielleicht, wie weit der Künstler « sich den angenommenen Proportionen unterwerfen soll, « und ich würde es euch sagen. »

Wenn es der Fall seyn kann, daß der Künstler sich Proportionen unterwerfen soll, so müssen diese doch etwas Nothwendiges, etwas Gesetzliches haben, sie dürfen nicht willkürlich angenommen seyn, sondern die Masse

der Künstler muß hinreichende Ursache, bei Beobachtung der natürlichen Gestalten und in Rücksicht auf Kunstbedürfniß gefunden haben, sie anzunehmen. Das ist's, was wir behaupten, und wir sind schon zufrieden, daß unser Verfasser es einigermaßen zugestellt. Nur geht er leider zu geschwind über das, was gefällig seyn soll, hinaus, er lehnt es bei Seite, um uns auf einzelne Bedingungen und Bestimmungen, auf Ausnahmen zu leiten und aufmerksam zu machen, denn er fährt fort:

« Aber das weiß ich, daß sie gegen den Despotismus « der Natur sich nicht halten können, daß das Alter, « der Zustand auf hundertderlei Art Aufopferungen der « wirken. »

Dies ist keineswegs ein Gegensatz gegen das, was wir behauptet haben. Eben weil der Künstler gesucht sich erhoben hat, den Menschen auf der Höhe seiner Gestalt und übrigens ohne Bedingung zu betrachten, dadurch sind ja die Proportionen entstanden. Niemand wird die Ausnahmen läugnen, wenn man sie gleich erst bei Seite setzen muß, wer wurde eine Physiologie durch pathologische Noten zu entkräften glauben!

« Ich habe niemals gehört, daß man eine Figur übel « gebildet nenne, wenn sie ihre äußere Organisation « deutlich sehen läßt, wenn das Alter, die Gewohnheit « und die Leichtigkeit tägliche Beschäftigungen auszu- « üben, wohl ausgedrückt ist. »

Wenn eine Figur ihre äußere Organisation deutlich sehen läßt, und die übrigen Bedingungen erfüllt, die hier gefordert werden, so hat sie gewiß, wo nicht schöne, doch charakteristische Proportionen und kann in einem Kunstwerk gar wohl ihre Stelle finden.

« Diese Beschäftigungen bestimmen die vollkommene « Größe der Figur, die Proportion jedes Gliedes und des « Ganzen; dahet sehe ich das Kind entspringen, den er- « wachsenen Mann und den Greis, den wilden, so wie « den gebildeten Menschen, den Geschäftsmann, den Sold- « daten und den Lastträger.

Niemand wird läugnen, daß Functionen großen Einfluß auf die Ausbildung der Glieder haben, aber die Fähigkeit zu diesem oder jenem Zweck ausgebildet zu werden, muß zum Grunde liegen. Alle Beschäftigungen der Welt würden keinen Schmiedsching zu einem Lastträger machen. Die Natur muß das Ihrige gethan haben, wenn die Erziehung gelingen soll.

« Wenn eine Figur schwer zu erfinden wäre, so müßte « es ein Mensch von fünf und zwanzig Jahren seyn, der « schnell auf einmal aus der Erde entstanden wäre, und « nichts gethan hätte, aber dieser Mensch ist eine Chi- « märe. »

Dieser Behauptung kann man nicht geradezu widersprechen, und doch muß man sich gegen das Captiöse, das in ihr liegt, verwahren. Freilich lassen sich keine Glieder eines Erwachsenen denken, die sich ohne Uebung, in einer absoluten Ruhe, ausgebildet hätten, und doch denkt sich der Künstler, indem er seinen Idealen nachstrebt, einen menschlichen Körper, welcher, durch die mäßigste Uebung, zu seiner größten Ausbildung gekommen ist, allen Begriff von Muhe, von Anstrengung, von Ausbildung zu einem gewissen Zweck und Charakter muß er ablehnen. Eine solche Gestalt, die auf wahren Proportionen ruht, kann gar wohl von der Kunst hervorgebracht werden, und ist alsdann keineswegs eine Chimäre, sondern ein Ideal.

« Die Kindheit ist beinahe eine Carricatur, dasselbe « kann man von dem Alter sagen, das Kind ist eine un- « förmliche, flüssige Masse, die sich zu entwickeln strebt, « so wie der Greis eine unausgebildete und trockne Masse « wird, die in sich selbst zurückkehrt, um sich nach und « nach auf nichts zu reduciren. »

Wir stimmen mit dem Verfasser völlig überein, daß Kindheit und hohes Alter aus dem Bezirk der schönen Kunst zu verbannen sind. Ja so fern der Künstler auf Charakter arbeitet, mag er auch einen Versuch machen, diese zu wenig oder zu viel entwickelten Naturen in den Cyclus schöner und bedeutender Kunst aufzunehmen.

« Nur in dem Zwischenraum der beiden Alter, vom « Anfang der vollkommenen Jugend bis zum Ende der « Mannheit, unterwirft der Künstler seine Gestalten « der Reinheit, der strengen Genauigkeit der Zeichnung, « da ist es, wo das poco più und poco meno, eine « Annäherung hinein oder heraus, Fehler oder Schön- « heiten hervorbringen. »

Nur äußerst kurze Zeit kann der menschliche Körper schön genannt werden, und wir würden, im strengen Sinne, die Epoche noch viel enger als unser Verfasser begränzen. Der Augenblick der Pubertät ist für beide Geschlechter der Augenblick, in welchem die Gestalt der höchsten Schönheit fähig ist; aber man darf wohl sagen: es ist nur ein Augenblick! die Begattung und Fortpflanzung heftet dem Schmetterlinge das Leben, dem Menschen die Schönheit, und hier liegt einer der größten Vortheile der Kunst, daß sie dasjenige dichterisch bilden darf, was der Natur unmöglich ist, wirklich aufzustellen. So wie die Kunst Centauren erschafft, so kann sie uns auch jungfräuliche Mütter vorlegen, da es ist ihre Pflicht. Die Mutterne Liebe, Mutter von wilden erwachsenen Kindern, ist mit dem ersten Reiz jungfräulicher Brüste gebildet. Ja in der weisen Vereinigung dieser Widersprüche ruht die ewige Jugend, welche die Alten ihren Gottheiten zu geben wußten.

Hier sind wir also mit unserm Verfasser völlig einig. Bei schönen Proportionen, bei schönen Formen ist allein das zarte Mehr oder Weniger bedeutend. Das Schöne ist ein enger Kreis, in dem man sich nur bescheiden regen darf.

Wir lassen uns von unserm Autor weiter führen, er bringt uns durch einen leichten Uebergang auf eine bedeutende Stelle.

« Aber, werdet ihr sagen, wie sich auch das Alter und « die Functionen verhalten mögen, indem sie die For- « men verändern, zerstören sie doch die Organe nicht — « Das gebe ich zu — So muß man sie also kennen? — « Das will ich nicht läugnen. Ja, hier ist die Ursache, « warum man die Anatomie zu studiren hat.

« Das Studium des Muskelmannes hat ohne Zweifel « seine Vortheile; aber sollte nicht zu fürchten seyn, « daß dieser Geschwindne beständig in der Einbildungs- « kraft bleiben, daß der Künstler auf der Eitelkeit be- « harren werde, sich immer gelobet zu zeigen, daß sein « verdrießlicher Fuge nicht mehr auf der Oberfläche ver- « weilen könne, daß er, trotz der Haut und des Fettes, « immer nur den Muskel sehe, seinen Ursprung, seine « Befestigung, sein Geschwinge-n! Würd er nicht alles « zu stark ausdrücken? würd er nicht hart und trocken « werden? Werde ich nicht den verwünschten Geschmack « noch auch in Werken finden wieder suchen?

« Will ich denn doch einmal nur das Aeußere zu zeigen « habe, so wünschte ich, man lehrte mich das Aeußere « nur recht gut sehen, und erliche mir eine gefährliche « Kenntniß, die ich vergessen soll. »

Dergleichen Grundsätze darf man jungen und leichtsinnigen Künstlern nur merken lassen, sie werden sich über eine Autorität freuen, die völlig wie aus ihrer Seele spricht. Nein, werther Diderot, drücke dich, da dir die Sprache so zu Gebot steht, bestimmter aus. Ja, das Aeußere soll der Künstler darstellen! Aber was ist das Aeußere einer organischen Natur anders, als die ewig veränderte Erscheinung des Innern? Dieses Aeußere, diese Oberfläche ist einem mannigfaltigen, verwickelten, zarten, innern Bau so genau angepaßt, daß

sie dadurch selbst ein Inneres wird, indem beide Bestimmungen, die äussere und die innere, im vollsten Dasein, so wie in der stärksten Bewegung stets in unmittelbarem Verhältnisse stehen.

Wie diese innere Kenntniß erreicht werde, nach welcher Methode der Künstler Anatomie studiren soll, damit sie ihm nicht den Schaden bringe, den Diderot richtig schildert, ist hier der Ort nicht, auszumachen; aber so viel kann man im allgemeinen sagen: du sollst den Leichnam, an dem du die Muskeln kennen lernst, beleben, nicht zerfasern. Der musikalische Componist wird, bei dem Enthusiasmus seiner melodischen Arbeiten, den Generalbaß, der Dichter das Sylbenmaß nicht vergessen.

Die Gesetze, nach denen der Künstler arbeitet, vergißt er so wenig als den Stoff, den er behandeln will. Dem Musikmann ist Stoff und Gesetz, dieses muß du mit Bequemlichkeit beherrschen, jenen mit Leichtigkeit zu beherrschen wissen! Und willst du wahrhaft wohlthätig gegen deine Schüler seyn, so hüte sie vor unnützen Kenntnissen und vor falschen Maximen, denn es hält schwer, das Unnütze wegzuwerfen, so wie eine falsche Richtung zu verändern.

» Man studirt die Muskeln am Leichnam nur deshalb, sagt man, damit man lerne, wie man die Natur » ansehen soll, aber die Erfahrung lehrt, daß man, nach » diesem Studie, gar viel Mühe hat, die Natur nicht an » ders zu sehen, als sie ist. »

Auch diese Behauptung beruhet nur auf schwankend gebrauchten Worten. Der Künstler, der an der Oberfläche nur herumkriecht, wird dem geübten Auge immer leer, ebenlich, bei schönem Talente, immer angenehm erscheinen; der Künstler, der sich ums Innere bekümmert, wird freilich auch das sehen, was er weiß, er wird, wenn man will, sein Wissen auf die Oberfläche übertragen, und hier ist auch das geringe Werk oder Wenigere, welches entscheidet, ob er wohl oder übel thut.

Hat nun bisher unser Freund und Gegner das Studium der Anatomie verdächtig gemacht, so übt er nun gleichfalls gegen das akademische Studium des Nackten zu Feld. Hier hat er es eigentlich mit den Pariser akademischen Anstalten und ihrer Pedanterei zu thun, die wir denn nicht in Schutz nehmen wollen. Auch zu diesem Punkte mögt er sich durch einen raschen Uebergang.

» Ihr, mein Freund, werdet diesen Aufsatz allein lesen, und darum darf ich schreiben, was mir beliebt. » Da ist den Jahre, die man bei der Akademie zubringt, » um nach dem Modell zu zeichnen, glaubt ihr die nur » angewendet? und wollt ihr wissen, was ich davon » denke? Eben während diesen sieben mühseligen und » traurigen Jahren nimmt man in der Zeichnung eine » Manier an, alle diese akademischen Stellungen, ge » zwungen, ausgedrückt, zurechtgedrückt, wie sie sind, alle » die Handlungen, die kalt und schief durch einen armen » Teufel ausgedrückt werden, und immer durch denselben » selben armen Teufel, der gezwungen ist, dreimal die » Woche zu kommen, sich auszukleiden, und sich durch » den Professor wie eine Gliederpuppe behandeln zu lassen, was haben sie mit den Stellungen und Bewegungen der Natur gemein? Der Mann, der in seinem Hof » Wasser aus dem Brunnen zieht, wird er durch seinen » richtig berechnet ist, der nicht bis zur Hälfte Luft zu holen hat und, mit zwei Armen in der Höhe auf dem Schulgerüst, diese Handlung ungeschickt simulirt? Wie oft » hält sich der Mensch, der vor der Schule zu stehen » scheint, zu dem, der in seinem Bette stirbt, oder den » man auf der Straße todtschlägt? Was für ein Unterschied hat der Jüngling in der Akademie zu dem auf » meiner Kreuzgasse? welches der Mann, der auf Erfordern bittet, bettelt, schafft, nachdenkt und in Ohnmacht fällt, zu dem Bauer, der vor Müdigkeit sich auf » die Erde streckt, zu dem Philosophen, der neben seinem » Feuer nachdenkt, zu dem geräumten, erdichteten Manne, der unter der Maske in Ohnmacht fällt? Gar keine, » mein Freund, gar keine! »

Von dem Modelle ist im allgemeinen, was von dem Muskelkörper vorhin gesagt werden. Das Studium des Modells und die Nachbildung desselben ist theils eine Stufe, die der Künstler zwar nicht überspringen kann, worauf er aber nicht zu lange verweilen sollte, theils ist es eine Beihülfe bei Ausführung seiner Werke, die er, selbst als vollendeter Künstler, nicht entbehren kann. Das lebendige Modell ist für den Künstler nur ein roher Stoff, von dem er sich nicht muß einschränken lassen, sondern den er zu verarbeiten trachten muß.

Die üblen Wirkungen, die unser Freund von dem freilich ewigen, Studium des Modells in der Akademie gesehen, verdrießen ihn so sehr, daß er fortfährt:

» Ebenso gut möchte man die Künstler, um ja das Absichtmachte zu vermeiden, wenn man sie dort entläßt, zu » Paris, oder Gerbel, oder zu irgend einem andern » Tanzmeister schicken, damit sie da die Grazie lernen. » Denn wahrlich, die Natur wird ganz vergessen, die » Einbildungskraft faßt sich mit Handlungen, Stellungen, mit Figuren, die nicht falscher, ungeschickter, » lächerlicher und bäter hätten kommen können. Da stehen sie im » Magazin, und nun kommen sie heraus, um sich an's » Tuch zu hängen. So oft der Künstler seinen Stoff » oder seine Feder nimmt, erwachen diese verdrießlichen » Gespenster, und treten vor ihn, er wird sie nicht los, » und nur in Wunder kann sie das seinem Kreise verjagen. » Ich kannte einen jungen Menschen, voll Geschmack, der, ehe er den mindesten Zug auf die Leinwand that, » Geist auf seinen Augen angriff und vom Modell betrübt zu werden bat. Wie selten ist es gegenwärtig ein Gemälde zu sehen, das aus einer genauen Ansicht Figuren bildet, ohne, die und da, einige dieser Figuren, Stellungen, Handlungen und Bewegungen zu finden, die akademisch sind, einem Mann von Geschmack unerträglich mißfallen, und nur denen imponiren, welchen die Wahrheit fremd ist. Daran ist dann doch das ewige Studium des Schulmodelles Schuld.

» Nicht in der Schule lernt man die allgemeine Uebereinstimmung der Bewegungen, die Uebereinstimmung die man sieht und fühlt, die sich vom Haupt bis zu den Füßen ausbreitet und schlängelt. Wenn eine » Frau nachdenklich den Kopf sinken läßt, so werden alle » Glieder zugleich der Schwere gehorchen, so bebe den » Kopf wieder auf, und halte ihn gerade, sogleich gerichtet die ganze übrige Maschine. »

Durch die Behandlung bei der Französischen Akademie, wobei man die Stellungen verwirklichen mußte, entlernte man sich von dem ersten Zweck des Modells den Körper genau kennen zu lernen, und um der Manipulationsfertigkeit willen wandte man auch Stellungen, die Gemüthsbewegungen ausgedrückt. Da denn unser Freund freilich ganz im Vorrecht ist, wenn er diese erzwungenen und falsch in Darstellungen gegen den natürlichen Ausdruck hält, den man auf der Straße, in der Kirche, unter jeder Volksmenge beobachten kann, er kann sich des Spottens nicht entziehen.

» Freilich ist es eine Kunst, eine große Kunst, das » Modell zu halten, man darf nur sehen, was der Herr » Professor sich darauf zu Gute thut. Einstens sagte, daß er etwas zu dem armen, jungen zu Tode sagen konnte: » Mein Freund, Kalb, dich selbst! mache was » du willst! viel oder nicht er ihm eine sonderbare » Bewegung, als daß er ihn eine einfache und natürliche nehmen ließe. Indessen ist das nun einmal nicht anders.

» Hundertmal war ich versucht, den jungen Kunst-

« schulen, die mir auf dem Weg zum Louvre, mit ihrem Portefeuille unter dem Arm, begegneten, guten Tag zurufen: Freunde, wie lange zeichnet ihr das zweyte Jahr. Das ist mehr als zu viel! Laßt mir die « Krandbeit der Manier, geht zu den Carthäusern, dort « werdet ihr den wahren Ausdruck der Frommigkeit und « Innigkeit sehen. Heute ist Abend vor dem großen « Feste geht in die Kirche, schleicht euch zu den Beichte « stühlen, dort werdet ihr sehen wie der Mensch sich « sammelt, wie er bereut. Morgen geht in die Bade « schenke, dort werdet ihr wahrscheinlich trunkne Menschen « sehen, mischt euch in die öffentlichen Auftritte, beobachtet auf den Straßen, in den Gärten, auf den « Märkten, in Häusern, und ihr werdet richtige Begriffe fassen über die wahre Bewegung der Lebenshandlungen. Seht! gleich hier wird von einem Gassenraufer Kreuz, Schon diese Wortkraft giebt, ohne « ihr Wissen, allen Gliedern eine eigene Richtung. Beobachtet ein geschmackloses Professors, und die Nachahmung eines geschmackvollen Modells vorkommen! « Was werdet ihr nicht zu thun haben, wenn ihr künftig « an dem Platz aller dieser Fratzbeiten, die ihr eingetragen habt, die Einfalt und Würdeit des le Sueur « sehen sollt; und dabt ihr doch, wenn ihr etwas « zu sagen verlangt. »

Dieser Rath wäre an sich gut, und nicht genug kann sich ein Künstler unter den Volksmassen umsehen; allein andeutungt wie Diderot ihn giebt, kann er zu nichts führen. Der Lehrling muß erst wissen, was er zu suchen hat, was der Künstler aus der Natur brauchen kann, wie er es zu Kunstzwecken brauchen soll. Sind ihm diese Vorbedingen fremd, so helfen ihm alle Erfahrungen nichts, und er wird nur, wie viele unserer Zeitgenossen, das Gewöhnliche, Halbinteressante, oder das, auf sentimentalen Umwegen, falsch Interessante darstellen.

« Etwas anders ist eine Attitude, etwas anders eine « Handlung. Alle Attitude ist falsch und klein, jede « Handlung ist schön und wahr. »

Diderot braucht das Wort Attitude schon einigemal, und ich habe es nach der Bedeutung übersetzt, die es mir an jenen Stellen zu haben schien, hier ist es aber nicht übersetzlich, denn es führt schon einen mißbilligenden Nebengriff bei sich. Ueberhaupt bedeutet Attitude, in der Französischen akademischen Kunstsprache, eine Stellung, die eine Handlung oder Gesinnung ausdrückt, und in so fern bedeutend ist. Weil nun aber die Stellungen akademischer Modelle dies etwas von ihnen gefordert wird, nicht leisten, sondern nach der Natur der Aufgaben und Umstände, gewöhnlich anmaßlich, leer, übertrieben, unzulänglich bleiben müssen, so gebraucht Diderot das Wort Attitude hier im mißbilligenden Sinne, den wir auf kein Deutsches Wort übertragen können, wir müßten denn etwa akademische Stellung sagen wollen, wobei wir aber um nichts gebessert wären.

Von den Stellungen geht Diderot zum Contrast über, und mit Recht. Denn aus der mannigfaltigen Richtung der Glieder an einer Figur, so wie aus mannigfaltigen Richtungen der Glieder zusammengestellter Figuren, entsteht der Contrast. Wir wollen den Verfasser selbst hören.

« Der übel verstandene Contrast ist eine der traurigsten Ursachen des Manierirten. Es giebt keinen wahren Contrast, als den, der aus dem Grunde der Handlung entspringt, aus der Mannigfaltigkeit der Organe, oder des Interesse. Wie gibt Rafael, wo Le Sueur zu Werk? Manchmal stellen sie drei, vier, fünf Figuren gerade eine neben die andere, und die Wirkung ist herrlich. Bey den Carthäusern, in der Messe oder der Vesper, sieht man in zwei langen parallelen Reihen, « vierzig bis funfzig Mönche, gleiche Stolen, gleiche « Verrichtung, gleiche Bekleidung; und doch sieht keiner aus wie der andere. Suche mir nur keinen andern Contrast als den, der diese Mönche unterscheidet! Nur « ist das Wahre! Alles andere ist kleinlich und falsch. »

Auch hier ist er, wie bey der Lehre von den Gebärden, oft gleich im Ganzen recht hat, zu wenig aber mit den Kunstmitteln und empirisch thätlichen in seinem Rath. Auf ein ganz symmetrisches Muschter hin hat Rafael gewiß manche Motive zu seinen Compositionen genommen, aber es war Rafael der es nahm, das Kunstgenie, der Kunstschreibende, sich immer mehr ausbildende und vollendete Künstler. Man wegwerfe nur nicht, daß man den Schüler, den man eine Kunst-Anleitung aus der Natur hinleihe, von Natur und Kunst zugleich entferne.

Nun geht Diderot, wie er schon oft in actum, durch eine unbedeutende Phrase zu einer fremden Materie über, er will den Kunstschüler, besonders den Maler, aufmerksam machen: daß er die Figur rund und vollständig sehen, daß der Maler die Seite, die er sehen läßt, so lebhaft darstellen müsse, daß sie die übrigen gleichsam in sich enthalte. Was er sagt, deutet seine Intention mehr an, als daß an eine Ausführung zu denken wäre.

« Wenn unsere jungen Künstler ein wenig geneigt wären meinen Rath zu nutzen, so würde ich einen sehr nahen fassen: Ist es nicht lange genug, daß ihr nur die « Eine Seite des Gegenstandes sehet, die ihr nachbildet? « Versucht, meine Freunde, euch die Figur als durchsichtig zu denken und euer Auge in den Mittelpunkt derselben zu bringen. Von da werdet ihr das ganze äußere Spiel der Maschine beobachten, ihr werdet « sehen, wie gewisse Theile sich ausdehnen, und andere sich verkürzen, wie diese zusammensinken, jene sich « aufheben, und ihr werdet, immer von dem Ganzen « durchdrungen, in der Einen Seite das Gesammte, « die euer Gemälde mir zeigt, die schicklichste Lichtstimmung mit der andern suchen lassen, die ich nicht « habe; und ob ich mit gleich nur Eine Ansicht darstelle, « so werdet ihr doch meine Einbildungskraft springen, « auch die entgegengesetzte zu sehen. Dann werde ich sagen, daß ihr ein erhaunlicher Zeichner seyd. »

Indem Diderot Künstlern den Rath giebt, sich in die Mitte der Figur in Gedanken zu versetzen, um sie nach allen Seiten wirksam und lebhaft zu sehen, ist seine Absicht, besonders den Maler zu erinnern, daß er nicht flach, und gleichsam nur von einer Seite gefällig zu seyn suchen solle. Denn es muß schon eine richtige Zeichnung, ohne Licht und Schatten, erscheint rund, so wie vor- und zurücktreten. Warum erscheint eine Silhouette so belebt? Weil der Umriß der Gestalt richtig ist, daß man sowohl die vordere, als Rückseite der Figur daneben zeichnen könnte. Der junge Künstler, dem unsere Verfasser Rath nicht ganz deutlich sagen sollte, machte den oben angezeigten Versuch mit der Silhouette, und sein Auge von zwei Seiten auf denselben Contour gerichtet, wird das una-fahe wirklich ausüben können, was Diderot durch Abstraction aus der Mitte der Figur herausgedacht haben will.

Wenn nun eine Figur im Ganzen gut zusammen gezeichnet ist, so erinnert der Verfasser nunmehr an die Ausführung, die nicht dem Ganzen schaden, sondern dasselbe vollenden möge. Wie sind mit ihm überein, daß die höchsten Geisteskräfte so wie der gewöhnliche Mechanismus des Künstlers hierbey aufgerufen werden müssen.

« Aber es ist nicht genug, daß die das Ganze gut zusammenrichtet, nun habt ihr noch das Einzelne auszuführen, ohne daß die Masse darüber werde. Das ist « das Werk der Begeisterung, des Gefühls, des ausgebildeten Gefühls.

« Und so würde ich denn eine Zeichenschule folgendermaßen eingerichtet wünschen: wenn der Schüler, mit

» Leichtigkeit, nach der Zeichnung und dem Runden zu arbeiten weiß, so hatte ich ihn zwei Jahre vor dem akademischen Modell des Mannes und der Frau. Dann stelle ich ihm Kinder vor, dann Erwachsene, ferner ausgebildete Männer, Greise, Personen von verschiedenem Alter und Geschlecht, aus allen Ständen der Gesellschaft genommen, genug alle Arten von Naturen. Es kann mir daran nicht fehlen, wenn ich sie gut bezahle, so werden sie sich in Menge bei meiner Akademie melden, lebte ich in einem Sclavenlande, so hätte ich sie kommen.

» Der Professor bemerkt bei den verschiedenen Modellen die Zufälligkeiten, welche, durch die tägliche Verrichtung, Lebensart, Stand und Alter, in den Formen Veränderung bewirken.

» Ein Schüler sieht das akademische Modell nur alle vierzehn Tage, und diesen übersieht der Professor sich selbst zu stellen. Nach der Zeichnungsstellung erklärt ein geschickter Anatom meinem Lehrling den abgezogenen Muskelmann, und wendet seine Lectionen auf das lebendige bekleidete Nackt an. Höchstens zweimal des Jahres zeichnet er nach der bekleideten Gewandung, mehr braucht er nicht, um zu empfinden, das Fleisch auf Knochen, und freies Fleisch sich nicht überein zeichnen läßt, das hier der Strich rund, und dort gleichsam winklig seyn muß; er wird einsehen, daß wenn man diese Feinheiten vernachlässigt, das Ganze wie eine aufgeblasene Blase oder wie ein Wollsack aussieht. «

Daß der Vorsitzung zu einer Zeichenschule unzulänglich, die Intention des Verfassers nicht klar genug, die Epochen, wie die verschiedenen Abtheilungen des Unterrichts sich auf einander folgen sollen, nicht bestimmt genug angegeben sind, fällt jedem in die Augen; doch ist hier der Ort nicht mit dem Verfasser zu hadern. Genug daß er, im Ganzen, den einschränkenden Pedantismus verbannt, und das bestimmende Studium angewiesen. Möchten wir doch von Künstlern unserer Zeit, sowohl an Körpern als Gewanden, keine aufgeblasenen Blasen und keine ausgeklopften Wollsäcke wieder sehen!

» Es gabe nichts Mechanisches, weder in der Zeichnung, noch in der Farbe, wenn man die Natur gewissenhaft nachahmte. Die Manier kommt vom Meister, von der Akademie, von der Schule, ja sogar von der Antike. «

Fürwahr, so schlimm ist angefangen hast, entgelt du, wackrer Diderot, und wie mußen zum Schlusse des Capitels in Umrissen von dir scheiden. Ist der Zustand, der einer mäßigen Portion Genie, nicht schon aufgeklärt genug, sich wechselt sich nicht jeder so genannte ordinärer, dem Individuum gemäßer, selbst eigentlicher Weg ein der beste, und führe am weitesten? Und du willst deinen Jünglingen die Schule durchaus verdächtig machen; Weißlich warum die Professoren der Pariser Akademie vor dreißig Jahren weiß, so geschrieben und dasselbige zu werden, das kann ich nicht entscheiden, aber, im Allgemeinen genommen, ist in denen Schulinstituten keine wahre Stelle.

Der Künstler soll nicht so wahr, so gewissenhaft gegen die Natur, er soll gewissenhaft gegen die Kunst seyn. Durch die treuste Nachahmung der Natur erreicht noch kein Kunstwerk, aber in einem Kunstwerke kann fast alle Natur erloschen sein, und es kann noch immer sehr vortrefflich, Bewunderung, ja abgeschiedene Gunst, wenn dieses Paradoxie mich auch parador macht! Doch das wirst du im Ernst, selbst nicht sagen, von dem Meister, von der Akademie, von der Schule, von der Antike, die du anklagst, daß sie das Manierliche veranlasse, kann eben so gut, durch eine richtige Methode, ein ächter Styl befördert werden, ja, man darf wohl sagen: welches Gute der Welt wird auf einmal, durch das bloße Anschauen der Natur, ohne Ueberlieferung, sich zu Proportionen entscheiden, die ächten Formen ergreifen, den wahren Styl erwählen, und sich selbst eine alles umfassende Methode erschaffen? Ein solches Kunstgenie ist ein weit lockeres Traumbild, als eben dein Jüngling, der, als ein Geschöpf von zwanzig Jahren, aus einem Erdenkloß entstunde, und vollendete Glieder hätte, ohne sie je mals gebraucht zu haben.

Uns so lebe wohl, ehrwürdiger Schatten, habe Dank, daß du uns veranlaßt, zu streiten, zu schwatzen, uns zu ereifern, und wieder kühl zu werden. Die höchste Wirkung des Geistes ist, den Geist hervorzurufen. Nochmals leb wohl! Im Farbenreiche sehen wir uns wieder.

Zweites Capitel.

Meine kleinen Ideen über die Farbe.

Diderot, ein Mann von großem Geist und Verstand, geübt in allen Wendungen des Denkens, weiß uns hier, daß er sich, bei Behandlung dieser Materie, seiner Stärke und seiner Schwäche bewußt sey. Sehen in der Ueberschrift giebt er uns einen Wink, daß wir nicht zu viel von ihm erwarten sollen.

Wenn er in dem ersten Capitel uns mit bizarren Gedanken über die Zeichnung brachte, so war er sich seiner Uebersicht, seiner Kraft und Fertigkeit bewußt, und wirklich fanden wir an ihm einen gewandten und rüstigen Streiter, gegen den wir Ursache hatten alle unsere Kräfte aufzubieten, hier aber kündigt er selbst, mit einer bescheidnen Geberde, nur kleine Ideen über die Farbe an; jedoch näher betrachtet thut er sich unrecht, es sind nicht kleine, sondern meistentheils richtige, den Gegenständen angemessne und seine Bemerkungen treffende; aber er steht in einem engen Kreise beschränkt, und diesen kennt er nicht vollkommen, er blickt nicht weit genug und selbst das nahe Liegende ist ihm nicht alles deutlich.

Aus dieser Vergleichung der beiden Capitel folgt nun von selbst, daß ich, um auch diese mit Anmerkungen zu begleiten, mich einer ganz andern Behandlungsart befleißigen muß. Dort hatte ich nur Skepticism zu entwickeln, das Schicksalbare von dem Wahren zu sondern, ich konnte mich auf etwas anerkannt Gesetzliches in der Natur berufen, ich fand manchen wissenschaftlichen Rückhalt, an den ich mich anlehnen konnte; hier aber wäre die Aufgabe: einen engen Kreis zu erweitern, einen Umfang zu bezeichnen, Lücken auszufüllen und eine Arbeit selbst zu vollenden, deren Bedürfniß den wahren Künstlern, den wahren Freunden der Wissenschaften längst empfunden worden.

Da man aber, selbst auch wenn wäre Lust dazu, eine solche Darstellung der Gegenstände eines fremden, unvollendigen Aufsatzes, wohl schwerlich bequem finden wurde, so darf ich eben andern Weg einschlagen, um meine Arbeit, bei diesem Capitel, Freunden der Kunst nützlich zu machen.

Diderot wirft auch hier, nach seiner bekannten sprudelnden Art, die verschiednen Theile seiner kurzen Abhandlung durch einander, er führt uns, wie in einem Irrgarten, herum, um uns auf einem kleinen Raum eine lange Promenade vorzuspiegeln. Ich habe daher, in sieben Perioden zertheilt und in mehr gewisse Rubriken, in eine andre Ordnung, zusammengestellt. Es war dieses um so mehr möglich, da sein ganzes Capitel keinen in-

« Leichtigkeit, nach der Zeichnung und dem Runden zu « arbeiten weiß, so hatte ich ihn zwei Jahre vor dem « akademischen Modell des Manns und der Frau. Dann « stelle ich ihm Kinder vor, dann Erwachsene, ferner « ausgebildete Männer, Greise, Personen von verschie- « denem Alter und Geschlecht, aus allen Ständen der « Gesellschaft genommen, genug alle Arten von Natu- « ren. Es kann mir daran nicht fehlen; wenn ich sie gut « bezahle, so werden sie sich in Menge bei meiner Aka- « demie melden, lebte ich in einem Sclavenlande, so « dürfte ich sie kommen.

« Der Professor bemerkt bei den verschiedenen Mo- « dellen die Zufälligkeiten, welche, durch die tägliche « Verrichtung, Lebensart, Stand und Alter, in den « Formen Veränderung bewirken.

« Ein Schüler sieht das akademische Modell nur alle « vierzehn Tage, und dieses übertägt der Professor sich « selbst zu stellen. Nach der Zeichnungsskizzirung erklärt er « geschickter Anatom meinem Lehrling den abgezogenen « Leichnam, und wendet seine Lection auf das lebendige « bekleidete Nackt an. Höchstens zweimal des Jahres « zeichnet er nach der todten Zergliederung; mehr braucht « er nicht, um zu empfinden, daß Fleisch auf Knochen, « und freies Fleisch sich nicht überall zeichnen läßt, das « hier der Strich rund, und dort gleichsam winklig « seyn muß; er wird einsehen, daß wenn man diese « Feinheiten vernachlässigt, das Ganze wie eine aufge- « triebene Blase, oder wie ein Wollsack aussieht. »

Daß der Vorschlag zu einer Zeichenschule unpünktlich, die Intention des Verfassers nicht klar genug, die Epochen, wie die verschiedenen Abtheilungen des Unterrichts auf einander folgen sollen, nicht bestimmt genug angegeben sey'n, fällt jedem in die Augen; doch ist hier der Ort nicht mit dem Verfasser zu hadern. Genug daß er, im Ganzen, den einschränkenden Pedantismus verbannt, und das bestimmende Studium anempfiehlt. Möchten wir doch von Künstlern unserer Zeit, sowohl an Körpern als Gewändern, keine aufgeblasenen Blasen und keine ausgestopften Wollsäcke wieder sehen!

« Es gäbe nichts Manierirtes, wo der in der Zeichnung, « noch in der Farbe, wenn man die Natur gewissenhaft « nachahmte. Die Manier kommt vom Meister, von der « Akademie, von der Schule, ja sogar von der Antike. »

Fürwahr, so schlimm tu angefangen hast, endigst du, wackrer Diderot, und wir müssen zum Schlusse des Capitels in Umrissen von der scheiden. Ist die Jugend, bei einer mäßigen Portion Genie, nicht schon aufgeblasen genug, schmeichelt sich nicht jeder so gern: ein unbedingter, dem Individuo gemäßer, selbst ergriffener Weg sey der beste, und führe am weitesten? Und du willst deinen Jünglingen die Schule durchaus verdächtig machen! Weißt nicht warum die Professoren der Pariser Akademie vor dreißig Jahren weich, so gescholten und discreditirt zu werden, das kann ich nicht entscheiden, aber, im Allgemeinen angenommen, ist in deinen Schlußworten keine wahre Seele.

Der Künstler soll nicht so mahr, so gewissenhaft gegen die Natur, er soll gewissenhaft gegen die Kunst seyn. Durch die treuste Nachahmung der Natur entsteht noch kein Kunstwerk, aber in einem Kunstwerke kann fast alle Natur erloschen seyn, und es kann noch immer gut bleiben. Vergebe, du abgeschiedner Geist, wenn deine Paradoxie mich auch paradox macht! Doch das wirst du im Ernste selbst nicht läugnen, von dem Meister, von der Akademie, von der Schule, von der Antike, die du anklagst, daß sie das Manierirte veranlasse, kann eben so gut, durch eine richtige Methode, ein ächter Styl verbreitet werden, ja, man darf wohl sagen: welches Genie der Welt wird, auf einmal durch das bloße Anschauen der Natur, ohne Ueberlieferung, sich zu Proportionen entscheiden, die ächten Formen ergreifen, den wahren Styl erwählen, und sich selbst eine alles umfassende Methode erschaffen? Ein solches Kunstgenie ist ein weit leereres Traumbild, als eben dein Jünglina, der, als ein Geschöpf von zwanzig Jahren, aus einem Erbenkloß entstünde, und vollendete Glieder hätte, ohne sie jemals gebraucht zu haben.

Und so lebe wohl, ehrwürdiger Schatten, habe Dank, daß du uns veranlaßt zu streiten, zu schweigen, uns zu ereifern, und wieder ruhig zu werden. Die höchste Wirkung des Geistes ist, den Geist hervorzurufen. Nochmals lebe wohl! Im Farbenreiche sehen wir uns wieder.

Zweites Capitel.

Meine kleinen Ideen über die Farbe.

Diderot, ein Mann von großem Geist und Verstand, geübt in allen Wendungen des Denkens, zeigt uns hier, daß er sich, bei Behandlung dieser Materie, seiner Stärke und seiner Schwäche bewußt sey. Schon in der Ueberschrift giebt er uns einen Wink, daß wir nicht zu viel von ihm erwarten sollen.

Wenn er in dem ersten Capitel uns mit bizarren Gedanken über die Zeichnung drohte, so war er sich seiner Ueberlicht, seiner Kraft und Fertigkeit bewußt, und wirklich fanden wir an ihm einen gewandten und rüstigen Streiter, gegen den wir Ursache hatten alle unsere Kräfte aufzubieten; hier aber kündigt er selbst, mit einer bescheidnen Gebärde, nur kleine Ideen über die Farbe an; jedoch näher betrachtet thut er sich unrecht, es sind nicht klein, sondern meistentheils richtig, den Gegenständen angemessen und seine Bemerkungen treffend; aber er stellt in einem engen Kreise beschränkt, und diesen kennt er nicht vollkommen, er blickt nicht weit genug und selbst das nahe liegende ist ihm nicht alles deutlich.

Aus dieser Vergleichung der beiden Capitel folgt nun von selbst, daß ich, um auch dieses mit Anmerkungen zu begleiten, mich einer ganz andern Behandlungsart befleißigen muß. Dort hatte ich nur Scrupeln zu entwickeln, das Schätzbare von dem Wahren zu sondern, ich konnte mich auf etwas anerkannt Gründliches in der Natur berufen, ich fand manchen wissenschaftlichen Rath abgedruckt, an den ich mich anlehnen konnte; hier aber wäre die Aufgabe: einen engen Kreis zu erweitern, seinen Umfang zu bezeichnen, Lücken auszufüllen und eine Arbeit selbst zu vollenden, deren Bedürfniß den wahren Künstlern, den wahren Freunden der Wissenschaften längst empfunden worden.

Da man aber, gesetzt auch man wäre übrig dazu, eine solche Darstellung bei Gelegenheit eines fremden, unvollständigen Aufsatzes, recht schicklich daneben finden würde, so bin ich einen andern Weg eingeschlagen, um meine Arbeit, bei diesem Capitel, fortindem der Kunst nützlich zu machen.

Diderot wirft auch hier, nach seiner bekannten so gutmüthigen Art, die verschiednen Theile seiner kurzen Abhandlung durch einander, er fuhrt uns, wie in einem Zeitraum, herum, um uns auf einem kleinen Raum eine ganze Promenade verschaffen zu können. Ich habe daher seine Perioden zertrennt und sie unter gewisse Rubriken, in eine andre Ordnung, zusammengestellt. Es war dieses um so mehr möglich, da sein ganzes Capitel keinen in-

nern Zusammenhang hat, und vielmehr dessen apheristische Unzulänglichkeit nur durch eine dialektische Bewegung verdeckt wird.

Indem ich nun auch in dieser neuen Ordnung meine Anmerkungen hinzufüge, so mag eine gewisse Uebersicht desjenigen, was geleistet ist, und desjenigen, was zu leisten übrig bleibt, möglich werden.

Einiges Allgemeine.

« Hohe Wirkung des Coloris. Die Zeichnung « giebt den Dingen die Gestalt; die Farbe das Leben; sie « ist der göttliche Hauch, der alles belebt. »

Die erfreuliche Wirkung, welche die Farbe auf's Auge macht, ist die Folge einer Eigenschaft, die wir an körperlichen und unkörperlichen Erscheinungen, nur durch das Gesicht, gewahr werden. Man muß die Farbe gesehen haben, ja man muß sie sehen, um sich von der Herrlichkeit dieses kraftvollen Phänomens einen Begriff zu machen.

« Seltenheit guter Coloristen. Wenn es mehr « rere trefflich Zeichner giebt, so giebt es wenig große « Coloristen. Eben so verhält sich's in der Literatur, « hundert kalte Logiker gegen Einen großen Redner, « zehn große Redner gegen Einen vortrefflichen Poeten. « Ein großes Interesse kann einen beredten Menschen « schnell entwickeln und, Horatius mag sagen was er will, « man macht keine schlechte Verse ohne Stimmung, und « wenn der Kopf darauf stünde. »

Hier spaltet Diderot nach seiner Art, um das Mannigfaltige seiner besondern Kenntnisse zu verbreiten, die Frage, über die man unterrichtet werden möchte, in's Allgemeine, und blendet mit einem falsch angewendeten Beispiel aus den redenden Künsten. Immer wird alles dem guten Genie zugeschrieben, immer soll die Stimmung alles heißen. Freilich sind Genie und Stimmung zwei unerläßliche Bedingungen, wenn ein Kunstwerk hervorgebracht werden soll; aber beide sind, um nur von der Malerei zu reden, zur Erfindung und Anordnung, zur Beleuchtung, wie zur Färbung und zum Ausdruck, so wie zur letzten Ausführung nöthig. Wenn die Farbe die Oberfläche des Bildes belebt, so muß man das genialische Leben in allen seinen Theilen gewahr werden.

Auch könnte man überhaupt jenen Satz gerade umwenden und sagen: Es giebt mehr gute Coloristen als Zeichner, oder, wenn wir anders billig seyn wollen: es ist in einem Fall so schwer als in dem andern vortrefflich zu seyn. Stelle man übrigens den Punkt, auf welchem einer für einen guten Zeichner oder Coloristen gelten soll, so hoch oder so tief als man will, so wird man immer zum wenigsten gleiche Zahl der Meister finden, wenn man nicht etwa gar mehr Coloristen antrifft. Man darf nur an die Niederländische Schule und überhaupt an alle diejenigen denken, welche Naturalisten genannt werden.

Hat es damit seine Richtigkeit und giebt es wirklich eben so viel gute Coloristen als Zeichner, so führt uns dies zu einer andern wichtigen Betrachtung. Bei der Zeichnung hat man in den Schulen, wenn auch keine vollkommne Theorie, doch wenigstens gewiß, Grundsätze, gewisse Regeln und Maße, die sich überliefern lassen; bei dem Colorit dingegen mehr Theorie nach Grundsätze, nach irgend etwas, das sich überliefern läßt. Der Schüler wird auf Natur, auf Beispiele, er wird auf seinen eigenen Geschmack verwiesen. Und warum ist es denn doch eben so schwer gut zu zeichnen als gut zu coloriren? Darum, dünkt uns, weil die Zeichnung sehr viel Kenntniß erfordert, viel Studium voraussetzt, weil die Ausübung derselben für den Künstler ist, ein anhaltendes Nachdenken und eine gewisse Strenge fordert, das Colorit dingegen ist eine Erscheinung, die nur an's Gefühl Anspruch macht und also auch durch's Gefühl instinctmäßig hervorgebracht werden kann.

Ein Glück daß es sich also verhält! Denn sonst würden wir, bei dem Mangel von Theorie und Grundsätzen, noch weniger auf colorirte Bilder haben. Daß es ihrer nicht mehr giebt, hat mancherlei Ursachen. Diderot bringt in der Folge verschiedenes darüber zur Sprache.

Wie traurig es aber mit dieser Rubrik in unsern Lehrbüchern aussehe, kann man sich überzeugen, wenn man z. B. den Artikel Coloris, in Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste, mit den Augen eines Künstlers betrachtet, der etwas lernen, eine Anleitung finden, einem Fingerzeig folgen will! Wo ist da nur eine theoretische Spur? Wo ist da nur eine Spur, daß der Verfasser auf das, worauf es eigentlich ankommt, wenigstens hindeute? Der Lernbegierige wird an die Natur zurückgewiesen, er wird aus einer Schule, zu der er ein Zutrauen hat, hinaus auf die Berge und Ebenen, in die weite Welt gestoßen, dort soll er die Sonne, den Duft, die Wolken und wer weiß was alles betrachten, da soll er beobachten, da soll er lernen, da soll er wie ein Kind, das man aussetzt, sich in der Fremde durch eigne Kräfte fortbelfen. Schlägt man beinvegen das Buch eines Theoretikers auf, um wieder in die Breite und Länge der Erfahrung, um in die Unsicherheit einzelner zerstreuter Beobachtungen, in die Verwirrungen einer ungeübten Denkkraft zurückgewiesen zu werden? Freilich ist das Genie, im Allgemeinen, zur Kunst, so wie im Besondern, zu einem bestimmten Theile der Kunst unentbehrlich; wohl ist eine glückliche Disposition des Auges zur Empfänglichkeit für die Farben, ein gewisses Gefühl für die Harmonie derselben von Natur erforderlich, freilich muß das Genie sehen, beobachten, ausüben und durch sich selbst belehren; dazu an hat es Stunden genug, in denen es ein Bedürfniß fühlt, durch den Gedanken, über die Erfahrung, zu, wenn man will, über sich selbst erhoben zu werden. Dann nähert es sich gern dem Theoretiker, von dem es die Verkürzung seines Wegs, die Erleichterung der Behandlung in jedem Sinne erwarten darf.

« Urtheil über die Farbengebung. Nur die « Meister der Kunst sind die wahren Richter der Zeich- « nung, die ganze Welt kann über die Farbe urtheilen. »

Hierein können wir keineswegs einstimmen. Zwar ist die Farbe in doppeltem Sinne, sowohl in Absicht auf Harmonie im Ganzen, als auf Wahrheit des Dargestellten im Einzelnen, leichter zu fühlen, in so fern sie unmittelbar an gesunde Sinne spricht, aber von dem Colorit, als eigentlichem Kunstproduct, kann doch nur der Meister, so wie von allen übrigen Rubriken urtheilen. Ein buntes, ein besseres, ein durch eine gewisse Allgemeinheit, oder ein im Besondern harmonisches Bild kann die Menge anlocken, sich lebhafter erfreuen, jedoch urtheilen darüber kann nur der Meister, oder ein entschiedner Kenner. Entdecken doch auch ganz ungeübte Menschen Fehler in der Zeichnung, Kinder werden durch Aehnlichkeit eines Bildnis frappirt, es giebt gar viele, das ein gesundes Auge im Einzelnen richtig bemerkt, ohne im Ganzen zulänglich, in Hauptpunkten zuverlässig zu seyn. Hat man nicht die Erfahrung, daß Unkundige Tizians Colorit selbst nicht natürlich finden? Und vielleicht war Diderot auch in demselben Falle, da er nur immer Berner und Guardin als Muster des Colorits anführt.

« Ein Halbkenner übersieht wohl in der Eile ein « Meisterstück der Zeichnung, des Ausdrucks, der Zusam- « mensetzung; das Auge hat niemals den Coloristen vor- « nachsichtig. »

Von Halbkennern sollte eigentlich gar die Rede nicht seyn! Ja, wenn man es streng nimmt, giebt es gar keine Halbkenner. Die Menge, die vor einem Kunstwerke angezogen oder abgestoßen wird, macht auf Ken-

derschaft keinen Anspruch, der ächte Liebhaber möchte täglich und erhält sich immerfort buhsam. Es giebt halbe Töne, aber auch diese sind darmonisch im Ganzen; der Halbkünner ist ein falsche Saite, die nie einen richtigen Ton angiebt, und gerade dadurch er auf diesem falschen Ton, da selbst ächte Meister und Kenner sich nie für verleitet halten.

« Seltenheit unter Coloristen. Aber warum « giebt es so wenig Künstler, die das hervorbringen « können was jedermann bewundert? »

Hier liegt wieder der Irrthum in dem falschen Sinne, der dem Worte beigelegen worden ist. Die Menge hat die Harmonie und die Wahrheit der Farben eben so wenig als die Ordnung einer schönen Zusammensetzung. Freilich werden beide nur desto leichter gefaßt je vollkommner sie sind, und diese Fasslichkeit ist eine Eigenschaft alles Vollkommnen in der Natur und der Kunst, diese Fasslichkeit muß es mit dem Alltäglichen gemein haben; nur daß dieses reizlos, ja abschmackt seyn kann, lange Weile und Verdruß erregt, jenes aber reizt, unterhält, den Menschen auf die höchsten Stufen seiner Existenz erhebt, ihn dort gleichsam schwebend erhält und um das Gefühl seines Daseins sowie um die verfliessende Zeit betrügt.

Homers Gesänge werden schon seit Jahrtausenden gefaßt, ja mitunter begriffen und wer bringt etwas Aehnliches hervor? Was ist fasslicher, was ist begreiflicher als die Erscheinung eines trefflichen Schauspielers? Er wird von tausenden und aber tausenden gesehen und bewundert, und wer vermag ihn nachzuahmen?

Eigenschaften eines ächten Coloristen.

« Wahrheit und Harmonie. Wer ist denn « für mich der wahre, der große Colorist? Derjenige, « der den Ton der Natur und wohlklingender Gegen« stände zu fassen hat und der täglich sein Gemälde in « Harmonie zu bringen wußte. »

Ich würde lieber sagen: Derjenige welcher die Farben der Gegenstände am richtigsten und reinsten, unter allen Umständen der Beleuchtung, der Entfernung u. s. w. lebhaft faßt und darstellt, und sie in ein harmonisches Verhältniß zu setzen weiß.

An wenig Gegenständen erscheint die Farbe in ihrer ursprünglichen Reinheit, selbst im vollen Lichte, sie wird mehr oder minder durch die Natur der Körper, an denen sie erscheint, schon modificirt und überdies sehen wir sie noch, durch stärkeres oder schwächeres Licht, durch Beschattung, durch Entfernung, ja endlich sogar durch mancherlei Trug auf tausenderlei Weise, bestimmt und verändert. Alles das zusammen kann man Wahrheit der Farbe nennen, denn es ist di jenige Wahrheit, die einem gesunden, kräftigen, geübten Künstlerauge erscheint. Aber diese Wahrheit wird in der Natur selten harmonisch angetroffen, die Harmonie ist in dem Auge des Menschen zu suchen, sie ruht auf einer innern Wirkung und Gegenwirkung des Organs, nach welchem eine gewisse Farbe eine andere fordert und man kann eben so gut sagen, wenn das Auge eine Farbe sieht, so fordert es die harmonische, als man sagen kann, die Farbe, welche das Auge neben einer andern fordert, ist die harmonische. Diese Farben, auf welchen alle Harmonie und also der wichtigste Theil des Coloris ruht, wurden bisher von den Pinselern zufällige Farben genannt.

« Leichte Vergleichung. Nichts in einem Bilde « spricht uns mehr an, als die wahre Farbe, sie ist « den Umwandlungen von den Mitwirkenden unterworfen. »

Dieses ist in jedem Sinne wahr; doch ist es nöthig zu untersuchen, was denn diese wenigen Worte eigentlich sagen wollen? Bei allem, was nicht menschlicher Kenner ist, bedeutet die Farbe fast mehr als die Gestalt, und die Farbe ist es also wodurch wir viele Gegenstände eigentlich erkennen oder wodurch sie uns interessiren. Der einfärbige, der unfarbige Stein will nichts sagen, das Holz wird durch die Mannigfaltigkeit seiner Farbe mehr bedeutend, die Gestalt des Vogels ist uns durch ein Gewand verhüllt, das uns durch einen regelmäßigen Farbenwechsel vergnüglich anlockt. Alle Körper haben gewissermaßen eine individuelle Farbe, wenigstens eine Farbe der Geschlechter und Arten, selbst die Farben künstlicher Stoffe sind nach Verschiedenheit derselben verschieden, anders erscheint Cochenille auf Leinwand, anders auf Wolle, anders auf Seide. Taft, Atlas, Sammt, obgleich alle von gedachem Ursprung, bezeichnen sich anders dem Auge, und was kann uns mehr reizen, mehr trachten, mehr täuschen und bezaubern, als wenn wir auf einem Gemälde das Wesentliche, Lebhafte, Individuelle eines Gegenstandes, wodurch er uns zu lebhaft angesprochen, wiederfinden, wodurch er uns allein bekannt ist, wieder erblicken? Alle Darstellung der Form ohne Farbe ist sonderlich, die Farbe allein macht das Kunstwerk wirksam, nähert es der Wirklichkeit.

Farben der Gegenstände.

« Farbe des Fleisches. Man hat behauptet, die « schönste Farbe in der Welt sey die liebenswürdige « Röthe, womit Unschuld, Jugend, Gesundheit, Be« schiedenheit und Scham die Wangen eines Mädchens « zieren, und man hat nicht nur etwas Feines, Rüh« rendes, Zartes, sondern auch etwas Wahres gesagt; « denn das Fleisch ist schwer nachzubilden; dieses sanfte Weiß, überein, ohne blau, ohne matt zu seyn; « diese Mischung von Roth und Blau, die unmerklich « durch das Gelbliche dringt, das Blut, das Leben, « bringen den Coloristen in Verzweiflung. Wer das Gefühl des Fleisches erreicht hat, ist schon weit gekommen, man, das Uebrige ist nichts dagegen. Tausend Maler « sind gestorben, ohne das Fleisch gefühlt zu haben, « tausend andere werden sterben, ohne es zu fühlen. »

Diderot stellt sich mit Recht hier auf den Gipfel der Farbe die wir an Körpern erblicken. Die Elementarfarben, welche wir bei physiologischen, physischen und chemischen Phänomenen bemerken und abgesondert erblicken, werden, wie alle andern Stoffe der Natur, verarbeitet, indem sie organisch angewendet werden. Das höchste organisirte Wesen ist der Mensch, und man erlaube uns, die wir für Künstler schreiben, anzunehmen, daß es unter den Menschenracen innerlich und äußerlich vollkommner organisirte gebe, deren Haut, als die Oberfläche der vollkommnen Organisation, die schönste Farbenharmonie zeigt, über die andern Grade nicht hinausgehen. Das Gefühl dieser Farbe des gesunden Fleisches, ein thätiges Anschauen derselben, wodurch der Künstler sich zum Hervorbringen von einem Aehnlichen geschickt zu machen strebt, erfordert so mannigfaltige und zarte Operationen, das Auge sowohl als das Gefühl und der Hand, daß solche jugendliches Naturgefühl und ein gesundes Gesichtsvermögen, daß alle andere dagegen nur Scherz und Spielwerk, wenigstens alles andere in dieser höchsten Fähigkeit begriffen zu seyn scheint. Eben so ist es mit der Form. Wer sich zu der Idee von der vollkommnen und schönen menschlichen Form einmal gehoben hat, wird alles übrige bedeutend und schön hervorbringen. Was für herrliche Werke entstünden nicht, wenn die großen, sogenannten Historienmaler sich beschränken, Landschaften, Thiere und unorganische Bewirk zu mal a!

Da wir übrigens mit unserm Autor ganz in Einstimmung sind, so lassen wir ihn selbst reden.

« Ich könnte glauben daß, um sich in Colorit zu be-

« stärken, ein wenig Studium der Vögel und der Blu-
« men nicht schaden könnte. Nein, mein Freund, nie-
« mals wird euch diese Nachahmung das Gefühl des
« Fleisch's geben. Was wird aus Bachelier, wenn er
« seine Rose, seine Jonquille, seine Nelk. aus den Aus-
« gen verliert? Laßt Madame Vien ein Portrait malen
« und tragt es nachher zu Lateur. Aber nein, bringt es
« ihm nicht! Der Verräther ehrt keinen seiner Mit-
« brüder so sehr, um ihm die Wahrheit zu sagen; aber
« bewegt ihn, der Fleisch zu malen verliert, ein Ge-
« wand, einen Himmel, ein Nelke, eine duftige Pflanz
« me, eine zart wollige Pfirsche zu malen, ihr werdet
« sehen wie herrlich er sich herauszieht. Und Chardin!
« warum nimmt man seine Nachahmung unbedeu-
« tend für die Natur selbst? Eben deswegen, weil er
« das Fleisch hervorbringt, wann er will. »

Man kann sich nicht munterer, feiner, artiger ausdrücken; der Grundsatz ist auch wohl wahr. Nur steht Latour nicht als glückliches Beispiel eines großen Farbenkünstlers, er ist ein bunt übertriebener oder vielmehr manierirter Maler aus Rigaud's Schule, oder ein Nachahmer dieses Meisters.

In dem Folgenden geht Diderot zu der neuen Schwierigkeit über, die der Maler findet, indem das Fleisch an und für sich nicht allein so schwer nachzuahmen ist, sondern die Schwierigkeit noch dadurch vermehrt wird, daß diese Oberfläche einem denkenden, sinnenden, fühlenden Wesen angehört, dessen innerste, geheimste, leichteste Veränderungen sich bisweilen über das Aeußere verbreiten. Er übertreibt ein wenig die Schwierigkeit, doch mit besonderer Anmuth, und ohne sich von der Wahrheit zu entfernen.

« Aber was dem großen Coloristen noch endlich ganz
« den Kopf verrückt, das ist der Wechsel dieses Fleisches,
« das sich von einem Augenblick zum andern belebt und
« verstarkt. Indessen der Künstler sich an sein Tuch
« heftet, indem sein Pinsel mich darzustellen beschäftigt
« ist, habe ich mich verändert und er findet mich nicht
« wieder. Ist mir der Abbe de Blanc in die Gedanken
« gekommen, so mußte ich vor langer Weile gähnen,
« jetzte sich der Abbe Trublet meiner Einbildungskraft,
« so sehe ich ironisch aus. Erscheint mir mein Freund
« Grimm oder meine Sophie, dann klopft mein Herz,
« die Zärtlichkeit und Heiterkeit verbreitet sich über
« mein Gesicht, die Freude schwimt mir durch die Haut
« zu dringen, die kleinsten Blutgefäße werden erschüt-
« tert und die unmerkliche Farbe des lebendigen Flüssi-
« gen hat über alle meine Züge die Farbe des Lebens
« verbreitet. Blumen und Früchte schon verändern sich
« vor dem aufmerksamen Blick des Lateur und Bachel-
« lier. Welche Qual ist nicht für sie das Gesicht des
« Menschen! Diese Leinwand, die sich rührt, sich be-
« wegt, sich ausdehnt und sobald erschlafft, sich farbt
« und mißfärbt, nach unendlichen Abwechslungen des
« so leichten und beweglichen Hauchs, den man die
« Seele nennt. »

Wir sagten vorhin, daß Diderot die Schwierigkeit einigermaßen übertreibe, und gewiß, sie wäre unüberwindlich, wenn der Maler nicht das besäße, was ihm zum Künstler macht, wenn er von dem Haus- und Kinderdrang den gröbern Körper und Leinwand allein abzinge, wenn er nichts zu machen verstünde als was er sieht. Aber das ist ja eben das Künstlergenie, das ist das Künstlertalent, das es anzuhalten, festzuhalten, zu verallgemeinen, zu symbolisiren, zu charakterisiren weiß, und zwar in jedem Theile der Kunst, in Form sowohl als Farb. Dadurch ist es eben ein Künstlertalent, daß es eine Methode besitzt, nach welcher es die Gegenstände behandelt, eine, sowohl geistige, als praktisch mechanische Methode, wodurch es den beweglichsten Gegenstand fest zu halten, zu determiniren und ihm eine Einheit und Wahrheit der künstlichen Existenz zu geben weiß.

« Aber bald hätte ich vergessen, euch von der Farbe
« der Leidenschaft zu reden, und doch war ich ganz nahe
« dran. Hat nicht jede Leidenschaft ihre eigene Farbe?
« verändert sie sich nicht auf jeder Stufe der Leiden-
« schaft? Die Farbe hat ihre Abstufungen im Zorn.
« Entflammt er das Gesicht, so brennen die Augen;
« ist er auf dem höchsten Grad, so verdreht er das Herz,
« anstatt es auszudrücken. Dann verwirren sich die Aus-
« gen, die Blässe verbreitet sich über die Stirn, über die
« Wangen, die Lippen zittern und verbleichen. Liebe
« und Verlangen, süßer Genuß, glückliche Befriedigung
« färbt nicht jeder dieser Momente mit andern Farben
« eine gelichte Schönheit. »

Von diesem Perioden gilt was von dem vorigen gesagt worden; auch hier ist Diderot zu loben, daß er dem Künstler die großen Forderungen zeigt, die man an ihn zu machen berechtigt ist; wenn er ihn auf die Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen aufmerksam macht und ihn dadurch vor dem Manierirten zu hüten sucht. Ein Gleiches hat er im folgenden zur Ansicht.

« Die Mannigfaltigkeit unserer gewirkten Stoffe un-
« serer Gewänder hat nicht wenig beigetragen das Co-
« loris vollkommener zu machen. »

Schon oben ist in einer Anmerkung hierüber etwas gesagt worden.

« Der allgemeine Ton der Farbe kann schwach seyn
« ohne falsch zu seyn. »

Daß die Localfarbe, sowohl in einem ganzen Bilde, als durch die verschiedenen Gründe eines Bildes gemäßigt werden, und doch noch immer wahr und den Gegenständen gemäß bleiben kann, daran ist nicht der mindeste Zweifel.

Von der Harmonie der Farben.

Wir kommen nunmehr an einen wichtigen Punkt, über den wir schon oben einiges geäußert, der aber nicht hier, sondern in der Folge der ganzen Farbenlehre nur vorgetragen und erörtert werden kann.

« Man sagt daß es freundliche und feindliche Farben
« gebe, und man hat recht wenn man darunter versteht:
« daß es solche giebt, die sich schwer verbinden, die dem
« gestalt neben einander abstehen, daß Licht und Luft,
« diese beiden allgemeinen Harmeniester, uns kaum die
« unmittelbare Nachbarschaft erträglich machen kön-
« nen. »

Da man auf den Grund der Farbenharmonie nicht gelangen konnte und doch harmonische und disharmonische Farben eingestehen mußte, zugleich aber bemerkte, daß stärkeres oder schwächeres Licht den Farben etwas zu geben oder zu nehmen und dadurch eine gewisse Vermittlung zu machen schien; da man bemerkte, daß die Luft, indem sie die Körper umgiebt, gewisse mildernde und sogar harmonische Veränderungen hervorbringt: so sah man beide als die allgemeinen Harmeniesten an, man vermischte das von dem Colorit kaum getrennte Halbunklel, auf eine unglückliche Weise, wieder mit demselben, man brachte die Massen herbei, man rebete von Luftperspective, nur um einer Erklärung über die Harmonie der Farben auszuweichen. Man sehe das Sulzerische Capitel vom Colorit und wie tief die Frage, was Harmonie der Farben sey, nicht herausgehoben, sondern unter fremden und verwandten Dingen vergraben und verschüttet wird. Diese Arbeit ist also noch zu thun, und die Recht zeigt es sich, daß eine solche Harmonie, wie sie unabänderlich und ursprünglich im Auge, im Gefühl der Menschen existirt, auch durch Zusammenstellung von gefarbten Gegenständen auf's frisch hervorgebracht werden kann.

« Ich greife, daß irgend ein Maler diese Partie « besser verstehe als eine Frau, die ein wenig eitel ist, « oder ein Sträußermädchen, die ihr Handwerk vor « stehet. »

Also ein reizbares Weib, ein lebhaftes Sträußermädchen verstehen sich auf die Harmonie der Farben, die eine weiß was ihr wohl anstehet, die andere, wie sie ihre Waare gefällig machen soll. Und warum bedient sich der Physiolog nicht in dieser Schule? Warum nimmt er sich nicht die kleine Mühe zu beobachten, wie ein liebenswürdiges Geschöpf verfährt, um diesen Elementarkreis zu ihren Gunsten zu ordnen? Warum beobachtet er nicht was sie sich zueignet und was sie verschmäht? Die Harmonie und Disharmonie der Farben ist zugestanden, der Maler ist darauf hingewiesen, jeder fordert sie von ihm und niemand sagt ihm was sie sey. Was geschieht? Sein natürliches Gefühl führt ihn in manchen Fällen recht, in andern weiß er sich nicht zu helfen. Und wie bestimmt er sich? Er weicht der Farbe selbst aus, er schwächt sie und handelt so darauf zu harmoniren, indem er ihr die Kraft nimmt, ihre Widerwärtigkeit gegen eine andere recht lebhaft an den Tag zu legen.

« Der allgemeine Ton der Farbe kann schwach seyn, « ohne daß die Harmonie zerstört werde, im Gegentheil « läßt sich die Stärke des Coloris mit der Harmonie « schwer verbinden. »

Man giebt keineswegs zu, daß es leichter sey ein schwaches Colorit harmonischer zu machen als ein starkes; aber freilich wenn das Colorit stark ist, wenn Farben lebhaft erscheinen, dann empfindet auch das Auge Harmonie und Disharmonie viel lebhafter; wenn man aber die Farben schwächt, einige hell, andere gemischt, andere beschmutzt im Bilde braucht, dann weiß freilich niemand, ob er ein harmonisches oder disharmonisches Bild setzt, das weiß man aber allenfalls zu sagen, daß es unwirksam, daß es unbedeutend sey.

« Weiß malen, und hell malen sind zwei sehr verschiedene Dinge. Wenn unter zwei verschiedenen Compositionen übrigens alles gleich ist, so wird euch die lichte gewiß am besten gefallen; es ist wie der Unterschied zwischen Tag und Nacht. »

Ein Gemälde kann allen Anforderungen an's Colorit genugthun und doch vollkommen hell und licht seyn. Die helle Farbe erfreut das Auge, und eben die selben Farben in ihrer ganzen Stärke, in ihrem dunkelsten Zustande genommen, werden einen ernsten, abmuthsvollen Effect hervorbringen, aber freilich ist es ein anderes hell malen als ein weißes, freudenbotes Bild darstellen.

Noch eins: Die Erfahrung lehrt daß helle, heitere Bilder nicht immer den starken, kraftvollen Effect hervorgebracht werden. Wie hätte sonst Spagnolett zu seiner Zeit den Guido übertreffen können?

« Es giebt eine Zauberei vor der man sich schwer verwahren kann, es ist die, welche der Maler ausübt, der seinem Bilde eine gewiße Stimmung zu geben versteht. « Ich weiß nicht wie ich euch deutlich meine Gedanken « ausdrücken soll! Hier auf dem Gemälde sitzt eine « Frau in weißen Atlas gekleidet. Deckt das übrige Bild « zu und setzt das Kleid allein, vielleicht erscheint euch « dieser Atlas schmutzig, matt und nicht sonderlich wahr. « Aber setzt diese Figur wieder in der Mitte der Gegenstände, von denen sie umgeben ist, und alsobald « wird der Atlas und seine Farbe ihre Wirkung wieder « leisten. Das macht daß das Ganze gemäßigt ist, und « indem jeder Gegenstand verhältnißmäßig verliert, so « ist nicht zu bemerken was jedem einzelnen gebricht; die « Uebereinstimmung rettet das Werk. Es ist die Natur « bei Sonnenuntergang gesehen. »

Niemand wird zweifeln, daß ein solches Bild Wahrheit und Uebereinstimmung, besonders aber große Verdienste in der Behandlung haben könne.

« Fundament der Harmonie. Ich werde mich « wohl hüten in der Kunst die Ordnung des Regenbogens « ganz umzustoßen. Der Regenbogen ist in der Malerei « was der Grundbaß in der Musik ist. »

Endlich beutet Diderot auf ein Fundament der Harmonie, er will es im Regenbogen finden und beruhigt sich dabei was die Französische Malerschule darüber ausgesprochen haben mag. Indem der Physiker die ganze Farbenlehre auf die prismatischen Erscheinungen und also gewissermaßen auf den Regenbogen gründete, so nahm man wohl hier und da diese Erscheinungen gleichfalls bei der Malerei als Fundament der harmonischen Gesetze an, die man bei der Farbengebung vor Augen haben müsse, um so mehr als man eine auffallende Harmonie in dieser Erscheinung nicht läugnen konnte. Allein der Fehler, den der Physiker beging, verfolgte mit seinen schädlichen Einflüssen auch den Maler. Der Regenbogen, so wie die prismatischen Erscheinungen, sind nur einzelne Fälle der viel weiter ausgedehnten, mehr umfassenden, tiefer zu begründenden harmonischen Farbenerscheinungen. Es giebt nicht eine Harmonie, weil der Regenbogen, weil das Prisma sie uns zeigen, sondern diese genannten Phänomene sind harmonisch, weil es eine höhere, allgemeine Harmonie giebt, unter deren Gesetzen auch sie stehen.

Der Regenbogen kann keineswegs dem Grundbaß in der Musik verglichen werden, jener umfaßt sogar nicht einmal alle Erscheinungen die wir bei der Refraction gewahr werden, er ist so wenig der Generalbaß der Farben als ein Duraccord der Generalbaß der Musik ist, aber weil es eine Harmonie der Töne giebt, so ist ein Duraccord harmonisch. Forschen wir aber weiter, so finden wir auch einen Mollaccord, der keineswegs in dem Duraccord, weil aber in dem ganzen Kreise musikalischer Harmonie begriffen ist.

So lange nun in der Farbenlehre nicht auch klar wird, daß die Totalität der Phänomene nicht unter ein beschränktes Phänomen und dessen allenfallige Erklärung gezwungen werden kann, sondern daß jedes einzelne sich in den Kreis mit allen übrigen stellen, sich ordnen, sich unterordnen muß, so wird auch diese Unbestimmtheit, diese Verwirrung in der Kunst dauern, wo man im Praktischen das Bedürfniß weit lebhafter fühlt, anstatt daß der Theoretiker die Frage nur stille bei Seite legen und eigenmächtig behaupten darf: alles sey so sichen erklärt!

« Aber ich fürchte, daß Kleinmüthige Maler daraus « ausleihen lassen, um auf eine armselige Weise die « Grenzen der Kunst zu verengen und sich eine leichte « und beschränkte Manier zu bereiten, das was wir so « unter uns ein Protokoll nennen. »

Diderot rügt hier eine kleine Manier, in welche verschiedene Maler verfallen seyn mögen, welche sich an die beschränkte Lage des Physikers genau anschließen. Sie stellen, so scheint es, auf ihrer Palette die Farben in der Ordnung, wie sie im Regenbogen vorkommen, und es entstand daraus eine unläugbare harmonische Folge, sie nannten es ein Protokoll, weil hier nun gleichsam alles verzeichnet war was geschehen konnte und sollte. Allein da sie die Farben nur in der Folge des Regenbogens und des prismatischen Gespenstes kannten, so wagten sie es nicht bei der Arbeit diese Reihe zu verstören, aber sie bezweckten in behandeln daß man jenen Elementarbegriff dabei verlieren hätte, sondern man konnte das Protokoll durch's ganze Bild wieder finden; die Farbe blieb auf dem Gemälde, wie auf der Palette, nur Stoff, Materie, Element, und ward nicht durch eine wahre genialische Behandlung in ein harmonisches Ganzes organisch verwebt.

Diderot greift diese Künstler mit Heftigkeit an. Ich kenne ihre Namen nicht und habe keine solche Gemälde gesehen, aber ich glaube mir nach Diderots Worten wohl vorzustellen was er meint.

« Fürwahr es giebt solche Protokollisten in der Malerei, solche unterthänige Diener des Augenblicks, « daß man beständig errathen kann, was sie machen werden. Wenn ein Gegenstand diese oder jene Farbe hat, « so kann man gewiß seyn, diese oder jene Farbe ganz « nahe daran zu finden. Ist nun die Farbe der einen Ecke « auf ihrem Gemälde gegeben, so weiß man alles Uebrige. Ihr ganzes Leben lang thun sie nichts weiter als « diese Ecke zu vorsehen; es ist ein beweglicher Punkt, « der auf einer Fläche herumspaziert, der sich aufhält « und bleibt wo es ihm beliebt, der aber immer dasselbe « Gesetze hat. Er gleicht einem großen Herrn, der mit « seinem Hof immer in einerlei Kleidern erschiene. »

« Aechtes Colorit. So handelt nicht Vernet, nicht « Chardin. Ihr unerschrockner Pinsel weiß mit der größten Kühnheit die größte Mannigfaltigkeit und die « vollkommenste Harmonie zu verbinden und so alle Farben der Natur mit allen ihren Abstufungen darzustellen. »

Hier fängt Diderot an die Behandlung mit dem Colorit zu vermengen. Durch eine solche Behandlung verliert sich freilich alles Stoffartige, Elementare, Rohe, Materielle, indem der Künstler die mannigfaltige Wahrheit des Einzelnen, in einer schön verbundnen Harmonie des Ganzen verbergen, vorzustellen weiß, und so wären wir zu denen Hauptpunkten, von denen wir ausgingen, zu Wahrheit in Uebereinstimmung zurückgekehrt.

Sehr wichtig ist der folgende Punkt, über den wir erst Diderot hören und dann unsre Gedanken gleichfalls eröffnen wollen.

« Und dessen ungeachtet haben Vernet und Chardin « eine eigene und beschränkte Art der Farbenbehandlung! « Ich gewiß nicht daran und würde sie wohl entdecken, « wenn ich mir die Mühe geben wollte. Das macht, daß « der Mensch kein Gott ist und daß die Werkstatt des « Künstlers nicht die Natur ist. »

Nachdem Diderot gegen die Manieristen lebhaft gestritten, ihre Mängel aufgedeckt und ihnen seine Lieblingskünstler, Vernet und Chardin, entgegengesetzt, so kommt er an den zarten Punkt, daß denn doch auch diese mit einer gewissen bestimmten Behandlungsart zu Werke gehen, der man wohl etwas Eignes, etwas Beschränktes Schuld geben könnte, so daß er kaum sieht wie er sie von den Manieristen unterscheiden soll. Hätte er von den größten Künstlern gesprochen, sie würde er doch in Versuchung gerathen seyn eben dasselbe zu sagen; aber er wird billig, er will den Künstler nicht mit Gott, das Kunstwerk nicht mit einem Naturprodukt vergleichen.

Wodurch unterscheidet sich denn also der Künstler, der auf dem rechten Wege geht, von demjenigen, der den falschen eingeschlagen hat? Dadurch daß er einer Methode bedächtig folgt, anstatt daß jener leichtsinnig einer Manier nachhängt.

Der Künstler, der immer anschaut, empfindet, denkt, wird die Gegenstände in ihrer höchsten Würde, in ihrer lebhaftesten Wirkung, in ihren feinsten Verhältnissen erblicken, bei der Nachahmung wird ihm eine selbstgemachte, eine übertriebene, selbstdurchdachte Methode die Arbeit erleichtern, und wenn gleich bei Ausübung dieser Methode seine Individualität mit in's Spiel kommt, so wird er doch durch dieselbe, so wie durch die treffste Anwendung seiner höchsten Sinnes- und Geisteskräfte immer wieder in's Allgemeine gehoben, und kann so bis an die Gränzen der möglichen Production geführt werden. Auf diesem Wege erheben sich die Griechen bis zu der Höhe auf der wir besonders ihre plastische Kunst kennen, und warum haben ihre Werke aus den verschiedenen Zeiten und den verschiednen Werthe einen gewissen gemeinsamen Eindruck? Doch weht nur daher weil sie der einen, wahren Methode im Verschreiten folgten, welche sie selbst beim Rückschritt nicht ganz verlassen konnten.

Das Resultat einer ächten Methode nennt man Styl, im Gegensatz der Manier. Der Styl erhebt das Individuum zum höchsten Punkt, den die Gattung zu erreichen fähig ist, deswegen nähern sich alle großen Künstler einander in ihren besten Werken. So hat Rafael wie Tizian colorirt, da wo ihm die Arbeit am glücklichsten gerieth. Die Manier hingegen individualisirt, wenn man so sagen darf, noch das Individuum. Der Mensch der seinen Trieben und Neigungen unaufhaltsam nachhängt, entfernt sich immer mehr von der Einheit des Ganzen, ja sogar von denen die ihm allenfalls noch ähnlich seyn können, er macht keine Ansprüche an die Menschheit und sie trennt er sich von den Menschen. Dieses gilt so gut vom Sittlichen als vom Künstlichen; denn da alle Handlungen des Menschen aus Einer Quelle kommen, so gleichen sie sich auch in allen ihren Ableitungen.

Und so, edler Diderot, wollen wir bei deinem Ausspruch beruhen, indem wir ihn verstärken.

Der Mensch verlange nicht Gott gleich zu seyn, aber er strebe sich als Mensch zu vollenden. Der Künstler strebe nicht ein Naturwerk, aber ein vollendetes Kunstwerk hervorzubringen.

Irrthümer und Mängel.

« Carricatur. Es giebt Carricaturen der Farbe « wie der Zeichnung, und alle Carricatur ist im bösen « Geschmack. »

Wie eine solche Carricatur möglich seyn, und worin sie sich von einer eigentlich disharmonischen Farbengebung unterscheide, läßt sich erst deutlich aus einander sehen, wenn wir über die Harmonie der Farben und den Grund, worauf sie beruht, einig geworden; denn es setzt voraus daß das Auge eine Uebereinstimmung anerkenne, daß es eine Disharmonie fühle und daß man, woher die beiden entstehen, unterrichtet sey. Alsdann sieht man erst ein, daß es eine dritte Art geben könne, die sich zwischen beide hinein setzt. Man kann mit Verstand und Vorsatz von der Harmonie abweichen und dann bringt man das Charakteristische hervor, geht man aber weiter, übertreibt man diese Abweichung, oder wagt man sie ohne richtiges Gefühl und bedächtige Ueberlegung, so entsteht die Carricatur, die endlich Frazze und völlige Disharmonie wird und wofür sich jeder Künstler sorgfältig hüten sollte.

« Individuelles Colorit. Warum giebt es so « vielerlei Coloristen, indessen es nur Eine Farbenmischung in der Natur giebt? »

Man kann nicht eigentlich sagen, daß es nur Ein Colorit in der Natur gebe, denn beim Worte Colorit denken wir uns immer zugleich den Menschen der die Farbe sieht, im Auge aufnimmt und zusammenhält. Aber das kann und muß man annehmen, um nicht in Ungewißheit des Raisonnements zu gerathen, daß alle gesunden Augen alle Farben und ihr Verhältniß ungefähr übereinsehen. Denn auf diesem Glauben der Uebereinstimmung solcher Appercepticnen beruht ja alle Mittheilung der Erfahrung.

Daß aber auch in den Organen eine große Abweichung und Verschiedenheit in Absicht auf Farben sich befindet, kann man am besten bei dem Maler sehen, der etwas Aehnliches mit dem was er sieht hervorbringen soll. Wir können aus dem Hervorgebrachten auf das Gesehene schließen und mit Diderot sagen:

« Die Anlage des Organs trägt gewiß viel dazu bei,

« Ein zartes und schwaches Auge wird sich mit lebhaften « und starken Farben nicht befreunden, und ein Maler « wird keine Wirkungen in sein Bild bringen wollen die « ihm in der Natur verlegen, er wird das schöne Roth, « das volle Weiß nicht lieben, er wird die Tapeten, mit « denen er die Wände seines Zimmers bedeckt, er wird « seine Leinwand mit schwachen, sanften und zarten Tö- « nen färben, und gewöhnlich durch eine gewisse Harmo- « nie erfahren was er auch an Kraft entzog. »

Dieses schwache, sanfte Colorit, diese Flucht vor lebhaften Farben kann sich, wie Diderot hier angibt, von einer Schwäche der Nerven überhaupt herschreiben. Wir finden, daß gesunde, starke Nationen, daß das Volk überhaupt, daß Kinder und junge Leute sich an lebhaften Farben erfreuen; aber eben so finden wir auch, daß der gebildete Theil die Farb flieht, theils weil sein Organ geschwächt ist, theils weil er das Auszeichnende, das Charakteristische vermeidet.

Bei dem Künstler dürfen ist die Unsicherheit, der Mangel an Theorie oft Schuld, wenn sein Colorit unbedeutend ist. Die stärkste Farbe findet ihr Gegengewicht, aber nur wieder in einer starken Farbe, und nur wer seiner Sache gewiß wäre, möchte sie neben einander zu setzen. Wer sich dabei der Empfindung, dem Ungefähr überläßt, bringt leicht eine Cornetur hervor, die er, in so fern er Geschmack hat, vermeiden wird; daher also das Dämpfen, das Mischen, das Tödten der Farben, daher der Schein von Harmonie, die sich in Nichts auflöst, anstatt das Ganze zu umfassen.

« Warum sollte der Charakter, ja selbst die Lage des « Malers nicht auf sein Colorit Einfluß haben? Wenn « sein gewöhnlicher Gedanke traurig, düster und schwarz « ist, wenn es in seinem melancholischen Kopf und in « seiner dustern Werkstatt immer Nacht bleibt, wenn er « den Tag aus seinem Zimmer verbreitet, wenn er Eins « samkeit und Finsterniß sucht, werdet ihr nicht eine « Darstellung zu erwarten haben, die wohl kräftig aber « zugleich dunkel, mißfarbig und düster ist? Ein Geist- « süchtiger, der allen Lust flieht, wie soll der nicht über « sein Bild denselben Schleier werfen, den sein krankes « Organ über die Gegenstände der Natur zieht und der « ihm stets verdrießlich ist, wenn er den grünen Baum, « den eine frohere Erfahrung in die Einbildungskraft « drückte, mit dem gelben vergleicht, den er vor Augen « sieht?

« Sehr gewiß, daß ein Maler sich in seinem Werke « eben so sehr, ja noch mehr, als ein Schriftsteller in den « seinigen zeige. Einmal tritt er wohl aus seinem Cha- « rakter, überwindet die Natur und den Hang seines « Organs. Es ist wie ein verschlossener, schweigender « Mann, der doch auch einmal seine Stimme erhebt; « die Explosion ist vorüber, er fällt in seinen natürlichen « Zustand, in das Stillschweigen zurück. Der traurige « Künstler, der mit einem schwachen Organ geboren ist, « wird wohl Einmal ein Gemälde von höchster Farbe « hervorbringen, aber bald wird er wieder zu seinem na- « türlichen Colorit zurückkehren. »

Unterdessen ist es schon äußerst erfreulich, wenn ein Künstler einen solchen Mangel bei sich gewahr wird und äußerst behutsamdurg, wenn er sich bemüht ihm entgegen zu arbeiten. Sehr selten findet sich ein solcher, und wo er sich findet, wird seine Bemühung gewiß belohnt, und ich wurde ihm nicht, wie Diderot thut, mit einem unvermeidlichen Rückfall drohen, als immer ihm, wo nicht einen völlig zu erreichenden Zweck, doch einen immerwährenden glücklichen Fortschritt versprechen.

« Auf alle Fälle wenn das Organ krankhaft ist, auf « welche Weise es will, so wird es einen Dunst über « alle Körper verbreiten, wodurch die Natur und ihre « Nachahmung äußerst leiden muß. »

Nachdem also Diderot den Künstler aufmerksam gemacht hat was er an sich zu bekämpfen habe, so zeigt er ihm auch noch die Gefahren, die ihm in der Schule bevorstehen.

« Einfluß des Meisters. Was den wahren Co- « lorisien selten macht, ist daß der Künstler sich ge- « wohnlich einem Meister ergiebt. Eine unendliche « Zeit copirt der Schüler die Gemälde des Einen Mei- « sters, ohne die Natur anzublicken, er gewöhnt sich « durch fremde Augen zu sehen und verliert den Ge- « brauch der seinigen. Nach und nach macht er sich « eine gewisse Kunstfertigkeit die ihn fesselt, und von « der er sich weder befreien noch entfernen kann; die « Kette ist ihm ums Auge gelegt, wie dem Sclaven « um den Fuß, und das ist die Ursache daß sich so « manches falsche Colorit verbreitet. Einer der nach « La Grenée copirt, wird sich an's Glänzende und See- « lige gewöhnen, wer sich an le Prince hält, wird roth « und gleißfarbig werden, nach Greuze grau und trü- « ket, wer Chardin studirt ist naht! Und daher kommt « diese Verschiedenheit in den Urtheilen über Zeichnung « und Farb selbst unter Künstlern, der eine sagt daß « Poussin trocken, der andere daß Rubens übertrieben « ist, und ich der Lumpatianer, klopfe ihnen sanft auf « die Schulter und bemerke daß sie eine Albernheit ge- « sagt haben. »

Es ist keine Frage daß gewisse Fehler, gewisse falsche Richtungen sich leicht mittheilen, wenn Alter und Ansehen besonders den Jüngling auf bequeme, unrechte Wege leiten. Alle Schulen und Seiten beweisen daß man lernen könne mit andern Augen sehen; aber so gut ein falscher Unterricht böse Früchte bringt und das Manierirte fortpflanzt, eben so gut wird auch durch diese Empfänglichkeit der jungen Naturen die Wirkung einer ächten Methode begünstigt. Wir rufen dir also, trockner Diderot, abermals, so wie beim vorigen Capitel zu: indem du deinen Jüngling vor den Afterschulen warnst, so machst ihm die ächte Schule nicht verdächtig.

« Unsicherheit im Auftragen der Farben. « Der Künstler, indem er seine Farbe von der Palette « nimmt, weiß nicht immer welche Wirkung sie in dem « Gemälde hervorbringen wird, und freilich! womit « verzeichnet er diese Farbe, diese Tinte auf seiner Pa- « lette! Mit andern eingelnen Tinten, mit ursprüng- « lichen Farben! Er thut mehr, er betrachtet sie an « dem Orte wo er sie bereitet hat, und überträgt sie « in Gedanken an den Platz wo sie angewendet werden « soll. Wie oft begegnet es ihm nicht daß er sich bei « dieser Schätzung betrügt! Jedem von den Palette « auf die rein Steine seiner Zusammensetzung übergeht, « wird die Farbe modificirt, geschwächt, erhöht, « sie verändert völlig ihren Effect. Dann tappt der « Künstler herum, hantiert seine Farbe hin und wieder « und quält sie auf alle Weise. Unter dieser Arbeit « wird die Tinte eine Zusammensetzung verschiedner « Substanzen, welche mehr oder weniger chemisch « auf einander wirken und früher oder später sich ver- « stimmen. »

Diese Unsicherheit kommt daher, wenn der Künstler nicht deutlich weiß was er machen soll und wie er es zu machen hat, beides, besonders aber das letzte, läßt sich auf einen hohen Grad überliefern. Die Farbenkörper, welche zu brauchen sind, die Folge, in welche sie zu brauchen sind, von der ersten Anlage bis zur letzten Vollendung, kann man wissenschaftlich, ja beinahe handwerksmäßig überliefern. Wenn der Emaillmaler nun falsche Tinten auftragen muß und nur im Geiste die Wirkung sieht, die erst durchs Feuer hervorgebracht wird, so sollte doch der Oelmaler, von dem dauer-

sächlich hier die Rede ist, wohl eher wissen was er vorzubereiten und wie er stufenweise sein Bild auszuführen habe.

Fragenhafte Genialität. Diderot mag uns verzeihen daß wir unter dieser Rubrik das Betragen eines Künstlers, den er lebt und begünstigt, aufführen müßen.

« Wer das lebhafte Gefühl der Farbe hat, heftet « seine Augen fest auf das Tuch, sein Mund ist halb « geöffnet, er schnauft (sächt, lechzt), seine Palette ist « ein Bild des Grases. In dieses Gras taucht er sei- « nen Pinsel und gibt das Werk seiner Schöpfung « darüber. Er steht auf, entfernt sich, wirft einen Blick « auf sein Werk. Er setzt sich wieder, und ihr werdet so « die Gegenstände der Natur lebendig auf seiner Tafel « entstehen sehen. »

Vielleicht ist es nur der Deutschen Gesetzbuch lächerlich einen braven Künstler hinter seinem Gegenstande, gleichsam als einen erhitzten Jagdhund hinter einem Wildbret, mit offenem Munde schnaufen zu sehen. Vergebens versuchte ich das Französische Wort haleter in seiner ganzen Bedeutung auszudrücken, selbst die mehresten gebrauchten Worte fassen es nicht ganz in die Mitte; aber so viel scheint mir doch höchst wahrscheinlich, daß weder Rafael bei der Messe von Bolsena, noch Correggio vor dem heiligen Hieronymus, noch Tizian vor dem heiligen Peter, noch Paul Veronese vor einer Hochzeit zu Cana mit offenem Munde gesessen, geschnauft, gesächzt, gestöhnt, haletirt habe. Das mag denn wohl so ein Französischer Fragensetzung seyn, vor dem sich diese lebhafte Nation in den ernsthaften Geschäften nicht immer hüten kann.

Nachfolgendes ist nicht viel besser.

« Mein Freund! geht in eine Werkstatt und seht den « Künstler arbeiten. Wenn er seine Tinten und Halb- « tinten recht symmetrisch, rings um die Palette, ge- « ordnet hat, oder wenn nicht wenigstens nach einer « Viertelstunde Arbeit die ganze Ordnung durch einan- « der gestrichen ist: so entscheidet kühn daß der Künstler « kalt ist und daß er nichts Bedeutendes hervorbringen « wird. Er gleicht einem unbedüflichen schweren Ge- « lehrten der eben die Stelle eines Autors nöthig hat. Der « steigt auf seine Leiter, nimmt und öffnet das Buch, « kommt zum Schreibetisch, copirt die Zeile die er « braucht, steigt die Leiter wieder hinan und stellt das « Buch an den Platz zurück. Das ist fürwahr nicht der « Gang des Genie's. »

Wir selbst haben den Künstler oben zur Pflicht gemacht die materielle Farbenerscheinung der abgesonderten Pigmente, durch wohlverstandene Mischung, zu tilgen, die Farbe, seinen Gegenständen gemäß, zu individualisiren und gleichsam zu organisiren; ob aber diese Operation so wild und tumultuarisch vorgenommen werden müsse, daran zweifelt wir billig ein bedächtiger Deutscher.

Rechte und reinliche Behandlung der Farben.

« Ueberhaupt wird die Harmonie eines Bildes desto « dauerhafter seyn, je sichrer der Maler von der Wir- « kung seines Pinsels, je kühner, je freier sein Auftrag « war, je weniger er die Farbe hin und wieder geham- « mert und gequält, je einfacher und lecker er sie ange- « wendet hat. Man sieht moderne Gemälde in kurzer « Zeit ihre Uebereinstimmung verlieren; man sieht alte « die sich, ungeachtet der Zeit, frisch, kräftig und in « Harmonie erhalten haben. Dieser Vortheil scheint « mir nicht sowohl eine Wirkung der bessern Eigenschaft « ihrer Farben, als eine Belohnung des guten Ver- « fahrens bei der Arbeit zu seyn. »

Ein schönes und ächtes Wort von einer wichtigen und schönen Sache. Warum stimmst du, alter Freund, nicht immer so mit dem Wahren und mit dir selbst überein? Warum nöthigst du uns mit einer Halbwahrheit, mit einem paradoxen Prieden zu schließen?

« O mein Freund, welche Kunst ist die Malerei! « Ich vollende mit einer Zeile was der Künstler in ein- « er Woche kaum entwirft und zu seinem Unglück weiß er, « sieht er, fühlt er wie ich, und kann sich durch seine « Darstellung nicht genug thun. Die Empfindung, in- « dem sie ihn vorwärts treibt, betrügt ihn über das « was er vermag, er verdirbt ein Meisterstück, denn er « war, ohne es gewahr zu werden, auf der letzten Gränze « seiner Kunst. »

Freilich ist die Malerei sehr weit von der Redekunst entfernt, und wenn man auch annehmen könnte, der bildende Künstler sehe die Gegenstände wie der Redner, so wird doch bei jenem ein ganz anderer Trieb erweckt als bei diesem. Der Redner eilt von Gegenstand zu Gegenstand, von Kunstwerk zu Kunstwerk, um darüber zu denken, sie zu fassen, sie zu übersehen, sie zu ordnen und ihre Eigenschaften auszusprechen. Der Künstler hingegen ruht auf dem Gegenstande, er vereinigt sich mit ihm in Liebe, er theilt ihm das Beste seines Geistes, seines Herzens mit, er bringt ihn wieder hervor. Bei der Handlung des Hervorbringens kommt die Zeit nicht in Anschlag, weil die Liebe das Werk verrichtet. Welcher Liebhaber fühlt die Zeit in der Nähe des geliebten Gegenstandes verfließen? Das was dich den Redner ängstigt, das macht des Künstlers Glück, da wo du ungeduldig eilen möchtest, fühlt er das schönste Behagen.

Und bei dem andern Freunde der, ohne es zu wissen, auf den Gipfel der Kunst geräth und durch Fortarbeiten sein treffliches Werk wieder verdirbt, dem ist am Ende wohl auch noch zu helfen. Wenn er wirklich so weit in der Kunst, wenn er wirklich so brav ist, so wird es nicht schwer halten ihm auch das Bewußtseyn seiner Geschicklichkeit zu geben und ihn über die Methode aufzuklären, die er dunkel schon ausübt, die uns lehrt, wie das Beste zu machen sey und uns zugleich warnt, nicht mehr als das Beste machen zu wollen.

Und so sey auch für diesmal diese Unterhaltung geschlossen. Einstweilen nehme der Leser das, was sich in dieser Form geben läßt, genügt auf, bis wir ihm sowohl über die Farbenlehre überhaupt, als über das malerische Colorit im Besondern, das Beste was wir haben und vermögen, in gehöriger Form und Ordnung, mittheilen und überliefert haben.

Winckelmann.

Ihre der Herzogin

Anna Amalia

von

Sachsen-Weimar und Eisenach

Hochfürstlichen Durchlaucht.

Durchlauchtigste Fürstin,
Gnädigste Frau,

Jenes mannigfaltige Gute, das Kunst und Wissenschaft Ew. Durchlaucht verdanken, wird gegenwärtig durch die gnädigste Erlaubnis vermehrt, nachstehende Winckelmannische Briefe dem Druck übergeben zu dürfen. Sie sind an einen Mann gerichtet, der das Glück hatte sich unter Höchstihro Diener zu rechnen, und bald nach jener Zeit Ew. Durchlaucht näher zu leben, als Winckelmann sich in der ängstlichen Verlegenheit befunden hatte, deren unmittelbare dringende Schilderung man hier nicht ohne Theilnahme lesen kann.

Wären diese Blätter in jenen Tagen Ew. Durchlaucht vor die Augen gekommen, so hätte gewiß das hohe wohlthätige Gemüth einem solchen Jammer gleich ein Ende gemacht, hätte das Schicksal eines vortrefflichen Mannes anders eingeleitet und für die ganze Folge glücklicher gelenkt.

Doch wer sollte wohl des Möglichen gedenken, wenn des Geschehenen so viel Erfreuliches vor uns liegt?

Ew. Durchlaucht haben seit jener Zeit so viel Nützliches und Angenehmes gepflanzt und gehegt, indes unser fördernder und mittheilender Fürst Schöpfungen auf Schöpfungen häuft und begünstigt.

Ohne Ruhmredigkeit darf man des in einem beschränkten Kreise nach innen und außen gewirkten Guten gedenken, wovon das Augenfälligste schon die Verwunderung des Beobachters erregen muß, die immer höher steigen würde, wenn sich ein Unterrichteter das Werden und Wachsen darzustellen bemühte.

Nicht auf Besitz, sondern auf Wirkung war es angesehen, und um so mehr verdient die höhere Cultur dieses Landes einen Annalisten, je mehr sich gar manches früher lebendig und thätig zeigte, wovon die sichtbaren Spuren sich verlohren sind.

Mögen Ew. Durchlaucht, im Bewußtseyn anfänglicher Stiftung und fortgesetzter Mitwirkung, zu jenem eigenen Familienglück, einem hohen und gesunden Alter, gelangen und noch spät einer glänzenden Epoche genießen, die sich jetzt für unsern Kreis eröffnet, in welcher alles vorhandene Gute noch immer gemehrt, in sich verknüpft, befestigt, gesteigert und der Nachwelt überliefert werden soll.

Da ich mir denn zugleich schmeicheln darf, jener unschätzbaren Gnade, wodurch Höchstdieselben mein Leben zu schmücken geruhten, mich auch fernerhin zu erfreuen, und mich mit verehrender Anhänglichkeit unterzeichne

Ew. Durchlaucht

unterthänigster
J. W. v. Goethe.

Vorrede.

Die in Weimar verbündeten und mehrere Jahre zusammen lebenden Kunstfreunde dürfen ihres Verhältnisses zu dem größeren Publikum wohl erwähnen, indem sie, worauf doch zuletzt alles ankommt, sich immer in gleichem Sinn und nach gleichen wohlerprobten Grundsätzen geäußert. Nicht daß sie auf gewisse Vorstellungsarten beschränkt hartnäckig einerlei Standpunkt behauptet hätten, gerieben sie vielmehr gern durch mannigfaltig Mittheilung zu lernen und wie sie denn auch jederzeit gefällig mit Vergnügen gewahr werden, daß ihre Bildung sich an die in Deutschland immer allgemeiner werdende höhere Bildung mehr und mehr anschließt.

Sie erinnern mit einem heitern Bewußtseyn an die

Propyläen, an die nunmehr schon sechs Ausstellungen kommentirenden Programme, an manche Äußerungen in der Jenaischen Literaturzeitung, an die Bearbeitung der Gellinischen Lebensbeschreibung.

Wenn diese Schriften nicht zusammengedruckt und gebunden sind, wenn sie nicht Theile eines einzigen Werks ausmachen, so sind sie doch aus eben demselben Geiste hervorgegangen. Sie haben auf das Ganze gewirkt, wie uns zwar langsam, aber doch erfreulich genug, nach und nach bekannt geworden, so daß wir eines mannigfaltig erfahrnen Undanks, eines lauten und schreienden Gegenwirkens wohl kaum gedenken sollten.

Unmittelbar schließt sich vorliegendes Werk an die übrigen Arbeiten an und wir erwähnen von seinem Inhalt hier nur das nothwendigste.

Entwurf einer Geschichte der Kunst des achtzehnten Jahrhunderts.

Für den Künstler, wie für den Menschen, ist eine geschichtliche Ansicht verwandter Zustände zu schnellerer Bildung höchst vortheilhaft. Jeder einzelne Mensch, besonders der tüchtige, kommt sich früher viel zu bedeutend vor, und so nimmt er auch im Vertrauen auf selbstständige Kraft viel zu geschwind für diese oder jene Maxime Partei, handelt und arbeitet auf dem eingeschlagenen Wege mit Lebhaftigkeit vor sich hin, und wenn er zuletzt seine Einseitigkeit, seinen Irrthum einsehen lernt, so wechselt er eben so heftig, ergreift eine andre vielleicht eben so fehlerhafte Richtung und hält sich an einen eben so mangelhaften Grundsatz. Nur erst spät wird er seine Geschichte gewahr und lernt einsehen, wie viel weiter ihn eine stetige Bildung nach einem geprüften Leitfaden hätte führen können.

Wenn der Kenner seine Einsicht blos der Geschichte verdankt, wenn sie den Körper zu den Ideen hergiebt, aus welchen die Kunst entspringt, so ist auch die Geschichte der Kunst für den jungen Künstler von der größten Bedeutung, nur müßte er nicht in ihr etwa nur trübe leidenschaftlich zu ergreifende Vorbilder, sondern sich selbst auf seinem Standpunkt, in seiner Beschränkung gleichnißweise gewahr werden. Aber leider ist selbst das kaum Vergangene für den Menschen selten belehrend, ohne daß man ihn deßhalb anklagen kann. Denn indem wir die Irrthümer unserer Vorfahren einsehen lernen, so hat die Zeit schon wieder neue Irrthümer erzeugt, die uns unbemerkt umstricken, und worvon die Darstellung dem künftigen Geschichtschreiber, ebenfalls ohne Vortheil für seine Generation, überlassen bleibt.

Doch wer mag solchen trübsinnigen Betrachtungen nachhängen und nicht lieber sich bestreben die Klarheit der Ansichten in seinem Fache nach Möglichkeit zu verbreiten. Dies machte sich der Verfasser jenes Entwurfs zur Pflicht, dessen Schwierigkeit die Kenner einsehen, dessen Mängel sie bemerken, dessen Unvollständigkeit sie nachweisen und dadurch die Möglichkeit verbreiten mögen, daß aus diesem Entwurf künftig ein Werk entstehen könne.

Winckelmanns Briefe an Berendis.

Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. Lebhafte Personen stellen sich schon bei ihren Selbstgesprächen manchmal einen abwesenden Freund als gegenwärtig vor, dem sie ihre innersten Gesinnungen mittheilen, und so ist auch der Brief eine Art von Selbstgespräch. Denn oft wird ein Freund, an den man schreibt, mehr der Anlaß als der Gegenstand des Briefes. Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daseyns, eines Zustands sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick erscheinen, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam. Die Winckelmannschen Briefe haben manchmal diesen wünschenswerthen Charakter.

Wenn dieser treffliche Mann, der sich in der Einsamkeit gebildet hatte, in Gesellschaft zurückstand, im Leben und Handeln ernst und bedächtig war, so fühlte er vor dem Briefblatt seine ganze natürliche Freiheit und stellte sich öfter ohne Bedenken dar, wie er sich fühlte. Man sieht ihn besorgt, belängstet, verwirrt, zweifelnd und zaudernd, bald aber heiter, aufgeweckt, zutraulich, kühn, verwegen, losgebunden bis zum Cynismus, durchaus aber als einen Mann von gehaltnem Charakter, der auf sich selbst vertraut, der, obgleich die äußern Umstände seiner Einbildungskraft so mancherlei Widerwärtiges vorlegen, doch meistens den besten Weg ergreift, bis auf den letzten unglücklichen Schritt, der ihm das Leben kostete.

Seine Briefe haben, bei den allgemeinen Grundsätzen von Rechtlichkeit und Ordnung, je nachdem sie an verschiedene Personen gerichtet sind, einen verschiedenen Charakter, wie ihn immer der Fall ist, wenn ein geistreicher Briefsteller sich diejenigen vergegenwärtigt, zu denen er in die Entfernung spricht, und also eben so wenig als in der Nähe das Gehörige und Passende vernachlässigen kann.

Sie sind, um nur einiger größeren Sammlungen Winckelmannischer Briefe zu gedenken, die an Stosch geschriebnen für uns herrliche Dokumente eines redlichen Zusammenwirkens mit einem Freund zum bestimmten Zwecke, Zeugnisse von großer Bedürftigkeit in einem schweren, ohne genugsame Vorbereitung leichtsinnig übernommenen, mit Muth glücklich durchgeführten Geschäft, durchwebt mit den lebhaftesten literarischen, politischen, Societäts-Neuigkeiten, ein köstliches Lebensbild, noch interessanter, wenn sie ganz und unverstümmelt hätten gedruckt werden können. Schön ist auch die Freimüthigkeit selbst in leidenschaftlich mißbilligenden Äußerungen gegen einen Freund, dem der Briefsteller durchaus so viel Achtung als Liebe, so viel Dank als Neigung zu besitzen nicht müde wird.

Das Gefühl von eigner Superiorität und Würde, verbunden mit ächter Hochschätzung anderer, der Ausdruck von Freundschaft, Freundlichkeit, Muthwille und Neckerei, wodurch sich die Briefe an die Schweizer charakterisiren, machen diese Sammlung äußerst interessant und liebenswerth, wobei sie zugleich genugsam unterrichtend ist, obgleich Winckelmanns Briefe im Ganzen nicht unterrichtend genannt werden können.

Die ersten Briefe an den Grafen Bünau in der schätzbaren Dassdorfischen Sammlung zeugen von einem niedergedrückten, in sich selbst befangenen Gemüthe, das an einem so hohen Gönner kaum hinaufzublicken wagt. J.

nes merkwürdige Schreiben, worin Winckelmann seine Religionsänderung ankündigt, ist ein wahrer Gallimathias, ein unglücklicher verworrener Aufsatz.

Aber um jene Epoche begreiflich, selbst unmittelbar anschaulich zu machen, dient nunmehr die erste Hälfte unsrer Briefsammlung. Sie sind zum Theil aus Rothenburg, zum Theil aus Dresden an einen innig vertrauten Freund und Cameraden gerichtet. Der Briefsteller zeigt sich mit seinen dringenden, unüberwindlichen Wünschen, in dem peinlichsten Zustande, auf dem Wege zu einem entfernten, neuen, mit Ueberzeugung gesuchten Glück.

Die andre Hälfte ist aus Italien geschrieben. Sie behalten ihren derben, losgebundenen Charakter, doch schwebt über ihnen die Heiterkeit jenes Himmels, und ein lebhaftes Entzücken an dem erreichten Ziele belebt sie. Uebrigens geben sie, verglichen mit andern schon bekannten gleichzeitigen, eine vollständigere Anschauung seiner ganzen Lage.

Die Wichtigkeit dieser Sammlung, vielleicht mehr für Menschenkenntniß als für Literatur, zu fühlen und zu beurtheilen, überlassen wir empfänglichen Gemüthern und einsichtigen Geistern, und fügen einiges über den Mann an den sie geschrieben sind, wie es uns mitgetheilt worden, hinzu.

Hieronymus Dieterich Berendis, geboren zu Seehausen in der Altmark im Jahre 1720, studirte zu Halle die Rechte und war, nach seiner akademischen Zeit, einige Jahre Auditeur bei dem königlich Preußischen Regiment Husaren, die der Farbe nach gewöhnlich die schwarzen, aber nach ihrem damaligen Chef eigentlich von Rauch genannt wurden. Er setzte, sobald er jenes rohe Leben verlassen hatte, seine Studien eine Zeit lang in Berlin fort. Bei einem Aufenthalte zu Seehausen fand er Winckelmannen, mit dem er sich freundschaftlich verband und später, durch dessen Empfehlung, bei dem jüngsten Grafen Bünau als Hofmeister angestellt wurde. Er führte denselben nach Braunschweig, wo sie das Carolinum benutzten. Da der Graf nachher in Französische Dienste trat, brachte dessen Vater, damals Churmärkischer Minister, unsern Freund in gedachte fürstliche Dienste, wo er zuerst als Kriegsrath, nachher als Kammerrath und als Stallmeister beider Herzogin Frau Mutter stand. Er starb 1785 am 26 October zu Weimar.

Schilderung Winckelmanns.

Wenn man dem würdigsten Staatsbürger gewöhnlich nur einmal zu Grabe läutet, er mag sich verdienen noch so sehr um Land und Stadt, im Großen oder Kleinen, verdient gemacht haben, so finden sich dagegen geringe Personen, die durch Stiftungen sich dergestalt empfehlen, daß ihnen Jahresfeste gefeiert werden, an denen der immerwährende Genuß ihrer Milde gepriesen wird.

In diesem Sinne haben wir alle Ursache, das Andenken solcher Männer, deren Geist uns unerschöpfliche Stiftungen bereitet, auch von Zeit zu Zeit wieder zu feiern und ihnen ein wohlgemeintes Opfer darzubringen.

Von dieser Seite betrachtet, mag das Wenige, was gleichstrebende Freunde, als Zeugniß ihrer Gesinnungen, nicht als Darstellung seiner Verdienste, an dem Feste darbringen, welches bei Gelegenheit der gefundenen und hier aufgestellten Briefe von allen schönen Seelen und allen Geistern höherer Bildung gewiß gefeiert wird.

Vorwort.

Die nachstehenden Aufsätze von drei Freunden verfaßt, welche sich in ihrer Gesinnung über die Kunst im allgemeinen sowohl als über die Verdienste Winckelmanns glücklich begegnen, sollten einem Aufsatz über diesen merkwürdigen Mann zum Grunde liegen, und zum Stoff einer Arbeit dienen, die zugleich das Verdienst der Mannigfaltigkeit und der Einheit hätte.

Wie aber im Leben gar mancher Unternehmung vielerlei Hindernisse im Wege stehen, welche kaum erlauben, den möglichen Stoff zu sammeln, geschweige denselben die gewünschte Form zu geben, so erscheint auch hier nur die Hälfte des entworfenen Ganzen!

Weil jedoch in gegenwärtigem Falle die Hälfte vielleicht mehr als das Ganze geschätzt werden dürfte, indem der Leser durch Betrachtung dreier individueller Ansichten desselben Gegenstandes mehr gereizt und zu eigner Herstellung dieses bedeutenden Lebens und Charakters aufgefordert wird, welche mit Beihülfe der ältern und neuern Hülfsmittel dadurch gelingen möchte, so glauben wir Dank zu verdienen wenn wir, anstatt auf spätere Gelegenheit zu hoffen und eine künftige Ausführung zu versprechen, nach Winckelmanns eigner frischen Weise, eben das was gerade bereit ist, wenn es auch nicht fertig wäre, freundlich hingeben, damit es nach seiner Art in dem großen Umkreis des Lebens und der Bildung geistig mitwirke.

I.

Einleitung.

Das Andenken merkwürdiger Menschen, so wie die Gegenwart bedeutender Kunstwerke, ruft von Zeit zu Zeit den Geist der Betrachtung auf. Beide haben da als Vermächtniß für jede Generation, in Thaten und Nachruhm jene, diese wirklich erhalten als unaussprechliche Wesen. Jeder Einsichtige weiß recht gut, daß nur das Anschauen ihrer lebenden Ganzen einen wahren Werth hätte, und doch versucht man immer aufs neue durch Reflexion und Wort davon etwas abzugewinnen.

Eben werden wir besonders aufgefordert, wenn etwas Neues entdeckt und bekannt wird, das auf solche Gegenstände Bezug hat, und so wird man unsre erneuerte Betrachtung über W. sein Charakter und sein Bestreben in dem Augenblicke schicklich finden, da die eben jetzt herausgegebenen Briefe über seine Denkweise und Zustand ein lebhafteres Licht verbreiten.

Eintritt.

Wenn die Natur gemeinlichen Menſchen die köſtliche Mitgift nicht verſagt, ich meine jenen lebhaften Trieb, von Kindheit an die äußere Welt mit Luſt zu ergreifen, ſie kennen zu lernen, ſich mit ihr in Verhältniß zu ſetzen, mit ihr verbunden ein Ganzes zu bilden; ſo haben vorzügliche Geiſter öfters die Eigenheit, eine Art von Scheu vor dem wirklichen Leben zu empfinden, ſich in ſich ſelbſt zurückzuziehen, in ſich ſelbſt eine eigene Welt zu erſchaffen, und auf dieſe Weiſe das Vertrauſchſte nach innen hervorzubringen.

Findet ſich hingegen in beſonders begabten Menſchen jenes gemeinſame Bedürfniß, eifrig, zu allem was die Natur in ſie gelegt hat, auch in der äußern Welt die antwortenden Gegenbilder zu ſuchen und dadurch das Innere völlig zum Ganzen und Gewiſſen zu ſteigern: ſo kann man verſichert ſeyn, daß auch ſo ein für Welt und Nachwelt höchſt erfreuliches Daſeyn ſich ausbilden werde.

Unſer Winckelmann war von dieſer Art. In ihn hatte die Natur gelegt, was den Mann macht und ziert. Dasjenige verwendete er ſein ganzes Leben ein ihm Gemäßes, Treffliches und Würdiges im Menſchen und in der Kunſt, die ſich vergänglich mit dem Menſchen beſchäftigt, aufzuſuchen.

Eine mittige Kindheit, unzulänglicher Unterricht in der Jugend, pariſſene, zerſtreute Studien im Jünglingsalter, der Druck eines Schulamtes, und was in einer ſolchen Laufbahn ängſtliches und beſchwerliches erfahren mag, hatte er mit vielen andern gedultet. Er war dreißig Jahre alt geworden, ohne irgend eine Gunſt des Schickſals genoſſen zu haben; aber in ihm fühlte jungen die Kraft ein erwünſchtes anzueignen und mögliches Glück.

Wir finden ſchon in dieſen ſeinen traurigen Jahren die Sehnſucht jener Forderung, ſich von den Zuſtänden der Welt mit eigenen Augen zu überzeugen, zwar dunkel und verworren, doch entſchieden genug ausgeſprochen. Einige nicht genugſam überlegte Verſuche fremde Länder zu ſehen, mißglückten ihm. Er träumte ſich eine Reiſe nach Aegypten, er begab ſich auf den Weg nach Frankreich; unvorhergeſehene Hinderniſſe wieſen ihn zurück. Beſſer geleitet von ſeinem Genius, ergriff er endlich die Idee, ſich nach Rom durchzudringen. Er fühlte, wie ſehr ihm ein ſolcher Aufenthalt gemäß ſey. Dies war kein Einfall, kein Gedanke mehr, es war ein entſchiedener Plan, dem er mit Klugheit und Feſtigkeit entgegenging.

Antikes.

Der Menſch vermag zur manches durch zweckmäßigen Gebrauch ſeiner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete leiſtet er nur, wenn ſich die ſämmtlichen Eigenſchaften gleichmäßig in ihm vereinigen. Das hatte war das glückliche Loos der Alten, beſonders der Griechen in ihrer beſten Zeit; auf die beiden erſten ſind wir Nordern vom Schickſal angewieſen.

Wenn die geſunde Natur des Menſchen als ein Ganzes wirkt, wenn er ſich in der Welt als in einem großen, ſchönen, würdigen und werthen Ganzen fühlt, wenn das harmoniſche Behagen ihm ein reines, freies Entwickeln gewährt, dann würde das Weltall, wenn es ſich ſelbſt empfinden könnte, als an ſein Ziel gelangt aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Weſens bewundern. Dann wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchſtraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn ſich nicht zuletzt ein glücklicher Menſch unbewußt ſeines Daſeyns erfreut?

Wirft ſich der Neuere, wie es uns eben jetzt ergangen, faſt bei jeder Betrachtung in's Unendliche, um zuletzt, wenn es ihm glückt, auf einen beſchränkten Punkt wieder zurückzukehren, ſo fühlten die Alten, ohne weiteren Umweg, ſogleich ihre einzige Bedaulichkeit innerhalb der lieblichen Gränzen der ſchönen Welt. Hoher waren ſie geſetzt, dazu berufen, hier fand ihre Thätigkeit Raum, ihre Leidenſchaft Gegenſtand und Nahrung.

Warum ſind ihre Dichter und Geſchichtſchreiber die Bewunderung des Einſichtigen, die Verzweiflung des Nacheiſernden, als weil jene handelnden Perſonen, die aufgeführt werden, an ihrem eigenen Selbſt, an dem engen Kreiſe ihres Vaterlandes, an der bezeichneten Bahn des eigenen ſowohl als des mitbürgerlichen Lebens einen ſo tiefen Antheil nahmen, mit allem Sinn, aller Neigung, aller Kraft auf die Gegenwart wirkten, daher es einem gleichgeſinnten Darſteller nicht ſchwer fallen konnte, eine ſolche Gegenwart zu vergegenwärtigen.

Daß, was geſchah, hatte für ſie den einzigen Werth, ſo wie für uns nur dasjenige, was gedacht oder empfunden werden, einigen Werth zu genannen ſcheint.

Nach einerlei Weiſe lebte der Dichter in ſeiner Einbildungskraft, der Geſchichtſchreiber in der politiſchen, der Forſcher in der natürlichen Welt. Alle hielten ſich am Nächſten, Wahren, Wirkſamen feſt, und ſelbſt ihre Phantaſiebilder haben Knochen und Mark. Der Menſch und das Menſchliche wurden am meiſten geachtet, und alle ſeine innern, ſeine äußern Verhältniſſe zur Welt mit ſo großem Sinne dargeſtellt als angeſchaut. Noch fand ſich das Gefühl, die Betrachtung nicht zerſtückelt, noch war jene kaum bedeutende Trennung in der geſunden Menſchenkraft nicht vorgegangen.

Aber nicht allein das Glück zu genießen, ſondern auch das Unglück zu ertragen, waren jene Naturen höchſt geſchickt: denn wie die geſunde Faſer dem Uebel wiederſtrebt, und bei jedem krankhaften Anfall ſich eilig wieder herſtellt, ſo vermag der jenen eigene geſunde Sinn ſich gegen innern und äußern Unfall geſchwind und leicht wieder herzuſtellen. Eine ſolche antike Natur war, in ſo fern man es nur von einem unſrer Zeitgenoſſen behaupten kann, in Winckelmann wieder erſchienen, die gleich anfangs ihr ungeheures Probeſtück ablegte, daß ſie durch dreißig Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebändigt, nicht aus dem Wege gerückt, nicht abgeſtumpft werden konnte. Sobald er nur in einer ihm gemäßen Freiheit gelangte, erſcheint er ganz und abgeſchloſſen, völlig im antiken Sinne. Angewieſen auf Thätigkeit, Genuß und Entbehrung, Freude und Leid, Biß und Druck, Erhebung und Ernüchterung, und in ſolchem ſeltſamen Wechſel immer mit dem ſchönen Boden befreundet, auf dem uns ein ſo veränderliches Schickſal heimſucht.

Hatte er nun im Leben einen wirklich alterthümlichen Geiſt, ſo blieb ihm derſelbe auch in ſeinen Studien getreu. Doch wenn bei Behandlung der Wiſſenſchaften im Großen und Breiten die Alten ſich ſchon in einer gewiſſen peinlichen Lage befanden, indem zu Erfaſſung der mannigfaltigen, außermenſchlichen Gegenſtände eine Zertheilung der Kräfte und Fähigkeiten, eine Zerſtückelung der Einheit faſt unerläßlich iſt; ſo hat ein Neuerer im ähnlichen Falle ein noch gewagteres Spiel, indem er bei der einzelnen Ausarbeitung des mannigfaltigen Wiſſens ſich zu zerſtreuen, in unzuſammenhangenden Kenntniſſen ſich zu verlieren in Gefahr kommt, ohne, wie es den Alten glückte, das Unzuſammenhängende durch das Vollſtändige ſeiner Perſönlichkeit zu vergüten.

So vielfach W. auch in dem Wiſſbaren und Wiſſenswerthen herumſchweifte, theils durch Luſt und Liebe, theils durch Nothwendigkeit geleitet, ſo kam er doch früher oder ſpäter immer zum Alterthum, beſonders

zum Griechischen, zurück, mit dem er sich so nahe verwandt fühlte, und mit dem er sich in seinen besten Tagen so glücklich vereinigen sollte.

Heidnisches.

Jene Schilderung des alterthümlichen, auf diese Welt und ihre Güter angewiesenen Sinnes führt uns unmittelbar zur Betrachtung, daß derselbe Vorzüge nur mit einem heidnischen Sinne verbinden seyen. Jenes Vertrauen auf sich selbst, jenes Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Abnehmer, die Bewunderung derselben gleichsam nur als Kunstwerke, die Ergebung in ein übermächtiges Schicksal, die in den besten Werthe des Nachruhms selbst wieder auf diese Welt angewiesene Zukunft gehören so nothwendig zusammen, machen solch ein unzertrennliches Ganze, bilden sich zu einem von der Natur selbst beabsichtigten Zustand des menschlichen Wesens, daß wir in dem höchsten Augenblick des Genusses, wie in dem tiefsten der Aufopferung, ja des Untergangs, eine unverwüstliche Gesundheit gewahr werden.

Dieser heidnische Sinn leuchtet aus Ws. Handlungen und Schriften hervor, und spricht sich besonders in seinen frühen Briefen aus, wo er sich noch im Conflict mit neuern Religionsgesinnungen abarbeitet. Diese seine Denkweise, diese Entfernung von aller christlichen Sinnesart, ja seinen Widerwillen dagegen muß man im Auge haben, wenn man seine sogenannte Religionsveränderung beurtheilen will. Diejenigen Parteien, in welche sich die christliche Religion theilt, waren ihm völlig gleichgültig, indem er, seiner Natur nach, niemals zu einer der Kirchen gehörte, welche sich ihr subordinirten.

Freundschaft.

Waren jedoch die Alten, so wie wir von ihnen rühmen, wahrhaft ganze Menschen, so mußten sie, indem sie sich selbst und die Welt lebendig empfanden, die Verbindungen menschlicher Wesen in ihrem ganzen Umfange kennen lernen, sie durften jenes Entzückens nicht ermangeln, das aus der Verbindung ähnlicher Naturen hervorspringt.

Auch hier zeigt sich ein merkwürdiger Unterschied alter und neuer Zeit. Das Verhältniß zu den Frauen, das bei uns so hoch und geistig geworden, erhob sich kaum über die Gränze des gemeinsten Bedürfnisses. Das Verhältniß der Eltern zu den Kindern schien entgegengesetzter gewesen zu seyn. Statt aller Empfindungen aber galt ihnen die Freundschaft unter Personen männlichen Geschlechts, obgleich auch Eltern und Kinder nach im Range als Freundinnen unzertrennlich sind.

Die leidenschaftliche Erfüllung solch edler Pflichten, die Wonne der Uneigennützigkeit, die Hingebung eines für den andern, die unaussprechliche Bestimmung für das ganze Leben, die nothwendige Beziehung in den Tod, an uns bei Verbindung zweier Jünglinge in Erstaunen, ja man sagt sich beschämt, wenn uns Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen, Redner, mit Fabeln, Erzählungen, Gesetzen, Gesinnungen solchen Inhalts und Gehalts überhäufen.

Zu einer Freundschaft dieser Art fühlte W. sich geboren, derselben nicht allein sich fähig, sondern auch im höchsten Grade bedürftig; er empfand sein eigenes Selbst nur unter der Form der Freundschaft, er erkannte sich nur unter dem Bilde des durch einen dritten zu vollendenden Ganzen. Früh schon legte er diese Idee einem vielleicht unwürdigen Gegenstand unter, er widmete sich ihm, für ihn zu leben und zu leiden, für denselben fand er sich in seiner Armuth Mittel reich zu seyn, zu geben, aufzuopfern, ja er zweifelt nicht, sein Daseyn, sein Leben zu verpfänden. Hier ist es, wo sich W. selbst mitten in Druck und Noth, gros, reich, freigebig und glücklich fühlt, weil er dem etwas leisten kann, den er über alles liebt, ja dem er sogar, als höchste Aufopferung, Undankbarkeit zu verzeihen hat.

Wie auch die Zeiten und Zustände wechseln, so bildet W. alles Würdige, was ihm naht, nach dieser Urform zu seinem Freund um, und wenn ihm gleich manches von diesen Gebilden leicht und bald verunschwindet, so erwirbt ihm doch diese schöne Gesinnung das Herz manches Trefflichen, und er hat das Glück, mit den Besten seines Zeitalters und Kreises in dem schönsten Verhältnisse zu stehen.

Schönheit.

Wenn aber jenes tiefe Freundschaftsbedürfniß sich eigentlich seinen Gegenstand erschafft und ausbildet, so würde dem alterthümlich gesinnten dadurch nur ein einseitiges, ein sittliches Wesen hervorgehen, die äußere Welt wurde ihm wenig gelten, wenn nicht ein verwandtes, gleiches Bedürfniß und ein defectbegründeter Gegenstand dasselben glücklich hervorriefe, wir meinen die Verherrlichung des sinnlich Schönen und das sinnlich Schöne selbst: denn das letzte Product der sich immer wiederholenden Natur ist der schöne Mensch. Zwar kann sie dies nur selten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerstehen, und selbst ihrer Allmacht ist es unmöglich, lange im Vollkommenen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben. Denn genau genommen kann man sagen, es sey nur ein Augenblick, in welchem der schöne Mensch stehen sey.

Dagegen tritt nun die Kunst ein, denn indem der Mensch auf den Gipfel der Natur gestellt ist, so sieht er sich wieder als eine ganze Natur an, die in sich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu reizet er sich, indem er sich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden der Jugend, Kraft, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufrüstet, und sich endlich bis zur Production des Kunstwerks erhebt, das neben seinen übrigen Thaten und Werken einen glänzenden Platz einnimmt. Ist es einmal hervorgebracht, steht es in seiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, so bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchste hervor: denn indem es aus den gesammten Kräften sich gleichsam entwickelt, so nimmt es alles Herrliche, Vorstrahlungen und Nachwirkungen in sich auf, und erhebt, indem es die menschliche Gestalt befreit, den Menschen über sich selbst, schärft seinen Verstand und Thatenkreis auf, und begeistert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige bedeutend ist. Von solchen Gestalten wurden die Griechen, die den Olympischen Jupiter erbauten, wie wir aus den Beschreibungen, Nachrichten und Zeugnissen der Alten uns entwickeln können. Der Gott war zum Menschen geworden, um den Menschen zum Gott zu erheben. Man erblickte die höchste Würde, und ward für die höchste Schönheit begeistert. In diesem Sinne kann man wohl jenen Alten Recht geben, wenn sie mit völliger Ueberzeugung aussprachen: es sey ein Unglück zu sterben, ohne dieses Werk gesehen zu haben.

Für diese Schönheit war Winckelmann, seiner Natur nach, fähig, er wurde sie in den Schriften der Alten zuerst gewahr, aber sie kam ihm aus den Werken der bildenden Kunst persönlich entgegen, aus denen wir sie

erst kennen lernen, um sie an den Gebilden der lebendigen Natur gewahr zu werden und zu schätzen.

Finden nun beide Bedürfnisse der Freundschaft und der Schönheit zugleich an einem Gegenstande Nahrung, so scheint das Glück und die Dankbarkeit des Menschen über alle Gränzen hinaus zu steigen, und alles, was er besitzt, mag er so gern als schwache Zeugnisse seiner Anhänglichkeit und seiner Verehrung hingeben.

So finden wir W. oft in Verhältniß mit schönen Jünglingen, und niemals erscheint er belebter und liebenswürdiger, als in solchen, oft nur flüchtigen Augenblicken.

Katholicismus.

Mit solchen Gesinnungen, mit solchen Bedürfnissen und Wünschen fröhnte W. lange Zeit fremden Zwecken. Niegend um sich her sah er die mindeste Hoffnung zu Hülfe und Beistand.

Der Graf Bünau, der als Particulier nur ein bedeutendes Buch weniger hätte kaufen dürfen, um W. einen Weg nach Rom zu eröffnen, der als Minister Einfluß genug hatte, dem trefflichen Mann aus aller Verlegenheit zu helfen, mochte ihn natürlicherweise als thätigen Diener nicht gern entbehren, oder hatte keinen Sinn für das große Verdienst, der Welt einen tüchtigen Mann zugefördert zu haben. Der Dresdner Hof, weder allenfalls eine dilettantische Unterstützung zu bessern war, bekannte sich zur Römischen Kirche, und kaum war ein anderer Weg zu Gunst und Gnade zu gelangen, als durch Beichtväter und andere geistliche Personen.

Das Beispiel des Fürsten wirkt mächtig um sich her und fordert mit heimlicher Gewalt jeden Staatsbürger zu ähnlichen Handlungen auf, die in dem Kreise des Personnens irgend zu leisten sind, vorzüglich also zu sittlichen. Die Religion des Fürsten bleibt, in gewissem Sinne, immer die herrschende, und die Römisch-Religion reißt, gleich einem immer bewegten Strudel, die ruhig verdrießliche Welle an sich und in ihren Kreis.

Dabei mußte W. fühlen, daß man, um in Rom ein Römer zu seyn, um sich innig mit dem dortigen Daseyn zu verweben, eines zutraulichen Umgangs zu genießen, nothwendig zu jener Gemeine sich bekennen, ihren Glauben zugeben, sich nach ihren Gebräuchen bequemen müsse. Und so beizte der Erfolg, daß er, ohne diesen frühreren Entschluß, seinen Zweck nicht vollständig erreicht hätte, und dieser Entschluß ward ihm dadurch gar sehr erleichtert, daß ihn, als einen gründlich gebornen Heiden, die protestantische Taufe zum Christen eingeweihen nicht vermögend gewesen.

Doch gelang ihm die Verändrung seines Zustandes nicht ohne heftigen Kampf. Wir können nach unserer Ueberzeugung, nach genugsam abgewogenen Gründen, endlich einen Entschluß fassen, der mit unserm Wollen, Wünschen und Bedürfen völlig harmonisch ist, ja zur Erhaltung und Förderung unserer Existenz unausweichlich scheint, so daß wir mit uns völlig zur Einigkeit gelangen. Ein solcher Entschluß aber kann mit der allgemeinen Denkweise, mit der Ueberzeugung vieler Menschen im Widerspruch stehen, dann beginnt ein neuer Streit, der zwar bei uns keine Ungewißheit aber eine Unbehaglichkeit erregt, einen unaufruhigen Verdruß, daß wir nach außen hin uns zu Bruche finden, wo wir nach innen eine ganze Zahl zu sehen glauben.

Und so erscheint auch W. bei seinem vorgehabten Schritt, besorgt ängstlich, kummervoll und in leidenschaftlicher Bewegung, wenn er sich die Wirkung dieses Unternehmens, besonders auf seinen ersten Gönner, den Grafen Bünau, bedenkt. Wie schön, tief und trefflich sind seine erstaunlichen Aeußerungen über diesen Punkt!

Denn es bleibt freilich ein Uebel, daß die Religion verändert, mit einer Art von Makel behaftet, von der es unmöglich scheint sich zu reinigen. Wir sehen daraus, daß die Menschen den bedarf an Willkühr über alles zu schätzen wissen und um so mehr schätzen, als sie sämmtlich in Parteien getheilt ihre eigene Sicherheit und Dauer beständig im Auge haben. Hier ist weder von Gefühl noch von Ueberzeugung die Rede. Aushalten soll man, da wo uns mehr das Geschick als die Wahl hingestellt. Bei einem Volke, einer Stadt, einem Fürsten, einem Freunde, einem Weibe festhalten, darauf alles beziehen, deshalb alles wirken, alles ertragen und dulden, das wird geschätzt; Abfall dagegen bleibt verhaßt, Wankelmuth wird lächerlich.

War dieses nun die eine schroffe, sehr ernste Seite, so läßt sich die Sache auch von einer andern ansehn, von der man sie heiterer und leichter nehmen kann. Gewisse Zustände des Menschen, die wir keineswegs billigen, gewisse sittliche Flecken an dritten Personen haben für unsre Phantasie einen besondern Reiz. Will man uns ein Gleichniß erlauben, so möchten wir sagen, es ist damit, wie mit dem Wildpret, das dem feinen Gaumen mit einer kleinen Anbeutung von Fäulniß weit besser als frisch gebraten schmeckt. Eine geschiedene Frau, ein Renegat machen auf uns einen besonders reizenden Eindruck. Personen, die uns sonst vielleicht nur merkwürdig und liebenswürdig vorkommen, erscheinen uns nun als wunderbare, und es ist nicht zu läugnen, daß die Relationsveränderung Winckelmanns das Romantische seines Lebens und Wesens vor unserer Einbildungskraft merklich erhöht.

Aber für W. selbst hatte die katholische Religion nichts Anziehendes. Er sah in ihr bloß das Mask nkleid, das er umnahm, und drückt sich darüber hart genug aus. Auch später scheint er an ihren Gebräuchen nicht genugsam Selbstgefallen, ja vielleicht gar durch sehr Reden sich bei eifrigen Bekennern verdächtig gemacht zu haben, wenigstens ist die und da eine kleine Furcht vor der Inquisition sichtbar.

Gewahrwerden Griechischer Kunst.

Von allem Literarischen, ja selbst von dem Höchsten was sich mit Wort und Sprache beschäftigt, von Poesie und Rhetorik, zu den bildenden Künsten überzugehen, ist schwer, ja fast unmöglich: denn es liegt eine ungeheure Kluft dazwischen, über welche uns nur ein besonders geeignetes Naturell hinüberhebt. Um zu beurtheilen, in wie fern dieses Winckelmannen gelungen, liegen der Documente nunmehr genugsam vor uns.

Durch die Freude des Genusses ward er zuerst zu den Kunstschätzen hingezogen; allein zu Benutzung, zu Beurtheilung derselben bedurfte er noch der Künstler als Mittelspersonen, deren mehr oder weniger gültige Meinungen er aufzufassen, zu erdigiren und aufzuklären wußte, worauf denn seine noch in Dresden herausgegebene Schrift: Ueber die Nachahmung der Griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst, nebst zwei Anhängen, entstanden ist.

So sehr W. schon hier auf dem rechten Wege erscheint, so köstliche Grundsätzen diese Schriften auch enthalten, so richtig das letzte Ziel der Kunst darin schon aufgestellt ist: so sind sie doch, sowohl dem Stoff als der Form nach, dergestalt barock und wunderlich, daß man ihnen wohl verargen durchaus einen Sinn abgewinnen suchen möchte, wenn man nicht von der Persönlichkeit der damals in Sachsen versammelten Kenner und Kunstrichter, von ihren Fähigkeiten, Meinungen, Neigungen und Grillen näher unterrichtet ist, weshalb hier

se Schriften für die Nachkommenden ein verschlossenes Buch bleiben werden, wenn sich nicht unterrichtete Liebhaber der Kunst, die jenen Zeiten näher gelebt haben, bald entschließen sollten, eine Schilderung der damaligen Zustände, in so fern es noch möglich ist, zu geben oder zu veranlassen.

Lippert, Hagedorn, Oeser, Dieterich, Heinecke. Oesterreich lieben, trieben, beförderten die Kunst jeder auf seine Weise. Ihre Zwecke waren beschränkt, ihre Maximen einseitig, ja öfters wunderlich. Geschichten und Anekdoten cursirten, deren mannigfaltige Anwendung nicht allein die Gesellschaft unterhalten, sondern auch belehren sollte. Aus solchen Elementen entstanden jene Schriften Winckelmanns, der diese Arbeiten gar bald selbst unzulänglich fand, wie er es denn auch seinen Freunden nicht verhehlte.

Doch trat er endlich, wo nicht genugsam vorbereitet, doch einigermaßen vorgeübt, seinen Weg an, und so lange nach jenem Lande, wo für jeden Empfänglichen die eigentliche Bildungsepoche beginnt, welche sich über dessen ganzes Wesen verbreitet und solche Wirkungen äußert, die eben so viel als harmonisch seyn müssen, weil sie sich in der Folge als ein festes Band gegen höchst verschiedenen Menschen kräftig erweisen.

Rom.

Winckelmann war nun in Rom, und wer könnte würdiger seyn, die Wirkung zu fühlen, die jener große Zustand auf eine wahrhaft empfängliche Natur hervorzubringen im Stande ist. Er sieht seine Wünsche erfüllt, sein Glück begründet, seine Hoffnungen übertroffen. Verkehrt sieht seine Thaten um ihn her, mit Staunen wundert er durch die Reste eines Riesenalterthums, das Herrlichste, was die Kunst hervorgebracht hat, steht unter freiem Himmel unentgeltlich, wie zu den Sternen das Firmament, wendet er seine Augen zu solchen Wunderwerken empor, und jeder verschlossene Schatz öffnet sich für eine kleine Gabe. Der Ankömmling schreitet wie ein Pilgrim unbemerkt umher, dem Herrlichen und Heiligen naht er sich in anscheinbarem Gewand, noch läßt er nichts Einzelnes auf sich eindringen, das Ganze wirkt auf ihn unendlich mannigfaltig, und schon führt er die Harmonie voraus, die aus diesen entstehen, oft feindlich scheinenden Elementen zuletzt für ihn entstehen muß. Er beschaut, er betrachtet alles, und wird, auf das ja sein Behagen vollkommner werde, für einen Künstler gehalten, für den man denn doch am Ende so gerne gelten mag.

Wie uns ein Freund die mächtige Wirkung, welche jener Zustand äußert, geistvoll entwickelte, theilen wir unsern Lesern statt aller weitern Betrachtungen mit.

Rom ist der Ort, in dem sich für unsere Ansicht das ganze Alterthum in Eins zusammenzieht, und was wir alle bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfassungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, selbst anzuschauen. Wie Homer sich nicht mit andern Dichtern, so läßt sich Rom mit keiner andern Stadt, Römische Grund mit keiner andern vergleichen. Es gehört all einzig das Meiste von diesem Eindruck und nicht dem Gegenstande; aber es ist nicht blos der empfindende Gedanke, zu leben, wo dieser oder jener große Mann stand, es ist ein gewaltsames Hineinleben in eine von uns nun einmal, so wie auch durch eine nothwendige Täuschung, als eher und erhabener angesehene Vergangenheit, eine Gewalt, der selbst, wer weiter, nicht widerstehen kann, weil die Oede, in der die jetzigen Bewohner das Land lassen, und die unglaubliche Masse von Trümmern selbst das Auge dahin führen. Und da nun diese Vergangenheit dem innern Sinne in einer Größe erscheint, die allen Neid ausschließt, an der man sich überglücklich fühlt, nur mit der Phantasie Theil zu nehmen, ja an der keine andre Theilnahme nur denkbar ist, und dann den äußern Sinn zugleich die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Gestalten, der Reichthum der Vegetation, die doch wieder nicht üppig ist, wie in noch südlichern Gegenden, die Bestimmtheit der Umrisse in dem klaren Medium, und die Schönheit der Farben in durchdringender Klarheit verbietet, so ist hier der Naturgenuß reiner, von aller Beimischung entfernter Kunstgenuß. Ueberall senkt reifen sich Ideen des Contrastes daran, und es wird elegisch oder satyrisch. Für sich indeß ist es auch nur für uns so. Horaz empfand Tibur mehrmer, als wir Tivoli. Das bewies sein beatus ille, qui procul negotiis. Aber es ist auch nur eine Täuschung, wenn wir selbst Bayreuther Athens und Roms zu sein wünschten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Alterthum uns erscheinen. Es geht damit, wie wenigstens mir und einem Freunde mit den Alpen. Wie haben immer einen Aerger, wenn man eine bald zu räumende aussicht; es kann höchstens ein Gewinn für die Nachwelt bleiben auf Kosten der Phantasie seyn. Ich könnte für mich nur noch zwei solch schreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer politischen Stadt machen wollte, in der kein Mensch mehr Muße trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was denn die 72 Cardinäle verhüten mögen, so rede ich aus. Nur wenn in Rom eine so gottliche Anarchie, und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als die ganze Geschlecht.

Mengs.

Aber W. hätte lange Zeit in den weiten Kreisen alterthümlicher Ueberbleibsel nach den wirthlichen, seiner Betrachtung würdigsten Gegenständen umhergetastet, hätte das Glück ihn nicht sogleich mit Mengs zusammengebracht. Dieser, dessen eigenes großes Talent auf die alten und besonders die schönen Kunstwerke gerichtet war, machte seinen Freund sogleich mit dem Vorzüglichsten bekannt, was unserer Aufmerksamkeit werth ist. Hier lernte dieser die Schönheit der Formen und deren Behandlung kennen, und sah sich sogleich aufgefordert, eine Schrift vom Geschmack der Griechischen Künstler zu unternehmen.

Wie man aber nicht lange mit Kunstsachen umgehen kann, ohne zu finden, daß sie nicht allein von verschiedenen Künstlern, sondern auch aus verschiedenen Zeiten herrühren, und daß sämmtliche Betrachtungen des Orts, des Zeitalters, des individuellen Vermögens zugleich angestellt werden müssen: also fand auch Winckelmann mit seinem Gefährten, daß nur die Achse der ganzen Kunstkenntniß befestigt sey. Er hielt sich zuerst an das Höchste, das er in einer Abhandlung von dem Style der Bildhauerei in den Zeiten des Phidias darzustellen gedachte. Doch bald erhob er sich über die Einzelheiten zu der Idee einer Geschichte der Kunst, und entdeckte, als ein neuer Columbus, ein lange bedrücktes, gebundenes und beherrschtes, ja man kann sagen, ein todtes Land, das er kannten und wieder belebten.

Traurig ist immer die Betrachtung, wie oft durch die Natur, nachher durch das Einwirken mehrerer

Völker, und durch die daraus entstandene Verwirrung das Menschengeschlecht in eine so elende Lage gekommen, daß alle wahre, treue Bildung in ihren Fortschritten für lange Zeit gehindert, ja beinahe für alle Zukunft unmöglich gemacht werden.

Man mag in eine Kunst oder Wissenschaft hineinblicken, in welche man will, so hatte der gerade, richtige Sinn dem alten Beobachter schon manches entdeckt, was durch die folgende Barbarei und durch die barbarische Art sich aus der Barbarei zu retten, ein Geheimniß ward, blieb und für die Menge noch lange ein Geheimniß bleiben wird, da die höhere Cultur der neuern Zeit nur langsam ins Allgemeine wirken kann.

Vom Technischen ist hier die Rede nicht, dessen sich allmählich weise das Menschengeschlecht bedient, ohne zu fragen, woher es komme, und wohin es führe.

Zu diesen Betrachtungen werden wir durch einige Stellen alter Autoren veranlaßt, wo sich schon Ahnungen, ja sogar Andeutungen einer möglichen und nothwendigen Kunstgeschichte finden.

Velleius Paterculus bemerkt mit großem Antheil das ähnliche Steigen und Fallen aller Künste. Ihn als Weltmann beschäftigte besonders die Betrachtung, daß sie sich nur kurze Zeit auf dem höchsten Punkte, den sie erreichen können, erhalten wissen. Auf seinem Standorte war es ihm nicht gegeben, die ganze Spirale als ein lebendiges Ganze anzusehen, das einen unmerklichen Ursprung, einen langsamen Wachsthum, einen glänzenden Augenblick seiner Vollendung, eine stufenfällige Abnahme, wie jedes andere organische Wesen, nur in mehreren Individuen nothwendig darstellen muß. Er gibt daher nur sittliche Ursachen an, die freilich als mitwirkend nicht ausgeschlossen werden können, seinem großen Scharfsinn aber nicht genug thun, weil er wohl fühlt, daß eine Nothwendigkeit hier im Spiel ist, die sich aus freien Elementen nicht zusammensetzen läßt.

„Das wie den Rednern es auch den Grammatikern, Malern und Bildhauern gegangen, wird jeder finden, der die Zeugnisse der Zeiten verfolgt; durchaus wird die Vortrefflichkeit der Kunst von dem ersten Zeitraume umschlossen. Warum nun mehrere, ähnliche, tüchtige Menschen in sich einen gewissen Jahreskreis zusammenziehen und sich zu gleicher Kunst und deren Beförderung versammeln, bedenke ich immer, ohne die Ursachen zu entdecken, die ich als wahr angeben möchte. Unter den wahrscheinlichen sind mir folgende die wichtigsten. Nacheiferung nährt die Talente, bald reizt der Neid, bald die Bewunderung zur Nachahmung und schnell erhebt sich das mit großem Fleiß Geforderte auf die höchste Stufe. Schwer vervollkommnet sich's im Vollkommenen, und was nicht vorwärts gehen kann, schreitet zurück. Und so sind wir anfangs unsern Vordermännern nachzukommen bemüht, dann aber, wenn wir sie übertreffen, oder zu erreichen verzweifeln, ermüdet der Fleiß mit der Hoffnung, und was man nicht erlangen kann, verfolgt man nicht mehr, man strebt nicht mehr nach dem Besitz, den andere schon ergriffen, man späht nach etwas Neuem, und so lassen wir das, worinnen wir nicht glänzen können, fahren, und suchen für unser Streben ein ander Ziel. Aus dieser Unbeständigkeit, wie mich dünkt, entspringt das größte Hinderniß vollkommener Werke hervorzubringen.“

Auch eine Stelle Quintilians, die einen bündigen Entwurf der alten Kunstgeschichte enthält, verdient als ein wichtiges Denkmal in diesem Fache aufgezeichnet zu werden.

Quintilian mag gleichfalls, bei Unterhaltung mit Römischen Kunstliebhabern, eine auffallende Aehnlichkeit zwischen dem Charakter der Griechischen bildenden Künstler mit dem der Römischen Redner gefunden und sich bei Kennern und Kunstfreunden deshalb näher unterrichtet haben, so daß er bei seiner gleichmäßigen Aufstellung, da jedesmal der Kunstcharakter mit dem Zeitcharakter zusammenfällt, ohne es zu wissen oder zu wollen, eine Kunstgeschichte selbst darzustellen genöthigt ist.

„Man sagt, die ersten berühmten Maler, deren Werke man nicht blos des Alterthums wegen besucht, seyen Polygnot und Aglaophon. Ihr einfaches Colorit findet noch eifrige Liebhaber, welche dergleichen rohe Arbeiten und Anfänge einer sich entwickelnden Kunst den größten Meistern der folgenden Zeit vorziehen, wie mich dünkt, nach einer eigenen Sinnesweise.

Nachher haben Zeuris und Parrhasius, die nicht weit aus einander lebten, beide ungefähr um die Zeit des Peloponnesischen Krieges, die Kunst sehr befördert. Der erste soll die Gesetze des Lichtes und Schattens erfunden, der andere aber sich auf genaue Untersuchung der Linien eingelassen haben. Ferner gab Zeuris den Gott in mehr Inhalt, und machte sie völliger und ansehnlicher. Er selbst hierin, wie man glaubt, dem Homer, welchem die gewaltigste Form auch an den Weibern gefällt. Parrhasius aber bestimmte alles derjenige, daß sie ihn den Gesetzgeber nennen, weil die Vorbilder von Göttern und Helden, wie er sie überliefert hat, von andern als nothwendig befolgt und beibehalten werden.

Es dünkte die Malerei um die Zeit des Ptolemäus bis zu den Nachfolgern Alexanders, aber in verschiedenen Talenten. Denn an Sorgfalt ist Protogenes, an Ueberlegung Pamphilus und Melanthius, an Leichtigkeit Antiphilus, an Erfindung seltsamer Erscheinungen, die man Phantasien nennt, Theon der Samier, an Geist und Anmuth Apelles von niemanden übertroffen werden. Euphranorn betrunken man, daß er in Rücksicht der Kunsterforderniße überhaupt unter die besten gerechnet werden muß, und zugleich in der Maler- und Bildhauerkunst vortrefflich war.

Denn ihm Unterschied findet man auch bei der Plastik. Denn Kalon und Hegesias haben härter und den Toscanern ähnlich gearbeitet, Kalamis weniger streng, noch weicher Myron.

Fleiß und Zierlichkeit besitzt Polyklet vor allen. Ihm wird von vielen der Preis zuerkannt, doch damit ihm etwas abgehe, meint man, ihm fehle das Gewicht. Denn wie er die menschliche Form zierlicher gemacht, als die Natur sie zeigt, so scheint er die Würde der Götter nicht völlig ausgefüllet, ja er soll sogar das erhabne Alter vermieden, und sich über glatte Wangen nicht hinaus gewagt haben.

Was aber dem Polyklet abging, wird dem Phidias und Alkamenes zugestanden. Phidias soll Götter und Menschen am vollkommensten gebildet, besonders in Elfenbein seinen Nebenbuhler weit übertroffen haben. Also würde man urtheilen, wenn er auch nichts als die Minerva zu Athen oder den Olympischen Jupiter in Elis gemacht hätte, dessen Schönheit der angenommene Religion, wie man sagt, zu Statten kam, so sehr hat die Majestät des Werks dem Gotte sich gleichgestellt.

Lysippus und Praxiteles sollen nach der allgemeinen Meinung sich der Wahrheit am besten genähert haben; Demetrius aber wird getadelt, daß er hierin zu viel gethan; er hat die Aehnlichkeit der Schönheit vorgezogen.“

Literarisches Metier.

Nicht leicht ist ein Mensch glücklich genug, für seine höhere Ausbildung von ganz unbegünstigten Umständen die Hülfsmittel zu erlangen. Selbst wer das Beste zu wollen glaubt, kann nur das befördern, was er liebt und kennt, oder noch eher, was ihm nutzt. Und so war auch die literarisch-bibliographische Bildung dasjenige Verdienst, das W. früher dem Grafen Bünau und später dem Cardinal Passionei empfahl.

Ein Bücherkenner ist überall willkommen, und er war es in jener Zeit noch mehr, als die Lust merkwürdige und rare Bücher zu sammeln lebendiger, das bibliothekarische Geschäft noch mehr in sich selbst beschränkt war. Eine große Deutsche Bibliothek sah einer großen Römischen ähnlich. Sie konnten mit einander im Besitz der Bücher wetteifern. Der Bibliothekar eines Deutschen Grafen war für einen Cardinal ein erwünschter Hausgenosse, und konnte sich auch da gleich wieder als zu Hause finden. Die Bibliotheken waren wirkliche Schatzkammern, anstatt daß man sie jetzt, bei dem schnellen Fortschreiten der Wissenschaften, bei dem zweckmäßigen und zu großen Ankäufen der Druckschriften, mehr als nutzliche Vorrathskammern und zugleich als unnütze Grimmelkammern anzusehen hat, so daß ein Bibliothekar, weit mehr als sonst, sich von dem Gange der Wissenschaft, von dem Werth und Unwerth der Schriften zu unterrichten Ursache hat, und in Deutscher Bibliothekar Kenntnisse besitzen muß, die für's Ausland verloren wären.

Aber nur kurze Zeit, und nur so lange als es nöthig war, um sich einen mäßigen Lebensunterhalt zu verschaffen, blieb W. seiner eigentlichen literarischen Beschäftigung getreu, so wie er auch bald das Interesse an dem was sich auf kritische Untersuchungen bezog, sowie, weder Handschriften vergleichen noch Deutschen Gelehrten, die ihm über manches behülflich zu sein wußten.

Doch hatten ihm seine Kenntnisse schon früher zu einer vortheilhaften Einleitung gedient. Das Freundschaftsband der Italiäner überhaupt, besonders aber der Römer, daß aus mancherlei Ursachen etwas Geheimnißvolles. Dieses Geheimniß diese Absonderung, wenn man will, erstreckte sich auch über die Literatur. Gar mancher Gelehrter wünscht, sein Leben im Stillen einem bedeutenden Werke ohne jemals damit erscheinen zu wollen oder zu können. Auch fanden sich häufiger, als in irgend einem Lande, Männer, welche, bei mannigfaltigen Kenntnissen und Einsichten, sich schriftlich oder gar gedruckt mitzutheilen nicht zu bewegen waren. Zu solchen fand W. den Eintritt gar bald eröffnet. Er nennt unter ihnen vorzüglich Gisbert Cuper und Baldani, und erwähnt seiner zunehmenden Bekanntschaften, seines wachsenden Einflusses mit Vergnügen.

Cardinal Albani.

Ueber alles förderte ihn das Glück, ein Hausgenosse des Cardinals Albani zu werden zu sein. Dieser, der bei einem großen Vermögen und bedeutendem Einfluß, von Jugend auf eine entschiedene Kunstliebhaberei, die beste Gelegenheit sie zu befriedigen, und ein die aus Hunderte grenzendes Sammlerstück gehabt hatte, fand in späteren Jahren in dem Geschäft diese Sammlung wurdig aufzustellen, und so mit seinen Römischen Familien zu wetteifern, die früher auf den Werth solcher Schätze aufmerksam gewesen, sein höchstes Vergnügen, ja den dazu bestimmten Raum nach Art der Alten zu verschönen, war sein Geschmack und sein Lust. Es häufte ordnete sich an Gebäude, Saal an Saal, Halle zu Halle, Brunnen und Obelisken, Carpatiden und Basreliefe, Statuen und Gefäße fehlten weder im Hof- noch Gartenraum, indeß große und kleinere Zimmer, Galerien und Cabinette die merkwürdigsten Monumente aller Zeiten enthielten.

Im Vorbeigehen gedachten wir, daß die Alten ihre Anlagen durchaus gleicher Weise gefüllt. So überhäuften die Römer ihr Capitol, daß es unmöglich scheint, alles habe darauf Platz gehabt. So war die Via sacra, das Forum, der Palatin überdrängt mit Gebäuden und Denkmälern, so daß die Einbildungskraft kaum noch eine Menschenmasse in diesen Räumen unterbringen könnte, wenn ihr nicht die Wirklichkeit ausgegrabener Städte zu Hülfe käme, wenn man nicht mit Augen sehen könnte, wie eng, wie klein, wie gleichsam nur als Modell zu Gebäuden, ihre Gebäude angelegt sind. Diese Bemerkung gilt sogar von der Villa des Hadrian, bei deren Anlage Raum und Vermögen genug zum Großen vorhanden war.

In einem solchen überfüllten Zustande verließ W. die Villa seines Herrn und Freundes, den Ort seiner höhern und gesellschaftlichen Bildung. So stand sie auch lange noch, nach dem Tode des Cardinals, zur Freude und Bewunderung der Welt, bis sie in der alles verwandelnden und zerstreuenden Zeit ihres sämmtlichen Schmuckes beraubt wurde. Die Statuen waren aus ihren Nischen und von ihren Stellen gehoben, die Basreliefe aus den Mauern herausgerissen und der ungeheure Vorrath zum Transport eingepackt. Durch den sonderbaren Wechsel der Dinge führte man diese Schätze nur bis an die Thür. In kurzer Zeit gab man sie dem Besitzer zurück, und der größte Theil, bis auf wenige Juwelen, befindet sich wieder an der alten Stelle. Jenes erste traurige Schicksal dieses Kunstinstituts und dessen Wiederherstellung durch eine abenteuerliche Wendung der Dinge hätte Winckelmann erleben können. Doch wohl ihm, daß er dem irdischen Leid, so wie der zum Ersatz nicht immer einreichenden Freude, schon entwachsen war.

Glücksfälle.

Aber auch manches äußere Glück begegnete ihm auf seinem Wege, nicht allein, daß in Rom das Aufgraben der Alterthümer lebhaft und glücklich von Statten ging, sondern es waren auch die Herculanischen und Pompejischen Entdeckungen theils neu, theils durch Reid, Verheimlichung und Langsamkeit unbekannt geblieben, und so kam er in eine Ernte, die seinem Geiste und seiner Thätigkeit genugsam zu schaffen gab.

Traurig ist es, wenn man das Verbrannte als fertig und abgeschlossen ansehen muß. Kunstkammern, Galerien und Museen, zu denen nichts hinzugefügt wird, haben etwas Todte und Gespensterartiges; man beschränkt seinen Sinn in einem so beschränkten Kunstkreis, man gewöhnt sich solche Sammlungen als ein Ganzes anzusehen, anstatt daß man durch immer neuen Zuwachs erinnert werden sollte, daß in der Kunst, wie im Leben, kein Abschließendes wahre, sondern ein Unendliches in Bewegung sey.

In einer so glücklichen Lage befand sich W. Die Erde gab ihre Schätze her, und durch den immerfort neuen Kunsthandel bewegten sich manche alte Besitzungen an's Tageslicht, gingen vor seinen Augen vorbei, erweckten seine Neigung, erregten sein Urtheil und vermehrten seine Kenntnisse.

Kein geringer Vortheil für ihn war sein Verhältniß zu dem Erben der großen Stoschischen Besitzungen. Erst nach dem Tode des Sammlers konnte er diese kleine Kunstwelt kennen, und herrschte darin nach seiner Ein-

sicht und Ueberzeugung. Freilich ging man nicht mit allen Theilen dieser äußerst schätzbaren Sammlung gleich vorsichtig um, wiewohl das Ganze einen Katalog, zur Freude und zum Nutzen nachfolgender Liebhaber und Sammler, verdient hätte. Manches ward verschleudert; doch um die treffliche Gemmensammlung bekannter und verkäuflicher zu machen, unternahm W. mit dem Erben Stosch die Fertigung eines Kataloges, von welchem Geschäft und dessen Übereilung und doch immer geistreicher Behandlung uns die überschickte Correspondenz ein merkwürdiges Zeugniß ablegt.

Bei diesem auseinanderfallenden Kunstkörper, wobei der sich immer vergrößernden und mehr vereinigten Albanischen Sammlung, saße sich unser Freund geschäftig, und alles was zum Sammeln oder Forschen durch seine Hände ging, vermehrte den Schatz, den er in seinem Geiste angefangen hatte aufzuführen.

Unternommene Schriften.

Schon als W. zuerst in Dresden der Kunst und den Künstlern sich näherte, und in diesem Fach als Anfänger erschien, war er als Literator ein gemachter Mann. Er überfah die Bezirke, so wie die Wissenschaften in manchem Sinne. Er kannte und kannte das Alterthum, so wie das Würdige der Gegenwart, das Leben und den Charakters, selbst in seinem tiefgedrückten Zustande. Er hatte sich einen Styl gebildet. In der neuen Schule, die er betrat, forchte er nicht nur als ein gelehrter, sondern als ein gelehrter Junger seinen Meistern zu, er horchte ihnen ihre bestimmten Kenntniß leicht ab, und fing sogleich an alles zu nutzen und zu verbrauchen.

Auf einem höhern Sch ungefähr als zu Dresden, in einem höhern Sinne, der sich ihm geöffnet hatte, blieb er beschäftigt. Was er von Mengs vernahm, was die Umgebung ihm zuriefe, bewahrte er nicht etwa lange bei sich, ließ den frischen Most nicht etwa gähren und klar werden, sondern, wie man sagt, daß man durch Leben lerne, so lernte er im Entwerfen und Schreiben. Wie manchen Titel hat er und hinterlassen, wie manche Gegenstände benannt, über die ein Werk erfolgen sollte, und dessen Anfang gleich seine ganze antiquarische Laufbahn. Wir finden ihn immer in Thätigkeit, mit dem Augenblick beschäftigt, ihn dergestalt ergreifend und festhaltend, als wenn der Augenblick vollständig und befriedigend seyn könnte, und ehe sie sich wieder vom nächsten Augenblick belehren. Diese Ansicht dient zu Würdigung seiner Werke.

Daß sie so, wie sie da liegen, erst als Manuscripte auf das Papier gekommen, und sodann später im Druck für die Folgezeit fixirt worden, ding von unendlich mannigfaltigen, kleinen Umständen ab. Nur einen Monat später, so hätten wir ein anderes Werk, richtig an Gehalt, bestimmter in der Form, vielleicht etwas ganz anderes. Und eben darum bedauern wir höchlich seinen frühzeitigen Tod, weil er sich immer wieder umgeschrieben, und immer klarer formirt und manches Leben in seine Schriften eingeathmet hätte.

Und so ist alles, was er uns hinterlassen, als ein Lebendiges für das Lebendigen, nicht für die im Buchstaben Todten geschrieben. Seine Werke, verbunden mit seinen Briefen, sind eine Lebensdarstellung, und ein Leben selbst. Sie leben, wie das Leben der meisten Menschen, nur einer Vorbereitung, nicht einem Werke gleich. Sie veranlassen zu Hoffnungen, zu Wünschen, zu Ahnungen, wie man daran bessern will, so sieht man, daß man sich selbst zu bessern hatte, wie man sie tadeln will, so sieht man, daß man denselbigen Tadel, vielleicht auf einer höhern Stufe der Erkenntniß, selbst aussprechen möchte: denn Beschränkung ist überall unser Loos.

Philosophie.

Da bei dem Fortrücken der Cultur nicht alle Theile des menschlichen Wirkens und Umtreibens, an denen sich die Bildung erfindet, in gleichem Alterthum gedeihen, vielmehr, nach günstiger Beschaffenheit der Personen und Umstände, einer dem andern voreilet und ein allgemeineres Interesse erregen muß; so entsteht daraus ein gewisses eifersüchtiges Mißverhältniß bei den Gliedern der so mannigfaltig verzweigten großen Familie, die sich oft um desto weniger vertragen, je näher sie verwandt sind.

Zwar ist es meistens eine leere Klage, wenn sich bald diese oder jene Kunst- und Wissenschaftsbeflissene beschweren, daß gerade ihr Fach von den Mitlebenden vernachlässigt werde: denn es darf nur ein tüchtiger Meister sich zeigen, so wird er die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Raphael möchte nur immer heute wieder hervortreten, und wir wollten ihm ein Uebermaß von Ehre und Reichthum zusichern. Ein tüchtiger Meister weckt bravo Schüler, und ihre Thätigkeit ehrt wieder ihn und ihn.

Doch haben freilich von jeher die Philosophen besonders den Hof, nicht allein ihrer Wissenschaftsverwandten, sondern auch der Welt- und Lebensmenschen auf sich gezogen, und vielleicht mehr durch ihre Lage, als durch eigene Schuld. Denn da die Philosophie, ihrer Natur nach, an das Allgemeinste, an das höchste Anforderung macht, so muß sie die weltlichen Dinge als in ihr begriffen, als ihr untergeordnet ansehen und behandeln.

Auch verdammt man ihre dieß anmaßlichen Forderungen nicht ausdrücklich, vielmehr glaubt jeder ein Recht zu haben, an ihren Entdeckungen Theil zu nehmen, ihre Maximen zu nutzen, und was sie sonst reichen mag, zu verbrauchen. Da sie aber, um allgemein zu werden, sich eigener Worte, fremdartiger Combinationen und seltsamer Einleitungen bedienen muß, die mit den besondern Zuständen der Weltdinger und mit ihren augenblicklichen Bedürfnissen nicht eben zusammenfallen, so wird sie von denen geschmäht, die nicht gerade die Handhabe finden können, wobei sie allenfalls noch anzufassen wäre.

Wollte man aber dagegen die Philosophen beschuldigen, daß sie selbst den Uebergang zum Leben nicht näher zu finden wissen, daß sie gerade da, wo sie ihre Ueberzeugung in That und Wirkung verwandeln wollen, die meisten Fehlgriffe thun und dadurch ihren Credit vor der Welt selbst schmälern, so würde es hiezu an mancherlei Beispielen nicht fehlen.

W. beklagt sich bitter über die Philosophen seiner Zeit und über ihren ausgebreiteten Einfluß, aber mich dünkt, man kann einem jeden Einfluß aus dem Wege gehen, indem man sich in sein eigenes Fach zurückzieht. Sonderbar ist es, daß W. die Leipziger Akademie nicht bezog, wo er unter Gesner's Anleitung, und ohne sich um einen Philosophen in der Welt zu bekümmern, sich in seinem Hauptstudium bequemer hätte ausbilden können.

Doch steht, indem uns die Ereignisse der neuern Zeit vorschweben, eine Bemerkung hier wohl am rechten Platze, die wir auf unserm Lebenswege machen können, daß kein Gelehrter ungestraft jene große philosophische Bewegung, die durch Kant begannen, von sich abgewiesen, sich ihr widersetzt, sie verachtet habe, außer etwa die ächten Alterthumsforscher, welche durch die Eigenheit ihres Studiums vor allen andern Menschen vorzüglich begünstigt zu seyn scheinen.

Denn indem ſie ſich nur mit dem beſten, was die Welt hervorgebracht hat, beſchäftigen, und das Geringe, ja das Schlechtere nur im Bezug auf jenes Vortreffliche betrachten, ſo erlangen ihre Kenntniſſe eine ſolche Fülle, ihre Urtheile eine ſolche Sicherheit, ihr Geſchmack eine ſolche Conſiſtenz, daß ſie innerhalb ihres eigenen Kreiſes bis zur Bewunderung, ja bis zum Erſtaunen, ausgebildet erſcheinen.

Auch W. gelang dieſes Glück, wobei ihm freilich die bildende Kunſt und das Leben kräftig einwirkend zu Hülfe kamen.

Poeſie.

So ſehr Winckelmann bei Leſung der alten Schriftſteller auch auf die Dichter Rückſicht genommen, ſo ſind den wir doch, bei genauer Betrachtung ſeiner Studien und ſeines Lebensganges, keine eigentliche Neigung zur Poeſie, ja man könnte oder ſagen, daß die und da eine Abneigung hervorblicke, wie denn ſeine Vorliebe für alte gereimte Lutheriſche Kirchenlieder, und ſein Verlangen ein ſolches unverfälſchtes Geſangbuch ſelbſt in Rom zu beſitzen, wohl von einem tüchtigen, wackern Deutſchen, aber nicht eben von einem Freunde der Dichtkunſt zeugt.

Die Poeten der Vorzeit ſchienen ihm früher als Documente der alten Sprachen und Literaturen, ſpäter als Zeugniſſe für bildende Kunſt intereſſirt zu haben. Deſto wunderbarer und erfreulicher iſt es, wenn er ſelbſt als Poet auftritt, und zwar als ein tüchtiger, unverknaberer in ſeinen Beſchreibungen der Statuen, ja beinahe durchaus in ſeinen ſpätern Schriften. Er ſieht mit den Augen, er faßt mit dem Sinn unausſprechliche Werke, und doch fühlt er den unwiderſtehlichen Drang mit Worten und Buchſtaben ihnen beizukommen. Das vollendete Herrliche, die Idee, wer aus dieſe Geſtalt entſprang, das Gefühl, das in ihm beim Schauen erregt ward, ſoll dem Hörer, dem Leſer mitgetheilt werden, und indem er nun die ganze Rüſtkammer ſeiner Fähigkeiten muſtert, ſieht er ſich genöthigt, nach dem Kräftigſten und Würdigſten zu greifen, was ihm zu Gebote ſteht. Er muß Poet ſeyn, er mag daran denken, er mag wollen oder nicht.

Erlangte Einſicht.

So ſehr W. überhaupt auf ein gewiſſes Anſehen vor der Welt achtete, ſo ſehr er ſich einen literariſchen Ruhm wünſchte, ſo gut er ſeine Werke auszuarbeiten und ſie durch einen gewiſſen feierlichen Styl zu erheben ſuchte, ſo war er doch keineswegs blind gegen ihre Mängel, die er vielmehr auf das ſchnellſte bemerkte, wie ſich's bei ſeiner fortſchreitenden, immer neue Gegenſtände faſſenden und durchdringenden Natur nothwendig ereignen mußte. Je mehr er nun in irgend einem Aufſatze dogmatiſch und didaktiſch zu Werk gegangen war, deſto eher fand eine Erklärung eines Monumentes, dieſe oder jene Ausdeutung und Anwendung einer Stelle bedenklich und feſtgehalten hatte, deſto auffallender war ihm der Irrthum, ſobald er durch neue Data ſich davon überzeugt hielt. Deſto ſchneller war er geneigt, ihn auf irgend eine Weiſe zu verbeſſern.

Hatte er das Manuſcript noch in der Hand, ſo ward es umgeſchrieben; war es zum Druck abgeſendet, ſo wurden Verbeſſerungen und Nachträge hinterdrein geſchickt, und den allen dieſen Ausſchritten machte er ſeinen Freunden kein Geheimniß: denn auf Wunderlichkeit, Verdrießlichkeit, Verdroß und Rechthaberei ſtand ſein ganzes Weſen gegründet.

Spätere Werke.

Ein glücklicher Gedanke ward ihm, zwar auch nicht auf einmal, ſondern nur durch die That ſelbſt klar, das Unternehmen ſeiner Monumenti inediti.

Man ſieht wohl, daß jene Luſt neue Gegenſtände bekannt zu machen, ſie auf eine glückliche Weiſe zu erklären, die Alterthumskunde in ſo großem Maße zu erweitern, ihn zuerſt angeſteckt habe; dann tritt das Intereſſe hinzu, die von ihm in der Kunſtgeſchichte einmal aufgeſtellte Methode auch hier an Gegenſtänden, die er dem Leſer vor Augen legt, zu prüfen, da denn zuletzt der glückliche Vorſatz ſich entwickelte, in der vorausgeſchickten Abhandlung das Werk über die Kunſtgeſchichte, das ihm ſchon im Rücken lag, ſtillſchweigend zu verbeſſern, zu vermehren, zuſammenzudrängen und vieles nicht ſonder Freimüthigkeit aufzudecken.

Im Bewußtſeyn früherer Mißgriffe, über die ihn der Nicht-Römer kaum zurecht weiſen durfte, ſchrieb er ein Werk in Italiäniſcher Sprache, das auch in Rom gelten ſollte. Nicht allein befleißigt er ſich dabei der größten Anſtändigkeit, ſondern wählt ſich auch fremde ſcharfſichtige Kenner, mit denen er die Arbeit genau durchgeht, ſich ihrer Einſicht, ihres Urtheils auf das klügſte bedient, und ſo ein Werk zu Stande bringt, das alle Vermuthniß auf alle Zeiten übertreffen wird. Und er ſchreibt es nicht allein, er beſorgt es, unternimmt es und leiſtet als ein armer Privatmann das, was einem wohlbegründeten Verleger, was akademiſchen Kräften Ehre machen würde.

Papſt.

Sollte man ſo viel von Rom ſprechen, ohne des Papſtes zu gedenken, der doch Winckelmann wenigſtens mit über manche Gute tüchtigen laſſen?

Winckelmanns Aufenthalt in Rom fiel zum größten Theil unter die Regierung Benedict des XIV Lambertini, der als ein beſterer, behaglicher Mann lieber regieren ließ, als regierte; und ſo mögen auch die verſchiedenen Stellen, welche W. bekleidete, ihm durch die Gunſt ſeiner hohen Freunde mehr, als durch die Einſicht des Papſtes in ſeine Verdienſte geworden ſeyn.

Doch finden wir ihn einmal auf eine bedeutende Weiſe in der Gegenwart des Hauptes der Kirche; ihm wird die beſondere Auszeichnung dem Papſt aus den Monumenti inediti einige Stellen vorleſen zu dürfen, und er gelangt auch von dieſer Seite zur höchſten Ehre, die einem Schriftſteller werden kann.

Charakter.

Wann bei ſehr vielen Menſchen, beſonders aber bei Gelehrten, dasjenige was ſie leiſten, als die Hauptſache erſcheint, und der Charakter ſich dabei wenig äußert, ſo iſt im Gegentheil bei W. der Fall ein deſtoweniger beſonders und bemerkenswerth, weil ſein Charakter ſich immer dabei offenbart. Haben wir ſchon unter der Aufſchrift vom Antiken und Schönen, vom Schönheits- und Freundſchaftsſinne einiges Allgemeine zum Anfang auszuſprechen, ſo wird das mehr Beſondere hier gegen das Ende noch ſeinen Platz verdienen.

W. war durchaus eine Natur, die es redlich mit ſich ſelbſt und mit andern meinte; ſeine angeborne Wahrheitsliebe entfaltete ſich immer mehr und mehr, je ſelbſt-

ſtändiger und unabhängiger er ſich fühlte, je daß er ſich zuletzt die höfiſche Rückſicht gegen Irrthümer, die im Leben und in der Literatur ſo ſehr durchgedrungen iſt, zum Verbrechen machte.

Eine ſolche Natur konnte wohl mit Behaglichkeit in ſich ſelbſt zurückkehren, doch finden wir auch hier jene alterthümliche Eigenheit, daß er ſich immer mit ſich ſelbſt beſchäftigte, ohne ſich eigentlich zu beobachten. Er denkt nur an ſich, nicht über ſich, ihm liegt im Sinne was er vorhat, er intereſſirt ſich für ſein ganzes Weſen, für den ganzen Umfang ſeines Weſens, und hat das Zutrauen, daß ſeine Freunde ſich auch dafür intereſſiren werden. Wir finden daher in ſeinen Briefen, dem höchſten moraliſchen bis zum gemeinſten phyſiſchen Bedürfniß, alles erwähnt, ja er ſcheint es aus, daß er ſich von perſönlichen Kleinigkeiten lieber, als von wichtigen Dingen unterhalte. Dabei bleibt er ſich durchaus ein Räthſel, und erkannt manchmal über ſeine eigene Erſcheinung, beſonders in Betrachtung deſſen, was er war und was er geworden iſt. Doch ſo kann man überhaupt jeden Menſchen als eine vielfältige Charade anſehen, wovon er ſelbſt nur wenige Silben zuſammenbuchſtabirt, indeſſen andre leicht das ganze Wort entziffern.

Auch finden wir bei ihm keine ausgeſprochenen Grundſätze, ſein richtiges Gefühl, ſein gebildeter Geiſt dienen ihm im Sittlichen, wie im Aeſthetiſchen, zum Leitfaden. Ihm ſchwebt eine Art natürlicher Relation vor, wobei jedoch Gott als Urquell des Schönen und kaum als ein auf den Menſchen ſonſt thätiges Weſen erſcheint. Sehr ſchön beträgt ſich W. innerhalb der Gränzen der Pflicht und Dankbarkeit.

Seine Vorſorge für ſich ſelbſt iſt mäßig, ja nicht durch alle Zeiten gleich. Indeſſen arbeitet er aufs ſorgfältigſte, ſich eine Exiſtenz auf's Alter zu ſichern. Seine Mittel ſind edel; er zeigt ſich ſelbſt auf dem Wege zu jedem Zweck redlich, gerade, ſogar trotzig und dabei klug und beharrlich. Er arbeitet nie planmäßig, immer aus Inſtinct und mit Leidenſchaft. Seine Freude an jedem Gefundenen iſt heftig, daher Irrthümer unvermeidlich, die er jedoch bei lebhaftem Verſtehen eben ſo geſchwind zurücknimmt, als einſieht. Auch hier bewährt ſich durchaus ſeine antike Anlage, die Sicherheit des Punctes, von dem man ausgeht, die Unſicherheit des Ziels, wenn man gelangen will, ſo wie die Unvollſtändigkeit und Unvollkommenheit der Behandlung, ſobald ſie eine anſehnliche Breite gewinnt.

Geſellſchaft.

Wenn er ſich, durch ſeine frühere Lebensart wenig vorbereitet, in der Geſellſchaft anfangs nicht ganz bequem befand, ſo trat ein Gefühl von Würde bald an die Stelle der Einſchüchterung und Gewohnheit, und er konnte ſehr ſchnell ſich den Umſtänden gemäß betragen. Die Luſt am Umgang mit vornehmen, reichen und berühmten Leuten, die Freude von ihnen geſchätzt zu werden dringt überall durch, und in Abſicht auf die Leichtigkeit des Umgangs hätte er ſich in keinem beſſern Element als in dem Römiſchen befinden können.

Er bemerkt ſelbſt, daß die dortigen beſonders geiſtlichen Großen, ſo cerimoniös ſie nach außen erſcheinen, doch nach innen gegen ihre Hausgenoſſen bequem und vertraulich leben; allein er bemerkte nicht, daß hinter dieſer Vertraulichkeit ſich doch das cerimoniöſe Verhältniß des Herrn zum Knechte verbirgt. Alle ſüdlichen Nationen wurden eine unendliche lange Weile finden, wenn ſie gegen die Jüngern ſich in der fortdauernden, wechſelſeitigen Spannung erhalten ſollten, wie es die Nordländer gewohnt ſind. Reiſende haben bemerkt, daß die Sclaven ſich gegen ihre Türkiſchen Herren mit weit mehr Aiſance betragen, als nordiſche Hofleute gegen ihre Fürſten, und bei uns Untergebene gegen ihre Vorgeſetzten; allein wenn man es genau betrachtet, ſo ſind dieſe Achtungsbezeigungen eigentlich zu Gunſten der Unterdrückten eingeführt, die dadurch ihren Obern immer erinnern, was er ihnen ſchuldig iſt.

Der Südländer aber will Zeiten haben, wo er ſich gehen läßt, und dieß kommt ſeiner Umgebung zu gut. Dergleichen Scenen ſchildert W. mit großem Behagen, ſie erleichtern ihm ſeine übrige Abhängigkeit, und nähren ſeinen Freiheitsſinn, der mit Scheu auf jede Feſſel hinſieht, die ihn allenfalls bedrohen konnte.

Fremde.

Wenn W. durch den Umgang mit Einheimiſchen ſehr glücklich ward, ſo erlebte er deſto mehr Pein und Noth von Fremden. Es iſt wahr, nichts kann ſchrecklicher ſeyn, als der gewöhnliche Fremde in Rom. An jedem andern Orte kann ſich der Reiſende eher ſelbſt ſuchen und auch etwas ihm Gemäßes finden; wer ſich aber nicht nach Rom bequemt, iſt den wahrhaft Römiſch Geſinnten ein Gräuel.

Man wirft den Engländern vor, daß ſie ihren Theekeſſel überall mitführen, und ſogar bis auf den Aetna hinaufſchleppen; aber das nicht jede Nation ihren Theekeſſel, wenn ſie, ſelbſt auf Reiſen, ihre von Hauſe mitgebrachten, getrockneten Kräuterbündel aufraunt?

Solche nach ihrem eignen Maßſtab urtheilende, nicht um ſich der ſie umgebenden Verändrungen, anmaßliche, Fremde verwünſcht W. mehr als einmal, verſchwört ſie nicht mehr herumzuführen, und läßt ſich zuletzt doch wieder bewegen. Er ſchertzt über ſeine Neigung zum Schulmeiſtern, zu unterrichten, zu belehren, da ihm denn auch wieder in der Gegenwart durch Stand und Verdienſte bedeutender Perſonen gar manches Gute zuwächſt. Wir nennen hier nur den Fürſten von Deſſau, die Erbprinzen von Mecklenburg Strelitz und Braunſchweig, ſo wie den Baron von Riedeſel, einen Mann, der ſich in der Sinnesart gegen Kunſt und Alterthum ganz unſeres Freundes würdig erzeugte.

Welt.

Wir finden bei W. das unnachläſſende Streben nach Eſtimation und Conſideration, aber er wünſcht ſie durch etwas Reelles zu erlangen. Durchaus dringt er auf das Reale der Gegenſtände, der Mittel und der Behandlung; daher hat er eine ſo große Feindſchaft gegen den Franzöſiſchen Schein.

So wie er in Rom Gelegenheit gefunden hatte mit Fremden aller Nationen umzugehen, ſo erlebt er auch ſolche Conversionen auf eine geſchickte und thätige Weiſe. Die Ehrenbezeigungen von Akademien und gelehrten Geſellſchaften waren ihm angenehm, ja er bemühte ſich darum.

Am meiſten aber förderte ihn das im Stillen mit großem Fleiß ausgearbeitete Document ſeiner Verdienſte, ich meine die Geſchichte der Kunſt. Sie ward ſogleich in's Franzöſiſche überſetzt, und er dadurch weit und breit bekannt.

Das, was ein ſolches Werk leiſtet, wird vielleicht am beſten in den erſten Augenblicken anerkannt, das Wirkſame deſſelben wird empfunden, das Neue lebhaft aufge-

nommen, die Menschen erkannten, wie sie auf einmal gefordert werden; darinnegen eine kältere Nachkommenschaft mit einem Zahn an den Werken ihrer Meister und Lehrer herumnagen und Forderungen aufstellt, die ihr gar nicht eingefallen wären, hätten jene nicht so viel geleistet, von denen man nun noch mehr fordert.

Und so war W. den gebildeten Nationen Europens bekannt geworden, in einem Augenblicke, da man ihm in Rom genugsam vertraute, um ihn mit der nicht unbedeutenden Stelle eines Präsidenten der Alterthümer zu betrauen.

Unruhe.

Ungeachtet jener anerkannten und von ihm selbst öfters gerühmten Glückseligkeit, war er doch immer von einer Unruhe gequält, die, indem sie tief in seinem Charakter lag, zur mancherlei Gestalten annahm.

Er hatte sich früher kümmerlich behelfen, später von der Gnade des Hofs, von der Gunst mancher Gönner gelebt, wobei er sich immer auf das geringste Bedürfniß einschränkte, um nicht abhängig, oder abhängiger zu werden. Indessen war er auch auf das nächtigste bemüht, sich für die Gegenwart, für die Zukunft aus eigenen Kräften einen Unterhalt zu verschaffen, wenn ihm endlich die gelungene Ausgabe seines Kupferwerks die schönste Hoffnung gab.

Allein jener ungewisse Zustand hatte ihn geneigt machen seine Subsistenz bald dorthin bald dorthin zu setzen, bald sich mit geringen Verhältnissen im Hause eines Cardinals in der Vaticana und sonst unterzutreten, bald aber, wenn er wieder eine andere Aussicht vor sich sah, großmüthig seinen Platz aufzugeben, in dessen sich doch wieder nach andern Seiten umzusehen, und manchen Anträgen ein Gehör zu leihen.

Johann ist einer, der in Rom wohnt, der Reisende nach allen Weltgegenden ausgesetzt. Er sieht sich im Mittelpunkt der alten Welt, und die für den Alterthumsforscher interessantesten Länder nah um sich her. Groß-Griechenland und Sicilien, Dalmatien, der Peloponnes, Jonien und Aegypten, alles wird den Bewohnern Roms gleichsam angeboten, und erregt in einem, der wie W. mit Begierde des Schauens jederzeit ist, von Zeit zu Zeit ein unsägliches Verlangen, welches durch so viele Freunde noch vermehrt wird, die auf ihren Durchzügen bald vermöchte, bald erwecken jene Länder zu besuchen, bald abmahnen, bald, indem sie zurückkehren, von den Wundern der Ferne zu erzählen und aufzuzeigen nicht müde werden.

So will denn unser W. auch überall hin, theils aus eigenen Kräften, theils in Gesellschaft solcher wohlhabender Reisenden, die den Werth eines unterrichteten, sie umwelten Gelehrten mehr oder weniger zu schätzen wissen.

Noch eine Ursache dieser innern Unruhe und Unbehaglichkeit macht seinem Herzen Ehre, es ist das unwiderstehliche Verlangen nach anwesenden Freunden. Hier schwebt sich die Sehnsucht des Mannes, der sonst so sehr von der Gegenwart lebte, ganz eigentlich concentrirt zu haben. Er sieht sie vor sich, er unterhält sich mit ihnen durch Briefe, er sehnt sich nach ihrer Umarmung und wünscht die früher zusammenverlebten Tage zu wiederholen.

Diese besonders nach Norden gerichteten Wünsche hatte der Friede aufs neue belebt. Sich dem großen König darzustellen, der ihn schon früher ans Anfrage seiner Diener gewürdigt, war sein Stolz, den Fürsten von Dessau wiederzusehen, dessen hohe ruhige Natur er als von Gott auf die Erde gesandt betrachtete, den Herzog von Braunschweig, dessen große Eigenschaften er zu würdigen wußte, zu verehren, den Minister von Münchhausen, der so viel für die Wissenschaften that, persönlich zu preisen, dessen unsterbliche Schöpfung in Göttingen zu bewundern, sich mit seinen Schwestern zu unterhalten und vertraulich zu freuen, solche Neigungen konnten in seinem Herzen, in seiner Einbildungskraft wieder, mit solchen Bildern hatte er sich lange beschäftigt, lange gespielt, bis er zuletzt unglücklicherweise diesen Trieb gelegentlich folgt und so in seinen Tod rennt.

Sitzen war er mit Leib und Seele dem Italiänischen Zustand verwachsen, jeder andere schien ihm unerträglich, und wenn ihn der frühere Hinneigung durch das drückende

In Italien galten um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts Gori, Passeri, wie auch Bracci, für die trefflichsten Alterthumsforscher, besonders war der zuerstgenannte rühmlich bekannt. Alle drei waren Männer von gründlicher Gelehrsamkeit, aber nicht eben so vorzüglich in Hinsicht auf Kunstkenntnisse und Geschmack dung, daher im Urtheil über die Monumente, welche sie zu erklären gedichten, in der Vergleichung derselben mit andern, und in den daraus gezogenen Schlüssen gar manchen Fehlgriffen ausgesetzt.

Die in früherer Zeit schon aufgebrachte, aber von den erwähnten Gelehrten ebenfalls angenommene und fortgepflanzte viel zu gute Meinung vom Kunstvermögen der alten Etrurier, von der Anzahl so wie vom Gehalt der ihnen zuzuschreibenden Monumente war ein äußerst schädliches Vorurtheil, welches den Fortschritten der Alterthumskunde auf mancherlei Weise Hindernisse in den Weg legte.

Vielleicht besaß der Französische Graf Caylus wenigstr gründlr Kenntnisse, als einer der genannten Italiäner, er begünstigte aber solches durch lebhaftere Neigung für Kunstwerke, durch ein mehr thätiges anwendbares Talent und Urtheilsvermögen; auch ist seine Schreibart gefälliger, unterhaltender, welches meist Sprache, Vermögen, Stand, Einfluß, Bekanntschaften ꝛc. seine Schriften zu den gelesensten, seine Meinungen zu den geltendsten jener Zeit machte. Wenn wir uns daher bemühen, diese Meinungen näher auseinander zu setzen, so sprechen wir im gelindesten Falle auch zugleich den in der Alterthumskunde herrschenden Glauben aus, ehe die bessere Aufklärung durch Winckelmann statt gefunden.

Den alten Etruriern war man, wie oben bereits angemerkt worden, überhaupt allzu günstig, und auch Caylus schrieb denselben eine Menge Denkmale zu, welche ganz andern Völkern angehören. In noch größerer Achtung aber standen bei diesem Alterthumsforscher die alten Aegypter, denen er die anfängliche Erfindung der bildenden Künste zum hohen Verdienst anrechnete und vermeinte, daß Etrurier und Griechen dieselben aus Aegypten erhalten hätten.

Wir vermuthen nicht, daß eine so falsche Ansicht, welche geistlos handwerksmäßiges Nachahmen von eigentlicher Kunst und Genie nicht unterscheidet, vom Grafen Caylus selbst ursprünglich herrühre, wo und wann aber dieselbe ihren Anfang genommen, ist auszumachen außer den Gränzen unsers gegenwärtigen Vorhabens. Dergleichen mögen andere untersuchen, ob der Wahn, die Griechen hätten aus Etrurien, und um den Aegyptern den Ruhm der Erfindung der bildenden Künste unbankbar zu entreißen, ihre ältesten Kunstprodukte, als Zeugnisse, welche gegen sie gesprochen haben würden, absichtlich u. vertuscht — ob dieser, wie dieser Wahn ebenfalls ein älterer und verbreiteter war, oder ein dieser Nothbehelf, zu welchem sich Graf Caylus gedrungen sah, um das einmal angenommene System von Etruscischer Kunst und Kunstwerken zu stützen.

Ueber die in Geschmack, Styl und Behandlung so verschiedenen Epochen in der Kunst, so wie auch über das Charakteristische des Geschmacks der Kunstwerke verschiedener Völker, wollten sehr unsichre Begriffe. In den Geist der Kunst eindringende Beobachtungen anzustellen, wurde zu derselben Zeit beinahe gänzlich versäumt; man begnügte sich gewöhnlich mit Wahrnehmung äußerer Kennzeichen, doch wurden auch diese höchst selten mit gehöriger Schärfe und Genauigkeit aufgesucht. Daher finden sich von Caylus wahrscheinlich Etrurische Denkmale unter den Aegyptischen aufgeführt, ja sogar Alterthümliche den Römischen aus Zeiten sinkender Kunst beigemischt.

In solchem Zustand befand sich derjenige Theil der Alterthumskunde, der sich über Denkmale der bildenden Kunst erstreckt. Man ging meist, wie z. B. bei den obengenannten drei Italiänischen Gelehrten der Fall war, mit dürftigem Geschmack und noch ärmer an Kunstkenntnissen, einseitig vom Studium alter Sprachen, Geschichte und Fabel aus. Als aber ein durch seine Reisen und Umgang, durch Neigung und Talent zur Kunst mehrseitig gebildeter und fähiger Mann, wie Graf Caylus war, sich der Sache angenommen, so geschahen zwar einige Vorschritte, doch war der Ort seines Aufenthalts, Paris, damals noch weniger als jetzt für den Alterthumsforscher der günstigste. Zudem wirkten die Vorurtheile einer manierirten Malerschule nachtheilig auf seinen Geschmack und Kunstsinn, es mußte ihm also wohl unmöglich fallen, sich über alle alten, festgewurzelten Irrthümer zu freien und klaren Erkenntniß zu erheben.

Wir kommen nun auf Winckelmann, und werden, unserm Zwecke gemäß, die Resultate seiner für Geschmack, Kunst und Alterthumskunde wohlthätigen Bemühungen anzugeben versuchen.

Winckelmann erschien zu Rom als ein mit Kenntniß alter Sprachen wohl ausgerüsteter Gelehrter. Unter den Kunstschätzen zu Dresden hatte er sich vorher einige Zeit umgesehen, und ohne Zweifel durch dieselben seine natürlichen Anlagen geweckt. Die Gunst des Cardinals Alexander Albani, der ihm in Rom bald zu Theil wurde, nebst den freundschaftlichen Verhältnissen mit Mengs, mußten die Entwicklung und Ausbildung des Kunsttalents in ihm sehr vortheilhaft gewesen seyn. Unterdessen ist es wahrscheinlich, die Neigung zu scheinen Formen, wodurch, wie bereits angemerkt worden, Mengs als Künstler sich auszeichnete, habe überwiegenden Einfluß auf Winckelmannen gewonnen, und ihn verleitet, die Schönheit und hinge als das Hauptprincip der alten Kunst aufzustellen *, eine Behauptung, welche allerdings wahr ist, so lange man sie auf den ganzen Begriff von der Kunst ausdehnt, und hingegen eine höchst schädliche Wirkung haben muß, sobald man sie engherzig auf die Formen all. in einschränkt, wie leider noch von manchen geschieht. Im Uebrigen ist es gar nicht unwahrscheinlich, Winckelmann selbst sey dieses Unterschieds sich nicht mit völliger Klarheit bewußt gewesen, weil überall, wo er in seinen Schriften von der Schönheit der Theile spricht, es das Ansehen hat, als wäre er ausschließlicherweise der Form gewogen. Wird hingegen von einem vorzüglichen Kunstwerke überhaupt gehandelt, dann erzürnt nicht selten sein größer, den Alten verwandter Geist, und verkündet mit poetischer Ergießung die hohen innern Schönheiten, die Idee, welche der Künstler durch das Mittel edler abgewogener Formen zur Erscheinung gebracht hat.

Der irrigen Meinung, Etrurier sowohl als Griechen hätten die bildenden Künste von den Aegyptern erhalten, widersprach Winckelmann mit überzeugenden Gründen, und zeigte dagegen, daß solche aus dem allen Menschen innewohnenden Bildungs- und Nachahmungstrieb überall entsprungen sind. **

Die Monumente von Aegyptischem Geschmack, über welche, wie oben angemerkt worden, diese allgemeine und dazu unbestimmte Begriffe herrschten, ordnete er in drei Classen, nämlich in ächt Aegyptische Arbeiten, in Griechische und in Römische Nachahmungen derselben, nach Kennzeichen, die von jedem kunstgeübten Auge unfehlbar erkannt werden können. Ob man ihm dafür schon Dank schuldig sey, erwarte er sich doch bei weitem noch größere Verdienste durch seine Aufklärungen über

* Siehe die Monum. inedita Trat. preliminare. Cap. IV.

** Monum. inedita Trat. prelim. Cap. I.

die Monumente der Etrurischen Kunst. Dieses Fach diente im Reiche der antiquarischen Wissenschaften gleichsam zur Polterkammer, wohin alles, was schwer zu deuten oder sonst nicht gut zu gebrauchen war, bei Seite geschafft wurde. Die Alt-Griechischen Werke von Erz und Marmor wurden sämmtlich dahin verwiesen, ein Gleiches geschah auch mit den Vasen von gebrannter Erde, ohne Ausnahme; ja man findet bei Gorius*, sogar Aegyptische Arbeiten für Etrurische ausgegeben, und eben dieser sonst verdiente Alterthumsforscher tadelt einen Pater Paneratius, der von Sicilianischen Alterthümern schrieb, und ein bei Girgenti ausgegrabenes Gefäß von gebrannter Erde für Griechisch und nicht für Etrurisch hielt.**

Dies alten, schädlichen Vorurtheil, die immer neue Irrthümer hervorriefen, beschnitt Winckelmann so zu sagen an ihren Lebenswurzeln dadurch, daß er nachwies, die mehrerwähnten, bis dahin für Etrurisch gehaltenen, demalten Gefäße in gebrannter Erde seyen nicht zu denjenigen Arbeiten der in Italien angesiedelten Griechen. Ebenfalls muthmaßte er, daß auch die plastischen Werke vom sogenannten Etrurischen Geschmack, oder wenigstens einige derselben, alt-Griechische Monumente seyn könnten.*** Wenn er darüber nicht die zur Klarheit vollkommen Erkenntniß gelangte, so geschah solches, wie wir nicht zweifeln dürfen, aus der zufälligen Ursache, weil ihm zur Zeit seiner reifern Bildung kein günstige Gelegenheit sich darbot, zahlreiche Sammlungen acht Etrurischer Arbeiten, wie z. B. gegenwärtig die Florentinische Galerie eine aufweisen kann, mit gehöriger Muße zu durchforschen.

Wohr ist es freilich, daß durch die seither angestellten genauern Beobachtungen der alte Wahn von einstmaliger Blüthe der Etrurischen Kunst und ihrer weiten Ausbreitung immer mehr eingeschränkt, hinlänglich den Griechen ihre frühern Denkmale wieder zugeeignet worden sind. Aber man muß ebenfalls gestehen, dieser Gewinn sey blos mit dem uns von Winckelmann nachgelassenen Kapital erworben; denn was thaten seine Nachfolger anders, als in seine Fußstapfen treten, und was er begonnen, etwas vorwärts rücken?

Die schönen in Griechenland und später zu Rom entstandenen Monumente betrachtete Winckelmann zuerst unter kunstrichterischen Beziehungen, nach Kennzeichen des verschiedenen Geschmacks und Arbeit der verschiedenen Zeiten. Wir behaupten zwar keineswegs, daß solches jemand mit unverdrießlichem Erfolge geschehen, doch leistete er, und leistete zuerst, wie die Antiken, nach offenbaren Merkmalen, in einer folgenden und sichern, von dem Geschmack, dem Styl und der Arbeit gegründeten Folge zu ordnen sind, auf welchem Wege allein die in schriftlichen Nachrichten so mangelhaft auf uns gekommene Geschichte der alten Kunst nicht nur vollständiger, sondern auch — und dieses dürfte der wesentlichste Nutzen und Vortheil derselben seyn — gleichsam lebendig in den Monumenten selbst dargestellt werden kann.

Solche unschätzbare Erweiterungen erhielt die Kunde der alten Denkmale durch unsers Winckelmanns Bemühungen. Liest man indessen seine Schriften mit prüfender Aufmerksamkeit, so mag ohne Zweifel jeder bekennen, auch die letzten sogar, in manchen einzelnen Punkten zu Erinnerungen Gelegenheit geben, und zwar von Seiten des artistischen weder minder noch weniger gestaltet, als von Seiten des literarischen Theils gegen dieselben gemacht werden sind. Allein es wäre unbillige Strenge, sie auf diese Weise richten zu wollen. Ernste, auf's Allgemein gehende Betrachtungen über Winckelmanns Hauptwerk, die Geschichte der Kunst des Alterthums, müssen zu jeder jeden Gerechtdenkenden von der Unmöglichkeit überzeugen, daß ein Mensch allein eine solche große, nicht vorbereitete Unternehmung, in wenigen Jahren, für den Gelehrten sowohl als für den Kunstkenner durchaus fleckenlos sollte vollenden können. Wäre demnach jemand, der, wie Winckelmann gethan, nur für Anfänge halten wollte, so widersprechen wir demselben nicht geradezu; aber wir sagen, es sind große Grundlagen, welche unbeweglich fest stehen, und behaupten überdem kunt, in den ärgsten wichtigsten Punkten, welche die Kunde der schönen alten Denkmale fordern können, mag man Winckelmannen sich vertrauen, denn er hat mehr als kein anderer im Geist mit den Alten verwandelt, immer das Rechte gewählt, wenn auch nicht allemal deutlich ausgesprochen, und obwohl Widersacher gegen ihn aufgetreten sind, hat man sich dennoch genöthigt gesehen, seinen Lehren zu folgen.

Zum Beschluß wollen wir noch einige Blicke auf den gegenwärtigen Zustand der Alterthumskunde werfen, doch nur in dem artistischen Sinne, in welchem wir bisher Winckelmanns Bemühungen und Verdienste um dieselbe betrachtet haben.

In Hinsicht auf bessere Kenntniß der alten Monumente, zu nähern kunstgeschichtlichen Bestimmungen, sind im Allgemeinen keine bedeutende Schritte bisher geschehen. Noch werden die Werke des Aegyptischen Geschmacks in drei Classen, nämlich in acht Aegyptische, und ferner in Griechische und Römische Nachahmungen des Aegyptischen Geschmacks abgetheilt; die Kenner aber der frühern und späten Werke jener ersten Classe sind noch immer nicht erforscht.

Bisweilen, hülfesuchend dagegen, muß man sich, die Denkmale der ersten Epoche, somit für Etrurisch gehaltenen Muster als Alt-Griechische Kunstwerke zu betrachten; all in der Ruhm dieser bessern Erkenntniß darf Winckelmanns Nachfolgern nicht sehr hoch angerechnet werden, weil, wie wir oben gezeigt, durch das Hinüberweisen der bemalten Gefäße in gebrannter Erde zu den Griechischen Monumenten, ein solches Verrücken, man möchte wohl sagen, unvermeidlich geworden war.

Bedenken wir endlich noch was zur bessern Kunde der schönen Griechischen und Römischen Kunstdenkmale geschehen oder unternommen worden, so findet sich, daß auch darin seit Winckelmanns Zeit überhaupt keine bedeutenden Fortschritte gethan worden sind. Zwar haben die stimmführenden gelehrten Forscher die Dürftigkeit an einiger alten Monumente, mit zahlreichern Kenntnissen ihrer Art, gut und wahrscheinlicher ausgeglichen, oder da, wo das Urtheil aus innern Gründen hervorgehen soll, wo Kunstwerth, Zeitgeschmack und Styl zu erkennen, zu würdigen waren, leisteten sie wenig Nutbares; ja bei genauer Rechnung dürfte die Summe des Verdunkelten vielleicht nicht geringer, als die des Aufgehellten ausfallen. Viel zu oft ließ man sich von unsichern, äußern Kennzeichen der oft zufälligen Ausgrabungsstätten der Monumente, so Trugschlüssen und Täuschungen der Monumente, in Irrgeschlüssen und Täuschungen der Monumente, in Irrgeschlüssen und Täuschungen der Monumente, in Irrge

mehr jeden Nebenumstand in Erwägung ziehen, prüfen und vorsichtig benutzen, aber den überwiegenden Ansichten auch jedesmal den höhern und entscheidenden Werth zugestehen.

Der große Vorzug, den Winckelmann als Alterthumsforscher über seine Vorgänger, Zeitgenossen und bedeutendsten Nachfolger behauptet, die Ursache warum, ungeachtet einzelner Ansichtungen, seine Schriften ewig unendlen Freunden des Alterthums immer noch vor andern nutzbar und werth geblieben sind, besteht in dem Zusammenwirken gelehrter Kenntnisse mit lauterm Kunstsinn: Eigenschaften, die sich in solchem Maße fast nie vereint gefunden, und zugleich Eigenschaften, die keinem Alterthumsforscher zu erlassen seyn dürften, welcher mit glücklichem Erfolg auf der von Winckelmann gebrochenen Bahn fortzuschreiten gedenkt. Ein solcher Geschmack allein wird, ohne hinlängliche Bekanntschaft mit der alten Literatur, nicht überall ausreichen, noch weniger sind bloß gelehrte Kenntnisse zulänglich, wenn sie nicht durch richtigen Geschmack unterstützt und von der Fähigkeit begleitet sind, den Geist der Alten, den höhern poetischen Gehalt ihrer vorzüglichsten Kunstgebilde aufzufassen. Hätte Mengs literarische Kenntnisse besessen und minder ängstlich die Form verehrt, wahrscheinlich würde mehr Harmonie zwischen seinen frühern und spätern Meinungen, über die berühmtesten antiken Statuen, zu bemerken seyn, oder deutlicher gesagt, er würde, was er unter Winckelmanns Einfluß gut und richtig begriffen zu haben schien, durch spätere Aeußerungen nicht aufgehoben. Hätten die seit Winckelmanns aufgetretenen gelehrten Forscher einen an den alten Monumenten geschärften Unterscheidungsgabe der Verschiedenheiten des Styls, der Arbeit und des Geschmacks nicht gar zu oft ermangelt, hätten sie sich vom Stoff oder vom Wort weniger bestechen lassen, so würde mancher den Gang der antiquarischen Wissenschaften aufhaltende Irrthum entweder unterblieben seyn, oder doch weniger Theilnehmer und Verbreiter gefunden haben.

III.

Die mir von Ihnen mitgetheilten Briefe Winckelmann's ergänzen vortrefflich das Bild, das man sich von dem großen und liebenswürdigen Menschen aus den früher gedruckten machen konnte. Gewiß werden Ihnen für dies lange vorenthaltene Geschenk alle Freunde der Kunst und einer künstlerisch betriebenen Gelehrsamkeit danken. Wir haben diese Briefe nach vielen anstrengenden Arbeit der letzten Monate einen einzigen Genuß zu jedem ich halb und öfter zurückzukehren wünsche. Dazu wird die von Ihnen vorgeschlagene Nachweisung der Zeitfolge aller seiner nunmehr bekannt gemachten Briefe eine neue Einladung werden, weshalb ich Sie angelegentlich und, ich wage zu sagen, im Namen vieler Leser ersuche, die Sache ja nicht außer Acht zu lassen. Gut so wird es recht angenehm werden, den Mann von dem Anstritt aus Rothwendigkeit an, auf seiner schönen Bahn fortschreitend zu begleiten, um da durch alle seine Bemühungen und unvollendeten Entwürfe dahin gelangen und das werden zu sehen, was ihm das Schicksal erauben, das über jeden Schritt seines Lebens mit nachtheiliger Macht gebot.

Zu bedauern ist es indessen, daß wir nur allgemeine Data zur Kenntniß seiner ersten Bildung haben. Denn selbstem es den Erziehungskünstlern gelungen ist, dem Genius der Zeit überhand, die wahren Würde des Geistes fürdernden Studien zu verdrängen, und die besten Kräfte fast allein solchen Wissenschaften zuzuwenden, wodurch Gewerbe und Finanzen und Krieg zu Lande und zu Wasser gehoben, seitdem bleibt für jeden, der die und da den unverdorbenen Jüngling mit fremder Stimme in ein edleres Leben rufen möchte, außer den Alten, die man aus ihren Schulwinkeln noch nicht ganz verbannte, nichts anderes übrig, als Geschichte der Erziehung und Bildung von Männern, die im Kampf mit den Hindernissen der Zeit und den innern Schwierigkeiten der Sachen durch angestrengte Kraft das höchste in dem gewählten Kreise erstrebten. Sie etwas gab uns vor kurzem über sich selbst der geistvolle Historiker Schlözer, in einer Schrift, die in gewissen Sachen das Handbuch jedes künftigen Gelehrten seyn sollte. Auch leben noch einige andere Männer, von welchen sich einst etwas Aehnliches erwarten läßt, nämlich getreue Darstellung des Ganges ihrer Studien und der Bildungsmittel, wodurch sie sich den Bezauberungen des gewaltigen Genius entrissen und über ihr Zeitalter erhoben.

Wer, der Winckelmann und das Alterthum liebt, wünschte nicht etwas der Art von dessen eigener Hand geschrieben? Seine Kinds-it, das entscheidende Alter des Lebens, fiel in den Zeitraum, wo in Deutschland bei fast bestehenden Einrichtungen öffentlicher Schulen die mangelhaften Einsichten vieler Lehrer weniger schädlich wurden, wo in den Haus- in den mittlern und gemeinen Stunden noch alle die Tugenden in Ehren waren, woraus ächte kräftige Charaktere erwachsen; wo das Geschäft, Menschen zu bilden, noch nicht mit Ansprüchen speculativer Wissenschaft erschienen, von manchem gewöhnlichen Handwerksmanne neben der täglichen Arbeit, fast ohne die dunkelste Idee von Kunst, trefflich ausgeführt wurde.

Was hoch die erste Bildung, die W. erhielt, mehr darauf angelegt seyn, in seiner herrlichen Natur nur nichts zu verderben: es ist sehr wahrscheinlich bei den hiesigen Anstalten, die damals die Erziehung machte: es war vielleicht nur diese glücklicher für ihn. Denn Schulen, die eine höhere Weihe mit in's Leben bringen, bedürfen, wie Platon sagt, gleich dem Golde der Athenischen Burg, bloß sorgsame Aufbewahrung, welche dem Erziehungskünstler, der selbst dem Göttlichsten seinen gemeinnützigen Stempel aufzwingt, nicht ohne Gefahr anvertraut wird. An W's gelobten Kenntnissen aber ich im fremd. Pfl ge den geringsten Antheil gehabt zu haben. Der blind geworbene Rector, dessen Führer er wurde, ließ ihn für diesen Dienst in seiner kleinen Bibliothek schalten, woraus er nach dem Antriebe seiner guten Laune las, am meisten alte Sprachen. Er vornehmlich darüber, wie man uns berichtet, fast alle Ausgaben in der Muttersprache, d. i. in dem mehlsichen Deutsch oder Undeutsch vor A. 1740. So weit war damals noch die Pädagogik zurück, der solchen Unheil geschehen zu lassen; obwohl schon einige zu Stendal, vermuthlich die Gelehrten des Orts, die Adneigung des jungen Menschen studium fanden. Bei ihm selbst lösen wir hier die Aeußerung, daß er beinahe in allem sein eigener Lehrer gewesen. Die allgemeinern Berkenntniß in Geschichte und alten Sprachen mag er bald durch Unterweisung jüngerer Schüler erweitert und lebendiger gemacht haben; zu welchem vorzüglichen Hülfsmittel der Selbstbildung ihm glücklicherweise seine Umstände nöthigten. Eine kurze Zeit vor den akademischen Jahren gibt er noch, wie gleichfalls erzählt wird, auf eines der Berlinischen Gymnasien, und setzte dabei jenen Unterricht fort, doch erwähnt niemand, ob er zu Berlin Lehrer gefunden, die ihn mit den classischen Schriften und mit alter Literatur vertrauter gemacht, etwa solche, wie die kenntnißvollen Verfasser der Märki-

schen Sprachlehren waren. Wie es scheint, war es nicht der Fall, indem bereits damals solche Schulmänner an den meisten Orten seiner wurden.

Von so unbedeutend und von schwachem Einfluß auf seine Entwickelung muß sein Hallisches Leben gewesen seyn, besonders in Anführung der Kenntniß, auf denen die Unsterblichkeit seines Namens beruht. Es muß ein seltsam planloses und zerstreutes Studiren gewesen seyn, daß er hier ins dritte Jahr fortfuhr. In Fridericiana, schreibt er dem Grafen Bünau, parum suppetiarum fuit ad manum. Græca auro cariora. Eigentlich bekannte er sich nach dem Wunsche seiner Aeltern zum Theologen; allein so wenig er sich bei der Armuth jüdischen Ansehens des Waisenhauses nährte, eben so sollten scheint er die theologischen Hörsäle besucht zu haben. Nur einen einzigen Gelehrten erwähnt er, wenn ich mich recht erinnere, unter den damaligen dürftigen Lehrern als den seinigen. Das ist ein gewisser Gottfr. Sellius*, ein schon länglt in Deutschland verschollener Mann, von mannigfacher und achtungswerther Gelehrsamkeit, der in der That, wie in den Wissenschaften, etwas weit umherschwärmte, und durch manchfalt böse Gerüchte ging, wenn auch jene bei W. z. B. wort; endlich beschloß er seine Laufbahn nach der Mitte des Jahrhunderts zu Paris als Französischer Schriftsteller und Uebersetzer. Es hat viele Wahrscheinlichkeit, daß er derselbe sey, den W. in einem Brief an Walther** als einen ihm ganz unbekannt in Rom bekannte. In Halle, wohin W. im Jahr 1758 kam, stand dieser Sellius auf ein paar Jahre als Professor der juristischen und philosophischen Facultät; vorher hatte er sich in Holland aufgehalten, wo er 1755 die berühmte Schrift: Historia naturalis teredinis schrieb, worauf er theils wenigen Juristischen, theils 1758 eine Experimental-Probe darausgab. Ob er vielleicht in dieser Wissenschaft, oder in welcher sonst er unsern W. zum Zuhörer hatte, ist unbekannt; aber es hat das Ansehen, als ob der Jüngling nur solche Vorlesungen gehört habe, wo ihn entweder Gelehrsamkeit oder Geist der Untersuchung anzog, gleichviel, auf was für Gegenstände sie gingen. So entdeckt er von seinem folgenden Aufenthalte zu Jena, daß er sich dort den mathematischen und medicinischen Studien ergeben zu den letztern hatte er gleich anfangs die meiste Neigung und dem Jenaischen Hundertger, der als Professer der Physik und Medicin eben in seiner Blüthe stand, vieles verdankt. Noch verdient von Halle nicht vergessen zu werden, daß hier die Ludewigische Bibliothek, die mathematik, wie es bei solchen Gelehrten oft, in Unordnung geraten, W. ein ganzes halbes Jahr hindurch die erst Gelegenheit gab, sich im Ordnen von Büchern zu üben, wobei er das Vergnügen hatte, aus dem Munde des berühmten Burgravischen Bruders principia, von Feudal- und Deutschem Staatsrecht zu empfangen.

Kaum sollte man meinen, es könnte jemand nach solchen Studien ein ehrsames Aequatis von der Universität mitnehmen, sofern derselben gepflogen auf den Besuch von Vorlesungen sehen, um wo möglich ein handwerksmäßiges Studiren unter öffentlichen Ansehen zu bezeichnen. Mehr war W. vollends weit zu seinem künftigen Berufe, zu wünschen zu dem seinigen, der ihm selbst noch verborgen war. Wahrscheinlich aber würde er auf keiner andern hohen Schule von Deutschland für die Examente seiner nachmaligen Landesgenossen viel mehr gewonnen haben, außer eine zu Leipzig, wo Gelehrsamkeit und Gründlichkeit im Studium Ton war, und wo damals, neben andern Lehrern der classischen Literatur, Christ eine kleine Anzahl von Zuhörern auch mit den Ueberbleibseln alter Kunst bekannt machte, und durch Vortrag besser als durch seine Belesenheit in Schriften wirkte. Vielleicht machte indeß W., als er beim Grafen Bünau war, und zurückdenkend während des Aufenthalts zu Dresden, Gebrauch von den handschriftlich herumgehenden Heften des Christ'schen sogenannten Collegium litterarium, worunter es manche nutzbare Notiz, selbst über das Technische der Kunstwerke, aber freilich keinen allgemeinen Geist des Alterthums finden konnte. Gegen die später auftretenden Kunstschreiber stand aber jener Mann wirklich sehr hoch, auch begeistre ihn sie und das W. seine Hochachtung, wie ihm von den Schülern des engern Kreises, z. B. einem Reiz, der mich oft von ihm unterhielt, warme Liebe und Achtung nach dem Tode (1756) zu Theil wurde.

War lange auf einer Universität lebte, und das Betriebe der Wissenschaft mit ansah, aber auch selbst näheren Theil daran nahm, muß auf unangenehme Betrachtungen führen, wenn er bemerkt, wie selten die vorzüglichen Köpfe dadurch in denselben Weg gebracht wurden. W. scheint seiner eigentlich Bestimmung erst in den acht Jahren, die er theils als Hofmeister, theils als Conrector der Schule zu Seehausen verlebte, am etwas nähe getreten zu seyn. In der letztern Stelle fing er zuerst ein ernsteres Studium der Griechen an, so daß er dem Gr. Bünau rühmen konnte, er lese sie in Sophokles nicht aus der Hand, und hatte sein Exemplar mit vielen Bemerkungen und Vorschlägen zur Verbesserung des Textes bekritzelten. Hierbei mußten gleichwohl der Lernbegier des gedrückten Schulmanns alle jene Hülfsmittel ab gehen, die damals von den Gelehrten in England und Holland für Griechische Literatur erschienen, und er sich sehr ohne Zweifel auf die Heroen der Wissenschaften aus dem 15ten Jahrhundert einzuschränken. Denn in Deutschland gab es eigentlich kein Studium des Alterthums anders, als in dem nemlichen Sinne von Brot verdienenden Disciplinen. Glaube man doch noch viel später nicht, daß solche Kenntnisse als unabhängig und für sich bestehend auftreten könnten; einer der lautesten Stimmführer meinte ganz neuerlich, es würde wollig um sie geschehen seyn, wenn sich endlich die moderne Cultur andere Canäle als durch Bibel und Corpus Juris ergösse. So las und arbeitete man denn damals die Alten, um sich besser zur Auslegung des Neuen Testaments und des Justinianischen Textes vorzubereiten, wiewohl einige vorgreifende Männer die Sache mehr als gründlicher trieben, und selbst im Fache der Theologie schrieben, als in der letzten Hälfte des Jahrhunderts, seit dem Aufkommen der Deutschen Gründlichkeit, diese Aktivität von außen ich schwerlich, wie Meier anleitete, von den wissen Philologen abgeht.

W. erlebte die Französische Aktivität noch in Deutschland (1750), welcher zwei Jahre später die erste Beförderung Anfangsung der humaniora et optima methodus erudiendæ juventutis honestioris nachfolgte. Beide den Alten unbekannte, und noch viel mehr weit über unsere Grenzen hinausgehende Wissenschaften haben seitdem in Deutschland so viel Pflege erhalten, und so viele Köpfe sich damit, daß die Anfänge derselben wohl ein vollständiges Ansehen gewinnen, wenn gleich W. an keiner von beiden Antheil nahm. Denn wäre eher zu wünschen gewesen, daß er den Muth gehabt hätte, wie so viele andere Deutsche um jene Zeit thaten, auf einige Zeit nach London zu wandern, um nach alter Art die Grundsätze der alten Sprachen daraus zu lernen, die er der Sachsen Jugend mit so sehr allgemeinem Beifall lehrte. Allein das Schicksal leitete W. einen andern Weg, auf dem er, unter Gefahr wenigstens

* S. Zedler Lexik.

** S. Ms. Dem. Samml.

gelehrt zu werden, bald eine Gattung von Studien neu beleben oder vielmehr schaffen sollte, die von den Besten verlin einsitzig, von wenigen stillen Kennern mit Geschmack, von niemand mit dem Zudringlichen dazu nothwendigen Fertigkeiten und Vorkenntnisse, mit Einsicht in die Kunst, und mit einem dem Alterthum gleichen stimmen Geist getrieben wurden.

Die Jahre, welche er seit seinem dreißigsten in der Rathmiger Bibliothek des Grafen B. hinbrachte, waren für ihn die einzige Zeit glücklicher Muße. Hier erst lernte er ohne Zweifel die besten Subsidien in Ausgaben und Commentaren kennen, und legte den Grund zu den vielfältigen Kenntnissen der Literatur, die man überall bei ihm antrifft. Was ihn aber als Bibliothekar am meisten auszeichnet, ist die nächstens Sachkündigkeit, womit er sich den Verfertigern entlegen, denen der Ueberfluß zu leichter Hülfsmittel den gewöhnlichen Kopf ausfüllt. Er wurde hier weder ein Literator, der, ohne sich um den Gehalt von Büchern zu bekümmern, Titel, Format, Jahrzahlen der Buchdrucker und andere typographische Merkwürdigkeiten dem Gedächtniß aufladet, und darüber die Denkwürdigkeiten der Literatur versäumt, kurz ein lebendiger Bücher-Katalog, noch ein aufgedunsener Compilator, der tiefsinnig in der Alterthumskunde sich dem kleinen Dienste widmet, um die und da ein historisches Datum in's Klare zu bringen, oder ein Häufchen Materialien für einen das Ganze umfassenden Schriftsteller zu bereiten. Er schrint seinen subalternen Bibliotheksdienst, außerdem daß er ihm das Fortkommen in der Welt erleichterte, zur Einsammlung weniger und gelegener, übrigens gar nicht pedantisch einsitziger Kenntnisse genutzt zu haben. Pflichtliebe und Dankbarkeit gegen den Mann, der ihn aus dem Schulstaube gezogen, machte ihm dabei solche Arbeiten erträglich, wie Excerpten für dessen Reichsgeschichte, für Deutsches Staatsrecht ꝛc. aus Büchern, deren Titel ihm kaum der Erhaltung werth seyn konnten. Aber in den Stunden, die ihm die Berufsarbeiten übrig ließen, muß er sich nicht bloß mit leichten Auszüge zu eigenem kunftigen Gebrauch gemacht, sondern auch einige der großen Schriftsteller Griechenlands im Zusammenhange gelesen haben. Zu dem ersteren Zweck mußten ihm vornehmlich die Schriften der Akademie der Inschriften nützlich seyn, in deren Mitte auch Caylus seine antiquarische Laufbahn begann. Ueberall darf das Verdienst dieser gelehrten Gesellschaft um die fruchtbare und den Beiträgen neuerer Zeit gemäße Behandlungsart des Alterthums nicht verkannt werden, um so weniger, da Deutsche Philologen der letzten Decennien, die den Strom solcher Kenntniß auch zu den Weitesten leiteten und weniger tief machten, das Muster der Franzosen mehr als irgend eines andern Volks befolgten. Was weltläufertheste Lectüre zeigte sich demnach gleich in den ersten Schriften, mit welchen er auftrat; bald nachher aber, als er zum Schauen alles dessen gelangte, worüber er bisher nur Bücher befragen konnte, mit welcher literarischen Kunde aller Zeitalter sieht man ihn hervortreten und sich bei den gelehrten Antiquaren Italiens Achtung oder Neid verdienen! Wenn die müssen derselben, wie auch der Graf Caylus, mühsam zusammentrugen, was zur Erläuterung eines Gegenstandes diente, floß B. aus den öfter besuchten Quellen alles zu, was zur Sache gehört; selten entgeht ihm auf lange Zeit etwas des wirklich Brauchbaren: das Ueberflüssige hingegen verschmäht er und allen Citatenprunk, den der Unbelesene so leicht aus den ruckwärts durchmusterten Büchern wie Cacus die gestohlenen Rinder in seine Höhle schleppt, zur Blendung bieder Augen zusammenkarrt. Seine Maxime, nicht zwei Worte zu gebrauchen, wo sich mit Einem ausreichen ließe, thätig sein auch in dieser Hinsicht zur Nachsicht, und giebt allen seinen Schriften ein schönes Maß und eine würdige Einfalt, die wenige Arbeiten der Neuern haben.

Bedenke man zunächst, daß seine mehresten Werke ihm nicht lange unter Händen waren, wie schon die Menge verräth, die er in 15 Jahren herausgab, und daß er oft im Jahre der Vollendung einer Handschrift weit gelehrter war als sein Buch, manchmal gar vor dem Abdrucke, der sich mißlich anlangen ließ verzögerte, ohne ihm doch Zusätze und Verbesserungen zu gestatten. Nicht jeder möchte unter diesen Umständen gern geschrieben haben. Was würde er, der besonders zur Aufklärung der Zeitgenossen jenseits der Alpen arbeitete, in spätern Jahren gethan haben, wenn eine auf die Nachwelt ganz berechnete, sorgsam glättende Kritik dem Aufschwunge der Begeisterung nicht mehr Eintrag thun könnte, zumal wenn er die Hülfe einer mit allen neu erschienenen Forschungen über das literarische Alterthum versehenen Bibliothek gehabt hätte. Denn gerade diese günstigere Lage war es ja, was manchem Gegner W's die Feder in die Hand gab. Die besten unter ihnen hätte sich W. zu Herbeischaffung tüchtigen Stoffes für die Geschichte der Kunst wünschen mögen; so aber beackerte er dorin einen Boden, worauf er so wenige Vorgänger hatte, daß eine kleine Ueberlegung vor einer solchen Arbeit erschrecken wäre. Denn welche Masse einzelner kleiner Data müssen wohl durchforscht beisammen seyn, um in diesem Theile von Geschichte etwas Vollendetes hervorzubringen! Allein schwerlich gedachte er selbst ein Werk zu verfassen, dessen Werth in durchgängiger Zuverlässigkeit aller historischen Angaben bestünde, wenn er auch manchmal den Mund etwas voll nimmt: es giebt eine Menge fleißiger Bücher, in denen just so viel Gutes ist, als ein Compilator wieder auszieben mag; und treffend ist auch bei jener Art von Werken, was Longin von den poetischen sagt, daß ein hoher Geist, der mitunter nicht geringe Fehler begeht, den Vorzug vor dem geistlosen Fleiß verdiene, der jeden Irrthum vermeidet.

Allerdings fordern die Gesetze geschichtlicher Untersuchungen, so wie die philologische Kritik, die Basis derselben, eine seltene Mischung von Geistesfülle und kleinlicher unruhiger Sorge um buntert an sich geringfügige Dinge, mit einem alles beseelenden, das Einzelne verschlingenden Feuer und einer Gabe der Divination, die dem Ungewiesen ein Aergerniß ist. Unsern W., man muß es gestehen, schlte jenes gemeinere Talent, oder es kam vielmehr bei dem Mangel hinlänglicher Vorbereitung zu seiner Kunstgeschichte nicht recht zur Thätigkeit, indem er bald nach seinem Eintritt in Italien sich in dem Meere von Schönheit verlor, das den verwandten Sinn, ohne irgend einen Blick auf die Geschichte, ganz hinzunehmen vermag. Jetzt sing er an, den Gelehrten, dessen Kenntnisse bloße Notizen sind, als Schriftgelehrten zu verachten, und sich nicht einmal um die historischen Hülfsmittel zu bekümmern, die das Ausland darbot. Man hat hierin einen unbedingten Stolz erkannt, und ich werde ihn deshalb nicht eben leben. Aber sehr verzeihlich dünkt mich diese Denkart bei einem Manne, der viele mit Hülfsmitteln besser ausgerüstete Archäologen, theils unter Kleinigkeiten und Schutt, in Diplomen und Sandsteinen wühlen sah, theils solche, die sich gern zu Forschungen über die ehrern Denkmäler erheben hätten, von dem Anschauen derselben auszuschließen, ihres Zwecks verfehlen, und sich in das Philosophiren über Gegenstände, die man nicht genug kannte, zurückziehen. Denn so hassen sich damals einige bessere Köpfe außer Italien, während andre diese Nachrichten von Kunstwerken sammelten, wie jemand denen über Geschichte der Poesie und Beredsamkeit sammeln kann, der niemals einen der großen Schriftsteller zum langer kunstgerechter Betrachtung, sondern aus fremden Erzählungen, höchstens aus un-

treuen Uebersetzungen kennen lernte, oder wie man über den Styl eines Cicero, Livius, Tacitus zu urtheilen kann, ohne ein Bild davon in sich selbst, oder den vollen Geist in sein eigenes Wesen aufgenommen zu haben.

Indem W. dieses that, war es ihm möglich sich zu dem zu erheben, was die Blume aller geschichtlichen Forschung ist, zu den großen und allgemeinen Ansichten des Ganzen und zu der tiefsinnig aufgefaßten Unterscheidung der Fortgänge in der Kunst und der verschiedenen Style, worüber ihm nur dürftige Worterklärungen anderer Beobachter vorgegangen waren. Doch über dieses Hauptverdienst Lö's muß ich mir keine entscheidende Stimme an, da mir meine dialektische Kade den Weg zu dem Innern dieses Studiums, nach meiner Art zu arbeiten, versperrt. Nur von W. als Gelehrten wollte ich einiges sagen, worauf mich die Lesung dieser Briefe führte. Mehr jedoch darüber in das Einzelne zu geben, ist meine Absicht nicht; sonst würde ich neben einigen wenigen mißlungenen Conjecturen und Auslegungen der Alten, eine weit größere Anzahl glücklicher, aus tiefster Sprach- und Sachkenntniß geschöpfter Erklärungen und Artikeln als Muster aufstellen. Auch ist es der Erwähnung werth, daß er niemals den auf alte Sprachen verwandten Fleiß selbst aufgab, während er fremde Beiträge gleichgültig entbehrte; daß er noch in Rom, wo kaum der Ort dazu war, vollständige Wortregister über die Griechischen Tragiker anlegte; daß er ausdrücklich eine Sammlung Conjectanea in Graecorum aucti. et monumenta, als von ihm angefangen, gedenkt. Allein dann müßte er offenbar seinen Beruf, wenn er von Zeit zu Zeit den Vorsatz faßte, an die philologisch-kritische Bearbeitung eines Griechen zu gehen. Einmal hatte er dazu den Platon im Sinn. Gerne möchte er den Weltweisen, der ihn früher zu dem Idealischen in allen seinen Studien begeistert hatte, anders lesen als Ficin und Serranus mit seinem Meris, Thomas Magister und allen übrigen Magistern, die das Attische und gemeine Griechisch bei ihm unterschieden. Gleichwohl scheint es nicht, als ob ein Commentar von W. über Platon, in philologischer Hinsicht, bis der Namen wurde ganz hatte ausfallen können. Doch die ganze Idee mochte ihm in Rom von leichterer Ausführung denken, gegenüber einem Giacomelli, den Stadt und Land den gelehrtesten Kenner des Griechischen nannte. Der Mann hatte wirklich eine ziemliche Kenntniß der Sprache und gesunde Beurtheilung; aber gegen einen Markland oder an Valckenaer, die um dieselbe Zeit, wo jener ein paar Stücke des Aeschylus und Sophokles herausgab, über den Euripides arbeiteten, ist er eigentlich nur ein lehrbedürftiger Anfänger. Kaum konnte er von solchen Schätzen alterthümlicher Gelehrsamkeit einen hellen Begriff haben, dergleichen dort ausgebreitet wurden.

W. hatte Einmal, seitdem er die Alten genauer zu studiren begann, sein ganzes Augenmerk auf dasjenige gerichtet, was auf Kunst und Künstler mehr oder weniger beziehlich ist; er hatte selbst hierin lange nicht alles erforscht, wozu ein weit gemächlicheres Sammeln und Prüfen nöthig war; aber er hatte etwas aus den Alten gewonnen, was die Philologen von der Gilde gewöhnlich suchen oder gar nicht lernen, weil es sich nicht aus, sondern an ihnen lernen läßt — ihren Geist. Mit diesem Geist schrieb er alles, vornehmlich die Geschichte der Kunst; dieser prägte sich auch in den Unvollkommenheiten des Werks, die meisten Fehler sind, möchte man sagen, von der Art, wie sie gerade ein Grieche vor der Akustomischen Periode, d. i. vor der Ausartung des Griechischen Genius hatte begehen können, und an denen Verdeutschung sich die nachherigen Grammatiker in den Musen müßig üben mochten. Indessen wer sollte nicht wünschen, daß den W. Schriften ein Gleichniß von Sprachgelehrten und Geschichtforschen widerführe, daß sich sogar mehrere verbänden, jede Abweichung von der strengsten Wahrheit ohne Leidenschaft anzuzeigen, wann W. bald etwas anders aus Stellen der Alten entwickelt, als sie enthalten, bald sonst den Sachen etwas zu viel oder zu wenig zu thun scheint. Auch verdiente beigetragen zu werden, was sich aus der Münzkunde, der er den wenigsten Fleiß widmete, zuweilen zur Widerlegung, öfter vielleicht zur Bestätigung seiner Ideen ergiebt. Es sollte überall geschehen, was W. selbst, in Verbindung mit Heyne, in den Jahren des ruhigen Ueberblicks seiner Laufbahn hätte thun können, um seine Grundsätze zu größerer Klarheit zu bringen, alle Bedingungen derselben genauer abzumessen, und da, wo er wo ein Sehen für viele größere und kleinere Erscheinungen in Einen Blick zusammt, als Dreier und Heinecken ihm nachzugehen.

Oft habe ich mich mit einem Gedanken getragen, den ich beifügen will. Sollte nicht endlich der Wunsch einer vollständigen Sammlung der Schriften Winckmann's unter dem Volke sein werden, das ihm so vielen Nationalruhm bei den Ausländern verbankt? Und wäre es dann nicht rathsam und der Weisheit förderlich, sowohl das, was andere bereits gegen seine Behauptungen mit Grund stimmet haben, als was eine tiefer eindehnde Prüfung bei der Schrift an die Hand gäbe, in Supplementen hinzuthun? Geschähe dies in Verbindung mit achten Freunden und Kennern der Kunst, so wäre jede Forderung begnügt, und es würde dann deutlich werden, wie sich das durch ihn Gewonnene gegen das, was etwa abzuweisen oder umzuprägen wäre, verhielte.

Möge das in diesem Bande dem Publikum Vorgelegte diese Veranlassung, Lust und Muth geben!

Philipp Hackert.

Der

Durchlauchtigsten Fürstin und Frauen

Maria Paulowna

Großfürstin von Rußland,

Erbprinzessin

von Sachsen-Weimar und Eisenach

Kaiserlichen Hoheit.

Durchlauchtigste Fürstin,
Gnädigste Frau,

Die glänzenden Namen Katharina, Paul und Maria leuchten hier in dem Leben eines Privatmanns als günstige Sterne. Diese höchsten Personen erfreuen sich an dem Talent eines vorzüglichen Künstlers, beschäftigen, begünstigen ihn und gründen sein zeitliches Glück. Sollte ich mich hierdurch nicht angeregt fühlen, Ew. Kaiserlichen Hoheit Namen dieser Lebensdarstellung vorzusetzen, und ihn zu jenen Ihrer glorreichen Ahnen hinzuzusagen, da Höchstdieselben mit gleicher Gesinnung die Werke so wie die Kenntnisse verdienter Künstler schätzen, und sie auf mannigfaltige Weise aufmuntern und belehnen, vorzüglich aber durch eine thätige Theilnahme in Ausübung der schönen Künste, wozu Ew. Kaiserlichen Hoheit neben so vielen andern Gaben die herrlichsten Talente verliehen sind. Wie beglückt muß ich mich schätzen, daß die Zeit mich aufsparen wollte, ein Zeuge und Bekenner solcher Vorzüge zu seyn, und mich unter diejenigen zählen zu dürfen, die sich Höchstihrer Gnade und Huld zu erfreuen haben, deren Ferdauer sich in tiefster Verehrung empfiehlt

Ew. Kaiserlichen Hoheit

Weimar, den 16 Febr. 1811.

unterthänigster Diener

J. W. v. Goethe.

Jugendliche Anfänge.

Philipp Hackert ist zu Prenzlau in der Uckermark am 15. September 1737 geboren. Sein Vater, eben desselben Vornamens, Porträtmaler aus Berlin, war anfänglich im Dienste des Markgrafen, Prinzen Heinrich von Schwedt, sodann des darauf folgenden Regimentsinhabers, des Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt. Sein Großvater väterlicher Seite, von Königsberg gebürtig, malte unter Friedrich Wilhelm den Ersten.

Philipp Hackert war von seinen Eltern dem geistlichen Stande gewidmet, und sollte deshalb auf der Schule zu Prenzlau in allem Erforderlichen, besonders aber in den orientalischen Sprachen, unterrichtet werden; allein sein ausgezeichnetes Kunsttalent entwickelte sich frühzeitig. Er hatte keine Neigung zu irgend einem Studium, das nicht mit der Malerei in Verbindung stand, oder ihn dazu hätte leiten können. Unaufmerksam in jeden andern Lehrstunden, zeichnete er mit der Feder, was ihm ins Gedächtniß oder unter die Augen kam, und so ließ man ihn nur die nothwendigsten besuchen und sonst recht viele Zeit zu seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Zeichnen und Malen.

Schon im eilften Jahre hatte er ein Porträt des Generals Ziethen zu Pferde, im verjüngten Maßstabe, in Oel copirt; und da sein Vater eine außerordentlich schöne Sammlung von Kupfern und andern Blumen im Garten hatte, so malte er Blumenstücke nach der Natur, und half seinem Vater bei verschiedenen kleinen Arbeiten für obgemeldeten Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, der damals als General-Lieutenant ein Infanterie-Regiment in Prenzlau commandirte.

Diese kleine Stadt, wo, außer den Arbeiten für den fürstlichen Hof, wenig für die Kunst zu thun war, konnte der fernern Entwicklung der Fähigkeiten des jungen Künstlers eben nicht sonderlich günstig seyn, weswegen ihn sein Vater im Jahre 1753, in seinem sechzehnten Jahre, nach Berlin in das Haus seines daselbst angesessenen Bruders schickte, unter dessen Aufsicht und Leitung er seine Talente ausbilden sollte. Dieß war denn aber dieß mechanisch: denn der Oheim, der sich nur mit Decorationsmalerei auf Tapeten und Wänden abgab, auf welche er das damals in Berlin sehr übliche Laub- und Schnörkelwerk, mit bunten Blumen verwebt, in Oele und Wasserfarben auftrug, hatte keine allgemeinern Kunstbegriffe, und konnte den jungen Mann keineswegs fördern, sondern bediente sich seiner zu der Kunstarbeit, der gröbern

Fertigkeit und des bessern Geschmacks seines Schülers zu eigenem Vortheil.

Doch waren die hier zugebrachten zwei Jahre für ihn keineswegs verloren, indem er seine technische Fertigkeit auf mancherlei Weise zu üben Gelegenheit hatte. Auch konnte er sich, aus Gutmüthigkeit und Freundschaft für seinen Onkel, ob ihm gleich diese Art von Thätigkeit keineswegs anstand, nicht sobald zu einer Veränderung seiner Lage entschließen, bis endlich der Bildhauer Gumme in Berlin, die Spuren eines großern Genie's in ihm entdeckend, auf alle Weise in ihn drang, seine Arbeiten aufzugeben und seine Talente und seinen Fleiß einem Gegenstande der Kunst zu widmen, da es ihm denn leicht gelingen würde, welche Art er auch wählen möchte, in derselben einen vortheilhaften Weg zu erreichen. Hierauf entschloß er sich eine kurze Ueberlegung zu machen, und war nun um so fleißiger beschäftigt, getreu Copien von guten Gemälden und mitunter manches Portrait zu machen, als ihm jenes zu seinem eigenen Studium und beides zu seinem Unterhalte, für den er nun allein zu sorgen hatte, durchaus nothwendig wurde.

Er lebte damals schon den Grund zu jener unermüdeten Thätigkeit, die, verbunden mit seiner außerordentlichen Liebe zur Kunst, ihm in der Folge so sehr zu Statten kam und ihn bis an sein Lebensende nicht verließ. Zugleich versäumte er nicht, sich Gönner und Freunde zu erwerben, die ihm durch Rath und Unterstützung nützlich werden konnten.

Besonders günstig schlug er sich in der nähern Bekanntschaft mit Herrn Le Sueur, damaligem Director der Akademie in Berlin, um dessen Achtung er sich lange bewerben hatte, bis ihm derselbe, bei Gelegenheit eines kleinen Dienstes, den ihm der junge Künstler leisten konnte, näher kennen und schätzen lernte.

Herr Le Sueur hatte sich nämlich mit Zubereitung der Farben nach eigenen Grundsätzen und Erfahrungen, und mit chymischen Versuchen, die sich darauf bezogen, abgegeben, hatte aber von der damals noch nicht allgemein bekannten Manier, sich der Leimfarben beim Malen zu bedienen, nicht den geringsten Begriff. P. H. theilte ihm mit Bereitwilligkeit seine Kenntnisse mit, und da Herr Le Sueur bei dieser Gelegenheit dessen gründliche Einsicht in andere Theile der Kunst und sein ungemeines Talent entdeckte, so beförderte er, auf die verbindlichste Weise, die Studien des jungen Künstlers sowohl in seinem eigenen Hause als durch besondere Empfehlung, so daß derselbe auf diesem Wege an den Hofrath Trippel gelangte, welcher gerade damals für König Friedrich den Zweiten, durch den Director Oesterreich und den Hofmahler Gojkowsky, eine Sammlung anschaffte, und somit auch mit Gemälden handelte. Dieser gab dem jungen Künstler Gelegenheit, durch Copiren der besten Bilder so viel Geld, als er zu seinem bequemen Unterhalt und zu Fortsetzung seiner Studien bedurfte, zu verdienen.

In dieser Zeit hatte er unter andern zwei kleine, von Quedlinburg vortheilhaft gemalte Landschaften erhalten, die er seinem damaligen Freunde Herrn Le Sueur verkaufte, und welche dieser, da er sie eben so meisterhaft mit Kenntniß und Feuer nachgeahmt fand, dergestalt gefielen, daß er den Künstler bestand, sich persönlich und zusammenhängend der Landschaftsmahlerei zu widmen; wobei er ihm alle mögliche Unterstützung und Vorschub zu geben sich erbot. Dieser durch einen günstigen Zufall erwünschte Rath schien ihm Hoffnung für sein Glück, und schmeichelte der Welt, von der besten Meister in derselben.

Er verfertigte darauf manche kleine Studien, nicht wenigen mit vielem Beifall ausgestattete Copien nach Claude le Lorrain, Swanenfeld, Mauchovius, Berghem, Asselyn u. s. w., welche bald durch den Hofrath Trippel ins Publikum zerstreut wurden, und, ohne den Künstler weiter bekannt zu machen, verschwanden, bis er endlich, geleitet von seinem eigenen Genius und mit einem, durch jene Originale auf die besondern Schönheiten der Natur aufmerksam gewordenen Auge, mit vollkommen geübter Hand, viel nach der Natur, meistens theilweise, was ihm von schönen Bäumen der Thiergarten bei Berlin und Charlottenburg darbieten, in einer geringen Zahl von Landschaftmahler nicht günstigen Gegend, zu zeichnen anfing und allmählig zu eigenen Originalen heranwuchs.

Unter solchen Studien vergingen drei Jahre, ohne daß irgend jemand in Berlin ein ganzes oder fertiges Bild von seiner Arbeit zu Gesicht bekommen hatte. Denn da gar oft die erste Erscheinung der Werke eines jungen Künstlers dessen künftige Reputation, wenn auch nicht immer mit binlänglichem Grunde, zu entscheiden pflegt, so war Herr Le Sueur's verständiger Rath, einige Jahre im Stillen fortzuarbeiten, bis man mit gegründetem Anspruch auf Beifall, und nicht bloß auf precaire Nachsicht, im Publikum auftreten dürfe.

Als nun im siebenjährigen Kriege nach der Schlacht bei Rosbach gegen 500 Französische Officiere als Kriegsgefangene nach Berlin kamen, und viele davon mit ihrem Landesmanne Herrn Le Sueur Bekanntschaft machten, und gelegentlich an Hackerts Arbeiten Gefallen bezeigten, so veranstaltete jener, daß alles, was der junge Mann zu seiner Kunstbedürfung bisher angefangen oder fertig gemacht hatte, auf einmal, gegen eine runde Summe, den militärischen Kunstfreunden überlassen wurde; wodurch zugleich manche mittelmäßige Arbeit, die in der Folge seinen Namen hatte compromittiren können, außer Landes ging.

Durch auf einmal erhaltene kleine Summe Geldes setzte P. H. in den Stand, die seiner Kunst unentbehrlichen Hülfsstudien mit mehrer Bequemlichkeit fortzusetzen. Er hatte auf der Mahlerakademie schon die ersten Gründe der Geometrie, Architektur und Perspective erlernt; nun aber wiederholte er die Mathematik vollständiger, indem er noch öfters dreimal mit Professor Wagner Privatstunden in seiner Wohnung hielt: wobei er des Tages über an seinen Studien im Thiergarten arbeitete, die ihm nunmehr immer besser von Statten gingen. Auch hatte er während dieser Zeit das Glück, mit Herrn Gleim, Kamler, und was für seine Einsichten überaus nützlich und ihm sehr erwünscht war, mit Herrn Sulzer Bekanntschaft zu machen, mit welchen und andern Gelehrten und Kunstfreunden er die meisten Abende in Gesellschaft zubrachte.

Der Umgang mit solchen Männern gewährte ihm nicht nur den Vortheil, daß er durch sie zu einem guten gesellschaftlichen Tone gebildet, und bei andern eine für sein persönliches Betragen günstige Meinung erweckt wurde, sondern der Geschmack und die umfassenden Kenntnisse dieser Männer schärften sein Urtheil und sein Nachdenken; ja er war genöthigt, sich bei jeder Wahl auf das Vortheil hervorstechendste zu entscheiden. Dieses mit vermischt von Herrn Sulzer. Diesem Manne verdankt Hackert einen großen Theil seiner feinern Bildung, auch erwarb er immer mit ausgezeichneter Achtung von ihm, und dessen Wohlwollen blieb dem Künstler bis an sein Ende kennzeichen.

Mit diesem Fleiße setzte er immer seine Arbeiten fort, obgleich im damaligen Kriege Berlin mitunter dann und wann geängstet wurde, besonders als der General Hadick mit seinem Corps, und im folgenden Jahre General Tottleben mit einem Corps Russen und Oesterreicher Berlin bekämpften. Doch hinderte dieses nicht den Fortgang seiner Kunst, auch nicht den Verkauf, der er denen sich, bekannten machten er mit zwei vorzüglich gelungenen

Gemälden, auf Anrathen seines Meisters und Freundes, Herrn Le Sueur, nunmehr öffentlich aufzutreten war. Diese beiden Bilder, welche Ansichten vom Teiche der Venus im Thiergarten vorstellten, und die gewissermaßen als Erstlinge seiner Kunst angesehen werden können, da vorher selten etwas von seiner Arbeit bekannt geworden, machten unter Künstlern und Liebhabern eine glückliche Sensation. Herr Gottskowsky, der in jener Zeit für Berlin so merkwürdige Mann, übernahm sie aus eigenem Antrieb und bezahlte dafür die damals keineswegs unbeträchtliche Summe von 200 Thalern.

Indessen da in der Gegend um Berlin, außer mancher herrlichen Baumpartie, die Natur wenig malerisch Interessantes dem Künstler darbietet, so war schon lange in ihm der Wunsch rege geworden, sein Talent durch Reisen auszubilden, und oft lag er, im Gefühl dieses Bedürfnisses, Herrn Sulzer an, ihm zu einer Reise in die Schweiz behülflich zu sein: denn eine solche Reise, auf seine eigenen Kosten, besonders in den damals durchaus unruhigen Kriegszeiten und auf Rechnung eines unsichern Gewinnes zu unternehmen, dazu hatte er nicht hinlängliches Vermögen und zu viel Vorsicht, als daß er es auf Gerathewohl hätte wagen sollen. Doch fand er bald darauf wenigstens eine andere Reise zu machen Gelegenheit.

Erster Ausflug.

Herr Sulzer hatte um diese Epoche Herrn Spalding, damaligen Propst in Barth, und auf eben derselben Reise, den Baron Ottdoff in Stralsund, welchem Gelehrte und Künstler gleich willkommen waren, besucht, und nach wiederholten Empfehlungen der Talente seines jungen Freundes, denselben die Erlaubniß verwirkt, persönlich aufwarten zu dürfen.

P. H. traf also im Julius 1762, in Gesellschaft des Portraitmalers Matthieu, die Reise nach Stralsund an, wo er den Baron mit Meublirung und neuer Einrichtung seines Hauses beschäftigt antraf. Er wurde von der ganzen Familie aufs freundschaftlichste aufgenommen und wie ein Verwandter behandelt. Auch gerieth seine Gegenwart seinen Gönnern zum Vortheil: denn er führte bei den neuen Zimmerverzierungen einen bessern Geschmack ein, und decorirte selbst einen großen Saal mit Architekturstücken und Landschaften, die er auf Leinwand mit Leimfarben ausführte.

Zu eben der Zeit kaufte Baron Ottdoff auf der Insel Rügen das Gut Bobwitz, wo er, als unverheirathet, bei seiner alten Mutter, so viel es seine wichtigen Geschäfte zuließen, gern wohnte, viel Gesellschaft annahm, und nicht einem jungen Spalding, die drei Gebrüder Dunker, seine Neffen, durch einen geschickten Hofmeister, den er aus Sachsen hatte kommen lassen, unter seinen Augen erziehen ließ. Hier wurde nun wieder, da die Natur etwas schönere und mannigfaltigere Gegenstände als bei Berlin darbot, mit neuem Fleiß gezeichnet, und hier rathete P. H. endlich, zum Zeitvertreib, sich kleine Landschaften, welche Ansichten der Insel sowohl vorstellten und sich unter den Blättern seiner Werke befinden. Er hatte dabei keine andere Anweisung als das Buch von Abraham Boss: De la maniere de graver a l'eau-forte et au burin; und die Presse druckte wurden, aus Mangel an einer Presse, auf Gops gemacht. Indessen war dem Künstler bei Ottdoff in mehr als einer Rücksicht nützlich, da er ihm für die Welt und gute Gesellschaft so einen vortrefflichen Schule diente.

Im Mai 1764 reiste Baron Ottdoff nach Stockholm, wohin er Hackert mit sich nahm und bei dieser Gelegenheit machte. Der fleißige Künstler sammelte sich wieder eine Menge Studien, malte während des Sommers eine Ansicht vom Karlsberg für den König, verfertigte mehrere Zeichnungen für die Königin, und ging mit Aufträgen vom Baron Ottdoff im September wieder nach Stralsund zurück. Hier, in dem Hause des Barons, wo alles Liebe zur Kunst und Geschmack an solchen Beschäftigungen gewonnen hatte, mußte in freier zahlreicher Gesellschaft, welcher unausgesetzt Gelehrte und Künstler beiwohnten, immerfort gezeichnet und gemalt. Hackert verfertigte des Abends eine Menge Portraits in schwarzer und weißer Kreide, und vollendete in seiner ihm eigenen Manier seinen großen Saal und ein Cabinet in Leimfarbe. Zugleich hatte er einen der Neffen des Barons, B. A. Dunker, in den ersten Grundsätzen der Kunst unterrichtet, so daß dieser sein theologisches Studium, mit Bewilligung des Onkels, gegen die Ausübung der Kunst vertauschte. Als dieser den glücklichen Fortgang nach Verlauf einiger Jahre sahen, entschloß er sich, seinen Neffen unter Hackerts Aufsicht nach Paris zu schicken.

Reise nach Paris.

Sie reisten beide im Mai 1765 von Bobwitz nach Hamburg ab, von wo aus sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen wollten. Die Kaufleute, an die sie in Hamburg empfohlen waren, hatten eben ein Schiff geladen, das mit Wolle und andern Gütern nach Rouen bestimmt war. Sie ließen sich überreden, diese Reise zu Wasser zu machen, wobei sie an Zeit und Kosten zu gewinnen hofften; allein jeder schlechte entsprach der Erfolg ihren Erwartungen: denn unausgesetzt contrare Winde zwangen das Schiff, nach einer mühseligen Seefahrt von sechs Wochen, an England die Küste zu landen, wo sie denn nach Dover gingen, um mit dem Packetboot von da nach Calais überzusetzen.

Diese zufällig längere Seereise hatte indessen auf Hackerts Talent einen sehr wohlthätigen Einfluß; denn da sie durch immer widrige Winde gezwungen wurden, zu drei verschiedenen Malen mit der Zurück in die Elbe einzulaufen, und mit einer großen Menge anderer Fahrzeuge von allen Gattungen bei Glückstadt auf der Stoer lange auf günstigen Wind warten mußten, so zeichnete Hackert, aus Mangel anderer Gegenstände, Seestücke nach der Natur, wie er es nur immer vortheilhaft hielt, ahmte treulich die dem jedesmaligen Augenblicke gemäßen Schiffe nach, gruppirte mitunter Matrosen, wie sie sich ruhend, oder in mannigfaltigen Verrichtungen darstellten, und somit erweckte dieser Zufall in ihm zuerst den Geschmack an Seestücken, den er nachmals mit dem glücklichsten Erfolg cultivirte.

Paris.

Im August 1765 langte P. H. mit dem jungen Dunker in Paris an. Dieser kam anfangs in das Studium des Herrn Wien und nachmals zu Herrn Hallé, wobei er jedoch immer unter Hackerts Aufsicht blieb, indem er fortfuhr, bei demselben zu wohnen.

Der bekannte Kupferstecher Wille hatte beide mit sich aufs Land genommen, um daselbst gemeinschaftlich zu zeichnen; allein die kleinlichen ärmlichen Bauerhütten mit den darin liegenden Krautgärtchen und Obstbäumchen ängstlich auf ein Quartblatt zusammenzuklappen, konnte P. H., dessen Auge und Hand an große Gegenstände gewöhnt war, wenig behagen; demungeachtet übertraf in seiner Art, wenn sich auch nur eine einzelne schöne Baumpartie, ein bedeutender Felsen zeigte, diese so-

gleich zum Gegenstand wählte, um sich in seiner Kunst fortwährend zu stärken.

Sobald er in Paris durch seine Arbeit zu gewinnen anfing, ließ er seinen Bruder, Johann Gottlieb, der sich eben dieser Art von Landschaftsmalerei gewidmet hatte, von Berlin dahin kommen, während er selbst in Gesellschaft der Herren Perignon und Grimm eine Reise zu Fuß in die Normandie bis Havre de Grace machte, in der Absicht, bei jeder schönen Gegend nach Gefallen zu verweilen, um die interessantesten Aussichten mit Bequemlichkeit aufzeichnen zu können.

Die glänzenden Glücksumstände des Baron Oltboff hatten sich indessen sehr verfinstert. Er war zu Betreibung der noch rückständigen, von ihm während des siebenjährigen Krieges, gemeinschaftlich mit dem Kammerrath Giese, für die schwedische Armee gemachten Lieferschäfte nach Stockholm gegangen. Allein da jetzt die Mützenpartei die Oberhand behielt, so wurde er eines baterländischen Adels seiner Forderungen für verlustig erklärt, und so war ihm die ferner Unterstützung seines Neffen Dunker in Paris unmöglich, daher Hackert durch eigenes Verdienst für dessen Unterhalt sorgen mußte.

Dies war ihm durch die Bekanntschaft mit den vornehmsten Künstlern in Paris, welche ihn überall einführten, leichter geworden. Er gewann unter andern den Beifall und die Gunst des Bischofs von Marseille aus der Familie der Fürsten von Monaco Grimaldi. Dieser lud ihn auf mehrere Monate nach dem Landsitz Jouy kommen, um die schönsten Aussichten nach der Natur für ihn zu zeichnen und zu malen; welche Arbeit ihm sehr gut gezahlt wurde, während dessen zugleich sein Bruder, der in Paris zurückgeblieben war, durch Verfertigung verschiedener Staffeleigemälde, nach den von P. H. zu Mans gemachten Zeichnungen, den gedachten Herrn ansehnliche Summen bezog, welche beiden Brüdern schon zu Anfange des zweiten Jahrs ihres Aufenthalts in Paris eine ganz bequeme Einrichtung sichten, zu deren mehrender Verbesserung ihnen Fleiß und Talente allmählig immer neue Wege anbeuteten.

Denn indessen waren nach Paris viele kleine, von Wagner in Dresden verfertigte Gouache-Landschaften gekommen, und diese Art Malerei gefiel so durchgängig, daß jedermann kleine Cabinette und Boudoirs mit Gouache-Gemälden und Handzeichnungen derselben Art begierig bekleidete. Besonders hatte Herr Boucher, erster Maler des Königs Ludwig XV, eine ganz entschiedene Vorliebe für diese Arbeiten, gesetzt Wagners kleine Gemälde als ganz allerliebste Producte der Kunst in allen Gesellschaften und hatte selbst in seinem eigenen Cabinette vier Stück davon. Die Gebrüder Hackert sahen, wie leicht es sich, von dieser leidenschaftlichen allgemeinen Geschmacke des Pariser Publikums durch ihre Talente einigen Vortheil zu ziehen. Sie verstanden sich daher sogleich Gouache Farben, und nachdem sie einige kleine Stücke in dieser Manier gemalt und Herrn Boucher gezeigt hatten, nahm dieser die neue Arbeit mit so viel Beifall auf, daß er alle vier Stücke für sich kaufen wollte; sie aber tauschten solche lieber gegen einige seiner Zeichnungen, und so wurden auch diese kleinen Landschaften im Format ihr gewissen Freundes aufgestellt.

Diese Gemälde vermehrten in kurzer Zeit den Ruf und die Bekanntschaft der beiden Künstler in Paris so sehr, daß sie unausgesetzt gut bezahlte Arbeit hatten, und mehr dringende Bestellungen, als sie beide fertigen konnten. In einiger Erholung und Kurz machten sie nachmals wieder, zu Fuß und in kleiner Gesellschaft, die angenehme Tour längs der Seine in die Normandie, und von da in die Picardie, um neue Studien nach der Natur zu ihren Arbeiten zu sammeln.

Man hatte sich indessen, von der Provence aus, bei Herrn Joseph Vernet nach dem besten Künstler in Paris erkundigt, welcher seinem eigenen Urtheil zufolge das Talent hätte, die so berühmten Vernetischen Bilder la Tempete und les Baigneuses, durch Balechou's Kupferstich bekannt, beide in Oel in der Größe der Originale zu copiren. Der Künstler schlug P. H. zu dieser Arbeit vor, und sie gelang so gut, daß beide Copien mit einem ansehnlichen Preis, welchen die Herrn Gachin und Vernet bestimmten, bezahlt wurden. Als beide Gemälde zur Versendung nach Aix en Provence eingepackt wurden, schnitt irgend ein niederträchtiger Mensch, vermuthlich aus Eifersucht, heimlicher Weise das Bild der Tempete mit einem Messer in der Quere durch. Das Bild wurde von dem Eigenthümer wieder nach Paris geschickt und glücklich restaurirt; den Thäter dieser abscheulichen Handlung aber hat man nie entdeckt.

Auf diese Weise setzten die Gebrüder ihre Arbeiten drei Jahre mit ungemeiner Thätigkeit fort, der Beifall vermehrte sich, Philipp Hackerts Werke wurden vorzüglich honorirt, sie wußten eine kluge Anwendung des Erworbenen zu machen und befanden sich in günstigen Umständen. Hierdurch war P. H. so glücklich seinen ehemaligen Wohlthäter, den Baron Oltboff, welcher im Jahre 1768 in ihm gleichfalls vom schwedischen Kriege der noch rückständigen Gelder in Frankreich zu erheben, nach Paris gekommen war, hier aber ungnädig der Mißhandlung des Barons von Breteuil, vormaligen Französischen Botschafters in Schweden, eben so wenig Gnade als ehemals in Stockholm fand, mit einer ersparten Summe von 100 Louisd'or bei seiner Rückreise zu unterstützen, ohne sich auf den Wiedertrag dieses Geldes von diesem rechtschaffenen und sehr unbilligen beherrschten Freunde einigen Anspruch vorzubehalten.

Endlich war nun auch in beiden Brüdern der Wunsch lebhaft geworden, ihre Studien der schönen Natur in Italiens reizenden Gegenden fortzusetzen und sich in Roms lehrreichem Aufenthalte völlig auszubilden. Diese Neigung, welche zu befriedigen sie vollkommen im Stande waren, wurde nun durch den Rath ihrer Freunde völlig bestimmt, und die Reise nach Italien zu Ende Augusts 1768 angetreten. Beinahe aber wäre dieselbe durch den Tod ihres Vaters, da nunmehr die Sorge für die jüngern Geschwister auf sie fiel, vereitelt worden.

Unsere Reisenden zogen nunmehr über Lyon durch Dauphine, einen Theil von Languedoc, um zu Nismes und Arles die Ueberbleibsel des Alterthums zu beschauen, über Marseille, Toulon, Antibes, nach Genua, wo sie eine Menge neuer Studien sammelten; dann gelangten sie über Lucerne, Pisa und Florenz im December 1768 glücklich und gesund nach Rom.

Rom und Neapel.

Nachdem beide Brüder, Philipp und Johann, sogleich in der ersten Zeit ihres Aufenthalts zu Rom, die vornehmlichsten Merkwürdigkeiten der Kunst und des Alterthums besehen hatten, setzten sie ihre Studien, sowohl in der Französischen Akademie nach der Antike, als Abends nach dem Modelle fort. Auch hatte sich der im Palast Farnese wohnende Cardinal Orsini, nach dem Tode Papst Clemens des XIII, Rezzonico, in das Gemälde gegeben, wodurch unsern Künstlern die Bequemlichkeit verschafft wurde, eines der vortrefflichsten Werke neuerer Kunst, die Galerie der Carracci, in absoluter Polizie zu besuchen; welche auch in Gesellschaft des Bildhauers Siegel und des vom Französischen Hofe pensionirten Malers Gallais geschah.

In Gesellschaft dieser beiden Künstler machten sie

auch im Frühjahr eine kleine Reise nach Frascati, Grotta Ferrata, Marino, Albano, Nemi und so weiter, um zuerst die Schönheiten der Natur an diesen Orten im allgemeinen kennen zu lernen. Nach ihrer Zurückkunft malten sie einige kleine Landschaften in Gouache, und führten einige Zeichnungen aus, in denen sie auf jener Reise die Umrisse geübet hatten.

Diese Arbeiten gefielen dem damals in Rom sich aufhaltenden Lord Exeter so sehr, daß er sie sämmtlich kaufte und bei den Gebrüdern auf beinah ein ganzes Jahr Arbeit bestellte, wodurch sie bestimmt wurden, ihren Aufenthalt in Rom auf drei Jahre festzusetzen. Das in Paris verlorne setzte sie bereits in den Stand, zwei Jahre in Rom zu bleiben, und ihre erste Absicht war, die Zeit bloß zu Förderung ihrer Studien anzuwenden, ohne durch ihre Arbeit Geld gewinnen zu wollen; doch bei häufigen Bestellungen veränderten sie jenen Entschluß um so lieber, je vortheilhafter es für sie war, die übernommenen Arbeiten an dem Orte selbst vollenden zu können.

Die dem König von Neapel gehörige, bei Rom auf einer Höhe gelegene Villa Madama war in damaliger Zeit, durch die Menge herrlicher Bäume und das durchaus Malerische der ganzen Gegend, ein wahrer Ort des Vergnügens. Vorzüglich reizend war der Ort des Theaters, wo zum ersten Male Guarini's Pastor Fido aufgeführt worden war, mit den schönsten Lorbeerbäumen bewachsen. Freilich hat schon seit jener Zeit sich der verändert, die Villa selbst ist nach und nach in Verfall gerathen, und die anliegende Gegend ist in Weinberge und Ackerfelder verwandelt worden.

Da man nun aber zu jener Zeit, auf Empfehlung bei dem Aufseher über diesen reizenden Ort, eine ganz bequeme Wohnung erhalten konnte, so wählten beide Brüder diesen Aufenthalt auf zwei Monate, um, nebst andern Studien, die ihnen aufgetragene Ansicht der Peterskirche für Lord Exeter zu malen, worauf sie vier Monate in Tivoli zubrachten, um da nach Herzenslust die prachtvollsten Gegenstände der Natur in Oele, Leims- und Wasserfarben auf mannigfaltige Weise nachzubilden.

P. H. malte unter andern daselbst den berühmten Wasserfall, ein drei Fuß hohes Bild, ganz nach der Natur fertig, mit dem er zwei Monate lang, des Lichtes und Effektes wegen, alle Nachmittage um dieselbe Stunde beschäftigt war.

Im October machten sie beide, in Gesellschaft des Raths Reifenstein, eine Reise nach Licenza, der ehemaligen Villa des Horaz, und weiter nach Subiaco, und kamen, nachdem sie manche schöne Aussicht gezeichnet hatten, über Pagliano und Palestrina nach Tivoli zurück. Diese kleine vergnügte Reise machten sie alle drei durchaus zu Fuße, wobei ein Esel ihre Portefeuille und Büchse trug, einem Bedienten aber die Sorge für ihre Nahrung aufgetragen war.

So wichtig und durchaus nothwendig es für den Künstler überhaupt ist, den Gegenstand seines Werks nach der Natur selbst zu studiren, so wenig war es damals in Rom üblich, nach der Natur zu zeichnen, am wenigsten aber dachte man daran, eine etwas große Zeichnung nach der Natur zu entwerfen und auszuführen. Man hatte solche sogute Studien der Landschaft, seit den Zeiten der Niederländer und Claude Lorrains, vornehmlässigt, weil man nicht einsah, daß dieser Weg eben so gut zum Wahren, als zum Großen und Schönen führt. Die von Frankreich pensionirten Maler in Rom hatten wohl mitunter manche Theile eines schönen Ganzen, unvollständig, auf einem Duodezblättchen, nach der Natur skizzirt, und sie wunderten sich nun allgemein, als sie die beiden Hackert mit großen Portefeuilles auf dem Lande umherziehen, und der Feder ganz fertige Umrisse zeichnen, oder wohl gar ausgeführte Zeichnungen in Wasserfarbe, und selbst Gemälde, ganz nach der Natur den Weilenden sahen, welche immer mit schönem Vieh ausstaffirt waren, wovon Johann Hackert besonders ganz vortreffliche Studien gemacht hat.

Im Frühlinge des Jahrs 1770 gingen sie beide nach Neapel, wo sie an den Englischen Minister, den Ritter Hamilton, empfohlen waren. Johann malte daselbst für Lady Hamilton, nebst einem Paar kleinen Gouache-Gemälden, drei ihrer Hunde nach dem Leben, und Philipp für den Ritter die durch eine verjährige Eruption des Vesuv entstandenen bekannten Montagnuoli, nach verschiedenen Ansichten, deren einige nachmals sehr schlecht für das Werk Campi flegrei in Kupfer gestochen wurden.

In Neapel wurde Philipp von einem heftigen Fieber befallen, von welchem er durch seinen, damals aus England zurückgekommenen Freund, den geschickten Arzt Cirillo, wieder hergestellt und zu einer hohen Reconvalescenten beinahe Veränderung der Luft nach Portici und Catania gesendet wurde.

Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der malerischen Gegend von Resina de' Pagani bis nach Salerno hin, und wie mannigfaltigen Stoff zu herrlichen Landschaftsgemälden sie dem Auge des Künstlers darbietet! Diese prächtigen Gefilde, die in ihrer Fülle, so wie die Küste von Amalfi, schon vormals Salvator Rosa's Einbildungskraft so glücklich bereichert hatten, mußten auf Hackerts Geist nicht weniger als die gesunde reine Luft auf seinen Körper wirken.

Auch war sein Fleiß daselbst ungemein thätig; und oft vergaß er sich unter der Arbeit, so daß er an einem warmen Ausstehende von einer plötzlich herabsinkenden Kälte sich durchnäßt und erkältet fand. Hierdurch ward in seinem noch schwachen Körper ein allgemeiner Rheumatismus erzeugt, den er erst nach mehreren Monaten, durch seinen Freund Cirillo, besonders mittelst der Seebäder wieder hergestellt wurde, so daß er im November desselben Jahres mit seinem Bruder die Rückreise nach Rom antreten konnte.

Hier bekam er, wenige Zeit nach seiner Ankunft, die bekannte große Bestellung für die Russische Kaiserin, wodurch der Grund zu seiner Celebrität und seinem nachmaligen Vermögen gelegt wurde.

Schlacht bei Tschesme.

Kurz nachdem Hackert in Rom wieder eingetroffen, hatte der General Iwan Schuwaloff von seiner Monarchin, Katharina der Zweiten, den Befehl erhalten, drei Gemälde verfertigen zu lassen, die so genau als möglich jene von den Russen über die Türken im vorhergehenden Jahre, 1770, den 5ten Julius bei Tschesme erfochtene Seeschlacht, und ferner die zwei Tage später erfolgte Verbrennung der Türkischen Flotte vorstellen sollten.

Hackert übernahm diese Arbeit, mit dem Beding, daß man ihm alle zu dieser ganz eigenen Darstellung wesentlich nöthigen Details auf das genaueste mittheilte. Diese jedoch, so wie man sie ihm anfangs gab, waren auf keine Weise hinlänglich, daß der Künstler danach ein lebhaftes, und der verlangten Wahrheit durchaus entsprechendes Bild hätte verfertigen können.

Nun trug es sich aber zu, daß in eben dem Jahre der Sieger, Graf Alexis Orlow, mit einem Theil seiner Flotte in das mittelländische Meer und nach Livorne kam. Um diese erwünschte Gelegenheit, von welcher P. H. den vollständigen Unterricht sich versprechen durfte, zu benutzen, reiste er sogleich dahin, fand aber doch so wenig Befriedigendes vor, daß er seinen Plan des Gemäldes

keine Anzeige der Gegend. Eine authentische Darstellung der Attaque und der dabei obwaltenden Ordnung. Alles und jedes insbesondere, was dem Künstler durch einzelne Personen mitgetheilt wurde, ward sogleich wieder durch den Streit der mitstreitenden Schiffscapitaine selber, deren jeder im großen Feuer, jeder im Mittelpunkte des Treffens, jeder in der größten Gefahr gewesen seyn wollte, verwirrt, wo nicht aufgehoben.

Ein Officier des Ingenieurcorps, ein Schweizer, der der Schlacht beigewohnt und einigen Plan davon hatte aufzeichnen können, war nach Basel, seiner Vaterstadt, gegangen. Das einzige was der Künstler noch verfand, war eine Aussicht von Tschesme, die ein Commendeur des Malteserordens, Maffimi, ein Mann von Talenten und Geschmack, gezeichnet und hergegeben hatte. Dieser aber war in dem Augenblick krank und konnte die Arbeit nicht befördern helfen, an deren baldiger Sendung nach Petersburg, wenigstens in verlaufenen wesentlichen Umrissen, dem Grafen Orlow eben so viel als P. H. gelegen war.

So verging nun viele Zeit, bis endlich nach Verlauf eines Monats, unter der Leitung des Contre-Admirals Greigh, eines Schotten in russischen Diensten, mit Beihülfe obgedachter Zeichnung des Ritters Maffimi, zwei theils geometrisch aufgerissene, theils in's Perspectiv gezeichnete Hauptplane zu Stande kamen, nach welchen der Künstler, anstatt zweier, sechs Gemälde in einer Zeit von zwei Jahren zu liefern sich verbindlich machte, deren Vorstellungen folgende seyn sollten.

Das erste: die am 5. Julius 1770 von der in einige geordneten Russischen Flotte gemachte Attaque auf die in einem Halbcirkel vor Anker gelegene Türkische Flotte.

Das zweite: die Seeschlacht selbst, besonders wie in derselben ein feindliches Vice-Admiral-Schiff von einem Russischen Vice-Admiral-Schiff verbrannt, dieses aber wieder von einem angezündet wird und beide verbrennen.

Das dritte: die Flucht der Türken in den Hafen von Tschesme, und wie sie von der Russischen Flotte verfolgt werden.

Das vierte: die Absendung einer Russischen Escadre nach dem Hafen von Tschesme, nebst der Bereitung der Russischen Brander, um die feindliche Flotte in Brand zu stecken.

Das fünfte: die Verbrennung der Türkischen Flotte im Hafen, in der Nacht vom 7. Julius.

Das sechste endlich: die triumphirende Russische Flotte, wie sie, beim Anbruch des Tags, von Tschesme zurückkehrt und ein Türkisches Schiff und vier Galeeren mit sich führt, die von der Flotte getrennt waren.

Auf so die Darstellungen in sechs großen Gemälden, jedes acht Fuß hoch und zwölf Fuß breit, wurde die Bestimmung beider Pläne vorgeschlagen, und diese durch einen Courrier nach Petersburg zur Einholung der kaiserlichen Genehmigung gesendet.

Indessen hat Graf Alexis Orlow dem Künstler für die Arbeit, die ihn vollkommen zufrieden gestellt hatte, 300 Zechinen zugezahlt, so wie P. H. schon vorher, unter dem Namen des Postgeldes, für die Reise von Rom nach Livorno, von der Kaiserin 100 Zechinen erhalten hatte. Bald darauf traf die vollkommene höchste Genehmigung dieser vorgeschlagenen Arbeit ein, der in Rom befindliche General Iwan Schuwalieff erhielt sie, mit welchem sogleich im October 1771 ein schriftlicher Vertrag über Größe, Zeit und punktliche Vorstellung der sechs oben beschriebenen Gemälde aufgesetzt, und der Preis für jedes derselben auf 375 Römische Zechinen regulirt wurde, so daß das Ganze sich auf mehr als 12000 Gulden belief.

Das erste Gemälde, welches der Künstler in Arbeit nahm, war jenes von der Schlacht selber, in dem bedeutenden Momente, da die Vice-Admirals-Schiffe brannten, und die Schlacht in beständigen entscheidensten Feuer war. Vollendet war es im Anfang des Jänners 1772; und da gerade zu dieser Zeit Graf Orlow mit einer Flotte aus dem Archipelagus nach Livorno kam, so versammte P. H. diese Gelegenheit nicht, sich mit seinem Bilde persönlich einzufinden, um sowohl dem Grafen Orlow, als von dem Contre-Admiral Greigh zu erfahren, ob und wie weit er in diesem Bilde, durch die Ausführung jener mit ihm mitgetheilten Notizen, die Wahrheit des Verlangen erreicht, und dem Verlangen dieser Herren Genüge geleistet habe.

Zugleich ließ er einen Entwurf des Gemäldes, welches die Verbrennung der Türkischen Flotte im Hafen vorstellte, von Rom nach Livorno zu Wasser abgehen, weil sie zwar kostia, doch nicht trocken genug war, um zur Landreise aufgerollt werden zu können.

Der vollkommene und allgemeine Beifall, den jenes große, zu Pisa in einem Saale des Grafen Orlow aufgestellte Gemälde, sowohl von diesem Herrn als von allen anwesenden Seeofficieren auf eine entscheidende Weise erhielt, war für den Künstler doppelt schmeichelhaft, so wie die getreue Darstellung dieses vom Grafen Orlow erfochtenen Siegs denselben um so interessanter war, als er gerade um eben die Zeit die Nachricht erhielt, daß das einzige Schiff, Rhodus, welches so von der vermeinten Flotte der Türken gerettet hatten, nunmehr, weil es in der Schlacht sehr viel gelitten, zu Grunde gegangen war, so daß solches zur Erhaltung des Andenkens an diesen ruhmwürdigen Vorgang nur allein auf dem Bilde existirte.

Indessen war auch jenes kleinere Gemälde, die Verbrennung der Flotte vorstellende, angekommen, und wurde im Ganzen gleichfalls mit einem Beifall aufgenommen; nur war Graf Orlow mit dem Effect eines entzündeten und in die Luft auffliegenden Schiffes, welchen Moment man auf dem Bilde vorgeschrieben hatte, unzufrieden. Es war demnach unmöglich eine, der Wahrheit eines solchen, vom Künstler nie mit Augen gesehenen Ereignisses deutlich entsprechende Vorstellung, selbst nach den besten Beschreibungen der Seeofficiere, zu geben. An diesem Momente mußte die Ausführung eine der großen Schwierigkeiten finden. Graf Orlow entschloß sich jedoch endlich auch diesen Hinderniß auf eine ganz eigene, grandiose Weise zu heben, und die wirkliche Vorstellung einer solchen Begebenheit, durch ähnliches Aufsliegen einer gerade auf der Rhede vor Anker liegenden Russischen Fregatte, dem Künstler zu geben, wenn er sich anbeischig machen würde, diesen Effect mit eben der Wahrheit wie das Feuer auf dem Gemälde der Schlacht darzustellen.

Der Graf hatte sich die Erlaubniß dazu soweit von seinem eigenen Hofe, als auch vom Großherzog von Toscana, erbeten, und nun wurde zu dem Ende des Mars gehaltte Fregatte, die man mit so viel Pulver als zum Aufsliegen nöthig war, laden ließ, sechs Meilen von Livorno auf der Rhede, bei einem ganz angenehmen Zufall von Mondschein, in Brand gesteckt und in wenig mehr als einer Stunde in die Luft aufgebracht, zur Leitung des Brandes und sicherster Methode, wie einem Künstler geziemt hat, indem man den Verlauf der nach mehreren Materialien dieser alten Fregatte auf 2000 Zechinen schätzte.

Das Schiff brannte beinahe drei Viertelstunden in den obern Theilen, die sich das Feuer der Pulverkammer, die heftige Bewegung genannt, mittheilte. Erst durchlief die lebende Flamme, wie ein Kunstfeuerwerk, nach und nach alle Segel, Taue und die übrigen brennbaren Materialien des Schiffs; als das Feuer an die Kanonen

kam, die man von Holz gemacht und geladen hatte, feuerten sie sich nach und nach all von selbst ab. Endlich, nachdem die Pulverkammer erreicht war, that das Schiff sich plötzlich auf, und eine lichte Feuersäule, breit wie das Schiff und etwa dreimal so hoch, stieg empor und bildete darüber, mit Gewalt und Schnelligkeit ausgeschleuderte Wolken, die durch den Druck der obern Luft die Form eines ausgebreiteten Sonnenschirms erhielten, indem sich Pulverasche, Flammen und andere emporgewirbelte Trümmer des Schiffs mit darin fest umwickelten, und der ganze oberste Theil mit dicken schwarzen Rauchwolken umhüllet war. Nach etwa drei Minuten verwandelte sich dieß schreckliche Feuersäule in eine blutrothe Flamme, aus deren Mitte eine durchaus schwarze Säule von Rauch aufstieg, die sich eben so wie jene in ihrem obern Theile ausbreitete, bis nach etwa eben so langer Zeit auch diese Flamme erlosch, und nur noch der schwarze Rauch, wohl über zwanzig Minuten lang, dicht und fürchterlich, über der Region des verbrannten Korps emporschwebte.

Aufmerksam auf den Effect dieses Vorgangs, nach allen seinen Theilen, retouchirte der Künstler nochmals das Gemälde von der Verbrennung der Flotte, zu völliger Zufriedenheit der Grafen Orlow, und vollendete sodann die übrigen ihm aufgetragenen Bilder in der von ihm festgesetzten Zeit.

Er hatte, während derselben, sieben Reisen nach Livorno gemacht, deren jede mit 100 Zechinen für 6 Postpferde bezahlt wurde. Ferner malte er für die Russische Monarchin sechs andere Bilder, von eben der Höhe zu acht, und der Breite von zwölf Französischen Fuß. Zwei derselben stellten ein, von einer Russisch-Escadre gegen die Türken erfochtenes Treffen bei Mitylene und die daselbst erfolgte Landung vor, noch zwei andere ein Gefecht der Russischen Escadre mit den Dulcinoten, das fünfte einen Seesturm in Aegypten; das sechste endlich das, ein Jahr nach dem vorigen, nochmals bei Tschesme erfolgte Gefecht.

Die zwölf Gemälde sind in Petersdorf in einem eigens dazu bestimmten großen Saal aufgestellt, in welchem der Eingangsthür gegenüber das Portrait Peters des Großen, als des Stifters der Russischen Seemacht, und sodann das Portrait von Katharina der Zweiten sich befindet, unter deren Regierung die Russische Seemacht außerordentlich gefördert und jene glorreichen Siege erfochten worden.

Hackert erwarb sich durch diese Arbeit, nebst einem ansehnlichen Gewinn, einen eben so fruchtbringen als seligen Ruhm, der sich durch das Aufstehen, welches das sonderbare, viele Monate vorher in allen Zeitungen Europens angekündigte, kostbare Modell verursachte, mit ungemeiner Geschwindigkeit verbreitete.

Familien-Verhältnisse.

Im Jahre 1772 ging Johann Hackert mit vielen, von England den Künsten Arbeiten, selbst nach Venedig, und als dieß im folgenden Jahre, bei Gelegenheit der gewöhnlichen öffentlichen Ausstellung, allgemein bekannt wurden, vermehrte sich der Ruf des Künstlers und das Verlangen nach seinen Arbeiten. Allein seine Gesundheit wurde in diesem Lande immer schwächer, so daß er im October des nämlichen Jahres in Bath, wohin er sich, solche wieder herzustellen, begeben hatte, noch ehe er volle neun und zwanzig Jahre zurückgelegt, mit Tode abging.

Herr Manzel Talbot hatte die Freundschaft, für seine Verdingung, und die schon damals berühmte Deutsche Künstlerin, Angelica Kaufman, die Gute für die Uebersendung seines nach vollendetem Besuche und seiner unvollendeten Arbeiten an den Bruder, Georg zu tragen. Dieser frühzeitige Tod war allerdings ein Verlust für die Kunst. Sein Bruder bewahrt manche Arbeit dieses jungen Künstlers, und wer sie sah, zweifelte nicht, daß ein langes Leben ihn seinem Bruder Philipp, an Talent und Ruhm, würde zur Seite gesetzt haben.

Die Nachricht von dem unerwartet frühen Todesfalle dieses jüngern Bruders machte auf das Gemüth Philipps einen so schmerzlichen Eindruck, daß er auf lange Zeit aller Arbeit entsagte, zu Ende desselben Jahres ein Asyl nach Neapel unternahm, um sich an veränderten Gegenständen und Gesellschaften von seiner Trauer zu erholen. Deßhalb hatte er Gelegenheit, im Jahre 1774, verschiedene Zeichnungen und Studien, nach einem eben damals erschienen Ausbruch des Vesuvs, zu verfertigen, welche er nach seiner Zurückkunft in Rom mehrmals auf größern Gemälden benutzte.

Wenige Wochen, ehe sein erwähnter Bruder Johann nach England abreiste, waren zwei jüngere Brüder, Wilhelm und Carl, bei ihm in Rom eingetroffen. Jener hatte sich der Geschichts- und Portraitmalerei gewidmet, und arbeitete einige Zeit unter Raphael Mengs Anleitung; und da nachmals dieser Rom verließ, um nach Spanien zu gehen, folgte er seinem Meister nach Toscana, und sah endlich von Livorno mit einer kleinen Russischen Escadre nach Rußland, wo er im Jahre 1780, als Zeichenmeister einer Akademie, im 32sten Jahre seines Alters starb. Carl hatte einige Jahre in Rom, unter Anleitung seines Bruders, Landschaften in Oel und häufiger noch in Gouach gemalt. Er etablirte sich nachmals 1778 in Genf, und als sich die innerlichen Unruhen daselbst immer erneuten, in Lausanne. Philipp aber ließ seinen jüngsten Bruder Georg, welcher bei Berger in Berlin die Kupferstecherkunst erlernt hatte, nach Rom kommen.

Reisen.

Im Jahre 1774 machte P. H., in Gesellschaft des Raths Reifenstein, eine Reise nach Aquila und Arezzano, um den Lage Fucino und das höchst merkwürdige Stück der Römischen Baukunst, das von Kaiser Claudius zu Ableitung der in jener tiefen Gegend immer ausbrechenden Wasser errichtet war, und noch jetzt unter dem Namen des Emissario di Claudio bekannt ist, zu besehen. Von da aus gegen Sie über das malerisch schöne Land von Sora, Isola di Sora, Casamare u. s. w. nach Rom zurück.

Ferner machte er im Jahre 1775 eine solche Tour nach Civita Castellana, Sutri, Nepi, Monte Rotondo, Ponte Corvese und andern Gegenden um Rom, so daß beinahe im Umkreis von 60 Italiänischen Meilen um diese Stadt kein beträchtlicher Ort, keine reizende Aussicht war, die der Künstler nicht gezeichnet und für seine Studiensammlung benutzt hätte. Eben so verfuhr er im folgenden Jahre auf einer Wanderung in die Appennin'schen Gebirge, da er denn bis nach Ravenna gelangte und über Urbino und Perugia zurückkehrte. Auf diesem Wege machte er unter andern eine Zeichnung von Gesena, dem Geburtsort Pius des Sechsten, und verfertigte sodann nach derselben ein drei Fuß hohes und vier Fuß breites Oelgemälde zu großer Zufriedenheit des Papstes.

Pius VI.

Als P. H. demselben das Bild vorstellte, wurde er sehr gnädig aufgenommen; der Bali Antinori, ein Toscaner, präsentirte ihn, und er wurde ohne alle gewöhnliche Ceremonien zum Papst geführt. Dieser fand sich sehr geschmeichelt und wünschte, daß es in Kupfer gestochen würde. P. H. erwiederte, daß es auch sein Wille wäre, und daß Giovanni Volpato bereits den Pendant dazu, die Aussicht auf die Peterskirche, den Ponte Molle genommen, unter Händen hätte. Der Papst fragte, ob die beiden Platten wohl in zwey Monaten fertig seyn könnten. P. H. antwortete: « Es wird schwer halten in einem Jahre. Außerdem, so hat mein Bruder, der noch jung ist und erst anfängt große Platten zu machen, noch keine Kupferstich-Druckerey eingerichtet. Wir empfehlen uns daher der hohen Protection Ew. Heiligkeit. » Der Papst schenkte dem P. H. für das Bild eine massiv goldne Dose, worauf die erste Medaille war, die er während seiner Regierung hatte schlagen lassen, nebst sechs Stück großen goldenen Medaillen, und sagte: « Wenn Ihr was nöthig habt, so kommt gerade zu uns: Ihr findet alle Protection. » Dabei klopfte er ihm beide Backen sehr freundlich, und sagte: « Mein Sohn, ich will Euch sehr wohl. » Dann den Segen konnte er ihm als einem Ketzer nicht geben.

Donna Giulia Falconieri.

Die Signora Giulia Falconieri war eine sehr gute Freundin von P. H. Diese Dame, die viel Geist, Beleseheit und selten Verstand besaß hatte alle Abende eine kleine, aber sehr interessante Gesellschaft von Cardinälen, Prälaten und Gelehrten. Künstler fanden sich nie bei ihr, Hackert ausgenommen. Er hatte ihre Bekanntschaft in Frascati gemacht bei Don Paul Borghese, nachdem im Primen Albobrandini, ferner in Albano, wo sie die Villeggiatur des Octobers hielt. Sie war Liebhaberin der Malerei, hatte Geschmack darin, doch ohne gründliche Kenntniß. Nach verschiedenen Jahren, da ihre Tochter an den Neffen des Papstes verheirathet wurde, an den Duca di Remi Braschi, wurde die Bekanntschaft immer größer. Sie war eine geborne Dame von Milano, und da keine männlichen Erben in ihrer Familie waren, so brachte sie durch Verheirathung die ganze Milanische Erbschaft in das Haus Falconieri. Sie war Besitzerin der Villa Milini auf dem Mont-Mario, wo die schönste Aussicht von Rom ist, und alle Fremden, die eine Idee von dieser Stadt haben wollen, besuchen diesen Hügel. P. H. fiel es ein, die Aussicht von dort zu malen, weil sie ein Bild macht, und alle interessanten Monumente deutlich zu sehen sind, und sodann sie in Kupfer stechen zu lassen, welches auch geschah. Er hat sich die Erlaubniß von ihr aus, den September und October auf ihrer Villa zu wohnen, weil sie in der Zeit zu Frascati in ihrer Villa zu Ruffano, und im October in Velletri in ihrer Villa zu Albano zubringt. Mit Vergnügen ertheilte sie ihrem Kammerherrn, der ein Capitain war und täglich die Messe in einer Capelle durch Stiftung ihrer Vorältern lesen mußte, Befehl dem P. H. die ganze Villa nebst allem, was er nöthig hatte, mit Ausschluß der Wäsche, die er sich verbat, zu übergeben.

Mit dieser Bequemlichkeit mahlte er in Gouache die Aussicht von Rom, und brachte seine Zeit vergnügt zu, indem Freunde und Fremde ihn besuchten. Der Capitain, der zugleich die Aufsicht über die Meubeln führte, war des Nachmittags immer betrunken, und der dreißigste Mensch, den man sich denken kann. Außer daß es ihm an Bildung und Belesenheit fehlte, hatte er natürliche witzige Einfälle, die man bewundern mußte. — Gerad Hackert stach das Bild in Kupfer, und Graf Fries kaufte dasselbe für 150 Zechinen. Es ist noch in der Sammlung dieses Hauses in Wien.

Die Platte war fertig, und weil Signora Giulia Falconieri schon längst verlangt hatte, dieselbe nachte Pius dem Sechsten inscribirt werden, theils weil der Papst, noch als Prälat, öfters bei ihr gewesen und sogar in jungen Jahren ein Verhältniß in ihr gehabt haben soll, theils weil ihre Tochter an seinen Neffen, den Duca Braschi, verheirathet war; auch P. H., der lange in Rom gelebt, und viel mit der Römischen Noblesse umgang hatte, den Römischen Styl sehr genau kannte: so ließ er durch seinen Freund, den Bali Antinori, anfragen, wann es Sr. Heiligkeit gefällig wäre, die Gebrüder Hackert zu empfangen. Der Papst war außerordentlich gnädig und huldvoll; er dankte beiden für den Nutzen, den sie im Staate gestiftet hätten. « Wir sind, sagte er, von allem genau unterrichtet, was Ihr für unsern Staat gethan habt. Ihr habt den Kupferstichhandel mit Ausländern eingeführt, wovon niemand eine Idee hatte: Ihr habt in Fabriano die Papiermühle eingerichtet, wo jetzt bestes Papier zur Kupferdruckerei gemacht wird als in Basel, und das Geld bleibt im Lande. Wollte Gott, meine Unterthanen hätten diese Industrie, so würde der Staat glücklich seyn. Ihr suchet Euch besonders unter den fremden Künstlern aus. Andre suchen Geld zu ziehen, greifen auf alle Weise die armen Römer, und ziehen davon; Ihr hingegen sucht, ohne Aufsehen der Nation, zu helfen was Ihr kennt, und der jungen Künstler Genien bei Fremden anzubringen. » — Er führte beide Brüder und zeigte ihnen neue Bilder, die er gekauft hatte, und schenkte einem jeden drei goldene Medaillen.

Cardinal Pallavicini.

Dem Styl zufolg mußte dem Majordomo magiore auch ein Exemplar zugeben werden; dieser war Sein Ecc. jetzt Cardinal Braschi, der nahe am Papst auf dem Vatican logirte, beziehlichen dem Cardinal Secretario di Stato, welches Pallavicini war, den P. H. schon längst kannte. Der Cardinal empfing beide Brüder und das Kupfer mit vieler Gefälligkeit, ließ sich an das Kamin und nöthigte alle zum Sitzen. Er hatte einen eigenen Wandleuchter bei sich. Den dem Kupfer und der Kunst wurde wenig gesprochen. Da der Geistliche hörte, daß 6 zwey Personen waren, fragte er den Cardinal: ob sie nur allein seligmachenden Römisch-Katholischen Glauben gehörten. Der Cardinal sagte: « Das ist eben zu bedauern, daß zwey solche brave Menschen einig verdammt seyn müssen. » Beide Brüder schwiegen. Der Mönch sagte hier, sie zu überzeugen, daß wahre Schlacht in diesem wäre, wenn man nicht Römisch katholisch sey. Der Cardinal stimmte gleichfalls bei; die Gebrüder saßen still und horten an. Endlich sagte der Cardinal: « Sie, als der ältste, sollen dem jungen Bruder ein Exempel geben, und sich zum wahren Glauben bekennen. » Da konnte es P. H. nicht länger aushalten, stand auf, stellte sich vor Se. Eminenz und sagte: « Eminenz! wir sind in einem Lande geboren und erzogen, wo vollkommene Gewissensfreiheit herrscht. Ein jeder mag glauben, was er will, keiner bekümmert sich darum. Niemand wird fragen, in welcher christlichen Secte er sich bekennt; wenn er als ein christlicher und guter Bürger lebt, so ist es genug. Ew. Eminenz können versichert seyn, daß wir nichts ge-

gen die Römische Religion habe; ich glaube, daß sie eben so gut ist als alle andern. Weil wir aber so erzogen sind, daß ein Mensch, der bei uns die Religion wechselt, ein Abscheu ist, und in der Gesellschaft kaum geduldet wird, so ist es auch ein Jude oder Mohammedaner, so ist es unmöglich, daß ich in meinem Leben meine Religion ändere, weil die allgemeine Opinion aller wohldenkenden Menschen ist, daß kein braver Mann die Religion, in der er geboren und erzogen worden, verändert. Nehmen Sie Einsicht die Meinung der Welt hinweg, so werde ich morgen katholisch. « Da P. H. dieses sehr spöttisch sagte, so fühlte der Cardinal den falschen Schritt, den er gethan hatte, daß sehr um Verzeihung davon anzusprechen zu bitten, und sagte: « Ich habe es bloß aus gutem Herzen gethan, um Euch zu retten. Ich hoffe, daß Sie es nicht als eine Beleidigung ansehen werden. » So wurde friedlich Abschied genommen. Einige Tage darauf kam ein Abbate, Don Gennaro Geraci, ein Freund von P. H., der alle Wochen ihn einigemal besuchte, ein Mann von natürlichem guten Verstand, der auch gelesen hatte: der Cardinal de Bernis nannte ihn nur den natürlichen Philosophen. Cardinal Pallavicini war unruhig über den falschen Schritt und fürchtete, der Papst möchte es erfahren; dachte, um die Sache wieder gut zu machen, gab er Don Gennaro Geraci diese Commission, weil er wußte, daß dieser ein Freund von beiden Brüdern war. Er versicherte zwar den Cardinal, daß es unnöthig sey, denn er kenne beide Brüder zu sehr, als daß sie das übel nehmen, noch weniger, daß sie davon sprechen würden; aber der Cardinal bestand darauf, er möchte ausdrücklich zu ihnen gehen, um Verzeihung bitten und versichern, daß der Cardinal es nicht böse gemeint habe. Don Gennaro kam an; nachdem er guten Morgen geboten, sagte der G—e: « Der Cardinal hat den ersten dummen Streich gemacht; um ihn wieder gut zu machen, begehrt er den zweiten, der noch dümmer ist. Ich soll Euch um Verzeihung bitten, daß er mit Euch von Religionssachen gesprochen hat; er hat es aus gutem Herzen gethan. Er bittet, daß Ihr nie davon sprechen möget. » Der schnurrige Akt, der dieses so recht auf gut Neapolitanisch sagte, machte beide Brüder herzlich lachen. P. H. antwortete und bat, Sr. Eminenz seinen Respect zu vermelden und zu versichern, daß er gar nicht mehr daran gedacht hätte, und daß er nie davon sprechen werde. Welches er auch heilig gehalten hat, so lange der Cardinal lebte.

Einige Zeit darauf wollte P. H. den Hafen von Ancona und Civita Vecchia sehen, wozu die Erlaubniß des ersten Ministers gehört, er ging also zum Cardinal und bat ihn darum. Dieser war so höflich und sagte: « Machen Sie mir das Vergnügen und kommen gegen drei Uhr zu mir zur Tafel, so werden Sie die Erlaubniß bereit finden. » Es geschah. Don Gennaro war auch eingeladen. Die Tafel war auch prächtig und angenehm, an alles andere wurde nicht mehr gedacht. Endlich entschied dieser Cardinal alles im Herrn. Spanien hatte ihn besonders dazu gestellt, damit sie machen können nach ihrem Gefallen.

Charles Gore. Henry Knight.

Philipp Hackerts großes Talent, die Naturgegenstände leicht, geschmackvoll und geistreich aufzufassen, bezauberte nun die Reisenden, und trieb sie zur Nachahmung auf. Der Künstler skizzirte und unterrichtete sie darin, wohl wissend, daß er sich keine Nebenbuhler, sondern Bewunderer beranzog. Besonders war er immer von Engländern umgeben, und der Trieb, die Natur zu schauen und nachzubilden, wuchs unter den Liebhabern mit jedem Jahre. In guter Gesellschaft wurden kleine Reisen im April, Mai und Juni vorgenommen. Den Sommer brachte man in Albano, manchmal in Castel Gandolfo zu, wo zuerst seinen nächsten Freunden nicht empfehlende Fremde freien Zutritt hatten. Besonders wurden die Abendstunden gut angewandt. Man versammelte sich um einen großen runden Tisch, und alles bemühte sich um die Witze des Wortspiels und der Spize.

Hier machte der Künstler eine Bekanntschaft, die auf sein Leben und Glück großen Einfluß hatte. Es war die des Herrn Charles Gore und dessen liebenswürdiger Familie. Die älteste Tochter zeichnete und malte gar geschickt landschaftliche Gegenstände. Der Vater, der sich früher dem Schiffbau ergeben hatte, fand vorzügliche Lust am Zeichnen von Schiffen und Fahrzeugen aller Art, die er bei großer und genauer Kenntniß mit einer leichten Manier auf seine Seestücke zu vertheilen wußte. Mit ihm und einem andern Engländer, Henry Knight, verbindet sich P. H. zu einer Reise nach Sicilien, auf gemeinschaftliche Kosten; welche sie denn auch im Frühling des Jahres 1777 antraten.

Von dieser Reise können wir eine genauere Nachrichtschaft geben, indem das Tagebuch des Herrn Knights, eines sehr gebildeten Mannes, in Englischer Sprache geschrieben, vor uns liegt, der, indem die beiden andern zeichneten, die Gegenden umher durchstrich und davon manche genaue Beschreibung übrig, nicht weniger über sittliche, politische und andere Gegenstände bedeutende Betrachtungen anstellte.

Tagebuch
einer Reise nach Sicilien
von Henry Knight.

Abfahrt.

Den 3ten April 1777 hatten wir Rom verlassen und fuhren am 12ten von Neapel in einer Feluke von zwölf Rudern ab, um die Reise durch Sicilien zu machen, und im Vorbeifahren Pästum und die Liparischen Inseln zu besuchen. Sobald man den Neapolitanischen Hafen verlassen hat, öffnet sich die herrlichste Scene nach allen Seiten. Die Stadt erhebt sich stufenweise über das Gestade, indem der Berg Posilipo daneben raucht, Sorrent, Capri, Ischia, Procida beschäftigen das Auge bis zum Cap Miseno, und bilden ein Amphitheater, bereichert mit Pallästen, Gärten, Wäldern und Ruinen, eine solche Versammlung von Gegenständen, wie sie nie gesehen wird. Wir genossen diesen Augenblick in der größten Vollkommenheit, indem das Wetter sehr schön, und der Frühling in voller Blüthe war. Die unendliche Mannigfaltigkeit von Farben und Tinten wurden durch den Poesus, der Claude Lorrain's Gemälde so sehr auszeichnet und diesem köstlichen Klima ganz eigen ist, miteinander verbunden. Die Bai von Neapel hat ungefähr 20 (Englische) Meilen bis Capri, und je weiter wir nach der offnen See fuhren, schienen Farben und Formen in die Atmosphäre zu fließen, sie wurden nach und nach undeutlich, bis die Sonne zuletzt ihre Strahlen zurückzog, und alles in Finsterniß hüllte. Während der Nacht schliefen wir in der Feluke, und als die Sonne aufging, kamen wir zu einem kleinen Dorf, Agropoli genannt, 5 Meilen von Pästum. Wir nahmen englische Pferde, diese ehrwürdigen Denkmäler zu besuchen.

Pästum.

Den 13ten April.

Die erste Ansicht derselben ist äußerst überraschend. Drei Tempel, welche beinahe erhalten sind, stehen einander gegenüber, in der Mitte eines weiten und grünen Thales, umgeben von romantischen Hügeln, die mit blühenden Büschen und immer grünen Eichen bedeckt sind. Einer derselben ist der Mons Alburnus, und noch jetzt mit seinen Bäumen bewachsen, deren Virgil im dritten Buche seiner Georgica gedenkt:

Est lucos Silari circa ilicibusque virentem
Plurimus Alburnum volitans cui nomen Asilo
Romanum est: oestron Graji vertere vocantes.

Er heißt nun Monte Postiglione und steht am Zusammenfluß des Silarus und Tanagro jetzt Sele und Negro. Die Ufer des Silarus sind durchaus mit dichten Wäldern besetzt, die während des Sommers, durch die verursachten Oestri oder Asili, eine Art stechender Fliege, heimgesucht werden. Der Tanagro ist ein unbedeutendes Wasser, das manchmal zur Sommerszeit austrocknet, daher Virgil von steri ripa Tanagri spricht.

Die Architektur von Pästum ist die alte Dorische, die Säulen kurz und canellirt, mit breiten flachen Capitälen und ohne Basen. Sie sind aus einer Art perlicht Steinmasse verfertigt, wie die von Lago del Tartaro bei Tivoli Travertin. Ich glaube, die Säulen wurden canellirt und vollendet, wenn sie schon aufgerichtet waren: denn wir fanden in Sicilien Tempel, an denen einige Säulen canellirt waren und andere nicht. Die Steine sind vortrefflich gearbeitet, und mit der größten Genauigkeit zusammengesetzt, und zwar auf die Weise wie die trefflichsten Werke des Alterthums, ohne Bindungsmittel. Die Farbe ist ein weißliches Gelb, das bis und da ins Graubraune spielt. Die Witterung hat den Stein angegriffen, er ist mit Moos und Kräutern bewachsen, und meist von Rauch geschwärzt, nach durch neuen Anbau entstellt, wie die Ruinen zu Rom. Daher die Tinten der harmonisch, angenehm und malerisch ins Auge fallen.

Betrachtet man die Theile dieser Tempel in der Nähe, so erscheinen sie roh, massiv und schwer, aber in der gehörigen Entfernung gesehen, ist die allgemeine Wirkung groß, einfach, zu einfach. Das Rohe erscheint dann als ein künstliche Nachlässigkeit, und das Schwerfällige verwandelt sich in eine gerechte und edle Festigkeit.

Außer den drei Tempeln sind noch die Grundmauern eines kleinen Theaters und bedeutende Ueberbleibsel der Stadtmauren zu sehen. Innerhalb derselben ist der ganze Raum mit verschiedenen Säulen und andern Fragmenten so verstreut, daß beinahe jeder Schritt uns die ehemalige Herrlichkeit dieser alten Stadt überdenken können. Wesentliches merkwürdig sind die Ruinen eines kleinen Tempels von wunderbarer Art. Er stand zwischen dem großen Tempel, den einige für eine Basilica halten wollen, und dem Amphitheater, und war im Ganzen von der gewöhnlichen Dorischen Form; nur sind die Säulen nach Korinthischer Ordnung canellirt, d. h. zwischen den Vertiefungen sind Stäbe gesetzt. Auch sind die Capitäle von dorischer Ordnung, nur sehr rob und einfach. Das Gebälk ist Dorisch, aber von mehr Gliedern als bei den übrigen Gebäuden von Pästum. Zwischen den Triglyphen sind Bas-reliefs, deren Zeichnung sehr rob und ziemlich gemein ist zu sein scheint, aber sie sind so zerstört und verstümmelt, daß man nicht über die Ausführung urtheilen kann.

Nun ist die Frage: ob dieser Tempel erbaut worden, ehe die Korinthische Ordnung in ihre Vollkommenheit gelangt, oder nachdem sie schon wieder im Abnehmen gewesen. Ich bin aus mancherlei Ursachen geneigt, das erste

zu glauben, denn die korinthische Ordnung steht sich an keinem Monumente vor den Zeiten Augusts vollkommen, und scheint erst zu den Zeiten der Antonine in Aufnahm zu gerathen. Was die Erbauung betrifft, gedenkt Strabo zu erst durch einen korinthischen Architekten erbauet worden, indem er eine Akanthstaude gesehen, die um ein neu Bürgerhaus gerankt, so verdient sie wenig Aufmerksamkeit. Die ersten Anfänge der korinthischen Ordnung findet man unter den Ninivern von Juden und Persepolis. Sie wurden wahrscheinlich um die Zeit Alexanders des Großen nach Europa gebracht, aber die steifen Griechen wollten sich nicht als Nachahmer in irgend einer Sache bekennen. — Die Stadt Pästum muß lange in einem Zustand von Verfall gewesen seyn, ehe die korinthische Ordnung zu ihrer Vollkommenheit, geschweige denn zu ihrem Verderbniß gelangte: denn Strabo gedenkt, daß der Ort schon verlassen und ungesund sey zu seiner Zeit gewesen sey, und die Geschichtschreiber der Römischen Kriege in Italien nennen ihn niemals als einen Platz von einiger Bedeutung. Ferner sind die Gebäude der spätern Römischen Zeiten, als die Architektur schon verdorben war, in einem ganz verschiedenen Styl von dem obgedachten; auch bedienten sich die Römer, als Herren der Welt, denen die reichen Steinbrüche von Afrika, Griechenland und Sicilien zu Gebote standen, keiner so geringen Materialien, so hingegen die Griechischen Republiken, auf einen engen Raum eingeschränkt, sich genöthigt sahen, das Material anzuwenden, das ihr eigener Boden darbot.

Die genaue Zeit vom Aufsteigen und Fallen Pästums ist nicht bekannt, obgleich beides früh genug mag gewesen seyn. Die Unbeständigkeit dieser Stadt sind ihre Erbauung der bösen Luft schuldig: denn wäre der Platz dorthin dauerhaft gewesen, so hätten sie das Schöpfal der meisten Griechischen und Römischen Werk gehabt, man hätte sie niedergerissen und die Materialien zu neuen Gebäuden angewendet. Diese tödtliche Luft wird durch einen salzigen Strom erzeugt, der von den Bergen herabfließt, und hinter den Mauern stockt, wo er durch Sinterung die Steinart hervorbringt, wovon die Stadt gebaut war. Diese Steinverbung geschieht augenscheinlich schnell, so daß einige geglaubt haben, man habe sich gar der Formen bedient, und in denselben die Säulen durch Incrustation hervorgebracht, indem diese Rohr und Binsen, welche durch das Wasser versteinert werden, enthalten, ich glaube aber nicht, daß dieß Meinung Grund habe. Die Stadt war vier Mil, wie man an den Mauren sieht, welche sonst scheinen an der See gestanden zu haben, ob sie gleich augenscheinlich, durch die Wirkung des versteinernden Stroms, 3000 Parte davon entfernt sind. Der neue Grund läßt sich recht gut von dem alten unterscheiden, indem er durchaus entweder Versteinerung oder Sumpf ist, anstatt daß der alte Boden, ein Theil der Mauren und zwischen ihnen und den Bergen, trocken und fruchtbar erscheint, der Pästanischen Rosmarinen nicht unwerth, von welchen die Römischen Poeten so viel zu erzählen wissen.

Porto Palinuro.

Den 10ten April.

Nachdem wir einen Tag unter diesen edlen Ueberbleibseln griechischen Geschmacks und Herrlichkeit zugebracht, kehrten wir zu unserer Felucke zurück und fuhren während der Nacht an Cap Palinuro hin, das noch den Namen von Aeneas Steuermanne behalten, welcher, wie Virgil meldet, hier umkam. Als sich aber ein widriger Wind erhob, mußten wir einen kleinen Hafen, gleiches Namens, aufsuchen, der von Süden her durch das Vorgebirg und von Norden durch das Land gedeckt wird. Die Gegend umher ist sehr schön, die Thäler reich und fruchtbar, die Hügel mit immergrünen Eichen, Oliven und blühenden Büschen bedeckt, wogwischen sich Weideplätze hinziehen. In der Ferne erstreckt sich die weite Kette der bekannten Apenninen, welche die Aussicht auf eine ehe Weile begrenzen. Acht Tage wurden wir in diesem kleinen Hafen, durch üble Witterung und die Feindseligkeit Neapolitanischer Soldaten, aufgehalten, und wir bekamen sehr Ursache, Pästum verlassen zu haben, wo wir die Zeit so angenehm unter den Ruinen hätten zubringen können. Doch um sie so gut als möglich anzuwenden, schweiften wir an der Küste umher, sahen unsere Felucke auf das Land und machten daraus eine Wohnung, so gut es gehen wollte. Eine Felsenhöhle diente uns zur Küche, und wären wir nicht so ungeduldig gewesen, Sicilien zu erreichen, so hätten wir unsere Zeit ganz angenehm zubringen können. Nunc veterum libris, nunc somno et inertibus horis.

Bei unserm Herumschweifen an der Küste fanden wir eine Höhle von besonder Beschaffenheit. Sie ist aus einer Art geringen Marmors gebildet, der mit denselben versteinerten Kies, den man an andern Stellen des Ufers findet, untermischt, anstatt Seemuscheln, Menschenknochen enthält, die in kleine Stücke zerbrochen, und mit dem Kies zu einer festen Masse versteinert sind, welche zwischen den Marmorbänken in Schichten von 1—3 Fuß Stärke liegt. Diese Schichten nehmen sich etwa auf 60 Fuß aus, schienen aber tief in den Berg zu gehen, der von beträchtlicher Höhe ist. Ich fand einen ähnlichen Felsen zu Nemzio auf dem Comersee; nur daß dort die Knochen einen größern Antheil bilveten, und, anstatt zwischen Marmorbänken zu liegen, in dem ganzen Felsen gleich vertheilt waren. Ich habe gehört, daß die Insel Ustica, im Adriatischen Meere, ganz in derselben Weise aufgeschichtet ist, wie denn derselbe Fall auch in verschiedenen Gegenden Dalmatiens vorkommt. Einige Vermuthung, wie diese Knochen hieher gekommen seyn mögen, zu äußern, würde unnütz seyn, indem die Ursachen der großen Veränderungen, welche dieser Erdteil offenbar erlitten hat, von unserer Fassungskraft allzuweit entfernt sind. Wir können nur so viel schließen, daß die mit Bewegung begabte Materie, regiert durch Gesetze physischer Nothwendigkeit, während des Laufs einer unendlichen Zeit, alle mögliche Arten von Veränderung durchgegangen ist. In diesem unendlichen Wechsel muß sie eben so gut in Unordnung als in Ordnung gewesen seyn, welche immer wechselsweise auseinander entspringen.

Stromboli.

Den 15ten April.

Wir verließen Porto Palinuro den Mitwoch um 2 Uhr in der Nacht; aber da das Wetter sehr still war, so erreichten wir Stromboli nicht eher als am Abend des andern Tags. Wir waren noch 30 Meilen von derselben entfernt, als uns schon der beschneite Gipfel des Aetna erschien, an welchem der Dampf hervorstieg. Die untern Regionen des Bergs, obgleich über dem Horizont, wurden nachher unsichtbar, wegen der Dichtheit der untern Atmosphäre. Man sagte mir, daß man ihn öfters vom Vorgebirg Palinuro sehen könne, welches der unserm Aufenthalt nicht entfernt, indem die Luft niemals heiter genug war.

Die Insel Stromboli ist ein conischer Berg, der aus der See aufsteigt und ganz aus vulcanischer Materie

bedeckt. Der Rauch kommt gegenwärtig aus der Nordwest-Seite hervor, nahe am Gipfel, welcher unfruchtbar und sehr Asche bedeckt. Der übrige Theil des Berges ist reichlich bebaut und mit Wein bepflanzt, welcher sehr geschätzt wird. Bei Nacht sah man das Feuer des Aetna, aber unbedeutend, weil das Wetter sehr schön war. Wenn es regnet, oder Südwinde wehen, entsteht gewöhnlich ein kleiner Ausbruch, das Gipfel aber kommt zu allen Zeiten fort, sehr stark und einem Donner gleich. Hier hätten gern den Berg erstiegen und den Krater untersucht; doch hinderte uns daran eine Verordnung des Königs von Neapel, welche verbietet mit den Einwohnern Gemeinschaft zu pflegen, bei Strafe, in den obigen königlichen Staaten Quarantäne zu halten. Da dies nun eine Ceremonie war, die wir zu beobachten keine Lust hatten, so wollten wir noch die Nacht auf Lipari zu, und kamen Morgens früh daselbst an.

Lipari.

Den 14ten April.

Die Stadt ist in dem Grunde einer engen Bai gelegen, auf einem Vorgebirge, der in die See hervortritt, dessen schöne Mauern mit Gewölb reichlich und prächtig sind. In einiger Entfernung umgeben, erscheint die Stadt sehr gefällig und malerisch, mit einer Menge Thürme umgeben, die mit Häusern und Gärten bedeckt ist, worauf dann bald die Gebirge sich erheben, die ehemals Vulcane waren, gegenwärtig aber in reiche Weinberge verwandelt sind, in welchen man Feigen- und Mandelbäume gepflanzt sieht. Die Häuser sind alle massiv gebauchicht, mit ganz flachen Dächern, und bilden, in eine hinter dem andern hervorragend, manch sehr malerische Gruppen; doch wenn man in die Stadt kommt, verwandelt sich die Ansicht, alles ist unflätig und Elend.

Indessen meine Gefährten bestiegen den höchsten Gipfel der Insel. Nachdem ich beinahe eine Stunde zwischen den Weinbergen hinaufgegangen war, kam ich an unfruchtbare verbrannte Felsen, die ich mit Mühe und Schwierigkeit hinanklimmte, und nun nichts weiter als wüste Zerstörung erwartete; aber wie sehr war ich erstaunt, als ich auf den Gipfel kam, indem ich unter mir, zwischen fruchtbaren Felsen, ein schönes natürliches Amphitheater von etwa 500 Fuß im Durchmesser erblickte, dessen Boden mit Weinreben bepflanzt und die und da mit einem einfamen Weinhause geziert war. Dieses war sonst der Krater des Vulcans und da das Ganze mit zerrissen Felsen umgeben ist, so hielt der Boden Wasser und fruchtbar, obgleich die Wasser keinen sichtbaren Abfluß haben.

Von dem höchsten Punkte dieser Felsen sieht man die sämmtlichen liparischen Inseln, so wie die Küsten von Sicilien und Calabrien. Unmittelbar unter dem Gesichte liegt die Insel Vulcano, eine verbrannte Anhäufung von Asche, die kaum irgend ein Moos hat vorwachsen lassen. Es scheint daher, daß diese Insel später entstanden ist als die andern, welche aus basaltischen Materien bestehen, doch die Zeit hat Asche und Lava mürbe gemacht und in einen Boden verwandelt, der, obgleich trocken, dennoch fruchtbar ist und dem Weinbau ganz besonders günstig.

Fazello nimmt an, es sey die Insel zwischen dem zweiten und dritten Punischen Krieg entstanden, unter dem Consulat des Lädo und Marcellus. Doch rührt dies von einer misverstandenen Stelle des Orosius her, welcher auf Vulcanelle anspielt. Vulcano hingegen wurde schon vom Thucydides erwähnt, als seiner Zeit angekündigt, und gleichfalls vom Aristoteles, der einer großen Eruption dieser Insel gedenkt, welche manche Städte Italiens mit Asche gedeckt habe. Ehe man sich Thermissa und Hiera, und die Porten setzen hatten die Schmiede des Vulcan. Strabo sagt, sie habe zu seiner Zeit an drei Orten gebrannt, gegenwärtig brennt sie nur an einem, und zwar sehr wenig. In dem Lauf von einigen tausend Jahren mag sie, bei der langsamen Bewirkung vulcanischer Materien, wohl so wie die übrigen fruchtbar werden: denn diese müssen sich seit Cicero's Zeit sehr gebessert haben, der den Boden derselben mit serum et jejunum nennt. Strombeli und Volcano sind die einzigen, die noch heut zu Tage brennen. Lipari ist seit den Zeiten des Strabo erloschen; die warmen Bäder daselbst aber sind noch immer, ihrer Heilkraft wegen, sehr berühmt. Sonderbar hier als auf Volcano findet sich ein schwarzes Glas in großer Menge, welches die Naturforscher Islandischen Achat nennen.

Die große Wärme, welche die Witterung unterhalten auf der Insel hohe Inseln haben, macht es den Schiffern, die damit bekannt sind, möglich die Gefahren der Winde mit großer Gewißheit vorauszusehen; daher denn wohl die Poeten den der Höhle des Aeolus mögen der Inseln haben. Strombeli, als die größte und den Winden am meisten ausgesetzte Höhe, wird für den eigentlichen Wetterort des Aeolus angenommen: Celsa sedet Aeolus arce. Auch kennt Virgil das beständige Getöse dieses Berges und schreibt es den rasenden Winden zu, welche darin eingeschlossen sind:

Illi indignantes, magno cum murmure montis,
Circum claustra fremunt.

Valerius Flaccus (Argon. I, 579) giebt noch eine genauere Beschreibung:

Equore Trinacrio, refugiae a parte Pelori
Stat rupes horrenda fretis; quot in aethera surgit
Molibus, infernas totiens demissa sub undas;
Nec scopulus, aut antra minor juxta altera telius
Cernitur.

Einige Geographen und Antiquare haben bemerkt, Virgil habe, indem er bei einer andern Gelegenheit der Insel Lipari den Beinamen der Aeolischen giebt, habe die Hoole des Aeolus darin gesetzt, aber Plinius und Strabo sprechen deutlich genug das Gegentheil aus, und die Stelle selbst paßt auch nicht des Dichters Meinung. Die Beschreibung des Flaccus ist noch genauer, indem Strombeli, gerade wie er es beschreibt, von allen andern Inseln getrennt ist, Lipari hingegen umringt von ihnen. Uebrigens waren sie alle dem Aeolus heilig, und der Beinahme Aeolia wird beständig einer wie der andern beigelegt. Die griechischen und römischen Schriftsteller zählen nur sieben dieser Inseln, namentlich aber sind ihrer zehn. Ehemalen sind nun die drei kleinen Inseln, welche die Liparari machen in spätter Zeit durch die unterirdischen Feuer emporgehoben worden, oder man hat sie nicht für merkwürdig genug gehalten zu untersuchen. Nachdem wir nun den Tag auf Lipari zugebracht hatten, schifften wir auf unsere Felucke und segelten kurz nach Mitternacht ab.

Melazzo.

Den 16ten April.

Melazzo, vor Alters Mylä, erreichten wir in weniger als vier Stunden. Diese Stadt, welche nichts Merkwürdiges enthält, liegt auf dem Rücken eines Vorgebirges an dem Ende einer weiten Ebene, welche durch die Monte-Cariscischen Berge, sonst die Peloritanischen genannt, und berühmt wegen ihrer Anmuth und Fruchtbarkeit, begränzt wird. Die Citadelle steht auf einem hohen Felsen, der die Stadt beherrscht, und scheint ehemals ein Platz von bedeutender Festigkeit gewesen zu seyn.

Tindaro.

Den 16ten April.

Indem wir nun, an der Küste hin, den West nach Palermo nahmen, so fanden wir ungefähr 20 Meilen von unserm Nachtquartier einen Ort Santa Maria di Tindaro genannt, wo man noch einige Ueberbleibsel der alten Stadt Tyndaris antrifft. Sie scheint durch ein Erdbeben untergegangen zu seyn, und ein großer Theil des Hügels, auf dem sie stand, ist wahrscheinlich in die See gefallen. Gedacht. Reste sind die Grundmauern eines Theaters und Tempels, beide wahrscheinlich aus Römischer Zeit. Ein Baron Della Scuola hatte vom König von Neapel die Erlaubniß erhalten, hier nach Alterthümern zu graben, und man sagte uns, er habe manche Sachen von Werth gefunden. Wollte man diese Nachgrabungen fortsetzen, so würde man wahrscheinlich noch manches finden, da diese Stadt immer mit den Römern in Verbindung und unter Beschützung blieb, auch die Jugend und Unerschrockenheit eines ihrer Bürger sie vor der Raubsucht des Verres bewahrte, welcher die meisten andern Städte Siciliens plünderte. Hinter Tindaro kamen wir in die Gebirge, und ungefähr 5 Meilen weiter gelangten wir wieder an die See, wo wir einen kleinen Thunfang antrafen, nicht weit von der Stadt Patti. Wir waren gesinnet die Nacht hier zu bleiben, wegen eines lächerlichen Abenteuers, das uns begegnete. Denn indem der Mauthunterreiber seine Thiere futterte, unterhielten sich meine Reisegefährten mit Zeichnen, wozu sie keine besondere Erlaubniß nöthig zu haben glaubten, weil nichts in der Nähe war, das einer Festung ähnlich gesehen hätte, aber bald wurden wir durch eine Vorladung des Stadtrichters von Patti überrascht, welcher sich selbst mit dem Titel eines Gouverneurs beehrte. Er befahl uns sämmtlich vor ihm zu erscheinen und auf die Anklage zu antworten, daß wir einen Wachtthurm an der Küste abgezeichnet hätten, den er eine Festung nannte. Nachdem Herr Hackert, als der Hauptverbrecher, seine Zeichnung gemildert hatte, ging derselbe und fand den Stadtrichter von Advocaten umgeben, welche eine Klage auf mehreren Bogen aufgesetzt hatten. Er sagte ihm, wir wären nur Dilettanten, welche blos zu ihrem Vergnügen reisten, und wenn er irgend einen von einer Festung wäre aufsätzig geworden, so würde er gewiß nicht, ohne Erlaubniß, zu zeichnen gewagt haben. Er sey aber so entfernt gewesen, seinen Thurm für etwas dergleichen zu halten, daß er vielmehr geglaubt habe, es sey ein Tempel, indem die Einwohner umher sich hauptsächlich mit Verfertigung von Topferwaare beschäftigten. Der Stadtrichter war über diese Antwort höchst unzufrieden, und die Advocaten behaupteten, es sey unmöglich, daß wir ohne besondere Absicht eine so weit Reise gemacht hätten, und drangen daher einstimmig darauf, man solle uns festhalten. Nun brachte Herr Hackert einige Briefe aus der Tasche, und ersuchte die Herren, sie durchzulesen, und da diese Empfehlungsschreiben an den Vicekönig und mehrere der vornehmsten Herren der Insel waren, so ging der ganze Prozeß auseinander, und man entließ uns mit vielen Entschuldigungen, daß man ihm beschwerlich gewesen sey. Nun ging die Reise weiter, bald am Ufer, bald zwischen den Bergen hin, auf den schlimmsten Wegen, die ich jemals bereist habe; aber der Reichthum und die Schönheit der Gegend entschädigten uns genugsam für jede Unbequemlichkeit dieser Art. Wir fanden die Herkulischen Berge wohl jenes Lobes werth, das ihnen Diodorus B. IV. Cap. 84. geben. An mehreren Orten sind sie in die schönsten romantischen Formen gebrochen und die Abhänge mit Oliven- und Eichenbäumen bedeckt, die Gipfel mit Städten und Dörfern geziert. Anderwärts erheben sich ungeheure Felsen, eine über die andere gethürmt, einige bedaut und bepflanzt mit Obstbäumen, Feigen- und Maulbeerbäumen, andere mit Büschen behangen, die wir in England in unsern Glashäusern mit so viel Sorgfalt und Mühe aufziehen. Diese blühen alle hier in der wilden Ursprünglichkeit der Natur und umkleiden die rauhen Felsen mit einigem Grün. Auch findet sich in diesen Bergen mannigfaltiger schöner Marmor, worunter ich eine Art von rothem Porphyr bemerkte, geringer und weniger fest als der antike; wahrscheinlich aber, wenn man hier Steinbrüche eröffnete, würde er sich in der Tiefe des Felsens von besserer Eigenschaft finden, indem die Stücke, die ich sah, nur von der Oberfläche sich losgelöset hatten und durch Wind und Wetter rund mochten gerieben haben.

Aqua Dolce.

Zu Nacht blieben wir in Aqua Dolce, einem kleinen Ort, der seinen Namen von einer süßen Quelle führt, welche in der See, ungefähr eine halbe Meile von dem Ufer, entspringt. Der Ort ernähret sich von dieser Quelle, indem sich die Fische beständig nach ihr hinziehen. Die Einwohner haben sich zu einer Gemeinschaft verbunden, jeder Fang wird getheilt. Unmittelbar über Aqua Dolce geht die sich am hohen Berge, auf dessen Gipfel die alte Stadt Alantium lag, wovon jedoch nichts mehr übrig ist. An dem Fuße des Berges gegen die See zu, ist eine weite Höhle, welche aus dunklen Materien besteht, wie die eben beim Cap Palinuro erwähnte, auszunehmen, daß man die Knochen und den Kies noch mit Seemuscheln und Tuffsand vermischt findet. Sie sind auch die Knochenverkleinerungen in größerer Menge vorhanden, und finden sich, wie mir die Landleute sagten, auch in andern Theilen des Gebirges. Wir gingen in die Höhle ungefähr 500 Yards hinein, wo sie so weit und eng wurde, daß wir nicht weiter vordringen konnten; aber unser Führer versicherte, er habe ein Licht hineingetragen, welches endlich aus einer Höhle an der andern Seite des Gebirges, in einer Entfernung von drei Meilen, wieder hervorgekommen. Dann kamen wir in der Nähe der Festung Duca nach Bufinali, einem elenden Wirthshause, wo wir geneigt waren, die Nacht zuzubringen.

Cefalu.

Den andern Tag speisten wir in Cefalu, ehemals Cephaloedis genannt, und schliefen zu Termini, ehemals Thermae Himereenses. Fazello, der unter Carl V schrieb, spricht von Ruinen, die noch zu seiner Zeit von Alterthum und Gothicismus sollen vorhanden gewesen seyn, all in ich konnte nichts davon sehen, noch auch vernehe

man. Die letztere ist nun eine ansehnliche Stadt, auf der Spitze eines Vorgebirgs gelegen, unter ihm im Meere steilen Berge, auf dessen Gipfel die Citadelle sich befindet, die, wenn sie befestigt wäre, nicht wohl einzunehmen seyn würde.

Termini.

Die Bäder von Termini werden immer sehr gebraucht, aber es giebt keine Reste mehr, weder von Himera noch von dem alten Therma. Die heilsamen Wirkungen dieser Bäder werden dem heiligen Calogero zugeschrieben, welcher ein Arzt war, und den guten Ruf hatte, sich für einen Heiligen anstatt für einen Zauberer halten zu lassen. Die Alten, welche die Wunder nur etwas weniger lieben als die Neuern, aber viel geschickter waren im Erfinden derselben, dichteten, daß die Nymphen diese Bäder erschaffen, auf Antrieb der Minerva, um den Herkules auf seinem Zug durch Sicilien zu ergötzen. Diodor. B. IV. S. 27. Himera stand auf der andern Seite des Flusses gleiches Namens, eine halbe Meile von Termini. Thucydides gedenkt ihrer unter den vornehmsten Städten Siciliens: als sie aber durch die Carthager, 600 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, eingenommen wurde, so behielt Hannibal, sie völlig zu zerstören, um den Tod seines Großvaters zu rächen, der hier geschlagen und getödtet ward, durch die vereinigten Heere von Syrakus, Agrigent und Himera. Nach dem Untergang Carthago's versammelte Scipio die fortgetrieben überbliebenen Himeräer in Therma, und gab ihnen die Statuen und andere solche Schätze, welche die Carthager früher hinweggeführt hatten, zurück. Unter diesen waren zwei kostbare Kunstwerke von Erz, deren Giebe in der Nähe der Bäder zu suchen gelehrt. Das eine stellte den aus dieser Stadt gebürtigen Poeten Stesichorus vor, das andere, ein allegorisches Bildniß der Stadt selbst.

La Bagaria.

Von Termini nach Palermo sind 24 Meilen. Ungefähr halben Wegs kamen wir zu einem Lustschloß, La Bagaria genannt, der kurzem durch einen Prinzen Palagonia erbaut. Es ist von der seltsamsten Bauart, die ich jemals sah, und kommt in die unerwartigsten mit den ungereimtesten Figuren bedeckt, die man nur erdenken kann. Die Säulen sind in derselben Art, und es möchte recht schwer seyn, sich die Verschiedung von einem Ungeheuer zu machen, das man hier nicht fände. Der große Hof ist aus einer rauhen Steinart gebauen, einige sind von Gyps, andere von Marmor. Es sind drei runde Hunderte, und sie würden sich immer vermehren, wenn nicht des Fürsten Verwandte die Ausgrenzung verhindert hätten. Ein Verwandter unter Dutzen zu nehmen, damit er sich nicht völlig durch diese seltsame Einbildung zu Grunde richte.

Palermo.

Den 10ten Mai.

Die Lage von Palermo ist sehr schön, in einem engen, aber prachtvollen Thale, umgeben von steilen Gebirgen. Die Straßen sind regelmäßig und rein, und der Ort im Ganzen reich und wohlhabend, aber die Architektur ist sehr verdorben. Sie ist. Der Geschmack des Prinzen Palagonia scheint in der besten Stadt zu herrschen. Hier fanden die Leute, während der ganzen Zeit nichts diesigen Aufenthalts, außerordentlich höfliche sie offen sich nicht jene unglaubliche Grobheit, welche der Römer und Neapolitanische Adel annimmt, sondern sie scheinen mehr an die wahren Freuden des Lebens zu denken. Fremde sind gewiß, hier eine aufmerksame Höflichkeit zu finden, und zwar auf die gefälligste Weise. Denn die Lebensart der Einwohner ist bequem und höflich. Sie haben ihre Conversationen oder Assemblen wie die übrigen Italiäner, aber viel angenehmer, indem die Weiber nicht als mit einem Cavalier Servente apparirt sind. Eine solche Gesellschaft findet sich im Palast des Vice-Königs alle Abende, außer Donnerstags und Freitags, wo man nur seine nächsten Bekannten annimmt. Ehe sie die Assemblen besuchen, fahren sie auf dem Platz hin und wieder, wie die Römer im Corso. Während des Sommers wird der ganze Abend auf diese Weise zugebracht. Man findet Musik, Erfrischungen u. s. w. Die Damen haben in der letzten Zeit eine ganz besondere Gewohnheit beliebt, daß nämlich alle Parteien anfangs leicht werden, ehe die Wagen vor die Stadt kommen, um wahrscheinlich unangenehmen Entdeckungen vorzubeugen. Sollten die Männer hier so wunderlich seyn, wenn ihren Frauen eine strenge Treue zu erwarten, so würden sie sich wahrscheinlich öfters betrogen: denn das Blut der Sicilianerinnen ist zu warm, als daß sie der Gelegenheit widerstehen sollten, welche hier niemals mangelt. Die Frauen sind überhaupt lebhaft und angenehm, aber im Ganzen fehlen ihnen jene Vollkommenheiten, wodurch die Engländerinnen so liebenswürdig sind. Sie heirathen sehr jung, und diejenigen, welche nicht nöthig haben, sich den brennenden Sonnenstrahlen auszusetzen, sind schön genug. Ihre Manieren sind nicht äußerst fein, aber bequem und natürlich, und nicht durch die thörichte Nachahmung der Franzosen verdorben, wodurch in Italien nur von Stande so lächerlich werden, und wovon unsere eigenen Landsleute nicht völlig frei sind.

Während des Mittwochs haben sie eine Messe auf der Piazza del Duomo, der einen sonderbaren Anblick gewährt. Der Platz ist nicht nur mit Buden umgeben, worin man Spielsachen und andere Kleinigkeiten antrifft, sondern es ist auch in der Mitte eine Lotterie. Mit Sonnenuntergang fängt der Markt an und dauert bis Mitternacht. Die ganze Stadt versammelt sich hier, und es herrscht die vollkommenste Gleichheit. Prinzen und Bettler, Prinz Simon und Bauernknabe stehen auf gleichem Fuß und mischen sich ohne Unterschied im Gedränge. Man kann sich nicht vorstellen, daß eine so traurige Gelegenheit in einer Art Vergnügungen, wo einem so liebenswürdigen Volk wie die Sicilianer sind, nicht werde verkannt werden.

Beim skandalöse Gassenlinde giebt es nicht viel in Palermo. Der Hafen im Westen der Stadt enthält nichts Bekanntes. Unmittelbar daran steht der Berg Grez, auf welchem Pilgerine genannt, und berühmt wegen der Kirche der heiligen Rosalie, der Schutzpatronin von Palermo. Der ganz kleine Körper derselben wurde in einer Höhle unter dem Gipfel des Berges gefunden, wo man nachher die Kirche baut.

In dem Collegium, welches sonst den Jesuiten gehörte, findet sich eine schöne Sammlung Naturalien: Gesteine, einige Fossilien, eine gute Buch des Platin und eine des Tiberius. Die geschnittenen Steine sind Mittelmäßig, doch hier eine ansehnliche Summe und sind gewiß sehr schön, sind von den Bildern, der ihrer Aufbewahrung vorgeschrieben werden.

Das Benediktiner Kloster ist ein altes und prächtiges Gebäude, aufgeführt an der südlichen Seite. Die Façade scheint unter den Griechischen Kaisern erbaut zu sein. Es ist sehr und angenehm mit einer barbarischen Mosaik bekleidet, gleich jenen Kirchen in Rom, welche

sich nun jenen Fürsten beschrieben. In der Galerie des Pallastes sind die Bildnisse aller Könige von Sicilien, seit Roger dem Ersten, vom Normannischen Geschlechte. So findet man beysammen auch zwey Bilder von Ein Heinrich verewigt; man hat sie mit Sorgfalt sicher gebracht, sie sind etwas über Lebensgröße, und vortrefflich gemahlet. Es ist zum Erstaunen, welch ein Ansehen von Würde und Größe der Künstler einem so geringen Alter abzuwinnen hat, ohne von einer genauen Naturnachahmung abzuweichen. Sie sind mit zwey kleinen Mosaiken schön eingefasset, die den besten Zeiten Griechenlands eigen ist. Auch in der Wahl der Hörner liegt Anmuth und Sicherheit, und die Wolle, schimmernd vernachlässigt, hat alle Weichheit und Leichtigkeit der Natur. Ueberhaupt sind diese Gemälde den besten anderen Kunstwerken, welche ich in Rom, Portici oder Florenz gesehen habe, gleich zu setzen und unter die wenigen ächten Werken zu rechnen, welche von den besten Griechischen Künstlern übrig geblieben. Sie haben beide einerley Stellung, nur nach einer andern Seite gewendet, doch ist der eine viel vortrefflicher als der andere. Zosello sagt, Georgius Maniaces, General des Kaisers Constantin Monomachus, habe sie auf die Thore der Festung Ortygia gesetzt, und man vermuthe, sie seyen von Constantinopel gekommen; ich aber sollte vielmehr glauben, daß man sie als Reste des alten Syracusanischen Geschmackes und der Herrlichkeit dieser berühmten Stadt anzusehen habe.

Montreale.

Den 8ten Mai.

Wir verließen Palermo, um nach Alcamo zu gehen, welches ungefähr dreyßig Meilen entfernt ist. Bis Montreale ist die Straße sehr prächtig auf Kosten des hiesigen Erzbischofs erbaut, der seine ungeheuren Einkünfte auf eine Weise verwendete, welche von seinen Mitbrüdern sehr gelobt und wenig nachgeahmt wird. Dann anstatt sie in Gepränge zur Schau zu tragen, oder sie für unwürdige Verwandte aufzusammeln, lebte er mit der Einfalt eines Eremiten, und verwendete seinen Reichthum zu Werken wahrer Milde, nicht indem er Müßiggang und Bettelei aufmunterte, sondern den fleißigen Armen in Thätigkeit setzte und Werke zu öffentlicher Zierde und Nutzen hervorbrachte.

Die Stadt Montreale ist klein, aber auf einem schönen Felsen gebaut, der das Thal und die Stadt Palermo beherrscht. Die Staffeln scheint aus den Zeiten der Griechischen Kaiser zu seyn: denn sie ist auch mit jener barbarisch-n Mosaik verziert. Darin steht eine Anzahl von prächtigen Pfeilern in einem halbgothischen Styl vollendet, und ein prächtiger Sarkophag von derselben Statuart. Dieser enthält den Körper Wilhelms des Guten, Königs von Sicilien. Dieser Porphyr kommt an Größe dem ganz gleich, den man in Rom findet, und schwer zu beweisen, daß die Römer einen großen Theil dessen, den sie verbrauchten, aus Sicilien zogen, ob man gleich annimmt, er sey sämmtlich aus Afrika gekommen. Die Form und Bearbeitung dieser Stücken jedoch zeigt, daß sie so fertigt worden, nachdem die Sarazenen diesen Theil des Römischen Reichs an sich gerissen, und der Tod des Königs Wilhelm fällt auf 1100, in eine so barbarische Zeitalter, daß alle auswärtigen Handelsverbindungen darin aufhörten.

Segesta.

Den 9ten Mai.

Zu Alcamo kehrten wir im Schlosse ein, und machten uns Morgens auf, die Ruinen von Segesta oder Egesta zu sehen, welche acht Meilen entfernt liegen. Nähert man sich, so erstaunt man über den Anblick eines edlen Tempels, welcher allein auf einem kleinen Hügel steht und von hohen Bergen umgeben ist. Er hat sechs Säulen in der Fronte, und vierzehn in der Tiefe, alle ganz und mit vollständigem Gesimse. Die Bauart ist die alte Dorische, aber das Gebäude scheint nie fertig geworden zu seyn: denn die Säulenschäfte sind nur rauh behauen. Auch konnte ich keinen Grund der Zelle finden, und vermuthe daher, daß sie niemals errichtet worden. Auch liegen viele Quadersteine in der Nähe, die wahrscheinlich dazu bestimmt waren. Die Säulen haben ungefähr 6 Fuß im Durchmesser, da sie aber nicht vollendet worden, so kann man ihr Maß nicht genau angeben. Das Gesimse konnte ich nicht messen, indem ich mir keine Leiter zu verschaffen wußte, und keine Bruchstücke desselben an dem Boden lagen. Dieser Tempel stand außer den Mauern der Stadt, welche auf dem entgegengesetzten Hügel nach Westen lag. Dort findet man noch eine große Menge Bruchstücke und Fundamente von Gebäuden, nicht weniger ein halbzerstörtes Theater. Es ist aus gebauenen Steinen errichtet ohne Mörtel, und wie alle Griechischen Theater an einem Abhang, so daß die hintern Sitze in den Felsen gearbeitet sind. So gut ich es durch die Büsche und Ranken, die es bedecken, messen konnte, ist es etwa 200 Fuß weit. Die Stufen sind alle wegeschafft oder heruntergestürzt; auch sieht man keine Ueberbleibsel von dem Podium oder Proscenium. Die Aussicht geht nach der See und ist sehr schön: denn sie beherrscht die ganze Gegend der Ebene.

Die Stadt Segesta, oder wie sie die Römer nennen, Segesta, war, nach Virgil (Æn. V. 755), von den Trojanern erbaut:

Interea Æneas urbem designat aratro
Sortiturque domos: hoc, Ilium, ei hæc loca, Troja
Esse jubet.

Æneas benannte sie zu Ehren seines Wirthes Acestes, und die kleinen Wasser, die dabei fließen, wurden Simois und Skamander genannt. Nachher wurde es eine mächtige Republik, aber von den Carthagern, welche die Segestaner selbst nach Sicilien gerufen hatten, erobert und geplündert. Es erholte sich wieder, wurde aber von neuem durch Agathokles eingenommen und völlig zerstört. Als die Römer Meister von Sicilien wurden, stellten sie die Stadt wieder her, aus Achtung für ihren gemeinsamen Ursprung, und begünstigten sie mit mancherley Privilegien; doch scheint sie niemals wieder zu besonderem Glanze gelangt zu seyn; denn die noch übrigen Gebäude schreiben sich von den ältern Zeiten her. Die warmen Bäder liegen ein wenig unter der Stadt, an dem Ufer des Skamander, der nun Fiumbartolomeo genannt wird, sind aber völlig vernachlässigt.

Nachdem wir den Tag in Segesta zugebracht, kamen wir den 6ten Mai zu einer kleinen Stadt, Calatafimi, drei Meilen davon, wo wir übernachteten; und weil von Erice oder Lilybäum keine Reste mehr zu sehen sind, auch nichts Merkwürdiges in der Nachbarschaft von Trapani, so nahmen wir den graden Weg auf Castel Vetrano, und von da am folgenden Tage gelangten wir zu den Ruinen von Selinus, wo wir in einem kleinen Dachthurm eine Art von Wohnung an der Stelle, wo sonst eine so mächtige Stadt gestanden. Hier

fanden wir sechs prächtige Tempel, alle zu Boden geworfen, aber die Theile noch ganz genug, um zu sehen, was sie sonst gewesen. Drei standen östlich auf einer artigen Erhöhung, zusammt der Mauer, in einer Linie von Norden nach Süden, ungefähr 200 Ruthe von der See. Der nördlichste und größeste war, nach Herodot, dem Jonas Asterias geweihet, und nach Pausanias, dem Jovis Olympius. Die ungeheuern Ruinen desselben, welche noch einen großen Umfang einnehmen, lassen, daß es eine der prächtigsten Gebäude gewesen, welche jemals errichtet worden. Er hatte acht Stufen in der Fronte, sieben in der Tiefe, jede zehn Fuß Diameter an der Base und sechs am Capitäl, und ungefähr sunfzig Fuß Höhe. Selten besteht eine Stufe aus mehr als acht Stücken, und manchmal noch aus weniger, weren jedes völlig aus dem Ganzen ist. Die Capitäle sind von der Art, wie die an dem großen Tempel zu Pästum, und die Säulen nehmen regelmäßig von unten hinauf ab. Der Abacus ist zwölf Fuß zehn Zoll in's Gevierte, und die Triglyphen vier Fuß lang, und jedes andere Maß des Gesimses nach Verhältniß. Die Säulenweite war etwas weniges mehr als ein Diameter. Aber die Ruinen sind so wild durcheinander geworfen, daß ich nicht mit Gewißheit messen konnte. Dieser Tempel scheint niemals vollendet worden zu seyn, indem einige Säulen völlig, andere nur ein wenig von oben herein canellirt, andere ganz glatt sind. Sie liegen auch Stück bey Stücken in beträchtlicher Entfernung, welche wahrscheinlich niemals an ihre Stelle gebracht werden. Diese sind von einer ganz ungeheuern Größe, indem jeder Stein des Architravs zwanzig und einen halben Fuß lang, sieben Fuß hoch und sunfe breit ist. Der nächste Tempel ist von derselben Bauart, aber viel kleiner, indem er nur sechs Säulen in der Fronte hat und eilfe in der Tiefe, welche nicht über sunf Fuß Diameter halten. Der dritte Tempel ist größer als der zweite, aber kleiner als der erste, und wahrscheinlich der älteste von allen, indem die Säulen verhältnißmäßig kürzer, und die Capitäle von einer andern Gestalt sind. Er hat, wie der mittlere Tempel dieser Art, sechs Säulen in der Fronte und vierzehn in der Tiefe. Ihr Diameter war ungefähr sieben Fuß sechs Zoll an der Base und ungefähr sunf Fuß sechs Zoll am Capitäl, die Höhe etwa vier Diameter. In allen drei Tempeln sind die Säule prangta Canellirungen nach Art aller alten Dorischen Tempel. Ein wie hundert Ruthe nach Westen lag der alte Hafen, der nun mit Sand verschüttet ist; aber die Ruinen des Kay's sind noch sichtbar. Zunächst an dem Ufer stand die Stadt, deren Ruinen aus Grundmauern und Bruchstücken verschiedener Gebäude bestehen, und einen großen Raum bedecken. Nahe an der See sind die Reste von drei andern Tempeln in demselben Zustande wie die schon beschriebenen. Zwei derselben sind von dem gewöhnlichen Maße und in jedem Betracht beinahe dem kleinsten der obigen gleich. Der dritte hat sechs Säulen in der Fronte und sunfzehn in der Tiefe, und nur sechzehn Canellirungen an jeder Säule. Ueberhaupt gleicht er den andern. Sie sind alle von der alten Dorischen Ordnung, ohne Basen, und wahrscheinlich kurz nach einander gebaut, indem die Stadt nicht lange Wohlstand genoß. Sie ward von einer Colonie Megarenser gebaut, ungefähr 640 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, und erhob sich gar bald zu dem Range der mächtigsten Städte in Sicilien. Doch da sie in Krieg mit den Agrigentinern verfiel, diesen sie letztern sich die Carthager zu Hilfe, welche es macht aus ihrer von Grund auf zerstörten. Die durch Wollüsten und Pracht und entnervten Griechen waren nicht im Stande das Feld gegen die kühnen Barbaren von Spanien und Afrika zu halten, aber in der Vertheidigungskunst gewandt, errungen sie eine lange Belagerung mit Muth und Beharrlichkeit. Doch ward die Stadt zuletzt mit Sturm erobert und die Einwohner entweder ermordet oder als Sclaven verkauft. Die Tempel, die prächtigsten und schönsten in Sicilien, wurden niedergeworfen, und als die Syracusaner Gesandte abschickten, um zu bitten, daß man dieser Gebäude schonen möge, antwortete Hannibal: die Götter, wie er gerne wisse, hätten sie verlassen, und es wäre besser, man zerstören sie, als daß man sie unbenützt gebrauch ansehe. So fiel Selinus, etwa 240 Jahre nach seiner Gründung, ein merkwürdiges Denkmal der Eitelkeit und Größe menschlichen Unternehmungsgeistes. Hier wäre von allen Gebäuden, welche jemals in der Welt errichtet worden, war der große Tempel von Selinus, nach den Agrigentischen Pyramiden, am sichersten auf Dauer berechnet; aber die zerstörende Gewalt eines benachbarten Staats stürzte ihn nieder in dem Augenblick seiner Vollendung, und doch konnte ihn diese Gewaltsamkeit nicht ganz zerstören: noch jetzt zeigen die Ruinen von seiner Größe, wenn von Carthago schon lange jede Spur verschwunden ist.

Diese unglückliche Stadt wurde zum Theil wieder aufgebaut, und war von solchen Bürgern, welche dem allgemeinen Schicksal entgangen waren. Sie hatte nur ein abwärtiges Dasein, ungefähr 150 Jahre, bis die Carthager sie abermals einnahmen und völlig zerstörten. Strabo meldet, sie sey zu seiner Zeit völlig verlassen gewesen, und es ist wahrscheinlich, daß die Tempel gegenwärtig in eben demselben Zustande sind, wie sie Hannibal verlassen, außer daß manche Theile davon mögen weggeführt und zu neuen Gebäuden verbraucht worden seyn. Einige haben aus der wilden Unordnung, in der sie übereinanderliegen, vermuthet, sie müssten durch ein Erdbeben umgeworfen seyn, und es ist wirklich schwer zu begreifen, wie man so viel Arbeit und Geschicklichkeit, als es zum Umsturz so ungeheurer Gebäude bedurfte, habe verwenden mögen, nur um eine theorische Zerstörungssucht zu befriedigen; allein außer dem Zugnisß des Diodorus, lassen die Tempel selbst, wenn man die Sache genauer untersucht, daß sie vorsätzlich niedergeworfen worden. Die Stufen der großen Tempel liegen alle nach Einer Seite, und es scheint, man habe sie untergraben. Die Ruinen wurden wahrscheinlich durch Kriegsmaschinen niedergeworfen, indem das untere Stück einer jeden Säule noch an seinem Orte steht. Auf welche Weise es aber auch seyn mag, so geschah es mit großer und beschwerlicher Arbeit.

Sechs Meilen von Selinus sind die Katarmien oder Stadtreste, wo noch ungeheure Stücke von umgeworfenen Säulen, Architraven und andern Theilen sich befinden, die wegen des frühen Falles der Stadt nicht benutzt werden konnten. Die Gegend umher ist nun trocken und unfruchtbar, obschon stark. Wahrscheinlich ist sie seit den Griechischen Zeiten sehr verändert, indem die Wasser ein verheerende Eigenschaft haben. Virgil sagt: Palmosa Selinus; gegenwärtig sieht man aber keinen einzigen Palmbaum. Der neue Name der Gegend ist Terra delle Pulci, und wir fanden, daß sie ihn nicht mit Unrecht trägt: denn der Thurm, in welchem wir uns aufhielten, war so voll von solchen Thieren, daß sie uns fast auffraßen. Wir blieben drei zwei Tage, um die Ruinen zu zeichnen und zu messen; dann gingen wir nach Sciacca, ehmals Thermæ Selinuntiæ.

Sciacca.

Den 16ten Mai.

Die besten und mineralischen Bäder sind noch hier im Gebrauch, doch was diesen Ort von allen Orten Si-

cilienz der sehr besucht macht, ist ein Sudatorium oder Stufa, auf dem Gipfel eines Berges, nahe bei der Stadt. Dies ist eine natürliche Höhle in dem Felsen, woraus mit großer Gewalt ein heißer Schwefeldampf dringt, welcher sehr heilsam in gichtischen und rheumatischen Fällen gefunden worden. Der Kranke sitzt ungefähr eine halbe Stunde darin, und geht dann zu Bette, und wiederholt dieses jeden Tag bis er genesen ist. Die Höhle ist durch Kunst sehr erweitert und mit einer Anzahl in Fels gehauener Sitze versehen. Somit hielt man sie für ein Werk des Dädalus; aber die Neuern schreiben solche dem heiligen Calogero zu, ohne zu bedenken, daß sie offenbar schon manche Jahrhunderte da gewesen, ehe man an einen ihrer Heiligen gedacht.

Girgenti.

Von da kamen wir nach Girgenti, wo uns die Franciskaner sehr freundlich annahmen. Diese Stadt liegt sehr hoch, auf dem Abhang eines Hügels, auf dem die Burg Actigent stand. Er beherrscht eine schöne Aussicht nach Nordwesten über die Stelle, wo jene berühmte Stadt lag, und die gegenwärtig mit Oelbäumen und andern Gewächsen bepflanzt und mit Ruinen geschmückt ist, welche hier in größerer Menge und besser erhalten, als irgend anderswo in ganz Sicilien gefunden worden. Es sind Ueberbleibsel von vierzehn Tempeln, alle von der alten Dorischen Ordnung, nebst einer großen Menge in den Felsen gehauener Grabhöhlen und Katakomben. Der erste, von Osten angefangen, ist der Tempel der Juno Lucina, von welchem der Sockel, ein kleiner Theil der Zelle und ungefähr die halbe Säulengang übrig geblieben. Die Säulen sind ungefähr 4 Fuß 3 Zoll im Durchschnitt am Boden, und ungefähr 3 Fuß 5 Zoll am dünnsten Ende, regelmäßig abnehmend wie die von Selinus. Das Gesims scheint vollkommen dasselbe wie in andern Tempeln dieser Ordnung, doch hier so verstümmelt, daß ich es nicht mit einiger Genauigkeit messen konnte. Die Steine von Girgent sind nur eine leichte sandige Versteinerung, die sehr bald verwittert; daher lassen sich die feineren Theile an keinem dieser Gebäude mehr erkennen. Die gegenwärtige Ansicht der Junotempels ist so malerisch, als man sie wünschen kann. Er liegt auf einem kleinen mit Bäumen bedeckten Hügel, zwischen welchen die zerbrochenen Säulen und andere Trümmer umherliegen: denn das Material ist so gering, daß niemand es für werth hielt wegzuführen.

Zunächst liegt der Tempel der Concordia, von demselben Auf- und Grundriß, und nur in einigen unbedeutenden Zierrathen verschieden. Ein Theil der Zelle ist in eine Kirche verwandelt, und alle Säulen mit dem größten Theil des Gesimses stehen noch aufrecht, obgleich durch Zeit und Witterung sehr angefressen.

Der Tempel des Hercules, welcher nun erscheint, ist viel größer als die vorigen, aber von beinahe gleicher Art und Verhältniß. Nur noch eine einzige Säule steht aufrecht, die übrigen liegen alle an der Stelle, wo sie fielen. Ihr Diameter war ungefähr 6 Fuß 6 Zoll, und die Höhe fünf Diameter. Das Gesims war so sehr zerstört, daß man es nicht mehr erkennen konnte. In diesem Tempel war die berühmte Statue des Hercules, welche Verres wegschaffen wollte, woran er durch Muth und Thätigkeit der Agrigentiner gehindert wurde. Ein wenig weiter stand der prächtige Tempel des Jupiter Olympius, welchen Diodorus Siculus beschreibt. Gegenwärtig findet man nur noch wenige Trümmer davon, welche jedoch hinreichend sind, seine ungeheure Größe zu zeigen, worin er selbst die von Selinus übertraf, ob er ihnen gleich an Schönheit der Zeichnung und Pracht der Ausführung nachstand. Er hatte acht Halbsäulen in der Front und sieben an jeder Seite. Sie waren 40 Fuß 2 Zoll Diameter unter dem Capitäl; die Maß am Boden konnte ich nicht entdecken: denn die Schäfte, welche von einander Werkstücken, wie die von der Peterspforte St. Peters zu Rom, zusammengesetzt waren, sind völlig zu Staub verwittert. Das allgemeine Maß des Tempels, wie es Diodorus angiebt, war 360 Fuß Länge, 120 Höhe und 60 Breite. Was die zwei ersten betrifft, so scheint er ziemlich genau; aber in der Breite hat er sich gerade um 100 Fuß geirrt, wie sich deutlich aus den Fundamenten ersehen läßt. In dem Giebel der östlichen Ansicht war die Schlacht der Riesen, in dem westlichen die Einnahme von Troja, beides von der herrlichsten Sculptur, wie sie eine der reichsten und prächtigsten Griechischen Städte zu einer Zeit hervorbringen konnte, als die Künste auf dem höchsten Gipfel der Vollkommenheit standen. Dieser Tempel, wie manche andere große Gebäude der Griechen, ward niemals vollendet. Ihr kühner Geist war immer auf das Erhabene gerichtet; aber sie besaßen nicht immer die Ausdauer, um ihre unternehmenden Plane durchzuführen. Außerdem waren sie in eine Anzahl kleiner Staaten getheilt, und zu solchen Unternehmungen durch wechselseitige Eifersucht und Nacheiferung getrieben. Glücklich waren sie gewesen, hätten sie niemals ihr Licht gegeneinander leuchten wollen, hätten sie nicht in Kriege sich eingelassen, welche den Uebermuthenen nöthigten, fremde Völker um Beistand anzurufen, die denn in kurzer Zeit sowohl Freunde als Feinde in gleiche Knechtschaft versetzten.

Ein großer Theil des gedachten Tempels stand noch bis in das Jahr 1494, da er denn auf einmal, ohne sichtbare Ursache, zusammenstürzte.

Von dem Tempel des Vulcan sind noch zwei verstümmelte Säulen übrig, mit dem Sockel des Gebäudes, woraus man sieht, daß er dem Tempel der Juno Lucina und der Concordia völlig gleich gewesen. So stehen auch noch zwei Halbsäulen und ein Theil der Mauer von dem Tempel des Aeskulap außerhalb der Stadt. Dort war die berühmte Statue des Apollo, deren Cicero gedenkt; von den übrigen Tempeln ist kaum etwas vorhanden als der Grund. Die oben beschriebenen habe ich unter den Namen genannt, womit man sie gegenwärtig bezeichnet; denn ächt und gewiß sind nur die Namen der Tempel des Jupiter, Vulcan und Aeskulap, die übrigen werden nur nach sehr gewissenhaften Gewährsmännern also genannt.

Zwischen der alten Stadt und dem Fluß Hypsa ist ein kleines pyramidales Gebäude, welches man das Grabmal des Hiero nennt. Es steht auf einem Fußgestelle, und hat eine Jonische canellirte Säule an jeder Ecke: aber das Gesims ist Dorisch. Wenn man die Frage aufwirft, ob dies Gebäude vor oder nach der vollkommensten Zeit der Baukunst in Sicilien aufgeführt worden, so bin ich von der letzten Meinung. Denn es ist viel zu zierlich und artig für die Zeit des Hiero. Auch finden sich noch einige andere Trümmer aus Römischen Zeiten, besonders ein reiches Korinthisches Gesims von weißem Marmor, welches nun ausgehöhlt zu einem Wasserbehälter dient. Es scheint zu einem runden Gebäude von großer Pracht gehört zu haben.

Die Stadtmauern machten etwa in einem Umfange von 40 Meilen aufgeführt seyn, an einigen Orten sind sie aus dem Felsen gehauen und voller Nischen, in welchen man die Asche der Todten verwahrte. Ich habe diese Art zu bestatten nirgends gefunden, und wenn ich mir eine Ursache denken darf, so vermuthe ich, daß es eine ehemalige Aufzeichnung war für diejenigen, welche

für's Vaterland starben. Und vielleicht glaubte man auch noch die Namen zur Vertheidigung des Vaterlandes aufzufordern.

Die zweimen Abzüchte sind noch an manchen Orten sichtbar und scheinen mit viel Arbeit und Kosten angelegt zu sein, indem sie in den festen Felsen gehauen sind, und weit und hoch genug, daß eine Person bequem hindurchgehen kann. Ueberhaupt finden sich in dem Boden zwischen der alten und neuen Stadt viele unterirdische Höhlungen eingegraben und mit flachen Steinen bedeckt, wahrscheinlich Begräbnisse für Sclaven und arme Bürger.

Agrigent war einst, nach Syracus, die größte Stadt in Sicilien, und man giebt ihr 200,000 Einwohner. Nach dem Raume jedoch, welchen die Mauren einschließen, scheint diese Berechnung viel zu gering. Wahrscheinlich sind die Sclaven nicht mitgerechnet, welche in den alten Republiken wenigstens das Doppelte der freien Menschen betragen. Die Agrigentiner waren berühmt wegen Wohlleben, Eleganz, Pracht und Gastfreiheit, deswegen Empedokles von ihnen sagte: sie äßen und tränken, als wenn sie morgen sterben sollten, und bauten, als ob sie ewig zu leben gedächten. Aber Wohlleben und Verschwendung bereiteten ihnen den Untergang: denn ungefähr 400 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung ward es durch Himilcon besiegt und erobert, welcher alle ihre herrlichen Zierden wegnahm und nach Carthago führte. Zwar gewann die Stadt nachher ihre Freiheit wieder, aber nimmer ihren alten Glanz. Im zweiten Punischen Kriege ward sie von den Römern genommen, und hart bedrängt, weil sie die Carthager bei sich hatte. Nach der Zerstörung von Carthago gab Scipio den Agrigentinern alle ihre Zierden zurück, welche Himilcon weggeführt hatte. Darunter war der berühmte eherne Stier des Tyrannen Phalaris, von Perillus verfertigt. Das Betragen des Scipio hierin war sehr politisch, indem jenes Kunstwerk den Sicilianern auf einmal zum Denkzeichen der Grausamkeit ihrer eignen Fürsten, der Raubsucht der Carthager, und der Mäßigung der Römer da stand. Diese Mäßigung aber dauerte nur kurze Zeit: denn sobald Carthago zerstört war, und Rom keinen Rival mehr zu fürchten hatte, so ward das ganze Reich durch ihre Consuln und Prätoren geplündert.

> Inde Dolabella est, atque hinc Antonius, inde
> Sacrilegus Verres: referebant navibus altis
> Occulta spolia et plures de pace triumphos.
> Nunc socius juga pauca boum, grex parvus equarum
> Et pater armenti capto eripiatur agello:
> Ipsi deinde Lares, si quod spectabile signum,
> Si quis in ædicula Deus unicus —
>
> *Juvenal. Sat. 8.*

Dies sind die Worte eines Dichters, auf dessen Sittenschilderung wir uns verlassen können.

Diodorus spricht von Agrigent, als sey es zu seiner Zeit in Verfall gewesen, und wahrscheinlich verfiel es immer mehr, bis zur Zeit der Normannischen Eroberung, da dann die neue Stadt Girgent aus den Ruinen hervorging. Nun enthält sie ungefähr 12000 Einwohner, welche einen bedeutenden Kornhandel führen. Die Priesterschaft ist alt, arm und schlecht gebaut, indem der ganze Reichthum der Gegend der Kirche gehört. Der Erzbischof allein hat ein jährliches Einkommen von 24,000 Pf. Sterling, welches ein immerwährender Verlust für die Gegend ist, denn er wohnt niemals hier. Sein Palast ist groß, aber in einem schlechten Geschmack gebaut. Es ist eine prächtige Bibliothek darin, mit vielen antiquarischen und theologischen Büchern versehen, aber mit wenigen aus andern Fächern. Gleichfalls findet sich eine Münzsammlung, welche gute Sicilianische und Punische Stücke enthält.

In der Kathedralkirche ist ein großer Sarkophag von Marmor, welcher gegenwärtig als Taufstein gebraucht ward. Er ist an allen Seiten mit ganz erhobener Arbeit geziert, welche sehr viel Streit unter den Gelehrten und Müßigen in Gang verursacht. Einige behaupten, es sey das Grab des Phalaris, des ersten, oder Primus, des bösen Tyrannen von Agrigent, gewesen. Diese beiden Meinungen haben weitläufige Abhandlungen verursacht, worin sie mit eben so nichtigen als scharfsinnigen Gründen vertheidigt werden. Gestalt und Maß dieses Monuments gleicht dem der Julia Mammäa, und des Alexander Severus zu Rom. Die Sculptur ist ganz in demselben Styl, vielleicht nicht einmal so gut, obgleich die Girgentiner, die nie etwas Besseres gesehen haben, es für ein Wunder der Kunst halten, und dies auch ein jeder Reisende, welche mehr nach ihren Ohren als ihren Augen urtheilen. Inzwischen, Eigentlich sollte man es für Römisch ansprechen, und es mag die Asche eines Consuls oder Prätors unter den Kaisern enthalten haben. Die Bildwerke daran scheinen einige besondere Umstände aus dem Leben und der Familie eines solchen Mannes darzustellen, welche jetzt unbekannt sind, und durch die natürliche Liebe zu Geheimniß und Sinnbildlichkeit in alte allegorische und mythologische Bedeutungen verwandelt worden.

Wir fanden die Einwohner von Girgent sehr höflich und dienstfertig. Sie bilden sich auf den Ruf der Gastfreiheit und Freundschaft gegen Fremde, zu welchem ihre Vorfahren gelangt, sehr viel ein, welche sie nachzuahmen trachten, in sofern der Unterschied der Umstände es erlauben will; aber so lobenswerth und lobenswerth ihre Absicht seyn mag, so sind sie oft dem Fremden unbequem, als daß sie ihm wahrhaft dienstbar wären. Diese Aufmerksamkeit und Höflichkeit werden beschwerlich und lästig, wenn die, welche sie beweisen, weder Witz haben, uns zu unterhalten, noch Kenntnisse uns zu unterrichten. Und dieses ist nur zu sehr der Fall der Girgentiner sowohl als der übrigen Sicilianer. Die natürliche Lebhaftigkeit ihres Wesens macht sie unruhig und neugierig, und weil ihnen die Erziehung fehlt, so werden sie roh und zudringlich. Man fühlt sich in der That verlegen, Höflichkeiten anhören zu müssen, welche mit der Absicht zu gefallen angeboten werden, indem es doch unleidlich ist, seine Zeit entweder mit Antworten auf nichtige Fragen, oder mit Anhören unbedeutender Bemerkungen zu verlieren.

Der Boden von Girgent ist fruchtbar an Korn und Oelbäumen; aber alles Sicilianische Oel ist wegen Mangel an zubereiter Bereitung nicht schön. Auch werden daselbst vortreffliche Pferde gezogen, deswegen es auch sonst berühmt war.

> Adhuc inde Acragas ostentat maxima longe
> Mœnia, magnanimum quondam generator equorum.

Alicata.

Den 17ten Mai.

Wir reisten von Girgenti nach Alicata. Unterwegs konnten wir keine Ueberbleibsel von Gela oder Camarina finden, obgleich Fazello und Cluver melden, daß zu ihrer Zeit noch einiges davon sichtbar gewesen. Die Gleichheit Felder, welche sich den ganzen Weg zwischen Alicata und Terra Nuova erstrecken, sind

sehr fruchtbar, aber wie diese ganze Küste sehr schlecht angebaut. Der See, welcher sonst Camarina ungesund machte, ertrocknet nun die Gegend umher, welche äußerst fruchtbar ist. Er ward sonst Palus Camarina genannt, und als die Stadt einmahl an einer grausamen Seuche litt, fragten die Einwohner das Orakel des Apolle, ob sie den See ablassen sollten. Aber sie erhielten zur Antwort: Sie sollten Camarina nicht rühren. Da sie nun aber die Meinung des Orakels nicht begriffen, trockneten sie den See aus, wodurch sich die Krankheit zwar verlor, aber dem Feind nunmehr Gelegenheit ward, die Stadt zu erobern. Hierauf deutet sich die Stelle Virgils (Æn. III, 700):

Fatis nunquam concessa moveri
Adparet Camarina procul. —

Wir fanden den Hipparis und Oanus als elende kleine Bäche, welche niemals bekannt geworden wären, hätte ihnen nicht Pindar die Ehre angethan, sie in seinen Gedichten zu nennen.

Biscari.

Den 18ten Mai.

Bei Biscari wurden wir eine sehr angenehme Veränderung der Gegend gewahr. Die Felder waren reichlich angebaut und neuerlich eingezäunt, die Ufer mit Weinstöcken und Maulbeerbäumen bepflanzt, und alles hatte das Ansehen von Wohlstand und Thätigkeit. Wir vernahmen, daß wir uns in den Besitzungen des Prinzen Biscari befänden, und daß man diese sämmtlichen Anlagen seinem Geiste und seiner Großmuth schuldig sey. Wir waren aber nur zu bald von dieser Wahrheit überführt; denn im Augenblick, als wir seine Gränze verließen, erblickten die Zeichen des Elends und der Faulheit wieder, welche die Syracus bauerten.

Diese Küste, welche einst so manchen blühenden Städten allen Glanz und Wohlstand des Lebens verschaffte, vermag nun kaum das Nothwendige für ihre elenden Bewohner hervorzubringen. Aberglaube und Druck und ein falsches System politischer Oekonomie das den mehr beigetragen, Sicilien rückwärts zu machen, als die schlimmsten Wirkungen von Kriegen und innerlichen Unruhen hätten thun können. Dasselbe System hat seinen unglücklichen Einfluß über die ganze Spanische Monarchie ausgebreitet. Indessen die übrigen Nationen Europa's Künste und Manufacturen begünstigten, waren die Spanier mit entfernten Eroberungen beschäftigt, welche sie dadurch zu erhalten suchten, daß sie solche arm und abhängig machten. Dadurch ward ihre Monarchie ein ungeheurer ungeschickter Körper, zusammengesetzt aus einer Menge unverbundener Theile, welche alle gleich schwach und unfähig waren, einander beizustehen. Die ungeheuren Schätze, welche aus Indien in das Mutterland fließen, kommen und verlaufen sich wie ein Giessbach, der nichts als Verwüstung und Jammer hinter sich läßt. Nur wenige nehmen Theil an diesen Schätzen, und auch diese sind nur augenblickliche Besitzer, welche sie unmittelbar aufwenden, um sich ausländischen Luxus von geistreichen und arbeitsamen Volk zu verschaffen. Auf diese Weise sind die Spanier nur die Wechsler für die übrige Welt, immer im Besitz von unermeßnen Schätzen und immer arm. Der Reichthum einer Nation besteht in der Anzahl von thätigen Einwohnern und nicht in der Menge von Gold und Silber, denn dieses kommt natürlich, wo jene sind. Ist es nun auf diese Weise erworben, so bedeckt und beschützt es alles. Denn wenn ein jeder sich Bequemlichkeit und Ueberfluß verschaffen kann, so erscheint ein allgemeiner Nacheiferungsgeist. Der Handwerker wie der Manufacturist, alle sind auf Thätigkeit gestellt, und jeder bemüht sich, so viel Vermögen zu erwerben, als er für hinlänglich hält, sein Leben im Genuß von Bequemlichkeit und Vergnügen zu beschließen.

Syracus.

Den 19ten Mai.

Nun gelangten wir zu der sonst so berühmten Stadt Syracus, die nun auf die Insel Ortygia beschränkt ist, welche zur Zeit ihrer Blüthe die kleinste ihrer vier Abtheilungen war, und selbst hier ist ein großer Theil des Bodens zu Feldungswerken verwendet, welche stark und weitläuftig sind. ja, wenn man betrachtet, daß sie dem Könige von Neapel gehören, sehr wohl erhalten. Wir gingen sogleich, die Quelle Arethusa zu besuchen, welche noch häufig hervorquillt, aber das Gebet Virgils Eclog. X, 4,

Sic tibi, cum fluctus subterlabére Sicanos,
Doris amara suam non intermisceat undam,

ist nicht erhört worden: denn seit dem Erdbeben von 1693 ist sie versumpft und dient nur zu einem Waschetümpel. Wir fanden ihn von Nymphen besucht, einigermaßen unterschieden von denen, welche Theokrit und Virgil beschreiben: es war nichts als eine Gesellschaft der schmutzigsten alten Waschweiber, die ich jemals gesehen.

Die Kathedralkirche ist ein alter Dorischer Tempel. Man hält sie, ohne genugsame Gewißheit, für jenen Tempel der Minerva, der wegen Reichthums und Pracht so gerühmt worden. Er ist noch beträchtlich erhalten, aber so bedeckt und entstellt durch neue Zierrathen, daß die alte Form ganz verloren ist. Vom Theater und Amphitheater ist nichts übrig geblieben als einige unbedeutende Fundamente und in die Felsen gehauene Sitze. Auf einem derselben im Theater steht eine Inschrift, welche sich auf eine Königin Philistis beziehen soll, von welcher jedoch die Geschichte nichts meldet. Zu Bestätigung dieser Meinung bringen sie auch einige Münzen zum Vorschein. Andre aber behaupten, die Inschrift jener Inschrift schon von zu neuer Gestalt, als daß sie einer Zeit angehören könnten, wohin die Geschichte nicht reicht. Gleich mehreren Streitigkeiten dieser Art, giebt auch dieser Umstand eine unschuldige Unterhaltung für die Müßigen und Forschlustigen, an welchen Sicilien sehr fruchtbar ist.

Nicht weit von dem Theater sind noch die Latomien von Epipoli, welche ehemals die öffentlichen Gefängnisse waren. Es sind ungeheure Steinbrüche, zu einer großen Tiefe abgesunken, und an einigen Stellen zu unermeßlichen Gewölben ausgehöhlt, welche durch Steinpfeiler, die man stehen gelassen, getragen werden. Verschiedene dieser Pfeiler haben nachgegeben, und ungeheure Massen sind zusammengestürzt, welche nun mit Busch und Kräuterwerk bedeckt den wild-schönsten Anblick bilden, den man sich denken kann.

In einer dieser Höhlen ist eine Akustische, wodurch ihre natürliche Dusterheit vermehrt wird. Der Rauch des Ofens, das schwache Licht des Feuers, die schwarzen Gesichter der Arbeiter geben den Anblick einer romantischen Zauberscene. Was man das Ohr des Dionysius heißt, ist eine Höhle, ungefähr 60 Fuß hoch und etwa 50 Fuß weit, welche oben ziemlich in Einem Punkte zusammenläuft. Sie geht in den Felsen ungefähr 70 Parts in der Gestalt eines Lateinischen S, und hat noch ein

sehr starkes Echo, welches wahrscheinlich sehr geschwächt worden durch eine neuere Ausbedung, die man an der Seite gemacht. Daß diese Höhle von Dionysius angelegt sey, um die Gefängnisse der Gefangenen zu erweitern, ist wahrscheinlich eine neuere Erfindung: denn ich wüßte nicht, daß ein alter Schriftsteller etwas davon erwähnt. Indessen scheint sie doch vorzüglich zum Echo angelegt: denn sie ist mit mehr Kunst und Sorgfalt als alle die übrigen ausgebauen. Vielleicht dachte man einen Tumult und Aufstand unter den Gefangenen eher gewahr zu werden. Ueber der Oeffnung dieser Höhle entdeckt man den Grund einiger Gebäude, wo sich vielleicht das Schlafgemach befand, worin man jenen Thron in der Höhle genau hören konnte. Aelian sagt, daß die schönste dieser Höhlen nach dem Namen Philerones des Poeten genannt worden, der sein Gedicht von den Cyclopen schrieb, während er von Dionysius hier eingesperrt war; und ich bin sogar geneigt, die meisten solche Höhle für die des Philerones zu halten, weil sie die andern an Größe, Schönheit und Regelmäßigkeit weit übertrifft.

Die Katakomben von Xerabina sind näher an der See, und dienen nunmehr als Garten eines Capuzinerklosters. Sie sind in derselben Art wie die andern, nur weit schöner und mahlerischer. Die weiten Höhlen und getrockneten Felsen sind reichlich mit Weinranken bedeckt, und der Grund mit Feigenbäumen, Orangen und Granaten bepflanzt. Wie sie früher beschaffen gewesen, kann man aus der Beschreibung des Cicero abnehmen. Opus est ingens, magnificum, regum ac tyrannorum. Totum est ex saxo in mirandam altitudinem depresso, et multorum opere penitus exciso. Nihil tam clausum ad exitus, nihil tam septum undique, nihil tam tutum ad custodias, nec fieri nec cogitari potest. Und so sind diese schrecklichen Wohnungen der Nache, einst der Aufenthalt von Verbrechen und Elend, nunmehr in die angenehmsten Lustorte der Welt verwandelt, und die traurigen Keller, worin so mancher Elende sein Leben in Grausamkeit und Verzweiflung hindrachte, bilden nun angenehme und romantische Labyrinthe, gleich bewahrt vor der Hitze des Sommers wie vor der Kälte des Winters.

Auf der andern Seite des Anapus findet man zwei verstümmelte Säulen, welche für Ueberreste des Tempels, der dem Olympischen Jupiter geweihet war, gehalten werden, wohin die Athenienser, nachdem sie von Syracus abgeschlagen worden, sich zurückzogen. Die Säulen haben schlanken Canne irungen, und sind die ersten der alten Dorischen Ordnung, die ich mit Augen gesehen habe. Vor kurzem fanden sich noch diese Ueberreste viel bedeutender, aber bald wird sogar ihre Spur verschwunden seyn, indem die Landleute immerfort die Steine wegbeißen, um damit zu bauen. Diese Säulen, nebst einigen unterirdischen Wasserleitungen und Grabmälern, sind alles, was von der so mächtigen Stadt Syracus übrig blieb, welche einst so außerordentlich schön war, daß selbst Marcellus, in dem Laufe seiner Siege, sich des Thränen nicht enthalten konnte, daß er die unglückliche Herrschsucht verwünschen mußte, die es ihm zur Pflicht machte, die Herrlichkeit und die Bewunderung der Welt zu zerstören. Die reichen Paläste des Dionysius und Hiero, mit allen edlen Werken der Baukunst und Malerkunst, welche sie zierten, sind zerstört und nicht eine Spur derselben zurückgeblieben. Selbst die Mauern, deren Stärke und Pracht die Römer in Erstaunen setzte, sind so völlig verschwunden, daß man auch den Grund derselben nicht einmal mehr entdecken kann. Liest man die Erzählung von allen diesen weit ausgedehnten Werken, so verwundert man sich, wie sie fast ganz konnten vernichtet werden. Bedenkt man aber das mannigfaltige Ungemach, welches diese Stadt erduldet, wie oft sie geplündert, verwüstet und verbrannt worden, so muß man sich vielmehr verwundern, daß auch nur noch das mindeste davon übrig ist. Die Einwohner waren so berühmt wegen Wollüstigkeit und Pracht, als ihre Gebäude wegen Größe und Festigkeit. Die mensae Syracusanae waren durch die ganze Welt berufen, und die Zelte des Dionysius und Hiero überstiegen allen Glauben, aber aller dieser Reichthum und Herrlichkeit konnte sie nicht gegen eine kleine Zahl tapfrer Römer vertheidigen, die aus ihren kümmerlichen Wohnungen, wo sie zur Arbeit und Strenge gewöhnt waren, hervorbrachen, auf leicht die listigen Politik der gebildeten und unterworfenen Griechen zu Boden nahmen.

Der große Hafen von Syracus ist nicht so weit als ich erwartete, in Betrachtung daß eine Seeschlacht darin geliefert worden, welche über das Schicksal von Sicilien entschied. Er ist nirgends über zwei Meilen breit, so daß die Schiffe der alten Athener und Syracuser zimmerliche Maschinen müssen gewesen seyn, in Vergleich mit den Schiffen der Römer. Der kleinere Hafen, der so reichlich mit Statuen versiert und mit einem marmornen Kay umgeben war, ist nun ganz verschüttet und zerstört. Dionysius der ältere hatte ihn gebaut, und hier war der Ort, wo die Kriegsschiffe und Schiffsvorräthe der Republik aufbewahrt wurden. Die Statuen, die ihn umgaben, so wie alle übrigen Zierden hatte Verres hinweggeführt.

Was die Volksmenge der alten Stadt betrifft, so läßt sie sich nicht wohl bestimmen, man müßte sich aus dem Raum, den sie eingenommen, eine Muthmaßung bilden. Strabo sagt, die Mauern hätten 22 Meilen im Umkreise gehabt; aber mir scheint diese Angabe übertrieben. Die Entfernung zwischen Ortygia und Epipolä läßt sich, von den Katakomben aus, ganz wohl übersehen, und gewiß war sie nicht größer als zwei Meilen. Der Durchschnitt nach der andern Seite war nicht viel größer, indem die Stadt niemals weiter hie an den Anapus, noch an die kleine Bucht des Trogilus reichte, welche beide nicht mehr als drei Meilen von einander entfernt sind. Der Umkreis von Syracus mag also ungefähr mit dem von Agrigent zusammentreffen, und somit auch die Bevölkerung ungefähr dieselbe gewesen seyn.

Mir reisten den 23. Mai von Syracus ab, giengen Agosta und Lentini liegen: denn man hatte uns berichtet, daß sich daselbst nichts Bedeutendes finde. Wenige Meilen von Syracus sieht man die Ueberreste eines alten Gebäudes, welches Marcellus soll errichtet haben; aber ich vermuthe, es sey ein Grabmal gewesen. Die Gegend der Leontiner, sonst wegen ihrer Fruchtbarkeit so berühmt, ist gänzlich durchaus, während der Sommers, unbewohnbar, denn die Luft ist sehr schlecht. An verschiedenen Orten bemerkte ich das triticum sylvestre, den wilden Weizen, welcher von selbst an unbesäeten Stellen wächst. Er ist kleiner als der gemeine Weizen, und schwerer aus der Hülse zu bringen, aber seine nährenden Eigenschaften sind denen desselben. Wahrscheinlich ist daher die Fabel von der Ceres entstanden, welche zuerst den Anbau des Weizens in diesem Lande soll gelehrt haben. Die Ebene von Catania ist sehr reich, aber unbewohnt wegen der bösen Luft. Wir giengen über den Symäthus, nun die Jaretta genannt, welche diese Ebene in zwei Theile theilt, auf einer Furte, und wurden alsdann die schrecklichen Verwüstungen gewahr, welche der Berg Aetna angerichtet.

Catania.

Den 26sten Mai.

Bei dem Eintritt in Catania kommt man über die Lava von 1669 welche jetzt noch eben so frisch aussieht,

als gleich nach ihrem Ausbruch. Dieser anschaut zwölf Meilen ebenrund der Stadt, und ein mächtiger Lavastrom fließ darunter, unvermeidliche Verwüstung wo er nur hinreichte, mit sich bringend. Anstatt einige Anstalten zu treffen, Dämme aufzuwerfen, Gräben zu ziehen, um die Gewalt zu brechen oder abzuwenden, brachten die Catanesen der Schutzer der heiligen Agathaberer, in Begleitung von einer Menge Heiligen. Die Folge dies von war wie gewöhnlich: ein großer Theil der Stadt wurde zerstört, der Hafen verschüttet und die Einwohner zu Grunde gerichtet, aber die Heiligen blieben in großer Ehre als sonst: denn das Volk überzeugte sich, dieses Unglück habe sich wegen seines Mangels an Glauben, und nicht aus Schuld seiner himmlischen Beschützer, zugetragen.

Bald nach unserer Ankunft warteten wir dem Prinzen Biscari auf, und hatten das erstemal das Vergnügen, einen edlen Sicilianer, der König von Neapel seinen zu nennen, dessen Bekanntschaft immer höchst schätzbar seyn wird, in welchem Stand ihn auch das Glück setzet haben mochte. Das Ausehen seines Vermögens Biscari, die Zuvorkommenheit seiner zahlreichen Unterthanen, die Neigung, mit der sie von ihm sprachen, und der allgemeine Geist der Thätigkeit, der im Ganzen herrscht, gab mir den günstigsten Begriff von ihm, der immer mehr zunahm, als ich die Ordnung und Einrichtung seines Hauses beobachtete und den Geist und die Gesetze kennen lernte, den er überall zeigt, wo vom Nutzen oder der Zierde seines Landes die Rede ist. Man muß nur bedauern, daß die Unbeständigkeit des Bodens die Arbeit und Geschicklichkeit des Anbauers zum größten Theil fruchtlos macht.

Hiezu kommt ferner die von Natur eifersüchtige Gesinnung des Sicilianers, verbunden mit Aberglauben, wenn noch der Druck der Regierung sich gesellt, welches alles den Gedanken an Verbesserung nicht aufkommen läßt. Wer nun aber Kraft und Geist hat, dergleichen zu unternehmen, kommt in den Ruf eines gefährlichen Neuerers, und stößt überall auf Haß und Gegenwirkung der Individuen, und Argwohn und Verfolgung von Seiten des Hofes.

Wir fanden den Prinzen in seinem Museum, welches sehr reich ist und für die Studierenden immer offen steht. In dem ersten Zimmer befinden sich die Marmore, worunter einige vortreffliche Büsten und der Torso eines Jupiter, welcher das wahre Original von demjenigen zu seyn scheint, der sich in dem Museum Clementinum zu Rom befindet. Dieser kostbare Ueberrest ist vollkommen erhalten und von der vortrefflichsten Sculptur. Ueber das Ganze waltet eine allgemeine Ruhe und Majestät, welche die Griechen besonders zu erreichen wußten, wenn sie den Vater der Götter und Menschen vorstellten, cuncta superciliо moventem. Es sind noch andere schöne Werke der Sculptur in dem Museum; wenn man aber einmal das ganz Vollkommene gesehen hat, so kann sich das Auge nur mit Gleichgültigkeit, ja mit Widerwillen, zu den Geringern wenden.

Außerdem hat der Prinz eine mürdige Sammlung von Bronzen, Hetrurischen Vasen, natürlichen Merkwürdigkeiten, besonders aber von Münzen. Die Sicilianischen sind hier zahlreich und wohl erhalten, und geben auch denjenigen eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung, die nicht gerade Kenner des Alterthums sind: denn der Geschmack und die Ausführung daran ist so vortrefflich, daß sie schon als Werke der Sculptur betrachtet höchst anziehend sind.

Des Prinzen Palast ist ein großes unregelmäßiges Gebäude, der ältere Theil desselben in barbarisch Sicilianischem Geschmack mit ungeheuern Figuren und unnatürlichen Zierrathen überladen, aber der Theil, den der Fürst selbst gebaut hat, ist einfach regelmäßig und zierlich. Die Stadt ist fast ganz neu, die Straßen regelmäßig und breit, aber die Häuser in einem schlechten Geschmack und der größte Theil derselben unvollendet. Die Kirchen sind alle im Styl der neuen Baukunst, indem sie seit dem Jahre 1693 errichtet worden, nachdem die Stadt ganz ich durch ein Erdbeben zerstört war. Mehrere derselben, besonders die Hauptkirche, sind sehr reich verziert und mit bunten Steinarten geschmückt, welche man in die felsensesten Figuren gebracht hat. Es läßt sich kaum irgend ein wildes Ungeheuer denken, welches man nicht an den Gebäuden des neuern Siciliens finden sollte. Das Benedictinerkloster ist ein unermeßlicher Bau, mit unglaublichen Kosten errichtet, aber in dem gewöhnlichen Styl. Es ist nicht geendigt, und wird es wahrscheinlich niemals werden, denn diese Stadt kann sich, wegen der Nähe des Aetna, keine lange Dauer versprechen. Die Kirche ist edel und prächtig; das Innere war eben fertig geworden, und was ganz besonders ist, ohne etwas von dem hergebrachten Trödel; aber man scheint es außerdem wieder einbringen zu wollen, indem das Wenige, was von der Façade vollendet ist, dem Palast des Prinzen Patagonia nicht viel nachgiebt. Die Kirche hat eine vortreffliche Orgel, die eben vollendet war. In dem Kloster findet sich eine schöne Sammlung Hetrurischer Gefäße, beinahe alle so gut als die, welche Prinz Biscari besitzt, und in Sicilien gefunden; ein Beweis, daß diese Waare nicht allein von den Hetrurien verfertigt worden. Uebrigens ist in Catania über der Erde wenig Merkwürdiges; die Alterthümer stecken alle unter der Lava. Prinz Biscari hat große Nachforschungen angestellt, und ein Theater, Amphitheater, Bäder und einige andere Gebäude von geringerer Bedeutung gefunden. Aus den Säulen, welche jetzt in der Hauptkirche angewendet sind, läßt sich schließen, daß das Theater sehr prächtig gewesen. Eine Vase, nebst dem Piedestal von einer derselben, steht nun in dem Hofe des Prinzen Biscari. Sie sind von weißem Marmor, sehr überladen mit Zierrathen, und scheinen aus der Zeit Trajans oder der Antonine. Die andern alten Gebäude haben nichts Besonderes, denn es sind dies Massen von Ziegeln und Steinen, ohne daß ich architektonische Ordnungen oder Verzierungen daran hätte unterscheiden können.

Die Einwohner von Catania sind, gleich den übrigen Siciliänern, sehr geneigt, ihre Alterthümer den Griechen zuzuschreiben, aber eine Grund: denn die Griechische Stadt ward ganz und gar durch Sextus Pompejus zerstört, bald nachher zwar wieder hergestellt, aber aufs neue durch einen Ausbruch des Aetna verwüstet. Durch den Beistand der Römer wurde es abermals aufgebaut, bis es abermals von einem gleichen Unglück überfallen wurde. Man kann sich nicht genug verwundern, daß, nach solchen wiederholten Zerstörungen, die Stadt immer wieder in derselben Lage aufgebaut werden, an dem Ausgange eines Thals, welches die Lava nothwendig auf sie hinführet. So lange der Hafen deßhalb den Handel begünstigte, war es natürlich, daß die Liebe zum Gewinn die Einwohner jene große Gefahr vergessen ließ, aber zuletzt hatten sie keine andere Ursache hier zu bleiben, als die Schwierigkeit, das Eigenthum zu verändern. Doch auch diese schien gehoben, als alles mit verbrannten Felsen bedeckt und in eine unfruchtbare Wüste verwandelt war. Allein die blinde Neigung zum Geburtsort, die uns allen natürlich, obgleich schwer zu erklären ist, hat allen Widerstand überwunden, und Catania ward nach jeder Zerstörung immer mit mehr Glanz und Pracht als vorher aufgebaut. Nun enthält es 16,000 Einwohner, welche in beständiger Gefahr leben, aber Gewohnheit und ein

innigen Vertrauen auf die heilige Agathe lassen sie wenig daran denken.

Catania hat das Vorrecht, durch seinen eigenen Senat regiert zu werden und seine Besatzung aufzunehmen. Dasselbe macht sie täglich an Reichthum und Pracht, und die Aufmunterungen von Seiten des Prinzen Biscari, welcher es sowohl den Künsten als der Industrie jeder Art angelegen sein, geben der Stadt ein Ansehen von Leben und Betriebsamkeit, die in keiner andern Sicilianischen Stadt zu finden sind. Auch kann sie sich einen Hafen anlegen, und hätte ihn der Hof schon längstens vollendet, so wäre diese Stadt der große Handelsplatz von diesem Theile des Mittelmeeres geworden. Aber wie wenig man es glauben sollte, sind diesen Anerbieten bisweilen Widerstand. Indessen hat der Prinz das dazu bestimmte Geld auf die Erbauung einer Wasserleitung verwendet, die eine weite Strecke Landes bewässert und befruchtet; ingleichen auf das Urbarmachen der Lava von 1669. Der Prinz gedenkt auch ein umständliches Werk über die Alterthümer von Catania herauszugeben, welches nach den Zeichnungen, die ich sah, sehr viel versprecht.

Aetna.

Den 27ten Mai.

Nachdem wir das Merkwürdigste in Catania gesehen, machten wir uns nach dem Gipfel des Aetna auf den Weg. Ungefähr 12 Meilen, bis zum Dorfe Nicolosi, steigt man allmählig durch reiche Weinberge und Maulbeerpflanzungen; aber auch diese sind von dem letzten Lavastrom durchbrochen und vielfach zerstört. Die Sicilianer nennen solche Plätze mit einem anderen den Spanischen Namen Sciarra. Die Lava von 1669 brach nahe bei Nicolosi hervor, und die Gegend rings umher ist noch mit trockner schwarzer, damals ausgeworfener Asche bedeckt. Die kleinen Berge, mit dem Krater, aus dem die Lava floß, sind noch unfruchtbar, als wenn der Ausbruch gestern geschehen wäre, und werden wahrscheinlich noch lange so bleiben, bis der Witterungswechsel die verbrannte Materie genugsam gemildert hat, um sie der Vegetation fähig zu machen. Ich stieg auf den Gipfel dieser Erhebungen, und sah um mich her eine unendliche Anzahl derselben Art, es mögen gleichfalls unfruchtbar, andere noch mit Wald bepflanzt, andere mit Eichenwäldern bewachsen, noch andere durch nachfolgende Lavaflutten unkenntlich gemacht, und durch die ungeheuren Wirkungen der Zeit in fruchtbaren Boden verwandelt und mit Wäldern und Weingärten bedeckt. Wir ruhten ein wenig in dem Kloster von Nicolosi und verfolgten unsere Reise, geführt von einem Bauer des Dorfs, Namens Biagio, welcher gewöhnlich als Führer den Vorgebirgsuchenden dienet. Hier fängt nun die waldige Gegend an und dauert bis zu der Ziegenhöhle, ungefähr 6 Meilen. Der Weg ist den ganzen Weg über steil und geht zum Theil über die Lava von 1766, welche einen schrecklichen Anblick muß verursacht haben, als sie vor Alters heraus durch einen Eichenwald floß. Als wir höher kamen, wurde der Weg noch rauher und die Veränderung des Klima's sehr merklich. In Catania war man in der Mitte der Monate erste, zu Nicolosi befand sich alles in der Maienblüthe, wie wir aber auf der Ziegenhöhle ankamen, standen die Bäume das erste Laub, und die Luft war sehr kalt und schneidend. Wir machten Feuer an in dieser kleinen Höhle, rasteten bis Mitternacht, und stiegen alsdann den Gipfel zu. Durch unfruchtbare Asche und Lavastücke. Nachdem wir ungefähr 8 Meilen gritten waren, ward der Berg so steil, daß wir uns genöthigt fanden, unsere Maulthiere zu verlassen, und den übrigen Weg zu Fuß zu vollenden. Wir hatten eine Weile inne, die Scene, die vor uns lag, zu betrachten. Die Nacht war klar, und eben hell genug, um uns die allgemeinen Formen der Gegenstände, nichts aber von Einzelnen zu erkennen. Hier herrschte eine allgemeine Stille, nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch das Geräusch des Windes, welches laut und fürchterlich klang, als wenn die Luft sich im Sturme erhebt. Der Krater war zu unserer Linken, an welchem rothen Flammen, das durch die weißen Dämpfe durchbrach, deutlich hervorleuchteten. Das Ganze zusammen bildete die furchtbarste Scene, die ich jemals gesehen, und welche gewiß in der Welt nicht übertroffen werden kann.

Wir fanden wenig Schnee an dieser Seite des Berges, aber die Kälte war so streng, daß wir sie kaum ertragen konnten. Weder das Gewicht der Kleider, noch die Anstrengung durch lose Asche zu klimmen, welche bei jedem Tritt nachgab, konnten uns erwärmen. Ich hatte das Unglück mein Thermometer zu verbrechen, und kann deswegen den Grad der Kälte nicht genau angeben; aber sie war so mächtig, daß der heiße Dampf, welcher aus den kleinen Rissen in der Nähe des Kraters hervordrang, unmittelbar an den Steinen gefror. Nachdem wir ungefähr zwei Stunden mit unendlicher Mühe und Beschwerde aufgeklommen waren, gelangten wir an den Rand des Kraters. Die Aussicht, die sich hier zeigt, ist über alle Beschreibung oder Einbildung. Die ganze Insel Sicilien, Malta, Calabrien und die liparischen Inseln erschienen gerade unter einem, wie auf einer Charte. Das Einzelne war alles in der blauen Luft des Morgens verschwunden, und das Ganze zusammen schien in Schweigen und Ruhe zu ruhen. Ich fühlte mich selbst über die Menschheit erhoben, und sah mit Verachtung auf die gewaltigen Gegenstände der Eitelkeit unter mir. Die Schauplätze, auf denen so viele mächtige Staaten durch Kunst und Waffen blühten, so patriotische Rotten und Heere um die Herrschaft der Welt kämpften, schienen nur dunkle Flecken zu sein.

Als die Sonne aufstieg, ward die Scene nach und nach aufgeklärt, die Flächen und Berge, Seen und Flüsse, Städte und Wälder wurden allmählich deutlicher, bis sie auf einen gewissen Grad gelangten, dann schwanden sie wieder, zuletzt alle insgesammt, in die Dünste, welche die Sonne in die Höhe gezogen hatte. Der Aetna selbst bildete einen ungeheuren Sonnenzeiger, dessen Schatten sich weit über den sichtbaren Horizont erstreckte, wodurch es mich überzeugte, daß man von hier aus, mit einem guten Teleskop, die Küste von Afrika und Spanien würde sehen können. Ich dachte manchmal durch einen guten Deskontischen Taschenteleskop die Küste von Neapel zu sehen; allein wegen der großen Luft konnte ich mit genugsame Aufmerksamkeit darauf wenden. Aber man an den Berg kommen wie die Scenen einer großen Menge Landstriche erkennen, welche doch sicher sehr gegen die Zahl derer, die sich nicht an die Küste lassen. Der lange Berg, dessen Fuß nahe an 100 Meilen im Umfange hat, ist, nach den Beobachtungen des Canonicus Recupero, 3000 Pariser Fuß über die Ebene, ist durchaus von Lava aufgeführt. Unterhalb man die tiefen Thäler, welche durch Bäche und Flüsse ausgewaschen worden, so sieht man, daß der ganze Berg aus verschiedenen Lavaschichten besteht, die aber einander, nach den Zeitumständen, geflossen sind; denn es haben zwischen jeder Lage von abwechselnder Dicke, von 6 bis 200 und mehr Fuß, je nachdem zwischen den Ausbrüchen Zeit oder kurze Zeit verfloß. Nun findet man, daß die neue Lava, welche die alte umschließt, oft und allemahl, wo sie wittert, ein Fuß fruchtbarer Boden nicht unter 1500

Jahren hervorgebracht werden kann; daher sich denken lässt, was für gräßliche Zeitalter nöthig gewesen, um diese ungeheuren Naturwirkungen hervorzubringen. Aber was müssen wir denken, wenn wir erfahren, daß der gegenwärtige Berg nur eine Wiederhervorragung ist, indem ein viel höherer Gipfel eingestürzt, und der gegenwärtige erst wieder gebildet worden. Dieses hat mehr als Wahrscheinlichkeit: denn ungefähr zwei Drittel des Wegs, wenn man in die dritte Region gelangt, ist eine weite Ebene, welche an mehreren Stellen, besonders an der Seite von Aci, bis an die Wälder reicht. Nimmt man nun an, der Berg sey anfangs conischer Gestalt gewesen, wie es bei Vulcanen gewöhnlich, ja nothwendig ist, so muß alles was über dieser Plaine war, einstürzen, und was jetzt als Unterlage eines kleineren Berges erscheint, muß ehedem in Form Aufsatz bis zum Gipfel fortgegangen sein, so daß der Aetna damals bedeutend höher war als gegenwärtig. Ich wünschte diese Wunder der Natur mit mehr Muße und Aufmerksamkeit untersucht zu haben; aber in der gewaltsamen Kälte war es unmöglich zu verweilen. Jedoch entschloß ich mich, in den Krater hineinzuschauen, eh wir zurückkehrten. Unser Führer wußte viel von der Gefahr dabei zu sagen, und wie öfters die herüberhangenden Lavabänke einstürzten, aber nach einigem Zureden und etlichen Gebeten zur heiligen Agatha führte er uns an eine Stelle, welche schon durch irgend einen kühnen Fremden versucht worden. Von da blickte ich in den furchterlichen Feuerschlund, sah unabsehbare vorragende Felsen, zwischen denen mächtige Dampfwolken hervorbrachen, immer mit einem trüben zitternden Lichte vermischt. Ich konnte keinen Grund erkennen, aber wohl das Schlagen und Tosen der Wellen von geschmolzner Materie, welche ein solches Getöse machten, daß sie mir von den Fluthen und Wirbelwinden eines stürmischen Feuers, welche unten rasten, einigen Begriff gaben. Nachdem wir nun insoweit unsrer Neugier gewillfahrt, stiegen wir ziemlich erfroren zu der Höhle wieder herab, um uns in derselben wieder zu erwärmen und zu erquicken, und kehrten alsdann nach Catania zurück, wo wir Abends, von Müdigkeit ganz erschöpft, anlangten.

Aci Reale.

Den 15ten Juni.

Nachdem wir zwei Tage ausgeruht, nahmen wir unsern Weg auf Taormina, und blieben in Aci zu Nacht. Den andern Morgen nahmen wir unsern Weg wenige Meilen seitwärts der Straße, um den berühmten Castanienbaum zu sehen, welcher hundert Pferde soll bedecken können. Es ist aber kein einzelner Baum, sondern ein Gruppe, und das übrige, ob es gleich einen großen Raum einnimmt, sind alles gekappte Stämme und sehr verstümmelt. In Sicilien mögen sie wohl für ein Wunder gelten, da der größte Theil der Einwohner niemals einen großen Baum gesehen hat, als die niedrige Olive; aber wer gewohnt ist die edlen Eichen von England zu sehen, findet hier nur einen verächtlichen Gegenstand. Ich hatte hoch bei dieser Gelegenheit den Trost, eine der fruchtbarsten und bevölkertsten Gegenden der Welt zu sehen. Nichts kann die angebaute Region des Aetna übertreffen, weder in Reichthum des Bodens, noch in der Gewalt der Vegetation. Besonders zeichnen sich die Seiten aus, welche in der letztern Zeit von keinem Ausbruch gelitten haben. Jedes Erzeugniß der Erde grünt und blüht in der größten Vollkommenheit, und die Milde und Gunst der Luft kommt der Fruchtbarkeit des Bodens völlig gleich. Dergegen sind diese Strecken ausserordentlich bevölkert, und viel besser als irgend ein Theil Siciliens angebaut. Die Zahl der Einwohner auf dem ganzen Aetna rechnet man zu 160,000 Menschen, welche im Verhältniß größer ist, als in irgend einem andern Theil der Insel. Indem ich diese Gegend des Berges beobachtete, ward ich in meiner Meinung bestätigt, daß er ehemals höher gewesen: denn es läßt sich eine Senkung, die auf eine weite Strecke sich verbreitet, und der Rand derselben noch sehr gut erkennen.

Taormina.

Den 16ten Juni.

Wir kamen nach Taormina, vor Alters Tauromenium. Auf unserm Wege kosteten wir das Wasser des Alkus. Es ist ein kalter klarer Strom, der von dem Aetna herunterfließt und jetzt Fiume freddo genannt wird. Wenige Meilen weiter ist der Fuß Cacabalos, nun La Cantora, ein bedeutendes Wasser, welches die Gränze des Aetna nach Norden macht. Sein Bett ist an einigen Stellen sehr tief eingeschnitten, und ich bemerkte, daß der Grund desselben eine Lavaschichte war, ob ich gleich sonst in der Gegend nichts Vulcanisches finden konnte. Zu Taormina wohnten wir bei den Capuzinern.

Die Stadt liegt auf einem hohen Hügel. Unmittelbar darunter an der Südseite lag die alte Stadt Naxos, aus deren Ruinen die neuere entstanden ist. Gegenwärtig ist es ein armer schlechtgebauter Ort; aber die Ruinen dabei zeugen genugsam von vorigem Reichthum und Herrlichkeit. Der vorzüglichste Ueberrest ist ein Theater, welches unter denen, die ich gesehen, am besten erhalten war. Es ist von Ziegelsteinen, viel breiter, und von anderer Bauart als das zu Segesta. Der äußere Cortikel ist zusammengefallen, aber das Proscenium ziemlich ganz, und man kann auch den Raum der Scene, des Podiums u. s. w. sehen. Auch sind noch verschiedene Gewölbe und Zimmer daneben, deren Gebrauch die Alterthumsforscher nicht genau bestimmen können, indem sie zu weit und prächtig gewesen, als daß sie nur zur Bequemlichkeit der Schauspieler hätten dienen sollen. Das Theater von Segesta, welches aus weit früherer Zeit ist, hat nichts von dieser Art, vielmehr scheint nur für das gesorgt, was unumgänglich nöthig war, um das Stück vorzustellen und zu hören. Das Tauromenische Theater war, wie es scheint, sehr reich verziert, und zu aller Art von Schauspiel und Gepränge eingerichtet, so wie dergleichen zur Zeit der Römischen Kaiser gewöhnlich war, wo ein verderbener Geschmack schon überhand genommen hatte. Es stehen auch manche verstümmelte Säulen von Granit, Gypslin und andern köstlichen Bausteinen umher, mit Capitälen und verbrochenen Gesimsen einer verderbenen Korinthischen Ordnung, welche beweisen, daß das Theater unter den Römern gebaut worden, wahrscheinlich zu den Zeiten der Antonine. Es liegt an dem Abhang eines Hügels, der eine herrliche Aussicht gegen den Berg Aetna und die ganze Küste von Sicilien, sogar bis Syracus hin, übersieht. Da diese Ruinen, von allen neueren Gebäuden entfernt, für sich allein stehen, so haben sie ein ehrwürdiges Ansehen, das durch die Betrachtung der Veränderungen, welche sie erlitten haben, noch erhöht wird, denn aus einem Ort, wo jahrelang gebildete Zuhörer auf die Werke eines Sophokles und Euripides horchten, ist es ein Aufenthalt für Schlangen und Eidechsen geworden.

Außer dem Theater finden sich noch zu Taormina die Fundamente eines Tempels, ein Gebäude, welches eine Naumachie soll gewesen sein, wie auch Wasserbehälter,

aber kaum von diesen besonders merkwürdig. Nachdem wir einen Tag hier zugebracht, begaben wir uns auf eine Mailändische Speronara, welche nur zu Catania gewechselt hatten, und in wenig Stunden befanden wir uns in Messina.

Messina.

Wenn man in die Meerenge, der Faro genannt, hineinfährt, ist die Aussicht sehr schön und romantisch: denn die Küsten sind hoch und felsig, geziert mit Städten und Dörfern, die sich stufenweise emporziehen. Die Einfahrt in den Hafen ist noch ausfallender. Ein schöner See eröffnet sich dem Auge, an der einen Seite mit einer langen Reihe gleichförmiger Häuser bekränzt, welche, obgleich von schlechter Bauart, dennoch einen sehr edlen und prächtigen Anblick geben. Dahinter steigen nun die Heräischen Berge herrer, bedeckt mit Wäldern und Weingärten, wenigstens Kirchen, Villen und Klöster zerstreut liegen. An der andern Seite des Hafens zieht sich eine schmale Landzunge weit in die See, wie eine Sichel gestaltet; daher die Stadt den Namen Zankle erhielt. Hier steht der Leuchtturm, das Lazareth und die Festung, welche nicht die Stadt zu vertheidigen, sondern sie zu beherrschen erbaut zu seyn scheint. Kommt man aber der Stadt näher, so verliert diese ödliche Scene allen ihren Glanz, und jeder einzelne Gegenstand zeigt ein melancholisches und niederschlagendes Ansehen. Mehrere Häuser sind unbewohnt, gar manche fallen schon zusammen; wenige Schiffe findet man im Hafen, und der Kay, der prächtigste und ausgedehnteste in der Welt, ist nur wenigen ärmlichen Fischern zum Aufenthalt. Alles scheint das traurige Gepräge unglücklicher, welches diese unglückliche Stadt vor kurzem betreffen, und von dem höchsten Zustand des Reichthums und der Glückseligkeit zu der niedrigsten Stufe des Elends und der Verwüstung gebracht hatte.

Nachdem wir ausgestiegen nunmehr die Stadt betraten, verwüsterte sich immer die Ansicht. Die Einwohner sind arm und zerlumpt, und die Häuser, die sonst der Aufenthalt der Großen und Reichen gewesen, mit Schmutz bedeckt und dem Einfallen nahe. Unter allen Städten Europa's ist vielleicht keine glücklicher gelegen als Messina. Die Luft ist mild und gesund, und die Gegend umher schön und fruchtbar. Der Hafen ist weit und bequem, im Centrum des Mittelmeers, und sowohl für den östlichen als westlichen Handel günstig gelegen. Diese natürlichen Vortheile worden noch erhöht durch verschiedene Privilegien und Freiheiten, welche der Stadt von den Normännischen, Deutschen und Arragonischen Königen verliehen worden. Da sie die erste war, die dem König Roger die Thore öffnete, der die Insel von den Saracenen eroberte, so scheint sie ein besonderes Recht auf Gunst und Vorzug gehabt zu haben. Natürlicherweise erhoben sie so manche glückliche Umstände zu Reichthum und Größe. Messina enthielt 100,000 Einwohner, und war der große Handelsplatz für diese Meerengend. Wie aber Handel und Reichthum natürlich die Liebe zur Freiheit machen, so wurde den Einwohnern das spanische Joch zur Last, und im Jahr 1672, getrieb durch den Vicekönig, empörten sie sich. Mit großer Tapferkeit und Standhaftigkeit behaupteten sie sich eine Zeit lang, und gaben sich endlich unter den Schutz Ludwigs XIV. der damals mit Spanien in Krieg verwickelt, so noch treu und wirksam geleistet Diensten schwerlich im Jahr 1678 zurück. Seit der Zeit ist es der Zweck der Spanischen Staatskunst gewesen, die Stadt zu drücken und verarmen zu lassen. Der Hafen ist damals unbrauchbar durch sogenannte Auflagen, der Handel streng beschränkt, und alle Nationen, die das Leben schwer beschwert. Dabei traurigen Zustand noch aufs äußerste zu bringen, raffte die Pest im Jahr 1743 beinahe drei Viertel der Einwohner hinweg, deren Zahl sich gegenwärtig nicht über 50,000 beläuft.

Wir brachten einige Tage mit Besichtigung der Stadt zu, fanden aber nichts besonders Merkwürdiges. Die Gebäude sind alle in dem modernen Sicilianischen Styl und, die Kirchen ausgenommen, trotzt fast alles den Einsturz. Die Kathedrale ist ein sehr mäßiges Gebäude und hat eine herliche Bibliothek, worin sich unter anderen ein Manuscript befindet, die Geschichte des Aufruhrs 1672, betitelt: Guerre civili di Messina di Francesco Cascio, Calabrese. Ich las darin so viel als die Kürze der Zeit mir erlauben wollte, und hätte gar zu gern eine Abschrift davon besessen; aber ich konnte sie auf keine Weise erhalten. Es scheint sehr meisterhaft geschrieben zu seyn, obgleich der Styl eine zu genaue Nachahmung des Davila bemerken läßt. Schwerlich wird es jemals gedruckt werden, weil man die darin ausgesprochenen Gesinnungen von eben herein nicht billigen kann. —

Der Strudel Charybdis, so fürchterlich in der poetischen Beschreibung, befindet sich gerade vor dem Hafen von Messina. Er ist niemals merklich, als wenn der Wind gegen die Strömung weht, und dann mag er wohl geringe Schiffe verschlungen haben. Zu Homers Zeiten, als die Schifffahrt noch unvollkommen war, mag er wirklich schrecklich gewesen seyn, zu Zeiten Virgils nicht ohne Gefahr: denn die Römer waren, in Vergleich mit den Neuern, sehr beträchtliche Seeleute. Doch ist die Beschreibung desselben in der Aeneide (III. 420) sehr weit über der Wirklichkeit, auch bei dem stürmischsten Wetter:

Lævum implacata Charybdis
Obsidet, atque imo barathri ter gurgite vastos
Sorbet in abruptum fluctus, rursusque sub auras
Erigit alternos, et sidera verberat unda.

Auch sieht man keinen Grund zu vermuthen, daß der Wirbel jemals gewaltsamer gewesen als gegenwärtig. Virgil aber schreibt als ein Dichter und nicht als ein Naturforscher, und geht sich vor nicht superdelischer als in manchen andern Stellen seines Werks.

Beschluß des Tagebuchs.

Ober-Italien und die Schweiz.

Im Jahr 1778 wurde in entgegengesetzter Richtung, ein Kol. nach dem obern Italien und der Schweiz unternommen; es geschah in Gesellschaft der Familie Gore. Man ging über Bologna nach Venedig und Mailand, nach dem Lago Maggiore und Lago di Como, über den Gotthard nach Luzern, Bern, Lausanne durch die Gletscher des Grindelwalds, nach Lausanne und Genf, wo P. H. seinen Bruder Georg nebst dem berühmten Maler Joseph Vernet antraf, der seiner Gesundheit wegen eine Reise in die Schweizerbäder gemacht hatte. Das unerwartete Wiedersehen war für beide Künstler gleich erfreulich, und gern hatte Vernet in Gesellschaft seines alten Freundes die Reise nach dem schönen Italien wiederholt, wo allein, nach der Lieblingsneigung beider, der Landschaftsmaler in seinem Elemente lebt.

P. H. ging darauf über Sarepta und Pisa nach Florenz, wo er sich nur kurze Zeit aufhielt. Dem Großherzog Peter Leopold, welchem er schon vormals bekannt war, mußte er verschiedene Erläuterungen über die Art und Weise Oelgemälde zu restauriren, und über den dabei anzuwendenden Mastix-Firniß geben. Für Lord Cowper, den Schwiegersohn des Herrn Gore, malte er einige kleine Bilder.

In Rom angelangt benutzte er nun die mitgebrachten Schätze der mannigfachen Studien. Er malte dem Prinzen Aldobrandini, mit dem er oftmals auf dem Lande gewesen, in Frascati ein Cabinet in Gouache. Dies gab die Veranlassung, daß dessen Neffe, Prinz Marc-Antonio Borghese, in seiner weltberühmten Villa Pinciana, ein ganze Galerie von Hackert gemalt haben wollte; welche denn auch, zu des Prinzen vollkommner Zufriedenheit, im Jahre 1782 zu Stande kam. Diese Galerie oder Saal enthält fünf große Landschaften, ferner vier kleinere Seestücke, die über den Thüren angebracht sind. Bei dieser Arbeit wurde jedoch der Künstler sehr eingeschränkt: denn er hatte, nach des Prinzen Wunsch, gewisse Gegenstände vorzustellen, die seinem malerischen Geschmack ganz zuwider waren.

Zu gleicher Zeit malte er viele Staffeleigemälde, unter andern zehn Aussichten von dem Landhause des Herzog, welche ihm nachmals die Königin von Neapel abkaufte, um ihrer Frau Schwester, der Erzherzogin Marie Christine in Brüssel, ein angenehmes Geschenk damit zu machen. Allein das Schiff, das diese Bilder führte, ging auf der Secreise zu Grunde. Glücklicherweise sind die vorher unter Hackerts Leitung davon gemachten Kupferstiche noch vorhanden.

Indessen hatte sich der Ruf seiner Verdienste immer mehr ausgebreitet; alle bedeutende Fremden, von jedem Rang und Stande, besuchten ihn; und eh er gleich noch vor seiner Reise in die Lombardie, auf Herrn Gore's Rath, die Preise seiner Gemälde für die Zukunft um ein Drittel vermehrt hatte, so waren doch immer für Holland, England, Deutschland, Polen und Rußland, öfter auf sechs bis sieben Jahre, Vorausbestellungen vorhanden, so daß mancher Liebhaber starb, ehe er noch zu dem Besitze seines gewünschten Gemäldes gelangen konnte.

Großfürst und Großfürstin.

Um diese Zeit war der Großfürst und die Großfürstin von Rußland nach Rom gekommen, und Hackert wurde denselben beim Rath Reifenstein vorgestellt. Er brachte viele Abende bei ihnen zu, und begleitete sie und den Prinzen Ludwig von Würtemberg, die Kaiserin am Podagra krank lag, nach Tivoli und Frascati.

Sie hatten von ihm gehört, daß er im Frühjahr 1782 eine Reise nach Neapel machen werde, worauf sie täglich viele Bestellungen von herrlichen Aussichten, in reizenden umliegenden interessanten Gegenden, als von Pozzuoli, Baja und Caserta, bei ihm zu machen gerathen; so wie sie schon vorher verschiedene andere Gemälde von Frascati und Tivoli für sie zu fertigen ihm aufgetragen hatten. Bei dieser Gelegenheit drang sowohl der Großfürst als die Großfürstin darauf, daß Hackert sich entschließen möchte, eine Reise nach Rußland zu machen.

Zweimal vorher hatte schon die Kaiserin Katharina den Vorschlag zu einer solchen Reise thun lassen, mit dem Erbieten, ihn unter ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen in ihre Dienste zu nehmen, er hatte es aber immer unter mancherlei Entschuldigungen abzuwenden gewußt. Dasmal aber mußte er es besser, und versprach einen gnädigen Antrag abzuwarten. Der Großfürst drang die Großfürstin auf das gnädigste in ihn, so daß er seine Bestellungen, seine Gesundheitsumstände und was er sonst noch vorzubringen wußte, verdrießlich entgegensetzte. Der Großfürst verlangte schriftlich, was er an jährlichem Gehalt und was er sonst noch begehre. Seine Forderungen waren groß, und die Sache verzögerte sich. Endlich schrieb er darüber an den Vice-Admiral Czernitscheff, welcher die Kaiserin über die Sache sprach. Diese verlangte den Hackerschen Originalbrief zu sehen, und sagte, als sie ihn gelesen hatte: « Ich sehe, daß des Mannes Gesundheit sehr für unser Klima zu schwach ist, und merke deutlich, daß er nicht Lust hat zu kommen; es ist besser, ihn in Rom zu lassen und ihn dort zu beschäftigen. » — Was auch die Kaiserin zu dieser Entschädigung mochte bewogen haben, so erkannte sie der Künstler mit unterthänigstem Danke. Denn er war in Rom etablirt, hatte viele bestellte Arbeit, konnte die Kälte nicht vertragen, und befand sich in manchen andern Verbindungen, die ihm eine solche Reise zu machen nicht erlaubten.

Graf Rasumowsky.

Im Jahr 1782 machte er eine malerische Reise nach Neapel. Unterwegs zeichnete er vieles in Terracina, Capo Circeo, Itri, Molo di Gaeta, Sessa u. s. w. Er eilte jedoch nach Caserta, um Studien zu einem großen Bilde zu sammeln. Für die Großfürstin von Rußland sollte die Ansicht des Palastes von Caserta, nebst der Campagna Felice, von S. Leucio her genommen, abgebildet werden.

P. H. kannte schon seit mehreren Jahren den Grafen Andreas Rasumowsky, der jetzt in Neapel Russischer Minister war. Dieser Liebhaber der Künste machte alle Morgen eine Spazierfahrt dahin, wo P. H. zeichnete. Da nun die Studien in S. Leucio sechs Tage dauerten, und der Graf alle Morgen kam, um zuzusehen, so hatten die Jäger dem Könige gesagt, daß ein Maler daselbst viel gezeichnet habe, und daß der Russische Minister jeden Morgen zu kommen sey, ihn zu besuchen. Der König fragte den Grafen, was das für ein Maler wäre, und erhielt zur Antwort, daß P. H. schon vieles für Katharina die Zweite gemalt habe, und daß er gegenwärtig Studien mache zu einem bedeutenden Bilde für die Großfürstin von Rußland; auch in Pozzuoli, Baja und andern Orten würde er dergleichen verfertigen. Der König verlangte den Künstler zu sehen und zu sprechen.

Der Graf Rasumowsky meldete also an P. H.

des Verlangen des Königs, und da der Hof im Mai nach Caſtel a Mare ging, ließ man die Sache ſo ein, daß P. H. in dieſem Orte dem König zwei Gemälde machte, die nichts weiter von ſeiner Arbeit bei ſich, als ein kleines Gouache-Bild, welches dem Stefan Kaſanowitz gehört; der König beſuchte aber darauf, als Studien zu ſehen, welche P. H. gemacht hatte. Dieſe war dem Künſtler nicht erwünſcht. Man machte ſich Vorſtellungen, daß ein Künſtler nicht gern unfertige Sachen einem ſolchen Manne zeige, und was dergleichen Entſchuldigungen mehr ſein mochten. Allein der König ließ ſich nicht abweiſen machen und befahl dennoch, alles zu ſehen, was in der letzten Zeit gemacht war. So packte denn P. H. ſeine Studien zuſammen und ging nach Maſſa, Sorrent und Caſtel a Mare.

König von Neapel.

Den folgenden Tag wurde er in der Villa des Königs, Gnuſona, Nachmittags um vier Uhr, vorgeſtellt. Der König ſetzte ſich und betrachtete alles mit Aufmerkſamkeit. P. H. hatte eben keine große Vorſtellung von der Einſicht des Königs, und verwunderte ſich daher um deſto mehr, daß derſelbe mit geſundem Verſtande und beſſer ſprach, als ſonſt Liebhaber zu thun pflegen. Das Gouache-Gemälde gefiel ihm außerordentlich; doch konnte er auch alle Gegenden im bloßen Contour, und bewunderte, daß in einem nackten Umriß die Gegend mit ſo viel Deutlichkeit und Richtigkeit könne ausgedrückt werden.

Er beſah alles zum zweiten Mal mit vieler Zufriedenheit und ſagte: ſo etwas habe er noch nie geſehen. Da es aber ſpät war, ſo war es Zeit, auf die Kammer zu gehen. Die Königin, die wenig oder nichts geſehen hatte, ſagte: o! der König hat mich des Vergnügens beraubt, Eure Sachen genau zu betrachten. Ich hoffe, Ihr werdet mir erlauben, auch alles mit Bequemlichkeit anzuſehen. » Sie ſagte noch ihrer Liebenswürdigkeit noch viel Artiges hinzu. Graf Lamberg, der kaiſerliche Miniſter, war zugegen, und als großer Kenner bezeigte er alles mit vielem Vergnügen.

Als der König auf die Jagd ging, winkte er dem Grafen Rasumowsky; dieſer folgte, und der König verlangte, er ſolle mit P. H. ſprechen und ihm ſagen, der König wünſche vier Gouache-Gemälde zu haben, und wolle zu einigen die Gegenden ſelbſt wählen. P. H. erwiederte dem Grafen, daß er es gern thun würde, ungeachtet der Kürze der Zeit und der vielen übernommenen Arbeiten.

Nachdem nun der Hof von Caſtel a Mare wieder nach Caſerta gegangen war, wo der König ein prächtiges Gaſtmahl in Bereitſchaft, Abends mit Illuminat on und andern Erfreulichen gab, ſo ließ er P. H. einladen, auch dahin zu kommen, empfing ihn ſehr höflich und verſicherte ihn der Bequemlichkeit, alles in der Gegend, beſonders ſeine Jagden zu ſehen. Gelegentlich ſagte der König zu ihm, daß er wünſche, eine Ausſicht von ſeinem Jagdhauſe, la Favorita zu haben, und ſagte hinzu: er wiſſe wohl, daß dieſer keine maleriſche Gegend ſey; allein da dieſer Ort ihm ſehr gefallen, und er in ſeiner Jugend viele Tage daſelbſt zugebracht habe, ſo würde es ihm lieb ſein, davon ein gutes Bild zu ſehen. P. H. machte die Zeichnung davon, welche die Schnitter erſtaunt nahm, die Sache in der Stille in Caſerta, wegen der hohen Lage, und wäre nie zu Stande, kam der König und ſah es, da er denn ſo viel Vergnügen fand, daß er ihr ſich und ſein Gefolge genannt. Jagerhäuschen kommen ließ, ſich zu dem Künſtler ſetzte und genau auf die Arbeit merkte.

Indem er ſich nun über die Richtigkeit und zugleich über den Geſchmack in den Umriſſen freute, fragte er mit vieler Beſcheidenheit: ob ein Vergnügen nicht die Schmiererei, Mühe, die das Gemälde machen, nicht verſüßen und vermehren könnte? P. H. antwortete, daß es ſehr ſchädlich ſey, und fuhr den Gedanken aus. Das Bild lag nachher im Schreibekabinette des Königs.

Während nun P. H. zeichnete, ſprach der König verſchiedene Male mit andern Leuten, er mit einem großen Stocke: » Wie viel Jahrzeit gibt ich nur den Hunden, Ihr wiſſt. Man hat mich noch nicht gelehrt, wie man ſie ſo abrichten ſoll, daß ſie nicht weglaufen; man hat es mich nicht ſo gelehrt, wie alle andere, ſo daß ich meine weiß. Gott verzeihe es ihnen, die meine Aufſeher und Lehrer waren! ſo ſind ſie im Paradieſe. »

Die übrigen vier Gemälden gingen noch ſchneller von ſtatten, waren ſehr maleriſch: Portici, Sorrent und Caſerta. Während dieſer Arbeit mußte Hackert dem König versprechen, ihm ein großes Bild von Caſtel a Mare zu verfertigen mit ſeinen Galeeren. Er mußte deshalb in Neapel länger verweilen, um die nöthigen Studien zu machen: denn alles ſollte ganz genau nach der Kunſt der Stechate verfertigt ſein. Zu Anfang Septembers ſendete P. H. die vier Gouache-Gemälde, der König freute ſich ſo ſehr darüber, daß er ſelbſt ſie im Cabine von Pauſilippo aufhing, von da nach Portici mitnahm, und hernach im Schreibekabinette von Caſerta aufſtellte. Der Künſtler kam Mitte Octobers nach Caſerta, und brachte dem König das große Oelgemälde von Caſtel a Mare, welches ſehr gut aufgenommen ward.

Die Königin ihrerſeits war froh, daß ihr Gemahl Geſchmack an ſchönen Künſten fand, und P. H. ſtand daher auch bei ihr in Gnaden. Sie verlangte ein Gemälde für ihre Schweſter Marie Chriſtine. Er hatte den See von Nemi gemalt, den er ſeiner Familie zum Andenken laſſen wollte, und dies war zu jener Zeit das einzige Bild, welches er für ſich behalten hatte. Er ſchlug es indeſſen vor, ließ es nach Caſerta kommen, und die Königin kaufte es ſogleich.

P. H. mußte mit dem König auf alle Jagden gehen, um alles genau zu betrachten und kennen zu lernen, weil viele derſelben gemalt werden ſollten. Der König beſtellte ein großes Bild von vierzehn Fuß Länge, eine Art von antiker Parforce-Jagd zu Zinzaro. Eine andere Parforce-Jagd von Carditello folgte darauf. Herbſt und Winter wurden mit Studien zugebracht.

Kaiſer Joſeph II.

Kaiſer Joſeph der Zweite kam nach Neapel und nachher auch Guſtav Adolph, König von Schweden. Joſeph nahm keine Feſte an als Jagden, beſuchte P. H., ſprach viel mit ihm, aber beſtellte keine Arbeit; der Kaiſer ging auf die Jagd nach Portiano, wo er zehn Tage blieb; P. H. mußte den König dahin begleiten, um Studien zu machen. Dieſer hatte vier Gemälde beſtellt für einen runden Saal zu Fuſaro, welche die vier Jahreszeiten vorſtellen ſollten, Neapolitaniſche Gegenden mit modernen Figuren, nach Landesart gekleidet, welches ſehr maleriſch ausfällt. Der König lud Joſeph den zweiten nach zu Fuſaro ein, P. H. mußte mit drei ſeiner beſten Skizzen jener Bilder dahin kommen. Vor dem Mittagseſſen erklärte der König dem Kaiſer mit viel Geiſt und Geſchmack die Bilder, ſo daß die Königin ſich verwunderte und zu P. H. ſagte: » Ihr habt den König ſehr in die Kunſt eingeweiht, welches mir viel Vergnügen macht. Der liebe Gott ſegne Euch zu uns ge-

schickt! Ich bin entzückt, daß der König Geschmack an den schönen Künsten findet, und das haben wir Euch zu danken. » Sie sind dessen und anderes Höflichkeiten mehr in Französischer Sprache.

P. H. blieb in Neapel bis Anfangs Juni, und da Graf Rasumowsky die Bilder in Ischia nehmen wollte, so meldete P. H. vorsichtig den Augustmonat und einen Theil des September zum Geschäft zu bleiben. Der Künstler transportirte einige große Bilder, die Jagd in Portici ausgenommen, nach Ischia in den Palast des Grafen. Der König flattirte dadurch einen Besuch an, und in den diesen Stunden des Tages war er bei P. H. und sah malen. Im October kehrte dieser nach Caserta zurück, um die Arbeit fortzusetzen.

Zum Gemälde eines jeden Bildes der vier Jahreszeiten war ein Gegend nach der Natur genommen: der Frühling in S. Leucio, gegen Portici zurück; der Sommer in S. Maria di Caserta gegen Mattaruna; der Herbst in Sorrento gegen Neapel; der Winter in Persano, mit dem Berg Postiglione, der mit Schnee bedeckt war. Diese vier Bilder kamen, wie gesagt, in einen runden Saal eines Pavillons im Lago Fusaro, der zur Jagd und Fischerei bestimmt war. Die Bilder wurden 1799 durch die Lazaroni geraubt, und man hat nie erfahren können, wo sie geblieben sind. Die vier kleinen, welche als Skizzen dienten, kaufte die Königin und schenkte sie ihrer Schwester Marie Christine, und sie befinden sich noch bei dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen. P. H. bedauerte den Verlust dieser Gemälde, weil er sie für seine beste Arbeit hielt, die er in Neapel für den Hof gemacht hatte.

Ferner bestellte der König ein großes Bild, wie es schien oben angedeutet worden, eine Art von Parforces-Jagd zu Pferde, mit Kanzen und Hunden, nach Art und Weise der Pallieri. Zu diesem Bilde arbeiten viel Studien, sowohl der Personen, als der Pferde, Hunde und mancherlei Gerätschaften. Die Gegend der Jagd war ein Jingare. Der König wollte sein Portrait auf diesem Bilde haben, und saß dem Künstler ein und eine halbe Stunde; es fiel sehr ähnlich aus. Gegenwärtig besitzt es Graf Dönhoff von Dönhoffstadt in Berlin. Auch viele Cavaliers fallen ihm und wurden sehr ähnlich, als der Duca di Riarrio, Don Marco Ottobono: der Duca di Castel Pagano und mehrere. Dieses Bild kostete viel Zeit, Mühe und Arbeit; denn alles mußte nach der Jägerkunst sehr richtig vorgestellt werden, so daß dieses Bild erst 1784 fertig wurde. Ferner mußte noch auf ein kleines Bild der König zu Pferde gemalt werden, im Jagdkleide, wie er mit zwei Hunden einen Hasen hetzt.

Caserta.

Graf Rasumowsky wurde zurückberufen, und der König gab P. H. ein Logis auf dem alten Palast. Indessen verursachte der Aufenthalt bei Hofe, die Wahrnehmung zu den Jagden, die Hin- und Herreisen von Rom nach Caserta, großen Zeitverlust und viele Kosten, so daß P. H., da er nur seine gewöhnlichen Preise vom Könige erhielt, endlich eine Schadloshaltung verlangte. Der König wollte sich darzu nicht verstehen; die Sache ging nicht vorwärts, so daß P. H. endlich erklärte: wenn ihm Ihre Majestät nicht 100 Neapolitanische Ducaten monatlich für die Extraordinaire Ausgaben Schadloshaltung gebe, so würde er zwar die angefangenen Arbeiten fertig machen, aber in der Folge in Rom bleiben, und den König von derlei Bedienung, ohne weiter hin und her zu reisen.

Die Königin war unzufrieden über das Betragen des Königs, und P. H. sprach nicht mehr von der Sache. Im Januar 1786 bat er um die Erlaubniß nach Rom zurückzukehren, und der König bat ihn ein, im October wieder nach Caserta zu kommen, welches er auch versprach. Dieß alles that im Stud und des Schreibens. Der König sagte ihm: » Ich erwarte Euch auf dem Palaste um 6 Uhr; dann ich will Euch nachmals vor Euer Abreisesprechen! « P. H. kam; der König war sehr ausdrücklich und schenkte ihm 200 Piaster in Gold, nebst 6 Falconi und andern Dingen. Die Königin sah den Künstler von seinem Zimmer um 12 Uhr schenken, ihm ein kleines Andenken, einen Ring mit ihrer Statue, mit viel höflichen Ausdrücken, und er mußte sich und ihnen versprechen, im October wieder in Caserta zu seyn.

Anstellung.

Die Gebrüder Hackert kamen auch wirklich um die bestimmte Zeit zurück, und alles ging seinen alten Gang. Im Jahre 1786 sprach der König mit P. H., daß er ihn und seinen Bruder Georg engagiren wolle, und sie in Neapel bleiben sollten. Diese Sache wurde sehr weitläuftig durch den Ritter Gatti und den General Acton betrieben. Nachdem alles abgeredet war, stellte P. H. die Conditionen für sich und seinen Bruder, und sagte dem Intendant selbst an den König. Dieser wies ihn wieder an den General Acton, der es im Rath vorstellen sollte. Dieß geschah im März, und Acton schrieb ein Billet, daß der König die Conditionen approbirt habe. Am Ende des Aprils erhielten die Brüder erst die Depesche von der Finanzsecretarie, wo die Pension sollte gehoben werden. Die Brüder reisten nach Rom, und machten Anstalt nach Neapel zu gehen, welches im Julius geschah. Sie erhielten ein herrliches Logis im Palast Francavilla in der Strada.

Nun ist es gewöhnlich, daß die Kammerherrn, wenn sie in königliche Dienste treten, einen Eid ablegen müssen; da P. H. aber schon beinahe vier Jahre dem Könige als Maler gedient hatte und sehr bekannt war, so sprach der König nie von dem Eide: auch kann in Neapel kein Protestant den katholischen Eid ablegen. Ein Cavalier aber sagte einst zum König: ob Ihro Majestät wohl wüßten, daß P. H. nicht zur Römisch-katholischen Kirche gehöre. Der König antwortete: » Ich weiß es sehr wohl: wisset aber auch, daß es ein ehrlicher Mann ist, der einen vortrefflichen moralischen Charakter hat, und mir mit aller Treue ohne Eidschwur dient. Ich wünsche, daß mir meine Katholiken mit der Treue dienen mögen, wie er. «

Familiarität des Königs.

Einst wollte P. H. nach Caserta fahren, wo er seine Wohnung im alten Palast hatte. Er traf den König auf dem Weg von Capua nach Caserta — und weil dem König in der Stadt eher auf dem Lande begegnet, muß stille halten — der König kannte ihn sogleich, grüßte ihn sehr freundlich, nach seiner gewöhnlichen Art, und fuhr nach Caserta. Er kam von Gaeta, und speiste gewöhnlich um 1 Uhr. P. H. eilte nach, und erhielt er in seinem Quartier war, lag ihm nichts näher am Herzen, als sich sogleich dem König zu präsentiren, weil dieser ihn schon gesehen hatte. Ueber dem Auspacken verging die Zeit, und eh da er das Hemd wechselt, tritt der König in sein Schlafzimmer, und spricht auf eine gnädige freundliche Weise: » Sehr, wir sind geschwinder. Ich bin der erste, der Euch die Visite macht. « Er befahl, P. H. sollte sich

völlig auskleiden, und hielt sich eine gute halbe Stunde auf, um seinen Magen zu erwarten. Er fragte: « Was macht Ihr morgen? » P. H. sagte: Wenn Ew. Majestät keine andern Befehle geben, so richte ich mich zur Arbeit ein. « Morgen früh, sagte der König, komm' ich wieder, aber übermorgen musst Ihr mit mir gehen. Ich habe sie eine Ausschicken entdeckt, die ich Euch zeigen werde. » Sie waren auch wirklich schön.

Liebhaberei des Königs.

Der König war von Jugend auf ein passionirter Jäger, weil er dazu erzogen war. Seine Gesundheit in seinen Jünglingsjahren soll sehr schwächlich gewesen seyn, durch die Jagd ist er stark, gesund und frisch geworden. P. H., der sie Gnade hatte, von ihm eines Tages eingeladen zu werden, und bei ihm auf seinem Posten war, hat ihn unter hundert Schüssen nur einen einzigen fehlen sehen. Doch war es nicht allein die Jagd, sondern das Bedürfniß in der frischen Luft zu seyn, was ihn gesund erhielt. P. H. hat oft Gelegenheit durch sein Zeichnen gehabt, daß die Jagden nicht gehalten wurden; denn ihn arbeiten zu sehen, amüsirte den König so sehr, daß er zufrieden war, wenn er nur Beschäftigung in der freien Luft hatte.

Was der König gekannt hat, weiß er vollkommen richtig und gut. Hackert ist oft mit ihm zur See nach Ischia und Capri gewesen. Des Nachts commandirte seine Corvette die Capitän, des Tages der König so gut als der beste Seeoffizier. Die Fischerei und Anlagen zur Fischerei verstand er vollkommen, so wie er es auch bewiesen hat auf dem See von Fusaro, der schon von Alters her durch einen Canal Zusammenhang mit der See hat, und deswegen Salzwasser ist, worin der König Austern aus Tarante zur See in Wohnen kommen ließ, um sie zu vermehren, welches auch in wenigen Jahren den glücklichsten Erfolg hatte. Die Fischerei war gewöhnlich auf dem See von Fusaro vor Weihnachten, wo alsdann der König viele tausend Pfund verkaufte. Die Austern wurden in den Monaten, worin sich ein R befindet, öffentlich, sowohl in Neapel als am See selbst für einen billigen Preis verkauft, in den Monaten, wo kein R ist, als von Mai an bis in den September, durfte keine Auster angerührt werden, weil sie sich in den heißen Monaten vermehren. Der König rudert wie der beste Matrose, und schaft sehr seine Seesache, wenn es nicht richtig nach dem Takt der Kunst ging. Alles was er weiß, macht er vortrefflich, richtig und gut. Will er Hackert Gut, so ist er nicht eher zufrieden, als bis er die Sache gründlich begriffen hat. Er schreibt eine vortreffliche Hand, und schreibt geschwinde, verständig, kurz und mit Nachdruck. Hackert hat die Gesetze von San Leucio abschreiben und gelesen, bevor sie gebraucht wurden. Der König hatte sie einem seiner Freunde übersandt, der nachsehen musste, ob auch Fehler gegen die Orthographie darin wären, wo denn hin und wieder nur einige Kleinigkeiten zu ändern waren. Sie wurden hernach abgeschrieben und abgedruckt. Hätte man diesen Herrn zu Studien ang halten, und ihn nicht so viel Zeit täglich mit der Jagd verderben lassen, so wäre er einer der besten Regenten in Europa geworden.

Mobilien.

P. H. war mit dem König in Portano auf den Jagden, um Studien zu zeichnen und zu malen für die Wände, die der König bei ihm hatte. Es war im Januar, als ihm der König aufgetragen hatte, verschiedene Thiere, besonders wilde Schweine, Hirsche, Tannenwild und Rehe zu malen. Diese Studien konnten nicht in ein oder zwei Tagen gemacht werden. Die Kammeruhr war um 12 Uhr, also weilte P. H. nicht speisen, um seine Arbeit bis an den Abend fortzusetzen. Der König kam unvermuthet zu Hackert, um zu sehen, was er gemacht hatte, als er eben in sein Appartement ging. Eines Tages war es schon Nacht, als der König zurückkam. Sobald er in seinem Zimmer war, ließ er sich seine Würste von Schnepfen, mit Schweinefleisch durchwirkt, geben, weil ihn hungerte, und ein Glas Bier dazu: denn auf diesen Jagden speist er nicht als Mittag, als etwas kalte Küche. Während als er die Speise aß, sagte er zu seinem Kammerdiener Borelli: « Gehet hinunter, rufet mir den Hackert: er soll kommen so wie er ist, und mir zeigen, was er heute gemacht hat. » Dies geschah sogleich. Die Königin befand sich bei dem König; er sah alles mit Wohlgefallen an; endlich sagte er: « Ich finde, daß Ihr heute viel gearbeitet habt, weiter aber ich es kenne. » — P. H. sagte: Wann ich nicht müssig bin, und ein Stück kommt, so portirt alles Wild. Die armen Jäger, denen Ihro Majestät es geschenkt haben, würden sehr übel auf mich zu sprechen seyn. — « Es freut mich, daß Ihr so charitabel denkt. Habt Ihr den Mittag gegessen? » — Gnädigst, erwiederte P. H. Zu Mittag kann ich nicht eher speisen, als wenn meine Tagesarbeit vollendet ist, es sey um welche Uhr und Zeit es wolle. Mit vollem Magen läßt sich nicht wohl studiren. — « Diese Würste sind außerordentlich gut gemacht. Ich hoffe, sie werden Euch so gut schmecken wie mir. Borelli! sagt, daß ich befohlen habe, Hackert von denselben Würsten zu geben und von denselben Burgunder, damit er sich nach so vieler Arbeit wohl erhole. » Er befahl den andern Tag dem Küchenmeister, daß wenn Hackert nicht zur gewöhnlichen Stunde zur Staatstafel kommen wollte oder könnte, er ihm um die Zeit, wenn es verlangte, zu speisen gäbe. Man sah die Gutherzigkeit, womit der König alles that und sagte.

Geschenke.

Der König ist außerordentlich gnädig und höflich. P. H. erinnert sich nicht, daß der König ihm je befohlen hatte: Ihr müßt eher Dir Euch das thun; sondern immer pflegte er mit Artigkeit zu sagen: Hackert, Ihr werdet mir den Gefallen thun, Ihr werdet mir das Vergnügen machen, dies oder jenes zu thun; oder gar: ich bitte Euch das zu thun. Ist die Sache gemacht, so dankt er sehr höflich dafür, und macht Wildpret von allerlei Art zum Geschenk, nachdem die Jagden sind, und nachdem er weiß, wie einer mehr oder weniger Liebhaber davon ist, und es auch mit Geschmack geschieht.

Damit der König nun bei der Austheilung niemand vergesse, so hat er eine Note von allen denen, die gemeiniglich Wildpret geschenkt bekommen. Nach der Jagd tritt ein Schreiber auf, der alles erlegte Wild genau aufschreibt. Wenn dieß geschehen, so reitet oder fährt der König nach Caserta. Ist das Wildpret nachgekommen, so holt man es dem Könige an. Die wilden Schweine werden gewogen, und am Ohre des Thiers Blei angehunden, worauf das Gewicht gestempelt wird. Sodann wird wieder eine neue Note gemacht, und alles dieses geschickt in des Königs Büreau. Nun folgt erst die Note der Austheilung. Zuvorderst ist es die Königin, die eine ziemliche Anzahl bekommt, welche sie gleichfalls wieder vertheilt. Und auf diese Weise bekommt jedermann richtig was ihm

der König zugetheilt hat. Ein Träger trägt das Schwein, ein Knabe begleitet ihn, und bringt das Geschenke an seinen bestimmten Herrn im Namen des Königs. Hackert, als Kammermaler, und seine Gäste, bei Hofe, als Kammermusici, Kammermeister der Musik, wie Paesiello, mit welchen diese Classe auftritt, bekamen die stolzesten Jagden jährlich ein wildes Schwein; Hackert hat es etwas mir die fünf bekommen. Bei kleinen und mittelmäßigen Jagden, auch wenn er mit dem Könige auf der Jagd gewesen war, bekam er allemal einen Antheil von etwa 150 Pfund, welches die besten waren. Dasselbe schoß der König, wenn die Fasten früh anfingen, in der Fasanerie wilde Schweine, zwei oder drei, die da Schaden anrichten. Da bekam der Ritter Hamilton das größte, und Hackert das kleinste, weil sie als Protestanten Fleisch speisen konnten. Letzterer erhielt einst in der heiligen Woche ein Schwein, nebst einem Korb voll Wasserfasan, deren über hundert waren. Da die Jahreszeit schon warm war, so verschenkte er einen großen Theil in Neapel an seine protestantischen Freunde; viele wurden bei ihm verdirbt, und in der heiligen Woche kamen es katholische Freunde, die wegen Unpäßlichkeit Erlaubniß hatten, Fleisch zu essen.

Wenn die große Fasanenjagd war, wo sechs- bis siebenhundert geschossen wurden, bekam ein jeder von seiner Classe einen Fasanen; P. H. aber bekam zwei. Der König sagte: » Alles was von Hackert's Bekannten nach Caserta kommt, geht bei ihm zu speisen: er muß zwei haben. « Außerdem bekam er reiche Rebhühner, Schnepfen, Enten und allerlei Jagd, welches natürlicher Weise vielen Neid erregte. Im Sommer, wenn der König in Belvedere sich aufhielt, war Hackert in seiner Wohnung in Caserta. Der König bekam oft aus Neapel einen großen Fisch, Pesce Spada (Schwertfisch). Dieser Fisch kommt mit dem Tonno aus dem Archipelagus ins mittelländische Meer, im Mai, hat seinen Zug, und geht gegen Ende Augusts wieder zurück, wie der Tonno. Er ist außerordentlich delicat, etwas fett, und man kann nicht viel davon essen, denn er ist schwer zu verdauen. Er ist sehr groß, lang und rund, oft sieben bis acht Fuß, auch noch länger, ohne sein Schwert, das vorn am Kopfe über dem Maul ist. Wenn der König einen solchen Fisch bekam, so theilte er ihn selbst ein. Hackert kam eines Tages von ungefähr dazu. Als er die Truppe in Bewegung hinauf gehen wollte, hörte er die Stimme des Königs in der Küche. Der König rief ihm, er sollte kommen, und den großen schönen Fisch sehen. Darauf wies der König dem Koch, wie viel er zu dem Kopf lassen sollte, und sagte: das ist für uns; hernach ein großes Stück für die Königin, welches sogleich des Abends in der Fisch, mit Schnee bedeckt, spedirt wurde; hernach ein Stück für Monsignor Bischof von Caserta, für den Intendanten von Caserta ein Stück, dann für Don Filippo Hackert und für den Architekt Collecini. Jedes wurde auf eine silberne Schüssel gelegt und einem jeden zugestellt. Die Portion war so groß, daß Hackert oft noch zwei Freunde beschenkte, und doch auf drei Tage für sich behielt. Dieser Fisch ganz frisch, ist nicht eßbar; er muß bis auf einen Punkt, wie das Fleisch, mortificirt seyn. Er wird gewöhnlich bloß auf dem Rost in dünnen Stücken gebraten und mit verschiedenen Saucen gegessen. Wenn er gerathen ist, hält er sich viele Tage und wird alsdann kalt mit Oel und Limonien genossen. P. H. bekam alle Wochen Geschenke an Speisen vom Könige, im Sommer hauptsächlich Fische, die der König aus Neapel zum Präsent erhalten hatte, und die das beste waren, was die See giebt. Er bekam oft eine große Schüssel Kehlen, die hinten am Kopf des Tonno sind. Dies ist das zarteste Fleisch an jedem Fisch; man kann kaum mehr als zwei essen. Sie werden mit der platten Grate, die unter ihnen liegt, ohne alle andere Umstände auf dem Rost gebraten. Bevielt seine Freunde von Stande, die diese Speise nicht kannten, davon sich oft bei Hackert eine Unterhaltung gegessen, weil sie zu viel davon aßen. Es ist gewiß, daß es von den Fischen der größte Leckerbissen ist, den man essen kann.

Aushülfe.

Eines Tages, da der König in Belvedere war, sagte er zu Hackert: » Morgen früh um 10 Uhr werde ich auf dem Palast in Caserta seyn. Kommt, wir wollen viele Anstalten wegen meines Schreibens treffen. « — Wenn der Hof nicht auf dem Palast wohnt, so sind keine Wachen vor den Thüren im Palast, das alle ein jeder gehen kann, weil die Zimmer verschlossen sind; die Treppen u. s. w. sind mit Schildwachen besetzt. Der Ritter Hamilton nebst einer ansehnlichen Gesellschaft hatten Hackert ersucht, einen einen Mittag zu essen zu gehen, weil sie den Englischen Garten sehen wollten. Dieser hatte den Ritter gebeten, ihm, wenn sie kommen wollten, den Tag zu bestimmen, weil die Hitze sehr groß in Caserta des Sommers ist, und man keine Provision von Fleisch nur einen Tag halten kann, sonst würden sie eine sehr schlechte Tafel finden. Der Ritter hatte wirklich geschrieben, aber Hackert keinen Brief erhalten. Gegen elf Uhr kam die ganze Gesellschaft von acht Personen in seiner Wohnung an, und sie fun auf's Schloß sagen, wenn er ihnen in den Englischen Garten nachkommen wollte, so sollte es ihnen auch seyn, wo nicht, so wurden sie um 4 Uhr zur Tafel kommen. Der Koch war sehr bestürzt und schickte zu Hackert auf den Palast. Der König sagte: » Don Filippo, da ist Joseph, Euer Kutscher: der König kannte gewiß alle seine Leute; geht hin, er hat Euch gewiß was zu sagen. « — Der Kutscher brachte die Nachricht, die Hackert müßte. Wie er zum König zurück kam, fragte dieser: »Was will der Joseph von Euch haben?« — Hackert mußte dem König alles sagen. Zugleich setzte er hinzu: Ich habe dem Koch sagen lassen, er soll machen was er kann und was zu haben ist! warum hat der Ritter nicht Nachricht werden gegeben! Der König lachte herzlich und sagte: » Hamilton wird sehr unzufrieden seyn, wenn das Mittagessen nicht gut ist. Geschadet ihm aber nichts, warum hat er nicht avisirt. « Hackert sagte: Ew. Majestät wissen, daß in Caserta nichts anders als gutes Rindfleisch ist, gute Butter von Cerbitello, das Uebrige kommt aus Neapel. Der König sagte: » Mit etwas wollen wir Euch helfen. Ich werde Euch einen großen Fisch schicken: denn ich habe heute früh ein Geschenk von Fischen bekommen. Sonst kann ich Euch nichts geben, denn Ihr wißt, daß alle Morgen meine Provision, was ich gebrauche, aus Neapel kommt. « — Der Koch hatte indessen doch etwas aufgetrieben, und bereit so ein ziemlich gutes Mittagessen, wovon der Fisch die Hauptschüssel war.

Kochkunst.

Der König ist immer aufgeräumt, giebt gerne, und freut sich, wenn andere es mitgenießen. Einst auf einer großen Fasanen-Jagd, wo er Hackert eingeladen hatte die Jagd zu sehen, so daß die Fasanen in Ruh und Gliedern da lagen, wovon der König allein hundert geschossen hatte, ohne die Gewehre und Jäger; während sie nun gejagt wurden und der Jagdschreiber sie aufschrieb, und wie viel ein jeder geschossen hatte, nahm

der König einen alten Jesuitenhut auf, untersuchte ihn und sagte: Dieser ist nicht fein; er suche einen andern und so den dritten. Darauf sagte er zu seinem Kammerer: » Der ist für mich. Sieh in der Küche, wenn noch ich drei mit K ist gebacken in Gaeta zu Mittag speisen. « Der zweite bekam der Ritter Hamilton und den dritten mit dem Worte, daß man den Jesuiten solch Kochen lasse, weil K so, hernach Koch heißt, und daß er mit Backen und Jesuiten gute Gemeinschaft lassen. Der König gabe das Zeit des Zeitens an und bekommt einen vortrefflichen Geschmack. Der König machte ein solch gutmüs Kindermaul, als wenn er ein Koch wäre. — » Ihr müßt mir aber, sagte er, manchen Fisch kochen lassen, der ist nicht mehr so gut, und ich will wissen, wie es Gott gefallen ist hat. « In der That war es ein gesunder und delicater Schlaf, weilen man sich allem völlig satt essen kennt. P. H. aing das Kochen, wie oftern, zum Willen der Königin, ihn gut in sitten, weil er es sehr gut gelitte. Sie mit der König ihn sah, fragte er gleicht: » Wie hat der F sein gefallen dirf? « Außerordentlich gut, erwiderte er. Der König sagte: » Meiner war auch sehr gut. Selbst Ihr, daß ich auch weiß, daß simpel. Englisch die besten und gesundesten sind. « Der König hatte sehr gute Französische Köche; die Neapolitaner aber hatten es den Franzosen so abgelernt, daß sie eben so geschickt waren wie diese. Hackert erstand oft, daß er nie einen Hof gesehen, wo alles so gut und ordentlich bedient war, als der Neapolitanische.

In Caserta hatte P. H. keine Tafel vom Hof, noch in Portici, aber auf allen kleinen Landreisen, Jagden, wenn er vom König gebeten war, hatte er Tafel Mittags und Abends, und zum Frühstuk, was er auch der Gentilezi verlangte. Dies nennt man am Hof die Staatstafel, wenn der erste Kammerherr das Recht hat, so auch der Capitän von der Wache, und andere Herren, die an des Königs Tafel nicht speisen können, als der Contreadm., der auf dem Lande der ganzen Wirtschaft vorsteht, der Fourier, der die Quartiere besorgt u. s. w. Diese Tafel wird in einem Zimmer neben dem, wo der König speist, in demselben Augenblick bedient, wann man dem König serviert. So wie der König abgespeist hat, ist die Staatstafel aufgehoben, welche, die auf einige extraordinäre rare Sachen, eben so gut bedient ist, wie die königliche. Der König und auch die Königin, die beide sehr gutherzig sind, theilen sich, wenn andere, die sie schätzen, mitgenießen. Wenn also mit solchen seltenen Sachen ihre Tafel bedient war, so schickte die Königin Mutter und die Frau von Bolomen eine Schüssel, der König an Hackert, und sagte: er verdient es und verbietet. Die Königin, wenn sie eine geschickt hatte, schickte gleichfalls an Hackert verschiedene Sachen von ihrer Tafel. Sogar Semerkraut, und sagte: » Bringe dem Hackert, der verdient es. Es ist auf Deutsche Art mit einem Faian zubereitet. Die Italiäner essen es aus Delikatesse, aber nicht mit Geschmack. « Er verdient sich, daß so viel da war, daß alle genug hatten und noch übrig blieb.

Mäßigkeit.

Der König liebte die gute Tafel, ob er gleich kein großer Esser war; nur wenn er um drei Uhr oder später, nach der Jagd, speiste, aß er etwas mehr, behalfte sich aber bis Abends, daß er zu viel gegessen hatte. Trinken war er gar nicht. Hackert hat ihn ein einzigesmal ein wenig lustig in Portici gesehen, wo er von seinem eigenen Wein aß, die er da verfertigt hatte. Sonst trank er sehr mäßig. Wenn er um 12 Uhr zu Mittag aufgestanden hatte, aß er sehr wenig zu Nacht, etwas Salat und Fische, oder zarte Fische, als Forellen, Sarden und dergleichen. Hatte er später gegessen, so nahm er bloß ein Spanisches Brot mit ein wenig Brot. Bei der Tafel war er sehr munter und machte sehr gut die Honneurs derselben, bediente alle Herren und seine Favoritkinder, servirte auf dem Lande alle unter seiner Familie, die zusammen speisten. P. H. war oft dabei zugegen: dann wann der König mit ihm von seinen Staaten gesprochen hatte und wünschenswürdige: Ich würde bei der Tafel Euch das überall sagen, so trat er nachmals an den Stuhl des Königs, und dieser sprach mit ihm. Es war eine Freude anzusehen, wie er unter seinen Kindern als ein guter Hausvater saß.

Zufällige Einkünfte.

In Caserta kam ein Pächter, welcher Jesuiten-Güter für 12,000 Ducati in Pacht hatte, erwartete den König an der Thüre bei den Gardes du Corps und sagte: Ew. Majestät, ich bin der Pächter. Der Hagel hat dieses Jahr alle Frucht zu Schanden geschlagen, so daß es eine Unmöglichkeit ist, die völlige Pacht zu zahlen. Die Summa der Jesuiten-Güter will nichts nachlassen, also bitte ich Ew. Majestät, mir die Gnade zu erzeigen, sonst bin ich völlig zu Grunde gerichtet. Ich habe hier 6,000 Ducati, die will ich geben. Das andere davon ist erspart von verschiedenen Jahren her, denn in diesem ziehe ich aus dem Gute nicht 2,000 Ducati. Der König sah dem Mann sehr genau ins Gesicht, es schien ein guter ehrlicher Mann zu sein. Der König sing an: » Habt ihr die 6,000 Ducaten bei Euch? « Er antwortete: Ja! — » Kommt herein! « In der Antichambre nahm der König das Geld und sagte: Das ist das erste Geld, was ich in vielen Jahren Einkünfte von den Jesuiten-Gütern sehe. Ich werde Euch ein Billet geben, daß Ihr uns die Pacht bezahlt habt. — In Neapel kann keine gültige Bezahlung geschehen als durch die Bankzettel, welche man Polizza di Banco nennt, wo man dieß hinten drauf schreibt, daß man dem N. N. für das die Summe bezahlt habe.

Sonderbare Audienz.

Einen Abend kam ein Sicilianischer Priester zum König zur öffentlichen Audienz. Nach Spanischem Hofgebrauch muß er sich bei dem Thürsteher melden und sagen, was sein Begehren in der Audienz ist. Dieses wird aufgeschrieben und dem König vorgelesen. Da der König nicht dabei will, werden ausgestrichen. Der König sitzt bei einem Tische und erwartet den Herr. Bei der Thüre stehen zwei Gardes du Corps, in dem Zimmer gleichfalls zwei. So wird einer nach dem andern vor den König geführt, und jeder hat sonst mit seinen beiden demselben die Hand. Nachdem der König vom Kaiser Leopold einen Hund geschenkt bekommen, den sie in der Fasanerie Wurzel bei dem commandierenden Bassa gefunden hatten. Der Hund war sehr groß und schön, nahm wie ein Lamm, und diese Verehrung in das Zimmer zu des Königs. Er wurde auf jedem Arm über Hände und, die nie satt genug haben, wenn sie Speisen riechen. Der Priester sprach zum König, eines Processes halber, den er nicht mehr als sechs Jahren führte, und der nie zu Ende kam. Während derselb sprach, war der Hund immer mit der Nase an seiner Tasche und ließ

ihm Lust, Ruhe zum Sprechen. Der König sagte zum Priester: « Ihr müßt Fleisch oder Fische in der Fastenzeit haben, wenn Ihr's dem Hunde nicht geben, so läßt sich, haben, wenn Ihr's dem Hunde nicht geben, so läßt er Euch sie zum Sprechen. » Der arme Priester sagte zum König: Ich habe eine gebratene Sardelle in der Tasche, das ist mein Abendessen. Ist Euch die ich zwei Pfennen von Neapel ankommen, zu Fuß gehe ich die Nacht zurück nach Neapel; denn ich habe kein Geld, hier Nachtlag zu bezahlen. — Der König sagte ihm: « Gott's dem Hunde. » Nachdem er dem König alles gesagt und sein Bittschreiben überreicht hatte, befahl ihm dieser, im Vorzimmer zu warten, bis die Audienz zu Ende wäre. Da sie zu Ende war, rief ihn der König durch seinen Kammerdiener eine Rolle von 100 Unzen in Gold geben und ihm sagen: dieses wäre damit er zu leben hätte; sein Proceß sollte bald gemacht sein. Weil sich hatte der König solche strenge Befehle an die Gerichte ertheilen lassen, daß der Priester in wenigen Monaten seinen Proceß gewann. Als er zum König kam und sich für die Gnade bedankte, so war der Hund wieder da. Der König sagte: « Ihr werdet Euch nicht mehr eine Sardelle in der Tasche haben für den Hund. » So dies der Hund. Nein, sagte der Priester, ich bin auch nicht zu Fuß gekommen. Durch den gewonnenen Proceß und durch die Gnade Ihro Majestät habe ich ein ansehnliches Vermögen für mich und meine Neffen rechtmäßig erhalten.

Hofintrigue und Fasaneneier.

Im Jahre 1787 wurde eine gewisse Intrigue zwischen dem Spanischen Hofe und der Prinzessin Jaci, der Secretarie des Ministers Marchese Sambucca, und vielen andern, die darin verwickelt waren, entdeckt. Der Spediteur, der als Kuchenmagen täglich von Caserta um 11 Uhr nach Neapel fuhr, und im Sommer um 8 Uhr von da wieder zurückging, war unschuldiger Weise der Träger dieser Briefe. Weil die Hofe bedienten sich dieser Gelegenheit, um nicht ihre Briefe durch den gewöhnlichen königlichen Courrier zu schicken, der täglich nach Neapel des Abends um 9 Uhr abging und des Morgens um 11 Uhr zurück nach Caserta kam. Da man entdeckt hatte, daß der Spediteur allemal, wenn die Briefe aus Spanien angekommen waren, eine kleine Schatulle mit sich führte, wegen die Verbindeten in Caserta den Schlüssel hatten, und die Princessin Jaci als Oberhaupt desgleichen, so wurde einen Abend der unschuldige Spediteur, als er Capo de Grine vorbeigefahren war, bei einer Taverne, wo er gewöhnlich seine Pferde ruhen ließ und ein Glas Wein trank, mit großer Solennität durch einen Dragoner-Obristlieutenant und einen andern Mann arretirt. Der Obristlieutenant bemächtigte sich sogleich der Schatulle und aller Briefe, die der Spediteur bei sich hatte, fuhr schnell nach Caserta und brachte alles zum König. Der Spediteur wurde durch einen Dragoner-Officier nach Caserta geführt. Sobald die Briefe angelangt waren, setzte sich der König mit der Excellenz und dem Minister Acton, um sie zu lesen. Nachdem die interessantesten Briefe gelesen waren, las man auch die gemeinen von Kammerdienern, Bedienten und andern Leuten bei Hofe, die, weil sie bestimmtlosen und dergleichen Sachen darin standen, nicht gegen die Briefe mit dem königlichen Courrier gehen ließ. Endlich fiel dem König ein Brief in die Hand, der an die Deutsche Köchin der Königin geschrieben war, bei der ihr Sohn in Neapel anfrage, ob die Fasanier nicht mußten länger gebraten werden, als die Hahnen. Da fand sich schon 20 Jahr auf den Eiern gesessen und noch war kein Junges ausgekommen; sie wolle also genaue Nachricht darüber haben. Der König wurde sehr aufgebracht über die Köchin, und sagte: « Wird man sich hier auf solche Weise die Eier? » Die Königin, die viele Gutmüthigkeit hat, sagte, um die Köchin zu retten, sie hätte ihr befohlen, die Eier zu kochen, und sie nach Neapel zu schicken. Sie wollte die jungen Fasanen in den Hofstallungen im Frauenzimmer schon Garten zum Vergnügen der Kinder aufziehen lassen. Der König war böse und sagte: « Du mischst dich auch in meine Zeughaus! Das geht dich nicht! » Damit stand er auf und sagte: « Ich will haben Weis'n be stand er auf und sagte: « Ich will haben Weis'n be trat lehn, um nicht meinen Betrug noch breit. Abend zu erfahren, lebt die übrigen, » und ging zum Ballet. Da Pallen zur Zeit genug bekannt war, daß die Meynung die Köchin mit dem König in's Bockshorn gejagt hatte, so zu sehen, wie sie die Eier genommen hätte; die denn auf ihre verschmitzte Italienische Art sich gewußt, daß er so viel Aufsehen den 20 Jahr Aufschebens sagte, daß er so viel Aufsehen den 20 Jahr Aufschebens sagte, daß er so viel Aufsehen den 20 Jahr sammt zu machen. Nachdem diese Hauptsache vorbei war, so ging der König in den Ball, wo alsdann die Strafen der Verbrecher bestimmt wurden. Den Domenico Spinelli, der die Gefangen einführte und sich an die 3000 Duc. jährlich stand, wurde nach Messina auf die Festung geschickt. Marchese Sambucca wurde abgesetzt, behielt seinen ganzen Gehalt und zog sich nach Palermo zurück. Viele andere kamen Zeitlebens auf die Festungen, und geringere verloren ihren Posten, so daß sie in Neapel als Bettler leben mußten.

Vertrauen.

P. H. stand bei dem König in sehr großem Credit, weil er offen und freimüthig seine Meinung sagte, wenn er gefragt wurde, und übrigens sich nie in Hofintriguen einmischte. Wenn der König etwas verlangte, so machte er keine Schwierigkeiten, sondern sagte sogleich: Eur. Majestät, es ist gut, dieses kann gemacht werden. So glaubte der König fest, daß er selbst die Sache erdacht habe. Dies gefiel dem König. Oefters kam Hackert einige Tage darauf und sagte: Wenn Eur. Maj. es erlauben, so habe ich gedacht, noch dieses hinzuzufügen. Es gefiel dem König und er sagte: « Machet, wie Ihr's gut findet. » Dies geschah. Wenn die Sache fertig war, so hatte der König einen außerordentlichen Gefallen und sagte: « Das ist mein. Ihre gewesen; Hackert hat alles approbirt, und wie Ihr sehet, sehr gut ausgeführet. » Die erste Idee des Königs blieb immer; es wurde aber oft so viel hinzugesetzt, daß man sie sachen mußte. Der König sagte oft: « Wenn ich etwas befehle, daß gemacht werden soll, so habe Ihr immer tausend Schwierigkeiten, die mir anangen, bin sind. Der Einzige, den ich habe, ist Hackert; er hat nie Schwierigkeiten, und sieht alles so gut und gefällig gemacht ist, und noch dazu sehr geschwind. Ehe Ihr mit der Sache fertig werdet, ist mir schon alle Lust vergangen. »

Die Giunta.

Eines Nachmittags kam Hackert nach Belvedere di S. Leucio. Indem er durch den Corridor ging, hörte er den König sehr laut sprechen und sah ihn. Er war mit dem Fiscal von Caserta, der bald darauf war, und sprach mit ihm über gewisse Sachen kam. Nachdem der König ihm viel Worte gesagt hatte über sein und der ganzen Giunta Betragen, fuhr er fort: « Sehet, ich habe hier an die 100.000 Ducati verdient. Alles ist

so gut gerathen, daß ich täglich Bestellungen habe, es zu sehen, und daß der Prinz mir alle Monat anbefiehlt. Wenn ich während dieser Arbeit nur einmal mein Brustkreuz verlieren, Alles ist still seinen ordentlichen Gang gegangen und ich gut gerathen. Ich habe keinen andern Freund als Cellarius, den Architekt, und Hackert. Alle Mahlzeiten sind bezahlt, ein paar ist gerathen. Alle ich einen Kreuzer gehabt, alles ist in Rom und Jahrhundert von allen Seiten zugegangen. Mit Einer Bestimmung Summe den ich täglich ausgeschrieben. Monat ist zurückgeblieben, behauptung habe ich Neapel von Architekten, das Geld war ausgegeben, und wenig oder nichts mehr gemacht. Also muß ich glauben, daß sie alle Bestellungen sind. Damit wurde der Friede abgeschlossen. P. H. wünschte zu wissen, daß dem Könige die Ehe verboten sey, ehe er sich scheiden ließ. Der König ist sehr sanftmüthig, es ist nicht sein Fehler. Wie P. H. kam, war der König sehr unwohl und krankhaft, konnte aber doch nicht lassen zu essen: ich den immer mit Verdruß von der Tafel aufstehen. Er wurde wohl die Steine gelitten haben, die ich mit dem Fieber hatte, wollte er krank ist, so muß ich scheiden. Wenn ich allein wache, so geht alles gut; wenn aber die verdammten Weiber dazwischen kommen, so wird alles verderben. Weiß Gott, ich konnte alles allein machen! — Dies ist wahr. Wenn der König allein dirigirt, so geht es gut, denn er kennt seine Leute und wählt einen jeden, wozu er fähig ist, und läßt es meinen Personen in Händen, denen er auch alle Autorität giebt.

Jus totum.

Der König war so gewohnt, P. H. bei sich zu haben, daß niemand dem Jagdvergnügen, wo er immer hinging, beiwohnte. Es waren verschiedene Sachen, wenn sie die Personen, die er um sich hatte nicht machen konnten, sagte er gleich: » Bringt es zum Hackert. « Wenn etwas zu Schanden gerichtet war, so wurde er gleich darnach gefragt, ob die Sache nicht könnte hergestellt und reparirt werden. Es geschah gewöhnlich. Dieser sagte P. H.: Ew. Maj. haben die Gnade und schicken mir die Sache in mein Quartier, so werden Sie bedient sein. Dies geschah. Oftens hatte der König die Sache schon in einigen Stunden fertig wieder zurück, welches ihm sehr gefiel. Zum Beispiel, der König hatte sich zwei Arcandische Lampen von Paris kommen lassen. Weil sie an Hackert adressirt waren, so zeigte dieser dem Aufseher darüber, daß alle Ab- und Zugänge, wie an dem Docht einmachen sollte, auf welche Weise er sie künftig gehen müßte u. s. w. Die Dochte dauerten den ganzen Winter, den Sommer durch blieben die Lampen in Gaeta, eine vorher sein gemacht in werden. Da der König im October wieder nach Caserta kam, so war der Docht zu Ende. Die Meinung machte der König selbst den Docht ein, die Lampen wollten nicht brennen; der König beschwerte sich so sehr mit dem flinken Cole, wie auch sein Kammerdiener, daß er endlich sagte: » Bringt sie zum Hackert, der wird gleich wissen, woran es fehlt. « Der Fehler war, daß sie unrein und voller Oehlspan waren, weil das Oel die Brenze anfrißt. Er ließ sie mit kochendem Wasser rein machen, und schickte seinen Manne zum gewissen ist die Methode sie anzuzünden und den Docht zu drehen. So brannten seine Lampen weder so gut wie vorher. Bei der Königin war es dasselbe: es wurde zu Hackert geschickt, wenn man dieses oder jenes fragen oder haben wollte.

Farnesische Verlassenschaft.

P. H. war öfters in Streit mit dem König wegen des eigenen königlichen Interesses. Dieser Herr hatte das Prinzip alles durchzusehen, und sich nie ein Vermögen zu geben, und so ging die Sache öfters in die Länge. Am Ende von allen Vorstellungen und Beratschlagen kam der König immer auf seinen Punkt, auf seine Meinung zurück und behielt immer Recht, wie es natürlich ist, wenn ein König streitet. Die erste Differenz, in der P. H. mit dem König hatte, war zu Rom aus im Jahr 1787, wo er mit dem Ritter Venuti hingeschickt war, die Farnesischen Statuen nach Neapel zu bringen. Es mußte dem König einleuchten, daß diese in keinem besseren Orte seyn, als diese konnte man in Rom verkaufen, und das Geld zur Restauration der guten anwenden. Der Ritter Venuti hatte dem Baldassar Carlo Albacini, der der beste Restaurateur der Statuen war, verschiedene derselben zu restauriren gegeben, mit gewisser Geschmackung des Königs. Da aber Venuti und P. H. vermuthlich Gelegenheit durch den Minister die Commission bekamen, so nahm die Sache einen ordentlichen Gang durch die Staatskanzlei Gaeta Rom. Als sie beide in Rom waren, hatte Albacini die Herculanischen, eine Venus und viele andere restaurirt. Diese machten durch einen andern Bildhauer, Spessini, durch Jenkins, der ein Händler war und viel hatte restauriren lassen, in Bathya den Natta Reifenstein und der Angelica Kaufmann geschätzt, damit alles unparteiisch zugehe. Die Rechnung der Restauration betief sich auf 1200 Scudi Romani. Venuti und P. H. verlangten das Geld für den Albacini durch den gewöhnlichen Gang der Staatskanzlei in Gaeta Reale. Da ist dem König im Rath vorgelegt wurde, so antworteten: » Venuti und Hackert kennen die schönsten Statuen verkaufen, und mit dem Gelde die Restauration des Albacini bezahlen. « Der Befehl kam durch den Minister, wie gewöhnlich, an beide. Venuti war gleich bereit ihn auszuführen, Hackert ganz und gar nicht; sondern er sollte demselben vor, welche Eifersucht und Neid es erregen müsse, daß zwei Fremde, ein Toscaner und ein Preuße, die wichtige Commission hatten, und daß es in der Folge Verwundungen und große Uebel für beide nach sich ziehen könnte. Es wurde hin und her über die Sache weitläufig geschrieben. Zum letztenmal schrieb Hackert: daß Se. Majestät Herr wären, so viel Statuen zu verkaufen als Ihnen beliebte, daß er aber keinen Fuß der groß Marmor von der Königin Quartieren in seinem Leben verkaufen werde; wenn also Ihre Majestät verkaufen wollen, so machen Sie die Statuen nach Neapel kommen und sie dort unter Ihren Augen verkaufen lassen. Als der Marchese Garacciolo, der Minister von Gaeta Reale war, dieses dem Könige im Rath vorlegte, so antwortete er: » Schicket gleich die 1200 Scudi nach Rom, daß Albacini bezahlt werde: denn mit Hackert richten wir nichts aus. Laßt er einmal gehen bei, bauet bleibt er in in Preuße, und ich habe ja nothwendigen ein, daß » Recht hat. « — Als P. H. nach Neapel zurückkam, wollte der Minister Garacciolo eine Erklärung darüber haben, denn er war ganz neu in sein Amt, von Sicilien wo er Vice-König war, zurückgekommen. Hackert, der sich in an Intrigen ein Freund von Ruhe war, schrieb ihm schlecht die Sache. Er verwunderte sich, wie man hatte auf die beiden kommen, da sie so ungleich wäre. Es war Monate darauf kam Venuti in einen Proceß mit dem König, wegen der Statuen die Gallerie, die bei Minerva im Garten gestanden war, welcher ihm zu Gut stellte, den er aber zuletzt gewann. Da gingen ihm die Augen auf und er sah ein,

in welcher Gefahr sie hätte gewesen können, wenn sie von den Kaiserlichen Truppen wären gefunden worden. Es war kein Anfang noch Ende abzusehen von seiner Flucht, täglich wurden in den Orten Kanonirt, in der Villa Madama, wo die Schutt und Steinen gute Schanz gemacht. Wenn solche nicht ehrlich handelten, so konnten sie sich bei dem Verkauf von tausend Stück machen. Es waren über 5000 Stücken und Pferden, nebst Frauenzimmern vom Tross u. s. w.

Gemälde-Restauration.

P. H. kam einige Monate darauf in einen neuen Streit mit dem König. Als Hackert den Andrea als den brauchbarsten und besten Gemälde-Restaurateur nach Neapel hatte kommen lassen, auf Befehl des Königs, so schlug er dem Könige vor, diesen in seinem neuen Stande zu Gefallen, unter den Augen Sr. Maj. Sie, die schon Proben seiner Kunst ablegen zu können, meine sechzehn Gemälde von der Galerie zu Capo di Monte anreichen: 1 die Danae von Tizian; 2 die Pietà von Annibal Caracci; 3 eine heilige Familie von Schidone; 4 die Madonna del Gatto von Giulio Romano, welches unter dem Namen eines Raphaels bekannt ist. Alles genehmigte der König und fügte noch dazu die Abnehmung Christi von Ribera, Spagnoletto genannt, bei den Carthäusern zu S. Martino in Neapel, welches von einem Neapolitanischen Schmierer ganz übermalt war, und Anias gab, daß Andrea drüber wurde. Der König sagte: Ich will selbst sehen, wie Andrea das Uebermalte abnimmt. Alles geschah. Der König sah in Caserta die Gemälde, in welchem Zustande sie waren, und kam wenigstens einmal die Woche zu P. H. und Andrea. Die Operation ward sehr zur Zufriedenheit des Königs und aller wahren Kunstkenner gemacht. Als die Gemälde fertig waren, ließ sie der König in Neapel in seinem Vorzimmer zur Schau ausstellen, und freute sich der Acquisition, die er an Andrea gemacht hatte. Dieser bekam jährlich 600 Ducati Gehalt, als Inspector der Galerie von Capo di Monte, und 600 Ducati jährlich für die Restauration, bis alle Gemälde fertig sein würden, doch mit dem Beding, zwei Schüler zu halten, Neapolitaner, und ihnen die Kunst zu lehren, denen der König einem jeden 12 Ducati monatlich zu ihrem Unterhalt aussetzte.

Carthause.

Nachdem die Gunst in Neapel genug gesehen waren, so befahl der König sie wieder nach Capo di Monte zu bringen. Da er gleich den Carthäusern von S. Martino schriftlich versprochen hatte, ihnen ihr Gemälde von Ribera, welches das Altarblatt war in der Capelle des Schatzes und der heiligen Reliquien, wieder zu geben, so schickte doch der Majordomo maggiore Ober-Kammerherr, Prinz Belmonte Pignatelli, das Gemälde mit zur Capo di Monte, und sagte zum König: es wäre besser in der Galerie als bei den Kirchgeistlichen. Da P. H. zur Restauration Gelegenheit gegeben hatte, so war es natürlich, daß der Prior Prior von der Carthause sich sogleich an ihn wendete. Derselbe war sehr verlegen, daß die Carthause unter seiner Verwaltung ein Altarblatt und der schönsten und reichsten Capelle verlieren sollte. P. H. benutzte ihn so viel wie möglich, sagte ihm: er möchte ein kurzes Memorial an den König aufsetzen und zu seinem Menschen davon sprechen, so als wenn nichts geschehen wäre; so er möchte sogar nicht einmal zu ihm kommen, damit man nichts merke, und versprach ihm, daß die Carthause das Gemälde wieder haben sollte, war Zeit und Gelegenheit dazu sei: denn die Sache war etwas schwer. P. H. sprach gelegentlich bei dem König an und sprach von dem Gemälde. Der König war schon die Carthäuser aufgebracht; Hackert sah also, daß es nicht Zeit war, davon zu reden. Er erhielt kurz vor dem König einen besondern Auftrag nach Capo di Monte zu gehen, und kam bei Abends wieder nach Caserta zurück. Er fand den König sehr aufgebracht, weil er eine große und gute Jagd gemacht hatte. Der Bericht, den er ihm über sein Commissum erstattete, war angenehm. Hackert sagte: Ich habe gemessen mal das Gemälde der Carthäuser von Ribera heute in Capo di Monte gesehen. Der König sagte: Nicht wahr, es ist schön? Hackert erwiederte sogleich: Am Vergnügen! Ew. Maj. hat, es macht einen schönen Effect, so daß, wenn ich nicht versichert wäre, daß es das wahre Bild ist, ich es nicht zugeben hätte. Gründen Ew. Maj. das ist sein Gemälde für eine Galerie. Gestern hat es Andrea für den Platz des Altars und die Capelle gemalt, er hat die Verkürzung des Leichnams Christi in den Punkt der Perspective gesetzt, daß es richtig für den Platz berechnet ist. Hängt das Bild nicht auf seinem wahren Punkt, so wird es nie einen guten Effect machen. Ferner ist es kein Sujet für eine Galerie, sondern für eine Capelle, wo ein jeder seine Andacht verrichtet. Ueberhaupt scheint es unbillig, daß die Carthäuser ein Hauptstück aus ihrer Kirche verlieren, da die Carthause so zu sagen eine eigene Galerie von auserlesenen Gemälden ausmacht, nicht allein die Kirche, sondern auch das große Appartement des Priors, welche voll herrlicher Sachen ist, wie es Ew. Majestät gesehen haben. Der König antwortete sogleich: » Ihr habt mich völlig überredet. Eure Gründe sind richtig. Ihr habt vollkommen recht. Man hätte mich hier leicht einen üblen Schritt thun lassen. « Als Hackert dem König das Memorial geben wollte, sagte er: » Gut es dem Minister Marchese Caracciolo, daß er es im nächsten Rath vorträgt: die Sache ist gemacht. « Im nächsten Rath wurde der Bericht an Herrn Andrea gegeben, den Carthäusern ihr Gemälde wieder zuzustellen. Der König erließ den Mönchen die Restaurationskosten, welche 400 Ducati betrugen. Der Prior, aus Freude sein Altarblatt wieder zu haben, verehrte den Capo di Monte 10 Aloen in Gefäße. Das Gemälde wurde erst an seinen Platz mit großer Solennität gebracht, als Hackert im Carneval nach Neapel kam. Die Patres gaben ein prächtiges Mittagmahl, wozu die berühmtesten Künstler, Andrea und Ignazius Andrea, sein Sohn, Marchese Vivenzio, viele andere Cavaliere und Liebhaber der Kunst eingeladen waren, dazu der P. Prior nebst drei Procuratoren des Ordens, so daß es eine Tafel von 40 Personen gab, die sehr munter und lustig war. Nach der Tafel wurde das Bild mit vielen Ceremonien an seinen gehörigen Platz gestellt unter vielen Viva il Re. Die Freude der Geistlichen war so groß, daß sie Hackert ein Gemälde in machen gedachten und ihn deshalb durch ihren Advocaten Don Giovanni Riccardi sondiren ließen. P. H. als ein Fremder, im Dienste des Königs, hatte es für übel Gefallen gemacht, von keinem Menschen, er sey wer er wolle, in Königs Dienst nicht eine Folge anzunehmen, welches in Italien eine sehr geringe Sache ist. Der P. Prior kam sogar zu ihm und bat ihn doch etwas anzunehmen. Er war aber unbeweglich und sagt: Sie oft ich die Carthause und Sie P. Prior besuche, so geben Sie mir eine Patinette, wie Sie den Armen austheilen. Die Carthäuser haben das beste, feinste und wohlgeschmackteste Brod. Dieses geschieht so oft er die besuchte: denn sie hatt in schöne Gemälde und die schöne Aussicht von Neapel. Da

Gefälligkeiten sind bis ans Ende sehr erkenntlich gewesen. Philipp Hackert sahen, wußten sie nicht, was sie aus Dankbarkeit alles für ihn thun sollten, besonders auf dem Lande, wo sie ihre Gemahlinnen hatten, wo gemeiniglich ein Prachen und ein Lustwandel. Der Prinz Belmonte Pignatelli wollte sich an den Geistlichen rächen. Er wohnte in einem Palast in Neapel, der ihnen gehörte, und hatte in sechs Jahren keine Gemeinde bezahlt. Sie verklagten ihn bei Gericht, der Prinz mußte bezahlen, es waren einige Tausend Ducati. —

P. H. hatte so zu sagen ein Gelübde gethan nie mehr Austernspeise bei den Carthäusern zu essen. Sie bereiten ihre Fische sorgfältig, daß, dem Geschmack nach, man glauben sollte, es wäre Fleisch, besonders in Neapel, wo ein Ueberfluß von raren und köstlichen Fischen ist. Allein diese Speisen, so lecker sie sind, werden für einen, der darum nicht gewettet ist, höchst unverdaulich.

Malerbeschwerden.

Einen Nachmittag kam der Miniaturmaler Ram, nebst sieben andern Neapolitanischen Malern, zu Hackert nach Caserta, um sich Rath zu holen. Sie wollten alle dem König eben mit einer Bittschrift, daß sie in der Galerie von Capo di Monte kopiren dürften, aufwarten, welches mit einemmal verboten war. Die Ursache des Verbotes war diese: Man hatte den unsinnigen Plan gemacht die ganze Galerie stechen zu lassen. Deswegen daß man den bekannten Porporati aus Turin kommen, der schon alt und bald blind war, wie er es auch leider wenige Jahre darauf ganz wurde. Hackert wußte nichts von der Sache, weil er sich nie mit den Leuten abgab. Also hatte der Zeichner vorgewendet, daß wenn der König fernerhin allen die Erlaubniß zum Copiren gäbe, so könnte man anderswo die Bilder suchen. Der eigentliche Grund aber war, daß der Zeichner ganz allein das Werk haben wollte. P. H. hielt die acht Maler zurück, bevdeute ihr, daß Ram allein, den der König kannte, denselben an der Treppe eben das Memorial geben möchte, mit ihm sprechen und sich auf Hackert berufen sollte, der es Sr. Maj. deutlicher erklären würde, daß die Sache unthulig wäre. Weil schon die Revolution in Frankreich angefangen hatte, so wollte Hackert nicht, daß sie alle gingen. Ram sprach den König; dieser hörte ihn geduldig an und gab zur Antwort, daß die Sache, wenn sie nicht billig wäre, sollte abgeändert werden. Einige Tage darauf ging P. H. bei Morgens um sieben Uhr zum König. Nachdem er Ihm von andern Sachen gesprochen hatte, brachte er die Rede auf Ram, und stellte Sr. Maj. die Sache deutlich vor. Der König war betroffen und bestund darauf. Endlich sagte er zu ihm: Gw. Maj. es sind acht Maler sekkarn bei mir gewesen, die dasselbe Anliegen haben. Sie sind von mir abgehalten, um Gw. Maj. in diesen Tagen nicht zu erschrecken. Der König sagte folgendes: Ich danke Euch für Eure Bemühe. — Es sind noch über dreißig Maler in Neapel, die Weib und Kinder haben und ganz allein sich von Copien ernähren. Diese Menschen sind in Verzweiflung, treiben dem Scandal und den Zeichner den Tod. Gw. Maj. sind aber von der Beschaffenheit der ganzen Sache berichtet. Gewiß, daß die ganze Galerie gestochen werde, dazu gehören so viele Jahre, als wenn Gw. Maj. auch noch zehn Kupferstiche kommen lassen. Porporati hat an einer Platte über zwei Jahre gearbeitet; Wilhelm Morghen ist noch viel länger mit der seinigen. Überdies Particulier kann solche Werke nie unternehmen, wenn sie viele Tausende Ducati kosten? Ein Monarch kann ein Werk von der Natur sowerlich ausführen, wenn er nicht Millionen anwenden will und kann. Wie will man die Kupferstecher bezahlen? Wenn es jemanden einfallen sollte, einige Bilder von Capo di Monte zu stechen, so sind schon so viele Tausend gute und mittelmäßige Copien in der Welt, daß er nicht nöthig hat, erst neue machen zu lassen. Überdem, so sind viele Gemälde repetirt, finden sich in Frankreich und in andern Gallerien Italiens. Deswegen also den armen Copisten das Werk zu nehmen und die jetzigen unglücklichen Künstler der Glückseligkeit zu berauben, in der Gallerie zu studiren — Gw. Maj. seyen selbst also daß hier der Kunst und dem Publikum schädlich ist. Überhaupt ist die Bildergallerie eine offentliche Sache, die dem Staat gehört, wo ein jeder das Recht haben muß zu studiren, wie in einer öffentlichen Bibliothek. Gw. Maj., als Souverain, können es verbieten, ich finde es höchst unbillig und unrecht. — Der König sagte: Ich möchte mich Gott, daß ich etwas Unrechtes thun sollte! Ich bin jetzt ganz anders von der Sache unterrichtet. Ich bitt' Euch, den Ram, der's erste durch ein Billet wissen zu lassen, daß er allen Malern sage, sie sollen ruhig seyn; die Sache soll in wenig Tagen abgeändert werden. Marchese di Marco kommt Marchese di Marco nach Caserta zum Ram. Er hat gleich Nachmittag vor dem Rath zu ihm, in meinem Namen, erklärt ihm deutlich die Sache, wie Ihr's mir gethan habt ». — Marchese di Marco war ein Abrocat, ein vernünftiger und billiger Mensch, der aber von der Kunst kein Wort verstand. Nachdem er alles deutlich vernommen hatte, sagte er, er habe von dem allen nichts gewußt. Den Cicero Danielle, der viel Prämien auf Kunstkenntniß machte und nichts davon verstand, habe ihm dies als die beste Unterweisung für den Staat so vorgehalten, und es thäte ihm leid, daß es geschehen sey. P. H. erwiderte: Wenn Gw. Excellenz verlangen, so will ich Ihnen alles sehr gütlich geben. Er fand es nicht nöthig. Denselben Abend ward der Rath gehalten, worin die Sache mit vorkam. Zwei Tage darauf kam der königliche Befehl, daß ein jeder nach Belieben wie vorher auf Capo di Monte studiren und copiren könne.

Projectmacher.

Der König sieht gemeiniglich eine Sache erst für klein an. Die Schnäme, die dies wissen, machen den Plan immer auf die Weise, als ob der König viel dabei gewinnen könnte; am Ende verliert er bedeutend und ist schändlich betrogen. P. H. hat sich bei verschiedenen Gelegenheiten, wenn ihn der König fragte, die Freiheit genommen, ihm zu sagen, daß es nicht für einen Monarchen sey, solche Dinge zu unternehmen, wovon ein Particulier viel Vortheil ziehen könne, weil er selbst eingreife und mit wenigen Personen das Geschäft betreibe; der König aber werde nie Vortheil daben haben, wegen der vielen angestellten Leute und ihrer Besoldungen. Der König begriff es sehr gut, allein die kalte Gemeinschaft verleidet ihn doch, es zu unternehmen. Gewiß zu haben, welche den besten Plan gemacht hatten, ihn zu betrügen, wußten leicht in Neapel nur zu oft möglich. Wenn er endlich nach verschiedenen Jahren seinen Schaden einsah, so fiel das Werk mit einmal über den Haufen.

Papiermühle.

Philipp und Georg Hackert, als sie in des Königs Dienste traten, hatten unter andern Bedingungen auch

die, daß sie eine Papiermühle errichteten, die das Papier zur Kupferstichdruckerei lieferte, damit es fortan für sie die königliche Druckerei nicht mehr zu monopolisiren kommen durfte. Doch anfänglich fanden sich viele Verhinderungen. Denn obwohl das Papier im Lande gemacht wurde, so fehlte die Schärfe noch sehr, daß der Unterschied auffiel. Der erste Schritt, so schien von dem Kaufmann, der zugleich das Papier aus der Fremde kommen ließ, daß er endlich eine Bank-Polizza von 1200 Ducaten zahlte, wenn man das Werk wollte fallen lassen. Der Direktor der königlichen Druckerei war gleichfalls dagegen. Minister Acton, der die Kunstsachen u. s. w. stehen ließ, wollte Papier zum Drucken haben. Da P. H. ihn oftes sah, und wöchentlich wenigstens einmal bei ihm speiste, so kam die Rede auch auf das Papier. Endlich fand sich in Trajetto ein reicher Mann, Don Stefano Mercola, der eine Papiermühle hatte, wo sehr mittelmäßiges Papier gemacht wurde, dieser wollte sich wegen seiner Kinder bei dem Hofe Verdienst verschaffen, und unternahm daher das Werk. Nach und nach, in 3 bis sechs Monaten, wurde das Papier zur Vollkommenheit gebracht. Gerard ließ auf dasselbe seine Platten drucken. Der Direktor der königlichen Druckerei fand es weder Löcher und wollte nicht darauf drucken lassen, weil er den König nicht dabei betrügen konnte. Die Brüder Hackert brauchten alle Vorsicht bei der Sache, ließen von jeder Art des Papiers, welche die königliche Druckerei gemeiniglich braucht, einen Bogen zur Probe geben, wobei der Direktor mit seiner Hand den Preis aufschrieb. Nach diesem Gesicht kam der König unverhofft zu beiden Brüdern in Neapel. Nachdem er eben bei Philipp alles gesehen hatte, ging er in's Studium zu Gerard, um zu sehen, was er und seine Schüler machten. An eben dem Tage war ein Frachtwagen von Trajetto mit Papier für die Kupferstecher der Gebrüder angekommen. Es stand auf Wertern an der Erde in großen Stößen da. Der König, der gewohnt war alles genau zu sehen und zu wissen, fragte sogleich, wozu die große Menge Papier dienen sollte. Die Antwort war sehr kurz: Zu seinen Kupferplatten haben wir es von Trajetto kommen lassen. » Was! sagte der König, von des Stefano Mercola Papier? « Ja! Ew. Maj. — » Wie ist es möglich, daß Ihr so viel Papier kommen lasset; denn heute früh ist der Direktor Gerard bei mir gewesen und hat mir versichert, daß es nichts taugt. Er hat mir einen Bogen ohne Druck und einen mit Druck gebracht: ich fand wirklich, daß das Papier schlecht ist. « Der König sah gleich einen Bogen gegen das Licht und sagte: » Ich sehe, daß es gut ist und ohne Knoten. « Er betrachtete es platt und sagte: » Es ist rein, weiß und schön. « Man zeigte dem Könige aus jedem Stoß einen Bogen; es war alles gut. Gerard sagte: Wenn es nicht gut ist, so muß Mercola den Ausschuß zurücknehmen. Der König ward auf das heftigste aufgebracht über den Direktor seiner Druckerei. Gerard kam mit den gewöhnlichen Bogen herver, deren sich die königliche Druckerei bedient, worauf Gerard die Preise und seinen Namen eigenhändig geschrieben hatte. Als der König das schlecht und noch einmal so theuer Papier sah, wurde er noch ernsthafter und sagte: » Gerard ist ein S——. « Endlich besinnte er sich und sagte: » Morgen früh werde ich die Sache in Ordnung bringen. « Minister Acton war ebenfalls sogleich berufen und sagte zu Philipp: Das Papier ist noch nicht zu taxiren. Dieser antwortete: Ew. Ex. Ruhe, es ist gut, und wir lassen darauf drucken. Der Minister kam gleich nach dem Mittagmahl in's Studium zu Philipp und Georg, sah den Betrug ein, und bat sogleich einen Bogen zu seinen Sie- und Landcharten kommen zu lassen, die in die Secretarie gebracht werden mußten. Also dann machte er damit den Gerard schamroth, und alles wurde nunmehr auf dieses Papier gedruckt, das in der That immer besser wurde.

Fortsetzung.

Unterdessen der Direktor des Königs, der Kämmerer und des Ministers Acton hatte der gute Don Stefano Mercola viele Anfechtungen. Man machte ihm den Proceß und andere Streiche. Er war aber bei dem König und dem Minister Acton so gut angeschrieben, daß er immer frei kommen durfte. P. H. ging öfters selbst mit ihm, wenn er den König sprach. Er war ein rechtschaffener Mann, ein wahrer ehrlicher gutherziger Neapolitaner, der auch so Neapolitanisch sprach. Als Drei beschützt zu thun sie, daß alle Anfechtungen immer zu Wasser wurden. Nach acht Jahren, da die Papiermühle in völlig in Stand war und alle Vorkehrungen getroffen, sie verlangte er etwas vom Hofe, wußte aber nicht eigentlich was er haben wollte. P. H. sollte die Sache zu Stande bringen. Er sagte ihm oft: Was denken Sie daß Sie wohl haben möchten? Geld, sagte er, will ich nicht, aber Ehre. Er war zu nichts zu gebrauchen als zu dem, was er mit seiner Papiermühle, Ackerbau u. dal. leistete. P. H. war sehr verlegen, weil er nicht wußte, was er vom König für ihn verlangen sollte. Einst sprach er gelegentlich die Königin, und da er gleich voraus bemerkte, Geld verlange er nicht, sagte die Königin: So wollen wir ihn zum Ritter vom Constantins Orden machen. P. H. verbat es, denn es schien ihm nicht am Platz zu seyn. Endlich hatte er den Einfall, daß der König des Mercola zweyjährigen Stiefsohn von seiner verstorbenen Frau, welche die Tochter eines Capitäns gewesen, im adeligen Cadettenhause zu Gaeta, welches nur zwölf Cadetten waren, sollte erziehen lassen. Dem Mercola gefiel der Einfall, P. H. schlug es dem Minister Acton vor; nachdem dieser Information von seinem Stand und Geburt genommen hatte, proponirte er es dem König, welches sogleich bewilligt wurde, weil es kein Geld kostete. Eben war eine Stelle vacant geworden, und der Sohn ward in adeligen Cadettenhause zu Gaeta aufgenommen. Der Vater bekam ein Belobungsschreiben, worin man ihn Don Stefano Mercola nannte. Mit diesem Ehrentitel war er vollkommen zufrieden.

Dieser Spagnuolismo ist in Neapel üblich. Wer von der Secretarie den Titel Don hat, ist wie ein Edelmann angesehen. Der König sagte zu niemanden Don, wenn er nicht aus der Classe solcher Personen ist. Wenn er mit seinen Kindern spricht, sagt er: Don Francesco oder Donna Luisa u. s. w., sonst bedient er sich des Italiänischen Ser, welches nicht so viel als Signor ist. So spricht er mit allen, denen der Titel Don nicht zukommt. Unter dem gemeinen Volk in Neapel wird derselbe sehr gemißbraucht. Ein Kaufmann bekommt Don von der Garnier, dingen alle Künstler, die dem König dienen, der Lehrer, der Capellmeister, die Kammerdiener, alle Kammerfrauen Donna u. s. w. Die Kammerfrauen, wenn sie verheirathet sind, gelangen bei Hof zum Handkuß, auch ihre Männer.

Erste Kupferdrucke.

Als P. H. dem König die ersten zwei Drucke brachte, die Gerard schwarz gedruckt hatten, und die auf Papier von Trajetto gedruckt waren, so sagte der König zu ihm:

« Ihr wißt und habt gesehen, daß jedesmal, wenn Ihr mir etwas geschickt habet, es mir viel Vergnügen gemacht hat. Dieses Mal kann ich Euch meine Freude nicht genug beschreiben über die beiden Kupfer: denn sie sind von N. apolitanern gestochen und auf N. apolitanisch Papier gedruckt. Es ging sogleich zur Komödie, die auch so bald kam, um sie außerordentliche Freude zu haben. Grüßet Euren Bruder Don Georgio. Wenn ich ihn sehe, so werde ich ihm selbst danken, daß er uns gute Schüler erzieht. » Ein Blatt war von Del Grado, und das andere von Vicenzio Aloja. Will es das Konsus ergänzt Werk nun, daß er die Gebrüder Hackert in Ehren genommen hatte, so sollte es sich sehr geschmeichelt, wenn alles gut und glücklich von Statten ging.

Vergehen.

Der König, wenn er jemanden wohl will, und ihn Ehre eines rechtschaffenen Mannes von ihm hat, sagt einen oft in Verlegenheit. In diesem Fall befand sich P. H. sehr oft. Eines Morgens in Caserta kam er an den Hof, wo der König und die Königin im letzten Zimmer mit drei Ministern standen und sprachen. Da der König Hackert in das erste Zimmer hineintreten sah, so winkte er und schrie ganz laut, weil er noch drei Zimmer weit war: « Den Filippo, kommt her! Ihr habt mir immer die Wahrheit gesagt, Ihr werdet mir sie jetzt auch sagen. » P. H. fand sich in der großen Verlegenheit; er wußte nicht worum die Rede war. Der König sagte: « Es sind sechs Monate, daß Ihr in Apulien in Tarante gewesen seyd. Sagt mir ehrlich, aufrichtig: wie sind die Wege? » P. H. sagte: Gnädigster, da wo die Wege gemacht sind, habe ich sie vortrefflich gefunden, wo alle gemachten Wege in einem Königreiche; da, wo man sie noch nicht angefangen hat zu machen, sind sie, wie bekannt, schlecht. Unterdessen habe ich die Wege nicht: denn es war nicht meine Commission. Dem Ansehen nach sind sie vortrefflich, und ich habe gehört, daß wo man die neuen Wege angefangen hat zu bauen, daß es nach der gewöhnlichen Art geschehen ist. Die Brücken, die man gebaut hat, sind sehr schön und solid; besonders haben mir die sehr gefallen, wegen aber Bach- und Regenbäche angelegt sind. Sie werden vermuthlich selbiger seyn. Für den Sommer wäre es unnütz, sie so lang zu bauen, hingegen im Winter, wenn das Wasser hoch steht, ist es sehr nöthig. Der König sagte zu Acton: « Jetzt wissen wir die Wahrheit. Gehet immer fortfahren. » — P. H. sprach da darauf mit andern Sachen mit dem König allein. Als er wegging, winkte ihm heimlich Acton, daß er ihm was zu sagen habe, und P. H. erwartete ihn im nächsten Zimmer. Acton kam, und sagte: Kommen Sie und speisen mit mir; wir müssen zusammen sprechen. Da der Weg bau zu seinem Departement gehörte, so war er sehr darauf interessirt, denn es waren Kanäle gekommen an den König, daß die Wege schlecht wären. Er sagte: Wie Sie eben hörten, sind haben alle Wege schlecht und elend. Daran ist die Ursache, sagte er, daß es noch wenigstens ein Jahr dauert, und die Wege werden nicht gebauet. P. H. erwiederte: Das Beste wäre, daß Ihr Ercellenz einen Ingenieur hinschickten, der die Wege untersuchte. Nein! sagte Jener, das geht nicht: denn die Schurken kommen den Ingenieur schon eben, sie kommt von neuem Verdruß. Es ist besser, daß es bei Ihrem Kopfe bleibt und wir die Wege machen. Der König und ich sind völlig versichert, daß Sie uns die Wahrheit gesagt haben.

Protection und Vertrauen.

Einen Morgen, da P. H. ganz ruhig in Neapel arbeitete, erhielt er ein Billet, er möchte um 10 Uhr zum Marchese auf den Palast kommen. Eine kleine Weile darauf erhielt er ein anderes vom Marquis Caracciolo: er möchte in seine Secretarie zu ihm kommen. Der Ritter Venuti war eben bei ihm, wie Euer darauf ein Kourier vom König herkommt. Hackert sollte zwischen 11 und 12 Uhr zum König kommen. Venuti sagte: Wie ist es möglich, daß Sie so ruhig sitzen und malen? Wenn mir das begegnet, so wäre ich halb todt. Hackert sagte: « Ein jeder wird thun von mir haben wollen. Ich weiß kein Verbrechen, warum ich erschossen sollte. Wenn man ein reines und gutes Gewissen hat, so kann man einem jeden frei unter die Augen treten. Es ist sehr gut, daß alle drei mich diesen Morgen verlangen, so werden sich weniger Zeit. » Der Marchese rief Hackert nicht in der an. Sein erster Secretär sagte ihm, er wäre schon eben zum König gegangen. Er ging also gleich hinauf und fand ihn. Jener sagte ihm: « Der König hat befohlen, daß die Galerie von Capo di Monte soll eingerichtet werden, und hat ausdrücklich verlangt, daß Sie mit dabei sein sollen. » — P. H. sagte: Wann Ew. Excellenz es verlangen, so bin ich zum Dienste des Königs bereit. — « Andres als Inspector soll auch mit dabei sein. » P. H. schrieb nach Venuti und Fischetti vor, damit es nicht Fremde allein wären. Es wurde zwölmigt, und die Sache war's erste im Großen in einem Monat zu Stande gebracht. — Marchese Caracciolo, als ein alter Bekannter und Freund, nahm P. H. freundlich auf und sagte: « Sie werden mir einen Gefallen erweisen, wenn Sie einen jungen Studenten, der ein Schüler vom Ritter Maron ist, und ein, wie es mir scheint, gutes Bild gemacht hat, an den König empfehlen, daß er eine Pension bekömmt, in Rom noch drei oder vier Jahre zu studiren. Finden Sie seine Arbeit nicht gut, und daß der Mensch wenig versprecht, so verlange ich nicht, daß Sie ihn empfehlen. » Hackert lachte heraus und sagte: Das ist schwierig! Die Sache gehört unter das Departement von Ihr. Excellenz, und ich soll ihn empfehlen? Es hängt von Ihnen ab, ob er die Pension bekommen kann. — Nein! sagte er, wenn ich ihn dem König empfehle, so sagt gleich der König, daß die Maler nicht genug verstehe, wenn Sie es thun, so glaubt es der König. » Hackert hat, daß der junge Mann sein Bild an ihm brauchen möchte. Wenn er es wirklich fände, so wollte er alles thun, was in seinen Kräften stände. Er möchte indeß Geduld haben, bis der König in Neapel in sein Studium käme, wo er das Bild des jungen Mahres Granti sehen wollte. Das Bild war ganz gut, dem König gefiel es und Granti bekam die Pension, vier Jahre in Rom zu studiren.

Wie P. H. zum König kam, fand er daselbst den Ritter Santafilla, der Chef von der Tapezerie des Hofes war. Der König hatte ihm schon Commissionen gegeben, die Hackert nichts angingen. Da er mit ihm fertig war, sagte er zu Hackert: « Ihr habt morgen mit Santafilla nach Caserta. Ihr kennt die Stelle wenn die Kupfer sind. Suchet nach Garten Schränk die diesen daran sind, und probiret mir auf Windows das und das Zimmer. » Der König nahm einen kleinen Schlüssel aus der Tasche und sagte: Ja dem Gehäuse wo Bücher sind, wissen Sie, ist ein kleiner Schrank, in dem Schrank werden Ihr viel Schlüssel finden, worunter auch der zu den Kupferstichen ist. » Indem der König den Schlüssel band, so wollte Santafilla den Schlüssel nehmen, wie es sich auch wohl gehörte. Der König zog den Schlüssel zurück und sagte zu P. H.: « Ich habe

Tisch den Schlüssel, lasse ihn nicht aus seinen Händen. Kommt Ihr früh statt Abend vor dem Theater zurück, so bringt mir den Schlüssel wieder, wo nicht, so bindet mir ihn morgen früh ein. » P. H. war sehr verlegen und bat mir die Ursache erfahren können, warum er ihm alles in den Schlüssel anvertraute. Indessen richtete er die Sache so ein, daß Santarella mit dem Essen mußte, und er den Schlüssel aus dem Strumpfe nahm, und eben so auch bei dem Kupferstechen. Also vor den Gusto der die Palette in Gastalt hatte dem Asthem nach Santarella als Etre.

Der König sagte P. H. so oft in Privatzirkel durch sein Zutrauen, daß er manchmal nicht wußte, wie er es anfangen sollte, um alle Thüren des Königs nicht zu belästigen. Da er sich gleich mit Hofleuten aus der Stadt sah, so war es natürlich, daß er viele Neider und heimliche Feinde hatte, welches durch das Vertrauen des Königs unterstützt war. Er bat Seine Majestät öfters um die Gnade, ihn mit dergleichen Aufträgen zu verschonen, es half alles nichts; kam wenn der König einmal es so will, so hilft kein Bitten, er geht seinen gnadigen Weg fort.

Zeichenstunden.

P. H. war in der Gesellschaft bei Hof öfters bei der Donna Carolina Bivonize, die zwei Nichten bei sich hatte, die Kammerfrauen bei den Prinzessinnen waren. Beide Fräulein zeichneten ganz artig. Da er gerufen war, des Abends lieber zu zeichnen als Karten zu spielen, so wurde die Abede, wenn sie frei und außer Dienst waren, gezeichnet. So geschah es auch bei der Fräulein Baronesse von Bechbard, die eine Art Oberhofmeisterin bei der Frau Therese, Tochter des Königs, jetzigen Römischen Kaiserin, war, und wo auch die Frau Luise, die an den Großherzog von Toscana verheirathet wurde, sich befand. Da die Königin sah, daß die Fräulein sehr artig Landschaften zeichneten, so fiel es ihr ein, das P. H. beiden Prinzessinnen Lektion geben möchte. P. H. erwiderte, daß es unmöglich wäre, weil er mit der Arbeit des Königs und anderer Commissionen, die ihm täglich vermehrt wurden, kaum Zeit zu einer Recreation übrig behalte. Die Unterredung war sich in die Länge; die Königin wollte alle Gründe nicht annehmen, sondern bestand darauf und sagte: « Sie geben viele Abende in diese Gesellschaft; also kommen Sie zu meinen Kindern. Diese Gesellschaft soll auch da sein, und sie zeichnen alle zusammen. » Sie setzte noch hinzu: « Ich werde, so oft ich Zeit habe, selbst in die Gesellschaft kommen. » Es ist demnach unmöglich, der Königin von Neapel etwas abzuschlagen; ihre Beredsamkeit und Artigkeit macht, daß man gezwungen ist, ihrem Willen zu folgen. Endlich mußte es P. H. annehmen, mit dem Beding jedoch, des Abends und ohne den Titel noch Gehalt als Zeichenmeister der Prinzessinnen: denn hätte er den Titel und Gehalt von 40 Ducati monatlich angenommen, so hätten ihn die Gouvernantinnen commandirt, welches ihm gar nicht anständig war. Alle wurde es angefangen. Die Prinzessin Marie Therese, mit allem Geist, war sehr flüchtig, die Prinzessin Luise fleißiger und gründete besser. Die Königin kam sehr oft, so daß mehr Gesellschaft als Lektion war. Oft, wann P. H. sah, daß die beiden Prinzessinnen nicht Lust zum Zeichnen hatten, schlug er vor, unter verschiedenen Vorwänden, daß es besser wäre von der Kunst zu sprechen, Kupfer zu sehen oder andere Kunstsachen, welches den Prinzessinnen außerordentlich gefiel. Er machte sich durch diese Art Lektion zu geben sehr beliebt. Seine Absicht war eigentlich diese, daß die Prinzessinnen von den Künstlern unterrichtet würden, um mit Kennerangen selbst urtheilen zu können, wenn sie künftig im Stande wären die Künste zu unterstützen. Je länger dies dauerte, je lästiger wurde es ihm. Da die Prinzessinnen den Tag über mit Pendanten von allerlei Art geplagt waren, so kommen sie des Abends die Stunde, so der Uhr nicht erwarten; denn die Gesellschaft unterhielt sie angenehm. Die Fräulein aber, die die wenigen Stunden, welche sie frei hatten, nicht wollten genießen, blieben auch und nach aus. Die Königin wunderte sich darüber, indessen war nichts zu machen. So sind auch die Gesellschaft war, so war sie doch angenehm: denn jedes Wort, das gesprochen wurde, mußte gedacht sein; sonst sah es Anstich.

Dieses hat er drei Jahre des Abends ausgehalten, bis endlich Tisch dein, durch die Donna Carolina, die wirklich eine brave wackere Frau war, es dahin brachte, der Frau Marie Therese Lektion im Malen zu geben. Er glaubte viele Vortheile davon zu ziehen, die aber seinen Hoffnungen nicht entsprechen haben. Nach vielen Monaten, bis die Prinzessinnen beide verheirathet waren, bekam er einen Ring mit der Statue des Königs zum Geschenk für allen den Zeitverlust, den er hatte. Auf diese Weise kam Hackert davon, erhielt ein ärmliches Geschenk, eine goldene Dose, für drei Jahre, die er die mehrste Zeit in Caserta, auch oft in Neapel, des Abends zugebracht hatte. Die Achtsamkeit hatten sie für ihn, daß, wenn sie anders beschäftigt waren, sie ihm wissen ließen, daß er sich nicht bemühen möchte. Viele andere Attentionen hatten sie noch für ihn; z. B. wenn sie kleine Feste gaben, wo die Prinzessinnen das Witz schießen machen mußten von denen, die sie einluden, welches die Königin nachsah, und diejenigen ausdrieb die sie nicht haben wollte, so wurde Hackert jedesmal eingeladen sowohl in ihren kleinen Balen, als zum Souper, ob er gleich nie des Nachts speiste. Die Königin, die auch nicht zu Nacht speiset, war aber bei Tische zugegen, es wohl essen zu sehen und sprach viel. Sie hatte das so mit Fleiß eingerichtet, damit die Prinzessinnen sich an Gesellschaften gewöhnten und die Honneurs der Tafel machen lernten. Ueberhaupt muß man gestehen, daß eine Privats-Dame sich nicht mehr Mühe geben kann, ihre Kinder wohl zu erziehen, als die Königin von Neapel. Wer es im Innern mit Augen gesehen hat, wie Hackert, muß als ein ehrlicher Mann ihr nachsagen, daß sie in Krankheiten die Wärterin und stets die beste Mutter ihrer Kinder in allen Stücken gewesen ist. Der König allerdings liebt seine Familie zärtlich und ist ein gut er Vater, eh er gleich die Erziehung seiner Kinder gänzlich der Königin überlassen hat.

Da die Prinzessinnen so weit waren, etwas machen zu können, so fertigten sie Monate vorher jede eine Zeichnung für den Geburtstag des Königs. Beide Zeichnungen fielen ziemlich gut aus, ohne daß Hackert die Hand anlegte, indem er nur blos mit Worten Unterricht gab. Der König war in Person auf der Jagd; da er es bekam, ward er so vergnügt, daß er sie selbst gleich in seinem Zimmer aufhing, und den zärtlichsten Dankbrief an seine Kinder schrieb.

Directorstelle.

Da Venite, den der König wenige Wochen vor seinem Tode zum Ritter des Constantino-Ordens gemacht hatte, mit einer kleinen Commanderie von 1000 Ducati jährlich, sich bei dem Preßsy in der Kirche, so sehr erbitterte, daß der alte Mann drei Tage darauf starb und es nie hatte gemacht können, so bewarben sich viele um seinen Posten. De Angelis, ein Sicilianer, ganz gut

Maler und Zeichner, der lange bei der Akademie als Professor mit einem sehr kleinen Gehalt gestanden, und das Directorat Bonito's seit viele Jahre verabfolgen, hatte die gerechtesten Ansprüche auf diesen Posten, sowohl wegen seines Talents, als anderer Verdienste. Wilhelm Tischbein war auf Hackerts Anrathen nach Neapel gekommen, verlebte viele Monate in dem Hause desselben, und machte sich dermaßen einen eigenen Quartier, weil er ihm in Neapel selbst und er auch Arbeit bekam. Er bewarb sich durch die Dazwischenkunft, die um die Königin waren, um die Directors-Stelle bei der Akademie. Es wurde mit P. H. darum gesprochen, er antwortete, daß er sich nie in die Sache mischen wolle, wenn er nicht gefragt würde, daß er es sehr unbillig hielte, einen Mann von Verdienst, wie De Angelis war, der so viele Jahre gedient hatte, zurückzusetzen. Er sagte noch dazu, daß er dem Tischbein nicht einmahl den Rath geben würde, daß er sich unmöglich machen, in die dem König zu diesem Posten zu empfehlen, weiter als Fremder sey. P. H. wurde nicht weiter gefragt, also hielt er die Sache eben ganz gut.

Der Don Ciccio Daniello protegirte einen alten Maler, Monti, weil er aus Macerata bei Loreto war, und er der Geliebte der vielen Jahren von seiner Frau gewesen. Monti, außerdem daß er ein schlechter Maler war, bei jedermann mit seinen elenden Sonetten durchgebracht, und hatte sich durch seine Satyre viele Feinde gemacht. Die Gefälligkeit in Macerata hatte er dann durchgebracht, so daß er außer einem kleinen Stück Land, welches ihm sein Vater als Fideicommiß gelassen, nichts mehr besaß. Durch den Daniello, unter dessen Departements die Sache fiel, weil er der erste Secretär bei dem Minister Marchese di Marco war, wurde es weit getrieben, daß Monti Director der Mahler-Akademie werden sollte. Auf der andern Seite wollte die Königin den Tischbein haben. P. H. bekümmerte sich gar nichts darum, und der König fragte ihn nicht. So für dann sie sich fort.

Einen Morgen kam Tischbein zu P. H. und sprach mit ihm über die Sache. Hackert erklärte, daß er ihm würde, so viel als in seinen Kräften stunde, und wo er konnte, behülflich zu diesem Posten seyn, daß er ihn aber als Fremder nicht empfehlen könnte bei dem König, wenn er nicht gefragt würde. Bonito hatte als Director 200 Ducati und als Kammermaler die gewöhnlichen 400 Ducati, zusammen also 600 Ducati. P. H. stellte dem Tischbein vor, daß wenn ihn der König zum Director machte mit den 200 Ducati, das nicht der Mühe werth wäre, und er mehr Zeit verliere, als ihm die Stelle einbrächte, wenn ihn aber der König auch zum Kammermaler machte, alsdann wäre es schon der Mühe werth, mit 600 Ducati jährlich den Posten anzunehmen. Ohnedieß bei der neuen Einrichtung der Akademie könnte er auch noch mehr Sogis bekommen, welche auch 100 Ducati zu tragen wären. Er verbiethet aufrichtig, daß er ihm nie entgegen seyn würde, als Fremder aber ihn unmöglich ohne darum gefragt zu werden, vorschlagen könnte. Tischbein sagte: « Der König sieht Bonito 200 Ducati jährlich Pension und Sogis, für nichts als daß Sie nur bei dem König sind, wenn er will, sie ist es möglich, daß ich als Director mit so wenigem besser kann? » Hackert erwiederte ihm: Mein Posten ist ein weiser, der nie bei Hof existirt hat, er ist vom König geschaffen und wird vermuthlich auch mit mir aufhören. Tischbein sagte: « Der König von Preußen hat mir 4000 Rthlr. anbieten lassen, wenn ich will nach Berlin kommen, und die Directors-Stelle der Akademie annehmen. » P. H. sagte ihm: « Ich rathe Ihnen, die Stelle sogleich anzunehmen, denn 4000 Rthlr. in Berlin sind so gut als 1600 Duc. in Neapel. » Endlich vermochte Daniello das ganze Werk so, daß Tischbein und Monti einen Contract machen mußten mit einem aufgesetzten historischen Stück, welches jeder allein für sich zu machen hatte, wer es am besten machte, sollte die Stelle haben. De Angelis, als ein geschickter und solider Mann, wollte sich dazu nicht verstehen. Der Contract wurd gemacht. Natürlich war Tischbein Bald mit geschickt, weit competenter, und bekümmerte sich über Don Ciccio Daniello und sein Minister Marchese di Marco, beide verstanden nichts von der Mahlerei. Demnach wollte keiner Monti zum Director haben, die Kammer von Tischbein; also war sich das Werk in die Länge und wurd so mehr und mehr verwirrt, so daß es Tischbein sehr bald satt und überdrüssig zu haben, entdeckt machte. Darauf den Vorschlag durch seinen Minister, daß je beide Directore werden sollten, der König die 600 Ducati, die Bonito hatte, zusammen legen machte, daß ein jeder Director 300 Ducati erhielte, doch ohne den Titel als Kammermaler. Der König, den mein schon lange damit einmahl hatte, genehmigte es, und Tischbein ward mit Monti Director, jeder mit 300 Ducati jährlich. Tischbein bezahlte allein 300 Ducati jährlich Miethe für sein Quartier, nach einigen Jahren bekam er erst vom Könige frei Logis bei der Akademie. Als ein geschickter Mann erwarb er sich Verdienste um die Akademie. Er machte nicht allein gute Einrichtungen, sondern lehrte auch die Schüler gut an. Als ein braver Zeichner führte er den schönen antiken Styl ein, so daß seine Lehren in der Folge gute Früchte brachten, und er nicht wenige und seiner Schule, die nachher als Pensionairs in Rom studirten, sehr geschickte Maler wurden. So lange er noch in Rom war, malte er sehr gut und verspracht viel. Sein Contadino war gut colorirt, durchsichtig, warm und angenehm. Auch mit verschiedenen Portraiten, die er in Rom malte, machte er sich Ehre. Nachher verlor er das Mahlen, legte sich aufs Zeichnen, besonders Homerische Bilder, wodurch er vielleicht seinem eigentlichen Materialen Abbruch that.

Enkaustik.

Da der Rath Reifenstein in Caserta bei ihm war, so machte Hackert einige Versuche à l'encaustique, sowohl auf seine Pappendeckel als auf Holz, und auch auf gefirnißte Mauer, oder auf grob Tapetzeug, die er tünchen ließ, das sie also wie eine Mauer waren. Der Maler, der violmals in sein Studium kam, wollte das Wachs umbrennen sollen mit anlassen, und sagte: Morgen kann wieder ich kommen. P. H. vermuthete, daß es, wie gewöhnlich, gegen sieben Uhr kam wurde, er kam aber bald fünf Uhr. Zum Glück waren die Bedienten schon auf. Hackert hieß eben aus dem Bette. Der König und vertheilt sich indessen recht gut, bis Hackert zu ihm kam, wo er denn das Zimmer voll und selbst Hand mit anlegte. Drei Maler in zwei Hackhartier auf Mauer gelegt und so fort, daß er allein sagte: Ihr müßet mir noch ein Bad in Bereitung anstandlich machen lassen, welches auch wirklich geschah. Der König sprach sehr viel über diese Art von Malerei, und wollte schon darein unterrichtet sein. Reifenstein und Hackert waren verschiedener Meinung. Hackert behauptete, daß es soviele unmöglich wäre, die Farben in vollkommener Harmonie zu verstreichen, weil man die Farben ganz kurz stehe und auf das Grauwerck arbeit, daß man erst sieht, was man gemacht hat, wenn das Wachs eingebrannt wird; wie alsdann das helle Wachs das in den Farben bereits befindliche schwächt, und die Farben sehr lebhaft und schön erscheinen. Reifenstein behauptete, man könne vieles schreiben. P. H. gestand es ein. « Aber, sagte er, man

tappet bei der Betrachtung so im Dunkeln wie immer: denn die Farben sind blass. Es kommt alles, mit aller Freiheit, auf sie mit Glück an, ob es gerath oder nicht. — Er bemerkt, dass die antiken Gemälde in Portici, die in Pompeji und Herculanum gefunden worden, keine Horizonte hätten, dass die Grundfarbe alle mit einigen Farben gemalt wären, als Roth, Gelb, Grün, Blau u. s. w.; dass das Zeichnen in diesen Gemälden ziemlich zu rathen wäre, aber nie in Blau und grau. Kurz es schien ihm schwer, dass man die vollkommene Gemälde entdeckte und schätzen könnte. Hinderten so sehr der Mangel, dass ein Gemälde, wenn es mit guten Farben behandelt ist, so lange dauern kann, als ein erhaltliches Gemälde auf dem alten Kommando. Firnis und andern muss in Acht genommen werden, wenn es sich conserviren soll. Was Verbesserung betrifft auf Mauern, da ist es so Art Mauri vorhanden. In den Vorgebirgen kommt es so genau nicht darauf an, ob der Ton der Farbe etwas weniger dunkler oder heller ist. Da nun der Maler sich zu seinem ganzen Zimmer oder Saal als Tone, die er nehmen hat, bestehet, so kann es ihm nicht fehlen, dass sein Vorgenommen sowohl in Clairobscur als Gemälden absolut werden. Eine Krabbelei und andere Sachen betreffe, wenn verschiedene Farben gebrauchen, kann es ihm gleichfalls nicht fehlen, dass alles aus Einem Tone kommt und folglich die Harmonie in dieser Decorations-Malerei angenehm und gut werde. Es kommt viel darauf an, dass er seine Farben sehr gleich dick und nicht dick an einer Stelle und an der und en dünner aufträgt: dann wird es auch beim Eintrocknen egal. In Italien ist diese Malerei sehr nützlich, um ganze Zimmer auszumalen: denn sie hält sich sehr rein. Man staubt es ab, und reibet es mit einem wollenen Lappen über, wie man einen gehobelten Tisch abreibet, so bekommt es seinen vorherigen Glanz. Man ist von allerlei Insecten frei, die sich in warmen Ländern häufig in die Kalkfugen einnisten. Die sehr schwer herauszubringen sind ohne Aufregung, der aber in Beimischen das Unangenehme hat, dass er Jahre lang stinkt. — Ob in den nördlichen Thälern von Europa die Enkaustik anwendbar ist, müsste die Erfahrung lehren: denn da nach grossen Frösten die Wände, wenn sie aufthauen, öfters so schwitzen, dass das Wasser herunterläuft, so könnte es leicht sein, dass die Farben darunter leiden und vielleicht abspringen. Hernach so ist sie gegen die Leimfarben-Malerei teurer. Da bei der Decoration viele Mode herrschet, und sollen der wahre gute Geschmack nach den Antiken eingeführt ist, so ist die Leimfarben-Malerei vorzuziehen, weil sie mehrer Farbe, und man nach der Mode seine Zimmer desto lieber verändern kann.

Studien-Gebäude.

Der Architekt Santarelli hatte einen Plan gemacht, wornach das grosse Gebäude in Neapel, die Studien genannt, ausgebaut und vervollkommt werden sollte, so dass alle Kunstwerke daselbst aufgestellt werden könnten. Die sämmtlichen Statuen, das ganze Museum von Portici, die Gemälde von Capo di Monte, und was sie noch von Kunstwerken und Antiquitäten sich vorfinde. Der Plan war gut, bequem und anständig. Nachdem der König Stunden lang mit P. H. und Santarelli allein unterredet hatte, ertheilte jener den Auftrag, einen genauen Anschlag über Kosten und Ausführung zu besorgen. Es waren 3 Millionen Neapolitanische Ducaten nöthig. Dabei war der Plan so gemacht, dass niemand sehen konnte, und wenn die Galeerie-Statuen, wie gewöhnlich, beim Antragen des Bergs und beim Leere der Fundamente arbeiten, noch 40.000 Ducaten erspart werden, die zum Transport und mehrerer Bewahrung könnten angewendet werden. Der König war sehr zufrieden mit allem; P. H. verlangte jährlich 50.000 Ducaten, in der Bank deponirt, und versprach das Ganze in zehn Jahren fertig zu liefern. Wollte man jährlich mehr dazu anwenden, so könnte in wenigen Jahren alles in Ordnung sein.

Der Marchese Venuti hatte schon mit seiner Verschwendung sein Vermögen verdorben, alles: denn die Secretarie war schon sehr schlecht, dass der Pfarr. bei dem Minister abweichsam hatte, die Herrschaft Zeitung abzuhalten, dass sie nicht doch nachher dem Marchese Venuti und P. H. der willigte, und nun obliegt sie darin, dass die Studien nicht gehindert werden sollten. Durch Kammerdiener machte man die Königin abwendig, P. H. wurde dem Staat minister, wenn man ihn annehmen soll. Anfangs war der König fest, nach und nach, wie gewöhnlich, anderte die Königin. Da P. H. das merkte, sagt er sich mit Ehren aus der Sache und wollte mit derjenigen nicht mehr zu thun haben.

Zwei Jahre darauf trat Don Ciccio Daniello Verfertiger, wie jene Zeichnung vom Santarelli aufgeführt werden konnte. Sie wurden angenommen, und man berthat in zwei Jahren 350.000 Ducati, und der echte Theil war noch nicht gemacht. Als der König davon unterrichtet wurde, wollte er Rechnung abgelegt haben. Der Fiscal Marchese Vivenzio bekam die Commission. Verschiedene Farben während des Prozesses, sogar der Majordome maggiore, Prinz Belmonte Pignatelli. Der Architekt Santarelli zog sich aus der Affaire und schob alles auf den zweiten Architekten, welcher gestorben war. Der König fand sich betrogen, und die Sache blieb liegen.

Marchese Vivenzio, ein wahrer Patriot und Kunstliebhaber, wünschte das Werk ausgeführt wurde, und suchte verschiedene Male P. H. zu bereden, es von neuem anzufangen. Dieser aber gab die kurze Antwort: Der Hof will betrogen sein, in meinem Leben mische ich mich nicht mehr in die Sache.

Seestücke.

Im Jahr 1787 wurde in Cassel a Mare das erste Kriegsschiff gebaut, von vier und sechzig Kanonen (La Porthenope). Das Schiff, im Moment als es vom Stapel abläuft, sollte nebst dem dabei gegenwärtigen Hof und allem zuschauenden Volk vorgestellt werden. Im Grunde war der Besuv, von jener Seite der gesehen. Das Bild wurde mit grossem Detail ausgeführt, und Georg Hackert stach es nachher in Kupfer, wodurch General Acton sich sehr geschmeichelt sah.

Der König bestellte noch fünf andere grosse Bilder, lauter Seestücke: die Zurückkehr der Escadre von Algier mit der Aussicht der Abde von Neapel, von S. Lucia genommen; den Hafen von Cassel a Mare; die Zurückkehr des Königs von Livorno nach Neapel, vom Magazin de' Granai genommen; La Batta di Gaeta, in der Ferne der Molo di Gaeta und die papstlichen Galeeren; eine Bue von Ischia auf der Insel Ischia. Diese sechs Bilder sind in Caserta, in einem Vorzimmer des Königs.

Der König schickte P. H. 1783 nach Apulien, um alle Seestücke zu zeichnen und zu malen. Er gebrauchte zu der Reise ein Arrantisches Werk, von Manfredonia bis Tarent, mehr als zwei Monate.

San Leucio.

Als er von dieſer Reiſe zurückkam, präſentirte er ſich der Königin, die ihm Nachricht gab, daß der König in San Leucio eine Bau brauche, und ihm ſagte, daß er ſobald als möglich dahin gehen möchte, um dem Könige ſeine Aufwartung zu machen. Er that dieſer Luſt ſonſt nun und ſchr. P. H. ging deſſelben Tag noch nach Caſerta. Abends nach ſeiner Ankunft bekam er ein höfliches Billet, im Namen des Königs aufzuſtehen, daß er ſich nicht incommodiren möchte, des andern Morgens zu kommen, es würde Ihro Majeſtät aber angenehm ſeyn, ihn um 4 Uhr des Nachmittags zu ſehen. Er wurde ſehr gnädig empfangen; der König ſtund ihn bis in die Nacht auf. Darüber ging den die Beſtellung ſeiner Majeſtät vorzunehmen, ſo trug der König: « Wohin Ihr in Caſerta bleibt, ſo werdet Ihr mir ein Gefallen thun, alle Nachmittag um 4 Uhr zu kommen. Will wollen Kupfer beſehen und die Zeit angenehm zubringen, weil ich nicht aus den Zimmern gehen darf, bis die Cur zu Ende iſt. » So geſchah es nun, und die Zeit verfloß ſehr angenehm. Den letzten Tag dankte der König den meinen Perſonen, die ihm Geſellſchaft geleiſtet hatten, auf eine ſehr verbindliche und ſchmeichelhafte Weiſe. Es war niemand als Duca della Mirano, Duca di Riario, der Arzt Petro und P. H.

Der König hatte indeſſen den Gedanken gefaßt, San Leucio zu vergrößern, ſowohl wegen ſeiner Seidenfabrik, die er da anlegt, wegen er ſchönere Fernzimmer hatte kommen laſſen, als auch wegen des alten Palaſtes von Belvedere, nicht der Kirche, die ſo zu ſagen ein Palaſt war, welche auf's neu beſeſtigt und bequemlich werden ſollten. Dieſen Zweck erreichte man durch angelegte Verbindungsbaue, und das Ganze gewann an Schönheit.

Der Architekt Collecini hatte den Bau zu beſorgen. Er war in Schulen von alten Vanvitelli, ſehr ſolid im Bauen, aber dem unglücklichen Barocmiſchen Geſchmack ergeben, und in dieſer Art hatte gedachter Architekt ſchon vieles gebaut und verſiert. Dem König aber, der bei P. H. in Neapel ſtillmals im Hauſe geſehen war, gefiel der dort angebrachte Geſchmack zu mauleren und die Zimmer zu verzieren gar ſehr. « Es iſt ſimpel, ſagte er, und ſchön, und doch iſt ein Unterſchied darunter zu ſehen. Nun glaubte er im Anfang mit Collecini dergleichen ſelbſt machen zu können, da es aber nicht gehen wollte, ließ er P. H. ganz unverſehens nach S. Leucio rufen, und ſagte: « Ihr müßt mir helfen, ſonſt werde ich nicht fertig. Ich glaubte es allein machen zu können; aber ich ſehe daß ich nicht einmal dazu komme, meine Kupferſtiche im kleinen Cabinet zu arrangiren. Nun habe ich Mariano Roſſi hier, er ſoll mir einen Plafond malen: Ihr müßt mir die Gedanken dazu geben. » P. H. antwortete: laſſen mich Ew. Majeſtät ein wenig darauf denken.

Der König, der in allem was ihn perſönlich angeht, ſehr ſtarig iſt, machte jeden Schritt und ging nicht, was iſt Eure Meinung? Jener verſetzte: Da dieſes ein Schlafzimmer iſt, ſo finde ich ſchicklich eine Aurora in das Oval des Plafonds zu malen, und über dem Spiegel das K. mit der Krone. Das Uebrige würde ganz ſimpel verziert, das mit man ruhig die ſchöne Architekt der Campanie Fülle genießen könne. Indeſſen findet ſich noch was Beſſeres, wenn Ew. Majeſtät mir Zeit laſſen zu denken. Der König ſagte: Beſſer kann es nicht werden, und ſo wurde es ausgeführt.

Nun kam es an den Saal, wo der König Perſonen empfing. « Hier, ſagte er, will ich es ſauber haben, aber nicht königlich — ſtellt Euch vor, daß ich in guter Baron auf meinem Landſitz bin — ohne Turne, aber ſauber. Was denkt Ihr hier für den Plafond anzugeben? » P. H. antwortete: Weil San Leucio ein Ort iſt, wo Manufakturen angelegt werden, ſo finde ich ſchicklich im Plafond vorzuſtellen, wie Pallas die Menſchen Lehrer ſpinnen, weben und dergleichen. Das ſind der Künſte art, und es wurde ausgeführt. In den Thürſtücken waren die ſchönen Künſte vorgeſtellt. Die Cabinette und Zimmer von ſeiner Suite wurden alle ſimpel und ſonſtimmig ernirt, und dienten der Feſten Fremde aufzunehmen.

Der große Saal, der ſowohl zur großen Tafel als zum Tanzen diente, wurde auf folgende Weiſe ernirt. Im Mittelſtücke war Ariadne und Bacchus im Triumph vorgeſtellt, und in vier runden Feldern, Bacchus, der den Menſchen den Ackerbau, Weinbau u. ſ. w. lehrt. Dieſes wurde ſehr ſchicklich von Fiſchetti ausgeführt, ſo daß der König ſagte, als er es fertig ſah: « Es iſt gut für eine Schenke, aber nicht für mich. » Indeſſen da er den Künſtler ſelbſt gewählt hatte, ſo ließ er's geſchehen und ſagte: « Die Medeia, die Ihr habt machen laſſen, iſt ſolid und elegant, die Malerei will ich nicht anſehen. Es iſt mir zu langweilig von neuem anzufangen und es herumreiſſen laſſen. »

Hiernach fiel es dem König ein, ein großes Bad zu haben, von 110 Palmen Länge, wo er ſchwimmen könnte. Nachdem dieſes gebaut war, ernirte es P. H. enfaufiſch, ſogar den Plafond, welches zwar mühſam war, aber glücklich ausfiel. Alſo war Belvedere in San Leucio fertig. Der König gab ein Feſt, wo in einem Theater, das für den einen Abend nur von Holz gebaut war, die Nina pazza per amore, von Paiſiello, zum erſtenmale aufgeführt wurde. P. H. hatte die Anſtalt zu dem Feſte gemacht, und ungeachtet alles eng und klein war, daß ſtalt die Einrichtung getroffen, daß über 500 Perſonen und erſte Cavaliere an den Tafeln ſitzen konnten; die übrigen aber an kleinen Tiſchen oder ſtehend ſoupirten.

Der König und die Königin waren außerordentlich zufrieden, als ſie den Tag vor dem Feſte alle Anſtalten ſahen, indem ſie nie geglaubt hatten, daß ſo viel Platz da wäre, und daß der große Saal noch zum Tanzen nach dem Souper frei blieb. Als das Theater geendigt war, wurde ſoupirt. Die Herzogin Amalia von Sachſen-Weimar war dazu eingeladen. An der Königs Tafel befanden ſich 48 Perſonen, und da eben in der Zeit eine Spaniſche Escadre vor Neapel lag, ſo waren auch alle Standesofficiere derſelben zu dem Feſte gebeten. Nach dem Souper wurde getanzt. Der König bemerkte P. H. mit einer goldnen Doſe und Repetiruhr, ſo daß die Königin ſagte: « Gott verzeih's mir! Ich fürchte, daß es nahe an ſeinem Ende iſt, denn er ſchenkt ſie mir. » Indeſſen iſt unumwerken, daß der König nicht Doſen, Uhren und dergleichen verſchenkte, wie die Königin öfters that; indem er erhielt 100 auch 200 Unzen in Geld, welches denn für den Empfänger weit beſſer war als eine Doſe, die er mit 80 Unzen bezahlt hatte, und nur 40 werth war.

Caſtellelle.

Der König ließ Caſtellelle bauen. Der Architekt Collecini hatte abermals den Auftrag. Es iſt ein großes Jagdhaus, oder vielmehr kann man es einen Jagdpalaſt nennen. Es ſind viele Ställe dabei, theils für Pferde, weil eine Stuterei daſelbſt angelegt iſt, theils für Kühe,

deren über 200 waren. In der angelegten Meierei wurde gute Butter und Parmesankäse gemacht. Englische ein Bäckerei, um Brod für die Arbeiter zu backen; verschiedene andere Gebäude zur Landwirthschaft, und Wohnungen für diejenigen, die im Winter an diesem Orte leben: denn im Sommer ist die Luft sehr böse, ja in gewissen Monaten tödtlich. Indessen Leute, die da geboren sind, halten es aus, ohne krank zu werden, leben aber doch selten über vierzig bis fünf und vierzig Jahre.

P. H. erhielt den Auftrag vom König, den ganzen Palast von Caserta, nebst der darin befindlichen Kirche, mit Bildhauerei und Malerei zu verzieren. Dieses ward in zwei Jahren vollendet. Am Himmelfahrtstage, als dem Fest der Kirche, ward ein Wettrennen zu Pferde auf Englische Art gehalten, in einem Oval, das rings um den Palast und die Gebäude herging, und mit Stufen wie ein Amphitheater gebaut ist. In demselben steht auch ein runder Tempel mit Säulen, worin sich die Musik befindet. Auch waren andere kleine populäre Feste für das Volk eingerichtet, das zu vielen Tausenden herbeiströmte. Der König war sehr vergnügt, daß alles friedlich und gut ausfiel, dankte P. H. für seine Mühe, und sagte: »Das ist der einzige Palast den ich habe, der fertig und völlig möblirt ist.«

Sicilien.

Nun fingen leider die Unruhen in Frankreich an, und es fanden sich in Neapel auch heiße Köpfe für die Sache der Freiheit und Gleichheit. Der König fuhr indessen immer noch fort sich für die Künste zu interessiren. Im Jahre 1790 wurde P. H. mit einem kleinen Fahrzeug, welches man in Neapel Scappoia nennt, einer Art von Feluke, mit zwölf Mann wohl bewaffnet, abgeschickt, die Küste von Calabrien und Sicilien zu besuchen, und alle malerischen Seehäfen zu zeichnen, und Studien zu machen, wonach die Bilder in Neapel könnten gefertigt werden. Die Reise ward gegen Ende April's angefangen; durch üble Witterung jedoch, die in dieser Jahrszeit ungewöhnlich ist, verlor P. H. viele Zeit, indem er an öden Stellen der Küste Calabrien, wo nichts zu zeichnen war, Halt machen mußte. Er ging darauf nach Messina, Syracus, Augusta und Palermo, wo er zur Zeit des Festes der heiligen Rosalia ankam, und den vielen Gaukeleien der fünf Tage beiwohnte. Sechzehn Tage war er in Palermo, und zeichnete verschiedene Aussichten des Hafens und der Rhede. Der Vice-König, Prinz Caramanica, der sein Freund schon seit langer Zeit in Neapel gewesen war, nahm ihn sehr günstig auf, und überdies hatte ihn der König noch eigenhändig an den Prinzen empfohlen. Er hatte Logis im Palast und war aufs beste versorgt. Den ersten Abend des Festes stellte der Prinz ihn selbst der ganzen Noblesse vor: denn der Prinz hatte oft in Neapel gesehen, daß sowohl der König als die Königin P. H. bei Hoffesten an Seuverän vorstellten, welche damals Neapel besuchten; auch fiel dieses den Palermitanischen Cavalieren, die P. H. kannten, und ihn in Neapel als ersten Kammermaler bei allen königlichen Festen gesehen hatten, nicht auf: hingegen die nie von ihrer Insel gekommen waren, begriffen es nicht, daß ein Maler vom Vice-König vorgestellt würde; noch weniger war es ihnen begreiflich, daß der Vice-König den Künstler oft bei Spazierfahrten in den Hafen und auf's Land mitnahm. Den Ciccio Carelli, erster Secretär des Vice-Königs, führte ihn in alle übrigen Assemblees, wo Feste gegeben wurden.

Da der König den Vorsatz gefaßt hatte, nach Wien zu gehen, wohin ihn die Königin und die beiden Prinzessinnen begleiten sollten, so wollte P. H. noch vor der Abreise des Königs im August in Neapel seyn. Er verließ daher sein kleines Fahrzeug, und ging mit dem gewöhnlichen Packetboot, il Tartaro zurück. Wäre P. H. nicht noch mit Gardinille und dessen Möblirung beschäftigt gewesen, so hätte ihn der König mit nach Wien genommen. Er wollte aber alle bei seiner Zurückkunft fertig finden, und so ließ er den Künstler zurück.

Kriegsunruhen.

Ungeachtet die Unruhen sich immer mehr und mehr verbreiteten, so ging doch alles seinen Gang fort, bis der Krieg nach Italien kam, und die beiden Tanten Ludwigs des XVI aus Rom nach Neapel flüchten mußten. Da fing alles an zu stocken. P. H. mußte sein Quartier im alten Palast zu Caserta räumen, so wie alle andern Cavaliere, denen ihre Wohnung bisher angewiesen war: die Prinzessinnen sollten ihn backen. P. H. wohnte noch ein Jahr in Caserta für sich, gab es aber auf, weil der Hof kein Quartier für ihn bezahlen wollte. Er wurde nun sehr oft nach Caserta gerufen, welches dem König am Ende mehr kostete, und P. H. verlor viele Zeit dabei. Indessen ging es noch so ziemlich. Der König kam dann und wann, aber viel seltner als sonst. P. H. sah wohl, daß das Ganze schief ging; aber er durfte sich's nicht merken lassen: denn alle Wohlgesinnten, die nicht in den Ton stimmten, den Hof und Parteigeist angaben, sondern vernünftig und ohne Leidenschaft urtheilten, waren angeklagt in Verdacht, und in Gefahr, ohne Verhör Jahre lang im Gefängniß zu schmachten. P. H., um sich zurückzuziehen, und um nur die großen Festtage, wo es seine Stelle erforderte, bei Hofe zu erscheinen, oder wenn er gerufen wurde, sich zum König zu begeben, miethete sich ein klein Casino sul Vomero, welches die schönste Aussicht vom ganzen Meerbusen hatte. Wenn er zum König gerufen wurde, war Anstalt getroffen, daß die Nachricht davon in einer halben Stunde bei ihm war. Er setzte sich in den Wagen, und konnte in der zweiten halben Stunde auf dem Palast des Königs seyn. Also war er auf dem Lande und in der Stadt zugleich, und brauchte den König nicht um Urlaub zu bitten.

Um sich von den traurigen Ahnungen zu zerstreuen, die er von den bevorstehenden Schicksalen hatte, machte er in den heißen Monaten malerische Reisen nach Monte Forte, Monte Vergine, zu den weißen Benedictinern, wo der General und viele Aebte seine Freunde waren, so wie auch zu den Camaldulensern a l'Incoronata. Und so brachte er in den Apenninen, so lange die große Hitze dauerte, mehrere Monate zu. In stiller Einsamkeit malte er viele fertige Studien nach der Natur, welches er im Winter verschiedene Monate zu Pozzuoli und Baja fertigte; machte ferner kleine Reisen auf seine Kosten im Königreich, nach Cujazzo, Pie di Monte, Aufa, Sta Mattese. Allein die Sorgen begleiteten ihn überall hin.

Er gedachte daher seine Capitalien zurückzuziehen; aber sie mußten erst aufgekündigt werden. Auch war der Cours auf ausmärtige Plätze schon so sehr da, daß man 18 p. C. verlor. Doch würde er dieses nicht geachtet haben, wäre es nur möglich gewesen, sein Geld zurückzuziehen, ohne öffentliches Aufsehen zu machen: der Hof würde es sogleich erfahren und Verdacht geschöpft haben. Also war Schweigen und Abwarten das einzige Mittel.

Endlich wurde die weltbekannte unglückliche Katastrophe entdeckt, wovon Mylord Nelson und Lady Hamilton die Triebfedern waren. Jeder mußte sein Silber bezahlen. P. H. lieferte für 2,400 Scudi Silberzeug, ein, Essen und Geben durfte man behalten. Jener aber wurde bei angedrohter Confiscation verhaftet. Man bekam Bankzettel, die in drei bis sechzig p. C. verloren. Der König sog alles baare Geld an sich, und der unglückliche Krieg ging an, von dem niemand sich Gutes versprechen konnte, der einen Begriff von Krieg und von Armeen hatte.

Endlich flüchtete der Hof nach Palermo, und man ließ Neapel in Händen von Menschen ohne Talent und Redlichkeit. Sobald nun die Lazaroni Macht gewannen, war da Anarchie willkommen, und jeder ehrliche Mann augenblicklich in Gefahr, sein Gut und Blut auszusetzen, um sein und seiner Familie Leben zu retten. In dieser Lage befand sich P. H. mit seinem Bruder Georg, welche beide in einem Flügel des Franceavillischen Palastes wohnten.

Nachdem der königliche Palast ausgeplündert war, standen beide Brüder hinter einer Jalousie am Fenster, um zu sehen, was für ein Lärm auf der Straße Gioja wäre. Die Lazaroni riefen einander zu: Wir müssen den Franceavillischen Palast plündern, dann die Königin hat viel schöne Sachen daselbst. Beide Brüder nahmen Hut und Stock und jeder seine Schatulle mit Papieren und Kamen, und was sie sonst Pretioses hatten, um sich durch den Garten zu retten, zu dessen Genuß ihnen die Königin den Schlüssel gegeben hatte. Sie wollten sich nach dem Castine auf dem Bomero begeben. Mit einmal entstand ein neuer gewaltiger Tumult unter den Lazaroni, dessen Ursache die Brüder nicht erfuhren; aber glücklicher Weise unterblieb die Plünderung. Indessen machten sie so viel als möglich insgeheim Anstalten, die besten Sachen einzupacken, welches nur mit vieler Schwierigkeit geschehen konnte, theils wegen der Lazaroni, theils weil die Feinde in der Nähe von Neapel waren.

Franzosen.

Endlich rückten die Franzosen ein. Es ist wohl nie von redlich gesinnten Menschen ein Feind so gewünscht worden, als die Franzosen in diesem Augenblick. Es herrschte die größte Anarchie, die man sich denken kann: jeden Augenblick Mord und Todtschlag. Wer sich am Fenster sehen ließ, konnte sich eine Kugel erwarten. Drei Tage jeder, nachdem die Franzosen in Neapel eingerückt waren, sah man die wilden Lazaroni in Kammer marschiren; man hatte ihrer sieben an einem Tage erschossen. Jeder konnte nun ruhig des Tages auf der Straße gehen.

Den dritten Tag fand P. H. einen Zettel an seiner Thüre, daß der Divisionsgeneral Rey nebst seinem Generalstab und vier Commissairen bei ihm wohnen solle. P. H. widerlegte sich dessen, und verlangte zu wissen, mit welcher Autorität dieß geschehe. Man antwortete, daß die Einquartierungsbillet von der Municipalität sollte den andern Tages erfolgen. Indessen rückten 86 Jäger und Pferde in den Palast ein, weil so viel Staabung für sie da war. Die vier Commissairs blieben die Nacht da, und schliefen zekleidet auf Matratzen: denn P. H. hatte nur drei Betten, eins für sich, eins für einen Fremden, und das dritte für den Bedienten. Des Morgens wollten die Commissairs alles verkaufen, was sich mit guten und baaren Werthen bezahlt wurde. Sie bemächtigten sich gleich siebzehn großer Gemälde von Sachsen, die dem König gehörten, und unter im Stubiarn von Georg Hackert standen. Drei Sachsen von gleicher Größe waren bei P. H. in seinem Studium eben, die er mit Mühe und Weitläufigkeiten rettete: denn er bewies endlich, daß der König sie noch nicht bezahlt habe, und sie daß jetzt noch des Künstlers Eigenthum wären. General Rey, der vom General Championet zum Commandanten von Neapel ernannt war, kam an, logirte sich in Philipps Quartier und bedeutete sich seine Bilder, seine Kirchengerätschaften und alles was da war. Die Generalität war unten einquartirt bei Georg Hackert, wo sie in Betten schliefen, welche die Municipalität geben mußte. Sein Studium wurde die Secretarie. Und so erreichte dasjenige, was ihnen so viel Glück und Bequemlichkeit gebracht hatte, den Theil eines königlichen Palastes zu bewohnen, nunmehr zur großen Unbequemlichkeit, indem sie als Prätendente gleichsam an des Königs Stelle die neuen Gäste bewirthen sollten, und ihre eigenen Sachen als königliche angesehen wurden: denn das besondere Vertheidigungswerk stunden, war den anmuthenden Siegern nicht leicht deutlich zu machen.

Rettung.

Den General Rey lud P. H. den ersten Tag, weil sein Koch noch nicht angekommen war, zum Essen ein, und durch höfliche und kräftige Behandlung, auch durch die Vorstellung, daß sie geborne Preußen seyen, wurde der General ihr Freund, und wie P. H. im folgenden Krieg sein erstes Aufkommen als Künstler französischen Officieren zu danken hatte, so dankte er nun französischen Generalen seine Rettung.

Es kam ein Befehl von der Municipalität, daß P. H. sogleich 1,200 neapolitanische Ducaten Contribution bezahlen sollte. Baar Geld war nicht vorhanden, also wandte er sich an General Rey um guten Rath. Dieser setzte sich mit ihm in den Wagen, und brachte ihn zum General Championet, dem er ihn als einen berühmten Künstler vorstellte, da er denn sehr gut aufgenommen wurde; allein von der Contribution war diesmal nicht die Rede; doch wurde er nachher durch die erworbene Gunst auf eine indirecte Weise von derselben befreit.

General Rey bezeigte sich sehr freundlich gegen die beiden Brüder, und verlangte, daß sie täglich mit ihm speisen sollten, ja er bewies es ihnen auf die höflichste Weise, wenn sie einmal fehlten. Auch zog er auf manche andere Weise an den Tag, wie sehr er sie schätze und besitze. Hierdurch wurde P. H. in seiner Arbeit gestellt gesetzt: denn in seinem Herzen war er überzeugt, daß die Republik nicht bestehen könne, und daß der König bald wieder in den Besitz seines Landes kommen würde. Viele Generale besuchten ihn nun in seinem neuen Hause, das er bezogen hatte, seitdem er den Franceavillischen Palast verlassen mußte. Sie zeigten sich alle als Liebhaber der Kunst, einige als Kenner. General Rey war vertraulich und aufrichtig gegen ihn. Eines Tags sagte er: Du Ihr kein unter Republikaner seyn kennt, ist mir sehr begreiflich; denn ein Künstler, der jährlich 6,000 Livres Pension bezieht, nebst einer schönen Wohnung und dutzend andern Bequemlichkeiten, kann unmöglich ein Freund von der neuen Ordnung der Dinge seyn; aber Ihr seid ruhige Leute, und habt Euch weder sonst noch jetzt in Regierungsgeschäfte gemischt. Wir schätzen Euch als Artisten und respectiren Euch als Preußen. Und wie ich Euch seit einem Monat kenne, habe ich den besten Begriff von Euch. Aber ich rathe Euch, ja ich verlange aufs dringendste, daß Ihr Neapel verlaßt und nach Paris gehet.

denn ich kann Euch versichern, daß man mir schon angekommen hat, Euch als Royalisten arretiren zu lassen. Ihr seyd weg. Männer und Künstler, wie Ihr seyd, Ihr könnt in der ganzen Welt ruhig leben.«

Mißliche Lage.

Die beiden Brüder hatten schon längst über ihre Lage nachgedacht, ihre Verhältnisse zur Municipalität wohl überlegt, und auch vorher schon vom General Rey etwas Aehnliches hören müssen. Sie sahen voraus, was nach dem wahrscheinlichen Abzug der Franzosen sie erwartete. Sie beschlossen daher sich zu entfernen, und wenn auch nicht gerade nach Paris zu gehen, wenigstens Livorno zu erreichen: denn der Großherzog Ferdinand war noch in Toscana. Einige Tage darauf sagte General Rey zu P. H.: Wann gehet Ihr? Dieser antwortete: Mit dem ersten Schiffe, das neutral ist. Ein Dane liegt hier, der Quarantaine hält, mit dem will ich gehen. Der General versetzte: Thut es so geschwind als möglich, denn ich habe meine Ursachen. Er rief sogleich seinen Secretär und gab jedem ein Paß, mit der Weisung ihn beständig in der Tasche zu tragen, und die Französische Cocarde auf dem Hut. Und so waren die beiden Brüder bei Hof in Parteine für Jacobiner ausgeschrien, und in Neapel wollte man sie als Royalisten einkerkern. In diesem Falle befanden sich damals alle vernünftigen und mäßigen Leute.

Abfahrt.

Endlich war die Quarantaine des Dänischen Capitains zu Ende, und P. H. mußte bis Livorne über 300 Piaster bezahlen für sich, seinen Bruder, einige geringe Kisten und einen Englischen Wagen. General Rey hatte Befehl gegeben, daß nichts, was ihnen gehörte, visitirt werden sollte. Der Dänische General-Consul, Christian Heiglin, war auch mit auf dem Schiff, Director Tischbein und andere mehr, in allem 15 Passagiere. Bei Monte Cristo ward das Schiff von einem Französischen Caper besucht, und weil ein Türke auf dem Schiffe war, welcher Dattern hatte, so wurde das Schiff genommen. P. H. widersetzte sich mit Heftigkeit, zeigte seinen Französischen Paß und wurde als Preuß respectirt. Indessen wollten sie das Schiff nach Bastia in Corsica bringen. Heiglin und Schwartz, als Kaufleute, wußten wohl, daß in Bastia keine Gerechtigkeit sey; also da die Caper das Schiff verlassen hatten, handelten sie mit den beiden Corsi, die auf dem Schiffe als Wache zurückgeblieben waren, und stellten ihnen vor: der Großherzog von Toscana habe schon das Land verlassen, und die Franzosen setzen ihn Brüge desselben. Sie möchten das Schiff anstatt nach Bastia nach Livorne bringen lassen. Dieses festete 200 Piaster, welche P. H. mit den beiden obgenannten bezahlte, weil sie die besten Guter auf dem Schiff hatten.

Livorno.

Der Wind ward ungestüm und trieb das Schiff gegen Livorne, und nach einer verdrießlichen Reise von dreizehn Tagen kamen sie in der Nacht auf der Rhede daselbst an. Des Morgens früh wurde das Schiff wie gewöhnlich besucht, und weil ein Caper darauf gewesen war, 25 Tage Quarantaine declarirt, welche auch im Hospital St. Jacob gehalten wurde.

P. H. ließ gleich seinen Englischen Wagen wegbringen, da es aber an die Kisten kam, wollte man sie visitiren, ob auch Englische Waaren darin wären. Durch den Preußischen Agenten und den General Miollis aber wurde alles sogleich vermittelt, und die Kisten ohne Visitation verabfolgt. Der Kaufmann Schwarz hingegen und andere hatten noch einen weitläuftigen Proceß, der erst lange hernach in Paris entschieden wurde.

General Miollis war durch General Rey schon unterrichtet, daß die beiden Gebrüder Hackert nach Paris gingen. Die Sache war aber schwer auszuführen, und man ließ die Entschuldigung gelten, daß das Meer voller Caper, und das Land voller Armeen sey. Sie möchten einstweilen Pisa zu ihrem Wohnplatz anlegen, und bleiben sich stille, bis endlich die kaiserlichen Truppen einrückten.

Florenz.

Ein Jahr darauf zogen beide Brüder nach Florenz und richteten sich ein. Im Jahre 1805 kaufte P. H. sich eine Villa mit zwei Pachter, welche so viel sahen will, als zwei Bauerfamilien, welche das Land der Herrschaft um billige Bedingungen bauen. Diese Villa liegt a San Piero di Carregaie nahe bei der Villa, wo Lorenzo il Magnifico gewohnt hatte. P. H. hatte seine Wohnung in Florenz, und lebte viele Monate auf der Villa, wo ein Studium eingerichtet war, so daß er fleißig mahlte, und sich dabei auch mit der Cultur des Landes beschäftigte. Er handelte seinen Wein nach Chiantals Unterricht, preßte sein Oel, wie es die Provenzalen machen, hatte sich einen Küchengarten an, baute das Kornland besser, ließ gemauerte Gruben ziehen, pflanzte einige tausend neue Reben, so daß sein Gütchen in kurzem sehr einträglich ward. Die Wohnung war reinlich und einfach eingerichtet, und er sah nur wenige Freunde und Fremde, die ihm empfohlen waren, damit die Ruhe des Landlebens nicht gestört werden möchte. Sein Bruder Georg beserate in der Stadt den Kupferstichhandel und was sonst von dieser Art vorfiel, kam Sonnabends zu ihm, und ging Montags früh nach Florenz zurück. Dieser Bruder ward ihm aber bald durch den Tod geraubt. Er starb den 4ten November 1803, noch nicht 50 Jahr alt. Er wurde als Protestant in Livorne begraben: denn in Florenz ist keine Grabstätte für Protestanten.

Lebensende.

Noch ein ganzes Jahr verlebte P. H. in völliger Thätigkeit; doch ward er gegen Ende von 1806 vom Schlagfluß befallen, worauf er noch einige Zeit mit Besserung und Hoffnung lebte, bis er im April 1807 die Welt verließ.

Er gehörte zu den Menschen, die auf eine entschiedene Weise ihres eigenen Glücks Schmiede sind. Sein angeborenes Talent entwickelte sich bald, und ein ruhiger Fleiß, eine unausgesetzte Bemühung brachte ihn nach und nach auf den Gipfel, wo wir ihn gesehen haben. Er war eine von den glücklichen Naturen, die bei einer großen Selbstbeherrschung jedermann dienen und niemand gedrechen mögen. Er hatte die Gabe sich zu Menschen zu schicken, ohne im mindesten biegsam zu seyn. Dabei gereichte es ihm freilich zum größten Vortheil, daß gerade das Fach, wozu ihn die Natur bestimmt hatte, zu seiner Zeit vor vielen andern begünstigt war. Die große Strenge und Ordnung, mit der er seine Kunst so wie sein Geschäfte betrieb, ward mild und lieblich für andere, indem sie eigentlichen Werken ihn jedermann angenehm

machen mußte. Die vielen Liebhaber suchten und bezahlten ihn, die vielen Dilettanten strebten ihm nach, und jeder war schon zufrieden, wenn er sich auch nur einen Schein jenes großen Talentes gewonnen hatte. So war Hackert beschaffen, ohne Neid zu sehen, doch mehr mit einem ernsten als gefälligen Anstand. Man hatte wohl in seinem Wesen etwas Diplomatisches finden können, welches in dem kalten Gefälligen der Hofleute besteht, ohne das Submisse von diesen zu haben, weil der Diplomat sich immer auch gegen die vornehmsten Personen, mit denen er umgeht, eine gewisse Würde geben muß, indem er, wenn er auch ihres Gleichen nicht ist, doch ihres Gleichen vorgestellt hat. Wir dürfen hierbei nicht vergessen, daß er ein Preuße von Geburt war, und seinen Theil von der Glorie des großen Königs sich zueignete. Er erhielt daher durch Thätigkeit, Strenge, Schärfe, Thätigkeit und Ausdauer den besten, die uns eine fremde Nation kennt gewerden, eine Bezeichnung, die, indem sie den Begriff von ihm erleichtert, ihm nur zur Ehre gereichen kann.

Nachträge.

Vorerinnerung.

Die Nachricht von dem Tode seines verehrten Freundes Philipp Hackert erhielt der Herausgeber zugleich mit einem Packet biographischer Aufsätze, welche ihm der Verewigte in einer früheren und letzten Verordnung zugedacht hatte. Sie sind größtentheils von Hackerts eigener Hand, und freilich war die vorzunehmende und dem Verstorbenen empfangte Redaction manchen Schwierigkeiten unterworfen. Die Anmuth solcher Aufsätze ruht auf einem natürlichen, fast mehr noch als die Rede selbst lesen und ungezwungenen Styl, welcher sich doch in einer Druckschrift wunderlich ausnehmen, ja kaum leidlich seyn würde. Den Freunden des Künstlers und der Kunst eine nicht mißfällige Lectüre zu bereiten, und dem Natürlichen, Wahren, Anmuthigen jener Blätter bei einer Bearbeitung so wenig als möglich zu entziehen, war die Aufgabe, welche man zu lösen sich angelegen seyn ließ, und man wünscht, daß die Absicht wenigstens im Ganzen möge gelungen seyn.

Diese durch unsre Redaction entstandene Sammlung besteht in drei Abtheilungen, wovon die erste einen kurzen Abriß des Lebens- und Kunstganges unsers Hackert bis in sein vierzigstes Jahr enthält; die zweite aus dem Reise-Journal eines Engländers, der mit Hackert Sicilien durchzog; die dritte aus einer Anzahl nicht eigentlich zusammenhängender Anekdoten besteht, welche jedoch die Kunst- und Lebensthätigkeit des merkwürdigen Mannes vielseitig vor Augen stellen. Möchte man von jener ersten Abtheilung wünschen, daß sie etwas mehr, und von der letzten, daß sie etwas weniger ausführlich verfaßt wäre, so geschähe es wohl nicht ganz mit Unrecht. Doch hat man bei Redaction dieser Hefte weder dort etwas zusetzen, noch hier etwas abnehmen können, ohne den Charakter derselben zu zerstören. Da man hier Nachrichten von einem bedeutenden Manne und zwar durch ihn selbst erhält, so ist es billig, daß man auch sein hier eigenes Art, wenn er von sich spricht, etwas nachsehe. Wir bitten daher in diesen Aufsätzen nicht mehr gethan als nöthig war, um sie leidlich zu machen, damit das meistens glückliche Leben unsers Freundes auch glatt und bequem vor den Augen des Beschauers hinfließen möge.

Was das Reise-Journal betrifft, so konnte die Frage entstehen, ob es wohl der Mühe werth sey, solches zu übersetzen und abzudrucken. Sicilien, das in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gleichsam erst für fremde Nationen entdeckt wurde, ist so vielfach durchreist und beschrieben worden, daß man sich kaum nach einer abermaligen, besonders nach einer älteren Reisebeschreibung sehnen möchte. Die Bemerkung jedoch, daß man eher müde wird selbst zu reisen, als Reisebeschreibungen zu lesen, schien auf eine besondere Antwort hinzudeuten. Freilich besitzen wir einen verständigen einsichtigen Swinburne, einen eben und männlichen Riedesel, einen heiteren mitunter etwas oberflächlichen Bohmann Brydone, einen geschäftigen, aber nicht immer zuverlässigen Borch, einen treuen und guten, aber etwas weitschweifigen Bartels, einen ernsten und gesetzten Münter, einen unterrichteten und vielbelesenen Strabera, einen wissenschaftlichen, obgleich nicht genug begründeten Spallanzani, den durch sein Kupferwerk alles gleichsam abschließenden Houel, ja noch so manche andere, daß man also gar wohl diesen Knight hätte entbehren können, um so mehr als er einige seiner Vorgänger unmittelbar vor Augen gehabt zu haben scheint. Aber ein jeder, der in der Ferne ein Land studiren will, er habe es früher mit Fleiß gesehen oder nicht, wird immer so viel Zeugen aufrufen als er nur kann, denn Manche in diesem Fall nur unter Einer ist, weil sowohl die verschiedenen Zeiten, in welchen sie beobachtet, als die verschiedenen Standpunkte, worauf sie die Gegenstände angesehen, dem Betrachtenden und Urtheilenden sehr zu Statten kommen. Reisebeschreibungen aus verschiedenen Jahren sind gleichsam als Chroniken solcher Gegenstände anzusehen, die eigentlichen augenblicklichen Zustände werden aufgefaßt und festgehalten, indessen sich in der Wirklichkeit manches verändert und sich nach wenigen Jahren ganz neue Erscheinungen dem Beobachter darbieten. So stand zu den Zeiten Knights Reise noch aufrecht, und der Weg auf den Gipfel des Aetna war, obgleich beschwerlich genug, doch noch unzweifelhaft, anstatt daß nach der Eruption von 1787, welche am Gipfel selbst ausbrach

machen mußte. Die vielen Liebhaber ſuchten und bezahlten ihn, die vielen Dilettanten ſtrebten ihm nach, und jeder war ſchon zufrieden, wenn er ſich auch nur einen Schein jener großen Talents gewonnen hatte. So war Hackert geſchützt, ohne Neidiſch zu werden, und konnte immer er ſelbſt ſeyn, ohne den Menſchen lüſtig zu fallen.

Seinen Brüdern war er mehr als Vater, er ward ihnen täglich Lehrer und Gönner, Führer und Beſchützer. Sein Aeußeres war ſeinem Innern völlig gemäß. Mittelgroß, hager, ſtark und feſt, ohne ſteif zu ſeyn, doch mehr mit einem ernſten als gefälligen Anſtand. Man hätte nicht in ſeinem Weſen etwas Diplomatiſches finden können, welches in dem kalten Gefälligen der Hofleute beſteht, ohne das Submiſſe von dieſen zu haben, weil der Diplomat ſich immer auch gegen die verworfenſten Perſonen, mit denen er umgeht, eine gewiſſe Würde geben muß, indem er, wenn er auch ihres Gleichen nicht iſt, doch ihres Gleichen vorzuſtellen hat. Wie dieſen hierbei nicht beigekommen, daß er ein Preuße von Geburt war, und ſeinen Theil von der Gunſt des großen Königs ſich zugemeſſen. Er erhielt daher durch Thätigkeit, Strenge, Schärfe, Thätigkeit und Ausdauer den Poſten, die uns aus dieſer Nation bekannt geworden, eine Vorgeſetzung, die, indem ſie den Begriff von dem erleichtert, ihm nur zur Ehre gereichen kann.

Nachträge.

Vorerinnerung.

Die Nachricht von dem Tode ſeines verehrten Freundes Philipp Hackert erhielt der Herausgeber zugleich mit einem Packet biographiſcher Aufſätze, welche ihm der Verewigte in einer früheren und letzten Verordnung zugedacht hatte. Sie ſind größtentheils von Hackerts eigener Hand, und freilich war die vorzunehmende und dem Verſtorbenen ganz fremde Redaction manchen Schwierigkeiten unterworfen. Die Anmuth ſolcher Aufſätze druckt auf einem natürlichen, faſt mehr noch als die Rede ſelbſt leſen und ungezwungenen Styl, welcher ſich doch in einer Druckſchrift wunderlich ausnehmen, zu kaum leſer ſeyn würde. Den Freunden des Künſtlers und der Kunſt eine nicht mißfällige Lectüre zu bereiten, und dem Natürlichen, Wahren, Anmuthigen jener Blätter bei einer Bearbeitung ſo wenig als möglich zu entziehen, war die Aufgabe, welche man zu löſen ſich angelegen ſeyn ließ, und man wünſcht, daß die Abſicht wenigſtens im Ganzen möge gelungen ſeyn.

Dieſe durch unſere Redaction entſtandene Sammlung beſteht in drei Abtheilungen, wovon die erſte einen kurzen Abriß des Lebens und Kunſtganges unſers Hackert da in ſein vierzigſtes Jahr enthält; die zweite aus dem Reiſe-Journal eines Engländers, der mit Hackert Sicilien durchzog, die dritte aus einer Anzahl nicht eigentlich zuſammenhängender Anekdoten beſteht, welche jedoch die Kunſt- und Lebensthätigkeit des merkwürdigen Mannes vielſeitig vor Augen ſtellen. Möchte man von jener erſten Abtheilung wünſchen, daß ſie etwas mehr, und von der letzten, daß ſie etwas weniger ausführlich verfaßt wäre, ſo geſchähe ſowohl nicht ganz mit Unrecht. Doch hat man bei Redaction dieſer Hefte weder dem etwas zugeben, noch hier etwas abnehmen können, ohne den Charakter derſelben zu zerſtören. Da man hier Nachrichten von einem bedeutenden Manne und zwar durch ihn ſelbſt erhält, ſo iſt es billig, daß man auch ſeiner eigenen Art, womit er von ſich ſpricht, einigermaßen nachgebe. Wir haben daher an dieſen Aufſätzen nicht mehr gethan als nöthig war, um ſie leſbar zu machen, damit das meiſtens glückliche Leben unſers Freundes auch klar und bequem vor den Augen des Beſchauers vorüberfließen möge.

Was das Reiſe-Journal betrifft, ſo konnte die Frage entſtehen, ob es wohl der Mühe werth ſey, ſolches zu überſetzen und abzudrucken. Sicilien, das in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gleichſam erſt für fremde Nationen entdeckt wurde, iſt ſo vielfach durchreiſt und beſchrieben worden, daß man ſich kaum nach einer ab-ovalogen, beſonders nach einer älteren Reiſebeſchreibung ſehnen möchte. Die Bemerkung jedoch, daß man eher müde wird ſelbſt zu reiſen, als Reiſebeſchreibungen zu leſen, ſchien auf eine bejahende Antwort hinzudeuten. Freilich beſitzen wir einen verſtändigen einſichtigen Swinburne, einen edlen und männlichen Riedeſel, einen heitern mitunter etwas oberflächlichen Lehmann Brydone, einen geſchäftigen, aber nicht immer zuverläſſigen Borch, einen treuen und guten, aber etwas weitſchweifigen Bartels, einen ernſten und gelehrten Münter, einen unterrichteten und ſtrebenden Strehlke, einen wiſſenſchaftlichen, zugleich nicht genug begründeten Spallanzani, den durch ſein Kupferwerk allen gleichſam abſchließenden Houel, ja noch ſo manche andere, daß man alle gar wohl dieſen Knight hätte entbehren können, um ſo mehr als er einige ſeiner Vorgänger unmittelbar vor Augen gehabt zu haben ſcheint. Aber ein jeder, der in der Ferne ein Land ſtudiren will, er habe es früher nun ſelbſt geſehen oder nicht, wird immer ſo viel Zeugen aufſuchen als er nur kann, deren Menge in dieſem Fall nur intereſſanter iſt, weil ſowohl die verſchiedenen Zeiten, in welchen ſie beobachtet, als die verſchiedenen Standpunkte, woraus ſie die Gegenſtände angeſehen, dem Betrachtenden und Urtheilenden ſehr zu Statten kommen. Solche Beobachtungen aus verſchiedenen Jahren ſind gleichſam als Chroniken ſolcher Gegenſtände anzuſehen; die eigentlichen augenblicklichen Zuſtände werden aufgefaßt und feſtgehalten, indeſſen ſich in der Wirklichkeit manches verändert und ſich nach wenigen Jahren ganz neue Erſcheinungen dem Beobachter darbieten. So fand zu den Zeiten Knights Meſſina noch aufrecht, und der Weg auf den Gipfel des Aetna war, obgleich beſchwerlich genug, doch noch zurückzulegen, anſtatt daß nach der Eruption von 1787, welche am Gipfel ſelbſt ausbrach

das Erklimmen desselben beinahe unmöglich ward. Von Schlüssen, die aus solchen Vergleichungen können gezogen werden, giebt uns Spallanzani ein interessantes Beispiel, indem er zusammenstellt, was seine Vorgänger von der innern Beschaffenheit des Aetnischen Kraters gemeldet hatten. Und wer von denen, die sich mit der Erdbeschreibung ernstlich beschäftigten, hat nicht mehr oder weniger auf gleiche Weise verfahren? Die Bekanntschaft, die wir bei dieser Gelegenheit mit so bedeutenden Männern machen, ist fast eben so viel werth, als die Bekanntschaft mit den Gegenständen selbst: denn wie zeichnen sich die Nationen und die Individuen derselben wohl mehr aus als auf Reisen? Jeder bringt eine gewisse einheimische Urtheilsweise mit, jeder hat einen gewissen Maßstab des Guten, Würdigen, Wünschenswerthen oder Vortrefflichen, und auch der Zufall charakter, den die Reisenden an sich tragen, spricht sich scheint durchaus tüchtig, rechtwollend, rechtlich auf einen bestimmten Zweck losarbeitend. Die Hauptrichtung der Jahrhunderts gegen alle Unthätigkeit und was den Menschen darin erhält, die Hauptbeschäftigung allem, was wirksam und fördernd ist, besonders im Staatsfache, so wie im Oekonomischen, Mercantilischen, Technischen, erscheint an diesen wenigen Männern theils in der Reisebeschreibung, theils in der Biographie. Sie bekennen sich alle zu der Religion des ehrlichen Mannes, und wir sehen einen Papst, einen König, welche Redlichkeit und Thätigkeit zu schätzen wissen, ohne zu fragen, welcher Kirche ein solcher Mann angehöre. Der Widerwille Knight's gegen alles was Falschheit und Tagdieberei begünstigt, bricht überall hervor, und so scheint er völlig jenen Tagen gemäß denkend, von welchen sich seine Reisebeschreibung datirt.

Zu dieser Apologie des gegenwärtig abgedruckten Tagebuchs läßt sich noch hinzufügen, daß es doch auch gleichsam gefordert wird, in dem Leben eines Landschaftsmalers auch einmal die Landschaft selbst zu sehen, welche eigentlich nur durch einen Dritten gelernt werden kann, der, indessen der Künstler zeichnet, die wortliche und schriftliche Schilderung der Gegend übernimmt. Mehrere Stellen dieser Art sind Herrn Knight vorzüglich gelungen. So sind es denn auch nur wenige Bogen, die man sogar, nach Belieben, überschlagen konnte.

Uebrigens ist er als ein Mann von Kenntnissen, besonders in der Griechischen Literatur, bekannt, und Verfasser eines bedeutenden Werks, welches den Titel führt: **An analytical Essay on the Greek Alphabet, by Richard Payne Knight. London 1791.** Auch war er Liebhaber der Kunst: denn Downton Castle in Herefordshire, sein Geburtsort, enthält viele Gegenstände der Sculptur und Malerei, die er auf seinen Reisen gesammelt hatte. Durch ein Versehen heißt er in dem Hackert'schen Manuscript mit Vornamen Henry, der also nach dem eben angeführten Werke zu berichtigen wäre.

Hier nehmen wir auch Gelegenheit von Hackerts zweitem Reisegefährten, Herrn Gore, umständlichere Nachricht zu geben.

Charles Gore.

Geboren den 5. December 1729 zu Horkstow in Yorkshire, stammte aus einer würdigen Familie, und einer seiner Vorfahren war Lord Mayor der Stadt London gewesen. Sein Vater, ein sehr rechtschaffener und wohlwollender Mann, führte den gleichen Vornamen, und war der jüngste von drei Brüdern. Die ältesten wurden Parlamentsglieder, und ihn bestimmte man zur Handelschaft, nach Art jener Zeit, wo man es jüngern Söhnen des ersten Kreis nicht nachtheilig hielt, neuen Glück auf diesem Wege suchen wollten. Er war eine Zeitlang als Director der Englischen Factorei in Hamburg angestellt, und gerade in der Epoche, als die Englischen Armeen unter dem Commando des Herzogs von Marlborough sich auf dem festen Lande befanden. Der Herzog war ihm sehr gewogen und zeichnete ihn aus. Er hingegen widmete sich derselbst der Person und dem Interesse dieses großen Heerführers, daß, als beide zurück nach England kamen, und der Herzog bald in Ungnade fiel, die beiden ältern Brüder aber auf der Seite des Ministers Lord Oxford hielten, er darüber wirklich sich von seiner Familie trennte und sich nach Yorkshire begab, wo er eine Besitzung kaufte und bei schon zunehmendem Alter heirathete.

Er hatte sieben Kinder von seiner Gattin, darunter unser Charles Gore das dritte, und der einzige Sohn war. Er ward in der Westminsterschule erzogen, und, weil sein Vater bei geringem Vermögen mehrere Kinder hatte, gleichfalls der Kaufmannschaft gewidmet, da er denn mehrere Jahre auf dem Bank-Comptoir seines Onkels John Gore arbeitete; als er aber einst seine Familie in Yorkshire besuchte, machte er Bekanntschaft mit einer junaen Erbin, die bei anfänglichem Widerwillen eine vorzügliche Schönheit besaß. Als er durch die Heirath mit dieser Frauenzimmer unabhängig ward, so verließ er alsbald seine kaufmännische Laufbahn, die ihm von jeher sehr mißfallen hatte. Seine Gattin brachte ihm vier Töchter, davon die zweite sehr zeitig starb; er aber blieb mit seiner Familie in Yorkshire bis zu seines Vaters Tode, und beschäftigte sich diese Zeit über, so gut als die Lage seines Wohnortes zuließ, sich in jenem Talente zu üben, welches er von Jugend an bei sich entdeckt hatte, Mechanik nämlich und Schiffbaukunst. Nach dem Tode seines Vaters konnte er nunmehr seiner überwiegenden Leidenschaft für die Schifffahrt vollkommenen Lauf lassen, welche bis zum größten Enthusiasmus anwuchs, als er in Hamburg die angenehme Stadt Southampton an dem Flusse gleiches Namens zu seinem Aufenthalte wählte, die wegen der Nähe von Portsmouth mit seinen Werften, und mit Spithead, wo die Flotte gewöhnlich stationirt, ihm alles darbot, was er nur zum Studium und zur Ausübung seines Liebhabergewerbes nöthig hatte.

Dieses trieb er gegen drei Jahre unermüdet, indem er verschiedene Schiffe nach seinen eigenen Modellen erbauen ließ, worun das eine, die Schnecke genannt, ein Kutter, wegen seiner zierlichen Gestalt und der Schnelligkeit des Segelns merkwürdig und von allen Seeleuten bewundert war. Herr Gore hatte die Ehre in diesem Schiffe die Brüder Ihro Majestät, die Herzoge von York, Glocester und Cumberland, von Southampton auf Spithead, Portsmouth, die Insel Wright und sonst unter zu führen. Gewöhnlich brachte er seinen Sommer, ja den größten Theil des Jahres damit zu, daß er mit der Flotte die Küste von England befuhr, auch die Küsten von Frankreich, die Inseln Guernsey, Jersey und andre besuchte, und auf diese Weise die Kenntniß des Schiffbaues und des Seewesens sich eigen machte, wodurch seine Zeichnungen so außerordentlich schätzbar werden. Er hatte beiläufig zwei Matrosen im Dienste, und stand selbst immer am Steuerruder. Zu einer Fahrt auf die hohe See nahm er allemal mehrere Mannschaft.

Erst im Jahre 1773 ward er veranlaßt diese seine Lage und eine Lebensart aufzugeben, die ihm so außerst angenehm war, doch der schönste Gesundheits-

zustand seiner Gattin, und die Meinung der Aerzte daß die Luft von Southampton ihrer Genesung entgegen sey, bewogen ihn um strengstens einen mildern Ort aufzusuchen, und seine Familie zu einem Winteraufenthalt nach Lissabon zu versetzen. Aber die Gesundheit seiner Gattin wurde dadurch so wenig gefördert, daß er das nächste Jahr nach England zurückkehren ihm Abgang fand, als unvermuthet ein alter Bekannter ankam, Capitän Thompson, der den Lezard, eine Fregatte von 32 Kanonen, commandirte, und auf seinem Wege in das mittelländische Meer in Lissabon anspruch. Herr Gore, kannte dem freundlichen Erbieten des Capitäns nicht widerstehen, der ihn und seine Familie nach Livorno zu bringen versprach, und weil dieser geschickte Schiffmann den Auftrag hatte, den verschiedenen Englischen Garnisonen Geld zu bringen, so fand Herr Gore die erwünschte Gelegenheit Gibraltar und Port Mahon auf der Insel Minorca zu sehen, an welchem letztern Platz der Capitän sich beinahe drei Wochen aufhielt.

Sie trafen sich in Livorno, nachdem Herr Gore sich fast ein Jahr in Florenz aufgehalten, und seine jüngste Tochter dem Lord Compton, der daselbst ansässig war, vermählt hatte, sogar mit seiner Familie nach Rom und Neapel, und kehrte nach einiger Zeit der Vermählung seiner Tochter wegen nach Florenz zurück, nachdem er vorhanfig ein Haus in Rom gemiethet hatte, wo er sich dann unfehlbar bis zum Jahr 1778 aufhielt.

Während dieser Zeit machte er vertraute Bekanntschaft mit Philipp Hackert, dem berühmten Landschaftsmaler. Sie machten zwei Sommer zusammen auf Gesellschaftsreise und Albane zu, immerfort mit verschiedenen Lustreisen beschäftigt, wobei sie immer nach der Natur studirten und zeichneten, welches in dieser göttlichen, reichen und durch so mannigfaltige Schönheiten verherrlichten Gegend ein großer Genuß war. Kehrten sie gegen den Winter nach Rom zurück, so suchte Herr Gore immer seinen Freund in Hackerts Hause zu, wo sich einige Deutsche Künstler, ingleichen Englische und andere Fremde ebenfalls einfanden, die sich wie er den Künsten ergeben hatten. Gewöhnlich saßen sie um einen großen Tisch, auf welchem mehrere Lampen stunden, und über welche sich ein Verhüll aus Hackerts schönen Studien nach der Natur, indessen ein Italiänischer Abbate lesen den Tasso und die übrigen vortrefflichen Italiänischen Dichter vorlas und erklärte. Der Abend ward gewöhnlich mit einer mäßigen aber guten Tafel beschlossen, und die Träume dieser kleinen Societät sollen oft besonders materisch gewesen seyn.

Im Jahre 1777 unternahm Herr Gore in Gesellschaft seiner Freunde, Hackert und Knight, die Reise nach Sicilien, wovon er sich vielleicht so gern erinnerte. Nach drei Monaten kehrten sie nach Rom zurück, und im folgenden Jahre verließ Herr Gore Italien, um nach der Schweiz zu gehen. Hackert begleitete ihn abermals bis Bologna, wo sie mit großen Schmerzen von einander scheiden, indem Hackert mit einer Gesellschaft junger Engländer und Russen die Borromeischen Inseln besuchen wollte.

In der Schweiz verweilte Gore beinahe zwei Jahre und kehrte nach England zurück, indem er auf dem Wege Frankreich, die Niederlande und Holland besuchte. In seinem Vaterlande blieb er sich abermals gegen zwei Jahre auf; als aber im Jahre 1783 die Gesundheit seiner Gattin von neuem zu sinken anfing, so brachte er sie nochmals auf's feste Land, und kehrte unmittelbar von Spaa nach England allein zurück, um seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, indem er sich vorgenommen hatte sich durchaus in Neapel niederzulassen. Aber ein unvermuthet Unglück zerstörte diesen Plan. Während seiner Abwesenheit starb die geliebte Gattin zu Spaa den 22. August 1785 an einem Fieberfieber, den neunten Tag ihrer Krankheit, zum großen Schmerz ihrer Töchter, denen sie mit Recht so werth und theuer gewesen. Auf Anordnung ihres Gemahls ward ihr Leichnam in's Vaterland gebracht. Herr Gore hatte seine traurige Nachricht in Sheddencourt in Strafshire vernommen, da er am Pokagra in dem Hause seines Freundes Lord Bateman darniederlag, der mit seiner trefflichen Gemahlin ihm in diesen körperlichen und Gemüths-Bedrängnissen den liebevollsten Beistand leistete. Sobald er wieder hergestellt war, kehrte er zu seinen Töchtern zurück, blieb sich einige Monate im Haag auf, wo er sich vornahm den bisher noch unbesuchten Theil von Deutschland zu besuchen. Sie gelangten im October 1787 nach Weimar und setzten ihre Reise nach Dresden und Berlin fort, und wurden zuletzt durch die zuvorkommende Güte und Freundlichkeit der Weimarischen Herrschaften bewogen, sich im Jahre 1791 in Weimar niederzulassen.

Die Gegenwart dieses vortrefflichen Mannes ist unter die bedeutenden Vortheile zu rechnen, welche diese Stadt in den letzten Jahren genossen. Seine Persönlichkeit machte stets einen wohlthätigen Eindruck. Einfach, freundlich und gefällig einnahm er sich gegen Jedermann; selbst noch im Alter machte seine Gestalt, seine Gesichtsbildung einen sehr angenehmen Eindruck. Der Unterhaltung mit ihm konnte es niemals an Stoff fehlen, wo er solche pflegen, erlebt und gelesen, ja man kann sagen keinen Augenblick des Lebens mit mehr bedeutenden Gegenständen zugebracht hatte. Seine ausserordentlichen Einkünfte setzten ihn in den Stand bequem und behaglich zu leben, und dabei großmüthig, gegen Fremde gefordert, gegen Bedürftige hülfreich zu seyn. Sein durchaus gleichförmiges Betragen machte seine Gesellschaft sicher und angenehm, und selbst wenn er am Podagra litt, war er noch heiter, mittheilend und unterhaltend. Sein früheres Leben auf der See, an den Küsten, in schönen und bedeutenden Gegenden hatte seine Lust in ihm erregt, solche flüchtige Augenblicke zu fixiren. So hatte er sich der Prospectzeichnung ergeben, und war hauptsächlich dadurch mit Hackert innig verbunden. Um beste gewisser von der Richtigkeit solcher Abbildungen zu seyn, hatte er die Camera obscura angewendet, deren Mängel ihm zwar nicht verborgen waren, denen er sich aber doch als Liebhaber mit vielem Vortheil zu bedienen wußte. Er setzte derselben Uebungen immer fort, welches ihm um so leichter ward, als er an Rud. Krause, einem sehr geschickten und in diesem Fache fertigen Künstler, den besten Gehülfen fand. Er machte mit denselben verschiedene Reisen, davon ich nur der zu der Belagerung von Mainz und der nach den Borromeischen Inseln gedenke.

Was ihm aber zu Hause auf eine sehr angenehme Weise beschäftigte, war die Sorgfalt, womit er seine früheren Zeichnungen zusammenstellte, ordnete, wiederholte, durch Nachzeichnungen aus Reisebeschreibungen ergänzte und in große Bände zusammenbinden ließ. Darunter befand eine vortreffliche Folge von Aussichten, Küsten, Gibraltar, Minorca, die Küsten des Mittelmeers, Sicilien, Italien, waren unter verschiedenen Gesichtspunkten glücklich aufgefaßt und mit der Leichtigkeit eines Liebhabers durchgeführt. Die Seestücke und Hafen zeichnen sich vorzüglich durch treffich gezeichnete Schiffe aus; denn indem Herr Gore so lange Zeit sich mit dem Schiffbau abgegeben, so waren ihm diese zierlichen Gebäude nicht bloß dem Schwune nach bekannt, sondern er verkannt ihre Formen, so wie die ganze Technik, wodurch sie bewegt werden, aufs genaueste. Wie ein tüchtiger Figurenzeichner, der mit der Anatomie nicht vertraut ist, die Glieder an den rechten Ort setzt, so waren bei ihm die Theile des Schiffs im rechten Verhältniß, weil er ihren Gebrauch und die Wirkung, die sie hervorbringen sollten, sehr genau kannte, wie er denn

auch bis kurz vor seinem Ende mit der Gesellschaft zu Verbesserung des Schiffbaues in London, deren Mitglied er war, in beständigem Verhältniß blieb und ihr seine Betrachtungen mittheilte, die er über diesen Gegenstand immer fortsetzte. Als Beweis seiner unveränderlichen Neigung zu diesen Gegenständen kann man anführen, daß er nicht vier und zwanzig Stunden vor seinem Ende, welches den 22. Januar 1807 erfolgte, seiner Tochter den Wunsch ausdrückte, daß sie bei ihrem Ableben ein Legat der Gesellschaft der Marine zu London hinterlassen möge. Eben so verordnete er in seinem Testamente, daß von den alten Matrosen, welche mit ihm seinen Kutter, die Schnecke, geführt hatten, der eine, welcher noch am Leben war, eine Pension regelmäßig bis an sein Ende erhalten sollte, welches denn auch durch seine treffliche Tochter gewissenhaft erfüllt worden.

Jene Sammlung, die in den letzten Jahren seine größte Freude gemacht hatte, ward nach einer kurz vor seinem Tode ausgesprochenen Verordnung Ihro des Herzogs von Weimar Durchlaucht zum Andenken übergeben. Es sind diese schönen Bände auf die Bibliothek niedergelegt, und werden daselbst aufbewahrt. Eine Marmorbüste des Herrn Gore wird daselbst auch das Andenken an seine Persönlichkeit erhalten. Seinen Ueberresten glaubte man den Vorzug, in der Hofkirche niedergesetzt zu werden, wo sie neben seiner ältern Tochter Elise Gore, einer der würdigsten Schülerinnen Hackerts, die ihrem Vater vorausgegangen, eine Ruhestätte gefunden. Ihm daselbst ein vollständiges Monument zu setzen, war seiner jüngern Tochter Emilie verblieben.

Ausführliche Beschreibung der sechs Gemälde die zwei Treffen bei Tschesme vorstellend.

S. oben S. 470 f.

Erstes Gemälde.

Vorstellung aus dem Feuer zu der Schlacht vom 5. Juni 1770 zu rechtigen.

Die Türkische Flotte war in einem Halbzirkel am rechten Ufer des festen Landes bei Tschesme geordnet. Das Türkische Schiff mit der großen roth und grünen Flagge und dem rothen Wimpel auf dem großen Mast commandirte der Capitän Pascha, das Schiff mit der großen gelb und rothen Flagge auf dem großen Mast des Contre-Admirals; das Schiff mit der großen rothen Flagge auf dem Fockmast befehligte der zweite Contre-Admiral; alle andern Türkischen Schiffe führen rothe Flaggen und Wimpel. Auf dem Lande hinter der Flotte stehen die Landtruppen, dreißigtausend Mann stark, die Landung der Russen zu verhindern, und die Schiffstruppen im Nothfalle abzulösen. Davon sieht man nur einen Theil auf dem Bilde, indem Lager und Zelte durch die Schiffe und den Rauch bedeckt sind; so wie man auch von mehreren Galeeren, kleinen Schiffen und Schaluppen zum Transport der Mannschaft, nur einige vorgestellt sieht.

Der Ober-General der kaiserlichen Flotte, Graf Orlow, hatte beschlossen die Feinde bei geringem Winde, der ihn jedoch begünstigte, anzugreifen, und rückte um 11 Uhr mit drei Divisionen vor. Die erste Division von drei Schiffen, die Europa, St. Eustach und Tri Swetitele befehligt der Admiral Spiridow, dessen große Flagge auf dem Mittelmast des zweiten Schiffes St. Eustach, worauf er sich befand, zu sehen. Diese ganze Division hat blaue Wimpelfahnen. Das erste Schiff, Europa, wendet sich, indem es auf den Feind seine Ladung abbrennt, welche schon die Russische Flotte eine Zeit lang beschossen hatte. Die zweite Division, gleichfalls von drei Schiffen, St. Januarius, Tri Erarchs und Rostislaw, rückt in Linie vor und wird von dem Ober-General, dem Grafen Orlow, befehligt, der auf dem Schiffe Tri Erarchs sich befindet, auf dessen großem Mast man die große Admiralsflagge sieht. Auf dem Fockmast ist die große rothe Flagge als Zeichen des Angriffs. Diese ganze Division hat weiße Wimpelfahnen. Die dritte Division besteht aus drei Schiffen, Retwan Mariä, Swetoslaw und Saratow, unter den Befehlen des Admirals Elphinston, der sich auf dem Schiff Swetoslaw befand. Es hat die Contre-Admirals Flagge auf dem Besammast. Die ganze Division hat rothe Wimpelfahnen, und rückt gleichfalls in Linie vor. Die Bombarde, die sich bei der zweiten Division nach vorn zu befindet, wirft beständig Bomben auf den Feind.

Zweites Gemälde.

Treffen vom 7. Oktober des 5. Juni 1770

Das Schiff St. Eustach, welches das Türkischen Contre-Admirals genommen hatte, war von dem großen brennenden Mast desselben entzündet aufgeflogen. Die Trümmer desselben sieht man im Vordergrund. Man erblickt Russen, welche die Türkische Flagge retten, um dieses Zeichen ihres Sieges zu erhalten. An der andern Seite mehrere Türken und Russen, die sich um die Platte auf einen Theil der Trümmer zu retten suchen. Weiterhin erblickt man eine russische Schaluppe, die eine Menge Russischer Soldaten und Matrosen rettet, die mit dem Schiff aufgeflogen waren. Alle die übrigen Schaluppen eilen herbei zu demselben Zweck, aufgefordert durch den rothen Wimpel auf dem Fockmast des Admiralsschiffes Tri Erarchs. Dasselbe Schiff hat Anker geworfen, und schießt sich unaufhörlich mit seinem Geschwader und Kanonenboten. Das Schiff Rostislaw hält an der Windseite, um sich mit Vortheil zu schlagen. Das Schiff Tri Swetitele, um der Gefahr zu entgehen, von dem brennenden Türkischen Schiff entzündet zu werden, durchbrach die Linie der Türken unter fortdauerndem Gefecht. Die Europa und der heilige Januarius fahren fort zu manövriren, indem sie die feindlichen Schiffe beschießen. Die dritte Division des Contre-Admirals Elphinston ist noch nicht in den Streit verwickelt. Die Schaluppe, die sich entfernt, ist die, welche den Admiral Spiridow und den Admiral Grafen Orlow gerettet hatte. Das Schiff des Türkischen Contre-Admirals, das durch den St. Eustach genommen war, entzündete sich. Die türkische Mannschaft, um sich zu retten, stürzte sich ins Meer; einige Stunden darauf erreichte das Feuer die Pulverkammer, und das Schiff flog auf. Der erste Türkische Contre-Admiral hat sein Ankertau gekappt, seine Flaggen gesenkt, und entfernt sich, um nicht durch gedachtes Schiff angezündet zu werden. Ein anderer in der Nähe macht Anstalten dasselbe zu thun, während es sich noch schlägt. Alle übrigen Schiffe, diesselbe Gefahr und das beständige Feuer der Russischen Flotte fürchtend, kappen gleichfalls ihre Ankertaue und ergreifen ihren Rückzug.

Drittes Gemälde.

Anfang der Türken in den Hafen von Tschesme.

Die Türken ziehen sich in den Hafen zurück mit allen sanften Flaggen. Das Schiff Tri Eracha, worauf sich der Graf Orlow befand, gab das Signal zum Verfolgen, indem eine rothe Flagge mit einem weißen Oval in der Mitte am großen Maste unter der Kaiserflagge aufgesteckt war. Das Schiff selbst aber und der Rastislaw ist noch im Gesicht mit den Feinden, indeß der übrige Theil die Flotte verfolgt. Die Schaluppen, welche des Befehls waren, die Mannschaft der aufgebrachten Schiffe zu retten, kehren zurück und nähern sich ihren Schiffen. Der Vorderrand stellt eine kleine Insel vor, wo sich ein Türkischer Posten befindet, der den Russischen Schaluppen durch ein anhaltendes Feuer beschwerlich fällt, sie antworten demselben, indem sie ihren Weg fortsetzen. Mehrere Türken von der Mannschaft des aufgeflogenen Schiffes retten sich auf diese Insel.

Viertes Gemälde.

Nächtlicher Angriff vom 7. Juny.

Die vier Schiffe, Europa, Rastislaw, Patron Manja und Saratow, zwei Fregatten, Africa, Nadegda, und eine Bombarde machen die Escadre aus, die den Feind angreifen sollte. Sie war vom Contre-Admiral Greigh befehligt, der auf dem Schiff Rastislaw sich befand. Auf dem Gipfel des großen Mastes sieht man die Cornette, und auf dem Flaggen-Maste drei angezündete Schiffs-Laternen, welche das Zeichen zum Angriff sind. Um den Angriff zu maskiren, scheint die übrige Flotte sich scharfirig zu machen. Die vier Brander liegen vor Anker und erwarten das Signal zum Handeln. Die Bombarde wirft beständig Bomben. Die Fregatte Nadegda nähert sich der Türkischen Batterie von 22 Kanonen, ungeachtet ihres beständigen Feuers. Die Fregatte Africa nähert sich von der andern Seite, um die Vollendung einer andern angefangenen Batterie zu verhindern. Die Türkischen Schiffe, alle vor Anker in dem Hafen von Tschesme, ganzen, indem sie die Annäherung der Russischen Escadre bemerken, zu kanoniren an.

Fünftes Gemälde.

Vernichtung der Türkischen Flotte im Hafen von Tschesme.

Die drei Schiffe, Europa, Rastislaw und Patron Manja, liegen vor Anker am Eingange des Hafens, nahe bei der feindlichen Flotte, welche sie immerwährend beschießen. Der Saratow bleibt zurück, um im Nothfall eines dieser Schiffe zu erhalten. Die Fregatte Nadegda feuert auf die Batterie von 22 Kanonen, Africa feuert die Errichtung der zweiten Batterie zu verhindern. Die Bombarde feuert unaufhörlich.

Da der Wind sich völlig gelegt hatte, befahl der Graf Orlow die Schaluppen zu jenen Schiffen, um sie im Fall einer Gefahr wegbringen zu können. Die andern Schiffe der Flotte liegen vor Anker. Die vier schon abgebrannten Brander haben die Türkische Flotte in Brand gesteckt, wovon ein Theil schon durch die stürzenden Kugeln der drei Schiffe entzündet gewesen. Man hat die beiden Eskadre eines Schiffes, welches auffliegt, vorgestellt. Der erste ist der, wo man die Feuersäule sieht, die sich in Wolken ausbreitet, ungefähr drei Minuten dauert, und sich alsdann, wie man auf dem zweiten Effect sieht, in das rothe Feuer mit Funken verwandelt, in dessen Mitte eine Rauchsäule aufsteigt, welche sich nach oben verbreitet, und auch ungefähr noch drei Minuten dauert. Man hat für gut befunden, zwei Schiffe vorzustellen, deren eins drei Minuten nach dem andern aufzufliegen wäre, um die verschiedenen Wirkungen einer solchen Explosion sehen zu lassen. Zugleich sieht man, daß die Flammen der feindlichen Flotte sich einem Theil der Stadt und den nächsten Landhäusern mitgetheilt haben.

Sechstes Gemälde.

Nächtliche See-Expedition zum Niedergang der 9. Juli 1770.

Die Escadre der drei Schiffe, die beiden Fregatten und die Bombarde kehren bei Anbruch des Tages von ihrer glücklichen Unternehmung zur Flotte zurück, und bringen ihre Prisen mit, nämlich das Schiff Rhodus mit gesenkter Flagge unter der Russischen, sodann vier Galeeren, den einzigen Ueberbleibseln der Türkischen Flotte. Das Schiff Rastislaw, indem es sich dem Schiff Tri Eracha nähert, grüßt den Oberbefehlshaber, dessen Schiff antwortet. Im Vorderrand sieht man die Trümmer mehrerer feindlichen Schiffe, und Türken, die sich zu retten suchen.

Hackerts Kunstcharakter
und Würdigung seiner Werke
von
Herrn Hofrath Meyer.

Hackerts Verdienst als Landschaftsmaler und das Eigenthümliche seiner Werke klar auseinander zu setzen, ist keine leichte Aufgabe, theils weil er die Prospectmalerei dazumal auf einen Grad der Vollkommenheit gebracht und noch bis jetzt von niemand darin übertroffen worden, theils weil zwar wohl das Publikum, aber nicht immer die Kunstrichter seinen Talenten und seiner großen Geschicklichkeit gehörige Ehre und Recht haben widerfahren lassen.

Damit aber der vorgesetzte Zweck möge erreicht werden, so muß sich der Leser einige Augenblicke auf den Zustand der Malerkunst auf den Gang der Landschaftsmalerei seit dem 17ten Jahrhundert zurückzurufen belieben. Von der Mitte desselben nämlich bluhten die drei großen Künstler Claude Lorrain, Gaspar Dughet und Salvator Rosa; allein es ist nicht zu verkennen, wenn man sagt, der Kunstfreund, welchem sie so sehr zu verehren sind, habe damals auch seinen Wahrspruch gesucht: denn obwohl die folgenden Zeiten nicht gänzlich arm an ausgezeichneten Talenten waren, so konnte doch die schöne erhabene Manier in der Landschaftsmalerei nicht wohl abnehmen, sondern mußte sich erhalten. Der Schatz der Erfindungen, die nicht mehr auch die allgemeine Uebereinstimmung der Ideale zum künstlich malerischen Ganzen, hat abnehmen. Verständigen großen Meistern folgten Nachahmer, welche aber als solche nothwendig hinter ihren Mustern zurückbleiben, sodann folgte die Prospectmalerei, deren Ursprung bei den niederländischen Engländern zu suchen seyn dürfte. Bald verbrei-

tete ſie ſich auch nach Frankreich, wo Vernet, um die Mitte des 18ten Jahrhunderts vornehmlich, mit den bekannten Anſichten der Seehäfen ſich ſeinen glänzenden Ruhm erworben, und zu eben der Zeit fanden auch die durch Aberli zu Bern verfertigten Schweizer-Proſpecte ſehr vielen Beifall. Während der ſiebziger Jahre endlich gelang es unſerm Hackert, wie aus den verſtehenden Nachrichten erhellet iſt, ſich in den Ruf des erſten Landſchaftsmalers ſeiner Zeit zu ſetzen, und durch ihn erreichte das Fach der Proſpectenmalerei die höchſte Vollkommenheit, indem es unmöglich ſcheint, den realiſtiſchen Forderungen, mit geringerem Nachtheil für die wahre Kunſt, beſſer Genüge zu leiſten, als in ſeinen Bildern geſchieht. Mit unendlicher Treue und Wahrheit ſtellt er uns die Gegenden von Rom, Tivoli, Neapel u. ſ. w. vor Augen; der Beſchauer erhält Rechenſchaft vom geringſten Detail, und doch iſt alles ohne ängſtliche kleinliche Mühe, meiſterhaft, ſicher, ja ſogar mit Leichtigkeit vorgetragen. Ueber dieſes nimmt man bei Hackert eine beſtändige Thätigkeit des guten Geſchmacks wahr, wenn man will des Schönheitsſinnes wahr. Freilich ſind ſeine Gemälde nicht alle, hinſichtlich auf den Inhalt, gleich anziehend, weil es die Gegenden nicht waren, die er auf Beſtellung nachbildete; aber man wird ſchwerlich ein Beiſpiel finden, daß er den Standpunkt ungünſtig gewählt, oder den darzuſtellenden Gegenſtand den eine ſolche Lage und Beleuchtung gegeben, das der maleriſche Effect weſentlich dadurch gefährdet würde. Doch um eine deutliche Ueberſicht von Hackerts Künſtlerverdienſt zu gewinnen, iſt es nothwendig, eine nähere Prüfung anzuſtellen, in welchem Maße er den verſchiedenen Eigenſchaften Genüge leiſtete, die von dem Kunſtwerk überhaupt gefordert werden.

Erfindung liegt eigentlich ganz außer dem Kreiſe landſchaftlicher Proſpectmalerei, und ſo machen die Werke unſers Künſtlers auf dieſen höchſte Verdienſt keinen Anſpruch. Auch iſt aus den wenigen, frei erfundenen Landſchaften, die er verfertigt hat, abzunehmen, daß er ſich wohl ſchwerlich mit Glück darum würde bemüht haben.

Auch die Anordnung bleibt dem Proſpectmaler nicht frei überlaſſen, und in ſo fern war Hackerts Verdienſt von dieſer Seite nur ein bedingtes. Da er aber, wie ihm vorhin ſchon zugeſtanden worden, ſeinen guten Geſchmack in der Wahl der Standpunkte bewieſen, ſo daß nur in ſeltenen Fällen, wo es der gegebene Gegenſtand unvermeidlich machte, die Linien nicht gut auseinander treffen, hat er gezeigt, daß ihm dieſer Theil der Kunſt keineswegs fremde geweſen.

Der Artikel der Zeichnung kann in der Landſchafts- und zumal in der Proſpectmalerei aus ein ſo doppelten Geſichtspunkte betrachtet werden. Erſtlich, in wie fern der Maler die Geſtalt und Proportion der nachzubildenden Gegenſtände richtig auf ſeine Leinwand übertragen verſteht; und darin iſt Philipp Hackert der allervollkommenſte Meiſter geweſen. Zweitens, in wie fern ſeine Zeichnung durch Geſtalt und Umriſſe den Charakter der verſchiedenen, in einem Gemälde befindlichen Gegenſtände anzudeuten weiß; und auch darin giebt unſer Künſtler ſeinem feinen Zeitgenoſſen nach. Seine Luft iſt leicht, ſeine Beurtheilung meiſterhaft; der Künſtler drückt die verſchiedenen Arten der Bäume ſo wie der Stämme ſehr wohl aus. An den Felſen iſt oft ſelbſt die Steinart angedeutet. Die Pflanzen des Vordergrunds ſind mit Kunſt, Beſtimmtheit und Sorgfalt dargeſtellt. Beſonders aber pflegte Hackert ſeine ganze Kunſt an nicht ſehr entfernten Bergen zu zeigen, an denen ſich die verſchiedenen Partien noch deutlich unterſcheiden. Vielleicht iſt das Detail bisher oft größer als es dem maleriſchen Effect des Ganzen zuträglich iſt, dagegen läßt aber auch die Wahrheit und Treue der Darſtellung nichts weiter zu wünſchen übrig.

Die Kunſtrichter haben Hackerts früheren Gemälden Mangel an Uebereinſtimmung des Colorits vorwerfen wollen; ſpäterz aber wurde er beſchuldigt, daß er bunt male. Jener erſte Tadel iſt bald ungerecht, weil er nur auf der Vergleichung der Hackert'ſchen Gemälde mit den Meiſterſtücken der älteren großen Künſtler entſpringt. Unter Hackerts Zeitverwandten haben wenige harmoniſcher, vielleicht keiner kräftiger gemalt als er. Daß hingegen manche ſeiner ſpäteren Arbeiten etwas bunt ſeyen, läßt ſich nicht völlig abläugnen. Doch dieß, wie zu einigen harten Stellen, ſchreibt er, indem er nach der Natur malte, durch das an ſich löbliche Bemühen, dieſelbe recht treu nachzuahmen, verleitet worden zu ſeyn. Denn die Palette erſchöpfte ſich ſchon an den Fernungen, und den gedachten bewundernswürdig wahrhaft und mit dem größten Detail ausgeführten näheren Bergen, alſo daß für manche Partien des Vordergrundes keine hinreichenden Farbenmittel mehr in des Künſtlers Gewalt waren, und er ſich zu Uebertreibungen genöthigt ſah. Hackerts Colorit iſt deswegen, zumal wenn er Abendſchein ausdrücken wollte, nur in einzelnen Theilen vortrefflich; aber in dieſen einzelnen Theilen auch wirklich unübertrefflich. In Gemälden, wo er die Aufgabe zu löſen hatte, Morgenbeleuchtung darzuſtellen, findet ſich mehr Accord, das Verhältniß der Tinten iſt mehr kunſtgerecht; doch hat er, wenn man nämlich den Ton und Farbenſchmelz im Ganzen als die Haupteigenſchaften des guten Colorits betrachten will, gerade hierin die vortrefflichſten ältern Meiſter nicht immer erreicht.

Die Beleuchtung anlangend, hielt ſich unſer Künſtler bloß an die Natur, ohne, wie man wohl ſieht, dieſen wichtigen Theil der Kunſt vorzüglich ſtudirt zu haben. Vielleicht hat ihn ſein reales Streben nach Darſtellung des Wirklichen abgehalten, ſich die Vortheile einer künſtlich angenommenen Beleuchtung zu Nutze zu machen. Wie dem auch ſey, Hackerts Gemälde gehen zwar, in Hinſicht auf Licht und Schatten, zu keinen gegründeten Tadel Gelegenheit: doch haben ſie auch eben ſo wenig von dieſer Seite Anſpruch auf vorzügliches Verdienſt.

In der Kraft und Nüancirung der Farben wichen die Gründe meiſtens richtig hinteremander zurück; wo indeſſen von den obgedachten nächſten Gebirgen ſich welche finden, ſo wollen dieſe wegen ihrer reichen detaillirten Ausführung zu ſehr herantreten, und ſcheinen alsdann den Künſtler oft zu einigen Härten im Vordergrunde genöthigt zu haben.

Verſchieden, dem Gebiet der Ausführung oder Behandlung angehörige Eigenſchaften ſind bereits berührt worden; es iſt alſo nur noch anzumerken, daß Hackert den Pinſel mit unumſchränkter Meiſterſchaft führte. Die Leichtigkeit und Sicherheit, womit er arbeitete, die gewaltige Methode, die er im Anlegen und Vollenden beobachtete, konnte es ihm auch all in möglich machen, nicht nur eine ſehr große Anzahl Oelgemälde, ſondern auch viele Gouachen, und beinahe unzählige Zeichnungen zu verfertigen, welche man in großern, wie in kleinern Sammlungen durch ganz Europa antrifft. Freilich läßt ſich nicht behaupten, alle dieſe Werke ſeyen mit gleicher Sorgfalt ausgeführt; unterdeſſen iſt bei weitem die größere Zahl mit durchgehaltener Aufmerkſamkeit vollendet: der vernachläſſigten hingegen ſind ſo wenige, daß man ſie gewiſſermaßen als Seltenheit betrachten kann.

Hackerts Gemälde ſind, wie es für Proſpecte ſchicklich iſt, meiſtens mit Menſchen und Thieren der Gegend, welche ſie darſtellen, ſtaffirt, und als Staffage betrachtet können alle dieſe Figuren für gut und hinreichend gelten. Weidendes Vieh gelingt ihm ſogar mitunter

recht lebenswürdig. Sehr selten und gleichsam nur zum Versuch bringt er auch heroische Figuren an; sie können aber auf kein großes Lob Anspruch machen, weil es ihm an der Erfindungsgabe sowohl, als an der erforderlichen Wissenschaft in der Zeichnung fehlte.

Zu Anfang dieser Betrachtungen ist ausgesprochen worden, die Prospectmalerei habe durch Hackert ihren Gipfel erreicht, und die Prüfung der besondern Eigenschaften seiner Kunst wird deutlich gezeigt haben, daß er alle für dieses Fach erforderlichen Talente in hohem Grade besessen; hingegen in denjenigen, welche der freien poetischen Landschaftsmalerei vornehmlich angehören, nicht geglänzt habe. Und so bleibt nur noch zu untersuchen übrig, ob von seinen Nachfolgern jetzt schon einer in dem genannten Fach mehr geleistet, oder in wie fern zu erwarten stehe, daß künftig einer ihn übertreffen und ihn von der obersten Stelle verdrängen werde. Den ersten Theil der Frage hat die Erfahrung selbst schon beantwortet, weil keiner der jetzt lebenden Landschaftsmaler mit ihrer Gunst sich es gesagt: Ausschnitte nach der Natur im Ganzen so vortrefflich darzustellen vermag, als wir solche in Hackerts Bildern wirklich gelegt sehen. Ueber den zweiten Theil kann man zwar nicht entscheidend sprechen; denn die Gränzen des Möglichen sind nicht wohl zu bestimmen, absehen aber läßt es sich allerdings nicht, wie es jemand gelingen sollte, gegebene landschaftliche Gegenstände mit größerer Richtigkeit und Treue nachzubilden. Denn wollte sich einer mit noch größerer Genauigkeitsamkeit an's Wirkliche halten und dabei mehr Detail anbringen, so würden seine Werke weniger angenehm aussehen, auch würde er der Forderung und dem Vorwurf einer platten geschmacklosen Naturalismus schwerlich entgehen. Im Colorit müßte ihm nothwendig begegnen, was schon oben gegen Hackert erinnert worden, daß nämlich die Farbenmittel der Palette nicht für das ganze Bild ausreichen. Wollte aber jemand durch Aufsetzen und Dicklassen, sowie durch willkührlichere Anordnung bewirken, daß seine Bilder den Forderungen der Kunst mehr Genüge leisteten; wollte er durch künstlichen Gebrauch von Licht und Schatten größeren magerischen Effect hervorbringen, durch weise Mäßigung der Farben mehr Harmonie über das Ganze verbreiten, so würde er schon in das Gebiet der höhern, freien, dichterischen Landschaftsmalerei übergehen, er würde ein besserer Künstler als Hackert seyn, aber diesem doch seinen Rang als ersten Maler des bedingten Faches der Prospecte nicht streitig machen können.

Ueber Landschaftsmalerei.

Theoretische Fragmente.

Es läßt sich wohl denken, daß ein Mann wie Philipp Hackert, der seine Natur nach so vortrefflich war und immerfort in einem klaren Bewußtseyn lebte, Betrachtungen über die Kunst im Allgemeinen, besonders aber über die Art, wie er solche behandelte, wie er zu derselben zu einem hohen Gipfel gelangt, während einer so richtigen und langen Lebenszeit öfters angestellt habe. Er war zu solchen theoretisch-praktischen Bemerkungen durch die Zimmersche Theorie, auf die er einen sehr großen Werth legte, aufgefordert, und konnte in sich wohl den Beruf, dasjenige, was er so gut ausübte, auch aussprechen. Er hatte stets Liebhaber und Künstler als Schüler um sich, und theilte denselben gern seine Ueberzeugungen mit. Da es sich ihm nun so gut zutrug, und jedermann sich leicht durch einen so trefflichen Meister überzeugt fand, so wünschte man natürlich diese trefflichen Lehren auch aufs Papier fixirt zu finden, und sah ihm diesen Wunsch öfters zu erkennen. Er ließ sich daher bewegen wiederholte Versuche zu solchen didaktischen Aufsätzen zu machen; allein es wollte ihm nicht gelingen, seine so wohlgefaßten Gedanken mit einer gewissen Methode darzustellen.

Es liegen mehrere Papiere vor uns, welche von dieser Bemühung zeugen, und ihr Inhalt ist werth und würdig genug aufbewahrt zu werden. Allein es kann dieses nur in Gestalt von Fragmenten geschehen, die wir denn auch so unsern Lesern mittheilen.

Nach Ihrem Verlangen, mein Freund, erhalten Sie hiermit meine Gedanken über die Landschaftsmalerei. Gewöhnlich glaubt man, es sey etwas Leichtes, Landschaften zu zeichnen und zu malen. In diesem Irrthum stehen die meisten Liebhaber, ja sogar Künstler, denen es an Einsicht und Kenntniß fehlt. Einige Massen mit einem gewissen Effect zusammengestellt, können unserer Einbildungskraft als eine Landschaft erscheinen, die aber sehr unvollkommen ist. So findet man sogar verschiedene Steine, wo die schroffende Natur Städte, Häuser, Thürme, ja sogar oft Bäume vorgestellt hat. Im Lunarschein-Marmor sieht man allerlei Figuren, besonders Köpfe, sowohl Caricaturen als schöne Gesichter. Dies hängt aber mehr von unserer Einbildungskraft ab, wie denn auch einer mehr oder weniger als der andere in solchen Dingen zu sehen glaubt. Und solchen zufälligen Naturerscheinungen sich gar oft die unbestimmten Entwürfe mancher Maler ähnlich.

Wie mißrathene Oelfarbenmaler legten sich auf das Landschaftmalen, weil sie es für leicht hielten; ja sie glaubten sich zu erniedrigen und hätten der gleichen Dinge nicht unternommen, wenn sie sich dadurch nicht ihren Lebensunterhalt verschaffen könnten; ja sie sprachen selbst mit Verachtung davon. Allein es glückte ihnen auch nicht. Viele haben sich Jahre durch gequält, ohne etwas hervorzubringen, auch ist ihr Name unbekannt geblieben.

Es ist daher nicht möglich, zu einem Grade der Vollkommenheit zu gelangen, wenn man diese Kunst der Landschaftsmalerei nicht in ihrem ganzen Umfange studirt. Ich sind, daß bei allem Fleiß das menschliche Leben dazu zu kurz ist, wie zu allen andern Künsten. Jetzt da ich 60 Jahr alt bin, fange ich erst an mehr zu sehen und die Natur richtig zu beurtheilen und nachzuahmen, ungeachtet ich von meinem sechzehnten Jahre an sie bemerket und mit Eifer und Fleiß studirt habe.

Es gehört zu der Landschaftsmalerei überhaupt nicht allein ein feiner Geschmack und ein feines Gefühl, sondern es ist auch ein anhaltender Fleiß erforderlich, alle nöthigen Studien zu machen, die so mannigfaltig sind, daß man sich kaum vorstellt, wie viele Gegenstände man nachzuahmen und denen den Charakter der Wahrheit und Schönheit zu geben hat, man mag nun nach der Natur zeichnen oder malen.

Ferner gehört eine gute Gesundheit dazu, die Veränderungen der Witterung zu ertragen, weil der Landschaftsmaler die Sommermonate in den Gärten zubringen muß, wo die Natur von Menschenhänden noch nicht verunstaltet ist. Nahe bei den Städten findet man Cultur, aber keine malerischen Gegenstände, obgleich viele Künstler diese Landschaften vorziehen. Sie denken an das schöne angebaute Land, das so reichlich ist und so manche reiche Ernten verschafft, an Oel, Wein, Obst und anderen Früchten mehr, die in dem Italienischen Klima nahe bei einander wachsen, so daß man z. B. Toscana nicht wilden Garten nennen kann. Diese Verschiedenheit der Fruchtbarkeit macht nun jenen Landstrichen die Natur aus solchem Gesichtspunkt betrachtet, schön, und obgleich die Benennung in diesem Sinne auch mögen schön genannt werden, so sind sie doch nur für den Landschafter

selten brauchbar, außer in der Ferne, und in mittleren Planen, da können sie gut und dienlich seyn, selten aber nahe, und im Vordergrunde ganz und gar nicht; die Natur ist zu sehr ackummert, selten materisch. Je weniger die Gegenden cultivirt sind, je materischer sind sie. An Vordergründe ist bei jenen Gegenden nicht zu denken, die sich äußerst selten finden.

Nach meiner Meinung muß der Landschafter Figuren gezeichnet haben, damit er seine Landschaften staffiren kann, und dadurch Leichtigkeit gewinnt, Vieh und alles Thier zu zeichnen und nach der Natur zu malen. Ich finde es nöthig, daß er in mathematischen Wissenschaften bisirt sey, daß er Architektur, Optik und Perspective kenne; besonders muß er sich ein gutes perspectivisches Auge angewöhnt haben, die Natur richtig nachzuahmen. Viele Liebhaber, auch Künstler selbst, preisen sehr die Camera obscura, und rathen an, daß man viel darin zeichnen soll. Nach meiner Meinung kann sich ein Liebhaber wohl damit amüsiren; der Künstler aber muß sie nie brauchen, weil sie ihm nachtheilig ist, aus Ursache, weil sie nicht richtig seyn kann. Außer dem Focus sind alle Linien, wie bekannt, krumm; alles zieht sich in die Länge, alle Kleinigkeiten, die sie angiebt, werden zu klein; dadurch gewöhnt er sich eine kleine Manier an, und weil die Lichtstrahlen durch verschiedene Gläser gebrochen werden, bis sie auf's Papier fallen, so sieht man alles verdunkelt. In der Ferne und im Mittelgrund vermißt man den schönen Silberton, der mit dem Luftton so schön in der Natur herrscht. Hier ist alles mit einem leichten Flor überzogen, mit einem gewissen Rauchton, den viele Künstler Spezitten nennen, und den man sich in der Folge schwer abgewöhnen kann. Ueberhaupt ist es in der Kunst schwierig das Angewöhnte abzulegen, besonders wenn man sich einmal falsche Maximen in den Kopf gesetzt hat. Ich nenne das in der Kunst zurücklernen; dieses ist viel mühsamer und schwerer, als auf dem rechten Wege vorwärts zu gehen.

Nach meiner Meinung und Uebung finde ich, daß man weit mehr hervorbringt, wenn man vollkommen in der Größe, wie man das Bild machen will, den Contour nach der Natur mit bloßem Auge zeichnet, ohne weitere Hülfsmittel. Hat man die Perspective wohl gelernt, so wird es leicht werden, die Natur richtig nachzuahmen. Der Künstler muß sich an das Große gewöhnen, daß nicht zu viele Kleinigkeiten in die Zeichnung oder in das Bild kommen, die in einem kleinen Raum nur Unordnung machen und unmöglich darzustellen sind. Er muß vieles weglassen, um die wahre Illusion des Gegenstandes hervorzubringen, und so gewöhnt sich sein Auge nicht allein an einen großen Styl, sondern auch nach und nach an den Silberton der Natur, und je mehr er zeichnet und malt, je mehr lernt er diesen Ton sehen, kennen und nachahmen.

Es ist freilich Anfängern nicht zu rathen, große Italiänische Aussichten sogleich zu zeichnen und zu malen, wo man öfters von einem Hügel oder Berg in einer Entfernung von 40 bis 60 Meilen das Meer entdeckt, oder die weit entfernten Apenninen. Ich habe den Aetna 120 Meilen vom Meer aus gesehen. Man muß mit kleinen Entfernungen, die sehr deutlich prononcirt sind, anfangen, wo die Plane durch Flüsse, Seen, Wälder, mit Getreide bebautes Land deutlich abgeschnitten sind, daß man Aug und Hand nach und nach daran gewöhnt, daß man mit Geschmack und Fertigkeit alle Gegenstände, die einem aufgegeben werden, oder die man selbst wählt, nachzuahmen versteht, durch Kunst und Geschmack, ohne der Wahrheit der Natur zu alteriren.

Da die Gegenstände so mannigfaltig in der Natur sind, so muß der Künstler viele Zeit anwenden, alle Formen zu lernen und zu zeichnen. Das Studium der Bäume braucht viel Uebung und Zeit. Nach einem Princip theile ich im Allgemeinen alle Bäume überhaupt in drei Classen ein, so wie ich sie selbst radirt und herausgegeben habe. Nach diesen muß der junge Künstler und Liebhaber, wenn er zeichnen lernen will, sein Hand üben. Das erste ist der Castanienbaum. Kann er dessen geschwänzige Blätter und Partien zeichnen und gruppiren, so ist es ihm hernach leicht, den Nußbaum, die Eiche und alle Bäume, die längliche Blätter haben, zu zeichnen: denn er giebt seine gruppirten Blätter nur mehr oder weniger lang; der übrige Character des Baums besteht in seinem Stamm, im Schwung der Aeste und in der Form des Ganzen, wie auch im Colorit. Hernach kommt der Eichbaum, welcher ein zackigtes Blatt hat. Kann er dieses mit Freiheit hinzeichnen, so wie man schreibt, so ist ihm leicht alle Arten von Eichen, Dornen, Weinreben u. s. w., genug alles was zackige Blätter hat, zu zeichnen. Das dritte Blatt ist die Pappel, welches ein rundes Blatt ist. Hat er dieses genugsam geübt, so kann er die Linde, die Ulme und alles was runde Blätter hat, hervorbringen, wenn er, wie schon gesagt, auf das Eigenthümliche des Stamms und auf die Natur der Aeste Acht hat. Auf diese Weise wird der Künstler die Mannigfaltigkeit der Bäume und Sträucher, die in die Tausende gehen, leicht nachbilden. Es ist dem Landschafter nicht genug anzurathen, viele Bäume zu zeichnen, und man muß schon blos im Contour, welche Art des Baums es ist, erkennen. Er muß hiebei Geschmack haben, um das Schönste jeder Art in der Natur zu wählen. Niemals muß er eine verstümmelte Natur nachahmen; sogar wenn er kranke und sterbende Natur nachahmt, muß er auch hier das Schöne zu finden wissen, und sowohl bei nachgeahmten als componirten Bäumen muß alles schön und lachend, freundlich und lieblich seyn.

Die Gestalt eines schönen Gärtnerbaumes ist, daß er über den untern dicken Stamm sich in eine Gabel von zwei Zweigen bildet. Dieses mit sehr schön geschwungenen und variirten Aesten bildet wirklich auch einen schönen Baum für den Landschaftsmaler. Wenn der Künstler vieles nach der Natur gezeichnet hat, so wird er sich solche schöne Natur merken, die ihm auch bei der mangelhaften aushilft; er wird auf diesem Wege die schönsten Regeln der Kunst finden, und das schöne Ideal wird ihm nicht fremd seyn. Da alles in der Malerei sinnlich ist, so ist nichts bei allen unsern Ideen möglich, als was uns die Natur mehr oder weniger schon dargestellt hat. Denn ob wir gleich öfters die Ideen neu glauben, so sind sie doch aus bekannten Gegenständen entstanden. Wir finden sie aber neu, weil unser Gedächtniß bei der großen Mannigfaltigkeit der Eindrücke sich nicht mehr erinnert, wo wir sie her haben. Je mehr nun der Künstler Localgedächtniß hat, je mehr wird sein Kopf angefüllt seyn von so mannigfaltigen Gegenständen, die er theils selbst gezeichnet, oder auch nur gesehen hat. Es wäre wohl zu wünschen, daß der Künstler alles aufzeichnen könnte, was er Gutes und Neues in der Natur findet; allein das Leben ist zu kurz; kaum hat man die Natur etwas kennen gelernt und ihre Effecte belauscht, so sind die Jahre da, daß man davon scheiden muß, und die Kunst aufhört.

Wenn das Künstlers Hand einigermaßen gebt ist, daß er in allen Wendungen und auf alle Weise die Blätter und Partien der Bäume durchreiben kann, so muß er nach der Natur zeichnen, ohne sich zu lange mit Copiren nach Zeichnungen aufzuhalten: denn bei dem Copiren lernt er zwar den Mechanismus der Hand, aber er versteht keine Zeichnung, wenn er die Natur nicht kennt. Er wähle sich im Anfang mittlere Bäume, die nicht zu groß sind, die aber deutliche Partien haben, und mache sie so gut nach als er kann. Wenn es auch im Anfang steif wird, so lasse er sich doch nicht abschrecken. Wo er

die Partien deutlich findet, ohne er ſie mit Richtigkeit und Geſchmack nach, wenn ſie im Schatten undeutlich und in Maſſe ſind, behandle er ſolche auf gleiche Weiſe. Er ſuch die Art, wie man mit Richtigkeit und Wahrheit die Natur nachahmt. Nach und nach kommt er dahin, daß er dies mit Leichtigkeit und freier Hand zu thun verſteht, und ſeine Werke werden gefallen.

Hat er eine Zeit lang ſo fortgefahren, ſo wage er es, große, ſchöne Bäume zu zeichnen, und wähle ſtets die ſchöne Natur ſo viel nur möglich iſt. Er muß ſeinen Standpunkt wenigſtens zweimal ſo weit vom Baume nehmen, als dieſer doch iſt. Erlaubt es das Terrain, ſo iſt es beſſer drei- oder viermal ſo weit entfernt zu ſeyn: denn ſein Auge kann das Ganze faſſen, und er iſt dem Einzelnen genug, um alle Formen richtig zeichnen zu können.

Er thut wohl, einige Tage bei Einer Art von Bäumen zu bleiben, aber nicht Wochen lang: denn es iſt nöthig, ſich in den verſchiedenen Arten zu üben; ſonſt geſchieht es leicht, daß der Künſtler immer die Seite zeichnet, die ihm gelaufig iſt, und es kann darnach ſchwer werden, daß er ſich an andere zu wagen, die ihm nicht geläufig ſind. Auf dieſe Weiſe kommt er nach und nach dahin, alle Arten von Bäumen richtig und kenntlich nachzuahmen und den wahren Baumſchlag zu lernen, aus dem der Charakter eines Baums erſichtlich iſt.

Ich habe in meinem Leben immer viel vom Baumſchlag ſprechen und auch geſchickte Künſtler citiren hören, daß nämlich einer und der andre einen vortrefflichen Baumſchlag habe. Dieſes iſt darin wahr; allein nach meiner Bemerkung konnte der Baumſchlag ſehr gut ſeyn, er war aber immer derſelbe, was ich manieriret nenne, und die Varietät der Bäume fehlte. Ich verlange, daß ein jeder Botanicus den Baum ſogleich erkenne, ſo wie auch Pflanzen und andere Blätter im Vordergrunde.

Ich rathe ſehr zu einem ernſthaften Studium der Bäume: denn es gehört Zeit und Uebung dazu, es auf einen gewiſſen Grad zu bringen. Da ein junger Künſtler feurig und ungeduldig iſt, ſo will er gleich ein Ganzes hervorbringen, ohne die gehörige Zeit an das Einzelne zu wenden; aber dieſes läßt ſich mit einem einzelnen Baume auch thun. Und findet er keinen Mittelgrund und Ferne an der Stelle, wo er ſeinen Baum gezeichnet hat, ſo ſuche er ſich einige Schritte weiter einen Fond dazu, der ſich paßt, und mache ein Paar Figuren oder Thiere im Vor- oder Mittelgrund; ſo bleibt es kein bloßes Studium von Baum, ſondern es wird ſchon eine Landſchaft. Nichts gefällt mehr, ſowohl in der Natur als in Zeichnungen und Gemälden, als ein ſchöner Baum. Einige Felſen, Steine oder andere Bäume im Mittelgrund, und etwas Ferne macht eine ſchöne Landſchaft, wo der Baum am erſten brillirt.

Nach dieſem zeichne der junge Künſtler Felſen, die maleriſch mit Bäumen oder Sträuchern bewachſen ſind, und dann wird auf den Charakter der Bäume Acht. Kalkfelſen ſind öfters ſehr verſchieden unter ſich. Die vulcaniſchen haben einen ganz beſonderen Charakter ſowohl in der Form, als in der Farbe. Er zeichne ferner Steine, Felſenſtücke, Kräuter von verſchiedener Art, mit großen, mittelmäßigen und kleinen Blättern, die ihm zu ſeinem Vordergrund dienen. Hernach gehe er an das Ganze und wähle ſich im Anfang eine Gegend, die nicht zu reich an Gegenſtänden iſt, ziehe ſeine Linie des Horizonts nach ſeinem Standpunkte, darauf zeichne er die großen Linien und Objecte, das er ſeine Plane und die übrigen Objecte im Ganzen richtig zuſammen hat. Alsdann fange er an, das Detail mit Genauigkeit zu zeichnen. Die vielen Kleinigkeiten hingegen, die ſein Raum nicht erlaubt darzuſtellen, muß er weglaſſen, aber ſo unmerkbar, daß die Weglaſſung nicht auffallt werde. In Gebirgsgegenden, wo Gruppen Häuſer zuſammenſtehen, iſt man oft genöthigt viele wegzulaſſen und nur die Hauptſachen zu wählen, weil es ſonſt zu klein würde und der Künſtler kein Inſtrument hat, ſo kleine Objecte darzuſtellen. Es erfordert freilich eine Uebung, ein Tact dazu, um mit Fertigkeit und Richtigkeit das Undeutliche, was in der Ferne herrſcht, zu zeichnen, indem man nicht zu deutlich werden, und doch alles Nöthige darſtellen ſoll. Beim Malen iſt dieſes leichter als beim Zeichnen, wovon ich an ſeinem Orte ſprechen werde.

Es wird erfordert, daß der Künſtler nicht allein ſeinen Standpunkt wohl gewählt habe, wo die Objecte mit einander in einem guten Verhältniß ſtehen, und dabei angenehme Gruppen im Detail machen; er muß auch dabei die Natur wohl belauſchen, in welchem Licht ſie den beſten Effect macht, es ſey früh Morgens oder etwas ſpäter, gegen Abend oder bei untergehender Sonne. Hat er ſich hierüber beſtimmt, ſo iſt es nöthig, daß er in dem Augenblick, wo die Natur ſchön beleuchtet iſt, wenigſtens die Maſſen des Schattens anlege und ſogarn nach ſeinem Gedächtniß ausarbeite. Er kann auch des andern Tages zu der Stunde ſich wieder hinſetzen, um den Effect immer mehr und mehr zu belauſchen, bis er ihn ſo weit hat, daß er das Bild glaubt nach ſeiner Einbildungskraft fertig machen zu können. Fährt der Künſtler im Anfang mit dieſer Mühſamkeit und Geduld fort, ſo wird er bald ſinen Eindruck erhalten. Freilich iſt es ſchwer, daß ein feuriges Genie ſich zwingen ſoll, ehe ſeine Werke geratben, mit Geduld ſo oft an denſelben Platz und der zurückkehren; allein ein wahres Genie bringt durch, es überwindet alle Schwierigkeiten, ſie mögen ſo groß ſeyn wie ſie wollen, es kommt endlich auf den Punkt, den es ſich vorgeſetzt hat.

Als das beſte Mittel hiebei, welches ich ſelbſt verſucht habe, kann ich anrathen, wenn man bei einer angefangenen Sache merkt, daß man darum ermüdet iſt, ſie ſogleich liegen zu laſſen, und nach einer kleinen Promenade, nach der Natur irgend etwas anderes anzufangen, was reizen kann. Die Mubeit erregt Luſt und Liebe, und die Verabredung der Dinge macht uns den Verdruß, daß wir unſer Ziel nicht ſogleich erreicht haben, vergeſſen; ſo daß wir des andern Tags nach Ruhe und Ueberlegung, das Werk mit neuem Muthe wieder angreifen, bis wir endlich die erſten Schwierigkeiten überwunden haben, und nach und nach zu der großen Fertigkeit gelangen, alles was uns die Natur darbietet, mit Kunſt und Geſchmack ohne Anſtand nachzuahmen zu können, und das mit eben ſolcher Leichtigkeit, als jemand mit vorliegendem Buchſtaben ſogleich einen Brief ſchreibt.

In der Compoſition der Landſchaften iſt hauptſächlich dahin zu ſehen, daß alle ernſthaften, wie auch die Nicolaus und Gaſpar Pouſſin, Carracci und Domenichino gethan haben. Dieſe Meiſter formirten einen großen und einnehmenden Styl; man findet nichts Kleinliches in ihren Compoſitionen. Von der Ferne an bis auf den Vordgrund ſind alle große Linien. Die Bäume ſtehen in beträchtlich großen Maſſen; doch haben ſie auch öfters kleine Bäume gemalt. Genug man muß die Wahrheit der Natur nicht im Detail ſuchen. Doch kann man an dieſen Meiſtern anſtellen, daß ihr Baumſchlag immer derſelbe ſey, und ein Baum ſich neben dem andern unterſcheide. Insbeſondere muß zu wünſchen, daß Caſpar mehrere wäre; es iſt nicht der Ton der Natur: die Fernungen ſind zu blau und zu dort; der Mittelgrund ſchmutzigtich zu grün, ohne Luftperſpective, und die Vordgründe und andere Plane zu ſchwarzgrün, Felſen und anderes Erdreich zu gelb, ohne particn Ton, und das Ganze muß dort werden. Man kann einwenden, daß die Ferne werde, die ſie in Oelfarben gebraucht, Schuld an der Dunkelheit ſey, weil ſie in Oel durch Kupfer und Vitriol, die ſie enthält, nachdunkelt. Ich

habe aber gefunden, daß Gaspar Poussin nie harmonisch gewesen seyn kann, auch da seine Bilder neu waren. Im Palast des Connetable Colonna in Rom habe ich eine Menge Gouach-Landschaften gesehen, sowohl auf Kalk als Leinwand und Brettern; keine waren harmonisch. Die auf Kalk hatten durch die Zeit gelitten, die übrigen gar nicht. Ich kenne diese Bilder genau; denn ich habe viele von denen, die auf Kalk gemalt waren, in Gouache copirt, in einer so mühsamen Größe, weil ich vorhatte, daß sie durch die Zeit und die wenige Sorgfalt, die man für ihre Erhaltung hatte, bald würden zu Grunde gehen, welches ich denn leider nach 25 Jahren wahr gefunden habe.

Die genannten großen Meister, welche die Natur des großen Styls aus der schönen Italiänischen Natur geschöpft haben, nehmen uns ein, sowohl wenn sie schöne als wenn sie schreckliche Gegenstände ausführen. Ihre Stürme und Ungewitter sind so schrecklich schön, daß sie Schaudern erregen. Die angenehmen Gegenstände sind reizend, durch die großen und mannigfaltigen Linien, auch da, wo die Landschaft gleichsam in der Vogelperspektive vorgestellt ist, wie z. B. an der großen Landschaft von Caspar im Palast Colonna, wo Abraham seinen Sohn zum Opfer führt. Dieses Bild ist weniger schwarz geworden, als die andern, ist harmonischer und macht mehr Effect.

Claude Lorrain, ob er gleich viel nach der Natur gezeichnet und noch mehr gemalt hat, bekennt sich in vielen Fällen des Poussinischen Styls. Seine Composition ist angenehm, die Gruppirung der verschiedenen Bäume reizend, und man sieht überhaupt, daß sein Gefühl für die schöne Natur außerordentlich fein gewesen, ob man wohl tadeln könnte, daß seine Perspective fehlerhaft ist, und man oft es wünscht, daß bei so vielen Schönheiten die Linien der Plane richtiger wären.

Was sein Colorit betrifft, so ist meiner Meinung nach keiner dahin gekommen, es so vollkommen zu machen. Sein Dunst in verschiedenen Tagszeiten, sowohl in der Fernung als in der Luft, ist außerordentlich. Man findet den sanften Nebel des Morgens und die Ausdünstungen des Abends nicht allein in der fernsten Entfernung, sondern alle Grade durch bis auf den Mittelgrund, wo der sanfte Nebel herrscht, ohne jedoch die Localfarben welche die Natur zeigt, und ohne das Detail zu alteriren. Alles ist sehr deutlich und macht auf den Zuschauer die angenehmste Empfindung. Seine Bäume im Vordergrunde, ungeachtet der schönen Gruppirung, sind öfters schwer, öfters hat auch die Terra verde sie schwarz und undeutlich gemacht, so daß es nur eine Masse geworden ist, und man keine Partien im Baum, sondern nur dessen Silhouette sehen kann. Wo er Ultramarin brauchte, sind sie besser erhalten.

Zu seiner Zeit waren in und bei Rom viele immergrüne Eichen, welche es ein sehr schöner Baum ist, der aber, wenn er nicht gut studirt wird, leicht schwer aussieht. Dieser Bäume hat er sich viel bedient.

Indessen bei allem, was man noch in seinen Landschaften wünscht, ist er beständig schön, reizend, und gefällt immer mehr, je länger man seine Werke anschaut.

Poussin ist einnehmend bei dem ersten Anblick, so wie die Größe des Meeres uns auffällt, wenn man es lange nicht gesehen hat; man wird es aber in einigen Tagen müde, und sieht es mit Gleichgültigkeit an. Poussin's Figuren sind im großen Styl und gefallen. Claude's Figuren, wenn nicht Filippo Lauri die Bilder staffirt hat, sind gemeiniglich sehr mittelmäßig, so wie auch das Vieh. Claude sagte selbst: die Landschaft lasse ich mir bezahlen, Figuren und Vieh sehe ich oben ein. Man kann mit Gewißheit sagen, hätte Claude in seiner Jugend angefangen zu zeichnen, und hätte mehr Praktik gehabt in der Behandlung dessen, was man Mechanismus der Kunst nennt, so würden seine Vorgründe eben so schön als Fernungen und Mittelgründe geworden seyn. Es ist zu bewundern, daß ein Mensch, der sich so spät der Kunst gewidmet hat, so zu sagen der größte Landschafter geworden ist. Genie und Fleiß haben ihn dahin gebracht.

Ich muß hier einige Beispiele anführen, woraus man die Beschaffenheit der Landschaftsmalerei, als ich in Rom war, lernen kann. Die jungen Franzosen, sowohl die Pensionärs der französischen Akademie als andere, trugen in Octav oder Duodez ein klein Büchlein in der Tasche und zeichneten mit Rothstein oder schwarzer Kreide nach der Natur, aber alles manierirt. Ich sah Zeichnungen von mehreren Künstlern, und alle schienen sie mir, als wären sie von Einer Hand. Der Mattheisische Ambassadeur, Baron de Breteuil, hatte von allen Künstlern, die damals in Rom waren, Zeichnungen oder Gemälde, und da er sie mir eines Morgens mit vielem Pomp zeigte, so mußte ich bei einem jeden Stück fragen, von wem es sey, wenn ich den Namen nicht fand. Er wunderte sich sehr, daß ich so wenig Kenner wäre, und gab mir einige höfliche Verweise, daß ich diese kostbaren Sachen nicht genugsam schätze, und ich wußte mir nur durch die Antwort aus der Sache zu helfen, daß ich die alten Gemälde zwar gut verstünde, aber noch zu neu in Rom wäre, um die Schönheiten der neuen jungen Künstler einzusehen.

Als Volaire im Jahr 1770 in Neapel die Studien sah, die ich und mein Bruder Johann dahin gemacht hatten, sagte er mir, daß es thöricht sey, sich so viel Mühe zu geben. Er habe auch die Thorheit begangen, aber seine Studien hülfen ihm jetzt nicht. Er sagte freilich nach seiner Art sehr wahr; denn da ihm die wahre Wissenschaft der Kunst fehlt, so sieht man in allen seinen Gemälden, daß sie manierirt sind, ungeachtet dieser Künstler wahre Bravourie im Effect hat. Seine Eruption des Vesuv und seine Mondscheine, besonders die aus seiner guten Zeit, sind im Effect vortrefflich; hingegen was er nach der Natur macht, ist jämmerlich, weil er keine Perspektive, noch die wahren Formen der Natur versteht.

Die Engländer in Rom hatten einen andern Tick. Sie studirten nichts nach der Natur. Delaine imitirte die schwarzen Gemälde von Caspar Poussin, und malte die seinen noch schwärzer. Forrester that ungefähr das Gleiche: zeichnete etwas nach der Natur, aber elend, ohne Grundsätze. Unsere Damen, die Liebhaberinnen im Landschaftszeichnen sind, machen es besser. Dan wollte den Claude nachahmen, zeichnete die Linien nach der Natur, aber ließ sie sich von Tito Lusieri oder andern zeichnen, und malte eine klare Luft mit Fernung, woran der Ton einiges Verdienst hatte. Weil das nun hinter einer großen Masse von braunen und schwarzen Bäumen stand, so schien es auf den ersten Blick, als ob es etwas wäre. Dieses nannten die Engländer den Claude'schen Styl. Ich kann nicht läugnen, daß ich Reisensteinen, der mich zu diesen Künstlern geführt hatte, meine Verwunderung sehen ließ, wie es doch möglich wäre, daß es Menschen gäbe, die solches Zeug bestellen und bezahlen wollten. Auf alle Fälle muß man gestehen, daß die Engländer auch ihre mittelmäßigen Künstler zu der Zeit sehr encouragirten.

Sittliche Wirkung.

Ich habe öfters bemerkt, daß es Menschen giebt, welche eine Landschaft ohne Gefühl ansehen können. Das

kommt aber daher, daß sie weder die Schönheit der Natur empfinden, noch die des Gemäldes, welches seine vertritt. Auf der andern Seite wirkt aber in einer Landschaft nicht allein die wahre Nachahmung und die Kunst, sondern es giebt noch eine sittliche Illusion, welche sie hervorbringt. Viele Gegenden gefallen vorzüglich aus Nebenbegriffen, ob sie gleich nicht die schönsten sind, indem andere Vorstellungen des Zuschauers sich damit verbinden. Es kommt sehr viel auf die Gemüthsbeschaffenheit an, und wie der Mensch gestellt ist, und so kann eine mittelmäßige Gegend mehr Eindruck machen, als eine ideell schöne. Oefters hat derjenige, der sie anschaut, daselbst mit Freunden glückliche Stunden verlebt, und nun erweckt ihm das Bild vergangne angenehme Erinnerungen, neue Ideen schließen sich an, kurz er fühlt sich in dem Augenblick glücklich.

Eine schöne Gegend mit Wasser, Ferrung und Bäumen, in welcher man keine Figuren sieht, erregt gemeiniglich den Wunsch darin spatieren zu gehen, in der Einsamkeit sich selbst überlassen seinen eignen Gedanken nachzuhängen. Sind an solchen Stellen Figuren gemalt, so macht sie nicht mehr den Effect, sondern vielmehr das Gegentheil. Thiere, als Ochsen und Schafe, verhindern zwar nichts, im Gegentheil sie beleben, und weil wir an die zahmen Thiere gewöhnt sind, so tragen sie auf Spaziergängen zu unserm Vergnügen bei. Manchen wir hingegen eine völlige Einsamkeit, so verhindern sie uns auch an den schönen Ideen, und man wünscht die Figuren von der Stelle hinweg. Höchstens kann ein Hirt, oder ein Paar Hirten, sitzend unter einem Baume, angebracht werden, die das Vieh hüten, als Mann, Frau und Kinder. Diese, weil sie unschuldig sind, und dieß in der Absicht das Vieh zu hüten, auf der Stelle sitzen, verhindern uns nicht an unserm Vergnügen, sondern erregen wohl eher eine unschuldige Freude.

Viele Landschaften machen uns ein außerordentlich Vergnügen, wenn sie uns Gegenden vorstellen, wo große Thaten geschehen sind, als Schlachten und andere große Begebenheiten der Geschichte. Wenn Reisende solche Gegenden gesehen haben, und finden sie nun mit Treue und angenehmer Wahrheit im Gemälde vorgestellt, so erweckt es ihnen eine ganze Reihe historischer und anderer bedeutenden Vorstellungen. Auch Gegenden, wo berühmte Männer gelebt und gewohnt haben, als Horazens Villa bei Tivoli, a Riccia, Bouclure, wo Petrarca sich aufhielt, solche Landschaften interessiren ebenso Liebhaber und Halbkenner.

In schrecklichen Orten ist es nicht allein genug, daß die Gegend rauh und schrecklich sey, ja die Figuren können oftern allein das Schreckliche ausmachen, wie in der Landschaft des Nicolaus Poussin, wo die Personen bei der Quelle von der großen Wasserschlange umrunden wird.

Ueber Oelmalerei.

Zu der Zeit als die Kunst mit Oelfarben zu malen nicht allgemein bekannt und noch eine Art von Geheimniß war, dachte ein jeder Künstler selbst nach, studirte seine Oele und seine Farben, und ließ sie sich zu Hause reiben. Seitdem aber die Farbenhändler geriebene Farben und gegründete Tücher verkaufen, so ist die Kunst in Ansehung der Dauer der Farben sehr zurückgekommen, weil wenig Maler selbst darauf nachgedacht haben, und andere an diesem Hauptverdruß zu sparen gedenken. Vorzüglich aber haben die Farbenhändler, um ihre Farben und Tücher wohlfeil zu geben, die Sache nachlässig getrieben, ja ihre Waaren aus betrügerischer Habsucht verfälscht.

Die Zeit von Jahrhunderten hat uns über Dinge belehrt, welche die alten Maler nicht wissen konnten, z. B. daß die Terra verde in Oel mit der Zeit schwarz wird, daß der Lack von Cochenille gemacht, mit Weiß vermischt, durchs Weiß zerfressen wird, daß alle Farbe, worein sich Bittriol oder Kupfer gemischt findet, schwarz wird.

Durch Erfahrung, Nachdenken und Untersuchung alter wohlerhaltener Gemälde habe ich vieles gelernt, besonders aus angefangnen und halbfertigen Bildern alter Meister habe ich bei genauer Untersuchung vieles gesehen. Ich will mich hier in keine besondere Beschreibung, wie die alten Meister ihr Malen behandelt, einlassen, sondern bloß beschreiben, wie ich es behandle, und was ich am beständigsten und dauerhaftesten gefunden habe. Von meinem Vater habe ich vieles gelernt, der es von unsern Vorvätern überkommen erhielt, welche sämmtlich Maler waren. Das Uebrige habe ich nach meiner eignen Art und Nachdenken zugesetzt.

An alten Bildern, die auf dünne Leinwand mit Bolus, Ocker oder andern leichten Erdfarben schlecht gegründet waren, habe ich bemerkt, daß nicht allein der Firniß, der sich öfters in diesen Farben befand, die Bilder schwarz machte, sondern auch, daß die Luft, die das Oel ziemlich aus den Farben herausgezogen hatte, so daß sie durch die Leinwand durchstreichen konnte, daß die Luft, sag' ich, die Farben schwarz gemacht hatte. Ich sah ein schönes Bild von Salvator Rosa in Rom, welches auf solche schlecht gegründete Leinwand gemalt war. Man hatte die Leinwand auf den Blendrahmen rings herum und auch in der Mitte, wo das Querholz des Rahmens sich befand, angeleimt. Hier war die Farbe gut stehen geblieben und sah sehr schön aus; hingegen an beiden Seiten des Querholzes bis an den Blendrahmen war es so schwarz geworden, daß ich es kaum erkennen konnte. Wie schön aber das Bild gewesen, sah man bloß in der Mitte an einem breiten Strich, wo wie gesagt die Leinwand an das Querholz angeleimt war, und ringsherum an den Rändern, wo die Luft also nicht hatte durchstreichen können. —

Leider bricht hier der Aufsatz ab, und ist wahrscheinlich auch nie mehr weiter gesetzt worden. Es würde in manchem Sinne interessant gewesen sein, Hackerts sichtige Bemerkungen zu erfahren, weil er sowohl im Malen als im Restauriren der Bilder bedeutende Einsichten hatte. Von dem letzten zeugt seine kleine Schrift in Form eines Sendschreibens an den Ritter Hamilton: Sull' uso della Vernice nella Pittura. 1788, welche auch in's Deutsche durch den Galerie-Inspector Riebel in Dresden 1801 übersetzt worden. In diesem Aufsatz wird die oben Seite 457 erwähnte Restauration der Bilder durch Addes und das Firnissen der Bilder gegen damalige Tadler in Schutz genommen.

Philipp Hackerts Brief an den Herausgeber.

Datirt vom 4 März 1806.

Seit meinem letzten Brief habe ich leider in kurzem vieles erfahren, nach dem goldnen Frieden in Tivoli, Krieg und andern Fatalitäten, den Tod meines Bruders Georg den 4 November verwichnen Jahres. Die Stütze meines Alters ist verloren, indes bin ich gesund, und nur einem kleinen Husten und Schnupfen der Grippe, die

viel Unheil angerichtet hat, glücklich entwickle. Ich male und studire fleißig wie ein junger Bursche.

Ihr Werk: Winckelmann und sein Jahrhundert, habe ich gelesen, welches mir unser Perthes, Schultheiß in Caserne, geliehen. Ich mache Ihnen und Ihrem Freund Meyer mein aufrichtig Compliment über dieses Buch. Es ist mit Wahrheit, Kenntniß und Unparteilichkeit geschrieben, deutlich und belehrend. Es ist das einzige Werk, das ich kenne, was über die Kunst geschrieben ist, das ich gut finde. Warum haben Sie mir aber nicht eher geschrieben, daß meine Vergnügte groß sind; ich würde es gleich abgeändert haben; deswegen bin ich ein wenig böse auf Sie.

Nun glauben Sie nicht, daß ich mich entschuldigen will, um meine Fehler zu bedecken. Jenen Vorwurf, den ich mir vielleicht dadurch zu, daß ich mich einzeln gemachter Studien bediene, die allein wohlthun, im Ganzen aber, mit so viel andern Objecten zusammen, schädlich sind, wenn sie nicht vollkommen mit der Harmonie des Uebrigen verbunden werden.

Oefters überlistt man es auch der Zeit, die durch ihre Patina mit malt, den durchsichtigen Ton läßt und das Ganze harmonisch macht. Wollte man dieses durch Kunst gleich Anfangs thun, so würde es dem Gemälde mit der Zeit sehr nachtheilig werden. Diese Patina ist nützlich und unvermeidlich: denn ungeachtet aller erdenklichen Sorgfalt, Reinlichkeit in Oel und Farben u. s. w, so ist es doch der Natur der Sache gemäß, daß ein Oelgemälde sich auf der Oberfläche ein wenig verändert, und nach und nach die kleine Patina bekommt, und doch den Silberton behält, wenn er in die Gemälde wirklich gemalt ist. Glaubst du Landschaften sind wesentliche Beweise davon.

Dietrichs Landschaften, wie sie neu waren, schienen grell, jetzt sind sie sehr harmonisch, einige zu gelbe Stellen ausgenommen.

Der Speckton oder Rauchton, der vielmals in Niederländischen Gemälden herrscht, ist öfters dem Künstler, aber auch öfter dem Torf- oder Steinkohlenrauch, der in der Luft herrscht, zuzuschreiben, und der sich, wenn das Gemälde frisch ist, so in die Farben verfauzt, daß es keine Möglichkeit ist, ihn herauszubringen. Dieses geschieht leicht im Winter und die Firnis auf dem Bilde ist; denn alsdann dringt die Wasser Luft in die Poren der Farben leicht ein. Mein Bruder, der selige Johann, hatte in London im Winter eine Landschaft gemalt, die ich nach seinem Tode kommen ließ, wo die Wasser Luft so eingedrungen war, daß sie auch Andreä, der geschickte Bildputzer, nicht heraus bringen konnte. Es hatte den Speckton wie viele Niederländer. Die er in Italien gemalt hat, haben den Silberton behalten.

Ihr Buch hat mich auf eine Idee gebracht. Ich hoffe, daß Sie mir nicht spotten werden, daß ich in meinem Alter noch neue Dinge unternehmen will. Es ist nämlich, mit dem großen idealischen Styl Wahrheit der Natur sorgfältig in Ton als Farben zu verbinden. Poussin, Corregi, Dominichino u. s. w. haben einen großen Styl; allein die Objecte sind auch öfters so unwahr, als wären sie aus einer andern Welt. Diese Convention, wie bekannt, ist einmal angenommen. Was das Colorit betrifft, so ist es nicht allein unwahr, sondern hart. Man entschuldigt diese respectablen Männer, daß die Zeit und ihre Art zu malen ihre Gemälde schwarz gemacht habe. Ich kann aber durch Poussins Wasserfarben-Gemälde im Palast Colonna, und die des Francesco di Bologna Grimaldi im Palast Borghese beweisen, daß Poussin nie harmonisch in der Farbe gewesen ist. Seine Luft ist immer hart; die gewöhnlichen rothen Streifen, die zu dunkelblaue Ferne, die harte grünen monotonen Bäume, die allzuweißen Felsen und Wege, wo der bloße Ocker herrscht, können nie übereinstimmend gewesen seyn. Diese Wasserfarben-Gemälde haben sich nicht verändert; durch das Verdunkeln der Terra Verde sind hingegen seine Oelgemälde eher harmonisch geworden. Francesco di Bologna ist in seinen Wasserfarben harmonischer. Seine Bäume haben denselben Fehler, daß sie dunkelgrün und monoton sind. Poussin hat in Pistoja einen Saal gemalt, und des Poussins gelbe Felsen und kohlschwarze Bäume so imitirt, daß einem Angst und bange wird, wenn man es ansieht. Es ist mir unbegreiflich, wie ein Mann wie Poussin, der wirklich so viele Geschicklichkeit hat, und ernsthafte gute Studien im Portefeuille besitzt, solch tolles Zeug darstellen konnte.

Wenn ich nun meine neuen Versuche ins Werk richte, gelingt es mir vielleicht, einen großen veränderten Styl, den Silberton der schönen Natur, die nebichten Dünste, die schönen Formen der Bäume, ohne den Character zu vernachlässigen, kurz alles mögliche Idealische, was die Natur einer Landschaft darbietet, in einem Gemälde darzustellen, was den Eindruck einer vollkommenen Landschaft gebe.

Um nun aber nicht in das Manierirte zu fallen, und die großen Meister zu bestehlen, oder schwach nachzuspotten, wie es leicht den Nachahmern geschieht, so habe ich in meinem Portefeuille Gegenden gemalt, die wirklich schon den Stempel des großen Styls an sich tragen. Wenn ich nun diese idealisch verschönere, so hoffe ich, daß meine Werke die Originalität behalten werden, und man darin die Wahrheit der Natur verschönert wiederfinden wird. Jetzt wird es nur darauf ankommen, wie diese Werke von den Liebhabern der Kunst aufgenommen werden. Bis hieher ist der Geschmack ausschließlich für das Wahre gewesen; ein jeder hat entweder zur Erinnerung Italiens getreu nachgeahmte Gegenden verlangt, oder um seinen Freunden im Vaterlande nach seiner Rückkunft zu zeigen, was er gesehen hat, und Anekdoten dabei zu erzählen u. s. w. Giebt es für diesen neuen Styl nicht im Allgemeinen Liebhaber, so wird es doch einige Kunstkenner geben, die mir, wenn es wirklich glückt, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Künstlern wird es freilich gefallen, die sind aber die nicht, die da zahlen können. Herr Fabre, der seit der Bassevillischen Geschichte aus Rom hierher geflüchtet ist, muß als ein sehr geschickter Mann gerühmt werden. Er malt mit Geschmack und hat ein sehr gutes brillantes Colorit. Er malt auch dann und wann Landschaften mit kleinen historischen Figuren, im Poussinischen Styl, welche besser seyn würden, wenn er den Poussin weniger nachahmte. Er traf, als er mich besuchte, mich bei meiner neuen Unternehmung, welche ihm sehr gefiel, ob ich ihm gleich noch nicht deutlich meine Idee entdecken wollte.

Benvenuti ist jetzt hier Director der Akademie. Demarez ist hier; er componirt vortrefflich, ob er gleich kein Schüler von David ist. Seine Farbe ist schwer, compact, sein Pinsel nicht angenehm. Seine Compositionen, besonders in kleinen Gemälden, sind ausnehmend schön; die Subjecte aber immer grausam, Mord und Todtschlag. Noch sah ich keinen, der die Simplicität und Schönheit der Alten hat. Gauffier und seine in häuslichen Gemälden so geschickte Frau starben vor einigen Jahren, eins gleich nach dem andern, an der Schwindsucht. Gauffier war auf dem Gipfel seiner Kunst, und hatte sich sein Lebelang gequält, ihn zu erreichen; da er genießen sollte, so starb er. —

Hinterlassenes.

Nach Hackerts Ableben sind seine sämmtlichen Besitzungen an die in Berlin sich befindenden Erben ge-

kommen, darunter zuerst mehrere Gemälde, von welchen ein gedruckter Katalog ausgegeben wird. Man hat die Absicht diese Kunstwerke auszustellen, und wird deshalb zu seiner Zeit dem Publikum nähere Nachricht ertheilen, weswegen wir auch eine beschreibende Anzeige nicht für nöthig erachtet.

Die von Georg Hackert verfertigten Kupferplatten hat der Kunsthändler Domenico Negri zu Livorno in Verlag genommen, welcher davon gute Abdrücke zu liefern verspricht. Wahrscheinlich wird er zunächst ein Verzeichniß davon bekannt machen, um die Freunde der Kunst noch mehr zu interessiren. Diese Arbeiten sind um so mehr zu empfehlen, als sie einen großen Theil von Hackerts Leben und Bemühungen dem Kunstfreunde darstellen und einen Begriff geben, wie er sich in der von ihm so hochgehobenen Prospectmalerei benommen habe.

Auch hat er eine Anzahl geschnittener Steine hinterlassen, wovon wir nur der wenigen wirklich antiken namentlich und umständlich erwähnen.

1) Kopf des Sextus Pompejus, in Carneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist von der ersten Reinheit und Feuer. Der Schnitt gehört zu dem Vollkommensten was man in Steinschneidekunst sehen kann. Unter dem Hasse steht ΑΓΑΘΟΠΟΔΟΣ. Man vergleiche Geschichte der Kunst des Alterthums von Joh. Winckelmann, Wiener Ausgabe S. 552 u. 778; wie auch Bracci, **Memorie degli antichi Incisori Vol. I. p. 25—33.** wo zugleich Tafel V eine ganz leidliche Abbildung in Kupfer gestochen beigebracht ist. Dabei findet sich noch der antike goldne Ring, in welchem er gefaßt war.

2) Kopf des Ulysses, in Carneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist rein, mehr in's Hellgelbe schimmernd, mit viel Feuer. Die Mütze ist mit einem Kranze umgeben. Am Halse ein Streifen von der Tunica. Die Arbeit ist höchst fleißig und vollendet.

3) Kopf eines alten Herculis, mit einem Kranze um die Haare, und einem Stück Löwenhaut vorn um den Hals zu geknüpft. Carneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist rein gelblich, mehr von mildem als feurigem Ansehen, die Arbeit vortrefflich. Oberwärts ist ein Stückchen von den Haaren ausgebrochen, auch die Stirn beschädigt.

4) Fragment einer Camee. Der Charakter ist junonisch. Der noch vorhandene Grund ist schwärzlich grau. Das Relief besteht bloß noch in der Maske und einem Stückchen Halse. Das Weiße hat das Ansehen, vom Feuer gelitten zu haben; im Auge, an den Lippen und der Nase hin sitzt noch etwas vom Tartar. Die Arbeit ist die trefflichste.

5) Jupiter auf seinem Thron mit niedriger Lehne sitzend, in der Rechten das Scepter und auf der ausgestreckten Linken die Victoria, welche in der Rechten den Kranz und in der Linken den Palmzweig ausgestreckt hält. Einschnitt in Lapis Lazuli. Leichte geistreiche Arbeit.

Diese Steine wurden sämmtlich zur größten Zierde auch selbst eines reich ausgestatteten Cabinets dienen.

Die modernen Steine sind von mehreren bekannten Künstlern, von Antonius Pichler, dem Vater, aus Insprück; von Johann und Ludwig Pichler, seinen beiden Söhnen; von Friedrich Hecker aus Sachsen; von Alessandro Cades; von Bartolomeo Pravina; von Alfieri aus Rom; von Amadini aus Fossombrone; Johannes Webber; Betrarino; Tivoli; Antonio Berini; Selli; Sirletti; Concetto Constanzi; Camillo Piastrini aus Rom; Johann Mugnai; Ludovico Tarricelli; Ludovico Stries aus Florenz; Therese Taiani, getorne Moor, aus Venedig; von Marchand, einem Engländer; von Gaspare Capperoni della Guardia aus Abruzzo; von Santarelli aus Abruzzo; Filippo Rega; Grund und Rafaelli aus Rom.

Man sieht hieraus, daß diese Sammlung für die Geschichte der neuern Steinschneidekunst sehr unterrichtend seyn muß. Abdrücke davon wird Herr Heinrich Berendt in Berlin den Liebhabern auf Verlangen für ein Billiges überlassen.

Propyläen.

Einleitung in die Propyläen.

Der Jüngling, wenn Natur und Kunst ihn anziehen, glaubt mit einem lebhaften Streben bald in das innerste Heiligthum zu dringen; der Mann bemerkt, nach langem Umherwandeln, daß er sich noch immer in den Vorhöfen befinde.

Eine solche Betrachtung hat unsern Titel veranlaßt. Stufe, Thor, Eingang, Vorhalle, der Raum zwischen dem Innern und Aeußern, zwischen dem Heiligen und Gemeinen kann nur die Stelle seyn, auf der wir uns mit unsern Freunden gewöhnlich aufhalten werden.

Will jemand noch besonders, bei dem Worte Propyläen sich jener Gebäude erinnern, durch die man zur Athenäischen Burg, zum Tempel der Minerva gelangte, so ist auch dies nicht gegen unsre Absicht, nur daß man uns nicht die Anmaßung zutraue, als gedächten wir ein solches Werk der Kunst und Pracht hier selbst aufzuführen. Unter dem Namen des Orts versteht man hier das, was daselbst allenfalls hätte geschehen können, man erwarte Gespräche, Unterhaltungen, die vielleicht nicht unwürdig jenes Platzes gewesen wären.

Werden nicht Denker, Gelehrte, Künstler angelockt, sich in ihren besten Stunden in jene Gegenden zu versetzen, unter einem Volke wenigstens in der Einbildungskraft zu wohnen, dem eine Vollkommenheit, die wir wünschen und nie erreichen, natürlich war, bei dem in einer Folge von Zeit und Leben sich eine Bildung in schöner und thätiger Reihe entwickelt, die bei uns nur als Stückwerk vorübergehend erscheint?

Welche neuere Nation verdankt nicht den Griechen ihre Kunstbildung? und in gewissen Fächern, welche mehr als die Deutsche?

So viel zur Entschuldigung des symbolischen Titels, wenn sie ja nöthig seyn sollte. Er suche uns zur Erinnerung, daß wir uns so wenig als möglich vom klassischen Boden entfernen, er erleichtere durch seine Kürze und Bedeutsamkeit die Nachfrage der Kunstfreunde, die wir durch gegenwärtige Werk zu interessiren gedenken, das Bemerkungen und Betrachtungen harmonisch verbindender Freunde über Natur und Kunst enthalten soll.

Derjenige, der zum Künstler berufen ist, wird auf alles um sich her lebhaft Acht geben, die Gegenstände und ihre Theile werden seine Aufmerksamkeit in sich ziehen, und indem er praktischen Gebrauch von solchen Erfahrungen macht, wird er sich nach und nach üben, immer schärfer zu bemerken, er wird in seiner frühern Zeit alles so viel möglich zu einem Gebrauch verwenden, später wird er sich auch andern gerne mittheilen. So gedenken auch wir manches, was wir für nützlich und angenehm halten, was, unter mancherlei Umständen, von uns seit mehreren Jahren aufgezeichnet worden, unsern Lesern vorzulegen und zu erzählen.

Allein wer beschränkt sich nicht gern, daß seine Bemerkungen seltner sind, als man glaubt? Wer vermischt so schnell unsere Empfindungen, unsere Meinung, unser Urtheil mit dem was wir erfahren, daß wir in dem ruhigen Zustande des Beobachters nicht lange verharren, sondern bald Betrachtungen anstellen, auf die wir kein größer Gewicht legen dürfen, als insofern wir uns auf die Natur und Ausbildung unsers Geistes einigermaßen verlassen mochten.

Was uns hierin eine stärkere Zuversicht zu geben vermag, ist die Harmonie, in der wir mit mehren stehen, ist die Erfahrung, daß wir nicht allein, sondern gemeinschaftlich denken und wirken. Die zweifelhafte Sorge, unsere Vorstellungsart möchte uns nur allein angehören, die uns so oft überfällt, wenn andere gerade das Gegentheil von unserer Ueberzeugung aussprechen, wird erst gemildert, ja aufgehoben, wenn wir uns in mehreren wiederfinden; dann fahren wir erst mit Sicherheit fort, uns in dem Besitze solcher Grundsätze zu erfreuen, die eine lange Erfahrung uns und andern nach und nach bewährt hat.

Wenn mehrere vereint auf diese Weise zusammenleben, daß sie sich Freunde nennen dürfen, indem sie ein gleiches Interesse haben, sich fortschreitend auszubilden, und auf nahverwandte Zwecke losgehen, dann werden sie gewiß seyn, daß sie sich auf den mannichfaltigen Wegen wieder begegnen, und daß selbst eine Stockung, die sie von einander zu entfernen schien, sie doch bald wieder glücklich zusammenführen wird.

Wer hat nicht erfahren, welche Vortheile in solchen Fällen das Gespräch gewährt! allein es ist vorübergehend, und indem die Resultate einer wechselhaften Ausbildung unauslöschlich bleiben, geht die Erinne-

rung der Mittel verlieren, durch welche man dazu gelangt ist.

Ein Briefwechsel bewahrt schon besser die Stufen eines freundschaftlichen Fortschreitens; jeder Moment des Wachsthums ist fixirt, und wenn das Erreichte uns eine beruhigende Empfindung giebt, so ist ein Blick rückwärts auf das Werden belehrend, indem er uns zugleich ein künftiges, unabhängiges Fortschreiten hoffen läßt.

Kurze Aufsätze, in die man von Zeit zu Zeit seine Gedanken, seine Ueberzeugungen und Wünsche niederlegt, um sich nach einiger Zeit wieder mit sich selbst zu unterhalten, sind auch ein sehr gutes Hülfsmittel eigener und fremder Bildung, deren keines versäumt werden darf, wenn man die Kürze der dem Leben zugemessenen Zeit und die vielen Hindernisse bedenkt, die einer jeden Ausführung im Wege stehen.

Daß hier besonders von einem Ideenwechsel solcher Freunde die Rede sey, die sich, im allgemeinen, zu Künsten und Wissenschaften angezogen finden, versteht sich von selbst, obgleich ein Welt- und Geschäftsleben auch einen solchen Vortheils nicht entmangeln sollte.

Bei Künsten und Wissenschaften aber ist nicht allein eine solche eigene Verbindung, fordern auch das Verhältniß zu dem Publikum eben so günstig als es ein Bedürfniß wird. Wenn man irgend Allgemeines denkt oder leistet, gehört der Welt an, und das was sie von den Bemühungen des Einzelnen nutzen kann, bringt sie auch selbst zur Reife. Der Wunsch nach Beifall, welchen der Schriftsteller fühlt, ist ein Trieb, den ihm die Natur eingepflanzt hat, um ihn zu etwas höherem anzufeuern, er glaubt den Kranz schon erreicht zu haben, und wird bald gewahr, daß eine mühsame Ausbildung aller und seiner Fähigkeit nöthig ist, um die öffentliche Gunst festzuhalten, die weil auch, durch Glück und Zufall, auf kurze Momente erlangt werden kann.

So bedeutend ist für den Schriftsteller in einer frühern Zeit sein Verhältniß zum Publikum, und selbst in spätern Tagen kann er es nicht entbehren. So gewiß auch dasjenige seyn mag, andere zu belehren, so wünscht er doch sich denen mitzutheilen, die er sich gleich gesinnt weiß, denen Krankheiten in der Breite der Welt fortleben ist, er wünscht sein Verhältniß zu den ältesten Freunden dadurch wieder anzuknüpfen, mit neuen es fortzusetzen, und in der letzten Generation sich wieder andere für seine übrige Lebenszeit zu gewinnen. Er wünscht der Jugend die Umwege zu ersparen, auf denen er sich selbst verirrte, und indem er die Vortheile der gegenwärtigen Zeit benutzt und nützt, das Andenken verdienstlicher früherer Bemühungen zu erhalten.

In diesem ersten Sinne verbindet sich eine kleine Gesellschaft, eine heitere Stimmung möge unsere Unternehmungen begleiten, und wohin wir gelangen, mag die Zeit lehren.

Die Aufsätze welche wir periodisch jedesmal werden, ob sie gleich von mehren verfaßt sind, in Hauptpunkten dergestalt übereinstimmen, daß sie sich nicht widersprechen, wenn auch die Denkart der Verfasser nicht völlig die gleiche seyn sollte. Kein Mensch betrachtet die Welt ganz wie der andere, und versucht dem Gegenstande zu nahen oft Einen Grundsatz, den sie sämmtlich anerkennen, verschieden anwenden. Ja, der Mensch ist sich in seiner Anschauung und Denkweise nicht immer selbst gleich; frühere Ueberzeugungen müssen späteren weichen. Möge immerhin das Einzelne was man denkt und äußert, nicht als Perlen aufreihen, wenn man nur auf seinem Wege zeigen sich selbst und gegen andere mehr Klarheit!

So sehr nun auch die Verfasser unter einander und mit einem ersten Theil des Publikums in diesen wünschen und hoffen, so dürfen sie sich doch nicht verbergen, daß ihnen von verschiedenen Seiten mancher Mißton entgegen klingen wird. Sie haben dieß um so mehr zu erwarten, als sie von den herrschenden Meinungen in mehr als Einem Punkte abweichen. Wer entfernt, die Denkart irgend eines Dritten meistern oder verändern zu wollen, werden sie ihre eigne Meinung frei aussprechen, und, wie es die Umstände geben, eine Fehde ausweichen oder sie aufnehmen, im Ganzen aber immer auf einem Bekenntnisse halten, und besonders die jetzigen Bedingungen, die einen zu Bildung eines Kunstlers unerläßlich scheinen, oft genug wiederholen. Wem um die Sache zu thun ist, der muß Partei zu nehmen wissen, sonst verliert er nirgends zu wirken.

Wenn wir nun Bemerkungen und Betrachtungen über Natur vorzulegen versprechen, so müssen wir zugleich anzeigen, daß es besonders solche seyn werden, die sich zunächst auf bildende Kunst, so wie auf Kunst überhaupt, dann aber auch auf allgemeine Bildung des Künstlers beziehen.

Die vermehrte Forderung die an den Künstler gemacht wird, bleibt immer die: daß er sich an die Natur halten, sie studiren, sie nachbilden, etwas, das ihren Erscheinungen ähnlich ist, hervorbringen solle.

Wie aus, ja wie ungeheuer diese Anforderung sey, wird nicht immer bedacht, und der wahre Künstler selbst erfährt es nur bei fortschreitender Bildung. Die Natur ist es, der Kunst durch eine unendliche Kunst gewonnen, welche das Genie selbst, ohne äußere Hülfsmittel, zu überschreiten nicht vermag.

Alles was wir um uns her gewahr werden, ist nur roher Stoff, und wenn sich hie und da selten genug ereignet, daß ein Künstler durch Instinkt und Geschmack, durch Uebung und Versuche, darin gelangt, daß er den Dingen ihre äußere sichere Seite abgewinnen, aus dem vorhandenen Guten das Beste auszumerken, und wenigstens einen gefälligen Schein hervorzubringen lernt, so ist es, besonders in der neuern Zeit, noch viel seltner, daß ein Künstler sowohl in die Tiefe der Gegenstände, als in die Tiefe seines eignen Gemüthes zu dringen vermag, um in seinen Werken nicht bloß etwas leicht und oberflächlich Wirksames, sondern wetteifernd mit der Natur, etwas gültig Organisches hervorzubringen, und seinem Kunstwerk einen solchen Gehalt, eine solche Form zu geben, wodurch es natürlich zugleich und übernatürlich erscheint.

Der Mensch ist der höchste, ja der eigentliche Gegenstand bildender Kunst! Um ihn zu erfassen, um sich aus dem Labyrinthe seines Baues herauszuwinden, ist eine allgemeine Kenntniß der organischen Natur unerläßlich. Auch von den unorganischen Körpern, so wie von allgemeinen Naturwirkungen, besonders wenn sie, wie z. B. Ton und Farbe, zum Kunstgebrauch anwendbar sind, sollte der Künstler sich theoretisch belehren; allein zwischen wollen und können mußte er machen, wenn er sich aus der Schule des Jahrhunderts, das Naturbeschreibung, das Naturlehre so dringende mit sich aufnehmen sollte, was zu seinem Zwecke dient; ja es ist die Frage, ob er dort gerade das, was ihm das Nöthigste seyn muß, finden würde? Jene Männer haben ganz andere Bedürfnisse ihrer eigentlichen Schüler zu befriedigen, und daß sie an das eine schreiten, besonders Bedeutung des Kunstlers denken sollten. Dadurch ist unsere Absicht, hier mit Mittel zu treffen, und, wenn wir gleich nicht vermögen, die nöthige Arbeit selbst vollenden zu können, dennoch, theils im Ganzen eine Idee offen zu geben, theils im Einzelnen die Ausführung einzuleiten.

Die menschliche Gestalt kann nicht bloß durch das Bekannte ihrer Oberfläche dargestellt werden, man muß ihr Innres entfalten, ihre Theile sondern, die Verrichtungen derselben bemerken, die Verschiedenheiten sin-

nen, sich von Wirkung und Gegenwirkung unterrichten, das Verbergende, Ruhende, das Fortdauernd der Entwicklung sich einprägen, wenn man dasjenige wirklich schauen und nachahmen will, was sich als ein schönes ungehemmtes Ganze, in lebendigen Wellen vor unsern Augen bewegt. Der Blick auf die Oberfläche eines lebendigen Wesens erweitert den Beobachter, und man darf wohl hier, wie in andern Fällen, den wahren Spruch anbringen: Was man weiß, sieht man erst! denn wie derjenige der ein kurzes Gesicht hat, einen Gegenstand desto näher, den er sich nähert, weniger aber, wenn dem das gehörige Gesicht nunmehr zu Hülfe kommt, so liegt ebenmäßig in der Kenntniß die Vollendung des Anschauens.

Wie gut bildet ein Kenner der Naturgeschichte, der zugleich zeichnet ist, die Gegenstände nach, indem er das Wichtige und Bedeutende der Theile, woraus der Charakter des Ganzen entspringt, entdeckt und den Nachdruck darauf legt.

So wie nun eine genauere Kenntniß der einzelnen Theile menschlicher Gestalt, die er zuletzt wieder als ein Ganzes betrachten muß, den Künstler äußerst fördert, so ist auch ein Ueberblick, ein Stammbild über und auf verwandte Gegenstände höchst nützlich, vorausgesetzt daß der Künstler fähig ist, sich zu Ideen zu erheben und die nahe Verwandtschaft entfernt scheinender Dinge zu fassen.

Die vergleichende Anatomie hat einen allgemeinen Begriff über organische Naturen verbreitet, sie führt uns von Gestalt zu Gestalten, und indem wir nach oder fern verwandte Naturen betrachten, erheben wir uns über sie alle, um ihre Eigenschaften in einem ideellen Bilde zu erblicken.

Halten wir daselbe fest, so finden wir erst, daß unsere Aufmerksamkeit bei Betrachtung der Gegenstände eine so flammte Richtung nimmt, daß abgesonderte Kenntnisse durch Vergleichung leichter gewonnen und festgehalten werden, und daß wir zuletzt beim Kunstgebrauch nur dann mit der Natur wetteifern können, wenn wir die Art, wie sie bei Bildung ihrer Werke verfährt, ihr wenigstens einigermaßen abgelernt haben.

Manchen wir ferner den Künstler auf, auch von unorganischen Naturen einige Kenntniß zu nehmen, so können wir es um so eher thun, als man sich gegenwärtig von dem Mineralreich bequem und schnell unterrichtet. Der Maler bedarf einiger Kenntniß der Steine, um sie charakteristisch nachzuahmen, der Bildhauer und Baumeister um sie zu nutzen, der Steinschneider kann eine Kenntniß der Edelsteine nicht entbehren, der Kunstund Liebhaber wird gleichfalls darnach streben.

Haben wir nun zuletzt dem Künstler gerathen, sich von allgemeinen Naturvorstellungen einen Begriff zu machen, um diejenigen kennen zu lernen die ihn besonders interessiren, theils um sich nachahmender Weise anzueignen, theils um das was ihm betreibt besser zu verstehen, so wollen wir auch über diesen bedeutenden Punkt noch einiges hinzufügen.

Wieder kannte der Maler die Lehre des Physikers von den Farben nur anstaunen, ohne daraus einigen Vortheil zu ziehen; das natürliche Gefühl des Künstlers aber, eine fortdauernde Uebung, eine praktische Nothwendigkeit führte ihn auf einen eignen Weg, er fühlte die lebhaften Gegensätze, durch deren Vereinigung die Harmonie der Farben entsteht, er bemerkte gewisse Eigenschaften derselben durch analogische Empfindungen, er hatte warme und kalte Farben, Farben die eine Nähe, andere die eine Ferne ausdrucken, und was dergleichen Bezeichnungen mehr sind, durch welche er diese Phänomene den allgemeinen Naturansichten auf seine Weise näher brachte. Vielleicht bestätigt sich die Vermuthung, daß die farbigen Naturerscheinungen so gut als die magnetischen, elektrischen und andere, auf einem Wechselverhältniß, einer Polarität, oder wie man die Erscheinungen des Zweifachen, zu Mehrfachen in einer entschiedenen Einheit benennen mag, beruhen.

Diese Lehre unmittelbar und für den Künstler fruchtbar vorzulegen, werden wir uns zur Pflicht machen, und wir können um so mehr hoffen, da wir etwas zu thun, das ihm willkommen sey, als wir nur dasjenige, was er bisher aus Instinct gethan, auszulegen und auf Grundsätze zurückzuführen bemüht seyn werden.

So viel von dem, was wir zunächst in Absicht auf Natur mitzutheilen hoffen; und nun das Nothwendigste in Absicht auf Kunst.

Da die Einrichtung des gegenwärtigen Werks von der Art ist, daß wir einzelne Abhandlungen, zu welchen sonst theilweise, vorlegen werden, dabei aber unser Wunsch ist, nicht ein Ganzes zu zerstücken, sondern aus mannigfaltigen Theilen endlich ein Ganzes zusammenzufügen, so wird es nöthig seyn, bald möglichst, allgemein und summarisch dasjenige vorzulegen, wornach der Leser nach und nach in Einzelne unsere Ansichten gewahr werden wird. Daher wird uns zunächst ein Aufsatz über bildende Kunst beschäftigen, worin die bekannten Materien, nach unserer Vorstellungsart und Methode, vorgetragen werden sollen. Dabei werden wir vorzüglich darauf bedacht seyn, die Wichtigkeit eines jeden Theils der Kunst vor Augen zu stellen, und zu zeigen, daß der Künstler keinen derselben zu vernachlässigen habe, wie es leider so oft geschehen ist und geschieht.

Wir betrachten vorerst die Natur als die Schatzkammer der Stoffe im allgemeinen, nun gelangen wir aber an den wichtigen Punkt, wo sich zeigt, wie die Kunst ihre Stoffe sich selbst näher zubereite.

Indem der Künstler irgend einen Gegenstand der Natur ergreift, so gehört dieser schon nicht mehr der Natur an, ja man kann sagen, daß der Künstler ihn in diesem Augenblicke erschaffe, indem er ihm das Bedeutende, Charakteristische, Interessante abgewinnt, oder ihn dafür erst den höhern Werth hineinlegt.

Auf diese Weise werden der menschlichen Gestalt die schönern Proportionen, die edlern Formen, die höhern Charaktere gleichsam erst aufzudringen, der Kreis der Reactionsfähigkeit, Vollkommenheit, Beschaffenheit und Vollendung wird gezogen, in welchem die Natur ihr Bestes gerne niederlegt, wenn sie übrigens, in einer großen Breite, leicht in Nachlässigkeit ausartet und sich in's Gränzenlose verliert.

Eben dasselbe gilt von zusammengesetzten Kunstwerken, ihrem Gegenstand und Inhalt, die Aufgabe sey Fabel oder Geschichte.

Wobei dem Künstler, der sich bei Unternehmung des Werkes nicht vergreife! der das Kunstgemäße zu wählen, oder vielmehr das, was ihn bestimmen vermöchte!

Wer in den verschiedenen Medien, in der weitläuftigen Geschichte, um sich eine Aufgabe zu suchen, ängstlich herumirrt, mit Gefahr sich zu verlieren, oder allgemein interessant zu werden, der wird, in der Hälfte seiner Arbeit, oft bei unvermuthen Gelegenheiten stocken, oder nach Vollendung derselben seinen schönsten Zweck verfehlen. Wer zu den Sinnen nicht klar spricht, redet auch nicht rein zum Gemüth, und wir achten diesen Punkt so wichtig, daß wir gleich zu Anfang eine ausführlichere Abhandlung darüber einrücken.

Ist nun der Gegenstand glücklich gefunden, oder erfunden, dann tritt die Behandlung ein, die wir in die geistige, sinnliche und mechanische eintheilen möchten.

Die geistige arbeitet den Gegenstand in seinem innern Zusammenhange aus, sie findet die untergeordneten Motiven, und wenn sich bei der Wahl des Gegenstandes überhaupt die Tiefe des künstlerischen Genies beurtheilen läßt, so kann man an der Entdeckung der Motive seine

Breite, seinen Reichthum, seine Fülle und Lebendigkeit erkennen.

Die sinnliche Behandlung würden wir diejenige nennen, wodurch das Werk durchaus dem Sinne faßlich, angenehm erfreulich und durch einen milden Reiz unentbehrlich wird.

Die mechanische zuletzt wäre diejenige, die durch irgend ein körperliches Organ auf bestimmte Stoffe wirkt, und so der Arbeit ihr Dasein, ihre Wirklichkeit verschafft.

Indem wir nun auf solche Art dem Künstler nützlich zu seyn dessen, und lebhaft wünschen, daß er sich manches Rathes, mancher Vorschläge bei seinen Arbeiten bedienen möge, so dringt sich uns leider die bedenkliche Betrachtung auf, daß jedes Unternehmen, so wie jeder Mensch, von seinem Zeitalter eben sowohl leide, als man davon gelegentlich Vortheil zu ziehen im Fall ist, und wir können bei uns selbst die Frage nicht ganz abthun, welche Aufnahme wir denn wohl finden möchten?

Alles ist einem steten Wechsel unterworfen, und da gewisse Dinge nicht neben einander bestehen können, verdrängen sie einander. So geht es mit Kenntnissen, mit Anstalten zu gewissen Uebungen, mit Verfassungsarten und Maximen. Die Zwecke der Menschen bleiben ziemlich immer dieselben; man will jetzt noch ein guter Künstler und Dichter seyn, oder werden, wie vor Jahrhunderten; die Mittel aber, wodurch man zu dem Zwecke gelangt, sind nicht jedem klar, und warum sollte man läugnen, daß nichts angenehmer wäre, als wenn man einen großen Beifall spielend ausüben könnte.

Natürlicherweise hat das Publikum auf die Kunst großen Einfluß, indem es für seinen Beifall, für sein Geld, ein Werk verlangt das ihm gefalle, ein Werk das unmittelbar zu genießen sey, und meistens wird sich der Künstler gern dazu bequemen, denn er ist ja auch ein Theil des Publikums, auch er ist in gleichen Jahren und Tagen gekleidet, auch er fühlt die gleichen Bedürfnisse, er drängt sich in derselben Richtung, und so bewegt er sich glücklich mit der Menge fort, die ihn trägt, und die er belebt.

Wir sehen auf diese Weise ganze Nationen, ganze Zeitalter von ihren Künstlern entzückt, so wie der Künstler sich in seiner Nation, in seinem Zeitalter behaglich, ohne daß beide nur den mindesten Argwohn hätten, ihr Weg könnte vielleicht nicht der rechte, ihr Geschmack wenigstens einseitig, ihre Kunst auf dem Irrthume, und ihr Vorbringen nach der falschen Seite gerichtet seyn.

Anstatt uns darüber in's Allgemeinere zu verbreiten, machen wir hier eine Bemerkung, die sich besonders auf bildende Kunst bezieht.

Dem Deutschen Künstler, so wie überhaupt jedem neuen und nordischen, ist es schwer, ja beinahe unmöglich, von dem Formlosen zur Gestalt überzugehen, und wenn er auch zu dahin durchdringen wäre, sich dabei zu erhalten.

Jeder Künstler der eine Zeit lang in Italien gelebt hat, frage sich: ob nicht die Gegenwart der besten Werke alter und neuer Kunst in ihm das unablässige Streben erregt habe, die menschliche Gestalt in ihren Proportionen, Formen, Oberflächen zu studiren und nachzubilden, sich in der Ausstaffirung allen Fleiß und Mühe zu geben, um sich jenen Kunstwerken, die ganz auf sich selbst ruhen, zu nähern, um ein Werk hervorzubringen, das, indem es das ähnliche Anstaunen befriedigt, den Geist in seine höchsten Regionen entführt. Er gestehe aber auch, daß er nach seiner Zurückkunft nach und nach von jenem Streben heruntersinken müsse, weil er wenig Personen findet, die das Gebildete wesentlich sehen, genießen und denken mögen, sondern meist nur solche, die ein Werk irgendwie zwischen, dabei etwas Behagliches denken, und nach ihrer Art etwas dabei empfinden und genießen.

Das schlechteste Bild kann zur Empfindung und zur Einbildungskraft sprechen, indem es sie in Bewegung setzt, los und frei macht, und sich selbst überläßt; das beste Kunstwerk spricht auch nur Empfindung, aber eine höhere Sprache, die man freilich verstehen muß; es fesselt die Gefühle und die Einbildungskraft, es nimmt uns unsre Willkühr, wir können mit dem Vollkommenen nicht schalten und walten wie wir wollen, wir sind genöthigt uns ihm hinzugeben, um uns selbst von ihm, erhoben und verklärt, wieder zu erhalten.

Daß dies keine Träume sind, werden wir nach und nach im Einzelnen so deutlich als möglich zu zeigen suchen, besonders werden wir auf einen Widerspruch aufmerksam machen, in welchen sich die Neuern so oft verwickeln. Sie nennen die Alten ihre Lehrer, sie gestehen jenen Werken eine unerreichbare Vortrefflichkeit zu, und entfernen sich in Theorie und Praxis doch von den Maximen, die jene bestimmig ausüben.

Indem wir nun von diesem wichtigen Punkte ausgehen und oft wieder auf denselben zurückkehren werden, so finden wir noch andere, davon noch einiges zu erwähnen ist.

Eins der vorzüglichsten Kennzeichen des Verfalls der Kunst ist die Vermischung der verschiedenen Arten derselben.

Die Künste selbst, so wie ihre Arten, sind unter einander verwandt, sie haben eine gewisse Neigung, sich zu verbinden, ja sich in einander zu verlieren; aber eben darin besteht die Pflicht, das Verdienst, die Würde des ächten Künstlers, daß er das Kunstfach in welchem er arbeitet, den andern absondere, jede Kunst und Kunstart auf sich selbst zu stellen und sie aufs möglichste zu isoliren wisse.

Man hat bemerkt, daß alle bildende Kunst zur Malerei, alle Poesie zum Drama strebe, und es kann und diese Erfahrung künftig zu wichtigen Betrachtungen Anlaß geben.

Der ächte gehaltvolle Künstler strebt nach Kunstwahrheit, der gehaltlose, der einem blinden Trieb folgt, nach Naturwirklichkeit; durch jenen wird die Kunst zum höchsten Gipfel, durch diesen auf ihre niedrigste Stufe gebracht.

So wie mit dem Allgemeinen der Kunst, eben so verhält es sich auch mit den Arten derselben. Der Bildhauer muß anders denken und empfinden als der Maler, ja er muß anders zu Werke gehen, wenn er ein halb erhobenes Werk, als wenn er ein rundes hervorbringen will. Indem man die flach erhobenen Werke immer höher und höher machte, dann Theile, dann Figuren absonderte, zuletzt Gebäude und Landschaften anbrachte, und so bald Malerei bald Puppenspiel darstellte, ging man immer abwärts in der wahren Kunst, und leider haben trefliche Künstler der neuern Zeit ihren Weg auf diese Weise genommen.

Wenn wir nun künftig solche Maximen, die wir für die rechten halten, aussprechen werden, wünschen wir, daß sie, wie sie aus den Kunstwerken gezogen sind, von dem Künstler praktisch geprüft werden. Wie selten kann man mit dem andern über einen Grundsatz theoretisch einig werden! Hingegen was anwendbar, was brauchbar sey, ist viel schwieriger entschieden. Wie oft ist der Mann der Kunst bei der Wahl ihrer Gegenstände, bei der für ihre Kunst passenden Zusammensetzung im Allgemeinen, bei der Anordnung im Besondern, so wie den Maler bei der Wahl der Farben in Verlegenheit. Dann ist es Zeit einen Grundsatz zu prüfen, dann wird die Frage leichter zu entscheiden seyn, ob wir durch ihn den großen Mustern und allem was wir an ihnen schätzen und lieben, näher kommen, oder ob er uns in der empirischen Bewunderung einer nicht genug durchdachten Erfahrung festen läßt.

Gelten nun dergleichen Maximen zur Bildung des Künstlers, zur Leitung desselben in mancher Verlegenheit, so werden sie auch bei Entwicklung, Schätzung und Beurtheilung alter und neuer Kunstwerke dienen, und wir der wechselsweise aus der Betrachtung derselben entstehen. Ja, es ist um so nöthiger, sich auch hier daran zu halten, weil, unerachtet der allgemein gepriesenen Vorzüge des Alterthums, dennoch unter den Neuern sowohl einzelne Menschen als ganze Nationen oft eben das verkennen, worin der höchste Werth jener Werke liegt.

Eine genaue Prüfung derselben wird uns am meisten vor diesem Uebel bewahren. Deshalb sey hier nur ein Beispiel aufgestellt, wie es dem Liebhaber in der plastischen Kunst zu gehen pflegt, damit etwa deutlich werde, wie nothwendig eine genaue Kritik der ältern sowohl als der neuern Kunstwerke sey, wenn sie einigermaßen Nutzen bringen soll.

Auf jeden, der ein zwar ungeübtes, aber für das Schöne empfängliches Auge hat, wird ein stumpfer, unvollkommner Gypsabguß eines trefflichen alten Werks noch immer eine große Wirkung thun, denn in einer solchen Nachbildung bleibt doch immer die Idee, die Einfalt und Größe der Form, genug das Allgemeinste noch übrig, so viel als man mit schlechten Augen allenfalls in der Ferne gewahr werden konnte.

Man kann bemerken, daß oft eine lebhafte Neigung zur Kunst durch solche ganz unvollkommne Nachbildungen entzündet wird. Allein die Wirkung ist dem Gegenstande gleich, es wird mehr ein dunkles und stimmtes Gefühl erregt, als daß eigentlich der Gegenstand in seinem Werth und in seiner Würde, solchen angehenden Kunstfreunden erscheinen sollte. Solche sind es, die gewöhnlich den Grundsatz äußern: daß eine allzugenaue kritische Untersuchung den Genuß zerstöre, solche sind es, die sich gegen eine Würdigung des Einzelnen zu sträuben und zu wehren pflegen.

Wenn ihnen aber nach und nach, bei wiederer Erfahrung und Uebung, ein schärfer Abguß statt eines stumpfen, ein Original statt eines Abgusses vorgelegt wird, dann wächst mit der Einsicht auch das Vergnügen, und so steigt es, wenn Originale selbst, wenn vollkommene Originale ihnen endlich bekannt werden.

Gern läßt man sich in die Labyrinthe genauer Betrachtungen ein, wenn das Einzelne so wie das Ganze vollkommen ist, ja man lernt einsehn, daß man das Vortreffliche nur in dem Maße kennen lernt, in so fern man das Mangelhafte eingesehen im Stande ist. Die Restauration von den ursprünglichen Idyllen, die Copie von dem Original zu unterscheiden, in dem kleinsten Fragmente noch die zerstörte Herrlichkeit des Ganzen zu schauen, wird der Genuß des vollendeten Kenners, und es ist ein großer Unterschied, ein stumpfes Ganze mit dunklem Sinne, oder ein vollendetes mit hellem Sinne zu beschauen und zu fassen.

Wer sich mit irgend einer Kenntniß abgiebt, soll nach dem Höchsten streben! Ist mit der Einsicht viel anders als mit der Ausübung, denn im Praktischen muß sich jeder bald bescheiden, daß ihm nur ein gewisses Maß von Kräften zugetheilt sey; zur Kenntniß, zur Einsicht aber sind weit mehrere Menschen fähig, ja man kann wohl sagen ein jeder, der sich selbst verlaugnen, sich den Gegenständen unterordnen kann, der nicht mit einem starren, beschränkten Eigensinn sich und seine kleinliche Einsichtigkeit in die höchsten Werke der Natur und Kunst überzutragen strebt.

Um von Kunstwerken eigentlich und mit wahrem Nutzen für sich und andere zu sprechen, sollte es freilich nur in Gegenwart derselben geschehen. Alles kommt auf's Anschauen an, es kommt darauf an, daß bei dem Worte, wodurch man ein Kunstwerk zu erläutern hofft, das bestimmteste gedacht werde, weil sonst gar nichts gedacht wird.

Daher geschieht es oft, daß derjenige, der über Kunstwerke schreibt, blos im Allgemeinen verweilt, wodurch wohl Ideen und Empfindungen erregt werden, ja allen Lesern, nur demjenigen nicht genug gethan wird, der mit dem Buche in der Hand der das Kunstwerk hinsieht.

Aber eben deswegen werden wir in mehreren Abhandlungen vielleicht in dem Fall seyn, das Verlangen der Leser nicht zu reizen als zu befriedigen; denn es ist nichts natürlicher, als daß sie ein vortreffliches Kunstwerk, das genau gegliedert wird, sogleich vor Augen zu haben wünschen, um das Ganze, von dem die Rede ist, zu genießen, und was die Theile betrifft, die Meinung, die sie vernehmen, ihrem Urtheil zu unterwerfen.

Indem nun aber die Verfasser für diejenigen zu arbeiten denken, welche die Werke theils gesehen haben, theils künftig sehen werden, so hoffen sie für solche, die sich in keinem der beiden Fälle befinden, dennoch das Möglichste zu thun. Wir werden bei Nachbildungen erwähnen, anzeigen, wie Abgüsse von alten Kunstwerken, alte Kunstwerke selbst, besonders den Deutschen sich näher befinden, und so ächter Liebhaberei und Kunstkenntniß, so viel an uns liegt, zu begegnen suchen.

Denn nur auf dem höchsten und genausten Begriff von Kunst kann eine Kunstgeschichte beruhen; nur wenn man das Vorhergehende kennt, was der Mensch hervorbringen im Stande war, kann der psychologisch-chronologische Gang dargestellt werden, den man in der Kunst, so wie in andern Fächern nahm, wo erst eine beschränkte Thätigkeit in einer trocknen, ja traurigen Nachahmung des Unbedeutenden sich übte, sodann verweilte, sich darauf ein lieblicheres, gemüthlicheres Gefühl gegen die Natur entwickelte, dann begleitet von Kenntniß, Regelmäßigkeit, Kunst und Strenge, unter günstigen Umständen, die Kunst bis zum Höchsten hinaufstieg, wo es dann zuletzt dem glücklichen Genie, das sich von allen diesen Hülfsmitteln umgeben fand, möglich ward, das Reizende, Vollendete hervorzubringen.

Früher aber erregen Kunstwerke, die mit solcher Leichtigkeit sich aussprechen, die dem Menschen ein bequemes Gefühl seiner selbst, die ihm Heiterkeit und Freiheit einflößen, bei dem nachstrebenden Künstler den Begriff, daß auch das Hervorbringen bequem sey. Da der Gipfel dessen was Kunst und Genie darstellen, eine leichte Erscheinung ist, so werden die Nachkommenden getrieben, sich's leicht zu machen, und auf den Stil in zu arbeiten.

So verliert die Kunst sich nach und nach von ihrer Höhe herunter, im Ganzen so wie im Einzelnen. Wenn wir nun aber hievon einen anschaulichen Begriff bilden wollen, so müssen wir uns Einzelne des Einzelnen hinabsteigen, welches nicht immer eine angenehme und reizende Beschäftigung ist, wofür aber der sichere Blick über das Ganze nach und nach reichlich entschädigt.

Wenn uns nun die Erfahrung bei Betrachtung der alten und mittlern Kunstwerke gewisse Maximen bewährt hat, so bedürfen wir ihrer am meisten bei Beurtheilung der neuen und neusten Arbeiten, denn da bei Würdigung lebender oder kurz verstorbener Künstler so leicht persönliche Verhältnisse, Liebe und Haß der Einzelnen, Neigung und Abneigung der Menge sich einmischen, so brauchen wir Grundsätze um so nöthiger, um über unsre Zeitgenossen ein Urtheil zu äußern. Die Untersuchung kann alsdann sogleich auf doppelte Weise angestellt werden. Der Einfluß der Willkühr wird vermindert, die Frage vor einen höhern Gerichtshof gebracht. Man kann den Grundsatz selbst so wie dessen Anwendung prüfen, und wenn man sich auch nicht vereinigen sollte, so kann der streitige Punkt doch sicher und deutlich bezeichnet werden.

Besonders wünschten wir, daß der lebende Künstler, bei dessen Arbeiten wir vielleicht einiges zu erinnern hätten, unser Urtheil auf diese Weise bedächtig prüfte. Denn jeder, der diesen Namen verdient, ist zu unser Zeit anerkannt, sich aus Arbeit und eigenem Nachdenken wo nicht eine Theorie, doch einen gewissen Inbegriff theoretischer Hausmittel zu bilden, bei deren Gebrauch er sich in mancherlei Fällen ganz leidlich befindet; man wird aber oft bemerken, daß er auf diesem Wege sich solche Maximen als Gesetze aufstellt, die seinem Talent, seiner Neigung und Bequemlichkeit gemäß sind. Er unterliegt einem allgemeinen menschlichen Schicksal. Die Biele handeln nicht in andern Fächern auf eben diese Weise? Aber wir bilden uns nicht, wenn wir das, was in uns liegt, nur mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit in Bewegung setzen. Jeder Künstler, wie jeder Mensch, ist nur ein einzelnes Wesen, und wird nur immer auf Eine Seite hängen. Deswegen hat der Mensch auch das, was seiner Natur entgegengesetzt ist, theoretisch und praktisch, in so fern es ihm möglich wird, in sich aufzunehmen. Der Leichtsehende naht Ernst und Strenge sich um, der Strenge habe ein leichtes und bequemes Wesen vor Augen, der Starke die Sicherheit, der Sichere die Stärke, und so wird seine eigne Natur nur desto mehr auswirken, je mehr er sich von ihr zu entfernen scheint. Jede Kunst verlangt den ganzen Menschen, der höchstmögliche Grad derselben die ganze Menschheit.

Die Aeußerung der bildenden Kunst ist mechanisch und die Bildung des Künstlers fängt in seiner frühsten Jugend, mit Recht, vom Mechanischen an; seine übrige Erziehung hingegen ist oft vernachlässigt, da sie doch weit sorgfältiger seyn sollte, als die Bildung anderer, welche Gelegenheit haben aus dem Leben sich Vortheil zu ziehen. Die Gesellschaft macht einen rohen Menschen bald beschränkt, ein geschäftiges Leben den offensten vernünftig; litterarische Arbeiten, welche durch den Druck vor ein großes Publikum kommen, finden überall Widerstand und Zurechtweisung, nur der bildende Künstler allein ist meist auf eine einsame Werkstatt beschränkt, er hat selt nur mit dem zu thun, der seine Arbeit bestellt und bezahlt, mit einem Publikum, das oft nur gewissen krankhaften Einzelnen gefällt, mit Kennern, die ihn unruhig machen, und mit Marktrufern, welche jedes Neue mit solchen Lob- und Preisformeln empfangen, durch die das Vortrefflichste schon hinlänglich gestört wäre.

Doch es wird Zeit diese Einleitung zu schließen, damit sie nicht, anstatt dem Werke bloß vorzuarbeiten, ihm verlaufe und vorgreife. Wir haben bisher wenigstens den Punkt berechnet, von welchem wir auszugehen gedenken, wie weit wir uns vorbereiten können und werden, muß sich erst nach und nach entwickeln. Theorie und Kritik der Dichtkunst wird uns hoffentlich bald beschäftigen; was uns das Leben gibt, was uns Kräfte, ja was uns die Begebenheiten des Tags anbieten, soll nicht ausgeschlossen seyn, und so soll denn auch zuletzt von einer wichtigen Angelegenheit des Augenblicks gesprochen werden.

Für die Bildung des Künstlers, für den Genuß des Kunstfreundes war es von jeher von der größten Bedeutung, an welchem Orte sich Kunstwerke befanden; es war eine Zeit in der sie, gewaltsame Dislocationen abgerechnet, meistens an Ort und Stelle blieben; nun aber hat sich eine große Veränderung angekündigt, welche für die Kunst im Ganzen sowohl als im Besondern wichtige Folgen haben wird.

Man hat vielleicht selbst mehr Ursache als jemals Italien als einen großen Kunstkörper zu betrachten, wie er vor Augen noch bestand. Ist es möglich davon eine Uebersicht zu geben, so wird sich alsdann erst zeigen, was die Welt in diesem Augenblicke verliert, da so viele Theile von diesem großen und alten Ganzen abgerissen werden.

Was in dem Act des Abreißens selbst zu Grunde gegangen, wird mehr oder weniger dunkel bleiben; allein eine Darstellung jenes neuen Kunstkörpers, der sich in Paris bildet, wird in einigen Jahren möglich werden; die Methode wie ein Künstler und Kunstliebender Frankreich und Italien zu nutzen hat, wird sich angeben lassen, so wie dabei noch eine wichtige und schöne Frage zu erörtern ist: was andere Nationen, besonders Deutsche und Engländer thun sollten, um, in dieser Zeit der Zerstreuung und des Verlustes, mit einem wahren, weltumfassenden Sinne, der vielleicht nirgends weiter als bei Künsten und Wissenschaften statt finden kann, die mannigfaltigen Kunstschätze, die bei ihnen zerstreut niedergelegt sind, allgemein brauchbar zu machen, und einen idealischen Kunstkörper bilden zu helfen, der uns mit der Zeit, für das was uns der gegenwärtige Augenblick zureißt, wo nicht entreißt, vielleicht glücklich zu entschädigen vermöchte.

So viel im Allgemeinen von der Absicht eines Werks, dem wir recht viel ernsthafte und wetteifernde Theilnehmer wünschen.

Ueber Laokoon.

Ein ächtes Kunstwerk bleibt, wie ein Naturwerk, für unsern Verstand immer unendlich; es wird angeschaut, empfunden, es wirkt, es kann aber nicht eigentlich erkannt, viel weniger sein Wesen, sein Verdienst mit Worten ausgesprochen werden. Was also hier über Laokoon aufgestellt ist, hat keineswegs die Anmaßung diesen Gegenstand zu erschöpfen, es ist mehr bei Gelegenheit dieses trefflichen Kunstwerks als über dasselbe geschrieben. Wenn dieses bald wieder so aufgestellt seyn, daß aber Liebhaber sich daran freuen und darüber nach seiner Art reden können.

Wenn man von einem trefflichen Kunstwerke sprechen will, so ist es fast nöthig von der ganzen Kunst zu reden, denn es enthält sie ganz, und jeder kann, so viel in seinen Kräften steht, auch das Allgemeine aus einem solchen besondern Fall entwickeln; dadurch sey hier auch etwas Allgemeines vorausgeschickt.

Alle diese Kunstwerke stellen die menschliche Na-

tur dar, die bildenden Künste beschäftigen sich besonders mit dem menschlichen Körper, wir reden gegenwärtig nur von diesen. Die Kunst hat viele Stufen, auf jeder derselben können vorzügliche Künstler erscheinen, ein vollkommenes Kunstwerk aber besitzt alle Eigenschaften, die sonst nur einzeln ausgetheilt sind.

Die höchsten Kunstwerke, die wir kennen, zeigen uns:

Lebendige, hochorganisirte Naturen. Man erwartet vor allem Kenntniß des menschlichen Körpers in seinen Theilen, Massen, innern und äußern Formen und Bewegungen im Allgemeinen.

Charaktere. Kenntniß des Abweichens dieser Theile in Gestalt und Wirkung. Eigenschaften sondern sich ab und stellen sich einzeln dar; hierdurch entstehen die Charaktere, und es können die verschiedenen Kunstwerke dadurch in ein bedeutendes Verhältniß gegen einander gebracht werden, so wie auch, wenn ein Werk zusammengesetzt ist, seine Theile sich bedeutend gegen einander verhalten können. Der Gegenstand ist:

In Ruhe oder Bewegung. Ein Werk oder seine Theile können entweder nur sich beharrend, ruhig ihr bloßes Dasein anzeigend, oder auch bewegt, wirkend, lebendschaftlich ausdrucksvoll dargestellt werden.

Ideale. Um hierzu zu gelangen, bedarf der Künstler eines tiefen, gründlichen, andauernden Sinnes, zu dem aber noch ein hoher Sinn sich gesellen muß, um den Gegenstand in seinem ganzen Umfange zu übersehen, den höchsten darzustellenden Moment zu finden, und ihn also aus seiner beschränkten Wirklichkeit herauszuheben, und ihm in einer idealen Welt Maß, Gränze, Realität und Würde zu geben.

Anmuth. Der Gegenstand aber und die Art ihn vorzustellen, sind den sinnlichen Kunstgesetzen unterworfen, nämlich der Ordnung, Folgerichtigkeit, Symmetrie, Gegenstellung ꝛc., wodurch er für das Auge schön, das heißt, anmuthig wird.

Schönheit. Ferner ist er dem Gesetz der geistigen Schönheit unterworfen, die durch das Maß entsteht, welchem der zur Darstellung oder Hervorbringung des Schönen gebildete Mensch alles, sogar die Extreme zu unterwerfen weiß.

Nachdem ich die Bedingungen, welche wir von einem hohen Kunstwerk fordern, zum voraus angegeben habe, so kann ich mit wenigen Worten viel sagen, wenn ich behaupte, daß unsre Gruppe sie alle erfüllt, ja daß man sie aus derselben allein entwickeln könne.

Man wird mir den Beweis erlassen, daß sie Kenntniß des menschlichen Körpers, daß sie das Charakteristische an demselben, so wie Ausdruck und Leidenschaft zeige. Wie hoch und ideal der Gegenstand gefaßt sey, wird sich aus dem Folgenden ergeben, daß man das Werk schön nennen müsse, wird wohl niemand bezweifeln, welcher das Maß erkannt, womit das Extrem eines physischen und geistigen Leidens hier dargestellt ist.

Hingegen wird manchem paradox scheinen, wenn ich behaupte, daß diese Gruppe auch zugleich anmuthig sey. Hierüber also nur einige Worte:

Jedes Kunstwerk muß sich als ein solches anzeigen, und das kann es allein durch das, was mit jüngster Schönheit oder Anmuth nennen. Die Alten, weit entfernt von dem modernen Wahne, daß ein Kunstwerk dem Scheine nach wieder ein Naturwerk werden müsse, beschränkten ihre Kunstwerke als solche durch gewählte Ordnung der Theile; sie erleichterten dem Auge die Einsicht in die Verständnisse durch Symmetrie, und so ward ein verwickeltes Werk faßlich. Durch eben diese Symmetrie und durch Gegenstellungen wurden in leisen Abweichungen die höchsten Contraste möglich. Die Gestalt der Künstler, mannigfaltig Massen gegen einander zu stellen, besonders die Extremitäten der Körper bei Gruppen gegen einander in eine regelmäßige Lage zu bringen, war äußerst überlegt und glücklich, so daß ein jedes Kunstwerk, wenn man auch von dem Inhalt abstrahirt, wenn man in der Entfernung auch nur die allgemeinsten Umrisse sieht, noch immer dem Auge als ein Zierrath erscheint. Die alten Vasen gehen uns hundert Beispiele einer solchen anmuthigen Gruppirung, und es wurde vielleicht möglich seyn, stufenweise von der rudimentalen Vasenraupe bis zu der höchst bewegten des Laokoon die schönsten Beispiele einer symmetrisch künstlichen, den Augen gefälligen Zusammensetzung darzulegen. Ich getraue mir daher mechanisch zu wiederholen: daß die Gruppe des Laokoon, neben allen übrigen anerkannten Vorzügen, zugleich ein Muster sey von Symmetrie und Mannigfaltigkeit, von Ruhe und Bewegung, von Gegensatzen und Stufengängen, die sich zusammen, theils sinnlich theils geistig, dem Beschauer darbieten, bei dem hohen Pathos der Vorstellung eine angenehme Empfindung erregen und den Sturm der Leiden und Leidenschaft durch Anmuth und Schönheit mildern.

Es ist ein großer Vortheil für ein Kunstwerk, wenn es selbstständig, wenn es geschlossen ist. Ein ruhiger Gegenstand zeigt sich dadurch in seinem Daseyn, er ist also durch und in sich selbst beschlossen. Ein Jupiter mit einem Donnerkeil im Scheos, eine Juno, die auf ihrer Majestät und Frauenwürde ruht, eine in sich versunkene Minerva sind Gegenstände, die gleichsam nach außen keine Beziehung haben, sie ruhen auf und in sich und sind die ersten, höchsten Gegenstände der Bildhauerkunst. Aber in dem herrlichen Cirkel des mythischen Kunstkreises, in welchem die einzelnen selbstständigen Naturen stehen und ruhen, giebt es keinen Cirkel wo die einzelnen Gestalten in Bezug auf andere gedacht und dargestellt sind. Z. E. die neun Musen mit ihrem Führer Apoll, ist jede für sich gedacht und ausgeführt, aber in dem ganzen mannigfaltigen Chor wird sie nach ihr treffenden. Gibt die Kunst zum leidenschaftlich Bedeutenden über, so kann sie wieder auf dieselbe Weise handeln: sie stellt uns entweder einen Kreis von Gestalten dar, die unter einander einen leidenschaftlichen Bezug haben, wie Niobe mit ihren Kindern, verfolgt von Apoll und Diana; oder sie zeigt uns in Einem Werke die Bewegung zugleich mit ihrer Ursache. Wir gedenken hier nur des anmuthigen Knaben, der sich den Dorn aus dem Fuße zieht, der Ringer, zweier Gruppen von Faunen und Nymphen in Dresden, und der bewegten herrlichen Gruppe des Laokoon.

Die Bildhauerkunst wird mit Recht so hoch gehalten, weil sie die Darstellung auf ihren höchsten Gipfel bringen kann und muß, weil sie den Menschen von allem, was ihm nicht wesentlich ist, entkleidet. So ist auch bei dieser Gruppe Laokoon ein bloßer Name, von seiner Priesterschaft, von seinem trojanisch-nationalen, von allem poetischen und mythologischen Bezug haben die Künstler entkleidet; er ist nichts von allem was ihn die Fabel macht, es ist ein Vater mit zwei Söhnen, in Gefahr zwei gefährlichen Thieren unterzugehen. So sind auch hier keine göttergesandten, sondern diese natürliche Schlangen, mächtig genug einige Menschen zu überwältigen, aber keineswegs, weder in ihrer Gestalt noch Handlung, außerordentliche, rächende, strafende Wesen. Ihrer Natur gemäß schlingen sie heran, umschlingen, schnüren zusammen, und die eine beißt erst gereizt. Sollte ich diese Gruppe, wenn mir keine weitere Deutung derselben bekannt wäre, erklären, so würde ich sie ein tragisches Idyll nennen. Ein Vater schlingt neben seinen beiden Söhnen, sie werden von Schlangen umwunden und streben nun erwachend, sich aus dem lebendigen Netze loszuwinden.

Aeußerst wichtig ist dieses Kunstwerk durch die Darstellung des Moments. Wenn ein Werk der bildenden Kunst sich wirklich vor dem Auge bewegen soll, so muß ein vorübergehender Moment gewählt seyn; kurz vorher darf kein Theil des Ganzen sich in dieser Lage befunden haben, kurz nachher muß jeder Theil genöthigt seyn, diese Lage zu verlassen; dadurch wird das Werk Millionen Anschauern immer wieder neu lebendig seyn.

Um die Intention des Laocoon recht zu fassen, stelle man sich in gehöriger Entfernung, mit geschlossenen Augen, davor; man öffne sie und schließe sie sogleich wieder, so wird man den ganzen Marmor in Bewegung sehen, man wird fürchten, indem man die Augen wieder öffnet, die ganze Gruppe verändert zu finden. Ich möchte sagen, wie sie jetzt dasteht, ist sie ein stirrter Blitz, eine Welle, versteinert im Augenblicke da sie gegen das Ufer anströmt. Dieselbe Wirkung entsteht, wenn man die Gruppe Nachts bei der Fackel sieht.

Der Zustand der drei Figuren ist mit der höchsten Wahrheit stufenweise dargestellt; der älteste Sohn ist nur an den Extremitäten verstrickt, der zweite etwas umwunden, besonders ist ihm die Brust zusammengeschnürt, durch die Bewegung des rechten Armes sucht er sich Luft zu machen, mit der Linken drängt er sanft den Kopf der Schlange zurück, um sie abzuhalten, daß sie nicht noch einen Ring um die Brust ziehe; sie ist im Begriff unter der Hand wegzuschlüpfen, keineswegs aber beißt sie. Der Vater umgewunden will sich und die Kinder von diesen Umstrickungen mit Gewalt befreien, er preßt die andere Schlange, und diese, gereizt, beißt ihn in die Hüfte.

Um die Stellung des Vaters sowohl im Ganzen als nach allen Theilen des Körpers zu erklären, scheint es mir am vortheilhaftesten, das augenblickliche Gefühl der Wunde als die Hauptursache der ganzen Bewegung anzugeben. Die Schlange hat nicht gebissen, sondern sie beißt und zwar in den weichen Theil des Körpers, über und etwas hinter der Hüfte. Die Stellung des restaurirten Kopfes der Schlange hat den eigentlichen Biß nicht recht angeben, glücklicherweise haben sich noch die Reste der beiden Kinnladen an dem hintern Theil der Statue erhalten, wenn nur nicht diese höchst wichtigen Spuren bei der jetzigen traurigen Veränderung auch verloren gehen! Die Schlange bringt dem unglücklichen Manne eine Wunde an dem Theile bei, wo der Mensch gegen jeden Reiz sehr empfindlich ist, wo sogar ein geringer Kitzel jene Bewegung hervorbringt, welche wir hier durch die Wunde bewirkt sehen: der Körper fließt auf die entgegengesetzte Seite, der Leib zieht sich ein, die Schulter drängt sich herunter, die Brust tritt hervor, der Kopf senkt sich nach der berührten Seite, da sich nun noch in den Füßen, die gefesselt, und in den Armen, die ringend sind, der Uebertritt der vorhergehenden Situation oder Handlung zeigt, so entsteht eine Zusammenwirkung von Streben und Fliehen, von Wirken und Leiden, von Anstrengen und Nachgeben, die vielleicht unter keiner andern Bedingung möglich wäre. Man verliert sich in Erstaunen über die Wahrheit der Künstler, wenn man versucht den Biß an einer andern Stelle anzubringen, die ganze Gebärde würde verändert seyn, und auf keine Weise ist sie schicklicher denkbar. Es ist also dieses ein Hauptzug der Künstler hat uns eine sinnliche Wirkung dargestellt, er zeigt uns auch die sinnliche Ursache. Der Punkt des Bisses, ich wiederhole es, bestimmt die gegenwärtigen Bewegungen der Glieder: das Fliehen des Unterkörpers, das Einziehen des Leibes, das Hervortreten der Brust, das Niederdrücken der Achsel und des Hauptes, ja alle die Züge des Angesichts sind durch diesen augenblicklichen, schmerzlichen, unerwarteten Reiz entschieden.

Fern aber sey es von mir, daß ich die Einheit der menschlichen Natur trennen, daß ich den geistigen Kräften dieses herrlich gebildeten Mannes ihr Mitwirken abläugnen, daß ich das Streben und Leiden einer großen Natur verkennen sollte. Angst, Furcht, Schrecken, väterliche Neigung scheinen auch mit sich durch diese Adern zu bewegen, in dieser Brust aufzusteigen, auf dieser Stirn sich zu furchen; gern möcht' ich, daß mit dem sinnlichen auch das geistige Leiden auf der höchsten Stufe dargestellt sey, nur trage man die Wirkung, die das Kunstwerk auf uns macht, nicht zu lebhaft auf das Werk selbst über, besonders sehe man keine Wirkung des Gifts bei einem Körper, den erst im Augenblicke die Zähne der Schlange ergriffen; man sehe keinen Todeskampf bei einem derrlichen, strebenden, gesunden, kaum verwundeten Körper. Hier sey mir eine Bemerkung erlaubt, die für die bildende Kunst von Wichtigkeit ist, der höchste pathetische Ausdruck den sie darstellen kann, schwebt auf dem Uebergange eines Zustandes in den andern. Man sehe ein lebhaftes Kind, das mit aller Energie und Lust des Lebens rennt, springt und sich tragt, dann aber etwa unversehrt von einem Gespielen hart getroffen oder sonst physisch oder moralisch heftig verletzt wird; diese neue Empfindung theilt sich wie ein elektrischer Schlag allen Gliedern mit, und ein solcher Uebersprung ist im höchsten Sinne pathetisch, es ist ein Gegensatz, den man ohne Erfahrung keinen Begriff hat. Hier wirkt nun offenbar der geistige sowohl als der physische Mensch. Bleibt alsdann bei einem solchen Uebergange noch die deutliche Spur vom vorhergehenden Zustande, so entsteht der herrlichste Gegenstand für die bildende Kunst, wie denn Laocoon der Fall ist, wo Streben und Leiden in einem Augenblick vereinigt sind. So würde z. B. Euripides, die im Moment, da sie mit gesammelten Blumen fröhlich über die Wiese geht, von einer getretenen Schlange in die Ferse gebissen wird, eine sehr pathetische Statue machen, wenn nicht allein durch die herabfallenden Blumen, sondern durch die Richtung aller Glieder und das Schwanken der Falten der doppelte Zustand des fröhlichen Vorschreitens und des schmerzlichen Anhaltens ausgedrückt werden könnte.

Wenn wir nun die Hauptfigur in diesem Sinne gefaßt haben, so können wir auf die Verhältnisse, Abstufungen und Gegensätze sämmtlicher Theile des ganzen Werks mit einem freien und sichern Blicke dringen.

Der gewählte Gegenstand ist einer der glücklichsten die sich denken lassen. Menschen mit gräßlichen Thieren im Kampfe, und zwar mit Thieren, die nicht als Massen oder Gewalten, sondern als ausgetheilte Kräfte wirken, nicht von Einer Seite drohen, nicht einen zusammengefaßten Widerstand fordern, sondern die nach ihrer ausgebreiteten Organisation fähig sind, drei Menschen, mehr oder weniger, ohne Verletzung zu paralysiren. Durch dieses Mittel der Lähmung wird, bei der großen Bewegung, über das Ganze schon eine gewisse Ruhe und Einheit verbreitet. Die Wirkungen der Schlangen sind stufenweise angegeben. Die eine umschlingt nur, die andere wird gereizt und verletzt ihren Gegner. Die drei Menschen sind gleichfalls äußerst weise gewählt: ein starker wohlgebauter Mann, aber schon über die Jahre der größten Energie hinaus, weniger fähig Schmerz auszuhalten zu widerstehen. Man denke sich an seiner Statt einen rüstigen Jüngling, und die Gruppe wird ihren ganzen Werth verlieren. Mit ihm leiden zwei Knaben, die selbst, dem Maße nach gegen ihn klein gehalten sind; abermals zwei Naturen empfänglich für Schmerz.

Der jüngere streckt unmächtig, er ist jedoch thätig aber nicht heftig, der Vater streckt mächtig, aber unwirksam, indem er bringt sein Streben die entgegengesetzte Wirkung hervor. Er reizt seinen Gegner und wird dop-

wundet. Der älteste Sohn ist am leichtesten verstrickt; er fühlt weder Beklemmung noch Schmerz, er erschrickt über die augenblickliche Verwundung und Bewegung seines Vaters, er schreit auf, indem er das Schlangenende von dem einen Fuße abzustreifen sucht; hier ist also auch ein Beobachter, Zeuge und Theilnehmer bei der That, und das Werk ist abgeschlossen.

Was ich schon im Vorbeigehen berührt habe, will ich hier noch besonders bemerken: daß alle drei Figuren eine doppelte Handlung äußern, und so höchst mannigfaltig beschäftigt sind. Der jüngste Sohn will sich durch Erhöhung des rechten Arms Luft machen, und drängt mit der linken Hand den Kopf der Schlange zurück, er will sich das gegenwärtige Uebel erleichtern und das größere verhindern: der höchste Grad von Thätigkeit, der ihm in seiner gefangnen Lage noch übrig bleibt. Der Vater strebt sich von den Schlangen loszuwinden und der Körper sträubt zugleich vor dem augenblicklichen Biße. Der älteste Sohn entsetzt sich vor der Bewegung des Vaters, und sucht sich von der leicht umwindenden Schlange zu befreien.

Schon eben ist der Gipfel des vorgestellten Augenblicks als ein großer Vorzug dieses Kunstwerks gerühmt, und hier ist noch besonders davon zu sprechen.

Wir nahmen an, daß natürliche Schlangen einen Vater mit seinen Söhnen im Schlaf umwanden, damit wir die Betrachtung der Momente eine Steigerung der uns sähen. Die ersten Augenblicke des Umwindens im Schlafe sind ahnungsvoll, aber für die Kunst unbedeutend. Man könnte vielleicht einen schlafenden jungen Herkules bilden, wie er von Schlangen umwunden wird, dessen Gestalt und Ruhe uns aber zeigte, was wir von seinem Erwachen zu erwarten hätten.

Gehen wir nun weiter und denken uns den Vater, der sich mit seinen Kindern, es sey nun wie es sey, von Schlangen umwunden fühlt, so giebt es nur Einen Moment des höchsten Interesse: wenn der eine Körper durch die Umwindung wehrlos gemacht ist, wenn der andere zwar wehrhaft aber verletzt ist, und dem dritten eine Hoffnung zur Flucht übrig bleibt. In dem ersten Falle ist der jüngere Sohn, im zweiten der Vater, im dritten der ältere Sohn. Man versuche noch einen andern Fall zu finden! man suche die Rollen anders, als sie hier ausgetheilt sind, zu vertheilen!

Denken wir nun die Handlung vom Anfang herauf und erkennen, daß sie gegenwärtig auf dem höchsten Punkt steht, so werden wir, wenn wir die nächstfolgenden und fernern Momente bedenken, sogleich gewahr werden, daß sich die ganze Gruppe verändern muß, und daß kein Augenblick gefunden werden kann, der diesem an Kunstwerth gleich sey. Der jüngste Sohn wird entweder von der umwindenden Schlange erstickt, oder, wenn er sie retten sollte, in seinem völlig hülflosen Zustande, noch gebissen. Beide Fälle sind unerträglich, weil sie ein letztes sind, das nicht dargestellt werden soll. Was den Vater betrifft, so wird er entweder von der Schlange noch an andern Theilen gebissen, wodurch die ganze Lage seines Körpers sich verändern muß, und die ersten Bisse für den Zuschauer, wenn sie nicht vorher da wären, doch, wenn sie anschaulich werden sollten, unkenntbar seyn würden; oder die Schlange kann auch sich umwinden und den ältesten Sohn anfallen, dieser wird alsdann auf sich selbst zurückgeführt, die Begebenheit verliert ihren Theilnehmer, der letzte Schein von Hoffnung ist aus der Gruppe verschwunden, es ist keine tragische, es ist eine grausame Vorstellung. Der Vater der jetzt in seiner Größe und in seinem Leiden auf sich ruht, müßte sich gegen den Sohn wenden, er würde theilnehmende Nebenfigur.

Der Mensch hat bei eignen und fremden Leiden nur drei Empfindungen, Furcht, Schrecken und Mitleiden, das bange Heraussehen eines sich annähernden Uebels, das unerwartet Gegenwärtigen gegenwärtigen Leidens und die Theilnahme am dauernden oder vergangenen; alle drei werden durch dieses Kunstwerk dargestellt und erregt, und zwar in den gehörigsten Abstufungen.

Die bildende Kunst, die immer für den Moment arbeitet, wird, sobald sie einen pathetischen Gegenstand wählt, denjenigen ergreifen der Schrecken erweckt, da hingegen Poesie sich an solche hält, die Furcht und Mitleiden erregen. Bei der Gruppe des Laokoon erregt das Leiden des Vaters Schrecken und zwar im Höchsten Grad, an ihm hat die Bildhauerkunst ihr höchstes gethan; allein theils um den Cirkel aller menschlichen Empfindungen zu durchlaufen, theils um den heftigen Eindruck des Schreckens zu mildern, erregt sie Mitleiden für den Zustand des jüngern Sohns, und Furcht für den ältern, indem sie für diesen auch noch Hoffnung übrig läßt. So brachten die Künstler durch Mannigfaltigkeit ein gewisses Gleichgewicht in ihre Arbeit, milderten und erhöhten Wirkungen, und vollendeten sowohl ein geistiges als ein sinnliches Ganze.

Genug wir dürfen kühnlich behaupten, daß dieses Kunstwerk seinen Gegenstand erschöpfe, und alle Kunstbedingungen glücklich erfülle. Es lehrt uns: daß, wenn der Meister sein Schönheitsgefühl ruhigen und einfachen Gegenständen einflößen kann, sich doch eigentlich dasselbe in seiner höchsten Energie und Würde zeige, wenn es bei Bildung mannigfaltiger Charaktere seine Kraft beweist, und die leidenschaftlichen Ausdrücke der menschlichen Natur in der Kunstnachahmung zu mäßigen und zu bändigen versteht. Wir geben in der Folge wohl eine genauere Beschreibung der Statuen, welche unter dem Namen der Familie der Niobe bekannt sind, so wie auch der Gruppe des Farnesischen Stiers, die gewöhnlich unter die wenigen pathetischen Darstellungen, welche uns von alter Sculptur übrig geblieben sind.

Gewöhnlich haben sich die Neuern bei der Wahl solcher Gegenstände vergriffen. Wenn Milo, mit beiden Händen in einer Baumspalte gefangen, von einem Löwen angefallen wird, so wird die Kunst sich vergebens bemühen, daraus ein Werk zu bilden, das eine reine Theilnahme erregen könnte. Ein doppelter Schmerz, eine vergebliche Anstrengung, ein hülfloser Zustand, ein gewisser Untergang können nur Abscheu erregen, wenn sie nicht ganz kalt lassen.

Und zuletzt nur noch ein Wort über das Verhältniß des Gegenstandes zur Poesie.

Man ist höchst ungerecht gegen Virgil und die Dichtkunst, wenn man das geschlossenste Meisterwerk der Bildhauerarbeit mit der episodischen Behandlung in der Aeneis auch nur einen Augenblick vergleicht. Da einmal der unglückliche vertriebene Aeneas selbst erzählen soll, daß er und seine Landsleute die unverzeihliche Thorheit begangen haben, das bekannte Pferd in ihre Stadt zu fahren, so muß der Dichter nur darauf denken, wie die Handlung zu entschuldigen sey. Alles ist auch darauf angelegt, und die Geschichte des Laokoon steht hier als ein rhetorisches Argument, bei dem eine Uebertreibung, wenn sie nur geschmäßig ist, gar wohl gebilligt werden kann. So kommen ungeheure Schlangen aus dem Meere, mit Kämmen auf dem Haupte, eilen auf die Kinder des Priesters, der das Pferd verletzt hatte, umwickeln sie, beißen sie, begeifern sie; umwinden und umschlingen darauf Brust und Hals des zu Hülfe eilenden Vaters, und ragen mit ihren Köpfen triumphirend hoch empor, indem der Unglückliche unter ihren Windungen vergebens um Hülfe schreit. Das Volk entsetzt sich und flieht dem

Anblick, niemand wagt es mehr, ein Patriot zu seyn, und der Zuhörer, durch die abentheuerliche und gekünstelte Geschichte erschreckt, giebt denn auch gern zu, daß das Pferd in die Stadt gebracht werde.

So stehe also die Geschichte Laokoons im Virgil blos als ein Mittel zu einem höhern Zwecke, und es ist noch eine große Frage, ob die Begebenheit an sich ein poetischer Gegenstand sey.

Der Sammler und die Seinigen.

Erster Brief.

Wenn Ihr Anschlag, nach den zwei verunglückten nur zu schnell verlassen, mich eine große Lücke und Leere fühlen ließ, so hat Ihr Brief, den ich so bald erhalten, so bald die beifügten Manuscripte mich wieder in eine behagliche Stimmung versetzt, derjenigen ähnlich, die ich in Ihrer Gegenwart empfand. Ich habe mich unsers Gesprächs wieder erinnert, ich habe mich jetzt wie damals gefreut, daß wir in so vielen Fällen als Kunstdurchdringer zusammentreffen.

Diese Entdeckung ist mir doppelt schätzbar, indem ich Ihre Meinung, so wie die meinige, täglich prüfen kann, ich darf nur ein Fach meiner Sammlung, welches ich will, vornehmen, darf es durchgehen und mit unsern theoretischen und praktischen Ansichten zusammenhalten. Da geht es dann oft recht gut und besser, manchmal stehe ich an, manchmal kann ich weder mir noch mit mir selbst einig werden. Indessen bewährt sich doch, daß man schon viel gewonnen hat, wenn man in Hauptsachen mit einander übereintrifft, wenn das Kunsturtheil, das zwar wie eine Wage immer hin und wieder schwankt, doch an einem tüchtigen Kloben befestigt ist und nicht, wenn ich im Gleichniß verharren darf, Waage und Waagschalen zugleich hin und wieder geworfen werden.

Sie haben für die Schrift, die Sie herausgeben gedenken, durch diese Probestücke meine Hoffnungen und meine stille Theilnahme verstärkt, und gern will ich auf irgend eine Weise, deren ich mich fähig fühle, zu Ihren Absichten mit beitragen. Theorie ist nie meine Sache gewesen, was Sie von meinen Erfahrungen brauchen können, steht von Herzen zu Diensten. Und um darüber einen Beweis zu geben, fange ich sogleich an, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich werde Ihnen nach und nach die Geschichte meiner Sammlung aufzeichnen, deren wunderliche Elemente schon manchen überrascht haben, wenn er gleich durch den Ruf schon genugsam vorbereitet zu mir kam. Auch Ihnen ist es also ergangen. Sie wunderten sich über den seltsamen Reichthum in den verschiedensten Fächern, und Ihre Verwunderung würde noch größer seyn, wenn Zeit und Neigung Ihnen erlaubt hätte, von allen Kenntniß zu nehmen, was ich besitze.

Von meinem Großvater, brauche ich am wenigsten zu sagen, er legte den Grund zum Ganzen, und wie gut er ihn gelegt hat, darüber mir selbst Ihre Aufmerksamkeit auf alles das, was sich von ihm herschrieb. Sie bestehen sich vorzüglich an diesem Pfeiler unsers seltsamen Familiengebäudes, mit einer solchen Neigung und Liebe, daß ich Ihre Ungerechtigkeit gegen einige andere Fächer nicht unangenehm empfand und gern mit Ihnen bei jenen Werken verweilte, die auch mir, wegen ihres Werths, ihres Alters und ihres Herkommens heilig sind. Freilich kommt es viel auf den Charakter, auf die Neigung eines Liebhabers an, wohin die Liebe zum Gegenstande, welche der Sammlungsgeist, zwei Neigungen, die sich oft im Menschen finden, ihre Richtung nehmen sollen, und eben so viel, möchte ich behaupten, hängt der Liebhaber von der Zeit ab, in die er kommt, von den Umständen, unter denen er sich befindet, von gleichzeitigen Künstlern und Kunsthändlern, von den Ländern die er zuerst besucht, von den Nationen mit denen er in irgend einem Verhältniß steht. Genug von tausend dergleichen Zufälligkeiten hängt er ab. Was kann nicht alles zusammentreffen, um ihn solid oder flüchtig, liberal oder auf irgend eine Weise beschränkt, überschauend oder einseitig zu machen!

Dem Glücke sey es gedankt, daß mein Großvater in die beste Zeit, in die günstigste Lage kam, um das an sich zu reihen, was einem Privatmanne gegenwärtig fast unmöglich seyn würde. Rechnungen und Briefe über den Ankauf sind noch in meinen Händen und wie unverhältnißmäßig sind die Preise gegen die jetzigen, die eine allgemeine Liebhaberei aller Nationen so hoch gesteigert hat.

Ja, die Sammlung dieses würdigen Mannes ist für mich, für meine übrigen Bestrebungen, für mein Verhältniß und mein Urtheil, was die Dresdener Sammlungen für Deutschland sind, eine ewige Quelle schöner Kenntniß für den Jüngling, für den Mann Stärkung des Gefühls und guter Grundsätze und für einen jeden, selbst für den flüchtigsten Beschauer, belehrend; denn das Vortreffliche wirkt auf Eingeweihte nicht allein. Ihr Ausspruch, meine Herren, daß keines dieser Werke, die sich von meinem alten Alten herschreiben, sich neben jenen königlichen Schätzen schämen dürfte, hat mich nicht stolz, er hat mich nur zufrieden gemacht, denn in der Stille hatte ich dieses Urtheil schon selbst gewagt.

Ich schließe diesen Brief, ohne meinen Vorsatz erfüllt zu haben. Ich schweige anfangs zu erzählen. Mag sich doch in beiden die gute Laune eines Alten so gern. Kann dabei ich noch Platz finden zu sagen: daß Oheim und Nichte Sie herzlich grüßen und daß Jette besonders sich öfter und lebhafter nach der langen verzögerten Dresdener Reise erkundigt, weil sie hofft, man unterwegs ihre neuen und so lebhaft verehrten Freunde wieder zu sehen. Und nunmehr auch seiner ihrer alten Freund, soll sich herzlicher als der Oheim unterzeichnen

Ihren treu verbundenen.

Zweiter Brief.

Sie haben durch die gute Aufnahme des jungen Mannes, der sich mit einem Briefe von mir bei Ihnen vorstellte, eine doppelte Freude gemacht, indem Sie ihm einen heitern Tag und mir durch ihn eine lebhafte mündliche Nachricht von Sich, Ihrem Zustande, Ihren Arbeiten und Versuchen verschaffen.

Diese lebhafte Unterhaltung über Sie, in den ersten Augenblicken seiner Wiederkunft, verdarb mir, wie sehr er sich in seiner Anwesenheit mäßigte, das Vergnügen, das ich sonst an seinen Erzählungen zu haben pflege. Ich konnte nicht ruhig zuhören, wenn er mir von Ihnen sprach, und ich bin überzeugt, daß er es fühlte. Er trat aus der Schule, stark im Griechischen und Lateinischen, mit schönen Kenntnissen beider Literaturen, bewandert in der alten und neuen Geschichte, nicht ungeübt in der Mathematik und was noch alles erfordert wird, um dereinst ein tüchtiger Schulmann zu werden, und nun kommt er zu unserer größten Betrübniß als Philosoph zurück. Der Philosophie hat er sich vorzüglich, ja ausschließlich gewidmet und unsere kleine Stadt hat, mich eingeschlossen, die wir denn freilich keine sonderlichen philosophischen Anlagen zu haben scheinen, ist sämmtlich um Unterhaltung mit ihm verlegen; was wir verstehen, interessirt ihn nicht, und was ihn interessirt, verstehen wir nicht. Er redet eine neue Sprache, und wir sind zu alt, sie ihm abzulernen.

Was ist das mit der Philosophie und besonders mit der neuen für eine wunderliche Sache! Zu sich selbst hineingehen, seinen eignen Geist über seine Operationen zu ertappen, sich ganz in sich zu verschließen, um die Gegenstände desto besser kennen zu lernen! Ist das wohl der rechte Weg? Der Hypochondrist, sieht der die Sachen besser an, weil er immer in sich gräbt und sich untergräbt? Gewiß diese Philosophie scheint mir eine Art von Hypochondrie zu seyn, eine falsche Art von Neigung, der man einen prächtigen Namen gegeben hat. Verstehen Sie einem Alten, verstehen Sie einem praktischen Arzte.

Doch hievon ja nichts weiter! Die Politik hat mir meinen Humor nicht verderben, und es soll der Philosophie gewiß auch nicht gelingen; also geschwind, in's Asyl der Kunst! geflüchtet zur Geschichte, die ich versprochen habe, damit nicht diesem Briefe gerade das mangle was wenigen so angefangen ist.

Als mein Großvater todt war, zeigte der Vater erst, daß er nur für eine gewisse Art von Kunstwerken eine entschiedne Liebhaberei habe, ihn erfreute die genaue Nachahmung der natürlichen Dinge, die man damals mit Wasserfarben auf einen hohen Grad getrieben hatte. Erst schaffte er nur solche Blätter an, dann hielt er sich einige Maler im Solde, die ihm Vögel, Blumen, Schmetterlinge und Muscheln mit der größten Genauigkeit malen mußten. Nichts Merkwürdiges kam in der Küche, dem Garten, oder auf dem Felde vor, das nicht gleich durch den Pinsel auf's Papier fixirt werden wäre, und so hat er manche Anweisungen verschiedner Geschöpfe bewahrt, die, wie ich sehe, den Naturforschern interessant sind.

Nach und nach ging er weiter, er erbat sich zum Portrait. Er liebte seine Frau, seine Kinder; seine Freunde waren ihm werth, daher die Anlage seiner Sammlung von Portraiten.

Sie erinnern sich auch wohl der vielen kleinen Bildnisse in Oel auf Kupfer gemalt. Große Meister hatten in früherer Zeit, vielleicht zur Erholung, vielleicht aus Freundschaft, dergleichen verfertigt, es war daraus eine löbliche Gewohnheit, ja eine eigne Art Malerei geworden, auf welche sich besonders Künstler legten.

Dieses Format hatte seine eignen Vortheile. Ein Portrait in Lebensgröße, und wäre es nur ein Kopf, oder ein Kniestück, nimmt für das Interesse das es bringt, immer einen zu großen Raum ein. Jeder fühlende, weltkundende Mann sollte sich und seine Familie, und zwar in verschiednen Epochen des Lebens, malen lassen. Wen ein geschickter Künstler, bedeutend, in einem kleinen Raume vorgestellt, würde man wenig Platz einräumen, man könnte auch alle seine guten Freunde um sich der versammeln, und die Nachkommen würden für diese Gesellschaft noch immer ein Plätzchen finden. Ein großes Portrait hingegen macht, gewöhnlicher Weise, besonders in den neuern Zeiten, zugleich mit dem Besitzer den Erben Platz, und die Moden wandern sich so sehr, daß eine, selbst aufgemalte, Großmutter zu den Tapeten, den Möbels und dem übrigen Zimmerschmuck ihrer Enkelin unmöglich mehr passen kann.

Indessen hängt der Künstler vom Liebhaber seiner Zeit, so wie der Liebhaber vom gleichzeitigen Künstler ab. Der gute Meister, der jene kleinen Portraite fast noch allein zu machen verstand, war gestorben, ein andrer fand sich der die lebensgroßen Bilder malte.

Mein Vater hatte schon lange einen solchen in der Nähe gewünscht, seine Neigung ging dahin sich selbst und seine Familie in natürlicher Größe zu sehen. Denn wie jeder Vogel, jedes Insect das vorgestellt wurde, genau ausgemessen ward und, außer seiner übrigen Wahrheit, auch noch der Größe nach genau mit dem Gegenstand übereinstimmen mußte, so wollte er auch, accurat wie er sich im Spiegel sah, auf der Leinwand dargestellt seyn. Sein Wunsch ward ihm endlich erfüllt, ein geschickter Mann fand sich, der sich eine Zeit lang bei uns zu verweilen gefallen ließ. Mein Vater sah gut aus, meine Mutter war eine wohlgebildete Frau, meine Schwester übertraf alle ihre Landsmänninnen an Schönheit und Reiz; nun ging es an ein Malen und man hatte nicht an Einer Vorstellung genug. Besonders wurde meine Schwester, wie Sie gesehen haben, in mehr als Einer Maske vorgestellt. Man machte auch Anstalt zu einem großen Familiengemälde, das aber nur bis zur Zeichnung gelangte, indem man sich wieder über Erfindung noch Zusammensetzung vereinigen konnte.

Ueberhaupt blieb mein Vater unbefriedigt. Der Künstler hatte sich in der Französischen Schule gebildet, die Gemälde waren harmonisch, geistreich und schienen natürlich; doch, genau mit dem Urbilde verglichen, ließen sie vieles wünschen, und einige derselben wurden, da der Künstler die einzelnen Bemerkungen meines Vaters aus Gefälligkeit zu nutzen unternahm, am Ende ganz und gar verdorben.

Unvermuthet ward endlich meinem Vater sein Wunsch im ganzen Umfange gewährt. Der Sohn unsers Künstlers, ein junger Mann voller Anlagen, der bei einem Oheim, den er beerben sollte, einem Deutschen, von Jugend auf in der Lehre gewesen war, besuchte seinen Vater, und der meinige entdeckte in ihm ein Talent das ihm völlig befriedigte. Meine Schwester sollte sogleich von ihm dargestellt werden, und es geschah mit einer unglaublichen Genauigkeit, woraus zwar zuletzt kein geschmackvolles, aber natürliches und wahres Bild entsprang. Da stand sie nun wie sie gewöhnlich in den Garten ging, ihr braunes Haar, theils um die Stirne fallend, theils in starken Zöpfen zurückgeflochten und mit einem Bande hinaufgebunden, den Sonnenhut am Arm, mit den schönsten Rosen, die der Vater besonders schätzte, ausgestellt und eine Pfirsiche in der Hand, von einem Baume, der dieses Jahr zuerst getragen hatte.

Glücklicherweise fanden sich diese Umstände sehr wahr zusammen ohne abgeschmackt zu seyn, mein Vater war entzückt, und der arme Maler machte seinem Schmerze Platz, mit dessen Ausdruck nun eine ganz neue Epoche in

unserm Hause sich eröffnete, die mein Vater als die vergnügteste Zeit seines Lebens ansah. In der Person wurde nun erwählt, mit allem, womit sie sich wesentlich beschäftigte, was sie gewöhnlich umgab. Ich darf Ihnen von diesen Bildern nichts weiter sagen. Sie haben gewiß die nettische Geschicklichkeit meiner Julie nicht vergessen, die Ihnen nach und nach fast das ganze Beinwesen der Gemälde, in so fern sich die Acquisten noch im Hause fanden, zusammenschaffte, um Sie von der höchsten Wahrheit der Nachahmung zu überzeugen. Da war das Großvaters Schnupftabaksdose, seine große silberne Tabatiere, sein Stock mit dem Topasknopf, die Nadeln der Großmutter und ihre Ohrringe. Julie hatte selbst noch ein allerliebstes Spielzeug bewahrt, das sie auf einem Gemälde als Kind in der Hand hat, sie stellte sich mit eben der Geberde neben das Bild, das Spielzeug glich noch ganz genau, das Mädchen glich nicht mehr und ich erinnere mich unserer damaligen Scherze noch recht gut.

Neben der ganzen Familie war, in 2 bis 3 von einem Jahre, nun auch fast der ganze Hausrath abgemalt und der junge Künstler mochte, bei der nicht immer unterhaltenden Arbeit, sich erst aus durch einen Blick auf meine Schwester stärken, eine Gut die um desto beseligender war als er in ihren Augen das was er suchte zu finden schien. Genug die jungen Leute wurden einig mit einander zu leben und zu sterben. Die Mutter hauptsächlich diese Neigung, der Vater war zufrieden ein solches Talent, das er kaum mehr entbehren konnte, in seiner Familie zu fixiren.

Es ward ausgemacht, daß der Freund noch erst eine Reise durch Deutschland thun, die Einwilligung seines Oheims und Vaters beibringen und sodann auf immer der Unsere werden sollte.

Das Geschäft war bald vollzogen und ob es gleich sehr schnell zurückkam, so brachte es doch eine schöne Summe Geldes mit, die er sich an verschiedenen Orten bald erworben hatte. Ein glückliches Paar ward verbunden und unsere Familie erlebte eine Zufriedenheit, die bis an den Tod der Theilnehmer fortdauerte.

Mein Schwager war ein sehr wohlgebildeter, im Leben sehr braumer Mann, sein Talent genügte meinem Vater, seine Liebe meiner Schwester, mir und den Hausgenossen sein Freundlichkeit. Er reiste den Sommer durch, kam wohlbehalten wieder nach Hause, der Winter war der Familie gewidmet, er malte seine Frau, seine Tochter gewöhnlich des Jahres zweimal.

Da ihm alles bis auf die geringste Kleinigkeit, so wahrhaft, ja so täuschend gelang, fiel endlich mein Vater auf eine sonderbare Idee, deren Ausführung ich Ihnen beschreiben muß, weil das Bild selbst, wie ich erwähnen werde, nicht mehr vorhanden ist, sonst würde ichs Ihnen vorgezeigt haben.

In dem obern Zimmer, wo die besten Portraite hängen, und welches eigentlich das letzte in der Reihe der Zimmer ist, haben Sie vielleicht eine Thüre bemerkt, die noch weiter zu führen scheint, allein sie ist blind, und wenn man sie sonst eröffnete, zeigte sich ein mehr überraschender als erfreulicher Gegenstand. Mein Vater trat mit seiner Mutter am Arme gleichsam heraus und täuschte durch die Wirklichkeit, welche theils durch die Umstände, theils durch die Kunst hervorgebracht war. Er war angekleidet, wie er, gewöhnlich gekleidet, von einem Gastmahl, aus einer Gesellschaft, nach Hause kam. Das Bild ward an dem Orte, an dem Orte, mit aller Sorgfalt gemalt, die Figuren aus einem gewissen Standpunkt genau perspektivisch gehalten und die Verkürzungen, mit der größten Sorgfalt, zum entschiedensten Effekte gebracht. Damit das Licht von der Seite gehörig einfiele, ward im Fenster vorwärts und alles so gestellt, daß die Täuschung vollkommen werden mußte.

Leider hat aber ein Kunstwerk, das sich der Wirklichkeit möglichst nähert, auch gar bald die Schicksale des Wirklichen erfahren. Der Blendrahm mit der Leinwand war in die Thürbekleidung befestigt und so den Einflüssen einer feuchten Mauer ausgesetzt, die um so heftiger wirkten, als die verschlossene Thür alle Luft abhielt, und so fand man nach einem strengen Winter, in welchem das Zimmer nicht eröffnet werden war, Vater und Mutter völlig zerstört, weswegen wir uns um so mehr betrüben, als wir sie schon vorher durch den Tod verloren hatten.

Doch ich kehre wieder zurück, denn ich habe noch von den letzten Begnügungen meines Vaters im Leben zu reden.

Nachdem gedachtes Bild vollendet war, schien nichts weiter seine Freude dieser Art vermehren zu können, und doch war ihm noch eine vorbehalten. Ein Künstler meldete sich und schlug vor die Familie über die Natur in Gyps abzugießen und sie sodann in Wachs, mit natürlichen Farben, wirklich aufzustellen. Das Bildniß eines jungen Gelehrten, den er bei sich hatte, lobte sein Talent, und mein Vater entschloß sich zu der Operation. Sie lief glücklich ab, der Künstler arbeitete mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit das Gesicht und die Hände nach. Eine wirkliche Perücke, in damaliger Schlafrock wurden dem Phantom gewidmet, und so sitzt der gute Alte noch jetzt hinter einem Vorhange, den ich vor Ihnen nicht aufzuziehen wagte.

Nach dem Tode meiner Eltern blieben wir nicht lange zusammen. Meine Schwester starb, noch jung und schön, ihr Mann malte sie im Sarge. Seine Tochter, die, wie sie heranwuchsen, die Schönheit der Mutter, gleichsam in zwei Portionen, darstellen, konnte er vor Wehmuth nicht malen. Oft stellte er die kleinen Geräthschaften, die ihr angehört hatten und die er sorgfältig bewahrte, in Stillleben zusammen, vollendete die Bilder mit der größten Genauigkeit und verehrte sie den lieben Freunden, die er sich auf seinen Reisen erworben hatte.

Es schien, als wenn ihn diese Trauer zum Bedenken ernste, da er sonst nur alles Gegenwärtige gemalt hatte. Den kleinen, stummen Gemälden fehlte es nicht an Zusammenhang und Sprache. Auf dem einen sah man in den Geräthschaften das fromme Gemüth der Besitzerin, ein Gesangbuch mit rothem Sammt und goldnen Buckeln, einen artigen ledernen Beutel mit Schnüren und Quasten, woraus sie ihre Wohlthaten zu spenden pflegte, den Kelch, woraus sie vor ihrem Tode das Nachtmahl empfing und den er, gegen einen bestern, der Kirche abgetauscht hatte. Auf einem andern Bilde sah man, neben einem Brote, das Messer, womit sie den Kindern gewöhnlich vorzuschneiden, ein Sammetkissen, worauf sie im Frühjahre zu säen pflegte, einen Kalender, in den sie ihre Ausgaben und kleine Begebenheiten einschrieb, einen silbernen Becher mit eingeschnittenem Namenszug, ein frühes Jugendgeschenk vom Großvater, das sich, ungeachtet seiner Zerbrechlichkeit, länger als sie selbst erhalten hatte.

Er setzte seine gewöhnlichen Reisen und überhaupt seine gewohnte Lebensart fort. Nur fing das Gegenwärtige zu stehen und nun durch das Gegenwärtige immer an den herben Verlust erinnert, konnte sein Gemüth sich nicht wieder herstellen, eine Art von unbegreiflicher Sehnsucht schien ihn manchmal zu überfallen, und das letzte Stillleben, das er malte, bekund aus Geräthschaften, die ihm angehörten und die, sonderbar genug, alle zusammengestellt, auf Vergänglichkeit und Trennung, auf Tod und Vereinigung deuten.

Wir fanden ihn vor dieser Arbeit einigemal nachdenkend und pausirend, was sonst seine Art nicht war, in einem gerührten, bewegten Zustande — und Sie ver-

leiden mir wohl, wenn ich heute nur kurz abbreche, um mich wieder in eine Fassung zu setzen, aus der mich diese Erinnerung, der ich nicht länger nachhängen darf, unversehens gerissen hat.

Und doch soll dieser Brief mit einem so traurigen Schusse nicht in Ihre Hand kommen, ich gebe meiner Julie die Feder, um Ihnen zu sagen —

Mein Oheim giebt mir die Feder, um Ihnen mit einer artigen Wendung zu sagen, wie sehr er Ihnen ergeben sey. Er bleibt noch immer der Gewohnheit jener guten alten Zeit getreu, wo man es für Pflicht hielt, am Ende eines Briefes von einem Freunde mit einer zierlichen Verbeugung zu scheiden. Uns Andern ist das nun schon nicht geläufig geworden, ein solcher Knicks scheint uns nicht natürlich, nicht herzlich genug. Ein Lebewohl und einen Handedruck in Gedanken, weiter wüßten wir es nicht leicht zu bringen.

Wie machen wir's nun, um den Auftrag, den Befehl meines Onkels, wie es einer gehorsamen Nichte geziemt, zu erfüllen? Will mir denn gar keine artige Wendung einfallen? und finden Sie es wohl artig genug, wenn ich Sie versichere, daß Ihnen die Nichten so ergeben sind wie der Onkel? Er hat mir verboten sein letztes Blatt zu lesen, ich weiß nicht was er Böses oder Gutes von mir gesagt haben mag. Vielleicht bin ich zu eitel, wenn ich denke, daß er von mir gesprochen hat. Genug er hat mir erlaubt den Anfang seines Briefes zu lesen, und da finde ich, daß er unsern guten Philosophen bei Ihnen anschwärzen will. Es ist nicht artig noch billig vom Oheim, einen jungen Mann, der ihn und Sie wahrhaft liebt und verehrt, darum so strenge zu tadeln, weil er so ernsthaft auf einem Wege verharrt, auf dem er sich nun einmal zu bilden glaubt. Sehn Sie aufrichtig und sagen Sie mir, ob wir Frauen nicht eben deswegen manchmal besser sehen als die Männer, weil wir nicht so einseitig sind und gern jedem sein Recht widerfahren lassen. Der junge Mann ist wirklich gesprächig und gesellig. Er spricht auch mit mir und wenn ich gleich seine Philosophie keineswegs verstehe, so verstehe ich doch, wie mich däucht, den Philosophen.

Doch am Ende hat er diese gute Meinung, die ich von ihm hege, vielleicht nur Ihnen zu danken, denn die Rolle mit den Kupfern, begleitet von den freundlichen Worten, die er mir von Ihnen brachte, verschaffen ihm freilich sogleich die beste Aufnahme.

Wie ich für dieses Andenken, für diese Güte meinen Dank entrichten soll, weiß ich selbst nicht recht, denn es scheint mir als wenn hinter diesem Geschenk eine kleine Bosheit verborgen liege. Wollten Sie Ihrer gehorsamen Dienerin spotten, als Sie ihr diese elendaften Luftbilder, diese seltsamen Feen und Geistergestalten aus der Werkstatt meines Freundes Fuchsli zusendeten? Was kann die arme Julie dafür daß etwas Seltsames, Geistreiches sie anfreist, daß sie gern etwas Wunderbares verarbeitet sieht und daß diese durch einander ziehenden und beweglichen Träume, auf dem Papier fixirt, ihr Unterhaltung geben!

Genug, Sie haben mir eine große Freude gemacht, ob ich gleich wohl sehe daß ich mir eine neue Ruthe aufgebunden habe, indem ich Sie zu einem zweiten Oheim annahm. Als wenn mir der erste nicht schon genug zu schaffen machte! denn auch der kann es nicht lassen die Kinder über ihr Vermögen aufklären zu wollen.

Dagegen erhält sich meine Schwester besser als ich, diese läßt sich gar nicht einreden. Und weil in unserer Familie denn doch eine Kunstliebhaberei seyn muß, so liebt sie nur das was anmuthig ist und was man immer gern um sich herum sehen mag.

Ihr Reinhard kann alles ist nun richtig, was bei Ihrer Durchreise noch nicht ganz entschieden war; hat ihr aus England die schönsten gemalten Kupfer geschickt womit sie äußerst zufrieden ist, aber was sind das nicht auch für lange, weißgekleidete Schönen, mit blassrothen Schleifen und blaßblauen Schleifen! Was sind das nicht für interessante Mütter, mit wohlgenährten Kindern und wohlgebildeten Brüsten! Wenn das alles einmal unter Glas und Rahmen gebracht ist mit einer tollen Stäbchen, die auch bei der Stellung warten, auf einem Lillagrund, das Cabinet der jungen Frau zieren wird, dann darf ich freilich Thränen mit ihrem Feuergefolge, um den verwandelten Klaus Zettel beschäftigt, nicht in die Gesellschaft bringen.

Nun sieht es aus als ob ich mich über meine Schwester aufwerfe! denn das ist ja wohl das Klügste was man thun kann um sich Ruhe zu verschaffen, daß man gegen die andern ein wenig unerträglich ist. Und so wäre ich denn mit diesen Blättern doch endlich fertig geworden, wäre so nahe an den untern Rand unversehens gekommen, daß nur noch der zehnte März und der Name Ihrer treuen Freundin, die Ihnen ein herzliches Lebewohl sagt, unterzeichnet werden kann.

Julie.

Dritter Brief.

Julie hat in ihrer letzten Nachschrift dem Philosophen das Wort geredet, leider stimmt der Oheim noch nicht mit ein, denn der junge Mann hält nicht nur auf einer besondern Methode, die mit keinerlei Wegen einkuchirt, sondern sein Geist ist auch auf solche Gegenstände gerichtet, über die ich weder viel denke noch gedacht habe. In der Mitte meiner Sammlung sogar, durch die ich fast mit allen Menschen in ein Verhältniß komme, scheint sich nicht einmal ein Berührungspunkt zu finden. Selbst den historischen, den antiquarischen Antheil, den er sonst daran zu nehmen schien, hat er völlig verloren. Die Sittenlehre, von der ich außerdem meines Herzens wenig weiß, beschäftigt ihn besonders, daß Naturrecht, das ich nicht vermisse, weil unser Tribunal gerecht und unsere Polizei thätig ist, verschlingt seine nächsten Forschungen; das Staatsrecht, das mir in meiner frühen Jugend schon durch meinen Oheim beliebt wurde, steht als das Ziel seiner Aussichten. Da ist es nun um die Unterhaltung, von der ich mir so viel versprach, bisher getan, und es hilft mir nichts daß ich ihn als einen edeln Menschen schätze, als einen guten lieben, als einen Verwandten zu besitzen wünsche, wir haben einander nichts zu sagen. Meine Kupfer lassen ihn stumm, meine Gemälde kalt.

Wenn ich nun so für mich selbst, wie hier gegen Sie, meine Herren, als ein wahrer Oheim in der Deutschen Komödie, meinen Unmuth auslasse, so zupft mich die Erfahrung wieder und erinnert mich daß es der Weg nicht sey sich mit den Menschen zu verbinden, wenn wir uns die Eigenschaften exaggeriren, durch welche sie von uns allenfalls getrennt erscheinen.

Wir wollen also lieber abwarten wie sich das künftig machen kann, und ich will indessen meine Pflicht gegen Sie nicht versäumen und fortfahren Ihnen etwas von den Stiftern meiner Sammlung zu erzählen.

Meines Vaters Bruder, nachdem er als Officier sehr brav gedient hatte, ward nach und nach in verschiedenen Staatsgeschäften und zuletzt bei sehr wichtigen Fällen gebraucht. Er kannte fast alle Fürsten seiner Zeit und hatte durch die Geschäfte, die mit ihren Mühmissen in Emsait und Minister verknüpft waren, eine Liebhaberei

zu solchen Kunstwerken gewinnen. Er verschaffte sich nach und nach die Portraits derselben, sowohl die seiner Freunde, wenn die seltenen Data und drolligen Einfassungen zu den Gedichten und Jahrbüchern wieder zurückkehren, und so besitzt er endlich einen Staatskalender seines Jahrhunderts in Bildnissen.

Da er viel leisten wollte, er seinen Schatz immer bei sich haben, und es war möglich die Sammlung in einen sehr engen Raum zu bringen. Kupferne Kasten, die so, daß eben das Bildniß eines Lebenden oder verstorbenen, aus irgend einem Schmuckkästchen, hervorsehen mögte, denn das Glanz hat eine bestimmte Summirung, daß sie das Zerstreute an sich zieht, und selbst die Affektion eines Besitzers scheint sich einzelnes Kleinod, durch die Gewalt der Masse, gleichsam aufhebt und vernichtet.

Wen den Portraiten, unter welchen sich auch gemalte Figuren, z. B. alt deutsch, als Joachimus und Nymphen, vorzügliche Prints finden, verbreitete er sich meistens auf andere kleine Gemälde dieser Art, wobei er jedoch mehr auf die Lust als Freiheit der Ausführung als auf die höhere Kunstforderung sah, die freilich auch in dieser Gattung erreicht werden können. Sie haben das Beste dieser Sammlung selbst bewundert, nur wenige ist es hauptsächlich durch mich hinaus gekommen.

Um nun endlich von mir, als dem augenblicklichen, vorzüglichen Besitzer, doch auch etwas kommodiren Gefühlen, der werthschätzenden und wohlwollenden Sammlung zu reden, so war meine Neigung von Jugend auf der Vollendung meines Ganzen, ja auch meines Besitzes entgegengesetzt.

Da die etwas einseitige Richtung meines Genossenes auf mich gewirkt hatte, daß ich sah, wie man es so oft bei Künstlern findet, aus Gift des Widersprechens, mit verschiedner Unart, mich von dem Wege des Besitzes, das Ganze einfassen, will ich nicht entscheiden, genug mein jener durch die genauste Naturforschung, durch die sorgfältigste Ausführung des Kunstwerk mit dem Naturwerke nichts auf Einer Linie stehen wollte, wenn dieser eine kleine Tafel nur in so fern schätzte als sie, durch die zartesten Punkte, gleichsam in's Unendliche getheilt war, wenn er meinte ein Vergrößerungsglas bei der Hand thäte und dadurch das Werk einer solchen Arbeit noch zu vervielfältigen glaubte: so konnte ich kein andrer Vergnügen an Kunstwerken finden, als wenn ich Steine vor mir sah, die mir auf einmal einen ganzen Gedanken in einem etwas ausgeführteren Stück der Augen legten.

Die trefflichen Bilder von dieser Art, welche sich in meiner Gesellschafter Sammlung befinden, und die mich hatten bilden können, daß eine Skizze mit eben so viel Gemüthlichkeit als Geist gezeichnet werden könnte, standen meiner Liebhaberei entgegen, ohne sie eben zu leiten. Das Naturmäßige, Wahrhaftige, Gesetzsame reizte mich, selbst das wenn mir wenige Augen nur die Erscheinung einer Figur, wenige sie zu leben und schweben vermöchte; so solchen Bildern bekam ich in die Sammlung, die ich als Jüngling anfing und als Mann fortsetzte.

Auf diese Weise blieb ich mit Vater Schweizer und Oeser beständig im Widerspruch, der sich um so mehr verdoppelte und befestigte, als keiner die Art sich mir recht mit den Augen zu nähern mochte.

Da ich gleich, wie gesagt, mit meinen die geistlichen Hand schnell so fertig war, so mochte schon das selbst manches ungeschickte Stück in meine Sammlung gekommen sein. Ich nenne, ohne es selbst recht gewußt zu haben, den gleichsam Uebereilung von einem geistreichen Entwurf zu einer geistlichen Ausführung schon hier, ich konnte das Bestimmte verfehlen, ob ich gleich immer daran die unerläßliche Forderung that, daß der bestimmteste Strich zugleich auch empfunden sein sollte.

Hatten mich die eigenthümlichen Radirungen verschiedner Italienischen Meister, die meine Sammlung noch aufbewahrt, das Ihrige freulich bei und so war ich auf einem Wege, auf welchem eine andere Neigung mich sicherlich weiter brachte.

Nehmung und Mittheilsamkeit waren die beiden Eigenschaften, die ich meiner kleinen Sammlung zu geben wünschte; ich las die Geschichte der Kunst, ich setzte meine Bücher nach Schulen, Meistern und Jahren, ich machte Kataloguen und muß zu meinem Lobe sagen, daß ich den Namen keines Meisters, die Lebensumstände keines braven Mannes kennen lernte, ohne mich nach irgend einer seiner Arbeiten zu bemühen, um sein Verdienst nicht nur in Worten nachzusprechen, sondern es wirklich und anschaulich vor mir zu haben.

So stand es um meine Sammlung, um meine Kenntniß und ihre Nichtung, als die Zeit heran kam die Akademie zu besuchen. Die Neigung zu meiner Wissenschaft, welch e nun einmal die Medizin sein sollte, die Entfernung von allen Kunstwerken, die in mein Gesichtsfeld, ein neues Leben drängten meine Liebhabereien in die Tiefe in mein Herzens zurück, und ich fand nur Gelegenheit mein Auge an dem Besten zu üben was wir von Abbildungen anatomischer, physiologischer und naturhistorischer Gegenstände besitzen.

Noch vor dem Ende meiner akademischen Laufbahn sollte sich mir eine neue und für mein ganzes Leben entscheidende Aussicht eröffnen, ich fand Gelegenheit Dresden zu sehen. Mit welchem Entzücken, zu mit welchem Traume durchwandelte ich das Heiligthum der Galerie! Die mancher Meinung wird zum Aberglauben! wie manche Lücke meiner historischen Kenntniß wurde nicht ausgefüllt und wie erweiterte sich nicht mein Blick über das prächtige Stufengebäude der Kunst! Ein 6 Wochen langer Aufenthalt auf der Familiensammlung, die einst mein werden sollte, war von den angenehmsten Empfindungen begleitet, und da ich nicht Künstler sein konnte, so wäre ich in Verzweiflung gerathen, wenn ich nicht schon vor meiner Geburt zum Liebhaber und Sammler bestimmt worden wäre.

Was die übrigen Sammlungen auf mich gewirkt, was ich sonst noch sahen um in der Kenntniß nicht stehen zu bleiben und die drei Liebhabereien neben allen meinen Beschäftigungen beizubehalten und mich reif, ein Schriftsteller werden zu können, das will ich unten sagen, genug das ich alle meine übrigen Empfindungen auf meine Wissenschaft, auf eine Anwendung derselben, daß meine Praxis sich meine ganze Thätigkeit verschlang, und daß eine ganz bestimmte Beschäftigung in eine Liebe zur Kunst, meine Liebhaberschaft zu sammeln nur zu vermehren schien.

Das Uebrige werden Sie leicht, da Sie mich und meine Sammlung kennen, hinzusetzen.

Da mein Vater in so und dieser Schatz nun zu meiner Verfügung gestellt, war ich gewiß ganz um die Freude die ich hatte, nicht als Sammler nur anzufangen will es einem armen, sondern einigermaßen als Kenner, weil sie einige Stift zu wirken verdienten. Und so glaube ich noch heute nicht auf unrechtem Wege bin; denn ich meine Neigung mit der Meinung meiner wenigen Männer, die ich kennen lernte, übereinstimmte. Ich bin nie in Zwiespalt gerathen, und doch habe ich meine Gedanken, so viel es möglich war, in Allem meine Ansichten durchgesetzt. Sie sehen daraus leicht kann Jemand nicht verderben kann. Ich will nicht läugnen daß ich zu gleicht meine Neigung sie und da mehr hatte ver-

nigen können und sollen. Doch wer möchte mit ganz gereinigten Neigungen leben!

Für diesmal und für immer genug von mir selbst. Möge sich mein ganzer Eifer immer als meiner Sammlung befriedigen! Mittheilung und Empfänglichkeit sey übrigens das Losungswort, das Ihnen von niemand lebhafter, mit mehr Neigung und Zutrauen zugerufen werden kann als von dem, der sich unterzeichnet

Ihren aufrichtig ergebnen.

Vierter Brief.

Sie haben mir, meine Herren, abermals einen überzeugenden Beweis Ihres freundschaftlichen Andenkens gegeben, indem Sie mir die ersten Stücke der Propyläen nicht nur sobald zugesendet, sondern mir außerdem noch manches im Manuscripte mitgetheilt, das mir, bei mehrerer Breite, Ihre Absichten deutlicher, so wie die Wirkung lebendiger macht. Sie haben den Beruf am Schlusse meines vorigen Briefes nicht schön und freundlich erwiedert, und ich danke Ihnen für die günstige Aufnahme, womit Sie die kurze Geschichte meiner Sammlung beehren.

Ihre gedruckten, Ihre geschriebenen Blätter riefen mir und den Meinigen jene angenehmen Stunden zurück, die Sie mir damals verschaffen, als Sie, der übeln Witterung ungeachtet, einen ziemlichen Umweg machten, um die Sammlung eines Privatmannes kennen zu lernen, die Ihnen in manchen Fächern genug that und deren Besitzer von Ihnen, ohne langes Bedenken, mit einer aufrichtigen Freundschaft beglückt ward. Die Grundsätze die Sie damals äußerten, die Ihnen wenig Sie sich vorzüglich beschäftigen, finde ich in diesen Blättern wieder, ich sehe Sie sind unentrückt auf Ihrem Wege geblieben, Sie sind vorgeschritten, und so darf ich hoffen, daß Sie nicht ohne Interesse vernehmen werden wie es mir, in meinem Kreise, ergangen ist und ergeht. Ihre Schrift munterte, Ihr Brief fordert mich auf. Die Geschichte meiner Sammlung ist in Ihren Händen, und darauf kann ich weiter bauen: denn nun habe ich Ihnen einige Wünsche, einige Bekenntnisse vorzulegen.

Bei Betrachtung der Kunstwerke eine hohe, unerreichbare Idee immer im Sinne zu haben, bei Beurtheilung dessen was der Künstler geleistet hat den großen Maßstab anzuschlagen, der nach dem Besten was wir kennen eingetheilt ist, eifrig das Vollkommenste aufzusuchen, den Liebhaber so wie den Künstler immer an die Quelle zu weisen, ihn auf hohe Standpunkte zu versetzen, bei der Geschichte wie bei der Theorie, bei dem Urtheil wie in der Praxis immer gleichsam auf ein Ideal zu dringen, ist löblich und schön und eine solche Bemühung kann nicht ohne Nutzen bleiben.

Sucht doch der Mahlern auf alle Weise die edlen Metalle zu reinigen, um ein bestimmtes Gewicht des reinen Goldes und Silbers, als einen entschiedenen Maßstab aller Vermischungen, die ihm vorkommen, festzusetzen! Man bringe alsdann so viel Kupfer als man will in der Masse, man vermehre das Gewicht, man vermindere den Werth, man beschwe die Münzen, die Silbergeschirre nach gewissen Conventionen, alles ist recht gut: die schlechteste Scheidemünze, ja das Gemische Silber selbst, mag passiren; denn der Probirstein, der Schmelztiegel ist gleich bereit, eine entschiedene Probe des innern Werthes anzustellen.

Denn Sie haben, meine Herren, wegen Ihres Ernstes, wegen Ihrer Strenge zu tadeln, möchte ich, im Bezug auf mein Gleichniß, Sie auf gewisse mittlere Töcher aufmerksam machen, die der Künstler so wie der Liebhaber für's gemeine Leben nicht entbehren kann.

Zu diesen Wünschen und Vorschlägen kann ich denn doch nicht unmittelbar übergehen, ich habe noch etwas in Gedanken, eigentlich auf dem Herzen. Es muß ein Bekenntniß gethan werden, das ich nicht zurückhalten kann, ohne mich Ihrer Freundschaft völlig unwerth zu setzen. Billigen kann es Sie nicht, auch nicht einmal verdrießen, es sey daher gewagt! Jeder Fortschritt ist ein Wagstück und nur durch Wagen kommt man entschieden vorwärts. Und nun beten Sie geschwind, damit Sie das was ich zu sagen habe nicht für wichtiger halten als es ist.

Der Besitzer einer Sammlung, der sie, wenn er sie auch noch so gern vermehrt, doch immer zu oft vermehren muß, wird nach und nach, er sey übrigens noch so gut und harmlos, ein menschenfeindlicher werden. Er sieht ganz fremde Menschen, bei Gelegenheiten die ihm nöthig bekannt sind, auf dem Standpunkte ihrer Empfindungen und Gedanken äußern. Mit Meinungen über politische Verhältnisse gegen einen Fremden heraustreten findet sich nicht immer Veranlassung und die Klugheit verbietet es; Kunstwerke treten auf und vor ihnen genirt sich niemand, niemand bewacht an seiner eignen Empfindung, und daran hat man nicht Unrecht, niemand zweifelt an der Richtigkeit seines Urtheils, und daran hat man nicht ganz Recht.

So lange ich mein Cabinet besitze ist mir ein einziger Mann vorgekommen, der mir die Ehre anthat zu glauben daß ich den Werth meiner Sachen zu beurtheilen wisse, er sagte zu mir: Ich habe nur kurze Zeit, lassen Sie mich in jedem Fach das Beste, das Merkwürdigste, das Seltenste sehen! Ich dankte ihm, indem ich ihn versicherte daß er der Erste sey der so verfahre, und ich hoffe sein Zutrauen hat ihn nicht gereut, wenigstens schien er äußerst zufrieden von mir zu gehen. Ich will eben nicht sagen daß er ein besonderer Kenner oder Liebhaber gewesen wäre, auch gerade vielleicht eben sein Betragen von einer gewissen Gleichgültigkeit, ja vielleicht ist uns ein Mann interessanter der einen eingenen Theil liebe, als der der das Ganze nur schätze; genug dieser verdiente erwähnt zu werden, weil er der Erste war und der Letzte blieb dem meine heimliche Tücke nichts anhaben konnte.

Denn auch Sie, meine Herren, daß ich es nur gestehe, haben meiner stillen Schadenfreude einige Nahrung gegeben, ohne daß meine Verehrung, meine Liebe für Sie dadurch gelitten hätte. Nicht allein daß ich Ihnen die Mädchen aus dem Gesichte brachte — verzeihen Sie, ich mußte heimlich lächeln wenn Sie von dem Aufklärschrank, von den Bretgen, die man leicht durchsehen, immer nach der Thüre schielten, die aber nicht wieder aufgehen wollte. Die Kinder waren verschwunden und hatten den Fräuleinchen mit den Zuckerbacken stehen lassen, mein Skuk hatte sie entfernt, denn ich wollte meinen Akteurs einen ungetheilten Aufmerksamkeit verschaffen. Verzeihen Sie daß es Ihnen und erinnern Sie sich daß ich Sie das andern Morgens möglichst entschädigte, indem ich Ihnen im Gartenhause mehr allein zu genießen, sondern auch die lebendigen Familienbilder vorführte und Ihnen, bei einer heiteren Aussicht auf die Gegend, das Vergnügen einer freundlichen Unterhaltung verschaffte. — Nicht allein sagte ich — und mag wohl, da mir diese lange Einschaltung meinen Perioden verdorben hat, ihn wieder anfangen.

Sie ergetzen mir bei Ihrem Eintritt auch eine besondere Ehre, indem Sie anzunehmen schienen daß ich Ihrer Meinung sey, daß ich denjenigen Kunstwerke welche Sie ausschließlich schätzen auch vorzüglich zu schätzen wisse, und ich kann wohl sagen meistens trafen unsere

Urtheile zusammen, die und da glaubte ich eine leidenschaftliche Vorliebe, auch wohl ein Vorurtheil zu entdecken; ich ließ es hingehen und verdankte Ihnen die Aufmerksamkeit auf verschiedene unscheinbare Dinge, deren Werth ich unter der Menge übersehen hatte.

Nach Ihrer Abreise blieben Sie ein Gegenstand unserer Gespräche, wir verglichen Sie mit andern Fremden, die bei uns eingesprochen hatten und wurden dadurch auf eine allgemeinere Betrachtung unsrer Besuche geleitet. Wir fanden eine gross Verschiedenheit der Liebhabereien und Gesinnungen, doch zeigten sich gewisse Neigungen mehr oder weniger in verschiedenen Personen wieder, wir singen an die ähnlichen wieder zusammen zu stellen und das Buch worin die Namen eingezeichnet sind half der Erinnerung nach. Auch für die Zukunft war unsere Tücke in Aufmerksamkeit verwandelt, wir beobachteten unsere Gäste genauer und rangirten sie zu den übrigen Gruppen.

Ich habe immer wie gesagt, denn ich leg meine Mädchen diesmal wie immer, mit ins Geschäft. Julie war besonders thätig und hatte viel Glück ihre Leute gleich recht zu practicen. Denn es ist den Frauen angeboren die Neigungen der Männer genau zu kennen. Doch gedachte Caroline solcher Freunde nicht zum besten, welche die schönen und seltnen Stücke Englischer Schwarzer Kunst, womit sie ihr stilles Zimmer ausgeschmückt hatte, nicht recht lebhaft preisen wollten. Darunter gehörten denn auch Sie, ohne daß Ihnen dieser Mangel der Empfänglichkeit bei dem guten Kinde viel geschadet hätte.

Liebhaber von unserer Art, denn es ist doch natürlich daß wir von denen zuerst sprechen, finden sich, genau betrachtet, gar manche, wenn man ein wenig Vorurtheil auf oder ab, mehr oder weniger Lebhaftigkeit oder Bedacht, Planmäßigkeit oder Strenge nicht eben in Anschlag bringt, und deswegen hoffe ich günstig für Ihre Propyläen, nicht allein weil ich gleichgesinnte Personen vermuthe, sondern weil ich wirklich gleichgesinnte Personen kenne.

Wenn ich alles in diesem Sinne Ihren Ernst in der Kunst, Ihre Strenge gegen Künstler und Liebhaber nicht tadeln kann, so muß ich doch, in Betracht der vielerlei Menschenkinder die Ihre Schrift lesen sollen, und wenn sie nur von denen gelesen würde die meine Sammlung gesehen haben, noch einiges zum Besten der Kunst und der Kunstfreunde wünschen, und unser einseitiges daß Sie eine gewisse billige Liberalität gegen alle Kunstsicher zeigten, das beschränkten Künstler und Kunstliebhaber schonten, obgleich jeder nur etwas sonderliche Anmaßung sein Wesen treibt, unterhalten aber kann ich Ihnen nicht genug Widerwillen gegen diejenigen empfinden, die den beschränkten Ihren ausgehen und mit einer unbilligen Einseitigkeit einen vorgezogenen und beschützten Theil der Kunst zum Gegen machen wollen. Lassen Sie uns, zu diesen Zwecken, eine neue Art von Sammlung ordnen, die diesmal nicht aus Bronzen und Marmorstücken, nicht aus Elfenbein noch Silber bestehen soll, sondern worin der Künstler, der Kenner und besonders der Liebhaber sich selbst wieder sieht.

Freilich kann ich Ihnen nur den leichtesten Entwurf senden, all's was Resultat ist giebt sich ins Enge zusammen, und mein Brief ist ohnehin schon lang genug. Meine Erklärung ist zweifelsfrei und meinen Schluß sollen Sie mir selbst machen helfen.

Unsere kleine Akademie richtete, wie es gewöhnlich geschieht, erst spät ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst und bald fanden wir in unserer Familie fast für alle die verschiedenen Gruppen einen Gesellschafter.

Es giebt Künstler und Liebhaber welche wir die Nachahmer genannt haben, und wirklich ist die eigentliche Nachahmung, auf einen hohen und schätzbaren Punkt getrieben, ihr einziger Zweck, ihre höchste Freude; mein Vater und mein Schwager gehörten dazu und die Liebhaberei die einen so wie die Kunst des andern ließ in diesem Fache fast nichts weiter übrig. Die Nachahmung kann nicht ruhen bis sie die Abbildung so möglich an die Stelle des Abgebildeten setzt.

Weil nun darin eine große Genauigkeit und Reinheit erfordert wird, so bleibt ihnen eine andere Classe nah, welche wir die Punktirer genannt haben; bei diesen ist die Nachbildung nicht das Vergnügliche, sondern die Arbeit. Ein solcher Gegenstand scheint ihnen der liebste, wo dem sie die meisten Punkte und Striche anbringen können. Bei diesen wird Ihnen die Liebhaberei meines Oheims lesslich einfallen. Ein Künstler dieser Art strebt gleichsam den Raum ins Unendliche zu füllen und sind sinnlich zu überzeugen daß man die Materie ins Unendliche theilen könne. Sehr schätzbar erscheint dieses Talent, wenn es das Bedürfniß einer würdigen, einer werthen Person dergestalt ins Kleine bringt daß wir das was unser Herz als ein Kleinod erkennt, auch vor unserm Auge, mit allen seinen äußern Eigenschaften, neben und mit Kleinoten erscheinen sehen.

Auch hat die Naturgeschichte solchen Männern viel zu verdanken.

Als wir von dieser Classe sprachen, mußte ich mir wohl selbst einfallen, der ich, mit meiner frühen Liebhaberei, eigentlich ganz im Gegensatze mit jenen stand. Alle diejenigen die mit wenigen Strichen zu viel leisten wollen, wie die vorigen mit vielen Strichen und Punkten oft vielleicht zu wenig leisten, nannten wir Skizzisten. Hier ist nämlich nicht die Rede von Meistern, welche den allgemeinen Entwurf zu einem Werke, das zugeführt werden soll, zu einer sondern Beurtheilung erst hinschreiben, denn diese machen erst eine Skizze, Skizzisten nennt man aber diejenigen mit Recht, welche ihr Talent nicht weiter als zu Entwürfen ausüben und also nie das Ende der Kunst, die Ausführung, erreichen, so wie der Punktirer den wesentlichen Anfang der Kunst die Gründung, das Gesetzliche oft nicht gewahr wird.

Der Skizzist hat dagegen meist zu viel Imagination, er übt sich poetische, ja phantastische Gegenstände und ist immer im dichten übertrieben im Ausdruck.

Seiten fällt es in den Zeiten zu weich oder unbedeutend zu sein, diese Eigenschaft ist vielmehr sehr oft mit einer guten Ausführung verbunden.

Für die Rubrik in welcher das Weiche, das Gefällige, das Anmuthige berücksichtigt ist, hat sich Caroline sogleich erklärt und sicherlich gestehen daß man dieser Classe keinen Spottnamen geben mag; Julie hingegen überläßt sich und ihre Freunde, die poetisch gestrickten Skizzisten und Ausführer, dem Schicksal und einem strengen oder liberalern Urtheil.

Von den Weichlichen kamen wir natürlicherweise auf die Holzschnitt- und Kupferstiche der frühern Meister, deren Werke, ungeachtet ihrer Strenge, Harte und Steifheit, uns durch einen gewissen bestimmten und sichern Charakter noch immer erfreuen.

Dann stellen uns noch verschiedene Arten ein, die aber vielleicht schon in die vorigen eingetheilt werden können, als zu sind Farbenzeichner, die nur das bedeutend Widerwärtige, gewisse und mechanisch Hässliche herausstechen, Impressionisten, die mit großer Geschicklichkeit und Schnelligkeit alles aus dem Stegreif entwerfen, gelehrte Künstler, deren Werke man nicht ohne Commentar verstehe, gelehrte Liebhaber, die auch das einfachste natürliche Werk nicht ohne Commentar lassen können, und was noch andere mehr waren, davon ich künftig mehr sagen will, für diesmal aber schließe ich mit dem Wunsche daß das Ende meines Briefs, wenn es Ihnen

Gelegenheit giebt sich über meine Anmaßung lustig zu machen, Sie mit dem Anfange desselben verschonen möge, wo ich mich vermaß einige liebenswürdige Schwachheiten geschonter Freunde zu belächeln. Geben Sie mir das Gleiche zurück, wenn Ihnen mein Unternehmen nicht verwerflich scheint, schelten Sie mich, zeigen Sie mir auch meine Eigenheiten im Spiegel, Sie vermehren dadurch den Dank, nicht aber die Anhänglichkeit Ihres

ewig verbundenen.

Fünfter Brief.

Die Heiterkeit Ihrer Antwort bürgt mir daß Sie in Ihrer Stimmung angetroffen und Ihnen diese herrliche Gabe des Himmels nicht verkümmert hat; auch mir waren Ihre Blätter ein angenehmes Geschenk in einem angenehmen Augenblick.

Wenn das Glück nicht öfter allein und viel seltner in Gesellschaft kommt als das Unglück, so habe ich diesmal eine Ausnahme von der Regel erfahren; erwünschter und bedeutender hätten mir Ihre Blätter nicht kommen können und Ihre Anmerkung zu meinen wunderlichen Glassificationen hätten nicht leicht geschwinder Frucht gebracht als eben in dem Augenblick da sie, wie ein schönes Lineament der Same, in ein fruchtbares Erdreich fielen. Lassen Sie mich also die Geschichte des gestrigen Tages erzählen, damit Sie erfahren was für ein neuer Stern mir aufging, mit welchem das Gestirn Ihres Briefes in eine so glückliche Conjunction tritt.

Gestern meldete sich bei uns ein Fremder an, dessen Name mir nicht unbekannt, der mir als ein guter Künstner gerühmt war. Ich freuete mich bei seinem Eintritt, machte ihn mit meinen Besitzungen im Allgemeinen bekannt, und ihn wählen und zeigte vor. Ich bemerkte bald ein sehr geübtes Auge für Kunstwerke, besonders für die Geschichte derselben. Er erkannte die Meister so wie ihre Schüler, bei gemischten Bildern wußte er die Ursachen seines Irrsals sehr gut anzugeben und seine Unterhaltung erfreute mich sehr.

Vielleicht wäre ich hingerissen worden mich gegen ihn lebhafter zu äußern, wenn nicht der Verlauf meinen Gang ausgebrochen mir gleich beim Eintritt eine ruhigere Stimmung gegeben hätte. Viele seiner Urtheile trafen mit den meinigen zusammen, bei manchen mußte ich sein scharfes und geübtes Auge bewundern. Das Erste was mir an ihm besonders auffiel war ein entschiedener Hang gegen alle Manieristen. Es that mir für einige meiner Lieblingsbilder leid und ich war um desto mehr aufgefordert sie anzusehen, auf welcher Tasel eine solche Abneigung wohl fließen möchte.

Mein Gast war spät gekommen und die Dämmerung verbreitete und weiter zu sehen, ich zog ihn zu einer kleinen Gallerie, zu der unser Philosoph eingeladen war, dem dieser hat sich mir seit einiger Zeit genähert, wie das kommen mag ich Ihnen im Vertrauen sagen.

Glücklicherweise hat der Himmel, der die Eigenheiten der Männer voraussieht, ein Mittel bereitet das sie eben so oft verbindet als entzweit, mein Philosoph ward von Julien Anmuth, die er als Kind verlassen hatte, getroffen. Eine richtige Empfindung legte ihm auf den Altären so wie die Rechte zu unterhalten, und unser Gespräch verweilt nun gewöhnlich bei den Neigungen, bei den Leidenschaften des Menschen.

Ehe wir noch alle beisammen waren, ereignete sich die Gelegenheit meine Maximen gegen den Fremden in Schutz zu nehmen. Ich sprach von ihrem schönen Naturell, von der plastischen Bildung ihrer Hand und ihrer Anmuth, doch setzte ich, um mich zu verwahren, hinzu: Dies will ich alles nur sagen um eine gewisse Duldung zu entschuldigen, wenn ich gleich zugebe, daß die hohe Schönheit, das höchste Princip und der höchste Zweck der Kunst, freilich noch etwas ganz anders sey.

Mit einem Lächeln das mir nicht ganz gefiel, weil es eine besondere Gefälligkeit gegen sich selbst und eine Art Mitleiden gegen mich auszudrücken schien, erwiderte er darauf: Sie sind denn also auch den bergetretenen Grundsätzen getreu, daß Schönheit das letzte Ziel der Kunst sey?

Mir ist kein besseres bekannt, versetzte ich darauf.

Können Sie mir sagen was Schönheit sey? rief er aus.

Vielleicht nicht! versetzte ich, aber ich kann es Ihnen zeigen. Lassen Sie uns, auch allenfalls noch bei Licht, einen sehr schönen Gypsabguß des Apoll, einen sehr schönen Marmorkopf des Bacchus, den ich besitze, noch gestern wind anbinden, und wir wollen sehen ob wir und nicht vereinigen können, daß sie schön seyen.

Ehe wir an diese Untersuchung gehen, versetzte er, möchte es wohl nöthig seyn, daß wir das Wort Schönheit und seinen Ursprung näher betrachten. Schönheit kommt von Schein, sie ist ein Schein und kann als das höchste Ziel der Kunst nicht gelten, das vollkommen Charakteristische nur verdient schön genannt zu werden, ohne Charakter giebt es keine Schönheit.

Betroffen über diese Art sich auszudrücken versetzte ich: Zugegeben, aber nicht eingestanden, daß das Schöne charakteristisch seyn müsse, so folgt doch nur daraus daß das Charakteristische dem Schönen allenfalls zu Grunde liege, keineswegs aber daß es Eins mit dem Charakteristischen sey. Der Charakter verhält sich zum Schönen wie das Skelet zum lebendigen Menschen. Niemand wird läugnen, daß der Knochenbau zum Grunde aller hoch organisirten Gestalt liege, er begründet, er bestimmt die Gestalt, er ist aber nicht die Gestalt selbst und noch weniger bewirkt er die letzte Erscheinung die wir, als Inbegriff und Hülle eines organischen Ganzen, Schönheit nennen.

Auf Gleichnisse kann ich mich nicht einlassen, versetzte der Gast, und aus Ihren Worten selbst erhellet daß die Schönheit etwas Unbegreifliches oder die Wirkung von etwas Unbegreiflichem sey. Was man nicht begreifen kann, das ist nicht, was man mit Worten nicht klar machen kann, das ist Unsinn.

Ich könnte Sie bitten die Wirkung, die ein farbiger Körper auf Ihr Auge macht, mit Worten klar auszudrücken?

Er. Das ist wieder eine Foderung auf die ich mich nicht einlassen kann. Genug was Charakter sey läßt sich nachweisen. Sie finden die Schönheit nie ohne Charakter, denn sonst würde sie leer und unbedeutend seyn. Alles Schöne bei Alten ist bloß charakteristisch und bloß aus dieser Eigenthümlichkeit entsteht die Schönheit.

Unser Philosoph war gekommen und hatte sich mit den Nächsten unterhalten, als er und eifrig sprechen hörte, trat er hinzu und mein Gast, durch die Gegenwart eines neuen Zuhörers gleichsam angefeuert, fuhr fort:

Das ist eben das Unglück wenn gute Köpfe, wenn Leute von Verdienst solche falsche Grundsätze, die nur einen Schein von Wahrheit haben, immer allgemeiner machen, niemand spricht so lieber nach als wer den Gegenstand nicht kennt und versteht. So hat uns Lessing den Grundsatz aufgebunden daß die Alten nur das Schöne gebildet, so hat uns Winckelmann mit der stillen Größe der Einfalt und Ruhe eingeschläfert, anstatt daß die Kunst der Alten unter allen möglichen Formen erscheint, aber die Herren verweilen nur bei Jupiter und Juno, bei den Grazien und Grazien, und verbreiten die undlen Körper und Schädel der Barbaren, die struppichten Haare, den schmutzigen Bart, die dürren Knochen, die runzliche Haut des entblößten Alters, die vorliegenden Ribben und die schlappen Brüste.

Um Gottes Willen! rief ich aus, giebt es denn aus der guten Zeit der alten Kunst selbstständige Kunstwerke, die solche abscheuliche Gegenstände vollendet darstellen? oder sind es nicht vielmehr untergeordnete Werke, Werke der Gelegenheit, Werke der Kunst, die sie nach äußern Absichten bequemen muß, die im Sinken ist?

Er. Ich gebe Ihnen ein Verzeichniß und Sie mögen selbst untersuchen und urtheilen. Aber das Laokoon, das Niobe, das Dirce mit ihren Stiefföhnen selbstständige Kunstwerke sind, werden Sie mir nicht läugnen. Treten Sie vor den Laokoon, und sehen Sie die Natur in voller Empörung und Verzweiflung, den letzten erstickenden Schmerz, kampfartige Spannung, wüthende Zuckung, die Wirkung eines abgeschossenen Giftes, heftige Gährung, stockenden Umlauf, erstickende Pressung und paralytischen Tod.

Der Philosoph schien mich mit Verwunderung anzusehen und ich versetzte: Man schaudert, man erstarrt nur vor der bloßen Beschreibung. Fürwahr, wenn es so mit der Gruppe Laokoons so verhält, was will aus der Ausmalung werden die man sogar darin, so wie in jedem schönen Kunstwerk finden will! Doch ich will mich darüber nicht mehr äußern. Machen Sie das mit den Verfassern der Propyläen aus, welche ganz der entgegengesetzten Meinung sind.

Das wird sich schon geben, versetzte mein Gast, das ganze Raisonniren spricht mir zu; denn wo wahre Schrecken und Tod entsetzlicher als bei den Darstellungen der Niobe?

Ich erschrack über eine solche Assertion, denn ich hatte noch kurz vorher freilich nur die Kupfer im Zoëgaischen gesehen, den ich sogleich herbeirollte und aufschlug. Ich fand keine Spur vom wüthenden Erschrecken des Todes, vielmehr ist in den Statuen die höchste Subordination der tragischen Situationen unter die höchsten Ideen von Würde, Hoheit, Schönheit, gemäßigtem Betragen. Ich sehe hier überall den Kunstzweck die Glieder zierlich und anmuthig erscheinen zu lassen. Der Charakter erscheint nur noch in den allgemeinsten Linien, welche durch die Würde, gleichsam wie ein geistiger Knochenbau, durchgezogen sind.

Er. Lassen Sie uns zu den Basreliefs übergehen, die wir am Ende des Sacks finden. —

Wir schlugen sie auf.

Ich. Von allem Entsetzlichen, aufrichtig gesagt, sehe ich auch hier nicht das mindeste. Wo wurden Schrecken und Tod? Hier sehe ich nur Figuren mit solcher Kunst durcheinander bewegt, so glücklich gegen einander gestellt oder gebeugt, daß sie, indem sie mich an ein trauriges Schicksal erinnern, mir zugleich die angenehmste Empfindung geben. Als Charakteristisch ist genügsam, alles natürlich Gemäßigte ist aufgehoben und so möchte ich sagen: das Charakteristische liegt zum Grunde, auf ihm ruhen Einfalt und Würde, das höchste Ziel der Kunst ist Schönheit und ihre letzte Wirkung Genuß der Anmuth.

Das Anmuthige, das gewiß nicht unmittelbar mit dem Charakteristischen verbunden werden kann, fällt besonders bei diesem Sarkophagen in die Augen. Sind die todten Töchter und Söhne der Niobe nicht hier als Heroïden gestaltet? Es ist die höchste Schwelgerei der Kunst! sie verpflanzt nicht nur mit Blumen und Früchten, sie verpflanzt mit menschlichen Leichnamen, mit dem größten Ernst, das einem Vater, das einer Mutter begegnen kann, eine blühende Familie auf einmal vor sich hingerafft zu sehen. Ja, der schöne Genius, der mit gesenkter Fackel bei dem Grabe steht, hat hier bei dem erschütternden, bei dem ardentesten Künstler gestanden und ihm zu seiner endlichen Größe eine himmlische Anmuth gegeben.

Mein Gast sah mich lächelnd an und zuckte die Achseln. Leider, sagte er, als ich geendigt hatte, leider sehe ich recht, daß wir nicht einig werden können. Wie schade, daß ein Mann von Ihren Kenntnissen, von Ihrem Geist nicht einsehen will daß das alles nur leere Worte sind, und das Schönheit und Ideal einem Manne von Verstand als ein Traum erscheinen muß, den er freilich nicht in die Wirklichkeit versetzen mag, sondern nur mehr wiederholend findet.

Mein Philosoph schien während des letzten Theils unsers Gespräches etwas unruhig zu werden, so gelassen und gleichgültig er den Anfang angehört schien, er rückte den Stuhl, bewegte ein paarmal die Lippen und fing, als es eine Pause gab, zu reden an.

Doch was er vorbrachte mag er Ihnen selbst überliefern! Er ist diesen Morgen beigetreten wieder da, denn seine Theilnahme an dem gestrigen Gespräch hat auf einmal die Schalen unserer wechselseitigen Entäußerung abgeschlossen und ein paar hübsche Pflanzen im Garten der Freundschaft zeigen sich.

Diesen Morgen geht nach eine Post, womit ich die gegenwärtigen Blätter abschicke, über denen ich schon einige Patienten versäumt habe, weshalb ich Verzeihung vom Apoll, in so fern er sich um Aerzte und Künstler zugleich bekümmert, erwarten darf.

Diesen Nachmittag haben wir noch sonderbare Scenen zu erwarten. Unser Charakteristiker kommt wieder, zugleich haben sich noch ein halb Dutzend Fremde anmelden lassen, die Jahreszeit ist reizend und alles in Bewegung.

Gegen diese Gesellschaft haben wir einen Bund gemacht, Julie, der Philosoph und ich; es soll uns keine von ihren Eigenheiten entgehen.

Doch hören Sie erst den Schluß unserer gestrigen Disputation und empfangen nur noch einen behaglichen Gruß von

Ihrem

ganz diesmal eilfertigen, doch immer beständigen, treuen Freund und Diener.

Sechster Brief.

Unser würdiger Freund läßt mich an seinem Schreibtisch niedersitzen, und ich danke ihm gemeldt für dieses Vertrauen, als für den Anlaß den er mir giebt mich mit Ihnen zu unterhalten. Er nennt mich den Philosophen, er wünscht mich den Schüler nennen, wenn er wüßte wie sehr ich mich zu bilden, wie sehr ich zu lernen wünsche. Doch leider hat man schon vor den Menschen, wenn man sich nur auf gutem Wege glaubt, ein unmäßiges Ansehen.

Daß ich seinem Wunsch mich in ein Gespräch über bildende Kunst lebhaft einmischte, da war das Anschauen desselben schuld, und ich nur einige historische Kenntnisse davon besitze, werden Sie mir verzeihen, wenn Sie meine Relation vernehmen und daraus ersehen daß ich bloß im Allgemeinen gethieben bin, daß ich mein Bestreben mäßigen kann wenn er auf einige Kunst in der alten Poesie gerathen habe.

Ich will nicht läugnen daß die Art wie der Gegner mit meinem Freunde verfuhr mich entrüstete. Ich bin noch jung, entrüste mich zuweilen zur Unzeit und verdenke am Ende weniger den Titel eines Philosophen. Die Worte des Gegners griffen mich selbst an, denn wenn der Kenner, der Liebhaber der Kunst das Schöne nicht aufsuchen darf, so muß der Schüler der Philosophie sich das Ideal nicht aus der Himmelsgegend verweisen lassen.

Nun, so viel ich mich erinnere, verständigten sich Julie und der allgemeine Inhalt des Gespräches.

Ich. Erlauben Sie daß ich auch ein Wort einrede!

Der Gast (etwas schnode). Von Herzen gern und wo möglich nichts von Lustbildern.

Ich. Von der Poesie der Alten kann ich einige Nachricht geben, von der bildenden Kunst habe ich wenige Kenntnis.

Der Gast. Das thut mir leid! so werden wir wohl schwerlich näher zusammen kommen.

Ich. Und doch sind die schönen Künste nahe verwandt, die Freunde der verschiedensten sollten sich nicht mißverstehn.

Oheim. Lassen Sie hören.

Ich. Die alten Tragödienschreiber verfuhren mit dem Stoff den sie bearbeiteten völlig wie die bildenden Künstler, wenn andres diese Kupfer, welche die Familie der Niobe vorstellen, nicht ganz vom Original abweichen.

Gast. Sie sind leidlich genug, sie haben nur einen unvollkommenen, nicht einen falschen Begriff.

Ich. Nun! dann können wir sie in so fern zum Grunde legen.

Oheim. Was behaupten Sie von dem Verfahren der alten Tragödienschreiber?

Ich. Sie wählten sehr oft, besonders in der ersten Zeit, unerträgliche Gegenstände, unleidliche Begebenheiten.

Gast. Unerträglich wären die alten Fabeln?

Ich. Gewiß! ungeführt wie Ihre Beschreibung des Laokoon.

Gast. Diese finden Sie also unerträglich?

Ich. Verzeihen Sie! nicht Ihre Beschreibung sondern das Beschriebene.

Gast. Also das Kunstwerk?

Ich. Keineswegs! aber das was Sie darin gesehn haben. Die Fabel, die Erzählung, das Stück, das was Sie charakteristisch nennen. Denn wenn Laokoon wirklich so vor unsern Augen stünde wie Sie ihn beschrieben, so wäre er werth daß er den Augenblick in Stücken geschlagen würde.

Gast. Sie drücken sich stark aus.

Ich. Das ist wohl einem wie dem andern erlaubt.

Oheim. Nun also zu dem Trauerspiele der Alten.

Gast. Zu den unerträglichen Gegenständen.

Ich. Ganz recht! aber auch zu der alles erträglich, leidlich, schön, anmuthig machenden Behandlung.

Gast. Das geschähe denn also wohl durch Einfalt und stille Größe?

Ich. Wahrscheinlich.

Gast. Durch das mildernde Schönheitsprincip?

Ich. Es wird wohl nicht anders seyn.

Gast. Die alten Tragödien wären also nicht schrecklich?

Ich. Nicht leicht, so viel ich weiß, wenn man den Dichter selbst hört. Freilich, wenn man in der Poesie nur den Stoff erblickt, der dem Gedichteten zum Grunde liegt, wenn man vom Kunstwerke spricht als hätte man, an seiner Statt, die Begebenheiten in der Natur erfahren, dann lassen sich wohl sogar Sophokleische Tragödien als ekelhaft und abscheulich darstellen.

Gast. Ich will über Poesie nicht entscheiden.

Ich. Und ich nicht über bildende Kunst.

Gast. Ja, es ist wohl das beste daß jeder in seinem Fache bleibt.

Ich. Und doch giebt es einen allgemeinen Punkt in welchem die Wirkung aller Kunst, lebender sowohl als bildender, sich sammeln, aus welchem alle ihre Gesetze ausfließen.

Gast. Und dieser wäre?

Ich. Das menschliche Gemüth.

Gast. Ja! ja! es ist die Art der neuen Herren Philosophen alle Dinge auf ihren eignen Grund und Boden zu spielen, und bequemer ist es freilich vor Allem nach der Idee zu modeln, als seine Vorstellungen den Dingen zu unterwerfen.

Ich. Es ist hier von keinem metaphysischen Streite die Rede.

Gast. Den ich mir auch verbitten wollte.

Ich. Die Natur, will ich einmal annehmen, lasse sich unabhängig von dem Menschen denken, die Kunst dagegen ist nothwendig auf denselben: denn die Kunst ist nur durch den Menschen und für ihn.

Gast. Wem soll das führen?

Ich. Sie selbst, indem Sie der Kunst das Charakteristische zum Ziel setzen, behaupten den Verstand, der das Charakteristische erkennt, zum Richter.

Gast. Allerdings thue ich das. Was ich mit dem Verstand nicht begreife existirt mir nicht.

Ich. Aber der Mensch ist nicht bloß ein denkendes, er ist zugleich ein empfindendes Wesen. Er ist ein Ganzes, eine Einheit vielfacher, innig verbundner Kräfte und zu diesem Ganzen des Menschen muß das Kunstwerk reden, es muß dieser reichen Einheit, dieser einigen Mannigfaltigkeit in ihm entsprechen.

Gast. Führen Sie mich nicht in diese Labyrinthe, denn wer vermöchte uns herauszuhelfen.

Ich. Da ist es denn freilich am besten, wir geben das Gespräch auf und jeder behauptet seinen Platz.

Gast. Auf dem meinigen wenigstens stehe ich feste.

Ich. Vielleicht fände sich noch geschwind ein Mittel daß einer den andern auf seinem Platze wo nicht besuchen, doch wenigstens bedenken könnte.

Gast. Geben Sie es an.

Ich. Wir wollen uns die Kunst einen Augenblick im Entstehen denken.

Gast. Gut.

Ich. Wir wollen das Kunstwerk auf dem Wege zur Vollkommenheit begleiten.

Gast. Nun auf dem Wege der Erfahrung mag ich Ihnen folgen! Die steilen Pfade der Spekulation verbitte ich mir.

Ich. Sie erlauben daß ich ganz von vorn anfange.

Gast. Recht gern.

Ich. Der Mensch fühlt eine Neigung zu irgend einem Gegenstand. Sey es ein einzelnes, belebtes Wesen.

Gast. Also etwa zu diesem artigen Schoosshunde.

Julie. Komm, Bello! es ist keine geringe Ehre als Beispiel zu einer solchen Abhandlung gebraucht zu werden.

Ich. Fürwahr der Hund ist hierzu genug! und fühlte der Mann, den wir annehmen, einen Nachahmungstrieb, so würde er diesen Gegenstand auf irgend eine Weise darzustellen suchen; lassen Sie aber auch seine Nachahmung recht gut gerathen, so werden wir doch nicht sehr gefördert seyn, denn wir haben nun allenfalls nur zwei Bello's für einen.

Gast. Ich will nicht einreden, sondern erwarten was hieraus entstehen soll.

Ich. Nehmen Sie an daß dieser Mann, den wir, wegen seines Talents, nun schon einen Künstler nennen, sich hierbei nicht begnügte, daß ihm seine Neigung zu ein, zu bösartig vorkäme, daß er sich nach mehr Individuen, nach Varietäten, nach Arten, nach Gattungen umthäte, dergestalt daß zuletzt nicht mehr das Geschöpf, sondern der Begriff des Geschöpfes vor ihm stünde, und er diesen endlich durch seine Kunst darzustellen vermochte.

Gast. Bravo! Das würde mein Mann seyn. Das Kunstwerk würde gewiß charakteristisch ausfallen.

Ich. Ohne Zweifel.

Gast. Und ich würde mich dabei berechtigen und nichts weiter fordern.

Ich. Wir andern aber steigen weiter.

Gast. Ich bleibe zurück.

Oheim. Zum Versuche gehe ich mit.

Ich. Durch jene Operation möchte allenfalls ein Kanon entstanden seyn, musterhaft, wissenschaftlich schätzbar; aber nicht befriedigend für's Gemüth.

Gast. Wie wollen Sie auch den wunderlichen Forderungen billig lieben Gemüths genug thun?

Ich. Es ist nicht wunderlich, es läßt sich nur seine gerechten Ansprüche nicht nehmen. Eine alte Sage berichtet uns daß die Elohim einst unter einander gesprochen: lasset uns den Menschen machen, ein Bild das uns gleich sey, und der Mensch sagt dahier mit vollem Recht: lasset uns Götter machen, Bilder die uns gleich seyn.

Gast. Wir kommen hier schon in eine sehr dunkle Region.

Ich. Es giebt nur Ein Licht uns hier zu leuchten.

Gast. Das wäre?

Ich. Die Vernunft.

Gast. In wie fern sie ein Licht oder ein Irrlicht sey ist schwer zu bestimmen.

Ich. Nennen wir sie nicht; aber fragen wir uns die Forderungen ab, die der Geist an ein Kunstwerk macht. Eine beschränkte Neigung soll nicht nur ausgefüllt, unsere Wißbegierde nicht etwa nur befriedigt, unsere Kenntniß nur geordnet und beruhigt werden; das Höhere was in uns liegt will erweckt seyn, wir wollen verehren und uns selbst verehrungswürdig fühlen.

Gast. Ich fange an nichts mehr zu verstehen.

Oheim. Ich aber glaube einigermaßen folgen zu können. Wie weit ich mitgehe will ich durch ein Beispiel zeigen. Nehmen wir an daß jener Künstler einen Adler in Erz gebildet habe, der den Gattungsbegriff vollkommen ausdrückte; nun wollte er ihn aber auf den Scepter Jupiters setzen. Glauben Sie daß er dahin vollkommen passen würde?

Gast. Es käme darauf an.

Oheim. Ich sage nein! Der Künstler müßte ihm vielmehr noch etwas geben.

Gast. Was denn?

Oheim. Das ist freilich schwer auszudrücken.

Gast. Ich vermuthe.

Ich. Und doch ließe sich vielleicht durch Annäherung etwas thun.

Gast. Nur immer zu.

Ich. Er müßte dem Adler geben was er dem Jupiter gab, um diesen zu einem Gott zu machen.

Gast. Und das wäre?

Ich. Das Göttliche, das wir freilich nicht kennen würden, wenn es der Mensch nicht fühlte und selbst hervorbrächte.

Gast. Ich behaupte immer meinen Platz und lasse Sie in die Wolken steigen. Ich sehe recht wohl Sie wollen den hohen Styl der Griechischen Kunst bezeichnen, den ich aber auch nur in so fern schätze als er charakteristisch ist.

Ich. Für uns ist er noch etwas mehr, er befriedigt eine hohe Forderung, die aber doch noch nicht die höchste ist.

Gast. Sie scheinen sehr angenehm zu seyn.

Ich. Denn der viel erlangen kann genügt viel zu fordern. Lassen Sie mich kurz seyn! Der menschliche Geist befindet sich in einer herrlichen Lage wenn er vordringt, wenn er anbietet, wenn er einen Gegenstand erhebt und ihm erheben wird; allein er mag in diesem Zustand nicht lange verharren, der Gattungsbegriff läßt ihn kalt, das Ideale erhebt ihn über sich selbst; nun aber möchte er in sich selbst wieder zurückkehren, er möchte jene frühere Neigung, die er zum Individuo gehegt, wieder genießen, ohne in jene Beschränktheit zurückzukehren, und will auch das Bedeutende, das Geisterhebende nicht fahren lassen. Was würde aus ihm in diesem Zustande werden, wenn die Schönheit nicht einträte und das Räthsel glücklich löste! Sie giebt dem Wissenschaftlichen erst Leben und Wärme, und indem sie das Bedeutende, Hohe mildert und dämmerisch Reiz darüber ausgießt, bringt sie es uns wieder näher. Ein schönes Kunstwerk hat den ganzen Kreis durchlaufen, es ist nun wieder eine Art Individuum, das wir mit Neigung umfassen, das wir uns zueignen können.

Gast. Sind Sie fertig?

Ich. Für diesmal! der kleine Kreis ist geschlossen, wir sind wieder da wo wir ausgegangen sind, das Gemüth hat gefordert, das Gemüth ist befriedigt und ich habe weiter nichts zu sagen. Der gute Oheim ward zu einem Kranken dringend abgerufen.)

Gast. Es ist die Art der Herren Philosophen daß sie sich hinter sonderbaren Worten, wie hinter einer Hecke, im Streite einher bewegen.

Ich. Diesmal kann ich wohl versichern daß ich nicht als Philosoph gesprochen habe, es waren lauter Erfahrungssachen.

Gast. Das nennen Sie Erfahrung weyen ein anderer nichts begreifen kann!

Ich. Zu jeder Erfahrung gehört ein Organ.

Gast. Wohl ein besonderes?

Ich. Kein besonderes, aber eine gewisse Eigenschaft muß es haben.

Gast. Und die wäre?

Ich. Es muß produciren können.

Gast. Was produciren?

Ich. Die Erfahrung! Es giebt keine Erfahrung die nicht producirt, hervorgebracht, erschaffen wird.

Gast. Nun das ist arg genug!

Ich. Besonders gilt es von dem Künstler.

Gast. Fürwahr! was wäre nicht ein Portraitmaler zu bereden, was würde er nicht für Zulauf haben, wenn er seine sämmtlichen Kunden produciren könnte, ohne sie mit so mancher Sitzung zu incommodiren!

Ich. Vor dieser Anstalt fürchte ich mich gar nicht, ich bin vielmehr überzeugt: kein Portrait kann etwas taugen als wenn es der Maler im eigentlichsten Sinn erschafft.

Gast (aufspringend). Das wird zu toll! Ich wollte Sie hätten mich zum besten und das alles wäre nur Spaß! Wie würde ich mich freuen wenn das Räthsel sich dergestalt auflöste! Wie gern würde ich einem wackern Mann, wie Sie sind, die Hand reichen!

Ich. Leider ist es mein völliger Ernst! und ich kann mich weder anders finden noch fügen.

Gast. Nun so dächte ich wir reichten einander zum Abschied wenigstens die Hände, besonders da unser Herr Wirth sich entfernt hat, der doch noch allenfalls den Präsidenten bei unserer lebhaften Disputation machen könnte. Leben Sie wohl, Mademoiselle! Leben Sie wohl, mein Herr! Ich lasse morgen anfragen, ob ich wieder aufwarten darf?

Sie stürmte er zur Thüre hinaus und Julie hatte kaum Zeit dem die Magd, die sich mit der Laterne vorauf hielt, nachzuschicken. Ich blieb mit dem liebenswürdigen Kinde allein. Caroline hatte sich schon früher entfernt. Ich glaubte es war nicht lange hernach als mein Gegner die seine Schönheit, ohne Charakter, für sehr erklärt hatte.

Sie haben es arg gemacht, mein Freund, sagte Julie, nach einer kurzen Pause. Wenn er mir nicht ganz recht zu haben scheint, so kann ich Ihnen doch auch unmöglich durchaus Beifall geben; denn es war doch wohl bloß um ihn zu necken als Sie zuletzt behaupteten: der Portraitmaler müsse das Bildniß ganz eigentlich erschaffen?

Schöne Julie, versetzte ich darauf, wie sehr wünschte

ich mich Ihnen darüber verständlich zu machen! Vielleicht gelingt es mir mit der Zeit! Aber Ihnen, deren lebhafter Geist sich in alle Regionen bewegt, die den Künstler nicht allein schätzt, sondern ihm gewissermaßen zuvor eilt, und selbst das was Sie nicht mit Augen gesehen, sich, als stünde es vor ihr, zu vergegenwärtigen weiß, Sie sollten am wenigsten klagen, wenn vom Schaffen, vom Hervorbringen die Rede ist.

Julie. Ich merke Sie wollen mich beschämen. Es wird Ihnen leicht werden, denn ich höre Ihnen gern zu.

Ich. Lassen Sie uns vom Menschen würdig denken, und da kümmern wir uns nicht es ist ein wenig bizarr klingt was wir von ihm sagen. Giebt doch jedermann zu daß der Poet geboren werden müsse! Schreit nicht jedermann dem Genie eine schaffende Kraft zu und niemand glaubt dadurch eben etwas paradoxes zu sagen. Wir läugnen es nicht von den Werken der Praktische: aber wahrlich der unthätige, untaugende Mensch wird das Gute, das Edle, das Schöne weder an sich noch an andern gewahr werden! Wie käme es denn her, wenn es nicht aus uns selbst entspränge? Fragen Sie Ihr eigen Herz! ist nicht die Handlungsweise zugleich mit den Handeln ihm eingeboren? Ist es nicht die Fähigkeit zur guten That die sich der guten That erfreut? Wer fühlt lebhaft ohne den Wunsch das Gefühlte darzustellen? und was stellen wir denn eigentlich dar was wir nicht erschaffen? und zwar nicht etwa nur ein für allemal, damit es da sey, sondern damit es wirke, immer wachse und wieder werde und wieder hervorbringe. Das ist ja eben die göttliche Kraft der Liebe, von der man nicht aufhört zu singen und zu sagen, daß sie in jedem Augenblicke die herrlichen Eigenschaften des geliebten Gegenstandes neu hervorbringt, in den kleinsten Theilen ausgebildet, im Ganzen umfaßt, bei Tage nicht rastet, bei Nacht nicht ruht, sich an ihrem eignen Werke entzückt, über ihre eigne regsame Thätigkeit erstaunt, das Bekannte immer neu findet, weil es in jedem Augenblicke, in dem süßesten alter Geschäfte wieder neu ergetzt wird. Ja, das Bild der Geliebten kann nicht alt werden, denn jeder Moment ist seine Geburtsstunde.

Ich habe heute sehr gesündigt, ich handelte gegen meinen Vorsatz, indem ich über eine Materie sprach die ich nicht ergründet habe, und in diesem Augenblick bin ich auf dem Wege noch strafwürdiger zu fehlen. Schweigen gebührt dem Menschen, der sich nicht vollendet fühlt. Schweigen geziemt auch dem Liebenden, der nicht hoffen darf glücklich zu seyn. Lassen Sie mich von hinnen gehen, damit ich nicht doppelt schuldenswerth sey.

Ich ergriff Juliens Hand, ich war sehr bewegt, sie hielt mich freundlich fest. Ich darf es sagen. Gebe der Himmel daß ich mich nicht geirrt habe, daß ich mich nicht irre!

Doch ich fahre in meiner Erzählung fort, der Oheim kam zurück. Er war freundlich genug das an mir zu loben was ich an mir tadelte, war zufrieden daß meine Ideen über bildende Kunst mit den seinigen zusammen träfen. Er versprach mir, in kurzer Zeit die Anschauung zu verschaffen deren ich bedürfen könnte. Julie sagte mir scherzend auch ihren Unterricht zu, wenn ich gescheidter, wenn ich mittheilender werden wollte—und ich fühle schon recht gut daß sie alles aus mir machen kann was sie will.

Die Magd kam zurück, die dem Fremden geleuchtet hatte, sie war sehr vergnügt über seine Freigebigkeit, denn er hatte ihr ein ansehnliches Trinkgeld gegeben; noch mehr aber lobte sie seine Artigkeit. Er hatte sie mit freundlichen Worten entlassen und sie obendrein schönes Kind genannt.

Ich war nun eben nicht im Humor ihn zu schonen und rief aus: O ja! das kann einem leicht passiren der das Ideal verlangt, daß er das Gemeine für schön erklärt.

Julie erinnerte mich scherzend: daß Gerechtigkeit und Billigkeit auch ein Ideal sey, wornach der Mensch zu streben habe.

Es war spät geworden, der Oheim hat mich um einen Dienst, durch den ich mir zugleich selbst dienen sollte, er gab mir eine Adschrift jenes Briefes an Sie, meine Herren, worin er die verschiedenen Liebhabereien zu bezeichnen suchte. Er gab mir Ihre Antwort, verlangte daß ich beides geschwind studiren, meine Gedanken darüber zusammenfassen und alsdann gegenwärtig seyn möchte wenn die angemeldeten Fremden sein Cabinet besuchten, um zu sehen ob wir noch mehr Classen entdecken und aufzeichnen könnten. Ich habe den Ueberrest der Nacht damit zugebracht und ein Schema aus dem Stegreif verfertigt, das, wo nicht gründlich, doch wenigstens lustig ist, und das für mich einen großen Werth hat, weil Julie heute früh herzlich darüber lachen konnte.

Leben Sie recht wohl! Ich werde dass dieser Brief mit dem Briefe des guten Oheims, der noch hier auf dem Schreibtische liegt, zugleich fort kann. Nur flüchtig habe ich das Geschriebene wieder überlesen dürfen. Wie manches wäre anders zu sagen, wie manches besser zu bestimmen gewesen! Ja, wenn ich meinem Gefühl nachginge, so sollen diese Blätter eher in's Feuer als auf die Post. Aber wenn nur das Bedeutende mitgetheilt werden sollte, wie schlecht würde es überhaupt um Unterhaltung aussehen! Indessen soll unser Gast gesegnet seyn daß er mich in eine Leidenschaft versetzte, daß er mich in eine Aufwallung brachte, die mir diese Unterhaltung mit Ihnen verschaffte und zu neuen, schönen Verhältnissen Anlaß gab.

Siebenter Brief.

Abermals ein Blatt von Juliens Hand! Sie sehen diese Federzüge wieder, von denen Sie einmal prophezeihten, daß sie einen leicht fassenden, leicht mittheilenden, über die Gegenstände hinschwebenden Geist andeuten.

Gewiß, diese Eigenschaften sind mir heute nöthig, wenn ich eine Pflicht erfüllen soll, die mir im eigentlichsten Sinne aufgedrungen worden: denn ich fühle mich weder dazu bestimmt noch fähig; aber die Herren wollen es so und da muß es ja wohl geschehen.

Die Geschichte des gestrigen Tages soll ich aufzeichnen! die Personen schildern, die gestern unser Cabinet besuchten, und zuletzt Ihnen Rechenschaft von dem allerliebsten Zank geben, worin künftig alle und jede Künstler und Kunstfreunde, die an einem einzelnen Theile fest halten, die sich nicht zum Ganzen erheben, eingeschachtelt und aufgestellt werden sollen. Jenes erste, insofern es heiterisch ist, will ich wohl übernehmen, an das letztere kommt es heute ohnehin nicht, und morgen will ich sehen wie ich diesen Auftrag ablehne.

Damit Sie nun aber wissen wie ich gerade diesmal dazu komme Sie zu unterhalten, so will ich Ihnen nur kürzlich erzählen, was gestern Abend beim Abschied vorgefallen.

Wir hatten lange beisammen gesessen, verstohlen sich der Oheim, der junge Freund, der nicht mehr als Philosoph aufgeführt seyn will, und die beiden Schwestern, wir hatten uns über die Begebenheiten des Tages unterhalten, und selbst, so wie auch alle bekannten Fremde in die verschiedenen Rubriken eingetheilt. Als wir auseinander gehen wollten, sing der Oheim an: Nun, wer giebt unsern abwesenden Freunden, die wir heute so oft zu uns gewünscht, deren wir so oft gedacht haben, zusammen auch schnell Nachricht von den heutigen Vorfällen und von

den Vorschritten, die wir in Kenntniß und Beurtheilung, sowohl unserer selbst als anderer gemacht haben? An dieser Mittheilung muß es nicht fehlen, damit wir auch bald wieder etwas von dort her erhalten und so der Schnelligkeit sich immer fortwälzender und vergrößerte.

Ich versetzte darauf: Mich sollte dünken daß dieses Geschäft nicht in besseren Händen seyn könnte, als wenn unser Oheim die Geschichte des Tags aufzeichnete, und unser Freund über die neue Theorie und deren Anwendung einen kurzen Aufsatz zu machen sich entschlösse.

Eben da Sie das Wort Theorie nennen, versetzte der Freund, muß ich scheu mit Entsetzen zurücktreten und mich losmachen, so gern ich Ihnen auch in allem gefällig seyn wollte. Ich weiß nicht was mich diese Tage von einem Fehler zum andern verleitet! Kaum habe ich mein Stillschweigen gebrochen und über bildende Kunst geschwatzt, die ich erst studiren sollte, so lasse ich mich heute etwas, das theoretisch scheinen könnte, über einen Gegenstand auffordern, den ich nicht verstehe. Lassen Sie mir das süße Gefühl, daß ich diese Schwachheiten aus Neigung gegen meine vortrefflichen Freunde begangen habe; aber sparen Sie mir die Beschämung mich mit diesen Unvollkommenheiten vor Personen sehen zu lassen, vor denen ich, als ein Fremder, nicht so ganz im Nachtheil erscheinen möchte.

Darauf versetzte sogleich der Oheim: Was mich betrifft so bin ich nicht im Stande, unter den ersten acht Tagen, an einen Brief zu denken; meine einheimischen und auswärtigen Patienten fordern meine ganze Aufmerksamkeit, ich muß besuchen, Consultationen schreiben, aufs Land fahren. Seht, liebe Kinder, wie ihr zusammen thätig kommt. Ich dächte Julie ergriffe kurz und gut die Feder, fings mit dem Gestrigen an und endigte mit dem Speculativen. Sie erinnert sich des Geschehenen recht gut, und an ihren Späßen habe ich gesehen daß sie auch im Nachsinnen uns manchmal zuvorkommt. Es kommt nur auf guten Willen an und den hat sie meist.

So ward den mir gesprochen und so muß ich von mir schreiben. Ich vertheidigte mich so gut ich konnte, doch mußte ich zuletzt nachgeben, und ich läugne nicht daß ein paar gute, freundliche Worte des jungen Mannes, der, ich weiß nicht was für eine Gewalt über mich ausübt, mich eigentlich zuletzt noch determinirten.

Nun sind alle meine Gedanken an Sie gerichtet, meine Herren, meine Feder eilt gleichsam zu Ihnen hin, es ist mir als wenn ich, indem ich schreibe, nach und nach den Weg zurücklege der uns trennt. Sehen Sie ich bei Ihnen! lassen Sie mich und meine Erzählung eine freundliche Aufnahme finden!

Wir hatten gestern Mittag kaum abgegessen als man uns schon zwei Fremde meldete, es war ein Hofmeister mit seinem jungen Herrn.

Schicklich gestimmt und bereitet auf die Beute des Tags, eilten wir sogleich sämmtlich nach dem Cabinette. Der junge Herr war ein hübscher stiller junger Mann, der Hofmeister hatte nicht eben feine aber doch gute Sitten. Nach dem gewöhnlichen allgemeinen Eingang sah er sich unter den Gemälden um, bat sich die Freiheit aus uns die vornehmlichsten herzuzeichnen. Mein Oheim gieng ihm zuvorkommend die besten Stücke jedes Zimmers, der Fremde notirte sich mit einem Worte den Namen des Malers und den Gegenstand, dabei wünschte er zu wissen wie viel das Stück gekostet haben möchte? wie viel es wohl allenfalls an baarem Gelde werth sey? wenn man ihm dann, wie natürlich, nicht immer willfahren konnte.

Der junge Herr war mehr nachdenklich als aufmerksam, er schien bei einsamen Landschaften, seltsamen Gegenden und Wasserfällen am meisten zu verweilen.

Nun kam auch der Gast des heutigen Tags, den ich künftig den Charakteristiker nennen werde. Er war heiter und guter Laune, scherzte mit dem Oheim und dem Freunde über den gestrigen Streit, und versicherte daß er sie noch zu bekehren hoffe. Der Oheim führte ihn gleich gesprächig vor ein interessantes Gemälde, der Freund schien düster und verdrießlich, worüber er von mir ausgeschollen wurde. Er gestand daß ihn die Unfreundlichkeit seines Gegners einen Augenblick verstimmt habe, und versprach mit heiter zu seyn.

Wir konnten bemerken daß der Oheim mit seinem Gaste sich recht behaglich unterhielt, als eine Dame hereintrat, mit zwei Reisegefährten. Wir Mädchen, die wir uns, in Erwartung dieses Besuches, zum besten zu putzen hatten, eilten ihr sogleich entgegen und hießen sie willkommen. Sie war freundlich und gesprächig und ein gewisser Ernst bekundete uns nicht, der ihrem Stand und ihrem Alter angemessen war. Um einen Kopf kleiner als meine Schwester und ich, schien sie doch auf uns herabzusehen und sich der Superiorität ihres Geistes und ihrer Erfahrungen zu freuen.

Wir fragten sie was sie zu sehen beliebe? Sie versicherte daß sie in einer Galerie, in einem Cabinet am liebsten allein herumgehe, sich ihren Gefühlen zu überlassen. Wir überließen sie ihren Gefühlen und blieben uns in einer anständigen Entfernung.

Als ich hörte daß sie über einige Niederländische Bilder und deren mahle Gegenstände sich gegen ihren Bruder mit Tadel herauslies, glaubte ich meine Sache recht gut zu machen, indem ich ein Kistchen auf die Staffelei hob, worin sich eine köstliche, liegende Venus befindet. Man ist über den Meister nicht einig, aber einig daß sie vortrefflich sey. Ich öffnete die Thüren und das sie in's rechte Licht zu treten. Jedoch wie übel kam ich an! Kaum hatte sie einen Blick auf die Tafel geworfen, als sie die Augen niederschlug und mich eiligst sogleich mit einigem Unwillen anfuhr. Ich hatte, rief sie aus, von einem jungen bescheidenen Mädchen nicht erwartet daß sie mir einen solchen Gegenstand gelassen vor die Augen stellen würde. — Wie so? fragte ich. — Und Sie können fragen! versetzte die Dame.

Ich nahm mich zusammen und sagte mit schüchterner Aengstlichkeit: Gewiß, gnädige Frau, ich habe nicht ein, warum ich Ihnen dieses Bild nicht vorstellen sollte, vielmehr indem ich diesen Schatz unserer Sammlung, den man gewissenlich nur erst spät zeigt, gleich zum Anfang vorstelle, glaubte ich einen Beweis meiner Achtung zu geben.

Die Dame. Also diese Nacktheit beschäftigt Sie nicht?

Julie. Ich wußte nicht wie mich das Schönste beleidigen sollte was das Auge sehen kann, und überdies ist mir der Gegenstand nicht fremd, ich habe ihn von Jugend auf gesehen.

Dame. Ich kann die Erzieher nicht loben die solche Gegenstände nicht vor Ihren Augen verhindert haben.

Julie. Um Vergebung! wie hätte sie das können? und wie hätten sie's gekonnt? Man hätte mich die Naturgeschichte, man zeigte mir die Vögel in ihren Federn, die Thiere in ihren Farben, man erlies mir die Schuppen der Fische nicht, und man hätte mir stellen können Gott behüte! aus der Anatomie machen, welches alles viel ist, damit sind gezeigt! Selbst das wird mir jemehr ich's überlege, Gewinn! hätte man mir alle Menschen mit Kutten zugedeckt, man hätte mir Gott selbst nicht ohne Gestalt und gerade da ich mir eine mystische Gestalt selbst erfunden hatte, und bin ich nicht auch ein Mädchen! wie kann man den Menschen vor dem Menschen verbergen wollen! und ist es nicht eine alte Schule der Beschreibung, wenn man uns, die wir uns anerkannt noch immer für nur da gehalten haben, das wahre Schöne kennen lehrt?

Dame. Die Demuth wirkt eigentlich von innen heraus, Mademoiselle, und die reine Bescheidenheit braucht keinen äußern Anlaß. Auch gehört es, dünkt mich, zu den Tugenden eines Frauenzimmers, wenn man seine Neugierde dämpfen lernt, wenn man seinen Verstand zu bändigen weiß und ihn wenigstens von Gegenständen abhält, die in so manchem Sinne gefährlich werden können.

Julie. Es kann Menschen geben, gnädige Frau, die zu solchen negativen Tugenden hinlänglich sind. Was meine Erziehung betrifft, so müssen Sie darüber meinen werthen Oheim tadeln. Er sagte mir oft, da ich anfangen konnte über mich selbst zu denken: gewöhne dich an's freie Anschauen der Natur, sie wird dir immer ernsthafte Betrachtungen erwecken, und die Schönheit der Kunst möge die Empfindungen heiligen die daraus entstehen.

Die Dame wendete sich um und sprach Englisch zu ihrem stummen Begleiter. Sie schien, wie mir es vorkam, mit meiner Freiheit nicht ganz zufrieden, sie kehrte sich um, und da sie nicht weit von einer Verkündigung stand, so begleitete ich sie dahin. Sie betrachtete das Bild mit Aufmerksamkeit und bewunderte zuletzt die Zierde des Engels und deren besonders natürliche Bildung.

Nachdem sie sich lange dabei aufgehalten eilte sie endlich zu einem Ecce Homo, bei dem sie mit Entzücken verweilte. Da mir aber diese leidende Miene keineswegs wohlthätig ist, suchte ich Caroline an meine Stelle zu schieben, ich winkte ihr und sie verließ den jungen Baron, mit dem sie im Fenster stand und der einen Blatt Papier wieder einsteckte.

Auf meine Frage: womit sie dieser junge Herr unterhalten habe? versetzte sie: Er hat mir Gedichte an seine Geliebte vorgelesen, Lieder, die er auf Reisen und der größten Entfernung an sie gerichtet. Die Verse sind recht hübsch, sagte Caroline, laß dir sie nur auch zeigen.

Ich fand keine Ursache ihn zu unterhalten, denn er war eben zur Dame getreten und hatte sich ihr als ein weitläuftiger Verwandter vorgestellt. Sie kehrte, wie billig, dem Herrn Christus sogleich den Rücken, um den Herrn Vetter zu begrüßen, die Kunst schien auf eine Weile vergessen zu seyn, und es entspann sich ein lebhaftes Welt- und Familiengespräch.

Unser junger philosophischer Freund hatte sich indessen an den einen Begleiter der Dame angeschlossen, er hatte an ihm einen Künstler entdeckt und ging mit ihm ein Gemälde nach dem andern durch, in der Hoffnung etwas zu lernen, wie er nachher versicherte; allein er fand seine Wünsche nicht befriedigt, obgleich der Mann schöne Kenntnisse zu haben schien.

Seine Unterhaltung führte auf manches Tadelnswürdige im Einzelnen. Hier war die Zeichnung, hier die Perspective nicht richtig, hier fehlte die Haltung, hier kannte man den Auftrag der Farben, hier den Pinsel nicht leiden. Eine Schulter saß nicht gut am Rumpf. Hier war eine Glorie zu weiß, hier das Feuer zu roth, hier stand eine Figur nicht auf dem rechten Plan und was für Bemerkungen noch alle den Genuß der Bilder stören.

Um meinen Freund zu befreien, der, wie ich merkte, nicht sehr erbaut war, rief ich den Hofmaler herbei und sagte zu ihm: Sie haben die vorzüglichsten Bilder und ihren Werth bemerkt, hier ist ein Kenner der sie auch mit den Fehlern bekannt machen kann, und es ist wohl interessant auch diese zu notiren. Kaum hatte ich meinen Freund losgemacht, als wir fast in einen schlimmern Zustand geriethen. Der andere Begleiter der Dame, ein Gelehrter, der bisher, ernst und einsam, in den Zimmern auf und ab gegangen war, und mit einer Lorgnette die Bilder betrachtet hatte, fing an mit uns zu sprechen und bewunderte bald es sey wenig Bildern das Costum beobachtet sey? Besonders, sagte er, seyen ihm die Anachronismen unverzeihlich! Denn wie könne man ausstehen daß der heilige Joseph in einem gebundenen Buche lese, Adam mit einer Schaufel grabe, die Heiligen Hieronymus, Franz, Katharina mit dem Christkinde auf einem Bilde stehen! Derselben Fehler nähmen sie oft vor als daß man in einer Gemäldesammlung sich mit Behaglichkeit umsehen könnte.

Der Oheim hatte sich zwar, der Höflichkeit gemäß, soweit mit der Dame als den übrigen, von Zeit zu Zeit, unterhalten; allein mit dem Charakteristiker schien er sich doch am besten zu vertragen. Dieser erinnerte sich dann auch der Dame schon in irgend einem Cabinet begegnet zu seyn. Man fing an auf und ab zu gehen, von fremden Dingen zu sprechen, die Mannigfaltigkeit der übrigen Zimmer nur zu durchlaufen, so daß man zuletzt, mitten unter Kunstwerken, sich von der Kunst um hundert Meilen entfernt sichte.

Die größte Aufmerksamkeit zog endlich gar unser alter Bedienter auf sich. Diesen könnte man wohl den Unterrichter unserer Sammlung nennen. Er zeigt sie vor, wenn der Oheim verhindert ist, aber wenn man gewiß weiß daß die Leute bloß aus Neugierde kommen. Dieser hat sich bei Gemälden gewisse Sprüche ausgedacht, die er jedesmal anbringt. Er weiß die Fremden durch hohe Preise der Bilder in Erstaunen zu setzen, er führt die Gäste zu den Meisterbildern, zeigt einige merkwürdige Reliquien, und ergetzt die Zuschauer besonders durch die Künste der Automaten.

Dieses hatte er die Dienerschaft der Dame herumgeführt mit noch einigen Personen dieses Schlages und sie auf seine Art besser unterhalten als unsere Weise uns bei den übrigen Gästen gelingen wollte. Er ließ zuletzt einen künstlichen Trommelschläger, den mein Oheim schon lange in eine Nebenkammer verbannt hatte, der seinem Publico ein Stückchen aufspielen, die vornehme Gesellschaft versammelte sich auch umher, das Abgeschmackte setzte jedermann in einen behaglichen Zustand und so ward es Nacht, ehe man den dritten Theil der Sammlung gesehen hatte. Die Reisenden konnten sich nicht einen Tag länger aufhalten, sollten sämmtlich in's Wirthshaus zurück und wir blieben Abends allein.

Nun ging es an ein Erzählen, an eine Recapitulation boshafter Bemerkungen, und wenn unsere Gäste nicht immer liebevoll mit den Gemälden verfuhren, so will ich nicht läugnen daß wir dafür mit den Beschauern ziemlich lieblos umgingen.

Caroline besonders ward sehr geplagt, daß sie die Aufmerksamkeit des jungen Herrn nicht von seiner entfernten Geliebten ab und auf sich zu ziehen gewußt. Ich behauptete: es könne einem Mädchen nichts schrecklicher seyn als ein Gedicht auf eine andere vorlesen zu hören! Sie aber versicherte das Gegentheil und behauptete: daß es ihr schon zu erbaulich vorgekommen sey. Sie habe auch einen abwesenden Liebhaber, und wünsche nichts mehr als daß sich derselbe, in Gegenwart anderer Mädchen, auch so musterhaft wie der junge Fremde betrage.

Bei einer kalten Collation, bei der wir Ihre Gesundheit zu trinken nicht vergaßen, ward der junge Freund nun aufgefordert seine Uebersicht über Künstler und Liebhaber vorzulegen, und er that es mit einigem Zögern. Wie das nun eigentlich klingt kann ich heute unmöglich überliefern. Meine Finger sind müde geworden und mein Geist ist abgespannt. Auch muß ich sehen es ist nicht etwa dieses Geschäft von mir abschätzig kam. Die Erzählung der Eigenheiten unseres Besuches möchte hinger den, allein mich in der einzelnen finde ich bedenklich und

für heute erlauben Sie daß ich ganz stille aus Ihrer Gegenwart wegschlüpfe.

Julie.

Achter Brief.

Und noch einmal Julens Hand! Heute ist's mein freier Wille, ja gewissermaßen ein Rest des Widerspruchs, der mich antreibt Ihnen zu schreiben. Nachdem ich mich gestern so ganz gesperrt hatte die letzte Arbeit zu übernehmen und Ihnen von dem was noch übrig ist Rechenschaft zu geben, so ward festgesetzt daß heute Abend eine solenne akademische Sitzung gehalten werden sollte, in welcher man die Sache durchsprechen wollte, um sie schließlich an Sie gelangen zu lassen. Nun sind die Herren an ihre Arbeit gegangen, und ich fühle Muth und Beruf das allein zu übernehmen, wenn sie mir ihren Beistand großmüthig entziehen, und ich hoffe sie diesen Abend angenehm zu überraschen. Denn wie manches unternehmen die Männer was sie nicht ausführen würden, wenn die Frauen nicht zur rechten Zeit mit einwirken, und das leicht Begonnene, schwer zu Vollbringende großmüthig befördern.

Es trat ein sonderbarer Umstand ein, als wir die Liebhaber die uns gestern besuchten auch mit in unsere Eintheilung einrangiren wollten. Sie passen nirgends hin, wir finden ihnen gar kein Fach für sie.

Als wir darüber unsern Philosophen tadelten, versetzte er: Meine Eintheilung kann andere Fehler haben, aber das gereicht ihr zur Ehre daß, außer dem Gratulationsbesuche, niemand Ihrer übrigen diesmaligen Gäste in die Rubriken paßt. Meine Rubriken bezeichnen nur Einseitigkeiten, welche als Mängel angesehen sind, wenn die Natur den Künstler dergestalt beschränkte, als Forderung, wenn er mit Vorsatz in dieser Beschränkung verharrt. Das Falsche, Schiefe, Fremd-Einmischte aber findet hier keinen Platz. Meine sechs Classen bezeichnen die Eigenschaften, welche alle zusammen verbunden, den wahren Künstler, so wie den wahren Liebhaber, auszumachen wirken, die aber, wie ich aus meiner wenigen Erfahrung weiß auch aus den mir mitgetheilten Papieren sehe, nur selber zu oft einzeln erscheinen.

Nun zur Sache!

Erste Abtheilung.

Nachahmer.

Man kann dieses Talent als die Base der bildenden Kunst ansehen. Ob sie darein ausgehen, mag noch eine Frage bleiben. Fängt ein Künstler damit an, so kann er sich bis zu dem höchsten erheben, bleibt er dabei stehen, so darf man ihn einen Copisten nennen und mit diesem Wort gewiß einmal einen unerquicklichen Begriff verbinden. Hat aber ein solches Naturell das Verlangen immer in seinem beschränkten Kreise weiter zu gehen, so muß mit eine Kreisbeugung an Wirksamkeit entstehen, die der Künstler zu loben, der sie bisher zu erfahren strebt. Wird der Nachahmung ein edlem Kunst verkehrt, so findet man sich auf dem schwankenden Abwege, man gewinnt endlich dadurch daß man Statuen macht und sich selbst, wie es einer guten Gesellschaft thut, ein damastnes Schlafrock der Nacht überzieht.

Die Neigung zu Schattenrissen hat etwas das sich dieser Liebhaberei nähert. Eine solche Sammlung ist interessant genug, wenn man sie in einem Portefeuille besitzt. Nur müssen die Wände nicht mit diesen traurigen Bildlichkeiten überschwemmt gesehen werden.

Der Nachahmer verbreitet nur das Nachgeahmte ohne etwas hinzu zu thun, oder uns weiter zu bringen. Er zieht uns in das einzige höchst beschränkte Dasein hinein, wir erstaunen über die Möglichkeit dieser Operation, wir empfinden ein gewisses Ergötzen, aber recht behaglich kann uns das Werk nicht machen, dann es fehlt ihm die Kunstwahrheit als schöner Schein. Sobald auch dieser nur einigermaßen eintritt, so hat das Bildniß schon einen großen Reiz, wie wir bei manchen Deutschen, Niederländischen und Französischen Portraiten und Stillen empfinden.

Nochehne! Daß Sie ja nicht irre werden und, weil Sie meine Hand sehen, glauben, daß das alles auf meinem Köpfchen komme. Ich wollte erst unterstreichen was ich durchstrichen und den Papieren nähme, die ich vor mir liegen habe, doch dann wäre zu viel unterstrichen worden. Sie werd a am besten sehen wo ich nur referire, ja Sie finden die eigenen Worte Ihres letzten Briefs wieder.

Zweite Abtheilung.

Imaginanten.

Mit dieser Gesellschaft sind unsere Freunde gar zu lustig umgesprungen. Es schien als wenn der Gegenstand sie irritire ein wenig aus dem Gleise zu treten, und so ich auch dabei saß, mich zu dieser Classe bekannte, und zur Rechtfertigung und Artigkeit aufforderte, so konnte ich doch nicht verhindern daß ihre eine Menge Namen aufgeführt wurden, die nicht durchgängig in Ehren angedenken scheinen. Man nannte sie Poetisirer, weil sie, anstatt den poetischen Theil der bildenden Kunst zu kennen und sich darnach zu bestreben, vielmehr mit dem Dichter wetteifern, den Versuchen desselben nachjagen und ihre eigenen Vortheile verkennen und verrathen. Man nannte sie Scheinmänner, weil sie so gern dem Schöne nachstreben, der Einbildungskraft etwas vorzutäuschen suchen, ohne sich zu bekümmern in wie fern dem Anschauen genug geschieht. Sie wurden Phantasmisten genannt, weil ein kaltes Gespenstermesen sie angieht, Phantasmisten, weil traumartige Vorstellungen und Ineinanderen nicht ausbleiben, Nebulisten, weil sie der Wolken nicht entbehren können, um ihren Kunstbildern einen würdigen Boden zu verschaffen.

In jüngster wollte man nach Deutscher Manier und Klassenweise sie als Schwebler und Nebler abfertigen. Man behauptete sie seyen ohne Realität, hätten nie und nirgends ein Daseyn, und ihnen solle Kunstwahrheit als schöne Wirklichkeit.

Wenn man den Nachahmern eine falsche Natürlichkeit zuschreibt, so bilden die Imaginanten den dem Vorwurf einer falschen Natur nicht befreit, und was dergleichen Anschuldigungen mehr waren. Ich mußte zwar daß man darauf ausging mich zu reizen und doch that ich den Herren den Gefallen wirklich böse zu werden.

Ich fragte sie: ob denn nicht das Gute sich hauptsächlich in der Erfindung äußere? und ob man den Poetisirern diesen Vorzug streitig machen könne? Ob es nicht auch schon dankenswerth sey, wenn der Geist durch ein glückliches Innewohnen erregt werde? Ob nicht in dieser Eigenschaft, die man mit so vielen mannichfachen Namen anspreche, der Grund und die Möglichkeit der höchsten Kunst beruhen sey? Ob irgend etwas mächtiger gegen die heftige Praxis wirke, als eben diese Fähigkeit neue Welten zu schaffen? Ob es nicht ein seltnes Talent, ein seltner Zeichner sey, den man, wenn man ihn auch auf Abwegen antrifft, immer noch mit Ehrfurcht sprechen müsse?

Die Herren ergaben sich bald. Sie erinnerten mich daß hier nur von Einseitigkeit die Rede sey, daß eben

dieſe Eigenſchaft, weil ſie in's Ganze der Kunſt ſo trefflich wirken könne, dagegen ſo viel ſchade, wenn ſie ſich als einzeln, ſelbſtſtändig und unabhängig erkläre. Der Nachahmer ſchadet der Kunſt nie, denn er bringt ſie mühſam auf eine Stufe wo ſie ihm der ächte Künſtler abnehmen kann und muß, der Imaginant hingegen ſchadet der Kunſt unendlich, weil er ſie über alle ihre Gränzen hinausjagt, und es bedürfte des größten Genies ſie aus ihrer Unbeſtimmtheit und Unbedeutſamkeit gegen ihren wahren Mittelpunkt, in ihren eigentlichen, angewieſenen Umkreis zurück zu führen.

Es ward noch einiges hin und wieder geſtritten, zuletzt faßten ſie: ob ich nicht geſtehen müſſe, daß auf dieſem Wege die ſatyriſche Carricaturzeichnung, als die kunſt-, geſchmack- und ſittenverderblichſte Verwirrung, entſtanden ſey und entſtehe?

Dieſe konnte ich denn freylich nicht in Schutz nehmen: ob ich gleich nicht läugnen will daß mich das hübſche Zeug manchmal unterhält und der Schadenfreude, dieſer Erb- und Seeleuſalte aller Adamskinder, als eine pikante Spiſe nicht ganz übel ſchmeckt.

Fahren wir weiter fort!

Dritte Abtheilung.

Charakteriſtiker.

Mit dieſen ſind Sie ſchon bekannt genug, da Sie von dem Streit mit einem merkwürdigen Individuo dieſer Art hinreichend unterrichtet ſind.

Wenn dieſer Claſſe an meinem Beifall etwas gelegen iſt, ſo kann ich ihr denſelben verſichern; denn wenn meine lieben Imaginanten mit Charakterzügen ſpielen ſollen, ſo muß erſt etwas Charakteriſtiſches da ſeyn, wenn mir das Bedeutende Spaß machen ſoll, ſo kann ich wohl leiden daß jemand das Bedeutende ernſthaft ausführt. Wenn uns alſo ein ſolcher Charaktermann vorarbeiten will, damit meine Poetiſirer keine Phantaſmiſten werden, oder ſich gar in's Schwebeln und Nebeln verlieren, ſo ſoll er mir gelobt und geprieſen bleiben.

Der Orbin ſchien auch, nach der letzten Unterhaltung, mehr für ſeinen Kunſtfreund eingenommen, ſo daß er die Partie dieſer Claſſe nahm. Er glaubte man könne ſie auch in einem gewiſſen Sinn Ideeriſten nennen. Ihre Inſtruction, ihre Reduction auf Begriffe, begründe immer etwas, führe zu etwas, und gegen die Heerde anderer Künſtler und Kunſtfreunde gehalten, ſey der Charakteriſtiker beſonders ſchätzbar.

Der kleine, hartnäckige Philoſoph aber griff auch hier wieder ſeinen Satz, und behauptete: daß ihre Einſeitigkeit, eben wegen ihres ſchrankenloſen Rechtes, durch Beſchränkung der Kunſt weit mehr ſchade als das Hinausſtreben des Imaginanten, welcher er verſicherte, daß er die Feder gegen ſie nicht aufgeben werde.

Es iſt ein curioſer Sache um einen Philoſophen, daß er in gewiſſen Dingen ſo nachſichtig iſt und auf andern ſo feſt beharrt. Wenn ich nur erſt einmal den Schlüſſel dazu hab, wo es hinaus will!

Eben finde ich, da ich in den Papieren nachſehe, daß er ſie mit allerley Namen verfolgt. Er nennt ſie Stelletiſten, Winkler, Steife, und bemerkt in einer Note: daß ein bloß logiſches Daſeyn, bloße Verſtandes-Operationen in der Kunſt nicht ausreiche, noch ausbreite. Was er damit ſagen will, darüber mag ich mir den Kopf nicht zerbrechen.

Immer ſoll den Charaktermännern die ſchöne Lebendigkeit fehlen, ohne welche keine Kunſt zu denken ſey. Das will ich denn auch wohl gelten laſſen.

Vierte Abtheilung.

Metaliſten.

Unter dieſem Namen wurden diejenigen bezeichnet, die ſich mit den verbindenden im Gegenſatz befinden, die das Weichere und Gefällige ohne Charakter und Bedeutung lieben, wodurch denn zuletzt hochſtens eine gleichgültige Anmuth entſteht. Sie wurden auch Schlängler genannt, und man erinnerte ſich der Zeit, da man die Schlangenlinie zum Vorbild und Symbol der Schönheit annahm und dabey viel gewonnen zu haben glaubte. Dieſe Schlängelei und Weichheit beziehe ſich, ſowohl bey'm Künſtler als Liebhaber, auf eine gewiſſe Sittlichkeit, Sittſamkeit und, wenn man will, auf eine gewiſſe krankliche Reizbarkeit. Solche Kunſtwerke machen bey denen ihr Glück, die im Bilde nur etwas mehr als nichts ſehen wollen, denen eine Seifenblaſe die bunt in die Luft fliegt ſchon allenfalls ein angenehmes Gefühl erregt. Da Kunſtwerke dieſer Art kaum einen Körper oder andern reellen Gehalt haben können, ſo beziehe ſich ihr Verdienſt meiſt auf die Behandlung, und auf einen gewiſſen lieblichen Schein. Es ſetzt ihnen Bedeutung und Kraft und deswegen ſind ſie im allgemeinen willkommen, ſo wie die Nullität in der Geſellſchaft. Denn von rechtswegen ſoll ein geſellige Unterhaltung auch nur etwas mehr als nichts ſeyn.

Sobald der Künſtler, der Liebhaber einſeitig ſich dieſer Neigung überläßt, ſo verklingt die Kunſt wie eine ausſchwingende Saite, ſie verliert ſich wie ein Strom im Sand.

Die Behandlung wird immer flacher und ſchwächer werden. Aus den Gemälden verſchwinden die Farben, die Striche der Kupferſtiche verwandeln ſich in Punkte und ſo wird alles nach und nach, zum Ergötzen der zarten Liebhaber, in Rauch aufgehen.

Wegen meiner Schweſter die, wie Sie wiſſen, über dieſen Punkt keinen Spaß verſteht, und gleich verdrießlich iſt wenn man ihre luftigen Kreiſe ſtört, gingen wir im Gleichen kurz über dieſe Materie hinweg. Ich hätte ſonſt geſucht dieſer Claſſe das Realiſtiſche aufzubürden und meine Imaginanten davon zu befreien. Ich hoff', meine Herren, Sie werden bey Reviſion dieſes Proceſſes ein Acht darauf nehmen.

Fünfte Abtheilung.

Kleinkünſtler.

Dieſe Claſſe kam noch ſo ganz auf weg. Niemand glaubte Urſache zu haben ihnen aufſäßig zu ſeyn, manches ſprach für ſie, wenig wider ſie.

Wenn man auch nur den Effect betrachtet, ſo ſind ſie gar nicht unbequem. Mit der größten Seraſalt punktiren ſie einen kleinen Raum aus, und der Liebhaber kann die Arbeit vieler Jahre in einem Kätſchen verwahren. In ſo fern ihre Arbeit lebenswürdig iſt, mag man ſie wohl Miniaturiſten nennen; fehlt es ihnen ganz und gar an Geiſt, haben ſie kein Gefühl für's Ganze, wiſſen ſie keine Einheit in's Werk zu bringen, ſo mag man ſie Punktirer und Punktirer ſchelten.

Sie entfernen ſich nicht von der wahren Kunſt, ſie ſind nur im Fall der Nachahmer, ſie ermangeln den wahren Künſtler immer daran daß er dieſe Eigenſchaft, welche ſie abgeſondert beſitzen, auch zu ſeinen übrigen haben muß, um vollig bedeutend zu ſeyn, um ſeinem Werk die höchſte Anſicherung zu geben.

Sie eben erinnert mich der Brief meines Oheims an Sie, daß auch dort ſchon gut und leidlich von dieſer

Classe zu sprechen werden, und wir wollen daher diese friedlichen Menschen auch nicht weiter beunruhigen, sondern ihnen durchaus Kraft, Bedeutung und Einheit wünschen.

Sechster Abschnitt.

Skizzisten.

Der Oheim hat sich zu dieser Classe schon bekannt und mit warmem Antheil, nicht ganz übel von ihr zu sprechen, aber uns selbst aufmerksam machte daß die Entwerfer eine eben so auffallende Einseitigkeit in der Kunst beförderen könnten als die Halben der übrigen Rubriken. Die bildende Kunst soll, durch den äußern Sinn, zum Geiste nicht nur sprechen, sie soll den äußern Sinn selbst befriedigen. Der Geist mag sich alsdann hinzugesellen und seinen Beifall nicht versagen. Der Skizzist spricht aber unmittelbar zum Geiste, besticht und entzückt dadurch jeden Unerfahrnen. Ein glücklicher Einfall, halbwegs deutlich, und nur gleichsam symbolisch dargestellt, eilt durch das Auge durch, reizt den Geist, den Witz, die Einbildungskraft auf, und der überraschte Liebhaber sieht was nicht da steht. Hier ist nicht mehr von Zeichnung, von Proportion, von Formen, Charakter, Ausdruck, Zusammenstellung, Uebereinstimmung, Ausführung die Rede, sondern ein Schein von allem tritt an die Stelle. Der Geist spricht zum Geiste, und das Mittel wodurch es geschehen sollte, wird zu nichte.

Verdienstvolle Skizzen großer Meister, diese bejammernden Hieroglyphen, veranlaßen meist diese Liebhaberei und führen den ächten Liebhaber nach und nach an die Schwelle der gesammten Kunst, von der er, sobald er nur einen Blick verwirrt gethan, nicht wieder zurückkehren wird. Der anspannde Künstler aber hat mehr als der Liebhaber zu fürchten, wenn er sich im Kreise des Erfindens und Ausführens anhaltend herumdreht; denn wenn er durch diese Pferde am raschesten in den Kunstkreis hineintritt, so kommt er dabei gerade am ersten in Gefahr an der Schwelle daselbst zu bleiben.

Dies sind ungefähr die Worte meines Oheims.

Aber ich habe die Namen der Künstler vergessen, die bei einem schönen Talent, das sehr viel versprach, sich auf dieser Seite beschränkt und die Hoffnungen, die man von ihnen gehegt hatte, nicht erfüllt haben.

Mein Onkel besaß in seiner Sammlung ein besonderes Portefeuille von Zeichnungen solcher Künstler, die es nie weiter als bis zum Skizziren gebracht, und behauptete, daß dabei sich besonders interessante Bemerkungen machen lassen, wenn man diese mit den Skizzen großer Meister, die zugleich vollenden konnten, vergleicht.

Als man so weit gekommen war diese sechs Classen von einander abgesondert eine Weile zu betrachten, so fing man an sie wieder zusammen zu verbinden, wie sie oft bei einzelnen Künstlern vereinigt erschienen, und wovon ich schon im Lauf meiner Relation einige bemerkte. So fand sich der Nachahmer manchmal mit dem Kleinkünstler zusammen, auch manchmal mit dem Charakteristiker. Der Skizzist konnte sich auf die Seite des Imaginanten, Skizzisten, oder Industriösen werfen, und dieser konnte sich bequem mit dem Phantemisten verbinden.

Jede Verbindung brachte schon ein Werk höherer Art hervor, als die bisher Einseitigkeit, welche sogar, wenn man sie in der Erfahrung aufsuchte, nur in seltenen Beispielen aufzufinden werden konnte.

Auf diesem Weg gelangte man zu der Betrachtung, von welcher man ausgegangen war, zurück: daß nämlich, nur durch die Verbindung der sechs Eigenschaften der vollendete Künstler entstehe, so wie der ächte Liebhaber alle sechs Neigungen in sich vereinigen müsse.

Die eine Hälfte des halben Dutzends nimmt es zu ernst, streng und ängstlich, die andere zu leicht und lose. Nur aus innig verbundenem Ernst und Spiel kann wahre Kunst entspringen, und wenn unsere einseitigen Künstler und Kunstliebhaber je zwei und zwei einander entgegenstehen,

der Nachahmer dem Imaginanten,
der Charakteristiker dem Industriösen,
der Kleinkünstler dem Skizzisten:

so entsteht, indem man diese Gegensätze verbindet, immer eins der drei Erfordernisse des vollkommnen Kunstwerks, wie zur Uebersicht das Ganze folgendermaßen kurz dargestellt werden kann.

Ernst	Ernst und Spiel	Spiel
allein.	verbunden.	allein.
Individuelle Neigung.	Ausbildung in's Allgemeine,	Individuelle Neigung.
Manier.	Styl.	Manier.
Nachahmer.	Kunstwahrheit.	Phantemisten.
Charakteristiker.	Schönheit.	Industriösen.
Kleinkünstler.	Vollendung.	Skizzisten.

Hier haben Sie nun die ganze Uebersicht! Mein Geschäft ist vollendet und ich scheide abermals um so schneller von Ihnen, als ich überzeugt bin, daß ein bestimmtes Nein oder abstimmendes Gespräch eben da anfangen muß wo ich aufhöre. Was ich noch sonst auf dem Herzen habe, eine Confession, die nicht grade in's Kunstfach einschlägt, will ich nächstens besonders thun und mir dazu eigens eine Feder schneiden, indem die gegenwärtige so abgeschrieben ist, daß ich sie umkehren muß, um Ihnen ein Lebewohl zu sagen und einen Namen zu unterzeichnen, den Sie doch ja diesmal, wie immer, freundlich ansehen mögen.

Julie.

Ueber

Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit der Kunſtwerke.

Ein Geſpräch.

Auf einem Deutſchen Theater ward ein maleriſch, gewiſſermaſſen amphitheatraliſches Gebäude vorgeſtellt, in deſſen Logen viele Zuſchauer gemalt ſind, als wenn ſie an dem, was unten vorgeht, Theil nähmen. Manche wirkliche Zuſchauer im Parterre und in den Logen waren damit unzufrieden, und wollten übel nehmen, daß man ihnen ſo etwas Unwahres und Unwahrſcheinliches aufzudringen gedächte. Bei dieſer Gelegenheit fiel ein Geſpräch vor, deſſen ungefährer Inhalt hier aufgezeichnet wird.

Der Anwald des Künſtlers. Laſſen Sie uns ſehen, ob wir uns nicht einander auf irgend einem Wege nähern können?

Der Zuſchauer. Ich begreife nicht, wie Sie eine ſolche Vorſtellung entſchuldigen wollen.

Anwald. Nicht wahr, wenn Sie in's Theater gehen, ſo erwarten Sie nicht, daß alles, was Sie drinnen ſehen werden, wahr und wirklich ſeyn ſoll?

Zuſchauer. Nein! ich verlange aber daß mir wenigſtens alles wahr und wirklich ſcheinen ſolle.

Anwald. Verzeihen Sie, wenn ich in Ihre eigne Seele läugne, und behaupte: Sie verlangen das keineswegs.

Zuſchauer. Das wäre doch ſonderbar! Wenn ich es nicht verlangte, warum gäbe ſich denn der Decorateur die Mühe, alle Linien aufs genaueſte nach den Regeln der Perſpective zu ziehen, alle Gegenſtände nach der vollkommenſten Haltung zu malen? Warum ſtudirte man auf's Coſtum? Warum ließe man ſich es ſo viel koſten ihm treu zu bleiben, und dadurch mich in jene Zeiten zu verſetzen? Warum rühmt man den Schauſpieler am meiſten, der die Empfindungen am wahreſten ausdrückt, der in Rede, Stellung und Geberden der Wahrheit am nächſten kommt, der mich täuſcht, daß ich nicht eine Nachahmung, ſondern die Sache ſelbſt zu ſehen glaube?

Anwald. Sie drücken Ihre Empfindungen recht gut aus, nur iſt es ſchwerer als Sie vielleicht denken, recht deutlich einzuſehen, was man empfindet. Was werden Sie ſagen, wenn ich Ihnen einwende, daß Ihnen alle theatraliſchen Darſtellungen keineswegs wahr ſcheinen, daß ſie vielmehr nur einen Schein der Wahren haben?

Zuſchauer. Ich werde ſagen, daß Sie eine Subtilität vorbringen, die wohl nur ein Wortſpiel ſeyn könnte.

Anwald. Und ich darf Ihnen darauf verſetzen daß wenn wir von Wirkungen unſers Geiſtes reden, keine Worte fort und fortan genug ſind, und daß Wortſpiele dieſer Art ſelbſt ein Bedürfniß des Geiſtes anzeigen, der, da wir das, was in uns vorgeht, nicht geradezu ausdrücken können, durch Gegenſätze zu operiren, die Frage von zwei Seiten zu bearbeiten, und ſo gleichſam die Sache in die Mitte zu faſſen ſucht.

Zuſchauer. Gut denn! Nur erklären Sie ſich deutlicher, und, wenn ich bitten darf, in Beiſpielen.

Anwald. Die werde ich leicht zu meinem Vortheil aufbringen können. Z. B. alſo wenn Sie in der Oper ſind, empfinden Sie nicht ein lebhaftes vollſtändiges Vergnügen?

Zuſchauer. Wenn alles wohl zuſammenſtimmt, eines der vollkommenſten, deren ich mir bewußt bin.

Anwald. Wenn aber die guten Leute da droben ſingend ſich begegnen und bercomplimentiren, Billets abſingen, die ſie erhalten, ihre Liebe, ihren Haß, alle ihre Leidenſchaften ſingend darlegen, ſich ſingend herumſchlagen, und ſingend verſcheiden, können Sie ſagen, daß die ganze Vorſtellung, aber auch nur ein Theil derſelben, wahr ſcheine? ja ich darf ſagen auch nur einen Schein des Wahren habe?

Zuſchauer. Fürwahr, wenn ich es überlege, ſo getraue ich mich das nicht zu ſagen. Es kommt mir von allem dem freilich nichts wahr vor.

Anwald. Und doch ſind Sie dabei völlig vergnügt und zufrieden?

Zuſchauer. Ohne Widerrede. Ich erinne mich zwar noch wohl, wie man ſonſt die Oper, eben wegen ihrer groben Unwahrſcheinlichkeit, lächerlich machen wollte, und wie ich von jeher deſſen ungeachtet das größte Vergnügen dabei empfand, und immer mehr empfinde, je reicher und vollkommner ſie geworden iſt.

Anwald. Und fühlen Sie ſich nicht auch in der Oper vollkommen getäuſcht?

Zuſchauer. Getäuſcht, das Wort möchte ich nicht brauchen — und doch ja — und doch nein!

Anwald. Hier ſind Sie ja auch in einem völligen Widerſpruch, der noch viel ſchlimmer als ein Wortſpiel zu ſeyn ſcheint.

Zuſchauer. Nur ruhig, wir wollen ſehen ins Klare kommen.

Anwald. Sobald wir im Klaren ſind, werden wir einig ſeyn. Wollen Sie mir erlauben auf dem Punkt, wo wir ſtehen, einige Fragen zu thun?

Zuſchauer. Es iſt Ihre Pflicht, da Sie mich in dieſe Verwirrung hineingefragt haben, mich auch wieder heraus zu fragen.

Anwald. Sie möchten alſo die Empfindung, in welche Sie durch eine Oper verſetzt werden, nicht gerne Täuſchung nennen?

Zuſchauer. Nicht gern, und doch iſt es eine Art derſelben, etwas das ganz nahe mit ihr verwandt iſt.

Anwald. Nicht wahr, Sie vergeſſen beinahe ſich ſelbſt?

Zuſchauer. Nicht beinahe, ſondern völlig, wenn das Ganze oder der Theil gut iſt.

Anwald. Sie ſind entzückt?

Zuſchauer. Es iſt mir mehr als einmal geſchehen.

Anwald. Können Sie wohl ſagen, unter welchen Umſtänden?

Zuſchauer. Es ſind ſo viele Fälle, daß es mir ſchwer ſeyn würde ſie aufzuzählen.

Anwald. Und doch haben ſie es ſchon gethan; gewiß am meiſten, wenn alles zuſammenſtimmte.

Zuschauer. Ohne Widerrede.

Anwald. Stimmte eine solche vollkommne Aufführung mit sich selbst, oder mit einem andern Naturproduct zusammen?

Zuschauer. Wohl ohne Frage mit sich selbst.

Anwald. Und die Uebereinstimmung war doch wohl ein Werk der Kunst?

Zuschauer. Gewiß.

Anwald. Wir sprachen vorher der Oper eine Art Wahrheit ab; wir behaupteten, daß sie keineswegs das, was sie nachahmt, wahrscheinlich darstelle, können wir ihr aber eine innere Wahrheit, die aus der Consequenz eines Kunstwerks entspringt, ableugnen?

Zuschauer. Wenn die Oper gut ist, macht sie freilich eine kleine Welt für sich aus, in der alles nach gewissen Gesetzen vorgeht, die nach ihren eignen Gesetzen beurtheilt, nach ihren eignen Eigenschaften gefühlt seyn will.

Anwald. Sollte nun nicht daraus folgen, daß das Kunstwahre und das Naturwahre völlig verschieden sey, und daß der Künstler keineswegs streben sollte, noch dürfe, daß sein Werk eigentlich als ein Naturwerk erscheine?

Zuschauer. Aber es scheint uns doch so oft als ein Naturwerk.

Anwald. Ich darf es nicht läugnen. Darf ich dagegen aber auch aufrichtig seyn?

Zuschauer. Warum das nicht! Es ist ja doch unter uns diesmal nicht auf Complimente angesehen.

Anwald. So getraue ich mir zu sagen: nur dem ganz ungebildeten Zuschauer kann ein Kunstwerk als ein Naturwerk erscheinen, und ein solcher ist dem Künstler auch lieb und werth, ob er gleich nur auf der untersten Stufe steht. Leider aber nur so lange, als der Künstler sich zu ihm herabläßt, wird jener zufrieden seyn, niemals wird er sich mit dem ächten Künstler erheben, wenn dieser den Flug, zu dem ihn das Genie treibt, beginnen, sein Werk im ganzen Umfang vollenden muß.

Zuschauer. Es ist sonderbar, doch läßt sich's hören.

Anwald. Sie wurden es nicht gern hören, wenn Sie nicht schon selbst eine höhere Stufe erstiegen hätten.

Zuschauer. Lassen Sie mich nun selbst einen Versuch machen, das Abgehandelte zu ordnen und weiter zu gehen, lassen Sie mich die Stelle des Fragenden einnehmen.

Anwald. Deste lieber.

Zuschauer. Nur dem Ungebildeten, sagen Sie, könne ein Kunstwerk als ein Naturwerk erscheinen?

Anwald. Gewiß, erinnern Sie sich der Vögel, die nach des großen Meisters Kirchen flogen.

Zuschauer. Nun beweist das nicht, daß diese Früchte vortrefflich gemalt waren?

Anwald. Keineswegs, vielmehr beweist es mir, daß diese Liebhaber ächte Sperlinge waren.

Zuschauer. Ich kann mich doch bedingen nicht erweisen, ein solches Gemälde für vortrefflich zu halten.

Anwald. Soll ich Ihnen eine neuere Geschichte erzählen?

Zuschauer. Ich höre Geschichten meistens lieber als Raisonnement.

Anwald. Ein großer Naturforscher besaß, unter seinen Hausthieren, einen Affen, den er einst vermißte, und nach langem Suchen in der Bibliothek fand. Dort sah das Thier an der Erde, und hatte die Kupfer eines angefangenen, naturgeschichtlichen Werks um sich her zerstreut. Erstaunt über dieses eifrige Studium des Hausfreunds, nahte sich der Herr, und sah zu seiner Verwunderung und zu seinem Verdruß, daß der gemüthliche Affe die sämmtlichen Käfer, die er hie und da zerbildet gefunden, herausgepflückt habe.

Zuschauer. Die Geschichte ist lustig genug.

Anwald. Und passend, hoffe ich. Sie werden doch nicht diese illuminirten Kupfer dem Gemälde eines großen Künstlers an die Seite setzen?

Zuschauer. Nicht leicht.

Anwald. Aber den Affen doch unter die ungebildeten Liebhaber rechnen?

Zuschauer. Wohl, und unter die ärgsten dazu. Sie erregen in mir einen sonderbaren Gedanken! Sollte der ungebildete Liebhaber nicht eben deswegen verlangen, daß ein Kunstwerk natürlich sey, um es nur auch auf eine natürliche, oft rohe und gemeine Weise genießen zu können?

Anwald. Ich bin völlig dieser Meinung.

Zuschauer. Und Sie behaupteten daher, daß ein Künstler sich erniedrige, der auf diese Wirkung losarbeite?

Anwald. Es ist meine feste Ueberzeugung.

Zuschauer. Ich fühle aber hier noch immer einen Widerspruch. Sie zeigten mir vorhin und auch sonst schon die Ehre, mich wenigstens unter die halbgebildeten Liebhaber zu zählen.

Anwald. Unter die Liebhaber, die auf dem Wege sind. Kenner zu werden.

Zuschauer. Nun so sagen Sie mir: warum erscheint auch mir ein vollkommnes Kunstwerk als ein Naturwerk?

Anwald. Weil es mit Ihrer bessern Natur übereinstimmt, weil es übernatürlich, aber nicht außernatürlich ist. Ein vollkommenes Kunstwerk ist ein Werk des menschlichen Geistes, und in diesem Sinne auch ein Werk der Natur. Aber indem die zerstreuten Gegenstände in eins gefaßt, und selbst die gemeinsten in ihrer Bedeutung und Würde aufgenommen werden, so ist es über die Natur. Es will durch einen Geist, der harmonisch entsprungen und gebildet ist, aufgefaßt seyn, und dieser findet das Vortreffliche, das in sich Vollendete, auch seiner Natur gemäß. Davon hat der gemeine Liebhaber keinen Begriff, er behandelt ein Kunstwerk wie einen Gegenstand, den er auf dem Markte antrifft, aber der wahre Liebhaber sieht nicht nur die Wahrheit des Nachahmten, sondern auch die Vorzüge des Nachahmten, das Geistreiche der Zusammenstellung, das Uebertriebene der kleinen Kunstwelt, er fühlt, daß er sich zum Künstler erheben müsse, um das Werk zu genießen, er fühlt, daß er sich aus seinem gewöhnlichen Leben sammeln, mit dem Kunstwerk wohnen, es wiederholt anschauen, und sich selbst dadurch eine höhere Existenz geben müsse.

Zuschauer. Gut, mein Freund, ich habe bei Gemälden, im Theater, bei andern Dichtungsarten, wohl ähnliche Empfindungen gehabt, und das ungefähr geahnet, was Sie fordern. Ich will künftig noch besser auf mich und auf die Kunstwerke acht geben, wenn ich mich aber recht besinne, so sind wir sehr weit von dem Anfang unsers Gespräche abgekommen. Sie wollten mich überzeugen, daß ich die abgemahlten Zuschauer in unserer Oper unpassig finden solle, und noch sehe ich nicht, wann ich bisher auch mit Ihnen einig geworden bin, wie Sie auch diese Ansicht vertheidigen, und unter welcher Ausdruck Sie diese gemalten Theaterleute bei mir einführen wollen.

Anwald. Glücklicherweise wird die Oper heute wiederholt, und Sie werden sie doch nicht versäumen wollen?

Zuschauer. Keineswegs.

Anwald. Und die gemalten Männer?

Zuschauer. Werden mich nicht verscheuchen, weil ich mich für etwas besser als einen Sperling halte.

Anwald. Ich wünsche, daß ein beiderseitiges Interesse uns bald wieder zusammenführen möge.

Ueber Italien.

Fragmente eines Reisejournals.

1.

Rosaliens Heiligthum.

Die heilige Rosalie, Schutzpatronin von Palermo, ist durch die Beschreibung, welche Brydone von ihrem Feste gegeben hat, so allgemein bekannt worden, daß es wohl nicht unangenehm seyn möchte, hier etwas von dem Orte, wo sie besonders verehrt wird, zu lesen.

Der Monte Pellegrino, eine große Felsenmasse, breiter als hoch, liegt an dem nordwestlichen Ende des Golfs von Palermo. Seine schöne Form läßt sich mit Worten nicht beschreiben; eine unvollkommne Abbildung davon findet sich in dem Voyage pittoresque de la Sicile. Er besteht aus einem grauen Kalkstein der ersten Epoche; die Felsen sind ganz nackt, kein Baum, kein Strauch wächst auf ihnen, kaum daß die flachlaufenden Thäler mit etwas Rasen und Moos bedeckt sind.

In einer Höhle dieses Berges entdeckte man zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Gebeine der Heiligen, und brachte sie nach Palermo. Ihre Gegenwart befreite die Stadt von der Pest, und Rosalie war seit diesem Augenblicke die Schutzheilige des Volks; man baute ihr Capellen, und stellte zu ihrer Ehre glänzende Feierlichkeiten an.

Die Andächtigen wohlfahrteten fleißig auf den Berg, und man erbaute mit großen Kosten einen Weg, der wie eine Wasserleitung mit Pfeilern und Bogen ruht, und in einem Zickzack zwischen zwei Klippen hinauf steigt.

Der Andachtsort selbst ist der Demuth der Heiligen, welche sich dahin flüchtete, ang messen, als die prächtigen Feste, welche man ihrer völligen Entäußerung von der Welt zu Ehren anstellte. Und vielleicht hat die ganze Christenheit, welche nun achtzehnhundert Jahre ihren Beist, ihre Pracht, ihre feierlichen Lustbarkeiten auf das Elend ihrer ersten Stifter und eifrigsten Bekenner gründet, keinen heiligen Ort aufzuweisen, der auf eine so unschuldige und gefühlvolle Art verziert und verehrt wäre.

Wenn man den Berg erstiegen hat, wendet man sich um eine Felsenecke, wo man gleich einer steilen Felswand gegenüber steht, an welche die Kirche und das Kloster gleichsam festgebaut sind.

Die Außenseite der Kirche hat nichts Einladendes noch Versprechendes; man eröffnet die Thüre ohne Erwartung, wird aber auf das wunderbarste überrascht, indem man hineintritt. Man befindet sich unter einer Halle, welche in der Breite der Kirche hinläuft, und gegen das Schiff zu offen ist. Man sieht in derselben die gewöhnlichen Gefäße mit Weihwasser und einige Beichtstühle. Das Schiff der Kirche ist ein offner Hof, der an der rechten Seite von rauhen Felsen, auf der linken von einer Continuation der Halle eingeschlossen wird. Er ist mit Steinplatten etwas abhängig belegt, damit das Regenwasser ablaufen kann; ein kleiner Brunnen steht ungefähr in der Mitte.

Die Höhle selbst ist zum Chor umgebildet, ohne daß man ihr von der natürlichen rauhen Gestalt etwas genommen hätte. Einige Stufen führen hinauf; gleich steht der große Pult mit dem Chorbuche entgegen; auf beiden Seiten die Chorstühle. Alles wird von dem aus dem Hofe oder Schiff einfallenden Tageslicht erleuchtet. Tief hinten, in dem Dunkel der Höhle, steht der Hauptaltar in der Mitte.

Man hat, wie ich schon gesagt, an der Höhle nichts verändert, allein da die Felsen immer von Wasser träufeln, war es nöthig den Ort trocken zu halten. Man hat dieses durch bleierne Rinnen bewirkt, welche man an den Kanten der Felsen hergeführt und verschiedentlich mit einander verbunden hat. Da sie eben breit sind, und unten spitz zulaufen, auch mit einer schmutzig grünen Farbe angestrichen sind, so sieht es fast aus, als wenn die Höhle inwendig mit großen indianischen Feigen behangen wäre. Das Wasser wird theils seitwärts, theils hinten in einen klaren Behälter geleitet, woraus es die Gläubigen schöpfen und gegen allerlei Uebel gebrauchen.

Da ich diese Gegenstände genau betrachtete, trat ein Geistlicher zu mir und fragte mich: ob ich etwa ein Grieche sey und einige Messen wollte lesen lassen? Ich versetzte ihm darauf: ich sey mit einem Genueser nach Palermo gekommen, welcher morgen als an einem Festtage heraufsteigen würde. Da immer einer von uns zu Hause bleiben müßte, wäre ich heute herauf gegangen, mich umzusehen. Er versetzte darauf, ich möchte mich aller Freiheit bedienen, allein wohl betrachten, und meine Devotion verrichten. Besonders wies er mich an einen Altar, der links in der Höhle stand, als ein besonderes Heiligthum, und verließ mich.

Ich sahe durch die Oeffnungen eines großen, aus Messing getriebenen Laubwerks Lampen unter dem Altar hervorschimmern, kniete ganz nahe davor hin, und blickte durch die Oeffnungen. Es war inwendig noch ein Gitterwerk von feinem geflochtenem Messing-Draht vorgegangen, so daß man nur wie durch einen Flor den Gegenstand dahinter unterscheiden konnte.

Ein schönes Frauenzimmer erblickte ich bei dem Schein einiger stillen Lampen.

Sie lag, wie in einer Art von Entzückung, die Augen halb geschlossen, den Kopf nachlässig auf die rechte Hand gelegt, die mit vielen Ringen geschmückt war. Ich konnte das Bild nicht genug betrachten; es schien mir ganz besondere Reize zu haben. Ihre Gewand ist aus einem vergoldeten Duch getrieben, welches einen reich von Golde gewirkten Stoff gar gut nachahmt. Kopf und Hände von weißem Marmor, sind, ich darf nicht sagen in einem hohen Styl, aber doch so natürlich und gefällig gearbeitet, daß man glaubt, sie müßte Athem holen und sich bewegen.

Ein kleiner Engel steht neben ihr und schreibt ihr mit einem Lilienstängel Richtung zusammen.

Unterdessen waren die Geistlichen in die Höhle geklommen, hatten sich auf ihre Stühle gesetzt, und sangen die Vesper.

Ich setzte mich auf eine Bank, gegen dem Altar über, und hörte ihnen eine Weile zu; alsdann begab ich mich wieder zum Altare, kniete nieder, und suchte das schöne Bild der Heiligen noch deutlicher gewahr zu werden, und überließ mich der reinsten Illusion der Gestalt und des Orts.

Der Gesang der Geistlichen verklang nun in der Höhle, das Wasser rieselte in das Behältniß gleich neben dem Altare zusammen; die überhangenden Felsen des Vorhofs, des eigentlichen Schiffs der Kirche, schließen die Scene noch mehr ein; es war eine große Stille in dieser gleichsam wieder ausgestorbnen Wüste, eine große Reinlichkeit in einer wilden Höhle; der Flitterputz des katholischen, besonders Sicilianischen Gottesdienstes hier noch zunächst seiner natürlichen Einfalt; die Illusion, welche die Gestalt der schönen Schlaferin hervorbrachte, auch einem gröbern Auge noch reizend — genug, ich konnte mich nur mit Schwierigkeit von diesem Orte losreißen, und kam erst in später Nacht wieder in Palermo an.

Ich habe nachher manchmal mit mir selbst darüber gestritten, und das Vergnügen, das ich dort empfunden, mehr einer glücklichen Stimmung und einigen Gläsern guten Sicilianischen Weins, als den Gegenständen selbst zuschreiben wollen: allein zu meiner Rechtfertigung fand ich in dem Voyage pittoresque de la Sicile folgende Stelle: La statue est de bronze doré, avec les mains et la tête en marbre blanc, mais si parfaitement sculptée et dans une position si naturelle, que l'on serait tenté de la croire vivante — daß ich alle nach diesem Zeugniß mich des Eindrucks, den jenes leblose Bild auf mich gemacht, nicht schämen darf.

An der Seite der Kirche und des kleinen daran gebauten, damit verbundenen Klosters sind noch einige, beinahe gleich große Höhlen, welche doch nur den Ziegenheerden zum Schutz und zum natürlichen Stalle dienen.

2.

Zur Theorie der bildenden Künste.

Baukunst.

Es war sehr leicht zu sehen, daß die Steinbaukunst der Alten, in sofern sie Säulenordnungen gebrauchten, von der Holzbaukunst ihre Muster genommen habe. Vitruv bringt bei dieser Gelegenheit das Märchen von der Hütte zu Marke, das nun auch von so vielen Theoristen angenommen und gebilligt worden ist: allein ich bin überzeugt, daß man die Ursachen viel näher zu suchen habe.

Die Dorischen Tempel der ältesten Ordnung, wie sie in Großgriechenland und Sicilien, bis auf den heutigen Tag noch zu sehen sind, und welche Vitruv nicht kannte, drängen uns auf den natürlichen Gedanken, daß nicht eine hölzerne Hütte zuerst den sehr entfernten Anlaß gegeben habe.

Die ältesten Tempel waren von Holz, sie waren auf die simpelste Weise aufgebaut, man hatte nur für das Nothwendigste gesorgt. Die Säulen trugen den Hauptbalken, dieser wieder die Köpfe der Balken, welche von innen heraus lagen, und das Gebälke ruhte oben drüber. Die sichtbaren Balkenköpfe mochten, wie ich der Zimmermann nicht lassen kann, ein wenig ausgekerbt, übrigens aber der Raum zwischen denselben, die sogenannten Metopen nicht einmal verschlagen, so daß man die Schilder der Opferthiere hineinlegen, daß Paläphat, in der Iphigenie auf Tauris des Euripides, hindurch zu kriechen den Vorschlag thun konnte. Diese ganz simple, einfache und rohe Gestalt der Tempel war jedoch dem Auge des Volks heilig, und da man anfing von Stein zu bauen, ahmte man sie so gut man konnte im Dorischen Tempel nach.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß man bei hölzernen Tempeln auch die stärksten Stämme zu Säulen genommen habe, weil man sie, wie es scheint, ohne eigentliche Verbindung der Zimmerkunst, dem Hauptbalken nur gerad untersetzte. Als man diese Säulen in Stein nachzuahmen anfing, wollte man für die Geringkeit bauen; man hatte aber nicht bedacht, die festesten Steine zur Hand: man mußte die Säulen aus Stücken zusammen setzen, um ihnen die gehörige Höhe zu geben; man machte sie also sehr stark in Verhältniß zur Höhe, und ließ sie später zugehen, um die Gewalt ihres Tragens zu vermehren.

Die Tempel von Pästum, Segeste, Selinunt, Girgent sind alle von Kalkstein, der mehr oder weniger sich der Tuffsteinart nähert, die in Italien Travertin genannt wird, ja die Tempel von Girgent sind alle von dem losesten Muschel-Kalkstein, der sich denken läßt. Sie waren auch deshalb von der Witterung so leicht anzugreifen, und ohne eine andere feindliche Gewalt zu zerstören.

Man erlaube mir eine Stelle des Vitruv hierher zu deuten, wo er erzählt: daß Hermogenes, ein Architekt, da er zu Erbauung eines Dorischen Tempels den Marmor beisammengehäuft, seine Gedanken geändert, und daraus einen Jonischen gebaut habe.

Vitruv giebt zwar zur Ursache an: daß dieser Baumeister sowohl als andre mit der Eintheilung der Triglyphen nicht einig werden können; allein es gefällt mir mehr zu glauben, daß dieser Mann, als er die schönen Blöcke Marmor vor sich gesehen, solche lieber zu einem gefälligern und reizendern Gebäude bestimmt habe, indem ihn die Materie an der Ausführung nicht hinderte. Auch hat man die Dorische Ordnung selbst immer schlanker gemacht, so daß zuletzt der Tempel des Herkules zu Cora acht Diameter in der Säulenlänge enthält.

Ich möchte durch das, was ich sage, es nicht gerne mit denjenigen verderben, welche für die Form der alt-dorischen Tempel sehr eingenommen sind. Ich gestehe selbst, daß sie ein majestätisches, ja einiges ein reizendes Ansehen haben: allein es liegt in der menschlichen Natur, immer weiter, ja über die Zeil fortzuschreiten; und so wie es auch natürlich, daß in dem Verhältniß der Säulendicke zur Höhe, das Auge immer das Schlankere suchte, und der Geist mehr Hoheit und Freiheit dadurch zu empfinden glaubte.

Besonders da man von so mannigfaltigem schönen Marmor sehr große Säulen aus Einem Stücke fertigen konnte, und zuletzt noch der Urvater alles Gebäudes, die alte Gestalt, aus Aegypten herüber nach Asien und Europa gebracht ward und seine großen und schönen Maßen zu jedem ausdrucksvollen Gebrauche darbot. So viel ich weiß, sind noch immer die größten Säulen von Granit.

Die Jonische Ordnung unterschied sich bald von der Dorischen, nicht allein durch die mehrere verhältnißmäßige Säulendicke, durch ein verjüngteres Capital, sondern auch vorzüglich dadurch, daß man die Triglyphen aus dem Friese ließ, und den immer unvermeidlichen Bruch in der Eintheilung derselben entging. Auch würden, nach meinem Gefühl, die Triglyphen niemals in die Steinbaukunst gekommen seyn, wenn die ersten nachgeahmten Holztempel nicht so gar rob gewesen, die

Metopen verwahrt und zugeschlossen, und der Fries etwa abgedeckt worden wäre. Allein ich gestehe es selbst, daß solche Ausbildungen für jene Zeiten nicht waren, und daß es dem rohen Handwerk ganz natürlich ist, Gebäude nur wie einen Holzstoß übereinander zu legen.

Daß nun ein solches Gebäude, durch die Andacht der Völker geheiligt, zum Muster ward, wornach ein anderes, von einer ganz andern Materie, aufgeführt wurde, ist ein Schicksal, welches unser Menschengeschlecht in hundert andern Fällen erfahren mußte, die ihm weit näher liegen, und weit schlimmer auf dasselbe wirkten als Metopen und Triglyphen.

Ich überspringe viele Jahrhunderte und suche ein ähnliches Beispiel auf, indem ich den größten Theil so genannter Gothischer Baukunst aus den Holzschnitzwerken zu erklären suche, womit man in den düstern Zeiten Holzgeschränken, Altäre und Emporen auszuzieren pflegte, welche man nachher, als die Macht und der Reichthum der Kirche wuchsen, mit allen ihren Schnörkeln, Stäben und Leisten, an die Außenseiten der nordischen Mauern anheftete, und Giebel und fermenlose Thürme damit zu zieren glaubte.

Leider suchten alle nordischen Kirchenarchitekten ihre Größe nur in der multiplicirten Kleinheit. Wenige verstanden diesen kleinlichen Formen unter sich ein Verhältniß zu geben; und dadurch wurden solche Ungeheuer wie der Dom zu Mailand, wo man einen ganzen Marmorberg mit ungeheuren Kosten versetzt, und in die elendsten Formen gezwungen hat, ja noch täglich die armen Steine quält, um ein Werk fortzusetzen das nie geendigt werden kann, indem der erfindungslose Unsinn, der es eingab, auch die Gewalt hatte einen gleichsam unendlichen Plan zu bezeichnen.

Material der bildenden Kunst.

Kein Kunstwerk ist unbedingt, wenn es auch der größte und geübteste Künstler verfertigt: er mag sich noch so sehr zum Herrn der Materie machen, in welcher er arbeitet, so kann er doch ihre Natur nicht verändern. Er kann also nur in einem gewissen Sinne und unter einer gewissen Bedingung das hervorbringen, was er im Sinne hat, und es wird derjenige Künstler in seiner Art immer der trefflichste seyn, dessen Erfindungs- und Einbildungskraft sich gleichsam unmittelbar mit der Materie verbindet, in welcher er zu arbeiten hat. Dieses ist einer der großen Vorzüge der alten Kunst; und wie Menschen nur dann lang und glücklich genannt werden können, wenn sie in der Beschränkung ihrer Natur und Umstände mit der möglichsten Freiheit leben, so verdienen auch jene Künstler unsere große Verehrung, welche nicht mehr machen wollten, als die Materie ihnen erlaubte, und doch eben dadurch so viel machten, daß wir mit einer angestrengten und ausgebildeten Geisteskraft ihr Verdienst kaum zu erkennen vermögen.

Wir wollen gelegentlich Beispiele anführen, wie die Menschen durch das Material zur Kunst geführt und in ihr fester weiter geleitet worden sind. Für diesmal ein sehr einfaches.

Es scheint mir sehr wahrscheinlich, daß die Aegypter zu der Aufrichtung so vieler Obelisken durch die Form des Granits selbst sind gebracht worden. Ich habe bei einem sehr genauen Studium der sehr mannigfaltigen Formen, in welchen der Granit sich findet, eine meist allgemeine Uebereinstimmung bemerkt: daß die Parallelepipeden, in welchen man ihn antrifft, öfters wieder diagonal getheilt sind, wodurch sogleich zwei rohe Obelisken entstehen. Wahrscheinlich kommt diese Naturerscheinung in Ober-Aegypten, im Syenitischen Gebirge, folglich häufig vor; und wie man, eine merkwürdige Stätte zu bezeichnen, irgend einen ansehnlichen Stein aufrichtete, so hat man dort zu öffentlichen Monumenten die größten, vielleicht selbst in dortigen Gebirgen seltenen, Granit-Keile ausgesucht und hervorgezogen. Es gehörte noch immer Arbeit genug dazu, um jenen eine regelmäßige Form zu geben, die Hieroglyphen mit solcher Sorgfalt hinein zu arbeiten, und das Ganze zu glätten; aber doch nicht so viel, als wenn die ganze Gestalt, ohne einigen Anlaß der Natur, aus einer ungeheuren Felsmasse hätte heraus gehauen werden sollen.

Ich will nicht zur Bestätigung meines Arguments die Art angeben, wie die Hieroglyphen eingegraben sind; daß nämlich erst eine Vertiefung in den Stein gehauen ist, in welcher die Figur dann erst erhoben steht. Man könnte dieses noch aus einigen andern Ursachen erklären; ich könnte es aber auch für mich anführen und behaupten: daß man die meisten Seiten der Steine schon so zubereitet eben gefunden, vorgefaßt daß es viel vortheilhafter gewesen, die Figuren gleichsam zu incassiren, als solche erhaben vorzustellen, und die ganze Oberfläche des Steins um so viel zu vertiefen.

3.

Stundenmaß der Italiäner.

Eine von den Fremden meist aus einem falschen Gesichtspunkt betrachtete Einrichtung ist die Art der Italiäner die Uhr zu zählen. Sie verwirrt jeden Ankömmling, und weil der größte Theil der Reisenden überall seine Art zu seyn fortsetzen, in seiner Ordnung und in seinem Gleise bleiben will, so ist es natürlich, daß er sich bitter beschwert, wenn ihm auf einmal ein wichtiges Maß seiner Handlungen gänzlich verrückt wird.

Deutsche Regenten haben in ihren Italiänischen Staaten schon die uns gewöhnliche Art die Stunden zu zählen eingeführt. Dieser sogenannte Französische Zeiger, der zum Trost der Fremden schon lange auf Trinità di Monte zu sehen ist, wird nun bald auch in und außerhalb St. Peter den Reisenden ihre gewohnten Stunden zeigen. Unsere Art zu zählen wird also nicht nach und nach gewinnen werden, ob sich gleich das Volk schwerlich so bald damit befassen wird; und gewiß verlöre es auch eine eigenthümliche Landessitte, eine ererbte Vorstellungsart, und eine höchst schickliche Gewohnheit.

Alle oft hören wir von Reisenden das glückliche Land, das schöne Klima, den reinen blauen Himmel, die milde Luft Italiens preisen, und es ist zum größten Theil wahr und unübertrieben. Daraus folgt nun aber für's Leben: daß wer nur kann, und so lang er nur immer kann, gern unter freiem Himmel seyn und auch bei seinen Geschäften der Luft genießen mag. Wie viele Handwerker arbeiten vor den Häusern auf freier Straße! wie viele Läden sind ganz gegen die Straße zu eröffnet! wie mancherlei geschieht auf den Märkten, Plätzen und in den Höfen! Daß bei einer solchen Lebensart der Moment, wo die Sonne untergeht und die Nacht eintritt, allgemeiner entscheidend seyn müsse, als bei uns, wo es manchmal den ganzen Tag nicht Tag wird, läßt sich leicht einsehen. Der Tag ist wirklich zu Ende; alle Geschäfte einer gewissen Art müssen auch geendigt werden, und diese Epoche hat, wie es einem sinnlichen Volke geziemt, Jahr ein Jahr aus dieselbige Bezeichnung. Nun es ist Nacht (Notte), denn die vierundzwanzigste Stunde wird niemals ausgesprochen, wie man im Fran-

zösischen Mittag (Midi) und nicht zweifl über sagt. Es läuten die Glocken, ein jeder spricht ein kurzes Gebet, der Diener zündet die Lampen an, bringt sie in das Zimmer und wünschet felicissima notte.

Von dieser Epoche an, welche immer mit dem Sonnenuntergang rückt, bis zum nächsten Sonnenuntergang, wird die Zeit in 24 Stunden getheilt; und da nun jeder durch die lange Gewohnheit weiß, sowohl wann es Tag wird, als in welche Stunde Mittag und Mitternacht fällt, so lassen sich alle Arten von Berechnungen gar bald machen, an welchen die Italiäner ein Vergnügen und eine Art von Unterhaltung zu finden scheinen. Natürlicherweise findet sich die Bequemlichkeit dieser Art die Stunden zu zählen bei allen Handlungen, welche auf Tag und Nacht die kleinste Beziehung haben, und man sieht wie auf diese Weise die Zeit einer grossen sinnlichen Masse Reiz eingetheilt werden konnte.

So findet man alle Werkstätten, Studien, Comptoirs, Banken, durch alle Jahrszeiten bis zur Nacht offen; jeder kann seine Geschäfte bis dahin verrichten. Hat er mußige Zeit, so kann er seine Spaziergänge bis Sonnenuntergang fortsetzen, alsdann gewiß Gesellschaft finden und mit ihnen das Nöthige verabreden, sich mit Freunden unterhalten; innerhalb die zwei Stunden in der Nacht eilt alles den Schauspielhäusern zu; und so schwimmt man sich selbst Jahr ein Jahr aus in derselbigen Zeit zu leben, weil man immer in derselbigen Ordnung alles was auf Tag und Nacht einen Bezug hat verrichtet, ohne sich weiter zu bekümmern, ob es nach unserer Art zu rechnen früh oder spät seyn möchte.

So wird der grose Zusammenfluß von Fahrenden und Fußgängern, welcher in allen grosen Städten Italiens, besonders an Sonn- und Festtagen, sich gegen Abend in der Hauptstraße auf dem Hauptplatze leben läßt, so wird der Römische Corso, und im Carneval von Rom eine unglaubere Masse von unbändigen Menschen durch diese Art die Stunden zu zählen gleichsam wie an einem Faden gelenkt. Zu dadurch, daß Tag und Nacht so entschieden von einander abstehen, werden dem Luxus, der so gern Tag und Nacht mit einander vermischt und in einander verwandelt, gewissermaßen Gränzen gesetzt.

Ich gebe zu, daß der Italiäner sein ganzes Leben fortführen, und doch die Stunden nach unserer Art zählen könne; allein es wird ihm unter seinem glücklichen Himmel die Epoche, welche Abends Tag und Nacht scheidet, immer die wichtigste Zeitepoche des Tages bleiben. Sie wird ihm heilig bleiben, weil die Kirche zum Abendgebete nach dem alten Zeitpunkte fortläuten wird. Ich habe sowohl in Florenz als Mailand bemerken können, daß mehrere Personen, obgleich die öffentlichen Uhren alle nach unserem Zeitart gestellt sind, doch ihre Taschenuhren und ihr häusliches Leben nach der alten Zeitrechnung fortführen. Aus allem diesem, zu dem ich noch manches hinzufügen konnte, wird man schon genug erkennen: daß diese Art die Zeit zu rechnen, welche dem Altertume, dem der Mittag der wichtigste Tages-Punkt dichte, natürlich schien, dem neuern Fremden und dem Italiäner selbst, der wohl auf ein Welt bruchet ist, das unter einem glücklichen Himmel der Natur gemäß leben und die Hauptepoche seiner Zeit auf das sinnlichste fixiren wollte.

4.

Frauenrollen auf dem Römischen Theater durch Männer gespielt.

Es ist kein Ort in der Welt, wo die vergangene Zeit so unmittelbar und mit so mancherlei Stimmen zu dem Beobachter spräche, als Rom. So hat sich auch dort unter mehreren Sitten zufälligerweise eine erhalten, die sich an allen andern Orten nach und nach fast gänzlich verloren hat.

Die Alten liesen, wenigstens in den besten Zeiten der Kunst und der Sitten, keine Frau das Theater betreten. Ihre Stücke waren entweder so eingerichtet, daß Frauen mehr und weniger entbehrlich waren; oder die Weiberrollen wurden durch einen Acteur vorgestellt, welcher sich besonders darauf gübt hatte. Derselbe Fall ist noch in dem neuern Rom und dem übrigen Kirchenstaat, ausser Bologna, welches einer andern Privilegien auch der Freiheit genießt, Frauenzimmer auf seinen Theatern bewundern zu dürfen.

Es ist so viel zum Lobe jenes Römischen Herkommens gesagt worden, daß es wohl erlaubt seyn möchte, auch etwas zu seinem Lobe zu sagen, wenigstens um nicht allzuparadox zu scheinen) darauf, als auf einen antiquarischen Rest, aufmerksam zu machen.

Von den Opern kann eigentlich hier die Rede nicht seyn, indem die schöne und schmeichelhafte Stimme der Castraten, welchen noch überdies das Weiberkleid besser als Mannstracht anzumessen scheint, gar leicht mit allem zusöhnet, was allenfalls an der verkleideten Gestalt unschicklich erscheinen möchte. Man muß eigentlich von Trauer- und Lustspielen sprechen, und uns einander sehen, in wiefern dabei einiges Vergnügen zu empfinden sey.

Ich sehe voraus was bei jedem Schauspiele vorauszusehen ist, daß die Stücke nach den Charakteren und Fähigkeiten der Schauspieler eingerichtet sehen: eine Bedingung, ohne welche kein Theater und kaum der größte, mannigfaltigste Acteur bestehen würde.

Die neuern Römer haben überhaupt eine besondere Neigung, bei Masseraden die Kleidung beider Geschlechter zu verwechseln. Im Carneval sieht man viele junge Bursche im Putz der Frauen aus der geringsten Classe umher, und scheinen sich gar sehr darin zu gefallen. Kutscher und Bediente sind als Frauen oft sehr anständig und, wenn es junge wohlgebildete Leute sind, herrlich und reizend gekleidet. Dagegen finden sich Frauenzimmer des mittleren Standes als Pulcinelle, die verunstalteten in Offiziers-Tracht, gar schön und glücklich. Ich vermisse schmt sich dieses Scherzes, an dem wir uns alle einmal in der Kindheit vergnügt haben, in fortgesetzter jugendlicher Tracht erfreuen zu wollen. Es ist sehr auffallend, wie beide Geschlechter sich in dem Schmuck dieser Umschaffung vergnügen, und das Verlangen des Tierisch so viel als möglich zu absurpiren suchen.

Eben so haben die jungen Männer, die sich der Weiberrollen widmen, eine besondere Leidenschaft sich in der Kunst vollkommen zu zeigen. Sie beobachten die Mienen, die Bewegungen, das Betragen der Frauenzimmer auf das genaueste, sie suchen solche nachzuahmen, und ihre Stimme, wenn sie auch den tiefen Ton nicht zu ändern können, Geschmeidigkeit und Fähigkeit zu geben; genug, sie suchen sich ihren eigen Geschlechte so viel als möglich ist zu entziehen. Sie sind auf neue Moden so erpicht wie Frauen selbst; sie lassen sich von geschickten Putzmachern daraus täuferen, und die erste Actrice eines Theaters ist meist glücklich genug ihren Zweck zu erreichen.

Was die Rollenrollen betrifft, so sind sie meist nicht zum besten besetzt; und es ist nicht zu läugnen, daß Gesichtsbildung manchmal ihren blauen Bart nicht völlig verbergen kann. Allein es bleibt auf den meisten Theatern mit den Rollenrollen überhaupt so eine Sache; und auf den Hauptstädten andrer Reiche, wo man weit mehr Sorgfalt auf das Schauspiel wendet, muß man oft bitter

Klagen über die Ungeschicklichkeit der dritten und vierten Schauspieler und über die dadurch gänzlich gestörte Illusion vernehmen.

Ich besuchte die Römischen Komödien nicht ohne Vorurtheil: allein ich fand mich bald, ohne dran zu denken, versetzt; ich fühlte ein mir noch unbekanntes Vergnügen, und bemerkte, daß es viele andre mit mir theilten. Ich dachte der Ursache nach, und glaubte sie darin gefunden zu haben: daß bei einer solchen Vorstellung, der Begriff der Nachahmung, der Gedanke an Kunst, immer lebhaft blieb, und durch das geschickte Spiel nur eine Art von selbstbewußter Illusion hervorgebracht wurde.

Wir Deutschen erinnern uns, durch einen fähigen jungen Mann alte Rollen bis zur größten Täuschung vorgestellt gesehen zu haben, und erinnern uns auch des doppelten Vergnügens das uns jener Schauspieler gewährte. Eben so entsteht ein doppelter Reiz daher, daß diese Personen keine Frauenzimmer sind, sondern Frauenzimmer vorstellen. Der Jüngling hat die Eigenheiten des weiblichen Geschlechts in ihrem Wesen und Betragen studirt; er bringt sie und bringt sie als Künstler wieder hervor; er spielt nicht sich selbst, sondern eine dritte und eigentlich fremde Natur. Wir lernen diese dadurch nur desto besser kennen, weil sie jemand beobachtet, jemand überdacht hat, und uns nicht die Sache, sondern das Resultat der Sache vorgestellt wird.

Da sich nun alle Kunst hierdurch vorzüglich von der einfachen Nachahmung unterscheidet, so ist natürlich, daß wir bei einer solchen Vorstellung eine eigne Art von Vergnügen empfinden, und manche Unvollkommenheit in der Ausführung des Ganzen übersehen.

Es versteht sich freilich, was oben schon berührt worden, daß die Stücke zu dieser Art von Vorstellung passen müssen.

So konnte das Publikum der *Locandiera* bei Goldoni einen allgemeinen Beifall nicht versagen.

Der junge Mann, der die Gastwirthin vorstellte, drückte die verschiedenen Schattirungen, welche in dieser Rolle liegen, so gut als möglich aus. Die ruhige Kälte eines Mädchens die ihren Geschäften nachgeht, gegen jeden höflich, freundlich und dienstfertig ist, aber weder liebe noch geliebt seyn will, noch weniger den Leidenschaften ihrer vornehmen Gäste Gehör geben mag; die heimlichen, zarten Koketterien, wodurch sie denn doch wieder ihre männlichen Gäste zu fesseln weiß; den beleidigten Stolz, da ihr einer derselben hart und unfreundlich begegnet; die mancherlei feinen Schmeicheleien, womit sie auch diesen abzukühlen weiß, und zuletzt den Triumph auch ihn überwunden zu haben!

Ich bin überzeugt, und habe es selbst gesehen, daß eine geschickte und verständige Actrice in dieser Rolle viel Lob erhalten kann: aber die letzten Scenen, wo einem Frauenzimmer vorgestellt, werden immer beleidigen. Der Ausdruck jener unbezwinglichen Kälte, jener süßen Empfindung der Rache, der übermüthigen Schadenfreude, werden uns in der unmittelbaren Wahrheit empören; und wenn sie zuletzt dem Hausknechte die Hand giebt, um nur einen Knecht-Mann im Hause zu haben, so wird man von dem schalen Ende des Stücks wenig befriedigt seyn. Auf dem Römischen Theater dagegen war es nicht die liebelose Kälte, der weiblich Liebenmüth selbst, die Vorstellung erinnerte nur daran; man tröstete sich, daß es wenigstens diesmal nicht wahr sey; man klatschte dem Jüngling Beifall mit frohem Muthe zu, und war erfreut, daß er die gefährlichen Eigenschaften des geliebten Geschlechts so gut kannte, und durch eine glückliche Nachahmung ihres Betragens uns an den Schonen, für alles was wir ähnliches von ihnen erduldet, gleichsam gerächt habe.

Ich wiederhole also: man empfand hier das Vergnügen, nicht die Sache selbst sondern ihre Nachahmung zu sehen, nicht durch Natur sondern durch Kunst unterhalten zu werden, nicht eine Individualität sondern ein Resultat anzuschauen.

Dazu kam noch, daß die Gestalt des Acteurs einer Person aus der mittleren Classe sehr angemessen war.

Und so behält uns Rom unter seinen vielen Resten auch noch eine alte Einrichtung, obgleich unvollkommner, auf; und wenn gleich nicht ein jeder sich daran ergetzen sollte, so findet der Denkende doch Gelegenheit sich jene Zeiten gewissermaßen zu vergegenwärtigen, und ist geneigter den Zeugnissen der alten Schriftsteller zu glauben, welche uns an mehreren Stellen versichern: es sey männlichen Schauspielern oft im höchsten Grade gelungen, in weiblicher Tracht eine geschmackvolle Nation zu entzücken.

5.

Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Styl.

Es scheint nicht überflüssig zu seyn, genau anzuzeigen was wir uns bei diesen Worten denken, welche wir öfters brauchen werden. Denn wenn man sich gleich auch derselben schon lange in Schriften bedient, wenn sie gleich durch theoretische Werke bestimmt zu seyn scheinen, so braucht denn doch jeder sie meistens in einem eignen Sinne, und denkt sich mehr oder weniger dabei, je schärfer oder schwächer er den Begriff gefaßt hat, der dadurch ausgedrückt werden soll.

Einfache Nachahmung der Natur.

Wenn ein Künstler, bei dem man das natürliche Talent voraussetzen muß, in der frühsten Zeit, nachdem er nur einigermaßen Auge und Hand an Mustern geübt, sich an die Gegenstände der Natur wendet, mit Treue und Fleiß ihre Gestalten, ihre Farben auf das genaueste nachahmt, sich gewissenhaft niemals von ihr entfernt, jedes Gemälde das er zu fertigen hätte wieder in ihrer Gegenwart anfängt und vollendet, ein solcher würde immer ein schätzenswerther Künstler seyn; denn es könnte ihm nicht fehlen, daß er in einem unglaublichen Grade wahr würde, daß seine Arbeiten sicher, kräftig und reich seyn müßten.

Wenn man diese Bedingungen genau überlegt, so sieht man leicht, daß eine zwar fähige aber beschränkte Natur angenehme aber beschränkte Gegenstände auf diese Weise behandeln könne.

Solch Gegenstände müssen leicht und immer zu haben seyn; sie müssen bequem gesehen und ruhig nachgebildet werden können; das Gemüth, das sich mit einer solchen Arbeit beschäftigt, muß still, in sich gekehrt, und in einem mäßigen Genuß genügsam seyn.

Diese Art der Nachahmung würde also bei sogenannten todten oder stillliegenden Gegenständen von ruhigen, treuen, eingeschränkten Menschen in Ausübung gebracht werden. Sie schließt ihrer Natur nach eine hohe Vollkommenheit nicht aus.

Manier.

Allein gewöhnlich wird dem Menschen eine solche Art zu verfahren zu ängstlich oder nicht hinreichend. Er findet eine Uebereinstimmung dieser Gegenstände, die er nur in ein Bild bringen kann, indem er das Einzelne

aufspart, es verdrießt ihn, der Natur ihre Buchstaben im Zeichnen nur gleichsam nachzubuchstabiren; er erfindet sich selbst eine Weise, macht sich selbst eine Sprache, um das, was er mit der Seele ergriffen, wieder nach seiner Art auszudrücken, einem Gegenstande den er öfters wiederholt hat, eine eigne bezeichnende Form zu geben, ohne, wenn er ihn wiederholt, die Natur selbst vor sich zu haben, noch auch sich genaudrin ihrer ganz lebhaft zu erinnern.

Nun wird es eine Sprache, in welcher sich der Geist des Sprechenden unmittelbar ausdrückt und bezeichnet. Und wie die Meinungen über sittliche Gegenstände sich in der Seele eines jeden, der selbst denkt, anders reihen und gestalten, so wird auch jeder Künstler diese Art die Welt anders sehen, ergreifen und nachbilden, er wird ihre Erscheinungen bedächtiger oder leichter fassen, er wird sie gehäuft oder flüchtiger wieder hervorbringen.

Wir sehen daß diese Art der Nachahmung am geschicktesten bei Gegenständen angewendet wird, welche in sich großen Ganzen viele kleine subordinirte Gegenstände enthalten. Diese letztern müssen aufgefaßt werden, wenn der allgemeine Ausdruck des großen Gegenstandes erreicht werden soll, wie z. E. bei Landschaften der Fall ist, wo man ganz die Absicht verfehlen würde, wenn man sich ängstlich beim Einzelnen aufhalten und den Begriff des Ganzen nicht vielmehr festhalten wollte.

Styl.

Gelangt die Kunst durch Nachahmung der Natur, durch Bemühung sich eine allgemeine Sprache zu machen, durch genaues und tiefes Studium der Gegenstände selbst endlich dahin, daß sie die Eigenschaften der Dinge und die Art wie sie bestehen, genau und immer genauer kennen lernt, daß sie die Reihe der Gestalten übersieht, und die verschiedenen charakteristischen Formen neben einander zu stellen und nachzuahmen weiß: dann wird der Styl der höchste Grad wohin sie gelangen kann, der Grad, wo sie sich den höchsten menschlichen Bemühungen gleichstellen darf.

Wie die einfache Nachahmung auf dem ruhigen Daseyn und einer liebevollen Gegenwart beruht, die Manier eine Erscheinung mit einem leichten fertigen Gemüth ergreift, so ruht der Styl auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntniß, auf dem Wesen der Dinge, in so fern uns erlaubt ist es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen.

Die Ausführung des eben Gesagten würde ganze Bände einnehmen; man kann auch schon manches darüber in Büchern finden; der reine Begriff aber ist allein an der Natur und den Kunstwerken zu studiren. Wir fügen noch einige Betrachtungen hinzu, und werden, so oft von bildender Kunst die Rede ist, Gelegenheit haben uns dieser Blätter zu erinnern.

Es läßt sich leicht einsehen, daß diese drei hier von einander getheilten Arten, Kunstwerke hervorbringen, genau mit einander verwandt sind, und daß eine in die andere sich ganz verlaufen kann.

Die einfache Nachahmung leicht faßlicher Gegenstände (wir wollen hier zum Beispiel Blumen und Früchte nehmen) kann schon auf einen hohen Grad gebracht werden. Es ist natürlich, daß einer, der Rosen nachbildet, bald die schönsten und frischesten Rosen kennen und unterscheiden, und unter Tausenden, die ihm der Sommer anbietet, herausfinden wird. Also tritt hier schon die Wahl ein, ohne daß sich der Künstler einen allgemeinen bestimmten Begriff von der Schönheit der Rose gemacht hätte. Er hat mit sittlichen Formen zu thun; alles kommt auf die mannigfaltige Bestimmung und die Farbe der Oberfläche an. Die pralige Pfirsich, die fein behaarte Pflaume, den glatten Apfel, die glänzende Kirsche, die blendende Rose, die mannigfaltigen Nelken, die bunten Tulpen, alle wird er nach Wunsch im höchsten Grade der Vollkommenheit ihrer Blüthe und Reife in seinem stillen Arbeitszimmer vor sich haben; er wird ihnen die günstigste Beleuchtung geben; sein Auge wird sich an die Harmonie der glänzenden Farben, gleichsam spielend, gewöhnen; er wird alle Jahre dieselben Gegenstände zu erneuten wieder im Stande seyn, und durch eine ruhige nachahmende Betrachtung des simplen Daseyns die Eigenschaften dieser Gegenstände ohne mangelnde Abstraction erkennen und fassen: und so werden die Wunderwerke eines Hurfsam, einer Rachel Ruysch entstehen, welche Künstler sich gleichsam über das Mögliche darüber gearbeitet haben. Es ist offenbar, daß ein solcher Künstler nur desto größer und entschiedener werden muß, wenn er zu seinem Talente noch ein unterrichteter Botaniker ist, wenn er von der Wurzel an den Einfluß der verschiedenen Theile auf das Gedeihen und den Wachsthum der Pflanze, ihre Bestimmung und wechselseitigen Wirkungen erkennt; wenn er die successive Entwicklung der Blätter, Blumen, Befruchtung, Frucht und des neuen Keimes einsieht und überdenkt. Er wird alsdann nicht bloß durch die Wahl aus den Erscheinungen seinen Geschmack zeigen, sondern er wird uns auch durch eine richtige Darstellung der Eigenschaften zugleich in Verwunderung setzen und belehren. In diesem Sinne würde man sagen können, er habe sich einen Styl gebildet, da man von der andern Seite leicht einsehen kann, wie ein solcher Meister, wenn er es nicht gar so genau nähme, wenn er nur das Auffallende, Blendende leicht auszudrücken beflissen wäre, gar bald in die Manier übergehen würde.

Die einfache Nachahmung arbeitet also gleichsam im Vorhofe des Stils. Je treuer, gewissenhafter, reiner sie zu Werke gehet, je ruhiger sie das was sie erblickt, empfindet, je gelassener sie es nachahmt, je mehr sie sich dabei zu denken gewöhnt, das heißt, je mehr sie das Aehnliche zu vergleichen, das Unähnliche von einander abzusondern, und einzelne Gegenstände unter allgemeine Begriffe zu ordnen lernt, desto würdiger wird sie sich machen, die Schwelle des Heiligthums selbst zu betreten.

Wenn wir nun ferner die Manier betrachten, so sehen wir, daß sie im höchsten Sinne und in der reinsten Bedeutung des Worts ein Mittel zwischen der einfachen Nachahmung und dem Styl seyn könne. Je mehr sie bei ihrer leichteren Methode sich der treuen Nachahmung nähert, je eifriger sie von der andern Seite das Charakteristische der Gegenstände zu ergreifen und faßlich auszudrücken sucht je mehr sie beides durch eine reine, lebhafte, thätige Individualität verbindet, desto höher, größer und respectabler wird sie werden. Unterläßt ein solcher Künstler sich an die Natur zu halten und an die Natur zu denken, so wird er sich immer mehr von der Grundfeste der Kunst entfernen, seine Manier wird immer leerer und unbedeutender werden, je weiter sie sich von der einfachen Nachahmung und von dem Styl entfernt.

Wir brauchen hier nicht zu wiederholen, daß wir das Wort Manier in einem hohen und respectablen Sinne nehmen, daß also die Künstler, deren Arbeiten nach unsrer Meinung, in den Kreis der Manier fallen, sich aber uns nicht zu beschweren haben. Es ist uns bloß angelegen, das Wort Styl in den höchsten Ehren zu halten, damit uns ein Ausdruck übrig bleibe um den höchsten Grad zu bezeichnen, welchen die Kunst je erreicht hat und je erreichen kann. Diesen Grad auch nur erkennen, ist schon eine große Glückseligkeit, und davon sich mit Bestimmte

gen unterhalten ein edles Vergnügen, das wir uns in der Folge zu verschaffen manche Gelegenheit finden werden.

6.

Von Arabesken.

Wir bezeichnen mit diesem Namen eine willkührliche und geschmackvolle malerische Zusammensetzung der mannigfaltigsten Gegenstände, um die innern Wände eines Gebäudes zu verzieren.

Wenn wir diese Art Malerei mit der Kunst im höhern Sinne vergleichen, so mag sie wohl tadelnswerth seyn und uns geringschätzig vorkommen; allein wenn wir billig sind, so werden wir derselben gern ihren Platz anweisen und gönnen.

Wir können, wo Arabesken hin gehören, am besten von den Alten lernen, welche in dem ganzen Kunstfache unsre Meister sind und bleiben.

Laßt uns suchen unsern Lesern anschaulich zu machen, auf welche Weise die Arabesken von den Alten gebraucht worden sind.

Die Zimmer in den Häusern der ausgegrabenen Pompeji sind meistentheils klein; durchgängig findet man aber, daß die Menschen die solche bewohnten alles um sich her gern verziert und durch angebrachte Gestalten verbeelt sahen. Alle Wände sind glatt und sorgfältig abgeputzt, alle sind gemalt; auf einer Wand von mäßiger Höhe und Breite findet man in der Mitte ein Bildchen angebracht, das meistens einen mythologischen Gegenstand darstellt. Es ist oft nur zwischen zwei und drei Fuß lang und proportionirlich hoch, und hat als Kunstwerk mehr oder weniger Verdienst. Die übrige Wand ist in Einer Farbe abgetüncht; die Einfassung derselben besteht aus sogenannten Arabesken, Stäbchen, Schnörkel, Bänder, aus denen hie und da eine Blume oder sonst ein lebendiges Wesen hervorblickt, alles ist meistentheils sehr leicht gehalten, und alle diese Zierrathen, scheint es, sollen nur diese einfarbige Wand freundlicher machen und, indem sich ihre leichten Züge gegen das Mittelstück verwegen, dasselbe mit dem Ganzen in Harmonie bringen.

Wenn wir den Ursprung dieser Verzierungsart näher betrachten, so werden wir sie sehr vernünftig finden. Ein Hausbesitzer hatte nicht Vermögen genug, seine ganzen Wände mit würdigen Kunstwerken zu bedecken, und wenn er es gehabt hätte, wäre es nicht einmal rathsam gewesen, denn es würden ihn Bilder mit lebendigen Figuren in seinem kleinen Zimmer nur geängstigt, oder eine Menge kleiner neben einander ihn nur zerstreut haben. Er verziert also seine Wände nach dem Maße seines Beutels auf eine gefällige und unterhaltende Weise; der einfarbige Grund seiner Wände mit den farbigen Zierrathen auf demselben giebt seinen Augen immer einen angenehmen Eindruck. Wenn er für sich zu denken und zu thun hat, zerstreuen und beschäftigen sie ihn nicht, und doch ist er von angenehmen Gegenständen umgeben. Will er seinen Geschmack an Kunst befriedigen, will er denken, einen höhern Sinn ergötzen, so sieht er seine Mittelbildchen an, und erfreut sich an ihrem Besitz.

Auf diese Weise wären also Arabesken jener Zeit nicht eine Verschwendung, sondern eine Ersparniß der Kunst gewesen! Die Wand sollte und konnte nicht ein ganzes Kunstwerk seyn, aber sie sollte doch ganz verziert, ein ganz freundlicher und fröhlicher Gegenstand werden, und in ihrer Mitte ein proportionirliches gutes Kunstwerk enthalten, welches die Augen angoge und den Geist befriedigte.

Die meisten dieser Stücke sind nunmehr aus den Wänden herausgehoben und nach Portici gebracht; die Wände mit ihren Farben und Zierrathen stehen noch meistentheils freier Luft ausgesetzt und müssen nach und nach zu Grunde gehen.

Wie wünschenswerth wäre es, daß man nur einige solche Wände im Zusammenhang, wie man sie gefunden, in Kupfer mitgetheilt hätte; so würde das was ich hier sage einem jeden sogleich in die Augen fallen.

Ich glaube noch eine Bemerkung gemacht zu haben, woraus mir deutlich wird, wie die bessern Künstler damaliger Zeit dem Bedürfniß der Liebhaber entgegen gearbeitet haben. Die Mittelbilder der Wände, ob sie gleich auch auf Tünche gemalt sind, scheinen doch nicht an dem Orte, wo sie sich gegenwärtig befinden, gefertigt worden zu seyn: es scheint als habe man sie erst hierher gebracht, an die Wand befestigt, und sie dadurch eingerahmt und die übrige Fläche umher gemalt.

Es ist sehr leicht, aus Kalk und Puzzolane feste und transportable Tafeln zu fertigen. Wahrscheinlich hatten gute Künstler ihren Aufenthalt in Neapel, und malten mit ihren Schülern solche Bilder in Vorrath; von daher holte sich der Bewohner eines kandelabrchens, wie Pompeji war, nach seinem Vermögen ein solches Bild; Tünchen und subordinirte Künstler, welche sattig waren Arabesken hinzuzeichnen, fanden sich eher, und so ward das Bedürfniß eines jeden Hausbesitzers befriedigt.

Man hat in dem Gewölbe eines Hauses zu Pompeji ein paar solche Tafeln los und an die Wand gelehnt gefunden; und daraus hat man schließen wollen, die Einwohner hätten bei der Eruption des Besuv Zeit gehabt, solche von den Wänden abzulösen, in der Absicht sie zu retten. Allein es scheint mir dieses in mehr als einem Sinne höchst unwahrscheinlich, und ich bin vielmehr überzeugt, daß es solche angeschaffte Tafeln gewesen, welche noch erst in einem Gebäude hätten angebracht werden sollen.

Fröhlichkeit, Leichtsinn, Lust zum Schmuck, scheinen die Arabesken erfunden und verbreitet zu haben, und in diesem Sinn mag man sie gerne zulassen, besonders wenn sie, wie hier, der bessern Kunst gleichsam zum Rahmen dienen, sie nicht ausschließen, sie nicht verdrängen, sondern sie nur noch allgemeiner, den Besitz guter Kunstwerke möglicher machen.

Ich würde deswegen nie gegen sie eifern, sondern nur wünschen, daß der Werth der höchsten Kunstwerke erkannt wurde. Geschieht das, so tritt alle subordinirte Kunst, bis zum Handwerk herunter, an ihren Platz, und die Welt ist so groß und die Seele hat so nöthig ihren Genuß zu vermannigfaltigen, daß uns das geringste Kunstwerk an seinem Platz immer schätzbar bleiben wird.

In den Bädern des Titus zu Rom sieht man auch noch Ueberbleibsel dieser Malerei. Lange gewölbte Gänge, große Zimmer, sollten gleichsam nur geglättet und gefärbt, mit so wenig Umständen als möglich verziert werden. Man weiß, mit welcher Sorgfalt die Alten ihre Mauern abtünchten, welche Marmorglätte und Festigkeit sie der Tünche zu geben wußten. Diese reine Fläche malten sie mit Wachsfarben, die ihre Schönheit bis jetzt noch kaum verloren haben und in ihrer ersten Zeit wie mit einem glänzenden Firnis überzogen waren. Sehen also, wie gesagt, erquickt ein solcher gewölbter Gang durch Glätte, Glanz, Farbe, Reinlichkeit das Auge. Die leichte Zierde, der gefällige Schmuck contrastirte gleichsam mit den großen, einfachen, architektonischen Massen, machte ein Gewölbe zur Laube und einen dunklen Saal zur bunten Welt. Wo sie solid verzieren

sollten und wollten, fehlte es ihnen weder an Mitteln noch an Sinn, wovon ein andermal die Rede seyn wird.

Die berühmten Arabesken, womit Raphael einen Theil der Logen des Vaticans ausgeziert, sind freilich schon in einem andern Sinne; es ist als wenn er verschwenderisch habe zeigen wollen, was er erfinden, und was die Anzahl geschickter Leute, welche mit ihm waren, ausführen konnte. Hier ist also schon nicht mehr jene weise Sparsamkeit der Alten, die nur gleichsam eilten mit einem Gebäude fertig zu werden, um es genießen zu können; sondern hier ist ein Künstler, der für den Herrn der Welt arbeitet, und sich sowohl als jenem ein Denkmal der Fülle und des Reichthums errichten will. Am meisten im Sinne der Alten dünken mich die Arabesken in einem Zimmerchen der Villa, welche Raphael mit seiner Gehülfen bereichte. Hier findet man, an den Seiten der gewölbten Decke, die Hochzeit Alexanders und Roxanens, und ein andre geheimnißvoll allegorische Bild, wahrscheinlich die Gewalt der Begierden vorstellend. An den Wänden sieht man kleine Genien und auswechselnde männliche Gestalten, die auf Schnürchen und Stäben zanken, und sich heftig rühren und munter bewegen. Sie schienen zu balanciren, nach einem Ziel zu eilen, und was alles die Lebenslust für Bewegungen einflößen mag. Das Brustbild der schönen Fornarina ist niemal wiederholt, und da noch leichtsinnigen, bald soliden Zierrathen dieses Zimmerchens atmen Freude, Leben und Liebe. Er hat wahrscheinlicheweise nur einen Theil davon selbst gemalt, und es ist um so reizender, weil er hier viel hätte machen können, aber weniger, und eben was genug war, machen wollte.

7.

Volksgesang.

Venedig.

Es ist bekannt, daß in Venedig die Gondoliere große Stellen aus Ariost und Tasso auswendig wissen, und solche auf ihre eigne Melodie zu singen pflegen. Allein dieses Talent scheint abgenommen zu haben, oder zu seyn; wenigstens konnte ich erst mit einiger Bemühung zwei Leute auffinden, welche mir in dieser Art eine Stelle des Tasso vortrugen.

Es gehören immer zwei dazu, welche die Strophen wechselsweise singen. Wir kennen die Melodie ungefähr durch Rousseau, dessen Liedern sie beigedruckt ist; sie hat eigentlich keine melodische Bewegung, und ist eine Art von Mittel zwischen dem Canto fermo und dem Canto figurato; jenem nähert sie sich durch recitativische Declamation, diesem durch Passagen und Laufe, wodurch eine Stelle aufgehalten und verziert wird.

Ich begab mich bei hellem Mondschein eine Gondel, ließ den einen Sänger vorn, den andern hinten sich treten, und fuhr gegen St. Georgio zu. Einer fing den Gesang an, nach vollendeter Strophe begann der andere, und so wechselten sie mit einander ab. Im Ganzen schienen es immer dieselben Noten zu bleiben, aber sie gaben, nach dem Inhalt der Strophe, bald der einen oder der andern Note mehr Kraft, veränderten auch wohl den Vortrag der ganzen Strophe, wenn sich der Gegenstand des Gedichtes veränderte.

Ueberhaupt aber war ihr Vortrag rauh und schreiend. Sie schienen, nach Art aller ungebildeten Menschen, den Vortrag ihres Gesangs in die Stärke zu setzen, einer schien den andern durch die Kraft seiner Lunge überwinden zu wollen, und ich befand mich in dem Gondelkästchen, anstatt von dieser Scene einigen Genuß zu haben, in einer sehr beschwerlichen Situation.

Mein Begleiter, dem ich es eröffnete und der den Credit seiner Landsleute gern erhalten wollte, versicherte mir, daß dieser Gesang aus der Ferne sehr angenehm zu hören sey; wir stiegen deswegen an's Land, der eine Sänger blieb auf der Gondel, der andere entfernte sich einige hundert Schritte. Sie fingen nun an gegen einander zu singen, und ich ging zwischen ihnen auf und ab, so daß ich immer den verließ, der zu singen anfangen sollte. Manchmal stand ich still und horchte auf einen und den andern.

Hier war diese Scene an ihrem Platze. Die stark declamirten und gleichsam ausgeschrienen Laute trafen von fern das Ohr, und erregten die Aufmerksamkeit; die bald darauf folgenden Pausen, welche ihrer Natur nach leise gesungen werden mußten, schienen wie nachklingende Klagetöne auf einen Schrei der Empfindung, oder des Schmerzens. Der andere, der aufmerksam horchte, sängt gleich da an, wo der erste aufgehört hat, und antwortet ihm, sanfter oder heftiger, je nachdem es die Strophe mit sich bringt. Die stillen Canäle, die hohen Gebäude, der Glanz des Mondes, die tiefen Schatten, das Beistimmige der wenigen hin und wiederwandelnden schwarzen Gondeln vermehrte das Eigenthümliche dieser Scene, und es war leicht unter allen diesen Umständen den Charakter dieses wunderbaren Gesangs zu erkennen.

Er paßt vollkommen für einen müßigen einsamen Schiffer, der auf der Ruhe dieser Canäle in seinem Fahrzeug ausgestreckt liegt, seine Herrschaft oder Kunden erwartet, vor Langerweile sich etwas vormodulirt und Gedichte, die er auswendig weiß, diesem Gesang unterschiebt. Manchmal läßt er seine Stimme so gewaltsam als möglich hören, sie verbreitet sich weit über den stillen Spiegel, alles ist ruhig umher, er ist mitten in einer großen volkreichen Stadt gleichsam in der Einsamkeit. Da ist kein Geräusch der Wagen, kein Geräusch der Fußgänger, eine stille Gondel schwebt bei ihm vorbei, und kaum hört man die Ruder plätschern.

In der Ferne vernimmt ihn ein andrer, vielleicht ein ganz unbekannter. Melodie und Gedicht verbinden zwei fremde Menschen, er wird das Ende des ersten und fängt sich nun auch an gehört zu werden, wie er den ersten vernahm. Convenirt heißt sie vom Ende zu Ende weiter, der Gesang kann Nächte durch währen, sie unterhalten sich ohne sich zu ermüden, der Zuhörer, der zwischen beiden durchfährt, nimmt Theil daran, indem die beiden Sänger mit sich beschäftigt sind.

Es ist nur dieser Gesang aus der weiten Ferne unaussprechlich reizend, weil er in dem Gefühl des Entfernten erst seine Bestimmung erfüllt. Er klingt wie eine Klage ohne Traurigkeit, und man kann sich der Thränen kaum enthalten. Mein Begleiter, welcher sonst kein sehr feiner empfindsamer Mann war, sagte ganz ohne Anlaß: è singolare come quel canto intenerisce, e molto più quando lo cantano meglio.

Man erzählte mir, daß die Weiber von Lido der langen Inselreihe, welche das Adriatische Meer von den Lagunen scheidet, besonders die von den sultanischen Ortschaften Malamocco und Palestrina, gleichfalls den Tasso auf diese und ähnliche Melodien sängen.

Sie haben dr. Ursache dazu, wenn ihre Männer um zu fischen auf das Meer gefahren sind, sich Abends an das Ufer zu setzen und diese Gesänge anzustimmen, und so lange heftig damit fortzufahren, bis sie aus der Ferne das Echo der Ihrigen vernehmen.

Wie viel schöner und noch eigenthümlicher berichtet sich hier dieser Gesang als der Ruf eines Einsamen in

die Ferne und Weite, daß ihr ein anderer und gleicher stimmter höre und ihm antworte! Es ist der Ausdruck einer starken herzlichen Sehnsucht, die doch jeden Augenblick dem Glück der Befriedigung nahe ist.

Rom.

Stornelli.

Mit einem ähnlichen Gesang, der aber in seinem Sinne gefällig oder reizend ist, pflegt der Pöbel von Rom sich zu unterhalten, und belustigt jede Oper außer sein eigenes.

Es ist gleichfalls eine Art von Canto fermo, Recitation oder Declamation, wie man will. Keine melodische Bewegung reichet ihn aus, die Intervalle der Töne lassen sich durch unsere Art die Noten zu schreiben nicht ausdrücken, und diese seltsamen Intervalle, mit der größten Gewalt der Stimme vorgetragen, bezeichnen eigentlich diese Gesangsweise. Eben so ist Ton und Manier der Singenden, aber vielmehr Schreienden, so vollkommen übereins, daß man durch alle Straßen von Rom immer denselben teufen Menschen zu hören glaubt. Gewöhnlich hört man sie nur in der Dämmerung oder zur Nachtzeit: sobald sie sich frei und losgebunden fühlen, geht dieses Geschrei los. Ein Knabe, der nach einem heißen Tag Abends die Fenster aufmacht, ein Fuhrmann, der mit seinem Karren zum Thor herausfährt, ein Arbeiter, der aus einem Haus heraustritt, bricht unmittelbar in das unbändige Geschrei aus. Sie heißen diese Art zu singen Ritornelli, und legen diese Ritornelle alle Worte unter die ihnen einfallen, weil sich jede Art von Phrasen und Perioden, sie seyen metrisch oder prosaisch, leicht damit begleiten läßt. Selten sind die Worte verständlich, und ich erinnere mich nur einigemal einen solchen Sänger verstanden zu haben. Es schien mir sein Lied, rohe, obgleich nicht ganz unmütige, Invectiven gegen die Nachbarinnen zu enthalten.

Vaudevilles.

Im Jahr 1786 hörte man noch überall den Marlborough, der halb Italiänisch, halb Französisch, ungefähr auf seine bekannte Melodie, auf allen Straßen gesungen ward.

Zu Anfang 1787 verdrängte ihn ein Vaudeville, welches in kurzer Zeit so um sich griff, daß es die kleinsten Kinder so gut als alle erwachsenen Personen sangen; es ward verschiedentlich componirt und mehrstimmig in Concerten aufgeführt. Eigentlich war es eine Liebeserklärung an eine Schöne. Jeder Vers enthielt Lobsprüche und Versprechungen, welche durch den Refrain immer wieder aufgehoben wurden.

Non dico! ist die populäre Redensart, wodurch man etwas, was man selbst oder ein anderer Uebertriebenes gesagt hat, sogleich in Zweifel zieht:

Hier ist der erste Vers:

Ogni uomo, ogni donzella,
Mia dolce Mirami!
Mi dice che sei bella.
E penso anch'io così:
Non dico: bella bella!
Ma — li la ba te li.

das letzte Ma — welches durch die unbedeutenden Refrain-Sylben aufgefangen wird, giebt dem Ausdruck der Ironie die völlige Stärke.

Die Melodie, welche am allgemeinsten gehört wurde, ist singbar und angenehm, aber nicht expressiv.

Romane.

Man hört in Rom wenig von Gespenstergeschichten, und wahrscheinlich ist die Ursache davon: weil kein katholischer Christ, der gebeichtet und die Sacramente empfangen hat, verdammt werden kann, sondern nur noch zur Vollendung der Buße und Reinigung eine Zeit lang im Fegefeuer aushalten muß. Alle Gemüther sind andächtig auf die Erleichterung und Befreiung der guten leidenden Seelen gerichtet. Manchmal erscheint wohl das ganze Fegefeuer einem beängstigten Gläubigen im Traum oder Fieber, und alsdann ist die Mutter Gottes in freundlicher Erscheinung gleich dabei, wie man auf so vielen Gnadenbildern sehen kann. Allein die eigentlichen Gespenster, Hexen und Teufels-Ideen scheinen mehr den nordischen Gegenden eigen zu seyn.

Um so viel mehr wunderte ich mich über eine Romanze, welche ein blinder Neapolitanischer Knabe, der sich in Rom herumführen ließ, einige Wochen sang, deren Inhalt und Vorstellungsart so nordisch als möglich ist.

Die Scene ist Nachts, bei dem Hochgerichte. Eine Hexe bewacht den Leichnam eines hingerichteten, wahrscheinlich auf's Rad geflochtenen Missethäters, ein freier Mensch schleicht sich hinzu, in der Absicht einige Glieder des Körpers zu stehlen. Er vermuthet die Hexe nicht in der Nähe, doch faßt er sich und redet sie mit einem Zaubergruß an. Sie antwortet ihm, und ihr Gespräch, mit einer immer wiederkehrenden Formel, macht das Gedicht aus. Hier ist der erste Vers. Die Melodie, mit den Zeilen, wodurch sich die übrigen Strophen von der ersten unterscheiden, finden sich am Schlusse.

Gurugiuu a te! gurugiu!
Che ne vuoi della vecchia in?
Io voglio quei piedi.
E che diavolo che ne vuoi far?
Per far pieddi ai candelieri.
Calavere! malattia!
Aggi pazienza, vecchia mia.

Hier ist eine ungefähre Uebersetzung zu mehrerer Deutlichkeit.

Gurugiu! soll wahrscheinlicherweise ein freundlicher Zaubergruß seyn.

Der Dieb. Gurugium zu dir! Gurugiu!
Die Hexe. Was willst von der Alten du?
Der Dieb. Ich hätte gern die Füße!
Die Hexe. Was Teufel damit zu thun?
Der Dieb. Zu machen Leuchter-füße.
Die Hexe. Daß dich die Pest und Seuche!
Der Dieb. Alte! liebe Alte! Geduld!

Die übrigen Verse unterscheiden sich nur von dem ersten durch die veränderte dritte und fünfte Zeile, worin er immer ein ander Glied verlangt und einen andern Gebrauch davon angiebt.

Ich erinnere mich in keiner Italiänischen Liedersammlung ein ähnliches Gedicht gesehen zu haben. Der Abscheu vor solchen Gegenständen ist allgemein. Eben so glaubt man in der Melodie etwas Fremdes zu entdecken.

Geistliches dialogisirtes Lied.

Artiger, angenehmer, dem Geiste der Nation und den Grundsätzen des katholischen Glaubens angemessener ist die Bearbeitung der Unterhaltung Christi mit der Samariterin zu einem dramatischen Liede. Es hat innerlich die völlige Form eines Intermezzo zu zwei Stimmen, und wird nach einer faßlichen Melodie von zwei armen Personen auf der Straße gesungen. Mann und

Frau ſetzen ſich in einiger Entfernung von einander und tragen wechſelsweiſe ihren Dialog vor, ſie erhalten zuletzt ein kleines Almoſen, und verkaufen ihre gedruckten Geſänge an die Zuhörer.

Wir geben hier das Lied ſelbſt im Original, das durch eine Ueberſetzung alle Anmuth verlieren würde, und ſchalten für diejenigen Leſer, welche mit dem Italiäniſchen nicht ganz bekannt ſind, einen kleinen Commentar zwiſchen den Dialog ein.

Der Schauplatz iſt an einem Brunnen in der Nähe der Stadt Samaria.

Erſter Theil.

Jeſus kommt und macht die Expoſition ſeines Zuſtandes und des Orts.

Sono giunto stanco e lasso
Dal mio lungo camminar.
Ecco il pozzo, e questo è il sasso
Per potermi riposar.

Er erklärt ſeine Abſicht:

Qui mi fermo, quivi aspetto,
Una Donna ha da venir.
O bel fonte, o fonte eletto!
Alma umida a convertir!

Pecorella già smarrita
Dall' ovil cercando va;
Ma ben presto convertita
Al Pastor ritornerà.

Die Schöne läßt ſich nun weiter ſehen.

Ecco appunto la meschina,
Che sen vien sola da se;
Vieni vieni, o poverina,
Vieu, t'aspetto, vien da me.

Samariterin. Bleibt in der Ferne ſtehen, ſieht ſich nach dem Brunnen um. Es iſt ihr unangenehm jemanden dort zu finden.

Questo appunto ci mancava;
Chi è colui, che siede là?
Io di già me l'aspettava
Di trovar qualcuno quà.

Beſonders will ihr der Jude nicht gefallen.

E un Giudeo, se ben ravviso,
Lo conosco in fin di qui;
Alle chiome, al mento, al viso
Egli è desso, egli è, sì sì.

Sie gedenkt des Haſſes der beiden Völker:

Questa gente non è amica
Della patria mia, lo so;
Vi è una ruggine alta, e antica,
Che levare non si può.

Allein ſie nimmt ſich zuſammen, geht nach ihrem Geſchäfte und ſetzt ſich vor, wenn er nicht freundlich iſt, ſchnippiſch dagegen zu ſeyn.

Baderò alli fatti miei,
Io al pozzo voglio andar:
Se dirà, Donna chi sei?
Gli dirò, son chi mi par.

Jeſus überraſcht ſie mit einem frommen und gefälligen Gruß.

Buona donna, il Ciel vi guardi!

Samar. Iſt verwundert und gleich gewonnen, ſie erwidert freundlich:

O buon uomo, a voi ancor!

Jeſus. Nähert ſich im Geſpräche:

Siete giunta troppo tardi.

Samar. Läßt ſich weiter ein:

Non potevo più a buon or.

Jeſus. Verlangt zu trinken.

O figliuola, che gran sete!
Un po' d'acqua in carità.
Deh, ristoro a me porgete,
Un po' d'acqua per pietà!

Samar. Er kommt ihr parader vor, daß ein Jude von ihr zu trinken verlangt.

Voi a me Samaritana
Domanda' vi dia da ber,
A un Giudeo è cosa strana
Chi l'avesse da veder.

Queste due nazion fra loro
Non si posson compatir;
Se vedesse un di coloro
Cosa avrebbe mai a dir.

Jeſus. Macht einen Uebergang vom Paradoxen zum Wunderbaren.

Se sapeste, se sapeste,
Chi a voi chiede da ber,
Certo a lui richiedereste
Acqua viva per aver.

Samar. Glaubt er wolle ſie zum Beſten haben.

Voi burlate, e dov' è il secchio,
Dove l'acqua, o buon Signor?
Di Giacobbe il nostro vecchio
Siete voi forse maggior?

Che sia pur benedetto!
Questo pozzo a noi lasciò;
I suoi figli, il suo diletto
Gregge in questo abbeverò.

Jeſus. Bleibt bei ſeinem Gleichniſſe und verſpricht jedem durch ſein Waſſer den Durſt auf immer zu löſchen.

O figliuola, chi l'acqua mia,
Acqua viva beverà,
Già sia pur chiunque sia,
Mai in eterno sete avrà.

Samar. Findet das ſehr bequem und bittet ſich davon aus.

O Signor, non si potrebbe
Di quest' acqua un po' gustar?
La fatica leverebbe
Di venirla qui a cavar.

Jeſus. Verlacht ſie.

A chiamar vostro marito

Gite, l'acqua vi darò ;
Ne temete sia partito,
Perche vi aspettero.

Samar. Will von keinem Mann wissen.

Io marito ! Guardi il cielo,
Sono libera di me.

Jesus. Beschämt ihre Vorstellung.

Che direte s'io vi svelo
Che n'avete più di tre ?

Cin que già ne avete avuti,
Se vostr' è quel ch' avete or.

Samar. Erschrickt.

O che sento, hei Sete! il Ciel m'ajuti !

Sie bekennt

Dite vero, o mio Signor !

und gesteht ihm zu, daß er ein großer Prophet sey müsse, um von ihren Lebensumständen so genau unterrichtet zu seyn.

Certo che siete Profeta,
Ben sapete indovinar.

Sie will sich wegschleichen.

Io per dirla cheta, cheta,
Me ne voglio un poco andar.

Jesus. Hält sie und spricht von der Ankunft des Messias.

No, no, no, non gite via,
Che è venuto il tempo già
D'adorare il Gran Messia
In spirito e verità.

Samar. Erklärt sich darüber sehr naiv.

Che il Messia abbia a venire
Io non nego, oh questo no ;
Ma se poi avessi a dire
Se è venuto, non lo so.

Jesus. Stellt sich selbst als den Messias dar.

O figliuola, egli è venuto
Il Messia, credete a me,
Se puol essere creduto,
Chi vi parla quel Egli è.

Samar. Unverzüglich glaubt sie, betet an und erbittet sich zum Apostelamt.

Io vi credo, o unon Signore,
E vi adoro, or voglio gir
In Samaria, un tal stupore
Voglio a tutti riferir.

Jesus. Sendet sie.

Gite pur ! Sia vostra gloria
Se vi crede la città.
Per sì nobile vittoria
Tutto il ciel trionfera.

Samar. Ist entzückt über die göttliche Gnade.

O divina sì grand' opera
Convertir sì infido cuor.

Jesus. Zeugt von der Macht und Liebe Gottes.

Il poter tutto si adopra
Del gran Dio sotto l'amor.

Zweiter Theil.

Samar. Wie sie überzeugt weggegangen, kommt sie nun ganz bekehrt zurück.

Ecco qui quella meschina
Che ritorna onde partì,
O amabile divina
Maestà, eccomi quì :

L'alma mia in questo pozzo
La vostra acqua si gustò :
Che ogni fonte dopo sozzo
Qual pantan gli risembrò.

Mille grazie, o grand' Iddio,
A voi rende, e sommo onor,
Che mutò questo cor mio
Dal profano al santo amor !

Jesus. Nimmt sie als Tochter an, und erklärt sich selbst für Gott.

O mia figlia ! tale adesso
Più che mai vi vo' chiamar,
La mia grazia quanto spesso
Sì bell' opra ella su far.

Sono Dio ! di già 'l sapete
E mio braccio tutto può,
Io per voi, se fede avrete,
Quanto più per voi farò.

Samar. Wiederholt ihr Glaubensbekenntniß.

Siete Dio onnipotente,
E veduto l'ho pur or :
Di Samaria la gran gente
Convertita è a Voi, Signor.

Jesus. Hat das von Ewigkeit schon gewußt und sie zum Apostel ersehen.

Ab eterno già sapea
E però vi mandai là :
Fin d'allora vi scegliea
A bandir la verità.

Samar. Ist beschämt.

O Signor, io mi arrosisco
Di vedermi in tanto onor,
Più ci penso, e men capisco,
Come a me tanto favor.

Jesus. Erklärt ihr seine göttliche Methode große Dinge durch geringe Mittel zu thun.

Questo è già costume mio,
Qual io sono a dimostrar,
Per oprar cosa da Dio
Mezzi deboli adattar.

Er giebt Beispiele aus der Geschichte.

D'Oloferne il disumano
Dite su, chi trionfo?
Donna fral di propria mano
Nel suo letto lo svenò.

Il Gigante fier Golia
Come mai, come morì?
D'un tassetto della via,
Che scagliato lo colpì.

Eben so ist die ganze Welt aus Nichts geschaffen.

Tutto il mondo già creato
Opra fu della mia man,
Ed il tutto fu cavato
Dal suo niente in tutta van.

Und seine göttliche Absicht ist die Verherrlichung seines Namens.

Perchè vo' la gloria mia,
Come è debito per me.

Und der Nutzen ist den Gläubigen bestimmt.

L'util poi voglio che sia
Sol di quel che opera con fe.

Sam. Begnügt sich am Evangelio.

Che più potrete darmi?
Mi scoperite il gran Vangel,
E di quel volete farmi
Una Apostola fedel.

Ihr Herz entbrennt in Liebe und Zärtlichkeit. Sie gibt sich ihm ganz hin.

Quanto mai vi devo, quanto
Corte sissimo Gesù!
A voi m'offro e dono intanto,
Nè sarò d'altri mai più.

Jesus. Acceptirt ihr Herz.

Vi gradisco, sì, vi accetto,
Sì, già accetto il vostro amor,
E gradito e sol diletto
Esser vo' dal vostro cor.

Samar. Umfaßt ihn als Bräutigam.

Sì, sarete sposo mio.

Jesus. Umfängt sie als Braut.

Sposa voi sarete a me.

Samariterin.

Io in voi,

Jesus.

Ed in voi io,

Zu zweyen.

Serberemo eterna fe.

Und so endigt sich das Drama mit einer formlichen und ewigen Verbindung.

Es ließe sich aus diesem Gesange gar leicht die Theorie der Bekehrungs- und Missions-Geschichten entwickeln; es enthält die ganze Heidenbekehrung und den Fortschritt von der irdischen zur himmlischen Liebe: jeder katholische Christ kann es hören und singen, sich damit unterhalten und erbauen, jedes Mädchen kann dabei an ihren irdischen, jede Nonne an ihren himmlischen Bräutigam denken, und jede artige Sünderin in der Hoffnung eines künftigen Apostolats sich beruhigen. Und man möchte hier bemerken, daß es eigentlich der Römischen Kirche am besten gelungen sey, die Religion populär zu machen, indem sie solche nicht vermischt mit den Begriffen der Menge, als mit den Gesinnungen der Menge zu vereinigen gewußt hat.

Die Tarantella.

Der Tanz, welcher die Tarantella genannt wird, ist in Neapel unter den Mädchen der geringen und Mittelklasse allgemein. Es achten wenigstens ihrer drei Tanz: die eine schlägt das Tamburin, und schnarrt von Zeit zu Zeit die Schellen an demselben ohne darauf zu schlagen, die andern halten mit Castagnetten in den Händen machen die Schritte des Tanzes.

Eigentlich sind es, wie bei allen ernsten Tänzen, keine abgebrochenen und für sich selbst bedeutenden gymnischen Tanzschritte. Die Mädchen treten nehmlich nur den Tact, indem sie eine Weile auf einem Platze gegen einander über trippeln, dann sich umdrehen, die Plätze wechseln u. s. w.

Bald wechselt eine der Tanzenden ihre Castagnetten gegen das Tamburin, bleibt nun stille stehen, indeß die dritte zu tanzen anfängt, und so können sie sich Stunden lang vergnügen ohne sich um den Zuschauer zu bekümmern. Dieser Tanz ist nur eine Unterhaltung für Mädchen, kein Knabe rührt ein Tamburin an. Allein die weiblichen Geschöpfe scheinen die angenehmsten Stunden ihrer Jugend in diesem Tact wegzubüpfen, und man hat schon bemerkt, daß eben dieser Tanz bei Gemüthskrankheiten oder bei jenem Spinnenstich welcher wahrscheinlich durch Transpiration curirt wird, durch die Bewegung dem weiblichen Geschlechte sehr heilsam seyn kann: auf der andern Seite sieht man aber auch, daß dieser Tanz ohne äußere Veranlassung selbst in eine Krankheit ausarten könne.

Ueber beides hat uns Herr von Riedesel in seinen Reisen schöne, genaue Beobachtungen gegeben.

Ich füge noch eine Bemerkung hinzu: daß dieser Tanz Tarantella genannt wird, nicht von dem Namen jenes Insects, sondern Tarantela heißt eine Spinne, die sich vorzüglich im Tarentinischen findet, und Tarantella, ein Tanz, der vorzüglich im Tarentinischen gesungen wird. Sie haben also ihren ähnlichen Namen von dem gemeinschaftlichen Vaterlande, ohne deßhalb unter sich eine Gemeinschaft zu bezeichnen. Oben so werden Tarentinische Austern vorzüglich geschätzt, und noch andere Producte jenes schönen Landes.

Ich merke dieses hier an weil falsche Namensverwandtschaften oft den Begriff eines falschen Verhältnisses unterhalten, und es Pflicht ist jedem Irrthum und Mißverständniß so viel als möglich vorzubeugen und gegen alles Wunderbare zu arbeiten, damit das Merkwürdige seinen Platz behaupte.

Aeltere Gemälde.

Aeltere Restaurationen in Venedig, betrachtet 1791.

Die ältesten Monumente der neuern Kunst sah ich hier in Venedig die Mosaiken und die Griechischen Bilder; den den ältesten Mosaiken dass' ich noch nichts gesehen was mit einiger Aufmerksamkeit abgewonnen hätte.

Die Altargeschichten Griechischer Kirchen sind in verschiedenen Kirchen zerstreut, die sich befinden sich in der Kirche der Griechen. Der Zeit nach müssen sie alle mit Wasserfarbe gemalt seyn und nur nachher mit Oel oder einem Firniß überzogen. Man bemerkt an diesen Bildern noch immer einen gewissen gerirten Kunstbegriff und ein Testament des Fleißes. Auch hatte man sich gewisse Ideale gemacht; wehre sie solche genommen, wird sich vielleicht auffinden lassen.

Das Gesicht der Mutter Gottes, aber angesehen, scheint der Kaiserl. Familie nachgebildet zu seyn. Ein uraltes Bild des Kaisers Constantin und seiner Mutter brachte mich auf diesen Gedanken; auffallend war die Größe der Augen, die Schmäle der Nasenwurzel, daher die lange schmale Nase, unten ganz fein endigend, und ein eben so kleiner feiner Mund.

Der Hauptbegriff Griechischer Malerei ruht auf der Verehrung des Bildes, auf der Heiligkeit der Tafel. Sorgfältig ist jederzeit dabei geschrieben was eine Figur vorstelle. Selbst die Mutter Gottes und das Christkindchen, die man doch nicht verkennen kann, haben noch immer ihre Beischriften.

Man findet halbe Bilder in Lebensgröße oder nahe daran, ganze Bilder immer unter Lebensgröße, Geschichten ganz klein, als Beiwerk und Nebensache, unter den Bildern.

Mir scheint daß die Griechen, mehr als die Katholiken, das Bild als Bild verehren.

Hier bliebe nun eine große Lücke auszufüllen, denn bis zum Donato Veneziano ist ein ungeheurer Sprung, doch haben alle Künstler bis zu Johann Bellin herauf den Begriff von der Heiligkeit der Tafel aufrecht erhalten.

Wie man anfing größere Altarbilder zu brauchen, so setzte man sie aus mehreren Heiligenbildern zusammen, die man, in vergoldeten Rahmen-Stäben, neben und in einander fügte; weswegen auch oft Schnitzer und Vergolder zugleich mit dem Maler genannt ist.

Ferner bediente man sich einer sehr einfachen Kunstgriffe, die Tafel auszufüllen; man rückte die heiligen Figuren um einige Stufen in die Höhe, unten auf die Stufen setzte man musizirende Kinder in Engelskleidern, den Raum oben darüber suchte man mit nachgeahmter Architektur zu verjüngen.

Jener Begriff erhielt sich so lange als möglich; denn er war zur Religion geworden.

Unter den vielen Bildern des Johann Bellin und seiner Vorgänger ist keines historisch, und selbst die Geschichten sind wieder zu der alten Vorstellung zurückgeführt; da ist allenfalls ein Heiliger der predigt, und so viele Gläubige die zuhören.

Die älteren historischen Bilder waren mit ganz kleinen Figuren. So ist z. B. in St. Roch der Sarg, worin das Heiligen Gebein verwahrt sind, von den Venezianis auf diese Weise gemalt. Selbst die nachherige ungeheure Ausdehnung der Kunst hat ihren Beginn von so kleinen Bildern genommen, wie es die Tintorettischen Anfänge in der Schule der Schneider bezeugen; ja selbst Tizian konnte nur langsam jenes religiose Herkommen abschütteln.

Man weiß, daß derjenige, der das große Altarblatt in den Frariskirche bestellte, sehr ungehalten war so große Figuren darauf zu erblicken.

Das schöne Bild auf dem Altar der Familie Pesaro ist noch immer die Vorstellung von Heiligen und Anbetenden.

Ueberhaupt hat sich Tizian an der alten Weise ganz nahe gehalten und sie nur mit größerer Wärme und Kunst behandelt.

Nun aber fragt sich: wann ist die Gewohnheit aufgekommen, daß diejenigen welche das Bild bezahlten und widmeten, sich auch zugleich darauf mit malen ließen?

Jeder Mensch mag gern das Andenken seines Daseyns stiften; man kann es daher für eine Anlockung der Kirche und der Künstler halten, andächtigen Menschen dadurch auch eine Art von Heiligkeit zu verleihen. Auch

läßt ſich es weit als eine bildliche Unterſchrift annehmen. So knien ganz in der Ecke eines großen, halbverdorbenen geſchnitzten Marmorbildes die Beſteller als demüthige Zuwerfen. Nach und nach wurden ſie familienweiſe zu Hauptfiguren, und endlich erſcheinen ſogar ganze Gilden als hiſtoriſch maſſgurierend.

Die teutſchen Schulen haben nun ihre breiten Wände der, die Kirchen alle Flächen, und die Bilder, die ſonſt nur in Schreinlichen oder den kleinen Formen, behalten ſich aus über alle architektoniſch-leeren Räume.

Tizian hat noch ein wunderthätiges Bild gemalt, Tintoret ſchwerlich, obgleich geringere Maler zu ſolchem Glück gelangen.

Das Abendmal des Herrn erbaute ſchon längſt die Refectorien; Paul Veroneſe faßte den glücklichen Gedanken andere feſtmahlmäßige Geſellſchaften auf den weiten breiten Wänden der Refectorien darzuſtellen.

Indeſſen aber die Kunſt wächſt und mit ihr die Forderungen, ſo ſieht man die Beſchränktheit der teutſchen Gegenſtände. In den beſten Gemälden der größten Meiſter iſt ſie am traurigſten ſichtbar; was eigentlich wirkt und gewirkt wird, iſt nicht zu ſehen; nur mit Nebenſachen haben ſich die Künſtler beſchäftigt, und dieſe beſtmöglichſt ſich des Auges.

Und nun fangen erſt die Henkersknechte recht an die Hauptperſonen zu ſpielen; hier läßt ſich doch etwas nervig Nacktes anbringen, doch iſt ihr Beginnen immer Abſcheu erregend, und wenn reizende Zuſchauerinnen mit friſchen Kindern nicht noch gewiſſermaßen das Gegengewicht hielten, ſo würde man übel erbaut von Kunſt und Religion hinweggehen.

Wie Tintoret und Paul Veroneſe die ſchönen Zuſchauerinnen zu Hülfe gerufen, um die abſcheulichen Gegenſtände, mit denen ſie ſich beſchäftigen mußten, nur einigermaßen ſchmackhaft zu machen, iſt bemerkenswerth. So waren mir ein paar allerliebſte weibliche Figuren in dem Gefängniſſe unerklärlich, in welchem ein Engel dem heiligen Rochus bei Nacht erſcheint. Sollte man Mädchen eines übeln Lebens und Heilige mit andern Verbrechern zuſammen in einen Kerker geſperrt haben? Auf alle Fälle bleiben dieſe Figuren wie jetzt das Bild noch zu ſehen iſt, bei der beſſern Erhaltung, wahrſcheinlich von mehr fleißigem Farbenauftrag bewirkt, vorzüglich die Gegenſtände unſerer Aufmerkſamkeit.

Jemand behauptete, es ſeyen verlaſſene Poſtkranke, ſie ſehen aber gar nicht darnach aus.

Tintoret und Paul Veroneſe haben manchmal bei Altarblättern ſich der alten Manier wieder nähern und beſtellte Heilige auf ein Bild zuſammen malen müſſen, wahrſcheinlich die Namens-Pathen des Beſtellers; es geſchieht aber immer mit dem größten Künſtlerſinn.

Die älteſten Bilder, welche mit Waſſerfarbe gemalt ſind, haben ſich zum Theil hier gut erhalten, weil ſie nicht, wie die Oelbilder, dunkler werden; auch ſcheinen ſie die Feuchtigkeit, wenn ſie nur nicht gar zu arg iſt, ziemlich zu ertragen.

Ueber die Behandlungsweiſe der Farben würde ein techniſch gewandter Maler aufklärende Betrachtungen anſtellen.

Die erſten Oelbilder haben ſich gleichfalls ſehr gut erhalten, obſchon nicht ganz ſo hell wie die Temperabilder. Als Urſache giebt man an: daß die früheren Künſtler in Macht und Zubereitung der Farben ſehr ſorgfältig geweſen, daß ſie ſolche erſt mit Waſſer klar geriben, ſie dann abſchlemmt und ſo aus Einem Körper mehrere Tinten gezogen; daß ſie gleichmäßig mit Reinigung der Oele verfahren und darin weder Mark noch Fleiß geſpart. Ferner bemerkt man, daß ſie ihre Tafeln ſehr ſorgfältig grundirten, und zwar mit einem Kreidegrund, wie bei der Temperei, dieſer zog unter dem Malen das überflüſſige Oel an ſich, und die Farbe blieb deſto reiner auf der Oberfläche ſtehen.

Dieſe Sorgfalt verminderte ſich nach und nach, ja ſie verlor ſich endlich ganz, als man größere Gemälde zu unternehmen anfing. Man mußte die Leinwand zu Hülfe nehmen, welche man nur ſchwach mit Kreide, manchmal auch nur leicht mit Leim grundirte.

Paul Veroneſe und Tizian arbeiteten meiſtens mit Scelaturen; der erſte Auftrag ihrer Farben war licht, welchen ſie immer mit dunklin durchſichtigen Tinten zudeckten, bewegen ihre Bilder durch die Zeit eher heller als dunkler geworden ſind; obgleich die Tizianiſchen, durch das viele, beim Uebermalen gebrauchte Oel gleichfalls gelitten haben.

Als Urſache warum Tintorets Gemälde meiſtens ſo dunkel geworden ſind, wird angegeben, daß er ohne Grund, auch auf rothen Grund, meiſt a la prima und ohne Scelatur gemalt. Weil er nun auf dieſe Weiſe ſtark auftragen und der Farbe in ihrer ganzen Dicke ſchon denjenigen Ton geben mußte, den ſie auf der Oberfläche behalten ſollte, ſo liegen nicht, wie bei Paul Veroneſe, hellere Tinten zum Grund; und wenn ſich das ſtark gebrauchte Oel mit der Farbe zuſammen veränderte, ſo ſind auf einmal ganze Maſſen dunkel geworden.

Am meiſten ſchadet das Ueberhandnehmen des rothen Grundes über ſchwächeren Auftrag, ſo daß manchmal nur die höchſten ſtark aufgetragnen Lichter noch ſichtbar geblieben.

An der Qualität der Farbſtoffe und der Oele mag auch gar vieles gelegen haben.

Wie ſchnell übrigens Tintoret gemalt, kann man aus der Menge und Größe ſeiner Arbeiten ſchließen, und

wie frech er dabei zu Werke gegangen, sieht man an dem Einen Beispiel, daß er in großen Gemälden, die er an Ort und Stelle schon aufgezogen und befestigt gemalt, die Köpfe ausgeschnitten und dann auf das Blatt geklebt, wie man beim Ausbessern und Restauriren gefunden, besonders scheint es bei Portraits geschehen zu seyn, welche er zu Hause bequem nach der Natur malen konnte.

Ein ähnliches Verfahren entdeckte man in einem Gemälde von Paul Veronese. Drei Portraits von Edelleuten waren auf einem frommen Bilde mit angebracht; beim Restauriren fanden sich diese Gesichter ganz leise aufgeklebt, unten drunter drei andere schöne Köpfe, woraus man sah, daß der Maler zuerst drei Heilige vorgestellt, nachher aber, vielleicht durch obrigkeitliche, einflußreiche Personen veranlaßt, ihre Bildnisse in diesem öffentlichen Werke verewigt habe.

Viele Bilder sind auch dadurch verdorben worden, daß man sie auf der Rückseite mit Oel bestrichen, weil man fälschlich geglaubt den Farben dadurch neuen Saft zu geben. Wenn nun solche Bilder gleich wieder an der Wand eher an einer Decke angebracht werden, so ist das Oel durchgedrungen und hat das Bild auf mehr als eine Weise verwüstet.

Bei der großen Menge von Gemälden, welche in Venedig auf vielerlei Weise beschädigt worden, ist es zu denken, daß sich mehrere Maler, vermehrt mit ungleicher Geschicklichkeit und Geschick, auf die Ausbesserung und Wiederherstellung derselben legten. Die Akademie, welche in dem Herzoglichen Palast allein einen großen Schatz von Gemälden verwahrt, die jedoch zum Theil vor der Zeit sehr verlegt sind, hat eine Art von Akademie der Gemälde-Restauration angelegt, ein Hospital Kunstverlassener, ihnen einen Durchzug gegeben, und in dem Kloster St. Giovanni e Paolo einen großen Saal, nebst anstoßenden geräumigen Zimmern angewiesen, wohin die beschädigten Bilder gebracht und wieder hergestellt werden.

Dieses Institut hat den Nutzen, daß alle Erfahrungen, welche man in dieser Kunst gemacht hat, gesammelt und durch eine Gesellschaft aufbewahrt werden.

Die Mittel und die Art jedes besondere Bild herzustellen, sind sehr verschieden, nach den verschiedenen Meistern, und nach dem Zustande der Gemälde selbst. Die Mitglieder dieser Akademie haben, durch vieljährige Erfahrung, die mannigfaltigsten Arten der Meister sich auf's genaueste bekannt gemacht, über Leinwand, Grundirung, ersten Farbenauftrag, Secatiren, Auswalen, Retouriren sich genau unterrichtet. Es wird der Zustand jedes Bildes vorher erst untersucht, beurtheilt und so dann überlegt, was man demselben zu machen möglich sey.

Ich gerieth zufällig in ihre Bekanntschaft; denn als ich in genannter Kirche das köstliche Bild Tizians, die Ermordung des Petrus Martyr, mit großer Aufmerksamkeit betrachtet hatte, trugte mich ein Mönch, ob ich nicht auch die Herren da oben besehen wollte, deren Geschäft er mir erklärte. Ich ward freundlich aufgenommen, und als sie meine besondere Aufmerksamkeit auf ihre Arbeiten gewahr wurden, die ich mit Deutscher Natürlichkeit ausdrückte, genannen sie mich lieb, wie ich wohl sagen darf; da ich denn öfters wiederkehrte, immer unterwegs dem einzigen Tizian meine Verehrung bewiesend.

Hätte ich jedesmal zu Hause aufgeschrieben, was ich gesehen und vernommen, so käm' es uns noch zu Gute; nun aber will ich aus der Erinnerung nur ein ganz eigenes Verfahren in einem der besondersten Fälle bemerken.

Tizian und seine Nachfahren malten wohl auch mitunter auf gewachsen Damast, keinen und ungebleicht, wie er vom Weber kommt, ohne Farb-Grund; dadurch erhielt das Ganze ein gewisses Zwielicht, das dem Damast eigen ist, und die einzelnen Theile gewannen ein unbeschreibliches Leben, da die Farb- dem Beschauer nie dieselbe blieb, sondern in einer gewissen Bewegung von Hell und Dunkel abwechselte und dadurch alles Steifartige verlor. Ich erinnere mich noch deutlich eines Crucifixus von Tizian, dessen Füße ganz nah vor den Augen standen, an denen man durch die Fleischfarbe ein ziemlich derbes Canevasmuster des Damasts erkennen konnte. Trat man hinweg, so schien eine lebendige Epidermis mit allerlei beweglichen Einschnitten in's Auge zu spielen.

Ist nun an einem solchen Bilde durch die Feuchtigkeit ein Loch eingefressen, so lassen sie nach dem Muster des Grundes einen Metallstempel schneiden, überziehen eine feine Leinwand mit Kreide und drucken das Muster darauf ab; ein solch Läppchen wird alsdann auf der neuen Leinwand, auf welche das Bild gezogen werden soll, befestigt und tritt, wie das alte Bild aufgeklebt wird, in die Lücke, mischt übermalt, und gestimmt schon durch die Unterlage des Grundes eine Uebereinstimmung mit dem Ganzen.

So fand ich die Männer um ein ungeheueres Bild von Paul Veronese, in welches mehr als zwanzig solcher Löcher gefallen waren, beschäftigt; schon hatt ich die sämmtlichen gestempelten Läppchen fertig und durch Zwirnsfäden zusammen und aus einander gehalten, wie in einem Spinnengewebe, auf der gleichfalls ausgespannten neuen Leinwand aufgelegt. Nun war man für Berichtigung der Oertlichkeit besorgt, indem diese kleinen Fetzchen aufgeklebt wurden, die, wenn das große Bild aufgezogen würde, in alle Lücken genau passen sollten. Es gehörte wirklich die Localität eines Klosters, eine Art mönchischen Zustandes, geschärfte Ersparniß und die Langmuth einer Aristokratie dazu, um dergleichen zu unternehmen und auszuführen. Uebrigens begreift man denn freilich, daß bei solchen Restaurationen das Bild zuletzt nur seinen Schein behielt und nur so viel zu erreichen war, daß die Lücke in einem großen Saale wohl dem Kenner, aber nicht dem Volke sichtbar blieb.

Philostrats Gemälde.

Was uns von Poesie und Prosa aus den besten Griechischen Tagen übrig geblieben, giebt uns die Ueberzeugung, daß alles was jene hochbegabte Nation in Werke verfaßt, um es mündlich oder schriftlich zu überliefern, aus unmittelbarem Anschauen der äußern und innern Welt hervorgegangen sey. Ihre älteste Mythologie personificirt die wichtigsten Ereignisse des Himmels und der Erde, individualisirt das allgemeinste Menschenschicksal, die unvermeidlichen Thaten und unausweichlichen Dulduugen eines immer sich erneuernden seltsamen Geschlechts. Poesie und bildende Kunst finden hier das freieste Feld, wo eine der andern immer neue Vortheile zuweist, indem beide in einem Wettstreit sich zu verbessern schienen.

Die bildende Kunst ergreift bald alle Fächer und bedient sich ihrer zu den nächsten Zwecken, sie reizt das Auge, um es zu befriedigen, sie fordert den Geist auf, um ihn zu kräftigen, und bald kann der Poet dem Orte nichts mehr überlassen, was der Bildkünstler nicht schon dem Auge gebracht hatte. Und so steigern sich wechselsweise Einbildungskraft und Wirklichkeit, bis sie endlich das höchste Ziel erreichen: sie kommen der Religion zu Hülfe, und stellen den Gott, dessen Bild die Himmel erschüttert, der anbetenden Menschheit vor Augen.

In diesem Sinne haben alle neuern Kunstfreunde, die auf dem Wege, den uns Winckelmann vorgezeichnet, treulich verharrten, die alten Beschreibungen verlorener Kunstwerke mit übrigbliebenen Nachbildungen und Nachahmungen derselben immer gern verglichen und sich dem geistreichen Geschäft ergeben völlig Verlorenes im Sinne der Alten wieder herzustellen, welches schwieriger oder leichter seyn mag, als der neue Zeitsinn von jenem abweicht oder ihm sich nähert.

So haben denn auch die Weimarischen Kunstfreunde, frühever Bemühungen um Polygnots Gemälde nicht zu gedenken, sich an der Philostrate Schilderungen vielfach geübt, und würden eine Folge derselben mit Kupfern herausgegeben haben, wenn die Schicksale der Welt und der Kunst das Unternehmen nur einigermaßen begünstigt hätten; doch jene waren zu rauh und diese zu weich, und so mußte das frohe Große und das heitere Gute leider zurückstehen.

Damit nun aber nicht alles verloren gehe, werden die Bemerkungen mitgetheilt, wie wir sie schon seit mehreren Jahren zu eigner Belehrung eingeleitet. Zuerst also wird vorausgesetzt, daß die Gemälde-Galerie wirklich existirt habe, und daß man den Redner eben müsse wegen des zeitgemäßen Gedankens, sie in Gegenwart von wohlgebildeten Jünglingen und hoffnungsvollen Knaben auszulegen und zugleich einen angenehmen und nützlichen Unterricht zu ertheilen. An historisch-poetischen Gegenständen seine Kunst zu üben, war schon längst dem Sophisten untersagt; metalische Predigten waren bis zum Ueberdruß durchgearbeitet und erschöpft; nun blieb das Gebiet der Kunst noch übrig, wohin man sich mit seinen Schülern flüchtete, um an gegebenen darmlosen Darstellungen seine Fertigkeiten zu zeigen und zu entwickeln.

Hieraus entsteht aber für uns die große Schwierigkeit zu sondern, was jene heitere Gesellschaft wirklich angeschaut und was recht rhetorische Zuthat seyn möchte. Hiezu sind uns in der neuern Zeit sehr viele Mittel gegeben. Herculanische, Pompejische und andere neuentdeckte Gemälde, besonders auch Mosaiken, machen es möglich, Geist und Einbildungskraft in jene Kunstepoche zu erheben.

Erfreulich, ja verdienstlich ist diese Bemühung, da neuere Künstler in diesem Sinne wenig arbeiteten. Aus den Werken der Byzantiner und der ersten Florentinischen Künstler ließen sich Beispiele anführen, daß sie auf einem Wege nach ähnlichen Zwecken gestrebt, die man jetzt doch nach und nach aus den Augen verloren. Nun aber zeigt Julius Roman allein in seinen Werken deutlich, daß er die Philostrate gelesen, wodurch auch den seinen Bildern manches angeerbt und eingeschaltet wird. Jüngere talentvolle Künstler der neuern Zeit, die sich mit diesem Sinne vertraut machten, trugen zu Wiederherstellung der Kunst in's kraftvolle, anmuthige Leben, worin sie ganz allein gedeihen kann, gewiß sehr vieles bei.

Aber nicht allein die Schwierigkeit, aus rhetorischen Ueberlieferungen sich das eigentlich Dargestellte rein zu entwickeln, hat eine gefährliche Wirkung der Philostratischen Gemälde getrübet; eben so schlimm, ja noch schlimmer ist die Verwirrung, in welcher diese Bilder untereinander aufgestellt werden. Braucht man dort schon angeführte Aufmerksamkeit, so wird man hier ganz zerstreut. Deswegen war unsere erste Sorgfalt die Bilder zu sondern, alsdann unter Rubriken zu stellen, wenn gleich nicht mit der größten Strenge, und so bringen wir nach und nach zum Vortrag:

I. Hochheroischen, tragischen Inhalts, zielen meist auf Tod und Verderben heldenmüthiger Männer und Frauen. Hieran schließt sich, damit die Welt nicht entblättert werde, II. Liebesbannäherung und Bewerbung, deren Gelingen und Mißlingen. Daraus erfolgt III. Geburt und Erziehung. Sodann tritt uns IV. Herrules kräftig entgegen, welcher ein besonderes Capitel füllt. Die Alten behaupten ernstlich, daß Poesie von diesem Helden ausgegangen sey. » Denn die Dichtkunst beschäftigte sich vorher nur mit Gottesgreueln, und entstand erst mit Herculs, Alkmenens Sohn. « Auch ist er der herrlichste, da mannigfaltigsten Abwechslungen darbietende und verbindende Charakter. Unmittelbar verbindet sich V. Kämpfen und Ringen auf's mächtigste. VI. Jäger und Jagden drängen sich kühn und lebensmuthig heran. Zu gefälliger Abeitung tritt VII. Poesie, Gesang und Tanz an den Reihen mit unendlicher Anmuth. Die Darstellung von Gegenden folgt sodann, wir finden VIII. viele Seen und Wasserstücke, wenig Landschaften. IX. Einige Stillleben schließen auch nicht.

In dem nachfolgenden Verzeichniß werden die Gegenstände zur Uebersicht nur kurz angegeben; die Ausführung einzelner läßt sich nach und nach mittheilen. Die hinter jedem Bilde angezeichneten Römischen Zahlen deuten auf das erste und zweite Buch Philostrats. Jun. meint auf die Uebersetzung des Jüngeren. Eben so deuten die Arabischen Zahlen auf die Folge wie die Bilder im Griechischen Text geordnet sind. Was den

Herculanischen Alterthümern und neuern Künstlern angehört, ist gleichfalls angezeichnet.

Antike Gemälde-Galerie.

I. Hochheroischen, tragischen Inhalts.

1. **Antilochus**; vor Troja getödteter Held, von Achill bewein, mit großer Umgebung von trauernden Freunden und Kampfgefährten. II. 7.

2. **Memnon**; von Achill getödtet, von Aurora der Mutter lebendig dargestellt. I. 7.

3. **Skamander**; das Gewässer durch Vulcan ausgetrocknet, daß Ilier verfolgt um Achill zu retten. I. 1.

4. **Menötius**; sterbender Held, als patriotisches Opfer. I. 4.

5. * **Hippolyt und Phädra**; werbende, verschmähte Stiefmutter. Herculan. Alterth. T. III. Tab. 15.

5. **Hippolyt**; Jüngling, unschuldig, durch übereilten Vaterfluch ungerecht verderbt. II. 4.

6. **Antigone**; Schwester, zu Bestattung des Bruders ihr Leben wagend. II. 29.

7. **Evadne**; Heldenweib, dem erschlagenen Gemahl im Flammentode folgend. II. 30.

8. **Panthia**; Gemahlin, neben dem erlegten Gatten sterbend. II. 9.

9. **Ajax**, der Lokrier; unbezwungener Held, dem grausamen Untergange trotzend. II. 15.

10. **Philoktet**; einsam, gränzenlos leidender Held. III. 17.

11. **Phaethon**; verwegner Jüngling, sich durch Uebermuth den Tod zuziehend. I. 11.

12. a) **Ikarus**; gestrandet, bedauert vom gerettenten Vater, beschaut vom nachdenklichen Hirten. Herculan. Alterth. T. IV. Tab. 63.

11. b) **Phrixus und Helle**; Bruder, der die Schwester, auf dem magischen Zug über's Meer, aus den Wellen nicht retten kann. Herculan. Alterth. T. III. Tab. 4.

12. **Hyacinth**; schönster Jüngling, von Apoll und Zephyr geliebt. III. 14.

13. **Hyacinth**; getödtet durch Liebe und Mißgunst. I. 24.

13. a) **Cephalus und Prokris**; Gattin durch Eifersucht und Schicksal getödtet. Julius Roman.

14. **Amphiaraus**; Prophet, auf der Drakischlacht prangend. I. 20.

15. **Kassandra**; Familienmord. II. 19.

16. **Rhodogune**; Sklavin in voller Pracht. II. 3.

16. a) **Sieger und Siegesgöttin**; an einer Trophäe. Herculan. Alterth. T. III. Tab. 39.

17. **Themistokles**; historisch edle Darstellung. II. 32.

II. Liebes-Annäherung, Bewerbung, gelingen, mißlingen.

18. * **Venus**; dem Meer entsteigend, auf der Muschel rudernd, mit der Muschel schiffend. Herculan. Alterth. T. IV. Tab. 3. Oft und überall wiederholt.

18. Verspiele der Liebesgötter. I. 6.

19. **Neptun und Amymone**; der Gott wirbt um die Tochter des Danaus, die, um sich Wasser aus dem Fluß zu holen, an den Inachus krankam. I. 7.

19. a) **Thesens und die gerettenten Kinder**. Herculan. Alterth. T. I. Tab. 5.

19. b) **Ariadne**; verlassen, einsam, dem fortsegelnden Schiffe bestürzt nachblickend. Herculan. Alterth. T. II. Tab. 14.

19. c) **Ariadne**; verlassen, dem abgesegelten Schiffe bewußt- und jammervoll nachblickend, unter dem Beistand von Genien. Herculan. Alterth. T. II. Tab. 15.

20. **Ariadne**; schlafende Schönheit, vom liebenden und seinem Gefolge bewundert. I. 15.

20. a) Vollkommen derselbe Gegenstand, buchstäblich nachgebildet. Herculan. Alterth. T. II. Tab. 16.

20. d) **Leda**, mit dem Schwan, unzähligemal wiederholt. Herculan. Alterth. T. III. Tab. 8.

20. e) **Leda**, am Eurotas; die Doppelgeburten sind der Gattin Schicksal entschlüpft. Jul. Roman.

20. **Pelops**, als Freier; Roman. I. 30.

22. Derselbe Gegenstand, ernster genommen. Jun. 9.

23. **Pelops** führt die Braut heim. I. 17.

24. Verspiel zu der Argonautenfahrt. Jun. 8.

25. **Glaucus** weissagt den Argonauten. II. 18.

26. **Jason und Medea**; mächtig forschendes Paar. Jun. 7.

27. **Argo**; Rückkehr der Argonauten. Jun. 11.

28. **Perseus** verbeut die Andromeda. I. 29.

29. **Cyclop** vermißt die Galatee. II. 18.

29. b) **Cyclop**, in Liebeshoffnung. Herculan. Alterth. T. I. p. 10.

30. **Pasiphae**; Künstler, dem Liebeswahnsinn dienend. I. 16.

31. **Meleä** und **Eritheis**; Homer entspringt. II. 8.

III. Geburt und Erziehung.

32. **Minerva's** Geburt, sie entwindet sich aus dem Haupte Zeus und wird von Göttern und Menschen herrlich empfangen. II. 27.

33. **Semele**; des Bacchus Geburt. Die Mutter kömmt um, der Sohn tritt durch's Feuer in's lebendige Leben. I. 14.

33. a) **Bacchus Erziehung**; durch Frauen und Nymphen in Gegenwart des Mercur. Herculan. Alterth. T. II. Tab. 12.

34. **Hermes Geburt**; er tritt sogleich als Schelm und Schalk unter Götter und Menschen. I. 26.

35. **Achills Kindheit**, von Chiron erzogen. II. 2.

35. a) Dasselbe. Herculan. Alterth. T. I. Tab. 8.

36. **Achill**, auf Skyros. Der junge Held unter Mädchen kaum erkennbar. Jun. I.

37. **Centaurische Familienscene**. Höchster Kunstsinn. II. 4.

IV. Herculed.

38. Der Halbgott Sieger als Kind. Jun. 5.

38. b) Dasselbe. Herculan. Alterth. T. I. Tab. 7.

39. **Achelous**; Kampf wegen Dejanira. Jun 4.

40. **Nessus**; Errettung der Dejanira. Jun. 16.

41. **Antäus**; Sieg durch Ringen. II. 21.

42. **Hesione**; befreit durch Herculen. Jun. 12.

42. a) Derselbe Gegenstand. Herculan. Alterth. T. IV. Tab. 61.

43. **Atlas**; der Held nimmt das Himmelsgewölbe auf seine Schultern. II. 20.

43. a) **Hylas**, untertaucht von Nymphen. Herculan. Alterth. T. IV. Tab. 6.

43. b) **Hylas**, überwältigt von Nymphen. Julius Roman.

44. **Iphitus**; dessen Tod gerochen. Groß gedacht und reizend rührend ausgeführt. II. 25.

44. a) **Herculed**, als Vater, unendlich zart und gerührt. Herculan. Alterth. T. I. Tab. 6.

43. Hercules, rasend; schießt belobte Großthaten. II. 23.

43. a) Hercules, bei Omer; schmeichelnder Gast im Trauerhause. W. K. F.

46. Hercules und Thiodomas; der spröseste Held schmankt einen widerwilligen Ackermann. II. 24.

47. Hercules und die Pygmäen; köstlicher Gegenstand. II. 22.

47. a) Derselbe Gegenstand; glücklich aufgefaßt von Julius Roman.

V. Kämpfen und Ringen.

48. Polidora; überschwenglich großes Bild; wer den Begriff desselben fassen kann, ist in der Kunst sein ganzes Leben gereift. II. 33.

49. Arrhichion; der Athlete, im dritten Siege verscheidend. II. 6.

50. Oberhaid; grausam Brandender unterliegt dem Phöbus. II. 19.

VI. Jäger und Jagden.

51. Meleager und Atalanta; heroische Jagd. Jun. 13.

51. b) Das Gleiche, von Julius Roman.

52. Abermals Schweinejagd, von unendlicher Schönheit. I. 28.

53. Gastmahl nach der Jagd; höchst lebensvürdig. Jun. 3.

54. Narcissus; der Jäger in sich selbst verliebt. I. 25.

VII. Poesie, Gesang, Tanz.

55. Pan; von den Nymphen im Mittagsschlaf überfallen, gebunden, verhöhnt und mißhandelt. II. 11.

56. Midas; der weichliche lydische König, von schönen Mädchen umarmt, freut sich einen Faun gefangen zu haben. Andere Faune freuen sich desselben auch, der eine aber liegt betrunken, seiner ohnmächtig. I. 22.

57.* Olympus; als Knabe vom Pan unterrichtet. Hertul. Alterth. T. I. Tab. 9.

57. Olympus; der schönste Jüngling, einsam stehend, bläst auf der Flöte; die Oberhälfte seines Körpers spiegelt sich in der Quelle. I. 21.

57. a) Olympus flötet, ein bocksartiger Pan hört ihm aufmerksam zu. Annibal Carracke.

58. Olympus; er hat die Flöte weggelegt und singt. Er sitzt auf blumigem Rasen, Satyren umgeben und verehren ihn. I. 20.

59. Marsyas besiegt; der Scythe und Apoll, Satyren und Umgebung. Jun. 2.

60. Amphion; auf herrlichster Leier spielend, die Steine wetteifern sich zur Mauer zu bilden. I. 10.

61. Aesop; die Muse der Fabel kommt zu ihm, krönt, belehrt ihn, Thiere stehen menschenartig umher. I. 3.

62. Orpheus; Thiere, ja Wälder und Felsen herzuneigend. Jun. 6.

62. a) Orpheus; entsetzt sich jenem Zauberkreise ähnlich vor der Menge von Thieren die er herangezogen. Ein unsichtbarer Gedanke für den engen Raum des ausgeschnittenen Steines gezeichnet. Antike Gemme.

63. Pindar; der Ringkämpfer liegt auf Lorbeer- und Myrthenzweigen unter dem Schutz der Musen. Die Nymphen sind grausamwärts. Pan singt, ein Bocksschwarm umschwebt das Knäbchen. II. 12.

64. Sapphische; nachdenkend, Mehrere Geschenke anbietend. Aesculap steht daneben, Bienen schwärmen umher. Jun. 13.

65. Venus; ihr erhabenstes Bild von Opfern umgeben; leicht gekleidete, eifrig singende Jungfrauen. II. 1.

VIII. See-, Wasser- und Landstücke.

66. Bacchus und die Tyrrhener; offene See, zwei Schiffe, in dem einen Bacchus und die Bacchantinnen in Entzückt und Betäubt, die Seeräuber geschäftig, sonderlich aber in Delphine verwandelt. I. 19.

67. Andros; Insel von Bacchus beglückt. Der Quellgott, auf einem Lager von Traubenblättern, ertheilt Wein statt Wassers; sein Fluß durchströmt das Land, Schwärmende versammeln sich um den Gott. Am Ausfluß in's Meer ziehen sich Tritonen heran zur Theilnahme. Bacchus mit großem Gefolge besucht die Insel. I. 25.

68. Palämon; am Ufer des Korinthischen Isthmus, im heiligen Hayne, opfert das Volk. Der Knabe Palämon wird von einem Delphin schlafend in eine sehr ihm gottlich bereitete Ufergrotte geführt. II. 16.

69. Besperus; Land und See aufs mannigfaltigste und herrlichste belebt. I. 22.

70. Der Nil; umgeben von Kindern und allen Attributen. I. 5.

70. a) Der Nil im Sinkn; Mosaik von Palestrina.

71. Die Inseln; Wasser und Land mit ihren Charakteren. Erz-nassen und Bogebenheiten. II. 17.

72. Thessalien; Regrun nächst den Penens zu schönerem Lauf. Das Wasser füllt, die Erde grünt. I. 14.

73. Die Sümpfe; im Sinne der vorhergehenden. Wasser und Land in wechselseitigem Bezug freundlich durchhalten. I. 9.

74. Die Fischer; bezüglich auf 69. Fang der Trunfische. I. 15.

74. a) Delphins-Fang; Julius Roman.

74. b) Aehnliches um seine Vorstellung zu beleben. Hercul. Alterth. T. II. Tab. 50.

75. Dodona; Götterbau mit allen heiligen Geräthschaften. Bewohnern und Angestellten. II. 34.

76. Nächtlicher Schmaus; unschätzbares Bild, schwer einzuordnen, siehe hier als Zugabe. I. 2.

IX. Stillleben.

77. Lenen. I. 31.

78. Lenen. II. 26.

78. a) Beispiele zu vollkommener Befriedigung. Hercul. Alterth. T. II. Tab. 36. sqq.

79. Gewehr; Beispiel der zartesten, sichersten Pinselführung. II. 29.

Weitere Ausführung.

Ueberseben wir nunmehr die Philostratische Galerie als ein geordnetes Ganze, wird uns klar, daß durch entdeckte wahrhaft antike Bilder wir uns von der Grundwahrhaftigkeit jener rhetorischen Beschreibungen überzeugen dürfen, sehen wir ein daß es nur von uns abhängt einzuschalten und anzufügen, damit der Begriff einer bildenden Kunst sich mehr und mehr bethätige, finden wir daß auch große Räume dieser Stimmart gefolgt und uns der reinsten mustergültigsten Bilder hinterlassen: so wird Wunsch und Verpflichtung immer stärker nunmehr in's Einzelne zu gehen, und eine Ausführung, wo nicht zu lassen doch vorzubereiten. Da also obenein schon zu lange gezaudert worden, ungesäumt an's Werk!

I.

Antiochus.

Das Haupterforderniß einer großen Composition war schon von den Alten anerkannt, daß nämlich viele bedeutende Charaktere sich um Einen Mittelpunkt vereinigen müssen, der, wirksam genug, sie antreibe, bei einem gemeinsamen Interesse, ihre Eigenheiten auszusprechen. Im gegenwärtigen Fall ist dieser Lebenspunkt ein getödteter, allgemein bedauerter Jüngling.

Antiochus, indem er seinen Vater Nestor in der Schlacht zu schützen herandringt, wird von dem Afrikaner Memnon erschlagen. Hier liegt er nun in jugendlicher Schöne; das Gefühl seinen Vater gerettet zu haben umschwebt noch heiter die Gesichtszüge. Sein Bart ist mehr als der keimende Bart eines Jünglings, das Haar acht wie die Sonne. Die leichten Füße liegen hingestreckt, der Körper, zur Geschwindigkeit gebaut, wie Elfenbein angesehen, aus der Brustwunde nun von purpurnem Blut durchrieselt.

Achill, grimmig schmerzhaft, warf sich über ihn, Rache schwörend gegen den Mörder, der ihm den Freund seines Jammers, als Patroklus unterlag, seinen letzten besten Freund und Gesellen geraubt.

Die Feldherren stehen umher theilnehmend, jeder seinen Charakter bezeichnet. Menelaus wird erkannt am Sanften, Agamemnon am Göttlichen, Diomed am Freikühnen, Ajax steht finster und trotzig, der Lokrier als tüchtiger Mann. Ulyß sitzt auf als nachdenklich und bemerkend. Nestor schreit zu sehen. Das Kriegsvolk, auf seine Spieße gelehnt, mit übereinander geschlagenen Füßen, umringt die Versammlung, einen Trauergesang anzustimmen.

Skamander.

In schneller Bewegung stürmt aus der Höhe Ilions auf den Flußgott. Die weite Ebene, woran auch Troja erblickt, ist mit Fluth überschwemmt, das, wassergleich, nach dem Flußbette zufließt.

Das Feuer jedoch wie es den Gott umgiebt, stürzt unmittelbar in das Wasser. Schon sind alle Bäume des Ufers verbrannt; der Fluß ohne Haare steht um Gnade vom Gott, um welchen her das Feuer nicht gelb wie gewöhnlich erscheint, sondern grün- und sonnenfarben.

Menöceus.

Ein tüchtiger Jüngling ist vorgestellt, auftretend noch auf seinen Füßen; aber ach! er hat mit blankem Schwert die Seite durchbohrt, das Blut fließt, die Seele will entfliehen, er fängt schon an zu wanken und erwartet den Tod mit heitern, liebreichen Augen. Wie Schade um den herrlichen jungen Mann! Sein kraftiger Körperbau, im Kampfspiel tüchtig ausgearbeitet, braunlich gesunde Farbe. Seine hochgewölbte Brust möchte man betasten, die Schultern sind stark, der Nacken fest, nicht steif, sein Haarwuchs gemäßigt, der Jüngling wollte nicht in Locken weibisch erscheinen. Vom schönsten Gleichmaß Rippen und Lenden. Was uns, durch Bewegung und Beugung des Körpers, von der Rückseite sichtbar wird, ist ebenfalls schön und bewundernswürdig.

Fragst du nun aber wer er sey? so erkenne in ihm Kreons, des unglücklichen Tyrannen von Theben, geliebtesten Sohn. Tiresias weissagte: daß, nur wenn er beim Eingang der Drachenhöhle sterben würde, die Stadt befreit seyn könne. Heimlich begiebt er sich heraus und opfert sich selbst. Nun begreift du auch was die Höhle, was der verschlossene Drache bedeutet. In der Ferne sieht man Theben und die Sieben die es bestürmen. Das Ganze ist mit hohem Augenpunkt gemalt, und eine Art Perspectiv dabei angebracht.

Antigene.

Heldenschwester! Mit Einem Knie an der Erde umfaßt sie den todten Bruder, der, weil er seine Vaterstadt bedrohend umgekommen, unbegraben sollte verwesen. Die Nacht verbirgt ihre Greuelthat, der Mond erleuchtet das Verbalen. Mit stummem Schmerz ergreift sie den Bruder, ihre Gestalt giebt Zutrauen, daß sie fühlig sey einen riesenhaften Helden zu bestatten. In der Ferne sieht man die erschlagenen Belagerer, Roß und Mann hingestreckt.

Abndungsvoll wächst auf Creons Grabhügel ein Granatbaum; ferner steht zu zwei als Todtenopfer gegen einander über brennende Flammen, sie fließen sich wechselseitig ab; jene Frucht, durch blutigen Saft, das Mordbeginnen, viele Feuer, durch sühnendes Erscheinen, den unausstehlichen Haß der Brüder auch im Tode bezeichnend.

Evadne.

Ein weißgeschmückter, mit geperlten Thieren umlegter Holzstoß soll den riesenhaften Körper des Kapaneus verzehren. Aber allein soll er nicht abscheiden! Evadne, seine Gattin, Heldenweib, des Helden werth, schmückte sich als höchstes Opfer mit Kränzen. Ihr Blick ist hochherrlich: denn indem sie sich in's Feuer stürzt, scheint sie ihrem Gemahl zuzurufen. Sie schmeckt mit geöffneten Lippen.

Aber aber auch hat dieses Feuer angefeuert? Liebesgötter mit kleinen Fackeln sind um den dürren Scheiterhaufen versammelt, schon entzündet er sich, schon dampft und flammt er, sie aber sehen betrübt auf ihr Geschäft. Und so wird ein erhabenes Bild gemildert zur Anmuth.

Ajax der Lokrier.

Sonderung der Charaktere war ein Hauptgrundsatz Griechischer bildender Kunst, Vertheilung der Eigenschaften in einem hohen geistigen Kreis, er sey göttlich oder menschlich. Wann nun den Helden mehr als andern Frommigkeit geziemt und die besseren von Theben wie vor Troja als gottergebene sich darstellen, so bedurfte doch dort wie hier der Lokrier eines Gegensatzes.

Diese Rolle war dem unterworfenen Ajax zugetheilt, der sich weder Gott noch Menschen fügt, zuletzt aber seiner Strafe nicht entgeht.

Hier sehen wir schäumende Meereswogen den unterwaschenen Felsen umgischen; eben steht Ajax furchtbar anzusehen; er drückt under wie ein vom Rausche sich Sammelnder. Ihm entgegnet Neptun fürchterlich mit wilden Haaren, in denen der anstürmende Sturm saust.

Das verlassene, im Zanrklus brennende Schiff treibt fort; in die Flammen, als wie in Segel, stößt der Wind. Keinen Gegenstand faßt Ajax in's Auge, nicht das Schiff, nicht die Felsen; dem Meer schreit er zu zürnen; keineswegs fürchtet er den entrüstenden Poseidon, immer noch wie zum Angriff bereit steht er, die Arme streben kräftig, der Nacken schwillt wie gegen Hektor und die Troer.

Aber Poseidon schwingt den Dreizack und sogleich wird die Klippe mit dem riesigen Helden in den Schlund stürzen.

Ein hochtragisch prägnanter Moment: ein eben Gerretteter vom feindseligen Gotte verfolgt und verderbt. Alles ist so augenblicklich bewegt und vorübergehend, daß dieser Gegenstand unter die höchsten zu rechnen ist, welche die bildende Kunst sich anzueignen darf.

Philoktet.

Einsam sitzend auf Lemnos leidet schmerzhaft Philoktet an der unheilbaren bösartigen Wunde. Das Unheil bezeichnet sein Uebel. Dürftige Augenbrauen drücken sich über tiefliegende, geschwächte, niedersehende Augen herüber; unbesorgtes Haar, wilder starrer Bart bezeichnen genugsam den traurigen Zustand; das zerlumpte Gewand, der rohe Knochel sagen das Uebrige.

Er grüßt den Ankömmling ein verpöntes Heiligthum, und ward so gestraft.

Rhodogune.

Kriegerische Königin! Sie hat mit ihren Persern die hundertäugigen Armenier überwunden, und erscheint als Gegenbild zu Semiramis. Kriegerisch bewaffnet und königlich geschmückt sitzt sie auf dem Schlachtfeld, die Zügel sind erlegt, Pferde verscheucht, Land und Fluß von Beute gerudert. Die Eile, womit sie die Schlacht begann, den Sieg erlangte, wird dadurch angedeutet, daß die eine Seite ihres Haares aufgeschmückt ist, die andere hängend in Locken frei herunter fällt. Ihr Pferd Nikäa steht neben ihr, schwarz auf weißen Beinen, auch ist dessen ruhiges gerundetes Stirne weiß und weiße Nüstern blähen schnauben. Fleckiene, kostbares Geschmeide und vielen andern Putz hat die Fürstin dem Pferd überlassen, damit es Fleiß darauf sey, sie mutiig einhertrage.

Und wie das Schlachtfeld durch Ströme Bluts ein mißfärbiges Ansehen gewinnt, so erhöht auch der Fürstin Purpurgewand alles, nur nicht sie selbst. Ihr Busen, der dem Kleide bedeckt über die Knie herabfällt, ist schön, auch schön das Unterkleid, auf welchem in gestickte Figuren sitzt. Das Oberkleid, das von der Schulter zum Elenbogen herabhängt, ist unter der Hüftgrube zusammengeheftet, daher die Schulter eingehüllt, der Arm aber zum Theil entblößt, und dieser Anzug nicht ganz nach Art der Amazonen. Der Umfang des Schildes wurde die Brust bedecken, aber die linke Hand, durch den Schildriemen gesteckt, hält eine Lanze und den dem Busen den Schild ab. Dieser ist rund, durch die Kunst des Mahrs, mit der Schärfe gerade gegen uns gerichtet, so daß wir seine äußere, etwa erhobene Fläche und zugleich die innere vertiefte sehen. Scheint nicht jene von Gold gemacht und sind nicht Thiere eingegraben? Das Innere des Schildes, wo die Hand durchgeht, ist Purpur, dessen Aeug vom Arm abstehen wird.

Wir sind durchdrungen von der Skepsis Schönheit und mögen gerne weiter davon sprechen. Hieher also! Wegen des Sieges über die Armenier bringt sie ein Opfer und möchte ihrem Dank auch wohl noch eine Bitte hinzufügen, nämlich die Männer allezeit so besiegen zu können wie jetzt: denn das Glück der Liebe und Gegenliebe scheint sie nicht zu kennen. Was aber soll sie nicht erschrecken noch abwenden, wir werden sie nur um desto genauer betrachten. Derjenige Theil ihrer Haare, der noch aufgesteckt ist, mutet, durch weibliche Zurücksicht, ihr streng und Ansehn, dagegen der herabhängende das Männlich-Wilde verraten. Dieser ist schöner als Gold, jener, nach richtiger Beobachtung aufgehobener Haare, von etwas mehr dunkler Farbe. Die Augenbrauen entspringen höchst reinem gleich über der Nase wie aus Einer Wurzel und lagern sich mit unglaublichem Reiz um den Halbzirkel der Augen. Von diesen erhält die Wange erst ihre rechte Bedeutung und entzückt durch heiteres Ansehn: denn der Sitz der Heiterkeit ist die Wange. Die Augen sollen vom Grauen ins Schwarze, sie nehmen ihre Heiterkeit von dem erfochtenen Sieg, Schönheit von der Natur, Majestät von der Fürstin. Der Mund ist weich, zum Genuß der Liebe reizend, die Lippen rosenfärbend und beide einander gleich, die Oeffnung mäßig und lieblich; sie spricht das Opferspruch zum Siege.

Vermagst du nun den Blick von ihr abzuwenden, so stellt du Gefangene hie und da, Siegeszeichen und alle Zeichen einer gewonnenen Schlacht, und so überrascht du dich, daß der Künstler nichts vergaß seinem Bild alle Vollständigkeit und Vollendung zu geben.

II.

Vorspiele der Liebesgötter.

Bei Betrachtung dieser belebten, heitern Bilder laßt euch zuerst nicht irre machen, weder durch die Schönheit der Frauenzimmer, noch durch die lebhafte Bewegung der geflügelten Knaben, sondern beschauet vor allen Dingen die Statue der Venus unter einem ausgebreiteten Felsen, dem sie mutterlos Tumult unausgesetzt entspringt. Dort haben die Nymphen sie aufgerichtet, und Dankbarkeit daß die Göttin sie zu so glücklichen Müttern, zu Müttern der Liebesgötter bestimmt hat.

Als Wettgeschenke stellt man sie daneben, wie diese Inschrift sagt, einen silbernen Spiegel, den vergoldeten Panzerhut, goldene Hasten, alles zum Putz der Venus gehörig. Auch Liebesgötter bringen ihr Erstlings-Aepfel zum Geschenk, sie flehen herum und bitten: der Hain möge sofort immerdar blühen und Früchte tragen!

Angestellt ist der vordergehende Garten in zierliche Beete, durchschnitten von zugänglichen Wegen; im Grase läßt sich ein Wettlauf anstellen; auch zum Schlummern sitzen sich ruhige Plätze. Auf den beiden Aesten hangen goldne Aepfel, von der Sonne gereifet, ganze Schwärme der Liebesgötter an sich ziehend. Sie fliegen empor zu den Früchten auf schimmernden Flügeln, mordbiun, purpurroth und Gold. Goldene Köcher und Pfeile haben sie an die Aeste gehängt, den Reichthum des Anblicks zu vermehren.

Bunte, tausendfarbige Kleider liegen im Grase, der Kränze bedürfen sie nicht: denn mit lockigen Haaren sind sie genugsam bekrönt. Nicht weniger auffallend sind die Körbe zum Einsammeln des Obstes; sie glänzen von Smaragd, Smaragd, von ächten Perlen. Alles Meisterstücke Bulcans.

Lassen wir nun die Menge tanzen, laufen, schlafen oder sich der Aepfel erfreuen; zwei Paare der schönsten Liebesgötter fordern zunächst unsere ganze Aufmerksamkeit.

Hier scheint der Künstler ein Sinnbild der Freundschaft und gegenseitiger Liebe gestiftet zu haben. Zwei der schönsten Knaben werfen sich Aepfel zu; diese fangen sie erst an sich einander zu bieten. Der eine küßt den Apfel und wirft ihn dem andern entgegen; dieser faßt ihn auf, und man sieht, daß er ihn wieder küssen und zurückwerfen wird. Ein so unmuthiger Scherz bedeutet, daß sie sich erst zur Liebe reizen.

Das andere Paar schießt Pfeile gegen einander ab, nicht mit sklavischen Blicken, sondern scheint einer dem andern die Brust zu bieten, damit er desto gewisser treffen könne. Diese sind bedacht in das Ferne. Hier die Leibeskraft zu senken. Beide Paare beschäftigen sich zur Seite frei und allein.

Aber ein fünftes, drittes Paar wird von einer Menge Zuschauer umgeben, die Kämpfenden ermuntern mit einander. Der eine hat seinen Widersacher schon niedergebracht und steigt ihm auf den Nacken, ihn zu binden und zu drosseln, der andere packt fast nach einigen Mahl. er strebt sich aufzurichten, hält das Gegners Hand von seinem Hals ab, indem er ihm einen Finger auseinander drückt, so daß die andern folgen müssen und sich nicht mehr schließen können. Der verdrehte Finger schmerzt aber den Kämpfer so sehr, daß er den ganzen Widersacher in's Ort zu beißen sucht. Weil er nun dadurch die Kampfordnung verletzt, pfeifen die Zuschauer und werfen ihn mit Äpfeln.

Zu der allerliebsten Bewegung aber gibt ein Haufe die Veranlassung. Er saß unter den Apfelbäumen und sperrte die abgefallenen Früchte, einige, schon angenagt, mußte er liegen lassen: denn die Mannichfaltigen schrecken ihn auf mit Hörnerklängen und Geschrei, mit flatterndem Gewand verscheuchen sie ihn. Einige stürzen über ihn her; dieser rennt nach, und als er den Flüchtling zu haschen denkt, da ist sich das gewandte Thier zur andern Seite. Der dort ergreift ihn am Bein, ließ ihn aber wieder entwischen und alle Gefährten lachen darüber. Indem nun die Jagd so vorwärts geht, sind von den Verfolgenden einige auf die Seite, andere vor sich hin, andere mit ausgebreiteten Händen gefallen. Sie stehen alle noch in der Stellung, wie sie das Thier verscheuten, um die Schnelligkeit der Handlung anzudeuten. Aber warum schießen sie nicht nach ihm, da ihnen die Waffen zur Hand sind? Nein! sie wollen ihn lebendig fangen, um ihn der Venus zu widmen als ein angenehmes Weihegeschenk: denn dieses brünstige, fruchtbare Geschlecht ist Liebling der Göttin.

Neptun und Amymone.

Danaus, der seine funfzig Töchter streng zu Hausgeschäften anhielt, damit sie, in eng abgeschlossenem Kreise, ihn bedienten und sich erhielten, hatte, nach alter Sitte, die mannigfaltigen Beschäftigungen unter sie vertheilt. Amymone, die leicht die jüngste, war beschäftigt das tägliche Wasser zu holen, aber nicht etwa braunen aus einem nah gelegenen Brunnen, sondern dorthin mußte sie wandern, fern von der Wohnung, wo sich Inachus, der Strom, mit dem Meere vereinigt.

Auch heute kam sie wieder. Der Künstler verleiht ihr eine derbe, tüchtige Gestalt, wie sie der Riesen-Tochter ziemt. Braun ist die Haut des kräftigen Körpers, angebraucht von den eindringenden Strahlen der Sonne, denen sie sich auf mühsamen Wegen immerfort aussetzen genöthigt ist. Aber heute findet sie nicht die Wasser des Flusses sanft in das Meer übergehen, Wallen des Oceans stürmen heran: denn die Pferde Neptuns haben mit Schwimm-Füßen den Gott herbeigebracht.

Die Jungfrau erschrickt, der Eimer ist ihrer Hand entfallen, sie steht scheu wie eine, die zu fliehen denkt. Aber entferne dich nicht, erhabenes Mädchen, sieh! der Gott blickt nicht wild, wie er wohl sonst den Sturm gebietet, freundlich ist sein Antlitz, Anmuth spielt darüber, wie auf beruhigtem Ocean die Abendsonne. Vertraue ihm, scheue nicht den unmächtigen Blick des Proteus, nicht das schattenlose, geschmeidige Ufer, bald wird die Woge sich aufbäumen, unter smaragdenem Gewölbe der Gott sich seiner Neigung in getrauten Schatten erfreuen. Unbelehrt selbst du nicht bleiben!

Von der Treffsicherheit des Bogens dürfen wir nicht viel Worte machen; da wir aber auf die Zukunft hindeuten, so erlauben wir uns eine Bemerkung anderweit beizubringen. Die Härte, womit Danaus seine Tochter erzieht, macht ihre That wahrscheinlich, wie sie, mehr gewohnheitlich als grausam, ihre Gatten in der Brautnacht sämmtlich ermorden. Ammone, mit dem Elende sich nicht unbekannt, schont des Thieren und wird, wegen dieser Milde gerecht, als durch die Gunst des Gottes, von jener Strafe befreit, die ihren Schwestern für ewig auferlegt ist. Diese verrichten nun das mühevolle Geschäft des Wasserschöpfens, aber um allen Erfolg betrogen. Statt des goldenen Gefäßes der Schwester sind ihnen zerbrochene und zerbrochene Scherben in die kraftlosen Hände gegeben.

Theseus und die Geretteten.

Glücklicherweise, wenn schon durch ein großes Unheil, wird uns dieses Blatt nicht bloß in technischer Darstellung erhalten; noch jetzt ist es mit Augen zu schauen unter den Schätzen von Portici und im Kupferstich allgemein bekannt. Von trauter Gespielschaft steht der junge Held, kräftig und schlank, mächtig und behend vor unsern Augen. Er dünkt uns glückselig, wenn die Unglückseligen führten, die unter der Gewalt des, als Räuber gebeugt sind, der Hauptmann freundlich anfragt, während durch die Weisheit des Künstlers, Kunst verhüllen wird, daß ihr Recht zu schweigen und sich mit dem Augenblicke zu messen, das unter den Füßen des Ueberwundnen liegt.

Eben dieser tadellos tüchtigen Natur gönnt auch die Dankbarkeit, ihm gönnt es die rettende Hand zu ergreifen, zu küssen, die Kniee des Kräftigen zu umfassen, ihm vertrauend zu schmeicheln. Auch eine, zwar nur halb fremde Gottheit ist in dem edlen Kreise sichtbar, anzuzeigen daß nichts Herrliches ohne Mitwirkung hoher Dämonen geschehe.

Hier enthalten wir uns nicht einer weit eingreifenden Bemerkung. Die eigentliche Kraft und Wirksamkeit der Poesie, so wie der bildenden Kunst, liegt darin, daß sie Hauptfiguren schafft und alles was diese umgiebt, selbst das Würdigste, untergeordnet darstellt. Hierdurch lockt sie den Blick auf eine Mitte, wohin sich die Strahlen über das Ganze verbreiten, und so bewährt sich Glück und Weisheit der Erfindung so wie der Composition einer wahren alleinigen Dichtung.

Die Geschichte dagegen handelt ganz anders. Von ihr erwartet man Gerechtigkeit; sie darf, ja sie soll den Glanz des Verdienstes eher dämpfen als erhöhen. Deshalb vertheilt sie Licht und Schatten über alle; selbst den großmüthigen und edlen Mitwirkenden zieht sie hervor, damit auch ihm seine gebührende Portion des Ruhms zugemessen werde.

Fordert man aber, aus mißverstandener Wahrheitsliebe, von der Poesie, daß sie gerecht sey, so zerstört man sie alsbald, wovon uns Peisistrat, dem wir so viel verdanken, in seinem Heldenbuche das deutlichste Beispiel überliefert. Sein dämonischer Prometheus tadelt den Homer deshalb, daß er die Verdienste des Palamedes verschwiegen und sich als Mitschuldigen des verderblichen Ulysses erwiesen, der den genannten trojanischen Kriegs- und Friedens-Helden heimtückisch bei Seite geschafft.

Hier sieht man den Uebergang der Poesie zur Prose, welcher dadurch bewirkt wird, daß man die Einbildungskraft entgeistet und die verlornen Gesetze und Umstände, bald der Wirklichkeit, bald dem Verstande

wie es sich schicken mag, zu dienen. Eben unsere Prätendenten Gemälde: Karte geben Zeugniß von der Wahrheit des Behauptens. Es ist keine Poesie mehr, und sie kommen der Dichtung nicht entgegen.

Ariadne.

Schöner, vielleicht einziger Fall, wo eine Bacchusbetrachtung heraus ist wird, ohne daß die Einheit des Bildes dadurch aufgehoben wird. Ihr Haar entwirrt sich, Amorin schießt rudig, und schon tritt Bacchus heran, zu ihr durch im Essen des Weinstocks, den er noch nicht kennt. Welch charakteristische Mannigfaltigkeit aus Einer Zahl entwickelt!

Theseus mit seinen heftig rudernden Athenern ist erinnt schon seinem Verschwinden, das hohe Meer, ihr Stürmen, ihre Erkennung: wie Bild sind von uns abgewendet, nur die Rücken sehen wir, es wäre vergebens sie zu enthüllen.

Im mittelsten Gemälde sitzt Ariadne auf homerischem Fell u, sie schläft, ja sie schläft in der Schlaf. Die weiß Brust, der nackte Oberkörper geben das Auge hin, und wie gefällig verwirrt Hals und Kehle das zurückgesunkene Haupt! Die rechte Schulter, Arm und Seite bieten sich gleichfalls dem Beschauenden, dagegen ruhte linke Hand auf dem Kleide ruht, damit es der Wind nicht verwirre. Der Hauch des so jugendlichen Mundes, es saß man es sehn! Ob er laue wie Trauben oder Aepfel, wird du, herannahender Gott, bald erfahren.

Dieser auch verdient es: denn nur mit Liebe geschmückt läßt ihn der Künstler auftreten, ihn stert ein purpurnes Gewand und ein zierer Kranz das Haupt. Liebenswürdig ist sein ganzes Wesen, rudig in Fülle, vor der Schönheit erkannt, in sie versunken. Alles andere Beiwerk, wodurch Dionysos leicht kenntlich gemacht wird, beseitigte der kluge, fähige Künstler. Verworfen sind als unpassig das blumige Kleid, die zarten Rehfelle, die Thyrsen; hier ist nur der jüngling liebende. Auch die Umgebung verhält sich gleichermaßen: nicht Kapparn die Bacchantinnen diesmal mit ihren Blechen, die Faunentrabten sich der Flöten, Pan selbst mäßigt seine Sprünge, daß er die Schlafenden nicht frühzeitig erwecke. Schläft sie aber die Augen auf, so freut sie sich schon über den Ersatz des Verlustes, sie genießt der göttlichen Gegenwart, ehe sie noch die Entfernung des Ungetreuen erfahrt. Wie glücklich wird du dich halten, mondverlorenes Mädchen, wenn aber diesem kurz schwinden Sie sanfter dich der Freund auf bebaute, bepflanzte Weinhügel führt, wo du, in Rebengängen, von der mütterlichen Dienerschaft umringt, erst das Leben ganz schätzen, welches du nicht enden, sondern, von den Sternen getrennt in ewiger Freundlichkeit auf uns herabblickend, am allgemeinen Himmel gemessen wirst.

Prolog der Argonautenfahrt.

Im Vorsaal Jupiters spielen Amor und Ganymed, bloß an der Phrygischen Mütze, jener an Bogen und Flügeln leicht zu erkennen, ihr Charakter unterscheidet sie aber noch mehr. Deutlich bezeichnet er sich beim Würfelspiel, das sie am Boden treiben. Amor springt schon auf, da er dem ab umsinnig darstellt. Ganymed hingegen, von zwei verschiedenen Knöchelchen das eine so oder anderwärts, ernst furchtsam und besorgt das letzte tun. Seine Gesichtszüge passen trefflich zu dieser Stimmung, die Mütze trauig gefaßt, das Auge ist tief, aber getrübt in Kummer. Was der Künstler hier durch anderen will, bleibt Wissenden hinlänglich verborgen.

Nebenbei sodann sitzen drei Göttinnen, die man nicht verkennen wird. Minerva, in ihrer angeborenen Rüstung, schaut unter dem Helm mit blauen Augen hervor, ihre männliche Wange jungfräulich gerötet. Auch die zweite kennt man sogleich. Sie verdankt dem unsterblichen Gürtel ein ewig süßes, entzückendes Lächeln, auch im Gemälde bezaubernd. Juno dagegen wird offenbar am Ernst und majestätisch zu Sitzen.

Willst du aber wissen, wo die wundersame Gesellschaft versammelt, so blick dem Olymp, wo dieses vorgeht, hinab auf das Ufer, das unten dargestellt ist. Dort sitzt zu einem Felsgreis gelagert im hohen Kahn, mit wollem Antlitz. Sein Haupthaar dicht und strahlig, sein Bart niederwallend. Der Strom aber entquillt seiner Urne, sondern ringsum hervorbrechend durchet er auf die vielen Mündungen, wenn er sich in's Meer stürzt.

Hier, am Pfeile, sind nun die sämtlichen Argonauten gelandet, nachdem sie den Bosporus und die bewegliche Felsen durchschifft; sie betrachten sich untereinander. Vieles ist geschehen, mehr noch zu tun übrig.

Da aber Schiff und Unternehmung allen vereinigten Göttern lieb und wert ist, so kommen, in aller Namen, drei Göttinnen, den Amor zu bitten, daß er, der Besonnene und Zeitlose großen Thaten, sich diesmal gnädig erweise und Medea, die Tochter des Aeetes, zu Gunsten Jasons wende. Amorin zu bereden und ihn dem Knabenspiel abzuziehen, hat jeder von ihr die Mutter, den eigenen Sohn mit ihren Reizen begrüßend, einen köstlich n Spielball und verlocken ihn, Jupiter selbst habe sich als Kind damit ergötzt. Auch ist der Ball seines Gottes unwerth, und mit besonderer Ueberlegung hat ihn der benkende Künstler dargestellt, als wäre er aus Stoffen zusammengeflickt. Die Nätt aber sieht sie nicht, du mußt sie raten. Mit sechzehn Knaben wechselt Name, so daß er, in die Höhe geworfen und sich umschwingend, wie ein Stern blinkt. Auch ist die Absicht der Göttinnen schon erfüllt: Amor wirft die Spielkügelchen weg und hängt am Kleide der Mutter, die Gabe wünscht er gleich, u d bedauert dagegen ihre Wünsche augenblicklich zu vollführen.

Glaucus der Meergott.

Schon klagt der Bosporus und die Symplegaden hinter dem Schiffe. Argo durchschneidet das Pontus mittelste Bahn.

Orpheus besänftigt durch seinen Gesang das lauschende Meer. Die Ladung aber des Fahrzeugs ist kostbar; denn es führt die Dioskuren, Herculs, die Acaciden, Boreaden und was von Halbgöttern dadele zu der Zeit. Der Kiel aber des Schiffes ist zauberkräftig, sicher und solcher Last gewachsen: denn sie zimmerten ihn aus Dodonäischer, weissagender Eiche. Nicht ganz verloren ging ihm Sprache und Prophetenschrift. Nun im Schiffe sitzt ihr einen Helden, als Anführer sich auszeichnend, zwar nicht den Bedeutendsten und Stärksten, aber jung, munter und kuna, plötzlich und gunstern rasch. Es ist Jason, der das gedrohliche Fell des Widders zu erobern schifft, das Wunderzugschopfe, das die Geschwister Phrixus und Helle durch die Luffe über's Meer trug. Schwer ist die Aufgabe, die dem jungen Helden auferlegt: in geschickt Umsicht, man verdringt ihn vom väterlichen Throne und nur unter Bedingung, daß er dem unsichtigsten Wagnisse sich unterziehe, jenen Schatz entreiße, kehrt er in sein ererbtes Reich zurück. Deshalb ist die ganze Heldenschaft aufgeboten, ihm ergeben und sicher gewiß. Jupiter hält das Steuer; der Erfinder dieser

Kunst, Lynceus, auf dem Verdeckhaus, dringt, mit tiefen Strahlen als die Sonne selbst, in die weite Ferne, entdeckt die hintersten Ufer und beobachtet unter dem Wasser jede gefahrdrohende Klippe. Und eben diese durchdringenden Augen des umsichtigen Mannes schienen uns ein Entsetzen zu verrathen: er blickt auf eine furchtbare Erscheinung, die unmittelbar, unerwartet aus den Wellen bricht. Die Helden, sämmtlich erstaunt, fahren von der Arbeit. Herkules allein fährt fort das Meer zu schlagen; was den übrigen als Wunder erscheint, sind ihm bekannte Dinge. Rastlos gewohnt zu arbeiten, strebt er kräftig vor wie nach, unbekümmert um alles nebenher.

Alle nun schauen auf Glaukus, der sich dem Meer entdeckt. Dieser, sonst ein Fischer, jetzt vormjährig Tang und Meerpflanze, die Wellen schlingen über ihm zusammen und führten ihn hinab als Fisch zu den Fischen. Aber der übrigbleibende menschliche Theil ward begeistigt, zukünftige Dinge kennt er, und nun steigt er herauf den Argonauten ihre Schicksale zu verkünden. Wir betrachten seine Gestalt: aus seinem Locken, aus seinem Bart trieft, gießt das Meerwasser über Brust und Schultern herab, anzudeuten die Schnelligkeit, womit er sich verwerbet.

Seine Augenbrauen sind stark, in eins zusammengewachsen; sein mächtiger Arm ist kräftig gerüstet, mit dem er immer die Wellen ergreift und unter sich zwingt. Dicht mit Haaren ist seine Brust bewachsen, Moos und Meergras schlingen sich ein. An Unterleibe sieht man die Andeutungen der schuppigen Fischgestalt, und wie das Uebrige gekrümmt sey, läßt der Schwanz errathen, der hinten aus dem Meere hervorschlägt, sich um seine Lenden schlingt und am gekrümmten, ballenendigem auslaufenden Theil die Farbe des Meers abzeichnet. Um ihn her schwärmen Nereiden. Auch sie besingen die Schicksale der Menschen: denn auch sie wurden verwandelt, auf und über den Wellen zu wissen und zu schweben. Das Meer scheint Theil an ihrer Klage zu nehmen und Orpheus auf ihren Ton zu lauschen.

Jason und Medea.

Das Liebespaar, das hier gegeneinander steht, giebt zu eigenen Betrachtungen Anlaß; wir fragen besorgt: sollten diese beiden wohl auch glücklich gepaart seyn? Wer ist sie, die so bedenklich über den Augen die Stirne erhebt, tiefes Nachdenken auf den Brauen andeutet? das Haar prächtig geschmückt, in dem Blick, ich weiß nicht ob einen verhaltnen oder begeisterten Ausdruck. An ihr glaube ich eine der Heldinnen zu erkennen! Es ist Medea, Tochter des Aeetes; sie steht neben Jason, welchen Eros ihr Herz gewann. Nun aber scheint sie wunderbar nachdenklich. Worauf sie leidenschaftlich sinnt, wüßte ich nicht zu sagen; so viel aber läßt sich behaupten: sie ist im Geiste unruhig, in der Seele bedrängt. Sie steht ganz nach innen gekehrt, in tiefer Brust beschäftigt; zur Einsamkeit aber nicht geneigt: denn ihre Kleidung ist nicht jene, deren sie sich bei zauberischen Weihgebräuchen bedient, des fürchterlichen Umgangs mit höhern Gewalten sich zu erfreuen; niemal erschient sie wie es einer Fürstin ziemt, die sich der Menge darstellen will.

Jason aber hat ein angenehmes Gesicht, nicht ohne Mannskraft, sein Auge blickt ernst unter den Augenbrauen hervor, es deutet auf hohe Gesinnungen, auf ein Verschmähen aller Hindernisse. Das gelockte Haar bewegt sich um das Gesicht, und die feine Wolle spielt um die Wange, gegürtet ist sein weites Kleid, von seinen Schultern fällt eine Löwenhaut, er steht gelehnt am Spieß. Der Ausdruck seines Gesichtes ist nicht übermüthig, niemehr bescheiden, doch voll Zutrauen auf seine Kräfte. Aber zwischen beiden muß sich an diesem Kunststück auszeichnen zu haben. Mit übereinander geschlagenen Füßen stützt er sich auf seinen Bogen; die Fackel hat er umgekehrt zur Erde gesenkt, anzudeuten, daß Unheil diese Verbindung betrebe.

Die Rückkehr der Argonauten.

Dieses Bild, mein Sohn, bedarf wohl keiner Auseinandersetzung, du machst sie selbst, ohne dich anzustrengen, selbst: denn das ist der Vortheil der antiken Darstellungen, daß eine auf die andere hinweist, daß man sich, in bekannter Gegend, mit dem Fuß, den Personen, nun unter andern Umständen, wieder finde.

Du erkennst hier Pheäke, den Flußgott, wieder; sein Strom stürzt sich, wie vormals, ins Meer. Diesmal aber führt er Argo, das Schiff, schwärts, der Mündung zu. Die Personen, die es trägt, kennst du sämmtlich. Auch hier ist Orpheus, der mit Saitenspiel und Sang die Gefährten antreibt zu kräftigem Ruderschlag. Doch kaum bedarf es einer solchen Anzeigung, aller Arme streben so schön kräftigst den bindenden Fluß zu überrollen, aller Gesichter wohl bewußt, die sie im Rücken der drohen.

Auf dem Hintertheile des Schiffes steht Jason mit seiner schönen Beute, er hält, wie immer, seinen Spieß zur Vertheidigung seiner Geliebten bewaffnet; sie aber steht nicht, wie wir sie sonst gekannt, herrlich und hehr, voll Muth und Trotz; ihre Augen, niederblickend, stehen voll Thränen; Furcht wegen der begangenen That und Nachdenken über die Zukunft scheinen sie zu beschäftigen. Auf ihren Zügen ist Ueberlegung ausgedrückt, als wenn sie jeden der streitenden Gedanken in ihrer Seele besonders betrachtete, den Blick auf jeden eingelnen heftete.

Am Lande sieht du die Auflösung dessen, was dir räthselhaft bleiben könnte. Um eine hohe Fichte ist ein Drache vielfach gewunden und geschlungen, das schwere Haupt jedoch auf den Boden gesenkt; diesen hat Medea eingeschläfert, und das goldene Vließ war erobert.

Aber schon hat Aeetes den Verrath entdeckt; du erblickst den zornigen Vater auf einem vierspännigen Kriegswagen. Der Mann ist groß, über die anderen vorragend, mit einer riesenhaften Rüstung angethan. Wüthend glüht sein Gesicht. Feuer strömt aus den Augen. Entzündet ist die Fackel in seiner Rechten und drückt auf den Willen, Schiff und Schiffende zu verbrennen. Auf den Hinterwagen ward sein Spieß gesteckt, auch diese verderbliche Waffe gleich zur Hand.

Den wilden Anblick dieses Heranstürmens vermehrt das gewaltige Vorareifen der Pferde; die Nasenlöcher stehen weit offen, den Nacken werfen sie in die Höhe, die Blicke sind voll Wuths, wie allezeit, jetzt besonders, da sie aufgeregt sind; sie keuchen aus tiefer Brust, welch Abfortus, der seinen Vater Aeetes führt, ihnen schon Blutströmen geschlagen hat. Der Staub, den sie erregen, verdunkelt über ihnen die Luft.

Perseus und Andromeda.

Und sind diese das Ufer bespülenden Wellen nicht deutsch? die Küste wäre die Indien oder Aethiopien? und hier im fremdesten Lande, was hat wohl der Griechische Jüngling zu thun? Ein seltsamer Kampf ist hier vorgefallen, das sehen wir. Aus dem Aethiopischen Meere stieg oft ein dämonischer Seedrache ans Land, um Heerden und Menschen zu tödten. Opfer wurden ihm geweiht, und nun auch Andromeda, die Königstochter,

die deshalb nackt an den Felsen angeschlossen erscheint, aber sie hat nichts mehr zu fürchten, der Sieg ist gewonnen, das Ungeheuer liegt aufs Ufer herausgewälzt, und Ströme von Blut sind es, die das Meer färben.

Perseus selbst, von Göttern aufgefordert, unter göttlicher Beihülfe, gung wunderbar bewaffnet herbei, aber doch vertraute er sich nicht allein, den Amor rief er herbei, daß er ihn beim Laufkampf unterstütze und ihm beistände, wenn er bald auf das Ungeheuer herabschösse, bald sich wieder von ihm vorsichtig entfernen sollte. Beide zusammen, von Gott und dem Helden, arbeitet der Sieg getreu. Auch tritt Amor hinzu in herrlicher Jünglingsreife, die Fesseln der Andromeda zu lösen, nicht wie sonst gewöhnlich heimlich und heikel, sondern wie aufgeregt und lustathmend, vom überwundenen großen Vorstreben.

Andromeda ist schön, markkündig wegen der weißen Haut als Aethiopierin; aber noch mehr Bewunderung erfordert ihre Gestalt. Nicht sind die ägyptischen Mädchen weicher und zarter, die von Athen nicht feingebauter Anstehen, noch die von Sparta kräftiger.

Besonders aber wird ihre Schönheit erhöht durch die Lage, in welcher sie sich befindet. Sie kann es nicht glauben, daß sie so gänzlich befreit ist, daß blickt sie schon dem Perseus zu lächeln.

Der Held aber freut unsern in sich des duftenden Gesichtes, wie die Schweißtropfen fallen. Den Medusenkopf beseitigt er, damit niemand, ihn erblickend, verstein. Eingeborne Hirten reichen ihm Milch und Wein. Es ist für uns ein fremder lustiger Anblick diese Aethiopier sich warm gerieben zu sehen, wie sie gern-blöckend lachen und den Herren sich freuen, an Gesichtszügen meist einander ähnlich. Perseus läßt es geschehen, stutzt sich auf den linken Arm, erquickt sich athmend und betrachtet nur Andromeda. Sein Mantel flattert im Winde, dieser ist von hoher Purpurfarbe, hervorragt mit dunklern Blattertheilen, die unter dem Kampfe mit dem Drachen hinaufspritzen.

Seine Schulter so trefflich zu malen hat der Künstler die eisenbeinerne des Pelops zum Muster genommen, aber nur der Form nach: denn diese hier, vorher schon lebendig fleischfarben, ward im Kampf nur noch erröthet. Die Adern sind nun doppelt belebt: denn auch dem erhitztesten Streite fließt eine neue ätherische Regung der Held im Anblick Andromeda's.

Cyclope und Galatee.

Du erblickst hier, mein Sohn, das Felsenufer einer zwar steilen und gezackten, aber doch glücklichen Insel, denn sie steht, in Thälern und auf abhängigen Räumen, Weinlese halten und Weigen abernten. Diese Männer aber haben nicht gepflanzt noch gesäet, sondern wenn wachst, nach dem Willen der Götter, so wie durch dichterischen Gunst, alles von selbst entgegen. Auch steht sie an hohen schroffen Stellen Ziegen und Schafe behaglich weiden: denn auch Milch, sowohl frische als geronnene, lieben die Bewohner zu Trank und Speise.

Fragst du nun, welches Volk wer sieht? so antworte ich dir: es sind die rauhen Cyclopen, die keine Häuser aufzubauen, sondern sich in Höhlen des Gebirges einsam unterthun; bewegen betreiben sie auch kein gemeinsames Geschäft, noch versammeln sie sich zu irgend einer Berathung.

Lassen wir aber alles dieses bei Seite! wenden wir unsern Blick auf den Wildesten unter ihnen, auf den dir stehenden Polyphem, den Sohn Neptuns. Ueber seinem einzigen Auge dehnt sich ein Brauenbogen von Ohr zu Ohr, über dem aufgeworfenen Mund steht eine breite Nase, die Eckzähne ragen aus dem klippenartigen herab. Sein dichtes Haar flattert umher wie Fichtenreis, an Brust, Bauch und Schenkeln ist er ganz rauch. Innerlich hungert er, löwenartig, nach Menschenfleisch; jetzt aber enthält er sich dessen, er ist vertieft, möchte nur zu gern göttlich erscheinen und darüber sich weniger als Grausbild auszeichnen. Sein Blick aber bleibt immer schrecklich, das Ordnende deselben läßt sich nicht mildern, so wie reißende Thiere, wenn sie auch gebrochen, doch immer grimmig und tückisch.

Den deutlichsten Begriff aber, wie sehr er wünscht sich anmuthig zu machen, giebt sein gegenwärtiges Benehmen. Im Schatten einer Steineiche hält er in Fleiß unter dem Arm und läßt sie ruhen, belangt aber Galatea, die Schöne des Meers, die dort unten auf der Welle spielt, derthen blickt er schmachtend, sinnt ihre weiße Haut, ihre muntere frische Bewegung. An Größe hat übertrifft sie ihm all. Traurig. Auch mit Geschenken möchte er sie bestechen, er hat zwei Rehe und zwei allerliebste Bären für sie aufgezogen. Scheu ein Drang, sich eine Schwester vorstellung alle derselben Sorgfalt, diese pflegenden Schoß und die seinigen, er achtet sie nicht, hört sie nicht, schaut nicht mehr landwärts, sein Blick ist auf's Meer gerichtet.

Kühn schwankt die breite Wasserfläche unter dem Wagen der Schönen, vier Delphine nebeneinander gespannt schwimmen, zusammen fortstrebend, von Einem Gedanken belebt; jugendliche Tritonen laufen neben Zaum und Gebiß an, ihre muthwilligen Sprünge zu dämpfen. Sie aber sitzt auf dem Muschelwagen, das purpurne Gewand, ein Spiel der Winde, schwillt schattig über ihrem Haupte und beschattet sie zugleich; bestraft sich in reinlichen Durchsichten auf ihren Gliedern, aber doch die Kette der Wangen nicht verbirgt. Mit ihren Händen versucht Zephyr nicht zu spielen, sie scheinen sicher zu sein. Der rechte Arm, gebogen, stützt sich, mit zierlichem Fingern, leicht auf die weiche Hülle, der Ellbogen blendet uns durch sein herrlich Weiß, sanft schwellen die Muskeln des Arms wie kleine Meerwellen, die Brust drängt hervor, wer möchte der Schenkel Vollkommenheit erkennen! Bein und Fuß sind schwebend über das Meer gewandet, die Füße berührt ganz leise das Wasser, eine leichte Bewegung anzudeuten. Aufwärts aber, die Augen ziehen uns immer wieder und wieder an. Sie sind bewundernswürdig, sie verraten den schärfsten, unbegrenzten Blick der über das Ende des Meeres hinausreicht.

Bedeutend ist es für unsere Zwecke, wenn wir mit dieser Beschreibung zusammenhalten was Raphael, die Galatee und andere an denselben Gegenstand setzen. Eine solche Vergleichung wird uns den alten und neuen Sinn, beide nach ihrer ganzen Würdigkeit, aufschließen.

Meles und Critheis.

Die Quellnymphe Critheis liebte den Flußgott Meles, aus Lydien, Jenischen Ursprungs, wird Homer geboren.

Meles, im frühen Jünglingsalter vorgestellt. Von seiner Quelle, der in Ausfluß ins Meer man auch sieht, trinkt die Nymphe ohne Durst, sie schöpft das Wasser und scheint mit der rechtenden Welle zu schmeicheln, indem ihr liebevolle Zutrauen betrachtet. Der Fluß aber liebt sie wieder und freut sich dieser zärtlichen Opfers.

Die Hauptschöne des Bildes ist in der Figur des Meles. Er ruht auf Kreuz, Lotos und Hyacinthen, hier mannlebend, fruchtbaren Jahren bewährt, er selbst ist als Jüngling dargestellt, zartgebildet und gesittet, man

möchte sagen seine Augen sinnen auf etwas Poetisches.

Am unmittelbarsten erweist er sich, daß er nicht das thätige Wasser ausstreut, wie ein redender und gegenwärtiger Quellgeselligkeit weiß thun mag; sondern, indem er mit seiner Hand über die Oberfläche der Erde hinführt, läßt er das sanftquellende Wasser durch die Finger rauschen, als ein Wasser, geschickt Liebesträume zu weben.

Aber kein Traum ist's, Geliebte! denn deine stillen Wünsche sind nicht vergebens; bald werden sich die Wolken säumen und, unter ihrem purpurnen Gewölbe, dich und den Gott liebeumfangend verbergen.

Wie schön das Mädchen ist, wie zart ihre Gestalt, Jonisch in allem! Schamhaftigkeit ziert ihre Bildung und gerade diese Röthe ist hinlänglich für die Wangen. Das Haar, hinter das Ohr gezogen, ist mit purpurner Binde geschmückt. Sie schaut aber so süß und einfach, daß auch die Thränen das Sanfte vermehren. Schöner ist der Hals ohne Schmuck, und wenn wir die Hände betrachten, finden wir weiche, lange Finger, so weiß als der Vorderarm, der unter dem weißen Kleid noch weißer erscheint; so zeigt sich auch eine wohlgebildete Brust.

Was aber haben die Musen hier zu schaffen? An der Quelle des Meles sind sie nicht fremd: denn schon gelehrten sie, in Bienengestalt, die Flotte der Athenienschen Gelehrten lieben. Wann sie aber gegenwärtig am Ort leichte Tänze führen, so erscheinen sie als freudige Parzen, die einst heute Geburt Homers zu feiern.

III.

Minerva's Geburt.

Sämmtliche Götter und Göttinnen sieht du im Olymp versammelt, sogar die Nymphen der Flüsse fehlen nicht. Alle sind erfüllt die ganz bewaffnete Pallas zu sehen, welche so eben aus dem Haupte des Zeus gesprungen ist. Vulcan, der das Werk verrichtet, steht und schaut um die Gunst der Göttin sich zu bemühen, sein Werkzeug in der Hand, das wie der Regenbogen von Farben glänzt. Zeus athmet von Freude wie einer, der eine große Arbeit um großen Nutzen willen übernommen, und, stolz auf eine solche Tochter, betrachtet er sie mit Aufmerksamkeit. Auch Juno, ohne Eifersucht, sieht sie mit Neigung an, als ob sie ihr eigen Kind wäre.

Ferner sind unten die Athener und Rodier vorgestellt, auf zwei Hochburgen, im Land und auf der Insel, der Neugebornen schon Opfer bringend; die Rodier nur unvollkommen, ohne Feuer; aber die Athener mit Feuer und durchziehender Anstalt, wovon der Rauch hier glänzend gemalt ist, als wenn er mit gutem Geruch aufstiege. Deswegen schreitet auch die Göttin darauf zu, als zu den wissenden. Aber zugleich hat Zeus die Rodier bedacht, weil sie seine Tochter zuerst mit anerkannt: denn man sagt er habe eine große Woge Goldes über ihre Häuser und Straßen ausgeschüttet. Deswegen schwebt auch hier Pluto, von den Wolken herab, über diesen Gebäuden, ganz vergoldet, um den Stoff anzuzeigen den er ausspendet.

Geburt des Dionysos.

Eine breite Feuerwolke hat die Stadt Theben bedeckt, und mit großer Gewalt umhüllte Donner und Blitz den Palast des Cadmus. Denn Zeus hat seinen irdischen Besuch bei Semele vollzogen. Sie ist schon verschieden und Dionysos unmittelbar des Feuers gebaren. Ihr Leichnam, gleich einem dunklen Schatten, steigt gegen den Himmel, aber der Gottknabe wirft sich aus dem Feuer heraus und, leuchtender als ein Stern, verdunkelt er die Gluth, daß sie finster und trüb erscheint. Wunderbar theilt sich die Flamme, sie bildet sich nach Art einer angenehmen Grotte: denn der Epheu, reich von Trauben, wächst ringsumher, der Weinstock, um Thyrsusstäbe geschlungen, strigt wild aus der Erde, er sproßt zum Theil mitten in den Flammen, woraber man sich nicht verwundern muß: denn zu Gunsten des Gottes wird zunächst hier alles wunderbar zugehen.

Beachtet nun auch den Pan, wie er, auf Eichbäumen Borsippfel, den Dionysos verehrt, tanzend und springend, das Wort Evoe im Munde. Aber Eichbäume in menschlicher Gestalt beträuft sich schon über das Unglück das bevorsteht. Ein Eichenkranz hängt ihm leicht auf dem Scheitel, im Begriff herabzufallen: er mag zu Ehren des Dionysos nicht zum gekränzt seyn. Denn schon pflegt die rasende Megäre eine Fichte nächst bei ihm, und dort entspringt jene Quelle, wo Pentheus Blut und Leben verlieren soll.

Geburt des Hermes.

Auf dem Gipfel des Olymp ist Hermes der Schalk geboren. Die Jahreszeiten nahmen ihn auf. Sie sind alle mit gehöriger Schönheit vorgestellt. Sie umwickeln ihn mit Windeln und Binden, welche sie mit den ausgesuchtesten Blumen bestreuen. Die Mutter ruht neben an auf einem Lager.

Seitlich aber hat er sich aus seinen Gewanden heimlich losgemacht und wandelt munter den Olymp hinab. Der Berg freut sich sein und lächelt ihm zu. Schon treibt der Knabe die am Fuße weidenden, weißen, mit vergoldeten Hörnern geschmückten Kühe, Phöbus Eigenthum, in eine Heerde.

Phöbus ist zur Maja geeilt um sich über diesen Raub zu beklagen. Sie aber sieht ihn verwundert an und scheint ihm nicht zu glauben. Während solches Gespräch hat sich Hermes schon hinter Phöbus geschlichen. Leicht springt er hinauf und macht den Bogen los. Phöbus aber, den schwimischen Räuber entdeckend, erheitert sein Gesicht. Dieser Ausdruck des Uebergangs von Verdruß zu Behagen macht der Weisheit und Fertigkeit des Künstlers viel Ehre.

IV.

Herculess.

Um diesen ungeheuren Gegenstand nur einigermaßen übersehen zu können, fassen wir uns kurz und sagen, daß Herculess der Alkmene Sohn dem Künstler hinreiche, und er sich um alles übrige, was nach und nach auf diesen Namen gehäuft worden, keineswegs umputtun brauche.

Götter und göttliche Wesen sind gleich nach der Geburt vollendet: Pallas entspringt dem Haupte Jupiters gewaffnet, Mercur spielt den diebischen Schalk ehe sich's die Wöchnerin versieht. Diese Betrachtung müssen wir fest halten, wenn wir folgendes Bild recht schätzen wollen.

Herculess in Windeln. Nicht etwa in der Wiege und auch nicht einmal in Windeln, sondern ganz weiß, wie ihn Mercur, Kaum ist Alkmene, durch List der Galanthis, von Herculs genesen, kaum ist er in Windeln, nach lebhaftem Ammenweise, beschränkt, so sieht er die betrogene, unversöhnliche Juno, unmittelbar bei ein-

kreuzender Mutterwuth, zwei Schlangen auf das Kind. Die Wöchnerin stürzt entsetzt vom Lager, die beiden Frauen, nach mehrtägiger Angst und Sorge nochmals aufgescheucht, fahren dießmal durcheinander. Ein wildes Getümmel entsteht in dem sonst so friedlichen Hause.

Trotz diesem allem wäre der Knabe verloren, entschieden er sich nicht kurz und gut. Kaum hat er sie von den übrigen Banden, faßt die Schlangen, mit geschicktem Griff, unmittelbar unter dem Kopf an der dreifachen Kehle, wendet sie; aber sie schlingen ihm fest und der Kampf entwickelt sich gerade am Boden. Hier leistet er: denn die Wildheit des Ringkriegs will nur die Kraft der Arme und Faust verstehen. Diese Glieder sind schon gestählt; aber die Arme des neugeborenen Menschenkindes mußten erst durch Zeit und Nahrung gestärkt werden, ehemal brechen sie zusammen wie jedem Säugling der aufrecht stehen sollte. Also Herakles am Boden. Schon sind, von dem Druck der kräftigen Faust, die Leber- und Nierentheile der Drachen aufgelöst, schlaff ziehen sich ihre Leiber hinaus am Estrich, sie nagen ihr Hunger unter Kinderfraß und liegen einen Theil der Zähnschaft und eitrost, die Kämme welk, die Augen geschlossen, die Schuppen glanzlos. Verschwunden ist Gift und Purpur ihrer sonst einzelnen Bewegung, und angedeutet der völlige Verlöschen, wand ihre gelbe Haut mit Blut besprizt.

Athena, in Unterkleide mit fliegenden Haaren, wie sie dem Bade entsprang, streckt aus die Hände und schreit. Dann schaut sie, über die Wundertat betroffen, sich zwar vom Schrecken zu erholen, aber noch ihren eigenen Augen nicht zu trauen. Die immer geschäftigen Weiber möchten dießmal sich gegenwärtig der vorhandenen. Auch der Vater ist aufgesprungen, unentschlossen, ob ein feindlicher Ueberfall sein Haus ergreift, sammelt er seine getreuen Hirtenmannen und schreitet heran, zum Schutze der Seinigen. Die nackte Schwester ihnen Hand aufgehoben, aber auch den Augen weichet Unentschlossenheit; ob er stumm oder sich freut, weiß ich nicht, daß er als Retter zu spät komme, sieht er glücklicherweise nur allzudeutlich.

Und so bedarf denn dieser unbegreifliche Vorgang einer hohen Anregung, deshalb steht Tiresias in der Mitte, uns zu verbindigen die überschwengliche Größe des Helden. Er ist begeistert, tief und dichtig Athem deutend, nach Art der Wahrsagenden. Auch ist in der Höhe, nach lebendem dichterischen Sinn, die Nacht als Zeuge dieses großen Ereignisses in menschlicher Gestalt beigestellt; sie trägt eine Fackel in der Hand, sich selbst erleuchtend, damit auch nicht das Geringste von diesen großen Anfängen unbemerkt bliebe.

Indem wir nun bewundernd uns vor die Einbildungskraft stellen, wie Wirklichkeit und Dichtung verschwistert äußere Tat und tiefern Sinn vereinigen, so begegnet uns in den Herculanischen Alterthümern derselbe Gegenstand, freilich nicht in so hochsinnlicher Sphäre, aber dennoch sehr schätzenswerth. Es ist eigentlich eine Familienscene, verständig gedacht und symbolisirt. Auch hier finden wir Herculus am Boden, nur hat er die Schlangen ungeschickt angefaßt, viel zu weit abwärts, sie können ihm nach Belieben beißen und ringen. Die bewegte Stellung der Mutter nimmt die Mitte des Bildes ein; sie ist herrlich, von den Alten bei jeder schicklichen Gelegenheit wiederholt. Ausgedrungen auf einem Thronsessel, dann die zu seinen Füßen hat sich der Knabe mit den Schlangen herumgebalgt, eben im Begriff aufzustehen, das Schwert zu ziehen, befindet sich in zweckmäßiger Stellung und Bewegung. Gegen ihm über der Pädagog. Dieser alte Hausfreund hat den zweiten Knaben auf den Arm genommen und schützt ihn vor Gefahr.

Dieses Bild ist jedermann zugänglich und deßhalb zu schätzen, ob es gleich, schwächerer Zeichnung und Behandlung nach, auf ein höheres vollkommenes Original hindeutet.

Aus dieser so bedeutenden Wirklichkeit hat sich nun ein dritter Künstler in das Höchste erhoben, der, wie Pindar meldet, eben den ganzen Himmel um Zeus versammelte, damit Geburt und That des kräftigen Sohnes auf Erden für ewige Zeiten bestimmt sey. Zu diesem hohen heiligen Sinne, daß ohne Beispiel des Ehrens und Ruhmes nichts dämonisch Großes zu erwarten sey, haben die Alten, wie wir schon öfters rühmen müssen, ihre künstlerischen Arbeiten hingelenkt. Auch war bei Minervens Geburt dasselbige Fall, und wird nicht noch bis auf diesen Tag bei Geburt eines bedeutenden Kindes, um sie zu bestätigen, in Versichtigen und zu verehren, alles was Großes und Hohes den Fürsten umgiebt, herbeigerufen?

Nun, zum Zweifel, wie die Alten aus der Nähe der Umgebung den Hauptmoment der wundern und einzeln darzustellen das Glück hat, erwähnen wir einer sehr kleinen antiken Münze von der größten Schönheit, deren Raum das tüchtige Kind mit den Schlangen im Conflict bis an den letzten Punkt vollkommen ausfüllt. Möge ein kräftiger junger Künstler einige Jahre seine Bemühungen diesem Gegenstande schenken.

Wir schreiten nun fort in das Leben des Helden, und da bemerken wir, daß man eigentlich zu viel Gerüchte auf seine zwölf Arbeiten gelegt, wie es geschieht, wenn eine bestimmte Zahl und Folge ausgesprochen ist, da man denn wohl immer ein Dutzend ähnlicher Gegenstände in einem Kreise beisammen sehen mag. Doch gewiß finden sich unter den übrigen Thaten des Helden, die er aus eigenem Willen, oder auf zufällige Anregung, unternahm, noch wichtige, mehr erfreuliche Bezüge. Glücklicherweise giebt unsere Galerie hievon die schönsten Beispiele.

Hercules und Achelous.

Um dieses Bild klar in's Anschauen zu fassen, mußt du, mein Sohn, dich wohl zusammennehmen und daraus erfahren, daß du auf Aristischem Grund und Boden stehst. Diese Heroine, mit Buchenlaub bekränzt, von ernstem, ja widerwilligem Ansehen, ist die Schutzgöttin der Stadt Calydon; sie wäre nicht hier, wenn nicht das ganze Volk die Mauern verlassen und einen Kreis geschlossen hätte, dem wunderbaren Ereignisse zuzusehen.

Denn da steht hier der König Oeneus in Person, traurig, wie es einem Könige ziemt, der zu seiner und der Seinen Errettung kein Mittel sieht. Weren aber eigentlich die Rede sey, begreifen wir näher, wenn wir seine Tochter neben ihm sehen, zwar als Braut geschmückt, jedoch gleichfalls niedergeschlagen, mit abgewendetem Blicke.

Was sie zu sehen vermeidet, ist ein unwillkommener, furchtbarer Freier, der ausländische Gränznachbar, Flußgott Achelous. Er steht in derber Mannsgestalt, breitschultrig, am Stirn rhonte zu tragen mächtig genug. Aber nicht allein tritt er auf, zu beiden Seiten stehen ihm die Trauggestalten, wechselt er die Calydonische schreckt. Ein Drache in furchtbaren Windungen aufgerollt, reckt auf dem Rücken, mit grossendem Kamm, den der andern Seite ein munteres Pferd von schöner Mähne, mit dem Fuß die Erde schlagend, als wenn es zum Treffen sollte. Beide trachtet du nun wieder den furchtbaren Flußgott in der Mitte, so entdeckst du dich vor dem wilden Bart, aus welchem Quellen hervorrieseln. So steht nun alles in großer Erwartung, als ein tüchtiger Jüngling hereintritt, die Verwahrsam abwendend und eine Keule in der Hand haltend.

Hat man nun bisher das Vergangene dramatisch vorgeführt, so selbst du, nun verwandle sich Achilleus in einen mächtig schreitenden Stier, der auf Herkules losrennt. Dieser aber fasst mit der linken Hand das Horn des männischen Ungeheuers und schlägt das andere mit der Keule herab. Hier fasst Bild, woraus du siehst, daß der Gott in seiner innerlich-Persönlichkeit verwandelt ist. Herkules aber, vermag über seine That, betrachtet nur Dejanira; er hat die Keule weggeworfen, und reicht ihr das Horn zum Unterpfand. Kräftig wird es in den Händen der Nymphen gelingen, die es mit Blumenfrüchten füllen, um die Welt zu beglücken.

Herkules und Nessus.

Diese brausenden Flüthen, welche, angeschwollen, Felsen und Baumstämme mit sich führend, jedem Reisenden die sonst bequeme Furt verlegen, es sind die Fluthen des Evenus, des Gajdonischen Landstroms. Hier hat ein wundersamer Fährmann seinen Posten genommen, Nessus, der Centaur, der einzige seines Geschlechts, der aus Pholoe den Händen des Herkules entrann. Hier aber hat er sich einem friedlichen nützlichen Geschäft ergeben; er dient mit seinen Doppelkräften jedem Reisenden, da sie will er auch für Herkules und die Seinigen überwinden.

Herkules, Dejanira und Hyllus kamen im Wagen zum Flusse; hier machte Herkules, damit sie sicherer übersämen, die Entdeckung, Nessus sollte Dejaniren übersetzen, Hyllus aber auf dem Wagen sich durchdringen, Herkules zuletzt watend zu folgen. Schon ist Nessus hinüber. Auch Hyllus hat sich mit dem Wagen gerettet, aber Herkules kämpft noch gewaltig mit dem Flusse. In dessen vermißt sich der Centaur gegen Dejaniren; der Hülfe rufenden gleich gewärtig, fasst Herkules den Bogen und sendet einen Pfeil auf den Verwegenen. Er schießt, der Pfeil trifft, Dejanira reicht die Arme gegen den Gemal. Dies ist der Augenblick, den wir im Bilde bewundern. Der junge Hyllus erblickt die gewaltsame Scene, an's Ufer gelangt hat er sogleich die Leitrienen an den Wagen gebunden, und nun steht er droben, klatscht in die Hände, und freut sich einer That, die er selbst nicht verrichten konnte. Nessus aber scheint das tödtliche Geheimniß Dejaniren noch nicht vertraut zu haben.

Betrachtung.

Wir halten fest im Auge, daß bei Herkules auf Persönlichkeit alles gemünzt sey; nur unmittelbare That sollte den Halbgott verherrlichen. Mit Händen zu ergreifen, mit Füßen zu zertreten, mit Armen zu erdrücken, mit Schultern zu ertragen, mit Füßen zu erreichen, das war sein Bestimmung und sein Geschick. Bogen und Pfeile dienten ihm nebenher, um in die Ferne zu wirken, als Nothwaffe gebrauchte er die Keule, und selbst diese öfters nur als Wurfkeule. Denn gewöhnlich um die That zu beginnen wirft er sie weg, eben so auch die Löwenhaut, die er mehr als ein Siegeszeichen, denn für ein Gewand trägt. Und so finden wir ihn immer auf sich selbst gestützt, im Zweikampf, Wettstreit, Wetteifer überall ehrenvoll auftretend.

Daß seine Gestalt von dem Künstler jedesmal nach der nächsten Bestimmung meditirt werden, können wir weissagen, wobei die köstlichsten classischsten Reste uns zu Hülfe kommen, nicht weniger Zeugnisse der Schriftsteller, wie wir sogleich sehen werden.

Herkules und Antäus.

Der Libysche Waffenplatz verläßt sich auf seine Kräfte, die von der Mutter Erde nach jedem Verlust durch die mindeste Berührung wieder erstattet werden. Er ist im Begriff die Erschlagnen zu vermehren, und man muß ihn wohl für einen Sohn des Lebens halten, denn er gleicht einer roh gebildeten Erdscholle. Er ist fast eben so breit als lang, der Hals mit den Schultern zusammengewachsen; Brust und Hals schwellen so hart als wenn der Gegenkämpfer sie mit Hämmern getrieben hätte. Fest steht er auf seinen Füßen, die nicht gerade, aber tüchtig gebildet sind.

Diesem riesenhaften Bilde steht ein gelenker Held entgegen, gestaltet als wenn er zu Faustkämpfen ganz allein geboren und erzogen sey. Ebenmaß und Stärke der Glieder geben das beste Zutrauen, sein erhabenes Ansehen läßt uns glauben, daß er mehr sey als ein Mensch. Seine Farbe ist rothbraun, und die aufgetriebnen Adern verrathen immerlichen Zorn, ob er sich gleich zusammennimmt, um, als ein vom besonnenster Wandrung Angegriffner, nicht etwa hier den Kürzern zu ziehen. Solchen Vortheil setzt Antäus nicht; schwarz von der Sonne gebrannt, tritt er frech dem Helden entgegen, nur daß er sich die Ohren verwahrt, weil derthin die ersten mächtigsten Schläge fallen.

Dem Helden jedoch ist nicht unbewußt, daß er weder mit Stoß noch Schlag das Ungeheuer erlegen werde. Denn Gäa, die Mutter, stellt ihren Liebling, wie er sie nur im mindesten berührt, in allen Kräften wieder her. Deshalb faßt Herkules den Antäus in der Mitte, wo die Rippen sind, hält ihm die Hände hinterwärts zusammen, stemmt den Ellenbogen gegen den keuchenden Bauch und stößt ihm die Seele aus. Da steht wie er winselnd auf die Erde herabblickt, Herkules hingegen voller Kraft bei der Arbeit lächelt. Daß auch Götter diese That beobachten, kannst du an der goldenen Wolke sehen, die, auf den Berg gelagert, sie wahrscheinlich bedeckt. Von dorther kommt zu Merkur, als Erfinder des Faustkampfs, den Sieger zu bekränzen.

Herkules und Atlas.

Diesmal treffen wir unsern Helden nicht kämpfend noch streitend, nein, der löblichste Wetteifer hat ihn ergriffen, im Dulden will er hülfreich seyn. Denn auf seinem Wege zu den Hesperiden, wo er die goldenen Äpfel gewinnen sollte, findet er Atlas, den Vater jener Hyaden, unter der ungeheuren Last des Firmamentes, das ihm zu tragen aufgelegt war, fast erliegend. Wir sehen die riesenhafte Gestalt auf ein Knie niedergebückt, Schweiß rinnt herab. Den eingezogenen Leib und dessen Darstellung betrachten wir, er scheint wirklich eine Höhle, aber nicht finster, denn er ist, durch Schatten und Widerschein, die sich begegnen, genugsam erleuchtet, dem Maler als ein großes Kunststück anzurechnen. Die Brust dagegen tritt mächtig hervor in vollem Lichte; sie ist kräftig, doch sich ist sie gewaltsam ausgedehnt. Ein tiefes Athemholen glaubt man zu bemerken; so scheint auch der Arm zu zittern, welcher die himmlischen Kreise stützt. Was aber in diesen sich bewegt, ist nicht körperlich gemalt, sondern als in Äther schwimmend, die beiden Bären sieht man, so wie den Stier, auch Winde blasen theils gemeinsam, theils widerwärtig, wie es sich in der Atmosphäre begeben mag.

Herkules aber tritt hinzu, im Stillen begierig auch dieses Abenteuer zu bestehen, er bietet nicht geradezu dem Riesen seine Dienste, aber bedauert den gewaltsamen Zustand, und erweist sich nicht abgeneigt, einen Theil

der Last zu übertragen, der andere dagegen ist es wohl gefallen und bittet bloß, das Ganze nur auf kurze Zeit übernehmen zu mögen. Nun sehen wir die Freundschaft des Helden in sicherer That, aus seiner Ansicht leuchtet Bereitwilligkeit, die Keule ist weggeworfen, noch Bemühung strecken die Hände. Diese letzte Bewegung ist durch Licht und Schatten des Körpers und aller Gliedern kräftig hervorgehoben, und wir gewahren keinen Augenblick zu ungehemmt Last von den Schultern des einen auf die Schultern des andern herübergewälzt zu sehen.

Untersuchen wir uns recht, so können wir den Herkules nicht als schlafend, sondern immer als wachsam in der Einbildungskraft hervorrufen, zu welchen Zwecken ihn denn auch die Fabel in die entschiedensten Verhältnisse gesetzt hat. Er rettet seine Jahre als Diener, als Knecht, er irrt sich seiner Heimath, theilt sich er auf Abenteuer umher, treibt in Verbannung, mit Frau und Kindern ist er unzufrieden, so wie mit seinen Gastfreundlichen, zu deren Betrachtung wir nun aufgefordert sind.

Herkules und Hylas.

Der Held als Jüngling bestehet die Argonautenfahrt, einen schönen Knaben, den Hylas, an der Seite. Dieser, knabenrasch, Wasser zu holen, springt in Mysien an's Land, um nicht zurückzukehren. Hier sehen wir wie es ihm ergangen; denn als er umkam, von einem abschüssigen Ufer herab, die klare Welle schöpfen will, wie sie in dichtem Waldgebüsch reichlich hervorquillt, findet es eine lüsterne Nymphe gar leicht ihn einzufischen. Noch kniet sie eben in derselben Handlung und Bewegung. Zwei andere, aus dem Wasser erhoben, verbinden sich mit ihr; vier Hände, glücklich verschlungen, sind beschäftigt den Knaben unterzutauchen; aber mit so ruhiger schmeichelnder Bewegung, wie es Wassernymphen geziemt. Noch ist die Linke des Knaben beschäftigt den Krug ins Wasser zu tauchen, seine Rechte, wie zum Schwimmen ausgestreckt, mag nun auch bald von den beidseitigen Feinden ergriffen werden. Er wendet sein Gesicht nach der ersten, deutlichsten, und wir würden dem Maler einen hohen Preis zuerkennen, welcher die Absicht des alten Künstlers uns wieder lebhaft vor Augen stellte. Diese Mischung von Furcht und Sehnsucht, von Scheu und Verlangen, auf den Gesichtszügen des Knaben wurde das Ueberschwenglichste seyn, was ein Künstler und darstellen könnte. Wüßte er nun den gemeinsamen Ausdruck der drei Nymphen abzustufen, entschiedene Begierde, dunkles Verlangen, unschuldige, reizlichsam spielende Tücksamkeit zu sondern und auszudrücken, so würde ein Bild entstehen, welches auf den Beifall der sämmtlichen Kunstwelt Anspruch machen dürfte.

Aber noch ist das Gemälde nicht vollendet, noch schließt sich ein herrlicher unentbehrlicher Theil daran. Herkules als liebender Jüngling drängt sich durch's Dickicht, er hat den Namen seines Freundes wiederholt gerufen, Hylas! hylas! tönt es durch Fels und Wald, und so antwortet auch das Echo: Hylas! Hylas! Solche trügerisch Antwort vernehmend steht der Held stille, sein Herchen wird uns deutlich, denn er hat die linke Hand gar schön gegen das linke Ohr gehoben. Wer nun auch hier die Sehnsucht des getäuschten Wiederrufens austrocken könnte, der wäre ein Glücklicher, den wir zu begrüßen wünschen.

Herkules und Augeias.

Hier hat der Kräftige das Wagestück des Diomedes mit der Keule hinweggetan, eine der Stuten liegt todt, die andere steppet, und wenn die dritte wieder aufgefangen scheint, so sinkt die vierte nieder, rauchhaarig und wild sämmtlich angethan. Die Krippen aber sind mit menschlichen Gliedern und Knochen erfüllt, wie sie Diomed seinen Thieren zur Nahrung verwerfen pflegte. Der barbarische Kostenleger fällt liegt erschlagen bei den Füßen, wilder ausschwein aus dieser.

Aber ein schwereres Geschäft als die That vollbringt nun der Held; denn das Ovarthal eines schönen Knaben scheinet in der Tonvolant. Weg! weg! daß und die unreine Hülfe verdeckt scheint. Denn nur einen Theil seines schönen Antlitzes trägt Herkules davon, da der andere sehen, in der Hitze des gräßlichen Kampfes, von den Augenbrauen aufgeführt ist.

Darum bildet der Künstlerische so bestimmt vor sich hin. Darum scheint er zu verachten, doch er nimmt sich zusammen und sinnt schon auf eine würdige Grabstätte. Rat eine ein Hügel, eine Stelle nur soll den Gebeinen genügen; eine Stelle soll schnell werden, ewiges Fest gewähren, herrlich an all das Alten Wettspiel und Kampf, nur eine Pferderennen, das Andenken dieser verhaßten Thiere sey verbannt.

Die herrliche Composition, welche zu dieser Beschreibung Anlaß gegeben, tritt sogleich vor die Phantasie, und der Werth solcher zur Einheit verknüpften mannigfaltigen, bedeutenden, deutlichen Aufgabe wird sogleich anerkannt.

Wir lenken daher unsere Betrachtung nur auf die bedeutliche Darstellung der körperlichen Glieder, welche der Künstler, der uns die Verstimmung des Abtretes so meisterhaft vorlegt, reichlich in den Pferdekrippen ausgestreut.

Betrachtet man die Forderungen genauer, so konnten freilich die Ueberreste des barbarischen Futters nicht vermißt werden; man beruhigt sich mit dem Ausspruch: alles Nothwendige ist schicklich.

In den von uns darzustellten und bearbeiteten Bildern finden wir das Bedeutende niemals vermieden, sondern vielmehr dem Zuschauer mächtig entgegengebracht. So finden wir die Köpfe und Schädel, welche der Straßenräuber am alten Baume als Treppchen aufgehängt, eben so wenig fehlen die Köpfe der Freier Hippodamia's am Palaste des Vaters aufgesteckt, und wie sollen wir uns bei den Strömen Blutes benehmen, die in so manchen Bildern mit Staub vermischt hin und wieder fließen und stocken. Und so dürfen wir wohl sagen, der höchste Grundsatz der Alten war das Bedeutende, das höchste Resultat aber einer glücklichen Bearbeitung das Schöne. Und ist es bei uns Neuern nicht derselbe Fall? denn wo wollen wir in Kirchen und Galerien die Augen hinwenden, nirgends sind nicht vollendete Messer so mancher widernatürlicher Martertum dankbar und behaglich anzuschauen.

Wann wir uns in dem Vorigen für unfähig erklärt haben, die Gestalt des Herkules als eines Herrschenden, Gebietenden, Anordnenden in uns zur Einbildungskraft hervorzurufen, und wir ihn dagegen nur als dienend, wirkend, leidend anerkennen wollen, so geschieht wir doch gegenwärtig eine Beschämung, daß der Genius einer Kunst unsere Fähigkeiten weit übersteigt, und dasjenige was sein für unthunlich hielten, schon längst

geliefert hat. Denn wir führen uns zur Erinnerung, daß vor dreißig Jahren sich in Rom der Anguß eines nach England auswandernden Kopfes befand, den Hercules verstellend, von königlichem Ansehen. In der ganzen Form des Hauptes, so wie in der Bestimmung einzelner Gesichtstheile war der höchste Frieden ausgedrückt, den Verstand und kluger Sinn allein dem Antlitz des Menschen verleihen mag. Alles Heftige, Rohe, Gewaltsame war verschwunden, und jeder Beschauende fühlte sich beruhigt in der friedlichen Gegenwart. Diesem huldigte man und dingte als seinem Herrn und Gebieter, ihm vertraute man als Gesandter, ihn hätten wir in jedem Falle zum Schutzrichter gewählt.

Hercules und Telephus.

Und so finden wir den Helden auch in dem zarten Verhältnisse als Vater zum Sohn, und hier bewährt sich abermals die große Beweglichkeit Griechischer Bildungskraft. Wir finden den Helden auf dem Gipfel der Menschheit. Leider hat die neuere Kunst durch mißliche Zufälligkeiten verhindert die köstlichsten Verhältnisse nachzubilden: den Bezug vom Vater zum Sohn, vom Ernährer zum Säugling, vom Erzieher zum Zögling, da uns doch die alte Kunst die herrlichsten Documente dieser Art hinterließ. Glücklicherweise darf jeder Kunstfreund nur die Herculanischen Alterthümer aufschlagen, um sich von der Vortrefflichkeit des Buches zu überzeugen, welches zu rühmen wir uns berufen fühlen.

Hier steht Hercules, heldenhaft geschmückt, ihm fehlt keines jener bekannten Beizeichen. Die Keule, vom Löwenfell bedeckt und deponirt, ruht ihm zur Hand, neben Stiefel, Köcher und Pfeile ruhen unter dem sinkenden Arm. Die linke Hand auf den Rücken gelegt, die Füße übereinander geschlagen, steht er beruhigt, vom Rücken gestützt, das mit Kranz und Binde zierlich umwundene Haupt nach uns wendend, und zugleich den kleinen am Ast saugenden Knaben betrachtend.

Ast und Knabe führen uns wieder auf Myrons Kuh zurück. Hier ist eine eben so schöne, ja mehr elegante, sentimentale Gruppe, nicht so genau in sich geschlossen wie jene, denn sie macht den Anthell eines größern Ganzen. Der Knabe, indem er säugt, blickt nach dem Vater hinauf, er ist schon halbwüchsig, ein Heldenkind, nicht bewußtlos.

Jedermann bewundere wie die Tafel ausgefüllt sey; denn in der Mitte steht ein Altar feierlich, eben so zur Seite liegt eine Löwengestalt, anzudeuten daß durch das menschliche und heroische Gegenwart diese Begebenheiten zum fröhlichen Paradies geworden. Wie sollen wir aber diese Frau ansprechen, welche dem Helden so mächtig ruhig gegenüber steht? Es ist die Heroine des Berges, markenhaft starr blickt sie vor sich hin, nach Dämonen-Weise unthätigbemend an allem Zufälligen. Der Blumenkranz ihres Hauptes deutet auf die freudichen Wiesen der Landschaft, Trauben und Granatäpfel des Fruchtkorbes auf die Gartenfülle der Hügel, so wie ein Raum über ihr uns bezeugt, daß zu gesunder Weide die beste Gelegenheit auf den Boden sey. Auch er bedeutet nur die Gegenheit des Ortes, eben. Theil an dem zarten und zierlichen Ereigniß zu nehmen. Gegenüber jedoch begleitet den väterlichen Helden eine beschwingte Göttin, bekränzt wie er; sie hat ihm den Weg durch die Wildniß gezeigt, sie deutet ihm nun auf den wunderbaren erhaltenen und glücklich heranerwachsenen Sohn. Wir benamsen sie nicht, aber die Kornähren, die sie führt, deuten auf Nahrung und Vorsorge. Wahrscheinlich ist sie es die den Knaben der saugenden Hinde untergelegt hat.

An diesem Bilde sollte sich jeder Künstler in seinem Leben einmal versucht haben, er sollte sich prüfen, um zu erfahren wie ferne es möglich sey das was dieses Bild durch Ueberlieferung verloren haben mag wieder herzustellen, ohne daß dem Hauptbedürfniß der in sich vollendeten Composition geschadet werde. Sodann wäre die Frage, wie die Charaktere zu erhalten und zu erbilden seyn möchten. Ferner könnte dieses Bild, in allen seinen Theilen vollkommen ausgeführt, die Fertigkeit und Geschicklichkeit des Künstlers auf das unwidersprechlichste bewähren.

Hercules und Thiodamas.

Dem Helden, dessen höchstes Verdienst auf tüchtigen Gliedern beruht, gelingt es wohl einen seiner Arbeit gemäßen Humor zu befriedigen, und so ist Hercules auch von dieser Seite bedeutend und dargestellt. Heißhungrig findet er einst, gegen Abend, auf dem schroffsten Theil der Insel Rhodus, von Kindern bewohnt, einen Ackersmann den kümmerlichsten Bodenraum mit der Pflugschar aufreißend. Hercules handelt um die Stiere; gutwillig will sie ihm der Mann nicht abtreten. Ohne Umstände ergreift der Held den einen, tödtet, bratet ihn, weiß Feuer zu verschaffen und sättigt an sich eine gute Mahlzeit bereitend.

Hier steht er, aufmerksam auf das Fleisch, das über den Kohlen bratend schmort. Er scheint mit großem Appetit zu erwarten, daß es bald gar werde, und beinahe mit dem Feuer zu hadern, daß es zu langsam wirke. Die Heiterkeit, welche sich über seine Gesichtszüge verbreitet, wird keineswegs gestört, als der in seinen nützlichen Thieren höchst beschädigte Ackersmann ihn mit Verwünschungen, mit Steinen überfällt. Der Halbgott steht in seinen großen Formen, der Landmann als ein alter, schroffer, strauchelnder, roher, derber Mann, den Körper bekleidet, nur Knies, Arme, was Kraft andeutet, entblößt.

Die Kinder verstehen immerfort, zum Andenken dieses Ereignisses, den Hercules an hohen Festtagen mit Verwünschungen, mit Steinwerfen, und er, in seiner unverwüstlichen guten Laune, thut ihnen immer dagegen manches zu Gute.

Die Kunst, wenn sie lange mit Gegenständen umgeht, wird Herr über dieselben, so daß sie den würdigsten eine leichte, lustige Seite wohl abgewinnt. Auf diesem Wege entspringt auch gegenwärtiges Bild.

Es ist zur Beurtheilung höchst anlockend. Im schönen Gegensatz steht eine große heitere Heldennatur gegen eine rohe andringende kräftige Gewalt. Die erste ruhig, aber bedeutend in ihren Formen, die zweite durch heftige Bewegung auffallend. Man denke sich die Umgebung dazu. Ein zweiter Stier noch am Pfluge, geringes aufgerissenes Erdreich, Felsen daneben, eine glückliche Beleuchtung vom Feuer der. Wäre dies nicht ein schönes Gegenstück zum Ulysses bei dem Cyclopen, im heitersten Sinne ein glücklicher Gegensatz?

Hercules bei Admet.

Und so mag denn dieses heitere Bild unsere diesmalige Arbeit beschließen. Ein treulich mitwirkender Kunstfreund entwarf es vor Jahren, zum Versuch in wie fern man sich der antiken Behandlungsweise solcher Gegenstände einigermaßen nähern könne. Der Raum ist wohl das Doppelte so breit als hoch und enthält drei verschiedene Gruppen, welche kunstreich zusammen verbunden sind. In der Mitte ruht Hercules riesenhaft,

auf Postur gelehnt, und kommt durch diese Lage mit den übrigen Figuren den Figuren in's Gleichgewicht. Der vor ihn gestellte Speisetisch, das unter ihm umgestürzte Weingefäs deuten schon auf reichlich eingenommenen Genuß, mit welchem sich jeder andere wohl begnügt hätte; dem Helden aber soll sich das Gastmahl immerfort erneuern. Deshalb sind zu seiner Rechten drei Diener beschäftigt. Einer, die Treppe heraufkriechend, trägt auf mächtiger Schüssel die fett sein Braten. Ein anderer ihm nach, die schweren Brotkörbe kaum erschleppend. Sie begegnen einem dritten der hinab zum Keller gedenkt, eine umgekehrte Kanne am Henkel schwenkt und mit dem Deckel klappernd über die Trinklust des mächtigen Gastes uns bange scheint. Alle drei mögen sich verdrießlich über die Fassungskraft des Helden besprechen, dessen Finger der rechten Hand den im Alterthum als Ausdruck von Sensualität, so beliebten Akt des Schmausens anzudeuten bemüht sind. Zur Linken aber steht Adonis, eine Schale darreichend, in ruhiger Stellung des freundlichsten Verthes, und so operirt er dem Gast die traurige Szene, die durch einen Vorhang von dem minder bedürftigen offenen Raume getrennt wird, dem Zuschauer hoch nicht verborgen bleibt.

Aus diesem dunklen Winkel, wo eine Anzahl trefflicher Frauen ihre abgeschiedene Herrin bedauern, tritt ein Knabe hervor, der den Vater beim Mantel fassend, ihn dringend zu suchen und ihm Theilnahme an dem traurigen Familienfall aufzumuthigen gedenkt. Durch Gestalt und Haltung dieses Kindes wird nun das Innere mit dem Äußern verbunden, und das Auge kehrt gern über Gast und Knechte die Treppe hinab in das weite Vorhaus, und in den Zeitraum der demselben, wo man noch einem Hausgenossen beschäftigt sieht ein aufgehangtes Schwein zu zerstücken, um die entstehende Stockung des Gastes anzudeuten und auf deren unendlichkeit schrankenlos hinzuweisen.

Da jedoch weder die wohlbedachte Composition, noch die Anmuth der Einzelnheiten, noch weniger das Glück, womit Licht und Schatten, von Farbe begleitet, einander entgegengesetzt sind, sich keineswegs durch Worte aussprechen lassen, so wünschen wir gedachtes Blatt den Kunstfreunden gelegentlich nachgebildet mittheilen, um die früheren Andeutungen durch ein Beispiel anzusprechen und wo möglich zu rechtfertigen.

Mag nun unser Leser zurückkommen auf das Verzeichniß, worin wir sämmtliche Pfeilerstraßische Gemälde verausschickt, so wird er gewiß mit uns die Empfindung theilen, wenn wir bekennen, daß wir hocht ungern uns in der Hoffnung von einer so erfreulichen Ausstellung trennen. Viele Jahre lagen die Verzeichnisse unbenutzt, ein glücklicher Augenblick vergönnte sie wieder vorzunehmen.

Möge das was wir vorgetragen haben nicht blos gelesen, in der Einbildungskraft hervorgerufen werden, sondern in die Thatkraft jüngerer Männer übergehen. Mehr als alle Maximen, die doch jeder am Ende nach Belieben auslegt, können solche Beispiele wirken; denn sie tragen den Sinn mit sich, worauf alles ankommt, und bleiben wo noch zu beleben ist.

Antik und modern.

Da ich in Verstehendem genöthigt war zu Punkten des Alterthums, besonders aber der damaligen bildenden Künstler, so viel Gutes zu sagen, so wünschte ich doch nicht mißverstanden zu werden, wie es leider gar oft geschieht, indem der Leser sich eher auf den Gegenstand wirft, als daß er zu einer billigen Ausgleichung sich geneigt fände. Ich erzähle daher eine dargebotene Gelegenheit um beispielsweise zu erklären, wie es eigentlich gemeint sey, und auf das ewig fortdauernde Leben des menschlichen Thuns und Handelns, unter dem Symbol der bildenden Kunst, hinzudeuten.

Ein junger Freund, Carl Ernst Schubart, in seinem Hefte zur Beurtheilung Goethe's, welches ich in jedem Sinne zu schätzen und dankbar anzuerkennen habe, sagt: « Ich bin nicht der Meinung wie die meisten Bewunderer der Alten, unter die Goethe selbst gehört, daß in der Welt für eine hohe, vollendete Bildung der Menschheit nichts ähnlich Günstiges sich hervorgethan habe wie bei den Griechen. » Gleichergestalt können wir diese Differenz mit Schubarts eigenen Worten in's Gleiche bringen, indem er spricht: « Von « unserm Goethe aber sey es gesagt, daß ich Shakespeare « ihm darum vorziehe, weil ich in Shakespeare einen « solchen tüchtigen, sich selbst unbewußten Menschen des « funden zu haben glaube, der mit höchster Sicherheit, « ohne alles Raisonniren, Reflectiren, Subtilisiren, « Classificiren und Potenziren den wahren und falschen « Punkt der Menschheit überall so genau, mit so nie irren « dem Griff und so natürlich hervorhebt, daß ich « zwar am Schluß bei Goethe immer das nämliche Ziel « erkenne, von vorn herein aber stets mit dem Entgegen « gesetzten zuerst zu kämpfen, es zu überwinden und mich « sorgfältig in Acht zu nehmen habe, daß ich nicht für « blanke Wahrheit hinnehme, was doch nur als ent « schiedener Irrthum angehalten werden soll. »

Hier trifft unser Freund den Nagel auf den Kopf, denn gerade da, wo er mich gegen Shakespeare im Nachtheil findet, stehen wir im Nachtheil gegen die Alten. Und was reden wir von den Alten? Ein jedes Talent, dessen Entwickelung von Zeit und Umständen nicht begünstigt wird, so daß es sich vielmehr erst durch mancherlei Hindernisse durcharbeiten, von manchen Irrthümern sich losarbeiten muß, leidet unendlich im Nachtheil gegen ein gleichartiges, welches Gelegenheit findet sich mit Leichtigkeit auszubilden, und was es vermag, ohne Widerstand auszuüben.

Es hatten Personen Lust, aus der Fülle der Erfahrung, oft bei Gelegenheit ein, was eine Behauptung erläutern und bestärken konnte, deshalb sein folgende Anekdote zu erzählen vergönnt. Ein gewisser Diplomat, der meine Bekanntschaft wünschte, sagte, nachdem er mich bei dem ersten Zusammentreffen nur überhin angesehen

und gesprochen, zu seinen Freunden: Voilà un homme qui a eu de grands chagrins! Diese Worte geben mir zu denken. Der gewandte Geschäftsmann hatte recht gesehen, aber das Phänomen, daß durch den Begriff von Dulden ausgedrückt, was er auch der Gegenwirkung hätte zuschreiben sollen. Ein aufmerksamer, gerader Deutscher hätte vielleicht gesagt: Das ist auch einer der sich's hat sauer werden lassen!

Wenn sich nun in unseren Gesichtszügen die Spur überstandenen Leidens, durchgeführter Thätigkeit nicht auslöschen läßt, so ist es kein Wunder, wenn alles was von uns und unserm Bestreben übrig bleibt, dieselbe Spur trägt und dem aufmerksamen Beobachter auf ein Daseyn hindeutet, das in einer glücklichsten Einheitung, so wie in der nothdürftigsten Beschränkung, sich gleich zu bleiben und wo nicht immer die Würde, doch wenigstens die Hartnäckigkeit des menschlichen Wesens durchzuführen trachtete.

Lassen wir also Altes und Neues, Vergangenes und Gegenwärtiges fahren, und sagen im Allgemeinen: jedes künstlerisch Hervorgebrachte versetzt uns in die Stimmung, in welcher sich der Verfasser befand. War sie heiter und leicht, so werden wir uns frei fühlen; war sie beschränkt, sorglich und bedenklich, so zieht sie uns gleichmäßig in die Enge.

Nun bemerken wir bei einigem Nachdenken, daß hier eigentlich nur von der Behandlung die Rede sey; Stoff und Gehalt kommt nicht in Betracht. Schauen wir sodann diesem gemäß in der Kunstwelt frei umher, so gefallen wir, daß ein jedes Erzeugniß uns Freude macht, was dem Künstler mit Bequemlichkeit und Leichtigkeit gelungen. Welcher Liebhaber besitzt nicht mit Vergnügen eine wohlgerathene Zeichnung oder Radirung unseres Ostadenischen? Hier sehen wir eine solche Unmittelbarkeit an der uns bekannten Natur, daß nichts zu wünschen übrig bleibt. Nur darf es nicht aus seinem Kreise, nicht aus seinem Format herausgehen, wenn nicht alle seine Individualität gegenüber Vortheile sollen verloren seyn.

Wir wagen uns weiter und bekennen, daß Manieristen sogar, wenn sie es nur nicht allzuweit treiben, uns viel Vergnügen machen, und daß wir ihre eigenhändigen Arbeiten sehr gern besitzen. Künstler die man mit diesem Namen benannt, sind mit entschiedenem Talente geboren, allein sie fühlen bald, daß nach Verhältniß der Tage so wie der Schule worein sie gekommen, nicht zu Federn sen Raum bleibt, sondern daß man sich entschließen und fertig werden müsse. Sie bilden sich daher eine Sprache, mit welcher sie, ohne weiteres Bedenken, bisherigen Zustande leicht und kühn behandeln und uns, mit mehr oder minderm Glück, allerlei Wahrbilder vorspiegeln, wodurch denn manchmal ganze Nationen mehrere Decennien hindurch angenehm unterhalten und getäuscht werden, bis zuletzt einer oder der andere wieder zur Natur und höheren Sinnesart zurückkehrt.

Daß es bei den Alten auch zuletzt auf eine solche Art von Manier hinauslief, sehen wir an den Herculanischen Alterthümern; allein die Verbilder waren zu groß, zu frisch, wohlerhalten und gegenwärtig, als daß ihre Hundert-Maler sich hätten ganz in's Nichtige verlieren können.

Treten wir nun auf einen höhern und angenehmern Standpunkt und betrachten das einzige Talent Raphaels. Dieser mit dem glücklichsten Naturell geboren, erwuchs in einer Zeit, wo man redlichste Bemühung, Aufmerksamkeit, Fleiß und Treue der Kunst widmete. Vorausgehende Meister führten den Jüngling bis an die Schwelle, und er brauchte nur den Fuß aufzuheben um in den Tempel zu treten. Durch Peter Perugin zur sorgfältigsten Ausführung angehalten, entwickelt sich sein Genie an Leonard da Vinci und Michel Angelo. Beide gelangten während eines langen Lebens, ungeachtet der reichsten Steigerung ihrer Talente, kaum zu dem eigentlichen Behagen des Kunstwirkens. Jener hatte sich, genau besehen, wirklich mehr gedacht und sich allzusehr am Technischen abgearbeitet, dieser, anstatt uns zu dem was wir ihm schon verdanken, noch Ueberschwenglicheres im Plastischen zu hinterlassen, quält sich die 12 letzten Jahre durch in Steinbrüchen nach Marmorblöcken und Blöcken, so daß zuletzt von allen bedeutenden Heroen des Alten und Neuen Testamentes der einzige Moses fertig wird, als ein Muster-Bild dessen, was hätte geschehen können und sollen. Regibel dagegen wirkt seine ganze Lebenszeit hindurch mit immer gleicher und größerer Leichtigkeit. Gemüthes- und Thatkraft stehen bei ihm in so entschiedenem Gleichgewicht, daß man wohl behaupten darf, kein neuerer Künstler habe so rein und vollkommen gedacht als er und sich so klar auszusprechen. Hier haben wir also wieder ein Talent, das uns aus der ersten Quelle das frischeste Wasser entgegen sendet. Es gräzisirt nirgends; fühlt, denkt, handelt aber durchaus wie ein Grieche. Wir sehen hier das schönste Talent zu eben so glücklicher Stunde entwickelt, als es, unter ähnlichen Bedingungen und Umständen, zu Perikles Zeit geschah.

Und so muß man immer wiederholen: das geborne Talent wird zur Production gefordert, es fordert dagegen aber auch eine natur- und kunstgemäße Entwickelung für sich; es kann sich seiner Vorzüge nicht begeben, und kann sie ohne äußere Zeitbegünstigung nicht gemäß vollenden.

Man betrachte die Schule der Carracci. Hier lag Talent, Ernst, Fleiß und Consequenz zum Grunde, hier war ein Element, in welchem sich schöne Talente natur- und kunstgemäß entwickeln konnten. Wir sehen ein ganzes Dutzend vorzüglicher Künstler von dort ausgehen, jeden in gleichem allgemeinen Sinn sein besonderes Talent üben und bilden, so daß kaum nach der Zeit ähnliche wieder erscheinen konnten.

Sehen wir ferner die ungeheuren Schritte, welche der talentreiche Rubens in die Kunstwelt hinein that! Auch er ist kein Erdgeborner; man schaue die große Erbschaft in die er eintritt, von den Urvätern des 14ten und 15ten Jahrhunderts durch alle die trefflichen des 16ten hindurch, gegen dessen Ende er geboren wird.

Betrachtet man neben und nach ihm die Fülle Niederländischer Meister des 17ten, deren große Fähigkeiten sich bald zu Hause, bald südlich, bald nördlich ausbilden, so wird man nicht läugnen können, daß die unglaubliche Sagacität, womit ihr Auge die Natur durchdrungen, und die Leichtigkeit, womit sie ihr eigenes gesetzliches Behagen ausgedrückt, uns durchaus zu entzücken geeignet sey. Ja, in so fern wir derjenigen Besitzen, beschränken wir uns gern ganze Zeiten hindurch auf Bereicherung und Lieb- selcher Erquickung, und verargen es Kunstfreunden keineswegs, die sich ganz allein im Besitz und Verbreitung dieses Faches befinden.

Und so könnten wir noch hundert Beispiele bringen, das was wir aussprechen, zu bewahrheiten. Die Klarheit der Ansicht, die Heiterkeit der Aufnahme, die Leichtigkeit der Mittheilung, das ist es was uns ergötzt, und wenn wir nun behaupten, dieses alles finden wir in der ächt Griechischen Werken, und zwar geleistet am edelsten Stoff, am würdigsten Gehalt, mit sicherer und vollendeter Ausführung, so wird man uns verstehen, wenn wir immer von dort ausgehen, und immer dort hinweisen. Jeder sey auf seine Art ein Grieche! Aber er sey's.

Eben so ist es mit dem schriftstellerischen Verdienste. Das Faßliche wird uns immer zuerst ergreifen und voll-

kommen befriedigen, ja wenn wir die Werke eines und desselben Dichters vernehmen, so finden wir manche, die auf eine gewisse peinliche Arbeit hindeuten, andere dagegen, weil das Talent dem Gehalt und der Form vollkommen gewachsen war, wie freie Naturerzeugnisse hervortreten. Und so ist unser wiederholtes, aufrichtiges Bekanntniß, daß keiner Zeit verstatt sey das schönste Talent hervorzubringen, daß aber nicht einer jeden gegeben ist es vollkommen würdig zu entwickeln.

Und so führen wir noch zum Schlusse einen neuern Künstler vor, um zu zeigen, daß wir nicht eben gar zu hoch hinaus wollen, sondern auch mit bedingten Werken und Zuständen zufrieden sind. Sebastian Bourdon, ein dem siebzehnten Jahrhundert angehöriger Künstler, dessen Name wohl jedem Kunstfreunde mehrmals um die Ohren gesummt, dessen Talent jedoch in seiner ächten Individualität nicht immer verdiente Anerkennung gefunden hat, liefert uns eine eigenhändig radirte Blätter, in welchen er den Vorwurf der Flucht nach Aegypten vollständig verfaßt.

Man muß zuvörderst den Gegenstand wohl gelten lassen, daß ein bedeutendes Kind aus erhabenem Fürstenstamme, dem beschieden ist dereinst auf die Welt ungeheuren Einfluß zu haben, wodurch das Alte zerstört und ganz Erneutes begonnen heran geführt wird, daß ein solcher Knabe in den Armen der liebevollsten Mutter, unter Obdut des bedächtigsten Greises geflüchtet und mit göttlicher Hülfe gerettet werde. Die verschiedenen Momente dieser bedeutenden Handlung sind hundertmal vorgeführt und manche in reich entsprungene Kunstwerke. Heißen uns oft zur Bewunderung hin.

Von den vier gemeldeten Blättern haben wir jedoch folgendes zu sagen, damit ein Liebhaber, der sie nicht selbst vor Augen schaut, einigermaßen unsern Beifall beurtheilen möge. Ja diesen Blättern erscheint Joseph als die Hauptperson, vielleicht waren sie für eine Capelle dieses Heiligen bestimmt.

I.

Das Local mag für den Stall zu Bethlehem, unmittelbar nach dem Scheiden der drei frommen Magier, gehalten werden, denn in der Tiefe sieht man noch die beiden bewußten Thiere. Auf einem erhöhten Hinterraum ruht Joseph, anständig in Falten gehüllt, auf das Gepäck gebettet, neben den beiden Sattel gelehnt, worauf das heilige Kind, so eben erwachend, sich rührt. Die Mutter daneben ist in frommem Gebete begriffen. Mit diesem ruhigen Tagesanbruch contrastirt ein hochst bewegter gegen Joseph heran schwebender Engel, der mit beiden Händen nach einer Gegend hindeutet die, mit Tempeln und Obelisken geschmückt, ein Traumbild Aegyptens hervorruft. Zimmermanns Handwerkzeug liegt ordnungsmäßig am Boden.

II.

Zwischen Ruinen hat sich die Familie, nach einer starken Tagreise, niedergelassen. Joseph, an das belaubte Gestöre, aus einem Steinwege sich nährende Thier gelehnt, scheint einer augenblicklichen Ruhe sicherer zu genießen; aber ein Engel führt hinter ihm her, ergreift seinen Mantel und deutet nach dem Meere hin. Joseph, in die Höhe schauend und zugleich nach des Thieres Futter hinblickend, wachte nach kurz. Frist für das wilde Gethier erhalten. Die heilige Mutter, die sich mit dem Kind beschäftigt, schaut verwundert nach dem seltsamen Zwiegespräch herum; denn der Himmlische mag ihr unsichtbar sey.

III.

Drückt eine elende Wanderschaft vollkommen aus. Sie lassen eine große Bergkette zur Rechten hinter sich. Knapp am Zaum führt Joseph das Thier einen Pfad hinab, in welchen sich die Einbildungskraft um desto steiler denkt, weil wir davon gar nichts, sondern gleich unten hinter dem Vordergrunde das Meer sehen. Die Mutter, auf dem Sattel, weiß von keiner Gefahr; ihre Blicke sind redlig in das schlafende Kind versenkt. Sehr geschwind ist die Eile der Wandernden dadurch angedeutet, daß sie sehen das Bild größtentheils durchzogen haben und im Begriff sind auf der linken Seite zu verschwinden.

IV.

Ganz im Gegensatz des vorigen, ruhen Joseph und Maria in der Mitte des Bildes auf dem Gemälde eines Mahrenmanns. Joseph, bedächtig sitzend und herüber gelehnt, deutet auf ein im Vordergrund umgestürztes Götzenbild und schaut der heiligen Mutter dieses bedeutende Zeichen zu erklären. Sie, das Kind an der Brust, schaut ernst und verdrossen, ohne daß man wüste wonach sie blickt. Das entblößte Ufer schmaust hinterwärts an reich grünenden Zweigen. In der Ferne sehen wir die Obelisken wieder, auf die im Traume gedeutet war. Palmen in der Nähe überzeugen uns, daß wir in Aegypten angelangt sind.

Alles dieses hat der bildende Künstler in so engen Räumen mit leichten aber glücklichen Zügen dargestellt. Durchdringendes, verständiges Denken, geistreiches Leben, Auffassen des Unentbehrlichsten. Beseitigung alles Verdrießlichen, glücklich flüchtige Behandlung im Ausführen; dies sind die was wir an unsern Blättern rühmen, und mehr bedarf es nicht: denn wir finden hier so gut als irgend wo die Höhe der Kunst erreicht. Der Parnaß ist ein Mont Serrat, der viele Ansiedelungen, in manchfaltigen Etagen erlaubt; ein jeder gehe hin, versuche sich und er wird eine Stelle finden, es sey auf Gipfeln oder in Winkeln.

Abendmahl von Leonard da Vinci

zu Mailand.

Joseph Bossi

über Leonard da Vinci's Abendmahl zu Mailand.

Geschrieben 1. Januar 1810.

Der Verfasser dieses bedeutenden Werkes, ein Mailänder, geboren 1777, von der Natur begabt mit schönen Fähigkeiten die sich früh entwickelten, vor allem aber mit Neigung und Geschick zur bildenden Kunst ausgestattet, scheint aus sich selbst und an Leonard da Vinci's Verlassenschaft sich heran gebildet zu haben. So viel wissen wir übrigens von ihm, daß er nach einem sechsjährigen Aufenthalte in Rom und seiner Rückkunft in's Vaterland, als Director einer neu zu belebenden Kunstakademie angestellt ward.

So zum Nachdenken als wie zum Arbeiten geneigt, hatte er die Grundsätze und Geschichte der Kunst sich eigen gemacht, und durfte daher das schwere Geschäft übernehmen, in einer wohldurchdachten Copie das berühmte Bild Leonards da Vinci, das Abendmahl des Herrn, wieder herzustellen, damit solches in Mosaik gebracht, und für ewige Zeiten erhalten würde. Wie er dabei verfahren, davon giebt er in genanntem Werke Rechenschaft, und unsere Absicht ist eine kurze Darstellung seiner Bemühungen zu liefern.

Allgemein wird dieses Buch von Kunstfreunden günstig aufgenommen, solches aber näher zu beurtheilen ist man in Weimar glücklicherweise in den Stand gesetzt: denn indem Bossi ein gänzlich verdorbenes, übermaltes Original nicht zum Grund seiner Arbeit legen konnte, sah er sich genöthigt, die verhandenen Copien desselben genau zu studiren, er zeichnete von drei Wiederholungen die Köpfe, wobl auch Hände durch, und suchte möglichst in den Geist seines großen Vorgängers einzudringen und dessen Absichten zu erraten, da er denn zuletzt durch Urtheil, Wahl und Gefühl geleitet, seine Arbeit vollendete, zum Vorbild einer nunmehr schon fertigen Mosaik. Gedachte Durchzeichnungen finden sich sämmtlich in Weimar, als ein Gewinn der letzten Reise Ihro Königlichen Hoheit des Großherzogs in die Lombardei; von wie großem Werth sie aber seyen, wird sich in der Folge dieser Darstellung zeigen.

Aus dem Leben Leonards.

Vinci, ein Schloß und Herrschaft in Val d'Arno, nahe bei Florenz, hatte in der Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts einen Besitzer Namens Pierro, dem ein natürlicher Sohn, von einer uns unbekannt gebliebenen Mutter, geboren ward. Dieser, Leonard genannt, erwies gar bald als Knabe sich mit allen ritterlichen Eigenschaften begabt; Stärke des Körpers, Gewandtheit in allen Leibesübungen, Anmuth und gute Sitten waren ihm verliehen, mächtig aber zeigte sich Leidenschaft und Fertigkeit zur bildenden Kunst, deshalb man ihn sogleich nach Florenz zu Verocchio, einem denkenden, durchaus theoretisch begründeten Manne in die Lehre that, da denn Leonard seinen Meister praktisch bald übertraf, ja demselben das Malen verleidete.

Die Kunst befand sich damals auf einer Stufe wo ein großes Talent mit Glück antreten und sich im Gange seiner Thätigkeit zeigen kann; sie hatte sich schon seit zwei Jahrhunderten von der magern Strenge jener Byzantinischen Schule losgesagt, und sogleich durch Nachahmung der Natur, durch Ausdruck frommer, sittlicher Gesinnungen, ein neues Leben begonnen, der Künstler arbeitete trefflich, aber unbewußt, ihm gelang was ihm sein Talent eingab, wohin sein Gefühl ihn trug, so weit sein Geschmack sich ausbildete, aber keiner vermochte noch sich Rechenschaft zu geben von dem Guten was er leistete, und von seinen Mängeln, wenn er sie auch empfand und bemerkte. Wahrheit und Natürlichkeit hat jeder im Auge, aber eine lebendige Einheit fehlt, man findet die herrlichsten Anlagen, und doch ist keins der Werke vollkommen ausgedacht, völlig zusammen gedacht; überall trifft man auf etwas Zufälliges, Fremdes, noch sind die Grundsätze nicht ausgesprochen, wornach man seine eigne Arbeit beurtheilt hätte.

In solche Zeit kam Leonard, und wie ihm bei anderer Kunstfertigkeit die Natur nachzuahmen leicht war, so bemerkte sein Tiefsinn gar bald, daß hinter der äußern Erscheinung, deren Nachbildung ihm so glücklich gelang, noch manches Geheimniß verborgen liege, nach dessen Erkenntniß er sich unermüdet bestreben sollte; er suchte daher die Gesetze des organischen Baues, den Grund der Proportion, bemühte sich um die Regeln der Perspective, der Zusammenstellung, Haltung und Färbung seiner Gegenstände im gegebenen Raum, genug alle Kunsterfordernisse suchte er mit Einsicht zu durchdringen; was ihm aber besonders am Herzen lag, war die Verschiedenheit menschlicher Gesichtsbildung, in welcher sich sowohl der bestimmende Charakter, als die momentane Leidenschaft dem Auge darstellt, und dieses wird der Punkt seyn, wo wir, das Abendmahl betrachtend, am längsten zu verweilen haben.

Dessen öffentliche Werke.

Die unruhigen Zeiten, welche der unglückliche Peter Medicis über Florenz herzog, trieben Leonarden in die Lombardei, wo eben nach dem Tode des Herzogs Francisco Sforza, dessen Nachfolger Ludwig, mit dem Zunamen il Moro, seinem Vorgänger und sich selbst, durch allerlei Geschäft und Thätigkeit Ehre machen, auch die eigne Regierung durch Kunstwerke zu verherrlichen gedachte. Hier nun erwirbt Leonard sogleich

den Auftrag eine riesenhafte Reiterstatue vorzubereiten. Das Modell des Pferdes war nach mehreren Jahren zur allgemeinen Bewunderung fertig. Da man es aber bei einem Feste, als das Prächtigste was man aufführen konnte, in der Reihe mit hinzog, zerbrach es, und der Künstler sah sich genöthigt das zweite vorzunehmen; auch dieses ward vollendet. Nun zogen die Franzosen über die Alpen; es thurnte den Soldaten als Zielbild, sie schossen es zusammen, und so ist uns von beiden, die ein Arbeit von sechzehn Jahren aufkehrt, nichts übrig geblieben. Daran erkennen wir, daß eitle Prunksucht, eben so wie roher Unverstand, den Künsten zum höchsten Schaden gereicht.

Nur im Vorübergehen gedenken wir der Schlacht von Anghiari, deren Carton er zu Florenz mit Michel Angelo wetteifernd ausarbeitete, und des Bildes der heiligen Anna, wo Großmutter, Mutter und Tochter, Schooß auf Schooß, kunstreich zusammen gruppirt sind.

Das Abendmahl.

Wir wenden uns nunmehr gegen das eigentliche Ziel unserer Betrachtung, zu dem Abendmahl, welches im Kloster alle Grazie zu Mailand auf die Wand gemalt war; möchten unsere Leser Morghens Kupferstich vor sich nehmen, welcher hinreicht uns sowohl über das Ganze, als wie das Einzelne zu verständigen.

Die Stelle wo das Bild gemalt ist, wird allererdrerst in Betrachtung gezogen: denn hier thut sich die Wahrheit des Künstlers in ihrem Brennpunkte vollkommen hervor. Konnte, für ein Refectorium, etwas schicklicher und oder auszudenken werden als ein Schiedsmahl, das der ganzen Welt für alle Zeiten als heilig gelten sollte?

Als Reisende haben wir dieses Speisezimmer vor manchen Jahren noch unzerstört gesehen. Dem Eingang an der schmalen Seite gegenüber, im Grunde des Saals, stand die Tafel des Priors, zu beiden Seiten die Mönchstische, sämmtlich auf einer Stufe vom Boden erhöht, und nun wenn der Hereintretende sich umkehrte, sah er an der vierten Wand, über den nicht allzudicken Thüren, den vierten Tisch gemalt, am denselben Christus und seine Jünger eben als wenn sie zur Gesellschaft gehörten. Es muß zur Speise stunde ein bedeutender Anblick gewesen seyn, wenn die Tische des Priors und Christi als zwei Gebäude auf einander blickten, und die Mönche an ihren Tafeln sich dazwischen eingeschlossen fanden. Und eben deshalb mußte die Weisheit des Meisters verbindenden Mönchssitte zum Verdruß nehmen. Auch ist gewiß das Tischtuch mit seinen gesetzlichen Falten, gemusterten Streifen und aufgenähten Zipfeln aus der Waschkammer des Klosters genommen, Schüsseln, Teller, Becher und sonstiges Geräthe gleichfalls denjenigen nachgeahmt, der sich die Mönche bedienten.

Hier war also keineswegs die Rede von Anwälzung an ein unsicheres, veränderliches Costum. Gedeckt ungefähr wie es gewesen, an diesem Orte die heilige Gesellschaft auf Pfeiler aufgebaut. Nun! sie sollte der Gegenwart angehören werden, Christus sollte sein Abendmahl bei den Commensalen zu Mai und einnehmen.

Auch in manch anderm Betracht mußte das Bild große Wirkung thun. Ungefähr sein Fuß über der Erde nehmen die dreizehn Figuren, sämmtlich etwa sechzehnthalbmal die Lebenshöhe gehalten, den Raum von acht und zwanzig Pariser Fuß der Länge nach ein. Nur mit derselben stets man ganz an den entgegengesetzten Enden der Tafel, die übrigen sind Halbfiguren, und auch der fand der Künstler in der Nothwendigkeit seinen Vortheil. Jeder sittliche Ausdruck geht nur dem obern Theile des Körpers an, und die Füße sind in solchen Fällen überall im Wege, der Künstler schuf sich hier eine Halbfigurenthum Schooß und Arme von Tisch und Tischtuch bedeckt wird, unten aber die Füße im beschränkenden Dämmerlicht kaum bemerklich seyn sollten.

Nun suche man sich an Ort und Stelle, denke sich die sittliche ruhige Ruhe, die in einem solchen mönchischen Speisesaale obwaltet, und betrachte den Künstler, der seinem Bilde kräftige Erschütterung, leidenschaftliche Bewegung einhaucht, und, indem er sein Kunstwerk möglichst in die Natur hineinbringt, es abermals mit der nächsten Wirklichkeit in Contrast setzt.

Das Auffassungsmittel, wodurch der Künstler die ruhig heilige Abendtafel erschüttert, sind die Worte des Meisters: Einer ist unter euch der mich verrath! Ausgesprochen sind sie, die ganze Gesellschaft kommt darüber in Unruhe; er aber neigt sein Haupt, senkten Blickes, die ganze Stellung, die Bewegung der Arme, der Hände alles wiederholt mit himmlischer Friedenheit die unglücklichen Worte, das Schweigen selbst bestätigt: Ja es ist nicht anders! Einer ist unter euch der mich verrath.

Ehe wir aber weiter gehen, müssen wir ein großes Mittel entwickeln, wodurch Leonard dieses Bild hauptsächlich belebte: es ist die Bewegung der Hände; dies konnte aber auch nur ein Italiäner finden. Bei seiner Nation ist der ganze Körper geistreich, alle Glieder nehmen Theil an jedem Ausdruck des Gefühls, der Leidenschaft, ja des Gedankens. Durch verschiedene Gestaltung und Bewegung der Hände drückt er aus: »Was kümmert's mich! — Komm der! — Dies ist ein Schelm, — nimm dich in Acht vor ihm! — Er soll nicht lange leben! — Dies ist ein Hauptpunkt. Dies merkt beobachtet wohl, meine Zuhörer!« — Einer solchen Nationalgeschicklichkeit mußte der, alles Charakteristische höchst aufmerksam betrachtende Leonard sein forschendes Auge besonders zuwenden; hieran ist das gegenwärtige Bild einzig, und man kann ihm nicht genug Betrachtung widmen. Vollkommen übereinstimmend ist Gesichtsordnung und jede Bewegung, auch dabei eine dem Auge gleichfällige Zusammen- und Gegeneinanderstellung aller Glieder auf das lebenswürdigste geleistet.

Die Gestalten unterbrechen zu beiden Seiten des Herrn lassen sich drei und drei zusammen betrachten, wie sie denn auch so jedesmal in Gruppen gedacht, in Verhältniß gestellt, und doch in Bezug auf ihre Nachbarn gehalten sind. Zunächst an Christi rechter Seite Johannes, Judas und Petrus.

Petrus, der entfernteste, fährt, nach seinem heftigen Charakter, als er des Herrn Wort vernommen, also hinter Judas her, der sich, erschrocken aufmerksam scheint, vorwärts über den Tisch dringt, mit der rechten, festgeschlossenen Hand den Beutel hält, mit der linken aber eine unwillkührlich krampfhafte Bewegung macht, als wollte er sagen: Was soll das heißen? — Was soll das werden? Petrus hat indessen mit seiner linken Hand des guten Johannes rechte Schulter gefaßt, hindurchend auf Christum, und ungeduldig den sanft dem Jünger anwendet, er solle fragen, wer denn der Verräther sey? Einen Messerzeit in der Rechten setzt er dem Judas unwillkührlich zufällig in die Nähe, wodurch dessen erschrockene Verwunderung, die sogar ein Stoßen mit einbegriffen, glücklich bewirkt wird. Diese Gruppe kann als die zweite gedacht die Bilder angesehen werden, sie ist die vollkommenste.

Wenn nun auf der andern Seite des Herrn mit mäßiger Bewegung unmittelbare Ruhe angedeutet wird, entspringt auf einer solchen lebhaften Gruppe und Absehen der dem Betrüger. Jacobus der ältere beugt sich der Schwelle zurück, breitet die Arme aus, starrt, das Haupt niederschlagend vor sich hin, wie einer der das

Ungeheure, das er durch's Ohr vernimmt, schon mit Augen zu sehen glaubt. Thomas erscheint hinter seiner Schulter hervor, und, sich dem Heiland nähernd, hebt er den Zeig-finger der rechten Hand gegen die Stirne. Philippus, der dritte zu dieser Gruppe gehörige, rundet sie aufs lieblichste; er ist aufgestanden, beugt sich gegen den Meister, legt die Hände auf die Brust, mit großer Klarheit aussprechend: Herr, ich bin's nicht! Du weißt es! Du kennst mein reines Herz. Ich bin's nicht!

Und nunmehr gehen uns die benachbarten drei Figuren dieser Seite neuen Stoff zur Betrachtung. Sie unterhalten sich unter einander über das schrecklich Vernommene. Matthäus wendet mit eifriger Bewegung das Gesicht links zu seinen beiden Genossen, die Hände hingegen streckt er mit Schnelligkeit gegen den Meister, und verbindet so, durch das unscheinbarste Kunstmittel, seine Gruppe mit der vorhergehenden. Thaddäus zeigt die declinde Ueberraschung, Zweifel und Argwohn; er hat die linke Hand offen auf den Tisch gelegt, und die rechte dergestalt erhoben, als stehe er im Begriff mit dem Rücken derselben in die linke einzuschlagen; eine Bewegung, die man wohl auch von Naturmenschen sieht, wenn sie bei unerwartetem Vorfall ausdrücken wollen: Hab' ich's nicht gesagt! Habe ich's nicht immer vermuthet! — Simon sitzt höchst würdig am Ende des Tisches, mit seinen daher dessen ganze Figur; er, der älteste von allen, ist reich mit Falten bekleidet, Gesicht und Bewegung zeigen, er sey betroffen und nachdenkend, nicht erschüttert, kaum bewegt.

Wenden wir nun die Augen sogleich auf das entgegengesetzte Tischende, so sehen wir Bartholomäus, der auf dem rechten Fuß, den linken übergeschlagen, steht, mit beiden ruhig auf den Tisch gestemmten Händen seinen übergebogenen Körper unterstützend. Er horcht, wahrscheinlich zu vernehmen was Johannes vom Herrn aussagen wird: denn überhaupt scheint die Anregung des Lieblingsjüngers von dieser ganzen Seite auszugehen. Jacobus der jüngere, neben und hinter Bartholomäus, legt die linke Hand auf Petrus Schulter, so wie Petrus auf die Schulter Johannis, aber Jacobus mild, nur Aufklärung verlangend, wo Petrus schon Rache droht.

Und also wie Petrus hinter Judas, so greift Jacob der jüngere hinter Andreas her, welcher als eine der bedeutendsten Figuren mit halbaufgehobenen Armen die flachen Hände vorwärts zeigt, als entschiedenen Ausdruck des Entsetzens, der in diesem Bilde nur einmal vorkommt, daer in andern weniger geistreich und gründlich gedachten Werken sich leider nur zu oft wiederholt.

Technisches Verfahren.

Indem uns nun noch manches über Gestalten und Gesichtsbildung, Bewegung, Bekleidung zu sagen übrig bleibt, wenden wir uns zu einem andern Theil des Vortrags, von welchem wir nur Betrübniß erwarten können: es sind nämlich die mechanisch-, chemisch-physischen und technischen Kunstmittel, welche der Künstler anwendete das herrliche Werk zu verfertigen. Durch die neuesten Untersuchungen wird es nur allzudeutlich, daß es auf die Mauer mit Oelfarbe gemalt geweseu; dieses Verfahren, schon längst mit Vortheil ausgeübt, mußte einem Künstler wie Leonard höchst willkommen seyn, der, mit dem glücklichsten Blick die Natur anzuschauen geboren, sie zu durchschauen trachtete, um ihr Inneres im Aeußern darzustellen.

Wie groß dieß Unternehmung, ja wie sie anmaßend sey, fällt bald in die Augen, wenn wir bedenken daß die Natur von innen herausarbeitet, und sich selbst erst unendliche Mittel vorbereiten muß, ehe sie, nach tausendfältigen Versuchen, die Organe aus und an einander zu entwickeln fähig wird, um eine Gestalt wie die menschliche hervorzubringen, welche zwar die höchsten innerlichen Vollkommenheiten darzustellen offenbart, das Mißlingen aber, wohinter die Natur sich verbirgt, mehr zu verwinden als zu lösen scheint.

Das Innere nun im Aeußern gewissenhaft darzustellen, war nur der größten Meister höchster und einziger Wunsch; sie trachteten nicht nur den Begriff des Gegenstandes treffend wahr nachzubilden, sondern die Abbildung sollte sich an die Stelle der Natur selbst setzen, ja, in Absicht auf Erscheinung, sie übertreffen. Hier war nun vor allem die höchste Aufmerksamkeit nöthig, und wie sollte diese andere als nach und nach zu leisten seyn. Ferner war unerläßlich, daß man irgend einen Anstrich anbringen und auffrischen könne; diese Vortheile und noch so viele andere bietet die Oelmalerei.

Und so hat man denn nach genauer Untersuchung gefunden, daß Leinöl ein Gemisch von Mastix, Pech und andern Antheilen, mit warmen Eisen auf den Mauerbewurf gezogen. Ferner, um sowohl einen völligen glatten Grund als auch eine größere Sicherheit gegen äußere Einwirkung zu erhalten, gab er dem Ganzen einen zarten Ueberzug von Weinöl, auch golden und seinen Thonerden. Aber eben diese Sorgfalt scheint dem Werke geschadet zu haben: denn wenn auch dieser letzte zarte Oelfirnß im Anfange, als die darauf getragnen Farben des Bildes genugsame Nahrung hatten, seinen Theil daran aufnahm und sich eine Weile guthielt, so verlor er doch, als das Oel mit der Zeit austrocknete, gleichfalls seine Kraft und fing an zu reißen, da denn die Feuchtigkeit der Mauer durchdrang und zuerst den Moder erregte, durch welchen das Bild nach und nach unscheinbar ward.

Ort und Platz.

Was aber noch mehr traurige Betrachtungen erregt, ist leider daß man, als das Bild gemalt wurde, dessen Untergang aus der Beschaffenheit des Gebäudes und der Lage desselben weissagen konnte. Herzog Ludwig, aus Absicht oder Grille, nöthigte die Mönche ihr verfallendes Kloster an diesem widerwärtigen Orte zu erneuern, daher es denn schlecht und wie zur Frohne gebaut worden. Man sieht in den alten Umgängen elende, liederlich gearbeitete Säulen, große Bogen mit kleinen abweichselnd, ungleiche, angegrifene Ziegeln, Materialien von alten abgetragnen Gebäuden. Wenn man nun so an äußerlichen, dem Wind des Wetters ausgesetzten Stellen verfuhr, so läßt sich fürchten, daß die innern Mauern, welche übertüncht werden sollten, noch schlechter behandelt worden. Hier mochte man verwitterte Backsteine und andere von schädlichen Salzen durchdrungene Mineralien verwenden, welche die Feuchtigkeit des Locals einsogen und verderblich wieder ausdunsteten. Ferner stand die unglückliche Mauer, welche ein so großes Stück auszutrocknen war, gegen Norden, und überdieß in der Nähe der Küche, der Speisekammer, der Kranken, und wie traurig! daß ein so vorsichtiger Künstler, der seine Farben nicht genugsam wählen und verfeinern, seine Firnisse nicht genug klären konnte, durch Umstände genöthigt war, gerade Platz und Ort, wo das Bild stehen sollte, den Hauptpunkt worauf alles ankommt, zu übersehen, oder nicht genug zu bedenken.

Wäre aber doch trotz allem diesem das ganze Kloster auf einer Höhe gestanden, so würde das Uebel nicht auf einen solchen Grad erwachsen seyn. Es liegt aber so tief, daß Refectorium tiefer als das Ufertrige, so daß im Jahr 1800 bei anhaltendem Regen das Wasser darin über

drei Palmen stand, welches uns zu folgern berechtigt, daß das entsetzliche Gewässer, welches 1500 niederging und überschwoll, sich auf gleiche Weise hierher erstreckt habe. Denke man sich auch, daß die damaligen Geistlichen das Möglichste zur Austrocknung gethan, so blieb leider noch genug eingesogene Feuchtigkeit zurück, und diese erregte sich sogar schon zu der Zeit als Leonard noch malte.

Etwa zehn Jahre nach vorerwähnter Bilde überfiel eine schreckliche Pest die gute Stadt, und wie kann man den kränkten Geistlichen zumuthen, daß sie, von aller Welt verlassen, in Todesgefahr schwebend, für das Gemälde ihres Speisesimmers Sorge tragen sollten?

Kriegsunruhen und unglückliche anderweitige Unglück, welches die Lombardei in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts betraf, verursachten gleichfalls die gänzliche Vernachlässigung solcher Werke, da denn das unsere, bei den schon angefahrten innern Mängeln, besonders der Mauer, des Tünchgrundes, vielleicht der Malerei selbst, dem Verderben schon überlegt war. In der Hälfte des 16ten Jahrhunderts sagt ein Reisender, das Bild sey bald verdorben; ein anderer sieht darin nur einen blinden Flecken; man beklagt das Bild als schon verloren, versichert, man sehe es kaum und schlecht; einer nennt es völlig unbrauchbar, und so sprechen alle spätern Schriftsteller dieser Zeit.

Aber das Bild war doch immer noch da, und wenn auch gegen seine erste Zeit nur ein Schatten, es war noch vorhanden. Jetzt aber nach und nach tritt die Furcht ein, es völlig zu verlieren: die Sprünge vermehren sich, sie laufen zusammen, und die große farbige Fläche, in unzählige kleine Krusten zersprengt, droht Stück vor Stück herabzufallen. Von diesem Zustande gerührt, läßt Cardinal Friedrich Borromeo 1612 eine Copie fördern, deren wir nur vorläufig dankbar gedenken.

Zunehmendes Verderbniß.

Allein nicht nur der Zeitenlauf, in Verbindung mit gedachten Umständen, nein die Wächter selbst, die Einhüter und Bewahrer hätten seyn sollen, veranlaßten sein größtes Verderben, und bedeckten dadurch ihr Andenken mit ewiger Schande. Die Thüre schien ihnen zu niedrig, durch die sie in's Refectorium gehen sollten, sie war symmetrisch mit einer andern im Sockel angebracht, worauf das Bild fußte. Sie verlangten einen majestätischen Eingang in dieß ihnen so theure Gemach.

Eine Thüre, weit größer als nöthig, ward in die Mitte gebrochen, und, ohne Pietät, weder gegen den Maler noch gegen die abgebildeten Verklärten, zerstörten sie die Füße einiger Apostel, ja Christi selbst, und hier fängt der Ruin des Bildes eigentlich an! Denn da, um einen Bogen zu wölben eine weit größere Lücke als die Thüre in die Mauer gebrochen werden mußte, so ging nicht allein mehr von der Fläche des Bildes verloren, sondern die Hammer- und Hackenschläge erschütterten das Gemälde in seinem eigenen Felde, an vielen Orten ging die Kruste los, deren Stücke man wieder mit Nägeln befestigte.

Späterhin war das Bild durch eine neue Geschmacklosigkeit verunstaltet, indem man ein landschaftliches Wappenschild unter der Decke befestigte, welches, Christi Schenkel fast berührend, wie die Thüre von unten, so nun auch von oben des Herrn Gegenwart beengte und entwürdigte. Von dieser Zeit an besprach man die Wiederherstellung immer aufs neue, unternommen wurde sie später: denn welcher ächte Künstler mochte die Gefahr einer solchen Verantwortung auf sich nehmen? Unglücklicherweise entlich im Jahre 1726 meldet sich Bellotti, arm an Kunst, und zugleich, wie gewöhnlich, mit Anmaßungen überflüssig begabt, dieser, marktschreierisch, rühmte sich eines besondern Geheimnisses, womit er das verblichene Bild in's Leben zu rufen sich unterfange. Mit einer kleinen Probe bethört er die kenntnißlosen Mönche, seine Kühnheit wird solch ein Schutz vertrauen, den er sogleich mit Pretervorschlägen verdienlicht, und nun, dahinter verborgen, mit kunstschändlicher Hand das Werk von oben bis unten übermalt. Die Mönchlein bewunderten das Geheimniß, das er ihnen, um sie völlig zu betrügen, in einem gemeinen Firnis mittheilte, damit sollten sie, wie er sie versicherte, sich künftig aus allen Verlegenheiten ziehen.

Ob sie bei einer neuen bald eintretenden Uebermalung des Bildes von diesem köstlichen Mittel Gebrauch gemacht, ist nicht bekannt, aber gewiß ward es noch einigemal theilweise aufgefrischt, und zwar mit Wasserfarbe, wie sich noch an einigen Stellen bemerken läßt.

Indessen verdarb das Bild immer und weiter, und auf's neue ward die Frage inwiefern es noch zu erhalten sey, nicht ohne manchen Streit unter Künstlern und Anordnenden besprochen. De Giorgi, ein dasiger Mann von mäßigem Talent, aber einsichtig und eifrig, kannte die wahren Kunst, konnte begierlich als seine Hand dahin zu führen, wo Leonard die seinige gehalten hatte.

Endlich 1770, auf wiederholtes Andringen, aber Einsicht ermangelnden Briefs, durch Nachgiebigkeit eines dermaligen Priors, ward einem gewissen Mazza das Geschäft abgetragen; dieser pfuschte meisterhaft; die wenigen alten Originallinien, obschon durch fremde Hand unsinnig getrübt, waren seinem steifen Pinsel ein Aergerniß, er beschabte sie mit Eisen, und bereitete sich glatte Stellen, die Züge seiner frechen Kunst hinzuzeichnen, ja mehrere Köpfe wurden auf gleiche Weise behandelt.

Darüber nun regten sich Männer und Kunstfreunde in Mailand, sämmtlich tadelte man Gemälde und Stümper. Lebhafte, wunderliche Geister schürten zu, und die Gährung ward allgemein. Mazza, der zu der Rechten des Heilands zu malen angefangen hatte, hielt sich verlegen an die Arbeit, daß er auch zur Linken anfange, und nun andeutend blieben die Köpfe des Matthäus, Thaddäus und Simon. Auch an diesen gedachte er Bellotti's Arbeit auszutilgen, und mit ihm um den Namen eines Charlatans zu wetteifern. Dagegen aber wollte das Geschick, daß, nachdem der abdankende Prior einen auswärtigen Ruf angenommen, sein Nachfolger, ein Kunstfreund, nicht geduldete den Mazza sogleich zu entfernen, durch welchen Schritt genannte drei Köpfe in so fern gerettet worden, daß man das Verfahren des Bellotti darnach beurtheilen kann. Und zwar gab dieser Umstand wahrscheinlich zu der Sage Gelegenheit: es seyen noch drei Köpfe des ächten Originals übrig geblieben.

Seit jener Zeit ist nach mancher Berathschlagung nichts geschehen, und was hätte man denn an einem dreihundertjährigen Leichnam noch einzusammeln sollen. Siebenhundert und sechsundneunzig überstieg das Französische Heer siegreich die Alpen, der General Bonaparte führte sie an. Jung, ruhmbegierig und Gerühmtes aufsuchend, ward er vom Namen Leonardo an den Ort gezogen, der uns nun so lange fest hält.

Er verordnete gleich, daß hier keine Kriegsverheerung seyn, noch andrer Schaden geschehen solle, unterschrieb die Ordre auf dem Anker, ehe er zu Pferde stieg. Kaum darauf mißachtete diese Befehle ein anderer General, brach die Thüre einschlagen, und verwandelte den Saal in Stallung.

Der Aufguß des Mazza hatte schon seine Lebhaftigkeit verloren, und der Pferdedunst der nunmehr, schimmer als der Staub dampf von menschlicher Anrichte, anhaftend die Wände beschlug, erregte neuen Mehr über dem Bilde, ja die Feuchtigkeit sammelte sich

so stark, daß sie streifsweise herunterlief, und ihren Weg mit weiser Spur bezeichnete. Nachher ist dieser Saal bald zum Heumagazin, bald zu andern immer militärischen Bedürfnissen mißbraucht worden.

Endlich gelang es der Administration den Ort zu schließen, zu vermauren, so daß eine ganze Zeit lang diejenigen die das Abendmal sehen wollten, auf einer Sprossenleiter von der außerhalb zugänglichen Kanzel herabsteigen mußten, von wo sonst der Vorleser die Speisenden erbaute.

Im Jahr 1800 trat die große Überschwemmung ein, verbreitete sich, versumpfte den Saal und verwehrte höchlich die Feuchtigkeit; hierauf ward 1801, auf Boisserée's Veranlassung, der sich dazu als Secretär der Akademie brechte gt fand, eine Thüre eingesetzt, und der Verwaltungsrath versprach fernere Sorgfalt. Endlich verordnete 1807 der Vicekönig von Italien, dieser Ort solle wieder hergestellt und zu Ehren gebracht werden. Man setzte Fenster ein, und einen Theil des Bodens, errichtete Gerüste, um zu untersuchen, ob sich noch etwas thun lasse. Man verlegte die Thüre an die Seite, und seit der Zeit findet man keine merkliche Veränderung, obgleich das Bild dem genauern Beobachter, nach Beschaffenheit der Atmosphäre, mehr oder weniger getrübt erscheint. Möge, da das Werk selbst so gut als verloren ist, seine Spur, zum traurigen, aber frommen Andenken künftigen Zeiten aufbewahrt bleiben!

Copien überhaupt.

Ehe wir nun an die Nachbildungen unseres Gemäldes, deren man fast dreißig zählt, gelangen, müssen wir von Copien überhaupt einige Erwähnung thun. Sie kamen nicht in Gebrauch als bis jedermann gestand, die Kunst habe ihren höchsten Gipfel erreicht, da denn geringere Talente, die Werke der größten Meister schauend, an eigner Kraft, nach der Natur, oder aus der Idee, ähnliches hervorzubringen verzweifelten, womit denn die Kunst, welche sich nun als Handwerk abschloß, anfing ihre eigenen Geschäfte zu wiederholen. Diese Unfähigkeit der meisten Künstler blieb den Liebhabern nicht verborgen, die, weil sie sich nicht immer an die ersten Meister wenden konnten, geringere Talente aufreizen und bezahlten, da sie denn, um nicht etwas ganz Ungeschicktes zu erhalten, lieber Nachahmungen von anerkannten Werken bestellten, um doch einigermaßen gut bedient zu seyn.

Nun begünstigten das neue Verfahren sowohl Eigenthümer als Künstler durch Kargheit und Uebereilung, und die Kunst erniedrigte sich vorsätzlich, aus Grundsatz zu copiren.

Im funfzehnten Jahrhundert und im vorhergehenden hatten die Künstler von sich selbst und von der Kunst einen hohen Begriff und bequemten sich nicht leicht Erfindungen anderer zu wiederholen, bewegen sieht man aus jener Zeit keine eigentlichen Copien, ein Umstand, den ein Freund der Kunstgeschichte wohl beachten wird. Geringere Künstler bedienten sich wohl zu kleineren Arbeiten höherer Vorbilder, wie bei Nello und andern Schmelzarbeiten geschah, und wenn ja aus religiösen oder sonstigen Beweggründen eine Wiederholung verlangt wurde, so begnügte man sich mit ungenauer Nachahmung, welche nur ungefähr Bewegung und Handlung des Originals ausdrückte, ohne daß man auf Form und Farbe scharf gesehen hätte, deshalb findet man in den reichen Galerien keine Copie vor dem sechszehnten Jahrhundert.

Nun kam aber die Zeit, wo durch wenige außerordentliche Männer jener, welche unser Vorwurte ohne Widerrede gezählt, und als der frischeste betrachtet wird, die Kunst in jedem ihrer Theile zur Vollkommenheit gelangte; man lernte besser sehen und urtheilen, und nun war das Verlangen um Nachbildungen trefflicher Werke nicht schwer zu befriedigen, besonders in solchen Schulen, wohin sich viele Schüler drängten und die Werke des Meisters sehr gesucht waren. Und doch beschränkte sich zu jener Zeit dies Verlangen auf kleinere Werke, die man mit dem Original leicht zusammenhalten und beurtheilen kann. Bei großen Arbeiten verhielt es sich ganz anders damals wie nachher, weil das Original sich mit den Copien nicht vergleichen läßt, auch solche Bestellungen selten sind. Also begnügte sich nun die Kunst so wie der Liebhaber mit Nachahmungen im Kleinen, wo man dem Copirenden viel Freiheit ließ, und die Folgen dieser Willkühr zeigten sich übermäßig in den wenigen Fällen, wo man Abbildungen im Großen verlangte, welche fast immer Copien von Copien waren, und zwar gefertigt nach Copien im kleinern Maßstab, fern von dem Original ausgeführt, oft sogar nach bloßen Zeichnungen, ja vielleicht aus dem Gedächtnis. Nun mehrten sich die Dutzend-Maler, und arbeiteten um die geringsten Preise; man prunkte mit der Malerei, der Geschmack verfiel, Copien wurden sich, und verunstalteten die Wände der Vorzimmer und Treppen, hungrige Anfänger übten von geringem Solde, indem sie die wichtigsten Werke in jedem Maßstab wiederholten, ja viele Maler brachten ganz ihr Leben bloß mit Copiren zu; aber auch da sah man in jeder Copie einige Abweichung, sey's Einfall des Bestellers, Grille des Malers, und vielleicht Anmaßung man wolle Original seyn.

Hierzu trat noch die Forderung gewirkter Tapeten, wo die Malerei nicht würdig als durch Gold bereichert scheinen wollte, und man die herrlichsten Bilder, weil sie ernst und einfach waren, für mager und ernsthaft hielt, bedwegen der Copiste Bauschsteinen und Landschaften im Grunde anbrachte, Zierraten an den Kleidern, goldene Strahlen oder Kronen um die Häupter, ferner wunderlich gestaltete Kinder, Thiere, Chimären, Grotesken und andere Theerbeiten. Oft auch kam wohl der Fall vor, daß ein Künstler, der sich eigene Erfindung zutraute, nach dem Willen eines Bestellers, der seine Fähigkeiten nicht zu schätzen wußte, ein fremdes Werk zu copiren den Auftrag erhielt, und indem er es mit Widerwillen that, doch auch die und da das Original erscheinen wollte, und nun veränderte oder hinzufügte, wie es Kenntnis, vielleicht auch Eitelkeit eingab. Dergleichen geschah auch wohl wie es Zeit und Ort zu klagten. Man bediente sich mancher Figuren zu ganz andern Zweck, als sie der erste Urheber bestimmt hatte. Weltliche Gegenstände wurden durch einige Zuthaten in geistliche verwandelt, heidnische Götter und Helden mußten sich bequemen Märtyrer und Evangelisten zu seyn. Oft auch hatte der Künstler zu eigner Belehrung und Übung irgend eine Figur aus einem berühmten Werk copirt, und setzte nun etwas von seiner Erfindung hinzu, um ein verkäufliches Bild daraus zu machen. Zuletzt darf man auch wohl der Entdeckung und dem Mißbrauch der Kupferstiche einen Theil der Kunstverderbens zuschreiben, welche den Dutzend-Malern fremde Erfindungen häufig zubrachten, so daß niemand mehr studirte, und die Malerei zuletzt so weit verfiel, daß sie mit mechanischen Arbeiten vermischt ward. Waren doch die Kupferstiche selbst schon von den Originalen verschieden, und wer sie copirte vervielfachte die Veränderung nach eigener und fremder Ueberzeugung oder Grille. Eben so ging es mit den Zeichnungen, die Künstler entwerfen sich die merkwürdigsten Gegenstände in Rom und Florenz, um sie, nach Hause gelangt, willkürlich zu wiederholen.

Copien des Abendmahls.

Hiernach läßt sich nun gar wohl urtheilen was mehr oder weniger von den Copien des Abendmahls zu erwarten sey, obgleich die frühesten gleichzeitig gefertigt wurden: denn das Werk machte großes Aufsehen, und andere Klöster verlangten eben dergleichen.

Unter den vielen von dem Verfasser aufgeführten Copien beschäftigen uns hier nur drei, indem die zu Weimar befindlichen Durchzeichnungen von ihnen abgenommen sind; doch liegt diesen eine vierte zum Grund, von welcher wir also zuerst sprechen müssen.

Marcus von Oggiono, ein Schüler Leonard da Vinci's, ohne weitumgreifendes Talent, erwarb sich doch das Verdienst seiner Schule, vorzüglich in den Köpfen, ob er sich schon auch hier nicht immer gleich bleibt. Er arbeitete unaufgefordert 1510 eine Copie im Kleinen, um sie nachher im Großen zu benutzen. Sie war, herkömmlicher Weise, nicht ganz genau, er legte sie aber zum Grunde einer größern Copie, die sich an der Wand des nun aufgehobenen Klosters zu Castellazzo befindet, gleichfalls im Speisesaal der ehemaligen Mönche. Alles daran ist sorgfältig gearbeitet, doch herrscht in den Bewerken die gewöhnliche Willkühr. Und obgleich Bossi nicht viel Gutes davon sagen mochte, so läugnet er doch nicht, daß es ein bedeutendes Monument, auch der Charakter mehrerer Köpfe, wo der Ausdruck nicht übertrieben worden, zu loben sey. Bossi hat sie durchgezeichnet, und wir werden, bei Vergleichung der drei Copien, aus eigenem Anschauen darüber urtheilen können.

Eine zweite Copie, deren durchgezeichnete Köpfe wir ebenfalls vor uns haben, findet sich in Fresco auf der Wand zu Ponte Capriasca: sie wird in das Jahr 1563 gesetzt, und dem Peter Lovino zugeschrieben. Ihre Verdienste lernen wir in der Folge kennen; sie hat das Eigne, daß die Namen der Figuren hinzugeschrieben worden, welche Vorsicht uns zu einer sichern Charakteristik der verschiedenen Physiognomien verhilft.

Das allmählige Verderbniß des Originals haben wir leider umständlich genug aufgeführt, und es stand schon sehr schlimm um dasselbe, als 1612 Cardinal Friedrich Borromeo, ein eifriger Kunstfreund, den völligen Verlust des Werks zu verhüten trachtete, und einem Mailänder Andrea Bianchi, zugenannt Vespino, den Auftrag gab eine Copie in wirklicher Größe zu fertigen. Dieser Künstler versuchte sich anfangs nur an einigen Köpfen; diese gelangen, er ging weiter, und copirte die sämmtlichen Figuren, aber einzeln, die er denn zuletzt mit möglichster Sorgfalt zusammensetzte; das Bild findet sich noch gegenwärtig in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand, und liegt der äußern von Bossi verfertigten Copie hauptsächlich zum Grund, diese aber ward auf folgende Veranlassung gefertigt.

Neuste Copie.

Das Königreich Italien war ausgesprochen und Prinz Eugen wollte den Anfang seiner Regentschaft, nach dem Beispiel Ludwig Sforza's, durch Begünstigung der Künste verherrlichen; Ludwig hatte die Darstellung des Abendmahls dem Leonard aufgetragen, Eugen beschloß das, durch dreihundert Jahre durch, verdorbene Bild, so viel als möglich in einem neuen Gemälde wieder herzustellen, dieses aber sollte, damit es unvergänglich bliebe, in Mosaik gesetzt werden, wozu die Bereitung in einer schon vorhandenen großen Anstalt gegeben war.

Bossi erhält sogleich den Auftrag und beginnt Anfangs Mai 1807. Er findet räthlich einen Carton in gleicher Größe zu fertigen, nimmt seine Jugendstudien wieder auf und wendet sich ganz zu Leonarn, brachtet dessen Kunstnachlaß und Schriften, besonders letztere, weil er überzeugt ist, ein Mann, der so vortreffliche Werke hervorgebracht, müsse nach den entschiedensten und vortheilhaftesten Grundsätzen gehandelt haben. Er hatte die Köpfe der Copie von Ponte Capriasca und einige andre Theile derselben nachgezeichnet, ferner die Köpfe und Hände der Copie von Castellazzo und der von Bianchi. Nun zeichnet er alles nach was von Vinci selbst, ja sogar was von einigen Zeitgenossen herstammt. Ferner sieht er sich nach allen vorhandenen Copien um, besitzen er sieben und zwanzig näher oder ferner kennen lernt; Zeichnungen, Manuscripte von Vinci werden ihm von allen Seiten freundlichst mitgetheilt.

Bei der Ausführung seines Cartons hält er sich zunächst an die Copie der Ambrosiana, sie allein ist so groß wie das Original; Bianchi hatte durch Fadennetze und durchscheinend Papier eine genaue Nachstellung zu geben gesucht und unablässig unmittelbar in Gegenwart des Originals gearbeitet, welches, obgleich schon sehr beschädigt, doch noch nicht übermalt war.

Ende October 1807 ist der Carton fertig, Leinwand an Einem Stück gleichmäßig gegründet, alsobald auch das Ganze aufgezeichnet. Sogleich um einigermaßen seine Linien zu regulisen, malte Bossi das Wenige von Himmel und Landschaft das wegen der Höhe und Reinheit der Farben im Original noch frisch und glänzend geblieben. Er unternahm hierauf die Köpfe Christi und der drei Apostel zu dessen Linken; und was die Gewänder betrifft, malte er diejenigen zuerst, über deren Farben er schneller gewiß geworden, um sorten, nach den Grundsätzen des Meisters und eigenem Geschmack, die übrigen auszuwählen. So deckte er die ganze Leinwand, von sorgfältigem Nachdenken geleitet, und hielt seine Farben gleich hoch und kräftig.

Leider überfiel ihn, an diesem feuchten und verödeten Ort, eine Krankheit die ihn seine Bemühungen einzustellen nöthigte; allein er benutzte diesen Zwischenraum, Zeichnungen, Kupferstiche, schriftliche Aufsätze zu ordnen, theils auf das Abendmahl selbst, theils auf andere Werke des Meisters bezüglich; zugleich begünstigte ihn das Glück das ihm eine Sammlung Handzeichnungen zuführte, welche, sich vom Cardinal Cäsar Monti herschreibend, unter andern Kostbarkeiten auch treffliche Sachen von Leonardo selbst enthält. Er studirte sogar die mit Leonardo gleichzeitigen Schriftsteller, um ihre Meinungen und Wünsche zu benutzen, und blieste auf das was ihn fördern konnte nach allen Seiten umher. So benutzte er seinen krankhaften Zustand und gelangte endlich wieder zu Kräften, um aufs neue an's Werk zu gehen.

Kein Künstler und Kunstfreund läßt die Rechenschaft ungelesen, wie er im einzelnen Verfahren, wie er die Charaktere der Geschöpfe, deren Ausdruck, ja die Bewegung der Hände durchgedacht, wie er sie hergestellt. Eben so bekennt er das Tischgeräthe, das Zimmer, den Grund, und zeigt daß er über keinen Theil sich ohne die triftigsten Gründe entschieden. Welche Mühe giebt er sich nicht, um unter dem Tisch die Füße gesetzmäßig herauszustellen, da diese Partien in dem Original längst zerstört, in den Copien nachlässig behandelt war.

Bis hierher haben wir von dem Werke des Ritter Bossi im Allgemeinen Nachricht, im Einzelnen Uebersetzung und Auszug gegeben, seine Darstellung nahmen wir dankbar auf, theilten seine Ueberzeugung, ließen seine Meinung gelten, und wenn wir etwas einschalteten, so war es gleichstimmig mit seinem Vortrag; nun

aber da von Grundsätzen die Rede ist, denen er bei Bearbeitung seiner Copie gefolgt, von dem Wege den er genommen, sind wir veranlaßt, einigermaßen von ihm abzuweichen. Auch finden wir daß er manche Ansechtung erlitten, daß Gegner ihn streng behandelt, Freunde so gar ihm abgestimmt, wodurch wir wenigstens in Zweifel gesetzt werden, ob wir denn alles billigen sollen was er gethan? Da er jedoch, schon von uns abgeschieden, sich nicht mehr vertheidigen, nicht mehr seine Gründe verfechten mag, so ist es unsere Pflicht ihn, wenn auch nicht zu rechtfertigen, doch möglichst zu entschuldigen, indem wir das, was ihm zur Last gelegt wird, den Umständen unter welchen er gearbeitet aufbürden, und dargethun suchen daß ihm Urtheil und Handlung mehr aufgenöthigt worden, als daß sie sich aus ihm selbst entwickelt hätten.

Kunstunternehmungen dieser Art, welche in die Augen fallen, Aufsehen, ja Staunen erregen sollen, werden gewöhnlich in's Kolossale geführt. So überschritt schon, bei Darstellung des Abendmahls, Leonard die menschliche Größe um eine völlige Hälfte: die Figuren waren auf neun Fuß berechnet, und obgleich zwölf Personen sitzen, aber sich doch hinter dem Tisch befinden, daher als Halbfiguren anzusehen sind, auch nur eine und zwar gebückt steht, so muß doch das Bild, selbst in ansehnlicher Ferne, von ungeheurer Wirkung gewesen seyn. Diese wollte man, wenn auch nicht im Besondern charakteristisch zart, doch im Allgemeinen kräftig wirksam wieder hervorbringen.

Für die Menge war ein Ungeheures angekündigt: Ein Bild von acht und zwanzig Pariser Fuß Länge, und vielleicht achtzehn Fuß hoch, sollte aus tausend und aber tausend Glasstiften zusammengesetzt werden, nachdem vorher ein geistreicher Künstler sorgfältig das Ganze nachgebildet, durchdacht, und alle sämtlichen mit geistigen Kunstmitteln zu Hülfe rufend, das Verlorne möglichst wieder hergestellt hätte. — Und warum sollte man an der Ausführung dieses Unternehmens in dem Moment einer bedeutenden Staatsveränderung zweifeln? warum sollte der Künstler nicht hingerissen werden, gerade in dieser Epoche etwas zu leisten was im gewöhnlichen Lebenslauf ganz und gar unthulich scheinen möchte!

Sobald aber festgesetzt war, das Bild solle in der Größe des Originals ausgeführt werden, und Boss die Arbeit übernahm, so finden wir ihn schon genugsam entschuldigt, daß er sich an die Copie des Belpino gehalten. Die alte Copie zu Castellazzo, welcher man mit Recht große Vorzüge zuschreibt, ist um einen guten Theil kleiner als das Original, wollte er diese ausschließlich benutzen, so mußte er Figuren und Köpfe vergrößern; welche undenkbare Arbeit aber besonders das Letzte sey ist keinem Kunstkenner verborgen.

Es wird längst anerkannt daß nur den größten Meistern gelingen könne kolossale Menschengestalten in Malerei darzustellen. Die menschliche Gestalt, vorzüglich das Antlitz, ist nach Naturgesetzen, in einen gewissen Raum eingeschränkt, innerhalb welchem es nur regelmäßig, charakteristisch, schön, geistreich erscheinen kann. Man mache den Versuch sich in einem Hohlspiegel zu beschauen, und ihr werdet erschrecken vor der seelenlosen, rohen Unform die euch wiederfahrt entgegen tritt. Etwas Aehnliches widerfährt dem Künstler, unter dessen Händen sich ein ungeheures Angesicht bilden soll. Das Lebendige einer Gemählde entspringt aus der Ausführlichkeit, das Ausführliche jedoch wird durch's Einzelne dargestellt, und wo will man Einzelnes finden wenn die Theile zum Allgemeinen erweitert sind?

Welchen hohen Grad der Ausführung übrigens Leonard seinen Köpfen gegeben habe, ist unserm Anschauen entzogen. In den Köpfen des Vespino die vor uns liegen, obgleich aller Ehren, alles Dankes werth, ist eine gewisse Leerheit fühlbar, die den beabsichtigten Charakter aufschwellend verflößt; zugleich aber sind sie ihrer Größe wegen imposant, resolut genug gemacht, und müssen auf die Ferne tüchtig wirken. Boss fand sie vor sich, die Arbeit der Vergrößerung, die er nach kleinen Copien mit eigener Gefahr hätte unternehmen müssen, war gethan, warum sollte er sich nicht dabei beruhigen? Er hatte als ein Mann von lebhaftem Charakter sich für das was ihm oblag entschieden, was zur Seite stand oder gar sich entgegensetzte völlig abgewiesen, daher seine Ungerechtigkeit gegen die Copie von Castellazzo und ein festes Zutrauen auf Grundsätze die er sich aus den Werken und Schriften des Meisters gebildet hatte; hierüber gerieth er mit Graf Berri in öffentlichen Widerstreit, mit seinen besten Freunden ero nicht in Uneinigkeit, doch in Zwiespalt.

Blick auf Leonard.

Ehe wir aber weiter gehen, haben wir von Leonards Persönlichkeit und Talenten einiges nachzuholen. Die mannigfaltigen Gaben, womit ihn die Natur ausgestattet, concentrirten sich vorzüglich im Auge, deshalb er denn, obgleich zu allem fähig, als Maler am entschiedensten groß erschien. Regelmäßig, schön gebildet stand er als ein Mustermensch der Menschheit gegenüber, und wie des Auges Fassungskraft und Klarheit dem Verstande eigentlichst angehört, so war Klarheit und Verständigkeit unserm Künstler vollkommen zu eigen; nicht verlor er sich auf den innern Antrieb seines angeborenen, ansehnbaren Talentes, kein willkührlicher, zufälliger Strich sollte gelten, alles mußte bedacht und überdacht werden. Von der reinen erforschten Proportion an bis zu den feinsten, aus widersprechenden Gebilden zusammengehäuften Ungeheuern sollte alles zugleich natürlich und rationell seyn.

Dieser scharfen, verständigen Weltanschauung verdanken wir auch die große Ausführlichkeit, womit er verwickelter Erfindungsgenüsse heftigste Bewegung mit Worten vorzuführen weiß, eben als wenn es Gemälde werden könnten. Man lese die Beschreibung der Schlacht, des Ungewitters, und man wird nicht leicht genauere Darstellungen gefunden haben, die zwar nicht gemalt werden können, aber dem Maler anbieten was man von ihm fordern dürfte.

Und so sehen wir aus seinem schriftlichen Nachlaß, wie das zarte ruhige Gemüth unsres Leonard geneigt war die mannigfaltigsten und bewegtesten Erscheinungen in sich aufzunehmen. Seine Lehre bringt zuerst auf allgemeine Wohlgestalt, sodann aber auch zugleich auf sorgfältiges Beachten aller Abweichungen bis in's Häßliche; die sichtbare Umwandlung des Kindes bis zum Greis auf allen Stufen, besonders aber, die Ausdrücke der Leidenschaft, von Freude zur Wuth, sollen flüchtig wie sie im Leben vorkommen aufgezeichnet werden. Will man in der Folge von einer solchen Abbildung Gebrauch machen, so soll man in der Wirklichkeit eine annähernde Gestalt suchen, sie in dieselbe Stellung setzen, und mit obwaltendem allgemeinem Begriff genau nach dem Leben verfahren. Man sieht leicht ein, daß so viel Vorzüge auch diese Methode haben mag, sie doch nur vom allergrößten Talente ausgeübt werden kann, denn da der Künstler vom Individuellen ausgeht, und zu dem Allgemeinen hinaufsteigt, so wird er immer, besonders wenn mehrere Figuren zusammenwirken, eine schwer zu lösende Aufgabe vor sich finden.

Betrachte man das Abendmahl, wo Leonard dreizehn Personen, vom Jüngling bis zum Greise dargestellt

hat. Einen ruhig ergeben, einen erschrecket, eilfe durch den Gedanken eines Familienverrathes aus und aufgeregt. Hier sieht man das sanfteste, sittlichste Betragen bis zu den leidenschaftlichsten Aeußerungen. Sollte nun alles dieses aus der Natur genommen werden, welches gegenseitige Aufmerksamkeit, welche Zeit war nicht erforderlich um so viel Einzelnes aufzutreiben und in's Ganze zu verarbeiten; daher ist es gar nicht unwahrscheinlich daß er sechzehn Jahre an dem Werke gearbeitet, und doch wieder mit dem Verräther, noch mit dem Gottmenschen fertig werden können, und zwar weil beides nur Begriffe sind, die nicht mit Augen geschaut werden.

Zur Sache!

Ueberlegen wir nun das Vorgesagte, daß das Bild nur durch eine Art von Kunstwunder seiner Vollendung nahe gebracht werden konnte, daß nach der beschriebenen Behandlungsart, immer in manchen Köpfen etwas Problematisches blieb, welches durch jede Copie, auch durch die genauste, nur problematischer werden mußte, so sehen wir uns in einem Labyrinth, in welchem uns die verliegenden Durchzeichnungen wohl erleuchten, nicht aber aus demselben völlig retten können.

Zuerst also müssen wir gestehen, daß uns jene Abhandlung, wodurch Bossi die Copien durchaus verdächtig zu machen sucht, ihre historische Richtigkeit unangetastet, zu dem rednerischen Zweck geschrieben zu seyn scheint, die Copie von Cattelazze deutlicher zu sehen, die, ob sie gleich viele Mängel haben mag, doch in Absicht der Köpfe, welche vor uns liegen, gegen die von Bespino, deren allgemeinen Charakter wir eben ausgesprochen, entschiedene Vorzüge hat. In den Köpfen des Marco d'Oggione ist offenbar die erste Intention des Vinci zu spüren, ja Leonard konnte selbst daran Theil genommen und den Kopf Christi mit eigener Hand gemalt haben. Sollte er da nicht zugleich auf die übrigen Köpfe, wo nicht auf das Ganze, lehrenden und leitenden Einfluß verbreiten. Durften auch die Demissionäre zu Mailand so unfreundlich seyn den weiteren Kunstgebrauch des Werkes zu untersagen, so fand sich in der Schule selbst so mancher Entwurf, Zeichnung und Carton, womit Leonard, der seinen Schülern nichts vorenthielt, einem dauernden Lehrling, welcher unsern der Stadt eine Nachbildung des Gemäldes sorgfältig unternahm, gar wohl aushelfen konnte.

Den dem Verhältniß beider Copien (das Verdienst der dritten ist nur vor die Augen, nicht mit Worten vor den Geist zu stellen) hier nur mit Wenigem das Nöthigste, das Entscheidende, bis wir vielleicht so glücklich sind Nachbildungen dieser interessanten Blätter Freunden der Kunst vorzulegen.

Vergleichung.

St. Bartholomäus: männlicher Jünglina, scharf Profil, zusammengefaßtes, feines Gesicht, Augenlied und Braue niedergedrückt, den Mund geschlossen, als wie mit Verdacht horchend, ein vollkommen in sich selbst umschriebener Charakter. Bei Bossino keine Spur von individueller charakteristischer Gesichtsbildung, ein allgemeines Zeichenbuchsgesicht, mit eröffnetem Munde horchend. Bossi hat diese Lippenöffnung gebilligt und beibehalten, weil wir äußere Einstimmung nicht geben könnten.

St. Jacobus der jüngere, gleichfalls Profil, die Verwandschaftsähnlichkeit mit Christo unverkennbar, erhält durch vorgeschobene, leicht geöffnete Lippen etwas Individuell-Unähnlichkeit wieder aufgeboten. Bei Bespino nahezu ein allgemeines, akademisches Ehrfurchtsgesicht, der Mund eher zum Staunen als zum Fragen geöffnet. Unsere Behauptung daß Bartholomäus den Mund schließen müsse, wird dadurch bestätigt daß der Nachbar den Mund geöffnet hält; eine solche Wiederholung würde sich Leonard nie erlaubt haben, vielmehr hat der nachfolgende

St. Andreas den Mund gleichfalls geschlossen. Er drückt, nach Art älterer Personen, die Unterlippe mehr gegen die Oberlippe. Dieser Kopf hat in der Copie von Marco etwas Eigenes, mit Worten nicht Auszusprechendes; die Augen in sich gekehrt, der Mund, obgleich geschlossen, doch naiv. Der Umriß der linken Seite gegen den Grund macht eine schöne Silhouette, man sieht von jenseitigen Stirne, von Auge, Nasenfläche, Bart, so viel daß der Kopf sich rundet und ein eigenes Leben gewinnt; dahingegen Bespino das linke Auge völlig unterdrückt, doch aber von der linken Stirn- und Barthseite noch so viel sehen läßt, daß ein derber kühner Ausdruck, bei aufwärts gedrehtem Gesichte entspringt, welcher zwar ansprechend ist, aber mehr zu geballten Fäusten als zu vorgewiesenen flachen Händen passen würde.

Judas verschlossen, erschrocken, ängstlich auf- und rückwärts sehend, das Profil ausgezeichnet, nicht übertrieben, keineswegs boshafte Bildung, wie denn der gute Geschmack, in der Nähe so reiner und redlicher Menschen, kein eigentliches Ungeheuer dulden konnte. Bespino dagegen hat wirklich ein solches dargestellt, und man kann nicht läugnen daß abgesondert genommen dieser Kopf viel Verdienst hat; er drückt eine boshaft-kühne Schadenfreude lebhaft aus, und würde unter dem Pöbel der über ein Ecce Homo jubelt, und kreuzige! kreuzige! ruft, sich vortrefflich benehmen. Auch für einen Mordstempelhund im teuflischen Augenblick müßte man ihn gelten lassen. Aber von Erschrecken und Furcht, mit Verblendung, Gleichgültigkeit und Verachtung verbunden ist keine Spur; die borstigen Haare passen gut zum Ganzen, ihre Uebertriebenheit jedoch kann nur neben der Kraft und Gewaltsamkeit der übrigen Bespinischen Köpfe bestehen.

St. Petrus, sehr problematische Züge. Schon bei Marco ist es bloß schmerzlicher Ausdruck, von Zorn aber und Bedräuung kann man nichts darin sehen, etwas Aengstliches ist gleichfalls ausgedrückt, und hier mag Leonard sicht mit sich nicht ganz einig gewesen seyn: denn derjenige Theilnahme an einem geliebten Meister, und Bedrohung des Verräthers sind wohl schwerlich in Einem Gesichte zu vereinigen. Indessen will Cardinal Borromäus zu seiner Zeit dieses Wunder gesehen haben. So gut sein Worte auch klingen, haben wir Ursache zu glauben, daß der kunstliebende Cardinal mehr seine Empfindung als das Bild ausgesprochen: denn wir wüßten sonst unsern Bespino nicht zu vertheidigen, dessen Petrus einen unangenehmen Ausdruck hat. Er sieht aus wie ein harter Capuziner, dessen Faltenpretigt die Sünder aufregen soll. Wunderlam, daß Bespino ihm struppige Haare gegeben hat, da der Petrus des Marco ein schön kurz gelocktes Kräuselhaupt darstellt.

St. Johannes ist von Marco ganz in Vincischem Sinne gebildet, das schöne rundliche, sich aber doch nach dem länglichen ziehende Gesicht, die vom Scheitel an sichtlichen, unterwärts aber sanft sich kräuselnden Haare, vorzüglich wie sie sich an Petrus eindringende Hand anschmiegen, sind allerliebst. Was man vom Schmerzen des Auges sieht, ist von Petrus abgekehrt, eine unendlich feine Bemerkung! indem wer mit innigstem Gefühl seinem heimlich sprechenden Seitenmanne zudörrt den Blick von ihm abwendet. Bei Bespino ist es ein behaglicher, rabender, heimde schlafender, keine Spur von Theilnahme zeigender Jüngling.

Wir wenden uns nun auf Christi linke Seite, um von dem Bilde des Erlösers selbst erst am Schlusse zu reden.

St. Thomas. Kopf und rechte Hand, deren aufgehobener Zeigefinger etwas gegen die Stirne gebogen ist, um Nachdenken anzudeuten. Diese dem Argwöhnischen und Zweifelnden so wohl anstehende Bewegung hat man bisher verkannt, und einen bedenklichen Jünger als drohend angesprochen. In Bespino's Copie ist er gleichfalls nachdenklich genug, da aber der Künstler wieder das sliehende rechte Auge weggelassen, so entsteht ein perpendiculares, gleichförmiges Profil, worin von dem Vorgeschobenen, Aufspürenden der ältern Copie nichts mehr zu sehen ist.

St. Jacob der ältere. Die heftigste Gesichtsbewegung, der aufgesperrteste Mund, Entsetzen im Auge, ein originelles Wagestück Leonards; doch haben wir Ursache zu glauben, daß auch dieser Kopf dem Marco vortrefflich gerathen sey. Die Durchzeichnung ist vortrefflich: in der Copie des Bespino dagegen alles verloren; Stellung, Haltung, Miene, alles ist verschwunden, und in eine gewisse gleichgültige Allgemeinheit aufgelöst.

St. Philipp, liebenswürdig unschätzbar, gleicht vollkommen den Raphaelischen Jünglingen, die sich, auf der linken Seite der Schule von Athen, um Bramante versammeln. Bespino hat aber unglücklicherweise das rechte Auge abermals unterdrückt, und da er nicht verläugnen konnte hier liege etwas Mehr-als-Profil zum Grunde, einen zweideutigen, wundrlich übergezogenen Kopf hervorgebracht.

St. Matthäus, jung, arglosser Natur, mit krausem Haar, ein ängstlicher Ausdruck in dem wenig geöffneten Munde: in welchem die sichtbaren Zähne eine Art lesen Grimmes aussprechen, zu der heftigen Bewegung der Figur passend. Von allem diesem ist bei Bespino nichts übrig geblieben: starr und stillios blickt er vor sich hin; niemand ahnet auch nur im mindesten die heftige Körperbewegung.

St. Thaddäus, des Marco, ist gleichfalls ein ganz unschätzbarer Kopf; Aengstlichkeit, Verdacht, Verdruß kündigt sich in allen Zügen. Die Einheit dieser Gesichtsbewegung ist ganz köstlich, paßt vollkommen zu der Bewegung der Hände, die wir ausgelegt haben. Bei Bespino ist alles abermals in's Allgemeine gezogen; auch hat er den Kopf dadurch unbedeutender gemacht, daß er ihn zu sehr nach dem Zuschauer wendet, anstatt daß bei Marco die linke Seite kaum den vierten Theil beträgt, wodurch das Aengstliche, Scheuende gar köstlich ausgedrückt wird.

St. Simon der ältere, ganz im Profil, dem gleichfalls reinen Profil des jungen Matthäus entgegengestellt. An ihm ist die vorgeworfene Unterlippe, welche Leonard bei alten Gesichtern so sehr liebte, am übertriebensten, thut aber, mit der ernsten, überhangenden Stirn, die vortrefflichste Wirkung von Verdruß und Nachdenken, welches der leidenschaftlichen Bewegung des jungen Matthäus scharf entgegensteht. Bei Bespino ist es ein abgelebter, gutmüthiger Greis, der auch an dem wichtigsten, in seiner Gegenwart sich ereignenden Verfall keinen Antheil mehr zu nehmen im Stande ist.

Nachdem wir nun hergestalt die Apostel beleuchtet, wenden wir uns zur Gestalt Christi selbst. Hier begegnet uns abermals die Begebe, daß Leonard weder Christus noch Judas zu endigen gewußt, welches wir gerne glauben, da nach seinem Verfahren es unmöglich war, an diese beiden Enden der Darstellung die letzte Hand zu legen. Schlimm genug also mag es im Original, nach allen Verfinsterungen, welche dasselbe durchaus erleiden müssen, mit Christi nur angelegter Physiognomie ausgesehen haben. Wie wenig Bespino verstand, läßt sich daraus schließen, daß er einen kolossalen Christuskopf, ganz gegen den Sinn Vinci's, aufstellte, ohne auch nur im mindsten auf die Neigung des Hauptes zu achten, die nothwendig mit der des Johannis zu parallelisiren war. Vom Ausdruck wollen wir nichts sagen; die Züge sind regelmäßig, gutmüthig, verständig, wie wir sie an Christo so zu sehen gewohnt sind, aber auch ohne die mindeste Sensibilität, daß wir hinaus nicht wüßten, zu welcher Geschichte des neuen Testaments dieser Kopf willkommen seyn konnte.

Hier tritt nun aber zu unserm Vortheil der Fall ein, daß Kenner behaupten, Leonard habe den Kopf des Heilandes in Castellazzo selbst gemalt, und innerhalb einer fremden Arbeit dasjenige gewagt, was er bei seinem eigenen Hauptwerke nicht unternehmen wollen. Da wir das Original nicht vor Augen haben, so müssen wir von der Durchzeichnung sagen, daß sie völlig dem Begriff entspricht, den man sich von einem edlen Manne bildet, dem ein schmerzliches Seelenleiden die Brust beschwert, wovon er sich durch ein vertrauliches Wort zu erleichtern sucht, dadurch aber die Sache nicht besser, sondern schlimmer gemacht hat.

Durch diese vergleichenden Vorschritte haben wir uns denn dem Verfahren des außerordentlichen Künstlers, wie er solches in Schriften und Bildern umständlich und deutlich erklärt und bewiesen hat, genugsam genähert, und glücklicherweise finden wir noch eine Gelegenheit, einen fernern Schritt zu thun. Auf der Ambrosianischen Bibliothek nämlich wird eine von Leonard unwidersprechlich verfertigte Zeichnung aufbewahrt, auf blaulichem Papier mit wenig weiß und farbiger Kreide. Von dieser hat Ritter Bossi das genauste Facsimile verfertigt, welches gleichfalls vor unsern Augen liegt. Ein edles Jünglingsangesicht nach der Natur gezeichnet, offenbar im Rückblick des Christuskopfes zum Abendmahl. Reine, regelmäßige Züge, das schlichte Haar, das Haupt nach der linken Seite gesenkt, die Augen niedergeschlagen, den Mund halb geöffnet und die ganze Bildung durch einen leisen Zug des Kummers in die herrlichste Harmonie gebracht. Hier ist freilich nur der Mensch, der ein Seelenleiden nicht verbirgt; wie aber, ohne die Züge auszulöschen, Erhabenheit, Unabhängigkeit, Kraft, Macht der Gottheit zugleich auszudrücken wäre, ist eine Aufgabe, die auch selbst dem geistreichsten irdischen Pinsel schwer zu lösen seyn möchte. In dieser Jünglingsphysiognomie, welche zwischen Christus und Johannes schwebt, sehen wir den höchsten Versuch, sich an der Natur fest zu halten, da wo vom Uebersinnlichen die Rede ist.

Die ältere Florentinische und Sanesische Schule entfernten sich von den trockenen Typen der Byzantinischen Kunst dadurch, daß sie überall in ihren Bildern Porträte anbrachten. Dies ließ sich nun sehr gut thun, weil bei den ruhigen Ereignissen ihrer Tafeln die theilnehmenden Personen gelassen bleiben konnten. Das Zusammenfinden heiliger Männer, Anhörung einer Predigt, Einsammeln von Almosen, Begräbniß eines verehrten Frommen fordert von den Umstehenden nur solchen Ausdruck, der in jedes natürlich sinnige Gesicht gar wohl zu legen ist, sobald nun aber Leonard Lebendigkeit, Bewegung, Leidenschaft forderte, zeigte sich die Schwierigkeit, besonders da nicht etwa ähnliche Personen neben einander stehen, sondern die entgegengesetzten Charactere mit einander contrastiren sollten. Diese Aufgabe, welche Leonard mit Worten so deutlich ausspricht und beinahe selbst unauflöslich findet, ist vielleicht Ursache daß in der Folgezeit große Talente die Sache leichter machten, und geschickter besonders Wirklichkeit und der ihnen eingebornen allgemeinen Idee, ihren Pinsel schwebend ließen, und sich so von der Erde zum Himmel, vom Himmel zur Erde mit Freiheit bewegten.

Noch manches wäre zu sagen über die höchst vermu-

Geist und zugleich höchst kunstgemäße Composition, über den Totalbezug der Köpfe, Körper, Arme, Hände unter einander. Von den Händen besonders würden wir einiges zu sprechen das Recht haben, indem Durchzeichnungen nach der Copie des Beltino gleichfalls gegenwärtig sind. Wir schließen aber billig diese Vorarbeit, weil wir vor allen Dingen die Bemerkungen der Transalpinischen Freunde abzuwarten haben. Denn diesen kommt allein das Recht zu über manche Punkte zu entscheiden, da sie alle und jede Gegenstände, von denen wir nur durch Ueberlieferung sprechen, seit vielen Jahren selbst gekannt, sie noch vor Augen haben, nicht weniger den ganzen Hergang der neuesten Zeit persönlich mit erlebten. Außer dem Urtheil über die von uns angedeuteten Punkte werden sie uns gefällig Nachricht geben: inwiefern Bossi von den Köpfen der Copie zu Castellazzo doch noch Gebrauch gemacht? welches um so wahrscheinlicher ist, als dieselbe überhaupt viel gegolten und das Kupfer von Morghen dadurch so großes Verdienst erhält, das sie dabei sorgfältig benutzt worden.

Nun aber müssen wir noch ehe wir scheiden, dankbarlich erkennen, daß unser mehrjähriger Freund, Mitarbeiter und Zeitgenosse, den wir noch immer so gern, früherer Jahre eingedenk, mit dem Namen des Maler Müller bezeichnen, uns, von Rom aus, mit einem trefflichen Aufsatz über Bossi's Werk in den Heidelberger Jahrbüchern. December 1816, beschenkt, der unserer Arbeit in ihrem Laufe begegnend, vergestalt zu Gute kam, daß wir uns an mehreren Stellen kürzer fassen konnten, und nunmehr auf jene Abhandlung hinweisen, wo unsere Leser mit Vergnügen bemerken werden, wie nahe wir mit jenem geprüften Künstler und Kenner verwandt, ja übereinstimmend gesprochen haben. In Gefolg dessen machten wir und zur Pflicht, hauptsächlich diejenigen Punkte hervorzuheben, welche jener Kunstkenner nach Gelegenheit und Absicht weniger ausführlich behandelte.

Eben indem wir schließen wird uns dargereicht: Trattato della Pittura di Lionardo da Vinci; tratto da un Codice della bibliotecа Vaticana. Roma 1817. Dieser starke Quartband enthält viele bisher unbekannte Capitel, woraus tiefe, neue Einsicht in Leonards Kunst und Denkweise gar weit zu hoffen ist. Auch sind zweiundzwanzig Kupfertafeln, klein Folio, beigelegt, Nachbildungen bedeutender, leichter Federzüge, völlig nach Sinn und Art derjenigen, womit Leonard gewöhnlich seine schriftlichen Aufsätze zu erläutern pflegte. Und so sind wir denn verpflichtet bald wieder aufzunehmen, was wir niedergelegt haben, welches denn unter Beistand der höchst gefälligen Mailändischen Kunstfreunde uns und andern möge zu Gute kommen!

Observations on Leonardo da Vinci's celebrated picture of the Last supper. By Goethe. Translated, and accompanied with an introduction. By Noehden. London 1821.

Herr Dr. Nöthen, in Gettingen geboren und eine gelehrte Erziehung daselbst genießend, widmete sich nachher in England dem Geschäft einer Familienerziehung. Seine Lebensereignisse, so wie seine Verdienste sind durch eine Biographie im 3ten Bande der Zeitgenossen dem Vaterlande allgemein bekannt geworden, und ist derselbe gegenwärtig bei dem Brittischen Museum angestellt. Er verweilte den Winter von 1818-19 in Weimar, und gegenwärtige Schrift ist als Denkmal seines Aufenthalts daselbst höchst erfreulich; er erinnert sich der seinen Verdiensten und Charakter angemessenen, zutrauenvollen, freundschaftlichen Aufnahme, seines, obgleich leider nur vorübergehenden Einflusses in die dortigen Cirkel.

Seine gründlichen Sprachkenntnisse sind durchaus willkommen, und weil die Bemühung sie zu erlangen den denkenden und forschenden Mann zur allgemeinen Bildung treibt, muß eine vielseitige Cultur daher entstehen. Seine Bekanntschaft mit Alterm und Neuem, historische Kenntnisse aller Art, die Einsicht in den Zustand von England, gaben Stoff genug zu unterhaltenden Gesprächen, sodann war seine Theilnahme an den schönen Künsten vorzüglich geeignet, um die Unterhaltung der Gesellschaft zu beleben.

Denn überzeugt, daß Kunstwerke die schönste Unterlage geistreicher Gespräche seyen, das Auge ergetzend, den Sinn aufterternd, das Urtheil offenbarend, ist es in Weimar herkömmlich, Kupferstiche und Zeichnungen vereinigten Freunden vorzulegen. Insofern nun eine solche Sammlung nach Schulen geordnet ist, oder vielmehr nach wechselseitigem Einfluß der Meister und Mitschüler, so ist sie beste wirksamer und gründet das Gespräch, indem sie es belebt. Gedachten Winter jedoch war die Betrachtung Leonard da Vinci's an der Tagesordnung, weil von Mailand bedeutende, auf diesen Künstler bezügliche Kunstschätze so eben anlangten und der über das Abendmahl verfaßte Aufsatz Herrn Dr. Nöthen mitgetheilt wurde. Daß er diese Arbeit billige, daß sich bald bemerken, ja er bethätigte seine Theilnahme durch begonnene Uebersetzung.

Eine Reise nach Italien, wenn sie schon seine Gegenwart entzieht, wird einem so unterrichteten Manne sodann gern gegönnt; er bemerkt sogleich in Mailand die Gelegenheit gedachtes Kunstwerk nochmals zu untersuchen. Nun aber giebt er, in vorausgesendeter Einleitung, Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande desselben, und erweitert unsere Kenntniß daran auf mancherlei Weise, das bisher Bekannte bestimmt er näher, berichtigt Erfahrung und Urtheil; ferner benachrichtigt er uns von einigen Copien und schätzt sie. Die von Castellazzo sah er nicht, doch die aus der Certhause von Pavia 1818 in Bewegen. Er gedenkt ferner der Tapete in St. Peter am Frohnleichnams-Tage aufgehangt, rühmt ein Originalskizze in der königl. Sammlung, tadelt aber die Copie Rylands als höchst unvollkommen, und spricht anlangend von Kupferstichen nach dem merkwürdigen Bilde.

Auf diese Einleitung folgt die Uebersetzung classisch, mit Bedacht, Genauigkeit und doch mit Freiheit behandelt; Druck und Papier ist Englands werth, und es kommt dem Deutschen wunderlich vor, seine Gedanken so anständig vorgetragen zu sehen; freilich um dazu zu gelangen, mußten sie über's Meer wandern und durch Freundes Vermittlung in einer fremden Sprache sich verwirren.

Eine Miniatur-Nachbildung des kolossalen Gemäldes von Joseph Mochetti findet sich in den Prachtwerken unter dem Titel gegenüber, welchen, als Vignette, eine auf Seine des Großherzogs von Weimar königl. Hoheit in Mailand geprägte Medaille zum Andenken der Acquisition dortiger bedeutender Kunstschätze ziert. Die dem Ganzen vorausgeschickte Dedication, an Ihro der Frau Erbgroßherzogin Kaiserl. Hoheit, ist sowohl für den Verfasser als für den hohen bedeutenden Kreis ein erfreuliches Denkmal.

Abschließen können wir nicht, ohne Herrn Dr. Nöthen für eine freundlich fortgesetzte Theilnahme zu danken, wovon bei Gelegenheit einer Entwicklung des Triumphzuges von Mantegna nächstens umständlicher zu handeln seyn wird.

Julius Cäsars Triumphzug,

gemalt von Montegna.

Erster Abschnitt.

Des Meisters Kunst im Allgemeinsten.

An den Werken dieses außerordentlichen Künstlers, vorzüglich auch an dem Triumphzug Cäsars, einer Hauptarbeit, wovon wir näher zu handeln gedenken, glauben wir einen Widerstreit zu fühlen, welcher beim ersten Anblick nicht aufzulösen scheint.

Zuvörderst also werden wir gewahr, daß er nach dem strebt, was man Styl nennt, nach einer allgemeinen Form der Gestalten; denn sind auch mitunter seine Proportionen zu lang, die Formen zu hager, so ist doch ein allgemein Kräftiges, Tüchtiges, Uebereinstimmendes durchaus wahrzunehmen an Menschen und Thieren, nicht weniger in allen Nebensachen von Kleidern, Waffen und erdenklichem Geräth. Hier überzeugt man sich von seinem Studium der Antike; hier muß man anerkennen, er sey in das Alterthum eingeweiht, er habe sich darein völlig versenkt.

Nun gelingt ihm aber auch die unmittelbarste und individuellste Natürlichkeit bei Darstellung der mannigfaltigsten Gestalten und Charaktere. Die Menschen wie sie leiden und leben mit persönlichen Vorzügen und Mängeln, wie sie auf dem Markte schlendern, in Processionen einhergehen, sich in Haufen zusammen drängen, weiß er zu schildern; jedes Alter, jedes Temperament wird in seiner Eigenthümlichkeit vergegenwärtigt, so daß wenn wir erst das allgemeinste ebenso Streben gewahr wurden, wir sodann, nicht etwa neben an, sondern mit dem Höhern verkörpert, auch das Besonderste, Natürlichste, Gemeinste aufgefaßt und übersehen.

Lebensereignisse.

Diese beinahe unmöglich scheinende Leistung erklärt sich nur durch Ereignisse seines Lebens. Ein vorzüglicher Maler jener Zeit, Francesco Squarcione, gewinnt unter vielen Schülern den jungen, früh sich auszeichnenden Montegna lieb, daß er ihm nicht allein den treusten und entschiedensten Unterricht gönnt, sondern ihn sogar an Kindesstatt annimmt und also mit ihm, für und durch ihn fortwirken zu wollen erklärt.

Als aber endlich dieser herangebildete glückliche Zögling mit der Familie Bellin bekannt wird und sie an ihm gleichfalls den Künstler wie den Menschen anzuerkennen und zu schätzen weiß, in solchem Grade, daß ihm eine Tochter Jacobs, die Schwester von Johann und Gentile angetraut wird, da verwandelt sich die eifersüchtige Neigung des ersten väterlichen Meisters in einen gränzenlosen Haß, sein Beistand in Verfolgung, sein Lob in Schmähungen.

Nun gehörte aber Squarcione zu den Künstlern, denen im funfzehnten Jahrhunderte der hohe Werth antiker Kunst aufgegangen war; er selbst arbeitete in diesem Sinne nach Vermögen und säumte nicht seine Schüler unverdrossen dahin zu weisen. — Es sey sehr thöricht, war sein Behaupten, das Schöne, Hohe, Herrliche mit eigenen Augen in der Natur suchen, es mit eigenen Kräften ihr abgewinnen zu wollen, da unsere großen Griechischen Vorfahren sich schon längst des Edelsten und des Darstellenswerthesten bemächtigt und wie also aus ihren Schmelzöfen schon das geläuterte Gold erhalten könnten, das wir aus Schutt und Graus der Natur nur mühselig auszulaugen als kümmerlichen Gewinn eines vergeudeten Lebens bedauern müssen.

In diesem Sinne hatte sich denn der hohe Geist des talentvollsten Jünglings unablässig gehalten, zu Freude seines Meisters und eigenen großen Ehren. Als nun aber Lehrer und Schüler feindselig zerfallen, vergißt jener seines Leitens und Strebens, seines Lehrens und Unterweisens; widersinnig tadelt er nunmehr was der Jüngling auf seinen Rath, auf sein Gheiß vollbracht hat und vollbringt; er verbindet sich mit der Menge, welche einen Künstler zu sich herabziehen will um ihn beurtheilen zu können. Sie fordert Natürlichkeit und Wirklichkeit, damit sie einen Vergleichungspunkt habe, nicht den höhern der im Geiste ruht, sondern den gemeinern äußern, wo sich denn Aehnlichkeit und Unähnlichkeit des Originals und der Copie allenfalls in Anspruch nehmen läßt. Nun soll Montegna nicht mehr gelten, er vermag, so heißt es, nichts lebendiges hervorzubringen, seine herrlichsten Arbeiten werden als kleinern und höhern, als starr und steif gescholten. Der edle Künstler, noch in seiner kräftigsten Zeit, ergrimmt und fühlt recht gut, daß ihm, eben vom Standpunkt der Antike, die Natur nur desto natürlicher, seinem Kunstblick verständlicher geworden, er fühlt sich ihr gewachsen und wagt auch auf dieser Woge zu schwimmen. Von dem Augenblick an ziert er seine Gemälde mit den Ebenbildnissen vieler Mitbürger, und indem er das gereifte Alter im individuellen Freund, die köstliche Jugend in seinen Geliebten verewigt und so den edelsten wirdigsten Menschen das erfreulichste Denkmal setzt; so verschmäht er nicht auch seltsam ausgezeichnete, allgemein bekannte, raunderlich gebildete, ja, den letzten Gegensatz, Mißgebildete darzustellen.

Jene beiden Elemente nun fühlt man in seinen Werken, nicht etwa getrennt, sondern verflochten, das Derbe, Höhere zeigt sich in der Anlage, in Werth und Würde des Ganzen; hier offenbart sich der große Sinn, Absicht, Grund und Halt. Dagegen dringt aber auch die Natur mit ursprünglicher Gewaltsamkeit herein und wie der Bergstrom durch alle Zacken des Felsens Wege zu finden weiß und mit gleicher Macht wie er angekommen wieder ganz dem Ganzen herunterstürzt, so ist es auch hier. Das Studium der Antike giebt die Gestalt, sodann aber die Natur Gewandtheit und letztes Leben.

Da nun aber selbst das größte Talent, welches in seiner Bildung einen Zwiespalt erfuhr, indem es sich zwei-

mal und zwar noch entgegengesetzten Seiten auszubilden. Anlaß und Antrieb fand, kaum vermögend ist diesen Widerspruch ganz auszugleichen, das Entgegengesetzte völlig zu vereinigen, so wird jenes Gefühl, von dem wir zuerst gesprochen, das uns vor Mantegna's Werken ergreift, vielleicht durch einen nicht völlig aufgelösten Widerstreit erregt. Indessen möchte es der höchste Conflikt seyn, in welchem sich jemals ein Künstler befunden, da er ein solches Abentheuer zu bestehen zu einer Zeit berufen war, wo eine sich entwickelnde höchste Kunst über ihr Wollen und Vermögen sich noch nicht deutliche Rechenschaft ablegen konnte.

Dieß Doppelleben also, welches Mantegna's Werke eigenthümlich auszeichnet und wovon noch viel zu sagen wäre, manifestirt sich besonders in seinem Triumphzuge Cäsars, wo er alles was ein großes Talent vermochte in höchster Fülle verüber hat.

Hievon giebt uns nun einen genugsam allgemeinen Begriff die Arbeit, welche Andreas Andreani gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts unternommen, indem er die neun Bilder Mantegna's, auf eben so viel Blättern, mit Holzstöcken, in bedeutender Größe nachgeahmt, und also die Ansicht und den Genuß derselben allgemeiner verbreitet hat. Wir legen sie vor uns und beschreiben sie der Reihe nach.

1.

Posaunen und Hörner, kriegerische Ankündigung, pausbäckige Musikanten voraus. Hierauf andringende Soldaten, Fahnen, Kriegs- und Glückszeichen auf Stangen hoch emportragend. Roma's Büste voran, Juno die Beschützerin, der Pfau besonders, Abundantien mit Fruchtkörben und Blumenkränzen, sie schwanken über fliegenden Wimpeln und schwebenden Fahnen. Dazwischen in den Lüften flammende, dampfende Fackelpfannen, den Elementen zur Ehre, zu Anregung aller Sinne.

Andere Krieger, vorwärts zu schreiten gehindert, still, den unmittelbar nachfolgenden gewaltsamen Drang abzuwehren, je zwei und zwei halten senkrecht hohe, von einander entfernte Stangen, an denen man drüben und drüben angeheftet Gemälde lang und schmal ausgespannt erblickt. Diese Schilderein, im Felde abgetheilt, dienen zur Exposition, hier wird dem Auge deutlich dargebracht was geschehen mußte, damit dieser überschwengliche Triumphzug statt finde.

Feste Städte von Kriegsheeren umringt, bestürmt durch Maschinen, eingenommen, verbrannt, geplündert; waggeführte Gefangene zwischen Niederlage und Tod. Völlig die anfangende Symptome, die Introduction einer großen Oper.

2.

Hier nun die nächste und höchste Folge des unbedingten Sieges. Waggeführte Götter, welche die nicht mehr zu schützenden Tempel verlassen. Lebensgroße Statuen von Jupiter und Juno auf zweispännigen, Kolossalbüste der Cybele auf einspännigem Wagen, sodann eine kleinere tragbare Gottheit, in den Armen eines Knechtes. Der Hintergrund überhaupt von hoch aufgethürmten Wurfgeräthen, Tempelmodellen, deutschen Herrlichkeiten angefüllt, zyklisch Belagerungsmaschinen, Widder und Ballisten. Aber ganz grotesken mannigfaltig aufgeschichtet, gleich hintereinem, Wasen über Heergeräthe, mit großem ernsten Geschmack zusammen und über einander gestellt und gehangen. Erst in der folgenden Abtheilung

3.

wird jedoch die größte Masse aufgehäuft verüber geschafft. Sodann sieht man von nächsten Jünglingen getragen jede Art von Schätzen: dickbauchige Urnen, angefüllt mit aufgehäuften Münzen, und auf denselben Traggestellen Vasen und Krüge; auf den Schultern lassen diese schon schwer genug, aber nebenher trägt jeder noch ein Gefäß oder sonst etwas Bedeutendes. Dergleichen Gruppen ziehen sich auch noch in's folgende Blatt fort.

4.

Die Gefäße sind von der mannigfaltigsten Art, aber die Hauptbestimmung ist, geminztes Silber daran zu bringen. Nun schieben sich, über diese Gedränge, überlange Posaunen in die Luft vor; an ihnen spielen herabhängende Bänder, mit inschriftlicher Widmung: dem triumphirenden Halbgott Julius Cäsar; geschmückte Opferstiere; zierliche Camillen und fleischmäßige Popen.

5.

Vier Elephanten, der vordere völlig sichtbar, die drei andern perspectivisch weichend; Blumen und Fruchtkörbe auf den Häuptern, kranzartig. Auf ihrem Rücken hohe flammende Candelaber; schöne Jünglinge leicht bewegt aufreichend, wohlriechendes Holz in die Flammen zu legen, andere die Elephanten leitend, andere anders beschäftigt.

6.

Auf die beschwerliche Masse der ungeheuren Thiere folgt mannigfaltige Bewegung; das Kostbarste, das höchste Gewonnene wird nun herangebracht. Die Träger schlagen einen andern Weg ein, hinter den Elephanten in's Weld schreitend. Was aber tragen sie? wahrscheinlich lauteres Geld. Gothmünzen in kleinerem Geschirr, kleinere Vasen und Gefäße. Hinter ihnen folgt noch eine Beute von großem Werth und Wichtigkeit, die Beute der Beuten, die alle verbergehende in sich begreift. Es sind die Rüstungen der überwundenen Könige und Helden, jede Persönlichkeit als eigne Trophäe. Die Derbheit und Tüchtigkeit der überwundenen Fürsten wird dadurch angezeigt, daß die Träger ihre Stangenlast kaum heben können, sie nah am Boden herschleppen oder gar niedersetzen um, einen Augenblick auszuruhen, sie wieder frischer fortzutragen.

7.

Doch sie werden nicht sehr gedrängt; hinter ihnen schreiten Gefangene einher; kein Abzeichen unterscheidet sie, wohl aber persönliche Würde. Edle Matronen gehen voran mit erwachsenen Töchtern. Zunächst folgen den Zuschauern gehn ein Knäulchen von acht bis zehen Jahren, an der Mutter Seite, so schmuck und zierlich als bei dem anständigsten Hofe. Treffliche tüchtige Männer folgen hierauf in langen Gewinden, ernst, nicht ernsthaft; es ist ein höheres Geschick das sie hingerissen. Auffallend ist daher im folgenden Glied ein großer, wohlgebildeter, gleichfalls ehrenvoll gekleideter Mann, welcher mit grimmigem, beinahe fratzenhaftem Gesicht rückwärts blickt, ohne daß wir ihn begreifen. Wir lassen ihn vorüber, dem ihm folgt eine Gruppe von angehenden Frauen. Eine junge Braut in ganz Jugendfülle, im Vollgefühl derselben — wir sagen Braut, weil sie, auch ohne Kranz in den Haaren, so bezeichnet zu werden verdiente — steht hinter ihnen, vor dem Zuschauer zum Theil verdeckt von einer ältern kinderbedürftigen Frau; diese hat ein Mädchenkind auf dem rechten Arme und ihre linke Hand nimmt ein stillbedenkender Knabe in Anspruch, der den Fuß aufreckt, weinend will er auch getragen seyn. Eine ältere sich aber ihm hinanziehende

Person, vielleicht die Großmutter, sucht ihn vergebens zu begütigen.

Hochlich rühmen müssen wir indeß den Künstler, daß kein Kriegsheld, kein Heerführer als Gefangener vorgeführt wird. Die sind nicht mehr, ihre Rüstungen trug man dehl vorbei; aber die eigentlichen Staaten, die uralten edlen Familien, die tüchtigen Ratsherren, die behäbigen, fruchtbar sich fortpflanzenden Bürger führt man im Triumph auf, und so ist es denn alles gesagt: die einen sind todtgeschlagen und die andern leiden.

Zwischen diesem und dem folgenden Bilde werden wir nun gewahr, warum der stattliche Gefangene so grimmig zurückblickt. Mißgestaltete Narren und Possenreißer schleichen sich heran und verhöhnen die edlen Unglücklichen; diesem Würdigen ist das noch zu neu, er kann nicht ruhig verbeißen, wenn er dagegen nicht schimpfen mag, so grinst er dagegen.

II.

Aber der Ehrenmann schreit noch auf eine schmählichere Weise verhöhnt, es folgt ein Chor Musikanten in contrastirenden Figuren. Ein wohlbehaglicher, hübscher Jüngling, in langer, fast weiblicher Kleidung, singt zur Leier, und scheint dabei zu springen und zu gesticuliren; ein solcher durfte beim Triumphzug nicht fehlen: sein Geschäft war, sich seltsam zu gebärden, neckische Lieder zu singen, die überwundenen Gefangenen strafhaft zu verspotten. Die Schalks-Narren deuten auf ihn, und schwimmen mit albernen Gebärden seine Worte zu commentiren, welches jenem Ehrenmann allzu ärgerlich aufallen mag.

Daß übrigens von keiner ernsthaft edlen Musik die Rede sey, ergiebt sich sogleich aus der folgenden Figur: denn ein blumklanger, schofbepelzter, hochgemuthter Dudelsack-Pfeifer tritt unmittelbar hinterdrein; Knaben mit Schellen-Tromm.in scheinen den Mißlaut zu vermehren. Einige rückwärts bleibende Soldaten aber und andere Andeutungen machen uns aufmerksam, daß nun bald das Höchste erfolgen werde.

9.

Und nun erscheint auch, auf einem übermäßig, ebenglich mit großem Sinn und Geschmack verzierten Wagen, Julius Cäsar selbst, dem ein tüchtig gestalteter Jüngling auf einer Art Standarte das Veni Vidi Vici entgegenhält. Dieses Blatt ist so gedrängt voll, daß man die nackten Kinder mit Siegeszweigen zwischen Pferden und Rädern nur mit Angst ansieht, in der Wirklichkeit müßten sie längst zerquetscht seyn. Treffiicher war jedoch ein solches Gedränge, das für die Augen immer unfaßlich und für den Sinn verwirrend ist, bildlich nicht darzustellen.

10.

Ein zehntes Bild aber ist für uns nun von der größten Bedeutung, denn das Gefühl der Zeit sey nicht geschlossen, wardell einen Faden an, der die neun Blätter hinter einander legt. Wir finden nicht allein den Wagen steil, sondern sogar hinter demselben durch den Rahmen abgeschnittene Figuren, das Auge verlangt einen Nachklang und wenigstens einige der Hauptgegenstände nachtretende, den Rücken deckende Gestalten.

Zu Hülfe kommt uns nun ein eigenhändiger Kupferstich, welcher mit der größten Sorgfalt gearbeitet und zu den vorzüglichsten Werken des Meisters dieser Art zu rechnen ist. Eine Schaar tritt heran männlicher, älterer und jüngerer, sämmtlich charakteristischer Personen. Daß es der Senat sey, ist keineswegs zuzugeben; der Senat wird den Triumphzug am schicklichen Ort durch eine Deputation empfangen haben, aber auch diese konnte ihm nicht weiter entgegen gehen, als nöthig war umzukehren und herauszuführen, und den versammelten Vätern die Ankommlinge vorzuführen.

Doch sey diese Untersuchung dem Alterthumsforscher vorbehalten. Nach unserer Weise dürfen wir nur das Blatt aufmerksam betrachten, so spricht es sich wie jedes vortreffliche Kunstwerk selbst aus; da sagen wir denn geradezu, es ist der Lehrstand, der gern dem siegenden Waffenstand dankbigt, weil durch diesen allein Sicherheit und Zeitgemäß zu dessen ist. Den Nährstand hatte Mantegna in den Triumphzug als Tragende, Bringende, Führende, Preisende vertheilt; auch in der Umgebung als Zuschauer aufgestellt. Nun aber freut sich der Lehrstand des Ueberwinder zu begleiten, weil durch ihn Saat und Cultur wieder gesichert ist.

In Absicht auf Mannigfaltigkeit der Charakteristik ist das beschriebene Blatt eines der schätzbarsten die wir kennen, und Mantegna hat gewiß diesen Zug auf der hohen Schule von Padua studirt.

Voran im ersten Glied, in langen faltigen Gewändern, drei Männer, mittleren Alters, theils ernsten, theils heiteren Angesichts, wie beides Gelehrten und Lehrern ziemt. Im zweiten Gliede zeichnet sich zunächst eine alte, kolossale, behaglichtiefe, kräftige Natur aus, die hinter allem dem mächtigen Triumphgewirre sich noch ganz tüchtig hervorthut. Das bartlose Kinn läßt einen fleischigen Hals sehen, die Haare sind kurz geschnitten, höchst behaglich hält er die Hände auf Brust und Bauch und macht sich nach allen bedeutenden Vorgängern noch immer auffallend bemerklich. Unter den Lebendigen hat sich niemanden gefehen der ihm zu vergleichen wäre, außer Gottsched; dieser würde in ähnlichem Fall und gleicher Kleidung eben so einher geschritten seyn: er sieht vollkommen dem Pfeiler einer dogmatisch-didaktischen Anstalt gleich. Wie er ohne Bart und Hauptzaare, sind auch seine Collegen, wenn gleich behaart, doch ohne Bärte; der vorderste etwas ernster und grämlicher sch.int aber dialektischen Sinn zu haben. Solcher Lehrenden sind sechs, welche in Haupt und Geist alles mit sich zu tragen scheinen; dagegen die Schüler nicht allein durch jüngere leichtere Gestalten bezeichnet sind, sondern auch dadurch, daß sie gebundne Bücher in Händen tragen, anzuzeigen, daß sie sowohl hörend als lesend sich zu unterrichten geneigt seyen.

Zwischen jene ältesten und mittleren ist ein Knabe von etwa acht Jahren eingeklemmt, um die ersten Lehrjahre zu bezeichnen, wo das Kind sich anzuschließen geneigt ist, sich einzumischen Lust hat; es hängt ein Pennal an seiner Seite, anzudeuten, daß er auf dem Bildungswege sey, wo dem Herankömmling manches Unangenehme begegnet. Wunderlicher und anmuthig natürlicher ist nichts zu ersinnen als dies Figürchen in solcher Lage.

Die Lehrer gehen jeder vor sich hin, die Schüler unterhalten sich unter einander.

Nun aber macht den ganzen Schluß, wie billig, das Militär, von welchem denn doch zuerst und zuletzt die Herrlichkeit des Reichs nach außen erworben und die Sicherheit nach innen erhalten werden muß. Diese ganze große Forderung aber deutlich auszusprechen, dieser Triumphzug sey ihm beschworen und er werde sich glücklich schätzen, heute Abend traumvoll zur Ruhe zu kommen.

Der Hintergrund dieses Blattes nun, anstatt daß wir bisher meistens freie Aussichten gehabt, drängt sich, dem

Menschendrang gemäß, gleichfalls zusammen; rechter Hand sehen wir einen Palast, zur linken Thurm und Mauern; die Nähe des Stadtthors möchte damit angedeutet seyn, angezeigt daß wir uns wirklich am Ende befinden, daß nunmehr der ganze Triumphzug in die Stadt eingetreten, und innerhalb derselben beschlossen sey.

Sollten auch dieser Vermuthung die Hintergründe der vorbergehenden Blätter zu widersprechen scheinen, indem landschaftliche Aussichten, viel freie Luft, zwar auf Hügeln Tempel und Paläste, doch auch Ruinen gesehen werden, so läßt sich doch auch annehmen, daß der Künstler hierbei die verschiedenen Hügel von Rom gedacht, und sie so behaut und so ruinenhaft, wie er sie zu seiner Zeit gefunden, vorgestellt habe. Diese Auslegung gewinnt um so mehr Kraft, als doch wohl einmal ein Palast, ein Kerker, eine Brücke, die als Wasserleitung dienen kann, eine hohe Ehrensäule da steht, die man denn doch auf städtischem Grund und Boden vermuthen muß.

Doch wir halten inne, weil wir sonst in's Gränzenlose geriethen, und man mit noch so viel gebäuften Worten den Werth der flüchtig beschriebenen Blätter doch nicht ausdrücken könnte.

Zweiter Abschnitt.

1. Ursprung, Wanderung, Beschaffenheit der Bilder.

Mantegna lebte 1431 bis 1517 und malte in seiner besten Zeit, auf Anregen seines großen Gönners, Ludwig Gonzaga, Herzogs von Mantua, gedachten Triumphzug für den Palast in der Nähe des Klosters St. Sebastian. Der Zug ist nicht auf die Wand, nicht im unmittelbaren Zusammenhange gemalt, sondern in neun abgesonderten Bildern, vom Platze bewegt, daher sie denn auch nicht an Ort und Stelle geblieben. Sie kamen vielmehr unter Carl I, welcher als ein großer Kunstfreund die köstlichsten Schätze zusammenbrachte und also auch den Herzog von Mantua auskaufte, nach London und blieben daselbst, obgleich nach seinem unglücklichen Tode die meisten Besitzungen dieser Art durch eine Auction verschleudert wurden.

Gegenwärtig befinden sie sich, hochgehört, im Palaste Hamptoncourt, neun Stücke, alle von gleicher Größe, völlig quadrat, jede Seite neun Fuß, mit Wasserfarben auf Papier gemalt, mit Leinwand untergezogen, wie die Raphaelischen Tapete, welche denselben Palast verherrlichen.

Die Farben dieser Bilder sind höchst mannigfaltig, wohl erhalten und lebhaft; die Hauptfarben in allen ihren Abstufungen, Mischungen und Uebergängen zu sehen; dem Scharlach steht anderes Hell- und Tiefroth entgegen, an Dunkel- und Hellgelb fehlt es nicht, Himmelblau zeigt sich, Blaßblau, Braun, Schwarz, Weiß und Gold.

Die Gemälde sind überhaupt in gutem Zustande, besonders die sieben ersten; die zwei letzteren, ein wenig verbleicht, scheinen von der Zeit gelitten zu haben, oder absichtlich zu seyn, doch ist dies auch nicht bedeutend. Sie hangen in vergoldeten Rahmen neun Fuß hoch über dem Boden, drei und drei auf drei Wände vertheilt, der östliche ist eine Fensterseite und folgen sie, von der südlichen zur nördlichen, völlig in der Ordnung, wie sie Andreas Andreani numerirt hat.

Erwähnung derselben thut Hamptoncourt-Guide, Seite 19 mit wenigen Worten; nicht viel umständlicher das Prachtwerk: The History of the Royal Residences of Windsor Castle, St. James's Palace p. p. By W. H. Pyne. In three Volumes. London 1819, welches gerade diesem Zimmer keine bildliche Darstellung gegönnt hat.

Verstehende nähere Nachricht verdanken wir der Gefälligkeit eines in England wohnenden Deutschen Freundes, des Herrn Dr. Noehden, welcher nichts ermangeln läßt, das in Weimar angeknüpfte schöne Verhältniß auch in der Ferne dauerhaft und in Wechselwirkung zu erhalten. Auf unser zutrauliches Ansuchen begab er sich wiederholt nach Hamptoncourt, und alles was wir genau von Maß, Grund, Farben, Erhaltung, Aufstellung und so weiter angeben, ist die Frucht seiner aufmerksamen Genauigkeit.

2. Fernere Geschichte derselben. Sammlungen Carl's I von England.

Die frühste Neigung der Engländer zur Kunst mußte sich, in Ermangelung inländischer Talente, nach auswärtigen Künstlern und Kunstwerken umsehen. Unter Heinrich dem Achten arbeitete Holbein viel in England. Was unter Elisabeth und Jacob dem Ersten geschehen, wäre noch zu untersuchen. Der hoffnungsvolle Kronprinz Heinrich, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts geboren, hatte viel Sinn für die Künste und legte bedeutende Sammlungen an. Als er vor dem achtzehnten Jahre mit Tode abging, erbte Carl der Erste mit der Krone die Sammlung des Bruders und seine Kunstneigung. Rubens und van Dyck werden als Künstler beschäftigt, als Kunstkenner zu Sammlungen behülflich.

Die Sammlung des Herzogs von Mantua wird angekauft, mit ihr also die neun Tafeln Triumphzug. Ueber das Jahr sind wir nicht genau belehrt, es muß aber zwischen 1625 und 1642 fallen, indem nachher, während der Bürgerkriege, Geldmangel dem König dergleichen Acquisitionen untersagte.

„Nach des Königs Ermordung wurde sowohl sein als seiner Gemahlin und Prinzen Vermögen der Nation heimgefallen erklärt und, durch einen Parlaments-Beschluß vom März 1649, auctionsweise zum Verkauf angeboten, worunter auch sämmtliche Kunstwerke und Gemälde. Aber erst den folgenden Juni faßte die Gemeine, um ihr neues Gemüngt desto kräftiger zu befestigen, über die Verwendung des persönlichen Vermögens des letzten Königs, der Königin und Prinzen, einen Beschluß. Sie ernieß einen Befehl, alles zu verzeichnen, zu schätzen und zu verkaufen, ausgenommen solche Theile, welche zum Gebrauch des Staates vorzuhalten seyen; jedoch mit solcher Vorsicht, um alle Nachrede einzelnen Interesses zu vermeiden, daß kein Glied des Hauses sich damit befasse. In diese Schätzung und Verkauf waren eingeschlossen, heu dolor! die ganze Sammlung von edlen Gemälden, alten Statuen und Büsten, welche der letzte König mit grenzenlosen Kosten und Mühen von Rom und allen Theilen Italiens herbeigeschafft hatte.“

Ein Verzeichniß dieser höchst kostbaren Merkwürdigkeiten, wovon jetzt gar manche den Palästen des Louvre und Escurials, auch mancher auslandischen Fürsten zur Verherrlichung dienen, mit Schätzungs- und Verkaufspreisen, ward unter folgendem Titel 1757 in London gedruckt: A Catalogue and Description of King Charles the First's Capital Collection of Pictures, Bronzes, Limnings, Medals, Statues and other Curiosities.

Nun heißt es auf der fünften Seite: Gemälde zu

Hamptoncourt Nro. 332, geschätzt 4675 Pfund 10 Schill., darunter waren:

1) Neun Stück, der Triumphzug des Julius Cäsar, gemalt von Andreas Mantegna, geschätzt 1000 Pfund.

2) Herodias, St. Johannes Haupt in einer Schüssel haltend, von Tizian, geschätzt 150 Pfund.

Die größere Anzahl der Gemälde, welche den übrigen Werth von 3525 Pfund 10 Schillinge ausmachte, ist nicht einzeln aufgeführt.

Da nun aber hieraus hervorgeht, daß Carl der Erste die Gemälde Mantegna's besessen, so wird noch zum Ueberfluß dargethan, woher sie zu ihm gekommen; folgendes diene zur Erläuterung:

« König Carls Museum war das berühmteste in Europa; er liebte, verstand und schätzte die Künste. Da er nicht das Glück hatte, große Malergenien unter seinen Unterthanen zu finden, so rief er die geschicktesten Meister anderer Nationen herbei, mit rühmlicher Vorliebe, um sein eigenes Land zu bereichern und zu unterrichten. Auch beschränkte er seinen Aufwand keineswegs auf lebende Künstler: denn außer einzelnen Stücken kaufte er die berühmte Sammlung des Herzogs von Mantua, nachdem er vorher eine Grundstiftung gelegt hatte von dem, was er von seinem Bruder erbte, dem liebenswürdigen Prinzen Heinrich, der, wie man aus dem Katalog sieht, auch außer andern würdigen Eigenschaften, Geschmack für Gemälde besaß, und einen edlen Eifer die Künste zu ermuntern.

« Glücklicherweise sind diese oft beobten Bilder in England geblieben, und wohl auch noch andere, die wir dort bewundern. Ob zufällig wollen wir nicht entscheiden: denn die Clausel des republicanischen Beschlusses, daß man zurückhalten könne was zum Gebrauch des Staates dienlich sey, ließ ja gar wohl zu, daß jene zwar gewaltsamen, aber keineswegs rohen und unwissenden Machthaber das Beste auf den nunmehr republicanischen Schlössern zurück behielten. »

Dem sey nun wie ihm sey, der Engländer, dem wir die bisherige Aufklärung schuldig sind, äußert sich folgendermaßen: « Der Streich, der die Königswürde so tief niederlegte, zerstreute zugleich die königliche tugendsame Sammlung. Die ersten Cabinette von Europa glänzen von diesem Raube; die wenigen guten, in den königlichen Palästen zerstreuten Stücke sind bei uns nur kümmerliche Ueberreste von dem was gesammelt oder wiedervsammelt war von König Carls glänzenden Galerien. Man sagt die Holländer hätten vieles angekauft und einiges seinem Sohne wieder überlassen. Der beste Theil aber bleibt begraben in der Düsternis, wenn er nicht gar untergeht in den Gewölben des Escurials. »

3. Mantegna's eigene Kupferstiche in Bezug auf den Triumph.

Mantegna's Kupferstiche werden hochgehalten wegen Gründlicher und meisterhafter Ausführung, freilich nicht im Sinne neuer Kupferstecherkunst. Bartsch zählt über sieben und zwanzig, die Copien mitgerechnet, in England befinden sich nach Rosdon siebenzehn, darunter sind auf den Triumphzug bezüglich nur vier, Nr. 5, 6 und 7, die sechste doppelt, aber umgekehrt, worauf ein Plakker.

Ein Englischer noch lebender Kenner hegt die Ueberzeugung, daß nicht mehr als genannte vier Stücke vorkommen, und auch wir sind der Meinung, daß Mantegna sie niemals allein in Kupfer gestochen habe. Uns irrt keineswegs, daß Strutt in seinem biographischen Wörterbuche der Kupferstecher, Band II, Seite 120, sich folgendermaßen ausdrückt: « Der Triumph des Julius Cäsar, gestochen nach seinen eigenen Gemälden, in neun Platten mittlerer Größe, beinahe viereckig. Eine vollständige Sammlung dieser Kupfer ist äußerst rar; komplet aber wurden sie von Andreas Andreani. »

Wenn denn nun auch Baldinucci in seiner Geschichte der Kupferstecherkunst sagt: Mantegna habe den Triumphzug des Julius Cäsar während seines Aufenthaltes in Rom in Kupfer gestochen, so darf uns dieses keineswegs zum Wanken bringen; vielmehr können wir denken, daß der außerordentliche Künstler diese einzelnen Vorarbeiten in Kupfer, wahrscheinlich auch in Zeichnungen, die verloren oder unbekannt sind, gemacht, und bei seiner Rückkehr nach Mantua das Ganze höchst wundersam ausgeführt.

Und nun sollen die aus der innern Kunst entnommenen Gründe folgen, die uns berechtigen dieser Angabe kühnlich zu widersprechen. Die Nummern fünf und sechs (Bartsch 12, 13), von Mantegna's eigener Hand, liegen, durch Glück und Freundesgunst, neben den Platten von Andreani uns vor Augen. Ohne daß wir unternehmen mit Worten den Unterschied im Besonderen auszudrücken, so erklären wir im Allgemeinen, daß aus den Kupfern etwas Ursprüngliches durchaus hervorleuchte; man sieht darin die große Conception eines Meisters, der sogleich weiß was er will, und in dem ersten Entwurf unmittelbar alles Nöthige der Hauptsache nach darstellt und einander folgen läßt. Als er aber an eine Ausführung im Großen zu denken hatte, ist es wundersam zu beobachten und zu vergleichen, wie er hier verfahren. — Jene ersten Anfänge sind völlig unschuldig, naiv, obschon reich, die Figuren zierlich, ja gewissermaßen nachlässig, und jede im höchsten Sinne ausdrucksvoll; die andern aber, nach den Gemälden gefertigt, sind ausgebildet, kräftig, überreich, die Figuren tüchtig, Wendung und Ausdruck kunstvoll, ja mitunter künstlich; man erstaunt über die Beweglichkeit des Meisters bei entschiedenem Beharren; da ist alles dasselbe und alles anders; der Gedanke unverrückt, das Walten der Anordnung völlig gleich, im Abändern nirgends gemäkelt noch gezweifelt, sondern ein anderes, höheren Zweck Erreichendes ergriffen.

Daher haben jene ersten eine Gemüthlichkeit ohne Gleichen, weil sie unmittelbar aus der Seele des großen Meisters hervortraten, ohne daß er an eigentliche Kunstzwecke gedacht zu haben scheint. Wir würden sie einem liebenswürdigen häuslichen Mädchen vergleichen, um welche zu werben ein jeder Jüngling sich geneigt fühlen müßte; in den andern aber, den ausgeführten, würden wir dieselbe Person wieder finden, aber als entwickelte, erst verheirathete junge Frau, und wenn wir jene einfach gekleidet, häuslich beschäftigt gesehen, finden wir sie nun in aller Pracht, womit der Liebende das Geliebte so gern ausschmückt. Wir sehen sie in die Welt hervortreten bei Festen und Tänzen, wir vermissen jene, indem wir diese bewundern. Doch eigentlich darf man die Unschuld nicht vermissen, wo sie einem höheren Zweck aufgeopfert ist.

Wir wünschen einem jeden wahren Kunstfreunde diesen Genuß und hoffen, daß er dabei unsere Ueberzeugung gewinnen solle.

Ja dieser werden wir nur um so mehr bestärkt durch das was Herr Dr. Rosdon von dem dritten Kupfer des Mantegna, welches Bartsch nicht hat, in Vergleichung mit der siebenten Tafel des Andreas Andreani meldet: « Wenn auf den beiden andern Blättern, Nummer fünf und sechs, gegen die Gemälde Abänderungen vorkommen, so sind sie noch stärker bei der gegenwärtigen Nummer. Die edlen Gefangenen werden zwar vorgeführt,

allein die höchst liebliche Gruppe der Mutter mit Kindern und Aeltermutter fehlt ganz, welche also später von dem Künstler hinzugedacht worden. Ferner ist ein gewöhnliches Fenster auf dem Kupferstiche dargestellt, aus welchem drei Personen herausschen; in dem Gemälde ist es ein breites gegittertes Fenster, als welches zu einem Gefängniß gehört, hinter welchem mehrere Personen, die man für Gefangene halten kann, stehen. Wir betrachten dies als eine übereinstimmende Anspielung auf den verübergehenden Zug, in welchem ebenfalls Veränderungen statt gefunden. »

Und wir von unserer Seite sehen hier eine bedeutende Steigerung der künstlerischen Darstellung, und überzeugen uns, daß dieses Kupfer, wie die beiden andern, dem Gemälde vorgegangen.

---

4. Zeugniß von Vasari mit Bemerkungen darüber.

Vasari spricht mit großem Lobe von diesem Werke, und zwar folgendermaßen: « Dem Marchese von Mantua, Ludwig Gonzaga, einem großen Gönner und Schätzer von Andreas Kunstfertigkeit, malte er, bei St. Sebastian in Mantua, Cäsars Triumphzug, das Beste was er jemals gefertigt hat. Hier sieht man in schönster Ordnung den herrlich verzierten Wagen (*), Verwandte, Weihrauch und Wohlgerüche, Opfer, Priester, bekränzte geweihte Stiere, Gefangene, von Soldaten eroberte Beute, geordneten Heereszug, Elephanten, abermals Beute, Victorien, Städte und Festungen auf verschiedenen Wagen; zugleich auch abgebildet gränzenlose Treppähen auf Spießen und Stangen, auch mancherlei Schutzwaffen für Haupt und Rumpf, Axtspuß, Harnisch, unendliche Gefäße. Unter der Menge bemerkt man ein Weib, das einen Knaben an der Hand führt, der wieder einen Dorn im Füßchen sehr anmuthig und natürlich der Mutter hinweist. (**)

« In diesem Werke hat man auch abermals einen Beweis von seiner schönen Einsicht in die perspectivischen Künste; denn indem er seine Bodenfläche über dem Auge anzunehmen hatte, so ließ er die ersten Füße an der vordern Linie des Planums vollkommen sehen, stellte jedoch die folgenden desselben Gliedes mehr perspectivisch, gleichsam sinkend vor, so daß nach und nach Füße und Schenkel dem Gesetz des Augpunktes gemäß sich verstecken.

« Ebenso hält er es auch mit Beute, Gefäßen, Instrumenten und Zierrathen; er läßt nur die untere Fläche sehen, die obere verliert sich ebenfalls nach denselben Regeln. Wie er denn überhaupt Verkürzungen darzustellen besonders geschickt war. »

Mit einem solchen (*) Stierchen haben wir vorhin eine Lücke angedeutet, die wir nunmehr ausfüllen wollen. Vasari glaubt in einem nahe vor dem Triumphswagen stehenden Jüngling einen Soldaten zu sehen, der den Stier mitten in der Herrlichkeit des Festzuges mit Schimpf- und Schmähreden zu bemüthigen gedenke, welche Art von übermüthiger Gesinnung aus dem Alterthume wohl überliefert wird. Allein wir glauben die Sache anders auslegen zu müssen; der vor dem Wagen stehende Jüngling hält auf einer Stange, gleichsam als Fechtbrüchen, einen Kranz, in welchem die Worte veni, vidi, vici, eingeschrieben sind; dieß möchte also wohl dem Schluß die Krone aufsetzen. Denn wenn vorher auf mancherlei Büchern und Bändereien an Zinken und Posaunen, auf Tafeln und Täfelchen schon Cäsar genannt und also diese Feierlichkeit auf ihn bezogen wird, so ist doch hier zum Abschluß das höchste Verdienst einer entscheidenden Schnelligkeit verkündet und ihm von einem frechen Anhänger vorgehalten, worauf bei genauerer Betrachtung wohl kein Zweifel übrig bleiben möchte.

(**) Das zweite Zeichen deutet abermals auf eine vom Vasari abweichende Meinung. Wir fragten nämlich, da auf dem Andreanischen Blatte No. 7 dieser vom Vasari gerühmte Dorn nicht zu entdecken war, bei Herrn Dr. Nodder in London an, in welchem das Gemälde sich jetzt befindet, um Auskunft gebe; er sollte dieser und einiger andern Anfragen wegen gefälligst nach Hamptoncourt und ließ nach genauer Untersuchung sich folgendermaßen vernehmen:

« An der linken Seite der Mutter ist ein Knabe (vielleicht drei Jahre alt), welcher an dieselbe hinaufklimmen will. Er hebt sich auf der Zehe des rechten Fußes, seine rechte Hand faßt das Gewand der Mutter, welche ihre linke nach ihm herabgestreckt und mit derselben seinen linken Arm ergriffen hat, um ihm aufzuhelfen. Der link Fuß des Knaben hat sich vom Boden gehoben, dem Anschwine nach bloß zufolge des aufstrebenden Körpers. Ich hätte es nie errathen, daß ein Dorn in diesen Fuß getreten, oder der Fuß auf irgend eine andere Weise verwundet wäre, da das Bild, wenn meine Augen nicht ganz wunderlich trügen, gewiß nichts von der Art zeigt. Das Bein ist zwar fleiß aufgezogen, welches sich freilich zu einem verwundeten Fuße passen würde; aber dies scheint sich eben so gut mit dem bloß in die Höhe strebenden Körper. Der ganz schmerzlose Ausdruck des Gesichtes bei dem Knaben, welch er heiter und froh, obgleich begierig hinaufsieht, und der ruhige Blick der herabsehenden Mutter, schienen mir der angenommenen Verletzung ganz zu widersprechen. An dem Fuße selbst müßte man doch wohl eine Spur der Verwundung, z. B. einen fallenden Blutstropfen bemerken; oder durchaus nichts Aehnliches ist zu erkennen. Es ist unmöglich, daß der Künstler, wenn er ein solches Bild dem Zuschauer hätte eindrücken wollen, es so zweideutig und versteckt gelassen haben könnte. Um ganz ohne Vorurtheil bei der Sache zu verfahren, fragte ich den Diener, welcher die Zimmer und Gemälde im Schlosse zu Hamptoncourt zeigt, und der mehrere Jahre lang dieses Geschäft verwaltet hat, einen ganz mechanischen Kunstlosen Menschen, ob er etwas von einem verwundeten Fuße, oder einem Dornstich an dem Knaben bemerkte. Ich wollte sehen, welchen Eindruck die Darstellung auf das gemeine Auge und den gemeinen Verstand machte. « Nein, » war die Antwort, « denen sieht sich nichts erkennen: es kann nicht seyn, der Knabe sieht ja viel zu heiter und froh aus, als daß man ihn sich verwundet denken könnte. » Ueber den linken Arm der Mutter ist, so wie bei dem rechten, ein rothes Tuch oder Staart geworfen, und die linke Brust ist ebenfalls ganz entblößt. »

« Hinter dem Knaben, zur linken Seite der Mutter, steht gebückt eine ältliche Frau, mit rothem Schleiertuche über dem Kopfe. Ich hatte sie für die Großmutter des Knaben, da sie so theilnehmend um sie beschäftigt ist. In ihrem Gesichte ist auch nichts von Mitleiden, welches doch wahrscheinlich ausgedrückt werden wäre, wenn das Unglücken an einer Verwunde litte. In der rechten Hand scheint sie die Kopfbedeckung des Knaben ein Hütchen oder Kappchen zu halten, und mit der linken berührt sie den Kopf desselben. »

---

5. Allgemeine Betrachtung und Mißbilligung der falschen Methode Vasari's von hinten hervor zu beschreiben.

Sieht man nun die ganze Stelle, wodurch uns Vasari über diesen Triumphzug hat belehren wollen, mit leben-

digem Blick an, so empfindet man alsbald den inneren Mangel einer solchen Vortragsweise; sie erregt in unserer Einbildungskraft nur einen wüsten Wirrwarr und läßt kaum ahnen, daß jene Einzelnheiten sich klar in eine wohlgedachte Folge reihen würden. Schon darin hat es Bafari gleich anfangs verfehlt, daß er von hinten anfängt und vor allem auf die schöne Verjüngtheit des Triumphwagens merken läßt; daraus folgt denn, daß es ihm unmöglich wird, die vorauseilenden gedrängten, aber doch gesonderten Schaaren, ordnungsgemäß auf einander folgen zu lassen, vielmehr greift er auffallende Gegenstände zufällig heraus, daher denn eine nicht zu entwirrende Verwicklung entsteht.

Wir wollen ihn aber deshalb nicht schelten, weil er von Bildern spricht die ihm vor Augen stehen, von denen er glaubt daß jedermann sie sehen werde. Auf seinem Standpunkte konnte die Absicht nicht seyn, sie den Abwesenden oder gar Künftigen, wenn die Bilder verloren gegangen, zu vergegenwärtigen.

Ist dieses doch auch die Art der Alten, die uns oft in Verzweiflung bringt. Wie anders hätte Pausanias verfahren müssen, wenn er sich des Zweckes hätte bewußt seyn können, und durch Worte über den Verlust herrlicher Kunstwerke zu trösten! Die Alten sprachen als gegenwärtig zu Gegenwärtigen, und da bedarf es nicht vieler Worte. Den absichtlichen Redekünsten Philostrats sind wir schuldig, daß wir uns einen deutlichen Begriff von verlornen köstlichen Bildern aufzubauen wagen.

6. Emendation der Bartschischen Auslegung.

Bartsch in seinem Peintre-Graveur, Band XIII, Seite 234, spricht unter der eilften Nummer der Kupferstiche des Andreas Mantegna: «Der Römische Senat begleitet einen Triumph. Die Senatoren richten ihren Schritt gegen die rechte Seite, auf sie folgen mehrere Krieger, die man zur linken sieht, unter welchen einer besonders auffällt, der mit der linken eine Hellebarde faßt, am rechten Arme ein ungeheures Schild tragend. Der Grund läßt zur Rechten ein Gebäude sehen, zur Linken einen runden Thurm. Mantegna hat dieses Blatt nach einer Zeichnung gestochen, die er bei seinem Triumphzug Cäsars wahrscheinlich benutzen wollte, wovon er jedoch keinen Gebrauch gemacht hat.»

Wie wir dieses Blatt auslegen, ist in dem ersten Aufsatze über Mantegna im vorigen Stücke zu ersehen, deshalb nur unsere Ueberzeugung nicht wiederholen, sondern nur bei dieser Gelegenheit den Dank, den wir unserm verewigten Bartsch schuldig sind, auch von unserer Seite gebührend abstatten.

Hat uns dieser treffliche Mann in den Stand gesetzt, die bedeutendsten und mannigfaltigsten Kenntnisse mit weniger Mühe zu gewinnen, so sind wir, in einem andern Betracht, auch schuldig ihn als Vorarbeiter anzusehen, und die und da, besonders in Absicht auf die gebrauchten Motive, nachzuhelfen; denn das ist ja eben eins der größten Verdienste der Kupferstecherkunst, daß sie uns mit der Denkweise so vieler Künstler bekannt macht, und, wenn sie uns die Farbe entbehren lehrt, das geistige Verdienst der Erfindung auf das sicherste überliefert.

7. Schwerdtgeburths Zeichnung.

Um nun aber sowohl uns als andern theilnehmenden Kunstfreunden den vollen Genuß des Ganzen zu verschaffen, ließen wir durch unseren geschickten und gütigen Kupferstecher Schwerdtgeburth diesen abschließenden Nachzug, völlig in der Dimension der Andreanischen Tafeln und in einer den Holzstock sowohl in Umrissen als Haltung nachahmenden Zeichnungsart, ausführen, und zwar in umgekehrter Richtung, so daß die Wandelnden nach der Linken zu schreiten. Und so legen wir dieses Blatt unmittelbar hinter den Triumphwagen Cäsars, wodurch denn, wenn die zehn Blätter hinter einander gesehen werden, für den geistreichen Kenner und Liebhaber das anmuthigste Schauspiel entsteht, indem etwas von einem der außerordentlichsten Menschen vor mehr als dreihundert Jahren intentionirt zum erstenmal zur Anschauung gebracht wird.

Kupferstich nach Tizian,

wahrscheinlich von C. Cort.

Wenn man problematische Bilder wie das fragliche von Tizian verstehen und auslegen will, so hat man folgendes zu bedenken: Seit dem dreizehnten Jahrhundert, wo man anfing den, zwar noch immer respectabeln, aber zuletzt doch ganz mumienhaft vertrockneten Byzantinischen Styl zu verlassen und sich an die Natur zu wenden, war dem Maler nichts zu hoch und nichts zu tief, was er nicht unmittelbar an der Wirklichkeit nachzubilden getrachtet hätte, die Forderung ging nach und nach so weit, daß die Gemälde als eine Art von Muster-Charte alles dem Auge Erreichbare enthalten mußten. Eine solche Tafel sollte bis an den Rand bedeutend und ausführlich gefüllt seyn; hiebei blieb nun unvermeidlich, daß fremde, zum Hauptgegenstand nicht gehörige Figuren und sonstige Gegenstände als Beweise allgemeiner Kunstfertigkeit mit aufgeführt wurden. Zu Tizians Zeiten unternahm sich der Maler noch gern solchen Forderungen.

Wenden wir uns nunmehr zum Bilde selbst! In einer offenen mannigfaltigen Landschaft sehen wir, zu unserer linken Hand sitzt am Rande nächst Felsen und Baum, das schönste nackte Mädchen liegend, bequem, gelassen, empfindbar, wie auf dem einsamsten Polster. Schnitte man sie heraus, so hätte man schon ein vollkommenes Bild und verlangte nichts weiter; bei gegenwärtigem Muster-

bilde aber sollte vorerst die Herrlichkeit des menschlichen Körpers in seiner äußerlichen Erscheinung dargethan werden. Ferner steht hinter ihr ein hohes engbäuchiges Gefäß, wahrscheinlich des Metallatums willen; ein sanfter Rauch zieht aus ihm hervor. Sollte das vielleicht auf die Frömmigkeit dieser schönen Frau, auf ein stilles Gebet, oder worauf sonst deuten?

Denn daß hier eine höchst merkwürdige Person vorgestellt sey, werden wir bald gewahr. Rechts gegenüber am Rande liegt ein Todtenkopf, und aus der Kluft daneben zeigt sich der Arm eines Menschen noch von Fleisch und Muskeln nicht entblößt.

Wie das zusammenhänge, sehen wir bald; denn zwischen gedachten Ereignissen und jenem Götterbilde krümmt sich ein kleiner beweglicher Drache, begierlich nach der anlockenden Beute schnaubend. Sollten wir nun aber, da sie selbst so ruhig liegt und, wie durch einen Zauber, den Lindwurm abzuhalten scheint, für sie einigermaßen besorgt seyn, so stürmt aus der düstersten Gewitterwolke ein gewaffneter Ritter, auf einem abenteuerlichen feuerspeienden Löwen hervor, welche beide wohl dem Drachen bald den Garaus machen werden. Und so sehen wir denn, obgleich auf eine etwas wunderbare Weise, St. Georg der den Lindwurm bedroht und die zu erlösende Dame gerettet ist.

Fragen wir nunmehr nach der Landschaft, so hat diese mit der Begebenheit gar nichts gemein; sie ist nur, nach oben ausgesprochenem Grundsatz, für sich so merkwürdig als möglich, und doch finden die beschriebenen Figuren in ihr glücklichen Raum.

Zwischen zwei felsigen Ufern, einem steileren stark bebuschten, einem flacheren der Vegetation weniger unterworfenen, strömt ein Fluß erst rauschend, dann sanft zu uns heran; das rechte steile Ufer ist von einer mächtigen Ruine gekrönt, gewaltige unförmliche Massen von überbleibendem Mauerwerk deuten auf Macht und Kraft, die sich beim Erbauen bewiesen. Einzelne Säulen, ja eine Statue noch in einer Nische deuten auf die Anmaßungen eines solchen königlichen Aufenthalts; die Gewalt der Zeit hat aber alle Menschenbemühungen unnütz und unbrauchbar gemacht.

Auf dem gegenüber liegenden Ufer werden wir auf neuere Zeiten gewiesen; da stehen mächtige Thürme, frisch errichtete oder völlig wieder hergestellte Vertheidigungs-Anstalten, neue, wohl ausgemauerte Schießscharten und Zacken. Ganz hinten aber im Grunde verbindet die beiden Ufer eine Brücke die uns an die Engelsbrücke, so wie der dahinter stehende Thurm an die Engelsburg erinnert. Bei jener Wahrheits- und Bürtlichkeitsliebe ward eine solche Ort- und Zeitverwechslung dem Künstler nicht angerechnet. Denke man aber ja nicht das Ganze ohne die genaueste Congruenz, man könnte keine Linie verändern ohne der Composition zu schaden. Höchst merkwürdig preisen wir die vollkommen poetische Gewitterwolke die den Retter hervorbringt; doch läßt sich ohne Gegenwart des Blattes davon nicht ausführlich sprechen. An der einen Seite scheint sie sich von jener Ruine gleich einem Drachenschwanz loszulösen, im Ganzen kann man aber mit allem Zoomorphismus keine eigentliche Gestalt herausdeuten; an der andern Seite entsteht zwischen Brücke und Festungswerken ein Brand, dessen Rauch, still wallend, bis zu dem feuerspeienden Rachen des Löwen hinaufsteigt und mit ihm in Zusammenhang tritt. Genug, ob wir gleich diese Compositien erst als collectiv anerkennen, so müssen wir sie zuletzt als völlig zur Einheit verschlungen betrachten und preisen.

Zum Schlusse jedoch ganz genau besehen, nach befragten Legenden-Büchern ist es eine christliche Parodie der Fabel von Perseus und Andromeda. Eines heidnischen Königs Land wird durch einen Drachen verwüstet, welcher nur durch Menschenopfer zu beschwichtigen ist. Endlich trifft seine Tochter das Loos, welche jedoch durch den hereinstürmenden Ritter St. Georg befreit und der Lindwurm getödtet wird. Sie geht zum Christenthum über, ihr Name jedoch blieb uns unbekannt.

Wilhelm Tischbeins Idyllen.

Wilhelm Tischbein bildete sich in der glücklichen Zeit, wo dem zeichnenden Künstler noch objectives Maaß von außen gegeben ward, wo er die trefflichen Dichterwerke als Vorarbeit betrachten, sie nach seiner Weise belebt wieder hervortreten konnte.

Wenn Homer ihn zur heroisch-kriegerischen Welt herangezogen, wendete er sich eben so gern, mit Ehrfurcht, zum unschuldigen goldenen Zeitalter ländlichen Wesens und Treibens, und wenn die Phantasie, welche alles mit Bildern bevölkert, in's Weite zu führen drohte, so kehrte er schnell zum Charakteristischen zurück, das er, Gestalt um Gestalt, bis zu den Thieren verfolgte.

Und so vorbereitet begab er sich nach Italien, da er denn schon auf der Reise das Vorgefühl einer heroischbedeutenden Landschaft in Skizzen gar anmuthig auszudrücken wußte.

Seines wackern Lebensganges haben wir früher schon gedacht, so wie der wechselseitig freundschaftlich belebenden fortdauernden Verhältnisse. Gegenwärtig sey uns leicht entworfenen Blättern die Rede, durch deren Sendung er bis auf den heutigen Tag, eine höchst erquickliche Verbindung auch aus der Ferne zu erhalten weiß.

Vor uns liegt ein Band in groß Quart mehr oder weniger ausgeführter Entwürfe, die Mannigfaltigkeit des künstlerischen Sinnes und Denkens enthaltend. Einem jeden Blatte haben wir, auf des Freundes Verlangen, einige Reime hinzugefügt, er übt seine sinnigen Skizzen durch Worte verklärt und vollendet zu sehen. Als Titelschrift fanden wir voran:

Wie seit seinen Jünglings-Jahren
Unser Tischbein sich ergetzt,

Wie er Berg und Thal befahren
Stets an rechter Stelle hielt;
Was er sieht, weiß mitzutheilen.
Was er dichtet ebenfalls;
Launen bringt er auch zuweilen,
Frauen doch auf allen Zeilen
Des poetischplastischen Alls:
Also war es an der Tiber
Wo dergleichen wir geübt,
Und noch wirkt dieselbe Fiber
Freund dem Freunde gleich geliebt.

I.

Substructionen zerstörter, ungeheurer Lust- und Prachtgebäude, deren Ruinen durch Vegetation wieder belebt worden.

Gar manche bedeutende Stelle unserer Erdoberfläche erinnert, mitten in herrlicher Gegenwart, an eine größere Vergangenheit, und vielleicht ist nirgends dieser Contrast sichtbarer, fühlbarer als in Rom und dessen Umgegend; das Zerstörte ist ungeheuer, durch keine Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, und doch auch erscheint das Wiederhergestellte, unsern Augen sich Darbietende, gleichfalls ungeheuer.

Nun aber zu unserm Blatt! Die mittlüftigsten, von der Baukunst eroberten Räume sollten wieder als ebener Boden dem Pflanzenleben gewidmet werden. Substructionen, die Last kaiserlicher Wohnungen zu tragen geeignet, überlassen nunmehr einen ebenen, gleichmäßigen Boden dem Waizenbau; Schlinge- und Hängepflanzen senken sich in diese halberschütterten, finstern Räume; Früchte des Granatbaumes, Kürbisranken erheitern, schmücken diese Einöde; und wenn dem Auge des Wanderers ein so unden zerrissener Boden als gestatteter Naturhügel erschien, so wunderte es einen Herabsteigenden desto mehr, in solchen Schluchten, statt Urfels, Mauerwerk, statt Gebirgslagen, Spalten und Gängen, grade anstrebende Mauerpfeiler, mächtige Gewölbebogen zu erblicken, und, wollte er sich wagen, ein unterirdisches Labyrinth von düsteren Hallen und Gängen vor sich zu finden.

Einem solchen gefühlvollen Anschauen war Tischbein mehr als andere hingegeben; überall fand er Lebendiges zu dem Abgeschiedenen gepaart. Noch besitze ich solche unschätzbare Blätter, die den innigen Sinn eines wundersamen hingeschwundenen und wieder neubelebten Zustandes verkünden.

Dem oben beschriebenen Blatt fügte ich folgende Reime hinzu:

Würdige Prachtgebäude stürzen,
Mauer fällt, Gewölbe bleiben,
Daß, nach tausendjähr'gem Treiben,
Äther und Pfeiler sich verkürzen.
Dann beginnt das Leben wieder.
Boden mischt sich neuen Saaten,
Rank' auf Ranke senkt sich nieder;
Der Natur ist's wohlgerathen.

Das in solchem Falle uns überraschende Gefühl sprach ich, in früher Jugend, ohne den sinnlichen Eindruck erfahren zu haben, folgendermaßen aus:

Natur! du ewig keimende,
Schaffst jeden zum Genuß des Lebens,
Hegst deine Kinder alle mütterlich
Mit Erdetheil ausgestattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verliehet.
Die Raup' umspinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du stickst zwischen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für dein Bedürfniß
Eine Hütte, o Mensch,
Genießest über Gräbern! —

II.

Im Meer die Sonne untergehend, zwei Jünglingsfreunde, an einander traulich gelehnt, auf einer Höhe stehend von den letzten Strahlen beleuchtet, überschauen die reiche Gegend und erquicken sich mit und an einander.

Für dergleichen Naturscenen hatte Tischbein stets einen Sinn, und offne, freie Brust. Ich besitze noch eine ältere Zeichnung, wo er sich, als Reisender in unwirthbarem Gebirg, am Sonnenaufgang und herrlichen, sich zusammendrängenden Zufälligkeiten entzückt. In diesem Betracht schrieb ich zu obigem Bilde folgende Zeilen:

Schön und menschlich ist der Geist,
Der uns in das Freie weist,
Wo in Wäldern, auf der Flur,
Wie im steilen Berggehänge,
Sonnen-Auf- und Untergänge
Preisen Gott und die Natur.

Der Geschichtsmaler, der eigentliche Menschendarsteller, hat in Bezug auf Landschaft große Vortheile; aus dem Wirklichen zieht er das Bedeutende, findet das Merkwürdige unter jeder Bedingung, weiß ihm Gestalt und Adel zu verleihen. Schroffe Felsen, denen bewaldeter Fuß in bebaute Hügel sich senkt, die endlich gegen den Fluß zu in fette Trift auslaufen. Hier begleiten grüne Wiesen mit buschten Ufern den Strom in's Meer. Und was da alles von fernen Vorgebirgen, Buchten und sichern Landungen erschinen mag, das war dem Künstler um Rom und Neapel auf mannigfachen Reisen so zu eigen geworden, daß dergleichen Umrisse leicht und bequem aus seiner Feder flossen, stets anmuthig, stets bedeutend.

Auch auf das stärkste drückten sich einzelne Vorfallenheiten der leblosen Natur in sein Gedächtniß; er wiederholte sie gern, wie man eine Geschichte, die uns besonders getroffen, uns Antheil abzugewinnen vermocht, erzählend, gern öfters wiederholen mag. Baum- und Felsgruppen, eigene, seltene Oertlichkeiten, Meteore jeder Art, die Verbindung irdischer Wirkungen mit himmlischen, das Wechselspiel unterer und oberer Erscheinungen ward er nicht müde darzustellen.

Seltenes und Außerordentliches versetzt noch weniger in seiner Einbildungskraft. Den vollen Mond neben dem feuersprühenden, furchtbaren Spiel des Vesuvs, beides im Meere sich abspiegelnd, wird er sogar mit Feuerstrichen nachzubilden, fliehende Lavaen, wie die erstarrten, faßt er gleich charakteristisch auf. Solche flüchtige Blätter, deren ich noch gar manche sorgfältig verwahre, sind geistreiche Lust.

III.

Wie man sonst angehenden Kunstjüngern eine reiche vollbeerige Traube vorlegte, um ihnen daran die Geheimnisse der Composition, Gruppirung, Licht, Schatten und Haltung zu versinnlichen, so standen zu Frascati, in dem Aldobrandinischen Garten, zu einer Einheit ver-

sammelt, die verschiedenartigsten Bäume, ein Wanderziel allen Künstlern und Kunstfreunden.

In der Mitte hob sich die Cypresse hoch empor, links streckte die immer grünende Eiche zur Breite wie zur Höhe und bildete, indem sie zugleich jenen schlanken Baum trug und da mit zierlichen Aesten umfaßte, eine reiche Lichtfülle. Rechts in freier Luft zeigten sich der Pinien horizontale Schirmgipfel und die Schattenseite war mit leichterm Gesträuche abgeschlossen, sodann nahmen, weiter hervor, die breiten gezackten Blätter eines Feigenbaums noch einiges Licht auf und das Ganze rundete sich befriedigend.

Von dieser musterhaften Gruppe besitze ich noch eine große Kreidezeichnung auf grau Papier, jedermann zur Bewunderung. Nun hatte er dieses Gebilde unversucht im Sinne behalten, solches in gegenwärtigen Kunst- und Musterbüchlein abermals vorgestellt, nur, dem Format gemäß, um vieles kleiner und mit einiger Veränderung. Folgenden Reim schrieb ich zur Seite:

Wenn, in Wäldern, Baum an Bäumen,
Brüder sich mit Brüder nähret,
Sey das Wandern, sey das Träumen
Unverwehrt und ungestöret;
Doch wo einzelne Gesellen
Zärtlich mit einander streben,
Sich zum schönen Ganzen stellen,
Das ist Freude, das ist Leben.

IV.

Abermals aus der vegetabilen Welt, eine seltene, vielleicht einzige Erscheinung, schwer, unmöglich zu beschreiben. Da sich jedoch die wunderlichste Zufälligkeit unserm Freunde so tief eingeprägt hat, daß er den Gegenstand oft wiederholen mochte, so sey auch von unserer Seite der Versuch gewagt.

Inmitten eines von düsteren Bäumen umschatteten Wasserspiegels zeigt sich, auf geringer Erderhöhung, eine alte Eiche, im Wollichte, ihre zackigen Aeste umher verbreitend und niedersenkend, so daß die letzten Blätterbüschel beinahe das Wasser erreichen und sich darin gar freundlich dispiegelnd wiederholen. Eben so ist der wenige abschüssige Erdgrund, worauf der Baum steht, auch Stamm und Aeste, insofern es der Raum zuläßt, im Abglanz wiederholt.

Der alte, in frischer Einsamkeit erwachsende, ausdauernde Baum, in dürrer Umgebung erleuchtet, in der Wüste sich selbst dieß gelind, veranlaßte folgenden anthropomorphischen Reim:

Mitten in dem Wasserspiegel
Hob die Eiche sich empor,
Majestätisch Fürstensiegel
Seichem grünen Waldesflor;
Sieht sich selbst zu ihren Füßen,
Schaut den Himmel in der Fluth:
So das Leben zu genießen
Einsamkeit ist höchstes Gut.

V.

In belebte und angenehme Gesellschaft versetzt uns, aus jener Einsamkeit, gastwinde dieses Blatt. Auf Rasen gelagert sehen wir anmuthige Jungfrauen, deren schöne Körper, der Sitte früherer Zeitalter gemäß, nur theilweis verhüllt sind; der Anblick von derben, gefälligen Gliedern ist uns gegönnt.

Nun aber fragen wir: was versammelt sie zu diesem Plan? was erwarten sie? Dann gegenwärtig scheint nichts vorhanden, was ihnen Unterhaltung gewähren könnte. Doch, näher besehen, schauen wir dahin und dorthin zwei männliche Figuren. Links, erhöht unter einem Baume sitzend, einen lieblichen Jüngling, die Flöte in der Hand, als erklärte er vor Beginnen seines Vortrags auf was für Melodien er sich bereite, was für Lieder sollten gehört werden. Auf ihn sind viele Blicke gerichtet, wohl die Hälfte der Hörerinnen scheint ihm zu vertrauen, von ihm angezogen zu seyn.

Aber an der andern Seite hat sich ein Faun unter die Nymphen gemischt; er zeigt eine vielröhrige Pfeife, verspricht die munterste Tänze, die lustigste Unterhaltung, auch mag er sich wohl die Hälfte der Herrschaft gewonnen haben.

Mit wenig Reimen suchten wir dies auszudrücken:

Harren sehr ihr sie, die Schönen,
Was durch's Ohr das Herz ergetze?
Flöte wird für diese tönen,
Für die andern Pan's Gepfeife.

Nun aber laßt uns schweigen, damit beide den Wettstreit zu beginnen nicht weiter gehindert seyen.

VI.

Alle kunstreichen idyllischen Darstellungen erwerben sich deshalb die größte Gunst, weil menschlich natürliche, ewig wiederkehrende, erfreuliche Lebenszustände einfach wahrhaft vorgetragen werden, freilich angesehen von allen lästigen, Unreinen, Widerwärtigen, worein wir sie auf Erden gehüllt sehn. Mannichfache, polarische Verhältnisse zu Kindern, besonders zu Knaben, Spiel und Naschlust der Kleinen, Bildungstrieb, Ernst und Sorge der Erwachsenen, das alles spiegelt sich gar lieblich gegen einander. Diesem Sinne gemäß finden wir in der sogenannten heiligen Familie einen idyllischen Gegenstand, erhoben zu frommer Würde, und deshalb doppelt und dreifach ansprechende.

Hiernach alle haben wir dem sechsten Bilde folgenden Vers zur Seite geschrieben:

Heute noch im Paradiese
Wälzen Lämmer auf der Wiese,
Hüpft von Fels zu Fels die Ziege;
Milch und Obst nach ew'ger Weise
Bleibt der Alt' und Jungen Speise;
Mutterarm ist Kinderwiege,
Vaterblick spricht an's Herz,
Und Natur ist's noch wie vor,
Wo ihr duftiger der Boden,
Erd' und Himmel sidern, gelden.
Darum Heil dem Freunde sey,
Der sich fühlt so treu und frei!

Nun zur nähern Beschreibung des Dargestellten! Eine junge, im blauen Gewand knieende Frau schaut, eine Tasche mitkind, aus dem Bilde heraus, mit redlich freundlichen Angesicht. Es ist aber keineswegs der Zuschauer, nach welchem sie sich umsieht, ihr Geschäft verrichtend beredt sie vielmehr auf die Bitte des Kindes, das, an ihrem Knieen, nach der eben quillenden unschuldigen Nahrung verlangt. Vorwärts liegen und sitzen drei Knaben um eine Schale, eben gemolkene Milch schlürfend, ohne weiteres Hülfsmittel als begierige Lippen. Hinterwärts am Baume sitzt ein Faun, den Schlauch unter dem rechten Arme, mit linker Hand hinaufreichend, als wolle er Früchte von den Knaben, die auf dem Aste schweben, empfangen und der Familie einen willkommenen Nachtisch bereiten.

In der Ferne sieht man vor einer Höhle Feuer angezündet, um den heiteren Kühlen Morgen für die Umsitzenden zu erwärmen; die Felsengrotte aber zunächst ist hoch, tief und geräumig, wie sie vor Stürmen und unfreundlicher Jahreszeit zu schützen hinreichend seyn möchte. Und so ist auch das Tragelaphische anzudeuten nicht vergessen, als nächstes Hauptbedingniß eines solchen bald wahren, bald poetischen Naturzustandes.

VII.

Was die Alten pfeifen,
Das wird ein Kind ergreifen,
Was die Väter singen,
Das zwitschern muntre Jungen.
O! möchten sie zum Schönen
Sich früh und früh gewöhnen,
Und wären sie geboren
Den ziegenfüßigen Ohren.

Mit dieser Strophe begleiteten wir ein Bild, das, nach des Künstlers liebster Weise, bei natürlichen, selbst an's Rohe gränzenden Gegenständen jugleich auf höhere Bildung deutend, die Anfänge der Sittlichkeit zur Sprache bringt.

Auf einer hohen, freien Hügelgruppe haben sich drei Figuren zusammengekauert. Faun der Vater, seinem Ziegenfüßigen, von einer halbbekleideten, sittigen Mutter auf dem Schooß gehaltenen Knaben die Töne der Rohrpfeife vorduddelnd; begierig greift der Knabe darnach, ein Gleiches zu versuchen. Alle drei Gesichter sind glücklichen Ausdrucks, der Vater scheint sein Bestes thun zu wollen, das Kind greift täppisch wacker zu, die Miene der Mutter hat eher etwas Schmerzliches, sie scheint gerührt, entzückt, wie es solchen Naturen im Augenblicke wohl ziemen mag.

Hier ist zu bemerken, daß der zartfühlende Künstler sich nicht überwinden könne den weiblichen Gliedern solcher Faunenfamilien Ziegenfüße zu verleihen, welches im Plastischen, bei Darstellung wilder Bacchantenchöre wohl zulässig, ja nothwendig seyn möchte; in der Malerei aber, selbst von großen Meistern kunstreich ausgeführt, immer etwas Anstößiges hat. Wenn auch der Vater allenfalls mit thierischem Huf und Ohr gelten kann, da wir ja obnehin in der gesitteten Welt die Männer gestiefelt zu sehen gewohnt sind, nicht weit von jenem Faunen-Costüm entfernt; so können die Frauenhinterziehen ohne lange würdige Kleider nicht gedacht werden. Durch diese vom Künstler beliebte Wendung ergiebt sich eine merkliche Annäherung an unsere Sitten, an das Schicklichere, ohne welches ein Kunstwerk nicht leicht glücklichen Eingang finden würde.

Zu wiederholen ist hier noch, daß jener Gipfel, welcher die Gruppe trägt, in großer Höhe gedacht sey; Piniengesträuche reichen hinabwärts, wodurch denn auch die kolossalen Fichtenzapfen motivirt sind, welche neben jenen Gestalten, zu andern Früchten gehäuft, an der Erde liegen.

VIII.

Hier ist nun eines Geschlechtes zu gedenken, welches in dem Tischbeinischen Idyllenkreis eine bedeutende Rolle spielt, ich meine die Centauren, die er, als Pferde- und Menschenkundiger, sehr gut vorzustellen weiß.

Wenn wir der menschlichen Gestalt Bocksfüße hinzufügen, sie mit Hörnchen und Gehörnten begaben, so ziehen wir sie zum Thiere herunter, und nur auf der niedrigsten Stufe schöner Sinnlichkeit dürfen wir sie erscheinen lassen. Mit der Centaurenbildung ist es ganz ein anderes. Wie der Mensch sich körperlich niemals freier, erhabener, begünstigter fühlt als zu Pferde, wo er, ein verständiger Reiter, die mächtigen Glieder eines so herrlichen Thiers, eben als wären es die eigenen, seinem Willen unterwirft und so über die Erde hin als höheres Wesen zu wallen vermag, eben so erscheint der Centaur beneidenswerth, dessen unmögliche Bildung uns nicht so ganz unwahrscheinlich entgegentritt, weil ja der in einiger Ferne hinjagende Reiter mit dem Pferde verschmolzen zu seyn scheint. Denken wir uns dieses Geschlecht nun auch als gewaltige, wilde Berg- und Forstgeschöpfe, von Jagd lebend, zu allen Kraftübungen sich stählend, ihre Halbbrüder zu gleich mächtigem Leben erziehend, finden wir sie erfahren in der Sternkunde, die ihnen sichere Wegerichtung verleiht, ferner einsichtig in die Kräfte von Kräutern und Wurzeln, die ihnen zur Nahrung, Genuß und Heilung gegeben sind: so läßt sich gar wohl folgern, daß darunter vorzüglich sinnende, Erfahrung verbindende Männer sich hervorthun, denen man wohl die Erziehung eines Fürsten, eines Helden anvertrauen möchte.

So wird uns Chiron geschildert, den man hier ausgestreckt ruhend, also den thierischen Leib an der Erde findet. Der obere menschliche Theil deutet aber auf Höheres, mehr als Menschliches. Denn das Haupt wird durch den Arm unterstützt, Angesicht und Augen sind aufwärts gerichtet; edle Form, ernster Blick, auf sinnige, wichtige Unternehmung deutend. Damit wir aber außer Zweifel gesetzt werden, was so eine wunderbare Person im Sinne trage, sehen wir hinterwärts, halb versteckt ein Weibchen im Tigerfell. Es wendet uns die Schultern zu und spielt mit einem munteren, bändigen Menschenknaben. Sollte das nicht Achill seyn? einem Chiron als dem tüchtigsten Pädagogen übergeben, welcher jedoch einen solchen Auftrag wohl bedenklich finden darf.

Wir haben diesem Bilde deshalb folgende Strophe hinzugefügt:

Ehrenvest, ein Halbthier liegend,
Im Beschauen, im Besinnen,
Hin und her im Geiste wiegend,
Denkt er Großes zu gewinnen.
Ach! er möchte gern entfliehen
Solchem Auftrag, solcher Würde;
Einen Helden zu erziehen
Wird Centauren selbst zur Bürde.

IX.

Die sämmtlichen sowohl sittlich menschlichen, als natürlich animalischen Elemente der Tischbeinischen Idylle haben wir bisher behorcht und dargestellt; nun da wir genug in dieser Region gewandelt, müssen wir noch zum Abschluß einer tragischen Situation gedenken.

Das Grundmotiv aber aller tragischen Situationen ist das Abscheiden, und da braucht's weder Gift noch Dolch, weder Spieß noch Schwert; das Scheiden aus einem gewohnten, geliebten rechtlichen Zustand, veranlaßt durch mehr oder minderen Nothzwang, durch mehr oder weniger vorhafte Gewalt, ist auch eine Variation desselben Themas, und so hat auch unser Künstler nicht unterlassen, die Scheidsteine von Hirt und Hirtin gemüthlich darzustellen.

Unter einem alten, in der Zeit unverwüstlich fortwachsenden Eichbaum sitzen sie neben einander, die beiden, erst in's Jugendanfängliche Jüngeren. Der Knabe, die Füße über einander geschlagen, sieht vor sich hin; er müßte nichts zu sagen, er vermag nicht über den Verlust zu denken. Verlust denkt sich nicht, er fühlt sich nur.

Die schlanke, tüchtige, wohlgebaute, schöne Hirtin aber lehnt sich trostlos auf seine Schulter; ihr ist wehler, sie kann weinen, sie bezahlt der Gegenwart was mit schweren Zinsen künftigen Stunden abzutragen wäre. Und so sehen wir die beiden allein, aber nicht einsam, denn neben ihnen hat der Künstler sinnig die spiralendenden Hirtenstäbe umgekehrt zur Erde gesenkt, in einander greifend; auch sieht man zunächst verschiedenartige Schafe, als wenn sie beiderlei Heerden angehörten, sich mit den bunten Köpfchen gegen einander unschuldig betzun. Mit einem Waldgebüsch ist das Ganze geschlossen.

Und so schließen wir auch unsere Idyllenregion, oder vielmehr, ehe wir aus derselben herausgetreten, betrachten wir uns mit etwas Höherem, Uebermenschlichem, das uns desto erfreulicher aufnimmt, als wir an der sinnigen Behandlung des Untermenschlichen, dem Künstler dankend, Freude genossen. Und an der Schwelle dieses Uebergangs sprechen wir aus wie folgt:

Was wir froh und dankbar fühlen,
Wenn es auch am Ende quält,
Was wir lehren zu erzielen,
Wo es Herz und Sinnen fehlt:
Heitre Gegend, groß gebildet,
Jugendschritt an Freundesbrust,
Wechselseitig abgemildet,
Holder Kinder Schmeichelslust:
Alles habt ihr nun empfangen,
Irdisch war's und in der Näh';
Sehnsucht oder und Verlangen
Hebt vom Boden in die Höh'.
In der Quelle sind's Najaden,
Sind Sylphiden in der Luft,
Leichter fühlt ihr euch im Baden,
Leichter noch in Himmelsduft;
Und das Plätschern und das Wallen
Ein und Andres zieht euch an;
Lasset Lied und Bild verhallen,
Doch im Innern ist's gethan.

X.

In dem ernst lieblichen Fels- und Waldgebüsch liegt, den Rücken gegen uns gekehrt, ausgestreckt auf Moos und Kräutern, über der Urne gelehnt, die schlankste Gestalt, nackende Reize dem Auge darbietend. Des mit leichtem Schilfkranze gezierten Hauptes geringe Wendung läßt uns ein unbefangenes jugendliches Gesicht sehen, völlig zu der unbedeckten Gestalt passend; sie scheint auf einen Vogel zu achten, der aus dem Rohr sein Nest vertheidigend, mit leidenschaftlichem Geschrei gegen sie anstrebt, es scheint als habe das zarte Täubchen die Badgöttin jetzt erst gewahrt und die Störung seines stillen sichern Asylrechts furchtsamlich hart empfunden. Aber so ganz einsam ist unsere Schöne nicht hier oben; nur etwas höher und rückwärts, im Dunkel einer Felsgrotte, ruht in der Dämmerung des Widerscheines ein ältere, obgleich nicht weniger anmuthige Gestalten. So dürfen wir sie nennen, denn die beiden überflossenden Urnen senden ihre spielenden Wellen zum Bett zu, worin sie hinein fließen sie hin und schauen das mädchenhafte Gespräch in ihrem Laufe fortzuführen.

Wie aber zwei vertraute Freundinnen sich wohl einmal entzweien, und eben auch so zusammenzufließende Bäche nach Umständen wieder sich trennen, das haben wir in wenigen Reimen doppelsinnig auszudrücken gesucht:

Jetzo wallen sie zusammen,
Kühle kühlt und birgt die Flammen,
Tiefer unten werden Hirten
Sich zum Wannebad entgürten;
Um den Schönsten von den dreien
Werden beide sich entzweien.
Diese flieht in offner Schwüle,
Jene, zu gewohnter Kühle,
Sucht den Liebsten in der Mühle.

XI.

Haben wir doch in der Wirklichkeit auf unmerklichem Drahte, auf schwankem Seil, mannbare Bewegungen, kühnen Sprung auf Sprung, Blick verweitenden Körperwechsel, über solcher Kraftäußerung und Anmuthserscheinung vergessen wir die geringen Hülfsmittel, welche diese wundersame Welt flüchtig begründen; nur auf das Bild schauen wir das uns entzückt, den Begriff eines neuen Handwerks mittheilt und eine liebliche Kunstwelt eröffnet.

Und so haben auch die antiken Maler beim anspruchslosen Nachbilden Tanzender, die des Bodens nicht zu bedürfen scheinen, da sie ihn kaum berühren, diesen Boden sowohl als jedes irdische Hülfsmittel, Sprung- und Flugwerk beseitigt, ihre Gestalten in der Luft schwebend auf einfachem Grunde gehalten, wie sie der Einbildungskraft, die sich ihrer, von allem Nebenwerk abgesondert, am liebsten erinnern mag, frei und unbedingt vorschweben. Auf solche Weise steigert auch Tischbein sein idyllisches Bestreben; auf leichtem Kobergzweige hebt er seine Muse empor, wie wir begleitend auszudrücken suchten:

Was sich nach der Erde senkte,
Was sich an den Boden hielt,
Was den Aether nicht erreicht,
Seht, wie es empor sich schwenkte,
Wie's auf Rohr und Ranken spielt!
Künstlerwille macht es leicht.

XII.

Durch diesen Uebergang jedoch werden wir in die Luftsphäre geführt und in ätherischer Weite uns zu bewegen eingeladen. Hoch im finstern Luftraume schwebt im weiten Mantel, der sich um und über sie wolkenartig faltet, eine schlanke Gestalt, im Fortschweben steht sie sich um nach dem sanften Lichte, das von unten zu ihr hinaufblickt, ihr beides Angesicht so wie die nackten Sohlen erleuchtet.

Nicht lange bleiben wir über die Bedeutung der Schwebenden unaufgeklärt; um ihre Haupt winden sich Rosen an Rosen in unbegrenzten Cirkeln; Auroren erkennen wir da. Der Gedanke sie so vorzustellen ist freundlich genug. Denn wie wir sonst, auf heiligen Bildern, um das Haupt der verklärten Mutter Gottes, Kreise von Engelsköpfchen sehen, die sich nach und nach in glänzend Wölkchen auflösen, eben so ist es hier mit den Rosen gemeint, zu welchen die rothe anmuthige Wölkchen der Morgendämmerung bedeutungsvoll gestaltet sind. Wir begrüßten sie mit folgendem Reim:

Wenn um das Götterkind Auroren,
In Finsternis werden Rosen geboren,
Sie fleucht, so leicht, so hoch gemeint,
Die Sonne ihr auf die Stirne scheint.
Das ist denn doch das wahre Leben,
Wo in der Nacht auch Blüthen schweben.

XIII.

Eine noch lieblichere Gestalt schwebt näher an uns heran, obgleich verschleiert, doch so gut wie nackt. Die Art ihres Erscheinens drücken wir folgendermaßen aus:

Ohne menschliche Gebrechen,
Göttergleich mit heiterm Sinn,
Thauig Moos und Wasserflächen
Ueberschreitend schwebt sie hin.

Wir mochten bei ihr gern der Morgenstunde gedenken; denn auf diese scheint sie uns zu deuten, wo sich leichte Nebel von feuchter Stelle augenblicklich hervorheben, um als Thau die benachbarten Hügelflächen sonnenschein zu erquicken und zu verschwinden. Eben so wenig dürfen wir dessen diese liebenswürdige Gestalt anzuhalten, uns ihrer zu bemächtigen. Sie zieht vorüber und läßt uns traurig zurück, so wie die Morgenstunde, wenn wir sie auch treulich genützt, immer zu früh entteilt, um uns der Mühe des Tages zu überlassen. Deshalb fügten wir hinzu:

Heute floh sie, floh wie gestern,
Riß der Muse sich vom Schooß;
Ach! sie hat so lüftige Schwestern,
Peinlich werden wir sie los.

XIV.

Die leichte Bewegung eines zierlichen Gestaltenpaars erinnert uns an die heitersten geselligen festlichen Stunden. Zwei leicht bekleidete Feenmädchen schweben sich im Fluge zu begegnen; so eben vor einander vorbeischwebend sehen beide sich um, als wollten sie die liebliche Gespielin so schnell nicht aus den Augen verlieren. Zierlichste Bewegung der Körper, anmuthigste Bewegung der äußersten Glieder, augenblickliche Verschlingendheit zweier, gleich lieblicher Wesen erinnerten uns an unschätzbare Zeiten, wo die frohe Horn weichend, und der frohern übergiebt, und das Leben, einem Tanzreihen gleich, sich auf das anmuthigste wiederholend dahin schwebt.

Alles was uns bewegsam beglückte, Musik, Tanz, und was sonst noch aus mannigfaltigen, lebendig bewegtlichen Elementen sich entwickelt, im Centrasse sich trennt, harmonisch wieder zusammenfließt, mag uns wohl beim Anblick dieses Bildes in Erinnerung treten. Dies sind gerade die schönsten Symbole, die eine vielfache Deutung zulassen, indeß das vorgestellte Bildliche immer dasselbe bleibt.

Diesmal entließen wir sie mit dem einfachen Zuruf:

Wirkst Stunden leichten Webens,
Lieblich lieblichen begegnend,
Zettel, Einschlag längsten Lebens,
Scheidend, kommend, grüßend, segnend.

XV.

Und wie denn der kluge Feuerwerker seine blendenden Darstellungen gewöhnlich mit einer Raketengarbe zu enden pflegt, so hat auch unser Freund was bisher einzeln oder paarweis, an der Erde in der Mittelhöhe erschien, nun zur Deutlichkeit erheben und in die höchste Atmosphäre gelüftet. Ein überhängender Felsgipfel tritt zur rechten Seite in's Bild hinein, ohne Rechenschaft von dem Fuße zu geben, worauf die Masse ruhen könnte; er hängt, von Rosen und wildem Wein bekränzt, über dem weiten Meer, welches, bis vorn an den Rahmen heranstrebend, aus seinem erleuchteten Horizonte die Sonne hervorlöst, die sich in den Wellen belebigelt und den Himmel aufklärt. Da schweben denn um jenes Felshaupt drei frische leichte Gestalten, die unterste flach, wie eine Streifwolke eindringend, die zweite sich hinter ihr erhebend, die dritte noch weiter hinter und aufwärts sich in den Aether verlierend. Es ist als wenn der Künstler die Hesperidische Terminologie anthropomorphisch auszudrücken den Vorsatz gehabt, und es bedürfte nur noch Winglets, so wäre die Zeichensprache vollkommen. Sehr anmuthig schwebt die unterste, mit Schale und Krug, an die Rosen heran, und spürt, ob durch linde Beleuchtung der Morgenduft sich möchte entwickelt haben. Die zweite erhebt sich in diagonaler Richtung, die dritte senkrecht steigt empor. Mit wenigen Pinselzügen wäre hier die Streifwolke, die geballte, die zerstiebende vorgestellt. Wir werden den wackern Freund ersuchen, in diesem Sinne ein Gegenbild zu erfinden, und bringen deshalb kein Gedicht hier bei, weil solches nur als Wiederholung von Howards Ehrengedächtniß erscheinen dürfte.

Wir schlagen um und wenden uns zu

XVI,

wo der Künstler auf einmal den Vorhang fallen und uns vor einer Scene stehen läßt, welche Bezug auf das erste Bild zu haben scheint, mit welchem sie jedoch einen auffallenden Gegensatz bildet. Dort sahen wir mächtige, ernstlich gründliche Kunst, durch Natur und Zeit überwältigt, ihre Eigenthümlichkeit aufgehoben und mit Frucht-, Feld- und Aehrenbeeten ausgeglichen, der Vegetation anheim gegeben; hier aber finden wir Natur, wie sie gebirgisch auf sich selbst ruht, ohne der Pflanzenwelt irgend einen Antheil einzuräumen. Wir bezeichneten den Gegenstand mit folgenden Worten:

Rubig Wasser, grause Höhle,
Bergeshöh' und ernstes Licht,
Stillsam, wie es unsrer Seele
Schauderhafte laut spricht.
So erweist sich wohl Natur,
Künstlerblick vernimmt es nur.

Nun lasse man diese prosaisch rhythmischen Darstellungen abermals als einen Versuch gelten weit entfernt oder wohl gar aus der Wirklichkeit verschwundene Bilder in der Einbildungskraft hervorzurufen. Möge diese Bemühung freundlich aufgenommen werden, wie es derjenigen gelang, die wir der Hellenistischen Galerie gewidmet. Glücklicherweise werden die gegenwärtig besprochenen noch von Deutschem Tagelicht beschienen, und welche Ausführung der Künstler so bedeutenden Intentionen verliehen, wird derjenige beurtheilen, der Glück und Gelegenheit hat das Vorzimmer des Großherzogs von Oldenburg Hoheit im Schlosse neben dessen Cabinet zu betreten.

Handzeichnungen von Goethe.

Radirte Blätter, nach Handzeichnungen (Skizzen) von Goethe, herausgegeben von Schwerdtgeburth, Weimar 1821.

Das Unternehmen einiger verdienten Künstler, nach meinen Entwürfen radirte Blätter herauszugeben, muß mir in mehr als einem Sinne erwünscht seyn; denn wie dem Dichter die Melodie willkommen ist, wodurch der Tonkünstler sein Lied für ihn und andere belebt, so freut es auch hier ältere längst verklungene Bilder aus dem Leben'schen Strome wieder hervorgehoben zu sehen.

Andrentheils aber hab' ich längst bedacht, daß in den Bekanntnissen, in den Nachrichten, die ich von meinem Lebensgange gegeben, des Zeichnens öfters erwähnt wird, wobei man wohl nicht mit Unrecht fragen könnte, warum denn, aus wiederholter Bemühung und fortdauernder Liebhaberei, nicht auch etwas künstlerisch Befriedigendes habe hervortreten können.

Da läßt sich nun vor allen Dingen von den Vortheilen flüchtiger Entwürfe nach der Natur für den Einzelnen so manches erwähnen: denn wie man von Leibnitz erzählt, daß er beim Lesen, Sprechen, Denken gar vieles angemerkt, ohne die Blätter jemals wieder anzusehen, und dennoch dadurch jene bedeutenden Momente seinem Gedächtniß eingeprägt; also ist es auch mit flüchtigen Skizzen nach der Natur, wodurch uns Bilder, Zustände, an denen wir vorüber gegangen, festgehalten werden und die Reproduction derselben in der Einbildungskraft glücklich erleichtert wird. Nun kommt hinzu, daß der Liebhaber, dessen Hand nicht fertig genug ist, allen und jeden Gegenständen eine anmuthige Nachbildung zu verleihen, auf's Bedeutende hinstreben und dasjenige sich zueignen wird was einen auffallenden, sich besonders aussprechenden Character hat. Dergleichen glaubten freundschaftlich gesinnte Künstler schon längst unter meinen Blättern zu finden; wie denn der uns allzufrüh entrissene Kaaz sich eine Sammlung ausluchte, davon aber Gebrauch zu machen durch tödtliche Krankheit verhindert ward.

So ist denn auch der schönste Gewinn, den der Liebhaber bei seinem unerreichten Streben dennoch genießt, daß ihm die Gesellschaft des Künstlers lieb und werth, unterhaltend und nützlich bleibt, und wer auch nicht selbst hervorzubringen im Stande ist, wird, wenn er sich nur kennt und zu beurtheilen weiß, im Umgang mit productiven Menschen immer gewinnen, und wo auch nicht gerade von dieser Seite, doch von einer andern sich ausbilden und auferbauen.

Im Gefühl übrigens, daß diese Skizzen, selbst wie sie gegenwärtig vorgelegt werden, ihre Unzulänglichkeit nicht ganz überwinden können, habe ich ihnen kleine Gedichte hinzugefügt, damit der innere Sinn erregt und der Beschauer löblich getäuscht werde, als wenn er bloß mit Augen sähe, was er fühlt und denkt, eine Annäherung nämlich an den Zustand, in welchem der Zeichner sich befand, als er die wenigen Striche dem Papier anvertraute.

Ein Gleiches haben wir schon oben bei flüchtigen Zeichnungen eines Freundes gethan; denn wenn man von einem jeden Kunstgebilde zwar verlangen kann, daß es sich selbst aussprechen, so gilt dies doch eigentlich nur von gewöhnlichen, der größten Ausführung sich eignenden Werken. Andern hingegen, welche etwas zu denken und zu wünschen übrig lassen, mag man wohl mit guten Worten eine schickliche Nachhülfe gönnen.

Mannigfaltiges was hier noch zu sagen wäre, bleibe verspart auf den Fall, daß die Unternehmung begünstigt würde, und mehrere Blätter, über die man sich äußern könnte, den Freunden der Kunst und der Sitte vorgelegt wären. G. Bd. 1, G. 147 u. f.

Skizzen

zu Casti's Fabelgedicht: die redenden Thiere.

Diese, von einem vorzüglichen Künstler an die Weimarischen Kunstfreunde gesandt, gaben zu folgenden Betrachtungen Anlaß.

Das Fabelgedicht von Casti bietet zu malerischer Darstellung weniger günstigen Stoff als Reineke Fuchs und andere einzelne Apologen. Was gebildet werden soll, muß ein Ausdrucksvolles mit sich führen; wo nichts geschieht, hat der Künstler seine Vortheile verloren. In genannten Gedichte sind innerliche Zustände die Hauptsache, lebhafte, heftige, lange, revolutionäre Gesinnungen einer schwachen und doch gewaltsamen und in ihrer Klugheit selbst unklugen, beherzten und sorglosen Despotie entgegengestellt. Als Werk eines geistreichen Mannes hat es große Vorzüge, dem bildenden Künstler aber gewährt es wenige bedeutende Momente. In solchen Fällen betrachtet man ein Bild und man weiß nicht was man sieht,

wenn man uns gleich sagt, was dabei zu denken wäre.

I. Berathschlagen der Thiere über künftige Regierungsform; ob monarchisch, oder republikanisch? Macht eine gute Thierraupe; wer könnte aber dabei errathen, daß sie berathschlagen?

II. Rede des Löwen als erwählten Königs. Bildet sich gut zusammen, auch drückt sich das Herrische des Löwen, die Nachgiebigkeit der übrigen untergeordneten Geschöpfe deutlich aus.

III. Die Krönung des Löwen durch den Ochsen. Ein sinnlicher Akt, macht ein gutes Bild; nur ist die Plumpheit des Krönenden keineswegs erfreulich; man fürchtet den neuen Monarchen auf der Stelle erdrückt zu sehen.

IV. Das Tatzenlecken; wird spöttisch dadurch der Handkuß vorgestellt. Wir können uns hier der Bemerkung nicht enthalten, daß das Gedicht, mit allen seinen Verdiensten, nicht sowohl poetisch ironisch, als direkt satyrisch ist. Hier sind nicht Thiere, die wie Menschen handeln, sondern völlige Menschen, und zwar moderne, als Thiere maskirt. Das Tatzenlecken kann im deutschen tigten Sinne nicht deutlich werden. Man glaubt des Löwen Pfote sey verletzt, das Lecken eine Cur, und man wird durch den leidenden Blick des Löwen gegen Affen und Kater gerichtet in diesen Gedanken bestärkt. Kein Künstler vermöchte wohl auszudrücken, daß der Löwe Langeweile hat.

Diese Bilder würden durch das Gedicht klar und, da sie gut componirt und wohl beleuchtet sind, von bekannter geschickter Hand dem Lichtdruck wohl erfreulich seyn. Das sechste und siebente hingegen ist nicht zu entziffern; wann man den Zweck nicht schon weiß, so versteht man sie nicht, und wird uns das Verständniß eröffnet, so befriedigen sie nicht. Von bildlichen Darstellungen, welche zu einem geschriebenen Werke gefertigt werden, darf man freilich nicht so strenge verlangen, daß sie sich selbst aussprechen sollen; aber daß sie an und für sich gute Bilder seyen, daß sie nach gegebener Erklärung den Beifall des Kunstfreundes gewinnen, läßt sich wohl erwarten.

Was jedoch solchen Productionen eigentlich den höchsten Werth giebt, ist ein guter Humor, eine heitere, leidenschaftslose Ironie, wodurch die Bitterkeit des Scherzes, der das Thierische im Menschen hervorhebt, gemildert, und für geistreiche Leser ein geschmackvoller Beigenuß bereitet wird. Musterhaft sind hierin Jost Ammon und Albert von Everdingen in den Bildern zu Reineke Fuchs, Paul Potter in dem berühmten weiland Cassler Gemälde, wo die Thiere den Jäger richten und bestrafen.

Verschiedenes gab zu weitern Betrachtungen Anlaß.

Die Thierfabel gehört eigentlich dem Geiste, dem Gemüth, den sittlichen Kräften, und sie ist es eine gewisse derbe Sinnlichkeit vorspiegelt. Den verschiedenen Charakteren, die sich im Thierreich aussprechen, borgt sie Intelligenz, die den Menschen auszeichnet, mit allen ihren Vortheilen, dem Bewußtseyn, dem Entschluß, der Folge, und wir finden es wahrscheinlich, weil kein Thier aus seiner beschränkten, bestimmten Art heraus geht und deshalb immer zweckmäßig zu handeln scheint.

Wie die Fabel des Fuchses sich durch lange Zeiten durchgewunden und von mancherlei Bearbeitern erweitert, berichtet und aufgefrischt worden, darüber giebt uns eine einsichtige Literargeschichte täglich mehr Aufklärung.

Daß wir sinnliche Gegenstände, wovon wir hören, auch mit Augen sehen wollen, ist natürlich, weil sich alles, was wir vernehmen, dem innern Sinn des Auges mittheilt und die Einbildungskraft erregt. Diese Forderung hat aber der bildenden Kunst, ja allen äußerlich darstellenden, großen Schaden gethan und richtet sie mehr oder weniger zu Grunde. Die Thierfabel sollte eigentlich dem Auge nicht dargestellt werden, und doch ist es geschehen; untersuchen wir an einigen Beispielen mit welchem Glück.

Jost Ammon, in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, gab zu einer Lateinischen metrischen Uebersetzung des Reineke Fuchs kleine allerliebste Holzschnitte. In dem großen Kunstsinne der damaligen Zeit behandelt er die Gestalt der Thiere symbolisch, flügelmännisch, nach heraldischer Art und Weise, wodurch er sich den größten Vortheil verschafft, von der nahesten Thierbewegung bis zu einer übertriebenen, fratzenhaften Menschenwürde gelangen zu können. Jeder Kunstfreund besitzt und schätzt diese kleine Büchelchen.

Albert von Everdingen zog als vortrefflicher Landschaftsmaler die Thierfabel in den Naturkreis herüber, und wußte, ohne eigentlich Thiermaler zu seyn, vierfüßige Thiere und Vögel dergestalt aus gemeine Leben heraus zu bringen, daß sie, wie es denn auch in der Wirklichkeit geschieht, zu Reisenden und Fuhrleuten, Bauern und Pfaffen gar wohl passend, einer und eben derselben Welt unbezweifelt angehören. Everdingens außerordentliches Talent bewegte sich auch hier mit großer Leichtigkeit, seine Thiere nach ihren Zuständen passen vortrefflich zur Landschaft und componiren mit ihr aufs anmuthigste. Sie gelten eben so gut für verständige Wesen, als Bauern, Bäuerinnen, Pfaffen und Nonnen. Der Fuchs in der Bütte, der Wolf an's Glockenseil gebunden, einer wie der andere sind an ihrem Platz. Darf man nun hinzusetzen, daß Everdingens landschaftliche Compositionen, ihre Staffage mit inbegriffen, zu Licht- und Schattenmassen trefflich gedacht, dem vollkommensten Helldunkel Anlaß geben, so bleibt wohl nichts weiter zu wünschen übrig.

Diese Sammlung, in guten Abdrücken, ist jedem Liebhaber werth. Im Nothfall kann man sich aus der Gottschedischen Quartausgabe, wozu man die schon geschwärzten Platten benutzte, immer noch einen Begriff von dem hohen Verdienst dieser Arbeit machen.

Den allen Künstlern, welche die Thierfabel zum Gegenstand ihrer Bemühungen erkoren, hat wohl keiner so nahe den rechten Punkt getroffen, als Paul Potter in einem Gemälde von mehreren Abtheilungen, so sich ehemals in der Galerie zu Cassel befunden. Die Thiere hatten den Jäger gefangen, hatten Gericht, verurtheilten und bestraften ihn; auch der Jägers Gehülfen, Hunden und Pferd, wird ein schlimmes Loos zu Theil. Hier ist alles ironisch, und das Werk scheint uns als gemaltes Gedicht außerordentlich hoch zu stehen. Wir sagen absichtlich als gemaltes Gedicht, denn obgleich Potter der Mann war, daß alles von ihm Herrührende von Seite der Ausführung Vortreffliche hat, so gehört doch gerade das erwähnte Stück nicht unter diejenigen, wo er uns als Maler Bewunderung abnöthigt. Hinzugethan wird schwerlich ein anderes, selbst das vollendete Meisterstück der physischen Kraft nicht ausgenommen, dem Beschauer größeres Vergnügen gewähren, sich seinem Gedächtniß so lebhaft und eigentümlich einprägen.

Sieht Potters Gemälde ein Beispiel, in welchem Geist Thierfabeln, wovon der bildende Künstler sich dieselben zum Gegenstand wählt, zu behandeln seyen, so möchte hingegen die bekannte Folge von Radwin, welche der sonst wackere Elias Ridinger eigenhändig radirt hat, als Beispiel durchaus fehlerhafter Denkweise und mißrathe-

der Erfindung in dieser Art angeführt werden. Verdient der Ausführung ist ihnen wohl nicht abzusprechen; allein sie sind so trocken ernsthaft, haben einen moralischen Zweck, ohne daß die Moral aus dem Ganzen stellen erraten werden kann; es gebricht ihnen gänzlich an jener durchaus geforderten ironischen Würze, sie sprechen weder das Gemüth an, noch gewähren sie dem Geist einige Unterhaltung.

Wer sich jedoch in diesem Fache bemüht, wie denn dem geistreichen Talente sein Glück nie gänzlich zu versagen ist, dem wäre zu wünschen, daß er die caprirten Blätter des Benedetto Castiglione immer vor Augen habe, welcher die, doch mitunter allzubreiten, bathosformen, unerfreulichen Thiergestalten so zu benutzen gewußt, daß einige das Licht in großen Massen aufnehmen, andere wieder durch kleinere Theile, so wie durch localtinten die Schattenpartien mannigfaltig beleben. Dadurch entspringt der ästhetische Sinnenreiz, welcher nicht fehlen darf, wenn Kunstzwecke bewirkt werden sollen.

Blumen-Malerei.

Wenn gleich die menschliche Gestalt, und zwar in ihrer Würde und Gesundheitsfülle, das Hauptziel aller bildenden Kunst bleibt, so kann doch keinem Gegenstande, wenn er frisch und frisch in die Augen fällt, das Recht verkümmert werden gleichfalls daraufhin zu wirken, und im Nachbild ein großes, ja großes Vergnügen zu erwecken, als das Urbild nur immer erregen konnte. Wir schränken uns hier auf die Blumen ein, die sehr früh als Vorbilder vom Künstler ernstlich werden mußten. Der alten Kunst waren sie Nebensache, Pausias von Sicyon malte Blumen zum Schmuck seines geliebten Strauß-mädchens, dem Architekten waren Blätter, Knospen, Blumen und von daher abgeleitete Gestalten als Zierde seiner starren Flächen und Stäbe höchst willkommen, und noch sind uns hievon die köstlichen Reste geblieben, wie Griechen und Römer, bis zum Uebermaß, mit mannichfaltigen Formen der vegetirenden Welt ihren Marmor belebt.

Ferner zeigt sich auf den Thüren des Ghiberti die schönste Anwendung von Pflanzen und des mit ihnen verwandten Gethiers. Luca della Robbia und seine Sippschaft umgaben mit bunt verglasten, hochfarbigen Blumen- und Fruchtkränzen andachtswerthe, heilige Bilder. Gleiche Fruchtfülle bringt Johann von Udine dar, in den köstlich gebildeten Ornamenten der Vaticanischen Logen, und noch manche derselben, selbst ungeübter ausführende Künstler ersinnen, Kriegen an Friese, die Stile der Zeiten.

Zu gleicher Zeit finden wir auch colossalische und niedliche Personenmedaillons, heiligen und frommen Inhalts, zum Besinn und am Rande mit bewundrungswürdig nachgebildeten Blumen und Früchten reichlich verziert.

Und auch später war Vegetation die Lieblichkeit nur Begleiterin menschlicher Gestalten, bis nach und nach diese untergeordneten Gegenstände durch die Machtgewalt des Künstlers selbstständig erschienen und das Hauptinteresse eines Bildes zu bewirken sich anmaßten.

Manche Versuche vorhergehend wenden wir uns zu denen Künstlern, die in den Niederlanden zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ihr Glück auf die Blumenliebe reicher Handelsherren gründeten, auf die eigentliche Blumisterei, welche, mit ängstlicher Neigung, auserlesene Flören durch Cultur zu vervielfältigen und zu verherrlichen trachtete. Tulpe, Nelke, Aurikel, Hyazinthe wurden in ihrem vollkommensten Zustande bewundert und geschätzt; und nicht etwa willkührlich gestand man Vollkommenheiten zu: man untersuchte die Regeln, wonach etwas gefallen konnte; und wir waren die Schätzung der Blumenliebhaber als wohlüberlegt anzuerkennen, und getrauen uns durchaus etwas Gesetzliches darin nachzuweisen, wornach sie gelten ließen, oder forderten.

Wir geben hier die Namen der Künstler, deren Arbeit wir bei Herrn Doctor Grambs in Frankfurt am Main, in farbigen Aquarellzeichnungen mit Augen gesehen.

Morel aus Antwerpen blühte um 1700.
Maria Sibylla Merian desgleichen.
Joh. Bronkorst, geb. 1648.
Herm. Honsenburak, geb. 1667.
Joh. van Huysum, geb. 1682, gest. 1749.
Oswald Wyne.
Van Leon.
Koed.
Koedig.
Joh. van Os.
Van Spaendonk um 1780.
Van Leon.
Mich. Hendricus.

Nähere Nachrichten von den neuern Künstlern würden sehr willkommen seyn.

Ob nun schon Sibylle Merian, wahrscheinlich angeregt durch des bedeutenden, viel jüngern Carl Plumiers Reiserus und Ruhm, sich nach Surinam wandte, und in ihren Darstellungen sich zwischen Kunst und Wissenschaft, zwischen Naturbeschauung und malerischen Zwecken hin und her bewegte, so blieben doch alle folgenden großen Meister auf der Spur, die sie angedeutet; sie empfingen die Gegenstände von Blumenliebhabern; sie vereinigten sich mit ihnen über den Werth derselben, und stellten sie in den weißen ästhetischen Saal dar. Wie nur Licht und Schatten, Farbenwechsel und Widerschein irgend spielen wollen, ließ sich der kunstreich und unerschöpflich nachbilden. Diese Werke haben den großen Vortheil, daß sie den sinnlichen Genuß vollkommen befriedigen. Blumen und Früchte sprechen dem Auge zu, Früchte dem Gaumen, und das beiderseitige Behagen scheint sich im Geruch aufzulösen.

Und noch lebt in jenen wohlhäbigen Provinzen derselbe Sinn, in welchem Huysum, Rachel Ruysch

und Seegers gearbeitet, indessen die übrige Welt sich auf ganz andere Weise mit den Pflanzen beschäftigte, und eine neue Epoche der Malerkunst vorbereitete. Es lohnt wohl der Mühe gerade auf dem Standpunkt diese Bemerkung zu machen, damit auch hier die Kunst mit Bewußtsein an's Werk schreite.

Die Botanik huldigte in früher Zeit dem Apotheker, Blumisten und Tafelgärtner; diese forderten das Heilsame, Augenfällige, Geschmackreiche, und so war jedermann befriedigt; allein die Wissenschaft, begünstigt vom rastlosen Treiben des Handels und Weltverkehrs, erwarb sich ein Reich, das über Unendlichkeiten herrschte. Nun waren ihr Geschöpfe sogar verächtlich die nur nützlich, nur schön, wohlriechend und schmackhaft seyn wollen; das Unnützeste, das Häßlichste umfaßte sie mit gleicher Liebe und Artheil.

Diese Richtung mußte der Künstler gleichfalls verfolgen: denn obgleich der Gesetzgeber Linné seine große Gemüth auch dadurch bewies, daß er der Sprache Gewandtheit, Fertigkeit, Bestimmungsfähigkeit gab, um sich an die Stelle des Bildes zu setzen, so kehrte doch immer die Forderung des sinnlichen Menschen wieder zurück, die Gestalt mit Einem Blick zu übersehen, lieber als sie in der Einbildungskraft erst aus vielen Worten aufzubauen.

Welchem Naturfreund wäre nun vorzuerzählen nöthig, wie weit die Kunst Pflanzen, sowohl der Natur als der Wissenschaft gemäß, nachzubilden in unsern Tagen gestiegen sey. Will man treffliche Werke vorzählen, wo soll man anfangen, wo soll man enden?

Hier sey uns eins für alle gegeben.

A Description of the Genus Pinus by Lambert. London 1803.

Der in seiner Kunst vollendete und sie zu seinen Zwecken geistreich anwendende Ferdinand Bauer stellt die verschiedenen Fichtenarten und die mannigfaltigen Umwandlungen ihrer Aeste, Zweige, Nadeln, Blätter, Knospen, Blüthen, Früchte, Fruchthülle und Samen zu unserer größten Zufriedenheit durch das einfache Kunstmittel dar, daß er die Gegenstände in ein volles freies Licht setzt, welches dieselben in allen ihren Theilen nicht allein umfaßt, sondern ihnen auch durch lichte Widerscheine überall die größte Klarheit und Deutlichkeit verleiht. Eine solche Behandlungsart gilt vorzüglich bei diesem Gegenstand: Zweige, Nadeln, Blüthen haben in genanntem Geschlecht eigentlich keinen Körper, dagegen sind alle Theile durch Localfarben und Tinten so unendlich von einander abgestuft und abgestuft, daß die reine Beobachtung solcher Mannigfaltigkeit uns das Abgebildete als wirklich vor Augen bringt. Jede Farbe, auch die hellste, ist dunkler als das weiße Papier worauf sie getragen wird, und es bedarf also hier weder Licht noch Schatten, die Theile setzen sich unter einander und vom Grunde genugsam ab; und doch würde diese Darstellung noch immer etwas Gleißendes behalten, wenn der Künstler Licht und Schatten aus Unkunde nicht achtete, anstatt daß er hier aus Meisterheit beides vermeidet, sobald er aber dessen bedarf, wie bei Aesten und Zapfen, die sich körperlich hervorthun, weiß er mit einem Hauch, mit einem Strichlein nachzuhelfen, daß die Körper sich runden, und doch eben so wenig gegen den Grund abstechen. Daher wird man beim Anblick dieser Blätter bewundert, die Natur ist offenbar, die Kunst versteckt, die Genauigkeit groß, die Aufforderung mild, die Gegenwart entschieden und befriedigend, und wir müssen uns glücklich halten, aus den Schätzen der Großherzoglichen Bibliothek dieses Musterwerk uns und unsern Freunden wiederholt vorlegen zu können.

Denke man sich nun, daß mehrere Künstler im Dienste der Wissenschaft ihre Leben zubringen, wie sie die Pflanzentheile, nach einer sich in's Unendliche vermannigfaltigenden und doch noch immer für's Anschauen nicht hinreichenden Terminologie, durchstudiren, wiederholt nachbilden und ihrem scharfen Künstlerauge noch das Mikroskop zu Hülfe rufen, so wird man sich sagen: es muß endlich einer aufstehen, der diese Abgesondertheiten vereinigt, das Bestimmte fest hält, das Schwebende zu fassen weiß; er hat so oft, so genau, so treu wiederholt was man Geschlecht, Art, Varietät nennt, daß er nothwendig weiß was da ist, und ihn nichts irrt was hinzu kommen kann.

Ein solcher Künstler habe nun auch denselben innern Sinn, den unsere großen Niederländischen Blumenmaler besessen, so ist er immer in Nachtheil: denn jene hatten nur Liebhaber des auffallend Schönen zu befriedigen, er aber soll im Wahren und durch's Wahre das Schöne geben; und wenn jene im beschränkten Kreise des Gartenfreundes sich behaglich ergingen, so soll er vor einer unübersehbaren Menge von Kennern, Wissenden, Unterscheidenden und Aufsuchenden sich über die Natürlichkeit controliren lassen.

Nun verlange die Kunst, daß er seine Blumen nach Form und Farbe glücklich zusammenstelle, seine Gruppen gegen das Licht zu erhöhe, gegen die Seiten schattend und halbschattig abrunde, die Blüthen erst in voller Ansicht, sodann von der Seite, auch nach dem Hintergrunde zu stehend setzen lasse, und sich dabei hergestalt bewähre, daß Blatt und Blüthchen, Kelch und Antheren eine Specialkritik aushalte, und er zugleich im Ganzen, Künstler und Kunstkenner zu befriedigen, den vortheilhaften Effect darbieten und leisten soll? — —

Daß irgend jemand eine solche Aufgabe zu lösen unternähme, würden wir nicht denken, wenn wir nicht ein paar Bilder vor uns hätten wo der Künstler geleistet hat, was einem jeden, der sich's bloß einbilden wollte, völlig unmöglich scheinen müßte.

Gérards historische Portraits.

Collection des portraits historiques de M. le Baron Gerard, premier peintre du roi, gravés à l'eau-forte par M. Pierre Adam: précédée d'une notice sur le portrait historique. Iere et IIe livraison. Paris, Urbain Canel, editeur, rue Saint-Germain-des-Près, n° 9. 1825.

Da uns die auf dem Titel versprochene Notiz über das historische Portrait nicht zugleich mit den Kupfern zugekommen, so müssen wir uns hierüber aus den vorliegenden Blättern einen Begriff zu bilden suchen.

Unter einem historischen Portraite kann man verstehen, das Personen, die zu ihrer Zeit bedeutend sind, abgebildet werden, und diese können wieder in den gewöhnlichen Lagen ihres Zustands, oder auch in ausserordentlichen Fällen vorgestellt seyn, und so möchten wohl von jeder viele historische Portraite einigen gemalt worden seyn, wenn nur der Künstler eben an dem Zustand geblieben ist, um einen solchen zu überliefern.

Die gegenwärtige Sammlung jedoch, von der uns zwei Hefte vorliegen, deren noch vielleicht ein Dutzend folgen sollen, scheint auf etwas Ganzes und Zusammenhangendes zu deuten.

Der Künstler nämlich, Hr. Gerard, im Jahre 1770 geboren, zuverkannt tüchtigster Schüler Davids, gefälligst als sein Meister, kam in die bewegteste Weltepoche, welche jemals eine gesittete Menschheit aufregte; er bildete sich zur wilden Zeit, sein zartes Gemüth aber hielt ihn zurückgehen in das reine Wahre und Anmuthige, wodurch denn doch der Künstler zuletzt all-in sich das Publikum verpflichtet. In Paris als Künstler von Rang anerkannt, musste er durch alle Epochen die bedeutenden Einheimischen und Fremden, hielt von jeder seiner Arbeiten eine Zeichnung zurück, und fand sich nach und nach im Besitz einer wahrhaft historischen Silhouette. Bei einem sehr treuen Gedächtniß zeichnete er ausserdem auch die Besuchenden, die sich nicht malen liessen, und so vereinigt er uns eine wahrhaft weltgeschichtliche Galerie des achtzehnten Jahrhunderts und eines Theils des neunzehnten vorzulegen.

Was aber das Interesse an dieser Sammlung eigentlich erregen und erhalten kann, ist der grosse Verstand des geistreichen Künstlers, der einer jeden Person ihre Eigenthümlichkeit zu verleihen und fast durchaus auch ihre Umgebung individuell charakteristisch anpassend und mitwirkend zu bilden gewusst hat.

Wir gehen ohne weiteres Vorwort, zu den Gemälden selbst, deßwegen, was wir noch im Allgemeinen zu sagen hätten bis zum Schlusse versparend. Nur Eines haben wir zu erinnern: wer, an die Forderungen des Pariser Steindrucks gewöhnt, hier das Gleiche der Bildnisse gleichzeitiger Männer oder der Galerie der Herzogin von Berry erwartet, wird sich nicht befriedigt, vielleicht abgestossen finden. Hier ist, was man sonst so sehr zu schätzen wusste, und noch von der Hand dieser Niederländischer Meister theuer bezahlt, eine meisterhaft pastenreiche Kohle, welche alles leistet was sie will, und nur will was zum Zwecke dient. Wer dieses erkennt und zugesteht, wird sich auch in diesem Kreise gleich einheimisch finden.

Alexander der Erste,

Kaiser von Russland, gemalt 1814.

Das Auftreten, oder vielmehr das auf sich selbst Stehen (pose) dieser allgemein bekannten, verehrten, majestätischen Person ist gar trefflich ausgedrückt: das Wetterverhältniß der Glieder, der natürliche Anstand, das ruhige Daseyn, sicher und selbstbewußt ohne mehr zu scheinen als es ist und war; die glücklich ausgedrückten Localitäten des frei nach der rechten Hand hinbindenden Antlitzes, der dunklen Uniform, des flatternden Ordensbandes, der schwarzen Stiefel wie des Hutes, welches zusammen dem Bilde viel Anmuth giebt.

Eben diesen Hut, flammenartig behutet, hält die Hand des rechten niederhängenden Armes, die linke greift in den Bügel des rückwärts hängenden Degens, und betrachtet man das Haupt nochmals, so ist es ganz schön durch militärischen Schmuck des Kragens, der Achsel- und Ordensbänder begleitet. Mit entschiedenem Geschmack ist das Ganze behandelt, und wir müssen uns die Landschaft oder reinere Umgebung gefallen lassen.

Die Figur ist auf grosse Höhe gedacht, die hinteren Berge geben nur ein Mittleres über den Fersen hin, und der Vordergrund ist sämmtlich an Erdreden und Pflanzengewächs.

Doch wüßten wir nichts dagegen zu sagen, denn dadurch steht die Figur ganz auf dem Wolken- und Himmelsgrunde, und es scheint, als wenn die Wirklichkeit der Steppe uns an das unermeßliche Reich, das er beherrscht, erinnern sollte.

Carl der Zehnte,

König von Frankreich.

Ein höchst merkwürdiger Gegensatz, eine wohlgebaute edelmännische Figur, hier im Krönungsornate, zur Erinnerung eines einzigen freilich höchst bedeutenden Lebensmomentes.

Der obere Theil dieser edlen Mannschaft, zwar mit Hermelin und Spitzen, mit Passement, Ordensbande und Sporge versehen, aber nicht überladen, lässt noch die Figur gut durchsehen, nachher aber umhängt ein Purpurner Mantel den untern Theil, ausser den linken Fuß und reicht als schwere Masse weit nach hinten Stufen zum Boden hin. Den Hermelin in der linken, den ungeheuren Scepter in der Rechten stützt der Fürst neben Stuhl und Kissen, worauf Krone und die Hand des Rechtes ruhen; auf teppichbesteigenen Stufen, ein Thron mit goldgetriebenen Löwenköpfen, sammetnes Verhänge, unter und neben welchen Säulen, Pfeiler, Wappen und Bezeichnungen uns nach dem Grund eines Prachtgebäudes zu blicken lassen. Beide beschriebene Bilder mögen einander gehen, geben zu wahrhaft grossen historischen Betrachtungen Anlaß.

Ludwig Napoleon.

König von Holland, gemalt 1806.

Ungern nehmen wir dies Bild vor uns und suchen wieder gern, weil wir den Mann vor uns sehen, den wir persönlich hochschätzen so viel Ursache hatten; aber hier bedauern wir ihn. Mit einem wohlgebildeten, treuen, redlichen Gesichte blickt er uns an, aber in solcher Verkleidung haben wir ihn nicht gekannt und hätten ihn nicht kennen mögen. In einer Art von sogenannter Spanischer Tracht, in Weste, Schärpe, Mantel und Krause mit Stickerei, Quasten und Orden geschmackvoll aufgeputzt, sitzt er ruhig nachdenkend, ganz in Weiß gekleidet, ein dunkles hellbesiedertes Barett in der rechten Hand, in der linken auf einem starken Postor ein kurzes Schwert haltend, dahinter ein Turnierhelm, alles vortrefflich componirt. Mag es nun für die Augen ein schönes harmonisches Bild seyn; aber dem Sinne nach kann es uns nichts geben, vielleicht weil wir diesen herrlichen Mann gerade in dem Augenblick kennen lernten, als er allen diesen Aeußerlichkeiten entsagte und sein sittliches Zartgefühl, seine Neigung zu ästhetischen Arbeiten sich im Privatstande ungehindert weiter zu entwickeln trachtete.

Ueber seine Lenken höchst annuthigen Gedichte, so wie über seine Tragödie Lucretia kam ich schon oft in Versuchung einige Bemerkungen niederzuschreiben, aber die Furcht ein mir so freundlich geschenktes Vertrauen zu verletzen hielt mich ab, wie noch jetzt.

Friedrich August,

König von Sachsen, gemalt 1809.

Stellt das vorhergehende Bild eine flüchtig vorübergehende Repräsentation dar, so giebt das vorliegende den entschiedenen Eindruck von Beharrlichkeit und Dauer. Eine edle, charakteristisch sichere Gestalt eines bejahrten, aber wohlerhaltenen, wohlgebildeten Herrn prägt sich in herkömmlicher Kleidung; er steht vor uns, wie er lange vor seinem Hofe von den Seinigen und ungehörigen Fremden gesehen worden: in Uniform, mehr der Hofsitte als militärischen Bestimmungen gemäß, in Schuh und Strümpfen, den Federhut unter dem Arm, Brust und Schultern mäßig mit Orden und Achselschleifen geschmückt, ein regelmäßiges und ernst und treu anschauendes Gesicht, das Haar nach älterer Weise in Seitenlocken gerollt. Mit Zutrauen würden wir uns einem solchen Fürsten ehrerbietig darstellen, seiner klaren Uebersicht vertrauend, unsere Angelegenheit vortragen und, wenn er unsere Wünsche gerecht und billig fände, einer wohlüberdachten Gewährung völlig sicher seyn.

Der Grund dieses Bildes ist einfach würdig gedacht; aus einem anständigen Sommerpalast schreint der Fürst so eben in's Freie zu treten.

Ludwig Philipp,

Herzog von Orleans, gemalt 1817.

Ein würdiges Gesicht, an hohe Vorfahren erinnernd. Der Mann wie er dasteht zeigt sich in seinen besten Jahren, Ebenmaß der Glieder, stark und muskelhaft, breite Brust, wohlhäbiger Körper, vollkommen geschickt als Träger einer der wunderlichen Uniformen zu erscheinen, die wir längst an Husaren, Ulanen, in der neuern Zeit aber unter mancherlei Abweichungen gewohnt geworden. Auch hier fehlt es nicht an Borten und Litzen, an Passament und Quasten, an Riemen und Schnallen, an Gesäßen und Haken, an Knöpfen und Dornern. In der rechten Hand eine herrlich Orientalische Mütze mit der Reiherfeder, die linke auf dem weitausschenden, durch lange Bänder gehaltenen und mit der herabhängenden Tasche verbundenen Säbel. Ebenfalls ist die Figur sehr glücklich gestellt, und componirt vortrefflich; die großen Flächen der weißen Armel und Beinkleider nehmen sich gar hübsch gegen den Schmuck des Körpers und der Umhüllung.

Wir wünschen eine solche Figur auf der Parade gesehen zu haben, und indem wir dieses sagen, wollen wir gerade den landschaftlichen Grund nicht tadeln. In einiger Ferne wartet ein Adjutant, auch wird ein gesatteltes Pferd, das sich nach seinem Herrn umsieht, herr gehalten. Die Aussicht nach der Tiefe hin ist rauh und wild, auch das Wenige vom Vorder-, Mittel- und Hintergrund ist mit großem Geschmack hinzugefügt, woran wir das Bedürfniß und die Intention des Malers erkennen; aber freilich die Figur tritt eigentlich nur auf um sich sehen zu lassen, sie beobachtet nicht, sie gebietet nicht, bewegen wir sie denn als auf der Parade sich zeigend nach unserer Art betrachten mußten.

Herzog v. Monte Bello,

Marschall Lannes, gemalt 1810.

Das Gegentheil des vorigen Bildes erblicken wir hier; ein schlanker wohlgebauter, wohlgebildeter Krieger, nicht mehr geschmückt als nöthig ist, um ihn an seiner hohen Stelle als Befehlshaber zu bezeichnen. In einiger Gemüths- und Körperbewegung ist er dargestellt, und wer sollte in solcher Lage ohne Gegenwirkung gegen die äußerste Gefahr sich unbewegt erhalten dürfen. Aber die große Mäßigung bezeichnet den Helden; er steht zwischen den Trümmern einer Batterie, die zusammengeschossen ist und zusammengeschossen wird, noch sausen die Splitter umher, knallen krachen und bersten, Kanonenröhren wälzen sich am Boden, Kugeln und zerschmetterte Massen sind in Bewegung.

Ernsthaft, aufmerksam blickt der Mann nach der Gegend, wo das Unheil herkommt; die geballte linke Faust, der scharf in den Hut eingreifende Daumen der Rechten geben, wie die ganze Silhouette des ganzen Körpers von oben bis unten, den Eindruck von zusammengehaltener, zusammenhaltender Kraft, von Anspannung, Anstrengung und innerer Sicherheit; es ist auch hier ein Auf- und Eintreten ohne Gleichen. Welche Schlacht hier geschlagen sei, wissen wir nicht; aber es ist immer bedenkliche Lage, in die er sich so oft versetzt gesehen, und die ihm denn endlich das Leben kostete.

Uebrigens finden wir ihn hier im Bilde sehr viel älter als im Jahre 1806, wo wir seiner anmuthigen Persönlichkeit, ja man dürfte wohl sagen schnell gefaßten Neigung, eine in bewegten Tagen unwahrscheinliche Rettung verdanken.

Carl Moritz von Talleyrand,

Prinz von Benevent ꝛc., gemalt 1808.

Je weiter wir in Betrachtung dieser Sammlung vorwärts schreiten, desto wichtiger erscheint sie uns. Jedes einzelne Blatt ist von großer Bedeutung, welche zusammen, indem wir eins mit dem andern, vor- und rückwärts vergleichen.

In dem vorigen sahen wir einen der ersten Helden des Französischen Heeres, heroisch gefaßt mitten in der größten augenblicklichen Lebensgefahr; hier sehen wir den ersten Diplomaten des Jahrhunderts, in der größten Ruhe, sinnend und alle Zufälligkeiten des Augenblicks gelassen erwartend.

Umgeben von einem höchſt anſtändigen, aber nicht prunkhaften Zimmer finden wir ihn im ſchicklichen einfachen Hofkleide, den Degen an der Seite, den Federhut nicht weit hinterwärts auf dem Canapé liegend, eben als erwarte der Geſchäftsmann die Meldung des Wagens, um zur Conferenz zu fahren; den linken Arm auf eine Tiſchecke gelehnt, in der Hand den Papier, Schreibung und Feder, die Rechte im Schooß, den rechten Fuß über den linken geſchlagen, erſcheint er vollkommen impoſſibel. Wir erwehren uns nicht des Anklangs an die Epikuriſchen Gottheiten, welche da wohnen — wo es nicht regnet noch ſchneit noch irgend ein Sturm weht — ſo ruhig ſitzt hier der Mann, unangefochten von allen Stürmen, die um ihn her ſauſen. Begreifen läßt ſich, daß er ſo ausſieht, aber nicht wie er es ausſieht. Sein Blick iſt das Unerforſchlichſte; er ſieht vor ſich hin, ob er aber den Beſchauer anſieht iſt zweifelhaft. Sein Blick geht nicht in ſich hinein wie der eines Denkenden, auch nicht vorwärts, wie der eines Beſchauenden; das Auge ruht in und auf ſich, wie die ganze Geſtalt, welche, man kann nicht ſagen ein Selbſtgenügen, aber doch einen Mangel an irgend einem Bezug nach außen andeutet.

Genug, wir mögen hier phyſiognomiſiren und deuten wie wir wollen, ſo finden wir unſre Einſicht zu kurz, unſre Erfahrung zu arm, unſre Vorſtellung zu beſchränkt, als daß wir uns von einem ſolchen Weſen einen hinlänglichen Begriff machen könnten. Wahrſcheinlicherweiſe wird es künftighin dem Hiſtoriker auch ſo gehen, welcher dann ſehen mag, in wie fern ihn das gegenwärtige Bild fördert. Zu anwärtiger Vergleichung gab uns das Portrait dieſes wichtigen Mannes auf dem großen Bilde vom Congreß zu Wien, nach Jaden, jedoch einigen Anlaß. Wir bemerken dies um forſchender Liebhaber willen.

Ferdinand Imecourt,

Oeſterreichiſcher Officier bei Marſchall Lefebvre, eingetroffen von Danzig 1807, gemalt 1808.

Alſo, wie das Datum beſagt, aus der Erinnerung oder nach einer Skizze gemalt.

Einen merkwürdigen Contraſt giebt uns auch dieſes Bild. Die militäriſche Laufbahn des Mannes deutet auf einen brauchbaren Thätigen, ſein Tod auf einen Braven; aber in dem Integrante des Einzelnen iſt jeder charakteriſtiſche Zug verſchwunden. Gentlemanartig in Stellung und Kleidung, iſt er eben im Begriff die breiten Stufen zu einem einfachen Gartenhaus hinaufzuſteigen, den Hut in der herabhängenden Linken, auf den Stock in der rechten Hand geſtützt, hält er einen Augenblick inne, als ſich umſehend ob er vielleicht noch wo einen Bekannten in der Nähe gewahr würde. Die Züge des Geſichts ſind die eines verſtändigen gelaſſenen Mannes, die Geſtalt von mittlerer Größe, anſtändiger Zartheit. In der Geſellſchaft würden wir ihn für einen Diplomaten angeſprochen haben; und es iſt wirklich ein glücklicher Gedanke, die vollkommne edle Preiſe einer vorübergehenden Gegenwart hier zwiſchen ſo bedeutenden weltkriegeriſchen Männern zu finden.

Graf und Gräfin Frieſe,

gemalt 1804.

Dieſes Familienbild paßt recht gut zum vorigen; denn jener Mann durfte nur hier hereintreten und er wäre willkommen geweſen.

Der Graf hat ſich auf die Ecke eines ausgeſchweiften dreifüßigen Tiſches geſetzt und hält ſich in einer ſehr natürlichen glücklichen Wendung. Eine Reitgerte in der rechten Hand deutet auf Kommen oder Gehen, und ſo paßt das augenblickliche nachläßige Hinſitzen auf einer ſolchen Stelle gar wohl. Die Gemahlin, einfach wie ſie gekleidet, einen bunten Shawl über den Schooß, ſitzt und ſchaut, den Blick des Gemahls begleitend, gleichſam nach einem Eintretenden. Dieſmal ſind wir es, die Anſtaunenden, die wir glauben können auf eine ſo freundlich-beſcheidene Weiſe empfangen zu werden. Die linke Hand der Dame ruht auf der Schlafhaube eines kleinen Kindes, das in halbem Schlummer ſich ganz wohl zu befinden ſcheint. Wand und Pfeiler, die freie Durchſicht in einen Bogengang, ein Schirm hinter dem Bette des Kindes bilden einen mannigfaltigen, anmuthigen, offenen und doch wohnlichen Hintergrund. Das Bild componirt ſehr gut und mag in Lebensgröße, der Bedeutung nach coloriert, eine ſehr erfreuliche Wirkung thun.

Katharina,

Königliche Prinzeſſin von Wirtemberg, Königin von Weſtphalen, gemalt 1813.

Dieſes Bild ſpricht uns am wenigſten an, wie man in der Converſationsſprache zu ſagen pflegt. Eine mit Geſchmack, der an's Prächtige hinneigt, ausgeſtattete, wohlgeſtaltete Dame ſitzt auf einem architektoniſch mäßig verzierten Marmorſeſſel, dem es nicht an Teppich und Kiſſen fehlt; die übergeſchlagne Rechte hält ein Buch lein, offen durch den eingreifenden Daumen, eben als hätte man aufgehört zu leſen; der linke Arm, auf ein Polſter geſtützt, zeigt die Hand in einer Wendung als hätte das nun entbehrte Haupt noch erſt eben darauf geruht. Geſicht und Augen ſind nach dem Beſchauer gerichtet, aber in Blick und Miene iſt etwas Unbefriedigtes, Entrüſtendes, dem man nicht beikommen kann. Die Ausſicht nach Berg und Thal, See und Waſſerfall, Feld und Gebüſch mag auf die Anlagen von Weihenſtephan deuten, aber das Ganze iſt doch zu breitlich und weitgedacht, als daß man recht begreifen könnte, wie dieſe ſtattliche Dame hier zu dieſem ſeelenloſen Ruheſitz gelangt.

Sodann entſteht noch die Frage über ein höchſt wunderliches Beiweſen. Warum ſetzt die Dame ihre netten Füßchen auf Kopf und Schnabel eines Storches, der von einigen leichten Zuthaten umgeben in dem Teppich oder Fußboden ſtylgerecht gebildet iſt. Dies alles jedoch beſeitigt, mag dies Bild als trefflich componirt gelten und man muß ihm die Anlage zu einem vollkommen wohl colorirten Gemälde zugeſtehen.

Eliſa,

ehemalige Großherzogin von Toskana,

und ihre Tochter

Napoleon Eliſa,

Prinzeſſin von Piombino, gemalt 1811.

Das reiche Bild von allen, welches zu dem mannigfaltigſten Farbenwechſel Gelegenheit gab. Eine ſtattliche Dame, Orientaliſcher Phyſiognomie, blickt auch an mit verſtändigem Behagen, Diadem, Schleier, Stirnbinde, Locken, Halsband, Halstuch geben dem Oberkleid Würde und Fülle, wodurch er hauptſächlich über das Ganze dominirt; denn ſchon vom Gürtel an dienen die Gewande der übrigen Figur eigentlich nur zur Folie für ein anmuthiges Töchterchen, auf deſſen rechter Schulter von hinten der die mütterliche rechte Hand ruht. Das kindliche Kind hält am Bande ein zierliches, nettes, ſorgfältig ſchlank geſtaltetes Hündchen, das unter dem linken Arm

der Mutter sich behaglich fühlt. Das breite mit Körbenkörpfen und Tazen architektonisch verzierte weißmarmorne Gange, dessen wohlangepflasterter, geräumiger Sitz von der Hauptfigur baum-eingenommen wird, verleiht dem Ganzen ein stattliches Ansehen; Fußkissen und buntgestickte Falten, Blumenkorb und eine lebhafte Beleuchtung zunächst, deuten auf die mannigfaltigste Färbung. Der Hintergrund, wahrscheinlich in mildem Halbton gehalten, zeigt hoher dichter Bäume überdachtes Wochsthum; wenige Säulen ruinenartig, eine wilde Treppe, die in's Gebüsche führt, erwecken den Begriff einer ältern romantischen Anstaltage, aber bereits von langherkömmlicher Vegetation überwältigt, und so gehen wir gern zu, daß wir uns wirklich auf einem Großherzoglich Florentinischen Landsitz befinden.

Madame Recamier,

geborne Bernard.

Zum Abschluß dieser Darstellungen sehen wir nun das Bild einer schönen Frau, das uns schon seit zwanzig Jahren gerühmt wird. In einer von stillem Wasser angespülten Säulenhalle, hinten durch Vorhang und blumiges Buschwerk geschlossen, hat sich die schönste anmuthigste Person, wie es scheint nach dem Bade, in einen gepolsterten Sessel gelehnt: Brust, Arme und Füße sind frei, der übrige Körper leicht, schon anständig bekleidet; unter der linken Hand senkt sich ein Shawl herab zu allenfallsigem Ueberwurf. Mehr haben wir freilich von diesem lieblichen und zierlichen Blatte nicht zu sagen. Da die Schönheit unbeweglich ist und von dem Eindruck einer vollkommnen Harmonie verleitet, so läßt sie sich durch eine Folge von Worten nicht darstellen. Glücklich schätzen wir die, welche das Bild, das gegenwärtig in Berlin seyn soll, beschauen und sich daran erfreuen können. Wir begnügen uns an dieser Skizze, welche die Intention vollkommen überliefert; und was macht denn am Ende den Werth eines Kunstwerks aus? es ist und bleibt die Intention, die der dem Bilde vorausgeht und zuletzt, durch die sorgfältigste Ausführung, vollkommen in's Leben tritt. Und so müssen wir denn auch dieses Bild, wie die sämmtlichen vorhergehenden, wohlgedacht, in seiner Art bedeutend, charakteristisch und gehörig ansprechend anerkennen.

Steht es nun freilich nicht in unserm Vermögen, die äußern Vorzüge einer schönen Person mit Worten auszudrücken, so ist doch die Sprache eigentlich da, um das Gedächtniß sittlicher und geistiger Vorzüge zu erhalten; deswegen wir uns nicht versagen können, mitzutheilen wie sich über diese merkwürdige Frau, nach zwanzig Jahren, die neuesten Tagesblätter vernehmen lassen.

« Die letzte und lebhafteste dieser Gestalten ist Madame Recamier. Niemand wird sich wundern, dieses Bild den erlauchten weiblichen Zeitgenossen beigesellt zu sehen. Eine Freundin der Frau von Stael, eines Camille Jordan, des Herrn von Chateaubriand wäre zu solchen Ehren berechtigt, müßte man auch nicht, daß die unendliche Anmuth ihrer Unterhaltung und die Gewalt ihrer Gutmüthigkeit unabläßig die vorzüglichsten Männer aller Parteien bei ihr versammelt hat. Man darf sagen, daß durch Ausüben des Guten, durch Dämpfen des Hasses, durch Annähern der Meinungen, sie die Unbeständigkeit der Welt gefesselt habe, ohne daß man bemerkt hätte, Glück und Jugend habe sich von ihr entfernen können. Diejenigen welche glauben möchten, ihr Geist sey die Wirkung eines anhaltenden Umgangs mit den vorzüglichsten Menschen, der Widerschein eines andern Gestirns, der Wohlgeruch einer andern Blume, solche sind ihr niemals näher getreten. Wir wollen zwar nicht untersuchen, ob nicht mit sechzehn Jahren die Sorge für den Putz und sonstige Hauptgeschäfte desselbigen Alters eine Frau vielleicht verhindern können andere Vorzüge als die ihrer Schönheit bemerken zu lassen; aber jetzo wäre es unmöglich so viel Geschmack, Anmuth und Feinheit zu erklären, ohne zu gestehen, daß sie immer Elemente dieser Eigenschaften besessen habe.

« Ohne etwas herausgeben, vielleicht ohne etwas niedergeschrieben zu haben, übte diese merkwürdige Frau bedeutenden Einfluß über zwei unserer größten Schriftsteller. Ein solcher ungesuchter Einfluß entspringt aus der Fähigkeit, das Talent zu lieben, es zu begeistern, sich selbst zu entjünden beim Anblick der Eindrücke, die es hervorbringt. Diejenigen welche wissen wie der Gedanke sich veredelt und befruchtet, indem wir ihn vor einer andern Intelligenz entwickeln, daß die Hälfte der Beredsamkeit in den Augen derer ist, die uns zuhören, daß der zu Ausübung eines Werks nöthige Muth aus dem Antheil geschöpft werden muß, den das Unternehmen in andern erweckt, solche Personen werden niemals erstaunen über Corinna's und des Verfassers der Märtyrer leidenschaftliche Freundschaft für die Person, welche sie außerhalb Frankreich begleitete, oder ihnen in der Ungunst treu blieb. Es gibt edle Wesen, die mit allen hohen Gedanken sympathisiren, mit allen reizenden Schöpfungen der Einbildungskraft. Ihr möchtet edle Werke hervorbringen, um sie ihnen zu vertrauen, das Gute und Rechte thun, um es ihnen zu erzählen. Dies ist das Geheimniß des Einflusses der Madame Recamier. Vor ihr hatte man niemals so viel Uneigennutz, Bescheidenheit und Brüderlichkeit vereinigt. Und wie sollte man sich nicht freuen, ein durch die Kunst so wohl überliefertes Bild einer Frau zu besitzen, welche niemals auf mächtige Freundschaften sich lehnte, als um das unbekannt. Verdienst belohnt zu sehen; die nur dem Unglück schmeichelte und nur dem Genie den Hof machte. »

Ueberliefert nun werden uns diese Bilder durch eine höchst geistreiche Radirnadel. Man kann sich denken, daß Herr Gerard zu einem Werke, das eigentlich seinen Ruf als berühmter Künstler begründen soll, einen trefflichen Arbeiter werde gewählt haben. Es ist von großem Werthe wenn der Autor seines Uebersetzers gewiß ist, und ganz ohne Frage hat man Herrn Adam allen Beifall zu gewähren. Es ist ein solches Element in seiner Nadel und der Abwechslung derselben, daß der Charakter des zu behandelnden Gegenstands so mitgetheilt vermischt wird, es sey nun in den zartesten Punkten und Strichlein, mit welchen er die Gesichter behandelt, durch die gelinden, womit er die lichten wie die localfarben andeutet, bis zu den starken und stärkern, womit er Schatten und mehr oder minder dunkle localfarben entgegenbricht weiß; wie er denn auch auf eine gleichsam zauberische Weise die verschiedenen Stoffe durch glückliche Behandlung andeutet, und so einen jeden, der Auge und Sinn für solche Hieroglyphen gebildet hat, vollkommen befriedigen muß.

Wir stimmen daher völlig in die Ueberzeugung ein, daß es wohlgethan war diese geistreich skizzenhafte, obschon genugsam ausführliche Radirungsart dem Steindruck vorzuziehen; nur wünschen wir, daß man beim Abdruck die Platten sorgfältig behandeln möge, damit sämmtliche Kunstliebhaber auf eine wünschenswerthe Weise befriedigt werden können.

Ruysdael als Dichter.

Jacob Ruysdael, geboren zu Harlem 1635, fleißig arbeitend bis 1681, ist als einer der vortrefflichsten Landschaftmaler anerkannt. Seine Werke befriedigen vor Allem alle Forderungen, die der äußere Sinn an Kunstwerke machen kann. Hand und Pinsel wirken mit großer Freiheit zu der genauesten Bestimmung. Licht, Schatten, Haltung und Wirkung des Ganzen läßt nichts zu wünschen übrig. Hierin übertrifft der Architekt sogleich jeden Landschafter und Kenner. Gegenwärtig aber wollen wir ihn als denkenden Künstler, ja als Dichter betrachten, und auch hier werden wir gestehen, daß ein hoher Preis ihm gebühre.

Zum zahlreichen Texte kommen uns hiezu drei Gemälde der Königl. Sächs. Sammlung zu Dresden, wo verschiedene Zustände der bewohnten Erdoberfläche mit großem Sinn dargestellt sind, jeder einzeln, abgeschlossen, concentrirt. Der Künstler hat hervorragungswürdig geistreich den Punkt gefaßt, wo die Productionskraft mit dem reinen Verstande zusammentrifft, und dem Beschauer ein Kunstwerk überliefert, welches dem Auge an und für sich erfreulich, den innern Sinn aufregt, das Andenken anregt, und zuletzt einen Begriff ausspricht, ohne sich darin aufzulösen oder zu verlieren. Wir haben wohlgerathene Copien dieser drei Bilder vor uns, und können also darüber ausführlich und gewissenhaft sprechen.

I.

Das erste Bild stellt die successiv bewohnte Welt zusammen dar. Auf einem Felsen, der ein begränztes Thal überschaut, steht ein alter Thurm, nebenan wohlerhaltene neuere Baulichkeiten; an dem Fuße des Felsen eine ansehnliche Wohnung behaglicher Gutsbesitzer. Die uralten hohen Fichten um diese zeigen uns an, welch ein langer friedlich vererbter Besitz einer Reihe von Abkömmlingen an dieser Stelle gegönnt gewesen. Im Grunde, am Abhange eines Berges, ein weitzugestrecktes Dorf, gleichfalls auf Fruchtbarkeit und Wohnlichkeit dieses Thals hindeutend. Ein stark strömendes Wasser stürzt im Vordergrunde über Felsen und abgebrochene schlanke Baumstämme, und so stellt es denn nicht an dem allbelebenden Elemente, und man denkt sich sogleich, daß es ober- und unterhalb durch Mühlen und Hammerwerke werde benutzt seyn. Die Bewegung, Klarheit, Haltung dieser Massen beleben köstlich das übrige Ruhende. Dieser wird auch dieses Gewässer der Wasserfall genannt. Es bestätigt jeden, der auch nicht gerade in den Sinn des Bildes eingedrungen Zeit und Veranlassung hat.

II.

Das zweite Bild, unter dem Namen des Klosters berühmt, hat bei einer reichern, mehr anziehenden Composition eine ähnliche Absicht, im Gegenwärtigen das Vergangene darzustellen, und dies ist auf das bewundernswürdigste erreicht, das Abgestorbene mit dem Lebendigen in die anschaulichste Verbindung gebracht.

Zu seiner linken Hand erblickt der Beschauer ein verfallenes, ja verwüstetes Kloster, an welchem man jedoch hinreichend wohlerhaltene Gebäude sieht, wahrscheinlich das Aufenthalt eines Immanns oder Schaffners, welcher die ehemals bisher fließenden Zinsen und Gefälle noch fernerhin einnimmt, ohne daß sie von hier aus, wie sonst, ein allgemeines Leben verbreiten.

Im Angesicht dieser Gebäude steht ein vor alten Zeiten gepflanzter, noch immer fortwachsender Lindenrund, um anzudeuten, daß die Werke der Natur ein längeres Leben, eine größere Dauer haben, als die Werke der Menschen: denn unter diesen Bäumen haben sich schon vor mehreren Jahren, bei Kirchweihfesten und Jahrmärkten, zahlreiche Pilgrimme versammelt, um sich nach frommen Wanderungen zu erquicken.

Daß übrigens hier ein großer Zusammenfluß von Menschen, eine fortdauernde Lebensbewegung gewesen, darauf deuten die an und in dem Wasser übrig gebliebenen Fundamente von Brückenpfeilern, die gegenwärtig malerischem Zwecke dienen, indem sie den Lauf des Fußsteges hemmen und ihn zu rauschende Cascaden hervorbringen.

Aber daß diese Brücke zerstört ist, kann den lebendigen Verkehr nicht hindern, der sich durch alles durch seine Straße sucht. Menschen und Vieh, Hirten und Wanderer ziehen nunmehr durch das seichte Wasser und geben dem sanften Zuge desselben einen neuen Reiz.

Auch reich an Fischen sind noch bis auf den heutigen Tag diese Fluthen, so wie zu jener Zeit, als man bei Fastentagen nothwendig ihrer bedurfte: denn Fischer weiden diesen unschuldigen Grundbewohnern noch immer nachgehen und suchen sich ihrer zu bemächtigen.

Wenn nun die Berge des Hintergrunds mit jungen Büschen umkauft schienen, so mag man daraus schließen, daß starke Wälder hier abgetrieben und diese sanften Höhen dem Stockausschlag und dem kommenden Getreide überlassen werden.

Aber tiefer in des Wassers hat sich, zunächst an einer vorwärtsen, hervorstehenden Felspartie, eine merkwürdige Baumgruppe angesiedelt. Schon sieht derselbe eine dürftige Buche da, entblättert, entästet, mit geborstener Rinde. Damit sie uns aber durch ihren dürftig dargestellten Schaft nicht betrüge, fordern ersatz, so sind ihr andere noch vollständige Bäume zugesellt, die dem kahlen Stamme durch den Reichthum ihrer Aeste und Zweige zu Hülfe kommen. Diesen üppigen Wuchs begünstigt die nahe Feuchtigkeit, welche durch Moos und Kohr und Sumpfkräuter genugsam angedeutet wird.

Indem nun ein sanftes Licht von dem Kloster zu den Linden und weiter hin sich zieht, an dem weißen Stamme der Buche wie ein Widerschein glänzt, sodann über dem sanften Fuß und die rauschenden Fälle, über Heerden und Fischer zurückgeleitet und das ganze Bild belebt, sitzt auch am Wasser im Vordergrunde, uns den Rücken zukehrend, der zeichnende Künstler selbst, und diese so oft mißbrauchte Staffage erblicken wir mit Rührung hier am Platze, so bedeutend als wirksam. Er sitzt hier als Betrachter, als Repräsentant von allen, welche das Bild künftig beschauen werden, welche sich mit ihm in

die Betrachtung der Vergangenheit und Gegenwart, die sich so lieblich durch einander webt, gern vertiefen mögen.

Glücklich aus der Natur gegriffen ist dies Bild, glücklich durch den Gedanken erhöht, und da man es noch überdies nach allen Erfordernissen der Kunst angelegt und ausgeführt findet, so wird es und immer ergötzen, es wird seinen wohlverdienten Ruf durch alle Zeiten erhalten, und auch in einer Epoche, wenn sie einigermaßen gelang, das größere Verdienst des Originals zur Ahnung bringen.

III.

Das dritte Bild dagegen ist allein der Vergangenheit gewidmet, ohne dem gegenwärtigen Leben irgend ein Recht zu gönnen. Man kennt es unter dem Namen des Kirchhofs. Es ist auch einer. Die Grabmale sogar deuten, in ihrem zerstörten Zustande, auf ein mehr als Vergangenes, sie sind Grabmäler von sich selbst.

In dem Hintergrunde sieht man, von einem vorüberziehenden Regenschauer umhüllt, magere Ruinen eines ehemals ansehnlichen, in den Himmel strebenden Doms. Eine freischende, spindelförmige Giebelmauer wird nicht mehr lange halten. Die ganze sonst gewiß fruchtbare Klosterumgebung ist verwildert, mit Stauden und Sträuchen, ja mit schon veralteten und verdorrten Bäumen zum Theil bedeckt. Auch auf dem Kirchhofe bringt diese Wildniß ein, von dessen ehemaliger frommen Befriedigung keine Spur mehr zu sehen ist. Bedeutende, wunderbare Gräber aller Art, durch ihre Formen theils an Särge erinnernd, theils durch große aufgerichtete Steinplatten bezeichnet, geben Beweis von der Wichtigkeit des Kirchfriedens und was für edle und wohlhabende Geschlechter an diesem Orte ruhen mögen. Der Verfall der Gräber selbst ist mit großem Geschmack und schöner Künstlermäßigung ausgeführt; sehr gern verweilt der Blick an ihnen. Aber zuletzt wird der Betrachter überrascht, wenn er weit hinten neue bescheidene Monumente mehr ahnet als erblickt, um welche sich Trauernde beschäftigen — als wenn uns das Vergangene nichts außer der Sterblichkeit zurücklassen könnte.

Der bedeutendste Gedanke dieses Bildes jedoch macht zugleich den größten malerischen Eindruck. Durch das Zusammenfügen ungeheurer Gebäude mag ein freundlicher, sonst wohlgelichteter Boch verstürzt, gestemmt und aus seinen Wege gedrängt worden sein. Dieser sucht sich nun einen Weg in's Weite, bis durch die Gräber. Ein dichtbelaubter, den Regenschauer überwindend, blumichter ein Paar aufgerichtete schon beschädigte Grabestafeln, einen ergrauten Baumstamm und Stock, vor allem aber die heranstaltende Wassermasse, ihre stürzenden Strahlen und den sich entwickelnden Schaum.

Diese sämmtlichen Gemälde, so oft copirt, werden vielen Liebhabern vor Augen sein. Wer das Glück hat die Originale zu sehen, durchdringe sich von der Einsicht, wie weit die Kunst gehen kann und soll.

Wir werden in der Folge noch mehr Beispiele aufsuchen, wo der trefühlende, sinnbildende Künstler, sich als Dichter erweisend, eine vollkommene Symbolik erreicht, und durch die Gesundheit seines äußern und innern Sinnes und zugleich ergetzt, belehrt, erquickt und belebt.

Nachricht von Altdeutschen in Leipzig entdeckten Kunstschätzen.

Es befindet sich wohl keine Kirche in der Christenheit, deren frühere Gemälde, Statuen, oder sonstige Denkmale nicht neuern Bedürfnissen oder veränderlem Kunstgeschmack einmal weichen müssen. Glücklich, wenn sie nicht völlig zerstört, sondern, wenn gleich ohne sorgfältigern Beobcht, jedoch durch günstiges Geschick, einigermaßen erhalten worden.

Diesen letztere ist der Fall mit einer Anzahl alter Gemälde, welche sonst die Altarden der Leipziger Kirchen gewesen, aber herausgenommen und auf die Gewölbe dieser Gebäude gestellt worden. Sie befanden sich freilich in einem traurigen Zustande; doch an einer Wiederherstellung ist nicht durchaus zu verzweifeln. Die Entdeckung dieser bedeutenden Schätze sind wir Hrn. C. nandt schuldig, einem jungen Handelsmann, der mit Enthusiasmus für die Kunst schöne Kenntnisse derselben verbindet, auch Geschmack und Einsichten auf Reisen gelautert hat. Unter dem Schutz und mit Beförderung der hohen Behörden, dem Beistande des Herrn Doctor Gtieglitz und thätiger Mitwirkung der Hh. Hellig und Lehmann, hat derselbe mehrere kostbare Bilder vom Untergange gerettet, und man hofft durch Reinigung und Restauration sie wieder genießbar zu machen. Die Nachrichten, welche wir davon erhalten, bringen wir um so schneller in's Publikum, als, bei bevorstehender Jubilate-Messe, gewiß jeder Kunstfreund und Kenner sich nach diesen Tafeln erkundigen und durch Theilnahme das glücklich begonnene Unternehmen befördern wird.

Vorläufig können wir folgendes mittheilen:

Sechs Gemälde auf Goldgrund.

Die Lichter in den Gewändern mit Gelb gehöht.

1. Ein Ecce homo, mit der Jahrzahl 1498.

2. Eine Krönung Mariä, viel älter. In aller Mangelhaftigkeit der Zeichnung ist sehr viel zartes Gefühl ausgedrückt.

3. Eine Dreifaltigkeit. Gott Vater, die Leiche des Sohns im Schoche haltend. Umher die Engel umgeben die erhabene Gruppe. Auf der Erde ruhen drei Verstorbene. Auf der einen Seite kniet Maria, auf

der andern der heil. Sebastian, welche beyde den Todesschlummer der Schlafenden bewachen.

4. Verfolgung der ersten Christen. Die Köpfe so schön und gefühlvoll, daß sie an Holbein erinnern.

5. Geschichte des Lazarus. Hände und Füße nicht zum Besten gezeichnet, die Köpfe hingegen von der größten Schönheit, dem edelsten und rührendsten Ausdruck.

Bilder des ältern Cranach.

1. Die Verklärung. Christus ist eine wahre Verherrlichung des Menschen. Die erhabenen Gestalten des Himmels umgeben ihn; auf dem Hügel ruhen die Jünger im wachen Traume. Eine herrliche Aussicht eröffnet sich dem Auge weit über das Meer und über ein reich-buntes Bergebirge. Das Bild ist Ein Moment, Ein Guß des Gedankens, vielleicht der höchste, gunstreichste Augenblick in Cranachs Leben.

2. Die Samariterin. Christus, voll hoher männlicher Würde, Weisheit und Huld, spricht wohlwollend und ernst zu dem jugendlich sorglosen Weibe, welche, ohne Beschämung, das Leben genußreich auf sich einwirken ließ, und es heiter hinnahm. Von den gehaltvollen Worten ergriffen, kehrt ihr Blick zum erstenmal sich in ihr Innerstes.

3. Die Kreuzigung. Auf der einen Seite stehen, in tiefen Schmerz versunken, die Freunde des Heilandes, auf der andern, in unerschütterlich roher Kraft, die Kriegsknechte. Der Hauptmann allein bietet gedankenvoll zu dem Gekreuzigten empor, so wie auch einer von den Priestern. Diese drey Bilder sind von beträchtlicher Größe.

4. Der Sterbende. Ungefähr zwanzig Zoll breit und einige dreißig Zoll hoch. Die größte Figur im Vordergrunde hat ungefähr vier Zoll. Die Composition ist reich und erfordert eine weitläufige Beschreibung, daher nur so viel zur Einleitung: Unten liegt der Sterbende, dem die letzte Oelung ertheilt wird; an dessen Bette kniet die Gattin; die Erben hingegen untersuchen Kisten und Kasten. Ueber dem Sterbenden erhebt sich dessen Seele, welche sich auf der einen Seite von Teufeln ihre Sünden vorhalten sieht, auf der andern von Engeln Vergebung vernimmt. Oben sitzt sich in Wolken die Dreyeinigkeit mit Engeln und Paradiesvögeln umgeben. Noch höher befindet sich ein Abschnitt, auf dem eine Kirche vorgestellt ist, zu welcher sich Betende nahen. Nicht zu beschreiben ist die Zartheit womit dieses Bild ausgeführt ist, und vorzüglich haben die größten, wie die kleinsten Köpfe eine musterhafte Vollendung und Ausführung; auch findet sich sehr selten hier etwas Verschiedenes, das in Cranachs Köpfen oft vorkommt.

Dieses Bild diente zur Zierde des Grabmals eines Herrn Schmidburgs, der nach der Inschrift im Jahr 1518 starb. Aus dieser Zeit muß also auch dieses Bild seyn, worauf Cranachs Monogramm steht.

Bilder des jüngern Cranach.

1. Allegorisches Bild. Auf die Erlösung deutend.— Es hat dasselbe im Allgemeinen der Anordnung, in den Gruppen und in der einnehmenden Idee große Aehnlichkeit mit dem Altargemälde in Weimar, das wir durch Kupferstich und Beschreibung kennen; es ist jedoch kleiner.

Im Vordergrunde der Heiland am Kreuze, diesem zur Linken der aufrechtstehende Heiland und der mit der Geißel versehene Mensch. Christus deutet mit seiner rechten Hand nach seiner Leidensgestalt, und der Mann an seiner Seite faßet verehrend die Hände. Beide sind überaus edle, schöne Köpfe, das Nackende besser als gewöhnlich gezeichnet, und das Colorit zart und warm. Die Gruppe der Hirten, die Erbauung der Schlange, das Lager, Moses und die Propheten sind fast ganz so wie zu Weimar. Unter dem Kreuze ist das Lamm, doch steht ein wunderschönes Kind daneben, mit der Siegesfahne. Zur Rechten des Gekreuzigten sehen wir im Hintergrunde das erste Menschenpaar in Eintracht mit der Natur; das scheue Wild weidet noch vertraulich neben den Menschen.

Weiter vorn wird ein Mann von Tod und Teufel verfolgt. Im Vordergrunde steht der Heiland zum drittenmal. Unter seinen Füßen bricht das Gerippe des Todes zusammen, und ohne Haß, ohne Zorn, ohne Anstrengung stößt Christus dem gekrönten Ungeheuer den kristallnen Speer, auf welchem die Zähne des Sieges wehe, in den Rachen. Unsägliche Verdammte, worunter wir größtentheils Mönche, Nonnen und Geistliche vom höchsten Rang erblicken, gehen befreit hervor, und preisen den Herrn und Retter. Dieser Christus ist jenem auf dem Bilde in Weimar sehr ähnlich, nur in entgegengesetzter Richtung gezeichnet. Den untern Theil der Tafel füllt ein zahlreiches Familiengemälde. Auf dem Stamme des Kreuzes ist Cranachs Monogramm und die Jahrzahl 1537, woraus zu folgen scheint, da Cranach 1553 gestorben, dieses Bild, so wie das folgende, seyn von seinem Sohne gemalt.

2. Die Auferstehung mit der Jahrzahl 1539. Es wäre werth zu untersuchen, wodurch die Werke des jüngern Cranach sich von denen seines Vaters unterscheiden. Es scheint mir das Bild mit der Jahrzahl 1537 im eigentlichsten Sinne mehr gemalt, als die andern. Es ist darin eine Untermalung unter den Lasuren zu bemerken; da hingegen die ältern Bilder mehr in Oel lasirte Zeichnungen zu nennen sind. Und so wäre es denn nicht unwahrscheinlich, daß diese letztern Gemälde sich von Cranach, dem Sohn, jene ersteren hingegen von Cranach dem Vater herschreiben.

Im März 1815.

Bildhauerei.

Myrons Kuh.

Myron, ein Griechiſcher Bildner, verfertigte ungefähr vierhundert Jahre vor unſerer Zeitrechnung eine Kuh von Erz, welche Cicero zu Athen, Procopius im ſiebenten Jahrhundert zu Rom ſah, alſo daß ihrer tauſend Jahre bis ſie Kunſtwerk die Aufmerkſamkeit der Menſchen auf ſich gezogen. Es ſind uns von demſelben mancherlei Nachrichten übrig geblieben; allein wir können uns doch daraus keine deutliche Vorſtellung des eigentlichen Gegenſtandes machen; ja was noch ſonderbarer ſcheinen muß, Epigramme, ſechshundertfünf an der Zahl, haben uns bisher eben ſo wenig gemacht, ſie ſind nur merkwürdig geworden als Betrügungen portitiſcher Kunſtbeſchauer. Man findet ſie einförmig, ſie ſtellen nicht dar, ſie belehren uns nicht. Sie verwirren vielmehr den Begriff, den man ſich von der verlornen Geſtalt machen möchte, als daß ſie ihn beſtimmten.

Genannte und ungenannte Dichter ſcheinen in dieſen rhythmiſchen Scherzen mehr unter einander zu wetteifern, als mit dem Kunſtwerke; ſie wiſſen nichts davon zu ſagen, als daß ſie ſämmtlich die große Naturähnlichkeit deſſelben anzupreiſen befliſſen ſind. Ein ſolches Dilettantenlob iſt aber höchſt verdächtig.

Denn bis zur Verwechſelung mit der Natur Naturähnlichkeit darzuſtellen, war gewiß nicht Myrons Beſtreben, der, als unmittelbarer Nachfolger von Phidias und Polyklet, in einem höhern Sinne verfuhr, beſchäftigt war Athleten, ja ſogar den Herkules zu bilden, und gewiß ſeinen Werken Styl zu geben, ſie von der Natur abzuſondern wußte.

Man kann als ausgemacht annehmen, daß im Alterthum kein Werk berühmt worden, das nicht von vorzüglicher Erfindung geweſen wäre: denn dieſe iſt doch, die am Ende den Kenner wie die Menge entzückt. Wie mag denn aber Myrons eine Kuh wichtig, bedeutend und für die Aufmerkſamkeit der Menge durch Jahrhunderte durch anziehend gemacht haben?

Die ſämmtlichen Epigramme preiſen durchaus an ihr Wahrheit und Naturähnlichkeit, und wiſſen die mögliche Verwechſelung mit dem Wirklichen nicht genug hervorzuheben. Ein Löwe will die Kuh zerreißen, ein Stier ſie beſpringen, ein Kalb an ihr ſaugen, die übrige Heerde ſchließt ſich an ſie an, der Hirte wirft einen Stein nach ihr, um ſie von der Stelle zu bewegen, er ſchlägt nach ihr, er pfeift ſie, er bittet ſie an; der Ackermann bringt Kummet und Pflug ſie einzuſpannen, ein Dieb will ſie ſtehlen, eine Bremſe ſetzt ſich auf ihr Fell, ja Myron ſelbſt verwechſelt ſie mit den übrigen Kühen ſeiner Heerde.

Offenbar ſtrebt hier ein Dichter den andern mit leeren nemeriſchen Floskeln zu überbieten und die eigentliche Geſtalt, die Handlung der Kuh bleibt immer im Dunkeln. Nun ſoll ſie zuletzt gar noch brüllen; dieſes fehlte freilich noch zum Naturlichen. Aber eine brüllende Kuh, in ſo fern ſie plaſtiſch vorzuſtellen wäre, iſt ein ſo gemeines und noch dazu unbeſtimmtes Motiv, daß es der hochſinnige Grieche unmöglich brauchen konnte.

Wie gemein es ſey, fällt jedermann in die Augen, aber unbeſtimmt und unbedeutend iſt es dazu. Sie kann brüllen nach der Weide, nach der Heerde, dem Stier, dem Kalbe, nach dem Stalle, der Melkerin, und wer weiß nach was allem. Auch ſagen die Epigramme keineswegs, daß ſie gebrüllt habe, nur daß ſie brüllen würde, wenn ſie Eingeweide hätte, ſo wie ſie ſich fortbewegen würde, wenn ſie nicht an das Piedeſtal angegoſſen wäre.

Sollten wir aber nicht trotz aller dieſer Hinderniſſe doch zum Zwecke gelangen und das Kunſtwerk vergegenwärtigen, wenn wir alle die falſchen Umſtände, welche in den Epigrammen enthalten ſind, ablöſen und den wahren Umſtand übrig zu behalten ſuchen.

Niemand wird in der Nähe dieſer Kuh, aber als Gegen- und Mitbild einen Löwen, den Stier, den Hirten, die übrige Heerde, den Ackermann, den Dieb oder die Bremſe denken. Aber ein Lebendiges konnte der Künſtler ihr zugeſellen, und zwar das einzige Mögliche und Schickliche, das Kalb. Es war eine ſäugende Kuh: denn nur in ſo fern ſie ſäugt, iſt es erſt eine Kuh, die uns, als Heerdenbeſitzern, bloß durch Fortpflanzung und Nahrung, durch Milch und Kalb bedeutend wird.

Würft man nun alle jene fremden Blumen hinweg, womit die Dichter, und vielleicht manche derſelben ohne eigene Anſchauung, das Kunſtwerk zu ſchmücken glaubten, ſo ſagen mehrere Epigramme ausdrücklich, daß es eine Kuh mit dem Kalbe, daß es eine ſäugende Kuh geweſen.

Myron formte, Wanderer, die Kuh; das Kalb ſie erblickend
Naht lechzend ſich ihr, glaubet die Mutter zu ſehn.

Armes Kalb, was nahſt du dich mir mit bittendem Blöken!
Milch in's Euter hat mir nicht geſchaffen die Kunſt.

Wollte man jedoch gegen die Entſchiedenheit dieſer beiden Gedichte einigen Zweifel erregen und behaupten, es ſey hier das Kalb wie die übrigen hinzugedichtet worden auch nur eine poetiſche Figur, ſo erhalten ſie doch durch Nachſtehendes eine unwiderſprechliche Beſtätigung:

Vorbei, Hirt, bei der Kuh und deine Flöte ſchweige!
Daß ungeſtört ihr Kalb ſie ſäuge.

Flöte heißt hier offenbar das Horn, worein der Hirte ſtößt, um die Heerde in Bewegung zu ſetzen. Er ſoll in ihrer Nähe nicht tuten, damit ſie ſich nicht rühre; das Kalb iſt hier nicht ſupponirt, ſondern wirklich bei ihr, und wird für ſo lebendig angeſprochen als ſie ſelbſt.

Bleibt nun hierüber kein Zweifel übrig, finden wir

uns nunmehr auf der rechten Spur, haben wir das wahre Attribut von den eingebildeten, das plastische Bildwerk von den poetischen abzusondern gewußt, so haben wir uns noch mehr zu freuen, daß zu Vollendung unserer Absicht, zum Lohne unseres Bemühens uns eine Abbildung aus dem Alterthume überliefert worden; sie ist auf den Münzen von Dyrrhachium oft genug wiederholt, in der Hauptsache sich immer gleich. Wir sahen gern durch geschickte Künstler, die flach erhabene Arbeit auf diesen Münzen wieder zur Statue verwandelt.

Da nun dies hermsche Werk, wenn auch nur in entfernter Nachbildung, ehemals vor den Augen der Kenner stand, so darf ich die Vortrefflichkeit der Composition wohl nicht umständlich herausheben. Die Mutter, stramm auf ihren Füßen wie auf Säulen, beruhet durch ihren prächtigen Körper dem jungen Säugling ein Obdach; wie in einer Nische, einer Zelle, einem Heiligthum, ist das kleine nahrungsbedürftige Geschöpf eingefaßt und füllt den organisch umgebenen Raum mit der großen Zierlichkeit aus. Die halbknieende Stellung, gleich einem Bittenden, das aufgerichtete Haupt, gleich einem Flehenden und Empfangenden, die gelinde Anstrengung, die zarte Heftigkeit, alles ist in den besten dieser Copien angedeutet, was erst im Original über allen Begriff muß vollendet gewesen seyn. Und nun wendet die Mutter das Haupt nach innen und die Gruppe schließt sich auf die vollkommenste Weise selbst ab. Sie concentrirt den Blick, die Betrachtung, die Theilnahme des Beschauenden, und er mag, er kann sich nichts draußen, nichts daneben, nichts anders denken, wie eigentlich ein vortreffliches Kunstwerk alles übrige ausschließen und für den Augenblick vernichten soll.

Die technische Weisheit dieser Gruppe, das Gleichgewicht im Ungleichen, der Gegensatz des Aehnlichen, die Harmonie des Unähnlichen und alles was mit Worten kaum ausgesprochen werden kann, darüber die bildende Künstler. Wir aber äußern hier ohne Bedenken die Behauptung, daß die Raivetät der Conception und nicht die Natürlichkeit der Ausführung das ganze Alterthum entzückt hat.

Das Säugen ist eine thierische Function und bei vierfüßigen Thieren von großer Anmuth. Das starre herwüstete Stammen des saugenden Geschöpfes, die behagliche bewußte Thätigkeit des Gesäugten stehen in dem herrlichsten Contrast. Das Fehlen, schon zu ziemlicher Größe erwachsen, kniet nieder, um sich dem Euter zu bequemen, aus dem es flehentlich die erwünschte Nahrung zieht. Die Mutter, bald verletzt, bald erleichtert, schaut sich um, und durch diesen Act entspringt das natürlichste Band. Wir andern Stadtbewohner erblicken seltner die Kuh mit dem Kalbe, die Stute mit dem Fohlen; aber bei jedem Frühlingsspaziergang können wir diesen Act an Schafen und Lämmern mit Erquicken gewahr werden, und ich fordere jeden Freund der Natur und Kunst auf, solchen über Wies' und Feld zerstreuten Gruppen mehr Aufmerksamkeit als bisher zu schenken.

Wenden wir uns nun wieder zu dem Kunstwerk, so werden wir zu der allgemeinen Bemerkung veranlaßt, daß thierische Gestalten, einzeln oder gesellt, sich hauptsächlich zu Darstellungen qualificiren, die nur von einer Seite gesehen werden, weil alles Interesse auf der Seite liegt, worin der Kopf gewendet ist; deshalb eignen sie sich zu Reliefen und Wandbildern so wie zum Basrelief, und gerade dadurch konnte uns Myrons Kuh, auch flach erhoben, so vollkommen überliefert werden.

Von den wie billig so sehr gepriesenen Thierbildungen werden wir uns zu der noch preiswürdigeren Gottesbildung. Unmöglich wäre es einem griechischen plastischen Künstler gewesen eine Göttin säugend vorzustellen. Juno, die dem Herakles die Brust reicht, wird dem Poeten verzeihen, wegen der ungeheuren Wirkung die er hervorbringt, indem er die Milchstraße durch den verspritzten göttlichen Nahrungssaft entstehen läßt. Der bildende Künstler verwirft dergleichen ganz und gar. Einer Juno, einer Pallas in Marmor, Erz oder Elfenbein, einen Sohn zugesellen, wäre für diese Majestäten höchst erniedrigend gewesen. Venus, durch ihren Gürtel eine ewige Jungfrau, hat im höhern Alterthum keinen Sohn, Eros, Amor, Cupido selbst, erscheinen als Angeborenen der Urnacht, Aphroditen wohl zugestellt, aber nicht so nahe verwandt.

Untergeordnete Wesen, Horinnen, Nymphen, Faunen, welchen die Dienste der Ammen, der Erzieher zugetheilt sind, mögen allenfalls, für einen Knaben Sorge tragend erscheinen, da Jupiter selbst von einer Nymphe wo nicht gar von einer Ziege genährt worden, andere Götter und Heroen gleichfalls eine wilde Erziehung im Verborgenen genossen. Wer gedenkt hier nicht der Amalthea, des Chirons und so mancher andern.

Bildende Künstler jedoch haben ihren großen Sinn und Geschmack am höchsten dadurch bethätigt, daß sie sich der thierischen Handlung des Säugens an Halbmenschen erfreut. Davon zeigt uns ein leuchtendes Beispiel jene Centaurenfamilie des Zuruk. Die Centaurin, auf das Gras hingestreckt, giebt der jüngsten Angeburt ihres Doppelwesens die Milch der Mutterbrust, indessen ein anderes Thierkind sich an den Zitzen der Stute erlabt, und der Vater einen erbeuteten jungen Löwen hinten herein zeigt. So ist auch ein schönes Familienbild von Wassergöttern auf einem geschnittenen Stein übrig geblieben, wahrscheinlich Nachbildung einer dergleichen Gruppen des Skopas.

Ein Tritonen-Ehepaar zieht geruhig durch die Fluthen, ein kleiner Fischschuh schwimmt munter voraus, ein anderer, dem das saftige Element auf die Milch der Mutter noch nicht schmecken mag, steckt an ihr hinauf, sie hilft ihm nach, indessen sie ein jüngstes an die Brust geschlossen trägt. Anmuthiger ist nicht leicht etwas gedacht und ausgeführt.

Wie manches Aehnliche übergehen wir, weburch uns die großen Alten belehrt, wie höchst schätzbar die Natur auf allen ihren Stufen sey, in wie fern mit dem Hauptte den göttlichen Himmel und da wo sie mit den Füßen die thierische Erde berührt.

Noch einer Darstellung jedoch können wir nicht gedenken, es ist die Römische Wölfin. Man sehe sie wo man will, auch in der geringsten Nachbildung, so erregt sie immer ein hohes Vergnügen. Wenn an dem gigantischen Leibe dieser wilden Bestie sich zwei Heldenkinder einer würdigen Nahrung ersehnen und sich das sinnbildende Schaudern des Wolfes auch mütterlich nach diesen fremden Gastsäuglingen umsieht, der Mensch mit dem wilden Thiere auf das zärtlichste in Contact kommt, das zerreißende Monstrum sich als Mutter, als Pflegerin darstellt, so kann man wohl von einem solchen Wunder auch eine wundervolle Wirkung für die Welt erwarten. Sollte die Sage nicht durch den bildenden Künstler zuerst entsprungen seyn, der einen solchen Gedanken praktisch an dessen zu schauen wußte?

Wie schwach erscheint aber, mit so großen Conceptionen verglichen, eine Augusta Puerpera, — — — — — — — —.

Der Sinn und das Bestreben der Griechen ist, den Menschen zu vergöttern, nicht die Gottheit zu vermenschen. Hier ist ein Zweomenschism, kein Anthropomorphism! Ferner soll nicht das Thierische am Menschen getadelt werden, sondern das Menschliche des Thieres werde hervorgehoben, damit wir uns in tiefern Kunstsinne daran ergetzen, wie wir es ja schon auch einem andern widerstehenden Naturtrieb, an lebenden Thiergeschöpfen

thun, bis wir uns so gern zu Gesellen und Dienern erwählen.

Schauen wir nun nochmals auf Myrons Kuh zurück, so bringen wir noch einige Vermuthungen nach, die nämlich, daß er eine junge Kuh vorgestellt, welche zum erstenmale gekälbt; ferner, daß sie wahrscheinlich unter Lebensgröße gewesen.

Wir widerholen sodann das oben zuerst Gesagte, daß ein Künstler wie Myron nicht das sogenannte Natürliche zu gemeiner Täuschung gesucht haben könne, sondern daß er den Sinn der Natur aufzufassen und auszudrücken gewußt. Der Menge, dem Dilettanten, dem Redner, dem Dichter ist zu verzeihen, wenn er das was im Bilde die höchste absichtliche Kunst ist, nämlich den harmonischen Effect, welcher Seele und Geist des Beschauers auf Einen Punkt concentrirt, als rein natürlich empfindet, weil es sich als höchste Natur mittheilt; aber unverzeihlich wäre es, nur einen Augenblick zu behaupten, daß dem hohen Myron, dem Nachfolger des Phidias, dem Verfahren der Praxiteln, bei der Vollendung seines Werks das Seelenvolle, die Anmuth des Ausdrucks gemangelt habe.

Zum Schlusse sey uns erlaubt, ein paar moderne Epigramme beizubringen, und zwar das erste von Meinage, welcher Juno auf diese Kuh eifersüchtig seyn läßt, weil sie ihr eine zweite Jo vorzubilden scheint. Dieses braven Neueren ist also zuerst beigegangen, daß es im Alterthum so viele ideelle Thiergestalten giebt, zu daß sie, bei so vielen Liebeshändeln und Metamorphosen, sehr geeignet sind das Zusammentreffen von Göttern und Menschen zu vermitteln. Ein hoher Kunstbegriff, auf den man bei Beurtheilung alter Arbeiten wohl zu merken hat.

Als sie das Kühlein ersah, dein ehernes, eiserte Juno,
Myron! sie glaubte fürwahr Inachus Tochter zu sehn.

Zuletzt aber mögen einige rhythmische Zeilen stehen, die unsere Ansicht gedrängt darzustellen geeignet sind.

Daß du die Herrlichste bist, Atmetos Herden ein Schmuck wärst,
Gelber des Sonnengotts Rindern Entsprungene scheinst;
Alles reißet zum Staunen mich hin! zum Preise des Künstlers —
Doch daß du mütterlich auch fühlest, es ziehet mich an.

Jena,
den 20sten November 1812.

Anforderung
an den modernen Bildhauer.

In der neuesten Zeit ist zur Sprache gekommen: wie denn wohl der bildende Künstler, besonders der plastische, dem Ueberwinder zu Ehren, ihn als Sieger, die Feinde als Besiegte darstellen könne, zu Bekleidung der Architektur allenfalls im Fronton, im Fries, oder zu sonstiger Zierde, wie es die Alten häufig gethan? Diese Aufgabe zu lösen hat in den gegenwärtigen Tagen, wo gebildete Nationen mit gebildeten kämpfen, größere Schwierigkeit als damals, wo Menschen von höheren Eigenschaften mit rohen thierischen oder mit thierverwandten Geschlechtern zu kämpfen hatten.

Die Griechen, nach denen wir immer als unsern Meistern hinaufschauen müssen, gaben solchen Darstellungen gleich durch den Gegensatz der Gestalten ein entschiedenes Interesse. Götter kämpfen mit Titanen, und der Beschauende erklärt sich schnell für die edlere Gestalt; oder derselbe Fall ist, wenn Hercules mit Ungeheuern kämpft, wenn Lapithen mit Centauren in Händel gerathen. Inzwischen dürfen letztere nicht bloß der Künstler die Schale des Sieges hin und wieder schwanken, Ueberwinder und Ueberwundene wechseln ihre Rollen, und immer fühlt man sich geneigt dem rüstigen Heldengeschlecht endlich Triumph zu wünschen. Fast entgegengesetzt wird das Gefühl angeregt, wenn Männer mit Amazonen sich balgen; diese, obgleich herb und kühn, werden doch als die schwächern geachtet, und ein heroisch Frauengeschlecht fordert unser Mitleid, sobald es besiegt, verwundet oder todt erscheint. Ein schöner Zebank dieser Art, den man als den hübschesten sehr hoch zu schätzen hat, bleibt doch immer jener Streit der Barbaren und Faunen gegen die Thyrsenser. Wenn jene als ächte Berg- und Hügelwesen halb roh, halb beckhaftig dem rüstrischen Gewolf hergestalt zu Leibe gehen, daß es in das Meer springen muß, und im Sturz noch der gnädigen Gottheit zu danken hat, in Delphine verwandelt, seinem eignen Elemente auch ferner anzugehören, so kann wohl nichts Geistreicheres gedacht, nichts Anmuthigeres den Sinnen vorgeführt werden.

Etwas schwerfälliger hat Römische Kunst die besiegten und gefangenen, saftenreich bekleideten Daker ihren geharnischten und sonst wohlbewaffneten Kriegern auf Triumphsäulen untergeordnet; der spätere Polidor aber und seine Zeitgenossen die bürgerlich gefallenen Parteien der Florentiner auf ähnliche Weise gegen einander kämpfen lassen. Hannibal Carrache, um die Tragödie im Saale des Palastes Alexander Farne zu Bologna bedeutend zu zieren, wählt männlich rüstige Gestalten mit Sphinxen oder Harpyien im Faustgriff, da denn letztere immer die Unterdrückten sind — ein Gedanke, den man weder glücklich noch unglücklich nennen darf. Der Maler zieht große Kunstvortheile aus diesem Gegensatz, der Zuschauer aber, der dieses Motiv zuletzt bloß als mechanisch anerkennt, empfindet durchaus etwas Ungemüthliches, denn auch Ungeheuer will man überwunden, nicht unterdrückt sehen.

Aus allem diesem erhellt jene ursprüngliche Schwierigkeit, erst Kämpfende, sodann oder Sieger und Besiegte charakteristisch gegen einander zu stellen, daß ein Gleichgewicht erhalten und die sittliche Theilnahme an beiden nicht gestört werde.

In der neuern Zeit ist ein Kunstwerk, das uns auf solche Art anspräche, schon seltener. Bewaffnete Spanier mit nackten Amerikanern im Kampfe vorgestellt zu sehen, ist ein unerträglicher Anblick; der Gegensatz von Gewaltsamkeit und Unschuld spricht sich allzuschreiend aus, eben wie beim Bethlehemitischen Kindermord. Christen über Türken siegend nehmen sich schon besser aus, besonders wenn das christliche Militär im Costüm des siebenzehnten Jahrhunderts auftritt. Die Betrachtung der Mahomedaner gegen alle Sonstgläubigen, ihre Grausamkeit gegen Sclaven unseres Volkes berechtigt sie zu hassen und zu tödten.

Christen gegen Christen, besonders der neuesten Zeit, machen kein gutes Bild. Wir haben schöne Kupferstiche, Scenen des Amerikanischen Krieges vorstellend, und doch sind sie, mit reinem Gefühl betrachtet, unerträglich; wohl uniformirte, regimäßige, kräftig bewaffnete Truppen, im Schlachtgewimmel mit einem Haufen zusammengelaufenen Volks, worunter man Priester als Aufführer,

Kinder als Fahnenträger schaut, können das Auge nicht erfreuen, noch weniger den innern Sinn, wenn er sich auch sagt, daß der schwächere zuletzt noch siegen werde. Findet man auch gar bald nackte Wilde mit im Gefolge, so muß man sich darüber trösten, daß es eine bloße Zeitungsnachricht sey, deren sich der Künstler angenommen. Ein Panorama von dem schrecklichen Untergange der Tippo Saibb kann nur diejenigen ergetzt haben, die an der Plünderung seiner Schätze Theil genommen.

Wenn wir die Race der Welt wohl überdenken, so finden wir, daß die Gebräuche durch Religion und Sitten alle mit einander verwandt und wirklich Brüder sind, daß uns nicht sowohl Gesinnung und Meinung als Gewerb und Handel entzweien. Dem Deutschen Gutgesinnten ist der Engländer willkommen, der die Wolle vertheuert, und aus eben dem Grunde verwünscht ihn der Mittelländische Fabricant.

Deutsche und Franzosen, obgleich politisch und moralisch im ewigen Gegensatz, können nicht mehr als Lumpen durch einander gerathen werden; wir haben zu viel von ihrer äußern Sitte, ja den ihrem Militärputz aufgenommen, als daß man beide, fast gleich costümirte Nationen sonderlich unterscheiden könnte. Wollte nun gar der Bildhauer (damit wir dahin zurückkehren, wo wir ausgegangen sind) nach eignem Recht und Vortheil seine Figuren aller Kleidung und äußern Zierde berauben, so fällt jeder charakteristische Unterschied weg, beide Theile werden völlig gleich; es sind hübsche Leute, die sich einander erwerben, und die fatale Schicksalsgruppe von Orestes und Pylades müßte immer wiederholt werden, welche bloß durch die Gegenwart der Furien bedeutend werden kann.

Russen gegen Ausländer haben schon größere Vortheile; sie bewegen aus ihrem Alterthume charakteristische Helme und Waffen, wodurch sie sich auszeichnen können; die mannigfaltigen Nationen dieses unermeßlichen Reichs bieten auch solche Abwechslungen des Costümé dar, die ein geistreicher Künstler glücklich genug benutzen möchte.

Solchen Künstlern ist diese Betrachtung gewidmet; sie soll aber und abermals aufmerksam machen auf den günstigen und ungünstigen Gegenstand; jener hat eine natürliche Leichtigkeit und schwimmt immer oben, dieser wird nur mit beschwerlichem Kunstapparat über Wasser gehalten.

Blüchers Denkmal.

Das Rostock, eine so alte und berühmte Stadt, durch die Großthaten ihres Landsmannes sich frisch belebt und erhoben fühlte, war ganz naturgemäß; daß die Stellvertreter des Landes, dem ein so trefflicher Mann angehört, sich berufen hielten, demselben am Orte seiner Geburt ein bedeutendes Denkmal zu stiften, war eine von den ersten Wirkungen eines lang ersehnten Friedens. Die Versammlung der Mecklenburgischen Stände im December 1814 faßte den einstimmigen Beschluß, die Thaten ihres hochverdienten Landsmanns auf eine solche Weise zu ehren. Die Sanction der beiden Großherzoge königl. Hoh. erfolgte darauf, so wie die Zusage eines bedeutenden Beitrags. Alle Mecklenburger wurden sodann zu freiwilligen Beiträgen gleichfalls eingeladen, und die Stände bewilligten den allenfalls abgehenden Theil der Kosten. Die höchstgebildete Erbgroßherzogin Caroline, alles Gute und Schöne befördernd, nahm lebhaften Antheil an diesem Vorhaben, und wünschte, im Vertrauen auf ihre Vaterstadt, daß die Weimarischen Kunstfreunde sich bei der Ausführung nicht unthätig verhalten möchten. Der engere Ausschuß der Ritter- und Landschaft ward beauftragt Ideen und Vorschläge zu sammeln; hieraus entstand eine Concurrenz mehrerer verdienter Künstler; verschiedene Modelle, Zeichnungen und Entwürfe wurden eingesendet. Hier aber that sich die Schwierigkeit hervor, woran in den neuesten Zeiten mancher Plan gescheitert ist: wie nämlich die verschiedenen Wünsche so vieler Interessenten zu vereinigen seyn möchten. Dieses Hinderniß suchte man dadurch zu beseitigen, daß ein landesherrlicher- und ständischerseits genehmigter, Vorschlag durch Herrn Kammerherrn von Preen an den Hochansehnlichen gegenwärtige Hofe gebracht wurde, wodurch man denselben aufforderte, der Berathung in dieser wichtigen Angelegenheit beizuwohnen. Höchst gedrückt durch ein so unerwartetes Vertrauen erwunschte derselbe ein frühers Verhältniß mit Herrn Director Schadow in Berlin; verschiedene Modelle wurden gefertigt, und das letzte, bei persönlicher Anwesenheit gedachten Herrn Directors in Weimar, nochmals mit den dortigen Kunstfreunden beachtet und besprochen, sodann aber durch Vermittelung des in dieser Angelegenheit immer thätigen Herrn von Preen die Ausführung höchsten und hohen Orts beschlossen, und dem bereitwilligen Künstler übertragen.

Das Piedestal aus vaterländischem Granit, wird auf der Schweriner Schleifmühle, von der so schöne Arbeiten in dem härtesten Stein bekannt sind, auf Kosten Ihro königl. Hoh. des Großherzogs bearbeitet. Auf diesen Untersatz, von neun Fuß Höhe, kommt die aus Erz gegossene, gleichfalls neun Fuß hohe Statue des Helden zu stehen. Er ist abgebildet mit dem linken Fuß vorschreitend, die Hand am Säbel, die Rechte führt den Commandostab. Seine Kleidung kunstgemäß, doch erinnernd an eine in den neuern Zeiten nicht seltene Tracht. Der Rücken durch eine Löwenhaut bekleidet, worin der Nacken auf der Brust das Haft bildet. Das entblößte Haupt läßt eine prächtige Stirn sehen, die höchst günstigen Züge des Gesichts sprechen einen bedeutenden Charakter aus, wie denn überhaupt die schlanke Gestalt des Kriegers dem Künstler sehr willkommen entgegen tritt.

Zu bedeutenden halberhobenen Arbeiten an das Piedestal sind auch schon Zeichnungen und Vorschläge eingereicht, deren nähere Bestimmung noch zu erwarten steht.

Die am Schlusse des Jahres 1815 versammelten Stände benutzten den 16. December, als den Geburtstag des Fürsten, ihre dankbare Verehrung, nebst der Anzeige des von seinem Vaterlande ihm zu errichtenden Monuments überreichen zu lassen; die darauf erfolgte Antwort geziemt einem Manne, welcher, im Gefühl daß die That selbst spreche, ein Denkmal derselben eher abzulehnen als begünstigen möchte.

Auszug eines Schreibens, Berlin, den 29 August 1818.

« Nunmehr kann ich mit Bequemlichkeit und Zufriedenheit vermelden, wie der Guß des großen Stückes von der Kolossal-Statue des Fürsten Blücher trefflich gerathen ist. Unter dem Kopf ist es die ganze Höhe vom Halse an bis herunter mit der Pürste. Den 21sten d. M., Abends gegen 6 Uhr, wurde dem Ofen Feuer gegeben und das andern Morgens um 4 Uhr abgestochen. Ein Hundert und vier Centner waren eingesetzt worden. Der größere Theil hiervon diente dem eigentlich in die Form Fließenden durch den Druck Lichtheit zu geben. Das Metall floß ruhig ein und setzte sich wagerecht in den

Windpfeifen oder Luftröhren. Hieraus war die Anordnung eines gelungenen Gusses abzunehmen. Gestern haben wir den Guß bis unter die Plinte von Form freigemacht und uns überzeugt, daß von oben bis unten alles dicht und rein ausgefallen. Sonst geschieht bei dergleichen großen Güssen, daß wohl Stellen, gleich dem Bimsstein, porös vorkommen, oder wenn auch dicht, mit fremden Theilchen von Formmasse gemischt sind, welches alles hier nicht der Fall ist.

Der Guß geschah in der königlichen Kanonengießerei beim Zeughause, und man ist, außer dem guten Glücke, das Gelingen der Bedächtigkeit und Einsicht des Französischen Formers und Gießers, so wie der Erfahrung und willigen Theilnahme der königlichen Beamten schuldig, ohne welche Einverständniß man nicht sicher gearbeitet und einen so wichtigen Zweck schwerlich erreicht hätte. Denn das Kupfer hat die sonderbare Eigenschaft, daß man den Augenblick der höchsten Flüssigkeit benutzen muß, welchen, wenn er vorbei ist, man durch das stärkste Feuer nicht wieder zurückbringt, man müßte denn von vorn kalt wieder anfangen. Diesen Augenblick zu erkennen, haben unsere Kanonengießer die größte Fertigkeit.

Ich habe schon gemeldet, daß eine solche Form aus horizontalen Schichten besteht, und wie gut das Metall muß geflossen seyn, geht daraus hervor, daß in die dichten Fugen derselben das Metall dünn wie ein Blatt eingedrungen ist.

Nun haben wir den Kern herauszuschaffen, welches eine schwierige Arbeit ist, da uns nur drei Oeffnungen zu Gebote stehen, nämlich unten durch die beiden Fußsohlen, inwendig der Plinte und oben am Hals. Um den Mantel schwebend zu erhalten, sind künstliche Vorrichtungen angebracht; metallne Stäbe nämlich, welche gegenwärtig noch aus dem Gewande hervorstehen, und künftig zugleich mit der Oberfläche verarbeitet werden.

Was jedermann, der in Rußland gießen sah, neu war, ist die hier angewendete größere Zahl von Guß und Luftrohren. Dort sah man vier Statuen in der Grube vermaßen damit umgeben, daß sie einem Ballen von Warzeln glichen. Man ist in Frankreich davon abgekommen, indem die Luft durch so viele Beräftungen gleichsam abgefangen wird und das Metall hie und da außen bleibt.

Sehr wichtig ist auch die Methode, wodurch man das Wachs, welches sonst die Dicke des Metalles bestimmte, entbehren kann. Ja so, wenn über das fertige Modell die Form gemacht und diese wieder abgenommen ist, wird die ganze Oberfläche behauen, und zwar um so viel als die Metalldicke künftighin betragen soll. In diesem Zustande gab unsere Statue einen sonderbaren Anblick, die Figur schien sehr lang und dünn und bloß außer aller Proportion. «

Von diesem und anderem wird Herr Director Schadow dem Publikum öffentlich nähere Nachricht geben, wenn das Werk selbst vor aller Augen steht. Man hofft, daß dieses Standbild an Ort und Stelle auf den 18. Juni 1819 wird zu schauen seyn. Die zwei Reliefstafeln werden in diesjähriger Ausstellung erscheinen. Die erste stellt vor den Helden, sich vom Sturze mit dem Pferd aufraffend und zu gleicher Zeit den Feind betrübend; der Genius des Vaterlands schützt ihn mit der Aegide; die zweite zeigt den Helden zu Pferde, widerwärtige dämonische Gestalten in den Abgrund jagend. Auch hier mangelt es nicht am Beistand der guten Geister.

Folgende Inschriften sind genehmigt:

Dem Fürsten
Blücher
von Wahlstadt
Die Seinen:

In Herren und Krieg.
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß:
So riß er uns
Von Feinden los.

Die Externsteine.

An der südwestlichen Gränze der Grafschaft Lippe zieht sich ein langes waldiges Gebirg hin, der lippische Wald, sonst auch der Teutoburger Wald genannt und zwar in der Richtung von Südost nach Südwest; die Gebirgsart ist bunter Sandstein.

An der nordöstlichen Seite gegen das flache Land zu, in der Nähe der Stadt Horn am Ausgange eines Thales, stehen, abgesondert vom Gebirg, drei bis vier eingelne senkrecht in die Höhe strebende Felsen, ein Umstand der bei genannter Gebirgsart nicht selten ist. Ihre ausgezeichnete Merkwürdigkeit erregte von den frühsten Zeiten Ehrfurcht; sie mochten dem heidnischen Gottesdienst geweihet seyn und wurden sodann dem christlichen geweihet. Der compacte, aber leicht zu bearbeitende Stein gab Gelegenheit Einsiedeleien und Kapellen auszuhöhlen, die Feinheit des Korns erlaubte sogar Bildwerke darin zu arbeiten. An dem ersten und größten dieser Steine ist die Abnahme Christi vom Kreuz in lebensgröße, halb erhaben in die Felswand eingemeißelt.

Eine treffliche Nachbildung dieses merkwürdigen Alterthums verdanken wir dem Königl. Preußischen Hofbildhauer Hrn. Rauch, welcher dasselbe im Sommer 1825 gezeichnet, und, erwägt man sich auch nicht des Vermuthens, daß ein zarter Hauch der Ausbildung dem Künstler des 19ten Jahrhunderts angehöre, so ist doch die Anlage selbst schon bedeutend genug, deren Verdienst einer früheren Epoche nicht abgesprochen werden kann.

Wenn von solchen Alterthümern die Rede ist, muß man immer voraussagen und sehen, daß, von der christlichen Zeitrechnung an, die bildende Kunst, die sich im Nordwesten niemals hervorthat, nur noch im Südosten, wo sie ehemals den höchsten Grad erreicht, sich erhalten, wiewohl nach und nach verschlechtert habe. Der Byzantiner hatte Schulen oder vielmehr Gilden der Mahler, der Mosaik, des Schnitzwerks, auch wurzelten diese und rankten um so fester, als die christliche Religion eine von den Heiden ererbte Leidenschaft, sich an Bildern zu ergetzen und zu erbauen, unablässig fortpflegte, und daher dergleichen sinnliche Darstellungen geistiger und heiliger Gegenstände auf einen solchen Grad vermehrte, daß Vernunft und Politik empört sich dagegen zu sträuben anfingen, wodurch denn das größte Unheil entschiedener Spaltungen der Morgenländischen Kirche bewirkt ward.

Im Westen war dagegen alle Fähigkeit irgend eine Gestalt hervorzubringen, wenn sie je da gewesen, völlig verloren. Die eindringenden Völker hatten alles was

in früherer Zeit dahin gewandert seyn mochte, wogegen schwimmt, eine öde biblose Landweite war entstanden; wie man aber, um ein mannsweichliches Bedürfniß zu befriedigen, sich überall nach den Mitteln umsieht, auch der Künstler sich immer gern dahin begiebt wo man sein bedarf, so konnte es nicht fehlen, daß, nach einiger Beruhigung der Welt, bei Ausbreitung des christlichen Glaubens, zu Bestimmung der Einbildungskraft die Bilder im nördlichen Westen gefordert und östliche Künstler dahin gelockt wurden.

Ohne alle weitläufiger zu seyn, geben wir gerne zu, daß ein menschlicher Künstler, unter den Schauern der Gräßlichen, die der erbarmte Hof Carl des Großen nach sich zog, dieses Werk kaum verfertigt haben. Solche Techniker, wie noch jetzt unsere Stuckatoren und Arabeskenmaler, führten Muster mit sich, wornach sie auch deßhalb genau arbeiteten, weil die einmal gegebene Gestalt sich zu sicherem andächtigen Behuf immerfort identisch eindrücken und so ihre Wahrhaftigkeit bestärken sollte.

Wie dem nun auch sey, so ist das gegenwärtig in Frage stehende Kunstwerk seiner Art und Zeit nach gut, ächt und ein östliches Alterthum zu nennen, und da die treffliche Abbildung jedermann im Steindruck zugänglich seyn wird, so wenden wir unsere Aufmerksamkeit zuerst auf die gestauchte Form des Kreuzes, die sich der gleichschenklige des Griechischen annähert; sodann aber auf Sonn' und Mond, welche in den obern Winkeln zu beiden Seiten sichtbar sind und in ihren Scheiben zwei Kinder sehen lassen, auf welchen besonders unsere Betrachtung ruht.

Es sind halbe Figuren, mit gesenkten Köpfen, vorgestellt wie sie große herabsinkende Vorhänge halten, als wenn sie damit ihr Angesicht verbergen und ihre Thränen abtrocknen wollten.

Daß diese aber eine uralte sinnliche Vorstellung der Orientalischen Lehre, welche zwei Principien annimmt, gewesen sey, erfahren wir durch Simplicius Auszug zu Epiktet, indem derselbe im vier und dreißigsten Abschnitt spottend sagt: « Ihre Erklärung der Sonn- und Mond-Finsternisse legt eine zum Erstaunen hohe Gelehrsamkeit an den Tag: denn sie sagen, weil die Uebel, die mit dem Bau der Welt verflochten sind, durch ihre Bewegungen viel Verwirrung und Aufruhr machen, so ziehen die Himmelslichter gewisse Vorhänge vor, damit sie an jenem Gewühl nicht den mindesten Theil nehmen, und die Finsternisse seyen nichts anders als diese Verbergen der Sonne oder des Mondes hinter ihrem Vorhang. »

Nach diesen historischen Grundlagen gehen wir noch etwas weiter und bedenken, daß Simplicius, mit mehreren Philosophen aus dem Abendlande, um die Zeit des Kaisers nach Persien wanderte, welcher ein geschickter Maler oder doch mit einem solchen verbunden gewesen zu seyn scheint, indem er sein Evangelium mit wirksamen Bildern schmückte und ihm dadurch den besten Eingang verschaffte. Und so wäre es wohl möglich, daß sich diese Vorstellung von dort her schriebe, da ja die Argumente des Simplicius gegen die Lehre von zwei Principien gerichtet sind.

Doch da in solchen historischen Dingen aus strenger Untersuchung immer mehr Ungewißheit erfolgt, so wollen wir uns nicht allzusehr darauf lehnen, sondern nur andeuten, daß diese Vorstellung des Erlösers einer uralten Orientalischen Denkweise gemäß gebildet sey.

Uebrigens hat die Composition des Bildes wegen Einfalt und Adel wirkliche Vorzüge. Ein den leichtnam herabsinkender Rheinländer scheint auf einen niedrigen Baum getreten zu seyn, der sich durch die Schwere des Mannes umbog, wodurch denn die immer unangenehme Leiter vermieden ist. Der Aufnehmende ist anständig gekleidet, ehrwürdig und überhaupt hingestellt. Vorzüglich aber loben wir den Gedanken, daß der Kopf des herabsinkenden Heilandes an das Antlitz der zur Rechten stehenden Mutter sich lehnt; ja durch ihre Hand sanft angedrückt wird; ein schönes würdiges Zusammentreffen, das wir nirgends wieder gefunden haben, ob es gleich der Größe einer so erhabener Mutter zukommt. In späteren Vorstellungen erscheint sie dagegen heftig in Schmerz ausbrechend, sodann in dem Schooß ihrer Frauen ohnmächtig liegend, bis sie zuletzt, bei Daniel von Volterra, rücklings quer hingestreckt, unwürdig auf dem Boden gefaßt wird.

Aus einer solchen das Bild durchschneidenden horizontalen Lage der Mutter jedoch haben sich die Künstler wahrscheinlich deßhalb nicht wieder herausgefunden, weil eine solche Linie, als Contrast des schief in die Höhe stehenden Kreuzes, unerträglich scheint.

Daß eine Spur des Manichäismus durch das Ganze gehe, möchte sich auch noch durch den Umstand bekräftigen, daß wenn Gott der Vater sich über dem Kreuze mit der Siegsfahne zeigt, in einer Höhle unter dem Boden ein paar hart gegen einander knieende Männer von einem löwenklauigen Schlangenbrachen als dem bösen Principe umschlungen sind, welche, da die beiden Hauptweltmächte einander das Gleichgewicht halten, durch das obere große Opfer kaum zu retten seyn mochten.

Und nun vergessen wir nicht anzuführen, daß in d'Agincourts Werk: Histoire des Arts par les monumens, und zwar aufbessen 163 Tafel, eine ähnliche Vorstellung vorhanden ist, wo auf einem Gemälde, die Kreuzabnahme vorstellend, oben an der einen Seite der Sonnenknabe deutlich zu sehen ist, indessen der Mondknabe durch die Unbilden der Zeit ausgelöscht worden.

Nun aber zum Schluß werd' ich erinnert, daß ähnliche Abbildungen in den Mithrataflin zu sehen seyen, weßhalb ich denn die erste Tafel aus Thomas Hyde Historia Religionis veterum Persarum beschine, wo die alten Götter Sol und Luna noch aus Wolken, oder hinter Gebirgen, in erhobner Arbeit hervortreten, sodann aber die Tafeln XIX und XX aus Heinrich Seels Mithrageheimnissen, Aarau 1823, noch anführe, wo die genannten Gottheiten in flach vertieften Schalen wenig erhöht symbolisch gebildet sind.

Münzen, Medaillen, geschnittene Steine.

Hemsterhuis-Galizinische Gemmen-Sammlung.

Den Freunden meiner literarischen Thätigkeit ist der II. Abtheilung 3. Theil aus meinem Leben bekannt genug; sie wissen daß ich nach überstandenem traurigen Feldzug von 1792 eine frohere Rheinfahrt unternommen, um einen lange schuldigen Besuch bei Freunden zu Pempelfort, Duisburg und Münster abzustatten; wie ich denn auch nicht verfehlte ausführlich zu erzählen, daß ich mich, zu gewünschter Erheiterung, überall einer guten Aufnahme zu erfreuen hatte. Von dem Aufenthalte zu Münster berichtete ich umständlich, und machte besonders bemerklich wie eine von Hemsterhuis hinterlassene Gemmensammlung den geistig ästhetischen Mittelpunkt verlieh, um welchen sich Freunde, übrigens im Denken und Empfinden nicht ganz übereinstimmend, mehrere Tage gern vereinten.

Aus jenem Erzählten geht gleichfalls hervor, wie gedachte Sammlung beim Abschied mir liebevoll aufgedrungen worden, wie ich sie, durch Ordnung gesichert, mehrere Jahre treulich aufbewahrte und in dem Studium dieses bedeutenden Kunstfachs die Weimarischen Freunde entschieden förderte; daraus entstand sodann der Aufsatz, welcher vor der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung des Januars 1807 als Programm seine Stelle nahm, worin die einzelnen Steine betrachtet, beschrieben und gewürdigt, nebst einigen beigefügten Abbildungen zu finden sind.

Da die Besitzerin diesen Schatz verkäuflich ohnzulassen und das Erlöste zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden geneigt war, suchte ich einer Uebereinkunft deshalb mit Herzog Ernst von Gotha zu vermitteln. Dieser Kenner und Liebhaber alles Schönen und Merkwürdigen, zeigt genug seine edle Neigung ungehindert zu befriedigen, nur aufs höchste versucht sich unsere Sammlung anzueignen; doch da ich zuletzt seine schwankenden Entschließungen zu Gunsten des Ankaufs entschieden glaubte, überraschte er mich mit einer Erklärung folgenden Inhalts:

» So lebhaft er auch den Besitz der vorliegenden, von ihm als köstlich anerkannten Gemmen wünsche, so hindere ihn doch daran, nicht etwa ein innerer Zweifel, sondern vielmehr ein äußerer Umstand; ihm sey keine Freude einmal für sich allein zu besitzen, er theile gern den Genuß mit andern, der ihm aber sehr oft verkümmert werde. Es gebe Menschen, die ihre tiefstickende Kennerschaft dadurch zu beweisen suchen, daß sie an der Aechtheit irgend eines vorgelegten Kunstwerks zu zweifeln scheinen und solche verdächtig machen. Um sich nun dergleichen nicht wiederholt auszusetzen, entsage er lieber dem wünschenswerthen Vergnügen. «

Wir enthalten uns nicht bei dieser Gelegenheit noch folgendes hinzuzufügen: es ist wirklich ärgerlich mit Zweifeln das Vortrefflichste aufgenommen zu sehen, denn der Zweifelnde übervortheilt sich des Beweises, wohl aber verlangt er ihn von dem Bejahenden. Worauf beruht denn aber in solchen Fällen der Beweis anders als auf einem innern Gefühl, begünstigt durch ein geübtes Auge, das gewisse Kennzeichen gewahr zu werden vermag, auf geprüfter Wahrscheinlichkeit historischer Forderungen und auf gar manchem andern, wodurch wir, alles zusammen genommen, und doch nur selbst, nicht aber einen andern überzeugen.

Nun aber findet die Zweifelsucht kein reicheres Feld sich zu ergehen als gerade bei geschnittenen Steinen; bald heißt es eine alte, bald eine moderne Copie, eine Wiederholung, eine Nachahmung; bald erregt der Stein Verdacht, bald eine Inschrift, die von besonderem Werth seyn sollte, und so ist es gefährlicher sich auf Gemmen einzulassen, als auf antike Münzen, obgleich auch hier eine große Umsicht gefordert wird, wenn es zum Beispiel gewisse Pabanische Nachahmungen von den ächten Originalen zu unterscheiden gilt.

Die Vorsteher der Königl. Französischen Münzsammlung haben längst bemerkt, daß Privatkabinette, aus der Provinz nach Paris gebracht, gar vieles Falsche enthalten, weil die Besitzer in einem beschränkten Kreise das Auge nicht genugsam üben konnten und mehr nach Neigung und Vorurtheil bei ihrem Geschäft verfahren. Besehen wir aber zum Schluß die Sache genau, so gilt dies von allen Sammlungen, und jeder Besitzer wird gern gestehen, daß er manchen Irrgang gegeben bis ihm die Augen aufgegangen.

Jedoch wir kehren in Hoffnung, diese Abschweifen werde verziehen seyn, zu unserm eigentlichen Vortrage wieder zurück.

Jener Schatz blieb noch einige Jahre in meinen Händen, bis er wieder an die fürstliche Freundin und zuletzt an den Grafen Christian Leopold von Stolberg gelangte, nach dessen Hinscheiden ich den Wunsch nicht unterdrücken konnte zu erfahren, wo nunmehr das theure, so genau geprüfte Pfand befindlich seyn? wie ich mich denn auch hierüber an gedachtem Orte andringlich vernehmen ließ.

Diesen Wunsch einer Aufklärung werth zu achten hat man höchsten Orts gewürdigt und mir zu erkennen gegeben, daß gedachte Sammlung ungetrennt unter den Schätzen Ihro Majestät des Königs der Niederlande einen vorzüglichen Platz einnehme; welche nachrichtliche Benachrichtigung ich mit dem lebhaftesten Dank zu erkennen habe, und es für ein Glück achte gewiß zu seyn, daß so vortreffliche Einzelnheiten von anerkanntem Werth mit Kenntniß, Glück und Aufwand zusammengebracht, nicht zerstreut, sondern auch für die Zukunft beisammen gehalten werden. Bisher befanden sie sich noch in denselbigen Kästchen, in welche ich sie vor so viel Jahren zusammengestellt. Da man bei einem langen Leben so vieles zerspittert und zerstört sieht, so ist es ein höchst angenehmes Gefühl zu erfahren, daß ein Gegenstand, der uns lieb und werth gewesen sich auch einer ehrenvollen Dauer zu erfreuen habe.

Mögen diese Kunstbedürfnisse den höchsten einsichtigen Besitzern und allen ächten Freunden schöner Kunst immerfort zur Freude und Belehrung gereichen, wozu vielleicht eine Französische Uebersetzung jenes Neujahrs-Programms der allgemeinen Jenaischen Literaturzeitung,

mit beigefügten charakteristischen Umrissen, nicht wenig beitragen und ein angenehmes Geschenk für alle diejenigen sein würde, welche sich, in diesen Regionen mit Ernst und Liebe zu ergehen geneigt sind, worauf hinzudeuten ich mir zur dankbaren Pflicht mache.

Notice sur le Cabinet des Médailles et des Pierres gravées de Sa Majesté le Roi des Pays-Bas; par J. C. de Jonge, Directeur. A la Haye 1823.

Im fünften Bande der zweiten Abtheilung Aus meinem Leben, (114) sprach ich den dringenden Wunsch aus, zu erfahren, wo sich die Hemsterhuis-Gallizinische Gemmensammlung wohl befinden möchte. Er gelangte glücklicherweise dahin, weder mir der beste Aufschluß zu Theil werden konnte. Ihro des Königs der Niederlande Majestät ließen allergnädigst, durch des Herrn Landgrafen Ludwig Christian von Hessen Hochfürstliche Durchlaucht, mir vermelden, daß gedachte Sammlung in Allerhöchst Ihre Besitz, gut verwahrt und zu andern Scheiben hinzugefügt sey. Wie sehr ich dankerkenntlich hierüber beruhigt worden, verhehle ich nicht ebenfalls in Kunst und Alterthum, Heft I, Band IV, Seite 157 gebührend aussprechen. Nach kurzer Zeit jedoch wird mir auf eben die Weise vorgenannte ausführliche Schrift, durch welche nunmehr eine vollkommene Uebersicht der im Haag aufgestellten Kostbarkeiten dieses Faches zu erlangen ist. Wir überlassen aus der Vorrede so viel als nöthig, um unsern Lesern, vorzüglich den Reisenden, die Kenntniß eines so bedeutenden Gegenstandes zu überliefern.

Die Sammlung verdankt ihren Ursprung dem Statthalter Wilhelm dem Vierten, der, in einer friedlichen Zeit lebend, die Künste liebend sich mit Sammeln beschäftigte. Er kaufte unter andern die Alterthümer, Medaillen und geschnittenen Steine des Grafen de Thomé, Schwiegersohns des berühmten Boerhave. Prinz Wilhelm der Fünfte, sein Sohn, folgte diesem Beispiele und vermehrte den Schatz unter Beirath der Herren Boömaer und Friedrich Hemsterhuis. Die Revolution trat ein und der Statthalter verließ das Land. Umstände hinderten ihn die ganze Sammlung mitzunehmen; ein großer Theil fiel den Franzosen in die Hände und ward nach Paris gebracht, wo er sich noch befindet. Glücklicher Weise war nicht alles verloren; der Fürst hatte Mittel gefunden, den größten Theil der Gold-, Silber- und Kupfermünzen, so wie die Mehrzahl der hoch- und tiefgeschnittenen Steine zu retten.

Von gleichem Verlangen wie seine glorreichen Vorfahren beseelt, faßte der gegenwärtig regierende Monarch im Jahr 1816 den Gedanken aus den Resten der Oranischen Sammlung ein königliches Cabinet zum öffentlichen Gebrauch zu bilden, und befahl dieser ersten Grundlage die bedeutende Reihenfolge Griechischer und Römischer Münzen anzuschließen, welche vor dessen Thronbesteigung, bei Vereinigung des berühmten Cabinets des Herrn van Damme, waren angeschafft worden. Herr de Jonge erhielt die Stelle eines Directors und den Auftrag das Ganze einzurichten.

Die königliche Sammlung vermehrte sich von Tag zu Tage; unter dem Angeschafften zeichnen sich aus:

1. Eine herrliche Sammlung tiefgeschnittener Steine, mit Sorgfalt vereinigt durch den vorzüglichen Franz Hemsterhuis, aus dessen Händen sie an den verstorbenen Prinzen Gallizin, kaiserlich Russischen Gesandten bei Ihro Hochmögenden gelangte, und von seiner Tochter, Gemahlin des Prinzen Salm-Reifferscheid-Krautheim, an den König verkauft ward; sie ist merkwürdiger durch das Verdienst als durch die Menge der Steine, aus denen sie besteht. Man findet darin Arbeiten des ersten Ranges: einen Dioskurides, Anius, Onatas, Pyllus, Nicomachus, Hellen und mehrere andere Meisterstück berühmter Künstler des Alterthums.

2. Eine kleine Sammlung hoch- und tiefgeschnittener Steine, welche Herr Hultmann, sonst Gouverneur des nördlichen Brabants, zurückließ; sie ward an den König verkauft durch Frau von Grietbuysen. Diese Sammlung, wenn schon viel geringer als die vorbezeichnete, enthält doch einige sehr schätzbare Stücke.

3. Eine zahl- und werthreiche Sammlung neuerer Münzen, die meisten inländisch, Belagerungs- und andere currente Münzen, verkauft durch verwittwete Frau von Schuylenburch von Bemmenda, im Haag.

4. Das herrliche Cabinet geschnittener Steine, so alter als neuer, des verstorbenen Herrn Theodor de Smeth, Präsidenten der Schöffen der Stadt Amsterdam. (Es ist derselbe, an welchen Franz Hemsterhuis den bedeutenden Brief schrieb, über einen alten geschnittenen Stein, verfaßend eine Meernymphe an einem Meerpferd herschwimmend, von derlicher Kunst.) Baron de Smeth von Deurne verkaufte solches an Ihre Majestät.

5. Eine Sammlung Griechischer, Römischer, Russischer und Arabischer Münzen, auch einige geschnittene Steine, welche Major Humbert von den Afrikanischen Küsten mitbrachte, als Früchte seiner Reise über den Boden des alten Karthago und seines fünf und zwanzigjährigen Aufenthalts zu Tunis. Darunter finden sich mehrere Afrikanische seltene Münzen mit einigen unbekannten.

6. Eine schöne Thalerfolge, abgelassen durch Herrn Stiels, ehemaligen Pfarrer zu Mastricht.

7. Die reiche Sammlung geschnittener Steine, aus dem Nachlaß des Herrn Baron von Hoorn von Vlaardingen, dessen Erben abgekauft.

8. Sammlung von Medaillen, Jetons und neuern Münzen, welche ebenfalls dem reichen Cabinet des Herrn Dibdeg zu London angehörte, und welche die Erben des Herrn Bolewell, eines der Präsidenten des hohen Gerichtshofes zu Haag, Ihro Majestät überließen.

Außer jenen großen Ankäufen wurden auf Befehl Ihro Majestät mit diesem Cabinet noch vereinigt die Gold- und Silbermedaillen, aus dem Nachlaß Ihro verwittweten königlichen Hoheiten der Prinzeß von Oranien und der Herzogin von Braunschweig, Mutter und Schwester des Königs. Von Zeit zu Zeit wurden auch einzeln, besonders durch Vertausch des Doppelten, einige schöne geschnittene Steine hinzugefügt und eine große Anzahl Medaillen und Münzen aller Art.

Vorstehende Nachricht giebt uns zu manchen Betrachtungen Anlaß, wovon wir einige hier anschließen.

Zuvörderst begegnet uns das betrübende Gefühl,

wie ein ernstlich gefaßter Entschluß nach dem größten Glückswechsel durch den Erfolg glücklich begünstigt und ein Zweck erreicht werde, höher als man sich ihn hätte darstellen können. Hier bewährtet sich abermals, daß wenn man nur nach irgend einer Niederlage, gleich wieder einen entschiedenen Posten faßt, einen Punkt ergreift, von dem aus man wirkt, zu dem man alles wieder zurückführt, alsdann das Unternehmen schon gerettet sey und man sich einen glücklichen Erfolg versprechen dürfe.

Eine fernere Betrachtung drängt sich hier auf: wie wohl ein Fürst handelt, wenn er das was Einzelne mit leidenschaftlicher Mühe, mit Glück, bei Gelegenheit gesammelt, zusammenhält und dem unsterblichen Körper seiner Besitzungen einverleibt. Zum einzelnen Sammeln gehört Liebe, Kenntniß und gewisser Muth den Augenblick zu ergreifen, da denn ohne großes Vermögen, mit verständig mäßigem Aufwand, eine bedeutende Vereinigung manches Schönen und Guten sich erreichen läßt.

Meist sind solche Sammlungen den Erben zur Last, gewöhnlich legen sie zu großen Werth darauf, weil sie den Enthusiasmus des ersten Besitzers, der nöthig war so viel treffliche Einzelnheiten zusammen zu schaffen und zusammen zu halten, mit in Anschlag bringen, dergestalt, daß oft, von einer Seite durch Mangel an entschiedenen Liebhabern, von der andern durch überspannte Forderungen, dergleichen Schätze unbekannt und unbenutzt liegen, vielleicht auch als zerfallender Körper vereinzelt werden. Trifft sich's nun aber, daß hohe Häupter dergleichen Sammlungen gebührend Ehre geben und sie andern schon vorhandenen anzufügen geneigt sind, so wäre zu wünschen, daß von einer Seite die Besitzer ihre Forderungen nicht zu hoch trieben, von der andern bleibt es erfreulich zu sehen, wenn große, mit Glück gesegnete Fürsten zwar haushälterisch zu Werke gehen, aber zugleich auch bedenken, daß sie oft in den Fall kommen, großmüthig zu seyn, ohne dadurch zu gewinnen; und doch wird beides zugleich der Fall seyn, wenn es unschätzbare Dinge gilt, wofür wohl alles das angesehen werden darf, was ein glücklich ausgebildeter Talent hervorbrachte und hervorbringt.

Und so hätten wir denn zuletzt noch zu bemerken, welcher großen Wirkung ein solcher Besitz in rechten Händen fähig ist.

Warum sollte man läugnen, daß dem einzelnen Staatsbürger ein höherer Kunstsinn oft unbequem sey. Weder Zeit noch Zustand erlauben ihm treffliche Werke, die einflußreich werden könnten, die, es sey nun auf Produktivität oder auf Kenntniß, auf That oder Geschichtseinsicht kräftig wirken sollten, dem Künstler so wie dem Liebhaber oft vorzulegen und dadurch eine höhere, freigesinnt fruchtbare Bildung zu befördern. Sind aber dergleichen Schätze einer öffentlichen Anstalt einverleibt, sind Männer dabei angestellt, deren Liebe und Leidenschaft es ist, ihre schöne Pflicht zu erfüllen, die ganz durchdrungen sind von dem Guten, was man stiften, was man fortpflanzen wollte, so wird wohl nichts zu wünschen übrig bleiben.

Sehen wir doch schon im gegenwärtigen Falle, daß der werthe Vorgesetzte genannter Sammlung sich selbst öffentlich verpflichtet, die höchsten Zwecke in allem Umfang zu erreichen, wie das Motto seiner sorgfältigen Arbeit auf das deutlichste bezeichnet: «Die Werke der Kunst gehören nicht Einzelnen, sie gehören der gebildeten Menschheit an.“ Heeren, Ideen 3. Theil, 1. Abtheilung.

Münzkunde
der Deutschen Mittelzeit.

(Fort. Vorlage.)

Ueber die zwar nicht seltenen, doch immer geschätzten, problematischen Goldmünzen, unter dem Namen Regenbogenschüsselchen bekannt, wüßte ich nichts zu entscheiden, wohl aber folgende Meinung zu eröffnen.

Sie stammen von einem Volke, welches zwar in Absicht auf Kunst barbarisch zu nennen ist, das sich aber einer wohlersonnenen Technik bei einem rohen Münzwesen bediente. Wenn nämlich die früheren Griechen Gold- und Silberblechen zu stempeln, dabei aber das Abspringen vom Ambos zu verhindern gedachten, so gaben sie der stählernen Unterlage die Form eines Kronenbohrers, worauf das Kügelchen gelegt, der Stempel aufgesetzt und so das Obergebilde abgedruckt ward; der Eindruck des untern viereckten zackigen Hülfsmittels verwandelte sich nach und nach in ein begränzendes, mancherlei Bildwerk enthaltendes Viereck, dessen Ursprung sich nicht mehr ahnen läßt.

Das unbekannte Volk jedoch, von welchem hier die Rede ist, vertiefte die Unterlage in Schüsselform, und grub zugleich eine gewisse Gestalt hinein; der obere Stempel war convex und gleichfalls ein Gebild hineingegraben. Wurde nun das Kügelchen in die Stempelschale gelegt und der obere Stempel drauf geschlagen, so hatte man die schüsselförmige Münze, welche noch öfters in Deutschland aus der Erde gegraben wird; die darauf erscheinenden Gestalten aber geben zu folgenden Betrachtungen Anlaß.

Die erhabenen Seiten der drei mir vorliegenden Exemplare zeigen barbarische Nachahmungen bekannter, auf Griechischen Münzen vorkommender Gegenstände, einmal einen Löwenrachen, zweimal einen Taschenkrebs. Gebilde der Unfähigkeit, wie sie auch häufig auf silbernen Darischen Münzen gefunden werden, wo die Goldphilippen offenbar kindisch pfuscherhaft nachgeahmt sind.

Die hohle Seite zeigt jedesmal sechs kleine halbkugelförmige Erhöhungen; hiedurch scheint mir die Zahl des Werthes ausgesprochen.

Das Merkwürdigste aber ist auf allen dreien eine sichelförmige Umgebung, die auf dem einen Exemplar unzweifelhaft ein Hufeisen vorstellt, und also da, wo die Gestalt nicht so entschieden ist, auch als ein solches gedeutet werden muß. Diese Vorstellung scheint mir Original; fände sie sich auch auf andern Münzen, so käme man vielleicht auf eine nähere Spur; jedoch möchte das Bild immer auf ein berittenes kriegerisches Volk hindeuten.

Ueber den Ursprung der Hufeisen ist man ungewiß; das älteste, das man zu kennen glaubt, soll dem Pferde des Königs Childerich gehört haben, und also um das Jahr 481 zu setzen seyn. Aus andern Nachrichten und Combinationen scheint hervor zu gehen, daß der Gebrauch der Hufeisen in Schwung gekommen zu der Zeit als Franken und Deutsche noch für Eine Volkerschaft gehalten wurden, die Herrschaft diesseit und drüber schwankte, und die kaiserlich-königlichen Gebiete bald diesseits bald jenseits des Rheins größere Macht aufzubieten wußten. Wollte man sorgfältig die Orte verzeichnen, wo dergleichen Münzen gefunden worden, so gäbe sich vielleicht ein Aufschluß. Sie scheinen niemals tief in der Erde gelegen zu haben, weil der Volksglaube sie da finden läßt, wo ein Fuß des Regenbogens auf dem Acker aufstand, von welcher Sage sie denn auch ihre Benennung gewonnen haben.

Vorbilder für Fabricanten und Handwerker.

Vorbilder

für Fabricanten und Handwerker, auf Befehl des Ministers für Handel, Gewerbe und Bauwesen, herausgegeben von der technischen Deputation der Gewerbe. Berlin, 1821. Drei Abtheilungen. (Nicht im Handel.)

Wann die Künste aus einem einfachen Naturzustande, oder aus einer barbarischen Verderbniß nach und nach sich erheben, so bemerkt man, daß sie stufenweise einen gewissen Einklang zu erhalten bemüht sind; deswegen denn auch die Producte solcher Uebergangs-Zeiten im Ganzen betrachtet, obgleich unvollkommen, und doch eine gewisse Zustimmung abgewinnen.

Ganz unerläßlich aber ist die Einheit auf dem Gipfel der Kunst; denn wenn der Baumeister zu dem Gefühl gelangt, daß seine Werke sich in edlen einfachen faßlichen Formen bewähren sollen, so wird er sich nach Bildhauern umsehen, die gleichmäßig arbeiten. An solchen Verein wird der Maler sich anschließen, und durch sie wird Steinhauer, Steinsetzer, Schnitzwerker, Tischler, Töpfer, Schlosser und wer nicht alles gehört ein Gebäude fördern helfen, das zuletzt Sticker und Wirker als behagliche Wohnung zu vollenden gefällig bemüht sind.

Es giebt Zeiten wo eine solche Epoche aus sich selbst erblüht, allein nicht immer ist es räthlich die Entwickelung dem Zufall zu überlassen, besonders in Tagen wo die Zerstreuung groß ist, die Wünsche mannigfach, der Geschmack vielseitig. Von oben herein also, wo das anerkannte Gute versammelt werden kann, geschieht der Antrieb am sichersten; und in diesem Sinne ist obgenanntes Werk unternommen und zur Verwunderung vorwärts geführt, auf Befehl und Anordnung des Königl. Preußischen Staatsministers Herrn Grafen von Bülow Excellenz.

Im Vorbericht des Herrn Beuth ist ausgesprochen, daß der Techniker, in sofern er seiner Arbeit die höchste Vollendung giebt, alles Lob verdiene; daß aber ein Werk erst vollkommen befriedige, wenn das Ausgearbeitete, auch in seinen ersten Anlagen, seinen Grundformen wohl gedacht und dem wahren Kunstsinn gemäß erfunden werde.

Damit also der Handwerker, der nicht, wie der Künstler, einer weitumfassenden Bildung zu genießen das Glück hat, doch sein hohes Ziel zu erreichen ermuthigt und gefördert sey, ward vorliegendes Werk unternommen, den Kunstschulen der ganzen Preußischen Monarchie als Muster vor Augen zu bleiben. Es wird diejenigen, die es von Zugend auf ansichtig sind gründlich belehren, so daß sie unter den ungeheuren Resten der alten Kunst das Vortrefliche aufzufinden, wählen, nachbilden lernen, sodann aber in gleichem Sinne, weiter alles ankommt, selbst hervorzubringen sich angeregt fühlen.

Ein Werk wie dieses wäre nur durch mercantilische Speculation schwer zu fördern; es gehörte dazu Königliche Munificenz, einsichtige, kräftige, anhaltende ministerielle Leitung; sodann mußten gelehrte Kenner, eifrige Kunstfreunde, geist- und geschmackreiche Künstler, fertige Techniker, alle zusammen wirken, wenn ein solches Unternehmen begonnen werden und zur Vollendung desselben gegründete Hoffnung erscheinen sollte.

Genannt haben sich, als Zeichner zugleich und Kupferstecher Mauch, Moses und Zunke, als Kupferstecher Gellier, Wachsmann, Leonier, Ferdinand Berger jun., und bei einem Blatte Anderloni als leitender Meister. Als Kupferdrucker nennt sich Pretre. Wenn nun der vorzüglichen Reinlichkeit und Zierlichkeit, welche Zeichner und Kupferstecher an diesem Werk bewiesen, rühmlich zu gedenken ist, so verdient endlich auch die große Sauberkeit des Abdrucks billige Anerkennung, zumal da mehrere Blätter mit zwei Platten gedruckt sind. Ungemein sauber, nach der in England erfundenen Weise, in Holz geschnitten erscheint ferner auf dem Haupttitelblatt der Preußische gekrönte Adler, Reichsapfel und Scepter haltend. Ein gleiches ist von den großen Buchstaben der sämmtlichen Aufschriften zu sagen, welche mit Sinn und Geschmack älteren Deutschen Schriftzügen nachgebildet wurden. Mit Vergnügen finden wir sodann bemerkt, daß Herr Geheime Oberbaurath Schinkel auch in das Unternehmen mit Gunst und Hand eingriff.

Und so liegen denn vor uns in gr. Fol. Format mehrere Platten des Ganzen, das in drei Abtheilungen bestehen wird. Von der ersten, welche architektonische und andere Verzierungen enthalten soll, besonders wir acht Blätter, von der zweiten, Geräthe, Gefäße und kleinere Monumente verstellend, fünf; von der dritten, Verzierungen von Zeugen und für die Webekunst insbesondere vier Blätter, oder vielmehr sechs, weil zwei einmal schwarz und einmal colorirt vorhanden.

Der Text klein Fol. Format, gleichfalls höchst elegant gedruckt, enthält kurz und klar nöthige Anleitung, Andeutung, Hinweisen auf elementare, theoretische Grundsätze, welche, einmal gefaßt, zu fernern Fortschritten sicheren Weg bahnen.

Uns aber bleibt nichts zu wünschen übrig, als von Zeit zu Zeit vom Wachsen und Gedeihen eines so wichtigen und einflußreichen Werkes Zeuge zu werden.

Vorbilder ꝛc.

1825.

Von diesem so kostbaren als schätzenswerthen Unternehmen haben wir bereits gebührende Anzeige gethan. Es wird herausgegeben von der technischen Deputation und ist nicht im Handel. Es besteht in drei Abtheilungen; die erste enthält architektonische und andere Verzierungen; die zweite, Geräthe, Gefäße und kleinere

Monumente; die dritte Verzierungen für Teppiche und Muster für Wirkerei im allgemeinen.

Von jedem dieser drei sind abermals merkwürdige Blätter in der zweiten Lieferung enthalten, die wir durch besondere Gunst des Glück haben vor uns zu sehen; und wollten wir bedauern, daß gerade bei nicht zu verzögerndem Abschluß des letzten Bogens uns keine Zeit übrig bleibt, das Einzelne nach Würden zu schätzen, so erheitern wir uns mit dem Gedanken, daß wir bei der gegenwärtigen Lieferung den Beifall und die Bewunderung wiederholen müßten, die uns von der vorigen abgenöthigt wurden; so dieß nicht allein, wir müssen bekennen, daß ein höchst sorgfältig begonnenes Werk mit größter Sorgfalt fortgeführt werden, so daß man sich wirklich enthalten muß, die zweite Sendung nicht höher als die erste zu schätzen.

Möge von Ausstellung zu Ausstellung, von deren glücklichen Vorzügen uns Berliner Freunde jederzeit unterhalten, die Wirksamkeit eines so bedeutenden Unternehmens immer deutlicher werden. Wie denn durch das Anschauen solcher Muster der gute Geschmack sich bis in die letzten Zweige der technischen Thätigkeit nothwendig ergießen, und der hohe Beförderer, die Leitenden und Ausführenden mit gar schönen Kunst- und Sittenfrüchten sich belohnt sehen müssen.

Altdeutsche Baukunst.

Von

Deutscher Baukunst.

D. M.

Ervini a Steinbach.

1773.

Als ich auf deinem Grabe herumwandelte, edler Erwin, und den Stein suchte, der mir deuten sollte: Anno Domini 1318. XVI. Kal. Febr. obiit Magister Ervinus, Gubernator Fabricæ Ecclesiæ Argentinensis, und ich ihn nicht finden, keiner deiner Landsleute mir ihn zeigen konnte, daß sich meine Verehrung deiner an der heiligen Stätte ergießen hätte, da ward ich tief in die Seele betrübt, und mein Herz, jämmerer, wärmer, thörigter und besser als jetzt, gelobte dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Besitzthümer gelangen würde, von Marmor oder Sandsteinen, wie ich's vermögte.

Was braucht's dir Denkmal! Du hast dir das herrlichste errichtet; und kümmert die Ameisen, die drum trabbeln, dein Name nichts, hast du gleiches Schicksal mit dem Baumeister, der Berge auftürmte in die Wolken.

Wenigen ward es gegeben, einen Babelsgedanken in der Seele zu erzeugen, ganz, groß, und bis in den kleinsten Theil nothwendig schön, wie Bäume Gottes; wenigern, auf tausend bietende Hände zu treffen, Felsengrund zu graben, steile Höhen darauf zu zaubern, und dann sterbend ihren Söhnen zu sagen: ich bleibe bei euch, in den Werken meines Geistes, vollendet das Begonnene in die Wolken.

Was braucht's dir Denkmal! und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausspricht, ist's Abrakande oder Lästrung. Dem schwachen Geschmäcker muß's immer schwindeln an deinem Koloß, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter.

Also nur, trefflicher Mann, eh' ich mein geflicktes Schiffchen wieder auf den Ocean wage, wahrscheinlicher dem Tod als dem Gewinnst entgegen, stehe hier in diesem Hain, wo ringsum die Namen meiner Geliebten grünen, schneid' ich den heiligen in eine deinem Thurm gleich schlank aufsteigende Buche, hänge an seinen vier Zipfel in dieß Schnupftuch mit Gaben dabei auf — nicht ungleich jenem Tuche, das dem heiligen Apostel aus den Wolken herabgelassen werden, voll reiner und unreiner Thiere, so auch voll Blumen, Früchten, Blätter, auch wohl dürres Gras und Moos und über Nacht geschossene Schwämme, das alles ich auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden, kalt zu meinem Zeitvertreib botanisirend eingesammelt, die nun zu Ehren der Verwandlung weihe.

Es ist im kleinen Geschmack, sagt der Italiäner, und geht vorbei. Kinderein lallt der Franzose nach, und schnellt triumphirend auf seine Dose à la Grecque. Was habt ihr getban, daß ihr verachten dürft?

Hat nicht der seinem Grab entstiegene Genius der Alten den deinen gestellt, Welscher! Krocht an den mächtigen Resten Verhältnisse zu betteln, flickt't aus den heiligen Trümmern die Lusthäuser zusammen, und hättst dich für Verwalter der Kunstgeheimnisse, weil du auf Zoll und Linie von Riesengebäuden Rechenschaft geben kannst. Hättst du mehr gesühlt als gemessen, wäre der Geist der Massen über dich gekommen, du hättest gestaunet, du hättest nicht so nur nachgeahmt, weil sie's thaten und es schön ist; nothwendig und wahr hättst du deine Piane geschaffen, und lebendige Schönheit wäre bildend aus ihnen gequollen.

So hast du deinen Bücherkaiserin einen Schein von Wahrheit und Schönheit aufgetüncht. Die herrliche Wirkung der Säulen traf dich, du wolltest auch ihre Hauchen und mauertest sie ein, wolltest auch Säulenreihen haben, und umzirkeltest den Vorhof der Peterskirche mit Marmorgängen, die nirgends hin noch her führten, daß Mutter Natur, die das Ungehörige und Unnöthige verachtet und hast, deinen Pöbel trieb, jene Herrlichkeit zu öffentlichen Glocken zu prostituiren, daß ihr die Augen wegwendet und die Nasen zuhaltet vor'm Wunder der Welt.

Das geht nun alles seinen Gang: die Grille des Künstlers dient dem Eigensinne des Reichen; der Reisebeschreiber gafft, und unsere schönen Geister, genannt Philosophen, erdrecht in aus prokeptastischen Mährchen

Und nun soll ich nicht ergrimmen, heiliger Erwin, wenn der Deutsche Kunstgelehrte, auf Hörensagen neidischer Nachbarn, seinen Vorzug verkennt, dein Werk mit dem unverstandenen Worte Gothisch verkleinert, da er Gott danken sollte, laut verkündigen zu können, das ist Deutsche Baukunst, unsere Baukunst, da der Italiäner sich seiner eigenen rühmen darf, viel weniger der Franzos. Und wenn du dir selbst diesen Vorzug nicht zuschreiben willst, so erweis uns, daß die Gothen schon wirklich so gebaut haben, wie sich einige Schwierigkeiten finden werden. Und, ganz am Ende, wenn du nicht darthust, ein Homer sey schon vor dem Homer gewesen, so lassen wir dir gerne die Geschichte seiner gelungenen und mißlungenen Versuche, und treten anbetend vor das Werk des Meisters, der zuerst die zerstreuten Elemente in ein lebendiges Ganzes zusammenschuf. Und du, mein lieber Bruder im Geiste der Forschung nach Wahrheit und Schönheit, verschiesse dein Ohr vor allem Wortgepränge über bildende Kunst, komm, genieße und schaue. Hüte dich, den Namen deines obersten Künstlers zu entheiligen, und eile herbei, daß du schaust dein herrliches Werk. Machst es dir einen mitrigen Eindruck, oder keinen, so gehab dich wohl, laß einspannen, und so weiter nach Paris.

Aber zu dir, theurer Jüngling, gesellt sich mich, der du bewegt dastehst, und die Widersprüche nicht vereinigen kannst, die sich in deiner Seele kreuzen, bald die unwiderstehliche Macht des großen Ganzen fühlst, bald mich einen Träumer schiltst, daß ich da Schönheit sehe, wo du nur Stärke und Rauheit siehst. Laß einen Mißverstand uns nicht trennen, laß die weiche Lehre neuerer Schönheitslehrer sich für das bedeutende Rauhe nicht verhärten, daß nicht zuletzt deine kränkende Empfindung nur eine unbedeutende Glätte ertragen könne. Sie wollen euch glauben machen, die schönen Künste seyen entstanden aus dem Hang, den wir haben sollen, die Dinge rings um uns zu verschönern. Das ist nicht wahr! Denn in dem Sinne, darin es wahr seyn könnte, braucht wohl der Bürger und Handwerker die Worte, kein Philosoph.

Die Kunst ist lange bildend, eh' sie schön ist, und doch so wahre, große Kunst, ja oft wahrer und größer als die schöne selbst. Denn in dem Menschen ist eine bildende Natur, die gleich sich thätig beweist, wann seine Existenz gesichert ist. Sobald er nichts zu sorgen und zu fürchten hat, greift der Halbgott, wirksam in seiner Ruhe, wieder nach Stoff um seinen Geist einzudrücken. Und so modelt der Wilde mit abenteuerlichen Zügen, gräßlichen Gestalten, bohen Farben, seine Extase, seine Federn, und seinen Körper. Und last die Bildnerei aus den willkürlichsten Formen bestehen, sie wird ohne Gestaltsverhältniß zusammenstimmen, denn Eine Empfindung schuf sie zum charakteristischen Ganzen.

Diese charakteristische Kunstist nun die einzige wahre. Wenn sie aus innigen, einigen, reinen, selbstständiger Empfindung um sich wirkt, und, kann er, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit, oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig. Da sieht ihr bei Nationen und einzelnen Menschen dann unzählige Grade. Je mehr sich die Seele erhebt zu dem Gefühle der Verhältnisse, die all in schen und von Ewigkeit sind, deren Hauptaccorde man benennen, deren Gehimnisse man nur fühlen kann, in denen sich allein das Leben des göttgleichen Genius in seligen Weben herumwälzt; je mehr diese Schönheit in das Wesen eines Geistes eindringt, daß sie mit ihm entstanden zu seyn scheint, daß ihm nichts genug thut als sie, daß er nichts aus sich wirkt als sie, desto glücklicher ist der Künstler, desto herrlicher ist er, desto tiefsehender stehen wir da und beten an den Gefallen Gottes.

Und von der Stufe, auf welche Erwin gestiegen ist, wird ihn keiner herabstoßen. Hier steht sein Werk, tretet hin, und erkennt das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse, wirkend aus starker, rauher, Deutscher Seele, auf dem eingeschränkten düstern Pfaffenschauplatz des medii aevi.

Und unser Erwin hat auf seinen Genius verzichen, hat seine Söhne umhergeschickt, fremde Gewächse zu ihrem Verderben einzusammeln. Der leichte Franzos, der noch weit ärger sleppvolt, hat wenigstens eine Art von Witz, seine Beute zu Einem Ganzen zu fügen. er baut jetzt aus Griechischen Säulen und Deutschen Gewölben seiner Magdalene einen Wundertempel. Von einem unserer Künstler, als er ersucht ward zu einer altdeutschen Kirche ein Portal zu erfinden, hab' ich gesehen ein Modell fertigen, flattlichen antiken Säulenwerks.

Alle sehr unsere geschminkten Puppenmaler verhaßt sind, mag ich nicht deklamiren. Sie haben durch theatralische Stellungen, erlogene Tränte, und bunte Kleider die Augen der Weiber gefangen. Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anspeiteln, deine holzgeschnitzteste Gestalt ist mir willkommener.

Und ihr selbst, trefflich Menschen, denen die höchste Schönheit zu genießen gegeben ward, und nunmehr hervortretet, zu verkünden eure Seligkeit, ihr schadet dem Genius. Er will auf keinen fremden Flügeln, und wären's die Flügel der Morgenröthe, emporgehoben und fortgerückt werden. Seine eignen Kräfte sind's, die sich im Kindertraum entfalten, im Jünglingsleben bearbeiten, bis er stark und hehend wie der Löwe des Gebirges ausreift auf Raub. Drum erzieht sie meist die Natur, weil ihr Pädagogen ihm nimmer den mannigfaltigen Schauplatz erkünstlen könnt, stets im gegenwärtigen Maß seiner Kräfte zu handeln und zu genießen.

Heil dir, Knabe! der du mit einem scharfen Aug' für Verhältnisse geboren wirst, dich mit leichtsicherer an allen Gestalten zu üben. Wenn denn nach und nach die Freude des Lebens um dich erwacht, und du jauchzenden Menschengenuß nach Arbeit, Furcht und Hoffnung fühlst; das muthige Geschrei des Winzers, wenn die Fülle des Herbsts seine Gefäße anschwellt, den belebten Tanz des Schnitters, wenn er die müßige Sichel hoch in den Balken gebestet hat; wenn dann männlicher die gewaltige Nerve der Begierden und Leiden in deinem Pinsel lebt, du gestrebt und gelitten genug hast, und genug genossen, und satt bist irdischer Schönheit, und werth bist auszuruhen in dem Arme der Göttin, werth an ihrem Busen zu fühlen, was den vergötterten Herakles nun gebar — nimm ihn auf, himmlische Schönheit, du Mittlerin zwischen Göttern und Menschen, und mehr als Prometheus leitet er die Seligkeit der Götter auf die Erde.

Von Deutscher Baukunst.

1823.

Einen großen Reiz muß die Bauart haben, welche die Italiäner und Spanier schon von alten Zeiten her, wie aber erst in der neuesten, die Deutsche (tedesca, germanica) genannt haben. Mehrere Jahrhunderte ward sie zu Kirchen und zu ungeheuren Gebäuden angewendet, der größte Theil von Europa nahm sie auf; Tausende von Künstlern, aber Tausende von Handwerkern übten sie; den christlich-n Gottesdienste forderte sie höchlich und

wirkte mächtig auf Geist und Sinn; sie muß also etwas Großes, gründlich Gefühltes, Gedachtes, Durchgearbeitetes enthalten. Verhältnisse verbreiten und an den Tag legen, deren Wirkung unwiderstehlich ist.

Merkwürdig war uns daher das Zeugniß eines Franzosen, eines Mannes, dessen eigene Bauweise der gerühmten sich entgegen setzte, dessen Zeit von derselben äußerst ungünstig urtheilte, und dennoch spricht er folgendermaßen:

« Alle Zufriedenheit, die wir an irgend einem Kunstschönen empfinden, hängt davon ab, daß Regel und Maß beobachtet sey, unser Behagen wird nur durch Proportion bewirkt. Ist hiervon Mangel, so mag man noch so viel äußere Zierrath anwenden, Schönheit und Gefälligkeit, die ihnen innerlich fehlen, wird nicht ersetzt, ja man kann sagen, daß ihre Häßlichkeit nur verbärgter und unerträglicher wird, wenn man die äußeren Zierrathen durch Reichthum der Arbeit oder der Materie hebt.

« Um diese Behauptung noch weiter zu treiben, sag' ich, daß die Schönheit, welche aus Maß und Proportion entspringt, keinerweis kostbarer Materialien und zierlicher Arbeit bedarf, um Bewunderung zu erlangen, sie ist nur vielmehr und macht sich fühlbar, hervorleuchtend aus dem Wuste und der Barbarenheit des Stoffes und der Behandlung. So beschauen wir mit Vergnügen einige Massen jener Gothischen Gebäude, deren Schönheit aus Symmetrie und Proportion des Ganzen zu den Theilen und der Theile unter einander entsprungen erscheint und bemerklich ist, ungeachtet der barbarischen Zierrathen, womit sie bedeckt sind und zum Trutz verstellen. Was uns aber am meisten überzeugen muß, ist, daß wenn man diese Massen mit Genauigkeit untersucht, man im Ganzen dieselben Proportionen findet, wie an Gebäuden, welche, nach Regeln der guten Baukunst erbaut und bei'm Anblick so viel Vergnügen gewähren. »

Francois Blondel, Cours d'Architecture. Cinquième partie. Livre V. Chap. XVI et XVII.

Erinnern dürfen wir uns hierbei gar wohl jüngerer Jahre, wo der Straßburger Münster so große Wirkung auf uns ausübte, daß wir unbedingt unser Entzücken auszusprechen nicht unterlassen konnten. Eben das, was der Französische Baumeister nach gepflogener Messung und Untersuchung gefühlt und behauptet, ist uns unbewußt begegnet, und es wird ja auch nicht von jedem gefordert, daß er von Eindrücken, die ihn überraschen, Rechenschaft geben solle.

Standen aber diese Gebäude Jahrhunderte lang nur wie eine alte Ueberlieferung da, ohne sonderlichen Eindruck auf die größere Menschenmasse, so ließen sich die Ursachen davon gar wohl angeben. Wie mächtig dringen erschien ihre Wirksamkeit in den letzten Zeiten, welche den Sinn dafür wieder erweckten! Jüngere und Aeltere beiderlei Geschlechts waren von solchen Eindrücken überrannt und hingerissen, daß sie sich nicht allein durch wiederholte Besichtigung, Messung, Nachzeichnung daran erquickten und erbauten, sondern auch diesen Styl, bei noch erst zu errichtenden, lebendigem Gebrauch gewidmeten Gebäuden, wirklich anwendten, und eine Zufriedenheit fanden, sich gleichsam unentbehrlich in solchen Umgebungen zu empfinden.

Da nun aber einmal der Antheil an solchen Productionen der Vergangenheit erregt worden, so verdienen diejenigen großen Dank, die uns in den Stand setzen, Werth und Würde im rechten Sinne, das heißt bitterlich zu fühlen und zu erkennen, wo den sich nunmehr Einiges unsrer Sprache bringe, indem ich mich durch mein nächstes Verhältniß zu so bedeutenden Gegenständen aufgefordert fühle.

Seit meiner Entfernung von Straßburg sah ich kein wichtiges imposantes Werk dieser Art; der Eindruck erlosch, und ich erinnerte mich kaum jenes Zustandes, wo mich ein solcher Anblick zum lebhaftesten Enthusiasmus angeregt hatte. Der Aufenthalt in Italien konnte solche Gesinnungen nicht wieder beleben, um so weniger als die mehrmen Veränderungen am Dome zu Mailand den alten Charakter nicht mehr erkennen ließen; und so lebte ich viele Jahre solchem Kunstzweige entfernt, wo nicht gar entfremdet.

Im Jahre 1810 jedoch trat ich, durch Vermittelung eines edlen Freundes, mit den Gebrüdern Boisserée in ein nähres Verhältniß. Sie theilten mir glänzende Beweise ihrer Bemühungen mit; sorgfältig ausgeführte Zeichnungen des Doms zu Köln, theils im Grundriß, theils von mehreren Seiten, machten mich mit einem Gebäude bekannt, das nach scharfer Prüfung, gar wohl die erste Stelle in dieser Bauart verdient; ich nahm älter Studien wieder vor, und belebte mich durch wechselseitige freundschaftliche Besuche und emsige Betrachtung gar mancher aus dieser Zeit sich herschreibenden Gebäude, in Kupfern, Zeichnungen, Gemälden, so daß ich mich endlich wieder in jenen Zuständen ganz einheimisch fand.

Allein der Natur der Sache nach, besonders aber in meinem Alter und meiner Stellung, mußte mir das Geschichtliche dieser ganzen Angelegenheit das Wichtigste werden, wozu mir denn die bedeutenden Sammlungen meiner Freunde die besten Förderniß darreichten.

Nun fand sich glücklicherweise, daß Herr Moller, ein höchst gebildeter, einsichtiger Künstler, auch für diese Gegenstände entzündet ward und auf das glücklichste mitwirkte. Ein entdeckter Originalriß des Kölner Doms gab der Sache ein neues Ansehen, die lithographische Copie desselben, ja die Contra-Drücke, wodurch sich das ganze zweitürmige Bild durch Zusammenfügen und Aufeinanderlegen den Augen darstellen ließ, wirkte bedeutsam, und was dem Geschichtsfreunde zu gleicher Zeit höchst willkommen seyn mußte war das vorzügliche Mannes Unternehmen, eine Reihe von Abbildungen älterer und neuerer Zeit uns vorzulegen, da man denn zuerst das Herankommen der von uns diesmal betrachteten Bauart, sodann ihre höchste Höhe, und endlich ihr Abnehmen vor Augen sehen und bequem erkennen sollte. Dieses findet nun um desto eher statt, da das erste Werk vollendet vor uns liegt, und das zweite, das von einigen Gebäuden dieser Art handeln wird, auch schon in seinen ersten Heften zu uns gekommen ist.

Mögen die Unternehmungen dieses eben so einsichtigen als thätigen Mannes möglichst vom Publikum begünstigt werden; denn mit solchen Dingen sich zu beschäftigen ist an der Zeit, die wir zu benutzen haben, wenn für uns und unsre Nachkommen ein vollständiger Begriff hervorgehen soll.

Und so müssen wir denn gleiche Aufmerksamkeit und Theilnahme dem wichtigen Werke der Gebrüder Boisserée wünschen, dessen erste Lieferung wir früher schon im allgemeinen angezeigt.

Mit aufrichtiger Theilnahme sehe ich nun das Publikum die Vortheile genießen, die mir seit beiden Jahren gegönnt sind; denn so lange die ich Freude der eben so sehnerlichen als anhaltenden Arbeit der Boisserée'schen Verbundeten. Mir schien es nicht diese Zeit der Mittheilung frisch gezeichneter Risse, alter Zeichnungen und Kupfer, die sich auf solche Gegenstände beziehen; besonders aber richtig waren die Probedrücke der bedeutenden Platten, die sich durch die verzüglichsten Kupferstecher unsrer Bekanntung nähern.

So schon mich aber auch dieser frische Antheil in die Neigungen meiner früheren Jahre wieder zurück versetzte, fand ich doch den größten Vortheil bei einem kur-

würfe mächtig auf Geist und Sinn; sie muß also etwas Großes, gründlich Gefühltes, Gedachtes. Durchgearbeitetes enthalten. Verhältnisse verbessern und an den Tag legen, deren Wirkung unwiderstehlich ist.

Merkwürdig war uns dabei das Zeugniß eines Franzosen, eines Mannes, dessen eigene Bauweise der gerühmten sich entgegen stets, dessen Zeit von derselben äußerst unzünftig urtheilte, und dennoch spricht er folgendermaßen:

« Alle Zufriedenheit, die wir an irgend einem Kunstscheinen empfinden, hängt davon ab, daß Regel und Maß beobachtet sey, unser Behagen wird nur durch Proportion bewirkt. Ist daran Mangel, so mag man noch so viel äußere Zierath anwenden, Schönheit und Gefälligkeit, die ihnen innerlich fehlen, wird nicht erfolgt, ja man kann sagen, daß ihre Häßlichkeit nur verdoppelt und unerträglicher wird, wenn man die äußeren Zierrathen durch Reichthum der Arbeit oder der Materie steigert.

« Um diese Behauptung noch weiter zu treiben, sage ich, daß die Schönheit, welche aus Maß und Proportion entspringt, keinerwegs kostbarer Materien und künstlicher Arbeit bedarf, um Bewunderung zu erlangen, sie adelnt vielmehr und macht sich kenntlich, hervorleuchtend aus dem Baustoffe und der Verwendung des Stoffes und der Behandlung. So beschauen wir mit Verwunderung einige Massen jener Gothischen Gebäude, deren Schönheit aus Symmetrie und Proportion des Ganzen zu den Theilen und der Theile unter einander entsprungen erscheint und dennoch ist ungeachtet der baulichen Zierrathen, womit sie bedeckt sind und zum Trug verhüllen. Was uns aber am meisten überzeugen muß, ist, daß wenn man diese Massen mit Genauigkeit untersucht, man im Ganzen dieselben Proportionen findet, wie an Gebäuden, welche, nach Regeln der guten Baukunst erbaut, und bei'm Anblick so viel Wohlgefallen erwecken. »

Francois Blondel. Cours d'Architecture. Cinquième partie. Livre V. Chap. XVI et XVII.

Erinnern dürfen wir uns hierbei gar wohl jüngerer Jahre, wo der Straßburger Münster so große Wirkung auf uns ausübte, daß wir unbefugten unser Entzücken auszusprechen nicht unterlassen konnten. Eben das, was der Französische Baumeister nach sorgfältiger Messung und Untersuchung gefühlt und behauptet, ist uns unbewußt begegnet, und es wird so auch nicht von jedem gefordert, daß er von Eindrücken, die ihn überraschen, Rechenschaft geben soll.

Standen aber diese Gebäude Jahrhunderte lang nur wie eine alte Ueberlieferung da, ohne sonderlichen Eindruck auf die größere Menschenmasse, so ließen sich die Ursachen davon gar wohl angeben. Wie mächtig hingegen erschien ihre Wirksamkeit in den letzten Zeiten, welche den Sinn dafür wieder erweckten! Jünglinge und Aeltere bildeten Geschlechts weise von solchen Eindrücken überrumpelt und hingerissen, daß sie sich nicht allein durch wiederholte Besprechung, Messung, Nachzeichnung daran ergötzten und erquickten, sondern auch diesen Sinn, bei noch erst zu errichtenden, abenteuern Gebäuden zu nehmen, so wie diese, wirklich unternehmen, und eine Zufriedenheit finden, sich gleichfalls ausdrücklich in solchen Umgebungen zu empfinden.

Da nun aber einmal der Antheil an solchen Productionen der Vergangenheit erregt worden, so wünschen diejenigen großen Dank, die uns in den Stand setzen, Werth und Würde im rechten Sinne, das heißt bildlerisch zu fühlen und zu erkennen, wenn ich nunmehr Einiges zur Sprache bringe, indem ich mich durch mein nahes Verhältniß zu so bedeutenden Unternehmungen aufgefordert fühle.

Seit meiner Entfernung von Straßburg sah ich kein wichtiges imposantes Werk dieser Art, der Eindruck erlosch, und ich erinnerte mich kaum eines Zustandes, wo mich ein solcher Anblick zum lebhaften Enthusiasmus angeregt hatte. Der Aufenthalt in Italien konnte solche Stimmungen nicht wieder beleben, um so weniger als die modernen Veränderungen am Dome zu Mailand den alten Charakter nicht mehr erkennen ließen; und so lebte ich viele Jahre solchem Kunstwerke entfernt, wo nicht gar entfremdet.

Im Jahre 1810 doch trat ich, durch Vermittelung eines edlen Freundes, mit den Gebrüdern Boisserée in ein näheres Verhältniß. Sie theilten mir ihre Bemühungen mit; sorgfältig ausgeführte Zeichnungen des Doms zu Köln, theils im Grundriß, theils von mehreren Seiten, machten mich mit einem Gebäude bekannt, das nach scharfer Prüfung, ja wohl die erste Stelle in dieser Bauart verdient; ich nahm die vor Augen wieder vor, und belebte mich durch wechselseitige freundschaftliche Besuche und emsige Betrachtung gar mancher aus dieser Zeit sich herschreibenden Gebäude, in Kupfern, Zeichnungen, Gemälden, so daß ich mich endlich wieder in jenen Zuständen ganz empfindlich fand.

Allein der Natur der Sache nach, besonders aber in meinem Alter und meiner Stellung, mußte mir das Geschichtliche dieser ganzen Angelegenheit das Wichtigste werden, wenn mir dann die bedeutenden Sammlungen meiner Freunde die besten Fodernisse darreichten.

Nun fand sich glücklicherweise, daß Herr Moller, ein höchst gebildeter, einsichtiger Künstler, auch für diese Geschäfte entzündet ward und auf das thätigste mitwirkte. Ein entdeckter Originalriß des Kölner Doms gab der Sache ein neues Ansehen, die lithographische Gesellschaft, ja die Gemarkung, wodurch sich das ganze Unternehmen Bahn durch Zustimmungen und Anstrengungen darstellen ließ, wirkte belebend, und was dem Geschichtsfreunde in gleicher Zeit höchst willkommen seyn mußte war das verhältniß Mannes Unternehmen, eine Reihe von Ansichten älterer und neuerer Zeit vorzulegen, da man denn wirft das Krankommen der von uns diesmal betrachteten Bauart, sodann ihre höchste Höhe, und endlich ihr Abnehmen vor Augen sehen und daraus erkennen sollte. Dieses findet nun am beste aber statt, da das erste Werk vollendet vor uns liegt, und das zweite, das von einigen Gebäuden dieser Art handelt, auch schon in seinen ersten Heften zu uns gekommen ist.

Mögen die Unternehmung so dieses oben so einsichtigen als thätigen Mannes möglichst vom Publikum begünstigt werden, dann mit solchen Dingen sich zu beschäftigen ist an der Zeit, die wir zu benutzen haben, wenn für uns und unsere Nachkommen ein vollständiger Begriff hervorgehen soll.

Und so müssen wir denn alsdie Aufmerksamkeit und Theilnahme dem wichtigen Werke der Herrn Boisserée wünschen, dessen erste Lieferung wir früher schon im allgemeinen angezeigt.

Mit aufrichtiger Theilnahme sehe ich nun das Publikum die Vortheile genießen, die mir seit beinahe Jahren zugute sind; denn so lange hat ich Sinn der oben so schwierigen als anziehenden Arbeit der Boisserée'schen Verbindung. Nur fehlte es nicht daß Zeit der an Mittheilung frisch gesammelter Riß, alter Zeichnungen und Kupfer, die sich auf solche Gegenstände beziehen, besonders aber unsichtig waren die Probedrucke der vollendeten Platten, die sich durch die vorzüglichsten Kupferstecher ihrer Vollendung näherten.

So fand mich aber auch dieser frische Antheil in die Neigungen meiner früheren Jahre wieder zurück versetzt, fand ich doch den größten Vortheil bei einem kurz

jen Besuche in Köln, den ich an der Seite des Herrn Staats-Ministers von Stein abzulegen das Glück hatte.

Ich will nicht läugnen, daß der Anblick des Kölner Doms von außen eine gewisse Appreheusion in mir erregte, der ich keinen Namen zu geben wüßte. Hat eine bedeutende Ruine etwas Ehrwürdiges, ahnen, sehen wir in ihr den Conflict eines würdigen Menschenwerks mit der Allmächtigen, aber auch alles nicht achtenden Zeit, so tritt uns hier ein Unvollendetes, Ungebornes entgegen, wo eben dieses Unfertige uns an die Unzulänglichkeit des Menschen erinnert, sobald er sich unterfängt, etwas Uebergroßes leisten zu wollen.

Selbst der Dom inwendig macht uns, wenn wir aufrichtig seyn wollen, zwar einen bedeutenden, aber doch unharmonischen Effect; nur wenn wir in's Chor treten, wo das Vollendete uns mit überraschender Harmonie anspricht, da erstaunen wir fröhlich, da erschrecken wir freudig, und fühlen unsere Sehnsucht mehr als erfüllt.

Ich aber hatte mich längst schon besonders mit dem Grundriß beschäftigt, viel darüber mit den Freunden verhandelt, und so konnte ich, da beinahe zu allem der Grund gelegt ist, die Spuren der ersten Intention an Ort und Stelle genau verfolgen. Eben so halfen mir die Probedrücke der Seitenansicht und die Zeichnung des vorderen Aufrisses einigermaßen das Bild in meiner Seele auferbauen; doch blieb das was fehlte immer noch so übergroß, daß man sich zu dessen Höhe nicht aufschwingen konnte.

Jetzt aber, da die Boisserée'sche Arbeit sich ihrem Ende naht, Abbildung und Erklärung in die Hände aller Liebhaber gelangen werden, jetzt hat der wahre Kunstfreund auch in der Ferne Gelegenheit, sich von dem höchsten Gipfel, wozu sich diese Bauweise erheben, völlig zu überzeugen, da er denn, wenn er gelegentlich sich aus Neigenheit jener wundersamen Stätte nähert, nicht mehr der persönlichen Empfindung, dem trüben Bauruth ü, oder, im Gegensatz, einer übereilten Abneigung sich hingeben, sondern als ein Wissender und in die Hüttengeheimnisse Eingeweihter das Vorhandene betrachten und das Vermißte in Gedanken ersetzen wird. Ich wenigstens wünsche mir Glück zu dieser Klarheit, nach funfzigjährigem Streben, durch die Bemühungen patriotisch gesinnter, gastfreundlicher, emsiger, unermüdeter junger Männer gelangt zu seyn.

Daß ich bei diesen erneuten Studien Deutscher Baukunst des größten Jahrhunderts öfters meiner frühern Anhänglichkeit an den Straßburger Münster gedachte, und bei dem damals, 1773, im ersten Enthusiasmus verfaßten Druckbogens mich erfreute, da ich mich deshalben beim späteren Lesen nicht zu schämen brauchte, ist wohl natürlich: denn ich hatte doch die innern Proportionen des Ganzen gefühlt, ich hatte die Entwickelung der einzelnen Theilen eben aus diesem Ganzen eingesehen, und nach langem und wiederholtem Anschauen gefunden, daß der eine hoch genug aufstrebende Thurm doch seiner eigentlichen Vollendung ermangle. Das alles traf mit den neueren Ueberzeugungen der Freunde und meiner eigenen ganz wohl überein, und wenn jener Aufsatz etwas Anfängerisches in seinem Styl bemerken läßt, so möchte es wohl zu verzeihen seyn, da wo etwas Unausgesprochenes auszusprechen ist.

Hier werden noch oft auf diesen Gegenstand zurückkommen, und schicken hier dankbar gegen dich sagen, denen wir die gründlichsten Belehrungen schuldig sind, Herrn Moller und Büsching, jenem in seiner Anlegung der gegebenen Kupfertafeln, diesem in dem Versuch einer Einleitung in die Geschichte der Altdeutschen Baukunst, wozu mir denn gegenwärtig als erwünschtes Hülfsmittel die Darstellung zu Handen liegt, welche Herr Sulpiz Boisserée als Einleitung und Erklärung der Kupfertafeln mit gründlicher Kenntniß aufgesetzt hat.

Herstellung des Straßburger Münsters.

Während die Wünsche der Kunst- und Vaterlands-Freunde auf die Erhaltung und Herstellung der alten Baudenkmale am Nieder-Rhein gerichtet sind, und man über die dazu erforderlichen Mittel entscheidet, ist es höchst erfreulich und lehrreich zu betrachten, was in der Hinsicht am Ober-Rhein für das Münster zu Straßburg geschieht.

Hier wird nämlich schon seit mehreren Jahren mit großer Thätigkeit und glücklichem Erfolg daran gearbeitet, die durch Vernachlässigungen und Zerstörungen der Revolution entstandenen Schäden auszubessern.

Denn es ist freilich der Vorschlag der Geschichts-Brüder, den flotten Münster abzutragen, weil er sich über die elenden Hütten der Menschen erhebt, in jenen Zeiten nicht durchgegangen; so hat doch die bilder- und wappenstürmende Wuth dieser Fanatiker die vielen Bildwerke an den Eingängen, ja sogar die Wappen der bürgerlichen Stadtvorgesetzten und Baumeister eben an der Spitze des Thurms keineswegs verschont.

Es würde zu weitläufig seyn, alles anzuführen, was durch diese und andere muthwillige frevelhafte Zerstörungen, und wieder was in Folge derselben das Gebäude gelitten hat.

Genug, man beschäftigt sich jetzt mausgesetzt damit, alles nach und nach auf das sorgfältigste wieder herzustellen. So ist bereits das ganze Gauwerk der großen über 40 Fuß weiten Rose wieder in neues Blei gefaßt; so sind eine Menge neue Platten und feinerne Rinnen gelegt, durchbrochene Geländer, Pfeiler, Bedachung und Thurmhelm nach allen Seiten erfüllt worden. — Die fast übergroßen Apostel-Statuen der Königin Chlotewig, Dagobert mit Audelgen von Habeburg sind, ganz neu verfertigt, mit vieler Mühe und Kosten wieder an den groß n Pfeilern bei der Rose aufgestellt. Und auch an den Eingängen stehen nun von den hundert und aber hundert Bildwerken schon manche nach alten Zeichnungen ausgeführte an ihre Stelle zurück.

Man erstaunt [illegible], daß alle diese eben so viel Ueberlegung und Geschicklichkeit als Aufwand erfordernden Arbeiten in unsern Tagen zu Stande kommen, und man begreift es nur, wenn man die weise Einrichtung hat nach den Absichten der für das Straßburger Münster bestehenden Bau-Stiftung und Verwaltung kennt.

Schon im 15ten Jahrhundert waren die zum Bau und Unterhalt dieses großen Werks bestimmten Güter und Einkünfte von den zu geistlichen Zwecken gehörigen getrennt, und der Obhut der Stadtvorgesetzten anvertraut worden. Diese ernannten einen eigenen Schaffner und mehrere aus ihrer Mitte des Pflegers, worunter immer ein Stadtmeister seyn mußte, — welche zur Verwaltung der Einnahme und Ausgabe, so wie zur Aufsicht über den Werkmeister, als welcher, vom Rath blos zu diesem Zweck gesetzt und von der Stiftung besoldet, mehrere Steinmetzen und Werkleuten in der Bauhütte vorstand.

Auf diese Weise wurde die Sorge für das Münster

...ein Gänzliches Ausbleiben ...ist, und dies hatte vor vielen andern Vortheilen ...ie vor uns gänzlich Acht, daß die Landschaften Kost und Futter der Zeugung als Gemeinde-Gebrechen ...ieht in der natürlichen Lage ...ie Strafumwandlungen gestellt werden konnten.

Auch mußte ...ie Verwaltung, von welcher alle Jahre ...ie Rechnung abgelegt werden mußte, mehr ...ie bisher gestellt werden, und ...ie Stadt Bautzen ...ie Gerichtsbarkeit ...ie Vorsteher zu Bautzen eine ...ie Dorfmeister nennen, welche ...ie Aufsicht ...ie Bierbrauerei gehandhabt ...ie vor ...ie Bürgermeister durch.

Daher sah sich dann ...ie Aeltern im Stande, nicht nur ...ie gewöhnlichen, sondern auch außerordentliche Bedürfnisse, wie z. B. nach einer großen Feuersbrunst, in den Mitte des ...ieses Jahrhunderts, die sehr beträchtlichen Kosten neuer Bauordnung und vielfachen damit zusammenhängenden Anlagen ...ie Stadtmauer zu bestreiten; ja vor wenigen Jahren noch stand ...ie große Summe zum Ankauf des Hauses zu verwenden, welches nothwendig wurden, um den Neubau eines weiteren offenen Zugangs zu bewerkstelligen.

Bei den Schmuck ist ...ie wurden von ...ie Kunst und Handwerk-Zeichen mannigfach ...ie ...ie, Bäcker und Schuster, die Schmiede-Innung ...ie Zunftlade fertigen zu lassen, daß ...ie hiesigen Gewerbe-Gesetze ...ie Form, und man sieht in der Verfassung der bedeutenden Zünfte ...ie vorher ursprünglichen Gestalt und Gestaltung ...ie.

Gerade aus diesem Grunde bewirkte man besonders gerne ...ie gänzliche Werkstatt, und diese bildete sich dann auch immer mehr völlig, einer durch den andern, weil die Arbeit ...ie ...ie.

Indem Handel ...ie einmal in dieser Weise seinen Sitz hatte an einem Ort, wo sie zu allen Jahreszeiten auf sichere ...ie ...ie konnten.

Obwohl ist das Straßburger Münster auch nicht das einzige Denkmal in Deutschland, bei welchem sich früher verschiedene Einrichtung ...ie hat, sondern es behält noch dem Beispiel berühmten ...ie ...ie gänzliche unter Leitung Verwaltung dieses Münster zu Freiburg am Breisgau und bei St. Stephan in Wien, ...ie auch noch anderwärts, ...ie daß es uns bekannt geworden.

Gleichwie wir ...ie im dortigen Bezirke hinlänglich Mittel für Erhaltungsarbeiten und Pflanz-Schulen, aus welchen wir ...ie Arbeiten zur Herstellung unserer in Verfall geratenen großen Baudenkmale jeder Zeit nehmen, und ...ie daselbst nicht unter Aufsicht und Leitung zu nehmen, ...ie halten für eine Reihe von Jahren für Erhaltung und Herstellung der Gebäude dieser Art ...ie ...ie gesorgt.

Die neue Aufsicht ...ie Straßburger Münster haben wir hier nicht in Rücksicht ...ie Bauschmuckes noch ...ie Form ...ie Anordnung ...ie ...ie, ...ie ...ie Stein. Eine besondere ...ie muß ...ie Stein mit ...ie Oelfarbe gestrichen ...ie, wenn ...ie alles ...ie Dichtung und zum Vorschein kommt. Einem ...ie ...ie ...ie.

Aber ...ie Dach ...ie ...ie nicht ...ie Hand ...ie Kupfer ...ie Zu ...ie Schindeln ...ie ...ie. Als ...ie ...ie Stein ...ie Kupfer ...ie ...ie, ...ie ...ie ...ie, ...ie ...ie ...ie

anſtändig einfaſſen, oder die Inſchriften herausnehmen und an einem beſſern Ort im Innern des Gebäudes, etwa beim Eingang unter den Thürmen aufſtellen laſſen.

Auf dieſe Weiſe erfahren wir nach und nach durch die Bemühungen einſichtiger, thätiger junger Freunde, welche Anſtalten und Verkehrungen ſich nöthig machten, um jene ungeheuren Gebäude zu unternehmen, wie nicht ausgeführen.

Zugleich werden wir belehrt, in welchem Sinn und Geſchmack die nördlichere Baukunſt vom achten bis zum funfzehnten Jahrhundert ſich entwickelte, veränderte, auf einen hohen Grad von Trefflichkeit, Kühnheit, Zierlichkeit gelangte, bis ſie zuletzt durch Abweichung und Uebertreibung, wie es den Künſten gewöhnlich geht, nach und nach ſich verflüchtigte. Dieſe Betrachtungen werden wir bei Gelegenheit der Mellerischen Hefte, wenn ſie alle beiſammen ſind, zu unſerer Genugthuung anſtellen können. Auch ſchon die vier, welche vor uns liegen, geben erfreuliche Belehrung. Die darin enthaltenen Tafeln ſind nicht numerirt, am Schluſſe wird erſt das Verzeichniß folgen, wie ſie nach der Zeit zu legen und zu ordnen ſind.

Schon jetzt haben wir dieſes vorläufig gethan und ſehen eine Reihe von ſechs Jahrhunderten vor uns. Wir legten dazwiſchen was von Grund- und Aufriſſen ähnlicher Gebäude zu Handen war und finden ſchon einen Leitfaden, an dem wir uns gar glücklich und angenehm durchwinden können. Sind die Mellerischen Hefte dereinſt vollſtändig, ſo kann jeder Liebhaber ſie auf ähnliche Weiſe zum Grund einer Sammlung legen, woran er für ſich und mit andern über dieſe bedeutenden Gegenſtände täglich mehr Aufklärung gewinnt.

Alsdann wird, nach abgelegten Vorurtheilen, Lob und Tadel gegründet ſeyn, und eine Vereinigung der verſchiedenſten Anſichten, aus der Geſchichte auf einander folgender Denkmale, hervorgehen.

Auch muß es deßhalb immer wünſchenswerther ſeyn, daß das große Werk der Herren Boiſſerée, den Dom zu Köln darſtellend, endlich erſcheine. Die Tafeln, die ſchon in unſern Händen ſind, laſſen wünſchen, daß alle Liebhaber bald gleichen Genuß und gleiche Belehrung finden mögen.

Der Grundriß iſt bewundernswürdig und vielleicht von keinem dieſer Bauart übertroffen. Die linke Seite wie ſie ausgeführt worden ſollte, giebt erſt einen Begriff von der ungeheuern Kühnheit des Unternehmens. Dieſelbe Seitenanſicht, aber nur ſo weit als ſie zur Ausführung gelangte, erregt ein angenehmes Gefühl mit Bedauren gemiſcht. Man ſieht das unvollendete Gebäude auf einem freiem Platz, indem die Darſteller jene Reihe Häuſer, welche niemals hätte gebaut werden ſollen, mit gutem Sinne weggelaſſen. Daneben war es gewiß ein glücklicher Gedanke, die Boulante noch in voller Arbeit und den Krahnen thätig vorzuſtellen, wodurch der Gegenſtand Leben und Bewegung gewinnt.

Kommt hiezu nun ferner das Facſimile des großen Original-Aufriſſes, welchen Herr Meller gleichfalls beſorgt, ſo wird über dieſen Theil der Kunſtgeſchichte ſich eine Klarheit verbreiten, bei der wir die in allen Landen aufgeführten Gebäude ſolcher Art, früher und ſpäterer Zeit, gar wohl beurtheilen können; und wir werden alsdann nicht mehr die Produkte einer wachſenden, ſich gehenden, den höchſten Gipfel erreichenden und ſchnell wieder verſinkenden Kunſt vermiſchen und eins mit dem andern entweder unbedingt loben oder verwerfen.

Köln.

Zu unſerer großen Beruhigung erfahren wir, daß man daſelbſt eine anſtändige Stiftung zu gründen beſchäftigt ſey, wodurch es auf lange Jahre möglich wird den Dom wenigſtens in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande zu erhalten.

Auch iſt durch Vorſorge des Herrn General-Gouvernours Grafen von Solms-Laubach die Mellerſche Sammlung in das geräumige Jeſuiten-Gebäude gebracht, und man ſieht einer methodiſchen Aufſtellung und Katalogirung derſelben mit Zutrauen entgegen.

Und ſo wären denn zwei bedeutende Wünſche aller Deutſchen Kunſtfreunde ſchon in Erfüllung gegangen.

Verschiedenes über Kunst,

aus der nächsten Zeit

nach dem Götz von Berlichingen und Werther.

Jetzunder Zeiten sind wir in's Publikum mit der Hoffnung, daß sie die Musche finden werden, denen sie Freude machen können. Die enthalten Bemerkungen und Grillen des Augenblicks sind verschiedene Kunst, und sind alle für eine bestimmte Classe von Lesern nicht geschrieben. Denn alle nur denen, die einen Sprung über die Grillen, wodurch Kunst von Kunst abgesondert wird, als sollte mortale nicht sterben, und solchen, die mit freundlichem Herzen aufnehmen, was man ihnen in dürftiger Zutraulichkeit darreicht.

1.

Dramatische Form.

Es ist endlich einmal Zeit, daß man aufhört drüber die Form dramatischer Stücke zu reden, über ihre Länge und Kürze, ihre Einheiten, ihren Anfang, ihr Mittel und Ende, und all das Zeug alles dies, was man einander Stücke auf den Schädel klopft, der sich sonst so gut dazu schickt.

Dramen giebt's doch eine Form, die sich von jener unterscheidet, wo der innre Sinn vom ersten, die nicht mit Händen zu greifen, die gefühlt sein will. Unser Kopf muß überhaupt was ein andrer Kopf fassen kann; unser Herz muß empfinden, was ein andres fühlen muß. Das Zusammenreihen der Scenen giebt keine Knabenarbeit, und wenn ja das Beispiel aufsuchen sein sollte, so ist's doch im Grunde besser ein verunglücktes Stück machen, als ein kaltes.

Freilich, wenn mehrere das Gefühl dieser innern Form hätten, die alle Formen in sich begreift, wenn uns wenigen deutschen Genossen des Geistes einfiele, Man würde sich nicht darüber ärgern, daß unsichre Versuche zum Drama so finden, nicht jedes Mosaik zum Schauspiel verarbeitet. Ich wollte, daß ein guter Kopf das doppelte Unrecht parodirte und uns die Lächerliche Form vom Wolf und Lämmer zum Drama-spiel in fünf Akten umarbeitete.

Ich kann, und ich gestehe es, bei einer Anordnung, allein in so fern als sie aus dem Stoff, worauf sie die besten Situation bei der natürlichen Natur an das Herz der Menschen zum Zweck kommen. Aber das Stück! Wenn nicht gegeben ist, wenn's nicht existirt, so ist, wie der schönste Traum der Nächtwachen. Betrug und Mischerei. Jener und Kotzebue. So einfach, daß es der allen Dichter sagt, und so ein verschiedener Duft, daß jeder sie findet, die es besehen, auch keinen Gelehrten nöthig machen können.

Aber wenigstens eigentlich für die Bühne schreiben will, studiere die Bühne, Wirkung der Instrumente, der Lichter, Schmink, Garderobewerk und Flittern, lasse die Natur an ihrem Ort, und bekenne zu Gott, nichts anzufangen, als was sich auf Brettern, zwischen Latten, Pappe schickt und klimmt, durch Puppen, vor Kindern aufgeführt läßt.

2.

Nach Falconet und über Falconet.

— Aber, möchte einer sagen, diese schwachen Vorbedeutungen, diese Glaubigkeit des Mannes, die die Uebereinstimmung hervorbringen, diese Uebereinstimmung selbst, handelt es nicht den Künstler mit der Thätigkeit, mit der Fähigkeit, die er nachher in seine Werke legt? Der Gegenstand, behaupte ich, ist nicht einer Classe von Annehmlichkeiten, die sowohl die Malerei als die Bildhauerkunst erheben? Diese Bemerkung ist nur obenhin. — Der Künstler findet die Saiten stimmung weit stärker in den Gegenständen der Natur, als in einem Marmor, der sie verhüllt. Das ist die Classe wo er unterscheidet schöpft, und da hat er nicht, wie bei der Arbeit nach dem Marmor, zu suchen und schwacher Eindruck zu werden. Man vergleiche nur, was diesen Druck bewirkt, Kunstwerk und Natur mit einander, und sage selbst, was ein Künstler mit allen den feinen einzelnen Beziehungen des Marmors anfangen? Auch sucht der Bildhauer die Stimmung nicht in der Natur zu sehen, er muß es auch nicht, er verhüllt sie in der Natur, er findet sie so gut in dem Gegenstand als in dem Marmor,*) und ich sage, daß der Gegenstand harmonischer dazu ist, daß der Künstler mit allen den feinen Beziehungen, die sich in dem Gegenstand finden, weiter und mehr zur Kraft, zum Gefühl machen können, daß Gefühl der Uebereinstimmung und vieles weiter. Die Fähigkeit, die Handarbeit zu lernen, die Kenntnis Schwierigkeiten zu besiegen, kann ich gern alles dem Marmor lassen, aber das Gefühl, dem es gelingt, das Gefühl, das in der Natur, das erkannt, gefunden, wieder verlassen und durch Thätigkeit, durch Arbeit, durch Mühe, durch Schweiß, durch Hitze, durch Kälte, durch Hunger, durch Durst, durch Frost, durch Ungemach aller Art, durch Verdruß, durch Unmuth, durch Ungeduld, durch Zweifel, durch Kleinmuth, durch Verzweiflung, durch Tod, durch Leben, durch Hoffnung, durch Furcht, durch Schrecken, durch Entsetzen, durch Freude, durch Wonne, durch Liebe, durch Haß, durch Rache, durch Vergebung, durch Versöhnung, durch Dank, durch Lob, durch Ruhm, durch Ehre, durch Ehrgeiz, durch Neid, durch Eifersucht, durch Habsucht, durch Geiz, durch Verschwendung, durch Armuth, durch Reichthum, durch Ueberfluß, durch Mangel

ſieht er die heiligen Schwingungen und leiſen Töne, womit die Natur alle Gegenſtände umbindet. Bei jedem Tritt eröffnet ſich ihm die magiſche Welt, die jene großen Meiſter innig und beſtändig umgab, deren Werke in Ewigkeit den wetteifernden Künſtler zur Ehrfurcht hinreißen, alle Bräuche, ausländiſche und inländiſche, ſtudirte und unſtudirte, im Zaum halten, und den leichen Sammler in Contribution ſetzen werden.

Jeder Menſch hat mehrmal in ſeinem Leben die Gewalt dieſer Zauberei erfüllt, die den Künſtler allgegenwärtig faßt, und durch die ihm die Welt eingeräumt bleibt wird. Wer iſt nicht einmal beim Eintritt in einen heiligen Wald von Scheuer überfallen worden? Wen hat die umfangende Nacht nicht mit einem unheimlichen Grauſen geſchattirt? Wo hat nicht in Gegenwart ſeines Mädchens die ganze Welt gelten geſchienen? Wer fühlte nicht an ihrem Arme Himmel und Erde in wonnevollſten Harmonien zuſammenfließen?

Davon fühlt nun der Künſtler nicht allein die Wirkungen, er bringt bis in die Urſachen hinein, die ſie hervorbringen. Die Welt liegt vor ihm, möcht' ich ſagen, wie vor ihrem Schöpfer, der in dem Augenblick, da er ſich des Geſchaffnen freut, auch alle die Harmonien genießt, durch die er ſie hervortrachte und in denen ſie beſteht. Darum glaubt nicht ſo ſchnell zu verſtehen, was das heiße: das Object iſt die Harmonie und vice versa.

Und das iſt es, was immer durch die Seele des Künſtlers weht, was in ihm nach und nach ſich zum verſtandenſten Ausdruck bringt, ohne durch die Erkenntißkraft durchgegangen zu ſeyn.

Ach, dieſer Zauber iſt's, der an den Säulen der Greſſen und aus ihren Gärten ſtieht, die nur zum Durchſtreifen, nur zum Schaun da ſind an einander hinreichenden Gebäuden ausſtaffirt und beſchnitten ſind. Nur da wo Vertraulichkeit, Bedürfniß, Innigkeit wohnt, wohnt alle Dichtungskraft, und weh dem Künſtler, der ſeine Hütte verläßt, um in den akademiſchen Prunkgebäuden ſich zu verflattern! Denn wie geſchrieben ſteht: es ſey ſchwer, daß ein Reicher in's Reich Gottes komme, eben ſo ſchwer iſt es auch, daß ein Mann, der ſich der veränderlichen menſchlichen Art gleichſtellt, der ſich an der Flüchtigkeit der neuen Welt ergetzt, ein geſchickter Künſtler werde. Alle Quellen natürlicher Empfindung, die der Fülle unſrer Väter offen waren, ſchließen ſich ihm. Die papierne Tapete, die an ſeiner Wand in wenig Jahren verbleicht, iſt ein Zeugniß ſeines Stand und ein Gleichniß ſeiner Werke.

Ueber das Unſittliche ſind ſchon ſo viel Blätter verbraucht worden, mögen dieſe mit darein gehn. Wird denn das Schickliche gelte in aller Welt für's Unſittliche, und was iſt in der Welt (ſchicklicher als das Geſühlte? Rembrandt, Raphael, Rubens kommen mir in ihren geiſtlichen Geſchichten wie wahre Heilige vor, die ſich Gott überall auf Schritt und Tritt, in Kümmernis und auf dem Höhe gegenwärtig fühlen, und nicht der unſittlichen Pracht von Tempeln und Opfern bedürfen, um ihn an ihre Herzen herbeizuzwingen. Ich ſage da: Meiſter paſſenmenen, die man ſich immer durch Berge und Meere zu trennen pflegt, oder ich dürfte mich wohl getrauen noch manche große Namen herauszuheben, und zu beweiſen, daß ſie ſich alle in dieſem weſentlichen Stück gleich waren.

Ein großer Maler wie der andere, ſucht durch große und kleine empfundene Naturzüge den Zuſchauer, daß er glauben ſoll, er ſey in die Zeiten der vorgeſtellten Geſchichte entrückt, indeſſen er nur in die Verſtellungskunſt, in das Geſicht des Malers verſetzt wird. Und was kann er im Grunde verlangen, als daß ihm Geſchichte der Menſchheit mit und zu weiter menſchlicher Zuteilung hingezaubert werde?

Wenn Rembrandt ſeine Mutter Gottes mit dem Kinde als niederländiſche Bäuerin vorſtellt, ſieht freilich jedes Herrchen, daß entſprach gegen die Geſchichte geſchaffen iſt, welche vermeldet: Chriſtus ſey zu Bethlehem im jüdiſchen Lande geboren worden. Das haben die Italiener beſſer gemacht! ſagt er. Und wie? — Hat Raphael was anders, was mehr gemalt, als ein liebende Mutter mit ihrem Erſten, Einzigen? und war uns dem Sujet etwas anders zu malen? Und iſt Muttertiebe in ihren Abſchattungen nicht eine ergiebige Quelle für Dichter und Maler, in allen Zeiten? Aber es ſind die bibliſchen Stücke alle durch kalte Verteilung und die geſteifte Kirchenſchicklichkeit aus ihrer Einfalt und Wahrheit herausgezogen und dem theilnehmenden Herzen entriſſen worden, um gaffende Augen des Dumpfſinns zu blenden. Sitzt nicht Maria zwiſchen den Schnörkeln aller Akanthuseffnungen, vor den Hirten, mit dem Knäblein da, als ließ ſie's um Geld ſehn? oder habe ſich, nach ausgeruhten vier Wochen, mit aller Kindbettsmuße und Weibeseitelkeit auf die Ehre dieſes Beſuchs vorbereitet? Das iſt nun ſchicklich! Das iſt gehörig! das ſteht nicht gegen die Geſchichte!

Wie behandelt Rembrandt dieſen Vorwurf? Er verſetzt uns in einen dunklen Stall, Roch hat die Gebärerin getrieben, das Kind an der Bruſt, mit dem Buch das Lager zu theilen; ſie ſind bis an den Hals mit Stroh und Kleidern zugedeckt; es iſt alles düſter, außer einem Lämpchen, das dem Vater leuchtet, der mit einem Büchſchen beſitzt und Marien einige Stelle vorzuleſen ſcheint. In dem Augenblick treten die Hirten herein. Der Vorhergehende, der mit einer Strahlenkrone vorangeht, grüßt, indem er die Mütze abnimmt, in das Stroh. Was an dieſem Platze die Frage deutſcher Zuſammenkunft: Iſt hier der neugeborne König der Juden?

Und ſo iſt alles Coſtume überleicht: denn auch der Meiſter der's auch am beſten zu beobachten ſcheint, beobachtet's nicht einen Augenblick. Derjenige, der auf die Tafel das reichen Mannes Stängelgläſer ſetzte, würde übel angeſehen werden, und brum hilft er ſich mit abenteuerlichen Formen, behängt euch mit unbekannten Töpfen, aus welchem uralten Grämpelſchranke er nur immer mag, und zwingt euch durch den markigſten Adel überirdiſcher Weſen in ſittlich gefaltenen Schlafgewändern zu Bewunderung und Ehrfurcht.

Was der Künſtler nicht geliebt hat, nicht lieb, ſoll er nicht ſchildern, kann er nicht ſchildern. Ihr findet Rubens Weiber zu fleiſchig? Ich ſage euch, es waren ſeine Weiber, und bät' er Himmel und Hölle, Luft, Erd' und Meer mit Ideale bevölkert, ſo wäre er ein ſchlechter Ehemann geweſen, und es wäre nie kräftiges Fleiſch von ſeinem Fleiſch und Bein von ſeinem Bein geworden. *)

Es iſt thörig von einem Künſtler zu fordern, er ſoll viel, er ſoll alle Formen umfaſſen. Hatte doch oft die Natur ſelbſt für ganz Provinzen nur Eine Geſchlechtsform zu tragen. Der allgemein ſeyn will wird nichts; die Beſchränkung iſt dem Künſtler ſo nothwendig, als ſich in der aus ſich ſelbſt bedeutenden bilden will. Das Hoffen ab ebenderſelben, an dem Schein voll allen Hausrats und wunderbaren Lumpen hat Rembrandt zu dem Einzigen gemacht, der er iſt. Denn

*) In dem Briefe von Duarte nach Eckermann. Philemon und Baucis hat ich Jupiter auf einem Bauernmahle, Merkurius nicht auf einem orthodoxen Engel und, Mercur mit Attributen und auch der Art beſtimmt ſo zu erkennen. Jupiter hat ich entſchloſſen in der Gruppe ausgeſchrieben und auf Seiten ſeiner Augen auf einen Hochſitz auf der Bank, um es einem feinen Unterſcheidungsmale, durch Kenntnis Perſonen ausgeſchieden, Sterblich ergeben wollen ſeyn. Mercur ſo wie Jung nicht weiter wurde ich ſich ein gewiſſe Jungfrauen unterſcheidt, unſeiner Kindergeſtalten, in und ab einer Tracken, Federn, Zwiegen und Gabelruten ausgeſtatten.

ich will hier nur von Licht und Schatten reden, ob sich solche auf Leinewand oder das zweyerley lässt. Das Hellen zwischen der Gestalt unter Einer Richtung muß nothwendig bey der Kunst da, entweder in die Gedanken oder Linien, wodurch sich das Ding dem darstellt, wie es ist. Nimm nun das Hellen in Einer Form, unter allen Richtungen, so wird der bloße Ding immer lebendiger, wahrer, runder, es wird endlich Du selbst werden. Aber bedenke, daß jedes Menschenkraft ihre Grenzen angeben sind. Wie viel Gegenstände hat die im Stande sie zu fassen, daß sie uns die wieder nur verworrenschaffen werden müssen? Das traue dich, auf dem Himmelchen auf und verbreite dich, so du kannst, über alle Welt.

III.

Dritte Wallfahrt

nach Sainte Croix im Jahre 1778.

Vorbereitung.

Wieder an heiliger Stätte und dem Denkmal des einzigen Lehrers in die ihre heimem Grabe, heiliger Erwin! stehe ich, Gott sey Dank, daß ich bin, wie ich war, noch immer so frischig getrieben von den Gesetzen, und e Meine, noch einsamer, unselbständiger getrieben von dem Strom als ehemals, da ich oft aus sinnlicher Empfindung dein das in einen mich hinreißt, weder ich nichts fühlte und, noch selbst betrübend, den Kraft- und wohlthätigen Gegenstand mit schwacher Ahnung übersinnlich. Wie viel Nebel sind von meinen Augen gefallen, und doch bist du nicht aus meinem Herzen gewichen, alles belebende Liebe! Du bist mir der Wortrieb wohnst, ob sie gleich sagen, du seyst lächerlich und entfernt im Nebel.

Gebet.

Du bist Eins und ewiglig, gegenwärtig und unfaßlich, nicht zusammengetragen und gestückt. Vor dir wie vor dem schaumkommenden Sturze des gewaltigen Rheins, wie vor der glänzenden Krone der ewigen Schneegebirge, wie vor dem Anblick des heiligen unbegreiflichen Sees und seiner Wechselfluten und wilden Thäler, grauer Gottheit! wie vor jedem großen Gedanken der Schöpfung, wird in der Seele rege, was auch Schöpferkraft in sie ist. In Dichtung stammelt sie aber in kurzen Strophen nicht sie auf dem Papier Anbetung den Schaffenden, entzückenden, umfassenden unaussprechlichen Gefühl des, das da ist und da war und da kommt.

Erste Station.

Ich will schreiben, denn mir ist's wohl, und du seyst ich da schreib, ist's auch andern nicht wohl, da sie lesen, etwas stimm das Wort nun durch die Ahren fließ und die Augen etwas hell waren. Was ich auch wohl kann, in die Freunde, wie mir in der Luft, die mir über alle Dächer der ungeheuren Stadt metaphysisch auf diesem Augenpunkt entgegenwirbelt.

Zweite Station.

Höher in der Luft, hinaufschwindt schon verschwindet die dunkle Erde, naturähnlicher. Unbewußte und doch voll bedeutender Gestalt der gegenwärtig. " Nun entsteht.

Ich schrieb ehemals ein Blatt patriotischer Innigkeit, das wenige lasen, Buchstabenweise unter sie stimmen, und meinen mit Scham nur Fenster wohin sehen sah was sie unempfindlich und unausgesprochen glücklich machte. Wunderlich war's, von einem Gebäude gedrungenheit sehen, Thatsachen in Kürze halten, und den Mitverstehenden gerecht lassen' und doch gab mir's jetzt nicht besser. So sey denn mein Schicksal, wie es dein Schicksal ist, himmelanstrebender Thurm und heinz, meinem breite Welt Gottes' angepaßt und lippelnmeise in den Gründen der Weisen aller Völker aufgespart zu werden.

Dritte Station.

Hört ich euch bei mir, schöpfungsvolle Künstler, geistliche Kenner! seyen ich auf meinen kurzen Wanderungen so viele fand, und auch euch, die ich nicht fand, und die sind! Wenn euch das Blatt erreichen wird, lese es euch Stückung sey gegen Gott unvermischte Ideen spielen und bewahre Mitempfindung, und sollte ihr an dieses Pult kommen, gedenkt mein in Liebe.

Tausend Menschen ist die Welt ein Kunstkabinett, die Bilder kaufen verlieren und verschwinden, die Eindrücke bleiben flach und einzeln in der Seele, denn lassen sie sich so leicht durch fremden Urtheil leiten, sie sind wichtig die Eindrücke anders ordnen, verbinden und ihren Werth auf und ab bestimmen zu lassen.

Hier wird durch Lesung Anleitung die Kenner die Schwierigkeiten unterbrechen, die Empfindung ging in Gegenstände über, unter welchen die einzigen Stationen vollendet wurden. Mit jedem Tritte überzeugte man sich mehr: daß Schöpferkraft im Künstler sein muß, aufschwellendes Gefühl der Vortrefflichkeit, Mark und das Gedanken, und daß nur durch diese ein Kunstwerk Werk entsteht, wie andere Gestalte durch ihre entwickelte Kunstkraft hervorgebracht werden.

Ueber

Christus und die zwölf Apostel,

nach Raphael von Mare-Anton gestochen, und von Herrn Professor Langer in Düsseldorf copirt.

1789.

Jedem wie die Meisterwerke Raphaels bewundert, bemerken wir gar leicht eine höchst glückliche Erfindung, und wie dem so danken ganz gewiß, begierig und leicht Aufnahme. Wenn nur jenem glücklichen Künstler gelingen darf, so sehen wir in diesem einen durch reine Nachahmenden großen Geschmack, und eine durch ernste und tiefe Ahnung unter den Augen großer Meister erlangte Kunstfertigkeit.

Die heiligen Männer, welche Christum und die große Zahl verbreiten, und welche Mare-Anton nach dem gestochen, Herr Professor Langer in Düsseldorf aber nachdrücklich copirt hat, geben uns die schönste Gelegenheit jene Betrachtungen zu erneuern.

Die Kopfe, einen stark lebenden Ernst mit seinen großen und verschiedenen Charakteren, welche ganz an seinen Worten und an seinem Thun hangen, und größtentheils treue christlichen Gemüter mit einem Meister-Zuge stimmen, gehörigen vorgestellen, daß er mit einer solchen Einfalt, Mannigfaltigkeit, Herrlichkeit und mit so einem solchen Kunstverstande aufgefaßt, daß uns diese Bilder für eine der schönsten Monumente seines großen Talents halten können.

Maß und von ihrem Charakter, Stande, Beſchäftigung Mondes- und Todt, in ihren Schriften oder durch Traditionen ewig geblieben, hat er auf das zarteſte benutzt, und dadurch eine Reihe von Geſtalten hervorgebracht, welche, ohne einander zu gleichen, eine innere Beziehung auf einander haben.

Wir wollen ſie einzeln durchgehen, um unſere Beſtätigung auf dieſe intereſſante Sammlung aufmerkſam zu machen.

Petrus. Er hat ihn gerade von vorne geſtellt und ihm eine feſte gedrungene Geſtalt gegeben. Die Extremitäten ſind bei dieſer, wie bei einigen andern Figuren, ein wenig groß gehalten, wodurch die Figur etwas kürzer ſcheint. Der Hals iſt kurz, und die kurzen Haare ſind unter allen dreißig Figuren am ſtärkſten gekrauſt. Die Hauptfalten des Gewandes laufen in der Mitte des Körpers zuſammen, das Geſicht ſieht man, wie die übrige Geſtalt, ganz von vorn. Die Figur iſt in ſich ſelbſt zuſammengenommen und ſteht da, wie ein Pfeiler, der eine Laſt zu tragen im Stande iſt.

Paulus iſt auch ſtehend abgebildet, aber abgewendet, wie einer der gehen will und nochmals zurückſieht; der Mantel iſt aufgezogen und über den Arm, in welchem er das Buch hält, geſchlagen; die Füße ſind frei, es hindert ſie nichts am Fortſchreiten; Haare und Bart bewegen ſich wie Flammen, und ein ſchwärmeriſcher Ernſt glüht auf dem Geſichte.

Johannes. Ein edler Jüngling, mit langen, angenehmen, nur am Ende krauſen Haaren. Er ſcheint zurückzutreten, indem die Zeugniſſe der Religion, das Buch und den Kelch, zu bergen und vorzuzeigen. Es iſt ein ſehr glücklicher Kunſtgriff, daß der Alter, indem er die Figur hebt, das Gewand zugleich mit in die Höhe bringt, und durch dieſes Mittel die ſchon angelegten Falten in die vollkommenſte Lage geſetzt worden.

Matthäus. Ein wohltätender, behaglicher, auf ſeinem Daſeyn ruhender Mann. Die allzugroße Ruhe und Bequemlichkeit iſt durch einen ernſthaften, beinahe ſchroffen Blick in's Gleichgewicht gebracht; die Falten die über den Leib geſchlagen ſind, und der Geldbeutel, geben einen unbeſchreiblichen Begriff von behaglicher Harmonie.

Thomas iſt eine der ſchönſten, in der größten Einfalt ausdrucksvollſten Figuren. Er ſteht in ſeinen Mantel zuſammengenommen, der auf beiden Seiten faſt ſymmetriſche Falten wirft, die aber, durch ganz leiſe Veränderungen, einander völlig unähnlich gemacht worden ſind. Stiller, ruhiger, beſcheidener kann wohl kaum eine Geſtalt gebildet werden. Die Wendung des Kopfes, der Ernſt, der beinah traurige Blick, die Feinheit des Mundes harmoniren auf das ſchönſte mit dem ruhigen Ganzen. Die Haare allein ſind in Bewegung, ein unter einer ſanften Laſt nicht beengtes Gemüth anzeigend.

Jacobus major. Eine ſanfte, eingehüllte, verbeiwandelnde Pilgrims-Geſtalt.

Philippus. Man ſieht dieſen zwiſchen die beiden vorhergehenden, und betrachtet den Faltenwurf aller drei nah einander, und es wird auffallen, wie reich, groß und breit die Falten dieſer Geſtalt gegen jene gebauet ſind. So reich und vornehm ſein Gewand iſt, ſo ſicher ſteht er, ſo feſt hält er das Kreuz, ſo ſcharf ſieht er darauf, und das Ganze ſcheint eine innere Größe, Ruhe und Feſtigkeit anzudeuten.

Andreas umarmt und liebkoſet ſein Kreuz mehr als er es trägt; die einfachen Falten des Mantels ſind mit großem Verſtande geworfen.

Thaddäus. Ein Jüngling, der, wie es die Mönche auf der Reiſe zu thun pflegen, ſein langes Oberkleid in die Höhe nimmt, daß es ihm nicht im Wege hänge. Aus dieſer einfachen Handlung entſtehen ſehr ſchöne Falten. Er trägt die Partiſane, das Zeichen ſeines Märtyrer-Todes, als einen Wanderſtab in der Hand.

Matthias. Ein muntrer Alter, in einem durch höchſt verſtandene Falten vermannigfaltigten einfachen Kleide, lehnt ſich auf einen Spieß, ſein Mantel fällt hinterwärts herunter.

Simon. Die Falten des Mantels ſtrekt als des übrigen Gewandes, womit dieſe mehr von hinten als von der Seite zu ſehende Figur bekleidet iſt, gehören mit unter die ſchönſten der ganzen Sammlung, wie überhaupt in der Stellung, in der Miene, in dem Haarwuchſe eine unbeſchreibliche Harmonie zu bewundern iſt.

Bartholomäus ſteht in ſeinen Mantel wohl und mit großer Kunſt künſtlich eingewikelt; ſeine Stellung, ſeine Haare, die Art, wie er das Meſſer hält, mochte uns faſt auf den Gedanken bringen, er ſey eher bereit jemanden die Haut abzuziehen, als eine ſolche Operation zu dulden.

Chriſtus zuletzt wird wohl niemanden befriedigen, der die Wundergeſtalt eines Gottmenſchen hier ſuchen möchte. Er tritt einfach und ſtill hervor um das Volk zu ſegnen. Von dem Gewand, das von unten herauf gezogen iſt, in ſchönen Falten das Knie ſehen läßt und wieder dem Leibe zieht, wird man nicht Recht behaupten, daß es ſich ſeinen Augenblick ſo erhalten könne, ſondern gleich darunter ſollen müſſe. Wohlerſchrieben hat Raphael ſupponirt, die Figur habe mit der rechten Hand das Gewand herauf gezogen und angehalten und laſſe es in dem Augenblicke, indem ſie den Arm zum Segnen aufhebt, los, ſo daß es eben niederfallen muß. Es wäre dieſes ein Beiſpiel von dem ſchönen Kunſtmittel, die kurz vorhergegangene Handlung durch den überbleibenden Zuſtand der Falten anzudeuten.

Alles dieſes bisher Geſagte ſind immer nur Noten ohne Text, und wir würden uns wohl ſchwerlich entſchließen haben ſie aufzuzeichnen, noch weniger ſie abdrucken zu laſſen, wenn es nicht unſern Leſern möglich wäre, ſich wenigſtens einen großen Theil der Betrachtungen zu verſchaffen, welche man beim Anblick dieſer Kunſtwerke genieße.

Herr Profeſſor Langer in Düſſeldorf hat von dieſen ſeltenen und ſchätzbaren Blättern und von ſorgen Copien gekauft, welche, ſie das was ſie koſten, um einen ſehr geringen Preis zu haben ſind.

Die Conture in Klyswirnen, ſowohl der ganzen Figuren als der einzelnen Theile, ſind ſorgfältig und rein gearbeitet; auch ſind Licht und Schatten im Ganzen genommen harmoniſch genug behandelt, und der Stich iſt, beſonders auf lichtgrauem Papier, einen ganz guten Effect. Dieſe Blätter gewähren alſo wenigſtens einen Begriff von dem Werth der Originale in Anſehung auf Erfindung, Stellung, Wurf der Falten, Charakter der Haare und der Geſichter, und wir dürfen wohl ſagen, daß kein Liebhaber der Künſte verſäumen ſollte, ſich dieſe Langerſchen Copien anzuſchaffen, ſelbſt in dem ſeltenen Falle, wenn er die Originale beſitze, ſie mit denſelben zu vergleichen. Dieſe Copien, wie eine jede Ueberſetzung, noch manchen Stoff zum Nachdenken geben. Wir wollen hinzugen auch nicht bergen, daß, in Vergleichung mit den Originalen, und dieſe Copien manches zu wünſchen übrig laſſen. Beſonders bemerkt man bald, daß die Gebäude und Aufmerkſamkeit des Copierenden durch alle dreißig Blätter ſich nicht gleich erhalten iſt. So iſt zum Beiſpiel die Figur des Petrus mit vieler Sorgfalt, die Figur des Johannes dagegen ſehr nachläßig gearbeitet, und bei genauer Prüfung findet man, daß die übrigen ſich bald dieſem bald jenem an Werthe nähern. Da alle Figuren bekleidet ſind, und der größte Künſtler worth in den Formen nichts, in ſeinen Charakter, in jeder Stellung paſſenden Gewändern liegt, ſo gehört auch die größte Blatte dieſer Werke verloren, wenn der Copierende

nicht überall die Falten auf das partikulste behandelt. Nicht allein die Hauptfalten der Originale sind meisterhaft gebrochen, sondern von den schärfsten und kleinsten Brüchen, bis zu den breitesten Verflächungen ist alles übertrieben, und mit dem verständigsten Grabstichel jeder Theil nach seiner Eigenschaft ausgedruckt. Die verschiedenen Abschattungen, kleine Vertiefungen, Erhöhungen, Kinder, Brüche, Säume sind alle mit einer bewunderungswürdigen Kunst nicht angedeutet, sondern ausgedrückt, und wenn man an diesen Blättern den strengen Fleiß und die große Aemsichtigkeit der Albrecht Dürerischen Arbeiten bemerkt, so setzen sie dagegen bei dem größten Kunstverstand, ein so leichtes und glückliches Naturell über Arbeit, daß sie uns nicht weniger bewundernswürdig vorkommen. In den Originalen ist keine Falte von der wir uns nicht Rechenschaft zu geben getrauen; keine, die nicht, selbst in den schwierigen Abtrücken, welche wir vor uns haben, bis zu ihrer letzten Absetzung zu verfolgen wäre. Bei den Copien ist das nicht immer der Fall, und wir haben es nur desto mehr bewundert, da, nach dem was schon geleistet ist, es Herrn Professor Langer gar nicht an Kunstfertigkeit zu fehlen scheint, das Mehrere gleichfalls zu leisten. Nach allem diesen glauben wir mit guten Gründen wiederholen zu können, daß wir wünschen, diesen geschickten, auf eine dankbare Kunstweise aufmerksamen, und welches in unserer Zeit selten zu sein scheint, Aufmerksamkeit erregenden Künstler, durch gute Aufnahme seiner angefangenen Arbeit aufgemuntert zu sehen, damit er in der Folge etwa noch ein und das andere ähnliche Werk unternehmen, und mit Anstrengung aller seiner Kräfte, uns eine Arbeit vorlegen möge, welche wir mit einem ganz unbedingten Lobe den Liebhabern anpreisen können.

Christus

nebst zwölf alt- und neutestamentlichen Figuren den Bildhauern vorgeschlagen.

Wenn wir den Malern abgerathen, sich vorerst mit biblischen Gegenständen zu beschäftigen, so werden wir uns, um die hohe Ehrfurcht die wir vor jenem Gegenstand hegen, zu bethätigen, an die Bildhauer, und denken hier die Angelegenheit im Großen zu behandeln.

Es ist uns schmerzlich zu vernehmen, wenn man einen Plastiker auffordert Christus und seine Apostel in einzelnen Bildnissen aufzustellen, Raphael hat es mit Geist und Heiterkeit einmal malerisch behandelt und man sollte man es dabei bewenden lassen. Wie soll der Plastiker die Charaktere herausnehmen, um sie genugsam zu fordern? Die Zeichen des Märtyrerthums sind der neuern Welt nicht anständig genugsam, der Künstler will die Bestimmung nicht abweisen, und da bleibt ihm denn gar nichts übrig, als mehrgedachten Männern Bücher auf Tücher um den Leib zu binden, mehr als je in einem ganzen Leben möchten gebraucht haben.

In einer Art von Verzweiflung, die uns immer ergreift wenn wir mißgeleitete oder mißbrauchte schöne Talente zu bedauern haben, bildete sich bei mir der Gedanke: bedeutende Figuren aufzustellen, in welchen der ganze sittliche Cyclus hervorgehen könnte, welches wir denn mit gut in Worten und Bemerken partiert mittheilen.

1.

Adam,

in vollkommen menschlicher Kraft und Schönheit; ein Garten, nicht wie der Hellenismus, sondern wie der fruchtreiche, mächtigstarke Vater der Menschen zu denken sein möchte; mit dem Fell bekleidet, das seine Nachkommen zu decken ihm von oben gegeben ward. Zu der Bildung seiner Gattinnen würden wir den größten Meister auffordern. Der Urvater setzt mit ernstem Blick, halb traurig sinnend, auf einen derben, tüchtigen Knaben, dem er die rechte Hand aufs Haupt legt, indem er mit der linken das Gerätschaft, als von der Arbeit aufruhend, nachlässig sinken läßt.

Der aufgewachsene Knabe, ein tüchtiger Junge, erwürgt mit seinem Kinderblick und kräftigen Fäusten, ein paar Drachen die ihn bedrohen wollten, wenn der Vater, gedachtem über den Verlust des Paradieses getröstet, dasitzt. Wir stellen bloß das Bild dem Künstler vor die Augen, es ist für sich deutlich und rein, was man hiezu denken kann ist wenig.

2.

Noah,

als Winzer, leicht gekleidet und geschürzt, aber doch schon gegen das Alterfall anmuthig contrastirend, einen reich behangenen Rebstock in der linken Hand, einen Becher, den er zutrinklich hinweist, in der rechten. Sein Gesicht edel heiter, leicht von dem Geiste des Weins belebt. Er muß die patriarchene Sicherheit seiner selbst andeuten, ein behagliches Bewußtsein, daß wenn er auch die Menschen von wirklichen Uebeln nicht zu befreien vermöge, er ihnen doch ein Mittel, das gegen Sorge und Kummer, wenn auch nur augenblicklich, wirken solle, hervorzurufen das Glück habe.

3.

Moses.

Diesen Heroen kann ich mir freilich nicht anders als sitzend denken, und ich erwähne mich dessen um so weniger, als ich, um der Abwechslung willen, auch recht einen Stehenden und in dieser Lage Redenden möchte hervorgehoben sehen. Wahrscheinlich hat die überkräftige Statue des Michel-Angelo, am Grabe Julius des Zweiten, sich meiner Einbildungskraft hervorragend bemächtigt, daß ich nicht von ihr loskommen kann; auch sey bewogen das fernere Nachdenken und Erfinden dem Künstler und Kenner überlassen.

4.

David

darf nicht fehlen, ob er mir gleich auch als eine schwierige Aufgabe erscheint. Den Hirtensohn, Glückskind, Helden, Sänger, König und Frauenlieb in Einer Person, eher eine vorzügliche Eigenschaft derselben hervorgehoben, darzustellen, möge dem genialen Künstler glücken.

5.

Jesaias.

Fürstensohn, Patriot und Prophet, ausgezeichnet durch eine würdige, warnende Gestalt. Könnte man

durch irgend eine Ueberlieferung dem Costume jener Zeiten bekommen, so wäre das hier von grossem Werthe.

6.

Daniel.

Diesen getraue ich mir schon näher zu bezeichnen. Ein bejahrtes, länzliches, ausdrucksvolles Gesicht, schicklich bekleidet, von langem lockigem Haar, schlanke jüngliche Gestalt, enthusiastisch in Blick und Bewegung. Da er in der Reihe zunächst an Ezechiam zu stehen kommt, würd' ich ihn gegen diesen gewendet vorschlagen, gleichsam im Geiste den Verkündeten voranschauend.

—

Wenn wir uns vorstellen in eine Basilika eingetreten zu seyn und, im Vorschreiten, links die beschriebenen Gestalten betrachtet zu haben, so gelangen wir nun in der Mitte vor

7.

Christus selbst,

welcher, als hervortretend aus dem Ganze, darzustellen ist. Die verschiedenen Gradetücher werden Gelegenheit geben, göttlich, auch neue Falten, in verherrlichter Manchmanier und schicklicher Nacktheit darzustellen, zur Beschämung, daß wir ihn sehr unschicklich gemartert, sehr oft nackt am Kreuze und als Leichnam sehen mußten. Es wird dieses eine der schönsten Aufgaben für den Künstler werden, welche unsres Wissens noch niemals glücklich gelöst worden ist.

Gehen wir nun an der andern Seite hinunter und betrachten die selbst folgenden neutestamentlichen Gestalten, so finden wir

8.

den Jünger Johannes.

Diesem würden wir ein zartliches Gesicht, krause Haare und durchaus eine herbere Gestalt als dem Daniel geben, um durch jenen das sehnsüchtige Liebestreben nach dem Höchsten, hier die befriedigte Liebe in der herrlichsten Gegenwart auszudrücken. Mit solchen Contrasten läßt sich, auf eine zarte, kaum den Augen bemerkbare Weise, die Idee darstellen, von welcher wir eigentlich ergriffen sind.

9.

Matthäus der Evangelist.

Diesen würden wir vorstellen als einen ernsten, stillen Mann von entschieden ruhigem Charakter. Ein Greis, wie ihn zu immer zugetheilt wird, hier aber in Knabengestalt, würde ihm beigestellt, der in flach erhobener Arbeit eine Platte ausmacht, auf deren schwarzem Theil man die Bereitung des auf der Mutter Schooße sitzenden Jesuskindleins, durch einen König, im Beyseyn durch einen Hirten, mit Andeutung von folgenden, zu sehen hätte. Der Evangelist, ein Täfelchen in der Linken, einen Griffel in der Rechten, blickt heiter aufmerksam nach dem Vorbilde, als einer der angenehmsten Geschäfte sich erfreuend. Wir sehen diese Gestalt mit einer Umgebung auf mannichfaltige Weise freundig im Geiste.

Wir betrachten überhaupt dieser, dem Sinne nach, als das Gegenbild von Moses, und wünschen, daß die Künstler diesen Gestalt, hier Gesetz und Evangelium in Contrast bringe; jener hat die schon eingegrabenen Tafeln des Gesetzes, dieser ist im Begriff das lebendige Evangelium leicht und schnell aufzufassen. Jenem möchte ich keinen Gefallen geben, denn er erhielt seine Tafeln unmittelbar aus der Hand Gottes, bei diesem aber kann, wenn man allegorisiren will, der Genius die Ueberlieferung vorstellen, durch welche eine dergleichen Kunde erst zu dem Evangelisten mochte gekommen seyn.

10.

Diesen Platz wollen wir dem Hauptmann von Capernaum gönnen; er ist einer der ersten Gläubigen, der von dem hohen Wundenmanne Hülfe erfordert, nicht für sich, noch einen Blutsverwandten, sondern für den treuesten millitärischen Diener. Es liegt hierin etwas so Zartes, daß wir wünschten es möchte mit empfunden werden.

Da bei dem ganzen Vorschlag eigentlich Mannigfaltigkeit zugleich beabsichtigt ist, so haben wir hier einen römischen Hauptmann, in seinem Costume, der sich recht auszeichnen wird. Wir verlangen nicht gerade, daß man ihn ausdrücklich ansehe, was er bringt und will, es ist uns genug wenn der Künstler einen kräftig verständigen und zugleich wohlwollenden Mann darstellt.

11.

Maria Magdalena.

Diese würde ich sitzend, oder halb gelehnt dargestellt wünschen, aber weder mit einem Todtenkopf noch einem Buch beschäftigt; ein in der gestellten Gemüt müßte die das Salbfläschchen voraweisen, womit sie die Füße des Herrn gesalbt, und sie sähe es mit frommem, wehmüthigem Behagen an. Diesen Gedanken haben wir schon in einer allerdings Zeichnung ausgeführt gesehen, und wir glauben nicht, daß etwas Frommanmuthigeres zu denken sey.

12.

Paulus.

Der ernste gewaltige Lehrer! Er wird gewöhnlich mit dem Schwerte dargestellt, welches wir aber wie alle Marterwerkzeuge absehen und ihn lieber in der bedeutenden Stellung zu sehen wünschten, eines, der seinem Wort, mit Nachen sowohl als Gebärde, Nachdruck verleihen und Ueberzeugung erringen will. Er würde als Gegenstück von Jesaias, dem vor Gottes warnenden Lehrer, dem die traurigsten Zustände voraussehenden Seher, nicht gerade gegenüber stehen, aber doch in Bezug zu denken seyn.

13.

Petrus.

Diesen wünscht' ich nun auf das Geistreichste und Mannichfaltigste behandelt.

Wir sind eben in eine Basilika hereingetreten, haben zu beiden Seiten in den Intercolumnien die zwölf Figuren im Allgemeinen erblickt, in der Mitte, in dem würdigsten Raum, den Evangelisten. Wir sind gegangen, bedächtig, auf unserer linken Hand an, und betrachten hier das Evangelium der Reihe nach.

In der Gestalt, Mienen, Bewegung St. Pauls sahen wir einen so eigentümlich ausgedrückten. In der linken hängt

ihm ein kolossaler Schlüssel, in der Rechten trägt er den Gegenpart, eben wie einer der im Begriff ist aufzuschließen. Diese Haltung, diese Miene trifft wahrhaft ausgedrückt, müßte einem ächten Künstler die größte Freude machen. Ein ernster forschender Blick würde gerade auf den Eintretenden gerichtet sein, ob er kann auch sich hierher zu wagen berechtigt sey? und dadurch würde zugleich dem Schreibenden die Warnung gegeben, er möge sich in Acht nehmen, daß nicht hinter ihm die Thüre für immer zugeschlossen werde.

Wiederaufnahme.

Ehe wir aber wieder hinaustreten, drängen sich uns noch folgende Betrachtungen auf. Hier haben wir das alte und neue Testament, jenes vorbildlich auf Christum deutend, sodann den Herrn selbst in seine Herrlichkeit eingehend, und das neue Testament sich in jenem Sinne auf ihn beziehend. Wir sehen die größte Mannigfaltigkeit der Gestalten und doch immer, gewissermaßen paarweise, sich auf einander beziehend, ohne Zwang und Anstrengung: Adam auf Noah, Moses auf Matthäus, Josias auf Paulus, Daniel auf Johannes, David und Magdalena machen sich unmittelbar auf Christum selbst bezogen, jene stolz auf solch einen Nachkommen, diese durchdrungen von dem allerschönsten Gefühl, einen würdigen Gegenstand für ihr liebendes Herz gefunden zu haben. Christus steht allein in großartigem Bezug zu seinem himmlischen Vater. Den Gedanken, ihn darzustellen, wie die Gerechtigkeit von ihm wegblickend, haben wir schon benutzt gefunden, aber es ist nicht die Frage, neu zu sein, sondern das Gehörige zu finden, eben weil es gefunden ist, es anzuerkennen.

Es ist offenbar, daß bei der Trockenheit der Bildhauer sie nicht immer glücklich in der Wahl ihrer Gegenstände sind; hier werden ihnen viele Figuren geboten, deren jede einzeln werth ist bei Unternehmens, und selbst auch das Ganze, im Großen ausgeführt, nur der Einbildungskraft anheim gegeben werden, so wäre doch, in Modellen mäßiger Größe, mancher Ausstellung eine anmuthige Mannigfaltigkeit zu geben. Der Verein der deutschen billigte wurde natürlich Beifall und Zufriedenheit erwerben.

Würden wahre Bildhauer aufgerufen, sich, nach ihrer Neigung und Fähigkeit, in die einzelnen Figuren zu theilen, sie, in gleichem Maßstab, zu modelliren, so konnte man eine Ausstellung machen, die, in einer großen bedeutenden Stadt, gewiß nicht ohne Zulauf sein würde.

Verein der deutschen Bildhauer.

Rom, den 27 Januar 1817.

Da von allen Seiten der die Bildhauerkunst das eigentliche Fundament aller bildenden Kunst genannt und mit ihrer Abnahme und Untergang auch alles andere Mal- und Bildnerwesen sich verlieren, so betrachten sich die deutschen Bildhauer in dieser bedenklichen Zeit, ohne zu untersuchen wie die übrigen verwandten Künste sich verhalten hätten, auf ihre alten, anerkannten, auch durch neuere und neueste Urtheile und Zeugungen bewährten, daß sie für Kunst und Handwerk gelte, wie erlernt, bald mit ganz runder Arbeit zu beharren ist. Der Hauptpunkt aller Praktik, welches Werken wir uns kunstlichen zu Ehren der Griechen bedienen, ist, daß die Würde des Menschen innerhalb der menschlichen Gestalt dargestellt werde. Daher ist der allen außer dem Menschen zwar nicht fremde, aber doch nur ein Nebenwerk, welches erst der Würde des Menschen angenähert werden muß, damit sie derselben diene, ihr nicht etwa in den Weg trete, oder vielleicht gar hinderlich und schädlich sey. Dergleichen sind Gewänder und alle Arten von Bekleidungen und Zutaten, auch sind die Thiere hier zu nennen, welche diejenige Kunst ganz all in würdig ziehen kann, die ihnen ihren Theil von dem im Menschen wohnenden Gottesgebilde in diesem Maße zugedenken verstattet.

Der Bildhauer wird daher von frühester Jugend auf einsehen, daß er eines Meisters bedarf und aller Schulerwerk, d. h. Selbstquälerei gänzlich ablegen. Er wird das gesunde menschliche Gebilde vom Knochenbau heraus, durch Bänder, Sehnen und Muskeln aufs sicherste durchsehen, welches dem keine Schwierigkeit machen wird, wenn sein Talent, als ein Selbstfundes sich im Gefunden und Jugendlichen wieder anerkennt.

Wie er nun das vollkommne, obschon gleichzeitige Gegenwärtige der menschlichen Gestalt, männlichen und weiblichen Geschlechts, sich als einen wirklichen Genen anzueignen und denselben darzustellen im Stande ist, so ist sodann der nächste Schritt zum Charakteristischen zu thun. Hier bewährt sich nun jener Typus auf und ab zu allem Bedeutenden, welcher die menschliche Natur in offenbaren fähig ist, und hier sind die griechischen Muster allen andern vorzuziehen, weil es einen gleichen Reichthum und Mannigfaltigkeit theils vorgenommen, theils vorgenommen, und diesen Nachfolgern, die sich nicht zu ihnen bekennen, sondern in ihrer Einmaligkeit Original sein wollen, in dem Starken nur Schwäche und in dem Starken nur Plumpheit und Carricatur übrig zu lassen.

Weil aber in der Praktik zu denken und zu thun ganz unmittelig und innig ist, der Künstler vielmehr würdige Gegenstände mit Augen sehen muß, so hat er noch den Reichen der höchsten Vorzeit zu fragen, welche denn auch allein in den Arbeiten des Phidias und seiner Zeitgenossen zu finden sind. Hiervon darf man so generelle urtheilen, weil genugsame Reste dieser Art sich schon jetzt in London befinden, so daß man also einen jeden Praktiker gleich an die rechte Quelle weisen kann.

Jeder deutsche Bildhauer betrachtet sich daher: alles was ihm von eigenem Vermögen zu Gebote steht, der oder was ihm durch Freunde, Gönner, günstige Zufälligkeiten zu Theil wird, darauf zu verwenden, daß er eine Reise nach England mache, und dadurch so lang' als möglich verweile, indem alsdann zuvörderst die Elginischen Marmore, sodann aber auch die übrigen dort befindlichen dem Museum einverleibten Sammlungen eine Gelegenheit geben, die in der heutigen Welt nicht weiter zu finden ist.

Dadurch studire er vor allen Dingen aufs genauste den gesammten Ueberrest des Parthenons und des Phigalischen Tempels; auch die Basreliefs zu beschauen. Theil wird ihm Belehrung geben. Dabei bedenke er freilich, damit er sich nicht aufhalte, daß es nicht gerade nöthig sey ein Praktiker zu werden.

Dann möchte er in diesem Sinne nichts weniger von der Zeit übrig sein, die weitere Kunst, die auch wohl überall immer von Erheblichkeit kommen konnte, wenn sich der talentvolle Mensch sich nicht gewöhnlich gar sehr ablenken ließe, so ist in unserer gegenwärtigen Lage nicht zu berechnen, daß ja die Nachlässigkeit des Privatlebens schon von jener strengen Form durchdrungen, diese in Zimmern und Appartements, Hallen und Gärten und Gartenhäusern suchen, und was der Herrschaft alles einfallen mag, sich über nach seinen Zufälligkeiten und Lu-

nem eigenen Charakter zu ergeben wuſte, bis zuletzt das Portrait ſelbſt, Thiere und Phantaſiegeſtalten von der hohen Würde des Olympiſchen Jupiters und der Pallas des Parthenons participiren.

In dieſen Betrachtungen alſo erkennen wir an, daß der Plaſtiker die Kunſtgeſchichte in ſich ſelbſt repräſentiren müſſe; denn an ihm wird ſogleich merklich, von welchem Punkte er ausgegangen. Wo ich ein lebender Meiſter dem Künſtler beſchieden iſt, könnt nicht von ihm ab; was er aber zur Muſter aus der Vergangenheit ſich wählen will, das iſt ſeine Sache ſobald er zur Erkenntniß kommt, und da möchte er nur immer das Höchſte: denn er hat alsdann einen Maasſtab, wie ſchätzenswerth er noch immer ſey, wenn er auch hinter jenem zurückbleibt. Wer unvollkommnern Muſter nachahmt, beſchleicht ſich ſelbſt; er will ſie nicht übertreffen, ſondern hinter ihnen zurückbleiben.

Sollte aber dieſer gegenwärtige Vorſchlag von den Gönnern der edlen Kunſt gebilligt und mit Freuden aufgenommen werden, ſo iſt zu hoffen, daß die deutſchen Gönner auch hierbin ihre Neigung wenden. Denn obgleich ein jeder Künſtler, der ſich zum Plaſtiſchen beſtimmt fühlt, ſich dieſe Wallfahrt nach London zuſchwören und mit Gefahr des Pilger- und Märtyrthums ausführen muß, ſo wird es doch der deutſchen Nation viel anſtändiger und für die gute Sache ſchneller wirkſam werden, wenn ein geprüfter junger Mann von hinreichender Fertigkeit hierhin mit Empfehlungen geſendet und unter Aufſicht gegeben würde.

Denn gerade, daß deutſche Künſtler nach Italien, ganz auf ihre eigene Hand, ſeit dreißig Jahren gegangen und dort, nach Bildern und Zeilen, ihr daß Kunſtweſen, bald religiöſes Weſen getrieben, haben iſt Schuld an allen neuen Verirrungen, welche noch eine ganze Weile nachwirken werden.

Haben die Engländer eine afrikaniſche Geſellſchaft, um gutmüthige, dunkelfarbende Menſchen in die wohlthätigen Tiefen zu Entdeckungen abzuſenden, bin man recht gut voraueſehen konnte, ſollte nicht in Deutſchland der Sinn erwachen, die uns ſo nahe gebrachten über alle Begriffe würdigen Kunſtſchätze auch wie das Mittelland zu bauen?

Hier wäre eine Gelegenheit wo die Frankfurter angeſehene und wirklich hinreichend proportionirte Städtiſche Einrichtung ſich auf dem höchſten bedeutenden Punkt entſchieden ſehen laſſen könnte. Wie leicht würde es den biedern großen Handelshäuſern ſeyn, einen jungen Mann zu empfehlen und durch ihre mannichfaltigen Verbindungen in Anſicht halten zu laſſen.

Ob freilich ein ächtes plaſtiſches Talent in Frankfurt geboren ſey, iſt noch die Frage und die noch ſchwerer zu beantworten, ob man die Kunſt außerhalb der Bürgerſchaft befördern dürfe.

Genug, die Sache iſt von der Wichtigkeit, beſonders in dem gegenwärtigen Augenblick, daß ſie wohl verdient zur Sprache gebracht zu werden.

Denkmale.

Da man in Deutſchland die Neigung hegt, Freunden und beſonders Abgeſchiedenen Denkmale zu ſetzen, ſo habe ich lange ſchon bedauert, daß ich meine lieben Landsleute nicht auf dem rechten Weg ſah.

Leider haben ſich unſere Monumente an die Garten- und Landſchaftsanlagen angeſchloſſen und da üben mit dem abgeſtumpfte Säulen, Vaſen, Altäre, Obelisken und was dergleichen bildliche allgemeine Formen ſind, die jeder Liebhaber erſinden und jeder Steinhauer ausführen kann.

Das beſte Monument des Menſchen aber iſt der Menſch. Eine gute Büſte in Marmor iſt mehr werth als alles Architektoniſche, was man jemanden zu Ehren und Andenken aufſtellen kann; ferner iſt eine Medaille, von einem gründlichen Künſtler nach einer Büſte oder nach dem Leben gearbeitet, ein ſchönes Denkmal, das mehrere Freunde beſitzen können und das auf die ſpäteſte Nachwelt übergeht.

Bloß zu beider Art Monumenten kann ich meine Stimme geben, wobei denn aber freilich tüchtige Künſtler vorausgeſetzt werden. Was hat uns nicht das fünfzehnte, ſechzehnte und ſiebzehnte Jahrhundert für herrliche Denkmale dieſer Art überliefert und wie manches ſchätzenswerthe auch das achtzehnte! Im neunzehnten werden ſich gewiß die Künſtler vermehren, welche einen Vorzüglichen leiſten, wenn die Liebhaber das Geld, das ohnehin ausgegeben wird, würdig anzuwenden wiſſen.

Leider tritt noch ein anderer Fall ein. Man denkt an ein Denkmal gewöhnlich erſt nach dem Tode einer geliebten Perſon, dann erſt, wenn ihre Geſtalt verſchwunden und ihr Schatten nicht mehr zu haſchen iſt.

Nicht weniger haben ſelbſt wohlhabende, ja reiche Perſonen Bedenken, hundert bis zweihundert Ducaten an eine Marmorbüſte zu wenden, da es doch das Koſtbarſte iſt, was ſie ihrer Nachkommenſchaft überliefern können.

Mehr will ich nicht hinzufügen, es müßte denn die Betrachtung ſeyn, daß ein ſolches Denkmal überdies noch transportabel bleibt und zur beſten Zierde der Wohnungen gereicht, anſtatt daß alle architektoniſchen Monumente an den Grund und Boden gefeſſelt, vom Wetter, vom Muthwillen, vom neuen Beſitzer zerſtört und ſo lange ſie ſtehen durch das An- und Einkritzeln der Namen geſchändet werden.

Alles hier Geſagte könnte man an Fürſten und Vorſteher des gemeinen Weſens richten, nur im höhern Sinne. Wie man es denn, ſo lange die Welt ſteht, nicht höher hat bringen können, als zu einer ähnlichen Stufe.

Vorſchläge

den Künſtlern Arbeit zu verſchaffen.

Was in der Abhandlung über Aehnliches hierüber geſagt worden.

Meiſter und Schüler ſollen ſich in Kunſtwerken üben können.

Wer ſie nehmen und bezahlen ſoll.

Könige, Fürſten, Allvermögende.

Wie viel ſchon von ihnen geſchieht.

Wie ſie jedoch, wenn ſie perſönlich keine Neigung zu den Künſten haben, manchmal auf ein Mißverhältniß ſtoßen können.

Die Neigung, das Liebhaberiß iſt daher weiter auszubreiten.

Kirchen.

Katholiſche.

Lutheriſche.

Reformirte.

Local wo die Kunſtwerke zu placiren.

Regenten und Militärperſonen, deren öffentliches Leben gleichſam unter freiem Himmel, ſtehen billig auf öffentlichen Plätzen.

Miniſter in den Rathsſälen, andere verdiente Staatsbeamte in den Seſſionsſtuben.

Gelehrte auf Bibliotheken.

In wie fern ſchon etwas Aehnliches exiſtirt.

Eine ſolche allgemeine Anſtalt ſetzt Kunſt voraus und wirkt wieder zurück auf Kunſt.

Italien auch hierin Muſter und Vorgängerin.

Bilder in den Seſſionsſtuben zu Venedig.

Dem Staat der Signoria an, bis zum Bilde der Schneidergilde.

Gemälde im Zimmer der Zehen.

Wie die Sache in Deutſchland ſteht.

Unterſt de Begriffe eines Porträts für eine Nation, beſonders wie die deutſche.

Es würde dadurch allenfalls eine Kunſtſichtbarkeit auf eine Stadt concentrirt, die doch eigentlich über das Ganze verbreitet und ausgedehnt werden ſollten.

Unſchätzbar für architektoniſche Monumente.

Dieſe ſchreiben ſich nur her aus dem Mangel der höhern bildenden Kunſt.

Doppelter Vortheil, einmal für die Bildhauerei, dann für die Malerei.

Warum der Bildhauerkunſt die Porträte zu reſtituiren.

Pflicht und Kunſt des Bildhauers, ſich an's eigentlich Charakteriſtiſche zu halten.

Dauer des Plaſtiſchen.

Pflicht, die Bildhauerkunſt zu erhalten, welches vorzüglich durch's Porträt geſchehen kann.

Gradation in Abſicht auf den Werth und Stoff der Ausführung.

1. Erſtes Modell allenfalls in Gyps abgegoſſen.
2. In Thon ausgeführt.
3. In Marmor ausgeführt.

Eine gute Gypsbüſte iſt jede Familie ſchon ſchuldig von ihrem Stifter oder einem bedeutenden Mann in derſelben zu haben.

Beſitzt in Thon iſt der Ausdruck nicht groß und hat in ſich eine enge Dauer, und es bleibt den Nachkommen noch immer übrig ſie in Marmor vermehrt in ſo laſſen.

In großen Orten, ſo wie ſelbſt an Höfen, giebt es Stände, die ihren bedeutenden Mitgliedern, beſonders wenn ſie ein gewiſſes Alter erreicht hatten, dieſe Ehre zu erzeigen ſchuldig wären.

Die Collegia würden ihren Präſidenten, nach einer gewiſſen Epoche der glücklichen Verwaltung, ein gleiches Compliment ſchuldig.

Die Stadtrathe, ſelbſt kleiner Städte, würden Urſache haben bald jemanden von einer höhern Stufe, der einen guten Einfluß auf's gemeine Weſen gehabt, bald einen verdienten Mann aus ihrer eignen Mitte, oder einen ihrer Angehörnen, der ſich auswärts berühmt gemacht, in dem beſten Zimmer ihres Stadthauſes aufzuſtellen.

Inſtallation, daß dieſes mit guter Kunſt geſchehen könne.

Die Bildhauergeſellen müßten bei der Akademie neben dem höhern Ideale der Kunſt auch im Porträt unterrichtet werden.

Was hierbei zu bemerken.

Ein ſogenanntes natürliches Porträt.

Carakteriſtiſches mit Styl.

Von dem letzten kann nur eigentlich die Rede ſeyn.

Die Akademie ſoll ſelbſt auf bedeutende Perſonen, die ſonſten durchreiſende, Jagd machen, ſie mobiliſiren laſſen und einen Antrieb in gebrauchten Ideen bei ſich aufſtellen.

Was auf dieſe Weiſe ſowohl als durch Beſtellung das ganze Jahr von Meiſtern und Schülern gefertigt würde, könnte bei der Ausſtellung als Concurrenzſtück gelten.

In einer Hauptſtadt würde dadurch nach und nach eine anſehnliche Sammlung entſtehen, indem wenn man ſich nur einen Zeitraum von zehen Jahren denkt, die bedeutenden Perſonen der In- und Ausländer aufgeſtellt ſeyn werden.

Hierzu könnten nun die übrigen, von Familien, Collegien, Corporationen beſtellten Büſten, ohne großen Aufwand geſchlagen werden und eine unabſehbare Zeit für die Gegenwart und die Nachwelt, für das In- und Ausland entſtehen.

Die Malerei hingegen müßte auf Bildniß keine Anſprüche machen. Die Porträtmalerei müßte man ganz den Particulars und Familien überlaſſen, weil ſehr viel dazu gehört, wenn ein gemaltes Porträt verdienen ſoll, öffentlich aufgeſtellt zu werden.

Allein um den Maler auch von dieſem Vortheile genießen zu laſſen, ſo wäre zu wünſchen, daß der Begriff von dem Werth eines ſelbſtſtändigen Gemäldes, daß ohne weiteren Bezug ſortrefflich iſt, oder ſich dem ſortrefflichen nähert, immer allgemeiner anerkannt werde. Jede Geſellſchaft, jede Gemeinheit müßte ſich dringen, daß ſie etwas zur Erhaltung, zur Belebung der Kunſt thut, wenn ſie die Anſchaffung eines ſelbſtſtändigen Bildes möglich macht.

Man müßte den Künſtler nicht mit verderblichen Alternativen, nicht mit trocknen bloßen oder ſchmachen ſentimentalen Gegenſtänden plagen, ſondern auf der ganzen akademiſchen Maſſe von dem was dort für die Kunſt theilbar und für den Künſtler ſchicklich gehalten wird, ſich irgend ein Werk nach Vermögen zueignen.

Niemand müßte ſich wundern, Venus und Adonis in einer Regierungsſitzungsſtube, oder irgend einen Homeriſchen Gegenſtand in einer Kammerſeſſion angetroffen.

Italieniſche Behandlung.

Hiſt. durch Charakterbilder.

Zimmer der Thiere in Venedig.

Wirkung hiervon.

In großen Städten ſchließt ſich's an das übrige Merkwürdige.

Kleine Orte macht es bekannt.

Guercinoſche Werke in Cento.

Anhänglichkeit an die Vaterſtadt.

Fremde, herrlich aus der Ferne als ein gebildeter Mann zu wirken.

Möglichkeit hierbei überhaupt ohne Particularität zu handeln.

Die Akademien ſollen überhaupt alle ihre Urtheile wegen der ausgeſetzten Preiſe öffentlich motiviren.

Sie auch, warum dieſem und jenem eine ſechſe Beſtellung zur Ausführung übertragen worden.

Bei der jetzigen Publicität und bei der Art über alles, ſelbſt auch über Kunſturtheile mitzureden und zu urtheilen, mögen ſie ſtrenge, ungerechte, ja unſinnige Urtheile erregen.

Aber ſie handeln nur nach Grundſätzen und Ueberzeugung.

Es iſt hier nicht von Mißgeburten die Rede, denen ſich geſchloſſen immer noch einen Liebhaber findet, mehr zu Beurtheilung des Verfaſſers als des Verfaſſers und Werkes. Iſt das Werk verkauft, ſo lacht man das betrogene Publikum aus und die Sache iſt ab-

gethan. Wäre hingegen ein schlechtes Bild an einem öffentlichen Orte aufgestellt, so würde es an manchem Reisenden immerfort einen strengen Censor finden, so sehr man es auch anfangs gelobt hätte, und manches, was man anfangs hätte herunterseyn wollen, würde bald wieder zu Ehren kommen.

Die Hauptsache beruht doch immer darauf, daß man von oben herein nach Grundsätzen handle, um, unter gewissen Bedingungen, das möglich Beste hervorzubringen; denn daß gegen Kunstarbeiten, die auf diese Weise zu unsern Zeiten hervorgebracht werden, immer manches zu erinnern seyn würde, versteht sich von selbst.

Was also aus einem solchen Mittelpunkt ausginge, müßte immer aus einem allgemeinen Gesichtspunkt mit Billigkeit beurtheilt werden.

Möglichkeit der Ausführung in Absicht auf's Oekonomische.

Hier ist besonders von Gemeinheiten die Rede, die theils unabhängig, theils vom Consens der Obern abhängig sind.

Thätigkeit junger Leute.

Bemühungen zu unmittelbar wohlthätigen Zwecken, um das Uebel zu lindern.

Höhere Wohlthätigkeit durch Circulation, in welche eine geistige Operation mit eingreift.

Lob der Künste von dieser Seite.

Rauch's Basrelief

am Piedestal von Blüchers Statue.

Es war als eine schöne Belohnung ernstlich und unausgesetzt strebender Künstler anzusehen, daß zu der Zeit, wo ihre Landsleute sich im Krieg durch große Thaten verherrlicht hatten, auch sie in den Fall kamen, durch meisterhafte Bildwerke den Dank zu beurkunden, welchen die Nation für so große Verdienste schuldig zu seyn mit freudigem Enthusiasmus aussprach. Denn kaum hatte sich Deutschland von dem beschwerlichsten Druck erholt, kaum war es zu dem Wiederbesitz mancher geraubten Kunstschätze gelangt, als man schon in Rostock und Berlin den Gedanken verfolgen konnte, den gefeierten Helden der Zeit im Bilde aufzustellen.

Was zu Ehren der Generale Bülow und Scharnhorst geschehen, ist uns bekannt, wobei wir, unsern nächsten Zweck im Auge, nur bemerken wollen, daß in den diesen Statuen beigefügten Basreliefen im antiken Sinne theils allegorische Gestalten dem neuern Leben angepaßt wurden.

Hier aber haben wir sogleich von dem Uebergang in das Reelle, welches einer ausgebildeten Kunst auch gar anständig, und von einem großen Basrelief zu sehen, welches am Piedestal der mancher in Berlin aufgestellten Bücherischen Statue sich befindet und durch die besondere Gunst des Künstlers uns in einem wohlgerathenen Abguß vor Augen gebracht ist.

Wer in Darstellungen solcher Art immer ein altertümliches Costume vor sich zu sehen gewohnt war, dem mag das völlig Moderne dieses Basreliefs beim ersten Anblick auffallend erschienen seyn. Aber jährlich eine Zeitlang darum hin und hergegangen, wird sich gar bald überzeugen, wie sehr eine solche Darstellung der Denkweise des Volks gemäß sey, das nicht sowohl fragt, was die Figuren bedeuten, als was und wer sie seyn; das sich erfreut Portraite und National-Physiognomien darauf zu finden; das sich die Geschichte vorerzählt oder erzählen läßt und das Symbolische, was dergleichen Kunstwerke immer behalten, doch zuletzt erklärlich und faßlich findet.

Es stellt nun diese reich ausgestattete Tafel den nach einem zauberhaften unentschiedenen Zerstreuten dann beschlossenen Marsch nach Paris vor. Die Umgebung, worin das Kriegs-Schicksal bisher schon lag, wird durch einen Fragenden angedeutet, welcher sich bei einem Begegnenden erkundigt, in welchen hier abermals von einem Marsch und Gegenmarsch die Rede sey? Er wird berichtet, daß das große Unternehmen seiner Entscheidung entgegen sehe. In der Mitte ist anmuthig und natürlich ein Bivouacq angebracht; man schläft und ruht, man siedet und bereitet, als wenn die ungeheuren Kriegswogen nicht unter brausten und strömten. Die Reiterei streift um diesen Mittelpunkt herum, von schlechtem Boden auf die Chaussée, wird aber wieder herab beordert um der Infanterie Platz zu machen. Das Auf- und Abreitende dieser Massen giebt nun dem Ganzen eine symmetrische gleichsam Cirkelbewegung, indeß die Infanterie und Artillerie im Grunde horizontal einherzieht. Am Ende zur rechten Seite der Zuschauer steht, an das Pferd gelehnt, ein martialischer Mann, bedeutet die Lunte in der Hand, einen jungen Bekehrenden; am entgegengesetzten Ende zur linken liegt, wohlgebildet, halb nackt, ein Erstarrter oder Todter, damit die Erinnerung an Gefahr und Leiden mitten in diesem Lebensgewühl nicht fern bleibe.

Gewiß sind auf den drei übrigen Basreliefen correspondirende, zum Ganzen sich einende Darstellungen mannigfaltig eingeführt. Es ist nicht möglich ein anmuthigeres Räthsel aufzustellen. Offenbar erkennt man absichtliche Portraite, und wir wüßte mögen sich noch daraus vermuthen und ahnen lassen! Warum sollte ein damals mitwirkender nicht sich selbst erkennen? oder warum nicht ihn ein Freund? besonders wenn die Meinung oder irgend eine Abzielung die Vermuthung unterstützt? In diesem Sinne wünschten wir wohl selbst unbefangen, wie den ganzen Verlauf gehörig zu betrachten und zuerst und zuletzt jenem vorwärts herrschenden Helden unsere Verehrung mitzuzeigen.

Granitarbeiten in Berlin.

Die Granitgeschäfte mannigfaltiger Art, welche sich bald mehr bald weniger zahlreich in den beiden Marken beisammen oder vertheilt finden, wurden seit ungefähr acht Jahren bearbeitet und archäologisch angewendet, und der Werth dieser alten Gebrauch, wie sie von den Alten hochgeschätzt worden, auch anerkannt bei und anerkannt. Der erste Versuch wurde bei dem Piedestal von Luthers Standbilde gemacht; sodann verfertigte man daraus die Postamente an der in Berlin neu erbauten Schloßbrücke. Man fing nun an weiter zu gehen, große Geschäfte zu suchen und auf den gewonnenen Stücken Gelegenheiten zu bearbeiten, zugleich Reihen von sechs Fuß Diameter, welches alles bisher möglich war, daß man sich zur Bearbeitung auch und auch der Maschine bediente. Die beiden Granitpolirer Wimmel und Trippel haben sich bis jetzt in diesen Arbeiten hervorgethan. Piedestale, Grabmonumente, Schalen und dergleichen wurden theils auf Bestellung, theils auf den Kauf gefertigt.

Bergen. Die Arbeiten waren meistens aus den Granitmassen, welche sich am Oderberg vereinzelt finden, gefertigt. Nun aber unternahm Herr Bauinspector Cantian eine wichtigere Arbeit. Der große Granitblock auf dem Raubschen Berge bei Fürstenwalde, der Markgrafenstein genannt, zog die Aufmerksamkeit der Künstler an sich, und man trennte von demselbigen solche Massen, daß eine für das königliche Museum bestimmte Schale von 22 Fuß Durchmesser daraus gefertigt werden kann. Zum Poliren derselben wird man hinreichende Maschinen anwenden, und durch die Vervollkommnung derselben es dahin bringen, daß die zu einer Meublirung so nothwendigen Tischplatten um einen billigen Preis können gefertigt werden.

Von allem diesem liegen umständliche Nachrichten in unsern Händen; wir enthalten uns aber solche abdrucken zu lassen, weil wir hoffen können, daß das Berliner Kunstblatt uns diesen nach und nach in Kenntniß setzen werde. Indessen fügen wir zu näherem Verständniß des Vorhergehenden folgendes hinzu.

Der Markgrafenstein

auf dem Raubschen Berge bei Fürstenwalde,

von

Julius Schoppe an Ort und Stelle gezeichnet und von Tempeltey lithographirt.

Es ist von nicht geringer Bedeutung, daß uns dieser Granitfels in seiner ganzen kolossalen Lage vor Augen erhalten wird, ehe man ihn, wie jetzt geschieht, zu obgedachten Arbeiten benutzt. Er liegt auf dem linken Spreeufer, sechs Meilen von Berlin aufwärts, Fürstenwalde gegenüber, und, verhältnißmäßig zu jenen Gegenden hoch genug, bei 400 Fuß über der Meeresfläche, und zwar nicht allein, sondern es finden sich in dessen Nähe noch zwei andere, ein schon bekannter und ein erst neuerlich entdeckter. Der Gipfel der Raubschen Berge, ungefähr dreihundert Schritte nördlich von dem Markgrafenstein, erhebt sich 450 Fuß über das Meer.

Das Dorf liegt niedriger, auf einem kiesreichen Plateau, dessen Boden gegen den Fluß nicht allmählich abhängend ist, sondern ungefähr auf halbem Wege, sehr bestimmt und scharf über dem mittlern Wasserstand des Flusses absetzt. Die untere Ebene besteht aus acht märkischem Sand; das steile Ufer ist auf- und abwärts reich an kleineren Granitblöcken.

Diese Gegend ist höchst merkwürdig, da eine so bedeutende Höhe hier vorwaltet und die Spree von einem Weg nach der Oder zu beharrlich abgelenkt scheint.

Hierüber dürfen wir nun von Herrn Director Klöden, in Fortsetzung seiner Beiträge zur mineralogischen und geognostischen Kenntniß der Mark Brandenburg, die sichersten Aufklärungen erwarten, wie wir ihn denn um Plan und Profil jener Gegenden ersuchen möchten. Glücklich würden wir uns schätzen wenn Granit hier wirklich in seiner Lage anstehend gefunden würde, und wir uns der beschwerlichen Auflösung eines bisher allenthalben schwierig behandelten wichtigen geologischen Problems näher geführt sähen.

Programm

zur

Prüfung der Zöglinge der Gewerbschule,

von Director Klöden. Berlin 1828.

Schon mehrere Jahre bewundern und benutzen wir die durch Hrn. Beuth herausgegebenen Musterblätter, welche mit so viel Einsicht und Aufwand zum Vortheil der preußischen Gewerbschulen verbreitet werden; nun erfahren wir, daß ehemals 57 Kupfertafeln für Zimmerleute, 9 Vorlegeblätter für angehende Maschinenbauer, beide Werke mit Text ausgegeben werden. Gedachtes Programm belehrt uns von der umfassenden Sorgfalt, womit jener Staat sich gegen die unaufhaltsam fortschreitende Technik unsrer Nachbarn in's Gleichgewicht zu stellen trachtet, und wir haben die Wirksamkeit eines solchen Unterrichts auch an einigen der Unsern erfahren, welche man heut gastlich aufzunehmen die Genügsamkeit hatte.

In der Kürze, wie wir uns zu fassen genöthigt sind, dürfen wir sodann aussprechen, daß von jenen Anstalten um desto mehr zu hoffen ist, als sie auch auf Kunst gegründet sind; denn nur dadurch kann das Handwerk immer an Bedeutung wachsen. Jedem es allein und jedem hervorzuthun in Stand gesetzt, zu dem Nützlichen durchaus befähigt wird, verbreitet es sich selbst, wenn es nach und nach auch das Schöne zu erfassen, solches auszudrücken und darzustellen sich kräftig bewirft.

In Berlin ist nunmehr eine so große Masse guten Geschmacks, daß der falsche Noth haben wird sich irgend hervorzuthun; und eben jene Gewerbsanstalt, auf höhere Kunstanstalten gegründet, selbst höhere Kunstanstalt, ist durchaus in dem Falle den reineren Sinn durch vollendete technische Darstellung zu begünstigen.

Plastische Anatomie.

Aus einem Schreiben an Herrn Geheimrath Beuth in Berlin, vom 4 Februar 1832.

Die Weimarischen Kunstfreunde erfreuen sich mit mir der herrlichen Bildungen wohlangewendeter großer Mittel; ich aber, jene bedeutende Sendung dankbar anerkennend, möchte beiderlei Kräfte zu einem Zweck in Anspruch nehmen, der schon lange als höchst wichtig und wünschenswerth mir vor der Seele schwebt. Möge es Ihnen jedoch nicht wunderlich vorkommen, daß ich zuerst meine gedruckten Schriften anführe; ich habe dort meine Parthien und Zudel gar manches darüber, oder problematisch vorgetragen, dessen früherer oder späterer Ausführung mir längst am stillen Herzen lag. In diesem Sinne mag ich alle zu bitten haben, meine nachsuchen, was ich in den Wanderjahren, Buch III. Cap. 3 Werke Bd. III. S. 272 bis 276, niedergeschrieben habe; ist dieses geschehen, so darf ich mich nicht wiederholen, sondern ganz unbefangen erklären: daß ich die Ausführung jener Hauptidee, die Verwirklichung jenes

Gedanken ganz ernstlich von Ew. Hochwohlgebornen Mitwirkung zu hoffen, zu erwarten mich längst gedrängt fühlte, nun aber gerade durch das Anschauen eines so schönen Gelingens mich veranlaßt sehe sie endlich als ein Gesuch auszusprechen.

Es ist von der plastischen Anatomie die Rede; sie wird in Florenz seit langen Jahren in einem hohen Grade ausgeübt, kann aber nirgends unternommen werden noch gedeihen, als da, wo Wissenschaften, Künste, Geschmack und Technik vollkommen einheimisch in lebendiger Thätigkeit sind. Sollte man aber bei Förderung eines solchen Locals nicht unmittelbar an Berlin denken, wo alles jenes beisammen ist und daher ein höchst wichtiges, freilich complicirtes Unternehmen sogleich durch Wort und Willen ausgeführt werden könnte? Einsicht und Kräfte der Vorgesetzten sind vorhanden, zur Ausführung Fähige bieten sich gewiß alsobald an.

In dieser wahrhaft nationalen, ja ich möchte sagen kosmopolitischen Angelegenheit, ist mein unmaßgeblicher Vorschlag der:

Man sende einen Anatomen, einen Plastiker, einen Gypsgießer nach Florenz, um sich dort in gedachter besondern Kunst zu unterrichten.

Der Anatom lernt die Präparate zu diesem eignen Zweck auszuarbeiten.

Der Bildhauer steigt von der Oberfläche des menschlichen Körpers immer tiefer ins Innere und verleiht den höheren Styl seiner Kunst Gegenständen um so bedeutend zu machen, die ohne eine solche Idealnachhülfe abstoßend und unerfreulich wären.

Der Gießer, schon gewohnt seine Fertigkeit verwickelten Fällen anzupassen, wird wenig Schwierigkeit finden, sich seines Auftrags zu entledigen; es ist ihm nicht fremd, mit Wachs von mancherlei Farben und allerlei Massen umzugehen, und er wird alsobald das Wünschenswerthe leisten.

Drei Personen, jeder nach seiner Weise, in Wissen, Kunst und Technik schon gebildet, werden in mäßiger Zeit sich unterrichten und ein neues Thun nach Berlin bringen, dessen Wirkungen nicht zu berechnen sind.

Dergleichen gelungener Arbeiten kann sich die Wissenschaft zum Unterricht, zu immer wieder erneuter Auffrischung von Gegenständen, die kaum fest zu halten sind, bedienen. Der praktische Arzt wie der Geistung werden sich das nothwendige Anschauen leicht und schnell jeden Augenblick wieder vergegenwärtigen, dem bildenden Künstler treten die Geheimnisse der menschlichen Gestalt, wenn sie schon einmal durch den Künstlersinn durchgegangen sind, um so viel näher. Man lasse alles gelten, was bisher in dieser Sache geschah und geschieht, so haben wir in unserer Anstalt ein würdiges Surrogat, das, auf ideelle Weise, die Wirklichkeit ersetzt, indem sie derselben nachhilft.

Die Florentinischen Arbeiten sind theuer, und wegen der Zerbrechlichkeit kaum zu transportiren. Einzelne deutsch. Männer haben uns in Braunschweig das Gehirn, in Dresden das Ohr geliefert. Man setzt hierin ein stilles Wollen, ein Privatüberzeugung, möge sie bald unter die großen Staatsangelegenheiten gestellt werden. Die Vorgesetzten solcher allgemeinen Institute sind Männer, die, besser als ich konnte, den vielfach durchdringenden Einfluß eines solchen Werkes sich vergegenwärtigen. Ich will nur noch von der Verpflichtung sprechen, ein solches Werk denen zu hinterlassen.

In obengenannter Stelle meiner Werke ist auf die immer wechselnde Seltenheit von Leichen, die man dem anatomischen Amphitheater bieten könnte, gedeutet und gesprochen; es wird noch mehr zusammen, und in wenig Jahren hat man ein Institut, wie die oben gewünschte, vollkommen fertig.

Diejenigen freien Räume, welche das Gesetz der Willkühr überläßt, hat sich die Menschlichkeit erobert und engt nunmehr das Gesetz ein. Die Todesstrafe wird nach und nach beseitigt, die schärfsten Strafen gemildert. Man denkt an die Verbesserung des Zustandes entlassener Verbrecher, man erpicht verwirrte Gemüther zum Guten, und schon findet man es höchst unmenschlich, Fehler und Irrthümer auf das grausamste nach dem Tode zu bestrafen. Landesverräther mögen gevierthheilt werden, aber gefallene Mädchen in tausend Stücke anatomisch zu zerstechen, will sich nicht mehr ziemen. Dergleichen hat zur Folge, daß die alten harten Gesetze zum Theil schon abgeschafft sind, und jedermann die Hände bietet, auch die neueren mildern zu mögen.

Das Furchtbare der Auferstehungsmänner in England, in Schottland die Mordthaten, um den Leichenhandel nicht stocken zu lassen, werden jetzt mit Erstaunen und Verwunderung gelesen und besprochen, aber gleichgültigen Zeitungsnachrichten, wie etwas Wahrscheinlich das uns nichts angeht.

Die akademischen Lehrer beklagen sich, die ewige Wißbegierde ihrer Secanten nicht befriedigen zu können, und bemühen sich vergebens, diese Unterrichtsart in das alte Gleis wieder zurückzuweisen. So werden denn auch die Männer vom Fach unsre Vorschläge mit Gleichgültigkeit behandeln, dadurch dürfen wir aber nicht irre werden; das Unternehmen kommt zu Stande, und man wird im Verlauf der Zeit sich einrichten. Es bedarf nur einiger geistreicher talentvoller Jünglinge, so wird sich das Geschäft gar leicht in Gang setzen.

So weit hatte ich geschrieben, als mir in dem ersten Hefte der Branischen Mitteilen ein merkwürdiger Beleg zur Hand kam, wovon ich einen Auszug beizulegen nicht ermangele.

Die Erstickerin London.

(Siehe Brani's Mitteilen. Erstes Heft 1833.)

»Keinen größern Schrecken brachte die Nachricht von der Annäherung der Cholera in London hervor, als die Furcht, im Schooße der Hauptstadt die Erneuerung von Mordthaten zu erleben, welche vor kurzem in Edinburg und dessen Umgegend aus dem schmutzigen Eigennutz von einer Bande unter Anführung eines gewissen Burke verübt worden waren.

»Durch folgende Thatsache kündigte sich die Wiedererscheinung dieser so gefürchteten Geißel an. Ein kleiner Italiener, der zu einer in London wohlbekannten Gesellschaft wandernder Sänger gehörte, war seit einigen Tagen verschwunden. Vergeblich fragten seine Verwandten Nachforschungen nach ihm an, als man auf einmal seinen Leichnam in einem Hospitale wieder erkannte, durch Hülfe einiger Zöglinge aus demselben, an welche die Resurrectionisten (Auferstehungsmänner, Leichendiebe) ihn als einen frisch aus dem Grabe aufgescharrten Leichnam verkaufen wollten. Da man an der Leiche des unglücklichen Knaben fast keine Spur eines gewaltsamen Todes entdecken konnte, so lag kein Zweifel vor, daß es lebend in die Hände der Erstickerin gefallen sey und daß es sie der Gegenstand der furchtbarsten Spekulation geworden war.

»Man versicherte sich sogleich der muthmaßlichen Schuldigen und unter andern auch eines gewissen Bishops, eines alten Gauners, der an den Alpen der Themse wohnte. Bei einer, in seiner Abwesenheit angestellten Haussuchung wurde die Frau verhaftet zu nehmen, die Hand sey der Aufenthaltsort einer Resurrectionsbande, und täglich bringe man dahin Leichname, um sie an die Hospitäler zu verkaufen.

»Ein Brief Bishops an einen Zögling des Hospitals, an den sie ihre Leichen zu verkaufen pflegten, ward gefunden, darin heißt es: Hätten Sie wohl die Güte, mein Herr, uns in Gemeinschaft mit Ihren Herren Collegen einige Hülfe zukommen zu lassen? Vergessen Sie nicht, daß wir Ihnen für eine sehr mäßige Belohnung, und indem wir uns den größten Gefahren aussetzen, die Mittel geliefert haben, Ihre Studien zu vervollkommnen.

»Aus näheren Nachforschungen ging hervor, daß der junge Italiäner nicht der einzige Mensch sey, welcher pflichtlich verschwunden. Von ihren Eltern verlassene Kinder, die von Betteln oder Spitzbüberei in leben, kamen nicht wieder an den Orte, die sie gewöhnlich besuchten. Man vermißt nicht daran, daß auch sie als Opfer der Habgier jener Ungeheuer gefallen sind, die sich um jeden Preis zu liefern anbieten, der Sectionssäle machen wollen. Ein Kirchenvorsteher aus dem Pfarrsprengel Saint-Paul versprach vor dem Polizeibureau von Bow-Street demjenigen eine Belohnung von 100 Pf. Sterl., der die Gerichte auf die Spur dieser Verbrecher führen würde.

»Frau King, die Bishops Haus gerade gegenüber wohnt, in dem Viertheil, welches unter dem Namen: die Gärten von Neu-Schottland, bekannt ist, sagt aus: sie habe den kleinen Italiäner am 4 November früh in der Nähe von Bishops Wohnung gesehen. Er hatte eine große Schachtel mit einer lebendigen Schildkröte, und auf dieser Schachtel hatte er einen Käfig mit weißen Mäuschen. Die Kinder der Frau King sagen aus: sie hätten ihre Mutter um zwei Sous gebeten um sich vom kleinen Savoyarden die närrischen Thierchen zeigen zu lassen; ihre Mutter habe aber nicht gewollt. Auf die umständlichste Weise bezeichnete die Mutter und die Kinder die Tracht des kleinen Savoyarden, der eine blaue Weste oder Jacke, einen schlechten, ganz durchlöcherten und verschossenen Pantalon, und große Schuhe anhatte, mit einer wollenen Mütze auf dem Kopfe.

» Die Frau Augustine Brun, ein Savoyardin, der der Italiäner Peragalli zum Dolmetscher diente, sagte folgendes aus: »Vor ungefähr zwei Jahren wurde mir in dem Augenblicke, wo ich von Piemont abreiste, vom Vater und der Mutter des kleinen Italiäners dies Kind anvertraut, welches Joseph Ferrari heißt. Ich brachte es mit nach England, wo ich es neun oder zehn Monate bewahrte. Ich that es dann zu einem Schornsteinfeger auf ungefähr drei Jahre in die Lehre, aber es lief weg und wurde Straßensänger. Joseph Ferrari war ein sehr kluges Kind. Vom Preise seiner Arbeit kaufte er eine große Schachtel, einen Käfig, eine Schildkröte und weiße Mäuschen, und verstand sich so recht gut auf dem Pflaster von London sein Brod.

» Die Art und Weise, wie sie ihre Verbrechen ausübten, hatte gar keine Aehnlichkeit mit der Burkischen Methode. Sie bedienten sich narkotischer Mittel, die sie in den Wein mischten um sich so des Inhabitanten zu bemächtigen, nach dessen Beschaun sie trachteten, und trugen ihn dann in einen Brunnen des Gartens, wo sie ihn an den Füßen über dem Wasser aufhingen, bis ihn das in den Kopf steigende Blut erstickte. Auf diese Weise brachten sie uns Lohn, einen jungen Menschen aus Lincolnshire, die Frau Frances Pigburn und diesen kleinen italiänischen Sänger Ferrari.

» Seit dem ausgesprochenen Todesurtheil war im Aeußern des Gefangenen eine große Veränderung vorgegangen. Sie waren äußerst niedergeschlagen, nur mit Schaudern konnten sie sich mit dem Gedanken befassen, daß ihr Körper zur Section überliefert werden würde, ein höchst fürchterliches Besicht für Menschen, die mit dem Verbrechen so vertraut und beständige Lieferanten der anatomischen Säle waren.

» Nicht zu beschreiben ist die Scene, welche nach der Erschleichung der Verbrecher auf dem Gerüst erfolgte. Der Haufe stürzte sich gegen die Barrieren, aber sie wiederstanden dem wüthenden Anlauf, und es gelang den Constablern der Bewegung Einhalt zu thun. Ein wiederhallendes Geschrei mit Pfeifen und Hurrahrufen begleitet, erhob sich plötzlich aus dieser ungeheuren Menschenmasse und dauerte so lange bis der Henker mit seinen Vorbereitungen fertig war. Eine Minute später wurde der Strick in die Höhe gezogen, die Verurtheilten hauchten den letzten Lebensathem aus und das Volk jauchzte Beifall zu dem furchtbaren Schauspiel. Man schätzt die Zahl der bei Old-Bailey versammelten Menschenmenge auf 100,000. «

Dieses Uebel trug sich in den letzten Monaten des vorigen Jahres zu und wir haben noch mehr dergleichen zu fürchten, wohin die hohe Prämie lockt, welche der wackere Kirchenvorsteher bestimmt anbietet. Wer möchte nicht eilen da vorzukommen, wenn er auch nur die mindeste Hoffnung hat solche Preiswürdigkeiten abzuwerben. In Paris sind dergleichen noch nicht vorgekommen; die Mergue liefert täglich das Bedürfniß, ob man gleich sagt, die exaltemirenden Franzosen gehen mit den Leichnamen sehr verschwenderisch um.

Indem ich nun hiemit zu schließen gedachte, überlege ich, daß diese Angelegenheit zu manchem Hin- und Widerreden werde Veranlassung geben, und es daher möchte wohl gethan seyn, an dasjenige zu erinnern, was bereits auf dem empfohlenen Wege für die Wissenschaften geschehn. Schon seit Romé-Delisle hat man für nöthig gefunden, die Mannigfaltigkeit der Krystalle, mit den gränzenlosen Abweichungen und Ableitungen ihrer Gestalten, durch Modelle vor die Augen zu bringen. Und dergleichen sind auf mancherlei Weise von dem verschiedensten Material in jeder Größe nachgebildet und dargeboten worden. In Petersburg hat man den großen am Ural gefundenen Goldklumpen gleichfalls in Gyps ausgegossen, und er liegt vorzüglich vor uns als wenn es das Original selbst wäre. In Paris verfertigt man gleichfalls solche in Gyps gegossene und nach der Natur colorirte Copien der selten vorkommenden fossilen organischen Körper, welche zuerst durch Baron Cuvier entdeckten zur Sprache gekommen.

Doch davon finden sich auch in den Berliner Museen, mineralogischen, geologischen, anatomischen, gar manche Beispiele, die meinen Wunsch, dasjenige nun im Ganzen und in voller Breite zu äußern was bisher nur einzeln unternommen worden, vollkommen rechtfertigen.

Schon vor zwanzig Jahren und beinah früher in Jena ein junger und thätiger Docent, durch welchen wir jenen Wunsch zu realisiren hofften, indem er freilich besonders pathologische Curiosa, vorzüglich auch syphilitische Krankheitsfälle, aus eigenem Trieb und ohne entschiedene Aufmunterung auszubreiten und in gefärbten Wachs mit großer Genauigkeit darzustellen bemüht war. Bei seinem frühen Abgang hinterließ diese Erzeugnisse an das Jenaische anatomische Museum, und werden dort zu seinem Andenken und als Muster zu einer hoffentlich thätigen Nacheiferung, im Stillen, da sie öffentlich nicht gut präsentabel sind, aufbewahrt.

Verzeichniß

der geschnittenen Steine

im

Königlichen Museum der Alterthümer zu Berlin.

1827.

Unter vorstehendem Titel ist eine im Anfang abgefaßte deutsche Uebersetzung der von Winckelmann französisch herausgegebenen: Description des pierres gravées du feu Baron de Stosch. Florence 1749, erschienen, nach welcher gegenwärtig noch die ganze Sammlung der Originale geordnet ist, und ihr zufolge auch die Sammlung der davon genommenen Abdrücke, welche von Carl Gottlieb Reinhardt gefertigt worden und in zierlichen Kasten, auf das schicklichste angeordnet, zu nicht geringer Erbauung der uns stehen.

Der große Werth geschnittener Steine überhaupt ist so allgemein anerkannt, daß hievon etwas zu sagen als überflüssig angesehen werden möchte. Nicht allein von dem kunstkennenden, stehenden, höhern Alterthum wurden sie geschätzt, gebraucht, gesammelt, sondern auch zu einer Zeit, wo es nur auf Pracht und Prunk angesehen war, als Juwel betrachtet, und so wurden sie ganz zuletzt, ohne Rücksicht auf die eingegrabene Darstellung, zur Verzierung der heiligen Schreine, womit hochverehrte Reliquien umgeben sind, in Gesellschaft anderer Edelsteine, verwendet; wie denn in einem solchen die Gebeine der heiligen drei Könige zu Köln verwahrt werden, ungeachtet so mancher Glückswechsels.

Von der größten Mannigfaltigkeit ist ferner der Nutzen, den der Kunstfreund und Alterthumsforscher daraus zu ziehen vermag. Hieron werde nur Ein Punkt hervorgehoben: Die Gemmen erhalten uns das Andenken verlorner wichtiger Kunstwerke. Der höhere grünliche Sinn der Alten versuchte nicht immer ein andres, neues, nie gesehenes Gebilde. War der Charakter bestimmt, auf Höchste gebracht, so hielt man an dem Gegebenen fest, und wenn man auch, das Gelungene wiederholend, aus- und abwich, so strebte man doch immer theils zu der Natur, theils zu den Hauptgedanken zurückzukehren.

Wenn man denn nun auch, die Behandlung der besseren Darstellungsarten dem Zweck, dem Material anzeigen versteht, so bemerke man das Gegebene als Copien und Nachahmung der Statuen, selbst im Kleinsten, auf Münzen und geschnittenen Steinen. Deswegen denn auch beide einen wichtigen Theil des Studiums der Alten ausmachen und höchst behülflich sind, wenn von Darstellung ganz verlornr Kunstwerke oder von Restaurationen mehr oder weniger getrennmerter die Rede ist. Mit aufmerksamer Dankbarkeit ist zu betrachten, was, besonders in den letzten Zeiten, auf diesem Wege geschehen ist, man fühlt sich aufgefordert daran selbst mitzuwirken, durch Beifall erfreut, und bekümmert um den Widerspruch, da in allen solchen Bemühungen es mehr um das Bestreben, als um das Gelingen, mehr um das Suchen, als um das Finden zu thun ist.

Auf die Person des Sammlers, Philipp Baron von Stosch, aufmerksam zu machen ist wohl hier der Ort. Der Artikel des Conversationslexikons wird hier, wie in vielen andern Fällen, theils befriedigen, theils zu weiterm Forschen veranlassen. Wir sagen hier lakonisch nur so viel: Er war zu seiner Zeit ein höchst merkwürdiger Mann. Als Sohn eines Geistlichen studirt er Theologie, geht freisinnig in die Welt, mit Kunstliebe begabt, so wie persönlich von Natur ausgestattet; er ist überall wohl aufgenommen und weiß seine Vortheile zu benutzen. Nun erscheint er als Reisender, Kunstfreund, Sammler, Weltmann, Diplomat und Waghals, der sich unterwegs selbst zum Baron constituirt hatte, und sich überall etwas Bedeutendes und Schätzenswerthes zuzueignen wußte. So gelangt er zu Seltenheiten aller Art, besonders auch zu gedachter Sammlung geschnittener Steine.

Es wäre unnöthig, näher und ausführlicher zu schildern, wie er in den Fruchtung einer geschichtlichen Kunstkenntniß glücklicherweise eingetreten. Es regt sich ein frisches Beschauen alterthümlicher Gegenstände; noch ist die Würdigung derselben unvollkommen, aber es entwickelt sich der geistreiche Anwendung classischer Schriftsteller auf bildende Kunst; noch vertraut man dem Buchstaben mehr als dem lebendig gefesemten Zeugniß. Der Name des Künstlers auf dem geschnittenen Steine steigert seinen Werth. Aber schon kennt die erste, wahrhaft entwickelnde, historisch folgerechte Methode, wie sie durch Mengs und Winckelmann zu Heil und Segen auftritt.

Von den fernern Schicksalen der Gemmensammlung, die uns hier besonders beschäftigt, bemerken wir, daß nach dem Tode des Barons ein Neffe, Philipp Wilhelm Stosch, mit vielem andern auch das Cabinet ererbt; es wird eingepackt und aufgehäuft, ist durch Unaufmerksamkeit der Spectateurs eine Zeit lang verloren, wird endlich in Livorno wieder gefunden und kommt in Basis Zwischenhandel nach Berlin.

Es gab frühere Kataloge der Sammlung, aber die Versuche, gestochen und mit Anmerkungen herausgebracht, mißlingen. Einzelne Steine kommen im Abdruck in verschiedene Daktyliotheken, in Deutschland in die Lippertsche, in Rom in die Dehnische und finden sich auch wohl einzeln hie und da bei Händlern und in Cabinetten. Der Wunsch, sie im Ganzen zu besitzen und zu übersehen, war ein vieljähriger bei uns und andern Kunstfreunden: er ist gegenwärtig auf das angenehmste erfüllt und dieser angebotene Schatz mit allgemeiner Theilnahme zu begrüßen. Wir eilen zur Bekanntmachung des Nächsten und Nöthigen.

[Hier ist Goethe's Aufsatz abgebrochen. Aus einem beiliegenden Schema ergiebt sich nun, daß seine Absicht gewesen, noch über folgende Punkte zu reden:

Geschichte des Künstlers Reinhardt.

Welcher jetzt sorgfältig Gipsformen, als Modernabdrücke den Liebhabern gegen billige Preise überliefert.

Die Sammlung in Einzelnen sorgfältig durchzugehen.

Die vorzüglichsten Stücke, schon bekannt, kürzlich hervorzuheben.

Weniger bekannte gleichfalls in's Licht zu stellen.

Aufmerksamkeit auf Nachbildungen wichtiger alter Kunstwerke.

Auf gesteigerte Vermannigfaltigung mythologischer Gegenstände.

Auf geschmackvolle Scherze.

Vergleichen in Kinderspielen.

Emblemen.

Und sonstigen Darstellungen aller Art.]

Charon,

neugriechisches Gedicht; bildenden Künstlern als Preisaufgabe vorgelegt.

Die Berges-Höhn warum so schwarz?
Woher die Wolkenwoge?
Ist es der Sturm, der droben kämpft,
Der Regen, Gipfel peitschend?
Nicht ist's der Sturm, der droben kämpft,
Nicht Regen, Gipfel peitschend:
Es in Charon ist's, er saust einher,
Entführet die Verblichnen;
Die Jungen treibt er vor sich hin,
Schleppt hinter sich die Alten;
Die Jüngsten aber, Säuglinge,
An Roß gehängt am Sattel.
Da riefen ihm die Greise zu,
Die Jünglinge sie knieten:
«O Charon, halt! halt am Weg',
Halt an beim kühlen Brunnen!
Die Alten da erquicken sich;
Die Jugend schwebt Steine,
Die Knaben zart zerstreuen sich,
Und pflücken bunte Blümchen.»
Nicht am Wege halt' ich still,
Ich halte nicht am Brunnen;
Zu schöpfen kommen Weiber an,
Erkennen ihre Kinder,
Die Männer auch erkennen sie,
Das Trennen wird unmöglich.

— —

So oft ich dieß Gedicht verlas, ereignete sich, was vorauszusehen war: es that eine außerordentliche Wirkung; alle Seelens-, Geist- und Gemüthskräfte waren aufgeregt, besonders aber die Einbildungskraft: denn niemand war der es nicht gemalt zu sehen verlangt hätte, und ich erhaschte mich schon über diesem Wunsch.

Wenn es uns seltsam scheinen wollte, das Allerschönste, in höchster Wahrheit vorüber Gleitende vor den Augen festhalten zu wollen, so erinnerte man sich, daß von jeher die bildende Kunst auch eine ihrer schönsten Befriedigungen in dem gegenwärtigen Momente des vergangenen und den künftigen und alles ganz eigentlich die Bewegung auszudrücken, niemals aufgegeben habe. Auch im genannten Falle, behauptete man, sey ein hoher Preis zu erringen, weil nicht leicht eine reichere, mannigfaltigere Darstellung zu denken sey: die Jünglinge die sich niederwerfen, das Pferd das einen Jugendlich stutzt und sich bäumt, um über sie, wie der Sieger über Besiegte, hinwegzusetzen, die Alten die gerade diese Pause benutzen, um heran zu kommen; der Unterirdische, Tartars- und Bocksfüßen-ähnliche, der sie schilt und das Pferd anzutreiben scheint. Die Kinder am Sattel wollte man gerne klug und natürlich anschnallt wissen.

Man dachte sich die Bewegung von der Rechten zur Linken, und in dem Raume rechts, da die Vorüberstürmenden so eben offen lassen, wollte man das Gehen, den Brunnen, wasserholende Frauen, welche den vorbei eilenden Sturm, der in ihren Haaren saust, schreckhaft gewarten, in einer fromdeischen Behandlung angedeutet sehen.

Manche aber schien, das beinah sämmtliche Freunde dieser Darstellung gern bereits fertig angeführt, und daher auch, gezeichnet oder gemalt, Jung und Alt mit Augen gebracht wünschten; welches bei näherer Erwägung auch für das Schicklichste gehalten wurde, indem ja hier von Form und Charakter, keineswegs aber von der Farbe die Rede seyn konnte, deren die Abgeschiedenen ermangeln. Nur die Landschaftsmaler bemerkten ihre Rechte und glaubten sich auch daran verkürzen zu dürfen.

Wir sind nicht mehr im Falle wie vor zwanzig Jahren, wo eine Zeit lang herkömmlich war, zu Ausarbeitung gewisser Aufgaben sämmtlich und bestimmt einzuladen; aber ganz unterlassen können wir nicht, aufmerksam zu machen auf einen Gegenstand, wo die höchsten Kunstforderungen zu leisten seyn möchten.

—

Verstehendes, im 4ten Stück des 4ten Bandes von Kunst und Alterthum abgedruckt, hatte sich der guten Wirkung zu erfreuen, daß das Stuttgarter Kunstblatt vom 19. Januar 1824 sorgfältig Gedicht als Nachschrift aufnahm mit beigefügter Erklärung des Herrn von Cotta, der sich genöthigt erwies, ihm zugesendete Zeichnungen dieses Gegenstandes nach Weimar zu befördern, auch die welche für die beste erkannt würde, dem Künstler zu benehmen und durch Kupferstich vervielfältigen zu lassen.

Einige Zeit darauf erhielten die Weimarischen Kunstfreunde, unmittelbar von einem längstgeprüften Gemessen, eine colorirte Driftige, jene fabelhafte Erscheinung vorstellende, jedoch mit ausdrücklicher Anderung, daß keine Concurrenz beabsichtigt sey und man erkläre sich deshalb gegen den werthen Mann vertraulich folgendermaßen: «Das bewegtschte Leb führen Sie uns im lebhaftesten Bilde vor die Augen; man wird überrascht, so oft man die Tafel auch neu anschaut, eben wie das erste Mal. Die bald entdeckte Ordnung in der Unruhe fordert sodann unsere Aufmerksamkeit; man entfernt sich gern den Totaleindruck aus einer so mobilitätbedeckten Mannigfaltigkeit und kehrt öfter mit Antheil zu der seltsamen Erscheinung zurück, die uns immer wieder auffrägt und befriedigt.» Eine solche allgemeine Schilderung des Effects möge denn auch hier genügen.

Dann nun werden von Stuttgart sechs Zeichnungen verschiedener Künstler eingesendet, welche wir paralleisch gegenwärtig zu stellen aufgefordert sind, und indem wir in aufregender Reihe von ihren Vorbesitzen Bericht geben, legen wir zugleich dem kunstliebenden Publikum die Gründe vor, die unser schließliches Urtheil bestimmen.

Nr. I.

Zeichnung auf weißem Papier, Federumriß mit Sepia abgetuscht und mäßig aufgehöht, hoch 13 Zoll, breit 22 1/2 Zoll.

Natürliches Bestreben äußert sich in dieser Zeichnung überall, der Ausdruck in den Köpfen ist gemäßigt und abwechselnd; einiges, z. B. die Gruppe, bestehend aus drei jugendlich männlichen Figuren und einem Kinde, welche das Pferd eben niederzuwerfen und über sie wegzuspringen scheint, ist glücklich gedacht; eben so die in den Männern des Pferdes hängenden Kinder u. s. w. Wir bemerken, daß die ganze Darstellung nicht redlich im Geiste des Gedichts und mit bei dem Künstler zuletzenden zu nothwendigen poetischen Freiheit aufgefaßt ist. Es ist nicht der neugriechische Charon, oder der Begriff dem Schicksal, nicht der Gewaltige, Strenge, unerbittlich alles Niederwerfende — nach des Gedichtes Worten: Kinderaufsuche — der die Jugend vor sich hertreibt, hinter sich nach die Alten schleppt; hier erscheint der Reiter vielmehr selbst der Jugendliche, er bricht mit gehaltner Kraft, verschiedentlich gegen die, so ihn aufhalten wollen, mit einem doch über dem Haupte geschwungenen Ruder.

Zu dieser Gebärde, zu diesem Attribut ist der Künstler wahrscheinlich durch Erinnerung an den griechischen Fährmann verleitet worden, den man aber nicht mit dem gegenwärtigen melden, spätere Einbildungskraft angehörigen Alter vermischen muß, welches ganz an und für sich und ohne Bezug auf jenen zu denken und darzustellen ist.

Von allen übrigen Zeichnungen jedoch unterscheidet sich gegenwärtige durch den Umstand, daß nichts auf Erscheinung hindeutet, nichts Geisterhaftes oder Zerstörendes darin vorkommt. Alles geschieht an der Erde, sie zu sagen auf freier Straße. Das Pferd trägt sogar Staub auf, und die Weiber welche zur Seite am Brunnen Wasser schöpfen, nehmen an der Handlung unmittelbaren Antheil. Dagegen haben die andern fünf concurrirenden Künstler den Charon und die Figuren um ihn auf Wolken, gleichsam als Erscheinung vorüberziehend sich gedacht, und auch wir sind aus erheblichen Gründen geneigt, solches für angemessener zu halten.

Nr. II.

Große Zeichnung auf grauem Papier, mit der Feder schraffirt. Breit 44 Zoll, hoch 31 Zoll.

In den Figuren, welche vor dem Reiter her, zum Theil schwebend, entstehen, und in denen, welche hinterdrein und klagend ihm folgen, vermißt man wissenschaftliche Zeichnung der nackten Glieder. Gebrauch sind ferner einige nicht recht passend bewegte, gleichsam den Figuren nicht angehörige Hände. Charon sitzt schwach und schlecht auf seinem Pferde, sieht sich mißleidig um, die linke Hand ist verrenkt, und die rechte hält, ebenfalls ohne alle Bedeutung, den Zügel doch empor; hingegen ist der Kopf des Pferdes gut gezeichnet und von lebendigem Ausdruck. So finden sich auch einige weibliche Köpfe mit angenehmen Zügen und zierlichem Haarputz; ebenfalls sind mehrere in gutem Geschmack angelegte Gewänder zu loben.

Luft und Licht, Wolken, begleichen der landschaftliche Grund, welchen man unter dem Wolkenzuge, worauf die Darstellung erscheint, wahrnimmt, lassen vermuthen, der Zeichner dieses Stücks besitze mehr Uebung im landschaftlichen Fache als in dem der Figuren: denn die Waldgegend, wo zwischen Hügeln sich ein Pfad hinzieht, im Vordergrunde die Meierstube, in deren Schatten zwei Figuren ruhen, weidende Schafe u. s. w. sind nicht allein lieblich gedacht, sondern auch mit sicherer Hand ausgeführt. Befremdend ist es, daß die Berggipfel welche über dem Gewölk zum Vorschein kommen, nicht passen, oder besser gesagt, in keinem Zusammenhange stehen mit dem Landschaftlichen Grunde unter der Erscheinung, ein Versehen, welches noch zwei andere von den mitarbeitenden Künstlern ebenfalls begangen haben.

Nr. III.

Zeichnung, eben so wie die vorhergehende mit der Feder schraffirt, jedoch auf weißem Papier. 32 Zoll breit, 22 1/2 Zoll hoch.

Uebertrifft dieses Werk hinsichtlich auf das Wissenschaftliche in den Umrissen das vorige nur wenig, so muß man doch dem Künstler bei weitem größere Gewandtheit zugestehen; ihm gelingt der Ausdruck, die Figuren sind geschickt zu Gruppen geordnet, haben alle wohl durchgeführten Charakter, passende Stellungen und sind lebhaft bewegt; von dieser Seite ist es besonders ein dem Charon eiligst zu Kräften nachrudernder Alter zu loben. Charon möchte am meisten der Nachsicht bedürfen, theils weil er verhältnißmäßig zu den übrigen Figuren etwas gigantischer hätte gehalten werden sollen, theils weil in seiner Gebärde, der Dichtung ganz entgegen, sich Besorgniß, zu Furcht ausspricht: er möchte die Jünglinge vor ihm überreiten, die alten hinter ihm möchten nicht nachkommen können. Unter der Wolkenschicht, auf welcher Charon erscheint, sind die Mädchen am Brunnen gar anmuthig gedacht, drei andere weibliche Figuren von denen eine jung, mit lebhafter Bewegung, die Erscheinung wahrnimmt, eine Alte sitzend ein Kind hält, dem die dritte einen Apfel darreicht, bilden eine hübsche Gruppe. So verdient auch ein Mann der vom Zeigenbaume Früchte pflückt, wegen der malerischen Stellung und Bekleidung, nicht übersehen zu werden.

Die beiden, von Wolken umschwebten Berggipfel, welche oben im Bilde über dem Charon sichtbar sind, haben auch in dieser Zeichnung nicht den erforderlichen Zusammenhang mit dem landschaftlichen Grunde unten im Bilde.

Nr. IV.

Das jetzt folgende Stück ist das kleinste von allen die eingesendet worden; nur etwa 1 Fuß hoch und 16 Zoll breit, sauber mit der Feder umrissen, kräftig getuscht und weiß aufgehöht.

Lobenswürdige Sorgfalt und die Hand eines geübten Künstlers sind in allen Theilen zu erkennen. Charon stürmt auf ungebändigtem zaumlosem Pferde wildrennend vorüber, vom Sattel herab hängen, vor und hinter ihm, kleine Kinder; eine Gruppe alter Männer, Patriarchen gleichend, sieht er mit Gewalt nach sich zu einer sie umschlingenden Binde; eine andere Gruppe, meist zarte Jünglingsgestalten, kommen ihm entgegen, schwebend, gehend und auf die Kniee niedersinkend, sie bewundern entsetzt, voll, flehen, beten an. Ein Wolkenstreif dient als Basis, unter welchem hin sich die Landschaft auftut: großartige Gebirgsgegend; den Weg herauf kommen drei gar nichtliche weibliche Figuren, Krüge in den Händen, um überwölbten Borne Wasser zu schöpfen. Eine derselben richtet den Blick aufwärts nach dem, was über dem Gewölke vorgeht.

In dieser Zeichnung sind die Figuren viel besser als in den vorigen verstanden, die Glieder haben Wohlgestalt, die Köpfe gemüthlichen sanften Ausdruck, der Faltenschlag ist sehr zierlich, die Anordnung des Ganzen sowohl als der einzelnen Gruppen gut, wenn auch vielleicht zu symmetrisch; Charon vorn-herrlich dürfte, wenn ein Werk von so vielen Verdiensten nach aller Strenge sollte beurtheilt werden, von zu weichlichem Ausdruck, die Motive überhaupt zu sentimental erscheinen. Gegen die Gruppe der Jünglinge möchte man einwenden können, daß sie durch Gestalten, Stellung und Faltenwurf etwas zu auffallend an Raphaels Disputa erinnern.

Nr. V.

Der wackere Künstler der diese sehr fleißig braungetuschte nur hier und da ein wenig mit Weiß aufgehöhte Zeichnung, 23 Zoll breit und beinahe 18 Zoll hoch, verfertigt hat, entwickelte darin ein großes erfinderisches Talent; die Umrisse sind wohl verstanden, die Figuren sehr bewegt, zum Theil von ungewöhnlicher kräftiger Formen; die Köpfe geistreich, auch sieht es nicht an schönem Faltenschlag, selbst die im Ganzen beachtete Haltung ist zu loben.

Wie aus dunklen, sich gegen die Erde senkenden Wetterwolken hervor sprengt Charon, die vordersten Figuren auf dessen Wolken, Jünglinge, stürzen nieder, vom Pferde überspringen, mehrere flehen, an beste werden vom grimmigen Reiter mit geschwungener Geißel be-

brobt; nach sich schleppt er einen Mann, der, um den Hals gebunden schon halb erwürgt, rücklings niederstürzt, und jammernd die Hände über dem Kopfe ringt; Alt, würdig, Greise flehen kniefällig; aus dem düstern Gewölk fahren Blitze, Regenströme stürzen nieder, Sonnenstrahlen brechen durch, und unter dem Wolkensaume sieht man im landschaftlichen Grund am Flusbern liebliche Frauengestalten verschieden beschäftigt; mehrere derselben sehen bestürzt nach der Erscheinung; eine, welche raschen Schrittes nach dem Brunnen hinschreitet, ist hinsichtlich auf schöne Bewegung und Falten vorzüglich lobenswerth.

In der Anordnung des Ganzen nimmt man grosartige Intention wahr, nur wenige einzelne Glieder flossen nicht völlig kunstgerecht aufeinander, so daß theils scharfe Winkel entstehen und man auf den ersten Blick ungewis bleibt, welcher Figur ein Arm oder ein Bein eigentlich angehört.

Die grose Ausführung jedoch, wodurch der Künstler sein Blatt hervorgehoben, setzt ihn in den Stand, die Köpfe höchst belebt und geistreich darzustellen; wie denn auch Hände und Füse sehr gut gezeichnet, richtig und mit der gröst möglichen Sorgfalt vollendet sind. An schönen Draperie-Figur nimmt sich vornehmlich unter der Gruppe der flehenden Alten der, welcher ganz zu verdeckt thut, vortrefflich aus.

In Erwägung der so eben erzählten vielen Verdienste könnte die Frage entstehen, ob dieses Blatt nicht geeignet sey, sich mit dem nachfolgenden auf Eine Linie zu stellen.

Nr. VI.

Dieser Nummer jedoch gebührt nach unserer Ueberzeugung der Preis. Die Zeichnung 3 Fuß breit, 2 Fuß 3 Zoll hoch, ist auf schönem Papier, Federumriß, braun angelegt und die Lichter mit dem Pinsel aufgetragen. Herr Leybold, der Erfinder, hat den Gegenstand am glücklichsten erfaßt und künstlerisch mit bester Einheit des Ganzen, in würdigen und großartigen Formen darzustellen gewußt. Die Behandlung ist leicht und meisterhaft, ohne daß der Ausführung dadurch etwas entgegen wäre; Formen und Gewänder deuten an, daß der Künstler sich den Michel-Angelo zum Muster genommen.

Eboren, ein gewaltiger, rüstiger Alter, sitzt, an Brust und Körper nackt, auf ungezäumtem Rosse, welches im schnellsten rennenden Laufe leichend dahin eilt; Haar und Bart des Reiters rückwärts getrieben; der flatternde Mantel von sehr gutem Faltenschlage verbirgt und zeigt zum Theil drei kleine Kinder, deren eins an der rechten Seite des Alten ruht, zwei aber von ihm mit der linken gehalten werden, mit der Rechten ergreift er einen bejahrten Mann bei der linken Hand, welcher ungern folgend, sich zu retten nach dem dürren Aste eines Baumstrunkes in der wirklichen Landschaft greift, den er doch bald hinter sich lassen wird. Andere Alte schweben hülfend und flehend, dumpf, gleichgültig und kümmerlichmüde dem vorüberrollenden Charon nach.

Auf der entgegengesetzten Seite schauen und flehen das haberstürmende Pferd mehrere jugendliche Gestalten verschiedenen Alters und Geschlechts. Das einige jugendliche Paar, Knabe und Mädchen, so jung und schon geschlungen, läuft, halb spielend, halb furchtsam, daraus; ein wackerer, geistesvoller Jüngling zeigt, wie um Schonung das Ungethüm anflehend, auf einen jungen Freund, der ihm ohnmächtig in die Arme sinkt; eine weibliche derbe Gestalt wirft sich dem Pferde entgegen und scheint es beiseit bringen zu wollen. Auf dem vordersten Wellenkamme, mit allen den Andern im Vorübereilen, dünkt sich ein knabenhaftes Mädchen, um von den unten im Vordergrunde reichlich sprossenden Lilien eine zu pflücken. Weiter zur Rechten ein junger Mann halb gebückt, halb knieend, bietet mit Gebärde der Verwunderung Brunnen auf den erquicklich strömenden Brunnen im Winkel des Bildes.

Hier aber glaubt wir eine noch zartere Andeutung zu finden. Aus der Tiefe des landschaftlichen Grundes reichen drei junge Frauen mit Krügen, am Brunnen Wasser zu schöpfen. Die gröste, vorderste, mit niedergeschlagenen Augen und kummervoller Miene, halten wir für die Mittrie des eben genannten jungen Mannes, der also, nach unserer Auslegung, nicht blos auf die frische Quelle, sondern auch auf die herankommende Gelichte hindeutet. Die zweite ist eine blos mädchenhafte alltägliche Gestalt; die dritte richtet erstaunt den Blick nach oben, als wenn sie in dem über ihrem Haupte sausenden Sturm etwas Bänglisches ahnete.

Alles dieses zusammen betrachtet, müssen wir also Hrn. Leybold das meiste Kunstverdienst zugestehen. Die Aufgabe ist von ihm am besten gefaßt, die Darstellung am vollständigsten gedacht worden; er hat sich der mannigfaltigsten Motive bedient und keins derselben wiederholt. Augenmassen sind die Gliederformen, die Gewänder durchhängig im edlen Styl, Anordnung und Ausdruck lebhaft.

Licht und Schatten beobachtete der Künstler verständig, er trachtete nicht nach frappantem Effect, und doch hat seine Zeichnung eine dem Auge wohlgefällige Wirkung, alle Theile sondern sich richtig, ohne Unruhe, ohne Verwirrung aus einander und erscheinen deutlich.

Auch ist zu erwähnen, daß eine bedeutende Größe des Bildes und der darin dicht eingeschlossenen Gestalten eine charakteristische vortheilhafte Wirkung hervorbringt.

Der landschaftliche Grund läßt sich in Betreff der Anlage ebenfalls loben, und stimmt vermöge seiner Einfalt und Großartigkeit mit dem Ernst der Darstellung überein, aber doch begegnet uns auch hier der Umstand, welcher uns oben schon bei Nr. II. und III. wiederholt bekannten abmerkte, nämlich daß zwischen den Berggipfeln über der Erscheinung und der Durchsicht mit Ferne unter derselben, kein rechter Zusammenhang stattfindet.

Bei diesem Punkte jedoch haben wir der Einrede eines unserer Freunde zu gedenken, welcher sich der Künstler annahm und zu ihrer Rechtfertigung behauptete: da die obere und untere Landschaft durch einen Volken- und Geister-Zug getrennt sey, so dürfe der Künstler wohl, eben als wäre hier eine Fata Morgana im Spiel, die Bergzipfel verrücken und sie an einem andern Orte als ihnen die Natur angewiesen, hervortreten lassen.

An diese hohen ernsten Bemühungen schließt sich wie ein leichtes heiteres Nachspiel, ein kleines in schwarzem Papier artig ausgeschnittenes Bildchen, von einer mit Geschmack und Kunstfertigkeit begabten Dame. Sie hat den Gegenstand, wie wir deutlich erkennen, als Erscheinung über Wolken dahingehend gedacht. Eboren sitzt auch hier auf seinem zügellos rennenden Pferde, die Jungen vor sich betreibend die Alten nach sich ziehend. Auf dem Pferde vor und hinter ihm kauern einige Kinder, ein etwas größeres schwebt sogar unter dem Pferde.

Ferner ist sehr glücklich gefunden, daß ein Regenbogen den Wolkenzug zusammt der Erscheinung, gleichsam als Triumphbogen, über den der Weg führt, zu umfassen dünkt, indessen im Raum darunter ein Röhrbrunnen an dem die Frauen Wasser holen, hervorsprüht. Bei ihnen

sagt ein Jäger, welcher nach dem Vorgang ausdeutet; das Nämliche geschieht von einem Knaben, indeß ein anderer einem sitzenden alten Mann den Krug zum Trunke reicht.

Die Figuren dieses Kunstwerks sind alle lebhaft bewegt, großentheils von anmuthiger Gebärde und Wendung, durchgängig wohl gezeichnet. Ferner gebührt der Anordnung des Ganzen alles Lob, denn der Raum ist sehr wohl ausgefüllt, keine Stelle überladen und keine leer. Es versteht sich, daß ein Werk dieser Art engverschlungene Gruppen nicht erlaubt, sondern alle Figuren der Deutlichkeit wegen bis auf wenige Berührung von einander abgesondert zu halten sind.

Indem wir nun diese Betrachtungen den Kunstfreunden zu geneigter Prüfung übergeben, enthalten wir uns nicht, auszusprechen, wie viel Vergnügen uns die Behandlung einer so bedeutenden Aufgabe verschafft, und zwar auch durch Erinnerung an vergangene Zeiten. Denn es sind eben zwanzig Jahre, daß wir die siebente und letzte Ausstellung in Weimar vorbereiteten und eine bis dahin fortgesetzte Zusammenwirkung mit deutschen Künstlern abschlossen. Was sich seit jener Zeit erhalten und entwickelt, davon giebt gegenwärtige Concurrenz ein gültiges Zeugniß. Möchten redlich strebende Künstler von Zeit zu Zeit Gelegenheit finden, die Resultate ihrer stillen Bemühungen dem ganzen deutschen Publikum vor Augen zu bringen.

Polygnot's Gemälde

in der Lesche zu Delphi.

Nach der Beschreibung des Pausanias restaurirt von den Gebrüdern Riepenhausen.

Vorschlagsweise auf meinen Freund, Friedrich Tieck.

Die unwiderstehliche Begierde nach unmittelbarem Anschauen, die in dem Menschen durch Nachrichten von entfernten Gegenständen erregt wird, das Bedürfniß allen denjenigen, was wir gründlicher Weise gewahr werden, auch ein sinnliches Bild unterzulegen, sind ein Beweis der Trefflichkeit unserer Natur, die das Einseitige flieht und immerfort das Innere durch's Aeußere, das Aeußere durch's Innere zu ergänzen strebt.

Wenn wir daher dem Einen Dank wissen, der uns Gegenstände der Kunst und Natur, denen wir in der Wirklichkeit nicht begegnen würden, durch Nachahmung vor die Augen bringt, so haben Andere allerdings auf unsere Erkenntniß großen Anspruch, die bemüht sind, verlorene Monumente wieder herzustellen und so unterrichtet als geistreich, nach geringen Andeutungen, das Zerstörte in einem gewissen Grade wieder zu beleben.

Einen solchen Dank bringen wir zunächst den obengenannten trefflichen Künstlern, die uns durch ihre genau nach der Beschreibung des Pausanias entworfenen Zeichnungen in den Stand setzen von den längst untergegangenen Gemälden des Polygnot in der Lesche zu Delphi eine Art Anschauung zu gewinnen; so wie sie uns zugleich Veranlassung geben unsere Gedanken über jene bedeutenden Werke des Alterthums im Nachstehenden mitzutheilen.

Einleitendes.

An diesem Versammlungsorte, einem Portieus, den man um einen länglich viereckten Hof herum gezogen und nach innen zu offen denken kann, fanden sich, noch zu Pausanias Zeiten, wohl erhalten, einige Werke Polygnot's. Das an der rechten Seite befindliche Gemälde bestand aus zwei Abtheilungen, wovon die eine der Eroberung Troja's, die andere nach unserer Ueberzeugung, der Verherrlichung Helena's gewidmet war.

Die Bildung der Gruppen aus einzelnen Figuren, ihre Zusammenstellung unter sich, so wie die Nachbarschaft beider Vorstellungen, kann unsere erste Tafel vergegenwärtigen.

Pausanias beschreibt das Ganze von der Rechten zur Linken, so wie die Gruppen dem Hereintretenden und an dem Bilde Hergehenden vor die Augen kamen, in welcher Ordnung sie auch nun von uns mit Nummern bezeichnet worden, obgleich eine andere Betrachtungsweise, die wir in der Folge darlegen werden, statt finden möchte.

Zur Linken sah man ein einzelnes, großes Bild, den Besuch des Odysseus in der Unterwelt vorstellend.

Wir nehmen an, daß Pausanias, nach Beschreibung der beiden oben gemeldeten Bilder auf der rechten Seite, wieder zum Eingange zurückgekehrt sey, sich auf die linke Seite des Gebäudes gewendet und das daselbst befindliche Gemälde von der Linken zur Rechten beschrieben habe; wie es denn auch, auf unserer zweiten Tafel, vorgestellt ist.

Wir ersuchen unsere Leser, sich zuerst mit dieser unserer Vorstellung, so wie mit der Beschreibung des Pausanias, die wir im Anfange liefern, bekannt zu machen, ehe sie zu unsern Muthmaßungen übergehen, wodurch wir den Sinn dieser Kunstwerke angedeutet gefunden.

Dabei werden sie durchaus im Auge behalten: daß die Gruppen keineswegs perspectivisch, sondern, nach Art damaliger Kunst, neben, über und unter einander, jedoch recht ohne Verwirrung und Absicht, gestellt gewesen.

Nach dem Pauſanias.

1.

Eroberung von Troja.

X.

Epeus, nackend vorgeſtellt, wirft die Mauern von Troja nieder. Das berühmte hölzerne Pferd ragt mit ſeinem Haupte über dieſelben hervor.

Peirpoitos, Sohn des Peirithoos, hat das Haupt mit einer Art von Binde umwunden. Akamas, Sohn des Theſeus, iſt neben ihm. Odyſſeus ſteht in ſeinem Harniſch.

XI.

Ajas, Sohn des Oileus, hält ſein Schild, und rakt ſich dem Altar, als im Schreur begriffen, daß er Kaſſandren, wider Willen der Göttin, entführen wolle.

Kaſſandra ſitzt auf der Erde, vor der Statue der Pallas; ſie hält das Bild umfaßt, welches ſie von dem Fußgeſtelle hob, als Ajas ſie, die Schutzflehende, wegtrieb.

Die zwei Söhne des Atreus ſind auch gegenwärtig, und überdies hat Menelaos den Schild, worauf man jenen Drachen ſieht, der bei dem Opfer zu Aulis, als ein Wunderzeichen, erſchien. Die Atreiden ſcheinen den Ajas abhalten zu wollen.

XII.

Gegen jenem Pferd über verſchiedet Claſſes, unter den Streichen des Neoptolemos; er iſt ſterbend vorgeſtellt. Aſtynoos kniet, nach ihm haut Neoptolemos. Dieſer iſt der Einzige auf dem Bilde, der die Trojaner noch verfolgt.

Ferner iſt ein Altar gemalt, wohin ſich ein furchtſames Kind flüchtet. Auf dem Altar liegt ein Harniſch, wie man ſie vor Alters trug, aus einem Vorder- und Hinterſtück zuſammengeſetzt und durch Spangen befeſtigt.

XIII.

Laodike ſteht jenſeit des Altars, ſie befindet ſich nicht unter der Zahl der Gefangenen. Neben ihr ein kupfernes Becken auf einem ſteinernen Fußgeſtell.

Medüſa, eine Tochter Priamos, liegt an dem Boden und umfaßt es mit beiden Armen.

Daneben ſteht ihr eine alte Frau, mit geſchorenem Kopf, ein Kind auf ihren Knieen haltend, welches furchtſam ſeine Augen mit den Händen bedeckt.

XIV.

Der Maler hat nachher todte Körper vorgeſtellt. Der erſte, den man erblickt, iſt Polit, ausgezogen und auf dem Rücken liegend. Unter ihm liegen Euenens und Akmetos, welche noch geharniſcht ſind; höher ſteht ihr andere. Leokritos, Sohn des Poindamas, liegt unter dem Becken.

Ueber Euenens und Akmetos ſieht man den Körper des Korebos, der um Kaſſandra freite.

XV.

Ueber ihm bemerkt man die Körper des Priamos, Ariſtes und Agenor.

Ferner ſieht ihr Simon, den Gefährten des Odyſſeus und Anchialos, welche die Leiche des Laomedon wegtragen.

XVI.

Vor der Wohnung des Antenor zeigt ſich eine Leopardenhaut, als ein Schutzzeichen, daß die Griechen dieſes Haus zu verſchonen haben.

Theano wird auch mit ihren beiden Söhnen, Glaukos und Eurymachos, vorgeſtellt. Der erſte ſitzt auf einem Harniſch von der alten Art, der zweite auf einem Stein. Neben dieſem ſieht man Antenor, mit Krino, ſeiner Tochter, welche ein Kind in den Armen hält.

Der Maler hat allen dieſen Figuren ſolche Mienen und Gebärden gegeben, wie man ſie von Perſonen erwartet, welche von Schmerz gebeugt ſind.

An der Seite ſieht man Diener, die einen Eſel mit Körben beladen und ſie mit Vorräthen anfüllen. Ein Kind ſitzt auf dem Thiere.

2.

Verherrlichung der Helena.

I.

Hier wird alles für Menelaos Rückkehr bereitet. Man ſieht ein Schiff, die Bootsleute ſind untermiſcht, Männer und Kinder.

In der Mitte ſteht Phronis, der Steuermann, die Ruderſtangen bereit haltend.

Unter ihm bringt Ithaimenes ein Kleid, und Echelaos Helgt, mit einem ehernen Waſſergefäß, die Schiffertoppe hinab.

II.

Auf dem Lande, nicht weit vom Schiffe, ſind Polites, Strophios und Aphios beſchäftigt, das Gepäck des Menelaos abzubrechen.

Amphialos bricht ein anderes ab.

Zu den Füßen des Amphialos ſitzt ein Kind, ohne Namensbeiſchrift.

Phronis iſt der Einzige, der einen Bart hat.

III.

Dann ſteht Briſeis, etwas höher Diomedes und Iphis zunächſt, beide als wenn ſie die Schönheit Helenens bewunderten.

Helena ſitzt; bei ihr ſteht ein junger Mann, wahrſcheinlich Eurybates, der Herold des Odyſſeus, jetzt ungeduldig.

Helena hat ihre zwei Frauen neben ſich, Panthalis und Elektra; die erſte ſteht bei ihr, die andere bindet ihr die Schuhe.

IV.

Ueber ihr ſitzt ein Mann, in Purpur gekleidet, ſehr traurig; es iſt Helenos, der Sohn des Priamos. Neben

ihm steht Meges, mit verwundetem Arm; neben diesem Lykomedes, am Gelenke der Hand, am Kopfe und an der Ferse verwundet. Auch Eurypalos hat zwei Wunden, eine am Kopfe, eine am Handgelenke.

Alle diese Figuren befinden sich über der Helena.

V.

Neben ihr sieht man Aithra, die Mutter des Theseus, mit geschornem Haupte, als Zeichen der Knechtschaft, und Demophon, den Sohn des Theseus, in nachdenklicher Stellung. Wahrscheinlich überlegt er, wie er Aithra in Freiheit setzen will. Er hatte den Agamemnon darum gebeten, der es ohne Beistimmung der Helena nicht gewähren wollte. Vermuthlich steht Euphadas bei Helena, diesen Auftrag auszurichten.

VI.

Auf derselben Linie sieht man gefangene, höchst betrübte Trojanerinnen. Andromache, ihren Sohn am Busen, auch Medesikaste, eine natürliche Tochter des Priamos, am Ambros verzweifelnd. Diese beide Fürstinnen sind verschleiert.

Darauf folgt Polydrena, ihr Haar hinten aufgeknüpft, nach Art junger Personen.

IX.

Nestor sieht zunächst: er hat einen Hut auf dem Kopf und eine Pike in der Hand. Sein Pferd ist bei ihm, das sich auf dem Ufer wälzen möchte.

Man erkennt das Ufer an kleinen Kieseln um das Pferd her; sonst bemerkt man nichts, was die Nachbarschaft des Meers bezeichnete.

VII.

Ueber jenen Frauen, die sich zwischen Nestor und Aithra befinden, sieht man vier andere Gefangene: Klymene, Kreusa, Aristomache und Leodike.

VIII.

Ueber ihnen befinden sich abermals vier Gefangene, auf einem Bette: Deinome, Medioche, Pisis und Klodike.

Besuch des Odysseus in der Unterwelt.

Hier sieht man den Acheron, schiffsicht, und Schatten von Fischen im Wasser. In einem Schiffe ist der greise Fährmann mit den Rudern abgebildet.

Die im Fahrzeug stehenden sind keine berühmten Personen — Tellis, ein reifender Knabe und Klodeia, noch Jungfrau. Diese hält ein Kästchen auf den Knieen, wie man sie der Demeter zu widmen pflegt.

Unter Charons Nachen wird ein vatermörderischer Sohn von seinem eigenen Vater erdrosselt.

Zunächst wird ein Tempelräuber gestraft. Das Weib, dem er überlistet ist, scheint sowohl jede Arzneimittel, als alle Gifte, mit denen man die Menschen schmerzlich tödtet, sehr wohl zu kennen.

Ueber diesen benannten sieht man den Eurynomos, welcher unter die Götter der Unterwelt gezählt wird. Man sagt, er verzehre das Fleisch der Todten und lasse nur die Knochen übrig. Hier ist er schwarzblau vorgestellt. Er zeigt die Zähne und sitzt auf dem Felle eines Raubthiers.

Zunächst sieht man die Arkadierin Auge, und Iphimedeia. Die erste hat, unter allen Weibern welche Hercules erkannt, den vaterräuberischen Sohn geboren. Der zweiten aber hat Mylassis, eine Stadt in Carien, große Verehrung erwiesen.

Höher als die erwähnten Figuren sieht man die Gesellen des Odysseus, Perimedes und Eurylochos, welche schwarze Widder zum Opfer bringen.

Zunächst sitzt ein Mann, mit dem Namen Oknos bezeichnet: er flicht einen Strick aus Schilf, dabei steht eine Eselin, die das was er flicht sogleich auffrißt.

Nun sieht man auch den Tityos, dergestalt abgebildet, daß er nicht mehr Strafe zu leiden, sondern durch die langwierige Strafe verzehrt zu seyn scheint; denn es ist ein dunkelnder Schatten.

Zunächst bei Oknos findet sich Ariadne, die auf einem Felsen sitzt und ihre Schwester Phaidra ansieht. Diese schwebt an einem Strick, welchen sie mit beiden Händen hält.

Unter Phaidra ruht Chloris, auf den Knieen der Thyia. Man glaubt in ihnen zwei zärtliche Freundinnen zu sehen.

Neben Thyia steht Prokris, die Tochter des Erechtheus, und nachher Klymene, die ihr den Rücken zukehrt.

Weiterhin sieht ihr Megara von Theben, die verstossene Frau des Hercules.

Ueber dem Haupte dieser Weiber sitzt, auf einem Stein, die Tochter Salmoneus, Tyro.

Zunächst sieht Eriphyle, welche die Fingerspitzen durch's Gewand am Halse hervorsteckt, wobei man in den Falten das beziehungsvolle Halsband vermuthen kann.

Ueber der Eriphyle ist Epikaste, in einem geflochtenen Bastkleide, wie es die Schiffer tragen, dann Odysseus knieend, der das Schwert über der Grube hält; zu dieser tritt der Wahrsager Teiresias; hinter demselben sitzt Antikleia, die Mutter des Odysseus.

Unter dem Odysseus sitzen Theseus und Peirithoos, auf Thronen, auf denen sie durch unsichtbare Macht festgehalten werden. Theseus hat die Schwerter beider in Händen. Peirithoos sieht auf die Schwerter.

Sodann sind die Töchter des Pandaros gemalt, Kameiro und Klytie, mit Blumenkränzen geziert und mit Knöchelchen spielend.

Dann sieht man den Antilochos, der, mit einem Fuß auf einen Stein tretend, Gesicht und Haupt mit beiden Händen hält.

Zunächst steht Agamemnon, der die linke Schulter mit einem Scepter unterstützt, in Händen aber eine Ruthe trägt.

Protesilaos, sitzend, betrachtet den gleichfalls sitzenden Achilleus. Ueber dem Achilleus steht Patroklos. Alle sind unbärtig, außer Agamemnon.

Höher ist Phokos gemalt, unmündigen Alters, mit einem Siegelring an der linken Hand, die er dem Jasius hinreicht, welcher den Ring betrachtet, und ihn abzumessen im Begriff ist.

Ueber diesem sitzt Maira, auf einem Stein, die Schwester des Protos.

Zunächst sitzt Aktaion und seine Mutter Autonoe auf einem Hirschfelle. Sie halten ein Hirschkalb. Auch liegt ein Jagdhund bei ihnen.

Kehrst du nun zu den untern Theilen des Bildes wieder deine Augen, so siehst du, nach dem Patroklos, den Orpheus auf dem Rücken eines Drachmals sitzen. Mit der linken berührt er die Zither, mit der andern die Zweige einer Weide, an die er sich lehnt. Er ist griechisch gekleis

det, weder ſein Gewand noch ſein Hauptſchmuck hat irgend etwas Thrakiſches. An der entgegengeſetzten Seite des Baums lehnt Promedon, der, nach Einigen, die Sänger überhaupt, beſonders aber den Orpheus zu hören freude gehabt.

In dieſem Theile des Bildes iſt auch Schedios, der die Phocenſer nach Troja führte, nach ihm Pelias, auf einem Throne ſitzend, mit grauem Bart und Haupthaar. Dieſer betrachtet den Orpheus. Schedios hält einen kleinen Dolch, und iſt mit Gras bekränzt.

Nächſt dem Pelias ſitzt Thamyris, des Augenlichtes beraubt, kümmerlichen Anſehens, mit ſtarkem Haupt- und Barthaar. Vor ſeinen Füßen liegt die Leier, mit zerbrochenen Hörnern und zerriſſenen Saiten.

Etwas höher ſitzt Marſyas, welcher den Olympos, einen reifenden Knaben, die Flöte behandeln lehrt.

Wendeſt du wieder deine Augen nach dem andern Theile des Gemäldes, ſo folgt auf Aktaion der ſalamiſiſche Ajas; ſodann Palamedes und Theſeus mit Würfeln ſpielend. Der andere Ajas ſteht zu. Dieſer hat das Anſehen eines ſchiffbrüchigen, mit ſchäumender Meeresfluth beſprengten Mannes.

Etwas höher als Ajas ſteht des Oineus Sohn, Meleager, und ſchaut jenen anguſehen. Alle haben Bärte, der einzige Palamedes iſt ohne Bart.

Zu unterſt auf der Tafel, hinter Thamyris, ſitzt Hektor und hält, mit beiden Händen, das linke Knie umſchloſſen, ſehr traurig von Anſehen.

Nach Hektor ſitzt Memnon, auf einem Steine, zunächſt Sarpedon, welcher ſein Geſicht in beide Hände verbirgt. Auf ſeiner Schulter liegt die eine Hand Memnons. in deſſen Rand Waffen gewirkt ſind. Zunächſt bei Memnon ſteht ein äthiopiſcher Knabe.

Ueber Sarpedon und Memnon ſteht Paris, ſehr jugendlich abgebildet; er ſchlägt in die Hände. Durch dieſes Zeichen, wie es die Landleute geben, will er Pentheſilea zu ſich locken. Dieſe ſchaut auf den Paris mit einer Miene, woraus Verachtung und völlige Geringſchätzung hervorblickt. Sie iſt auf Jungfrauen-Art gezieret. Ein Pantherfell hängt von ihren Schultern.

Ueber ihr tragen zwei Frauen Waſſer, in zerbrochenen irdenen Gefäßen; eine ſchön und jung, die andere ſchon bejahrt. Kein Name iſt beigeſchrieben, eine gemeinſchaftliche Inſchrift zeigt jedoch, daß ſie nicht ohne geweſt waren.

Ueber ihnen ſieht man Kalliſto, Nemia und Pero, die erſte hat ein Bärenfell zum Teppich und beruhet mit den Füßen die Kniee der zweiten.

Ueber dieſen Frauen ſteigt ein Fels in die Höhe, auf deſſen Gipfel Siſyphos den Stein zu wälzen trachtet.

Oberſtes Theil des Bildes zeigt auch das große Waſſergefäß.

Auf dem Felſen befinden ſich ein Alter, ein Knabe und einige Weiber; bei dem Alten ein altes Weib, andere tragen Waſſer, und jene Alte mit dem zerbrochenen Gefäß gießt aus der Scherbe das übrige Waſſer wieder in das Faß.

Unter dem Felſe befindet ſich Tantalos, mit allem dem Antheil umgeben, das Homer auf ihn gedichtet hat. Dazu kommt noch die Furcht vor dem niederſtürzenden Steine.

Polygnot's Kunſt überhaupt.

Polygnot, Aglaophons Sohn, von Thaſos, lebte vor der neunzigſten Olympiade, zu einer Zeit, wo die Plaſtik ſich ſchon beinahe völlig ausgebildet hatte, die Malerei aber ihr nur mühſam nacheiferte.

Den Gemälden fehlte damals faſt alles, was wir jetzt an ſolchen Kunſtwerken vorzüglich ſchätzen: Richtigkeit der Perſpective, Einheit einer reichen Compoſition, Maſſen von Licht und Schatten, ſittliche Abwechslung des Helldunkels, Harmonie des Colorits. Auch Polygnot befriedigte, ſo viel ſich vermuthen läßt, keine dieſer Forderungen; was er beſaß war Würde der Geſtalt, Mannigfaltigkeit des Charakters, ja der Mienen, ein Reichthum von Gedanken, Anſchicklichkeit in den Motiven und eine glückliche Art, das Ganze, das für die ſinnliche Anſchauung in Einer Einheit gelangte, für den Verſtand, für die Empfindung, durch eine geiſtreiche, faſt durfte man ſagen witzige Zuſammenſtellung zu verbinden. Dieſe Vorzüge, wodurch er den ältern Meiſtern der in unſern Mittelalter aufblühenden Kunſt, beſonders den Florentiniſchen verglichen werden kann, verſchafften ihm bis zu der Römer Zeiten lebhafte Bewunderer, welche wir um ſo eher begreifen, da jene Manchfalt, mit Zartheit und Strenge verbunden, auch bei uns noch enthuſiaſtiſche Gönner und Liebhaber findet.

Ferner können wir uns jene Art darzuſtellen am beſten vergegenwärtigen, wenn wir die Vaſengemälde, beſonders die des ältern Styls, vor uns nehmen. Hier ſind auch nur umriſſene Figuren und bedeutende Anſtalten in gewiſſen Verhältniſſen zuſammengeſtellt, manchmal in Reihen, manchmal übereinander. Von einem Local iſt gar die Rede nicht, wenn eine Perſon ſitzen ſoll, wird ein Fels angegeben, ein viereckter Rahmen bedeutet ein Fenſter, eine Reihe Kügelchen die Erde. Stühle, Geräthe, Altäre ſind zur Angabe. Die Pferde ſind ohne Geſchirr und werden ohne Zaum geführt. Kurz, was nicht Geſtalt iſt, was man nicht zur nothwendigen Bezeichnung bedarf, wird übergangen, oder höchſtens angedeutet.

Sehen wir eine rothe Figur auf ſchwarzem Grunde, ſo können wir uns von der monochromatiſchen Behandlung einen recht guten Begriff machen. Iſt die Geſtalt genau umriſſen und der Inhalt mit wenig Strichen bezeichnet, ſo darf ſie ſich nur vom Grund ablöſen, um mit einer Art von Wirklichkeit hervorzutreten.

Die Farbe des gebrannten Thons nähert ſich der Fleiſchfarbe, und kann mit einigen Schattirungen ihre nahe genug gebracht werden. Schwarze Barte und Haare, dunkle Säume der Kleider hatten ſchon auf die Localfarbe aufmerkſam gemacht, und man ſtrich Polygnot die Kleider farbig an, beſonders gelb, er zierte die Frauen mit einem bunten Kopfzeug, und vermuthlich noch andere Verſchönerungen, die ihm zu Anwendung der Farbe nöthigten, und ſo war ein Weg eröffnet, der noch und nach weiter führen ſollte.

Was er nun an Gedanken, ſowohl im Ganzen als Einzelnen, an Gefälligkeit, Bedeutſamkeit der Motive, Mannigfaltigkeit der Charaktere, Abſtufung des Ausdrucks, Anmuth des Beinſtehens und ſonſt geleiſtet haben mag, werden unſere Leſer ſich ſchon zum Theil aus dem Vorhergehenden entwickelt haben, wozu wir noch einige Betrachtungen hinzufügen, die ſich uns bei Behandlung dieſer Gegenſtände aufgedrungen.

Noch einiges Allgemeine.

Von der Höhe, auf welche ſich in den neuern Zeiten die Malerei geſchwungen hat, wo der zurück auf ihre erſten Anfänge zu ſehen, ſich die ſchätzbaren Eingeweihten der Tiefen dieſer Kunſt zu vergegenwärtigen und die Werke ſolcher Werke zu ſtudiren, denen gewiſſe Darſtellungsmittel unbekannt waren, welche doch unſern Schülern ſchon geläufig ſind, dazu gehört ſchon ein

fester Vorsatz, eine ruhige Entäußerung und eine Einsicht in den hohen Werth desjenigen Styls, den man mit Recht den wesentlichen genannt hat, weil es ihm mehr um das Wesen der Gegenstände, als um ihre Erscheinung zu thun ist.

Indem wir nun bei Behandlung der Polygnotischen Gemälde, und manchem deshalb geführten vertraulichen Gespräch, besonders bemerken konnten, daß es den Liebhabern am schwersten falle, sich die aufgeführten Gruppen, nicht perspektivisch hinter einander, sondern plastisch über einander zu denken, so bieten wir eine Darstellung des wechselseitigen Bezuges auf einigen Tafeln für unerläßlich. Und ob wir gleich dieselben nur mit typographischen Mitteln ausführen im Stande waren, so glauben wir doch einem jeden, dem es nicht an Einbildungskraft mangelt, besonders aber dem Künstler, der sich mit diesen Gegenständen weiter zu beschäftigen gedrückt, dadurch schon bedeutend vorgearbeitet zu haben.

Eben so denken wir auch durch unsern Auszug aus dem Pausanias, wobei wir alles weggelassen, was die Beschreibung des Gemäldes nicht unmittelbar betrifft, die Uebersicht des Ganzen um vieles erleichtert zu haben. Jedoch würden beide Bemühungen nur ein mageres Interesse bewirken, wenn wir nicht auch dasjenige, was uns wegen sittlicher und poetischer Beziehung der Gruppen unter einander bedeutend geschienen, dem Leser mittheilen, und die Künstler dadurch zu Bearbeitung des Einzelnen sowohl als des Ganzen aufzumuntern gedächten.

Schon aus der bloßen Beschreibung leuchtet hervor, daß Polygnot eine große Mannigfaltigkeit von Zuständen darzustellen, wie finden die verschiednen Geschlechter und Alter, Stände, Beschäftigungen, gewaltiges Wirken und großes Leiden, alles insofern es Heroen und Heroinen ziemt, deren Charakter und Schönheit es wahrscheinlich dadurch auf das Höchste zu steigern vermochte, daß er die Vorstellung der höhern Götter auf diesen Gemälden durchaus vermieden.

Wenn nun auf diese Weise schon eine große und würdige Mannigfaltigkeit in die Augen springt, so sind doch die Bezüge der Gruppen unter einander nicht so leicht aufgefunden. Wir wollen daher die schon oben erwähnte, glückliche Art des Künstlers, das Ganze seiner Werke, das für die sinnliche Anschauung zu keiner Einheit gelangen konnte, für den Verstand, für das Gefühl zu verbinden, nach unserer Ueberzeugung vortragen.

Die Gemälde der Lesche überhaupt betrachtet.

Die drei Gemälde machen unter sich ein Ganzes, in dem einen ist die Erfüllung der Ilias und die Auflösung des zehnjährigen Räthsels dargestellt, in dem andern der bedeutendste Punkt der Rückkehr griechischer Helden: denn muß nicht, sobald Troja erobert ist, die erste Frage seyn: wie wird es Heimen ergehen? In dem dritten schließt sich, durch Odysseus und die vor seinem Besuch des Hades umgekommenen Griechen und Trojaner, diese große Welt-epoche an die heroische Vergangenheit, bis zu den Titanen hin.

Wir freuen uns schon auf die Zeit, wann durch Bemühung tüchtiger deutscher Künstler alle diese Schätten, die wir jetzt mühsam vor die Einbildungskraft rufen, vor unsern Augen, in bedeutenden und schönen Reihen, dastehen werden.

Ueber die Eroberung Trojas.

Das erste Gemälde, ob sich gleich in demselben auch manche feine Bezüge, der Denkart des Künstlers gemäß, aufweisen lassen, kann doch eigentlich unter die historischen gezählt werden. Alles geht unter einem Augen vor. Epeus reißt die Mauern ein, das unglückbringende Pferd, durch dessen Hülle er sechse bewirkt, ist dabei angedeutet. Polypoites und Akamas folgen dem kluaen Anführer Odysseus.

Ueber und neben ihnen erscheinen die Gewaltthätigkeiten gegen Ueberwundene. Dort rächt Neoptolem den Tod seines Vaters, hier vermögen die Atreiden selbst eine heilige Jungfrau nicht zu schützen.

Doch unsern dieser gewaltsamen Ereignisse ist eine Verschonte zu sehen. Laodike, es sey nun als Geliebte des Akamas, oder als Schwiegertochter des Antenor, steht ruhig unter so vielen Gräueln. Vielleicht ist das Kind auf dem Schoße der alten Frauen ihr Sohn, den sie von Akamas empfing. Auch liegt ein trostloses Mädchen, Medusa, an dem Fuße des dabei stehenden Beckens.

Unter und neben dieser Gruppe sieht man gehäufte Todte liegen, dort Jünglinge, hier Greise. Die feinern Bezüge, warum gerade die Benannten gewählt worden, entdeckt uns künftig der Alterthumsforscher.

Nach diesen stummen Trauerszenen wendet sich das Gemälde zum Schluß: man beginnt die Leichname zu begraben, der Verräther Sinon erzielt den Abgeschiedenen diesen Liebesdienst, und zu völliger Befriedigung des Zartgefühls entweicht der gastfreie Antenor, verschont, mit den Seinigen.

Ueber die Verherrlichung der Helena.

Haben wir das erste Gemälde mit Pausanias von der Rechten zur Linken betrachtet, so gehen wir dieses lieber von der Linken zur Rechten durch. Hier ist von keiner Gewaltthätigkeit die Rede mehr. Der weise Nestor, noch in seinem höchsten Alter als Pferdebändiger angedeutet, ist am Ufer, als Vorsteher einer, mit Vorsicht vorzunehmenden Einschiffung gestellt, neben ihm, in drei Stockwerken über einander gehäuft, gefangene trojanische Frauen, ihren Zustand mehr oder weniger besammernd; nicht mehr, wie sonst, ausgetheilt in Familien, der Mutter, dem Vater, dem Bruder, dem Gatten an der Seite, sondern zusammengerafft, gleich einer Heerde in die Enge getrieben, als Masse behandelt, wie wir vorhin die männlichen Todten gesehen.

Aber nicht schwache Frauen allein finden wir in dem erniedrigenden Zustande der Gefangenschaft, auch Männer sieht man, meist schwer verwundet, unfähig zu widerstehen.

Und, alle diese geistigen und körperlichen Schmerzen, um wessentwillen werden sie ertragen?

Um eines Weibes willen, dem Sinnbilde der höchsten Schönheit.

Hier sitzt sie wieder, als Königin, bedient und umstanden von ihren Mägden, bewundert von einem ehemaligen Liebhaber und Freier, und ehrfurchtsvoll durch einen Herold begrüßt.

Dieser letzte merkwürdige Zug deutet auf eine frühere Jugend zurück, und wir werden sogleich auf eine benachbarte Gruppe gewiesen. Hinter Helenen steht Aithra, Theseus Mutter, die schon um Treuenwillen, seit langen Jahren, in der Gefangenschaft schmachtet, und sich

nunmehr wieder als Gefangene unter den Gefangenen findet. Ihr Enkel Oxyporos scheint, neben ihr, auf ihre Befreiung zu sinnen.

Wenn nun, wie die Fabel erzählt, Agamemnon, der unumschränkte Heerführer der Griechen, ohne Helenens Bestimmung die Aithra losgegeben nicht genügt ist, so erscheint jene im höchsten Glanze, da sie mitten unter der Masse von Gefangnen als eine Fürstin ruht, von der es abhängt zu binden oder zu lösen. Alles, was gegen sie verbrochen wurde, hat die traurigsten Folgen; was sie verbrach, wird durch ihre Gegenwart ausgelöscht.

Von Jugend auf ein Gegenstand der Verehrung und Begierde, erwarb sie die heftigsten Leidenschaften einer heroischen Welt, legt ihren Freiern eine ewige Dienstbarkeit auf, wird geraubt, geheirathet, entführt und wieder erworben. Sie entzückt, indem sie Verderben bringt, das Alter wie die Jugend, entwaffnet den rachgierigen Gemahl; und, verder das Ziel eines verderblichen Krieges, erscheint sie nunmehr als der schönste Zweck des Sieges und erst über Haufen von Todten und Gefangenen erhaben, thront sie auf dem Gipfel ihrer Wirkung. Alles ist vergehen und vergessen; denn sie ist wieder da. Der Lebendige sieht die Lebendige wieder und erfreut sich in ihr des höchsten irdischen Gutes, des Anblicks einer vollkommenen Gestalt.

Und so scheint Welt und Nachwelt mit dem idäischen Schäfer einzustimmen, der Macht und Geld und Weisheit, neben der Schönheit gering achtete.

Mit großem Verstand hat Polygnot hiernächst Briseïs, die zweite Helena, die nach vor das größte Unheil über die Griechen gebracht, nicht ferne dingestellt, gewiß mit unschätzbarer Abstufung der Schönheit.

Und so wird denn auch der Moment dieser Darstellung am Rande des Bildes bezeichnet, indem das Menetäus Fahrzeichnung niedergelegt, und sein Schiff zur Abfahrt bereitet wird.

Zum Schlusse sey uns noch eine Bemerkung erlaubt. Außerordentliche Menschen, als große Naturerscheinungen, bleiben dem Patriotismus eines jeden Volks immer heilig. Ob solche Phänomene genutzt oder geschadet, kommt nicht in Betracht. Jeder wackere Schwede verehrt Karl XII., den schädlichsten seiner Könige. So scheint auch den Griechen das Andenken seiner Helena entzückt zu haben. Und wenn gleich die und da ein billiger Unwille, über das Unsittliche ihres Wandels, entgegengesetzte Fabeln erdichtete, sie von ihrem Gemahl übel behandeln, sie sogar den Tod verworfener Verbrecher leiden ließ, so finden wir sie doch schon im Homer als behagliche Hausfrau wieder; ein Dichter, Stesichorus, wird mit Blindheit gestraft, weil er sie unwürdig dargestellt, und so verdiente, nach vielfältiger Controvers, Euripides gewiß den Dank aller Griechen, wenn er sie als gerechtfertigt, ja sogar als völlig unschuldig darstellte, und so die unerlaßliche Forderung des gebildeten Menschen, Schönheit und Sittlichkeit im Einklange zu sehen, befriedigte.

Ueber den Besuch des Odysseus in der Unterwelt.

Wenn in dem ersten Bilde das Historische, im zweiten das Symbolische vorwaltete, so kommt uns im dritten, ohne daß wir jene beiden Eigenschaften vermissen, ein höher poetischer Sinn entgegen, der, weitumfassend, tiefeinartreifend, sich anmaßungslos mit unschuldigem Bewußtseyn und heiterer naiver Bequemlichkeit darzustellen weiß.

Dieses Bild, das gleichfalls aus drei Steckwerken übereinander besteht, beschreiben wir nunmehr, den Pausanias auf einige Zeit vergessend, nach unsern eigenen Einsichten.

Oben, fast gegen die Mitte des Bildes, erblicken wir Odysseus, als den frommen, nur um sein Schicksal bekümmerten Besucher des Hades. Er hat das Schwert gezogen; aber nicht zur Gewaltthat gegen die unterirdischen Mächte, sondern die Erstlinge des blutigen Opfers dem Tiresias zu bewahren, der gegen ihn übersteht, indeß die Mutter Antikleia ihren Sohn noch nicht gewahrend weiter zurücksieht.

Hinter Odyss ist sieben seine Gefährten: Elpenor der kaum verstorbene, noch nicht begrabene, zunächst; entfernter Perimedes und Eurylochos, schwarze Widder zum Opfer bringend.

Gelingt nun diesem klugen Helden sein Besuch, so ist freveltlichen Stürmern der Unterwelt früher ihre Unternehmung übel gerathen. Unter ihm sieht man Theseus und Pirithoos, mit Verachtung ihrer Schwerter beschäftigt, die ihnen, als irdische Waffen, im Kampfe mit dem Gitterreich wenig gefruchtet. Sie sitzen, auf goldene Throne gebannt, zur Strafe ihres Uebermuths.

An ihrer Seite, unter jenen ehrwürdigen Alten, sieht man völlig unabhalbe Nachbarinnen, Kamiros und Klytia, die zur Unterwelt allzufrüh entführten anmuthigen Töchter des Pandareos, bekränzt, den unschuldigsten Zeitvertreib, das Kinderspiel der Knöchelchen, gleichsam ewig fortsetzend.

An der andern Seite des Theseus und Pirithoos befindet sich eine ernstere Gesellschaft; unglückliche Gattinnen, theils durch eigene Leidenschaft, theils durch fremde bestätigt: Eriphyle, Tyro, Phädra und Ariadne, die erste und dritte sonderbar bezeichnet.

Unter ihnen Chloris und Tyro, zärtliche Freundinnen, eine der andern im Schooße liegend. Sodann Prokris und Klymene, Rehnbuhlerinnen; diese wendet von jener sich weg. Etwas entfernt, für sich allein, steht Megara, die erste würdige, aber leider ihren Kindern unglückliche, verhaßte Gattin des Herakles.

Hat nun vielleicht der Künstler dadurch, daß er den Odysseus und seine Gefährten in die obere Reihe gestellt, die obern Regionen des Hades bezeichnen wollen? Da Odysseus, nach Homerischer Dichtung, keineswegs in die Unterwelt hinabsteigt, sondern sich nur an sie heranwagt, so ist wohl nicht ohne Absicht der Acheron und jener den abgeschiedenen Seelen eigentlich bestimmte Eingang zum Schattenreiche unten an der Seite vorgestellt.

In dem Schiff befindet sich Charon, neben ihm zwei junge Personen, wieder durch sich noch durch ihre Verwandtschaft benannt, über welche wir folgende Muthmaßungen hegen.

Tullis scheinet dem Alterthum als ein guter seine Eltern frommes Kind bekannt gewesen zu sein, indem außerhalb des Schiffes, unter ihm wahrscheinlich auf einer vorgestellten Landung, ein unfreundlicher Sohn von seinem eigenen Vater gequält wird.

Kleobeia trägt das heilige Kistchen, ein Zeichen der Verehrung gegen die Geheimnisse, mit sich, und unter ihr, außer dem Schiffe, wird zum deutlichen Gegensatz, ein Frevler gepeinigt.

Ueber dem Charon sehen wir ein Schreckbild, den Dämon Eurynomos, und in derselben Gegend den zum Schatten der schwindenden Leichen. Diesen zeigen, wurden wir den Künstlern rathen, noch etwas weiter herunter zu setzen, als in unserer Tafel geschehen, damit dem Odysseus und seinen Gefährten der Rücken frei gehalten werde.

Warum Anys und Jphimedeia zunächst am Schiffe stehen, wagen wir nicht zu erklären, desto mehr finden

wir bei der sonderbaren Gruppe zu bemerken, wo eine Eselin die Arbeit des beschäftigten Seilmachers aufzehrt.

Die Alten scheinen, und zwar mit Recht, ein fruchtloses Bemühen als die größte Pein betrachtet zu haben.

Der immer zurückkollernde Stein des Sisyphos, die siedenden Früchte des Tantalos, das Wasserschöpfen in durchbrochenen Gefäßen, alles deutet auf unerreichte Zwecke. Hier ist nicht etwan eine dem Verbrechen angemessene Wiedervergeltung, oder spezifische Strafe! Nein, die Unglücklichen werden sämmtlich mit dem schrecklichsten der menschlichen Schicksale belegt, den Zweck eines ernsten, anhaltenden Bestrebens vereitelt zu sehen.

Was nun dort als Strafe gewaltsamer Titanen und sonstiger Schuldigen gedacht wird, ist hier durch Oknos und seine Eselin als ein Schicksal, ein Zustand, auf das naivste dargestellt. Er flicht eben von Natur, wie sie von Natur frißt; er könnte lieber aufhören zu flechten; aber was alsdann sonst beginnen? Er flicht lieber um zu flechten, und das Seil, das sich auch ungeflochten hätte verbrennen lassen, wird nun geflochten gespeist. Vielleicht schmeckt es so, vielleicht nährt es besser? Dieser Oknos, konnte man sagen, hat auf diese Weise doch eine Art von Unterhaltung mit seiner Eselin!

Doch, indem wir unsern Lesern die weitere Entwicklung dieses profunden Symbols überlassen, bemerken wir nur, daß der Grieche, der gleich in's Leben zurückfasd, darin den Zustand eines fleißigen Mannes, dem eine verschwenderische Frau zugesellt ist, zu finden glaubte.

Haben wir nun diese Seite des Bilds vollendet, wo wir fast nur frühere heroische Gestalten erblickten, so treffen wir, bei fernerem Fortblick auf Gegenstände, die zu Odysseus einen nähren Bezug haben. Wir finden hier die Freunde des Odysseus, Antilochos, Agamemnon, Protesilaos, Achilleus und Patroklos. Sie dürfen sich nur in den freien Raum, der über ihnen gelassen ist, erheben, und sie befinden sich mit Odysseus auf Einer Linie.

Weiterhin sehen wir des Odysseus Gegner versammelt, die beiden Ajanten nebst Palamedes, einem der edelsten Griechen, der sein erfundenes Würfelspiel mit dem sonst so verschmähten Thersites zu üben beschäftigt ist.

In der Höhe zwischen beiden, sich der Gesinnung nach widerstrebenden Gruppen der Griechen finden sich Liebende versammelt: Pholkos und Jasios, mit einem Ringe, dem jamstischen Zeichen der Freundschaft, beschäftigt; Aktaion und seine Mutter, mit gleicher Lust am Waidwerke theilnehmend; Maira, einsam zwischen beiden, konnte räthselhaft bleiben, wenn ihr nicht eine derzärtliche Neigung gegen ihren Vater, diesen Platz unter den anmuthig und natürlich Liebenden verschaffte.

Man wende nun seinen Blick nach dem untern Theile des Bildes! Dort findet man die Dichterwelt, vortrefflich geschildert, beisammen. Orpheus, als treuer Gatte, ruht auf dem Grabe seiner zweimal Verlornen; als berühmtester Dichter hat er seine Hörer bei sich, Schedios und Polias, deren Bezeichnung, so wie das Recht, in dieser Gesellschaft zu seyn, noch zu erklären wäre. Thamyris, das schönste Talent, in dem traurigsten Zustande der verwelkenden Jünglinge. Gleich dabei Lehrer und Schüler, Marsyas und Olympos, auf ein frisches Leben und künftige Zeiten deutend.

Befanden sich nun über dieser Dichterwelt die abgeschiedenen Griechen, so sind, neben ihnen, als wie in einem Winkel, die armen Trojaner vorgestellt. Hektor, sein Schicksal immer fort betrauernd, Memnon und Sarpedon.

Aber, um diesen düstern Winkel zu erheitern, hat der Künstler den lustigen, widerschallenden Knaben, Paris, in ewiger Jugend dargestellt. Noch als roher Waldbewohner, doch seiner Macht über Frauen sich bewußt, schlägt er in die Hände, um das Gegengeschen erwartend, irgend einer horchenden Schönen anzudeuten, wo er zu finden sey.

Aber Penthesileia, die Heldin, im kriegerischen Schmuck, steht vor ihm, ihre Gebärden und Mienen zeigen sich abstoßend und verachtend, und so wäre denn auch die peinliche Zustand eines anmaßlichen Weiberbesiegers, der endlich von einer hochherzigen Frau verschmäht wird, im Hades verewigt.

Warum übrigens Meleager und ferner Kallisto, Pero, Nemia in der höhern Region einen Platz einnehmen, sey künftigen Auslegern anheim gestellt.

Wir betrachten nur noch, am Schlusse des Bildes, jene Gesellschaft vergeblich Bemühter, die uns eigentlich den Ort zu erkennen geht, wo wir uns befinden. Sisyphos, Tantalos, Unbenannte, welche sich in die höhern Geheimnisse einweihen zu lassen verabsäumt, zeigen sich hier. Konnten wir noch über Oknos lächeln, so sind nun die Motive ähnlicher Darstellungen in's Tragische gesteigert. An beiden Enden des Hades finden wir vergeblich Bemühte und innerhalb solcher trostlosen Zustände Heroen und Heroinen zusammengedrängt und eingeschlossen.

Bei den Todten ist alles ewig. Der Zustand, in welchem der Mensch zuletzt den Erdbewohnern erschien, fixirt sich für alle Zukunft. Alt oder jung, schön oder entstellt, glücklich oder unglücklich, schwebt er immer unserer Einbildungskraft auf der grauen Tafel des Hades vor.

Nachtrag.

Indem die Künstler immer mehr Trieb zeigen, sich dem Alterthume zu nähern, so wird es Pflicht, ihnen zweckmäßig vorzuarbeiten, damit eine höchst lobenswerthe Absicht rascher gefördert werde. Wir wünschen, daß man dasjenige, was hier an den Gemälden der Leschе zu leisten gesucht, als eine Probe dessen, was wir künftig weiter fortzuführen gedenken, günstig aufnehme.

Pausanias ist ein für den besten Künstlerssinn beinahe unzugänglicher Schriftsteller; man muß ihn recht kennen, wenn man ihn genießen und nützen soll. Gegen ihn, als Beobachter überhaupt, als Bemerker insbesondere, als Erklärer und Schriftsteller ist gar viel einzuwenden; dazu kommt noch ein an vielen Stellen verdorbener Text, wodurch sein Werk noch trüber vor unsern Augen erscheint: daher wäre zu wünschen, daß Freunde des Alterthums und der Kunst sich vereinigten, diese Decke wegzuziehen, und besonders alles, was den Künstler zunächst interessirt, vorerst ins Klare zu stellen.

Man kann dem Gelehrten nicht zumuthen, daß er die reiche Ernte, zu der ihn die Fruchtbarkeit seines weiten Feldes und seine eigene Thätigkeit berechtigt, selbst auseinander sondere, er hat zu viel Rücksichten zu nehmen, als daß er eine der andern völlig aufopfern könnte; und so ergeht es ihm gewöhnlich, wie es dem Pausanias erging: daß ein Kunstwerk, oder sonst ein Gegenstand, ihm mehr an sein Wissen erinnert, als daß es ihn aufforderte, sich des großen Umfangs seiner Kenntnisse, zu Gunsten dieses besondern Falls, zu entäußern. Deshalb möchte der Kunstfreund wohl ein verdienstliches Werk unternehmen, wenn er sich zwischen dem Gelehrten und Künstler in die Mitte stellte, und aus den Schätzen des ersten für die Bedürfnisse des andern auszuwählen verstünde.

Die Kunst überhaupt, besonders aber die deutsche, steht auf dem bedeutenden Punkte, daß sich Künstler und

Liebhaber dem wahren Sinne des Alterthums mit starken Schritten genähert. Man vergleiche die Riepenhausischen Blätter mit Versuchen des sonst so verdienten Grafen Caylus, und man wird mit Vergnügen einen ungeheuren Abstand gewahr werden.

Fahren unsere Künstler nun fort, die Restauration verlorner Kunstwerke, nach Beschreibungen, zu unternehmen, so läßt sich gar nicht absehen, wie weit sie solches führen werde. Sie sind genöthigt, aus sich selbst, aus ihrer Zeit und Umgebung herauszugehen, und indem sie sich eine Aufgabe vorzugsweise stellen, analog die Frage aufzuwerfen, wie eine entfernte Vorzeit sie gelöst haben würde. Sie werden auf die einfachsten und profansten Gegenstände aufmerksam, und fühlen sich getrungen, Bedeutung und Form, im höchsten Sinne, zu cultiviren.

Betrachtet man nun den Weg, welchen die Alterthumskunde schon seit geraumer Zeit einschlägt, so bemerkt man, daß auch sie dem wünschenswerthen Ziele nachstrebt, die Vorzeit überhaupt, besonders aber die Kunst der Vorzeit, zur Anschauung zu bringen.

Setzt sich nun analog die Manier, blos durch Umrisse eine geistreiche Composition auszudrücken und ganze epische und dramatische Folgen darzustellen, beim Publikum in Gunst, so werden die höheren Kunstzwecke gewiß mehr gefördert, als durch die endlose Qual, womit Künstler, oft unglücklich erfundene Bilder auszuführen, Jahre lang bemüht sind. Das, was ein glücklicher Gedanke sey, wird mehr offenbar werden, und eine vollendete Ausführung wird ihm alsdann den eigentlichen Kunstwerth, zu allgemeinem Behagen, geben können.

Um zu diesem schönen Zweck das Mögliche beizutragen, werden wir unsere künftigen Aufgaben dahin lenken, und indessen, durch successive Bearbeitung des Pausanias und Plinius, besonders auch der Philostrate, die Künstler zu fördern suchen.

Auch würde die Vergleichung der Homerischen, Virgilischen und Polygnotischen Höllenfahrten dereinst, wenn die letztere vor den Augen des Publikums aufgestellt seyn wird, erfreuliche Gelegenheit geben, Poesie und bildende Kunst, als verwandt und getrennt, zu beobachten und zu beurtheilen.

Auf ähnliche Weise wird sich eine Vorstellung der Eroberung von Troja, wie sie auf einer antiken Vase vorkommt, mit der Polygnotischen Behandlung vergleichen und dergestalt benutzen lassen.

Wir hatten eine Zeichnung des Vasengemäldes neben den Riepenhausischen Blättern aufgestellt. Hier ist nichts, das mit der Polygnotischen, von uns oben entwickelten, Darstellungsweise übereinstimmte; alles scheint mehr ins Kurze zusammengezogen, Thaten und Handlungen werden, mit voller Wirklichkeit, neben einander aufgezählt; woraus sich, wie uns dünkt, ohne die übrigen, von Geschmack, von Anordnung u. s. w. hergenommenen Gründe in Anschlag zu bringen, schon mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine jüngere Entstehung schließen läßt.

Wir wünschen, diese Abbildung gedachten Vasengemäldes künftig der Riepenhausischen Arbeit beigefügt zu sehen. Denn zugleich, so viel wir wissen, Herr Tischbein solches bereits in Kupfer stechen lassen, so ist es doch immer noch viel zu wenig bekannt.

Nachträgliches

zu Philostrats Gemälden.

I.

Cephalus und Procris.

Nach Julius Roman.

Cephalus der leidenschaftliche Jäger, nachdem er das Unglück, welches er unwissend in der Morgendämmerung angerichtet, gewahr worden, erfüllte mit Jammergeschrei Felsen und Wald. Hier, auf diesem nicht genug zu schätzenden Blatte, nachdem er sich ausgetobt, sitzt er, trauend über sein Geschick, den Leichnam seiner Gattin entseelt im Schooße haltend.

Indessen hat sein Wehklagen alles was in den waldigen Bergesheiden lebt und webt, aus der morgenstillen Ruhe aufgeweckt. Ein alter Faun hat sich herangedrängt, und repräsentirt die Leidklagenden mit schmerzlichen Gesichtszügen und leidenschaftlichen Gebärden. Zwei Frauen, schon mäßiger theilnehmend, deren eine die Hand der Verblichenen faßt, als ob sie sich ihres wirklichen Abscheidens versichern wollte, gesellen sich hinzu und drücken ihre Gefühle schon zarter aus. Von oben herab, auf Zweigen sich wiegend, schaut eine Dryas, gleichfalls mit betrübt; unten hat sich der anmuthweibliche Hund hingelagert und scheint sich nach frischer Beute lechzend umzuschauen. Amor, mit der linken Hand der Hauptgruppe verbunden, zeigt mit der rechten den verdängnißvollen Pfeil vor.

Wem gilt er ihn entgegen? Einer Centaurine von Frauen, Waldweibern und Kindern, die, durch jenes Jammergeschrei erschreckt, herangefordert, die That gewahr werden, sich darüber entsetzen und in die Schmerzen der Hauptperson heftig einstimmen. Daß ihnen aber noch mehrere folgen und den Schauplatz bevölkern werden, das bezeugt das letzte Mädchen des Zuges, welches von der Mutter mit herumgerissen wird, indem es sich nach den wahrscheinlich Folgenden umsieht. Auf dem Felsen über ihren Häuptern sitzt eine Eule. Ihr Anblick frappirt über der ausgebreiteten Arme, weiter oben kommt eine Dryas eilig, sich verwundert umschauend, hervor; sie hat das Geschrei gehört, aber sich nicht Zeit genommen ihre Haarflechten zu entlegen, sie kommt, das Haarhaar in der

Hand bebend, neugierig und theilnehmend. Ein Rehböcklein steigt gegenüber ganz gelassen in die Höhe und zupft, als wenn nichts vorginge, sein Frühstück von den Zweigen. Damit wir aber nicht zweifeln, daß das alles mit Tagesanbruch sich zutrug, eilt Helios auf seinem Wagen aus dem Meere hervor. Sein Hinschauen, seine Gebärde bezeugen, daß er das Unthier vernommen, es nun erblicke und mitempfinde.

Uns aber darf es bei aufmerksamer Betrachtung nicht irren, daß die Sonne gerade im Hintergrunde aufgeht und das ganze oben beschriebene Personal wie vom Mittag her beleuchtet ist. Ohne diese Fiction wäre das Bild nicht was es ist, und wir müssen eine hohe Kunst verehren, die sich, gegen alle Wirklichkeit, ihrer angestammten Rechte zu bedienen weiß.

Noch eine Bemerkung haben wir über den Vordergrund zu machen. Hier findet sich die Spur benutzender Menschenhände. Die Hauptgruppe ist vor dem tiefsten Waldesdicht gelagert; der Vordergrund ist als ein einjähriger Schlag behandelt; Bäume sind, nicht weit von der Wurzel, abgesägt, die lebendige Rinde hat schon wieder ihren Zweig getrieben. Diesen forstmäßigen Schlag hat der Künstler weislich an, damit wir bequem und vollständig sähen, was die Bäume, wenn sie aufrecht stünden, uns verdecken müßten. Eben so weislich ist im Mittelgrund ein Baum abgesägt, damit er uns Fluß und hintere Landschaft nicht verberge, wo Gebäude, Thürme, Aquäducte und eine Mühle, als Dienerin der allernährenden Ceres thätig, uns andeuten, daß menschliche Wohnungen zwar fern seyen, daß wir uns aber nicht durchaus in einer Wüste befinden.

II.

Aesop.

So wie die Thiere zum Orpheus kamen um der Musik zu genießen, so zieht sie ein anderes Gefühl zu Aesop, das Gefühl der Dankbarkeit, daß er sie mit Vernunft begabt.

Löwe, Fuchs und Pferd nahen sich.

Die Thiere nahen sich zu der Thüre des Weisen, ihn mit Binden und Kränzen zu verehren.

Aber er selbst scheint irgend eine Fabel zu dichten, seine Augen sind auf die Erde gerichtet und sein Mund lächelt.

Der Maler hat sehr weislich die Thiere, welche die Fabel schildert, vorgestellt, und gleich als ob es Menschen wären führen sie einen Chor heran, von dem Theater Aesops entnommen.

Der Fuchs aber ist Chorführer, den auch Aesop in seinen Fabeln oft als Diener braucht, wie Lustspieldichter den Davus.

III.

Orpheus.

Zu den großen Vorzügen der griechischen Kunst gehörte, daß Bildner und Dichter einen Character, den sie einmal angefaßt, nicht wieder losließen, sondern durch alle denkbaren Fälle durchführten. Orpheus war ihnen das Gefäß, in welches sie alle Wirkungen der Dichtkunst niederlegten: rohe Menschen sollte er der Sittlichkeit näher führen, Flüsse, Wälder und Thiere bezaubern, und endlich gar dem Hades eine Verstorbene wieder abzwingen.

Orpheus ist in der Mitte von lebendigen und leblosen Geschöpfen vorgestellt, die sich um ihn versammelt; Löw' und Keuler stehen zunächst und drohen, Hirsch und Hase sind durch die fürchterliche Gegenwart ihres Erbfeindes nicht erschreckt; auch andere, denen er sonst feindselig nachzujagen pflegt, ruhen in der Gegenwart des Rubenden. Von Geflügel sind nicht die Singvögel des Waldes allein, sondern auch der krächzende Häher, die geschwätzige Krähe und Jupiters Adler gegenwärtig. Dieser, mit ausgespannten Flügeln schwebend, schaut unverwandt auf Orpheus, und, des nahen Hasens nicht gewahrend, hält er den Schnabel geschlossen, eine Wirkung der besänftigenden Musik. Auch Wölfe und Schafe stehen vermischt und erstaunt. Aber noch ein größeres Wagstück besteht der Maler; denn Bäume reißt er aus ihren Wurzeln, führt sie dem Orpheus zu und stellt sie im Kreise umher. Diese Fichte, Cypresse, Eiche, Pappel und andere dergleichen Bäume, mit händegleich verschlungenen Aesten, umgeben den Orpheus; ein Theater gleichsam bilden sie um ihn her, so daß die Vögel als Zuhörer auf den Zweigen sitzen mögen, daß Orpheus in frischem Schatten singe.

Er aber sitzt, die leimende Bartwolle um die Wange, die glänzende Goldmütze auf dem Haupte; sein Auge aber ist geistreich, gottblicknd, von dem Gotte voll, den er besingt. Auch seine Augenbrauen scheinen den Sinn seiner Gesänge auszudrücken, nach dem Inhalt beweglich.

Der linke Fuß, der auf der Erde steht, trägt die Zither die auf dem Schenkel ruht, der rechte hingegen deutet den Tact an, indem er den Boden mit der Sohle schlägt; die rechte Hand hält das Plectrum fest und rauscht über die Saiten hin, indessen der Ellenbogen anliegt und die Handwurzel innwärts gebeugt ist; die linke dagegen berührt die Saiten mit geraden Fingern.

IV.

Die Andrier.

Sehet den Quellgott auf einem wohlgeschichteten Bette von Trauben, aus denen durch seinen Druck eine Quelle zu entspringen scheint. Sie gewährt den Andriern Wein und sie sind im Genuß dieser Gabe vorgestellt. Der Gott hat ein rothes aufgeschwollenes Gesicht, wie es einem Trinker geziemt, und Thyrsen wachsen um ihn her, wie sonst die Rohre an wasserreichen Orten. An beiden Ufern sehr ihr die Andrier singend und tanzend; Mädchen und Knaben sind mit Epheu bekränzt, einige trinken, andere wälzen sich schon an der Erde.

Sehet ihr weiter hinaus über diese verbreiteten Feste, so sehet ihr den Bach schon ins Meer fließen, wo an der Mündung die Tritonen mit schönen Muscheln ihn auffassen, zum Theil trinkend und zum Theil blasend versprühen. Einige schon trunken tanzen und springen so gut es ihnen gelingen will. Indessen ist Dionysus mit vollen Segeln angekommen um an seinem Feste Theil zu nehmen. Schon hat das Schiff im Hafen Anker geworfen und vermischt folgen ihm Satyre, Silenen, das Fachen und Comus, zwei der besten Trinker unter den Dämonen.

Zahn's Ornamente und Gemälde

aus Pompeji, Herculanum und Stabiä.

Ob man schon voraussetzen darf, daß gebildete Leser, welche Gegenwärtiges zur Hand nehmen, mit demjenigen genugsam bekannt sind, was uns eigentlich die oben benannten, nach langen Jahren wieder aufgefundenen Städte in so hohem Grade merkwürdig macht, auch, schon bisnahe ein ganzes Jahrhundert, den Antheil der Mitlebenden erregt und erhält, so sey doch besonders von einer der dreien, von Pompeji, deren Ruinen eigentlich dem hier anzuzeigenden Werke den Gehalt geliefert, einiges zum voraus gesprochen.

Pompeji war in dem südöstlichen Winkel des Meerbusens gelegen, welcher von Bajä bis Sorrent das tyrrhenische Meer in einem unregelmäßigen Halbkreise einschließt, in einer so reizenden Gegend, daß weder der mit Asche und Schlacken bedeckte Boden, noch die Nachbarschaft eines gefährlichen Berges von einer dortigen Ansiedelung abmahnen konnte. Die Umgebung genoß alle Vortheile des glücklichen Campaniens, und die Bewohner, durch überströmende Fruchtbarkeit angelockt und festgehalten, sogen noch von der Nähe des Meeres die größten Vortheile, indem die geographische Lage der Stadt überhaupt sich zu einem bedeutenden Handelsplatz eignete.

Wir sind in der neuern Zeit mit dem Umfange ihrer Ringmauern bekannt worden, und konnten nachfolgende Vergleichung anstellen.

Im ersten Abschnitte der »Wanderungen Gore's durch Pompeji, Wien 1823,« ist der Quadratinhalt der Stadt und der ausgegrabenen Stellen, nach Pariser Klaftern gemessen, angegeben. Unter diesen Pariser Klaftern sind wahrscheinlich die Pariser Toisen zu verstehen, denn die Pariser Toise ist ein Maß von sechs Schuhen, wie die Wiener Klafter. Nach diesem Abschnitte beträgt nun der Flächeninhalt des ausgegrabenen Theils der Vorstadt mit der Gräberstraße 5147 Wiener Quadratklaftern; der Umfang der Stadt 1621 1/2 W. tausende Kl., der Flächeninhalt der Stadt 171, 11/4 W. Q.-Kl.; der Flächeninhalt der ausgegrabenen Theile der Stadt 52,358 W. Q.-Kl., die Stadt mißt vom Amphitheater bis zum entgegengesetzten Thore 895 W. tausende Kl., dieselbe mißt vom Theater bis zur entgegengesetzten Seite 530 W. t. Kl.

Wenn man von der Wiener Altstadt, den Paradeplatz, den kaiserlichen Hofgarten und den Garten für's Publikum, welche an der einen Seite der Stadtmauer neben einander liegen, abzieht, so ist dieselbe noch einmal so groß als Pompeji, denn dieser Theil der Stadt hält 507,500 W. Q.-Kl. Nimmt man hievon die Hälfte, so ist dieselbe 163,750 Kl., welcher Flächenraum um 2760 W. Q.-Kl. kleiner als der Flächenraum von Pompeji ist. Diese 2760 Kl. machen aber ungefähr den 72sten Theil des Flächenraums von Pompeji aus, sind also, wenn nicht eine zu große Genauigkeit gefordert wird, außer Acht zu lassen.

Der Theil der Vorstadt zwischen der Alleegasse und der Kaiserstraße hält 162,655 W. Q.-Kl., ist also um 8259 Q.-Kl. kleiner als Pompeji. Diese 8259 Q.-Kl. machen aber ungefähr den 25sten Theil des Flächeninhalts von Pompeji aus, sind also gleichfalls kaum beachtenswerth.

Eben so ist der Raum zwischen der Donau, der Augartenstraße und der Taborstraße etwas zu klein, wenn man blos das Quartier, so weit die Häuser stehen, mißt, und etwas zu groß, wenn man die Gränze an dem Ufer der Donau nimmt. Ersterer Flächenraum enthält 161,960 W. Q.-Kl. und letzterer 189,700 Q.-Kl.

Die Stadt mochte nach damaliger Weise fest genug seyn, weren die nunmehr ausgegrabenen Mauern, Thore und Thürme ein Zeugniß geben; ihre kürzerlichen Angelegenheiten mochten in guter Ordnung seyn, wie denn die mittleren für sich bestehenden Städte nach einfacher Verfassung sich gar wohl regieren konnten.

Aber auch an nachbarlichen Feindseligkeiten konnte es ihnen nicht fehlen, mit den nahen Bergbewohnern, den Nocerern, kamen sie in Streit, einer so kräftig überwiegenden Nation vermochten sie nicht zu widerstehen, sie riefen Rom um Hülfe an, und da sie hierdurch ihr Daseyn behaupteten, blieben sie mit jenem sich immer vergrößernden Staate meist in ununterbrochenem Verhältnisse, wahrscheinlich dem einer Bundesstadt, die ihre eigene Verfassung behielt, und niemals nach der Ehre geizte, durch Erlangung des Bürgerrechts in jenen größern Staatskreis verschmolzen zu werden.

Bis zum Jahre Roms 816 meldet die Geschichte Weniges und nur im Vorübergehen von dieser Stadt; jetzt aber ereignete sich ein gewaltsames Erdbeben, welches große Verwüstung mag angerichtet haben. Nun finden wir sie aber bei den gegenwärtigen Ausgrabungen wieder dargestellt, die Häuser planmäßig gereiht, öffentliche und Privatgebäude in gutem Zustande. Wir dürfen daher vermuthen, daß dieser Ort, dem es an Hülfsmitteln nicht fehlte, allenfalls nach großem Unglück sich werde gefaßt und mit bedeutender Thätigkeit wieder erneuert haben. Hiezu hatte man schon Jahre Zeit, und wir glauben auf diese Weise die große Uebereinstimmung erklären zu können, wie die Gebäude bei all ihrer Verschiedenheit, in Einem Sinn errichtet und in Einem Geschmack, man darf wohl sagen modisch verziert seyen. Die Verzierungen der Wände sind wie aus Einem Geiste entsprungen und aus demselben Topfe genannt. Wir werden jene Ausnahme noch wahrscheinlicher finden, wenn wir bedenken, welche Mühe den Künstlern in dem römischen Reiche sich während des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung mag verbreitet haben, daß ganze Gesellschaften, Züge, Schwärme, Heeren wie man es nennen will, von Künstlern und Handwerkern da herumzuziehen waren, wo man ihrer bedurfte. Denke man an die Schaaren von Maurern und Tünchern, welche sich in dem mittleren Europa zu jener Zeit hin und her bewegten, als eine ernsthaftlich Denkende sich über die christliche Kirche verbreitet hatte.

So viel möge zu einiger Einleitung für diesmal de-

nung kann, um die durchgängige Uebereinstimmung der soweit früher, als auch nunmehr durch die Jahnschen Tafeln mitgetheilten Wanderverzierungen ihrem Ursprunge gemäß zu beurtheilen.

I.

Ansichten und Uebersichten der ausgegrabenen Räume, auch wohl mit deren landschaftlicher Umgebung.

Vier Platten.

Alles, was sich auf die Gräberstraße im Allgemeinen und auf jedes Grab in's Besondere bezieht, erregt unsere Bewunderung. Der Gedanke, jeden Ankommling erst durch eine Reihe würdiger Erinnerungen an bedeutende Vorfahren durchzuführen, ehe er an das eigentliche Thor gelangt, wo das tägliche Leben noch sein Wesen treibt, aus welchem jene sich entfernt haben, ist ein stattlicher, geisterhebender Gedanke, welcher uns, wie der Ballast das Schiff, in einem Gleichgewichte zu halten geeignet ist, wenn das bewegliche Leben, es sey nun stürmisch oder leichtfertig, uns dessen zu berauben droht.

Eine mannigfaltige, großentheils verdienstliche Architektur erweitert den Blick; und wendet man sich nun gar gegen die reiche Aussicht auf ein fruchttragendes, weinreiches Land bis an das Meer hin, so fehlt nichts, was den Anblick von den glücklichen Tagen jener Volkerschaft verherrlichen könnte.

Betrachten wir ferner die noch aufstehenden Reste der öffentlichen Plätze und Gebäude, so werden wir, nach unserer gewohnten Schauweise, die wir breite und gränzenlose Straßen, Plätze, zu Uebung zahlreicher Mannschaft eingerichtet, zu erblicken gewohnt sind, uns nicht genug über die Enge und Beschränktheit solcher Localitäten verwundern können.

Doch dem Unterrichteten wird sogleich das römische Forum in die Gedanken kommen, wo bis auf den heutigen Tag noch niemand begreifen kann, wie also die von den alten Schriftstellern uns genau bezeichneten Gebäude in solcher Beschränkung haben Platz finden, wie dasselbst vor so großen Volksmassen habe verhandelt werden können.

Es ist aber die Eigenschaft der Imagination, wenn sie sich in's Ferne und in's Vergangene begiebt, daß sie das Unbedingte fordert, welches dann meist durch die Wirklichkeit unangenehm beschränkt wird. Thut ja doch manchem Reisenden die Peterskirche nicht Genüge: hört man nicht auch bei mancher ungeheuren Naturscene die Klage: sie entspreche der Erwartung nicht; und wäre vielleicht auch der Mensch wohl deshalb so gebildet, daß mit er sich in alles, was ihm die Sinne berührt, zu finden wisse?

So viel man übrigens die noch stehen gebliebene Architektur beurtheilen kann, so ist sie zwar nicht in einem strengen, aber doch sinnigen Style gedacht und ausgeführt, es erscheint an ihr nichts Willkührliches, Phantastisches, welches man den verschiedenen Räumen des Innern scheint vorbehalten zu haben.

II.

Ganze Wände.

Dreyzehn Platten waren sieben colorirt

Die Enge und Beschränktheit der meisten Häuser, welche mit unsern Begriffen von bequemer und statilicher Wohnung nicht wohl vereinbar ist, führt uns auf ein Volk, welches, durchaus im Freien, in städtischer Geselligkeit zu leben gewohnt, wenn es nach Hause zurückzukehren genöthigt war, sich auch daselbst einer heiteren gebildeten Umgebung gewärtigte.

Die vielen hier mitgetheilten colorirten Zeichnungen ganzer Wände schließen sich dem in dieser Art schon Bekannten auf eine bedeutende und belehrende Weise glücklich an. Was uns bisher vielleicht irre machte, erscheint hierwieder. Die Malerei producirt phantastische, unmögliche Architekturversuche, an deren Leichtsinn wir den antiken Ernst, der selbst in der äußern Baukunst waltet, nicht wieder erkennen.

Hülfen wir uns mit der Vorstellung: man habe nur eigentlich ein leichtes Sparren- und Lattenwerk andeuten wollen, woran sich eine nachbarige Verzierung, als Draperie oder als sonstiger willkührlicher Ausputz, humoristisch anschließen sollte.

Hiebei kommt uns dem Vitruv im siebenten Buche in dessen fünftem Capitel entgegen, und setzt uns in den Stand, mit Klarheit hierüber zu denken. Er, als ein ächter Realist, der Malerei nur die Nachbildung wirklicher Gegenstände vergönnend, tadelte diese der Einbildungskraft sich hingebenden Gebilde; doch verschaffte er uns Gelegenheit, in die Veranlassung dieser neuern Leichtfertigkeiten hineinzusehen.

Im höheren Alterthume schmückte man nur öffentliche Gebäude durch malerische Darstellungen; man wählte das Würdigste, die mannigfaltigsten Heldengestalten, wie uns die Lesche des Polygnot deren eine Menge vorführt. Freilich waren die vorzüglichen Menschenmaler nicht immer zu bei der Hand, oder auch lieber mit beweglichen Tafeln beschäftigt, und so wurden nachher wohl auch an öffentlicher Stelle Landschaften angebracht, Häfen, Vorgebirge, Gestade, Tempel, Haine, Gebirge, Hirten und Heerden. Wie sich aber nach und nach die Malerei in das Innere der Gebäude zog, und engere Zimmer zu verzieren aufgefordert wurde, so mußte man diese Malereien, welche Menschen in ihrer natürlichen Größe vorstellten, sowohl in der Gegenwart lästig, als ihre Verfertigung zu kostbar, ja unmöglich gefunden haben.

Daher denn jene mannigfaltigen phantastischen Malereien entstanden, wo ein jeder Künstler, was es auch war das er vermochte, willkommen und anwendbar erschien. Daher denn jenes Rohrwerk von schmächtigen Säulchen, lattenartigen Pfostchen, jene geschnörkelten Giebel und was sich sonst von abenteuerlichem Blumenwesen, Schlingranken, widerdrehenden seltsamen Auswüchsen daraus entwickeln, was für Ungeheuer zuletzt daraus hervortreten mochten.

Dessen ungeachtet aber fehlt es solchen Zimmern nicht an Einheit, wie es die colorirten Blätter unserer Sammlung unwidersprechlich vor Augen stellen. Ein großes Wandfeld ward mit Einer Farbe angestrichen, da es denn von dem Hausherrn abhing, in wiefern er hiezu ein kostbares Material anwenden, und dadurch sich auszeichnen wollte. Welches denn auch dem Maler jedesmal geliefert wurde.

Nun machten sich auch wohl fertige Künstler finden, welche eine leichte Figur auf eine solche einfärbige Wand in die Mitte zeichneten, vielleicht kalkirten, und alsdann mit technischer Fertigkeit ausmalten.

Um nun auch den höhern Kunstsinn zu befriedigen, so hatte man schon, und wahrscheinlich in besondern Werkstätten, sich auf die Fertigung kleinerer Bilder gelegt, die, auf getünchte Kalktafeln gemalt, in die weit getünchte Wand eingelassen, und, durch ein geschicktes Zustreichen, mit derselben völlig ins Gleiche gebracht werden konnten.

Und so verdient keinerwegs diese Neuerung den harten Tadel des strengen, nur Nachbildung wirklicher und möglicher Gegenstände fordernden ernsten Baumeisters. Man kann einen Geschmack, der sich ausbreitet, nicht durch irgend ein Ausschließen verengen; es kommt hier auf die Fähigkeit und Fertigkeit des Künstlers, auf die Möglichkeit an, einen solchen zur gegebenen Arbeit anzulocken, und da wird man denn bald finden, daß selbst Prunkzimmer nur als Einfassung eines Zuweis angesehen werden können, wenn ein Meisterwerk der Malerei auf sammtnen und seidenen Tapeten uns vor Augen gebracht wird.

III.

Ganze Decken.

Vier Platten sämmtlich gefaßt.

Deren mögen wohl so wenige gegeben werden, weil die Löcher eingedrückt, und die Decken daher zerstört werden. Diese mitgetheilten aber sind merkwürdig, zwei derselben sind an Zeichnung und Farbe ernsthafter, wie sich es wohl zu dem Charakter der Zimmer geziemt haben mag; zwei aber in dem leichtesten, heitersten Sinne, als wenn man über sich nur Lauben und Zweige sehen möchte, wodurch die Luft strich, die Vögel hin und wieder flatterten, und woran allenfalls die leichtesten Kränze aufzuhängen wären.

IV.

Einzelne, gepaarte und sonst neben einander gestellte Figuren.

Drei und dreißig Platten.

Diese sind sämmtlich in der Mitte von farbigen Wandflächen, Körper und Gewänder kunstmäßig colorirt zu denken.

Man hat wohl die Frage aufgeworfen: ob man schwebende Figuren anbringen könne und dürfe? Hier nun scheint sie glücklich beantwortet. Wie der menschliche Körper in perlaler Stellung sich als stehenden erweist, so ist eine gelinde Senkung in die Diagonale schon hinreichend, die Figur als schwebend darzustellen; eine lebendig entwickelte, der Bewegung gemäße Zierlichkeit der Glieder vollendet die Illusion.

Sogar dergleichen schwebende, fliegende Figuren tragen den hier noch andere auf den Rücken, ohne daß sie eigentlich belastet scheinen, und wir machen dabei die Bemerkung, daß wir, bei Darstellung des Graciosen, den Boden niemals vermissen, wie uns alles Geistige der Wirklichkeit entsagen läßt.

So dankenswerth es nun auch ist, daß uns hier so viele angenehme Bilder überliefert werden, die man mit Baumeisterkeit nur auf die Wand durchzeichnen und mit Geschmack colorisen dürfte, um sie wieder schicklich anwendbar zu machen, so erinnere sich doch nur der Künstler, daß er mit der Masse der Bevölkerung großer Städte, gerade diesem nicht lebendigen antiken Kunstsinne immerfort schon treu bleibt. Wen ergötzt nicht der Anblick großer theatralischer Ballette? Wer trägt sein Geld nicht Seiltänzern, Luftspringern und Kunstreitern zu? und was reizt uns, diese flüchtigen Erscheinungen immer wiederholt zu verlangen, als das anmuthig verschwindende Lebendige, welches die Alten an ihren Wänden festzuhalten trachteten?

Darin hat der bildende Künstler unserer Tage Gelegenheit genug, sich zu üben: er suche die augenblicklichen Bewegungen aufzufassen, das Verschwindende festzuhalten, ein Vorhergehendes und Nachfolgendes simultan vorzustellen, und er wird schwebende Figuren vor die Augen bringen, bei denen man mehr nach Flügeln, so wenig als nach Seil, Draht und Pferd fragt. Doch was das letzte betrifft, dieses edle Geschöpf muß auch in unsern Bildkreis herangezogen werden. Durchdringe sich der Künstler von den geistreichen Gebilden, welche die Alten so meisterhaft im Centaurenzwischenkte darstellten. Die Pferde machen ein zweites Volk im Kriegs- und Friedens-Wesen aus, Reitkahn, Wettrennen und Reuen geben dem Künstler angenehme Gelegenheit, Kraft, Macht, Zierlichkeit und Behendigkeit dieses Thieres kennen zu lernen; und wenn vorzügliche Bildner den Stallmeister und Cavalleristen zu befriedigen suchen, wenigstens in Hauptsachen, wo ihre Forderungen naturgemäß sind, so ziehe der vollkommene Dekorationsmaler auch dergleichen in sein Fach. Jene allgemeinen Gelegenheiten wird er nicht meiden, dabei aber lasse er alle die einer aufgeregten Schaulust gewidmeten Stunden für seine Zwecke nicht verloren.

Gedenken wir an dieser Stelle eines vor Jahren gegebenen, bisher deutenden glücklichen Beispiels, der geistreich aufgefaßten anmuthigen Bewegungen der Bigane's, zu denen sich das ernste Talent des Herrn Directors Schadow seiner Zeit angeregt fühlte, deren manche sich, als Wandgemälde im antiken Sinne behandelt, recht gut ausnehmen würden. Lasse man den Tänzern und andern, durch bewegte Gegenwart uns erfreuenden Personen ihre technisch herkömmlichen, mitunter dem Auge und sittlichen Gefühle widerwärtigen Stellungen; fasse und fixire man das, was lebenswürdig und musterhaft an ihnen ist, so kommt auch wohl hier eine Kunst der andern zu Gute, und sie fügen sich wechselseitig in einander, um uns das durchaus Wünschenswerthe vor Augen zu bringen.

V.

Vollständige Bilder.

Sieben Platten.

Es ist allgemein bekannt und jedem Gebildeten höchst schätzenswerth, was gründliche Sprachforscher seit so langer Zeit zur Kenntniß des Alterthums beigetragen; es ist jedoch nicht zu läugnen, daß gar Vieles im Dunkeln blieb, was in der neuern Zeit enthüllt worden ist, seit die Gelehrten sich auch um eine nähere Kunstkenntniß bemühte, wodurch uns nicht allein manche Stelle des Plinius in ihrem geschichtlichen Zusammenhange, sondern auch nach allen Seiten hin Anderes der überlieferten Schriftsteller klar geworden ist.

Wer unterrichtet seyn will, wie wunderlich man in der Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts sich jene rhetorisch beschriebenen Bilder vorgestellt hat, welche uns durch die Philostrate überliefert worden, der schlage die französische Uebersetzung dieser Autoren nach, welche von Artus Thomas, Sieur d'Embry, mit schätzenswerthen Noten, doch mit den unglücklichsten Kupferstichen versehen, man findet seine Einbildungskraft wieder artig angeregt, und weiß von dem Ist? antiker Einfalt, Reinheit und Eigenthümlichkeit nichts laut. Auch in dem nächstfolgenden Jahrhunderte sind die Bruchstücke des Graf. Caylus merkwürdig zu nennen, so wenig wir uns in der neuern Zeit derselben klar finden, jene in dem Petronischen Werke so trefflich mehr besprochenen als beschriebenen Bilder als damals wirklich vorhandene zu

zugeben, so sind wir solches Urtheil den Herculanischen und Pompejischen Entdeckungen schuldig, und sowohl die Weimarischen Kunstfreunde, als die in diesem Fache eifrig gebildeten Gebrüder Riepenhausen, werden gern gestehen, daß, wenn ihnen etwas über die Polignotische Tasche in Worten oder bildlichen Darstellungen zu äußern gelungen ist, solches eigentlich erst in gedachten ausgegrabenen antiken Bildern Grund und Zuverlässigkeit gefunden habe.

Auch die vom Referenten in Kunst und Alterthum, B. II. H. 1. (S. 324, u. f.) vorgetragenen Studien über die Philostratischen Bilder, wodurch er das Wirkliche vom Rhetorischen zu sondern getrachtet hat, ist nicht ohne die genaueste und wiederholteste Anschauung der neu aufgefundenen Bilder unternommen worden.

Hierüber etwas Allgemeines mitzutheilen, welches ausführlich geschehen müßte, um nicht verworren zu scheinen, gehörte ein weit größerer, als der hier gegönnte Raum. So viel aber sey kürzlich ausgesprochen: die alte Malerei von der Bildhauerkunst herstammend, ist in einzelnen Figuren höchst glücklich; zwei gepaart und verschlungen, gelingen ihr aufs beste; eine dritte hinzukommende giebt schon mehr Anlaß zu Nebeneinanderstellung als zu Vereinigung; mehrere zusammen darzustellen, glückt diesen Künstlern auf unsere Weise nicht; da sie aber doch das innige Gefühl haben, daß ein jeder beschränkte Raum ganz eigentlich durch die dargestellten Figuren verziert seyn müsse, so kommt besonders bei größern Bildern eine gewisse Symmetrie zum Vorschein, welche, bedingter oder freier beobachtet, dem Auge jederzeit wohl thut.

Dies so eben Gesagte entschuldige man damit, daß ich mir Gelegenheit wünschte, vom Hauptzweck der im Raum bedingten Malerei, den ich nicht anders, als durch o orts und zweckgemäße Verzierung des Raumes», in kurzen auszusprechen wüßte, vom Alterthum herauf, bis in die neuesten Zeiten ausführlich vorzutragen.

VI.

Einzeln vertheilte malerische Zierrathen.

Derjeten Platten.

Haben wir oben dieser Art die Wände zu beleben alle Freiheit gegönnt, so werden wir uns wegen des Einzelnen nunmehr nicht formalisiren. Gar vieles der künstlerischen Willkühr Angezeigte wird aus dem Pflanzenreiche entnommen seyn. So erblicken wir Candelaber, die, gleichsam von Knoten zu Knoten, mit verschieden gebildeten Blättern besetzt, uns eine mögliche Vegetation vorsetzen. Auch die mannigfaltigst umgebildeten gewundenen Blätter und Ranken deuten unmittelbar dahin, endigen sich nun aber manchmal, statt abschließender Blumen und Fruchtentwicklungen, mit bekannten oder unbekannten Thieren; springt ein Pferd, ein Bock, ein Tiger aus der Blätterwelle heraus, so ist es ein Zeugniß, daß der Thiermaler, in der allgemeinen Verzierergilde eingeschlossen, seine Fertigkeiten wollte sehen lassen.

Wie denn überhaupt, sollte je dergleichen wieder unternommen werden, nur eine reiche Gesellschaft von Talenten, geleitet von einem übereinstimmenden Geschmacke, das Geschäft glücklich vollenden könnte. Sie müßten geneigt seyn, sich einander zu subordiniren, so daß jeder seinen Platz gestrichen einzunehmen bereit wäre.

Ist doch, zu unsern Zeiten, in der Villa Borghese, ein höchst merkwürdiges Beispiel hievon gegeben worden, wo in den Arabesken des großen Saales das Blättergeranke, Gängel- und Blumengeschnörkel, von geschickten, in diesem Fache geübten, römischen Künstlern, die Thiergestalten vom Thiermaler Peters, und, wie man sagt, einige kleine, mit in den Arabeskenzierrathen angebrachte Bilder von Hamilton herrühren.

Bei solchen Willkührlichkeiten jedoch ist wohl zu merken, daß eine geniale phantastische Metamorphose immer geistreicher, anmuthiger und zugleich möglicher sich darstelle, je mehr sie sich den gesetzlichen Umbildungen der Natur, die uns seit geraumer Zeit immer bekannter geworden sind, anzuschließen und sich von daher abzuleiten das Ansehen hat.

Was die phantastischen Bildungen und Umbildungen der menschlichen oder thierischen Gestalt betrifft, so haben wir zu vollständiger Belehrung uns an die Vorgänge der Alten zu wenden, und uns dadurch zu begeistern.

VII.

Andere sich auf Architektur näher beziehende malerische Zierrathen.

Sie sind häufig in horizontalen Baugliedern und Streifen, durch abwechselnde Formen und Farben, höchst anmuthig auseinandergesetzt. Schon finden sich aber auch wirklich erbaute Baugliedere, Gesimse und dergleichen, durch Farben vermannigfaltigt und erheitert.

Wenn man irgend eine Kunsterscheinung billig beurtheilen will, so muß man zuvörderst bedenken, daß die Zeiten nicht gleich sind. Wollte man uns übel nehmen, wenn wir sagen: die Nationen steigen auf der Barbarei in einen hochgebildeten Zustand empor, und sinken sich später dahin wieder zurück; so wollen wir lieber sagen: sie steigen aus der Kindheit in großer Anstrengung über die mittlern Jahre hinüber, und sinken sich zuletzt wieder nach der Bequemlichkeit ihrer ersten Tage. Da nun die Nationen unsterblich sind, so hängt es von ihnen ab, immer wieder von vorne anzufangen; freilich ist hier manches im Wege Stehende zu überwinden. Verzeihung diesem Allgemeinen! Eigentlich war hier nur zu bemerken: daß die Natur in ihrer Rohheit und Kindheit unwiderstehlich nach Farbe dringt, weil sie ihr den Eindruck des Lebens gibt, das sie denn auch da zu sehen verlangt, wo es nicht hingehört.

Wir sind nun unterrichtet, daß die Metopen der ernstesten stilistischen Gebäude hie und da gefärbt waren, und daß man selbst im griechischen Alterthume, einer gewissen Wirklichkeitsforderung nachzugeben sich nicht enthalten kann. So viel aber möchten wir behaupten, daß der köstliche Stoff des Pentelischen Marmors, so wie der ernste Ton ehrner Statuen, einer höher und zarter gesinnten Menschheit den Anlaß gegeben, die reine Form über alles zu schätzen, und sie dadurch dem innern Sinne, abgesondert von allen empirischen Reizen, ausschließlich anzueignen.

So mag es sich denn auch mit der Architektur und dem, was sich sonst anschließt, verhalten haben.

Später aber wird man die Farbe nimmer wieder hervortreten sehen. Außen wir ja doch auch schon, um Hell und Dunkel zu erwecken, einen gemissen Ton zu Hülfe, durch den wir Figuren und Zierraten vom Grunde abzusetzen und abzustufen geneigt sind.

So viel sey gesagt, um das Vorliegende, wo nicht zu rechtfertigen, doch demselben seine eigenthümliche Stelle anzuweisen.

Von Mosaik ist in diesen Heften wenig dargeboten, aber dieses Wenige bestätigt vollkommen die Begriffe,

die wir uns seit langen Jahren von ihr machen konnten. Die Willkür ist hier, bei Fußbodenverzierung, beschränkter, als bei den Wandverzierungen, und es ist, als wenn die Bestimmung eines Werks, »mit Sicherheit betreten zu werden,« den musivischen Bildnern zu mehr Gastfreiheit und Ruhe nöthigte. Doch ist auch hier die Mannigfaltigkeit unfaßlich, in welcher die vorhandenen Mittel angewendet werden, und man möchte die kleinen Steinchen den Tasten des Instruments vergleichen, welche in ihrer Einfalt vorzutragen scheinen, und kaum eine Ahnung geben, wie, auf die mannigfaltigste Weise verknüpft, der Tonkünstler sie uns zur Empfindung bringen werde.

VIII.

Landschaften.

Wir haben schon oben vernommen, daß in den ältern Zeiten die Wände öffentlicher Gebäude auch wohl mit Landschaften ausgeziert wurden; dagegen war es eine ganz richtige Empfindung, daß man in der Beschränkung von Privathäusern dergleichen nur ununtergeordnet anzubringen habe. Auch theilt unser Künstler keine im Besondern mit, aber die in Farben abgedruckten Wandbilder zeigen uns genugsam die in abgeschlossenen Rahmen gar zierlich daselbst eingeschalteten ländlichen, meist phantastischen Gegenstände. Denn wie konnte auch ein in der herrlichsten Weltumgebung sich befindender und fühlender Pompejaner die Nachbildung irgend einer Aussicht, als der Wirklichkeit entsprechend, an seiner Seite wünschen!

Da jedoch in den Kupfern nach Herculanischen Entdeckungen eine Unzahl solcher Nachbildungen anzutreffen ist, auch zugleich ein in der Kunstgeschichte interessanter Punkt zur Sprache kommt, so sey es vergönnt, hierbei einen Augenblick zu verweilen.

Die Frage: ob jene Künstler Kenntniß der Perspective gehabt, beantworte ich mir auf folgende Weise. Sollten solche mit den herrlichsten Sinnen, besonders auch dem des Auges, begabte Künstler, wie so vieles Andere, nicht auch haben bemerken können und müssen, daß alle unterhalb meines Auges sich entfernenden Seitenlinien hinauf, dagegen die oberhalb meines Blickes sich entfernenden hinab zu weichen scheinen? Diesem Gewahrwerden sind sie auch im Allgemeinen gefolgt.

Da nun ferner in den ältern Zeiten sowohl als in den neuern, bis in das siebzehnte Jahrhundert, jedermann recht viel zu sehen verlangte, so dachte man sich auf einer Hode, und insofern mußten alle dergleichen Linien aufwärts gehen, wie es denn auch damit in den ausgegrabenen Bildern gehalten wird, wo aber freilich manches Schwankende, ja Falsche wahrzunehmen ist.

Eben so findet man auch diejenigen Gegenstände, die nur über dem Auge erblickt werden, als in jener Wandarchitektur die Gesimschen und was man sich an dem Stelle denken mag, wenn sie sich als entfernend darstellen sollen, durchaus im Sinken gezeichnet, so wie auch das was unter dem Auge gedacht wird, als Treppen und dergleichen aufwärts sich richtend vorgestellt.

Wollte man aber diese nach dem Gesetze der reinen subjectiven Perspectivlehre untersuchen, so würde man sie keineswegs zusammenlaufend finden. Was eine scharfe, treue Beobachtung verleihen kann, das besitzen sie; die abstracte Regel, deren wir uns rühmen, und welche nicht durchaus mit dem Geschmacksgefühl übereintrifft, war, mit so manchem andern, später entdeckt, gelüg ausdenkt.

Durch alles Vorgesagte, welches freilich noch viel weiter hätte ausgeführt werden sollen, kann man sich überzeugen, daß die vorliegenden Zahnischen Hefte gar mannigfaltigen Nutzen zu stiften geeignet sind. Dem Studium des Alterthums überhaupt werden sie förderlich seyn, dem Studium der alterthümlichen Kunstgeschichte besonders. Ferner werden sie, theils weil die Nachbildungen vieler Gegenstände in der an Ort und Stelle vorhandenen Größe gezeichnet sind, theils weil sie im ganzen Zusammenhange und sogar farbig vorgeführt werden, über in das praktische Leben eingehen, und den Künstler unserer Tage zu Nachbildung und Erfindung aufwecken, auch den Begriff, wie man am schicklichen Platze sich eine heitere, geschmackvolle Umgebung schaffen könne und solle, immer mehr zur allgemeinen Reife verhelfen.

Anschließlich mag ich hier gern bemerken, daß meine alte Vorliebe für die Abbildung des Säuglings mit der Mutter, von Myrons Kuh ausgehend (Kunst und Alterthum II, 1), durch H. Jahns Gefälligkeit abermals belebt worden, indem er mir eine Durchzeichnung des Kindes Telephus, der in Gegenwart seines Heldenvaters und aller schützenden Wald- und Bergsgötter an der Hinde saugt, zum Anschid verehrte. Von dieser Gruppe, die vielleicht alles übertrifft was in der Art je gebildet worden, kann man sich Band I. Seite 31 der Herculanischen Alterthümer einen allgemeinen, obgleich nicht genügenden Begriff machen, welcher nunmehr durch den gedachten Umriß, in der Größe des Originals, vollkommen übersehet wird. Die Verschränkung der Glieder eines zarten saugenden Knaben mit dem leichtfüßigen Thiergebilde einer zierlichen Hinde, ist eine kunstreiche Composition die man nicht genug bewundern kann.

Undankbar aber wäre es, wenn ich hier, wo es Gelegenheit gibt, nicht eines Bildes erwähnte, welches ich täglich gern vor Augen habe. In einem still-engen, doch heiter-mannigfaltigen Thal, unter einem alten Eichbaume säugt ein weißes Reh einen gleichfalls blendend weißen Ankömmling unter liebkosender Theilnahme.

Auf diese Weise bildet sich denn um mich, angeregt durch jene trüben Bemerkungen, ein heiterer Cyclus dieses anmuthigen Zeugnisses ursprünglicher Verwandtschaft und nothwendigster Neigung. Vielleicht kommen wir auf diesem Wege am ersten zu dem hohen philosophischen Ziel, das göttlich Belebende im Menschen mit dem thierisch Belebten auf das unschuldigste verbunden gewahr zu werden.

Dr. Jacob Roux

über

die Farben in technischem Sinne.

1. Heft 1824; 2. Heft 1825.

Die Zahnischen colorirten Nachbildungen der Pompejischen Wandgemälde setzen uns, außer den glücklichen Gedanken, auch noch durch eine wohlerhaltene Färbung in Erstaunen. Gewöhnen wir nun daß jener Farbenschmuck sich durch so manche Jahrhunderte, durch die

ungünstigsten Umstände klar und augenfällig erhalten, und finden dagegen Bilder der neuern Zeit, ja der neuesten, geschwärzt, entfärbt, rissig und sich ablösend; treffen wir ferner auch bei Restaurationen dieser Mängel auf gar mancherlei Fehler der ersten Anlage; dann haben wir allerdings den Künstler zu leben, welcher darüber verschuld und nachdenkend einen Theil seiner edlen Zeit anwendet.

Wir empfehlen obgenannte Hefte den Künstlern um desto mehr, als man in der neuern Zeit völlig zu vergessen scheint, daß die Kunst auf dem Handwerk ruht, und daß man sich aller technischen Erfordernisse erst zu versichern habe, ehe man ein eben so würdiges als dauerndes Kunstwerk hervorzubringen Anstalt macht.

Die Bemühungen des sorgfältigen Verfassers noch höher zu schätzen, sehen wir uns dadurch veranlaßt, daß Palmaroli, der sich durch seine Restauration in Dresden so viel Verdienste erworben, in Rom leider mit Tode abgegangen ist; da denn Uebung und Nachdenken sowohl über ältere Bilder, wie solche allenfalls wieder herzustellen, als über die Art den neu zu verfertigenden dauernde Kraft und Haltung zu geben, im Allgemeinen bestens zu empfehlen steht.

Pentazonium Vimariense,

dem dritten September 1825 gewidmet,

vom Oberbaudirector Coudray gezeichnet,

gestochen vom Hofkupferstecher Schwerdgeburth.

Das seltene und mit dem reinsten Enthusiasmus gefeierte Fest der funfzigjährigen Regierung Ihro des Herrn Großherzogs von Sachsen Weimar Eisenach Königl. Hoheit zu verherrlichen, fühlten auch die Künste eine besondere Verpflichtung; unter ihnen that sich die Baukunst hervor, in einer Zeichnung, welche, nunmehr in Kupferstich gefaßt, dem allgemeinen Anschauen übergeben ist.

Zu seiner Darstellung nahm der geistreiche Künstler den Anlaß von jenen antiken Prachtgebäuden, wo man zenenweise, Stockwerk über Stockwerk, in die Höhe ging und, den Durchmesser der Area nach Stufenart zusammenziehend, einer Pyramiden- oder sonst zugespitzten Form sich zu nähern trachtete. Wenig ist uns davon übrig geblieben — von dem Artzenium des Quintilius Varus nur der Name — und was wir noch von dem Septizonium des Severus wissen, kann unsere Billigung nicht verdienen, indem es vertical in die Höhe stieg und also dem Auge das Gefühl einer geforderten Solidität nicht eindrücken konnte.

Bei unserm Pentazonium ist die Anlage von der Art, daß erst auf einer gehörig festen Rustica-Basis ein Säulengebäude dorischer Ordnung errichtet sey, über welchem abermals ein rubiges Massiv einer jonischen Säulenordnung zum Grunde dient, wodurch denn also schon vier Zonen abgesteckt wären, worauf abermals ein Massivaufsatz folgt, auf welchem Korinthische Säulen, zum Tempelgiebel zusammengedrängt, den höheren Abschluß bilden.

Die erste Zone sieht man, durch ihre Bildwerke, einer kräftig-thätigen Jugendzeit gewidmet, geistigen und körperlichen Uebungen und Vorbereitungen mancher Art. Die zweite soll das Andenken eines mittleren Mannesalters bewahren, in That und Dulden, Wirken und Leiden zugebracht; auf Krieg und Frieden, Ruhe und Bewegung hindeutend. Die dritte Zone giebt einem reich gesegneten Familienleben Raum. Die vierte deutet auf das, was für Kunst und Wissenschaft geschieden. Die fünfte läßt uns die Begründung einer sichern Staatsform erblicken, worauf sich denn das Heiligthum eines wohlverdienten Ruhms erhebt.

Da nun gleich zu unserer Zeit Gebäude dieser Art nicht leicht zur Wirklichkeit gelangen dürften, so achtete der denkende Künstler doch für Pflicht zu zeigen, daß ein solches Prachtgerüste nicht bloß phantastisch gefabelt, sondern auf einer innern Möglichkeit gegründet sey; weshalb er denn in einem zweiten Blatte die vorsichtige Construction desselben, sowohl in Grundrissen als Durchschnitten, den Kennern anzuvertrauen vorlegte; wenchen man auch, umständlicher als hier geschieht, durch eine gedruckte Erklärung erfahren kann, worauf theils durch reale, theils durch allegorische Darstellungen gedeutet worden.

Und so wird denn endlich an dem Aufriß, welchen die Hauptplatte darstellt, der einsichtige Kennerblick geneigt unterscheiden und beurtheilen, in wiefern die schwierige Uebereinanderstellung verschiedener Säulenordnungen, von der derbsten bis zu der schlankesten, gelungen, in wiefern die Profile dem jedesmaligen Charakter gemäß bestimmt und genügend gezeichnet worden.

Kehrt nun das Auge zu dem beim ersten Anschauen empfangenen Eindruck nach einer solchen Prüfung des Einzelnen wieder zurück, so wünschen wir die Frage günstig beantwortet: ob der allgemeine Umriß des Ganzen, der so zu nennende Schattenriß, dem Auge gefällig und nebst seinem reichen Inhalte dem Geiste faßlich sey, indem wir von unserer Seite hier nur eine allgemeine Anzeige beabsichtigen konnten.

Wenn nun der Künstler in einer genauen, zum saubersten ausgeführten Zeichnung das Seinige geleistet zu haben hoffen durfte, so kann die Arbeit des Kupferstechers sich gleichfalls einer geneigten Aufnahme getrösten. Herr Schwerdgeburth, dessen Geschicklichkeit man bisher nur in kleinern, unsere Taschenbücher zierenden Bildern lieben und bewundern, hat sich hier in ein Feld begeben, in welchem er bisher völlig fremd gewesen, deshalb eine Unbekanntschaft eines Kupferstechers mit dem architektonischen Detail vom Kenner mit Nachsicht zu beurtheilen seyn dürfte. Ferner ist zu bedenken, daß bei einer solchen Arbeit die geschickteste Hand ohne Beihülfe von mitlebenden Maschinen sich in Verlegenheit fühlen kann.

Eines solchen Vortheils, welcher dem Künstler in Paris und andern in dieser Art vielthätigen Städten zu Hülfe kommt, ermangelt die unsrige so gut wie gänzlich: alles ist hier die That der eigenen freien Hand, es sey daß sie die Radirnadel oder den Grabstichel geführt. Hierdurch aber hat auch dieses Blatt ein gewisses Leben, eine gewisse Anmuth gewonnen, welche gar oft einer ausschließlich angewandten Technik zu ermangeln pflegt.

Eben so waren bei dem Abdruck gar manche Schwierigkeiten zu überwinden, die bei größeren, den Fabrik-Anstalten sich nähernden Gelegenheiten gar leicht zu beseitigen sind, oder vielmehr gar nicht zur Sprache kommen.

Schließlich ist nur noch zu bemerken, daß dieses Blatt für die Liebhaber der Kunst auch dadurch einen besondern Werth erhalten wird, daß der löbliche Stadtrath zu Weimar dem Kupferstecher die Platte honorirt und die sorgfältig zusammengenommenen Abdrücke, als freundliche Gabe, den Verehrern des gefeierten Fürsten zur Erinnerung an jene so bedeutende Epoche zugetheilt hat, welches als-

gewein mit anerkennendem Danke aufgenommen worden. Sie sind erfreut dem Lebenden als lebendige ein Denkmal errichtet zu sehen, dessen Sinn und Bedeutung von ihnen um so williger anerkannt wird, als man sonst dergleichen dem oft schwankenden Ermessen einer Nachkommenschaft überläßt, die, mit sich selbst allzusehr beschäftigt, selten den reinen Enthusiasmus empfindet, um rückwärts dankbar zu schauen und gegen edle Vorgänger ihre Pflicht zu erfüllen, wozu ihr denn auch wohl Ernst, Mittel und Gelegenheit oft ermangeln mögen.

Architektur in Sicilien.

Architecture moderne de la Sicile,

par J. Hittorf et Zanth. A Paris.

Wie uns vor Jahren die modernen Gebäude Roms durch Fontaine und Percier, die Florentinischen durch Grandjean und Famin, die Genuesischen durch Gauthier belebend dargestellt worden, so haben sich, um gleichen Zweck zu erreichen, ausgebildete Männer, Hittorf und Zanth, nach Sicilien begeben und liefern uns die dortigen, besonders von Zeitgenossen Michel Angelo's errichteten, öffentlichen und Privatgebäude, so wie auch derselben aus früheren christlichkirchlichen Zeiten.

Von diesem Werke liegen uns 49 Tafeln vor Augen und wir können solches, sowohl in Gefolg obgenannter Vorgänger, als auch um der eignen Verdienste willen, Künstlern und Kunstfreunden auf das nachdrücklichste empfehlen. Ein reicher Inhalt, so charakteristisch als geistreich dargestellt, auf das sicherste und zarteste behandelt. Es sind nur Linearzeichnungen, aber durch zarte und starke Striche ist Lichte und Schatten-Seite hinreichend ausgedruckt, daher befriedigen sie mit vollkommner Haltung.

Bei gewissen baulichen Gegenständen fanden die Künstler perspectivische Zeichnung nöthig, und diese machen den angenehmsten Eindruck; etwas Eigenthumlich-Charakterisches der sicilianischen Baukunst tritt hier hervor; wir wagen es nicht näher zu bezeichnen, und bemerken nur Einzelnes.

Beim Eintritt in die diesmal gelieferten Messinischen Paläste sieht man sich in einem Hofe von hohen Wohnungen umfangen; wir empfinden sogleich Respect und Wohlgefallen, der Baumeister scheint dem Hausherrn einen anständigen Lebensgenuß zugesichert zu haben; man ist in einer grandiosen, aber nicht allzuweitläufigen Umgebung. Das Gleiche gilt von den Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden, man ist von allem Düstern, Drückenden durchaus befreit, und diese Gebäude sind ihrem Zweck völlig angemessen.

Noch eine zweite allgemeine Bemerkung sehe hier: nicht leicht hat irgendwo eine edle Baukunst den Einbildungskraft so viel Antheil an ihren Werken gestattet als wie in Sicilien, deswegen sie auch schwer zu beurtheilen sind.

Statuen von Menschen, Halbmenschen, Thieren und Ungeheuren, Basreliefs mythologischer und allegorischer Art, Verzierungen architektonischer Glieder, alles übereinander gebracht, besonders bei Brunnen, die bei ihrer Nothwendigkeit und Nutzbarkeit auch den größten Schmuck zu verdienen scheinen. Wer an Einfalt und ernsthafte Würde gewöhnt ist, der wird sich in diesen mannigfaltigen Reichthum kaum zu finden wissen, wir aber konnten ihm an Ort und Stelle nicht ungünstig sein; und so erfreut es uns, mit ganz außerordentlicher Sorgfalt hier diese sonderbaren Werke dargestellt zu sehen und die architektonische Zierlichkeit ihrer Profile sowohl als die üppige Fülle ihrer Verzierungen zu bewundern. Denn so lange die Einbildungskraft von der Kunst gebändigt wird, giebt sie durchaus zu erfreulichen Gebilden Anlaß, dahingegen wenn Kunst sich nach und nach verliert, der regelnde Sinn entweicht und das Handwerk mit der Imagination allein bleibt, da nehmen sie unaufhaltsam den Weg, welcher, wie schon in Palermo der Fall ist, zum Palagonischen Unsinn nicht Schritt vor Schritt, sondern mit Sprüngen hinführt.

Architecture antique de la Sicile,

par Hittorf et Zanth.

Von diesem Werke sind 31 Tafeln in unsern Händen, sie enthalten die Tempel von Segeste und Selinunt, geographische und topographische Charten, die genauesten architektonischen Risse und charakteristische Nachbildungen der wundersamen Basreliefs und Ornamente, zugleich mit ihrer Färbung, und erheben uns zu ganz eigenen neuen Begriffen über alle Baukunst. Früheren Reisenden bleibe das Verdienst die Aufmerksamkeit erregt zu haben, wenn diese Letztern, begabt mit mehr historisch-kritischem und artistischem Hülfsmitteln, endlich das Eigentliche lösten, was zur wahren Erkenntniß und gründlichen Bildung zuletzt erfordert wird.

Mit Verlangen erwarten wir die Nachbildungen der Tempel zu Girgent, besonders aber hinlängliche Kenntniß von den letzten Ausgrabungen, wovon uns einige Blätter in Osterwalds Sicilien schon vorläufige Kenntniß gegeben und ein einzelner Theil in einem landschaftlichen Gemälde dargestellt die angenehmsten Eindrücke verheißt, die wir in folgendem näher aussprechen.

Südöstliche Ecke des Jupiter-Tempels von Girgent,

wie sie sich nach der Ausgrabung zeigt; Oeldruck von Herrn von Klenze, Königlich Baierischem Ober-Baudirector.

Ein Gemälde nicht nur des Gegenstandes wegen für den Alterthumsforscher belehrend, sondern auch befriedigend, zu erfreulich dem Kunstfreund, wenn er das Werk dieß als Landschaft betrachtet.

Die Luft mit leichtem Gewölk ist recht schön, klar, auf abgestuft; die Behandlung desselben beweist des Meisters Kunstfertigkeit; nicht weniger sind verdient auch die gar zierlich, sicßig und geschmackvoll ausgeführte weite Küstenstrecke des Mittelgrundes. Vorn im Bilde liegen die kolossalen Tempelruinen mit solcher Präcision der Zeichnung, solcher auf das Wesentliche im Detail verwendeten Sorgfalt ausgeführt, wie es nur von einem im Fach der Architektur-Zeichnung vielgeübten Künstler zu erwarten ist. Der so zierlich in dem geschmackvollen Ganzen restaurirt aufgestellte Kelch gibt der mächtigen Ruine eine ganz ortgemäße Anmuth. Ein schlanker, an der Seite der Tempelruine aufgewachsener Oelbaum, charakteristisch, sehr zart und ausführlich in seinem Blätterschlag, eine Aloe und in der Ecke rechts noch verschiedene Fragmente von der Architektur des Tempels, fassiren durchaus gewissenhaft den nächsten und allernächsten Vordergrund.

Das Verdienstliche verschiedener Theile dieser Masterei wird am besten gelobt und am treffendsten bezeichnet wenn man sagt, daß es an Elzheimers Arbeiten erinnere.

Kirchen, Paläste und Klöster in Italien,

nach den Monumenten gezeichnet, von J. Eugenius Kuhl, Architekten in Cassel, gr. Fol. 3 Lieferungen, jede zu 6 Blättern, sauber radirte Umrisse.

Ein durch merkwürdigen Inhalt, wie durch Verdienst der Ausführung gleich achtbares, vor kurzem erschienenes Werk.

Das erste oder Titelblatt jeder Lieferung enthält antike Fragmente, mit Geschmack und Kunst zum Ganzen geordnet; die fünf übrigen aber Ansichten, bald vom Aeußern, bald vom Innern ansehnlicher Gebäude, von Constantin des Großen Zeit das ganze Mittelalter herab bis an die neuere Baukunst, wie sie unter den großen Meistern des sechzehnten Jahrhunderts zur fröhlichen Blüthe gelangt war. Einige wenige dürften vielleicht bloß als pittoreske Ansichten aufgenommen seyn.

Von Seiten der künstlerischen Behandlung finden wir an den Blättern dieses Werks theils die Genauigkeit und den bis auf das kleinste Detail sich erstreckenden Fleiß, theils die vom Zeichner mit nicht weniger Geschmack als Ueberlegung gewählten Standpunkte zu loben; unbeschadet der Wahrheit stellten sich die sämmtlichen Gegenstände dem Auge von einer gefälligen Seite in malerischer Gruppirung dar.

Auch hat der Verfasser Sorge getragen für die meisten seiner Blätter solche Gegenstände auszuwählen, die zugleich schöne Ansichten gewähren, wenig bekannt und in kunstgeschichtlicher Beziehung merkwürdig sind. Unsere Leser werden selbst davon urtheilen können, wenn wir ihnen den Inhalt aller drei bis jetzt erschienenen Lieferungen kurz anzeigen.

Erste Lieferung.

1) Verschiedene antike Fragmente, zierlich zusammengestellt. 2) Der innere Hofraum und Säulengänge um denselben im Palast der Cancellaria zu Rom, nach Einigen Architektur des San Gallo, wahrscheinlicher aber des Bramante. 3) Hof bei der Kirche St. Apostoli zu Rom. 4) Vestibul eines Gebäudes in der Via Sistina zu Rom. 5) Ansicht der Kirche St. Feliciano zu Foligno. 6) Ansicht der Kirche St. Giorgio in Velabro und der Bogens der Goldschmiede zu Rom.

Zweite Lieferung.

1) Wiederum zur zierlichen Zusammenstellung antiker Fragmente. 2) Klosterhof zu St. Giovanni in Laterano zu Rom. 3) Ansicht des Innern der Kirche St. Costanza vor der Porta Pia zu Rom. 4) Façade und vorliegende große Treppe der Kirche St. Maria in Ara Cöli, auf dem Capitolium zu Rom. 5) Eingang zur Kirche St. Prassede zu Rom. 6) Palast des Grafen Gerault in Via di Borgo nove zu Rom, Architektur von Bramante.

Dritte Lieferung.

1) Ansicht der Kirche St. Salvator zu Foligno. 2) St. Giacomo zu Bieovaro. 3) Ansicht des Doms zu Spoleto. 4) Cortile eines Palastes nahe bei dem Capitol zu Rom. 5) Sakristei zu St. Martino a Monti in Rom. 6) Mittlere Ansicht des Klosterhofs zu St. Giovanni in Laterano.

Ferner sind wir des Vergnügens theilhaft geworden, von eben demselben Künstler einen mit Aquarellfarben gemalten und zum Verwundern fleißig ausgeführten Prospect des Platzes zu Assisi, mit dem darauf liegenden noch sehr wohl erhaltenen Minervens-Tempel, jetzt in eine Kirche verwandelt und Madonna della Minerva genannt, zu sehen. Der gute Ton im Ganzen, die heitre Luft, die natürliche Farbe der verschiedenen Architektur-Gegenstände, der höchst löbliche Fleiß, der auch die geringsten Kleinigkeiten nicht übersehen, sondern mit Sorgfalt und Liebe nachgebildet hat, endlich die wohlgezeichneten Figuren in den eigenthümlichen Landestrachten, womit das Bild reichlich und zweckmäßig staffirt ist—alles zusammen kann unmöglich verfehlen jeden der Kunst kundigen Beschauer zu befriedigen, zu erfreuen. Auf uns wenigstens hat es diese Wirkung gethan und mehrere Tage hindurch, da das Anschauen desselben uns gegönnt war, zu einer heiteren Gemüthsstimmung beigetragen.

Wenn nun meine Freunde an der vollkommenen Ausführung eines so wohl studirten Werkes ihre Freude hatten, so war mir dabei noch ganz anders zu Muthe, indem ich mich der abenteuerlich-tüchtigen Jugendlieder lebhaft erinnerte, wo ich vor diesem Tempel gestanden und mich zum erstenmal über ein wohlerhaltenes Alterthum innig erfreute. (Italiänische Reise erster Theil S. 380.) Wie gerne werden wir dem Künstler folgen, wenn er uns, wie er verspricht, nächstens wieder an Ort und Stelle führt, und von seinen anhaltenden gründlichen Studien das selbst bildlich und schriftlich den Mitgenuß vergönnt.

Das altrömische Denkmal

bei Igel unweit Trier.

Eine mit ausgezeichneter Sorgfalt gemachte ungefähr 18 Zoll hohe drenseitige Abbildung dieses merkwürdigen römischen Denkmals veranlaßt nachfolgende Betrachtungen über dasselbe.

Das alte Denkmal ist einigen Gliedern der römischen Familie der Secundiner zu Ehren errichtet; es besteht aus einem festen grauen Sandstein, hat im Ganzen thurmartige Gestalt und über 70 Fuß Höhe.

Die architektonischen Verhältnisse der verschiedenen Theile an sich sowohl als in Uebereinstimmung zum gesammten Ganzen erwiesen großes Lob, und es möchte schwerlich irgend ein anderes römisches Monument sich dem Auge gefälliger und zierlicher darstellen.

Ueber die Zeit wann das Werk errichtet worden, giebt weder die Inschrift Auskunft, noch läßt sich dieselbe aus andern Nachrichten genau bestimmen; jedoch scheint die reiche Fülle der Zierrathen und Bilder, womit es

gleichsam überdeckt ist, so wie der Geschmack, in welchem sie gearbeitet sind, auf die Zeit der Antonine hindeuten.

Die verschiedenen Bilder sind gemischter Art: theils Darstellungen aus dem wirklichen Leben, auf Stand, Geschäfte, Verwaltung und Spielarten derer, denen das Denkmal errichtet worden, sich beziehend; theils der Götter- und Helden-Sage angehörend.

Die vor uns befindliche, treffliche Copie ist mit ausnehmender Sorgfalt gemacht, den Styl der Antike, gefälligen Geschmack und anmuthige Haltung erkennt man überall nicht nur in den umständlichen, sich erhebenden, doch immer durchsichtig deutlich gearbeiteten Figuren, sondern auch in den Bildern ruhiger Umgebung in der Gruppe. Der nachbildende Künstler hat seinen Fleiß derselben weit getrieben, daß bloß verwitterte Stellen des Monuments deutlich von solchen Beschädigungen zu unterscheiden sind, die es durch Menschenhände gewaltsam erlitten, so daß selbst ein Anstrich neu eingefügter Stücke ohne Schwierigkeit zu erkennen sind.

Auch der Abguß verdient großes Lob; er ist ungemein reinlich und ohne sichtbare Spuren späterer Nachhülfe.

Goethe an den Künstler, den Verfertiger der bronzenen Abbildung.

Bei dem erfreulichen Anblick des mir übersendeten löblichen Kunstwerkes hätte ich zuvörderst mich jener Zeit zu erinnern, in welcher mir es, und zwar unter sehr bedenklichen Umständen, zuerst bekannt geworden. Ich suchte die Stelle meines Tagebuchs der Campagne 1731, wo ich der auf uns Kommenden hinweise, als Einleitung zu demjenigen, was ich jetzt zu äußern gedenke.

» Auf dem Wege von Trier nach Luxemburg erfreute mich bald das Monument in der Nähe von Igel. Da war bekannt war, wie glücklich die Alten ihre Gebäude und Denkmäler zu setzen wußten, warf ich in Gedanken sogleich die sämmtlichen Dorfbutten weg und nun stand es an dem wurdigsten Platze. Die Mosel fließt unmittelbar vorbei, mit welcher sich gegenüber ein ansehnliches Wasser, die Saar, vereinigt; die Annäherung der Gewässer, das Auf- und Absteigen des Erdreichs, eine üppige Vegetation geben der Stelle Lieblichkeit und Würde.

» Das Monument selbst könnte man einen architektonisch-plastisch verzierten Obelisk nennen. Er steht in verschiedenen, künstlerisch über einander gestellten Steinwerken in die Höhe, bis er sich zuletzt in einer Spitze endigt, die mit Schuppen ziegelartig bedeckt ist und mit Kugel, Schlange und Adler in der Luft sich abschließt.

» Möge irgend ein Ingenieur welchen die gegenwärtigen Kriegsläufte in diese Gegend führen und vielleicht eine Zeit lang festhalten, sich die Mühe nicht verdrießen lassen, das Denkmal aufzumessen und, insofern es Zeichner ist, auch die Flächen der vier Seiten, wie sie noch kenntlich sind, uns überliefern und erhalten.

» Als viel traurige düstere Obelisken sah ich nicht zu meiner Zeit errichten, ohne daß irgend jemand an jenes Monument gedacht hätte. Es ist freilich schon aus einer früheren Zeit, aber man sieht immer noch die Lust und Liebe, seine persönliche Gegenwart mit aller Umgebung und den Zugnissen der Thätigkeit sinnlich auf die Nachwelt zu bringen. Hier stehen Eltern und Kinder gegen einander, man schmaust im Familienkreis; aber damit der Beschauer auch wisse wozu die Werkzeuge gekommen, so sind bildliche Zusammenstellungen einzelner, Handel und auf mancherlei Weise vorgestellt. Denn eigentlich sind es Kriegs-Commissarien die sich und den Irrigen das Monument errichteten, zum Zeugniß, daß damals wieder jetzt an solcher Stelle genugsamer Wohlstand zu erwerben sey.

» Man hatte diesen ganzen Spitzbau aus tüchtigen Sandsteinen roh über einander aufgethürmt und alsdann, wie aus einem Felsen, die architektonisch-plastischen Gebilde herausgehauen. Die so manchem Jahrhunderte widerstehende Dauer dieses Monuments mag sich wohl aus einer so gründlichen Anlage beschreiben. »

Den 22 October.

» Ein herrlicher Sonnenblick belebte so eben die Gegend, als mir das Monument von Igel, wie der Leuchtthurm einem nächtlich Schiffenden, entgegenglänzte.

» Will nicht war die Macht des Alterthums nie so gefühlt worden als an diesem Contrast: ein Monument, zwar auch kriegerischer Zeiten, aber doch friedlicher, siegreicher Tage und eines dauernden Wohlbefindens rühriger Menschen in dieser Gegend.

» Obgleich in später Zeit unter den Antoninen erbaut, behält es immer von trefflicher Kunst noch so viel Eigenschaften übrig, daß es uns im Ganzen anmuthig ernst aufgericht und aus seinem obgleich sehr beschädigten Ueberlen das Gefühl eines fröhlichthätigen Daseyns mittheilt. Es hielt mich lange fest; ich notirte manches, ungern scheidend, da ich mich nur beste und behaglicher in meinem erbärmlichen Zustande fühlte. »

Seit der Zeit verstumte ich nicht jenen Eindruck, und man es auch nur einigermaßen, vor der Seele zu erneuern. Auch unvollständige und unzulängliche Abbildungen waren mir willkommen; z. B. ein englischer Kupferstich, eine französische Lithographie nach Gen. de Bewen, so wie auch die lithographirte Skizze der Herzogin von Rutland. Ihre ersten beiden erinnerten wenigstens an die wunderbare Stelle, die das Alterthums in nordischer ländlicher Umgebung. Hier näher brachte schon den erwünschten Augenschein die Bemühung des Herrn Dundonw, so wie der Herren Hawich und Reuscher; letzterer hatte sich besonders auch über die Literatur und Geschichte, insofern sie dieses Denkmal behandelt, umständlich ausgebreitet, da denn die verschiedenen Meinungen über dasselbe, welche man bisher erfuhr, ein ofters Kopfschütteln erregen mußten. Diese einer dankenswerthen Vorstellungen ließen jedoch manches zu wünschen übrig; denn obgleich auf die Abbildungen Fleiß und Sorgfalt verwendet war, so gab doch der Text-Umriß die Rede nicht, welche das Monument selbst verleiht, und im Einzelnen schien die Lithographie das Verwitterte roher und das Ueberbleibende stumpfer vorgestellt zu haben, dergestalt, daß zwar Kenntniß und Uebersicht mitgetheilt, das eigentliche Gefühl aber und eine wünschenswerthe Einsicht nicht gegeben ward.

Beim ersten Anblick Ihrer höchst schätzenswerthen Arbeit trat mir gerade das Entwickelnste entgegen. Dieses bringende Fleißige in Miniatur bringt uns jene Eigenthümlichkeiten so vollkommen vor die Seele, das ich zweifle wir Ihrem Werke unbedingtes enthusiastisches Lob aussprechen. Weil ich aber auf meiner langen Laufbahn gar zu viel bin, und oft gewirrt habe, daß man Gegenständen der Kunst, so wie auch Personen, für die man ein günstiges Vorurtheil gefaßt hat, alles nachsieht und in Gefahr kommt ihre Vorzüge zu übersehen, so verlange ich ein Interesse für meine Gesinnungen und ein Sicherheit für dieselben in dem Ausspruch eines unbefangenen Kenners.

Glücklicherweis fand mir nun ein längst geprüfter Freund zur Seite, dessen Kenntniß, ich seit vielen Jahren

sich immer vermehren, sein Urtheil dem Gegenstande immer angemessen gesehen. Es ist der Director unsrer freien Zeichenschule, Herr Heinrich Meyer, Hofrath und Ritter des weißen Falkenordens, der, wie so oft, mir auch diesmal die Freude machte, meine Neigung zu billigen und meine Verliebe zu rechtfertigen. Mehrmalige Gespräche in Gegenwart des allerliebsten Kunstwerkes, verschiedene daraus entsprungene Aufsätze verschaften nun die innigste Bekanntschaft mit demselben. Nachstehendes möge als Resultat dieser Theilnahme angesehen werden, ob wir es gleich nur aufstellen als unsre Ansicht unter den vielen möglichen, voraussehend, daß über dieses Werk, insofern es problematisch ist, die Meinungen sich niemals vereinigen, vielmehr, wo nicht im Gegensatz, doch im Schwanken und Zweifeln nach menschlicher Art erhalten werden.

A.

Amtsgeschäfte.

1) Hauptbastrelief im Basement der Vorderseite: An zwei Tischen mehrere Versammelte, Wichtiges verhandelnd. Ein dirigirender Sitzender, Vortragende, Einleitende, Ankömmlinge.

2) Seitenbild in der Attika: Zwei Sitzende, zwei im Stehen Theilnehmende, kann als Rentkammer, Comptoir und dergleichen angesehen werden.

B.

Fabrication.

3) Hauptbild in der Attika: eine Färberei darstellend. In der Mitte heben zwei Männer ein ausgebreitetes, wahrscheinlich schon gefärbtes Tuch in die Höhe; der Ofen, worin der Kessel eingefügt zu denken ist, steht unten hervor. Auf unsrer linken Seite tritt ein Mann heran, ein Stück Tuch über der Schulter hängend, zum Färben bringend; zur Rechten ein anderer im Weggehen, ein fertiges davon tragend.

4) Langes Bastrelief im Fries mag irgend eine chymische Behandlung vorstellen, vielleicht die Bereitung der Farben und sonst.

C.

Transport.

Sieht man am vielfachsten und öftersten dargestellt, wie denn ja auch das Beischaffen aller Bedürfnisse das Hauptgeschäft der Kriegscommissarien ist und bleibt.

5) Wassertransport, sehr bedeutend in den Stufen des Sockels, die er, nach den Ueberbleibenen zu schließen, sämmtlich scheint eingenommen zu haben. Häufige sog. namte Meerwunder, hier wohl bloß im Allgemeinen als Wasserwunder gedacht. Die Schiffe werden gezogen, welches auf Flußtransport einzig deutet.

6) Seitenbild in der Base: Ein schwerbeladener Wagen mit drei Maulthieren bespannt, aus einem Stadtthor nach Bäumen hin lenkend.

7) Seitenbild in der Attika: Ein Jüngling lehrt einen Knaben, der auf seinem Schoße sitzt, den Wagen führen, beide nackt. Ein allerliebstes Bild, hindeutend, daß diese Geschäfte erblich in der Familie gemessen, und daß man die Jünglinge gleich in dem Metier unterrichtet, welches für sie das wichtigste bleibt.

8) Bergtransport, gar artige halbsymbolische Wirklichkeit. Rechts und links zwei Gebäude, zwischen denselben ein Hügel. Von unserer Linken steigt ein beladenes Maulthier mit seinem Führer die Höhe hinan, während ein andres Lastthier, ebenfalls von einem Führer begleitet, rechts hinabschreitet. Oben auf dem Gipfel, in der Mitte, ein ganz kleines Häuschen, die Ferne und Höhe andeutend.

D.

Familien- und häusliche Verhältnisse.

9) Großes Bild der Vorderseite, eigentlich das Hauptbild des Ganzen: drei männliche Figuren; die eine rechts, leicht bekleidet, scheint wegzugehen und von der in der Mitte stehenden kleinern, welche des obern Theils entmantelt, durch Händedruck Abschied zu nehmen; die größere männliche, links, hält in beiden Händen einen Mantel, als wollte sie solchen der scheidenden um die Schultern schlagen. Ueber diesen Figuren sind drei Medaillons, aus Schildern oder Tellern hervorschauende Büsten angebracht, vielleicht die Hauptpersonen der Familie.

10) Schmales und langes Bild im Fries. Ein Angesehener, welcher unter einem Vorhang heraustritt, erhält von sechs Figuren Naturalabgaben, Wildpret, Fische u. s. w.; andere Männer stehen, mit Stäben, als bereite Boten gegenwärtig, alles wohl auf Frohnen und Zinsen deutend. Ein hinterster bringt Getränke.

11) Langes Bastrelief in der Vorderseite des Frieses. An beiden Seiten eines Tisches auf Lehnsesseln sitzen zwei Personen, etwas entfernt von der Tafel; zwei dienende, oder vielleicht unterhaltende Figuren beschäftigt hinter dem Tische. In einer Abtheilung rechts die Küche mit Herd und Schüsseln; ein Koch bereitet Speisen, ein anderer scheint aufzutragen zu wollen. Links, in einer Abtheilung der Schenktisch mit Gefäßen; ein Mann ist beschäftigt einen Krug herabzuheben, ein anderer gießt Getränk in eine Schale.

E.

Mythologische Gegenstände.

Sie sind gewiß sämmtlich auf die Familie und ihre Zustände im Allgemeinen zu deuten, wenn dieses auch im Einzelnen durchzuführen nicht gelingen möchte.

12) Hauptbild der Rückseite. In der Mitte eines Zodiaks Herkules auf einem Bärenspanne, seine Hand einer aus der Höhe sich herunterneigenden Figur hinreichend. Außerhalb dieses Kreises, in den Ecken des Quadrats, vier große Köpfe, herausschauend, Vollgesichter, jedoch sehr flach gehalten, von verschiedenem Alter, die vier Winde vorstellend. Man beschaue diese ganze Abtheilung recht aufmerksam und frage sich: könnte man wohl eine thätige, durch glücklichen Erfolg belohnte Lebensweise reicher und entschiedener ausdrücken?

13) Ist nun dadurch der Jahr- und Witterungslauf angedeutet, so erscheint im Giebel das Haupt der Luna, um die Monden zu bezeichnen. Ein Reh springt zur Seite herner. Nur die Hälfte des Bildes ist übrig geblieben.

14) Daneben, gleichfalls im Giebelfelde, Helios, Beherrscher des Tages, mit frei und frohem Antlitz. Die hinter dem Haupt hervorspringenden Pferde sind zu beiden Seiten erhalten. Darunter

15) Hauptbild in der Attika der Rückseite: Ein Jüng-

lung, zwei beschreibliche Greife am Zaume haltend, eben als wenn er die Sonne Relais gelegt hätte.

16) Im Fronten der Hauptseite Hylas von den Nymphen geraubt.

17 Auf dem Gipfel des Ganzen eine Kugel, von der sich ein Adler, den Ganymed emführend, erhebt. Dieses wie das vorige Bild, wahrscheinlich auf früh verstorbene Lieblinge der Familie deutend, ganz im antiken classischen Sinne, das Verübergehende immerfort lebend und blühend zu denken.

18) Endlich möchte wohl im Giebelfelde, Mars zur schlafenden Rhea heraustretend, auf den römischen Ursprung der Familie und ihren Zusammenhang mit dem großen Weltreiche zu deuten seyn.

19 und 20 Zu Erklärung und Rangirung der beiden sehr beschädigten hohen Nebenseiten der Hauptmasse des Monuments werden umsichtige Kenner das Beste beitragen, welche sich wohl ähnlicher Bilder des Alterthums erinnern, woraus man mit einiger Sicherheit diese Lücken restauriren und ihren Sinn erforschen könnte. Es sind allerdings mythologische Gegenstände, welche hier der höchst wahrscheinlich in Beziehung auf die Schicksale und Verdienste der Familie abgebildet sind. Denn daß nicht alle hier vorhandenen Bilder, besonders die poetischen, von Erfindung der ausführenden Künstler seyen, läßt sich vermuthen; sie mögen, wie ja alle decorirenden Künstler thun, sich einen Vorrath von trefflichen Mustern gehalten haben. Die Zeit, in welche die Errichtung dieses Monuments fällt, ist nicht mehr productiv, man nahm schon längst zum Nachbilden seine Zuflucht, wie späterhin immer mehr.

Ein Werk dieser Art, das in einem höhern Sinne collectiv ist, aus mancherlei Elementen, aber mit Zweck, Sinn und Geschmack zusammengestellt ist, läßt sich nicht bis auf die geringsten Glieder dem Verstande vorführen, man wird sich immer bei Betrachtung desselben in einer gewissen Lässlichkeit erhalten müssen, damit man die Beziehe des Einzelnen scharf und genau kenne, dagegen aber Absicht und Verknüpfung des Ganzen oder behaglich als genau sich in der Seele wieder erschaffe.

Offenbar sind hier die realsten und idealsten, die gemeinsten und höchsten Vorstellungen auf eine künstlerische Weise vereinigt und es ist uns kein Denkmal bekannt, wenn gewagt wäre, einen so widersprechenden Nachstrom, mit solcher Kühnheit und Grösheit, der Betrachtenden Gegenwart und Zukunft vor die Augen zu stellen. Ohne und durch die Schwierigkeit einer vielleicht geforderten Darstellung abschrecken zu lassen, haben wir die einzelnen Bilder unter Rubriken zu bringen gesucht, und die überdem diese niedergeschriebenen Worte, ohne die Gegenwart des so höchst gelungenen Modells, auch nicht im mindesten befriedigen können, so haben wir an manchen Stellen mehr angedeutet als ausgeführt. Dann in diesem Falle besonders gilt: was man nicht sehen hat gehört uns nicht und geht uns eigentlich nichts an. Hiernach beurtheile man die versuchte Darstellung der einzelnen Bilder unter gewissen Rubriken.

Der Tänzerin Grab.

Das antike Grab ist wohl für das Grab einer vortrefflichen Tänzerin zu halten, welche zum Vergnügen ihrer Freunde und Bewunderer zu früh von dem Schauplatz geschieden. Der das Bild muß sich erklärt, als eine Trilogie, ansehn. Das kunstreiche Mädchen erscheint in allen dreien, und zwar im ersten, die Gäste eines wohlgesinnten Mannes zum Hochgenuß des Lebens entzündend; das zweite stellt sie vor, wie sie im Tartarus, in der Region der Bestrafung und Halbvernichtung, kümmerlich ihre Künste fortsetzt, das dritte zeigt sie uns, wie sie, dem Schein nach wiederhergestellt, in jener ewigen Schattenseligkeit gelangt ist. Das erste und letzte Bild erläutert die andere Auslegung; die des mittleren ergiebt sich mit aus jenen beiden.

Es wäre kaum nöthig, diese schönen Kunstproducte noch besonders durchzuachen, da sie für sich zu Sinn, Gemüth und Kunstgeschmack so deutlich reden. — Allein man kann sich von einem liebenswürdigen so leicht nicht loswinden, und ich spreche daher meine Gedanken und Empfindungen mit Vergnügen aus, wie sie sich mir bei der Betrachtung dieser schönen Gebilde immer wieder erneuern.

Die erste Tafel zeigt die Künstlerin als den höchsten lebendigsten Schmuck eines Gastmals, wo Gäste jedes Alters mit Erstaunen auf sie schauen. Unerwartete Aufmerksamkeit ist der größte Beifall den das Alter geben kann, das eben so empfänglich als die Jugend, nicht eben so leicht zu Aeußerungen geneigt wird. Das mittlere Alter wird schon seine Bewunderung in leichter Handbewegung auszudrücken angeregt, so auch der Jüngling; doch dieser beugt sich überdies empfindungsvoll zusammen, und schon fährt der jüngste der Zuschauer auf und haschet die wahrgenommenen Tugenden wirklich.

Vom Effecte den die Künstlerin hervorgebracht und der uns in seinen Abstufungen zuerst mehr angezogen als sie selbst, wenden wir uns nun zu ihr und finden sie in einer von jenen gewaltsamen Stellungen, durch welche wir von lebenden Tänzerinnen so höchlich ergetzt werden. Die schöne Beweglichkeit der Gelenken, die wir an solchen Künstlerinnen bewundern, ist hier für einen Moment fixirt, so daß wir das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige zugleich erblicken und schon dadurch in einen übersinnlichen Zustand versetzt werden. Auch hier erscheint der Triumph der Kunst, welche die gemeine Sinnlichkeit in eine höhere verwandelt, so daß von jener kaum eine Spur mehr zu finden ist.

Daß die Künstlerin sich als ein Bacchisches Mädchen darstellt und eine Reihe Stellungen und Handlungen dieses Charakters abzuwickeln in Begriff ist, daran läßt sich wohl nicht zweifeln. Auf dem Seitensitze stehen Geräthschaften, die sie braucht, um die verschiedenen Momente ihrer Darstellung mannigfaltig und bedeutend zu machen, und die hinter schwebende Büste scheint eine bekannte Person anzudeuten, die der Hauptfigur die Requisiten zurecht und gelegentlich einen Stützen macht; denn mir scheint alles auf einen Seitensatz angelegt zu seyn.

Ich gehe zum zweiten Blatt. Wenn auf dem ersten die Künstlerin uns reich und lebenvoll, agyia, beweglich, graciös, wollustvoll und fliehend erschien, so sehen wir hier, in dem traurigen kimmerischen Reiche von allem das Gegentheil. Sie hält sich zwar auf einem Fuße, allein sie drückt den andern an den Schenkel des ersten, als wenn er einen Halt suchte. Die linke Hand stützt sich auf die Hüfte, als wenn sie für sich selbst nicht Kraft genug hätte; man findet hier die unästhetische Kraftgeberin, die Gelenken haben Zeitzeit, und zu dem traurigen Ausdruck muß selbst der rechte aufgeboten Arm beitragen, der sich zu einer sonst graciös gewesenen Stellung in Bewegung setzt. Der Standfuß, der aufzufügte Arm, das angeschmiegte Knie, alles giebt den Ausdruck des Stattlosen, des Bewegtschmerzlichen: ein matten Bild der Kraft und Leidenschaft, denen noch sie nie Muskeln und Sehnen übrig bleiben, daß sie sich kümmerlich bewegen können, damit sie nicht ganz als

durchsichtige Gruppe erscheinen und zusammenstürzen.

Aber auch in diesem widernatürlichen Zustande muß die Künstlerin auf ihr gegenwärtiges Publikum noch immer belebend, noch immer anziehend und kunstreich wirken. Das Verlangen der verschiedenen Menge, der Beifall den die rasch Zuschauenden ihr nehmen, sind hier in den Hallschen Künsten sehr köstlich symbolisirt. Sowohl zwei Hallsche Künsten für sich als alle drei zusammen competiren vortrefflich und wirken in Einem Sinne zu Einem Ausdruck. — Was ist aber dieser Sinn, was ist dieser Ausdruck?

Die göttliche Kunst, welche alles zu veredeln und zu erhöhen weiß, mag auch das Widernatürliche, das Abscheuliche nicht ableugnen. Eben hier will sie ihr Naturrecht gewaltig ausüben; aber sie hat nur Einen Weg, dies zu leisten: sie wird nicht Herr vom Häßlichen, als wenn sie es komisch behandelt, wie denn ja Zeuris sich über seine eigne ins Häßlichste gebildete Hekuba zu Tode gelacht haben soll.

Eine Künstlerin wie diese war, mußte sich bei ihrem Leben in alle Formen zu schmiegen, alle Rollen auszuführen wissen, und jedem ist aus Erfahrung bekannt, daß uns die komischen und nichtigen Exhibitionen falscher Talente oft mehr aus dem Stegreife ergetzen, als die ernsten und würdigen, bei großen Anstalten und Anstrengungen.

Bekleide man dieses gegenwärtige lemurische Scheusal mit weiblich jugendlicher Muskelfülle, man überziehe sie mit einer blendenden Haut, man statte sie mit einem schicklichen Gewand aus, welches jeder geschmackvolle Künstler unserer Tage ohne Anstrengung ausführen kann, so wird man eine von denen komischen Personen sehen, mit denen uns Harlekin und Colombine unser Leben lang zu ergetzen wußten. Verfahre man auf dieselbe Weise mit den beiden Nebenfiguren, und man wird finden, daß hier der Pudel gemeint sey, der am meisten von seltsamen Vorstellungen anzuziehen wird.

Es sey mir vergönnt, daß ich hier weitläuftiger als vielleicht nöthig wäre, gewerden, aber nicht jeder würde mit, gleich auf den ersten Anblick, diesen antiken humoristisch-Genieftreich gegeben, durch dessen Zauberkraft zwischen ein menschliches Schauspiel und ein gräßliches Trauerspiel eine lemurische Posse, zwischen das Schöne und Erhabene ein Fratzenhaftes hineingebildet wird. Jedoch gestehe ich gern, daß ich nicht leicht etwas Bewundernswürdigeres finde, als das ästhetische Zusammenstellen dieser drei Zustände, welche alles enthalten, was der Mensch über seine Gegenwart und Zukunft wissen, fühlen, wähnen und glauben kann.

Das letzte Bild wie das erste spricht sich von selbst aus. Charon hat die Künstlerin in das Land der Schatten hinübergeführt, und schon blickt er zurück, wer allenfalls wieder abzuholen drüben stehen möchte. Eine den Todten günstige und daher auch ihr Verdienst in jenem Reiche des Vergessens bewahrende Gottheit blickt mit Gefallen auf ein entsiegeltes Pergament, worauf wohl die Rollen verzeichnet stehen mögen, in welchen die Künstlerin ihr Leben über bewundert werden: denn wie man den Dichtern Denkmale setzte, wo zu Seite ihrer Statue die Namen der Tragödien verzeichnet waren, sollte der praktische Künstler sich nicht auch eines gleichen Vorzuges erfreuen?

Besonders aber diese Künstlerin, die wie Orion seine Jagden, sie ihre Darstellungen hier fortsetzt und vollendet. Freudig schweift sie ihren Gegenwart, sie findet schon wieder neue Bewunderer, vielleicht schon ehemalige, die ihr zu diesen verborgenen Regionen voranzugehen. Eben so wenig hält es sie an einer Dienerin, auch diese hat ihr eine nach, welche, die ehemaligen Functionen fortführend, den Thron für die Herrin bereit hält. Wunderschön und bedeutend sind diese Umgebungen gruppirt und dispenirt, und doch machen sie, wie auf den vorigen Tafeln, dies den Rahmen zu dem eigentlichen Bilde, zu der Gestalt, die hier wie überall entschiedend hervortritt. Gewaltsam erscheint sie hier, in einer Mänadischen Bewegung, welche wohl die letzte seyn möchte, womit eine solche Bacchische Darstellung beschlossen wurde, weil drüber hinaus Verzerrung liegt. Die Künstlerin scheint mitten durch den Kunstenthusiasmus, welcher sie auch hier begeistert, den Unterschied zu fühlen der gegenwärtigen Zustands gegen jenen, den sie so oft verlassen hat. Stellung und Ausdruck sind tragisch, und sie könnte hier eben so gut eine Verzweifelnde als eine vom Gott mächtig Begeisterte vorstellen. Wie sie auf dem ersten Bilde die Zuschauer durch ein absichtliches Wegwenden zu necken schien, so ist sie hier wirklich abwesend, ihre Bewunderer stehen vor ihr, klatschen ihr entgegen, aber sie achtet ihrer nicht, aller Außenwelt entrückt, ganz in sich selbst hineingeworfen, und so schießt sie ihre Darstellung mit den zwar stummen, aber pantomimisch genugsam deutlichen, wahrhaft heidnisch trotzigen Gesinnungen, welche sie mit dem Achill der Oberschenkeln theilt, daß es besser sey, unter den Lebendigen als Magd einer Künstlerin den Schimpf nachzutragen, als unter den Todten für die Vortrefflichste zu gelten.

Sollte mir den Vorwurf machen, daß ich zu viel aus diesen Bildern herauslese, so will ich die Clausulam salutarem hier anhängen, daß wenn man meinen Aufsatz nicht als eine Erklärung zu jenen Bildern wollte gelten lassen, man denselben als ein Gedicht ansehen möge, durch deren Wechselbetrachtung wohl ein neuer Genuß entspringen könnte.

Uebrigens will ich nicht in Abrede seyn, daß hinter dem sinnlich ästhetischen Vorhange dieser Bilder noch etwas anderes verborgen seyn dürfte, das den Augen des Künstlers und Liebhabers entrückt, von Alterthumskennern entdeckt, zu tieferer Belehrung dankbar von uns aufzunehmen ist.

So vollkommen ich jedoch diese Werke dem Gedanken und der Ausführung nach erkläre, so glaube ich doch Ursache zu haben, an dem hohen Alterthum derselben zu zweifeln. Sollten sie von alten griechischen Gemmern verfertigt seyn, so müßten sie vor die Zeiten Alexanders gesetzt werden, wo die Kunst noch nicht zu dieser Leichtigkeit und Geschmeidigkeit in allen Theilen ausgebildet war. Betrachtet man die Eleganz der Herculanischen Tänzerin, so möchte man wohl jenen Künstlern auch diese neugefundenen Arbeiten zutrauen, um so mehr, als unter jenen Bildern solche angetroffen werden, die in Absicht der Erfindung und Zusammensetzung den gegenwärtigen wohl an die Seite gestellt werden können.

Die in dem Grade gefundenen griechisch-Wortfragmente scheinen mir nicht entscheidend zu beweisen, da die griechische Sprache den Römern so geläufig, in jenen Gegenden zu Alters her eingeimischt und wohl auch auf neuen Monumenten in Brauch war. Ja, ich gestehe es, jener lemurische Scherz will mir nicht ächt griechisch vorkommen, indem dergleichen ich ihn in die Zeiten setzen, aus welchen die Prüfstrate ihre Haupt- und Grundsätze, dichterische und rednerische Beschreibungen hergenommen.

Homers Apotheose.

Ein antikes Bastrelief, gefunden in der Hälfte des 17ten Jahrhunderts zu Marine, auf den Gütern des Fürsten Colonna, in den Ruinen der Villa des Kaisers Claudius, zu unserer Zeit in dem Palast Colonna noch vorhanden, stellt den alten Homer dar, wie ihm göttliche Ehre bewiesen wird. Wir sind aufs neue aufmerksam darauf geworden durch einige Figuren dieser Vorstellung, deren Abgüsse uns durch Freundeshand zugekommen.

Um sich den Sinn dessen was wir zu sagen gedenken sicherer zu entwickeln, betrachte man eine Abbildung von dem Florentiner Gallestruzzi, im Jahr 1656 gezeichnet und gestochen. Sie findet sich in Kircher's Latium, bei der 405ten Seite, und in Gypers Werke gleich zu Anfang; sie giebt uns einen hinreichenden Begriff von diesem wichtigen Alterthum, denn Gallestruzzi hatte für solche Nachbildungen genugsame Geschicklichkeit, welche dem Kunstliebhaber schon bekannt ist durch ähnliche nach Polydor redirte Blätter, z. B. den Untergang der Familie Niobe, nicht weniger durch die Kupfer zu Agostini Gemme antiche figurate.

Da in einem problematischen Falle eines jeden Meinung sich nach Belieben ergehen darf, so wollen wir, ohne weitläuftige Wiederholung dessen, was hierüber bisher gedacht und gestritten worden, unsere Auslegung kürzlich vortragen. Und dabei sondern wir, was nach prüfender Betrachtung des Bildes, nach Lesung der darüber vorhandnen Schriften völlig klar geworden, und was zu erörtern allenfalls noch übrig geblieben wäre.

Klar ist, mit hinzugefügten Worten bestimmt und ausgelegt, die vor einem abgeschlossenen Vorhangsgrunde, als in einem Heiligthum, abgebildete göttliche Verehrung Homers, auf dem untern Theile des Bildes. Er sitzt, wie wir sonst den Zeus abgebildet sehen, auf einem Sessel, jedoch ohne Lehnen, die Füße auf einem Schemel ruhend, den Scepter in der linken, eine Rolle in der Rechten. Die Ilias und Odyssee knien fromm an seiner Seite, hinter ihm Fumelia die ihn bekränzt, Krenos zur Seite, hinter ihm Fumelia die ihn bekränzt, Krenos zwei Rollen in Händen, unter dem Schemel sind die Musen in nicht vorzulassender Maßes als bekränzter Opferknabe mit Weihgefäß und Schale, ein geschmückter Stier im Hintergrunde; Historia strut Weihrauch auf den Altar, Poesis hält ein paar Fackeln freudig in die Höhe; Tragödia, alt und würdig, Comödia, jung und anmuthig, beide ihre rechte Hand begrüßend auf, alle vier gleichfalls im Vorgrunde gebildet, hinter ihnen eine Turba stehend, aufmerksam, deren einzelne Figuren mehr durch die Inschriften als durch Gestalt und Betragen erklärt werden, und wo man Buchstaben und Schrift sieht, läßt man sich wohl das Uebrige gefallen.

Aber von oben herunter darf man, auch ohne Namen und Inschrift, die Vorstellung nicht weniger für klar halten.

Auf der Höhe des Berges Zeus sitzend, den Scepter in der Hand, den Adler zu Füßen; Mnemosyne hat eben von ihm die Erlaubniß zur Verherrlichung ihres Lieblings erhalten, er, mit rückwärts über die Schulter hingewandtem Gesicht, scheint mit göttlicher Gleichmüthigkeit den Antrag bejaht zu haben; die Mutter aller Dichter aber, im Begriff sich zu entfernen, schaut ihn, mit auf die Hüfte gestütztem rechtem Arm, gleichfalls über die Schulter an, als wenn sie ihm nicht besonders danke für das was sich von selbst verstehe.

Eine jüngere Muse, kindisch munter hinabgetrieben, verkündet's freudig ihren sieben Schwestern, welche auf den beiden mittleren Planen sitzend und stehend mit dem was oben vorging beschäftigt scheinen. Sodann erblickt man eine Höhle, daselbst Apollo Musagetes in herkömmlich langem Sängerkleide, welcher ruhig aufmerksam dasteht, neben ihm Bogen und Pfeile über ein glockenförmiges Gefäß gelehnt.

So weit nun können wir uns für aufgeklärt halten, und stimmen mit den bisherigen Auslegern meistentheils hierin überein. Von eben hierein wird nämlich das göttliche Patent ertheilt und den beiden mittleren Reihen publicirt; das unterste vierte, von uns schon beschriebene Feld aber stellt die wirkliche, obgleich poetisch-symbolische, Verehrung der anzuklagenden hohen Ehre dar.

Problematisch bleiben uns jedoch noch zwei Figuren in dem rechten Winkel der zweiten Reihe von unten. Auf einem Piedestal steht eine Figur, gleichfalls als Statue eines mit gewöhnlichem Unterkleid und vierfachem Mantel angethanen Mannes von mittlerem Alter; Füße und Hände sind nackt, in der Rechten hält er eine Papier- oder Pergament-Rolle und über seinem Haupte zeigt sich der obere Theil eines Dreifußes, dessen Gestell jedoch, ganz gegen die Eigenthümlichkeit einer solchen Maschine, bis zu den Füßen des Mannes herunter geht.

Die früheren Erklärungen dieser Figur können in einigen dieses Gegenstand gerathenen Schriften nachgesehen werden; wir aber behaupten, es sey die Abbildung eines Dichters, der sich einen Dreifuß, durch ein Werk, wahrscheinlich zu Ehren Homers, gewonnen und zum Andenken dieser für ihn so wichtigen Begebenheit sich hier als den Widmenden vorstellen lasse.

Roma sotterranea

di Antonio Bosio Romano.

Vorgemeldetes Buch schlugen wir nach um zu erfahren, in wiefern die persönliche Gestalt des Widmenden oder sonst Betheiligten mit in die biblischen Darstellungen eingreife, welche sowohl an Sarkophagen als an Grabesständen plastisch und malerisch uns aufbewahrt sind.

Eben so wie wir bei den römisch-heidnischen Gräbern gesehen haben, finden sich Halbfiguren mit beiden Armen, entweder allein oder zu zweien, Mann und Frau, Vater und Sohn, sodann auch, nach alter heidnischer Weise, an Familientischen mit besonders großen Weingefäßen.

Mit ausgestreckten Armen, als Betende, kommen besonders Frauen häufig vor, meist allein, sodann aber auch mit Assistenten.

Will nicht sind sie noch als Mitbandelnde in den biblischen Geschichten dargestellt, als Theilnehmende an den heilsamen Wundern, wie denn die und die Kranke und dankende Figuren vorkommen. Offenbar aber sind sie persönlich als Widmende vorgestellt, in kleinen Männer- und Frauenfiguren zu Christi Füßen, der auf einem Berge sitzt, und welchen die vier paradiesischen Quellen entspringen. Dergleichen sind zu sehen Seite 97, 459, 745, 845 und 847.

Gleichfalls offenbar kommen sie als Handwerker und Arbeitende vor, am öftesten als Gemälter, als Grabbereiter, welche wahrscheinlich als Handarbeiter mitunter zugleich Architekten waren, wie man aus den

kunstgemäs ausgehauenen Grabgewölben gar wohl zu erkennen hat. Mag nun seyn, daß sie sich selbst auch ihre Grabstätten aushöhlten, und nicht allein andern, sondern auch sich und den Ihrigen diesen frommen Dienst leisten wollten, oder daß ihnen aus sonst einer Ursache erlaubt gewesen, sich dieses Denkmal in fremden Grabwölbungen zu stiften; genug sie erschienen mit Picken, Hacken und Schaufeln und die Lampe fehlt nicht.

Bedenken wir nun wie groß die Zahl dieser Gasterei muß gewesen seyn, da sie denn doch immerfort als Bewohner und Erbauer dieser unterirdischen Wohnungen sind, ferner daß sie mit Architekten, Bildhauern, Malern in fortwährender thätiger Berührung blieben; so überzeugt man sich leicht, daß das Handwerk, welches nur für die Todten lebte, sich den Vortheil der Erfindung vor den übrigen Lebendigen nicht anmaßen durfte. Wir bemerken deshalb nur im Vorübergehen und ohne Gewicht darauf zu legen, daß vielleicht hie und da ein Musikus, ein Fischer, ein Gärtner auch wohl auf seine Person und sein Geschäft habe anspielen lassen.

Zwei
antike weibliche Figuren,

welche, in ihrem vollkommenen Zustand, nicht gar einen römischen Palm hoch mögen gewesen seyn, gegenwärtig des Kopfes und des untern Theils der Füße ermangelnd, von gebranntem Thon, in meinem Besitz. Von diesen wurden Zeichnungen nach Rom, an die dortigen Alterthumsforscher gesendet, mit nachstehendem Aufsatz:

Die beiden Zeichnungen mit schwarzer Kreide sind Nachbildungen von zwei, wie man sieht, sehr beschädigten antiken Ueberbleibseln, aus gebranntem Thon, beinahe völlig Relief, von gleicher Größe, aber ursprünglich schon nur zur Hälfte gebildet, indem die Rückseite fehlt, wie sie denn scheinen in die Wand eingemauert gewesen zu seyn. Sie stellen Frauen vor in anständiger Kleidung. Die Gewänder von gutem Styl. Die eine hält ein Thierchen im Arm, welches man mit einiger Aufmerksamkeit für ein Ferkelchen erkennt, und wenn sie es als ein Liebkosungsthierchen behandelt, so hat die andere ein gleiches Geschöpf bei den Hinterbeinen gefaßt und läßt es vor sich herunterhängen, wodurch schon eher die Vermuthung erregt wird, es seien diese Thiere zu irgend einem Opferfest aufgefaßt.

Nun ist bekannt, daß bei den der Ceres geweihten Festen auch Saugschweinchen vorkamen und man könnte, daß diese beiden Figuren auf solche Umstände und Gelegenheiten hindeuten, wohl den Gedanken fassen.

Herr Baron von Stackelberg hat sich hierüber näher geäußert, indem er die Erfahrung mittheilte: daß wenn wirklich Ferkelchen der Göttin dargebracht wurden, wohl auch solche von unvermögenderen Personen im Bilde möchten angenommen worden seyn. Ja er behaupte, daß man in Griechenland Reste von solchen Fabriken entdeckt habe, wo noch dergleichen fertige Votivbilder mit ihren Formen seyn gefunden worden.

Ich erinnere mich nicht im Alterthum einer ähnlichen Vorstellung, außer daß ich glaube, es sey, auf dem Braunschweigischen berühmten Onyxgefäß, die erste darbringende Figur gleichfalls mit einem Schweinchen, welches sie an den Hinterfüßen trägt, vorgestellt.

Die römischen verbundenen Alterthumskenner werden sich, bei ihren weiten Umsicht, wohl noch manchen andern Falls erinnern und uns darüber aufklären wollen. Ich bitte nur um Verzeihung wenn ich, Eulen nach Athen zu tragen, mir diesmal sollte angemaßt haben.

Ein drittes Blatt, welches ich beifüge, ist eine Durchzeichnung nach einem Pompejanischen Gemälde. Mir scheint es eine festliche Tragbahre zu seyn, als irgend einem Fuhrwerke, wo die Handwerker nach ihren Hauptabtheilungen aufgetreten. Hier sind die Holzarbeiter vorgestellt, wie sich sowohl der gerühmte Tischler, der Brettsäger, als der Bildschnitzer darweisen. Die auf dem Boden liegende Figur mag ich mir als ein unbeweglendes Schnitzwerk eines menschlichen Gestalt vorstellen; der hinterwärts gestreckte linke Arm möchte noch nicht eine richtige Lage, die über dem Kopf hervorragende Stütze ist vielleicht zu dessen Befestigung bestimmt. Der über dem Körper stehende nachdenkende Künstler hat irgend ein schneidendes Instrument zu seinen Zwecken in der Hand. Es kommt nun darauf an, ob erstere Kenner unter den vielen festlichen Aufzügen die Alterthume eine solche Art Handlung auffinden werden, oder schon aufgefunden haben.

In der neuern Zeit erzählt sich etwas Aehnliches: daß in einer nordamericanischen Stadt, ich glaube Boston, die Handwerker mit großem Festapparat vor einigen Jahren einen solchen umzug durchgeführt.

Reizmittel in der bildenden Kunst.

Wenn wir uns genau beobachten so finden wir daß Bildwerke uns vorzüglich nach Maßgabe der vorgestellten Bewegung interessiren. Eine ruhige Statuen können uns durch hohe Schönheit fesseln, in der Malerei hilft dasselbe Ausführung und Prunk, aber zuletzt schreitet doch der Bildhauer zur Bewegung vor, wie im Laokoon und der Neapolitanischen Gruppe des Stiers; Canova bis zur Vernichtung des Lichts und der Ordnung des Centauren. Diese folgende Betrachtung deuten wir nur an, um überzeugen zu Bemerkungen über die Schlange als Reizmittel in der bildenden Kunst.

Hiezu geben uns die Abgüsse der Steschischen Sammlung Gelegenheit. Ohne Weiteres zählen wir die Beispiele her:

1) Ein Adler; er steht auf dem rechten Fuße, um den sich eine Schlange geringelt hat, deren oberer Theil drohend hinter dem linken Flügel hervorragt; der edle Vogel schaut nach derselben Seite und hat auch die linke Klaue aufgedrückt im Vertheidigungszustand. Ein köstlicher Gedanke und vollkommen Competition.

2) Eine geistreiche Darstellung, eine Art von Parodie auf die erste. Ein Hahn, so anmaßlich als ihn die Alten darzustellen pflegen, tritt mit dem linken Fuße auf den Schwanz einer Schlange, die sich parallel mit ihm als Gegnerin drohend empfiehlt. Er schaut nicht im mindesten von der Gefahr gerührt, sondern trotzt dem Gegner mit aufgeworfenem Kamm.

3) Ein Storch, der sich niederdrückend eine kleinere Schlange zu fassen, zu verschlingen bereitet, wo also die Gewürm nur als Nahrungsmittel Appetit und Bewegung erregt.

4) Ein Stier im vollen Lauf, gleichsam fliehend; mitten von der Erde erhebt sich eine Schlange seine Windungen bedrohend. Köstlich gedacht und allerliebst ausgeführt.

5) Ein uralt griechischer geschnittener Stein in meinem Besitz. Ein bekannter Held, dessen Schild an der Seite steht, dessen rechter Fuß von einer Schlange umwunden ist, beugt sich, um sie zu fassen, sich von ihr zu befreien.

Alterthumsforscher wollten hierin den Herkules sehen, welcher wohl auch gerüstet vorgestellt würde, ehe er den Nemeischen Löwen erlegt und sich alsdann halbnackt als kunstgemäßer Gegenstand den bildenden Künstler darbot.

Unter den mir bekannten Gemmen findet sich dieser, oder ein ähnlicher Gegenstand nicht behandelt.

6) Das höchste dieser Art möchte denn wohl der Laokoon sein, wo zwei Schlangen sich mit drei Menschennaturen herumkämpfen; jedoch wäre über ein so allgemein Bekanntes wohl nichts weiter hinzuzufügen.

Tischbeins Zeichnungen

des Ammazzaments der Schweine in Rom.

Tischbein, der sich viel mit Betrachtung von Thieren, ihrer Gestalt, ihrer Eigenheiten, ihrer Bewegungen abgab, hat uns immer viel von dem Ammazzament der Schweine, von einem allgemeinen Schweinemord, zu erzählen gewußt, der in den Ruinen jenes Tempels vorgehe, die am Ende der Via Sacra wegen der schönen Basreliefs berühmt sind, den Einfluß der Minerva auf weibliche Arbeiten sehr anmuthig darstellend.

In die Höhlungen und Gewölbe dieses zusammengestürzten Gebäudes werden, zu Winterszeit, in großen Heerden, vom Lande herein schwarze wildartige Schweine getrieben und daselbst an die Kaufslustigen nicht etwa lebendig, sondern todt überlassen. Das Geschäft aber wird folgendermaßen betrieben:

Der Römer darf sich mit Schweinschlachten nicht abgeben; wer aber das Blut, welches bei dem Schlachten verloren ginge, auch nicht entbehren will, verfügt sich dorthin und besticht um einige, der in jenen Räumen zusammengedrängten Schweine. Ist man des Handels einig, so wirft sich einer der wild genug anzuschauenden Heerdebesitzer mit Gewalt über das Thier, stößt ihm einen starken, spitzen oben umgebogenen und gleichsam zum Handgriff gekrümmten Draht ins Herz und treibt ihn so lange darin herum, bis das Thier krastlos niederfällt und sein Leben ausdaucht. Hierbei wird nun kein Tropfen Bluts vergessen, es gerinnt im Innern, und der Käufer schafft es mit allem innern und äußern Zubehör vergnügt nach Hause.

Daß eine solche Operation nicht ohne Kampf sich entwickele, läßt sich denken, der einzelne kräftige Mann, der sich über ein solches wildstarkes Thier hermacht, es beim Ohre faßt, zur Erde niederdrückt, die Stelle des Herzens sucht, und den tödtlichen Draht einstößt, hat gar manchen Widerstand, Gegenwirkung und Zufälle zu erwarten. Er wird oft selbst niedergerissen und zertreten, und seine Beute entspringt ihm; die Jagd geht von neuem an, und weil mehr als Ein Handel der Art zu gleicher Zeit im Gange ist, so entsteht ein vielfacher Tumult in den Hallen zusammenhangenden, theils durch Latten und Pfahlwerk abgesonderten Gewölben, welche mit dem entsetzlichsten, scharftönenden und grunzenden Zetergeschrei die Ohren betäubt; so wie das Auge von dem wüsten Getümmel im innersten verletzt wird.

Freilich ist es einem humoristischen Künstlerauge, wie Tischbein besaß, nicht zu verargen, wenn es sich an dem Gewühl, den Sprüngen, an der Unordnung des Rennens und Stürzens, der heftigsten Gewalt wilder Thierheit und dem einmüthigen Dahinsinken entseelter Leiche name zu ergetzen Lust findet. Es sind noch die sämmtlichen Federzeichnungen hiervon übrig, wo eine geübte Künstlerhand, als wetteifernd mit einem wilden unbändigen Getümmel, sich auf dem Papier mit gutem Humor zu ergehen scheint.

Danae.

Eine wohlgegliederte weibliche Gestalt liegt nackt, den Rücken und zukehrend, uns über die rechte Schulter anschauend, auf einem wohlgepolsterten, anständigen Ruhebette, ihr rechter Arm ist aufgehoben, der Zeigefinger deutet, man weiß nicht recht worauf. Rechts vom Zuschauer, in der Höhe, sieht aus der Ecke eine Melke heran, welche auf ihrem Wage Goldstücke spendet, deren einen Theil die alte Wärterin andächtig in einem Becken auffängt. Hinter dem Lager, zu den Füßen der Schönen, tritt ein Genius heran; er hat auch ein paar dergleichen Goldstücke aufgefangen und scheint sie dem Mädchen näher bringen zu wollen, wohin sie sich eigentlich sehnen. Nun bemerkt man erst weiter die Schöne deutet. Ein in Karyatidenform den Bettverhang tragender, zwar anständig drapirter, doch genugsam lebendiger Priap ist es, auf welchen sie hinweist, um uns anzuzeigen woran eigentlich die Rede sey. Eine Rose hat sie im Haar stecken, ein paar andere liegen scheinen unten auf dem Fußbänkchen und neben dem Nachtgeschirr, das, wie auch der sichtbare Theil des Bettgestells, von goldnen Zierathen glänzt.

Das muß man dahingestellt sein, mit welchem Geschmack und Geschick der gütigste Pinsel, allen Forderungen der Maler- und Farben-Kunst genugthuend, dieses Bildchen ausgefertigt hat. Man stellt es gern kurz nach Paul Veronese; es mag's ein Venetianer oder auch ein Niederländer gemalt haben. Freilich unsern Meistern, welche sich mit trauernden Königspaaren beschäftigen, ist dergleichen ein Aergerniß, und den Schülern die sich in heitigen Familien wohlgefallen, gewiß eine Thorheit. Glücklicherweise ist das Bildchen gut erhalten und beweist überall einen markigen Pinsel.

Beispiele symbolischer Behandlung.

Folgendes sind Beispiele von demjenigen, was die Kunst nur auf ihrer höchsten Stufe erreichen kann, von der Symbolik, die zugleich sinnliche Darstellung ist, und zwar sollte dieser hohe Gewinn einem jeden geläufigen Menschen handbar und einsichtlich sein, denn hier beschränkte sich die Darstellung des möglichsten Lakonismus

Diana und Aetäon.

Aus der Ferne schaut ein junger Jäger unter einem durchbrochenen Felsbogen ein nacktes weibliches dämonisches Wesen von der größten Schönheit. Schon ist er verderbtlich, daß sie lüstern in der Nähe beschaut; sie besprengt ihn mit zauberischem Wasser, er nimmt sogleich die Hirschnatur an. Einer seiner getreuen Hunde ist schon an ihm aufgesprungen und hat sich im Schenkel eingebissen; auf der andern Seite ist er von einem zweiten heranstürmenden bedroht, und indem er sich mit seinem aufgehobenen Krummstabe zu wehren trachtet, wird er durch die auffressenden Gewehe am Zuschlagen gehindert.

Wer dieses Bild zu schauen das Glück hat, möge von dem Sinne desselben durchdrungen werden.

Ein zweites:

Iphigenia in Aulis,

auch erst neuerlich ausgegraben, wird uns durch Reisende mitgetheilt.

Im Mittelgrunde tragen zwei Opferdiener die ohnmächtige Jungfrau gegen eine Statue der Artemis. Links vom Zuschauer eilt der Herold, in seinen Mantel sich verhüllende Agamemnon davon. An der rechten erscheint Kalchas mit entblößtem Stahl, dem Vater mit dem Blick, der Tochter mit der Schüssel drohend.

Hier stellt sich noch reiner, in einfacher Handlung, die Absicht hin, nur das Nothwendigste dieses ungeheuren Ereignisses vor die Augen zu bringen, und zwar so, daß es durch Mannigfaltigkeit der Charaktere, durch symmetrische wohlgefällige Stellung, und durch Farbengebung ein angenehmes Wandbild erwecken mag.

Rembrandt der Denker.

Auf dem Bilde der gute Samariter (Bartsch Nr. 90) sieht man vorn ein Pferd fast ganz von der Seite, ein Page hält es am Zaum. Hinter dem Pferde hebt ein Hausknecht den Verwundeten so eben herab um ihn ins Haus zu tragen, in welches eine Treppe durch einen Bogen hineinführt. Unter der Thür sieht man den wohlgekleideten Samariter, welcher dem Wirth einiges Geld gegeben hat und ihm den armen Verwundeten ernstlich empfiehlt. Gegen den linken Rand zu sieht man aus einem Fenster einen jungen Mann herausblicken, mit einer durch eine Feder verzierten Mütze. Zur Rechten, auf getrocknetem Grund, sieht man einen Brunnen, aus welchem eine Frau das Wasser zieht.

Dieses Blatt ist eines der schönsten des Rembrandtschen Werks, es scheint mit der größten Sorgfalt gestochen zu seyn, und ungeachtet aller Sorgfalt ist die Nadel sehr leicht.

Die Aufmerksamkeit des vortrefflichen Knaben hat der sonders der Alte unter der Thüre auf sich gezogen, indem er sagt: »Mit Stillschweigen kann ich nicht vorübergehen das Blatt vom Samariter, wo Rembrandt den guten Alten unter der Thüre in solcher Stellung gezeichnet hat, wie sie demjenigen eigen ist, der gewöhnlich zittert, so daß er durch die Verbindung der Erinnerungen wirklich zu zittern scheint, welches kein anderer Maler, weder vor ihm noch nach ihm, durch sein Kunst erlangen konnte.«

Wir setzen die Bemerkungen über dieses wichtige Blatt weiter fort:

Auffallend ist es, daß der Verwundete, anstatt sich dem Knechte, der ihn forttragen will, hinzugeben, sich mühselig mit gefalteten Händen und aufgehobenem Haupte nach der linken Seite wendet, und jenen jungen Mann mit dem Federbute, welcher eher kalt und unthelnehmend als trutzig zum Fenster heraussieht, um Barmherzigkeit anzuflehen scheint. Durch diese Wendung wird er dem, der ihn eben auf die Schulter genommen, doppelt lästig; man sieht's diesem am Gesicht an, daß die Last ihm verdrießlich ist. Wir sind für uns überzeugt, daß er in jenem trotzigen Jüngling am Fenster den Räuberhauptmann derjenigen Bande wieder erkennt, die ihn vor kurzem beraubt hat, und daß ihn in dem Augenblicke die Angst überfällt, man bringe ihn in eine Räuberherberge, der Samariter sey auch verschworen ihn zu verderben. Genug er findet sich in dem verzweiflungsvollen Zustand der Schwäche und Hülflosigkeit.

Betrachten wir nun die Gesichter der sechs hier aufgestellten Personen, so sieht man die Physiognomie des Samariters gar nicht, nur wenig von dem Presst des Pagen der das Pferd hält. Der Knecht, durch die körperliche Last beschwert, hat ein verdrießlich angestrengtes Gesicht und einen geschlossenen Mund, der arme Verwundete den vollkommensten Ausdruck der Hülflosigkeit. Höchst trefflich, gutmüthig und vertrauenswerth ist die Physiognomie des Alten contrastirend mit unserm Räuberhauptmann in der Ecke, welcher eine verschlossene und entschlossene Sinnesweise ausdrückt.

Georg Friedrich Schmidt,

geboren Berlin 1712,

abgegangen daselbst 1775.

Der Künstler, dessen Talent wir zu schätzen unternehmen, ist einer der größten, dessen sich die Kupferstecherkunst zu rühmen hat; er wußte die genaueste Reinlichkeit und zugleich die Festigkeit des Grabstichels mit einer Bestimmung, einer Behandlung zu verbinden, welche sowohl kühn, als abwechselnd und manchmal mit Willen unzusammenhängend war, immer aber vom höchsten Geschmack und Wissen.

Von dem regelmäßigen Schnitt, worin er den ernsthaften Chalkographen nachgeahmt, ging er, nach Belieben, zur freien Behandlung über, indem er sich jenes spielenden Punktirens der geistreichsten Radirkünstler bediente und das Urtheil ungewiß ließ, ob er sich in einer oder der andern Art vorzüglicher bewiesen habe. Doch es ist kein Wunder, daß er sich in diesen einander so entgegengesetzten Arten des Stichs vollkommen gleich erwiesen, da ihm die gefühlteste Kenntniß der Zeichnung und des Helldunkels, die feinste Beurtheilung und ein unbegränzter Geist beständig zum Führer dienten.

In der ersten Art zog er vor, Portraite zu behandeln, ob er gleich auch einige geschichtliche Gegenstände gestochen hat und alles was er gestochen vorzüglich ist. Aber jenes Portrait von Latour, welches dieser Maler von sich selbst gefertigt hatte, ist bewundernswürdig durch die Vorzüge, welche in allen übrigen sich finden, mehr aber durch die Seele und die Freiheit, die in diesem Gesichte so glücklich ausgedrückt sind. Sehr schön ist auch das Bildniß von Mengsen und außerordentlich die

der Grafen Rasumowsky und Esterhazy. Auch die Kaiserin von Rußland, Elisabeth, gemalt von Tocque, ist vortrefflich, wo besonders die Bewerke mit erstaunender Meisterschaft behandelt sind.

Nicht weniger schätzenswerth ist das Portrait von Mignard nach Rigaud; welches ich jedoch nicht, wie andere wollen, für sein Hauptstück halte.

In der zweiten Art behandelt er eben so gut Portraite als historische Vorstellungen, worunter einige von eigener Erfindung sind, die ihm zu großem Ruhme gereichen.

Er nimmt, doch nicht knechtisch, die weise malerische Anordnung Rembrandt's und Fiesolano's nach, und wußte sich vor oft mit der kalten Nadel der geistreichen und bezaubernden Leichtigkeit des Stefano della Bella anzunähern. Bei ihm ist Alles Wissen, Alles Feuer, und was viel mehr bedeuten will, Alles der Wahrheit Stempel.

Man kann von diesem wundersamen Manne sagen: daß zwei der trefflichsten Stecher in ihm verbunden sehen. Wie er auch irgend die Kunstart eines Andern nachahmt, tritt er immer von seinem außerordentlichen Geiste beseelet als Original wieder hervor.

Hätte er die Geschichte im großen Sinne wie das Portrait behandelt, und hätte ihn die Ueberfülle seines Geistes nicht manchmal irre geleitet, so könnte er die oberste Stelle in unserer Kunst erreichen. Ist ihm dies nicht gelungen, so bleibt er doch, wie gesagt, einer der trefflichsten Meister und der erfahrenste Stecher.

Wer seine schönen Kupferstiche zu Rathe zieht, wird von vielen Seiten in seiner Profession gewinnen.

Uebersetzt aus der Calcographia da Giuseppe Longhi, Milano 1850. Vol. I. pag. 185.

Künstlerische

Behandlung landschaftlicher Gegenstände.

[Es fand sich unter Goethe's nachgelassenen Schriften ein Aufsatz obigen Titels von hoher Bedeutung, zum Theil ausgeführt, größtentheils aber nur in schematischen Andeutungen vorhanden, so daß man wünschen mußte, solche Arbeit einer größeren Vollendung angenähert und das Lückenhafte möglichst ergänzt zu sehen.

Der Herausgeber dieser Bände ersuchte daher den vieljährigen Freund und Mitarbeiter Goethe's im Kunstfache, Herrn Hofrath Meyer, um gefällige Zusätze und Erweiterungen, so wie sie sich ihm bei Durchsicht des Manuscripts aus dem reichen Schatz seiner Kenntnisse darbieten würden.

So ist nun Goethe's Original, durch einige Ergänzungen von der Hand des gedachten Freundes, einer größeren Vollständigkeit näher gebracht worden, welch Zusatz durch vorgesetzte Häkchen von dem, was ursprünglich Goethen angehört, unterschieden sind.

Freilich bleibt auch so diese Abhandlung immer noch höchst unvollkommen und lückenhaft, allein wir tragen kein Bedenken sie, wie sie ist, so wie auch manches andere blos schematische dieses Bandes einem größeren Publikum vorzulegen.

Denn das eigentlich Wirksame einer Schrift besteht doch immer in den ursprünglichen Intentionen des Verfassers und diese sind schon im Schema vollkommen deutlich und alle fähig, geist- und kenntnißreiche Leser ihrerseits wieder productiv zu machen, um einst aus ihnen als vollendetere Erzeugnisse hervorzugehen.]

Landschaftliche Malerei.

I.

Schematisches.

Der Künstler poetische Art zu denken.

Wieder abzuleiten.

Der ächte Künstler wendet sich auf's Bedeutende, daher die Stoffen der ältesten landschaftlichen Darstellungen alle groß, höchst mannigfaltig und erhaben sind.

Hintergrund in Mantegna's Triumphzug.

Tizians Landschaften.

Das Bedeutende des Gebirgs, der Gebäude beruht auf der Höhe;

Daher das Steile.

Das Anmuthige beruht auf der Ferne;

Daher von oben herab das Weite.

Hiedurch zeichnen sich aus, alle die in Tyrol, im Salzburgischen und sonst mögen gearbeitet haben.

« Breughel, Jodocus Momper, Roland Savery, Isaac Major haben alle diesen Charakter. »

Albrecht Dürer und die übrigen Deutschen der ältesten Zeit haben alle mehr oder weniger etwas Pittoreskes, indem sie gegen die ungeheuren Gegenstände der Freiheit des Wirkens verlieren, oder solche behaupten, insofern ihr Geist groß und dasselben gewachsen ist.

Daher sie bei allem Anschauen der Natur, zu Nachahmung derselben, in's Anekdotische gehen, auch manieriert werden.

Bei Paul Brill mildert sich dieses, ob er gleich noch immer hohen Horizont liebt und es im Vordergrunde an Gebirgsmassen und in dem Uebrigen an Mannigfaltigkeit nie fehlen läßt.

« Das beste der uns bekannt gewordenen Oelgemälde des Paul Brill (er hat auch mehrere große Werke in Fresco ausgeführt) befindet sich in der Florentinischen Galerie und stellet eine Jagd von Löwen und wilden Schweinen dar. Den Farbenton in diesem Bilde möchten wir kühl nennen, er drückt frühe Morgenzeit recht wohl aus und stimmt daher vortrefflich zu den fliehenden Figuren. Das Landschaftliche, die Gegend ist schön gedacht, einfach, großartig und zeichnend gehalten; Licht und Schatten wußte der Künstler zweckmäßig zu vertheilen und erhielte dadurch eine kubige, dem Auge angenehme Wirkung; die Behandlung ist zwar flüchtig, doch weder geleckt noch peinlich, ein sanfter Hauch scheinet durch die Bäume zu ziehen und sie leicht zu bewegen, das Ganzthun ist, wiewohl getrauet, doch ebenfalls ein Werk von Verdiensten, und stellet eine wilde Gegend dar, wo ein Waldstrom zwischen Felsen und Gestein sich schäumend durchdrängt. »

Einwirkende Niederländer

Vor Rubens.

Rubens selbst.

Nach Rubens.

Er, als Figurenmaler, suchte nicht sowohl das Bedeutende als daß er es jedem Gegenstand zu verleihen wußte; daher seine Landschaften einzig sind. Es kommt auch mehr an seine Gedanken und gelegentlichen Studien, aber auch dem kubistischen, einfachsten, Landschaften, den Gegenstand weiß er etwas von seinem Geist zu

ertheilen und das Geringste dadurch wichtig und anmuthig zu machen.

» Zum bessern Verständniß des Vorstehenden über Rubens gedenken wir hier einer schätzbaren Landschaft desselben im Palast Pitti zu Florenz. Sie stellt die Hungersnoth dar, ist keck, meisterhaft behandelt, schon erfunden, gut colorirt mit kräftiger, keineswegs mißfälliger Wirkung des Ganzen. Kundige Beschauer nehmen im dessen mit Erstaunen, in dem Werk eines Künstlers wie Rubens, die unrichtige Austheilung des Lichts wahr, denn auf eine Baumgruppe, vom rechter Hand im Bilde, fällt solches rechts ein; alles übrige, die staffirenden Figuren nicht ausgenommen, ist von der entgegengesetzten Seite beleuchtet. »

Rembrandts Realism in Absicht auf die Gegenstände.

Licht, Schatten und Haltung sind bei ihm das Ideelle.

Bolognesische Schule.

Die Carracci.

Grimaldi.

Im Claude Lorrain erklärt sich die Natur für ewig.

Die Poussins führen sie in's Ernste, Hohe, sogenannte Heroische.

Anregung der Nachfolger.

Endliches Auslaufen in die Portrait-Landschaften.

» Es springt in die Augen, daß Goethe's Aufsatz hier abgebrochen, übrigens auch als bloßer Entwurf nicht in allen Theilen vollendet ist, indem, nach dem heroischen Styl, welchen Nicolaus und Gaspar Poussin in die landschaftlichen Darstellungen gebracht, auch drei Inmuthigen, Idyllenmäßigen in den Werken des Jodoth, des Ruysdael, des Dujardin, Potter, Bergdem, van der Neer und Anderer Erwähnung hätte geschehen sollen. Wir unternehmen jedoch nicht darüber etwas hinzuzufügen, weil solches eine besondere umständliche Abhandlung erforderte; und so folge nun, ohne weiteres Erörtern, Goethe's zweyter, freilich auch nicht vollendeter, doch in einigen Theilen schon mehr ausgeführter Aufsatz über denselben Gegenstand. »

II.

Schematisches.

In ihren Anfängen als Nebenwerk des Geschichtlichen.

» Sehr einfach, oft sogar bloß symbolisch, wie z. B. in manchen Bildern des Giotto, auch wohl in denen des Orcagna und Andern. »

Durchaus einen steilen Charakter, weil sie ohne Höhen und Tiefen keine Ferne interessant darzustellen werden kann.

» Das Steile, Schroffe herrscht selbst in Tizians Werken, da wo er Felsen und Gebirge malt, noch mehr; so ebenfalls bei Leonardo da Vinci. »

Männlicher Charakter der ersten Zeit.

Die erste Kunst durchaus ahnungsreich, deshalb die Landschaft ernst und gleichsam drohend.

Forderung des Reichthums.

Oder hohe Standpunkte, weite Aussichten.

Beispiele.

Breughel.

Paul Brill; dieser schon höchst gebildet, ausführlich und mannigfaltig. Man sehe seine zwölf Monate in sechs Blättern und die vielen andern nach ihm gestochenen Blätter.

Jodocus Momper, Roland Savery.

Einsiedeleien.

» Zu den Einsiedlern oder Einsiedeleien sind auch wohl J. Mujians Heilige, in Mittelnissen dargestellt, zu rechnen, welche Gern. Gort in sechs bekannten schönen Blättern in Kupfer stach. »

Noch und nach steigende Anmuth.

Die Carracci.

Domenichino.

» Albani, Guercino, Grimaldi und ihnen an poetischem Verdienst im landschaftlichen Fach nicht nachstehend, P. Fr. Mola und J. Bapt. Mola; auch wäre J. Bapt. Viola hier noch zu nennen. »

Claude Lorrain.

Ausbreitung über eine heitere Welt, Zartheit, Wirkung der atmosphärischen Erscheinungen auf's Gemüth.

» Jod. Both. »

» Hermann Saanredam. »

» Poelemburg. »

Nicol. Poussin.

Gaspar Poussin.

Heroische Landschaft.

Genau besehen eine nutzlose Erde. Abwechselndes Terrain ohne irgend einen gebauten Boden.

Ernste, nicht gerade idyllische, aber einfache Menschen.

Anständige Wohnungen ohne Bequemlichkeit.

Sicherung der Bewohner und Umwohner durch Thürme und Festungswerke.

In diesen Sinn eine fortgesetzte Schule, vielleicht die einzige von der man sagen kann, daß der reine Begriff, die Anschauungsweise der Meister, ohne merkliche Abnahme überliefert werden.

» Felix Meyer von Winterthur ist zwar keiner der hochberühmten Meister, allein wir nehmen Anlaß denselben hier zu gedenken, weil mehrere seiner Landschaften mit wahrhaft Poussinischem Geist erfunden sind; doch ist die Ausführung meistens flüchtig, das Colorit nicht heiter genug. Auch eines wenig bekannten Malers aus derselben Zeit, aber etwas früher, liegt uns ob zu gedenken: Werdmüller von Zürich; seine höchst seltenen Arbeiten halten in Hinsicht auf Reichthum und Anmuth der Gedanken ungefähr die Mitte zwischen denen des Fr. Mola, Grimaldi und Cl. Lorrain, und wenn sie von Seite des Colorits nicht an die blühende Heiterkeit der letztern reichen, so sind sie doch darin dem Mola und Grimaldi wenigstens gleich zu schätzen. »

» Meister, welche in landschaftlichen Darstellungen dem Geschmack der beiden Poussins gefolgt sind. »

Glauber.

Franz Millet.

Franz van Aert.

Seb. Bourdon.

Uebergang aus dem Ideellen zum Wirklichen durch Topographien.

Merians weit umherschauende Arbeiten.

Beide Arten gehen noch nebeneinander.

Endlich, besonders durch Engländer, der Uebergang zu den Bildern.

So wie beim Geschichtlichen zur Portraitform.

Neuere Engländer, an der großen Liebhaberei zu Claude und Poussin noch immer beharrend.

Sich zu den Bildern hinneigend, aber immer noch in der Composition an atmosphärischen Effecten sich ergetzend und übend.

Die hackrische flare strenge Manier steht dagegen; seine merkwürdigen, meisterhaften Bleistifts- und Federzeichnungen nach der Natur, auf weiß Papier, um ihnen mit Spitz Kraft und Haltung zu geben.

Studien der Engländer auf blau und grau Papier,

mit schwarzer Kreide und wenig Pastellfarbe, etwas nervös, flüchtig, im Ganzen aber gut gedacht und sauber ausgeführt.

Der Verfasser zieht hier auf einige schätzbare Zeichnungen englischer Landschaftmaler, welche er während seines Aufenthaltes in Rom an sich brachte und die noch gegenwärtig unter den von ihm nachgelassenen Kunstschätzen sich befinden.

III.

Ausgeführtes.

1. Als sich die Malerei in Westen, besonders in Italien von dem östlichen Byzantinischen mumienhaften Herkommen wieder zur Natur wendete, war, bei ihren ernsten großen Anfängen, die Thätigkeit dieß auf menschliche Gestalt gerichtet, unter welcher das Göttliche und Göttähnliche vorgestellt ward. Eine capellenartige Einfassung ward den Bildern allmälig zu Theil, und zwar ganz der Sache angemessen, weil sie ja in Kirchen und Capellen aufgestellt werden sollten.

Wie man aber beim weiteren Fortrücken der Kunst sich in freier Natur umsah, sollte doch immer auch Bedeutendes und Würdiges den Figuren zu Seite stehen; deßhalb denn auch hohe Augpunkte gewählt, auf starren Felsen vielfach übereinander getürmte Schlösser, tiefe Thäler, Wälder und Wasserfälle dargestellt werden. Diese Umgebungen nahmen in der Folge immer mehr überhand, drängten die Figuren in's Enge und Kleinere, bis sie zuletzt in dasjenige was wir Staffage nennen zusammenschrumpften. Diese landschaftlichen Tafeln aber sollten, wie vorher die Heiligenbilder, auch durchaus interessant seyn, und man übersülle sie deßhalb nicht allein mit den was eine Gegend liefern konnte, sondern man wollte zugleich eine ganze Welt bringen, damit der Beschauer etwas zu sehen hätte und der Liebhaber für sein Geld doch auch Werth genug erhielt. Von den höchsten Felsen, worauf man Gemsen umherklettern sah, stürzten Wasserfälle zu Wasserfällen hinab, durch Ruinen und Gebüsch. Diese Wasserfälle wurden endlich benutzt zu Hammerwerken und Mühlen, tiefer hinunter bespülten sie ländliche Ufer, größere Städte, trugen Schiffe von Bedeutung und verloren sich endlich in den Ocean. Daß bairischen Jäger und Fischer ihr Handwerk trieben und tausend andere irdische Wesen sich thätig zeigten, läßt sich denken; es fehlte der Luft nicht an Vögeln, Hirsche und Rehe wideten auf den Waldblößen, und man würde nicht endigen, dasjenige herzuzählen, was man dort mit einem einzigen Blick zu überschauen hatte. Damit aber zuletzt noch eine Erinnerung an die erste Bestimmung der Tafel übrig bliebe, bemerkte man in einer Ecke irgend einen heiligen Einsiedler. Hieronymus mit dem Löwen, Magdalene mit dem Haargewand fehlten selten.

2. Tizian, mit großartigem Kunstgeschmack überhaupt, fing, insofern er sich zur Landschaft wandte, schon an mit dem Reichthum sparsamer umzugehen, seine Bilder dieser Art haben einen ganz eigenen Charakter. Holzreiche wundersich über einander gethürmte Häuser, mittelmäßige Gegenden, mannigfaltige Hügel, anfgehende Seen, niemals ohne bedeutende Figuren, menschliche, thierische. Auch legte er seine schönen Kinder ohne Bedenken, ganz nackt, unter freiem Himmel in's Gras.

3. Breughels Bilder leiden die wunderlichste Mannigfaltigkeit: Gesichtfelde voll Heringe, weit ausgedehnte Gegenden, die Wasser hinab bis zum Meere, oder der Verlauf seiner Gebirge, obgleich rauh genug, ist doch weniger steil, besonders aber durch eine seltnere Vegetation merkwürdig. Das Gestein hat überall den Vorzug, doch ist die Lage seiner Schlösser, Städte, höchst mannigfaltig und charakteristisch, durchaus aber ist der ernste Charakter des sechzehnten Jahrhunderts nicht zu verkennen.

Paul Brill, ein hochbegabtes Naturell. In seinen Werken läßt sich die oben beschriebene Herkunft noch wohl verspüren, aber es ist alles schon freier, weitherziger und die Charaktere der Landschaft schon getrennt: es ist nicht mehr eine ganze Welt, sondern bedeutende, aber immer noch weit greifende Einzelnheiten.

Wie trefflich er die Zustände der Localitäten, die Gewohnheit und Benutzung irdischer Oertlichkeiten gekannt, beurtheilt und gebraucht, davon geben seine prosaischen Motive in sechs Blättern das schönste Beispiel. Besonders angenehm ist es sehen, wie er immer zwei auf zwei zu paaren gewußt, und wie ihm aus dem Verlauf des einen in den andern ein vollständiges Bild darzustellen gelungen sey.

Der Einsiedeleien des Martin de Vos, von Johann und Raphael Sadeler in Kupfer gestochen, ist auch zu gedenken. Hier stehen die Figuren der frommen Männer und Frauen mit wilden Umgebungen im Gleichgewicht, beide sind mit großem Ernst und tüchtiger Kunst vorgetragen.

4. Das siebzehnte Jahrhundert befreit sich immer mehr von der zuerinnerlichen ängstigenden Welt: die Figuren der Carracci erfordern weitern Spielraum. Vorzüglich setzt sich eine große, schöne, bedeutende Welt mit den Figuren in's Gleichgewicht und überwiegt vielleicht durch höchst interessante Gegenden selbst die Gestalten.

Dominichin vertieft sich bei seinem Belgamischen Aufenthalt in die gebirgigen und einsamen Umgebungen, sein zartes Gefühl, seine meisterhafte Behandlung und das höchst zierliche Menschengeschlecht, das in seinen Räumen wandelt, sind nicht genug zu schätzen.

Den Glaube Perrain, der nun ganz ins Freie, Ferne, Heitere, Ländliche, Feenhaftarchitektonische sich trägt, ist nur zu sagen, daß er eine Epoche einer freien Kunstäußerung in diesem Fache gelangt. Jedermann kennt seine Werke, jeder Künstler strebt ihm nach, und jeder findet mehr oder weniger, daß er ihm den Vorzug lassen muß.

5. Damals entstand auch die sogenannte heroische Landschaft, in welcher ein Menschengeschlecht zu hausen schien von wenigen Bedürfnissen und von großen Besinnungen. Abwechslung von Feldern, Fluren und Wäldern, unterbrochenen Hügeln und steilen Bergen. Wohnungen ohne Bequemlichkeit aber ernst und aufmerksam. Thürme und Befestigungen, ohne eigentlichen Kriegszustand auszudrücken, durchaus aber eine unruhige Welt, keine Spur von Feld- und Gartenbau, hie und da eine Schafherde, auf die älteste und einfachste Benutzung der Erdoberfläche hindeutend.

Aphorismen.

Freunden und Gegnern zur Beherzigung.

Wer gegenwärtig über Kunst schreiben oder gar streiten will, der sollte einige Ahnung haben von dem, was die Philosophie in unsern Tagen geleistet hat und in steter Fortschritt.

Wer einem Autor Dunkelheit vorwerfen will, sollte erst sein eigenes Innere beschauen ob es denn da auch recht hell ist. In der Dämmerung wird eine sehr deutliche Schrift unlesbar.

Wer streiten will, muß sich hüten bei dieser Gelegenheit Sachen zu sagen, die ihm niemand streitig macht.

Wer Maximen bestreiten will, sollte fähig seyn sie recht klar aufzustellen und innerhalb dieser Klarheit zu kämpfen, damit er nicht in den Fall gerathe mit selbstgeschaffenen Luftbildern zu fechten.

Die Dunkelheit gewisser Maximen ist nur relativ. Nicht alles ist dem Hörenden deutlich zu machen, was dem Ausübenden einleuchtet.

Ein Künstler, der schätzbare Arbeiten verfertigt, ist nicht immer im Stande, von eignen oder fremden Werken Rechenschaft zu geben.

Natur und Idee läßt sich nicht trennen, ohne daß die Kunst, so wie das Leben, zerstört werde.

Wenn Künstler von Natur sprechen, sutintelligiren sie immer die Idee, ohne sich's deutlich bewußt zu seyn.

Eben so geht's allen die ausschließlich die Erfahrung anpreisen, sie bedenken nicht, daß die Erfahrung nur die Hälfte der Erfahrung ist.

Erst hört man von Natur und Nachahmung derselben, dann soll es eine schöne Natur geben. Man soll wählen; doch wohl das Beste; und woran soll man's erkennen? nach welcher Norm soll man wählen? und wo ist denn die Norm? doch wohl nicht auch in der Natur?

Und gesetzt, der Gegenstand wäre gegeben, der schönste Baum im Walde, der in seiner Art als vollkommen auch vom Förster anerkannt würde. Nun, um den Baum in ein Bild zu verwandeln, gehe ich um ihn herum und suche mir die schönste Seite. Ich trete weit genug weg um ihn völlig zu übersehen; ich warte ein günstiges Licht ab, und nun soll von dem Naturbaum noch viel auf das Papier übergegangen seyn!

Der Laie mag das glauben; der Künstler, hinter den Coulissen seines Handwerks, sollte aufgeklärter seyn.

Grade das, was ungebildeten Menschen am Kunstwerk als Natur auffällt, das ist nicht Natur (von aussen), sondern der Mensch (Natur von innen).

Wir wissen von keiner Welt, als im Bezug auf den Menschen; wir wollen keine Kunst, als die ein Abdruck dieses Bezugs ist.

Wer zuerst im Bilde auf seinen Horizont die Zielpunkte des mannigfaltigen Spiels paarweiser Linien bannte, erfand das Princip der Perspective.

Wer zuerst aus der Systole und Diastole zu der die Retina gebildet ist, aus dieser Synkrisis und Diakrisis, mit Plato zu sprechen, die Farbenharmonie entwickelte, der hat die Principien des Colorits entdeckt.

Suchet in euch, so werdet ihr alles finden, und erfreuet euch wenn da draußen, wie ihr es immer heißen möget, eine Natur liegt, die Ja und Amen zu allem sagt, was ihr in euch selbst gefunden habt.

Gar vieles kann lange erfunden, entdeckt seyn, und es wirkt nicht auf die Welt; es kann wirken und doch nicht bemerkt werden; wirken und nicht ins Allgemeine greifen: deswegen jede Geschichte der Erfindung sich mit den wunderbarsten Räthseln herumschlägt.

Es ist so schwer etwas von Mustern zu lernen, als von der Natur.

Die Form will so gut verdaut seyn, als der Stoff, ja sie verdaut sich viel schwerer.

Mancher hat nach der Antike studirt und sich ihr Wesen nicht ganz zugeeignet. Ist er darum scheltenswerth?

Die höheren Forderungen sind an sich schon schätzbarer auch unerfüllt, als niedrige ganz erfüllte.

Das trocken Naive, das steif Mackere, das ängstlich Aechtliche, und womit man ältere deutsche Kunst charakterisiren mag, gehört zu jeder früheren einfacheren Kunstweise. Die alten Byzantiner, Florentiner u. s. w. haben das alles auch.

Und wir Deutschen sollen uns dann nur für originat halten, wenn wir uns nicht über die Anfänge erheben! —

Weil Albrecht Dürer, bei dem unvergleichlichen Talent, sich nie zur Idee des Ebenmaßes der Schönheit, ja sogar nie zum Gedanken einer schicklichen Zweckmäßigkeit erheben konnte, sollen wir auch immer an der Erde kleben! —

Albrecht Dürern förderte ein höchst inniges realisti-

sches Anschauen, ein liebenswürdiges unschuldiges Mitgefühl aller gegenwärtigen Zustände. Ihm schadete eine trübe, form- und bedeutlose Phantasie.

Wie Martin Schön neben ihm steht, und wie das deutsche Verdienst sich dort beschränkte, wäre interessant zu zeigen, und nunmehr zu zeigen, daß dort nicht allen Tage Abend war.

Läßt sich doch in jeder italiänischen Schule der Schmetterling aus der Puppe los!

Stellen wir ewig als Raupen herumkriechen, weil einige nordische Künstler ihre Rechnung dabei finden?

Nachdem uns Klopstock vom Reim erlöst'e und Voß uns prosodische Muster gab, so sollen wir wohl wieder Knittelverse machen wie Hans Sachs?

Laßt uns doch vielseitig sein! Märkische Büchsen schmecken gut, am besten gemischt mit Gustavus. Und diese beiden edlen Früchte wachsen weit aus einander.

Erlaubt uns in unsern vernünftigen Schriften doch neben den abend- und nordländischen Formen auch die morgen- und südländischen.

Man ist nur vielseitig, wenn man zum Höchsten strebt, weil man muß im Ernst, und zum Geringern herabsteigt, wenn man will zum Spaß.

Verschiedenes Einzelne.

Die Kunst ruht auf einer Art religiösem Sinn, auf einem tiefen unerschütterlichen Ernst; deswegen ist sie auch so gern mit der Religion vermischt. Die Religion bedarf keines Kunstsinnes, sie ruht auf ihrem eignen Ernst, sie verleiht aber auch keinen, so wenig sie Geschmack giebt.

In Rembrandt's trefflicher Radirung, der Austreibung der Käufer und Verkäufer aus den Tempel, sieht man, ist die Gloria, welche gewöhnlich das Haupt umgiebt, in die vordere rechte Hand gleichsam geschrieben, welche nun in göttlicher That glänzend herabzuschlagen. Um das Haupt ist's, wie auch das Gesicht, dunkel.

Es ist eine Tradition: Dädalus, der erste Plastiker, habe die Erfindung der Drechslerei, die Töpferei betrieben. Von Nutz möchte wohl nichts vorzukommen sein, aber der große Mann hat sich ritterlich vervollständigen, daß die Technik zuletzt in der Kunst verderblich werden muß.

Bei Gelegenheit der Berlinischen Vorbilder für Fabrikanten kam zur Sprache: ob so großer Aufwand auf die kostbare Ausführung der Blätter wäre nöthig gewesen? Wobei sich erzeigt, daß gerade den talentvollen jungen Künstler und Handwerker die Ausführung am meisten reizt, und daß er durch Nachahmung und Nachbildung desselben erst befähigt wird, das Ganze und den Werth der Form zu begreifen.

Ein Philosoph sprach von der Baukunst als einer erstarrten Musik und mußte dagegen manches Kopfschütteln gewahr werden. Wir glauben diesen schönen Gedanken nicht besser nachmals einführen zu können, als wenn wir die Architektur eine versummte Tonkunst nannten.

Man denke sich den Orpheus, der, als ihm ein großer wilder Baurisch angewiesen war, sich weislich an dem friedlichsten Orte niederließ und durch die bekannten Töne seiner Leier den gesammten Marktplatz um sich her bildete. Die von kräftig gebildeten freundlich lockenden Tönen schnell angefüllten, aus ihrer massenhaften Gestalt sich zerstreuenden Felssteine mußten, indem sie sich entmaterialisirt darbieten, sich künstler- und handwerksmäßig anfügen, um sich sodann in rhythmischen Schichten und Bänden aufeinander hinzuordnen. Und so mag sich Straße zu Straßen anfügen! An weltschöpferischen Ideen wird's auch nicht fehlen.

Die Töne verhallen, aber die Harmonie bleibt. Die Bürger einer solchen Stadt wandeln und weben zwischen ewigen Melodien, der Geist kann nicht sinken, die Thätigkeit nicht einschlafen, das Auge übernimmt Functionen, Gebäude und Pflicht des Ohres, und die Bürger am gemeinen Tage fühlen sich in einem idealen Zustand; ohne Restrictionen, ohne nach dem Ursprung zu fragen, werden sie des höchsten sittlichen und religiösen Genusses theilhaftig. Man gewöhne sich in Sanct Peter aufund ab zu gehen und man wird ein Analogon desjenigen empfinden, was wir aussprechen sollen.

Denken in einer schlicht gebauten Stadt, wo der Zufall mit billigem Besen die Häuser zusammenkehrt, lebt der Bürger unbewußt in der Wüste eines rudern Zustandes, dem fremden Eintretenden jedoch ist es zu Muthe, als wenn er Dudelsack, Pfeifen und Schalmeien, Trommeln hörte und sich denken müßte Barentänzer und Affensprenger beigesellen.

Jungen Künstlern empfohlen.

I.

Die Dilettanten, wenn sie das Möglichste gethan haben, pflegen zu ihrer Entschuldigung zu sagen, die Arbeit sei noch nicht fertig. Freilich kann sie nie fertig werden, weil sie nie recht angefangen ward. Der Meister stellt sein Werk mit wenigen Strichen als fertig dar; ungeübter oder nicht schon öfter vollendet. Der geschickte Dilettant tastet im Ungewissen, und wie die Ausführung wächst, kommt die Unsicherheit der ersten Anlage immer mehr zum Vorschein. Ganz richtig

entdeckt sich erst das Verhältniß, das nicht auszugleichen ist, und so kann das Werk freilich nicht fertig werden.

In der wahren Kunst giebt es keine Vorschule, wohl aber Vorbereitungen; die beste jedoch ist die Theilnahme des strebenden Schülers am Geschäft des Meisters. Aus Farbenreibern sind treffliche Maler hervorgegangen.

Ein anderes ist die Nachäffung, zu welcher die natürliche allgemeine Thätigkeit des Menschen durch einen bedeutenden Künstler, der das Schwere mit Leichtigkeit vollbringt, zufällig angeregt wird.

II.

Der junge Künstler geselle sich Sonn- und Feiertags zu den Tänzen der Landleute, er merke sich die natürliche Bewegung und gebe der Bauerdirne das Gewand einer Nymphe, dem Bauerburschen ein paar Ohren, wo nicht gar Bocksfüße. Wenn er die Natur recht ergreift und den Gestalten einen edlern freiern Anstand zu geben weiß, so begreift kein Mensch, wo er's her hat, und jedermann schwört, er hätte es von der Antike genommen.

Ferner, wenn sich Seiltänzer und Kunstreiter einfinden, versäume er nicht auf diese genau zu achten. Das Uebertriebene, Falsche, Handwerksmäßige lehne er ab, aber er lerne auffassen, welcher unendlichen Zierlichkeit der menschliche Körper fähig ist.

Der junge Künstler versäume die Thiergestalten nicht, von Pferden und Handen suche er sich den Hauptbegriff zu gewinnen; auch wilden fremden Geschöpfen erweise er seine Aufmerksamkeit und Achtung.

III.

Von der Nothwendigkeit: daß der bildende Künstler Studien nach der Natur mache, und von dem Werthe derselben überhaupt sind wir genugsam überzeugt; allein wir läugnen nicht, daß es uns öfters betrübt, wenn wir den Mißbrauch eines so löblichen Strebens gewahr werden.

Nach unserer Ueberzeugung sollte der junge Künstler wenig oder gar keine Studien nach der Natur beginnen, wobei er nicht zugleich dächte, wie er jedes Blatt zu einem Ganzen abrunden, wie er diese Einzelnheit, in ein angenehmes Bild verwandelt, in einen Rahmen eingeschlossen, dem Liebhaber und Kenner gefällig anbieten möge.

Es giebt manches Schöne isolirt in der Welt, doch der Geist ist es, der Verknüpfungen zu entdecken und dadurch Kunstwerke hervorzubringen hat. — Die Blume gewinnt erst ihren Reiz durch das Insect das ihr anhängt, durch den Thautropfen der sie befeuchtet, durch das Gefäß woraus sie allenfalls ihre letzte Nahrung zieht. Kein Busch, kein Baum, dem man nicht durch die Nachbarschaft eines Felsens, einer Quelle Bedeutung geben, durch eine mäßige einfache Ferne größern Reiz verleihen könnte. So ist es mit menschlichen Figuren und so mit Thieren aller Art beschaffen.

Der Vortheil, den sich der junge Künstler hiedurch verschafft, ist gar mannigfaltig. Er lernt denken, das Passende gehörig zusammenbinden, und wenn er auf diese Weise geistreich componirt, wird es ihm zuletzt auch an dem, was man Erfindung nennt, an dem Entwickeln des Mannigfaltigen aus dem Einzelnen, keineswegs fehlen können.

Thut er nun hierin der eigentlichen Kunstpädagogik wahrhaft Genüge, so hat er noch nebenher den großen nicht zu verachtenden Gewinn, daß er lernt, verkäufliche dem Liebhaber anmuthige und liebliche Blätter hervorzubringen.

Eine solche Arbeit braucht nicht im höchsten Grade ausgeführt und vollendet zu seyn; wenn sie gut gesehen, gedacht und fertig ist, so ist sie für den Liebhaber oft reizender, als ein größeres ausgeführtes Werk.

Beschaue doch jeder junge Künstler seine Studien im Büchelchen und im Portefeuille, und überlege wie viele Blätter er davon auf jene Weise genießbar und wünschenswerth hätte machen können.

Es ist nicht die Rede vom Höhern, wovon man wohl auch sprechen könnte, sondern es soll nur als Warnung gesagt seyn, die von einem Abwege zurückruft und aufs Höhere hindeutet.

Versuche es doch der Künstler nur ein halb Jahr praktisch, und setze weder Kohle noch Pinsel an, ohne Intention, einen vorliegenden Naturgegenstand als Bild abzuschließen. Hat er anerbornes Talent, so wird sich's bald offenbaren, welche Ansicht wir bei diesen Andeutungen im Sinne hegten.

IV.

Wenn ich jüngere deutsche Maler, sogar solche, die sich eine Zeit lang in Italien aufgehalten, befrage: warum sie doch, besonders in ihren Landschaften, so widerwärtige grelle Töne dem Auge darstellen und der aller Harmonie zu fliehen scheinen? so geben sie wohl ganz dreist und getrost zur Antwort: sie sähen die Natur genau auf solche Weise.

Kant hat uns aufmerksam gemacht, daß es eine Kritik der Vernunft gebe, daß dieses höchste Vermögen, was der Mensch besitzt, Ursache habe, über sich selbst zu wachen. Wie großen Vortheil uns diese Stimme gebracht, weiß jeder an sich selbst gespürt haben. Ich aber möchte in eben dem Sinne die Aufgabe stellen, daß eine Kritik der Sinne nöthig sey, wenn die Kunst überhaupt, besonders die deutsche, irgend wieder sich erheben und in einem erfreulichen Lebensschritt vorwärts gehen solle.

Der zur Vernunft reifende Mensch bedarf noch großer Bildung, sie mag sich ihm nun durch Sorgfalt der Eltern und Erzieher, durch friedliches Beispiel, oder durch strenge Erfahrung nach und nach eröffnen. Ebenso wird zwar der angehende Künstler, aber nicht der vollendete geboren; sein Auge komme frisch auf die Welt, er habe glücklichen Blick für Gestalt, Proportion, Bewegung; aber für höhere Composition, für Haltung, Licht, Schatten, Farben kann ihm die natürliche Anlage fehlen, ohne daß er es gewahr wird.

Ist er nun nicht angeregt von höher ausgebildeten Künstlern der Vor- und Mitwelt das zu lernen, was ihm fehlt um eigentlicher Künstler zu seyn, so wird er im falschen Besitz von bewährter Originalität hinter sich selbst zurückbleiben; denn nicht allein das was mit uns geboren ist, sondern auch das was wir erwerben können, gehört uns an und wir sind es.

Vortheile

die ein junger Maler haben könnte, der sich zuerst bei einem Bildhauer in die Lehre gäbe.

1797.

Der sogenannte Historienmaler hat in Hinsicht des Gegenstandes mit dem Bildhauer einerlei Interesse. Er soll den Menschen kennen lernen um ihn dereinst in der bedeutend Augenblicken darzustellen.

Beim Bildhauer kennt er Proportion, Anatomie und Formen, wenn er sich auch nur unter dessen Anleitung im Zeichnen übte; allein er findet auch Unterricht im Modelliren, welches ihm künftig bei seiner Kunst vom größten Nutzen seyn wird. Denn wie der Maler es mit der Richtigkeit seiner Teile oft nicht so genau nimmt, so pflegt er auch nur die eine Seite der Erscheinung zu betrachten; beim Modelliren eingeübt, besonders bei Runden, kennt er den körperlichen Werth des Innern schätzen, er kennt die einzelnen Theile nicht nach dem was sie scheinen, sondern nach dem was sie sind, er wird auf die unsäglich kleinen Vertiefungen und Erhabenheiten aufmerksam die über die Oberfläche des Körpers gleichsam ausgesäet sind und die er bei einem einfachen malerischen Lichte nicht einmal bemerken kann. Er lernt sowohl den Gliedermann drapiren und die rechten Falten aufsuchen, als auch sich selbst die feststehenden Figuren von allen modellirten, um seine Gewänder darüber zu legen und sein Bild darnach aufzuführen. Er kennt die vielen Hülfsmittel kennen, die nöthig sind um etwas Gutes hervorzubringen, und eine solche Anleitung wird ihm nützen, daß er, wenn sein Genie irgend hinreicht, wahr und richtig, ja zuletzt vollendet werden kann. Denn seinen Gemälden wird die Basis nicht fehlen, und wenn er von Einem Punkte mit dem Bildhauer ausgeht, so wird er nicht, wie es öfters geschieht, sich nur desto weiter zurückfühlen, je weiter er vorwärts kommt. Besonders wird er die Nichtigkeit dieser Grundsätze einsehen, wenn ihn sein Geschick nach Rom führen sollte.

Zu malende Gegenstände.

Nachdem ich über nichts gleichgültig geworden, betrübt es mich noch immer und in der neuesten Zeit sehr oft, wenn ich des bildenden Künstlers Talent und Fleiß auf unzulängliche, widerstrebende Gegenstände verwendet sehe; daher kann ich mich nicht enthalten von Zeit zu Zeit auf einiges Vortheilhafte hinzudeuten.

Eine so zarte wie einfache Darstellung ist jene jugendlich-unverderbte treue Jungfrau Treide, die an der gesprungenen Wand deutet. Wer den Gesichtsausdruck und das Behagen eines bräunenden in Liebe befangenen Mädchens, dem Ort und Stelle einer Zusammenkunft in's Ohr geraunt wird, vollkommen darzustellen wüßte, sollte zerfließen werden.

Nun aber zum Heiligsten überzugehen, wüßte ich in dem ganzen Evangelium keinen lebenden und ausdrucksvollern Gegenstand als Christus, der, leicht über das Meer wandelnd, dem sinkenden Petrus zu Hülfe tritt. Die göttliche und menschliche Natur des Erlösers ist in keinem andern Falle den Sinnen und so identisch dargestellet, ja der ganze Sinn der christlichen Religion nicht besser mit Wenigem auszudrücken. Das Uebernatürliche, das dem Natürlichen auf eine übernatürlichnatürliche Weise zu Hülfe kommt, und deßhalb das augenblickliche Anerkennen der Schiffer und Fischer, daß der Sohn Gottes bei ihnen gegenwärtig sey, hervorruft, ist selten gemalt worden, so wie es zugleich für den lebenden Künstler von großem Vortheil ist, daß es Raphael nicht unternommen; denn mit ihm zu ringen ist so gefährlich als mit Phanuel (1 B. Mos. XXXII).

Kant hat uns aufmerksam gemacht, daß es eine Kritik der Vernunft gebe, daß dieses höchste Vermögen, was der Mensch besitzt, Ursache habe, über sich selbst zu wachen. Wie großen Vortheil uns diese Stimme gebracht, möge jeder an sich selbst geprüft haben. Ich aber möchte in eben dem Sinne die Aufgabe stellen, daß eine Kritik der Sinne nöthig sey, wenn die Kunst überhaupt, besonders die deutsche, irgend wieder sich erholen und in einem erfreulichen Lebensschritt vorwärts gehen solle.

Der zur Vernunft geborne Mensch bedarf noch großer Bildung, sie mag sich ihm nun durch Sorgfalt der Eltern und Erzieher, durch friedliches Beispiel, oder durch strenge Erfahrung nach und nach offenbaren. Ebenso wird zwar der angehende Künstler, aber nicht der vollendete geboren; sein Auge komme frisch auf die Welt, er habe glücklichen Blick für Gestalt, Proportion, Bewegung; aber für höhere Composition, für Haltung, Licht, Schatten, Farben kann ihm die natürliche Anlage fehlen, ohne daß er es gewahr wird.

Ist er nun nicht geneigt von höher ausgebildeten Künstlern der Vor- und Mitzeit das zu lernen, was ihm fehlt um eigentlicher Künstler zu seyn, so wird er im falschen Begriff von bewahrter Originalität hinter sich selbst zurückbleiben; denn nicht allein das was mit uns geboren ist, sondern auch das was wir erwerben können, gehört uns an und wir sind es.

Vortheile

die ein junger Maler haben könnte, der sich zuerst bei einem Bildhauer in die Lehre gäbe.

1797.

Der sogenannte Historienmaler hat in Hinsicht des Gegenstandes mit dem Bildhauer einerlei Interesse. Er soll den Menschen kennen lernen um ihn bedeutend und augenblicklich darzustellen.

Beim Bildhauer lernt er Proportion, Anatomie und Formen, wenn er sich auch nur unter dessen Anleitung im Zeichnen übe; allein er findet auch Unterricht im Modelliren, welches ihm künftig bei seiner Kunst vom größten Nutzen seyn wird. Denn wie der Maler es mit der Richtigkeit seiner Theile oft nicht so genau nimmt, so pflegt er auch nur die eine Seite der Erscheinung zu betrachten; beim Modelliren hingegen, besonders des Runden, lernt er den körperlichen Werth des Inhalts schätzen; er lernt die einzelnen Theile nicht nach dem aufsuchen was sie scheinen, sondern nach dem was sie sind; er wird auf die unzähligen kleinen Vertiefungen und Erhöhungen aufmerksam die über die Oberfläche des Körpers gleichsam ausgesäet sind und die er bei einem einfachen malerischen Lichte nicht einmal bemerken kann. Er lernt sowohl den Gliedermann drapiren und die rechten Falten aufsuchen, als auch sich selbst die feststehenden Figuren von Thon modelliren, um seine Gewänder darüber zu legen und sein Bild darnach auszuführen. Er lernt die vielen Hülfsmittel kennen, die nöthig sind um etwas Gutes hervorzubringen, und eine solche Anleitung wird ihm nützen, daß er, wenn sein Genie irgend hinreicht, wahr und richtig, ja zuletzt vollendet werden kann. Denn seinen Gemälden wird die Basis nicht fehlen, und wenn er von Einem Punkte mit dem Bildhauer ausgeht, so wird er nicht, wie es öfters geschieht, sich nur desto weiter zurückfinden, je weiter er vorwärts kommt. Besonders wird er die Richtigkeit dieser Grundsätze einsehen, wenn ihn sein Geschick nach Rom führen sollte.

Zu malende Gegenstände.

Nachdem ich über vieles gleichgültig geworden, betrübt es mich noch immer und in der neuesten Zeit sehr oft, wenn ich des bildenden Künstlers Talent und Fleiß auf ungünstige, widerstrebende Gegenstände verwendet sehe; daher kann ich mich nicht enthalten von Zeit zu Zeit auf einiges Vortheilhafte hinzudeuten.

Eine so zarte wie einfache Darstellung gäbe jene jugendlich-unverderbene reife Jungfrau Thisbe, die an der gesprungenen Wand horcht. Wer den Gesichtsausdruck und das Behagen eines blühenden in Liebe befangenen Mädchens, dem Ort und Stelle einer Zusammenkunft in's Ohr geraunt wird, vollkommen darzustellen wüßte, sollte gepriesen werden.

Nun aber zum Heiligsten überzugehen, wüßte ich in dem ganzen Evangelium keinen höhern und ausdrucksvollern Gegenstand als Christus, der, leicht über das Meer wandelnd, dem sinkenden Petrus zu Hülfe tritt. Die göttliche und menschliche Natur des Erlösers ist in keinem andern Falle den Sinnen und so identisch darzustellen, ja der ganze Sinn der christlichen Religion nicht besser mit Wenigem auszudrücken. Das Uebernatürliche, das dem Natürlichen auf eine übernatürlich-natürliche Weise zu Hülfe kommt, und deßhalb das augenblickliche Anerkennen der Schiffer und Fischer, daß der Sohn Gottes bei ihnen gegenwärtig sey, hervorruft, ist selten gemalt worden, so wie es zugleich für den lebenden Künstler den großen Vortheil ist, daß es Raphael nicht unternommen; denn mit ihm zu ringen ist so gefährlich als mit Phanuel (1 B. Mos. XXXII).

Ueber den sogenannten Dilettantismus

oder

die praktische Liebhaberei in den Künsten.

1799.

Einleitendes und Allgemeines.

Die Italiäner nennen jeden Künstler Maestro.

Wenn sie einen sehen, der eine Kunst übt ohne davon Profession zu machen, sagen sie: Si diletta. Die höfliche Zufriedenheit und Verwunderung womit sie sich ausdrücken, zeigt dabei ihre Gesinnungen an.

Das Wort Dilettante findet sich nicht in der ältern italiänischen Sprache. Kein Wörterbuch hat es, auch nicht die Crusca.

Bei Jagemann allein findet sich's. Nach ihm bedeutet es einen Liebhaber der Künste, der nicht allein betrachten und geniessen, sondern auch an ihrer Ausübung Theil nehmen will.

Spuren der ältern Zeiten.

Spuren nach Wiederauflebung der Künste.

Grosse Verbreitung in der neuern Zeit.

Ursache davon.

Kunstübungen gehen als ein Haupterforderniß in die Erziehung über.

Indem wir von Dilettanten sprechen, so wird der Fall ausgenommen, daß einer mit wirklichem Künstlertalent geboren wäre, aber durch Umstände wäre gehindert worden, es als Künstler zu exerciren.

Wir sprechen bloß von denen, welche, ohne ein besonderes Talent zu dieser oder jener Kunst zu besitzen, bloß den allgemeinen Nachahmungstrieb bei sich walten lassen.

Ueber das deutsche Wort pfuschen.

Ableitung desselben.

Ein später erfundenes Wort.

Bezieht sich auf Handwerk.

Es setzt voraus, daß irgend eine Fertigkeit nach Regeln gelernt, auf die bestimmteste Weise nach der Vorschrift und unter dem Schutze des Gesetzes ausgeübt werde.

Einrichtungen der Innungen, vorzüglich in Deutschland.

Die verschiedenen Nationen haben kein eigentlich Wort dafür.

Anführung der Ausdrücke.

Der Dilettant verhält sich zur Kunst, wie der Pfuscher zum Handwerk.

Man darf bei der Kunst voraussetzen, daß sie gleichfalls nach Regeln erlernt und gesetzlich ausgeübt werden müsse, obgleich diese Regeln nicht, wie die eines Handwerks, durchaus anerkannt und die Gesetze der sogenannten freien Künste nur geistig und nicht bürgerlich sind.

Ableitung der Pfuscherei.

Gewinn.

Der Dilettantismus wird abgeleitet.

Dilettant mit Ehre.

Künstler verachtet.

Ursache.

Sicherheit eines ausgebreiteten Lebensgenusses ist gewöhnlich der Grund aller empirischen Achtung.

Wir haben solche Sicherheits-Maximen, ohne es zu bemerken, in die Moral aufgenommen.

Geburt, Tapferkeit, Reichthum.

Andere Arten von Besitz, der Sicherheit des Genusses nach außen gewährt.

Genie und Talent haben zwar das innere Gewisse, stehen aber nach außen äußerst ungewiß.

Sie treffen nicht immer mit den Bedingungen und Bedürfnissen der Zeit zusammen.

In barbarischen Zeiten werden sie als etwas Seltsames geschätzt.

Sie sind des Beifalls nicht gewiß.

Er muß erschlichen oder erbettelt werden.

Daher sind diejenigen Künstler übler daran, die persönlich um den Beifall des Moments buhlen.

Rhapsoden, Schauspieler, Musici.

Künstler leben, außer einigen seltenen Fällen, in einer Art von freiwilliger Armuth.

Es leuchtete zu allen Zeiten ein, daß der Zustand in dem sich der bildende Künstler befindet, wünschenswerth und beneidenswerth sey.

Entstehen des Dilettantismus.

Allgemein verbreitete, ich will nicht sagen Hochachtung der Künste, aber Vermischung mit der bürgerlichen Existenz und eine Art von Legitimation derselben.

Der Künstler wird geboren.

Er ist eine von der Natur privilegirte Person.

Er ist genöthigt etwas auszuüben, das ihm nicht jeder gleich thun kann.

Und doch kann er nicht allein gedacht werden.

Möchte auch nicht allein seyn.

Das Kunstwerk fordert die Menschen zum Genuß auf.

Und zu mehrerer Theilnahme daran.

Zum Genuß der Kunstwerke haben alle Menschen eine unsägliche Neigung.

Der nähere Theilnehmer wäre der rechte Liebhaber, der lebhaft und voll genösse.

So stark wie andere, ja mehr als andere.

Weil er Ursache und Wirkung zugleich empfände.

Uebergang zum praktischen Dilettantismus.

Der Mensch erfährt und genießt nichts, ohne sogleich productiv zu werden.

Dies ist die innerste Eigenschaft der menschlichen Natur. Ja man kann ohne Uebertreibung sagen, es sey die menschliche Natur selbst.

Unüberwindlicher Trieb dasselbige zu thun.

Nachahmungstrieb deutet gar nicht auf angebornes Genie zu dieser Sache.

Erfahrung an Kindern.

Sie werden durch alles in die Augen fallende Thätige gereizt.

Soldaten, Schauspieler, Seiltänzer.

Sie nehmen sich ein unerreichbares Ziel vor, das sie durch gübte und verständige Alte haben erreichen sehen.

Ihre Mittel werden Zweck.

Kinderzweck.

Bloßes Spiel.

Gelegenheit ihre Leidenschaft zu üben.

Wie sehr ihnen die Dilettanten gleichen.

Dilettantismus der Weiber,

— der Reichen,

— der Vornehmen.

Ist Zeichen eines gewissen Verschrittes.

Alle Dilettanten greifen die Kunst von der schwachen Seite an. Vom schwachen Ende.)

Phantasie-Bilder unmittelbar darstellen zu wollen.

Leidenschaft statt Ernst.

Verhältniß des Dilettantismus gegen Pedantismus, Handwerk.

Dilettantischer Zustand der Künstler.

Werth er sich unterscheidet.

Ein höherer oder niederer Grad der Empirie.

Falsches Leb des Dilettantismus.

Ungerechter Tadel.

Rath wie der Dilettant seinen Platz einnehmen könnte.

Geborne Künstler, durch Umstände gehindert sich auszubilden, sind schon eben ausgenommen.

Sie sind eine seltene Erscheinung.

Manche Dilettanten üben sich ein beträchtlich zu seyn.

Bei ihnen ist aber nur eine falsche Richtung, welche mit aller Mühe zu nichts gelangt.

Sie zugen sich, dem Künstler und der Kunst wenig.

Sie schaden dagegen viel.

Doch kann der Mensch, der Künstler und die Kunst eine genießende, einsichtsvolle und gewissermaßen praktische Theilnahme nicht entbehren.

Absicht der gegenwärtigen Schrift.

Schwierigkeit der Wirkung.

Kurze Schilderung eines eingeflochtenen Dilettantismus.

Die Philosophen werden aufgefordert.

Die Pädagogen.

Nächthat für die nächste Generation.

Dilettantismus setzt eine Kunst voraus, wie Pfuscherei das Handwerk.

Begriff des Künstlers im Gegensatz des Dilettanten.

Anerkennung der Kunst nach Wissenschaft.

Annahme einer ehr ernsten Kunst.

Schwierigkeit, Folge und Steigerung.

Beruf und Profession.

Anschließung an eine Kunst- und Künstler-Welt.

Schule.

Der Dilettant verhält sich nicht gleich zu allen Künsten.

In allen Künsten giebt es ein Objectives und Subjectives, und je nachdem das eine oder das andere darin die überwiegende Seite ist, hat der Dilettantismus Werth oder Unwerth.

Wo das Subjective für sich allein schon viel bedeutet, muß und kann sich der Dilettant dem Künstler nähern; z. B. schöne Sprache, lyrische Poesie, Musik, Tanz.

Wo es umgekehrt ist, scheiden sich der Künstler und Dilettant strenger, wie bei der Architektur, Zeichenkunst, epischen und dramatischen Dichtkunst.

Die Kunst zieht sich selbst Gegner und gebietet der Zeit.

Der Dilettantismus folgt der Neigung der Zeit.

Wenn die Meister in der Kunst dem falschen Geschmack folgen, glaubt der Dilettant desto geschwinder auf dem Niveau der Kunst zu seyn.

Weil der Dilettant seinen Beruf zum Selbstproduciren erst aus den Wirkungen der Kunstwerke auf sich empfängt, so verwechselt er diese Wirkungen mit den objectiven Ursachen und Motiven und meint nun den Empfindungszustand in den er versetzt ist, auch productiv und praktisch zu machen; wie wenn man mit dem Geruch einer Blume die Blume selbst hervorzubringen gedächte.

Das an das Gefühl Sprechende, die letzte Wirkung aller poetischen Organisationen, welche aber den Aufwand der ganzen Kunst selbst voraussetzt, setzt der Dilettant als das Wesen derselben an und will damit selbst hervorbringen.

Ueberhaupt will der Dilettant in seiner Selbsterkenntnung das Passive an die Stelle des Activen setzen, und will er auf eine lebhafte Weise Wirkungen erleidet, so glaubt er mit diesen erlittenen Wirkungen wirken zu können.

Was dem Dilettanten eigentlich fehlt, ist Architektonik im höchsten Sinne, diejenige ausübende Kraft, welche erschafft, bildet, constituirt. Er hat davon nur eine Art von Ahnung, giebt sich aber durchaus dem Stoff hin, anstatt ihn zu beherrschen.

Man wird finden, daß der Dilettant zuletzt nothwendig auf Kenntlichkeit ausgeht, welches die Vollendung des Vorhandenen ist, wodurch eine Täuschung entsteht, als wenn das Vorhandene zu existiren werth sey. Ebenso oft es mit der Accuratesse und mit allen letzten Bedingungen der Form, welche eben so gut die Unform bezeichnen können.

Allgemeiner Grundsatz, unter welchem der Dilettantismus zu gestatten ist:

Wenn der Dilettant sich den strengsten Regeln der ersten Schritte unterwerfen und alle Stufen mit größter Genauigkeit ausführen will, welches er um so mehr kann, da 1) von ihm das Ziel nicht verlangt wird, und da er 2), wenn er abbrechen will, sich den sichersten Weg zur Kennerschaft bereitet.

Gerade der allgemeinen Maxime entgegen, wird also der Dilettant einem unerschütterlichen Urtheil zu unterwerfen seyn, als selbst der Künstler, der, weil er auf einer sichern Kunstbasis ruht, mit mindrer Gefahr sich von den Regeln entfernen, und dadurch das Reich der Kunst selbst erweitern kann.

Der wahre Künstler steht fest und sicher auf sich selbst; ein Streben, sein Ziel ist der höchste Zweck der Kunst. Er wird sich immer noch weit von diesem Ziele finden und dabei gegen die Kunst eher zu bescheiden und gehalten, das er noch wenig geleistet

In allen Künsten giebt es ein Objectives und Subjectives, und je nachdem das eine oder das andere darin die überwiegende Seite ist, hat der Dilettantismus Werth oder Unwerth.

Wo das Subjective für sich allein schon viel bedeutet, muß und kann sich der Dilettant dem Künstler nähern; z. B. schöne Sprache, lyrische Poesie, Musik, Tanz.

Wo es umgekehrt ist, scheiden sich der Künstler und Dilettant strenger, wie bei der Architektur, Zeichenkunst, epischen und dramatischen Dichtkunst.

Die Kunst zieht sich selbst Gegner und gebietet der Zeit.

Der Dilettantismus folgt der Neigung der Zeit.

Wenn die Meister in der Kunst dem falschen Geschmack folgen, glaubt der Dilettant desto geschwinder auf dem Niveau der Kunst zu seyn.

Weil der Dilettant seinen Beruf zum Selbstproduciren erst aus den Wirkungen der Kunstwerke auf sich empfängt, so verwechselt er diese Wirkungen mit den objectiven Ursachen und Motiven und meint nun den Empfindungszustand in den er versetzt ist, auch productiv und praktisch zu machen; wie wenn man mit dem Geruch einer Blume die Blume selbst hervorzubringen gedächte.

Das an das Gefühl Sprechende, die letzte Wirkung aller poetischen Organisationen, welche aber den Aufwand der ganzen Kunst selbst voraussetzt, setzt der Dilettant als das Wesen derselben an und will damit selbst hervorbringen.

Ueberhaupt will der Dilettant in seiner Selbsterkenntnung das Passive an die Stelle des Activen setzen, und will er auf eine lebhafte Weise Wirkungen erleidet, so glaubt er mit diesen erlittenen Wirkungen wirken zu können.

Was dem Dilettanten eigentlich fehlt, ist Architektonik im höchsten Sinne, diejenige ausübende Kraft, welche erschafft, bildet, constituirt. Er hat davon nur eine Art von Ahnung, giebt sich aber durchaus dem Stoff hin, anstatt ihn zu beherrschen.

Man wird finden, daß der Dilettant zuletzt nothwendig auf Kenntlichkeit ausgeht, welches die Vollendung des Vorhandenen ist, wodurch eine Täuschung entsteht, als wenn das Vorhandene zu existiren werth sey. Ebenso oft es mit der Accuratesse und mit allen letzten Bedingungen der Form, welche eben so gut die Unform bezeichnen können.

Allgemeiner Grundsatz, unter welchem der Dilettantismus zu gestatten ist:

Wenn der Dilettant sich den strengsten Regeln der ersten Schritte unterwerfen und alle Stufen mit größter Genauigkeit ausführen will, welches er um so mehr kann, da 1) von ihm das Ziel nicht verlangt wird, und da er 2), wenn er abbrechen will, sich den sichersten Weg zur Kennerschaft bereitet.

Gerade der allgemeinen Maxime entgegen, wird also der Dilettant einem unerschütterlichen Urtheil zu unterwerfen seyn, als selbst der Künstler, der, weil er auf einer sichern Kunstbasis ruht, mit mindrer Gefahr sich von den Regeln entfernen, und dadurch das Reich der Kunst selbst erweitern kann.

Der wahre Künstler steht fest und sicher auf sich selbst; ein Streben, sein Ziel ist der höchste Zweck der Kunst. Er wird sich immer noch weit von diesem Ziele finden und dabei gegen die Kunst eher zu bescheiden und gehalten, das er noch wenig geleistet

habe, wie vortrefflich auch sein Werk seyn mag und wie hoch auch sein Selbstgefühl im Verhältniß gegen die Welt steigen möchte. Dilettanten oder eigentlich Pfuscher, scheinen im Gegentheil nicht nach einem Ziele zu streben, nicht vor sich hin zu sehen, sondern nur das was neben ihnen geschieht. Darum vergleichen sie auch immer, sind meistens im Lob übertrieben, tadeln ungeschickt, haben eine unendliche Ehrerbietung vor ihres Gleichen, geben sich dadurch ein Ansehen von Freundlichkeit, von Billigkeit, indem sie doch bloß sich selbst erheben.

Besonderes.

Dilettantismus in der Malerei.

Der Dilettant scheuet allemal das Gründliche, überschätzt die Erlernung nothwendiger Kenntnisse um zur Ausübung zu gelangen; verwechselt die Kunst mit dem Stoff.

So wird man z. B. nie einen Dilettanten finden der gut zeichnete, denn alsdann wäre er auf dem Wege zur Kunst; hingegen giebt es manche die schlecht zeichnen und sauber malen.

Dilettanten erklären sich oft für Mosaik und Wachsmalerei, weil sie die Dauer des Werks an die Stelle der Kunst setzen.

Sie beschäftigen sich öfters mit Radiren, weil die Vervielfältigung sie reizt.

Sie suchen Kunststücke, Manieren, Behandlungsarten, Arcana, weil sie sich meistens nicht über den Begriff mechanischer Fertigkeiten erheben können, und denken, wenn sie nur den Handgriff besäßen, so wären keine weitern Schwierigkeiten für sie vorhanden.

Eben um deßwillen, weil der wahre Kunstbegriff den Dilettanten meistentheils fehlt, ziehen sie immer das Viele und Mittelmäßige, das Rare und Köstliche dem Gezählten und Guten vor. Man trifft viele Dilettanten mit großen Sammlungen an, ja man könnte behaupten, alle großen Sammlungen seyen vom Dilettantismus entstanden. Denn er artet meistens, und besonders, wenn er mit Vermögen unterstützt ist, in die Sucht aus, zusammenzuraffen. Er will nur besitzen, nicht mit Verstand wählen und sich mit wenigem Guten begnügen.

Dilettanten haben ferner meistens eine patriotische Tendenz; ein deutscher Dilettant interessirt sich darum nicht selten so lebhaft für deutsche Kunst ausschließlich; daher die Sammlungen von Kupferstichen und Gemälden bloß deutscher Meister.

Zwei Unarten pflegen bei Dilettanten oft vorzukommen und schreiben sich ebenfalls aus dem Mangel an wahrem Kunstbegriff her. Sie wollen erstens constituiren, d. h. ihr Beifall soll gelten, soll zum Künstler stempeln. Zweitens der Künstler, der ächte Kenner, hat ein unbemitteltes ganzes Interesse und Ernst an der Kunst und am Kunstwerk; der Dilettant immer nur ein halbes; er treibt alles als ein Spiel, als Zeitvertreib; hat meist noch einen Nebenzweck, eine Neigung zu stillen, einer Laune nachzugeben und sucht der Rechenschaft gegen die Welt und den Forderungen des Geschmacks dadurch zu entgehen, daß er bei Erstellung von Kunstwerken auch noch gute Werke zu thun sucht. Einen Hoffnungsvollen Künstler zu unterstützen, einer armen Familie aus der Noth zu helfen, das war immer die Ursache, warum Dilettanten dies und das erstanden. So suchen sie bald ihren Geschmack zu zeigen, bald ihn vom Verdacht zu reinigen.

Liebhaberei im Landschaftsmalen. Sie setzt eine schon cultivirte Kunst voraus.

Portraitmalerei.

Sentimentalisch-poetische Tendenz regt auch den Dilettantismus in der zeichnenden Kunst an. Mondscheine. Schakspeare. Kupferstiche zu Gedichten.

Silhouetten.

Urnen.

Kunstwerke als Meubles.

Alle Franzosen sind Dilettanten in der Zeichenkunst, als integrirendem Theil der Erziehung.

Liebhaber in der Miniature.

Werden bloß auf die Handgriffe angewiesen.

Liebe zur Allegorie und zur Anspielung.

Dilettantismus in der Baukunst.

Mangel an ächten Baumeistern in Verhältniß gegen das Bedürfniß schöner Baukunst treibt zum Dilettantismus; besonders da die wohlhabenden Baulustigen zu zerstreut leben.

Reisen nach Italien und Frankreich, und besonders Gartenliebhaberei, haben diesen Dilettantismus sehr befördert.

Dilettanten suchen mehr zum Ursprung der Baukunst zurückzukehren. a) Rohes Holz, Rinden ꝛc. b) Schwere Architektur, dorische Säulen. c) Nachahmung gothischer Baukunst. d) Architektur der Phantasmen und Empfindungen. e) Kleinliche Nachäffung großer Formen.

Wegen ihrer scheinbaren Unbedingtheit scheint sie leichter, als sie ist und man läßt sich leichter dazu verführen.

In der Gartenkunst.

Französische Gartenkunst von ihrer guten Seite, und besonders vis-à-vis des neusten Geschmacks betrachtet.

Englischer Geschmack hat die Basis des Nützlichen, welches der französische aufopfern muß.

Nachgeäffter englischer Geschmack hat den Schein des Nützlichen.

Chinesischer Geschmack.

Dilettantismus in der lyrischen Poesie.

Daß die deutsche Sprache durch kein großes Dichtergenie, sondern durch bloße mittelmäßige Köpfe anfing zur Dichtersprache gebraucht zu werden, mußte dem Dilettantismus Muth machen, sich gleichfalls darin zu versuchen.

Die Ausbildung der französischen Litteratur und Sprache hat auch den Dilettanten kunstmäßiger gemacht.

Franzosen waren durchaus rigoristischer, drangen auf strengere Richtigkeit und forderten auch vom Dilettanten Geschmack und Geist im Innern und ein schicklich Aeußeres der Diction.

In England hielt sich der Dilettantismus mehr an das Latein und Griechische.

Sonnette der Italiäner.

Impudenz des neusten Dilettantismus, durch Reminiscenzen aus einer reichen cultivirten Dichtersprache und durch die Leichtigkeit eines guten mechanischen Aeußern geweckt und unterhalten.

Bellettristerei auf Universitäten, durch eine moderne Studirart veranlaßt.
Frauenzimmer-Gedichte.
Schongeisterei.
Naturalmanache.
Journale.
Aufkommen und Verbreitung der Uebersetzungen.
Unmittelbare Uebertragung aus der Sprache und Universität zur Schriftstellerei.
Balladen und Volkslieder der Epoche.
Gessner, poetische Prosa.
Karlsruher ꝛc. Nachdrucke schöner Geister.
Bardenwesen.
Burgers Einfluß auf das Gelehrte.
Reimloser Vers.
Klopstockisches Odenwesen.
Claudius.
Wielands Laxität.
In der ältern Zeit:
Lateinische Verse.
Pedantismus.
Mehr Handwerk.
Fertigkeit ohne poetischen Geist.

Dilettantismus in der pragmatischen Poesie.

Ursache warum der Dilettant das Mächtige, Leidenschaftliche, Starkcharakteristische haßt und nur das Mittlere, Moralische darstellt.
Der Dilettant wird nie den Gegenstand, immer nur sein Gefühl über den Gegenstand schildern.
Er fühlt den Charakter des Objects.
Alle dilettantischen Geburten in dieser Dichtungsart werden einen pathologischen Charakter haben und nur die Neigung und Abneigung des Urhebers ausdrücken.
Der Dilettant glaubt mit dem Witz an die Poesie zu reichen.
Dramatische Pfuscher werden bis zum Unsinn gebracht, um ihr Werk auszustellen.

Dilettantismus in der Musik.

In der ältern Zeit größerer Einfluß auf's leidenschaftliche Leben durch tragbare Saiten-Instrumente, welche Empfindungen einfacher auszudrücken, mehr Raum geben.
Medium der Galanterie.
In der neuern Zeit Flügel und Violine.
Mehr Werth gelegt auf mechanische Fertigkeit, Schnelligkeit und Künstlichkeit; weniger Zusammenhang mit Leben und Leidenschaft.
Gilt in Generalbaß über.
Mehr Nahrung der Eitelkeit.
Lieder und Opernwesen.
Falsche Hoffnung, durch componirte Volkslieder der Nation nationalen und ästhetischen Geist zu pflanzen.
Gesellschafts-, Tisch-, Trink-, Freimaurerlieder.

Im Tanz.

In der ältern Zeit: Pedanterie und Gleichgültigkeit. Einförmigkeit.
In der neuern Zeit: Formlosigkeit und daraus hervorgehende Wildheit, Heftigkeit, Gewaltsamkeit.

Unterschied der repräsentativen, naiven und charakteristischen Tänze:

Repräsentative machen die Schönheit der Gestalt und Bewegung geltend und haben Würde. Menuet. — Fallen gern ins Steife.

Naive haben den bleibenden Zustand und haben mehr Anmuth und Freiheit. Englische Tänze. — Fallen gern ins Ausgelassene.

Charakteristische grenzen an eine objective Kunst. — Gehen leicht in die Carricatur.

Dilettantismus in der Schauspielkunst.

Französische Komödie ist auch bei Liebhabern obligat und ein Institut der Geselligkeit.
Italiänische Liebhaber-Komödie bezieht sich auf eine Puppen- und puppenartige Repräsentation.
Deutschland, ältere Zeit, Jesuiten-Schulen.
Neuere Zeit: Französische Liebhaber-Komödie zur Bildung der Sprache in vornehmen Häusern.
Vermischung der Stände bei deutschen Liebhaber-Komödien.
Bedingung, unter welcher allenfalls eine mäßige Uebung im Theaterwesen unschädlich und zulässig, ja einigermaßen zu billigen seyn möchte.
Permanenz derselben Gesellschaft.
Vermeidung pathetischer, und Wahl verstandesreicher und gesellig leerer Stücke.
Abhaltung aller Kinder und sehr junger Personen.
Möglichster Negativismus in äußern Formen.

Nutzen des Dilettantismus im Allgemeinen.

Er steuert der völligen Rohheit.
Dilettantismus ist eine nothwendige Folge schon verbreiteter Kunst und kann auch eine Ursache derselben werden.
Er kann unter gewissen Umständen das ächte Kunsttalent anregen und entwickeln helfen.
Das Handwerk zu einer gewissen Kunstähnlichkeit erheben.
Macht geistlos.
Regt im Fall der Rohheit einen gewissen Kunstsinn an, und verbreitet ihn da, wo der Künstler nicht hinkommen würde.
Beschäftigt die productive Kraft und cultivirt also etwas Wichtiges am Menschen.
Die Erscheinungen im Begriffe verwandeln.
Totaleindruck theilen.
Besitz und Reproduction der Gestalten befördern.

Nutzen des Dilettantismus im besondern.

In der Zeichenkunst.

Sehen lernen.
Die Gegenstände lernen, wenn wir sehen.
Den Gegenstand in ein Bild verwandeln, d. h. die sichtbare Raumerfüllung, insofern sie gleichgültig ist.
Die Formen erkennen, d. h. die Raumerfüllung insofern sie bedeutend ist.
Uns verschieden lernen. — Mit dem Total-Eindruck ohne Unterscheidung fangen alle an. Dann kommt die Unterscheidung, und der dritte Grad ist [illegible]

lehr von der Unterschidung zum Gefühl des Ganzen, welches das Aesthetische ist.
Diese Vortheile hat der Dilettant mit dem Künstler im Gegensatz des blossen unthätigen Betrachters gemein.

In der Baukunst.

Sie weckt die freie Productionskraft.
Sie führt am schnellsten und unmittelbarsten von der Materie zur Form, vom Stoff zur Erscheinung, und entspricht dadurch der höchsten Anlage im Menschen.
Sie erweckt und entwickelt den Sinn für's Erhabene, zu dem sie sich überhaupt mehr neigt, als zum Schönen.
Sie führt Ordnung und Maß ein, und lehrt auch im Nützlichen und Nothdürftigen nach einem schönen Schein und einer gewissen Freiheit streben.
Der allgemeine Nutzen des Dilettantismus, daß er gesitteter macht, und im Fall der Noth die Nothdürftigen gewissen Kunstsinn anregt und ihn davor bewahrt, wo der Künstler nicht hinkommen würde, gilt besonders auch von der Baukunst.

In der Gartenkunst.

Ideales im Realen.
Streben nach Form in formlosen Massen.
Wahl.
Schöne Zusammenstellung.
Ein Bild aus der Wirklichkeit machen, kurz erster Eintritt in die Kunst.
Eine reinliche und vollends schöne Umachung wirkt immer wohlthätig auf die Gesellschaft.

In der lyrischen Poesie.

Ausbildung der Sprache im Ganzen.
Verweilfältigteres Interesse an Humanioribus im Gegensatz der Rohheit des Unwissenden, oder der pedantischen Bornirtheit des blossen Geschäftsmannes und Schulgelehrten.
Ausbildung der Gefühle und des Sprachausdruckes derselben.
Jeder gebildete Mensch muß seine Empfindungen poetisch schön ausdrücken können.
Idealisirung der Vorstellungen bei Gegenständen des gemeinen Lebens.
Cultur der Einbildungskraft, besonders als integrirenden Theils bei der Verstandesbildung.
Erweckung und Stimmung der productiven Einbildungskraft zu den höchsten Functionen des Geistes auch in Wissenschaften und im praktischen Leben.
Ausbildung des Sinnes für das Rhythmische.
Da es noch keine objectiven Gesetze weder für das Innere noch für das Aeußere eines Gedichtes giebt, so müssen sich die Liebhaber strenger noch als die Meister an anerkannte gute Muster halten, und eher das Gute, was schon da ist, nachahmen, als nach Originalität streben; im Aeußern und Metrischen aber die vorhandenen allgemeinsten Gesetze rigoristisch befolgen.
Und da der Dilettant sich nur nach Mustern bilden kann, so muß er, um der Einseitigkeit zu entgehen, sich die allgemeinstmögliche Bekanntschaft mit allen Mustern erwerben, und das Feld der poetischen Literatur noch vollkommener ausmessen als es der Künstler selbst nöthig hat.

In der Musik.

Tiefere Ausbildung des Sinnes.
Mathematische Bestimmungen des Organs werden kennen gelernt und zu Empfindungs- und Schönheitszwecken gebraucht.
Gesellige Verbindung der Menschen, ohne bestimmtes Interesse, mit Unterhaltung.
Stimmt zu einer idealen Existenz, selbst wenn die Musik nur den Tanz aufregt.

Im Tanz.

Gelenkigkeit und Möglichkeit schöner Bewegungen.
Gefühl und Ausübung des Rhythmus durch alle Bewegungen.
Bedeutsamkeit, ästhetische, der Bewegungen.
Geregeltes Gefühl der Frohheit.
Ausbildung des Körpers, Stimmung des Körpers zu allen möglichen körperlichen Fertigkeiten.
Musikalische Körperstimmung.
Maß der Bewegungen zwischen Ueberfluß und Sparsamkeit.
Möglichkeit eines schönen Umgangs.
Möglich Geselligkeit in einem exaltirten Zustand.

In der Schauspielkunst.

Gelegenheit zu mehrerer Ausbildung der Declamation.
Aufmerksamkeit auf die Repräsentation seiner selbst.
Participirt von den angeführten Vortheilen der Tanzkunst.
Uebung der Memorie.
Sinnliches Aufpassen und Accuratesse.

Schaden des Dilettantismus.

Im Allgemeinen.

Der Dilettant überspringt die Stufen, beharrt auf gewissen Stufen, die er als Ziel ansieht und hält sich berechtigt von da aus das Ganze zu beurtheilen, hindert also seine Perfectibilität.
Er setzt sich in die Nothwendigkeit nach falschen Regeln zu handeln, weil er ohne Regeln auch nicht dilettantisch wirken kann und er die ächten objectiven Regeln nicht kennt.
Er kommt immer mehr von der Wahrheit der Gegenstände ab und verliert sich auf subjectiven Irrwegen.
Der Dilettantismus nimmt der Kunst ihr Element und verschlechtert ihr Publikum, dem er den Ernst und den Rigorismus nimmt.
Alles Vorliebnehmen zerstört die Kunst, und der Dilettantismus führt Nachsicht und Gunst ein. Er bringt diejenigen Künstler, welche dem Dilettantismus näher stehen, auf Unkosten der ächten Künstler in Ansehen.
Beim Dilettantismus ist der Schaden immer größer, als der Nutzen.
Vom Handwerk kann man sich zur Kunst erheben. Vom Pfuschen nie.
Der Dilettantismus befördert das Gleichgültige, Halbe und Charakterlose.

Schaden, den Dilettanten der Kunst thun, indem sie den Künstler zu sich herabziehen;

Keinen guten Künstler neben sich leiden können.

Ueberall, wo die Kunst selbst noch kein rechtes Regulativ hat, wie in der Poesie, Gartenkunst, Schauspielkunst, richtet der Dilettantismus mehr Schaden an und wird anmaßender. Der schlimmste Fall ist bei der Schauspielkunst.

Schaden des Dilettantismus im Besondern.

In der Baukunst.

Wegen der großen Schwierigkeit, in der Architektur den Charakter zu treffen, darin mannigfaltig und schön zu seyn, wird der Dilettant, der dies nicht erreichen kann, immer nach Verhältniß seines Zeitalters entweder ins Magere und Ueberladene, oder ins Plumpe und Leere verfallen. Ein Architekturwerk aber, das nur durch die Schönheit Existenz hat, ist völlig null, wenn es diese verfehlt.

Wegen ihrer idealen Natur führt sie leichter als eine andre Kunst zum Phantastischen, welches hier gerade am schädlichsten ist.

Weil sich nur die wenigsten zu einer freien Bildung nach bloßen Schönheitsgesetzen erheben können, so verfällt der Bau-Dilettant leicht auf sentimentalische und allegorische Baukunst und sucht den Charakter, den er in der Schönheit nicht zu finden weiß, auf bösem Wege hineinzulegen.

Bau-Dilettantismus, ohne den schönen Zweck erfüllen zu können, schadet gewöhnlich dem physischen Zweck der Baukunst: der Brauchbarkeit und Bequemlichkeit.

Die Publicität und Dauerhaftigkeit architektonischer Werke macht das Nachtheilige des Dilettantismus in diesem Fach allgemeiner und fortdauernder, und perpetuirt den falschen Geschmack, weil hier, wie überhaupt in Künsten, das Vorhandene und überall Verbreitete wieder zum Muster dient.

Die ernste Bestimmung der schönen Bauwerke setzt sie mit den bedeutendsten und erhabensten Momenten des Menschen in Verbindung, und die Pfuscherei in diesen Fällen verschlechtert ihn also gerade da, wo er am perfektibelsten seyn könnte.

In der Gartenkunst.

Reales wird als ein Phantasiewerk behandelt.

Die Gartenliebhaberei geht auf etwas Endloses hinaus: 1 weil sie in der Idee nicht bestimmt und begränzt ist; 2. weil das Materiale als ewig zufällig sich immer verändert und der Idee ewig entgegen strebt.

Die Gartenliebhaberei läßt sich oft die edlern Künste auf eine unwürdige Art dienen und macht ein Spielwerk aus ihrer soliden Bestimmung.

Befördert die sentimentale und phantastische Nullität.

Sie verkleinert das Erhabene in der Natur und hebt es auf, indem sie es nachahmt.

Sie verewigt die herrschende Unart der Zeit, im Aesthetischen unbedingt und zeitlos seyn zu wollen und willkührlich zu phantasiren, indem sie sich nicht, wie wohl andere Künste, corrigiren und in der Zucht halten läßt.

Vermischung von Kunst und Natur.

Verliebnehmen mit dem Schein.

Die dabei vorkommenden Gebäude werden leicht, spindeldürrig, hölzern, brettern aufgeführt und zerstören den Begriff solider Baukunst. Ja sie heben das Gefühl für sie auf. Die Strohdächer, breiternen Bindungen, alles macht eine Neigung zur Kartenhaus-Architektur.

In der lyrischen Poesie.

Bilettristische Flachheit und Leerheit, Abziehung von soliden Studien, oder oberflächliche Behandlung.

Es ist hier eine größere Gefahr als bei andern Künsten, eine bloße dilettantische Fähigkeit mit einem ächten Künstlerrufe zu verwechseln, und wenn dies der Fall ist, so ist das Subject übler daran, als bei jeder andern Liebhaberei, weil seine Existenz völlige Nullität hat, denn ein Poet ist nichts wenn er es nicht mit Ernst und Kunstmäßigkeit ist.

Dilettantismus überhaupt, besonders aber in der Poesie, schwächt die Theilnehmung und Empfänglichkeit für das Gute außer ihm, und indem er einem unruhigen Productionstriebe nachgiebt, der ihn zu nichts Vollkommenem führt, benimmt er sich aller Bildung, die ihm durch Aufnahme des fremden Guten zuwachsen könnte.

Der poetische Dilettantismus kann doppelter Art seyn. Entweder vernachlässigt er das (unerläßliche) Mechanische und glaubt genug gethan zu haben, wenn er Geist und Gefühl zeigt: oder er sucht die Poesie bloß im Mechanischen, worin er sich eine handwerksmäßige Fertigkeit erwerben kann, und ist ohne Geist und Gehalt. Beide sind schädlich, doch schadet jener mehr der Kunst, dieser mehr dem Subject selbst.

Alle Dilettanten sind Plagiarii. Sie entnerven und vernichten jedes Original schon in der Sprache und in Gedanken, indem sie es nachsprechen, nachäffen und ihre Leerheit damit ausfüllen. So wird die Sprache nach und nach mit zusammengeplünderten Phrasen und Formeln angefüllt, die nichts mehr sagen, und man kann ganze Bücher lesen, die schon stylisirt sind und gar nichts enthalten. Kurz alles wahrhaft Schöne und Gute der ächten Poesie wird durch den überhandnehmenden Dilettantismus prosaisirt, herumgeschleppt und entwürdigt.

In der pragmatischen Poesie.

Alle Nachtheile des Dilettantismus im Lyrischen sind hier noch in weit höherem Grad; nicht nur die Kunst erleidet mehr Schaden, auch das Subject.

Vermischung der Gattungen.

In der Musik.

Wenn die Bildung des Musik-Dilettanten autodidaktisch geschieht und die Composition nicht unter der strengen Anleitung eines Meisters, wie die Applicatur selbst, erlernt wird, so entsteht ein ängstliches, immer ungewisses und unbefriedigtes Streben, da der Musikdilettant nicht, wie der in andern Künsten, ohne Kunstregeln Effekte hervorbringen kann.

Auch macht der Musik-Dilettantismus noch mehr als ein andrer unthätig und unfähig für den Genuß fremder Kunstwerke, und beraubt und beschränkt also das Subject, das er in seiner einseitigen und charakteristischen Form gefangen hält.

Im Tanz.

Zerbrochenheit der Glieder und Affectation.
Steifigkeit und Pedanterie.
Carricatur.
Eitelkeit.
Falsche Ausbildung des Körpers.
Charakterlosigkeit und Leerheit.
Zerfloſſenes, schlaffes Wesen.
Manierirtes Wesen in Uebertreibung schöner Bewegung.
Entweder steif und ängstlich, oder unmäßig und roh.
(Beides wird durch das Gefällige und Bedeutende verhindert.)
Reizt die Gesellschaft zu einer sinnlichen Leerheit.
Eitelkeit und einseitige Richtung auf die körperliche Erscheinung.
Man muß es in der Tanzkunst deswegen zur Meisterschaft bringen, weil der Dilettantismus entweder unsicher und ängstlich macht, also die Freiheit hemmt und den Geist beschränkt, oder weil er eitel macht und dadurch zur Leerheit führt.

In der Schauspielkunst.

Carricatur der eignen fehlerhaften Individualität.
Ablenkung des Geistes von allem Geschäft durch Vorspiegelung einer phantastischen Aussicht.
Aufwand alles Interesses und aller Passion ohne Frucht.
Ewiger Zirkel in einer einförmigen, immer wiederholten und zu nichts führenden Thätigkeit.
(Dilettanten wissen sich nichts Anziehenderes als die Komödien-Proben, Schauspieler von Metier passen sie.)
Vorzugsweise Schonung und Verzärtlung des Theaterdilettanten durch Beifall.
Ewige Neigung zu einem leidenschaftlichen Zustand und Betragen, ohne ein Gegengewicht.
Nahrung aller gehässigen Passionen, von den schlimmsten Folgen für die bürgerliche und häusliche Existenz.
Abstumpfung des Gefühls gegen die Poesie.
Exaltirte Sprache bei gemeinen Empfindungen.
Ein Trödelmarkt von Gedanken, Stellen und Schilderungen in der Reminiscenz.
Durchgängige Unnatur und Manier auch im übrigen Leben.
Höchst verderbliche Nachsicht gegen das Mittelmäßige und Fehlerhafte in einem öffentlichen und ganz persönlichen Fall.
Die allgemeine Toleranz für das Einheimische wird in diesem Fall eminenter.
Höchst verderblicher Gebrauch der Liebhaberschauspiele zur Bildung der Kinder, wo es ganz zur Frage wird. Zugleich die gefährlichste aller Diversionen für Universitäten ꝛc.
Zerstörte Idealität der Kunst, weil der Liebhaber, der sich nicht durch Aneignung der Kunstbegriffe und Traditionen erheben kann, alles durch eine pathologische Wirklichkeit erreichen muß.

Schauspielkunst.

Regeln für Schauspieler.

1803.

Die Kunst des Schauspielers besteht in Sprache und Körperbewegung. Ueber beides wollen wir in nachfolgenden Paragraphen einige Regeln und Andeutungen geben, indem wir zunächst mit der Sprache den Anfang machen.

Dialekt.

§ 1. Wenn mitten in einer tragischen Rede sich ein Provincialismus eindrängt, so wird die schönste Dichtung verunstaltet und das Gehör des Zuschauers beleidigt. Daher ist das Erste und Nothwendigste für den sich bildenden Schauspieler, daß er sich von allen Fehlern des Dialekts befreie und eine vollständige reine Aussprache zu erlangen suche. Kein Provincialismus taugt auf die Bühne! Dort herrsche nur die reine deutsche Mundart, wie sie durch Geschmack, Kunst und Wissenschaft ausgebildet und verfeinert worden.

§ 2. Wer mit Angewohnheiten des Dialekts zu kämpfen hat, halte sich an die allgemeinen Regeln der deutschen Sprache, und suche das neu Ausgeübende recht scharf, ja schärfer auszusprechen als es eigentlich seyn soll. Selbst Uebertreibungen sind in diesem Falle zu rathen, ohne Gefahr eines Nachtheils; denn es ist der menschlichen Natur eigen, daß sie immer gern zu ihren alten Gewohnheiten zurückkehrt und das Uebertriebene von selbst ausgleicht.

Aussprache.

§ 3. So wie in der Musik das richtige genaue und reine Treffen jedes einzelnen Tones der Grund alles weiteren künstlerischen Vortrages ist, so ist auch in der Schauspielkunst der Grund aller höheren Recitation und Declamation die reine und vollständige Aussprache jedes einzelnen Worts.

§ 4. Vollständig aber ist die Aussprache, wenn kein Buchstabe eines Wortes unterdrückt wird, sondern wo alle nach ihrem wahren Werthe hervorkommen.

§ 5. Rein ist sie, wenn alle Wörter so gesagt werden, daß der Sinn leicht und bestimmt den zuhörer ergreife.

Beide verbunden macht die Aussprache vollkommen.

§ 6. Eine solche suche sich der Schauspieler anzueignen, indem er wohl beherzige, wie ein verschluckter Buchstabe, oder ein undeutlich ausgesprochenes Wort oft den ganzen Satz zweideutig macht, wodurch denn das Publikum aus der Tauschung gerissen und oft, selbst in den ernsthaftesten Scenen, zum Lachen gereizt wird.

§ 7. Bei den Wörtern welche sich auf en und en endigen, muß man darauf achten die letzte Sylbe deutlich auszusprechen, denn sonst geht die Sylbe verloren, indem man das e gar nicht mehr hört.

z. B. folgendem, nicht folgend'm.
hörendem, nicht hörend'm rc.

§ 8. Eben so muß man sich bei dem Buchstaben b in Acht nehmen, welcher sehr leicht mit w verwechselt wird, wodurch der ganze Sinn der Rede verloren und unverständlich gemacht werden kann.

z. B. Leben um Leben.
nicht
Leben um Lowen.

§ 9. So auch das p und b, das t und d muß merklich unterschieden werden. Daher soll der Anfänger bei beiden einen grossen Unterschied machen und p und t stärker aussprechen als es eigentlich seyn darf, besonders wenn er vermöge seines Dialekts sich leicht zum Gegentheil neigen sollte.

§ 10. Wenn zwei gleichlautende Consonanten auf einander folgen, indem das eine Wort mit demselben Buchstaben sich endigt, womit das andere anfängt, so muß etwas abgesetzt werden um beide Wörter weyl zu unterschieden. z. B.

« Schließt sie blühend den Kreis des Schönen. »

Zwischen blühend und den muß etwas abgesetzt werden.

§ 11. Alle Endsylben und Endbuchstaben die man sich besonders undeutlich auszusprechen pflegt, ist die Regel beim, n und s zu merken, weil diese Buchstaben die Endungen bezeichnen, welche das Hauptwort regieren, folglich das Verhältniß anzeigen in welchem das Hauptwort zu dem übrigen Satze steht und mithin durch sie der eigentliche Sinn des Satzes bestimmt wird.

§ 12. Rein und deutlich ferner spreche man die Hauptwörter, Eigennamen und Bindewörter aus. z. B. in dem Verse:

Aber mich schreckt die Eumenide,
Die Beschirmerin dieses Orts.

Hier kommt der Eigenname Eumenide und das in diesem Fall sehr bedeutende Hauptwort Beschirmerin vor. Daher müssen beide mit besonder Deutlichkeit ausgesprochen werden.

§ 13. Auf die Eigennamen muß im Allgemeinen ein stärker Ausdruck in der Aussprache gelegt werden, als gewöhnlich, weil sie ein Name dem Zuhörer besonders auffallen soll. Denn sehr oft ist es der Fall, daß nun einer Person schon im ersten Akte gesprochen wird, welche erst im dritten und oft noch später vorkommt. Das Publikum soll nun darauf aufmerksam gemacht werden, und wie kann das anders geschehen, als durch deutliche energische Aussprache?

§ 14. Um es in der Aussprache zur Vollkommenheit zu bringen, soll der Anfänger alles sehr langsam die Sylben, und besonders die Endsylben, stark und deutlich aussprechen, damit die Sylben, welche geschwind gesprochen werden müssen, nicht unverständlich werden.

§ 15. Zugleich ist zu rathen, im Anfange so tief zu sprechen als man es zu thun im Stande ist, und dann abwechselnd immer im Ton zu steigen, denn dadurch bekommt die Stimme einen grossen Umfang und wird zu den verschiedenen Motivationen gebildet deren man in der Declamation bedarf.

§ 16. Es ist daher auch sehr gut, wenn man alle Sylben, sie seyen lang oder kurz, anfangs lang und in so tiefem Tone spricht, als es die Stimme erlaubt, weil man sonst gewöhnlich durch das Schnellsprechen den Ausdruck darnach nur auf die Zeitwörter legt.

§ 17. Das falsche oder unrichtige Auswendiglernen ist bei vielen Schauspielern Ursache einer falschen und unrichtigen Aussprache. Wenn man also seinem Gedächtniß etwas anvertrauen will, lese man langsam und wohlbedächtig das zum Auswendiglernen Bestimmte. Man vermeide dabei alle Leidenschaft, alle Declamation, alles Spiel der Einbildungskraft, dagegen bemühe man sich nur richtig zu lesen und darnach genau zu lernen, so wird mancher Fehler vermieden werden, sowohl des Dialekts als der Aussprache.

Recitation und Declamation.

§ 18. Unter Recitation wird ein solcher Vortrag verstanden, wie er, ohne leidenschaftliche Tonveränderung, doch auch nicht ganz ohne Tonveränderung, zwischen der stets ruhigen und der höchst aufgeregten Sprache in der Mitte liegt.

Der Zuhörer fühle immer, daß hier von einem realen Objekte die Rede sey.

§ 19. Es wird daher gefordert, daß man auf die zu recitirenden Stellen zwar den angemessenen Ausdruck lege und sie mit der Empfindung und dem Gefühl vortrage, welche das Gedicht durch seinen Inhalt dem Leser einflößt, jedoch soll dieses mit Mäßigung und ohne jene leidenschaftliche Selbstentäußerung geschehen, die bei der Declamation erfordert wird. Der Recitirende folgt zwar mit der Stimme den Ideen des Dichters und dem Eindruck der durch den sanften oder schrecklichen, angenehmen oder unangenehmen Gegenstand auf ihn gemacht wird; er legt auf das Schmerzliche den schmerzlichen, auf das Zärtliche den zärtlichen, auf das Feierliche den feierlichen Ton, aber dieses sind das Folgen und Wirkungen des Eindrucks welchen der Gegenstand auf den Recitirenden macht; er ändert dadurch seinen eigenthümlichen Charakter nicht, er verändert sein Naturell, seine Individualität dadurch nicht, und ist mit einem Fortepiano zu vergleichen, auf welchem ich zu seinem natürlichen durch die Mensur erhaltenen Ton spiele. Die Passage, welche ich vortrage, zwingt mich durch ihre Composition zwar das forte oder piano, dolce oder furioso zu beobachten, dieses geschieht aber, ohne daß ich mich der Maniren bediene, welche das Instrument besitzt, sondern es ist blos der Uebergang der Saite in die Finger, welche durch ihre Nachdruck, stärkere oder schwächere Anschläge und Bewegung der Tasten, den Geist der Composition in die Passage legen und dadurch die Empfindungen erregen, welche durch ihren Inhalt hervorgebracht werden können.

§ 20. Ganz anders aber ist es bei der

Declamation

oder gesteigerten Recitation. Hier muß ich meinen angeborenen Charakter verlassen, mein Naturell verläugnen

und mich ganz in die Lage und Stimmung desjenigen versetzen, dessen Rolle ich deklamire. Die Worte welche ich ausspreche müssen mit Energie und dem lebendigsten Ausdruck hervorgebracht werden, so daß ich jede leidenschaftliche Regung als wirklich gegenwärtig mit zu empfinden scheine.

Hier bedient sich der Spieler auf dem Forte-piano der Dämpfung und aller Mutationen welche das Instrument besitzt. Werden sie mit Geschmack, jedes an seiner Stelle gehörig benutzt, und hat der Spieler zuvor mit Geist und Fleiß die Anwendung und den Effect, welchen man durch sie hervorbringen kann, studirt, so kann er auch der schönsten und vollkommensten Wirkung gewiß seyn.

§ 21. Man könnte die Deklamirkunst eine prosaische Tonkunst nennen, wie sie denn überhaupt mit der Musik sehr viel Aehnliches hat. Nur muß man unterscheiden, daß die Musik, ihren selbst eignen Zwecken gemäß, sich mit mehr Freiheit bewegt, die Deklamirkunst aber im Umfang ihrer Töne weit beschränkter und einem fremden Zwecke unterworfen ist. Auf diesen Grundsatz muß der Deklamirende immer die strengste Rücksicht nehmen. Denn wechselt er die Töne zu schnell, spricht er entweder zu tief oder zu hoch, oder durch zu viele Halbtöne, so kommt er in das Singen; im entgegengesetzten Fall aber geräth er in Monotonie, die selbst in der einfachen Recitation fehlerhaft ist — zwei Klippen, eine so gefährlich wie die andere, zwischen denen noch eine dritte verborgen liegt, nämlich der Predigerton. Leicht, indem man der einen oder anderen Gefahr ausweicht, scheitert man an dieser.

§ 22. Um nun eine richtige Deklamation zu erlangen, beherzige man folgende Regeln:

Wenn ich zunächst den Sinn der Worte ganz verstehe und vollkommen inne habe, so muß ich suchen solche mit dem gehörigen Ton der Stimme zu begleiten und sie mit der Kraft oder Schwäche, so geschwind oder langsam aussprechen, wie es der Sinn jedes Satzes selbst verlangt.

3. B. Völker verrauschen — muß bald laut, rauschend,
Namen verklingen — muß heller klingender,
Finstre Vergessenheit } muß
Breitet die dunkel nachtenden } dumpf,
Schwingen } tief,
Ueber ganzen Geschlechtern aus. } schauerlich

gesprochen werden.

§ 23. So muß bei folgender Stelle:

« Schnell von dem Roß herab mich werfend,
Dring' ich ihm nach ꝛc. »

ein andres viel schnelleres Tempo gewählt werden, als bei dem vorigen Satz; denn der Inhalt der Worte verlangt es schon selbst.

§ 24. Wenn Stellen vorkommen, die durch andere unterbrochen werden, als wenn sie durch Einschaltungszeichen abgesondert wären, so muß vor und nach der ein wenig abgesetzt und der Ton, welcher durch die Zwischensetzende unterbrochen worden, hernach wieder fortgesetzt werden. 3. B.:

« Und dennoch ist's der erste Kinderstreit,
Der, fortgezeugt in unglückseliger Kette,
Die neuste Unthat dieses Tags geboren. »

muß so deklamirt werden:

« Und dennoch ist's der erste Kinderstreit,
Der — fortgezeugt in unglückseliger
Kette —
Die neuste Unthat dieses Tags geboren. »

§ 25. Wenn ein Wort vorkommt, das vermöge seines Sinnes sich zu einem erhöhten Ausdruck eignet, oder vielleicht schon an und für sich selbst, seiner innern Natur und nicht des darauf gelegten Sinnes wegen, mit stärker articulirtem Ton ausgesprochen werden muß, so ist wohl zu bemerken, daß man nicht wie abgeschnitten sich aus dem ruhigen Vortrag herausreiße und mit aller Gewalt dieses bedeutende Wort herausstoße und dann wieder zu dem ruhigen Ton übergehe, sondern man bereite durch eine weise Eintheilung des erhöhten Ausdrucks gleichsam den Zuhörer vor, indem man schon auf die vorhergehenden Wörter einen mehr articulirten Ton lege und so stetige und falle bis zu dem geltenden Wort, damit solches in einer vollen und runden Verbindung mit den andern ausgesprochen werde. 3. B.:

« Zwischen der Söhne
Feuriger Kraft. »

Hier ist das Wort feuriger ein Wort, welches schon an und für sich einen mehr gezeichneten Ausdruck fordert, folglich mit viel erhöhterem Ton deklamirt werden muß. Nach Obigem würde es daher sehr fehlerhaft seyn, wenn ich bei dem vorhergehenden Worte Söhne auf einmal im Tone abbrechen und das Wort feuriger mit Heftigkeit [illegible] wollte, ich muß vielmehr schon auf das Wort Söhne einen mehr articulirten Ton legen, so daß ich im steigenden Grade zu der Größe des Ausdrucks übergehen kann, welche das Wort feuriger erfordert. Auf solche Weise gesprochen wird es natürlich, rund und schön klingen und der Endzweck des Ausdrucks vollkommen erreicht seyn.

§ 26. Bei der Ausrufung « O! » wenn noch einige Worte darauf folgen, muß etwas abgesetzt werden und zwar so, daß das - O! - einen eignen Ausruf ausmache. 3. B.

O! — meine Mutter!
O! — meine Söhne!
nicht
O meine Mutter!
O meine Söhne!

§ 27. So wie in der Aussprache vorzüglich empfohlen wird, die Eigennamen rein und deutlich auszusprechen, so wird auch in der Deklamation die nämliche Regel wiederholt, nur noch obendrein der stärker articulirte Ton gefordert. 3. B.

- Nicht wo die gelbne Ceres lacht,
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter. -

In diesem Vers kommen zwei bedeutende, ja den ganzen Sinn festhaltende Eigennamen vor. Wenn daher der Deklamirende über sie mit Leichtigkeit hinwegschlüpft, ungeachtet er sie rein und vollständig aussprechen mag, so verliert das Ganze dabei unendlich. Dem Gebildeten, wenn er die Namen hört, wird wohl einfallen, daß solche aus der Mythologie der Alten stammen, aber die wirkliche Bedeutung davon kann ihm entfallen seyn; durch den darauf gelegten Ton bei Deklamirenden aber wird ihm der Sinn deutlich. Eben so dem Wenigerbildeten, wenn er auch der eigentlichen Beschaffenheit nicht kundig ist, wird der stärker artikulirte Ton die Einbildungskraft aufregen und er sich unter diesen Namen etwas Analoges mit jenem vorstellen, welches sie wirklich bedeuten.

§ 28. Der Deklamirende hat die Freiheit sich eigen erwählte Unterscheidungszeichen, Pausen ꝛc. festzusetzen; nur hüte er sich den wahren Sinn dadurch zu verletzen, welches hier eben so leicht geschehen kann, als bei einem ausgelassenen, oder schlecht ausgesprochenen Worte.

§ 29. Man kann aus diesem Wenigen leicht ersehen,

welche unendliche Mühe und Zeit es kostet, Fortschritte in dieser schweren Kunst zu machen.

§ 30. Für den anfangenden Schauspieler ist es von großem Vortheil, wenn er alles was er deklamirt so tief spricht als nur immer möglich. Denn dadurch gewinnt er einen großen Umfang in der Stimme und kann dann alle weitern Schattirungen vollkommen geben. Fängt er aber zu hoch an, so verliert er schon durch die Gewohnheit die männliche Tiefe und schlecht mit ihr den wahren Ausdruck des Hohen und Großen. Und was kann er sich mit einer ärmlichen und zwischen Stimme für einen Erfolg versprechen? Hat er aber die tiefe Deklamation völlig inne, so kann er gewiß seyn, alle nur mögliche Wendungen vollkommen ausdrücken zu können.

Rhythmischer Vortrag.

§ 31. Alle bei der Deklamation gemachten Noten und Bemerkungen werden auch hier zur Grundlage vorausgesetzt. Insbesondere ist aber der Charakter des rhythmischen Vortrags, daß der Gegenstand mit noch mehr erhobenem, pathetischem Ausdruck deklamirt seyn will. Mit einem gewissen Gewicht soll da jedes Wort ausgesprochen werden.

§ 32. Der Sylbenbau aber so wie die gereimten Endsylben dürfen nicht zu auffallend bezeichnet, sondern es muß der Zusammenhang beobachtet werden, wie in Prosa.

§ 33. Hat man Jamben zu deklamiren, so ist zu bemerken, daß man jeden Anfang eines Verses durch ein kleines kaum merkbares Innehalten bezeichne, doch muß der Gang der Deklamation dadurch nicht gestört werden.

Stellung und Bewegung des Körpers auf der Bühne.

§ 34. Ueber diesen Theil der Schauspielkunst lassen sich gleichfalls einige allgemeine Hauptregeln geben, wobei es freilich unendlich viele Ausnahmen giebt, welche aber alle wieder zu den Grundregeln zurückkehren. Diese trachte man sich so sehr einzuverleiben, daß sie zur zweiten Natur werden.

§ 35. Zunächst bedenke der Schauspieler, daß er nicht als in der Natur nachahmen, sondern sie auch theatralisch vorstellen soll, und er also in seiner Darstellung den Wahne mit dem Schönen zu vereinigen habe.

§ 36. Jeder Theil des Körpers habe daher seine ihr eigene Gewalt, so daß er jedes Glied, gemäß dem zu erteilenden Ausdruck, frei, harmonisch und mit Grazie gebrauchen könne.

§. 37. Die Haltung des Körpers sey gerade, die Brust herausgekehrt, die obere Hälfte der Arme hie an die Ellbogen etwas an den Leib geschlossen, der Kopf edel wendig gegen den anredend mit dem man spricht, jedoch nur so wenig, daß immer zweideutigkeit vom Gesicht gegen die Zuschauer gute Acht sey.

§. 38. Denn der Schauspieler muß stets bedenken, daß er um des Publikums willen da ist.

§. 39. Sie sollen stehe auch nicht aus mißverstandener Naturlichkeit unter einander spielen, als wenn kein Dritter dabei wäre; sie sollen nie im Profil spielen, noch den Zuschauern den Rücken zuwenden. Schildert es um den Charakterlichkeiten eine um der Natürlichkeit willen, so geschehe es mit Bericht und Anmut.

§. 40. Auch merke man vorzüglich, daß ins Theater hineingesprochen, sondern immer gegen das Publikum. Denn der Schauspieler muß sich immer zwischen zwei Gegenständen theilen: nämlich zwischen dem Gegenstande mit dem er spricht und zwischen seinen Zuhörern. Statt mit dem Kopfe sich gleich ganz umzuwenden, so lasse man mehr die Augen spielen.

§. 41. Ein Hauptpunkt aber ist, daß unter zwei zusammen Agierenden der Sprechende sich stets zurück und der andere zu reden auftritt, sich ein wenig vor bewege. Bedient man sich dieses Vortheils mit Verstand, und weiß durch Uebung ganz gemächlich zu verfahren, so entsteht sowohl für das Auge, als für die Verständlichkeit der Deklamation, die beste Wirkung, und ein Schauspieler der sich Meister darin macht, wird mit Gleichgesinnten sehr schönen Effekt hervorbringen und über diejenigen, die es nicht beobachten, sehr im Vortheil seyn.

§. 42. Wenn zwei Personen mit einander sprechen, sollte diejenige, die zur linken steht, sich zu huten wegen die Person zur Rechten allzusehr einzudringen. Auf der rechten Seite steht immer die geachtete Person: Frauenzimmer, Aeltere, Vornehmere. Sehen im gemeinen Leben halt man sich in einiger Entfernung von dem, vor dem man Respect hat; das Gegentheil zeigt von einem Mangel an Bildung. Der Schauspieler soll sich als einen Gebildeten zeigen und obiges vorzüglich auf das genaueste beobachten. Wer auf der rechten Seite steht, behauptet daher sein Recht und lasse sich nicht gegen die Gewohnheit treiben, sondern halte Stand und gebe dem Zudringlichen allenfalls mit der linken Hand ein Zeichen sich zu entfernen.

§. 43. Eine schöne nachdenkende Stellung z. B. für einen jungen Mann ist diese: wenn ich die Brust und den ganzen Körper gerade herausgekehrt, in der rechten Hand Stellung verbleibe, meinen Kopf etwas auf die Seite neige, mit den Augen auf die Erde starre und beide Arme hängen lasse.

Haltung und Bewegung der Hände und Arme.

§. 44. Um eine freie Bewegung der Hände und Arme zu erlangen, tragen die Acteurs niemals einen Stock.

§. 45. Die neumodische Art, die langen Unterkleider um die Hand in den Sack zu stecken, unterlassen sie gänzlich.

§. 46. Es ist äußerst lächerlich, wenn man die Hände einander abwechselnd, oder auf dem Bauche zusammen hält, oder eine in die Weste, oder vielleicht gar beide darein steckt.

§. 47. Die Hand selbst aber muß weder eine Faust machen, noch sie dem Beobachter mit ihrer ganzen Fläche am Schenkel liegen, sondern die Finger müssen theilweise gebogen, theils gerade, aber nur nicht gezwungen gehalten werden.

§. 48. Die zwei mittlern Finger sollen immer zusammenbleiben, der Daumen, Zeiger und kleine Finger etwas gebogen hangen. Auf diese Art ist die Hand in ihrer natürlichen Haltung und zu allen Bewegungen in ihrer richtigen Form.

§. 49. Die obere Hälfte der Arme soll sich immer etwas an den Leib anschließen und sich in einem viel geringern Grade davon als die untere Hälfte, in welcher die meiste Beweglichkeit seyn soll. Denn wenn sich mein Arm, wenn ein unnatürlichen Dingen die Rede ist, nur wenig rührt, um so viel mehr Effect bringt es dann hervor, wenn ich ihn ganz empfehle. Mässige ich meine Spiel nicht bei schreidenden Ausdrücken meiner Rede, so habe ich nicht Stärke genug zu den destigsten

wodurch alsdann die Gradation des Effects ganz verloren geht.

§. 50. Auch sollen die Hände niemals von der Action in ihre ruhige Lage zurückkehren, ehe ich meine Rede nicht ganz vollendet habe, und auch dann nur nach und nach, so wie die Rede sich endigt.

§. 51. Die Bewegung der Arme geschehe immer theilweise. Zuerst hebe oder bewege sich die Hand, dann der Ellbogen und so der ganze Arm. Nie werde er auf einmal, ohne die eben angeführte Folge gehoben, weil die Bewegung sonst steif und höflich herauskommen würde.

§. 52. Für einen Anfänger ist es von vielem Vortheil, wenn er sich seine Ellbogen so viel als möglich am Leibe zu behalten zwingt, damit er dadurch Gewalt über diesen Theil seines Körpers gewinne und so, der eben angeführten Regel gemäß, seine Gebärden ausführen könne. Er übe sich daher auch im gewöhnlichen Leben und halte die Arme immer zurückgebogen; ja wenn er für sich allein ist, zurückgebunden. Beim Gehen, oder sonst in unthätigen Momenten, lasse er die Arme hängen, drücke die Hände nie zusammen, sondern halte die Finger immer in Bewegung.

§. 53. Die malende Gebärde mit den Händen darf selten gemacht werden, doch auch nicht ganz unterlassen bleiben.

§. 54. Betrifft es den eigenen Körper, so bäte man sich wohl, mit der Hand den Theil zu bezeichnen, den es betrifft, z. B. wenn Don Manuel in der Braut von Messina zu seinem Chore sagt:

»Dazu den Mantel wählt von glänzender
Seide gewebt, in dichtem Purpur scheinend,
Ueber der Achsel heft' ihn eine goldne
Cicade,«

so wäre es äußerst fehlerhaft, wenn der Schauspieler bei den letzten Worten mit der Hand seine Achsel berühren würde.

§. 55. Es muß gemalt werden, doch so, als wenn es nicht absichtlich geschähe.

In ein zelnen Fällen giebt es auch hier Ausnahmen, aber als eine Hauptregel soll und kann das Obige genommen werden.

§. 56. Die malende Gebärde mit der Hand gegen die Brust sein eigenes Ich zu bezeichnen, geschehe so selten als nur immer möglich und nur dann wenn es der Sinn unbedingt erfordert, als z. B. in folgender Stelle der Braut von Messina:

Ich habe keinen Haß mehr mitgebracht,
Kaum weiß ich noch warum wir blutig stritten.

Hier kann das erste Ich füglich mit der malenden Gebärde, durch Bewegung der Hand gegen die Brust, bezeichnet werden.

Diese Gebärde aber schön zu machen, so bemerke man: daß der Ellbogen zwar vom Körper getrennt werden und so der Arm gehoben, doch nicht weit ausschweifend die Hand an die Brust hinauf gebracht werden muß. Die Hand selbst decke nicht mit ganzer Fläche die Brust, sondern bloß mit dem Daumen und dem vierten Finger werde sie berührt. Die andern drei dürfen nicht auffliegen, sondern gebogen über die Rundung der Brust, gleichsam dieselbe begleitend, müssen sie gehalten werden.

§. 57. Bei Bewegung der Hände bäte man sich so viel als möglich, die Hand vor das Gesicht zu bringen oder den Körper damit zu bedecken.

§. 58. Wenn ich die Hand reichen muß, und es wird nicht ausdrücklich die rechte verlangt, so kann ich eben so gut die linke geben, denn auf der Bühne gilt kein Rechts oder Links, man muß nur immer suchen das vorzustellende Bild durch keine widrige Stellung zu verunstalten. Soll ich aber unumgänglich gezwungen seyn die Rechte zu reichen, und bin ich so gestellt, daß ich über meinen Körper die Hand geben müßte, so trete ich lieber etwas zurück und reiche sie so, daß meine Figur en face bleibt.

§. 59. Der Schauspieler bekenne auf welcher Seite des Theaters er stehe, um seine Gebärde darnach einzurichten.

§. 60. Wer auf der rechten Seite steht, agire mit der linken Hand, und umgekehrt, wer auf der linken Seite steht mit der rechten, damit die Brust so wenig als möglich durch den Arm verdeckt werde.

§. 61. Bei leidenschaftlichen Fällen, wo man mit beiden Händen agirt, muß doch immer diese Betrachtung zum Grunde liegen.

§. 62. Zu eben diesem Zweck und damit die Brust gegen den Zuschauer gekehrt sey, ist es vortheilhaft, daß derjenige, der auf der rechten Seite steht, den linken Fuß, der auf der linken, den rechten vorsetze.

Gebärdenspiel.

§. 63. Um zu einem richtigen Gebärdenspiel zu kommen und solches gleich richtig beurtheilen zu können, merke man sich folgende Regeln:

Man stelle sich vor einen Spiegel und spreche dasjenige, was man zu declamiren hat nur leise, oder vielmehr gar nicht, sondern denke sich nur die Worte. Dadurch wird gewonnen, daß man von der Declamation nicht hingerissen wird, sondern jede falsche Bewegung, welche das Gedachte oder leise Gesagte nicht ausdrückt, leicht bemerken, so wie auch die schönen und richtigen Gebärden auswählen und dem ganzen Gebärdenspiel eine analoge Bewegung mit dem Sinne der Wörter, als Gepräge der Kunst aufdrücken kann.

§. 64. Dabei muß aber vorausgesetzt werden, daß der Schauspieler vorher den Charakter und die ganze Lage des Vorzustellenden sich völlig eigen mache und daß seine Einbildungskraft den Stoff recht verarbeite; denn ohne diese Vorbereitung wird er weder richtig zu declamiren noch zu handeln im Stande seyn.

§. 65. Für den Anfänger ist es von großem Vortheil, um Gebärdenspiel zu bekommen und seine Arme beweglich und gelenksam zu machen, wenn er seine Rolle, ohne sie zu recitiren, einem andern bloß durch Pantomime verständlich zu machen sucht; denn da ist er gezwungen die passendsten Gesten zu wählen.

In der Probe zu beobachten.

§. 66. Um eine leichtere und anständigere Bewegung der Füße zu erwerben, probire man niemals in Stiefeln.

§. 67. Der Schauspieler, besonders der jüngere, der Liebhaber- und andere leichte Rollen zu spielen hat, halte sich auf dem Theater ein Paar Pantoffeln, in denen er probirt, und er wird sehr bald die guten Folgen davon bemerken.

§. 68. Auch in der Probe sollte man sich nichts erlauben was nicht im Stücke vorkommen darf.

§. 69. Die Frauenzimmer sollen ihre kleinen Beutel bei Seite legen.

§. 70. Kein Schauspieler sollte im Mantel probiren, sondern die Hände und Arme wie im Stücke frei haben. Denn der Mantel hindert ihn, nicht allein die gehörigen Gebärden zu machen, sondern zwingt ihn auch falsche

anzuwenden, die er denn bei der Vorstellung unwillkürlich wiederholt.

§ 71. Der Schauspieler soll auch in der Probe keine Bewegung machen, die nicht zur Rolle paßt.

§ 72. Wer bei Proben tragischer Rollen die Hand in den Busen steckt, kommt in Gefahr bei der Aufführung eine Oeffnung im Harnisch zu suchen.

Zu vermeidende böse Gewohnheiten.

§ 73. Es gehört unter die zu vermeidenden ganz gros ben Fehler, wenn der spielende Schauspieler, um seinen Stuhl weiter vorwärts zu bringen, zwischen seinen obern Schenkeln in der Mitte durchsieht, den Stuhl anpackt, sich dann ein wenig hebt und so ihn vorwärts zieht. Es ist dies nicht nur gegen das Schöne, sondern noch vielmehr gegen den Wohlstand gesündigt.

§ 74. Der Schauspieler lasse dem Schnupftuch auf dem Theater stehen, noch weniger schnaube er die Nase, noch weniger spucke er aus. Es ist schrecklich, innerhalb eines Kunstproducts an diese Naturlichkeiten erinnert zu werden. Man halte sich ein kleines Schnupftuch, das ehedem jetzt Mode ist, um sich damit im Nothfalle helfen zu können.

Haltung des Schauspielers im gewöhnlichen Leben.

§ 75. Der Schauspieler soll auch im gemeinen Leben bedenken, daß er eigentlich zur Kunstschau stehen werde.

§ 76. Vor angewöhnten Gebärden, Stellungen, Haltung der Arme und des Körpers soll er sich hüten, denn wenn der Geist während dem Spiel darauf zu rechnet hat, solche Angewöhnungen zu vermeiden, so muß er natürlich für die Hauptsache zum großen Theil verlieren geben.

§ 77. Es ist daher unumgänglich nothwendig, daß der Schauspieler von allen Angewöhnungen gänzlich frei sey, damit er sich bei der Vorstellung ganz in seine Rolle denken und sein Geist sich dies mit seiner angenommenen Gestalt beschäftigen kann.

§ 78. Dagegen ist es eine wichtige Regel für den Schauspieler, daß er sich bemühe, seinen Körper, sein zu Betragen, ja allen seinen äußern Handlungen im gewöhnlichen Leben eine solche Wendung zu geben, daß er dadurch gleichsam wie in einer beständigen Uebung erhalten werde. Es wird dieses für jeden Theil der Schauspielkunst von unendlichem Vortheil sein.

§ 79. Der junge Schauspieler, der sich das Publikum gewinnt, wird sich sehr dadurch verdächtigen, wenn er allzu viel zu sprechen hat, und einer gewissen Wichtigkeit sprechend in Ausübung des Amts als der Aufgeweckteste vorkommen und auch in allen übrigen Gebärden eine gewisse erfahrene Art beibehalten sucht. Dies darf jedoch nicht allzuviel bemerkbar werden, weil er sonst seinen Mitmenschen zum Gespötte dienen würde, im übrigen aber mögen sie immerhin den sich selbst bildenden Künstler daraus erkennen. Dieses gründet dem Kunstjünger nur Nutzen, ja sie werden sogar gern behilflich sein, ihn zu rechter Zeit, wenn sie durch rechte Mittel in den Fall kommen, auf der Bühne solche ihn als großen Künstler aufzumuntern zu suchen.

§ 80. Da man auf der Bühne nicht nur alles wahr, sondern auch schön darzustellen haben will, so muß das Auge des Zuschauers auch durch anmuthige Gruppirungen und Attituden gerührt seyn will, so soll der Schauspieler auch außer der Bühne trachten, solche zu erhalten; er soll sich immer einen Platz von Zuschauern vor sich denken.

§ 81. Wenn er eine Rolle auswendig lernt, soll er sich immer nach einen Platz wenden, ja selbst wenn er für sich oder mit seinen Gleichen beim Essen zu Tische sitzt, soll er immer suchen ein Bild zu formiren, alles mit einer gewissen Grazie anfassen, niederstellen, ꝛc., als wenn es auf der Bühne geschähe, und so soll er immer malerisch darstellen.

Stellung und Gruppirung auf der Bühne.

§ 82. Die Bühne und der Saal, die Schauspieler und die Zuschauer machen erst ein Ganzes.

§ 83. Das Theater ist also ein figurirtes Tableau anzusehen, worin der Schauspieler die Staffage macht.

§ 84. Man spielt daher niemals zu nahe an den Coulissen.

§ 85. Eben so wenig trete man ins Proscenium. Dies ist der größte Mißstand, denn die Figur tritt aus dem Raume heraus, innerhalb dessen sie mit dem Stemmahmale und den Mitspielenden ein Ganzes macht.

§ 86. Wer allein auf dem Theater steht, bedenke, daß auch er die Bühne zu füllen berufen ist, und daß sie um so weiter, als die Aufmerksamkeit ganz allein auf ihn gerichtet bleibt.

§ 87. Wie die Autoren mit ihrem Stab den Himmel in verschiedene Felder theilen, so kann der Schauspieler in seinen Gedanken das Theater in verschiedene Räume theilen, welche man zum Versuch auf dem Papier durch rhomboische Flächen vorstellen kann. Der Theaterboden wird alsdann eine Art von Damebrett; denn der Schauspieler kann sich vornehmen, welche Gassen er betreten will, er kann sich solche auf dem Papier notiren und ist alsdann gewiß, daß er bei leidenschaftlichen Stellen nicht fruchtlos hin und wieder stürme, sondern das Seine zum Bedeutenden gethan.

§ 88. Wer zu einem Monolog aus der hintern Coulisse auf das Theater tritt, thut recht, wenn er sich in der Diagonale bewegt, so daß er an der entgegengesetzten Seite des Proscheniums anlangt, wo dann abermahl die Diagonalbewegung zum Vortheil wird.

§ 89. Wer aus der hintern Coulisse hervorkommt zu einem andern, der schon auf dem Theater steht, gehe nicht parallel mit den Coulissen hervor, sondern ein wenig gegen den Zuschauer zu.

§ 90. Alle diese technisch-grammatischen Vorschriften müsse man sich eigen machen durch Studium und übe sie stets aus, daß sie zur Gewohnheit werden. Das Studium muß vorhergehen und die Ausübung die letzte Grundsätze des scheinbaren Handwerks werden.

§ 91. Hat der Künstler sich von solch, daß diese Regeln vorzüglich sollen beobachtet werden, wenn man ein Gemählde, eine Statue vorstellen soll. Dann gibt es Gemählde, die dieser Regeln vorzüglich sind, z. B. die historischen, tragischen ꝛc. Diese wird man nur dann dieser unterwerfen, wenn man mit Kunst und Bewußtseyn das Gewöhnliche zum Anstandigen thut, jedoch dabei immer bedenkt, daß es eine nachahmende Erscheinung und keine pure Wirklichkeit sey soll.

anzunehmen, die er denn bei der Vorstellung unwillkührlich wiederholt.

§ 71. Der Schauspieler soll auch in der Probe keine Bewegung machen, die nicht zur Rolle paßt.

§ 72. Wer bei Proben tragischer Rollen die Hand in den Busen steckt, kommt in Gefahr bei der Aufführung eine Oeffnung im Harnisch zu suchen.

Zu vermeidende böse Gewohnheiten.

§ 73. Es gehört unter die zu vermeidenden ganz großen Fehler, wenn der sitzende Schauspieler, um seinen Stuhl weiter vorwärts zu bringen, zwischen seinen obern Schenkeln in der Mitte durchgreifend, den Stuhl anpackt, sich dann ein wenig hebt und so ihn vorwärts zieht. Es ist dies nicht nur gegen das Schöne, sondern auch positiver gegen den Wohlstand gesündigt.

§ 74. Der Schauspieler lasse kein Schnupftuch auf dem Theater sehen, noch weniger schnaube er die Nase, noch weniger spucke er aus. Es ist schrecklich, innerhalb eines Kunstproducts an diese Naturlichkeiten erinnert zu werden. Man halte sich ein kleines Schnupftuch, das ekelhaft jetzt Mode ist, um sich damit im Nothfalle helfen zu können.

Haltung des Schauspielers im gewöhnlichen Leben.

§ 75. Der Schauspieler soll auch im gemeinen Leben bedenken, daß er öffentlich zur Kunstschau stehen werde.

§ 76. Vor angenommenen Gebärden, Stellungen, Haltung der Arme und des Körpers soll er sich daher hüten, denn wenn der Geist während dem Spiel darauf gerichtet seyn soll, solche Angewöhnungen zu vermeiden, so muß er natürlich für die Hauptsache zum großen Theil verloren gehen.

§ 77. Es ist daher unumgänglich nothwendig, daß der Schauspieler von allen Angewöhnungen gänzlich frei sey, damit er sich bei der Vorstellung ganz in seine Rolle denken und sein Geist sich hiezu mit seiner angenommenen Gestalt beschäftigen könne.

§ 78. Dagegen ist es eine wichtige Regel für den Schauspieler, daß er sich bemühe, seinem Körper, seinen Bewegungen, ja allen seinen übrigen Handlungen im gemeinschaftlichen Leben eine solche Wendung zu geben, daß er dadurch gleichsam wie in einer beständigen Uebung erhalten werde. Es wird dieses für jeden Theil der Schauspielkunst von unendlichem Vortheil seyn.

§ 79. Derjenige Schauspieler, der sich das Publicum gewinnt, wird sich sehr dadurch vervollkommnen, wenn er alles was er zu sprechen hat, mit einer gewissen Richtigkeit fortrollt in Rücksicht des Tones als der Aussprache vorzutragen und auch in allen übrigen Gebärden eine gewisse erhabene Art beizubehalten sucht. Dies darf immer nicht übertrieben werden, weil er sonst seinen Mitmenschen zum Gelächter dienen würde, im übrigen aber müssen sie immerhin den sich selbst bildenden Künstler daraus erkennen. Dieses gereicht dem Künstlergen zur Ehre, ja sie werden sogar gerne sein besonderes Vertrauen finden, wenn sie durch dieses Mittel in den Fall kommen, auf der Bühne selbst ihn als großen Künstler anstaunen zu müssen.

§ 80. Da man auf der Bühne nicht nur alles mahlt, sondern auch schon dargestellt haben will, da das Auge des Zuschauers auch durch anmuthige Gruppirungen und Attituden gereizt seyn will, so soll der Schauspieler auch außer der Bühne trachten, solche zu erhalten; er soll sich immer einen Platz von Zuschauern vor sich denken.

§ 81. Wenn er seine Rolle auswendig lernt, soll er sich immer gegen einen Platz wenden; ja selbst wenn er für sich oder mit seines Gleichen beim Essen zu Tische sitze, soll er immer suchen ein Bild zu formiren, alles mit einer gewissen Grace anfassen, niederstellen, ꝛc., als wenn es auf der Bühne geschähe, und so soll er immer malerisch darstellen.

Stellung und Gruppirung auf der Bühne.

§ 82. Die Bühne und der Saal, die Schauspieler und die Zuschauer machen erst ein Ganzes.

§ 83. Das Theater ist als ein figurliches Tableau anzusehen, worein der Schauspieler die Staffage macht.

§ 84. Man spiele daher niemals zu nahe an den Coulissen.

§ 85. Eben so wenig trete man ins Proscenium. Dies ist der größte Mißstand; dann die Figur tritt aus dem Raume heraus, innerhalb dessen sie mit dem Scenengemälde und den Mitspielenden ein Ganzes macht.

§ 86. Wer allein auf dem Theater steht, bedenke, daß auch er die Bühne zu staffiren berufen ist, und dieses um so mehr, als die Aufmerksamkeit ganz allein auf ihn gerichtet bleibt.

§ 87. Wie die Augen mit ihrem Stab den Himmel in verschiedene Felder theilten, so kann der Schauspieler in seinen Gedanken das Theater in verschiedene Räume theilen, welche man zum Versuch auf dem Papier durch chemische Fächen verstellen kann. Der Theaterboden wird dadurch eine Art von Damenbrett; denn der Schauspieler kann sich vornehmen, welche Casten er betreten will; er kann sich solche auf dem Papier notiren und ist alsdann gewiß, daß er bei leidenschaftlichen Stellen nicht kunstlos hin und wieder stürmt, sondern das Schöne zum Bedeutenden gesellt.

§ 88. Wer zu einem Monolog aus der hintern Coulisse auf das Theater tritt, thut wohl, wenn er sich in der Diagonale bewegt, so daß er an der entgegengesetzten Seite des Proscениums anlangt; wie denn überhaupt die Diagonalbewegungen sehr beliebt sind.

§ 89. Wer aus der letzten Coulisse hervorkommt zu einem andern, der schon auf dem Theater steht, gehe nicht parallel mit den Coulissen hervor, sondern ein wenig gegen den Souffleur zu.

§ 90. Alle diese technisch-grammatischen Vorschriften mache man sich eigen nach ihrem Sinn, und wo sie fehl aus, daß es gar Gutschuldig werden. Das Steife muß verschwinden und die Regel nur die gerade Grundlinie des lebendigen Handelns werden.

§ 91. Hieher verweist sich von selbst, daß diese Regeln vorzüglich alsdann beobachtet werden, wenn man edle, wichtige Charaktere vorzustellen hat. Dagegen giebt es Charaktere, die dieser Würde entgegengesetzt sind, z. B. die komischen, tragischen ꝛc. Diese wird man nur dann dieser anstreichen, wenn man mit Kunst und Bewußtseyn das Gegentheil vom Anständigen thut, jedoch dabei immer bedenkt, daß es eine nachahmende Erscheinung und keine platte Wirklichkeit seyn soll.

Bibliothek

der beſten ältern und neuern

Deutſchen Schriftſteller.

Sechſter Band.

Goethe's Werke.

V.

Paris. — Imprimé chez Paul Renouard, rue Garancière, 5.

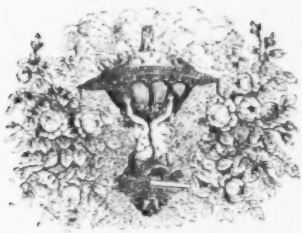
Goethe's sämmtliche Werke

in fünf Bänden.

Dr. Bihari Péter

Fünfter Band.

Recensionen. Auswärtige Literatur. Tag- und Jahreshefte. Naturwissenschaft.



Paris,

BAUDRY'S europäische Buchhandlung,

QUAI MALAQUAIS, N° 3, nahe dem PONT DES ARTS,

STASSIN und LAVIER, RUE DU COQ, N° 9, nahe dem Louvre.

Auch zu haben bei ARTOT, RUE DE LA PAIX; TRUCHY, BOULEVARD DES ITALIENS; GIRARD FRÈRES, RUE RICHELIEU, und in allen guten Buchhandlungen Frankreichs und des Auslandes.

1840.

Inhalt.

Literatur.

Recensionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen, 1772, 1773.

Theorie der schönen Künste, von Sulzer. 1
Ueber den Werth einiger Dichter ꝛc. 1stes Stück 2
Schreiben über Homer, von Seybold. . 3
Franken zur griechischen Literatur. 1ster Abschnitt 4
R. Wood's Versuch über das Originalgenie des Homer 4
Die schönen Künste in ihrem Ursprung ꝛc. betrachtet, von Sulzer 5
Empfindsame Reisen durch Deutschland, von S. 1ter Th. 6
Die Jägerin. Gedicht 7
Lyrische Gedichte von Blum 7
Braun's Versuch in prosaischen Fabeln und Erzählungen 7
Gedichte von einem polnischen Juden . . 8
Cymbeline, Trauerspiel 9
Neue Schauspiele, aufgeführt zu Wien . . 9
Zwei schöne neue Mährlein ꝛc. 9
Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Herausgeg. von Wieland. 1ter Th. . 10
Der goldene Spiegel od. die Königin von Scheschian 10
Musenalmanach. Göttingen, 1773. . . . 11
Lustspiele ohne Hexathen 11
Beiträge zur deutschen Lectüre 12
Theateralmanach f. d. Jahr 1773. 1ter Th. 12
Die Kinder Sineds, herausgeg. von Denis. 13
Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung 14
Eden, das ist Betrachtungen über das Paradies ꝛc. 15
Bekehrungsgeschichte des vormaligen Grafen Struensee ꝛc., von Münter . . . 15
Aussichten in die Ewigkeit, in Briefen an Zimmermann. 1ster Th. 16
Predigten über das Buch Jonas, von Lavater. 1ste Hälfte 17
Iken, v. Joch, über Belehnung und Strafen, nach türkischen Gesetzen 18
Holland's philosophische Anmerkungen über das System der Natur 19
Ueber die Liebe des Vaterlandes, von Sonnenfels 20
Charakteristik der vornehmsten europäischen Nationen. Aus dem Engl. . . . 20
Moser's neueste kleine Staatsschriften . 21
Die erleuchteten Zeiten ꝛc. 21
Leben und Charakter Riegers, von Haufen 22
Lobrede auf den Herrn von Kreuz ꝛc. . . 22
Gedanken über eine alte Aufschrift . . . 23

Recensionen in die Jenaische Literaturzeitung, 1804—1806.

Vertraute Briefe aus Paris, v. Reichardt 23
Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulate 23
Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten, mit ihren Selbstbiographien, herausgeg. von Löwe 24
Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse, von Iken. von Humboldt. . . . 26
Lyrische Gedichte, von Voß. 27
Allemannische Gedichte, von Hebel. . . 31
Grübel's Gedichte in Nürnberger Mundart 32
Des Knaben Wunderhorn 33
Regulus, Tragödie von Collin 38
Ugolino Gherardesca, Trauersp. von Böhlendorf 39
Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen. Trauersp. 40
Der Geburtstag. Idylle 40
Athener. Gedicht 40
1. Bekenntnisse einer schönen Seele. 2. Melanie das Findelkind. 3. Wilhelm Dumont. Roman von Eleutherie Holtberg 41

Theater.

Weimarisches Theater. 1802 45
Ein Versuch Schiller's 48
Shakespeare und kein Ende 51
Erste Ausgabe des Hamlet 55
Proserpina, von G. 56
Berliner Dramaturgen 59
Tieck's dramaturgische Blätter 60
Calderon's Tochter der Luft. 61
Deutsches Theater. Einzelnes 62
Theateralmanach, von Iffland 63

Deutsche Literatur.

Epochen deutscher Literatur 64
Wirkungen in Deutschland, in der zweiten Hälfte des jetzigen Jahrhunderts . . 64
Literarischer Sanscülottismus 65
Deutsche Sprache und Verwandtes . . . 66
Nebenarten in der Schriftsprache vermeidende ꝛc. 68
Urtheilsworte französischer Kritiker. . . 69
Hör-, Schreib- und Druckfehler 71
Der Pfingstmontag. Lustspiel in Straßburger Mundart 74
Die heiligen drei Könige, lat. Manuscript. 77
Das Nibelungenlied, übers. von Simrock. 80
Knebel's Uebersetzung des Lucrez. . . . 81

Gabriele, von Johanna Schopenhauer 83
Olfried und Lisena, Gedicht v. Aug. Hagen 84
Deutscher Naturdichter 87
Der deutsche Gil Blas 89
Nekrolog desselben 90
Der junge Feldjäger ꝛc., eingeführt von G. Des jungen Feldjägers Kriegscamerad, eingef. von G. 90
Memoiren von Robert Guillemard. . . 91
Biographische Denkmale, von Varnhagen von Ense 92
Biographien deutscher Dichter, von Heinf. 93
Gottl. Hiller's Gedichte und Selbstbiographie. Iſter Th. 94
Für Freunde der Tonkunst, von Rochlitz. 95
Salzer's nachgelass. Schriften und Briefwechsel. 96
F. H. Jacobi's Briefwechsel 97
Die Verlobung. Novelle von Tieck. . . 97
Justus Möser. 97
Loreny Sterne. 98
Irrthümer und Wahrheiten, von Wilhelm Schütz. 98
Theilnahme an den Wanderjahren. . . 99
Neue Liedersammlung von Zelter . . . 100
Oestliche Rosen, von Rückert. 100
Ueber Goethe's Harzreise im Winter, von Kannegießer 101
Ueber das Fragment, die Geheimnisse. 103
Ueber die Ballade von vertriebenen und zurückkehrenden Grafen 104
Die drei Paria 105
Die Posthume, Lustspiel 106
Briefe eines Verstorbenen. 3 Theile . . 108
Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen. Iſter Jahrg. 109
Graf Raczinsky's malerische Reise ꝛc. Reisen und Untersuchungen in Griechenland, von Brönstedt. Iſtes Buch . . 117
Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt, von Schlosser. . . . 118
Die elegischen Dichter der Hellenen, von Weber 118
Ferienschriften, von Zell 119
Geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat, Politik, v. Fr. v. Raumer 119
Tausend und Ein Tag 119
Neueste deutsche Poesie. 1827 119
Stoff und Gehalt, zur Beurtheilung vorgeschlagen. 120
Für junge Dichter 121

Auswärtige Literatur und Volkspoesie.

Altgriechische Literatur.

Ueber die Parodie bei den Alten. . . . 123
Die tragischen Tetralogien der Griechen, von Hermann 124
Nachlese zu Aristoteles Poetik 125
Plato, ein Mitgenosse einer christlichen Offenbarung 126
Phaethon, Tragödie des Euripides. . . 127
Die Bacchantinnen des Euripides . . . 133
Homer noch einmal 134

Französische Literatur.

Rameau's Neffe 135
Don Alonzo ou l'Espagne. Histoire contemporaine, par *N.-A. de Salvandy* 138
Œuvres dramatiques de *Goethe*, traduites de l'Allemand 141
Notice sur la vie et les ouvrages de Goethe, par *Alb. Stapfer*. . . . 145
Aus dem französischen des Globe . . . 146
La Guzla, poésies illyriques 147
Le Tasse, drame historique, par *Alex. Duval*. 148
Beyträge nach außen 149
Englisches Schauspiel in Paris 150
Französisches Schauspiel in Berlin . . . 150
Histoire de la vie et des ouvrages de Molière, par *Taschereau* . . . 151
Richelieu ou la journée des dupes, comédie historique par *Le Mercier* . 151
Französisches Hoftheater 152
Faust, de Goethe, trad. par *Stapfer* . 153
Elisabeth de France, tragédie par *Al. Soumet* 154
Perkins Warbeck, drame historique, par M. *Fontan* 154
Idées sur la philosophie de l'histoire de l'humanité, par Herder, trad. par *Quinet* 154
Eingesendet 154
Le livre des Cent-et-un 155
Die Athenerinnen, große Oper von Joup. 158

Englische Literatur.

Byron's Don Juan 159
Manfred, a dramatic poem by Lord *Byron* 160
Cain, a mystery by Lord *Byron* . . . 161
Lebensverhältniß zu Byron 162
Leben Napoleon's, von Walter Scott . 163
The life of Schiller, by *Th. Carlyle* . 164
German Romance, vol. IV 168
Wallenstein, from the German of Schiller 169
Edinburgh Reviews und Foreign und Foreign Quarterly Reviews, 1828. 169
The Foreign Quarterly Review, n. 1. July, 1827 170
Whims and Odditys 171

Italiänische Literatur.

Dante. 172
Don Ciccio 173
Classiker und Romantiker in Italien . . 174
Il conte di Carmagnola, tragedia di *Al. Manzoni*. 176
Indicazione di ciò che nel 1819 si è fatto in Italia, etc. 180
Graf Carmagnola noch einmal 181
Manzoni an Goethe 183
Adelchi, Tragedia. 184
L'Eco, giornale di scienze, etc. . . . 186

Orientalische Literatur.

Tautinamch, übers. von Iken 187
Lied der Liebe (das Hohe Lied), übers. von Umbreit 187

Volkspoesie.

Fridthjof's Saga 188
Serbische Lieder 190
Volkslieder der Serben, übers. von Fräulein v. Jakob. 193
Das Neueste Serbischer Literatur . . . 195
Nationale Dichtkunst. 195

Servian popular poetry, translated by J. Bowring 196
Böhmische Poesie 196
Amazonen in Böhmen 196
Cours de literature grecque moderne, par J. Rizo-Neroulos 197
Lukretius, von Ilgen 199
Neugriechische Volkslieder, herausgegeben von Kind 200
Daines, von Kreyssig 200
Spanische Romanzen, übers. von Bruno Gerhard Pandin 201
Odinsschwein 201
Individualpoesie 202

Verschiedenes über Literatur und Kunst.

Stellung der Deutschen zum Auslande . . 203
Fernere über Weltliteratur 203
Deutsche Philosophie 205
Indische Dichtung 205
Ueber epische und dramatische Dichtung. . 206
Ueber das Lehrgedicht 206
Einzelnes. 1—9 207
Bildende Kunst 208
Naturphilosophie 209

Epochen geselliger Bildung. 210
Joh. v. Müller's Rede über Friedrich den Großen, übersetzt 210
Tage- und Jahreshefte, als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse 214
Zum Andenken der Fürstin Anna Amalia . 309
Zum Andenken Wieland's 311

Zur Naturwissenschaft.

Im Allgemeinen.

Die Natur 311
Brief an den Kanzl. von Müller. . . . 320
Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt 320
Ueber das Sehen in subjectiver Hinsicht, von Purkinje 323
Stiedenroth's Psychologie. Iser Th. . . . 327
Zwischenrede 327
Einwirkung der neuern Philosophie 328
Anschauende Urtheilskraft 328
Bedenken und Ergebung 329
Bildungstrieb 330
Aetherei 330
Problem und Erwiederung 332
Forderniß durch ein geistreiches Wort. . . 336
Ueber die Anforderungen an naturforschende Abhandlungen, besonders osteologische 337
Einfluß des Ursprungs wissenschaftlicher Entdeckungen. 339
Meteore des literarischen Himmels 339
Einzelne Betrachtungen und Aphorismen . . 341
Erfinden und Entdecken 350
Ueber Mathematik und deren Mißbrauch ꝛc. . 351
Fernere über Mathematik und Mathematiker . 354
Vorschlag zur Güte 356
Analyse und Synthese 356
Principes de philosophie zoologique, par Geoffroy de St.-Hilaire 357

Mineralogie und Geologie.

Zur Kenntniß der böhmischen Gebirge.
Carlsbad 367
Joseph Müller'sche Sammlung. 367
An Herr. von Leonhard 373
Freimüthiges Bekenntniß 376
Auszug eines Schreibens des Hrn. Barons von Eschwege 378
Recht und Pflicht 376
Gestaltung großerer anorganischer Massen . . 376
Gebirgsgestaltung 378
Deutschland geognostisch-geologisch dargestellt von Keferstein 380
Der Kammerberg bei Eger 381
Zur Geologie, besonders der böhmischen . . . 385
Ausflug nach Zinnwalde und Altenberg. . 385
Problematisch. 388
Carl Wilh. Nose. 389
Der Horn. 392
Kammerberg bei Eger 393
Producte böhmischer Erdbrände. 393
Die Luisenburg bei Alexanders-Bad . . . 395
Zur Geognosie und Topographie von Böhmen . 395
Fahrt nach Pograd 396
Der Wolfsberg 396
Aeußte neuentdeckte Naturfeuer und Gluthspuren 397
Geologische Probleme und Versuch ihrer Auflösung 398
Verschiedene Bekenntniß 399
King Coal 401

Meteorologie.

Wolkengestalt, nach Howard 402
Luke Howard an Goethe 409
Versuch einer Witterungslehre 412

Zur Farbenlehre.

Vorwort 420
Entwurf einer Farbenlehre. 424
Geschichte der Farbenlehre 480
Nachträge zur Farbenlehre 600
Enteptische Farben. 601
Physikalische Preisaufgabe der Petersburger Akademie der Wissenschaften. 614
Ueber den Regenbogen. 617

Zur Pflanzenlehre.

Ueber die Spiral-Tendenz der Vegetation. . . 619

Osteologie.

Zwischenbrochen der obern Kinnlade 626

* Der polemische Theil der Farbenlehre (S. mit Goethe's Sämmtlichen Werken, auf der Zusammenkunft letzter Hand gegeben. Wir werden sie gerne, mit

Geschichtliches über denselben und Allgemeines. I—VIII 630
Das Schädelgerüst aus sechs Wirbelknochen aufgebaut 637
Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie 638
Vorträge über die drei ersten Capitel desselben . 648
Die Faulthiere und die Dickhäutigen, abgebildet beschrieben und verglichen von d'Alton. . 653
Fossiler Stier 653
Zweiter Urstier 657
Die Knochen der Gehörwerkzeuge 657
Ulna und Radius 658
Tibia und Fibula 659
Die Skelette der Nagethiere, abgebildet und verglichen von d'Alton 660
Die Lepaden 662

Recenſionen

in die Frankfurter gelehrten Anzeigen.

Die Jahre 1772 und 1773.

Allgemeine Theorie der ſchönen Künſte in einzelnen, nach alphabetiſcher Ordnung der Kunſtwörter, auf einander folgenden Artikeln abgehandelt, von Johann Georg Sulzer. Erſter Theil von A. bis J. Leipzig 1771. Bei Weidmanns Erben und Reich. 4. 568 S.

Wir glauben, es kann ein Werk der allgemeinen Erwartung nicht entſprechen, weil es nach einem, den Kräften des Verfaſſers, aber nicht der Natur ſeines Stoffs, angemeſſenen Plan iſt bearbeitet worden, es kann bei einzelnen Vollkommenheiten ein mageres Ganze darſtellen, und doch von derjenigen Seite, woher ihm ſein vorzügliches Talent zog, ein Monument ſeines Ruhms bleiben. Herr S. umfaßte einen Weltkreis von Materie; ſeine Schultern waren zu ſchwach; er ſonderte alſo ab, was ſie nicht tragen konnten, und handelte darin als ein Mann, der für die Sache der Wahrheit und ſeines eignen Ruhms ſorgte.

Es enthält dieſes Buch Nachrichten eines Mannes, der in das Land der Kunſt gereiſt iſt, allein er iſt nicht in dem Lande geboren und erzogen, hat nie darin gelebt, nie darin gelitten und genoſſen, nur Obſervationen, aber nicht Experimente, hat er angeſtellt. Er iſt Polybius der Taktiker, und nicht Thucydides und Xenophon der General, Hume der Seribent, und nicht Burnet der Staatsmann, der ſchreibt. Wir wollen ihn ſelbſt hören, was er von ſeinem Plane ſagt:

„Ich habe über die ſchönen Künſte als Philoſoph, und gar nicht als ein ſogenannter Kunſtliebhaber geſchrieben. Diejenigen die mehr curieuſe als nützliche Anmerkungen über Künſtler und Kunſtſachen hier ſuchen, werden ſich betrogen finden. Auch war es meine Abſicht nicht, die mechaniſchen Regeln der Kunſt zu ſammeln, und dem Künſtler, ſo zu ſagen, bei der Arbeit die Hand zu führen. Indem bin ich kein Künſtler, und weiß wenig von den praktiſchen Geheimniſſen der Kunſt. Für den Liebhaber, nämlich nicht für den curieuſen Liebhaber, oder den Dilettanten, der ein Spiel und einen Zeitvertreib aus den ſchönen Künſten macht, ſondern für denjenigen, der den wahren Genuß von den Werken des Geſchmacks haben ſoll, habe ich dadurch geſorgt, daß ich ihm viel Beurtheile über die Natur und die Anwendung der ſchönen Künſte benehme, daß ich ihm zeige, was für großen Nutzen er aus denſelben ziehen könne, daß ich ihm ſein Urtheil und ſeinen Geſchmack über das wahrhaftig Schöne und Große ſchärfe; daß ich ihm eine Hochachtung für gute, und einen Ekel für ſchlechte Werke einflöße, daß ich ihm nicht ganz unſichere Merkmale angebe, an denen er das Gute von dem Schlechten unterſcheiden kann.“

Dieſes war der Plan, den ſich Herr S. vorgeſchrieben hatte; allein war es der einzige und beſte zur Fortſchreitung der Kunſt? Und war dieſes Werk überhaupt das überlegte Unternehmen eines Mannes bei mit Scharfſicht des Geiſtes und Feſtigkeit des Herzens das unermüdliche Feld überſieht, das er zu bearbeiten unternimmt? Die weſentlichen Mängel entſpringen wohl aus der erſten und wahrſten Quelle; weil es unmöglich iſt, daß ein einziger Mann alle dazu erforderlichen Kenntniſſe in ſich vereinige. Wir kennen ein Genie in Deutſchland, das den bildenden Geiſt Plato's mit der taſtenden Erfahrungsphiloſophie und dem mannigfaltigen Reichthum der Kunſtrichterwiſſens vereinigt; und doch glauben wir, dieſer Mann würde die Theorie der Kunſt nur in Geſellſchaft eines Leſſing, Heyne, Ramler, Sulzer angreifen wollen, und die Literatur eines Hagedorn, Füeßli und Heinichen zu Rath ziehen. Nachdem iſt das Auditorium des Verfaſſers zu klein gewählt. Warum darf der Kunſtliebhaber nicht über die Kunſt zudeuten? Wir, wir, nach des Verfaſſers Ausdruck, mit den Künſten Unzucht treiben, hätten immer gewünſcht, daß Er, als Philoſoph, uns aus allgemeinen Grundſätzen die mannigfaltigen Phänomene erklärt hätte, von denen der Virtuoſe ſagt: das muß ſo ſeyn, das läßt, das thut Wirkung. Immer ein Bißchen mehr Dogma und das für weniger moraliſche Predigt über unſre Unzucht!

Die pſychologiſchen Erklärungen abſtracter Ideen machen beinah zwei Drittheile des Werks aus; ſie ſind meiſt nach dem einmal feſtgeſetzten Plane gut gerathen und ſind Beilagen zu dem Raum, das Verfaſſers, als eines unſerer erſten Landwirthe der Philoſophie, der Gränzen in anderes Land zu verwandeln weiß. Allein auch in dieſen Artikeln wünſchten wir nicht dieſe Darſtellung der Merkſteine, ſondern Bemerkung der Plage, wie ſie verſtellt werden können, auch immer ein wenig Bakoniſche Bücherkämmerei, Klaſſificirung und Abtheilung zu Entdeckungen Columbs. Wir wundern uns täglich der Verſuche, dem Faden nicht gefolgt iſt, der Leſſing und Herder aufgewunden haben, der die Gränzen jeder einzelnen Kunſt und ihre Bedürfniſſe beſtimmt. Nachdem

die Herren Theoretikschmiede alle Bemerkungen in der Dichtkunst, der Malerei und Sculptur in Einen Topf geworfen hatten, so wäre es Zeit, daß man sie wieder herausholte und für jede Kunst kertirte, besonders die der Sculptur und Malerei eigenen Grundsätze. Allein dazu gehört freilich eine noch zu erfindende Physiologie, zu der alle Jahre vielleicht nur Ein Bruchstein geliefert wird. — — Wir vermissen gerade das Erfahrungsmäßige, was in einem nach alphabetischer Ordnung abgetheilten Werke vorzüglich statt finden kann, d. i. Kritik, Literatur, Charakteristik einzelner Künstler. Der Recensent weiß aus eigner Erfahrung, wie undankbar es ist, in einer nach Epochen abgetheilten Abhandlung über die Kunst, das Portrait eines großen Mannes an das andere zu stellen. So richtig jede einzelne Zeichnung seyn mag, so ermüdet sie doch den Geist des Lesers; allein wenn er sie unter jeden Buchstaben vertheilt antrift, so gefällt es. Der Verfasser hat es mit einigen Büsten des Alterthums versucht, allein den Muth sinken lassen, da die Galerie der neuern Zeiten zahlreicher wurde. Indessen ist die Mannigfaltigkeit noch nicht Entschuldigung genug für die gänzliche Abwesenheit, und das Genie war zu allen Zeitalten eine so spontane Erscheinung, daß die Sammlung und Aufstellt der Charaktere gewiß keine Misse gewonnen seyn würde. S. 459 spricht der Hr. S. selbst für dieses unser punm desiderium. » Es würde angenehm seyn, und zu mehrer Kenntniß des menschlichen Genies insgemein viel beitragen, wenn Kenner aus den berühmtesten Werken der Kunst das besondre Gepräge des Genies der Künstler mit psychologischer Genauigkeit zu bestimmen suchten. « Man hat es zwar mit einigen Genien der ersten Größe versucht, aber weit man in dieser Art hat, ist nur noch als ein schwacher Anfang der Naturkisserie des menschlichen Geistes anzusehen. Dazu gehört freilich weit als Junius de Pictura veterum, Gravina, du Bos, Brumoy, und alle Collectaneenkammler aller und neuer Zeiten!

In Ansehung des Plans haben wir ferner bemerkt, daß die Theorie für den Liebhaber der Kunst, der noch nicht zum Kenner erwachsen ist, nicht genug zusammengehalten wird, sondern daß dasjenige, was unter Einem Artikel hätte stehen und worauf man in den andern nur hätte verwiesen dürfen, zu sehr auseinandergerückt ist, und dadurch gibt der Augenpunkt verloren. Z. B. Entwurf, Anfang, Ende, Gang, Anordnung hätte Einen Artikel formiren können, so wie Falten und Gewand, Fassung und Begeisterung, Beweis, Beweisarten, Beweisgründe, Einheiten und Drama.

Wir würden undankbar seyn, wenn wir nicht bemerken wollten, welche Artikel vorzüglich unsern Beifall gefunden haben. Dahin gehören: Anordnung, Ausdruck, Baukunst, Baumeister, Character, Komödie, eigenthümliche Farbe, Entfernung, Farben, Gedicht, Geschmack, Haltung u. s. w. In allen diesmit man das vorzügliche Talent des Philosophen, die verwickeltsten Ideen der Empfindung auseinander zu setzen, und aus den ersten Kräften der menschlichen Seele herzuleiten. Dagegen wird es uns erlaubt seyn, auch die Flecken anzuzeigen. Zuweilen scheint der Verfasser sein Auditorium aus den Augen zu lassen, und nicht zu bedenken, daß hier muß gelehrt, und nicht conversirt seyn; z. B. bei dem Artikel: Ausdruck, hätte man sich für den Gelehrten, der kein Kunstkenner ist, der Poesie gedenken sollen: denn sonst gienge ein jeder, man habe nur Abdrücke in Siegellack und Schwefel nöthig, um eine Lippert'sche Fabrik anzulegen. In der Anordnung wird zweimal der pyramidalischen Gruppirung gedacht, allein doch nicht der rechte Fleck so getroffen, daß dieser sonderbare Lehrsatz des Michel Angelo für den Unwissenden anschaulich wird. Der Artikel Allegorie ist lang, als sein wir fürchten, daß bei dieser Reise um die Welt, die kleine Insel vorbei geschifft werden, wo die ersten Bestandtheile zu finden waren, nach denen man die Allegorie komischer und ernster Gattung vom Homer bis auf Swift hätte ordnen können. Antike: hier ist ein wenig Literatur, aber alles so untereinander angegeben, wie bei einer Stockhausischen Bibliothek. Die Artikel: Horaz, Anakreon, Homer überlassen wir den Kennern, um über ihre Vollständigkeit, Richtigkeit oder Dürftigkeit das Endurtheil anzuführen. Sehr schöne Exempel sind uns aufgestossen, wenn unter andern bei der Erfindung bemerkt wird, daß der Geist im Hamlet zu dem Geist in der Semiramis Gelegenheit gegeben habe.

Durch das Ganze herrscht überhaupt eine beständige Strafpredigt gegen Wieland, Gleim und Jacobi. Hingegen sind fast alle Beispiele des Großen und Erhabnen aus der Noachide genommen. Nachdem sich die Wasser der epischen Sündfluth in Deutschland verlaufen, so hätte man die Trümmer der Bodmerischen Arche auf dem Gebirge der Andacht weniger Philisterinne überlassen können. Märe. Herr S. selbst ein Dilettant, so würde sein Kunstsystem nicht trübsinniger Eifer, sondern heitrer Glaube seyn, der nie schmält. Ueber die Moralität seiner Schriften ist der Verfasser des Agathon und der Musarion bei allen gesunden Köpfen längst gerechtfertigt, und Kenner des menschlichen Herzens mögen entscheiden, ob eine Leitung und Verknüpfung des Gefühls durch Blumenpfade einer lachenden Landschaft nicht geschwinder zum Ziel führe, als die längste mathematische Linie des moralischen Raisonnements.

Ueber den Werth einiger Deutschen Dichter und über andere Gegenstände, den Geschmack und die schöne Literatur betreffend. Ein Briefwechsel, 1stes Stück. Frankfurt und Leipzig 1771. 8. 20 Bogen.

Es ist eine undankbare Arbeit, wenn man Kober retten soll, wie es diese Verfasser in Ansehung der allgemeinen Orthodoxie des Geschmacks sind, gegen die sie sich auflehnen. In Gellert, die Tugend und die Religion glauben, ist bei unserm Publiko beinahe Eins. Die sogenannten Zweigelster in Sachen des Genies, worunter leider alle unser jetzt lebenden großen Dichter und Kunstrichter gehören, gegen eben die Grundsätze dieser Briefsteller, nur sind sie so klug, um der lieben Ruhe willen eine esoterische Lehre daraus zu bilden. Es thut uns leid, daß diese Verfasser die Regeln einer Erbauungsschrift verkannt, und nicht in der erlaubte Charlatanerie bei ihren Patienten angewendet haben. Sie wollten den lallenden, schlafenden und blinzenden Theil des Publikums curiren, und sie fangen dabei an, daß sie ihm seine Puppe nehmen — — Bilderstürmer wollen einen neuen Glauben predigen!

Gellert ist bei ihnen ein mittelmäßiger Dichter ohne einen Funken von Genie: das ist zu hart! Gellert ist gewiß kein Dichter auf der Scala, wie Ossian, Klopstock, Shakespear und Milton stehen, nach den Maßstab, womit Warton mißt, und wo selbst Pope zu kurz fiele, wenn er den Brief seiner Heloise nicht geschrieben hätte; allein dort er bewogen auf, ein angenehmer Zuhörer und Erzähler zu seyn, einen weitern Einfluß auf die erste Bildung der Nation zu haben? und hat er nicht durch vernünftige und oft gute Kirchenlieder

Gegenheit geraten, der Wuth der ehrlosen Gesinge zu verdammen, und wenigstens wieder einen Schritt zu einer unendlichen Verbesserung des Kirchenwesens zu thun? Er war nicht mehr als ein Privatgeist, ein brauchbarer Kopf, allein muß man ihm daraus ein Verbrechen machen, und sich wundern, wenn der gemeine Haufen nur Augen und Ohren für dergleichen Art von Schriftstellern hat? Nicht allein bei uns, sondern in allen Ländern wird der Anzahl der denkenden Menschen der wahren Gelehrten immer eine unsichtbare Kirche bleiben. Der Verfasser ist Sünde, daß der kluge Mann von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, welche die einzige ist, keinen Begriff hatte. Denn in allen Verfassungen unter der Geschmack hat er ihn nie die Namen Klopstock, Klein, Wieland, Gessner, Gleim, Lessing, Gerstenberg, weder im Guten noch im Bösen, nennen hören. Bei der Einfachheit seines Herzens läßt sich nicht anders schließen, als daß sein Verstand sie nie für Dichter erkannt hat. Es war vielleicht zum natürlich, daß er bei der gebrochenen Constitution seines ganzen Wesens die Stärke des Heldenfür Wuth des Rasenden halten mußte, und daß um die Kindheit, die Jugend, die nach Wieland die Stelle aller andern zumalen in dieser Welt vertritt, unrecht nichts von diesen Männern zu sagen.

Wir wünschen, daß die Ausfälle der Verfasser wenigstens dadurch wären, die Redensarten: beitronisiren, aus der Schanze verjagen und dergleichen klingen zu sinnlich, oder zu niedrig. Indessen ist diese Schrift kein Gerüchte, wie man unter diesem Titel den Publike hat an den Händen raisonniren wollen. Unter der nachlässigen Weitschweifigkeit dieser Briefe verkennt man nie die denkenden Köpfe, und wir empfehlen die Erinnerung über die Journalisten gleich zu Anfang, die Bemerkung über den Unterschied der Fabel S. 142 und 143, die Rettung Mittens S. 164, über das Lehrgedicht. S. 195, und die vortrefflichen Gedanken über Wieland's Verdienst als Lehrdichter in der Musarion S. 196, die Anordnung Gellerts mit Dusch und Utz, S. 200, den Ausspruch worauf sie die Gellertsche Moral betrachten, S. 245 und 250, und den ganzen Schluß unsern Lesern zur Beherzigung. Versuch zu schaden sieht man aus dem Detail der Kritiken, allein dasregen sind sie nicht unrichtig. Man hat unter den Fabeln freilich nicht die besten gewählt, und bei den Erzählungen die schwache Seite Gellerts, das ist die Materei, untersucht, und ihn am Ende gar mit Aristo gemessen. Wir sind aber doch versichert, daß diese Productionen mit allen ihren saurn Partien ein nützliches Ferment abgiebt, um das ertragen zu helfen, was wir dann Deutschen Geschmack, Deutsches Gefühl nennen würden.

Schreiben über Homer, an die Freunde der Griechischen Literatur. Von Seybold, Professor in Jena. Eisenach 1772. 8. 51 S.

Herbei, meine jungen Freunde, herbei! die ihr euch längst nach den Anschauen Homers gesehnt, euch ist ein neuer Stern aufgegangen, ein neuer Marschall, eine zuführen zum Throne des Königs, ein neuer Prophet, der sein Handwerk meisterlich treibt! Erst klagen über diese letzten Zeiten, über die Wolke der Irrlehrer, die herumtaumeln, das Volk zu verführen, und sprechen: siehe Homer ist hier! Homer ist da! — « Ich aber rufe euch, bring' euch ins Heiligthum; nicht nur zu ihm, auf seinen Schoos lege ich euch, in seine Arme leg' ich euch! Horche ihr Kritiken! »

Er ist nur ein Blick des Allmächtigen, vor die er euch inzwischen stellte, euch deutete auf das hohe Stirne würdige Haupt, auf den tiefen Blick, auf das Schwebende der Honigsüße, daß der heilige Sinn der überirdischen Gestalt über euch käme, ihr anbetetet und Wärme und Muth euch entzünde. Welcher ist unter euch so unmündig der nicht gründlich kritisch fragen dürfte: worum gleichet der Kalkas Schilde nicht mehr ständig mit einer Perücke?

Hinaus mit dem! das er Professor Seybolds Einwürfe zu lange, herum getrieben werde, in Wüsten wo kein Wasser ist.

Also den Charakter Homerischer Gesänge zu bestimmen, tritt er auf, anzugeben, was, und wie Homer gedichtet hat, den Maßstab zu berechnen, wornach seine Fehler und Schönheiten zu berechnen sind!

Fürs erste denn, Homers Stoff, und wie er weislich den interessantesten für seine Nation wählte — den Trojanischen Krieg zur Ilias, dessen Folgen zur Odyssee.

Der Trojanische Krieg! Stoff zur Ilias! Man sollte denken, er kenne nur das Gedicht aus der Ueberschrift; aber der Herr Professor haben's gelesen, schimmert studirt! immer schimmer! Der interessirt sich einen Augenblick für Troja? Steht nicht durchaus die Stadt nur als Coulisse da? Ist zum Anfange die Rede von Eroberung der Stadt, oder von was anderem? Erfahrt man nicht gleich, Troja wird trotz aller Bemühungen der Griechen, dißmal nicht eingenommen? Setzt ja kaum einer einmal einen Fuß an die Mauer. Ist nicht das hauptinteresse des Kampfes bei den Schiffen? — und dann die handelnden! Wessen ist das Interesse, der Griechen oder des Achilles? Wenn Homer seiner Nation Heers durch den Eigensinn eines Einzigen bestimmen lassen? Wo ist Nationalcharakter im ganzen Gedichte? — worin die Nation Theil nehmen mußte, als Nation, ist hier und da und das Detail, nirgends das Ganze.

Nun Stoff der Odyssee! Rückkehr der Griechen! der Griechen? oder eines einzigen, einzelnen, und noch dazu des abgelegensten der Griechen? dessen Rückkehr oder Nichtrückkehr nicht den mindesten Einfluß auf die Nation haben konnte. Und auch hier wieder sucht der Hr. Professor das Interesse in der gänzlichen Revolution dieser zwanzig Jahre in der entferntesten Nebenidee.

Er kommt auf Homers Art den Stoff zu behandeln, und fragt, nach Anlaß seiner treflichen Prämissen: Wer gab Homeren ein, den Trojanischen Krieg und die Rückkehr der Griechen besonders zu behandeln? Warum theilte er die Ilias, und Odyssee? — Und mehr solche Warums, die ihm die Ungereimtheit beantworten mag, die sie ihm eingab. Ferner plappert er den Horaz nach: « Wer lehrte ihn, die Leser in die Mitte der Begebenheit reißen? » Das ist doch nur der Specialfall der Odyssee, um auch Gesichtete der Einheit näher zu bringen. Daraus hat man eine Regel der Epopöe gemacht. Und wo werden wir in der Ilias in medias res gerissen? Wohl nach dem Herrn Professor, da res der Trojanische Krieg ist. Ist und bleibt aber der Zorn des Achilles Stoff der Ilias, so fängt sie unstreitig ab ovo an, ja noch ehe das ovum empfangen war.

Darauf, vom Einfluß des Zeitalters auf seine Gedicht: Da fängt der Herr Professor mir der von außen an; auch ist das bischen Aufgewerk alles, was er kennt. Von Krieg und Streitbegier, und wie das nicht

einen Federstrich, mit dem er das Religionsverhältniß umreißt.

Hier endigt sich der allgemeine Theil seiner Abhandlung, und der Herr Professor spricht: »Aus dieser Beschreibung, die ich, wie man sieht, aus dem Homer selbst zusammen getragen habe — Wohl zusammengescharrt, gesteppelt! — »läßt sich der Einfluß den die Zeit des Trojanischen Kriegs auf die Sittenbeschreibungen und Sprache der Homerischen Gedichte hatte, angeben.« Da ist's uns denn auch gegangen, wie Leuten, die im Hause eines prahlenden Bettlers inventiren: durchaus die Hoffnung betrogen! leere Kästen! leere Töpfe! und Lumpen!

Sitten! und da, anstatt Gefühls des höchsten Ideals menschlicher Natur, des höchsten Würde menschlicher Thaten, entschuldigt er den Homer, daß seine Zeit Tapferkeit für die höchste Tugend hielt, daß die Stärke der Leidenschaft den übrigen Stärken gleich war; entschuldigt das in dem unbedeutenden Tone professorlicher Tugendrichterei, den wir in Deutschland schon mehr haben reraisonniren hören. Und wirft über das noch hier und da so fein spöttelnde Vorwürfe an unsere Zeiten, daß man deutlich erkennt, er habe weder jene Zeiten, noch unsere, noch irgend welche Zeiten, berechnen können.

Beschreibungen. Archäologischer Trödelkram!

Sprache. Sowenig was junge Freund, herbeiholen könnte, als bisher. Allotria. Kritische Weitläuftigkeiten. Doch dünkt ihn das der Gesichtspunkt zu seyn, aus welchem man das an wahren Flecken, und wahren Schönheiten Homers urtheilen soll.

Da es nun aber auf den Nutzen kommt, den wir aus dem Studium des Homers schöpfen können, findet der Herr Professor auf einmal, daß sein Schriftchen schon zu lang sey, uns wenigstens dünkt, das hätte der Hauptzweck des Herrn Professors seyn sollen, und da streicht er denn hin, und aus dem, was er so kurz hinwirft, ließe sich auch ohne Liebenswürdigkeit schließen — er habe hier gar nichts zu sagen gewußt.

»Ein junges Genie lerne von ihm, Dichter seiner Nation werden, wie Virgil.« Wann war Virgil Dichter seiner Nation? den Römern das was Homer den Griechen war? Wann konnt' er es seyn? Wenn sie sonst nichts aus ihm lernen, als was Virgil, was mehrere aus ihm gelernt haben, mit Hyacinthen, Lotos, Veilchen, ihre Gedicht auszupuzen, braucht's all den Aufwand nicht. Drum wünschen wir auch zum Besten Homers und unsrer Literatur Herrn Seybold einen Schüler und Nachfolger. Besser unterrichtet als so belehrt.

Fragmente zur Griechischen Literatur. 1. Abschnitt. Würzburg 1772. 8. 170. S.

Unter diesem mystischen Titel kommt in Würzburg eine Art von periodischer Schrift heraus, deren Plan von dem Verfasser S. 4. dieses Abschnitts erzählt wird. »Er will uns das Genie und den Geist aller Griechischen Schriftsteller, Historiker, Dichter und Philosophen kennen lehren, er will nochher einen forschenden Blick in alle Schriften seiner Originale wagen; zuerst sie im Ganzen, hernach in ihren einzelnen Theilen betrachten; die Verbindung des Plans, so wie die Ausführung desselben beurtheilen; auf Schönheiten und Fehler merken; die Farbe des Ausdrucks untersuchen; Scharfsinn, Witz, Enthusiasmus, Moral, Politik, Richtigkeit der Erzählung prüfen, und seine Leser in das Zeitalter zurückführen, in welchem unser d. i. jeder Autor für seine Welt schrieb.« —

Uns schwindelt! Der Himmel gebe diesem Mann Methusalems Alter, Nestors Beredsamkeit, und das Genie aller seiner Autoren zusammen! Was wird er dann nach 960 Jahren für ein Werk liefern! Die vorliegenden Blätter die einen Auszug der Iliade — Homerum in nuce — ungefähr enthalten, vermuthlich für die, welche nicht Zeit haben den Homer zu lesen — diese Blätter, sagen wir, werden ohne Zweifel voraus geschickt, um das große Werk nach 960 Jahren damit zu enthüllen. Wir wüßten nicht, was wir sonst damit zu machen hätten.

O ihr großen Griechen! und du Homer! Homer! — — doch sie überseyet, commentirt, extrahirt, enucleirt, so sehr verrunzelt, gefleckt, perstiefelt, durch Steine, Staub, Pfützen geschleift, getrieben, gerissen,

τόσσ' ἐπὶ τοὶ χρόες σπάσται, τόσσ' ἀπὸ τοῖσι τέτμοι
Ἕκτορι, — —
ὄφρ' οἱ κεφαλὴν μὲν καταπρὸ ἕκαστε
κὰι πάσαν πᾶς ἔσπας — —

berührt nicht Verwesung sein Fleisch; nagt nicht ein Wurm an ihm: denn für ihn sorgen die seligen Götter auch nach dem Tode).

Robert Wood's Versuch über das Originalgenie des Homer, aus dem Englischen. Frankfurt am Main. In der Andreäischen Buchhandlung. S. 314. 8.

Außer der Brittischen besitzt keine der jetzigen Europäischen Nationen den Enthusiasmus für die Ueberbleibsel des Alterthums, der weder Kosten noch Mühe scheut, um sie, wo möglich, in ihrem völligen Glanze wieder darzustellen. Wenn neulich der Französische Kaufmann Guys die alten und neuern Griechen vergilich, so war bloß nur eine spielende Unterhaltung gewesen das Verdienst, das sich Wood um den Homer erworben hat. In das Genie dieses Dichterpatriarchen einzudringen, können uns weder Aristoteles noch Bossu Dienste leisten. Vergeblich würde man daher hier den Regelkram suchen, den Blair zur Erläuterung des Ossian, und eine Dame zur Apologie des Shakespeare angewendet haben. Wenn man das Originelle des Homer bewundern will, so muß man sich lebhaft überzeugen, wie er sich und der Mutter Natur alles zu danken gehabt habe. Ohne die genauste Kenntniß aber der Zeiten und des Orts, wo er gesungen, wird dies nie möglich seyn. Die Zeiten muß man, da uns außerdem keine Denkmale davon übrig geblieben, aus ihm selbst, und den Ort durch Reisen kennen lernen. Beides hat die große Schaar seiner Ausleger bisher ganz vernachlässigt. Wood studirte seinen Homer mit philosophischen Augen, und stellte hierauf mehr denn eine Reise in die Gegenden an, die durch die Iliade und Odyssee berühmt geworden, und deren physikalische Lage, im Ganzen, unverändert geblieben ist. Er war einer von der Reisegesellschaft, die sich aus den Ruinen von Balbek und Palmyra ein unvergängliches Denkmal errichtet hat. Er mittte dem Studium des Homer den größten Theil seines Lebens, das, leider, schon geendigt ist. Was wir di r davon lesen, sind nur Bruchstücke eines allgemeinen Commentars, den er über den Vater der Dichter schreiben wollte, und der einzig in seiner Art geworden wäre. Der Mangel an einer wohlübertachten Ordnung, viele Lucken und die öftern Fingerzeige auf ein künftiges ausgearbeitetes Werk geben der Abhandlung das Ansehen eines Unvollendeten. Indessen sind es die schätzbarsten Fragmente, die uns den Verlust des Hauptwerks bedauern machen, wenn nicht der Erbe des Verfassers, Herr Bryant, es unter seiner Verfassenschaft gern-

hat, gefunden hat. Mit der Geschichtlichen Buchdruckerkunst durch die Jahrhunderte so fortgeht, und wie sie mit den nächsten Gründen des Fortschritts zusammenhängt, und wie sie uns aus dem philosophischen Standpunkte der Geschichte der Menschheit betrachten. Man sehe zur Probe die Betrachtung über die damaligen Schriftarten und über die Bildung der Griechischen Sprache nach. Die Literatur hat in diesen Dingen das unstreitige Verdienst, einen Anfang gemacht zu haben. Anmerkungen über die Juden wird man finden. Wenn Weber's Demokritus davon die dem Publikum ein Stück geben, über die Hermetischen Weisheiten ein neues Licht zu verbreiten, die Feder der Papischen Ehre auszuwandeln zu setzen, die berühmte Streitfrage über die Entfernung der Insel Pharus vom Lande zu entscheiden u. s. w.

Auch Virgils Genie wird bei mehrern Gelegenheiten von uns sehr studiert werden. Stoff in so kühnen Materialien, in welchen sich der geschäftige Geist des Verfassers verbirgt, als die über Homers Vaterland, über die Genealogie der Homerischen Epoche und dergleichen sind, muß man in diesen Denker verbunden, wenn man ihm auch nicht ganz beipflichten kann. Aus dem Buch, heraus sieht, muß es eine steife Behauptung scheinen, wenn er sagt, daß selbst die Alten ihren Homer nicht so local und temporell studirt haben als es sich gehört. Ist man aber das ganze Buch selbst, soweit man einkommen, daß die kritischen Betrachtungen, die uns von den Alten über den Homer übrig geblieben sind, wirklich tief unter den Aussichten stehen, die uns Wood eröffnet. Zur Ehre des Alterthums wollen wir indessen muthmaßen, daß ihre besten Untersuchungen über den Homer im Raub der Zeit geworden sind. Wood ließ seine Schrift 1769 nur als Manuscript für Freunde drucken. Als ein Geschenk kam sie nach Gottingen, wo sie Herr Heyne ausführlich beurtheilte, dessen Recension hier der Verrede des Uebersetzers eingeschaltet werden ist. Das Heynische Lob und die Seltenheit des Werks reizte manche übersetzungsbegierige Hand darnach zu trachten, aber alle Versuche waren vergebens. Herr Michaelis, der Besitzer jenes einzigen Exemplars in Deutschland, suchte in allen seinen Schriften die Verleger zu locken, um es dem Mastbietenden zu verhandeln. Wie der gegenwärtige Uebersetzer es dadurch gewonnen hat, daß er nicht für zu erfunden zu entdecken. — Druck und Papier machen der Autorischen Buchhandlung Ehre.

Die schönen Künste in ihrem Ursprung, ihrer wahren Natur und besten Anwendung, betrachtet von J. G. Sulzer. Leipzig 1772. 8. 85 S.

Sehr bequem ins Französische zu übersetzen, könnte auch wohl aus dem Französischen übersetzt seyn. Herr Sulzer, der nach dem Zeugniß eines unsrer berühmten Männer ein eben so großer Philosoph ist, als irgend einer aus dem Alterthume, schmiedet in seiner Theorie, nach Art der Alten, mit einer exoterischen Lehre das arme Publikum abzuspeisen, und diese Bogen sind, wie mehrlich, unbedeutender als alles andere.

Die schönen Künste, ein Artikel der allgemeinen Theorie, tritt hier besonders ans Licht, um die Liebhaber und Kenner desto eher in Stand zu setzen, vom Ganzen zu urtheilen. Wir haben beim Lesen des großen Werks bisher schon manchen Zweifel gehabt, da wir nun aber gar die Grundsätze worauf sie gebaut ist, den Leim, der die verwerflen Lattenzeile der zusammen halten soll, untersuchen, so finden wir uns in der Meinung nur um so bestärkt: hier sey für niemanden nichts gethan als für den Schüler, der Elemente sucht, und für den ganz leichten Dilettanten nach der Mode.

Daß eine Theorie der Künste für Deutschland noch nicht gar in der Zeit seyn möchte, haben wir schon einmals unsre Gedanken gesagt. Wir beschränken uns wohl, daß ein solche Meinung die Ausgabe eines solchen Buchs nicht hindern kann, nur wünschen können und müssen wir unsre guten jungen Freunde vor dergleichen Werken. Wer von den Künsten nicht sinnliche Erfahrung hat, der lasse sie lieber. Warum sollte er sich damit beschäftigen? Weil es so Mode ist? Er bedenke, daß er sich durch alle Theorie den Weg zum wahren Genuß versperrt, dem ein schülicheres Nichts, als sie, ist nicht erfunden worden.

Die schönen Künste der Grundartikel Sulzerischer Theorie. Da sind sie denn, versteht sich, wieder alle beisammen, verwandt oder nicht. Was steht im Lexikon nicht alles hintereinander? Malerei und Tanzkunst, Beredsamkeit und Baukunst, Dichtkunst und Bildhauerei, alle aus einem Loche, durch das magische Loch eines philosophischen Kämpchens auf die weiße Wand gezaubert, tanzen sie im Wunderschein durcheinander auf und nieder, und die verzückten Zuschauer stehlocken sich fast außer Athem.

Daß einer, der ziemlich schlecht raisonnirte, sich einfallen ließ, gewisse Beschäftigungen und Freuden der Menschen, die bei ungemalischen gezwungenen Nachdenkern Arbeit und Mühseligkeit wurden, ließen sich unter die Rubrik Künste, schöne Künste classificiren, zum Behuf theoretischer Gaukelei, das ist denn der Bequemlichkeit wegen Leitfaden geblieben zur Philosophie darüber, da sie doch nicht verwandter sind, als septem artes liberales der alten Pfaffenschulen.

Wir erstaunen, wie Herr S., wenn er auch nicht darüber nachgedacht hätte, in der Ausführung die große Unbequemlichkeit nicht fühlen mußte, daß, so lange man in generalioribus sich aufhält, man nichts sagt, und höchstens durch Declamation den Mangel der Stoffes vor Unerfahrenen verbergen kann.

Er will das unbestimmte Principium: Nachahmung der Natur, verdrängen, und giebt uns ein gleich unbedeutendes dafür: Die Verschönerung der Dinge. Er will, nach dergebrachter Weise, von Natur auf Kunst herüberschließen: « In der ganzen Schöpfung stimmt alles darin überein, daß das Auge und die andern Sinne von allen Seiten her durch angenehme Eindrücke gerührt werden. » Gehört denn, was unangenehme Eindrücke auf uns macht, nicht so gut in den Plan der Natur, als die lieblichsten? Sind die wüthenden Stürme, Wasserfluthen, Feuerwogen, unterirdische Gluth, und Tod in allen Elementen nicht eben so wahre Zeugen ihres ewigen Lebens als die hervorlachende Sonne über volle Weinberge und duftende Orangenbäume? Was würde Herr Sulzer zu der siebenfachen Mutter Natur sagen, wenn sie ihm eine Metropolis, die sie mit allen schönen Künsten, als Handlangerinnen, erbaut und bevölkert hätte, in ihren Bauch hinunterschlänge?

Eben so wenig befriedigt die Folgerung: « Die Natur wollte durch die von allen Seiten auf uns zuströmenden Annehmlichkeiten unsre Gemüther überhaupt zu der Sanftmuth und Empfindsamkeit bilden. » Ueberhaupt thut sie das nie, sie härtet vielmehr, Gott sey Dank, ihre ächten Kinder gegen die Schmerzen und Uebel ab, die sie ihnen unabläßig bereitet, so daß wir den den glücklichsten Menschen nennen können, der der stärkste wäre, dem Uebel zu entgehen. es von sich zu

weisen, und ihm zum Trutz den Gang seines Willens zu gehen. Das ist nun einem großen Theil der Menschen zu beschwerlich, zu unmöglich; daher retiriren und rettranchiren sich die meisten, sonderlich die Philosophen, deswegen sie denn auch überhaupt so adaquat disputiren.

Wie particular und eingeschränkt ist folgendes, und wie viel sollte es beweisen? »Vergänglich hat diese zärtliche Mutter den vollen Reiz der Annehmlichkeit in die Gegenstände gelegt, die uns zur Glückseligkeit am nächsten sind, besonders die selige Vereinigung wodurch der Mensch eine Gattin findet.« Wir ehren die Schönheit von ganzem Herzen, sind für ihre Attraction nie unempfindlich gewesen, allein sie hier zum primo mobili zu machen, kann nur der, der von den geheimsten Quellen Kräften nichts ahnet, durch die jedes zu seines Gleichen gezogen wird, alles unter der Sonne sich paart und glücklich ist.

Wäre es nun also auch wahr, daß die Künste zu Verschönerung der Dinge um uns wirken, so ist's doch falsch, daß sie es nach dem Beispiele der Natur thun.

Was wir von Natur sehen, ist Kraft, die Kraft verschlingt, nichts gegenwärtig, alles vergänglich, tausend Keime zertreten, jeden Augenblick tausend gebiert, groß und bedeutend, mannigfaltig ins Unendliche, schön und häßlich, gut und bös, alles mit gleichem Rechte neben einander existirend. Und die Kunst ist gerade das Widerspiel, sie entspringt aus den Bemühungen des Individuums sich gegen die zerstörende Kraft des Ganzen zu erhalten. Schon das Thier, durch seine Kunsttriebe, scheidet, verwahrt sich; der Mensch durch alle Zustände befestigt sich gegen die Natur, ihre tausendfachen Uebel zu vermeiden, und nur das Maß von Genuß zu genießen, bis es ihm erblich gelingt, die Circulation aller seiner wahren und gemachten Bedürfnisse in einen Palast einzuschließen, so fern es möglich ist, alle zerstreute Schönheit und Glückseligkeit in seine gläsernen Mauern zu bannen, wo es denn immer weicher und weicher wird, den Freuden des Körpers Freuden der Seele substituirt, und seine Kräfte, von seiner Widerwärtigkeit zum Naturgebrauche aufgespannt, in Tugend, Wohlthätigkeit, Empfindsamkeit zerfließen.

Herr S. geht nun seinen Gang, den wir ihm nicht folgen mögen; an einem großen Trupp Schüler kann's ihm so nicht fehlen, denn er setzt Milch vor und nicht starke Speis, redet viel von dem Wesen der Künste, Zweck, und preist ihre hohe Vortrefflichkeit als Mittel zu Beförderung der menschlichen Glückseligkeit. Wer den Menschen nur einigermaßen kennt, und Künste und Glückseligkeit, wird hier wenig hoffen; es werden ihm die vielen Könige einfallen, die mitten im Glanz ihrer Herrlichkeit der Ennui zu Tode schlug. Denn wenn es nur auf Kennerschaft angesehen ist, wenn der Mensch nicht mitwirkend genießt, müssen bald Hunger und Ekel, die zwei feindlichsten Triebe, sich vereinigen, den elenden Pococurante zu quälen.

Hierauf läßt er sich ein auf eine Abtheilung der Schicksale schöner Künste und ihres gegenwärtigen Zustands, die denn mit recht schönen Farben hin imaginirt ist, so gut, und nicht besser, als die Geschichten der Menschheit, die wir so gewohnt worden sind in unsern Tagen, wo immer das Mädchen der vier Weltalter sufficient ist, und im Ton der zum Roman umpragmatisirten Geschichte.

Nun kommt Herr S. auf unsre Zeiten und schilt, wie es einem Propheten geziemt, macht auf sein Jahrhundert; läugnet zwar nicht, daß die schönen Künste mehr als zu viel Beförderer und Freunde gefunden haben, weil sie aber zum großen Zweck, zur moralischen Besserung des Volks, noch nicht gebraucht worden, haben die Großen nichts getan. Er träumt mit andern, eine weise Gesetzgebung würde zugleich Genies beleben, und auf den wahren Zweck zu arbeiten anweisen können, und was dergleichen mehr ist.

Zuletzt wirft er die Frage auf, deren Beantwortung den Weg zur wahren Theorie eröffnen soll: »Wie ist es anzufangen, daß der dem Menschen angeborne Hang zur Sinnlichkeit, zu Erhöhung seiner Sinnesart angewendet, und in besondern Fällen als ein Mittel gebraucht werde, ihn unwiderstehlich zu seiner Pflicht zu reizen?« So bald und mißverstanden, und in den Wind, als der Wunsch Cicero's, die Tugend in körperlicher Schönheit seinem Sohne zuzuführen. Herr S. beantwortet auch die Frage nicht, sondern deutet nur, worauf es hier ankomme, und wir machen das Büchlein zu. Ihm mag sein Publikum von Schülern und Kennern getreu bleiben, wir wissen, daß alle wahren Künstler und Liebhaber auf unsrer Seite sind, die so über den Philosophen lachen werden, wie sie sich bisher über die Gelehrten beschwert haben. Und zu diesen noch ein paar Worte, auf einige Künste eingeschränkt, das auf so viele gelten mag, als es kann.

Wenn irgend eine spekulative Bemühung den Künsten nützen soll, so muß sie den Künstler gerade angehen, seinem natürlichen Feuer Luft machen, daß es um sich greife und sich thätig erweise. Denn um den Künstler allein ist es zu thun, daß der keine Seligkeit des Lebens fühlt, als in seiner Kunst, daß, in sein Instrument versunken, er mit allen seinen Empfindungen und Kräften da lebt. Am gaffenden Publikum, ob das, wenn's ausgegafft hat, sich Rechenschaft geben kann, warum es gaffte, oder nicht, was liegt an dem?

Wer also schriftlich, mündlich oder im Beispiel, immer einer besser als der andere, den sogenannten Liebhabern der, das einzige wahre Publicum des Künstlers, immer näher und näher zum Künstlergeist aufwecken konnte, daß die Seele mit einfließe ins Instrument, der hätte mehr gethan, als alle psychologischen Theorisien. Die Herren sind ja doch drehen im Empyreum transcendenter Tugendschöne, daß sie sich um Kleinigkeiten hienieden nicht kümmern, auf die alles ankommt. Wer von uns Erdensöhnen hingegen sieht nicht mit Erbarmen, wie viel gute Seelen z. B. in der Musik an ängstlicher mechanischer Ausübung hangen bleiben, darunter erliegen?

Gott erhalte unsre Sinnen, und bewahre uns vor der Theorie der Sinnlichkeit, und gebe jedem Anfänger einen rechten Meister! Weil denn die nun nicht überall und immer zu haben sind, und es doch auch geschrieben seyn soll, so gebe uns Künstler und Liebhaber ein mäßiges Exerzir seiner Bemühungen, der Schwierigkeiten, die ihn am meisten aufzuhalten, die Kräfte, mit denen er überwunden, die Zufälle, der ihn gehollfen, des Geists, der in gewissen Augenblicken über ihn gekommen, und ihn auf sein Leben erleuchtet, bis er zuletzt immer zunehmend sich zum mächtigen Besitz hinaufgerungen, und als König und Ueberwinder die benachbarten Künste, ja die ganze Natur zum Tribute genöthigt.

So würden wir nach und nach vom Mechanischen zum Intellectuellen, vom Farbenreiben und Saitenaufziehen zum wahren Einfluß der Künste auf Herz und Sinn eine lebendige Theorie versammeln, würden dem Liebhaber Freude und Muth machen, und vielleicht dem Genie etwas nutzen.

Empfindsame Reisen durch Deutschland von S. Zweiter Theil. Bei Zimmermann. Wittenberg und Zerbst. 8. 22 Bogen.

Alas the poor Yorick! Ich besuchte dein Grab

und fand mit ihr auf dem Grabe seines Freundes Lorenz, ein Distel, die ich noch nicht kannte, wie ich auf ihr den Namen: Empfindsame Aeltermutter durch Deutschland. Also hat er dem guten Herich getraut. Sport, Heim und Lenz. Nur schade! immens dis stellt der Herr Präceptor S. zu Magdeburg. Herich empfand, und dieser setzt sich hin zu empfinden: Herich mirt von seiner Laune ergriffen, winselnde Lieder in einer Minute, und durch die Manie der Sentimentalität lachen und weinen wir mit, die aber steht einer und überlegt: wie lacht und weint ich? was werden die Leute sagen, wenn ich lache und weine? Was werden die Recensenten sagen? Alle seine Geschöpfe sind aus der Luft gegriffen. Er hat nie geliebt und nie gehasst. Der gute Herr Präceptor! Und wenn er uns eins von seinen Weibern soll handeln lassen, so greift er in die Tasche und zaukelt aus seinem Sacke etwas hervor.

Wir hoffen noch immer von ihm, er würde den zweiten Ritt nicht wagen; allein eine freundschaftliche Stimme von den Ufern der Elbe, wie er sie nennt, hat ihm gesagt: er soll schwagen. Wir raten es ihm als wahren Freunde nicht, ob wir gleich zu dem Schriftstellergeschlecht gehören, mit dem er so viel im ersten Kapitel seines Traumes zu thun hat. Ihm träumt er werde aufgehängt werden neben Pennyl.! Wir als Poetischer diente das literaturgerichts sprechen anders, und lassen den Herrn Präceptor noch eine Weile beim Leben. Aber ins neue Arbeitshaus muß er, wo alle unnützen und schwatzenden Schriftsteller Morgenländische Rabiosen raspeln, Varianten auslesen, Urkunden schaben, tironische Noten sortiren, Register zuschneiden und andere dergleichen nützliche Handarbeiten mehr thun.

Die Jägerin, ein Gedicht. Leipzig 1772.

Der Rhein, ein Eichenwald, Hertha und Gefolge, dazu der Name Wennebals charakterisiren es zum Deutschen Gedicht. Wir erwarteten hier keine markige Natur unserer Aeltervätter; aber auch nicht das geringste Wildschöne, trotz Titel und Vignette nicht, einmal Waldmannskraft, das ist zu wenig! des ächters Wälder sind licht wie ein Fest unserer Gemeinheiten, und das Abenteuer vergönnet ihr so glücklich in die Bäuchzimmer, als nach Frankreich. Auch hat der Mann gefühlt, daß sein Aeneide nicht mit Wardengewalt ans Herz rauschen. Die sprede Kunstunde, der er ihnen seine Leidenschaften vorzaubern, schmiegt endlich und spricht: Ich liebte dich schon längst! Notwendig zur Wahrscheinlichkeiter Entwicklung, nur kein Compliment für die Harf. Wir bedauern daß der Dichter, wie noch mehr Deutsche, seinen Beruf verkannt hat. Er ist nicht für Wälder gebohren. Und so wenig war das Verfahren seines Herrn Vaters obdienen, der in dem angstängsten Traumlide mit leidiger Gedanksantrieben, ihm die Harf zerrißt, so sehr wir fühlen, daß sie das nicht verdient; so sehr wünschten wir, er möge in denen eine Zither verlauschen, um uns, an einem schönen Abend, in freundlicher Wattenscher Versammlung, von Liebesleiden der Empfindung vorzusingen. Er würde unsere Erwartung ausfüllen, und wir ihn mit gesellschaftlichem Freudank belohnen.

Lyrische Gedichte von Blum. Berlin 1772. 8. 102 S.

Wir wissen fast nicht mehr, ob wir wünschen sollten, daß jung Dichter die Alten frühe lesen. Zwar unsere empfindsamen ob Lebensart erstickt das Genie, wenn die Sänger steter Zeiten es nicht erwärmen, und ihm wenigst nebenbeispiele fremde Atmosphäre einhauchen; aber eben die Sänger dauchen auch oft ein so todtes Gefühl in die Seele, daß der volle Dichter, mit dem glücklichen Genie, bald sich blos durch seine Einbildung im Flug erhalten, und keine von den allbekannten Bauerfreuden mehr können lassen kann, die doch allein wahre Poesie machen. Warum sind die Dichter der alten Skalden und Barden, und der alten Griechen, selbst der Morgenländer so stark, so feurig, so ächt? — Die Natur trieb sie zum Singen wie den Vogel in der Luft. Uns — wie können's uns nicht verbergen, — uns treibt ein gemachtes Gefühl, das wir der Bewunderung und dem Mehrgefallen an den Alten zu danken haben, zu der Leier, und darum sind unsre besten Lieder, einige wenige ausgenommen, nur nachgeahmte Copien. — —

Wir sind zu dieser Betrachtung durch die lyrischen Gedichte des Herrn Blum geleitet worden. Dieser Dichter ist gewiß nicht ohne Genie; aber selten kann er sich länger erhalten, als er seinen Horizont im Gesicht hat. Dieser leuchtet ihm vor, wie die Fackel der Hero; sobald er allein gehen muß, so sinkt er! Der Raum erlaubt uns nicht Beweise anzuführen, aber wir berufen uns auf jeden Leser, der seinen Horaz kennt, ob nicht fast immer der Dichter kalt und matt wird, wo ihm nicht Horaz und David, Gedanken, Empfindungen, Wendungen, Situationen, jener selbst seine Mythologie leihet, die — wir reden nach unserm Gefühl — selten anders gebraucht wird, als wie die Imagination mit kaltem Herzen dichtet. Das bekannte horazische Duett, Donec gratus eram, hat Kleist weit besser übersetzt; aber das Klaglied des David und Jonathan haben wir nirgend so schön versificirt gelesen. Wir wünschen dem Verfasser ein unverderbtes Mädchen, geschäftige Tage, und keinen Dichtertrieb ohne Autorcastt. Der beste Dichter artet aus, wenn er bei seiner Compositen ans Publikum denkt, und mehr von der Beifall nach Ruhm, kurzal Journalistenruhm, als von seinem Gegenstand erfüllt wird.

Brauns, H., Versuch prosaischen Fabeln und Erzählungen. München 1772. 8. 187 S.

Diesen Fabeln hat der Herr Verfasser für seine Landsleute eine kleine Theorie angehängt, weil, sagt er, nicht sich hervorthun, und ihm Fabeln nachschreiben konnten. so wie gleich etliche Bürchen freundschaftlicher Briefe erschienen wären, seitdem Er einen Versuch in freundschaftlichen Briefen geschrieben hätte. Diesen jungen Leuten nun, meint er, würden die ächten Begriffe von der Fabel sehr nöthig. — —

Nöthig sind sie freilich, sowohl den bösen jungen Leuten, die Herrn B. Fabeln nachschreiben, als allen andern, die sich ohne Genie in diese Feld wagen, aber durch Herrn B's. Theorie werden sie eben nicht sehr erleuchtet werden. Er sagt: die Fabel wäre eine kurze erdichtete, meistentheils theorische Handlung, worunter ein gewisser Satz aus der Sittenlehre verborgen liege. Unbestimmter kann man wohl nicht erklären. Uns dünkt überhaupt, man hat die Theorie von der Fabel noch nicht genug auseinander gesetzt. Wir glauben daß sie im Anfang nichts war, als eine Art von Induction, welche in den glücklichen Zeiten, da man noch nichts von dem dicto de omni et nullo wußte, die einzige Weisheit war. Wollte man nämlich andere belehren oder überreden, so zählte man ihnen den Ausgang verschiedener Unternehmungen in Beispielen. Gaben Beispiele waren

nicht lange hinlänglich; man erdichtete also andere, und weil eine Erdichtung, die nicht mehr sagt als vor Augen steht, immer abgeschmackt ist, so ging man aus der menschlichen Natur hinaus, und suchte in der übrigen belebten Schöpfung andere thätige Acteurs. Da kam man auf die Thiere, und so fabulirte man fort, bis die Menschen mehr anfingen zu raisonniren, als zu leben. Nun erfand man Axiome, Grundsätze, Systeme u. d. al. und mochte Induction nicht mehr leiden, zuletzt entstand das Ding der benneten Compagnie, zu welcher sich Dichter und Philosophen schlugen. Diese wollten der Fabel, die mit der Induction gefallen war, wieder aufhelfen. Sie schminkten sie alte, puderten sie, behingen sie mit Bändern, und da kam das Mitleiden zwischen Fabel und Erzählung heraus, wodurch man nun nicht mehr lieben, sondern amusiren wollte. Endlich merkte man, wie weit man sich von der ersten Erfindung entfernt hatte. Man wollte zu ihr zurückkehren, und schnitt die Auswüchse ab; allein man konnte doch mit der Induction nicht fortkommen, und behalf sich also mit dem bloßen Witz; da wurde Fabel Epigramm.

So würde die Geschichte der Theorie aussehen, die wir von der Fabel schreiben würden. Beispiele von der letzten Gattung würden wir genug in Herrn B.'s Fabeln antreffen. Wir würden aber schwerlich welche darin finden, dem Thiere, dem Baume, dem Steine, dem Bache, dem Winde, dem Feuer, dem Lichte, dem Schatten, dem Echo, dem Traume, dem Nichts, dem Ich, dem Du, dem Er, dem Es, dem Wir, dem Ihr, dem Sie, dem Alles

» Was doch keiner mit Worten ausdrücken kann,
» mit Thränen, und keiner mit dem Verstande den
» rollen Buch, und der Seele drinn. «

Wahrheit wird in seinen Liedern seyn, und lebendige Scenerie, nicht bunte Seifenblasenkunst, wie sie in hundert Deutschen Gedichten herum wallen.

Doch, es's solche Mädchen giebt? Oh's solche Jünglinge geben kann?

Es ist hier vom polnischen Juden die Rede, den wir fast vergessen hätten, auch haben wir nichts von seinem Odin gesagt. Was ist da viel zu sagen? durchschnitte Gottern und Menschen verhaßt, Mattmäßigkeit. Wir wünschen, daß er uns auf denen Wegen, wo wir unser Ideal suchen, einmal wieder, und geistiger begegnen möge.

Cymbeline, ein Trauerspiel, nach einem von Shakespear erfundenen Stoffe. Danzig.

Der Verfasser, da er sich, laut dem Vorbericht, nach einer schweren Krankheit aller ermüdenden Arbeiten enthalten mußte, beschäftigte sich mit Shakespear's Werken. Das, hätten wir nun gleich sagen wollen, war für einen Rezensenten keine Beruhigung. Wer an dem Leben, das durch Shakespear's Stück glüht, theilnehmen will, muß an Leib und Seele gesund seyn. Da bedauerten nun der Herr Verfasser aus unsigem Gesicht einer kühlen, schwächlichen, kritischen Sittlichkeit, die vielen incongruités, durch die (wie der treffliche Johnson ad hoc drama gleichfalls bemerkt hat) many just sentiments, und es schloß also: das Gold von Schlacken zu scheiden, (denn das ist ja seit undenklichen Jahren von popoli critici und Shakespear), wenigstens einen Versuch zu machen, nichts weniger dem ehrsamen Publico vorzulegen, als wie ungefähr Sophokles, wenn er diesen Stoff zu bearbeiten gehabt hätte, die Sachen würde eingerichtet haben. Nun travestirten sie alle — nicht travestirten! dann bleibt wenigstens Gestalt des Originals — parodirten! — auch nicht! da läßt sich wenigstens aus dem Gegensatz abnehmen — also denn? — welches Wort drückt die Armuth hier gegen Shakespear's Reichthum aus!

Shakespear, der den Witz einiger Jahrhunderte in seiner Brust fühlte, dem das Leben ganzer Jahrhunderte durch die Seele weht! — und hier — Komödianten in Zendel und Glanzleinewand, gestaltet. Gentilien, der Schauplatz ein Wald, worin ein dichtes Gebüsch, wodurch man in eine Grotte geht, im Fond ein großer Stein von Pappe, auf dem die Hexen und Dämonen sitzen, fliegen, erstochen werden ꝛc.

So würde Sophokles die Sachen behandelt haben! Es ist schon ein ganz unglaubliches Unternehmen, das Shakespear's Stücke, deren Wesen, Leben der Geschichte ist, auf die Einheit der Geschlechten, die uns nur That vorstellen, reduciren will, nun aber gar so, nach der Abhandlung vom Trauerspiel in dem ersten Theil der ältern leipziger Bibliothek zu modeln! Wir sind gewiß, daß es jeder — auch nur Leser Shakespear's — mit Verachtung aus der Hand werfen wird.

Neue Schauspiele, aufgeführt in den Kaiserlich Königl. Theatern zu Wien, Preßburg. Erster Band, 8. 1 Alph. 2 Bogen.

Diese Sammlung enthält fünf Drame, oder Schauspiele, oder Lustspiele, oder Trauerspiele — die Verfasser wissen so wenig als wir, was sie daraus machen sollen — und der Wiener Manufaktur. In allen fast tragikomische Jugend. Großmuth und Zärtlichkeit zu schwachen, daß der gesunde Menschenverstand und die Natur nicht zum Wort kommen können. Hier ist der Inhalt der Stücke, denn wir wollen sie nicht umsonst gelesen haben.

Die Kriegsgefangenen: wenn nicht die Erfindung gerade in dem letzten Auftritt der letzten Handlung glücklich an die Freunde der Kriegsgefangenen übergegangen wäre, so hätte ein entlaufener Feldwebel einen Haufen sehr metallisch sentimentaler Leute, wider seinen Willen und wider alle Theatergerechtigkeit, an den Galgen gebracht.

Gräfin Tarnow. Zwei entsetzlich Verliebte würden nimmermehr ein Paar geworden, wenn nicht durch eine gewisse Erzählung ein Wunder geschehen wäre, dergleichen nur auf der Wiener Nationalschaubühne erhört worden sind. Schade, daß die Erzählung einen Schuß bekommt! Doch nicht Schade, sie wäre sonst am Ende der Welt gewesen, ehe das Wunder zu Stand gekommen wäre, und dann weiß der Himmel, wie die Verliebten geheilt haben würden.

Hannchen. Ein Herzog, ein Graf, und ein Kammerdiener reißen sich um ein Mädchen. Der Kammerdiener wird vom Herzog erstochen; der Herzog, der dazu schon eine Frau Herzogin hat, und des Mädchens Onkel ist, doch, ohne es zu wissen versteht sich wegen des decorum, der Herzog läßt sich unter einem falschen Namen von einem Betrüger mit dem Mädchen trauen, wird aber durch hundertausend Dinge gehindert, die Deckung desselben, und da also das Mädchen nach Deutschen Rechten noch immer eine Jungfer bleibt, so heirathet sie den Grafen. Man schießt, sticht, beult, zankt, fällt in Ohnmacht und auf die Knie, spricht Sentenzen, versöhnt sich und, wie am Schluß versichert wird, alle bezeugen ihre Freude, daß der Vorhang zufällt.

Der ungegründete Verdacht. Ein Lord wird durch einen halben Brief ein Narr, und durch die andere Hälfte wieder geschieht.

Der Tuchmacher von London: einen Augenblick später und Lord Falkland und Wilsen lagen in der Themse; dann gute Nacht Fanny, Sondridge, Julie, Heinrich, Beth, David und den ehrlichen Tuchmachern!

Von dieser Sammlung soll nächstens der zweite Theil nachfolgen, denn leidem Thalia und Melpomene durch Vermittelung einer Französischen Kupplerin mit dem Nonsens Unzucht treiben, daß sich ihr Geschlecht vermehrt wie die Frösche!

Zwei schöne neue Mährlein: als 1.) Von der schönen Melusinen; einer Meerfey. 2.) Von einer untreuen Braut, die der Teufel holen soll. Der lieben Jugend, und dem Frauenzimmer zu beliebiger Kurzweil in Reime verfasset. Leipzig, in der Jubilatemesse 1772.

Allerdings wäre in den Mährlein und Liedern, die unter Handwerkspursichen, Soldaten und Mägden herumgehen, oft eine neue Melodie, oft der wahre Romanzenton zu holen. Denn die Verfasser dieser Lieder und Mährlein schrieben doch wenigstens nicht fürs Publikum, und so ist schon zehn gegen eins zu wetten, daß sie weit weniger verunglücken müssen, als unsere neuern poetischen Versuche. Meistens ist's ein munterer Geselle, der den andern vorsingt: oder den Reihen anführt, und

also ist wenigstens die Munterkeit keine Prätension und Affectation. — Der Herr Student, der diese Mährlein versificirt hat, versificirt sehr rein, soll aber dem ungeachtet keine Mährl in mehr versificiren, denn ihm fehlt der Wahrheitsinn, der in der Welt nichts als Abenteuer, Strafgericht, Liebe, Mord und Todschlag sieht, just wie alles in den Quadraten seiner gemalten Leinwand steht. Weder naive Freude, noch naive Wehklage der Menschen, aus Ritter- und Feenzeiten, deren Seele eine Bildertafel ist, die mit ihrem Körper lieben, mit ihren Augen denken, und mit ihren Fäusten zuschlagen — bei denen alles Merkwürdige ihres Lebens, wie in Schakspear's Haupt- und Staatsactionen, innerhalb vierundzwanzig Stunden unserm Auge vorrückt — konnten das alles kannte mit allen Ehren in Halberstadt gemacht und gedruckt seyn.

Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Von einer Freundin derselben aus Originalpapieren und andern zuverlässigen Quellen gezogen. Herausgegeben von C. M. Wieland. Zweiter Theil, bei Weidmanns Erben und Reich. Leipzig 1771. 8. 301 S.

Es haben sich bei der Erscheinung des guten Fräuleins von Sternheim sehr viele ungebetene Beurtheiler eingefunden. Der Mann von der großen Welt, dessen ganze Seele aus Verstand gebaut ist, kann und darf das nicht verzeihen, was er eine Sottise du coeur nennt. Er überließ alle schon lang das gute Kind ihrem Schicksal, und gedachte ihrer so wenig als ein Kammerherr seiner Schwester, die einen Prieser geheirathet hat. Der Schönkünstler fand in ihr eine schwache Nachahmung der Clarissa, und der Kritiker schleppte alle die Seltenheiten und heute sie zu Haufen, wie das Thier Kalkhan bei unserm Freund Shakespear. Endlich kam auch der fromme Eiferer und fand in dem Geist der Wohlthätigkeit dieses liebenswürdigen Mädchens einen gar zu großen Hang zu guten Werken. Allein alle die Herren irren sich, wenn sie glauben sie beurtheilen ein Buch — — es ist eine Menschenseele; und ich wissen nicht, ob diese vor das Forum der großen Welt, des Aesthetikers, des Zeloten und des Kritikers gehört. Wir getrauen uns den Schritt zu entschuldigen, durch den sie sich Derbyn in die Arme warf, wenn wir den Glauben an die Tugend in dem Gemälde Richardsons betrachten, da er seinem Lehrsatz den Gastfreund abnahm. Zu dem Glaubenseifer kommt oft Verkehrungssucht, und mischen wir dazu ein wenig Liebe zum Auszeichnen, zum Außerordentlichen, in der Seele eines guten Kindes von zwanzig Jahren, die sich in einer drückenden Situation befindet, so hätten wir uns für den Schluß zu der sogenannten Sottise. Die Scene bei der Toilette zeigt deutlich, daß das Werk keine Composition für das Publikum ist, und Wieland hat es so fein erfühlt, daß er es in seinen Anmerkungen der großen Welt vorempfunden hat. Das Ganze ist gewiß ein Selbstgespräch, ein Familienunterredung, ein Aufsatz für den engern Zirkel der Freundschaft: denn bei Lord Rich müssen die individuellen Züge beweisen, daß dieser Charakter zur Ehre der Menschheit existirt. Das Journal im Bleigedrange ist für uns die Ergießung des edelsten Herzens in den Tagen des Kummers, und es scheint uns der Augenpunkt zu seyn, worauf die Verfasserin ihr ganzes System der Todtgestellt und des Wohlwollens wünscht betrachtet zu sehen. Auch der Muth hat uns gefallen, mit dem sie den Lord Rich eingine Blöße in ihr Herz thun, und ihn das niederschreiben läßt, was ihr innerer Richter bewährt gefunden hat. Es war ihr wahrscheinlich darum zu thun, sich selbst Rechenschaft zu geben, wie sie sich in der Situation ihrer Heldin würde betragen haben; und also betrachtet sie den Plan der Begebenheiten, wie ein Gerüste zu ihren Sentiments. Will der Herr Kritiker uns ins Ohr sagen, daß die Fugen der Gerüstes grob ineinander gepaßt, alles nicht gehörig behauen und verkeilt sey, so antworten wir dem Herrn: Es ist ein Gerüste. Denn wäre der Maschinist Derby so fein ausgezeichnet, wie Richardsons Lovelace, so wäre das Ganze vielleicht ein Spinnengewebe von Charakter, zu fein, um dem ungeübteren Auge die Hand der Natur darin zu entdecken, und der Schriftsteller wäre Allegorie geworden.

Der goldene Spiegel oder die Königin von Scheschian, eine wahre Geschichte. Aus dem Scheschianischen übersetzt. Leipzig, Weidmanns Erben und Reich. 1. 2. 3. 1ter Theil. 8.

Man kann in dem Pfad, den die Wielandische Muse gewandelt, drei Ruhepunkte angeben, wo sie stille gestanden, zurückgesehen und ihre Richtung geändert. Der Grundstoff der ältesten Manier war Platonisches System in dichterischer Diction dargestellt, die Charaktere die sie in Handlung setzte, eingeine Ausflüsse aus der ersten Urquelle des Guten und Schönen, und der Sitz ihres Landes, Empyreum. Sie stieg herunter zu den Menschen, vielleicht in dem Alter, wo der Dichter, nachdem er die moralische Welt als ein Paradies im Anschauen durchwandelt hatte, anfing den Baum der Erkenntnisses selbst zu kosten. Nun wurden die dramatis personae gute ehrliche Menschenkinder, wie sie vor unsern Augen herumgehen, wobei ganz gut noch ganz böse; der Umriß der Charaktere ward so schwebend und leicht gehalten, als es die Inconsequenz der Menschen, und die Form der Societät, die ihn einbindet, erfordert. Der Aufwand der Dichtungskraft war groß und der Plan des Gebäudes reich und glänzend. Die Welterkenntniß blieb, der Dichter mag sie nun halb durchs Anschauen, und halb durch eigne Ahnung erhalten haben, allezeit bewundernswürdig. Es waren Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, nur ins Griechen- oder Feenland versetzt. Dieß war das männliche Alter, wohin die Geburt des Agathon und der Musarion fällt. Die Unkraften sahen ihn als einen abgefallenen Engel an, weil er nicht mehr in den Wolken schwebte, sondern herabgekommen war,

Die Schafe des Admets zu weiden.

Die Wetterrute warfen ihm vor, die Wahrheit erliege unter dem Putz, und die ekken Moralisten, die nichts als gute und böse Gespenster sehen, verschlossen die Bücher ihren Töchtern. Dies, glauben wir, mag den Dichter bewogen haben, sich näher und deutlicher zu erklären und sein Leben in dem lehrenden Charakter zu beschließen. Zu dieser letzten Classe rechnen wir den goldenen Spiegel, und aus der weisen Art, womit er seine Speise zubereitet und austheilt, scheint er sein Auditorium genau angesehen und kurz begriffen zu haben. Unsre Leser kennen das Buch, und unsre Anzeige kommt auch zur Bekanntmachung zu spät.

Man erlaube uns also über die Composition des Ganzen, und das Besondre einiger Theile eine kleine Unterredung. Der Plan ist ungefähr folgender: Schach Gebal, ein König von Scheschian, regierte bald so übel, bald so gut, daß weder die Guten noch die Bösen mit ihm zufrieden waren. Zu gesunder Einschläferung seiner Majestät wird jemand im Königreich aufgesucht, ihm die Geschichte des Landes vorzutragen, und dieser findet sich in der Person des Danischmende. Die Scene ist am Bette

des Königs, in Bälgen der Sultanin Kurzmichel, und schaut der Philosoph in eine gewisse Ferne gerückt, und die ehrliche und offene Wahrheit mit ihrer Begleitung verjagt, so sieht der König, wie sich's gehöret, um. Der Dichter schmückt bei dieser Verkehrung sein Autorium besser gekannt zu haben, als Danischmend, denn er hat sur seine Leser, damit sie sich beim Aufwachen nicht finden können, keine einzige Wahrheit stehen lassen, die nicht mit Schwabacher Schrift abgedruckt wäre. In dem ersten Theil gibt die Absicht des Verfassers dahin, den Grossen und Reichen einen Weg anzuweisen, wie sie für ihre eigne Personen glücklich seyn können, in dem Besitze eines Volkchens, das er durch Phantasie einen Philosophen seiner Schöpfung, cultiviren läßt.

In Verleichung seines Vorsatzes des » Ah! quel conte! « verfährt dieser Verfasser in Aufstellung der Scherzungs- und Einbildungskraft. So correcturartig als die Grevillonschen Figuren seyn mögen, so sind sie doch rund, es gibt doch hier und da ein Arm, ein Fuß heraus. Hier aber ist alles Inschrift, Satz, Lettre, Material, mit goldnen Buchstaben an die Wand geschrieben, und die Figuren sind drum gemalt. Wir wollen den Verfasser nicht journalisirenmäßig darüber schikaniren. Es scheint nun einmal, er hat in dieser Manier arbeiten wollen, und wenn man für einen reichen Mann bekannt ist, so steht es einem frei, seinen Aufwand einzurichten wie man will. Lord Seine spielt ja auch gern kleines Spiel. — Auch das Ideal des Volkchens im ersten Theil steht nur wegen der Moral des Plannis da, und von einer Verjüngung von Eisen gesprochen ist, und den Cäsar getödtet, verlangt niemand die Wahrheit eines Julius, oder Le Brun. Der Verfasser lacht mit Recht über die schiefen Auslegen dieses Ideals, wir machen in Ansetzung seiner Moralität keine üble Vorbedeutungen. Nur erkläre man uns die einzige Anmerkung: daß man im Gemälde menschlicher Geschichte nie sicht ohne Schatten gedenken kann, daß die Zeit sich erst in Nacht und Tag eintheilen, die Scene immer Mischung von Jugend und Laster, Glück und Unglück bleiben werde. Man verdrehe uns also nicht die eine Seite. Die marmornen Kompoden, die Blumen, Vasen, die buntgestickte Leinwand auf den Tischen dieses Volkchens, welchen hohen Grad der Verfeinerung sehen sie nicht voraus! welche Unsichtbarkeit der Stärke, welchen Mangel, wo so viel Genuß, welche Armuth, wo so viel Eigenthum ist.

Wir danken dem Verfasser für die Moral des Plannis, die ganz aus unserm Herzen ist, und für die gute Art, womit er zu Ende des ersten Bandes eine Gattung metaphysischer Gelehrsichter, nämlich die gravitätisch-scholastischen Zwitter von Schwärmerei und Heuchelei hat brandmarken wollen. Da die Societät sie kennen gelernt hat, woran man sie von weitem erkennen könnte, so sind sie doppelt gebrändmarkt.

Der zweite Theil hebt in dem Exempel Aurel, wie viel Böses unter einem gutherzigen Regenten geschehen könne.

Die Vorrede des dritten Theils kündigt den Verfasser immer noch voll von seinem edlen Enthusiasmus an, der ihn allezeit beseelet hat, für Welt und Nachwelt zu arbeiten, das Herz der Könige zu binden und das durch das Wohl der Menschengattung auch auf ferne Jahrhunderte zu befördern.

Wie verdienstvoll ist der Mann, der bei seiner so großen Weltkenntniß noch immer so viel an Einfluß glaubt, und von seinen Nebenbuhlern und dem Lauf der Dinge keine schlimmere Meinung hat!

Den dritten Theil ziehen wir den beiden ersten wegen der meisterhaften Pinselstriche vor, womit er den Despotismus geschildert hat. Selbst der Sokratische Faun in Königsberg kann nicht mit dieser Wahrheit und dieser Stärke gegen die Unterdrücker reden, und sie sichtbarer darstellen, als sie hier in der Seele Gabali erscheint. Sich um sein Seelen schindet sie sich der Verfasser unter dem Namen Lador abgebildet zu haben; denn alle schiefen von seinen Grundsätzen fallen daran, sind hier in demjenigen vereinigt, was die Zeitverwandten Kabarei von ihm behaupten.

Der Despot Jsfandiar ist endlich so weit, daß er alle seine Verwandten austrotten will. Es gelingt ihm, bis auf den letzten Sohn seiner Bruder, Tiran, den ihm sein Weesir Dschemais entführt, und dafür seinen eigenen Sohn den abgeschickten Mördern preis giebt. Die Erziehung des jungen Tiran geschieht, wie man muthmaßen kann, auf dem Lande. Er wird ein guter Mensch, und lernt gute Menschen kennen, ehe er in das Getümmel der großen Welt tritt. Die Grundsätze dieser Erziehung sind vortrefflich. Nicht so leicht war es, wenn der Dichter einige von den Umständen hätte angeben wollen die in der Erziehung aller Großen zusammentreffen, die beinahe unvermeidlich sind, und die am Ende das hervorbringen, was wir das allgemeine Gepräge nennen würden. Vielleicht wäre dies die größte Schutzschrift für sie gegen alle Declamationen der Dichter und Philosophen gewesen. Tiran wird im vierten Theil Regent von Schescheian, und wir lassen uns nicht in die Geheimnisse seiner Regierung ein. Sie sind so allgemein gut und anerkannt, als sie sonsts auf dem Papier gestanden haben, und wir freuen uns ehermals, daß ein Mann von den, und wir freuen uns ehermals, daß ein Mann von den, und wir freuen uns ehermals, daß ein Mann von den

ten wir, als Freunde des wahren Gefühls, daß diese Minnesprache nicht für uns werde, was das Bardenwesen war, diese Decoration und Mythologie, sondern daß sich der Dichter wieder in jene Zeiten versetze, wo das Auge, und nicht die Scele des Liebhabers auf dem Mädchen haftete, und wenn er die Gesänge Kaiser Heinrichs und Markgraf Heinrichs von Meißen nachempfunden hat, so bildet er sich durch die Liebe einer Miranda, einer Julia u. s. w. bei Shakespear. Das andere Stück, die Minne betitelt, scheint uns schon den Fehler zu haben, neuen Geist mit alter Sprache zu verbrämen. Von Herrn Claudius finden sich wieder einige ganz vortreffliche Stücke. Von Herrn Gotter ist eine Epistel an Madame Hänsel eingerückt, die stückweise gut gerathen ist, und die wir in dem drolligen Ton, womit sie anfängt, fortgeführt wünschten, ohne die ernsthaften moralischen Betrachtungen am Ende. Unter dem Zeichen C. und P. liest man dieses Jahr von neuem sehr schöne Gedichte, die ungemein viel wahres Genie verrathen. Man wähle z. B. S. 47 der schönste Gürtel, und die allerliebste Idylle S. 55. — Aus den N. Hamburger Zeitungen hat Herr Bole die sogenannten Verse wieder abdrucken lassen, für die wir ihm aufrichtig Dank sagen. Die Winke, die der Dichter hier unserm lieben Deutschen Vater- und Dichterlande in der wahren Inschriftsprache giebt, sind so wichtig, daß sie als Motto's vor künftige Dunciaden und kritische Wälder gesetzt zu werden verdienten. Von Herrn Wieland hat diese Sammlung ein merkwürdiges Fragment erhalten. Endymions Traum betitelt, wo der Dichter in der ihm eignen Laune über alle Systeme lacht, doch aber das feinige oder Aristippische von neuem als etwas empfiehlt, das nicht ganz und gar Endymions Traum sey. Wir dächten, wills einmal so ist, daß die liebe Natur den Stoff selber macht, und das System nichts als der Schnitt des Stoffs bleibt, so giebt es doch wohl keinen Rock, der für alle Taillen gerecht ist, es müßte denn der Rock des Herrn Christi son, der zu E. hing, der aber zum Unglück ein Schlafrock ist, und also die Taille gewaltig versteckt.

Herr Kretschmann erscheint hier in einem ganz unvermutheten Lichte des Patrons, er steht nämlich mit der Goldstickel unter dem heiligen Eichenstamm und inspirirt, als ein alter Barde, den Ankömmling Teignard. Er giebt ihm in der vierten Strophe S. 44 seinen Segen. Wer doch den Mann kennte, der ihn als Rhingulph eingeweiht hat, damit man's ihm ein klein wenig verweisen könnte.

Die Stücke unter O. verrathen einen Mann, der der Sprache als Meister und Schöpfer zu gebieten weiß. Die Arbeit des Herrn Unger ist eingelegte Arbeit, mit ihrem Grüselichen Schnickschnack auf Tabelen und Teetischlächen wohl zu gebrauchen. Dem jungen Herrn Gramer sieht man gleichfalls an, daß er unter der Weiste herverkuchen möchte, die Klopstocks Ode saumt. Von Vater Gleim, Michaelis, Gerstenberg, Freih. v. N. sind schöne Stücke da. Die übrigen Herrn sammt und sonders figuriren als Figuranten wie sich's gebührt.

Hinten sind einige Lieder, in Musik gesetzt, worunter Klopstocks Wir und Sie, das auch von neuem hier abgedruckt ist.

Die Materie zu den Kupfern ist aus dem Agathon genommen, allein sie sind, wir wissen nicht aus welcher Ursache, da sie Meisterstücke zum Vorlassen dahin, sehr schlecht gerathen.

Im Ganzen bleiben wir Herrn Bole allezeit ungemein für seine Bemühungen um die Deutsche Anthologie verbunden.

Lustspiele ohne Heirathen, von dem Verfasser der empfindsamen Reisen durch Deutschland. Bei S. G. Zimmermann. Wittenberg und Zerbst, 1775. 8.

Der gute Herr Präceptor, dem wir im abgewichenen Jahr eine ganz andre Beschäftigung auftrugen, als empfindsame Reisen zu schreiben, hat wirklich sein Thema geändert. Aber statt Handlanger zu seyn, will er doch noch immer mimisiren. Da steht er nun vor dem Theater, und seufzt nach der Ehre seine Rolle zu spielen, aber zum Unglück fehlt es ihm an Kenntniß, an Geschmack und Anlage.

Ohne die Fackel des Hymen hat er drei Lustspiele vertragt. Das erste heißt: die unschuldige Frau oder viel Lärmen um Nichts. Gutherzige Weiber mögen sich diesen Dialog zum Troste vorlesen lassen. Die Herren Raufbolde finden in dem Duell in drei Aufzügen, welcher das zweite Lustspiel ohne Heirath ist, alle Regeln der Schlägerei in einem treuen Auszug. Das dritte Theatralstückchen ohne Heirath heißt: der Würzkrämer und sein Sohn, und soll eine Schulkomödie seyn. Nun, da heirathet man sich ohne das nicht. Vielleicht hat ein wahres Geschichtchen dem Herrn Verfasser den Stoff zu diesem Aufsatz gegeben, der aber so ohne alles Gewürz da angerichtet steht, daß man schon beim ersten Anblick desselben genug hat.

Beiträge zur Deutschen Lectüre für Leser und Leserinnen. Leipzig, bei Büschels. 8. 296 S.

Nachdem uns die geschäftigen Müßiggänger, die für geschäftige Müßiggänger arbeiten, bald auf das Canapee, bald auf den Großvaterstuhl, bald in den Abendstunden, bald bei der Mittagsruhe verfolgt haben, nachdem wir Land- und Stadtbibliotheken, Jahrszeitreisen, Tagreisen, Brummereien, genug bekommen haben, so war kein Rath mehr übrig, als gegenwärtige Sammlung unter dem allgemeinen Vorwande der Lectüre unterzubringen. Sollten wir eine Stellung vorschlagen, in welcher man diese Beiträge lesen könnte, so wäre es stehend, und zwar auf Einem Beine. Denn so würde man mit eben der Geschwindigkeit lesen, mit welcher der Verfasser gearbeitet hat. Das Modewort Lectüre heißt ohne dem weiter nichts, als eben so gedankenlos blättern, wie die Taglöhner der Buchhändler fabriciren.

Der größte Theil dieser Beiträge sind, wie gewöhnlich, Uebersetzungen, und zwar aus allen Zungen. Vornehmlich hat sich Prior sehr oft müssen mißhandeln lassen. Den Herrn Verleger und übrige Freunde des Herrn Verfassers ersuchen wir, blos die Uebersetzung der Kirchhofslegie mit denen beiden prosaischen Uebersetzungen, die man schon davon hatte, zu vergleichen. Und wozu eine neue prosaische, da wir die vortreffliche poetische von Gotter haben? Im Chaucer (S. 12[1]) hätte sich der Verfasser auch nicht versündigen sollen, da Schiebler schon dies Stück übersetzt hatte.

Seine eignen prosaischen Zusammenschmelzungen haben wir nicht auslesen können, nur soviel erinnern wir uns davon, daß er gelegentlich die verneuerte Wochenschrift von Mylius, den Freigeist, erhebt. Die Verse sind angefüllt von folgendem Gelichter:

Holde Nacht
Unbemacht
Laß mich deinen Vortheil kennen,
Stelle mir
Lebhaft für

Was die Liebe macht.
Laß mich frei mit Phyllis scherzen
Und sie wiederum herzig herzen,
Eh' der Neid erwacht.

Sehr kleinig sind Gedichte aus Müllers Versuchen eingerückt, der einmal über das andere ein großer Mann ausgeschrien wird. Endlich macht uns die Vorrede die angenehme Hoffnung zu einem zweiten Theile.

Theateralmanach für das Jahr 1773, verfasset von einigen Liebhabern der Deutschen Schaubühne, zu finden in dem Kaiserl. Königl. priv. Realleitungscomptoir. Wien, Zweiter Theil. 12. 195 S.

So lange der Philosoph kein Lampedusse findet, wo ihn die unverkünstelte Natur in Schauspielen und Schauspielern ergötzt, so lange wird er sich begnügen, das rohe Possenspiel des täglichen Lebens zu betrachten, und aus dem Theater bleiben. So lange insbesondere die Deutsche Bühne dem Eigensinne eines tausendköpfigen und ungebildeten Publikums, und dem Muthwillen der Schreiber- und Uebersetzerzunft ausgesetzt bleibt; so lange in ganz Deutschland nur ein tragischer Schauspieler, nur eine tragische Schauspielerin existirt, so lange die Gebler, die Stephanie schreiben dürfen und gelobt werden — wer wird es dem Philosophen verdenken, wenn er lieber, wie mancher Brausemine, den ganzen Tag in Einer Positur unthätig sitze, als sich in den Schauplatz erhitze? Aber um der Philosophen willen allein Bühnen zu erhalten, die nur Stücke von Shakspeare, Ugolino und Hermannsschlachten, und von Schauspielern aufgeführt wissen wollen, wie sie sich die Griechischen und Britischen denken, möchte vor dem Jahre 2440 unthunlich seyn. Also lasst uns zufrieden seyn, daß wir noch ein Theater haben, daß wir wenigstens nicht rückwärts gehen, wenn wir wie in allen menschlichen Künsten nur unmerklich vorwärts gegangen sind; lasst uns jede, auch die unerheblichste Nachricht vom Zustande der Deutschen Bühne über den sogar ein Universalalmanach zu wünschen wäre, aus Patriotismus nicht verachten; lasst uns zufrieden seyn, daß an einem Orte, wo vor kurzem noch Barbarei herrschte, jetzt jährlich zwei Theaterkalender erschienen können.

Den einen, welcher den Titel genauer Nachrichten führt, haben wir dieses Jahr schon angezeigt. Der Verfasser derselben, Herr Müller, der sich auch die Ehre das ersten Gedankens anmaßt, hat vieles vor den Almanachsverfassern voraus. Beide sind für Auswärtige gute historische Quellen, wenn sie schon zu einer eigentlichen Geschichte nicht hinreichen. Sie geben uns bloß summarische Anzeigen die seichten Raisonnements im Theateralmanach sollten ganz wegbleiben, und man darf daher keine pragmatische Entwicklung der Ursachen, keine philosophische Charakterzeichnung suchen, sondern sich begnügen, die Sachen in einer gewissen Ordnung übersehen zu können.

Der diesmalige erste Artikel im Almanach ist aus dem guten Gedanken entstanden, die zerstreuten Bemerkungen über die dramatische Kunst zu sammeln. Wenn die Sammlung eine Quintessenz aus der Menge dramatischer Blätter wäre, die seit vier Jahren in Deutschland herumfliegen, oder aus Büchern gezogen wäre, wo man dergleichen Bemerkungen nicht sucht, so wäre sie löblich. Aber aus einem so bekannten Buche, wie Sulzers Theorie, fast fünf Bogen abdrucken zu lassen, das heißt den Käufer ums Geld bringen, zumal da keine Artikel im Sulzer mehr bestritten werden können, als die dramatischen.

Der Artikel über die Italiänischen Schauspiele hat uns am besten gefallen. Da vortrefliche Tonkünstler werden mit Recht bedauert, die solche nugas canoras bearbeiten müssen. « Es sind Niederländer Spitzen auf Sackleinwand genäht; man besehe sie noch so häufig damit, der Boden bleibt immer Sackleinwand. » Leider erhalten wir diesmal nur einen einzigen Plan von einem Noverrischen Ballette.

Mit Freuden lesen wir, daß die Französischen Schauspieler endlich ganz fortgeschickt werden:

— — Du lächelst
Muse der gaukelnden Afterschwester
Die in den goldnen Sälen Lutetiens
Ihr Liedchen klimpert.

Aber immer ist noch nur dreimal Deutsches Schauspiel, und dreimal Opera bussa. Wenn die Verfasser nicht gewehrt wären, den Mund meist ein wenig voll zu nehmen, so würden wir es glauben, daß der Tod der Demoiselle Delphin für das Wiener ein unersetzlicher Verlust sey. Sie soll das dreyundzwanzigste Subject gewesen seyn, das je in Europa für das Große und Ernsthafte erschienen.

Das Verzeichniß der Deutschen Theatralstücken, das ist, aller derer die sich mit dreister Faust ans Drama wagen, ist dermalen sehr verbessert. Wir begreifen aber nicht, wie man Herrn Romanus vergessen können, der doch im vorjährigen Kalender stand. Der Schau hat ja auch einen Orest und Pylades geschrieben. Hubermann ist, dem Himmel sey Dank, längst todt. Herrn Pfeffers fruchtbare Feder hat uns weit mehr gegeben, als Karl und Eleonore, z. B. Wendelin. Schade ist auch der Uebersetzer von den Lustspielen der Bibl. Sturgens Amt konnten die Verfasser aus den politischen Zeitungen wissen. Die einheimischen Theatralstücken haben diesmal einen besondern Abschnitt bekommen.

Das Verzeichniß der aufgeführten Stücke belehrt uns, daß man immer noch wenig Trauerspiele, besonders wenn sie in Versen geschrieben sind, hingegen allen Wust von Dramen gerne sehe, so schlecht sie auch zusammen geleimt seyn mögen; daß man einerley Stück zu Wien öfter als an andern Orten wiederholen könne; daß man sehr auf die Menge der Personen (S. 147) sehe, wenn es auch achtzehn Kinder seyn sollten; daß man sogar anfange sich an Shakspear zu versündigen. Die erdrückenden eingestreuten Urtheile rathen wir jedem zu überschlagen. Ueber Stücke wie Emilia Galetti wissen die Herren nichts auszurufen, als: « Wen hat es nicht entzückt! » Gehets hoch rauschet uns auf allen Seiten so sehr in die Ohren, daß die Verfasser selbst an den pomphaften Theaterkatzenpeitern zu hören, bitter in S. 179 spotten. Die Männerchen unter Herrn Schinzels Fahne schienen den Verfassern gar arge Reisen. Ja Weiße 6 Hausbälgerin soll zu viel Locales seyn. Sie können nicht begreifen, wie man Romeo und Julie so sehr habe bewundern können, da sie doch bekennen, daß ihnen eine Julie gefehlt habe. Ja, man hat es gesagt mit einem fürsten Rets den Wiener Fabrikant mit fröhlichem Ausgange gespielt. Von Zeit zu Zeit geschehen verdrehte Ausfälle auf den Herrn von Sonnenfels.

Wer da endlich noch nicht wüßte, daß die Herren Hufeld und Klemm, wovon sich ersterer in Kupfer stechen lassen, dieses par nobile, die Hauptverfasser wären, so dürfte er nur den allerlichtsten Ausdruck S. 162 bemerken, die Geschichte der Fräulein von Sternheim sey genetzüchtigt worden.

Das Register der Schauspieler erinnerte uns von neuem an die Ungerechtigkeiten, die Madame Hensel zu Wien erfahren müssen, und die mit Recht gestoben hat

das undankbare Land,
Wo Kaltsinn und Kabale wohnen.

Die Lieder Sineds des Barden, mit Vorbericht und Anmerkungen von N. Denis aus der G. J. bei Trattnern. Wien 1775. 290 S. ohne Vorbericht.

Seitdem schon manches gründlich gegen unsre Barbenpoesie erinnert worden, haben es sich die kleinen Kunstrichterchen in Deutschland zur Regel gemacht, über alle Barden nach ihrem Belieben zu schmähen, und der wahre Kenner des Guten mags es kaum, auch seine Gedanken zu sagen, und tritt dann wieder ab.

Ich sind wieder die Barbenpoesie nicht eingenommen. Nachahmungssucht und Patriotismus wird in diesem, oder dem Tone der Gleimischen Kriegslieder am desto verbreitet, und der Dichter selbst setzt sich lieber in die Zeiten der Sittenunschuld und der starken Heldengesinnung zurück, als daß er unsere tändelnden Zeiten besänge. Wo sind denn die schönen Thaten, die ein Deutscher Ossian in unsern Zeiten besingen könnte, nachdem wir unsern Nachbarn, den Franzosen, unser ganzes Herz eingeräumt haben? Einem Patrioten singt kein Dichter in diesem Tone fremd, und antike Griechische Schönrunzigen mit Deutschen Sitten verbrämt, sind doch ja wohl eben der Fehler, oder wohl ein größerer, als Barbenposse in unserm Zeitalter. Wenn Tugend und Rechtschaffenheit statt der Fabale und der Laster unsere Jahrbücher, statt der Bosheit der Priester und unsers Volkes, wieder einmal die Oberhand gewinnen, dann erst kann der Barde seine Saiten umspannen und seinen Zeiten gemäß singen. Indeß bringt der Barde sein Opfer zur Verbesserung unsrer Sitten, und dies hat auch hier Denis gethan.

Von dem Vorberichte über die alte vaterländische Dichtkunst können wir nur weniges sagen. Wir haben eben leider nichts Eigenes mehr aus jenen Zeiten, und wenn auch in Bibliotheken die und da noch etwas wäre, so ist weder Lehn noch Ermunterung genug, daß man sich Mühe gebe diese Gesänge aufzusuchen, und es werden ja die Minnegesänge nicht einmal gelesen. Bei dieser Gelegenheit ersuchen wir Klopstock uns mehr Nachricht von dem Barden zu geben, den er gefunden zu haben scheint. Welch ein angenehmes Geschenk für die wenigen Liebhaber der alten Poesie!

Nun kommen wir auf die Gedichte selber: 1) An Ossians Geist. Ein Stück, Ossians vollkommen würdig. Es enthält den Hauptinhalt der Ossianischen Gedichte, und zuletzt eine Klage über den verdorbnen Geschmack unserer Zeit in einem sanften klagenden Tone gesagt:

Seit diesem Gesichte dreh-hn' ich
Die Wonnelt, und lerne die Weisen
Der Barden, und rette der Töne
Zurück in mein Alter so viel ich vermag.
Zwar haben mich viele verlassen,
Die meinal mit horchten! Sie klagen:
Die Steige, die Sined jetzt wandelt,
Ermoden, wer wollte sie wandeln mit ihm!
Doch Seelen von Liede geschaffen,
Empfindende Seelen, wie deine,
Mein Lehrer! und sind sie schon wenig,
Die schliefen bei meinen Gesängen sich auf.

2. Fahren der Bela. 3) Haghard und Signa. 4) Drums Hylafard. 5) Abhierne Prudas Sterbelied. 6) Hakons Leichengesang. 7) Regner und Kraka. 8) Cgillis Todesgesang. Sind Uebersetzungen alter Barden, deren Werth man, ohne Schmeichelei, hochschätzen wird, wenn man bedenkt, wie viel Mühe die Uebersetzung eines solchen Stücks aus dem barbarischen Kotein den guten Sinn gekostet hat. Möchte er bald mehr solche Uebersetzungen mittheilen!

9) Auf die Genesung Theressens. War, soviel der Recensent sich erinnert, schon vorher bekannt. Der Vers fließt in diesem Stück so sanft, so voll Wohllaut, daß man zärtlich gerührt werden muß, und besonders sind dem Hr. Denis die Reime sehr gut gerathen, die sonst eben den besondern Beifall unsrer Barden nicht haben.

10) Bardenfeier am Tage Theressens, ist bekannt genug. 11) Auf Josephs Krönung. Ein vortreffliches Lied in einem harmonierischen lyrischen Schwung.

12) Vier Gedichte auf die Reisen Josephs, wovon die drei ersten schon lange bewundert worden sind, und das letzte gewiß allgemeinen Beifall erhalten wird. Aber in diesem ist nicht Joseph der Held, sondern Joseph der Vater, der Steurer des Mangels, besungen:

Sein Herz
Vaterempfindungen voll
Flügelt sich, Eide, zu dir vom thürmenden Wien,
Flügelt sich, Mosbau, zu dir.
Harre nach Boten nicht,
Die die dein Herrscher schickt!
Joseph ist Herrscher! Kein Bot', er selber, er kömmt.

16) Die Seele des Pflügers. Auch schon lange bekannt.

17) An den Oberbarden an der Rur. 18) An einen Bardenfreund. 19) Auf das Haupt der Starken bei den Markmännern. 20) An den Obersten der Barden Teuts (Klopstock.) 21) An den Bardenführer der Wennenberge (Gleim.) 22) An Friedrichs Barden (Ramler.) 23) An den Oberbarden der Pleiße (Weiße.) 24) An den beredtesten der Donaubarden (Wurmser.) 25) Reingulphs Lied an Sined. 26) Sineds Gesicht beide schon aus den Almanachen bekannt.) 27) An einen Jüngling. Wie vieles müßten wir sagen, wenn wir von jedem besonders reden wollten. Die meisten sind ganz vortrefflich, dagegen stoßen wir aber auch die und da auf matte Stellen, die wir hinweg wünschten. Bei einem Barden, der sonst so erhoben singt, wird man unter dem Besen schwacher Stellen etwas unwillig, da üb rens diese Flecken sich so leicht abwischen lassen. Doch ist das Gute auch desto vollkommner, und dieser kleine Tadel soll keinen Leser abschrecken, diese dennoch vortrefflichen Stücke zu lesen.

28) Vaterlandslieder. 1. Die Vorzüge seines Vaterlands. 2. Freude über den Ruhm der vaterländischen Weisen. 3) Wieder die Nachahmung der alten Griechen und Römer in Deutschen Gesängen. 4) Freude über den Frieden und Ruhe seines Vaterlandes. 29) Morgenlied. 30) Abendlied. 31) Gruß des Frühlings. 32) Das Donnerwetter. 33) Klagen. a) Auf Gellerts Tod. b) Ueber den Geschmack einiger seines Volkes. c) Ueber die Erziehungsart vieler Deutschen Kinder. d) Ueber den Tod des Untervorstehers am Theresianum Hebenwart. e) Ueber die Arme seines Volks. f. Ueber den Tod eines geliebten Vogels. Diese Elegie darf weder mit Catulls noch Ramlers Manie verglichen werden. Sie enthält viel Artiges, aber den Recensenten dünkt auch manches sehr gezwungen darin. Desto stärker und eindringender aber sind die vorhergehenden Klagen geschrieben, von welchen nur die über Gellerts Tod uns bekannt war. O Deutschland, dir doch einmal deine frommen Barden, und folge ihnen. Sie singen jetzt noch immer Mitleid — aber sie können auch fluchen über die Sitten ihres Volks.

34 Urlaub von der sichtbaren Welt. In allen diesen Gedichten athmet meistens ein Gefühl, Patriotismus, Hass des Lasters und der Wuchtlosigkeit, und Liebe der Heldenwürde. Oft spricht der Barde kühn, oft eindringend, oft sanft und zärtlich — oft strömend.

Er hat seinen Gedichten Anmerkungen beigefügt, vielleicht um den bisherigen Mangel aus dem Wege zu thun, welcher über Klopstocks Oden und die Dunkelheit darin so ein lautes Geschrei angefangen. Schrank und Gesetzen werden freilich auch itzt noch nicht zufrieden sein, wenn gleich der Barde zu ihrer Sonderlichkeit sich oft genug herabgelassen hat.

Wir kennen H. Denis versichern, dass wir seine Lieder mit vielem Vergnügen gelesen haben.

Nun wird nächstens H. Matthäus auch eine Sammlung seiner Gedichte veranstalten, welcher wir mit Freuden entgegensehen.

Endlich gewinnt doch vielleicht die gute Sache des Geschmacks durch die Bemühungen so vieler wackern Männer die Oberhand.

Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung. Zum Druck befördert durch den Herausgeber der Geschichte Ueruas. Im Verlag der neuen Buchhandlung, Bern 1772. 8. 245 S.

Diese Briefe waren anfangs als ein Anhang zum Ueruas bestimmt. Allein weil dieses ein Buch ist wo Dieses, Krieg und Geschäfte des gemeinen Lebens vorkommen, so konnten, sagt der Verfasser in der Vorrede, die Angelegenheiten der Ewigkeit nicht damit vermischt werden. Auch verwahrt sich der Herr Präsident dagegen, dass blöde Leser in diesen Briefen einer Vaters an seine Tochter nicht ihn suchen sollen. « Diese beiden Namen hat man beibehalten, sagt er, weil sie die unschuldigsten Bande der Liebe bezeichnen, die auf Erden möglich sind. — Allein es wäre eine unerträgliche Eitelkeit, an mich selber zu denken, wenn ich von Gott spreche. »

Diese Briefe sind hauptsächlich gegen die steten Weisen unsers Jahrhunderts gerichtet, die in Gott noch etwas anders, als den Strafrichter des schändlichen Menschenmachwerks sehen, die da glauben, dass Gott, dieser Hand sey kein Ungefähr, diese Welt sey von Ewigkeit Gottes noch etwas in der, als das Wartenmüssen der künftigen Zustandes, und die sich vielleicht gar vermessen zu dessen, er werde nicht in alle Ewigkeit fort strafen. Der Herr Verfasser bestreitet diese, nach seiner Meinung, der Moralität so nachtheiligen Sätze mit allem Eifer. « Dieser Stolz, sagt er S. 18, ist der Seele eigen, und hat nicht in den groben Elementen seinen Sitz. » S. 20: « Bei Gott ist kein Verfassen: das Vergehen ist eben so wenig von Gott zu gedenken. Der Widerwille Gottes wider das boshafte Böse heißt ewig seine Stärke und ewig seine Folgen. » S. 22: « Der Mensch wird mit der Quelle alles Uebels, mit dem Eigenwillen, geboren. Dieser Eigenwille drückt in einem Kinde unumschränkt, noch die als ein andere Beispiele gesehen hat, es sträubt sich mit seinen schwachen Gliedern gegen allen Zwang. » Auch die besten Menschen sind in dem Herzen Räuber und Mörder: « Denn S. 24 eine neue Philosophie hat es gerade heraus gesagt: Wenn Jünische tödten könnten, die Besitzer eines Guts, das mir so viele, würden in grosse Gefahr ihres Lebens gewesen. » Oft hat der Herr Präsident mit schmerzhaftem Nachsinnen gesehen, wie die dermaligen Dichter mit einer niedrigen Eifersucht das Priesterthum verkleinern, das dem übrigen gleich doch zu wachsen drohen möchte; wie sie mit bittrem Grimme diejenigen verfolgen, die ihnen nicht räuchern. Wir haben es auch gesehen. Allein wir schließen nicht daraus, dass alle Wasser die getrübt werden können, Kothlachen sind. Noch eine bisher neue Philosophie über die Dinge dieser Welt haben wir aus dieser Schrift gelernt. S. 191 sagt der Verfasser: « Hätte Gott die sündigen Menschen dir und in der Ewigkeit der Herrschaft des Lasters überlassen, ohne Beweise seiner ungnade gegen die thätige Bosheit zu geben, so wäre er nicht mehr der Richter der Welt gewesen, und seine vernünftigen Geschöpfe hätten bei ihrer Jugend keine Belehrung. » Also, wenn Gott nicht ausdrücklich gesagt und verboten hätte: Hasse deinen Bruder nicht, so würde mein Hass kein schändliches Folgen gehabt haben! Die Unmässigkeit würde meinen Körper nicht zerrüttet, und das Laster meine Seelenruhe nicht gestört haben! Auch von der Ewigkeit bekommen wir die sichersten Nachrichten. Der Mensch besteht, wie wir aus dem Katechismo wissen, aus Ausmuth, Fleischeslust, und bösartigem Wesen. Daraus nicht der Verfasser sein System des künftigen zustandes. « Wollust und Geiz gibt nicht mit uns in die Ewigkeit über. » S. 102. Warum? « Weil wir keine Glieder mehr zur Wollust haben, und weil dort kein Geld ist. Aber der Stolz gibt über. » Von allen Wegen der Vorsehung wird überhaupt durch das ganze Buch immer der wahre und einzige Grund angegeben. S. 200: « Der von Gott (durch einen Mittler) erwählte Weg war den Grundtrieben des menschlichen Herzens am angemessensten. Warum? Es wird durch Furcht und Hoffnung dahin reicht. »

Wir übergehen die Ausfälle gegen die Feinde der Offenbarung, die öfters kurzstreiche sind, die Raisonnements über die Geschichte der Menschheit zu den Zeiten des Erlösers, und die vielen auf einen Haufen geworfenen Beweise für das Christenthum, von denen man so wenig, wie von einem Bündel Ruthen, fordern darf, dass sie alle gleich stark seyn sollen. Auch gegen Ordnung und Composition darf man nichts sagen, wenn man nicht in die Acherley eingetragen seyn will. Allein wir gehen Fanatikern von beiden entgegengesetzten Partheyen zu bedenken, ob es dem höchsten Wesen anständig sey, jede Vorstellungsart von ihm, dem Menschen, und darum mit item, zur Sache Gottes zu machen, und darum mit Verfolgungsgeiste zu behaupten, dass was Gott von uns als gut und böse angesehen haben will, auch vor ihm gut und böse sey, oder ob das, was in zwei Farben für unser Auge gebrochen wird, nicht in Einen Lichtstrahl für ihn zurückfließen könne. Sinn es uns denn sind bei einem und randerlichen Wesen doch wahrlich nichts als Vorstellungsarten. Darin kennen wir alle überein, dass der Mensch das thun solle, was wir alle gut nennen, seine Seele mag nun eine Kothlache, oder ein Spiegel der schönen Natur sein, er mag Kräfte haben seinen Weg fortzuwandeln, oder sich sein und um Krücke nöthig haben. Die Krücke und die Kräfte kommen aus Einer Hand. Darin sind wir einig und das ist genug!

Eden, das ist: Betrachtungen über das Paradies, und die darinnen vorgefallenen Begebenheiten. Nebst Vorrede von Dr. Karl Friedrich Bahrdt, Professor zu Giessen. Frankfurt a. M. 1772. 8. 161 S.

Es gehört diese Schrift zu den neuern menschenfreundlichen Bemühungen der erleuchteten Reformatoren, die auf einmal die Welt von dem Ueberrest des Sauerteigs säubern, und unsern Zeitalter die mathema-

tische Linie zwischen nöthigem und unnöthigem Glauben verzeichnen wollen. Wenn diese Herren so viele oder so wenige Philosophie haben, sich das Menschenherz lehren zu erraten, so sollte ihnen ihr Herz sagen, wie viel unzweideutiger Genius, unzweideutiger Wandel, und nicht gemeine Talente zum Beruf der neuen Propheten gehören. Wenn sie Weltserfahrung besitzen, so werden sie sich bei einem großen Publikum (und das größeste glauben sie doch vor Augen zu haben) ungern erraten, auch nur Terminologiepaqueten anzupfeifen und aufzustellen, wenn sie bedenken, welche heilige, ihren Brüdern theure Begriffe unter diesen Bildern umarmt werden. Aber ihr ikonoklastischer Eifer geht weiter. Sie wagen sich an nichts weniger als an vollkommen biblische Begriffe. — Auch dieser Tractat will die ganze Lehre der Schrift von dem Teufel wegraisonniren: ein Vorhaben, das mit der allgemeinen Auslegungskunst, auch des strengsten Denkers, streitet, denn, wenn je ein Begriff biblisch war, so ist es dieser. Er hängt so sehr mit der Lehre des Morgenlandes von der menschlichen Seele, seiner Idee von Moralität, natürlichem Verderben u. s. w. zusammen, wird durch seine Sittensprüche, Allegorien und Dogmata aller Zeiten und Seiten so sehr bestätigt, daß, wenn man auch dem Worte Gottes nicht mehr zugeben wollte, als jedem andern menschlichen Buche, man diese Lehre unmöglich daraus verbannen kann. So viele Stellen der Apostel und Evangelisten gehen darauf aus, und kehren dahin zurück, daß wenn es auch nur ein von Ebräische in seinem Zeitalter vorgefundener Begriff wäre, er doch durch ihn geheiligt und bestätigt werden, und nur allein der Verdrehung ist es verhalten, zu bestimmen, wie viel Wahrheit sie uns auch darin hat entdecken oder verhüllen wollen. Wäre ferner die Lehre von einem Teufel ein nicht in der heiligen Schrift ausdrücklich gelehrter Satz, welches doch nie zu erweisen seyn wird; wäre es dem großen Haufen nur Vorstellungsart von einem Principe des Uebels, so wäre es schon als ein glücklich gefundener Markstein nicht zu verrücken, — — oder wäre er auch nur ein in die trüben Canäle der Systeme abgeleiteter Satz, der aber von da in den öffentlichen Unterricht geflossen und Katechismusnahrung geworden, — so würde er auch von dieser Seite erwürdig genug seyn, um in ihm nicht die Ruhe und Sicherheit so vieler zu stören, die leicht zu verwunden, aber schwer zu heilen ist. Hätte der Verfasser sich den Schriften Moses auch nur als einem der ältesten Monumente des menschlichen Geistes, als Bruchstücken einer Aegyptischen Pyramide mit Ehrfurcht zu nähern gewußt, so würde er die Bilder der morgenländischen Dichtkunst nicht in einer demüthigen Sündfluth ersäuft, nicht jedes Glied dieses Torso abgerissen, verbrannt und in ihm Bestandtheile Deutscher Universitätsbegriffe des achtzehnten Jahrhunderts aufgedeckt haben. Es ist ekelhaft anzusehn, wenn uns ein solcher Sectirer, wie dieser, unterscheiden will: das hat die einige Weisheit unter der Geschichte Gottes, unter dem Bild der Schlange gelehrt, und das hat sie nicht gelehrt. Man durchgehe nur den Inhalt der Betrachtungen, der dem Buche vorsteht, und sehe, was er nicht alles lehren will. Nur Schade, daß er das Stück der Inhalts über die einzelne Betrachtung versetzt, und dadurch den Leser noch aufmerksamer auf den Betrug macht. Unser Leser erlauben uns, nur den Inhalt einiger Paragraphen herzusetzen. § 15. Das menschliche Blut wird unter dem Bild einer Schlange vorgestellt; § 16. diesem Blut kann eine List beigelegt werden; § 17. und eben sowohl eine Rede; § 20. der Fluch der Schlange schickt sich auch ganz wohl auf das menschliche Blut; § 51. Gott erbittet, warum das Blut zu sein zum Mittel der Versöhnung gemacht werden ist, § 85. man kann gar nicht sagen, das Opfer des Blutes Christi versöhne uns, indem es unser eigenes Blut, des Lebens, d. i. seiner Wirksamkeit, beraubt. » Mit dieser Orthodoxie erklärt er die sonderbarsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit, worunter gewiß die Opfer gehören, und von deren Entstehung der scharfsinnigste Geist nichts zu sagen vermag, wenn er keinen positiven Befehl Gottes annehmen will.

Bekehrungsgeschichte des vormaligen Grafen J. F. Struensee, nebst desselben eigenhändiger Nachricht, von der Art, wie er zu Aenderung seiner Gesinnung über die Religion gekommen ist. Von Dr. B. Münter. Kopenhagen 1772. 8. 312 S.

Drei Arten von Menschen werden diese Bekehrungsgeschichte mit Vergnügen lesen: der Neugierige, der nur immer fragt: was hat der gesagt, und was sagte jener? der dumme Bigotte, der zufrieden ist, wenn einer vor seinem Tode schön gebetet hat; und der ehrliche ehrne Mann, der sich freut, wenn sein sterbender Nebenmensch an dem Rand des Grabes Beruhigung und Trost gefunden zu haben glaubt, ohne sich gerade darum zu bekümmern, auf was für einem Wege er dazu gekommen wäre? — Der denkende Theolog und der Philosoph werden aber wenig Antheil an diesen Blättern nehmen können.

Wir hatten gehofft in dem unglücklichen Grafen einen Mann zu finden, der nach langen und tiefen Beobachtungen des physischen und moralischen Zustandes des Menschen, nach kühnen und sichern Blicken in die Oekonomie der Schöpfung, mit ausgebreiteter Kenntniß der Welt, sich ein zusammenhangendes Religionssystem gebaut hätte, in dem wenigstens einige Festigkeit, oder doch mehr Glanz zu sehen wäre. Dieses System, dachten wir, wird Herr Dr. Münter mit warmem Gefühl, mit erleuchteter Vernunft bestreiten; er wird mit seinem armen Freunde durch die Labyrinthe seiner Untersuchungen wandern, und seinen wahren Begriffen Allgemeinheit geben, wird, seine Irrthümer zu heilen, seine Augen zu einem großen Blick über das Ganze öffnen, wird ihm die Religion in ihrer Simplicität zeigen, wird wenig von ihm fodern, um viel zu erhalten, und lieber den Funken im Herzen, sollte es auch bis im Grad nur Funke bleiben, zu nähren und zu bewahren, als die helle Flamme in der Phantasie aufzurichten suchen. — Wir fanden uns aber betrogen.

Struensee war so wenig Philosoph als es Herr Dr. Münter zu seyn scheint, und wahrlich, wäre es einer oder der andere um ein Quentchen mehr gewesen, so würden sie nimmermehr mit einander zurecht gekommen seyn. Struensee eröffnet §. 10. seine Begriffe von der Metaphysik des Menschen: er hält ihn für eine Maschine, will ihm aber die Freiheit nicht absprechen, die jedoch durch die Empfindungen bestimmt würde. Die Handlungen seyen nur moralisch, in sofern sie der Gesellschaft schädeten; an sich sey alles gleichgültig. — Selbst schädeten; an sich sey alles gleichgültig. — Ein so übel zusammenhangendes Gewebe wird leicht zerrissen. Herr Dr. Münter setzt Hypothese gegen Hypothese, und so hat die seinige mit willkührlichen Begriffen und Kunstwörtern ausgeputzt war, die Struensee gewiß nicht, oder wenigstens nicht so, wie sein Gegner, verstand, so war sie doch leicht wahrscheinlicher zu machen als die Struenseesche, die in sich nichts taugte. Schon in der dritten Unterredung wünschte der Graf die Unterbrechung. Er hatte Irrsalsame Betrachtungen gelesen: und diese verleiteten ihn zu seinem Wunsch, der Herr Dr. Münter die übrige Bekehrung außerordentlich erleichterte. Nun war nichts übrig als dem Grafen seine Verbrechen recht empfindlich zu machen, und ihn

zu zum ungen. Trost zu suchen. Das war auch die Operation, die Hr. Dr. Münter vornahm, und da die natürliche Wirkung hatte, daß Strauß, der die Pistole gesetzt war, mit beiden Händen zugriff und sich also selber ließ, was ihn treffen und ihm Brod sonst in den Graben vorbeigehen konnte, da dieß sich kund war für ihn da war.

Wenn wir diese ganze Schrift, und insbesondere die Absicht des Verfassers, die so weit man, wenn wir uns nicht irren, in seinen Worten und Sätze hier finden, den Mann, der lange an einer Krise auf einem moralischen Wahnsinn lebte wurde, sich erholte, und unkümmert, ob er auf Weg oder Wüstenei geriet, so lange herumschwärmte, bis er in einer Abgrund sinkt, vor dem er zittert. Im Fallen streckt er seine Phantasien, mit welchen den Erfindungen von Ruhe, von Freude, von Glückseligkeit am Boden des Abgrunds, seinen Fall zu erleichtern! oder in jedem Wind den Hang eines Genius zu finden, der ihn auffangen und zu glücklichern Gegenden tragen werde.

Wir wollen dadurch weder des Herrn Dr. Münters menschenfreundliche Bemühungen tadeln, noch des unglücklichen Grafen Belehrung in Zweifel ziehen. Strauß wußte wohl selbst nicht, wo sein Glauben lag, wie sollte es Herr Dr. Münter wissen? und da sich der Pistolenschuß immer im allgemeinen auf Bücher berief, und in den furchterlichen kurzen Stunden, da ihm noch übrig waren, so ganz rot von Begriffen war, so war auch zu einer wahren Umbildung des Herzens und der Denkungsart, wenigstens in dem Weg den Menschenaugen sehen können, keine Zeit vorhanden. Ueber den Werth der Belehrung kann aber Gott allein urtheilen; Gott allein kann wissen, wie groß die Schritte seyn müssen, die der die Seele thun muß, um dort seiner Gemeinschaft und dem Wohnplatz der Vollkommenheit und dem Umgang und der Freundschaft höherer Wesen näher zu kommen. —

Das ist unser Urtheil über diese Bogen, die mit dem ungeachtet, allen Eltern, Lehrern, Predigern und unsern studirenden Aerzten sonst gottlich empfohlen, weil sie aus ihnen die große Wahrheit lernen werden: daß allzustrenge, und über die Gränzen gehende Autoritätsmittel den armen Strauß zum Feind der Religion gemacht hat. Tausende sind dies aus den der Artikel heimlich und öffentlich. Tausende, die Christum als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man ihn ihnen als einen Freund und nicht als einen mürrischen Tyrannen vorgemalt hätte, der immer bereit ist mit dem Donner zuzuschlagen, wo nicht hochste Vollkommenheit ist. — Wir müssen es einmal sagen, weil es uns schon lange auf dem Herzen liegt: Voltaire, Hume, la Mettrie, Helvetius, Rousseau, und ihre ganze Schule, haben der Moralität und der Religion lange nicht so viel geschadet, als der strenge, krank Pascal und seine Schule.

Aussichten in die Ewigkeit, in Briefen an Zimmermann; dritter und letzter Band. Zürich 1772. 8. 312. S.

Es war immer so natürlich, daß der nach Ewigkeit Hungernde und Durstende solche Speisen sich bereiten und Phantasie bereitete, die seinem Gaumen sehr angenehm waren, sein Magen but vertragen konnte. Der weiche Orientale poetisirt sein Paradies um wohlgeschmückte Tische, unter unverwelklichen Bäumen, von denen Früchte des Todes über die Auserwählten und ihre ewig reinen Weiber herabhangen. Der brave Norse überschaut vor Asgard in den Tiefen des Himmels unsern sittlichen Kampfplatz, ein erdmisches Feld seiner unsterblichen Stärke, und dann, für Glas Bier mit Heldenexpektis ausschenkt, wo ihn Vater Odin auf der Bank. Und der gelehrte, denkende Theolog und Weltkundiger hofft hier eine Akademie, durch unendliche Experimente ewiges Forschen sein Wissen zu vermehren, seine Kenntnis zu vervollen.

Herr Lavater wird uns verzeihen, wenn wir seinen Plan zur Freiheit, den er, nach sich bekannt, treu sich für allemann halten muß, nur für einen spielenden, und vielleicht den sie traurigen ansehen können.

In dem ersten Theil S. 25 erklärt er sich schon, wieder sein Gedicht für den denkenden und gebildeten Theil der Menschen, besonders Christen bestimmt. Bisher hat er Wort gehalten, und eröffnet nur Aussichten für Denkende und Gebildete, wenigstens ist mit allzugroßer Verliebe für diese gesorgt; sie stehen überall vornan, und Newton und Leibnitz haben zu ansehnliche Vorspanne vor Bürgers und Baumgarten, als daß man nicht merken sollte, einer ihrer Freunde habe den Hofstaat dieses Himmelreiches zu besorgen gehabt.

Herr Lavater macht kein Geheimnis, daß Bonnet ihm den ersten Anlaß gegeben. Wie deutlich sieht man nicht in dem zweiten Briefe, dem letzten des zweiten Bandes, eine Seele, die, von Spekulation über Keim und Organisation ermüdet, sich mit der Hoffnung tröstet, die Angründe des Keimes derinst zu durchschauen, die Geheimnisse der Organisation zu erkennen, und vielleicht einmal da als Meister Hand mit anzulegen, wovon ihr jetzt die ersten Erkenntnisstufen nur schwach dort zu dämmern, eine Seele, die in dem großen Traum von Welten, Sonnendonnern und Planetenrotationen schon, sich über das Irrische hinaus entsetzt, Erden mit dem Fuß auf die Seiten stieß, tausend Welten mit einem Finger leitet und dann wieder in den Busen ruht, für die mikromegischen Gedichte, Analogie in unsern Kräften, Beweisstellen in der Bibel aufkaubt.

Von dem gegenwärtigen Theil, der diesen Briefentwalt, müssen wir sagen, daß sie noch unserer Empfindung sogar hinter den vorigen zurückbleiben. Und wir haben in diesen Briefen nichts gesucht, als was uns der Verfasser versprach, ausgegossene Ahnungen, innige Empfindungen von Freund zu Freund, und Sammlungen von Gedanken, und statt allem diesem finden wir Raisonnement und Perioden, zwar wohlgedacht und wohlgesprochen, aber was soll uns das!

Schon da wir bei dem ersten Theile den Inhalt der zukünftigen Briefe durchsahen, machte es einen unangenehmen Eindruck auf uns, die Abhandlungen von Erhebung der Geistes-, sittlichen und politischen Kräfte, in Briefe abgetheilt zu sehen. Was heißt das anders, als durch gelehrten Nachdenken sich eine Fertigkeit erwerben haben, auf wissenschaftliche Classificationen eine Menschenseele zu reduciren. Und da wir nun gar die Briefe selbst durchsahen, fanden wir, was wir erwarteten konnten, aber noch immer weniger als wir vermuthen. Im dreizehnten Brief „von Erhebung der Geistskräfte,“ logisch wenn tautologische Zergliederungen der Geschicklichkeit unsers Geistes, durch Multiplication jenes Lebens wirksam gemacht. Er schließt: wie in den vorhergehenden Briefen: „Heben wir hier uns, so heben wir dort tausend.“ als wenn nicht eben in diesem Wort aber Wenigere das Elend dieser Erde bestände. Doch das geht durch das ganze Buch durch. Dann auch in diesen Briefen tritt Erkenntnis voraus an, die einzige Wißbegierde, das sogenannte Erfahrungsammeln. Hat er nie bemerkt was Christus dem großen Haufen ans Herz legt: „Wenn ihr nicht werdet, wie diese Kindlein“ und wenn

Paulus spricht: « das Stückwerk der Weissagungen, des Wissens, der Erkenntniß werde aufhören, und nur die Liebe bleiben.» Aber ach! im vierzehnten Brief führet er die Bücherwelt auf den Schauplatz, und wie? über unsere sittlichen Kräfte, nach Aristo theologischer Moral mit einiger Wärme homiletisirt er, daß Gefühl die Empfindung, Ausdruck den Gedanken meist so entwickle, daß alles zusammen auf das Herz gar kein Wirkung thut. Nicht besser ist's im funfzehnten und siebzehnten Briefe. In jenem sind uns die Knechtschaft und Herrschaft anschaulich gewesen; biblisch-bildlich mögen sie seyn, der Empfindung zusagend sind sie nicht, und die Analogie aus diesem Leben nicht gedacht. Haben die funfzig Lässige abödig, durch einen Wirksamen ermuntert zu seyn, muß es hier Menschen geben, die Mitleid sind und Sonne; aber dort, wo alles Hinderniß und Trägheit, wegfallen soll! — Wir wollen uns in kein Widerlegen und Vertheidigen unserer Meinungen einlassen. In dem siebzehnten Brief von den gesellschaftlichen Freuden des Himmels ist viel Wärme auch Güte des Herzens, doch zu wenig um unsre Seele mit Himmel zu füllen. Dem sechszehnten Brief von der Sprache des Himmels wollen wir sein Wohlgedachtes nicht abläugnen, doch quillt auch da nichts aus der Seele, es ist so alles in die Seele hereingedacht. Der achtzehnte und neunzehnte Brief von Vergebung der Sünden, und den seligen Folgen des Lichts, werden dereinstlich die heilsame Wirkung haben, gewisse Menschen über diese Materien zu beruhigen. Wir sagen gern von den übrigen nichts, über das Einzelne haben wir nichts zu sagen, wir sind viel zu sehr mit der Vorstellungsart, mit der Herr L. schreibt, vertraut, als daß wir ihn von denen Seiten schätzen sollten, von denen er schon so viel hat leiden müssen. Und aus unsern Gesichtspunkt haben wir gesagt, was wir zu sagen hatten, der gröbliche Theil der Christen wird ihm immer viel Dank schuldig bleiben. Er zaubert ihnen wenigstens eine herrliche Welt vor die Augen, wo sie sonst nichts als Düsterheit und Verwirrung sahen.

Reichliche Worte von dem zu erwartenden Gedichte. Hätte L. für den empfindenden Theil der Menschen zu singen, sich zum Sänger berufen gefühlt, er hätte übel getan, diese Briefe zu schreiben, würde sie auch nicht geschrieben haben. Er hätte empfunden für Alle. Die aus seinem Herzen strömende Kraft hätte Alle mit fortgerissen. Allein als Denker Denkenden ein genugthuendes Werk zu liefern, da ihr ehe hundert Herzen vereinigt, als zwei Köpfe, da sollte er wohl Gesichtspunkte variiren, Strupel aus dem Wege räumen, und dann verstumme er die Briefe. Wir wissen nicht, ob er den Zweck durch sie erreicht. Seinem alten Plan bleibt er getreu, seinen Gesinnungen auch, trotz allem Widerspruch. Da dünkt's uns dann, er hätte doch besser gethan, gleich mit der ersten Wärme aus's Gedicht zu gehen, und zu wagen was er doch noch wagen muß.

Wir wünschen ihm Glück zu seiner Unternehmung. Und wenn er irgend einen Rath von uns hören mag, so hat er über diese Materien genug, ja schon zuviel gedacht. Nun erhebe sich seine Seele, und schaue auf dies ins Gedankenverstrickte, wie auf irdische Güter, fühle über sie das Geisterall, und nur in Andern sein Ich. Dann wünschen wir ihm innige Gemeinschaft mit dem gewürdigten Seher unserer Zeiten, singe um den die Freude des Himmels war, zu dem Gnade durch alle Stunden und Glieder sprachen, in dessen Busen die Engel wohnten: dessen Herrlichkeit umwuchte sein, wenn's möglich ist, durchglühe ihn, daß er einmal Seligkeit fühle, und ohne, was sie das Lallen der Propheten, wenn höhere sprachen den Geist füllen!

Predigten über das Buch Jonas von Johann Caspar Lavater, gehalten in der Kirche am Waisenhause Winterthur 1773. Die erste Hälfte. S. 254. gr. 8.

Jedes große Genie hat seinen eigenen Gang, seinen eigenen Ausdruck, seinen eigenen Ton, sein eigenes System, und sogar sein eigenes Kostüm. Wenn das nicht wahr wäre, so müßten wir unsern Lavater für die allerseltsamste Erscheinung von der Welt halten. Wir müßten bei Vergleichung einer Lavaterischen Schrift mit der andern den seltsamsten Contrast, und selbst in einer und derselben Schrift die wunderbarste Vermischung von Stärke und Schwäche des Geists, von Schwung und Fleiß der Gedanken, von reiner Philosophie und leidiger Schwärmerei, von Edelm und Lächerlichem zu entdecken glauben. Allein der Recensent hat diesen Mann seit einiger Zeit genauer studirt, und würde sich nun der Sünde fürchten, dieses Urtheil über ihn zu fällen. Jener Contrast ist bloß scheinbar — so wie überhaupt der Begriff von dem, was man Contrast nennt, eigentlich nur relativ ist. Denn eigentlich nennen wir alles so, was dem gemeinen Haufen der Menschen aufs und nebeneinander gestellt lächerlich und abgeschmackt vorkommt. Ist aber jedes große Genie zugleich Original, hat es, seiner Natur nach, seinen eigenen Gang, sein eigenes Kostüm, wie wir eben sagten, so ist das in Beziehung auf ihn wie mit dem Contrast, und der Zuschauer muß seine Weise mit Ehrerbietigkeit betrachten, ohne sich unterfangen zu wollen jeden Schritt desselben nach dem gemeinen Maßstabe zu beurtheilen. Er muß, was ihm ungewöhnlich ist, mit abgewandten Blicken vorbeilassen; oder, wenn er so genügsam seyn kann, anstaunen — und so wenig er hergreifen kann, wie der Mann darauf kam, dermaßen damit sich beruhigen, daß er zu sich selbst sage: so denket, so spricht nur — ein Lavater! und also nun kein Wort weiter von dem, was ein anderer Recensent vielleicht würde gerügt haben.

Hr. Lavater hat diese Predigten seinem durch mancherlei Demüthigungen bewährten lieben Freund und Bruder Hasenkamp, Rector am Gymnasium zu Duisburg, zugeeignet, und uns von ungefähr einen Fingerzeig auf die Ungründlichkeit it mancher Urtheile von seiner Denkart gegeben, die wir nicht unbemerkt lassen können: «Menschlichkeit auszubreiten, lieber Freund, Menschlichkeit, diese erste und letzte Menschenangelegenheit, ist einer meiner Hauptzwecke bei diesen Predigten. Dies, lieber Bruder, sindie ein Wink! Herzlich gern möchte ich mich noch länger über wichtige Reichsangelegenheiten mit dir unterhalten (so denkt, so spricht nur — ein Lavater! also nur gedultig darüberhin, lieber Leser!), aber ich kann es nicht. Ich sage nur noch: sey weise, sey ein Mann! — — widerl'ge dich ferner, lieber Bruder, mit Weisheit, Sanftmuth und leuchtender Stärke des Wortes und Herzens, den beiden großen Feinden der Wahrheit und Tugend — ich meine das empörrauschende christusleere Christenthum, auf der einen, und die vernunftlose Schwärmerei auf der andern Seite.» Sprich, lieber Leser, ob unser Lavater nicht süße spricht? aber sprich, ob es nicht Lavater nicht süßer spricht? aber sprich, ob es nicht höchst wünschenswürdig wäre, daß man beide diese Feinde besser kennen lernte, als sie die meisten kennen. Denn wie viele wissen die große Frage richtig zu beantworten: Was heißt christusleeres Christenthum? was, vernunftlose Schwärmerei? Welche sind ihre Gränzlinien, welche die Merkzeichen des Thiers? Möchte sie doch einst ein Lavater beantworten!

Die erste der Predigten handelt von der Allgemeinheit der göttlichen Fürsehung. Vom ei-

gabt Hr. Kanzler schon und unaufgefordert den sonderbaren Kauf des Jonas aus der Geschichte der Trojanischen Mode wie uns doch so wundert haben, wie Hr. K. sagen konnte: was ist schwer zu begreifen — daß er auf den tollen Einfall gerieth der dem Anschicht des Herrn K. in der Folge rühmt, jeden nachdenkenden den Herr K. in der Folge rühmt, jeden nachdenkenden Leser vermuthen. Das eine solche durch ein allgemeines Vorurtheil bestimmte Schwachheit bei dieser Flucht zum Grunde müsse gelegen haben? S. 22 ist der Gedanke: «mir scheint unter allen heiligen Verfassern, keiner so ganz ausdrücklich, so ganz durchaus, und mit dem großen Fleiße dies nämlich die allwaltende Fürsetzung Gottes glaubwürdig, und, so viel wir möglich, dandgreiflich zu machen, immer vor dem Auge gehabt zu haben. — wo der Verfasser dieses Buchs unsichtbar etwas übertreiben. Wir dürfen Herrn K. nur an das Buch Hiob erinnern, um seine Beistimmung zu erhalten. Im Buch Hiob ist unsichtbar der Satz: «Gottes Fürsetzung ist unergründlich — aber doch immer durch den Ausgang groß und bewundernswürdig» die offenbare Hauptabsicht des Verfassers gewesen: so wie ich glaube, daß im Buch Jonas der Zweck war, obgedachte jüdische Vorurtheil zu widerlegen und zu zeigen, daß sich Gottes Fürsetzung auch auf die Heiden erstrecke. Der Gedanke: Die Stimme der Fürsehung ist die Stimme Gottes, den Herr Lav. S. 64 u. f. ausführt, ist seit jeher auch der Lieblingsgedanke des Rezensenten gewesen, und er hat sich immer wohl dabei befunden. Kurz wir haben alle Predigten dieses ersten Bandes mit Vergnügen und mit warmer Hochachtung für den Verfasser gelesen, und empfehlen sie unsern Lesern aus Ueberzeugung.

Alexander von Joch über Belohnung und Strafen nach Türkischen Gesetzen. Andere durchsehends verbesserte und mit einem Anhang vermehrte Ausgabe, welche die Widerlegung der wichtigsten Zweifel enthält. Bayreuth und Leipzig. 1772. 8. S. 300.

Man weiß aus der ersten Ausgabe, daß dieses Buch die Lehre von der moralischen Freiheit geradezu widerlegt. —

Es waren einmal einige Vögel in einer weitläuftigen Voliere. Ein Buchfink sagte zu seinem Nachbar Zeisig, der von einem Baum nach dem andern munter herumflatterte: Weißt du denn, mein Freund, daß wir in einem Käfig stecken? Was Käfig, sagte der Zeisig, siehe wie wir herumfliegen! Dort ist ein Käfig, wo der Kanarienvogel sitzt. — Aber ich sage dir, wir sind auch im Käfig. Siehst du denn nicht das Gitter von Draht? — Das ist dort, aber siehe, soweit ich auf allen Seiten sehen kann, sieht kein's! — Du kannst die Seiten nicht alle übersehen. — Das kannst du auch nicht! — Aber diese nur, fuhr der Buchfink fort, bringt uns nicht unser Herr alle Morgen dort in den Trog Wasser streut er uns nicht hier auf die Ecke Sämereyen, wurde er das thun, wenner nicht wollte, daß wir eingeschlossen sind und nicht davon fliegen können? — Aber, sagte immer der Zeisig, ich kann ja frei ich davon fliegen! Sie stritten sie noch lange, bis endlich der Kanarienvogel aus seiner Ecke rief: Kinder wenn ihr streiten musst, ob ihr im Käfig seyd oder nicht? so ist's so gut, als wären ihr nicht darinnen! —

Seitdem uns ein alter Poet oder dich Fabel gelehrt hat, seitdem haben wir allen Streit über Freiheit aufgegeben. Es ist vielleicht auch keine gelehrte Streiterey weniger gründlich behandelt worden, als diese. Meist hat man auf der einen Seite Begriffe nach Willkühr geschaffen, und mißt auf der andern Einwürfe aus schiefen Inductionen geholt. Am Ende war Spott hier, und Anathema dort der Beschluß des sehr entbehrlichen Drama's.

Herr Alexander von Joch ist nicht weit von der gewöhnlichen Methode abgegangen. Er sagt aus von dem allgemeinen Schicksal, geht dann auf den Menschen und seinen Willen über, zeigt, daß sein Verstand nicht frei sey, weil er von den Gegenständen und seinen physischen Gesetzen abhänge; noch weniger aber der Wille, welcher theils durch die Nothwendigkeit, das Angenehme zu wählen, das Unangenehme zu meiden, theils durch den ebenfalls knechtischen Verstand regiert würde.

Umsonst widerstrebt das Gefühl. Wir werden erstaunlich betrogen, wir glauben in dem Augenblick, wir wollten, in welchem wir gezwungen werden; und dann wer kennt nicht die Gewalt einer Lieblingsidee, einer Idea fixa!

Warum aber diese Idee? Gewiß nicht um der Moral, und um der Lehre von Verdienst und Strafe willen. Die Schändlichkeit ist gräßlich, so sie gleich ein Geschenk des Himmels und kein selbst erworbener Werth ist. So auch moralischer Werth. Belohnungen und Strafe, aber sind immer unentbehrlich, weil sie eben die Mittel sind, wodurch der Wille gezwungen wird. — Das ist ungefähr so der Hauptinhalt von dem System des Herrn Alexander von Joch, an welchem uns die oft gute Laune, das Originelle und Offenherzige sehr wohlgefallen hat, ob wir gleich wünschten, daß er seiner Meditation einen andern Vorwurf gewählt hätte.

Wir bemerken überhaupt, daß die Lehre von der Freiheit von sehr vielen Gliedern, wenigstens Schriftstellern, für weit leichter gehalten wird, als sie ist. Man stellt sich meistens vor, daß in flüchtiges Nachsinnen die Sache ausmache; aber in der That, wer von ihr gründlich reden wollte, der müßte ganz das innere Wesen und die ersten Springfeder aller Thätigkeit erkennen. Wer maaß sich in dis Tiefe, wenn er sie kennt?

Auch scheint uns, daß man der wahren Punkt des Streites fast immer verfehlt. Es ist gar nicht die Rede von der Frage: Ob ein Wesen seinem Wesen gemäß handeln müsse? Wir sollte das können? Doch das den's alle die, welche die Gleichgültigkeit der Wahl verteidigen wollen. — Laßt die sich drehen wie sie können! — Die eigentliche Frage sollte, dünkt uns, so verbessert und festgesetzt werden:

Ein thätiges Wesen ist alsdann weder frei noch gezwungen, wenn alle Handlungen, die es thut, auf seinen eigenen Selbstzweck hinauslaufen; gezwungen aber ist's, wenn sie zum Genuß, den ein anderes Wesen hat, abzwecken. — Freiheit ist ein relativer, eigentlich gar ein negativer Begriff, muß es auch sein, denn ohne Bestimmung, folglich ohne Zwang, ist nichts möglich, nicht gedenkbar. Freiheit drückt Abwesenheit von einer gewis-

sen Bestimmung aus. Nun von was für einer? Von einer wesentlichen, innern? Unmöglich! Also ist es Theorie, da das Wort Freiheit zu gebrauchen, wo von solchen Bestimmungen die Rede ist, es heißt da eben soviel, als sein und nicht sein. Soll das Wort Sinn haben, so muß es nur da gebraucht werden, wo die Rede von einem Verhältniß ist, das nicht wesentlich ist, ohne welches das Wesen existiren könnte. — Sieht man die Lehre von der Freiheit in diesem Lichte, so kann man wohl eher einen Vernünftigen dafür sagen, und ich zweifle, ob Hr. von Zech sie dadurch widerlegen würde.

Eben diese Ansicht breitet auch Licht über die traurniederschlagende Lehre vom Schicksal. Es ist nicht genug, wie Alexander von Zech, sich dieß auf die tausend kommen Gelegenheiten berufen zu können, die eine Veränderung im Weltsystem machen. Alle mikrokosmische Veränderung kann die Veränderung nicht stattfinden, das weiß ich, aber glaub'sch ordinär; aber alle sind wieder unnütz ohne meine Wirkung. Es ist alle einmal ein Zirkel, das Fatum gegen sich, weil die Menschen nicht frei sind, und den Menschen die Freiheit absprechen, weil das Fatum angenommen worden ist. Auf der andern Seite aber ist jeder durch die ihm wesentliche Bestimmung nach seinem eigenen Selbstgenuß zu wirken, immer in seiner Herr seines Schicksals, wenigstens dient das Schicksal ihm. —

Doch die Materie ist unerschöpflich, und der Kanalrheorgel in unsrer Fabel sagt alles, was wir von diesem Buch und der ganzen Streitfrage denken.

Herrn Hollands philosophische Anmerkungen über das System der Natur, aus dem Französischen, von Wegel. Bern im Verlag der neuen Buchhandlung. Erster Theil 338 S. Zweiter Theil 354 S. 8. Bern 1775.

Gegen einen leichtgerüsteten Franzosen tritt hier ein schwer bewaffneter Deutscher, gegen einen Partheigänger ein regulirter Krieger auf. Indessen sind weder Lanzen noch Kunst sein eigen, und das war hierzu auch nicht nöthig. Mit einer guten Belesenheit in Swigers, Kants, Mendelsohns, Garve's Schriften, konnte er schon den Französischen Weltweisen überklügeln. Herr Holland hat nur das Verdienst eines guten philosophischen Sammlers, und wir glauben auch, daß er selbst seine Quellen würde dankbar angezeigt haben, wenn er nicht Französisch und für Franzosen geschrieben, und alle die Citationen gescheut hätte. Nur haben wir uns bei seiner ausgebreiteten Lektüre darüber gewundert, daß er nicht zu wissen scheint, was Voltaire gegen das Systeme de la nature geschrieben, und was unser Herz gegen dasselbe und gegen Voltaire's Widerlegung erinnert hat. Herr Wegel hat wenn nun einmal die Französische Schrift ins Deutsche übersetzt werden sollte; das Verdienst eines sorgfältigen Uebersetzers, worei man gern ein paar Fehler gegen die Deutsche Grammatik übersieht. Sie thut wehl, daß er das Systeme zugleich mit übersetzte, denn so kann man zugleich beide Partheien hören. Aber bei seinen Indexitten gegen die Franzosen hätte er sich Hrn. Hollands Billigkeit zum Muster vorstellen sollen. Man muß niemanden der zu irren scheint, Gelehrsamkeit, Tugend und Rechtschaffenheit absprechen, und Vernunft und Talente anfeinden, so lange man nicht weiß, ob der Gegner mit Vorsatz Irrthümer lehre.

Ueber die Liebe des Vaterlandes, von J. B. Sonnenfels. Wien. 1771. 8. 131 S.

Haben wir ein Vaterland? Die Frage an sich wäre schon ein schlimmes Zeichen, wenn die ungeheuere Verschiedenheit der Menschen nicht dafür bekannt wäre, daß sie oft die ganze Welt durchsucht und ausfragt, nach Dingen, die ihr vor den Füßen liegen.

Eine akademische Schrift unter dem Vorsitze J. B. S. in der K. K. Theresianischen adeligen Akademie, nicht 7 Uebersetzen aus der Polizeihandlung und Finanz, vorhanden war eine die sechs Uhr. Da war ihre Bestimmung vollendet, das hätte auch ihr Lehrzeiel seyn sollen, und sie hätte ruhen mögen bei ihrer großen Familie, bis am jüngsten Tage.

Ueber die Liebe des Vaterlandes, in Form eines Tractats, für's Deutsche Publikum!

Die ewigen mißverstandenen Klagen nachgesungen: „Wir haben kein Vaterland, keinen Patriotismus. „Wann wir einen Platz in der Welt finden da mit unsern Besitzthümern zu ruhen, ein Feld uns zu nähren, ein Haus uns zu decken, haben wir da nicht Vaterland? und haben das nicht Tausend und Tausende in jedem Staat? und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebne Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern, nur zu gewissen Zeitpunkten, das Resultat vieler glücklich zusammentreffender Umstände war und ist?

Römerpatriotismus! Dawor bewahre uns Gott wie vor einer Riesengestalt: wir würden keinen Stuhl finden darauf zu sitzen; kein Bett, drinnen zu liegen. Nachdem Herr S. in den ersten zwei Hauptstücken alle tiefe Empfindungen, Eigenliebe, Stolz, Beschränkung, Anhänglichkeit und dergleichen, mit Nationalgram mancherlei Völkerschaft wohl durcheinander gerührt, und mit historischen Bonmots und Chronik umstrichen à la Zimmermann und Abbt, sein gewirrt, macht er im dritten, nach einem Kameralanschlag, die Vortheile bekannt zur Fortpflanzung der Vaterlandsliebe, aus dem Lande, das eine Nation bewohnt:

Was trägt { Jagd, Fischerei, Viehzucht, Feldbau, edlen Lauch, gutes Land, unfruchtbares Land } zur Vaterlandsliebe bei?

Da kommen nun die jagenden und streifenden Völkerschaften am übelsten zurecht. Und hier müssen wir anmerken, daß Hr. S. durch das Wort Vaterland verführt, durchaus zu sehr als gleiche coexistirende discurrirt, und wir hätten's noch immer mit dem Themistokles: Nicht der Boden, sondern die Verhältnisse eines Volks, deren zwar viele auch aus dem Lande, das sie bewohnen, hervorspringen, bestimmen Nation. So haben die Juden Nation und Patriotismus, mehr als hundert leibeigne Geschlechter.

Im vierten Hauptstück werden dem Gesetzgeber Handgriffe gelehrt, Lykurg, Solon, Numa, treten als Collegae Gymnasii auf, die nach der Capacität ihrer Schüler Exercitia dictiren. In den Resultaten des Bedens dieser großen Menschen, die wir noch dazu nur in stumpfen Ueberlieferungen anschauen, überall Principium, politische Principium, Zweck zu erreichen; mit der Klarheit und Bestimmtheit wie der Handwerksmann Fabrikgeheimnisse, Staatsverhältniß, Intriguen bei einem Glase Bier erklärt, in einer Schrift zu erklären! — Von Geheimnissen (wenn welche

groß historische Data sind für uns nicht Geheimniß? an welche man der Aufbewahrung Gott mit Ehrfurcht zu reichen vermeint, in den Tag hinein zu raisonniren! — und wird all Tag schlimmer. Einmal auch muß nur Ehe wird all Tag schlimmer. Einmal auch muß nur Ehe und all Tag schlimmer. Einmal auch muß nur Ehe wird all Tag schlimmer. Einmal auch muß nur Ehe

Gharakteristik der vornehmsten Europäischen Nationen. Aus dem Englischen. Leipzig. 8. Erster Theil 16 Bogen. Zweiter Theil 14 Bg.

Das Werk ist aus dem Brittischen Museum. Nun für ein Museum man das kein Stück! Ins Hinterstübchen damit! in die Küche, da ist sein Platz, immer heraucht die beste! Charakter politer Nationen! Werft die Münze in den Tiegel, wenn ihr einen Gehalt wissen wollt, und dem Probirer findet ihr den in Einseitigkeit nicht.

Sobald eine Nation politet ist, sobald hat sie convention alle Wege zu denken, zu empfinden, sogar das Lob sie auf Charakter zu haben. Die Masse individueller Empfindungen, ihre Gewalt, die Art der Verstellung, die Bildsamkeit, die sich alle auf diese eigenen Empfindungen beziehen, das sind die Züge der Charakteristik in der Seele. Und wie viel von alle dem ist uns politen Nationen noch eigen? Die Verwandtschaft der Neigung, die mit ihnen auf das engste verbunden war, der sichen Bindungen, der Druck der Gesetze, der noch strengere Druck gesellschaftlicher Verbindungen und tausend andere Dinge lassen den politen Menschen und die polite Nation nie ein eigenes Geschöpf seyn, belauschen den Wink der Natur, und verwischen jeden Zug, aus dem ein charakteristisches Bild gemacht werden könnte.

Was heißt also nun Charakter einer politen Nation? Was kann anders heißen, als Gemälde der Religion und bürgerlicher Verfassung, in die eine Nation gebildet worden ist, Tropäe, wovon man doch keine ganz kennt, wie sie der Nation anhaftet, und daß man der Vorsicht dieser Werkzeuge nur so viel gefaßt, nur genügt, wie die polite Nation denn unter allen diesen Lasten und Fesseln ist, ob sie sie gänzlich ertragt wie Zinsvieh oder ob sie dagegen anstrebt, sie abzuwerfen versucht, darüber ihnen ausweicht, oder gar über Ausweg sucht, wie sie noch freiere Schritte thun kann, ob sie hier und da unter der Politur der Natur des Menschen hervorsieht, ob der Steif immer so bequem war, daß er die Politur annehmen konnte, ob die Nation wenigstens einen ihrem Steif gemäß Politur hat oder nicht, und dergleichen. Vielleicht würde ein philosophischer Beobachter noch auf diese Art eine erträgliche Charakteristik zu Stande bringen. Aber der Verfasser hat sie jemand schlechterdings gethan. Er hat England, Frankreich, Italien, Spanien, Deutschland und die Niederlande, blicke in seinen Pultendorf, comprimirte mit schönen Herren und Damen, und nahm sein Buch und schrieb. Zum Unglück ist in der ganzen Welt nichts schiefer, als die schönen Herren und Damen, und so wurden seine Gemälde gerade eben so schief, den Engländer vertheidigt er immer gegen die Franzosen, den Franzosen setzt er dem Engländer immer entgegen. Jener ist nur stark, dieser nur tändelnd, der Italiäner prächtig und feierlich, der Deutsche säuft aus guten Gesellschaften abstrahirt — und das ist ihm Charakteristik! Wie so gar anders würden seine Urtheile ausgefallen seyn, wenn er sich herunter gelassen hätte, den Mann in seiner Familie, den Bauern auf seinem Hof, die Mutter unter ihren Kindern, den Handwerksmann in seiner Werkstatt, den ehrlichen Bürger bei seiner Kanne Wein, und den Soldaten und Kaufmann in seinem Kränzchen oder seinem Kaffehaus zu sehen. Aber das fiel ihm nicht einmal ein, daß die Menschen wären, oder, wenn's ihm einfiel, wie sollte er die Geduld, die Zeit, die Herablassung dahin? Ihm war ganz Europa seines Französisches Drama, oder, was zuweilen auf eins hinaus kommt, Marionettenspiel! Er guckte hinein, und wieder heraus, und das war alles!

Johann Jakob Mosers, Königl. Dänischen Etatsraths, neueste kleine Staatsschriften. Bei Mevius. Frankfurt und Leipzig 1772. 8. 20 Bogen.

Unsere Leser werden diese vortreffliche Sammlung einiger kleinen Abhandlungen aus dem Deutschen Staatsrechte schon aus der ersten Auflage kennen, die im Jahr 1766 erschien, und die der völlig unverdiente Beifall gebildet ist. Wir wollen sie nur darum erinnern, daß die Ausübung des päpstlichen Entschlusses, die in zweispaltigen Wahlen geistlicher Reichsfürsten, welche gegen Herrn Pölitischer Reichsfürsten, welche gegen Herrn Pölitischer Reichsfürsten, welche gegen Herrn Pölitischer

Da das Buch schon bei seiner ersten Ausgabe in mehreren Journalen, z. B. in der allgemeinen Deutschen Bibliothek, im Anhang zu den zwölf ersten Bänden, S. 797 u. f. günstig angezeigt und gerühmt worden ist, so würde es ein schlechtes Compliment für unsre Leser seyn, wenn wir ihnen den Werth desselben erst noch anpreisen wollten, und wir würden auch nicht einmal so viel davon gesagt haben, wenn nicht der Herr Auszugsmacher in dem 17ten Stück der gelehrten Zeitung von Frankfurt an der Oder es als eine neue Schrift angesehen, und sich die Mühe genommen hätte, dem Publikum den Inhalt eines Buchs weitläuftig vorzuhalten, welches das Publikum schon vor fünf Jahren besser als jener unwissende Recensent gekannt und genutzt hat. Bei dem gräulichen Zustande unsrer lieben Zeitungskritik, hat noch das Abentheuer gefehlt, daß Leute ohne alle literarische Kenntniß sich zu Kunstrichtern aufwerfen, und — Dank sei es der Hausenschen Zeitungsfabrik! — das hätten wir doch nun erlebt.

Die erleuchteten Zeiten; oder Betrachtung über den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften und herrschenden Sitten in Deutschland. Zullichau 1772. 8. 12 Bogen.

Eine langweilige Schulchrie. Der vermuthlich sehr junge, wenigstens sehr unerfahrne Verfasser kennt die Welt nur noch von der Facultäten, und muß wo von einem steifen Halsgelehrten gehört haben, daß wir in erleuchteten Zeiten leben. Das ärgert ihn nun, und deswegen beweist er: daß die Philosophen nicht erleuchtet sind, weil noch einige die beste Welt vertheidigen, die Aerzte nicht, weil noch so viele Menschen sterben, die Juristen nicht, weil so viele Gesetze ohne Proceße, und so viele Proceße ohne Gesetze da sind; die Theologen nicht, weil sie so eigensinnig sind, und weil man so oft bei ihren Predigten einschläft; die Humanisten nicht, weil sie das Lateinische und Griechische nicht ernstlich genug treiben, das Hebräische so schwer machen, so viele Barbarismen und dergleichen. Unsre Sitten taugen auch nichts, weil wir zu sinnlich sind, nicht genug in der Bibel lesen, und sonderlich in dem Zugunstgeschäfte nicht genug über die Geheimniße, die darin verborgen liegen, meditiren, sondern dieß so hinnehmen. —

Daß sich solche Leute reformiren wollen! Die Stelle vom Verbiet des Propagationsfestes S. 171 ist blasphemer Unsinn, den wir uns schonen bisher zu sehen; alles übrige ist flaches Gewäsch, ohne einen einzigen allgemeinen Blick, ohne Verstand, ohne Kenntniß, ohne Laune. —

Erleuchtete Zeiten! das war wohl der Mühe werth zu fragen, ob wir in solchen Zeiten leben! oder wenn man doch fragen wollte, so mit Amtsmiene zu antworten, so zu declamiren! Hätte doch der Mensch über den Mann im Mond, oder den weißen Bär geschrieben! das war sein Beruf! —

Wer sich noch unterfängt, unsre Zeiten für erleuchtet zu halten, der soll zur Strafe diese zwölf Bogen lesen; und wer sie gar bewegen dafür hält, weil er darin lebt, der soll sie zweimal lesen!

Leben und Charakter Herrn Christian Adolph Klotzens, entworfen von Carl Renatus Hausen. Halle 1772. 8. 95 S.

Wären die Biographen von jeher so gestimmt gewesen, wie würden so viele Beschwerden über zu hochgespanntes Lob nimmer gehört haben. Man kann dem Verfasser nichts weniger verwerfen, als die Idealisirung seines Helden. Wo andere den Menschen auf Dichterflügen emportragen, läßt er ihn gerade sinken, oder zieht ihm wohl gar einen Strick zu Beschleunigung seines Falls.

Armer Klotz, in welcher erbärmlichen Gestalt wirst du vor's Publikum hingelegt.

Kein Mann von Genie, das heißt ohne Fähigkeit neue große Ideen aus der Tiefe zu heben. Eine lebhafte Einbildungskraft andrer Erfindungen zu benutzen und zu detailliren, doch ohne Application, ohne anhaltenden Fleiß.

Gelehrsamkeit, aber was für? Keine ausgebreitete, sondern diffundirte; keine gründliche, sondern weitirende, nicht einmal Belesenheit im wahren Sinn.

Und was hat er gethan? Ein paar Autores herausgegeben. Weiter? und deutsche Tractätchen geschrieben. Aber sein Hauptwerk? Acta literaria. Sein Hauptewerk! Recensiren, necken, lästern.

Und als Professor, keine Intention auf seine Lectionen, keinen guten Vortrag dazu, und also keinen Beifall.

In seinem moralischen Charakter Züge, die sich nur mit der unvergleichlichsten Inconsequenz entschuldigen laßen. Schändliche Doppelheiten gegen Vertraute, die sträfliche Eitelkeit, Neid über Vorzüge anderer, alle Mistrauen. — Wir mögen nicht weiter ausschreiben, wie haben mehr christlich Liebe denn Herr Hausen, und sind Recensenten.

Mußten sie denn das Wort (gewiß so leicht weggesprochen, als irgend eins des seligen Gehülfen-Rathe, und wenn's zur Stunde der Empfindung gesagt war, desto schlimmer), mußten sie das Wort: Wenn ich todt bin, müssen Sie mein Leben beschreiben — wie ich bin, in wahrem Bilde — auch alsdann, wenn wir Feinde werden sollten! für ein mal Mannes strenges Ernstwort nehmen? War es nicht vielmehr im genausten Sinn der Wille eines Menschen, der so spricht: macht mit der Beerdigung meines Leibes keine Umstände. Was wird man zum Executor sagen, der dem Todten auch gar sein Sterbekleid anzieht, und seine mißgestalte Nacktheit an eine Landstraße hingeworfen, den Augen des Publikums prostituirt und Vögeln und Hunden preis giebt? Freilich ein Leichengängniß ohne Umstände.

Wir sagen gern nichts von der Person, die Herr Hausen selbst in diesem Stücke spielt; uns könnte er's übel nehmen, und leber Leser muß die Bemerkung ohne uns machen.

Lobrede auf den Herrn Friedrich Karl Kasimir von Kreuz ꝛc. Frankfurt am Main. 1772. 68 S. gr. 8.

Ohne Gefühl, was so ein Mann gewesen, ohne Ahnung, was so ein Mann seyn könne, schreibt hier einer die schlechteste Parentation.

Der Gang dieß sonderbaren Genies, das Durchorbeiten durch so viele Hindernisse, die bittre Unzufriedenheit bei allem Gelingen, wird in der Feder unsers Periodenten recht ordnungsgemäßer Cursus humaniorum et honarum artium; und der sehr eigen charakteristische Kopf wohlgeschaffne dünnte Alltagsmaske.

Das ist immer das schlimmste, was den Menschen, wie Kreuz, niederdrücken kann, deren Leben vielleicht vergällt wird, weil sie nicht sind wie andere, daß man, um sie nach dem Tode wenigstens in ehrbare Gesellschaft intreduciren zu können, ihre Gestalten verwischt, und betheuert: sie waren wie andere vortreffliche Leute auch!

Gedanken über eine alte Aufſchrift. Bei Heidmanns Erben u. Reich. Leipzig 1772. 8. 62 S.

Sie reden was ſie wollen; mögen ſie doch reden! was kümmert mich. So heißt die Aufſchrift.

Zwei Arten von Menſchen leben nach dieſer Maxime, ſagt der Verfaſſer, die großen und kleinen Sultane, und die Geniker. Jene, weil ſie glauben, die andern Menſchen wären nur Fliegen, Laus, oder dergl. weil ſie kein Vermögen haben, und ſich weder über dieſen Mangel ärgern, noch ungerecht genug ſind, Belohnungen für etwas zu verlangen, das ſie nicht haben, oder weil ſie leben, daß ſie es doch niemand recht machen können. Dieſe, ſagt der Verfaſſer, handeln am klügſten, und zum Beweis zeigt er in einer philoſophiſchen Laune, an welcher man den Dichter der Materien und des Agathon nicht verkennen kann, wie wunderlich die Welt Lob und Tadel vertheilt. Endlich ſchließt er mit der Grundmaxime: ſeine menſchenfreundlichen Worte, daß man die Menſchen ertragen ſoll, ohne ſich über ſie zu ärgern.

Da ſo manche Blätter enthalten eine Menge vortreflicher Anmerkungen, die hätten aber gewünſcht, daß der Verfaſſer, dem man ſie gerne verzeiht, uns auch den Wachsſtoff mit hätte mitgetheilt hätte, in dem ſie ſo leben, welche nicht Stärke genug haben, der Materie ſeine Inſchrift zu ſetzen. Unter allen Bemühungen auf dieſem Felde iſt ein eigen Herz die leichteſte, und unter Tauſenden haben ſie kaum zwei.

Recenſionen

in die Jenaiſche allgemeine Literaturzeitung

der Jahre 1804, 1805 und 1806.

Hamburg, bei Hoffmann. Vertraute Briefe aus Paris, geſchrieben in den Jahren 1802 und 1803 von Johann Friedrich Reichardt. 1804. 1ſter Th. 482 S. II. Th. 422 S. 8. (gedruckt, Braunſchweig bei Fr. Vieweg.)

Zu einer Zeit, wo das Sehen und Streben aller nur einigermaßen mobilen Perſonen nach Paris gerichtet iſt, müſſen diejenigen, welche einen ſolchen Blick zu machen verſtanden ſind, ſich in Rückſicht auf Ideen, der ſeine Anſichten von jener merkwürdigen Stadt andern mitzutheilen kann und mag, beſonders wenn er nicht in Gaſthöfe ſchon beſtellt darzuthun fähig iſt. Ein Lob das man dem Verfaſſer gedachter Briefe nicht verſagen wird.

Man begleitet ihn gern auf der ſchnellen Reiſe zur Hauptſtadt, wo dann, wie er ſelbſt bemerkt, Brot und Gaukler, nach dem alten Sprüche, der Inbegriff aller Wünſche ſind. Gleichermaßen findet man Frühſtück und Mittageſſen, Oper, Schauſpiel und Billet als Hauptinhalt beider Theile.

Gegen Muſik und Oper verhält ſich der Reiſende als denkender Künſtler, gegen das Theater überhaupt als ein ſichtsvoller Kenner, und übrigens gegen Künſte und Wiſſenſchaften als thätig-lebender Liebhaber.

Seine Kenntniß vieler Verhältniſſe in frühern Epochen giebt ihm zu bedeutenden Vergleichungen Anlaß, und da er Gelegenheit findet, von der Präſentation beim erſten Conſul an, die Zuſtände des höhern, mittlern und niedern Lebens zu beobachten, da er ſeine Bemerkungen mit Kühnheit auszuſprechen wagt, ſo haben ſeine Mittheilungen mißens einen hohen Grad von Intereſſe. Viele Geſtalten und Charaktere namhafter Perſonen ſind gut gezeichnet, und wenn der Verf. auch die und da die Lineamente mildert, ſo bleiben die Figuren immer noch kenntlich genug. Beſonders wird er ſich bei Frauenzimmern, durch genaue und geſchmackvolle Beſchreibung des mannigfaltigſten Putzes, empfehlen.

Die raſch dunſtende Schreibart entſpringt aus einer unmittelbaren, mit einer gewiſſen Leidenſchaft angeſchauten Gegenwart. Sie würde noch mehr Bewunderung gewähren, wenn man nicht öfters durch Nachläſſigkeit geſtört würde. So wird z. B. das Wort kein ſo oft wiederholt, daß es ſeine Bedeutung am Ende ſelbſt aufgehoben. Das Wort legt ließe ſich gleichfalls öfter entbehren, oder durch neulich, letzthin, letzthin, erſtehen und partizipien. Solche kleine Flecken auszutilgen, ſollte jeder Schriftſteller einen kritiſchen Freund an der Seite haben, beſonders wenn das Manuſcript nicht lange ruhen kann.

Doch wie kann man Schriftſtellern und ihren Freunden ſolche Bemühungen zumuthen, ſo lange unſre Offizin ſich eines unverantwortlich vernachläſſigten Druckes nicht ſchämt. In dieſen zwei Bändchen ſind 150 Druckfehler und ſogenannte Verbeſſerungen angezeigt, wobei man höflich bittet, ſolche vor dem Leſen des Buchs abzuändern. Welch eine Zumuthung! Es wäre zu wünſchen, daß künftig die Verfaſſer ihre Verbeſſerungen von den Druckfehlern abtrennten, damit man deutlich ſähe, was dem Corrector zu Schulden kommt, und ſodann möchte vielleicht doch einiges Ergötzliche geweckt werden, wenn Recenſenten, wie wir gethan, die Oſſizin bemerkten, und die Anzahl der eingeſtandnen Druckfehler angeben wollten.

Germanien. Napoleon Bonaparte und das Franzöſiſche Volk unter ſeinem Conſulate. 1804. 417 S. gr. 8.

Dieſe Schrift wird viele Leſer finden, die ſie auch verdient. Zwar kann man nicht ſagen, daß der Verf. ſich

auf einen höhern Standpunkt erhebt, und als völlig unparteiischer Geschichtschreiber verfahre; er ist dort vielmehr zu den Mitlebenden, Mitleidenden, Mitwirkenden, und nimmt manch's Aergerniß an dem außerordentlichen Mann, der durch seine Unternehmungen, seine Thaten, sein Glück, die Welt in Erstaunen und Bewirrung setzt.

Wohlbekannt ist der Verf. mit dem Verlauf der Revolution und hat auch die neuesten Zustände mit Augen gesehen. Er ist von manchen Privatverhältnissen gut unterrichtet, ob sich schon die und da eine Lücke mit einschleichen möchte, bey solchen in einer großen Masse von theilnehmenden, einschlingenden, wieder regierenden, leidenschaftlich bewegten Menschen nothwendig entstehen müssen.

Die Schrift ist ohne Abtheilungen, in einem fortgehenden Text, nicht ohne Manier geschrieben. Es findet sich keine Inhaltsanzeige, da wir durch einen kurzen Auszug der vorzüglichsten Materien einige maßen ersetzen wollen, um den Leser mit dem Buche im allgemeinen bekannt zu machen.

Des Helden Jugend und erste Schritte, bis S. 12; Thaten, Consulat bis S. 29; Reimer und Schriftsteller wirken gegen ihn, b. S. 42; Krieg, Schlacht von Marengo, seine Wiederkehr, bis S. 64; Reimer und Schriftsteller wagen nun für die Alleinherrschaft b. S. 65; erste Bewegung der Emigrirten b. S. 68; nothdürftige Popularität, b. S. 69; Mordanschläge. Der Consul zieht sich mehr zurück. Friede, b. S. 97; Einleitung der katholischen Religion b. S. 109; Schulen b. S. 116, Gesetzbuch bis 118; Veränderung im Irrthum, b. S. 124, Italiänische Verhältnisse, b. S. 128; öffentliche und Privatverhältnisse bis zur Constitution der Italiänischen Republik b. S. 142; öffentliche Blätter, bis S. 148; lebenslängliches Consulat, neues Successionsrecht bestätigt, b. S. 169, Verwirrungen b. S. 178; experimentirende Schriftsteller, Reimer, Camille Jordan, b. S. 189; Hofumgebung b. S. 207; Toll wird, b. S. 216, Capitain, b. S. 229; Militair, b. S. 252, Familienglieder, Beschäftigung, b. S. 265; Verhältniß zu England b. S. 278; Englischer Gesandter b. S. 300, wissenschaftliche Institute b. S. 320; ältere und neuere Schilderung der Nation b. S. 339; Benehmen gegen die Schweiz, b. S. 350; Krieg mit England, Besetzung von Hannover, b. S. 369; Character der Nation, gewöhnliche Lebensweise, b. S. 405; Künste, Theater, Lectüre, Pachtungen, Reichthümer der Privatpersonen, Luxusartikel, Industrie, b. S. 433, specielle Tribunale, b. S. 442; Schluß und vorsprechende Fortsetzung b. S. 447.

Der Verfasser verspricht Unparteilichkeit. Läßt sich auch diese schöne Pflicht, unter den gegebenen Umständen, wohl schwerlich leisten, so wird er schon Dank verdienen, wenn er den Begebenheiten aufmerksam folgt und seine Ueberzeugung aufrichtig ausspricht.

Berlin b. Dalen: Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten, mit ihren Selbstbiographien, herausgegeben von C. M. Lowe. 1806. 49 S. 8. (16 Gr.)

Die Anforderung an lebende Gelehrte, kurze Selbstbiographien zu schreiben, in der Absicht das Publikum soglich damit zu beschenken, ist eine sehr glückliche Gedanke. Wir nehmen das Wort Gelehrte hier im weitesten Sinne, und verstehen alle darunter, die sich dem Wissen, der Wissenschaft und den Künsten weihen; denn der eigentlich wirkthätige Mann darf von seinem Thun und Lassen weniger selbst Rechenschaft geben. Wir wünschen daher dem Unternehmen des Herrn Lowe den besten Fortgang, um so mehr, als das erste Bruchstück schon alles Dankes werth ist.

Johannes Müller spricht hier von sich selbst, und führt uns auf eine naturnahe Weise durch sein Leben. Was der Geschichtschreiber an andern gethan, warum sollte er es nicht an sich selbst thun? Und wir finden ihn, so wie sonstmals in anderen, also auch hier in sich selbst wieder.

Wenn es also schon genug wäre, gesagt zu haben, das ist von ihm, so wollen wir nur, um der übrigen willen, die gerade nicht Heißhunger sind, und ihm doch herzlich auf diesem guten Pfade folgen und Herrn Lowe's Versuch begünstigen werden, einige Bemerkungen anschließen, damit so bald und so leicht als möglich das Beste geschehe.

Es sind zweierley Arten die Geschichte zu schreiben, eine für die Wissenden, die andere für die Nichtwissenden. Bey der ersten sagt man voraus, daß dem Leser das Einzelne bis zum Ueberdruß bekannt sey. Man denkt nur darauf, ihn auf eine geistreiche Weise, durch Zusammenstellungen und Andeutungen, an das zu erinnern, was er weiß, und ihm für das gewonnene Bekannte eine große Einheit der Ansicht zu überliefern oder einzuprägen; die andere Art ist die, wo wir, selbst bey der Absicht eine große Einheit darzustellen, auch das Einzelne unnachläßlich zu überliefern verpflichtet sind.

Sollten zu unserer Zeit Männer, die über vierzig oder funfzig Jahre im Leben stehen und wirken, ihre Biographie schreiben, so würden wir ihnen rathen, die letzte Art ins Auge zu fassen. Denn außerdem, daß man sich gerade um das Nächstvorhergehende am wenigsten bekümmert, so ist unsere Zeit so reich an Thaten, so entschieden an besonderem Streben, daß die Jugend und das mittlere Alter, für die man denn doch eigentlich schreibt, kaum einen Begriff hat von dem, was vor dreißig oder vierzig Jahren eigentlich da gewesen ist. Alles was sich also in eines Menschen Leben derüber schreibt oder derüber bedeutet, muß aufs neu gegeben werden.

Wir können gar nicht, daß wir in diesem Sinn selbst unseres trefflichen Müllers Biographie gewissermaßen tadelhaft finden, und bekennen es um so freier und so lieber, als es noch Zeit ist, und wir ihn ersuchen können, dasjenige, was er hier theils in einer Skizze, theils in gehaltvollen Resultaten, in wenigen Zügen aufgestellt hat, künftig mehr ausgeführt, in einem tüchtigen Alphabete, wo nicht für uns, doch für die Nachkommen niederzulegen.

Wie liebenswürdig hat er sich schon das großen Vortheils eines Selbstbiographen bedient, daß er gute, werthere, jedoch für die Welt im Großen unbedeutende Menschen, als Eltern, Lehrer, Verwandte, Gespielen, namentlich vorführte, und sie, als ein vorzüglicher Mensch, ins Gefolge seines bedeutenden Daseyns mit aufnahm! Wie herrlich treten ferner schon gekannte, außerordentliche Naturen abermals, in besonderem Bezug auf ihn sich bezeichnende hervor! Wie gern findet man hier Johann Peter Willern, Schlegeln, Schliessen, den Kurfürsten von Mainz wieder! Wie stellt sich das ganze Bild, das man von solchen Männern gefaßt hat, bey den einzelnen Zügen lebhaft vor die Erinnerung!

Gesetzt es unserem Schriftsteller, seine Lebensgeschichte ausführlicher zu schreiben, wie oft würden wir diesen doppelten Fall eintreten sehen, wobey es höchst angenehm seyn müßte, um ihn, als um einen Mittelpunkt, so manche Menschen versammelt zu erblicken, die wir sonst selbst als Mittelpunkte zu betrachten gewohnt sind.

Gegenwärtig hat er sich, nach unserer Ueberzeugung,

die zu isolirt dargestellt. Wir finden die Wirkung grosser Weltbegebenheiten auf ein so empfindliches Gemüth nicht genugsam ausgedrückt. Paoli's und der Corsen Charakter ist zu wenig studirt, die Amerikanischen Kriege nur fast mit zu wenig Antheil, der Amerikanischen Krieges nur insofern ihre dadurch ein Freund geraubt wird, und der Genfer Revolution nur insofern sie als Standrecht einer unerbetenen Ergebung erschienen. Und gerade jene Gelassenheit von Ereignissen, welche Aufmerksamkeit machte es einer solchen Natur und in jenem Alter nöthig und nach erfolgtem und zwar musste sich an diesen Artikeln aus seinem Innern entwickeln!

Von der andern Seite erscheint er nicht genug als ein ausserordentlicher, auf das Publikum auf die Welt wirkender Mensch; wie er sich doch, ohne die Selbstständigkeit zu verlieren, darstellen konnte und sollte.

Beschränkt ist unser Gesichtskreis nur für persönliche Gegenwart. In unter Umständen ist es nöthig, dass man verlernt werde, ist es nothwendig, dass der Gemeinste mit dem Vortrefflichsten in ein Verhältniss zu stehen scheint, um gerecht zu werden. In alle freien schriftlichen Darstellungen dringt Wahrheit, entweder in Bezug auf den Gegenstand, oder in Bezug auf das Gefühl des Darstellenden, und so Gott will, auf beides. Wer einen Schriftsteller, der sich und die Sache fühlt, nicht lesen mag, der darf überhaupt das Beste ungelesen lassen.

Da nun alle unser Biograph die grosse Wirkung, die er jener Zeit auf das Publikum geleistet, nicht ueberig darstellt, so erscheint auch seine erste missungene Anstellung in Berlin, seine kärgliche in Cassel, das Zaudern der Berner Obern nicht im vollkommenen Lichte, und die für seinen so wichtige Berufung nach Mainz, später in nach Wien, zuletzt nach Berlin waren, wir müssten uns sehr irren, durch seine grossen anerkannten Vorzüge, in der Wirklichkeit weit meritorier, als sie es in der Schrift sind.

Wem es sonderbar scheinen möchte, dass wir auf diese Weise den Meister meistern, der bedenke, dass wir nur dadurch die Schriftstellkeit einer Selbstbiographie suchen dürfen zu machen abdenken. Wir wünschen nichts mehr, als dass Hrn. Lenz's Unternehmen begünstigt werde, ja dass sich ähnliche Unternehmungen über das ganze insbesondere Deutschland verbreiten mögen, um einigermassen im Einzelnen zu erhalten, was im Ganzen verloren geht. Aber wir ersuchen sämmtliche Theilnehmer, eine bestimmte Pflicht stets vor Augen zu haben: nicht zu verschweigen was von aussen, es sey nun als Person oder Sache, auf sie gewirkt, aber auch nicht zu Schatten zu fallen, was sie selbst geleistet, von ihren Arbeiten, von deren Gelingen und Einfluss mit Wahrheit zu sprechen, die dadurch gewonnenen schönen Stunden ihres Lebens zu bezeichnen, und ihre Leser gleichfalls in eine freudige Stimmung zu versetzen. Es ist ja nur von Gelehrten und Künstlern die Rede, von Menschen deren ganzes Leben und Treiben sich in einem harmlosen Kreise herumdreht, deren Kriege, Siege, Niederlagen und Irrthümer, obgleich unblutig, doch immer interessant bleiben, wenn nur für das Bedürfniss des einzelnen Mannes und für die Freude eher für den Neugierden der Welt irgend zuletzt einiges hervorgeht.

Bald dem wir jedoch über der so bedeutenden Schrift das ihr vorangesetzte Bildniss vergessen. Es ist in punktirter Manier sehr fein gearbeitet und ähnlich genug, aber im kleinlichen Geschmack entfernt Miniatur Portraits, und daher ziemlich weit entfernt von dem ächten, tüchtigen Charakter darstellenden Wesen und Styl der Kunst.

Noch sey uns der Wunsch erlaubt, dass der Künstler, zumal da das Format der Werke ein grosses Octav ist, ihm beliebt, dasselbe darauf in allen Bildnisse nach einem beträchtlich grösseren Massstab zeichne und stechen möge, wenn auch dafür die Gesichter gewinnen, deutlicher und besser erscheinen. Auch würden wir es für kein Unglück ansehen, wenn etwas nach die Linien unter dem Zeichnis anachronischen Figuren hier die drei Grazien, gestochen werden müssten.

Berlin: Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse, von Alexander von Humboldt. Vorgelesen in der öffentlichen Sitzung der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften am 30. Januar 1806. 28 S. 8.

Nachdem der erste sehnliche Wunsch erfüllt war, den trefflichen und kühnen Naturforscher von seiner mühsamen und gefahrvollen Reise wieder bei den Seinen zu wissen, so musste der zweite sogleich entstehen, und jedermann möchte gern so früh als möglich Mittheilung aus der Fülle der erworbenen Schätze. Hier empfangen wir die erste Gabe, in einem kleinen Gefäss sehr köstliche Früchte.

Wenn wir uns ins Weite, in die Wissenschaft begeben, erscheint es bald doch nur, um desto ausgerüsteter ins Leben wiederzukehren; und so erscheint uns hier das im Einzelnen so kümmerlich ängstliche botanische Studium in seiner Verklärung auf einem Gipfel, wo es uns einen leichten und einzigen Genuss gewähren soll.

Nachdem Linnée ein Alphabet der Pflanzengestalten auszubilden, und uns ein bequem zu benutzendes Verzeichniss hinterlassen; nachdem die Jussieu das grosse Ganze schon naturgemäßer aufgestellt, scharfsinnige Männer innerfort, mit bewundernswürdigem und unverdrossenem Fleiss, die unterschiedenen Klassen aufs genauste bestimmen, und die Philosophie uns eine belehrende Einheit einer höheren Ansicht verspricht, so trat hier der Mann, dem die über die Erdfläche verbreiteten Pflanzengestalten in bedeutenden Gruppen und Massen gewahrend sind, schon voraussetzend den letzten Schritt, und deutet an, wie bei einem Erkannte, Eingelernte, Angeschaute, in jedwer Pracht und Fülle dem Gemüth klargelegt, und wie der so lange geschichtete und raisonnirende Holzstoß, durch einen ätherischen Hauch, zur lichten Flamme belebt werden könne.

Glücklicher Weise sind in dieser kleinen Schrift die Hauptresultate so zusammengedrängt, dass wir unsere Leser mit einem Auszug erfreuen, ja wir dürfen mehr sagen, erquicken können; denn alles das Beste und Schönste, was man von Vegetation jemals unter freiem und freundem Himmel sah, wird wieder in der Seele lebendig, und die Einbildungskraft geschickt gemacht und aufgeregt dasjenige, was uns durch künstliche Anstalten, durch mehr oder weniger unvollendliche Bilder und Beschreibungen überliefert werden, sich auf das kräftigste und erfreulichste zu vergegenwärtigen.

„Schon Pflanzenformen bestimmen vorzüglich die Physiognomie der Natur. Ich zähle nur diejenigen auf, welche ich bei meinen Reisen durch die Wüstheide, und bei einer vielhörigen Aufmerksamkeit auf die Vegetationen der verschiedenen Himmelsstriche zwischen dem 5ten Grade nördlicher und dem 12 Grade südlicher Breite beobachtet habe.

Wir bezeichnen mit den Palmen, der höchsten und edelsten aller Pflanzengestalten. Denn ihr Leben stellt die Blicke (und die treue Muskelbewegung) zwar in der Asiatischen Palmenwelt; aber in dem Erdstriche, der uns nächst an die Palmenwelt grenzt, dem Preis der Schöne der zierlichsten, gefingerte, bogenfeilen,

fachlichte Schäfte, mit anstrebenden, glänzenden, bald gefächertem Laube. Die Blätter sind oft prachtvoll gefärbt. Der glatte Stamm erreicht die 180 Fuß Höhe.

Zu den Palmen gesellt sich in allen Welttheilen die Pisangform, die Bananenform, die Scitamineen der Familie Heliconia, Amomum, Strelitzia, ein niedriger aber saftreicher, fast krautartiger Stamm, an dessen Spitze sich dünn und lockerzerweht, zartgefiederte, seidenartig glänzende Blätter erheben. Pisangsgebüsche sind der Schmuck feuchter Gegenden. Auf ihrer Frucht beruht die Nahrung aller Bewohner des heißen Erdgürtels.

Malvenform (Sterculia, Hibiscus, Lavatera, Ochroma). Kurze aber kolossalisch dicke Stämme mit zart wolligen, großen, herzförmigen, oft eingeschnittenen Blättern, und prachtvollen, oft purpurrothen Blüthen. Zu dieser Pflanzengruppe gehört der Affenbrodtbaum, Adansonia digitata, der bei 12 Fuß Höhe 30 Fuß Durchmesser hat, und der wahrscheinlich das größte und älteste organische Denkmal auf unserm Planeten ist. In Italien fängt die Malvenform bereits an der Vegetation einen eigenthümlichen südlichen Charakter zu geben.

Dagegen entbehrt unsre gemäßigte Zone im alten Continent leider ganz die zart gefiederten Blätter, die Form der Mimosen (Gleditsia, Porlieria, Tamarindus). Den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in denen unter gleicher Breite die Vegetation mannigfaltiger und üppiger als in Europa ist, fehlt diese schöne Form nicht. Bei den Mimosen ist eine schirmartige Verbreitung der Zweige, fast wie bei den Italiänischen Pinien, gewöhnlich. Die tiefe Himmelsbläue des Tropenklima's, durch die zartgefiederten Blätter schimmernd, ist von überaus malerischem Effekte.

Eine meist afrikanische Pflanzengruppe sind die Heidekräuter; dahin gehören auch die Akremba, Passerinen, und Gnidien, eine Gruppe, die mit der Nadelheide einige Aehnlichkeit hat, und eben deshalb mit dieser durch die Fülle glockenförmiger Blüthen desto greller contrastirt. Die baumartigen Heidekräuter, wie einige andere Afrikanische Gewächse, erreichen das nördliche Ufer des Mittelmeers. Sie schmücken Weichland und die Felsengehänge des südlichen Spaniens. Am üppigsten wachsend habe ich sie auf den Afrikanischen Inseln, am Abhange des Pics von Teyde gesehen.

Dem neuen Continent ist eigenthümlich die Cactusform, bald kugelförmig, bald gedrückt, bald in hohen, vielrippigen Säulen, wie Orgelpfeifen, aufrecht stehend. Diese Gruppe bildet den höchsten Contrast mit der Gestalt der Liliengewächse und der Bananen.

Wie diese grüne Oasen in den pflanzenleeren Wüsten bilden, so belebten die Orchideen den trockenen Stamm der Tropenbäume und die ödesten Felsenriegen. Die Papillionform zeichnet sich durch hellgrüne saftvolle Blätter und durch prachtvolle Blüthen von wunderbarem Baue aus. Diese Blüthen gleichen bald den geflügelten Insecten, bald den zarten Vögeln, welche der Duft der Honigsäfte anlockt.

Blattlos, wie fast alle Cactusarten, ist die Form der Casuarinen, einer Pflanzengestalt, blos der Südsee und Ostindien eigen. Bäume mit schachtelhalmähnlichen Zweigen. Tannen, Thuja und Cypressen bilden eine nordische Form, die in den Tropen selten ist. Ihr ewig frisches Grün erheitert die öde Winterlandschaft.

Parasitisch, wie bei uns Moose und Flechten, überziehen in der Tropenwelt, außer den Orchideen auch die Pothosgewächse den alternden Stamm der Waldbäume. Saftige, krautartige Stengel mit großen, bald pfeilförmigen, bald gespaltenen, bald länglichen, oder fast dickartigen Blättern. Blumen in Scheiden.

Zu dieser Krautform gesellt sich die Form der Lianen, beide in heißen Erdstrichen von Südamerica in vorzüglicher Kraft der Vegetation. (Paullinia, Banisteria, Bignonien.) Unser rankender Hopfen und unsere Weinreben erinnern an diese Pflanzengestalt der Tropenwelt. Im Orinoco haben die blattlosen Zweige der Bauhinien oft 40 Fuß Länge. Sie fallen theils senkrecht aus dem Gipfel hoher Sapotenien herab; theils sind sie schräg wie Maststaue ausgespannt, und die Tropfnase hat eine bewundernswürdige Geschicklichkeit darum auf- und abzuklettern.

Mit den biegsamen sich rankenden Lianen, mit ihrem frischen und leichten Grün, contrastirt die schlaffsteifartige Form der bläulichen Aloegewächse; Stämme, wenn sie vorhanden sind, fast ungetheilt, engeringelt und schlangenartig gewunden. An dem Gipfel sind saftreiche, fleischige, langzugespitzte Blätter strahlenartig zusammengedrängt. Die hochstämmigen Aloegewächse bilden nicht Gebüsche, wie andere gesellschaftlich lebende Pflanzen. Sie stehen einzeln in dürren Ebenen, und geben der Tropengegend dadurch oft einen eigenen melancholischen (man möchte sagen Afrikanischen) Charakter.

Wie die Aloeform sich durch ernste Ruhe und Festigkeit, so charakterisirt sich die Grasform, besonders die Physiognomie der baumartigen Gräser, durch den Ausdruck fröhlicher Leichtigkeit und beweglicher Schlankheit. Bambusgebüsche bilden schattige Bogengänge in beiden Indien. Der glatte, oft geneigt hinschwebende Stamm der Tropengräser übertrifft die Höhe unserer Erlen und Eichen.

Mit der Gestalt der Gräser ist auch die der Farrenkräuter in den heißen Erdstrichen verbreit. Baumartige, oft 35 Fuß hohe Farrenkräuter haben ein palmenartiges Ansehn; aber ihr Stamm ist minder schlank, kürzer, schuppigrauher, als der der Palmen. Das Laub ist zarter, lockergewebt, durchsichtiger, und an den Rändern sauber ausgezackt. Diese kolossalen Farrenkräuter sind oft ausschließlich den Tropen eigen, aber in diesen ziehen sie ein gemäßigtes Klima dem ganz heißen vor.

Noch nenne ich die Form der Liliengewächse (Amaryllis, Pancratium) mit schilfartigen Blättern und prachtvollen Blüthen, eine Form, deren Hauptvaterland das südliche Africa ist; ferner die Weidenform, in allen Welttheilen einheimisch; und die Salix fehlt, in den Banksien und einigen Proteen wiederholt; Myrtengewächse (Metrosideros Eucalyptus, Eucalonia), Melastomen- und Lorbeerform.

Am glühenden Sonnenstrahl des tropischen Himmels gedeihen die herrlichsten Gestalten der Pflanzen. Wie im kalten Norden die Baumrinde mit dünnen Flechten und Laubmoosen bedeckt ist, so belebten dort Cymbidium und duftende Vanille den Stamm der Anacardien und der riesenmäßigen Feigenbäume. Das frische Grün der Pothosblätter und der Dracenien contrastirt mit den vielfarbigen Blüthen der Orchideen. Rankende Banisterien, Paullinien und gelbblühende Banisterien umschlingen den Stamm der Waldbäume. Zarte Blumen entfalten sich aus den Wurzeln der Theobroma, wie aus der dichten und rauhen Rinde der Crescentien und der Guttaria. Bei dieser Fülle von Blüthen und Blättern, bei diesem üppigen Buchse, und der Verwirrung rankender Gewächse wird es dem Naturforscher oft schwer zu erkennen, welchem Stamme Blüthen und Blätter zugehören. Ein einziger Baum mit Paullinien,

Blumenlen und Denkschrift geschmückt, bildet eine Gruppe von Pflanzen, welche, von einander getrennt, einen herrlichen Teppich bedecken würden. »

Jedermann wird nunmehr abhalt bemüht sein, diese kleine Schrift in ihrer ganzen Ausdehnung zu lesen, und mit unabdinglicher Sehnsucht dem nächsterscheinenden ersten Theil seiner Reise-Beschreibung, der das Naturgemälde der Terpentwelt umfassen soll, entgegensehen.

Königsberg bei Nicolovius: Lyrische Gedichte v. Johann Heinrich Voß. 1802. Erster Band. Oden und Elegien. 1—3 Buch. 340 S. — Zweiter Band. Oden und Lieder. 1—3 Buch. 326 S. — Dritter Band. Oden und Lieder. 1—6 Buch. 346 S. — Vierter Band. Oden und Lieder. 7. Buch. — Vermischte Gedichte, Zabeln und Epigramme. 395 S. 8.

Indem wir die Verschiedenheit sämmtlicher Gedichte, wie solche den Bd den regelmäßig vorgedruckt sind, am Eingange betrachten, so finden wir die Oden und Elegien des ersten Bandes, ingleichen die Oden und Lieder der drei folgenden, nicht weniger die übrigen kleineren Gedichte unter sich durchaus nach der Zahrzahl geordnet.

Eine Zusammenstellung der Art, die schon mehreren Dichtern gefiel, deutet, besonders bei dem mehrjährigen, auf ruhige, gleichförmige Muse und erfordert Bildung, und giebt uns ein Gerüste, daß wir in dieser Sammlung, mehr vielleicht als in irgend einer andern, das Leben, das Wesen, den Gang des Dichters abgebildet empfangen werden.

Jeder Schriftsteller schildert sich einigermaßen in seinen Werken, auch wider Willen, selbst; der gegenwärtige bringt uns, vorzüglich, Inneres und Aussere des, Denkweise, Gemüthsbewegungen, mit freundlichem Wohlwollen dar, und verschmäht nicht, uns durch beigefügte Noten über Zustände, Gesinnungen, Ansichten und Ausdruck, gutmüthig aufzuklären.

Und nun, auf eine so freundliche Weise eingeladen, treten wir ihm näher, suchen ihn bei sich selbst auf, schließen uns an ihn, und versprechen uns im voraus reichen Genuß und mannigfaltige Belehrung und Bildung.

In einer, nördlicher Landschaft finden wir ihn sich seines Daseins freuend, unter einem Himmelsstrich, wo die Nacht kaum noch Schatten vermuthen.

Und freilich ist dann auch daselbst der Winter seine ganze Herrschaft aus. Vom Pole der stürmend bricht er die Wälder mit Reif, die Flüsse mit Eis, ein Sohn der Wirbel treibt um den hohen Giebel, und sich der Dichter, wohlverwahrt, häuslicher Wohnlichkeit freut, und wohlgemuth solchen Gewalten Trotz bietet. Belebt, bereits Freunde kommen an, die, herzlich empfangen, unter sichrem Obdach, in liebevollem vertrauen ihres sprechen im Kreise, das heimliche Mahl durch den Klang der Gläser, durch Gesang beleben, und sich einen gastlichen Sommer zu verscheuchen wissen.

Dann sehen wir ihn auch persönlich den Unbilden des Winterhimmels trotzen. Wenn die Nacht mit Brumbeln bedrohlich knarrt, wenn selbst die Fußtritte des Wanderers fernen, sehen wir ihn bald rasch durch der Schnee, nach fernen Freundsbehausungen hintraben, bald, zu großem Schlittenzuge gerüstet, durch die weiten Gauen dinkt magin, da denn zuletzt eine traulich Herberge die Holdkrarten aufnimmt, eine lebhafte Flamm, des Kamins die eindringenden Gäste begrüßt, Tanz, Gesang, und mancher erquickende Genuß, der Jugend sowohl als dem Alter genug thut.

Schmilzt aber von einer warmstrahlenden Sonne der Schnee, befreit sich ein aufquellender Boden nur einigermaßen von dieser lästigen Decke, so eilt mit den Schwalben der Dichter alsbald ins Freie, sich an dem ersten Lebensbache des Jahres zu erquicken und die zuerst erschwundenen Blumen aufzusuchen. Vielfarbiger Gedanken mit aufgelacht, zu Sträußen gebunden und im Triumph nach Haus gebracht, wo diese Verboten sämtlichen Genuß ein festungsvolles Familienfest zu feiern anordnet sind.

Zeigt sich nun der Frühling selbst herein, so ist von Dach und Fach gar die Rede nicht mehr, immer findet man den Dichter draußen, auf sanften Pfühlen, um seinen Sitz herstreichen. Jeder Busch, unwirklich sich im einspiegelnd, jede Wärme auf dricht eingelt in seinen Gegenwart dervet. Wie auf ein in ausführlichen Gemälde erblickt man, im Sonnenschein um ihn her, Gras und Kraut so gut als Fichten und Buchen, und an dem Ufer des stillen Wassers, selbst wieder das Rohr noch irgend eine schwellende Pflanze.

Hier begeistet ihn nicht jene verwandelnde Phantasie, durch deren uns deutlich es Bilden sich der Fels zu göttlichen Mädchen ausgestaltet, der Baum seine Aeste zurückstreift und mit jugendlichen weichen Arm an den Zaar zu locken scheint. Einsam wandelnder geht der gemüthvolle Dichter, als ein Priester der Natur umher, berührt jede Pflanze, jede Staude mit leiser Hand, und weiht sie zu Gliedern einer liederoll übereinstimmen aber Harmonie.

Um ihn, als einen Paradiesbewohner, spielen harmlose Geschöpfe, das Lamm auf der Wiese, das Reh im Walde. Zugleich versammelt sich das ganze Chor von Vögeln, und übertönt das Leben des Tags mit vielfachen Accenten.

Da in am Abend, gegen die Nacht hin, wenn der Mond in ruhiger Pracht am Himmel heraufsteigt, und sein beweglichen Bild auf der leise wogenden Wasserfläche sanft dahin wallt, das Ruder im Takte rauscht, und jede Bewegung den Funken eines Widerscheins hervorruft, von dem Ufer die Nachtigall ihre himmlischen Töne verbreitet, und jedes Herz zum Gefühle anruft, dann zeigt sich Neigung und Freundschaft in glücklicher Zartheit, von den ersten Anklängen einer vom beschlossen Busen selbst vorgetragenen Sympathie, bis zu jener stillen Innigkeit, schüchternen Lüsternheit, wie sie aus den mannigfaltigen Umgebungen des bürgerlichen Lebens hervorgeschieden.

Ein wallender Busen, ein feuriger Blick, ein Händedruck, ein gewandter Kuß belohnt das Lied. Doch ist es immer der Bräutigam, der sich erkühnt, immer die Braut, welche nachgiebt, und so bringt selbst alles Gute wagte sich unter ein gesetzliches Maß, dagegen erlaubt er sich manches innerhalb dieser Grenze. Frauen und Mädchen weiterem Lieb und ohne Schu über ihre nun einmal anerkannten Zustände, und eine bräutliche Braut wird unter lebhaften Zudringlichkeiten muthwilliger Gäste zu Bette gebracht.

Sogleich aber führt er uns wieder unter freien Himmel ins Grüne, zur Saat, zum Gewächs, und da ist er auf die heiterste, herzlichste und zart-sie Weise zu Hause.

Der Sommer hat sich wieder eingefunden, eine heilsame Schwüle weht durch das Land, Donner rollen, Becken erdröhnen, Regenbogen erscheinen. Blitz leuchten abwärts, und ein kühler Segen quillt über die Flur. Alles reift, keine der verschiedenen Gunten versäumt der Dichter, alle feiert er durch seine Gegenwart.

Und hier ist wohl der Ort in dem uns, welchen Einfluß auf Bildung der untern Deutschen Volksklasse unser Dichter haben könnte, vielleicht in einigen Gegenden schon hat.

Seine Gedichte, bei Gelegenheit ländlicher Vorfälle,

stellen zwar mehr die Reflexion eines dritten, als das Gefühl der Gemeine selbst dar; aber wenn wir uns denken mögen, daß ein Harfner sich bei der Heu- Korn- und Kartoffeln-Ernte finden wollte; wenn wir uns vorstellen, daß er die Menschen, die sich um ihn versammelten, aufmerksam auf dasjenige macht, was ihnen als etwas Alltägliches widerfährt; wenn er das Gemeine, indem er es betrachtet, dichterisch ausspricht, erhöht, jeden Genuß der Gaben Gottes und der Natur mit würdiger Darstellung schärft: so darf man sagen, daß er seiner Nation eine große Wohlthat erzeige. Denn der erste Grad einer wahren Aufklärung ist: wenn der Mensch über seinen Zustand nachzudenken, und ihn dadurch schätzenswerth zu finden gewöhnt wird. Man sinne das Nützlichste wirksam auf dem Acker, wie die völlig unentbehrlichen, den Naturforscher selbst zu hohen Betrachtungen leitende Bewegung, nach langem stillen Walten und Wirken vegetabilischer Kräfte zum Vorschein kommt, und ein ganz unbeträchtlicher Saamen aus der Erde quillt, so wird man erst das Verdienst dieser und anderer ähnlichen Gedichte fühlen, worin der Dichter den reben, leichtfüßigen, zerstreuten, all so für bekannt anzudeutenden Menschen auf die ihn alltäglich umgebenden, als erwähnenden hohen Wunder aufmerksam zu machen unternimmt.

Kaum aber ist alles dieses Gute in des Menschen Gemüthsart gebracht, so schleicht auch der Herbst schon wieder heran, und unser Dichter nimmt rührenden Abschied von einer, wenigstens in der äußeren Erscheinung hinfälligen Natur. Doch seine geliebte Vegetation überläßt er nicht ganz dem unfreundlichen Winter. Der zierliche Tepf nimmt manchen Strauch, manche Zwiebel auf, um in winterlicher Häuslichkeit den Sommer zu beschwören, und auch in dieser Jahreszeit kein Fest ohne Blumen und Kränze zu lassen. Selbst ist gesorgt, daß es dem zur Familie gehörenden Vogel nicht an grünem, frischem Dache seiner Käfichlaube fehle.

Nun ist es die schönste Zeit für kurze Spaziergänge, für traulichen Gespräch an schauerigen Abenden. Jede häusliche Empfindung wird rege, freundschaftliche Sehnsucht vermehrt sich, das Bedürfniß der Musik läßt sich lebhafter fühlen, und nun mag sich der Kranke selbst gern an den traulichen Cirkel anschmiegen und ein verschwiegener Freund bleibet sich in die Farbe der schiedenen Jahreszeit.

Denn so gewiß nach überstandenem Winter ein Frühling zurückkehrt, so gewiß werden sich Freunde, Gatten, Verwandte in allen Graden wiederfinden; sie werden sich in der Gegenwart eines allliebenden Vaters wieder finden, und alsdann erst unter sich und mit allem Guten ein Ganzes bilden, wornach sie in dem Stückwerk der Welt nur vergebens hinstreben. Eben so ruht auch schon hier des Dichters Glückseligkeit auf der Ueberzeugung, daß alles der Vorliebe eines weisen Gottes sich zu erfreuen habe, der mit seiner Kraft jeden erreicht, und sein Licht über alle leuchten läßt. So bewirkt auch die Andeutung dieses Wesens im Dichter die höchste Klarheit und Vernünftigkeit, und gänzlich eine Verscheuchung, daß jene Gedanken, jene Worte, mit denen er unendliche Eigenschaften faßt und bezeichnet, nicht leere Träume noch Klänge sind, und daraus entspringt ein Wonnegefühl eigener und allgemeiner Seligkeit, in welcher alle Bösartigkeit, Besonders, Anwidrige, aufgelöst und verschlungen wird.

Wir haben hier die sanfte, ruhige, gefaßte Natur unseres Dichters mit sich selbst, mit Gott, mit der Welt in Frieden gesehen, sollte denn aber nicht eben jene Selbstständigkeit, aus der sich ein so heiteres Leben nach den innern Kreisen verbreitet, öfters von außen bestimmt, verletzt und an leidenschaftlicher Bewegung aufgeregt werden? Auch die Frage läßt sich vollständig aus den vorliegenden Gedichten beantworten.

Die Anregung, durch eigentümliche Kraft, durch festen Willen, aus bewegenden Umständen sich hervorgehoben, sich aus sich selbst ausgebildet zu haben, sein Verdienst sich selbst schuldig zu seyn, solche Vortheile nur durch ein ungehemmtes Emporstreben des Geistes erhalten und verwerben zu können, erhebt das natürliche Unabhängigkeitsgefühl, das, durch Absonderung von der Welt, immer mehr gesteigert, in den unausweichlichen Lebensverhältnissen manchen Druck, manche Unbequemlichkeit erfahren muß.

Man daher der Dichter zu bemerken hat, daß so manche Glieder der höheren Stände ihre angeborenen großen Vorrechte und schädlichen Bequemlichkeiten verwechselten, und dagegen Ungeschick, Rohheit, Mangel an Bildung bei ihnen obwaltet. So kann er einen solchen Leichtsinn nicht verzeihen. Und wenn sie nach ab reinen mit anmaßendem Dünkel dem Verderbte begegnen, entfernt er sich mit Unwillen, verbannt sich lauschet von bösen Gesellschaften und Trunkenheit, wo offene Menschlichkeit vom Herzen ins Herz strömen, und geselliger Freude das liebenswürdigste Band knüpfen soll.

Bei heiligem, sittlichem Ernst zeigt er das wahre Verdienst dem falschen gegenüber, straft ausschließenden Dünkel bald mit Spott, bald sucht er den Irrungen mit Liebe entgegen zu wirken.

Wo aber angeborne Vortheile durch eigenes Verdienst erhöht werden, da tritt er mit aufrichtiger Achtung hinzu, und erwirbt sich die schätzenswerthesten Freunde.

Ferner nimmt er einigen vorübergehenden Antheil an jenem dichterischen Freiheitssinne, der in Deutschland im Genuß zehnjährigen Friedens durch poetische Darstellungen erweckt und unterhalten wurde. Mancher wohlgesinnte Jüngling, der das Gefühl akademischer Unabhängigkeit ins Leben und in die Kunst hinüber trug, mußte in der Verknüpfung bürgerlicher Administration so manches Drückende und Unregelmäßige finden, daß er, wo nicht im Beschreiben, doch im Allgemeinen, auf Herstellung von Recht und Freiheit zu sinnen für Pflicht hielt. Kein Feind drohte dem Vaterlande von außen, aber man glaubte sie zu Hause, auf dieser und jener Gerichtsstelle, auf Rittersitzen, in Cabinetten, an Höfen zu finden; und da nun gar Klopstock, durch Einführung des Barbendichters in den heiligen Eichenhain, der Deutschen Phantasie zu einer Art von Boden verhalf, da er die Römer wiederbrat mit Hülfe des Gesanges geschlagen hatte: so war es natürlich, daß unter der Jugend sich berufene und unberufene Barden fanden, die ihr Wesen und Unwesen in eine Zeitung vor sich hintrieben, und man wird unserm Dichter, dessen reines Vaterlandsgefühl sich später auf so manche edle Weise wirksam zeigte, nicht verargen, wenn er auch an seinem Theil, um die Schandenfessel der Wirklichkeit zu zerbrechen, den Rhein gelegentlich mit Trommelwirbel fährt.

Auch ist in der Folge die Anwendung zum Französischen Freiheitskreise nicht häufig, noch von langer Dauer; bald wird unser Dichter durch die Resultate des unglücklichen Versuchs abgestoßen, und kehrt ohne Harm in den Schoos sittlicher und bürgerlicher Freiheit zurück.

Innerhalb des Kunstkreises läßt er denn auch manches mit seinem Unmuth sehen, besonders äußert er sich kräftig, ja man kann sagen hart, gegen jene unsittlichen unsinnigen Versuche, durch die das Deutsche Dichterwesen eine Zeitlang in Verwirrung gerieth. Hier scheint er nicht genugsam zu sondern, alles mit gleicher Verdammniß zu strafen, da doch selbst aus diesem chaotischen Treiben manches Schätzenswerthe hervorging. Doch

ist der Dichter und Sänger dieser Art wenige, gleichmäßig weise, gelehrt und vom Schicksal kaum verfolgte, bedrängte, mit der Theorie sinnig billig Denkende auch der unterdrückt sind.

Und überhaupt wie so ganz, in sich gekehrte, von der Welt wegwendende Natur, auf ihr mit Lebensreize nicht durchaus gefordert, erschüttert und in heftiger Thätigkeit aufgeregt werden, läßt sich nicht voraussehen. Dich wie kann dagegen, daß ein solches Leben schaffen dichten wie ein reißender starker Waldbach, das durch den Zudrang des Wasserfalles, wie durch die heftige Kost der Feuerschlacht und Kluft, unvermutet hindurchblickt und manches herrliche Gedicht stillenweis einer allgemeinen Freude hingebende entsteht. Nicht weniger denkbar wie stärkste Anlagen, in denen gründliche Studien, vorkommender Beschäftigungen, glückliche Ereignisse nach außen, Krankheiten mancher Art mit lassen Kanten bedauert, und so hier die Lebensgeschichte dichtigt werden. Dann aber tritt er mit Macht und Gewalt auf, kämpft dartnäckig wie mit sich eigenen Dichtern, kann lösen er es an Geschicklichkeit der Werke, am Gewicht der Invention nicht fehlen, wenn die erwähnten heftern Gift-Ereignisse, dieser aus dem Frieden mit sich selbst hervorleuchtende ruhige Blick über das Weltall und die sittliche Ordnung desselben, wenn die kindlich Neigung gegen den, der alles leitet und regiert, einigermaßen getrübt, gehindert, gestört werden könnte. Will man dem Dichter dieses Gefühl allgemein heiligen Betragens tadeln, will man irgend eine besondere Lehre, eine ausschließende Meinung, einen dringenden Grundsatz aufstellen, dann bewegt sich sein Gift in Feindschaft, dann steht der friedliche Mann auf, greift zum Gewehr, und schreibt gewaltig gegen die ihm so fürchtlich bedrohenden Irrsale, gegen Schwärmereien und Abergläuben, gegen alle den Thron der Natur und des menschlichen Geistes entstellenden Wahnbilder, gegen Vernunft verfinsternde, den Verstand beschränkende Sagungen, Mächte und Bannsprüche, gegen Verkehrer, Bauspriester, Horcherchen, Pfaffengesindel, und gegen ihren Unsinn, den leidhaftigen Teufel.

Sollte man denn aber solche Empfindungen einem Manne verargen, der ganz von der freudigen Überzeugung durchdrungen ist, daß er seinem besseren Lichte, das sich für einigen Jahrhunderten, nicht ohne die großen Aufopferungen der Beförderer und Bekenner, im Norden verbreitete, mit vielen anderen, das eigentliche Verdienst gebührt, aber partheisüchtig grundsätzlichen Gegnern gerichtet, aber parteisüchtig grundsätzlichen Mar im stimmt, wieder, dessen gedenkt, fördert, wozu Toleranz muß auch seine Intoleranz tolerant sein? Kunstwerke! Intoleranz ist immer handelnd und wirkend, ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken aufgehoben werden.

Ja, wir begreifen um so mehr die leidenschaftlichen Bestrebnisse des Dichters, da wir noch von einer anderen Seite jene differenten Elemente dreben, sie drehen, ihm einen Freund zu erwerben, einen Freund in dem nicht-sten Sinne des Wortes. Wenn unser Dichter, wie wir schon, so sehr voll an allem hangen kann, was nicht einmal seine Neigung zu erwidern vermag, wie muß er sich erst an Gegenstande, an Menschen, an Seinesgleichen, an vorzügliche Naturen anschließen, und sie zu seinen soldatischen Gutern zählen!

Goethe, nach Bildung strebende Männer sucht seine sein Geist, sein Gefühl auf. Schon sprechen Herder und Klopstock, die erst entstehen, gleichsam sing gesprochenen Deutschen Dichtergestalten, in die ästerischen Rechnungen voraus, auf sie ist der Blick jüngerer Nachkommlinge gerichtet, ihre Namen werden in frommen Hymnen gefeiert. Nicht weniger sieht man die Lebendig verstehenden, verantwortenden ärbeiten Meister und Kenner, Klopstock, Lessing, Gleim, Gerstenberg, Bodmer, Kamler, von den man außerordentlich, im Hochgefühl eigener Verdienste, mit kraftvoller Zuversichtsgung und würdiger Demuth verehrt. Schon erscheinen die Namen Stolbergs, Bürgers, Boie, Miller, Holty, in freundschaftlicher Anerkennung des Namens werth, den ihnen das Vaterland dort bestätigen sollen.

In diesem Ort von Freunden, von Verehrten sieht der Dichter ohne bedeutender Verlust seine Lebenszeit; ja, es gelingt ihm die Zeiten akademischer Freiheit, durch Freundschaft sich. Vermendschaft, ehelliche Verbindung, durch fortgesetzte Theilnahme, durch Reisen, Besuch und Briefwechsel, in seinen übrigen Lebensgang zu verweben.

Wie muß es daher den liebenswürdig Verwöhnten schmerzen, wenn, nicht der Tod, sondern abweichende Meinung, Rückschritt in jenes alte, von unseren Vätern mit Kraft überwundene, seelendrückende Wesen, ihm ein der achtbarsten Freunde auf ewig zu entreißen droht! Hier kennt er kein Maß des Ummuths, der Schmerzen ist grenzenlos, den er bei so trauriger Zerstückelung seiner schönen Umgebungen empfindet. Ja, und er würde sich aus Kummer und Gram nicht zu retten wissen, verlöre ihm die Muse nicht auch zu diesem Falle die unschätzbare Gabe, jenes bedrängende Gefühl, am Busen eines theilnehmenden Freundes, harmonisch gewaltig auszustürmen.

Wenden wir uns nun von dem, was unser Dichter als allgemeines und besonderes Gefühl ausspricht, wieder zurück zu seinem darstellenden Talent, so drängen sich uns mancherlei Betrachtungen auf.

Eine, vorzüglich der Natur, und man kann sagen der ihren Anfang, wo der übrigens unpoetische Mensch dem, was er besitzt, dem, was ihn unmittelbar umgiebt, einen besonderen Werth aufzuprägen scheint. Diese liebenswürdige Äußerung der Selbstheit ist, wenn uns die Erzeugnisse des eigenen Grundes und Bodens am besten schmecken, wenn wir glauben durch Früchte, die in unserem Garten reifen, auch Freunden das schmackhafteste Mahl zu bereiten, diese Überzeugung ist schon eine Art von Poesie, welche der künstlerische Genius in sich nur weiter ausbildet, und seinem Besitz nicht nur durch weiter ausbildet, und seinem Besitz nicht nur durch Vorliebe einen besonderen, sondern durch sein Talent verleiht, und sein Eigenthum dergestalt den Zeitgenossen, der Welt und Nachwelt zu überliefern und anzueignen versteht.

Dieß gleichsam zauberische Wirkung bringt eine tiefforschende, entgeistete Natur durch treues Anschauen, lies bevolles Bewirken, durch Absonderung der Zustände, durch Behandlung eines jeden Zustandes in sich als eines Ganzen, befriedigt hervor, und befriedigt dadurch die unendlichen Grundforderungen an innerem Gehalt, an Form damit ist noch nicht alles gesagt, denn auch äußerer Mittel bedarf es, um aus jenem Stoff einen würdigen Körper zu bilden. Diese sind Sprache und Versbau! Und auch hier ist es, wo unser Dichter seine Meisterschaft aufs höchste bewährt.

Zu einem bedeutenden Studium der Sprache scheint der Niederdeutsche den eigentlichsten Anlaß zu finden. Von allem, was und uns ist, absondert, dort er nur um sich der ein sinnliches bedeutendes Wort, und seine Nachbarn reden ähnliche Sprachen. Ja, wenn er ans Meer tritt, wenn Schiffer des Auslandes ankommen, und so empfängt er manches Eigene, das er sonst schon aufgegeben,

von fremden Lippen zurück, und gewöhnt sich deshalb mehr als der Oberdeutsche, der an Volksstämme ganz verschiedenen Ursprungs angränzt, im Leben selbst auf die Abstammung der Worte zu merken.

Diesen ersten Theil der Sprachkunde lässt sich unser Dichter gewissenhaft angelegen seyn. Die Ableitung führt ihn auf das Bedeutende des Wortes, und so stellt er manche Gedankenreihe wieder her, setzt ein Missverstandenes in den vorigen Stand, und wenn er dabei mit stiller Vorsicht und Genauigkeit verfährt, so fehlt es ihm nicht an Kühnheit sich eines harten, sonst verwerflichen Ausdrucks an rechter Stelle zu bedienen. Durch eine so genaue Schätzung der Worte, durch den bestimmten Gebrauch derselben entsteht eine gesetzte Sprache, die sich, von der Prosa weg, unmerklich in die höheren Regionen erhebt, und dadurch poetisch für sich zu schalten vermögend ist. Hier erscheinen die dem Deutschen sich darbietenden Verfügungen, Zusammensetzungen und Stellungen zu ihrem größten Vortheil, und man kann wohl sagen, dass sich darunter unschätzbare Beyspiele finden.

Und nicht blos diesen aus Licht geforderten Reichthum einer im tiefsten Grunde edlen Sprache bewundern wir, sondern auch, was der Dichter bei seiner hohen Forderung an die Aesthetik durch Befolgung der strengsten Regeln geleistet hat. Ihn befriedigte nicht allein jene Gediegenheit des Ausdrucks, wo jedes Wort richtig gewählt ist, keines einen Nebengriff zulässt, sondern bestimmt und einzig seinen Gegenstand bezeichnet; er verlangt zur Vollendung Wohllaut der Ton- und Wohlmessung des Periodenbaues, wie sie der gebildete Geist aus seinem Innern entwickelt, um einen Gegenstand, ein Empfundenes völlig entsprechend und zugleich bequem und anmuthig auszudrücken. Und hier erkennen wir sein unsterbliches Verdienst um die Deutsche Rhythmik, die er, aus so manchen schwankenden Versuchen, einer für den Künstler so ersprießlichen Gewissheit und Festigkeit entgegen hebt. Aufmerksam horchte derselbe den Klängen des Griechischen Alterthums, und ihnen fügte sich die Deutsche Sprache zu gleichem Wohllaute. So enthüllte sich ihm das Geheimniß der Sylbenmaße, so fand er die innigste Vereinigung zwischen Poesie und Musik, und ward, unter dem Einflusse eines freundschaftlichen Zusammenlebens mit Schulz, in den Stand gesetzt, solche Früchte einer gemeinsamen Anstrengung seinem Vaterlande auf praktischem und theoretischem Wege mitzutheilen.

Besonders angenehm ist das Studium jener Gedichte, die sich der Form nach als eine Nachbildung der aus dem Alterthum gerettet ankündigen. Belehrend ist es, zu beobachten, wie der Dichter verfährt. Hier zeigt sich nicht etwa nur ein ähnlicher Körper nothdürftig wiederhergestellt, derselbe Geist nämliche schaint eben diesselbe Gestalt abermals hervorzubringen.

Wie nun der Dichter den Werth einer bestimmten und vollendeten Form lebhaft anerkannt, die er bei seinen hohen Anlagen völlig in der Gewalt hat, so wenden der er eben diese Forderung auch gegen seine früheren Gedichte, und bearbeitet sie, mit Kraft nach den Gesetzen einer in ihm später gereiften Vollkommenheit.

Haben daher Grammatiker und Techniker jene Leistungen besonders zu würdigen, so liegt uns ob, dass wir das ihr gemeinsame Geschäft, den Dichter aus dem Gedicht, das Gedicht aus dem Dichter zu entwickeln, mit wenigen Zügen vollenden.

Auch innerhalb des geschlossenen Kreises der diesmal anzuzeigenden vier Bände, finden wir ihn, wie er sich zum vorzüglichen Uebersetzer jener Werke des Alterthums nach und nach ausbildet.

Durch den entschiedenen, eben gepriesenen Sieg der Form über den Stoff, durch manches, von äußerer Veranlassung völlig unabhängige Gedicht, zeigt uns der Dichter, dass es ihm frei stehe, das Würdige zu verlassen und in's Mögliche zu gehen, das Rohe wegzuweisen und das Ferne zu ergreifen, das Eigene aufzugeben und das Fremde in sich aufzunehmen. Und wie man zu sagen pflegte, dass neben dem Römischen Volke noch ein Volk von Statuen die Stadt verherrliche, so lässt sich von unserm Dichter gleichfalls aussprechen, dass in ihm, zu einer ächt Deutschen wirklichen Umgebung, eine recht antike geistige Welt sich gesellt.

Ihm war das glückliche Loos beschieden, dass er den alten Sprachen und Literaturen seine Jugend widmete, sie zum Geschäft seines Lebens erkor. Nicht zerstückeltes buchstäbliches Wissen war sein Ziel, sondern er drang bis zum Anschauen, bis zum unmittelbaren Ergreifen der Erganzenheit in ihren wahrsten Verhältnissen, er vergegenwärtigte sich das Entfernte, und lebte glücklich den kindlichen Sinn, mit welchem die ersten gebildeten Völker sich ihren großen Wohnplatz die Erde, den übergewölbten Himmel, den vorbergenen Tartarus mit beschränkter Phantasie vorgestellt, er ward gewahr, wie sie diese Räume mit Göttern, Halbgöttern und Wundergestalten bevölkerten, wie sie jedem einen Platz zur Wohnung, zur Wanderung den Pfad bezeichneten. Sodann aufmerksam auf die Fortschritte des menschlichen Geistes, der nicht aufstörte zu beobachten, zu schließen, zu dichten, ließ der Forscher die wohlkommene Verstellung, die wir Neuern von dem Erd- und Weltgebäude, so wie von seinen Bewohnern besitzen, aus ihren ersten Keimen sich nach und nach entwickeln und aufbauen. Wie sehr dadurch Fabel und Geschichte gefördert werden, ist niemand mehr verborgen, und sein Verdienst wird sich immer glänzender zeigen, je mehr diese Methode gemäß nach allen Seiten hingewirkt, und das Gesammelte geordnet und aufgestellt werden kann.

Auf die Weise ward sein großes Recht begründet, sich vorzüglich an den Urborden anzuschließen, von ihm die Dichterweihe zu empfangen, ihn auf seinen Wanderungen zu begleiten, um gestärkt und gekräftigt unter seine Landsleute zurückzukehren. So, mit selbstständiger Eigenthümlichkeit wusste er das Eigenthümliche jedes Jahrhunderts, jedes Volkes, jedes Dichters, zu schätzen, und reichte die älteren Schriften und mit gütiger Weisheit band derselbe die älteren Schriften und mit gütiger Weisheit band derselbe, dass fremde Nationen künftig die Deutsche Sprache, als Vermittlerin zwischen der alten und neuen Zeit, höchlich zu schätzen verbunden sind.

Und so werde zum Schluß das Hochgefühl gelungener unsäglicher Arbeit, und die Einladung zum Genusse des Vereinten mit den Dichters eigenen Worten ausgesprochen:

Mir trug Epões, mir der begeisternden
Meinerbe Sprößling, als, dem Verstummten gleich
Auf dem Eiland' ich mit Sehnsucht
Wandte den Blick zur Hellenenheimath.

Schamhaft erglühend, nahm ich den heiligen
Rebschoß, und hegt' ihn, nahe dem Meeresstrom,
Abendwind Luft und Ungeschlachtes in
Unter dem Glas', in erkargter Sonne.

Vom Trieb der Gottheit, siehe, beschleuniget,
Steigt Rankenwandung, üppigwüchse, mich bald
Mit Blüthe, bald mit grünem Hertling,
Bald mit gereifter Traub' umschwindend.

Im süßen Anbauch träume' ich, der Zeit entflohen,
Wettkampf mit altertümlichem Hochgesang.
Wer lauter ist, der koste freundlich,
Ob die Ambrosiafrucht gereift sey.

Carlsruhe, bei Macklot: Allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten, von J. P. Hebel, Prof. zu Carlsruhe. Zweite Auflage. 1804. VIII und 232 S. 8.

Der Verfasser dieser Gedichte, die in einem Oberdeutschen Dialekt geschrieben sind, ist im Begriff sich einen ehrenvollen Platz auf dem Deutschen Parnaß zu erwerben. Sein Talent reißt sich schon zwei mit ausgezeichnete Seiten. An der einen beobachtet er mit feinem frohem Blick die Gegenstände der Natur, die in einem so schönen Wechselthum und Verbindung ihr Leben aussprechen, und die wir anwendlich belebt zu nennen pflegen, und übertrift der beschreibenden Poesie, doch weiß er durch glückliche Personificationen seine Darstellung auf eine höhere Stufe der Kunst hinauf zu heben. An der andern Seite weiß er sich zum Sittlich-Didaktischen und zum Allgemeinen, aber auch hier kommt ihm seine Personificationen zu Hülfe, und wie er dort seine Körper für einen Geist findet, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Das gelingt ihm nicht durchaus; aber wo es ihm gelingt, sind seine Arbeiten vortrefflich, und nach unserer Ueberzeugung verdient der größte Theil dieses Lob.

Wenn antike, oder andre durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben, und höhere, göttergleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden und Hamadryaden, an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen, so verwandelt der Verfasser diese Naturgegenstände zu Landleuten, und verbauert, auf die naivste, anmuthigste Weise, durchaus das Universum; so daß die Landschaft, in der man dann doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eins auszumachen scheint.

Das Local ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Belebtheit der Menschen, Gefälligkeit und Darstellungsgabe, zutrauliche Gesprächsformen, nachsichtige Sprachweise, so viel steht ihm zu Gebot, um das was ihm sein Talent eingiebt, auszuführen.

Gleich das erste Gedicht enthält einen sehr artigen Antrepomerodium. Ein kleiner Fluß, die Wiese genannt, auf dem Feldberg im Oberreichischen entspringend, ist als ein immer fortschreitendes und wachsendes Bauernmädchen vorgestellt, das, nachdem es eine sehr bedeutende Bergarbeit durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt, und sich zuletzt mit dem Rhein vermählt. Das Detail dieser Wanderung ist außerordentlich artig, belebt und mannigfaltig, und mit vollkommener, sich selbst immer erneuender Thätigkeit ausgeführt.

Wenden wir von der Erde unser Auge an den Himmel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute, wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruft unter ihren Frühsegen, der Mond, ihr Mann, kommt forschend heraus, ob sie wohl schon zur Ruhe sey, daß er noch eine trocken kann, ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf als die Mutter, um sein Liedchen aufzusuchen.

Hat unser Dichter auf Erden seine Liebesleute vorgestellen, so weiß er etwas Abenteuerliches drein zu mischen, wie in Herlein, etwas Romantisches, wie im Bettler. Dann sind sie auch wohl einmal recht freundig beisammen, wie in Hans und Verene.

Sehr gern verweilt er bei Gewerb und häuslicher Beschäftigung. Der zufriedene Landmann, der Scherenschleifer, der Schreinergesell stellen mehr oder weniger eine derbe Wirklichkeit mit heiterer Laune dar. Die Marktweiber in der Stadt sind am wenigsten geglückt, da sie dem Ausdruck der ersten ländlichen Waare den Stempel der gemeinen Lust zu sehr leihen. Wir ersuchen den Verfasser diesen Gegenstand nochmals vorzunehmen, und einer wahrhaft naiven Poesie zu widmen.

Jahres- und Tageszeiten gelingen dem Verfasser besonders. Hier kommt ihm zu gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern. Nicht allein das Sichtbare daran, sondern das Hörbare, Riechbare, Greifbare, und die aus allen sinnlichen Eindrücken zusammen entspringende Empfindung weiß er sich zuzueignen und wiederzugeben. Dergleichen sind, der Winter, der Frühling, der Sommerabend, vorzüglich aber Sonntagsfrühe, ein Gedicht, das zu den schönen gehört, die jemals in dieser Art gemacht worden.

Eine gleiche Natur führt der Verfasser zu Pfingsten zu Thiern. Der Wachsthum des Heues, die Gegenwart eines Haberwurfes, von einer Mutter ihren Kindern erzählt, ist vortrefflich ländlich ausgeführt. Den Storch wünschten wir vom Verfasser nochmals behandelt, und dieß die friedlichen Motive in das Gedicht aufgenommen zu haben. Die Spinne und der Käfer dagegen sind Stücke, deren schöne Anlage und Ausführung man bewundern muß.

Deutet nun der Verfasser in allen genannten Gedichten immer auf Sittlichkeit hin, ist Fleiß, Thätigkeit, Ordnung, Mäßigkeit, Zufriedenheit überall das Wünschenswerthe, was die ganze Natur aussprecht, so giebt es noch andere Gedichte, die zwar direkter, aber doch mit großer Anmuth der Erfindung und Ausführung, auf eine heitere Weise vom Unsittlichen ab und zum Sittlichen hinleiten sollen. Dahin rechnen wir den Wegweiser, den Mann im Mond, die Irrlichter, das Gespenst an der Kanderer Straße, von welchem letztern man besonders auch sagen kann, daß in seiner Art nichts Besseres gedacht noch gemacht worden ist.

Das Verhältniß von Eltern zu Kindern wird auch von dem Dichter oft zu Anregung, um zum Guten und Rechten sittlicher und dringender hinzuleiten. Hieher gehören die Mutter am Christabend, eine Frage, noch eine Frage.

Hat uns nun dergestalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, so spricht er nun auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höheren Gefühle von Tod, Prüfungszeit in das Irdischen, Dauer des Himmlischen, vom Leben jenseits, mit Ernst, ja mit Tiefsinnigkeit aus. Auf einem Grabe, Wächterruf, der Wächter in der Mitternacht, die Vergänglichkeit sind Gedichte, in denen der dämmernde, dunkle Zustand glücklich dargestellt wird. Hier steigt die Würde der Gegenstände den Dichter manchmal aus dem Kreise der Volkspoesie in eine andere Region zu verleiten. Doch sind die Gegenstände, die solchen Anregungen, durchaus so schön benutzt, daß man sich immer wieder in den einmal bestimmten Kreis zurückgezogen fühlt.

Ueberhaupt hat der Verfasser den Charakter der Volkspoesie darin sehr gut getroffen, daß er durchaus, zarter oder derber, die Nutzanwendung ausspricht. Wenn der hohe Gehalt von dem ganzen Kunstwerke die Einwirkung auf sein innerstes Gemüth Gegenstand ist, und so in einem höheren Sinne erbaut seyn will, so verlangen Menschen auf einer niederen Stufe der Cultur die Nutzanwendung von jedem einzelnen, um es auch sogleich zum Hausgebrauch benutzen zu können. Der Verfasser hat nach unserem Gefühl das Fabula docet mit sehr glücklich und

mit viel Geschmack angebracht, so daß, indem der Charakter einer Volkspoesie ausgesprochen wird, der ästhetisch Genießende sich nicht verletzt fühlt.

Die höhere Gottheit bleibt bei ihm im Hintergrund der Szene, und was positive Religion betrifft, so müssen wir gestehen, daß es uns sehr behaglich war, durch ein erkatholisches Land zu wandern, ohne der Jungfrau Maria und den blutenden Wunden des Heilands auf jedem Schritte zu begegnen. Von Engeln macht der Dichter einen allerliebsten Gebrauch, indem er sie an Menschengeschick und Naturerscheinungen anschließt.

Hat nun der Dichter in den bisher erwähnten Stücken durchaus einen glücklichen Blick in's Wirkliche bewährt, so hat er, wie man bald bemerkt, die Hauptmotive der Volksgesinnung und Volkslage sehr wohl aufzufassen verstanden. Diese schätzenswerthe Eigenschaft zeigt sich vorzüglich in zwei Volksmärchen, die er idyllenartig behandelt.

Die erste, der Karfunkel, eine gespensterhafte Sage, stellt einen liederlichen, besonders dem Kartenspiel ergebenen Bauernsohn dar, der unaufhaltsam dem Bösen ins Garn läuft, erst die Seinigen, dann sich zu Grunde richtet. Die Fabel mit der ganzen Folge der aus ihr entspringenden Motive ist vortrefflich, und eben so die Behandlung.

Ein Gleiches kann man von der zweiten, der Statthalter von Schopfheim, sagen. Sie beginnt ernst und ahnungsvoll, fast lieblich sich ein tragisches Ende vermuthen; allein sie zieht sich sehr geschickt einem glücklichen Ausgang zu. Eigentlich ist es die Geschichte von David und Abigail in moderne Bauerntracht nicht parodirt, sondern verkörpert.

Beide Gedichte, idyllenartig behandelt, bringen ihre Geschichte, als von Bauern erzählt, dem Hörer entgegen, und gewinnen dadurch sehr viel, indem die wahren naiven Erzähler, durch indirekte Personenpronomen und unmittelbaren Antheil als an etwas Gegenwärtigem, die Lebendigkeit des Vorgetragenen zu erheben, an der Art haben.

Allen diesen innern guten Eigenschaften kommt die behagliche naive Sprache sehr zu statten. Man findet mehrere sinnlich bedeutende und wohlklingende Worte, theils jenen Gegenden selbst angehörig, theils aus dem Französischen und Italiänischen herüber genommen, Worte von einem, zwei Buchstaben, Abbreviationen, Contractionen, viele kurze leichte Sylben, neue Reime, welches, mehr als man glaubt, ein Vortheil für den Dichter ist. Diese Elemente werden durch glückliche Constructionen und lebhafte Formen zu einem Styl zusammengedrängt, der zu diesem Zwecke vor unserer Büchersprache große Vorzüge hat.

Möge es doch dem Verfasser gefallen, auf diesem Wege fortzufahren, dabei unsre Grammatiken über das innere Wesen der Dichtung zu befragen, und auch dem äußeren technischen Theil, besonders seinen reimfreien Versen, noch einige Aufmerksamkeit zu schenken, damit sie immer vollkommner und der Nation angenehmer werden mögen! Denn so sehr zu wünschen ist, daß uns der ganze Deutsche Sprachschatz durch ein allgemeines Wörterbuch möge vorgelegt werden, so ist doch die praktische Mittheilung durch Gedichte und Schrift sehr viel schneller und lebendig einzudringen.

Vielleicht könnte man sogar den Verfasser zu bedenken geben, daß, wie es für eine Nation ein Hauptschritt zur Cultur ist, wenn sie fremde Werke in ihre Sprache übersetzt, es eben so ein Schritt zur Cultur der einzelnen Provinz seyn muß, wenn man ihr Werke derselben Nation in ihrem eigenen Dialekt zu lesen giebt. Versuche doch der Verfasser aus dem sogenannten Hochdeutschen schicklich Gedichte in seinen Oberdeutschen Dialekt zu übersetzen. Haben doch die Italiäner ihren Tasso in mehrere Dialekte übersetzt.

Nachdem wir nun die Zufriedenheit, die uns diese kleine Sammlung gewährt, nicht verbergen können, so wünschen wir nur auch, daß jenes Hinderniß einer für das mittlere und niedere Deutschland seltsamen Sprach- und Schreibart einigermaßen gehoben werden möge, um der ganzen Nation diesen erfreulichen Genuß zu verschaffen. Dazu giebt es verschiedene Mittel, theils durch Vorlesen, theils durch Anknüpfung an die gewohnte Schrift- und Sprechweise, wenn jemand von Geschmack das, was ihm aus der Sammlung am besten gefällt, für seinen Kreis umzuschreiben unternimmt, eine kleine Mühe, die in der Societät großen Gewinn bringen wird. Hier empfehlen wechmals angelegentlich dieses Büchlein allen Freunden des Guten und Schönen.

Nürnberg. Selbstverlag: Grübels Gedichte in Nürnberger Mundart. Erster Band. 1798. 222 S. Zweiter Band. 1800. 222 S. 8.

Die Einquartierung der Franzosen. Der sechzehnwöchige Aufenthalt der Franzosen in Nürnberg. 1801. 46 S. 8.

Die Grübelschen Gedichte verdienen wohl neben den Hebelschen gegenwärtig genannt zu werden: denn obgleich schon länger gedruckt, schweben sie doch den Liebhabern nicht, wie sie verdienen, bekannt zu seyn. Um sie völlig zu genießen, muß man Nürnberg selbst kennen, seine alten, großen, städtischen Anstalten, Kirchen, Rathaus und andere Gemeindinger, seine Straßen, Plätze, und was sonst öffentliches in die Augen fällt; ferner sollte man eine klare Ansicht der Kunstbemühungen und des technischen Treibens gegenwärtig haben, wodurch diese Stadt von Alters her so berühmt ist, und wovon sich auch noch jetzt ehrwürdige Reste zeigen. Denn fast nur innerhalb dieser Mauern bewegt sich der Dichter, selten ist es eine ländliche Szene, die ihn interessirt, und so zeigt er sich in seinem Wesen und Schildern als das, was er wirklich ist, als tüchtigen Bürger und Klempnermeister, der sich freut mit dem alten Meister Hans so nahe verwandt zu seyn.

Wenn der Dichter überhaupt vor vielen andern darin einen Vorzug hat, daß er mit Berufsfreuden in Kunst ist, so kann man von Grübeln sagen, er habe einen außerordentlichen Vorsprung vor andern seines Gleichen, daß er mit Berufsfreuden ein Nürnberger Pfuscher ist. Er steht wirklich in allen seinen Darstellungen und Aeußerungen als ein unterrichteter Bürger von Gradsinn, Menschenverstand, Schaulust, Durchblick in seinem Kreise da, daß er demjenigen, der diese Eigenschaften zu schätzen weiß, Bewunderung ablockt. Keine Spur von Schiefheit, falscher Anforderung, dunkler Selbstgenügsamkeit, sondern alles klar, heiter und rein, wie ein Glas Wasser.

Die Stoffe, die er bearbeitet, sind meist bürgerlich oder bäuerisch, theils die reinen zustände als Zustände, da er denn durch Darstellung des Gedicht an die Stelle des Anschauens zu setzen, und uns eine Relation die Sache selbst zu geben weiß, wovon das Kränzchen ein unschätzbares Beispiel geben kann. Auf diese Weise versteht er die Verhältnisse der Männer und Frauen, Eltern und Kinder, Meister, Gesellen und Lehrburche, Nachbarn, Nachbarinnen, Vettern und Gevattern, so wie der Dienstmägde, der Dirnen, in Gesprächen oder Erzählungen auf das lebhafteste und anmuthigste vor Augen zu stellen.

Manchmal ergetzt er sich an mehr oder minder bekann-

ten Nationalgeschichten, bei welchen aber durchgängig die Ausführung des Details im Einzelnen zu der Hauptpointe als das Vorzüglich- und Eigenthümliche anzusehen ist.

Andere Gedichte, wo er in persönliches Behagen bei diesem und jenem Genuß ausdrückt, sind doch angenehm, und sehr gefällig ist es, daß der Dichter mit dem Helden Homer, sowohl in eigener als fremder Person, sich öfters zum Scherz neckt.

Daß ein so gerad schender, wohldenkender Mann auch in das, was ins nächsten Strande über ihn vorgenommen, einen richtigen Blick haben, und manchmal gar nicht übel machen kann, um seine Verurtheilungen zu tadeln, läßt sich erwarten, allein sowohl hier als ob erwähnt, wo sich seine Arbeiten komparativen nahen, was man Scherz nennen könnte, ist er nicht glücklich. Die beschränkten Handlungsweisen, die der karakteristische Mensch vorzüglich mit Selbstgefälligkeit ausübt, darzustellen, ist sein großes Talent.

Hat man nun so einen wackern Bürger mit leidlicher Bequemlichkeit, bald in bald vor seinem Haus, auf Markt, auf Plätzen, auf dem Rathhaus immer bitter und selbstgefällig gesehen, so ist es merkwürdig, wie er in schlimmen Zeiten sich in gleichem Humor erhält, und über die aufgetretenen Uebel, so wie über die gemeinern, sich erhaben fühlt.

Ohne daß sein Styl einen höheren Schwung nähme, stellt er den bürgerlichen Zustand während der Belagerung, anhaltenden Frostes, Ueberschwemmung, ja während eines Krieges vor, selbst die Spaltung der Meinungen, in der fürchterlichen innern Krieg, giebt ihm Gelegenheit, zu den treffendsten Schilderungen.

Sein Talent hat zwar etwas Unangenehmes, Breites, ist aber doch seiner Dichtart sehr günstig. Seine Strophen muß man jedesmal durchlesen, und wenn er dem einmal begonnenen Ton durch ganze Gedichte nicht völlig treu bleibt, so macht es doch bei dem Ton der ganzen Dichtart keinen Mißklang.

Als Beispiel setzen wir eins der kürzern hieher:

Der Rauchtabak.

Su bald ih fühl vom Schlauf derwach,
Stoch ih mi Pfeiffla fche;
Und Tabacks, wann ih schlauf n geh,
Se hob ihs Pfeiffla net:
Denn wos in denk und trach n will,
Und alles wos ih treu
Des geht mir alles mit so gout,
Mit Pfeiffla mocht bergeu.

Ih trauch so gern Pfeiffa ih,
Su eins bin ih mit.
A Pfeiff n tödt su thuer is,
Was thut it denn nau mit?
Dau mecht ih jo, su lang it rauch,
Nor immer pupf n trech;
Und schmaul in einer Stund
Nau wieder schaue ob.

Doch muß mei Pfeiffla reinlich sein,
Und immerdi putz,
Ah ehrlina Pfeiff n, und verklopft,
Dis sich ih nit, wos nutz.
Wo leichern kehn ih kaina nit
Dos kof sche gout zu fürt;
Denn kamm ih kor und kotzt a weng,
So full ihs wieder ein.

Wenn ih a Bier trink n sollt,
Und rauchet nit derzou,
Ih könnt so Maul nit trinken ih,
Se langa est mit zuvor.
Und wenn ih freih mein Kaffee trink
Und stand mei Pfeiffla eh.
Dau gloub ih, daß kah Mensch nit leicht
Was bessers haben kah.

Und wenn ih auf der Gassa geh
Su freih und Tabacks recht
Mach ih mei Pfeiffla a derzou,
Und schau mir nit um s Haut.
Denn kurz, wenn ih nit rauchen thou,
Se werde mir angst und bang.
Drum werts mir a, verzeih mirs Gott!
Oft in der Kirch g'lang.

Heidelberg bei Mohr und Zimmer: **Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder. Herausgegeben von Achim von Arnim und Clemens Brentano. 1806. 470 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 Gr.)**

Die Kritik dürfte sich vorerst nach unserem Dafürhalten mit dieser Sammlung nicht befassen. Die Herausgeber haben solche mit so viel Neigung, Fleiß, Geschmack, Sorgfalt zusammengetragen und behandelt, daß ihre Landsleute dieser liebevollen Mühe nun wohl erst mit autem Willen, Theilnahme und Mitgenuß zu danken hatten. Von Rechts wegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, oder wo sonst Gesang und Kesselbücher zu liegen pflegen, zu finden sein, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Unstimmung, wo man denn immer etwas Gleichendes oder Anregendes fände, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paarmal umschlagen müßte.

Am besten aber läge doch dieser Band auf dem Clavier des Liebhabers oder Meisters der Tonkunst, um den darin enthaltenen Liedern entweder mit bekannten hergebrachten Melodien zum Recht wiederverhelfen zu lassen, oder ihnen schickliche Weisen anzuschmiegen, oder wenn Gott wollte, neue bedeutende Melodien durch sie hervorzulocken.

Worden denn diese Lieder, nach und nach, in ihrem eigenen Ton und Klang einmal von Ort zu Ort, von Mund zu Mund getragen, kürzten sie allmählig, bestellt und verbürgtet, zum Volk zurück, von dem sie zum Theil ausgegangen, so könnt man sagen, das Buch sei dadurch Sammlung erfüllt, und könne nun wieder, als geschrieben und gedruckt, verloren gehen, weil es in Leben und Bildung der Nation übergegangen.

Bestimmt aber in der neuern Zeit, besonders in Deutschland, nichts zu existiren und zu wirken scheint, wenn nicht darüber geschrieben und wieder geschrieben und gestritten und gestritten wird, so mag denn auch über diese Sammlung hier einige Verhandlung stehen, die, wenn sie den Genuß auch nicht erhöht und verbreitet, doch wenigstens dem nicht entgegen wirken soll.

Was man entschieden zu Lob und Ehren dieser Sammlung sagen kann, ist, daß die Theile derselben durchaus mannigfaltig charakteristisch sind. Sie enthält über zweihundert Gedichte aus den drei letzten Jahrhunderten, sämmtlich dem Sinne, der Erfindung, dem Ton, der Art und Weise nach dergestalt von einander unterschieden, daß man keins dem andern vollkommen gleichstellen kann. Wir übernehmen das unterhaltende Geschäft,

te alle der Reihe nach, so wie es uns der Augenblick eingibt, zu charakterisiren.

Das Wunderhorn. (Seite 13.) Fernhaft, kindlich, gefällig.

Des Sultans Töchterlein. (15.) Christlich, zart, anmuthig.

Tell und sein Kind. (18.) Rechtlich und tüchtig.

Großmutter Schlangenköchin. (19.) Tief, räthselhaft, dramatisch vortrefflich behandelt.

Jesaias Gesicht. (20.) Barbarisch groß.

Das Feuerbesprechen. (21.) Räuberisch ganz gehörig und recht.

Der arme Schwartenhals. (22.) Vagabundisch, launig, lustig.

Der Tod und das Mädchen. (24.) In Todtenangst, heilschnittmäßig, lobenswürdig.

Nachtmusikanten. (29.) Närrisch ausgelassen, köstlich.

Widerspenstige Braut. (30.) Humoristisch, etwas fratzenhaft.

Klosterscheu. (32.) Launenhaft verworren und doch zum Zweck.

Der verlorne Ritter. (32.) Im realromantischen Sinn gar zu gut.

Die schwarzbraune Hexe. (34.) Durch Ueberlieferung etwas confus, der Grund aber unschätzbar.

Der Oellinger. (36.) Ritterhaft tüchtig.

Liebe ohne Stand. 37.) Dunkel romantisch.

Gastlichkeit des Winters. (39.) Sehr ländlich.

Die hohe Magd. (40.) Christlich pedantisch, nicht ganz unpoetisch.

Liebespinat keine Seide. (42.) Lieblich confus, und deswegen Phantasie erregend.

Husarenglaube. (43.) Schnelligkeit, Leichtigkeit musterhaft ausgedrückt.

Rattenfänger von Hameln. (44.) Zuckt aufs Bänkelsängerisch, aber nicht unfein.

Schürz dich Gretlein. (46.) Im Vagabunden-Sinn. Unerwartet epigrammatisch.

Lied vom Ringe. (48.) Romantisch zart.

Der Ritter und die Magd. (50.) Dunkel romantisch, gewaltsam.

Der Schreiber im Kerb. 53.) Den Schlag wiederholendes, zweckmäßiges Spottgedicht.

Protz-Lied. (55.) Katholisches Kirchen-Todtenlied. Verdient protestantisch zu seyn.

Ueberdruß der Gelahrtheit. (57.) Sehr wahr, aber der Pedant kann die Gelahrtheit nicht lassen.

Schlacht bei Murten. (58.) Realistisch, wahrscheinlich modernisirt.

Liedesprobe. (61.) Im besten Handwerksburschensinne und auch treffich gemacht.

Der Falke. (63.) Groß und gut.

Die Eile der Zeit in Gott. (64.) Christlich, etwas zu düsterisch, aber dem Gegenstande gemäß und recht gut.

Das Rautensträuchlein. (69.) Eine Art Träumerei, sehr lieblich.

Die Nonne. (70.) Romantisch, empfindungsvoll und schön.

Reuelied. (72.) Unschätzbar für den, dessen Phantasie folgen kann.

Fastnacht. (74.) Lieblich, leise.

Liebesstellung. (75.) Heilschnittartig, sehr gut.

Wassernoth. (77.) Anschauung, Gefühl, Darstellung, Ueberall das Rechte.

Tambourgesell. (78.) Heitere Vergegenwärtigung eines ängstlichen Zustandes. Ein Gedicht, dem der Einsehende schwerlich ein gleiches an die Seite setzen könnte.

David. (79.) Katholisch hergebracht, aber noch ganz gut und zweckmäßig.

Sollen und Müssen. (80.) Vortrefflich in der Anlage, obgleich hier in einem zerstückten und wunderlich verstümmelten Zustande.

Liebesdienst. (83.) Deutsch romantisch, frommsinnig und gefällig.

Gehdir's wohl, so denk an mich. (84.) Anmuthiger, singbarer Klang.

Der Tannhäuser. (86.) Großes christlich katholisches Motiv.

Mißdeirath. (90.) Treffliche, räthselhafte Fabel, ließe sich vielleicht mit wenigem anschaulicher und für den Theilnehmer befriedigender behandeln.

Wiegenlied. (92.) Reimhafter Unsinn, zum Einschläfern völlig zweckmäßig.

Frau Nachtigall. (93.) Eine kunstlose Behandlung zugegeben, dem Sinne nach höchst anmuthig.

Die Juden in Passau. (93.) Bänkelsängerisch, aber lobenswerth.

Kriegslied gegen Karl V. (97.) Protestantisch, höchst tüchtig.

Der Bettelvogt. (100.) Im Vagabunden-Sinne, gründlich und unschätzbar.

Von den klugen Jungfrauen. (101.) Recht großmüthig, herzerhebend, wenn man in den Sinn eindringt.

Müllers Abschied. (102.) Für den, der die Lage fassen kann, unschätzbar, nur daß die erste Strophe einer Emendation bedarf.

Abt Reidhard und seine Mönche. (103.) Ein Ill-Streich von der besten Sorte und trefflich dargestellt.

Von zwölf Knaben. (109.) Leichtfertig, ganz köstlich.

Kurzweile. (110.) Deutsch romantisch, sehr lieblich.

Kriegslied des Glaubens. (112.) Protestantisch derb, treffend und durchschlagend.

Tabaklied. (114.) Trümmerhaft, aber Bergbau und Tabak gut bezeichnend.

Das fahrende Fräulein. (114.) Tief und schön.

Wettelei der Vögel. (115.) Gar liebenswürdig.

Die Gräuelhochzeiter. (117.) Ungeheurer Fall, bänkelsängerisch, aber lobenswürdig behandelt.

Der vortreffliche Stallbruder. (117.) Unsinn, aber wohl dem, der ihn behaglich singen könnte.

Unerhörte Liebe. (121.) Schön, sich aber doch einer gewissen philistrosen Presse nähernd.

Das Bäumlein. (124.) Sehnsuchtsvoll, spielend und doch dreieinig lich.

Lindenschmied. (125.) Von dem Reiterkasten, Heilschnittartigen die allerbeste Sorte.

Lied vom alten Hildebrand. (128.) Auch sehr gut, doch früher und in der breiteren Manier gedichtet.

Friedenslied. (134.) Andächtig, bekannte Melodie, ans Herz redend.

Friedenslied. (137.) Gut, aber zu modern und reflectirt.

Drei Schwestern. (139.) Sehr wacker in der besten Art.

Der englische Gruß. (140.) Die anmuthige bloß katholische Art, christliche Mysterien ans menschliche, besonders Deutsche, Gefühl heraber zu führen.

Verkannte. (141.) Seltsam, tragisch, zum Grund ein vortreffliches Motiv.

Das Leiden des Herrn. (142.) Die große Situation ins Gemeine gezogen, in diesem Sinne nicht tadelhaft.

Der Schweizer. (145.) Recht gut, sentimentaler, aber lange nicht so gut, als der Tambourmajor.

Pura. (146. Schöne Fabel, nicht schlecht, aber auch nicht vorzüglich behandelt.

Die klage Schäferin. (149.) Gar hetter freie und freimüthig.

Ritter St. Georg. (151.) Ritterlich, christlich, nicht unglücklich dargestellt, aber nicht erfreulich.

Die Pantoffeln. (156. Schöne Anlage, hier fragmentarisch, unannehmbar.

Lapet 157. Sehr mahr, dem Charakter nach doch zu worte und phrasenhaft.

Wachtelwacht. 159. Als Tonnachahmend Zustand vortrefflich, bestimmtes Gefühl aufrufend, unfaßbar.

Das Jude-Austreiben. 161. Gar lustig, wetzig fühlt und zweckmäßig.

Gegen das Quartanfieber. 161. Unsinnige Formel, wie billig.

Zum Festmachen. (162. Glücklicher Einfall.

Aufgegebene Jagd. 162. Fordert den Ton des Waidwerks.

Wer's Leben erdacht. (163.) Gar knabenhaft von Grund auf.

Des Herrn Weingarten. (165.) Liebliche Versinnlichung christlicher Mysterien.

Getreue Klage. (166.) Nicht eben so glücklich. Man sieht deutlich, bestimmtes Gefühl aufrufend, unfaßbar.

Das Jude-Austreiben. 161. Gar lustig, wetzig fühlt und zweckmäßig.

Gegen das Quartanfieber. 161. Unsinnige Formel, wie billig.

Zum Festmachen. (162. Glücklicher Einfall.

Aufgegebene Jagd. 162. Fordert den Ton des Waidwerks.

Wer's Leben erdacht. (163.) Gar knabenhaft von Grund auf.

Des Herrn Weingarten. (165.) Liebliche Versinnlichung christlicher Mysterien.

Getreue Klage. (166.) Nicht eben so glücklich. Man sieht deutlich, bestimmtes Gefühl aufrufend, unfaßbar.

Frühlingsbeklemmung. 172.) Besser als das vorige. Doch hört man immer noch das Wort und Bild klappen.

Vorgefang auf Maria. (174.) Auch diesem läßt sich vielleicht ein Gutes abgewinnen.

Abschied von Maria. (178.) Interessante Fabel und anmuthige Behandlung.

Erstand der Frau. (181. Derblustig, muß gesungen werden, wie irgend eins.

Amor. 182. Niedlich und wunderlich genug.

Vom großen Bergbau der Welt. 183. Fluß und anmuthvoll dem Gegenstande gemäß. Ein Schatz für Bergleute.

Husarenbraut. 188.) Nicht eben schlimm.

Das Straßburger Mädchen. 189. Singt ein niedliches Begehren zu Grunde, zart und anmuthig behandelt.

Zwei Röslein. 190.) Ein Ereignen zwischen Liebesleuten, von der zartesten Art, dargestellt wie es besser nicht möglich ist.

Das Mädchen und die Hasel. 192.) Gar natürlich gut und frische Sittenlehre.

Königstochter aus England. (193.) Nicht zu schelten, doch spürt man zu sehr das Pfefferkuchen.

Schall der Nacht. 198.) Wird gesungen hetzerstreuch sein.

Große Wäsche. (201.) Derbpoet und derbenders.

Der Palmbaum 202.) Se recht von Grund aus herzlich.

Der Fuhrmann. 203. Gehört zu den guten Vorgebundnen, Handwerks- und Gewerksliedern.

Pfauenart. 204. Gute Neigung, beschränken ausgedruckt.

Der Schildwach-Nachtlied. 205.) Ans Quodlibet streifend, doch dem tiefen und dunklen Sinne der Ausdruck gemäß.

Der traurige Garten. (206). Süß. Neigung.

Hüt du dich. (207.) Im Sinn und Klang des Quodlibets sehr gut.

Die mystische Wurzel. 208. Geistreich, wobei man sich doch das Lächeln über ein falsches Gerichtniß nicht enthalten kann.

Räthsel. 209. Nicht ganz glücklich.

Wie kommts, daß du so traurig bist. 210.) Streift ans Quodlibet, wahrscheinlich Trinkart.

Unkraut. 211.) Quodlibet von der besser Art.

Der Wirthin Töchterlein. (212.) Hetzt lieblich, aber nicht so recht ganz.

Wer hat das Liedlein erdacht. 213.) Eine Art übermüthiger Frage zur rechten Zeit und Stunde wohl lustig genug.

Doctor Faust. 214. Tief und grünliche Motive, konnten vielleicht besser dargestellt sein.

Müllerstücke. 218. Bedeutende Mordgeschichte, gut dargestellt.

Der unschuldig Hingerichtete. 220. Ernste Fabel, lakonisch trefflich vorgetragen.

Ringlein und Fädnlein. 223.) Sehr gefällig romantisch. Das Reimarklingt thut der Darstellung Schaden, das man sich allenfalls daran gewöhnen mag.

Die Hand. 226. Bedeutendes Motiv kurz abgefertigt.

Martins Gans. 236. Bauerburschenschaft, lustig losgebunden.

Die Mutter muß gar sein allein. 227.) Nicht recht von Grund und Beust aus, sondern nach einer schon vorhandenen Melodie aufgefangen.

Der stolze Schäfersmann. 229.) Tiefe schöne Fabel, durch den Widerklang der Baudeille ein sonderbarer, aber für den Gesang ein sehr unbequemer Vortrag.

Wenn ich ein Vöglein wär'. (231.) Innig schön und wahr.

An einen Boten. 232.) Einzig lustig und gut traumig.

Meine nur nicht. 232.) Natürlicher Humor, aber doch ein bischen plump.

Käuzlein. 233. Wunderlich, von tiefem ernstem, köstlichem Sinn.

Weinschroder-Lied. 235. Unsinn der Beschwörungsformeln.

Maykäfer-Lied. 235.) Desgleichen.

Marienwürmchen. 235.) Desgleichen, mehr ins Zarte gebildet.

Der verlorne Schwimmer. (236.) Anmuthig und voll Kraft.

Die Prager Schlacht. 237.) Rasch und kurz, eben als wenn es drei Husaren gemacht hätten.

Frühlingsblumen. 239.) Wenn man die Blumen nicht so entsetzlich satt hätte, so möchte dieser Kranz wohl artig sein.

Gukauk. 241.) Niedlich bis zum Frauenhaften, doch gefällig.

Die Frau von Weissenburg. 242.) Eine gemahlige Fabel, nicht unglücklich vorgetragen.

Soldatenlied. 245.) Mochte vielleicht im Frieden und beim Ausmarsch erbaulich zu singen sein. Im Krieg und in der ernsten Nähe des Feindes wird es etwas gräulich, wie das natürlich bleibt. Das Lied: **Der Krieg** ist gut.

Die Rose. 251.) Niedliche Liebesergebenheit.

Die Judentochter. (252.) Passender, seltsamer Vortrag zu confusem und zerrissenem Gemüthswesen.

Drei Reiter. 253. Ewiges und unzerstörliches Lied des Schreibens und Meinens.

Schlachtlied. (254.) Zu künftigen Zeiten zu singen.

Herr von Falkenstein. 255.) Von der guten, artigen Romanzenart.

Das Römische Glas. (257.) Desgleichen. Etwas lächerlicher.

Rosmarin. (258.) Rubiger Blick in's Reich der Dichtung.

Der Pfalzgraf am Rhein. (259.) Barbarische Fabel und gemeiner Vortrag.

Vogel Phönix. (261.) Nicht mißlungene christliche Allegorie.

Der unterirdische Pilger. (262.) Müßt in Schachten, Stollen und auf Strecken gesungen werden. Ueber der Erde, wird's einem zu dunkel dabei.

Herr Olef. (261.) Unschädbare Ballade.

Ewigkeit. (263 b.) Katholischer Kirchengesang. Wenn man die Menschen confus machen will, so ist dies ganz der rechte Weg.

Der Graf und die Königstochter. (265 b.) Eine Art von Pyramus und Thisbe. Die Behandlung solcher Fabeln gelang unsern Vorvätern nicht.

Moritz von Sachsen. (270.) Ein ohnungsvoller Zustand und großes trauriges Ereigniß mit Phantasie dargestellt.

Ulrich und Aennchen. (274.) Die Fabel vom Blaubart in mehr nördlicher Form, gemäß dorgestellt.

Vom vornehmen Räuber. (276.) Sehr tüchtig, dem Lindenschmidt zu vergleichen.

Der geistliche Kämpfer. (277.) »Geruf Gottes Sohn allein« hätte durch sein Leiden wohl einen besseren Platzen verdient.

Dudu und Babylo. (281.) Köstlicher Abdruck des schwelgerischen Zustandes und des höchsten Ereignisses dort zwischen zwei Liebenden.

Der eifersüchtige Knabe. (282.) Das Weben und Weben der ritterschaft merkwürdigen Romanzen ist hier höchst lebhaft zu fühlen.

Der Herr am Oelberg. (283.) Dieses Gedicht gefällt ungemein, daß es der Text. In dieser meist natürlichen Gesellschaft wird einem die Allegorie der Anklage, so wie das poetisch Blumenhafte der Ausführung, unheilig zuwider.

Abschied von Bremen. (289.) Handwerksburschenhaft genug, doch zu prosaisch.

Aurora. (291.) Gut gedacht, aber doch nur gedacht.

Werd' ein Kind. (291. Ein schönes Motiv, pfaffenhaft verschieden.

Der ernsthafte Jäger. (292.) Ein bischen burlich, aber gut.

Der Meerkatzcht. (294.) Bedeutend, seltsam und nichtig.

Der Prinzenraub. (296.) Nicht gerade zu schelten, aber nicht befriedigend.

Nächten und Heute. (298.) Ein artig Lied des Inhalts der so oft vorkommt: cosi fan tutte and tutti.

Der Spaziergang. (299.) Mehr Reflexion als Gesang.

Das Weltende. (300.) Deutet aufs Unendliche, läßt was zu wünschen übrig.

Bayrisches Alpenlied. (301.) Allerliebst, nur weiß man vorherein nie, wenn man nicht weiß, daß unter dem Fallenbaum die Sterbepalme gemeint ist. Mit einem Dutzend solcher Notenmärz manchem Liede zu mehrerer Klarheit zu helfen gewesen.

Jäger Wohlgemuth. (303.) Gut, aber nicht vorzüglich.

Der Himmel hängt voll Geigen. (304.) Eine christliche Grenze, nicht ohne Geist.

Die fromme Magd. (308.) Gar hübsch und sittig.

Jagdblick. (308.) Zum Gesang erfunden ist's nicht besonders. Uebrigens wunderlich die Zusammenstellung vom Tone des Waldhorns gewiegt, ihre Motive zu oft ohne Abwechslung.

Kartenspiel. (308.) Artiger Einfall und guter Humor.

Für funfzehn Pfennige. (309.) Von der allerbesten Art einen humoristischen Refrain zu nutzen.

Der angeschossene Guckguck. (311.) Nur Schall, ohne irgend eine Art von Inhalt.

Warnung. (313.) Ein Guckguck von einer viel besseren Sorte.

Das große Kind. (314.) Höchst süß. Wäre wohl werth, daß man ihm das Ungeschickte einiger Reime und Wendungen benähme.

Das heiße Afrika. (315.) Spukt doch eigentlich nur der Hildebrandt'sche Grenadier.

Das Wiedersehn am Brunnen. (317.) Voll Anmuth und Gefühl.

Das Haßlocher Thal. (319.) Seltsame Mordgeschichte, jedoch vorgetragen.

Abendlied. (321.) Sehr lebensgetreu, von der recht guten lyrisch-epischdramatischen Art.

Der Scheintodte. (322.) Sehr schöne, wohlausgestattete Fabel, gut vorgetragen.

Die drei Schneider. (325.) Wenn doch einmal eine Gilde verlegt werden soll, so geschieht's hier lustig genug.

Nächtliche Jagd. (327.) Die Intention ist gut, der Ton nicht zu schelten, aber der Vortrag ist nicht hinreichend.

Spielmanns Grab. (328.) Ausgelassenheit, unschicklicher sinnlicher Bauernhumor.

Knabe und Veilchen. (329.) Zart und zierlich.

Der Graf im Pflug. (330.) Gute Ballade, doch zu lang.

Drei Winterrosen. (329.) Zu sehr abgekürzte Fabel von dem Winzergarten, der schon im Besitze verkommt.

Der beständige Freier. (341.) Echt, verschollen Tollentanz, wirklich sehr zu loben.

Von Hofleuten. (343.) Wäre noch erfreulicher, wenn nicht eine, wie es scheint, falsche Ueberschrift auf eine Allegorie deutete, die man im Lied weder finden kann, noch mag.

Lied beim Heuen. (345.) Köstliches Vaudeville, dass unter mehreren Autoren bekannt ist.

Fischpredigt. (347.) Unvergleichlich, dem Sinne und der Behandlung nach.

Die Schlacht bei Sempach. (349.) Wacker und derb, doch nahe zu chronikenhaft prosaisch.

Algerine. (353.) Fromm, zart und voll Glaubenskraft.

Doppelte Liebe. (354.) Artig, konnte aber der Situation nach artiger seyn.

Manschetten-Blume. (356.) Wunderlich, romantisch, gehaltvoll.

Der Fähndrich. (358.) Mit Eigenheit; doch hätte die Gewalt, welche der Fähndrich dem Mädchen angethan, massen ausgedruckt werden, sonst hat es keinen Sinn, daß er hängen soll.

Gegen die Schweizerbauern. (360.) Tüchtige und doch poetische Gegenwart. Der Zug, daß ein Wunder das Gras in den Rhein rüstet, weil er in dessen Wasser das Gras in den Rhein rüstet, weil er in dessen Farbenspiel den Pflanzenschmuck zu sehen glaubt, ist höchst revolutionair und trefflich.

Kinder still zu machen. (362.) Nicht artig und hüttlich.

Gesellschaftslied. (363.) In Tellen-Art capital.

Das Gnadenbild. (366.) Ist hübsch, wenn man sich in den Zustand um einen solchen Wallfahrtsort versetzen mag.

Gut du nur bin. (371. Frank und frisch.

Verlorne Müh. (372. Treffliche Darstellung weiblicher Weisheit in mit tapferen Männern sind.

Starke Einbildungskraft. (373.) Bartes Herz, kaum schlagbohren.

Die schlechte Liebste. (374.) Innig gefühlt und recht gedacht.

Maria auf der Reise. (375. Schlicht und zart, wie die Gattenliebe mit ihren mütterlichen Zügen in das zärtlichste Poetikum gar zweckmäßig zu verschlingen und zu binden wissen.

Der geduldige Bauer. (376. Recht gut gesehen und mit Vertrauen launisch dargestellt.

Abschiedsrichen. (377. Recht lieblich.

Die Ausgleichung. (379. Die bekannte Fabel vom Bocke und Mantel, kurz und bedeutend genug dargestellt.

Petrus. (382. Schlicht und gemeinsam ergreift sich, es ist gross und gut. Alter. (384. Modern und sentimental, aber nicht zu schelten.

Schwer Wacht. (386. Zieht schon in das umständliche, klangvolle und sangreiche Minnesangerwesen hinüber.

1) Junfrau und Wächter. Gar lieberich, doch auch zu umständlich.

2. Der lustige Geselle. Ist uns lieber als die vorhergehenden.

3) Variation. Macht dir zu großen Contrast: denn es gehört zu der tiefen, wunderlichen Deutschen Balladenart.

4) Beschluß. Paßt nicht in diese Reihe.

Der Pilger und die fromme Dame. (396. Ein guter, wohldurchgeführter Schwank.

Kaiserliches Hochzeitlied. (397. Barbarisch pedantisch, und doch nicht ohne poetisches Bruchstück.

Antwort Maria, auf den Gruß der Engel. (406. Das liebenswürdigste von allen christ-katholischen Gedichten in diesem Bande.

Staufenberg und die Meerfeye. (407. Recht lobenswerthe Fabel, zweimal genug vorgetragen, klug vertheilt. Würde zu kurz sein, wenn man nicht an lauter kurzere Gedichte anwohnt wäre.

Des Schneiders Feierabend. (418.) In der Hauschneiderei, so gut als man es nur wünschen kann.

Mit dieser Charakterisirung aus dem Stegreife denn wie konnte man sie anders und nennen? glauben wir niemand verunreinigen, denken am wenigsten, die durch wahrhaft weiblichen Genuß und ächte Theilnahme einer sich ausdrücken Brust und mit den diesen Gedichten fassen werden, als in irgend einer lakonischen Bestimmung des mehr oder minderen Gehaltes gefehlt werden kann. Indessen sey uns über den Werth des Ganzen noch folgendes zu sagen vergönnt.

Diese Art Gedichte, die wir seit Jahren Volkslieder zu nennen pflegen, ob sie gleich eigentlich weder vom Volk, noch fürs Volk gedichtet sind, sondern weil sie so etwas Stammiges, Tüchtiges in sich haben und begreifen, daß der kern- und stammhafte Theil der Nationen dergleichen Dinge faßt, behält, sich zueignet und mitunter fortpflanzt — dergleichen Gedichte sind so wahre Poesie als sie irgend nur sein kann; sie haben einen unglaublichen Reiz, schafft für uns, die wir auf einer von deren Stufe der Bildung stehen, wie der Andruck und die Erinnerung der Jugend fürs Alter hat. Hier ist die Kunst mit der Natur im Gleichgewicht, und eben dieses Werden, dieses wechselseitige Wirken, dieses Streben, scheint ein Ziel zu suchen, und es hat sein Ziel schon erreicht. Das wahre dichterisch Genie, wo es auftritt, ist in sich vollendet; mag ihm Unvollkommenheit der Sprache, der äußeren Technik, oder was sonst will, entgegenstehen, es bildet die höhere innere Form, der doch am Ende alle zu Gebote steht, und wirkt selbst im dunklen und trüben Elemente oft herrlichst, als es später im klaren vermag. Das lebhafte poetische Anschauen einer beschränkten Zustandes erhebt ein Gut, und zum ganz besonderen Raume die ganze Welt zu sehen glauben. Der Trieb einer tiefen Anschauung verbirgt sich in kleinen. Was der Poet, ein unsere bildete Hintersinnerheit wirkt, ist dem naiven poetischen Sinne Notwendigkeit. Zeug ist und stiftet das Handwerk, wenn es an unser ganzes Kraft mit Ernst anspricht, regt sie zu einer ungeahnten Gemeinschaft in Thätigkeit auf.

Durch die obige einzelne Charakteristik sind wir einer Classification auch weiter, die vielleicht künftig noch aber versucht werden kann, wenn mehrere beurtheilen, ächte, bedeutende Grundgesänge zusammengestellt sind. Wir können jedoch unsere Vorliebe für dasjenige nicht verbergen, wo lyrisch, dramatische und epische Behandlung dergestalt in einander aufgehen ist, daß sie sich nur als Mittel auffassen, und jedoch mehr eins wünscht, und wenn man will gegenwärtig aufsieht. Dies sey kurz: Dein Schwert, wie ist's vom Blut so rot, Eduard, Eduard! ist besonders im Originale das Höchste, was wir in dieser Art kennen.

Möchten die Herausgeber aufgemuntert werden aus dem reichen Vorrath ihrer Sammlungen, sie wie auch die noch vorhandenen schon gedruckten, bald noch einen Band folgen zu lassen, wobei wir denn freilich wünschten, daß sie sich vor dem Singsang der Minnesinger, wie der dann kellnerischen Gemeindeist und vor der Plattheit der Meistersinger, so wie vor all in Pfarrkirchen und Pedantischen hüten mögen.

Möchten sie uns noch einen zweiten Theil dieser Art Deutscher Lieder zusammen, so würden sie wohl aufgefordert sein, auch aus fremde Nationen, Engländer am meisten, Franzosen weniger, Spanier in einem andern Sinne, Italiener fast gar nicht, dieser Liederweise beispielsweise auszusuchen, und sie im Original und nach verbundenen oder von ihnen selbst zu leistenden Uebersetzungen darzulegen.

Haben wir gleich zu Anfang der Competenz der Kritik, selbst im höheren Sinn, auf diese Arbeit gewissermaßen hingewiesen, so finden wir noch mehr Ursache, eine sondernde Untersuchung, in welchem dieser, eine sondernde Unterscheidung, in welchem das alles, was uns hier gebracht ist, redlig ächt, oder mehr und weniger restaurirt sey, von diesen Blättern abzulehnen.

Die Herausgeber sind im Sinne des Erforderlichen so sehr, als man es in solcher Zeit sagen kann, und das die und da Fehlen Restauration, und sie mißbrauchen Worte Verbindung, ja das Unterschiedene, ist mit Dank anzuerkennen. Aber weiß nicht, was ein Lied auszusprechen hat, wenn es durch den Mund des Volkes, und nicht etwa nur durch den Mund eines Volkes gesungen hat, mit anderen zusammengestellt, nicht auch ein gemeines Recht daran haben? Wir sind doch aus seinem Zeit kein poetisches und kein heiliges Buch, als in sofern es dem Auf- und Abdichtender solchen zu überliefern gelang oder beliebte.

Wenn wir in diesem Sinne die der uns singende getreulich Sammlung dankbar und lustlich behandelte, so legen wir den Herausgebern diese ernstlicher ans Herz ihr poetisches Archiv rein, streng und ordentlich zu halten. Es ist nicht nöthig, daß alles gedruckt werde, aber sie werden sich ein Verdienst um die Nation erwerben, wenn sie mitwirken, daß wir eine Geschichte unserer Poesie und poetischen Cultur, worauf es denn

doch nunmehr nach und nach hinausgehen muß, gründlich, aufrichtig und geistreich erhalten.

Berlin, bei Unger. Regulus, eine Tragödie in fünf Aufzügen von Collin. 1802. 104 S. mit den Anmerkungen. 8.

Die lebhafte Sensation, welche dieß Stück bei seiner Erscheinung erregte, ist zwar nach und nach verklungen, doch möchte es nicht zu spät seyn, noch ein ruhiges kritisches Wort darüber aufzusprechen.

Der Verfasser hat bei der Wahl dieß Gegenstandes sich sehr vergriffen. Es ist darin Stoff zu Unfalle zu finden, aber keineswegs zu finden, und dieser eine Akt ist es, der dem Stücke Gunst erweckt.

In dem ersten ist Attilia, die Gattin des Regulus, vergeblich beschäftigt, die Lage der Sache und sich selbst zu reproniren, jedoch weiß sie sich unsere Gunst nicht zu verschaffen.

Wer den Entschluß des Regulus als groß und heldenmüthig anerkennen soll, muß den hohen Begriff von Rom mit zum Stücke bringen: die Anschauung dieser angebornen specifischen Einheit einer Stadt, welche Feinde, Freunde, ja ihre Bürger selbst für nichts achtet, um der Welt Ipunkt der Welt zu werden. Und solche Gesinnungen sind es, die den einzelnen edlen Römer charakterisiren, so auch die Römerin. Wir sind die Tugenden, und Sitten, Personen und Arrien und ihre Tugenden schon so gewohnt, daß uns eine Attilia kein Interesse abgewinnen kann, die als eine ganz gemeine Frau ihren Mann für sich und ihre Kinder aus der Gefangenschaft zurückwünscht. Zudem machte das dem ersten Akt hingehen, da von dem Gallischaft, der nun sogleich einzieht, noch nicht die Rede ist.

Der zweite Akt entwirft nun den interessanten Punkt, wo Regulus mit den Karthagischen Gesandten vor dem Senat erscheint, die Ankündigung der Gefangenen wird verrückt, sich den Todesgefahren widmet und mit seinem stolzen Rathe Publius, der für die Befreiung des Vaters arbeiten will, sich auf sehr Römisch-Weise ungezwungen beredet.

Mit dem dritten Akt fängt das Stück sogleich an zu sinken. Der Punische Gesandte erscheint wirklich komisch, indem er den Regulus durch kosmopolitische Argumente von seinem spezifischen Patriotismus zu bekehren sucht. Hierauf muß der wackere Held durch Frau und Kinder gar jämmerlich gequält werden, indessen der Zuschauer gewiß überdrüssig ist, daß er nicht nach Hause wird. Wie viel schöner ist die Lage Coriolans, der seinem Vaterlande wieder erobert wird, nachgeben kann, nachgeben muß und darüber zu Grunde geht!

Der vierte Akt ist ganz müßig. Der Konsul Metellus bringt erst einen Senator heimlich bei Seite, der sich dem Regulus anschmiegen will, ferner beseitigt er einen sehr praktisch gesinnten Senator, der zu heftig gegen Regulus wird, und läßt zuletzt den Publius, man darf wohl sagen, absehen, als dieser angestimmt die Befreiung seines Vaters verlangt, und da Ueberredung nicht hilft, auf eine wirklich tückische Weise den Dolch auf den Konsul zückt, welcher, wie man denken kann, unerschüttert stehen bleibt, und den thörichten jungen Menschen gelassen festhielt.

Der fünfte Akt ist die zweite Hälfte vom zweiten. Was dort vor dem Senat vorgegangen, wird hier vor dem Volk wiederholt, welches den Regulus nicht fortlassen will, der, damit es ja an mehrern dringenden, dramatischen Mitteln nicht fehle, auch einen von den durchs Stück wandelnden Dolchen zückt, und sich zu durchbohren droht.

Wollte man dieses Sujet in einem Akt behandeln, indem man auf anschickte Weise den zweiten und fünften zusammenschmelzte, so würde es ein Gewinn für die Bühne seyn: denn es ist immer beredtsamend, einen Mann zu sehen, der sich aus Ueberzeugung für ein Ganzes aufopfert, da im gemeinen Lauf der Welt sich niemand leicht ein Bedenken macht, um seines besondern Vortheils willen, das schönste Ganze, wo nicht zu zerstören, doch zu beschädigen.

Hätte dieser Gegenstand unvermeidlich dargestellt werden müssen, so hätte die große Spaltung der Plebejer und Patricier, zu Einleitungs- und Ausfüllungsmotiven den Stoff schon können. Wenn Attilia, eine recht eingeflochtene Plebejerin, nicht allein Gatten und Vater für sich und ihre Kinder, sondern auch für ihre Nächsten, für Vettern und Gevettern, einen Patron zu befreien und aufzufinden im Stande hätte, so würde sie ganz anders als in ihrer jetzigen Privatgestalt auftreten. Wenn man alsdann dem Regulus, der nur die eine große unheilbare Idee von dem einzigen Rom vor Augen hat, dieses Rom als ein gespaltenes, als ein dem Patricier hingegebenes, als ein theilweis unterdrücktes, seine Hülfe fordernde Rom, in stätigen Situationen dargebracht hätte, so wäre doch ein augenblicklich wankender Entschluß, ohne Nachtheil des Helden, zu bewirken gewesen. Anstatt dessen bringt uns der Verfasser diesen wechselseitigen Haß der beiden Parteien als völlig unfruchtbar und keineswegs in die Handlung eingreifend, weil er ihm nicht entgehen konnte, durch das ganze Stück gelegentlich mit vor.

Wir können daher den Verf. weder wegen der Wahl des Gegenstandes, noch wegen der bei Behandlung desselben gebrauchten Erfindungsgabe rühmen, ob wir gleich übrigens gerne gestehen, daß das Stück nebst den Anmerkungen ein unverwerfliches Zeugniß ablege, daß er die Römische Geschichte wohl studirt habe.

Unglücklicherweise aber sind eben diese historischen Stoffe, mit der Wahrheit ihrer Details dem dramatischen Dichter das größte Hinderniß. Das einzelne Schöne, historisch Wahre macht einen Theil eines ungeheuren Ganzen, zu dem es völlig proportionirt ist. Das historische Wahre in einem beschränkten Gedicht läßt sich nur durch große Kraft des Genies und Talents dergestalt beherrschen und bearbeiten, daß es nicht dem engeren Ganzen, das in seiner Sphäre eine ganz andere Art von Anschmiegung verlangt, als störend erscheine.

So sieht man aus den Anmerkungen, daß der Verfasser zu dem unverzeihlichen Mißgriff des Publius, der den Dolch gegen den Konsul zückt, durch ein geschichtliches Factum verleitet worden, indem ein junger Römer schon einmal einen Tribunen, der seinen Vater zur Klage gezogen, durch Drohung genöthigt, seine Klage zurück zu nehmen. Wenn nun ein Hauptargument dieser Klage war, daß der Vater den Sohn übel behandle, so sieht diese Anekdote gar wohl in einer Römischen Geschichte. Aber hier im Drama der junge Mensch, der gegen den Konsul Lucius Cäcilius Metellus den Dolch zückt, bezeigt doch wohl den allerersten aller Streiche!

Wo die Einsicht des Verfassers in die Römische Geschichte, so sind auch seine gebührten theils Römischen, theils allgemeinen menschlichen Gesinnungen lobenswerth. Sie haben durchaus etwas Rechtliches, meist etwas Richtiges; allein auf allen diesen einzelnen Theilen ist kein Ganzes entstanden.

So ist uns auch noch nicht bei dieser Vorstellung die Betrachtung der Charaktere gelungen: denn man kann wohl sagen, daß keine Charaktere in dem Stück sind. Die Leute stehen wohl durch Zuflüsse und Verhältnisse von einander ab, und meinen auch einer

anders als der andere, aber es ist gleichviel ein Zug, der ein Individuum, so auch nur im rechten Sinn eine Gattung darstellt. Da dieses Stück übrigens figuriren hat, die der Schauspielerey aufgaben, so wird es wohl auf vielen Deutschen Theatern gegeben werden, aber es wird sich auf keinem halten, weil es im Ganzen dem Publikum nicht zusagt, das sich schwachen und leeren Stücken gar zu bald gewöhnt wird.

Wir wünschen daher, wenn das Stück noch eine Wirkung in dieser Form gethan ist, daß der Adolf, der dramatisch durch Iffland und mehrfaches ist für das Deutsche Theater, das es nun auf sein Repertorium nicht mehr setzen kann, gestrichen werde, und zwar so, daß der Verfasser, oder sonst ein guter Kopf aus dem zweiten und fünften Acte ein Stück in einem Acte componirte, das man mit Ueberzeugung und Glück auf den Deutschen Theatern geben und wiedergeben könnte.

Dresden bei Gerlach. Ugolino. Ein Trauerspiel, herausgegeben von Böttiger. 1801. 186 S. gr. 8.

Wenn das außerordentliche Genie etwas hervorbringt, das Mit- und Nachwelt in Erstaunen setzt, so verehren die Menschen eine solche Erscheinung durch Anschauen, Genuß und Betrachtung, jeder nach seiner Fähigkeit; allein da sie nicht ganz unthätig bleiben können, so nehmen sie öfters das Gebildete, wieder als Stoff an, und fordern, welches nicht zu läugnen ist, manchmal dadurch die Kraft.

Die wenigen Terzinen, in welche Dante den Hunger und Ugolino's und seiner Kinder einschließt, scheinen mit zu dem Gedichte, was die Dichtkunst hervorgebracht hat, denn ohne diese Enge, dieser Lakonismus, dieses Verstummen bringt uns den Thurm, den Hunger und die Tatze Wirkung vor die Seele. Hiermit war alles gethan, und hätte dabei wohl bewenden können.

Gerstenberg kam auf den Gedanken, aus diesem Keim eine Tragödie zu bilden, und obgleich das Gross der Deutschen Darstellung, durch jede Art von Amplification verleitet wird, so faßte doch Gerstenberg den rechten Sinn, daß seine Handlung innerhalb des Thurms vorgeht, daß er durch Motive von Streben, Hoffnung, Ausicht den Beschauer einhält, und innerhalb dieser stockenden Masse einige Veränderung des Zustandes, bis zur letzten Hülfslosigkeit hervorzubringen weiß.

Wir haben ihm also zu danken, daß er etwas gleichsam Unmögliches unternommen, und es doch mit Sinn und Gefühl gewissermaßen ausgeführt.

Herr B. war dagegen bei Conception seines Trauerspiels ganz auf dem falschen Wege, wenn er sich einbildete, daß man ein politisch historisches Stück erst planlos hat anlegen, fortführen, und es zuletzt mit dem Unglücksturm enden könne.

Das schlimmste bei der Sache ist, daß gegenwärtig Ugolino auch wieder zu den Stücken arbeitet, welche ohne Wollust ins Dasein nicht auferstehen würden. In dem ersten Acte sehen wir statt des zweideutigen Pisa, lemni, einen sehr unzweideutigen Schimmen von Griechischen Erzbischof, der zwar nicht ohne Ursache, doch aber auf tückische und verruchte Weise den Grafen Ugolino haßt, ihm ist ein schwacher Legat des Papstes zugestellt, und der ganze erste Act wird darauf verwendet, die Gemüther mehr oder weniger vom Ugolino abwendig zu machen.

Zu Anfang des zweiten Acts erscheint Ugolino auf dem Lande, von seiner Familie umgeben, angeführt von einem stillen Hausvater, dessen Gesinnung man mit Gefallen und Kränzen feiert. Sein Sohn kommt scharf geritten, um die Familienfeste nicht absichtlich zu verhindern. Man spürt zwar sogleich einen Zwiespalt zwischen Vater und Sohn, indem der Vater nach der Herrschaft strebt, der Sohn aber die sogenannte Freiheit, die Autonomie der Bürger zu lieben scheint, wodurch man wieder an Piccolomini und Max erinnert wird. Nun kommen die Bevollmächtigten von Pisa, um sich auf dem Lande gastfreundlich, despotenbrüderlichen Holden nach der Stadt zu berufen, indem ein großer Tumult entstanden, wobei das Volk Ugolino's Partei vertraut und aufgeschwirrt. Sie bieten ihm und der Seinigen das Stadthaus zur Wohnung an.

Im dritten Acte erscheint nun ein Nachbild von Sinn, Marco Lombarde, der die ganze Unglücksgeschichte veranlaßt. Ugolino hat von dem Senatspalast Besitz genommen und sucht einen Ritter Rino, einen wackern Mann, auch Gibellinen, doch in Meinungen einigermaßen verschieden, aus der Stadt zu entfernen, und beraubt sich, indem er einen Halbfreund von sich stößt, des besten Schutzes gegen seinen heimlichen Gegner, den Gibellinen Rinaldi. Eine Scene zwischen Vater und Sohn erinnert wieder an die Piccolomini, und damit wir ja nicht aus diesem Kreise kommen, entsteht der dritte Act mit einer geschmackten Tafel, wobei die Handlung am nichts vorwärts kommt, als daß Ugolino seine Gesinnung als Pisa's Fürst zu trinken erlaubt. Der friedensathmende Francesco tritt dagegen auf, wodurch ein widersprechendes Verhältniß zwischen Vater und Sohn erinnert wieder an die Piccolomini, und damit wir ja nicht aus diesem Kreise kommen, entsteht der dritte Act mit einer geschmackten Tafel, wobei die Handlung am nichts vorwärts kommt, als daß Ugolino seine Gesinnung als Pisa's Fürst zu trinken erlaubt. Der friedensathmende Francesco tritt dagegen auf, wodurch ein widersprechendes Verhältniß zwischen Vater und Sohn sich lebhaft ausdrückt, und wir uns zu der Mühe verdammt finden, disjecti membra poetae abermals zusammenzulesen.

Im vierten Act erzählt Ugolino dem Wohlthäter einen Traum, wird aber durch den Sohn um nichts klüger. Frau und Kinder kommen, die Gefangenschaft wird etwas traurigst wiederholt, endlich findet sich Ugolino im Dom ein, um die Herrschaft zu übernehmen, wo er gefangen genommen und von dem schwankenden Volke verlassen wird.

Zu Anfang des fünften Acts treten auf einmal in diese profanische Welt drei Schicksalsschwestern, und gebieten die Horen des Mächtes. Dann werden wir in den Hungerthurm geführt, wo der Verfasser die Leitung Gerstenbergs mehr oder weniger folgt, die Wirkung aber völlig zerstört, indem er die Hungrigen zerstückt und den Leser mechanisch in den Thurm und auf die Straße führt. Zuletzt wird der Bischof, wunderlich genug, Mitmenschen in den Dom gelockt und ermordet, nachdem vorher Ugolino Gift hinein über das Essen gestreut.

Man darf kaltblütig behaupten, daß man im ganzen Stück auf keine poetische Idee trifft. Die historischen, ethisch-psychologischen Situationen liegen übrigens roh, einem wichtigen Gedanken durch Erhöhung seiner unmittelbaren Gegenwirkung durch Erhöhung seiner unmittelbaren Gegenwirkung durch Erhöhung seiner unmittelbaren Gegenwirkung

Leipzig bei Semmer: Johann Friedrich, Kurfürst zu Sachsen, ein Trauerspiel. 1804. 8.

Es ist ein großer Unterschied, ob der Verfasser eines dramatischen Stücks vom Theater herunter, oder auf das Theater hinauf schreibt. Im ersten Falle steht er hinter den Coulissen, ist selbst nicht gerührt, noch getäuscht, kennt über die Mittel, Rührung und Täuschung hervorzubringen, und eilt nach dem Maß seines Talents wo nicht einen Beifall, doch einen Beifallslärm zu leisten. Im andern Falle hat er als Zuschauer gewisse Wirkungen erfahren, er führt sich davon durchdrungen und bewegt, möchte gern seine passive Rolle mit einer activen vertauschen, und indem er die schon vorhandenen Massen und Stimmungen benützen und in verändertes Leben wieder aufzuführen sucht, bringt er nur etwas Sekundäres, nur den Schein eines Theaterstücks hervor.

Ein solches Werk, wie das gegenwärtige, konnte man daher wohl fulgur e pelvi nennen, indem die Wolkenförmige Scene hier aus einem nicht eben ganz reinen Gefäß zurückstrahlt und kaum eine augenblickliche Blendung bewirkt. Hier ist auch ein unschuldiges Holk, der sich über doch, geschickt durch seinen Beichtvater, in die auf den partikulairischen Gott, als jener auf die Planeten verzieht. Hier ist auch ein Verräther, der mit seinen Regimentern zum Feind übergeht, eine Art von Mar, eine Gerte von Ilekla, die uns oder doch, anfangs durch Bewunderung, dann durch Hohnlachen, an eine gewisse Zukunft, in den Stamm der Bolzendischen Matadore, der Johannen von Montfaucon erinnert. Nicht weniger treten Bürger und Soldaten auf, die ganz unmittelbar aus Wallenstein's Lager kommen. Ferner giebt es einige tückische Spanier, wie man sie schon mehr auf dem Deutschen Theater zu sehen gewohnt ist, und Carl der Fünfte zeigt sich als ein ganz leidlicher Kartoffelkönig. Die Zweideutigkeit des nachherigen Kurfürsten Moritz kann gar kein Interesse erregen.

Ungeachtet aller dieser fremden Elemente läßt man das Stück mit einigem Gefallen, das wohl daher kommen mag, daß wirkliche Charaktere und Thatsachen, auf die der Verfasser in der Vorrede so großen Werth legt, etwas Unverwüstliches und Unverpfuschbares haben. Noch weniger drängt die Phantasie aus der bekannten Geschichte eine Menge Bilder und Verhältnisse hinzu, welche das Stück, wie es dasteht, nicht erregen noch hervorbringen würde.

Auch einen Vortheil hat das Stück — daß es kurz ist. Die Charaktere, wenn gleich nicht recht gezeichnet, werden uns nicht lästig, weil sie uns nicht lange aufhalten, die Situationen, wenn gleich nicht kunstmäßig angelegt, gehen doch geschwind vorüber, und wenn sie an Rechtfertigung stimmen, so sind sie auch schon vorbei, indem sie ein Lachen erregen.

Wie bei diesem das ganze Stück sey, würde sich bei der ersten Vorstellung deutlich zeigen. Wir zweifeln aber, daß irgend ein Theater diesen Versuch zu machen geneigt seyn möchte.

Hohenaar, in der neuen Gel. Buchhandlung: Der Geburtstag, eine Jägerballade in vier Gesängen. 1805. 107 S. 8.

Dieß kleine Gedicht kann man als ein gedrucktes Concert ansehen, und in diesem Sinne erregt es Interesse. Der Verfasser hat einen vollständigen Blick in die Welt, in welcher er original ist, läßt sich sehr gute Stellen: dann vorzüglich die zwei ersten Gesänge erinnern im Ganzen wie im Einzelnen durchaus an Voßens Louise.

Die Welt seiner Jäger und Förster kennt der Verfasser nicht gut, doch hat er manche Eigenthümlichkeiten derselben nicht genug herausgehoben, und sich dafür mit den kleinen Lebensfalls, welche dieß Classe mit allen andern gemein hat, Kaffeetrinken, Tabakrauchen u. s. w., wie auch mit allgemeinen Familienempfindungen, die allenfalls im Vorbeigehen berührt werden können, zu sehr aufgehalten. Ueberhaupt möchte man sagen, er sey nur mit den Augen, und nicht mit dem Herzen ein Jäger.

Das Hauptmotiv, daß am Geburtstage eines Forstirs der Gebieter seiner Jagden einen Wolf schießt, und dadurch zur Versorgung gelangt, ist artig und durch Retardationen interessant gemacht, doch bleibt immer die Charakteristik der Bekanntschaft zu schwach. Der Verfasser hätte durchaus behalten sollen, daß es in der Familie des Forsters Waldheim lebhafter und rascher zugehen müsse, als bei dem Pfarrer von Grünau. Liebenswürdig übrigens die Darstellung und Benutzung des festlichen Locals mit den Niederungen am Fuße und der heiligen Umgebung. In den zwei letzten Gesängen, wo das Gedicht handelnder wird, ist ein gewisser epischer Schritt, eine glückliche Darstellung dessen, was geschieht, nicht zu verkennen. Auch ist über das Ganze eine gewisse gemüthliche Anmuth verbreitet.

Aber — und leider ein große Aber — die Verse sind ganz abscheulich. Der Verfasser, indem er seine Vorgänger in diesem Fache las, hat sich von der innern Form eines solchen Kunstwerks wohl manches zugeeignet, aber die letzte äußere Form aber und deren Vollendung weder gedacht, noch mit irgend einem Gefühlenden sich besprochen. Was ihm von den Versen in Ohr gedrungen, hat er nachgeahmt, ohne sich eines Gesetzes, einer Regel bewußt zu seyn.

Stellen wir also die in der Vorerinnerung aufgethane Frage, ob seine Muse Fremden der Dichtkunst wohl ein ästhetisches Vergnügen gewähren könne, aufrichtig und freundlich beantworten, so sagen wir: er kann Hexameter machen, welche sich dann wohl jetzt noch und nach wird lernen lassen, wie viel Zeit es ihm auch kosten sollte, so ist es seiner Gewinn, er arbeite alsdann das Gedicht nachmals um, vermindere den beschreibenden Theil, erhöhe den handelnden, ersetze das gleichgültige Allgemeine durch bedeutende Besonderes; so wird sich alsdann deutlicher zeigen, ob er in diesem Fache etwas leisten kann: dann jetzt muß man den besten Willen haben, und eine Art von Seeotagsfund seyn, um eine übrigens ganz wohlausgebildete Menschengestalt durch eine von Warzen, Flecken, Borsten und Narben entstellte Oberhaut durchzusehen.

Mannheim in Commission bei Schwan und Götz: Aeneas, ein Gedicht in sechzehn Gesängen. Neue verbesserte Ausgabe 1805. VIII. übrigens mit den Anmerkungen 286 S. 8. 2 Rthlr. 12 Gr.)

Als wir dieses Gedicht mit Sorgfalt zu lesen anfingen, uns durch den, jedem Gesange vorgesetzten Inhalt, mit dem Ganzen und seinen Theilen bekannt zu machen und in der Ausführung selbst vorwärts zu dringen suchten, boten wir eine ganz eigne Erfahrung gemacht. Wir empfanden nämlich eine Art von Schwindel, wie sie den zu überfallen pflegt, dem etwas ganz Unerwartetes und als seiner Natur nach Unmögliches doch wirklich vor Augen steht. Nach einigem Besinnen erinnerten wir uns schon einer ähnlichen Empfindung: es war die, wie wir

der Garten und Palast des Prinzen Pallagonia bey Palermo, der nicht allein, wie bekannt, durch eine Menge von Ausschweifungen berüchtigt, sondern auch was wenigen bekannt, an der Krankheit fürchterlich darniederliegt, und vertrockneten Leuten verwechselt sind, so daß alles in Sicilien unglücklich schreit, Gespenster durch diese Gegenden wandeln wie beym Hogarth Athener nach Hause ins Bordell gehen, Fenster und Thüre und Mauern bauen, und Niemand weiß, wie es zugeht, daß Niemand hungert, oder sonst eine Art von Unglück leidet, wie sonst überall in der Welt.

Einen noch größern poetischen Schwung nimmt die Erzählung in dem Gespräche, in das einander legt, und schon über einen andern Punkt sie ganz vergessen hat, das Naturell, Gesicht, Kostüm, Gang und Art mit allen übrigen schönen Eigenschaften seines Geschlechts vereinigt haben, und man alsdann die Unschuld in ihre Maske mit einem Kusse stiehlt, einige Nächte durch einander schläft und einen solchen Streich, der soll nur ein Capitel mortifiziren und nicht kann. Wollen erfahren und erkennen sieht's sie wurde ungefähr ein Athener entstehen. Da jedoch der Fall von der Art ist, daß wir nicht wissen können, ob unsere Empfindungen dabey nicht vielleicht diese Strafe sey, so wollen wir, daß unser kritisches Gefühl durch umstandsichere Untersuchung unsere Meinung zu bestärken, oder zu widerlegen genöthigt wird.

Am Ende ist auch der Athener halben wie jedoch, daß jeder, der eine kleine Bibliothek Deutscher Art und Kunst sich anzuschaffen hat, auch in sein Athener einen Platz gönne: denn es ist doch auch kein geringer Genuß, wenn man sich nach Büchern beim Aufschlagen eines Buchs einen solchen ätherischen Tragelaphen vorzaubern kann. Zu diesem Behuf aber müßte der Verleger den Preis, der durch die artig punktirten Kupfer verhältnißmäßig erhöht seyn mag, in der Art mal herabsetzen.

---

1. Berlin bei Unger: Bekenntnisse einer schönen Seele, von ihr selbst geschrieben. 1806. 384 S. gr. 8.

2. Ebendaselbst: Melanie das Findelkind. 1804. 252 S. kl. 8.

3. Lübeck, bei Bohn: Wilhelm Dumont, ein einfacher Roman von Clemperie Perberg. 1805. 540 S. kl. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Nicht um diese drey Schriften, deren jede wohl eine eigene Betrachtung verdient, nur kurz bei Seite zu bringen, nehmen wir sie hier zusammen, sie haben viel so manches Lobenswürdige gemein haben, und weil sich auch an einem einzigen anmerksam zu machen finden wird. Sie sind sämmtlich mehr verfehlte als gelungene Versuche, keine lebhaften Lokalschaften werden darin dargestellt, die Verfasser wollen weder Furcht noch Hoffnung, weder Mitleiden noch Schrecken erregen, sondern aus Personen und Begebenheiten verständige, welche uns interessiren und auf eine angenehme Weise unterhalten. Die beiden ersten Werke haben viel Aehnlichkeit in der Form, sind gut geschrieben, und es dürfte in allem, obgleich mehr eine weniger, eine freie Ansicht des Lebens.

1. Der Heldin dieses Romans gebührt insofern der Name einer schönen Seele, als ihre Jugenden aus der Natur entspringen, und ihre Bildung aus ihrem Charakter hervorgeht. Wir hätten aber doch dieses Werk unter die Bekanntnisse einer Amazone nicht eingeschrieben, theils um nicht an eine frühere Schrift zu erinnern, theils weil diese Benennung charakteristischer wäre. Denn es geht sich und merklich hier eine Mannin, ein Mädchen wie es ein Mann gedacht hat. Und wie jene aus dem Hamite des Jesus entsprungene Aktorie eine strenge Gesetzerfüllung war und doch, so geht auch in dieser Heldin durch einen verständigen Mann ein Zug, ohnmächtig nicht ungefährlich Leben, eine Jungfrau, eine Braut im tiefen Sinne, die wir sonst in und ertragen, ohne eben von ihr angezogen zu werden.

Hat man das immer einzig hin, so kann man von dem Buche nicht Gutes genug sagen. Das Ganze ist durchaus richtig verständig und verständig zusammengesetzt, das Romanhafte darin besteht in einer wenig erhöhten, seltenen Wirklichkeit, die Schilderungen sind sich und Einzelnes in der Welt und ihre Wesen, die Reflexionen sind meistens tief, geistreich und treffend.

Hatte der Verfasser sich den Charakter, den er schildern wollte, fest vorgenommen, so hat er die Umgebungen und Begebenheiten gehörig erfunden und klug gewählt, das Ganze durch Uebereinstimmung, durch Contrast eine solche Natur sich nach und nach entwickeln und bilden können.

Die Heldin ist unbekannten Ursprungs, wird einem Geistlichen in der Französischen Schweiz zur Pflege übergeben, der unverheirathet ist und mit seiner Schwester lebt. Diese halte fremden und bald neben Verhältniß, diese Neigung ohne Jungfrau, wo mit die drei Personen zusammen leben, ist so glücklich gedacht, als ausgeführt. Die Erziehung fängt von Reinlichkeit und Ordnung an, verrauscht Schamhaftigkeit und Bescheidenheit enthalten. Das Kirchlein wird in eine Deutsche große Neigung verpflanzt, und der Zögling macht's zum Frauenzimmer daraus. Von der Musik wird so abgeschieden, weil der Mutter einen frühzeitigen schmerzlichen Charakter hat, vom Tanz, weil die Art wie der Mensch getanzt, wenig zu bedeuten hat, ihre Schamhaftigkeit verletzt. Die Französische Sprache tritt ein, Lektüre, Gemeinde und Reise bemächtigen sich ihrer; von Stadtleben weiß sie nichts wissen. Eine feine Mädchenlage unterrichtet. Sie wird so formirt und tritt in die Welt ein.

Ihre Verhältnisse zu Alten und Jungen sind sehr gut geschildert. Sie wird ihre eigenen Vorzüge gewahr, die man einer bedeutenden Aktorie zuschreibt. Sie wird mannigfaltig zu erfahren, weder zu naturen. Die Entdeckung, seinen Vater nicht, ja die Menschheit einer solchen wird der abgeschlossenen, und es gehört mit zu dem Charakter dieser Geschichte, daß ein so romanhaftes Motiv nicht weiter gebraucht wird, und wieder die Heldin noch der Leser über diesen Punkt aufgeklärt werden.

Das unsere Neigung gegen die Heldin, ohne daß wir es merken, erregt, ist, daß sie uns nicht ihrer Schönheit durchsichtig, sich immer an Freundinnen anschließt und sich ihnen gleichsam aufopfernd. Sie findet nun mit Aberlinden zusammen, einem von den Mädchen der neuern Deutschen Zeit, die an Talente und an ein Romanenleben im Leben Ansprüche machen. Ein schönes ernsthaftes, doch gelehrt Bruder dieser Freundin ist a mann, es entsteht eine Freundschaft, sein Charakter wird durch diese Neigung entwickelt, sein Charakter wird durch diese Neigung entwickelt, sein Charakter wird durch diese Neigung entwickelt

trägt, steht als erstes Bild innerhalb des weiblichen Kreises. Der junge Held und die Amazone nähern sich auf eine mürrische Art, erklären sich wechselseitig, machen ein Bündniß auf die Zukunft und scheiden.

Nach kurzen Aeußerungen aus der Ferne, nach gedrängter Darstellung der Kriegsbegebenheiten wird die Schlacht bei Zornbort geliefert, und der Held fällt. Die Gefühle der Amazone, die Entwicklung ihrer Aeußerungen, die Folgen des Verlustes sind bedeutend und beredsam vorgetragen.

Zu Anfang des zweiten Buchs kehrt unsre Heldin zur Gesellschaft zurück. Sie findet sich da in einigen Mißverhältniß, weil sie etwas Besseres besessen. Adelaide, reich durch den Tod ihres Bruders, ist in den Bewerbungen aufgefordert, ihre Gesinnungen bestimmen zu lassen. Wie sie irrt, sehr gerührt endet, ist flüchtig aber sicher gezeichnet.

Nun wird unsere Freundin an einen kleinen Deutschen Hof zu einer jungen Prinzessin berufen. Hier wird schon merklicher, wie sie ihre Individualität durch alle Einbildung hindurch zu erhalten sucht. Sie entfernt sich vom Tanz und Spiel, quadrirt sich zur Unterhaltung, und wirkt auf die Prinzessin durch Gesinnungen und Kenntnisse.

Das Hofwesen ist überhaupt sehr sittlich behandelt, und die Oberhofmeisterin mit wenigen Zügen lebhaft dargestellt.

Der Pflegevater stirbt, und die Prinzeß wird verheirathet. Die Freundin folgt ihr an den neuen Hof. Hier sieht es schon nicht so heiter aus, als an dem ersten. Vater und Mutter sind beide bigott und abergläubisch; doch mit umgekehrten Tendenzen. Der Erbprinz hat eine frühere Verbindung mit einem liebenswürdigen Frauenzimmer, die er nicht aufgiebt. Die Charaktere und Stellungen derselben gegeneinander zeigen von vieler Welt- und Menschenkenntniß des Verfassers. Der Ursprung des Mißklangs, der zwischen dem Erbprinzen und seiner Gemahlin entsteht, ist wohl entwickelt. Eben so glücklich ist das Motiv, daß die vertrauten Freundinnen in einer Art von stiller Uebereinkunft leben, über gewisse Dinge nicht zu sprechen, wodurch sie aber, bei fortschreitenden Verhältnissen, beide eingenommen werden.

Wir sehen hier einen kleinen Deutschen Hof, gerade nicht fratzenhaft, doch von einer unerfreulichen Seite geschildert.

Der Hofcapellan und der Kammerherr des Erbprinzen, Intrigue und Intriganten, das Verhältniß der jungen Eheleute, alles gut entwickelt und bedeutend aufgestellt.

Die Freundinnen erklären sich, gewinnen Lust bei einem einsamen Sommeraufenthalt auf dem Lande. Sie führen eine Art Idyllenleben. Die Spanische Literatur gefällt sich zur Italiänischen. Sie werden zur Betrachtung des Kunstschönen hingezogen. Sie suchen es sich anzueignen. Es entsteht in der Seele der Erbprinzessin ein idealer Zustand, der sich nicht mehr als billig gegen das Phantastische hinneigt. Der Winter ruft sie zur Stadt zurück.

Wohlmeinend, aber mit gewaltsamer und roher Hand, entfernt der fürstliche Vater die erste Geliebte der Erbprinzessin, und verlangt nun die Annäherung der Prinzessin. Die Amazone und der Kammerherr sollen hier vermitteln. Da aber jene eine höhere, dieser eine niedere Ansicht hat, so verstehen sie sich einander nicht. Der Span mißlingt, die Schuld fällt auf die Amazone zurück. Alles Gemeine und Niederträchtige setzt sich in Bewegung, und sie entfernt sich. Die Darstellung dieser ganzen letzten Epoche ist besonders gut gelungen.

Unsre Heldin bleibt auch in der Ferne mit ihrer Freundin in Verbindung. Sie nimmt sich in ihren Einsamkeit eines Kindes an, und denkt im Verhältniß auf einzige Erziehungsgeheimnisse. Die Erbprinzessin nähert sich ihrem Gemahl. Die Geburt eines jungen Prinzen erfreut den Hof. Der Herzog stirbt, die Amazone kehrt mit jungen Herzogin zurück, schützt eine Stelle als Oberhofmeisterin aus, und entfernt sich wieder. Das Mißverhältniß zwischen dem jungen Herzog und seiner Gemahlin wächst, und diese weiß einen Kriegsplan durchzusetzen.

Zu Anfang des dritten Buchs treffen die Freundinnen nach der Schweiz. Wir erwarten eine Fortsetzung des behaglichen Idyllenlebens, und werden durch ein paradoxe Invective gegen die Schweizer überrascht. Nun gehts es nach Italien, und hier hat der Verfasser den glücklichen Gedanken, bedeutende wirkliche Menschen in Verhältniß zu seinen erdichteten Personen zu bringen, welches um so eher geschehen konnte, als es sich schon früher dieses Mittels bedient hatte, und überhaupt auf der Wirklichkeit nicht so weit hinausgeschritten war, daß er sich nicht mit wirklichen Personen, die etwas Romantisches in ihrem Charakter und Lebensweise hatten, recht gut begegnen konnte.

Alfieri tritt in seinem bekannten Charakter bedeutend herein, und man mag ihn recht gerne auch in dieser Gesellschaft noch einmal leben und wirken sehen. Genuß und Betrachtung wechseln ab. Nation, Kunst und besonders Raphael kommen an die Reihe. Die Herzogin kränkelt und stirbt.

Unsere einsame Freundin macht in Pisa eine neue weibliche Bekanntschaft. Man reist nach Wien, kommt in ein gefährliches Verhältniß zu Emigranten, zieht sich glücklich aus der Schlinge, begiebt sich auf einen Landsitz, und beschließt sein Bildung durch Deutsche Literatur.

Ein neuer Roman, der eigentlich romantisch geschrieben, und auf Ueberraschung berechnet wäre, würde man einen schlechten Dienst erzeigen, wenn man seine Fabel anzeige wir wir es bei diesem gethan. Wenn wir aber versichern können, daß dieser zwar einfache, doch kunstreich Canevas mit Verstand, Einsicht, Geschicklichkeit, oft unvermuthet, doch von dem Verfasser beleuchtet werden, so werden wir das Verlangen hegen, die hier gegebene Bücher noch nicht kennen, genug aufregen, und der Beschäftigung solcher, die es gelesen, nicht ganz entnagen.

Da die Wirkung des Buches gar nicht pathologisch, vielleicht auch nicht ganz ästhetisch sein kann, so ist um diese mehr ein Wort über die verständige und sittliche Wirkung dieser Arbeit am Platze.

Wenn man die Erfahrungen seines eigenen Lebens durchgeht, so erinnert man sich wohl solcher Frauenzimmer, deren Bild man jener Amazone unterlegen könnte, aber nur weniger. Die Hauptfrage, die das Buch behandelt, ist: wie kann ein Frauenzimmer seinen Charakter, seine Individualität gegen die Umstände, gegen die Umgebung retten? Hier beantwortet ein Mann die Frage durch eine Mannin. Ganz anders würde eine Frau durch eine gefühlvolle Frau sie durch ein Weib beantwortet und gelöst werden lassen. Aber das gegenwärtige Buch ist nun einmal da. Die Mädchen, die Frauen werden es lesen. Was werden sie daraus nehmen? — Gar manches werden sie daraus nehmen. — Wenn sie es aber, nach Recht, nutzen könnten und vielleicht sollten, wäre, sich zu überzeugen, daß das Problem auf diese Weise nicht zu lösen ist. Der Verfasser, um seine Amazone selbstständig zu erhalten, muß sie ohne Vater und Mutter entspringen lassen. Er kann sie zu allem dem, wozu das Weib von Jugend auf bestimmt ist, nur annähernd, nicht aber darin zum Genuß, nicht zur Thätigkeit, zum Erlangen, zum Besitzen hindringen. Sie ist weder Tochter, noch Schwester, noch Geliebte, noch Gattin, noch Mutter, und so kann man in ihr weder die Hausfrau, noch die Schwiegermutter, noch die Großmutter voraussehen. Da diesem

aber doch zuletzt nicht allein kommt, sich trennt und entschließen, und ihrer Natur nach endlich dazu und zu entschließen muß, so übt ihre ganze Existenz auf eine Gesellschaft, wo und Hofmann hinkommt, auf ein Dasein, das sich in Frauenzimmer nicht leicht wünschenswerth werden möchte.

Schwerlich wird durch diese Betrachtungen ein Buch, daß wir keine Recension, durchsehen zu verbieten, sie glauben ein Buch, das nicht gelesen zu haben, sie sich nicht zu bringen. Jede Mensch, das Buch sie gut als der Mann, will seine Individualität behaupten und bedauert sie auch zuletzt, nur jedes auf seine Weise. Was die Frauen hier Individualität behaupten können, wissen sie sich am besten, und wir brauchen sie es nicht zu lehren. Es ist aber immer angenehm und nützlich, und auch in den interessantesten Verwicklungen Anlaß, wenn uns einmal im Buche gezeigt wird, wie eine Frau ihren Zweck zu erreichen sucht, wenn sie männliche Frauen, nur um der Idee willen, um des Sinns willen, welches sie erlangen will, angefangen ist, aber keineswegs so erlangen, daß jeder nach diesem Buche sich selbst prüfen und examiniren, sie mag mit sich oder die Mittel rathschlagen, deren sie sich in ähnlichen Fällen bedienen würde, und sie wird sich meist mit der Amalie in Widerspruch finden, die eigentlich nicht als ein Muster, sondern als ein Ziellied am Ende einer Laufbahn steht, die wir alle zu durchlaufen haben.

2. Melanie hat in der Fabel Aehnlichkeit mit dem vorhergehenden. Hier ist ein Individuum, das Gutes mit seiner Geburt wird aber zur Verwicklung abbraucht, und die Entdeckung entwirrt den Knoten. Wir dürfen daher die Fabel nicht erzählen, weil auf Unbekanntschaft des Lesers mit derselben vorzüglich gerechnet ist.

Charaktere und Begebenheiten sind im guten Sinne romanhaft. Jene sind immer in dem Zustande, in welchem sich die wirklichen Menschen selten befinden, diese sind aus der Wirklichkeit ausgewählt und zusammengedrängt.

Das Dargestellte ist sich nicht durchaus gleich. Die Charaktere der obern Stände sind wie aus der Ferne, mit einer Art von Keckheit, doch ohne eigentlichen zarten Willen, weich und nebelhaft gezeichnet, dagegen die der mittlern und untern Stände scharf und ohne Schonung umrissen sind, oft übertrieben, ins Häßliche und Komische übergehend. Aus dieser Behandlung entsteht ein Zwiespalt in der Seele des empfindenden und theilnehmenden Lesers.

Doch zeigt die Verfasserin im Ganzen genugsame Weltkenntniß, und man kann nicht läugnen, daß der die irdischen Dinge mitunter hinlänglich gegenwärtig sind. Manche Figuren und ihr Betragen kann man als wortsprechen ansprechen, wie die alte Gräfin und ihr Bruder gegen Melanie ein Beispiel giebt. Unter den mehr poetischen Figuren findet sich auch eine zweite Pauline, die man nicht ungern sieht, nur fehlt es ihr an dem Interessanten des Geists, durch den sich die erste eigentlich bei uns einschmeichelt.

Das Ganze ist im Romanentone geschickt genug aufgebaut und gehalten, die Expositon prägnant und viel versprechend, der Einschritt gefällig, das Interesse nimmt zu, die Erwartung wird gespannt und die Auflösung übersieht. Als Buch ist es nicht ausgedehnt, man kann es auf einmal auslesen, und es wird jeden, der diese Art von Schriften liebt, unterhalten und vergnügen.

3. Dümont verdient den Namen eines Romans, doch in einem anderen Sinne als das vorhergehende Werk, auch nennt ihn die Verfasserin auf dem Titel so. Die Figuren sind mehr ideal als phantastisch, die Charaktere deutlich gezeichnet, mannigfaltig und einander gut entgegengesetzt. Gemeinsam ist einer mit angenehmen Hülfe, Lust, Erzählung, Aufmerksamkeit in mannichfaltigen Gestalten. Die Hauptfiguren sind drei. Die Umgebung ist nicht überhaupt und gut in Anschauungen verwebt. Von der Fabel läßt sich so viel sagen.

Ein Hof- und Weltmann sieht in seinen Jahren, findet Neigung zu einem weiblichen und einfachen Mädchen. Sie nimmt seine Hand an, ohne nicht zu wissen, was sie thut. Ihr Hauptbewegungsgrund ist, einen Bruder Glück zu befördern, für den sie so sehr besorgt lebt. Unglücklicher Weise macht in eben dem Augenblick ein junger liebenswürdiger aufgeklärter Mann ihre Bekanntschaft. Das gute Herz des neuen Mädchens findet nichts Arges darin, sich dieß in Umgang hinzugeben. Sie werden es aber doch in aller Unschuld so weit, daß der alte Herr vortrefflich wird, die Liebenden trennt und sie an seinen Tod durch allerlei Künste aufzuhalten hat. Beyder und Liebhaber verlieren sich indessen in der weiten Welt, und die Schöne macht sich auf sie zu suchen.

Schade, daß dieses glückliche Motiv nicht hinlänglich genutzt worden! Adelaide ist zu rubig, sie giebt fast nur Erkundigungen ein, und läßt sich die abgeschmackten Freundsmeer vom Schicksal und Zufall entgegen beim Freund, der sie durch Bemühung und Thätigkeit erreichen und erlangen.

Dargestellten wäre gewissen ein lebenschaftliches Bemühen, ein Hin- und Widerreißen, ein Verlieben und Vergessen, ein immer neues Nahen, ein aufhaltsames Entfernen, und was sonst noch alles aus der Situation hervorgehen, sich ist aber leider nicht geschehen. Dem ungeachtet bemerkt man Absichten und ihre Reflexe selbst, sie wie ihre neuen Bekanntschaften, recht gern, und läßt sich die Zeit nicht lang werden, bis der Bruder endlich mit dem Gelichten erscheint.

Dieser Roman hat manchen Vorzug. Die Begebenheiten, besonders in der ersten Hälfte, entwickeln sich aus den Charakteren, durchaus herrscht ein bedeutender Sinn, der nur nicht genug mit sich selbst einig ist, und alle auch den Leser mitunter in Verwirrung setzt.

Nachdem wir alles manches Gute, das an diesen Werken theils gemeinsam, theils im besondern zu rühmen ist, angezeigt haben, so müssen wir zum Schluß eines Mangels erwähnen, dessen sich alle drei Verfasser schuldig machen, und der also wohl mehr auf Rechnung der Zeit geschrieben werden muß, als daß man ihn den Individuen zur Last legt. Und gewiß werden sie künftig, wenn sie nur einmal erinnert sind, diese Klippe gern vermeiden.

Seitdem wir in Deutschland Kunstromane schreiben, das heißt solche, in welchen die Kunst, theils nach ihren tieferen Maximen, theils nach ihrer Erinnerung aufs Leben, sinnreich dargestellt wird, so haben die Romanschreiber angefangen, Betrachtungen über Literatur und mitunter auch wohl Kritiken durch ihre Personen aussprechen zu lassen, und sie haben recht wohl daran gethan. Denn ob wir gleich gern glauben, daß die Literatur sich in das Leben und der Nationen, so sollte doch der Mann in das Leben und der Nationen, so sollte doch der Mann manchmal denken, daß er, als eine Art von Person, seine Meinungen zu überliefern, ja, wenn er Poesie, seine Meinungen zu überliefern, ja, wenn er sie in Worten recht kunst, nicht einmal darstellen hat.

Wir haben daher unsere Amazone gar sehr, daß sie auf ihrer Reise nach der Schweiz den Arm gerüstet aufhebt und gewaltig ausholt, um einem wackern Eidgenossen im Vorbeigehen eins zu versetzen.

Wenn sie sodann am Ende die höchste Stufe ihrer

Bildung dadurch erreicht, daß sie sich von ihrer vaterländischen Cultur durchdrungen fühlt, sie zu schätzen und zu genießen lernt, so ist dieses eine sehr glückliche Wendung und nach der Anlage des Ganzen ein würdiger Schluß. Daß aber der Verfasser Goethens natürliche Tochter gleichsam an die Stelle der ganzen Literatur setzt, können wir nicht billigen. Denn ob wir gleich eingestehen müssen, daß gewisse Werke in der als andere den Punkt andeuten, wohin eine Literatur gelangt ist, und wenigstens eine Epoche derselben symbolisch verstellen, so hätte doch der Verfasser zu seinem eigenen Vortheile sicherer gehandelt, wenn er den geistigen Sinn der Werke seiner Zeit dargestellt und, wie die besseren selbst thun, auf einen unendlichen Fortschritt hingedeutet hätte, als daß er sich an ein besonderes Gedicht hält und dadurch den Widerspruch aufreizt, da er am Schlusse seines Werks jedermann befriedigen, und, wo es nöthig wäre, mit sich versöhnen sollte.

So haben wir denn auch nicht ohne Kopfschütteln bemerken können, daß die anmuthigen und liebevollen Nationen, die in dem Roman unserer Freundin Glauberin ihr Spiel treiben, sich als Anti-Naturphilosophen ankündigen, und daß bei dieser Gelegenheit immer aufs verdrießlichste werden. „Sollte man sich mit so einem Geschöpfchen von Politik unterhalten?“ sagte der Herzog Regent zu einer seiner Geliebten, indem er sie vor den Spiegel führte; und so möchte man auch zu Adelaiden dieses Romans sagen: Sollte man mit so viel Liebenswürdigkeit, Geist und Lebenslust an Philosophie überhaupt, geschweige an Naturphilosophie, denken? Das Beste bleibt dabei, daß sie selbst fühlt, wie wenig dergleichen Aeußerungen einer weiblichen Feder geziemen.

Eine Neigung, welche sie gegen Wilhelm Meister gefaßt, wollen wir derselben weniger verargen; doch wünschten wir, die Verfasserin hätte, anstatt des Buches zu erwähnen, gedachten Romanenheldin selbst, etwa mit seinem größer gewordenen Fritz, auftreten lassen, da sich denn wohl Gelegenheit gefunden hätte, ihm etwas Lieb's, Gutes oder Artiges zu erzeigen.

Mit der Verfasserin der Melanie haben wir wegen ähnlicher Punkte gleichfalls zu rechten. Sie ist überhaupt ein wenig ärgerlicher Natur, und stört ihren wohlwollenden Leser ohne Noth, wenn sie unversehens irgend ein Gänschen von Leserin anredet, sich einen abgeschmackten Einwurf machen läßt und ihn auf eine nicht freundliche Weise beantwortet.

Aber das Schlimmste kommt zum Schlimmen, wenn zuletzt bei Hofe über Deutsche Literatur heftige Debatten entstehen. Fürstin Aurora ist von der älteren Schule. Uz, Hagedorn, Kleist, Matthissen und Hölty werden ausschließlich mit Enthusiasmus genannt, wohl gar gesungen; wobei denn freilich scheint, daß die gute Fürstin in einer gewissen Epoche aufgehört hat, ihre Handbibliothek zu completiren, und ihre Musikalien anzufrischen. Zunächst nehmen sittliche Damen unsern Wieland in Schutz, und lesen Testimonia für ihn ab, und es wird einer übrigens ganz hübschen jungen Prinzessin, weil sie ihn nicht fleißig studiert, sehr übel mitgespielt. Die Baronesse hingegen, seine Gönnerin, wird unmittelbar darauf zur Oberhofmeisterin erklärt. — Den Verkan des Deutschen Parnasses könnte es denn doch wohl frauen, wenn er seinen großen Einfluß auf Besetzung der ersten Hofstellen vermöchte.

Sollten denn aber geistreiche und talentvolle Frauen nicht auch geist- und talentvolle Freunde erwerben können, denen sie ihre Manuscripte vorlegten, damit alle Unweiblichkeiten ausgelöscht würden, und nichts in einem solchen Werke zurückbliebe, was dem natürlichen Gefühl, dem liebevollen Wesen, den romantischen herzerhebenden Ansichten, der anmuthvollen Darstellung und allem dem Guten, was weibliche Schriften so reichlich besitzen, sich als ein lästiges Gegengewicht anhängen dürfte.

Theater.

Weimarisches Theater.

Februar 1802.

Auf dem Weimarischen Hoftheater, das nun mehr bald elf Jahre besteht, darf man sich schmeicheln, in diesem Zeitraume solche Fortschritte gemacht zu haben, wodurch es die Aufmerksamkeit der Fremden verdienen konnte, es möchte daher nicht unschicklich seyn, bei dem Berichte dessen was auf demselben vorgeht, auch der Mittel zu erwähnen wodurch so manches, was andern Theatern schwer, ja unmöglich fällt, bei uns nach und nach mit einer gewissen Leichtigkeit hervorgebracht werden.

Die Annalen der deutschen Bühne gedenken noch immer mit Vorliebe und Achtung der Seylerischen Schauspielergesellschaft, welche, nachdem sie mehrere Jahre ein blendendes Zierde der ehrenwerthesten Hofhaltung gewesen, sich, durch den Schleyerand vertrieben, nach Gotha wandte. Vom Jahre 1775 an spielte eine Theatergesellschaft mit abwechselndem Glück. Vom Jahre 1784 bis 1791 hat die Bellomo'sche Gesellschaft alle seitdem hier Vorstellungen, nach deren Abgang das gegenwärtige Hoftheater errichtet wurde. Jede dieser verschiedenen Epochen zeigt einen aufmerksamen Beobachter in seinen eigenen Charakter, und die früheren lassen sich die Reihe der folgenden Anmerkungen.

Die Geschichte des noch bestehenden Hoftheaters möchte denn auch wieder in verschiedene Perioden zerfallen. Die erste würden wir bis auf Iffland's Ankunft, die zweite bis zur architektonischen Einrichtung des Schauspielhauses, die dritte bis zur Aufführung der Brüder nach Terenz rechnen, und so möchten wir uns vermuthen in der vierten Periode befinden.

Eine Uebersicht dessen, was in verschiedenen Zeiten gewirkt worden, läßt sich vielleicht nach und nach eröffnen, gegenwärtig vermuthen wir bei dem Publikum und den Freunden desselben einige Rechenschaft abzulegen.

Das Theater ist eine der wichtigsten und gefährlichsten pragmatischen Anstalten, die wir kennen; man hängt durchaus von Zeit und Zeitgenossen in jedem Augenblicke ab; was der Autor schreiben, der Schauspieler spielen, das Publikum sehen und hören will, dieses ist's was die Direktionen tyrannisirt und wogegen ihnen fast kein eigener Wille übrig bleibt. Indessen versuchen in diesem Strome und Strudel des Augenblicks wenige bedachte Maximen nicht ihre Hülfe, sobald man fest auf denselben bestand und zu Gelegenheit zu nutzen weiß sie in Anwendung zu setzen.

Unter den Grundsätzen, welche man bei dem hiesigen Theater immer vor Augen gehabt, ist einer der vornehmsten: der Schauspieler müsse seine Persönlichkeit verläugnen und dergestalt umbilden lernen, daß es von ihm abhänge, in gewissen Rollen seine Individualität unkenntlich zu machen.

In früherer Zeit stand diese Maxime ein falsch verstandener Gemeinfaßlichkeit, so wie ein unrichtiger Begriff von Natürlichkeit entgegen. Die Erscheinung Iffland's auf unserm Theater löste endlich das Räthsel. Die Vielseitigkeit womit dieser vortreffliche Künstler seine Rollen von einander sondert, aus einer jeden ein Ganzes zu machen weiß und sich, sowohl ins Edle als ins Gemeine und immer kunstmäßig und schön, zu maskiren versteht, war zu eminent, als daß sie nicht hätte forderbar werden sollen. Von dieser Zeit an haben wir unsere Schauspieler, denen eine allzu entschiedene Individualität nicht entgegenstand, glückliche Versuche gemacht, sich eine Biegsamkeit zu geben, welche einem dramatischen Künstler immer zur Ehre gereicht.

Ein anderer Bemühung, von welcher man bei dem Weimarischen Theater nicht abließ, war die sehr verpönte, ja, so viel uns vaterländischen Bühnen fast verpönte rhetorische Declamation wieder in Aufnahme zu bringen. Die Gelegenheit, den architektonisch neu eingerichteten Schauspielsaal durch den Wohlklang rhetorischer Sprache auszufüllen, wurde nicht versäumt. So wie zur Verwandlung gerissen abwechselnde Weite, in Schritt und Stellung, nicht weniger zur Ausbildung theatralischer Declamation, Madame Unzelmann und Jünger rhythmisch überhaupt auf das Theater gebracht. Macbeth, Octavia, Bajazet, neben Gregorius zu fernerer Uebung, so wie endlich Maria Stuart die Wiederbelebung metrischer Stellen forderte, wodurch der theatralischen Recitation ein ganz neues Feld eröffnet ward.

Nach solchen Uebungen und Prüfungen war man zu Anfang des Jahrhunderts so weit gekommen, daß man mehr oder weniger maskirt Vorstellungen wagen zu können, Philoktet und Monteyn machten den Anfang und der Effekt dieser, auf einem Privattheater gelesenen Darstellung war so günstig, daß man die Aufführung der Brüder sogleich vorzunehmen wünschte, die aber wegen eintretender Hindernisse bis in den Herbst verschoben werden mußte.

Indessen hatte Mad. Unzelmann durch ihre Gegenwart an jene Iffländische Zeit wieder erinnert. Der

Geist, in welchem diese treffliche Schauspielerin die einzelnen Rollen behandelt und sich für eine jede unmittelbar weiß, die Besonderheit ihres Spiels, ihre durchaus schickliche und anständige Gegenwart auf den Brettern, die reizende Weise, wie sie als eine Person von auserlesener Lebensart, die Mitspielenden durch passende Attentionen zu belohnen weiß, ihre klare Recitation, ihre energische und doch gemäßigte Declamation, kurz das Ganze was Natur an ihr und was sie für die Kunst gethan, war dem Weimarischen Theater eine wünschenswerthe Erscheinung, deren Wirkung noch fortdauert und nicht wenig zu dem Glück der diesjährigen Winteraufführungen beigetragen hat und beiträgt.

Nachdem man durch die Aufführung der Brüder endlich die Erfahrung gemacht hatte, daß das Publikum sich an einer derben charakteristischen, sinnlich-künstlichen Darstellung ergötzen könne, wählte man den vollkommensten Gegensatz, und man gab Nathan den Weisen auf's Theater. In diesem Stücke, wo der Verstand fast allein spricht, wo eine klare, auseinandersetzende Recitation die vorzüglichste Obliegenheit der Schauspieler, welche dann auch meist glücklich erfüllt wurde.

Was das Stück durch Aufgeben allenfalls gelitten hat, wird nun durch eine gedrängtere Darstellung ersetzt und man wird für die Folge sorgen, es poetisch so viel möglich zu restauriren und zu runden. Nicht weniger werden die Schauspieler sich als Mühe geben, was an Ausarbeitung ihrer Rollen noch fehlt, nachzuholen, so daß das Stück jährlich mit Zufriedenheit des Publikums wieder erscheinen kann.

Lessing sagte in sittlich-religiöser Hinsicht: daß er die jetzige Stadt glücklich preise, in welcher Nathan zuerst gegeben werde, wir aber können in dramatischer Rücksicht sagen: daß wir unsern Theater Glück wünschen, wenn ein solches Stück darauf bleiben und öfters wiederholt werden kann.

In dieser Lage mußte der Directeur ein Schauspiel wie Jon höchst willkommen seyn. Hatte man in den Brüdern sich dem römischen Lustspiele genähert, so war hier eine Annäherung an das griechische Trauerspiel der Zweck. Von dem sinnlichen Theile desselben konnte man sich die beste Wirkung versprechen, denn in den sechs Personen war die größte Mannigfaltigkeit dargestellt. Ein blühender Knabe, ein Gott als Jüngling, ein stattlicher König, ein würdiger Greis, eine Königin in ihren besten Jahren und eine heilige bejahrte Priesterin. Für bedeutende, abwechselnde Kleidung war gesorgt und das durch das ganze Stück sich gleich bleibende Theater prächtig ausgeschmückt. Die Gestalt der beiden ältern Männer hatte man durch schickliche Masken ins Tragische gesteigert, und da in dem Stücke die Figuren in mannigfaltigen Verhältnissen auftreten, so wechselten durchaus die Gruppen dem Auge gefällig ab und die Schauspieler leisteten die schwere Pflicht um so mehr mit Bequemlichkeit, als sie durch die Aufführung der französischen Trauerspiele an ruhige Haltung und schickliche Stellung innerhalb der Theaterraums gewöhnt waren.

Die Hauptsituationen gaben Gelegenheit zu belebtem Tableaux und man darf sich schmeicheln, von dieser Seite eine meist vollendete Darstellung geliefert zu haben.

Was das Stück selbst betrifft, so läßt sich von demselben ohne Vorliebe sagen, daß es sich sehr gut exponire, daß es lebhaft fortschreite, daß durch interessante Situationen entwickelt und den Knoten schürzen, der theils durch Verwirrung und Verblendung, theils durch die wundervolle Erscheinung zuletzt gelöst wird. Uebrigens ist das Stück so zu beurtheilen, wenn mythologische Verhältnisse nicht fremd sind, wollig klar, und gegen den übrigen weniger gebildeten Theil erwirbt es sich das pädagogische Verdienst, daß es ihn veranlaßt zu Hause wieder einmal ein mythologisches Lexikon zur Hand zu nehmen und sich über den Creusthonius und Erechtheus aufzuklären.

Man kann dem Publikum keine größere Achtung bezeigen, als indem man es nicht wie Pöbel behandelt. Der Pöbel drängt sich unvorbereitet zum Schauspielhause, er verlangt was ihm unmittelbar genießbar ist, er will schauen, staunen, lachen, weinen, und nöthigt dabey die Direction welche von ihm abhängen, sich mehr oder weniger zu ihm herabzulassen und von einer Seite das Theater zu überspannen, von der andern aufzulösen. Wir haben das Glück, von unsern Zuschauern, besonders wenn wir den Jenaischen Theil wie billig mit rechnen, voraussetzen zu dürfen, daß sie mehr als die Eingeweih mitbringen und daß diejenigen, denen bei der ersten sorgfältigen Aufführung bedeutender Stücke noch etwas dunkel, ja ungenießbar bliebe, geneigt sind sich von der zweiten besser unterrichten und in die Absicht einführen zu lassen. Dies dadurch, daß unsere Lage erlaubt Aufführungen zu geben, wovon nur ein erwähltes Publikum Geschmack finden kann, sehen wir uns in den Stand gesetzt, auf solche Darstellungen sorgfältig bearbeiten, welche allgemeiner gefallen.

Sollte Jon auf mehreren Theatern erscheinen, oder gedruckt werden, so wünschten wir, daß ein competenter Kritiker nicht etwa blos diesen neuen Dichter mit jenem alten dem er gefolgt zusammenstelle, sondern Gelegenheit nähme wieder einmal das Antike mit dem Modernen im Ganzen zu vergleichen. Hier kommt gar vieles zur Sprache, das zwar schon mehrmals besprochen worden ist, das aber nie genug ausgesprochen werden kann. Der neue Autor wie der alte hat gewiß Vertheidiger und Nachtheile und zwar gerade an den umgekehrten Stelle. Was den einen begünstigt, befördert den andern, und was diesen begünstigt, stand jenem entgegen. Nicht geboren wird man den gegenwärtigen Jon mit dem Jon des Euripides vergleichen können, wenn nicht jene allgemeinen Betrachtungen vorangegangen sind, und vielen Dank soll der Kunstrichter verdienen, der uns an diesem Beispiele wieder klar macht: in wiefern wir den Alten nachfolgen können und sollen.

Wären unsere Schauspieler sämmtlich auf kunstmäßige Behandlung der verschiedenen Arten dramatischer Dichtkunst eingerichtet, so könnte der Wirrwarr, der nur zufällig hier in der Reihe steht, auch als eine zum allgemeinen Zweck talentvolle Darstellung aufgeführt werden.

Gegen solche Stücke ist das Publikum meist ungerecht, und wohl hauptsächlich deswegen, weil der Schauspieler ihnen nicht leicht ihr völliges Recht widerfahren läßt.

Wenn es dem Verfasser gefällt, in einer Posse den Menschen unter sich hinunter zu ziehen, ihn in seltsamen, mehr erniedrigenden als erhebenden Situationen zu zeigen, so ist, vorausgesetzt, daß es mit Talent und Theaterpraktik geschieht, nichts dagegen einzuwenden. Nur sollte alsdann der Schauspieler einsehen, daß er von seiner Seite, indem er eine solche Darstellung kunstmäßig behandelt, erst das Stück zu vollenden und ihm eine günstige Aufnahme zu verschaffen hat.

Es ist möglich in einem solchen Stücke die Rollen durchaus mit einer gewissen, theils offenbaren, theils verflochten Eleganz zu spielen, die fürs Gesicht angelegten Situationen mit malerischer Zweckmäßigkeit darzustellen und dadurch das Ganze, das seiner Anlage nach zu sinken scheint, durch die Aufführung empor zu tragen.

Sind wir so glücklich noch mehrere antike Lustspiele auf das Theater einzuführen, trinken unsere Schauspieler noch lieber in den Sinn des Maskenspiels, so werden wir auch in dieser Sache der Erfüllung unserer Wünsche entgegen gehen.

Ist die Wissenschaft des Schauspielers wünschenswerth, so ist es die Wissenschaft des Publikums eben so sehr. Das Theater wird, so wie die übrige Welt, durch beständige Theorie angelacht, die sie von Zeit zu Zeit wahrnehmen und denn wieder leicht lassen. Die Mode herrscht eine ausschließliche Gewohnheit an, und eine Art und Weise, der wir bedeutt nachahmen, um sie sodann auf lang zu verbannen. Mehr als irgend ein Theater ist das deutsche dieser Unsicherheit ausgesetzt und das wohl daher, weil wir die jetzt mehr Gedicht und verlangt n, als erstaunt und erwärmt n. Unsere Literatur hatte, Gott sey Dank, noch kein goldenes Zeitalter, und wir das Unglück sie ist unser Theater noch erst im Werden. Jede Zeitschrift durchblättere ihre Repertorien und sehe, wie wenig Stücke aus der ersten Hälfte in man in den letzten zwanzig Jahren aufgeführt. Noch jetzt brauchbar geblieben sind. Wer darauf denken dürfte diesem Unwesen nach und nach zu steuern, eine gewisse Anzahl vorhandener Stücke auf dem Theater zu fixiren und dadurch endlich einmal ein Repertorium aufzustellen das man der Nachwelt überliefern könnte, müßte vor allen Dingen darauf ausgehen, die Denkweise des Publikums das er vor sich hat zu bestimmen. Diese besteht hauptsächlich darin, daß der Zuschauer einsehen lerne, nicht eben jedes Stück sey wie ein Rock anzuziehen, der dem Zuschauer völlig nach seinen gegenwärtigen Bedürfnissen auf den Leib gepaßt werden muß. Man sollte nicht gerade immer sich und sein nächstes Gestirn, Herz und Sinnesbedürfniß auf dem Theater zu befriedigen ertrachten, man könnte sich vielmehr öfters wie einen Fremden betrachten, der in fremden Orten und Gegenden, die er zu seiner Belehrung und Ergetzung besucht, nicht alle Bequemlichkeit findet, die er zu Hause seiner Individualität anzupassen Gelegenheit hatte.

Das zweite Stück bei welchem wir unsern Zuschauern eine solche Kritik zumuthen, war Turandot nach Gozzi metrisch bearbeitet.

Wir wünschen, daß jener Freund unsers Theaters, welcher in der Zeitung für die elegante Welt 1802. Nr. 7 die Darstellung des Zen mit so viel Einsicht als Billigkeit recensirt, eine gleiche Mühe in Absicht auf Turandot übernehmen möge. Was auf unserer Bühne als Darstellung geleistet wird, wünschten wir von einem dritten zu hören, was wir mit jedem Schritte zu gewinnen glaubten, darüber mögen wir wohl selbst unsere Gedanken äußern.

Der Deutsche ist überhaupt ernsthafter Natur, und sein Ernst zeigt sich vorzüglich wenn vom Spiele die Rede ist, besonders auch im Theater. Hier verlangt er Stücke, die ein gewisse einfach Gewalt über ihn ausüben, die ihn entweder zu herzlichem Lachen oder zu herzlicher Rührung bewegen. Zwar ist er durch eine gewisse Mittelgattung von Drama gewöhnt worden, das Weitere neben dem Treffen zu sehen, allein beides ist sodann nicht auf seinen höchsten Gipfel gebracht, sondern hat sich mehr als eine Art von Amalgam. Auch ist der Zuschauer immer zerstreulich, wenn Lustspiele und Trauerspiele ohne Mittelglied, auf einander folgt.

Was uns betrifft, so wünschen wir herzlich, daß wir nach und nach mehr Stücke von rein gefaßten Gattungen erhalten mögen, weil die wahre Kunst nur auf diese Weise gefördert werden kann; allein wir finden auch solche Stücke höchst nöthig, durch welche der Zuschauer erinnert wird, daß das ganze theatralische Wesen nur ein Spiel sey, über das er, wenn es ihm ästhetisch, ja moralisch nutzen soll, erhoben stehen muß, ohne bedeutenden Genuß daran zu finden.

Ein solches Stück schauen wir Turandot. Hier ist das Absurde, Unwahrscheinliche menschlicher Schicksale der Grund auf dem die Handlung verweilt. Umgestürzte Reiche, verirrende Könige, irrende Prinzen, Sclavinnen, stolz Prinzessinnen, führt eine erfindende Exposition vor unsern Sinn vorüber und die auch nur am Ort, im phantastischen Peking, auf einen Kubo vorbereitet n Fremden wartende Gefahr wird uns bei Anfang gestellt. Was wir aber sodann erblicken, ist ein in Frieden verschränkter, behaglicher, ja leicht trauriger Kaiser, eine Prinzessin, eh eifrichtig auf ihre weibliche Freiheit, und überhaupt in durch Masken erheitertes Staatsräthel vertreten hier die Stelle der Sterll. und Cerarbis, denen sich ein gutmüthiger Prinz aufs neue zugesetzt, nachdem er ihnen schon glücklich entkommen war. Nun soll der Name des Unbekannten entdeckt werden, man versucht die List und nun wird die Macht der Ueberredung stufenweis aufgeboten.

Zwischen alle diese Zustände ist das Heitere, das Lustige, das Rechtliche ausgesäet und eine so bunte Behandlung mit völliger Einheit die zu beide durchgeführt.

Es steht zu erwarten wie dieses Stück in Deutschland aufgenommen werden kann. Es ist freilich ursprünglich für ein geistreiches Publikum geschrieben und hat Schwierigkeiten in der Ausführung, die mir, obgleich die zweite Repräsentation besser als die erste gelang, noch nicht ganz überwunden haben. Könnte das Stück irgendwo in seinem vollen Gang erscheinen, so würde es gewiß eine schöne Wirkung hervorbringen und manches aufregen, was in der deutschen Natur schlft. So haben wir die angenehme Wirkung schon erfahren, das unser Publikum sich beschäftigt selbst Räthsel auszudenken, und wir werden wahrscheinlich bei jeder Vorstellung künftig im Fall seyn, die Prinzessin, mit neuen Aufgaben gerüstet, erscheinen zu lassen.

Sollte es möglich seyn, den vier Masken, wo nicht ihre ursprüngliche Anmuth zu geben, doch wenigstens etwas Aehnliches an die Stelle zu setzen, so würde schon viel gewonnen seyn. Doch von allem diesem künftig mehr, gegenwärtig bleibt uns nur zu wünschen, daß wir die Brüder und Zen immer so wie die erstenmale, Nathan und Turandot immer ausgearbeiteter und vollendeter sehen mögen.

Ueber das deutsche Theater.

Zu einer Zeit, wo das deutsche Theater als eine der schönsten Nationalanstalten in uns trauriger Beschränkung und Verkümmerung wieder zu Freiheit und Leben hervorwächst, breiten sich wohlthätige Directoren nicht allein einer einheimischen Anstalt im Stillen ernstlich vorzustehen, sondern auch durch öffentliche Mittheilungen ins Ganze zu wirken. Dichter, Schauspieler, Directoren und Publikum werden sich immer mehr untereinander verständigen und im Genuß des Augenblicks nicht vergessen was die Vorfahren geleistet. Nur auf ein Repertorium, welches ältere Stücke enthält, kann sich eine Nationalbühne gründen. Möge Nachstehendes eine günstige Aufnahme erfahren und so der Verfasser Muth bleibt werden, mit ähnlichen Aeußerungen nach und nach hervorzutreten.

Ein Vorsatz Schillers
und was daraus erfolgt.

Als der verwaiste Schiller durch die Huld des Hofs, die Gunst der Gesellschaft, die Neigung der Freunde bewogen ward, seinen Jenaischen Aufenthalt mit dem Weimarischen zu vertauschen, und der Eingezogenheit zu entsagen der er sich bisher ausschließlich gewidmet hatte; da war ihm besonders die Weimarische Bühne vor Augen und er beschloß, seine Aufmerksamkeit auf die Vorstellungen derselben scharf und entschieden zu richten.

Und einer solchen Schranke bedurfte der Dichter, sein außerordentlicher Geist steckte von Jugend auf die Ziele und Zwecke, seine Einbildungskraft, seine dichterische Thätigkeit, stürzten ihn ins Weite und Breite, und es bedurfte sittlich er auch hierbei derbare, kannte sich bei längerer Erfahrung seinem Scharfblick nicht entgehen, daß ihn diese Eigenschaften auf der Theaterbahn nothwendig irre führen müßten.

In Jena waren seine Freunde Zeugen gewesen, mit welcher Anhänglichkeit und entschiedener Richtung er sich mit Wallenstein beschäftigte. Dieser vor seinem Geiste sich immer mehr ausdehnende Gegenstand ward von ihm auf die mannigfaltigste Weise aufgefaßt, verknüpft, ausgeführt, bis er sich zuletzt genöthigt sah, das Stück in drei Theile zu theilen, wie es darauf erschien, und selbst nachher hoß er nicht ab, Veränderungen zu treffen, damit die Hauptmomente im Ganzen wirken möchten, da denn die Folge war, daß der Tod Wallensteins auf allen Bühnen und oft, das Lager und die Piccolomini nicht überall und selten gegeben wurden.

Den Carlos war schon früher für die Bühne zusammengezogen, und war dieses Stück, wie es jetzt noch gespielt wird, zusammengehalt mit der ersten gedruckten Ausgabe, so wird man erkennen, daß Schiller, wie er im Entwerfen seiner Pläne und grandt zu Werke ging, bei einer späteren Redaction seiner Arbeiten zum theatralischen Zweck, durch Uebergehung des Mittelsatz, streng, ja unbarmherzig mit dem Verbarbeiten umzugehen. Hier sollen alle Hauptmomente vor Aug' und Ohr in einem gewissen Zeitraum vorübergehen. Alles andere gehört auf, und hat er sich nie in den Raum von drei Stunden einschließen können.

Die Räuber, Cabale und Liebe, Fiesco, Don Carlos und Jungfrau von Orleans, Maria Stuart und Wilhelm Tell, alle diese Stücke sind in dem Sinne, wie sie jetzt gegeben werden, für die Bühne eingerichtet worden. Wie viel Mühe, wie viel Nachdenken, wie viel Gespräche mit Freunden, wie viel Briefe an Freunde, wie viel Correspondenz mit Buchhändlern, wie viel Verhandlungen mit Theaterdirectionen, wie viel Proben, wie viel Vorstellungen dazu gehört haben, um diese Stücke auf ihren jetzigen Punkt zu bringen, das ist nicht zu sagen, und wer sich nicht selbst in dem Fall befunden hat, solche Arbeiten zu unternehmen, der kann sich keine Vorstellung davon machen.

Schiller hatte nicht lange, in so reifen Jahren, einer Bühne von theatralischen Vorstellungen beigewohnt, als sein thätiger, die Umstände ermessender Geist, ins Ganze arbeitend, den Gedanken faßte, daß man dasjenige was man an eigenen Werken gethan, wohl auch an fremden thun könne; und so entwarf er einen Plan, wie dem deutschen Theater, indem die lebenden Autoren für den Augenblick entbehrlich seien, doch dasjenige zu erhalten wäre, was früher gelebt haben. Der einnehmende Stoff, der anerkannte Gehalt solcher Werke sollte einer Form angenähert werden, die theils der Bühne überhaupt, theils dem Sinn und Geist der Gegenwart gemäß wäre. Aus diesen Betrachtungen entstand in ihm der Vorsatz, Ausarbeitungen, die ihm von eigenen Arbeiten übrig blieben, in Gesellschaft überdenkender Freunde planmäßig anzuwenden, das vorhandene bedeutende Stücke bearbeitet, und ein Deutsches Theater herausgegeben werde, sowohl für den Leser, welcher bekannte Stücke von einer neuen Seite sollte kennen lernen, als auch für die zukünftigen Bühnen Deutschlands, die dadurch in den Stand gesetzt würden, den oft leichten Ereignissen des Tags einen festen allerthümlichen Grund eben große Anstrengung unterlegen zu können.

Damit nun aber das Deutsche Theater auf sich deutschen Boden gegründet werden möge, war Schillers Absicht, zuerst die Hermanns Schlacht von Klopstock zu bearbeiten. Das Stück wurde vorgenommen, und erregte schon bei dem ersten Anblick manches Bedenken. Schillers Urtheil war überhaupt sehr billig, aber zugleich frei und streng. Die übelen Forderungen, welche Schiller seiner Natur nach machen mußte, fand er hier nicht befriedigt, und das Stück ward bald zurück gelegt. Die Kritik auf diesem gegenwärtigen Standpunkte bedarf keines Beweises, um die Bestimmungsgründe zu entfalten.

Gegen Lessings Arbeiten hatte Schiller ein ganz besonderes Verhältniß; er liebte sie eigentlich nicht, ja Emilie Galotti war ihm zuwider; doch wurde diese Tragödie sowohl, als Minna von Barnhelm, in das Repertorium aufgenommen. Er wollte sich darauf zu Nathan dem Weisen, und nach seiner Redaction, wobei er die Kunstfreunde gern einwirken ließ, erschien das Stück noch gegenwärtig und wird sich lange erhalten, weil sich immer tüchtige Schauspieler finden werden die sich der Rolle Nathans annehmen studiren. Möge doch die bekannte Erzählung, sinnlich dargestellt, das deutsche Publikum auf einige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird um zu schauen, sondern auch um zu hören und zu vernehmen. Möge zugleich das darin ausgesprochene göttlich Duldungsmuth Schonungsgefühl der Nation heilig und werth bleiben.

Die Gegenwart des vortrefflichen Iffland (1796) gab Gelegenheit zu Abfassung Egmonts wie das Stück noch bei uns und an einigen Orten gegeben wird. Daß auch Schiller bei seinen Arbeiten manchen verfahren, davon überzeugt man sich bei Vergleichung nachstehender Scenenfolge mit dem gedruckten Stücke selbst. Die persönliche Gegenwart der Maximilian z. B. vermißt unser Publikum ungern und doch ist in Schillers Arbeit eine solche Confusion, daß man nicht gewagt hat sie wieder einzugeben, weil andere Mißverhältnisse in die gegenwärtige Form sich einschleichen würden.

Egmont.
Erster Aufzug.

Auf einem freien Platze Amsterdam's. Bei Gelegenheit, daß Clara von Garaves Kraten durch den besten Schuß sich zum Schützenkönige ernannt, seine Gesundheit,

so wie die Gesundheiten der Herrschaften getrunken werden, kommen die öffentlichen Angelegenheiten zur Sprache, nicht den Charakteren der Handelnden und leidenden Personen. Die Stimmungen des Volks offenbaren sich. Jeder Bürger tritt auf; man wird von dem entschlossenen Unruhen unterrichtet. Zu ihnen gesellt sich ein Advocat, der die Privilegien des Volks zur Sprache bringt, hieraus entsteht Streitigkeit mit Händel, Egmont tritt auf, besänftigt die Männer, und bekommt den Applaudissen. Er zeigt sich als beliebter und gütiger Fürst.

Zweiter Aufzug.

Egmont und sein Geheimschreiber, bei dessen Vorträgen die Liberale, feine, kurze Denkart des Helden sich offenbart. Hierauf sucht Oranien seinem Freunde Vorsicht einzuflößen, aber vergebens, und so man die Ankunft des Herzogs Alba vernimmt, ihn zur Flucht zu bereden, abermals vergebens.

Dritter Aufzug.

Die Bürger in Furcht des Bevorstehenden, der Rathschluß wegfaßt Egmonts Schicksal, die spanische Wache tritt auf, das Volk stiebt auseinander.

In einem bürgerlichen Zimmer finden wir Klärchen mit ihrer Liebe zu Egmont beschäftigt. Sie sucht die Neigung ihres Liebhabers Brackenburg abzulehnen, führt fort in Freud und Leid an ihr Verhältniß mit Egmont zu denken, dieser tritt ein, und man ist nichts anders als Liebe und Lust.

Vierter Aufzug.

Palast. Alba's Charakter entwickelt sich in seinen Maßregeln. Ferdinand, dessen natürlicher Sohn, den die Persönlichkeit Egmonts anzieht, wird damit er sich an Grausamkeiten gewöhne, beordert, diesen gefangen zu nehmen. Egmont und Alba im Gespräch, jener offen, dieser zurückhaltend, und zugleich anreizend. Egmont wird gefangen genommen. Brackenburg in der Dämmerung auf der Straße. Klärchen will die Bürger zur Befreiung Egmonts auffordern, sie entfernen sich furchtsam; Brackenburg mit Klärchen allein, versucht sie zu beruhigen, aber vergeblich.

Fünfter Aufzug.

Klärchen in ihrem Zimmer allein. Brackenburg bringt die Nachricht von der Verurtheilung zu Egmonts Hinrichtung. Klärchen nimmt Gift, Brackenburg entfernt sich, die Lampe verlischt, Klärchens Verschiedenheit andeutend.

Gefängniß. Egmont allein. Das Todesurtheil wird ihm angekündigt. Seine mit Ferdinand, seinem jungen Fremde. Egmont allein, entschläft. Erscheinung Klärchens im erhellten Hintergrunde; Trommeln wecken ihn auf, er folgt der Wache, geschmückt als Bräutigam.

Wegen der letzten Erscheinung Klärchens sind die Meinungen getheilt; Schiller war dagegen, der Autor dafür, nach dem Wunsche des hiesigen Publikums darf sie nicht fehlen.

Da wir bei den gegenwärtigen Betrachtungen nicht chronologisch, sondern nach andern Rücksichten verfahren, und vorzüglich Verfasser und Redacteur im Auge behalten, so wenden wir uns zu Stella, welche Schillern gleichfalls ihre Erscheinung auf dem Theater verdankt. Da das Stück an sich selbst schon einen regelmäßigen ruhigen Gang hat, so ließ er es in allen seinen Theilen bestehen, verkürzte nur hier und da den Dialog, besonders wo er aus dem Dramatischen ins Idyllische und Gefühlte übergehen schien. Denn wie in einem Stück zu viel geschehen kann, so kann auch darin zu viel Empfindungen ausgesprochen werden. Und so ließ sich Schiller durch so manche angenehme Stelle nicht verführen, sondern strich sie weg. Sehr gut belegt, ward das Stück den 14. Januar 1806 zum erstenmal gegeben, und jedesmal wiederholt; allein bei aufmerksamer Betrachtung kann zur Sprache, daß nach unsern Sitten, die ganz eigentlich auf Monogamie gegründet sind, das Verhältniß eines Mannes zu zwei Frauen, besonders wie es hier zur Erscheinung kommt, nicht zu vermitteln sey, und sich daher vollkommen zur Tragödie qualificire. Fruchtlos blieb deshalb jener Versuch der verständigen Gräfin, das Mißverhältniß ins Gleiche zu bringen. Das Stück nahm eine tragische Wendung und endigte auf eine Weise, die das Gefühl befriedigt und die Rührung erhöht. Gegenwärtig ist das Stück ganz vollkommen belegt, so daß nichts zu wünschen übrig bleibt, und erhielt daher das Epitheton ungetheilten Beifall.

Doch würde eine solche allgemeine Versicherung Schauspielern, welche dieses Stück aufzuführen gedächten, von weiter keinem Nutzen seyn, deswegen wir über das Einzelne die nöthigen Bemerkungen hinzufügen:

Die Rolle des Fernando wird jeder nicht gar zu junge Mann, der Helden- und erste Liebhaber-Rollen zu spielen berufen ist, gern übernehmen, und die liebenswürdigste Verlegenheit in die er sich gesetzt sieht mit mannigfaltiger Steigerung aufzudecken suchen.

Die Besetzung der Frauenzimmerrollen ist schon schwieriger: es sind deren fünf, von abgestuften, sorgfältig unterschiedenen Charakteren. Die Schauspielerin, welche die Rolle der Stella übernimmt, muß uns eine unwiderstehliche Neigung, ihre heiße Liebe, ihren glühenden Enthusiasmus nicht allein darstellen, sie muß uns ihre Gefühle mittheilen, uns mit sich fortreißen.

Cäcilie wird das anfänglich schmuck und gebräuchlich Scheinende bald hinter sich lassen, und als eine freie Gemüths- und Verstandesheldin, vor uns im größten Glanz erscheinen.

Lucie soll einen Charakter vorstellen, der sich in einem behaglichen Leben frei gebildet hat und den äußern Druck der auf sie eindringt nicht empfindet, ja abstößt. Keine Spur von Naivetät oder Dünkel darf erscheinen.

Die Postmeisterin ist keine zänkische Xanthippe; sie ist eine junge, heitere, thätige Wittwe, die nur wieder heirathen möchte, um besser gebraucht zu seyn.

Aennchen. Es ist zu wünschen, daß dieses ein kleines Kind sey, in dem Munde eines solchen, wenn es deutlich spricht, nimmt sich die Entschiedenheit dessen was es zu sagen hat sehr gut aus. Kann man diese Figuren dergestalt abstufen, so wird die Tragödie ihre Wirkung nicht verfehlen.

Der erste Act, der das äußere Leben vorstellt, muß außerordentlich gut eingelernt seyn, und selbst die unbedeutendsten Handlungen sollen ein gewisses ästhetisches Geschick verrathen; wie denn auch das sprichwörtlich ertönende Polstern kunstmäßig eine angenehme Wirkung thun sollte.

So ist denn auch der Vermittler keineswegs durch einen geringen Acteur zu besetzen, sondern ein vorzüglicher Schauspieler der die Rolle der ernst zärtlichen Alten spielt, zu diesem Liebesdienst einzuladen.

Bedenkt man die unglaublichen Vortheile, die der Componist hat, der alle seine Wünsche und Absichten mit tausend Worten und Zeichen in die Partitur einschließen und sie jedem Kunstausübenden verständlich machen kann, so wird man dem dramatischen Dichter auch verzeihen, wenn er das was er zum Gelingen seiner

Arbeit für unumgänglich nöthig hält, den Directionen und Regien ans Herz zu legen trachtet.

•

Die Laune des Verliebten wurde im März 1805 aufs Theater gebracht, eben als diese kleine Production 40 Jahre alt war. Hier kommt alles auf die Rolle der Egle an. Findet sich eine gewandte Schauspielerin, die den Charakter völlig ausdrückt, so ist das Stück gehoben und wird gern gesehen. Eine unserer besten und angenehmen Schauspielerinnen, die sich nach Breslau begab, brachte es auf das heftige Theater. Ein gefühlvoller Mann erräth den Sinn des Charakters, und verfaßte einige Stücke dieser Individualität zu Liebe. Auch wird es in Berlin gegenwärtig gern gesehen.

Hier mag eine Bemerkung Platz finden, die, wohl beachtet, den Directionen Vortheil bringen wird. Unläugbar ist es, daß man genau, warum gewisse Stücke, denen einiges Verdienst nicht abgesprochen ist, entweder gar nicht aufs Theater kommen, oder, wenn sie eine Zeit lang guten Eindruck darauf gemacht, nach und nach verschwinden, so findet sich, daß die Ursache weder am Stücke, noch am Publikum liege, sondern daß die erforderliche Persönlichkeit des Schauspielers fehlt. Es ist daher sehr wohl gethan, wenn man Stücke nicht ganz bei Seite legt, aber sie aus dem Repertorium ausstreicht. Man behält sie beständig im Auge, sollte man sie auch Jahre lang nicht geben können. Kommt die Zeit, daß sie wieder vollkommen zu besetzen sind, so wird man eine gute Wirkung nicht verfehlen.

So würde z. E. das deutsche Theater eine große Veränderung erleiden, wenn eine Figur, wie die berühmte Soliertin, mit einem ächten, unserer Zeit gemäß ausgebildeten Talent erschiene; alsobald würden Minden, Semiramis, Cleopatra, Antigone, und andere Gestalten, die man sich lebhaft denken mag, aus dem Grabe auferstehen, andere Rollen danden würden umgeschaffen werden. Man denke sich eine solche Figur als Orsina, und Emilie Galotti ist ein ganz anders Stück; der Prinz ist entschuldigt, so bald man anerkennt, daß ihm eine solche gewaltsame herrische Figur zur Last fallen müsse.

Wir wenden uns nun zu den Mitschuldigen. Daß dieses Stück einiges theatralische Verdienst habe, läßt sich auch daraus abnehmen, daß es zu einer Zeit, wo es den deutschen Schauspielern noch vor Reimen und Reimen bange, erschienen, in Prosa übersetzt, aufs Theater gebracht werden, wo es sich freilich nicht erhalten konnte, weil ihm ein Hauptbestandtheil, das Spielenmuß und der Reim, fehlte. Nunmehr aber, da beides den Schauspielern geläufiger ward, konnte man auch diesen Versuch wagen. Man nahm dem Stück einige Haaren, erneuerte das Veraltete, und so erhält es sich noch immer bei vortheilhafter Besetzung. Es kam sogleich mit der Laune des Verliebten im März 1805 auf die Bühne. Schiller war bei den Vorstellungen beiläufig, aber erlebte nicht, daß wir im September desselben Jahres mit dem Räthsel auftraten, welches viel Glück machte, dessen Verfasser aber lange unbekannt blieb, welcher aber eine Fortsetzung herausgab, welche Stücke sich sämmtlich einander hätten und tragen.

Man versäume ja nicht auf dem deutschen Theater, wo es ohnehin sehr bunt aufsieht, Stücke von ähnlichem Sinn und Ton neben einander zu stellen, um wenigstens den verschiedenen Abtheilungen dramatischen Ergötzens eine gewisse Breite zu geben.

•

Iphigenia kam nicht ohne Abkürzung schon 1802 auf die Weimarische Bühne. Tasso, noch länger stiller Vorbereitung, erst 1807. Beide Stücke erhalten sich, durch die höchst vorzüglichen, zu den Rollen vollkommen geeigneten Schauspieler und Schauspielerinnen.

•

Wir sprechen zuletzt von dem im September 1804 zum erstenmal auf dem Theater erschienenen Götz von Berlichingen. Obgleich Schiller diese neue Bearbeitung selbst nicht übernehmen wollte, so wirkte er doch dabei kräftig mit und wußte durch seine kühnen Anschickungen dem Verfasser manche Abkürzung zu erleichtern, und war mit Rath und That dem ersten Anfange bis zur Vorstellung einwirkend. Da es auf wenigen Theatern aufgeführt wird, so möchte wohl hier der Gang des Stücks kürzlich zu erzählen, und die Grundsätze, nach welchen auch diese Redaction bewirkt werden, im Allgemeinen angedeutet seyn.

Erster Aufzug.

Indem von einigen Bauern Bambergische Knechte in der Herberge verköstigt werden, erfährt man die Feindseligkeiten, in welchen Götz mit dem Bischof begriffen ist. Einige dieser Ritter zugethane Ritter kommen dazu, und erfahren, daß Weislingen, des Bischofs rechte Hand, sich in der Nähe befindet. Sie eilen, es ihrem Herrn zu melden.

Der lauernde Götz erscheint vor einer Waldhütte; ein Stallknecht, Georg, kündigt sich als künftigen Helden an. Bruder Martin benedet den Krieger, Gatten und Vater. Die Knechte kommen meldend, Götz eilt fort, und der Knabe läßt sich durch ein Heiligenbild beschwichtigen.

Auf Jaxthausen, Götzens Burg, finden wir dessen Frau, Schwester und Sohn. Jene zeigt sich als tüchtige Ritterfrau, die andere als zartfühlend, der Sohn weichlich. Man meldet, Weislingen sey gefangen, und Götz bringe ihn heran. Die Frauen entkernen sich; beide Ritter treten auf; durch Götzens treuherzigen Beschemen und die Erzählung alter Geschichten, wird Weislingen gerührt. Marie und Karl treten ein, das Kind labt zu Tische, Marie zur Freundschaft, die Ritter geben sich die Hände, Marie steht zwischen ihnen.

Zweiter Aufzug.

Marie und Weislingen treten ein, ihr Verhältniß hat sich geknüpft, Götz und Elisabeth erscheinen, man beschäftigt sich mit Planen und Hoffnungen. Weislingen fühlt sich glücklich in seinen neuen Verhältnissen. Franz, Weislingens Knabe, kommt von Bamberg und erregt alle Erinnerungen, so wie ein neues Phantasiebild der gefährlichen Adelheid von Waldorf. Seine Leidenschaft für diese Dame ist nicht zu verkennen, und man fängt an zu fürchten, er werde seinen Herrn mit verstricken.

Hand von Selbitz kommt und stellt sich der wackern Hausfrau Elisabeth als ein lustig fahrender Ritter dar. Götz heißt ihn willkommen; die Nachricht, daß Nürnberger Kaufleute auf die Messe ziehen, läßt ein; man zieht fort. Im Walde finden wir die Nürnberger Kaufleute; sie werden überfallen, beraubt. Durch Georg erfährt Götz, daß Weislingen sich ungerührt habe. Götz will seinen Verdruß an den gefangenen Kaufleuten auslassen, giebt aber gerührt ein Schmuckkästchen zurück, welches ein Brautigam seiner Braut bringen will: denn Götz bedenkt traurig, daß er seiner Schwester den Verlust des Bräutigams ankündigen müsse.

Dritter Aufzug.

Zwei Kaufleute erſcheinen im Luſtgarten zu Augsburg. Maximilian vertraulich, weiſt ihnen Weislingen macht ihnen Hoffnung, und bekannt ſich der Gelegenheit, den Kaiſer gegen Götz und andere unruhige Ritter einzunehmen.

Hierauf entſteht ſich das Verhältniß zwiſchen Weislingen und ſeiner Gemahlin Adelheid. Sie vermeidet, unbekannt ihre Weiberreich zu beunruhigen. Ihr wachſende Leidenſchaft des Ehebruchen zu ihr, die buhleriſchen Künſte ihr ernſtlichen ſprechen ſich aus. Wir werden nach Jaxthauſen verſetzt. Sickingen wirbt um Marie; Selbitz bringt Nachricht, daß Götz in die Acht erklärt ſey. Man greift zu den Waffen. Lerſe kundigt ſich an; Götz nimmt ihn freudig auf.

Hier werden auf einer Burg geführt, weite Ausſicht, verfallene Mauern, Burg und Felſen. Eine Zigeuner-Familie, durch der Kriegsleute beunruhigt, ergreift ſich und knüpft die folgenden Scenen aneinander. Der Hauptmann der Executionstruppe kommt an, giebt ſeine Befehle, macht ſich's bequem, die Zigeuner ſchmeicheln ihm.

Georg überfällt die Höhe, Selbitz wird verwundet herauf gebracht, von Reichsknechten angefallen, von Lerſe befreit, von Götz beſucht.

Vierter Aufzug.

Jaxthauſen. Marie und Sickingen, dann der ſiegreiche Götz; er muß beſürchten ſich eingeſchloſſen zu ſehen; Marie und Sickingen werden gerettet, und müſſen von der Burg ſcheiden. Aufforderung, Belagerung, tapfere Gegenwehr. Familientiſch. Lerſe bringt Nachricht von einer Capitulation; Betrath.

Weislingens und Adelheidens Wohnung in Augsburg. Nacht. Weislingen verdrießlich, Mahnung Adelheidens. Es läßt ſich bemerken, daß es bei dieſem Feſt auf den Erzherzog abgeſehen ſey; den eiferſüchtigen Franz weiß ſie zu beſchwichtigen, und ihn zu ihren Zwecken zu gebrauchen.

Wirthshaus zu Heilbronn. Rathsherr deſſelbi, Götz und Kundſchaft und Troß. Sickingen befreit ihn, die bekannten Scenen ſind getrieben.

Fünfter Aufzug.

Wald. Götz mit Georg auf dem Anſtande, einem Maide auflauernd. Hier im Freien wird ſchmerzlich bemerkt, daß Götz nicht über ſeine Gränze hinaus darf. Man erfährt nun das Unheil des Bauernkriegs. Das wilde Ungethüm rückt ſogar heran. Max Stumpf, den ſie ſich zum Führer mitgeſchleppt haben, weiß ſich letzterſagen. Götz, bald überredet, bald zornhätig, giebt nach; erklärt ſich als ihr Hauptmann auf vier Wochen und bricht ſeinen Bann. Die Bauern empören ſich, und der Troß iſt los.

Weislingen erſcheint an der Spitze von Rittern und Kriegsvolk, gegen die Aufrühr gerufen, vorzüglich aber um Gegen handhabt zu werden, und ſich vom leidigen Gefühl der Schuldenlaſt zu befreien. In ſeiner Gegenwahn ſtellt er ein ſchlimmſten Verhältniß, Franzens entſchiedene Leidenſchaft zu ihr offenbart ſich immer mehr. Götz und Georg in der traurigen Lage mit Aufrührern verbunden zu ſeyn. Das heimliche Gericht kündigt ſich an. Götz flüchtet zu den Zigeunern und wird von Bundestruppen gefangen genommen.

Adelheidens Schloß. Die Verführerin trennt ſich von dem beglückten Knaben, nachdem ſie ihn verleitet hat, ihrem Gemahl Gift zu bringen. Ein Gerücht nimmt bald einen Platz ein, und eine wirkſame Scene erfolgt. Aus dieſen nächtlichen Umgebungen werden wir in einen heitern Frühlingsgarten verſetzt. Marie ſitzt in einer Blumenlaube; Lerſe tritt zu ihr, und bringt ihr, von Weislingen des Bruders Leben zu erflehen.

Weislingens Schloß. Der Sterbende, ſodann Marie und Franz. Götzens Todesurtheil wird vernichtet, und wir finden der ſcheidenden Helden im Gärtchen des Gefangenwärters.

Die Maximen der frühern Redactionen wurden auch hier abermals angewendet. Man verminderte die Scenen-Veränderungen, gewann mehr Raum zu Entwickelung der Charaktere, ſammelte das Darzuſtellende in größere Maſſen, und näherte ſich vielen Aufopferungen das Stück einer ächten Theatergeſtalt. Warum es aber auch in dieſer Form ſich auf der deutſchen Bühne nicht vertheidigt hat, darüber mit man ſich in der Folge zu verſtändigen ſuchen; ſo wie man nicht abgeneigt iſt, von der Aufnahme der Theaterſtücke mehrere deutſchen Autoren, deren Behandlung und Erhaltung auf der Bühne Reichsſchaft zu geben.

Sollten jedoch dieſe Anſtrengungen eine günſtige Aufnahme finden, ſo iſt man Willens, zuerſt über die Einführung ausländiſcher Stücke, wie ſie auf den Europäiſchen Theater ſtattgefunden, ſich zu erklären. Dergleichen ſind griechiſche und größtentheils franzöſiſch-, engliſche, italiäniſche und ſpaniſche Stücke; ferner Terentiſche und Plautiniſche Komödien, wobei man Masken angewendet.

Am nöthigſten wäre vielleicht ſich über Shakſpeare zu erklären und das Vorurtheil zu bekämpfen, daß man die Werke des außerordentlichen Mannes in ihrer ganzen Breite und Länge auf das deutſche Theater bringen müſſe. Dieſe falſche Maxime hat die ältern Schröder'ſchen Bearbeitungen vertrieben, und neue zu gehen verhindert.

Es muß mit Gründen, aber laut und kräftig ausgeſprochen werden, daß, in dieſem Falle wie in ſo manchem andern, der Leſer ſich vom Zuſchauer und Zuhörer trennen muß; jeder hat ſeine Rechte, und keiner darf ſie dem andern verkümmern.

Shakſpeare und kein Ende.

Es iſt über Shakſpeare ſchon ſo viel geſagt, daß es ſcheinen möchte, als wäre nichts mehr zu ſagen übrig; und doch iſt dies die Eigenſchaft des Geiſtes, daß er den Geiſt ewig anregt. Diesmal will ich Shakſpeare von mehr als einer Seite betrachten, und zwar erſtens als Dichter überhaupt, ſodann verglichen mit den Alten und den Neuſten, und zuletzt als eigentlichen Theater-Dichter. Ich werde zu entwickeln ſuchen, was die Nachahmung ſeiner Art auf und gewirkt, und was ſie überhaupt wirken kann. Ich werde meine Beiſtimmung zu dem was ſchon geſagt iſt dadurch geben, daß ich es allenfalls wiederhole, meine Abſtimmung aber kurz und poſitiv ausdrücken, ohne mich in Streit und Widerſpruch zu verwickeln. Hier ſey alſo von jenem erſten Punkt zuvörderſt die Rede.

I.

Shakspeare als Dichter überhaupt.

Das Höchste wozu der Mensch gelangen kann, ist das Worumsichsehen eigener Gesinnungen und Gedanken, das Erkennen seiner selbst, welches ihm die Einleitung giebt, auch fremde Gemüthsarten zu durchschauen. Nun giebt es Menschen, die mit einer natürlichen Anlage dazu geboren sind und solche durch Erfahrung zu praktischen Zwecken ausbilden. Hieraus erwächst die Fähigkeit, der Welt und den Geschäften im höhern Sinn etwas abzugewinnen. Mit jener Anlage nun wird auch der Dichter geboren, nur daß er sie nicht zu unmittelbaren, irdischen Zwecken, sondern zu einem höhern, geistigen, allgemeinen Zweck ausbildet. Nennen wir nun Shakspeare einen der größten Dichter, so gestehen wir zugleich daß nicht leicht jemand die Welt so genauirte wie er, daß nicht leicht jemand, der sein inneres Anschauen aussprach, den Leser in höherm Grade mit in das Vorzüglichsten der Welt versetzt. Sie wird für uns völlig durchsichtig: wir finden uns auf einmal als Vertraute der Jugend und des Lasters, der Größe, der Kleinheit, des Adels, der Verworfenheit, und bei so vielen, ja noch mehr, durch die einfachsten Mittel. Fragen wir aber nach diesen Mitteln, so scheint es, als arbeite er für unsre Augen; aber wir sind getäuscht. Shakspeare's Werke sind nicht für die Augen des Leibes. Ich will mich zu erklären suchen.

Das Auge mag wohl der kürzeste Sinn genannt werden, durch den die leichteste Ueberlieferung möglich ist. Aber der innere Sinn ist noch kürzer, und zu ihm gelangt die höchste und schnellste Ueberlieferung durch's Wort; denn dieses ist eigentlich fruchtbringend, wenn das, was wir durch's Auge auffassen, an und für sich fremd und keineswegs so stetsdauernd vor uns steht. Shakspeare nun spricht durchaus an unsern innern Sinn: durch diesen belebt sich sogleich die Bilderwelt der Einbildungskraft, und so entspringt eine vollständige Wirkung, von der wir uns keine Rechenschaft zu geben wissen; denn hier liegt eben der Grund von jener Täuschung, als beyde sich alles vor unsern Augen. Betrachtet man aber die Shakspeare'schen Stücke genau, so entdeckt man sie viel weniger sinnliche That, als geistiges Wort. Er läßt geschehen, was sich leicht imaginiren läßt, ja, was besser imaginirt als gesehen wird. Hamlets Geist, Macbeths Hexen, manche Gesamtszenen erhalten ihren Werth durch die Einbildungskraft, und die vielfältigen kleinen Zwischenszenen sind blos auf sie berechnet. Alle solche Dinge gehen beim Lesen leicht und gelungen an uns vorbei, da sie bei der Vorstellung lästerd und störend, ja widersich erscheinen.

Durch's lebendige Wort wirkt Shakspeare, und dies läßt sich beim Lesen am besten überzeugen: der Hörer wird nicht gestört, weder durch schlechte noch unsichtbare Darstellung. Es giebt keinen bessern Gemüth- und keinen reinern, als sich mit geschlossenen Augen, durch eine natürlich richtige Stimme ein Shakspeare'sches Stück nicht declamiren, sondern recitiren zu lassen. Man folgt dem schlichten Faden an dem er die Ereignisse abspinnt. Nach der Besprechung der Charaktere bilden wir uns zwar gewisse Gestalten, aber eigentlich sollen wir durch eine Folge von Worten und Reden erfahren was im Innern vorgeht, und hier schienen alle Mitspielenden sich verabredet zu haben, uns über nichts im Dunkeln, im Zweifel zu lassen. Dazu conspiriren Helden und Kriegsknechte, Herren und Sklaven, Könige und Bettler, ja die untergeordnetsten Figuren wurden hier oft thätige, als die Hauptgestalten. Alles, was bei einer grossen Bühnenbedeutsamkeit dennoch durch die Lücke saufelt, was in Momenten augenblicklicher Ereignisse sich in dem Herzen der Menschen verbirgt, und ausgesprochen, was im Gemüth ängstlich verschlossen und versteckt, wird hier frei und sprudelnd an den Tag gefördert; wir erfahren die Wahrheit des Lebens, und wissen nicht wie.

Shakspeare geht mit sich zum Weltgericht; er durchdringt die Welt, wie jener, beiden ist nichts verborgen; aber wenn der Weltgrosse Geschäfte ist, Geheimnisse vor, ja oft nach der That zu bewahren, so ist es der Sinn des Dichters, das Geheimniß zu verschweigen, und und vor, aber doch gewiß in der That zu Vertrauten zu machen. Der lastenvolle Mächtige, der wohlbekannte Beschränkte, der leidenschaftlich Hingerissene, der ruhig Betrachtende, Alle tragen ihr Herz in der Hand, oft gegen alle Wahrscheinlichkeit, jedermann ist redsam und redselig. Ganz, das Geheimniß muß heraus und sollten es die Steine verkünden. Selbst das Unbelebte dringt sich hinzu, alles Untergeordnete spricht mit, die Elemente, Himmels-, Erde- und Meer-Phänomene, Donner und Blitz; wilde Thiere erheben ihre Stimme, oft scheinbar als Gleichniß, aber ein wie das andere Mal mißhandelnd.

Aber auch die civilisirte Welt muß ihre Schätze hergeben, Künste und Wissenschaften, Handwerke und Gewerbe, alles reicht seine Gaben dar. Shakspeare's Dichtungen sind ein großer belebter Jahrmarkt, und diesen Reichthum hat er seinem Vaterlande zu danken.

Ueberall ist England, das nebelumflossene, von Nebel und Wolken umgossene, nach allen Weltgegenden thätige. Der Dichter lebt zur würdigen und wichtigen Zeit, und stillt ihre Bildung, ja Verbildung mit großer Heftigkeit und Kraft; ja er wurde nicht so sehr auf uns wirken, wenn er sich nicht seiner lebendigen Zeit gleich gestellt hätte. Niemand hat das materielle Costume mehr verachtet als er; er kennt recht gut das innere Menschen-Costume, und hier gleichen sich Alle. Man sagt, er habe die Römer vortrefflich dargestellt; ich finde es nicht; es sind lauter einseitige Engländer, aber freilich Menschen sind es. Menschen von Grund aus, und indem jeder wohl auch die römische Toga. Hat man sich einmal darauf eingerichtet, so findet man seine Anachronismen höchst lebenswürdig, und gerade, daß er gegen das äußere Costume verstößt, das ist es, was seine Werke so lebendig macht.

Und so sey es genug an diesen wenigen Worten, wodurch Shakspeare's Verdienst keineswegs erschöpft ist. Seine Freunde und Verehrer werden noch manches hinzuzufügen haben. Doch sehe noch eine Bemerkung hier: schwerlich wird man einen Dichter finden, dessen einzelnen Werken jedesmal ein andrer Begriff zu Grunde liegt und im Ganzen wirksam ist, wie an den seinigen sich nachweisen läßt.

So geht durch den ganzen Coriolan der Verger durch, daß die Volksmasse den Vorzug der Bessern nicht anerkennen will. Im Cäsar beginnt sich alles auf den Begriff, daß die Bessern den obersten Platz nicht wollen eingenommen sehen, weil sie irrig wähnen, in Gesammtheit wirken zu können. Antonius und Cleopatra spricht mit tausend Zungen, daß Genuß und That unverträglich sey. Und so würde man bei weiterer Untersuchung öfter zu bemerken haben.

II.

Shakspeare, verglichen mit den Alten und Neuesten.

Das Interesse, welches Shakspeare's großen Geist belebt, liegt innerhalb der Welt, dem wenn auch Wahrsagung und Weissagung, Traum, Ahnungen, Wunder-

pfichen, Feen und Gnomen, Gespenster, Unholde und Zauberer ein magisches Element bilden, das zur rechten Zeit seine Dichtungen durchschreitet, so sind doch jene Imaginationen keineswegs Hauptbestrebungen seiner Werke, sondern die Thorheit und Tüchtigkeit seines Lebens ist die große Basis, worauf sie ruhen, da sich alles was sich von ihm verschreibt, so acht und kernhaft erscheint. Man hat daher schon angemerkt, daß er nicht vorzeit zu den Dichtern der neuern Zeit, welche man die romantischen genannt hat, sondern vielmehr zu jenen der reinen Gattung gehöre, da sein Werk sich einfach auf der Gegenwart ruht, und er kaum auf der zart feinen Seite, ja nur mit der äußersten Spitze an die Sehnsucht streift.

Dis ungeachtet aber ist er, näher betrachtet, ein entschieden moderner Dichter, von den Alten durch eine unübersehbare Kluft getrennt, nicht etwa der äußern Form nach, welche hier ganz zu bestätigen ist, sondern dem innersten tiefsten Sinne nach.

Zuvörderst aber vermehre ich mich und sage, daß es meinesweges meine Absicht sey, nachfolgende Terminologie als erschöpfend und abschließend zu gebrauchen, vielmehr soll es nur ein Versuch seyn, zu ändern, uns schon bekannten Gegenstätzen, nicht sowohl einen neuen hinzuzufügen, als daß er schon in jenen enthalten sey, angedeutet werden. Diese Gegensätze sind:

Antik.	Modern.
Naiv.	Sentimental.
Heidnisch.	Christlich.
Heldenhaft.	Romantisch.
Real.	Ideal.
Bestimmtigkeit.	Fraßheit.
Sollen.	Wollen.

Die größten Qualen, so wie die meisten, welchen der Mensch ausgesetzt sein kann, entspringen aus der einem Jeden innewohnenden Mißverhältnissen zwischen Sollen und Wollen, sodann aber zwischen Sollen und Vollbringen, Wollen und Vollbringen, und diese sind es, die ihn geringste Verletzungen, die aus einem leichten Irrthum, der unerwartet und schicksalgeleitet werden kann, entspringt, stets die Anlage zu lächerlichen Situationen. Die kochte Verlegenheit bringen, unauslöschlich oder unaufgelöst, bringt uns die tragischen Momente dar.

Verderrschend in der alten Dichtungen ist das Unversöhnlich zwischen Sollen und Vollbringen, in den neuen zwischen Wollen und Vollbringen. Man nehme diesen durchaus stehenden Unterschied unter die übrigen Gegensätze, stelle sie auf, und versuche, ob sich etwas damit leisten lasse. Verderrschend, sage ich, sind in beiden Epochen bald diese, bald jene Seite, weil aber Sollen und Wollen im Menschen nicht radical getrennt werden kann, so müssen überall beide Ansichten zugleich, wenn sehen die eine verwandelt und die andere unterordnet gefunden werden. Das Sollen wird dem Menschen aufgelegt, das Muß ist eine harte Ruß, das Wollen liegt der Mensch sich selbst auf, das Machen Wille ist sein Himmelreich. Ein bedeutendes Sollen ist lästig, unsere mögen das Vollbringens suchterisch, ein bedeutendes Wollen erfreulich, und bei einem festen Willen kann man sich sogar über das Unvermögen des Vollbringens getrostet sehen.

Betrachte man als eine Art Dichtung die Kartenspiele, auch diese bestehen aus jenen beiden Elementen. Die Form des Spiels, verbunden mit dem Zufalle, tritt hier die Stelle des Sollens, gerade wie es die Alten unter der Form des Schicksals kannten; das Wollen, verbunden mit der Fähigkeit des Spielers, wirkt ihm entgegen. In diesem Sinn möchte ich das Whistspiel antik nennen. Die Form dieses Spiels beschränkt den Zufall, so daß Wollen selbst Ich muß, der gegebenen Mittenit Sorgfältigkeit, mit den Karten, die mir in die Hand kommen, eine lange Reihe von Zufällen lenken, ohne ihnen ausweichen zu können, denn Trumpf und ohne ihnen ausweichen zu können, denn Trumpf und ohne diesen Spielen findet das Gegentheil statt. Hier sind in einem Wollen und Wagen nur viele Trumpfe, ich kann die Karten in die mir zufallen verlangen, in verschiedenem Sinne gelten lassen, doch aber ganz verwerfen, vom Glück Hülfe rufen, ja durch ein umständliches Verfahren aus den so sichtbaren Mitteln der größten Vortheil ziehen, und so gleichen diese Art Spiele beinahe den mehrmen Dank und Dichtart.

Die alte Tragödie beruht auf einem unausweichlichen Sollen, das durch ein entgegenwirkendes Wollen nur verschärft und beschleunigt wird. Hier ist der Sitz alles Furchtbaren der Orakel, die Nemesis, in welcher Gottheit auf Alle trifft. Zorter erscheint und das Sollen als Pflicht in der Antigone, und in wie viele Formen verwandelt tritt es nicht auf. Aber alles Sollen ist despotisch. Es gehöre der Vernunft an, wie das Sittengesetz, oder der Natur, wie die Gesetze des Werdens, Wachsens und Vergehens, des Lebens und Todes. Vor allem diesem schaudern wir, ohne zu bedenken, daß das Weib des Ganzen dadurch bezieht sey. Das Wollen hingegen ist frei, schwingt frei und hüpfftigt den Einzelnen. Dieser ist das Wollen schmeichlerisch und neigen kindlich. Es ist der Gott der neuen Zeit, ihm hingegeben, fürchtig wir uns vor dem Entgegengesetzten, und hier liegt der Grund, warum unsere Kunst, so wie unsere Sinnesart, von der antiken ewig getrennt bleibt. Durch das Sollen wird die Tragödie groß und stark, durch das Wollen schmeckt und klein. Auf dem letzten Wege ist das sogenannte Drama entstanden, in dem man das ungeheure Sollen durch ein Wollen aufhebe; aber eben weil dieses unser Schmeckheit zu Hülfe kommt, so fühlen wir uns gerührt, wenn wir nach peinlicher Erwartung zuletzt noch kümmerlich gerettet werden.

Wende ich mich nun, nach diesen Verbreitungen, zu Shakspeare, so muß der Wunsch entspringen, daß meine Leser selbst Vergleichung und Anwendung übernehmen möchten. Hier tritt Shakspeare einzig hervor, indem er das Alte mit Nene auf eine überschwängliche Weise verbindet. Wollen und Sollen suchen sich durchaus in seinen Stücken und Menschgericht zu setzen; beide bekämpfen sich mit Gewalt, doch immer so, daß das Wollen im Nachtheile bleibt.

Niemand hat vielleicht deutlicher, als er, die erste ursache Verknüpfung des Wollens und Sollens im sittlichen Charakter dargestellt. Die Person, von der virtuellen Charakter betrachtet, soll; sie ist beschränkt, sie kennt ein äußeres Ziel, und der ertrag sich offenbahrt, daß ein unzulängliches Wollen durch Thaten zum unzulänglichen Sollen erhöht wird. Diese Thaten sind sich aber bei Shakspeare, denn wie Hamlet durch den Geist, so kommt Macbeth durch Hexen, Heinrich, und die Mörderin, sein Weib, Brutus durch die Freunde in eine Klemme, der sie nicht gewachsen sind, ja sogar im Cortolan läßt sich das Komische finden, genug ein Wollen, das über die Kräfte eines Individuums hinausgeht, ist modern. Daß es aber Shakspeare nicht von innen entspringen, sondern durch äußere Veranlassung aufregen läßt, dadurch wird es zu einer Art von Sollen, und rückt sich dem Antiken

Denn alle Helden des dichterischen Alterthums wollen nur das, was Menschen möglich ist, und daher entspringt das schöne Gleichgewicht zwischen Wollen, Sollen und Vollbringen; doch hier ist Sollen immer zu schroff da, als daß es uns, wenn wir es auch bewundern, anmuthen könnte. Eine Nothwendigkeit, die, mehr oder weniger, oder völlig, als Freiheit aufschließt, verträgt sich nicht mehr mit unsern Gesinnungen, diesen hat jedoch Shakspeare auf seinem Wege sich genähert, denn indem er das Nothwendige sittlich macht, so verknüpft er die alte und neue Welt zu unserm freudigen Erstaunen. Ließe sich etwas von ihm lernen, so wäre hier der Punkt, den wir in seiner Schule studiren müßten. Anstatt unsere Romantik, die nicht zu schelten noch zu verwerfen sein mag, über die Gebühr auszudehnen, sie zu erheben und ihr einseitig nachzuhängen, wodurch ihre starke, derbe, tüchtige Seite verkannt und verdorben wird, sollten wir suchen, jenen wunderbar scheinenden Gegensatz um so mehr in uns zu vereinigen, als ein großer und einziger Meister, den wir so höchlich schätzen, und es ohne zu wissen warum, über alles prädestinirt, das Wunder wirklich schon gelöset hat. Freilich hatte er den Vortheil, daß er zur rechten Stunde kam, daß er in einem theatralischen, grottesk-tumultuarischen Raume wirken durfte, wo der bigotte Wahn eine Zeit lang schwieg, so daß einem wahren Naturfrommen, wie Shakspeare, die Freiheit blieb, sein reines Inneres, ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion, religiös zu entwickeln.

Verschiedenes wird im Sommer 1813 geschrieben, und man will daran nicht merken noch mäkeln, sondern nur an das eben Gesagte erinnern, daß Gemeinsames gleichfalls ein einzelner Versuch sey, um zu zeigen, wie die verschiedenen poetischen Geister jenen ungetrennten und unter so viel Gestalten hervortretenden Gegensatz auf ihre Weise zu vereinigen und aufzulösen gesucht. Mehreres zu sagen, wäre um so überflüssiger, als man seit geraumer Zeit auf diese Frage von allen Seiten aufmerksam gemacht worden, und mir darüber vortreffliche Erklärungen ertheilt haben. Vor allen gedenke ich Böhmers höchst schätzbarer Abhandlung über die Idee des Schicksals in den Tragödien des Aeschylus und deren vortreffliche Recensien in den Ergänzungsblättern der Jenaischen Literaturzeitung. Worauf ich mich dann ohne weiteres zu dem dritten Punkt wende, welcher sich unmittelbar auf das deutsche Theater bezieht, und auf jenen Vorsatz, welchen Schiller gefaßt, dasselbe auch für die Zukunft zu begründen.

III.

Shakspeare als Theaterdichter.

Wenn Kunstfreunde und Freunde irgend ein Werk freudig genießen wollen, so ergehen sie sich am Ganzen und durchdringen sich von der Einheit, die ihm der Künstler geben können. Wer hingegen theoretisch über solche Arbeiten sprechen, etwas von ihnen behaupten und also lehren und belehren will, den wird Sondern zur Pflicht. Diese glaubten wir zu erfüllen, indem wir Shakspeare erst als Dichter überhaupt betrachteten und sodann mit den Alten und den Neuesten verglichen. Nun aber gedenken wir unsern Versuch dadurch abzuschließen, daß wir ihn als Theaterdichter betrachten.

Shakspeare's Name und Verdienst gehören in die Geschichte der Poesie; aber es ist eine Ungerechtigkeit gegen alle Theaterdichter früherer und späterer Zeiten, sein ganzes Verdienst in der Geschichte des Theaters aufzuführen.

Ein allgemein anerkanntes Talent kann von seinen Fähigkeiten einen Gebrauch machen der problematisch ist. Nicht alles was der Vortreffliche thut, geschieht auf die vortrefflichste Weise. So sehr Shakspeare mehrentheils in die Geschichte der Poesie, in der Geschichte des Theaters tritt er nur zufällig auf. Weil man ihn dort unbedingt verehren kann, so muß man hier Bedingungen erwägen in die er sich fügte, und diese Bedingungen nicht als Tugenden oder als Muster anpreisen.

Wir unterscheiden naheverwandte Dichtungsarten, die aber bei lebendiger Behandlung oft zusammenstießen. Epos, Dialog, Drama, Theaterstück lassen sich sondern. Epos fordert mündliche Ueberlieferungen an die Menge durch einen Einzelnen; Dialog, Gespräch in geschlossener Gesellschaft, wo die Menge allenfalls zuhören mag; Drama, Gespräch in Handlungen, wenn es auch nur vor der Einbildungskraft geführt würde; Theaterstück, alles dreies zusammen, insofern es den Sinn des Auges mit beschäftigt und unter gewissen Bedingungen örtlicher und persönlicher Gegenwart faßlich werden kann.

Shakspeare's Werke sind in diesem Sinne am meisten dramatisch; durch seine Behandlungsart, das innerste Leben hervorkehrend, gewinnt er den Leser; die theatralischen Forderungen erscheinen ihm nichtig, und so macht er sich's bequem und man läßt sich's, geistig genommen, mit ihm bequem werden. Wir springen mit ihm von Localität zu Localität, unsere Einbildungskraft ersetzt alle Zwischenbedingungen die er auslöst, ja wir wissen ihm Dank, daß er unsere Geisteskräfte auf eine so würdige Weise anregt. Dadurch, daß er alles unter der Theaterform vortrug, erleichtert er der Einbildungskraft die Operation; denn mit den »Brettern die die Welt bedeuten,« sind wir bekannter als mit der Welt selbst, und wir mögen das Wunderlichste lesen und hören, so meinen wir, das könne auch da drehen einmal vor unsern Augen vorgehen, daher die so oft mißlungene Bearbeitung von beliebten Romanen in Schauspielen.

Genau aber genommen, so ist nichts theatralisch als was für die Augen zugleich symbolisch ist; eine wichtige Handlung die auf eine noch wichtigere deutet. Daß Shakspeare auch diesen Gipfel zu erfassen gewußt, bezeugt jener Augenblick, wo dem todtkranken schlummernden König der Sohn und Nachfolger die Krone von seiner Seite wegnimmt, sie aufsetzt und damit fortstolzirt. Diese sind aber nur Momente, aufgefaßte Juwelen, die durch viel Undramatisches auseinander gehalten werden. Shakspeare's ganze Verfahrungsart findet an der eigentlichen Bühne etwas Widerstrebendes; sein großes Talent ist das eines Epitomators, und da der Dichter überhaupt als Epitomator der Natur erscheint, so müssen wir auch hier Shakspeare's großes Verdienst anerkennen, nur läugnen wir dabei, und zwar zu seinen Ehren, daß die Bühne ein würdiger Raum für sein Genie gewesen. Indessen veranlaßt ihn gerade diese Mißmenge zu einer Begränzung. Hier aber nicht, wie andere Dichter, wollt er sich zu einzelnen Arbeiten besondre Stoffe, sondern er legt einen Begriff in den Mittelpunkt und bezieht auf diesen die Welt und das Universum. Wie er alte und neue Geschichte in die Enge zieht, kann er den Stoff von jeder Chronik brauchen, an die er sich oft sogar wörtlich hält. Nicht so genießbarlich verfährt er mit den Novellen, wie und Hamlet bezeugt. Romeo und Julie bleibt der Ueberlieferung getreuer, doch verstört er den tragischen Gehalt derselben beinahe ganz durch die zwei komischen Figuren Mercutio und die Amme, wahrscheinlich von zwei beliebt-

ten Schauspielern, die Amme auch wohl von einer Mannsperson gespielt. Betrachtet man die Oekonomie des Stücks recht genau, so bemerkt man, daß diese beiden Figuren und was an sie grenzt, nur als possenhafte Unterstützungsstellen auftreten, die uns bei unserer feierlichen, Uebereinstimmung liebenden Denkart auf der Bühne unerträglich seyn müssen.

Am merkwürdigsten erscheint jedoch Shakspeare wenn er schon vorhandene Stücke reinigt und zusammenschmilzt. Bei König Johann und Lear kennen wir diese Bearbeitung anstellen, denn die ältern Stücke sind noch übrig. Aber auch in diesen Fällen ist es wieder mehr Dichter überhaupt, als Theaterdichter.

Lasset uns denn aber zum Schluß, zur Auflösung des Räthsels schreiten. Die Unvollkommenheit der englischen Bretterbühne ist und durch sinnreiche Männer vor Augen gestellt. Es ist keine Spur von der Naivität herbeizuführen, in die wir nach und nach durch Verbesserung der Maschinerie, der perspectivischen Kunst und der Garderobe hineingewachsen sind, und vor wo man uns wohl schwerlich in jene Kindheit bei Anfange wieder zurückführen dürfte: wo ein Gerüste wo man wenig sah, wo alles nur bedeutete, wo sich das Publikum gefallen ließ, hinter einem grünen Vorhang das Zimmer des Königs anzunehmen, den Trompeter der an einer gewissen Stelle immer trompetete und was dergleichen mehr ist. Wer will sich nun gegenwärtig so etwas zumuthen lassen? Unter solchen Umständen waren Shakspeare's Stücke höchst interessante Mährchen, nur von mehreren Personen erzählt, die sich, um etwas mehr Eindruck zu machen, charakteristisch maskirt hatten, sich, wie es Noth that, hin und her bewegten, kamen und gingen, dem Zuschauer jedoch überließen, sich auf der eben Bühne nach Belieben Paradies und Palläste zu imaginiren.

Bloßdurch erwandt sich dem Schröder das große Verdienst Shakspeare's Stücke auf die deutsche Bühne zu bringen, als daß er der Epitomator des Epitomators wurde! Schröder hielt sich ganz allein ans Wirksame, alles andere warf er weg, ja sogar manches Nothwendige, wenn es ihm die Wirkung auf seine Nation, auf seine Zeit, zu stören schien. So ist es z. B. wahr, daß er durch Weglassung der ersten Scenen des Königs Lear den Charakter des Stücks aufgehoben; aber er hatte doch Recht, denn in dieser Scene erscheint Lear so absurd, daß man seinen Töchtern in der Folge nicht ganz Unrecht geben kann. Der Alte jammert einen, aber Mitleid hat man nicht mit ihm und Mitleid wollte Schröder erregen, so wie Abscheu gegen die zwar unnatürlichen, aber doch nicht durch uns zu schildernden Töchter.

In dem alten Stücke, welches Shakspeare bearbeitet, bringt diese Scene im Vorspiele des Stücks die lebhaftesten Wirkungen hervor. Lear entsendet nach Frankreich, Töchter und Schwiegersöhne, aus romantischer Grille, machen verschiedene irgend eine Weltheirat aus Wort und treffen den Alten der sie nicht erkennt. Hier wird alles süß, was Shakspeare's hoher tragischer Geist uns darüber bittert hat. Eine Vorgeschichte dieser Stück macht dem denkenden Kunstfreunde immer aufs neue Vergnügen.

Nun hat sich aber seit vielen Jahren das Vermittelt in Deutschland eingeschlichen, daß man Shakspeare auf der deutschen Bühne Wort für Wort aufführen muß, und wenn Schauspieler und Zuschauer darum erröthen sollten. Die Versuche, durch eine poetische genaue Uebersetzung veranlaßt, wollten nirgends gelingen, weder die Weimarische Bühne bei redlichen und wiederholten Bemühungen hat dieß Zeugniß ablegen kann. Will man ein Shakspearisch Stück sehen, so muß man wieder zu Schröder's Bearbeitung greifen, aber die Bedenklichkeit, daß auch bei der Vorstellung von Shakspeare kein Zeile zurückbleiben dürfe, so sinnlos sie ist, hört man immer widerklingen. Behalten die Verfechter dieser Meinung die Oberhand, so wird Shakspeare in wenigen Jahren ganz vor der deutschen Bühne verbannt seyn, welches denn auch kein Unglück wäre, denn der einsame oder gesellige Leser wird an ihm desto reinere Freude empfinden.

Um jedoch in dem Sinne, wie wir eben weitläufig gesprochen, einen Versuch zu machen, hat man Romeo und Julie für das Weimarische Theater bearbeitet. Die Grundsätze wonach solches geschehen, wollen wir ebenfalls entwickeln, worauf sich denn vielleicht auch reden wird, warum diese Redaction, beim Vorstellung keineswegs schwierig ist, jedoch kunstmäßig und genau behandelt werden muß, auf dem deutschen Theater nicht gegriffen. Versuche ähnlicher Art sind im Werke und vielleicht bereitet sich für die Zukunft etwas vor, da ein häufiges Bemühen nicht immer auf den Zag wirkt.

Erste Ausgabe des Hamlet.

The first edition of the Tragedy of Hamlet, by William Shakspeare, London 1603. Wieder abgedruckt bei Fleischer. Leipzig 1825.

Shakspeare's leidenschaftliche Freunde erhalten hiermit ein großes Geschenk. Das erste unbefangene Lesen gab mir einen wunderlamen Eindruck. Es war das alte ehrwürdige Bekannte wieder, an Gang und Schritt nichts verändert, die kräftigsten markigsten Hauptstellen in einer völlig bekannten Weise und ohne Anstoß zu lesen, man glaubte sogar unbedeutende Lücken ausfüllen zu können, ja sich in einer völlig bekannten Welt zu sehen, dessen ungeachtet aussprechen ließ und zu einer nähern Betrachtung, zu einer genauern Vergleichung Anlaß gab. Diesen flüchtig nur ein Wenig e.

Da wäre denn vorerst dem etwas, daß keine Localität ausgesprochen, von Theater-Decoration nicht die Rede sey, eben so wenig von Acts und Scenen-Theilung: alles ist mit Enter und Exit abgethan. Die Einbildungskraft hat freies Spiel und man sieht sich allenfalls die alte naive englische Bühne gefallen, alles geht hintereinander der unaufhaltsam seinen sittlich-leidenschaftlichen Gang, und man nimmt sich die Zeit nicht, um an Oertlichkeiten zu denken.

In der neuern uns längst bekannten Bearbeitung aber findet sich die Abtheilung in Acte und Scenen, auch sind Localitäten und Decoration ausgesprochen, es dies von ihm oder nachfolgenden Regisseurs geschehen, lassen wir dahin gestellt seyn.

Polonius der zweiten Bearbeitung heißt Corambis in der ersten, und die Rolle schint durch diese Kleinigkeit einen andern Charakter angenommen.

Die unbedeutenden damals Statistenrollen waren erst durch Zahlen bezeichnet, hier finden wir sie durch Namen zu Ehren und Bedeutung gebracht; wo wir an Schiller erinnert wurden, der im Tell die Bäuerinnen benamste und ihnen einige Worte zu sprechen gab, damit es anwesende Rollen würden. So verfährt hier der Dichter mit Wachen und Hofleuten.

Ferner finden wir in der ersten Ausgabe ein lose niedergeschriebenes Sylbenmaß, so ist dasselbe in der neuern mehrfach, doch ohne Pedanterie, regulirt, rhythmische Stel-

len zu fünffüßigen Jamben abgetheilt, doch halbe und Viertelverse nicht vermieden.

So viel von den äußersten Aeußerlichkeiten; eine Betrachtung der innern Verhältnisse wird einem jeden Liebhaber bei eigenem Nachdenken zu Gute kommen, hier nur einige Andeutungen.

Von des außerordentlichen Mannes geistiger Hand zuerst nur leicht umrissene Skizzen finden wir behutsamer ausgeführt, und zwar auf eine Weise die wir als nothwendig billigen und bewundern müssen. Ferner treffen wir auf erfreuliche Amplifikationen, die nicht gerade gefordert werden, aber höchst willkommen sind. Hie und da gewahren wir kaum merkbare, aber höchst bedeutende Absprünge, leicht verbindende Zwischenzüge, ja sogar bedeutende Transpositionen zu höchst wirksamem Vortrag, alles meisterhaft, geistreich und empfunden, alles zu Verminderung des Gefühls, zu Aufklärung des Anschauens.

Durchaus bemerken wir die Sicherheit der ersten Arbeit, die, ohne langes Bedenken, einer lebendig leuchtenden Erfindung gemäß, wie aus dem Stegreif hingegossen erscheint. Und welche Vorzüge der Dichter nach seinem Werke späterhin ertheilt und was für Abweichungen er beliebt hat, so finden wir doch nirgends ein eigentliches Pentiment, keine bedeutende Auslassung noch Abänderung; nur sind hie und da einige allzuderbe Naivitäten ausgelöscht.

Zum Schlusse aber gedenken wir eines merkwürdigen Unterschiedes in dem Costume des Geistes. Dieser tritt zuerst auf wie wir ihn kennen, vom Kopf bis zur Zehe gewaffnet, mit offenem Visir, von ernstem bänglichem Gesicht, blaß und scharfen Blicks. So erscheint er auf der Terrasse, wo die Schildwache auf- und abgeht und wo er seine Krieger oft muß gewaffnet haben.

Nun aber ins innerste Gemach (Closet) der Königin versetzt, finden wir Mutter und Sohn in dem bekannten Gespräch, und endlich die alten Worte:

Königin. Hamlet, du durchsticht mein Herz.

Hamlet. O wirf den schlechten Theil hinweg und behalte den bessern.

Dann aber folgt: [Enter the ghost in his nightgowne. Tritt ein der Geist in seinem Schlafrock.]

Wem ist, der das vernimmt, nicht einen Augenblick noch wenn schon es nicht wiederlich ist und doch, wenn wir es fassen, wenn wir nachdenken, so finden wir es als das Rechte. Er mußte, er mußte zuerst im Harnisch erscheinen, wenn er an der Wache vorüberschreiten, wenn er an dem Ort auftreten wollte, wo er Kriegsmänner gewaffnet, wo er sie zu neuen Thaten aufgefordert hatte. Nun aber sangen wir an uns zu sammeln, daß wir so lange sie schicklich gefunden, ihn auch im innersten Gemach der Königin gharnischt auftreten zu sehen. Wie viel heimlicher, häuslicher, furchtbarer tritt er jetzt nun auch hier auf, in derselben Gestalt wie er sonst hier zu verweilen pflegte, im Hauskleide, im Nachtrock, harnisch, ohne Wehr, den an ihm ergangenen Verrath auf das erbärmlichste anklagend. Mehr sich dies der einsichtige Leser nach Vermögen aus, dies möge eine vom Effect übergroße Direction hervorstellen, wenn ja Shakspeare in seiner Integrität dargeführt werden soll.

Zu bemerken ist, daß bei dieser Scene der Commentator Steevens schon bedenklich wird. Wenn Hamlet sagt:

My father, in his habit as he liv'd!
Mein Vater in der Kleidung wie er lebte!

fügt der einsichtige Mann in der Note hinzu: «meint der Dichter durch diesen Ausdruck, daß der Vater in seiner eigenen Hauskleidung erschienen sey, so hat er entweder vergessen, daß er ihn anfangs gewaffnet einführte, oder es mußte seine Absicht seyn bei dieser letzten Erscheinung den Anzug zu verändern. Hamlets Vater, so ein kriegerischer Fürst er seyn mochte, blieb doch keineswegs immer gebarnischt oder schlief, wie man von Regg König von Norwegen erzählt, mit seiner Streitart in der Hand.»

Auch hätte, wenn wir scharfsichtig genug wären, der erste Ausruf Hamlets, als er in dieser Scene den Geist erblickt — What would your gracious figure? schon belehren können, denn es giebt nicht Worte genug auszudrücken was Angenehmes, Anmuthiges alles die Engländer sich unter gracious denken. Gnädig und günstig, freundlich und gütig, alles was mild und mehr thätig auf uns wirkt, wird in jenem Worte zusammengefaßt; sowerde seine Anrede an einen geharnischten Helden.

Ueber diese Zweifel sind wir nun glücklich durch den Wiederabdruck der ersten Ausgabe hinausgehoben und überzeugen uns abermals, daß Shakspeare, wie das Universum das er darstellt, immer neue Seiten biete, und am Ende doch unerforschlich bleibe: denn wir sämmtlich, wie wir auch sind, können weder seinem Buchstaben noch seinem Geiste genügen.

Proserpina.

Melodrama von Goethe, Musik von Eberwein.

Weimar, Mai 1815.

Das dieses, nun bald vierjährige, in den letzten Tagen wieder aufgefrischte Monodrama bei der Vorstellung günstig aufgenommen werden, haben schon einige Tagesblätter freundlichst angezeigt. In einem beliebten Journal (Modejournal 1815, S. 226) findet man die ganze kleine Dichtung, deren sich mehl schwerlich Viele erinnern möchten, wieder abgedruckt, so wie eine hinlängliche Entwickelung hinzugefügt, dessen, was bei der Vorstellung eigentlich zur Erscheinung gekommen, und eine gute Wirkung hervorgebracht.

Gegenwärtig aber ist die Absicht, auf die Grundsätze aufmerksam zu machen, nach denen man, bei Wiederbelebung dieser abgeschiedenen Production, verfahren, welches ebenfalls die sind, zu denen wir uns schon früher bekannt, und die uns so viele Jahre der geleitet: daß man nämlich theils erhalten, theils wieder hervorbringen solle, was uns das Theater der Vergeit anbietet. Dieses kann nur geschehen, wenn man die Gegenwart wohl bedenkt, und sich nach ihrem Sinn und ihren Forderungen richtet. Eigentlich aber ist der jetzige Aufsatz für Directionen geschrieben, welche die Partitur dieses Stücks verlangt haben, oder verlangen könnten, damit dieselben sich in den Stand gesetzt sehen, auch auf ihrer Bühne einen gleichen, ja vielleicht noch höhern Effect hervorzubringen.

Und so nehme denn, nach Anleitung des gedachten Journals, der Inhalt hier vor allem andern seine Stelle, damit der Begriff des Ganzen auf die leichteste und entschiedenste Weise klar werde.

«Proserpina tritt auf als Königin der Unterwelt, als Pluto's gerechte Gattin, nach dem ersten Schrecken über ihre Wegenis; ermattet vom Umherirren in der wüsten Oede des Orcus hält sie ihren Fuß an, den Zustand zu überdenken in dem sie sich befindet. Ein Rückblick in den unlängst verlornen läßt sie noch einmal die unschuldige Wonne derselben fühlen. Sie entlastet sich des lästigen Schmucks der ihr vorhesten Frauen- und

Königswürde. Sie ist wieder das reizende, liebliche, mit Blumen spielende Götterkind, wie sie es unter ihrer Gespielinnen war. Der ganze idyllische Zustand tritt mit ihrer Nymphenstatt und vor Augen, in welcher sie die Liebe des Gottes reifte und ihn zum Raub begeisterte. Unglücklich, seine Gattin zu sehn, unglücklich über Schatten zu herrschen, deren Leiden sie nicht theilen kann, wendet sie ihr den Freuden sie nicht theilen kann, wendet sie ihr den bedrängten Herz zu ihrer göttlichen Mutter, zu Ceres Ruf, der die Verbindung, wenn auch nicht aufhebt, doch zu lindern vermag, Hoffnung schöpft sich zu ihrer abzuringen, und der den Ausgang zum Guten zu wenden.

Ihr erheitert Blick entdeckt zuerst die Spuren ihrer hohen Vegetation. Die Erscheinung ihrer Lieblingsfrucht, ein Granatbaum, versetzt ihren Geist wieder in jene glücklichen Regionen der Oberwelt, die sie verlassen. Die freundliche Frucht ist ihr ein Vorwurf himmlischer Gärten. Sie kann sich nicht enthalten von dieser Lieblingsfrucht zu sprechen, die sie an alle verlassenen Freuden erinnert. Was der Gatte sucht! Was er als Unterpfand der Treue erschien, ungesucht wirkt es als magische Verschreibung, die sie unaufhaltsam dem Orcus verbindet. Sie fühlt die plötzliche Entscheidung in ihrem Innersten. Angst, Verzweiflung, der Huldigungsgruß der Parzen, alles steigert sie wieder in den Zustand der Königin, den sie abgelegt glaubte, sie ist die Königin der Schatten, unwiderruflich ist sie es; sie ist die Göttin verbunden. Und in dieser Gesinnung nimmt sie von seinem Throne den unwillkommen Besuch.

Die verschiedenen Elemente nun, aus welchen die erneute Darstellung aufgebaut worden, sind folgende: 1) Decoration, 2) Recitation und Declamation, 3) körperliche Bewegung. 4) Mitwirkung der Kleidung. 5) Musik, und zwar 3) indem sie die Rede begleitet, b) indem sie zu malerischen Bewegungen auffordert, c) indem sie den Chor melodisch eintreten läßt. Alles dieses wird 6) durch ein Tableau geschlossen und vollendet.

Da wir voraussetzen dürfen, daß diejenigen, welche dieser Gegenstand interessirt, den oben erwähnten kurzen Aufsatz zu lesen nicht verschmähen werden, enthalten wir uns aller Wiederholung des dort Gesagten, um die Bedeutung der verschiedenen Punkte in der Kürze möglichst klar zu machen.

1) Bei der Decoration, welche immer dieselbe bleibt, war beabsichtigt, die Gegenden des Schattenreiches, nicht sowohl öde, als verödet darzustellen. In einer ernsten Landschaft, Poussinischen Styls, sah man Ueberreste alter Gebäude, zerstörte Burgen, zerbrochene Aquädukte, verfallene Brücken, Fels, Wald und Busch, völlig der Natur überlassen, alles Menschenwerk der Natur wiedergeben.

Man wollte daran erinnern, daß der Orcus der Alten hauptsächlich dadurch bezeichnet war, daß die Abgeschiedenen sich vergebens abmühten, und es dahin ganz schicklich seyn mochte, die Schatten der Heroen, Herrscher und Völker an dem Verfall ihrer ersten Werke das Vergebliche menschlicher Bemühungen erwähnen zu lassen, damit sie, den Danaiden gleich, dasjenige immerfort wieder aufzubauen versuchten, was ihnen jedesmal unter den Händen zusammenfällt.

Diese Idee war auf dem Weimarischen Theater mehr angedeutet, als ausgeführt, und hier wäre es, wo größere Bäumen unter sich wetteifern, und eine bedeutende, dem Auge zugleich höchst erfreuliche Decoration aufstellen könnten.

Deutschland besaß einen Künstler, Franz Kobel, welcher sich mit Ausführung dieses Gedankens gern und oft beschäftigte. Wir finden landschaftliche Zeichnungen von ihm, wo Ruine und Trümmer aller Art ausgestreut, oder wenn man will, zusammengestellt sind, vielleicht allzuschicklich, aber eben deswegen könnten diese Zeichnungen geschickt reichen Künstlern zum Stoff und zugleich zum Anlaß dienen, die hier geforderte Decoration für ihr Theater glücklich aufzubauen.

Sehr schicklich und angenehm würde dabei seyn, wenn ein Theil der Scene eine wirkliche Villa vorstellte, wodurch der geforderte Granatbaum und die erwähnten Blumen motivirt und mit dem Ganzen nothwendig verbunden würden. Geschickte Künstler fänden in dieser Aufgabe eine angenehme Unterhaltung, wie denn z. E. etwas erfreulich Bedeutendes entstehen müßte, wenn in Berlin, unter Anleitung einer so einsichtigen und thätigen General-Intendanz, die Herren Schinkel und Gärtz sich zu diesem Erdspreck verbinden wollten, indem die Talente des Landschaftsmalers und Architekten vereinigt anzusprechen wären. Auch würde man in Stuttgart das dort wahrscheinlich noch befindliche Gemälde das zu früh abgeschiedenen Kaaz zu Ehre geben können, welches sich der Prätendent, als die dortigen Kunstfreunde eine der die verlangten Decoration ziemlich ähnliche Landschaft, als Aufgabe, den deutschen Künstlern vorlegten. Dadurch würde, bei dieser Gelegenheit, ein schon beinahe vergessenes Bestreben deutscher Künstliche und Kunstförderung wieder vor die Augen des Publikums gebracht; denn nicht all in was auf dem Theater, sondern auch was von Seiten der bildenden Kunst geleistet werden, wäre wieder zu beleben und zu benutzen.

2. Daß nun auf einem solchen Schauplatz Recitation und Declamation sich musterhaft hervorthun müsse, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung; wie denn bei uns nichts zu wünschen übrig bleibt. So wie denn auch

3) die körperliche Bewegung der Darstellenden, in größter Mannigfaltigkeit, sich einer jeden Stelle eigenthümlich anschließ, und

4) die Kleidung entschieden mitwirkte; wobei wir folgende Bemerkung machen. Proserpina tritt auf als Königin der Unterwelt, prächtig, übereinander gefallene Mäntel, Schleier und Talaren bezeichnen sie; aber kaum findet sie sich allein, so kommt ihr das Nymphenleben wieder in den Sinn, in das Thal von Enna glaubt sie sich versetzt, sie entäußert sich alles Schmucks, und tritt auf einmal blumenbekränzt wieder als Nymphe da. Daß nun diese Entäußern der faltenreichen Gewänder zu den sonstigen mannigfaltigsten Bewegungen Anlaß gebe, daß der Contrast einer königlichen Figur mit einer daraus sich entwickelnden Nymphe recht anmuthig daraus sich entwickelnden Nymphe recht anmuthig daraus trasch sey, wird Kennern einleuchten und jede gesschickte Schauspielerin zeigen sich auf diese Weise darzustellen.

Die Nymphe jedoch wird bald aus ihrer Täuschung gerissen, sie fühlt ihren abgesonderten königlichen Zustand, ergreift nun der Gewänder, mit welchen sie, den größten Theil der Vorstellung über, ihre Bewegungen hemmt, sich bald darein verstrickt, sich bald daraus wieder entwindet und zu gar mannigfaltigen pantomimischem Ausdruck, den Verein zu bringen weiß, zu benutzen weiß.

Auch dieser Theil war bei unserer Vorstellung vollkommen; bewegliche Zierlichkeit der Gestalt und Kleidung fließen in eins zusammen, so daß der Zuschauer weder an der Gegenwart noch in der Erinnerung eins von dem andern abzusondern wußte noch weiß. Eine jede deutsche Künstlerin, welche sich fühlt, wird diese Aufgabe zu lösen für angenehme Pflicht halten.

5) Nunmehr aber ist es Zeit, der Musik zu gedenken, welche hier ganz eigentlich als der Ton anzusehen

ist, worauf jener künstlerisch geschmückte Nachen getragen wird, als die günstige Luft, welche die Segel schwellt, aber genugsam erfüllt, und der steuernden Schifferin, bei allen Bewegungen, nach jeder Richtung willig gehorcht.

Die Symphonie eröffnet eben diesen weiten musikalischen Raum, und die nahen und fernen Beziehungen desselben sind lieblich abwechselnd ausgeschmückt, die melodramatische Behandlung hat das große Verdienst mit weiser Sparsamkeit ausgeführt zu seyn, indem sie der Schauspielerin gerade so viel Zeit gewährt, um die Gebärden der mannigfaltigen Uebergänge bedeutend aufzufassen, die Rede jedoch im schicklichen Moment ohne Aufenthalt wieder zu ergreifen, wodurch der eigentlich musikalische tonsetzende Theil mit dem poetisch-rhetorischen verschmolzen und einer durch den andern belebet wird.

Eine geforderte und um desto vollkommenere Wirkung that das Chor der Parzen, welches mit Gesang eintritt, und das ganze recitativartig gehaltene Melodram rhythmisch-melodisch abrundet; denn es ist nicht zu läugnen, daß die melodramatische Behandlung sich zuletzt in Gesang auflösen und dadurch erst volle Befriedigung gewähren muß.

6) Wie sich nun dieser Übergesang zur Declamation und melodramatischen Begleitung verhielt, eben so verhielt sich zu der, an einer einzelnen Gestalt ins Unendliche vermannigfaltigten Bewegung das unbewegte Tableau des Schlusses. Indem nämlich Proserpina in der wiederholten Huldigung der Parzen ihr unwiderrufliches Schicksal erkennt, und die Annährung ihres Gemahls ahnend, unter den heftigsten Gebärden in Verwünschungen ausbricht, eröffnet sich der Hintergrund, wo man das Schattenreich erblickt, erfüllt zum Grausen und auch so die Königin zugleich erfüllend, als Theil des Bildes.

Das Schattenreich war also gedacht und angeordnet: In der Mitte eine schroff bewachsene Höhle, die drei Parzen umschließend, ihrer Beschäftigung gemäß, von verschiedenem Alter und Kleidung, die jüngste spinnend, die mittlere den Faden ausziehend, und die älteste mit der Schere beschäftigt. Die erste emsig, die zweite fleißig, die dritte nachdenkend. Diese Höhle dient zum Fußgestelle der Doppelthrone, auf welchem Pluto seinen Platz ausfüllt, die Stelle jedoch zu seiner Rechten leer gelassen wird. Zur linker Hand, auf der Nachseite, erblickt man unten, zwischen Wasserströmen und verschiedenen Fruchtgewächsen, bis an den Gürtel in Schlangenden Wellen, den alten Tantalus, über ihm Ixion, welcher das ihn auf einer Höhe festhaltende Rad aufhalten will, gleichfalls beide Figuren; eben auf dem Gipfel des Felsens Sisyphus, ganze Figur, sich anstrengend den auf der Kuppe schwebenden Steinblock hinüber zu werfen.

Auf der lichten Gegenseite waren die Seligen vorgestellt. Und wie man Tasser und Verbrechen eigentlich am Zeitbedürfnis messen, und solches zu Grunde richten, alles Gute und Tugendhafte hauptsächlich aus in das Allgemeine zieht, so hatte man hier keine besonderen benannten Staaten aufgeführt, sondern nur das allgemein Menschliche dargestellt. Wenn auf der Schattenseite die Verdammniß auch dadurch bezeichnet war, daß jener namhaft zu Heroen jeder allein ist, sprach sich hier das gegen die Seligkeit dadurch aus, daß Alles ein geselliges Zusammentreffen war.

Eine Mutter, den vielen Kindern umgeben, hörte den nächtigen Grund, worauf der freudengrüne elysische Hügel empor stieg. Ueber ihr eilte, den Berg hinab, eine Gattin dem krankenkommenden Gatten entgegen, ganz eben in einem Palmen-Lustwäldchen, hinter welchem die Sonne aufging. Freunde und Geliebte im vertraulichen Wandeln. Sie wurden durch kleine Kinder vorgestellt, welche auf malerisch standen. Den Farbenkreis hatte der Künstler über das Ganze vertheilt, wie es den Gruppen und der rechts- und Schatten-Seite zukam. Denke man sich nun Proserpina im königlichen Schmuck, zwischen der kinderreichen Mutter und den Parzen, hinaufsteigend zu ihrem leeren Thron, so wird man das Bild vollendet haben.

Die löbliche Gewohnheit, das Bild, nach einer kurzen Verdeckung, zum zweitenmale zu zeigen, benutzte man zum Abschluß. Ein niederfallender Vorhang hatte auch Proserpina mit zugedeckt, sie benutzte die kurze Zwischenzeit, sich auf den Thronsitz zu begeben, und als der Vorhang wieder aufging, sah man sie, neben ihrem Gemahl, einigermaßen abgewendet sitzen, und die Seligen, unter den Schatten erstarrt. Chorgesang mit Musikbegleitung dauerte bis zu Ende.

Die Beschreibung des Gemäldes giebt zu erkennen, daß wir, dem beschränkten Raum unserer Bühne gemäß, mit einer löblichen lakonischen Symbolik verfahren, wodurch alle Figuren und Gruppen deutlich hervorleuchteten, welche bei solchen Darstellungen höchst nöthig ist, weil dem Auge nur wenige Zeit gegeben wird sie zu fassen.

Wie wir nun anfangs den Architekten und Landschaftsmaler zu Hülfe gerufen, so werden Bildhauer und Maler nun eine dankbare Aufgabe zu lösen eingeladen. Der Raum größerer Theater bewegend, können sie ein ungeheures, mannigfaltiges, und dennoch zusammen treffendes sittliches Gemälde darstellen. Die Grundzüge sind gegeben, wobei wir gestehen, daß wir uns nur mit Mühe entwickeln, mehrere Gemälde, welche theils die Mythologie, theils das Gemüth aufregen, angeordnet und einzuflechten.

Und so wären denn die Mittel klar auseinander gelegt, deren man sich bedient hat, und noch bedienen kann, um mit geringem Aufwand bedeutenden Effect hervorzubringen.

Das deutsche Theater besitzt viele kleine komische Stücke, welche jedermann gern wiederholt sieht, schwerer und seltener sind kurzgefaßte Tragödien. Von den Melodramen, denen der edle Inhalt am besten gönnt, werden Pygmalion und Ariadne nach manchmal vorgestellt, die Zahl derselben zu vermehren, dürfte daher als ein Verdienst angesehen werden. Doch gegenwärtige kleine Stück, welches sich in englischen, theatralischen Unterschriften, tragischen Motiven immer abwechselnd um sich selbst herumdreht, konnte seiner Art nach Beifall haben, manche Mittel, welche seit seiner Entstehung die deutsche darstellende Kunst erwerben, um zu Gunsten anzuwenden. Die landschaftliche Kunst hat sich in diesen letzten Zeiten von der bloßen Aus- und Ansicht wirklicher Gegenstände (vedutà) zur höhern, idealen Darstellung erhoben. Die Verehrung Poussins wird allgemeiner, und gerade dieser Künstler ist es, welcher dem Decorateur, im landschaftlichen und architektonischen Fache, die herrlichsten Motive darbietet.

Recitation und Declamation haben sich auch gesteigert, und werden immer ins Höhere reichen können, wenn sie nur dabei mit dem einen Fuße den Boden der Natur und Wahrheit zu berühren wissen. Schöne, anständige körperliche Bewegung, an die Würde der Plastik, an die lebendigste der Malerei erinnernd, haben eine Kunstgattung für sich begründet, welche ohne Theilnahme der Gemüther nicht gedacht werden kann und deren Einfluß sich gleichfalls schon auf die Tragödie erstreckt.

Eben so ist es mit den Tableaux, mit jener Nachbildung eines gemalten Bildes durch wirkliche Personen. Sie singen in Kirchen, bei Krippchen, Hirten und drei

sie sagen sie, und wurden zuletzt ein gutschalle für sich behandelnder Kunstzweig, der manchen Liebhaber findet und beschäftigt, auch sich manche schöne auf dem Theater vorbereitet hat. Ein solches Buch, nicht einem andern Stücke nachgeahmt, sondern zu diesem Zweck erfunden, welches bei festlichen Gelegenheiten bei uns mehrmals geschrieben, hat man hier zu wenden und an das Stück dargestellt geschrieben, das dieses bedeutet eine Bedeutung erlangt.

Auch darf man wohl jetzt nach die Musik in das Gemeinschaftsraum, welcher sich nicht stets zu ernsten, sondern mit heiterer Spottsamkeit der Verstellung zu fördern und zu tragen sucht.

Berliner Dramaturgen.

Wunsch und freundliches Begehren.

Seit dem Januar 1821 hat eine geist- und sinnverwandte Gesellschaft neben andern Tagesblättern die Haude und Spenerschen Berliner Nachrichten anhaltend gelesen und besonders auf die Notizen und Urtheile das Theater betreffend unumsprechen geachtet. Sie schienen von mehreren Verfassern herzurühren, welche, zwar in den Hauptpunkten mit einander einverstanden, doch durch abweichende Ansichten sich unterschieden. Einer aber tritt besonders hervor, dem das Glück die Gunst verlieh, daß er lange der denkt und wie er von sich selbst sagt: »aufmerksam das Ganze und Einzelne beobachtet und Vergangenes so lebhaft als möglich sich zu reproduciren sucht, um es ähnlich mit dem wirklich Gegenwärtigen vergleichen zu können.«

Und wirklich, er ist zu beneiden daß er, das Theater ins und auswendig kennend, die Schauspieler durch und durch schmeckt, das Maß der Annäherung an die Rolle, der Entfernung von der Rolle, so genau fühlend und einsehend, noch mit so jugendlicher Frische, unbefangener Theilnahme das Theater besuchen kann. Doch bedenkt man es wohl, so hat diesen Vortheil jede wahre treue Neigung zur Kunst, daß sie endlich zum Besitz des Gegenwärtigen gelangt, daß das vergangene so gut wie das gegenwärtige Treffliche der ihr nahen einander sich und durch ein sinnlich-geistiges Genuß den Empfindungen entspringt, welchen auch manigfache mißglückte Versuche nicht zu verkümmern Gewalt haben.

Zwei Jahrgänge gedachter Zeitung liegen nun vor uns, gedruckt: denn wir finden immer höchst interessant die Zeitungen vergangener Jahre nachzulesen, man bewundert die Kunst zu beschleunigen und zu verspäten, zu behaupten und zu widerrufen, die ein jeder Redacteur ausübt nach dem Interesse der Partei der er angehören ist. Eine solche Sammlung kommt uns diesmal nun im öffentlichen Sinne zu Statten, indem wir, bei früher eintretendem Abend, von jenem Termin an bis auf den letzten Tag, den Theaterartikel wieder durchlasen, aber freylich von Druck und Papier viel zu leiden hatten. Nun wurden wir sehr gerne, nach einem gefertigten Auszug, das Ganze wieder theilweise vernehmen, die Gonfer enzen, die Beyträge der Ueberzeugungen, das Abweichen derselben, bei wieder abnehmenden Tagen, studiren und uns besonders mit jenem Referenten unterhalten. Aber die Benützung ist vergeblich diesen Vorsatz durchzuführen zu wollen, wir müssen immer wieder zu einer englischen Druckschrift flüchten.

Wir sprechen deshalb einem längst gehegten Wunsch aus, daß diese löblichen Bekenntnisse vertraulicher Männer möchten mit frischen Lettern, auf weiß Papier flattlich und schicklich, wie sie wohl verdienen, zusammengetragen werden, damit der Kunstfreund möglich finde, sie bequem und behaglich der Reihe nach und auch wohl zu wiederholt, in mannigfaltigem Bezug zu lesen, zu betrachten und zu bedenken. Sind uns diese Gunst gegönnt, so sind wir auf nicht abgeneigt, einige Bemerkungen einem so löblichem Zweck hinzuzufügen, wozu uns ein folgerecht erwirbter Grund an den Productionen eines höchst achtbaren Vorstandes, einer unbescholtenen Gerechtigkeit mit dem allerfeinsten Humor zuzusprechen, nothwendig aufregen mußte. Es würde bemerkt werden, wie er die bedeutenden Hauptfiguren des Berliner Theaters zu schätzen wußte, und wie, wie er die vorüberschwebenden Gäste mit Wahrheit und Anmuth zu behandeln verstehe. Man sehe die Darstellungen der ersten und zweiten Gastrollen der Madame Neumann; sie treten sich so ähnlich und lebensgemäß hervor als die Schauspielerin selbst. Ob sie wohl sich auch als zu neue Zeit gegen einander: Emmy Galetti, vor vorigen Jahren und im laufenden aufgeführt.

Zum Singulären jedoch dürfen wir uns nicht wenden, wohl aber bemerken, daß gerade in diesen letzten Monaten Bedeutendes geliefert wurde. Erst lasen wir den Aufsatz eines Mannes, der gegen das neuere Bestreben den Sinn eines Dichters Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und ihnen das nöthig Gewicht zu geben, ungünstig gestimmt ist, jener Epoche dagegen mit Preis gedenkt, wo der Schauspieler seinem Naturell sich nöthig überlassend ohne bedeutendes Nachdenken, durch Uebung in der Kunst sich weiter zu fördern trachtete.

Hieraus im Ganzen finden wir den Bericht des wackern Jenisch vom Jahr 1802, woraus hervorgeht, wie es mit jenen Naturkünstlern eigentlich beschaffen gewesen und wie der sogenannte Conversations-Ton zuletzt in ein unverständliches Murmeln und Lispeln auszulaufen, so daß man von den Worten des Drama's nichts mehr verstehen konnen und sich mit einem nackten Geberden-Spiel begnügen mußte.

Schließlich tritt nun der eigentliche Referent auf, nimmt sich der neuen Schule kräftig an und geht: wie auf dem Wege, welchen Wolf's, Devrient's, Stich's wandeln, ein höheres Ziel zu erreichen sey, und wie ein herrliches Naturell keineswegs verkürzt werde, wenn ihm einleuchtet, daß der Mensch nicht alles aus sich selbst nehmen könne, daß er auch lernen und als Künstler den Begriff von der Kunst sich erwerben müsse.

Möchten diese und tausend andere fromme Werke Künstler und Künstlern, Gönnern und Liebhabern, vielleicht als Tischmusik, zu willkommenen Gabe vorgelegt werden!

Nachträgliches.

In dem vierundsechsten Stück und folgenden der Haude-Spenerschen Berliner Nachrichten finden wir unsern Ideengang und Sinnesgenossen sehr vorzüglich vertreten, und es verspricht eine Erfahrung und geistreiches Urtheil abermals recht anmuthig walten läßt. Möge er sich fleißig fortfahren und ein billiger Raum seinen abwechselnden Worten gegönnt seyn. Uebrigens wird er sich keineswegs irre machen lassen: denn wer mit Liebe treulich einem Gegenstand sechzig Jahre anhängt, der hat das Recht zu reden und wenn gar niemand seiner Meinung wäre.

Noch eins muß ich bemerken. Man hat ihn aufgefor-

dert: wie über das Theater, auch über das Publikum seine Meinung zu sagen; ich kann ihm darin nur unter gewissen Bedingungen rathen. Das lebende Publikum gleicht einem Nachtwandler, den man nicht aufwecken soll; er mag noch so wunderliche Wege gehen, so kommt er doch endlich wieder in's Bette.

Indessen gedenk' ich gelegentlich einige Andeutungen zu geben, die, wenn sie dem Einsichtigen zusagen und ihn zu gewissen Mittheilungen bewegen, von dem besten Erfolg für uns und andere seyn werden.

Berliner Dramaturgen noch einmal.

Schematisches.

Was über sie schon ausgesprochen worden.
Ihre Eigenschaften, Herkommen, Berechtigungen.
Die gute Meinung von ihnen braucht man nicht zurück zu nehmen.
Merkwürdig ist ihr Vor- und Fortschreiten.
Gegenwärtige schwierige Lage.
Zwischen zwei Theatern.
Gerechtigkeit gegen beide.
Schonung beider.
Reine ruhige Theilnahme ihr Element aus dem sie schöpfen.
Schonung überhaupt demjenigen nöthig, der öffentlich über den Augenblick urtheilen und wahrhaft wirken will.
Denn er darf zu das Gegenwärtige nicht gewaltsam zerstören. Aufmerksam soll er machen, warnen und auf den rechten Weg deuten, auf den, den er selbst dafür hält.
Das ist in Deutschland jetzt nicht schwer, da so viel verständige, hochgebildete Menschen sich unter den Lesern und Schriftstellern finden.
Wer jetzt das Unrecht will, oder eine unrechte Art hat zu wollen, der ist bald entdeckt und den einflußreichen Menschen, wo nicht gehindert, doch wenigstens nicht gefördert. Er kann sich des Tages versichern, aber kaum des Jahres.

Ludwig Tiecks dramaturgische Blätter.

Gar mannigfaltige Betrachtungen erregte mir diese merkwürdige Bücherchen.

Der Verfasser, als dramatischer Dichter und umsichtiger Kenner des vaterländischen Theaters bewährtend, auf weiten Reisen von auswärtigen Bühnen durch unmittelbare Anschauung unterrichtet, durch sorgfältige Studien zum höchsten Ernst und der vergangenen Zeit befähigt, hat eine ganz schöne Stellung zum deutschen Publikum, die sich hier besonders offenbart. Bei ihm ruht das Urtheil auf dem Genuß, der Genuß auf der Kenntniß, und was sich sonst aufspielen pflegt, vereint sich hier in einem erfreulichen Ganzen.

Seine Polität gegen Kleist zeigt sich höchst liebenswürdig. Wir erregte dieser Dichter, bei dem reinsten Versuch einer aufrichtigen Theilnahme, immer Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre. Tieck wendet es um: er betrachtet das Treffliche was von dem Natürlichen noch übrig blieb, die Entstellung läßt er bei Seite, entschuldigt mehr als daß er tadelte; denn eigentlich ist jener talentvolle Mann auch nur zu bedauern und darin kommen wir denn beide zuletzt überein.

Weich ihn ferner auch sehr gerne antreffe, ist, wenn er als Eiferer für die Einheit, Untheilbarkeit, Unantastbarkeit Shakspeare's auftritt und ihn ohne Reductionen und Modification von Anfang bis zu Ende auf das Theater gebracht wissen will.

Wenn ich vor zehn Jahren der entgegengesetzten Meinung war und mehr als Einen Versuch machte, nur das eigentlich Wirkende aus den Shakspearischen Stücken auszufinden, das Störende aber und Unbeschreibliche abzuleiten, so hatte ich, als einem Theater vorgesetzt, ganz recht: denn ich hatte mich und die Schauspieler Monate lang gequält, und zuletzt doch nur eine Vorstellung erreicht, welche unterhielt und in Verwunderung setzte, aber sich, wegen der gleichsam nur Einmal zu erfüllenden Bedingungen, auf dem Repertoir nicht erhalten konnte. Jetzt aber kann es mir ganz angenehm seyn, daß dergleichen die und da abermals versucht wird; denn auch das Mißlingen bringt im Ganzen keinen Schaden.

Da der Mensch doch einmal die Sehnsucht nicht los werden soll, so ist es beissam, wenn sie sich nach einem bestimmten Objecte hinrichtet, wenn sie sich bestrebt ein abgeschiedenes großes Vergangene einigt und dermaßen in der Gegenwart wieder darzustellen. Nun sind Schauspieler so gut wie Dichter und Leser in dem Falle nach Shakspeare hinzublicken, und durch ein Bemühen nach dem Unerreichbaren ihre eigenen innern wahrhaft natürlichen Tätigkeiten aufzuschließen.

Habe ich nun in Vorstehendem den höchst schätzbaren Bemühungen meines vieljährigen Mitarbeiters meine volle Zustimmung gegeben, so bleibt mir noch zu bekennen übrig, daß ich in einigen Aeußerungen, wie z. B. « daß die kalte Macbeth eine zärtliche liebevolle Seele und als solche darzustellen sey », von meinem Freunde abweiche. Ich halte dergleichen nicht für des Verfassers wahre Meinung, sondern für Paradoxien, die in Erwägung der bedeutenden Person von der sie kommen, von der schlimmsten Wirkung sind.

Es liegt in der Natur der Sache, und Tieck hat bedeutende Beispiele vorgetragen, daß ein Schauspieler der sich selbst kennt, und seine Natur mit der geforderten Rolle nicht ganz in Einstimmung findet, sie auf eine kluge Weise beugt und zurechtrückt, damit sie ihm passe, darzustellen, daß das Surrogat, gleichsam als ein neues und brillantes Bollwerk, uns für die verfehlte Fiction entschädigt und unerwartet genußreiche Vergleichungen gewährt.

Dies zwar müssen wir gelten lassen, aber billigen können wir nicht, wenn der Theoretiker dem Schauspieler, Andeutungen giebt, wodurch er verführt wird, die Rolle in eine fremde Art und Weise, gegen die offenbare Intention des Dichters, hinüber zu ziehen.

In gar manchem Sinne ist ein solches Beginnen bedenklich; das Publikum sieht sich nach Autoritäten um, und es hat recht. — Denn thut wir es nicht selbst, daß wir uns mit Kunst- und Lebens-Verständigen in Freud und Leid berathen? Wer demnach irgend eine rechtmäßige Autorität in irgend einem Fache erlangt hat, suche sie baldig durch fortwährendes Hinweisen auf das Rechte als ein unverletzliches Heiligthum zu bewahren.

Tiecks Entwickelung der Piccolomini und des Wallenstein ist ein bedeutender Aufsatz. Da sich der Einsiedler

dieser Trilogie von Anfang bis zu Ende unmittelbar hervorbricht, so bemerkt man sich, wie er in dem Grade ein Werk tiefer dringt, das als eins der vorzüglichsten nicht allein des deutschen Theaters, sondern aller Bühnen doch in sich ungleich ist, und deshalb dem Kritiker die mit der nicht genug thut, wenn die Menge, die es mit dem Eindrucke so genau nicht nimmt, sich an dem ganzen Verlauf nothwendig ergötzen muß.

Da man in Schillern, an welchem Tiefe etwas auffallendes hat, sich ist ursache als pathologisch zu betrachten. Hätte nicht Schiller an einer langsam tödtenden Krankheit gelitten, so sähe das alles ganz anders aus. Unser Gottsched, dem welche Umstände, unter welchen Wallenstein geschrieben worden, aufs deutlichste verlegt, wird darüber die wahrhafte Denkenden zu den wirdigsten Betrachtungen veranlassen und unsere Aesthetik immer inniger mit Physiologie, Pathologie und Physik vereinigen, um die Bedingungen zu erkennen, welchen einzelne Menschen sowohl als ganze Nationen, die allgemeinsten Bildungsepochen so gut als der heutige Tag unterworfen sind.

Calderons Tochter der Luft.

De magia hominum aevia veritas
Una voluitur aenere.

Und gewiß, wenn irgend ein Verlauf menschlicher Verbrechen beyden Spiels über Theaterbretter hervorgeführt werden sollte, so möchte genanntes Drama wohl den Preis davon tragen.

Zwar lassen wir uns oft von den Vorzügen eines Kunstwerks hinreißen, daß wir das letzte Vortreffliche, was uns entgegen tritt, für das Allerbeste halten und erklären; doch kann dies niemals zum Schaden gereichen: denn wir betrachten ein solches Erzeugniß nochmals um desto näher und suchen seine Vortheile zu entwickeln, damit unser Urtheil gerechtfertigt werde. Deshalb nehme ich auch keinen Anstand zu bekennen, daß ich in der Tochter der Luft mehr als jemals Calderons großes Talent bewundert habe. Hierbei darf man denn nicht vergessen, daß der Gegenstand vorzüglicher ist, als ein anderer seiner Stücke, indem die Fabel sich ganz rein menschlich erweist und ihr nicht mehr Dämonisches anzuhängen ist, als nöthig war, damit das Außerordentliche, Ueberschwengliche das Menschlichen sich desto leichter entfalte und bewege. Anfang und Ende nur ist wunderbar, alles Uebrige läuft seinen natürlichen Weg fort.

Was nun von diesem Stücke zu sagen wäre, alle von allen unsern Dichtern. Eigentliche Naturanschauung verleiht er keinesweges, er ist vielmehr durchaus theatralisch, ja brettlhaft, und wir Illusion heißen, besonders eine solche die Nahrung erregt, davon treffen wir keine Spur; der Plan liegt klar vor dem Verstand, die Scenen folgen nothwendig, mit einer Art von Mathematik, welche kunstmäßig weiterhin und auf die Technik unserer neuesten komischen Oper hindeutet; die innern Hauptmotive sind immer dieselben: Widerstreit der Pflichten, Leidenschaften, Bedingnisse, aus dem Gegensatz der Charaktere, aus den jedesmaligen Verhältnissen abgeleitet.

Die Hauptverknüpfung geht ihren großen poetischen Gang, die Zwischenscenen, welche mehrentheils in heiteren Figuren sich bewegen, sind rhetorisch, dialectisch, sophistisch. Alle Elemente der Menschheit werden erschöpft, und so fehlt auch zuletzt der Narr nicht, dessen handwerker Verstand, wenn irgend eine Täuschung auf Antheil und Rettung Anspruch machen sollte, sie alsobald, wo nicht gar schon im voraus, zu zerstören droht.

Nun gestellt man bei einigem Nachdenken, daß menschliche Zustände, Gefühle, Ereignisse in ursprünglicher Natürlichkeit sich nicht in dieser Art auf's Theater bringen lassen, sie müssen schon vorverdichtet, zubereitet, stylisirt seyn, und so finden wir auch hier sie: der Dichter steht an der Schwelle der Uebersinnlichen, er giebt eine Quintessenz der Menschheit.

Shakespeare reicht uns im Ganzen voll die volle reife Traube vom Stock; wir mögen sie nun beliebig Beere für Beere genießen, sie auspressen, keltern, als Most, als gegorenen Wein kosten oder schlürfen, auf jede Weise sind wir erquickt. Bei Calderon dagegen ist dem Zuschauer dessen Wahl und Wollen nicht überlassen; wir empfangen abgezogenen, höchst rectificirten Weingeist, mit manchen Spezereien geschärft, mit Süßigkeiten gemildert; wir müssen den Trank einnehmen, wie er ist, als schmackhaftes köstliches Reizmittel, oder ihn abweisen.

Warum wir aber die Tochter der Luft so gar hoch stellen dürfen, ist schon angedeutet: sie wird beginnlich durch den vorzüglichen Gegenstand. Denn leider sieht man in mehreren Stücken Calderons den hoch- und freisinnigen Mann genöthigt, düsterem Wahn zu fröhnen und dem Unverstand eine Kunstvernunft zu verleihen, weshalb wir denn mit dem Dichter selbst in widerwärtigen Zwiespalt gerathen, da der Stoff beleidigt, indeß die Behandlung entzückt, wie dies der Fall mit der Andacht zum Kreuze, der Aurora von Copacavana nah gar wohl seyn möchte.

Bei dieser Gelegenheit bekennen wir öffentlich, was wir schon oft im Stillen ausgesprochen: Es sey für den großen Lebensvortheil, welchen Shakspeare genoß, zu achten, daß er als Protestant ueberen und ergehen worden. Ueberall erscheint er als Mensch, mit Menschlichem vollkommen vertraut, Wahn und Abergauben steht er unter sich und spielt nur damit, außerirdische Wesen nöthigt er, seinen Unternehmen zu dienen; tragische Gespenster, possenhafte Kobolde beruft er zu seinem Zweck, in welchem sich zuletzt alles reinigt, ohne daß der Dichter jemals die Verlegenheit fühlte, das Absurde vorgreifen zu müssen, der allertraurigste Fall in welchen der seiner Vernunft sich bewußte Mensch gerathen kann.

Wir kehren zur Tochter der Luft zurück und fügen noch hinzu: Wenn wir uns nun in einen so abgelegenen Zustand, ohne das Local zu kennen, ohne die Sprache zu verstehen, unmittelbar versetzen, in eine fremde Literatur, ohne vorläufige historische Untersuchungen, bequem hineinblicken, und den Geschmack einer gewissen Zeit, Sinn und Geist eines Volks, an einem Beispiel vorgegenwärtigen können, wem sind wir dafür Dank schuldig? Doch wohl dem Uebersetzer, der Uebersetzung schuldig? Doch wohl dem Uebersetzer, der Uebersetzung sein Talent, fleißig bemüht, sie uns verwendet hat. Diesen herzlichen Dank wollen wir Herrn Dr. Gries diesmal schuldig darbringen, er verleiht uns eine Gabe, deren Werth überschwenglich ist, eine Gabe, bei der man sich aller Vergleichung gern enthält, weil sie uns durch Kostbarkeit alsobald angieht, durch Anmuth gewinnt und durch vollkommene Uebereinstimmung aller Theile uns überzeugt, daß es nicht anders hätte seyn können noch sollen.

Derartigen Vorzüge mögen erst dem Alter vollkommener geschätzt werden, wo man mit Bequemlichkeit ein treffliches Dargebotene genießen will, dahingegen die

Jugend, mitstrebend, mit- und forterbeitend, nicht immer ein Verdienst anerkennt, was sie selbst zu erreichen hofft.

Heil also dem Ueberseher, der seine Kräfte auf einen Punkt concentrirte, in einer einzigen Richtung sich bewegte, damit wir tausendfältig genießen können!

Deutsches Theater.

Einzelnes.

Das Wort Schule, wie man es in der Geschichte der bildenden Kunst nimmt, wo man von einer Florentinischen, Römischen und Venetianischen Schule spricht, wird sich künftighin nicht mehr auf das deutsche Theater anwenden lassen. Es ist ein Ausdruck, dessen man sich vor dreißig, vielleicht vor sechzig Jahren noch bedienen konnte, wo unter beschränkteren Umständen sich eine natur- und kunstgemäße Ausbildung noch denken ließ; denn genau gesehen gibt auch in der bildenden Kunst das Wort Schule nur von den Anfängen: denn sobald sie treffliche Männer hervorgebracht hat, wirkt sie allebald in die Weite. Florenz beherrscht seinen Einfluß über Frankreich und Spanien; Niederländer und Deutsche lernen von den Italiänern und erwerben sich mehr Freiheit in Geist und Sinn, anstatt daß die Südländer von ihnen eine gläubliche Technik und die genaueste Ausführung von Norden her gewinnen.

Das deutsche Theater befindet sich in der Schluß-Epoche, wo eine allgemeine Bildung dergestalt verbreitet ist, daß sie keinem eigenen Orte mehr anzugehören, von keinem besondern Punkte mehr auszugehen kann.

Der Grund aller theatralischen Kunst, wie einer jeden andern ist das Wahre, das Naturgemäße. Je bedeutender dieses ist, auf je höherem Punkte Dichter und Schauspieler es zu fassen verstehen, eines desto höheren Ranges wird sich die Bühne zu rühmen haben. Hiebei gereicht es Deutschland zu einem großen Gewinn, daß der Vortrag trefflicher Dichtung allgemeiner geworden ist und auch außerhalb des Theaters sich verbreitet hat.

Auf der Recitation ruht alle Declamation und Mimik. Da nun beim Vorlesen jene ganz allein zu brauchten und zu üben ist, so wird offenbar, daß Vorlesungen die Schule des Wahren und Natürlichen bleiben müssen, wenn Männer die ein solches Geschäft übernehmen, von dem Ernst, von der Würde ihres Berufs durchdrungen sind.

Shakspeare und Calderon haben solchen Vorlesungen einen glänzenden Eingang gewährt; jedoch bedenke man immer dabei, ob nicht hier gerade das imposante Fremde, das bis zum Unnatürlichen gesteigerte Talent, der deutschen Ausbildung schädlich werden müsse!

Eigenthümlichkeit des Ausdrucks ist Anfang und Ende aller Kunst. Nun hat aber eine jede Nation eine von dem allgemeinen Eigenthümlichen der Menschheit abweichende besondere Eigenheit, die uns zwar anfänglich widerstehen mag, aber zuletzt, wenn wir's und gefallen ließen, wenn wir uns derselben hingäben, unsere eigene charakteristische Natur zu überwältigen und zu unterdrücken vermöchte.

Wie viel Falsches Shakspeare und besonders Calderon über uns gebracht, wie diese zwei großen Lichter des poetischen Himmels für uns zu Irrlichtern geworden, mögen die Literatoren der Folgezeit historisch bemerken.

Eine völlige Gleichstellung mit dem spanischen Theater kann ich nirgends billigen. Der herrliche Calderon hat so viel Conventionelles, daß einem redlichen Beobachter schwer wird, das große Talent des Dichters durch die Theateretiquette durchzuerkennen. Und bringt man so etwas irgend einem Publikum, so setzt man bei demselben immer guten Willen voraus, daß es geneigt sey, auch das Weitstrebende zuzugeben, sich an ausländischem Sinn, Ton und Rhythmus zu ergetzen, und aus dem was ihm eigentlich gemäß ist, eine Zeit lang herauszugehen.

Das Theater ist in dem modernen bürgerlichen Leben, wo durch Religion, Gesetze, Sittlichkeit, Sitte, Gewohnheit, Verschämtheit und so fort der Mensch in sehr enge Gränzen eingeschränkt ist, eine merkwürdige und gewissermaßen sonderbare Anstalt.

Zu allen Zeiten hat sich das Theater emancipirt sobald es nur konnte, und niemals war seine Freiheit oder Frechheit von langer Dauer. Es hat drei Hauptgegner, die es immer einzuschränken suchen: die Polizei, die Religion und einen durch höhere sittliche Ansichten gereinigten Geschmack.

Die gerichtliche Polizei machte den Persönlichkeiten und Zoten auf dem Theater bald ein Ende. Die Puritaner in England schließen es auf mehrere Jahre ganz. Frankreich wurde es durch die Pedanterie des Cardinal Richelieu gezähmt und in seine gegenwärtige Form gedrängt, und die Deutschen haben, ohne es zu wollen, nach den Anforderungen der Geistlichkeit, ihre Bühne gebildet. Folgendes mag diese Behauptung erläutern.

Aus rohen und doch schwachen fast puppenspielartigen Anfängen hatte sich das deutsche Theater nach und nach durch verschiedene Epochen zum Kräftigen und Rechten vielleicht durchgearbeitet, wäre es im südlichen Deutschland, wo es eigentlich zu Hause war, zu einem ruhigen Fortschritt und zur Entwickelung gekommen; allein der erste Schritt, nicht zu seiner Besserung, sondern zu einer sogenannten Verbesserung, geschah im nördlichen Deutschland von schalen und aller Production unfähigen Menschen. Gottsched fand zwar noch Widerstand. Die famose Tragödie von Rost zeigt, daß gute Köpfe es doch wohl auch gerne sehen mochten, wenn der Teufel manchmal auf dem Theater los war; allein kriegte war schon ein Ort von sehr gebundener protestantischer Sitte, und Gottsched hatte durch sein Uebersetzungswesen schon so sehr in die Breite gearbeitet, daß er die Bühne für eine Zeit lang genugsam veröden konnte. Und warum sollte man dasjenige, was Franzosen und Engländer billigten, nicht auch in einer schwachen Nachbildung sich auf dem deutschen Theater gefallen lassen!

Zu dieser Zeit nun, als der leichte Geschmack den deutschen Schauspieler zu lähmen und die peinlichsten Spaßmacher von den Brettern zu verbannen suchte, fingen die noch nördlichern Hamburgischen Pfarrer und Superintendenten einen Krieg gegen das Theater überhaupt zu erregen an. Es entstand schon vorher die Frage: ob überall ein Christ das Theater besuchen dürfe, und die Frommen waren selbst untereinander nicht einig, ob man die Bühne unter die gleichgültigen (adiaphoren) oder völlig zu verwerfenden Dinge rechnen solle. In Ham-

hung brach aber der Streit hauptsächlich darüber los, inwiefern ein Geistlicher sich das Theater besuchen dürfe, woraus denn gar bald die Folge gezogen werden konnte, daß dasjenige was dem Hirten nicht ziemt, der Heerde nicht ganz erlaubt seyn könne.

Dieser Streit, der von beiden Seiten mit vieler Lebhaftigkeit geführt wurde, enthielt leider die Freunde der Bühne, bis auf den heutigen Tag, in einer feindseligen Entfernung, die der beiden Sittlichkeit eigentlich nur gemeinsame Anstalt, fast eine sittliche Gefahr nennen ließ. Sie bekämpften, das Theater könne üben und bessern, und alle vom Staat und der Gesellschaft unmittelbar nahen. Die Staatsleute lobten, daß gute wackere Männer aus dem bürgerlichen Stande, sich sich gefallen, und arbeiteten mit deutscher Biederkeit und ächtem Verstande auf diesen Zweck los, ohne zu bemerken, daß sie die Gottesdienstliche Mittelmäßigkeit durch das fortsetzten und sie, ohne es selbst zu wollen und zu wissen, perpetuirten.

Ein Drittes hat seitdem auf eine fortdauernde und vielleicht nie zu hebende Mittelmäßigkeit des deutschen Theaters gewirkt. Es ist die ununterbrochene Folge von treu Schauspielern, welche als Menschen schätzbar, das Gefühl ihrer Würde auch auf dem Theater nicht aufgaben konnten, und deshalb mehr oder weniger die dramatische Kunst nach dem Sittlichen, Anständigen, Gebilligten und wenigstens schindbar Guten hingaben. Eckhofen, Schrödern und Iffland kam hierin sogar die Anlage der Zeit zu Hülfe, die eine allgemeine Ansicht und Ausgleichung aller Stände und Beschäftigungen zu einem allgemeinen Menschenwerthe durchaus im Herzen und im Auge hatten.

Die Sentimentalität, die Würde des Alters und des Menschenverstandes, das Vermittlen durch vortreffliche Väter und weise Männer nahm auf dem Theater überhand. Wer erinnert sich nicht des Esel abändert, des Philosophen ohne es zu wissen, des ehrlichen Verbrechers und so vieler verwandten Stücke?

Das Einzelne was gedacht Männer in den verschiedenen Epochen gewirkt, werden wir an Ort und Stelle einführen. Hier sey genug, auf das Allgemeine hingedeutet zu haben.

Wenn man sich in den letzten Zeiten fast einstimmig beklagt und eingestand, daß es kein deutsches Theater gebe, worin wir keineswegs mit einstimmen, so konnte man auf eine weniger paradoxe Weise aus dem was bisher vorausgegangen, wie uns dünkt mit größter Wahrscheinlichkeit darthun, daß es gar kein deutsches Theater geben werde, noch geben könne.

Almanach
für Theater und Theaterfreunde, auf das Jahr 1807, von August Wilhelm Iffland.

Herr Friedrich Nicolai — denn dieser unermüdliche Greis zeigt sich auch als Mitarbeiter dieses Almanachs thätig — läßt sich S. 48 also vernehmen: »Ich habe den Hamlet von Brockmann und Schröder spielen sehen, von beiden mit Vorsatz und nur in den feinsten Nuancen verschieden. Durch solche lebendige Vorstellungen schaut man besser in die Tiefen von Hamlet's Charakter, als durch alle Abhandlungen darüber von Goethe und Garve an bis zu Ziegler herunter, so viel Verdienst sie auch haben, welches ich ihnen keineswegs absprechen will.«

Wollten wir dem Beispiel dieses trefflichen Mannes folgen, so würde unsre Recension sehr kurz und zwar folgendermaßen ausfallen.

Konnten wir die beiden liebenswürdigen Künstlerinnen, Friederike Bethmann und Louise Fleck auf dem Berliner Theater nur in einigen Vorstellungen sehen und uns auch an dem ausgemalten Spiel des trefflichen Iffland wenige Abende ertreuen: so wollten wir die zwölf Kupfer und diesen ganzen Almanach, dem wir übrigens sein Verdienst nicht absprechen, gern entbehren, besonders wenn wir unsern Genuß mit jungen hoffnungsvollen Schauspielern theilen könnten; denn diese würden an so unschätzbaren lebendigen Darstellungen mehr weit lernen, sie würden sich das Rechte der Kunst weit reiner eindrücken, sie würden zu dem Wahren und Scheinen weit lebhafter entzündet werden, als es hier durch mehr oder weniger kümmerliche Nachbildungen, Raisonnements, Apercümen und Anekdoten geschehen kann.

Allein wir sind billiger und verfahren vor allen Dingen, daß dieser Almanach, wie er ist, in die Hände aller Schauspieler und aller Theaterfreunde Deutschlands, d. h. also doch wohl der größten Mehrzahl gebildeter Personen zu gelangen verdient, verdient, daß das Publikum ein Unternehmung begünstige, die von Jahr zu Jahr bedeutender, erfreulicher und nützlicher werden kann.

Dabei ist es aber wohl der Sache gemäß und wird dem Herausgeber gewiß angenehm seyn, wenn man einige Erinnerungen hinzufügt, welche den Zweck der Verbesserung und Beförderung dieser Arbeit befördern können.

Zuvörderst also bleibe unverhohlen, daß wir die Porträte beider Frauenzimmer sehr angenehm und, in sofern wir sie beurtheilen können, sehr ähnlich finden; nicht so glücklich sind die ganzen Figuren der Thekla und Phädra, welche eher als faltentragende Gliedergruppen angesehen sind. Die sechs Kupfer, welche Herrn Iffland treffen als Franz Moor und dreimal als Gedimus rath im Hausfreunde vorstellen, haben eben so wenig unsern Beifall, nur aus einer andern Ursache, die wir hier kürzlich anführen, indem wir die Erklärung gedachter Kupfer und den dritten Aufsatz S. 140 über Darstellung bedeutender und intriganter Charakter auf der Bühne, zusammennehmen.

Daß Herr Iffland in seiner Jugend die Rolle des Franz Moor zuerst auf dem deutschen Theater gespielt, ja man kann sagen geschaffen, gereicht ihm zur Ehre, um so mehr als der Verfasser selbst in späterer Zeit von jenen Darstellungen mit Enthusiasmus sprach. Daß Herr Iffland in der Folge, da mit dem Lauf der Jahre sein Gehalt ein würdiges Ansehn erlangte, diese Rolle fortspielte und sie nach seiner Persönlichkeit modificirte, auch das ist dankenswerth: denn jeder wird sich mit Bewunderung an die Art erinnern, wie sich der weise Künstler bei dieser Gelegenheit aus der Sache zieht. Daß man ferner diese Individualität in einem ihr nicht mehr ganz angemessenen Charakter in Kupfer stiche, und für künftige Zeiten bewahre ist löblich, und für einen Geschichtschreiber des deutschen Theaters höchst interessant.

Wenn man aber Abhandlungen über Abhandlungen schreibt, um zu zeigen, daß Franz Moor so gespielt werden müsse, so kann man sich hinwegsetzen den Beifall des eigentlichen Theaterfreundes verscheuchen. Soll jene erste Explosion des Schillerschen Genies noch ferner auf den deutschen Theatern ihre vulcanischen Wirkungen leisten, so lasse man dem ganzen Gerechtigkeit widerfahren und munitere die Schauspieler nicht auf, einzelne Zweige gegen den Sinn des Verfassers zu behandeln. Denn was einem Iffland erlaubt ist, ist nicht jedem erlaubt, was ihm gelingt, gelingt nicht jedem.

Denn eigentlich wird jene rohe Grosheit, die uns in dem Schiller'schen Stücke in Erstaunen setzt, nur dadurch erträglich, daß die Charakter im Gleichgewicht stehen. Nimmt man aber aus der Gruppe so vieler kraftvoll gezeichneten und grell gemalten Figuren die Hauptfigur, deren Bildung und Colorit alles andere gleichsam überschreit, bedächtig heraus, entkleidet sie von ihrer physischen Häslichkeit, vertuscht ihre moralische Abscheulichkeit: so fällt der Vorwurf, der Haß auf die übrigen Figuren, die neben jener als Halbgötter erscheinen sollen; das Kunstwerk ist in seinem tiefsten Leben verletzt, die gräßliche Einstimmung verloren und das was uns Schauder erregen sollte, erregt nur Ekel.

Auch was die Figur selbst betrifft, was gewinnt man dabei? Gerichts dem Teufel zum Vortheil, wenn man ihm Hörner und Klauen abfeilt, so zum Ueberfluß ihn etwa englisirt? Dem Jago, das nach Charakter spät, erscheint er nunmehr als ein armer Teufel. So gewinnt man auch bei einer solchen Behandlung des Franz Moor nur das, daß endlich ein würdiger Hunkefott fertig wird, den ein ehrlicher Mann ohne Schande spielen kann.

Den Haussreund haben wir nicht aufführen sehen; doch dünkt uns, der Charakter und die Situationen in denen er erscheint, sind für die bildende Kunst keineswegs geeignet.

Deutsche Literatur.

Epochen
Deutscher Literatur.

Von 1750 bis 1770.

Rukig. Einsig. Geists und herzreich. Würdig. Beschränkt. Fixirt. Pedantisch. Respectvoll. Kritik-gallische Cultur. Formsuchend.

Von 1770 bis 1790.

Unruhig. Frech. Ausgebreitet. Leichtfertigredlich. Achtung verschmähend und versäumend. Englische Cultur. Form willkürlich zerstörend und besonnen herstellend.

Von 1790 bis 1810.

Beschwichtigt. Zart. Sich beschränkend. Ernstreligiös. Patriotisch thätig. Intrigant. Spanische Cultur. Von Form sich entfernend.

Von 1810 bis 1820.

Malcontent. Determinirt. Tüchtig. Herrschsüchtig. Zuschreitend. Respectlos. Altdeutsch. Ins Formlose strebend.

Neueste Epoche.

So mannigfaltig auch das Bestreben aller und jeder Künste in Deutschland seyn mag, in dem Grade, daß man darüber etwas Näheres und Bestimmteres auszusprechen sich kaum getraute: so geht doch im Ganzen eine gewisse Richtung durch, welche uns veranlaßt, die Epoche unserer gegenwärtigen Dicht- und Bildkunst jener zweiten der perikleischen Poesie zu vergleichen, in welcher sich Zauber besonders hervorthat und die wir die encomiastische nennen dürfen.

Sowohl unmittelbar gegenwärtige Verdienste, als kürzlich geschiedene, und längst dahin gegangene, werden gefeiert. Geburtstage lassen die Freunde nie ungefeiert vorbei, silberne und goldene Hochzeiten geben Anlaß zu Festen; bei Dienstjubiläen erkärt sich der Staat selbst als Theilnehmer, bei funfzigjährigem Wiedereintritt einer akademischen Würde sind Universitäten und Facultäten in Bewegung, und weil nun die lebhaftesten Segnungen auf Gesundheit, auf dauerndes Ruhm und verlängertes Leben nicht ausbleiben dürfen, so fügt sich so schönen Prämissen als nothwendige Conclusion ein tödtliches »Ergo bibamus« hinzu.

Wirkungen in Deutschland
in
der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Poesie. Frische Lust am unbedeutenden Daseyn und Ausdruck derselben.

Lust an etwas Höherem drückt sich durch Behandlung ausländischer Gegenstände aus.

Einwirkung dieser Dichtungsart, dem Mittelstand gemäß, auf den sie auch eigentlich wirkt.

Die Großen und Vornehmen haben nur Begriff von französischer Dichtung, die Gemeinen keine Ahnung, daß es etwas der Art gebe. Ihre ganze Poesie beschränkt sich auf die alten Kirchenlieder, deren Wörtliches ihnen heilig ist.

Breite der Mittelklasse.

Cultur der Mittelklasse.

Die sämmtliche Geistlichkeit, alle Sachwalter und Beamten, die eigentlichen thätigen Räthe der Collegien, die Aerzte, Professoren und Schullehrer, alle sind aus

dieser Klasse, dies giebt ihr ein ungeheures Uebergewicht.

Doch weil jeder Einzelne nur ein mittelmäßiges Leben führt, so mag er auch nur gern mittlere Gefühle ausgezeigt, mittlere Zustände dargestellt wissen.

Rabener erhebt sich mit einer gewissen Klarheit über diese Zustände, und stellt sie mit heiterer Ironie dar, dadurch die große Wirkung, die er zu seiner Zeit hervorbrachte, weil jeder der ihn las, sich klüger dünkte als sonst, und weil die besten Menschen selbst in solchen Mißbräuchen und Verunstaltungen ihrer Bruder immer gern leben mögen.

Rabener selbst war über diese seine Wirkung nicht dunkel: denn er wußte wohl, daß jedermann gern die sokratischen Narren lächerlich gemacht sieht, ohne darum zu denken daß eben eine solche Menschenart auch durch ihn durchgehe. Dabei jener Zweck gewiß jeden strafe, als Rabener, nachdem er manchen Narren geschildert und verewigt, eine leere Seite läßt und den Leser ersucht mit irgend einem Narren, den er vielleicht übergangen habe, den Platz auszufüllen, auf der Kupfertafel aber hinzufügt: er wolle wetten, daß nicht leicht jemand den eingefallen sey, sich selbst hineinzusetzen.

Wenn man in diesem Sinne Rabeners Satyre liest, so wird man ihn bewundern, wie er ohne ideelle Erhebung über das gemeine Leben der Klasse, wozu er gehörte, erheben gewesen; ja man wird ihn noch mehr schätzen lernen, wenn man sieht, daß er diese muntere Heiterkeit, diese gutmüthige Verhöhnung der irdischen Dinge auch bis in die größten Unfälle auf eine ganz gleiche Weise durchführen können. Hiervon zeugen seine Briefe, die er nach dem Bombardement von Dresden schrieb, in welchem er sein Haus mit beinah allem was drinn enthalten war, seine Manuscripte und manches sonst Liebe und Angenehme verlor. Immer traktirt er dies auch als etwas Gemeines und erfreut sich, wie in den glücklichen Tagen, an Kinderchen, Beschränktheiten, Widersprüchen und Ungereimtheiten, die bei solchen Fällen niemals fehlen können.

Er ist nie aus dem Kreise, zu dem er selbst gehörte, gezogen; er hat immer nur die Eigenheiten und Thorheiten seines Gleichen dargestellt, und die höhern Stände ganz unberührt gelassen.

Literarischer Sansculottismus.

1795.

In den Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, und zwar im Märzstücke dieses Jahres, findet sich ein Aufsatz über Preis und Verdienst der Deutschen, den die Herausgeber, wie sie selbst bekennen, nicht ohne Bedenken einrücken. Wir, unsers Theils, leiden es nicht, daß sie dieses unreife Product aufnahmen: denn wenn ein Archiv Zeugnisse von der Art eines Zeitalters aufbehalten soll, so ist es zugleich seine Pflicht auch dessen Unarten zu verzeichnen. Zwar ist der entscheidende Ton und die Manier, womit man sich das Ansehen eines umfassenden Geistes zu geben denkt, in dem Kreise unserer Kritik nichts weniger als neu; aber auch die Raschheit einiger Menschen in rohen Zeitalter sind zu bemerken, da man sie nicht hindern kann, und so mögen denn diese Zeilen in dem was vor kam, und so mögen denn diese Zeilen in dem was vor kam, und so mögen denn diese Zeilen in dem was vor jenem unbilligen und übertriebenen Forderungen an unsere Schriftsteller, auch noch billige und dankbare Gesinnungen gegen diese, verdienstvolle zu ihren Bemühungen wenig belohnte, Männer im Stillen weilen.

Der Verfasser behauptet die Vollkommenheit der Deutschen an vortrefflich classisch prosaischen Werken und hebt alsdann seinen Fuß hoch auf, um mit einem Riesenschritte über beinahe ein Dutzend unserer besten Autoren hinwegzuschreiten, die er nicht nennt und mit mäßigem Lob und mit strengem Tadel so charakterisirt, daß man sie wohl schwerlich aus seinen Carricaturen herausfinden möchte.

Wir sind überzeugt, daß kein deutscher Autor sich selbst für classisch hält, und daß die Forderungen eines jeden an sich selbst strenger sind als die verwegenen Prätensionen eines Aberstillen, der gegen eine erworbene Gesellschaft auftritt, die Leistungen verlangt, daß man ihre Bemühungen unbedingt bewundere, die aber erwerben kann, daß man sie zu schätzen wisse.

Ferne sey es von uns, den übelgedachten und übelgeschriebenen Aufsatz, den wir vor uns haben, zu commentiren. Nicht ohne Unwillen werden unsere Leser jene Blätter am angezeigten Orte durchlaufen, und die ungebührliche Anmaßung, womit man sich in einen Kreis von Besseren zu drängen, zu Bessere zu verdrängen und sich an ihre Stelle zu setzen denkt, diesen eigentlichen Sansculottismus, zu beurtheilen und zu bestrafen wissen. Nur wenigen werde dieser rohen Zudringlichkeit entgegnet.

Wer mit den Worten, deren er sich in Sprechen oder Schreiben bedient, bestimmte Begriffe zu verbinden für eine unerläßliche Pflicht hält, wird die Ausdrücke: classischer Autor, classisches Werk, höchst selten gebrauchen. Wann und wo entsteht ein classischer Nationalautor? Wenn er in der Geschichte seiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Gesinnungen seiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Consequenz nicht vermißt; wenn er selbst vom Nationalgeiste durchdrungen, durch ein einverstandenes Genie sich fähig fühlt, mit dem Vergangenen, wie mit dem Gegenwärtigen zu sympathisiren; wenn er sein Volk auf einem hohen Grade der Cultur sieht, so daß ihm seine eigene Bildung leicht wird; wenn er viele Materialien gesammelt, vollkommene oder unvollkommene Versuche seiner Vorgänger vor sich sieht, und so viel dasselbe und immer Umstände zusammentreffen, daß er kein schweres Lehrgeld zu zahlen braucht, daß er in den besten Jahren seines Lebens ein großes Werk zu übersehen, zu ordnen und in Einem Sinne auszuführen fähig ist.

Man halte diese Bedingungen, unter denen allein ein classischer Schriftsteller, besonders ein prosaischer, mögen sich wird, gegen die Umstände, unter denen die besten Deutschen dieses Jahrhunderts gearbeitet haben, so wird, wer klar sieht und billig denkt, dasjenige was ihnen gelungen ist, mit Ehrfurcht bewundern, und das was ihnen mißlang, anständig bedauern.

Eine bedeutende Schrift ist, wie eine bedeutende That, nur Folge des Lebens; der Schriftsteller so wenig als der handelnde Mensch bildet die Umstände unter denen er gebohren wird und unter denen er wirkt. Jeder, auch das größte Genie, leidet von seinem Jahrhundert in einigen Stücken, wie er von andern Vortheil zieht, und einen vortrefflichen Nationalschriftsteller kann man nur von der Nation fordern.

Aber auch der deutschen Nation darf es nicht zum Vorwurfe gereichen, daß ihre geographische Lage sie nie zusammen hält, indem ihre politische sie zerstückt. Was

wollen die Umwälzungen nicht wünschen, die in Deutschland klassische Werke vorbereiten könnten.

Und so ist der ungerechteste Tadel derjenige, der den Gesichtspunkt verrückt. Man sehe unsre Lage wie sie war und ist, man betrachte die individuellen Verhältnisse, in denen sich deutsche Schriftsteller bildeten; so wird man auch den Standpunkt, aus dem sie zu beurtheilen sind, leicht finden. Nirgends in Deutschland ist ein Mittelpunkt geselliger Lebensbildung, wo sich Schriftsteller zusammen finden und nach Einer Art, in Einem Sinne, jeder in seinem Fache sich ausbilden könnten. Zerstreut geboren, höchst verschieden erzogen, meist nur sich selbst und den Eindrücken ganz verschiedener Verhältnisse überlassen, von der Vorliebe für dieses oder jenes Muster einheimischer oder fremder Literatur hingerissen, zu allerlei Versuchen, ja Pfuscherein, geneckt, um eine Anleitung seine eigenen Kräfte zu prüfen; erst nach und nach durch Nachdenken von dem überzeugt, was man machen soll, durch Praktik unterrichtet was man machen kann, immer wieder irre gemacht durch ein rohes Publikum ohne Geschmack, das das Schlechte nach dem Guten mit eben demselben Vergnügen verschlingt, dann wieder ermuntert durch Bekanntschaft mit der gebildeten, aber durch alle Theile des großen Reichs zerstreuten Menge, gestärkt durch mitarbeitende, musternde Zeitgenossen — so findet sich der deutsche Schriftsteller endlich in dem männlichen Alter, wo ihn Sorge für seinen Unterhalt, Sorge für eine Familie, sich nach außen umzusehen zwingt und wo er oft mit dem traurigsten Gefühl durch Arbeiten, die er selbst nicht achtet, sich die Mittel verschaffen muß, dasjenige hervorzubringen zu dürfen, womit sein ausgebildeter Geist sich allein zu beschäftigen strebt. Welcher deutsche geschickte Schriftsteller wird sich nicht in diesem Bilde erkennen, und welcher wird nicht mit beschämender Innerer gestehen, daß er oft genug nach Gelegenheit gesucht habe, früher die Eigenheiten seines originellen Genius einer allgemeinen Nationalcultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen. Denn die Bildung der höhern Classen durch fremde Sitten und ausländische Literatur, so viel Vortheil sie uns auch gebracht hat, hinderte doch den Deutschen als Deutschen sich früher zu entwickeln.

Und nun betrachte man die Arbeiten deutscher Poeten und Prosaisten von entschiednen Namen! Mit welcher Sorgfalt, mit welcher Religion folgten sie auf ihrer Bahn einer aufgeklärten Ueberzeugung! So ist es zum Beispiel nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß ein vorsichtiger, fleißiger Literator durch Vergleichung der sämmtlichen Ausgaben unsres Wieland's, eines Mannes, dessen wir uns, trotz dem Knurren aller Sinelinge, mit steiger Freude rühmen dürfen, allein aus den stufenweisen Correcturen dieses unermüdet zum Besseren arbeitenden Schriftstellers, die ganze Lehre des Geschmacks würde entwickeln können. Jeder aufmerksame Bibliothekar sorge, daß eine solche Sammlung aufgestellt werde, die jetzt noch möglich ist, und das folgende Jahrhundert wird einen dankbaren Gebrauch davon zu machen wissen.

Vielleicht mögen wir in der Folge, die Geschichte der Ausbildung unsrer vorzüglichsten Schriftsteller, wie sie sich in ihren Werken zeigt, dem Publikum vorzulegen. Wollten sie selbst, so wenig wir an Confessionen Ansprüche machen, und nach ihrem Gefallen nur diejenigen Momente mittheilen, die zu ihrer Bildung am meisten beigetragen haben, und dasjenige was ihr am glücklichsten entgegen gefunden bekannt machen, so würde der Nation, den sie gestiftet, noch außerdem viel genützt werden.

Denn worauf ungeschickte Tadler am wenigsten merken, das Glück, daß junge Männer von Talent jetzt genießen, indem sie sich früher ausbilden, eher zu einem treuen, dem Gegenstande angemessenen Styl gelangen können, wenn sind sie es schuldig als ihren Vorgängern, die in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts mit einem unablässigen Bestreben, unter mancherlei Hindernissen, sich jeder auf seine eigene Weise ausgebildet haben? Dadurch ist eine Art von unsichtbarer Schule entstanden, und der junge Mann, der jetzt hineintritt, kommt in einen viel größern und lichtern Kreis, als der frühere Schriftsteller, der ihn erst selbst beim Dämmerschein durchirren mußte, um ihn und nach, gleichsam nur zufällig, erweitern zu helfen. Viel zu spät kommt der Halb-Kritiker, der uns mit seinem Lämpchen vorleuchten will, der Tag ist angebrochen und wir werden die Lüden nicht wieder zumachen.

Rohe Laune läßt man in guter Gesellschaft nicht aus, und der muß sehr böse Laune haben, der in dem Augenblicke Deutschland vortreffliche Schriftsteller abspricht, da fast jedermann gut schreibt. Man braucht nicht weit zu suchen, um einen artigen Roman, eine glückliche Erzählung, einen feinen Aufsatz über diesen oder jenen Gegenstand zu finden. Unsre kritischen Blätter, Journale und Compendien, welchen Beweis geben sie nicht oft eines übereinstimmenden Styls! Die Sachkenntniß erweitert sich beim Deutschen mehr und mehr, und die Uebersicht wird klarer. Eine würdige Philosophie macht ihn, trotz allem Widerstand schwankender Meinungen, mit seinen Geisteskräften immer bekannter und erleichtert ihm die Anwendung derselben. Die vielen Beispiele des Styls, die Vorarbeiten und Bemühungen so mancher Männer setzen den Jüngling früher in Stand, was er von außen aufgenommen und in sich ausgebildet hat, dem Gegenstande gemäß, mit Klarheit und Anmuth darzustellen. So sieht ein heiter billiger Deutscher die Schriftsteller seiner Nation auf einer schönen Stufe und ist überzeugt, daß sich auch das Publikum nicht durch einen mißlaunischen Kritiker werde irre machen lassen. Man entferne ihn aus der Gesellschaft, aus der man ihn ausschließen sollte, dessen vernichtende Bemühungen nur die Handelnden mißmuthig, die Theilnehmenden lässig und die Zuschauer mißtrauisch und gleichgültig machen können.

Deutsche Sprache und Verwandtes.

Einige jüngere Kunstgenossen welche den ersten Aufsatz des zweiten Heftes von Kunst und Alterthum gelesen, und daselbst die alterthümelnde, christliche Kunst nicht zum besten behandelt fanden, erwarten sich nicht mit Unrecht gleiches von den Weimarischen, im Jahre 1797, als der Klosterbruder herausgegeben ward, schon derselben Meinung gewesen, ob sie schon damals die neue Richtung der deutschen Kunst mißbilligt? worauf denn nothwendig eine bejahende Antwort erfolgen mußte.

Redliche junge Gemüther nahmen diese Bekanntniß keineswegs gleichgültig auf, sondern wollten es für eine Gewissenssache halten, ja tadelhaft finden, daß man nicht gleich die strebenden Künstler, besonders die mit welchen man enger verbunden, gewarnt, um so schicklich einschleichendem Uebel vorzubeugen. Hierauf nun konnte man verschiedenes erwidern. Es sey nämlich in allen solchen Fällen ein eben so gefährlich als unnützes Unternehmen, verneinend, abrathend, widerstrebend zu Werke zu gehen, denn wenn junge gemüthvolle Talente ein e allgemeinen Zeitrichtung folgen, und auf diesem Wege, ihrer Natur gemäß, nicht ohne Glück zu wirken angefangen, so sey es schwer, ja fast unmöglich sie zu überzeugen,

daß hieraus für sie und andere in Zukunft Folgen und Schulen entstehen werden. Man hat daher dieser Epoche stillschweigend zugelassen, wo sich denn auch der Sinn derselben nur nach und nach entwickelt. Umständig sey man aber nicht gewesen, sondern habe praktisch seine Gesinnung angedeutet gehabt. Hievon wird ein unwiderlegliches Zeugniß die siebenjährige Folge Weimarischer Kunstausstellungen, bei welchen man durchaus nur solche Gegenstände als Aufgabe gestellt, wie sie uns die griechische Dichtkunst überliefert, oder wo auf sie hingedeutet, wodurch denn vielleicht auf einige Jahre der neudeutschen Kunsttrieb verspätet worden, ob man gleich zuletzt befürchten müssen von dem Strome selbst hinabgerissen zu werden.

Da man sich nun von diesen Umständen unterhielt, kam die neuste Zeit zur Sprache, man fragte, ob nicht gleichfalls in derselben einiges mißfällig seyn könnte, ohne daß man sich deshalb öffentlich zu erklären Lust und Beruf habe. Eine hierüber fortgesetzte Unterhaltung, bemerkt eine Gewissensaufregung, und damit man nicht etwa in zwanzig Jahren noch über den Leib dieses über Verwürfe nachschicke, so entschlossen wir uns über deutsche Sprache und über den Zug und Unzug welcher sich jetzt muß gefallen lassen, ein Wort mitzusprechen. Glücklicherweise fiel uns ein Aufsatz in die Hände, den wir unsern sämmtlichen Lesern bekannt wünschen, damit durch fremden Mund ausgesprochen werde wie wir unmaßgeblich selbst denken.

Von der Ausbildung der deutschen Sprache, in Beziehung auf neue, dafür angestellte Bemühungen wird im 3ten Stück des 8ten Bandes der Nemesis gehandelt. Wir sind dem Verfasser vielen Dank schuldig, daß er uns der Pflicht entledigt über diese Angelegenheit unsere Gedanken zu eröffnen. Er warnt, wie wir auch würden gethan haben, vor dem unersetzlichen Schaden der einer Nation zugefügt werden kann, wenn man ihr, selbst mit redlicher Ueberzeugung und aus bester Absicht, eine falsche Richtung giebt, wie es jetzt bei uns mit der Sprache geschehen will. Da wir nun alles was und wie er es gesagt unterschreiben, so enthalten wir uns alles Weiteren und sagen nur so viel von ihm selbst, daß er nicht etwa ein Unberufener, ein Eindringender sey, sondern acht und treu, wie man einen jungen Mann wünschen kann. Dies mag eine kurze Nachricht von ihm darthun und beweisen.

Carl Ruckhardt, im Kanton Luzern, von angesehenen Eltern geboren, erhielt den ersten Unterricht in seinem Vaterlande. Zum Jünglinge herangewachsen, bezog er die Universität Heidelberg und widmete sich daselbst, überzeugt daß die Quelle wahrer Bildung nur allein bei den Alten zu suchen sey, vornehmlich philologischen Studien. Da er seinem Vaterlande in Ermangelung sachgemäßer zu werden wünschte, vertraut er, um sich praktisch vorzubereiten, auf einige Zeit die Stelle eines Lehrers der alten Sprachen an der Kanton-Schule zu Aarau.

Als aber im Frühjahr 1813 die Ruhe unseres Welttheils wieder gefährdet schien, folgte derselbe dem edlen Triebe, persönlich am Kampf für die gute Sach Theil zu nehmen, und begab sich als Freiwilliger unter das preußische Heer, mit dem er auch siegreich zu Paris einzog. Unter den Waffen hat er jedoch der Wissenschaft nicht vergessen, sondern sowohl zu Paris als auf der Wiederkehr nach Deutschland überall mit Gelehrten Umgang gepflogen. Gegenwärtig lebt er in Berlin, bemüht seine wissenschaftliche Ausbildung noch höher zu steigern, daselbst hat er denn auch den von uns empfohlenen Aufsatz geschrieben.

Wir wünschen daß er fortfahren möge seine Ueberzeugungen dem Publikum mitzutheilen. Er wird viel Gutes stiften, besonders so er nicht eigentlich als Glied der vereinigten Männer auftritt die in diesem Fach wirken, sondern, wie er es selbst ausspricht, neben ihnen hergeht, und über ihr Thun und Lassen sich treue Bemerkungen erlaubt. Da diese Schrift von vielen Deutschen gelesen und belehrend werden sollte, so wünschen wir bald einen einzelnen Abdruck derselben, von dem wir uns die beste Wirkung versprechen.

Einer freieren Weltansicht, da der Deutsche sich zu vervollkommnen auf dem Weg ist, würde ferner sehr zu Statten kommen, wenn ein junger geistreicher Gelehrter das wahrhaft poetische Verdienst zu würdigen unternähme, welches deutsche Dichter in der lateinischen Sprache seit drei Jahrhunderten an den Tag gelegt haben. Es würde daraus hervorgehen, daß der Deutsche sich treu bleibt und wenn er auch mit fremden Zungen spricht. Wir führen nur des Johannes Secundus und Baldes gedenken. Vielleicht übernähme der Uebersetzer des ersten, Herr Passow, diese verdienstliche Arbeit. Zugleich würde er brachten wie auch andere gebildete Nationen, zu der Zeit als Lateinisch die Weltsprache war, in der gebildet und sich auf eine Weise unter einander verständigt, wie uns jetzo verloren geht.

Leider bedenkt man nicht, daß man in seiner Muttersprache oft eben so dichtet als wenn es eine fremde wäre. Dieses ist aber also zu verstehen: wenn eine gewisse Epoche hindurch in einer Sprache viel geschrieben und in derselben von vorzüglichen Talenten der lebendig vorhandene Kreis menschlicher Gefühl und Schicksale durchgearbeitet worden, so ist der Zeitgehalt erschöpft und die Sprache zugleich, so daß nun jedes mäßige Talent sich der vorhandenen Ausdrück als gegebner Phrasen mit Bequemlichkeit bedienen kann.

Durch die Literargeschichte, so wie durch die Weltgeschichte, schleichen oftmals kleine, einflußreichende Bemühungen hindurch, die aber durch Inhaltsamkeit und bedeutliche Fortarbeiten bedeutende Wirkung hervorbringen. So würde jetzt ein kurzgefaßter Aufsatz willkommen seyn, der uns der Augen stellte wie seit vierzig Jahren geist- und kunstreiche Menschen, sowohl französischen als italiänischen Opern, deutsch Text unterlegend und sich dadurch um Sprache und Musik großes, unbedenkliches Verdienst erwerben. Unser lyrisches Theater hat sich dadurch nach und nach zu einer uns meinen Ohre gelungenen Schwingung; wir haben die vorzüglichsten Productionen des französischen lyrischen Dramas auf unsern Bühnen gesehen, die italiänischen Opern sind uns nicht fremd geblieben, deutsche Singstück, von deutschen Meistern componirt, vergnügen den Geist, erhalten das Gemüth seit vielen Jahren. Geschmack und Einsicht verbreiteten sich dadurch über die ganze Masse des Publikums, und für die lyrische Poesie überhaupt wuchs, von Jahr zu Jahr, der unschätzbare Vortheil, daß sie immer singbarer wurde ohne an Gehalt abzunehmen. Religiöse, patriotische, gesellige, leidenschaftliche Lieder tönten von allen Seiten, und unser ernst-charakteristische Musik fand Gelegenheit zu tausendfältiger Anwendung ihrer unerschöpflichen Mittel. Und doch, wer mag es aussprechen, daß zu allem diesem der gänzlich verschollene Schauspieldirector Marchand den ersten Anlaß gab, indem er das nedliche Milchmädchen mit den täppischen Jägern, ferner die Schöne mit dem gutmüthigen Ungeheuer aus Frankreich herüber brachte,

durch ansprechende Musik eines Gretry das Theater belebte und uns folgereiche Wohlthaten spendete: denn von jener Zeit an läßt sich die Geschichte der deutschen Oper in ununterbrochene Reihe durchführen. Vielleicht giebt ein Mitarbeiter der Musikalischen Zeitung, der sich dieser Epochen als Theilnehmer erinnert, uns davon eine gedrängte Uebersicht; wornus denn abermals erhellen würde, daß der Deutsche nichts Wunderlicheres thun könnte, als sich in seinen mittelländischen Kreis zu beschränken, eingebildet, daß er von eignem Vermögen zehre, unachtsam alles dessen was er seit einem halben Jahrhundert fremden Völkern schuldig geworden und ihnen noch täglich verdankt.

Doch hiervon ist gegenwärtig zu schweigen besser, die Zeit wird kommen wo der Deutsche wieder fragt auf welchen Wegen es seinen Vorfahren wohl gelungen die Sprache auf den hohen Grad von Selbstständigkeit zu bringen, dessen sie sich jetzt erfreut.

Wir geben gerne zu, daß jeder Deutsche seine vollkommene Ausbildung innerhalb unserer Sprache, ohne irgend eine fremde Beihülfe, hinreichend gewinnen könne. Dies verdanken wir einzelnen, vielseitigen Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts, welche nunmehr der ganzen Nation, besonders aber einem gewissen Mittelstand zu Gute gehn, wie ich ihn im besten Sinne des Worts nennen möchte. Hieher gehören die Bewohner kleiner Städte, deren Deutschland so viele wohlgelegene, wohlhabende besitzt; alle Beamten und Unterbeamten deselben, Handelsleute, Fabrikanten, vorzüglich Frauen und Töchter solcher Familien, auch handwerkliche in so fern sie Gelehrte sind. Diese Personen sämmtlich, die sich zwar in beschränkten, aber doch wohlhabigen, auch ein sittliches Behagen fördernden Verhältnissen befinden, alle können ihr Lehrens- und Lehrbedürfniß innerhalb der Muttersprache befriedigen.

Die Forderung dagegen, die in weiteren und höheren Regionen an uns auch in Absicht einer ausgebreiteten Sprachfertigkeit gemacht wird, kann niemand verborgen bleiben der sich nur einigermaßen in der Welt bewegt.

Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe; Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters geistlos: denn es ist nichts bequemer als von dem Inhalt abstehn, und auf den Ausdruck passen. Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern aus was für Elementen er besteht; der geistlose hat gut rein sprechen, da er nichts zu sagen hat. Wie sollte er fühlen welches kümmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten läßt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil es nichts dabei dachte. Es giebt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zusammengehen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen aus denen dieses Leben hervorringt, und sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Verschrobenes mitführen, er legt sich zu Boden und die reine Welle fließt darüber her.

Redensarten

welche der Schriftsteller vermeidet, sie jedoch dem Leser beliebig einzuschalten überläßt.

Aber.
Gewissermaßen.
Einigermaßen.
Beinahe.
Ungefähr.
Kaum.
Fast.
Unmaßgeblich.
Wenigstens.
Ich glaube.
Mich däucht.
Ich läugne nicht.
Wahrscheinlich.
Vielleicht.
Nach meiner Einsicht.
Wenn man will.
So viel mir bewußt.
Wie ich mich erinnere.
Wenn man mich recht berichtet.
Mit Einschränkung gesprochen.
Ich werde nicht irren.
Es schwebt mir so vor.
Eine Art von.
Mit Ausnahme.
Ohne Zweifel.
Ich möchte sagen.
Man könnte sagen.
Wie man zu sagen pflegt.
Warum soll ich nicht gestehen.
Wie ich es nennen will.
Nach jetziger Weise zu reden.
Wenn sich die Zeiten nicht verwechsle.
Irgend.
Irgendwo.
Damals.
Sonst.
Ich sage nicht zu viel.
Wie man mir gesagt.
Man denke nicht.
Wie natürlich ist.
Wie man sich leicht vorstellen kann.
Man gebe mir zu.
Zugegeben.
Mit Erlaubniß zu sagen.
Erlauben Sie.
Man vergebe mir.
Aufrichtig gesprochen.
Ohne Umschweife gesagt.
Strafrede.
Das Kind bei seinem Namen genannt.
Verzeihung dem derben Ausdruck.

Vorstehende Sammlung, die sowohl zu scherzhaften als ernsten Betrachtungen Anlaß geben kann, entstand zu glücklichen Zeit, da der treffliche Fichte noch persönlich unter uns lebte und wirkte. Dieser kräftige entschiedene Mann konnte gar sehr in Eifer gerathen, wenn man derlei schon bedingende Phrasen in den mündlichen oder weit gar schriftlichen Vortrag einschob. Sie war es eine Zeit, wo er dem Worte: gewissermaßen einen

bottiger Krieg machte. Dies gab Gelegenheit näher zu betrachten, wohin diese höflichen, verbitternden, allen Widerspruch des Herzens und Lebens sogleich beseitigenden Schmeichelworte ihre Herkunft zählen. Möge diese Art Euphemismus für die Zukunft aufbewahrt seyn, weil in der gegenwärtigen Zeit jeder Schriftsteller zu sehr von seiner Meinung überzeugt ist, als daß er von solchen demüthigen Phrasen Gebrauch machen sollte.

Urtheilsworte französischer Kritiker.

Reichliche des Tadels.

A.

abandonnée.
absurde.
arrogance.
astuce.

B.

bafoué.
bête.
bêtise.
bouffissure.
bourgeois.
boursoufflure.
bouquin.
boutade.
brisé.
brutalité.

C.

cabale.
cagot.
canaille.
carcan.
clique.
contraire.
créature.

D.

déclamatoire.
décrié.
dégoût.
dénigrement.
dépourvu.
dépravé.
désobligeant.
détestable.
diabolique.
dure.

E.

échoppé.
enflure.
engouement.
ennui.
ennuyeux.
énorme.
entortillé.
éphémères.
épluché.
espèce.
étourneau.

F.

factices.
fadaise.
faible.
fainéans.
fané.
fastidieux.
fatigant.
fatuité.
faux.
forcé.
fou.
fourré.
friperie.
frivole.
furieux.

G.

gâté.
gauchement.
gauchers.
grimace.
grossier.
grossièrement

H.

haillons.
honnêtement
honte.
horreur.

I.

imbécille.
impertinence
impertinent.
impuissant.
incorrection
indécis.
indéterminé.
indifférence.
indignités.
inégalité.
inguérissable.
insipide.
insipidité.
insoutenable.
intolérant.
jouets.
irréflechi.

L.

laquais.
léger.
lézine.
louche.
lourd.

M.

maladresse.
manque.
maraud.
mauvais.
médiocre.
méprise.
mépris.
mignardise.
mordant.

N.

négligé.
négligence.
noirceur.
non-sens.

O.

odieux.

P.

passable.
pauvreté.
pénible.
petites-maisons.
peu-propre.
pie-grièche.
pitoyable.
plat.
platitude.
pompeux.
précieux.
puérilités.

R.

rapsodie.
ratatiné.
rebattu.
réchauffé.
redondance.
retiré.
révoltant.
ridicule.
roquet.

S.

sans succès
sifflets.
singerie.
somnifère.
soporifique.
sottise.
subalterne.

T.

terrassé.
tombée.
traînée.
travers.
triste.

V.

vague.
vide.
vexé.
vielleric.
volumineux.

Karge Zeugnisse des Lobs.

A.

animé.
applaudie.

B.

brillant.

C.

charmant.
correct.

E.

esprit.

F.

facile.
finesse.

G.

goût.
grâce.
gracieux.
grave.

I.

invention.
justesse.

L.

léger.
légereté.
libre.

N.

nombreux.

P.

piquant.
prodigieux.
pur.

R.

raisonnable.

S.

spirituel.

V.

verve.

Worte sind der Seele Bild —
Nicht ein Bild! sie sind ein Schatten!
Sagen derbe, bauen mild
Was wir haben, was wir hatten —
Was wir hatten wo ist's hin!
Und was ist denn was wir haben? —
Nun! wir sprechen! Rasch im Fliehen
Haschen wir des Lebens Gaben.

Einsicht und Charakter des Menschen offenbart sich am deutlichsten im Urtheil; indem er ablehnt, indem er aufnimmt, bekennt er was ihm fremd blieb, wessen er bedarf, und so bezeichnet, und wohl, jedes Alter, auf jeder Stufe den gegenwärtigen Zustand, den Kreis eines durchlaufenen Lebens.

Auch so ist es mit Nationen, ihr Lob und Tadel muß durchaus ihren Zuständen gemäß bleiben. Griechische und römische Terminologie dieses Faches besitzen wir, unsere Kritik zu beurtheilen oder Verstehendes einigen Anlaß. Wie der einzelne Mensch so auch die Nation ruht auf dem alt-Vorhandenen, Ausländischen oft mehr als auf dem Eigenen, Erbten und Selbsterlisteten; aber nur insofern ein Volk eigene Literatur hat, kann es urtheilen und verstehet die vergangene wie die gleichzeitige Welt. Der Engländer hängt mit Ernst und Vorurtheil am Alterthum und man muß ihm mit Parallelen Stellen aus Horaz beweisen, daß der Orient Poeten erzeugte. Welche Vortheile hingegen Shakspeare's freier Geist der Nation gewährt, ist nicht auszusprechen. Die Franzosen haben durch Einführung mißverstandener alter Lehren und durch neue Convention ihre Poesie dergestalt beschränkt, daß sie zuletzt ganz verschwinden muß, da sie sich nicht einmal mehr in Prosa auflösen kann. Der Deutsche war auf gutem Wege und wird ihn gleich wieder finden, sobald er das schädliche Bestreben aufgiebt die Richtungen der Ilias gleich zu stellen.

Die günstige Meinung die ein russischer Fremder uns Deutschen gönnt, darf hier, als an der rechten Stelle, wohl Platz finden. Der wirkliche russisch-kaiserliche Staatsrath Umarow gedenkt in seinem schätzbaren Werke: Rannes von Panepetic, der Dichter; St. Petersburg 1817, und zwar in dem an einen alten Freund und Zeitgenossen gerichteten Vorwort, unserer in Ehren also: « Die Wiedergeburt der Alterthumsbissenschaft gehört den Deutschen an. Es mögen andere Völker wichtige Vorarbeiten dazu geliefert haben, sollte aber die höhere Philologie sich einst zu einem vollendeten Ganzen ausbilden, so könnte eine solche Palingenesie wohl nur in Deutschland statt finden. Aus diesem Grunde lassen sich auch gewisse neue Ansichten kaum in einer andern neuern Sprache ausdrücken, und deswegen habe ich deutsch geschrieben. Man ist deßwegen nunmehr von der verkehrten Idee des politischen Vorranges dieser oder jener Sprache in der Wissenschaft zurückgekommen. Es ist Zeit daß ein Jeder, welchen es mit dem Werkzeug, nämlich der Sprache wähle, die am nächsten dem Ideenkreise liegt, den er zu betreten im Begriff ist. »

Hier hört man nun doch einmal einen fähigen, talentvollen, geistreich gewandten Mann, der, über die kümmerliche Beschränkung eines erklärenden Sprach-Patriotismus weit erhoben, gleich einem Meister der Tonkunst jedesmal die Register seiner wohlausgestatteten Orgel zieht, welche Sinn und Gefühl des Augenblicks auszudrücken. Möchten doch alle gebildeten Deutschen diese zugleich ehrenvollen und belehrenden Worte sich dankbar einprägen, geistreiche Jünglinge dadurch angefeuert werden, sich mehrerer Sprachen, als beliebiger Lebenswerkzeuge, zu bemächtigen.

Verstehendes Verzeichniß hatte ich im dritten Hefte von Kunst und Alterthum mitgetheilt, wo freilich sehr viele Worte des Tadels gegen lärgliche Worte des Lobes erschienen. Hierüber hat der Veri Liberal unterm 4. Februar 1819 sich beschwert und mich einer Ungerechtigkeit gegen die französischen Nationen beschuldigt. Er that dies jedoch mit so vieler Anmuth, und Artigkeit, die mich beschämen würde, wenn nicht hinter meiner Mittheilung jener Worte ein Geheimniß verborgen läge, dessen Entdeckung ich ihm und meinen Lesern hiermit vorzubringen nicht ermangle.

Ich bekenne daher ganz ohne Anstand, daß der Correspondent des wahren Freimüthigen zu Berlin ganz mit Grund bemerkt: wie unter den von mir angegebenen Tadelsworten sich manche wunderliche befinden die man eben nicht erwartet hätte; ferner, daß an den Worten des Lobes mehrere fehlen die einem jeden sogleich einfallen sollten. Wie dieses zu erklären, mag die Geschichte deutlich machen, wenn ich erzähle wie ich zu jenem Verzeichniß eigentlich veranlaßt wurde.

Als vor vierzig Jahren Herr von Grimm sich in der damals auszeichnenden geist- und talentvollen Pariser Gesellschaft einen ehrenvollen Zutritt gewannen und für ein Mitglied dieses so außerordentlichen Vereins wirklich anerkannt wurde, beschloß er ein Tagesblatt, ein Bulletin literarischen und weltgefälligen Inhaltes, schriftlich zu versenden an fürstliche und reiche Personen in Deutschland, um sie gegen bedeutende Vergeltung, von dem eigenen Leben der Pariser Zirkel zu unterhalten, nach deren Zuständen man äußerst neugierig war, weil man Paris als den Mittelpunkt der gebildeten Welt wirklich ansehen konnte. Diese Tagesblätter sollten nicht nur Nachrichten enthalten, sondern es wurden die berühmtesten Arbeiten Diderots: die Klosterfrau, Jakob der Fatalist u. s. w. nach und nach in so kleinen Portionen zugetheilt, daß Neugierde, Aufmerksamkeit und jedes gierige Bestreben, von Sendung zu Sendung, lebendig bleiben mußte.

Auch mir war durch die Gunst hoher Gönner, eine regelmäßige Mittheilung dieser Blätter beschieden, die ich mit großem Bedacht eifrig zu studiren nicht unterließ. Nun darf ich mir wohl nachrühmen, daß ich von jeder die Vorzüge der Menschen und ihrer Productionen willig anerkannt, geschätzt und bewundert, auch mich daran dankbar auferbauet habe. Deshalb mußte mir in der Grimmischen Correspondenz gar bald auffallen, daß, in Erzählung, Anekdote, Charakterschilderung, Darstellung, Urtheil, durchaus mehr Tadel als Lob zu bemerken sey, mehr scheltende als ehrende Terminologie vorgekommen pflege. Wohlgelaunt begann ich eine Tafel, zum Vortheil meiner Betrachtung und eigenen Unterrichts, jene sämmtlichen Ausdrücke auszuziehen, auch in späterer Zeit zu senden und alphabetisch zu ordnen, bald im Scherz, bald im Ernst, und so blieben sie viele Jahre bei mir liegen.

Da nun endlich die Grimmische Correspondenz in öffentlichen Druck erschien, las ich solche, als ein Document vergangener Zeit, mit Sorgfalt abermals durch, und fügte gar bald auf manchen früher von mir bemerkten Ausdruck, wobei ich mich denn aufs neue übergenommen konnte, daß der Tadel bei weitem das Lob überwog. Da suchte ich nun die ältere Arbeit vor und lies sie, gefälliger Anregung willen, die mir denn auch nicht mißlang, gelegentlich abdrucken. Bemerken muß ich jedoch, daß ich der Sache eine neue Aufmerksamkeit zu schenken, im Augenblick nicht mehr vermochte, deshalb denn manches Wort des Lobes und Tadels, welches mir entgangen, in diesem voluminösen Werk zu finden seyn möchte.

Damit nun aber nicht der Vorwurf, welcher eine ganze Nation zu treffen schien, auf einem einzigen Schriftsteller haften bleibe, so behalten wir uns vor, nächstens im Allgemeinen über diesen höchst wichtigen literarischen Gegenstand zu sprechen.

Hör-, Schreib- und Druckfehler.

Der Sprachverbesserer ist es längst bekannt, daß bei Verbesserung alter Manuscripte manchmal bemerkt wird, daß solche diktirt worden und daß man daher auf Hörfehler, woraus die Schreibfehler entstanden, aufmerksam zu seyn Ursache habe.

Herrn kann ich aus eigener Erfahrung die wunderbarsten Beyspiele anführen; denn da ich, von jeher an das Diktiren gewöhnt, oft auch ungeübten, oder wenigstens zu einem gewissen Fache nicht gerade gebildeten Personen diktirt, so ist mir daraus ein besonderes Uebel zugewachsen. Vorzüglich geschah es, wenn ich über wissenschaftliche Gegenstände, denen ich nur Zwischenstunden widmen konnte, Blätter, ja Hefte diktirte, solche aber nach Jahren wieder vor die Hand nahm, so mußte ich die wunderlichsten und unverständlichsten Stellen darin entdecken. Um den Sinn eines solchen Abracadabra zu entziffern, lese ich mir die Abhandlung laut vor, durchdringe mich von ihrem Sinn, und spreche das unverständliche Wort so lange aus, bis im Fluß der Rede das rechte sich ereignet.

An den Hörfehlern aber ist der Diktirende gar oft selbst schuld. Man horche nur, wenn in Gesellschaften vorgelesen wird, ob wohl alles zur Klarheit kommt? Man merke den Schauspielern auf! Diese, selbst bessere, nicht ausgenommen, haben den wunderlichen Fleiß, die Eigennamen der Personen, Länder und Städte undeutlich auszusprechen. Wir schien es, bei langjährigen Erfahrung, daher zu rühren, weil ein solches Wort ihre Empfindung nicht anspricht und sie es daher als gleichgültig odendun behandeln. Eine andere Art der Undeutlichkeit entspringt auch, wenn der Vortragende mitten im Sprechen seine Stellung verändert, sich umwendet, oder mit dem Kopf hin und wieder fährt.

Die Hefte der Studirenden mögen daher meist so richtig seyn, weil der Diktirende seinen Platz nicht verändert und es ihm angelegen ist so vielen aufmerksamen, lernbegierigen jungen Leuten genug zu thun. Hört man dagegen die Zuhörer über Unverständlichkeit ihrer Lehrer klagen, so kommt es daher, weil diese zwar die Wissenschaft in sich tragen, sie aber nicht außer sich zu setzen wissen, wozu ein eignes Studium gehört und nicht einem jeden diese Gabe von Natur verliehen ist.

Der Hörer aber und sein Ohr tragen gleichfalls zu gedachtem Fehler bei. Niemand hört als was er weiß, niemand vernimmt als was er empfinden, imaginiren und denken kann. Wer keine Schulstuben hat, kommt in den Fall alle lateinischen und griechischen Ausdrücke in bekannte deutsche umzusetzen; dieses geschieht ohnemäßig mit Worten aus fremden Sprachen, deren Aussprache dem Schreibenden unbekannt ist.

Höchst merkwürdig bleibt in einem verwandten Falle die Art, wie eine ungebildete Menge fremde, seltsam klingende Worte in bekannte, sinnsprechende Ausdrücke verwandelt, wovon ein kleines Wörterbüchlein wohl zu wünschen wäre. Ferner kommt auch wohl beim Diktiren der Fall vor, daß der Hörer seine einwohnende Neigung, Leidenschaft und Bedürfniß an die Stelle des gehörten Worts setzt, den Namen einer geliebten Person, oder eines gewünschten guten Dinges einfügt.

Hör-Fehler.

Anstatt	der
Bertillon	Puriten.
Schon Hundert	Jean Hunter.
Das sie die älteste . . .	Das Aberälte.
und Damen	und Ammen.
unabsicht	zunächst.
Lehmgrub	Lehmgrube (Danzig).
die sie schützt	die Sujets.
Küchenseite	Kirchenfeier.
Kuchenfreund	Jugendtreund.
Residenz	Gründung.
sehr dumm	Irrthum.

Druck- und Schreibfehler aus Unachtsamkeit.

geschlungenen	geschrungenen.
Umbildung	Umeidung.
einsichtigen Lesern .	einsichtigen Lesern.
Mädchen	Märchen.
lebig	leblich.
Unform	Uniform.
Leid	Leid.
Zeuge	Junge.
gefürchte	gefürchtete.
Ermutung	Ermuthung.
Furchtbarkeit	Fruchtbarkeit.
Verwehrung	Vermehrung.
Bermehrung	Vermählung.
wohlthätig	wohlhäbig.
Trojanische Säule . . .	Trojanische Säule.

Verwandlung französischer Worte im Ohr und Sinn der deutschen Menge.

Impuhs (Einbuhs) . . .	Impost.
Rückruthen	Recruten.
reine führen	renoviren.
Inspectrum	Inspecter.

Verwandlung eines deutschen Worts durch französische akademische Jugend.

Verjus (unreifer Traubensaft) . . . Ver--ruf.

Ueber diese Mängel hat niemand mehr Ursache nachzudenken als der Deutsche, da in wichtigen Werken, aus denen wir uns belehren sollen, gar oft Kumpfe, nachlässige Correctoren, besonders bei Entfernung des Verfassers vom Drucker, unzählige Fehler stehen lassen, die oft erst am Ende eines zweiten und dritten Bandes angezeigt werden.

Ist man nun beim Lesen wissenschaftlicher Bücher schon mit der Sache bekannt, so wird man von nicht schon mit der Sache bekannt, so wird man von Zeit zu Zeit anstoßen und sich kaum zu helfen wissen, wenn man nicht eine divinatorische Gegenwart des Geistes lebendig erhält, sich den Verfasser als einen vernünftigen lebendig denkt, der nichts Ungereimtes sagen will noch darf. Aber ist man denn einer solchen Anstrengung fähig? und wer ist es immer?

Da nun die werthe deutsche Nation, die sich mancher Vorzüge zu rühmen hat, in diesem Punkte leider allen übrigen nachsteht, die, sowohl in schönern, prächtigern Druck als, was noch mehr werth ist, in einem fehlerfreien, Ehre und Freude setzen, so wäre doch wohl der Mühe werth, daran zu denken, wie man einem solchen Uebel, durch gemeinsame Bemühung der Schreib- und Druckfertigen, entgegenarbeitete. Ein bedeutender Schritt wäre schon gethan, wenn Personen, die ohnehin, aus Pflicht oder Neigung, von dem Gange der laufenden Literatur, oder ihren Theilen unterrichte-

ohne Kenntniß behalten, sich die Mühe nehmen wollten bei jedem Werke nach den Druckfehlern zu sehen und zu bezeichnen: aus welchen Officinen die meisten incorrecten Bücher hervorgingen. Eine solche Rüge würde gewiß das Eingreifen der Druckherren beleben; diese würden gegen ihre Correctoren strenger seyn, die Correctoren hielten sich wieder an die Verfasser, wegen undeutlicher Manuscripte, und so käme eine Verantwortlichkeit nach der andern zur Sprache. Wollten die neuerlich in Deutschland angestellten Censoren, denen als literarisch gebildeten Männern ein solches Amnesen nothwendig auffallen muß, wenn sie, wie das Gesetz erlaubt, Aufklärungen ertheilen, die Druckherren auch von ihrer Seite unablässig erinnern, sie würde gewiß das Gute beste schneller gefördert werden.

Denn wirft man die Frage auf, warum in Zeitungen und andern Tagesblättern, die doch eilig, so oft übereilt gedruckt werden, weniger Druckfehler vorkommen als in Werken, zu denen man sich Zeit nehmen kann? so darf man wohl darauf erwidern: eben deßhalb weil zu tägigen Arbeiten vigilante Männer angestellt werden, dagegen man bei langwierigen Arbeiten glaubt, der Aufmerksame habe immer noch Aufmerksamkeit genug. Wie dem auch sey, wenn das Uebel nur recht lebhaft zur Sprache kommt, so ist dessen Heilung vorbereitet. Mögen einsichtige Druckherren über dieß, sie so nah angehende Angelegenheit in unseren vielgelesenen Zeitblättern sich selbst aussprechen und über das was zur Förderung der guten Sache wünschenswerth sey, ihrer näheren Einsicht gemäß, die wirksamsten Aufschlüsse geben.

Der Pfingstmontag,

Lustspiel in Straßburger Mundart, fünf Aufzügen und Versen. Straßburg 1816.

Das große Verdienst dieses Kunstwerks um die deutsche Sprache, jenen bedeutenden Straßburger Dialekt, und nebenher die verwandten eberdeutschen, lebhaft und ausführlich dargestellt zu haben, ist wohl eben Ursache, daß es nicht nach seinem eigentlichen Werthe allgemein beachtet werden kann: denn, indem es jenen Kreis vollkommen ausfüllt, verschießt es sich vor dem übrigen Vaterlande; wir wollen daher versuchen dessen Vorzüge unsern sämmtlichen lieben Landsleuten eingänglicher und anschaulicher zu machen.

„In jeder Volksmundart, sagt der Verfasser, spricht sich ein eigenes inneres Leben aus, welches, in seinen Abstufungen, eine besondere National-Charakteristik darbietet.“ Dabei drängt sich uns folgende Betrachtung auf. Wenn man auch kein etwas den Nutzen abläugnen darf, der uns durch so manche Idiotiken geworden ist, so kann man doch nicht ableugnen, daß jene, so eben berührten, in einer lebendigen, lebhaft gebrauchten Sprache unendlich mannigfaltigen Abstufungen unter der Form eines alphabetischen Lexikons nicht bezeichnet werden können, weil wir nicht erfahren wer sich dieses oder jenes Ausdrucks bedient und bei welcher Gelegenheit? Dieß wegen wir auch in solchen Wörterbüchern hie und da die nützliche Bemerkung finden: daß z. B. ein oder das andere Wort vom gemeinen und gemeinsten Volke, weit auch nur von Kindern und Ammen gebraucht werde.

Die Unzulänglichkeit einer solchen Behandlung hat ein, mit dem Straßburger Volkskreise von Jugend auf innigst bekanntes Talent wohl und tief gefühlt, und aus ein Werk gestiftet, das an Klarheit und Vollständigkeit des Anschauens und an geistreicher Darstellung unendlicher Gegenheiten wenig seines Gleichen finden dürfte. Der Dichter führt uns zwölf Personen aus Straßburg und drei aus der Umgegend vor. Stand, Alter, Charakter, Gesinnung, Denk- und Sprechweise contrastiren durchaus, indem sie sich wieder stufenartig an einander schließen. Alle handeln und reden vor uns mit dramatischer Lebhaft; weil sie aber ihre Zustände auseinander entwickeln sollen, so zeigt sich die Behandlung ins Epische, und, damit uns ja die sämmtlichen Formen vorgeführt werden, so ist der Verfasser den anmuthigsten lyrischen Ausschuß darbei zu leiten. Die Handlung ist in das Jahr 1789 gesetzt, wo das allverbreitete Straßburger Bürgerwesen sich zu gegenwärtigem Einfluß noch einigermaßen dort und hin bewahren konnte; uns so wird uns das Werk doppelt wichtig, weil es das Andenken eines Zustandes erhält, welcher später, wo nicht zerrüttet, doch gewaltsam durch einander geröthet worden. Die auftretenden Charaktere schildern wir kürzlich der Reihe nach.

Starkhans, Schiffbauer und großer Rathsherr; tüchtiger Bürger, folgerechter Hausvater, aufs zärtlichste gegen seine einzige Tochter gesinnt. Ein jüngerer Sohn, Daniel chen, kommt nicht zum Vorschein und spielt schon durch sein Außenbleiben eine Rolle.

Dorothe, seine Gattin; wackere Hausfrau, strenge Wirthschafterin, gar vielem was sie mißbilligt mit Heftigkeit begegnend und widerstrebend.

Elsel, ihre Tochter; reines, bürgerliches Naturkind, gebornem, theilnehmend, wohlthätig, unschuldig liebend, sich an ihrer Liebe mit Verwunderung erfreuend.

Mehlbrüh, Feuerspritzenmacher und kleiner Rathsherr; in Sprüchwörtern redend, und als Mechanicus sich höher verstehend, an Sympathie glaubend, nicht weniger an Physiognomie und dergleichen.

Reine, dessen Gattin; verständige gemüthliche Frau, ihrem Sohn eine vertheilhafte, wo möglich reiche Heirath wünschend. Er ist Wolfgang genannt, Magister und Abendprediger; im Besitz hochdeutscher Sprache und Bildung; einfachen, vernünftigen, verständigen Sinnes, fließender, löblicher Unterhaltung.

Christinel, Mädchen von zwanzig Jahren, und doch leider schon die älteste ihrer Gespielinnen; guter Art, aber eitrig und listig, gewandt, nach Heirath strebend.

Licentiat Mehlbrüh; Hofrath. Corrivator eines alten, halbfranzösirten, mittelbürgerlichen Straßburgers.

Reinhold, Medeciner Doctorand, von Bremen gebürtig; vollendete deutsche Cultur und Sprache, einigermaßen enthusiastisch, halbpoetischen Ausdrucks.

Frau Prechterey, mäßige Frau, um ihrer Tochter willen lebend.

Klärl, gleich als unglückliche Liebhaberin auftretend, dem jungen geistlichen Wolfgang mit Herz und Seel ergeben. Rein und schön wie Elsel, an ausfallendwürdiger Gestalt ihr vorzuziehen; auf einer höhern Stufe der Empfindung, des Gedankens und Ausdrucks.

Gräfler, von Kaisersberg, Kaufmann, in Colmar wohnhaft, Meisterstück eines werkern, in einer Stadt zweiter Ordnung ausgebildeten Charakters.

Bärbel, Nachbarin, rothe, beherzte, mit Schimpf- und Drohworten freigebige Person.

Brod, Magd bei Starkhans; munter, dreist, reine, derbe Magdnatur, heiter und artig, mit der Frau im Widerstreit, Herrn und Tochter aufrichtig ergeben.

Christlieb, Pfarrer auf dem Ortenauischen, Klaus aus dem Kochersberg, kommen erst gegen das Ende, um mit Straßburger Dialekt und Charakter der umgegend darzustellen.

Nunmehr zeichnen wir vor allen Dingen den Gang des Stücks, um alsdann weiter Betrachtungen folgen zu lassen. Hiebei ist unsere Hauptabsicht, denen die es lesen, durch einen allgemeinen Begriff des Inhalts jeder

Scene, über die einzelnen Sprachschwierigkeiten hinwegzuhelfen.

Erster Aufzug.

(Pfingstsonntag. Nachmittag. Starkhans Wohnung. Frau Dorthe schilt ihr Tochter Lisse, sehr heftig, daß sie einen Spaziergang mit der Eltern ausschlägt, weraus sie sich doch nur herzlich sehr gefreut haben. Der Vater nimmt sich der Tochter an, bei die Dirne in die Ecke gehen kann. Die Mutter läßt sich begütigen und geht mit dem Vater allein spazieren. Kaum ist Lisse von ihren Eltern befreit, so erklärt sich daß sie einen Liebhaber in allen Ehren erwarte, von dessen beider, züchtiger Persönlichkeit sie ganz und gar durchdrungen ist. Nur bedauert sie, daß er das wunderlich Hochdeutsch rede, worum sie sich nicht schicken könne. Sie wünscht in Deutschland erzogen zu seyn und nicht in einer unglücklichen Provinz an der letztringer Gränze, wo sie weder deutsch noch französisch gelernt. Christinel kommt und will den zauberndem Liebhaber verdächtig machen. Lisse vernimmt's nicht, und da Reinhold hereintritt ist sie voll stiller Freude. Seine gesuchte schwülstige Rede bietet den guten Mädchen unverständlich, sie legen sich's gar wunderlich aus. Eben so verstehet er sie nicht, als sie verlangen, daß er sie auf dem Spaziergang begleiten soll. Endlich werden sie einig; Lisse will nur noch den jüngeren verzogenen Bruder, Danielle, abwarten, um ihn, wie sie den Eltern versprochen, mitzunehmen. Reinhold soll indessen seinen Freund Wolfgang herbeiholen. Der deutsch-französische Bienniat tritt auf, er merkt den Mädchen sogleich ab, daß sie einen Spaziergang vorhaben und hofft sie überall hin zu verfolgen. Durch ein Mährchen von einer Officiersliebe werden sie ihn los. Christinel entfernt sich für einen Augenblick. Herr Meyhirsch und Frau Kosine treten auf, sie quälen Lissen mit einer nahen Heirath, ohne den Bräutigam zu nennen, und da sie mit ihnen zu spazieren gleichfalls abtheilt, gehen sie weiter. Christinel tritt zu Lissel, die mit großen Freuden für bekannt annimmt, daß sie mit Reinhold werde verheirathet werden. Die Freunde aber behandlet, es sey der Wolfgang gemeint. Christinel bleibt allein und es ergiebt sich, daß sie auf Reinholden selbst Absicht habe. Dieser und Wolfgang treten auf, die Jünglinge bequemen sich zur schicklen Prose, damit das Mädchen sie verstehe. Sie gebraucht nun die List erst von Wolfgang ein Bekenntniß herauszulocken, daß er liebe. Der Freund, dem er nichts davon vertraut, verwundert sich hefftig, und sie sagt ihnen keck und kühn ins Gesicht der Gegenstand sey Lissel. Reinhold, über den Verrath seines Freundes aufgebracht, entfernt sich. Wolfgang ihm nach. Christinel überlegt was weiter zu thun? Nachdem auch sie den Platz verlassen, treten beide Freunde wieder auf, und es erklärt sich, daß Wolfgang in Klärchen verliebt sey; er ist nur gegen sie zurückhaltend, weil er die Einwilligung seiner Eltern, die ihn freylich an das reichere Lissel zu verheirathen wünschten, erst durch Versprache bedeutender Gönner müsse zu erlangen bemüht seyn.

Zweiter Aufzug.

(Starkhans Wohnung bleibt.) Brod liegt Frau Dorthen die Marktrechnung ab; die strenge haushälterische Knauserey zeigt sich an dieser, an jener eine hübsche, reine Magd beschäftigt. Brod bleibt allein und spricht mit wenigen Worten das Lob des Hausherrn und der Jungfer. Der Licentiat tritt zu ihr und beginnt gleich etwas antastlich zu scharmiren; das Mädchen, neckisch gewandt, weicht aus, er verliert das Gleichgewicht, fällt zu Boden und verrückt Anzug und Kopfzeug. Brod schickt sich an ihn wieder herzustellen, und im Gespräch wird verhandelt, daß Lissel den Reinhold heirathen werde. Er schöpft Absicht auf das Mädchen zu haben, und als Frau Dorthe hereintritt, bringt er seine Werbung an, fährt aber ab. Andere bürgerliche Wohnung. Frau Prechtere und Klärl. Letztere klagt sich an als liebend und leidend. Nie ist eine volle, herzliche, auf das Vertrauen des Geliebten gegründete Leidenschaft schöner ausgedrückt worden, die Scene ist zu verkürzen zu rühmen. Die Mutter trostet sie im Allgemeinen und räth ihr die Gießlern aus Colmar nicht ganz abzuweisen. Der Licentiat kommt herein, und da man das Mädchens Zustand durch ein Kopfweh entschuldigt, ist er mit Complimenten freygebig; noch freygebiger mit Complimenten als die Mutter, um seine Fragen abzukürzen, vergißt es sey der Tochter eine gelehrte Katze gestorben. Eine Unterhaltung läuft das Mädchen fort. Diese Heirath kommt zur Sprache, Gießler und Christinel treten auf, jener ist herzlich und hefftig verliebt in Klärl und erhebt die Verzweiflt fast zum Lächerlichen. Der Licentiat debauchirt: in guten Kinderausdruck, die er umständlich ausführt und deshalb von Gießlern für einen Familienvater gehalten werden muß. Nun aber wird er lächerlich, indem er sich Christinel einkreiend und er umständlich erzählt wie ihn die Mädchen mystificirt. Gießlers treuburgerliche Liebe bricht wieder lakonisch und schicklich hervor. Der Licentiat tadelt ihn deßhalb nicht, weil in Colmar solche Mädchen, wegen Mangel an Gelegenheit zu ihrer Ausbildung nicht gefunden würden; auch überhaupt es dort nicht sonderlich bestellt sey. Gießlers Comarischer Patriotismus äußert sich eben so derb und tüchtig wie seine Liebe; er fragt: ob sie in Straßburg einen Pfeffel hätten? und wird im Hin- und Wiedertreiben heftig, grob und dreschend. Frau Prechtere verbittet sich solchen Lärm in ihrem Hause. Licentiat entfernt sich. Christinel, nach ihrer anschmiegenden Weise, erkundigt sich bei Gießlern nach Colmar und der Umgegend, er beschreibt das Oberelsaß lakonisch, dessen Berge, Schlösser, Hügel, Thäler und Flächen; es erscheint vor unserer Einbildungskraft weit und breit und gnugsoll. Aber er hat auch selbst Pferde, um seine Freunde und seine Gäste, die er hiermit einlädt, überall herumzukutschieren. Christinel hilft ihm schmeichlerisch und Klärl nur lakonisch und begiebt sich, ein Uebelseyn vorwendend, mit der Freundin weg. Frau Prechtere gesteht Gießlern: daß ihre Tochter sich um Wolfgang grämе. Gießler antwortet: es sey ihm ganz recht: denn wenn jener sie verlasse, könne sie ihn ja haben. Gießler allein, drückt seine Liebesqual gar wunderlich aus. Reinhold tritt hinzu und da er hört, Klärl sey krank, trägt er leidenschaftlich: warum man Wolfgang nicht dole? Dabei ergiebt sich, daß dieser nicht untreu sey und daß Gießler wohl auf Klärl Verzicht thun müsse. Der Gute von Colmar in Verzweiflung geht ab. Reinhold, allein bleibend, macht verständige, zarte Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der sämmtlichen Liebenden, wodurch das künftige glücklich vorbereitet wird.

Dritter Aufzug.

(Meyhirsch's Wohnung.) Man hat Gäste zum Abendessen geladen. Frau Dorthe findet sich ein, entschuldigt bei Frau Kosinen, daß sie das liebe Danielle, welches noch immer nicht zu sehen ist, nicht mitbringen können. Auf Kinderspiele, denen das liebe Gesindel unmäßig ergeben, wendet sich nun das Gespräch. Sie sehen hierauf durchs Fenster Blase Bärbel herankommen und ebenso gleich Uebels genug von ihr. Sie tritt auf; jene sind sie leidenschaftlich gemein, schütten ihren Haß gegen Mau-

bold aus, schildert ihn als Freudenbold und von den schlechtesten Sitten. Endlich entdeckt sich's, woher ihre Wuth sich schreibt! Er hat nämlich einmal, sie nicht kennend, gefragt oder soll gefragt haben: Wer ist denn die dort, die rothen Pfeder braucht k. h. die rothe Haare hat. Dieß geht nun an allen Brunnen und auf allen Märkten unter, da sie doch gar wohl noch zu den Blonden gehört. Ihre Rabatz hat keine Grenzen, sie droht ihn aufgeschlossen, ihr auszuziehen zu lassen. Nun bleiben die beiden Frauen allein. Birth ist Herkunft, Schicksal und empfindsame Erziehung wird meisterhaft geschildert und abgewirkt. Sobann lud sie Frau Rehne den Augenblick, daß Lissel ihren Stein Wolfgang eigentlich nicht liebe, sondern Reinholden. Verzeihen will Frau Dorthe es ihr nicht eher, bis Lissel sie selbst darum bittet; einig aber als Hausfrauen eilen sie zu sehen ob der Abendtisch gut gedeckt und bestellt sey? Mehlbrüh und Reinhold kommen als Gäste. Bei im Erwähnen eines kranken Kindes in der Familie geraten sie auf die Medizin. Mehlbrüh bekennt seinen Glauben an Sympathie und an einen Mischmasch wahrer und erräumter Wunderkräfte der Natur. Jugleichen hält er viel auf Physiognomik. Er geht ins Tafelzimmer. Reinhold, zurückbleibend, hält eine Lobrede auf Straßburg und dessen Bewohner, schätzt sein Glück hier zu heirathen, sich anzusiedeln. Wolfgang kommt. Reinhold berichtet wie er die entschiedene Leidenschaft Lischchen's zu seinem Freund entdeckt. Die beiden Liebhaber schildern und loben ihre Mädchen wechselseitig, und dagegen sich zum Abendessen. Bärbel und Christinel treten auf und mustern die geladenen, eingetroffenen und ausgebliebenen Gäste, denen sie auf das schlimmste nachreden. Bärbel bleibt allein und entdeckt ihren Vorsatz Reinholden, wenn er vom Essen weggehen werde, überfallen zu lassen. In diesem Sinne entfernt sie sich. Der Licentiat tritt auf, und da er seine Absichten auf Lissel immer noch durchzusetzen gedenkt, ist ihm eine Nachricht ganz willkommen: Reinhold habe falsche Wechsel geschmiedet, und werde deßhalb mit Steckbriefen verfolgt.

Vierter Aufzug.

(Mehlbrüh's Haus bleibt.) Frau Dorthe und Mehlbrüh treten auf, sie glauben dem Gerücht, daß Reinhold ein Schelm sey und beschließen, daß beide Familien sich vor ihm in Acht nehmen sollen, bis der Handel aufgeklärt ist. (Starkhans Wohnung.) Er und Lissel kommen. Den Vater zieht die Schergkast zu rathen auf, was er ihr für ein Geschenk bestimme? Rathen er sie lange hin und her, läßt er endlich das Kätzlein und sagt: es sey ein Mann! Lissel, nur an Reinhold denkend, läßt es ohne weiters gelten. Für sich allein drückt sie ihr Entzücken gar anmuthig aus. Die Mutter kommt, auch diese spricht von einem Manne; es erklärt sich aber bald, daß Wolfgang gemeint sey. Von diesem will Lissel ein für allemal nichts wissen. Mutter und Tochter verzürnen sich. Starkhans tritt in den Saal herein, und da er etwas zu tief ins Glas gegukt, wird die Sache nicht besser. Das Mädchen geht weinend zu Bette; Vater und Mutter machen sich wegen der Kinderzucht Vorwürfe und entfernen sich. Der Licentiat kommt in schmutzigen und elenden Umständen, geführt von Glöckler, Christinel und Bred. Er ist denen von Bärbeln angestellten Aufpassern in die Hände gerathen, doch, da sie ihn bald als den Unrechten erkannten, nur oberflächlich übel zugerichtet worden. Man hilft ihm wieder zurechte und bringt ihn weg. Mehlbrüh, der es gleich schon Nacht ist, kommt zu Starkhans, offen zu erklären daß Wolfgang in eine Heirath mit Lissel nicht einstimme und da im Verlauf des Gespräches das Vermögen beider Familien in die Rede kommt, entzweien sich die Väter aufs heftigste, sodann machen es die beiden Mütter nicht besser, und Frau Rehne zeigt sich zuletzt entschieden, ihren Sohn zu keiner Heirath zwingen zu wollen.

Fünfter Aufzug.

(Pfingstmontag Morgen, öffentlicher Platz.) Die beiden Freunde treten auf, und in welcher Lage die Dinge sich gegenseitig befinden wird klar. (Mehlbrüh's Wohnung.) Wolfgangs Eltern, hört man, sind durch Herrn Stettmeister bewogen worden in die Verbindung mit Kirchen zu willigen; sie fühlen sich über die Ehre, die eine hohe Magistrats-Person ihrem Wolfgang beweist als seiner Gattin, durch Lob und Thränen bewiesen, hoch entzückt, und der Vater findet das Schönes einnehmende Braut, die er zum erstenmal sieht, selbst bedeutend schön. Eine kurze aber höchst liebliche Scene. (Starkhans Garten.) Licentiat erklärt monologirend, daß er die Heirath Glöcklers und Christinels durch eine Ausstattung begünstigen werde, da ihr Vormund erst in einem Jahr, wenn sie mejorenn geworden, seine Zustimmung geben wolle. Glöckler und dessen Geliebte haben sich um ihn, bei dem Unfall von gestern Abend, sehr verdient gemacht, er will sie glücklich wissen, da er selbst vom Heirathen abgeschreckt ist. Starkhans und Frau Dorthe treten höchst vergnügt auf. Reinhold ist aller Schuld entbunden, der Steckbrief galt einem Landläufer, und ein Brief von Reinholds Vater an Starkhans ist angekommen. Dieser Senator von Bremen und Doctor Juris hält den Rathsherrn von Straßburg auch für einen entschiedenen Juristen und Graduirten, titulirt ihn Hochwohlehren, wodurch der Schiffbauer sehr geschmeichelt ist und dem Ansuchen Reinholds um Lissel nicht mehr widerstehen kann. Die Gesellschaft versammelt sich, manche angenehme, aufklärende Familienunterhaltung wird gepflogen.

In dieser freien Stunde erinnern sich endlich die beiden Väter, daß sie noch zu den letzten alten Meistersängern gehören, die auf der Herrenstube bis 1781 gesungen haben. Pfarrer Christlieb aus Ortenau tritt auf, da sie sich schon feierlich niedergelassen. Ein liebenswürdiger junger Mann, der den Tod einer angebeteten Braut nicht verwindet. Aufgefordert singt er ein sehnsüchtiges Lied in hochdeutscher Sprache; Wolfgang preist gleichermaßen eine glückliche Liebe; Reinhold die gegenwärtige festliche Geselligkeit; Starkhans feiert, im Elsasser Dialekt, das Lob der Stadt Straßburg, und damit es an Bücherlichem nicht fehle, trägt der Licentiat ein Gedicht vor mit falsch accentuirten Endreimen, wie es wohl halbgebildeten Menschen begegnet, die in ungeschickterm Buchstabiren sich verlierend, Quantität und Betonung falsch nehmen. Bäuerisch gemein, aber wacker, besingt Klaus das Lob seiner Innamey. Heller aufgeregt durch so viel Anmuthiges gießt Mehlbrüh endlich seine Einwilligung in die Heirath Glöcklers und Christinels; zum Schluß aber, um das Fest vollkommen zu krönen, fahren Herr Stettmeister und Herr Ammeister, als Brautführer, an den Garten an. Die Gesellschaft zieht ihnen mit Blumenstrüßen entgegen und so ist Pfingstmontag, der Starkhansischen Violette silberne Hochzeit, und so manche neue Verbindung auf alle Weise gefeiert.

Nach vorgetragenem Plan und dessen Ausführung, von Scene zu Scene, kann wohl verlangt werden, daß wir noch einiges über Technik und Behandlung der vorzüglichsten Motive sprechen, und da dürfen wir unterrichteten Lesern nicht erst bemerklich machen, daß dem

Verfasser eine lobliche Kunstfertigkeit zu Diensten steht. Er überschreitet sein Stück: der Pfingstmontag und beschränkt daher, wie billig, die Zeit seiner Handlung auf vier und zwanzig Stunden. Sie beginnt Pfingstsonntag nach Tische, die vier ersten Acte bewegen sich in die Nacht. Erst, als Entwicklung und Schluß tritt mit dem Morgen Pfingstmontag hervor. Der Schauplatz ist abwechselnd im Hause einer der drei Familien, und zwar mit unter an einem und demselben passenden Orte, wie zum ersten Auftritte des letzten Actes, in Sturkrans Garten, nahe vor dem Thore. Die Verfasser hat die Veränderung des Orts nicht über den Standen angenehm, wahrscheinlich um den Fremden der drei Einheiten nicht gerade den Vorwurf seiner Localsünden zu bekennen. Allein die Klarheit des Stücks wird hierdurch zu sehr gestört, und wir haben nur mit vieler Mühe den Zweck erreicht in unserer Darstellung der Einbildungskraft zu Hülfe zu kommen.

Glücklich und lobenswürdig dagegen ist der Verfasser in Betracht des Sittlichen. Er hat den Liebhaber mit strenger Güte gemäßigt, um den Leser, besonders den auswärtigen, wegen Quantität und Benennung ohne Zweifel zu lassen, welches auch für den aufmerksamen Liebhaber vollkommen erreicht wird.

Wenden wir uns nun abermals zu dem innern Gehalte des Stücks, so sieht man aus unserm Vortrag, wie einfach und wirklich dramatisch die Anlage des Ganzen sey. Wenige Hinderungen und Mißverständnisse schürzen die unschuldigen Knoten, die sich denn auch ganz bürgerlich und natürlich zuletzt wieder auflösen. Die Manifestation der auftretenden Charaktere, die Ankündigung der Figuren die man erwartet, die Bezeichnung der Persönlichkeiten abwesender und gegenwärtiger Individuen ist musterhaft. Das häufig gebrauchte Mittel, durch liebreiche Schelmworte, die in jedem Dialektskreise nicht selten sind, mit scheinbarer Unguust etwas günstig zu bezeichnen, ist erfreulich wirksam, so wie directes, verliebtes Lob, direct, gehässige Mißreden uns mit allen Figuren nach und nach hinlänglich bekannt machen.

Auf gleiche Weise, jedoch mit epischer Ausführlichkeit, werden wir mit allen häuslichen, geselligen, örtlichen Zuständen bekannt. Die Stadt von einem Ende zum andern, Straßen und Gäßchen, Plätze und Winkel, Wirths- und Lust-Häuser, innen und außen, Zutreffen und Spiel der Alten wie der Jungen, Vorurtheil, Aberglaube, Gespenster und was nicht sonst: alles kommt ausführlich an die Reihe, so daß keine dunkle Stelle im ganzen Bilde bleibt. Das gränzenlose Spazierengehen, das Durcheinanderrennen der Familienglieder aus einem Hause ins andere und die dadurch bewirkte augenblickliche Theilnahme in Freud und Leid, hat der Verfasser verständig benutzt, um seine sonst vereinzelt und zerstückelt erscheinenden Scenen von unserm Gefühl zu motiviren.

Die hochdeutsche Büchersprache der beiden Liebhaber läßt schon darin einen zarten Unterschied bemerken, daß Wolfgangen eine ruhige Prose, wie sie dem protestantischen Geistlichen ziemt, zugetheilt ist, Reinhold aber einige Floskeln und Phrasen anzubringen pflegt, wodurch er den liebenden, lebenswürdigen Mädchen unverständlich wird. Lissel ist das reine Straßburger Bürgerkind, in einer dumpfen Erziehungsanstalt zu St. Dodier weder verderben noch gefördert; Klärle, auf dem rechten Rheinufer gebildet, durch Liebesschmerz erdet, und beim Ausdruck der edelsten Gefühle den Elsaßer Dialect nicht verläugnend, bequemlich einigermaßen den Uebergang zu der reineren Sprache der Liebhaber. Eben so zeichnen sich der grobe und kleine Rathsherr, Schiffsbauer und Spritzenmacher, von einander aus, jener tüchtig und das Nächste suchend, spricht ohne Umschweif, dieser, in wunderlichen Liebhabereien befangen, muß auch mit seiner Sprache überall herumtasten, sich in Sprichwörtern vorzüglich gefallen. Nun aber führen uns die Mütter in den innern Haushalt, die Magd auf den Markt, die beiden Nachbarn in die gemeinsten Umgebungen und Verhältnisse. Der derbste Nichtsein, besonders mit Affectation, giebt die Stimmlung gallischdeutsch auszusprechender Worte und alle Qualen jener Zwischenschaft aufs deutlichste zu erkennen.

Wir machen uns nicht an, die durchgängigen Feinheiten alle zu unterscheiden zu beurtheilen, aber glauben behaupten zu dürfen, daß jeder die genannten Personen alle Abstufungen der Sprache vertheilt sind, an welchen man Stand, Beschäftigung und Sitten auf das entschiedenste gesondert erkennen kann; dessen ohngeachtet wir dem diesem Werke den Ehrennamen eines lebendigen Actenstücks wiederholt zu geben wünschen.

Und so entdecken wir uns auch nicht, nochmals die Menschenkenntniß des Verfassers zu rühmen, der nicht etwa nur die Einfachen in das Gemein-Tägliche drückt, er weiß vielmehr auch das Edle und Erhabene in diesen reinen Naturmenschen zu finden und nachzubilden. Fürtrefflich gerathen sind Lisseln Aeußerungen einer sittlich-sinnlichen Liebe, Klärls Trauer über verfehlten Beruf eines einzig geschickten Maschi; die Einführung in die Familie des Bräutigams, die Todesgedanken des Vaters mitten im Glück, alles ist so tief und rein, als es nur irgendwo aufzuweisen wäre. Ja die Worte Lisseln, Seite 132: diß macht mer nix, do geh i mit! stehen als erhabener Lakonismus dem oft gerühmten: qu'il mourût! des Corneille völlig zur Seite. Man vergleiche uns Vorliebe und Vorurtheil und unsere, vielleicht durch Erinnerung, bestochene Freude an diesem Kunstwerk.

Trafen wir sodann auf die gewaltsamen Schimpf- und Schmähreden, auf gehäufige Darstellung so mancher Persönlichkeit, so fanden wir uns zu der Betrachtung genöthigt: daß Gesinnung und Redeweise sich in Straßburg, dreihundert Jahre lang, um nicht länger zu sagen, unverändert erhalten habe, indem sich eine derbe, freche, unbändige Originalität in die untersten Stände geflüchtet. Sebastian Brand und Geiler von Kaisersberg sind ihren Ruhm und Ruf doch auch nur einer heftigen, alles mißbilligenden, beschränkten Denkart und einer schonungslosen Darstellungsweise schuldig; und wenn Bärbel und Christinel sprechen, so vernimmt man ganz genau die Nachkommenschaft jener würdigen Männer. Auch diese unadelbaften Mädchen, wie sein hochgelahrten Doctoren, lästern die mißliebige Welt. Einem jeden armen Menschen wird seine Individualität, aus der er nicht herauskann, sein beschränkter Zustand aufgemutzt, seine Liebhaberei, die ihn einzig glücklich macht, verleidet und verkümmert. Und so wär' es denn, nach wie vor, das alte Narrenschiff, die Narrenbibliogenie, die ewig hin- und wiederfährt.

Warum in gebildeten Ständen dergleichen nicht leicht vorkommt, beruht nur darin, daß die bessere Gestalten, ohn besser oder anders zu sein, sich nur mehr zusammennehmen, nicht gränzenlos ihre Eigenheiten aufschließen, sondern, indem sie sich ins Enge ziehen, mehr in meinen Formen bewegen, in der Innere zurückerstarken und von da aus den eignen Vortheil so gut als möglich besorgen; wodurch eine allgemeines Gebrechen, der sogenannte Egoismus, über die Welt sich verbreitet, den ein jeder von seiner Seite glaubt bekämpfen zu müssen, ohne zu ahnen, daß er das Pfeifchen selbst in den Rockfalten trage. Und sodann haben wir, um übertriebene Eigenheiten zu bezeichnen das höfischen Mörchen Steckenpferd, bei dessen Gebrauch wir einander mehr schmeicheln als verletzen.

In gar manchem Sinne daher ist dieß Stück zu empfehlen, man betrachte nun wie es beingt oder was es

aufregt. Deswegen verdient es wohl, daß wir uns noch weiter damit beschäftigen, um zu seiner künftigen Wiederherstellung das Unsrige beizutragen. Schon aus dem was wir gesagt, wird der nachdenkende Kenner gar leicht ermessen, daß dieses Stück für die Arbeit eines ganzen Lebens angesehen werden müsse. Die kindlichen Eindrücke, Jugendfreuden und Leiden, aber dringende Nachdenken und endlich reife Besonnenheit des Alters schienen einem Zustande den wir lieben, indem und weil er uns bewegt, dies alles nur nöthig um eine solche Arbeit hervorzubringen. Wie überlegt, treu und gewissenhaft die Ausführung und Vollendung sey, davon kann der wohl das beste Zeugniß geben, der gleicher Art und Kunst sich befleißen; und so sagen wir denn, daß im ganzen Stück kein loses, willkührliches oder nachlässig einverleibtes Flickwerk zu finden sey.

Das Stück spielt 1789, und wahrscheinlicher Weise war es zu jener Zeit, seinen Hauptheilen nach, schon fertig, worüber uns der Verfasser, wenn es ihm beliebt sich zu nennen, am besten belehren kann. Es ward 1816 zum Besten der Armen der, in den Kriegsverfällen des vorhergegangenen Jahres bei Straßburg abgebrannten Dörfer, so wie der Straßburger Armen-Arbeitsschule gedruckt. Wahrscheinlich erfüllte damals die Auflage den frommen Zweck und gelangte nicht in den weitern Kreis der deutschen Lesewelt, da es ebenfalls als ein verstegeltes Buch anzusehen war und noch ist.

Sollte man jedoch, wie wir wünschen, zu einer zweiten Ausgabe schreiten, so würde dabei folgendes zu beobachten räthlich seyn. Ein Schema des ganzen Stücks, nach unserer Anleitung, sollte vorausgehen, die Ortsveränderungen der Scenen gleichfalls angezeigt werden, und ob wir schon sonst die Noten unter dem Text nicht lieben, so würden wir doch in diesem Falle das kleine angehängte Wörterbuch unter jede Seite vertheilen, und zwar, ohne den Text durch Zeichen zu entstellen, die Worte hinter einander weg, wie sie von oben bis herunter vorkommen; der Leser fände sich gleich und leicht. Wollte man sie zum Schlusse alphabetisch wiederbringen, so würden die Paar Blätter auch wohl angewendet seyn.

Durch alles das was wir vorgetragen, glauben wir zuerst dem Werke den ehrenvollen Platz eines lebendigen Idiotikons in den Bibliotheken der deutschen Sprachkenner gesichert zu haben. Ferner werden gebildete und sich bildende Personen im langen, weiten, herrlichen Rheinthal, von Basel bis Mainz, dieses Büchlein als bekannt wieder hervorsuchen, und das sämmtliche obere Deutschland, die Schweiz mit eingerechnet, wird aus diesem verwandten Kunstwerk Freude und Nutzen ziehen, und vielleicht ermuthigt sich ein ähnliches Talent zu gleicher Darstellung verwandter Zustände. Insofern es übrigens auch in die Hände der in Mittel- und Nieder-Deutschland hausenden Literaturfreunde gelangen werde, steht zu erwarten; wenigstens haben ihm Hebels allgemein erfreuliche Gedichte schon glücklich den Weg gebahnt.

Der Verfasser des Pfingstmontags ist Herr Arnold, Professor der Rechte an der Straßburger Akademie, ein geistreicher, unterrichteter, seine Thätigkeit nach vielen Seiten ausbreitender junger Mann. Unsere Voraussetzung, das Werk enthalte das Andenken eines ältern Zustandes, der später, wo nicht zerrüttet, doch gewaltsam durcheinander gerüttelt worden, will sich nicht bestätigen; ihr widerspricht das Alter des Verfassers, der nur Zustände, wie sie seit der Revolution noch bestehen, beobachten konnte. Hierdurch aber kann man sich eben versichert halten, daß jene Sitten großentheils noch jetzt lebendig sind.

Ehemalige hat, obgleich die Municipalverfassung aufgehoben worden, das alte Bürgerwesen, wenigstens in der Administration des Stadteigenthums, insofern es getheilt werden, sich noch erhalten.

Ueberhaupt bewährt sich in Straßburg und im ganzen Elsaß ein eigenthümlicher Geist, der Vortheile der Nationaleinheit, in die man gehört, werden anerkannt und niemand grämet sich nach der germanischen Zerstückelung. Aber wenn man im politischen Sinn sich gern als Franzose betrachtet, so sind doch in jeder anderen Richtung deutsche Gattung und deutsche Sitten überwiegend, und keine der französischen Superfetationen wird jemals dort tiefe Wurzeln schlagen. Dazu kommt ein gewisser militärischer Geist, der besonders in Straßburg sich leicht mit den Truppen und mit dem sich die Truppen leicht befreunden. Zugleich ist eine gewisse Besonnenheit dort zu Hause, die schnell den Standpunkt erkennt und festhält, der gegen List und Gewalt sich am besten vertheidigen läßt. Unsere Entwicklung des Pfingstmontags ist in Straßburg abgedruckt und also schon der ersten Ausgabe als Vorwort angeeignet worden.

Auch in Schwaben sind unser überrheinisches Lust- und Sitten-Spiel eine freundlichste Aufnahme, man verstand es leicht und vergnügte sich an Sprach- und Stamm-Verwandtschaft: denn hier glaubte man das lebendigste Zeugniß zu sehen, wie die Anwohner der beiden Rheinufer wohl einen gleichen Ursprung anerkennen dürften.

Im Mitteldeutschland machen sich Gesellschaften gebildeter Personen, obgleich mit einiger Mühe, das Geschäft, diesem Werke sein Verdienst abzugewinnen, gefördert durch Hebels Gedichte, welche man längst gern und schon mit Leichtigkeit aufnimmt. Und hiermit würde denn der Weg zu einer wahrhaften, einzigmöglichen, geistigen Sprachvereinbarung der Deutschen gebahnt.

Hörten wir doch dagegen vor einigen Jahren, wo man zu so viel Wunderlichem schweigen mußte, gar unbedachte Reden, es hieß: die Deutschen sollten ihre verschiedenen Zungen durcheinander mischen, um zu einer wahren Volkseinheit zu gelangen. Wahrlich die seltsamste Sprachmengerei! zu Verderbniß des guten sondernden Geschmackes nicht allein, sondern auch zum innerlichsten Zerstören des eigentlichen Charakters der Nation; denn was soll aus ihr werden, wenn man das Bedeutende der einzelnen Stämme ausgleichen und neutralisiren will?

Alle Sprachverschiedenheit ruht auf der Mannigfaltigkeit der Organe, und diese hängen wieder von mannigfaltiger Totalität menschlicher Organisation ab, die sich weder im Einzelnen noch im Ganzen verläugnen kann; sodann entschreiben Jugendeindrücke, Zusammenbildung der Gehör-, Sprach- und Denk-Werkzeuge. Lassen wir also gesondert was die Natur gesondert hat, verknüpfen aber dasjenige was in großen Fernen auf dem Erdboden auseinander steht, ohne den Charakter des Einzelnen zu schwächen, in Geist und Liebe.

Die heiligen drei Könige.

Manuscript, lateinisch, aus dem fünfzehnten Jahrhundert.

Die Anzeigung ist an einen Bischof und sein Capitel, wahrscheinlich von Köln, gerichtet. Darauf wird zur Einleitung gesagt:

Die heiligen Leichname der drei Könige seyen zwar nach ihrem Tode in den Occident gebracht worden, allein von ihrem Leben und Wandel im Orient sey noch manches dort bekannt geblieben, das nicht zu uns gekommen. Was nun, durch Schauen, Hören und Ueberlieferung, sich dasselbst erhalten, werde auch in verschiedenen Büchern aufbewahrt. Dieß alles nun sey zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau in gegenwärtiger Schrift vorgelegt und vereinigt worden.

Die Geschichte beginnt mit dem Auszug der Kinder Israel aus Aegypten. Ihre Siege und Eroberungen setzen die Welt in Erstaunen und machen selbst die Indier aufmerksam, diese stellen auf dem höchsten Berge Baus Wachen auf, die, wenn irgend ein feindseliger Einbruch geschähe, bei Tage durch Rauch, bei Nacht durch Flamme, ein von allen kleineren Bergen zu wiederholendes Zeichen geben sollten.

Bald darauf aber kommt die Nachricht: Balaam, keineswegs ein Zauberer, sondern ein Naturprophet wie Hiob, habe geweissagt: es wird ein Stern aufgehen aus Jakob und ein Scepter aus Israel aufkommen. Ein Held solle geboren werden die ganze Welt zu überwinden und zu beherrschen. Hierüber freute sich Jung und Alt, das sie seit langer Zeit keinen auslangenden Fürsten gehabt. Nun wird die Anstalt auf dem Berge Baus astronomisch und bedeutend, tüchtige Männer werden beselbst die den Himmel Tag und Nacht beobachten, und wie sie einen seltsamen Stern ersehen, solches durch verabredete Zeichen verkündigen sollten; wozu sie denn freilich die beste Gelegenheit hatten, indem, bei der östlichen Lage, der großen Höhe des Bergs und der reinen Atmosphäre, gar mancher Stern zu erblicken war, der westlicher, an tiefer gelegenen Orten, unsichtbar bleiben mußte. Eine so ernstlich gegründete Anstalt hat sich bis in spätere Zeiten erhalten und die Edlen vom Berge Baus waren zu Zeiten der Kreuzzüge wohlangesehen und aufgenommen. Hier zeigt sich nun der Ursprung unserer schriftlichen Ueberlieferung.

Als im Jahre 1200 die herrliche Stadt Acco zum höchsten blatte, Fürsten, Freiherren und Ebelleute, Ordensgeistliche jeder Art, Handelsleute und Neugierige aller Nationen zusammenströmten, drang ihr Ruf und Ruhm nach Indien. Ein edler vom Geschlechte Baus reist nach Acco und bringt die kostbarsten Schätze mit. Unter andern eine goldne mit Steinen besetzte Krone, worauf oben das Zeichen des Kreuzes, mit chaldäischen Buchstaben und ein Stern zu sehen, in Gestalt und Gleichniß wie er den drei Königen erschien. Dieses Diadem soll dem König Melchior von Nubien gehört haben und hatte wunderthätige Kraft, es heilte die Fallsucht und erfrischte hinfällige Geister. Nachher kam sie in die Hände der Tempelherren, die reichlichen Vortheil davon zu ziehen wußten, und ging, zu großer Trauer der dortigen Umgegend, bei Aufhebung des Ordens verloren.

Aber dieser Prinz vom Berg Baus brachte auch Bücher aus Indien, hebräisch und chaldäisch geschrieben, von Leben und Thaten und sonstigen Beziehungen der heiligen drei Könige herbei. Diese Bücher wurden zu Acco ins Gallische übersetzt und sind bei Fürsten und Herren und sonstigen Orten aufbewahrt worden. Hieraus nun und andern Schriften ist gegenwärtiges Büchlein zusammengetragen.

Nun fängt die Erzählung wieder von Balaams Weissagung an und führt den Stern und die Hoffnung auf denselben durch Patriarchen und Propheten; inzwischen ereignet sich die Abtrennung des Bergs Baus ihre Beobachtung mit großer Geduld Jahrhunderte lang fortsetzen.

Endlich erhormt sich Gott der sündigen Welt. Die Fülle der Zeit erscheint, ein Gebot des römischen Kaisers geht aus; Joseph und Maria kommen in Bethlehem an, eine zur Stallung benutzte Höhle nimmt sie barmherzig auf; zum annuthigsten beschrieben; Christus wird geboren und den Hirten verkündigt. Auch der dortige Stern ist aufgegangen und über dem Berge Baus unbeweglich stehen geblieben, weiterfend bei Tage mit der Sonne, zu sie übertreuchtend mit wunderbarem Wechsel, bald die bald dortbin schwebenden Strahlen und von andern seltsamen Erscheinungen begleitet.

Alle Völker werden aufgeregt, vorzüglich drei weise Könige. Zuerst Melchior, König der ersten Indien, das heißt Nubien u. s. w., wie seine Reiche beschrieben werden. Balthasar, König der zweiten Indien, von Gondolien und Saba und wie seine Reiche sämmtlich aufgezählt sind. Caspar, König der dritten Indien, Herr von Tarsus und der großen Insel Egryselle, wo gegenwärtig der heilige Thomas begraben liegt. Diese machen sich auf mit großem Gefolg und Heeresmacht, ohne von einander zu wissen; die Menschen erschrecken über solchen Durchzug: denn der Stern leuchtet ihnen auf sonderbaren Wegen; Berg und Thal, Sumpf und Wüste gleichen sich vor ihnen aus; ohne Speis' und Trank kommen sie und die Ihrigen in dreizehn Tagen nach Judäa. Melchior und Balthaser und auch endlich Caspar gelangen, jeder von seiner Seite, an den Calvarienberg; ein starker Nebel fällt ein, der Stern verschwindet und sie sind in großer Verlegenheit. Endlich klärt sich der Himmel auf, sie finden, erkennen und begrüßen sich mit großem Entzücken; erzählen einander ihre Geschichten und Begebenheiten, und obgleich verschiedene Sprachen redend, verstehen sie sich vollkommen, ein künftiges Pfingstfest vorbedeutend. So nahe bei Jerusalem halten sie für räthlich bei'm König Herodes einzusprechen; dieser wird durch die Schriftgelehrten unterrichtet, das Kind müsse in Bethlehem geboren seyn. Der Stern erscheint wieder, viel stärker leuchtend und funkelnd, die begegnenden Hirten ertheilen nähere Nachricht vom Kinde und dessen Aufenthalte. Bedeutung und Wichtigkeit dieses Zusammentreffens wird hervorgehoben. Dann durch die Hirten sind die ersten Gläubigen aus dem jüdischen Volke bedeutet, durch die Könige, die Erstlinge der Heiden, die sich künftig zu Christo wenden sollen. Die Aermsten aus der Nähe, die Reichsten aus der Ferne treffen hier zusammen und dieß werden erst durch jene von dem wahren Heilswege unterrichtet. Die Könige kleiden sich aufs prächtigste, der Stern geht voran und leitet sie durch ganz Bethlehem, eine lange bazarähnliche Straße hin, bleibt endlich über der Herberge und einer Höhle stehen, wie im dergigen Bethlehem mehrere zur Stallung benutzt werden. Der Gang des Sterns vermehrt sich, durchdringt mit herrlicher Phosphorescirung alles Dunkle, die Höhle gleicht einem glühenden Ofen.

Anmuthige Beschreibung des Kindes, der Mutter und ihrer Umgebung. Die Könige, verehrend, anbetend, überreichen ihre Geschenke. Melchior Gold, Balthaser Weihrauch, Caspar Myrrhen, geringe Gaben, wie sie ihnen beim Abreisen sogleich in die Hände fielen: denn

auf Kamelen und Dromedaren führen sie grönländische Schätze mit sich. Nichts Gewöhnliches als den ganzen Schatz Abrahams, den der Bedienstete des Morgenlandes gehäuft, insbesondere alle Schätze, welche die Königin von Saba im Tempel Salomonis niedergelegt, und der Weltüberwunder von dort weggeraubt. Unter allen diesen Kostbarkeiten stahl sich doch das Kostbarste, ein Apfel von gediegenem Gold. Auch ihn hatte der Monarch besessen und in der Hand getragen, als in Zeichen seiner Alleinherrschaft; diesen vermöglich reicht Melchior dem Kinde, als ein würdiges Spielzeug, es aber bläst ihn an und er zerstiebt in die Luft.

Die Anbetung ist geendigt und die frommen, hohen Fürsten auszuhalten Könige speisen und schlafen zum erstenmal. Sie werden im Traume von der Rückreise zu Herodes abgemahnt, sie ziehen auf einem andern Weg in ihre Lande. Bei der Heimreise hatten sie nur dreissig Tage zugebracht, vom Christtage bis Epiphanias; auf die Rückreise brauchten sie zwei Jahre, damit aller Welt das große Wunder bekannt wurde. Da gelangen zum Berge Vaus, bauen auf demselben dem Christkind eine Capelle, bestimmen dabei ihre Gräber und vertheilen sich nach den drei Reichen.

Indessen, gleich nach dem Abzug dieser edlen Gäste, begiebt sich die heilige Familie in eine andere Hörle. Joseph wird im Traum ermahnt nach Aegypten zu fliehen. Hier kommen die, in diesem Fall freilich sehr beschwerlichen, indischen Schätze wieder zur Sprache; werden aber, durch eine kluge Wendung des Erzählers, so ins Enge gezogen, daß sie in dem Futtersack des Pferdes gar wohl Platz finden, welcher Sack und Bündel der malerischen Versammlung der lieben Flüchtigen niemals vergessen wird. Der Aufenthalt in Aegypten giebt Gelegenheit zu anmuthigen Geschichten vorgekommener Wunder, nicht weniger zu weitläufiger Nachricht über den wahren Balsam und sonstige Naturdinge.

Die Entflohenen kehren zurück, Christi Erdenwandel wird nun im Vorübergehen berührt; umständlicher jedoch erzählt wie er den heiligen Thomas nach Indien sendet. Dieser gehorcht dem hohen Beruf, gelangt bis zum äußersten Osten, predigt das Evangelium, zerstört den Götzendienst, die heiligen drei Könige, nunmehr uralt, hören von ihm, besuchen ihn, mit großem Ergetzen empfängt er sie, erzählt Christi Leben, Leiden und Verherrlichung. Durch die heilige Taufe führt er die Erstlinge der Heiden ganz eigentlich der Kirche zu. Er wandert mit ihnen zum Berge Vaus, an welchem her eine herrliche Stadt Seulla gebaut wird. St. Thomas übernimmt die Würde des Patriarchen, weiht seine drei Könige zu Erzbischöfen. Weil sie aber, im hohen Alter, keine Nachkommenschaft zu erwarten haben, wird ein Presbyter, Namens Johann, für die Zukunft gewählt, mit dem Bedinq, daß alle seine Nachfolger den gleichen Namen führen sollen.

Diese haben, wie beiläufig erzählt wird, noch im Jahre 1380 Gesandte nach Rom geschickt. Die Könige sterben, erst Melchior, dann Balthasar, dann Caspar und werden mit den höchsten Ceremonien begraben.

Aber im Verlauf der Zeit vermischt sich die christliche Lehre, Ketzereien mischen sich ein, das Heidenthum stellt sich her, die ehemürdigsten Localitäten werden vernachlässigt, besudelt und mit Götzendienst befleckt. Unter diesem Druck seufzt der Orient, bis endlich Helena, Constantins Mutter, den heiligerlassichen Boden demüthigster, jede einzelne Stelle in Betracht zieht, alle säubert, mit Kirchen und Klostergebäuden in Besitz nimmt, die kostbarsten Reliquien unversehrt antrifft, die Stationspunkte künftiger Wallfahrt bezeichnet, und sich um die wanderlustige Christenheit das größte Verdienst erwirbt.

Nun gedenkt sie auch der heiligen drei Leichname, bringt sie vom Berge Vaus nach Constantinopel, später werden sie nach Mailand versetzt und endlich im Jahre 1164 nach Köln. Nun verbreitet sich ihre Verehrung über den ganzen Westen, aber auch der Orient läßt an Würdigung und Anerkennung nicht nach, denn selbst die häretischen Christen müssen Werth und Heiligkeit derselben anerkennen. Hier folgt nun umständliche Nachricht von vielerlei Ketzern, in den ehemaligen Reichen der drei Könige: als, Nubianer, Soldaner, Nesterianer, Jakobiter, Inder, Armenier, Griechen, Syrer, Georgianer, Jakobiten, Gophten, Maroniten, Mandopsiten, Arianer. Bei dieser Gelegenheit werden auch einige Nachrichten historischen und geographischen Inhalts gegeben.

Sodann folgt kurze Anweisung wie und wenn das Andenken der Heiligen zu verehren. Köln wird glücklich gepriesen solche Reste zu besitzen, und zum Schluß die Gestalt der Erstlinge des Glaubens und ihren Lohn, in welcher sie auf Erden wandelten, zu völliger Vergegenwärtigung umständlich beschrieben.

Vorgedachtes Manuscript ist auf 84 Blättern in klein Quart gefaßt, welches Format aus zusammengebrochenem Klein-Folio entsteht. Leinenpapier, quergestreift, eine Traube zum Zeichen. Auf jeder Seite ist die Form des Canderis, wodurch der Text zusammengehalten wird, sehr fein tinirt; auch sind linien für einen nicht ausgeführten Titel gezogen; die Schrift durchaus gleich und sorgfältig, mit vielen, immer wiederkehrenden Abkürzungen, ohne alle Interpunction. Die Capitel fangen mit einem großen rothen Buchstaben an, innerhalb des Texts sind manche größere Buchstaben zu einiger Unterscheidung, von oben herunter, roth durchstrichen. Hieraus folgt, daß das Manuscript im Ganzen wohl zu lesen sey, übrigens gut erhalten, auch in späterer Zeit mit schwärzerer Dinte, die und da, corrigirt, unleserliche Randschrift beigefügt.

Jüngere Kriegszeiten weisen uns in das 15te Jahrhundert. Die Art wie von der Aufnahme der Tempelherren und anderen historischen Vorfallenheiten gesprochen wird, die ausdrückliche Jahrzahl dreizehn hundert und achtzig, in welchem Jahr Priester Johannes Gesandte nach Rom soll geschickt haben, möchten, wenn genauerlaufe auch eine spätere Copie sein sollte, dahin deuten, daß das Original zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts gefertigt sey.

Der Bischof an den es gerichtet ist, heißt Florenz von Balkanien, Bischof der Münsters-Kirche. Ob dies nun den Dom von Köln bedeute? und ob dieser zu jenen Zeiten, wie zu Straßburg und anderen Orten, der Münster genannt worden? wird sich erweisen; daß es in Köln und für Köln geschrieben sey ergiebt sich aus dem Schlußrufe: «o glückliches Köln!»

Die Art zu erzählen, wo Geschichte, Ueberlieferung, Möglichkeit, Unwahrscheinliches, Fabelhaftes, mit Natürlichem, Wahrscheinlichem, Wirklichem, bis zur letzten und individuellsten Schilderung zusammengeschmolzen wird, erinnert an Johannes von Montevilla, und obgleich der Verfasser nicht ausdrücklich erwähnt, daß er im gelobten Lande gewesen, so scheinen doch seine genauen Schilderungen dahin zu deuten; er müßte sich dann bei zurückkehrenden Wallfahrern umständlichst erkundigt haben. Seine Legenden und Absetzungen alten Herkommens treffen weder mit Montevilla, noch mit den Actis Sanctorum zusammen; alles ist neu und frisch und läuft, wie der Ausgang beweist, geschwätzig hinter einander weg; wobei sich aber folgende Betrachtung aufdringt.

Wenn irgend eine uralte Mythe und ein aus derselben unmittelbar entwickeltes Factum Zeitgeist der Einbildungskraft genugsamen Spielraum läßt, sich das Unwahr-

schränkte, unmögliche selbst auszubilden, so ist der Hörer zufrieden, und der Redende darf kühnlich vorschreiten; bei einer profaischen Behandlung jedoch wo man unternimmt gewisse talmudische Ueberlieferungen ausführlich auszugrübeln, findet sich der Erzähler von Zeit zu Zeit in Verlegenheit, weil in der bis ins Feine durchgeführten Fabel manche Widersprüche sich und die Hervortreten und selbst den gläubigsten Hörer schütteln und irre machen. Will man jedoch auch diese Weigerten lassen, so kann man sich an ihr wie an einem andern Märchen ergetzen.

Uebrigens gehört jenes vorliegende Werk, gleich so manchem andern, wie sehr von Palästina aus die Einbildungskraft gegen Indien gerichtet war, wie sie in jenen fernen Landen als in einem Irrgarten herumtaumelte und, um bekannte Personen, Länder und Städte zu bezeichnen, neue wunderliche Namen erfand, oder bisher seltsam verunstaltete.

In diesen Sinne vermuthet ein geistreicher Freund, der Berg Imaus sollte der Berg Knaus heißen und dadurch der indische Kaukasus gemeint seyn. Das Himalajagebirge war durch Tradition wohl schon bekannt genug. Unter der Insel Egrsfeulia müßte, da der heilige Thomas darauf begraben seyn soll, die indische Halbinsel verstanden werden. Die Stadt Seulla, am Fuße des Berges Baus, wäre sodann die zweite Hälfte des ganzen Landes-Namens, ob hier irgend nachzukommen, wird die Folge zeigen. Räthere Gegenden jedoch sind ganz richtig genannt und wenigstens ähnlich angedeutet.

Vom großen Chan, vom Einbruch der Tartaren (homines rudes et viles), im Jahre 1268, wodurch die lateinischen Missionare gehemmt und aufgerieben werden, ist ausführlich gesprochen. Jene östlichen Völker haben sich auch einen Schmied zum Führer gewählt, wie die ältern Perser. Etwas von der Geschichte der Kalifen, und wie die Missionare endlich den Priester Johann gegen die Tartaren anrufen, so wie manches Andere, schwebt zwischen Geschichte und Fabel.

Von natürlichen Dingen finden wir den Balsam, und um zu bewerken, daß die Hirten noch im December mit ihren Heerden sich auf dem Felde befinden, wird vom Unterschied der Berge und Thalsweiden gehandelt, ferner der Schafe Nahrung mit Fettschwänzen gedacht, wodurch arabische Schafe wohl gemeint seyn mögen.

Unter die fabelhaftesten Wesen aber gehört ein dürrer Baum im Tempel der Tartaren. Er steht hinter Mauern und Befestigungen von Riegeln und Schlössern wohl verwahrt, auch mit Heereskraft bewacht: denn welchem Fürsten es gelingt sein Schild an diesen Baum zu hängen, der wird Herr des ganzen Ostens, wie es dem großen Chan, der deshalb unwiderstehlich ist, gelungen seyn soll. Nicht unwerth möchte es daher der Bemühung solcher Männer seyn, die in der Uebereinstimmung mehrerer Traditionen, den Zusammenhang der Völker und Zeiten aufsuchen und gegen einander stellen, wenn sie sich mit diesem Büchlein näher befassen wollten. Gleichfalls wäre es vielleicht belohnend, wenn man das was hier von Ketzern umständlich erzählt ist mit der anerkannten Kirchengeschichte zusammenhalten wollte.

Ins Deutsche übersetzt schließt sich das Büchlein unmittelbar an die Volksbücher; denn es ist für die Menge erfunden und geschrieben, die sich ohne den kritischen Zahn zu wetzen, an allem erfreut was der Einbildungskraft anmuthig geboten wird. Und so sind die Gingelnheiten, über die wir flüchtigen Fußes hingingen, durchaus allerliebst und mit heiterem Pinsel ausgemalt.

Nicht unbemerkt darf bleiben, daß manche Stellen sich auf Gemälde wie auf Documente beziehen. So sey z. B. der Stern nicht ein allererst funkelnder, wie die gewöhnlichen gewesen, sondern habe einzelne dazu und dorthin deutende Strahlen gewerfen, wie sie die Maler vorzustellen pflegen. Bestätigt sich unsere Meinung, daß dieses Werk in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts geschrieben sey, so fällt es in die Zeiten des Dom-Baues, und es fragt sich, ob nicht noch andere Zeugnisse vorhanden sind, daß man damals durch wörtliche und bildliche Darstellung die Verehrung der heiligen Reliquien wieder zu beleben gesucht habe.

Bei allem diesem jedoch entsteht die Beifrage: ob dieses Werk schon bekannt, ob ein Manuscript desselben sich irgendwo vorfinde, ob es gedruckt, oder gar gedruckt sey?

Die heiligen drei Könige noch einmal.

Da uns diese frommen Erzählungen aus den Heidenbekehrt, durch die trefflichen Arbeiten der ältern niederländischen Schule, immer lieber und werther geworden, so hegten wir den Wunsch Näheres von dem Büchlein und dem Verfasser zu erfahren, und vielleicht eine Uebersetzung desselben, in einem jener Zeit gemäßen Styl, bearbeitet zu sehen. Wie denn man immer eins aufs andere führet, so that sich unter den Heidelberger Manuscripten eine Uebersetzung hervor, welche Herr Schwab neben dem Original benutzend uns gegenwärtig ein angenehmes Geschenk darreichet, und zwar ist er bei seiner Arbeit folgendermaßen zu Werke gegangen.

Um und gleich zu Anfang mit dem fabelnden Autor auszusöhnen, hat er die Legende der drei Könige in zwölf Romanzen, einer Dichtart deren Ton ihm so wohl gelingt, poetisch ausgeführt, und sie als einleitenden Auszug seiner Uebersetzung vorausgeschickt, ganz im Sinne des Büchleins, das er behandeln wollte, welches daraus dem Gegenstande gar wohl angemessen. Es ist der Styl, obgleich einige Jahrhunderte rückwärts gebildet, doch ohne Zwang und Unnatur, das Vorgetragene liest sich gut und leicht und das Büchlein ist sowohl dem Inhalt als der Behandlung nach allgemein zu empfehlen.

Wenn nun freilich der Verlauf der Dinge umständlich profaisch und zugleich unwahrscheinlich-mährchenhaft durchgeführt ist, wie es Legendenschreibern, explicirenden Dichtern und andern Spaltingen eigen seyn mag, so kommt doch gar manches der was an bekannte Geschichte sich anschließt, nicht weniger Vieles auf östliche Länder und Reiche bezüglich. Vom Klima wird gehandelt, von Landesart, Menschen, Thieren und Gewächsen; wir folgen auf manche Wunderlichkeiten, solchen ähnlich die uns und früher schon vorgefabelt; wir finden einen angenehmen Beitrag zu dem was man in jener Zeit gewußt und geahndet, erfahren und geträumt, und so erinnert das Büchlein hie und da an Herodot, durchaus aber an Mandeville; wir gewahren denselben Trieb eines Reisenden, der von dem Punkte der Welt aus, wo er hingelangt, weiter vorwärts und seitwärts zu schauen endlich sich gedrungen fühlt.

Sodann aber ist die Rechenschaft, welche unser Verfasser von den heiligen Orten giebt, der Art, daß er entweder selbst muß dort gewesen seyn, oder die sehr zahlreichen Pilger fleißig ausgefragt haben. Dieses alles zu sondern, die Congruenz mit schon bekanntem Irrthum, mit anerkannter Wahrheit zu zeigen, würde eine leichte Arbeit seyn für Männer, die in diesem Fach zu Hause sind, und gewiß nicht fruchtlos für Welt- und Zeitkenntniß.

Als Autor dieses Büchleins entdeckt sich, bei näherer

Untersuchung. Johannes von Hildesheim, Professor zu Avignon und Paris, nachher 1358 Prior in Hohenbach, ein geübter Schriftsteller in Prosa und Versen, ausgezeichneter Volksredner, vermittelt zwischen Königen und Fürsten. Im Jahre 1366 reiste er nach Rom; als er von dorther zurückkam, wurde er Prior in seinem Stammkloster zu Marienau, vermittelte dann einen Frieden zwischen dem Bischof von Hildesheim und den Herzogen von Braunschweig, und starb 1375 in genanntem Kloster, wo er neben dem Stifter, einem Grafen von Reichen, begraben liegt, wie seine in Pistor. Müncher's Saxonia mitgetheilte Grabschrift beurkundet.

Höchst merkwürdig ist jedoch, daß er gerade im Jahre 1366, wo Mandeville, von seinen Reisen zurückkommend, in Rom einkehrte, sich auch daselbst befand, wodurch die Uebereinstimmung mit jenem bedeutenden Reisenden nur desto erklärlicher wird.

Das Nibelungenlied,

übersetzt von Carl Simrock.

2 Theile. Berlin 1827.

Kurze Literargeschichte.

Zuerst durch Bodmer bekannt, späterhin durch Müller.

Neuaufgeregtes Interesse.

Mehrfaches Umschreiben und Behandeln.

Historische Bemühungen deshalb.

Untersuchungen über der Autor.

Welche Zeit.

Verschiedene Exemplare des Originals.

Schätzung, Ueberschätzung.

Entschuldigung letzterer, Nothwendigkeit sogar, um irgend eine Angelegenheit zu fordern.

Unterliegt immerfort neuen Ansichten und Beurtheilungen.

Individuell. Betrachtungen bei Gelegenheit gedachter neuen Behandlung.

Uralter Stoff liegt zum Grunde.

Riesenmäßig.

Aus dem höchsten Norden.

Behandlung wie sie zu uns gekommen.

Verhältnißmäßig sehr nur.

Daher die Disparaten die erscheinen, wovon wir uns Rechenschaft zu geben haben.

Die Motive durchaus sind grundheidnisch.

Keine Spur von einer waltenden Gottheit.

Alles dem Menschen und genialen Imagination Mitlebenden der Erde angehörig und überlassen.

Der christliche Gottes ohne den mindsten Einfluß.

Helden und Heldinnen gehn eigentlich nur in die Kirche um Händel anzufangen.

Alles ist derb und tüchtig von Hause aus.

Dabei von der größten Rohheit und Härte.

Die gemüthliche Menschlichkeit wahrscheinlich dem deutschen Dichter angehörig.

In Absicht auf Localität große Düsternheit.

Und es läßt sich kaum die Zeit denken, wo man die fabelhaften Begebenheiten des ersten Theiles innerhalb der Gränzen von Worms, Lorch und Ostfriesland setzen durfte.

Die beiden Theile unterscheiden sich von einander.

Der erste hat mehr Prunk.

Der zweite mehr Kraft.

Doch sind sie beide in Gehalt und Form einander völlig werth.

Die Kenntniß dieses Gedichts gehört zu einer Bildungsstufe der Nation.

Und zwar bewegen, weil es die Einbildungskraft erhebt, das Gefühl anregt, die Neugierde erweckt, und uns sie zu befriedigen und zu einem Urtheil auffordert.

Jedermann sollte es lesen, damit er nach dem Maß seines Vermögens die Wirkung davon empfange.

Damit nun dem Deutschen ein solcher Vortheil werde, ist die vorliegende Behandlung höchst willkommen.

Das Unbehülfliche und Ursprüngliche der alten Sprache verliert seine Ursprünglichkeit, ohne daß der Charakter des Ganzen leidet.

Der neue Bearbeiter ist so nah als möglich Zeile vor Zeile beim Original geblieben.

Es sind die alten Bilder, aber nur erhellt.

Eben als wenn man einen verdunkelnden Firniß von einem Gemälde genommen hätte und die Farben in ihrer Frische uns wieder ansprächen.

Wir wünschen diesem Werke viele Leser; der Bearbeiter, indem er einer zweiten Auflage entgegen sieht, wird wohl thun, noch manche Stellen zu überarbeiten, daß sie, ohne dem Ganzen zu schaden, noch etwas mehr ins Klare kommen.

Wir enthalten uns alles Weiteren, indem wir uns auf das oben Gesagte beziehen. Dies Werk ist nicht da, ein für allemal beurtheilt zu werden, sondern an das Urtheil eines Jeden Anspruch zu machen und deshalb an Einbildungskraft die der Reproduction fähig ist, ans Gefühl fürs Erhabene, Uebergroße, so wie für das Zarte, Feine, für ein weitumfassendes Ganze und für ein ausgeführtes Einzelne. Aus welchen Forderungen man wohl sieht, daß sich noch Jahrhunderte damit zu beschäftigen haben.

Jeder rhythmische Vortrag wirkt zuerst auf's Gefühl, sodann auf die Einbildungskraft, zuletzt auf den Verstand und auf ein sittlich vernünftiges Behagen. Der Rhythmus ist bestechend.

Wir haben ganz volle Gedichte wegen lobenswürdiger Rhythmik preisen hören.

Nach unserer oft gehörten Meinung deshalb, behaupten wir, daß jedes bedeutende Dichtwerk, besonders auch das epische, auch einmal in Prosa übersetzt werden müsse.

Auch den Nibelungen wird ein solcher Versuch höchst heilsam seyn, wenn die vielen Flick- und Füllverse, die jetzt wie ein Glockengeläute ganz wohlthätig sind, wegfielen und man unmittelbar kräftig zu dem wachenden Zuhörer und dessen Einbildungskraft spräche, so daß der Gehalt in ganzer Kraft und Macht vor die Seele träte und dem Gemüthe von einer neuen Seite zur Erscheinung käme.

Es müßte, nach unserer Meinung, gerade nicht das Ganze seyn, wir würden das acht und zwanzigste Abenteuer und die nächstfolgenden vorschlagen.

Hier hätten talentvolle Mitarbeiter an unsern vielen Tagesblättern einen heitern und nützlichen Versuch zu wagen und könnten auch hierin, wie in vielen andern Dingen geschieht, ihren Eifer um die Welt beweisen.

V. Knebel's

Uebersetzung des Lucrez.

Endlich tritt die so lange Arbeit eines geprüften Freundes an den Tag, der ich um so mehr einen guten Empfang wünschte, als ich sie gegenwärtig dieser unbedeutenden Bemühung am wenigsten glaubte, und Hoffnung nie zu nahe habe. Zu Schmeicheleien, welche einige bei dem Studium des Lucrez empfinden, warum auch mir hinderlich, und so gerichten die Studien eines Freundes, sich mit einem so trefflichen Werk des Alterthums zu verständigen, eigentlich Verständniß zu großem Vortheil. Denn es wird dabei nichts weniger verlangt, als daß man sich, so viel das achtzig Jahre vor unserer Aera in der Mitt gewußt hat Welt, das heißt nach Rom verlege, sich vergegenwärtige, wie es damals in den politischen, kriegerischen, religiösen und sittlichen Zuständen ausgesehen. Den ältern Dichter wird niemand kennen, als wer dessen Zeit kennt.

Man darf wohl sagen, daß Lucrez in die Epoche kam und sie selbst mit bildete, wo die römische Dichtkunst den hohen Styl erreicht hatte. Die alte tüchtige, barsche Rohheit war gemildert, weitere Weltansicht, praktisch tieferer Blick in bedeutende Charaktere, die man um und neben sich handeln sah, hatten die römische Bildung auf den bewundernswürdigen Punkt gebracht, wo Kraft und Ernst sich mit Anmuth, wo starke, gewaltige Aeußerungen sich mit Gefälligkeit vermählen konnten. Daraus entwickelte sich im Fortgang des Zeitalter Augusts, wo die feinen Sitte den großen Abstand zwischen Herrscher und Beherrschten auszugleichen suchte, und das für den Römer erreichbare Gute und Schöne in Vollendung darstellte. In der Folgezeit war an eine Vermittlung nicht mehr zu denken; Tacitus trieb den Redner von dem Markt in die Schule, den Poeten in sich selbst zurück; daher ich denn gar gern diesem Verlauf in Gedanken folgend, wenn ich mit Lucrez anfangen, mit Persius endige, der in Sibyllinische Sprüche den bittersten Unmuth verhüllend seine Verzweiflung in düstern Orakeln ausspricht.

Wie viel freier bewegt sich noch Lucrez; zwar auch er ist beträngt von den Stürmen der Zeit, die ihm eine der dagische Ruhe verkümmern, er entfernt sich vom Weltschauplatz, beklagt des werthesten Freundes Abwesenheit und tröstet sich durch Mittheilung des höchsten Bestrebens. Woher aber kommt eigentlich für ihn das Beträngende? Seit Erbauung Roms zog der Staatsmann, der Kriegsheld vom Aberglauben nach Bedürfniß die größten Vortheile; aber wenn man von günstigen Göttern, durch Vogelflug und Eingeweidegestalt, treuen Rath und Warnung zu erhalten glaubte, wenn der Himmel an dem Gläubigen Theil zu nehmen schien, so waren böse dagegen doch nicht vor den Schrecken der Hölle gesichert; und weil das Fürchterliche immer mehr auftrat, als das Milde zu beschwichtigen vermag, so verdüsterte der Flammenqualm des Orcus den olympischen Aether, und die tragische Gorgone löschte die sämmtlichen reinen, ruhigen Götterbilder aus, die man ihren schönen Wohnsitzen entrissen und in römische Knechtschaft geschleppt hatte.

Nun waren schwache Gemüther mehr und mehr bemüht drohende Wahrzeichen abzulenken und vor Furcht sich demüthig zu retten. Angst und Bangigkeit steigerte sich jedoch, als ein Leben nach dem Tode, bei einem unseligen Leben auf Erden, immer menschenwerther erschien; wer aber gab sodann Bürgschaft daß es nicht eben so schlimm, vielleicht gar schlimmer als am Tage da Tode unter aufstehen werde? Da zwischen Furcht und Hoffnung schwebte die Menge, der bald hernach das Christenthum doch willkommen und das taub zubereitete Gemüth an der wünschenswerthe Zustand erst mit werden sollte.

Stark Geister hingegen, wie Lucrez, die wohl zu verstehen, aber sich nicht zu ergeben gewußt waren, suchten, indem sie die Hoffnung abschnitten, auch die Furcht los zu werden; doch es bei war, wenn man auch mit sich selbst abzuschließen gewußt, doch von außen große Anfechtung zu erleiden.

Einer der immer wieder hören muß was er längst beseitigt hat, fühlt ein Mißbehagen das sich von Ungefähr auf sein Werk fortpflanzt; dabei die Hoffnung, mit welcher Lucrez auf Nachwelt sich beruft, bei der Hoffnung, mit welcher Lucrez auf Nachwelt sich beruft, die im Tode nicht gestört werden wollen. Diese gewaltige Schlüsse habe ich jedoch immer heimlich empfunden und mich dabei an jenen schönen erinnert, der im prägnantesten Augenblick der Schlacht da seine Truppen dem unvermeidlichen Tod entgegen zu gehen suchten, verdrießlich ausrief: Ihr Hunde, wollt ihr denn ewig leben? So nahe gränzt das Ungeheure ans Lächerliche.

So viel sey diesmal über ein Werk gesagt, das allerdings meine Aufmerksamkeit verdienend, den Antheil der jetzigen Zeit besonders erregen muß.

Man soll in vielen Stücken nicht denken wie Lucrez, ja man kann es nicht einmal und wenn man wollte; aber man sollte erfahren wie man sechs bis acht Decennien vor unserer Aera gedacht hat: als Prologus der christlichen Kirchengeschichte ist dieses Document höchst merkwürdig.

Auf einen so wichtigen Gegenstand nun sey mir erlaubt wieder zurückzukommen, indem ich Lucrez in mehrfacher Eigenschaft darzustellen wünschte, als Menschen und Römer, als Naturphilosophen und Dichter. Diesen alten Vorsatz auszuführen erleichtert mir zu rechter Zeit die weitgreifungene Uebersetzung, sie macht es allein möglich. Denn wir sehen sie durchaus würdig mit edler Freiheit verschreiten, sich selbst klar unser Verständnis aufschließen, auch wenn von den abstrusesten Problemen gehandelt wird. Gracies und anmuthig leckt sie uns in die tiefsten Geheimnisse hinein, commentirt ohne Umschreibung, und belebt ein uraltes bedenkliches Original; wie dies alles in der Folge umständlich nachgewiesen seyn wird.

Zeugniß.

Exuberantis quam Sapientiæ
Hic cerno fontem! Qualia pectoris
Hic signa perdoctæ refulgent!
Quanta gravi canit ore vates.

Sublimioris carmina judici!
Præceps ut altis Rheuus ab Alpibus
Sic fertur, et secum ruenti
Attonitas rapit amne mentes.

Sæpe hinc profundo captus ab alveo
Sententiarum, queis validus fluit,
Et mentis, et linguæ carebam
Res Soperas meditatus usu.

Hic invidendo nectare mens tumet,
Cui nec Falernam prætulerit notam
Dapesque Divorum, et ferentem
Mille novas Amathunta flammas.

Sabuxa angis somnia vilibus
Valere jussit, ludora, turpia,
Quæ mollius mulcent amantes
Eloqui, sed inanis, aures:

Honestiori ductus ab impetu
Arcana rerum, provida quæ suis
Natura demersit tenebris,
Antoniæ reseravit urbi.

Par est politis carminibus decor,
Par est venustas. Materiam rudem
Quam mollem vestit lepore!
Quam nitidis struit illa verbis

Audita quæ non antea Romuli
Norant nepotes! Quam cecinit melos
Sublime, prætervectus omnes,
Quotquoterant, quoteruntque, vates.

Ut vel disertæ fons opulentiæ,
Latinitatis maximus arbiter,
Ut Tullius magnum æstimarit
Ingenio, sed et arte summum.

Illi, Pelasgis nobile par virûm
Reversi ab oris, mox sapientiam
Rumore vix notam volucri
Belligero Latio intulere.

Marcus, solutæ flumine copiæ,
Carus, ligatis Pieridum modis,
Complexus est artes, et Urbi
Tradidit, ingeniosiores.

Hoc fonte labra proluit, his Maro
Illectus arvis creditur abditum
Legisse nectar, æmulatus
Melliflui volucres Hymetti.

Nec prisca tantum sæcula maximum
Dixere vatem: postera laureas
Conferre certarunt, sacrosque
Fronde nova redimire crines.

Gabriele

von Johanna Schopenhauer.

Ich las die drei Bände dieses mit längst vortheilhaft genannten Romans, mit der größten Gemüthsruhe, zwischen den hohen Fichtenwäldern von Marienbad, unter dem blauen Himmel, in reinster leichtester Luft, daher auch mit aller Empfänglichkeit, die man zum Genuß eines jeden dichterischen Erzeugnisses mitbringen sollte. Was ich darüber auf einsamen Spaziergängen in meine Schreibtafel bemerkte, lasse ich hier, ohne künstliche Ordnung, gemüthlich wechselnd nach einander folgen. Denn weder auf Anzeige und Anpreisung, noch auf Urtheil und Entwickelung kann es hier angesehn seyn, der allgemein Beifall hat uns hierin schon vorgegriffen.

Gabriele setzt ein reiches Leben voraus und zeigt große Reife einer hoher gewonnenen Bildung. Alles ist nach dem Wirklichen gezeichnet, doch kein Zug dem Ganzen fremd; die gewöhnlichen Lebenserscheinungen sehr anmuthig verarbeitet. Und so ist es eben recht: der Roman soll eigentlich das wahre Leben seyn, nur folgerecht, was dem Leben abgeht.

Episch, heldenpische Dichtung verlangt eine Hauptfigur, die bei vorwaltender Thätigkeit, durch den Mann, bei überwiegenden Leiden, durch die Frau vorgestellt wird. Diesmal ist einem anziehenden weiblichen Wesen die schwerste Rolle zugetheilt, die sie mit höchster Zartheit und Anmuth durch unerträgliche Leiden durchführt. Die Mitwirkenden alle sind Opfer von stimmenden Widersprüchen, die sich aus nothwendigen und erfüllenden Weltverhältnissen herausthun: aus dem Conflict des Wollens, der Pflicht, der Leidenschaft, des Geschicks, des Vaterlands und der Sitte.

Jenes ethisch Allgemeine verkörpert sich nun im Contrast der Charaktere, im Widerstreit der physischen und moralischen Kräfte, in Gebundenheit der Angewöhnungen, der häuslichen Zustände.

Hier bedarf es nun keines großen Personals, aber vollständig und in sich selbst vermannigfaltigt soll es seyn. Im Verlauf mehrerer Jahre treten die Personen auf und ab, nähern sich, erscheinen wieder, haben gewonnen, verloren, sich verändert, ohne Widerspruch mit sich selbst.

Gabriele wohnt und webet in der vornehmeren ausgebildeten Welt, die handelnden Personen sind sämmtlich begütert und dadurch in den Naturzustand des freisten Handelns und Wirkens versetzt. Schlösser und Landhäuser veranlassen manche anmuthige, bedeutende, nothwendige Ortsveränderung; Reisen ins Bad, in die Ferne bleiben die Tagordnung.

Als ich in diesem Sinne vor einer gebildeten Gesellschaft redete, fragte eine sorgsame Mutter: ob sie dieses Buch mit ihren Töchtern lesen könne? Dabei kam Folgendes zur Sprache:

Erziehung heißt: die Jugend an die Bedingungen gewöhnen, zu den Bedingungen bilden, unter denen man in der Welt überhaupt, sodann aber in besondern Kreisen existiren kann. Der Roman hingegen stellt das Unbedingte als das Interessanteste vor, gerade das gränzenlose Streben was uns aus der menschlichen Gesellschaft, was uns aus der Welt treibt, unbedingte Leidenschaft, für die dann bei unübersteiglichen Hindernissen, nur Befriedigung im Verzweifeln bleibt, Ruhe nur im Tod.

Dieser eigenthümliche Charakter des tragischen Romans ist der Verfasserin auf schlichtem Wege sehr wohl gelungen, sie hat mit einfachen Mitteln große Rührung hervorzubringen gewußt, wie sie denn auch, im Gang der Ereignisse, das natürlich Rührende aufzufassen weiß, das uns nicht schmerzlich und jammervoll, sondern durch überraschende Wahrheit der Zustände höchst anmuthig ergreift.

Durchaus wohlthätig ist die Freiheit des Gemüthes, kraft welcher allein die wahre Rührung möglich wird. Daher denn auch die Facilität der allgemeinen Anordnung, des innern Ausdrucks, des äußern Styls. Ein heiteres Behagen theilt sich dem Leser mit.

Einsichtige Lustrologie, sittlich-physiologe Ansichten, sogar durch Familien und Generationen durchgeführt. Abstufung der Verhältnisse und Abtönung. Verwandtschaft, Gewohnheit, Neigung, Dankbarkeit, Freundschaft, bis zur leidenschaftlichsten Anhänglichkeit.

Keine Spur von Parteisinn, bösem Willen, Neckerei, rühmlicher anmuthiges Gefühl eines allgemeinen Wohlwollens; kein böses Princip, kein verhaßter Cha-

rakter, das Lebens- und Individualitäts-Maß in seiner Erscheinung, in seinen Folgen, als durch Billigung oder Mißbilligung dargestellt.

Beym alten schreiben, durch Eigensinn und Mode, zuletzt der Verstand nahm Natur, bessre jüngsten, in die Welt tretenden, dritten Schönheit (wie meines Dichters) die anfangs als frische Versuche auftritt, ernst Bearbeitung das Anbrechen.

Jener würdige Hallerische, im Unnatürlichen ganz wahre gehalten, wird aufgelöst, und die tragische Katastrophe verunreinigen. Dem wunderlichen Bessern verzeiht man alles, seiner eigenthümlichen Sorgfalt und Beschränktheit wegen, er spielt den Gracien in dieser Tragödie und stirbt den thätigsten des Todes nicht nach.

Eine gewisse Kränklichkeit sieht man der Hauptfigur als ihrer Individualität angehörig gerne zu, ja man fordert sie. Die schwersten Krankheitsexperimente der Arzneykunde mit einer Art Langeweile, tiefem Schlafe, ohne den eine solche Organisation nicht bestehen könnte.

Die übrigen Personen sind körperlich gesund, allenfalls verwundet, sie leiden nur an der Seele, nirgends wird man Schwächlichkeit gewahr.

Hier verläßt mich nun die Erinnerung meines einsamen Betrachtens. Nachstehendes Aphoristische wird der wohlwollende Leser selbst einschalten.

Mitten im Elemente der Convenienzen erscheint ein durchaus Natürliches der Bezüge, Mannigfaltigkeit des Herkommens der Personen, und besonders fruchtbare Folgen früherer Verhältnisse.

Sitten und Arten der neusten Welt sind das durchwallende Costume; sogar wird die neuste, parteylose, wirksamste Gestalt, eingeführt.

Fortschritt edler Gesinnung und Handelns, wodurch der Uebergang ins wahrhaft Große leicht, ja nothwendig wird.

Nichts Phantastisches, sogar das Imaginativschönste sich rationell ans Wirkliche.

Das Problematische, an's Unwahrscheinliche gränzend, bevorwortet sich selbst und ist mit großer Klugheit behandelt.

Und so sey eine reine freundliche Theilnahme treulich und dankbar ausgesprochen.

Marienbad, Ende Junius 1822.

Olfried und Lisena.

Ein romantisches Gedicht in zehn Gesängen,

von August Hagen.

Königsberg 1822.

Als mir dies Büchlein in die Hände kam, schlug ich es, nach alter löblicher oder unlöblicher Gewohnheit, auf, gerade in der Mitte, und las die sechs Stanzen der linken Seiten, dies sagen mich an und nöthigten mich vor- und rückwärts zu gehen, wodurch ich dann gar bald bewogen ward vom Anfange anzufangen. Und so habe ich es denn auch in ruhigen guten Stunden, fort- und durchgelesen, welches etwas heißen will, denn, in zehn Gesänge getheilt, enthält es über sechshundert Stanzen.

Ich aber, gerade in diesem Augenblicke, weder zu irgend einer auslangenden Darstellung, viel weniger zu einer Beurtheilung aufgelegt, ersuche die genannten und ungenannten, trefflichen Freunde, die uns, in kritischen Zeitschriften, über ästhetischen Gewinn und Verlust gar löblich aufklären, diesem Werk ihre Aufmerksamkeit zu schenken und mir den Traum zu deuten warum es mir so wohl gefällt.

Anerkennen werden wir es als ein erfreuliches Zeichen der Zeit: denn es beweist eine hohe sittliche ästhetische Cultur, wenn in jungen Jahren ein entschiedenes Talent auch sogleich aufgeklärt, frei, heiter und den Gegenständen völlig gewachsen erscheint die es behandelt. Von großer Bedeutung halten wir, wenn ein junger Mann denn als einen solchen giebt und offenbart er sich, eine Fabel wie die so conceipirend, sie in sich auszubilden und, bey der so thätigen Behandlung des Einzelnen, sich immer so ausführlich und gleich zu bleiben vermag. Bey dieser Ausführung aber weiß ich nicht was mehr bewundern soll, den klar-tiefen Ernst in die menschlichen Gefühle, Gesinnungen, Zustände und Verhältnisse, oder die Heiterkeit sich in der Natur, ihren Localitäten und Einzelnheiten überall zu ergehen.

Glück wünschen wir ihm aber vorzüglich, daß er von Jugend auf ein Seemensch gewesen, dadurch gewinnt er eine Arena, einen Kampf- und Spielraum, auf dem wir seine Helden und Leute bald frey und bald bedrängt sehen, er umfaßt die mannigfaltigsten Luft-, Wasser- und Erds-Erscheinungen und dann hängt es von ihm ab uns, natürlich-freudig, bald auf dürren Sandwüsten auszuruhen, bald in Fischerhütten, deren Gewerb mit Gärten und Obstbau verbunden ist, erquickend einzuführen; es hängt von ihm ab palastreiche Städte am Ufer zu erbauen, Gärten und Parks ohne Gleichen zu lobpreisen.

Doch wir gehen zu weit, und dürften auf diesem Wege die Absicht uns nicht eingelassen ehe wir's uns versehen überschritten.

Betrachten wir genau, so ist es vielleicht die jugendliche Anschauung des Meeres die dem Engländer, dem Spanier so große Vorzüge über den mittelländischen Dichter giebt. Ferner, welchen unsere neuere deutsche Literatur gegenwärtiger ist als wir, werden bemerken wer, von dieser Seite, mit unserm Dichter weiterkommt.

Ein junger Freund den ich gern über mich und andere reden höre, ertheilt mir, auf Ersuchen, folgenden Bescheid.

» Ottfried und Lisena, von August Hagen, Berlin bey Reimer 1830. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Hagen hat sich durch die Herausgabe des Nibelungenliedes und der Gudrun, durch seine Ausgabe des Walther von der Vogelweide, durch seine Gedichte und Uebersetzungen, durch seine Forschungen über die Minnesänger, durch seine Ausgabe des Gregorius auf dem Steine, des Armen Heinrich, des Reinhart Fuchs, des Wigalois, des Wigamur, des Tristan, des Iwein, des Parcival, des Titurel, des Lanzelet, des Daniel vom blühenden Thale, des Ritter Gauriel von Muntabel, des Meier Helmbrecht, des Ritter Wenezlan, des Ritter Friedrich von Schwaben, des Ritter Galmy, des Ritter Pleier, des Ritter Ulrich von Lichtenstein, des Ritter Ulrich von Türheim, des Ritter Ulrich von Zatzikhofen, des Ritter Ulrich von Singenberg, des Ritter Ulrich von Gutenburg, des Ritter Ulrich von Winterstetten, des Ritter Ulrich von Hutten, des Ritter Ulrich von Rappoltstein, des Ritter Ulrich von Liechtenstein, des Ritter Ulrich von Türheim

schen. Hat empfind Fürsten den ersten Anreiz gab in seinem Ausdrucksvermögen zu erreichen und man muß ihm zu Gute halten, daß er in diesen Bemühungen nicht zu rasch ist.

Er hat ursprünglich von seinem eigenen Vermögen, von der Unterstützung seiner Gesellschafter, die ihm wohl viel beistanden, Auf einem Spaziergange durch Weimar, wobei wir uns, indem er sich in Feinheiten mit einem Gegenstande in der Hand, oft nachdrücklich, wie einen auch mitteilig sein Gedicht erklärten, dann er Hand ist er dann das Gedicht der vielen Kinder auch das gut entschiedenen seiner Geschwister, mit denen er gemeinschaftlich wohnen muß, durchaus gestört.

Es scheint wohl die gewöhnliche Art unsrer Fürsten sein zu wollen, es ist gern in Gesellschaft geselliger Menschen, und scheint im Rücksicht seiner Moralität das beste Zeugnis.

Als ich aus Italien zu Fuß mit Freunden herauf kam, sah ich ihn auf meinem Platten in seinem Stall zusammengekrümmt, ein Bein unter sich schlagend, dann aufstand wie er war, stille mit mir sprach, mich mit in Garten bedecken können. Er erzählte mir freundlich, deutete auf sein Elend und bedauerte seinen Mann, indessen ich ihn kaum anzusehen wagte. Bei flüchtigem Blick jedoch mußt' ich gar bald erkennen, wie auf diesem entstellten Körper sich ein Cerebralsystem muß bildet hatte, womit eine regelmäßige Gestalt gar wohl hätte zufrieden seyn können.

Ueber solche Talente sagten wir schon an einem andern Orte Folgendes: »Unsere Naturpoeten sind gewöhnlich mehr mit rhetorischen als dichterischen Prädikaten geboren, man gesteht ihnen zu, daß sie durch Umgebung trefflich auffassen, landschaftlich Charaktere, Gewohnheiten und Sitten mit großer Heiterkeit genau zu schildern verstehen, wobei sich denn ihre Production, wie alle poetischen Anfänge, durch das Objektive, Bildende, Sittenverdeutlichende gar löblich auszeichnet.«

Von unserm Fürsten kann man noch hinzufügen: alle seine Productionen schmückt eine gewisse Anmuth, die das unternommene Ganze zu beleben weiß. Da ist Gegenwart der offenen Natur, Behagen sich beschränken, der Geselligkeit, Genuß und Hoffnung, und bei allem ein menschlicher oder Ernst, dem eine heitre Gelassenheit gar wohl anstieht.

Es war die Rede von irgend einer Aufgabe, die ich ihm zurückgelassen sollte. Nun war ich längst überzeugt, daß man gerade solche Talente, die sich aus dem Gemeinen hervorarbeiten, wieder ins Gewöhnliche zurückweisen solle und dazu erschien mir nichts Wünschenswerthers, dem Individuum Zusagendes, den Charakter der Nation Eigenes als Gewerbe und Handwerk Lieber.

Die Engländer haben noch ein Wort dafür aus den Zeiten Heinrich des Achten und seiner großen Nachfolgerin, von dem sie mit Liebe sprechen, und ich dachte, es dem guten Manne ein Gleiches aufzugeben; weil ich ihn gar nicht an das Klappern und Rasseln der Theaterpferde, die ihn oft in das Freie hinausreiten, sogleich erinnern wollte, so wählte ich einen Gegenstand, der so recht freundliche Thal eigentlich belebt und anschaulich macht. Es ist der Hopfenbau, der die gestreckten Hügel hinter der Stadt in tausendfachen Reihen ziert, ein unübersehbares Gärten in der Nähe, ein weit verbreitetes Geschwerk in der Ferne. Wie er diese Aufgabe gelöst, wie er thätig beginnt und alles was zu thun ist, eins nach dem andern einschärft, dabei ein sittliches Wort mit einflichtet und immer so fortführt, und dies Reden dem Weinreben anzuhängen verlockt, bedarf keiner Ausführung, das Ganze liegt hell vor mir und unter sonnigem zartblauem Himmel, und wird von einem Jeden an Ort und Stelle, besonders zu rechter thätiger Arbeitszeit, genau mit dem größten Interesse empfunden werden. Ich möchte doch, Gedicht die aufstrebenden Ranken, sie schwanken noch am Boden, verlassen sich nicht gleich aber sonst darüber hin.

G.

Der Ausdruck Naturdichter, wie sehr er auch in den leidigen Zusammensetzungen unsrer Sprache gehören mag, in denen man sich aufs bald Wort zu verstehen genügt und gewöhnt ist, scheint doch deutlich genug das Verhältnis anzudeuten: den Gegensatz eines Ursprünglichen mit einem Erworbenen, einer Anlage mit einer Fertigkeit, und zieht dabei zugleich eine gewisse Verwunderung und Freude, wie man sie an allem Ursprünglichen, Keimen, und Instinkten zu haben pflegt, mit zu erkennen.

Ein natürliches Vermögen also, und ein dem gegenüber, nicht entgegen strebendes Bewußtseyn, das wir auch wohl Theorie, Kunst, Regeln u. s. w. zu benennen pflegen, wird anerkannt, und zwar als der erste wesentliche Bestandtheil, als der Gehalt, aber zugleich die Art und Zumuthung an ein wirkendes bewußtes Kunstgesetz beseitigt.

So begabte Individuum sind das Eigenthum aller Zeiten, aber der Stand, Bezug und Verhältnis zur Außenwelt, zur Natur und Menschheit, sind nicht zu allen Zeiten dieselben.

In dem ersten Beginnen des gesellschaftlichen Zustandes, unter Nationen die sich zu bilden anfangen, sind solche Talente als diejenigen anzusehen, durch welche alles Erfinden und Denken, Sage und Mythus, Geschichte und Philosophie eines Volkes, Gestaltung und Einkleidung erhalten hat, und denen die ersten gefeierten Barden und Sänger hervorgegangen sind, welche nur als die Blumen und Gipfel dieser ersten Naturpflanzen angesehen werden mögen.

In den Zeiten der verbreiteten, gesteigerten Cultur, wo Muster und Vorbilder, und davon abstrahirte Regeln und Theorien aller Art vorhanden sind, welche auch die schwächsten Anlagen zu steigern, wenn auch nicht zu erheben vermögen, kann man dergleichen ursprüngliche Talente, als sich selbst überlassen, kaum nur in der Unterstufe, alles Unterrichte wie aller Bildung ermangelnden Volksklassen voraussetzen.

Denn in einer jeden bedeutenden Cultur ist die Doctrin einer solchen Anlage dergestalt, daß sie dadurch sich entweder in einen alles verbindenden Dilettantismus verwandelt, oder, wenn sie wirklich urkräftig und nachhaltig ist, nur durch ein ernstes Studium in ein besonderes, kräftig und zweckbewußte Kunstfertigkeit umwandelt.

Wird nun aber ein solches Talent dennoch, wie die Erfahrung lehrt, auch in den untersten Ständen, in der arbeitenden und dienenden Klasse angetroffen, so befindet es sich in dem einen von beiden Fällen: entweder hat und behält es seinen Wirkungskreis wirklich in dem Stande, in der Sphäre, worin es geboren und aufgetreten, wo denn das eigentliche Volkslied sein seine Entstehung verdankt, seine jemals sein Verdienst namentlich in Deutschland; oder es gelingt ihm in Berührung und Umgang mit den Höheren und Gebildeteren zu kommen, und sich von deren Wissen und Können Manches eigenthümlich anzueignen, und so als eine Art von Vermittler zwischen jenen und seiner Klasse aufzutreten, indem es die Untern und seines Gleichen zu sich

bemerkt, den Hohen aber Aufmerksamkeit abnöthigt, und durch die Mannichfaltigkeit seines Auftretens sie anlockt sich mit ihm einzulassen und das Eintritts in ihre Kreise würdig zu halten.

Ist bei einem Talente des ersten Falles von Urtheil und Geschmack nicht die Rede, sondern nur von Wahrheit und Natürlichkeit, welche eine derbe und figürliche Ausdrucksweise charakterisirt, so kann bei einem Talent des letztern Falles sogar eine Ungleichheit, ein Zwiespalt des höhern Fluges sogar eine Ungleichheit, ein Zwiespalt sich ergeben, der aus der Vermischung von Grimm und Gemüth, Natürlichem und Conventionellem, Naivem und Sentimentalem entsteht, und den Genuß an seinen Produktionen stört, indem unedlere Elemente verschiedener Sphären ebenklein, welche das Individuum nicht zu gefälliger Einheit zu verschmelzen im Stande gewesen.

Und diese widerwärtige Erscheinung mag nun freilich oft genug eintreten; wenigstens erklärt sich uns in solcher Voraussetzung am leichtesten der Umstand, daß sie manchen der Gebildeten eine Art von Appreheusion gegen diese halbwüchsigen Naturerzeugnisse auf dem Boden der Cultur und Kunst anwandelt, und er mehr Abneigung als Neugier empfindet, dergleichen Produkte kennen zu lernen und seiner Aufmerksamkeit werth zu achten.

Eine solche Besorgniß, ein so ungünstiges Vorurtheil wird nun glücklicher Weise durch unsern Naturdichter weder veranlaßt noch gerechtfertigt. Im Gegentheil wird auch der Sprödeste mit Bewunderung und Freude wahrnehmen, wie überall ein sich gleichbleibender Gehalt, in entsprechender reiner Form und angemessenem, richtigem und zierlichem Ausdruck sich darstellt; und zwar in einem solchen Grade, daß wohl hier und da unbedeutende Abweichungen von den zum Theil conventionellen Gesetzen des Rhythmus und der Prosodie, jedoch nicht mehr als selbst bei den gebildeten und gelehrten Dichtern, keineswegs aber Verstöße, welche die Einheit der Empfindung, die Richtigkeit des Sinnes, und die Schicklichkeit des Gefühls beleidigen, anzutreffen seyn möchten.

Wie mannigfaltig der Kreis seiner Gegenstände, und welcher Abwechslung von Gefühl, und dem gemäßer Behandlung er fähig ist, davon mögen folgende drei in Ton und Inhalt ganz verschiedene Gedichte ein rühmliches Zeugniß ablegen.

N.

Der Hopfenbau.

Rührt die Hacke flink zur Hand,
Eilet in die Felder;
Seht schon grünt das Wiesenland,
Und das Haar der Wälder,
Weste wehen sanft und lau:
Auf! beginnt den Hopfenbau. —

Macht den Stock von Erde frei
Nach bekannter Weise,
Und die Reine pflückt dabei
Euch zur Kochrespeise;
Schneidet was verdorret ist,
Daß er frisch und kräftig sprießt.

Gebt dann Fichtenstangen hin,
Daß die schlanken Reben
Ranken um dieselben sich
Und empor sich heben;
So zum Stärkern wird gesellt
Was nicht eigne Kraft erhält.

Sorget, wenn sich Unkraut mehrt,
Daß man es vertilgte,
Weil es das Gedeihen stört
Aller edlen Früchte,
Wie die Tugend nicht gedeiht,
Wo das Laster Samen streut.

Wenn die Reben unser Thal
Ueppig dann umkränzen,
Dran im Abendsonnenstrahl
Goldne Früchte glänzen,
Wandeln durch das dunkle Grün
Hie mit freud'ger Hoffnung hin.

Doch nicht lang wird dies Gewand
Unsre Fluren schmücken,
Weil wir mit geschäft'ger Hand
Bald die Früchte pflücken;
Dann getrocknet geben sie
Reichen Lohn für unsre Müh'!

Wo die heiße Sonnengluth
Nicht die Flur durchdringet,
Und das edle Traubenblut
Nicht zur Reife bringet,
Dort der menschliche Verstand
Andern Labetrank erfand.

Wer des Trankes froh genießt,
Preise unsre Reben,
Die alljährlich — wie ihr wißt,
Uns den Hopfen geben;
Weil nur dessen würz'ge Kraft
Geist und Dauer ihm verschafft.

Drum Bewohner Falkenau's,
Brave Flurgenossen!
Pfleget eures Hopfenbaus
Ferner unverdrossen;
Laßt uns Müh' und Fleiß nicht scheun,
Wohlstand bringt uns sein Gedeihn.

Ermunterung im Winter.
Nach Salis.

Seht nun in Ruhe die spendende Erde!
Wärmende Flocken bedecken das Land;
Wenn auch der Herbst sie der Gaben entleerte,
Trägt sie darum doch kein Trauergewand.
Merket die Güte des Schöpfers! — wie weise
Deckt er die Erde mit karrender Hast;
Wüßet, er ziehe ihr, beschützt von dem Eise,
Fernet zum Wohlthun erneuerte Kraft.

Ueberall herrscht nun ein heiliges Schweigen,
Stumm sind die fröhlichen Sänger im Hain;
Bald werden wieder von knospenden Zweigen
Frohe Verkünder des Lenzes sie seyn.
Laßt die Geschöpfe nun ruhen und schlafen,
Uns bleibt zur Freude noch mancher Genuß;
Seht, um uns heim zu Vergnügen zu schaffen,
Macht zur krystallenen Bahn sie den Fluß.

Leicht und behende schlüpft knarrend der Schlitten
Auf der geglätteten Ebene hin;
Kehren zurück wir zu unseren Hütten,
Setzen wir lesend uns um den Kamin. —

Hören mit heulend. Rasenden Sausen
Um unsere Hütte so schauderhaft und bald,
Wenn Gewitter gleich toben und brausen,
Ist uns am warmen Kamine so wohl.

Kürzet die Nächte mit Singen und Scherzen
Oefters in traulichen Zirkeln vereint;
Leuchten doch freundlich die flackernden Kerzen,
Indem auch die strafende Sonne nicht scheint.
Wenn ihr denn immer nur tanzen und schwärmen,
Sie wie die Mücken in sonniger Glut?
Kann uns denn nicht auch der Ofen erwärmen?
Thaut er nicht freundlich das starrende Blut? —

Wandelt die rauheren Pfade auf Erden
Duldend in treffender Hoffnung Gefilt;
Hoffnung erleichtert uns alle Beschwerden,
Hoffnung beflügelt die Schritte der Zeit.
Wenn uns mit mancherlei Blumengewinden
Täuschend der Nordwind die Fenster bemalt,
Denkt, sie blühen auf sonnigen Gründen
Gerne uns in lieblicher Farbengestalt.

Last uns auch dürftige Brüder erquicken,
Oeffnen dem Mitleid die fühlende Brust;
Wohlthun erfüllt sie mit stillem Entzücken,
Wohlthun giebt himmlische, selige Lust. —
Hört ihr im heulenden Sturm ein Gewimmer,
Eines Erstarrten matt stöhnendes Ach,
Gönnt ihm ein Plätzchen im wärmenden Zimmer
Unter dem freundlichen, schützenden Dach.

Freunde! wer immer so treu wie die gute
Mutter Natur seine Pflichten gethan,
Der entschlummert mit fröhlichem Muthe,
Kömmt einst die Nacht seines Lebens heran! —
Freudig kehrt er aus dem Leben zurücke,
So wie zum Vater ein liebendes Kind,
Jenseits erwartet ihn dauerndes Glücke,
Wie keine wechselnden Jahreszeiten sind

An den April.

Es schimpft und schmäht wer da will,
Und speie Gift und Galle
Auf dich, mein werther Herr April!
Ich leb' in jedem Falle
Den Undank — nennt's ungetreu! —
Mehr, als das ewige Einerlei,
Das uns einmal hienieden
Gar bald pflegt zu ermüden.

Da prangt bald warmen Sonnenschein,
Bald Regen, Frost und Schauer;
Stürmst manchmal wild im Tag hinein,
Doch nie von langer Dauer.
Du lächelst, wenn die Luna lacht,
Dich in des starren Winters Tracht
Und pflegst, der Sonne wegen,
Sie wieder abzulegen.

Es sind nach einem alten Spruch —
Wie du der Mädchen Herzen,
Die oft in einem Athemzug
Bald weinen, zürnen, scherzen;
Und doch, trotz ihrem Wankelmuth,
Ist man den holden Kindern gut,

Ja, ist ihr Groll verzieh'n,
Hat man sie desto lieber.

Wer immer finstre Mienen macht,
Hat bald die Gunst verloren,
Wer immer scherzt, und immer lacht,
Hält man für einen Thoren;
Drum freue du dein Wechselspiel!
Nur trauen laß es nicht zu viel,
Und laß die Rosse schwitzen,
Wenn sich die Blüthen spitzen.

Der deutsche Gil-Blas.

Man hat uns eine Handschrift vorgelegt, welche das Jahr- und Tage-Buch eines von Kindheit an hin und wiedergetriebenen Mannes enthält, wollte man ihr jenen Titel vorsetzen, so wäre vor allen Dingen zu erklären: daß der französische Gil-Blas ein Kunstwerk, der deutsche dagegen ein Naturwerk sey, und daß also beide, in diesem Sinne, durch eine ungeheure Kluft getrennt erschienen. Allein sie lassen dem Inhalt nach gar wohl eine Vergleichung zu: denn auch bei dem Deutschen ist der Charakter gut von Haus aus, löblich, wie es einem Untergeordneten geziemt, der sich von Kindheit auf zu fügen hatte. Wer die Menschen braucht, nimmt's nicht genauer als sie es selbst haben wollen, und so ist denn unser Held latitudinarisch gesinnt, bis zur Intrigue, bis zum Kuppeln, weil er aber durchaus seine trefflichen bürgerlichen Anlagen nicht verläugnen kann, so verbirgt er jederzeit seinen Zustand, wenn er streng sittlich und pflichtgemäß handeln will. Weil nun dieses alles den Umständen zufolge, ganz natürlich zusteht, und nicht etwa ein kunstreiche Ironie uns zum Besten hat, so begleicht und der gute ruhige Vortrag von immer menschlich bedeutenden, wenn auch nicht wichtigen Ereignissen. Jedoch ist auch das wechselnde Leben des Mannes in äußern Beziehungen merkwürdig, indem der Umgebende, sich selbst Umtreibende, von mancherlei neueren Weltereignissen Zeuge wird.

Daß der Verfasser seine Arbeit gedruckt wünschte ist natürlich, da er seiner Bemühung einigen Werth beizulegen berechtigt ist und ihm, wie jedem Autor, ein billiges Honorar wohl zu Statten käme. Bei der Herausgabe dürfte man jedoch an keine Redaction denken: denn ein eigentliches Kunst- und Geschmacks-Werk ließe sich nicht daraus bilden, und eben die Breite der Tage und der Jahre, mit mannigfaltigster Abwechslung immer wiederkehrender Zustände, bezeichnet gerade diese Lebensweise, und da man in den Zeitungen so viel Tägliches liest, so wird man nicht verschmähen einen armen Teufel auch einmal auf seinen Wegen zu begleiten.

Nur wenige Stellen, wo die Wahrhaftigkeit über die Gränze der Ehrbarkeit hinüberritt, wären zu tilgen, alsdann könnte es gedruckt werden wie es liegt: denn im Grunde ist es wirklich gut geschrieben. Aehnliche Bücher finden sich auf Bauerhöfen und Lesegesellschaften sehr durchlesen und vergriffen, und auch dieses würde sich den Bücherverleihern wohl rentiren, man dürfte es die Bibel der Bedienten und Handwerksburschen nennen, und es ist in den untern Ständen wohl niemand der seine Schicksale nicht hie und da abgespiegelt fände. Der Mittelstand wird angenehm belehrende, häusliche Bürgerlichkeiten gewahr werden, besonders nimmt sich

die Wechslinken, bei den Frauen gegen solche grellfarbige Jung Sandbrücher gar löblich aus und charakterisirt sich verschieden in den verschiedenen Landen. In Niederdeutschland und Holland kommt den passirenden Gesellen die Erinnerung an Garten und Sehne, auf und über dem Meere, gar sehr zu Statten, und wenn wir ländliche Kirchmessen weiter nach Oberdeutschland gefunden, so bringt uns gewiß ein Franzose zum Lächeln. Unser Abentheurer kehrt, als Bedienter eines Emigranten, aus der englischen Champagne zurück, die preußischen Herren entlassen ihre Leute und diese, um nicht zu verhungern, müssen sich aufs Plündern legen, der unfreiwillig von einem französischen Landmann, aus dessen Hof er eben eine Henne vorgeholt, festgehalten und mit seinem Gewehr ins Haus geschleppt. Die Frau sieht der Sache gerührt zu und spricht: laß ihr doch, es ist ein armer deutscher Bedienter, der auch einmal von einer französischen Henne kosten wolle.

Selbst die obern Stände werden nicht ohne Erbauung das Büchlein durchlesen, besonders wenn es ihnen auffällt: wie es wohl aussehen möchte, wenn ihre Bedienten auch dergleichen Bekenntnisse schrieben? Und so gestehen wir denn ebenfalls, daß wir beim Lesen dieser ziemlich starken Bände zu frommen Betrachtungen angeregt werden: denn man glaubt doch zuletzt eine moralische Weltordnung zu erblicken, welche Mittel und Wege kennt, einen im Grunde guten, fähigen, tüchtigen, ja unruhigen Menschen auf diesen Erdenblumen zu beschäftigen, zu prüfen, zu ernähren, zu erhalten, ihn zuletzt durch Ausbildung zu beschwichtigen und mit einer geringen Existenz für seine Leiden zu entschädigen.

Indem wir Verschiedenes niederschreiben, werden wir zu allgemeinen frommen Betrachtungen aufgefordert, welche hier, obgleich nicht ganz am Ort, ein Räumchen finden mögen; es werden sich sogen das, was man sogen als Fügung einer höhern Intelligenz bei sich gelten läßt.

Nicht jedermann trifft mit Terzerol von guten Empfehlungen und gültigen Wechseln begleitet durch die Welt, gar manche muß auf seinen eignen Füßen fortschleudern und sich selbst zu empfehlen suchen, welches am leichten geschehen kann, wenn er sich brauchbar oder angenehm zu gelten weiß. Hier bedient sich nun die Vorsehung öfters gleichgültiger Personen, die sich in einem behaglichen Zustande befinden, als Werkzeug, welche, unbewußt, bald zum Zwecke zu Dienste stehen.

Das alte, wunderthätige Beispiel ist mir immer im Leben gegenwärtig gewesen, wie ein guter, ehrlicher Landsmann und Hausvater seinen Schmittern das erfrorne Maul zur Genesung bringen will, von dem Engel aber beim Schopfe ergriffen, den Propheten in der Löwengrube speisen muß. Bei einem langen Leben konnte man ähnliche Erfahrungen gar öfters machen.

Eigentlichen Bettlern, gebrechlichen, alten Leuten habe ich niemals gern gegeben; sie schienen mir einen Zustand behagt, sich darein geschickt zu haben, und mir dauchte Anmaßung, die gränzenlose Noth mildern und mindern zu wollen. Einem Thätigen, im Augenblick Beschäftigen dagegen fortzuhelfen, habe ich es nie an Lust und Neigung mangeln lassen. Besonders waren mir die Handwerksburschen empfohlen, mit denen ich früher als Fußreisender oft in Berührung gewandert und in spätrer Zeit immer denjenigen am liebsten gab, welchen am besten geht oder war.

Sehen wir in ältern Zeiten zurück, so bemerken fromme Pilger eine gute Vorrichtung, einen kleinen Zehrpfennig niemals ab; ferner berechtigte das sechszehnte Jahrhundert zu einem etwas kräftigeren Heischen, auf ihren frommartigen Wanderungen, die wilden Studierenden, deswegen es denn auch unter einem tüchtigen Austruck gute wurde. Die Handwerker bemächtigten sich desselben, und es war keine Schande, daß ein Durchwandernder sich von Haus zu Haus ein Mensch erbat. Im Verlauf der Zeit bemerkte ich, besonders auch auf Reisen, verabredende Handwerker, nicht grüßend wie sonst, noch weniger eine milde Gabe heischend.

Sollten diese, oft dürftigen Menschen, sich gleich der übrigen Welt fortthätig zu machen gewußt haben? oder verschüttete sie die Polizei?

Auf solchen Lebenswegen konnte von anerkannter Führung und Fügung sich manches Beispiel ereignen, wenn man der Vorsehlichen Denkung die persönlichen Gefälligkeiten immer nehmen, auch nachsehen und verzeihen wollte.

Da der Gegend von Trotte zog ich einst Tags bei unfreundlichem Wetter durchs Feld. Der Himmel stürmte, es drohte mit Regen und doch trieb mich etwas den frei stehenden Schlosberg hinan. Streichvogen gingen an mir vorüber und über mich weg, und es war ein verdrießlicher Zustand als ich mich eben zwischen altem grauem Gemäuer sah, das ohne Licht, Schatten und Farbe niederträchtig neben und über einander stand und lag.

Als ich mir nun selbst ein Räthsel schien, bot sich die willkommenste Auflösung dar. Ich trat in eins der Gewölbe, um mich vor dem Regen zu schützen, und erblickte darin mit Verwunderung den schönsten Knaben von der Welt, der in Begleitung eines alten Mannes, hier gleichfalls Schutz gesucht. Reinlich gekleidet, eher ärmlichen Bürgern als wohlhabenden Bauern ähnlich, standen sie auf und erwiderten meinen Gruß. Sie bestätigten meine Vermuthung. Es waren Bürger eines kleinen Orts, nachbarlich, wenn auch nicht kümmerlich lebend; sie hatten durch einen Besuch bei entfernten Verwandten ihren Zustand zu verbessern, und so zogen sie durchs Land. Bei Erblickung des Schlosberges hatte der Knabe, bei frischem und lebendig warmem Wohlsein, den Vater bewogen, diesen Gipfel von jenseits zu ersteigen, indeß ich von der andern Seite herankam. In dieser Mauerhöhle das schöne Wunderkind zu sehen, machte mich lächeln, ich dankte dem Genius, der mich bei dem Schopf herangezogen hatte, und gab nach freulichen Glückwünschen dem Knaben als Reiseerinnerung alles was ich bei mir fand, und habe mich des unschuldigen Abenteuers immer gern erinnert.

Nehmt man nun, daß solche Zufälligkeiten durch einen unerforschlichen Willen gelenkt werden, und man gefällt sich in dieser Betrachtung, so hätte man sich ja derjenigen Scenen selbst beschuldigen zu wollen.

Es war mir, indem ich einst abreiste, etwas Angenehmes begegnet; als ich nun im offnen Wagen saß, legte ich das verbundene Geld der Länge nach in meine offene Hand, von hinten nach vorne, vom Handteller bis zum größten; da hatte ich nun schnell einen Glückstopf zubereitet, und mir vorgenommen, bei jedem begegnenden Handwerksburschen halten zu lassen, und so meine Gaben der Reihe nach zu spenden, und freute mich schon des Zufälligen das dadurch sollte einigermaßen geleitet werden. Aber die Anmaßung mich selbst zum Werkzeug der Vorsehung zu berufen, und mit einem so wichtigen Auftrag Scherz zu treiben, war zu meinem Verwundern und Anerkennen bestraft. Auf einem dreistündigen, von Fußwerk und Fußgängern belebten Wege, zeigte sich, weder unter den Begegnenden, noch unter den Erreichten, irgend eine Figur, der ich nur etwas hätte anbieten können, so daß ich die ganze kleine Summe beschämt wieder einsteckte, und dem höheren Walkenden zu eigener Disposition das Künftige überlassen mußte.

Wie aber sogen durch Mißwollen der Thätige ge-

findet werden kann, davon hoffe ich auch zu erzählen.

Mein Fuhrmann erzählte einmal einen rührenden Auftritt von seinem zehn bis zwölf Jahren, dem ich, als einem durchaus wahrscheinlichen, folgende eine Gabe zubrachte. Der Kutscher überreitet weit Kassel, der Knabe bleibt hinten uns. Nach ein stündiger Fahrt auf der Höhe vor der Stadt dem ich befohlen hielt zu halten. Dies geschieht im Augenblick, als Knaben, an der Straße stehend, hinaus laufen und schreien: es ist jemand hinten auf. Gleich eine ansehnliche Strecke von Knabe auf den Boden, sucht verschiedene mal zu besteigen, muß aber dem Wagen, der sich nun in Bewegung setzt, den Vorzug lassen. Es war aber bestimmt Gelegenheit, der sich kümmlich, einen bedeutenden Fuß zu schonen, hinten aufgesetzt hatte, und sich nun das Vergnügen des Wagens, ohne das mühsame Geschrei der Knaben, ganz sachte verursachlassen und ungestört genießen hatte, nun aber konnte er sich der eingeholten Gabe bequemlich erfreuen.

Da ich dergleichen Geschichten zu Dutzenden erzählen könnte, so muß man durchaus bemerken, daß praktisch zusammen sich Glaube und Aberglaube nicht unterscheiden lasse, und daß man vermittelnder Weise recht thue, sich in diesen bedenklichen Regionen nicht zu lange aufzuhalten, sondern dergleichen Verhältnisse als symbolische Andeutungen, sittliches Gleichniß und Erweckung des guten Sinnes zu benutzen: denn es möchte doch immer gleich schädlich seyn, sich von dem Unterforschlichen ganz abzusondern, oder mit demselben eine allzu enge Verbindung sich anzumaßen.

Zum Schluß möchte ich mich jedoch nicht einer Vergleichung protestantischer und katholischer Bitter und Bittenden. Der erste wünscht ganz richtig: Gott möge Euch für Euer Gebet belohnen, ohne daß er es unternimmt darüber mitzumirken, und so sind ihr für immer geschieden; der andere sagt: er werde für Euch beten, betet und seine Heiligen rufend und stürmend, bis sie Euch mit den besten leiblichen und geistigen Gütern überschütten. Es hat, wenn man ganz gestimmt ist, wirklich etwas Rührendes, zu sehen wie derjenige, der mit einem unmittelbaren Verhältniß zu dem höchsten Wesen durch Gebet, für sich selbst keinen leiblichen Zustand erbitten kann, dessen ungeachtet aber glaubt, der Patron eines andern seyn zu können, indem er bekennt von vielen Gliedern begleitet vor Gott erscheint.

Solche sittliche Züge der Religionen, welche auf den tiefen Grund eines frommen Menschenbedürfnisses hinweisen, sind immer doch erfreulich, indem Ansichten alter Art sich öfters daher zu entwickeln pflegen.

In der Herschenzeit gelesene Bücher nimmt mich noch folgendes vorzüglich: Joh. Gasp. Steube, Schuhmachermeister in Gotha, seine merkwürdige Lebensbeschreibung, 1 vol. Plutarch, ein weiser, gelehrter Mann von Chaeronea, die größten Helden durchforschend, beide müssen sich, jener in eigenen, dieser in Lebensverhältnissen nicht zu helfen, wenn sie nicht in über Alle wollendes tadelnde, unerforschliches Wesen ausarten.

Sehen ruft uns ein verklärter Freund in gleichem Sinne zu: « Giebt es einen Zufall in Krankheiten, so kann die Welt nicht mehr auf sich nach Gesetzen. Also sind Krankheiten aus wissen Gesetzen, wie ein Systeme aus unendlichen Tagen von selbst besteht, so ist es eine nämliche Vorsehung in den kleinsten Theilen, die das Ganze gut macht. »

Hamann.

Nekrolog
des deutschen Gil-Blas.

Man findet wohl von Zeit zu Zeit, wenn man die Schicksale der Menschen beachtet, daß manchmal seinen Lebenszweg gerade so endet, wie er ihn geführt, dergleichen sind eigentlich solche, in welchen ein entschiedener Naturcharakter, durch Erziehung und Umstände vollkommen entwickelt und deßhalb ausgebildet worden.

Diese Betrachtung drängt sich wieder auf, bei dem Tode des vor kurzem abgeschiedenen Johann Christoph Sachse, dessen Leben in einem ganz nackern, aber mit Sachse, dessen Leben in einem ganz nackern, aber mit auch bunten Kreise abläuft, wie aus dem heitern wohlgeschriebenen Lebenslauf desselben und Allen bekannt geschrieben worden. Er wird von einem unruhigen, geschwätzigen und sonst nicht unterhaltenden Vater von Kindheit an zum Vergnügen der Leidenden, und konnte, ob er gleich schon zwanzig Jahre sich eines ruhigen kleinen Staatsdienstes erfreute, in so langer Zeit jene früh gewohnte Richtung nicht verläugnen, noch weniger ablegen, so daß sie ihm zur zweiten Natur geworden.

Durch die Vortheile, die er bei der Herausgabe seiner Lebensbeschreibung gewann, sah er sich gewissermaßen in einen Naturzustand versetzt, denn es hing von ihm ab, die erlöste, nicht geringe Summe nach seiner Willkür zu verwenden. Er entschloß sich also, seinen mit mancherlei Uebeln geplagten Körper, durch eine Badecur, von lange getragenen Gebrechen zu befreien; allein er machte zugleich den Plan, seinen noch kränkeln Sohn dieser Wohlthat ebenfalls theilhaft zu machen, und damit ja eine solche Wanderung noch abenteuerlicher werden könne, beschloß er seine Tochter mitzunehmen, um bei den Kranken eine Wärterin an der Hand zu haben. Dies mochte nun wohl auf gewöhnlichem bürgerlichem Wege nicht für unverständig zu achten seyn, allein er wählte, durch eine Reihe von Trugschlüssen verführt, von allen Arten des Fortkommens die wunderlichste, kaufte einen Holsteiner Wagen und ein Pferd, packte Sohn und Tochter darauf und begab sich den 6. Junius 1822, als zwei und sechzigjähriger Fuhrmann auf die Reise, sog. das Kind anstimmend: « Wer nur den lieben Gott läßt walten. » über Jena und Burgau nach Kestrich, den Sohn auf Stockhandeln, in den größten Schmerzen, indeß der Vater sich im Sand abarbeitete.

So fahren erst und campiren unter freiem Himmel, da kein Allenburgischer Bauer die einmal verrückte Thüre wieder öffnen will. Ein Gendarme, der ihnen scheint dessen zu wollen, kommt nicht wieder. Die Equipage gelangt nun über Penig nach Chemnitz, findet Jahrmarkt, geschickte Unterkommen, mancherlei Unterhalten und überall Heuer, Hafer.

Von Freiberg scheint, anstatt über Dresden, läßt er sich über Frauenstein zu sehen durch ökonomische Vorsorglichkeit bewegen, erreicht bei strenger Hitze die Grenzsperrung, wird nach deutscher Manipulation eingelassen, und muß nun den schlimmen Weg des Rückkehrens so trauriger hindern. Kein Labsal ist unterwegs zu finden, und so kommt der alte Fuhrmann, von Sonnenstich, Hitze entkräftet, fast gelähmt, in Teplitz an, ermannt sich aber schnell, sieht sich nach seiner Weise überall um und schreibt sogleich ein Tagebuch.

Am 10. Junius war er in Teplitz angelangt, dort findet er einen Wohlwollenden der ihm eine Stelle für seinen Sohn ins öffentliche Hospital verschafft.

Nun aber immer und immerfort den rüstigen Kutscher spielend, beschädigt er sich, indem er den Wagen, der im Hofthore steckt, mit unmäßigen Kräften hebt,

und rücken muß. Darauf sogleich verfällt er in ein entzündliches Fieber und stirbt, unerachtet ärztlicher Hülfe und guter Wartung seines neuen wirthlichen Freundes, am 20. Junius gegen Mittag.

Nun ruhen seine Gebeine zu Füßen des berühmten Mausoleums Semmes, nicht ohne Andeutung auf jene Wahnsinnige mit denen wir begonnen. Er findet seinen Tod nach der Weise wie er gelebt hat, und sein Grab in der Nähe eines andern, freilich nicht bedeutenden, aber mit ihm eigens verwandten Pilgermannes.

Der junge Feldjäger

in französischen und englischen Diensten während des spanisch-portugiesischen Krieges von 1808 bis 1816.

Eingeführt von Goethe.

So sehr wir uns auch von vergangenen Dingen zu unterrichten bestrebt sind, und uns mit Geschichte von Jugend auf im Allgemeinsten und Allgemeinen beschäftigen, so finden wir doch zuletzt, daß das Einzelne, Besondere, Individuelle uns über Menschen und Begebenheiten den besten Aufschluß giebt, weshalb wir denn nach Memoiren, Selbstbiographien, Originalbriefen, und was für ähnliche Documente der Art auch übrig geblieben, so begierig begehren.

Wie verschiedenen Werthes aber dergleichen Nachlässe seyn mögen, in Rücksicht der Personen, der Zeit, der Ereignisse, so dürfte doch keine dergleichen Schrift völlig mißrathen seyn. Als Menschen die neben einander leben, erfahren ähnliche Schicksale, und was dem Einzelnen begegnet, kann als Symbol für Tausende gelten. In diesem Sinne nun kommt mir das gegenwärtige Büchlein lesens- und bemerkenswerth vor.

Unser Feldjäger ist eine von Haus aus gute Natur, mit allem was kommt findet er sich ab, ist geborsam, brav, ausdauernd, gutmüthig und rechtlich, ein höchst schätzbarer Mann, welches er denn doch immer durch dringende Nothwendigkeit zu bewerkstelligen weiß. Genug, wäre man auf gleichen Berufswegen, man würde sich einen solchen Cameraden wünschen.

Leichtsinnig war diese kriegerische Laufbahn angetreten, leichtmüthig durchgeführt, und so findet man auch den Verlauf derselben leicht und froh niedergeschrieben. Mangel und Fülle, Glück und Unglück, Hohes und Niederes, Tod und Leben fließen gleichmäßig aus laufender Feder; das Büchlein macht daher einen sehr angenehmen Eindruck.

Nun aber sagen wir, ohne Furcht mißverstanden zu werden: das Verdienst eines geregelten Reisenden und seiner Mittheilungen wissen wir nach dem ganzen Werthe zu schätzen; aber ein anderer Gang, der nicht vom Wanderer abhängt, wo weder Zweck noch Willkühr stattfindet, wo nur ein höherer Befehl oder die äußerste Nothwendigkeit gebietet, dieser hat etwas ganz eigen Reizendes. Hier geht's nicht etwa nach einem wohldurchdachten Plan, Belehrung, Unterhaltung, Genuß zu erwarten, kein bedeutender Gewinn fürs Leben ist zu hoffen; denn alles was im nothgedrungenen Augenblick erhascht wird, pflegt der Augenblick wieder zu vertilgen und im Hintergrunde zeigen sich, gegen geringen Vortheil, Mühsale, Wunden, Krankheiten, Kerker und Tod. Dadurch hat aber eben das Ganze in jedem seiner Theile ein frisches unbedingtes Leben, welches den Unbewußten einnimmt und den Bewußten zufrieden stellt.

Die Nachbildung eines solchen unberechenbar-wechselnden Zustandes gewinnt auch noch dadurch ein großes Interesse, daß der geringste Soldat, weite Landstriche als Fremdester kreuz und quer heimsuchend, durch sein Quartierbillet, wie an der Hand des hinkenden Teufels, in das Innerste der Wohnungen, in die tiefsten Verhältnisse verschiedener Häuslichkeit eingeführt wird; wie denn an Gegenständen solcher Scenen auch im gegenwärtigen Dreuse kein Mangel ist.

Und so mag sich mir denn das Entfernte nicht lieber heranrufen als durch genaue Betrachtung einzelner Wirklichkeit. Das Augenblickliche und wir vom öffentlichen Dingen, doch nur im Allgemeinen und oft auf unsichere, durch die Zeitungen verrenkenen, wird nun erst wiederholt bösterisch und anschaulich zugleich, mein der einzelne, unbefangene, unbedeutend-Mensch von wichtigen Vorfällen Zeugniß giebt, denen er nicht etwa aus Neugier oder Absicht, sondern gedrungen durch unwiderstehliche Nothwendigkeit beiwohnt.

Auch unsern Gesellen ergreift Napoleon, als er die Truppen vor Valladolid musstert, beim Kneyf und fragt ihn aus; auch dieser Landsmann zog in Madrid ein, angeführt von Prinz Murat, auch er tödtete und wüthete den 2. Mai 1808 in der empörten Hauptstadt, nahm in Aranjuez in dem zerstörten Palast des Friedensfürsten Quartier, litt von behenden Guerillas, schmachtete unter eigennützigen Krankenwärtern und verkam beinahe im grausamen unverdienten Gefängniß. Dafür wird ihm aber auch erwünschte Genugthuung: ihm ist vergönnt die Eingeweide des Inquisitionsgebäudes zu Valladolid zerstören zu helfen und den Mordpalast brennen zu sehen, nicht ohne Verdacht mit seinen Gesellen die Fackel hineingeworfen zu haben.

Und so möge denn dies Büchlein, neben so vielen andern, sich in die Welt verbreiten, zu vergnüglicher Unterhaltung, und vielleicht auch hie und da zu nützlicher Umsicht Gelegenheit geben.

Des

jungen Feldjägers Kriegscamerad,

immer getrost und thätig.

Eingeführt von Goethe.

Man pflegt das Glück wegen seiner großen Beweglichkeit kugelrund zu nennen und zwar doppelt mit Recht; denn es gilt diese Vergleichung auch in einem andern Sinne. Ruhig vor Augen stehend zeigt die Kugel sich dem Betrachtenden als ein befriedigendes, vollkommenes, in sich abgeschlossenes Wesen; daher kann sie aber auch, so wie der Glückliche, unsere Aufmerksamkeit nicht lange fesseln. Alles Wohlbehagen, alle Zufriedenheit ist einfach, sie mögen, weder es auch sey, entspringen. Die Glücklichen überlassen wir sich selbst, und wenn am Ende des Schauspiels die Lebenden in Wonne vereinigt gesehen werden, gleicht fällt der Vorhang, und der Zuschauer, der sich stundenlang durch so manche Verwirrenheit, Verbrieflichkeit und Verlegenheit festhalten ließ, eilt ungesäumt nach Hause. In diesem Bezug vergleichen wir das Unglück mit einem Tausendeck, das den überall anstehenden Blick verwirrt, wobei der zartere Sinn nir-

gende Beruhigung findet. Denn wie auf der Kugel das Licht sanft zu verweilen angelacht wird, das Kunst sich in milden Schatten und Widerschimmern uns offenbart: so sendet das Vielerlei von jeder Seite andern Glanz, andern Verklärung, andere Farben, andere Schatten und Widerschein, das Auge, dunkelsichtig, verweilt darauf, begierig dasjenige in Eins zu fassen was sich selbst zerstreut, und es wird von einer Abwechslung beschäftigt, welche, wie durch ein unauflösliches Räthsel scheinbar erhalten, schwächt.

Zu solchen Betrachtungen giebt gegenwärtiges Büchlein einen frischen Anlaß, es stellt mit wenigen Pinselstrichen zur Einheit und Unglück, Schmerz und Verzweiflung dar.

Was aber durchaus in einem höhern Sinne beschwichtigend, tröstend, beruhigend wirkt, ist, daß die Personen, die so viel erduldet, den Untergang mehr wie einmal vor Augen gesehen, doch am Ende noch selbst erzählen was überstanden und wie sie aus dem unerträglichsten Elend zuletzt gerettet worden.

Aber nicht sowohl gerettet werden, sondern sich selbst gerettet. Ein höherer Einfluß bräunschaft die Standhaften, die Thätigen, die Verständigen, die Gregelten und Regelnden, die Menschlichen, die Frommen. Und hier erscheint die moralische Weltordnung in ihrer schönsten Offenbarung, da wo sie dem guten, dem wackern Leidenden unmittelbar zu Hülfe kommt.

Die bürgerliche Verfassung auf dem wüsten Strande von Cabrera, der kümmerlichsten aller balearischen Inseln, verdient als Muster einer vernünftigen, ersten, naturrechtlichen Staatsverfassung, die Achtung aller Denkenden. Die Taktik und Strategie der unseligen Schiffer einer auf unfruchtbaren, wallebedrohten Dünen mitten im Ocean angeschleuderten Mannschaft zeigt uns im Ganzen und Einzelnen Muster von natürlicher und sittlicher Fassung, von angeborner und durchgrübter Standhaftigkeit, von wohlbedachter, zweckmäßig gerichteter Kühnheit, und durchaus wieder, nach dem unabwendbaren Untergang so vieler, die Rettung Einzelner, die sich mitten in der schrecklichsten Lage mannhaft menschlich benehmen, und denn doch zu ihrem Heil auch endlich ihres Gleichen finden.

Was kann nun dem einzelnen, in der Welt und deutenden Menschen herrlicher und wünschenswerther erscheinen, als wenn auch Einzelne, wie er, Undedeutende wie er, dadurch zur höchsten musterhaften Erscheinung gelangen, daß sie Tugenden ausüben, die er weder sich selbst, in große Gefahren und Schicksale verwickelt, ehe er sich's versieht, wohl nöthig haben möchte.

Daß wir ein Buch, welches bei uns diese Gedanken hervorgebracht, auch Andern empfehlen möchten, achten wir als wohlmeinendes Gutachten, ja wir trauen einem jeden sinnigen Leser zu, daß ihm gleichfalls in seiner Art, bei Vergegnung so ungemeiner, wenn auch im Weltlauf nicht seltener Schicksale, die wichtigsten Aufschlüsse aus seinem Innern sich entwickeln werden.

Des

jungen Feldjägers Landsmann

unter ähnlichen Schicksalen.

Leipzig, bei Friedrich Fleischer 1827.

Hierzu ist kein Vorwort beliebt worden, ist aber als das vierte Bändchen zu Verstehendem anzusehen und wird in Folgendem davon die Rede seyn.

Memoiren von Robert Guillemard

verabschiedetem Sergeanten;

begleitet mit historischen meistentheils ungedruckten Belegen.

Leipzig, Wagnersche Buchhandlung 1827.

Zwei Theile.

Einleitung.

Indem wir ein aus dem Französischen übersetztes Werk dem Publikum vorlegen, dürfen wir wohl erinnern, daß drei deutsche Original-Versuche dieser Art schon glücklich gelungen sind; man wagte nämlich das mannigfaltige Kriegsgeschick, wie es Personen des untersten Grades begegnen kann, so natürlich als ausführlich beschrieben der Lesewelt darzubieten.

Der junge Feldjäger ward in Deutschland als unterhaltender Büchlein günstig aufgenommen und in einer Beurtheilung Jenaischer allgemeine Literatur-Zeitung 1825 Nr. 22, freundlich gewürdigt; sodann erschien er ganz unvermuthet ins Englische übersetzt, da er sich denn in dem vornehm typographischen Costume ganz anständig ausnimmt. Der Kriegskamerad blieb nicht hinter seinem Vorgänger zurück, ja ein wohldenkender Kenner Jenaische allgemeine Literatur-Zeitung 1827 Nr. 35, giebt ihm, unserer eigenen Ueberzeugung gemäß, noch den Vorzug.

Des jungen Feldjägers Landsmann, welcher erst vor kurzem die Presse verlassen, soll, wenn wir nicht irren, sich noch mehr Zustimmung verdienen, weil sein Charakter entschiedener ist und seine Ereignisse für bedeutender gelten können. Hier träte denn der seltene Fall ein, daß Fortsetzungen, die gewöhnlich zu lahmen pflegen, mit einem raschern Schritt vorwärts gingen.

Diese drei genannten jungen Leute, zwei Thüringer und ein Elsasser, in der mittlern und niedern Classe geboren, von Jahre 1806 in französischen Kriegsdiensten, werden in den spanischen Feldzug und weiter in die unselige Weltgeschichte verflochten. Mit Vorbedacht wiederholen wir die Anzeige dieser individuellen Bekenntnisse, sie schreiten parallel und fast synchronistisch neben einander fort, und lassen uns auf die klarste Weise in das Verderben hineinsehen, welches zu jener Zeit die Welt ergriffen hatte.

Nun tritt gleichfalls hier ein subalterner Franzose auf, ein Sergeant, der ungeachtet er den ganzen Decurs französischer Glücks- und Unglücks-Wagnisse redlich durchgearbeitet, doch am Ende nur als Sergeant in seine, leider sehr veränderte und entstellte Heimath mißmuthig zurückkehrt und wie so mancher andere zuletzt zu Feder und Papier seine Zuflucht nimmt. Der französische Herausgeber drückt sich klar und einsichtig hierüber folgendermaßen aus:

Vorrede des französischen Herausgebers.

„Die Memoiren des Sergeanten Guillemard scheinen uns aller Beachtung werth zu seyn. Man ist freilich, wie er selbst sagt, zu sehr daran gewöhnt, nur Schriften zu lesen, deren Verfasser zu den höhern Classen der Ge-

sellschaft gehören. Bis jetzt haben Personen, die unter der großen Menge gebildeter waren, durch die Erzählung dessen was sie gesehen hatten, seine Absinnahme zu finden geglaubt. Bei dem was Frankreich erlebt hat, giebt es indessen noch ein Mittel obscurer Menschen, welche als Augenzeugen oder Theilnehmer wichtiger Ereignisse im Stande waren, die Dinge in der Nähe zu sehen und ohne Leidenschaft über Personen zu urtheilen, welche einen historischen Namen erlangten, so daß es vielleicht an der Zeit seyn möchte, auch ihre Rückerinnerungen zu benutzen.«

»Aus der Lecture dieser Memoiren wird man ermessen, welche große Lücke in der Kenntniß der Thatsachen, durch das Schweigen eines Unteroffiziers würde unausgefüllt geblieben seyn. Man erhält von ihm ausführliche Auskunft über Ereignisse, welche die jetzt ganz unbekannt waren; und seine Nachrichten haben das doppelte Verdienst, den historischen Zweifeln ein Ende zu machen und das Interesse des Lesers lebhaft in Anspruch zu nehmen. Oft erzählt Guillemard Dinge, welche in mehreren andern Schriften ganz anders berichtet sind. Der Leser wird leicht entscheiden, auf welche Seite sein Zutrauen sich neigen müsse. Ohne eben allen Meinungen des Sergeanten beizutreten, haben wir doch Grund zu glauben, daß er nichts verschweigt, wovon er nicht selbst Zeuge gewesen ist, und daß selbst die Verschiedenheiten seiner Erzählung von Andern sich durch den ganz andern Standpunkt seiner Berichterstatter erklärt. Es muß uns ohne Zweifel angenehm seyn, nachdem wir über gewisse Vorfälle die Meinung von Staatsmännern und Politikern vernommen haben, auch die Meinung der Soldaten und des Volkes zu erfahren; und man wird es dem Sergeanten einigermaßen Dank wissen, daß er seine Muße einer Arbeit gewidmet hat, die sich sonst für seinen Grad und seine Stellung wenig zu eignen scheint.

»Guillemard stammte aus einer wohlhabenden und achtbaren Familie und hätte deshalb erwarten können nicht auf der Stufe des Sergeanten stehen zu bleiben; aber eines Theils wollte es ihm in seiner Laufbahn nicht glücken, und andern Theils hatte seine Erziehung, die in den Feldlagern sich vollendete, nicht die Politur erhalten, welche der Umgang mit Gebildeten zu verleihen pflegt. Man wird in seinem Werk eine Freimüthigkeit des Ausdrucks und einen Reichthum von Wahrheit finden, die dem Leser, bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der Töne, mit welchen er jeden besondern Thatumstand auszumalen versteht, diese Memoiren zur angenehmen Lectüre machen. Ein Gelehrter würde das Ungleichartige durch einen eleganten Vortrag mit einander zu verschmelzen gewußt haben; der Sergeant hat aber, von den Ereignissen entgegengesetzter Natur verschiedenartig ergriffen, für jeden Umstand besondere Ausdrücke und Farben gefunden. Und wenn er auch oft aus dem erhabnen Styl, fast ohne allen Uebergang, in den Ton einer vielleicht trivialen Familiarität herabsinkt, so erhält dadurch, unseres Bedünkens, seine Schilderung nur mehr Leben und Originalität, und alles läßt glauben, daß das Publikum ein gleiches Urtheil fällen werde.«

Da wir durch Vorstehendes genugsam von Art und Weise, Sinn und Zweck des gegenwärtigen Büchleins unterrichtet sind, so konnten wir es wohl dabei bewenden lassen, um so mehr als das was wir zu sagen haben, einigermaßen bedenklich ist. Der Leser, wenn er irgend etwas Geschichtliches zur Hand nimmt, will es gern, für einige Zeit wenigstens, mit Wahrheit und Wirklichkeit vollkommen übereinstimmend ansehen. Gilt dies sogar von Roman und Gedicht, warum sollte es nicht von einer Lebensbeschreibung gelten? Auch mögen wir nicht gern unsern Sergeanten, dem wir eine besondere Vorliebe gewidmet haben, verdächtig machen, weil aber doch dasjenige, was wir hierbei meinen oder glauben, früher oder später zur Sprache kommen muß, so halten wir es für gerathen, davon einige Erwähnung zu thun.

Wir zweifeln nicht an der Persönlichkeit des Sergeanten, sie geht so treulich als freundlich, einfach und wahrhaft durch das Ganze durch, die individuellen Züge erscheinen überall wieder. Ein kühner thätiger und doch immer subalternegenügsamer Sinn zeigt sich überall, und besonders von Anfang herein folgen wir der Erzählung mit getrostem sichern Schritt; nur wenn er in der Folge, bei höchst bedeutenden Weltereignissen mitwirkend oder zuschauend wiederholt auftritt, verwundern wir uns zuerst, schütteln dann den Kopf und glauben endlich einen höhern Sinn, einen weitern Verstand, einen freier umschauenden Blick hinter der Maske zu entdecken.

Dem sey nun wie ihm wolle, das Werk geht an einem einfachen natürlichen Faden hin, und was daran geknüpft ist, können wir mit Dank empfangen. Merkwürdig schien uns, daß keine Absicht auf den Tag, auf den Augenblick, auf gegenwärtiges Interesse zu wirken nur im mindesten bemerklich sey; es gilt bloß die Vergangenheit in der Vergangenheit gegen sich selbst und gegen das Vergessen, gegen das völlige Auslöschen zu retten, wodurch besonders in neuster Zeit ein Tag den andern überwächt, und das Unnützeste über das Treffliche, als matt: es sey, sorglos hinpinselt.

Wir erkennen also mit Zufriedenheit und Beifall, daß sich an dem heitern und harmlosen Lebensfaden eines unterordneten Menschen die wichtigsten halbbekannten und unbekannten Ereignisse und Persönlichkeiten nach und nach auftreiben, und über die Abgründe des Vergangenen gar mannigfaltige Betrachtungen veranlassen. Ins Einzelne dürfen wir nicht gehen, Uebersichtung und Antheil sey dem Leser unverkürzt bewahrt; aber Eines gedenken wir, um dieses Werk an die obgemeldten nochmals anzuknüpfen: daß auch dieser Kriegsmann auf der Insel Cabrera erscheint und uns Nachricht giebt von einem auf französische Weise sich constituirenden Ursaat, dessen gesetzliche Bestimmungen, gegen diejenigen gehalten, welche uns von den deutschen Verbannten bekannt geworden, höchst merkwürdige Vergleichungen über den Charakter beider Nationen veranlaßten.

Uebrigens wird man uns keinen Vorwurf machen, als wenn wir den Verdacht einer Halbwahrheit unbillig auf dieses Werk zu bringen gesucht, indem die angehängten Documente auf die Einwirkung eines höhern Kreises und auf entschiedene Zwecke bedeutender Personen unverhohlt hindeuten.

So viel zur Empfehlung eines Werkes das auf jede Weise schätzbar ist und einem Schriftsteller, der in dieser Art des Halbromans sich hätte hervorthun wollen, allerdings Ehre machen würde. Was denn endlich an dieser problematischen Production sich weiterhin aufklären möchte, muß die Zeit lehren.

Biographische Denkmale

von

Varnhagen von Ense.

Mit vielem Vergnügen hab' ich diese glückliche Arbeit

durchzulesen; sie erinnert an Plutarch's Zusammenstellung ähnlicher Lebensweisen, jedoch behalten sich die drei hier aufgeführten Personen näher zu einander. Die Grafen Bückeburg und Schulenburg, wie die Baron von Reudorf, sind eigentlich doch mannigfaltige Variationen desselben Thema's. Zwischen den funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert werden sie als Condottieri, als kühne Waffenthaten aufzuführen, zwischen dem siebzehnten und achtzehnten wird ihr Betragen mehr, sittlicher und selbst der Eigennutz nimmt einen edlern Charakter an.

Graf Schulenburg, ein tapferer, strebender Mann, bleibt durchaus ein verwahrloster Soldner, kämpft bald für bald wa, bis er Gelegenheit findet der Republik Venedig grosse Dienste zu leisten, die sie denn auch durch Vertrauen, so wie durch Ehrendenkmale, und ein reichliches Auskommen bis in das höchste Alter zu lohnen weiß.

Graf Bückeburg, geborner Souverain, in einem kleinen Staat unbedingt regierend, setzt sich durch Hohe des Sinnes und der Thatkraft den Allerersten gleich, wirft für eine ferne Macht und uneigennützig großartig sich in eigene Enge zurück, mit wunderbaren, ja seltsamen Bestrebungen selbstständig und unabhängig zu seyn und zu bleiben.

Theodor, so viel Held als nöthig um für einen vollkommnen Diplomaten zu gelten, dient andern, aber ganz um sein selbst willen; ihn beherrscht die unüberwindliche Begier sich eine Krone zu erwerben und zu erhalten. Durch kein Mißgeschick läßt er sich von immer neuen gewagten Versuchen abschrecken, behauptet die ihm eingeborenen königlichen Formen bis ins tiefste Elend, und auch da fehlt es ihm nicht an Huldigung.

Im Uebrigen darf man von dem Ganzen sagen: die Weltübersicht ist rein und sicher, der Vortrag ernst und einfach; Andre mögen anderes dagan rühmen.

Mich aber berührte das Werk ganz eigenthümlich, da jene drei Helden, gleichzeitig mit meinem Vater, einer bis an meinen Lebens-Eintritt heran, zwar in meine Tage hinein, vorbereiten und wirkten.

Schulenburg 1743, Theodor 1736, Bückeburg 1777. Ich las also hier auseinander, was mir von den Tagen der Kindheit her, bis ins Jünglingsalter heran, als Weltmärchen im Allgemeinen vorgeklungen.

Der Tod Schulenburg's ereignete sich ungefähr gleichzeitig mit meines Vaters Aufenthalt in Venedig, wo dem Andenken des Helden eine noch ganz frische Verehrung gewidmet war.

Unter den Kupfern, welche der aufmerksame Reisende zurückbrachte, befanden sich zwei gros. Blätter: eins von Pittori, mit Fertigkeit des Grabstichels, nach Franz Rusca gearbeitet seinem Wohnfreunde, der den großen Beifall seiner Tage durch edle, freie, kühne Darstellung fürstlicher Heldenmänner zu gewinnen verstand; das andere, jenes in Gefolg ihm errichtete statuarische Denkmal vorstellend, bei welchen Blatt zu uns viel von den Heldenmäßigen Bemühungen des außerordentlichen Mannes erzählt ward, der auch hier als ein wortgewandter, frei Gesinnender, kühn Bewegender sich sehen ließ.

Graf Bückeburg aber griff später in meinen Lebensgang ein, er ward mir, durch Zeitgenossen, in aller seiner Würde und Wunderlichkeit bekannt. Wie sollte aber ein so wundervoller Mann bei seinem Leben nicht wunderlich erscheinen!

Theodor's Tod fiel mit dem Erdbeben von Lissabon, das mir so viel zu denken und der Welt zu reden gab, nah zusammen; auch er mußte im Tagesgespräch eher seltsam als bedeutend erscheinen, und niemand ahnete, daß funfzig Jahre nach seinem Tode die Verfassungen, zu der er den ersten Anstoß gegeben hatte, über die ganze Welt sich auszubreiten würden. Denn Pascual Paoli nahm sein Geschäft auf, die unbändigen Corsicaner von der Einwirkung Genua's zu befreien; da denn bald darauf die Lust sich selbst zu regieren auf die nordamericanischen Colonien überging und, als es dort so weit gelang, nachher bald zurückkehrte und noch bis auf den heutigen Tag einen offenbaren und geheimen Kampf zu bestehen nicht ermüdete.

Dank sey daher im Allgemeinem dem Verfasser, daß er uns ein unmittelbar an die Gegenwart gränzende Epoche so klar und ausführlich vor die Seele geführt, und von meiner Seit besonders, daß er meine frühsten Jugenderinnerungen wieder aufgefrischt. Denn das ist, bei manchem Entbehren, der große Vortheil des hohen Alters, sich ein ganzes Jahrhundert vorführen zu können und es beinahe als persönlich gegenwärtig anzuschauen.

Varnhagen von Ense's

Biographien deutscher Dichter.

Paul Flemming, Friedrich v. Canitz und Johann von Besser, erscheinen mir zu diesen Betrachtungen höchst willkommen. Die Werke genannter Dichter standen im Frankband ehrenvoll, mit goldverziertem Rücken, in meines Vaters Büchersammlung. Ich lernte darin lesen mehr als das ich sie las, ihr Ansehn und der allgemeine Ruhm prägte mir Ehrfurcht ein; das Ehrallgemeine förmlich ihrer Verdienste, wie sie mir nun zaherkritische freilich ihrer Verdienste, gesondert und geistreich vortragende Biograph, in Werth und Würde, Kraft, Anmuth und Sonderbarkeit wohlschaulich darstellt, blieb mir, ich gestehe es gern, mein Leben lang verborgen; doch erinnere ich mich, daß sie sämmtlich, mit andern ihrer Zeitgenossen, da ich eine Weile auf ihrem Wege fort zu dichten begann, mir als Knaben und Jüngling, wie ein Alp beschwerlich auflagen. Diese Wirkung begreife ich, erst jetzt, da sie beim Lesen obengenannten Bandes, als das wiederaufstrigende Gespenst einer uralten Zeit, auf dieselbe Weise losließ.

Niemand wird jene Biographien ungelesen lassen, und meine Freunde bitte ich dabei, sich auch mich in jenen Tagen zu vergegenwärtigen, wo ich mich weder mit solcherlei Lehrund Geschäften, noch mit derlei gestaltlosem und doch blumenreichem Inhalt, mit dem bald genannten und meist gehäuften Ausdruck, mit der unerquicklichen Dogmatik des protestantischen Kirchenliedes in keinem Sinne befreunden konnte, wenn das jenige was sich in mir zu entwickeln strebte, nicht unterdrückt und mißgeleitet werden sollte.

Und mißgeleitet wurde es doch mißlang. Sind ja meine ersten ins Publikum gebrachten Producktionen im eigentlichsten Sinne gewaltsame Ausbrüche eines gemüthlichen Talents, das aber sich weder zu rathen noch zu helfen weiß.

Und hiemit sey denn auch dem werthen Verfasser tiefer Biographien von meiner Seite Dank gesagt. Seit geraumen Jahren wirkt er auf die freundlichste Weise mit mir in gleichem Sinne und befördert mein Bestreben durch ein dreifaches Entgegenkommen. Ich zähle ihn zu denjenigen die zunächst unsre Nation literarisch in sich selbst zu einigen das Talent und den Willen haben. Möge er mit seinen biographischen Darstellungen immer weiter in das achtzehnte Jahrhundert herange-

ben und durch Darstellung der Individualitäten und des Zeitgeists, mit dem sie in Wechselwirkung gestanden, Klarheit des ganzen Zustandes befördern. Klarheit nöthigt zur Einsicht, Einsicht erschafft Duldung, Duldung ist die einzige Vermittlerin eines in allen Kräften und Anlagen thätigen Friedens.

Gottlieb Hiller's Gedichte und Selbstbiographie.

Erster Theil 1805.

Indem wir uns an den Gedichten des Wunderhorns eines entschiedenen, mannigfaltigen Charakters, ohne ausgebildetes Talent, erfreuten, so finden wir hier, in umgekehrtem Sinne, ein Talent auf einer hohen Stufe der Ausbildung, aber leider ohne Charakter. Jede frische Quelle, die aus dem Gebirg hervorsprudelt, jeder ursprüngliche Wasserfall, der ärmere wie der reichere, hat seinen besondern Charakter; so auch jene Lieder, die uns mit einer unendlichen Mannigfaltigkeit ergetzen. Aber hier sieht man nur den Theil eines breiten Wassers, das ins Meer geht, einen schmalen Arm bald verfandet wie seine Gefährten, die irgend ein berühmtes Delta bilden.

Warum sollte man aber gegenwärtiges Büchlein geradezu von der schwächsten Seite, von der poetischen her, betrachten? Beseitigen wir doch den Dichtertitel, wenn er auch schon in Hiller's Passe steht, und halten uns an die Personen. Denn wie man sich sonst gegen den Menschen dankbar ergetzt, daß er uns treffliche Possen liefert, so muß man es hier der Poesie recht lebhaft verdanken, daß sie uns mit einem wackern Menschen bekannt macht.

Gehören in einem engen, ja einem niedern Kreise, zeichnet er sich aus durch technische Fähigkeit, ruhiges redliches Anschauen der Gegenwart, durch manches Talent das sich auf Wort und Rede bezieht, durch praktischen Sinn, ein tiefes sittliches Gefühl, durch ein à plomb auf sich selbst, einen edlen Stolz, eine Leichtigkeit im Leben, genug von mehr als Einer Seite als eine musterhafte Natur. Die Anmuth, womit er seine Persönlichkeit, sein Talent, seine Fortschritte gewahr wird, ist durchaus liebenswürdig und kindlich, und wir fordern das Gewissen aller Gebildeten auf, ob sie sich wohl in gleichem oder ähnlichem Falle so viel Mäßigkeit des Selbstgefühls und Betragens zutrauen dürften.

Die Skizze seiner Geschichtbildung, die dem Bändchen vorgeheftet ist, auch von einem Dilettanten und Naturkinde radirt, kann als höchst interessant betrachtet werden. Sie erinnert uns an die flennenhaften, Götterbilder enthaltenden Futterale mit denen Sokrates verglichen wird, und wir läugnen nicht, daß wir in dem ganzen Menschen, wie ihn seine Lebensbeschreibung, seine Gedichte darstellen, etwas Sokratisches zu finden glauben. Der Gerad- und Rechtsinn, das derbe tüchtige Halten auf einer verständigen Gegenwart, die Unempfindlichkeit gegen jede Art von Umgebung, etwas Liebhaberhaftiges ohne schulmeisterlich zu seyn, und was sich jeder selbst aus den Büchelchen entwickeln mag, dem diese Aeußerung nicht ganz paradox vorkommt, entschuldigen wenigstens diese Ansicht.

Kommt Hillern aber dies alles als Menschen zu statten, so verliert er dagegen gerade hierdurch nur desto mehr als Dichter. Wenn er vor einem großen Könige sich auch ein kleiner König dünkt, wenn er der liebenswürdigen Königin viertelstundenlang getrost in die schönen Augen sieht, so soll er deshalb nicht gescholten, sondern glücklich gepriesen werden. Aber ein wahrer Dichter hätte sich ganz anders in der Nähe der Majestät gefühlt, er hätte den unvergleichbaren Werth, die unerreichbare Würde, die unabwehrbare Kraft geahnet, die mit der ruhigen Persönlichkeit eines Monarchen sich einem Privatmann gegenüber stellt. Ein einziger Blick aus solchen Augen hätte ihm genügt, in ihm wäre so viel aufgeregt worden, daß sein ganzes Leben sich in eine würdige Hymne verloren hätte.

Betrachten wir die gute Aufnahme, die er überall fand, in den untern Ständen, die sich durch ihn geehrt fühlten, in den mittlern, die ihn ehrten, in den obern, die ihn zu sich heraufzogen; so bewundert man, so erfreut man sich an der Humanität im besten Sinne des Wortes, die sich durchaus im nördlichen Deutschland verbreitet hat. Eine gewisse Cultur die vom Herzen ausgeht, ist daselbst einheimisch wie vielleicht nirgends; er selbst ist ein Kind, eine Ausgeburt dieser Cultur, und es zeugt für die gute Natur seiner Gegenden, daß man ihn, unbewußt was man eigentlich sagen wollte, einen Naturdichter nannte. Wir glauben wenigstens hier einen Beweis zu finden, daß eine Bildung die über das Ganze geht, auch dem Einzelnen zu gut kommt, ohne daß man begreift, wie sie ihn berühren kann. Ein Barometer deutet im verschlossensten Zimmer genau den Zustand der äußern Luft an.

Wie dieser auf alle Fälle bedeutende Mensch in Köthen wuchs und ward, und was er in einer Art von Poesie gelistet, wird ein jeder Deutscher aus der Selbstbiographie und aus den hinzugefügten Gedichten erfahren. Es ist eins der Phänomene, von denen man nicht nur reden hören, sondern die man selbst kennen sollte.

Erfuhr nun aber unser Poet eine verdiente und wünschenswerthe Aufnahme in der Hauptstadt und in manchen andern Orten, wozu man ihm allerdings Glück zu wünschen Ursache hat, so muß man doch bedauern, daß ihm manche seiner Gönner dadurch den größten Schaden zugefügt, daß sie, indem seine Produktionen freilich unzulänglich befunden wurden, ihn gleichsam der künftigen Zeit widmeten, hofften und versprachen, daß es nun jetzt erst recht angehen sollte, und daß ihr einmal gestempelter, und sogar obrigkeitlich anerkannter Naturdichter sich nun gewiß auch als ein vorzüglicher und über allen Zweifel erhobener Dichter durchaus zeigen werde.

Keineswegs im Geiste des Widerspruchs, sondern aus wahrem Antheil an diesem bedeutenden Menschen, erklären wir uns hier für das Gegentheil, und sprechen ganz unbewunden aus, daß er nie etwas Besseres machen werde, als er schon geliefert hat. Wir sagen dieses mit Bedürfen gegen ihn voraus. Denn wenn er zwei oder drei Jahre hindurch, nur immer das was seinem Talent gemäß ist, hervorbringt und wieder hervorbringt, und die falschen Hoffnungen seiner Freunde nicht realisirt, so beschämt er sie und wird verlassen, ja vernichtet, ohne um ein Haar schlimmer zu seyn, als jetzt. Dann, ehe man sich's versieht, ist er, ohne seine Schuld, verschollen und hat nicht einmal sich zu einer bürgerlichen Existenz herangebracht, innerhalb welcher er sich über einen verlornen Ruhm trösten könnte.

Wir sind in Deutschland sehr verständig und haben guten Willen, beides für den Hausgebrauch, wenn aber einmal etwas Besonderes zum Vorschein kommt, so wissen wir gar nicht, was wir damit anfangen sollen und der Verstand wird alsdann und der gute Wille schädlich.

Ja lassen sich höchst traurige, ja tragische Beispiele anführen, wie vortrefliche Menschen aus einem in den andern Zustande durch verwundernde, beschämende und mitleidenerregende Vorfälle hervorgingen, in das grosse Unglück gerathen sind, blos darum weil man nur bald that, was zu thun war. Wäre es doch besser die Schiffbrüchigen wären sinken zu lassen, als sie ans Ufer schleppen, um sie dort der Noth, dem Hunger und allen tödtlichen Uebeln der Welt zu geben.

Ueber alles mit uns in der eigentlichen deutschen moralischen Welt vorgehende nach einem Plänchen um, wie wir es dir besonders Mann unterbringen können, aber unsere Einbildungskraft spricht uns in der Nähe und Ferne im Zustande vor, in welchen unser Gunkling ein armseliges seinem Wesen beträgliches Leben führen würde, wenn sie für ihn erreichbar wären.

Haben wir aber wahrlich einigen unserer Leser das durch Unmuth erregt, daß wir den Mann beinahe zu hoch schätzten, daß wir ihn dem Sokrates vergleichen, so können wir unser Wort deswegen nicht ganz zurücknehmen, aber wir wollen es mildern, indem wir sagen, daß eine solche Erscheinung der Redlichkeit, Sittlichkeit, der Uneigennützigkeit, wenn sie aus dem armen Volke hervortritt, am liebsten mit etwas Lächerlichem und Frazenhaftem begleitet aufgenommen wird.

Führte also der gute Gnius unsern jungen Mann so, daß er eine Art von Till werden könnte, so wäre er geborgen. Sokrates-Till läßt sich vielleicht recht gut verdeutscht für Sokrates-Xenophones sehen. Ist auch unser Candidat für diesen Posten vielleicht ein wenig zu zahm, so finden sich die erforderlichen Qualitäten nach und nach, wenn nur die Anlage gründlich ist. Und wie er sich bisher gezeigt, hätte ihm keins der Erfordernisse zu einem ernsthaften Rath.

Seine Geburt, sein Herkommen, sein Stand, seine Beschäftigung, sein Wesen, seine Neigungen stehn ihm durchaus entgegen, daß er irgend in ein Staatsgefüge eingreifen, oder sich zu einer Stelle im Adreßkalender qualifiziren sollte. Ihn dem Ackerbau widmen, der Schelle zuzugehen, wäre unerlaubt, selbst wenn er aus Irrthum zu einem solchen sich sicher scheinenden Beruf einige Neigung fühlte. Es ist eine Art von Harone, der eben deswegen und nur in sofern gefällt. Dabei hat er richtigen Sinn, Klarheit, und nicht mehr Duldung, als gerade nöthig ist. Er sieht die Verhältnisse recht gut, und wenn er auf seinen Reisen als ein Meteor glücklich in alle Kreise eindringt, so muß er freilich für gute Bewirthung und reichliche Pränumeration dankbar seyn. Doch wenn seine Wirthe und Wirthinnen es ihm nicht ganz nach dem Sinne machen, so schenkt er ihnen nichts, und hat gewisse platte Behandlungen ohne Bosheit in seiner Biographie recht lebhaft dargestellt.

Man denke sich ihn als einen armen beifalls- und hülfsbedürftigen Teufel, der als Pikarin dem Haldern städter Parnasse entgegentritt, um daselbst in einer Dichterzeile aufgenommen zu werden; man denke sich ihn, wie er von dem Dechanten und Patriarchen der deutschen Reimkunst mit einem Lobgedicht empfangen wird, das Lobgedicht ändert und sogleich, von frischem Herzen, aus dem Stegreife, Vater Gleimen ins Gesicht sagt, was Deutschland schon seit dreißig Jahren weiß, was aber so viel geistige Vorsteher und so viel fuß- und bauchfällige Clienten des einflußreichen Mannes einander nur stumm ins Ohr sagten, daß Vater Gleim sehr schlechte Verse mache: so muß man denn doch bekennen, der sey Gottes Finger, und der erwählte Prophet, der dieses öffentlich Geheimniß dem alten versteckten Sünder ans Herz legen und dem ganzen Volke buchstäblich verkünden sollte, sey kein gemeines Werkzeug.

Wenn nun ein solcher auf sich gestellter, rücksichtsloser Mensch, indem er aus dem Staube hervortritt, von einer mannigfaltigen und mannigfaltigen Welt sich nicht gebindet noch verwirrt fühlt, vielmehr immerfort alles nur nach seiner eignen Norm empfindet und aufnimmt, der sollte doch wohl geeignet seyn, eine Stelle zu bekleiden, die sonst an Höfen nicht leicht ausgehen konnte, und die in unsrer Nachbarschaft, selbst ihrer äußern Form nach, bis auf die letzten Zeiten nicht ganz unbesetzt blieb.

Wer erinnert sich nicht eines Gundling, Taubmann, Morgenstern, Polnitz, D'Argens, Jellius und mancher andern, welche mit mehr oder weniger äußerer Würde, in guten Stunden dem Herrscher und dem Hof zum Plastron dienten, und sich dagegen auch als wackere Klopffechter etwas herausnehmen durften.

Für Freunde der Tonkunst,

von

Friedrich Rochlitz.

Erster Band. Leipzig 1824.

Wohlwollende Leser gehen mir schon lange zu, daß ich, anstatt über Bücher zu urtheilen, den Einfluß aussprechе, den sie auf mich haben möchten. Und im Grunde ist dies doch das Urtheil aller Lesenden, wenn sie auch ihre Meinung und Gesinnung dem Publikum nicht mittheilen. Der Unterrichtete findet in einem Buche nichts Neues und kann es daher nicht loben, indessen der längere Mißbedürftige daran seine Kenntnisse mit Erbauung vermehrt; der Eine wird gerührt, wo der Andere kalt bleibt, dieweil ist die Aufnahme eines Werks so sehr verschieden.

Bei dem obgenannten hatte ich mich besonders zu erfreuen, und zwar will ich zuvörderst der gemüthlich ausführlichen Darstellung des Meisters von Händel gedenken; sie erregte in mir die unwiderstehliche Sehnsucht, von dem Werke, das mich früher an die ernsteste Tonkunst heranführte, soviel abermals zu vernehmen, daß die alten bald verklungenen Gefühle sich wieder entwickelten und die jugendlichen Gerüste in Geist und Seele sich nochmals erneuerten.

Dazu gelangt ich denn jetzt unter der Anleitung eines wackern Musikers etwa, durch Theilnahme von Tenkünstlern und Liebhabern. Ich folge nunmehr dem Gange des unschätzbaren Werkes nach vorliegender Anleitung, man schreitet vor, man wiederholt; und so dasse ich in einiger Zeit ganz wieder von Händel'scher Geistesluft durchdrungen zu seyn.

Die Biographien Hiller's und der Schmähling'schen Mozarten waren mir sehr wohl und veranlassen nachstehende Betrachtung.

Unbekannt mit der nächsten Umgebung lebe die Jugend immerfort entweder zu sehr mit sich selbst beschäftigt, oder mit Gedanken und Bestrebungen in die Ferne gerichtet, nur die Folgezeit rührt uns über die vergangene Gegenwart auf.

Diesmal ward ich denn in jene Tage versetzt, wo ich in Leipzig, in studentischem Dunkel und Dünkel, umherging, alles guten Willens mir bewußt, nach undeutlichen Zwecken auf Irrwegen tastete.

Auch ich habe den guten Hiller besucht, und bin freundlich von ihm aufgenommen worden; doch wußte er mit

meiner wohlwollenden Zudringlichkeit, mit meiner Lektüre, durch keine Lehre zu beschwichtigenden Landsgierde sich so wenig als andere zu befreunden.

Auch jene Dilettanten-Schmähung hab' ich damals herumgetragen, eine wehende, für uns unerfahrene Knaben hochst vollendete Sängerin. Die Arien Sul terren piagata a morte etc. und Par che di giubilo etc. aus Hofmanns Helena auf dem Calvarienberg weiß ich mir noch im Geiste hervorzurufen.

Indem ich mich nun mit diesem und den übrigen anmuthig belehrenden Aufsätzen unterhalte, scheint mir der Mann zur Seite zu stehen, den ich schon so lange Jahre als freundlich theilnehmenden Mitgenossen eines bedeutenden Zeitalters zu ehren hatte, der zu meinem Lebensgange sich heiter und früh, wie ich mich zu dem seinigen gesellte. Von der ersten Zeit an erscheint er als ein wohlwollender Beobachter und eben dieser Charakter gewinnen seine Vorträge, er schreitet ruhig getrost in der Literatur seiner Tage daher, erwirbt die vollkommenste Leichtigkeit des Ausdrucks, sagt nur was sich aussprechen läßt und spricht es gut aus; zu seinem größten Vortheil aber bekleidet ihn überall eine eingeborne Harmonie, ein musikalisches Talent entwickelt sich aus seinem Innern, und er fördert es mit Sorgfalt so, daß er seine schriftstellerische Gabe zu Darstellung von musikalischen Erfahrungen und Gesetzen mit Leichtigkeit benutzen kann. Wie viel ihm die gebildete Welt hierin schuldig geworden, ist kaum mehr zu sondern, denn seine Wirkungen sind schon in die Masse der Nation übergegangen, woran er sich denn in einem höhern Alter unbedingt mit allgemeiner Beistimmung vergnügen kann.

Seine heitern Productionen, die man als Blüthen einer wirklichen Welt ansehen darf, sind von jedermann gekannt und werden auch in einer neuen concentrirten Ausgabe, die unter dem Titel: Auswahl aus Fr. Rochlitz sämmtlichen Schriften, Leipzig 1821 u. ff. erscheinen, seinen Freunden abermals in die Hände gegeben und jüngern Lesern als liebenswürdige neue Gabe geboten.

Hier enthalte' ich mich nun nicht, einer der wunderlichsten Productionen zu gedenken, die sich vielleicht je, man darf wohl sagen ereignet haben. Es ist das Tagebuch der Schlacht bei Leipzig, wo die beiden Talente des Verfassers als Schriftstellers und Tonkünstlers vereint hervortreten und zugleich sein ruhiger, zusammengenommener Charakter sich bewährt, wie der eines Schiffers im Sturm, aufmerksame geschäftig, obgleich bedenklich, sich gar löblich hervorthut.

Das Bedürfniß unsere Freunde Ereignisse zu beobachten, seine Gedanken durch Schrift, seine Empfindungen musikalisch auszudrücken, wird uns dadurch erhalten und auch der Folgezeit offenbart. Das Unbewußte, Desultorische der übertäubtesten Augenblicke — von gefaßtester Beobachtung kaum zu überbietender Menge zum Flügel, um das Herz zu erleichtern, zum Pult, um Gedanken und Anschauungen zu fixiren — ist einzig; mit ist wenigstens nichts Aehnliches bekannt. Diese bewußte Bewußtlosigkeit, dieses unverzügliche Vertrauen, diese betäubte Thätigkeit, diese nur durch Wiederkehr zu gewohnten, geliebten Beschäftigungen gesundene Seelenruhe, wo eine im augenblicklichen dringlichen Genuß erhoffte Wiederherstellung schon genügt, um großen Leiden mit unerlernter Geistesthätigkeit wieder entgegen gehen zu können — alles dieses ist ein Document für künftige Zeiten, was die Berliner Leipziger und den Umgegend gelitten haben, als das Wohl der Deutschen nach langem Druck sich endlich wieder aufrichtete.

Auch mir besonders war dieses Tagebuch von großer Bedeutung, indem ich gerade in denselbigen Stunden noch in ahnungsvoller Sicherheit, umgeben von einer ängstlichen Stille, meinen gewöhnlichen Geschäften nachging, der nächste im Theatergeschäft den Epilog zu Esser schrieb, in welchem die merkwürdigen, prophetischen Worte vorkommen:

Der Mensch erfährt, er sey auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag!

Solger's
nachgelassene
Schriften und Briefwechsel.
Zwei Bände.

Als Menschen einigermaßen bedeutender Menschen liest man mit großem Antheil, und das mit Recht: wir werden unmittelbar in die fernsten Gegenden und Verhältnisse versetzt, und doch müssen wir immer den Charakter, das Herkommen und die Denkweise des Verfassers abziehen, wenn wir uns daraus wahrhaft unterrichten wollen.

Briefe eines einflußreichen Mannes an einen oder mehrere Freunde, in einer Reihe von Jahren geschrieben, geben uns schon einen reineren Begriff von den obwaltenden Zuständen und Gesinnungen. Aber ganz und schicklicher sind Briefwechsel zweier oder mehrerer durch Thätigkeit in einem gemeinsamen Kreis sich fortbildender Personen.

Dieses gilt von dem in dem ersten Theil ebenangezeigten Werke uns in die Hände gegebenen Briefwechsel. Die drei wichtigen Männer Solger, Tieck und Raumer unterhalten sich über ihr fortschreitendes Dichten und Trachten, Wollen und Thun, und so kommt, ganz ohne Vorsatz, ein vollständiges Bild eines edlen lebendigen Kreises zu Stande, einer Schraube ohne Ende, die in das Nächste eingreift und so das Fernste in Bewegung setzt. Der Kreis ist nicht abgeschlossen, ein und der andere Freund wird beiläufig mit aufgenommen, das Wirken der Weltgeschichte, das Gegenwirken der Individuen wird klar, man begreift seinen eigenen Bezug, und lernt einsehen, wie man selbst in die Ferne gewirkt, was Zeitgenossen von unsern Thätigkeiten aufgenommen, was sie abgelehnt, was Folge gehabt, was erfolglos geblieben.

Bei Herausgabe der Jugendereignisse meines Lebens konnte ich schon bemerken, daß ich manchen seit Jahren mit Krankheiten Freude gemacht, indem ich ihnen längst vergangene Zeiten und Ereignisse, woran auch sie Theil genommen, durch das Publikum meiner Zustände wieder vergegenwärtigt. Und so haben wir allerdings den Herausgebern, die auch uns Mitarbeiter anzuführen sind, auf das schönste zu danken, das sie kein Bedenken tragen, uns darbringe bald zu überliefern, was uns als Mitarbeitende freundlich zusprechen mich.

Wie zart und schön Solger, mit dem ich nie in ein näheres Verhältniß getreten, meine Arbeiten aufgenommen und sich daran erbaut, verdient wohl zunächst eine dankbare Erwähnung, obgleich sein liebenswürdiger Charakter sich besonders in diesen Briefen auf eine Weise bewerthet, die keines Commentars bedarf; ich hoffe daher durch Empfehlung dieser beiden Bände, welche von keinem gebildeten, an neuerer Literatur

Theilnehmender unglücklich bleiben können, sehen einen Theil meiner Schuld abzutragen zu haben.

F. H. Jacobi's

auserlesener Briefwechsel,

in zwei Bänden.

Eine höchst interessante Lectüre fürs Publikum, dem es um Einsicht in der Personen und Schicksale zu thun ist, für mich eine höchst traurige Unterhaltung. Ich recapitulire, was ich schon weiß, und sehe nur deutlicher, warum ich mit so viel guten und verdienstlichen Menschen niemals eigentlich übereinstimmen konnte. Jetzt da ich sie in ein paar Bänden zusammengedrängt in der Hand habe, kommen sie mir vor, wie Menschen, die sämmtlich Eine Sprache sprechen, aber in den verschiedensten Dialekten, und jeder glaubt, auf seine Weise drück man sich am besten aus: der Schwabe schüttelt den Kopf über den Niedersachsen, der Wiener über den Berliner; von dem worauf es eigentlich ankäme, weiß aber einer so wenig zu sagen als der andere; sie tanzen mit wenigen Ausnahmen alle am Hochzeitfeste und niemand hat die Braut gesehen. Betrachtet man es genau, so gründet sich doch zuletzt nur ein jeder auf ein gewisses innres Behagen an seinem Daseyn. Der Glaube, die Zuversicht auf das Bisherige muß man ist oder seyn möchte, befestigt einen jeden, und so möcht' er sich auch den andern machen, eigentlich den andern sich gleich machen, und dann, denken sie, wäre es gethan. Erst decomplimentiren sie sich von der Seite, wo sie sich gerade nicht abstoßen, zuletzt aber, wenn jeder ehrlich wird und seine Individualität herauskehrt, fahren und bleiben sie auseinander. Ueber die Persönlichkeiten selbst lassen sich merkwürdige Betrachtungen anstellen. Da ich die meisten Individuen genau gekannt, mit und an einigen derselben mehr gelitten als genossen habe, so zeichnen sie sich in diesen Briefen mir recht deutlich auf. Ich will sehen, daß ich mir den Antheil und Humor erhalte, diese Züge festzuhalten, sollt ich es auch nur spät zu Tage geben, so wird es immer ein Vermächtniß bleiben.

Jacobi wußte und wollte gar nichts von der Natur, ja er sprach deutlich aus: sie widerstrebe seinem Gott. Nun glaubt er mir triumphirend bewiesen zu haben, daß es keine Naturphilosophie gebe, als wenn die Auserwählten dem, der Augen hat, nicht überall die sichtbarsten Gegenstände und nächtlich offenbare! In dieser Confusion des unendlich Mannigfaltigen sehe ich Gottes Handschrift am allerdeutlichsten. Da lebe ich mir uns sern Dank, der uns doch erlaubt, um Gottes Einsicht zu werben.

Von Gott dem Vater stammt Natur,
Das allerliebste Frauenbild;
Drei Menschen Geist, ihr auf der Spur,
Ein treuer Werber fand sie mild.
Sie lieben sich nicht unfruchtbar:
Ein Kind entsprang von hohem Sinn.
Sie ist uns allen offenbar:
» Naturphilosophie sey Gottes Gattin. «

S. Dante dell' Inferno canto XI., 98.

Die Verlobung,

eine Novelle von Ludwig Tieck.

Ein geprüfter anerkannter Dichter der besten Art fühlt sich humoristisch genöthigt, zum Ostermesse gestellt jene lustigen Rebel zu zerstreuen, welche die sinnigsten Regionen Deutschlands zu obscuriren bei dem mächtigsten Barometerstand sich anmaßen. Gelingt es auch wohl nicht ganz den Horizont zu reinigen, so hat er doch wenigstens das dichteste Gewölk an die Berge gewiesen, wo es denn abregnen, abschneien oder sich selbst verzehren mag; uns aber hat er wieder einen klaren blauen Himmel des Menschenverstandes und reiner Sitte zu eröffnen gewußt. Danken wir ihm dafür aufs herzlichste, bewundern aber zugleich, daß er uns diese Wohlthat erzeigend auch gegen sich selbst eine schöne Pflicht erfüllt, denn er konnte sich wohl sagen:

Tunc tua res agitur paries dum proximus ardet.

Justus Moser.

Gern erwähne ich dieses trefflichen Mannes, der, ob ich ihn gleich niemals persönlich gekannt, durch seine Schriften und durch die Correspondenz, die ich mit seiner Tochter gehabt, worin ich die Gesinnungen des Vaters über meine Art und Wesen mit Einsicht und Klugheit ausgesprochen fand, sehr großen Einfluß auf meine Bildung gehabt hat. Er war der tüchtige Menschenverstand selbst, werth ein Zeitgenosse von Lessing zu seyn, dem Repräsentanten des deutschen Geistes, daß ich ihn aber nenne, bin ich veranlaßt durch die Nachricht: im nächsten Jahre werde ein gemalter Band Fortsetzung der Osnabrückischen Geschichte, aus Moders hinterlassenen Papieren entnommen, uns geschenkt werden. Und wären es nur Fragmente, sie würden sie aufsuchen zu wollen, indem die Aeußerungen eines solchen Geistes und Charakters, gleich Goldkörnern und Goldstaub, denselben Werth haben wie reine Goldbarren und noch einen höheren als das Ausgemünzte selbst.

Hier nur einen Hauch dieses dämmischen Geistes, der uns anregt, ähnliche Gedanken und Ueberzeugungen beizufügen.

» Ueber den Aberglauben unserer Vorfahren. Es wird so viel von dem Aberglauben unserer Vorfahren erzählt, und so mancher Schluß zum Nachtheil ihrer Geisteskräfte daraus gezogen, daß ich nicht umhin kann, etwas, wo nicht zu ihrer Rechtfertigung, doch wenigstens zu ihrer Entschuldigung zu sagen. Meiner Meinung nach hatten dieselben bei allen ihren sogenannten abergläubischen Ideen keine andere Absicht, als gewissen Wahrheiten ein Zeichen (was noch jetzt seinen eigenen Namen in der Volkssprache hat: Wahrzeichen) aufzudrücken, wobei man sich ihrer erinnern

sollte, so wie sie dem Schlüssel ein Stück Holz anknüpften, um ihn nicht zu verlieren, oder ihn um so geschwinder wieder zu finden. So sagten sie z. E. zu einem Kinde, das sein Messer auf den Rücken oder so legte, daß sich leicht jemand damit verletzen konnte: die heiligen Engel würden sich, wenn sie auf dem Tische herumspazierten, die Füße daran verwunden; nicht, weil sie dieses so glaubten, sondern um dem Kinde eine Gedächtnißhülfe zu geben. Sie lehrten, daß jemand so manche Stunde vor der Himmelsthüre warten müsse, als er Schläfer er in seinem Leben unnützer Weise verstreuet hätte, um ihren Kindern, oder ihrem Gesinde einen Denkzettel zu geben, und sie vor einer gewöhnlichen Nachlässigkeit in Kleinigkeiten, die, zusammen genommen, beträchtlich werden können, zu warnen. Sie sagten zu einem artigen Mädchen, welches sogar noch des Abends vom Spiegel nicht vorübergehen konnte, ohne einen verstohlenen Blick hinein zu thun: der Teufel sasse derjenigen über die Schulter, welche sich des Abends im Spiegel besehe, und was dergleichen Anfängsel mehr sind, wodurch sie eine gute Lehre zu bezeichnen und einzuprägen sich bemühten. Mit einem Worte: sie hatten aus der Geisterwelt, wie wir aus der Thierwelt, belehrende Fabeln, die dem Kinde eine Wahrheit recht tief eindrücken sollten.»

Gar löblich stellt Möser die fromme und die politische Fabel gegen einander, die letztere will zur Klugheit bilden, sie deutet auf Nutzen und Schaden, die erstere hat zweckt sittliche Bildung und ruft religiöse Vorstellungen zu Hülfe. In der politischen spielt Reineke Fuchs die große Rolle, indem er entschieden seinen Vortheil versteht und eine weitere Rücksichten auf seine Zwecke leitet, in der frommen Fabel sind dagegen Engel und Teufel fast all-in die Wirkenden.

Origenes sagt: seine Zeitgenossen hielten die warmen Quellen für böse Thränen verstoßener Engel.

Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens, beide erfinden einbildende Wesen, und zwischen dem Wirklichen, Handgreiflichen ahnen sie die seltsamsten Verbindungen; Sympathie und Antipathie walten hin und her.

Die Poesie befreit sich immer gar bald von solchen Fesseln, die sie sich immer willkührlich anlegt, der Aberglaube dagegen läßt sich Zaubersträuchen vergleichen, die sich immer stärker zusammenziehen, jemehr man sich gegen sie sträubt. Die beste Zeit ist nicht vor ihm sicher; trifft er aber gar in ein dunkles Jahrhundert, so stirbt des armen Menschen unerhörter Sinn alsbald nach dem Unmöglichen, nach Einwirkung ins Geisterreich, in die Ferne, in die Zukunft; es bildet sich eine wundersame reiche Welt, von einem trüben Dunstkreise umgeben. Auf ganzen Jahrhunderten lasten solche Nebel und werden immer dichter und dichter; die Einbildungskraft drückt über einer wüsten Sinnlichkeit, die Vernunft scheint zu ihrem göttlichen Ursprung gleich Affekten zurückgekehrt zu sein, der Verstand vorgewitzelt, da ihm nicht gelingt seine Rechte durchzusetzen.

Dem Poeten schadet der Aberglaube nicht, weil er seinen Halbwahn, dem er nur eine mentale Gültigkeit verleiht, mehrseitig zu gute machen kann.

Lorenz Sterne.

Es begegnet uns gewöhnlich bei raschem Vorschreiten der literarischen sowohl als humanen Bildung, daß wir vergessen, wem wir die ersten Anregungen, die anfänglichen Einwirkungen schuldig geworden. Was da ist und vorgeht, glauben wir, müsse so sein und geschehen; aber gerade deshalb gerathen wir auf Irrwege, weil wir diejenigen aus dem Auge verlieren, die uns auf den rechten Weg geleitet haben. In diesem Sinne mach' ich aufmerksam auf einen Mann, der die große Epoche seiner Menschenkenntniß, edler Duldung, zarter Liebe, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zuerst angeregt und verbreitet hat.

An diesen Mann, dem ich so viel verdanke, werd' ich oft erinnert, auch fällt er mir ein, wenn von Irrthümern und Wahrheiten die Rede ist, die unter den Menschen hin und wieder schwanken. Ein Drittes wort kann man im guten Sinne hinzufügen, nämlich Eigenheiten. Denn es giebt gewisse Phänomene der Menschheit, die man mit dieser Benennung am besten ausdrückt, sie sind irrthümlich nach außen, wahrhaft nach innen, und recht betrachtet, psychologisch höchst wichtig. Sie sind das was das Individuum constituirt. Das Allgemeine wird dadurch specificirt und in dem Allerunerklärlichsten blickt immer noch etwas Verstand. Vernunft mit Nothwendigkeit hindurch, das uns anzieht und fesselt.

Gar anmuthig hat in diesem Sinne Henrik Sterne, das Menschliche im Menschen auf das zarteste entdeckend, diese Eigenheiten, insofern sie sich thätig äußern, ruling passion genannt. Denn forwahr sie sind es, die den Menschen nach einer gewissen Seite hintreiben, in einem folgerechten Gleise weiterschieben, und ohne daß es Nachdenken, Ueberzeugung, Vorsatz oder Willenskraft bedürfte, immerfort in Leben und Bewegung erhalten. Wie nahe die Geneinheit bei mit verschwistert sey, fällt deutlich in die Augen: denn sie begünstigt ja die Bequemlichkeit, in welcher unsere Eigenheiten ungestört hinschlendern beleben.

Irrthümer und Wahrheiten

von

Wilhelm Schüz.

Nächst den Eigenheiten müßte man die Influenzen bedenken; jene kann man sich vorstellen als Formen des lebendigen Daseyns und Handelns einzelner, abgeschlossener, beschränkter Wesen, und in diesem Sinne giebt es Eigenheiten der Individuen so wie der Nationen, und diese sind es denn, welche, indem sie sich von dem Individuum über das Volk, von einer Nation über die Welt verbreiten, als Influenzen erscheinen.

Hieraus läßt sich nun schon erkennen, daß eine Eigenheit an sich, wo nicht lobenswerth, doch wenigstens duldbar seyn könne, indem sie eine Art zu seyn ausdrückt, welche man als Bezeichnung irgend eines Theils des

Mannigfaltigen nur wohl müßte gelten lassen. Die Intuition davon ist immer gefährlich, ja sie wird meistentheils dann, indem sie fremde Eigenheiten über eine Masse heraufführt, so fragt sich ja wie tiefe ankommen, den Charakteren sich mit den einheimischen vertragen, und ob sie nicht eben durch Vermischung einen krankhaften Zustand hervorbringen.

Man will bemerkt haben, daß zwei verschiedene Menschenmassen, in einem engen Raum z. B. eines Schiffs, beisammen, wenn schon beide gesund, doch einen gefährlichen krankhaften Zustand erzeugen. Die medicinische Polizei hat beobachtet, daß Heerden ungarischer Ochsen, nach Schlesien getrieben, eine Krankheit mitbringen, die, wenn man solche Gäste bald verkauft, vorüber geht, wenn sie aber auf Weiden gehalten werden, sich sehr bald verbreitet, wovegen dasselbe Uebel, wenn es die einheimischen Thiere ergreift, die schrecklichsten Niederlagen anrichtet.

Erfahren hat man sodann, daß alle Contagien in den ersten Momenten der Mittheilung viel heftiger und schädlicher wirken als in der Folge, eben vielleicht, weil sie in der ergriffenen Masse nicht eine bewegene, sondern eine widerwärtige, nicht eine vorbereitete, nachgiebige, sondern eine fremde widerspenstige Eigenheit antreffen.

Alles das hier Gesagte läßt sich Wort für Wort im Geistigen antreffen. Und wie sollte es nicht, da wir ja keine geistige Wirkung ohne körperliche Unterlage gewahr werden.

Wie wir zu diesen Betrachtungen gegenwärtig gelangten, wird demjenigen einleuchten, welcher obgemeldetes Heft mit Aufmerksamkeit gelesen. Da der Verfasser selbst wird billigen, wenn wir auf seinem Wege weiter fortschreiten, oder vielmehr ihn darauf fortzuschreiten bitten.

Wir kehren dahin zurück, wo wir sagten, daß eine Eigenheit wenigstens an sich als unschädlich und unsträflich betrachtet werden könne; denn wenn sie selbst dem damit behafteten Individuum schädlich wäre, so würde das als ein geringes Uebel anzusehen seyn, was ein jeder selbst zu tragen hätte.

Betrachten wir in diesem Sinne, was man Nationalvorurtheil zu nennen beliebt, oder auch dasjenige, was von sittlichen und religiösen Folgen ein Volk ganz anders als die andern ergreift, so werden wir gar manches aus dem Vorgesagten entspringende Räthsel zu lösen vermögend seyn.

Dem ernsten, unablässig im irdischen Thun und Treiben beschäftigten Engländer muß der streng beobachtete Sonntag recht willkommen bleiben, der weniger, besonders in südlichen Ländern beschäftigte Katholik wird außer diesem Ruhetag noch Feiertage, um sein Leben interessanter zu machen, bedürfen. Der deutsche Protestant, immer mit Nachsinnen beschäftigt, und außer seinen obliegenden nothwendigen Pflichten, außer seinem herkömmlichen Beruf noch immer zu geistigem Denken und Thun aufgereizt, wird eines solchen, oft wiederkehrenden Ruhetags weniger bedürfen, da er, der Natur seines Glaubensbekenntnisses nach, einen Theil eines jeden Tags zu feierlicher Betrachtung aufgerufen wird, weshalb denn, besonders nach Verschiedenheit des Geschäfts, in ganz verschiedenem Sinne der gesetzliche Festtag gefeiert wird.

Nun möchte es scheinen, als wenn wir uns von dem erst eingeschlagenen Wege ganz entfernt hätten; allein, wenn einmal davon die Rede ist, allgemeine Betrachtungen anzustellen, so thut man wohl, ins Allgemeine zu gehen, weil sich alsdann Alles und Jedes gewahr am sichersten unterordnet. Denn ob wir gleich mit dem hochgelobten Verfasser vollkommen einig sind und an seinem Vortrag nichts zu ändern wüßten, so bemerken wir doch, daß er selbst vermindert, noch eine gewisse nah anstehende Höhe zu erklimmen, sich zu einer noch erweiterten Uebersicht zu bekennen. Zwar spricht er schon vieles Hochbedeutende aus und in der Uebersicht eines gewissen Kreises vermissen wir nichts; vielleicht ist es auch noch nicht Zeit, sich weiter völlig auszusprechen, da die eigentümliche entschiedene Richtung unserer Tage noch in unaufhaltsamem Gange ist. Uebrigens leidet es keine Frage, daß, je mehr Personen sich über den wahren Zustand, sich über das Wünschenswerthe im Unvermeidlichen zu verständigen wissen, desto besser wird es zu achten seyn, desto größern Vortheils werden die Zeitgenossen, werden die Nachfahren sich zu erfreuen haben.

Zuletzt wird auch von solcher Höhe ein jedes einflußreiche Bestreben, Schreiben und Gelangen der sämmtlichen Künste, vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts an, dem Beschauer deutlich werden, und es wird für den hochvernünftigen Denker, der sich von Jahrzehnten und Jahrzeiten nicht irre machen läßt, immer höchst merkwürdig bleiben, wie jede Kunst und die zu ihrem Erscheinen nothwendige Technik sich zu bilden, bedingt, bestimmt, vor- und zurückgegangen und dadurch doch am Ende nur den Tag gewonnen, dem das Jahr und das Lustrum gehört seinen Gang, und von allem Bestreben, Unternehmen, Wagen, von allem Fördern und Verspäten bleibt denn doch bestenfalls nur irrig, was in seiner Grunderscheinung ein wahrhaft lebendiges Dasein hegte und es mittheilte. Die einzige wahre Influenz ist die der Zeugung, der Geburt, des Wachsens und Gedeihens. Dieses aber läßt sich nur beurtheilen, wenn die Pflanze den ganzen Weg ihres getrosten organischen Lebens durchlaufen hat, welches denn also unsern Nachkommen, lieber aber uns in Voraussehenden anheim gestellt sey, unter welch letzteren wir Herrn Wilhelm Schütz, Verfasser von Irrthum und Wahrheiten, mit Vergnügen und, wie es uns scheint, mit Recht zählen dürfen.

Geneigte Theilnahme an den Wanderjahren.

Da nun einmal für mich die Zeit freier Geständnisse herangekommen, so sey auch folgendes gegenwärtig ausgesprochen:

In späteren Jahren übergab ich lieber etwas dem Druck als in den mittleren, denn in diesen war die Nation irre gemacht durch Menschen und Dinge, die nicht recht will. Sie stellten sich der Masse gleich, um sie zu beherrschen, sie begünstigten das Gemeine als ihnen selbst gemäß, und alles Höhere ward als anmaßend verrufen. Man warnte vor tyrannischem Beginnen anderer im Literarkreise, indessen man selbst eine ausschließende Tyrannei unter dem Scheine von Liberalität auszuüben suchte. Es bedarf keiner langen Zeit mehr, so wird diese Epoche von einem Kenner frei beschrieben werden.

Nun darf ich mich aber zuletzt gar mannigfach be-

sonders auch des Wohlwollens gegen die Wanderjahre dankbarlichst erfreun, welches mir bis jetzt dreifältig zu Gesicht gekommen. Ein nachsinnender und fühlender Mann, Varnhagen von Ense, der, meinen Lebensgang schon längst aufmerksam beobachtend, mich über mich selbst seit Jahren belehrte, hat im Gesellschafter die Form gewählt, mehrere Meinungen im Wechselrecht gegen einander arbeiten zu lassen, in solchem Falle sehr glücklich, weil man den Bezug eines Werks zu verschiedenen Menschen und Sinnesweisen dadurch am besten zur Sprache bringen und sein eigenes Empfinden mannigfach und anmuthig an den Tag geben kann.

So hat denn auch im Literarischen Conversationsblatte sich ein Ungenannter gar freundlich entlassen, bei dessen Vortrag und Urtheil die Bemerkung wohl statt finden mag: daß guter Wille klar und scharf sieht, indem er das was gelobt werden willig anerkennt, und es nicht allein für das was es gelten kann gelten läßt, sondern ihm noch aus eigener heller Fruchtbarkeit höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung verleiht.

Professor Kayßler zu Breslau stellt in einer Einladungs-Schrift Plato's und Goethe's Pädagogik gegen einander; ernst und gründlich, wie es dem Ergieher nicht anders geziemt. Er ist nicht ganz mit meinen Anstalten zufrieden, welches ich ihm so wenig verdenke, daß ich vielmehr auf sein bedächtiges Heft sogleich das Motto geschrieben:

Il y a une libre adorative dans le cœur humain.

Durch welche Bekenntniß ich denn eine völlige Übereinstimmung mit einem so würdigen Manne aussprechen gedachte.

Diesen werthen Freunden kann ich für den Augenblick nur so viel erwidern: daß es mich tiefrührend ergötzen muß das Problem meines Lebens, an dem ich selbst wohl noch ihre werden könnte, vor der Nation so klar und rein aufgelöst zu sehen; wobei ich mich denn auch über manches Zweifelhafte belehrte, über manche Bemerkungen beschwichtigt fühle. Ein solcher Fall möchte sich in irgend einer Literatur wohl selten zugetragen haben, und es will sich gar recht ziemen, auf diese Betrachtungen anlegentlich zurückkehrend, meine Bewunderung auszudrücken über den durchdringenden Blick ernster Männer und Freunde, die ihre Aufmerksamkeit einem Einzelnen in dem Grade geschenkt, daß sie seine Eigenheiten besser kennen als er selbst, und indem sie einem Individuum alles Lobe und Gute erweisen, es doch in seiner Beschränktheit stehen lassen, das Unvereinbare von ihm nicht fordernd.

Hier nun fühl' ich unwiderstehlichen Trieb ein Bekenntniß einzuschalten das mir, seit seiner mitternächtigen, unvorgesehenen Entstehung, immer werth gewesen, componirt aber von meinem treuen Wirkens- und Strebensgefährten Zelter, zu einer meiner liebsten Productionen geworden.

Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne,
Kein, kleiner Knab, jenen Kirchhof hin
Zu Vaters Haus, das Pförtlein; Stein am Sterne,
Sie leuchteten doch alle gar zu schön:
Um Mitternacht.

Wann ich dann ferner in das Leben Weite
Zur Liebsten mußte, mußte weil sie zog,
Gestirn und Nachtschein über mir im Streite
Ich gehend, kommend Stillstehen sog:
Um Mitternacht.

Bis dann zuletzt des vollen Mondes Helle
So klar und deutlich mir in's Finstre drang,
Auch der Gedank willig, sinnig, schnelle
Sich um's Vergangne wie um's Künftige schlang:
Um Mitternacht.

Neue Liedersammlung

von

Carl Friedr. Zelter.

In derselben ist auch verstehendes Lied enthalten; ich lade meine in Deutschland ausgestellten Freunde und Freundinnen hiedurch schönstens ein, sich es recht innigst anzueignen und zu meinem Andenken von Zeit zu Zeit, bei nächtlicher Weile, liebevoll zu wiederholen. Man lasse mich bekennen, daß ich, mit dem Schlag Mitternacht, im hellsten Wollmond aus guter, mäßig aufgeregter, gastfreich-anmuthiger Gesellschaft zurückkehrend, das Gedicht aus dem Stegreife niederschrieb, ohne auch nur früher eine Ahnung davon gehabt zu haben.

Außerdem sind in genannte Sammlung nahezu ein Dutzend meiner mehr oder weniger bekannten Lieder aufgenommen, deren musikalische Ausbildung ich durchaus anzuerkennen darf. Sie gingen von der Wechselwirkung zweier Freunde, die seit mehreren Jahren einander kein Räthsel sind; daher es denn dem Componisten natürlich wird sich mit dem Dichter zu identificiren, so daß dieser sein Innres aufgestrickt und beleuchtet, seine Intentionen ganz aufs neue wieder hervorgebracht fühlen mag, und dabei erwarten darf, daß seine Anklänge in Ohr und Gemüth so manches Wahlverwandten noch lange wiederzutönen geeignet sind.

Oestliche Rosen

von

Friedrich Rückert.

Es läßt sich bemerken, daß von Zeit zu Zeit in der deutschen Nation sich gewisse dichterische Epochen hervorthun, die in sittlichem und ästhetischem Boden wurzelnd, durch irgend einen Anlaß hervorgerufen, eine Zeit lang dauern, denselben Stoff wiederholen und vervielfältigen. Man tadelt offenbar einen solchen Verlauf, ich finde ihn aber nothwendig und wünschenswerth. Wie denn, weil hier besonders vom Lieben die Rede seyn soll, einem sanft melancholischen Anklang der sich von Holty bis zu Ernst Schulz durchzieht; der hochsinnige deutsche Heermanns-Geist, von Klopstock ausgehend, hat uns wenige, aber herrliche Melodien gelassen; in wie viel hundert Klängen erscholl zur Kriegszeit Siegers Zeit das Gefühl älterer und jüngerer Deutschen, wie eifrig bestrebten sie sich mit Gesängen und Liedern ihre Thaten und Gesinnungen. Da man aber denn doch im Frieden auch einmal, und wär es nur auf kurze Stunden, in heiterer Geselligkeit sich als Ohnesorge fühlen will, so war ein fremder Hauch nicht un-

willkommen, der, dem Dämmd verdächtig, abhaltend erfrischte und zugleich mit der herrlichen Sonne des reinen Blauen Aethers umfloß. Vor den Compositionen meines Dramas daß ich schon manche Freude genommen. Die Zwischen- und Ebenweltlichen daß vorgetragen zu hören, wie es von der so talentvollen Sängerin Gottin der Lesbern geschieht, wird gewiß jedem Gemüthlichen in die beste Stimmung versetzen.

Um so kann ich denn Rückert's eben beendete Lieder allen Musikern empfehlen, aus diesem Buchstaben, so reicher Stande aufgeschlossen, wird ihnen gewiß manche Gabe, Narcisse und was sonst sich so zusammenfügen, entgegenkommen, von denkenden Augen, fesselnden Lesen, gefährlichen Gedichten, findet sich manches Wünschenswerthe, an solchen Gedanken mag sich Jung und Alt gerne üben und ergötzen.

Obgleich die Gazellen des Grafen Platen nicht für den Gesang bestimmt sind, so erwarten wir doch derselben von als wohlgefühlter, geistreicher, dem Orient vollkommen gemäßer, sinniger Gedichte.

Ueber

Goethe's Harzreise im Winter.

Einladungsschrift von Dr. Kannegießer,

Rector des Gymnasiums zu Prenzlau.

December 1820.

Dieses kleine Heft, vom Verfasser freundlich zugesandt, gab mir die angenehme Veranlassung die sonderbaren Bilder früherer Jahre aus den lethäischen Fluthen wieder hervorzurufen, wobei ich zu bewundern hatte, daß mein sinnarer Ausleger, dem die wunderlichen Begebenheiten jenes Winterzuges keineswegs bekannt seyn konnten, dennoch, durch wenige Andeutungen geweckt, die Eigenheiten des Verhältnisses, die Wesenheit des Zustandes und den Sinn des abenteuerlichen Gedichtes durchdringlich erkannt und aufgesprochen.

Nachdem ich mir nun jene für mich sehr bedeutenden Tage wieder zurückgerufen, so kann ich nicht unterlassen einiges zu erwähnen und wie es bei mir aufgezeigt worden niederzuschreiben.

Schon früher hatte ich die Ehre erlebt, daß geistreich nachspürende Männer meine Gedichte zu entwickeln sich bestrebten, ich nenne Moritz und Böttcher, welche beide in das Angedeutete, Verschwiegene, Geheimnißvolle vorgedrungen, daß sie mich selbst in Verwunderung setzten, wie ich dem von Leidenschaften nur aufgeregten will, daß er in den Gedichten so klare geistige Tartheit als in allen übrigen ausspricht.

Gleich Wortverlesen erzeigt mir nun Herr Dr. Kannegießer, wofür ich ihm einen öffentlich aussprechen Dank vertrauich erwiedere und, nach seinem Wunsch, über das gesamte Gedicht auch manches einige Aufklärung versuche.

Was von meinen Arbeiten durchaus, und so auch von den kleineren Gedichten gilt, daß sie alle, durch mehr oder minder bedeutende Gegenheit aufgeregt, in unmittelbaren Anschauen traurig einen Gegenstandes verfaßt worden, deshalb sie sich nicht gleichen, darin jedoch übereinkommen, daß bei besondern äußern, oft gewöhnlichen Umständen, ein Allgemeines, Innres, Höheres dem Dichter vorschwebte.

Weil nun aber demjenigen der eine Erklärung meiner Gedichte unternimmt sein eigenthümlich, im Gedichte nur angedeutetes, Anlasse nicht bekannt seine können, so wird er den innern, höhern, sinnigern Sinn vermuthen lassen; ich habe auch hier, um der Poesie nicht zur Prose herabzuziehen, wenn nur derselben zur Kenntniß gekommen, ausweichlich aufzuringen.

Das Gedicht aber welches der gegenwärtige Erklärer gewählt, die Harzreise, ist sehr schwer zu entwickeln, weil es sich auf die abhandenreichen Umstände bezieht, und doch hat er sehr viel getroffen, indem er des Angedeutete gemäßam herausfindet, wodurch ich mich stellenweise in Verwunderung gesetzt und bewogen fühle folgendes zu näherer Aufklärung zu ersinnen.

In meinen biographischen Versuchen würde jene Epoche eine bedeutende Stelle einnehmen. Die Reise ward Ende Novembers 1776 gemacht. Ganz allein, zu Pferde, im drohenden Schnee, unternahm der Dichter ein Abenteuer, das man bizarre nennen konnte, von welchem jedoch die Motive im Gedicht selbst leise angedeutet sind.

Dem Geier gleich
Der auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittig ruhend
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied.

Der Reisende verläßt am frühsten Wintermorgen seinen im Augenblick behaglich-gastfreundlichen, thüringischen Wohnsitz, wo ihn später eine zweite Vaterstadt beglückte, er reitet nordwärts bergauf; ein schwerer, schneedrohender Himmel wälzt sich ihm entgegen.

Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Rasch zum freudigen
Ziele rennt;

Wagenene Ausführung eines bedenklichen und beschwerlichen Unternehmens stählt den Muth und erheitert den Geist. Der Dichter gedenkt seines bisherigen Lebensganges, den er glücklich nennen, dem er den schönsten Erfolg versprechen darf.

Wem aber Unglück
Das Herz zusammenzog,
Er sträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Zudens,
Den die hoch hatte Schere
Nur einmal löst.

Aber sogleich gedenkt er eines Unglücklichen, Missmuthigen, um dessenwillen er eigentlich die Fahrt unternommen.

Als der Dichter den Werther geschrieben, um sich wenigstens persönlich von der damals herrschenden Empfindsamkeit und Krankheit zu befreien, mußte er die große Unbequemlichkeit erleiden, daß man ihn gerade diesen Gesinnungen günstig hielt. Er mußte manchen schriftlichen Antrag erdulden, worunter ihm besonders ein junger Mann auffiel, welcher schreibseligkeitsrecht und dabei so ernstlich durchdrungen von Mißbehagen und selbstischer Qual sich zeigte, daß es unmöglich war nur irgend eine Persönlichkeit zu denken, wozu diese Seelenenthüllungen passen möchten. Alle seine wiederholten zudringlichen Aeußerungen waren angstend und ängstend zugleich, daß endlich, bei einer immer aufgeregten

forderten und wieder gedämpften Theilnahme, die Neugier rege ward, welchen Kopper sich ein so wunderlicher Geist gebildet habe? Ich wollte den Jüngling sehen, aber unerkannt, und deshalb hatte ich mich eigentlich auf den Weg begeben.

In Dickichtschauer
Drängt sich das rauhe Wild,

Der Reisende gelangt auf die nächsten Bergeshöhen; immer winterhafter zeigt sich die Landschaft, einsam und öde starrt alles umher, nur flüchtiges Wild deutet auf kümmerlichen Zustand. Nun blickt er über gefrorne Teiche, Seen, auch eine Stadt kommt ihm zu Gesicht.

Und mit den Sperlingen
Haben längst die Reichen
In ihre Sümpfe sich gesenkt.

Wie seine Bequemlichkeiten aufgeführt, verachtet gern derjenige die sich darin behagen. Jäger, Soldaten, müssam Reisende bedürfen gutes Mutes, der sich leicht zu Übermuth steigert. Unser Reisender hat alle Bequemlichkeiten zurückgelassen und verachtet die Städter, deren Zustand er gleichsamweise schmählich herabsetzt.

Wahrscheinlich ist ein wunderlamer Druckfehler daher entstanden, das Setzer oder Corrector die Reichen, die ihm keinen Sinn zu haben schienen, in Reiher verwandelte, welche doch auf einiges Verhältnis zu den Nebrsperlingen hätten deuten möchten. In der vorigen Ausgabe stehen jene, diese in der letzten.

Leicht ist's folgen dem Wagen
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen
Hinter der Fürsten Einzug.

Der Dichter kehrt wieder zu seiner eignen günstigen Lebensepoche zurück, ohne sich irgend ein Verdienst anzumaßen, ja er spricht nur den augenblicklichen Glücksvortheilen beinahe mit Geringschätzung.

Aber abseits, wer ist's?
In's Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Zweige zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Öde verschlingt ihn.

Das Bild des einsamen, mänschen- und lebensfeindlichen Jünglings kommt ihm wieder in den Sinn, er malt sich's aus.

Aber wer heilet die Schmerzen
Dich, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ungnügender Selbstsucht.

Er fährt fort ihn zu beklagen.

Ist auf deinem Pfaffer,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohr vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Reben dem Durstenden
In der Wüste.

Seine herzliche Theilnahme ergießt sich im Gebet. Die Auslegung dieser Strophen ist meinem freundlichen Commentator besonders gelungen; er hat das Herzliche derselben innigst gefühlt und entwickelt.

Der du der Freuden viel schaffst,
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wildes
Mit jugendlichem Uebermuth
Fröhlicher Mordsucht,
Späte Rächer des Unbills,
Dem schon Jahre vergeblich
Wehret mit Knitteln der Bauer.

Der Dichter wendet seine Gedanken zu Leben und That hin, erinnert sich seiner engverbundenen Freunde, welche gerade in dieser Jahrszeit und Witterung eine bedeutende Jagd unternehmen, um das in genauer Gegend sich mehrende Schwarzwildpret zu bekämpfen. Eben diese Lustpartie war es, welche jene vertraute Gesellschaft aus der Stadt zog, dem Dichter Raum und Gelegenheit zu seiner Wanderung darbietend. Er trennte sich mit dem Verspechen bald wieder unter ihnen zu seyn.

Aber den Einsamen hüll
In deine Gottwolken,
Umgieb mit Wintergrün,
Bis die Rose beranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters.

Nun aber kehrt er zu sich selbst zurück, betrachtet seinen bedenklichen Zustand und ruft der Liebe ihm zur Seite zu bleiben.

Hier ist der Ort zu bemerken, daß man sich bei Auslegung von Dichtern immer zwischen dem Wirklichen und Idealen zu halten habe. In der siebenten Strophe heißt Liebe das unbefriedigte, dem Menschen zwar innewohnende, aber von außen zurückgewiesene Bedürfniß; in der achten Strophe ist unter Vater der Liebe das Wesen gemeint, welchem alle übrigen die wechselseitige Neigung zu danken haben; hier in der zehnten ist unter Liebe das edelste Bedürfniß geistiger, vielleicht auch körperlicher Vereinigung gedacht, welches die Einzelnen in Bewegung setzt und, auf die schönste Weise, in Freundschaft, Gattentreue, Kinderpflicht und außerdem noch auf hundert zarte Weisen befriedigt und lebendig erhält.

Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Ueber grundlose Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du in's Herz ihm;
Mit dem beigenden Sturm
Trägst du ihn doch empor;
Wasserströme stürzen vom Felsen
In seine Pfaffen,

Er schildert einzelne Beschwerlichkeiten des Augenblicks, die ihn peinlich anfechten, aber in Gedanken an die entfernten Gliedten frohmüthig überstanden werden.

Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels

Schneebetaugter Schiffer,
Der mit Geistern spielt,
Kränzten ahnend Völker.

Ein richtiger, völlig ideell, zu phantastisch erscheinender Punkt, über dessen Realität der Dichter schon manchen Zweifel erregen mußte, wonen aber ein sehr erfreuliches Document noch in seiner Händen ist.

Ich fand wirklich am siebenten December in der Mittagsstunde, strahlenlosen Schnee überschauend, auf dem Gipfel des Brockens, zwischen jenen ahnungsvollen Granitsteinen, über mir den vollkommen klarsten Himmel, von welchem herab die Sonne gewaltsam brannte, so daß in der Wolle des Ueberrocks der bekannte brandige Geruch erregt ward. Unter mir sah ich ein unabsehliches Wogenmeer nach allen Seiten die Gegend überdecken und nur durch höhere und tiefere Lage der Wolkenschichten die darunter befindlichen Berge und Thäler andeuten.

Die dortliche Erscheinung farbiger Schatten, bei untergehender Sonne, ist in meinem Entwurf der Farbenlehre im 735sten §. umständlich beschrieben.

Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erstaunten Welt,
Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben ihr wässrist.

Hier ist leise auf den Bergbau gedeutet. Der unerforschte Busen des Hauptgipfels wird den Adern seiner Brüder entgegengesetzt. Die Metalladern sind gemeint, aus welchen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit gewässert werden.

Eine vorläufige Anschauung dieser wichtigen Geschäfts-Thätigkeit sich zu verschaffen, welches ihm auch gelang, veranlaßt ihn Theil das seltsame Unternehmen, wovon das gegenwärtige Gedicht allerdings mysteriose, schwer zu deutende Spuren enthält.

Das Thema desselben wäre also wohl folgendermaßen auszusprechen: der Dichter, in doppelter Absicht ein unmittelbares Anschauen des Bergbaues zu gewinnen und einen jungen, äußerst hypochondrischen Selbstquäler zu besuchen und aufzurichten, benützt sich der Gelegenheit, daß engverbundene Freunde zur Winterjagdlust anziehen, um sich von ihnen auf kurze Zeit zu trennen.

So wie sie die rauhe Witterung nicht achten, unternimmt er, nach seiner Seite hin, jenen einsamen wunderlichen Ritt. Es glückt ihm nicht nur seine Wünsche erfüllt zu sehen, sondern auch durch eine ganz eigne Reihe von Anlässen, Wanderungen und Zufälligkeiten auf den beschneiten Brockengipfel zu gelangen. Von dem was ihm während dieser Zeit durch den Sinn gegangen, schreibt er zuletzt kurz fragmentarisch, geheimnißvoll, im Sinn und Ton des ganzen Unternehmens, kaum gereimte erotymische Zeilen.

Durch einen ziemlichen Umweg schließt er sich wieder an die Brüder der Jagd, theilt ihre tagtäglichen derselben Freuden, um Nachts in Gegenwart einer prasselnden Kaminflamme, sie durch Erzählung seiner wunderlichen Abenteuer zu ergötzen und zu rühren.

Mein werther Commentator wird hieraus mit eignem Vergnügen ersehen, wie er so vollkommen zum Verständniß des Gedichtes gelangt sey, als es ohne die Kenntniß der besondern verwaltenden Umstände möglich gewesen; er findet mich an keiner Stelle mit ihm in Widerstreit, und wenn das Reelle die und da das Ideelle einigermaßen zu beschränken scheint, so wird doch dieses wieder erfreulich gehoben und in rechte Licht gestellt, weil es auf einer wirklichen, doch würdigen Basis emporgehoben werden. Giebt man nun aber dem Erklärer zu, daß er nicht gerade beschränkt sein soll alles was er vorträgt aus dem Gedicht zu entwickeln, sondern daß er uns Freude macht, wenn er manches verwandte Gute und Schöne an dem Gedicht entwickelt, so darf man diese kleine, gehaltreiche Arbeit durchaus billigen und mit Dank erkennen.

Ueber das Fragment

die Geheimnisse.

1816.

Eine Gesellschaft studirender Jünglinge, in einer der ersten Städte Nord-Deutschlands, haben ihren freundschaftlichen Zusammenkünften eine gewisse Form gegeben, so daß sie erst ein dichterisches Werk verlesen, sodann über dasselbe ihre Meinungen wechselseitig eröffnend, gesellige Stunden nützlich hinbringen. Derselbe Verein hat auch meinem Gedichte:

die Geheimnisse

überschrieben, seine Aufmerksamkeit gewidmet, sich darüber besprochen, und als die Meinungen nicht zu vereinigen gewesen, den Entschluß gefaßt, bei mir anzufragen, wiefern es thunlich sey diese Räthsel aufzuklären; wobei sie mir zugleich eine gar wohl hatthare Meinung mitgetheilt, worin die meisten mit einander übereinzukommen. Da ich nun in dem Auftrage und der Art desselben so viel guten Willen, Sinn und Anstand finde; so will ich hierauf um so lieber eine Erklärung geben, als jenes räthselhafte Pretuet die Ausgegangabe schon manches Lesers beschäftigt hat, und ich in meinen schriftstellerischen Bekenntissen wohl so bald an die Epoche nicht gelangen möchte, wo diese Arbeit veranlaßt und sogleich auf einmal in so kurzer Zeit auf den Punkt gebracht werden, wie man sie nennt, alsdann aber unterbrochen, und die wieder vorgenommen wurde; es war in der Mitte der achtziger Jahre.

Ich darf voraussetzen, daß jenes Gedicht selbst dem Leser bekannt sey, doch will ich daran folgendes erinnern: Man erinnert sich, daß ein junger Ordnungsfreund in einer gebirgigen Gegend verirrt, zuletzt im freundlichen Thal ein herrliches Gebäude antrifft, das auf Wohnung von fremden geheimnißvollen Männern deutet. Er findet daselbst zwölf Ritter, welche nach überstandenem sturmvollem Leben, wo Mühe, Leiden und Gefahr sich anhäuften, endlich hier zu wohnen und Gott im Stillen zu dienen, Verpflichtung übernommen. Ein Greisenhafter, den sie für ihren Obern erkennen, ist eben im Begriff von ihnen zu scheiden, auf welche Art, bleibt vorbergen; doch hatte er in den letzten Tagen seinen Lebenslauf zu erzählen angefangen, wovon dem neu angekommenen geistlichen Bruder eine kurze Andeutung, bei guter Aufnahme, zu Theil ward. Eine geheimnißvolle Nachterscheinung festlicher Jünglinge, deren Zucken bei einigem Lauf den Garten erhellte, macht den Beschluß.

Um nun die weitere Absicht, ja den Plan im Allgemeinen, und somit auch den Zweck des Gedichtes zu bekennen, eröffne ich, daß der Leser durch eine Art von ideellem Manifest geführt werden und, nachdem er durch die verschiedenen Regionen der Berge, Felsen und Klippen Höhen seinen Weg genommen, gelegentlich wieder auf weite und glückliche Ebenen gelangen sollte. Einen jeden der Rittermönche würde man in seiner Richtung besucht und durch Anschauung klimatischer und nationaler Verschiedenheiten erfahren haben, daß die trefflichen Männer von allen Enden der Erde sich hier versammeln mögen, wo jeder von ihnen Gott auf seine eigene Weise im Stillen brachte.

Der mit Bruder Marcus herumwandelnde Leser oder Zuhörer wäre gewahr geworden, daß die verschiedenen Denk- und Empfindungsweisen, welche in dem Menschen durch Atmosphäre, Landstrich, Völkerschaft, Bedürfniß, Gewohnheit entwickelt oder ihm eingedruckt werden, sich hier am Orte in ausgezeichneten Individuen darzustellen und die Beyder nach höchster Ausbildung, obgleich einzeln unvollkommen, durch Zusammenleben würdig auszusprechen berufen seyen.

Damit dieses aber möglich werde, haben sie sich um einen Mann versammelt, der den Namen Humanus führt, wegen sie sich nicht entschließen hätten, ohne sämmtlich eine Aehnlichkeit, eine Annäherung zu ihm zu fühlen. Dieser Vermittler nun will unerwartet von ihnen scheiden, und sie vernehmen, er habe sich als erbaut, die Geschichte seiner vergangnen Zustände. Diese erzählt jedoch nicht er allein, sondern jeder von den Zwölfen, mit denen er sämmtlich im Laufe der Zeiten in Berührung gekommen, kann von einem Theil dieser großen Lebenswandels Nachricht und Auskunft geben.

Hier würde sich dann gefunden haben, daß jede der sondere Religion einen Moment ihrer höchsten Blüthe und Frucht erreiche, wenn sie jenem obern Führer und Vermittler sich angenähert, ja sich mit ihm vollkommen vereinigt. Diese Epochen sollten in jenen zwölf Repräsentanten verkörpert und fixirt erscheinen, so daß man auch in noch so wunderbarer Gestalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben. Und nun konnte nach langem Zusammenleben Humanus gar wohl von ihnen scheiden, weil sein Geist sich in ihnen Alle verkörpert, Allen angehörig, keines eigenen irdischen Gewandes mehr bedarf.

Wenn nun nach diesem Entwurf der Hörer, der Theilnehmer, durch alle Länder und Zeiten im Geiste geführt, überall das Erfreulichste, was die Liebe Gottes und der Menschen unter so mancherlei Gestalten hervorbringt, erfahren; so sollte daraus die angenehmste Empfindung entspringen, indem weder Abweichung, Mißbrauch, noch Entstellung, wovurch jede Religion in gewissen Epochen verdeckt wird, zur Erscheinung gekommen wäre.

Ereignet sich nun diese ganze Handlung in der Osterwoche, ist das Hauptkennzeichen dieser Gesellschaft ein Kreuz mit Rosen umwunden: so läßt sich leicht voraussehen, daß die durch den Ostertag belegelte ewige Dauer erhabner menschlicher Zustände auch hier bei dem Scheiden des Humanus sich tröstlich würde offenbart haben.

Damit aber ein so schöner Bund nicht ohne Hauptund Mittelpersonen bleibe, wird durch wunderbare Schickung uns Offenbarung der arme Pilgrim Bruder Marcus in die hohe Stelle eingesetzt, der ohne ausgebreitete Umsicht, ohne Streben nach Unterrichtsarm, durch Demuth, Ergebenheit, treue Thätigkeit in frommen Kreisen, gar wohl verdient, einer wohlwollenden Gesellschaft, so lange sie auf der Erde verweilt, vorzustehen.

Wäre dieses Gedicht vor dreißig Jahren, wie ersonnen und angefangen worden, erschienen, so wäre es der Zeit einigermaßen vorgeeilt. Auch gegenwärtig, obgleich seit jener Epoche die Ideen sich erweitert, die Gefühle gereinigt, die Ansichten aufgeklärt haben, würde man das nun allgemein Anerkannte im poetischen Kleide vielleicht gerne sehen, und sich daran in den Gesinnungen befestigen, in welchen ganz allein der Mensch, auf seinem eigenen Montserrat, Glück und Ruhe finden kann.

Ueber die Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen.

Die Ballade hat etwas mysteriöses ohne mystisch zu seyn; diese letzte Eigenschaft eines Gedichts liegt am Stoff, jene in der Behandlung. Das Geheimnißvolle der Ballade entspringt aus der Vortragsweise. Der Sänger nämlich hat seinen prägnanten Gegenstand, seine Figuren, deren Thaten und Bewegung, so tief im Sinne, daß er nicht weiß, wie er ihn ans Tageslicht fördern will. Er bedient sich daher aller drei Grundarten der Poesie, um zunächst auszudrücken, was die Einbildungskraft erregen, den Geist beschäftigen soll; er kann lyrisch, episch, dramatisch beginnen, und, nach Belieben die Form wechselnd, fortfahren, zum Ende hineilen, oder es weit hinausschieben. Der Refrain, das Wiederkehren ebendesselben Schlußklangs gibt dieser Dichtart den entschiedenen lyrischen Charakter.

Hat man sich mit der Vollkommenheit befreundet, wie es bei uns Deutschen wohl der Fall ist, so sind die Balladen aller Völker verständlich, weil ihr Geister in gewissen Zeitgeschaft immer gleichartig verfahren. Uebrigens ließe sich an einer Auswahl solcher Gedichte die ganze Poetik gar wohl vortragen, weil hier die Elemente noch nicht getrennt, sondern, wie in einem lebendigen Ur-Ei, zusammen sind, das nur berührt werden darf, um als herrliches Phänomen, auf Geistesflügeln in die Lüfte zu fliegen.

Zu solchen Betrachtungen gab mir die oben bezeichnete Ballade Gelegenheit; sie ist zwar keineswegs mysteriös, allein ich konnte doch beim Vortrag öfters bemerken, daß selbst geistreich-gewandte Personen nicht gleich zum erstenmal ganz zur Anschauung der dargestellten Handlung gelangten. Da ich nun aber nichts daran ändern kann, um ihnen die Klarheit zu geben, so gedenk' ich ihr durch prosaische Darstellung zu Hülfe zu kommen.

V. 1. Zwei Knaben, in einem alten wohlumgebauten Ritt-sitzes, ergreifen die Gelegenheit, da der Vater auf der Wolfsjagd, die Mutter im Gebet ergriffen ist, einen Sänger in die einsame Halle herumzuführen.

V. 2. Der alte Barde beginnt unmittelbar seinen geschichtlichen Gesang. Ein Graf, im Augenblick da Feinde sein Schloß einnehmen, entflieht, nachdem er seine Schätze vergraben, ein Töchterchen in den Mantel gewickelt mit fortgetragen.

V. 3. Er geht in die Welt, unter der Form eines hülfsbedürftigen Sängers. Das Kind, eine schöngebaute Bürde, wächst heran.

V. 4. Das Verschwinden der Jahre wird durch Entfärben und Zerstieben des Mantels angedeutet, auch ist

die Tochter schön und groß geworden, eines solchen Schirmes bedürfte sie nicht mehr.

V. 5. Ein fürstlicher Ritter kommt vorbei, anstatt der edelschönen Hand ein Almosen zu reichen, ergreift er sie, werbend, der Vater gestehet die Tochter zu.

V. 6. Getraut, scheidet sie unsern vom Vater; er zieht einsam umher. Nun aber sollt der Sänger aus seiner Rolle, er ist es selbst, er spricht in der ersten Person, wie er in Gedanken Tochter und Enkel segne.

V. 7. Er segnet die Kinder und mit ergreifenden er sey nicht allein der Graf dessen der Gegend erwähnte, sondern dies seyen seine Enkel, die Fürstin seine Tochter, der fürstliche Jäger sein Schwiegersohn. Wie dessen das Weib; aber bald werden wir in Schrecken gesetzt. Der Greis, hochbetagt, dessen Vater kommt zurück; entsetzt das ein Bettler sich ins Haus geschlichen, gebietet er denselben ins Verließ zu werfen. Die Kinder sind verschuchtert, die verblendende Mutter legt ein freundliches Vorwort ein.

V. 8. Die Knechte getrauen sich nicht den würdigen Greis anzurühren; Mutter und Kinder bitten, der Fürst verbeißt nur augenblicklich seinen Zorn. Dies würde auf dem Theater ein glückliches Bild machen. Aber ein längst verhaltener Grimm bricht los; im Gefühl seiner alten, ritterlichen Herkunft hat es den Stolzen heimlich gereut die Tochter eines Bettlers geehlicht zu haben.

V. 9. Schmählich verachtende Vorwürfe gegen Frau und Kinder brechen los.

V. 10. Der Greis, der in seiner Würde unangetastet stehen geblieben, eröffnet den Mund und erklärt sich als Vater und Großvater, auch als ehemaliger Herr der Burg, das Geschlecht des gegenwärtigen Besitzers hat ihn vertrieben.

V. 11. Die nähern Umstände klären sich auf; eine abenteuerliche Regierungsveränderung hatte den rechtmäßigen König, den der Graf anting, vertrieben, und so auch seine Getreuen, die nun bei wieder hergestellter Dynastie zurückkehrten. Der Alte legitimirt sich dadurch als Hausbesitzer daß er die Stelle der vergrabenen Schätze anzudeuten weiß, verkündigt übrigens eine allgemeine Amnestie, sowohl im Reiche als im Hause, und alles nimmt ein erfreuliches Ende.

Ich wünsche den Lesern und Sängern das Gedicht durch diese Erklärung angenehmer gemacht zu haben und bemerke noch, daß eine, vor vielen Jahren mich ansprechende, altnatalische Ballade, die ein Kundiger jener Literatur vielleicht bald nachweist, diese Darstellung veranlaßt habe. Der Gegenstand war mir sehr lieb geworden, auf den Grad, daß ich ihn auch zur Oper ausarbeitete, welche, wenn schon der entworfene Plan theilweise ausgeführt war, doch wie so manches andere, hinter mir liegen blieb. Vielleicht ergreift ein Jüngerer diesen Gegenstand, hebt die lyrischen und dramatischen Punkte hervor und drängt die epischen in den Hintergrund. Bei lebhafter, geistreicher Ausführung von Seiten des Dichters und Componisten dürfte sich ein solches Theaterstück wohl gute Aufnahme versprechen.

Die drei Paria.

Der Paria, Trauerspiel in einem Aufzuge, von Michael Beer. Von vorliegendem Stücke können wir nicht handeln, ohne von den Motiven zu sprechen, woraus es gebildet worden, denn eben in einer sehr kunstvollen Verknüpfung dieser zu einem effectvollen Ganzen besteht der Verfasser bedeutendes Verdienst.

Die Motive nun sind genommen aus den bürgerlichen Verhältnissen, Zuständen und Gebräuchen der Indier und umfassen dieses Volkes zwei höchst tragische Seiten, deren eine auf der schroffen Sonderung der Casten ruht, woraus unsägliche Schmach für die tiefste derselben hervorgeht. Die andere gründet sich auf den schrecklichen Gebrauch, daß eine Witwe ihrem Gatten in den Tod folgen und sich mit ihm lebendig verbrennen muß.

Das erste dieser tragischen Elemente geht als vorwaltend durch das ganze Stück und entwickelt sich in der Gegenwart, das zweite wird zur Peripetie aus der Vergangenheit hervorgerufen und wirft wie aus der Ferne in seinen Folgen auf den Augenblick, oder wird erzählungsweise herangezogen. Das Stück führt denn auch dem Hauptmotiv gemäß, den Titel: der Paria und mit diesem Namen deutet es im voraus auf alle tragischen Momente die wir zu erwarten haben.

Die Caste der Parias nämlich ist die unterste der abgewürdigte allgemein verachtete aller indischen Casten; sie wird, als den Gott und Menschen verworfen, für unrein gehalten, sie darf das allerverbrieftste verrichten, wodor die übrigen Scheu tragen, sie ist an und für sich unrein und alle Welt ein Gräuel. Aus dem Gebrauch der Indier, ihre Hunde gemeinlich Paria zu nennen, sieht man, welcher tiefen Verachtung diese Caste preisgegeben ist, denn der Hund steht noch etwas höher; seine Nähe beschadet nicht, aber die Nähe eines Paria, weshalb denn ein von diesem verführter Indier unrein wird und sich durch Waschen und umständliche religiöse Ceremonien mühselig reinigen muß, wenn er sich nicht aus seiner Caste versetzen sehen will.

Die Gegenwart eines Paria wird daher von allen übrigen Indiern mit Abscheu gemieden und gescheuet. Steht ein Bramin auf seinem Weg einen Paria kommen, so läßt er ihm von weitem zurufen, und dieser muß auf eine ferne Strecke ausweichen. Begegnet ein Paria einem Raja aus der Caste der Krieger und er weicht nicht aus, so darf ihn der Raja auf der Stelle niederstoßen. Wie grausam dieses auch scheinen mag, so ist es doch nur von Seiten der höhern Casten eine Rechtsübung, denn sie kommen in Gefahr ein gleiches Geschick zu erdulden. In solchem Fall würde ein Bramin gerathen, der sich in der höchsten Noth einen Trunk Wasser reichen ließe; ein von aller Welt verlassener Kranker muß lieber sterben als von irgend einem der Unreinen Hülfreichung annehmen, denn er würde sogleich zu jenen gezählt.

Noch ein anderer Umstand ist zu bemerken: vermischt jemand die Ehre seiner Caste, so fällt er sogleich in die tiefste herab; die Mißheirath der Tochter eines Raja, nur um eine Stufe tiefer, warf sie gleich in die Gasse der Parias. Ein gleiches Schicksal wurde die Witwe erfahren, die sich weigerte mit ihrem verstorbenen Gemahl lebendig verbrannt zu werden.

In so vielem Betracht ist der Zustand eines Paria ein Zustand des höchsten Elends und der tiefsten Erniedrigung, zu welcher die menschliche Natur herabgewürdigt werden kann, und um so schrecklicher, als keine Rettung daraus möglich ist. Wer einmal in diese Hölle, durch Geburt oder Vergehen, gestoßen worden, der und seine Nachkommen müssen ewig darin verderben; kein Verbrechen kann erlösen, ja der Unglückliche kann sich nicht einmal Verdienst erwerben, und wär' er noch so edel und

tapfer, er darf nicht für die Rettung seines Vaterlandes kämpfen und bluten.

Wegen solcher allgemeinen Verachtung und drückender persönlicher Gefahr sind die Parias überhaupt sehr scheu und furchtsam, und pflegen auch ihren Kindern frühzeitig ein sich um alles in der Welt kümmern aus den übrigen Gassen zu nahren. Oben hin müssen sie auf den Städten sich fern halten, keinen Tempel dürfen sie betreten, keinem öffentlichen Gottesdienst beiwohnen, ja nicht einmal auf den Märkten unter Käufer und Verkäufer sich mischen. Wo sie deuten sie auf die Waare die sie gerne kaufen möchten, legen den Betrag dafür hin und ziehen sich zurück. Hat der Verkäufer das Geld gehoben und die Waare zurück gelassen, so eilen sie gleichfalls mit dir darein. Zum Wunder also, daß solche Jammermenschen an einsamen abgelegenen Orten ihre Wohnung suchen, in tiefen Höhlen sich aufhalten, in Bergklüften und Wäldern, in Gesellschaft der Affen und übrigen wilden Thiere.

Der gemeine, an Geist und Herzen auf einer niedrigen Stufe stehende Paria nun findet sich schon in seinem Zustand; er weiß es nicht anders, er ist von Jugend auf daran gewöhnt, und es kommt ihm nicht in den Sinn, daß er etwas Besseres werth sey, zumal da ihm von der frühsten Kindheit auf eingeprägt wird, Gott habe ihn um der in einem früheren Leben begangenen Sünden willen in den Zustand versetzt, worin er geboren werden.

Wenn aber ein edler, verzüglich begabter Mensch, sey es durch eigenes Verschulden oder durch die Schuld der Väter, sich als Paria fühlt und alle die unsägliche Schmach seines Standes mit Bewußtsein und in vollem Gefühl seiner Menschenwürde erdulden muß, so wird ein Conflict seines edeln Selbst mit den ihn ernidrigenden Satzungen und bürgerlichen Verhältnissen entstehen, der nicht tragischer gedacht werden kann.

Dieser Conflict wird im vorliegenden Trauerspiel sehr fühlbar, indem der Held des Stücks durchaus als ein edler hochstrebender Mensch gezeichnet ist. So auch verdient der Verfasser wegen der Wahl des Gegenstandes alles Lob; denn der Paria kann füglich als Symbol der herabgesetzten, unterdrückten, verachteten Menschheit aller Völker gelten, und wie ein solcher Gegenstand schon allgemein menschlich erscheint, so ist er dadurch höchst poetisch.

Nicht weniger ist der Verfasser wegen der in der Behandlung seines Gegenstandes bewiesenen großen Uebersicht zu loben. Ohne Zwang sind alle jene tragischen Motive in einen einzigen Act zusammengedrängt, die Handlung entwickelt sich an einem einzigen Ort und der handelnden Personen sind nur drei.

Den vorzüglichen Schauspielern dargestellt, muß dieses kleine Stück sehr schönen Effect machen, und so soll es dem edlen Bühnen auf das beste empfohlen seyn.

E.

Bemerkenswerth ist es, daß in neuerer Zeit der Paria-Caste Zustand die Aufmerksamkeit unserer Dichter auf sich gezogen. Früher schon war lyrisch dargestellt wie eine Bajadere, als Glied dieses verworfenen Geschlechts, durch leidenschaftliche Liebe, durch Anhänglichkeit an ein göttliches Wesen das in den Flammentod, sich selbst zur Göttin erhoben.

Von dem deutschen Paria in einem Acte und seinen Verhältnissen haben wir so eben Nachricht erhalten, er schildert den gedrückten aller Zustände bis zum tragischen Untergang.

Die französische Tragödie Paria, in fünf Acten, hat dies mehr als tragisch-grausame Motiv von der ernsteren Seite genommen. Ein Paria Vater, in die Wüste zurückgezogen, ruht mit ganzer Seele auf einem trefflichen Sohn; dieser zu Jünglingsjahren herangereift, thatenlustig, verläßt den Alten heimlich und beraubt ihn alle des schönsten Surrogates aller verfassten irdischen Glückseligkeit. Er mischt sich unter das feindliche Kriegsvolk und kämpft mit demselben gegen das Eindringen einer Macht, die der Brahmin Herrschaft zu zerstören droht, tritt sich hervor, siegt und der Ober-Brahmin wird ihm großen Dank schuldig, unwissend wem. Dieser geistliche Oberhaupt nun besitzt eine sehr liebenswürdige Tochter, die, wie billig, dem Jünglinge zugewogen ist, der auch ihren Reizen nicht widerstehet. Der Alte selbst, der es vortheilhaft findet, bei sinkendem Ansehen mit dem Tüchtigen in Verwandtschaft zu stehen, begünstigt die Neigung, und ein Ehebund wird beschlossen. Hier tritt nun in dem Gewissen des wackern Helden das traurige Bewußtseyn gewaltsam hervor und indem er sich und seine Wünsche bekämpft, erscheint unseliger Weise der Vater und verflucht (wie in der Jungfrau von Orleans der Alte) das ganze Verhältniß unwiderbringlich. Mehr sagen wir nicht, weil ein Jeder der Literatur zu schätzen weiß, dies sehr schön gedachte, wohl durchgeführte Stück selbst gelesen hat oder es zu lesen begierig seyn wird.

Nach dieser doppelten ins Tragische gesteigerten Ansicht des traurigen Zustandes wird man zu Erhebung und Erhebung gern das Gedicht betrachten, welches, nach einer indischen Legende gebildet, im ersten Bande meiner Werke abgedruckt ist. Hier finden wir einen Paria der seine Tage nicht für verlangtes hält, er wendet sich zum Gott der Götter und verlangt eine Vermittelung, die denn freilich auf eine seltsame Weise herbeigeführt wird.

Nun aber besitzt die bisher von allem Heiligen, von jedem Tempelbezirk abgeschlossene Caste eine selbstsüchtige Gottheit, in welcher das Höchste den Niedrigsten eingetimpft ein furchtbares Drittes darstellt, das jedoch zu Vermittelung und Ausgleichung beseligend einwirkt.

Wundern darf es uns nicht, das in unsern, so manchem Widerstreit hingegebenen Tagen auch mitte Stimmen sich hie und da hervorthun, welche, genau betrachtet, auf ein Höheres hinweisen, von wo ganz allein befriedigende Versöhnung zu hoffen ist.

Die Hofdame.

Lustspiel in fünf Acten.

Manuscript.

Weimar den 16. November 1825.

Dieses Stück, in guten Alexandrinern geschrieben, hat mir viel Vergnügen gemacht. Die Absicht des Verfassers mochte seyn, das Sächerliche des Gefühls darzustellen. Nun ist das Gefühl an sich niemals lächerlich, kann es auch nicht werden, als indem es seiner Würde, die in dem bauernden Gemüthlichen beruht, zu vergessen das Unglück hat. Dies begegnet ihm, wenn es dem Leichtsinn, der Flatterhaftigkeit sich hingiebt.

In unserm Drama stellen sich Personen, die durch schwankende Neigungen sich in Lagen versetzt finden, die allerdings für komisch gelten dürfen; wobei jedoch, da alles unter edlen Menschen erhöhten Standes vorgeht,

weder das Sittliche, noch das Schickliche im allgemeinen Sinne verletzt wird. Das Stück ist gut componirt, die Charaktere entschieden gezeichnet, die sechs Personen verwirren sich genugsam durcheinander und die Auflösung derselben ist die und da delicate moralische Gefühle mit Recht deutlicher zu machen, wovon hier die Rede ist, sey mit bestimmt, der Mitwelt dienlich zu erwähnen.

Verbrechen können an und vor sich nicht lächerlich seyn, sie müssen denn etwas von ihrer Grausamkeit verlieren, und dies geschieht, wenn sie durch Roth oder Leidenschaft absichtlich gezwungen hervorgebracht werden. In diesem Falle nun sind die vier Personen des gedachten Stücks. Was sie thun, sind eigentlich nur Versuche, der Polizey entschlüpfend sein Vorsichen durch das Recht des Mitbewerbens, und somit wäre nichts daran auszusetzen, auch ist es in der deutschen Literatur geschehen. So oft es jedoch seit funfzig Jahren auf dem Theater hervorgetaucht, hat es sich niemals einer günstigen Erfolge zu erfreuen gehabt, wie der auf dem Königstädter-Theater ganz neuerlich gewagte Versuch abermals beweiset. Dieses kommt jedoch daher, weil das Verbrechen immer Apprehension hervorbringt, und der Genuß am Lächerlichen, durch etwas beigemischtes Bonatisches gestört wird. In gleichem Sinne ist das neue Stück aus heterogenen Elementen bestehend anzusehen: das Gefühlerregende, Gemüthliche will man in der Darstellung nicht herabsinken sehen, und wenn man sich gleich tagtäglich Liebeswechsel erlaubt, so möchte man da drüben gern was Besseres gewahr werden, besonders ist dies die Art der Deutschen, worüber viel zu sagen wäre.

Dennoch aber darf ich dieses Stück für verzüglich gut und jedermann wird es dafür ansprechen, wenn er sich ihm ganz hingiebt und sich in der eignen Welt, die es darstellt, behagt, das Mißfallen an einem allzugrellen Reizungswechsel aufgiebt und die Menschen nimmt, wie sie ihm der Dichter vorführt. Deswegen würde das Ganze, wenn es eingreife, immer, je länger je mehr, gefallen, da es in sich consequent und lebendig ist.

Die Aufführung hat Schwierigkeiten; sie müßte durchaus im hohen Tone der gebildeten Gesellschaft durchgeführt werden. Die Eigenthümlichkeit des vornehm gesellschaftlichen Betragens wäre unerläßlich; auch müßte im letzten Akte das Kommen und Gehen kunstreich und dergleichen der Darstellung wird auf den meisten Theatern seyn, daß drei Frauenzimmer von gleicher Größe neben einander zu finden wären, damit die Unwahrscheinlichkeit der Mißkraft nicht allzurasch würde. Ja noch gar manches Andere würde ein einsichtiger Regisseur zu bemerken haben. Fernere Bedenken erregt der eigentliche Stoff: die Handlung geht an einem Hofe vor, der zwar nicht genannt, aber doch nicht mißverstanden ist, daher möchte das Stück da wo es ein einsichtiges Publikum findet, nicht leicht aufgeführt werden, und wo es gefunden wird, kein componirtes Publikum finden.

Alles überdacht, so hätte der Verfasser wohl, es drucken zu lassen. Die deutschen Theater daschen durch aus nach Neuigkeiten, es wird manches Bedenkliche, zu Verwerfliche gegeben; ich wäre selbst neugierig, welche Reize die Vorstellung zurückt wagte.

Beim Lesen und Verlesen müßte es durchaus gefallen besonders wenn in einer gebildeten Gesellschaft sechs Personen von Sinn, welche den Alexandriner vortrefflich darstellen, sich daran gaben ihre Rollen wohl zu studiren und es sodann mit Geist und Leben vorzutragen. Eine solche Unterhaltung würde, schalt mehrere Exemplare vorhanden sind, ich selbst veranstalten. Vielleicht wäre dies auch der sicherste Weg diese glückliche Production dem Theater zu empfehlen.

Es war ein sehr glücklicher Einfall des Dichters, seine vornehmen Weltleute aus Italien zurückkommen zu lassen, dadurch verleiht er ihnen eine Art von empirischer Idealität, sie sich gewöhnlich in Sinnlichkeit und Ungebundenheit verliert, wovon denn auch schon glücklicher Contrast gemacht, noch mehr Vortheil aber daraus zu ziehen ist. Gehen wir schrittweise:

Die Scene, wo der Fürst, Adamar und der Hofmarschall allein bleiben, ist die erste ruhige des Stücks. Hier ist der Zuschauer genöthigt aufzumerken, indessen sie mit großer Umsicht und Vorgefühl zu behandeln ist; ungefähr folgender Maßen:

Der Hofmarschall formalisirt sich über das Geschehen, als über etwas höchst Tadelnswerthes.

Der Fürst entschuldigt den Vorfall durch seine alte wiederkaufmachende Jagdliebe, bringt das Beispiel von Pferden, welche der gewohnten Trompete und dem Jagdhorn unwiderstehlich antworten, bemerkt auch, daß über die wilden Schweine vom Landmann schon viele Klagen geführt worden, und schließt, daß der Fall nicht so ganz unerhört sey, daß ein Beispiel in Weißland ihm sey erzählt worden.

Der Hofmarschall brauset und seufzet sich vor Weißland, ergeht sich über die feine unaufdringliche Lebensart, an die man sich gewöhne, und giebt dem Umgange mit Künstlern alles schuld.

Der Fürst wendet sich schonend an Adamar und fordert ihn auf, seine Freunde zu vertheidigen.

Adamar erwidert: man habe die Künstler höchlich zu schätzen, daß sie in einem Lande, wo alles zu Müßiggang und Genuß einlade, sich die größten Entbehrungen zumutheten, um eine vollkommnen Kunst, dem Höchsten was die Welt je gesehen, unermüdet nachzustreben. (Dies kann eine sehr schöne Stelle werden und ist mit großer Sorgfalt auszuführen.)

Der Hofmarschall läßt die Künstler in Italien gelten, findet aber ihr Aeußeres gar wunderlich, wenn sie nach Deutschland kommen. Hier ist breiter und ohne Bitterkeit das Costume der zopfknöpfen Schwarzröcke zu schildern: der offene Hals, die herabfallenden Locken, das Schnurrbärtchen, allenfalls die Brille.

Der Fürst entgegnet durch Herabsetzung der Hofuniform, die er selbst an hat und die ihm wohl steht. Von einem großen ritterlichen Kaiserlichen Menschen, der in der Natur leben wollte, könne man dergleichen Aufzug nicht verlangen.

Der Fürst, als seiner Braut entgegenreitend, muß sehr modegekleidet erscheinen und das Lob des zukünftigen muß den Worten des Schauspielers widersprechen.

Der Hofmarschall läßt die Künstlermaske in Italien gelten, nur sollten sie nicht an deutschen Höfen erscheinen. So habe sich neulich der Fürst mit einem ganz familiär betragen, es habe gar wunderlich ausgesehen, wenn Ihre Hoheit mit einem solchen Naturgeschöpf aus dem Mittelalter durch die Felder gegangen seyen.

Adamar nimmt das Wort, beschreibt Verzüglichen und Vortheile die Natur mit einem Künstler und durch sein gebildetes Organ anzueignen, dagegen verschwinde für den Kenner und Liebhaber jede andere Betrachtung.

Hofmarschall weiß nur allzusehr, daß man sich wechselseitig nicht überzeugen werde; nur könne er eine Lebensweise niemals billigen, woraus so unerhörte Begebenheiten, wie man diesen Tag erlebt, entspringen müssen.

Der Fürst tritt nun mit seiner Geschichte des Prinzen von Parma hervor; nur muß in der Erzählung dem Suchen und Forschen nach dem Geheimniß

mehr Breite gegeben werden, so daß der Zuschauer neugierig ja ungeduldig wird, wo er möge gefunden seyn.

So viel von dieser Scene. Gelingt sie, so ist der Beifall dem Stück versichert. Ich wiederhole: daß alles mit Heiterkeit, mit keinem mißwollenden Blick nach irgend einer Seite behandelt werden müßte, wie denn auch der Ausfuhrlichkeit Raum zu geben. Der erste Act des Stücks überhaupt eilt zu sehr und es ist nicht gut, auch nicht nöthig, weil der Zuschauer noch seine volle Geduld beisammen hat. Hiebei aber wird vorausgesetzt, daß Verschiedenes nur Vorschlag sey, der den Dichter sich erst aneigne, nach Erfahrung, Ueberzeugung, Denkweise bei sich lebendig werden lasse.

Will er das Gesagte benutzen und seine weitere Arbeit mittheilen, so soll es mir angenehm seyn und ich werde sodann über die folgende, so wie über die vorhergehende Scene meine Gedanken eröffnen.

Ich sende das Manuscript zurück, mit wenigen Bemerkungen an der Seite dieser gedachten Scene, und wünsche, daß es in der Folge mir wieder mitgetheilt werde.

Die Ursache und Absicht meiner Vorschläge werden dem geistreichen Herrn Verfasser auch ohne weitere Erklärung deutlich seyn.

Briefe eines Verstorbenen.

Ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828 und 1829.

Zwei Theile.

München, F. G. Franckh. 1830.

Ein für Deutschlands Literatur bedeutendes Werk. Hier wird uns ein vorzüglicher Mann bekannt, in seinen besten Jahren, etwa ein Vierziger, in einem bedeutenden Stande geboren, wo man sich nicht erst abzumühen braucht um auf ein gewisses Niveau zu gelangen, wo man früh Gelegenheit findet der Schmied seines eigenen Glücks zu seyn und, wenn das Werk mißlingt, wir es uns selbst anzurechnen haben.

Die Briefe sind in den Jahren 1828 und 1829 auf einer Reise geschrieben, welche mehr zur Zerstreuung, in Absicht von Mißmuth wegen eines verfehlten Unternehmens sich zu erholen, als zu irgend einem andern Zweck angetreten werden. Gerichtet sind sie an eine zärtlich geliebte, genau und festverbundene Freundin, die man in kurzem wieder zu sehen hofft.

Der Schreibende erscheint als gepriefter Weltmann von Geist und lebhafter Auffassung, als der, durch ein bewegtes soziales Leben, auf Reisen und in hohen Gesellschaften Gebildete, handen auch als durchgearbeiteter, frommgesinnter Deutscher, unsichtig in Literatur und Kunst.

Als guter Gesellschafter tritt er auf, auch in der nicht besten Gesellschaft, und weiß sich immer anständig zu halten; er duldet, sowohl bei den socialen Schicklichkeiten der Reisejagd, als den derbkomischen Ausschweifungen der Gelage, sein selbst mächtig, und ist, ungeachtet unbequemer Rheumatismen und Migränen, rüstig bei der Hand. Besonders aber fehlt er sich selbst nie, wenn er sich vornimmt Ausflüge bei der bösen Witterung hin und her, kreuz und quer durchzuführen. Alle Witterungen sind ihm gleich; die schlechtesten Wege, die unbequemsten Mittel des Transports, Verfehlung des Zwecks, Sturz und Beschädigung, und was man sonst zufällig Widerwärtiges nur denken mag, rühren ihn keineswegs.

Beschreibungen von Gegenden machen den Hauptinhalt der Briefe, aber diese gelingen ihm auch auf eine bewundernswürdige Weise. England, Wales, besonders Irland, und dann wieder die Nordküste von England sind meisterhaft geschildert. Man kann sich's nicht anders möglich denken, als er habe die Gegenstände unmittelbar vor Augen, sie mit der Feder aufgefaßt; denn wie er auch jeden Abend sorgfältig sein briefliches Tagebuch geführt haben mag, so bleibt eine so klare ausführliche Darstellung immer noch eine seltene Erscheinung.

Mit heiterer Neigung trägt er das Monotone, in der großen individuellen Mannigfaltigkeit vor. Nur durch seine Darstellungsgabe werden uns die zahllosen verfallenen Abteien und Schlösser Irlands, diese nackten Felsen und kaum durchgängigen Moore bemerkenswerth und erträglich. Armuth und Leichtsinn, Wohlhabenheit und Absurdität würde uns, ohne ihn, überall anstoßen. Diese Betriebsamkeit der stumpfen Jagdgenossen, diese Trinkstuben, die sich immer wiederholen, werden uns in ununterbrochner Folge doch erträglich, weil Er die Zustände erträgt. Man mag sich von ihm, wie von einem lieben Reisegefährten, nicht trennen, eben da wo die Umstände die allerungastlichsten sind; denn sich und uns weiß er unverlebens aufzuerhalten. Vor ihrem Untergang bricht die Sonne nochmals durch getheiltes Gewölk und erschafft auf einmal durch Licht und Schatten, Farb' und Gestalt, eine bisher ungeahnete Welt vor den erstaunten Augen. Wie denn seine Reflexionen über künstlerisch zusammengefaßtes Landschaftsbild und eine Fortsetzung, gleichsam carbonReflexmalerei, als höchst trefflich zu achten sind.

Haben wir nun ihn, mit Huld, durch solche langwierige Pilgerschaften begleitet, so führt er uns wieder in behaglichere Gesellschaft. Er besucht den famosen O'Connell in seiner entfernten, kaum zugänglichen Wohnung und vollendet das Bild, das wir uns, nach den biedrigen Schilderungen, von diesen wunderbaren Manne im Geiste entworfen hatten. Dann tritt er populären Zusammenkünften bei, hört den Gesandten sprechen; sodann jenen merkwürdigen Stier und andere wunderlich auftretende Personen. Auch dergleichen Bestandtheile schlägt er nicht aus, wo sich ein oder der andere der geforderten Tagesbilden, zu eigenen Gunsten und Ungunsten, mehr oder weniger ausgeschieden. An der großen irländischen Hauptangelegenheit nimmt er menschlich billigen Antheil, bezweifelt aber die Zustände in aller ihrer Verwicklung zu gut, als daß er sich zu heitern Erwartungen sollte hinreißen lassen.

Wenn nun aber auch der menschlichen Gesellschaft mancher Raum in diesen Briefen gegeben ist, so nimmt doch bei weitem die Schilderung von Gegenden den größten Theil derselben ein, und drängt sich immer wieder vor. Eigentlich sind es aber keine Beschreibungen, sondern Durchsichten, die man mit ihm, auf zerbrechlichen Wägelchen, oft auch zu Fuß machen muß, und sich daran nur desto mehr ergetzt, als man weder durchmüdet noch ermüdet, weder übel noch umgeworfen, den Verfällen ganz ruhig zusehen kann.

Warum man aber gern in seiner Nähe bleibt, sind die durchgängig sittlichen Manifestationen seiner Natur;

er wird uns durch seinen reinen Sinn bei einem natürlichen Handeln höchst interessant. Es wirkt so anmuthig erhebend, ein weiblich sinnig, in seiner Art frommes Weltkind zu sehen, welches den Unterschied im Menschen von Völkern und Völkerungen auf das anmuthigste darstellt. Die besten Vorsätze werden im Lauf des Tages umfangen, vollzieht das Gewöhnliche gethan. Der unvermuthet sein Innerstes, den Stab, daß zuletzt ein tiefsinniger, wenn auch gebrochener ausdrucksvoller Wahrnehmung unter der Form einer Sprichwahrheit hervortritt.

Er sagt: wenn ich bei irgend einem Anlaß mein Ehrgefühl einem Andern aufopfere und es nicht halte, so muß ich mich mit ihm schlagen, wie wär' es denn, wenn ich mich mit mir schlagen, wie wär' es denn, wenn ich mich selbst das Ehrgefühl gäbe, dies und jenes was mich oft reut zu unterlassen, da kann ich denn doch gegen mich selbst in eine bedenkliche Stellung.

Wäre denn wohl Kant's kategorischer Imperativ in empirischer Form, gleichschreibe, artiger auszudrücken?

Religionsbegriffe, oder Gefühle sind, wie man hieraus sieht, ihm nicht zur Hand. Er beschränkt sich, daß dem Menschen über gewisse Dinge keine deutliche Auskunft gegeben sey.

Der äußere Cultus, den man das Innere zu bestätigen anerkannt, ist ihm deutlich. Die römische Kirche wie die anglicanische läßt er bestehen, aber uns bewundern spricht er aus, was er von ihnen hält. Dagegen bekennt er sich zu dem was man sonst natürliche Religion nannte, was aber in der neuern Zeit schon mehrmal ist er besonders aufgefaßt, und einige, wie es doch fast scheinen will, von fremder Hand eingeschärfte Aufsätze drücken sich sehr stark darüber aus.

Mit Recht, wie oben gegen sich selbst, benimmt er sich durchaus, und die Art wie er sich überall ankündigt, jedesmal auftritt, bringt ihm großen Vortheil. Man denkt sich seine Person ansehnlich und angenehm, er stellt sich Hoheit und Geringheit gleich, allen willkommen. Daß er die Aufmerksamkeit von Frauen und Mädchen besonders erregt, ist wohl naturgemäß; er paßt an und wird angezogen, weiß aber, als weltersahrner Mann, die kleinen Herzensangelegenheiten mild und schicklich zu endigen. Freilich hat er alles an eine innig geliebte, ihm durch Neigung angetraute Freundin zu berichten, wo er sich wohl mancher dämpfenden Ausdrücke bedienen mag. Nicht weniger versteht er die und da vorkommende Geschichten, mit Armuth und Bedürftigkeit, wie es die beste Gesellschaft erträgt, schicklich einzuflechten.

Die Reise ist in den letzten Jahren unternommen und durchgeführt, bringt also das Neueste aus genannten Ländern, wie ein geistreicher und einsichtiger Mann die Zustände gesehen, uns vor Augen. Nach unserer Meinung gereicht es diesem Werk zu großem Vortheil, daß die zwei letzten Bände vor den zwei ersten erschienen, wodurch der ganze Vortrag eine reifere Wendung nimmt; denn zu jedem was vorgeht, was man sich das Vorhergehende denken, welches durch die ersten Gespräche durch sein sicheres Urtheil zu der genauen Freundin erhoben wird. Mit einem klaren Geist wird man leicht bekannt, und mit dem Weltmanne findet man's gleich bequem, weil er durchaus offen erscheint, ohne einen gerade aufrichtig zu nennen.

Nach und nach sieht uns der wackre Mann selbst aus dem Traume. Man sieht, es ist ein schönes hochst sorgenfreies Jahrhundert, mit großen äußern Vortheilen und großem Wohlstand geboren, dem aber, bei selbstsinnigem Unternehmungsgeiste, nicht Scharfsichtigkeit und Ausdauer gegeben ist, daher ihm denn manches mißlungen sein mag. Eben deswegen kleidet ihn auch diese wundersam genialisch-prosaische, für den Leser zweckreichende Weise gar zu gut. Denn da wir nicht unterlassen können, einzelne und in charakterischen Augenblicken unsere Ansicht erklärlich zusammenfassen, so muß es uns freuen, einen so bedeutenden Landsmann gleichsam als forschenden Augensinden bestens geschickt zu haben.

Dies sey genug, obschon noch viel zu sagen wäre, ein so inhaltschwerdes und zugleich allumfassendes Buch nicht leicht schneller in Umlauf zu bringen, welches auch als Muster eines praktischen Vortrags anerkannt werden kann, besonders in beschreibender Darstellungen, wobei man immer hingewiesen wird.

Schließlich aber, weil man doch mit einem solchen Individuum immer näher bekannt zu werden wünscht, fügen wir eine Stelle hinzu, die uns seine Persönlichkeit etwas näher bringt:

» Einige Zeit später brachte mir Capitän S. die letzte Zeitung, worin bereits mein B. sich in der beschriebenen Verstimmung, und die von mir dort gefaßten Worte, nebst den übrigen Reden, mit aller der in England üblichen Charlatanerie, drei oder vier Seiten füllten. Um dir einen echantillon von diesem Genre zu geben, und zugleich mit meiner eignen Gedrücktheit gegen dich ein wenig zu prunken, übersetze ich den Anfang des mich betreffenden Artikels, wo ich in eben dem Ton angepriesen wurde, wie ein Würm-Doctor seinen Pillen, oder ein Rostamm seinen Pferden, nie besessene Eigenschaften andichtet. Here: «

» Sobald man die Ankunft des .... erfahren hatte, wandt sich der Präsident mit einer Deputation auf dessen Zimmer, um ihn einzuladen unser Fest mit seiner Gegenwart zu beehren.

» Bald darauf trat er in den Saal. Sein Ansehen ist bedeutend und gratios (commanding and graceful). Er trug einen Schwarzrock, und, obgleich von sehr blasser Farbe, ist doch sein Gesicht ausserordentlich gefällig und ausdrucksvoll (exceedingly pleasing and expressif). Er nahm seinen Platz am obern Ende der Tafel, und sich gegen die Gesellschaft verneigend, sprach er deutlich und mit allem gehörigen Pathos (with proper emphasis), aber etwas fremdem Accent, folgende Worte u. s. w. «

Eben deshalb werden denn auch die zwei ersten, noch vorkommenden Theile solch erwartet werden, besonders von Lesern, welche eben jene Kenntniß der Persönlichkeiten, Namen, Verhältniß, Zustände, für nothwendiges Complement, auch der schon an sich anziehenden höchst interessanten Ueberlieferungen, dessen und begehren. Zur uns aber würde es dem Werth des Buches nichts benehmen, sollte sich's auch am Ende finden, daß einige Fictionen mituntergelaufen sey.

Monatsschrift

der

Gesellschaft des vaterländischen Museums

in Böhmen.

Erster Jahrgang.

Prag, im Verlag des Böhmischen Museums. 1827. Zwölf Bogen 8.

Diese Zeitschrift hat einen großen Vorzug vor manchen andern, daß sie von einer wohlgeordneten Gesell-

schaft ausgeht, welche wieder auf einer nationalen Anstalt beruht. Bestreben giebt sie auch in dem ganzen vorliegenden Jahrgang nichts Fremdes; alles was sie mittheilt ist einheimisch und zu einheimischen Zwecken. Dadurch gewinnen wir den wichtigen Vortheil, in ein höchst bedeutendes Land und dessen Zustände als in ein mannigfaltiges Eine unterrichtet hineinzusehen.

Ehe man jedoch näher heraustritt, thut man wohl, die Lage, die natürliche Würde des Königreichs Böhmen sich zu vergegenwärtigen. Es ist ein Land, dessen beinahe viereckte Räumlichkeit, rings von Gebirgen eingeschlossen, nirgends bis zu zwanzig ist, eine große mannigfaltige Flußregion, fast durchaus von eigenen Quellen bewässert, ein Continent mitten im Continente, wenig unter tausend Quadratmeilen enthaltend.

Hat man gewahrt wie in dessen Mitte eine weite, große, auffallend sonderbar gelegene Hauptstadt, die nach dem gefährlichsten Glückswechsel mehrerer Jahrhunderte, noch immer belebt, theilweise zerstört, theilweise wieder hergestellt, belebter, entvölkert immer im Leben wieder aufblüht, und sich in der neuesten Zeit durch Vorstädte nach außen förmlich ins Freie verbreitet.

Um nun aber in möglichster Kürze darzustellen, welchen Aufschluß uns über ein so wichtiges Innere die verbundene Gesellschaft durch ihre Mittheilungen zu geben gewußt hat, so ordnen wir die verschiedenen Theile unter gewisse Rubriken, und wenden uns zunächst zu denjenigen, auf welche wir die Statistiker aufmerksam zu machen Ursach finden.

Bevölkerung Böhmens.

Der Flächeninhalt dieses Königreichs beträgt 9,50 Quadratmeilen; Prag ausgenommen; die gesammte Bevölkerung aber, Christen, Juden, Ausländer, und Prag mit eingeschlossen, wird zu 3,732,061 Seelen angegeben.

Aus Vergleichung mit früherer Zeit ergiebt sich, daß die Volkszahl seit 34 Jahren fast um den vierten Theil zugenommen ist; der Flächeninhalt kommt mit der Zahl der Bewohner in ein Verhältniß von 3909 Individuen, Prag Einwohner dazu gerechnet.

Hierauf wird der Flächeninhalt der einzelnen Kreise, die Zahl ihrer Einwohner, sowohl die stärkste als geringste, der Augen gestellt, die Zahl der einzelnen Wohngebäude mit den Einwohnern in Parallel gebracht, ferner die Ursachen einer auffallenden jährlichen Vermehrung vorgetragen.

Im Glossen der Einwohner werden ausgemittelt, das Verhältniß des männlichen zu dem weiblichen Geschlecht, ingleichen der Verheirathten zu den Ledigen, welches sich denn auch in den einzelnen Kreisen abändert, und zu gar angenehmen geographischen und topographischen Betrachtungen Veranlassung giebt. Nun kommt die Fruchtbarkeit der Ehen zur Sprache, das Geschlecht der Gebornen, und die Durchschnittszahl der unehelich gezeugten Kinder darf nicht ausbleiben. Auch ist bei den Sterbefällen jede Frage beantwortet, die Lebensdauer sind bemerkt, die gewöhnlichen Todesarten angezeigt, und sogar nach Kreisen speciell aufgezeichnet.

Wir schließen mit den eigenen Worten des würdigen Herrn Verfassers Dr. Stetzig, Physikus der Altstadt Prag, und treten seinem geäußerten Wunsche vollkommen bei: »Wer sollte wohl beim Schlusse dieser Abhandlung nicht eine Forschung wünschen, die uns zugleich auch über den moralischen, physischen und pathologischen Zustand der Bewohner der einzelnen Kreise Böhmens genaue Aufklärung geben möchte. Nur bei Erfüllung dieses Wunsches dürfte dann diese Zusammenstellung mehr an Interesse gewinnen, und als Materiale zu einer medicinischen Topographie Böhmens dienen können. Mögen daher unsere, besonders auf dem Lande wohnenden Statistiker, Geographen und Physiker uns bald mit derlei Beiträgen erfreuen, und diese gegenwärtige vaterländische Zeitschrift damit bereichern.«

Bevölkerung der Hauptstadt.

Sogleich hat der Verfasser von seiner Seite damit begonnen, Notizen über die Bevölkerung Prags zu geben, welche das von dieser bedeutenden Hauptstadt zu erhaltende Wünschenswerthe nach den oben angeführten Rubriken gleichfalls darlegt.

Vaccination.

Es bedarf keiner weitumfassenden und durchdringenden Seelenkenntniß, um zu wissen, daß wenn man dem hülfsbedürftigen Menschen irgend eine neue Arznei oder sonstiges Heilmittel anbietet, solche sogleich als unwirksam und in allen Fällen erprobt angesprochen werden, daß aber sodann, wenn sich einige Ausnahmen hervortun, Unglaube und Widerspruchsgeist alsobald Platz gewinnen, und das was bisher als zuverlässig und unzweifelhaft angesehen wurde, als ungereimt und thörlich vorgestellt wird. So ging es früher mit Einimpfung der natürlichen Blattern; jetzt sehen wir die Vaccination mit gleichem Schicksale bedroht. Und höchst verdienstlich ist die Bemühung des Arztes zu nennen, welcher die Sicherheit von folgerechten Beobachtungen gegen neuere nicht genugsam geprüfte Beispiele zu befestigen trachtet.

Böhmische Bäder.

Am allgemeinsten und unmittelbarsten bleibt Böhmen dem Auslande durch seine Heilquellen verwandt. Viele tausend Ausländer besuchen jene von der Natur so hochbegünstigten Quellen, und finden überall unterrichtende Schriften, in welchen man sich über die Gegend, die Natur und Eigenschaft der Wasser und ihre Kräfte belehren kann. Es ist daher dem Zwecke dieser Zeitschrift vollkommen gemäß, auch dasjenige, was sich bedeutsst Neues ereignet, kürzlich anzuzeigen, wie es hier von Franzensbad, Marienbad und über die Temperatur dieser Quellen geschieht.

Wie wir denn überhaupt wünschen, daß diese Schrift in den Leihbibliotheken aller Badeorte möge zu finden seyn, um den Fremden, der sich eine Zeit lang in Böhmen aufhält und mitunter langweilt, über das hohe Interesse aufzuklären, welches der Geschichte so wie der Naturkunde in diesem Königreiche erfassen kann.

Die Geschichte des großen Zwischenreichs in den Jahren 1439 bis 1453

löst und in die Verwirrungen eines Wahlreichs hinein setzen, wo man dem Würdigsten des Inlandes die Krone nicht gönnt, oder auch weil zwischen Würdigen und Mächtigen ins Schwanken geräth, und deswegen sich nach auswärtigen Gewalthabern umsieht.

Hier werden nun von dem Herausgeber der Zeitschrift, Herrn Franz Palacky, dessen forschender Fleiß und scharfer Blick das größte Lob verdienen, die Verhandlungen über die neue Königswahl im Jahre 1440, sodann aber ein kritischer Nachtrag und Angabe der historischen gleichzeitigen Quellen vorgelegt, die angebrachten worden nach der Zeitfolge angeführt, auch die seltenern und deren Werth und Zuverlässigkeit beurtheilt.

Gesandtschaft nach Frankreich im Jahre 1465.

Georg von Podiebrad ward endlich zum Könige gewählt, seine Stellung zum Lande, zu der Nachbarschaft, zu der Kirche, war höchst schwierig, und als ein großer Haushalter, überschwänglich Mann that er den Gedanken, der spätern politischen Regenten gleichfalls beizutreten: man müsse einen Fürstenbund schließen, um einem jeden das Seinige, und einen friedlichen Zustand Allen zu erringen.

In Verbindung mit den Königen von Polen und Ungarn stand nun eine Gesandtschaft an Ludwig XI. von Frankreich, wie denn nichts natürlicher war, als daß unser mittlerer Europa, wenn es von Osten her zu sehr bedrängt wurde, um Hülfe nach dem westlichen hinblickte.

Das Gesandtenrum, aus dem Böhmischen übersetzt im natürlichsten Style von einem Gesandtschaftssecretär verfaßt, ist eine von den unschätzbaren Memorienten, das uns in eine wüste Zeit hineinblicken läßt, von der wir glücklicherweise keinen Begriff mehr haben.

Die strenge Sühne.

Zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts ergiebt sich ein Ereignis, das gleichfalls den Geist jener Zeit aufs unmittelbarste vergegenwärtigt. Eine gewaltsame, unversöhnliche Blutrache verwirrt schon mehrere Jahre hindurch die Verhältnisse großer und vielgegliederter Familien. Ein gräuenloses Unheil wird zuletzt durch Schiedsrichter geendigt, wobei denn höchst merkwürdig erscheint, daß die vielen Punkte, welche als Bedingungen aufgesetzt werden, sich durchaus auf Geld und Schritte zurückführen lassen: Geld zur Versöhnung, der lebenden Beschädigten, zu Seelenmessen für das Heil der Abgeschiedenen; sodann aber Schritte zu Prozessionen und Wallfahrten. Auch diese ist ein höchst zu empfehlender Aufsatz.

Belagerung von Prag im Jahre 1648.

Unter den düsterischen Aussichten zeichnet sich dieser vorzüglich aus. Der dreißigjährige Krieg geht zu Ende, schon sind die Gesandten in Westphalen versammelt, um den gewünschten Frieden endlich zu Stande zu bringen. Grade in diesem hoffnungsvollen Momente wird die kleine Seite der Stadt Prag von den Schweden überrumpelt und besetzt. Wie die Einwohner der übrigen Stadttheile das rechten Ufers der Moldau sich dagegen zur Wehre setzen, die Brücke verbarricadiren, und von dem weiten Umfang der Mauern den Feind abwehren, und was die Stadt und Bürgerschaft indessen leidet, ist eine furchtbare Geschichte.

Die Studenten und Professoren der Carolinischen Universität traten sich aufs kräftigste hervor, nächtige Hauptleute belebten das Militär, und so wird nach und nach die ganze Bevölkerung mit in den Kampf gezogen. Die Frauen beseufzen Verwundete, und die Juden, unfähig Waffen zu tragen, erleben sich musterhaft beim Verschanzen. Was aber die Tapferkeit dieser Bevölkerung vermehrt, ist das Unbedingte beider Parteien, das sowohl im Angriff als in der Verbeidigung erscheint und nur allzu augenfällig wird. Da jedoch unser Menschengefühl sich auf der Seite der Belagerten halten muß, so bewundert man ihren ausgezeichneten Muth und ihre schlaflose Thätigkeit, unterdessen die Feinde, mit Macht und Ernst gleich anfangs die Stadt zu erstürmen unterlassend, sich rottenweis im Lande umhertreiben, brandschatzen, sengen und verderben.

Weil es arg ist, lange dauernden, höchst unerträglichen Leiden war daher nichts natürlicher, als daß ein Theil der Belagerten sich heraus durch irgend einen anständigen Vertrag zu entledigen trachtete. Die deshalb aufgesetzte Capitulation giebt zu der Betrachtung Anlaß, wie der Mensch seinen herkömmlichen Zustand eben so wenig mit Willen, als bei Leben verläßt, vielmehr in dem Augenblick, wo er alles zu verlieren befreht ist, doch alles bis auf das Geringste zu erhalten trachtet. Hier nun wird man sich kaum des Lächelns erwehren, wenn man sieht, wie diese unglücklichen Einwohner, welche ihre bürgerliche und religiöse Freiheit, Besitz und Leben augenblicks zu verlieren in Gefahr sind, doch noch alle diese beisammen zu erhalten, und ihrer Persönlichkeit die größte Willkühr zu sichern gedenken.

Auch ist sie nie den Belagerten mitgetheilt worden, vielmehr scheint der kaiserliche General Don Annecenio Conti, der treffliche Mann, welcher mit so viel Muth als Klugheit bisher das militärische Regiment geführt, auch hier abgerathen und verzögert zu haben, wohl wissend, daß wer, in den äußersten Fall gesetzt, zur Nachgiebigkeit bereit erscheint, auch schon verloren ist.

Glücklicherweise macht noch zuletzt der in Westphalen geschlossene Frieden dem Unheil ein Ende. Die höchst beschädigte Stadt erfreut sich ihres Charakters; der Kaiser, dankbar für die großen Aufopferungen, für allgemeine Lieb und Treue, begnadigt Alle, und vergißt es ganz, daß Verschiedenheit der Meinungen und der Gottesverehrung die Gemüther in dem Augenblicke trennte, wo sie vereint für politisches Daseyn und Selbsterhaltung kämpften.

Uebergang zum Folgenden.

Nachdem wir bei Krieg und Verderben unsre Darstellung verweilen lassen, ist es wohl Zeit, daß wir wieder zurückschreiten, und in Betrachtung ziehen, wie für friedliche Absichten bei den wissenschaftlichen Anstalten der frühsten Zeit in Böhmen eingewirkt, und wenn unsere Leser an den tapfren Thaten der Carolinischen Universitätsverwandten Theil genommen, so werden sie nun auch gern erfahren, wie es eigentlich mit dieser Anstalt beschaffen gewesen, welcher wir uns etwas weitläufiger zu seyn erlauben, indem ähnliche Zustände, Gegensätze und Conflicte die auf den heutigen Tag gewissam zu bemerken sind.

Universitäten zu Prag.

Kaiser Karl IV kam als ein Prinz aus dem Hause Luxemburg nach Frankreich, und erhielt daselbst die ersten Eindrücke, die man Erziehung heißt; ein verständlicher, zum Herrschen geborner Mann bemerkte gar bald die beiden Hauptgebrechen des Regierungswesens. Widersprüchige Befehlen müssen auf eine und die andere Weise zur Unthätigkeit führen, und so ward der Gedanke gefaßt, das Erste gutes dadurch zu vermeiden, daß Gelehrte und Geistliche daselbst sich vereinigten, das Andere zu bewirken machte geraume Zeit später, das Andere zu bewirken machte er bei Zeiten einen großen Versuch, es war: Wissenschaftliche Thätigkeit, welche den Geistlichen bisher allein zustand, zu verbreiten und allgemeiner zu machen.

Nach dem Muster der Sorbonne ward eine Prager Universität eingerichtet; Männer vom größten Rufe wurden herbeigezogen, sie brachten einen Schwarm von Schülern mit sich, damals hing man noch am Munde des Lehrers, ja an seinem Daseyn. Die Carolinische Universität, gestiftet 1348, ward nunmehr der wissenschaftliche Mittelpunkt von Deutschland, wo nachher, als Karln die Kaiserkrone übertragen war, auch sich

alles dort als einem politischen Mittelpunkt versammelte.

Eine größere Frequenz hat man vielleicht auf keiner Universität gesehen, die Ansicht war löblich, der Zweck eines großen Zusammenströmens erreicht; aber auch die Neigungen verschiedener Geister beteiligten fremden Lehren einen empfänglichen Boden.

England hatte schon früher sittlich-religiös Männer gesandt, erst Bonifacius, welches der Apostel von Deutschland werden sollte, indem er sich auf das strengste an den römischen Cultus hielt. Nun aber kam Wiklef herüber, gerade im Gegensatz, ein einziger Punkt seiner vielen abweichenden Lehren, daß ein jeder sich wo es ihm beliebe seine Andacht verrichten könne, erschütterte die bisherige Einrichtung des kirchlichen Gottesdienstes. Die neuen Lehren reizten den Untersuchungsgeist mächtig auf. Durch Johann Huß nahm die Bewegung einen inländischen Charakter und nationalen Schwung. Indessen war für das Schicksal der Universität viel entscheidender der Conflikt wegen des akademischen Regiments zwischen den fremden und einheimischen Professoren. Da König Wenzel IV durch seine Entscheidung den Böhmen das Uebergewicht gab, und die bisherigen ungemeinen Vorrechte den Ausländern entzog, so erfolgte im Jahre 1409 die große Auswanderung der letztern. Nun traten die Meinungsverschiedenheiten in offenen Streit hervor, und es entspann sich daraus großes langwieriges Unheil für Stadt und Land, deren vielfache Zerrüttung wir nicht wiederholt schildern wollen.

Die römisch-katholische Lehre hatte sich im harten Kampfe mit den ergrimmtesten Widersachern doch stets wieder erhoben und gressendeils im Königreiche daraus gestellt. In ihrer Befestigung, da die Carolinische Universität dazu kein Werkzeug seyn konnte, wurde von Kaiser Ferdinand I endlich eine neue Akademie gegründet, und den Vätern der Gesellschaft Jesu im Collegium zu St. Clemens übergeben.

Die Carolinische Universität bestand aus vier Facultäten, und hätte die Rechte derselbigen aus der Ferdinandeischen waren aber nur Theologie und Philosophie zugetheilt. Hieraus ergab sich schon ein Mißverhältniß zwischen beiden, welches dadurch noch stärker wurde, daß auch ein Gegensatz in den Religionsmeinungen noch fortdauerte, indem die Carolina früher der utraquistischen und darauf der protestantischen Lehre zugethan, die Ferdinandea hingegen von Anfang rein katholisch war. Unter solchen Umständen konnten beide neben einander nicht bestehen, ihre Wirksamkeiten mußten feindlich zusammentreffen, eine Vereinigung war nicht zu erzwingen, durch den Majestätsbrief Kaiser Rudolphs II vom Jahre 1609 wurde die Trennung beider noch entschiedener ausgesprochen.

Nach dem völligen Uebergewicht aber, welches durch den entschiedenen Sieg auf dem weißen Berge Kaiser Ferdinand II über seine Gegner gewonnen, ward nunmehr die Vereinigung zum Nachtheil der unterlegenen Partei ernstlich betrieben. Die Carolinische Universität wurde der Ferdinandeischen Akademie incorporirt, und die letztere ließ jener nur ein untergeordnetes Fortbestehen.

Allein widersprechende Verhältnisse lassen sich so leicht nicht verlöhnen, und dem bedrängten Teile mangelte noch nicht alle Hülfe; sie kam von daher am wirksamsten, woher sie am wenigsten zu hoffen schien. Der Erzbischof von Prag, als in früherer Zeit von Rom aus bestätigter Kanzler der Carolina, fand sich in seinen Rechten verletzt, ein Vergleich kam nicht zu Stande, weil man sich noch schwerer über den Besitz, als über die Rechte vertragen konnte, und von beiden Seiten wurde der Streit lebhaft fortgeführt.

Endlich kam von Rom aus die Entscheidung, die Väter der Societät Jesu seyen, ohne Autorität des päpstlichen Stuhls, keineswegs befugt gewesen, den Besitz der Carolinischen Universität aus einer weltlichen Hand anzunehmen, und derselbe deshalb wieder zurückzustellen.

Die Carolina erhielt demnach alle ihr gehörigen Privilegien, Regalien, Kleinodien, Urbarien, Güter u. s. f. wieder zurück, wobei sich die Väter der Societät höchst nachgiebig und demüthig benahmen.

Nunmehr war die eigene Verwaltung dieser Güter wieder in Händen der Carolina, und deren Selbstständigkeit dadurch bedeutend hervorgehoben, all in bald thaten sich zwischen dem Prager Erzbischof, der Jesuiten-Societät und der Carolina neue Mißhelligkeiten hervor. Sie zu beseitigen ward ein Vergleich versucht, und nicht zu Stande gebracht. Aber der dreißigjährige Krieg wüthete dazwischen, und alles gerieth nun in langwierig Stocken und trostlose Verwirrung.

Bei der strengen Belagerung von Prag durch die Schweden und Protestanten thaten sich sämmtliche Akademiker, besonders aber die von der Carolina, patriotisch hervor. Kaiser Ferdinand III begnadigte sie deshalb, gab ihr neue Vorzüge, und die gewünschte Vereinigung schien dadurch nur noch mehr entfernt.

Dennoch bewirkte das nun mit ganzer Macht lastende Uebergewicht der römisch-katholischen Kirche bald einen möglichen Abschluß. Es wurde anbefohlen, daß gleichförmig von allen Professoren an beiden Universitäten, so wie von allen nun zu promovirenden Doctoren der Lehrsatz von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau anerkannt werden sollte. Die äußere Lage war von der Art, daß jedermann sich zu fügen alle Ursache hatte. Die geistige Absonderung war hiemit für immer gebrochen, und die Carolina in solchem Betreff mit der Ferdinandea auf gleichen Boden gestellt.

Wegen der übrigen Anordnungen erwartete der Kaiser eine Antwort von Rom, die aber im bestimmten Termine ausblieb, weil man dorten das Alte weder aufheben, noch das Neue verbindern wollte; deshalb man auch diesseits im Jahre 1654 nun zum Unionsgeschäfte schritt. Die vereinigte Universität erhielt den Namen der Karl-Ferdinandeischen. Man bestimmte Rechte und Befugniß des Kanzlers, des Rectors, des Senats, wobei man die Gerechtsame beider Körperschaften doch möglichst berücksichtigte, und setzte zuletzt als Haupt der ganzen Anstalt einen Superintendenten, der die Funktion eines modernen Curators im weitesten Sinne auszuüben das Recht hatte.

Also bis dahin, wo diese widersprechenden Elemente zu jener Zeit vereinigt wurden, fügt uns ein verstorbener von Herrn Professor Schnabel mit Gründlichkeit verfaßter Aufsatz, dem wir in unserm Auszug genau folgen wollten, weil das Aehnliche, ja das Gleiche in unsern Tagen vorgeht, deshalb wir Allen und Jeden, welche berufen sind, sich mit akademischen und sonstigen Angelegenheiten zu beschäftigen, dieses Capitel als von großer Wichtigkeit empfehlen möchten. Man wird hier wie überall finden, daß die Wissenschaften ihren nothwendigen, stillen oder lebhaften Fortgang nehmen, indeß es denjenigen, die sich standgemäß damit beschäftigen, eigentlich um Besitz und Herrschaft vorzüglich zu thun ist.

Nekrologen.

Der Lebensgang ausgezeichneter Zeitgenossen, ihre Herkunft, Schicksale und Verhältnisse, bleiben uns oft selbst bei persönlicher Bekanntschaft verschlossen oder dunkel, weil die Mittheilung, um so mehr sie reizen könnte, sich um so weniger fordern oder anbieten läßt. Erst nach dem Ableben bedeutender Personen pflegen

wir die zusammenhängendere Gestalt und die Merkwürdigkeiten ihrer Umstände zu erfahren, die uns zu Aufschlüssen über ihre Eigenschaften und Wirkungen dienen. Deshalb können wir die Unverdrossenheit zu solchen raschen Mittheilungen nur dankend anrühmen, sie geben das dem Augenblick Wichtige, während das weithinaus Bedeutende seine Darstellung vielleicht erst in später Zukunft erwarten muß.

Die Nekrologen eines bekannten Landes werden bei aller Mannigfaltigkeit der Anlagen und Schicksale doch bald Verzeichnungen darbieten, aus denen sich ein gewisses Gemeinsame in Charakter erkennen läßt. Schon bei den hier vorliegenden Aufsätzen dürfte sich das Interesse dieser Betrachtung ergeben.

Die von Herrn Professor Millauer gelieferten Notizen über sämmtliche verstorbene Mitglieder der Prager theologischen Facultät greifen zwar in der Zeit etwas zurück, gehören aber doch sämmtlich dem achtzehnten Jahrhundert an. Der gleiche Stand erweist sich in ihnen mächtig, und neben dem, daß man nicht vergessen kann, katholische Professoren vor Augen zu haben, wird man wohl auch erinnert, daß man sie nothwendig als Böhmen anzusehen habe.

Der Lebensabriß des Grafen Thun, Fürstbischofs von Passau, des Grafen Clam-Martinitz, des Generals Freiherrn v. Koller, die angezeigten Lebensbeschreibungen der Generale Graf Kinsky, Graf Kolowrat und Graf Hieronymus Colloredo, ferner die kürzeren Anzeigen über die Gebrüder Johann Matschek und Joseph Olabarsch, so wie den in Peru durch Zufall umgekommenen Naturforscher Hänke, gewähren einen reichen Ueberblick mannigfacher Verhältnisse, die dem einen oder dem andern Leser oft von besonderem Interesse seyn müssen, für jeden aber auch ein allgemeines haben können.

Historische Nachlese.

Vom Abbé Joseph Dobrowsky, dem Altmeister kritischer Geschichtsforschung in Böhmen, finden wir mehrere kleine Aufsätze und Anmerkungen, in denen man alsbald den Hauch überlegener Kenntnisse spürt. Dieser seltene Mann, welcher früh schon den allgemeinen Studium slavischer Sprachen und Geschichten mit genialem Büchrfleiß und Heroedischen Reisen nachgegangen war, führte jeden Ertrag immer wieder mit Vorliebe auf die Volks- und Landskunde von Böhmen zurück, und vereinigte so mit dem größten Ruhm in der Wissenschaft den seltneren eines populären Namens.

Wo er eingreift, da ist gleich der Meister sichtbar, der seinen Gegenstand überall erfaßt hat, und dem sich die Bruchstücke schnell zum Ganzen reihen. Indem er aus den großen Arbeiten unsres Pertz alsogleich für die böhmische Geschichte seinen Gewinn erhebt, vermehrt er rückwirkend den der ganzen. Seine Bemerkungen über das alte mährische Reich suchen in dies dunkle Verwickelung der barbarischen, zusammenfließenden, sich wieder theilenden Völkerwogen das Licht der Kritik einzuführen. Empfehlungswerth sind gleichermaßen die Enträthselung einer bisher unverständlichen Stelle in der Chronik des Cosmas, die Bemerkungen über die Verwandtschaft slavischer und nordischer Mythologie, und die Nachricht von Lesung des Grundsteins der Neustadt Prag.

Wir erwähnen noch des mit Dobrowsky's Erläuterungen versehenen Artikels von Herrn Professor Ens über das frühere Verhältniß des Fürstenthums Troppau zu Böhmen, ferner des Aufsatzes von Herrn von Schwabenau über Konrad II, Fürsten von Znaim, sodann von Herrn Kropf die Erörterung der alten Burg Gelimz (jetzt Geiersberg) genannt.

Die von Herrn Professor Millauer mitgetheilte Original-Matrikel der juridisch-kanonischen Facultät der Prager Caroline, so wie die Anzeige des Programms des Herrn Rector Hoth, — worin derselbe die Vermuthung begründet, nicht Johann Huß, sondern eine aus Paris einströmende Landsmannschaft habe durch ihren Rath entscheidend bei König Wenzel IV auf Ertheilung des Dekrets gewirkt, auf welches der große Zwist erfolgte, — schließen sich den übrigen Nachrichten von diesen gewichtigen Universitätssachen belehrend an.

Rückblick auf die Bewohner.

Herr Gubernialrath Neumann liefert über die Production und Consumtion, über die ökonomische und technische Thätigkeit Böhmens, einen umständlichen Bericht, der die eigenthümliche Lage des Landes, seine Bedürfnisse wie seinen Ueberfluß, und die Fortschritte des Wohlstandes und der Bildung seiner Bewohner hier vor Augen stellt, und mit dem erfreulichen Anblick einer gedeihlichen Gegenwart die nicht weniger zuverlässige Aussicht einer glücklichen Zukunft begründet. Ein solcher Aufsatz erlaubt aber kaum einen Auszug, wir müssen auf ihn selbst verweisen, um darin die Resultate des vereinten Bemühens einer väterlich fürsorgenden Regierung tüchtig ausgebildeter Beamten und patriotischer Mitwirkung ehrenvoll anzuschauen.

Auch für die Entwickelung Böhmens sind Gesellschaften und Anstalten höchst wirksam geworden, in welchen der Gemeingeist der Privaten mit dem Schutz und Beitritt der Behörden zu Kraft und Ansehen sich verbunden. Die böhmische Gesellschaft der Wissenschaften, die patriotisch-ökonomisch-Gesellschaft, die Gesellschaft des vaterländischen Museums, das polytechnische Institut, Actienaesellschaften und andere Vereine zu gemeinnützigen Zwecken, zeigen sich noch den verschiedensten Richtungen thätig, für Eisenbahnen, Kettenbrücken wird gesorgt, Wollmärkte werden angeordnet, die vormalige und jetzige Forstcultur verglichen. Die meisten der Aufsätze, welche von diesen Gegenständen einzeln handeln, sind sachgemäß belehrend. Wir werden einige dieser bezügliche noch unter eigenen Rubriken besonders hervorheben.

Böhmisches Museum.

Wie in anderen Theilen des österreichischen Kaiserstaats war auch in Böhmen bei eifrig gesinnten Männern schon im Jahre 1818 lebhaft der Wunsch zur Gründung einer vaterländischen Anstalt erwacht, welche alle Interessen der besonders Nationalität im ganzen Umfange des Worts in sich begriffe. Alterthümer, Geschichtsbeiträge, Urkunden und andere Denkzeichen sollten hier gesammelt, die Sprache, die Sitten und Eigenheiten des Volks erforscht und festgehalten, die Naturgebilde des Landes zusammengestellt, und jedes Gedeihen in Wissenschaft, Kunst, Gewerbsfleiß und Verkehr, vor allem aber der vaterländische Sinn selbst genährt und erhöht werden.

Der Aufruf des Oberstburggrafen hatte bald die edelsten und tüchtigsten Theilnehmer aus allen Ständen vereint, reiche Hülfsmittel wurden zusammengebracht, und die Gesellschaft begann sich zu gestalten. Doch ein so weitgreifendes Unternehmen bedurfte reifer Ueberlegung und mannigfacher Anhaltspunkte, um gleich von Anfang in zweckmäßiger Einrichtung seine Wirksamkeit

ohne Schwanken und Hemmung ausüben zu können. Die Organisation kam nicht ohne Schwierigkeit zu Stande, endlich aber konnten die fertigen Statuten zur kaiserlichen Genehmigung vorgelegt werden, die denn auch im Jahre 1822 sehr gnädig erfolgte, und der Gesellschaft die ihrem Wirken vorgeschriebene Bahn eröffnete.

Seitdem stieg die Gesellschaft mit jedem Jahre an Zahl und Bedeutung ihrer Mitglieder, und ihr in dieser Monatschrift vorgelegter Stand vom Jahre 1827 zeigt eine lange Reihe ehrenwerther Personen die an ihr Theil haben, von allen Stufen und aus allen Klassen, auch die Frauen nicht ausgeschlossen. An Präsidenten sehen wir den hochverdienten Grafen Kaspar Sternberg, dessen berühmter Name schon mehrfach den Wissenschaften ruhmvoll angehört, und dessen Thätigkeit hier leitend und vortragend das Ganze auszeichnet fördern hilft. Sodann folgt ein Verwaltungsausschuß von acht Mitgliedern, darauf die Abtheilung der wirkenden Mitglieder, der Ehrenmitglieder, und einer besondern Klasse betheiligender Mitglieder, welche meistens zugleich als sammelnd bezeichnet sind.

Die Sammlungen des Museums sind an Alterthümern, Urkunden, Handschriften, Büchern, Münzen, Naturgegenständen und Kunstsachen schon sehr ansehnlich, und mehren sich täglich, sowohl durch Schenkungen als durch andere Anzeigung.

Zeitschriften.

Neben der böhmischen Sprache besitzt die deutsche jetzt als eine wirklich einheimische in Böhmen, und hat im wissenschaftlichen und gebildeten Lebenskreise entschiedenes Uebergewicht. Die meisten Bücher und Zeitschriften erscheinen in ihr. Allein die böhmische Sprache besitzt auch Ehrenfeste in voller Kraft, und Bücher, Zeitschriften und Flugblätter für das Volk werden häufig in ihr gedruckt. Beide Sprachen vereinigend und vermittelnd, indem sie keine derselben verabsäumt, wirkt die Gesellschaft des vaterländischen Museums besonders auch durch ihre beiden Zeitschriften ein, von denen wir die deutsche hier ausschließlich in Betracht haben, die böhmische aber, welche der Sache gemäß in minder zahlreichen Heften erscheint, nach dem davon mitgetheilten Inhaltsbericht als höchst bedeutend und schätzbar anerkannt werden muß.

Die Erhaltung und Belebung einer Literatur, deren Sprache sich in engern Gränzen abschließt, gewinnt Zeit fast nur dem untern Volke überlassen war, und mit einer theilweise eingebürgerten, über große Länder weithin verbreiteten Staats- und Bildungssprache zu wetteifern hat, ist ein gewiß preiswürdiges Bemühen, das eben so viel Selbstverläugnung, als Kraft und Geschick fordert. Der Reichthum an Mittheilungen aus der ältern böhmischen Literatur, die ja auch eine klassischen Zeitalters sich rühmen kann, muß freilich stets die Grundlage solcher Bemühungen seyn. Denkmäler der alten Sprache in Prosa und in Versen, Geschichtserzählungen, Sammlungen von Sprüchwörtern, Briefe, Reisebücher, Heilbenliche und Volksgesänge, werden mit sorgfältigem Fleiße zum Druck befördert. Indeß schließen sich an diesen Kern schon genug neuere Arbeiten an, Gedichte mannigfacher Art, historische, kritische, und sogar philosophische Aufsätze. Palacky, der die Herausgabe auch dieser Zeitschrift besorgt, Dobrowsky, Hanka, Tschelakowsky, Kollar, Schlatschek, Swoboda und Andere bilden eine tüchtige Reihe neuböhmischer Schriftsteller, auf deren Schriften die Fortbildung der nationalen Literatur und Sprache schon hinreichend emporgetragen scheint, um gegen die Fluthen der Zeit einstweilen gesichert zu seyn.

Nicht ohne Verwunderung findet man unter den ins Böhmische versuchten Uebersetzungen, nebst einem Aufsatze von Franklin und einigen Elegien von Tibull, auch Pindars erste olympische Siegshymne aufgezählt, und daß letztere als dem Versmaße der Urschrift genau entsprechend angegeben ist, darf von dem Reichthum und der Biegsamkeit der böhmischen Sprache, so wie von dem Talente des Uebersetzers Machatschek, eine nicht geringe Vorstellung erwecken.

Botanischer Garten.

Schon der Name eines so verdienstlichen Botanikers wie Herr Professor Mikan, der Brasilien und so manche berühmte Anstalt gesehen, so wie die Besorgung durch einen erprobten Gärtner wie Herr Hobersky ist, berechtigen zu den besten Erwartungen; auch sind diese sich nicht getäuscht. Die Verzeichnisse enthalten die Namen der besten Pflanzen, welche gegenwärtig die Gewächshäuser Deutschlands zieren; betrachtet man sie genauer (es werden auch zugleich Pflanzen vom gräflich Salmischen Garten gegeben), so findet sich, daß die dortigen Gärten den verzeichneten andrer Orte gleich sind.

Die zahlreichen Erica, Diosma, Phylica, Passerina, deuten auf weichhegte Gewächshäuser: die Heliconeen, Curcuma, auf Warmhäuser. Doch bemerkt man der letztern Art in den Prager Listen in Verhältniß nur wenig, und gar keine der neuern Modepflanzen, welche England sendet. Einige seltene brasilische erwarten dagegen an Wien, oder sind wohl unmittelbar vom Director mitgebracht worden.

Am entschiedensten verräth sich aber der Einfluß, welchen die Nachbarschaft der Hochgebirge auf den dortigen Pflanzenvorrath ausgeübt hat. Mit dem Monat Mai prahlt sich das Verzeichniß mit den schönsten Alpenpflanzen, die man in den meisten übrigen Gärten Deutschlands vergeblich sucht. Sie erfordern aber auch eine ganz eigene Cultur, wie sie z. B. Graf Sternberg mit besonderer Vorliebe studirt und zur Nachahmung bekannt gemacht hat.

Schließlich gedenken wir auch des bedeutenden Werkes, dessen Anzeige wir hier beigeben, und worin Graf Sternberg die Flora der Vorwelt zum erstenmal in ihrem bis jetzt bekannten Umfang gegensätzlich-botanisch dargestellt. Das Ganze ist deutsch zu Regensburg erschienen, und in vier Heften nunmehr abgeschlossen; eine französische Uebersetzung hat eben daselbst Graf Bray herausgegeben. Den Entwicklungsgang des gelehrten Verfassers dürfen wir an diesem Orte nicht ausführlich besprechen, nur so viel sey zu sagen erlaubt, daß höhere Ansicht und gründliche Forschung, so wie rüstig besonnene und aufsprechende Klarheit seinen wissenschaftlichen Vortrag stets auszeichnen.

Nahrungs- und Brennstoffe.

Reich an Getreide und großen Waldungen könnte Böhmen gegen die furchtbaren Nothstände, Mangel an Nahrungsmitteln und Brennstoff, vor vielen andern Ländern weit gesichert scheinen. Die Erfahrung mahnt jedoch, Vorsichtigung und Ersatz der beiderlei Nothwendigkeiten niemals zu versäumen, und bei den mit der Bevölkerung immerfort gesteigerten Bedürfnissen der Gegenwart auch die Ansprüche einer entlegenern Zukunft dem Auge nahe zu rücken.

In einem schätzbaren Aufsatze über das Vaterland der Erdäpfel und ihre Verbreitung in Europa erörtert Graf Sternberg sichtvoll zuvörderst die allgemeine historische Frage, und zieht darauf einige merkwürdige Nachrichten über den Anbau der Erdäpfel in Böhmen,

welchen er erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als einiermaßen sich verbreitend antrift, und zwar hauptsächlich als durch König Friedrich II von Preußen veranlaßt, indem theils dessen nachdrückliche Empfehlung des Erdäpfelbaues in Schlesien von da aus überwirkte, theils dessen siebenjähriger Krieg die Ausbau mehrerer und ergiebiger Nahrungsmittel suchen lehrte, wenigstens dürfen im Böhmischen die Erdäpfel noch immer Brambory, der Ausdruck nach aus Brandenburger verstammen, welcher Namen damals noch den preußischen bei dem Volke überwog. Doch erst in späterer Zeit wurde der Bau der Erdäpfel in Böhmen allgemein, und ist es seitdem in angemessenem Verhältniß geblieben, neben den Getreidin immer höchst wichtig, und bei deren Mangel unschätzbar.

Auf gleiche Weise betrachtet der verdienstvolle Verfasser in einem zweiten Aufsatz die Steinkohlen. Der Reichthum an Brennholz, welchen die böhmischen Waldungen liefern, will die Benutzung eines wohlfeilen und brauchbaren Brennmittels nicht ausschließen, und der Bau der Steinkohlen, worin Böhmen sogar mit England selbst wetteifern kann, wird eifrig empfohlen.

Kaiser Franzens-Brücke.

Wir wenden uns von diesen Naturerzeugnissen nunmehr zu einem Werke der Technik, bei welchem nationale Tüchtigkeit mehrfach in Betracht kommt. Die Monatsschrift liefert uns eine ausführliche Beschreibung mit illuminirten Rissen der bei Karlsbad über die Tepl im Jahre 1826 neuerbauten steinernen Brücke, und mit wahrem Vergnügen empfangen und achten wir von einem Werk nähere Kenntniß, auf welches uns vom heurigen Curort zurückgekehrte Fremde, sowohl wegen seiner hohen Anlage als seiner solidesten Ausführung, schon vielfach aufmerksam gemacht hatten.

An der Stelle dieser merkwürdigen Brücke befand sich vormals schon eine steinerne mit drei Bogen, jeder zu 50 Fuß Weite, welche auf zwei Pfeilern im Flusse ruhten. Nur diesen Pfeilern hatten sich bei der außerordentlichen Überschwemmung in der Nacht zwischen dem **9.** und **10.** September **1821** sechs überhalb durch die Fluthen mitfortgerissene hölzerne Brücken und sieben derzleichen Stege aufgethürmt, und somit Stauung des Wassers, Unterwühlen der Pfeiler und Weichrissen, und endlich den Einsturz der Brückenbogen veranlaßt. Um nun für die Folge derzleichen ungewöhnlichen Wassermassen freien Durchfluß zu verschaffen, und einem ähnlichen Unfall möglichst vorzubauen, nahm man für den neuen Brückenbau nur Einen Bogen an, der jedoch sehr flach gehalten werden mußte, wenn die Fahrt über die Brücke nicht allzu steil und unbequem werden sollte. Die Ausführung wurde auf dreierlei Weise, in Holz, Eisen und Stein projectirt; Seine Majestät der Kaiser entschieden jedoch für letzteres Material, und ertheilten zu dem Bau 20,000 Gulden Conventionsmünze, anzuweisen, welcher hierauf unter der Oberleitung des durch mehrere hydrotechnische Werke, unter andern den Bau der neuen Kettenbrücke bei Saaz über die Eger, rühmlichst bekannten k. k. Straßenbaudirectors Strobach, durch den umsichtigen Straßenbaucommissar Aloys Meyer im Herbste **1825** begonnen, und mit solchem Eifer betrieben wurde, daß schon im November **1826** die neue Brücke zum Gebrauch geöffnet werden konnte.

Der Bau hatte bei Einheimischen und Fremden allgemeines Interesse erregt, welches sich nach Wegnahme des Lehrgerüstes durch den kühn gesprengten flachen Bogen, dessen Haltbarkeit jedoch der Baumeister wohl berechnet, und durch tüchtige Widerlagen gesichert hatte, zu Staunen und Bewunderung steigerte. Dieser Steinbogen von 60 Grad hat nämlich 96 Fuß Weite bei 15 Fuß Höhe über den bis zum höchsten Wasserstand aufgeführten Widerlagen, und findet sich, nach Wiebekings verzeichneter Tabelle der ausgeführten steinernen Brücken, Thl. III. S. 484 dieses Wasserbaukunst, in Deutschland nur eine einzige mit nahekommendem Verhältniß, nämlich die Fleischerbrücke zu Nürnberg, dem Bogen 95 Fuß Weite und 14 Fuß Höhe hat. Der Baumeister dieser im Jahre 1597 mit rothen Sandsteinen aufgeführten merkwürdigen Brücke war Karl von Nürnberg, und hat dieselbe, obgleich damals der Zollstein eines Zimmermanns eher Stembaume nur 15 Kreuzer betrug, dennoch 82,172 Gulden gekostet. Auf der Straße von Montauban nach Nazza befindet sich jedoch eine noch sicher anweisbare steinerne Brücke mit einem Bogen von 96 Fuß 11 Zoll Weite zu 11 Fuß Bogenhöhe, und ist dies bei Steinernen Brücken mit einem Bogen, so viel uns bekannt, das niedrigste bis jetzt in Anwendung gekommene Bogenverhältniß. In England, Frankreich und Italien sind zwar verschiedene Brücken mit einem Bogen zu 140 bis 150 Fuß Weite in neueren Zeiten aufgeführt worden, allein mit nicht unter 15 dieser Weite zur Bogenhöhe, indessen ist die Höhe an der neuen Karlsbader Brücke noch nicht 1/7 der Bogenweite beträgt.

Eine solche flache Spannung würde sich der Hydrotekt bei diesem, nach unserer Erinnerung durch außerordentlich Überschwemmungen schon mehr höchstgefährlich gewordenen Flusse wahrscheinlich nicht erlaubt haben, wenn ihm nicht das vortrefflichste Material so wie alle sonstigen technischen Mittel zur vollkommensten Ausführung zu Gebot gestanden hätten. Das ganze Werk wurde nämlich mit Granitblöcken aus den fünf Stunden entfernten Karlsbader und Gut-Eicher Gründen aufgeführt, und dabei eine seltene mechanische Festigkeit und viele Gewandtheit entwickelt. Besonders stunwich und zweckmäßig finden wir die auf einer der Beschreibung beigefügten Platte dargestellte Vorrichtung zur Beschaffung und Aufstellung der im Durchschnitt 29 bis 35 Centner schweren 3 1/4 bis 4 3/4 Fuß starken Wölbsteine.

Der Techniker wird daher die nähere Beschreibung dieses Baues, so wie die angestellten Beobachtungen während des Setzens der ungeheuren freigetragenen Last des flachen Gewölbes, in der Zeitschrift selbst mit besonderem Zut rese lesen, und den k. k. Straßenbaubeamten zu dem Gelingen dieses in solcher Vollkommenheit seltenen Werkes, das übrigens auch durch ein gefälliges und einfaches Äußere anspricht, Glück wünschen.

Schon gerichte die Anlage und Ausführung der Chaussee, auf welcher man von Teplitz her mit großer Bequemlichkeit und Sicherheit den hohen Berg nach Karlsbad herabkommt, der k. k. Baudirection zur größten Ehre; durch die am Ende dieser Kunststraße neu herausgeführte Granitbrücke ist das gemeinnützige Werk endlich vollendet, und letztere mit der Benennung Kaiser-Franzens-Brücke sieht als ein würdiges Monument des erlauchten Begründers dieser großartigen Anlage. Möge solche vor der Allgewalt außerordentlicher Naturereignisse immerdar bewahrt bleiben!

Kunstakademie.

Die bildenden Künste haben in Prag, wo es weder an großen Mustern fehlt, noch die Anlage eines umfangreichen und bewegten, Geschmack und Mittel vereinigenden Lebens zur Beschäftigung des Künstlers zu mangeln, schon immer einen günstigen Stand, und wo nicht glänzende, doch gute Unterstützung gehabt. Die Zeiten des

Zurücksetzens und der Vernachlässigung, welche alter Orten zu überstehen waren, haben auch hier den besseren einem neuen Aufschwunge und Gedeihen Raum gegeben.

Eine Akademie wirkt darauf hin, den mannigfachen Antheil für Kunst und Künstler zusammenzufassen, zu ordnen, zu erhöhen. Sie veranstaltet Kunstausstellungen, zu welchen die Lieferungen einheimischer Künstler, wenn man alle Verhältnisse erwägt, immer beträchtlich zu nennen sind. Von solcher Kunstausstellung giebt die Zeitschrift guten Bericht, den wir mit Vergnügen gelesen haben; da jedoch, um sicher weiter zu gehen, hier vor allem eines Anschauen der Kunstwerke selbst erfordert würde, so können wir uns diesmal über den Gegenstand nicht ausbreiten, sondern begnügen uns, ihn der Aufmerksamkeit zu empfehlen.

Welche reichen Gemäldesammlungen aber in Prag und sonst in Böhmen befindlich, läßt sich schon aus dem Einen Verzeichniß abnehmen, das uns Herr Galeriedirektor Burde bloß von solchen Oelgemälden des Lukas Kranach angiebt, die bisher in dem Heller'schen Verzeichniß der Werke dieses Meisters nicht aufgeführt waren.

Conservatorium der Tonkunst.

Die Anlagen zur Musik sind in Böhmen bekanntlich äußerst verbreitet, diese Gabe wächst gleichsam freiwillig aus dem Volk hervor, und Genuß und Uebung derselben führen schon vom Kindesalter her den entschieden Fähigen einer weiteren Entwickelung entgegen, zu welcher es beinah' auf keinem Orte weder an Unterricht noch an Vorbildern gänzlich gebricht.

Doch hat man bei diesem den Böhmen seit Menschengedenken inwohnenden Schatz von Anlagen bald wahrnehmen müssen, wie sehr ein blos natürliches Gedeihen gegen die Forderungen einer wissenschaftlichen, zur größten Mannigfaltigkeit und Umfassung gesteigerten Kunst noch zurückstehen bleibt, und daß auch das glücklichste Talent des Einwirkens einer gründlichen Schule nicht entrathen kann.

Hievon überzeugt, hatten im Jahr 1810 eine Anzahl Gönner und Freunde der Tonkunst in Prag zur Beförderung derselben mit kaiserlicher Genehmhaltung einen Verein gestiftet, welcher seine anfänglichen Mittel alsbald zur Gründung eines Conservatoriums verwandte, worin für eine bedeutende Zahl von Schülern ein umfassender Unterricht ertheilet wurde. Der wohlüberdachte Studienplan dieser liberalen Anstalt erstreckt sich auf sechs Jahre, und der Zweck geht zunächst auf Bildung tüchtiger Orchestermitglieder und brauchbarer Sänger und Sängerinnen für die Bühne. Der Gehalt hat sich die jetzt besonders in ersterer Hinsicht, so wie in Ausbildung vorzüglicher Lehrer, bewährt. Die von dem Conservatorium veranstalteten Prüfungen, Akademien und selbst dramatischen Vorstellungen, lassen auch im Publikum einen frischen Antheil sich stets erneuen.

Ein im Jahr 1826 unter den Schutzgesetzen des Gesetzes von Prag gestifteter Verein für Kirchenmusik wirkt in anderer Art und Richtung, indem er die großen ernsten Meisterwerke, deren Aufführung erschwerte Hülfsmittel erfordert, mit angemessener Sorgfalt zur Erscheinung bringt.

Hier ist denn auch das Requiem von Tomaschek, welches als eine neueste Schöpfung des gefeierten Componisten in einem vorliegenden Hefte ausführlich besprochen wird, nicht mit Stillschweigen zu übergehen, so wie zugleich der für Beethoven veranstalteten kirchlichen Todtenfeier ehrend Erwähnung zu thun.

Poesie.

Böhmen liegt in seinem Innern, wie auch die vorliegenden Hefte bezeugen, eine reiche dichterische Flora, welche sogar, gemäß den eigenthümlich zwischen Geschichtselementen ihres Bodens, in doppeltem Datum, in einem böhmischen und einem deutschen, hervortritt. Von dem Zusammenleben zweier Sprache und Dichtungs-Sphären giebt uns Böhmen jetzt ein merkwürdiges Bild, wenn bei größter Trennung, wie schon der Gegensatz von Deutschem und Slawischem ausdrückt, doch zugleich die stärkste Verbindung erscheint. Denn wenn die böhmischen Dichter, selbst indem sie alten Mustern folgen, nicht umhin können, durch Stoffgehalt, Ausdrucksweise und Gedichtformen doch auch in heutiger Bildung Deutsche zu seyn, so sind hinwieder die deutschen Dichter in Böhmen, durch entschiedene Neigung und stetes Zurückgehen zum Altnationalen, einerseits recht eigentlich böhmisch.

Unter den letztern ist als hervorragendes Beispiel besonders Karl Egon Ebert zu nennen, ein schönes Talent, welches hauptsächlich böhmische Stoffe gewählt, und sie in mehrfachen Formen, auch sogar in einem großen Epos, mit Feuer und Leichtigkeit behandelt hat. Auch Anton Miller zeigt eine schöne Gabe, solche Stoffe lyrisch zu bearbeiten, und schon bei früherer Gelegenheit ist seiner Romanzen von Horimir und dessen Roß Schimek mit Anerkennung gedacht worden. Von anderer Seite haben wir aus deutscher Uebersetzung neuere böhmische Sonette von Kollar kennen gelernt, und da auch deutsche Gedichte von Ebert und Müller über nationale Gegenstände durch Swoboda und Hanka ins Böhmische übertragen worden, so kann der Austausch und die Wechselseitigkeit nun nicht weiter gehen.

Aus allem diesem aber dürfte das Ergebniß folgen, daß, in Gemäßheit des schon festgestellten Verhältnisse, beiderlei Dichtungszweige, der böhmische wie der deutsche, ihren wahren Grund und Boden, dennoch stets in dem Altböhmischen zu suchen haben, wo Leben, Sprache und Poesie der Nation noch die eigenste und selbstständigste Gestalt tragen. Böhmen ist reich an Denkmalen dieser Blüthenzeit. Die kostbarsten Ueberbleibsel seiner alten Literatur, nie ganz vergessen, sind in unsern Tagen nunmehr oft durch die reichsten Entdeckungen vermehrt worden. Durch eine bedeutungsvolle Schickung fand grade in dieser Zeit, wo die Liebe zum vaterländischen Alterthum überall neu erwacht ist, Herr Bibliothekar Hanka die Königinhofer Handschrift, eine Sammlung böhmischer Heldenlieder, die uns auch bereits in deutscher Uebersetzung durch zwei Auflagen bekannt geworden. Die Sammlungen slawischer und böhmischer Volkslieder von Tschelakowsky und andre dahin gehörige Mittheilungen schlossen sich an, und seitdem bereichert sich diese Literatur von Tag zu Tag. Noch manchen großen Fund dieser Art zu machen fehlt es nicht an Hoffnung und Aussicht, besonders jetzt, da eine allgemeine Aufregung für diese Gegenstände, durch das böhmische Museum so kräftig unterhalten wird.

So häuft sich denn ein Schatz an, den immerhin, wie wir auch an unsern deutschen Schätzen solcher Art Aehnliches sehen, nur ein kleiner Kreis genauer kennen und genießen mag, dessen Wirkung aber darum nicht weniger allgemein ist.

Den naturkräftigen und phantasiereichen Charakter des altböhmischen Lebens aus diesen Quellen, zu denen wir auch Chroniken rechnen müssen, klar und stark hervorströmen zu lassen, und in ihrer auffrischenden Behandlung die Derbheit der antiken Motive möglichst

beizubehalten, wollen wir den neuern böhmischen Dichtern, wenn sie dergleichen Stoffe wählen, bestens empfehlen haben, welches nicht ausschließt, auch einen heutigen, allgemein ansprechenden Gehalt damit zu verknüpfen.

Theater.

Hier ist in Kürze anzumerken, daß die von den böhmischen Landständen gestiftete und gut unterstützte Prager Bühne seit einer langen Reihe von Jahren den festgehaltenen und in buntester Ueberlieferung fortarbeitenden deutschen Bühnen beizuzählen ist. Vorzügliche Talente, welche sich in Deutschland zum ersten Rufe erhoben, sind von dieser Bühne ausgegangen, oder haben geraume Zeit ihr angehört. Von ihren neueren Erscheinungen wird dorfständiger Bericht erstheilt, worin unverkennbar das Streben ist, das Vortreffliche des Tags im Zusammenhang aufzufassen, und mit minder flüchtiger Beziehung zu verknüpfen.

Noch besonders zu erwähnen ist bei dieser Gelegenheit, daß von der Prager Bühne herab, neben dem deutschen Schauspiel auch zu Zeiten ein böhmisches den seiner Volkssprache anhänglichen und ihrer auch in den höheren Ständen noch kundigen Eingebornen mächtig ergetzt, und so dem nationalen Leben auch dieser eindringliche Reiz nicht mangelt.

Debatten.

Auch diese Rubrik finden wir in dem Schlußverzeichniß, und verbergen unsere Zufriedenheit darüber nicht, daß nur wenige Seiten diesem traurigen Geschäft gewidmet sind. Wir wollen zwar die wackere Redaction von solchen Controversen nicht ganz abmahnen, aber sie doch ersuchen, sich nur höchst selten dazu aufregen zu lassen. Ueber wen beschwerten sie sich? Ueber Durchreisende, — und wer hat sich nicht über die zu beklagen? — über mißwollende Staats- und Landsgenossen? — dieses Geschlecht stirbt nicht aus; also nur im äußersten und zwar im seltenen Falle der eigentlichen Verleumdung würden wir dergleichen Rügungen räthlich finden, und da auch lieber den eigentlichen Richter anrufen, als das Publikum, bei welchem Gleichgültigkeit und vorgefaßte Meinung gewöhnlich obwalten und regieren.

Schluß.

Unsre Anzeige der gehaltvollen Zeitschrift endet mit dem Bedauern, so manches Schätzenswerthe des vorliegenden ersten Jahrganges gar nicht oder kaum berührt zu haben, noch selbst von den folgenden Jahrgängen irgend sprechen zu können. Allein die Unmöglichkeit eine übergroße Versammlung von gleichberechtigten Einzelnen in gegebenen Raum aufzunehmen, nöthigt zu Repräsentativen Maßregeln, und wir müssen uns genügen lassen, die Menge und Mannigfaltigkeit des Vorhandenen in vorzüglichen oder uns besonders ansprechenden Beispielen einigermaßen vorgestellt zu haben.

Indem wir daher von den beiden Jahrgängen 1828 und 1829 nur anerkennen wollen, daß ihr Reichthum an werthvollen Mittheilungen jeder Art nur stets wachsend erscheint, wie sie denn auch die letzten Arbeiten des zu Anfang 1829 im schönundsiebenzigsten Lebensjahre leider dahingeschiedenen Dobrowsky enthalten, — wünschen wir unsern Lesern Antrieb und Neigung, die Quellen so vielfach belehrender Kunde nun selbst anzugehen, und dadurch jede Fortsetzung von unsrer Seite entbehrlich zu machen.

Graf Eduard Raczinsky's
malerische Reise
in
einigen Provinzen des osmanischen Reichs,
aus dem Polnischen, durch von der Hagen.

Breslau 1829.

Ein unterrichteter umsichtiger Weltmann reist zu Lande von Warschau bis Odessa, von da zu Wasser die Constantinopel; ferner an die asiatische Küste, besucht Troas, je die Gestade von Troja. Ein kunstfertiger Zeichner begleitet ihn, und nun werden uns die mannigfaltigsten Gegenstände in vollendeten Kupferstichen überliefert.

Sehr interessant war uns z. B. die Darstellung der allgemein-politischen Verhältnisse, so wie der frommen wohlthätigen Privatanstalten, um eine gränzenlose Verderbniß in und um Constantinopel mit frischem Trinkwasser unausgesetzt zu versehen. Von ungeheuren, Wasser zurückstauenden Steindämmen und ableitenden Aquäducten, bis zum einfachsten Schöpfrad, sind uns die Mittelglieder größerer und kleinerer Röhrbrunnen in Flecken, Dörfern und Einsamkeiten, vor Augen gebracht.

Der Art begleitet heiter und fernmüßreich die bildlichen Darstellungen, welche dadurch erst ihren vollen Werth erhalten. Keinem wohldenkenden Büchersreunde sollte dies Werk in seiner Sammlung fehlen.

Reisen und Untersuchungen
in Griechenland,
von Brönstedt.
Erstes Buch.

Paris 1829.

Eine höchst willkommene Monographie der Insel Zea, sonst Ceos. Dies Eiland, bei aller seiner Kleinheit von den frühesten Zeiten der merkwürdig, wegen des Wuchses seiner Lage zu Cythera, dem Attischen Gebiet und den übrigen Gestaden, wird von einem vielseitig gebildeten Reisenden besucht, untersucht und uns auf alle Weise näher gebracht. Eigenthümliche Naturerzeugnisse, Wein, Honig, Oel, in reicher Menge gebaut, ringsum ein nicht allzu hohes, nach allen Seiten dem Meere zufallendes, durch hundert Schluchten getrenntes, auf seiner Höhe noch bewohnbares Gebirge.

Alterthum und Geschichtswechsel, neuere Zustände und Sitten werden uns vorgeführt. Wir finden das angesiedelte, freilich seit jenem Frühling der Zeiten sehr zusammengeschmolzene Volkchen noch immer unter dem heitersten Himmel, langlebig bis zum Ueberdruß, nahrhaft, thätig, obgleich in sonst glücklicher Abgeschiedenheit wie von jeher Seeräubern ausgesetzt, gewöhnlich mit ihnen Verträge zu schließen, behutsam und listig ihrer Zudringlichkeit zu entgehen.

Der Reisende bethätigt vollkommen seinen Beruf, durch merkwürdige Untersuchung, Aufgrabung bedeuten-

der Alterthümer, an Bau- und Bildwerken so wie an Inschriften. Merkwürdig ist der unaeheure Löwe auf der Höhe des Berges, an Ort und Stelle aus einem Sandsteinfelsen herausgehauen, von gutem Styl, freilich durch die tausendfache Witterung verkümmert. Möge uns bald durch die zugesagte Fortsetzung Gelegenheit werden aufs neue zu solchen Betrachtungen zurückzukehren.

Universalhistorische Uebersicht

der

Geschichte der alten Welt

und

ihrer Cultur,

von Schlosser.

Frankfurt 1826.

Wie oben gedachte beide Werke, den gegenwärtigen Zustand jener Gegenden ausdrückend, die Einbildungskraft nach dem Alterthum hinlenken, so giebt uns dieses den entschiedenen Anlaß uns die frühsten Zustände der Welt vor die Erinnerung zu rufen. Es fordert uns auf, in das Allgemeinste, Verdienstlichste, Nichtverunreinigte der Urgeschichte unser Schaum hinzuwenden, und, von da an die Volkerschaften nach und nach zu unserm Blick heranquellen zu lassen.

Höchst erfreulich ist es demjenigen der sein ganzes Leben solchen Betrachtungen gewidmet hat, das Grändenlose für den Geist bezwungen, und die höchst bedeutende Summe, insofern das Einzelne nur einigermaßen sicher ist, klar und vernünftig gezogen zu sehen.

Hab' ich nun auch das Ganze mit Dank aufgenommen und anerkannt, so war mir doch der vierte Abschnitt »die Zeichen der griechischen Herrschaft im südöstlichen Europa« durchstudirend, meinen liebsten Studien besonders angemessen. Sodelebrend als genugreich erschien es mir, das vielfach Gewußte und Gedachte ins Enge gebracht und um einen Mittelpunkt vereinigt zu sehen. Der Verfasser gehört zu denjenigen die aus dem Dunkeln ins Helle streben, ein Geschlecht, zu dem wir uns auch bekennen. Bleibt es doch unsere Pflicht, selbst die Idee, insofern es möglich ist, zu vermenschlichen, warum sollten wir das erlangte Wirkliche einer aufhellenden vernichtenden Einbildungskraft dahin geben?

Da nun zu gleicher Zeit meines Freundes und vierzigjährigen Mitarbeiters »Heinrich Meyers Tabelle, dessen Kunstgeschichte abschließend,« in ihrer ganzen interessanten Länge auf Leinwand gezogen vor mir hängt, so wird mir in dem griechischen Bezirk abermals alles faßlicher, indem ich hier die politische Geschichte, wie die Geschichte der Bildhauerkunst, der Plastik, Malerei und Literatur, synchronistisch überschaue und mit einem Blick das Mannigfaltigste wieder erfassen kann, was dort und im Verlauf der Zeiten nur einmal in einander greifend und wirkend lebendig gewesen. Wie erquickend und tröstlich ist es, in beiden genannten Werken die Resultate nicht nur gezogen, sondern auch das Einzelne im Besondern ausgesprochen zu finden, was ich mir selbst, obgleich nur im Allgemeinen und Unzulänglichen, eine lange Reihe von Jahren der auszubilden getrachtet hatte.

Die elegischen Dichter der Hellenen,

von Dr. Weber.

Frankfurt a. M. 1826.

Eine holde geistreiche Gabe demjenigen, der ohne der griechischen Sprache mächtig zu seyn, immerfort mit jenem einzigen Volk und dessen früheren und späteren Umgebungen leben möchte. Von den vielen Gedanken, die bei dem wiederholten Lesen dieses anziehenden Werks bei mir sich entwickelten, sey ein Weniges mitgetheilt.

Wir sind gewohnt bei Aeußerungen eines Dichters, von welcher Art sie auch seyn mögen, ins Allgemeine zu deuten und sie unsern Umständen, wie es sich schicken will, anzupassen. Dadurch erhalten freilich viele Stellen einen ganz andern Sinn als in dem Zusammenhang woraus wir sie gerissen; ein Sprüchlein des Terenz nimmt sich im Munde des Alten oder des Knechtes ganz anders aus als auf dem Blatt eines Stammbuchs.

Auch so erinnere ich mich ganz wohl, daß wir uns in jüngeren Jahren mit dem Theognis zu wiederholten Malen abgequält und ihm als einem pädagogisch-rigorosen Moralisten einigen Vortheil abzugewinnen gesucht, jedoch immer vergebens, deshalb wir ihn denn aber und abermals bei Seite legten. Geschien er uns doch ein traurig ungriechischer Hypochondrist. Denn wie konnte wohl eine Stadt, ein Staat so verderbt seyn, daß es dem Guten durchaus schlecht, dem Schlechten gerade gut ginge, in dem Grade, daß ein rechtlicher, weltlebender Mann den Göttern alle Rücksichten auf redliches und tüchtiges Wollen und Handeln abzusprechen verharrte? Wir schrieben diese widerwärtigen Ansichten der Welt einer eigensinnigen Individualität zu und wendeten unwillig unsere Bemühungen an die heitern und freisinnigen Glieder seiner Landesgenossen.

Nun aber, durch treffliche Alterthumskenner und durch die neuste Weltgeschichte belehrt, betrachten wir seinen Zustand und wissen den vorzüglichen Mann näher zu kennen und zu beurtheilen.

Megara, seine Vaterstadt, durch Attische, dorkommische Adelige regiert, wird im Laufe der Zeit durch Einherrschaft gedemüthigt, dann durch Volksübergewicht zerrüttet. Die Besitzenden, Gesittigten, häuslich und reinlich Gewordenen werden auf das schmählichste öffentlich bedrängt und bis in ihr innerstes Familienbehagen verletzt, gestört, verwirrt, entwürdigt, herabgebracht, vernichtet oder vertrieben; und mit dieser Klasse, zu der er sich zählt, leidet Theognis alle möglichen Unbilden. Nun gelangen dessen räthselhafteste Worte zum klarsten Verständniß, da uns bekannt wird daß ein Emigrirter diese Elegien gedichtet und geschrieben. Bekennen wir nur im ähnlichen Falle, daß wir ein Gedicht wie Dante's Hölle weder denken noch begreifen können, wenn wir nicht stets im Auge behalten, daß ein großer Geist, ein entschiedenes Talent, ein würdiger Bürger, aus einer der bedeutendsten Städte jener Zeit, zusammt seinen Gleichgesinnten von der Gegenpartei in den verwerflichsten Zaden aller Vorzüge und Rechte beraubt, ins Elend getrieben werden.

Und wenn wir nun im Namen für die Leser anmuthige Uebersetzung bestens zu danken haben, so gestehen wir gern, wie sehr uns das Gebrüge der Noten zum Vortheil gedeihen. Hier findet sich abgemessen was zu Aufklärung des Textes erfordert wird. Alles andere was auch dem Verfasser wohl zu Gebote gestanden hätte, wird bescheidentlich abgelehnt: deshalb sich denn daraus alles was man in einem solchen Werke sucht, Anschauung, Effect, Begriff, nach eines jeden Lesers Fähigkeit und Bedürfniß, vollkommen ausbilden und beleben kann.

Ferienschriften.

von

Carl Zell.

Der Verfasser will, wie er im Vorworte sagt, seine Aufsätze dem Idyllen, im antiken Sinne des Worts, genannt haben. »Hier wie dort,« sagt er, »können uns kleine Bilder gegeben werden, welche durch Reudeit des Gegenstandes, so wie durch die Art der Darstellung den Mangel an Ausdehnung und Größe mehr oder minder ersetzen.« Diese Ansicht hat er für uns völlig gerechtfertigt, wir haben seine Mittheilungen vergnüglich an uns vorübergehen lassen, und können bezeugen, daß er uns an das Bekannte erinnert, manches im Gedächtniß Ausgelöschte, wieder erneuert, manches neu dargebracht und, ohne daß uns seine Belesenheit lästig gewesen wäre, uns in den hinzugefügten Noten manchen angenehmen Blick ins Alterthum thun lassen.

Die sämmtlichen Aufsätze, von dem ersten, die Wirthshäuser der Alten behandelnd, an, bis zum letzten, der uns auf das Sittliche in der griechischen Weltreligion merken läßt, benutzen wir zu Vorlesungen in Gesellschaft gebildeter Freunde, welche sich unterhalten, zu historischen, antiquarischen, ästhetischen und artistischen Gesprächen aufgeregt seyn wollen, und sie kamen uns mehrfältig zu statten. Wir rühmen, daß der Verfasser die behandelten Gegenstände sich dergestalt anzueignen gewußt und sie so heiter vorzutragen verstand, daß man sich dabei befindet, als hätte man das schon selbst gedacht. Als man nun dabei beim lauten Vortrag weder an sich noch andern irgend ein Hinderniß der Aufnahme zu bemerken hatte, so ward die Unterhaltung dergestalt angenehm, daß man die kurzer Dauer der Aufsätze nach jedesmaligem Aufhören eine gewisse Lücke empfand, im Verlesen weiter fortschritt und zuletzt den Wunsch entschieden aussprach, der Verfasser möge es nicht an Fortsetzung einer so angenehmen Sammlung fehlen lassen.

Geschichtliche Entwickelung

der

Begriffe von Recht, Staat und Politik,

von

Fr. von Raumer.

Auch hier beginnen wir abermals von den Griechen, und dürfen nicht läugnen daß, gleich ihren Siegen und Künsten, auch ihre Verfassungen uns höchlich interessiren, und daß wir nicht aufhören können, den ewigen Wechsel, den dieselben unterworfen, mit dem innigsten Antheil zu betrachten und zu studiren, wir würden ja sonst die Absicht und Bestrebungen ihrer Schriftsteller keineswegs einsehen, noch weniger uns aneignen können.

Indem nun genanntes Werk von dorther die Hauptbegriffe bis auf den heutigen Tag entwickelt, so führt es uns durch eine Reihe von Zuständen, Gesinnungen und Meinungen durch, deren Conflict vielleicht noch nie so lebhaft gewesen als in unsern Tagen. Dankbar erkennen wir deshalb die Förderniß die uns hieraus entgegnen.

Tausend und Ein Tag.

Morgenländische Erzählungen, nach van der Hagens Uebersetzung.

Sieben Bände.

Preßlau 1828.

Die Einbildungskraft in ihrer ausgedehnten Beweglichkeit scheint zwar kein Gesetz zu haben, vielmehr wie ein wacher Traum hin und her zu schwanken, aber genau besehen wird sie auf mannigfaltige Weise geregelt: durch Gefühl, durch sittliche Forderungen, durch Bedürfniß des Hörers, am glücklichen aber durch den Geschmack, welcher die Vernunft über edlen Gerechtsame leitend ausübt.

Schon an den funfzehn Bänden der »Tausend und Eine Nacht« findet sich eine große Abstufung des Inhalts, der Bewegung, des Vortrags und eben jener gedenken Bedingungen denen die Einbildungskraft im Stillen huldigt. Nun veranlaßt uns der »Tausend und Ein Tag« jene Betrachtungen durch andere Zeiten und Völkerschaften fortzusetzen. Der Stoff scheint doch ein gewisser Kreis geschlossen, dessen Räume und Umrisse nähert zu beleuchten den forschenden Geist unterhält, während der müßige Hörer als Zeitvertreib das Ueberlieferte, mehr oder weniger theilnehmend, an sich vorüberziehen läßt.

Neueste deutsche Poesie.

1827.

Theils unmittelbar von Verfassern und Verlegern theils durch die Aufmerksamkeit freundlicher Literatoren zum Nachdenken auftrat, mich auch wohl im Allgemeinen irgend einen Begriff von ihr fassen läßt; aber die Angabl ist zu groß, als daß es mir möglich wäre, ins Einzelne zu gehen. Man sieht manch schönes Naturell, das sich von herkömmlichen Regeln befreit hat, sich nach eigner Art und Weise zu beschäftigen und auszudrücken bemüht ist, dagegen aber auch noch nicht dahin gelangte, sich selbst Gesetze vorzuschreiben und sich in den von der Natur gezogenen Kreis zu beschränken. Auch hält es schwer, in jugendlichen Tagen über Stoff und Gehalt, Behandlung und Form deutlich zu werden

Wie oft ich nun auch irgend ein Heft oder Bändchen durchdenke, so bin ich doch nicht im Stande, mich darüber ausführlich mitzutheilen. Möge nachstehende Tabelle, verdeutlichen, wie ich mir den Werth von dergleichen Productionen anschaulich zu machen suche.

Forderte man nun, es sollte nebenstehende lakonisch und etymologirt aufgezeichnete Tabelle im Einzelnen gewissenhaft durchdacht, das Ausgesprochene näher bestimmt, zur Ueberzeugung des Dichters und zur Einleitung des Publikums ausgeführt werden, verlangte man die Literatur des Tags und der Stunde aus diesem Gesichtspunkte behandelt zu sehn: so läßt sich begreifen, daß die ganze Zeit eines unterrichteten, denkenden, sich vervollkommnenden Mannes dazu nöthig wäre, der am Ende unter Tausenden doch nur für eine einzige Stimme gelten würde, und was könnte so für Wirkung hervorbringen? Würde der junge Dichter freundlich sein sehen, wenn man ihm Beschränkung zumuthete? Würde das Publikum zufrieden seyn, wenn man sein augenblickliches Entzücken und Verwerfen zur Mäßigung dramatisirt? Besser ist es, die Zeit gewähren zu lassen. Die allgemeine Weltcultur steht so hoch, daß eine Sonderung des Aechten und Falschen gar wohl von ihr zu erwarten bleibt.

Würdigungs-Tabelle

poetischer Productionen der letzten Zeit.

Naturell.	Stoff.	Gehalt.	Behandlung.	Form.	Effect.
1. Leicht.	Alltäglich.	Gewöhnlich.	Bequem.	Im Einzelnen gut.	Ephemer.
2. Ernst und elegisch.	Local und Sitten fremd.	Durch die Zeit gegeben.	Mit Leichtigkeit.	Der Ansicht gemäß.	Vorübergehend.
3. Begabt.	Vergangene Zeit und Sitten.	Menschlich begründet.	Gute Hand.	Schließt sich nicht zusammen.	Unbefriedigt.
4. Wohlbegabt.	Verwirrend.	Schwer zu entdecken.	Uebertrieben.	Kaum zu entgliedern.	Abfließend.
5. Besonnen.	Neuere Sitten.	Phantastisches Leben im Widerstreit mit dem Stoff.	Mit Gedacht und Sorgfalt.	Abgeschlossen.	Zerreißend wegen jenes Widerstreits.
6. Rein.	Natürlich.	Gemüthlich.	Zart.	Geistreich.	Anmuthig.
7. Kräftig.	Nationell.	Tüchtig.	Männlich.	Rhetorisch-poetisch.	Ermuthigend.
8. Nicht ausgezeichnet.	Tagtäglich.	Verständig.	Gewandt.	Nicht abgeschlossen.	Immer beim Alten.
9. Klar und empfänglich.	Studirt.	Historisch.	Verständig.	Ueberdacht.	Unterhaltsam.
10. Persönlich.	Halbwahr.	Erinnernd.	Empirisch.	Unrein.	Beunruhigend.
11. Bedeutend.	Vielseitig.	Tiefgefaßt.	Frei und frank.	Mannigfaltig.	Aufregend.
12. Wirklich.	Träumerisch.	Bedeutend.	Weich.	Verschwebend.	Täuschend.
13. Toll.	Bizarrig.	Nach Befund.	Keck.	Geschickt.	Gigantisch.
14. — —	Bedeutend, aber bedenklich.	Dichterisch, glücklich gesteigert.	Bequem, vielleicht nicht tief genug greifend.	Unsicherheit.	Figurirend.

Da kein Journalblatt ohne Räthsel und Charaden bestehen kann, so gönne man mir solche Logogryphen, hinter denen sich wenigstens einiger Logos versteckt hält.

Stoff und Gehalt,

zur Bearbeitung vorgeschlagen.

Es giebt Bücher die sehr lesenswürdig aber nicht lesbar sind; umgekehrt mag der Fall auch seyn, über den jenen gehenke ich jetzt drei vorzuführen, und hierauf Wunsch und Vorschlag zu gründen.

Bei dem Vielschreiben, welches in Deutschland sich immer vermehren wird, ist offenbar, daß es oft an würdigem Stoffe fehlt, welcher dem Autor Gegenwart gäbe, sein Talent vortheilhaft zu zeigen. Thut sich irgendwo zu Hause und in der Fremde ein angehender Gegenstand hervor, gleich sind mehrere Hände bereit ihn zu ergreifen und zu reproduciren, es sey durch Nachahmen, Umarbeiten, Uebersetzen und wie es sich nur einigermaßen schicken will. Dadurch ist es beinahe lustig zu sehen, wie immer eine Feder der andern vorgreifen sucht, wodurch denn der Fall entsteht, daß Aehnliches oder völlig Gleiches vielfach ins Publikum gebracht wird. Was die schwindenden Talente dabei gewinnen und verlieren, kann bei uns nicht in Betracht kommen; aber es ist keine Frage, daß entschieden gute Köpfe dadurch verführt,

und zu unterhaltenden Artikeln benutzen werden. Dies sey genug, um sich gegen die erwartenden Bücher zu verwahren, und einstweilen sie ihrer Ankündigung zu überlassen. Sie sind alle hier von gleichmäßiger Stoff, ganz eine Form, und dann auch die gleichförmige Behandlung vor. Zwar ist es wahr, daß sich auf diese Weise manches machen läßt, das sich vor die Welt nicht, das etwas gemacht werde, sondern daß es gut werde; denn an allen denen, wenn man sie genauer machen will, gehören vorzüglich Zeit und

Druckarbeiten des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, von ihm selbst aufgesetzt. Breslau 1820.

Die Bearbeitung dieses sonst genannten Werkes würde zwar an sich schon gelohnt, es ist vaterländischen Alterthums, und wir Deutschen sind genug, und in den Zeiten vor Stein, so aufrichtig und wunderlich sie auch sein mögen, mit einem heimen Patriotismus zu verfahren. Auch ist eine solche Behandlung schon angedeutet. Der Referent im literarischen Conversationsblatt 1824, Nr. 145 und 146 hat den Stein wohl gefaßt, und den Ton getroffen, wie das Ganze zu nehmen wäre.

Memoires historiques de M. le Chevalier Fontvielle de Toulouse. Paris 1824.

Dieses zweite liegt weiter von uns ab. Es ist eine Art von modern französischem Schimmel, ein fabelhafter Mensch, der es auf eine Basis treibt, daß er sich immer selbst rathen und helfen muß, wenn er durchkommen will. In Toulouse im Jahre 1760 geboren, überlebt er ein volles wirres Stück jener sonderbaren französischen Lebensweise vor der Revolution bis zu dem Beginn und dem Verlauf derselben. Wir werden von der ersten Erschütterung bis zum entschiedenen Verrücken des mißverhältnißlichen bürgerlichen Zustandes geführt, und da erscheint uns der Herzog fast natürlicher als das concentrirte Unheil der Pariser Gleichheit. Dann dieß macht einen großen weltheaterisch-tragischen Eindruck, dessen Erhabenheit das besondere Glück der unsern Lage verschlingt. Dort aber ist es die einzelne Verwirrung, schwere Sorge, Kummer und Jammer, nach und nach sich steigernd. Wir sehen das furchtbare Herankommen einer unaufhaltsam anstürmenden Krankheit, ein leises Aufregen des unterstützen wollen Pöbels, das allmählich Verderben wuchert sicher, verderbenschwerer Sitten, wodurch ein idyllischer Zustand, insofern er im letzten Jahrhundert möglich war, von Grund aus zerstört wird.

Um ein allgemeines Lesbares Buch aus diesem Stoff zu bilden, müßte man von den ersten Theilen das Meiste, von den letzten das Wenigste nehmen; dort ein ausführliches Detail benutzen, hier die Resultate summarisch synthetisch auffassen.

Ludwig Gall's Auswanderung nach den Vereinigten Staaten. Trier 1822.

Um dies dritte Werk gehörig zu benutzen, würde das vorzüglichste Talent verlangt, das zu vielen Betrachtungen sich entschließe, sodann aber eine freie Umsicht zu erwerben fähig und glücklich genug wäre. Der Verfasser müßte dem Stoffe Leben mit Geister zu wetteifern, und dadurch die klarste Einsicht in jene überseeischen Gegenstände zu gewinnen suchen. Von der frühesten Colonisation an, von der Zeit des Kampfes an, den die Europäer erst mit den Unternehmen, dann unter sich selbst führten, von dem Wetteifer an der großen Reiche, das die Engländer sich gewannen, bis zum Abfalle der nachher Vereinigten Staaten bis zu dem Freiheitskriege, dessen Resultat und Folgen, diese Zustände sämmtlich mußten ihm übersehbar gegenwärtig und im Besondern klar sein. In welche Epoche er seine Handlung setzen wolle, wäre manches Ueberlegens werth.

Die Hauptsache, der poetische Stoff, Entschluß, der Entschluß auszuwandern, die Ausführung des Plans und dann Einschiffung und erste Meerfahrt, und erst an Bord des Schiffes in den Kreis einen würde mußte ein Art von Dichter Primarolle sein, der mit so viel Bestand als gut an Willen, mit so viel Bildung als Thatkraft bei allem was er unternimmt und treibt, doch immer nicht weiß was er will, von seiner ruling passion fortgetrieben, nachjagt was er sich vorsetzt durchzuführen gedrungen wird, und erst am Ende zu Athem kommt, wenn aus drängendem Unverstande und Muth rathbar in Unheil sich zuletzt noch ein ganz leidliches Dasein hervorthut.

Was den Versasserschaft betrifft, so hat weder ein solches Gedicht der Dichter vor sich gehabt. Die Umstände beider Welttheile stehen ihm zu Gebote, er kann sie zum Theil nach und nach zu Grunde legen, endlich ab er, wenn er seine Favoriten günstig und rathsam hat, die übrigen stückweise mit sehr mannigfaltigen Zuständen sich begnügen lassen.

Ich beraube mir vor die Lösung dieser Aufgaben, insofern ich sie erdenken sollte, so ärmlich als es mir nur möglich zu beurtheilen, weil hier eine Gegenheit wäre, den Werth des Stoffes, dem Verdienste des Gehalts, der Originalität der Behandlung, der Gediegenheit der Form hinlängliche Rechenschaft zu geben.

Für junge Dichter.

Nur allzu oft werden mir von jungen Männern deutsche Gedichte zugesandt, mit dem Wunsch, ich möchte sie nicht allein beurtheilen, sondern auch über den eigentlichen dichterischen Beruf des Verfassers meine Gedanken eröffnen. So sehr ich aber dieses Zutrauen anzuerkennen habe, bleibt es doch im einzelnen Falle unmöglich, das Gehörige schriftlich zu erwidern, welches mündlich auszusprechen schon schwierig genug sein würde. Im Allgemeinen jedoch kommen diese Sendungen bis auf einen gewissen Grad überein, so daß ich mich entschließen muß, für die Zukunft einiges hier anzudeuten.

Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem Jeden gegeben ist, sowohl in Prosa als in Versformen und Reimen, sich dem Gegenstande wie der Empfindung gemäß, nach seinem Vermögen ziemlich auszudrücken. Hieraus entsteht nun daß ein Jeder, welcher durch Lesen und Lesen sich auf einen gewissen Grad gebildet hat, wo er sich selbst einigermaßen deutlich wird, sich allerdings gedrängt fühlt, seine Gedanken und Urtheile, sein Erkennen und Fühlen mit einer gewissen Leichtigkeit mitzutheilen.

Schwer, vielleicht unmöglich wird es aber dem Jüngern wenig gethan ist. Betrachtet man solche Erzeugnisse genau, so wird alles was im Innern vorgeht, alles was sich auf die Person selbst bezieht, mehr oder weniger gelungen sein, und manches auf einen so hohen Grad, daß es so viel als klar, so sicher als anmuthig ausgesprochen erscheint. Alles Allgemeine, das höchste Wesen wie das Vaterland, die grünende Natur, so wie ihre einzelnen

unschicklichen Erscheinungen, überraschen uns in einzelnen Gedichten junger Männer, woran wir den sittlichen Werth nicht verkennen dürfen, und die Ausführung lobenswürdig finden müssen.

Hierin liegt aber gerade das Bedenkliche, denn Viele, die auf dunklen Wege gehen, werden sich zusammen gesellen, und eine freudige Wanderung zusammen antreten, ohne sich zu prüfen, ob nicht ihr Ziel allzu fern im Blauen liege.

Denn leider hat ein wohlwollender Beobachter gar bald zu bemerken, daß ein innerer jammlicher Behagen auf einmal abnimmt, daß Trauer über verschwundene Freuden, Schmachten nach dem Verlornen, Sehnsucht nach dem Unerkannten, Unerreichbaren, Mißmuth, Insurrection gegen Hindernisse jeder Art, Kampf gegen Mißgunst, Neid und Verfolgung die klare Quelle trübt, und so sehen wir die heitere Geselligkeit sich vereinzelnen und sich zerstreuen in misanthropische Einsamkeiten. Wie schwer ist es oft, dem Talente jeder Art und jedes Grades begreiflich zu machen: daß die Muse das Leben zwar gern begleitet, aber es keineswegs zu leiten versteht.

Wenn wir beim Eintritt in das thätige und lebhafte, mitunter unwirthliche Leben, wo wir uns alle, wie wir sind, als abhängig von einem großen Ganzen empfinden müssen, alle früheren Träume, Wünsche, Hoffnungen und die Behaglichkeit früherer Mädchen zurückfordern, da entfernt sich die Muse, und sucht die Gesellschaft des heiteren Entsagenden, sich leicht Wiederfindenden auf, der jeder Zeitgestalt etwas abzugewinnen weiß, der Eindrücke wie dem Reflexionen die gehörige Zeit gönnt, seine eigenen Leiden beschwichtigt, und um sich der recht emsig forscht, wo er irgend ein fremdes Leiden zu lindern, Freude zu fördern Gelegenheit finde.

Keine Jahre trennen uns sodann von den beiden Göttinnen, die, wenn sie sich der befangenen Unschuld erfreuen, auch der unsichtigen Klugheit gerne zur Seite stehen; dort das hoffnungsvolle Werden im Keime begünstigen, hier eines Vollendeten in seiner ganzen Entwicklung sich freuen. Und so sey mir erlaubt, diese Herzensergießung mit einem Reimworte zu schließen.

Jünglinge, merke dir in Zeiten,
Wie sich Geist und Sinn erhöht:
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht.

Noch ein Wort für junge Dichter.

Unser Meister ist derjenige, unter dessen Anleitung wir uns in einer Kunst fortwährend üben, und welcher uns, wie wir nach und nach zur Fertigkeit gelangen, stufenweise die Grundsätze mittheilt, nach welchen sonderlich wir das erlernt Ziel am sichersten erreichen.

In solchem Sinne war ich Meister von niemand. Wann ich aber aussprechen soll, was ich den Deutschen überhaupt, besonders den jungen Dichtern geworden bin, so darf ich mich wohl ihren Befreier nennen; denn sie sind an mir gewahr worden, daß, wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken muß, indem er, gebärde er sich wie er will, immer nur sein Individuum zu Tage fördern wird.

Gibt er dabei frisch und frei zu Werke, so manifestirt er gewiß den Werth seines Lebens, die Hoheit oder Armuth, vielleicht auch die anmuthige Hoheit, die ihm von der Natur verliehen war.

Ich kann übrigens nicht gut bemerken, auf wen ich in dieser Art gewirkt, es entspringt daraus gewiß manchmal eine Naturdichtung, und nur auf diese Art ist es möglich Original zu seyn.

Glücklicherweise steht unsere Poesie im Technischen so hoch, daß Verderbniß eines würdigen Gehalts nicht so klar am Tage, daß wir wunderliche erkranke Erscheinungen auftreten sehen. Diese kann immer noch besser werden und niemand weiß neben es führen mag; nur freilich muß jeder sich selbst lernen kennen, sich selbst zu beurtheilen wissen, weil hier kein fremder äußerer Maßstab zu Hülfe zu nehmen ist.

Worauf aber alles ankommt, sey in Kurzem gesagt. Der junge Dichter spreche nur aus was lebt und strebt, unter welcherlei Gestalt es auch sein möge; er befleißige streng allen Widerwillen, alles Mißwollen, Mißreden, und was nur vernünftig kann: dann dabei kommt nichts heraus.

Ich kann es meinen jungen Freunden nicht ernst genug empfehlen, daß sie sich selbst beobachten müssen, auf daß bei einer gewissen Facilität des ebenmäßigen Ausdrucks sie doch auch immer an Gehalt mehr und mehr gewinnen.

Poetischer Gehalt aber ist Gehalt des eigenen Lebens, den kann uns niemand geben, vielleicht verbilden, aber nicht verkümmern. Alles was Eitelkeit, d. h. Selbstgefälligkeit ohne Fundament ist, wird schlimmer als gemein behandelt werden.

Sich frei zu erklären ist eine große Anmaßung; denn man erklärt zugleich, daß man sich selbst beherrschen wolle, und wer vermag das? Zu meinen Freunden, den jungen Dichtern, spreche ich hierüber folgendermaßen: Ihr habt jetzt eigentlich keine Norm, und die müßt ihr euch selbst geben, fragt euch nur bei jedem Gedicht: ob es ein Erlebtes entweder, und ob das Erlebte euch gefördert habe?

Ihr sagt nicht gefördert, wenn ihr eine Geliebte, die euch durch Entfernung, Untreue, Tod, verloren habt, immerfort betrauert. Das ist gar nichts werth, und wenn ihr noch so viel Geschick und Talent dabei aufwendet.

Man halte sich ans fortschreitende Leben und prüfe sich bei Gelegenheiten, denn da bewährt sich's im Augenblick, ob wir lebendig sind, und bei späterer Betrachtung, ob wir lebendig waren.

Auswärtige Literatur und Volkspoesie.

Altgriechische Literatur.

Ueber die Parodie bei den Alten.

Wie schwer es ist sich aus den Vorstellungsarten seiner Zeit herauszuarbeiten, besonders wenn die Ansicht so gestellt ist, daß man sich in andere, uns unerreichbare Zustände versetzen müsse, begreift man nicht eher als nach vielen, theils vergeblichen, theils auch wohl gelungenen Versuchen.

Von meinen Jünglingsarbeiten an trachtete ich mich mit griechischer Art und Sinne möglichst zu befreunden, und mir sagen zuverlässige Männer, daß es auch wohl gelungen sey. Ich will hier nur an den Euripidischen Herakles erinnern, den ich einem modernen und zwar keineswegs verwerflichen Zustande entgegengesetzt hatte.

In jenem Bestreben, es sind nunmehr gerade funfzig Jahre, bin ich immer fortgeschritten und auf diesem Wege habe ich jenen Aufsatz nie aus der Hand gelassen. Inzwischen fand ich noch manche Hindernisse, und konnte meine nordische Natur nur nach und nach besonnener meiner deutschen Gemüthsart, die aus der Schwachheit, meine deutsche Gemüthsart, die aus der Hand des Poeten alles für baare Zeit nahm, was doch eigentlich nur als Einlösungs- und Anticipations-Schein sollte angesehen werden.

Höchst vortheilhaft war ich daher zu loben und zu hören: daß über den herrlich überschwenglich creirten Stücken der Alten noch zum Schluß der Vorstellung eine Nationalposse sey gegeben worden. Wie mit aber anfangs mit einem solchen Verfahren mich auszusöhnen und mir ein Unbegreifliches zurecht zu legen, sey hier gesagt, ob es vielleicht auch andern komme.

Die Griechen, die als geselliges Volk gerne sprachen, als Republikaner gerne sprechen hörten, waren so an den öffentlichen Vortrag gewöhnt, daß sie unbewußt die Redekunst sich eigen gemacht hatten und demgemäß dieselbe ihnen eine Art Bedürfniß geworden war. Dieses Element war dem dramatischen Dichter höchst willkommen, der auf einer sinnigen Bühne die höchsten menschlichen Interessen vorführen und das Für und Wider verschiedener Partein, durch Hin- und Widerreden kräftig aussprechen hatte. Bediente er sich nun dieses Mittels zum höchsten Vortheil seiner Tragödie und weltwirkte mit dem Redner im höchsten obgleich imaginären Ernste, so war es ihm für das Lustspiel beinahe noch willkommener: denn indem er die wirkliche allen Gegenstände und Handlungen durch hohes Kunstvermögen überhöhte im ernsten Styl zu behandeln wußte, so brachte er etwas Unbegreifliches und höchst Ueberraschendes vor.

Von den Mysterien, Sittenlosen wendet sich der Geist mit Abscheu weg, aber er wird in Erstaunen gesetzt wenn es ihm dargestellt gebracht wird, daß er es nicht abweisen kann, indem solches mit Behagen aufgenommen genießbar ist. Aristophanes zieht uns hinein die unverwerflichsten Zeugniß und man kann das Gesagte aus dem Kyklops des Euripides vollkommen darthun, wenn man nur auf die künstliche Rede des schlauen Ulysses hinsieht, der doch den Zuhörer beynahe nicht zu denken, daß er mit den rohesten aller Wesen spreche; der Kyklope hingegen argumentirt mit voller Wahrheit aus seinem Zustande heraus und indem er jenen ganz entschieden widerlegt, bleibt er unwiderlegt. Man wird durch die große Kunst in Erstaunen gesetzt und das Unanständige hört auf es zu seyn, weil es auf das gründlichste von der Würde des kunstreichen Dichters überzeugt.

Wir haben uns also bei jenen als Nachspiel gegebenen heitern Stücken der Alten keineswegs ein Possen- und Farcen-Stück nach unserer Art, am wenigsten aber eine Parodie und Travestie zu denken, wozu uns vielleicht Heroisme Werke verleiten könnten.

Nein! bei den Griechen ist alles aus Einem Stücke, und alles im großen Styl. Derselbe Marmor, derselbe Erz ist es, das einen Zeus wie einen Faun möglich macht, und immer der gleiche Geist der allem die gebührende Würde verleiht.

Hier findet sich keineswegs der parodistische Sinn, welcher das Hohe, Große, Edle, Gute, Zarte herunterzieht und in's Gemeine verschleppt, woran wir immer ein Symptom sehen, daß die Nation, die daran Freude hat, auf dem Wege ist sich zu verschlechtern; vielmehr wird hier das Rohe, Brutale, Niedrige, das an und für

sich selbst den Gegensatz des Göttlichen macht, durch die Ironie der Kunst dargestellt anzuerkennen, daß wir das selbst gleichfalls als an den Gebrechen theilnehmend empfinden und betrachten müssen.

Die komischen Masken der Alten, wie sie uns übrig geblieben, stehen dem Kunstwerth nach in absicht Linie mit den tragischen. Ich besitze selbst eine kleine komische Maske von Erz, die mir um keine Goldlange feil wäre, indem sie mir täglich das Anschauen von der hohen Simplicität giebt, die durch alles was von den Griechen ausgegangen hervorleuchtet.

Beyspiele ähnlicher Art, wie bei den dramatischen Dichtern finden sich auch in der bildenden Kunst.

Ein mächtiger Adler, aus Marmor oder Erz, wie zu Pyrrhus Zeiten, hat sich so eben, zwey Schlangen in den Klauen haltend, auf einen Felsen niedergelassen; seine Flittige sind noch in Thätigkeit, sein Geist unruhig, denn jene beyderley widerstrebende Wesen bringt ihm Gefahr. Sie umringeln seine Füße, ihre züngelnden Zungen bedrohen auf tückische Zeichen.

Dagegen hat sich auf Mauergestein ein Aar niedergesetzt, die Flügel angeschlossen, die Füße und Klauen stämmig; er hat einige Mäuse gefaßt, die ehemächtig ihre Schwänzchen um seine Füße schlingen, indem sie kaum noch Zeichen eines piepend abscheidenden Lebens darreichen lassen.

Man denke sich beide Kunstwerke neben einander! Hier ist weder Parodie noch Travestie, sondern ein von Natur Hohes und von Natur Niederes, beides von gleichem Meister im gleich erhabenem Styl gearbeitet; es ist ein Parallelismus im Gegensatz, der einzeln erfreuen und zusammengestellt in Erstaunen setzen müßte. Der junge Bildhauer findet hier eine bedeutende Aufgabe.

Zu ähnlichen Resultaten führt die Vergleichung der Ilias mit Troilus und Cressida; auch hier ist weder Parodie noch Travestie, sondern wie eben im Adler und Aar zwey Naturgegenstände einander gegenüber gesetzt waren, so hier ein zwiefacher Zeitsinn. Das attische Gedicht in seinem Styl, sich selbst darstellend, nur das Vortrefliche bringend und sogar in Beschreibungen und Gleichnissen allen Schmuck ablehnend, auf hohe ingenieuse Urabteilungen sich gründend; das englische Meisterwerk dagegen darf man betrachten als eine glückliche Umformung, Umsetzung jenes großen Werks ins Romantisch-dramatische.

Hierbei dürfen wir aber nicht vergessen, daß dieses Stück mit manchen andern seine Herkunft aus abgeleiteten schon zur Prosa herabgezogenen nur bald dichterischen Erzählungen nicht verläugnen kann.

Doch auch so ist es wieder ganz Original als wenn das Antike gar nicht gewesen wäre, und es bedurfte wieder einen eben so gründlichen Ernst, ein eben so entschiedenes Talent als des großen Alten, um uns ihre Vortrefflichkeiten und Eigenheiten mit leichter Bequemlichkeit vorzuführen, indem einer solchen Menschheit innere Menschlichkeiten durchschauder vorgetragen werden.

Die tragischen

Tetralogien der Griechen,

Programm

von Ritter Hermann 1819.

Auch dieser Aufsatz deutet seiner Ansicht und Behandlung nach auf einen meisterhaften Kenner, der das Alte zu erneuern, das Abgestorbene zu beleben versteht.

Es kann nicht geläugnet werden, daß man sich die Tetralogien der Alten sonst nur gedacht als eine tragische Steigerung desselben Gegenstandes, wo im ersten Stück die Exposition, die Anlage, der Hauptmoment des Ganzen vollkommen geleistet wäre, im zweiten darauf sich schreckliche Folgen ins Ungeheure steigerten, im dritten aber, bei nochmaliger Steigerung, dennoch auf eine gewisse Weise irgend eine Versöhnung herangeführt würde; wodurch denn allenfalls ein viertes mannigfaltiges Stück, um den Zuschauer, den häuslicher Ruhe und Behaglichkeit bedürftigen Bürger wohlgemuth zu entlassen, nicht ungeschickt angefügt werden konnte.

Wenn alle z. B. im ersten Stück zusammen, im zweiten Klytämnestra und Ägisth umkämen, im dritten höchst der von den Furien verfolgte Mutter-Mörder durch das Athenische Oberhofgericht losgesprochen und deshalb eine große städtische ewige Feier angeordnet würde, da kann uns dünken, daß dem Ganze hier irgend einen Scherz anzuknüpfen wohl möchte gelungen seyn.

Ist nun zwar, wie wir eingestehen, die griechische Mottelogie sehr folgereich und langmüthig, wie sich denn der umsichtige Dichter gar bald überzeugen wird, daß aus jedem Zweig jenes grünzweigten Stammbaums ein ganz Trilogien heraus zu entwickeln wären, so kann man doch begreifen, daß, bei unerläßlichen Forderungen nach immer sich überbietenden Neuigkeiten, nicht immerfort eine gleich feine Folge zu finden gewesen.

Sollte es dann der Dichter nicht bald gewahr werden, daß dem Volk an der Folge gar nichts gelegen ist? Sollte er nicht klug zu seinem Vortheil brauchen, daß es oft mit einer leichtsinnigen Gefälligkeit zu thun hat? Gäbe er lieber sein Innerstes auf, als es sich ganz allmälig und unbemerkt lassen werden zu lassen.

Höchst natürlich und widerspruchlich nennen auch wir daher die Behauptung gegenwärtigen Programms: eine Trio oder gar Tetralogie habe keineswegs einen zusammenhängenden Inhalt zu fordern, also nicht eine Steigerung des Stoffes, wie oben angenommen, sondern eine Steigerung der äußeren Formen, gegründet auf einen vielfältigen und zu dem bedeutsamen Umfang hinreichenden Inhalt.

In diesem Sinne müßte nun das erste Stück groß und für den ganzen Menschen stimmenvielfältig seyn; das zweite, durch Ohr und Gesang, Sinne, Gefühl und Geist erhoben und ergriffen; das dritte darauf durch Leidenschaften, Furcht und Zittern aufreizen und entsetzen; da denn das letzte zu friedlicher Entlassung so heiter, munter und possenhaft seyn dürfte als es nur wollte.

Suchen wir nun ein Bild und Gleichniß zu unsern Zeiten. Die deutsche Bühne besitzt ein Beispiel jener ersten Art an Schillers Wallenstein, und jener ohne Zweifel der Dichter hier eine Nachahmung der Alten beabsichtigt hätte; der Stoff war nicht zu überladen, und gerade dem markigen und schöpferischen Geiste nach und nach selbst gegen seinen Willen in mehrere Theile. Der

Empfindungsweise mehrere Tage gemüs trinkt er das lustige bittere Getränk: das Lager, worauf. In den Pieces comiques eben wie in tragischer Handlung, ist oft noch durch Pedanterie, Irrthum, muss Leidenschaft niedergehalten, und ganz dasselbe Leben kann Stoff zu machen, das Mittel zu beschäftigen, das Streben zu üben möchte.

Im dritten Stück müssen alle Vorsatz der Wirkung, man muss es um so lieber Sinne bekommen nennen, und finden, dass für Sinn und Gefühl nicht auf nichts weiter folgen könne.

Nun müssen wir aber, um zu sehen von dem Programm angekündigte Weise, voller zusammenhängendes zu einander deutlich und sachlich setzen zu lassen, durch ein Beispiel stand eine Anordnung zu gewinnen, uns über die Arten begehen, wie und die theatralische eine dem Augenblick ganz gewöhnte Nation, als Zuschauermasse denken.

Sie sahen mit eine vollkommene ernste Oper in drei Acten, welche, in sich zusammenhängend, ihren Gang rasch verfolgte. In den Zwischenräumen der drei Acte theilmann erschienen zwei Ballette, so verschieden im Charakter unter einander als mit der Oper selbst; das erste derselben, das zweite ins Komische ablaufend, damit die Springer Gewandtheit und Kräfte zeigen konnten. Man hatte dieses vorüber, so begann der dritte Act der Oper, so anständig einherschreitend, als wenn keine Posse vorhergegangen wäre. Ernst, feierlich, prächtig schloss sich das Ganze. Wir hatten also hier eine Pentalogie, nach ihrer Weise der Menge vollkommen genugthuend.

Noch ein Beispiel fügen wir hinzu: denn wir sahen, in etwas mässigern Verhältnissen, Goldonische heiteren Stücke vorüber, wo zwischen den Acthandlungen vollkommen gewachte komische Opern auf das glänzendste vorgetragen wurden. Beide Darstellungen hatten weder dem Inhalt nach der Form nach irgend etwas mit einander gemein, und doch freute man sich höchlich, nach dem ersten Act der Komödie, die bekanntesten Ouvertüre der Oper unmittelbar zu vernehmen. Eben so ließ man sich, nach dem glänzenden Finale dieser Singspieles, den zweiten Act des grotesken Stücks gar wohl gefallen. Hatte nun abermals eine musikalische Abtheilung das Entzücken gesteigert, so war man doch noch auf den dritten Act des Schauspiels höchst begierig, welcher denn auch jederzeit vollkommen befriedigend geraten ward. Denn der Schauspieler, componirter durch sein sangerisches Vergnügen, nahm nun alles was er von Talent hatte zusammen, und leistete, durch die Uebergegung seinen Zuschauer im besten Humor zu finden setzt er guten Humor voraus, das Entsprechende, und der allgemeine Beifall erhöht beim Abschluss noch diese Pentalogie, deren letzte Abtheilung gerade die Wirkung that, die der vorige Abschnitt der Tetralogien, uns der Freiheit, erheitert und doch auch gemässigt nach Hause zu schicken.

Nachlese zu Aristoteles Poetik.

Ein Jeder, der sich einigermaßen um die Theorie der Dichtkunst bekümmert, hat sich über des Aristoteles Definition des Trauerspiels gewundert, und sich eine Stelle des Aristoteles erinnern, welche den Auslegern viel Noth machte, ohne daß sie sich über ihre Bedeutung völlig hätten verständigen können. In der nähern Bezeichnung der Tragödie nämlich scheint der große Mann von ihr zu verlangen, daß sie durch Darstellung Mitleid und Furcht erregender Handlungen und Ereignisse von den gedachten Leidenschaften das Gemüth des Zuschauers reinigen soll.

Meine Gedanken und Ueberzeugung von dieser Stelle glaube ich aber am besten durch eine Uebersetzung derselben mittheilen zu können.

„Die Tragödie ist die Nachahmung einer bedeutenden und abgeschlossenen Handlung, die eine gewisse Ausdehnung hat und in anmuthiger Sprache vorgetragen wird, und zwar von abgesonderten Gliedern, deren jedes für sich einen Theil spielt, und nicht erzählungsweise von einem Einzelnen; nach einem Verlauf aber von Mitleid und Furcht mit Ausgleichung solcher Leidenschaften ihr Geschäft abschließt.“

Durch vorstehende Uebersetzung glaube ich nun die bisher dunkel gedachte Stelle ins Klare gesetzt zu haben und sage nur folgendes dazu: wie konnte Aristoteles in seiner, jedenfalls auf den Gegenstand hinweisenden Art, indem er ganz eigentlich von der Construction des Trauerspiels redet, an die Reinigung, und was mehr ist, an die entfernte Wirkung denken, welche eine Tragödie auf den Zuschauer vielleicht machen würde? Keineswegs: er spricht ganz klar und richtig aus: Wenn sie durch einen Verlauf von Mitleid und Furcht erregenden Mitteln durchgegangen, so muss sie mit Ausgleichung, mit Versöhnung solcher Leidenschaften gelegt auf dem Theater ihre Arbeit abschließen.

Er verlangt nun Katharsis d. i. ausgleichende Abrundung, welche eigentlich vor allem Drama, ja sogar von allen poetischen Werken gefordert wird.

In der Tragödie geschieht sie durch eine Art Menschengeschick, es mag nun wirklich vollbracht, oder unter Einwirkung einer günstigen Gottheit, durch ein Surrogat gelöst werden, wie im Falle Abrahams und Isaak mimmons. genug, eine Sühnung, eine Lösung ist zum Abschluss unerlässlich, wenn die Tragödie ein vollkommenes Dichtwerk seyn soll. Diese Lösung aber, bemerkt, nahezu einen günstigen, gewissen Ausgang, bemerkt, nahezu sich schon der Mittelgattung, wie die Rückkehr der Alcesti; dagegen im Lustspiel gewöhnlich zu Einwirkung aller Betheiligten hatten, welche ganz eigentlich das Gegenwärtige und Hoffnung sind. Die Heirath eintritt, die, wenn sie auch das Leben nicht abschließt, doch darin einen bedeutenden und bedeutenden Abschnitt macht. Niemand will sterben, jeder mann hofft, und darin liegt der halb scherzhaft ernsthafte Unterschied zwischen Trauer- und lustspielmäßiger Katastrophe.

Ferner bemerken wir, daß die Griechen ihre Tragödie zu solchem Zweck benutzt: denn es giebt wohl kein bedeutendes Kulturvolk als der Odipus von Colonus, wo ein solche Katharsis so bewirkt, ein Mann, der durch dämonische Constitution, durch eine dunkler Hoheit seine Schicksale, gerade bei der Verbrecht seiner Geschichte, Odipus, gerade bei der Verbrecht seiner Geschichte, durch immerfort überalle Erwartung, den ewig unerforschlichen, unbegreiflich sich selbst Gemäßen zu die Hände reicht, sich selbst und die Seinigen in das tiefunterste überwirft, Elend stürzt, und doch endlich noch auch selbst und ausgesöhnt, und zum Verwandten der Götter, als sagender Schutzgeist eines Landes einen eigenen Opferdienstes werth, erhoben wird.

Hieraus gründet sich nun auch die Maxime des großen Meisters, daß man den Helden der Tragödie weder ganz schuldig, noch ganz schuldlos darstellen müsse. Im ersten Falle wäre die Katharsis bloß stoffartig, und der erwartete Wohnsicht z. B. scheine nur der ganz gemeinen Justiz entgangen; im zweiten Falle ist sie nicht möglich: denn dem Schicksal oder dem menschlich Entwickelnden fiele die Schuld einer allzuschweren Ungerechtigkeit zur Last.

Uebrigens mag ich bei diesem Anlaß, wie bei jedem andern, mich nicht gern polemisch benehmen; angefüh-

ren habe ich ja doch, wie man sich mit Auslegung dieser Stelle bisher betrogen. Aristoteles nämlich hatte in der Politik ausgesprochen: daß die Musik zu sittlichen Zwecken bei der Erziehung benutzt werden könnte, indem ja durch heilige Melodien die in den Ohren oft aufgeregten Gemüther wieder beschwichtigt würden, und also auch recht andere Leidenschaften dadurch könnten ins Gleichgewicht gebracht werden. Daß dies von einem analogen Falle die Rede sei, läugnen wir nicht; allein er ist nicht identisch. Die Wirkungen der Musik sind sogartiger, wie solches Händel in seinem Alexanderfest durchgeführt hat, und wie wir auf jedem Ball sehen können, wo ein noch sittsamlichter Polonaise aufgespielter Walzer die sämmtliche Jugend zu Bacchischem Wahnsinne hinreißt.

Die Musik aber, so wenig als irgend eine Kunst, vermag auf Moralität zu wirken, und immer ist es falsch, wenn man solche Leistungen von ihnen verlangt. Philosophie und Religion vermögen dies allein; Pietät und Pflicht müssen aufgeregt werden, und solche Erweckungen werden die Künste nur zufällig veranlassen. Was sie aber vermögen und wirken, das ist eine Milderung roher Sitten, welche aber gar bald in Weichlichkeit ausartet.

Wer nun auf dem Wege einer wahrhaft sittlichen inneren Ausbildung fortschreitet, wird empfinden und gestehen, daß Tragödien und tragische Romane den Geist keineswegs beschwichtigen, sondern das Gemüth und das was wir das Herz nennen, in Unruhe versetzen, und einen neuen und stimmten Zustand entgegenführen; dieser selbst ist Jammer, und ist daher für solche Productionen leider nachsichtig eingenommen.

Wir kehren zu unserm Anfang zurück, und wiederholen: Aristoteles spricht von der Construction der Tragödie, insofern der Dichter, sie als Object aufstellend, etwas wirklig Anschaubares, Schau- und Hörbares abgeschlossen hervorzubringen denkt.

Hat nun der Dichter an seiner Stelle seine Pflicht erfüllt, einen Knoten bedeutend geknüpft und wirklig gelöst, so wird dann dasselbe in dem Geiste des Zuschauers vorgehen; die Verwickelung wird ihn vermuren, die Auflösung aufklären, er aber um nichts gebessert nach Hause gehen; er würde vielmehr, wenn er ästetisch aufmerksam genug wäre, sich über sich selbst verwundern, daß er eben so leichtsinnig als barmherzig, eben so heftig als schwach, eben so liebevoll als tückisch sich wieder in seiner Wohnung findet, wie er hinausgegangen. Und so glauben wir alles, was diesen Punkt betrifft, genugt zu haben, wenn sich schon diese Theme durch weitere Ausführung noch mehr ins Klare setzen ließe.

Plato,

als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung.

(Im Jahre 1836 durch eine Lücke ausgefüllt.)

Niemand glaubt gerne von dem einigen Buch der er hatten zu haben, wenn er gestehen müßte, daß sie alle seine Bücher eben so wie für ihn gesetzt wäre, ein bes sonderes Buch, ein besonderer Prospect hat ihm vorzugsweise den Lebensweg vorgezeichnet und auf diesem allein sollen alle zum Heil gelangen.

Wie sehr verwundert waren daher zu jenen Zeiten alle die, welche sich einer männlich-freien Lehre ergeben hatten, wenn sie auch außer ihrem Kreise vernünftige und gute Menschen fanden, denen es angelegen war, ihre moralische Natur auf das vollkommenste auszubilden! Was blieb ihnen daher übrig, als auch diesen eine Offenbarung und gewissermaßen eine specielle Offenbarung zuzugestehen?

Doch es sey! diese Meinung wird immer bei denen bestehen die sich gern Vorrechte erwünschen und zueignen, denen der Blick über Gottes große Welt, die Erkenntniß seiner allgemeinen unumstrichenen und nicht zu unterbrechenden Wirkungen nicht behagt, die vielmehr um ihres lieben Ichs, ihrer Küche und Schale willen, Privilegien, Ausnahmen und Wunder für ganz natürlich halten.

Sie ist denn auch Plato selber schon zu der Ehre eines Mitgenossen einer christlichen Offenbarung gelangt, und so wird er uns auch hier wieder dargestellt.

Wie nöthig bei einem solchen Schriftsteller, der bei seinem großen Vortrefflichen den Vorwurf sophistischer und thrannischer Kunstgriffe weit schwerlich von sich abwenden könnte, eine kritische, deutliche Darstellung der Umstände unter welchen er geschrieben, der Motive aus welchen er geschrieben, seyn möchte, das Bedürfniß fühlt ein jeder, der ihn liest! nicht um sich dunkel aus ihm zu erbauen, — das lassen viel geringere Schriftsteller — sondern um einen vortrefflichen Mann in seiner Individualität kennen zu lernen; denn nicht in Schein besteht alles was andre seyn konnten, sondern die Erkenntniß dessen was sie waren und sind, bildet uns.

Welchen Dank würde der Verlorne bei uns verdient haben, wenn er zu seinen unterrichtenden Noten auch noch, wie Wieland zum Horaz, die widerschimmerliche Lage des alten Schriftstellers, den Inhalt und den Zweck jedes einzelnen Werks kurzlich vorgelegt hätte?

Denn wie kommt z. B. Jon dazu, als ein kanonisches Buch mit aufgeführt zu werden, da dieser kleine Dialog nichts als eine Persiflage ist? Wahrscheinlich weil am Ende von göttlicher Eingebung die Rede ist! Leider spricht aber Sokrates hier, wie an mehrern Orten, nur ironisch.

Durch jede philosophische Schrift geht, und wenn es auch noch so wenig sichtbar würde, ein gewisser polemischer Faden; der philosophirt, ist mit den Vorstellungsarten seiner Vor- und Mitwelt innig, und so sind die Gespräche die Plato oft nicht allein auf etwas, sondern auch gegen etwas spricht. Und eben dieses doppelte Etwas, mehr als wirklich bisher geschehen, zu entwickeln, und dem deutschen Leser bequem vorzulegen, würde ein unschätzbares Verdienst des Uebersetzers seyn.

Man erlaube uns noch einige Worte über Jon in diesem Sinne hinzuzufügen.

Die Maske des Platonischen Sokrates, denn so darf man jene phantastische Figur wohl nennen, welche Sokrates so wenig als die Aristophanische für sein Ebenbild erkannte, begegnet einem Rhapsoden, einem Vorleser, einem Declamator, der deshalb nur wegen seines Vortrags der Homerischen Gedichte und der so eben den Preis davon getragen hat und bald ein andern davon zu tragen gedenkt. Diesen Jon giebt uns Plato als einen äußerst beschränkten Menschen, als einen der zwar die Homerischen Gedichte mit Emphase vorzutragen und seine Zuhörer zu rühren versteht, der es auch mag über den Homer zu reden, aber wahrscheinlich mehr um die darin vorkommenden Stellen schicklich mehr um die darin vorkommenden Stellen schicklich vorzutragen als zu erklären, mehr bei dieser Gelegenheit zu erläutern als zu erklären, mehr bei dieser Gelegenheit etwas zu sagen, als durch seine Auslegung die Lust etwas zu sagen, als durch seine Auslegung die Lust etwas zu sagen, als durch seine Auslegung die Lust

derer Poesie verwandeln oder etablirt werden? Man sieht, ein solcher Mensch kann nur durch Tradition und durch Uebung zu seinem Talente gekommen seyn. Wahrscheinlich dispensirte ihn eine gute Gestalt, ein glückliches Organ, ein Hang zur Schwärmerey, oder bei allem dem blieb er ein Naturalist, ein roher Empiriker, der weder über seine Kunst noch über die Kunstwerk gedacht hatte, sondern sich in einem engen Kreise mechanisch bewegte, und sich dennoch für einen Künstler hielt und wahrscheinlich von ganz Griechenland für einen großen Künstler gehalten wurde. Einen solchen Trupf nimmt der Platonische Sokrates vor, um ihn zu Schanden zu machen. Erst zieht er ihm seine Beschränktheit zu fühlen, dann läßt er ihn merken, daß er von dem Homerischen Detail wenig verstehe, und nöthigt ihn, da der arme Teufel sich nicht mehr zu helfen weiß, sich für einen Mann zu erklären der durch unmittelbare göttliche Eingebung begeistert wird.

Wenn das heutige Leben ist, so möchte die Aristophanische Bühne auch ein gewisser Platz seyn. So wenig der Maske des Sokrates Ernst ist den Jon zu bekehren, so wenig ist es des Verfassers Absicht den Leser zu belehren. Der betrübte, verwunderte, gutmeinte, bezahlte Jon sollte in seiner ganzen Blöße dargestellt werden und der Titel müßte heißen: Jon, oder der beschämte Rhapsode, denn mit der Poesie hat das ganze Gespräch nichts zu thun.

Ueberhaupt fällt in diesem Gespräch, wie in andern Platonischen, die unglaubliche Dummheit einiger Personen auf, damit nur Sokrates von seiner Seite recht weise seyn könne. Hätte Jon nur einen Schimmer Kenntniß der Poesie gehabt, so wurde er auf die alberne Frage des Sokrates: wer den Homer, wenn er von Wagenlenken spricht, besser verstehe, der Wagenfuhrer oder der Rhapsode? sich gemüssigt haben: gewiß der Rhapsode, denn der Wagenlenker weiß nur so Homer richtig spricht, der unsichtbare Rhapsode weiß es der gedenig spricht, eben als Dichter, nicht als Beschreiber eines Wettlaufs, seine Pflicht erfüllt. Zur Beurtheilung des epischen Dichters gehört nur Anschauen und Gefühl und nicht eigentliche Kenntniß, obgleich auch ein freier Blick über die Welt und alles was sie betrifft. Also braucht man, wenn man einen nicht mystificiren will, hier zu einer göttlichen Eingebung seine Zuflucht zu nehmen? Wir haben in Künsten mehr Fälle, wo nicht einmal der Schüler von der Sache urtheilen darf, denn der Künstler findet sie nothig subordinirt. Theile haben Zwecken völlig aufzuopfern. So habe ich selbst in meinem Leben mehr als Einen Wagenlenker alte Gemmen tadeln hören, worauf die Pferde ohne Geschirr dennoch den Wagen ziehen sollten. Freilich hatte der Wagenlenker recht, weil er das ganz unnatürlich fand; aber der Künstler hatte auch recht die schöne Form seines Pferdekörpers nicht durch einen unglücklichen Zaum zu unterbrechen. Diese Fictionen, diese Hieroglyphen, deren jede Kunst bedarf, werden so wol von allen denen verstanden, welche alles Wahre natürlich haben wollen und dadurch die Kunst aus ihrer Sphäre reißen. Dergleichen propädeutische Aeußerungen alter und berühmter Schriftsteller, die am Platz wo sie stehen zweckmäßig seyn mögen, ohne Bemerkung wie relativ falsch sie werden können, sollte man nicht wieder ohne Zurechtweisung abdrucken lassen, so wenig als die falsche Lehre von Inspirationen.

Daß einem Menschen, der ohne kein dichterisches Genie hat, einmal ein artiges lehrgedichtes Gedicht gelingt, dieß Erfahrung wiederholt sich oft, und es zeigt sich darin nur, was lebhafter Antheil, gute Laune und Leidenschaft hervorbringen kann. Man gestehe dem Sophisten zu daß er das Genie supplire, und man kann es den alten Leidenschaften sagen, die uns zur Thätigkeit auffordern. Selbst der anerkannte Dichter ist nur in Momenten fähig sein Talent im höchsten Grade zu setzen, und es löst sich dieser Knäuel des menschlichen Geistes psychologisch nachkommen, ohne daß man nöthig hätte zu Wundern und seltsamen Wirkungen seine Zuflucht zu nehmen, wenn man Geduld genug besitze, den natürlichen Phänomenen zu folgen, deren Kenntniß uns die Wissenschaft anbietet, über die es freilich dammert ist vernehm hinweg zu sehen, als das was sie leistet mit Einsicht und Billigkeit zu schätzen.

Sonderbar ist es in dem platonischen Gespräch, daß Jon, nachdem er seine Unwissenheit in mehreren Künsten, im Wahrsagen, Wagenfahren, in der Arzneikunde und Fischerei bekannt hat, zuletzt doch behauptet daß er sich zum Feldherrn besonders qualificirt finde. Wahrscheinlich war dieß ein individuelles Steckenpferd dieses talentvollen aber albernen Individuums, eine Grille, die ihn bei seinem innigen Umgang mit Homerischen Helden angewandelt seyn mochte, und die seinen Zuhörern nicht unbekannt war. Und haben wir diese und ähnliche Grillen nicht an Männern bemerkt, welche sonst verständiger sind als Jon sich hier zeigt? ja wer verbirgt wohl zu unsern Zeiten die gute Meinung die er von sich hegt, daß er zum Regimente nicht der Unschicklichste sey?

Mit wahrer Aristophanischer Derbheit versetzt Plato diesen letzten Schlag für einen armen Sünder, der nun freilich, sehr beträuft dasteht, und zuletzt, da ihm Sokrates die Wahl zwischen dem Prädicate eines Schurken oder göttlichen Mannes läßt, naturlicherweise nach dem letzten greift und sich auf eine sehr verdünnte Art höflich bedankt, daß man ihn zum Besten haben wollen. Wahrhaftig! wenn das heilige Land ist, möchte das Aristophanische Theater auch für einen geweihten Boden gelten.

Gewiß, wer uns auseinander setzte, was Männer wie Plato im Ernst, Scherz und Halbscherz, was sie aus Ueberzeugung, oder nur discursive gesagt haben, würde uns einen außerordentlichen Dienst erzeigen und zu unserer Bildung unendlich viel beitragen; denn die Zeit ist vorbei da die Sibyllen unter der Erde weissagten; wir suchen Kritik und wollen urtheilen ehe wir etwas annehmen und auf uns anwenden.

Phaethon,

Tragödie des Euripides.

Versuch einer Wiederherstellung aus Bruchstücken.

Ehrfurchtsvoll an solche köstliche Reliquien herantretend, müssen wir vorerst alles aus der Einbildungskraft auslöschen, was in spätere Zeit dieser einfach großen Fabel angeheftet werden; durchaus vergessen, wie Orith und Neonus sich verirren, den Schauplatz versehen ins Universum erweitend. Wir beschränken uns in einer engen, zusammengezogenen Localität, wie sie der griechischen Bühne wohl geziemen mochte; dahin lade uns der

Prolog.

Des Okeans, der Thetis Tochter, Klymenen
Umarmt als Gattin Merops, dieses Landes Herr,

Dies von dem viergespannten Wagen allerorst
Mit hellen Strahlen Phöbus morgendlich begrüßt;
Die Glut des Königs oder wie sie sich erhebt,
Verbrennt das Ferne, Nahes aber mäßigt sie.
Dies Land benennt ein nachbarschwarzgesichtes Volk
Es die glänzende, des Helios Nest stand.
Und zwar mit Recht, denn rosafingrig spielt
zuerst
Am lichten Wölkchen Eos bunten Wechselschein,
Hier bricht sodann des Gottes ganze Kraft hervor.
Der Tag und Stunden regelnd alles Volk der
Barbarei,
Von dieser Felsenküsten fernem Anbeginn
Das Jahr bestimmt der breiten ausgedehnten
Welt.
So sey ihm denn, dem Hausgott unsrer Königs
Burg,
Verehrung, Preis und jedes Morgens frisch Gemüth.
Auch ich der Wächter ihn zu grüßen hier bereit,
Nach diesen Sommernächten, was nicht nachten
will;
Erfreue mich des Tages vor dem Tagesblick,
Und harre gern, doch ungeduldig, seiner Gluth,
Die alles mit der bildet was die Nacht entsteht.
So sey denn aber heute mehr als je begrüßt,
Des Tages Anfang feiert prächtig heute ja
Memphis der Herrscher seinem kräftig eingezogen
Sohn
Verbindungsfest mit Gattgeworbner Neugebohrner;
Deshalb sich alles regt und rührt im Haus schon.
Doch sagen andere — Mißgunst waltet stets im
Volk —
Daß seiner Freuden innigste Zufriedenheit
Der Sohn, den er vermählt heute, Phaethon
Nicht seiner Lenden sey, weder denn aber recht?
Doch schweige jeder, solche zarte Dinge sind
Nicht glücklich anzurühren, die ein Gott verbirgt.

V. 5. 6. Hier scheint der Dichter durch einen Widerspruch den Widerspruch der Erscheinung auflösen zu wollen, er spricht die Erfahrung aus: daß die Sonne das östliche Land nicht versengt, da sie doch so nah und unmittelbar an ihm vorbeyeilt, dagegen aber die südliche Erde, von der sie sich entfernt, so glühend heiß erscheint.

V. 7. 8. Mitt über dem Ocean, sondern diesseit am Rande der Erde suchen wir den Palast der ägyptischen Nacht; wir finden keine Burg ec. so Ovid prächtig aufgebaut, alles ist einfach und gott natürlich zu. Im letzten Osten also, an der Welt Grenze, wo der Ocean ans feste Land umfließend sich anschließt, und ihm von Thetis eine herrliche Tochter geworben, Kommt. Helios, als nächster Nachbar zu betrachten, entfernt sich für sie in Liebe, sie giebt nach, doch unter der Bedingung, daß er einem aus ihnen entsprossenen Sohne eine ernste ꝛc. nicht versagen wolle. Jahrlang wird sie zu Morgen, den Herrscher jener äußersten Erde, getraut und der sittliche Mann empfängt mit Freuden den im Süden ihm zugebrachten Sohn.

Nachdem nun Phaethon herangewachsen, gedenkt ihn der Vater, standesgemäß, irgend einer Nymphe oder Halbgöttin zu verbinden, der Jüngling aber mußig, ruhm- und herrschsüchtig, erfährt zur bedeutenden Zeit, daß Helios sein Vater sey, verlangt Bestätigung von der Mutter, und weiß sich sogleich selbst überzeugend.

Klymene. Phaethon.

Klymene.

So bist du denn dem Elternbett ganz abgeneigt?

Phaethon.

Das bin ich nicht, doch einer Göttin soll ich nahn
Als Gatte, bis beklommet mir das Herz allein.
Der Feige macht zum Knechte sich des Weibs.
Verkaufend seinen Leib um Morgengabe.

Klymene.

O Sohn! soll ich es sagen? dieses sprichst nicht.

Phaethon.

Was mich beglückt zu sagen, warum zauderst du?

Klymene.

So wisse denn, auch du bist eines Gottes Sohn.

Phaethon.

Und wessen?

Klymene.

Mit ein Sohn des Nachbargottes Helios,
Der Morgens früh die Rosse hergespannt erregt,
Gewerkt von Eos hochst stimmten Weg ergreift;
Auch mich ergriff. Du aber bist die liebe Frucht.

Phaethon.

Wie? Mutter darf ich willig glauben was erschreckt?
Ich bin erschrocken vor so hohen Stamm-e Werth,
Wand dies mir gleich den ewig innern Flammentrieb
Des Herzens deutet, der zum Allerhöchsten treibt.

Klymene.

Befrag' ihn selber, denn es hat der Sohn das Recht
Den Vater dringend anzurufen im Lebenstrang.
Erinne' ihn, daß unumwunden er mir zugesagt:
Für Einen Wunsch zu gewähren, aber keinen mehr.
Gewährt er ihn, dann glaube fest, daß Helios
Gezeugt dich hat; wo nicht, so sag die Mutter dir.

Phaethon.

Wie sink' ich mich zur hohen Wohnung Helios!

Klymene.

Er selbst wird deinen Leib bewahren der ihm lieb.

Phaethon.

Wenn er mir Vater wäre, du mir Wahrheit
sprächst.

Klymene.

O glaub' es fest! Du übergenug dich selbst bereinst.

Phaethon.

Genug! Ich traue deines Worts Wahrhaftigkeit.
Doch eile jetzt von hinnen! denn aus dem Palast
Nahn schon die Dienerinnen, die des schimmernden
Erzeugten Zimmer schmücken, der Genossen Prunk
Tagtäglich ordnen und mit naturländischen
Gerüchen des Palastes Hingang zu füllen gehn.
Wenn dann der greise Vater von dem Schlummer sich
Erheben und der Hochzeit frohes Fest mit mir
Im Freien hier bereiten, eh' ich Mund, o Mutter, Mahnes
sprach.

Hier ist zu bemerken, daß das Stück sehr früh an

acht, man muß es vor Sonnenaufgang denken, und dem Dichter gegeben, daß er in einen kurzen Zeitraum so viel zusammenfasse. Es ließen sich hievon Alters und neuere Beispiele weit zu führen, wo das Darstellbare in einer gewissen Zeit unmöglich geschehen kann und doch geschieht. Auf dieser Fiktion des Dichters und der Zustimmung des Hörers und Schauers ruht die oft angefochtene und immer wiederkehrende dramatische Zeit- und Ortseinheit der Alten und Neuern.

Dies nur beiläufig. Der spricht von der Grund und was darin verborgen ganz unverständlich. Man hört noch die Nachtigall singen, wobei es höchst wichtig ist, daß ein Hochzeitgesang mit der Klage einer Mutter um ihren Sohn beginnt.

Chor der Dienerinnen.

Leise, leise, weckt mir den König nicht!
Morgenschlaf gönn' ich jedem,
Gutem sonder zu allererst.
Kaum noch tagt es,
Aber bereitet, vollendet das Werk.
Noch weint im Hain Philomele
Ihr sanft harmonisches Lied,
Im frühem Jammer ertönt
Itys, o Itys, ihr Rufen!
Spricht Ton hallt im Gebirge,
Felsenklimmender Hirten Muck:
Es eilt schon fern auf die Trift
Brauner Füllen muthige Schaar;
Zum wildaufjagenden Waidwerk
Zieht schon der Jäger hinaus;
Am Ufergande des Meers
Tönt des melodischen Schwanes Lied.
Und es treibt in die Wogen den Nachen hinaus
Rudervolken und rauschender Ruderschlag.
Aufsaßen sie die Segel,
Aufrichtet sich bis zum mittlen Tau das Segel,
So rüstet sich jeder zum andern Geschäft;
Doch mich treibt Lieb' und Verehrung heraus.
Des Gebieters fröhliche Hochzeitfest
Mit Gesang zu begehn: denn den Dienern
Schmückt freudig der Mann bei der Herrschaft
Sich festgaben Festen —
Doch drückt das Schicksal Unglück aus,
Gleich trifft's auch schwer die treuen Hausgenossen.
Zum frohen Hochzeitfest ist dieser Tag bestimmt,
Den Beherrscher sonst erfreut,
Daß mir am festlichen Morgen der Herrschaft das Brautbett
Zu singen einst sey vergönnt.
Gatter gewährten, Zeiten brachten
Meinem Herrn den schönen Tag.
Drum tön', o Weichlied, zum frohen Brautfest!
Doch fort aus der Pforte der Königin tritt
Mit dem heiligen Herold und Phaethon,
Der schreiten die Breite verbunden! O schweig
Mein Mund in Ruh'!

Denn Gerüchte bewegt ihm die Seel' angeht:
Hin zieht er den Sohn in der Erde Gefild,
In die süßen brüderlichen Bande.

Der Herold.

Ihr des Okeanos Strand Anwohnende,
Schweigt und höret!
Tretet hinweg vom Portal des Palastes!
Siehe von fern, Weib!
Überfuchte bald vor dem nahenden Könige! —
Heil entsprieße
Frucht und Segen dem heitern Vereine,
Welchem ihre Ruhe gilt,
Des Vaters und des Sohns, die am Morgen heut
Dies Fest zu weihen beginnen. Drum schweige jeder
Mund!

Leider ist die nächste Scene so gut wie ganz verloren; allein man sieht aus der Lage selbst, daß sie vortrefflichen Inhalt hat haben könnte. Ein Vater der seinem Sohn ein friedliches Hochzeitfest bereitet, dagegen ein Sohn der seiner Mutter erklärt hat, daß er unter diesen Anstalten sich wegschleichen und ein gefährliches Abenteuer unternehmen wolle, machen den wirksamsten Gegensatz und wir müssten uns sehr irren, wenn ihr Euripides nicht auch dialektisch zur Sprache gebracht hätte.

Und da wäre denn zu vermuthen, daß wenn der Vater zu Gunsten des Ehestandes sprechen, der Sohn dagegen auch allenfalls argumentirt habe; die wenigen Worte, die bald auf den angeführten Chor folgen:

Merops.

— — — — — denn wenn ich Gutes sprach —

geben unserer Vermuthung einiges Gewicht; aber nur verlässt uns Licht und Leuchte. Sehen wir voraus, daß der Vater den Vortheil, das Leben am Gedeihlichsten fortzusetzen, herausgefunden, so paßt die abbrechende Antwort des Sohns ganz gut:

Phaethon.

Auf Erden grünet überall ein Vaterland.

Gewiß wird dagegen der wohlthätige Greis den Besitz, an dem er so reich ist, herabsetzen und wünschen daß der Sohn in seine Fußstapfen trete; da könnten wir denn diesen das Fragment in den Mund legen:

Phaethon.

Es sey gesagt! den Reichen ist es angenehm
Feige zu seyn; was aber ist die Ursach' dess?
Vielleicht das Reichthum, weil er selber blind,
Der Reichen Sinn verblendet mit des Glücks.

Wie es denn aber auch damit beschaffen mag gewesen seyn, auf diese Scene folgte nothwendig ein abermaliger Eintritt des Chors. Wir vermuthen, daß die Menge sich hier zum Festzuge angestellt und geordnet, woraus schönere Motive hervorgehen als aus dem Zuge selbst. Wahrscheinlich hat hier der Dichter nach seiner Art das Bekannte, Verwandte, Herkömmliche in das Costume seiner Fabel eingeflochten.

Indeß nun Alt' und Ort des Zuschauers freudig und feierlich beschäftigt sind, schleicht Phaethon weg, seinen wirklichen eigentlichen Vater aufzusuchen. Der Mist ist nicht weit, er darf nur die steilen Felsen hinabsteigen, an welchen die Sonnenpferde täglich heraufschnauben, ganz nah da unten ist ihre Krippe; wir finden kein Hinderniß uns unmittelbar vor den Marstall des Phöbus zu versetzen.

Die nunmehr folgende, leider in dem Zusammenhang verlorne Scene war an sich vom größten Interesse, und machte mit der vorhergehenden einen Contrast, welcher schöner nicht gedacht werden kann. Der irdische Vater will den Sohn begrüßen wie sich selbst, der himmlische muß ihn abhalten sich ihm gleich zu stellen.

Sodann bemerken wir noch folgendes: wir nehmen an, daß Phaethon hinabsteigend mit sich nicht einig gewesen, welches Zeichen seiner Abkunft er sich vom Vater erbitten solle; nur als er die angespannten Pferde herbeischnauben sieht, da regt sich sein kühner, des Vaters werther, göttlicher Muth und verlangt das Unvermögliche, seine Kräfte weit Übersteigende.

Aus Frammentum läßt sich vielleicht folgendes schließen: die Anordnung ist gestochen, der Sohn hat den Wagen verlangt, der Vater abgeschlagen.

Phöbus.

Den Thron nach ist ich jenen Sterblichen,
Den Vater, der den Sturm, ungebildeten,
Den Bürgern auch des Reiches Zügel überläßt.

Hieraus läßt sich muthmaßen daß Euripides nach seiner Weise das Gespräch ins Politische spielt, da Ovid nur menschliche, natürliche, wahrhaft rührende Argumente vorbringt.

Phaethon.

Ein Roß nimt nicht das Schiff im Sturm,
Und aber wohl. Ein einz'ger Verband ist der Stadt
Zu schwach, ein zweiter auch ist Noth gemeinem Heil.

Wir vermuthen, daß der Wiederstreit zwischen Einsicht und Wankelmuthigkeit umständlich sey behandelt worden. Der Sohn ungeduldig zuletzt mag thätlich zu Werke gehn und dem Gespann sich nahen.

Phöbus.

Brüder nicht die Zügel
Du berühren, o mein Sohn! den Wagen nicht
Bis Ziele, Lenkens unbekannt.

Es scheint Helios habe ihn auf räumliche Thaten, auf kriegerische Heldenübungen hingerissen, wo so viel zu thun ist, als Freund versteht der Sohn:

Phaethon.

Den schlanken Wagen daß ich, Spieß und Schild angelegt,

Der Vater mag ihn sodann im Gegensatz auf ein idyllisches Leben hinweisen.

Phöbus.

Die kühlender,
Baumschattenden Begweise, sie umarmen ihn.

Endlich hat Helios nachgegeben. Alles Vorhergehende geschieht vor Sonnenaufgang; wie denn auch Ovid gar schön durch das Vorrücken der Aurora den Entschluß des Gottes beschleunigen läßt; der höchst besorgte Vater unterrichtet hastig den auf dem Wagen stehenden Sohn.

Phöbus.

So stehst du ehrnem den Aether gränzenlos,
Die Erde hier im feuchten Arm des Oceans.

ferner:

So fahre hin! den Dunstkreis Gluthen meide doch,
Nicht Früchte hat er, sengt die Räder die herab.

Die Atmosphäre geschieht, und wir werden glücklicher Weise durch ein Bruchstück benachrichtigt wie es dabei zugegangen; doch ist zu bemerken, daß die folgende starke Erzählung sey, und also einem Boten angehöre.

Angelos.

Nun fort! zu den Plejaden rasche deinen Lauf! —
Dergleichen jetzund rannte die Zürnt Phaethon
Und stachelte die Seiten der Gespannthiere.
So ging's, sie flogen zu den Aethern hoch'.
Der Vater aber, schreiend nah dem Sternenzelt,
Der rufte warnend: dahin also da te dich!
Da hin! den Wagen wende diesenwärts!

Wer nun der Bote gewesen, läßt sich so leicht nicht bestimmen; dem Local nach konnten gar wohl die frischen ausgesteckten Hirten der Verhandlung zwischen Vater und Sohn von ihren Felsen zusehen, ja sodann, als die Erscheinung an ihnen vorbeiführt, manches haben. Wenn aber und wo erzählt wird, ergiebt sich vielleicht am Ende.

Der Ozer tritt abermals ein, und zwar in der Ordnung wie die heilige Ehrfurchtfahne nun vor sich gehen soll. Geschreckt wird aber die Menge durch einen Donnerschlag aus klarem Himmel, worauf jedoch nichts weiter zu erfolgen scheint. Sie erholen sich, obgleich von Atomen betroffen, welche zu köstlichen lyrischen Stellen Gelegenheit geben mußten.

Die Katastrophe, das Phaethon, von dem Blitz Jens getroffen, nah vor seiner Mutter Hause niederstürzt, ohne daß die Hochzeitfeier dadurch sonderlich gestört werde, heutet ab zuvals auf einen engagirten, lokerischen Herzang und läßt keine Spur merken von jenem Wirrwarr, womit Ovid und Nonnus das Universum zerrütten. Wir denken uns das Phänomen als wenn mit Donnergepolter ein Meteorstein herabführte, in die Erde schlüge und sodann alles gleich wieder vorbei wäre. Nun aber eilen wir zum Schluß, der uns glücklicher Weise meistens erhalten ist.

Klymene.

(Dieselbigen tragen den todten Phaethon.)

Erlösung ist's, die flammend hier um Leichen weht,
Die Götterzorn traf; sichtbar steigt der Dampf empor!
Ich bin vernichtet! — Trage hinein den todten Sohn!
O rasch! Ihr hört ja wie der Hochzeit Feiersang
Anstimmend mein Gemahl sich mit den Jungfrauen naht.
Fort, fort! Und schnell reinigt, wo des Blutes Spur
Vom Leichnam sich vielleicht hinab zum Boden stahl!
O eilet, eilet, Dienerinnen! Im Gemach
Will ich ihn bergen, wo des Gatten Gut sich häuft,
Das zu verschließen mir allein ang hört.
O Helios, glanzleuchtender! Wie hast du mich
Und diesen hier vernichtet! Ja, Apollen nennt
Mit Recht dich, wer der Götter dunkle Namen weiß.

Chor.

Hymen, Hymen!
Himmlische Tochter des Zeus, dich singen wir,
Aphrodite! Du, der Liebe Königin,
Bringst süßen Beryn den Jungfrauen,
Herrliche Cypris, allein dir, heilge Göttin,
Dank ich die heutige Feier;
Dank auch bring ich dem Knaben,
Den du hüllst in ätherischen Schleier,
Daß er leise verirrt.

Ihr helle führet
Unsere Stadt großnächtigen König,
Ihr den Herrscher in dem goldglanzstrahlenden
Pallast zu der Liebe Freuden.
Seliger du, o gesegneter noch als Könige,
Der die Göttin heimführt,
Und auf unsterblicher Erde
Allein als der Freien Schwäher
Hoch sich preisen hört!

Merope.

Du ach! retten uns! Führe diese Mitchorschaar
Ins Haus und heiß mein Weib den Hochzeitreihen
tanz
Mit Festgesang zu aller Götter Preis beginnen.
Stellt Hymnen singend um das Haus und Hallen
Altäre, welcher jedes frommen Werke Beginn
Gewidmet seyn muß — — — — — — — —
— — — — — — aus meinem Haus
Mag dann der Fischer zu der Göttin Tempel
ziehen.

Diener.

O König! eilend wandt' ich aus dem Haus hinweg
Den schnellen Fuß, denn wo des Geldes Schätze
ruhn,
Die herrlichen, bewahrt, dort — ein Frauen-
zimmer
Schwarz aus der Thüre Juaon mir entgegen
bringet.
An leg' ich rasch das Auge, doch nicht Flammen
sieht's.
Nur innen ganz geschwärzt vom Dampfe das Gemach.
O eile selbst hinein, daß nicht Hephästos Zorn
Dir in das Haus dringt und in Flammen der Palast
Aufsteht am frohen Hochzeittage Pharthen's!

Merope.

Was sagst du? Sieh denn zu ob nicht vom flammenden
Weihrauch das Altars Dampf in die Gemächer
drang!

Diener.

Mein ist der ganze Weg von dort und ohne Rauch.

Merope.

Weiß meine Gattin, oder weiß sie nichts davon?

Diener.

Ganz hingegeben ist sie nur dem Opfer jetzt.

Merope.

So geh' ich, dann es schiff' aus und beginnen
Unsprunge das Geschäft ein Ungewitter gern.
Doch du des Zeus Hyrtia, o Parthenos,
Und du, Hephästos, schütze mein Haus mit gnadenreich!

Chor.

O weh, wehe mir Armen! wohin eilt
Mein beflügelter Fuß? Wohin?
Zum Aether auf? Tief ich in dunklem Schacht
Der Erde mich bergen?
O weh mir! Entrückt wird die Königin.
Die Verlorene! Dräuen liegt der Seher,
Ein Feindmann, geboren.

Nicht mehr o hörtum bleibt Zeus Wetterstrahl.
Nicht die Gaab mehr, mit Apollen die Vermessung nicht.

O Gottgehasste! Welch ein Jammer stürzt auf dich?
Tochter Oknm's
Eile zum Vater hin,
Fasse sein Knie
Und wende den Todesstreich von deinem Nacken!

Merope.

O Liebe! — Hey!

Chor.

O hört ihr ihn, des grossen Vaters Frauen?

Merope.

O weh! — mein Kind!

Chor.

Dem Sohne ruft er, der sein Stufen nicht vernimmt,
Der seiner Augen Irrthum nicht mehr schauen kann.

Nach diesen Worttheilen erhebt man sich, bringt den Leichnam aus dem Palast und begräbt ihn. Vielleicht hat der Bote dabei auftritt und nacherzählt, was noch zu wissen nöthig; wie denn vermuthlich die von Vers 115 — 149 eingeschaltete Stelle hierher gehört.

Klemens.

— — — — — — — — doch der Liebste mir
Vermodert ungesalbt im Erdengrab.

Die vom Herrn Professor und Ritter Hermann im Jahr 1821 freundlichst mitgetheilten Fragmente wirkten, wie alles, was von diesem edlen Geist- und Zeitverwandten jemals zu mir gelangt, auf mein Innres früchtig und entschieden; ich glaubte hier eine der herrlichen Productionen des grossen Kraftlers vor mir zu sehen, ohne mein Bissen und Wollen schien das Herz sich im innern Sinn zu restaurieren, und als ich mich wirksam an die Arbeit zu wenden gedachte, waren die Herren Professoren Göttling und Rieger, in Jena und Weimar, bäuflich durch Uebersetzen und Aufsätzchen der noch sonst mathematischen Fragmente dieses unschätzbaren Werks. Die Bearbeitung, an die ich mich sogleich begab, liegen nunmehr vor Augen; leider ward ich von diesem Unternehmen, wie so vielen andern, abgezogen, und ich entschließe mich daher zu geben, was einmal zu Papier gebracht war.

Die gewagte Restauration besteht also: aus einer Göttlingischen Uebersetzung der von K. Hermann mitgetheilten Fragmente, aus den sonstigen Bruchstücken, die der Musgravischen Ausgabe, Leipzig 1779, und zwar deren zweitem Theil S. 415 hinzugefügt sind, und aus eigenen eingeschalteten und verbindenden Zeilen. Dass drei verschiedenen Elemente sich ist ohne weitere Andeutung, wie solches wohl durch Zeichen hätte geschehen können, gesammt abdrucken; der einsichtige Gelehrte unterscheidet sie selbst, die Freunde der Dichtung hingegen würden nur gestört; und da die Aufgabe war, etwas Zerstücktes wenigstens einigermaßen als ein Ganzes erscheinen zu lassen, so fand ich keinen Beruf, mit meiner Arbeit selbst zu zerstücken.

Anfang und Ende sind glücklicher Weise erhalten, und nach a de ich nicht auf, die Mitte, von der wir kaum Winke haben, nach meiner Weise herzustellen. Indessen wiederhole ich die in der Arbeit selbst schon angedeuteten Situationen zu nochmaliger Beachtung der Einbildungskraft und des Gefühls.

Der Prolog

macht uns bekannt mit Stadt und Land, mit der topographischen Lage derselben im Ossa. Wir hören von einer dem Königshause sich nahenden Hochzeitfeier, und zwar der einzigen Tochter, auf dessen Herkunft jedoch einiger Verdacht geworfen wird.

Klymene. Phaethon.

Dem Jünglinge widerstrebt's eine Göttin, wie sie ihm beschieden ist, zu heirathen, weil er nicht unedler erbaut seyn will, die Mutter entbehrt ihm, daß auch er der Sohn eines Gottes, des Sonnengottes sey; der kühne Jüngling will es sogleich erproben.

Chor der Dienerinnen.

Frischkühle Morgenfrühe eines heitern Sommertags, Sonnenerhebung über Land und Meer, laue Athmung ingold eines Lüftchens, Hausgeschäftigkeit.

Herold.

Der die Menge bei Seite weist.

Merops, Phaethon.

Artistische Situation, deren Ausführung sich kaum denken läßt. Der bejahrte Vater kann dem Sohne alles irdische Glück an diesem Tage überliefern, der Sohn hat noch anderes im Sinne, das Interesse ist verschieden; eins sich wieder zu widersprechen; der Sohn muß Vorsicht brauchen, daß die Absicht, während der Feierlichkeiten noch einen abenteuerlichen Versuch zu machen, nicht errathen werde.

Chor der Festleute

sammelt und ordnet sich wie der Zug vorschreiten soll, dies gab die schönste Gelegenheit zu theatralischer und musikalischer Bewegung.

Von hier aus begehen wir uns gern zu dem Rosselle des Helios.

Helios, Eos.

Die unruhige schlaflose Göttin treibt den Helios aufzustehen, er verfügt sich nicht, ihr die morgenlichen Abenteuer mit schönen Hirten und Jägerknaben vorzuerzählen, wir werden erinnert an den ersten Gesang des Ganzen.

Helios, Phaethon.

Heftig schnelle Verhandlung zwischen Vater und Sohn, letzterer bemeistert sich des Wagens und fährt hin.

Wir werden uns wieder vor den Palast des Merops.

Chor der Festleute,

mitten im Vorschreiten der Festlichkeit, Donnerschlag aus heiterm Himmel. Bangigkeit.

Klymene, nächste Dienerinnen.

Phaethons Leichnam wird gefunden und verhüllt.

Chor der Vorigen.

Hat sich zum Schreck erhellt und verfolgt die Feierlichkeit.

Merops.

Eben daß Festtänzen fördernd.

Diener.

Brandquelle im Hause verkündend.

Nächste Dienerinnen.

Jammer des Mitwissens.

Klymene, Leichnam.

Es geschieht die Bestattung.

Ein Bote.

Der Früheirten einer, Zeuge des Vorgangs, berichtet was zu wissen nöthig.

Möge die Folgezeit noch einiges von dem höchst Wünschenswerthen entdecken und die Lücken authentisch ausfüllen; ich wünsche Glück denen die es erleben und ihre Augen, auch hiedurch angeregt, nach dem Alterthum wenden, wo ganz allein für die höhere Menschheit und Menschlichkeit reine Bildung zu hoffen und zu erwarten ist.

Wie viel ließe sich nicht über die Einfalt und Größheit auch dieses Stückes rühmen und sagen, da es ohne labyrinthische Exposition uns gleich zum Höchsten und Würdigsten führt, und mit bedeutenden Gegensätzen auf die naturgemäßeste Weise ergetzt und belehrt.

Ma einmal ein Lebenspunkt aufgegangen ist, sagt sich manches Lebendige daran. Dies bemerken wir bei jener verfehlten Restauration des Euripidischen Phaethon, worüber wir uns auf Anregung eines kenntnißreichen Mannes folgendermaßen vernehmen lassen, indem wir die Freunde bitten die fragliche Stelle gefällig vorher nachzusehen.

Als am Ende des verletzten Acts, um nach unserer Theaterweise zu reden, Phaethon von seinem göttlichen Vater die Führung des Sonnenwagens erbeten und erlangt, folgt ihm unsere Einbildungskraft auf seiner gefährlichen Bahn und zwar, wenn wir das Unternommen recht ins Auge fassen, mit Furcht und Entsetzen. In des irdischen Vaters Hause jedoch geben die Hofzeitenstätten immer fort; schon hören wir in der Nähe feierliche Hymnen erschallen, wir erwarten das Auftreten der Chöre. Nun erfolgt ein Donnerschlag, der Sturz des Unglückseligen aus der Höhe geschieht augenblicks des Thrones, und in Gluth eh n angefachter Restaurationsmuth mag man schon folgende Erwartung: « Wir denken uns das Phänomen als wenn mit Donnergepolter ein Meteorstein bei heiterm Himmel herabstürzte, in die Erde schlüge und schnell alles wieder gerade wäre: dann schallt Klymene den todten Sohn verflucht hat, ja sogar ingrimmen schießt der Chor in seinem Festgesange fort. »

Nun finden wir bei Diogenes Laertius, in dem Leben des Anaxagoras, einige hierher gehörige Stellen. Von diesem Philosophen wird gemeldet: « er habe behauptet die Sonne sey eine durchglühte Metallmasse, größer als Lamaya n wahrscheinlich wie der aufmerksame und folgende Philologe sie aus der Ode barbarisirend machen und schweren Hämmern gleiche. Bald darauf heißt es, daß er auch den Fall des Steins bei Aigos Potamos vorausgesagt und zwar weil derselbe aus der Sonne herunterfallen. Dieser habe auch Euripides, der sein Schüler gewesen, die Sonne, in der Tragödie Phaethon, einen Gottklumpen genannt: γνιαῖον λίθον.

Ob uns nun schon die Stelle des Tragikers nicht vollständig überliefert, so ist man wir doch, indem dieser Ausdruck sogleich auf die Erwähnung des gefallenen Steins folgt, schließen und behaupten, daß nicht sowohl von der Sonne, sondern von dem aus ihr herabstürzenden brennenden Jüngling die Rede sey.

Man überspringe nun, daß Phaethon, den Sonnenwagen lenkend, für kurze Zeit als ein anderer Helios, identisch mit der Sonne gedacht werden muß, daß ferner Zeus in der Tragödie die unselige Abirrung unmit-

selben merkend, großen Unheil, wie es Orest und Nonnus voraussagt, zu verhüten, zugleich aber einen mannhaften und kühnlichen Ausgang der Tragödie zu gewinnen, mit dem Blitz alsobald treffen zerschlagen. In der Verschonung eines solchen Augenblicke ist es gewissermaßen ob die Scene finde, oder, sich absetzend und von ihr, ein kurzer Wettkampfen, ober der wunderbar Führer als entzweite Mutter herumschwärmt. Gewiß willkommen muß dem recht bedachten Dichter dieses sein, überhaupt gewesen sein, um seine Naturmittel hier eingreifen zu lassen. Dieses Ereignis war von großem theatralischen Effect und doch nicht abzuwenden von dem wie es in der Welt hergehen pflegt: denn wir würden uns noch heutiges Tages von einem einzelnen Donnerschlag nicht irre machen lassen, wenn er sich bei irgend einer Feier vernehmen ließe.

Daher können wir die Art nicht billigen wie das Fragment von Markland, Bek's Ausgabe des Europ. Bd. II. S. 462 erklärt wird, indem er es für eine Variante von jenem Satze Euripi hält und darüber den Person zu Europ. Orest 971 citirt wurde. Dieß kann durchaus der Fall nicht sein, weil sich Diogenes ausdrücklich auf den gleichen Ausdruck des Anaxagoras beruft. Er sprach aber nur von dem Plin. Histor. Nat. II. 58. Celebrant Graeci Anaxagoram — praedixisse quibus diebus saxum casurum esset de sole. — Quod si quis praedictum credat, simul fateatur necesse est, majoris miraculi divinitatem Anaxagorae fuisse, solvisque rerum naturae intellectum et continudi omnia, si aut ipse sol lapis esse aut unquam lapidem in eo fuisse credatur: decedere tamen credro non erit dubium.

Aristoteles in dem ersten Buche über Meteorische und zwar dem achtem Capitel, spricht bei Gelegenheit der Milchstraße und deren Ursprung und Verhältniß folgendes aus: es hätten einige der Pythagoreer in den Sinn genommen, die Bahn solcher Gestirne dergleichen bei dem Untergang Phaethons niedergefallen sey.

Hieraus ergibt sich denn, daß die Alten das Niederstürzen der Meteorsteine durchaus mit dem Sturze Phaethons in Verknüpfung gedacht haben.

Die Bachantinnen des Euripides.

Semele, Tochter des Thebanischen Herrschers Cadmus, in Hoffnung dem Vielvater Jovis einen Sohn zu bringen, ward verderbt und aufgezehrt durch himmlisches Feuer, der Knabe Bacchus gerettet, im Verborgenen aufgezogen und erzogen, auch des Opfers und eines göttlichen Dienstes gewürdigt. Auf seinen Erdenwanderungen und Zügen in die Gegenden sie das Asiatische hell einnehmen, ergiebt er sich diesen und fordert sie selbst Orten, ingedenk einschmeichelnde Weise rieth, offentlich einen großen Dienst unter den Bachischaften anstellend.

Und so ist er im Beginn der Tragödie von indischen entzusiastischen Bachen begleitet in Theben angelangt, seiner Vaterstadt, will daselbst als Gott anerkannt sein und Gottliches erregen. Sein Großvater Cadmus alt noch, weiß, er und der Alte so Tiresias sind der hellen Lehre günstig und schließen sich an. Pentheus aber, auch ein Enkel des Cadmus von Agave, jetzt Oberhaupt von Theben, widersetzt sich den Religions-Neuerungen und will sammt den Thebanern und Thebanerinnen die nur sittlichen Ursprung des Bacchus nicht anerkennen. Jenes gibt man zu: er sey ein Sohn der Semele, dieß aber, eben deswegen weil sie sich täuschte in als Geliebte Juniters angegeben, vom Blitz und Feuerstrahl getroffen worden.

Pentheus behandelt nun daher die von Bacchus als Chor einzuführten lydischen Frauen auf das schmählichste; dieser aber weiß sich und die Seinigen zu retten und zu rächen, und begeistert Agaven mit ihren Schwestern und die andern unglücklichen Thebanerinnen zu dem wütend, verblendeten und von begeisterter Wuth angefachten nach dem ominösen Gebirge Kithäron, wohlicht der verwandte Thiaden umgekommen, hinauszutreiben. Dort hatten sie sich zur Jägerinnen, die nicht allein dem friedlichen Hochwild, sondern auch Löwen und Panthern nachzujagen berufen sind. Pentheus aber, auf eine abenteuerliche Weise gleichfalls verwirrt, von gleichem Wahnsinn getrieben, folgt ihrer Spur, und wird, so bekanntlich, von seiner Mutter und ihren Gefährten entdeckt, aufgejagt als Löwe, erschlagen und zerrissen.

Das Haupt, vom Körper getrennt, wird nun als würdige Beute auf einen Thyrsus gesteckt, den Agave ergreift und damit nach Theben triumphirend heranzieht. Ihren Vater Cadmus, der eben des Sohnes Gliedern kummerlich auf den Gebirgsschluchten zusammelt beizubringen, begrüßt sie, rühmt sich ihrer Thaten, ladet auf das Abendbaupt das sie zu tragen meint, und verlangt in ihrem Uebermuth ein großes Gastmahl angestellt, der Vater aber jammervoll beginnt:

Cadmus.

O Schmerz, o! grängenlos, nicht dem Blick zu schauen
Tödtlichen Frevels gräbt, ein jammervolles Handwerk.
Mag dies den Göttern hochwillkommnes Opfer sein,
Zum Gastmahl aber ruft du Theben, rufest mich.
O weh des Unheils, der zuerst und mir zuletzt:
Sie hat der Gott und, zwar gerecht, doch allzu Mast,
Dir den Verwandte zugeführt dem Untergang.

Agave.

So düster lustlos wird das Alter jeglichem
Gemüthen Augen. Aber möge doch mein Sohn
Jagdglücklich sein, nach mütterlichem Vergnügen
Thun er thebisch jungem Volk zugesellt
Auf Thiere streift. Mit Göttern aber liebt er sich
Allein zu messen. Vater, warnen wir ihn doch!
Wer ungehorsam Uebel nie besaß er sich.
Wo ist er denn? wer bringt ihn vor mein Aug her?
O ruft ihn, daß er schaue mich Glückselige!

Cadmus.

Weh! weh! erfahrt ihr jemals was ihr da gethan,
Schmerz wird euch schon rasen, grimmig! Glück ihr aber so
Hanfert in diesem Zustand, welcher euch ergriff.
Wenn auch nicht glücklich, glaubt ihr euch nicht unglücklich.

Agave.

Was aber ist Unrechtes hier, und Krankendes?

Cadmus.

Zu wende mir zuerst dein Auge ätherwärts.

Agave.

Weh! dann! Warum befiehlst du mir hinaufzuschaun?

Cadmus.

Ist er wie immer, oder siehst du Aenderung?

Agave.

Viel glänzender denn sonst, und doppelt leuchtet er.

Cadmus.

So ist ein Aufgeregtes in der Seele dir.

Agave.

Ich weiß nicht was du sagen willst, doch wird es mir
Als ein Besinnen, anders aber als es war.

Cadmus.

Vernimmst mich alles deutlich und erwiderst klug?

Agave.

Vergessen hab' ich, Vater, was zuvor ich sprach.

Cadmus.

In welches Haus denn kamst du brautlich eingeführt?

Agave.

Dem Sohn des Drachengatten ward ich, dem Echion.

Cadmus.

Und welchen Knaben gabst dem Gatten du daheim?

Agave.

Pentheus entsprang aus unser beiden Einigkeit.

Cadmus.

Und wessen Antlitz führst du auf der Schulter hier?

Agave.

Des Löwen, wie die Jägerinnen mir gericht.

Cadmus.

So blicke grad' auf, wenig Mühe kostet es.

Agave.

Ach, was erblick' ich? trage was hier in der Hand?

Cadmus.

Betracht' es nur, und lerne deutlich was es ist!

Agave.

Das größte Leiden seh' ich unglückselige.

Cadmus.

Dem Löwen doch vergleichbar nicht erscheint dir dies?

Agave.

Nein, nicht! vom Pentheus trag' ich jammervoll das Haupt.

Cadmus.

Bejammert lange, früher als du's anerkannt.

Agave.

Wer tödtet' ihn? wie kam er doch in meine Faust?

Cadmus.

Unsel'ge Wahrheit! wie erscheinst du nicht zur Zeit.

Agave.

Sprich nur, das Herz hat dafür auch noch einen Puls.

Cadmus.

Du, du erschlugst ihn, deine Schwestern würgten mit.

Agave.

Wie aber kam er um? zu Hause, draußen, wo?

Cadmus.

Wo seinen Hunden wo Aktäon ward zerfleischt.

Agave.

Wie zum Kithäron aber kam der Unglücksmann?

Cadmus.

Dem Gott zum Trotze, deiner auch, der Schwärmenden.

Agave.

Wir aber dort gelangten an ihn welcher Art?

Cadmus.

Ihr rast'et, rasete bacchisch doch die ganze Stadt.

Agave.

Dionysos, er verdarb uns, dies begreif' ich nun.

Cadmus.

Den ihr verachtet, nicht als Gott ihn anerkannt.

Agave.

Allein der theure Leib des Sohnes, Vater, wo?

Homer noch einmal.

Es giebt unter den Menschen gar vielerlei Widersprüche welcher aus den verschiedenen einander entgegengesetzten, nicht ausgleichenden Denk- und Sinnesweisen sich immer aufs neue entwickelt. Wenn eine Seite nun besonders hervortritt, sich der Menge bemächtigt und in dem Grade triumphirt, daß die entgegengesetzte sich in die Enge zurückziehen und für den Augenblick im Stillen verharren muß, so nennt man jenes Uebergewicht den Zeitgeist, der denn auch eine Zeit lang sein Wesen treibt.

In den frühern Jahrhunderten, läßt sich bemerken, daß eine solche besondere Weltansicht und ihre praktischen Folgen sich sehr lange erhalten, auch ganze Völker und viehjährige Sitten zu bestimmen und zu beherrschen wußte; neuerlich aber ergiebt sich eine größere Versatilität dieser Erscheinung, und es wird nach und nach möglich, daß zwei Gegensätze zu gleicher Zeit hervortreten und sich einander das Gleichgewicht halten können, und wir achten dies für die wünschenswertheste Erscheinung.

So haben wir z. B. in Beurtheilung alter Schriftsteller uns im Sondern und Trennen kaum auf den höchsten Grad der Meisterschaft erhoben, als unmittelbar eine neue Generation auftritt, welche sich das Vereinen, das Vermitteln zu einer theuren Pflicht machend, uns, nachdem wir den Homer einige Zeit, und zwar nicht ganz mit Willen, als ein Zusammengefügtes, aus mehreren Elementen Angereihtes vorgestellt haben, abermals freundlich nöthigt, ihn als eine herrliche Einheit, und die unter seinem Namen überlieferten Gedichte als einem einzigen hohen Dichtersinne entquollene Gottesgeschenke anzuerkennen. Und dies geschieht denn auch im Zeitgeiste, nicht verstritten noch überliefert, sondern proprio motu, der sich mehrfaltig unter verschiedenen Himmelsstrichen hervorthut.

Französische Literatur.

Rameau's Neffe.

Zu Ende des Jahrs 1804 vertraute mir Schiller: es sey ein Manuscript in seinen Händen, ein Dialog Diderots, Rameau's Neffe betitelt, noch ungedruckt und unbekannt; Herr Göschen sey gesinnt dasselbe abdrucken zu lassen, worüber aber wünsche er, zu Erregung lebhafter Aufmerksamkeit, eine deutsche Uebersetzung ins Publikum zu senden. Man trug mir die Arbeit an, und ich, seit langer Zeit nur dem Verfasser große Achtung beyzeugend, übernahm sie gern, nachdem ich das Original durchgelesen hatte.

Meiner Arbeit wird man beyfällig ansehen, daß ich mit ganzer Seele dabey war; der Abdruck erfolgte, konnte aber eigentlich im deutschen Publikum nicht greifen. Die kriegerischen Aspekten verbreiteten überall eine bängliche Sorge, wie denn auch die intentionirte Herausgabe des Originals durch die französische Invasion unräthlich zu unthulich gemacht wurde. Der aufgeregte Hass gegen die Eindringenden und ihre Sprache, die lange Dauer einer traurigen Epoche, verhinderten das Verbaden; Schiller verlies uns und ich erfuhr nicht, wohin das zurückgegebene Manuscript gekommen war.

Als man aber im Jahr 1813 die sämmtlichen Werke Diderots an die Sammlung französischer Prosaisten anzuschließen gedachte, und deshalb eine vorläufige Anzeige herausgab, erwähnte man auch dieses verborgenen Manuscripts, nach dessen deutscher Uebersetzung man den Inhalt dieses wunderlichen Werkes umständlich entwickelte, und zugleich nicht unglücklich einige Stellen wieder ins französische zurückstreng. Man wollte zwar den Dialog nicht als ein Meisterwerk gelten lassen, fand ihn aber doch der originellen Feder Diderots würdig, wodurch man es denn doch für ein solches erklärte.

Die Sache kam noch einigemal in Anregung, aber ohne weiteren Erfolg. Endlich erschien im Jahr 1821 in Paris: Le Neveu de Rameau, dialogue, ouvrage posthume et inedit, par Diderot, und machte wegen billig großes Aufsehen. Das Rätsel davon verdient wohl die Aufmerksamkeit auch künftiger Zeiten. Es verhielt sich aber damit folgendermaßen:

Jene öffentlich wiederholten Erkundigungen nach dem Original veranlaßten einige junge Männer zu dem Versuch einer Rückübersetzung. Der Vicomte de Saur, Maitre des requêtes au Conseil du roi, wie er sich in einer Sendung an mich unterschreibt, übernahm die Arbeit und gelang, daß sie wagen durften sie für das Original auszugeben. Einige Abweichungen und Mißverständnisse, so wie eingeschaltete den Uebersetzern eigne Stellen, konnten nicht leicht entdeckt werden. Genug man glaubte eine Zeit lang das Original zu besitzen, bis endlich durch das entstandene Aufsehen, durch die Benutzung des Herausgebers der Werke Diderots, in der Familie desselben das wirkliche Original gefunden wurde.

Jene geistreichen jungen Männer aber wollten sich eines literarischen Frevels nicht bezichtigen lassen, und erklärten das wahre Original für untergeschoben, welches denn zu mancherley Contestationen Gelegenheit gab. Der Herausgeber Herr Briere wendete sich an mich in einem Schreiben vom 27. Juny 1825, aus welchem ich folgende Stelle mittheile:

«Als Herausgeber der vollständigen Werke Diderots hab' ich auch einen von Ew. ꝛc. selbst ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen gesucht, indem ich den Neffen Rameau's in meine Ausgabe mit aufnahm. Dieses Werk ist noch nicht öffentlich erschienen, aber Ihre deutsche Uebersetzung dieser merkwürdigen Production ist so treu, wie der Sohn des Colmarschen Pfeffel mir noch vor einigen Tagen versicherte, um darnach Diderots Arbeit originalmäßig wieder herstellen zu können.

«Indessen aber habe ich, um der französischen Literatur Diderot's Werke zu überliefern, keinen Gebrauch von Ihrer Uebersetzung gemacht, sondern den Abdruck einer Copie veranstaltet, welche 1760 unter den Augen des Verfassers vorhanden war und welche ich von der Frau Marquise Vandeuil, Diderots einziger Tochter, empfing, welche noch lebt und gegenwärtig in Paris wohnt, Rue Straße Luxembourg Nr. 18.»

Weiter klagt nun Herr Briere über die unvollkommenheiten jener Rückübersetzung, davon er mir ein Exemplar mit Randglossen zusendet und, indem er mir auch das ächte Original nunmehr abgedruckt zuschickt, gar bedeutende Beweise von französischer Leichtfertigkeit vor Augen legt. Zunächst aber setzt sich erst die Wichtigkeit seiner Klage, indem, weil einmal das Publikum durch eine Uebersetzung hintergangen worden, man nun auch das ächte Orig nal für eine Spiegelfechterey erklärt. An die innern Gründe denkt niemand, man verlangt äußere, man will Diderot's Original vorgewiesen haben, und eine würdige Dame so gut als der Herausgeber werden für Betrüger erklärt. Er wendet sich daher an mich als den Einzigen, welcher hierin Recht sprechen könne. : Denn was das Hauptargument betrifft, so sey es noch unerwiesen, ob es an den Herzog von Gotha, oder an den Prinzen Heinrich von Preußen gesendet worden.

Was ich jedoch hierbey zwischenhinein erinnern muß ist dies, daß das Manuscript nicht nach Gotha gekommen seyn kann, weil ich bey meinem dortigen diplomatisch-literarischen vertrauten Verhältnissen niemals etwas davon vernommen. Soll ich eine Vermuthung aussprechen, so ist das Manuscript nach Petersburg an Ihro Majestät die Kaiserin Katharina gelangt, die Copie, nach der ich übersetzte, schien dort genommen und für mich hatte diese Filiation die höchste Wahrscheinlichkeit.

Dem wirklich wackre und zutrauenden Verleger antwortete ich nun folgendermaßen:

«Hochverehrtester Herr! Sie haben mir durch die bedeutende zutrauliche Sendung sehr viel Gefälliges gemacht; denn ob ich gleich vor so viel Jahren den Diderotischen trefflichen Dialog mit Neigung, ja mit Leidenschaft übersetzte; so konnte ich denselben noch nur eine flüchtige Zeit nehmen, darauf aber meine Arbeit mit dem Original niemals wieder vergleichen.

«Nun geben Sie mir Gelegenheit es zu thun, und ich trage kein Bedenken hiemit meine Ueberzeugung auszusprechen, daß der von Ihnen adressirte Neveu de Rameau gleichfalls mit der Copie sey, wornach ich übersetzte. Schon empfand ich dies gleich beim ersten Lesen, was nun gar zu einer Gewißheit wird, indem ich, nach einer so langen Pause das französische Werk mit meiner Uebersetzung zusammenhalte, gar manche Stelle finde, welche mich befriedigt meiner Arbeit einen größern Werth zu geben, wenn ich sie weiter bearbeitet hätte.

«Eine solche Erklärung scheint hinreichend zu Ihren Zwecken, die ich gern fördern mag, weil, wie gesagt, durch die Entdeckung und Publication des Originals mir selbst ein bedeutender Dienst geschehen. — Weimar, den 16 October 1825.»

Aus Vorstehendem erkennt man den großen und unersetzlichen Schaden, welchen falsche, ganz oder halb erlogene Schriften im Publikum anrichten, es besteht darin, daß das Urtheil der Menge, welches immer einer hohen leitenden Leitung bedarf, sich durchaus an solchen Schriften verwirrt, die durch Annäherung an gewiß Originalien gerade das Bessere zu sich herabziehen, so daß das Mittelmäßige vom Vortrefflichen, das Schwache vom Starken, das Absurde vom Erfahrnen nicht mehr zu scheiden ist.

Wer indessen Freude an der französischen Literatur hat, auch an den Einwirkungen der Literaturen insonderheit prüfen, daß ein solches Journal, als das schon anerkannte und noch allgemeiner anzuerkennende, sich doch endlich wieder gefunden hat.

Nunmehr aber hatte ich für nöthig etwas über die Noten zu sagen, welche ich meiner Uebersetzung jenes Dialogs mitgetheilt hatte.

Das erste Interesse, das ich diesem Dialog bei der ersten Lesung zuwendete, entsprang wohl aus der frühern Bekanntschaft mit Diderots Werken in den Augenblick da sie erschienen. Die oft genannte und noch jetzt respectable Correspondenz, womit Herr von Grimm sein Paris in Verbindung mit der übrigen Welt zu erhalten wußte, ward durch die neu entstandnen und entstehenden Werke tüchtig gesteigert. Stückweise kamen la Religieuse so wie Jacques le Fataliste, in unmittelbarer Folge nach Gotha, wo denn diese sich einander selbst reichen Abschnitte jener bedeutenden Werke gleich in besondere Hefte abgeschrieben und in jenem Kreise zu dem ich auch zu gehören das Glück hatte, mitgetheilt wurden.

Unser Zeitgenosse bedienen sich desselben Kunststücks, ihre Leser von Blatt zu Blatt fortzuziehen und wenn es auch nur der Neugierde wegen geschehe. Uns aber wurden diese sehr gehaltschweren Abtheilungen nach und nach zugesandt und wir hatten während der gewöhnlichen Pausen immer genug zu thun den Gehalt dieser sonderbaren Productionen zu bedenken und durchzusprechen; wodurch wir sie uns auf eine Weise eigen machten, von welcher man in der spätern Zeit kaum einen Begriff haben möchte.

In aber hatte von diesen Dingen diese größere Förderniß und Belehrung, als ich von Kindheit auf, wie ich in meinen vorgehenden Heften schon gefunden habe, mit der französischen Literatur durchaus bekannt geworden; wohnte mir dem als in dem gedachten Dialog verkommende, in gewissem Sinne auch geschichtlichen Personen nicht wenig freuen und mir dadurch diese sehr complicirte Production in besserer Klarheit vor der Seele stand.

Begreiflich ich muß aber meine lieben Landsleute in dieser späten Zeit, so kennt' ich nicht erwarten, daß jene Tage nur irgend einem Deutschen wie uns konnten gegenwärtig sein. Die Regierungsepoche Ludwigs XV waren schon völlig in den Hintergrund getreten; die Revolution hatte ganz andre Zustände und Ansichten hervorgebracht; von solchen Frechheiten eines müßigen, beschaulich humoristischen Lebens, wie solches in dem Element der ersten sechziger Jahre nur zu denken war, konnte die Rede nicht mehr sein.

Da man doch aber diese literarische Waare in solchen Fällen durch Noten mit Vergnügen aufgeklärt sieht, so dachte ich das Entschwundene dem deutschen Leser wieder entgegenzubringen; allein auch diese Bemühung war für den Augenblick vergebens, die Kriegstage und Jahre verschlangen alles Interesse, und auch ohne dies konnte ein solches Werk an keine ungetheilte Theilnahme einigen Anspruch machen.

Gleichzeitig unterließ der Verleger den Abdruck des Originals, wodurch denn jene Verwirrung für die Zeitgenossen eingeleitet wurde.

Die eben genannten jungen Männer mußten, indem sie heimlich an ihrer Nachdichtung arbeiteten, auch von den Noten Kenntniß nehmen, welche ich meiner Arbeit hatte folgen lassen. Sie schienen sich selbige wohl durchgedacht zu haben und faßten den Entschluß eine Uebersetzung davon als eines eigenen Werks und dadurch dem französischen Publikum angenehmer zu machen. Sie gaben daher nun das Werk im Jahre 1823 unter folgendem Titel heraus: Des hommes célèbres de la France au dix-huitième siecle, et de l'état de la littérature et des arts à la même époque; par M. *Goethe*: traduit de l'allemand, par MM. *de Sauer* et de *Saint-Geniès*; et suivi de notes des traducteurs, destinées à developper et à compleeter sur plusieurs points importaus les idées de l'auteur. Paris chez Antoine Augustin Renouard. 1825.

Dieses Buch, mit einiger Gunst angesehen, kann man wirklich als wohl zusammengestellt gelten lassen; in ein not kurzen Vorrede geben sie einen allgemeinen Begriff von meinen dichterischen und literarischen Bemühungen, dem sie einen kleinen Abriß meines Lebens folgen lassen. Meine Noten zu Rameaus Neffen, die ich in alphabetische Ordnung gestellt, haben sie angefügt, um dem Titel ihres Werkes einigermaßen nachzukommen. Voltaire steht eben an, Diderot und andere interessante Menschen folgen. Uebersetzungsweise, Geschmack, Musik, kommen zur Sprache.

Die Uebersetzung selbst ist sehr frei, theils auslassend, theils paraphrasirend, jedoch ungeachtet einer solchen Behandlung redlig im Sinne des Originals, in welchem sie genugsam eingedrungen sind, so wenig sich auch auf diese Weise der Text, als zusammenhängend und übereinstimmend, ganz bequem lesen läßt.

Dagegen haben sie sich in den hinzugefügten Noten ihrer Freiheit bedient und bald im Einklang, bald in einigem Widerspruch, sich zu vernehmen gegeben. Bald lassen sie gelten, bald bestimmen, bald berichtigen sie; wo denn der Herr übersetzen und die fernere genannte Kenntniß dieser Gegenstände ganz willkommen sind; dagegen auch dieses Buch, wie es liegt, als ein brauchbarer Beitrag zur französischen Literatur wie sie sich in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts gebildet hatte, gar wohl angesehen werden kann. Noch verdient bemerkt zu werden, wie angenehm einen die Billigkeit gewesen, womit ein Ausländer ihre Literatur behandelt und beurtheilt. Es wird es auch einen jeden bei Durchlesung dieses Bandes interessiren, den Brief Voltaire's an Pallissot wieder zu finden, worin er diesen wegen des Schauspiels, die Philosophen, bestraft, ein bewundernswürdiges Beispiel, wie man mit gerechter Schärfe und Strenge zugleich sich aufs anmuthigste und beharrlichste benehmen kann. Eine Art jedoch die vorliegende zu merk

als Voltairen gelang, vielleicht auch keine andere Nation so gut hatte klatschen können.

Nachdem die französische Uebersetzung des Diderotischen Dialogs erschienen war, fing man an zu untersuchen, ob der Neffe Rameau's jemals existirt habe. Glücklicherweise fand man in Mettrais Tableau de Paris eine Stelle, welche sein Dasein außer Zweifel setzt und sowohl vom Oheim als vom Neffen Charakteristische Züge mittheilt. Auch diese sagen wir übersetzt hier hin, es ist Mettrier der spricht:

« Ich habe, sagt er, indem er vom Oheim zu reden beginnt, in meiner Jugend Rameau den Musicus gekannt. Es war ein langer Mann, dürr und hager, eingeschrumpften Ansehens, der, gebückt wie er war, im Palais-Royal stets spazieren ging, die Hände auf dem Rücken verschränkt, um sich einiges Gleichgewicht zu geben. Er hatte eine lange Nase, ein spitzes Kinn, Stelzen statt der Beine und eine schnarrende Stimme. Er schien unzugänglichen Humors und nach Art der Poeten sprach er unsinnig über seine Kunst.

« Man sagte damals: die ganze musikalische Harmonie sey in seinem Kopfe. Ich ging in die Oper, aber Rameau's Opern entzogen mich äußerst. Doch wurden sie mir von jedermann als das non plus ultra der Musik vorhergesagt, so daß ich, an mir selber irre werdend, mich für diese Kunst verloren hielt und mich innerlich betrübte, bis Glück, Piccini, Sacchini meine schlummernden aber betäubten Fähigkeiten im Grunde meiner Seele erweckten. Von Rameau's großem Rufe begriff ich nichts und es wollte mich später bedünken als hätte ich nicht so ganz unrecht gehabt.

« Er konnte Violinen nie eine Note begreiflich machen und dieser jenem nie die Schönheit eines seiner Verse, so daß, als sie einst gemeinsam an einer Oper arbeiteten, sie fast handgemein wurden, indem sie über die Harmonie sprachen.

« Derselbige Rameau, eines Tages eine schöne Dame besuchend, erhebt sich plötzlich von seinem Stuhle, nimmt einen kleinen Hund von ihrem Schoß und wirft ihn aus dem dritten Stockwerk zum Fenster hinaus. Die erstaunte Dame ruft: Was macht Ihr, mein Herr! — Er bellt falsch, sagt Rameau, indem er mit dem Unwillen eines Mannes auf und ab geht, dessen Ohr hochlich beleidigt worden.

« Ich habe auch seinen Neffen gekannt, der bald ein Abbe, bald ein Laie war, der in den Kaffeehäusern lebte und alle Wunder der Tapferkeit, alle Wirkungen des Genies, alle edle Selbstverläugnung, kurz alles Große und Gute was je in der Welt geschehen, auf das Kauen reduzirte. Nach ihm hatte alles daß keinen andern Zweck und keinen andern Erfolg gehabt als um etwas zwischen die Zähne zu bekommen.

« Er predigte diese Lehre mit einer sehr ausdrücklichen Gebärde und einer höchst materiellen Bewegung der Kinnladen. Sprach man von einem schönen Gedicht, von einer edlen That, von einem guten Gesetze, so sagte er: alles dieß kommt Marschall von Frankreich bis zum Schuhflicker und von Voltaire bis zu Chaban oder Chanbannon, geschieht dieß um etwas zu bekommen, daß man in den Mund thue und worin man die Besitze der Mastication erfülle.

« Eines Tages im Gespräch sagte er mir: Mein Onkel der Musicus ist ein großer Mann, aber mein Vater, erst Soldat, dann Geiger, dann Kaufmann, war ein noch größerer. Ihr sollt urtheilen! Er war es, der etwas zwischen die Zähne zu bringen verstand! —

« Ich lebte im väterlichen Hause mit vieler Sorglosigkeit, denn es war immer meine Art, wegen der Zukunft wenig wesentlich zu seyn. Ich hatte mehr wild und unwissend als Jung zurückgelassen, als mein Vater eines Tages in mein Zimmer trat und mir sagte: Wie kann man doch so ein dummer faulen Art beschaffen Seit zwei Jahren verwirfst du Werk von mir. — Bester, daß ich in meinem zwanzigsten Jahre gehangen war und einen Zuckast hatte!

« Da ich über andere Dinge war, antwortete ich meinem Vater: das komm ich ein in Zustand, daß man so sind! Aber wie geschah es, daß ihr gehangen und hochmein Vater wurdet?

« Hört, sagte er, ich war Soldat und marschirte; der Profoß faßte mich und ließ mich an einem Baum knüpfen. Ein kleiner Regen verdünnerte den Strick so gelaben wie er selbe, aber siehe da wie er nicht selbe. Der Strick hatte mir mein Hemd gelassen weil es löchrig war, dadurch rissen derselbe und nahmen mir mein Hemd auch mit, weil es nichts taugte, aber mit einem Stück mich durchschnitten sie den Strick und ich fiel auf die Erde. Sie war feucht, die Feuchte brachte mich wieder zu mir und ich lief auf einen Marktflecken zu, der nicht weit war. Ich trete in eine Weinschenke, ich sage zur Frau: Erschrecket euch nicht mich im Hemde zu sehen, mein Gepäck ist gestohlen worden. Doch davon herauch. Jetzt bitte ich um nichts als eine Feder, Tinte, vier Bogen Papier, ein Brod für einen Sou und einen Schoppen Wein.

« Ohne Zweifel hat mein durchlöchertes Hemde die gute Frau zum Mitleid bewogen. Ich schreib auf die vier Bogen Papier: Heute große Schauspiel, gegeben durch den berühmten Italiäner, die ersten Plätze zu sechs Sous, die zweiten zu drei. Jedermann trete herein, wann er beliebt.

« Ich verschaffte mich hinter eine Tapete, borgte eine Gige, schnitt mein Hemde in Stücke und machte daraus fünf Marionetten, die ich mit Tinte und ein wenig von meinem Blute bemalte; und so war ich fertig, um wechselsweise meine Puppen reden zu lassen, und hinter meiner Tapete zu singen und zu geigen.

« Ich hatte im Preludiren meinem Instrument einen außerordentlichen Ton gegeben, die Zuschauer strömten herzu, der Saal wurde voll. Der Geruch der nahen Küche gab mir neue Kräfte, und der Hunger, der einst Herzog begeisterte, inspirirte auch deinen Vater. Während einer ganzen Woche gab ich täglich zwei Vorstellungen, und auf dem Zettel stehts von Verdoppelung der Preise. Ich wanderte aus der Schenke mit einem Reichthum, drei Hemden, Schuhen und Strümpfen und hinreichendem Gelde bis zur Grenze. Eine kleine Hetzschrift durch das Hängen verursacht, war ganz verschwunden, so daß der Fremde meine sonore Stimme bewunderte.

« Du siehst also, daß ich im zwanzigsten Jahre berühmt war, und meinen Zustand hatte. — Du bist zwölf und zwanzig, daß ein neues Hemd auf dem Leibe, hier sind zwölf Franken und nun pack dich.

« Sie verabschiedete mich mein Vater. Ihr werdet gestehen, daß es von dort ein zu weiter Weg war, als daß man hätte zu Dardanus oder Castor und Pollux gelangen sollen. Seitdem sehe ich alle Menschen ihre Hemden nach dem Grad ihrer Fähigkeit schneiden, und öffentlich Marionetten spielen, und alles dieß um ihren Mund zu füllen. Die Mastication ist nach meiner Ueberzeugung der wahre Endzweck aller seltensten Dinge dieser Welt.

« Dieser Rameau's Neffe hatte am Tage seiner Hochzeit, für einen Thaler ins Kopf, alle Leierweibchen von Paris gemiethet, und er ging in ihrer Mitte durch

die Straßen, indem er seine Frau am Arme führte. Du bist die Tugend, sagte er, aber ich habe dir einen noch größern Glanz geben wollen durch diese Schatten, die dich umringen. »

So weit Mercier, dessen Unterredung mit Rameau's Neffen denselben Ton hat wie Diderots Dialog, und welche große Aehnlichkeit hinreichend beweisen möchte, daß es kein erdichteter Charakter, sondern ein wirklicher Mensch gewesen sey, wonach beide Maler, eine von einander zu wissen, ihr Portrait mit so großer Wahrheit entwarfen.

Alles Vorhergehende nochmals überlesend, scheint es mir dem allgemeinen Interesse gemäß, Ihnen den angebotenen Brief des französischen Botschafters im Original beizulegen; er verfehlt mir lebhafter in jene Tage, wo diese Angelegenheit mit Leidenschaft behandelt wurde.

Pardonnez-moi, Monsieur, si je viens vous dérober quelques-uns de ces instans précieux que pour les plaisirs de notre âge, et ceux des siècles futurs vous avez consacrés au culte des muses; mais c'est au nom des mânes de Diderot que je vous invoque, et le rang distingué que cet illustre écrivain me paraît tenir dans votre estime m'est un gage assuré, que je ne me se ai point vainement adressé à vous. Je me sens encore soutenu dans ma témérité à solliciter de vous une réponse par ce profond caractère de vérité et de droiture que je trouve empreint dans tous vos écrits.

Il s'agit, Monsieur, de prononcer dans un procès purement littéraire; votre sentence sera sans appel, et votre réponse me donnera une victoire éclatante sur un imposteur qui n'a pas craint de me présenter au public français comme un fourbe capable d'en imposer au point de donner pour un original une traduction d'un ouvrage de Diderot. Voici le fait:

Editeur des *Oeuvres complètes de Diderot*, j'ai rempli le vœu formé par vous-même en comprenant dans mon édition *le Neveu de Rameau*. Cet ouvrage n'est pas encore publié. La traduction allemande que vous avez donnée de cet ouvrage remarquable, est si fidele, me disait encore, il y a quelques jours, le fils de Pfeffel de Colmar, qu'il serait très facile de reproduire textuellement Diderot.

Cependant pour rendre aux lettres françaises l'ouvrage de Diderot je n'ai point fait usage de votre traduction; j'ai imprimé mon édition sur une copie faite en 1760 sous les yeux de l'auteur; cette copie m'a été donnée par madame la Marquise de Vandeuil, fille unique de Diderot, vivant et demeurant aujourd'hui à Paris, rue Neuve-de-Luxembourg n°. 18.

D'un autre côté un Monsieur de Saur a retraduit en 1821 votre traduction, il l'a défigurée en beaucoup d'endroits; s'est permis beaucoup d'amplifications et n'en a pas moins présenté son livre, comme un ouvrage posthume et inédit de Diderot. Aujourd'hui qu'il se voit forcé d'avouer qu'il n'est que traducteur, il me dénonce comme un fourbe semblable à lui et prêche dans tous nos journaux que mon édition, prétendue originale, n'est comme la sienne qu'une traduction de votre traduction. Prouvez le contraire, me dit-il, en me présentant l'autographe de Diderot et je me rétracte à l'instant! Le méchant sait bien que cet autographe envoyé au prince de Saxe-Gotha, ou au prince Henri de Prusse a été détruit; et comme je n'ai à lui opposer que la copie faite par un secrétaire de Diderot, il persiste à taxer d'imposture la famille de Diderot et moi-même. C'est à vous seul qu'il est réservé, Monsieur, c'est à vous seul qu'il est possible de faire voir quels sont les trompeurs, de M. de Saur ou de l'estimable Marquise de Vandeuil, avec laquelle je m'honore de faire cause commune dans cette affaire. La France attend votre arrêt.

J'ai l'honneur de vous envoyer, Monsieur, un exemplaire de mon édition du *Neveu de Rameau*. Vous reconnaîtrez, je n'en doute point, le même texte qui a servi à votre élegante traduction. Après avoir reconnu la vérité de mes assertions serez vous assez bon pour me donner, par la réponse dont j'ose me flatter d'être honoré, le moyen de confondre mes accusateurs et ceux de la famille de Diderot lui-même? Je me vois à mon début dans le monde, compromis dans ce que j'ai de plus cher auprès de mes concitoyens, dans mon honneur même, puisque ces messieurs n'ont pas craint de me présenter comme capable d'abuser de la confiance publique.

Je vous envoie aussi, Monsieur, un journal dans lequel vous verrez que ces Messieurs traitent Diderot avec aussi peu de pudeur que de bonne foi.

Vous recevrez enfin un exemplaire de la traduction de MM. de Saur et de Saint-Géniès dans lequel j'ai souligné ou indiqué une faible partie des contre-sens qu'ils ont faits et des additions qu'ils se sont permises. Les numéros inscrits à la marge indiquent les pages correspondantes de mon édition.

Si vous daignez m'honorer d'une réponse, je ne doute pas de voir contester par mes détracteurs l'authenticité de votre signature; mais l'Europe savante la connaît, et l'Institut de France est là pour me venger.

C'est beaucoup vous demander, Monsieur, que de solliciter de vous de pareils soins; mais je suis sûr que quand il dépend de vous d'assurer le triomphe de la vérité et de confondre l'imposture, vous oubliez promptement toutes les peines que vous avez pu prendre.

Je suis, Monsieur, avec les sentimens du plus profond respect, et de la plus haute consideration

de Votre Excellence,
le très humble et très obéissant serviteur
BRIÈRE,
Libraire-éditeur des Œuvres de Diderot, rue St.-André-des-Arts, n. 68.

Paris, le 27 juillet 1823.

Don Alonzo ou l'Espagne.

Histoire contemporaine par N. A. de Salvandy. Paris 1824.

Ein merkwürdig historischer Roman! — Diese Art Schriften standen sonst nicht im besten Ruf, weil sie gro-

wöhnlich die Geſchichte in Fabel verwandelten, und unſere hiſtoriſche muthlam erwerben, reine Anſchauung durch ein irrgeleitete Einbildungskraft zu verwirren pflegten. Neuerer Zeit aber hat man ihnen eine andere Wendung gegeben; man ſucht der Geſchichte nicht ſowohl durch Fictionen, als durch die Kraft dichteriſchen Bildens und Darſtellens zu Hülfe zu kommen und ſie dadurch erſt recht ins Leben einzuführen. Dieß iſt nun mehr oder weniger zu erreichen, wenn man wirkliche Hauptfiguren aufführen, ſie durchaus rein hiſtoriſch portraitirt ihrem Charakter gemäß handeln läßt; die Geſtalten der Umgebung ſodann nicht ſowohl erfindet, als annimmt, wie ſie eben vorliegt, ſo daß die ſittlichen Eigenſchaften und Gewohnheiten der gewählten Epochen durch Individuen ſymboliſirt, dieſe aber durch allen Verlauf und Wechſel ſo durchgehalten werden, daß eine große lebendige Maſſe von Merkwürdigkeiten ſich zu einem glaubwürdigen, überzeugenden Ganzen vereinigt und abrundet.

Walter Scott iſt als Meiſter in dieſem Fache; er benutzte den Vortheil bekannte, aber wenig bekannte Gegenden, halbvergeſſene Begebenheiten, Sonderbarkeiten in Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten kunſtreich aufzuſtellen, und ſo ſeinen Lesern halbwahren Welten Intereſſe und Beifall zu verſchaffen.

Der nun auftretende Gallier iſt ſchon kühner, er webt und wirkt in den neueſten Zeiten. Wenn er alle namhafte Perſonen portraitirt, ſo kann ihm die Tagesgeſchichte gleich nachkommen, und was die erfundenen betrifft, ſo laſſen ſich dieſe auch an der Gegenwart prüfen: denn wie unſere Zeitgenoſſen überall denken und handeln, davon haben wir Empfindung und auch mehr Begriff.

Ein ſo großes Werk wie Alonzo ſeinem Gange nach zu entwickeln, wäre eine ſehr ſchwierige Arbeit, die unſeres Amts nicht iſt, früher oder ſpäter, im Original oder Ueberſetzung, wird das Werk allgemein geleſen werden. Wie auch ſein Inhalt ſeyn muß, ergiebt ſich aus folgendem Verzeichniß der vornehmſten handelnden Perſonen, das um ſo nöthiger iſt, als im gedrängten Gange des Werks dieſe Geſtalten öfters wiederkommen und ſich dermaßen kreuzen, daß nur ein aufmerkſames wiederholtes Leſen und eine deutliche Vorſtellung von den wechſelſeitigen Einwirkungen verſchaffen kann. Daher wird jeder Leſer gern, wie der Zuſchauer eines perſonenreichen Schauſpiels, dieſen Anmerke-Zettel öfters zu Rathe ziehen.

Alonzo.

Hiſtoriſcher Roman.

Perſonen der einleitenden Erzählung.

Der Autor, Franzöſe, Reiſender, tritt 1820 an der Weſtſeite über die ſpaniſche Gränze.

Don Geronime, Alcade von Urbar, zugleich Wirth einer geringen Herberge.

Donna Urraca, deſſen Gattin.

Don Juan de Dios, älterer Sohn, Studirender.

Francisco di Paula, jüngerer Sohn zum geiſtlichen Stande beſtimmt, einſtweilen Hausknecht.

Pajita, auch Francisca, nettes Mädchen, Nichte.

Pater Procurator, ein Dominicaner.

Antonio, Vetturin, Liebhaber der Pajita.

Unbekannter, geheimnißvoll.

Intendant eingezogner Güter.

Conſtitutioneller General, Bruder von Donna Urraca, Vater von Pajita.

Mdme. Hiriart, Wirthin zu Ainhoa.

Perſonen des Manuſcripts von Ainhoa, welches mit dem Tode Carls III. beginnt, 1788.

Don Louis, entlaſſener Officier.

Donna Leonor, deſſen Gemahlin.

Alonzo.

Maria de las Angustias, nachher vermählte Marquiſe von C. Pable. } Kinder.

Fray Ifidoro, Inquiſitor von Murcie.

*

Carl IV, König von Spanien.

Maria Louiſe, Königin von Spanien.

Prinz von Aſturien, Sohn und Thronfolger.

Godoy, Herzog von Alcudia, Friedensfürſt, Günſtling, Beherrſcher des Reichs.

*

Enriquez, ſonſt berühmt im Stiergefechte, jetzt Invalid.

Antonio, Vetturin, Graziose. Siehe oben in der Einleitung.

Fray Aparicio, junger Pfaffe, deſſen Bruder.

Commiſſarius zu Salamanca, Hausvritty des ſtudirenden Alonzo.

Donna Engrazia, Hausvirthin.

Don Mariano, ihr Enkel, Baccalaureus.

Mariano, Dienſtmagd.

*

Sir Georges Wellesley, Engländer von Einfluß.

*

Don Juan, Herzog von L., vormals als Baron von R., Gouverneur von Havanna.

Don Carlos, ſein älteſter Sohn, Gardeofficier, Ritter der Puerta del Sol.

Don Jayme T., vormaliger Wüſtling, Bruder des Don Carlos.

Der Graf von O.

Donna Matea, ſeine Gemahlin.

Alduza, ihre Tochter.

Domingo, ihr Vater, reicher Kaufmann von Cadix.

Ines, ihre Kammerfrau.

Margarita, ihr Kammermädchen.

Don Oſorio, Marquis von C., Schwager des Herzogs von L.

Der Graf v. L., Günſtling des Günſtlings Godoy.

Sor Maria de los Dolores, Aebtiſſin, Mutter des Bruders vom Marquis von C.

Entrepreneur eines Fuhrwerks.

Hidalgo di Latina, von Valencia gebürtig. In Erinnerung alter Zeiten für Oeſterreich gegen die Bourbons geſinnt.

Don Lope, geheimnißvoller Officier, des Prinzen von Aſturien Jugendfreund, eingeweiht mit ihm, nun durch eine reichliche Stelle in Amerika belohnt.

Der Prälat Iſidore. Siehe oben Fray Iſidoro.

Hiemit wären wir noch nicht einmal bis zu Ende des erſten Theils gelangt; indeſſen ſind die Hauptperſonen doch ſchon eingeleitet. Wir verlaſſen unſeren Helden in dem Augenblicke da er nach America in eine ehrenvolle Verbannung geſendet wird. Auf dieſem Schauplatz der neuen Welt treten neue Perſonen auf, mit denen ſich der Theilnehmer ſchon leichter bekannt machen wird. Kehrt er nach Europa zurück, ſo findet er ſich in der kannter Umgebung.

Zu eigener Aushülfe übernahmen wir die Bemühung, vorstehende Lücken auszufüllen, um die Schwierigkeiten, auf die man beim Lesen des Werks geräth, überwindlicher zu machen; sie bestehen aber darin, daß der Personen, was ihnen begegnet ist, erzählen: der Reisende, der Verfasser des Manuscripts von Xinhoa, ein Einsiedler und ein ritterlicher Soldat. Alle sprechen in der ersten Person, wodurch denn der Verfasser freilich den großen Vortheil hat, sie als gegenwärtig bei allen Ereignissen auftreten zu lassen; wie wir denn vom Tode Cäsars bis III. 1788, an bis auf den nächst heutigen Tag, durch Augenzeugen von den merkwürdigen Fortschritten der großen Verwirrung eines Reichs belehrt werden.

Diese Erzählungen werden uns aber nicht etwa hintereinander, sondern übereinander geschoben vorgelegt, worein wir uns denn zu finden und uns beste ausmerksamer beim Lesen zu benehmen haben.

Hat man sich nun in das Geschichtliche gefunden, so muß man den Vortrag des Verfassers bewundern und zugleich sein freie Uebersicht über die laufenden Weltbändel mit Beifall begrüßen. Wir sehen wie er, als Dichter und Redner, einen jeden für seine Partei und wider die Gegner ausführlich, klar und kräftig reden läßt, und mitten die Darstellung der wild-widerstrebenden Geister, woraus denn die endliche nicht zu schlichtende Verwirrung entspringt, zuletzt tedlich beschleudet. So wird z. B. anfangs von jedermann auf Napoleon geschalten und das Allerschimmste über ihn ausgesprochen: wie er aber persönlich auftritt, ein Gefecht einleitet und durchführt, erscheint er als Fürst und Heerführer ganz glänzend.

Daß bei dem so weitreichenden eines solchen Werkes die französischen Journale nicht schweigen konnten, läßt sich denken; der Constitutionel rühmt es unbedingt, das Journal des Debats ergeht eine, der mißwollenden Kritik nicht fremde, Manier den Autor herauszustreichen: denn es fordert von dem, der eine solche Arbeit unternehmen wollte, unmöglich, unmöglich Eigenschaften, verschreit das Werk sey schlecht, weil es diese Bedingungen nicht erfülle; im Einzelnen sey es lobenswürdig, das Ganze aber müsse cassirt und umgeschrieben werden.

Nachdem aber nun der Recensent eine ganze Strecke vermarkt geschritten, so wird er zuletzt wie Bileam seinen Esel mit Segnungen abgeschlichen vom guten Geiste gnädigst; wir theilen die merkwürdige Stelle und zwar im Grundtexte mit, da, wie uns ein Versuch belehrt hat, die sorgfältigste Uebersetzung sich nicht der Klarheit und Entschiedenheit des Originals bemächtigen konnte.

Ce livre porte beaucoup à réfléchir. Je n'en connais pas qui offre une peinture plus vraie des mœurs de l'Espagne, qui donne une idée plus complète de l'état de ce pays, et des causes qui l'ont tenu, peut-être sans espoir de retour, loin du mouvement de la civilisation de l'Europe. M. de Salvandy doit beaucoup à ses propres observations; il est facile aussi de voir qu'il a obtenu des renseignemens précieux sur quelques parties des grands debats qui ont eu lieu dans la Péninsule; il en a fait usage avec discernement. S'il montre l'excès des forces de la jeunesse dans la complication de son sujet, dans la pompe de son style, il laisse percer un esprit mûri de bonne heure par les grandes questions qui agitent l'ordre social, et propre par conséquent à les développer et à les juger.

Ein solches Zeugniß, das der Parteischriftsteller einem von der Gegenseite zu ertheilen genöthigt ist, finden wir freilich aller Ehren werth und acceptiren es auf's Pflichtschuldigste, doch sagen wir zugleich: es schien uns bedeutend auch die angefochtenen Eigenschaften sind, so hat der Mann doch das Beste vergessen, denjenigen Vorzug worauf die übrigen alle beruhen. Er übersieht nämlich

die Pietät,

die man freilich nicht in den Handlungen der aufgeführten Personen, vielmehr in dem Sinne des Ganzen, in dem Gemüth und Geiste des Verfassers zu suchen hat.

Pietät, ein im Deutschen bis jetzt junsträulich brauchbares Wort, das uns unsere Reinlust abgelehnt und als ein fremdes glücklicher Weise bei Seite gebracht haben. Pietas gravissimum et sanctissimum nomen, sagt ein alter Verfasser und gesteht ihr zu, sie sey fundamentum omnium virtutum. Hierüber uns diesmal herauszulassen, verbeut uns Tag und Platz, deshalb sagen wir nur kürzlich so viel:

Wenn gewisse Erscheinungen an der menschlichen Natur, betrachtet von Seiten der Sittlichkeit, uns nöthigen, ihr eine Art von radicalem Bösen, eine Erbsünde zuzuschreiben, so fordern andere Manifestationen derselben: ihr gleichfalls eine Erbtugend, eine angeborne Güte, Rechtlichkeit und besonders eine Neigung zur Ehrfurcht zuzugestehen. Diesen Quellpunkt, wenn er, im Menschen kultivirt, zur Thätigkeit, ins Leben, zur Oeffentlichkeit gelangt, nennen wir Pietät, wie die Alten.

Mächtig zeigt sie sich von Eltern zu Kindern, schwächer von Kindern zu Eltern, sie verbreitet ihre segensvolle Einwirkung von Geschwistern über Vaters-, Stammes- und Landes-Verwandte, erst ist sie wirklam gegen Fürsten, Wohlthäter, Lehrer, Gönner, Freunde, Schutzlinge, Diener, Knechte, Thiere und somit gegen Grund und Boden, Land und Stadt; sie umfaßt alles und ihm dem ist die Welt gehört, wendet sie ihre Augen, Hände dem Himmel zu; sie allein hält der Gegenwart das Vergangenheit, sie würde, wenn sie durch ein Wunder ausgetilgt wäre in allen Menschen herrevirte, die Erde in allen den Uebeln heilen, an denen sie gegenwärtig und vielleicht unheilbar krank liegt. Sehen wir zu viel und würden bei der größten Aufforderlichkeit immer nur zu wenig sagen; deswegen zeuge der Verfasser mit kurzen Worten für sich selbst:

La jeunesse a besoin de respecter quelque chose. Ce sentiment est le principe de toutes les actions vertueuses; il est le foyer d'une émulation sainte qui agrandit l'existence et qui l'élève. Quiconque entre dans la vie sans payer un tribut de vénération, la traversera toute entière sans en avoir reçu.

Und wäre nicht diese heilige Gabe Gottes und der Natur in unserm Freunde durchdringend lebendig, wie sollte er als Jüngling zu dem höchsten Resultat der Lebensweisheit gelangt seyn, das wir mit Bewunderung im Laufe des Werks gewahr wurden und mit Erstaunen an einer einzelnen Stelle klar ausgesprochen fanden? Möge sie vielen deutlich werden und manches beunruhigte Gemüth mit seinem Zustande versöhnen.

Je crois qu'en effet le premier devoir de ce monde est de mesurer la carrière que le hasard nous a fixée, d'y borner nos vœux, de chercher la plus grande, la plus sûre des jouissances dans le charme des difficultés vaincues et des chagrins domptés: peut-être la dignité, le succès, le bonheur intime lui-même ne sont-ils qu'à ce prix.

Mais pour arriver à cette resignation vertueuse, il faut de la force, une force immense.

Œuvres dramatiques de Goethe.

traduites de l'allemand; précédées d'une notice biographique et littéraire.

4 vol. in-8.

In dem Augenblick, da der deutschen Nation die Frage vorgelegt wird, in welchen sie eine Sammlung von Goethe die jährigen literarischen Arbeiten günstig aufnehmen wolle, muß es angenehm seyn zu erfahren, wie sich seine Bemühungen einer Nachbarnation darstellen, welche von jeher nur im Allgemeinen an deutschen Werken einen Theil genommen, wenigen davon gekannt, das Wenigste achtbar hat.

Nun dürfen wir nicht läugnen, daß wir Deutschen gerade wegen dieses eigensinnigen Ablehnens auch gegen sie eine entschiedene Abneigung empfunden, daß wir uns um ihr Urtheil wenig bekümmert und sie gegenseitig nicht zum günstigsten beurtheilt haben. Merkwürdig jedoch mußte es uns in der neuesten Zeit werden, wenn dasjenige was wir an uns selbst schätzen, auch von ihnen anfing geschätzt zu werden, und zwar nicht wie bisher, von einzelnen besonders gesinnten Personen, sondern in einem sich immer weiter ausbreitenden Kreise.

Woher diese Wirkung sich schreibe, verdient gelegentlich eine besondere nähere Untersuchung und Betrachtung. Hier werde nur der bedeutende Umstand hervorgehoben daß Franzosen sich entschieden überzeugten: bei dem Deutschen walte ein redlicher Ernst ob, er gebe bei seinen Productionen mit dem besten Willen zu Werk, eine tüchtige und zugleich ausdauernde Energie könne man ihm nicht absprechen; und nun mußte freilich aus einer solchen Übersicht unmittelbar der reine richtige Begriff entspringen, daß man eine jede Nation, sodann aber auch die bedeutenden Arbeiten eines jeden Individuums derselben aus und an ihnen selbst zu erkennen, auch was noch mehr ist, nach ihnen selbst zu beurtheilen habe. Und so darf uns denn im wohlbedächtlichem Sinne wohl freuen, daß ein durch so viel Prüfungs- und Läuterungs-Epochen durchgegangenes Volk sich nach frischen Lebensumfluß umsieht um sich zu ergänzen, zu stärken, herzustellen, und sich deshalb an die alle jemals nach außen, zwar nicht zu einem vollendeten, anerkannten, sondern zu einem lebendigen, selbst noch im Streben und Streiten begriffenen Nachbarvolke hinwendet.

Aber nicht allein auf den Deutschen richten sie ihre Aufmerksamkeit, sondern auch auf den Engländer, den Italiäner; und wenn sie Schiller's Ballade und Lied in drei Nach- und Umbildungen gleichzeitig auf drei Theatern günstig aufnehmen; wenn sie Mailands Märchen übersetzen: so sind bereits Byron, Walter Scott und Goethe bei ihnen gleichfalls einheimisch, und sie wissen die Verdienste Manzoni's nach Gebühr zu würdigen.

Ja wenn man genau auf den Gang den sie nehmen Acht giebt, so möchte die Zeit herannahen, wo sie uns Deutsche an gründlich freisinniger Kritik zu übertreffen auf den Weg gelangen. Mag sich dies ein jeder, den es angeht, gesagt seyn lassen. Wir wenigstens beobachten genau, was sie auf ihrem Boden nicht länger erreichten Standpunkte günstiges oder ungünstiges über uns und andere Nachbarnationen aussprechen. Dies sey hiermit, um eine Recension der obgenannten Uebersetzung anzukündigen, die wir in abgründem Anfang hiermit einführen wollen. Zu lesen ist sie Globe 1826. No. 53. 64.

Der Referent fängt damit an, daß er die frühern und spätern Wirkungen Werther's in Frankreich charakteristisch bezeichnet, sodann aber die Ursachen bemerkt und ausspricht, warum sich so vielen Jahren den meisten übrigen Arbeiten nur wenige Kenntniß derselben gekommen.

« An der Langsamkeit, mit welcher Goethe's Ruf sich bei uns verbreitete, ist größtentheils die vorzüglichste Eigenschaft seines Geistes schuld, die Originalität. Alles was höchst original ist, d. h. stark gestempelt von dem Charakter eines besondern Mannes oder einer Nation, daran wird man schwerlich sogleich Geschmack finden, und die Originalität ist das vorspringende Verdienst dieses Dichters; ja man kann sagen, daß in seiner Unabhängigkeit er diese Eigenschaft, ohne die es kein Genie giebt, bis zum Übermaße treibe. Sodann bedarf es immer einer gewissen Anstrengung, um uns aus unsern Gewohnheiten herauszufinden und das Schöne zu genießen, wenn es unter neuer Gestalt vor uns tritt. Aber bei Goethe ist es nicht mit einem Anlauf gethan, man muß es für ein jedes seiner Werke erneuern, denn alle sind in einem verschiedenen Geiste verfaßt. Wenn man von einem zum andern geht, so tritt man jedesmal in eine neue Welt ein. Solch eine fruchtbare Mannigfaltigkeit kann freilich faule Imaginationen erschrecken, ausschließenden Lehrweisen ein Aergerniß geben; aber diese Mannigfaltigkeit des Talents ist ein Zauber für Geister die sich genug erhoben um es zu begreifen, kräftig genug sind ihm zu folgen.

« Es giebt Menschen deren stark ausgesprochene Charakter uns Anfangs in Erstaunen setzt, ja abstößt; hat man sich aber ihrer Art und Weise befreundet, so schließt man ihnen sich an, gerade um der Eigenschaften willen die uns erst entfernten. So sind die Werke unsers Dichters; sie gewinnen wenn man sie kennt, und um sie zu kennen, muß man sich die Mühe geben, sie zu studiren; denn oft verbirgt die Seltsamkeit der Form den tiefen Sinn der Idee. Genug, alle andern Dichter haben einen einförmigen Gang, leicht zu erkennen und zu befolgen; aber er ist immer so unvorsichtig den von den andern weit von sich selbst; man erräth oft so wenig wo er hinaus will, er verrückt dergestalt den gewöhnlichen Gang der Kritik, ja sogar der Bewunderung, daß man, um ihn ganz zu genießen, eben so wenig literarische Vorurtheile haben muß als er selbst, und vielleicht fände man eben so schwer einen Leser, der davon völlig frei wäre, als einen Poeten der, wie er, sie alle unter die Füße getreten hätte.

« Man darf sich also nicht verwundern, daß er noch nicht populär in Frankreich ist, wo man die Mühe fürchtet und das Studium; wo jeder sich beeilt, über das zu spotten was er nicht begreift, aus Furcht ein anderer möge vor ihm darüber spotten; in einem Publikum wo man nur bewundert, wenn man nicht mehr auszuweichen kann. Aber endlich sollt es uns doch einmal gelegentlich ein, daß es nicht der ist ein Werk zu verbannen, weil es nicht für uns gemacht war, als einzusehen, warum es andere schön finden. Man begreift, daß vielleicht mehr Geist nöthig ist, um den Werth einer fremden Literatur zu schätzen, als zu bemerken daß sie fremd ist, und daß für Fehler zu halten, was sie von der unsrigen unterscheidet. Man sieht ein, daß man sich selbst verkürzt, wenn man neue Genüsse der Einbildungskraft verschmäht um des traurigen Vergnügens der Mittelmäßigkeit willen, der Unfähigkeit zu genießen, der Eitelkeit nicht zu verstehen, des Stolzes nicht genießen zu wollen.

« Als Goethe seine Laufbahn antrat, war die Literatur

in Deutschland in einem Zustande wie ungefähr jetzt in Frankreich. Man war müde dessen was man hatte und wußte nicht recht an dessen Stelle zu setzen wäre; man ahnte wechselsweise die Franzosen, die Engländer, die Alten nach; man machte Theorien auf Theorien in Erwartung von Meisterstücken. Die Verfasser dieser Lehrgebäude rühmten die künftigen Resultate ihrer Siege und bestritten die Hoffnungen entgegenstehender Doctrinen, mit einer Lebhaftigkeit welche an den Zorn der beiden Brüder in Tausend und Einer Nacht erinnert, die sich eines Tags im Gespräch über ihre Kinder verfeindeten, die noch geboren werden sollten.

« Goethe, in welchen dieser Streit der Meinungen einen Augenblick von der Poesie abgewendet hatte, ward bald durch einen herrischen Beruf wieder zurückgeführt; und folglich beschloß er den Stoff seiner Productionen in sich selbst zu suchen, in dem was ihm Gefühl oder Nachdenken darreichte; er wollte nichts malen als was er gesehen oder gefühlt hatte, und so fing für ihn die Berechnung an, wenn er sein ganzes Leben hielt: als Wirklichkeit Drama desjenige zu realisiren, was ihm erst ausgedacht, geschmeckt, beschäftigt hatte. Und so gedachte er, seiner Art die äußern Gegenstände zu betrachten eine Bestimmtheit zu geben und seine innerlichen Bewegungen zu bezeichnigen. Dieses bringt er uns selbst, und sein ganzes übriges Leben ist in jenen merkwürdigen Zeilen zusammengefaßt. Läßt man ihn, so muß man von dem Gedanken ausgehen, daß ein jedes seiner Werke auf einen gewissen Zustand seiner Seele oder seines Geistes Bezug habe; man muß darin die Geschichte der Gefühle suchen, wie der Ereignisse, die sein Dasyn ausfüllten. Also betrachtet gehen sie ein doppeltes Interesse, und desjenige was man für den Dichter empfindet ist nicht das geringste. Und wirklich, was sollte man interessanter finden, als einen Menschen zu sehen, begabt mit voller Empfindungsfähigkeit, einer mächtigen Einbildungskraft, einem tiefen Nachdenken, der sich mit voller Freiheit dieser beiden Eigenschaften bedient, unabhängig von allen Formen, durch das Uebergewicht seines Geistes die eine nach der andern brauchend, um ihnen den Stempel seiner Seele aufzuprägen. Welch ein Schauspiel, einen kühnen Geist zu sehen, nur auf sich selbst gestützt, nur seinen eigenen Eingebungen gehorchend! Giebt es wohl etwas Bewundernderes als sein Bestreben, seine Fortschritte, seine Verirrungen? Aus diesem Gesichtspunkt scheint unser Dichter betrachtet zu werden, und so werden wir ihn in diesen Blättern beschauen, bedauernd das ihr Zweck unsere Studien über ihn nur auf seine Theaterstücke beschränkt hat und daß die Grenzen eines Journals uns nöthigen sein Leben nur oberflächlich zu skizziren. »

Hier betrachtet nun der wohlwollende Recensent das körperliche und sittliche Mißgeschick und die daraus entstandene Hypochondrie eines jungen Mannes, die sich hart und niedrig in den Mitschuldigen, edler und freier im Werther, tiefer aber, bedeutender und weitausgreifender im Faust manifestirt:

« Die Unbilden welche der ersten Liebe des Dichters folgten, hatten ihn in düstere Niedergeschlagenheit geworfen, welche noch durch eine epidemische Melancholie vermehrt wurde, damals unter der deutschen Jugend durch Verbreitung Shakspeare's veranlaßt. Eine schwere Krankheit hat noch zu dieser verdrießlichen Stimmung hinzu, woraus sie vielleicht entstanden war. Der Jüngling verbrachte mehrere Jahre in solchen Leiden, als die ersten Jahrrechnungen des Lebens, die Schwankungen einer Seele die sich selbst sucht, gar oft einer glühenden Einbildungskraft zu fühlen geben, ob sie für ihre Thätigkeit den Zweck gefunden hat der ihr gemäß ist. Bald aufgeregt, bald entmuthigt, von Mißvergnügen sich zum Zweifel wendend, wandelbar in seinen Studien, seine Neigungen selbst verkennend, gequält durch die Gesellschaft, erdrückt durch die Einsamkeit; weder Energie fühlend zu leben noch zu sterben: so war er in eine schwarze Traurigkeit gefallen, einen schmerzlichen Zustand, aus dem er sich erst durch die Darstellung des Werther befreite, und der ihm den ersten Gedanken an Faust eingab.

« Aber indessen das wirkliche Leben wie es die gegenwärtige Societät bestimmt und geordnet hat, ihn durch sein ganzes Gewicht erdrückte, freute sich seine Einbildungskraft, in jene Zeiten fester Thätigkeit zu flüchten, wo der Zweck des Daseyns klar vorlag, das Leben stark und einfach. Es schien dem melancholischen entmuthigten Jüngling, daß er bequemer unter dem Harnisch des Kriegsmannes gelebt hätte, besser in der festen Burg des Ritters; er träumte sich das alte Deutschland mit seinen eisernen Männern und rohen freisinnigen Abenteuerlichen Sitten. Der Anblick gothischer Gebäude, besonders des Doms zu Straßburg, belebte nun völlig für ihn jenes Zeitalter das er vermißte. Die Geschichte welche der Herr von Berlichingen mit eigner Hand schrieb, bot ihm das Muster das er suchte und gewährte ihm den Grund seiner Dichtung. Und so entstand in seinem Kopfe das Werk, das Deutschland mit Entzücken aufnahm und für ein Familienbild erkannte.

« Götz von Berlichingen ist ein Gemälde aber vielmehr eine weitgreifende Skizze des sechzehnten Jahrhunderts; denn der Dichter, welcher erst die Absicht hatte es auszubilden und in Verse zu bringen, entschied sich solches in dem Zustand wie wir es besitzen, herauszugeben. Aber jeder Zug ist so richtig und fest, alles ist mit so großer Sicherheit und Kühnheit angedeutet, daß man glaubt einen der Entwürfe des Michel Angelo zu sehen, wo einige Meisterhiebe dem Künstler zurichten, um seinen ganzen Gedanken auszudrücken. Denn wer genau dinsehen will, findet daß im Götz kein Wort sey das nicht treffe; alles geht auf die Hauptwirkung los, alles trägt dazu bei die große Gestalt des düsterblauen Mittelalters zu zeigen. Denn man kann sagen: das Mittelalter sey eigentlich der Held dieses grundrichtigen Drama's; man sieht es leben und handeln, und dafür interessirt man sich. Das Mittelalter athmet ganz und gar in diesem Götz mit der eisernen Hand; hier ist die Kraft, die Rechtlichkeit, die Unabhängigkeit dieser Epoche; sie spricht durch den Mund dieses Individuums, verbleicht sich durch seinen Arm, unterliegt und stirbt mit ihm. »

Nachdem der Recensent den Clavigo beseitigt und mit möglichster Artigkeit das Schlimmste von Stella gesagt hat, gelangt er zu der Epoche, wo der Dichter in die Welt, ins Geschäft eintretend, eine Zeit lang von aller Production abgehalten, in einem gewissen mittlern Uebergangszustand verweilt, im geselligen Umgang die düstere Rauhheit seiner Jugend verliert, und sich unbewußt zu einer zweiten Darstellungsweise vorbereitet, welche der wohlwollende Referent mit eben so viel Ausführlichkeit als Genauigkeit in folgendem behandelt:

« Eine Reise nach Italien konnte kein gleichgültiges Ereigniß in dem Leben des Dichters bleiben. Aus einer Atmosphäre, die schwer und trüb gewissermaßen auf ihm lastete, wie sie einen kleinen deutschen Cirkel umwölken mag, unter den glücklichen Himmel von Rom, Neapel, Palermo versetzt, empfand er die ganze poetische Energie seiner ersten Jahre. Den Stürmen entronnen die seine Seele verwirrten, entwickelten dem Kreis der sie zu ersticken strebte, fühlte er sich ganz erstarmat im Besitz aller seiner Kräfte und hatte seitdem an Ausdehnung und Heiterkeit nichts mehr zu gewinnen. Von dem Augenblicke an ist er nicht bloß entwickelt, und, wollte man auch seine Conceptionen nicht alle in gleichem Grade glücklich

nennen, so wird doch die Ausführung, wonach man vielleicht in der Poesie wie in der Malerei der Künstler am sichersten mißt, stets für vollkommen zu halten seyn.

« Nach dem Bekenntniß aller Deutschen findet sich dieses Verhältniß im höchsten Grade in zwei Stücken, welche sich unmittelbar auf diese Epoche seiner Laufbahn beziehen, in Tasso nämlich und Iphigenien. Diese beiden Stücke sind das Resultat einer Vereinigung des höhern Schönheit, wie man sie in der mittelalterigen Natur und den Denkmalen des Alterthums findet, von einer Seite, und von der andern der Zartheit und Künstlichkeit, was in dem Geiste des deutschen Dichters sich entwickeln mochte. So wird im Tasso ein ästhetisch Drama angewendet, in Schattirungen, wie Plato und Euripides pflegen, eine Reihe von Ideen und Gefühlen auszudrücken, die vielleicht unserm Dichter allein angehören. Die Charaktere der Personen, ihre ideell Bezeichnung, der Typus den ein jede darstellt, man fühlt daß er dies nicht allein in der Geschichte von Ferrara gefunden hat, man erkennt die Erinnerungen die er von Hause mitbrachte, um sie in den poetischen Zeiten des Mittelalters und unter dem sanften Himmel von Italien zu verschönern. Mir scheint die Rolle des Tasso gänzlich bestimmt zu einer bewundernswürdigen Nachbildung der Verwirrungen einer Einbildungskraft, die, sich selbst zum Raube gegeben, an einem Worte sich entflammt, entmuthigt, verzweifelt, an einer Erinnerung festhält, sich für einen Traum entzückt, eine Begebenheit aus jeder Aufregung macht, eine Marter aus jeder Unruhe genug, welche leidet, genießt, lebt in einer fremden unwirklichen Welt, die aber auch ihre Stürme hat, ihre Freuden und Traurigkeiten. Eben so zeigt sich Jean Jacques in seinen Reverien, und so hatte der Dichter sich lange gefunden, und mir scheint, er selbst suchte aus dem Munde des Tasso, und durch diese harmonische Poesie dort man den Werther durch.

« Iphigenie ist die Schwester der Tasso; diese beiden haben eine Familienähnlichkeit, die sich leicht erklärt, wenn man weiß, daß sie beide zu gleicher Zeit geschrieben sind und zwar unter dem Einfluß des italiänischen Himmels. Da er aber in Iphigenien, statt der Stürme eines kleinen Hofes, die majestätischen Erinnerungen der Familie des Tantalus zu schildern hatte, und, anstatt der Qualen des Wahnsinns der Einbildungskraft, das Schicksal und die Furien, hat er sich zu einer griechischen Form erhoben. In diesem Werk, welches die Deutschen und der Autor selbst für das vollendetste seiner dramatischen Compositionen halten, verbinden sich ohne Widerrede die Gefühle einer völlig christlichen Zartheit und einer ganz modernen Fortbildung unter Formen, dem Alterthum entnommen, aber es wäre unmöglich diese verschiedenen Elemente harmonischer zu verbinden. Es sind nicht nur die äußern Formen der attischen Tragödie mit Kunst nachgeahmt, der Geist der alten Wirksamkeit, in durchaus ähnlichem Leben, belebt und begleitet mit ruhiger Schönheit die Verschlingung des Dichters. Diese Conceptionen gehören ihm und nicht dem Sophokles, das bekenne ich; aber ich kannte ihn nicht eindringlich darüber befragt, daß er sich treu geblieben. Und was haben denn Fenelon und Racine anders? Sorgsam eingedrückt, aber tief auch der eine dort die Sitten der Charaktere des Alterthums ihren Werken genugsam gefunden, aber auch der andere die evangelische Moral, welche durch den ganzen Talmach durchgeht? Unser Dichter nur hat wie je gehandelt, es war keines wegs in seiner Art, sich völlig in der Nachahmung eines Modells zu vergessen; er hat von der antiken Muse sich eindringliche Accente zugeeignet; aber um den Grundsinn seiner Gesänge ihm einzuflößen waren zwei lebendige Musen unentbehrlich: seine Seele und seine Zeit.

« Egmont scheint mir der Gipfel der theatralischen Laufbahn unsers Dichters; es ist nicht mehr das historische Drama wie Götz, es ist nicht mehr die antike Tragödie wie Iphigenie: es ist die wahrhaft moderne Tragödie, ein Gemälde der Lebensweise und das mit der Wahrheit des ersten das einfach Grandiose der zweiten verbindet. In diesem Werk, geschrieben in der Kraft der Jahre und der Fülle des Talents, hat er vielleicht mehr als irgendwo das Ideal der menschlichen Lebens dargestellt, wie ihm solches aufzufassen gefallen hat. Egmont, glücklich, heiter, verliebt ohne entsetzliche Leidenschaft, der Sinnlichkeit des Daseyns edel genießend, mit Lebenslust dem Tode entgegengehend: dies ist Egmont, der Held des Dichters.

« Nun gibt es aber ein Werk unsres Dichters, nicht nur keinem sonst verbundenen vergleichbar, sondern auch abgesondert von seinen eigenen zu betrachten. Es ist der Faust, die seltsame tiefe Schöpfung, des wundersame Drama, in welchem die Wesen jedes Ranges vortreten: vom Gott des Himmels bis zu den Geistern der Finsternis, von dem Menschen bis zum Thiere und tiefer bis zu jenen ungestalteten Geschöpfen, welche, wie Shakspeare's Caliban und der Einbildungskraft des Dichters ihre schauderhafte Daseyn verdanken konnten. Ueber dieses sonderbare Werk wäre gar sehr viel zu sagen; man findet der Rede nach Musterstücke jeder Schreibart: von dem derbsten Possenspiel bis zur erhabensten lyrischen Dichtung; man findet die Schilderungen aller menschlichen Gefühle, von den widerwärtigsten bis zu den zärtlichsten, von den düstersten bis zu den allersüßesten. Indem ich mich aber von dem historischen Standpunkt, auf welchen ich mich beschränke, nicht entfernen darf und nur die Person des Dichters in seinen Werken suchen muß, so begnüge ich mich, den Faust als den vollkommensten Ausdruck anzusehen, welchen der Dichter von sich selbst gegeben hat. Ja, dieser Faust, den er in seiner Jugend ersann, im reifen Alter vollendete, dessen Verstellung er mit sich durch alle die Aufregungen seines Lebens trug, wie Camoëns sein Gedicht durch die Wogen mit sich führte: dieser Faust enthält ihn ganz. Die Leidenschaft des Wissens und die Marter des Zweifels, hatten sie nicht seine jungen Jahre gequälgt? Wieder kam ihm der Gedanke, sich in ein übernatürliches Reich zu flüchten, an unsichtbare Mächte sich zu berufen, die ihn eine Zeitlang in die Träume der Illuminaten stürzten und die ihn sogar eine Religion erfinden machten? Diese Ironie des Mephistopheles, der mit der Schwäche und den Begierden des Menschen ein so ferales Spiel treibt, ist dies nicht die verachtende, spottende Seite des Dichtergeistes, ein Hang zum Verbrieflichen, der sich bis in die frühesten Jahre seines Lebens aufspüren läßt, ein derber Sturzteig für immer in eine starke Seele durch frühzeitigen Ueberdruß geworfen? Die Person des Faust besonders, des Mannes, dessen brennendes unermüdetes Herz weder des Glückes ermangeln noch solches genießen kann; der sich unbedingt hingiebt und sich mit Mißtrauen beobachtet; der den Enthusiasmus der Leidenschaft und die Mäßigkeit der Berzweiflung verbindet: ist dies nicht eine der rechte Offenbarung des geheimsten und erregtesten Theiles der Seele des Dichters? Und nun, das Bild seines innern Lebens zu vollenden, hat er die allerliebste Figur Margarethens hinzugefügt, ein erhöht Andenken eines jungen Mädchens, von der er mit zwanzig Jahren geliebt zu seyn glaubte, deren Bild ihn immer umschwebte und jeder seiner Heldinnen einige Züge mitgetheilt hat. Dies dämmliche Hingeben eines naiven, frommen und zärtlichen Herzens contrastirt bewundernswürdig mit der sinnlichen und düstern Aufregsamkeit des Liebgehabten, den in der Mitte seiner Liebesträume die Phantome seiner

Einbildungskraft und der Ueberdruß seiner Gedanken verfolgen, mit diesen Leiden einer Seele, die zerrissicht aber nicht ausgelöscht wird, die gepeinigt ist von dem unbezwinglichen Bedürfniß des Glücks und dem bittern Gefühl, wie schwer es sey es zu empfangen und zu verleihen.

„Da der Dichter niemals etwas schrieb, ohne daß man gewissermaßen der Anlaß dazu in irgend einem Gefühl seines Lebens finden könnte, so treffen wir überall auf Spuren der Einwirkung gleichzeitiger Begebenheiten, aber auch Erinnerungen derselben. In Personen ergreift da das geheimnißvolle Schicksal die Gastfreie, und seine Gebieterinn straft, von lebhafter Neugierde getrieben, kann diesen wunderbaren Mann nicht verlassen, bis er ihn dramatisch gestaltet, um sich selbst gleichsam ein Schauspiel zu geben. So entstand der Gerichtssaal, welchem das berüchtigte Abenteuer des Holzhändlers zu Grunde liegt. Beim Lesen dieser Vorgang sehr unterhaltenden Komödie erinnert man sich, daß der Dichter einige Zeit zu ähnlichen Worten hinneigte, wie der ist den er entwickelt; wir sehen einen enthusiastischen Klopstock, der die göttliche Exaltation der Schüler so wie die geschickte Marktschreierei des Meisters darstellt, und zwar wie ein Mann der die eine getheilt und die andere nahe gesehen hat. Man muß gestaunt haben, um so treffend über das zu spotten woran man nicht mehr glaubt.

„In den kleinen Komödien bei Gelegenheit der französischen Revolution wird man keine übersichtliche Würdigung dieß großen Ereignisses erwarten, vielmehr nur einen Beleg wie sich die augenblicklich dem Einfluß desselben in des Dichters Geschäftskreis nächst und widerwärtig darstellten. Diesen Eindruck hat er auf eine sehr heitere Weise im Bürgergeneral festgehalten.

„Jery und Bätely, anmuthige Skizze einer Alpenlandschaft, ist als eine Erinnerung einer Schweizerwanderung anzusehen. Nun aber betrachten wir den Triumph der Empfindsamkeit, ein Possenspiel in Aristophanischer Manier, als einen Ausfall des Dichters gegen eine Dichtart, die er selbst in Gang gebracht hatte. Dieses Stück ist eins von denen welche zu der, nach meiner Denkweise wenigstens sehr übertriebenen Meinung der Frau von Stael Anlaß gegeben. Dieser trefflichen Frau, welche sonst über unsern Dichter einige bewundernswürdig geistreiche Seiten geschrieben hat, und die ihn zuerst in Frankreich durch einige freie Uebersetzungen voll Leben und Bewegung bekannt machte, Frau von Stael sieht in ihm einen Zauberer dem es Vergnügen macht, seine eigenen Gaukeleien zu zerstören, genug, einen mystificirenden Dichter, der irgend einmal ein System festsetzt, und nachdem er es gelten gemacht, auf einmal aufgiebt, um die Verwunderung des Publikums ihre zu machen und die Geschicklichkeit desselben auf die Probe zu stellen. Ich aber glaube nicht, daß mit einem so leichtsinnig hintertriebenen Gedanken solche Werke können hervorgebracht werden. Dergleichen Grillen können höchstens Geistesspiele und Skizzen des Talents veranlassen, mehr oder weniger auffallend; aber ich würde sehr verwundert seyn, wenn aus einer solchen Quelle etwas Starkes Erfreuliches oder tief Gefühltes hervorginge. Solche Unterspiegeleien gelingen dem Genie nicht. Im Gegentheil glaube ich gezeigt zu haben, daß der Dichter in allem was er hervorbrachte, seiner innern Meynung gefolgt sey, wie in allem was er machte, er das nachbildete was er gesehen oder empfunden hatte. Mit sehr verschiedenen Fähigkeiten begabt, mußte er in einem langen Leben durch die entgegengesetztesten Zustände hindurchgehen und sie natürlich in sehr von einander unterschiedenen Werken ausdrücken.

„Auch will ich, wenn man es verlangt, wohl zugeben, daß, indem er den Triumph der Empfindsamkeit nach dem Werther, die Iphigenie nach dem Tasso schrieb, er nicht lächeln konnte, wenn er an diese Verherrlichungsschlüsselchen Thorheiten dachte, an die Verwirrung in welche er jene Menschen werfen würde, die in Deutschland gewöhnlicher sind als anderwärts, und immer eine Theorie fertig haben um sie an ein Meisterwerk anzuheften. Aber ich will beweisen: ein solches Vergnügen kann weder seine Werke begleitet, aber nicht veranlaßt haben, die Quelle war in ihm, die Vorsicht bestand gehörte den Umständen und der Zeit.

„Um nun die dramatische Laufbahn unsers Dichters zu beschließen, haben wir von Egmonten, der natürlichen Tochter, zu reden, wovon die erste Abtheilung allein erschienen ist. Hier gehören die Personen keinem Land an, keiner Zeit, sie heißen König, Herzog, Tochter, Geschwisterin. Die Sprache übertrifft alles was der Dichter vollkommenes in dieser Art arbeitet hat. Aber es scheint, wenn man die natürliche Tochter liest, daß der Dichter kein Bedürfniß mehr empfinde sich mitzutheilen, und im Gefühl, daß er alles gesagt habe, unmerklich aufgiebt seine Gefühle zu malen, um sich in Gedanken zu ergehen. Man möchte sagen, daß er müde, das menschliche Leben ferner zu betrachten, nun in einer imaginären Welt leben möchte, wo keine Wirklichkeit ihn beschränkte und die er nach Belieben zurechte rücken könnte.

„Also zurückschauend finden wir, daß der Dichter seine dramatische Laufbahn mit Nachahmung des Wirklichen im Götz von Berlichingen anfing, durch eine falsche Dichtart, ohne sich an sie zu halten, durchgeht, wie wenn das bisherige Drama, wo das Herkommliche ohne Hoheit dargestellt wird, nun erhebt er sich in Iphigenien und Egmont zu einer Tragödie, welche theoretisch als seine ersten Versuche noch auf der Erde fußt, die er endlich aus den Augen verliert und sich in das Reich der Phantasien begiebt. Es ist wunderbar dieser Einbildungskraft zuzusehen, die sich erst so lebhaft mit dem Schauspiel der Welt abgiebt, sodann sich nach und nach davon entfernt. Es scheint, daß die Freude an der Kunst mit der Zeit selbst über das Gefühl dichterischer Rachahmung gesiegt habe, daß der Dichter zuletzt sich mehr in der Vollkommenheit der Form gefiel als in dem Reichthum einer lebendigen Darstellung. Und genau besehen ist die Form im Götz noch nicht entwickelt, sie herrscht schon in Iphigenien, und in der natürlichen Tochter ist sie alles.

„Dies ist die Geschichte des Theaters unsers Dichters, und studirte man seinen Geist in andern Dichtarten die er versucht hat, würde man leicht auf den verschiedenen Linien die Punkte finden, welche denen, die wir auf der unsern angedeutet haben, entsprechen; man würde Werther Götz gegenüber, Hermann und Dorothea zur Seite von Iphigenien finden, und die Wahlverwandtschaften würden sehr gut als Gegenstück zur natürlichen Tochter gelten.

„Stimmt man uns bei, betrachtet man Goethe's literarischen Lebensgang als Muster seines innern sittlichen Lebens, so wird man einsehen, daß zu dessen Verständniß nicht eine Uebersetzung einzelner Stücke erforderlich gewesen, sondern das Ganze seiner theatralischen Arbeiten man wird fühlen, welches Licht dadurch über diesen Theil seiner Bemühungen und seiner übrigen Werke fallen müsse. Dies ist der Zweck, den Herr Stapfer auf eine merkwürdige Weise erreicht; er hat in einer gestreckten und ausführlichen Notiz mit Fülle und Wahl die vorzüglichsten Ereignisse des Lebens unsers Dichters gesammelt und zusammengereiht, in Fragmenten aus seinen Memoiren und in einer Angahl Uebersetzungen seiner kleinen Gedichte; diese Mittel erhellen und vervollständigen sich wechselsweise. Ihm ist man in dieser Sammlung die Uebersetzung des Götz, Egmont und Faust schul-

dig, drei Stücke des Dichters, welche am schwersten in unsere Sprache zu übertragen sind; Herr Stapfer hat sich jedoch talentvoll in diesem Falle bewiesen: denn indem er genetischer die Nothwendigkeit etwas fremd zu scheinen rein die Gestalt intakt zu sehen sich gestellt hat, so hat er mutig das erste vorgezogen, aber dieser Letzter, wenn es einer ist, sichert und die Genauigkeit, welche alle die betrachten muß, die vor allen Dingen den Ueberseher fordern, die Physiognomie und Charakter des Autors überliefert zu sehen. Die übrigen Teile der Uebersetzung sind nach denselben Principien durchgeführt, und der Platz in unsern Blättchen ist diesem Werke angewiesen zwischen dem Shakespeare des Herrn Gruget und dem Schiller des Herrn Barante. »

Notice
sur
la vie et les ouvrages de Goethe
par
Albert Stapfer.

Die dem ersten Teile jener Uebersetzung meiner dramatischen Werke vorgesetzte Notiz, meine Lebensereignisse und schriftstellerische Laufbahn betreffend, durfte ich bei dieser Gelegenheit auch nicht außer Acht lassen. Hier galt es manches zu denken und zu bedenken, und zwar im allgemeinsten, über Menschenwesen und Geschick. Das Gewebe unseres Lebens und Wirkens bildet sich aus gar verschiedenen Fäden, indem sich Nothwendiges und Zufälliges, Willkürliches und Reiz-Gewolltes, jedes von der verschiedensten Art und oft nicht zu unterscheiden, durcheinander schränkt.

Die eigentümliche Weise, wie der Einzelne sein vergangenes Leben betrachtet, kann daher niemand mit ihm teilen; wie uns der Augenblick sonst nicht genügte, so genügen uns nun die Jahre nicht, und da der Abschluß am Ende mit unsern Wünschen meistens nicht übereinstimmt, so schwint uns der ganze Inhalt der Rechnung von keinem sonderlichen Werte: wie denn gerade dadurch die weisesten Menschen verleitet wurden auszusprechen: das alles eitel sey.

Der Biograph an seiner Stelle ist, als Dritter, gegen den Mann dem er seine Aufmerksamkeit widmete, entschieden im Vorteil: er hält sich an das Resultat was es im Ganzen erscheint, geht von da zurück auf das Folgerechte und folgelose Handeln, forscht nach den anachwandten Mitteln, dem benutzten Vermögen, den verborgenen Kräften, und wenn ihm auch manches Besondere unentdeckt bleibt, so leitet ihn doch ein reiner Blick auf das Allgemeine.

Für alles was sittlich genannt wird giebt es eben so sichere Deutzeichen als für das was wir durch sinnliche Gegenwart erkennen; in beiden Fällen aber unabtrübt zu schauen, tüchtig zu charakterisiren, klar zu sondern und gerecht zu beurtheilen, dazu gehört angeborener Takt und unausgesetzte leidenschaftlich durchgeführte Uebung.

Ich wünsche daß meine Freunde obgedachte Notiz lesen mögen. Hie und da wissen sie es anders, hie und da denken sie anders, aber sie werden mit mir darüber verwundern, wie der Biograph mit Wohlwollen das Offenbare sich zuzueignen und das Verborgene zu entziffern anweist hat. Ferner ist meine Absicht wie es auf diesem Wege zu gewissen Ansichten oder Einsichten gelangt, die denjenigen in Verwunderung setzen, der sie von allen andern hätte kommen sollen, nur dem sie doch entkommen sind, eben weil sie zu nahe liegen.

Zum Beschluß, denen Lesern mit einer wohlgemeinten Bitte, wie es sich ergiebt, einen leisen Vorwurf zu machen, Notizen und Reden sind unwillkommen, nicht geschätzt, und für mich gerade in den Augenblick doppelt bedeutend, da sie mir zur Pflicht gereichen mich mit mir selbst, meinen Gesinnungen und Verhältnissen, wie dem Vorhandenen und dem Versäumten zu beschäftigen.

Zu einer Zeit wo die Gebeten aller Art aus allen Weltgegenden der immerfort sich kreuzen, ist einem jeden Schriftsteller höchst nötig seine Stellung gegen die eigne Nation und gegen die übrigen kennen zu lernen. Deshalb führt ein denkender Literator alle Ursache jede Kleinigkeit aufzugreifen und sich in der großen Welt des Handelns umzusehen. Der deutsche Schriftsteller darf es mit Behagen, denn der allgemeine literarische Conflict, der jetzt im Denken und Dichten alle Nationen durchstreift, war doch zuerst von uns angeregt, angefacht, durchgekämpft, bis er sich zusammenfand über die Grenzen fortzuleben.

Ging' ich Raum zu einer Fortsetzung, so würd' ich dessen erwähnen was die Herren Stapfer, Fauriel, Guizot mir und meinen Werken zu Liebe gethan; auch würde ich Gelegenheit nehmen das Buch nach Italien zu leiten und bemerkbar zu machen, wie der nun schon dreißig Jahre dauernde Conflict zwischen Classikern und Romantikern sich immer in neuen Kämpfen wieder hervorthut. Der Ritter Vincenzo Monti gab ein kurzes fabrikmäßiges Gedicht heraus: Sulla Mitologia, Sermone Milano 1825. Er führt und zu den bekannten Gruppen der Götter und Halbgötter, wie sie den klaren Acther, den glänzenden Boden Griechenlands und Italiens durchkreuzten, und weist sodann auf unser, am Hochgericht um die Kabes Spindel, bei Mondenlicht tanzendes lustiges Gespindel hin, wobei er sich freilich sehr im Vortheil führt.

Dagegen reizt sich Carl Theodor Feres. Er schrieb Meditazioni Poetiche, Cremona 1825, ein Gedicht von größerem Umfang, dessen Inhalt jedoch nicht leicht ins Enge zu bringen ist. Der Verfasser behandelt nicht unglücklich die moderne Ansicht vom Umfassung eines weiteren Kreises menschlicher Denk- und Dichtart; auch er will den innern Sinn mehr als den äußern befriedigt wissen, und vermag die Argumente der Partei zu der er sich bekennt, obwohl etwas dürftig, doch treu und kraftvoll vorzutragen.

Monti stellt auf der Seite der griechischen Mythologie und alle jener Dichtkunst welche dahin strebt, daß der Einbildungskraft Gehalt, Gestalt und Form dargebracht werde, so daß sie sich daran als einem Wirklichen beschäftigen und erbauen könne. Alles beruht hier auf allgemeiner gesunder Menschheit, in welche sich in verschiedenen abgesonderten Charakteren neben einander als reale Totalität eine Welt darstellen soll.

Tedaldi-Feres dagegen kämpft für ein freies Walten der Einbildungskraft, welche mit bestimmten und unbestimmten Gestalten aller Art nach freiem Willen gebaren, sowohl ein gebildetes als ein ungebildetes Geschlecht befriedigen, besonders aber dem, was der Deutsche Gemüth nennt, dem innern Gefühl, worin all quartigen Menschen übereinkommen, d. h. alse der Humanität ganz eigentlich zusagen solle.

Genau betrachtet dürfte hier kein Streit seyn: denn die Alten haben ja auch unter bestimmten Formen da

eigentlich Mythische darunter, welches immer wächst, wenn auch im höchsten Sinne, das Gemeinliche bleibt. Nun kommt es darauf an, daß man das Allgemeine der dichterischen Figuren vernünftigerweise und sich also dadurch der geschichtlichen Bedeutung bediene, welche ein durch ein paar tausend Jahre erweiterter Geschichtskreis darbietet.

Hier wäre zum Raum zu wünschen für eine unbefangene Auseinandersetzung, um beiden Parteien ihre Vortheile nachzuweisen, endlich aber zu zeigen, wie eine gleich der andern Gutes stiftet, und jener die Gleichheit, daß die Natur zur Poesie werden, die Romantiker, daß ihre Productionen ganz charakterlos erscheinen, wodurch sie sich denn beide am Richtigen begegnen.

Aus dem Französischen des Globe.

« Mythologie, Hexerei, Feerei, was ist denn für ein Unterschied zwischen diesen drei Worten? Stellen sie nicht die selbe Sache, nur unter verschiedenen Gestalten vor? und warum sollte man die eine verwerfen, wenn man die andere gelten läßt? In ihrer Kindheit haben alle Völker das Wunderbare geliebt, und in mehreren Jahren bekleideten sie sich noch immer gern damit. Mittel zu raten und zu gefallen, ob sie gleich lange nicht in der Baum glaubten. So haben die Griechen ihre Hölle gehabt, ihren Charon, ihre Furienchöre und die Verwandlungen ihrer Götter; die Orientalen hatten ihre Genien und Talismane; die Deutschen ihre Beschwörungen und Hexenmeister. Hat nun Frankreich, weniger als die andern Völker mit originalen Volksüberlieferungen versehen, durch zahlreiche Bergen und Anrufungen die Allgemeinheit dieses Bedürfnisses anerkannt und diesen empfundenen Mangel durch blaue Märchen zu ersetzen getrachtet, die ganz gerichtet aus dem Gehirn ihrer Autoren hervortraten: ist man dadurch berechtigt lächerlige zu verachten, welche reich an eigenem Vermögen, damit zu wuchern beschäftigt sind? Und Magie gegen Magie, so scheint uns, daß Fictionen, gegründet auf alten nationalen Aberglauben, weit solcher Märchen werth sind, welche nur zur Unterhaltung von Kindern und Ammen geschaffen waren. Aber Dame Schlußreime entscheidet ganz andere. Einer wird die drei verwünschten Kugeln mit dem Gewicht seiner Verachtung niederdrücken, für den die Siebenmeilenstiefeln des kleinen Däumerlings nichts Anstößiges haben. Und ich wiederhole: Diese Hexerei, die man bei uns so lächerlich finden will, was ist sie denn, als die Mythologie des Mittelalters; und im Grunde, hat man denn Ursache, sie eine mehr als die andere lächerlich zu finden?

« Aber, wendet man ein, an Mythologie sind wir gewöhnt und Zauberei ist uns fast unbekannt. Sey es, und es wäre nichts darauf zu antworten, wenn Gewöhnung die einzige Regel unsrer Urtheile seyn dürfte. Freilich war es alte, als die Nationen bei sich so zu sagen eingepferchet waren; da diese sich begreifen: alles was ein Volk damals von seinen Begriffen, seinem Glauben entfernte, mußte tod also erscheinen. Ein jedes hatte nur Ein Wahres, Ein Gutes, Ein Schönes, das ihm eigen gehörte, und die unbedeutendsten Dinge, einmal unter diese Rubriken geordnet, betrachteten sie als unwandelbar entschieden. Freilich war dieses die natürliche Lage jener Zustände, und niemanden fiel ein, sich deßhalb zu beschweren; aber heut zu Tage, wo durch eine freiwillig einstimmende Bewegung die Völker alle Hinderniße beseitigen und sich wechselweise zu nähern suchen, heut zu Tage, wo die Nationen geneigt sind, eine durch die andere sich bestimmen zu lassen, eine Art von Gemeinde von gleichen Interessen, gleichen Gewohnheiten, ja sogar gleichen Literaturen unter sich zu bilden: da müssen sie, anstatt einig Spott treiben unter einander zu wechseln, sich einander aus einem höhern Gesichtspunkt ansehen und deßhalb aus dem kleinen Kreis, in welchem sie sich so lange herumtrieben, herauszuschreiten den Entschluß fassen.

« Es giebt Engländer, die nur aufs feste Land kommen, um alles zu tadeln, was nicht buchstäblich wie bei ihnen geschieht. Kaum begreifen sie, daß nicht auch die ganze Welt vollkommen denkt wie sie. Am Frühstück sich mit Fischspeisen begnügen, scheint ihnen widernatürlicher Aberglaub; am Sonntage zu tanzen ein abscheulich Scandal. Sie stutzen über ihre Verblüffe und entrüsten sich von Stirngefechten zu hören. Ohne Rubeln englischer Zoten schmeckte kein Gericht ihrer Zunge, ihren Gaumen kein Trank aus andern Gegenden, als sie in London gebraut sind. — Ist das nicht, meine Freunde, völlig die Geschichte der Classiker?

« Diese Betrachtungen möchten vielleicht zu ernsthaft scheinen für den Gegenstand worauf sie sich beziehen, und gewiß, wenn nur von Opern, wie der Freischütz, die Rede wäre, so hätten wir dergleichen lange Entwicklungen nicht unternommen; aber das Vorurtheil, das wir bestreiten, umfaßt viel bedeutendere Werke und ein Eingreifen der menschlichen Geister, wie Goethe's Faust, kann ihm nicht entgehen. Gibt es nicht viele Menschen, welche bei dem Gedanken eines Unternehmens mit dem Teufel, gestiftet werden für die Schönheiten dieser erhabenen Production? Sie begreifen nicht, wie man über eine solche Unwahrscheinlichkeit hinwegkommen könne. Und doch sind es dieselbigen, welche seit ihrer Jugend den Agamemnon seine Tochter opfern gesehen, um Fahrwind zu erlangen; auch Medeen, wie sie auf geflügelten Wagen nach den allerschrecklichsten Verschwörungen davonfliegt. Glauben sie denn mehr an das Eine als an das Andere? oder könnte die Gewöhnung, diese zweite Natur der Gewohnheit, völlig über ihre Vernunft siegen? Und so würde denn das Mädchen von Orleans, begeistert, wirklich oder im Wahn, von jener Seite ein verächtliches Lächeln hervorrufen, und, indessen sie Cassandren's ahnungsvollen Prophezeiungen aufmerksam zuhörten, würde die Jungfrau, die Retterin von Frankreich, sie empören, wenn man sie mit den Farben darstellte, womit die gleichzeitige Geschichte sie geschmückt hat.

« Glücklicherweise jedoch werden diese Gesinnungen nicht durchgehen; und, wie bequem es auch seyn mag dem betretenen Pfade zu folgen, ohne rechts und links zu sehen, so finden wir uns doch in einem Jahrhundert, wo der Blick umsichtig und klar genug werden muß, um über die Gränze zu dringen, welche von der Gewohnung gezogen worden. Ja, dann werden wir des Guten uns bemächtigen, wo wir es finden und unter welcher Gestalt es sich darstellt. »

Bemerkung des Uebersetzers.

Wenn uns Deutsche in jedem Fall interessiren muß, zu sehen wie ein geistreicher Franzos gelegentlich in unsere Literatur hineinblickt, so dürfen wir doch nicht allzu stolz werden über das Lob, was man uns derüber von Zeit zu Zeit ertheilen mag. Die Freiheit, ja Unbändigkeit unserer Literatur ist jenen lebhaft tadelnden

Männern eben willkommen, welche gegen den Classicismus noch im Streit liegen, da wir uns schon so heimisch in dem Stand der Aufklärung befinden und mehr leere wissen, was wir von allen Dichtarten aller Zeiten und Völker zu halten haben. Bewahren wir die längst errungenen Vortheile wachsam im Auge, so dürfen wir uns an der Lebhaftigkeit unserer Nachbarn, welche mehr fordern und zugestehen, als wir selbst, gar wohl ergötzen, erbauen und unsere unbefriedigten Bedürfnisse prüfen. Lassen wir uns ferner von den Einsichtigen in eben gemachter Zeitschrift nicht hindern, so ist es doch interessant, eine Gesellschaft gebildeter, erfahrener, klarer, geschmackreicher Männer zu bemerken, bei denen man nicht in allen Capiteln beistimmen braucht, um von ihren Einsichten Vortheil zu ziehen: wie sich denn gegen die mitgetheilte Stelle immer noch anführen ließe, daß die griechische Mythologie als höchst gestaltet, als Verkörperung der tüchtigsten reinsten Menschheit, weder empfohlen zu werden verdiene, als daß höllische Teufels- und Hexenwesen, das nur in düsteren ängstlichen Zeitläuften aus verworrener Einbildungskraft sich entwickelt und in der Hefe menschlicher Natur seine Nahrung finden konnte.

Freilich muß es dem Dichter erlaubt seyn, auch aus einem solchen Element Stoff zu seinen Schöpfungen zu nehmen, welches Recht er sich auf keine Weise wird verkümmern lassen. Und so haben auch jene freisinnigen Männer uns zu Vortheil und Vergnügen, solchen Talenten die Bahn eröffnet, welche man sonst völlig zurückgetrieben, vielleicht vernichtet hätte.

Daher sagt sich denn, daß die Stapferische Uebersetzung meines Faust neu abgedruckt und, von lithographirten Blättern begleitet, nächstens erscheinen wird. Mit dieser Arbeit ist Herr De Lacroix beschäftigt, ein Künstler, dem man ein entschiedenes Talent nicht absprechen, dessen wilde Art jedoch, wenn er davon Gebrauch macht, das Ungestüm seiner Conceptionen, das Grimmige seiner Compositionen, die Gewaltsamkeit der Stellungen und die Rohheit des Colorits ich keineswegs billigen will. Dadurch aber ist er eben der Mann, sich in den Faust zu versenken und wahrscheinlich Bilder hervorzubringen, an die niemand hätte denken können. Zwei Probedrücke liegen vor uns, die auf das Weitere begierig machen. Der eine davon stellt die auf Zauberperlen in der Nacht am Hochgericht vorbeistürmenden Gesellen dar, wo, bei aller der entsetzlichen Eile, Faust's ungestümen, neugierige Frage und eine ruhig abweisende Antwort des Bösen gar wohl ausgedruckt sind; der andere, wo der in Auerbach's Keller auf den Boden strömende Höllenwein flammend aufschlägt und eine sehr charakteristisch bewegte Gesellschaft von unten mit ängstlichen Lichtern und Widerscheinen sichtbar macht.

Beide Blätter sind gross, doch flüchtig skizzirt, etwas roh behandelt, aber voll Geist, Ausdruck und auf gewaltigen Effect angelegt. Wahrscheinlich gelingen dem Künstler die übrigen wilden ahnungsvollen und seltsamen Situationen gleichfalls, und wenn er sich dem Zarten auf irgend eine Weise zu fügen versteht, so haben wir ein wundersames, in jenes paradoxe Gedicht harmonisch eingreifendes Kunstwerk nächstens zu erwarten.

La Guzla,

poésies illyriques.

Paris 1827.

Eine beim ersten Anblick auffallende, bei näherer Betrachtung problematische Erscheinung.

Es ist noch nicht lange her, daß die Franzosen mit Lebhaftigkeit und Neigung die Dichtarten der Ausländer ergriffen und ihnen gewiß Rechte innerhalb des ästhetischen Kreises zugestanden haben. Es ist gleichfalls erst kurze Zeit, daß sie sich in ihren Productionen auch ausländischer Formen zu bedienen gewagt werden. Aber das Allerneuste und Wunderlichste möchte dann doch seyn, daß sie sonst unter der Maske fremder Nationen auftreten und uns in geistreichem Scherz durch unternommene Werke, auf die angenehmste Weise, zum Besten haben, indem wir ein problematisches Werk erst als ein fremdes Original ergetzlich und bewundernswürdig finden, sodann aber, nach der Entdeckung, uns abermals und aufs neue an dem gewandten Talent erfreuen, das zu solchen ernsten Scherzen sich geneigt erwies.

Denn gewiß, man kann seinen Antheil an einer ausländischen Dicht- und Sangesart nicht besser ausdrücken, als wenn man sich derselben durch Uebersetzung und Nachbildung anzueignen sucht.

Hier wollen wir aufmerksam, daß in dem Worte Guzla der Name Gazul verborgen liegt, und jene verkappte spanische schauspielerische Figurenart kam uns in die Gedanken, die uns vor einiger Zeit so liebenswürdig zum Besten hatte. Auch möchten vielleicht angestellte Nachforschungen nicht unbelohnt: daß Gedichte sollten dalmatisch-illyrischen Ursprungs absichtlich, daß sie uns aber einem heutigen Hyperische Moskowitisch zugetheilt seyn.

Es hat nun jener in der Kunst doch immer fromme Betrug gegolten, daß wenn irgend etwas großen Beifall erhielt, man durch Fort- gungen, zweite Theile, oder sonstig Angeschlossenes, Aufsehen erregen, Zustimmung gewinnen wollte und dadurch ein erkaufluchtiges Publikum zu einem höhern Grad von Kenntschaft erhebt.

Welcher Freund aller Mißstunde möcht sich nicht die Freude, die Gamesischen Arbeiten zu sammeln, um an der täuschenden Nachbildung sein Gefühl für die Originale immer mehr zu schärfen.

Herr Mérimée wird es uns also nicht verargen, wenn wir ihn als den Verfasser des Theaters der Clara Gazul und der Guzla damit erklären und sogar ersuchen, uns mit derjenigen einzuschwärzten Kindern, wenn es ihm irgend beliebt, aufs neue zu ergetzen.

Auch er gehört zu den jungen französischen Independenten, welche sich eigne Pfade suchen, wovon die seinen wohl mit zu den anmuthigsten zu zählen sind, weil er nichts festsetzen, sondern ein schönes heiteres Talent an Gegenständen und Formweisen mancher Art üben und ausbilden will.

Bei dieser Guzla jedoch dürfen wir eine Bemerkung nicht zurückhalten: Der Dichter vermischt im heitern und Heldenstyl mit seinen Vergängern zu wetteifern; statt jene derbe, mitunter grausame, ja grausenhafte Thätigkeit gewaltig darzustellen, ruft er, als ein wahrer Romantiker, das Gespensterhafteste hervor; schon seine Localitäten wirken zum Schauern: nächtliche Kirchen, Kirchhöfe, Kreuzwege, Einsiedlerhütten, Felsen und Felsklüfte umfangen den Hörer ahnungsvoll, und nun erscheinen häufig kurz Verstorbene brechend und erschreckend, Vorgesichte beängstigend, als Gestalten, als Flämmchen anziehend und winkend; der gräßliche Vampyrismus

mit all'm seinem Gefolge, die schönsten Einrichtungen eines höfischen Anbaues, worin die geschicktesten, mit diesem Fache vertrauten, Künstler aufgeführt werden, genug, die allerverschiedensten Gegenstände. Doch müssen wir bei allem dem unsern Beifall Geschicklichkeit widerfahren lassen, daß er seine Mühe gehabt, in diesem Kreise einheimisch zu werden, daß er bei seiner Arbeit sich genöthig und unsicherig befinden und die obwaltenden Mängel zu erschauen trachte.

Le Tasse,

drame historique en cinq actes,

par M. Alexandre Duval.

Ein auf dem Theâtre français, der ersten und einzigen stehenden Theaterschaft Europens, neues Stück erregt die Aufmerksamkeit der ganzen Nation, und die sämmtlichen Journalisten versehen nicht, über in seiner Art, davon Rechenschaft zu geben. Man gesteht, daß diese Production eine Nachbildung des Goethe'schen Tasso sey; nur über den Werth und das Verhältniß dieser beiden Bearbeitungen ist man nicht ganz einig. Das Journal du Commerce drückt sich darüber folgendermaßen aus:

« Das deutsche Stück ist kalt und ohne Interesse, es enthält eine Folge geistreicher Gespräche, in welchen die verschiedenen Gesinnungen entwickelt und mit Kunst entfaltet sind, deren Eintönigkeit und oft ganz unerträglich scheint. Es ist eine sittlich weinerliche Sabbaterei (du marivaudage en larmes), doch bemerkt man sehr gut gezeichnete Charaktere, wenn man den Tasso ausnimmt, den der Verfasser als eine Art Besessenen (maniaque) vorgestellt hat. Die Scene, in welcher Tasso einen misgünstigen Hofmann herausfordert, ist sehr schön, obgleich ein wenig zu lang. Die Liebeserklärung ist gleichfalls merkwürdig durch die Wärme der Empfindungen und den poetischen Ausdruck. Aber wir wiederholen: Tasso, als Held dieses Drama's, ist völlig entstellt, wir sehen nicht mehr den begeisterten Dichter, dessen Einbildungskraft die herrlichen Gestalten Tancred's und Rinald's erschuf, ihn der durch seinen Muth und die Schönheit seines Genie's gleich bekannt war. Hier ist es ein verdrießlicher kranker Geist, der überall nur Feinde sieht, unfähig sich zu betragen, das Spielwerk eines Hofmanns, der ihn zugleich um die Gunst des Fürsten und die Theilnahme Eleonorens zu bringen weiß, und den er doch zuletzt um Schutz und Freundschaft anruft. Freylich erniedrigt sich Tasso auf diese Weise nur in augenblicklich m Wahnsinn, aber mit diesem Zug endigt der Deutsche sein Schauspiel. Kurz es ist uns, wir bekennen, unmöglich gewesen, seinen Gedanken zu begreifen, noch weniger hier eine Entwicklung zu finden.

« Duval ist viel besser begriffen und besonders viel kühner. Tasso wird von Eleonoren geliebt; er hat zwei Rivale, einen Herzog von Mantua, der nicht erscheint, welchem aber die Prinzessin verlobt ist, und einen Prinzen Belmonte, dreyßig ältersüchtig als Liebhaber und Hofmann; er überrascht den Tasso im Augenblick als dieser, nach einer der beiden ersten Scenen, die Hand der Prinzessin küßt. Sogleich ist der Herzog von der Verwegenheit des Dichters unterrichtet; dieser glaubt sich verloren, aber Eleonore wendet das Ungewitter ab. Die beiden Rivale begegnen sich bald. Tasso, von Belmonte beleidigt, fordert den Gegenern sich zu rächen, als der Gouverneur des Palastes eintritt und ihn entwaffnet. Tasso verwahrt sich, daß er kein Feiger, indem Sie Tapferkeit den Degen gegen zu haben, aber nur Eleonoren will er ihn ein handigen.

« Man führt ihn ins Gefängniß, der Zöller, den er beym Fürsten nicht schwer, aber eine Unfreundlichkeit wird gemeiniglich strenge Schuld auf ihn häufen. Eleonore bringt ins Gefängniß und da, von ihrer Leidenschaft mächtig ist, versprecht sie ihrem Geliebten mit ihm zu fliehen; sie empfangt seinen Ring als Zeichen der Treue. Belmonte ist zu rasche noch einmal, der Herzog schickt seinen Wagen und verlangt, wie man es denken kann, schnell er, den Dichter für die übrige Lebenszeit einzukerkern, wenn Eleonore nicht verspricht, ihn zu verlassen und den Herzog von Mantua zu heirathen. Unter diesem letzten Umstand unterzeigt Tasso's Wahnsinn; dem gewaltsamen Wahnsinn ergreifen ist er im Palast umher, indem man alles zur Verlobung der Prinzessin vorbereitet. Bald bricht seine Verzweiflung aus, doch mäßiget er, diese Anstalten gehen seiner eigenen Verheirathung, und er überläßt sich einer gränzenlosen Freude. In diesem Augenblick macht man, daß der Pfeil ihm die Ehre des Triumphs der Dichterkrönung auf dem Capitol zugetheilt habe. So viel verschiedenen Aufregungen jedoch kann der ärmliche nicht widerstehen, er verschiedet, den Namen Eleonore auf den Lippen.

« Dieses Drama, in welchem einige glückliche Nachahmungen des Deutschen Stücks bemerklich sind, hat sich eines glänzenden Beifalls erfreut u. s. w. »

Im Globe behandelt der Recensent dieses Stück sehr ausführlich, und indem er die in dem Gegenstand liegenden Motive umständlich verfolgt, behauptet er, der Autor hätte, da er doch einmal sein Stück ein historisches nenne, den vierten Act nach Salerno, den fünften nach Rom versetzen sollen. Nachdem er sich auf diese Weise als Gegner zwei unserer Einheiten bekannt, fährt er folgendermaßen fort:

« Aber zugegeben, daß unser Parterre die Theaterveränderungen ungern vermehrt sehen würde; zugegeben, daß es die Geschichte eines ganzen Lebens nicht vorliegen mag, daß es, wie Beaumarchais sagt, nur Eine Krise haben will, gut! so versteht denn auch eine solche Krise zu wählen, zu entwickeln, zu malen wie sie vorgegangen, versteht besonders, euch in ihrer Größe zu halten, und so werdet ihr in den Motiven, die sie euch anbietet, genugsame Mittel finden, ohne Fabeln darein zu mischen, und wenn ihr z. B. Tasso's Liebe zu Eleonoren und seinen Aufenthalt in Ferrara schildern wollte, so beschränkt euch in diesen Rahmen. Die Aufgabe ist noch weit genug, euch in diesen Situationen und Peripetien. Das Scheiden und die Adresse nach Rom sind eine schon hinlängliche dramatische Katastrophe.

« Dies hat der deutsche Dichter empfunden und, ob er sich gl ich nicht aller Vortheile bedient hat, von denen wir einen Begriff zu geben versuchten, ob er sich gleichfalls willkührlich als Schilderung unserer Sitten unterlagt hat, alle beiläufigen Scenen: so hat ihm doch die Entwicklung des schwermüthigen Mißtrauens, der einzige Contrast der dichterischen Einbildungskraft und des Herzens, zu fünf Acten hingereicht: fünf Acte freylich, welche nur für den Philosophen oder einen ausgesuchten Hörsaal genugsame Fülle haben. Hier finden wir ein genaues und tiefes Studium, das vielleicht der Menge nicht bemerklich wäre, das aber unser französischer Dichter gar leicht mit glänzenden und vollen mäßigen Stellereien hätte, auch nicht können, ohne der Geschichte die mindeste Gewalt anzuthun.

« Vielleicht hat man nicht genug zu ſchätzen gewußt, was an Poeſie und Beredſamkeit in Goethe's Drama ſich findet, durch das Genie ahmend Talent's Werk, und von Zeit zu Zeit entwickeln ſich Meiſterzüge Italiens, welche entzücken. Die erſte Scene, wo die Prinzeſſin und ihre Freundin ſich in den ſchönſten von Boccaccio's und Petrarka, iſt von einer Melancholie durchdrungen, wie vom Balſamduft der Blumen bei der erſten Frühlingsſonne. Dieſe Hofdame, dieſe Königin, für Virgil und Arioſt e Gedichte, die Betrachtung ihrer jungen Freundin einer Stunden, Geſchmack und Neigungen, die poetiſche Erhebung ihrer Anſicht der Natur! Taſſo's Name und Andenken, die ſich überall einmiſchen, die muſikaliſchen ihrer Freundin verſucht: iſt dies nicht eine Scene aus der Natur, und wie ſchön bereitet ſie was folgt, wie führt ſie uns natürlich in die Abentheuer, in welcher der wunderbare Mann lebt, welcher die Hauptperſon des Drama's werden ſoll? »

Die Mittheilungen, die ich aus franzöſiſchen Zeitſchriften gebe, haben nicht etwa allein zur Abſicht, an mich und meine Arbeiten zu erinnern, ich beſpreche ein Hörerrecht, worauf ich vertrauend hinhoren will. Ueberall dort und läßt man von dem Verſchreiten der Menſchheitsgeſchichte, von den weiten Anſichten der Welt- und Menſchen-Verhältniſſe. Wie es auch im Ganzen damit beſchaffen ſeyn mag, welche zu unterſuchen und näher zu beſtimmen nicht meines Amts iſt, will ich doch von meiner Seite meine Freunde aufmerkſam machen, daß ich überzeugt ſey, es bilde ſich eine allgemeine Weltlitteratur, worin uns Deutſchen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten iſt. Alle Nationen ſchauen ſich nach uns um, ſie leſen, ſie tadeln, nehmen auf und verwerfen, ahmen nach und entſtellen, verſtehen oder mißverſtehen uns, ſtreifen aber verſchieden ihre Hemden dieſes alles müſſen wir gleichmüthig aufnehmen, indem uns das Ganze am großen Werk iſt.

Erfahren wir ja das Gleiche von unſern eigenen Landsleuten, und warum ſollten die Nationen unter ſich einig ſeyn, wenn die Mitbürger nicht mit einander übereinkommen verſtehen? Wir haben im litterariſchen Sinne hier viel vor andern Nationen voraus, ſie werden uns immer mehr ſchätzen lernen, und wären es auch nur, daß ſie von uns borgten ohne Dank, und uns benutzten ohne Anerkennung.

Wie aber die militäriſch-geſellſchaftliche Kraft einer Nation aus ihrer innern Einheit ſich entwickelt, ſo muß auch die ſittlich äſthetiſche aus einer ähnlichen Uebereinſtimmung nach und nach hervorgehen. Dieſes kann aber nur durch die Zeit bewirkt werden. Ich ſehe ſo viel Jahre als ein Mitarbeitender zurück, und beobachte, wie ſich, wo nicht aus widerſtrebenden doch verſchiedenen Elementen, ein deutſche Litteratur zuſammenſtellt, die eigentlich nur dadurch eins wird, daß ſie in einer Sprache verfaßt iſt, welche aus ganz verſchiedenen Anlagen und Talenten, Sinnen und Trun, Urtheilen und Meinungen nach und nach das Innere des Volks zu Tage fördert.

Bezuge nach außen.

Mein hoffnungsreiches Wort, daß bei der gegenwärtigen höchſt bewegten Epoche und durchaus erleichterter Communication eine Weltlitteratur entſtehen müſſe, ſo laßen ſich unſere nächſten Nachbarn, welche allerdings dazu Goethen machen dürften, gefällig aufgenommen und ſich folgendermaßen geäußert:

Le Globe Tom. V. Nr. 91.

« Jahrweiſe, eine jede Nation, wenn die Reihe an ſie kommt, ſtellt ihre Anſichten, welche wie die Anſtrengungskraft der phyſiſchen Körper, ein gegen die andere beſtimmt und in der Folge alle die Geſchichte der menſchlichen Meinungen beſtimmt, in einer allgemeinen Harmonie vereinigen wird. Freilich iſt das Beſtreben der Geſchichten, ſich einander zu verſtehen und ihre Arbeiten an einander zu reihen, keineswegs neu, und die lateiniſche Sprache diente vormals auf eine bewundernswürdige Weiſe zu dieſem Zwecke. Aber wie ſie ſich auch bemühten, ſo bemerkten die Schreiber, wodurch die Völker getrennt wurden, auch eine Trennung unter ihnen, und ſchadeten ihrem gütigen Werke. Selbſt das Werkzeug deſſen ſie ſich bedienten konnte nur einen gewißen Überfluß gewähren, ſo daß ſie ſich genöthigt sah, die Intelligenz derjenigen, anſtatt ſie zu mehren durch das Herz und die Poeſie. Die Römer, das Studium der Sprachen, die poetiſche Litteratur haben die Stelle jener allgemeinen Sprache eingenommen und beſtätigen übereinſtimmend das innigere Verhältniß, als jene niemals bereiten konnte. Gegen die Nationen, die ſich vorzüglich mit Gewerb und Handel abgeben, die ſchätzigen ſich am meiſten mit ihrem Zwiſchenverkehr. England, deſſen innere Bewegung ſo groß, deſſen Leben ſo thätig iſt, daß es ſcheint, es könne nichts anders hinein als ſich ſelbſt, zeigt in dieſem Augenblick ein Streben dieſes Bedürfniß, ſich nach außen zu verbreiten und ſeinen Horizont zu erweitern; ſein Ton und Betragen (Service), an die man bisher gewöhnt war, ſind etwas nicht genug, jetzt eine Zeitſchrift, deſſen das fremden Litteraturen gewidmet, ſollen zuſammenwirken regelmäßig anfangen den Weſten. »

Von der erſten, The Foreign Quarterly Review, ſind zwei Bände in unſern Händen, den dritten erwarten wir zunächſt und werden in dieſe Blätter öfters das auf die Anſichten der bedeutenden Männer zurückkehren, die ihre Theilnahme an fremden Litteraturen ſo einſichtig als thätig bewähren.

Zuvörderſt aber müſſen wir geſtehen, daß es uns ein beſonderes Vergnügen als wir, gerade am Ende des alten Jahres, ſchon die mehr als dreißig deutſche Taſchenbücher in einem engliſchen Journal angezeigt fanden, zwar nicht recenſirt, aber doch mit einigen eigenthümlichen Bemerkungen.

Es iſt erfreulich, daß unſere Erbitionen der Art auch draußen Beifall und Abſatz finden, indem wir ſchon genöthigt ſind auch die dortigen gleichmäßigen Prodactionen zur gutes Gelt anzuſchaffen, es wird ſich nach und nach bemerken laßen ob die Bilanze dieſes Verkehrs für uns günſtig ausſchlage.

Die ernſthafteſte Betrachtung muß doch an jene erſten augenfälligen Heterogenen ſich ungeſäumt anſchließen. Eine jede Litteratur commt ſich zuletzt in ſich ſelbſt, wenn ſie nicht durch fremde Theilnahme wieder aufgefriſcht wird. Welcher Naturforſcher erfreut ſich nicht der Wunderringe, die er durch Spiegelung hervorgebracht ſieht! Und was eine Spiegelung im Sittlichen heißen wolle, hat ein jeder ſchon, wenn auch unbewußt, an ſich ſelbſt erfahren und wird, ſobald er aufmerkt, faßen und begreifen wie viel er ihr im Leben zu ſeiner Bildung ſchuldig geworden.

Ein Gleichniß.

Jüngst pflückt' ich einen Wiesenstrauß,
Trug ihn geduftend nach Haus;
Da hatten von der warmen Hand
Die Kronen sich all zur Erde gewandt.
Ich setzte sie in frisches Glas;
Und mich ein Wunder war mir das!
Die Köpfchen hoben sich empor,
Die Blätterfingel im grünen Flor;
Und allzusammen so gesund
Als ständen sie noch auf Muttergrund.

So war mir's als ich wundersam
Mein Lied in fremder Sprache vernahm.

Englisches Schauspiel in Paris.

Wir guten Deutschen, worunter ich mich wohl auch zählen habe, können seit funfzig Jahren den unbegreiflichen Shakspeare nicht los werden. Nach unserer gründlichen Verschrobenheit suchen wir in seine Werke selbst einzudringen; wir gebehrden gerne den Stoff, den Gegenständen seiner Dichtung allen Werth und Gehalt zu; wir trachten seine Behandlungsart zu entwickeln, seinen Gang zu folgen, die Charaktere zu entwikeln, und scheinen mit aller Bemühung doch nicht zum Ziele zu gelangen. Deutsch sogar hatte sich zugetragen, daß wir uns zu einer endlichen retrograden Bewegung verleiten ließen, indem wir Lady Macbeth als eine liederliche Gattin zu constituiren unternahmen. Sollte aber eben hieraus nicht deutlich hervorgehen, daß wir den Kreis schon durchlaufen haben, indem uns die Wahrheit anwidert, der Irrthum aber willkommen scheint?

Unsere westlichen Nachbarn dagegen, lebendig-praktischen Sinnes, verfahren hierin ganz anders. Sie genießen gegenwärtig des Glücks, die vorzüglichsten englischen Schauspieler, in den berühmtesten, beliebtesten Stücken, nach und nach vor sich zu sehen, und zwar auf eignem Grund und Boden, wodurch sie gegen das Fremde in den wichtigen Vortheil gesetzt sind, daß ihnen der heimische Maßstab zur Hand bleibt, der, wenn sie ihn, alle verrottete Vorurtheile beseitigend, mit Geist-erweitet an das Fremde legen, ihnen zu einem wahrhaft überschauenden Urtheil die sicherste Gelegenheit giebt.

Um die Wesenheit des Dichters und seiner Dichtung, welche doch niemand ergründen wird, kümmern sie sich nicht; sie achten auf die Wirkung, worauf denn doch eigentlich alles ankommt, und indem sie die Absicht haben solche zu begünstigen, sprechen sie aus, theilen sie mit was jeder Zuschauer empfindet, empfinden sollte, wenn er sich auch dessen nicht genugsam bewußt würde.

Le Globe. Tom. V. Nr. 71.

« Hamlet ist endlich auf der französischen Bühne in seiner ganzen Wahrheit erschienen und mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden. Selbst diejenigen, denen die Schwierigkeiten der Sprache eine Menge Schönheiten nicht mit empfinden ließen, welche der Ausdruck darbietet, hielten sich an die Handlung, und empfanden so Vergnügen als Rührung von diesem originalen Drama. Hamlet erregt unsre Theilnahme wie er auftritt; kaum ist er angekündigt, so verlangt man nach ihm; kaum hat er sich gezeigt, so ist man tausendfältig an ihn geknüpft, man möchte ihn nicht wieder loslassen. Es ist eine außerordentliche Seele, deren Seltsamkeit allein uns schon auffallen würde. Wir wünschte nicht zu wissen was alles für wunderliche Gedanken und unvorgesehene Handlungen sich daraus entwickeln werden; wer wäre nicht neugierig die Geheimnisse derselben zu erforschen und ihren Bewegungen zu folgen; denn da ist etwas zu sehen was man nicht überall antrifft. Hier ist die Menschheit zu studiren in diesem so wunderlichen und doch so wahren Herzen.

« Aber diese Seele ist zugleich von dem rechtmäßigsten und größesten Schmerz erfüllt, von abscheulichen Ahnungen und Beunruhigungen; sie ist zärtlich, traurig, großmüthig und kraftvoll. Alles das rührt und ergreift die er durchwandert: sein verschiedenes Benehmen mit Polonius, worin sich so viel scheinbar Komisches auf einem Untergrunde von so viel Traurigem und Bittern bewerkstelligt; die Scene des Schauspiels, worin er die wundersame Kunst bewährt in wahrhafter Feinheit und verstellter Wahnsinn, von innigster Würde und angenommenem Frazenhaftem; diese strenge furchtbare Unterscheidung, die er mit unwiderstehlicher Aufmerksamkeit, unter äußerlichem Spielen und Kindereien eines Wahnsinnigen durchführt; die eifersüchtige Verletzung unsers Theaterheerdums, — da wäre denn doch wohl für unser Publikum genugsamer Anlaß gewesen, Anstoß zu nehmen, hörte es nicht gesehn: allen diesen Formen, allen diesen Ereignissen liege die Entwickelung eines im höchsten Sinne dramatischen Charakters zu Grunde. »

Französisches Schauspiel in Berlin.

Wenn wir oben englische Schauspieler in Paris fanden und gegenwärtig französische in Berlin antreffen, so bemerken wir in beiden Fällen doch einigen Unterschied. In der Pariser Königsstadt treten die vorzüglichsten Schauspieler Englands in bedeutenden Gastrollen nur für eine kurze Zeit auf; in der Berliner ist einer bestimmten Gesellschaft ein unbestimmter längerer Aufenthalt gegönnt. Wenn jene sich auf alle Weise hervorzuthun gedrängt sahen, so haben diese den Vortheil, in einer Folge ihre Fähigkeiten zu entwickeln; und es mag ihnen auf jeden Fall bis auf ein gewissen Grad gelingen, da die französischen Künstler durch herkömmliche Ueberlieferung begünstigt, durch eine gewisse geschmackvolle Einheit gefördert, ganz eigenthümlichen Vortheile sich zu erfreuen haben. Doch davon kann hier nicht die Rede seyn, das bleibt dem Berliner Publikum, den dortigen Genießenden und Urtheilenden anheim gegeben. Was uns aber außerdem bemerklich scheint, ist, daß wie die Engländer in Frankreich, so die Franzosen in Deutschland sich einiger Opposition zu bedienen hatten, und letztere daher sich einen Sachwalter mitgebracht oder ihn an Ort und Stelle sogleich gefunden haben. Nicht mißbilligen können wir nun, wenn dieser das Unbill bemerkt

und rügt, womit man die einigen Jahren in Teut[illegible] lang Moliern verübte. Mögen sich doch die fremden Nationen bei dieser Gelegenheit sagen, daß der Deutsche, so rechtlich und gutmüthig er auch sonst sey, noch manchmal launische Anwandlungen von Unartigkeit habe, die er dem ganz anderwärts, als muß das so seyn, an Fremden wie an Landsleuten ausübt. Dergleichen geht jedoch meist ganz ohne Widerspruch hin; das Faß[illegible] kann sogar eine Zeit lang curiren, wie sich endlich das Wasser darstellt, wenn man's nicht wie.

Mögen das alle künftig wie bisher schehen; wir erstreben dies Gelegenheit, um unsere Hymnen und Gemeinde-Meinung auszusprechen: daß man einmal Komödie die sey soll, unter denen welche sich darin üben und hervorthaten, Molieren in die erste Klasse und an einen vorzüglichen Ort zu setzen sey. Denn was kann man mehr von einem Künstler sagen, als daß vorzügliche Naturell, sorgfältige Ausbildung und gewandte Ausübung bei ihm zur vollkommensten Harmonie gelangten. Dies Zeugniß geben ihm schon über ein Jahrhundert seine Stücke, die ja noch, es üben seiner persönlichen Darstellung entbehrend, die talentvollsten, geistreichsten Künstler aufregen, ihnen durch frische Lebendigung genug zu thun.

Histoire

de la vie et des ouvrages de Moliere,

par J. Taschereau. Paris 1825.

Gesammte Werk verdient von allen wahren Literaturfreunden aufmerksam gelesen zu werden, indem es uns näher an die Eigenschaften und Eigenheiten eines vorzüglichen Mannes heranführt. Seinen entschiedenen Freunden wird es auch willkommen seyn, ob sie gleich desselben, um ihn doch zu schätzen, kaum bedürften, da er sich dem aufmerksamen Beobachter in seinen Werken genugsam offenbart.

Endlich beschaue man den Misanthrop und frage sich, ob jemals ein Dichter sein Inneres vollkommener und in bewundrungswürdiger dargestellt habe. Wir möchten gern Inhalt und Behandlung dieses Stückes tragisch nennen; einen solchen Eindruck hat es wenigstens jederzeit bei uns zurückgelassen, weil dasjenige vor Blick und Geist gebracht wird, was uns oft selbst zur Verzweiflung bringt, und wie ihn aus der Welt jagen möchte.

Hier stellt sich der reine Mensch dar, welcher bei gewonnener großer Bildung doch natürlich geblieben ist, und wie mit sich, so auch mit andern, nur gar zu gern wahr und gründlich seyn möchte; wir sehn ihn aber im Conflict mit der socialen Welt, in der man ohne Verstellung und Klugheit nicht umhergehen kann.

Gegen einen solchen ist Timon ein bloß komisches Subject, und ich wünschte wohl, daß ein geistreicher Dichter einen solchen Phantasten darstellte, der sich immersort an der Welt beträgt, und es ihr höchlich übel nimmt, als ob sie ihn betrogen hätte.

Richelieu

ou la journée des Dupes,

comédie historique par Le Mercier.

Genanntes Stück war schon 1804 bei dem ersten französischen Theater angenommen, seine Erscheinung aber durch Gegenwirkig verhindert, da es denn im Druck hervortritt, und gar wohl verdient, daß wir uns mit ihm beschäftigen.

Es ist wohl keine Frage, daß uns bei demselben der Tartuffe einfallen muß, der sich aber zu Richelieu verhält wie die Wurzel zum Cubus. Letzterer ist ein potenzirter Tartuffe, blos in diesem Sinne darf man eine Vergleichung wagen, und wir unternehmen es, wär' es auch nur einiger Klärung halber zu sagen.

Der Tartuffe des Moliere erregt Haß, es ist ein verbrecherischer Mensch, der Frömmigkeit und Sittlichkeit heuchelt, um eine bürgerliche Familie in jedem Sinn zu Grunde zu richten; deshalb uns denn auch der poetische Ausgang willkommen erscheint. Bemerke man, wie und warum in den neuesten Zeiten eben dieses Stück hervorgerufen und hervorgeboten ward. Es geschah, weil man es zum Nachtheil einer Klasse Menschen brauchen konnte, die, im Stillen wirksam, dem Staats-Haushalt schädlich zu werden drohte. Sehe man genau hin, so wird man finden, daß keineswegs das genial-ästhetische Verdienst aufgefaßt und billig aufgenommen wurde, es war eine gehässige Gegenwirkung, Parteien regten sich gegen einander, die ein wollte schaden, die andere sich decken, es war der immer lebendige Stoff, der, durch künstlerisch lange Behandlung wirksam, ganz eigentlich personificirte.

Ganz anders mit Richelieu. Dieser hat keine bösen Absichten, die seine ist vielmehr höchst löblich, er regiert, er will am Regiment bleiben, weil er einsieht, daß unter allen Mitteln eben dieses das beste sey. Durch ihn wird niemand beschädigt, der König findet sich gesichert gegen äußere und innere Feinde; freilich ist beides nicht immer mit gelinden, allgefälligen Mitteln zu bewirken. Die auswärtigen Bezüge werden kaiserlich doch hinreichend angedeutet; die innern Familienverhältnisse sind es, die, auf einer so hohen Region, mit Heiterkeit behandelt, uns in einem fortwährenden genugsamen Lächeln erhalten, welches vielleicht nie in ein Lachen, wohl aber oft in einen entschiedenen Beifall ausbricht. Der König bedarf eines solchen Rathgebers, er fühlt es, er folgt ihm; nur daß er durch die fortstürmenden schwankenden Wogen der Leidenschaften, Verleitungen und Intriguen seiner Umgebungen augenblicklich irre gemacht, unsicher und verlegen wird.

Die wider den Cardinal Verschwornen sind durchaus von der Art, daß der Leser kein Zutrauen zu ihnen faßt, er würde auf keine Weise ihre Partei ergreifen, wie er doch sonst wohl in Schauspielen dieser Art auf der Seite der Unfriedenen zu seyn beliebt; vielmehr pflichtet er immer dem Cardinal bei, an dem er sich nicht geärgert hat, denn das Stück endigt völlig befriedigend: die Zügel des Regiments bleiben in den Händen, die sie bisher glücklich geführt; der König ist seiner hohen Würde sicher, und selbst die Uebrigen, die man hier als sämmtlich hintergangene Aprils-Narren (Dupes) bezeichnet, könnten sehr zufrieden seyn, wenn sie einsehen dürften, daß, wär' ihr Plan gelungen, sie sich in dem Augenblick unter einander entzweit, und durch unbezwingliche Leidenschaft, Unzulänglichkeit, Selbstsucht

und Leichtsinn sich und zugleich das Königthum zu Grunde gerichtet hätten.

Und so steht zu erwarten, jeder Bildhafte, den die Zeit natur überhaupt mit besonders die französische interessirt, werde sich an den Erscheinungen und dem Wechselwirken derselben, an dem musterhaften Gange des Stücks, an dem trefflichen Interesse, sich in den Auftritten die zur Einleitung dienen, und erhöht an den aus dem Ganzen sich herausscheidenden Hauptscenen wohlthätig ergehen. Zu bedauern möchte nur sein, daß dieses Stück nicht leicht auf das Theater gelangen kann. An Orten wo man es verlangt, wird es verdächtig erscheinen, und wo man es nicht verlangt, wird das eigentliche, wahre, gründliche Interesse erwangeln.

Französisches Haupttheater.

Es war löblich und der Sache angemessen, daß man in Paris, wo so viele Theater neben einander bestanden, eins der ganz reinen, regelmäßigen, sogenannten classischen Art zu erhalten trachtete. Wäre der Gedanke nicht rühmig, der Versuch nicht lebenswürdig gewesen, wo hätte die Ausübung so lange lebendigen Beifall gefunden?

Dessen ungeachtet fühlte man, obgleich erst nach andertehalb Jahrhunderten, daß man einen engen Kreis immer mehr verengend, Aufmerksamkeit und Aesthesis nicht lebendig erhalten könnte, besonders wenn ein erstehendes Talent Welt und Bühne zerbrach, das bisher eigentlich jene herkömmlich gegrenzten Stücke erst zu beleben und gewissermaßen immer neu zu erschaffen wußte. So war denn zuletzt Talma ganz eigentlich der Kleben, woran das erste Theater Frankreichs und der Welt im Schweben gehalten wurde.

Talma gehört nun ganz eigentlich der neuesten Welt an, sein Bestreben war, das Innerlichste des Menschen vorzuführen. Mit welchem leidenschaftlichen Drang war er nicht bemüht jenes hyperchemische Stück auszubilden, das in der arabischen Wüste spielt, um Gefühle und Gesinnungen auszudrücken, die einer solchen Oede gemäß wären.

Wie selbst waren Zeuge, mit welchem Glück er sich in eine Tyrannenscele einzuarbeiten trachtete; eine desartige beuchlerische Gewaltthätigkeit auszudrücken gelang ihm zum besten. Doch war es ihm zuletzt am Nero nicht genug; man sehe, wie er sich mit einem Tiger des Circuses zu identificiren suchte, und man wird ganz das Peinliche des Romanticismus darin finden. Weil aber hieburch die eigentlich Heroische, das sich in republicanischem Conflict, wie bei Corneille, als Bedrängniß in höheren Ständen, wie bei Racine, oder in großen Weltbegebenheiten, wie sie Voltaire behandelt, am kräftigsten hervortut, nach und nach verloren ging und eine gewisse sentimentale Innerlichkeit dagegen sich einschmeichelte: so folgte daraus, daß man sich nach einer freiern Thätigkeit umsah und ein wirklich gegenständliches geschichtliches Interesse wieder auf das Theater zu bringen trachtete.

Aelteres Herkommen.

Der Franzos will nur «Eine Krise.» Dieses einfachste Wort Napoleons deutet dahin, daß die Nation an eine gewisse einfache, abgeschlossene, leicht faßliche Darstellung auf dem Theater gerechnet war; man konnte es eine Etiquette nennen, von der man sich nicht entfernen wollte, weil man sie gewohnt war, aber doch in einem gewissen Sinne bequem fand. Der lebhafte, durch und durch selbstthätige Franzos kann seine Neigung für eine gewisse Aristokratie nicht aufgeben. Und in diesem Sinne ging er an der alten Anstalt, erhielt derselbigen Respect vor seinem Achill und Agamemnon wie vor den edlen Familiennamen, die ihm seine Geschichte rühmlich vor die Ohren brachte. Es war eine Art von Cultus im Theater zu sitzen, als mentaler Souffleur die bekannten Stücke zwischen den Zähnen zu murmeln und bei dieser frommen Handlung zu vergessen, daß man sich von Herzen erquicke.

Uebergang.

Der Drang, etwas Bedeutenderes, größere Weltcharaktere, Universalereignisse auf den Brettern zu sehen, mußte jedoch in der neuern Zeit rege werden. Wer die Revolution überlebt hat, fühlt sich in die Geschichte hineingetrieben, er sieht im Gegenwärtigen das Vergangene mit frischem, die fernsten Gegenstände herangeführtem Blick. Indeß wir Deutschen noch immer den Conflict zwischen Patriciern und Zunftmännern nicht los werden, eh er gleich in unsern constitutionellen Staaten, wo jeder an seinem Platze sich wohlbefindig und tüchtig beweisen kann, längst beschwichtigt und aufgehoben ist, gehen jene in die Ferne, streifen durch Menschen und Begebenheiten tiefst bedeutende Geschichte zurück, und suchen die abgeschlossenen Gestalten auf's Theater hervorzuzaubern.

Neuere Versuche.

Dabei geht aber so unmittelbar nicht an, sondern man dramatisirt erst die Geschichte nach Bequemlichkeit, und zwar kühn genug, von der ältesten bis zur neuesten Zeit, und es darf kein Wasserbauer dieses Fachs dergleichen Bearbeitungen ignoriren. Hiezu bezeichnen wir: **La Journée des barricades, les Etats de Blois**, welchen der Tod Heinrichs III folgen soll. Auch dürfen wir in gleichem Sinne les Soirées de Neuilly und Scènes contemporaines gar wohl empfehlen. Wer sich mit diesen Werken bekannt macht, wird unsern obigen Aeußerungen wahrscheinlich beitreten.

Fernere Schritte.

Weil nun bei solchen literarischen Bestrebungen, wie bei politischen Revolutionen, man erst vors, sodann aber rückwärts geht, und dessen ungeachtet immer um einige Schritte weiter kommt, so läßt sich ein Gleiches auch hier bemerken. Victor Hugo, auch einer von den unabhängigen jungen Leuten, die, indem wir sie sind, sich doch am Ende durch eignes Thun und Erfahren müssen belehren lassen, hat sein schönes Talent auf ein großes unaufführbares historisches Stück, Cromwell, verwendet und sich dabei sehr schätzenswerth bewiesen.

Hier aber kommt manches zu Sprache, worüber man sich erst später vereinigen wird. Jene abgenannten dramatisirten historischen Ereignisse sind in Prosa geschrieben, und das ist auch eigentlich was eine poetische Annäherung an das wirkliche Leben begünstigt; Cromwell hingegen ist in Alexandrinern.

Nun ist wohl anzunehmen, daß der Alexandriner nirgends sich auf dem französischen Theater erhalten wird und muß. Daher würde ich einem solchen Schriftsteller rathen, diese Versmaß für die edlen Stellen und wichtigsten Momente beizubehalten, sodann aber nach Beschaffenheit der Situation, Charaktere, Gesinnungen und Gefühle mit dem Silbenmaß zu wechseln, wie

Shakspeare mit dem Jambus und der Prosa thut.

Wenn man sich vor allen Vorurtheilen losmachen will, ehe das zu prüfenden muß in seinen als gründlich gut und naturgemäß anerkannt werden darf, so thut man wohl, in frühere Zeiten zurückzugehen und zu untersuchen, wie es vormals aussah, wo das nunmehr Erstarrte noch lebendig und biegsam war. Man sehe den Cid des Corneille, wo nach Anlaß des spanischen Vorbildes, obschon mit beschränkter Mäßigung, das Sylbenmaß wechselt, der Sache angemessen und von guter Wirkung.

Ist man dann doch schon an Quinault's Opern abwechselnde Rhythmen gewohnt; hat nicht auch Molière die Feste und Gelegenheits-Stücken sich so leicht Schicksamende bedient, hat nicht sogar Voltaire seinen Zaneret in die und da vorkommenden Reimen, mit großem Glück das Lustreiche, keineswegs willkührlich, sondern, wenn man es genau betrachtet, sehr kunstreich gesträubt. Das ist alles schon vorhanden; nur kömmt es auf ein entschiedenes Talent an, wie Victor Hugo besitzt, es sich in diesen verschiedenen Armaturen und Masken frei, bequem und geistreich zu Erregung seines Publikums bewegen könne.

Faust,

Tragédie de M. de Goethe,

traduite en français par M. Stapfer, ornée de XVII dessins par M. De Lacroix.

Wenn ich die französische Uebersetzung meines Faust in einer Prachtausgabe vor mir liegen sehe, so wird ich erinnert an jene Zeit, wo dieses Werk erfunden, verfaßt und mit ganz eignen Gefühlen niedergeschrieben worden. Den Beifall, den es nah und fern gefunden, und der sich nunmehr auch in typographischer Vollendung ausweist, mag es wohl der seltenen Eigenschaft schuldig seyn, daß es für immer die Entwickelungsperiode eines Menschenlebens festhält, der den allem was die Menschheit peinigt auch quält, den allem was sie beunruhigt auch ergriffen, in dem was sie wahrhaft gleichfalls beängstigt, und durch das was sie wünscht auch befriedigt werden. Sehr entfernt sind solche Zustände gegenwärtig von dem Dichter, auch die Welt hat gewissermaßen ganz andere Kämpfe zu bestehen; indessen bleibt doch meistens der Menschenzustand in Freud und Leid sich gleich und der Letztgeborne wird immer noch Ursache finden sich nach demjenigen umzusehen was vor ihm gegolten und gelitten worden, um sich einigermaßen in das zu schicken was auch ihm bevorsteht.

Ist nun jenes Gedicht seiner Natur nach in einem rüstern Element empfangen, spielt es auf einem zwar mannigfaltigen jedoch dämonischen Schauplatz, so nimmt es sich in der französischen, alles erhellenden, der Betrachtung, dem Verstande entgegenkommenden Sprache schon um vieles klarer und absichtlicher aus. Sobald nun gar ein Folioformat, Papier, Lettern, Druck, Einband, alles ohne Ausnahme bis zum Vollkommen gesteigert, so verschwindet mit beinahe der Eindruck, den das Werk sonst auch allenfalls noch auf mich ausübte, wenn ich es nach geraumer Zeit wieder einmal vor mich nahm, um mich von dessen Daseyn und Eigenschaften zu vergewissern.

Dabei ist aber Eins besonders merkwürdig, daß ein bildender Künstler sich mit dieser Production in ihrem ersten Sinne dergestalt befreundet, daß er alles ursprünglich Düstere in sie eben so aufgefaßt, und einen unruhig strebenden Helden mit gleicher Unruhe bei Seite begleitet hat.

Herr De Lacroix, ein Maler von ungewöhnlichem Talent, der jedoch, wie es uns Aeltern von Jugend an gethan zu geschehen pflegt, den Pariser Kunstfreunden und Kennern viel zu schaffen macht, weil sie weder seine Verdienste läugnen, noch einer gewissen wilden Behandlungsart mit Beifall begegnen können. Herr De Lacroix scheint hier in einem wunderlichen Erzeugniß zwischen Himmel und Erde, Möglichem und Unmöglichem, Natürlichem und Zartlichem, und zwischen welchen Gegensätzen noch weiter Phantasie ihr verwegenes Spiel treiben mag, sich heimathlich gefühlt und wie in dem Seinigen ergangen zu haben. Dadurch wird denn jener Prachtband wieder gedämpft, der Geist vom klaren Buchstaben in eine düstere Welt gelockt und die ernste Empfindung einer märchenhaften Erzählung wieder aufgeregt. Ein Weiteres getrauen wir uns nicht zu sagen, einem jeden Beschauer dieses bedeutenden Werks mehr oder weniger den unsrigen analoge Empfindungen zutrauend und gleiche Befriedigung wünschend.

Aeußerungen eines Kunstfreundes.

Die lithographischen Blätter womit Herr De Lacroix die französische Uebersetzung des Faust ausgestattet, sind zwar nicht so zart und glatt vollendet als man von den bessern neuern Erzeugnissen der Art zu erwarten pflegt, sondern Entwürfe eines kunstfertigen Malers, mit sicherer Hand und breiter Kreide hingezeichnet. Wann bei mehreren strenge Richtigkeit der Umrisse vermißt wird, so darf man mit dem Künstler darüber nicht rechten, eben weil sich seine Blätter nur als Entwürfe darstellen; hingegen läßt sich allen ohne Ausnahme nachrühmen, daß sie kräftig und mit Geist behandelt sind. Manche verdienen auch der glücklichen Erfindung wegen Beifall. So ist z. B. das Blatt wo Faust sinnend in seinem Studirzimmer sitzt, in welcher Umgebung von allerlei Geräth, einen vor ihm auf dem Tisch liegenden Schädel betrachtend, an und für sich, auch ohne weitere Beziehung auf das Gedicht, ein sinnvolles gut und malerisch angeordnetes Bild. Ein anderes Blatt, Faust und Wagner darstellend wie sie bei sinkender Abendsonne heimkehren, der schwarze Pudel hinter ihnen herschweift, dünkt uns sehr glücklich aufgefaßt und könnte, wohl ausgeführt ein Bild von ganz vorte flicher Wirkung werden. — Die Scene in Auerbachs Keller, wo der auf die Erde verschüttete Wein zur Flamme wird, ist ganz so phantastisch, so bezeichnend dargestellt als dieser Gegenstand es verlangt, und ebenso sich behaupten zu einem Gemälde recht frappantesten Effekt. — Marthe und Margarete, freudig und verwundert den Schmuck betrachtend, und Mephistopheles, der diese Reuevollen ziehend zu ihnen hereintritt, werden, gehörig ausgeführt, gewiß ein sehr niedliches Bild geben. — Bergauf, bergab, gewiß ein sehr niedliches Bild geben. — Bergauf, bergab, schwirrt das Blatt gestalten, wo Mephistopheles und Faust auf Zauberpferden am Hochgericht vorüberbrausen. Das Feuer, der Geist, der Ausdruck, wo mit der Künstler diese wilde Scene dargestellt, wird zum Beifall der Kenner und Kunstrichter erhalten.

Will man diese Blätter mit den Versuchen deutscher Künstler, Scenen aus Faust zu bearbeiten, vergleichen, so können sie mit Ehren neben einander stehen. Ein Deutscher jedoch hat alles durchgängig ernster genommen, die Figuren mit mehr Sorgfalt und wissenschaftlicher

gepflichtet, einem andern, der mehr auf exklusive Folge der Bilder geachtet, mag es gelungen seyn die Charaktere mit mehrerer Stetigkeit durch die ganze Reihe durchzuführen.

Elisabeth de France,

Tragédie par Alexandre Soumet.

(Globe, Tome VI. N. 55.)

Bei Gelegenheit dieses dem Schillerischen Don Carlos nachgebildeten Stücks sprechen sich die Verfasser des Globe folgendermaßen zu Gunsten der Werke unsers verewigten Freundes unbewunden aus:

« Dieser große Dichter idealisirt mehr als ein anderer seinen Gegenstand. Ganz reflectirendes Genie, zwischen Urbildern hingehend, erfaßt er irgend eine Idee lieberall; lange bleibt er sie an in der Abstraction, und bildet sie langsam nach und nach als symbolische Personen aus, denn auf einmal mit entflammter Einbildungskraft bemächtigt er sich der Geschichte und wirft den Impuls hinein, den er erfunden hat. Eine Epoche, ein Ereigniß, ein Mensch wird wie durch Zauberei der Ausdruck seiner gefaßten Gedanken; wirkliche geschichtsgemäße Thaten, Charaktere, Gefühle, Leidenschaft und Verwirrtheit jener Zeiten, alles modelt sich nach dem Bilde das er im Grund seines Herzens trägt, alles bildet sich um, indem es von da zurückstrahlt. »

Der Raum unsrer Blätter nöthigt uns abzubrechen. Jede Zeitschrift die hier forfährt, das schöne Zeugniß das ein Ausländer dem würdigen Freunde giebt, durch Uebersetzung unsrer Nation mitzutheilen, verdient sich gewiß den reinsten Dank.

Perkins Warbeck,

Drame historique, par M. Fontan.

(Globe, Tome VI. N. 57.)

Auch hier wird unseres Schillers, seines projectirten Warbeck, seines begonnenen Demetrius in allen Ehren gedacht, und bei Vergleichung ihm durchaus der Vorrang gegeben. Die Deutschen, welche sich so lange beklagten, man nehme keine Notiz von ihnen, werden sich auch allmählig bequemen, den Westländern genelgter zu seyn.

Dieselbige Zeitschrift (Tome VI. N. 58), nach Erwähnung einiger Uebersetzungen und Nachahmungen von unserm Wilhelm Tell, schließt mit folgenden Worten: Viennent maintenant les autres imitateurs: il y a encore, dans la pièce de Schiller, matière à plusieurs succes.

Idées

sur

la philosophie de l'histoire de l'humanité par Herder,

traduit par Quinet. Paris 1828.

Die Einleitung, welche der Uebersetzer seiner Arbeit vorausgehen läßt, empfehlen wir gleichfalls denjenigen die Tag für Tag das Publikum mit Fremdem und Einheimischem bekannt zu machen verpflichtet sind; und hat sie sowohl als die Uebersetzung selbst zu schönen Betrachtungen Anlaß gegeben. Wir sagen nur so viel: Ein vor funfzig Jahren in Deutschland entsprungenes Werk, welches unglaublich auf die Bildung der Nation eingewirkt hat und nun, da es sein Schuldigkeit gethan, so gut wie vergessen ist, wird jetzo würdig geachtet, auch auf eine in gewissem Sinn schon so hoch gebildete Nation gleichfalls zu wirken und in ihrer noch höhrer Kenntniß strebenden Masse den menschlichen Einfluß auszuüben.

Einzelnheiten.

Wenn ich über die neuste französische Literatur meine Gedanken sammle, so werde ich immer auf Bernardin de St. Pierre zurückgeführt, welcher im Jahr 1789 Paul und Virginie herausgab. Dieser idyllische Roman that große Wirkung und man wird ihn immer gern lesen, ob man gleich nach so langer und durchaus veränderter Zeit sich kaum Rechenschaft geben kann, was er eigentlich bringt und was ihm fehlt.

Kurz vor der Revolution geschrieben ruht das Interesse seiner Verwicklung auf den schwerzlichen Mißverhältnissen, die in den neuesten Staaten zwischen Natur und Gesetz, Gefühl und Herkommen, Bestreben und Vorurtheilen so bang und so bängstigend sind und es mehr noch waren.

Zwei bedrängte Mütter retten sich mit Sohn und Tochter ins ferne Land und führen dort ein idyllisches anmuthiges Leben; dies wird gestört, zuletzt vernichtet. Inzwischen unter manchem Wechsel von Furcht und Hoffnung, Rettung und Untergang, weiß der Verfasser didaktisch, und wenn man will leidlich genug, alles dasjenige zur Sprache zu bringen was die Menschen damals in Frankreich bedrängen mochte; es ist dasselbe was die Notabeln zusammen brief, die Generalstaaten nöthig machte und zuletzt die völlige Umwälzung des Reichs bewirkte. Das Werk ist im besten, wohlwollenden Sinne geschrieben und dieser Sinn hat noch lange während der Revolution in Frankreich durch gedauert.

Bernardin de St. Pierre war den Brüdern des ersten Consuls sehr wohl bekannt, ja von ihm selbst wohl behandelt. Das Verhältniß zu diesen merkwürdigen Menschen, wie er es selbst darstellt, giebt uns ein überraschendes Bild, wie in jener Familie eine gewisse sittlich-ästhetische Tendenz verwaltete und ungeachtet des gleichsam übermenschlichen politischen Treibens sich doch immerfort erhielt. Das große epische Gedicht des grandiosen Lucians und alles was die Feder des grundedlen Louis mitgetheilt hat, giebt uns davon auffallende Zeugnisse.

Bischof Bernardin de St. Pierre tritt uns Chateaubriand entgegen.

Ein rhetorisch-poetisches Talent, mit Leidenschaft, Stoff in der äußern Welt suchend, sich zu religiösen Gefühlen steigernd, ein durchaus große plastisch-materialische Kraft, und auch sie in der politischen Welt erscheinend.

Werthes Leben wurden sehr bald ins Französische übersetzt; der Effekt war groß wie überall, wenn das allgemein Menschliche drang durch. Alle meine übrigen Productionen dagegen standen sehr weit von der französischen Art und Weise ab, und ich war mir dessen wohl bewußt. Eine Uebersetzung von Hermann und Dorothea durch Benjamin that nur im Stillen ihre Wirkung.

Schwerlich ist in Frankreich überhaupt für den Tag aufzutauchen.

Im Stillen finden sich jedoch hartnäckige Anhänger ans Deutsche.

Uebersetzung meines Theaters.

Neuere Wirkungen meiner Arbeiten in Frankreich.

Veranlassung dazu.

Siehe le Globe N. 33. Tom. III. 1826.

Offenbar sind es die Anti-Classiker, denen meine ästhetischen Maximen und die danach gearbeiteten Werke als Beispiel sehr gelegen kommen. Sie gehen daher sehr vollständig zu Werke und behandeln gleichfalls was ihnen nicht munden will.

Wenn wir im Deutschen Gelegenheitsgedicht sagen, so pflegen sich die Franzosen mit: Poesies de circonstance auszudrücken. Dies veranlaßt und wirklich, einen Unterschied zwischen beiden anzunehmen. Das erste wäre, wenn der Dichter eine vorübergehende Gelegenheit ergreift und sie glücklich behandelt; das zweite, wenn er einen Umstand glücklich zu benutzen weiß.

Dem Anschein nach sollte man das erst verzeihen, weil etwas Flüchtiges, Lebendiges der Dichtung höchst willkommen seyn muß. Da sich aber die Poesie nichts vorschreiben läßt, so hängt es nur von ihr ab, auch etwas Verständiges zu Ehren zu bringen. Vielleicht ist niemanden dieses besser gelungen als Herrn Beranger.

Die Herren Globisten schreiben keine Zeile die nicht politisch wäre, d. h. die nicht auf den heutigen Tag einzuwirken trachtete. Sie sind eine gute, aber geselzliche Gesellschaft, man verbandelt gern mit ihnen, aber man fühlt, daß man auf seiner Hut seyn muß. Sie können und will n ihre Absicht nicht verläugnen, den absoluten Liberalismus allgemein zu verbreiten. Deshalb vermissen sie alles Gesetzliche. Folgerechte als stationär und schlendrianisch; doch müssen sie beides gelegentlich in subsidium wieder hervholen. Das giebt ein Baden im Innern, ein Schwanken im Aussern, das sehr unbehaglich empfunden wird, indem man sich zuletzt vor lauter Freiheit erst recht befangen fühlt.

Vollkommene Redner sind es, und wenn man sie als solche gelten läßt, ohne sich von ihnen rühren zu lassen, so gewähren sie viel Vergnügen und wichtige Belehrung.

Im Globe vom Jahr 1825, Seite 525, findet sich eine höchst merkwürdige Darstellung der geistigen Cultur der Normandie, so wie ein Blick über das Ganze der Akademien und literarischen und wissenschaftlichen Societäten, wie folgt:

» Indem wir so von allen akademischen Corporationen sprechen, wollen wir nicht sagen, daß der gegenwärtige Zustand der wissenschaftlichen Welt durch uns alle Versammlung dieser Art ablehnt; wir glauben dagegen, daß sie immer noch große Dienste leisten können, obgleich sie nämlich dem Geiste unsers Jahrhunderts gemäßer organisirt sind, einen positiven und besondern Zweck bekommen, und was ihre Wahl und ihre Arbeiten betrifft, vollkommen unabhängig von den Regierungen bastehen; hauptsächlich aber, daß sie eine große Thätigkeit beweisen. Denn da, wie überall, bewirken Thätigkeit und Bewegung das Leben. Auch will n wir sie gern als Blumenstücke gelten lassen, nur nicht als eigentliche Ariadnale. Ja, wir können sogar kein nützliches Mittel den Untersuchungen eine gesellige Richtung zu geben, es sey nun auf einen Theil der menschlichen Kenntnisse oder auf eine tiefgreifende Untersuchung irgend einer Gegend. Auch können wir keine Antipathie, welche dem forschenden und mittheilenden Geiste der Zeit gemäßer wäre.

» Corporationen hingegen, welche sich blos mit Literatur beschäftigen, lassen uns bedenken, daß, wenn es jemals eine Epoche gab, wo sie große Dienste thaten, diese Epoche ganz gewiß vorbei sey. Man möchte freilich wohl behaupten können, daß zu einer Zeit, wo die Nation zu weit von unsern großen Dichtern stand, diese vielleicht durch ihre Schuld von der Nation sich gesondert fanden, es vielleicht möglich gewesen seyn möchte, Männer von gebildetem Geist zu vereinigen und ihre Versammlungen mit großer Solemnität zu umgeben, und das Verdienst der trefflichen Werke durch das Ansehen des Gerichtsbofes zu erhöhen. Aber wir bemerken leider, was die französische Akademie gegen den Geist gethan hat und wir sehen nicht, daß sie etwas zu Gunsten der Arbeit gewirkt hätte. Gesetzt man denn auch, daß die sämmtlichen Filiale, die untergeordneten Societäten, einigen Dienst dieser Art geleistet, so kann man dagegen den bemerklichen und leider nicht zu läugnenden Einfluß anführen, den sie auf unsere Literatur gehabt haben, indem sie mit aller Macht den preziösen Sinn und den poetischen gelten machten und zwar ganz natürlich von Neuem die Zeit gegen Einen, ein Verhältniß, worin sich damals die Poeten zu den Prosaisten und Reimern befanden.

» Aber ohne diese wichtigen Fragen gegenwärtig zur Sprache zu bringen, lasse man uns bemerken, daß wenn diese Gerichtshöfe der Literatur jemals zu etwas genützt haben, dies gegenwärtig nicht mehr der Fall sey. Die Reform, die seit dreißig Jahren in unsere Criminaljustiz eingetreten ist, bringt nun endlich auch in unsere literarische Gesetzgebung. Gelehrsamliche Richter mit vertrocknetem Herzen und mit durch Gewöhnung an fremde Typen gefälschtem Geiste sind nicht mehr an der Zeit, sondern es werden Geschworene seyn aus allen gebildeten Klassen der Societät, die über Leben und Tod der Dichter zu urtheilen haben. »

Le livre des Cent-et-un.

Tom. I. Paris. Ladvocat 1831.

Die Veranlassung dieses Werkes ist, wie sein Gehalt, jeder Aufmerksamkeit werth. Der eben genannte wohldenkende Buchhändler, durchaus ein rechtlicher Mann, fördert seit geraumer Zeit manches aufstrebende Talent,

derer einige nunmehr zu Ruf und Ruhm gelangt sind. Durch Unglücksfälle wird er in den Zustand versetzt, wo er augenblicklich unterzugehen befürchten muß, und nun vereinigen sich dankbar, für sich, für andere, für das Ganze, eine bedeutende Anzahl vorzüglicher Schriftsteller, durch ein folgereiches Werk ihn aufrecht zu erhalten.

Diesem Werke gedachte man zuerst einen andern Titel zu geben, es ward anzündigt als: Le Diable boiteux à Paris, und sollte, wie es jetzt durchgeführt wird, eine Sittenschilderung der Pariser Zustände, Eigenheiten, Verhandlungen und Oeffentlichkeiten enthalten. Bei näherem Nachdenken und Würdigen des sich anbietenden Gehaltes, fand man jedoch, daß man sich unrecht thue an einem früheren Werk zu erinnern, welches zu einer Zeit, die der gegenwärtigen an Interesse nicht gleich komme, erschienen sey, so viel verdienstliches auch solches enthalten möge. Hiernach giebt uns der Verleger in der Vorrede auf eine höchst einfache Weise, ein Mannichfalter in dem ersten Aufsatze höchst geistreiche Kenntniß.

1. Asmodée

macht anschaulich den Unterschied von jenem Dachshocker, und von gegenwärtiger Behandlung eines höchst reichhaltigen Stoffes. Asmodée ist hier der durch alle Jahrhunderte sich durchziehende Geist scharfer Beobachtung, listiges aber theilnehmendes, vom Kriechgange herein durch alle Zeiten seine Maske nach den Forderungen der jedesmaligen Völker und Individualitäten, die sich allein verstehen, abändernd und einrichtend.

In dem jetzigen Paris wäre wenig geleistet, wenn man nur die Dächer einheben und in die obern Schlafkammern hineinblicken wollte. Unsern Mancheltern sind die Zustände der Großen ziemlich eben wie die Zimmergewölbe der Gefängnisse. Der zurückgezogene Menschenmann ist ihnen so werth als der begünstigte Dichter, der in einem erleuchteten Saal vor einer glänzenden Gesellschaft selbst in seinem höchsten Glanze zu erscheinen gedenkt. Sie führen uns an Orte die wir kennen, über deren aufmerksame Kenntniß wir uns nun erfreuen. Sie lassen uns gealterte Personen sehen, die wir vor so viel Jahren in glänzender wirksamer Jugend gekannt. Die mannigfaltigsten Denkweisen und Gesichtsarten mittheilend gewinnen sie uns für Interessen welche nicht die unsrigen sind.

Hieraus geht hervor, daß je genauer man mit den französischen und besonders mit den Pariser Angelegenheiten bekannt ist, man desto größeren Antheil an diesem Werke nehmen wird. Deutsche Lehr werden manches zurücknehmen wollen, ebenso behandeln und sich für die bedeutenden, allgemein wichtigen, in die höchsten Bewegungen des Tages eingreifenden Aufsätze erklären und dadurch für manches andere, welches ihnen nur Langeweile gemacht, sich entschädigt halten.

Ganz weislich sind die verschiedensten Beiträge, wie man Karten mischt, durch einander geschoben; in jedem Stücke gejaumt es uns aber die Verschiedenheiten zu sondern, jedes Einzelne zu schätzen und bei dem ersten Theil eine Uebersicht über die neun folgenden vorzubereiten. Nur wenige dahier aus den 18 Artikeln aus denen der erste Band zusammengestellt ist.

2. Une maison du Marais.

Das kümmerliche Dasein, meist älterer, anspruchloser, zurückgezogener Personen, ganz nah am Zimmer und doch eine Art von Welt, eine gewisse geregelte Genügsamkeit, bei gutigem Wesen der Einzelnen; ein Scharren am alten, häuslich Herkömmliche, bei kleinen guten Verfällen Nachgiebigkeit oder Ausweichen; z. B. die Hausewirthin übervorteilt sich mit der Milchfrau heraus; das Milchverhältniß ist nicht herzustellen, sie darf nicht mehr herein. Ein alter professionirter Kanzleiverwandter der von der alten Milchfrau nicht lassen will, geht alle Morgen für sich und seine betagte Stocknachbarin, die Milch zum Kasser die Straße entlang in ziemlicher Entfernung bei der herkömmlichen Milchfrau persönlich zu holen.

3. Le Bourgeois de Paris.

Hier schöpft man schon freieren Athem. Ein rechtlicher tüchtiger Mann stellt ein behagliches hermetisches Dasein vollkommen aus, indem er sich in täglicher gemessener Beschränkung genügt findet, so sogar unter fortdauernden Umständen sich nicht unschicklich erhebt und benimmt.

4. Une Fête aux environs de Paris.

Auch ein Pariser Bürger, weniger selbst als der seinige, tüchtige Frau, Freunde und Familie in ein fremdes ländliches Element. Aus völliger Unkenntniß auswärtiger Zustände kommt es in mancherlei Verlegenheiten, nichts aber macht ihn irre; plump, überall, eigensinnig, wird alles möglich und ungemöglicher vor ihr her, aber es stimmt ihn nicht wenn gelegte Freuden verdrießt werden. Wen trockenen Gefahren hat er keinen Begriff, daher aufs schlimmste; aber sogar zuletzt tüchtig durchgerüttelt bleibt er immer der behagliche Bürger.

5. La Conciergerie.

Wir kehren in die engste Stadt zurück. Ein Jüngling von sechzehn Jahren wird zufällig in einem Hause ergriffen, wo die Polizei eine Verschwörung ahnet. Höchst merkwürdig ist es, wie auf dem Eingeführten sogleich die eigenthümlichen Charaktere der obern, mittlern und untern Angestellten gewaltsam tasten. Gedrückt ist der Zustand; beste erwünschter ein Funke Menschlichkeit, der wie ein Stern diese düstern Gewölbe, wenn auch nur schwach und schwankend, erleuchtet.

6. La Morgue.

So werden die Gewölbe genannt, wo unter einem uralten Gebäude die unerkannten im Wasser oder sonst gefundenen Todten zur Schau niedergelegt werden. Wie oft hat uns die Beschreibung und Erzählung von dieser traurigen Stätte getrübt und geängstigt; hier aber werden wir auf das anmuthigste wieder ins Leben geführt. Zwei zu dieser Anstalt verpflichtete Männer leben unter demselben Dache über diesen sich täglich ergießenden Gräuelscenen; wir werden in ihre Familien einheimisch, wir finden recht hübsche, wohleingerichtete anständige Leute, bescheidene aber wohlgearbeitete Meubles, Ordnung und Zucht, ein Plane und bei dem einen Bewohner vier hübsche wohlerzogene heitere Töchter. Haben die mit Tagesfaden gemalten Zimmer uns erheitert, so begegnen wir unten gleich wieder dem größten Jammer. Eine Amme auf der Post fahrend, schläft ein und läßt das ihr anvertraute Kind, das sie aufs Land bringen will, von ihrem Schoße unter die Füße der Mitreisenden schlüpfen und giebt es todt hervor. Das Betragen, so wie die Worte dieser Frau sind trefflich mitgetheilt, ihre Verzweiflung scheint sich zu mildern indem sie sich entfernt, allein sie wird Abends todt neben das Kind gelegt.

7. Le Jardin des Plantes.

Gedichte der zwey verbündeten Poesien, einen freundschaftlichen Besuch an diesem dem Leben und der Wissenschaft gewidmeten Orte gar wohl ausprechend.

8. Le Palais-Royal

mag als Gegensatz gegen jenen Naturfreuden hier seine Wirkung thun; in Zwischen- und Abwechslungen ist dieses einzige Gebäude durchwandert, besprochen und beschrieben worden, und immer bleibt doch diese gegenwärtige Darstellung für den Kenner früherer Zustände höchst interessant. Er findet sich befriedigt zu erfahren, wie es in diesen Anordnungen gegenwärtig aussieht, in dem Augenblicke als der Besitzer diese komischen Räume veräußert um in königlichern seine Residenz aufzuschlagen.

9. Une Maison de la rue de l'Ecole de Medecine.

Aus jenem Getümmel werden wir in eine unbedeutende Wohnung, worauf die größten Erinnerungen haften, geführt. Wenn auch nicht oft, so geschieht es doch zuweilen, daß junge, edle, lebhafte Männer, die, wenn man so sagen darf, für eine günstende Neigung im Augenblick keinen Gegenstand finden, sich zurück auf die Weltgeschichte, auf Biographien, Romane werfen, und sich dort, ihre Leidenschaft nährend, dergestalt verzehren, daß, da die Entschwundene nicht mehr zu ergreifen ist, sie sich aufs entlegste nach der Localität wo sie gelebt, gewirkt, gethandelt, umthun, nach einer so theilig gehaltenen Stelle wallfahrten und, wenn sie es vermochten, gern über das engste Bedürfniß einen Tempel der Verehrung aufrichteten.

Hier sehen wir einen trefflichen jungen Mann, der sich der Erinnerung an Charlotte Corday hingiebt, Minutia Wohnung aufsucht, sie zuletzt auswittert, die düstere Treppe hinauf der Schritten der Heroine folgt, dann das enge Vorzimmer wo sie gewartet hat betritt und nicht ruht, bis ihm das Cabinet eröffnet wird, wo die Bade-Wanne gestanden und wo der Todesstreich gelingt. Wenigstens, versichert man ihm, sey seit jener Zeit verändert; wo denn auf- und abstehende Gitter jener verbündeten Tyrannen ihn umdrängen und ihm beim Schauden die ehedin schmale Treppe verengen.

Durch diese Localität, so wie durch manche andere triviale Umstände, wird jene That wirklich größer und gräßlicher in unserer Einbildungskraft, unserem Gefühl wieder hervorgerufen.

10. Le Bibliomane.

Wir gelangen in einen etwas mehr heiteren aber doch am Ende ängstlichen Zustand. Das Seltene und oft Einzige aller Ausgaben strigert sich dergestalt in einem Liebhaber solcher Curiositäten, daß es zuletzt in Wahnsinn übergeht und er über eine versäumte Auction in völlige Verzweiflung versällt, von welcher ihn nur der Tod befreit. Es ist nicht zu läugnen, daß dergleichen Liebhabereien, wenn sie nicht die Organe eines höhern Interesse sind, immer in eine Art von Verrücktheit ausarten. Einem unserer ehrwürdigsten alten Bekannten machte man die Bemerkung, daß er ein Buch, das er, in einer vorstehenden Auction, im Katalog angestrichen, schon dreymal besitze: „Ein gutes Buch kann man nicht zu oft haben,“ versetzte er, und es ward zum vierten Mal angeschafft.

Bey Kupferstichen, besonders eigenhändigen Radirungen der Meister, kommt genau besehen etwas Aehnliches vor. Doch liegt die Entschuldigung hier näher, weil zwischen Exemplaren meist ein großer Unterschied statt findet.

11. Les Bibliothèques publiques.

Es ist höchst wichtig in solche Zustände hineinzusehen. Die Bücher werden massenweis verborgt, die Rückgabe nicht betrieben. Mag doch jeder Bibliothekar seine Hand ans Herz legen und sich fragen wenn es in seinen Schapkammern anders aussieht.

12. Une premiere representation.

Das Herumreden des unlustigen Geschichts eines Stücks, welches zuletzt aufgeführt wird, ist recht heiter und ausführlich vorgetragen.

Man kann diesen und andere Aufsätze, deren Gegenstand uns schon früher bekannt war, doch immer als Musterbilder ansehen, die solche Gegenstände in ihrer allgemeinen Charakteristik darstellen. Höchst interessant aber ist

13. Les Soirées d'Artistes.

Man sieht in ein geselliq bewegtes Kunstleben hinein, wo sich talentvolle junge Männer auf geistreiche Weise zum ernsten unterhalten. Auch hier läßt sich das ausschließende Princip einiger bemerken; jeder scheint als Künstler nach seiner eigenen Weise zu verfahren; eine heitere Geselligkeit verbindet sie; von keinem Meister ist die Rede von dem man etwas zu lernen hoffte, auf dessen Urtheil sich irgend ein Unternehmen hätte. David ist längst abwesend und todt, und das Talent des Baron Gerard scheint außer diesem Kreise zu liegen. So angenehm aber es auch seyn mag, viele Namen vorzüglich anerkannter Talente, begleitet von einiger Charakteristik, kennen zu lernen, so hat doch

14. Abbaye au Bois

ein allgemeineres Interesse. Wer erwartete in diesen etwas verstumpften und düsteren Kostersräumen, welche zwar immer vorzügliche Menschen beherbergen, gegenwärtig mehr als Einen literarischen Salon eröffnet zu sehen? Mehr oder weniger 6 Jahre Frauen, durch den Wechsel der Zustände ihrer früheren glänzenden Wirksamkeit beraubt, wohnen dort zur Miethe, in anständigen Zimmern. Madame Recamier versammelt noch immer achtenswerthe, sie hochachtende Personen.

Nun aber aus diesem von allem Geräusch entfernten stillen Bleiben werden wir

15. Zu einem Feste im Palais-Royal

aufgerufen. Hier wird Karl X zum letzten Mal von seinen Verwandten gefeiert, dem Feste mit einem Lebehoch beglückt. Der König von Neapel bewundert selbst das Fest, womit man seine Gegenwart honorirt; aber eine Ahnung schwebt durch die erleuchteten Prachtgemächer, und man erlaubt sich zu gestehen, daß man auf einem Vulcan jubele.

Dieser, wir dürfen es wohl gestehen, weitschweifige Aufsatz, überleuchtet die übrigen; das von ihm ausgehende mächtige Licht verbindet die Leser dergestalt, daß sie den übrigen vorgemeldten Aufsätzen nicht Gerechtigkeit, kaum eine billige Aufmerksamkeit schenken mögen. Dieß ist aber nicht unser Fall, wie man bisher gesehen hat, und wir gedenken daher noch mit Freundlichkeit

16. Einen Brief von Beranger an Chateaubriand.

17. Einer Antwort dieses Letztern und

18. L'ingratitude politique.

Diese drei letzten Beiträge haben einigermaßen das Gepräge einer individuellen Politik; wie es denn auch in der Folge nicht anders seyn kann, daß zwischen den Hundert und Einem sich differente Gesinnungen hervorthun. Genug, daß, indem sie gegeneinander übersehen, sie sich nicht aus dieser Gesellschaft vertreiben und ausschließen.

Wenn uns nun der erste Theil schon zu so manchen Betrachtungen Gelegenheit gegeben, was werden uns nicht die nächst zu erwartenden neun übrigen Bände zu schaffen machen?

Die Athenerinnen.

Große Oper.

Poesie von Jouy; Musik von Spontini.

Der Gegenstand ist aus der heroischen Griechenzeit sehr glücklich gewählt; denn die Vortheile solcher Stoffe sind sehr groß, indem sie bedeutende Zustände darbieten, edle große Bildung noch nah an der Natur, so wie eine gränzenlose Mythologie zu dichterischer Ausbildung.

Die Fabel ist uns bekannt; jedoch hier in etwas verändert, mit allem Schmuck der neuern Zeitgesinnungen und theatralischen Erfordernissen begleitet und ausgeführt und doch immer auf einem hohen poetischen Standpunkte gehalten.

Die Ueberlieferung ist trefflich genutzt, und die durch Mannigfaltigkeit möglichster Leidenschaften so wie durch herrliche Localitäten, pomphafte Umzüge, bewegte Vorkommenheiten, alle theatralische Herrlichkeit auf das einsichtigste verliehen.

Erster Act.

Vor der Stadt Athen; zugleich über den Mauern anstoßende Tempel und Prachtgebäude, im fernern Hintergrunde Anhöhungen einer großen Stadt.

Kampfspiele in Gegenwart des Königs, zu welcher Würde wir schon Theseus erhoben finden.

Der Kämpfer successives Gewinnen, Belohnungen durch die Hand einer schönen Bürgerin.

In diese friedlichen Verhandlungen stürmt Rivalität zweier Jünglinge herein, die Hauptschöne Aparnis wird von Alpheus und Polyder verlangt und gefordert. Dies giebt Anlaß zu lebhaften Contestationen. Endlich, nachdem der Jungfrau die Wahl überlassen worden, reicht sie ihre Hand dem Athenienser Alpheus, dagegen tritt Polyder ein Cretenser, leidenschaftlich brohend, zurück.

Hier bemerken wir, daß nicht die Athener allein, sondern sämmtliche Griechen und Griechengenossen an diesem Festkampf Theil nehmen; deswegen wünscht ich, daß Theseus selbst den Ueberwundenen Muth einsprüche und auf Gelegenheit zu großen Thaten hindeutete. Dies würde nun, da Theseus erklärt, er sey im Begriff eine gehoime Expedition vorzunehmen, wieder aufgefaßt und in Bewegung gebracht.

Alles entfernt sich, und in Erwartung der Vermählungsfeier bleiben die Jungfrauen allein zurück. Hier eröffnet sich ein höchst liebenswürdiges Freundschaftsverhältniß zwischen Aparnis und Ydone, einer, durch das Gelübde ihrer sterbenden Mutter, Gott geweihten Jungfrau.

Diese Stelle besonders verspricht höchst erfreulich zu seyn, indem aus dem bisherigen Tumulte eine sanfte Situation sich loslöset und uns in einen idyllischen Zustand versetzt, welchen der Dichter so glücklich behandelt hat, daß sogar eine Romanze, die in einer neuen Oper nicht fehlen darf, als Duett und Chor hier auf das anmuthigste vorgetragen wird. Alsdann gesellt sich Alpheus hinzu und das Glück der Liebe wird in einem, vom Chor begleiteten Terzet gepriesen, worauf die Frauen sich entfernen.

Nun stürzt Polyder auf den zurückgebliebenen Alpheus wüthend heran und die beiden Rivale entfernen sich fechtend.

Ein Cretensisches Schiff, durch fernen Gesang schon früher angekündigt, rückt näher und landet; Nicesios, eine Art Hoherpriester und Gesandter des Minos, tritt mit seinem geistlichen Gefolge auf und indem er den Menschenraub der Athener zu sühnen kommt, findet er seinen Sohn Polyder verwundet, an Kräften abnehmend und muß ihn zuletzt sterben sehen. Nicesios, als Vater schmerzlich verletzt und ergrimmt, als Priester mißmuthig und tückisch, schwört den Tod seines Sohnes zu rächen. Hier tritt also ein sehr leidenschaftliches Finale, für die erste Abtheilung des ersten Acts, glücklich ein, dann aus einem nahgelegenen Tempel hört man feierlich Hymenäen erschallen, die Cretenser schwerpaßt theilnehmend belegen das Theater und Nicesios kann sich ganz seiner theatralischen Wuth überlassen.

Veränderung der Scene.

Das Innere eines großen Tempels festlich geschmückt. Die Vermählungsfeierlichkeiten haben indessen ihren Gang genommen; mannigfaltige herrliche Aufzüge, Theseus zu Wagen an ihrer Spitze, werden eine glänzende Erscheinung seyn. Die symbolischen Feierlichkeiten werden mit Prunk durchgeführt, als gerade beim Abschluß, unter Donner und Blitz das innere Heiligthum sich aufthut und Nicesios, als Pontifex Maximus, beinah als Oberherr der sämmtlichen griechischen Geistlichkeit anzusehen, hervortritt, den bräutlichen Altar verflucht, die alte Strafe d. h. nach dem Verlauf von sieben Jahren wieder den Tribut von sieben Knaben und sieben Mädchen fordert.

Man kann denken daß in diesem Conflict alle Leidenschaften sich regen und, von einem fortdauernden Gewitter begleitet, sich kräftig erweisen werden.

Um nun, was ich bei dem ersten Acte wünschen möchte, deutlich zu machen, ist es nöthig, die ältere überlieferte Fabel mit der neuen, wie sie die Oper uns bringt, zusammenzuhalten.

Aeltere Fabel.

Unter der Regierung des Königs Aegeus zu Athen, wird ein Sohn des Minos, Königs von Creta, in Athen als Gast erschlagen. Der Vater dem es nicht gelingt Rache zu nehmen, wendet sich an die Götter; eine Pest verheert Athen und, um diese los zu werden, muß man sich die Bedingung gefallen lassen: alle sieben Jahre sieben Knaben und sieben Mädchen als Sühnopfer nach Creta zu schicken, dem Ungeheuer Minotaurus zu gräßlichem Futter.

Aegeus, um dem Tadel seines Volks zu entgehen, sendet mit den übrigen Opfern seinen Sohn Theseus fort, welchem Ariadne, von Liebe entzündet, einen Faden verehret, an dem er sich aus dem Labyrinth, den Aufenthalt jenes Unthiers, wenn er solches erlegt, wieder herausfinden soll.

Dies gelingt, Minotaurus wird erschlagen, Ariadne

entführt. Leider kommt, durch einen Irrthum im Gesetz des vorhergesagten, Aegeus der König, ums Leben.

Neuere Fabel,

wie man sich solche aus dem Gedichte zu entwickeln hat.

Wir finden Theseus, schon als König, aber genau besehen in einer bedenklichen Lage; denn jenes politische, gräflich Uebereinkommen zu Gunsten Jenaus besteht noch; sieben Jahre sind abgelaufen und man zaudert die schuldigen Opfer abzuliefern. Im Gegentheil hat Theseus Kampfspiele angestellt, wir vermuthen um die Tapfersten der Nation kennen zu lernen, denn alle Griechen und Griechengenossen sind eingeladen. Er hat im Sinn aus neue Creta zu bekriegen, um entweder die Absendung der Opfer verweigern zu können, oder die abzusendenden in Freiheit zu sehen. Diese Intention, die sich nur errathen läßt, wünscht ich deutlicher ausgesprochen, damit man sich deutlicher, wenn in so bedenklicher Zeit Festspiele angestellt und Vermählungs-Ceremonien umständlich durchgeführt werden. Die schönste Gelegenheit bietet sich Seite 10, wo Theseus, der hier nur als liebhaber erscheint, auch als Held und König auftreten möge.

Da ferner jener Tribut in Gesolg einer Strafe von den Göttern erfolgte, so ist die Fiction, daß ein Oberpriester von Creta kommt, um die verspörten Schlachtopfer abzuholen, sehr zulässig, ja glücklich. Nur wünscht ich daß dieß Verhältniß etwas klärer angedeutet wäre.

Alcestas aus dem Schiffe steigend, würde sich nicht etwa nur pantomimisch, sondern ausdrücklich erklären und den Grund seiner Ankunft, deren er sich in der Folge bedient, kräftig aussprechen. Das Chor der cretensischen Schiffe würde freilich nicht so freundlich behandelt werden, denn sie wissen doch wohl zu welch einer feindseligen Absendung sie den Auftrag haben. Die Scene wo sie zum ersten Male aus der Ferne vernommen werden, würde alsdann auch einen andern Eindruck machen.

Wie ich denn sogar vorschlagen möchte, daß das cretensische Schiff mit schwarzen Segeln allenfalls durch feuerrothe Flammen noch furchtbarer herankäme. Dies würde zu der leidenschaftlichen Scene wo Alcestas seinen Sohn sterbend findet, einen mächtigen Hintergrund geben.

Was den Schluß der 8ten Scene betrifft, so würde ich, wenn der Hohepriester aus dem Heiligthume tritt, ihn gleichfalls mit einem gewaltsamen Chor begleiten, aber den Donner nicht zugleich eingreifen lassen. Der Zuschauer stutzt, denselbigen Mann, den er als einen höchst leidenschaftlich-feindseligen kennen lernte und künftighin als einen tückigen Pfaffen gewahr werden muß, von den Göttern gleichsam eingeführt und seine Handlungen sanctionirt zu sehen. Später möchten Wetter, Donner und Blitz sich einfinden, wo man sie auch wohl als Naturzufälligkeiten betrachten kann.

Durch diese Vorschläge wird an der ganzen Sache nichts verrückt, und nur ein und der andere bedeutende Moment herausgehoben.

Uebrigens bitte ich noch dabei, daß ich es kein so gar unangenehm empfinden werde, wenn man von meinen Vorschlägen keinen Gebrauch macht. Ich weiß recht gut daß man in Theaterstücken, besonders in Opern, nicht alles zu motiviren braucht, so daß man, um des Contrastes willen, manches unversehens einführen darf; wir aber vergebe man die Eigenheit, daß ich den Zuschauer immer gerne verständig wünsche, auch da, wo man seine Einbildungskraft und seinen Gefühlen manches Wunderbare zumuthet.

Zweiter Act.

An diesem wäre sodann nichts weiter zu erinnern, Theseus ist abgefahren, hat uns aber die Aussicht auf einen gewissen Sieg hinterlassen, so daß wir ganz geruhig, obgleich gerührt, zusehen wenn der cretensische Pöbel nunmehr gewissermaßen die Obergewalt in Athen ausübt; die er, verbunden mit List und Tücke, gar wohl zu benutzen weiß.

Die Scene des Loosens wird von großer Wirkung seyn; die Befreiung des Alpheus und dessen gelingende Abfahrt beflügelt unsre Hoffnung: er werde, mit Theseus verbunden, den Minotaurus erlegen und die bedrohten Opfer befreien. Es daß der zweite Act an sich nicht das Mindeste zu wünschen übrig läßt.

Dritter Act.

Er ist gleichfalls untadelig; die erste Hälfte sehr glücklich erfunden. Ariadne, die königliche Tochter, hat bei früheren, wenn auch nicht ganz entscheidenden Expeditionen der Athener die Vorzüge des Theseus kennen gelernt. Es ist ihm, wenn auch nicht auf die regelmäßigste Weise, angetraut; sie hofft auf eine mit ihm verabredete Rückkehr, und spinnt indessen den magischen Faden, der ihn durchs Labyrinth geleiten soll.

Der Priester Alcestas ist indessen mit den bestimmten Opfern angelangt, hat Kenntniß von der Ankunft des Theseus und bedient sich einer bösen List, indem er Ariadnen zu verstehen giebt, Theseus komme, um unter den zu opfernden Mädchen eine Geliebte, Apamia, zu befreien. Hieraus entspringt ein eifersüchtiger Mißverständniß, welches dem Dichter wie dem Componisten Gelegenheit zu den schönsten Exhibitionen giebt.

Durch die Ankunft des Alpheus jedoch, wodurch sich augenblicklich offenbart, daß er und nicht Theseus Liebhaber der Apamia und Bräutigam sey, läßt sich der Knoten schnell und glücklich. Man dürfte wohl sagen daß dieser Anfang des dritten Acts eben sowohl für ein eigenes gutes Stück gelten könnte, als es hier einen höchst erwünschten Theil eines großen Ganzen ausmacht.

Eine zweite Decoration und Function, die man technisch nennen könnte, weil sie die Einrichtung des Theaters für das folgende möglich macht, geben hier ein interessantes einleitendes Zwischenspiel.

Die Schluß-Decoration, das Innere eines architektonischen Labyrinths vorstellend, wird den Meistern theatralischer Architektur die beste Gelegenheit geben, ihr hohes Talent zu erproben und zu entwickeln.

Bei diesem düstern, ja finstern Local ist es ein sehr glücklicher und unschätzbarer Gedanke, den Ariadnenschen Faden mit magisch phosphorescirenden Kräften zu begaben und zwar dergestalt, daß er nicht nur den Weg der Helden leuchtend bezeichne, sondern auch seine Spur an Pfeilern, Wänden und Säulen wo sie vorübergegangen, zurücklasse. Dieser Gedanke, mit Genie und Geschmack durchgeführt, muß die grausigen Hallen mit der anmuthigsten Illumination versehen.

Alles Uebrige: durch die Gewölbe schleichende Nebel, verschiedenfarbig glühende Dünste, Gebrüll, Flammen und Getöse, was beim Lesen die Einbildungskraft verwirrt und über alle Möglichkeit der Ausführung hinauszugehen scheint, nicht weniger zuletzt das Zusammenstürzen des wundersamsten Aufgebäudes zeigen den hohen Grad, auf welchen die Maschinisten, verbunden mit den mannigfaltigsten Kunst- und Handwerksgenossen, sich erheben konnten.

Endlich, nachdem wir genugsam mit unterirdischen, bunten, wandelnden Flammensäulen, ja durch vulcanische gräuliche Explosionen gelegentlich worden, sind wir auf einmal in die Klarheit des Oceans versetzt, auf welchem sich selige Inseln entwickeln und die glücklich Geretteten einher tragen. Selbst die über das ganze Stück

waltenden Götter, Pallas und Neptun, erscheinen persönlich, so daß endlich der Olymp nicht verschmähen darf sich zu eröffnen und durch seine Gegenwart den Beifall zu sanctioniren, den mit der Vorstellung eines so reichlich ausgestatteten Theaterstückes, enthusiastisch zu spenden alle Ursache haben werden.

Englische Literatur.

Byrons Don Juan.

Erster Band. I. St. Juli. n. 6.

Wenn wir früherhin eine Stelle aus dem vielleicht übersetzbaren Graf Carmagnola einzurücken Bedenken trugen, und gegenwärtig mit kühnem Versuch den unübersetzlichen Don Juan ergreifen und behandeln: so möchte dies wohl als Widerspruch angesehen werden; deßhalb wir denn auf den Unterschied hinzudeuten nicht ermangeln. Herr Manzoni ist bei uns noch wenig bekannt, daher soll man seine Vorzüge erst in ihrer ganzen Fülle wie nur das Original sie darbietet, kennen lernen; alsdann wird eine Uebersetzung von einem unserer jüngeren Freunde gar wohl am Platze seyn; in Lord Byrons Talent sind wir aber genugsam eingeweiht und können ihn durch Uebersetzung weder mögen noch schaden; die Originale sind in den Händen aller Gebildeten.

Uns aber wird ein solcher Versuch, wäre auch das Unmögliche unternommen, immer einigen Nutzen bringen: denn wenn uns eine falsche Spiegelung auch das Originalbild nicht richtig wieder giebt, so macht sie uns doch aufmerksam auf die Spiegelfläche selbst und auf deren, mehr oder weniger bemerkliche, mangelhafte Beschaffenheit.

Don Juan ist ein gränzenlos-genialisches Werk, menschenfeindlich bis zur höchsten Grausamkeit, menschenfreundlich, in die Tiefen süßester Neigung sich versenkend; und da wir den Verfasser nun einmal kennen und schätzen, ihn auch nicht anders wollen als er ist, so genießen wir dankbar was er uns mit übermäßiger Freiheit, ja mit Frechheit vorzuführen wagt. Dem wunderlichen, wilden, schonungslosen Inhalt ist auch die technische Behandlung der Verse ganz gemäß; der Dichter schont die Sprache so wenig als die Menschen und wie wir näher hinzutreten, so sehen wir freilich, daß die englische Poesie schon eine gebildete komische Sprache hat, welcher wir Deutschen ganz ermangeln.

Das Deutschkomische liegt vorzüglich im Sinn, weniger in der Behandlung. Sichtenbergs Reichthum wird bewundert, ihm stand eine ganze Welt von Wissen und Verhältnissen zu Gebote, um sie wie Karten zu mischen und nach Belieben schalkhaft auszuspielen! Selbst bei Blumauer, dessen Vers- und Reim-Bildung den komischen Inhalt leicht behandelt, ist es eigentlich der schroffe Gegensatz vom Alten und Neuen, Edeln und Gemeinen, Erhabenen und Niederträchtigen was uns belustigt. Sehen wir weiter unter, so finden wir, daß der Deutsche, um drollig zu seyn, einige Jahrhunderte zurückschreitet und nur in Knittelreimen eigentlich naiv und anmuthig zu werden das Glück hat.

Beim Uebersetzen des Don Juan ließen sich dem Engländer manche Vortheile ablernen; nur einen Spaß können wir ihm nicht nachmachen, welcher öfters durch seltsame und zweifelhafte Aussprache mancher, auf dem Papier ganz verschieden gestalteter Worte bewirkt wird. Der englische Sprachkenner mag beurtheilen, inwiefern der Dichter auch da muthwillig über die Schnur gehauen.

Nur zufällig konnte die Uebersetzung der hier mitgetheilten Strophen entstehen, und wir lassen sie abdrucken nicht als Muster, sondern zur Anregung. Unsere sämmtlichen talentvollen Uebersetzer sollten sich theilweise daran versuchen; man müßte sich Assonanzen, unreine Reime, und wer weiß was alles erlauben; dabei würde eine genaue lakonische Behandlung nöthig seyn, um Gehalt und Gewicht dieses frechen Machwerks nur auszudrücken; erst wenn einer gelöset ist wird man sich weiter darüber besprechen können.

Sollte man uns vorwerfen, daß wir, durch Uebersetzung, eine solche Schrift in Deutschland einzubürgern, unverantwortlich handeln, indem wir eine treue, ruhige, wohlhabige Nation mit dem Unsittlichsten, was jemals die Dichtkunst vorgebracht, bekannt zu machen trachten: so antworten wir, daß, nach unserm Sinne, diese Uebersetzungsversuche nicht gerade zum Druck bestimmt seyn müßten, sondern als Übung guter talentvoller Köpfe gar wohl gelten dürften. Sie mögen alsdann, was sie dabei gewonnen, zu Lust und Freude ihrer Sprachgenossen beschaulich anwenden und ausbreiten. Genau betrachtet wäre jedoch von einem Abdruck solcher Gedichte kein sonderlicher Schade für die Moralität mehr zu befürchten, indem Dichter und Schriftsteller sich wunderlich gebärden müßten, um sittenverderblicher zu seyn, als die Zeitungen des Tags.

Manfred,

a dramatic Poem by Lord Byron.

London 1817.

Eine wunderbare mich nah berührende Erscheinung war mir das Trauerspiel Manfred, von Byron. Dieser seltsame geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen, und, hypochondrisch, die seltsamste Nahrung daraus gezogen. Er hat die seinen Zwecken zusagenden Motive auf eigne Weise benutzt, so daß keins mehr dasjenige ist, und gerade deßhalb kann ich seinen Geist nicht genugsam bewundern. Die Umbildung ist so aus dem Ganzen, daß man darüber und über die

Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Vorbild höchst interessante Betrachtungen hätten können; wobei ich freilich nicht läugne, daß mir die düstere Glut einer genialischen reichen Phantasieflut am Ende lästig wird. Doch ist der Vortrag, den man empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft.

Hier finden alle in dieser Tragödie ganz eigentlich die Quintessenz der Gesinnungen und Leidenschaften des wunderbarsten, zu seiner Zeit gebornen Talents. Die Lehren und Dichtungsweise des kurze Byron erlaubt kaum gerechte und billige Beurtheilung. Er hat oft genug bekannt, was ihn quält; er hat es wunderbar dargestellt, und kaum hat irgend jemand Mittheil mit seinem unerträglichen Schmerz, mit dem er sich wiederkäuend immer herumarbeitet.

Eigentlich sind es zwei Frauen deren Gespenster ihn unablässig verfolgen, welche auch in genanntem Stück große Rollen spielen, die eine unter dem Namen Astarte, die andere, ohne Gestalt und Gegenwart, blos eine Stimme.

Von dem gräßlichen Abenteuer, das er mit der ersten erlebt, erzählt man folgendes: Als ein junger, kühner, hochstrebender Mann gewinnt er die Neigung einer Florentinischen Dame, der Gemahl entdeckt es und ermordet seine Frau. Aber auch der Mörder wird in derselben Nacht auf der Straße todt gefunden, ohne daß jedoch der Verdacht auf irgend jemand könnte geworfen werden. Lord Byron entfernt sich von Florenz und schleppt solche Gespenster sein ganzes Leben hinter sich drein.

Dieses mährchenhafte Ereigniß wird durch unzählige Anspielungen in seinen Gedichten vollkommen wahrscheinlich, wie er denn z. B. höchst grausam in seinen eigenen Eingeweiden wühlend, die unselige Geschichte jenes Königs von Sparta auf sich anwendet. Sie ist folgende: Pausanias, Lacedämonischer Feldherr, durch den wichtigen Sieg bei Platäa ruhmgekrönt, nachher aber Griechen beleidigt, entbrennt er in rasender Leidenschaft gegen eine schöne byzantinische Jungfrau. Nach langem Widerstreben gewinnt sie der Machthaber endlich den Eltern ab; sie soll Nachts zu ihm geführt werden. Schamhaft bittet sie die Diener die Lampen zu löschen, es geschieht, und sie, im Zimmer umherstastend, stößt die Lampensäule um. Aus dem Schlafe erwacht Pausanias, argwöhnisch vermuthet er Mörder, ergreift das Schwert und haut die Gliebte nieder. Der gräßliche Anblick dieser Scene verläßt ihn niemals, der Schatten verfolgt ihn unablässig, so daß er Gotthilfen und geisterbannende Priester vergebens anruft.

Welch ein verwundetes Herz muß der Dichter haben, der sich eine solch Begebenheit aus der Vorwelt herausssucht, sie sich anzieht und sein tragisches Grundbild damit belastet. Nachstehender, von Unmuth und Lebensverdruß überladne Monolog wird nun durch diese Anmerkungen verständlich; wir empfehlen ihn allen Freunden der Declamation zur bedeutenden Uebung. Hamlets Monolog erscheint hier gesteigert. Kunst gehört dazu, besonders das Eingeschaltete herauszureden und den Zusammenhang des Ganzen rein und fließend zu erhalten. Uebrigens wird man leicht gewahr werden, daß ein gewisser heftiger, ja excentrischer Ausdruck nöthig ist, um die Intention des Dichters darzustellen.

(S. Band I. S. 316.)

C a i n.

A Mystery by Lord Byron.

Nachdem ich über genanntes Werk fast ein Jahr lang das Wunderbarste mir hatte vorsagen lassen, nahm ich es endlich selbst zur Hand, da es mir denn zum Erstaunen und Bewundern auftrug; ein Wirkung die alles Gute, Schöne und Große auf den rein empfänglichen Geist ausüben wird. Gern sprach ich darüber unter Freunden, und zugleich nahm ich mir vor, etwas öffentlich davon zu sagen; allein je tiefer man in das Werk eines solchen Geistes hineindringt, desto mehr empfindet man wie schwer es sey es in sich selbst, geschweige für andere zu reproduciren, und vollendet hätte ich, wie über so viel anderes Treffliche, geschwiegen, hätte mich nicht eine Anregung von außen abermals herausgeführt.

Ein Franzose, Fabre d'Olivet, übersetzte gedachtes Stück in reimfreie Verse und glaubt es in einer Folge von philosophisch-kritischen Bemerkungen widerlegt zu haben. Nun ist mir zwar diese seine Arbeit nicht zu Gesicht gekommen, allein der Moniteur vom 25 October 1823 nimmt sich des Dichters an, und indem er über eins der Theile und Stellen völlig in unserm Sinne sich ausdrückt, so weckt er unsere eigene Betrachtung wieder lebhaft auf, wie es zu geschehen pflegt, wenn wir, unter vielen gleichgültigen und verworrenen Stimmen, endlich eine ansprechende vernehmen, da wir uns denn gern zu beifälliger Erwiderung finden lassen. Mir hören den Sachwalter selbst, indem er sich folgendermaßen ausspricht.

» Jene Scene, welche sich bis zu Cains Verfluchung durch Eva hinaufsteigert, jetzt, unsres Erachtens, von der energischen Tiefe der Byron'schen Ideen; sie läßt uns in Cain den würdigen Sohn einer solchen Mutter erkennen.

» Der Uebersetzer fragt hier, woher wohl der Dichter sein Urbild genommen? Lord Byron konnte ihm antworten, aus der Natur und ihrer Betrachtung, wie Corneille seine Cleopatra, wie die Alten ihre Medea darin fanden, wie uns die Geschichte so viele Charaktere, beherrscht von gränzenlosen Leidenschaften, aufstellt.

» Wer irgend das menschliche Herz scharf beobachtet und erkannt hat, bis zu welchem Grade seine mannigfachen Regungen sich verirren können, besonders bei den Frauen, die im Guten wie im Bösen gleich schrankenlos erscheinen, der wird gewiß dem Lord Byron nicht vorwerfen, sich, wenn es gleich eine erst entstandene Welt und die allererste Familie galt, an der Wahrheit versündigt, oder sie nach Willkühr überdeckt zu haben. Er schildert und eine verdorrene Natur, wie Müttern dagegen sie in ihrer Schönheit und ursprünglichen Reinheit mit hinreißender Farbenfrische zu malen wußte.

» Im Augenblick jener fürchterlichen Verwünschung, die man dem Dichter verwirft, war Eva nicht mehr das Meisterstück der Vollkommenheit und Unschuld; schon hatten sie vom Verbrechen die negativen Gährungsstoffe empfangen, durch welche die herrlichen Anlagen und Gefühle, die der Urheber des Lebens zu so viel höherem Zweck bestimmt hatte, für immer entstellt wurden; schon war jene reine süße Selbstzufriedenheit in Eitelkeit übergegangen und eine vom Finde des Menschengeschlechts aufgeregte Neugierde, zu unsichtbar Unerlaubtem hintreibend, betrog die Absichten des Schöpfers und entstellte das Meisterstück seiner Schöpfung.

» Eva in ihrer Vorliebe für Abel, in ihren wüthenden Verwünschungen gegen seinen Mörder Cain, erscheint höchst consequent mit sich selbst, so wie sie nun

einmal geworden. Der schwache aber schuldlose Adel, in welchem sich nur ein gefallener Adam darstellt, muß seiner Mutter um so lieber werden, als er ihr minder scheu rasch das bemüthigende Bild ihres Fehltritts zurückruft. Cain dagegen, der weit mehr von ihrem eigenen Stolze geerbt und jene Stärke die Adam verloren, bewahrt hat, trägt alle Erinnerungen, alle Eindrücke der Feindlichkeit auf einmal in ihr auf; tödtlich verwundet in dem Gegenstand ihrer mütterlichen Liebe, kennt ihr Schmerz keine Grenzen mehr, obgleich der Mörder ihr eigner Sohn ist. Einem so kräftigen Geiste wie Lord Byron kam es zu, dies Bild in furchtbarer Wahrheit auszumalen, so mußte er es behandeln oder gar nicht. »

Und so können wir denn ganz ohne Bedenken dieses Wort wieder aufnehmen und was vom Besondern gesagt ist, vom Allgemeinen aussprechen: Wollte Lord Byron einen Cain schreiben, so mußte er ihn so behandeln, sonst lieber gar nicht.

Das Werk selbst ist nunmehr als Original und Uebersetzung in vielen Händen, es bedarf also von unserer Seite keines Ankündigens, noch Anpreisens; einiges jedoch glauben wir bemerken zu müssen.

Der, über alle Begriffe, das Vergangene sowohl als das Gegenwärtige und, in Gefolg dessen, auch das Zukünftige mit glühendem Geistesblick durchdringende Dichter hat seinem unbegränzten Talent neue Regionen erobert: was er aber in denselben wirken werde, ist von keinem menschlichen Wesen voraus zu sehen. Sein Verfahren jedoch können wir schon einigermaßen näher bezeichnen.

Er hält sich an den Buchstaben der biblischen Ueberlieferung, indem er nun das erste Menschen-Paar seine ursprüngliche Reinheit und Schuldlosigkeit gegen eine gehaltmäßig bedeutende Schuld vertauschen und die dadurch verwirkte Strafe auf alle Nachkommen fortererben läßt, so legt er die ungeheure Last eines solchen Ereignisses auf die Schultern Cains, als des Repräsentanten einer, ohne eignes Vergehen in tiefes Elend gestürzten, mißmuthigen Menschheit. Diesem gebeugten, schwer belasteten Ursohne macht nun besonders der Tod, von dem er noch gar keine Anschauung hat, viel zu schaffen und wenn er das Ende gegenwärtigen Mühsals wünschen mag, so scheint es ihm noch widerwärtiger solches mit einem ganz unbekannten Zustande zu vertauschen. Sehen hieraus sieht man, daß das volle Gewicht einer erklärenden, vermittelnden und immer mit sich selbst streitenden Dogmatik, wie sie uns noch immer beschäftigt, dem ersten unbehaglichen Menschensohne aufgebürdet werden.

Diese der menschlichen Natur nicht fremden Widerwärtigkeiten wogen in seiner Seele auf und ab und können durch die getheegebene Sanftmuth des Vaters und Bruders, durch liebevoll erleichterndes Mitwirken der Schwester-Gattin nicht beschwichtigt werden. Um sie aber bis ins Unerträgliche zu schärfen, tritt Satan heran, ein kräftig verführender Geist, der ihn erst sittlich beunruhigt, sodann aber wundersam durch alle Welten führt, ihm das Vergangene übermäßig groß, das Gegenwärtige klein und nichtig, das Künftige ahnungsvoll und unsittlich schauen läßt.

So kehrt er zu den Seinigen zurück, aufgeregter obgleich nicht schlimmer als er war, und da er im Familienwesen alles findet wie er's verlassen hatte, so wird ihm die Zudringlichkeit Abels, der ihn zum Opfer nöthigen will, ganz unerträglich. Mehr sagen wir nicht als daß die Scene in welcher Abel umkommt auf das köstlichste motivirt ist, und so ist auch das Folgende gleich groß und unfaßbar. Da liegt nun Abel! Das ist nun der Tod! von dem so viel die Rede war, und das Menschengeschlecht weiß eben so wenig davon als vorher.

Vergessen aber dürfen wir nicht, daß durch's ganze Stück eine Art von Ahnung auf einen Erlöser durchgeht, daß der Dichter also sich auch in diesem Punkte, wie in allen übrigen, unsern Auslegebegriffen und Lehrweisen anzunähern gewußt hat.

Von der Scene mit den Eltern, worin Eva zuletzt dem verstummten Cain flucht, die unser westlicher Nachbar so treflich günstig herausbildet, bleibt uns nichts zu sagen übrig; wir haben uns nur mit Bewunderung und Ehrfurcht dem Schlusse zu nähern.

Hier äußerte nun eine geistreiche, in hochschätzung Byrons mit uns verwandte Freundin: alles was religiös und sittlich in der Welt gefaßt werden könne, sey in den drei letzten Worten des Stücks enthalten.

Lebensverhältniß zu Byron.

Der deutsche Dichter, bis ins hohe Alter bewährte Verdienste früherer und mitlebender Männer sorgfältig und rein anzuerkennen, indem er dies als das sicherste Mittel zu eigner Bildung von jeher betrachtete, mußte wohl auch auf das große Talent des Lords, bald nach dessen ersten Erscheinen, aufmerksam werden, wie er denn auch die Fortschritte jener bedeutenden Leistungen und eines ununterbrochenen Wirkens unablässig begleitete.

Hierbei war denn leicht zu bemerken, daß die allgemeine Anerkennung des dichterischen Verdienstes mit Bewunderung und Steigerung rasch auf einander folgen, Bewunderung und Steigerung rasch auf einander folgen, Bewunderung und Steigerung rasch auf einander folgen,

Doch gab der edle Lord seinen Verlag nicht auf, dem deutschen Zeit- und Geist-Genossen eine bedeutende Freundlichkeit zu erweisen; wie denn das Taurisgeist Werner ein höchst schätzbares Denkmal an der Stirn führt.

Hiernach wird man denn wohl dem deutschen Dichtergreise zutrauen, daß er einen so gründlich guten Willen, welcher uns auf dieser Erde selten begegnet, von einem so hoch gefeierten Manne ganz unverhofft erfahrend, sich gleichfalls bereitete mit Klarheit und Kraft auszusprechen: von welcher Hochachtung er für seinen unübertroffenen Zeitgenossen durchdrungen, von welchem innigen Bewußtseyn seiner Stellung für ihn er belebt sey. Aber die Aufgabe fand sich so groß, und erschien immer größer, je mehr man ihr näher trat: denn was soll man von einem Ertgebornen sagen, dessen Verdienste durch Betrachtung und Wort nicht zu erschöpfen sind?

Als daher ein junger Mann, Herr Sterling, angenehm von Person und rein von Sitten, im Frühjahr 1823 seinen Weg von Genua gerade nach Weimar nahm, und auf einem kleinen Blatte wenige eigenhändige Worte des verehrten Mannes als Empfehlung überbrachte; als nun bald darauf das Gerücht verlautete, der Lord werde seinen großen Sinn, seine mannigfaltigen Kräfte, an erhebungsfähige Thaten über Meer verwenden, da war nicht länger zu zaudern und eilig nachstehendes Gedicht geschrieben:

Ein freundlich Wort kommt, eines nach dem andern,
Von Süden her und bringt uns frohe Stunden;
Es ruft uns auf zum Edelsten zu wandern,
Nicht ist der Geist, doch ist der Fuß gebunden.

Wie soll ich denn, den ich so lang' begleitet,
Nun etwas Tatulich's in die Ferne sagen?
Ihm, der sich selbst im Innersten bestreitet,
Stark angewohnt, das tiefste Weh zu tragen.

Wohl sey ihm hoch, wenn er sich selbst empfindet,
Er mage selbst sich hochbeglückt zu nennen,
Wenn Musenkraft die Schmerzen überwindet;
Und wie ich ihn erkannt, mög' er sich kennen.

Es gelangte nach Genua, fand ihn aber nicht mehr daselbst; schon war der treffliche Freund abgesegelt und schien einem jeden schon weit entfernt; durch Stürme jedoch zurückgehalten, landete er in Livorno, wo ihn das herzlich Gesendete gerade noch traf, um es im Augenblick seiner Abfahrt, den 24. Juli 1823, mit einem reinen schön gefüllten Blatt erwidern zu können, als wertlestes Zeugniß eines würdigen Verhältnisses unter den kostbarsten Documenten vom Besitzer aufzubewahren.

So sehr uns nun ein solches Blatt erfreuen und rühren und zu der schönsten Lebenshoffnung aufregen mußte, so erhält es gegenwärtig durch das ungeitige Ableben des hohen Schreibenden den größten schmerzlichsten Werth, indem es die allgemeine Trauer der Sitten- und Dichter-Welt über seinen Verlust für uns leider ganz insbesondere schärft, die wir nach vollbrachtem großem Bemühen hoffen durften, den vorzüglichsten Geist, den glücklich erworbenen Freund und zugleich den menschlichsten Sieger persönlich zu begrüßen.

Nun aber erhebt uns die Ueberzeugung, daß seine Nation, aus dem theilweise gegen ihn aufbrausenden, tadelnden, scheltenden Taumel plötzlich zur Nüchternheit erwachen und allgemein begreifen werde, daß alle Schalen und Schlacken der Zeit und des Individuums, durch welche sich auch der Beste hindurch und heraus zu arbeiten hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinfällig gewesen, wogegen der staunenswürdige Ruhm, zu dem er sein Vaterland für jetzt und künftig erhebt, in seiner Herrlichkeit grünendes und in seinen Folgen unberechenbar bleibt. Gewiß, diese Nation, die sich so vieler großer Namen rühmen darf, wird ihn verklärt zu denjenigen stellen, durch die sie sich immerfort selbst zu ehren hat.

Leben Napoleons.

Von Walter Scott.

Der reichste, gewandteste, berühmteste Erzähler seines Jahrhunderts unternimmt die Geschichte seiner Zeit zu schreiben.

Dabei entwickelt er nothwendig alle die Tugenden, die er bereits in seinen frühern Werken zu bethätigen wußte.

Er weiß den mannigfaltigen historischen Stoff deutlichst aufzufassen.

Er dringt in die Bedeutung des Gehaltes ein.

Durch vielfältige literarische Uebung gewinnt er sich die höchstmögliche Facilität der Behandlung und des Vortrags.

Die Eigenschaft des Romans und die Form desselben begünstigt ihn, indem er durch sinnige Motive das historisch Wahre näher an einander rückt, und so einen Faßlichen vereinigt, während es sonst in der Geschichte weit auseinander steht, und sich kaum dem Geist, am wenigsten aber dem Gemüth ergetzlich darstellt.

Er giebt sich auf, die Geschichte seiner Zeit durchaus vorzutragen, daß er sich die Einschränkung, welche ihm die jedesmaligen Ereignisse gemacht, wieder aufs genauste vergegenwärtige; wobei er denn freilich nicht vermeiden kann, die Betrachtungen, zu welchem ihm die Folge Gelegenheit gegeben, als Regulativ und Beschwichtigungsmittel anzuwenden.

Walter Scott ist 1771 geboren, also fällt seine Kindheit gerade in den lebhaftesten Ausbruch des nordamericanischen Kriegs.

Er war 17 bis 18 Jahr alt bei dem Ausbruche der französischen Revolution.

Was mußte er nicht in solcher Weise in solcher Zeit erleben!

Ja, da er stark in den Funfzigern steht, und durchaus noch genug von der Welt- und Geschichte berührt worden, tritt er mit obgemeldeten Eigenschaften auf, um öffentlich über das vergangene Wichtige sich mit uns zu unterhalten.

Welche Erwartung dies in mir erregen mußte, wird derjenige leicht abnehmen, der sich vergegenwärtigt, daß ich, zwanzig Jahr' älter als er, gerade im zwanzigsten Jahre persönlich vor Paoli stand, und im sechzigsten vor Napoleon.

Diese langen Jahre durch versäumte ich nicht, ferner und näher mit den Welterereignissen in Verührung kommend, darüber zu denken und nach einer individuellen Weise die Gegenstände mir zu ordnen und einen Zusammenhang auszubilden.

Was konnte mir daher erwünschter seyn als mich in ruhigen Stunden, nach Bequemlichkeit und Belieben, mit einem solchen Mann zu unterhalten, der auf seine klare, treue und kunstfertige Weise mir dasjenige vorzuführen versprach, worüber ich seitdem so manches hatte, und durch die tagtäglichen Folgen jener großen Jahre täglich immer fortzudenken genöthigt bin.

Diese schreibe vorläufig nieder, eben als ich das Lesen dieses Werks beginne und gedenke, was mir wichtig

scheint in der Folge gleichfalls nach und nach niederzuliegen.

Alsdann möchte sich zeigen was mir neu war, theils weil ich es nicht erfuhr noch bemerkte, noch dasselbe in seiner eigentlichen Bedeutung anerkannte; ferner, welche Combinationen, Eins und Uebersichten mir besonders wichtig geworden.

Hiebei wird an der Betrachtung das Meiste zu gewinnen seyn, daß, wie jedes Individuum die Weltgeschichte nur auf seine Weise vernimmt, die Zeitungen im eigensten Sinne liest; so auch keine Partei, keine Nation hierin ganz rein zu verfahren fähig ist, sondern vielmehr immer erwartet und aufsucht, was ihren Begriffen zusagt, und ihren Leidenschaften schmeichelt.

Haben wir den Franzosen, die so mannigfaltig auch von verschiedenen Seiten über die Revolution gesprochen, willig zugehört; haben wir uns von Deutschen vielfach belehren unterhalten und belehren lassen: so muß es höchst interessant seyn, einen Engländer und zwar einen höchst namhaften zu vernehmen.

Wobei denn vorauszusehen ist, daß er es den andern Völkerschaften, so wie manchem Individuum nicht zu Dank machen wird.

Hierüber würde ich, wenn mir eine Fortsetzung gelingen sollte, zu allererst meine Betrachtungen äußern und ins Klare zu bringen suchen, wer denn eigentlich spreche und zu wem!

Weimar, den 21. November 1827.

The Life of Friedrich Schiller.

Comprehending an examination of his works.

London 1825.

Von dieser Biographie Schillers wäre nur das Beste zu sagen; sie ist merkwürdig, indem sie ein genaues Studium der Lebensverhältnisse unsers Dichters beweist, so wie denn auch das Studium der Dichtungen unseres Freundes und eine innige Theilnahme an denselben aus diesem Werke hervorgeht. Bewundernswürdig ist es, wie sich der Verfasser eine genügende Einsicht in den Charakter und das hohe Verdienst dieses Mannes verschafft, so klar und gehörig als es kaum aus der Ferne zu erwarten gewesen.

Hier bewahrheitet sich jedoch ein altes Wort: der gute Wille hilft zu vollkommener Kenntniß. Denn gerade daß der Schottländer den deutschen Mann mit Wohlwollen anerkannt, ihn verehrt und liebt, dadurch wird er dessen treffliche Eigenschaften am sicherſten gewahr, und vermag sich zu einer Klarheit über seinen Gegenstand zu erheben, zu der sogar Landsleute des Trefflichen in frühern Tagen nicht gelangen konnten. Denn die Mitlebenden werden an vorzüglichen Menschen gar leicht irre, das Besondere der Person stört sie, das laufende bewegliche Leben verrückt ihre Standpunkte, hindert das Kennen und Anerkennen eines solchen Mannes. Dieser aber war von so außerordentlicher Art, daß der Biograph die Idee eines vorzüglichen Mannes vor Augen hatten, und sie durch individuelle Schicksale und Leistungen durchführen konnte und sein Tagwerk dergestalt vollbracht sah.

Vorwort zu Schillers Leben

aus dem Englischen von Th. Carlyle.

Der hochansehnlichen Gesellschaft für ausländische schöne Literatur zu Berlin.

Als gegen Ende des vergangenen Jahres ich die angenehme Nachricht erhielt, daß eine mir freundlich bekannte Gesellschaft, welche bisher ihre Aufmerksamkeit inländischer Literatur gewidmet hatte, nunmehr dieselbe auf die ausländische zu wenden gedenke, konnte ich in meiner damaligen Lage nicht ausführlich und gründlich genug darlegen, wie sehr ich ein Unternehmen, bei welchem man auch meiner auf das geneigteſte gedacht hatte, zu schätzen wisse.

Selbst mit gegenwärtigem öffentlichem Ausdruck meines dankbaren Antheils geschieht nur fragmentarisch, was ich im bessern Zusammenhang zu überliefern gewünscht hätte. Ich will aber auch das wie es mir vorliegt nicht zurückweisen, indem ich meinen Hauptzweck dadurch zu erreichen hoffe, daß ich nämlich meine Freunde mit einem Manne in Berührung bringe, welchen ich unter diejenigen zähle, die in spätern Jahren sich an mich thätig anschlossen, mich durch eine mitschreitende Theilnahme zum Handeln und Wirken aufgemuntert, und durch ein edles reines wohlgerichtetes Bestreben wieder selbst verjüngt, mich, der ich sie heranzog, mit sich fortgezogen haben. Es ist der Verfasser des hier übersetzten Werks, Herr Thomas Carlyle, ein Schotte, von dessen Thätigkeit und Vermögen, so wie von dessen nähern Zuständen nachstehende Blätter ein Mehreres eröffnen werden.

Wie ich denselben und meine Berliner Freunde zu kennen glaube, so wird zwischen ihnen und ihm eine frohe wirksame Verbindung sich einleiten, und beide Theile werden, wie ich hoffen darf, in einer Reihe von Jahren sich dieses Vermächtnisses und seines fruchtbaren Erfolges zusammen erfreuen, so daß ich ein fortdauerndes Andenken, um welches ich hier schließlich bitten möchte, schon als dauernd gegönnt, mit anmuthigen Empfindungen voraus genießen kann.

Weimar, April 1830.

Vorwort.

Es ist schon einige Zeit von einer allgemeinen Weltliteratur die Rede, und zwar nicht mit Unrecht: denn die sämmtlichen Nationen, in den fürchterlichſten Kriegen durcheinander geschüttelt, sodann wieder auf sich selbst eingeln zurückgeführt, hatten zu bemerken, daß sie manches Fremde gewahr werden, in sich aufgenommen, bisher unbekannte geistige Bedürfnisse die und da empfunden. Daraus entstand das Gefühl nachbarlicher Verhältnisse, und anstatt daß man sich bisher zugeschlossen hatte, kam der Geist nach und nach zu dem Verlangen, auch in den mehr oder weniger freien geistigen Handelsverkehr mit aufgenommen zu werden.

Diese Bewegung währt zwar erst eine kurze Weile, aber doch immer lang genug, um schon einige Betrachtungen darüber anzustellen, und als die baldmöglichſt, wie man es im Waarenhandel ja auch thun muß, Vortheil und Genuß zu gewinnen.

Gegenwärtiges, zum Andenken Schillers geschriebene Werk kann, überhaupt, für uns kaum etwas Neues bringen, der Verfasser nahm seine Kenntniß aus Schrif-

ten, die uns längst bekannt sind, so wie denn auch überhaupt die hier verhandelten Angelegenheiten bei uns öfters durchgesprochen und durchgefochten werden.

Was aber den Verehrern Schillers, und also einem jeden Deutschen, wie man füglich sagen darf, höchst erfreulich seyn muß, ist: unmittelbar zu erfahren, wie ein zartfühlender, strebsamer, einsichtiger Mann über dem Meere, in seinen besten Jahren durch Schillers Productionen berührt, bewegt, erregt und nun zum weitern Studium der deutschen Literatur angetrieben werden.

Mit wenigstens war es rührend, zu sehen, wie dieser rein und ruhig denkende Freunde, selbst in jenen ersten, oft harten, fast rohen Productionen unsres betrübten Freundes, immer den edlen, wohldenkenden, wohlwollenden Mann gerade ward und sich ein Ideal des vortrefflichsten Sterblichen an ihm aufzubauen konnte.

Ich halte deshalb dafür, daß dieses Werk, als von einem Jüngling geschrieben, der deutschen Jugend zu empfehlen seyn möchte: denn wenn ein manierer Lebensalter einen Wunsch haben darf und soll, so ist es der: in allem Gelungenen das Löbliche, Gute, Wirksame, Hochstrebende, genug das Ideelle, und selbst in dem nicht Musterhafte, das allgemeine Musterbild der Menschheit zu erblicken.

Ferner kann uns dieses Werk von Bedeutung seyn, wenn wir endlich betrachten: wie ein fremder Mann die Schillerischen Werke, denen wir so mannigfaltige Cultur verdanken, auch als Quelle der seinigen schätzt, verehrt und dies, ohne irgend eine Absicht, rein und redlich zu erkennen giebt.

Eine Bemerkung möchte sodann hier nicht am Platze seyn, das sogar bedeutende, was unser uns bisher ausgeeignet hat, nun, gerade in dem Augenblicke welcher auswärts der deutschen Literatur günstig ist, abermals seine kräftige Wirkung beginne und dadurch zeige, wie es auf einer gewissen Stufe der Literatur immer nützlich und wirksam seyn werde.

So sind z. B. Herder's Ideen bei uns dergestalt in die Kenntnisse der ganzen Masse übergegangen, daß nur wenige, die sie lesen, dadurch erst belehrt werden, will sie, durch hundertfache Ableitungen, von demjenigen was damals von großer Bedeutung war, in anderem Zusammenhange schon völlig unterrichtet werden. Dieses Werk ist vor kurzem ins Französische übersetzt; wobl in keiner andern Ueberzeugung als daß tausend gebildete Menschen in Frankreich sich immer noch an diesen Ideen zu erbauen haben.

In Bezug auf das dem Bande vorgesetzte Bild sey folgendes gemeldet: Unser Freund, als wir mit ihm in Verhältniß traten, war damals in Edinburgh wohnhaft, wo er in der Stille lebend sich im besten Sinne auszubilden suchte, und, wir dürfen es ohne Ruhmredigkeit sagen, in der deutschen Literatur hiezu die meiste Förderniß fand.

Später, um sich selbst und seinen redlichen literarischen Studien unabhängig zu leben, begab er sich, etwa zehn deutsche Meilen südlicher, ein eignes Besitzthum zu bewohnen und zu benutzen, in die Grafschaft Dumfries. Hier, in einer gebirgigen Gegend, in welcher der Fluß Nithe dem nahen Meere zuströmt, unfern der Stadt Dumfries, an einer Stelle welche Craigenputtock genannt wird, schlug er mit einer schönen und höchst gebildeten Lebensgefährtin seine ländlich einfache Wohnung auf, wovon treue Nachbildungen eigentlich die Veranlassung zu gegenwärtigem Vorwurfe gegeben haben.

Gebildete Geister, zartfühlende Gemüther, welche nach fernem Guten sich bestreben, in die Ferne Gutes zu wirken gemeint sind, erwehren sich kaum des Wunsches, von geehrten, geliebten, mitabgesonderten Personen das Portrait, sodann die Abbildung ihrer Wohnung, so wie der nächsten Zustände, sich vor Augen gebracht zu sehen.

Wie oft wiederholt man noch heutiges Tags die Abbildung von Petrarch's Aufenthalt in Vaucluse, Tasso's Wohnung in Sorent! Und ist nicht immer die Wieler Insel, der Schubert Rousseaus, ein seinen Verehrern wie genugsam dargestelltes Local?

In eben diesem Sinne hab' ich mir die Umgebungen meiner entfernten Freunde im Bilde zu verschaffen gesucht, und ich war um so mehr auf die Wohnung Herrn Thomas Carlyle's begierig, als er seinen Aufenthalt in einer fast rauhen Gebirgsgegend unter dem 55sten Grade gewählt hatte.

Ich glaube durch solch eine treue Nachbildung der neulich eingesendeten Originalzeichnungen gegenwärtiges Buch zu zieren und dem jetzigen gefahlvollen Leser, vielleicht noch mehr dem künftigen, einen freundlichen Gefallen zu erweisen und dadurch, so wie durch eingeschaltete Auszüge aus den Briefen des werthen Mannes, das Interesse an einer edlen allgemeinen Länder- und Welt-Annäherung zu vermehren.

Thomas Carlyle an Goethe.

Craigenputtock, d. 20. Sept. 1828.

« Sie forschen mit so warmer Neigung nach unserem gegenwärtigen Aufenthalt und Beschäftigung, daß ich einige Worte darüber sagen muß, da noch Raum dazu übrig bleibt. Dumfries ist eine artige Stadt, mit etwa 13,000 Einwohnern und als Mittelpunkt des handels und der Geschäftsarkeit angesehen eines bedeutenden Districts in dem schottischen Geschäftskreis. Unser Wohnort ist nicht darin, sondern 15 Meilen (zwei Stunden zu reiten) nordwestlich davon entfernt, zwischen den Granitgebirge und dem schwarzen Moorgefilde, welche sich westwärts durch Galloway meist bis an die irische See ziehen. In dieser Wüste von Haide und Felsen stellt unser Besitzthum eine grüne Oase vor, einen Raum von gekärtertem, theilweise umzäuntem und geschmücktem Boden, wo Korn reift und Bäume Schatten gewähren, eigentlich eingesumpfter von Seemöven und hartwolligen Schafen umgeben. Hier, mit nicht geringer Anstrengung, haben wir uns eine reine, dauerhafte Wohnung erbaut und eingerichtet; hier wohnen wir, in Ermangelung einer bessern oder andern öffentlichen Stelle, um uns der Literatur zu befleißigen, nach eigenen Kräften und damit zu beschäftigen. Wie wünschen bald unsre Rosen- und Gartenbüsche fröhlich heranwachsen, dessen Gesundheit und eine friedliche Gemüthsstimmung, um uns zu fördern. Die Rosen sind freilich zum Theil noch zu pflanzen, aber sie blühen doch schon in Hoffnung.

« Zwei leichte Pferde, die uns überall hintragen, und die Bergluft sind die besten Aerzte für zarte Nerven. Diese tägliche Bewegung, der ich sehr ergeben bin, ist meine einzige Zerstreuung; denn dieser Winkel ist der einsamste in Brittannien, sechs Meilen von einer jeden Person entfernt die mich allenfalls besuchen möchte. Hier würde sich Rousseau eben so gut gefallen haben als auf seiner Insel St. Pierre.

« Zuweilen, meine städtischen Freunde schreiben mir Hoffnungen einer ähnlichen Gesinnung zu und weissagen mir nichts Gutes; aber ich zog hierher, allein zu dem Zweck meine Lebensweise zu vereinfachen und eine unab-

dänigkeit zu erwerben, damit ich mir selbst treu bleiben könne. Dieser Gedanke ist unser, hier können wir leben, schreiben und denken wie es uns am besten dünkt, und wenn Zollus selbst König der Literatur werden sollte.

« Auch ist die Einsamkeit nicht so bedeutend, eine Lokalbriefe bringt uns leicht nach Edinburgh, daß wir als unser brittisch Wesen ansehen. Habe ich denn nicht auch gegenwärtig eine ganze Ladung von französischen, deutschen, americanischen, englischen Journalen und Zeitschriften, von welchem Werth sie auch seyn mögen, auf den Tischen meiner kleinen Bibliothek aufgehäuft!

« Auch an alterthümlichen Studien fehlt es nicht. Von einigen unsrer Höhen entdeckt ich, ungefähr eine Tagreise westwärts, den Hügel, wo Agricola und seine Römer ein Lager zurückließen; am Fuß desselben war ich geboren, wo Vater und Mutter noch leben um mich zu lieben. Und so muß man die Zeit walten lassen. Doch wo gerath' ich hin! Lassen Sie mich noch gestehen, ich bin ungemein über meine künftige literarische Thätigkeit, worüber ich gern Ihr Urtheil vernehmen möchte; gewiß schreiben Sie mir wieder bald, damit ich mich immer mit Ihnen vereint fühlen möge. »

Wir, nach allen Seiten hin wohlgesinnten, nach allgemeinster Bildung strebenden Deutschen, wir wissen schon seit vielen Jahren die Verdienste würdiger schottischer Männer zu schätzen. Uns blieb nicht unbekannt, was sie früher in den Naturwissenschaften geleistet, woraus dann nachher die Franzosen ein so großes Lehrgewicht erlangten.

In der neuern Zeit verbreiten wir nicht den löblichen Einfluß anzuerkennen, den ihre Philosophie auf die Sinnesänderung der Franzosen ausübte, um sie von dem starren Sensualism zu einer geschmeidigern Denkart auf dem Wege des gemeinen Menschenverstandes hinzuleiten. Wir verdanken ihnen gar manche gründliche Einsicht in die wichtigsten Fächer brittischer Zustände und Bemühungen.

Dagegen mußten wir vor nicht gar langer Zeit unsre ethisch-ästhetischen Bestrebungen in ihren Zeitschriften auf eine Weise behandelt sehen, wo es zweifelhaft blieb, ob Mangel an Einsicht oder böser Wille dabei obwaltete, ob eine oberflächliche, nicht genug durchdringende Ansicht oder ein widerwilliges Vorurtheil im Spiele sey. Dieses Ereigniß haben wir jedoch geduldig abgewartet, da uns ja dergleichen im eignen Vaterlande zu ertragen genugsam von jeher auferlegt werden.

In den letzten Jahren jedoch erfreuen uns aus jenen Gegenden die liebevollsten Blicke, welche zu erwidern wir uns verpflichtet fühlen und worauf wir in gegenwärtigen Blättern unsre wohldenkenden Landsleute, in so fern es nöthig seyn sollte, aufmerksam zu machen gedenken.

Herr Thomas Carlyle hatte schon den Wilhelm Meister übersetzt und sah sodann vorliegendes Leben Schillers im Jahre 1827 heraus.

Im Jahr 1827 erschien German Romances in 4 Bänden, wo er aus den Erzählungen und Märchen deutscher Schriftsteller, als Musäus, La Motte Fouqué, Tieck, Hoffmann, Jean Paul und Goethe, herausbot, was er seiner Nation am gemäßesten zu seyn glaubte.

Die einer jeden Abtheilung vorausgeschickten Nachrichten von dem Leben, den Schriften, der Richtung des genannten Dichters und Schriftstellers geben ein Zeugniß von der einfach wohlwollenden Weise, wie der Freund sich möglichst von der Persönlichkeit und den Zuständen eines jeden zu unterrichten gesucht, und wie er dadurch auf den rechten Weg gelangt, seine Kenntnisse immer mehr zu vervollständigen.

In den Edinburgher Zeitschriften, vorzüglich in denen welche eigentlich fremder Literatur gewidmet sind, finden sich nun, außer den schon genannten deutschen Autoren, auch Ernst Schulze, Klingemann, Franz Horn, Zacharias Werner, Graf Platen und manche andere, von verschiedenen Referenten, am meisten aber von unserm Freunde beurtheilt und eingeführt.

Höchst wichtig ist bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß sie eigentlich ein jedes Werk nur zum Text und Gelegenheit nehmen, um über das eigentliche Feld und Fach, so wie alsdann über das besonder-Individuelle, ihre Gedanken zu eröffnen und ihr Gutachten meisterhaft abzuschließen.

Diese Edinburgh Reviews, sie seyen dem Innern und Allgemeinen, oder den auswärtigen Literaturen besonders gewidmet, haben Freunde der Wissenschaften dig, wie der gründlichste Ernst mit der freisten Uebersicht, ein strenger Patriotismus mit einem einfachen reinen Freisinn, in diesen Vorträgen sich gepaart findet.

Genießen wir nun von dort, in demjenigen was uns hier so nah angeht, eine reine einfache Theilnahme an unsern ethisch-ästhetischen Bestrebungen, welche für einen besondern Charakterzug der Deutschen gelten können, so haben wir uns gleichfalls nach dem umzusehen, was ihnen dort von dieser Art eigentlich am Herzen liegt. Wir nennen hier gleich den Namen Burns, von welchem ein Schreiben des Herrn Carlyle's folgende Stelle enthält:

« Das einzige einigermaßen Bedeutende, was ich seit meinem Hiersein schrieb, ist ein Versuch über Burns. Vielleicht hat ihr niemals von diesem Mann gehört, und doch war er einer der entschiedensten Genies; aber in der tiefsten Klasse der Landleute geboren, und durch die Verwicklungen sonderbarer Lagen zuletzt jammervoll zu Grunde gerichtet, so daß was er wirkte verhältnißmäßig geringfügig ist; er starb in der Mitte der Mannesjahre (1796).

« Wir Engländer, besonders wir Schottländer, lieben Burns mehr als irgend einen Dichter seit Jahrhunderten. Oft war ich von der Bemerkung betroffen, er seyen wenige Monate vor Schiller in dem Jahre 1789 gewesen, und keiner dieser beiden habe jemals des andern Namen vernommen. Sie glänzten als Sterne in entgegengesetzten Hemisphären, aber, wenn man will, eine trübe Erdatmosphäre fing ihr gegenseitiges Licht auf. »

Mehr jedoch als unser Freund vermuthen mochte, war uns Robert Burns bekannt, das allerliebste Gedicht John Barley-Corn war anonym zu uns gekommen, und verdienter Weise geschätzt, veranlaßte solches manche Versuche unsrer Sprache es anzueignen. Hans Gerstenkorn, ein wackerer Mann, hat viele Feinde, die ihn unablässig verfolgen und beschädigen, ja zuletzt gilt er aber doch am Ende triumphirend hervor, besonders zu Heil und Fröhlichkeit der leidenschaftlichen Biertrinker. Grade in diesem heitern genialischen Antheil trinkr. Grade in diesem heitern genialischen Antheil pomorphismus zeigt sich Burns als wahrhaften Dichter.

Auf weitere Nachforschung fanden wir dieses Gedicht in der Ausgabe seiner poetischen Werke von 1822, wel-

cher eine Skizze seines Lebens entwarfe, die uns wenigstens von den Umrissen seiner Zustände, die auf ihn einwirkten, Kunde brächte. Was wir von seinen Gedichten und einzelnen Aeußerungen, über sie und uns selbst, aufzutreiben vermochten, haben wir benutzen, daß uns die Skizze leichter werde; und wir bekennen, daß uns die Schwierigkeit der Darstellung nur desto mehr anspornte, da es uns darum zu thun war, mit der Individualität unsers Dichters uns genau bekannt zu machen. Im Ganzen ist doch Leben wie unser Studium so weit gediehen, daß wir die nachfolgende räumliche Darstellung auch als unserer Ueberzeugung gemäß unterschreiben können.

Zunächst übrigens unser Burns auch in Deutschland bekannt sey, mehr als das Conversations-Lexikon von ihm überliefert, wußte ich, als der neuern literarischen Bewegungen in Deutschland unkundig, nicht zu sagen: auf alle Fälle möchte es dem Freunde unserer leichtern Literatur auf die kürzesten Wege zu weisen: The Life of Robert Burns. By J. G. Lockhart. Edinburgh 1828, vornehmlich von unserm Freunde im Edinburgh Review, December 1828.

Nachstehende Skizzen daraus überlasse, werden den Wunsch, das Ganze und den genannten Mann auf jede Weise zu kennen, hoffentlich lebhaft erregen.

« Burns war in einem höchst gefährlichen Zeitalter, dergleichen Britannien nur je erlebt hatte, geboren, in den all-ringsumflossen Verhältnissen, wie sein Geist, nach dieser Bildung strebend, ihr unter dem Druck täglich harter körperlicher Arbeit nachzuringen hatte, in unter Mangel und trostlosesten Aussichten auf die Zukunft; seine Jugendkraft als die Begriffe, wie sie in einer armen Bauern Hütte wohnen, und allenfalls die Keime von Irrthum und Roman, als das Panier der Schönheit aufgesteckt. Aber unter diesen Lasten verstarb er nicht, durch Nebel und Finsterniß ernst so düstern Regionen entdeckt sein Adlerauge die richtigen Verhältnisse der Welt und des Menschenlebens; er wächst an geistiger Kraft und dringt sich mit Gewalt zu verständiger Erfahrung. Angetrieben durch die unwiderstehliche Regsamkeit seines inneren Gistes strauchelt er vorwärts und zu allgemeinen Ansichten, und mit stolzer Bescheidenheit reicht er uns die Frucht seiner Bemühungen, eine Gabe dar, welche nunmehr durch die Zeit als unvergänglich anerkannt worden.

« Ein wahrer Dichter, ein Mann in dessen Herzen die Anlage des reinen Wissens keimt, die Zone himmlischer Melodien verklingen, ist die köstlichste Gabe, die einem Zeitalter mag verliehen werden. Wir leben in ihm eine freiere Entwicklung alles dessen was in uns das Edelste zu nennen ist, sein Leben ist uns ein reicher Unterricht und wir betrauern seinen Tod als einen Wohlthäter, der uns liebte so wie belehrte.

« Solch eine Gabe hat die Natur in ihrer Güte uns an Robert Burns gegönnt; aber mit allzuverschwenderischer Gleichgültigkeit warf sie ihn aus der Hand als ein Wesen ohne Bedeutung. Es war erfüllt und zerstört ehe wir es anerkannten: ein ungünstiger Stern hatte dem Jüngling die Gewalt gegeben, das menschliche Dasein ernstlicher zu machen, aber ihm war eine weisliche Führung seines eigenen nicht geworden. Das Schicksal — denn so müssen wir in unserer Beschränktheit reden — seine Fehler, die Fehler der Andern lasteten zu schwer auf ihm, und dieser Geist, der sich erheben hätte, wäre es ihm nur zu wandern gegönnt, sank in den Staub, sein herrlichen Fähigkeiten wurden in der Blüthe mit Füßen getreten. Er starb, wir dürfen wohl sagen, ohne jemals gelebt zu haben. Uns so eine freundlich warme Seele, so voll von eingebornen Reichthümern solcher Kinder zu allen lebendigen und leblosen Dingen! Das spitz Tausendschönchen pflückt nicht unbemerkt unter seine Pflugschar, so wenig als das weltverlorene Reh der furchtsamen Feldmaus, das er hervorwühlt. Der wilde Anblick des Sturms ergötzt ihn; mit einer Freude, oft wiederkehrenden Zärtlichkeit, verweilt er in diesen ernsten Szenen der Verwüstung; aber die Stimme des Windes wird ein Psalm in seinem Ohr, wie gern man er in den sausenden Winden dahin wandert: denn er fühlt seine Gedanken erhoben zu dem, der auf den Schwingen des Windes einherfährt. Eine wahre Poetenseele! sie darf nur berührt werden und ihr Klang ist Musik.

« Welch ein warmes allumfassendes Gefühl tagesfühl, welche poetische innerwelt, ursprüngliche Kraft! welch christliches Ueberschauen des irdischen Gesammtlebens! Der Bauer, sein Freund, sein ruhmreiches Mädchen sind nicht länger gering und tierisch, sie sind edle Herz und Königin, er rühmt sie als solche wurdig des Höchsten auf der Erde. Die rauhen Scenen schottischen Lebens sieht er nicht im unbarmherzigen Lichte; aber in dem Rauch, in dem um den Feuerbrand einer solchen rohen Wirklichkeit findet er noch immer Lichtdurchstrahlungs genug. Armuth schmälert ihr sein Gefährte, aber auch Liebe und Muth zugleich, die einfachen Gefühle, der Geist, der Edelsinn, welch unter dem Strohdach wohnen, sind ihm und ehrwürdig seinem Herzen. Und so über die mächtigsten Nationen des menschlichen Dasseyns ergießt er die Gluth seines eigenen Gemüthe und sie steigen, durch Schatten und Sonnenschein gesänftigt und verherrlicht, zu einer Schönheit in welch sonst die Menschen kaum in dem Höchsten erblicken.

« Hat er auch als Selbstbeurtheiler, welches oft in Stolz ausartet, so ist es nur über sich Stolz, um abzuwehren, nicht um anzugreifen, kein kaltes mißtrauisches Gefühl, ein freies und geselliges. Dieser poetische Landmann betrügt sich, machen wir sagen, wie ein König in der Verbannung; er ist unter die Niedrigsten gerathen und steht sich gleich den Höchsten; er verlangt keinen Rang, damit man ihm keinen Streitig mache. Den Zudringlichen kann er abstoßen, den Stolzen demüthigen, Verurtheil auf Reichthum oder Altagsschicht haben bei ihm keinen Werth. In diesem dunklen Auge ist ein Feuer, woran sich eine abwürdigende Herablassung nicht wagen darf; in seiner Entbehrung, in der äußersten Noth vergißt er nicht für einen Augenblick die Majestät der Poesie und Mannheit. Und doch, so hoch er sich über gewöhnlichen Menschen fühlt, sondert er sich nicht von ihnen ab; mit Wärme nimmt er an ihrem Interesse Theil, ja er wirft sich in ihre Arme und, wie sie auch sehen, bittet er um ihre Liebe. Es ist rührend zu sehen, wie in den dürftigsten Zuständen dieses stolze Wesen in der Freundschaft Hülfe sucht, und oft seinen Busen dem unwürdigsten darbietet; oft unter Thränen an sein glühendes Herz ein Herz andrückt, das Freundschaft nur als Namen kennt. Doch war er scharf- und schnellsichtig, ein Mann vom durchdringendsten Blick, vor welchem gemeine Verstellung sich nicht bergen konnte. Sein Verstand sah durch die Tiefen des vollkommensten Betrügers, und zugleich war eine großmüthige Leichtgläubigkeit in seinem Herzen. So zeigt sich dieser Landmann unter uns: Eine Zierde wie Aeolsharfe, deren Saiten vom gemeinsten Winde berührt, ihn zu geistlicher Melodie vorwandeln. Und ein solcher Mann war es für den die Welt kein schrecklicher Gefängniß zu finden wußte, als sich mit Schmugglern und Schenken herumzuzanken, Aecise auf den Tag zu berechnen und Bierfässer zu rollen. In solchem Umwalten ward dieser mächtige Geist kümmerlich verpfuscht, und hundert Jahre mögen vorübergehen, eh' uns ein gleich großer gegeben wird, um zu leuchten und aber auch zu verzehren. »

Und wie wir den Deutschen zu ihrem Schiller Glück wünschen, so wollen wir in eben diesem Sinne auch die Schott'sche segnen. Haben diese jedoch unserm Freunde so viel Aufmerksamkeit und Theilnahme erwiesen, so wär' es billig, daß wir auf gleiche Weise ihren Burns bei uns einführten. Ein junges Mitglied der hochachtbaren Gesellschaft, der wir gegenwärtiges im Ganzen empfohlen haben, wird Zeit und Mühe höchlich belohnt sehen, wenn er diesen freundlichen Gastdienst einer so vordringenden Nation zu leisten den Entschluß fassen und das Geschäft treulich durchführen will. Auch wir rechnen den beliebten Robert Burns zu den ersten Dichtergeistern, welche das vergangene Jahrtausend hervorgebracht hat.

Im Jahr 1829 kam uns ein sehr sauber und augenfällig gedruckter Octavbändchen zur Hand: Catalogue of German Publications, selected and systematically arranged for W. H. Koller and Jul. Cahlmann. London.

Dieses Büchlein, mit besonderer Kenntniß der deutschen Literatur, in einer die Uebersicht erleichternden Methode verfaßt, macht demjenigen der es ausgearbeitet und den Buchhändlern Ehre, welche ernstlich das bedeutende Geschäft übernehmen, eine fremde Literatur in ihr Vaterland einzuführen, und zwar so, daß man in allen Fächern übersehen kann, was dort geleistet werden, um sowohl den Gelehrten, den denkenden Leser, als auch den fühlenden und Unterhaltung suchenden anzulocken und zu befriedigen. Neugierig wird jeder deutsche Schriftsteller und Literator, der sich in irgend einem Fache hervorgethan, diesen Katalog aufschlagen um zu forschen: ob denn auch seiner darin gedacht, seine Werke, mit andern Verwandten, freundlich aufgenommen worden. Allen deutschen Buchhändlern wird es angelegen seyn zu erfahren: wie man ihren Verlag über dem Canal betrachte, welchen Preis man auf das Einzelne setze, und sie werden nichts verabsäumen um mit jenen die Angelegenheit so ernsthaft angreifenden Männern in Verhältniß zu kommen, und dasselbe immerfort lebendig zu erhalten.

Wenn ich nun aber das von unserm schottischen Freunde vor so viel Jahren verfaßte Leben Schillers, auf das er mit einer ihm so wohl anstehenden Bescheidenheit zurückblickt, hiedurch eindrücke und gegenwärtig an den Tag fördere: so erlaube er mir einige seiner wesentlichen Aeußerungen hinzuzufügen, welche die bisherigen gemeinsamen Fortschritte am besten deutlich machen möchten.

Thomas Carlyle an Goethe.

Den 22 December 1829.

„Ich habe zu meiner geringen Befriedigung zum zweitenmale den Briefwechsel gelesen und sende heute einen darauf gegründeten Aufsatz über Schiller ab für das Foreign Review. Es wird Ihnen angenehm seyn zu hören, daß die Kenntniß und Schätzung der ausländischen, besonders der deutschen Literatur, sich mit erstaunender Schnelle verbreitet; sie weit die englische Zunge herrscht, so darf man beiden Antipoden, selbst in Neuholland, die Weisheit Ihres Landes ihre Weisheit predigen. Ich habe kürzlich gehört, daß sogar in Oxford und Cambridge, unsern beiden englischen Universitäten, die bis jetzt als die Hauptpunkte der insularischen eigenthümlichen Beharrlichkeit sind betrachtet worden, es sich in solchen Dingen zu regen anfängt. Ihr Niebuhr hat in Cambridge einen geschickten Uebersetzer gefunden und in Oxford haben zwei bis drei Deutsche schon hinlängliche Beschäftigung als Lehrer ihrer Sprache. Das neue Licht mag für gewisse Augen zu stark seyn; jedoch kann niemand an den guten Folgen zweifeln, die am Ende daraus hervorgehen werden. Laßt Nationen wie Individuen sich nur einander kennen, und der gegenseitige Nutzen wird sich in gegenseitige Hülfsleistung verwandeln, und anstatt natürlicher Feinde, wie bewaffnete Länder zuweilen genannt sind, werden wir alle natürliche Freunde seyn."

Wenn uns nach allem diesem nun die Hoffnung schmeichelt, eine Uebereinstimmung der Nationen, ein allgemeineres Wohlwollen werde sich durch nähere Kenntniß der verschiedenen Sprachen und Denkweisen nach und nach erzeugen: so wage ich den einem bedeutenden Einfluß der deutschen Literatur zu sprechen, weniger sich in einem besondern Falle höchst wirksam erweisen möchte.

Es ist nämlich bekannt genug, daß die Verehrer der drei brittischen Königreiche nicht gerade in dem besten Einverständnisse leben, sondern daß vielmehr ein Nachbar an dem andern genugsam zu tadeln findet, um eine dreimalige Abneigung bei sich zu rechtfertigen. Nun aber bin ich überzeugt, daß wie die deutsche ethisch-ästhetische Literatur durch das dreifache Britannien sich verbreitet, zugleich auch eine stille Gemeinschaft von Philogermanen sich bilden werde, welche in der Neigung zu einander vereinten, so nahverwandten Völkerschaft auch unter einander, als vereinigt und verschmolzen sich empfinden werden.

German Romance.

Vol. IV.

Edinburgh 1827.

Um den Sinn dieses Titels im Deutschen wieder zu geben müßten wir allenfalls sagen: Musterstücke, romantischer, auch mährchenhafter Art, ausgewählt aus den Werken deutscher Autoren welche sich in diesem Fache hervorgethan haben; sie enthalten kleinere und größere Erzählungen von Musäus, Tieck, Hoffmann, Jean Paul Richter und Goethe in freier anmuthiger Sprache. Merkwürdig sind die einem jeden Autor vorgesetzten Notizen, die man, so wie die Schillerische Biographie, gar wohl rühmen, auch unsern Tagesblättern und Heften zu Uebersetzung und Mittheilung, wenn es nicht schon etwa schon und anderwärts geschehen ist, empfehlen darf. Die Lebenszustände und Ereignisse sind mit Sorgfalt dargestellt und geben von dem individuellen Charakter eines jeden, von der Einwirkung desselben auf seine Schriften genugsame Versicherung. Ihre sämmtlichen Werke sind mit der Schillerischen Biographie bewirkt. Der Sprache eine rubige, klare, innige Theilnahme an dem deutschen poetisch-literarischen Beginnen, er giebt sich hin an das eigenthümliche Bestreben der Nation; er läßt den Einzelnen gelten, jeden an seiner Stelle, und schlichtet dadurch gewissermaßen den Conflict der innerhalb der Literatur irgend eines Volkes unvermeidlich ist. Denn leben und wirken heißt eben so viel als Partei machen und erscheinen. Niemand ist zu verdammen wenn er um Platz und Rang kämpft, der ihm seine Existenz sichert.

und einen Einfluß verschafft hat auf eine glückliche weise der Folge bestimmt.

Zeigt sich nun dadurch der Horizont einer innern Literatur als weit Jahre lang, der Freunde läßt Streit, Duell und Rebellion sich sehen, zerstreuen und verschwinden, und sieht jene fremden Nationen vor sich aufschießen mit ihren sichten und dichterischen Stellen, mit einer Gemüthsweise wie wir in keiner Nacht den Mond so hoch stehen gesehen sind.

Hier nun mögen einige Betrachtungen, vor längerer Zeit niedergeschrieben, eingeschaltet stehen, selbst man auch finden daß ich mich wiederhole, wenn man nur zugleich gedenkt, daß Wiederholung irgend zum Nutzen gereichen könne.

Offenbar ist das Bestreben der besten Dichter und ästhetischen Schriftsteller aller Nationen schon seit geraumer Zeit auf das allgemein Menschliche gerichtet. In jedem Besondern, es sey nun historisch, mythologisch, sagenhaft, weiter oder nächster wirklichkeit erfunden, weiß man durch Naturalität und Persönlichkeit das jenes Allgemeine immer mehr durchleuchten und durchscheinen zu sehen.

Da nun auch im praktischen Lebensgange ein Gleiches obwaltet und durch alles irdisch Rohe, Rauhe, Gemeine, Falsche, Eigennützige, Kümmerliche sich durchschlingt, und überall einige Mühe zu verwenden brachte, so ist es immer nicht zu bedauern daß ein allgemeiner Friede dadurch sich endlich, oder doch daß der innerliche Streit nach und nach leichter wird, der Krieg weniger grausam, der Tag weniger überwältigt.

Was nun in den Dichtungen aller Nationen darauf hindeutet und einwirkt, dies ist es was die übrigen sich anzueignen haben. Die Gelegenheiten sind jeden Tag, man können lernen, um sie nur zu lassen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren: so ist die Eigenheit eines Romans sind wie ihre Sprache und ihre Mundarten: sie erleichtern den Verkehr, ja sie machen ihn erst vollkommen möglich.

Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am sichersten erreicht, wenn man das Besondere der einzelnen Menschen und Völkerschaften auf sich beruhen läßt, der Verschiedenheit sich dadurch angenähert, daß in der ganzen Verschiedenheit angeerbt. In einer solchen Vermittelung und wechselseitigen Anerkennung stehen die Deutschen seit langer Zeit schon da. Wer die deutsche Sprache versteht und studirt, befindet sich auf dem Markte wo alle Nationen ihre Waaren anbieten, er spielt den Dolmetscher, indem er sich selbst bereichert.

Und so ist jeder Übersetzer anzusehen, daß er sich als Vermittler dieser allgemeinen geistigen Handels bemüht, und den Wechselverkehr zu befördern sich zum Geschäft macht. Denn man auch von der Unzulänglichkeit des Unternehmens sagen mag, so ist und bleibt es doch eines der wichtigsten und würdigsten Geschäfte, zu dem allgemeinen Weltverkehr.

Der Araber sagt: »Gott hat jedem Volke einen Propheten gegeben in seiner eigenen Sprache.« So ist ja der Übersetzer ein Prophet in seinem Volk. Darüber Selbstbefriedigung bei der großen Wirkungen hervorgebracht, wenn sie von da Kritik daran bis auf den heutigen Tag immerfort bedingt und mißt. Und was ist denn das ganze ungeheure Geschäft der Selbstbefriedigkeit anders, als das Enthusiasm eines jeden Volk in seine Sprache und Art gebracht zu übersetzen?

Wallenstein.

From the German of Fr. Schiller.

Edinburgh 1827.

Wenn ich oben durch ein poetisches Gleichniß auf das Gefühl hindeutete, welches Übersetzungen unserer dichter schen Arbeiten hervorbringen müssen, so wird man mir gern zugeben, daß ich bei einer Übersetzung Wallensteins eine beinahe noch höhere Empfindung in mir hervorgerufen fühle.

Während der Arbeit an dieser höchst bedeutenden Trilogie kam ich dem Werke nicht von der Seite. Es hatte die Gabe über das was es verbarg, so zu sehen abzuhalten, sich mit Freuden beschäftigen zu können. Ein wunderbares Naturleben und Verbergen lag in der Natur seines ganz besonderen Gehaltes, es stritt seine Production hindurch, sondern regelte sie und gab ihr Gestalt, wie aus weiter durch zehn Jahre gesammelten Ganz spendens nachdenken zu ersehen sein wird.

Endlich ist man nach seiner Vollendung, dieses dreifache Werk, gewissenhaft mit meinem Freunde auf das Theater, enthielten ich zu Anfang aller Proben die Mühe sich dem ganzen Technik, den Betrieb, daß dann doch zuletzt nicht als gestatte zur Erscheinung gelangte; indem ich so manches Verhältniß in seinem besonderen Sinne bei, klarsam zuletzt die verschiedenen Weise in den Schauspielern beobachtenden nicht immer in correspondirendem Sprechton mit der Scene, mußt' ich das Gedicht anerkennen, so muß man mir verzeihen, wenn ich sage, daß es mir zuletzt ganz fremd und bedeutungslos ward, so daß ich es in vielen Jahren weder wiederholen noch lesen mochte.

Nun aber trat es mir auf einmal in der Sprache Shakspeare's entgegen, die große Analogie zweier ganz englischer Dichterkreise ging mir lebhaft auf, es war das erste frische wieder, daß ich in einem andern, und so neu das es mich wieder mit seiner ganzen Kraft ergriff und die innerlichste Rührung hervorbrachte. Die Verse ist höchst bedeutend, indem sie das Studium der Schiller schen Werke daraus hervorgeht. Von dem Paar, das er nicht zu übertreffen mag, gleut er dieselbe Anmuth, den Schlußklang aber übertrifft er, und wir vernehmen ihn aufs neue in fremder Sprache eben so aufregend wie er vor Jahren auf uns wirkte.

Edinburgh Review und Foreign- und Foreign Quarterly Reviews vom Jahr 1828.

Die Edinburgh Review, sodann der beiden Foreign- und Foreign Quarterly Reviews, darfen wir diesmal nur flüchtig erwähnen.

Diese Zeitschriften, wie sie sich nach und nach ein größeres Publikum gewinnen, werden gewisse bedeutende allgemeine Weltliteratur auf das wirksamste befördern, nur wiederholen wir, daß nicht die Rede sey von

die Nationen sollen übereindenken, sondern sie sollen nur einander gewahr werden, sich begreifen, und wenn sie sich wechselseitig nicht lieben mögen, sich einander wenigstens dulden lernen. Wenn nun diesmal mehrere Gesellschaften, welche die britischen Inseln mit dem Auslande bekannt zu machen die Absicht haben, in sich selbst wirklich übereinstimmend erfunden werden, so erfahren wir Ausländer dadurch wie man denkt, gesinnt ist, wie man denkt und urtheilt. Im Ganzen geben wir gern, daß sie höchst kraft, aufmerksam, mit Fleiß, umsichtig und allgemein weltweislich zu Werke gehen, und für uns wird das Resultat seyn, daß wir über unsere eigne kaum vergangene Literatur, die wir gewissermassen schon beseitigt haben, wiederum zu denken und neue Betrachtungen anzustellen genöthigt werden. Bemerkenswerth ist besonders die bedeutende Art, irgend einen namhaften Autor zum Grunde zu legen und das ganze Revier worin derselbige wirkt, bei dieser Gelegenheit zu überschauen.

Bei den poetischen Leistungen von Ernst Schulze kommt die Einwirkung Wielands durch Beispiel, die Theilnahme Bouterweks durch freundschaftlich belehrenden Umgang zur Sprache. Rhasverus, von Klingemann, giebt Gelegenheit das neuere deutsche Trauerspiel, sein Bestreben und Unternehmen darzustellen.

Victor Cousins philosophische Fragmente geben Anlaß ungünstig von der deutschen Philosophie überhaupt zu sprechen, und sich zuletzt für Jacobi's Gefühlslehre zu erklären. Briefe eines deutschen Reisenden, veranlassen den Recensenten auf die Seite derjenigen zu treten, welche Deutschland gern als eine große Einheit sehen möchten und als Mittelpunkt derselben uns eine große Hauptstadt wünschen. Beiden Assassinen des Herrn von Hammer, denen man alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wird bemerkt, daß er denn doch zu sehr als Parteischriftsteller auftrete, und den Widerwillen gegen die meisten geheimen Gesellschaften in jene Zeiten hinüberträge.

Ein Aufsatz, der von einigen Schriften, welche Franz Horn angekündigt, ausgeht, beschäftigt sich, diese im Rücken lassend, gleichfalls auf eine höchst merkwürdige Weise die Labyrinthe deutscher Denkart und Kunst zu durchwandern und darzustellen. Werners Leben und Schriften scheinen sie mit dem billigsten Ernst behandelt zu haben; aber wir gestehen gern, daß uns der Muth fehlte jenen Complex von Verzügen, Verirrungen, Aberheiten, Talenten, Mißgriffen und Extravaganzen, Frommheiten und Verwegenheiten, an denen wir mehrere Jahre, bei redlich menschlicher Theilnahme, bitter sich gestritten, nachmals historisch-kritisch gesichtete Schriften zu verfolgen.

Aber die Handlungsweise jener Kunstrichter fordert in vollkommenem Sinne unsre Aufmerksamkeit. Bei mannigfaltigem Abweichen denken doch die in den Hauptpunkten übereinstimmenden Aerthelle auf eine wo nicht geschlossene Gesellschaft, doch auf eine Anzahl in gleichem Sinn und auf gleiche Weise herangewachsener Zeitgenossen. Bemundernswürdig ist der redliche Fleiß, sind die sorgfältigen Bemühungen die sie anwenden sich in unsern verschiedenen öffentlich-kritarischen Zuständen umzuschauen, sie von einem höhern Standpunkte mit Gerechtigkeit und Billigkeit zu überblicken; daher wir denn noch öfters darauf zurückzukehren hoffen dürfen.

The Foreign Quarterly Review.

Nr. 1. July 1827.

Vor allen Dingen berührt uns, wie in dieser Zeitschrift die sittlich-ästhetischen Bemühungen der Deutschen aufgenommen und angesehen sind. Der Referent dieses Faches ist ein merkwürdiger Mann, dem wir noch gar manche Aufklärung über uns selbst und andere verdanken werden.

In dem ersten Aufsatz überschrieb n: On the Supernatural in Fictious Compositions, welches wir übersetzen möchten: das Uebernatürliche in fabelhaften Erzählungen, hat er von den Werken unsers Hoffmanns den Anlaß genommen seine Gedanken auszusprechen.

Statt aller Definition und Erklärung trägt er eine kurze Geschichte vor, wodurch das natürlich Wahre des Ahnungsvollen und Schauderhaften vor den Geist gebracht wird, sodann zeigt er, wie man hier an die Einbildungskraft immer vorschreite, bis sie endlich, wenn sie keine höhere bändigende Kunst anerkennt, sich ganz und gar ins Falsche verliert, das Gräßliche, Schreckliche ins Unnatürliche und Unmögliche steigert und zuletzt ganz und gar Unerträgliches hervorbringt.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat eine eigne Art von Kritik, es ist dieselbe welche das Tagelicht ausübt, indem es die Gegenstände aller Art mit einer heitern Gleichmäßigkeit beleuchtet und sie eben dadurch jedem Urtheil offenbar vorlegt. Hoffmann's talentreiches Naturell weiß er anzuerkennen; er begleitet ihn durch alle krankhaften Verirrungen mit freundlichem Bedauern bis zu den krampfhaften Aeußerungen eines verzüglichen auf den Tod geschlossenen Wesens, wo er zuletzt auszurufen gedrungen ist: « Wir müssen uns von diesen Raserein losesagen, wenn wir nicht selbst toll werden wollen. »

Hören wir ihn ferner: « Es ist unmöglich Mährchen dieser Art irgend einer Kritik zu unterwerfen; es sind nicht die Gesichte eines poetischen Geistes, sie haben kaum so viel scheinbaren Gehalt als den Verrücktheiten eines Mondsüchtigen allenfalls zugestanden würde; es sind fieberhafte Träume eines leichtbeweglichen kranken Gehirns, denen wir, wenn sie uns gleich durch ihr Wunderliches manchmal auffregen oder durch die Seltsamkeit überraschen, niemals mehr als eine augenblickliche Aufmerksamkeit widmen können. Fürwahr! die Begeisterungen Hoffmann's gleichen oft den Einbildungen die ein unmäßiger Gebrauch des Opiums hervorbringt, und welche mehr den Beistand des Arztes als des Kritikers fordern möchten. Und wenn wir auch anerkennen, daß der Autor, wenn er seiner Einbildungskraft ernster gebieten hätte, ein Schriftsteller der ersten Bedeutung geworden wäre, so dürfte er doch, indem er dem kranken Zustand seines zerrütteten Wesens nachhängt, jener drängenlosen Lebhaftigkeit der Gedanken und Auffassungen als anheim gegeben erscheinen, welche der berühmte Nicolai, nachdem er viel davon gelitten, doch endlich zu besiegen das Glück hatte. Blutentleerungen und sonstige Reinigungen, verbunden mit gesunder Philosophie und übriger Beobachtung, würden unsern Hoffmann wie jenen bedeutenden Schriftsteller zu einem gesunden Geistszustand wieder zurückgebracht haben, und seine Einbildungskraft in einem gleichen und stetigen Zug sich bewegend, hätte vielleicht das höchste Ziel poetischer Kunst erreicht. — Seine Werke jedoch, wie sie gegenwärtig liegen, dürften nicht als Muster der Nachahmung aufzustellen seyn, vielmehr als Warnungstafeln,

die uns anschaulich machen, wie die trockenste Gelehrsamkeit erfrischt werden kann durch einen leichtsinnigen Verschwendungszweig des Witzes.“

Wir können den reichen Inhalt dieses Artikels unsern Lesern nicht genugsam empfehlen: denn welcher treue, fast Naturwiederholung heischende Abriß von dem nicht mit Tränen aufsehen, daß die krankhaften Werke jenes leidenden Mannes lange Jahre in Deutschland wirksam gewesen und solche Verirrungen als bedeutend fördernde Krankheiten aufsinden, Gemüthern einzuimpfen werden.

Wir wollen noch einige gelegentliche Betrachtungen hinzufügen.

Wenn man auch keine Art der Production aus dem Reiche der Literatur ausschließen kann und soll, so darf doch dem immerfort sich wiederholenden Uebel darin, daß wenn irgend eine Art von wunderlicher Composition sich hervorthut, der Verfasser von dem einmal dieser seinen Platz nicht weichen kann und mag; wobei das Schlimmste ist, daß er nur viele mit mehr oder weniger Talent begabte Zeitgenossen nach sich reißt.

Würden vorzüglichere Geister sich auf mehr als Eine Weise versuchen, so würden sie sich und andere überzeugen können, daß durch mannichfaltige Uebung der Geist eben so vielseitig wirksam werden kann, als er durch vielfache Studien an Klarheit und Umsicht gewinnt.

Daß eine gewisse humoristische Anmuth aus der Verbindung des Unmöglichen mit dem Gemeinen, des Unerhörten mit dem Gewöhnlichen entspringen könne, davon hat der Verfasser der neuen Melusina ein Beispiel zu geben getrachtet. Er dürfte sich aber den Versuch zu wiederholen, weil das Unternehmen schwieriger ist als man denkt.

In diesem Band, obgleich etwas ferner liegend, finden wir eins der Grimmschen Kindermärchen zu empfehlen, wo der natürliche Bauernjunge der immer von Schrecken (Grieseln) hört, und höchst munter und muthig durch die eigentlich für eine Empfindung sehr die aufgeregtesten Abenteuer mit natürlicher Gemüthsruhe besteht und durch eine Reihe der fürchterlichsten Zustände hindurch, bei welchem dem Leser wirklich schaudert, seinen reinen Prosaismus bewährt, einen Tod- und Teufels-Spuk als ganz etwas Gemeines behandelt, und im höchsten Glück sich nicht verändern kann, daß ihm eine solche Erfahrung nicht hat werden wollen, daß er endlich durch einen absurden Widerspruch, belehrt wird was ganz eigentlich Schnurren sey.

Der Gegensatz von Ausdruck und Innerm, von Einbildungskraft und Deutlichkeit, von unmittelbarem Gefühl, dem Sinn und geistlichem Zeugnis ist nicht besser dargestellt worden. Ja, daß er zuletzt nur auf eine ganz reale Weise zu beruhigen ist, finden wir meisterhaft erfunden, und so platt die Auflösung scheinen mag, der traum wir uns doch sie als höchst geistreich anzunehmen.

Whims and Odditys.

1827.

Dies Werk, dessen Titel vielleicht mit Grillen und Nullitäten zu übersetzen wäre, läßt sich schwer beurtheilen. Zuvörderst wird der Leser dadurch äußerst irre, daß die eingeschalteten derben Figuren nur zum Theil auf die Gedichte und prosaischen Aufsätze, denen sie beigegeben sind, wirklichen Bezug haben; man sucht im Ganzen Uebereinstimmung mit den Bildern, und findet keine; ein andermal gehören sie wieder ganz eigentlich zusammen, und es brauchte Zeit bis man darüber ganz im Reinen wäre. Denn wer will mit einem Humoristen rechten oder mit ihm völlig übereinkommen!

Der Autor gefällt sich, nach allen Seiten hinauszublicken, sich in Anspielungen zu ergehen, welche der continentale Leser wohl schwerlich alle sich zurecht legen könnte. Mannigfaltige Stellen so verstehen nur die lebenden Personen und Schriftsteller aller Art, besonders auch politmäßige Sprüchlein und Räsonnaisons pflicht er in seinen Vortrag, welche nicht auf uns wirken, da wir denn wie immer in solchen Fällen, nur das Allgemeinste, weniger Bedeutende uns aneignen können.

Wie man aber nach und nach verschiedene Schwierigkeiten überwindet, so faßt man dem Autor, wie dem Skizzisten, Geist und Talent sehr gerne zu. Die prosaischen Aufsätze sind lebhaft humoristisch, aber mäßig, nicht frazenhaft, der Aufgefaßte bleibt bei der Klinge. Die Gedichte zeugen zwar von keinem tiefen poetischen Sinn, aber man sieht sich an einem klaren festen Blick auf die vorliegende Welt.

Vorzüglich dann ist er zur See. Ebb' und Fluth, Wogen und Sturm, Schaum und Gischt weiß er recht gut zu malen und an Ort und Stelle gehörig zu brauchen; zu nutzen und zu ruhen all's, selbst was sich zum Gebrauchen hinneigt, ins Allzu-Poetische, welches denn dem ersten Aufschlage sogleich einem jeden Leser zum voraus angekündigt ist.

Italiänische Literatur.

Dante.

Bei Anerkennung der großen Geistes- und Gemüthseigenschaften Dante's werden wir in Würdigung seiner Werke sehr befördert, wenn wir im Auge behalten, daß gerade zu seiner Zeit, wo auch Giotto lebte, die bildende Kunst in ihrer natürlichen Kraft wieder hervortrat. Dieser sinnlich-bildlich bedeutende wirkende Genius bemeisterte auch ihn. Er faßte die Gegenstände so deutlich ins Auge seiner Einbildungskraft, daß er sie scharf umrissen wiedergeben konnte; deßhalb wird dann das Abstruse und Seltsamste gleichsam nach der Natur gezeichnet vor uns stehen. Wie ihn denn auch der dritte Reim niemals genirt, sondern auf eine eher andere Weise seinen Zweck ausführen und seine Gestalten umarmen hilft. Der Uebersetzer nun ist ihm hierin meist gefolgt, hat sich das Vorgebildete vergegenwärtigt, und was zu dessen Darstellung erforderlich war, in seiner Sprache und seinen Reimen zu weisen gesucht. Bleibt mir dabei etwas zu wünschen übrig, so ist es in diesem Betracht.

Die ganze Anlage des Dante'schen Höllenlocals hat etwas Ungeheuerliches und beinah Sinnenverwirrendes. Von oben herein bis in den tiefsten Abgrund soll man sich Alles in Kreisen imaginiren; dieses giebt aber gleich den Begriff eines Amphitheaters, das, umbauet wie es sey mochte, uns immer als etwas künstlerisch Beschränktes vor die Einbildungskraft sich hinstellt, indem man ja von oben herein all es bis in die Arena und diese selbst überblickt. Man beschaue das Gemälde des Orgagna und man wird eine umgekehrte Tafel des Gebäudes zu sehen glauben, statt eines Kegels einen Trichter. Die Erfindung ist mehr rhetorisch als poetisch, die Einbildungskraft ist aufgeregt, aber nicht befriedigt.

Indem wir aber das Ganze nicht eben rühmen wollen, so werden wir durch den seltsamen Reichthum der einzelnen Localitäten überrascht, in Staunen gesetzt, verwundert und zur Bewunderung genöthigt. Hier, bei der strengen und deutlichsten Ausführung der Scenerei, die uns Schritt für Schritt die Aussicht benimmt, gilt das was ehemmäßig von allen sinnlichen Bedingungen und Beziehungen, wie auch von den Personen selbst, deren Strafen und Martern, zu rühmen ist. Wir wählen ein Beispiel, und zwar den preislichen Gesang:

Rauhfelsig war's da wo wir niederklommen,
Drob Steingehäuf' den Augen übergreift;
So wie die dieser Tage wahrgenommen
Am Bergsturz dieseits Trento, der den Schoß
Der Etsch verengte, niemand konnte wissen
Durch Unterwühlung oder Erdenstoß? —
Von Felsenmassen, dem Gebirg entrissen,
Unübersehbar lag der Hang bedeckt,
Wo über Felsen gachig hinzuschmissen,
Bei jedem Schritte zaudert' ich erschreckt.

So gingen wir, von Trümmern rings umfaßt,
Auf Trümmern sorglich, schwankend oder wanken
Sie unter meinem Fuß, der neuen Last.
Er sprach darauf: in düstersten Gedanken
Beschauest du den Felsenschutt, bewacht
Von toller Wuth, sie trieb ich in die Schranken;
Allein vernimm: als in der Hölle Nacht
Zum erstenmal so tief ich abgedrungen,
War dieser Fels noch nicht herabgekracht;
Doch kurz vorher eh der herabgesprungen
Vom höchsten Himmel herkam, der dem Dis
Des ersten Kreises große Beut' entrungen,
Erbebte so die graue Finsternis
Daß ich die Meinung faßte: Liebe zücke
Durchs Weltall und stürz' in mächt'gem Riß
Ins alte Chaos neu die Welt zurücke.
Der Fels, der seit dem Anfang liegen ruht,
Ging damals hier und anderwärts in Stücke.

Zuförderst nun muß ich folgendes erklären: Obgleich in meiner Original-Ausgabe des Dante, Venedig 1759, die Stelle: e quel ch' schivo anch' auf den Minotaur gedeutet wird, so bleibt sie mir doch dieß auf das Local bezüglich. Der Ort war gebirgig, rauh, felsig (alpestro), aber das ist dem Dichter nicht genug gesagt; das Besondere daran (per quel ch' iv' er' ance) war so schrecklich, daß es Augen und Sinn verwirrte. Daher um sich und andern nur einigermaßen genug zu thun, ereignet er, nicht sowohl gleichsamweise als zu einem sinnlichen Beispiel, eines Bergsturzes, der, wahrscheinlich zu seiner Zeit, den Weg von Trento nach Verona versperrt hatte. Dort mochten große Felsenplatten und Trümmerriesen des Urgebirgs noch scharf und frisch über einander liegen, nicht etwa verwittert, durch Vegetation verbunden und ausgeglichen, sondern so, daß die einzelnen großen Stücke bedeutend aufruhend durch irgend einen Fußtritt leicht ins Schwanken zu bringen gewesen. Dieses geschichtet denn auch hier als Dante herabsteigt.

Nun aber will der Dichter jenes Naturphänomen unendlich überbieten; er braucht Christi Höllenfahrt, um nicht allein diesen Sturz, sondern auch noch manchen andern umher in dem Höllenreiche eine hinreichende Ursache zu finden.

Die Wanderer nähern sich nunmehr dem Blutgraben, der, begreiflich, von einem gleich runden obern Strande umfangen ist, wo Tausende von Centauren umherspringen und ihr wildes Wächterwesen treiben. Virgil ist auf der Fläche schon nah genug dem Thiere getreten, aber Dante schwankt noch mit unsichrem Schritt zwischen den Felsen; wir müssen noch einmal hinsehen, denn der Centaur spricht zu seinen Gesellen:

» Bemerkt der hinten kommt bewegt
Was er berührt, wie ich es wohl gewahrte,
Und wie's kein Todtenfuß zu machen pflegt. «

Man frage nun seine Einbildungskraft, ob dieser unheimliche Berg- und Felsen-Sturz im Geist nicht vollkommen gegenwärtig geworden sey?

In den übrigen Gesängen lassen sich, bei veränderter Scene, eben ein solches Festhalten und Animalen durch Wiederkehr derselben Bedingungen finden und vermissen. Solche Parallel-Stellen machen uns mit dem eigentlichen Dichtertalent Dante's auf den höchsten Grad vertraut.

Der Unterschied des leidenden Dante und der abgeschiedenen Seelen wird auch anderwärts auffallend, wie z. B. die geistigen Bewohner des Reinigungsortes (Purgatorio) vor Dante erschrecken, weil er Schatten wirft, woran sie seine Körperlichkeit erkennen.

Don Ciccio.

Nachdem das Morgenblatt diesen, in der gebildeten Italiänischen Literatur sehr berüchtigten Namen einmal ausgesprochen, so wird es nicht unwillkommen seyn, das Nähere von ihm und seinem Gegner zu hören.

Der wahre Name des zu seiner Schmach weltberühmten Mannes war Buonaventura Arrighini, gebürtig von Lucca; sein Widersacher aber Giovanni Francesco Lazzarelli, Edelmann von Gubbio, durch Schriften in Prosa und Versen berühmt, Mitglied der vornehmsten Gesellschaften in Italien, besonders der Arcadier.

Lazzarelli, geboren im Jahr 1621, eilte glücklich auf der Bahn der Studien fort, und erwarb sich der Rechtsgelehrtheit, welche er in der Römischen Curie, als Auditor des Cardinals Gardegna praktisch ausübte. Allein seine Familie zu erhalten, kehrte er ins Vaterland zurück, bekleidete manche öffentliche Aemter, und zuletzt das wichtigste eines Gonfaloniere; doch begab er sich aufs neue in ausländische Dienste und trieb die Geschäfte eines Rechtsfreundes zu Ferrara, Perugia, Macerata und Bologna; sogar Genua und Lucca wollten sich so vorzüglicher Talente bedienen. Zuletzt erhob ihn der Herzog von Mirandola zu seinem Rath und Secretär und endlich zum Präfecten der Residenz, wo er, stets in gutem Verhältniß zu seinem Fürsten und den berühmtesten Literatoren, 1695 starb.

Er war, sagen Gleichzeitige, eines ernsten und schönen Anblicks, von hoher Statur und trefflicher Körpergestalt. Kastanienbraune Haare, schwarze Augen und eine weite Stirn zeichneten ihn aus. Er hatte anmuthige und gefällige Manieren, eine wunderbare Klugheit, gewählte und erheiternde Unterhaltung; seine Lebensart, seine Religion, Rechtschaffenheit und Pflichterfüllung waren ohne Tadel und Flecken geblieben.

Als er im Gericht zu Macerata saß, war Arrighini sein vertrauter College; worüber sie sich aber bis auf den Grad des feindseligsten Hasses entzweit, öffentlich bekannt geworden; genug, in dem Werke:

La
Cicceide,
legittima
di
Gio. Francesco Lazzarelli.
Edizione accresciuta
in Amsterdam MDCCLXXX;

finden sich 350 Sonette, welche alle damit schließen, daß Don Ciccio ein N. N. sey. Hierauf folgen 80 Gedichte, zum Theil gleichfalls Sonette, sämmtlich zu demselben löblichen Zweck bestimmt; das vorletzte ist nach dem Tode des Ciccio und das letzte von dem Verfasser aus dem Fegefeuer datirt. Auch diese Zugabe ist von gleichem, unverwüstlichem Humor und poetischem Werth.

Nun glauben wir aber unsern Lesern eine Entwicklung schuldig zu seyn, wie es möglich gewesen, eine solche Masse von Schmähgedichten, wohlgezählt 410 auf einen einzigen Mann ausgeschüttet, der kein verbrecherischer, schlechter Mensch, aber wohl eine ungeschickte, zudringliche, anmaßliche Person gewesen seyn mag. Hätte nun der Dichter seinen Haß bloß vernehmlich aussprechen, seinen Gegner nur zuschanden, ihn durch Verkennungen allen Werth und Würde zu rauben gesucht, so wär' es ihm schwerlich geglückt, den Leser anzuziehen und festzuhalten. Da er aber glücklicherweise verfährt, seinen Schelthaften positiven Gehalt zu geben, so bringt er uns jedesmal Gewinn, besticht und nöthigt uns auf unklugen seines Gegners zu lachen. Auf welchem Wege ihm jedoch dieses gelingt, wird nunmehr umständlicher auseinander zu setzen seyn.

Lazzarelli hatte das Glück in die Epoche einer sehr hohen, aber auch gesteigert freien und losen Cultur zu fallen, wo es erlaubt ist die würdigsten Gegenstände der nächstvergangenen Zeiten parodistisch zu benutzen. Die Sonette fallen in das Jahr 1685, 86, unter die Regierung Innocenz XI, die keineswegs bigott war. Ihr nicht man ausgerüstet mit allem, was Alterthum und Geschichte darbietet, was ein kirchliche und politisch Leben mittheilt, was Künste spielend übersehen, und wovon die Wissenschaft entweder schon vollständige Kenntniß giebt, oder doch die ersten Blicke gewährt. Gelehrsamkeit, Weltklugheit, Gründlichkeit und gefällige Aeußerungen, alles findet sich beisammen, und man würde nicht endigen, wenn man alle die Elemente hererzählen wollten, aus welchen der Verfasser seinen Mutwillen aufgebaut; genug, nicht allein Italiänische Kenner und Naturforscher, sondern auch Französische behaupten, daß Lucrez nicht würdiger von der Natur gesprochen, Homer sie nicht schöner beschrieben habe.

Ohne in ein solches unbedingtes, vielleicht Manchem übertrieben scheinendes Lob gerade einzustimmen, will ich versuchen ferner abzuleiten, wie unserm Autor dasselbe zu Theil werden konnte.

Außer jenen schon angeführten großen Vorzügen eines glücklichen Naturells und einer ausgebildeten theoretischen und praktischen Weltbildung genoß der Verfasser des noch größern Nationalvorzugs, ein e lebendigen Welt-Anschauung. Der Italiäner von Kindheit an öffentlich lebend, bemerkt, erst spielend, dann heiter, dann ernst, alle die unendlichen Auflassungen, in welchen die bürgerliche Gesellschaft sich um ihn her bewegt. Alles was dem Menschen die Natur, was ihm Zustand und Ausbildung giebt, regt sich vor einem klaren Auge ganz offenbar. Bedenke man nun, daß die beiden höchsten Zwecke der Verfassung, alle Functionen des Religions-Cultus und der Gerichtspflege, sich am hellen Tage in der freien Luft vor allen Augen das ganze Jahr über entfalten, so begreift man, was da zu sehen, zu bemerken und zu lernen ist. Der Bettler wie der Marchese, der Mönch wie der Cardinal, der Beturin wie der Krämer, der Handwerker wie der Künstler, alle treiben ihr Wesen vor den aufmerkenden Augen einer immerfort urtheilenden Menge. Keine Nation hat vielleicht einen so scharfen Blick zu bemerken, wenn einer etwas Ungeschicktes zu seinem Schaden, oder etwas Kluges zu seinem Nutzen unternimmt, wovon der schärfste Beweis ist, daß der größte Theil ihrer Sprichwörter aus solchen strengen und unbarmherzigen Bemerkungen entstanden.

Jenes öffentliche Leben der Italiäner welches von allen Reisenden gerühmt, von allen Reisebeschreibern be-

merkt ist, bringt ein heiteres, glänzendes Wesen in ihre Literatur; ja die Italiänischen Schriftsteller sind schwerer zu beurtheilen als die anderer Nationen. Ihre Prosaisten werden Poeten, ehe man sich's versieht, weil sie dasjenige was mit dem Dichter geboren wird, in ihren Kinderjahren gleich aus der zweiten Hand empfangen und mit einem bequemen Reichthum nach ihren Fähigkeiten gar leicht gebaren können.

Hieraus läßt sich einsehen, warum es bei dem Deutschen gerade das Umgekehrte ist, und warum wirklich poetische Naturen unserer Nation zuletzt gewöhnlich ein trauriges prosaisches Ende nehmen.

Jenes Aufpassen der Italiäner auf ein geschicktes oder unschickliches Betragen giebt gerade unserm Lazzarelli'schen viel Waffen gegen seinen Gegner. Dieser mag von der Mutter Natur an Gestalt nicht begünstigt, in seinem Betragen nicht angenehm gebildet, in seinen Unterredungen schwankend und unsicher, im Handeln übereilt, mitunter durch Heftigkeit widerwärtig, und mehr verworren als klar gewesen seyn; dieses alles weiß man sein Gegner in einzelnen Fällen hervorzuheben, so genau und bestimmt zu zeichnen, daß man einen, zwar nicht verdienstlosen, aber doch lächerlichen Menschen vor sich zu sehen glaubt, ja den Griffel anfassen möchte, um die Tarrikatur auf der Tafel zu entwerfen.

Wie manches bliebe noch übrig, theils über die vorliegenden Gedichte zu sprechen, theils bei dieser Gelegenheit vergleichungsweise zu berühren; doch ersparen wir dies auf andere Zeit, und bemerken nur noch Folgendes:

In der ersten Lust, als der Verfasser ein ganzes Jahr mit täglichen Invectiven auf seinen Widersacher ausfüllte, mag er mit Abschriften nicht karg gewesen seyn, wie denn mehrere Semitte an benannte Personen als Zeugen der Absurdität des Don Ciccio gerichtet sind, daraus mögen Stammlungen entstanden seyn, bis zuletzt eine rohe Ausgabe hinter dem Rücken des Autors veranstaltet werden. Hierüber beklagt er sich, besonders über fremden Eingriff, wahrscheinlich um sich gegen die verfänglichsten Stellen zu verwahren; späterhin giebt er die Gedichte selbst heraus, jedoch mit falschem Verleger- Namen und Druckort: Paris bei Claudius Rind. Beide Ausgaben sind uns nicht zu Augen gekommen, die dritte eingemeldete hingegen scheint sorgfältig, jedoch nicht ohne Druckfehler, nach der zweiten abgedruckt, wahrscheinlich auch in Italien. Dies ist noch im Buchhandel zu finden, und keinen geistreichen Freund der Italiänischen Literatur wird es gereuen, sie in seine Hand- Bibliothek aufgenommen zu haben.

Classiker und Romantiker

in Italien,

sich heftig bekämpfend.

Romantico! den Italiänern ein seltsames Wort, in Neapel und dem glücklichen Campanien noch unbekannt, in Rom unter Deutschen Künstlern allenfalls üblich, macht in der Lombardie, besonders in Mailand, seit einiger Zeit großes Aufsehen. Das Publikum theilt sich in zwei Parteien, sie fechten schlagfertig gegen einander hin, wenn wir Deutschen uns ganz genau des Ausdrucks romantisch bei Gelegenheit bedienen, so werden dort durch die Ausdrücke Romantic ismus und Kritic ismus zwei unversöhnliche Seiten bezeichnet. Da bei uns der Streit, wenn es irgend einer ist, mehr praktisch als theoretisch geführt wird, da unsere romantischen Dichter und Schriftsteller die Mittelst für sich haben und es ihnen weder an Verlegern noch Lesern fehlt, da wir über die ersten Schwankungen des Gegensatzes längst hinaus sind und beide Theile sich schon zu verständigen anfangen; so können wir mit Beruhigung zusehen, wenn das Feuer, das wir entzündet, nun über den Alpen zu lodern anfängt.

Mailand ist aber vorzüglich geeignet ein Schauplatz dieses Kampfes zu werden, weil daselbst mehr Literatoren und Künstler als irgendwo in Italien sich beisammen finden, die, bei ermangelnden politischen Händeln, manniger literarischen Streitigkeiten ein Interesse abgewinnen. Vorzüglich aber mußte in dieser wichtigen Stadt zuerst eine solche Bewegung entstehen, da man sich daselbst von Deutscher Sprache und Bildung, bei so naher Nachbarschaft und mannigfaltigen Handelsverhältnissen, einen Begriff zu machen Gelegenheit findet.

Daß in Italien jene Cultur, die sich von den alten Sprachen und den darin verfaßten unnachahmlichen Werken herschreibt, in großer Verehrung stehe, läßt sich gar wohl denken, ja, daß man auf diesem Grunde, worauf man sich erbaut, nun auch allein und ausschließlich zu ruhen wünscht, ist der Sache ganz gemäß; daß diese Anhänglichkeit zuletzt in eine Art Starrsinn und Pedanterie auslaufe, möchte man als natürliche Folge gar wohl entschuldigen. Haben doch die Italiäner in ihrer eignen Sprache einen solchen Widerstreit, wo eine Partei an Dante und den früheren, von der Crusca titirten Florentinern festhält, neuere Worte und Wendungen aber, wie sie leben und Weltbewegung jüngern Geistern aufdringt, keineswegs gelten läßt.

Nun mag einer solchen Gesinnung und Ueberzeugung ihr Grund und Werth nicht abgesprochen werden; allein wer bloß mit dem Vergangenen sich beschäftigt, kommt zuletzt in Gefahr das Einschlafene, für uns Mumienhafte, vertrocknet an sein Herz zu schließen. Eben dieses Festhalten aber am Abgeschiedenen bringt jedesmal einen revolutionären Uebergang hervor, wo das vorstrebende Neue nicht länger zurückzuhalten ist, nicht zu bändigen ist, so daß es sich vom Alten lostrennt, dessen Vorzüge nicht anerkennen, dessen Vortheile nicht mehr benutzen will. Freilich, wenn das Genie, der gute Kopf sich desto mehr das Alterthum wieder zu beleben, seine Zeitgenossen in abgelegene Regionen zurückzuführen, ihnen das Entfernte, durch gefällige Abspiegelung näher zu rücken, da finden sich große Schwierigkeiten; denjenigen Künstler das gen wird es leicht, der sich umthut, was die Zeitgenossen ohnehin lieben, wornach sie streben, welche Wahrheit ihnen behagt, welcher Irrthum ihnen am Herzen liegt. Und dann ist er ja selbst ein Modernet, in diese Zustände von Jugend auf eingeweiht und darin befangen, seine Ueberzeugung schließt sich an die Ueberzeugung des Jahrhunderts. Nun lasse er seinem Talente freien Lauf, und es ist kein Zweifel, daß er den größten Theil des Publikums mit sich hinreißen werde.

Bei uns Deutschen war die Wendung ins Romantische aus einer, erst den Alten, dann den Franzosen abgewonnenen Bildung, durch christlich-religiöse Gesinnungen eingeleitet, durch trübe, nordische Heldensagen begünstigt und bestärkt; wornach sich denn diese Denkweise festsetzen und verbreiten konnte, so daß jetzt kaum ein Dichter, Maler, Bildhauer übrig geblieben, der sich nicht religiösen Gefühlen hingäbe und analogen Gegenständen widmete.

Einen solchen Verlauf nimmt die Dicht- und Kunstgeschichte nun auch in Italien. Als praktische Romantiker werden gerühmt Johann Torti und dessen

poetische Darstellung der Leidensgeschichte Christi, ferner seine Terzinen über die Poesie. Alexander Manzoni schwang, Verfasser eines noch ungedruckten Trauerspiels, der Carmagnol, hat sich durch heilige Hymnen guten Ruf erworben. Von wem man sich aber theoretisch viel verspricht, ist Hermes Visconti, welcher einen Dialog über die drei dramatischen Einheiten, einen Aufsatz über die Bedeutung des Wortes poetisch und Ideen über den Styl geschrieben hat, die noch nicht im Publikum verbreitet sind. Man rühmt an diesem jungen Manne einen höchst gesellschaftlichen Scharfsinn, vollkommene Kürtheit des Gedankens, tiefes Studium der Alten so wie der Neuern. Er hat verschiedene Jahre der Kantischen Philosophie gewidmet, Deutsch deshalb gelernt und sich den Sprachgebrauch des Königsberger Weisen zu eigen gemacht. Nicht weniger hat er andere Deutsche Philosophen studirt, so wie unsere vorzüglichsten Dichter. Von diesem darf man, daß er jenen Streit beilegen und die Mißverständnisse aufklären werde, die sich täglich mehr verwirren.

Eine gar eigene Betrachtung hierüber veranlaßt ein merkwürdiger Fall. Monti, Verfasser von Aristodem und Cajus Gracchus, Uebersetzer der Ilias, kämpft eifrig und kräftig auf der classischen Seite. Seine Freunde und Verehrer stehen dagegen für die romantische Partei und versichern, seine eigenen besten Werke setzen romantisch, und bezeichnen solche romantisch, worüber der kostbare Mann, höchst verdrießlich und aufgebracht das ihm zugedachte falsche Lob gar nicht anerkennen will.

Und doch ließe sich dieser Widerstreit sehr leicht heben, wenn man bedenken wollte, daß jeder, der von Jugend an seine Bildung den Griechen und Römern verdankt, nie ein gewisses antikes Herkommen verläugnen, vielmehr jederzeit dankbar anerkennen wird, was er abgeschiedenen Lehrern schuldig ist, wenn er auch sein ausgebildetes Talent der lebendigen Gegenwart unaufhaltsam widmet und, ohne es zu wissen, modern endigt, wenn er antik angefangen hat.

Eben so wenig können wir die Bildung verläugnen, die wir nest der Bibel hergenommen haben, einer Sammlung bedeutender Documente, welche bis auf die letzten Tage einen lebendigen Einfluß hat, ob sie uns gleich so fern liegt und so fremd ist, als irgend ein anderes Alterthum. Daß wir sie näher fühlen kommt daher, weil sie auf Glauben und höchste Sittlichkeit wirkt, da andere Literaturen nur auf Geschmack und mittlere Menschlichkeit hinleiten.

In wiefern nun die Italiänischen Theoretiker sich in Ruhe vereinigen können, wird die Zeit lehren. Gegenwärtig ist noch keine Aussicht dazu; denn weil, wie nicht zu läugnen ist, in dem romantischen Wesen manches Abstruse vorkommt, was nicht gleich einem jeden klar wird, vielleicht auch manche Mißgriff ebenfalls, den man eben nicht vertheidigen kann, so ist die Menge gleich fertig, wenn sie alles was dunkel, albern, verworren, unverständlich ist, romantisch nennt; da man ja auch in Deutschland den edelsten Titel eines Naturphilosophen, frecher Weise, zum Spitz- und Schimpfnamen entwürdigt!

Wir thun deshalb sehr wohl, wenn wir auf diese Ereignisse in Italien Acht haben, weil wir, wie in einem Spiegel, unser vergangenes und gegenwärtiges Treiben leichter erkennen als wenn wir uns nach wie vor innerhalb unsers eigenen Zirkels beurtheilen. Beobachten wollen wir daher, was in Mailand einige gebildete liebenswürdige Geister noch unternehmen, die, mit gesitteten und schicklichen Manieren, die verschieden n Parteien einander anzunähern und auf den wahren Standpunkt zu leiten gedenken. Sie kündigen ein Journal an, das der Vermittler heißen sollte, dessen Programm aber schon mit widerwärtiger Beleidigung empfangen wurde, indessen das Publikum, nach seiner löblichen Art, über beide Meinungen spottet und dadurch jeden wahren Antheil vernichtet.

Auf alle Fälle jedoch mögen die Romantiker auch dort in kurzem die meisten Stimmen für sich haben, da sie ins Leben eingriffen, einen jeden zum Zeitgenossen seiner selbst machen und ihn also in ein behagliches Element versetzen. Wobei ihnen denn ein Mißverständniß zu Gute kommt, daß man nämlich alles, was patriotisch und einheimisch ist, auch zum Romantischen rechnet, und zwar deshalb, weil das Romantische an Leben, Sitten und Religion herantritt, wo denn Muttersprache, Landesgesinnung als höchst lebendig und völlig erscheinen muß. Wenn man z. B. anfängt, Inschriften, statt wie bisher in Lateinischer Sprache, nunmehr in Italiänischer zu verfassen, allgemeiner Verständlichkeit willen, so glaubt man dieses auch dem Romantischen zu verdanken; woraus deutlich erhellt, daß unter diesem Namen alles begriffen sey, was in der Gegenwart lebe und lebendig auf den Augenblick wirkt. Zugleich ist uns ein Beispiel gegeben: daß ein Wort durch Gebrauchsfolge einen ganz entgegengesetzten Sinn annehmen kann, da doch eigentlich Romantische unsern Sitten nicht näher liegt als Griechisches und Römisches.

Der so eben mitgetheilte Aufsatz war schon vor mehreren Monaten aus Privatnachrichten entwickelt. Nun sind aber seitdem, außer dem angeführten Conciliatore, auch die übrigen bezeichneten Schriften uns zur Hand gekommen, die wir, in Hoffnung unsern Lesern Nützliches und Erfreuliches vorlegen zu können, treulich und fleißig betrachtet haben. Ob in der Zwischenzeit von andern etwas hierüber ins Publikum gebracht worden, ist uns unbekannt geblieben, wir jedoch glauben unsere Pflicht dadurch mit wenigen allgemeinen Betrachtungen zu erfüllen.

Eine jede Theorie, sie sey von welcher Art sie wolle, setzt eine Unterlage voraus irgend etwas in der Erfahrung Gegebenes, welches man sich so gut als möglich zurecht legen möchte. Von Aristoteles bis auf Kant muß man erst wissen, was dieser außerordentlichen Menschen zu schaffen machte, ehe man nur einigermaßen begreift, warum sie sich so viel Mühe gegeben.

Jene neuern Mailändischen Schriften also mögen mit mit dem besten Willen, mit redlichster Sorgfalt lesen, so können wir doch nicht klar einsehen, worum und wegen sie geschrieben sind? was diesen Streit aufregt, was ihm Interesse giebt und ihn lebendig erhält? Wenigstens möchten wir darüber nicht mehr zu sagen, als was im Verstehenden schon gesäußert worden, und man müßte eine genaue Zeit an Ort und Stelle zubringen, um davon ausreichende Nachricht zu geben.

Eine große hetrliche Stadt, die sich vor kurzem noch als das Haupt Italiens ansehen durfte, die der großen Zeit noch mit einigem Glanz gedenken muß, hegt in ihrem Busen, der köstlichen Bild- und Bauwerke nicht zu gedenken, so mannigfaltig lebendigen Kunstzeugnisse, von denen wir guten Deutschen uns keinen Begriff machen. Um ihr Urtheil darüber zu begründen, sondern sie, den Franzosen ähnlich, doch liberaler, ihre Vorstellungen in verschiedene Rubriken. Trauerspiel, Lustspiel, Oper, Ballet, ja Decoration und Garderobe sind abgesonderte, obgleich in einander greifende Kunstfächer, deren jedem das Publikum und in sofern er zum Worte kommt, der Theorist, innerhalb gewisser Beschränkungen eigene, besondere Rechte und Befugnisse zugesteht. Hier sehen wir verboten was dort erlaubt, hier bedingt was dort frei gegeben ist. Aber alle diese Meis-

nungen und Urtheil, sind auf immer hare Anschauung gegründet, durch einzelne Fälle veranlaßt, und so sprechen Aeltere und Jüngere, mehr oder weniger unterrichtet, frei oder befangen, leidenschaftlich hin und wieder, über allgemein bekannte Mannigfaltigkeiten des Tages. Hieraus sieht man denn, daß nur der Gegenwärtige, Mitgenießende allenfalls mit zu urtheilen tätte; wer will aber nicht einmal der gegenwärtige Fremde, der in Fälle eines ihm unerklärlichen Zustands hineingesetzt ist und seine Zuschauen dem Augenblick, der auf ihn Bezug nahm, ruhig, schwerlich gerecht und billig finden konnte.

Mit den heiligen Hymnen des Alexander Manzoni ist es schon ein etwas andrer Fall. Wenn sich auch einmissliche Verhältnisse der Zeit die Menschen entfernen, so vereinigt Religion und Poesie, auf ihrem einfachen tiefen Grunde die sämmtliche Welt. Verhandelte Gedichte waren und überraschend, obgleich nicht fremdartig.

Wir gestehen Herrn Manzoni wahres poetisches Talent mit Vergnügen zu. Stoff und Bezüge sind uns bekannt, aber wie er sie wieder aufnimmt und behandelt, erscheint uns neu und individuell.

Es sind überhaupt nur vier Hymnen, welche nicht mehr als drei und dreißig Seiten einnehmen, und folgendermaßen betitelt: Die Auferstehung, das Grundgeheimniß der christlichen Religion, das eigentliche Evangelium. Der Name Maria, durch welchen die ältere Kirche jede Ueberlieferung und Lehre höchst anmuthig zu machen weiß. Die Geburt, als die Morgenröthe aller Hoffnungen des Menschengeschlechts. Die Passion, als Nacht und Finsterniß aller Erdenleiden, in welche die weltthätige Gottheit sich einen Augenblick zu unserm Heil versenken mochte.

Diese vier Hymnen sind verschiedenen Ausdrucks und Tone, in verschiedenen Strophenmaßen abgefaßt, poetisch erhaben und vergnüglich. Der naive Sinn überrascht sie alle; aber eine gewisse Kühnheit des Geistes, der Gleichnisse, der Uebergänge zeichnen sie vor andern aus, und locken uns immer näher mit ihnen bekannt zu werden. Der Verfasser erscheint als Christ ohne Schwärmerei, als Römisch-Katholik ohne Bigotterie, als Eiferer ohne Härte. Doch ganz ohne Bekenntnißtrieb darf der Dichter sich nicht zeigen, dieser wendet ihn oder, auf eine anmuthige Weise, gegen die Kinder Israel, denen er freundlich verwirft: Maria sey doch aus ihrem Stamme geboren und sie wollten allein einer solchen Königin die Huldigung versagen, die eine ganze Welt ihr zu Füßen legt.

Diese Gedichte geben das Zeugniß, daß ein Gegenstand, so oft er auch behandelt, eine Sprache, wenn sie auch Jahrhunderte lang durchgearbeitet worden, immer wieder frisch und neu erscheinen, sobald ein frischer jugendlicher Geist sie ergreifen, sich ihrer bedienen mag.

Il conte di Carmagnola

Tragedia di Alessandro Manzoni.

Milano 1820.

Dieses Trauerspiel, welches wir schon früher angekündigt, verdient auf jede Weise nunmehr eine nähere Betrachtung und Beherzigung. Gleich zu Anfang seiner Vorrede wünscht der Verfasser jeden fremden Maßstab beseitigt, worin wir mit ihm vollkommen übereinstimmen, indem ein ächtes Kunstwerk, so wie ein gesundes Naturprodukt, aus sich selbst beurtheilt werden soll. Ferner giebt er an, wie man bei einer solchen Schätzung verfahren muß. Zuerst solle man untersuchen und einsehen, was denn eigentlich der Dichter sich vorgesetzt, sodann scharf beurtheilen, ob diese Vornehmen auch vernünftig und zu billigen sey, um endlich zu entscheiden, ob er diesem Vorsatze denn auch wirklich nachgekommen? Solchen Forderungen gemäß haben wir uns den deutlichsten Begriff von Herrn Manzoni's Absichten zu verschaffen gesucht; wir haben dieselben redlich, natur- und kunstgemäß gefunden und uns gefreut, nach genauester Prüfung, überzeugt, daß er sein Verhalten meisterhaft ausgeführt. Nach dieser Erklärung könnten wir nun eigentlich abtreten, mit dem Wunsche: daß alle Freunde der Italiänischen Literatur ein solches Werk mit Sorgfalt lesen und dasselbe, wie wir gethan, frei und freundlich beurtheilen möchten.

Allein diese Dichtart findet Gegner in Italien und möchte auch nicht allen Deutschen zusagen, weshalb es denn Pflicht seyn will, unser unbedingtes Lob zu motiviren und zu zeigen: wie wir es, nach des Verfassers Wunsch und Willen, aus dem Werke selbst hervorgehoben.

In gedachter Vorrede erklärt er ferner ohne Hehl, daß er sich von den strengen Bedingungen der Zeit und des Orts losesage, führt August Wilhelm Schlegels Aeußerungen hierüber als entscheidend an, und zeigt die Nachtheile der bisherigen ängstlich-beschränkten Behandlung. Hier findet freilich der Deutsche nur das Bekannte, ihm dagegen nichts, dem er widersprechen möchte; allein die Bemerkungen des Hrn. Manzoni sind dennoch aller Aufmerksamkeit auch bei uns werth. Denn obgleich diese Angelegenheit in Deutschland lange genug durchgesprochen und durchgefochten worden, so findet doch ein geistreicher Mann, der eine gute Sache aufs neue, unter andern Umständen zu vertheidigen angeregt wird, immer wieder eine frische Seite, von der sie zu betrachten und zu billigen ist, und sucht die Argumente der Gegner mit neuen Gründen zu entkräften und zu widerlegen; wie denn der Verfasser einiges anbringt, welches den gemeinen Menschenverstand anfänglich selbst dem schon Ueberzeugten wohlgefällt.

Sodann in einem besondern Aufsatz giebt er historische Notizen, insofern sie nöthig sind, um jene Zeitläufte und die in denselben zeitgemäß handelnden Personen näher kennen zu lernen.

Graf Carmagnola, ungefähr 1390 geboren, vom Hirtenleben zum abenteuerlichsten Soldatenstand aufgerufen, schwingt sich nach und nach durch alle Grade, so daß er zuletzt als oberster Heerführer die Besitzungen des Herzogs von Mailand, Johann Maria Visconti, durch glückliche Feldzüge ausbreitend und sichernd, zu hohen Ehren gelangt und ihm sogar eine Verwandtschaft mit Fürsten angetraut wird. Aber eben der kriegerische Charakter des Mannes, diese heftige, unverdrießliche Thätigkeit, dies ungeduldige Vordringen, entzweit ihn mit seinem Herrn und Gönner; der Bruch wird unheilbar und er wendet sich 1425 Venezianischen Diensten.

In jener wilden kriegerischen Zeit, wo jeder, der sich stark an Körper und Seele fühlte, zur Gewaltthätigkeit hinstrebend, bald für sich mit wenigen, bald im Dienste eines andern, unter dem Schein irgend einer gerechten Forderung, seine Kriegslust befriedigte, war der Soldatenstand eine eigne Art von Handwerk. Diese Leute vermischten sich hin und wieder nach Willkühr und Vortheil, schlossen Verrede wie andere Handwerker, und vergaben sich, in verschiedenen Banden und Abtheilungen, durch Uebereinkunft hinzugehen, der sich durch Tapfere

keit, Klugheit, Erfahrung und Vorurtheil großes Zutrauen zu verschaffen gewußt. Dieser mit seinen Soldaten vermischte sich wieder an Fürsten, Städte und wer seiner bedurfte.

Alles beruhte nun auf Persönlichkeit, und zwar auf einer kräftigen, gewaltsamen, wider Bedingung noch Hinderniß ankämpfenden Persönlichkeit; wer solche besaß, wollte denn freilich im Geschäft für fremde Rechnung unternommen, seines eignen Vortheils nicht vergessen. Das Wunderlichste, obgleich ganz Natürliche in diesem Verhältniß war der Umstand, daß solche Krieger, vom obersten bis zum untersten, in zwei Herren gegen einander stehend, eigentlich kein kindlichen Gesinnungen fühlten: sie hatten schon oft mit und gegen einander gedient und dessen künftig denselben Schauplatz noch mehrmals zu betreten; deswegen kam es nicht gleich zum Todtschlagen, es fragte sich, wer den andern zum Weichen brächte, in die Flucht jagte oder gefangen nähme. Hierdurch wurden gar manche Scheingefechte veranlaßt, deren unglücklichen Einfluß auf wichtige, aufmerksame mit jedem Tage gesteigerte Zeit uns die Geschichte mehrmals ausdrücklich überliefert. Bei einer solchen tückischen Behandlung eines bedeutenden Geschäfts erwuchsen große Mißbräuche, welche der Hauptabsicht widerstrebten. Man erwies den Gefangenen große Milde, jeder Hauptmann nahm sich das Recht, die welche sich ihm ergaben zu entlassen. Wahrscheinlich begünstigte man anfangs nur alte Kriegskameraden, die sich zufällig auf die Seite des Feindes gestellt hatten; dies aber ward nach und nach ein unerläßlicher Gebrauch; und, wie die Untergeordneten ohne den Oberfeldherrn zu fragen ihre Gefangenen entließen, so entließ er seine Gefangenen ohne des Fürsten Wissen und Willen, wodurch denn, wie durch manche andere Insubordinationsfälle, das Hauptgeschäft allmälig gestört wurde.

Nun hatte überdies noch ein jeder Condottier neben den Zwecken seines Herrn auch die seinigen vor Augen, um sich nach und nach so viel Güter und Gewalt, so viel Anhang und Zutrauen zu erwerben, damit er sich vielleicht von einem mandelbaren Kriegsfürsten zu einem beständigen Friedens- und Landesfürsten erheben möchte, wie so Vielen vor und neben ihm gelungen, woraus denn Mißtrauen, Spaltung, Feindschaft und Groll zwischen Diener und Herrn nothwendig erfolgen mußte.

Denke man sich nun den Graf Carmagnola als einen solchen Mittheilenden, der seine hochsinnigen Plane wohl haben mochte, dem aber die in solchen Fällen höchst nöthige Verstellungskunst, schwindens Nachgeben, zur rechten Zeit einnehmendes Betragen, und was sonst noch erfordert wird, völlig abging, der vielmehr seinen Zugendick seinen heftigen, störrischen, eigenwilligen Charakter vorlängnete, so wird man gar bald den Widerstreit voraussehen, der zwischen einer solchen Willkühr und der höchsten Zweckmäßigkeit des Venezianischen Senates entstehen müßte. Und hier wird nun der Einsichtige den vollkommen prägnanten, tragischen, unausgleichbaren Stoff anerkennen, dessen Entwicklung und Ausbildung sich in gegenwärtigem Stücke entfaltet. Zwei unverbindbare, einander widersprechende Massen glauben sich vereinigen, Einen Zweck wirken zu können. Zwei entgegengesetzte Denkweisen, wie sie Hamisch und Togo gegenen, sehen wir in vielen Individuen musterhaft mannigfaltig gegenübergestellt, und zwar so wie sie allein in der angenommenen Form darzustellen gewesen, wodurch diese völlig legitimirt und vor jedem Widerspruch völlig gesichert wird. Damit wir aber den weitern Verlauf ordnungsmäßig einleiten, so folge hier der Gang der Tragödie Scene für Scene.

Erster Akt.

Der Doge trägt dem Senate die Angelegenheit vor, sie ist folgende: die Florentiner haben die Republik um Allianz gegen den Herzog von Mailand angerufen, dessen Gesandten noch in Venedig verweilen, um ein gutes Verhältniß zu unterhandeln. Carmagnola lebt als Privatmann daselbst, doch schon mit einiger Aussicht Heerführer zu werden. Mucheimörderlich wird er angefallen und, wie es sich auswirft, auf Anstiften der Mailänder, und so kann man beide Theile gewiß von nun an auf ewig getrennt halten.

Der vor den Senat geforderte Graf entwickelt seinen Charakter und seine Gesinnung.

Nachdem er abgetreten, legt der Doge die Frage vor: ob man ihn zum Feldherrn der Republik aufnehmen soll? Senator Marino votirt gegen den Grafen mit großer Einsicht und Klugheit, Senator Marco für ihn mit Zutrauen und Neigung. Wie man sich zum Stimmen anschickt, schließt die Scene.

In seinem Hause finden wir den Grafen allein, Marco tritt herein, verkündigt ihm die Kriegserklärung und seine Ernennung zum Feldherrn, ersucht ihn aber freundschaftlich aufs dringendste, den heftigen, stolzen, störrischen Charakter zu bezähmen, der sein gefährlichster Feind sey, da er ihm so viel bedeutende Menschen zu Feinden mache.

Nunmehr liegen alle sämmtliche Verhältnisse klar vor den Augen der Zuschauer, die Exposition ist vollkommen abgethan, und wir dürfen sie wohl musterhaft nennen.

Zweiter Akt.

Wir versetzen uns in das Herzogl. Mailändische Lager. Mehrere Condottiere, unter Anführung eines Malatesti, sehen wir versammelt. Hinter Sümpfen und Buschwäldern ist ihre Stellung höchst vortheilhaft, nur auf einem Damm könnte man zu ihnen gelangen. Carmagnola, der sie nicht angreifen kann, sucht sie durch kleine Beschädigungen und große Insulte, aus der Fassung zu bringen, auch stimmen die jüngeren, und dachteren für den Angriff. Nur Pergola, ein alter Kriegsmann, widersetzt sich, einige zweifeln, der Heerführer ist seiner Stelle nicht gewachsen. Ein aufgefangener Zwist unterrichtet uns von der Lage der Dinge; wir lernen die Menschen kennen und sehen zuletzt den weissen Rath durch leidenschaftliche Unbesonnenheit überstimmt. Eine treffliche und auf dem Theater gewiß höchst wirksame Scene.

Aus diesem tumultuarischen Wortgespräch begeben wir uns in das Zelt des einsamen Grafen. Kaum haben wir seinen Zustand in einem kurzen Monolog erfahren, so wird gemeldet, daß die Feinde, ihn anzugreifen, jene vortheilhafte Stellung verlassen. An die schnell gesammelten Untergeordneten vertheilt er mit gefügelten Worten seine Befehle, alles beeilt und gehorcht ohne Zaudern, freudig und feurig.

Diese kurze, thatenschwangere Scene macht einen

trefflichen Contrast mit der vorhergehenden langen, vielsylbigen, und hier hat sich der Verfasser vorzüglich als geistreichen Dichter bewiesen.

Ein Chor tritt ein, welcher in sechzehn Stanzen eine herrliche Beschreibung des Gefechts vorträgt, sich aber auch zuletzt in Klagen und traurige Betrachtungen über das Kriegshandwerk, besonders im Innern der Nation ergießt.

Dritter Akt.

Im Zelte des Grafen treffen wir ihn mit einem Commissär der Republik; dieser, dem Sieger Glück wünschend, verlangt nun so große Vortheile auch verfolgt, genutzt zu sehen, wozu der Graf keine Lust bezeigt; durch die Zudringlichkeit des Commissärs verstärkt sich nur der eigensinnige Widerstand.

Schon werden beide leidenschaftlicher, als nun gar ein zweiter Mitgesandter eintritt und sich höchlich beklagt, daß jeder einzelne Gesandter seine Gefangenen losließ, welche der Graf als Hirkomman und Kriegsrecht nicht tadeln will, vielmehr, indem zur Sprache kommt, daß seine Gefangenen noch nicht entlassen seyen, sie verfordert und sie, den Commissarien ins Gesicht sprechend, entläßt. Noch nicht genug, den Kriegsrath Borgolo erkennt er unter dem scheidenden Haufen, begegnet ihm aufs freundlichste und läßt es an gleichen Aufträgen an den Vater nicht fehlen. Stille das nicht Unwillen, Verdacht erregen?

Die Commissarien zurückkehrend überdenken und beschließen; ihr Spiel ist sich zu verstellen, alles was der Graf thut zu billigen, ehrfurchtsvoll zu seyn, indessen im Stillen zu beobachten und heimlich zu berichten.

Vierter Akt.

Im Saal der Zehnherren zu Venedig finden wir Marco, den Freund des Grafen, vor Marino, dem Feinde desselben, als vor heimlichen Gericht; jenem wird die Freundschaft zu Carmagnola als Verbrechen angerechnet, das Benehmen des Feldherrn, politisch kalt, als verderblich dargestellt, wogegen des Freundes sittlich edle Vertheidigung nicht hinreicht. Marco erhält, als gnädige Halbstrafe, den Auftrag sogleich nach Thessalonich gegen die Türken abzugehen; er vernimmt, daß des Grafen Untergang sey beschlossen, ohne daß menschliche Gewalt noch List ihn retten könne. Wollte Marco, heißt es, nur einen Hauch, nur einen Wink verlauten um den Grafen zu warnen, so wären beide augenblicks unwiederbringlich verloren.

Ein Monolog des Marco in dieser Verlegenheit ist von der reinsten, gefühlvoll und glücklich abgesponnenen Seelenqual.

Der Graf im Zelte; Wechselreden zwischen ihm und Gonzaga schildern seine Lage. Voll Vertrauen auf sich und seine Unentbehrlichkeit ahnet er nichts von dem Mordanschlag, lehnt des Freundes Bedenklichkeiten ab und folgt einer schriftlichen Einladung nach Venedig.

Fünfter Akt.

Der Graf vor dem Doge und den Zehen. Man befragt ihn zum Schein über die Friedensbedingungen, die der Herzog vorschlägt, bald aber zeigt sich die Unzufriedenheit, der Verdacht des Senats. Die Maske fällt und der Graf wird gefangen genommen.

Haus des Grafen. Gemahlin und Tochter ihn erwartend. Gonzaga bringt ihnen die Trauernachricht.

Im Gefängniß finden wir den Grafen, zu ihm Gemahlin und Tochter und Gonzaga. Nach kurzem Abschied wird er zum Tode geführt.

Ueber eine Verfahrungsart, die Scenen auf diese Weise an einander zu reihen, können die Stimmen getheilt seyn; uns gefällt sie als eine eigene Weise gar wohl. Der Dichter kann hier in sündiger Kürze fortschreiten. Mann folgt auf Mann, Bild auf Bild, Ereigniß auf Ereigniß, ohne Verbreitung und Verschränkung. Der Einzelne wie die Masse exponirt sich beim Auftreten gleich auf der Stelle, handelt und wirkt so fort bis der Faden abgelaufen ist.

Unser Dichter hat auf diesem Weg, ohne weder in Behandlung noch Ausführung Lakonisch zu seyn, sich sehr kurz gefaßt. Seinem schönen Talent ist eine natürliche freie, bequeme Ansicht der sittlichen Welt gegeben, die sich dem Leser und Zuschauer sogleich mittheilt. Sie ist auch seine Sprache, frei, edel, voll und reich, nicht sententiös, aber durch große, edle, aus dem Zustand herfließende Gedanken erhoben und erfreuend; das Gemeine hinterläßt einen wahrhaft weltgeschichtlichen Eindruck.

Sind wir nun aber in mehrmaliger Entfaltung des Stücks so weit gegangen, wird man wohl die Entwicklung der Charaktere gleichfalls erwarten. Da setzt man denen gleich bei der summarischen Aufzählung der Personen, daß der Verfasser mit einem kritteln Publikum zu thun hat, über das er sich nach und nach ganz erheben muß. Denn gewiß nicht aus eigenem Gefühl und Ueberzeugung hat er seine Personen in historische und ideelle getheilt. Da wir unsere unbedingte Zufriedenheit mit seiner Arbeit ausgesprochen, so erlaube er uns hier ihn zu bitten, daß er jenen Unterschied niemals wieder gelten lasse. Für den Dichter ist keine Person historisch, es beliebt ihm seine sittliche Welt darzustellen und er erweist zu diesem Zweck gewissen Personen aus der Geschichte die Ehre, ihren Namen seinen Geschöpfen zu leihen. Herrn Manzoni dürfen wir zum Ruhm nachsagen, daß seine Figuren alle aus Einem Guß sind, eine so ideell wie die andere. Sie gehören alle zu einem gewissen politisch sittlichen Kreise; sie haben zwar keine individuellen Züge, aber, was wir bewundern müssen, ein jeder, ob er gleich einen bestimmten Begriff ausdrückt, hat doch so ein gründliches, eigenes, von allen übrigen verschiedenes Leben, daß man, wenn auf dem Theater die Schauspieler an Gestalt, Geist und Stimme zu diesen dichterischen Gebilden passend gefunden werden, man sie durchaus für Individuen halten wird und muß.

Und nun zu dem Einzelnen. Vom Grafen selbst, den man schon genug kennt, bleibt wenig zu sagen. Die alte Forderung des Aberwitzes: daß ein tragischer Held nicht vollkommen, nicht fehlerfrei seyn müsse, findet sich auch hier befriedigt. Vom rohen, kräftigen Natur- und Hirten-Stande, gewaltsam kämpfend, heraufgewachsen, gebeugt Carmagnola seinem unabhängigen, unbeugsamen Willen; keine Spur von sittlicher Bildung ist zu bemer-

len; auch die nicht einmal, denn der Mensch zu eigenem Vortheil bedarf. An Kriegslisten mag's ihm nicht fehlen, wenn er aber auch politische Zwecke hat, die man nicht gerade deutlich sieht, so weiß er nicht dieselben durch scheinbare Nachgiebigkeit zu erreichen und zu sichern; und wir müssen auch hier den Dichter deßhalb loben, der den, als Feldherrn, unvergleichlichen Mann in politischen Beziehungen untergehen läßt; so wie der kühne Schiffer, der, Gewitter und Sturm verachtend, sogar im Sturm die Segel nicht einziehen wollte, nothwendig scheitern müßte.

Wie nun ein solcher Mann sich in Rüstung und Gewand knapp einwirft, so hat ihm der Dichter auch eine nahe, sich fest anschließende Umgebung verliehen.

Gonzaga, ruhig, fein, unmittelbar an der Seite des Helden zu kämpfen gerechnet, gutmüthig, des Freundes Heil bedenkend, herantretende Gefahren bemerkend. Vortrefflich ist es, wenn in der dritten Scene des vierten Actes Carmagnola, der sich als Feldherrnam ruhig fühlt, sich auch klüger dünkt als der verständige Freund. Und so bezeichnet ihn Gonzaga auf dem, erst gefährlichen, dann tödtlichen Schritt, und übernimmt zuletzt die Sorge für Gemahlin und Tochter. Zwei dem Grafen untergebene Condottieri, Orsini und Tolentine, erklären lakonisch ihre Thatkraft, mit wenigen Worten ist alles abgethan.

Wenn wir uns nun zum feindlichen Heere wenden, so finden wir gerade das Gegentheil. Malatesti, ein ungeschlachter Ober-General, erst gravitätisch, zuletzt von der heftigen Partei, von Sforza und Fortebraccio hingerissen, welche die Ungeduld der Soldaten als Argument zum Kampfe lebhaft vertheidigen. Pergola, ein alter erfahrner Kriegsmann, und Torello, von mittlerem Alter, aber einsichtig, werden überstimmt. Der Zwist belebt sich bis zu Beleidigungen, eine heftige mächtige Verstörung geht vor dem Kampfe voraus. Nachher unter den Gefangenen finden wir keinen Anführer; nur der in der Menge entdeckte Sohn des Pergola giebt dem Grafen Gelegenheit im edelsten Sinne seine Hochachtung für einen alten Kriegsheldenaus zusprechen.

Nun werden wir in den Venetianischen Senat eingeführt. Der Doge präsidirt. Er stellt das oberste, reine, unzertheilte Staats-Princip vor, das Zünglein in der Wage, das sich selbst und die Schalen beobachtet, ein Haltgebot, bedächtig ohne Sorgen, vorsichtig ohne Mißtrauen, wenn gehandelt werden soll, geneigt zu wohlwollendem Entschluß. Marino, das der Welt unentgeltlich erscheint, selbstsüchtiges Princip, welches hier unbedeutend erscheint, da es nicht zu persönlichem Interesse, so dann zu einem großen, unübersehlichen Ganzen wirkt; machsam, auf Gewalt eifersüchtig, den bestehenden Zustand als das Höchste und Beste betrachtend. Carmagnola ist ihm ganz und gar nichts als ein Werkzeug zu Zwecken der Republik, welches, unnütz und gefährlich erscheinend, sogleich zu verwerfen ist.

Marco, das löbliche menschliche Princip; ein Sittlichgutes ahnend, fühlend, anerkennend, das Tüchtige, Große, Mächtige verehrend, die solchen Eigenschaften zugesellten Fehler bedauernd, Besserung hoffend und glaubend, einem einzelnen wichtigen Manne zugethan und deshalb, ohne es zu ahnen, im Widerstreit mit seinen Pflichten.

Die zwei Commissarien, vorzügliche Männer, ganz ihrer Sendung werth. Sie treten auf, ihrer Stelle, ihres Amts, ihrer Pflicht sich bewußt; sie wissen von wem sie gesendet sind. Bald aber haben sie Carmagnola's Betragen über ihre augenblickliche Ohnmacht. Ihre Charaktere beider Abgeordneten sind vortrefflich abgestuft. Die erste ist heftiger, zum Widerstand geneigter, überrascht von der Convenienz des Grafen; eigentlich weiß er sich kaum zu fassen. Im Augenblick hat beide allein sind, zeigt sich, daß der zweite das Unheil vorausgesehen. Dieser nun weiß seine Meinung geltend zu machen, daß, da sie die Gewalt nicht haben den Grafen abzufassen oder gefangen zu nehmen, sie sich verstellen und Zeit gewinnen müssen; worin beide zuletzt übereinstimmen, obgleich mit Widerwillen des ersten.

Hiermit waren denn die Hauptpersonen genugsam, in Bezug auf jene Scenerie, geschildert. Nun haben wir noch von dem eingeführten Chor zu treten.

Er ist keineswegs theilnehmend an der Handlung, sondern eine aparte Gesellschaft für sich, eine Art von tauwerdendem Publikum. Bei der Aufführung müßte man ihm einen besondern Platz anweisen, wodurch er sich ankündigte, wie unser Orchester, welches einkommt in das was auf der Bühne geschieht, ja in der Oper, im Ballet einen integrirenden Theil macht, aber doch nicht zu jenen gehört, welche persönlich erscheinen, sprechen, singen und handeln.

So viel wir nun aber auch über dis so lebenswürdige Trauerspiel beiläufig gesprochen, so bliebe doch noch manches zu sagen und zu entwickeln übrig. Wenn wir jedoch bedenken, daß ein ächtes Kunstwerk sich selbst schon ankündigen, auslegen und vermitteln soll, welches keine Verstand je Preis nachgutben vermag, so wünschen wir nur noch dem Verfasser Glück, daß er, von allen Regeln sich losgesagt, auf der neuen Bahn so ernst und ruhig vorgeschritten, dermaßen daß man nach seinem Werke gar wohl wieder neue Regeln bilden kann. Wir geben ihm auch das Zeugniß, daß er im Einzelnen mit Geist, Wahl und Genauigkeit verfahre, indem wir, bei strenger Aufmerksamkeit, insofern dies einem Ausländer zu sagen erlaubt ist, weder ein Wort zu viel gefunden, noch irgend eins vermißt haben. Männlicher Ernst und Klarheit walten stets zusammen, und wir mögen daher seine Arbeit gern classisch nennen. Er verdiene sich fortan das Glück, in einer so ausgebildeten, wohlklingenden Sprache vor einem gestrichenen Volke zu sprechen und sprechen zu lassen. Er verschmähe fernerhin die gemeine Rührung und arbeite nur auf diejenige hin, die aus dem Anschauen des Erhabenen überrascht.

Das Versmaß ist der eilfsylbige Jambus, welcher durch abwechselnde Cäsuren dem freien Reimarte ganz ähnlich wird, so daß eine gefühlvolle geistreiche Declamation alsobald mit Musik zu begleiten wäre.

Diese Behandlung des bekannten, der modernen Tragödie, besonders auch der Deutschen, höchst angemessenen Versmaßes wird noch durch ein eigenes Uebergreifen des Sinnes (Enjambement) vielbedeutend; die Zeile schließt mit Nebenworten, der Gedanke greift über das Hauptwort steht zu Anfang der folgenden Zeile, das regierende Wort wird vom regierten angekündigt, das Subject vom Prädicat, ein großer mächtiger Gang des Vortrags wird eingeleitet und jede epigrammatische Schärfe der Endsilbe vermieden.

Eine gewissenhaft versuchte Uebersetzung mehrerer Stellen ist uns nicht in dem Grade gelungen, daß man die Verdienste des Originals daran erkennen würde, deshalb wir den Dichter in seinem eigenen Idiom sprechen lassen.

Atto primo. Scena seconda, il Conte.

Serenissimo Doge, Senatori,
Io sono al punto in cui non posso a voi
Esser grato e fedel, s'io non divengo

Nemico all'uom che mio Signor fu un tempo.
S'io credessi che ad esso il più sottile
Vincolo di dover mi leghi ancora,
L'ombra onorata delle vostre insegne
Foggiar vorrei, viver nell'ozio oscuro
Vorrei, prima che romperlo e me stesso
Far vile agli occhi miei. Dubbio veruno
Sul partito che scelsi in cor non sento,
Perch' egli è giusto ed onorato: il solo
Timor mi pesa del giudizio altrui.
Oh! beato colui, cui la fortuna
Così distinte in suo cammin presenta
Le vie del biasmo e dell' onor, ch' ei puote
Correr certo del plauso, e non dar mai
Passo ove trovi a malignar l'intento
Sguardo del suo nemico. Un altro campo
Correr degg'io, dove in periglio sono
Di riportar — forza è pur dirlo — il brutto
Nome d' ingrato, l' insoffribil nome
Di traditor. So che dei Grandi è l'uso
Valersi d'opra ch' essi stiman rea,
E profondere a quei che l'ha compita
Premj e disprezzo, il so; ma io non sono
Nato a questo; e il maggior premio ch'io bramo,
Il solo, egli è la vostra stima, e quella
D'ogni cortese; e — arditamente il dico —
Sento di meritarla. Attesto il vostro
Sapiente giudizio, o Senatori,
Che d'ogni obbligo sciolto inverso il Duca
Mi tengo, e il sono. Se volesse alcuno
Dei beneficj che fra noi son corsi
Pareggiar le ragioni, è noto al mondo
Qual rimarrebbe il debitor dei due. —
Ma dicio nulla: io fui fedele al Duca
Fin ch'io fui seco, e nol lasciai che quando
Ei mi v'astrinse. Ei mi cacciò del grado
Col mio sangue acquistato: invan tentai
Al mio Signor lagnarmi. I miei nemici
Fatto aveau siepe intorno al trono; allora
M'accorsi alfin che la mia vita anch'essa
Stava in periglio; — a ciò non gli diei tempo.
Ch'è la mia vita io voglio dar, ma in campo,
Per nobil causa, e con onor, non preso
Nella rete dei vili. Io lo lasciai,
E a voi chiesi un asilo; e in questo ancora
Ei mi tese un agguato. Ora a costui
Più nulla io deggio; di nemico aperto
Nemico aperto io sono. All'util vostro
Io servirò, ma franco e in mio proposto
Deliberato, come quei ch'è certo
Che giusta cosa imprende

Herr Manzoni gab, durch einen guten Gedanken, in seiner Vorrede zum Grafen Carmagnola zu folgenden Betrachtungen Anlaß: der Hauptirrthum, woraus die eingebildete Nothwendigkeit der beiden, nunmehr beseitigten Theater-Einheiten entsprang, entwickelte sich aus dem, übrigens löblichen, lebhaften Antheil, den der Zuschauer an der Bühne nimmt, nur verspürt er es darin, daß er, der unten ganz still sitzt, sich einbildet, er habe auch eben zu schaffen, daher sich denn die drohen eben so wenig vom Flecke rühren und zu ihrem Thun und Handeln nicht mehr Zeit brauchen sollen, als er zum Schauen und Horchen. Diesen Irrthum muß man ihm benehmen, wenn das Theater erfreulich und der gemeinen Forderungen jener Einheiten entbunden werden soll.

Bedenke doch der gute Zuschauer, daß die Leutchen da droben in manirter Prügel ausarbeiten, von denen er nichts fühlt, daß, wenn sie sich todt gestochen haben, er ganz gelassen zu Hause sein Abendbrod verzehrt, und daß er ihnen alle eben so gut zugesehen könnte sich von Ort zu Ort zu bewegen, nicht weniger auch die Zeit mit Stellenwechseln zu überschreiten. Wenn er sich, indem der Vorhang zum erstenmal aufgeht, ganz leicht und willig nach Rom versetzt, warum sollte er nicht Gefälligkeit genug haben, interessante Personen zunächst nach Carthago zu begleiten?

Indicazione

di ciò che nel 1819 si è fatto in Italia intorno alle lettere, alle scienze ed alle arti.

Diese Jahres-Anzeige kommt uns eben als wir Verstehendes zum Drucke bestimmen, vor Augen, und ob wir gleich das literarische Verdienst des trefflichen Verfassers schon längst zu schätzen gewußt, so finden wir uns doch diesmal mit ihm in einigem Widerspruch, und entschließen uns daher zu nachstehender Uebersetzung und Gegenrede.

« Im verigen Jahrhunderte stärkte sich das Italiänische Theater auf einen hohen Grad, an den Werken Goldoni's und Alfieri's. Durch sie ward es der Erniedrigung, worin es lag, entrogen, ein neues Leben erschien auf demselben. Unglücklicherweise fand der zweite dieser Autoren mehr Nachfolger als der erste, und wirklich steigen auf unserer Halbinsel die und da kühne, glühende Geister auf, welche seine Spur betreten. Kein Jahr vergeht, daß man nicht aus den Pressen zwanzig oder dreißig Tragödien ans Tageslicht hervorgehen sähe, alle ungefähr von gleichem Werthe.

« Auch in diesem Jahr behandelte Graf Gambare Andrea Poncarale di Brescia, Manzini Leonida, Marchisio Milcto, zwei Autoren Quarantelli und Gasparinetti, jeder einzeln Bibli; der Herzog von Bentignano Ippolito und Ifigenia in Aulide, Ruffa Teramene, Agave und die Beiden, Manzoni den Carmagnola. »

« Note. Der Graf Carmagnola, Trauerspiel von A. Manzoni, dieses Trauerspiel, welchem große Fehler nicht abgehen, hat auch viele Schönheiten, und verdient, daß wir davon besonders handeln. Hier aber wollen wir auf keine Art unsern Meinungen vorgreifen. »

« Wenige Städte giebt's, welche nicht einen oder mehrere Verfasser zählten von Tragödien, die völlig unter jenem Schutz und Schirm compilirt worden. Aber sinnige Personen, eifersüchtig auf unsern Ruhm, finden wohl, daß sie sich nicht auf die Versicherungen der Autoren selbst verlassen können, sondern überzeugen sich, daß, wo die ganze Seele Alfieri's nicht zu finden ist, seine Formen sich gar schlecht zu einem Empfinden schicken wollen, das nicht das eigene seinige sey, dergestalt, daß es mehr verderblich als zu verwundern ist, in solchen Werken weder gute Anbracht des Gegenstands, noch Regelmäßigkeit des Ganzen, keine Wahrheit des Costüms, aber wohl die Sittensprüche, die Wendungen und oft die eigensten Verse Alfieri's zu finden. »

« Note. Manzoni verdient den Tadel einer knechtischen Nachahmung keineswegs, er hat sich davon völlig losgesagt. »

Je so fern es möglich ist den ganz eigenen, schwer zu bezeichnenden Styl der Italiänischen Presse im Deutschen wieder zu geben, trugen wir den Landsleuten vor.

was ein sehr tüchtiger, von uns höchlich anerkannter Mann über unsern Freund Manzoni gesprochen. Nach all dem, was wir bereits über das Stück geäußert, dürfen wir hier nicht schweigen, und wenn sie es auch drüben über den Alpen nicht vernehmen sollten. So viel ist gewiß, wir urtheilende Deutsche Literatoren würden so nicht zu Werke gehen. Denn erst heißt es: Alfieri habe leider mehr Nachfolger als Goldoni, dann werden ein halb Dutzend Autoren als solche unerfreuliche Nachtreter mit ihren Werken genannt, zuletzt Manzoni und sein Graf Carmagnola. Gleich aber in der Note werden diesem Stücke, neben großen Fehlern, viele Schönheiten zugestanden, allein für den Augenblick jedem Urtheil ausgewichen. Hierauf enthält der Text durchgängige Mißbilligung solcher Arbeiten; nur in einer Note wird Manzoni abermals ausgenommen.

Diese Art kritischer Behandlung sey uns Deutschen fremd! Wenn über den Alpen der vortreffliche Literator am Ende einer Reihe von Autoren, die er nicht billigt, einen werthen Manzoni nachbringt, um ihn etwas bisser zu behandeln, so würden wir die zuerst genannten Dichter, einzeln, summarisch charakterisirt, diesen aber, als den vorzüglichsten, dem es am besten gelungen, ausgezeichnet, und nicht dem Text widersprechende Noten nachgebracht haben. Nun sind wir äußerst neugierig, was denn dieser ehrenwerthe Kritiker Herrn Manzoni als Fehler anrechnen will, da er ihm als Jugend zugestanden, daß er sich von dem alten Wesen, welchem leider Alfieri, zu seinem eignen großen Schaden, zugethan blieb, völlig losgemacht.

Wir dürfen auch über Alfieri reden, denn wir haben uns genugsam an ihm herumgequält; unsere Freunde haben ihn treu übersetzt, wir thaten das Möglichste ihn auf unser Theater zu bringen; aber der Widerspruch eines großen Charakters bei mächtigem Streben, eine gewisse Trockenheit der Einbildungskraft bei tiefem leidenschaftlichem Sinn, der Laconismus in Anlage sowohl als Ausführung, das alles läßt den Zuschauer nicht froh werden.

Keineswegs denken wir hierdurch seine unsterblichen Verdienste zu schmälern; aber verwandelt er nicht z. B. mehrere seiner Stücke dadurch in vollkommene Wüsteneien, daß er sie auf so wenig Personen zurückführt? Die Alten hatten den Chor zur Seite, da sie öffentlich lebten, die Neuern ließen sich im Innern Vertraute gefallen; und wer lebt denn so allein, daß ein geistreicher Dichter, aus nothwendiger und wahrscheinlicher Umgebung, nicht einen Mittreibenden hervorbilden sollte, um die Helden sowohl als die Zuhörer von den schrecklichen Monologen zu entbinden.

Hierin ist Manzoni gewiß musterhaft, wie jeder gleich einsehen wird, der unserer Entwicklung gefolgt ist; wie viel Theater-Scenen haben wir dann, die sich der ersten des zweiten Actes, im Zeitmaaße, vergleichen konnten.

Wir es noch gegenwärtig mein Geschäft, der Ausbildung eines Theaters vorzuarbeiten, so sollte Graf Carmagnola bei uns wohl aufgenommen seyn, und wenn auch nicht als Stück für den Tag, oft wiederholt, doch immer auf dem Repertorium, als ein würdiges Mannerstück in Ehren bleiben. Ja ich getraute mir zwei bis drei Deutsche neuere Theaterstücke, welche sich jetzt nur einen mäßigen Beifall erdichten müssen, ungesäumt anzudeuten, welche durch eine Behandlung nach Manzoni's Vorgang, einen sichern und dauernden Beifall erwerben könnten.

Unser Italiänischer Kritiker, indem er von Stücken spricht, die der Spur Alfieri's nachfolgen, sagt zwar: sie seyen angeführt von gleichem Werthe; wir müßten aber seine große Einsicht und Consequenz nicht kennen, wenn wir nicht vermuthen sollten, daß er sie nach einer gewissen Rangordnung stellt, die geringern voran, die bessern hintennach genannt habe.

Hierzu bewegt uns das Vorurtheil für unsern Liebling, Herrn Manzoni, welcher zuletzt genannt wird, deshalb wir denn seinen Vorgänger, Herrn Rucellai, auch für bedeutend halten, so daß wir, wenn seine Stücke uns zu Gesichte kommen, nach unserer Deutschen Weise mit Billigkeit darüber sprechen werden. Denn wir müssen sehr irren, wenn nicht manches darin zu finden seyn möchte, was man bei Alfieri vergebens sucht, und was uns Deutschen gar wohl zusagen dürfte.

Was dieser Dichter von sich selbst bekannt, wird uns folgendermaßen mitgetheilt.

„Diese Tragödien zu schreiben, trieb mich eine unwiderstehliche Gewalt. Unter Sclavesen bin ich aufgewachsen, einem Volke, zum Theil noch halb Waldmenschen, muthvoll bis zur Wildheit, in Vorsätzen hartnäckig, in Leidenschaften unbezähmt. Und so sah ich von Kindheit auf nur Beispiele von heroischen Handlungen und außerordentlichen Verbrechen. Gegenseitiges Anprallen heftigen Wollens, Blut, Mord, glühenden Haß, schreckliche Rache, Brudermord, Vaters- und Sohnsmord, Mißthaten aller Art; und im Gegentheil, Beispiele selten und kühnen, beim Anblick des hier'schen Todes sich erhebenden Muthes, Treue ohne gleichen, edlen Uneigennutz und unglaubliche Beständigkeit, redliche Freundschaft, großmüthige Züge von Feind zu Feind. Dergleichen alles traf mit die jugendliche Phantasie. Unsere Ausgewanderten waren des allgemeine Gespräch, und wir hatten in unserer Kleinheit, noch Gleichnis griechischer heroischer Zeiten, unsere Siniffe, Seiteen und Proceßen, wie im Gegensatz auch unsere Aleiden und Thesen. Der Volksglaube an Zauberschwestern und magisches Beethun, an Geister der Ermordeten, die man sogar mit einem besondern Namen Spiriti bezeichnete — das alles umhüllte mit einem so wundersamen und poetischen Duft jede Erzählung und Ueberlieferung, daß selbst die Ungläubigsten daran sich erfreuten. Ich aber als Knabe ergetzte mich besonders auf dergleichen Dinge zu horchen, sie mir anzueignen und sie wieder zu erzählen, und Kinder meines Alters hörten mir gern zu. Freilich war meine melancholische Anlage hiebei immer mitwirkend, denn mir erschien und erscheint kein Gegenstand, so heiter er auch sey, ohne sich mit dem Düstern zu überziehen, das in meinem Innern herrschend ist. "

Welchen Blick läßt uns ein solcher Dichter in jenes von uns himmelweit entfernte Volk thun, wo gerade jetzt alle diese furchterlichen Elemente am heftigsten durch einander gehen. Wer gut ist Gelegenheit hat, Rucellai's Werke näher kennen zu lernen, der gebe unsern lieben Landsleuten davon aufklärende Kenntniß.

Graf Carmagnola noch einmal.

Wir kommen gern zu unserm Freund zurück, und hoffen mit Beqünstigung unserer Leser; denn man kann bei Einem Gedicht eben so viel sagen als bei zehnen und noch dazu in besserer Folge. Wie gut und heilsam unsere erste Recension auf den Autor gewirkt hat er uns selbst

eröffnet, und es gereicht zu großer Freude, mit einem so liebenswerthen Manne in nähere Verbindung getreten zu seyn, an seinen Aeußerungen erkennen wir deutlich, daß er im Fortschreiten ist. Mögen so treue Bundesgenossen von seiner Nation und andern freundlich anerkannt werden.

Im vorgehenden Aufsatz haben wir uns schon gegen seinen Landsmann vertheidigt, nun sehen wir uns in dem Fall, ihn auch gegen einen Ausländer in Schutz zu nehmen.

Die Englischen Kritiker, wie wir sie aus ihren vielfachen Zeitschriften kennen, sind aller Achtung werth; höchst erfreulich ist ihre Kenntniß auch fremder Literaturen; Ernst und Aufrichtigkeit, womit sie zu Werke gehen, erregen unsere Bewunderung, und wir gestehen gern, daß viel von ihnen zu lernen sey. Sodann macht es einen guten Eindruck, daß sie sich selbst und ihr Publikum respektiren, welches freilich, auf Wort und Schrift kum respektiren, welches freilich, auf Wort und Schrift höchst aufmerksam, schwer zu befriedigen, zu Widerspruch und Gegensatz immer aufgelegt seyn mag.

Nun kann aber der Beitrag eines Sachwalters vor den Richtern, eines Redners vor landständischer Versammlung noch so gründlich und auslangend seyn, es thut sich doch ein Widerspruch mit gewichtigen Gründen gar bald hervor, die aufmerksam empfangenden Zuhörer sind selbst getheilt, und irgend eine bedeutende Sache wird oft mit der mindesten Majorität entschieden.

In solchem obgleich stillem Widerstreite befinden wir uns gegenwärtig gegen ausländische und inländische Kritiker, denen wir Sachkenntniß keineswegs absprechen, oft ihre Prämissen zugestehen und dennoch andere Folgerungen daraus ziehen.

Den Engländer aber besonders entschuldigen wir, wenn er sich hart und ungerecht gegen das Ausland erweist: denn wer Shakespeare unter seinen Verfahren sieht, darf sich wohl vom Abendstolze hinreißen lassen.

Vor allen Dingen sey aber nun die Originalstelle hier eingeschaltet, damit jedermann beurtheilen könne, gegen was wir uns auflehnen.

Quarterly Review. No. XLVII Dec. 1820, p. 86.

The author of the Conte di Carmagnola, Alessandro Manzoni, in his preface, boldly declares war against the Unities. To ourselves, „chartered libertines," as we consider ourselves on the authority of Shakspeare's example and Johnson's argument, little confirmation will be gained from this proselyte to our tramontane notions of dramatic liberty; we fear, however, that the Italians will require a more splendid violation of their old established laws, before they are led to abandon them. Carmagnola wants poetry; the parting scene between the unhappy Count and his family, is indeed affecting, but with this praise and that of occasional simple and manly eloquence the drama itself might be dismissed. We cannot, however, refrain from making known to our readers the most noble piece of Italian lyric poetry which the present day has produced, and which occurs as a chorus at the end of the second act of his drama; and we confess our hopes that the author will prefer, in future, gratifying us which splendid odes, rather than offending us by feeble tragedy.

Was uns besonders bewog, das Original hier einzurücken, war, daß wir vorerst die Gedankenfolge jenes kritischen Vortrags ungestört dem Leser zur Beurtheilung vorlegen wollten, indem wir zu Gunsten unserer Polemik die Uebersetzung zu zerstücken und umzuwenden räthlich finden.

« Der Verfasser des Grafen Carmagnola erklärt in seiner Vorrede den angenommenen Theater-Einheiten Krieg; wir aber, privilegirte Freidenker, wenn wir uns, und zwar auf Shakespeare's Beispiel und Johnson's Gründe gestützt, selbst erklären, wir werden durch diesen Neubekehrten für unsere nordischen Begriffe von dramatischer Freiheit wenig Bestätigung gewinnen. »

Hierauf erwidern wir: Ein Engländer, der über zwei hundert Jahre auf seiner Bühne die gränzenlosesten Freiheiten gewohnt ist, was erwartet er für Bestätigung von einem ausländischen Dichter, der in ganz andern Regionen, in ganz anderm Sinne seinen Weg geht?

« Jedoch fürchten wir, daß die Italiäner, ehe sie auf ihre alten herkömmlichen Gesetze Verzicht thun, eine bedeutendere Uebertretung derselben verlangen werden. »

Keineswegs! wir loben dagegen den Autor, der vor einem strengen und, wie man am heftigen Widerstreite sieht, theilweise unbiegsamen Publikum handelt, wenn er als guter Kopf, Talent, Genie, durch sanftes Ausweichen versucht eine löbliche Freiheit zu erlangen. Hierbei kann der Autor seine eigene Nation nicht einmal zu Rathe ziehen, geschweige eine fremde; eben so wenig darf er fragen, was Entfernte, Unbergebildete für Vortheil aus seiner Arbeit gewinnen mögen.

Nun aber wird sich auswenden, indem wir jenen kritischen Vortrag fernerhin zergliedern und umkehren, daß der nicht sonderlich bewegene Kritiker zu Ehren unserer Dichtern dennoch günstige Zugnisse abzulegen genöthigt ist.

« Der Dichter vertheidigt das Lob einer der Gelegenheit angemessenen Beredsamkeit. »

Kann man vom Dramatiker mehr fordern und ihm mehr zugeben? Was könnte denn Beredsamkeit seyn, wenn sie nicht gelegentlich wäre? Das Englische Redetalent wird deshalb von der Welt bewundert, weil so viel erfahrne, unterrichtete Männer, bei jeder eintretenden Gelegenheit, gerade das Rechte, Gehörige, Schickliche, im Parteisinn Wirksame auszusprechen verstehen. Dieses Bekenntniß also des Kritikers, nur in Eile hingeworfen, nehmen wir dienlich auf und geben ihm die eigentliche Bedeutung.

« Die Scheidesscene des unglücklichen Grafen und seiner Familie ist wahrhaft herzergreifend. »

Also wahrhaft männliche Redekunst und herzergreifende, gefühlvolle Behandlung, beides zu rechter Zeit, am passenden Ort, wird zugestanden. Wir verlangen nicht mehr, und der Autor wird es dankbar anerkennen. Wie muß uns nun aber folgendes erfreuen:

« Unterlassen können wir nicht, unsere Leser mit dem edelsten lyrischen Stücke, welches die neuere Italiänische Dichtkunst hervorgebracht, bekannt zu machen, es folgt als Chor dem zweiten Acte des Dramas. Eine Uebersetzung ist beigefügt. »

Also auch das höchste lyrische Verdienst, zu dem rhetorischen und elegischen gesellt, wird dem Dichter zugestanden! und doch hatte der Kritiker beliebt seinen Vortrag mit den harten Worten anzufangen:

« Carmagnola fehlt es an Poesie. »

Diese so dürftig ausgesprochene Ungerechtigkeit wird durch jene Nachsätze keineswegs bewährt und begründet, sie sagen vielmehr gerade das Gegentheil. Wie es uns denn auch scheint, daß sich der Kritiker zuletzt einigermaßen gut aus der Sache ziehe, wenn er sagt:

« Und wir bekennen unsere Hoffnung: daß der Autor uns künftig durch glänzende Oden lieber befriedigen, als durch schwache Tragödien verletzen werde »

Ehe wir weiter gehen, erlauben wir uns folgende Betrachtung. Es giebt eine zerstörende Kritik und eine productive. Jene ist sehr leicht, denn man darf sich nur irgend einen Maßstab, irgend ein Musterbild, so verwirrt sie auch sehen, in Gedanken aufstellen, sodann aber kühnlich berichten: verlangendes Kunstwerk passe nicht dazu, tauge deswegen nichts, die Sache sey abgethan, und man dürfe, ohne weiteres, seine Forderung als unbefriedigt erklären; und so befreit man sich von aller Dankbarkeit gegen den Künstler.

Die productive Kritik ist ein gutes Theil schwerer; sie fragt: Was hat sich der Autor vorgesetzt? Ist dieser Vorsatz vernünftig und verständig? und in wie fern ist es gelungen, ihn auszuführen? Werden diese Fragen einsichtig und liebevoll beantwortet, so heißen wir dem Verfasser nach, welcher bei seinen ersten Arbeiten gewiß schon Fortschritte gethan und sich unserer Kritik entgegen gehoben hat.

Machen wir aufmerksam auf noch einen Punkt, den man nicht genug beobachtet, daß man mehr um des Autors als des Publikums willen urtheilen müsse. Tagtäglich sehen wir, daß ein Theaterstück, ein Roman, ohne die mindeste Rücksicht auf Rezensionen, von Lesern und Leserinnen, nach individuell eigenster Weise aufgenommen, gelobt, gescholten, ans Herz geschlossen, oder vom Herzen ausgeschlossen werde, je nachdem das Kunstwerk mit irgend einer Persönlichkeit zufällig zusammentreffen mag.

Kehren wir jedoch zu unserer Tragödie zurück, und zwar zu der Schlußscene, zum Scheiden des Grafen von seiner Familie. Wir thun dies um so lieber, als wir bei unserm bisherigen Vortrag davon geschwiegen.

Der Englische Kunstrichter nennt sie wahrhaft ergreifend, und gilt sie auch dafür, und ihr Gelingen ist um desto unfehlbarer, als durch das ganze Stück keine zarte thränenhafte Rührung vorbereitet ist. Nach des Herrn Manzoni ruhig fortschreitender, ohne Verschränkung, gerade vor sich hinwandelnder Weise versteht man im Laufe des Stücks zwar, daß Graf Carmagnola Gemahlin und Tochter habe, sie erscheinen aber nicht selbst, als ganz zuletzt, wo sie das den Grafen befallene Unglück ursprünglich vernehmen. Der Dichter hat sich hier wie in dem unmittelbar darauf folgenden Monolog des Grafen, nicht weniger in der Schlußscene selbst musterhaft bewiesen, und wir triumphiren, daß er dem Engländer ein « indeed affecting » abgewonnen hat.

Zwar wissen wir aus eigner Erfahrung, daß man, nach aufgezogenem Vorhang, mit wenig gesprochnen Zeilen ein großes Publikum, gleichsam aus dem Stegreife, rühren könne; näher betrachtet jedoch sieht man, daß immer etwas vorausgegangen seyn müsse; irgend ein vorbereitender Antheil muß schon in der Menge walten, und wenn man diesen aufzufassen, den Augenblick zu nutzen weiß, so darf man seiner Wirkung gewiß seyn.

Eben so wenn Herrn Manzoni geglückt ist, durch einen Chor den Geist ironisch zu erheben und anzufeuern, so vermochte er das nur in Gefolg der zwei ersten Acte; gleichermaßen entspringt aus den drei letzten Acten die Rührung der Endscene. Wie nun der Dichter seine Kunst nicht hätte entwickeln können, ohne die schöne Gelegenheit, Doge, Senatoren, Generale, Commissarien und Soldaten sprechen zu lassen, eben so wenig hätte er uns lyrisch begeistert, oder elegisch gerührt, ohne die edlen Prämissen, auf die er vertrauen konnte.

Eine Ode besteht nicht an und für sich, sie muß aus einem schon bewegten Elemente hervorleuchten. Wodurch wirken die Pindarischen so mächtig, als daß ihnen die Herrlichkeiten großer Städte, ganzer Länder und Geschlechtsfolgen als Basis dienen, worauf denn die eminente Persönlichkeit eines Einzelnen emporgehoben wird.

Man gedenke der unvertilgbaren Gewalt tragischer Chöre der Griechen. Wodurch steigern sie sich aber als auf dem bayreuther, von einem Act zum andern, sich steigernden dramatischen Interesse.

Herr Manzoni hat sich als lyrischen Dichter in seinen heiligen Hymnen zu unserer Freude früher bewiesen. Wo konnten aber diese wachsen und gedeihen, als auf dem fruchtbaren Boden der christlich Römisch-katholischen Religion, und doch läßt er aus diesem breiten Felde nur fünf Hymnen aufsteigen. Dann finden wir den mysteriös frommen Gehalt durchaus einfach behandelt, kein Wort, keine Wendung, die nicht jedem Italiäner von Jugend auf bekannt wären, und doch sind die Gesänge originell, sind neu und überraschend. Von dem zarten Anklang des Namens Maria, bis zum ernsten Versuch einer Juden-Bekehrung, alles lieblich, kräftig und zierlich.

Nach diesen Betrachtungen dürften wir wohl unsern Dichter ersuchen das Theater und seine eigens gewählte Weise nicht zu verlassen, aber darauf zu sehen, daß der zu wählende Stoff an und für sich rührend sey; denn genau betrachtet, liegt das Rührende mehr im Stoff als in der Behandlung.

Nicht als Vorschlag, sondern nur eines schnellern Verständnisses wegen, nennen wir die Raumung von Parga. Zwar möchte dieses Sujet gegenwärtig zu behandeln einigermaßen gefährlich seyn, unsere Nachkommen werden sich's nicht entgehen lassen. Wenn es aber Herr Manzoni ergreifen dürfte und es nur in seiner ruhigen, klaren Art durchführte, sein überlegendes Rednertalent, seine Gabe elegisch zu rühren und lyrisch aufzuregen in Thätigkeit seyn wollte, so würden von der ersten bis zur letzten Scene Thränen genug fließen, so daß der Engländer selbst, wenn er auch, durch die bedenkliche Rolle, die seine Landsleute dabei spielen, sich einigermaßen verletzt (offended) fühlte, er das Stück doch gewiß keine schwache Tragödie nennen würde.

Manzoni an Goethe.

(Uebersetzung.)

So sehr das literarische Verdienen und Dankbarkeit außer Credit gekommen, so hoff ich doch, Sie werden diesen aufrichtigen Ausdruck eines dankbaren Gemüthes nicht verschmähen, denn wenn während der Arbeit an der Tragödie des Grafen Carmagnola mir jemand vorausgesagt hätte, daß Goethe sie lesen würde, so wäre es mir die größte Aufmunterung gewesen, hätte mir die Hoffnung eines unerwarteten Preises dargeboten. Sie können sich daher denken, was ich fühlen mußte zu sehen, daß Sie meine Arbeit einer liebevollen Betrachtung würdigten, um derselben vor dem Publikum ein so wohlwollendes Zeugniß geben zu können.

Aber außer dem Werth, welchen eine solche Bestim-

mung für einen jeden hatte, machten einige besondere Umstände sie für mich unschicklich. Und so sey mir vergönnt diese vorzutragen, um zu zeigen wie meine Dankbarkeit doppelt seyn müsse.

Ohne von denjenigen zu sprechen, welche meine Arbeit öffentlich mit Spott behandelten, so sahen doch auch solche Kritiker, welche günstiger davon urtheilten, beinahe alles und jedes von einer andern Seite an, als ich es gedacht hatte; sie lobten Dinge, auf die ich weniger Werth legte, und tadelten mich, als hätt' ich die bekanntesten Bedingungen einer dramatischen Dichtung übersehen oder vergessen, da ich doch eben in diesem Punkte die Frucht meines reinsten und beharrlichsten Nachdenkens zu erblicken glaubte. So war denn auch die etwanige Gunst des Publikums nur dem Ohr und dem fünften Act zugetheilt, und es wollte scheinen, als wenn niemand in dieser Tragödie dasjenige finden könne, was ich hineingelegt habbichtigte; so daß ich zuletzt zweifeln mußte, ob mein Versuch selbst nicht ein Wahn gewesen, oder mindestens ob ich ihn habe zur Wirkung führen können. Selbst gelang es einigen Freunden nicht mich zu beruhigen, ob ich schon deren Urtheil höchlich zu schätzen habe, denn die tägliche Mittheilung, die Uebereinstimmung vieler Ideen nahmen ihren Werten jene Art von Autorität, welche ein auswärtiges, neues, weder hervorgerufenes, noch durchgesprochenes Gutachten haben muß.

In dieser peinlichen und lähmenden Ungewißheit, was konnte mich mehr überraschen und aufmuntern als die Stimme des Meisters zu hören, zu vernehmen, daß er meine Absicht nicht unwürdig von ihm durchschaut zu werden geglaubt, und in seinen reinen und leuchtenden Worten den ursprünglichen Sinn meiner Vorsätze zu finden. Diese Stimme belebt mich, in solchen Bemühungen freudig fortzufahren und mich in der Ueberzeugung zu befestigen, daß ein Gesinnwerk am sichersten durch zuführen das beste Mittel sey, festzuhalten an der lebhaften und ruhigen Betrachtung des Gegenstandes, den man behandelt, ohne sich um die conventionellen Regeln zu bekümmern und um die meist augenblicklichen Anforderungen des größten Theils der Leser.

Sodann muß ich aber bekennen, daß die Austheilung der Personen in geschichtliche und ideelle ganz mein Fehler sey, verursacht durch eine allzugroße Anhänglichkeit an das genau Geschichtliche, welche mich bewog die realen Personen von denjenigen zu trennen, die ich erfand, um eine Klasse, eine Meinung, ein Interesse vorzustellen. In einer neuern Arbeit hatte ich schon diesen Unterschied aufgegeben, und es freut mich dadurch Ihrer Anmahnung zuvorgekommen zu seyn.....

Mailand den 23. Januar 1821.

Adelchi, Tragedia.

Milano 1822.

Diese Tragödie, welche wir nun auch im Original dem Deutschen Publikum vorlegen, wird sonach von den Freunden der Italiänischen Literatur näher gekannt und beurtheilt werden; wir unterlassen deshalb die Entwicklung des Plans, welche wir vor Jahren bei Einführung des Grafen Carmagnola für nöthig erachtet, und begnügen uns auf die Analyse dieses Stücks, welche Herr Fauriel einer Französischen Uebersetzung beigefügt hat. Sie wird allen Freunden einer sinnigen, entwickelnden, verbindenden Kritik auf jede Weise willkommen seyn. Wir ergreifen jedoch die Gelegenheit auszusprechen: wie uns eben diese Tragödie die früher von Herrn Manzoni gefaßte gute Meinung noch mehr zu begründen und seine Verdienste in weiterem Umfang zu übersehen den Anlaß gegeben hat.

Alexander Manzoni hat sich einen ehrenvollen Platz unter den Dichtern neuerer Zeit erworben; sein schönes, wahrhaft poetisches Talent beruht auf reinem humanem Sinn und Gefühl. Und wie er nun, was das Innere seiner dargestellten Personen betrifft, vollkommen wahr und mit sich selbst in Uebereinstimmung bildet, so findet er auch unerläßlich, daß das historische Element, in welchem er dichterisch wirkt und handelt, gleichfalls unabdehaft Wahres, durch Documente Bestätigtes, Unwiderspruchliches enthalte. Seine Bemühung muß also dahin gehen, das sittlich ästhetisch Gefordert mit dem wirklich unausweichlich Gegebenen völlig in Einklang zu bringen.

Nach unserer Ansicht hat er dies nun vollkommen geleistet, indem wir ihm zugeben, was man anderwärts wohl zu tadeln gefunden hat, daß er nämlich Personen aus einer halbbarbarischen Zeit mit solchen zarten Gesinnungen und Gefühlen ausgestattet habe, welche nur die höhere religiöse und sittliche Bildung unserer Zeit hervorzubringen fähig ist.

Wir sprechen zu seiner Rechtfertigung das vielleicht paradox scheinende Wort aus: daß alle Poesie eigentlich in Anachronismen verkehre; alle Vergangenheit, die wir heraufrufen, um sie nach unserer Weise den Mitlebenden vorzutragen, muß eine höhere Bildung als es hatte dem Alterthümlichen zugestehen; der Poet mag hierüber mit seinem Gewissen übereinkommen; der Leser aber muß gefällig durch die Finger blicken. Die Ilias wie die Odyssee, die sämmtlich in Tragiker und was uns von wahrer Poesie übrig geblieben ist, lebt und athmet nur in Anachronismen. Allen Zuständen birgt man das Neuere, um sie anschaulich, ja nur erträglich zu machen, so wie wir ja auch in der letzten Zeit mit dem Mittelalter verfahren, dessen Maske wir viel zu sehr bis in Kunst und Leben herein als wirklich gelten ließen.

Hätte sich Manzoni früher von diesem unverläßlichen Recht des Dichters, die Mythologie nach Belieben umzubilden, die Geschichte in Mythologie zu verwandeln, überzeugt gehabt, so hätte er sich die große Mühe nicht gegeben, wodurch er seiner Dichtung unwidersprechliche historische Denkmale bis ins Einzelne unterzulegen gedrachtet hat.

Da er aber dieses zu thun durch seinen eignen Geist und sein bestimmtes Naturell geführt und genöthigt worden, so entspringt daraus eine Dichtart, in der er wohl einzig genannt werden kann; es entstehen Werke, die ihm niemand nachmachen wird.

Denn durch die entschiedenen Studien, die er jener Zeit widmete, durch die Bemühungen, womit er die Zustände des Papstes und seiner Lateiner, der Longobarden und ihrer Könige, Carls des Großen und seiner Franken, sodann das Gegeneinanderwirken dieser ganz verschiedenen ursprünglich einander widersprechenden, durch weltgeschichtliche Ereignisse zusammen- und zwischen einander gewürfelten Elemente sich zu verdeutlichen, vor seinem Urtheil zu vergewissern trachtete, gewann seine Einbildungskraft einen überreichen Stoff und durchaus ein so festes Anhalten, daß man wohl sagen darf, keine Zeile sey leer, kein Zug unbestimmt, kein Schritt zufällig, aber durch irgend eine secundäre Nothwendigkeit bestimmt. Genug, er hat in dieser Art etwas Willkommenes und Seltenes geleistet, man muß ihm danken für alles, was er gebracht hat, auch wie er's gebracht hat, weil man derselben Gehalt und Form wohl niemals hätte fordern können.

Wir kannten in der Entwickelung des Vergangenen noch auf mannigfaltige Weise fortfahren, aber es sey genug den denkenden Leser hierauf aufmerksam gemacht zu haben. Nur Eins bemerken wir, daß diese genaue historische Stellung, seinem eigentlichen Erdtheil, vorzüglich zu Statten kommt.

Die höchste Lyrik ist einfach den historisch; man versuche die mythologisch geschichtlichen Elemente von Pindars Oden abzusondern, und man wird finden, daß man ihnen durchaus das innere Leben abschneidet.

Die modernere Lyrik weist sich immer zum Elegischen hin, sie klagt sich über Mangel, damit man den Mangel nicht spüre. Warum verzweifelt Horaz den Pindar nachzuahmen? Nachzuahmen ist er freilich nicht, aber ein wahrhafter Dichter, der so viel zu rühmen und zu loben fände wie er, der sich mit froher Gesinnung bei Stammblumen aufstellen und den Glanz so vieler wetteifernden Städte rühmen könnte, würde ganz ohne Frage eben so gute Gedichte hervorzubringen vermögen.

Wie im Grafen Carmagnola der Chor, indem er die vorgehende Schlacht schildert, in gränzenlose Detail vertieft sich doch nicht verwirrt, mitten in einer unaussprechlichen Unordnung doch noch Worte und Ausdrücke findet, um Klarheit über das Getümmel zu verbreiten und das Wildeinherstürmende faßlich zu machen: so sind die beiden Chöre, die das Trauerspiel Adelgis beleben, gleichfalls wirksam, um das Unübersehbare vergangener und augenblicklicher Zustände dem Blick des Geistes vorzuführen. Der Beginn des ersten aber ist so eigen lyrisch, daß er anfangs fast absurd erscheint. Wir müssen uns das Longobardische Heer geschlagen und zerstreut denken; eine Bewegung, ein Rumor verbreitet sich in die einsamsten Gebirgsgegenden, wo die vormals überwundenen Katener, Skiaven gleich, das Feld bauen und sonst mühseliges Gewerb treiben. Sie setzen ihre stolzen Herren, die Glieder aller bisher Gewalt habenden Familien und Abhandlungen, zu besserem Verständniß des westöstlichen Divans S. 259. (Band I. S. 303), mit Wenigem angedeutet worden: daß nämlich das Geschäft der lyrischen Poesie von dem der epischen und dramatischen völlig verschieden sey. Denn diese machen sich zur Pflicht, entweder erzählend oder darstellend, den Verlauf einer gewissen bedeutenden Handlung dem Hörer und Zuschauer vorzuführen, so daß er wenig oder gar nicht dabei mitzuwirken, sondern sich nur lebhaft aufnehmend zu verhalten habe. Der lyrische Dichter dagegen soll irgend einen Gegenstand, einen Zustand oder auch einen Hergang irgend eines bedeutenden Ereignisses dergestalt vortragen, daß der Hörer vollkommen Antheil daran nehme, und, versetzt durch einen solchen Vortrag, sich wie in einem Netze gefangen unmittelbar theilnehmend fühle. Und in diesem Sinne dürfen wir wohl die Lyrik die höchste Rhetorik nennen, die aber wegen der in Einem Dichter kaum sich zusammenfindenden Eigenschaften höchst selten in dem Gebiet der Aesthetik hervortritt. Es schwebt uns kein Modernes vor, der diese Eigenschaften in so hohem Grade besessen als Manzoni. Diese Behandlungsweise ist seinem Naturell gemäß, eben so wie er sich zugleich als Dramatiker und Historiker ausgebildet hat. Diese auch hier nur vorübergehend ausgesprochenen Gedanken würden freilich erst im Gefolg des zusammenhangenden Vortrags einer wahren Haupt- und Grundschule der Aesthetik in ihrem völligen Werth erscheinen, welchem zu genügen uns vielleicht so wenig als andern vergönnt seyn wird.

Nachdem uns der Schlußchor des dritten Akts mit Gewalt in den Untergang des longobardischen Reichs verwickelt hat, sehen wir zu Anfang des vierten ein trauriges weibliches Opfer jener politischen Schrecknisse: das Aschenbild Ermangarda's, welche, Tochter, Schwester, Gattin von Königen, die Mutter eines Königs nicht werden sollte; sie schreitet, umgeben von Klosterfrauen, auf das schmerzlichste von einem dauernden Wahnsinn. Der Chor tritt ein und wir behalten, zum bessern Verständniß ernster Leser, die Zahl der Strophen bei:

1) Anmuthige Schilderung einer frommen Schicksalsergebung; 2) Die Klage verklingt, unter Gebet und stillen Augen liebevoll geschlossen. 3) Letzter Aufruf, die Erde zu vergessen und sich in das Ende zu ergeben. 4) Der traurige Zustand wird geschildert, wie die Unglückliche zu vergessen wünschte, was ihr nicht gelungen war. 5) In schlaflosen Finsternissen und düsterlicher Umgebung kehren ihre Gedanken zu glücklichen Tagen zurück; 6) als sie noch liebenswerth, unversehrt in Frankreich eintrat, 7) und von lustigem Hügel ihren herrlichen Gemahl auf weiter Fläche sprengend der Jagdlust sich erfreuend sah, 8) mit Gefolg und Getümmel den wild in Eber begegnend, 9) der, vom königlichen Pfeil getroffen, blutend stürzte, sie angrenzen erschreckte. 10) Die Mass wird angesprochen, die warmen Bäder von Aachen, wo der mächtige Krieger entmuthet von edlen Thaten sich erquickte. 11) 12) 13) geben ein schön verschlungenes Gleichniß: wie vom erwünschten Thau der versengte Rasen, durch Freundesthrent eine lebenschaffende gequickt. Seele erquickt wird, die zarten Stengel aber bald wieder von heißer Sonne verdorren, 14) so ward in ihre Seele, nach kurz in Vergessen, der alte Schmerz wieder vorgerufen. 15) Wiederholte Ermahnung sich von der Erde abzulösen. 16) Erwähnung anderer Unglücklichen, die hingeschieden. 17) Leiser Vorwurf, daß sie aus einem gewaltthätigen Geschlecht herstamme, 18) und nun unterdrückt mit Unterdrückten untergehe. Freche wird ihrer Asche zugesagt. 19) Beruhigung ihrer Gesichtszüge zu unbefangenem jungfräulichen Ausdruck, 20) wie die untergehende Sonne durch zerrissene Wolken den Berg purpurrund einen heitern Morgen weissagt.

Endlich wird auch die Wirkung des Chors dadurch erhöht, daß er, ob sie gleich geschieden, noch als an eine lebende, derbende, theilnehmende sich richtet.

Nach dieser Entwicklung fügen wir noch die günstigen Worte hinzu, womit Herr Fauriel seine Analyse unsers Trauerspiels abschließt, und unzachtet er den Chören nicht gleichen Werth zuschreibt, doch über dieselben sich folgendermaßen ausspricht: „Sie zusammen betrachtet sind alle drei unter den Musterstücken der neuen lyrischen Poesie höchst bedeutende, selbst einzige Produktionen zu nennen. Man weiß nicht was man mehr daran bewundern soll, die Wahrheit, die Wärme der Empfindungen, die Erfindung und Kraft der Ideen, oder einen so belebten als freimüthigen Ausdruck der zugleich eine Eingebung der Natur scheint und doch so gefällig, so harmonisch, daß die Kunst nichts hinzufügen könnte.“

Wir wünschen sämtlichen Lesern Glück zu dem Genuß dieser Chöre wie der übrigen Dichtung; denn hier tritt der seltene Fall ein, wo sittliche und ästhetische Bildung derart in gleichem Grade gefördert wird. Daß dieses schneller, mit größerer Leichtigkeit geschehe, dazu wird die Uebersetzung des Herrn Streckfuß sorgsam beitragen. Seine früheren Bemühungen dieser Art, so wie die Musterstücke der gegenwärtigen Arbeit sind und bleiben die sichersten Bürgen.

Der zum Andenken Napoleons gestiftete Orden Maria Louisen [illegible] welche zu ahnden [illegible] unserer Art

versucht, möge er auch nicht ausser Acht lassen und nach seiner Weise im Deutschen vertragen, als einen Beleg dessen, was wir oben von den Erfordernissen der lyrischen Dichtkunst auszusprechen wagten.

Und so stehe denn auch hier zum Schluß eine Stelle, die wir aus guter Neigung, und uns selbst zu belehren, gleich beim ersten Lesen des Adelchi zu übersehen uns vernahmen. Schon früher, bei näherer Betrachtung des rhythmischen Vortrags, wie er im Grafen Carmagnola herrscht, war deutlich zu fühlen, daß er ganz wie ein Recitativ klinge, da sonders fand sich, daß die Hauptworte immer zu Anfang der Zeile stehen, wodurch ein unaufhaltsames Uebergreifen bewirkt wird, jener Declamationsart günstig, und einen energischen Vortrag durchaus belebend. Wollte nun damals nicht gelingen uns in eine solche Art zu fügen, da ein deutsches Ohr und Wesen jeder Anspannung widersagt, so konnte ich doch nicht unterlassen, bei dem Studium des Trauerspiels Adelchi einen solchen Versuch zu wagen, hier möge denn das ganze Unternehmen, so wie das bisher zur Einleitung Gesagte, wohlwollenden Lesern bestens empfohlen seyn.

Vorgängiges.

Desiderius und Adelchi, Vater und Sohn, zwei in Gemeinschaft regierende Könige und Langobarden, bedrängen den Papst. Auf dessen flehentliches Anrufen richtet Carl der Große seinen Heerzug nach Italien, wird aber in dem Engpasse der Esch durch Mauern und Thürme unerwartet aufgehalten.

Longobardische Fürsten, unterdeß heimlich ihren Königen ungeneigt, sinnen auf Abfall und auf Mittel dem herandrohenden Carl ihre Absichten zu entdecken, sich ihm heimlich zu ergeben, um dadurch Verzeihung und Gnade sich im voraus zu versichern. Gch. ime Berathung deshalb veranstalten sie in dem Hause eines unscheinbaren Kriegers, den sie durch reiche Spende gewonnen zu haben glauben. Dieser, in Erwartung ihrer, tritt auf, und entdeckt seine Gesinnungen in einem Monolog.

Svarto.

Vom Franken ein Gesandter! Groß Ereigniß
Was es auch sey, tritt ein. — Im Grund der Urne
Von tausend Namen ubedeckt liegt tief
Der meine; bleibt sie ungeschüttelt, immer
Liegt er im Grunde. So in meiner
Verbürgung sterb' ich, ohne daß nur Jemand
Erführe welch' Bestreben mich durchglüht.
— Nichts bin ich. Sammelt auch dies niedre Dach
Die Großen bald, die sich's erlauben dürfen
Dem König Feind zu seyn, wird ihr Gedenken
Nur eben weil ich nichts bin mir vertraut.
Wer denkt an Svarto? Wen bekümmert's wohl
Was für ein Fuß zu dieser Schwelle tritt?
Wer haßt? Wer fürchtet mich? O! wenn Erkühnen
Den hohen Stand verlieh', den die Geburt
Voreilig zutheilt, wenn um Herrschaft man
Mit Schwertern würbe, sehen sollte ihr,
Hochmüthige Fürsten, wem's von uns gelänge —
Dem Klügsten könnt' es werden. Euch zusammen
Kauf ich im Herzen; mein's verschließ ich. Welches
Entsetzen würd' euch fassen, welch' Ergrimmen,
Bewahrtet ihr, daß einzig Ein Bedürfen
Euch allen mich verbündet, Eine Hoffnung.....
Mich einst euch gleich zu stellen! — Jetzt mit Golde
Glaubt ihr mich zu bestechen, Geld! zu Füßen
Gringen hinzuwerfen, es geschieht,
Doch schwach dem thätig Hände hingureichen,
Wie Bettler es zu haschen —

Fürst Ildechi.

Heil dir, Svarto!

L'Eco,

Giornale di Scienze, Lettere, Arti, Comercio e Teatri.

Milano 1828.

Eine Zuschrift mit diesem Jahre begonnen, empfiehlt sich sogleich durch ihr Aeußeres, welch' einen Beweis giebt, wie hoch man jenseits der Alpen das Publikum zu ehren wisse. Wir haben die ersten 47 Blätter vor uns und können, den Mitarbeitern sowohl wie den Redactoren, das beste Zeugniß geben. Sie offenbaren durchaus einen reinen geistvoll heitren Freisinn, hinlänglichen Ueberblick fremder Literatur neuesten Datums, überhaupt Umsicht von hohem Standpunkte, strafende Zwang noch Zurückhaltung im Einzelnen, aber bei ernstem Wollen Mäßigung im Ganzen.

Sie sind auf dem Alterthum und auf ihrer ältesten Literatur gegründet, sodann aber vernimmt man was die Italiäner neuerlich unter sich verkehren, was sie dem Ausländer mittheilen möchten, was sie von uns, mit besonderer Gunst angesehenen Deutschen, und wie sie es brauchen können; wie sie sich gegen die Franzosen, die Engländer, die Spanier verhalten. Sie zeigen Klugheit genug dafür zu sorgen was das Publikum Tag für Tag wissen möchte, zugleich aber auch Aufmerksamkeit für das höhere Wissenswerthe. Dieses Blatt, auf solche Weise fortgesetzt, wird auch dazu dienen, jene Nation in Begriffen und Sprache weiter zu fördern und ihren ästhetischen Gesichtskreis zu erweitern.

Wer das Schwierige und Unerfreuliche der älteren italiänischen Prosa kennt, wird übrigens hier durch die leichte Heiterkeit des Vortrags sich überrascht finden und sich dabei erinnern, daß Mailand schon seit geraumer Zeit mit Florenz in sprachthümlichem Conflict liege. Daher ist uns der Gedanke gekommen, diese Blätter den Lehrern der italiänischen Sprache im Auslande zur Benutzung beim Unterricht zu empfehlen. Manches andere Gute was sich bei diesem Unternehmen ahnen und hoffen läßt, möge sich in der Folge bewähren.

Orientalische Literatur.

Toutinameh,

übersetzt von Prof. Iken, mit Anmerkungen und Zugaben von Prof. Kosegarten.

Es wird mit Recht das Papagaienbuch genannt, denn der Papagai spielt die Hauptperson, und zwar folgendermaßen: eine schöne junge Frau, in Abwesenheit ihres Gemahls, verliebt sich in einen von ungefähr erblickten Fremden; durch eine Zwischenperson wird ausgemacht, es sey weniger gefährlich ihn zu suchen, als ihn zu sich einzuladen. Nun putzt sie sich auf das schönste, will aber doch den Schritt nicht ganz auf ihre Gefahr thun und fragt, bei einbrechender Nacht, den sämenschweisen Haus-Papagaien um Rath, welcher die List erdenkt durch interessante, aber weitläufig ausgesponnene Erzählungen die Liebeskranke bis zum Morgen hinzuhalten. Dies wiederholt sich alle Nacht, und man erkennt hieraus die Favoritform der Orientalen, wodurch sie ihre grundlosen Mährchen in eine Art von Zusammenhang zu bringen suchten.

Wir unterscheiden nunmehr gleich ein älteres Toutinamet, von einem Dichter Sijai eddin Nechschebi, im Jahr Christi 1329 vollendet, der dann ältere Erzählungen, indischen Ursprungs, bearbeitet hatte; hievon giebt uns Professer Kosegarten im Anhange genugsame Kenntniß.

Die neuere Behandlung durch Mahamed Kadery, das von Herrn Iken übersetzte Werk, fällt wahrscheinlich in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Höchst interessant ist es daher dasjenige was uns aus dem Alten mitgetheilt wird mit dem Neuen zu vergleichen; jenes das große Fülle, ächt orientalisch-poetische Vorstellungsarten, die Erzählung ist ausführlich bis zur Weitläufigkeit, die unerläßliche Wiederholung durchgängig abwechselnd und vermannigfaltigt; wir finden die ächten Eigenschaften einer wohl durchdachten originellen Behandlung.

Die neuere zeigt dagegen daß die östlichen Völker in zwischenden Jahren viel profaischer geworden und sich schon mit einem bloßen Auszug, mit dem nackten Stoffe, dem mährchenhaften, von allem Schmuck entblößten Gerippe, begnügen mochten. Indessen ist es wohl denkbar daß diese Behandlungsweise dem ästhetischen Bedürfniß erst mehr zusage als die ältere mit allen großen Vorzügen.

Daher wissen wir Herrn Iken vielen Dank daß er dieses Werk vorläufig in die deutsche Literatur eingeführt. Interesse dafür erregt und unsern jüngern talentvollen Schriftstellern Gelegenheit gegeben, sich an manchen dieser unbekannten Geschichten nach eigener Weise hervorzuthun und einiges ganz Vortreffliche auf deutschen Grund und Boden zu verpflanzen, welches dann zunächst den Almanachen und Taschenbüchern frischen Succurs gewähren würde.

Nun aber enthalten wir uns zum Schluß kaum einer metaphysischen Belehrung des ältern Toutinameh, und bemerken, daß eben die Fülle, Weitläufigkeit, Umständlichkeit zu der Anlage des Ganzen höchst nothwendig sey: denn wer eine leidenschaftlich Entzündete bei Einbruch der Nacht von dem Weg zu ihrem Liebhaber abhalten will, der muß nicht allein mehr erkennen, bedeutende, gehaltreiche Mährchen bereit halten, sondern er muß auch in der Ausführung so reich, erobernd, reizend und anregend seyn, daß die Einbildungskraft der solcher Kraft staunend nicht wüßte wohin sie sich wenden, wie sie alles fassen soll. Wie uns ja eine schöne Person, herrlich geschmückt, noch schöner vorkommt und wir zwischen Gestalt und Hülle schwankend hin und hergezogen werden.

Und so giebt das alte Werk, obgleich nur in Prosa geschrieben, vielleicht mehr als ein anderes den vollen Begriff des orientalischen Reichthums. Mit jeder Zeile wird man über die ganze Welt geführt, durch Gleichnisse und Tropen, durch An- und Ueberhäufung verwandter Gegenstände. Das Meer, das zum Geburtstag eines Königssohns geladen, mit allen seinen Schätzen und Herrlichkeiten anlangt, überfällt die hauptlichste Einbildungskraft.

Wie gierlich vermannigfaltigt der Autor jedesmal den Anfang einer Erzählung, wo er, um zu sagen daß es Nacht geworden sey, die lieblichsten Gleichnisse vorzutragen weiß; wir durchlaufen immer von neuem den ganzen Himmelsbogen, um hier die untergehende Sonne, dort den aufsteigenden Mond in frischer Gestalt zu begrüßen. Möge dieses Buch als genußreiche Vorbereitung bald in jedermanns Händen seyn und Herr Professer Kosegarten uns bald möglichst die gedachte ältere Bearbeitung ganz übersetzt geben, wornach uns die drei mitgetheilten Mährchen und Erzählungen große Begierde eingeflößt haben.

Lied der Liebe,

das älteste und schönste aus dem Morgenlande;

Neu übersetzt und ästhetisch erklärt durch

Dr. Friedrich Wilhelm Carl Umbreit.

Hamburg bei Bandenhoek und Ruprecht. 1820.

Im Divan wird der Versuch, in diese Fragmente Zusammenhang zu bringen, zwar wohlgemeint aber unausführbar genannt. Mich dünkt aber, der Versuch ist diesmal glücklich gelungen, und zwar weil er auf die im Divan angegebene Zerstückelung gegründet ist. Nämlich als Gegenstand des Ganzen nimmt der Verfasser an:

Nur Wärme und Entzücken im vollen Genusse der sinnlichen Gegenwart. (S. 33.)

Der besondere Inhalt ist: ein junges schönes Hirtenmädchen, während es von seinen Brüdern zur Hüterin eines Weinberges gestellt war, wird in Salomens Frauengemach entführt. Der König liebt die schöne Schäferin unaussprechlich und bestimmt sie zu seiner Gemahlin. Aber das Mädchen hat ihre Liebe schon einem jungen Hirten auf den Fluren der Heimath gewidmet. Bei ihm ist sie im Wachen und Träumen, und der Gedanke flieht sich nach ihr. Nichts hilft es, daß Salome sie zur ersten Königin einweiht, sie mit aller Pracht und höchsten Liebkosungen umgiebt. Sie bleibt kalt und der König muß sie in ihre Thäler wieder ziehen lassen. Die sich wieder findenden Liebenden besiegeln den Bund ewiger Treue unter dem Apfelbaum ihrer ersten süßen Zusammenkunft.

Die Anlage und Ausführung ist dramatisch, alle Betheiligten äußern sich unmittelbar jedes auf seinem Ort, seiner Lage, seinen Neigungen und Wünschen gemäß. Und so läßt sich der epische Unzusammenhang doch in einem Zusammenhange auf.

Volkspoesie.

Die David königlich zur Laute sang,
Der Atreiden Lied am Thyeer lieblich klang,
Der Perser Pulver Heldenglück umfangt,
Und Schlangenhaut als Trophäenzeichen prangt,
Von Pol zu Pol Gesänge sich ertönen, —
Ein Lobgesang harmonisch im Gemüthe —
Lobt alle Lieder unter gleichem Himmel
Ein gleicher Sinn mit gleichem Lobe!

Meine frühere Vorliebe für eigenthümliche Volksgesänge hat später sich nicht abgenommen, vielmehr ist sie durch reiche Mittheilungen von vielen Seiten her nur genährt worden.

Besonders erhielt ich von Osten, theils einzeln, theils in Massen, dergleichen Lieder verschiedener Völkerschaften, die Gesänge reichen vom Olympus bis ans baltische Meer und von dieser Linie immer landeinwärts gegen Nordosten.

Die Unverschiedenheit aber zu irgend einer Herausgabe derselben mag theils daher abzuleiten sein, daß mich gar mannigfaltiges Interesse hin und wieder zog, aber eigentlich ist folgendem Umstand die Schuld beizumessen.

Alle wahren Nationalgedichte durchlaufen einen kleinen Kreis, in welchem sie immer abgeschlossen wiederkehren; deshalb werden sie in Massen monoton, indem sie immer nur einen und denselben beschränkten Zustand ausdrücken.

Man sehe die solche mitgetheilten neugriechischen; man wird die kräftigen Contraste zwischen tüchtigem Freisinn in der Wildniß und einer, zwar geordneten, aber doch immer unerträglichen barbarischen Uebergewalt bewundern. Allein vielleicht würde man mit einem Dutzend oder anderthalben den widerspenstigen Charakter schon ganz dargestellt haben und auf Wiederholungen treffen, wie uns denn selbst begegnet, daß wir, wie in unsern Volksliedern auch vorkommt, auf mehr oder weniger glückliche Variationen desselben Thema's, auf zusammengeschmolzene fremdartige Fragmente und dergleichen schon öfters stoßen mußten.

Merkwürdig bleibt es jedoch wie sehr die einzelnen oben angedeuteten Völkerschaften sich wirklich unter einander in ihren Liedern entschieden auszeichnen, welchen Charakter wir nicht im allgemeinen aussprechen, sondern lieber nach und nach durch Beispiele vorführen wollen.

Indem uns nun zu diesem Zweck von allen Seiten Beiträge höchst willkommen seyn werden, so ersuchen wir schließlich den Freund, der uns im Sommer 1913 zu Wiesbaden neugriechische Lieder im Original und glücklich übersetzt vorlegte, einen baldigen Abdruck, der uns aber nicht vorgekommen, zusagend, sich mit uns hierüber zu verständigen und zu der ausgesprochenen löblichen Absicht mitzuwirken.

Frithiof's Saga.

Angekündigt war im Morgenblatt Nr. 165, 1822, eine neue Behandlung jener kühnen, frischen, nordischen Ueberlieferung, welche der geniale Tegnér unternommen. Die dort aufgeführten, von Frau von Helwig mit Glück übersetzten kleinen Gedichte dienen als Einleitung und Fortschritt des Ganzen; sie sind jedermann zugänglich und wir geben daher nur kürzlich ihren Inhalt.

I.

Frithiof und Björn, zwei kühne Seehelden, werden tief im Winter durchs Eis ans Land getrieben; dort herrscht weit und breit ein bejahrter König, Ni-

mund Ring, der Frithiof's Braut, Ingeborg, sich früher angemaßt hatte. Der Seehelb von unbezwinglichem Verlangen getrieben die Geliebte noch einmal zu sehen, geht leidenschaftlich, aber in friedfertigen Gesinnungen, nach Hofe, zum hochgefeierten Weihnachtsfeste,

II.

und zwar als Greis, in Bärenfelle gekleidet, ein Hülfsbedürftiger. Das Hofgesinde neckt und beleidigt ihn, aufgeregt beweist er seine Kraft, und aus der rohen thierischen Maske tritt ein Heldenjüngling hervor. Der alte behagliche Fürst nimmt's gut auf und bietet ihm die Gastfreundschaft für den Winter an. König und Königin haben ihn erkannt, thun aber nicht dergleichen.

III.

Der König mit seiner Gemahlin wagt sich im Schlitten aufs Eis, bricht ein und wird vom Fremdling errettet, der bis zum Frühling am Hofe verweilt. Die Neigung zu Ingeberg tritt mit aller Kraft hervor.

IV.

Nun ruft die Jagd ins Freie; man verfolgt das Wild mit Eifer. Der König, ermüdet, legt sich schlafen in den Schoß des Fremden. Ein schwarzer Vogel singt in den Birkenzweigen und treibt ihn den König zu ermorden; ein weißer Vogel räth ab. Frithiof wirft sein Schwert weg, der König erwacht und fragt nach dem Schwerte. Er hat nicht geschlafen und macht Frithiof Vorwürfe, daß er nicht mit Heereskraft, sondern hinterlistig zu ihm gekommen sey, sodann zeigt er sich mäßig und wohlwollend und vermacht, in Erwartung eines baldigen Endes, ihm Reich und Gemahlin.

Frithiof schlägt's aus, bekennt daß ihn die Götter hassen und verfolgen, daß auch sie nur ihm Ingeborg geraubt und einem andern übergeben, weil er, ein roher Krieger, ihre Tempel geplündert und verbrannt. Darüber kann er sich nicht beruhigen und beharrt bei dem Vorsatze wieder aufs Meer in das alte wilde, wüste Leben zurückzukehren. So weit das Morgenblatt.

V.

Eine neu mitgetheilte Romanze giebt uns Nachricht von König Rings natürlichem Ableben, der, als reich und friedlich gesinnt, die Seinen viele Jahre zu beglücken und zu beschützen wußte. In solchem Sinne wird er denn von den Asen im Walhalla-Saal freundlichst aufgenommen.

Diese fünf Absätze machen schon ein Ganzes und können wohl ohne Einschiebung anderer Motive als Folgezeiten. Das sechste sieht gehn wir ganz, weil es, die Entwicklung scheinbar heranführend, die Verwicklung nur noch größer macht.

Wie vorzüglich diese Gedichte seyen, dürfen wir unsern, mit dem Norden befreundeten, Lesern nicht erst umständlich versichern. Möge der Verfasser aufs eiligst das ganze Werk vollenden und die werthe Uebersetzerin auch in ihrer Arbeit sich gefallen, damit wir dieses Heer-Epos in glücklichem Sinn und Ton vollständig erhalten. Nur das Wenige fügen wir hinzu, daß die alte, kräftige, gigantisch-barbarische Dichtart, ohne daß wir recht wissen wie es zugeht, uns auf eine neue, sinnigzarte Weise, und doch unentstellt, höchst angenehm entgegen kommt.

VI.

Die Königs-Wahl.

Zu Ting, zu Ting! — Eilbotschaft geht
Von Berg zu Thal!
Fürst Ring ist todt, bevor nun steht
Die Königs-Wahl.

Da langt der Mann das Schwert hervor
Aus Friedens Hut,
Prüft's mit dem Finger auch zuvor,
Es schneidet gut.

Die Knaben schaun mit Freuden drein
Auf Stahles Licht;
Und heben wohl das Schwert zu zwein,
Eins kennt' es nicht.

Den Helm dort legt das Mägdlein schlank
Mit ernstem Sinn
Und schaut errötend, da er blank,
Ihr Bild darin.

Zuletzt holt er den Schild herbei,
Ein Mond im Blut! —
Heil Dir, Du ehrner Wehrmann frei,
Du Bauer gut! —

Stets deiner freien Brust entstieg
Der Ehre Saat,
Des Landes Wall bist Du im Krieg,
Deß Stimm' im Rath.

So sammelt sich bei Schild-Gerön
Die Schaar im Feld,
Zum offnen Ting, der Himmel schön
Ist ihr Gezelt.

Hoch ragt dort Frithiof auf dem Stein;
Zur Seit' ihm war
Der Königs-Sohn, ein Knabe klein,
Mit goldnem Haar.

Da fleucht ein Murmeln durch den Kreis:
„Ein Kind ist's dort,
„Das Männer nicht zu führen weiß
„Mit Fürsten Wort.“

Doch Frithiof auf das Schild-Rund schwang
Das Kind sogleich:
„Schaut! — von der Eiche Ast da sank
„Grünt hier ein Zweig! —

„Erkennt im holden Kinder-Bild
„Den Stamm so hehr;
„Er fühlt so leicht sich auf dem Schild
„Wie Fisch im Meer.

„Ihm schützen will ich vor Gefahr
„Sein Reich und Land,
„Und leg' ihm einst Rings Kron' auf's Haar
„Mit eigner Hand.

„Ferlete, Baldur's hoher Sohn!
„Ich rufe Dich
„Zum Zeugen, weich' ich je davon,
„Zerschmettre mich!“ —

Der Knab' indeß auf blankem Stahl
Saß stolz vertraut,
Dem jungen Aar gleich, der zum Strahl
Der Sonne schaut.

Doch ward zu Rot dem jungen Blut
Das Warten lang,
Daß er mit Eins im raschen Muth
Zur Erde sprang.

Da laut rief aus der Schaar vom Ring
Ali' gleich gesinnt:
„Dich kürn wir! Ward' einst wie Ring
„Du Schildes-Kind!

„Und bis Du groß, soll dieser Dir
„Zur Seite stehn.
„Zarl Frithiof, Dir vermählen wir
„Die Mutter schön. „

Doch der schaut finster drein und spricht:
„'s ist Königs-Wahl,
„Nicht Hochzeit heut — die feir' ich nicht
„Nach fremder Wahl.

„Zum Zwiesprach muß ich jetzo gehn
„In Baldurs Hain
„Mit meinen Norn-n, denn sie flehn
„Und warten mein.

„Ein Wort mit jenen Schild-Jungfrau'n
„Hab' ich im Sinn,
„Die unterm Baum der Zeiten bau'n,
„Und trüber hin.

„Noch zürnt der Gott mit lichtem Haupt
„Und klarem Blick —
„Nur Er, der mir die Braut geraubt,
„Giebt sie zurück. „

Küßt drauf die Stirn dem Königs-Sohn
Und stumm entlang
Der Hasle, hren entschwand er schen
Mit stillem Gang.

Serbische Lieder.

Schon seit geraumer Zeit gestalt man den verschiedenen eigenthümlichen Volksdichtungen einen besondern Werth zu, es sey nun daß dadurch die Nationen im Ganzen ihre Angelegenheiten, auf große Staats- und Familien-Verhältnisse, auf Einigkeit und Streit, auf Bündnisse und Krieg bezüglich, überliefern, oder daß die Einzelnen ihr stilles häusliches und herzliches Interesse vertraulich geltend machen. Bereits ein halbes Jahrtausend hindurch beschäftigt man sich in Deutschland ernstlich und gemüthlich damit, und ich läugne nicht daß ich unter diesen einen gehöre, die ein auf diese Basis gegründetes Studium unablässig selbst fortsetzten, auf alle Weise zu verbreiten und zu fördern suchten; wie ich denn auch gar manche Gedichte, dieser Sinnes- und Gesangesart verwandt, von Zeit zu Zeit dem reinfühlenden Gemüthe entgegenzubringen nicht unterließ.

Hiebei gestehen wir dem gerne, daß jene sogenannten Volkslieder vorzüglich Eingang gewinnen durch schmeichelnde Melodien, die in einfachen, ein-r geregelten Musik nicht anzuprechenden Tönen einherfließen, sich meist in weicher Tonart ergehen und so das Gemüth in eine Lage der Mitempfindung versetzen, in der wir einem gewissen allgemeinen und stimmten Wohlbehagen, wie den Klängen einer Aeolsharfe hingeben, mit weichlichem Genusse gern verweilen und uns in der Folge immer wieder sehnsüchtig darnach zurückbestreben.

Sehen wir ab r endlich solche Gedichte geschrieben oder wohl gar gedruckt vor uns, so werden wir ihnen nur alsdann entschiedenen Werth beilegen, wenn sie auch Geist und Verstand, Einbildung und Erinnerungskraft aufregend beschäftigen, und uns eines ursprünglichen Volksstamm-s Eigenthümlichkeiten in unmittelbar gehaltvoller Ueberlieferung darbringen; wenn sie uns die Localitäten worin der Zustand gebunden ist, und die daraus hergeleiten Verhältnisse, klar und auf das bestimmteste vor die Anschauung führen.

Indem nun aber solche Gesänge sich meist aus einer frühern Zeit herschreiben, die sich auf eine frühere bezieht, so verlangen wir von ihnen einen angeerbten, wenn auch nach und nach modificirten Charakter, zugleich mit einem einfachen, den ältesten Zeiten gemäßen Vortrag; und in solchen Rücksichten werden wir uns an einer natürlichen kunstlosen Poesie nur einfache, vielleicht eintönige, Rhythmen gefallen lassen.

Von gar Mannigfaltigem was in dieser Art neuerlich mitgetheilt worden, nennen wir nur die neugriechischen, die bis in die letzten Zeiten heraufreichen, an welche die serbischen, obgleich alterthümlicher, gar wohl sich anschließen, oder vielmehr nachbarlich ein- und übergreifen.

Nun bedenke man aber einen Hauptpunkt, den wir hervorzuheben nicht verfehlen: solche Nationalgedichte sind einzeln, außer Zusammenhang, nicht füglich anzusehen noch weniger zu beurtheilen, am wenigsten dem rechten Sinne nach zu genießen. Das allgemein Menschliche wiederholt sich in allen Völkern, zieht aber unter fremder Tracht, unter fernem Himmel kein eigentliches Interesse, das Besonderste aber eines jeden Volks befremdet nur, es erscheint seltsam, oft widerwärtig, wie alles Eigenthümliche das wir noch nicht in einen Begriff auffassen, uns noch nicht anzueignen gelernt haben: in Masse muß man deshalb dergleichen Gedichte vor sich sehen, da alsdann Reichthum und Armuth, Beschränktheit oder Weitsinn, tiefes Herkommen oder Tagesflacheit sich oder gewahren und beurtheilen läßt.

Verweilen wir aber nicht zu lange im allgemeinen Vorworte und treten unser Geschäft ungesäumt an. Wir gedenken von serbischen Liedern zunächst zu sprechen.

Man erinnere sich jener Zeiten wo unzählbare Völkerschaften sich von Osten der bewegen, wandernd, flackend, drängend, gedrängt, verwüstend, anbauend, abermals im Besitz gestört und ein altes Nomadenleben wieder von vorn beginnend.

Serben und Verwandte, von Norden nach Osten wandernd, verweilen in Macedonien und kehren bald nach der Mitte zurück, nach dem eigentlichen sogenannten Serbien.

Das ältere serbische Locale wäre nun vor allen Dingen zu betrachten, allein es ist schwer sich davon in der Kürze einen Begriff zu machen. Es blieb sich wenige Zeiten gleich, wir finden es bald ausgedehnt, bald zusammengedrängt, zersplittert od r gesammelt, wie innere Spaltung oder äußerer Druck die Nation bedingte.

Auf alle Fälle denke man sich die Landschaft weder

und breiter als in unsern Zeiten, und will man sich einigermaßen an Ort und Stelle versetzen, so hatte man vorerst an dem Zusammenfluß der Save mit der Donau, wo wir gegenwärtig Belgrad gelegen finden. Bewegt sich die Einbildungskraft an dem rechten Ufer des erstern Flusses hinauf, bes andern hinunter, hat sie diese nördliche Gränze gewonnen: so erlaube sie sich dann landwärts ins Gebirg und darüber weg, bis zum adriatischen Meer, ohnfehrs bis gegen Montenegro hin zu schweifen.

Schaut man sich sodann nach näheren und fernen Nachbarn um, so findet man Verhältnisse zu den Venetianern, zu den Ungern und sonstigen wechselnden Völkern, vorzüglich aber in früherer Zeit zum griechischen Kaiserthum, bald Tribut gebend, bald empfangend, bald als Feind, bald als Hülfsvolk; spätterhin bleibt mehr oder weniger dasselbe Verhältniß zum türkischen Reich.

Wenn nun auch die zuletzt Eingewanderten eine Heide zu Grund und Boden in der Flußregion der Donau gewannen, und, um ihren Besitz zu sichern, auf den nächsten und ferneren Höhen, so Schlösser als befestigte Städte erbauten, so bleibt das Volk immer in kriegerischer Spannung: ihre Verfassung ist eine Art von Fürstenwesen unter dem losen Band eines Oberherrn, dem einige auf Befehl, andere auf höfliches Ersuchen wohl Folge leisten.

Bei der Erbfolge jedoch größerer und kleinerer Despoten, hält man viel, ja manchmal sich, auf uralte Würde, die entweder in den Stand der Geistlichkeit verwahrt liegen, oder in den Schatzkammern der einzelnen Theilnehmer.

Ueberzeugen wir uns nun, daß vorliegenden Gedichten, so sehr sie auch der Einbildungskraft gehören, doch ein historischer Grund, ein wahrhafter Inhalt eigen sey, so entsteht die Frage: inwiefern die Chronologie derselben auszumitteln möglich, d. h. hier: in welche Zeit das Factum gesetzt, nicht aus welcher Zeit das Gedicht sey? eine Frage die ohnehin bei mündlich überlieferten Gesängen sehr schwer zu beantworten seyn möchte. Ein altes Factum ist da, wird erzählt, wird gesungen, wieder gesungen, wann zum ersten- oder zum letztenmal? bleibt unerörtert.

Und so wird sich denn auch jene Zeitrechnung serbischer Gedichte erst nach und nach ergeben; wenige scheinen vor Ankunft der Türken in Europa, vor 1358 sich auszusprechen, sodann aber bezogen mehrere deutlich den Hauptsitz des türkischen Kaisers in Adrianopel; spätere fallen in die Zeit, wo nach Eroberung von Belgrad die türkische Macht den Nachbarn immer südlicher wurde; zuletzt steht man in den neuesten Tagen, Türken und Christen bei dicht durcheinander leben; durch Handel und Liebesabenteuer wechselseitig einwirkend.

Die ältesten zeichnen sich bei schon bedeutender Cultur durch abscheulich barbarische Gesinnungen aus; es finden sich Menschenopfer und zwar von der widerwärtigsten Art. Eine junge Frau wird eingemauert, damit die Feste Scutari erbaut werden könne, welches um so roher erscheint, als wir im Orient nur gewirbte Bilder gleich Talismanen an geheimgehaltenen Orten in den Grund der Burgen eingelegt finden, um die Unüberwindlichkeit solcher Schutz- und Trutz-Gebäude zu sichern.

Von kriegerischen Abenteuern sey nun billig vorerst die Rede. Ihr größter Held, Marko, der mit dem Kaiser zu Adrianopel in leidlichem Verhältniß steht, kann als ein rohes Gegenbild zu dem griechischen Herculos, dem persischen Rustan auftreten, aber freilich in scythisch höchst barbarischer Weise. Er ist der oberste und unbedingteste aller serbischen Helden, von gränzenloser Stärke, von unbedingtem Wollen und Vollbringen. Er reitet ein Pferd hundert und funfzig Jahre und wird selbst dreihundert Jahre alt; er findet zuletzt bei vollkommenen Kräften und weiß selbst nicht wie er dazu kommt.

Die frühsten dieser Epochen sieht alle ganz heidnisch aus, die mittleren Gedichte haben einen christlichen Anstrich; er ist aber eigentlich nur kirchlich. Gute Werke sind der einzige Trost dessen, der sich große Unthaten nicht verzeihen kann. Die ganze Nation ist eines poetischen Aberglaubens, gar manches Ereignis wird von Jugend durchschichten, dagegen keine Spur eines Satans; rückkehrende Todte spielen große Rollen; auch durch wunderliche Abnungen, Weissagungen, Vorbestimmungen werden die wirklichen Menschen verschränkt.

Ueber alle jedoch und überall herrscht eine Art von unvernünftiger Gottheit. Durchaus waltet ein unwiderstehlich Schicksalsseyn, in der Einöde hausend, Berg- und Wälder bewohnend, durch Ton und Stimme Weissagung und Befehl erdröhnend, Wila genannt, der Eumeniden vergleichbar, aber auch manchmal in Frauengestalt erscheinend, als Jägerin höchst schön gepriesen, endlich sogar als Weltzusammenreim geltend: im allgemeinen aber von den ältesten Zeiten her wie überhaupt alles sogenannte Schicksal, das man nicht zur Rede stellen darf, mehr schadend als wohlthätig.

In der mittlern Zeit haben wir den Kampf mit den überhand nehmenden Türken zu beachten bis zur Schlacht vom Amselfelde 1389, welche durch Verrath verloren wird, worauf die gänzliche Unterjochung des Volkes nicht ausbleibt. Von den Kämpfen des Czerni Georg sind wohl auch noch dichterische Denkmale übrig geblieben; in der allerneuesten Zeit schließen sich die Stoffe zu der Serbien unmittelbar an; zwar in türkischer Sprache, aber im allgemeinen Sinn ungefähr wie Nationen, die sich nicht in sich selbst zu gründen und gegen benachbarte Macht nicht ins Gleichgewicht zu setzen geeignet sind.

Die Liebeslieder, die man aber auch nicht einzeln, sondern in ganzer Masse an sich heran nehmen, genießen und schätzen kann, sind von der größten Schönheit; sie verkünden vor allen Dingen ein ohne allen Rückhalt vollkommenes Genügen der Liebenden an einander, zugleich werden sie geistreich, scherzhaft anmuthig, gewandte Erklärung, von einer oder von beiden Seiten, überrascht und ergetzt; man ist klug und fein, Hindernisse zu besiegen, um zum ersehnten Besitz zu gelangen, dagegen wird eine schmerzlich empfundene unfreiwillige Trennung auch wohl durch Aussichten über das Grab hinüber beschwichtigt.

Alles was es auch sey ist kurz, aber zur Genüge dargestellt, mussens eingeleitet durch eine Naturschilderung, durch irgend ein landschaftliches Gefühl oder Ahnung eines Elementes. Immer bleiben die Empfindungen die wahrhaftesten. Ausschließliche Zärtlichkeit ist der Jugend gewehrt, das Alter verschmäht und verlästert, allzu willige Mädchen werden abgelehnt und verlassen, dagegen erweist sich auch wohl der Jüngling flüchtig gegen Vorspund, mehr seinem Pferd als seiner Schönen seine Vorsorge zugethan. Hält man aber ernstlich und treulich zusammen, so wird gewiß die unwillkommene Herrschaft eines Freundes, oder sonstiger Verwandten, wenn sie Wahl und Neigung stört, mit viel Entschlossenheit vernichtet.

Solche Verläufe werden jedoch nur an und durch sich selbst erkannt, und es ist schon gewagt die Mannigfaltigkeit der Motive und Wendungen, welche wir an den serbischen Liebesliedern bemerken, mit wenig Worten zu schildern, wie wir gleichwohl in folgendem, zu Anregung der Aufmerksamkeit, zu thun uns nicht verfangen.

1) Sittsamkeit eines serbischen Mädchens, welches die schönen Augenwimpern niemals aufschlägt. Von unmittelbarer Schönheit. 2) Scherzhaft leidenschaftliche Verwünschung eines Geliebten. 3) Morgengefühl einer

aufwachenden Liebenden. Der Gott der schläft so fest, sie scheut sich ihn zu wecken. 4) Scheiden zum Tode; wunderbar: Rose, Becher und Schwert. 5) Satzung: wo durch die Pest verwüstet. 6) Verwünschung einer Mutter gegen. 7) Uebersinnliches, sinnlich: Märchenim Garten. 8) Freundschaft, der Verletzte gerächt durch zwei Nachtigallen, welche ihren dritten Gefährten vermissen. 9) Sehnsuchtsvoll, über ein erwachtes Mädchen; drei Wochen sind vergangen. 10) Jammer Sinnlich: Schönheit, der als Bräutigam seine Geliebte einem Dritten anführen soll. 11) Unbesonnenheit; ein Mädchen erwählt ihren Geliebten als spielende Bach durch den Hof zu fließen. 12) Jahreszeit, gut und recht. 13) Befragt um den Geliebten will das Mädchen nicht singen, um nicht traurig zu scheinen. 14) Klage über Umkehrung der Sitten, daß der Jüngling die Mutter frei, die Alt die Jungfrau. 15) Klage eines Jünglings, daß die Mutter der Tochter zu viel Freiheit gebe. 16) Das Mädchen schickt den Bräutigam der Mutter. 17) Betrauriche Strafe Gefangenschaft des Mädchens mit dem Pferde, das ihr seines Herrn Neigung und Absichten verräth. 18) Flucht dem Treulosen. 19) Weinenden und Sorge. 20) Die Jugend dem Alter vorgezogen, auf gar lieblich Weise. 21) Unterschied von Geschenk und Ring. 22) Hirsch und Reh. Die Wahrheit trifft den liebkosenden Hirsch. 23) Mädchen verachtet ihren Bruder, um den Liebsten zu erlangen. 24) Mädchen will den Ungeliebten nicht. 25) Die schöne Kellnerin; der Geliebte ist nicht mit unter den Gästen. 26) Liebevolle Rast nach Arbeit, sehr schön! es holt Vereinigung aus mit dem Hochzeitabend. 27) Gebundenes Mädchen, Gratulation zum Erlösung. 28) Irrische Verwünschung, über ein gewissen Augen und der ungetreuen Liebhaberin. 29) Warnung der kleinen Mädchen und spröder Knabenlein. 30) Farben und zarte Andeuten der Schönen. 31) Welches Gewächs wird der Braut Kranz sein? 32) Liebesfreuden verschwatzt. 33) Tanz im Tode; vom Grabe aufblühende Pflanzen. 34) Abhaltung; die Fremde fesselt den Bruder, der die Schwester zu besuchen gehört. 35) Der Liebende kommt aus der Fremde, beobachtet sie am Tage, überrascht sie zu Nacht. 36) Im Schnee geht das verlassene Mädchen, sucht aber nur das erblickte Herz. 37) Drei Mädchen wünschen, Ring, Gürtel, den Jüngling. Die letzte hat das beste Theil erwählt. 38) Schwur zu entbehren, Reue deshalb. 39) Stille Neigung; höchst schön. 40) Die Gemüthe, früher den Wiederkehrenden liebend. 41) Hochzeit-Anstalten, Ueberraschung der Braut. 42) Eilig nächtlich. 43) Gehinderte Liebe, verwirrte Herzen. 44) Herzog Stephans Braut hintangesetzt. 45) Welches Denkmal dauert am längsten? 46) Klein und geehrt. 47) Gottes über alles, über Vater, Mutter und Brüder, an den gerichtet den Gemahl. 48) Tödtliche Liebeskrankheit. 49) Rath und verlassen. 50) Wen nahm sich das Mädchen zum Vorbilde? 51) Mädchen als Fahnenträger. 52) Die gefangene bald befreite Nachtigall. 53) Serbische Schönheit. 54) Locken wirkt am augenblicklichsten. 55) Belgrad in Flammen.

Von der Sprache nunmehr mit wenigem das Nöthige zu melden, das seine besondere Schwierigkeit.

Die slavische theilt sich in zwei Hauptdialekte, den nördlichen und südlichen. Dem ersten gehört das Russische, Polnische, Böhmisch, dem letzten fallen Slovenen, Bulgaren und Serben zu.

Die serbische Mundart ist also eine Unterabtheilung des südslavischen Dialekts, sie hat noch in dem Munde von fünf Millionen Menschen und darf unter allen südslavischen für die kräftigste gehalten werden.

Aber eine Sprache pflegt meistens in den Nationen selbst ein Widerspruch, zwei Personen haben so gut einander und zwar feindseligmachen:

Die Serben besitzen eine alte Bibelübersetzung aus dem neunten Jahrhundert, geschrieben in einem veralteten Dialekt, dem altpannonischen. Dieser wird nun von der Geistlichkeit und allen die sich den Weltschein geben wollen, als Sprachmuster und Muster angesehen; sie bedienen sich desselben im Reden, Schreiben und Verhandeln, fördern und begünstigen ihn; dagegen halten sie sich entfernt von der Sprache des Volks, schämen sie sich abgeleitet von ihnen und als Verderb des schönen trefflichen Idioms.

Wer achtet man aber diese Sprache des Volks genauer, so erfindet sie in ursprünglicher Eigenthümlichkeit, von jener im Grunde verschieden und in sich selbst lebendig, allem Anschein des widrigsten Wirkens und eben so poetischer Durchdringung empfindet. Die in derselben verfaßten Gedichte sind es, von denen wir sprechen, die wir lieben, die aber von jenem verachtet, dem Adel der Nation gering geschätzt werden; bestrebten sie sich niemals aufgeschrieben noch weniger abgedruckt werden. Daher rührte denn auch die Schwierigkeit sie zu erlangen, welch viele Jahre unüberwindlich schien, deren Ursache uns aber jetzt erst, da sie gehoben ist, offenbar wird.

Um nun von meinem Verhältniß zu dieser Literatur zu reden, so muß ich vorerst gestehen daß ich keinen der slavischen Dialekte, unerachtet mehrerer Gelegenheiten, mir jemals eigen gemacht noch studirt und also von alle Originalliteratur dieser großen Volksschaften völlig abgeschlossen bleib, ohn jedoch den Werth ihrer Dichtungen, insofern solche zu mir gelangten, jemals zu verkennen.

Schon sind es fünfzig Jahre, daß ich den Klagegesang der alten Frauen Asan Aga überlebte, der sich in den Abbate Fortis Reisen, auch von da in den Herderischen Notizen der Gräfin Rosenberg finden lieb. Ich übertrug ihn nach dem holperigten Französischen, mit Abnung des Rhythmus und Beachtung der Wiederholung des Originals. Gar manche Stimmung erhielt ich auf solche Art, Anfragen sodann von Gedichten sämmtlicher slavischen Sprachen; jedoch nur einzeln sah ich sie vor mir, weder einen Hauptumriß konnt' ich fassen noch die Abtheilungen charakteristisch fordern.

Was nun aber die serbischen Gedichte betraf, so blieb ihre Mittheilung aus eben gemeldeter Ursache schwer zu erlangen. Nicht geschrieben, sondern durch mündlichen Vortrag, den ein sehr einfache Saiteninstrument, Guslé genannt, begleitet, waren sie in den niedern Kreisen der Nation erhalten worden; ja als ereignete sich der Fall, als man in Wien von einigen Serben verlangte dergleichen Lieder zu diktiren, daß diese Geschäft abgeschlagen wurde, weil die guten einfachen Menschen sich keinen Begriff machen konnten, wie man ihre kunstlosen im eigenen Vaterlande noch gedichteten Männern verachteten Gesänge einigermaßen hochschätzen könne. Sie fürchteten sich vielmehr daß man diese Naturlieder mit einer ausgebildeten deutschen Dichtkunst ungünstig vergleichen und dadurch den rohern Zustand ihrer Nation spöttisch kund zu geben gedenke. Von dem Gegentheil und einer ernstlichen Absicht überzeugte man sie durch die Aufmerksamkeit der Deutschen auf jenen Klagegesang, und mochte denn weit auch durch gute Beyträge die längstersehnte Mittheilung, obgleich nur nach einzeln, hin und wieder erlangen.

Alle diese war jedoch von keiner Folge, wenn nicht ein tüchtiger Mann Namens Wuk Stephanowitsch Karadschitsch, geboren 1787 und erzogen an der Save, da wo Serbien und Bosnien, mit seiner Muttersprache die auf dem Lande weit reiner als in der Städte sprache die auf dem Lande weit reiner als in der Städte sprache die auf dem Lande weit reiner als in der Städte s

dem größten Fleiß in dieſer Sache und gab im Jahr 1811 in Wien eine ſerbiſche Grammatik an den Tag und zugleich ſind ſchon Bruchſtücke hundert an der Zahl. Gleich damals erhielt ich ſie mit einer deutſchen Ueberſetzung, und ſeiner Ermunterung fand ſich nunmehr im Original; allein wie ſehr ich auch die Sache werth hielt, wie ſehr ſie mich erfreute, ſo konnt' ich doch zu jener Zeit noch zu keinem Ueberblick gelangen. In dieſen Nationen ſich die Anfangsverhältniſſe vervielfältigen, und die Entwickelung ſchien auf neue Vereinigung zu deuten; ich hatte mich nach Oſten gewendet und meinte in ſlaviſcher Abgeſchiedenheit eine Zeit lang entfernt von Weſten und Norden.

Nun aber enthüllt ſich dieſe langſam reifende Angelegenheit immer mehr und mehr. Herr Wuk begab ſich nach Leipzig, wurde in der Bevölkerungsſtatiſtiſchen Offizin den Bänden lieber heranzugehn, von deren Gehalt oben geſprochen worden, ſodann Grammatik und Wörterbuch durchzuſehen, wodurch denn dieſes Feld dem Kenner und Liebhaber um vieles zugänglicher geworden.

Auch brachte des werthen Mannes Aufenthalt in Deutſchland denſelben in Berührung mit vorzüglichen Männern. Bibliothekar Grimm in Kaſſel ergriff mit der Gewandtheit eines Sprachgewaltigen auch das Serbiſche; er überſetzte die Wukiſche Grammatik und begabte ſie mit einer Vorrede die unſern obigen Mittheilungen zum Grunde liegt. Wir verdanken ihm bedeutende Ueberſetzungen, die in Sinn und Sylbenmaß jenes Nationelle wiedergeben.

Auch Prof. Vater, der gründliche und zuverläſſige Forſcher, nahm ernſtlichen Theil, und ſo nicht uns bisher ſtund gebliebene und gewiſſermaßen zurückſchreitende Studium immer näher.

Auf dieſem Punkt nun wie die Sachen gekommen ſind, konnte nichts erfreulicher ſeyn als daß ein Frauenzimmer von beſondern Eigenſchaften und Talenten, mit den ſlaviſchen Sprachen durch einen frühern Aufenthalt in Rußland nicht unbekannt, ihre Neigung für die ſerbiſche entſchied, ſich mit gutmüthigſamſter Thätigkeit dieſem Lieder-Schatz zuwendete und jener langwierigen Säumniß durch eine reiche Beſitzung ein Ende machte. Sie überſetzte, ohne äußern Antrieb, aus innerer Neigung und Gutachten, eine große Maſſe der vorliegenden Gedichte und wird in einem Quartband ſo viel derſelben zuſammenfaſſen als man braucht um ſich mit dieſer ausgezeichneten Dichtart hinreichend bekannt zu machen. An einer Einleitung wird's nicht fehlen, die das was wir vorläufig hier eingeleitet, genauer und umſtändlicher verlege, um einen wohlen Antheil dieſer verdienſtvollen neuen Erſcheinung allgemein zu fördern.

Die deutſche Sprache iſt dazu beſonders geeignet, ſie ſchließt ſich an die Idiome ſämmtlich mit Leichtigkeit an, ſie entlaßt allem Eigenſinn und fürchtet nicht das man ihr Ungewöhnliches, Unanſtändiges vorwerfe; ſie weiß ſich in Worte, Wortbildungen, Wortfügungen, Redewendungen und was alles zur Grammatik und Rhetorik gehören mag, ſo weit zu finden, daß wenn man auch ihren Autoren bei ſelbſtigenen Productionen irgend eine ſeltſamliche Kühnheit vorwerfen möchte, man ihr doch verzeihen wird, ſie dürfe ſich bei Ueberſetzung dem Original in jedem Sinne nahe halten.

Und es iſt keine Kleinigkeit wenn eine Sprache dies von ſich rühmen darf: denn müſſen wir es gar höchſt dankenswerth achten, wenn fremde Völkerſchaften dasjenige nach ihrer Art ſich anbilden, was wir ſelbſt innerhalb unſeres Kreiſes Origin ins hervorgebracht, ſo iſt es doch nicht von geringerer Bedeutung, wenn Fremde auch das Anheimliche bei uns zu ſuchen haben. Wenn uns eine ſolche Annäherung ohne Affectation wie bisher nach mehrern Seiten hin gelingt, ſo wird der Ausheimiſche in kurzer Zeit bei uns zu Markte gehen müſſen, und die Waaren, die er aus der erſten Hand zu nehmen beſchwerlich findet, durch unſere Vermittlung empfangen.

Um alſo nun dem Allgemeinen das Beſondere zurückzuerobern, dürfen wir ohne Bedenken behaupten, daß die ſerbiſchen Lieder ſich in deutſche Versarten beſtanden ſo glücklich anbilden. Wir haben mehrere Beiſpiele vor uns. Mit Stolberg'ſchen überſetzt uns zu ſiehe mehrere derſelben wörtlich. Grimm auf ſeinem Wege war geneigt ſo im Sylbenmaße herauszufallen; auch Vaters ſind mit Dank ſchuldig, daß er uns das wichtigſte Gedicht: die Hochzeit des Mairan Gernajewitſch, im Versmaße proſaiſch näher brachte, und ſo verdanken wir denn auch der raſchen unmittelbar einwirkenden Theilnahme unſerer Freundin ſchon eine weit zu Umſicht die, wie wir hoffen, das Publikum bald mit uns theilen wird.

Volkslieder der Serben,
überſetzt von Fräulein von Jakob.

Göttingiſche gelehrte Anzeigen, Stück 192.

Grimm's Recenſionen.

Anzug daraus.

Die Lieder nahe zu unüberſetzlich.

Glückwunſch zu dieſer Ueberſetzung.

Aufmunterung, ja Aufforderung an alle Gebildeten, ſie zu leſen.

Betrachtung des Ueberſetzens.

Lob der erſten Ueberſetzer.

Kehre zum Original.

Wunſch es ſeiner Nation bekannt und angenehm zu machen.

Furcht vor den Eigenthümlichkeiten ſeiner Nation.

Annäherung bis zur Untreue, ſo daß das Original nicht mehr kenntlich iſt.

Vergleichung älterer und neuerer deutſcher Ueberſetzungen.

Die Sprache gewinnt immer mehr Biegſamkeit ſich andern Ausdrucksweiſen zu fügen; die Nation gewöhnt ſich immer mehr Fremdartiges aufzunehmen, ſowohl in Wort als Bildung und Wendung.

Die Ueberſetzerin hat das Glück in eine ſolche Zeit zu kommen, ſie hat nicht nöthig, ſich vom Original weit zu entfernen; ſie hält am Sylbenmaß und genauen Wortzug.

Erwünſcht, daß die Ueberſetzung in frauenzimmerliche Hände gefallen; denn genau beſehen, ſtehen die ſerbiſchen Zuſtände, Sitten, Religion, Denk- und Handlungsweiſe ſo weit von uns ab, daß es doch einer Art von Einſichtnehmen bei uns bedürfte, um ſie durchaus ganz gut zu machen.

Es iſt nicht wie mit den nordweſtlichen Oſſianiſchen Weltumgebungen, das als gleichlich, epidemiſch und contagiös in ein ſchwaches Jahrhundert ſich herein ſenkte und ſich mehr als billigen Antheil erwarb; dieſes ſüdöſtliche Nationelle iſt hart, rauh, widerborſtig; ſelbſt die beſten Familienverhältniſſe löſen ſich gar bald in Hoß und Parteiung auf.

Das Verhältniß gegen die Europa anfallenden Türken iſt zerſtörend, wie aller ſchwächern Völker gegen das mächtige. Schon fügt ſich ein Theil dem Sieger und Ueberwinder, dieſer werden die kräftigſten Widerſtehenden verrathen, und die Nation, für die ſie Partei genommen, geht unter vor unſern Augen.

Diese unsterblichen Freigeister werden noch mehr verbreitet durch eine viel freiere Religion, durch eine Buch- und Preßfreiheit, wodurch allein barbarische Gewaltthätigkeit Einhalt gethan wird; durch einen selbstständigen thronsteigenden Adel, der die Vorzeit als Boten gelten läßt, durch Menschenopfer Stärke zu feiligen denkt; dem eine Schicksalsgöttin, erst als feine Hand- und Gesichtsstimme, bis zur sichtbaren schönen Jüngerin, bis zum verwandten Wesen, in den wichtigsten Angelegenheiten sprechen muß.

Noch nicht genug. Jetzt haben auf und bestehen unterschiedene Texte; von Gegyln läßt sich die und da etwas bilden, aber unmöglich, und wir gestehen es ein freier und heller Blick zu thun.

Dagegen finden wir einen absoluten monstrosen Helden, kurz gebunden, wie irgend einer, der uns, so sehr wir ihn auch anstaunen, keineswegs annehmen mag. Eine unglückliche Mutterpuppe, welche ihr im Gefängniß ungeboren durch freundliche Worte tröstet, ihn befreit und schadenfroh zu Recht teilt mit ihm entwickelt, die er in der Finsterniß lebendig umkommt. Als er aber Mutterns das schwarze Gesicht und die blanken Zähne gewahr wird, stößt er ohne weiteres den Säbel und haut ihr den Kopf ab, der ihm schon noch Barmherzigkeit ruft. Scharfrichter wird er durch die Kirchen und Klöster, die er darauf ewig flüchtet, die Gattheit und unsre Geduld auf's Aeußerste versucht. Nun freilich imponirt er uns, wenn wilder verfolgt. Endlich gar Bogdan durch seinen Geisterstab zurückkommt, so daß jener nichts weiß, der mit ihm zu thun hat, und will, wenn er die Welt selbst beschädigt und sie Wichtiges und That zurückzunehmen genöthigt. Wir können uns die Art von Bindung, die das Unbedingte in der Erscheinung immer abzwingt, nicht verfassen, aber wohlthuend ist es uns so wenig als seine Gegnerin.

Alles in sie ist zwar als charakteristisch, aber nicht zu Ungunsten von uns aufgestellt; ich will nur dadurch noch einleuchtender machen, wie es uns zum größten Vortheil gereiche, daß diese barbarischen Gedichte durch den Sinn und die Feder eines deutschen talentvollen Frauzimmers durchgegangen. Was sie auszudrücken konnte, wird uns nicht mißbeurtheilig sein; was sie mittheilen wollte, werden wir dankbar anerkennen.

Jene strenge Darstellung soll eigentlich nur den deutschen Leser auf einen ernsten Inhalt des Buches vorbereiten; denn selbst die zarten Liebesgedichte von der größten Schönheit haben einen Fremden, und die Heldengedichte, wenn sie gleich von den kräftigsten menschlichen Empfindungen durchflochten sind, halten sich von uns immer in einer gewissen Entfernung.

Hier ist also der Fall, wie mit dem Deutschen wie auch dem auswärtigen gebildeten Publikum zumuthen können, nicht etwa auf eine sentimentale Weise jene der cultivirten Welt als exzentrisch erscheinenden Zustände sich aneignen zu wollen, sich einen Genuß nach besonderer Art vorzubilden; nein! wir verlangen, daß wir es mögen, jene Sitten auf ihrem rauhen Grund und Boden, und zwar als geschähe es vor einigen hundert Jahren, als wäre es persönlich zu besuchen, unsre Einbildungskraft mit diesen Zuständen zu beleben und uns zu einem freiern Urtheil immer mehr zu befähigen.

Strengere Forderungen an die Uebersetzung.

Klagen nach Jahren erhöht werden.

Das Innerlichste, Geheime, Geistige ist das Mißschmeckendste des Aeußerlichen.

Steigerung der Uebersetzungsforderungen.

Von der lautlosen Art bis zur strengen Observanz.

Mängel beider.

Die letzte treibt uns unbedingt zum Original.

Anlockung für Fremde, Deutsch zu lernen; nicht allein der Verdienste unsrer eigenen Literatur wegen, sondern weil die deutsche Sprache immermehr Vermittlerin werden wird, indem alle Literaturen sich in ihr vereinigen.

Und so können wir sie ohne Dünkel empfehlen.

Wer seit einem halben Jahrhundert die schiefen Urtheile der übrigen europäischen Nationen über unsre Literatur beobachtet hat und sie nach und nach durch theilnehmende unsichtbare Ausländer berichtigt sieht, der darf mit einiger nationellen Selbstzufriedenheit aussprechen, daß jene Nationen in gewissen Flächen ihre Bornirtheit abgelegt und zu einer freieren Ansicht gelangt sind, als sie wir uns und unsern treuen Bemühungen mehr und mehr bekannt werden.

Man mißkennt der französischen Sprache nicht ihre Conversations- und diplomatische Allgemeinheit; in dem oben angedeuteten Sinne muß die deutsche sich nach und nach zur Weltsprache erheben.

Der zweite Theil der Uebersetzung serbischer Gedichte, den wir dem anhaltenden gründlichen Fleiß unsrer jungen Freundin verdanken, sollte mir Anlaß geben über die so auch nur sehr schätzenswerthe Nationalpoesie meine Gedanken zu eröffnen. Auch hatte ich schon manches deshalb zurecht gelegt, als ich in den Göttingischen Anzeigen No. 197, Jahr 1826, eine Recension fand, welche mich aller weitern Aeußerung überhebt. Sie ist von dem gründlichen Sprachkenner verfaßt, der eben so gut das allgemeine Organ wodurch wir uns mittheilen, als das dadurch Mitgetheilte zu schätzen weiß. Nachträglich aber darf ich Folgendes bemerken:

Die serbischen Lieder, freilich nach vielfältigen Andeutungen und Betrachtungen in Stillen, werden uns auf einmal durch verschiedenartige Uebersetzungen bekannt, welche sich sonst in einer Nation nur nach und nach zu entwickeln pflegen. Ueber die sonst gewöhnliche Recommendation, wie sie vor funfzig Jahren noch nöthig war, wo man seinem Beyfalle alles Mitzutheilende so nach Geschmack und Gutmeinen zurichten und anrichten mußte, um einigermaßen dem Fremden Eingang zu verschaffen, hat uns eine höhere Cultur hinausgehoben, und wir sehen nun, neben der ernst und streng an das Original sich haltenden Uebersetzung des Herrn Grimm, einen bei aller Hochachtung für das Original, mit freier Heiterkeit überfließenden Vortrag der Fräulein von Jakob, durch welche wir schon in Masse die tüchtigsten Heldengesänge und die zartesten Liebeslieder als unser deutsches Eigenthum ansehen können. Nun tritt Herr Gerhard hinzu, mit großer Gewandtheit der Rhythmik und des Reimes, und bringt uns leichtfertige eigentliche Lieder für den Kreis des Gesanges.

Wenn die beiden ersten Dichtarten den Vortrag eines einzelnen Rhapsoden oder den eines geschulten Alkirsingers voraussetzen, so gelangen wir hier zum lustigen Gesammtsing und treffen das Vaudeville, das nicht allein durch einen sinnig wiederkehrenden Refrain Einbildungskraft und Gefühl zusammen hält, sondern auch in sinnlichen, ja sinnigen Klängen die Stimmlichkeit und was ihr anhaftet, erregt, und sie zu einem gemeinsamen Taumel aufbeflügelt.

Dieß ist das Erdtheil der geselligen Franzosen, worin sie sich von jeher überschwänglich ergingen, und worin neuerer Zeit Beranger sich meisterhaft erweist, wir müssen sagen musterhaft, wenn er nicht gerade, um so ein trefflicher Poet zu seyn, alle Nüchternheit die man einer gebildeten Welt schuldig ist, durchaus abläugnen müßte.

Auffallend mußte hiebei seyn, daß ein halbrohes Volk

mit dem durchgebildetsten gerade auf der Stufe der leichtfertigsten Lyrik zusammentrifft, wodurch wir uns aber mehr überzeugen, daß es eine allgemeine Weltpoesie geben und sich noch Umständen hervorthun, welche Gegenstand noch Form braucht überliefert zu werden, überall wo die Sonne hinscheint ist ihre Entwicklung gewiß.

Diese Andeutungen fortzusetzen enthalten wir uns gegenwärtig, die Schätze der serbischen Literatur werden schnell genug deutschen Gemüthern werden und wir behalten uns vor, sobald noch mehreres zur Kenntniß gekommen, unsere Gedanken weiter mitzutheilen.

So weit waren wir gelangt, als uns die angenehme Nachricht zukam, daß Herr Gerhard unter dem Titel: Wila, eine neue Sammlung serbischer Volkslieder zunächst herausgeben werde. Da nun hier der sprach- und sinnkundige Mann diese Angelegenheit zu fördern sich abermals genigt erweist, so zweifeln wir nicht, er werde die Aufforderung, die wir zunächst an ihn erlassen, freundschaft aufnehmen und sein Talent in dieser Angelegenheit fernerhin bethätigen.

Das Neueste Serbischer Literatur.

Simeon Milutinowitsch, ein für die Poesie seiner Nation wie für die dichterischen Erzeugnisse der unsrigen gleich empfänglicher Mann, gegenwärtig 55 Jahre alt, war früher als Schreiber bei dem Senate in Belgrad angestellt, vertauschte aber, als Czerny Georg seine Brüder zu den Waffen rief, die Feder mit der Flinte und dem Handschar. Er focht in beiden Befreiungskriegen unter Georg und Miloesch für die Freiheit seines Vaterlandes, wanderte, als dieses dem türkischen Joche sich wieder schmiegen mußte, nach Rußland, fing dort an die Heldenthaten der vorzüglichsten Bojaren dichterisch zu beschreiben, und kam über Rußland und Polen nach Leipzig, um daselbst, unterstützt vom Fürsten Miloesch, in der Breitkopf- und Hertel'schen Offizin, wo er wußte daß sein Freund Vuk Stephanowitsch die serbischen Volkslieder drucken ließ, ein von ihm dagegenes Gedicht gleichfalls der Presse zu übergeben. Er hat es nun vollendet und es liegt ein Exemplar, in vier kleinen Duodezbänden, vor mir.

Die serbische Einfalt und Biederkeit, die seiner Nation eigen, bezeichnet ihn wie sein Gedicht. Er hat es Serbianeis genannt, und es enthält, in zwölf Gesängen zu 10 bis 12 Tausend Oktaven oder Heldenliedern, eine epische Schilderung der Auferstehungskriege Serbiens, deren wichtigste Momente er als Augenzeuge am besten darzustellen vermochte.

Der wackere Verfasser hat auf theilnehmendes Ansuchen uns den vollständigen Inhalt seines Gedichtes ausführlich mitgetheilt, wir finden das Ganze bei prüfender Uebersicht höchst merkwürdig, und es ist vielleicht das erste Mal daß eine alte Volksliteratur sich durch so lange Zeit in Sinn und Ton durchaus gleich bleibt. Wir wünschen daß dieses Gedicht übersetzt, und zwar von Herrn Gerhard übersetzt werden möge, der sich die Denk- und Lebens-Weise, worin diese Nation gewirkt ist, genugsam bekannt gemacht hat.

Es erscheint als etwas ganz Eigenes daß wir den Czerny Georg und seine Gehülfen in eben dem Conflict mit dem Türken sehen, in welchen wir nun die Griechen verwickelt finden. Höchst interessant war uns die Aehnlichkeit und den Unterschied beiderlei Aufstands gegen verjährte Usurpation zu erkennen. Und so bleibt uns dieses Gedicht, in wie weit wir uns damit beschäftigen konnten, höchst merkwürdig als Weltbetrachtung oft versuchten Beistandes, interessant durch die schönen Charaktere der Hauptunternehmer. Ironisch aber ist auch hier der Anblick ungeistlicher Mittel, durch Vertrauen auf größere Machtanstalten für Augenblicke zu übernatürlicher Kraft erhöht, und am Ende dennoch gewöhnlich verwendet.

Wir freuen uns im voraus auf die Zustimmung des schwarzen Georg von dem wiedererwachten Markt, wie sie sich in diesen Gedichten nahezu mit bisheriger Zurückhaltsamkeit wird darstellen lassen.

Schließlich wenden wir uns noch mit dem freundlichen Gruße an die drei von uns gerühmten Dichter, mit an diesem schönen Gedicht uns sprechen zu wollen und: Herr Grimm, Fräulein von Jakob und Herr Gerhard möchten, jedes in seiner Art, nicht nachlassen, diese so wichtige als angenehme Sache muthig zu fördern.

Nationelle Dichtkunst.

Die serbische Poesie hat sich, nach einem funfzigjährigen Zaudern, manchen eingeleiteten aber stockenden Versuchen, endlich in den Literaturen des Westens dergestalt ausgebreitet, daß sie weiter keiner Empfehlung bedarf und sogar eine Angabe der Neuheit fast überflüssig scheint.

Herrn Gerhards Wila, als der dritte und vierte Theil der Gedichte dieses leicht auffassenden und glücklich wiedergebenden Talents, ist in jedem Sinne höchst merkwürdig. Schon deutet sich die beschränkte Mythologie dieser Halbbarbaren mannigfaltiger aus; erst hatten wir eine vielfach erscheinende Wila, nun zeigen sich deren zwei, schon findet man das geheimnißvoll Fördernde und Hindernde, das Rührende und Schadende in Einem geistigen Wesen zu denken nicht mehr verträglich, sondern es treten schon untergeordnete begünstigende Wilen hervor, und so wird nach und nach die Fabelwelt dieser Nation ziemlich geistesstark bevölkert.

Zu dem Begriff eines höchsten göttlichen Wesens aber scheint sie sich nur kärglich erheben zu können, und die Rolle des Satans mögen ihre unbeträchtlichen Helden, ein Bogdan, ein Marko, gelegentlich wohl gern selbst übernehmen. Indessen wird auch ihre Heldensage vor unserer Einbildungskraft immer weiter und weiter, indem er sich nach den Verfahren zu richten, indem uns die Väter, die Ahnen, die Ahnen der uns bisher schon bekannten halbbarrig unbekannteren Heiden würdig dastehen.

Doch dürfen wir uns in das Verhältnißliche der Sache tiefer einzugehen nicht verlocken lassen, nur bemerken wir, daß eine eigene wunderliche Dichtart sich hier vernehmen läßt. Es sind sehr artige romanzenartige Lieder herumziehender heidnischer Mädchen und Kinder, an welche der Deutsche in der neuern Zeit durch des Knaben Wunderhorn schon erinnert werden. Diese aber wurden persönlich in eine vorzeitgemäße Epoche versetzt, wo wir als Kinder den vermummten drei Königen, so dann den Fastnachtssängern, endlich auch den im Frühling Schwalben Verkündenden mit wohlwollender Neugierde Pfennige, Butterstemmeln und gemalte Eier zu reichen das Vergnügen hatten. Von allem diesem

schränt war noch der Gemüthsruhe übrig zu sein, der aber eine freudige Form angenommen hat.

Die frei nachgebildeten Lieder bieten wie die früheren Wort und Versprechen, sie sind zu uns herüberzuführen und wir werden dadurch an manche in freyer Gesellschaft, bei traulichen, weil auch bei Festmahlen, erinnern zu lassen nicht verfehlen; hier ist eine gelegentliche Anregung an unsere gebildeten Componisten.

Auch Fräulein von Jakob führt kurz sich um die serbische Dichtkunst verdient zu machen; sind doch die Deutschen längst gewohnt mehr als Einen Uebersetzer älterer und neuerer Werke aufzuweisen zu haben.

Gewiß, Freundin hast uns wohl schon abermals einige deiner Uebersetzungen mitgetheilt, die wir, wenn uns der Platz nicht gebräche, gar gern hier aufführen möchten; sie hält sich fest an der Stelle, die sie früher schon behauptet, und kennt genau die Vorzüge, welche uns der unmittelbar darstellenden Art entspringen, die uns gerad in die Gegenwart des Erzählten versetzt.

Es ist dieß ein Eigenthümliches, welches wohl empfunden sein will, und durch das Ganze durchgehen muß, aber höchst wichtig, weil der poetische Vortrag sich dadurch zum eigentlich und einzig von dem geschichtlichen unterscheidet.

Servian popular poetry,

translated by John Bowring.

London 1827.

Wie es uns mit schönen geliebten Personen ergeht, die uns immer mit neuem Reiz überraschen, so oft wir sie in einem andern Kleid unvermuthet wieder erblicken, so war es auch mit zu Muthe als ich die bekannten und anerkannten serbischen Gedichte in englischer Sprache wieder las. Sie schienen ein neues Bedürfniß erweckten zu haben; es waren dieselbigen Gestalten, aber wie in einem andern Gewande.

Herr Bowring hat uns schon im Jahr 1821 ebenfalls mit einer russischen Anthologie beschenkt, wodurch wir mit jenen entfernten östlichen Talenten, von denen uns eine weniger verbreitete Sprache scheidet, näher bekannt werden. Nicht allein erhalten dadurch berühmte Namen eine lebendigere Bedeutung, sondern wir kennen auch daraus einen Mann, der uns schon längst durch Lieb' und Freundschaft verwandt war, Herrn Schukowsky, näher kennen und ihn, der uns bisher in seinen Gedichten freundlich und ehrend verpflichtet hatte, auch in der weitern Ausdehnung seines poetischen Ernstes lieben und bewundern.

Allen denen welche nun auch erwünscht ihre Blicke wenden, und den Eigenthümlichkeiten der slavischen Dichtkunst ihre Aufmerksamkeit schenken, dürfen wir diese beiden Sammlungen gar wohl gelegentlich empfehlen.

Böhmische Poesie.

Da wir hoffen daß wahre Freunde der allgemeinsten Bildung eben belebte Antheilnahme der heroischen Gedichte nachsuchen und sich daraus mit uns überzeugen werden, wie die Productionen andrer slavischen Sprachen unserer Aufmerksamkeit gleichfalls höchst würdig sind: so dürfen wir die uns. Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen hiemit wohl dringend ersuchen, in der durch ihre Sprache herauskommenden Monatschrift, wovon zwei Hefte vor uns liegen, die Mittheilung böhmischer Gedichte, und zwar der ältesten sowohl als ihrer Nachbildungen, nicht weniger was in den neuern Formen von Inländern gedichtet werden, fortzusetzen. Es wird dies das sicherste Mittel sein sich mit dem großen deutschen Publikum zu verbinden, indem, was daß einzig betrifft, man zunächst für das Vaterland zu arbeiten bemüht ist.

Die Entdeckung der Königingrätzer Handschrift, die uns ganz unschätzbare Reste der ältesten Zeit bekannt machte, gibt Hoffnung daß derselben sich mehr auffinden werden, um deren Mittheilung wir um so dringender bitten, als sich in dem Volksgesang den solchen nachrichtlichen und erschöpflichen Aufbewahrungen einer bald reifen und doch schon den poetischen Gefühlen offnen Nation nichts ertheilen haben möchte. Indessen danken wir für die Bruchstück aus dem epischen Gedichte Wlasta von Gut Gjon Ebert, nicht weniger für Horimir und sein Roß Semik von Professor Anton Müller.

Einigen der in deutscher Uebersetzung schon so wohlklingenden Sonette von Kollar wünschten wir auch wohl einmal das böhmische Original zur Seite beigefügt zu sehen. Dies würde jenen Wunsch, die slavische Sprachkunde auch in die deutsche Literatur hereinzuführen, befördern und erfüllen helfen.

Amazonen in Böhmen.

Die über kriegerische Frauen in Böhmen mir öfters zugekommen allgemeinen fabelhaften Nachrichten umständlicher zu erforschen und den Gedichte- und Geschichtsfreunden näher zu bringen, habe ich mir folgendes vorgenommen: Libussa mit ihren zwei Schwestern, sie, die jüngste als Königin, die andern beiden als bedeutend im Staate, schienen den Grund zu einem Weiberregiment gelegt zu haben, indem sie sich des günstigen Vorurtheils für die geistigen Vorzüge ihres Geschlechts bedienten und durch Klugheit die Männer zu beherrschen wußten.

Dieses Uebergewicht war zu groß, so daß andere, derbere Männer zuletzt ungeduldig, die Königin sich zu vermählen nöthigten, wodurch aber jene Gynäkokratie hindurchging aufgehoben ward, sondern sich niemehr zur Opposition genöthigt, beschlafen.

Hier mögen nun die von Frauen bei gutem festem Plätze den Rachdurst sehr unbequem gemacht haben, und so lange Krieg und Streit gewährt haben, die endlich die Männerkraft sich wieder in ihre Rechte einsetzt.

Freilich gründen sich diese Gedanken nur auf eine Grundanlage, und wir werden ihnen nicht mehr Werth geben, als insofern alles was sich auf Sagen gründet, doch immer einige Achtung verdient.

Cours de Littérature grecque moderne,

par J. Rizo-Neroulos.

Genève, 1827.

Wer diese wichtige Schrift in die Hand nimmt und sich daraus gründlich unterrichten will, der fange sogleich unten auf S. 67 zu lesen an und fahre fort bis zum Abschnitt auf der 87sten. Hat er vernommen und bedenklich, was der Verfasser auf diesen wenigen Blättern vortrug, hat er geprüft und durch eigenen Geist vervollständigt, was nicht gesagt, aber deutlich genug angedeutet ist: so wird er den Schlüssel zu dem übrigen Werk und zu allem, was sonst über neugriechische Literatur zu sagen ist, sich angeeignet haben. Möge der Vortrag den wir nach unserer Weise denen darbieten, mit Ernst und Beyfall aufgenommen werden.

Gehen wir in die ältern Zeiten des byzantinischen Kaiserthums zurück, so erstaunen wir über die hohe Würde, über den mächtigen Einfluß des Patriarchen von Constantinopel auch auf weltliche Dinge. Thron steht neben Thron, Krone gegen Krone. Hinterstand über dem Scepter; wir sehen Glauben und Eide, Meinung und Rede überall, über alles herrschen. Dann nicht allein die Geistlichkeit, sondern die ganze christliche Welt hatte von den letzten heidnischen Septimen Lust und Leidenschaft überkommen, mit Worten statt Handlungen zu geboren, und statt umgekehrt das Wort in That zu verwandeln, Wort und Redewesse zu Schutz und Schirm als Vertheidigungs- und Angriffswaffe zu benutzen. Welche Verwirrung des öffentlichen Rechts daher entsprungen, welche Verrichtung und Verwirrung dadurch vermehrt worden, ist den Geschichtskundigen nur allzudeutlich; wir aber sprechen dieses nur mit wenigen Worten aus, um schnell zum Anschauen zu bringen: wie die priesterliche Gewalt sich durchaus den Majestätsrechten gleichgestellen gewusst. Als nun in spätrer Zeit die Türken nach und nach das ganze Reich und zuletzt die Hauptstadt überwältigten, fand der neue Herrscher ein großes Volk vor sich, das er nicht vernichten konnte noch wollte, das sich auch nicht sogleich bekehren ließ. Unterthan sollten sie bleiben, Knechte sollten sie werden, aber durch welche Macht waren sie zusammenzuhalten und als Einheit zu fassen?

Da fand man denn gerathen, die alte geistliche Majestät in ihren Formen bestehen zu lassen, um, indem man auch sie unterjochte, der Menge desto gewisser zu seyn. Hieß man aber dem geistlichen Oberhaupt auch nur einen Theil seiner ehemaligen Vorzüge, so waren es noch immer überschwengliche Vortheile, gegenüber Privilegien, die ihm übrig blieben. Durch eine bestimmte Stande wurden Patriarchen und Erzbischöfe gemacht, die letztern auf Lebenszeit. Kein Gouverneur und Pascha durfte sich in geistliche Händel mischen, noch sie vor seine Gerichtsstelle rufen; Patriarch und Synode bildeten eine Art Junta, und was sonst noch zu erwähnen wäre; wovon wir nur bemerken, daß die Güter der unbeerbt sterbenden Geistlichen nicht vom Staate eingezogen wurden, wie das Vermögen der übrigen kinderlos Abscheidenden.

Zwar verfuhren die Ueberwinder folgerecht genug, um allmählich auch die Güter mehrlos zu machen. Die einzeln stehenden Kirchen wurden in Moscheen verwandelt, alle Schulen geschlossen, jeder öffentliche Unterricht verboten; allein die Klöster hatte man bisher bestehen lassen, da denn die Mönche, nach ihrer orientalischen Weise, sich ihren Kirchen und Capellen bekleideten, um Kinder zu versammeln, sie bei gottesdienstlichen Ceremonien mit assistiren zu lassen, ihnen bei dieser Gelegenheit durch Katechisation das Nöthige beizubringen und dadurch Religion und Cultus im Stillen aufrecht zu erhalten.

Hier aber tritt nun eine Hauptbetrachtung hervor, daß schon in der alten byzantinischen Verfassung der Patriarch nicht allein von religiösen Männern, den Priestern und Mönchen umgeben gewesen, sondern daß er auch einen Rath, einen Gerichtshof von Weltgeistlichen um sich versammelt gesehen, welche mit ihren Familien — denn rechtmäßig war ja der Priester, um so mehr der ihm verwandte Laie — von unterschiedlichen Zeiten her einen wohlen Theil bildeten und in strenger Hofordnung eine Stufenreihe von Aemter- und Würden-Stellen einnahmen, denen griechischer Witz zusammengesetzte, vielsylbige Titel unsern Ohren gar wunderlich klingen machten.

Dieser Rath, wie man sie wohl nennen darf, kann die wichtigsten Beschlüsse und also der größte Einfluß in Händen. Die Befugnisse aller Klöster, die Aufsicht darüber, so wie über deren Haushalt, war ihnen übergeben; ferner bildeten sie um den Patriarchen in allen bürgerlichen und weltlichen Dingen ein Gericht, wo Weltliche gefaßt und von wo sie ausgeführt wurden. Dagegen hatte es ihnen auch nicht an Pfründen und Einkünften, die ihnen auf Klöster und sonstige geistliche Besitzungen, sogar auf Inseln des Archipels angewiesen worden.

Dieses große und bedeutende Geschlecht mochte nun viel von seinem Rang und eigenem Werth bei dem Untergange des griechischen Reichs verloren haben; aber was den Personen und Kräften desto mehr abging, versammelte sich ungehindlich um den Patriarchen als um seinen angebornen Mittelpunkt. Und da man diesen gar bald ans Ende der Stadt, in eine geringe unansehnliche Kirche pferchte, wo er sich aber doch gleich eine Wohnung anbaute, versammelten sie sich um ihn und nahmen das Quartier ein, welches dem nahe gelegenen Thore den Zunamen vom Fanal erhielt, wo sie sich anfingen, gegen ihre frühern Zustände, gedrückt und kümmerlich genug mögen dahe seyn haben.

Aber unthätig nicht. Denn die wichtigen Privilegien, welche dem Patriarchen vergönnt waren, schlossen ja auch sie mit ein und forderten, wenn auch in großer Beschränkung, noch ernstlicher als vormals ihre Thätigkeit, welche, durch länger als zwei Jahrhunderte fortgesetzt, ihnen endlich einen höchst bedeutenden Einfluß verschaffte, den Einfluß, den der Geistliche, Diakonie, Unterrichter, Umsichtige, Kühige über denjenigen erlangen muß, der von allen diesen Eigenschaften keine besitzt und von derjenigen Wirksamkeiten keine übt zu eigen gemacht hat. Jenen mußte sich dem ersten Augenblick einer dem tyrannischen Uebermuthe abgetrotzten Gunst alle dringend erbieten, was zur Erhaltung der ganzen nationellen Corporation nur irgend beitragen konnte. Sie, als die Zurückgebliebene bei beim Patriarchen Christlichen, lassen sich abgefordert von ihm nicht beirren, und sie, die in der Gestalt eines großen Weltbegriffs zu einander gehörten, werden sich gewiß in dem Moment der Zerstückelung desto eifriger aufgesucht und zu ergänzen getrachtet haben.

Wenn nun die hohe Geistlichkeit, als Hüterinnlage der letzten Literaturen und Septimen des Heidenthums, alle Ursache und Gelegenheit hatten, die alte Sprache und einiges Wissenschaftliche bei sich zu erhalten und auszubilden; so werden diese Zeilen auch nicht zurückgeblieben seyn, auch neben weltlichem Treiben und

Sorgen auf das was von Unterricht irgend noch möglich war, mitzunehmen gesucht, und sich selbst, um einer solchen Obrigkeit werth zu seyn, in solchen Kenntnissen ausgebildet haben, welche sie, von andern zu fordern hatten, wobei ihnen ihre Verknüpfung mit dem Leben noch von einer andern Seite zu Statten kam.

Die hohe Geistlichkeit hielt fest an der Würde der altgriechischen, durch Schrift überlieferten Sprache, und um so fester, als sie ihre Würde gegen die beträchtliche Menge vertreten musste, die seit geraumer Zeit, besonders aber seit dem abendländischen Einfluß, unter den Krankheiten, Verschlimmerungen und Genesen, sich den flammenden Kinderblicken der abendländischen Sprachen, und stattlicher, geistreicher Fassung und Bewegung, neue Partikeln und Auxiliarien gleichsam stetternd hatte gefallen lassen. Sehen wir doch den Purismus, der eine durch Mengsel entstellte Sprache wieder herzustellen bemüht ist, so streng und zutreiblich verfahren, wie sollten diejenigen, welche ein reines Alt-Herkommliches zu bewachen haben, nicht auch das Gleiche zu üben berechtigt seyn?

Die mit äußerlichen Dingen, mit Benutzung von Gütern beschäftigten Weltgeistlichen waren dagegen genöthigt sich mit dem Volke abzugeben; sie mußten seine Sprache sprechen, wenn sie desto an Unterricht verbreiten wollten, das Organ keineswegs verschmähen, wodurch ein solcher Zweck zuletzt allein zu erreichen war. Denken man ferner die Ausdehnung eines nach und nach sich verbreitenden Schulunterrichts, den sie von dem Hauptsitze aus zu beleben hatten, eine Wirksamkeit die über den Archipel bis zum Berg Athos, nach Larissa und Thessalien hinreichte: so wird man folgern, daß sie überall mit allen Nationen zusammentreffend in fremden Sprachen sich zu üben, an fremden Eigenheiten Theilnahme und Interesse Theil zu nehmen hatten.

Der Geschichtskundige wird diesem stillen, gewissermaßen gehemmen Gang durch zwei Jahrhunderte zu folgen wissen, um nicht für ein Wunder zu halten, daß diese mehrgedrungene Geschlechter, diese von einem abgelegenen Quartier dramatischen Fanarioten, zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auf einmal vom Hofe tüchtig beginnen, an den ersten Stellen des Reichs, als Dolmetscher der Pforte, ja als Fürsten der Moldau und Wallachei hervortreten.

Hier nun glauben wir unserer Einleitung, nach eben ausgesprochener Absicht, genug gethan zu haben und dürfen wohl den Leser auf Seite 23 deuten, wo er die drei Epochen der neugriechischen Literatur angezeigt und sodann ausgeführt zu finden hat. Die erste, von 1700 bis 1750, bezeichnet sogleich entschiedenere Schritte zu einer freieren Bildung. Der Einfluß jener bedeutenden Männer verbreitete das Gefühl der Nationen in hohem Grad. Unter solchem Schutz und Leitung fing ein frisches Licht sich an zu verbreiten, und man suchte besonders das Altgriechische gründlich und reiner zu studiren.

Die zweite Periode von 1750—1800 zeichnet sich besonders aus durch Einführung europäischer wissenschaftlicher Kenntniß. Man übersetzte eine Menge fremder Werke, der Wissenschaft, der Geschichte, der philosophie angehörig; die Schulen vervielfältigten sich, mehrere derselben verwandelten sich in Lyceen und Universitäten. Eine große Anzahl Griechen hatten in Europa studirt, kamen in ihr Vaterland zurück und übernahmen willig das ehrenvolle Geschäft öffentlichen Unterrichts; daher denn dieser Zeitraum als den Wissenschaften gewidmet erscheint.

Die dritte Epoche, datirt vom Anfang des Jahrhunderts, ist ganz modern; der öffentliche Unterricht gewann eine philosophische Richtung; besonders aber studirte man die Sprache, die überlieferte sowohl als die lebendige, mehrdeutscher und gründlicher. Vorzügliche Männer, ihr Vaterland wieder aufzurichten gesinnt, brachten freiere Begriffe in die Unterweisung, und das Lesen der alten Schriftsteller gab Gelegenheit große und erhabene Gedanken in der Jugend zu erregen; auf die Sprachbildung wirkte der Einfluß Koraïs vorzüglich, und alles war bemüht die Nation eines Platzes unter den civilisirten Europa's würdig zu machen.

Bei mannigfaltige Betrachtungen werden sich dem Lesenden dabei aufdrängen, und wir behalten uns vor auch die unsrigen mitzutheilen, wenn wir erfahren, daß die Besten der Griechen sich nun um ihre neue Leuchte, um den edeln Gouverneur versammeln, daß die Unsere richteten, Weisen und Kinder mit Rath, die Tapfern mit That, besonders aber die Geistlichen mit reinmenschlich-apostolischem Einfluß in seine Plane, in seine Uebergungen eintreten und als Fanarioten im höheren Sinne, nach dem Wunsche der ganzen Christenheit sich erweisen und betragen mögen.

Eben als wir in Begriff sind, Vorstehendes dem Druck zu übergeben, erhalten wir, durch die Freundlichkeit des Herrn Dr. Christian Müller zu Genf, die Uebersetzung vorgemeldeter Schrift, wofür wir danken, wie sich's von einem so vorzüglichen Literator denken läßt.

Da ich so viel Antheil an dem Original genommen, so war nichts natürlicher als daß ich sogleich der Stelle zuwendete, die mich zu vorstehendem Aufsatz veranlaßt hatte. Da mußte ich denn merkwürdig finden, daß der dem Verfasser sonst günstig gesinnte Uebersetzer Seite 72 und 77 in beigefügten Noten, auf einmal als dessen Gegner auftritt, indem er die Fanarioten, deren Herkommen und Wirkung wir besterseits gut entwickelt getrachtet, feindselig behandelt.

Widerspruch gegen meine Ueberzeugung ist mir in einem hohen Alter immer willkommen, indem ich ja dadurch ohne besondere Bemühung erfahre wie andere denken, ohne daß ich von meiner Denkweise im mindesten abzuweichen genöthigt werde.

Und so gestehe ich denn aufrichtig, daß ich einen Mann wie Jannakis Rizo-Neroulos, der sich noch jetzt ehemaligen Premier-Minister der griechischen Hospodare in der Moldau und Wallachei nennt und unterschreibt, höchlich bedauere und beklage, wenn ich ihn in dem erbärmlichen Zustande sah, wie er als Verbannender, Verbannter, Bedrängter genöthigt ist, seine Darstellung unaufhaltsam zu beginnen und den Hauptpunkt, worauf alles Verständniß beruht, als Parenthese zu geben, wie er sich in dem unglücklichen Fall befindet vor Judoxen, die sich Freunde nennen, seinem Adel zu entlagen, seine sürstlichen Verfahren zu verläugnen, die Langsinnigen edeln, stillen und öffentlichen Einwirkungen seines Geschickes nur im Vorübergehen zu berühren, ihr Märtyrerthum als eines gleichgültigen Geschicks zu gedenken, und die stillen Thränen die er ihrem Grabe gießt vor seinen Zuhörern beschämt zu verbergen. Diese zusammengedrängten Zustände, die wir aus dem Original sehr deutlich entwickelt, werden durch die Noten des werthen Uebersetzers ganz erstickt. Denn der weltere Neroulos mußte Angesichts der Versammlung empfinden und wissen, daß die Gesinnungen, die sich hier getraut aussprechen, in seinen Zuhörern durchaus abwechselten; daß man an ihm den Grund einer abgeschiedenen Fürstlichkeit kaum erträglich fand; so daß er fürchten mußte, er möchte, da man an seine freiwillige Entsagung nicht einmal recht glaubte, von der Menge sogar als Heuchler verachtet werden. Wie unter solchen Umständen dem edeln Mann nur ein Wort durch den Sinn der

Zähne » durchbrechen konnte, bleibt ein Räthsel das wir nur durch ein ironisches Bedauern beseitigen können.

Man vergebe uns gewissermaßen abgenöthigte Aeußerung einem gemüthlosen Philhellenen; ihm hat sich durch eine Reihe vieler Jahre ein historisches Menschengefühl entwickelt, d. h. ein dergestalt gebildetes, daß es bei Schätzung gleichzeitiger Verhältnisse und Verdienstlichkeiten, auch die Vergangenheit mit in Anschlag bringt. Und so ist denn auch Vorstehendes nicht der Gegenwart, sondern der Zukunft, nicht dem Tagesblatt, sondern der Geschichte geordnet.

Wenn wir die Vorwürfe, die man den Fanarioten zu machen pflegt, mit Klarheit und Billigkeit beurtheilen wollen, so dürfen wir uns nur an die Zustände unserer hohen Domcapitel erinnern, deren altherkömmliche Glieder sämmtlich für freimüthig geboren werden. Sie waren im eigentlichsten Sinne die Barmekiden, die Fanarioten von Deutschland. Um den geistlichen Mittelpunkt versammelt nahmen sie die Bestimmung ihrer höchsten Würde aus den Händen des Patriarchen der römischen Christenheit. Die Oberrichterstelle des ganzen Reiches war der ersten Würde anhängig und so, unter wenig abweichenden Umständen, gestaltete sich ein Analogon jener Verhältnisse, wie solches in einem jeden großen Reiche sich nothwendig bilden muß.

Erinnert man sich der, bei vorfallenden Wahlen eintretenden mannigfaltigen Verhältnisse, an die Intriguen, die Bestechungen, das Hin- und Widermarkten, Gewinnen und Abspannen der Stimmen und Zusagen, so wird man denen, die in einem abgelegenen Quartier von Byzanz, Recht und Einfluß ihrer Kaste, unter einem despotischen Oberherrn, zu sichern alle Ursache hatten, gar wohl verzeihen, sich derjenigen Künste bedient zu haben, welche durchaus der klugen und selbstsüchtigen Menschheit, ohne tadelnswerth zu seyn, jederzeit angehörten.

Indessen wir nun das Weitere aufzuklären der Zeit überlassen, kommen uns die Aeußerungen eines reisenden Engländers zu Statten, welcher kurz vor der gewaltigen, im Stillen vorbereiteten Explosion, jene um den Patriarchen von Constantinopel noch immer versammelte hohe Aristokratie auf der Insel Therapia, ihrem Sommeraufenthalt, besuchte, wo auch unser Nize noch, den Beginn der großen Epoche erwartend und vorausfühlend, scheinbar mit Alterthümern sich abgebend, gegenwärtig war und mit klarem, scharfem Blick jene Zustände durchschaute. Wir setzen die hierher sich beziehende Stelle, deren Lakonismus kaum zu verstehen, unmöglich aber zu übersetzen wäre, im Original hier bei, und lassen eine Paraphrase derselben als Entwicklung des Textes darauf erfolgen.

Les Fanariotes ont été long-tems signalés comme héritiers des vices de leurs ancêtres byzantins: cette accusation a été répetée avec affectation, et souvent exagérée. Il est vrai que le temps et l'esclavage ont terni chez eux ce que leurs aieux libres avaient pu leur transmettre de nobles facultés: la corruption de cour, les intrigues théologiques, la législation capricieuse de l'empire déchu d'Orient, se retrouvent encore chez les esclaves des Turcs. Il y a une fertilité de subterfuges qui tient de l'instinct dans le caractère grec, une sorte de travers dans la vue morale, que l'esclavage n'était pas propre à corriger et qui est devenue une duplicité habituelle et compliquée, dont l'etranger est frappé au premier abord. Les vices ne peuvent disparaître en un jour et il a fallu la cause la plus noble et les convulsions les plus violentes, pour relever, malgré tant d'obstacles, le caractère avili de la nation.

« Die Fanarioten hat man schon längst als Erben aller Laster ihrer byzantinischen Vorfahren angeklagt, auch diese Beschuldigung unverschämt und oft übertrieben wiederholt. Wir sollten aber auch die Tugenden ihrer haupt jene schönen edlen Eigenschaften, wodurch ihre freien Urväter so hoch geschätzt sind, durch eine Reihe höchst bedrängender Jahre rein und lebendig bewahrt haben? Wie konnte die Nation, die Hoheit wie die Gesinnungen, beim Verfall des morgenländischen Kaiserthums den Einflüssen eines verderbenden Hofes, theologischer verwirrender Parteiungen, einer eigensinnig willkührlichen Gesetzgebung widerstehen? mußten sie nicht, in tiefe Verworrenheit versprengt, alle Freiheit des Geistes, alles Rechtliche des Handelns aufgeben?

« Unter einem solchen, durch tückische Despotie täglich vermehrten Druck aber bildete sich in dem griechischen Charakter eine Fruchtbarkeit von Aussichten, eine Art von Schicksalsblick in sittlichen Dingen, woraus sich denn bei fortdrängender Schlauheit eine gewohnheitsmäßige Zweideutigkeit entwickelte, welche dem Fremden beim ersten Antritt auffällt.

« Diese Laster und Mängel können nicht augenblicklich verschwinden, und nur das edelste Bestreben, die gewaltsamsten Zuckungen konnten so altherkömmliche Verwöhnungen besiegen und den erniedrigten Charakter der Nation einen neuen Aufschwung nach dem Bessern hin verleihen. »

Leukothea,

von Dr. Carl Iken.

Leipzig 1827. 2 Bände.

Dieses Werk wird einem Jeden der sich mit den hellenischen Angelegenheiten näher beschäftigt, willkommen und brauchbar seyn. Aus den Neugriechischen übersetzte Briefe über die Zeitereignisse bilden einen gehaltreichen Text, der durch Beilagen, begleitet mit Anmerkungen, mannichfach ausgelegt wird. Man kann daher dieses Werk als Compendium, Commentar und Sammlung von Collectanen betrachten, woraus man sich vielseitig unterrichten wird.

Der meiste Stoff ist aus französischen und englischen Werken zusammengetragen: ein Verzeichniß neugriechischer Schriftsteller der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hinzugefügt, und das Ganze durch den Versuch einer Personen-, Sachen- und Wörter-Verzeichniß zugänglicher gemacht.

Auf dem Gesagten erhellt nun schon, daß man diese sämmtlichen Materialien mit Vorsicht und Kritik zu brauchen habe, indem sie uns von den Händen eines erklärten Philhellenen dargereicht sind, dem man nicht zumuthen kann, seinen Lieblingen irgend wehe zu thun.

Neugriechische Volkslieder,

herausgegeben von Kind.

Grimma 1827.

Ein Vorwort behandelt Eigenheiten und Prosodie des Neugriechischen. Hierauf werden vierundzwanzig, mehr oder weniger moderne Lieder mitgetheilt, denen sodann Anmerkungen und Worterklärungen in alphabetischer Ordnung folgen.

Ein sehr willkommenes brauchbares Büchlein, wodurch wir abermals einen Vorschritt in den Kenntnissen der Verdienste neugriechischer Nationalpoesie thun. Denn freilich werden wir nach und nach immer mehr zu sichten haben, was denn eigentlich an diesen Gedichten das Schätzenswerthe sey? Keine Nation hat noch zu keiner Zeit das Vermögen erhalten mit gute und grundwürdige Poesien hervorzubringen. Und so möchte denn auch mancher dieser Gesänge einen patriotisch-historischen Werth haben, ohne wegen des poetischen hervorgezogen zu werden.

Ich versuche nun es mir gelingen möchte zu den von mir übersetzten zwölf Liedern noch mehrere von gleichem Werth hinzuzuthun; das aber darf ich jetzt schon aussprechen: daß mir nämlich keines vor die Seele getreten, das sich an dichterischem Werth dem Ersten vergleichen könnte.

Schließlich nur noch Eines zu erwähnen: die Einleitungsformel durch verkündende oder ehrlichmend Vögel wiederholt sich bis zur Monotonie und zuletzt ohne Wirkung; denn ganz anders ist es mit jenem Falle beschaffen, wo der Adler das Haupt eines Kirchten davongetragen hat, und mit demselben, eh' er es aufspießt, eine Abtheilung beginnt. Auch haben die einzelnen Gesichte viel zu wenig Unterschiedenes in den Vorfällen, um die Einbildungskraft wirklich Gestalten und Thaten vorsehen zu können.

Dainos

von Rhesa.

1825.

Durch diese Sammlung ist abermals einer meiner Wünsche erfüllt. Schon Herder liebte die lettischen Volkslieder gar sehr; in mein kleines Drama: Die Fischerin, sind einige von seinen Uebersetzungen gestossen. Außerdem liegt bereits seit mehreren Jahren eine starke Sammlung solcher noch unverdeutschter Gedichte bei mir, die ich, wie so manches andere, in Hoffnung besser was gegenwärtig geschieht, im Stillen ruhen ließ.

In dem gegenwärtigen Band erhalten wir eine Sammlung von altlettischen Liedern, begleitet von wenigen Anmerkungen, um Eigenthümlichkeiten, besonders wunde Ausdrücke zu verdeutlichen. In einer angefügten Betrachtung giebt der Sammler wünschenswerthe Aufschlüsse über Inhalt und Rhythmus, auch theilt er Notizen über jene Literatur mit, und drückt sich im Allgemeinen über diese Dichtart folgendermaßen aus: « Die littauischen Volkslieder Dainos sind größtentheils erotischer Gattung, sie besingen die Empfindungen der Liebe und der Freude, schildern das Glück des häuslichen Lebens und stellen die zarten Verhältnisse zwischen Familiengliedern und Verwandten auf eine höchst einfache Weise vor Augen. In dieser Hinsicht bildet die ganze Sammlung gleichsam einen Cyclus der Liebe von ihrer ersten Veranlassung, durch die verschiedensten Abstufungen bis zu ihrer Vollendung im ehelichen Leben.

« Eine ernste Wehmuth, eine sanfte Melancholie verbreitet über diese Lieder einen sehr wohlthätigen Trauerflor. Die Liebe ist hier nicht eine ausschweifende Leidenschaft, sondern jene ernste, heilige Empfindung der Natur, die den unverdorbenen Menschen ziert, das einzig Höhere und Göttliche in dieser wundervollen Seelenmischung ist. »

Die Uebersetzung so wie die beigefügten Anmerkungen und Betrachtungen sind schätzbar; nur wäre dem Ganzen ein weit größerer Werth verliehen, wenn die Lieder nach ihren innern Verwandtschaft wären aufgestellt worden: vom Spinnenmädchen und Webermädchen, durch Natürliches und Phantastisches, bis zu Krieg und Kriegsgeschrei. Wie sie jetzt unter einander stehen, zerstreuen sie Gefühl und Einbildungskraft und zerstören zuletzt beide, weil Sensation aller Art sich doch am Ende nach einer gewissen Einheit zurückziehen.

Als merkwürdig würde man sodann gefunden haben, daß der eigentliche Lebensbegriff, das Verhältniß der Eltern zu den Kindern, hier ganz und gar fehle und kaum eine Spur zu entdecken sey, daß man jemals darauf sittlich und dichterisch aufmerkte. Die Mädchen, sobald sie erschienen, wollen heirathen, die Knaben zu Pferde fliegen.

Da es so viele Rubriken giebt, unter welche man die Gedichte vertheilt, so möcht' ich diese mit dem Namen Zustandsgedichte bezeichnen; denn sie drücken die Gefühle in einem gewissen entschiedenen Zustande aus; weder unabhängige Empfindungen noch eine freie Einbildungskraft wollen in denselben; das Gemüth schwebt elegisch über dem beschränktesten Raume.

Und so sind denn diese Lieder anzusehen als unmittelbar vom Volke ausgegangen, welches der Natur, und also der Poesie, viel näher ist als die gebildete Welt.

Die Dichtergabe ist viel häufiger als man glaubt; ob aber einer wirklich ein Dichter sey, sieht man am sichersten bei Gelegenheits- und solchen Zustands-Gedichten: das erste faßt einen vorübergehenden Zeitmoment einfältig auf, das andere beschränkt sich mit zarter Neigung in einen engen Raum und spielt mit den Bedingungen, innerhalb deren man sich unaufhaltsam beschränkt sieht.

Beide nehmen ihren Werth von dem prägnanten Stoff, den sie ergreifen, dem sie sich widmen und verlangen von ihren Fähigkeiten nicht mehr als sie leisten können.

Daß der Herausgeber sich mit einsichtiger Wahl auf die Hülfte der in seinem Besitz befindlichen Lieder beschränkt hat, ist sehr zu loben. Sollen die Volkslieder einen integrirenden Theil der schönen Literatur machen, so müssen sie mit Maß und Ziel vorgelegt werden. Ist die Gelegenheit, ist der Zustand erschöpft, so beginnt man sich in diesem Kreise, wie der Sammler hier sehr löblich gethan hat.

Es kommt mir, bei stiller Betrachtung, sehr oft wunderlich vor, daß man die Volkslieder so sehr anpreist und sie so hoch erhebt. Es giebt nur eine Poesie, die ächte, wahre; alles Andere ist nur Annäherung und Schein. Das poetische Talent ist dem Bauer so gut gegeben, als dem Ritter; es kommt nur darauf an, ob jeder seinen Zustand ergreift und ihn nach Würden behan-

delt, und da haben dann die einfachsten Verhältnisse die größten Beziehungen; daher denn auch die höhern, gebildeten Stände mitunter wieder, insofern sie sich zur Dichtung wenden, die Natur in ihrer Einfalt aufsuchen.

Spanische Romanzen,

übersetzt von Beauregard Pandin.

Sie wurden mir zuerst durch des Gesellschafters Novemberheft 1822 bekannt. Die drei aufgeführten sind sämmtlich humoristischen Inhalts, deren wohlgelungene Uebertragung mich um so mehr ergetzte, als ich unter dem etwas fremdklingenden Namen einen Nachbarsmann weniger Zeilen zu entdecken glaubte. Sogleich wurden, da ich mich mit ähnlichen Gegenständen beschäftigte, folgende Gedanken aufgeregt und niedergeschrieben.

Man spricht so oft den Namen Volkslieder aus und weiß nicht immer ganz deutlich, was man sich dabei denken soll. Gewöhnlich stellt man sich vor, es sey ein Gedicht aus einer, wo nicht rohen, doch ungebildeten Masse hervortreten; denn da das poetische Talent durch die ganze menschliche Natur durchgeht, so kann es sich überall manifestiren und also auch auf der untersten Stufe der Bildung. Hievon ist so öfters gehandelt worden, daß davon weiter zu reden unnöthig seyn dürfte.

Nun möchte ich aber durch eine geringe Veränderung des Ausdrucks einen bedeutenden Unterschied bezeichnen, indem ich sage: Lieder des Volks, d. h. Lieder, die ein jedes Volk, es sey dieses oder jenes, eigenthümlich bezeichnen, und wo nicht den ganzen Charakter, doch gewisse Haupt- und Grundzüge desselben glücklich darstellen.

Verzeihen sey es mir, daß ich, nach deutscher und nordischer Weise, etwas ausholte und mich folgendermaßen erkläre:

Die Idee, wenn sie in die Erscheinung tritt, es sey auf welche Art es auch wolle, erregt immer Appreheusion, eine Art Scheu, Verlegenheit, Widerwillen, wogegen der Mensch sich auf irgend eine Weise in Positur setzt. Nun ist aber keine Nation vorzuführen, welche die Idee unmittelbar im allgemeinen und gemeinsten Leben zu verkörpern genöthigt wäre als die spanische, die uns über das Gelingen die schönsten Aufschlüsse liefert.

Die Idee wie sie unmittelbar in die Erscheinung, ins Leben, in die Wirklichkeit eintritt, muß insofern sie nicht tragisch und ernst wirkt, nothwendig für Phantasterei gehalten werden, und dazu, dahin verirrt, verliert sie sich auch, wie sie ihre hohe Reinheit nicht zu erhalten weiß: selbst das Gefühl, in welchem sie sich manifestirt, giebt, eben wenn es diese hohe Reinheit bezeugen will, darüber zu Grunde. Hier weisen wir hundert Mittelglieder ab und werden uns wieder zu unserer Rubrik.

Indem die Idee als phantastisch erscheint, hat sie keinen Werth mehr; daher denn auch das Phantastische, das an der Wirklichkeit zu Grunde geht, kein Mitleiden erregt, sondern lächerlich wird, weil es komische Verhältnisse veranlaßt, die dem heitern Böswilligen gar glücklich zusagen. Ich müßte mich besinnen, um irgend etwas zu finden, das uns Deutschen in dieser Art gelungen wäre, das Mißlungene wird sich jeder Einsichtige selbst verzählen; das Höchstgelungene dieser Art ist Don Quixote von Cervantes. Das was im höhern Sinne daran zu mißbilligen seyn möchte, verantwortete der Spanier selbst.

Aber eben die uns vorgelegten Romanzen des spanischen Volks, die freilich schon ein hohes Dichtertalent voraussetzen, leben und schweben durchaus zwischen zwei Elementen, die sich zu vereinigen trachten und sich ewig abstoßen, das Erhabene und das Gemeine, so daß derjenige, der auch darin weist und merkt, sich immer gequetscht findet; die Quetschung aber ist hier nie tragisch, nie tödtlich, sondern man muß am Ende lächeln und man wünschte sich nur einen solchen Humor, um dergleichen zu singen oder singen zu hören.

Kurz nachdem dieses niedergeschrieben, erhielt ich nun das Heft selbst, in welchem noch mehr dergleichen, wie ich sie nennen will, eigentlich humoristische Balladen sich finden, so daß ihrer zusammen etwa neunzehn, von welchen das Odysseische gelten könnte, sämmtlich als unschätzbar in ihrer Art anzusprechen sind.

Allein die Sammlung beschränkt sich nicht hierauf: beliebter Kürze willen möchten wir sagen: sie umfaßt tragische, komische und mittlere; alle zusammen zeugen von Großheit, von tiefem Ernst und einer hohen Ansicht des Lebens. Die tragischen gränzen durchaus an Gemeinhaftes, sie rühren ohne Sentimentalität, und die komischen machen sich Spaß ohne Frechheit und führen das Lächerliche bis ins Absurde, ohne jedoch den erhabenen Ursprung zu verläugnen. Hier erscheint die hohe Lebensansicht als Ironie, sie hat sogleich etwas Schwindliches neben dem Großen und das Gemeinste wird nicht trivial. Die mittleren sind ernst und bewegen sich in leidenschaftlichen gefährlichen Regionen; aber, entweder durch irgend eine Vermittlung, und, wo das nicht gelingt, durch Resignation, Kloster und Grab, werden sie abgeschlossen. Alle zeugen von einer Nation, die eine reiche Wirklichkeit und darin ein geistreiches Leben besaß und besitzt.

Chinesisches.

Nachstehende, aus einem chrestomathisch-biographischen Werke, des den Titel führt: Gedichte hundert schöner Frauen, ausgezogene Notizen und Gedichtchen, geben uns die Ueberzeugung, daß es sich trotz aller Beschränkungen, in diesem sonderbar monarchischen Reiche noch immer leben, lieben und dichten lasse.

Fräulein See-Pao-Hing.

Sie war schön, besaß poetisches Talent, man bewunderte sie als die leidenschaftliche Tangerin. Ein Verehrer drückte sich hierüber poetisch folgendermaßen aus:

Du tanzest leicht bei Pfirsichflor
Am lustigen Frühlings-Ort:
Der Wind, faßt man den Schirm nicht vor,
Bläst euch zusammen fort.

Auf Wasserlilien hüpfest du
Bloß hin den dunklen Teich.

Dein winziger Fuß, dein zarter Schuh
Sind selbst der Lilie gleich.

Die andern binden Fuß für Fuß,
Und wenn sie ruhig stehn
Gelingt wohl noch ein holder Gruß,
Doch können sie nicht gehn.

Von ihren kleinen goldbeschuhten Füßchen schreibt sich's her, daß niedliche Füße von den Dichtern durchaus goldene Lilien genannt werden; auch soll dieser ihr Vorzug die übrigen Frauen des Harems veranlaßt haben, ihre Füße, in enge Bande einzuschließen, um ihr ähnlich wo nicht gleich zu werden. Dieser Gebrauch, sagen sie, sey nachher auf die ganze Nation übergegangen.

Fräulein Mei-Je.

Geliebte des Kaisers Min, reich an Schönheit und geistigen Verdiensten und deshalb von Jugend auf merkwürdig. Nachdem eine neue Favoritin sie verdrängt hatte, war ihr ein besonderes Quartier des Harems eingeräumt. Als tributaire Fürsten dem Kaiser große Geschenke brachten, gedachte er an Mei-Je und schickte ihr alles zu. Sie sendete dem Kaiser die Gaben zurück, mit folgendem Gedicht:

Du sendest Schätze mich zu schmücken!
Den Spiegel hab' ich längst nicht angeblickt:
Seit ich entfernt von deinen Blicken,
Weiß ich nicht mehr was ziert und schmückt.

Fräulein Jung-Sean-King.

Den Kaiser auf einen Kriegszug begleitend, ward sie nach dessen Niederlage gefangen und zu den Frauen des neuen Herrschers gesellt. Man bewahrt ihr Andenken in folgendem Gedicht:

Bei geselligem Abendroth,
Das uns Lieb und Freude bot,
Wie betrübte mich Seine!
Als sie, sich begleitend, sang,
Und ihr eine Saite sprang,
Fuhr sie fort mit ihrer Miene:
Hatten mich nicht froh und frei;
Ob mein Herz gesprungen sey —
Schaut nur auf die Mandoline.

Kae-Yoen.

Eine Dichterin im Palaste. Als die kaiserlichen Truppen im strengen Winter an der Gränze standen um die Rebellen zu bekriegen, sandte der Kaiser einen großen Transport warmer Mondturen dem Heere zu, deren ein großer Theil in dem Harem selbst gemacht war. Ein Soldat fand in seiner Rocktasche folgendes Gedicht:

Aufruhr an der Gränze zu bestrafen
Hechtst wacker, aber Nachts zu schlafen
Hindert dich die strenge Kälte heftig.
Dieses Kriegerkleid ich nähte' es fleißig
Wenn ich schon nicht weiß wer's tragen sollte;
Doppelt hab' ich es wattirt und sorglich wollte
Meine Nadel auch die Stiche mehren,
Zur Erhaltung eines Manns der Ehren.
Werden hier uns nicht zusammen finden,
Mög' ein Zustand drüben uns verbinden!

Der Soldat hielt für Schuldigkeit das Blatt seinem Offizier vorzuzeigen, es machte großes Aufsehen und gelangte vor den Kaiser. Dieser verfügte sogleich eine strenge Untersuchung in dem Harem: wer es auch geschrieben habe, solle es nicht verläugnen. Da trat denn Eine hervor und sagte: Ich bin's, und habe zehntausend Tode verdient. Der Kaiser Yuen-tsung ehrmte sich ihrer und verheirathete sie mit dem Soldaten der das Gedicht gefunden hatte; wobei Seine Majestät humoristisch bemerkte: »haben uns denn doch hier zusammen gefunden!« Worauf sie versetzte:

Der Kaiser schafft, bei ihm ist alles fertig,
Zum Wohl der Seinen, Künftiges gegenwärtig.

Hierdurch nun ist der Name Kae-Yoen unter den chinesischen Dichterinnen aufbewahrt worden.

Individual-Poesie.

Ganz nahe an das wahrste Volkspoesie nennen, schließt sich die Individualpoesie unmittelbar an. Wenn die einheimischen werthen Personen, denen eine solche Gabe verliehen ist, sich selbst und ihre Stellung recht kennen lernen, so werden sie sich ihres Pfundes im Reiche der Dichtkunst erfreuen; anstatt daß sie jetzt meist nicht wissen worum sie sind, indem sie sich in der Masse der vielen Dichter verlieren und, indem sie Ansprüch machen, Poeten zu seyn, niemals zu einer allgemeinen Anerkennung gelangen können, wie sie solche wünschen. Um mich darüber deutlich zu machen, will ich mich an Beispiele halten.

Ein Geistlicher auf einer nördlichen Landzunge der Insel Utholm, auf einer Düne geboren, diese Düne mit ihrem geringen vegetabilischen Behagen und sonstigen Zustänlichkeit liebend, sein geistliches Amt auch mit Wohlwollen verübend, hat eine ganz liebenswürdige Art, seine Zustände poetisch darzustellen.

Bloß hat in seiner Luise diesen häuslichen Ton angegeben, in Hermann und Dorothea habe ich ihn aufgenommen und er hat sich in Deutschland weit verbreitet. Und es ist wohl keine Frage, daß diese dem Sinne des Volks sich nähernde Tonart den individuellen Zuständen am besten zusagt.

Ein solcher Mann muß sich ansehen wie ein Musikfreund, der bei angeborenen Talenten und Neigungen den Beruf gerade nicht findet, Capellmeister zu werden, aber für sich und seine Hauskapelle genugsamen Geschick hat, um eine solche wünschenswerthe Cultur in seinem Kreise zu verbreiten.

Da man nicht aufhören kann Ehrenmonathien drucken zu lassen und das Bekannte wieder bekannt zu machen, weswegen doch auch nichts zu sagen ist, weil man das Bekannte weiter bekannt macht, oder in der Erinnerung der Menschen auffrischt: so wäre es, aber freilich für einen Mann von höherem Sinn und Geschmack, eine schöne Aufgabe, wenn er gerade von solchen individuellen Gedichten, welche gar nicht in den Kreis des größern Publikums gelangen oder vom Tage verschlungen werden, eine Sammlung veranstaltete und so das Beste, was aus dem individuellen Zustande, aus einem eigens dazu gerwesse aufbewahrte; wobei denn zum Beispiel eben dieser Geistliche, so wie mancher andere, zu verdienten Ehren gelangen und mit dem alles verzehrenden Weltlauf einen mäßigen Kampf beginnen könnte.

Die Bemerkung muß ich hinzufügen, daß solche Indi-

vidualitäten, denen man ein dichteriſches Talent nicht abſprechen kann, ſich gewöhnlich in's Weitläuftige verlieren. Das wird aber einem jeden Talent begegnen, das ſich nicht durch entwickelten Geſchmack, entweder durch ſich ſelbſt oder durch Anleitung, nach und nach zu der Höhe erhebt, um zu dem äſthetiſchen Kanonismus zu gelangen, wo nur das Nothwendigſte, aber auch das Unerläßliche gehörig faßlich dargebracht wird. Ein Jeder kann aus ſeiner Jugend dergleichen Beiſpiele verführen, wo er nicht fertig werden konnte, und die deutſche Nation hat ſchöne Talente aufzuweiſen, welche ſelbſt ausgebildet, dieſen Vorwurf nicht ablehnen können.

Verſchiedenes über Literatur und Kunſt.

Stellung der Deutſchen zum Auslande, beſonders zu den Franzoſen.

Schematiſch.

Deutſche literariſche Verdienſte.
Fremden Nationen immer mehr bekannt.
Von ihnen anerkannt.
Der Deutſche empfindet hierüber ein gemiſſes Behagen.
Aber wir müſſen ſo geſchwind als möglich uns klar machen in wiefern es uns Ehre bringt.
Sodann aber in wiefern ſich daraus ein Vortheil ziehen läßt.
Und da wäre denn genau zu unterſcheiden:
Wie und was ſie von uns gelten laſſen;
Oder wie ſie uns es ungefähr aufnehmen und in ihren Nutzen verwenden.
Hier entſtehen folgende Fragen.

a) Ob ſie die Ideen gelten laſſen zu denen wir feſthalten und die uns in Sitte und Kunſt zu Statten kommen.
b) In wiefern ſie die Früchte unſerer Gelehrſamkeit genießbar finden und die Reſultate derſelben ſich aneignen.
c) In wiefern ſie ſich unſerer äſthetiſchen Formen bedienen.
d) In wiefern ſie das was wir ſchon geſtaltet haben, wieder als Stoff behandeln.

Hierbei finden ſich folgende Betrachtungen:

1.

Die Franzoſen bekennen ſich zu einer höhern Philoſophie, die das was dem Innern angehört, gelten läßt und ſolches von dem was wir von außen empfangen zu unterſcheiden weiß, auch über die Vermählung beider Elemente vorläufig nachdenkt.

Ferner bemerkt man hie und da, wo nicht immer völlig übereinſtimmende, doch öfterſich aufgenommene Grundſätze und Ausſprüche der Ausſagen.

2.

Wenn ſie uns von jeher den Fleiß nicht ſtreitig machten, oder ihn doch als operos, mühſam und läſtig anſahen, ſo ſchätzen ſie jetzt mit beſondern Nachdruck diejenigen Werke, die wir gleichfalls hochachten.

Ich gedenke vor allen der Verdienſte Savigny's und Niebuhr's.

3.

Unſern äſthetiſchen Formen ſuchen ſie ſich offenbar gleich zu ſtellen; denn die dramatiſirten Geſchichten der neuern Schule, wie der Barrikaden und was daraus folgt, ſind Vorſpiele, vielmehr Vorarbeiten zu wahrhaft theatraliſchen Stücken dieſer Art. Auch getrauen wir uns das Theater der Gitta Gajal unſerer Literatur anzueignen, es ſey nun daß dieſe mittelbar oder unmittelbar Veranlaſſung gegeben hätte.

4.

Dieſer Fall kommt öfters vor, aber der Franzoſe muß immer ändern und wieder ändern, denn er hat einen gar eignen Stand gegen ſein Publikum, denn er eß doch immer nach einem gewiſſen alten herkömmlichen Sinn zuſchneiden muß.

Was ihn aber hauptſächlich hindert zu einem gewiſſen ernſten Werke zu gelangen, iſt daß er mit einem ungeduldigen Publikum zu thun hat, das jedem Augenblick angreift und erſchüttert ſeyn will. Daher iſt ſehr ſelten, daß etwas von unſern Arbeiten in eigner Geſtalt hinüberkommt.

Merkwürdiger Fall der Umbildung des Marino Faliero von Lord Byron.

Fernere über Weltliteratur.

Einwendung.

Wenn nun aber eine ſolche Weltliteratur, wie bei der ſich immer vermehrenden Schnelligkeit des Verkehrs unausbleiblich iſt, ſich nächſtens bildet, ſo dürfen wir nur nicht mehr und nichts anders von ihr erwarten als was ſie leiſten kann und leiſtet.

Die weite Welt, ſo ausgedehnt ſie auch ſey, iſt immer

nur ein erweitertes Vaterland und wird, genau besehen, uns nicht mehr geben als was der einheimische Boden auch verlieh; was der Monat zusagt, wird sich gränzenlos ausbreiten, und wie wir jetzt schon sehen, sich in allen Zonen und Gegenden empfehlen; dies wird aber dem Ernsten und eigentlich Tüchtigen weniger gelingen; dieser bringt aber die sich dem höheren und dem höher Fruchtbaren gewidmet haben, werden sich geschwinder und näher kennen lernen. Durchaus giebt es überall in der Welt solche Männer, denen es um das Gegründete und wo da aus um den wahren Fortschritt der Menschheit zu thun ist. Aber der Weg den sie einschlagen, der Schritt den sie halten ist nicht eines jeden Sache; die eigentlichen Lebemenschen wollen geschwinder gefördert seyn und deshalb können sie ab und verbinden die Förderniß dessen was sie selbst fördern könnte. Die Ernsten müssen deshalb eine stille, fast gedrückte Miene bieten, da es vergebens wäre der breiten Tagesflath sich entgegen zu setzen; standhaft aber muß man seine Stellung zu behaupten suchen, bis die Strömung vorübergegangen ist. Die Hauptrichtung, so die vorzüglichste. Ermuntern rung solcher Männer müssen sie darin finden, daß das Wahre auch zugleich nützlich ist. Wenn sie diese Verbindung nun selbst entdecken und den Einfluß lebendig verzeigen und aufweisen können, so wird es ihnen nicht fehlen kräftig einzuwirken und zwar auf eine Reihe von Jahren.

Ermunterung.

Wenn es schon in manchen Fällen wohlgethan seyn mag, dem Leser nicht grad das Gedachte zu überliefern, vielmehr sein eigenes Denken aufzuwecken und anzuregen, so möcht' es doch wohlgethan seyn, die eben ausgesprochene vor geraumer Zeit niedergeschriebene Bemerkung nochmals aufzunehmen.

Die Frage, ob diese oder jene Beschäftigung welcher sich der Mensch widmet auch nützlich sey? wiederholt sich oft genug im Laufe der Zeit und muß jetzt besonders wieder hervortreten, wo es niemanden mehr erlaubt ist, nach Belieben ruhig zu verfahren, mäßig und ohne Anforderung zu leben. Die Außenwelt bewegt sich so heftig, daß ein jeder Einzelne bedroht ist in den Strudel mit fortgerissen zu werden; hier sieht er sich genöthigt, um seine eigenen Bedürfnisse zu befriedigen, unmittelbar und augenblicklich für die Bedürfnisse anderer zu sorgen, und da fragt sich denn freilich, ob er irgend eine Fertigkeit habe diesen aufdringlichen Pflichten genug zu thun. Da bleibt nun nichts übrig als sich selbst zu sagen: nur der reinste und strengste Egoismus könne uns retten, dieser aber muß ein selbstbewußter, wohlgeprüfter und ruhig ausgesprochener Entschluß seyn.

Der Mensch frage sich selbst, wozu er am besten tauge? um dieß in sich und an sich eifrigst auszubilden. Er betrachte sich als Lehrling, als Geselle, als Altgeselle, am spät-sten und höchst verächtig als Meister.

Weiß er, mit einsichtiger Bescheidenheit, die Forderungen an die Außenwelt nur mit dem Wachsthum seiner Fähigkeiten zu steigern, um sich bei ihr, dadurch nur sind, einzuschmeicheln: so wird er stufenweise seinen Zweck erreichen und wenn ihm das Höchste gelingt, bedeutend wirken können.

Ueber Hindernisse und Hindernisse, wie sie die empirische Welt durcheinander schickt, mag ihm das Leben, wenn er genau aufmerkt, belehren; soviel aber mag der wirklich Tüchtige immer vor Augen haben: sich um der Gunst des Tags willen abzuhärmen, bringt keinen Vortheil für morgen und übermorgen.

Zu bedenken.

Jede Nation hat Eigenthümlichkeiten, wodurch sie von den andern unterschieden wird, und diese sind es auch wodurch die Nationen sich unter einander getrennt, sich angezogen oder abgestoßen fühlen. Die Aeußerlichkeiten dieser innern Eigenthümlichkeit kommen der andern meist auffallend widerwärtig und im feindlichsten Sinne lächerlich vor. Diese sind es auch, warum wir eine Nation immer weniger achten, als sie es verdient. Die Innerlichkeiten hinlegen werden nicht gekannt noch erkannt, nicht von Fremden, sogar nicht von der Nation selbst, sondern es wirkt die innere Natur einer ganzen Nation wie die des einzelnen Menschen unbewußt; man vernimmt sich zuletzt, man erkennt über das was zum Vorschein kommt.

Ohne mir anzumaßen diese Geheimnisse zu kennen, hätte ich auch nicht einmal die Kühnheit sie auszusprechen. Nur so viel will ich sagen, daß nach meiner Einsicht, das eigentlich innere Wirksame bei den Franzosen jetzt am thätigsten ist und daß sie deshalb zunächst wieder einen großen Einfluß auf die sittliche Welt haben werden. Gern sagt' ich mehr, aber es führt zu weit, und man müßte sehr ausführlich seyn um sich verständlich, und um das was man zu sagen hat annehmlich zu machen.

Wenn eine Gesellschaft deutscher Männer sich zusammen begab, um besonders von deutscher Poesie Kenntniß zu nehmen, so war dies auf alle Weise zulässig und höchst wünschenswerth, indem diese Personen sämmtlich, als gebildete Männer, von dem übrigen deutschen Literatur- und Staats-Wesen im Allgemeinen und Besondern unterrichtet, sich gar wohl die schöne Literatur zur geistreich-vergnüglichen Unterhaltung auswählen und bestimmen durften.

Sage man sich daher, daß die schöne Literatur einer Nation nicht erkannt noch empfunden werden kann, ohne daß man den Complex ihres ganzen Zustandes sich zugleich vergegenwärtige.

Dies geschieht nun zum Theil, indem wir Zeitungen lesen, die uns ausführlich genug von öffentlichen Dingen unterrichten. Es ist aber dieses nicht genug, sondern man hat noch hinzuzufügen was die Ausländer in kritischen und referirenden Journalen von sich selbst und von den übrigen Nationen, besonders auch von der deutschen, für Gesinnungen und Meinungen, für Antheil und Aufnahme zu äußern veranlaßt sind. Wollte man z. B. sich mit der französischen neuesten Literatur bekannt machen, so müßte man die seit zwei Jahren gehaltenen und im Druck erschienenen Vorlesungen, als *Guizot*: Cours d'histoire moderne; *Villemain*: Cours de littérature française; und *Cousin*: Cours de l'histoire de la philosophie kennen lernen. Das Verhältniß das sie unter sich und zu uns haben geht hieraus am deutlichsten hervor. Noch lehrsamer vielleicht würden die schnellen erscheinenden Blätter und Hefte: Le Globe, la Revue française, und das zuletzt erschienende Tagsblatt le Temps. Keins von allen diesen ist zu entbehren, wenn wir das Hin und Wieder jener in Frankreich sich bekämpfenden großen Bewegungen, und alle daraus entspringenden Wogungen vor unserm Geiste lebendig erhalten wollen.

Die französische Poesie, so wie die französische Literatur, trennt sich nicht einen Augenblick von Leben und Leidenschaft der ganzen Nationalität; in der neusten Zeit erscheint sie natürlich immer als Opposition und bildet

alles Talent auf um sich geltend zu machen, um den Gegentheil niederzudrücken, welcher denn freilich, da ihm die Gewalt verliehen ist, nicht nöthig hat gestrichen zu seyn.

Folgen wir aber diesen lebhaften Bekenntnissen, so finden wir tief in ihre Zustände hinein, und aus der Art wie sie von uns denken, mehr oder weniger günstig, lernen wir uns zugleich beurtheilen; und es kann gar nicht schaden, wenn man uns einmal über uns selbst denken macht.

Befolgt man den oben vorgeschlagenen Gang, so wird man sehr schnell von allem was öffentlich wird und der Oeffentlichkeit sich nähert, vollkommen unterrichtet. Bei dem jetzigen schnell wirkenden Buchhandel bezieht man ein jedes Werk sehr eilig, anstatt daß der Autor, wie ich oft erfahre, eine solche Gabe erst durch Gelegenheit schickt und ich das Buch lange schon gelesen habe, wenn ich es erhalte.

Aus allem dem ist ersichtlich, daß es keine geringe Aufgabe ist, eine solche Literatur der neusten Zeit zu durchdringen. Ueber die englische, wie über die italiänische, müßte man wieder besonders reden; denn das sind wieder ganz andere Verhältnisse.

Deutsche Philosophie.

Warum Ausländer, Britten, Americaner, Franzosen und Italiäner, unsere neuen Philosophie nichts abgewinnen können, schreibt sich wohl daher, daß sie nicht unmittelbar ins Leben eingreift. Praktische Vortheile von ihr kennen sie nicht absehen; deshalb wenden sie sich mehr oder weniger nach der schottischen Lehre, wie sie von Reid und Stewart vorgetragen wird. Diese nähert sich dem Menschenverstande und dadurch gewinnt sie Gunst. Sie sucht den Sensualism und Spiritualism zu versöhnen; sie ist Uebereinstimmung des Reellen mit dem Idealen zu vermitteln und dadurch einen vollkommenen Zustand des menschlichen Denkens und Handelns hervorzubringen; und schon daß sie dies unternimmt und zu leisten verspricht, erwirbt ihr Schüler und Verehrer.

Indische Dichtung.

Wir würden höchst undankbar seyn, wenn wir nicht indischer Dichtungen gedenken wollten, und zwar solcher die deshalb bewundernswürdig sind, weil sie sich aus dem Conflict mit der abstrusesten Philosophie auf einer, und mit der manigfaltigsten Religion auf der andern Seite im glücklichsten Naturell durchbeißen und von beiden nicht mehr annehmen als ihnen zur innern Tiefe und äußern Würde frommen mag.

Vor allen wird Sakontala von uns genannt, in deren Bewunderung wir uns Jahre lang versenkten. Weibliche Reinheit, schuldlose Nachgiebigkeit, Vergißlichkeit des Mannes, mütterliche Angesendtheit, Vater und Mutter durch den Sohn vereint, die allernatürlichsten Zustände, hier aber in die Regionen der Wunder, die irrischen Himmel und Erde wie fruchtbare Wolken schweben, poetisch erhöht und ein ganz gewöhnliches Naturschauspiel durch Götter und Götterkinder aufgeführt.

Mit Gita-Govinda ist es derselbige Fall, auch hier kann das Aeußerste nur dargestellt werden, wenn Götter und Halbgötter die Handlung bilden.

Uns Westländern konnte der würdige Uebersetzer nur die erste Hälfte zutheilen, welche die gränzenlose Eifersucht einer halbgöttin darstellt, die von ihrem Liebhaber verlassen ist, oder sich verlassen glaubt. Die Ausführlichkeit dieser Malerei bis ins Allerkleinste spricht uns durchgängig an; wie müßte uns aber bei der zweiten Hälfte zu Muthe werden, welche den zurückkehrenden Gott, die unmäßige Freude der Geliebten, den gränzenlosen Genuß der Liebenden darzustellen bestimmt ist und es wohl auf eine solche Weise thun mag, die jene erste überschwengliche Entbehrung aufzuwiegen geeignet sey!

Der unvergleichliche Jones kannte seine westlichen Insulaner gut genug, um sich auch in diesem Falle wie Insulaner gut genug, um sich auch in diesem Falle wie immer in den Gränzen europäischer Schicklichkeit zu halten, und doch hat er solche Andeutungen genug, daß einer seiner deutschen Uebersetzer sie zu beseitigen und zu tilgen für nöthig erachtet.

Enthalten können wir uns ferner nicht des neueren bekannt gewordenen Gedichtes Megha-Duta zu gedenken. Auch dieses enthält wie die vorigen rein menschliche Verhältnisse. Ein aus dem nördlichen Indien in das südliche verbannter Höfling giebt zur Zeit, da der ungeheure Zug gebullert und sich ewig verwandelnder Wolken von der Südspitze der Halbinsel nach den nördlichen Gebirgen unaufhaltsam hinzieht und die Regenzeit vorbereitet, einer dieser riesenhaften Lufterscheinungen den Auftrag: seine zurückgebliebene Gattin zu begrüßen, sie wegen der noch kurzen Zeit seines Exils zu trösten, unterwegs aber Städte und Länder, wo seine Freunde beständlich, zu beachten und sie zu segnen, wodurch man einen Begriff des Raumes erhält, der ihn von der Geliebten trennt und zugleich ein Bild wie reichlich diese Landschaft im Einzelnen ausgestattet seyn müsse.

Alle diese Gedichte sind uns durch Uebersetzungen mitgetheilt, die sich mehr oder weniger vom Original entfernen, so daß wir nur ein allgemeines Bild ohne die begränzte Eigenthümlichkeit des Originals genannt werden. Der Unterschied ist freilich sehr groß, wie aus einer Uebersetzung mehrerer Verse unmittelbar aus dem Sanskrit, die ich Herrn Professor Kosegarten schuldig geworden, aufs klarste in die Augen leuchtet.

Aus diesem fernen Osten können wir nicht zurückkehren ohne des neuerlich mitgetheilten chinesischen Drama's zu gedenken, hier ist das wahre Gefühl eines alternden Mannes, der ohne männliche Erben abscheiden soll, auf das rührendste dargestellt und zwar gerade dadurch, daß hervortritt, wie er der schönsten Ceremonien, die zur Ehre des Abgeschiedenen landesüblich verordnet sind, wo nicht gar entbehren, doch wenigstens sie unwillig und nachlässigen Verwandten überlassen soll.

Es ist ein ganz eigentliches, nicht im Beifordern, sondern im Allgemeine gehaltenes Familiengemälde. Es erinnert sehr an Iflands Hagestolzen, nur daß bei dem Deutschen alles aus dem Gemüth, aber aus den Umbilden häuslicher und bürgerlicher Umgebung ausgehen konnte, bei dem Chinesen aber, außer ebendenselben Motiven, noch alle religiösen und politischen Ceremonien mitwirken, die einem glücklichen Stammvater zu Gute kommen, unsern wackern Greis aber unendlich peinigen und einer gränzenlosen Verzweiflung überliefern, die denn zuletzt durch eine leise vorbereitete, aber doch überraschende Wendung das Ganze noch einen fröhlichen Abschluß gewinnt.

Ueber
epische und dramatische Dichtung.

Der Epiker und Dramatiker sind beide den allgemeinen poetischen Gesetzen unterworfen, besonders dem Gesetze der Einheit und dem Gesetze der Entfaltung; ferner behandeln sie beide ähnliche Gegenstände, und können beide alle Arten von Motiven brauchen; ihr großer wesentlicher Unterschied beruht aber darin, daß der Epiker die Begebenheit als vollkommen vergangen vorträgt, und der Dramatiker sie als vollkommen gegenwärtig darstellt. Wollte man das Detail der Gesetze, wonach beide zu handeln haben, aus der Natur des Menschen herleiten, so müßte man sich einen Rhapsoden und einen Mimen, beide als Dichter, jenen mit seinem ruhig berechneten, diesen mit seinem ungeduldig schwenden und tönenden Kreise umgeben, immer vergegenwärtigen, und es würde nicht schwer fallen zu entwickeln, was einer jeden von diesen beiden Dichtarten am meisten frommt, welche Gegenstände jede vorzüglich wählen, welcher Motive sie sich vorzüglich bedienen wird; ich sage vorzüglich: denn, wie ich schon zu Anfang bemerkte, ganz ausschließlich kann sich keine etwas anmaßen.

Die Gegenstände des Epos und der Tragödie sollten rein menschlich, bedeutend und pathetisch seyn; die Personen stehen am besten auf einem gewissen Grade der Cultur, wo die Selbstthätigkeit noch auf sich allein angewiesen ist, wo man nicht moralisch, politisch, mechanisch, sondern persönlich wirkt. Die Sagen aus der heroischen Zeit der Griechen waren in diesem Sinne den Dichtern besonders günstig.

Das epische Gedicht stellt vorzüglich persönlich beschränkte Leiden vor, das epische Gedicht den außer sich wirkenden Menschen: Schlachten, Reisen, jede Art von Unternehmung die eine gewisse sinnliche Breite fordert; die Tragödie den nach innen geführten Menschen, und die Handlungen der ächten Tragödie dürfen daher nur wenigen Raums.

Der Motive kenne ich fünferlei Arten:

1) Vorwärtsschreitende, welche die Handlung fördern; deren bedient sich vorzüglich das Drama.

2) Rückwärtsschreitende, welche die Handlung von ihrem Ziele entfernen; deren bedient sich das epische Gedicht fast ausschließlich.

3) Retardirende, welche den Gang aufhalten, oder den Weg verlängern; dieser bedienen sich beide Dichtarten mit dem größten Vortheile.

4) Zurückgreifende, durch die dasjenige was vor der Epoche des Gedichtes geschehen ist, hereingeschoben wird.

5) Vorgreifende, die dasjenige was nach der Epoche des Gedichts geschehen wird, anticipiren; beide Arten braucht der epische, so wie der dramatische Dichter, um sein Gedicht vollständig zu machen.

Die Welten, welche zum Anschauen gebracht werden sollen, sind beiden gemein:

1) Die physische, und zwar erstlich die nächste, wozu die dargestellten Personen gehören und die sie umgiebt. In dieser sieht der Dramatiker meist auf Einem Punkte fest, der Epiker bewegt sich freier in einem größern Lokal; zweitens die entferntere Welt, wozu ich die ganze Natur rechne. Diese bringt der epische Dichter, der sich überhaupt an die Imagination wendet, durch Gleichnisse näher, deren sich der Dramatiker sparsamer bedient.

2) Die sittliche ist beiden ganz gemein, und wird am glücklichsten in ihrer physiologischen und pathologischen Einheit dargestellt.

3) Die Welt der Phantasien, Ahnungen, Erscheinungen, Zufälle und Schicksale. Diese steht beiden offen, nur versteht sich, daß sie an die sinnliche herangebracht werde; wobei denn für die Modernen eine besondere Schwierigkeit entsteht, weil wir für die Wundergeschöpfe, Götter, Wahrsager und Orakel der Alten, so sehr es zu wünschen wäre, nicht leicht Ersatz finden.

Die Behandlung im Ganzen betreffend, wird der Rhapsode, der das vollkommen Vergangene vorträgt, als ein weiser Mann erscheinen, der in ruhiger Besonnenheit das Geschehene übersieht; sein Vortrag wird dahin zwecken, die Zuhörer zu beruhigen, damit sie ihm gern und lange zuhören; er wird das Interesse egal vertheilen, weil er nicht im Stande ist, einen allzuleidhaften Eindruck geschwind zu balanciren; er wird nach Belieben rückwärts und vorwärts greifen und wandeln; man wird ihm überall folgen, denn er hat es nur mit der Einbildungskraft zu thun, die sich ihre Bilder selbst hervorbringt, und der es auf einen gewissen Grad gleichgültig ist, was für welche sie anruft. Der Rhapsode sollte als ein höheres Wesen in seinem Gedicht nicht selbst erscheinen: er löse hinter einem Vorhange am allerbesten, so daß man von aller Persönlichkeit abstrahirte und nur die Stimme der Musen im allgemeinen zu hören glaubte.

Der Mime dagegen ist gerade in dem entgegengesetzten Fall: er stellt sich als ein bestimmtes Individuum dar; er will daß man an ihm und seiner nächsten Umgebung ausschließlich Theil nehme; daß man die Leiden seiner Seele und seines Körpers mitfühle, seine Urtheilen theile und sich selbst über ihn vergesse. Zwar wird auch er starkmasse zu Werke gehen, aber er kann viel lebhaftere Wirkungen wagen, weil bei sinnlicher Gegenwart auch sogar der stärkste Eindruck durch einen schwächern vertilgt werden kann. Der zuschauende Hörer muß von Rechts wegen in einer steten sinnlichen Anstrengung bleiben; er darf sich nicht zum Nachdenken erheben; er muß leidenschaftlich folgen; seine Phantasie ist ganz zum Schweigen gebracht; man darf keine Ansprüche an sie machen; und selbst was erzählt wird muß gleichsam darstellend vor die Augen gebracht werden.

Ueber das Lehrgedicht.

Es ist nicht zuläßig, daß man zu den drei Dichtarten: der lyrischen, epischen und dramatischen, noch die didaktische hinzufüge. Dieses begreift jedermann wieder bemerkt, daß jene drei ersten der Form nach unterschieden sind und also die letztere, die von dem Inhalt ihren Namen hat, nicht in derselben Reihe stehen kann.

Alle Poesie soll belehrend seyn, aber unmerklich; sie soll den Menschen aufmerksam machen, wenn sich zu belehrem Werth wäre; er muß die Lehre selbst daraus ziehen wie aus dem Leben.

Die didaktische oder schulmeisterliche Poesie ist und bleibt ein Mittelgeschöpf zwischen Poesie und Rhetorik; deshalb sie sich dann bald der einen, bald der andern nähert, auch mehr oder weniger dichterischen Werth haben kann, aber sie ist, so wie die beschreibende, die schulmeisterliche Poesie, immer eine Art und Redensart die in einer wahren Kunsttheil zwischen Dicht- und Redekunst hergetragen werden sollte. Der eigne Werth der didaktischen Poesie

d. h. eines lehrreichen mit rhythmischem Wohllaut und Schmuck der Einbildungskraft verzierten, lieblich oder energisch vorgetragenen Kunstwerkes wird deshalb keineswegs vermindert. Von gewissen Extremen an, von den Denkversen der ältern Pädagogen bis zu dem Besten was man dahin zählen mag, möge alles gelten, nur in seiner Stellung und gebührenden Würde.

Dem näher und billig Betrachtenden daher fällt sogleich auf, daß die didaktische Poesie um ihrer Popularität willen schädlich sey; selbst der begabteste Dichter sollte es sich zur Ehre rechnen auch irgend ein Capitel des Wissenswerthen also behandelt zu haben. Die Engländer haben sehr preiswürdige Arbeiten dieser Art; sie schmeicheln sich in Scherz und Ernst erst ein bei der Menge und bringen sodann in aufklärenden Noten dasjenige zur Sprache, was man wissen muß, um das Gedicht verstehen zu können. Und nun hätte der ästhetisch sittlich bildend unterrichtende Lehrer ein gar schönes Feld, in diesem Capitel Ordnung zu machen, indem er seinen Schülern das Verdienst der vorzüglichen Gedichte dieser Art nicht nach dem Nutzen ihres Inhalts, sondern nach dem höhern oder geringern Grade ihres poetischen Werthes zu ordnen und klar zu machen suchte.

Eigentlich sollte man für aus dem ästhetischen Vortrage ganz herauslassen, aber deren zu Liebe, die Poetik und Rhythmik gehört hätten, als ein besonderes Collegium, vielleicht publice, vortragen. Auch hier würde das wahre Verständniß, wie überall, der Ausübung zu großem Vortheil gereichen, denn gar manche würde der gewinnen, wie schwer es sey, ein Werk aus Wissen und Einbildungskraft zusammenzuweben: zwei einander entgegengesetzte Elemente in einem lebendigen Körper zu verbinden.

Wodurch aber die Vermittelung geschehen könne, wäre seine Pflicht den Zuhörern zu offenbaren, die dadurch vor Mißgriffen gesichert, jeder in seiner Art, ein Gleiches zu bewerkstelligen suchen könnten.

Unter den vielfachen Weisen und Arten eine solche Vermittelung zu bewirken, ist der gute Humor die sicherste, und würde, wenn der reine Humor nicht so selten wäre, auch für die bequemste gehalten werden können.

Kein seltsameres Unternehmen läßt sich wohl denken als die Exegnose zu einem didaktischen Gedichte und zwar einem ganz imaginativen auszubilden, und doch ist es von einem Mitgliede der Geologischen Gesellschaft zu London geschehen, welche auf diese Weise ein für jeden Reisenden unerläßliches Studium zu fördern und unter die Menge zu bringen trachtet.

1. Den Philologen empfohlen.

Es ist eine wunderliche, seit Jahren aufgekommene Forderung der griechisch-Gelehrten, deutscher besonders, daß sie den griechischen Text in der Ursprache citiren und voraussetzen, daß jeder, der ihre deutsche oder lateinische Abhandlung liest, auch das Griechische mit gleicher Leichtigkeit und Bequemlichkeit sich zu eigen machen werde.

Gehen wir zu den bedeutenden Ausgaben alter lateinischer Schriftsteller, die bis in das vorige Jahrhundert mit Noten verschiedener Gelehrten herausgekommen sind, so finden wir jedergeit einer griechisch-angeführten Stelle die lateinische Uebersetzung nachfolgen, indem man wohl die Kenntniß der allgemeinen Sprache der Gelehrten von allen denen die an dergleichen Werken Theil nahmen, voraussetzen und fordern konnte, nicht aber die Kenntniß des Griechischen. Und so wird es immerfort bleiben, besonders in unsrer bewegten und vereilenden Zeit.

Bedenke man doch, daß man von einem Studirenden, der sein Summus Aristoteles, Plato et Euripides im Liede feiert, nicht erwarten darf, daß er den Sinn, den jene großen Alten in ihre Sprache gelegt, sogleich entziffern werde, und hätte er auch mit Nutzen seine Schulstudien vollendet. Noch weniger kann man dies von einem andern erwarten, dessen Thun und Treiben aufs Praktische gerichtet seyn muß.

Möge doch auf diese Bemerkung die gute alte Sitte wieder hervortreten, und uns die Griechenkenner zu jenen, mehr oder minder verschleierten Geheimnissen durch hinzugefügte deutsche Uebersetzung künftig den Zugang erleichtern, zum Vortheil des Lesers wie zu ihrem eignen: denn derjenige wischer um seine Meinung zu bestärken, einen alten, in einem weniger bekannten Idiom schreibenden Gewährsmann anführt, geräth unglücklich, wenn er eine Stelle nach seinem eignen Sinne übersetzt, anstatt daß er uns im entgegengesetzten Falle, mit dem alten Schriftsteller gleichsam allein läßt, da es denn von uns abhängt, jene Worte nach unserer Weise beliebig zu verstehen und auszulegen.

2. Nichts anders als.

Jemehr von Jugend auf das Gefühl bei mir wuchs, daß man schweigen solle wenn man nichts zu sagen hat, und dagegen das Wohlgedachte auch gut und ohne Stottern hervorzugeben sey, desto mehr bemerkt ich, daß man aus natürlicher Faßlichkeit immer noch gewisse Füllsel und Schallwörter behaglich einschiebe, um eine sonst tüchtige und wirksame Rede, man weiß nicht warum, zu erlängen.

Indessen mag es wohl aus der mündlichen Rede hergekommen seyn, welche um sich zu fassen und Zeit zu nehmen, allenfalls eine solche Interjection gebraucht. Finden wir ja doch oft Personen, die sich die allerseltsamsten Töne, Ausathmungen und banale Reden angewöhnen, um damit ihren Vortrag zu spicken, zu flicken und zu zerpflücken. Auf dem Theater hat man davon sehr glücklichen Gebrauch gemacht und von solchem unlieben Behelf hab' ich in Kunst und Alterthum eine Anzahl Beispiele gegeben, welche wohl noch mannigfaltig zu vermehren seyn möchten.

Eine Redensart aber die sich durch die würdigsten Vorgänger in Ansehen setzt, den gemeinen Menschensinn einschläfert, damit er das Absurdeste ertragen möge, ist die, wovon dieser Aufsatz den Titel führt.

3. Jugend der Schauspieler.

» Es erscheint mir wie eine Krankheit des deutschen Publikums, die sich auch schon den Schauspielern mitgetheilt hat, daß man Männer und Weiber nicht jung genug haben kann. Könnten wir doch zu einer Zeit wie wir von den französischen Bühnen so viel Schlechtes auf die unsre übertragen, auch ihre Tugenden nachahmen. In Frankreich fragt niemand nach dem Alter der Künstler, sondern nur nach ihrer Kunst. Wie sollen auch Jünglinge gefunden werden die schon Künstler sind? Die ernsten Bemühungen aber des Schauspielers lassen ihre Spuren auf dem Antlitz zurück, und wenn er sich auch durch Spiel bildet, so geschieht es doch nicht spielend. «

4. Das Mailändische Tagsblatt: l'Eco,

hat seinen eignen männlichen Charakter; einige Mitarbeiter sind wahrscheinlich schon über die Sechzig, denn es sind Anekdoten, Anspielungen, Anderungen zeitig aus dem vorigen Jahrdunderte her; sie suchen zugleich gefällig und unterrichtend zu seyn, aber es ist keine Spur das etwas den Frauen zu Liebe geschrieben sey, und das sie weibliche Leser verlangen und hoffen.

Man ist beim Lesen durchaus in einem männlichen Kreise, wo Frauen wohl seyn könnten, aber nicht sind, und dies giebt dem Ganzen eine eigene Haltung.

5. Die Pariser Zeitschrift: Le Globe,

hat durchaus einen jugendlichen Charakter; der älteste ihrer Theilnehmer möchte kaum in den Vierzigen seyn. Auch hier ist keine Spur Frauen als Frauen zu Leserinnen werben zu wollen; der Geist jener Mitarbeiter ist auf die Zukunft gerichtet und das möchte nicht anlockend für das schöne Geschlecht seyn.

Beide Zeitblätter zeichnen sich dadurch von den deutschen aus, welche zum großen Theil von Frauen und fast durchaus zu Frauen geschrieben sind.

6. Karoline von Woltmann:

Spiegel der großen Welt.

Dieses Heft, oder wenn man will, gefällig geheftete Büchelchen, lag auf dem Tische eines Gesellschafts-Zimmers; ein Freund nahm es auf und nachdem er kaum einige Seiten konnte gelesen haben, rief er aus: Was doch die Frauen schreiben lernen! Ein andrer nahm es auf und, wie der erste nach kurzer Frist, sagte ganz ruhig: Was doch die Frauen aufpassen! Beides zusammen genommen möchte wohl zu Würdigung dieses Werkleins den besten Anlaß geben.

7. Die Erbschaft.

Ein Lustspiel von Herrn von Mennechet.

Der Hauptzweck des Verfassers scheint gewesen zu seyn, unter dem Deckmantel eines Lustspiels gute Lehren zu verbreiten: Man stellt uns das Unglück des Reichthums, die Verderbtheit des Luxus vor und sucht dagegen die Anmuth einer mehr als alle Schätze kostbaren Mittelmäßigkeit anzupreisen.

Das goldene Schmerwerk verfluchen, Strebebücher zu Ehren bringen, das war von jeher die Mission der Hofpoeten; und sehnsüchtige Seufzer nach Einsamkeit dienten den großen Herren zur Erholung. —

Auch finden wir Antithesen des Gymnasiums. Ein tugendhafter Freund des Familienhens und ein gar bösartiger Städtebewohner figurieren löblich gegen einander.

8. Galerie zu Shakespeare's dramatischen Werken

von Moriz Retzsch.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer 1828.

Wir verweisen auf dieses Werk gern mehrere Seiten, wenn sie uns gegönnt wären; da wir aber doch nur loben könnten und das Werk selbst den Meister am besten lobt, so wollen wir nur den Wunsch äußern, daß die Vorsteher aller Lesegesellschaften, sie mögen seyn von welcher Art sie wollen, dieses Werk anschaffen, wodurch sie ihre Mitglieder gewiß sämmtlich verbinden werden, indem diese, nebst einem einsichtigen Verwerte, die Hauptstelle im Original und in zwei andern Sprachen mitgetheilt erhalten.

Die Hauptstellen sagen wir, weil der Künstler den Geist gefaßt hat, die ganze Folge eines Stücks in allen bedeutenden Eingelnheiten uns nach und nach anzuführen, und so raschen Ganges das Ganze an uns vorbeizulassen.

Hier aber müssen wir schließen, um nicht hingerissen zu werden, umständlich aufzuführen, wie charakteristisch und anmuthig, mit Geschmack und Glück, sinn- und kunstgemäß der Künstler verfahren, um ein Stück wie Hamlet, das denn doch, man mag sagen was man will, als ein düsteres Problem auf der Seele lastet, in lebendigen und reizenden Bildern unter erheiternden Gestalten und bequemen Umständen anmuthig vorzuführen.

9. Glasmalerei.

Zu Köln am Rheine befand sich eine sehr ansehnliche Sammlung gemalter Fenster und einzelner Scheiben, welche am 3. Junius des vergangenen Jahres versteigert werden sollte. Ihr weiteres Schicksal, und ob sie partieweis beisammen geblieben oder sich gänzlich zerstreute, ist uns unbekannt. Hier soll auch vornehmlich von dem auf 56 Seiten in Quarto gedruckten Katalog die Rede seyn, welcher in seiner Art für musterhaft gelten kann. Der Verfasser sondert die Fenster und einzelnen Scheiben der Sammlung in fünf verschiedene Abtheilungen und nimmt für jede Abtheilung eine besondere Epoche der Glasmalerei an, von deren Unterschied und Eigenthümlichkeiten er mit Sachkenntniß und Kunstverstand kurze Erläuterungen giebt. Die ganze Sammlung bestund aus 247 Nummern und das Verzeichniß giebt genaue Nachricht von dem was jede darstellt, wie sie ausgesehen seyn, über die Zeiten denen sie angehören, über die Beschädigungen, die Gestalt und Größe einer jeden. Für die Geschichte der Glasmalerei wird dieses Verzeichniß seinen bleibenden Werth behalten.

Mit dem so fleißig als schön nachgebildeten bunten Glasfastern hat Herr Müller den Kunstfreunden ein angenehmes Geschenk gemacht und kann ihres Dankes gewiß seyn: es ist ein löbliches Trachten, dergleichen vergängliche, mannigfaltigen Zufällen ausgesetzte Denkmale durch vervielfältigte Nachbildung gesichert, der Zukunft aufzubewahren. Sie sind in doppelter Beziehung schätzbar, einmal in geschichtlicher, da sie Bildnisse andenkenswürdiger Personen, auch Wappenschilde vermals blühender Familien enthalten; sodann hat nicht selten auch die Kunst sich an dergleichen gemalten Fenstern auf eine sehr ehrenwerthe Weise gezeigt, und mitunter sogar Vortreffliches geleistet.

Bildende Kunst.

Naivität und Humor.

Die Kunst ist ein ernsthaftes Geschäft, am ernsthaftesten wenn sie sich mit edlen, heiligen Gegenständen beschäftigt; der Künstler aber steht über der Kunst und dem Gegenstande: über jener hat er sie zu seinen Zwecken brauchbar, über diesem weil er ihn nach eigner Weise behandelt.

Die bildende Kunst ist auf das Sichtbare angewiesen, auf die äußere Erscheinung des Natürlichen. Das rein Natürliche, insofern es sittlich-gefällig ist, nennen wir naiv. Naive Gegenstände sind also das Gebiet der Kunst, die ein sittlicher Ausdruck des Natürlichen seyn soll. Gegenstände die nach beiden Seiten hinweisen sind die günstigsten.

Das Naive als natürlich ist mit dem Wirklichen verschwistert. Das Wirkliche ohne sittlichen Bezug nennen wir gemein.

Die Kunst an und für sich selbst ist edel, deshalb fürchtet sich der Künstler nicht vor dem Gemeinen. Ja indem er es aufnimmt ist es schon geadelt, und so sehen wir die größten Künstler mit Kühnheit ihr Meisterstück ausüben.

In jedem Künstler liegt ein Keim von Verwegenheit, ohne den kein Talent denkbar ist, und dieser wird besonders rege, wenn man den Fähigen einschränken und zu einseitigen Zwecken dingen und brauchen will.

Raphael ist unter den neuern Künstlern auch hier wohl der reinste. Er ist durchaus naiv, das Wirkliche kommt bei ihm nicht zum Streit mit dem Sittlichen oder gar Heiligen. Der Teppich worauf die Anbetung der Könige abgebildet ist, eine überschwänglich herrliche Composition, zeigt, wen dem ältesten anbetenden Fürsten bis zu den Mohren und Affen die sich auf den Camelen mit Kegeln ergötzen, eine ganze Welt. Hier durfte der heilige Joseph auch ganz naiv charakterisirt werden als Pflegevater, der sich über die eingekommenen Geschenke freut.

Auf den heiligen Joseph überhaupt haben es die Künstler abgesehen. Die Byzantiner, denen man nicht nachsagen kann daß sie überflüssigen Humor anbrächten, stellen doch bei der Geburt den Heiligen immer verdrießlich vor. Das Kind liegt in der Krippe, die Thiere schauen hinein, verwundert, statt ihres trockenen Futters ein lebendiges, himmlisch-anmuthiges Geschöpf zu finden. Engel verehren den Ankömmling, die Mutter sitzt still dabei; St. Joseph aber sitzt abgewendet und kehrt unmuthig den Kopf nach der sonderbaren Scene.

Der Humor ist eins der Elemente des Genie's, aber sobald er vorwaltet, nur ein Surrogat desselben; er begleitet die abnehmende Kunst, zerstört, vernichtet sie zuletzt.

Hierüber kann eine Arbeit anmuthig aufklären die wir vorbereiten: sämmtliche Künstler nämlich, die uns schon von so manchen Seiten bekannt sind, ausschließlich von der ethischen zu betrachten, aus den Gegenständen und der Behandlung ihrer Werke zu entwickeln was Zeit und Ort, Nation und Lehrmeister, was eigne, unzerstörliche Individualität beigetragen sich zu dem zu bilden was sie wurden, sie bei dem zu erhalten, was sie waren.

Brocardion.

Die Kunst ist eine Vermittlerin des Unaussprechlichen; darum scheint es eine Thorheit sie wieder durch Worte vermitteln zu wollen. Doch indem wir uns darin bemühen, findet sich für den Verstand so mancher Gewinn, der dem ausübenden Vermögen auch wieder zu Gute kommt.

Naturphilosophie.

Eine Stelle in d'Alembert's Einleitung in das große französische encyklopädische Werk, deren Uebersetzung wir einzurücken der Platz verbietet, war uns von großer Wichtigkeit; sie beginnt Seite X der Quarto-Ausgabe, mit den Worten: A l'égard des sciences mathématiques, und endigt Seite XI: étendu son domaine. Ihr Ende, sich an den Anfang anschließend, umfaßt die große Wahrheit: daß auf Inhalt, Gehalt und Tüchtigkeit eines zuerst aufgestellten Grundsatzes und auf der Reinheit des Verfahrens alles in den Wissenschaften beruhe. Auch wir sind überzeugt daß dieses große Erforderniß nicht bloß in mathematischen Fällen, sondern überall in Wissenschaften, Künsten, wie im Leben stattfinden müsse.

Man kann nicht genug wiederholen: der Dichter so wie der bildende Künstler solle zuerst aufmerken, ob der Gegenstand, den er zu behandeln unternimmt, von der Art sey, daß sich ein mannigfaltiges, vollständiges, hinreichendes Werk daraus entwickeln könne. Auch dieses versäumt, so ist alles übrige Bestreben völlig vergebens: Silbenmaß und Reimwort, Pinselstrich und Meißelhieb sind umsonst verschwendet; und wenn sogar eine musterhafte Ausführung den geistreichen Beschauer auch einige Augenblicke beschäftigen könnte, so wird er doch das Geistlose, woran alles Falsche krankt, gar bald empfinden.

Also kommt, wie bei der künstlerischen, so bei der naturwissenschaftlichen, auch bei der mathematischen Behandlung alles an auf das Grundwahre, dessen Entwickelung sich nicht so leicht in der Speculation als in der Praxis zeigt: denn diese ist der Prüfstein des vom Geist Empfangenen, des von dem innern Sinn für wahr Gehaltenen. Wenn der Mann, überzeugt von dem Gehalt seiner Vorsätze, sich nach außen wendet und von der Welt verlangt, nicht etwa nur daß sie mit seinen Vorstellungen übereinkommen solle, sondern daß sie sich nach ihm bequemen, ihnen gehorchen, sie realisiren müsse; dann ergiebt sich erst für ihn die wichtige Erfahrung, ob er sich in seinem Unternehmen geirrt, oder ob seine Zeit das Wahre nicht erkennen mag.

Durchaus aber bleibt ein Hauptkennzeichen, woran das Wahre vom Blendwerk am sichersten zu unterscheiden ist: jenes wirkt immer fruchtbar und begünstigend bei der es besitzt und beglaubigen das Falsche an und für sich todt und fruchtlos haltsgut, ja sogar wie eine Krankheit angesehen ist wo der absterbende Theil den lebendigen hindert die Heilung zu vollbringen.

Epochen geselliger Bildung.

Bei Gelegenheit der Eröffnung des Weimarischen Lese-Museums durch höchste Begünstigung am 25. April 1834.

I.

In einer mehr oder weniger rohen Masse entstehen enge Kreise gebildeter Menschen; die Verhältnisse sind die intimsten, man vertraut nur dem Freunde, man singt nur der Geliebten, alles hat ein häusliches Familienansehen. Die Zirkel schließen sich ab nach außen und müssen es thun, weil sie in dem rohen Elemente ihre Existenz zu sichern haben. Sie halten daher auch mit Vorliebe auf die Muttersprache man nennte mit Recht diese Epoche

die idyllische.

II.

Die engen Kreise vermehren sich und dehnen sich zugleich weiter aus; die innere Circulation wird lebhafter; den fremden Sprachen verweigert man die Einwirkung nicht; die Kreise bleiben abgesendert, aber nähern sich und lassen einander gewähren. Ich würde diese Epoche nennen:

die sociale oder civische.

III.

Endlich vermehren sich die Kreise und dehnen sich von innen immer weiter aus, dergestalt, daß sie sich berühren und ein Verschmelzen vorbereiten. Sie begreifen, daß ihre Wünsche, ihre Absichten dieselben sind, aber sie können die Scheidewände nicht auflösen. Sie mag einstweilen heißen:

die allgemeinere.

IV.

Daß sie aber universell werde, dazu gehört Glück und Gunst, deren wir uns gegenwärtig rühmen können. Denn da wir jene Epochen, seit vielen Jahren, treulich durchgefördert, so gehört ein höherer Einfluß dazu das zu bewirken was wir heute erleben: die Vereinigung aller gebildeten Kreise die sich sonst nur berührten, die Anerkennung Eines Zwecks, die Uebereinkunft wie nothwendig es sey sich von den Zuständen des augenblicklichen Weltlaufs, im realen und idealen Sinne zu unterrichten. Alle fremden Literaturen setzen sich mit der einheimischen ins Gleiche, und wir bleiben im Weltumlaufe nicht zurück. Diese Darstellung möchte wohl den herzlichsten Dank und die redlichste Panegyrik den hohen Begünstigenden aussprechen.

Johannes von Müllers

Rede über Friedrich den Großen

am 29. Januar 1807.

Deutsch von Goethe.

Intaminatis fulget honoribus.

Jener große König, Friedrich der Zweite, Ueberwinder, Gesetzgeber, der seinem Jahrhundert, seinem Volk zum Ruhm gedieh, wandelt längst nicht mehr unter den Sterblichen. Heute versammelt sich die Akademie, um seiner zu gedenken. Preußische Männer, die sich der Zeiten erinnern, wo die Wetter des Krieges, die Gesetze des Friedens, die erleuchtenden Strahlen des Genius wechselsweise von Sarasseni her sich verbreiteten, da Feinden Schrecken, Europen Achtung, bedeutenden Menschen Bewunderung einprägten, sie sind heute gekommen, unsere Worte über Friedrich zu vernehmen. Mitten im Wechsel, in der Erschütterung, im Ein-

kurz verlangen aufgezeichnete Fremde an diesem Tage zu erfahren, was wir gegenwärtig von Friedrich zu sagen haben, und ob die Empfindung seines glorreichen Andenkens nicht durch neuere Begebenheiten gelitten habe.

Der gegenwärtig Redende hat es immer als eine weise Anordnung betrachtet, jährlich das Andenken erlauchter Männer zu erneuern, welche den unsterblichen Ruhm eifrig und mühsam verfolgend, von einer wollüstigen Ruhe sich verführlich entfernten. Wenn, mit jedem Jahre neuer Prüfung unterworfen, der Glanz ihres Verdienstes, durch keinen äußern Wechsel, nicht durch den Ablauf mehrerer Jahrhunderte gemindert wird; wenn ihr Name hinreicht, ihrem Volk einen Rang unter Nationen zu behaupten, die in verschiedenen Perioden jede ihre Zeit gehabt haben; wenn immer neu, niemals zum Ueberdruß, eine solche Lobrede keiner Künste bedarf, um die Theilnahme großer Seelen zu wecken, und die Schwachen trostend abzuhalten, die im Begriff sind, sich selbst aufzugeben: dann ist die Weihe vollendet; ein solcher Mann gehört, wie die unsterblichen Götter, nicht einem gewissen Land, einem gewissen Volk — diese können veränderliche Schicksale haben — der ganzen Menschheit gehört er an, die so edler Vorbilder bedarf, um ihre Würde aufrecht zu erhalten.

Diese Betrachtungen gründen sich auf die Erfahrung. Mit Ausnahme weniger beschränkten Köpfe, einiger Freunde seltsamen Widerspruchs, wer hat jemals das göttliche Genie, die großmüthige Seele, den ersten der Cäsaren streitig gemacht? wer den ungeheuren Umfassungsgeist, die Kühnheit der Entwürfe, dem großen Alexander, oder die vollendete Vortrefflichkeit des Charakters dem Trajan? Constantin und Justinian haben mehrere Lobredner und eifrigere gefunden. Als man aber in der Folge bemerkte, daß der erste nicht Stärke des Geistes genug besessen hatte, um die Parteien zu beherrschen, und daß er, statt sich der Hierarchie zu bedienen, sich von ihr unterjochen ließ; als man endlich einsah, daß an dem Größten und Schönsten, was zu Justinians Zeiten geschehen war, dieser Kaiser fast ganz und gar keinen persönlichen Antheil gehabt hatte, da verloren diese Fürsten den ausgezeichneten Platz, den ihnen Schmeichelei und Mißverstand in den Jahrbüchern der Welt angewiesen gehabt. Der eine war Herr des ganzen römischen Reichs, der andere Herr der schönsten seiner Provinzen. Constantin erwarb Kriegslorbern, Justinian war von glücklichen Feldherrn und weisen Rechtsgelehrten umgeben; doch sind Herrschaft und Glück nicht zuverlässige Pfänder eines unsterblichen Ruhmes. Wie vieler Königreiche und Länder bedurfte es, um sich dem armen und einfachen Bürger von Theben gleichzustellen, dem Erfinder der schrägen Schlachtordnung, dem Besieger bei Leuktra, bei Mantinea, dem Besieger seiner selbst! Und wer zieht nicht den Namen Mithridat dem Namen Pompejus vor?

Außer Verhältniß zu den Mitteln seines Staates ist der Ruhm des großen Mannes, dessen Andenken uns heute versammelt, wie der Ruhm Alexanders zu dem armen und beschränkten Nachlaß Philipps, und so bleibt dieser Ruhm ein gebietigtes Erbgut nicht allein für die Preußen, sondern auch für die Welt. Ohne Zweifel waltet ein zarter und unsichtbarer Bezug zwischen einem jeden Lande und den berühmten Männern, die aus seinem Schooße hervorgingen; und wie bedeutend muß ein solches Verhältniß werden, wenn solche Männer den Bau ihres Jahrhunderts gründeten, wenn sie als Hausväter für ihr Sorge trugen, ihn als Helden vertheidigten, oder auf das edelste vergrößerten; wenn sie uns als unvergeßliche Dämonen erscheinen, die, ähnlich den höchsten Gebirgsgipfeln, noch Lichtglanz behalten, indeß hundert und hundert Menschengeschlechter augenblicklichen Ruhs nach und nach hinschwinden, von der Nacht der Jahrhunderte verschlungen. Von jenem Heben bleibt ein Eindruck, der Menschen-Charakter eignet sich ihn zu, durchdringt sich davon und stärkt sich unwandelbar. Vor Philipp gab es unter den Macedoniern nichts Ausgezeichnetes, sie kriegten mit den Illyriern, wie die alten Bewohner unserer Marken mit den Wenden, wacker, ohne Glanz, der Held Philipps trat hervor und das Gestirn Alexanders. In der zweiten Geschlechtsreihe nach ihnen sehen sich die Macedonier überwunden und in Gefahr der Auflösung ihres Reichs durch die hereindringenden Gallier. Und doch, als sie, nach so vielen und unglücklichen Jahrhunderten alles verloren hatten, behaupteten sie bis auf unsere Zeit den Ruf, die besten Soldaten des Reiches zu seyn, dem sie angehören.

In jedem Volke, das eines neuen Zeitbeginns und außerordentlicher Männer gewürdigt wurde, freut man sich in der Geschichtsbildung, in dem Ausdruck des Charakters, in den Sitten, überbliebene Spuren jener Einwirkungen zu erkennen. Wer sucht nicht Römer in Rom? ja unter Lumpengewand Romanos rerum dominos! An allen Italiänern studirt man die Züge dieses wunderthaften Volks, das zweimal die Welt überwand, und länger als ein anderes beherrschte. Erkennen wir uns nicht, wenn die Fruchtbarkeit glücklicher Ideen, die Reise wohlgelaßter Grundsätze, jene unerschütterliche Folge von Entwürfen, diese Kunst, die Gewalt sie auszuführen, und im Leben begegnet und zu fordern wir von allen Franzosen die Tüchtigkeit, das Selbstgefühl, den Muth ihrer germanischen Väter, jene Vorzüge verdeckt durch die Anmuth Franz des Ersten, die edle Freimüthigkeit des großen Heinrichs und das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten. Ja was werden künftige Geschlechter nicht noch hinzufügen? Vergebens würde man die Denkmale heroischer Tapferkeit zerstören; immer noch würde die Welt mit Liebe sich unter den Schwiegern ein Bild Tellischer Einfalt, Winkelriedischer Aufopferung hervorzaubern trachten, eine Spur des Chrysalis jenes Heeres, das, anstatt sich gefangen zu geben, lieber gesammt umkam.

Dergleichen ungeschriebene höchst achtungswerthe Erinnerungen an die Vorältern sind es, und in Athen wie die Feier der Nachkommlinge verjehen. Als Athen einst keine Schiffe mehr im Piräus, keine Schätze mehr in der Cecropischen Burg hatte, da Perikles nicht mehr von der Bühne donnerte, Alcibiades nicht glorreich mehr die See beherrschend zurückkehrte, und Athen, doch unklug leidet! mit der einigen Rom, der Beherrscherin, zu kämpfen sich vermaß; — was war der Sieger, was that Cornelius Sulla? Er gedachte des alten Ruhms, und Athen erkorte sich seiner Gnade. Große Männer — und an Sylla fand man Züge, die den großen Mann bezeichnen — sie haben nicht, wie andere Menschen, in Leidenschaften und Vorurtheilen etwas Besonderes, Einzelnes, Eigenes. Söhne des Genius im Besitz angeerbten erhabenen Sinnes, bewundernd von dem göttlichen Feuer, das reinigt, das hervorbringt, anstatt zu zerstören, bilden sie alle zusammen einen Geschlechtskreis, in dem man sich wechselseitig anerkannt; ja sie achten gegenseitig das Andenken ihres Ruhms. Fimbria's rohe Natur konnte Ilium zerstören; Alexander opferte daselbst. Jedes Volk, das einem Heroen angehörte, hat auf das Herz eines andern Heroen volksmäßige Rechte. Das Wirken der Menschheit beschränkt sich im Kreise des Augenblicks, der Thatenkreis eines großen Mannes erweitert sich im Gefühl seiner Verwandtschaft mit den besten. Und daran erkennt man die Ver-

jüglichſten. Alexander rettete Pindar's Haus; Pius der Zunft zerſtreute Tacitus Aſche. Alſo, Preußen, unter allen Abwechslungen des Glücks und der Zeiten, ſo lange nur irgend fromm die Erinnerung an dem Geiſte, der Tugenden des großen Königs weilt, ſo lange nur eine Spur von dem Eindruck ſeines Lebens in euren Seelen ſich findet, dürft ihr nie verzweifeln. Mit Ihnahme wird jeder Held Friedrichs Volk betrachten.

Zaghafte Geiſter, ſchwache Seelen fragen vielleicht: was haben wir dann gemein mit einem König, einem Krieger, einem unumſchränkten Fürſten? und nehmen in einem ſolchen, wär' es nicht Thorheit? Dieſe fragen wir dagegen: war er denn Friedrich durch Erbſchaft? war er Friedrich durch Glück, das ſo oft in Schlachten entſcheidet? war er's durch Gewalt, die ſo oft zu Irrthümern und Mißbräuchen verleitet? Nein, er ward ſo groß durch das was in ihm lag, das auch in uns liegt, möchten wir es fühlen!

Das erſte, was er mit einem heißen Willen ergriff, wovon er niemals abließ, war die Ueberzeugung: er müſſe, weil er König ſey, der erſte unter den Königen ſeyn, durch die Art ſeine Pflichten zu erfüllen. Er hätte die Künſte des Friedens-lieben mögen, und führte doch zwölf Jahre lang ſchreckliche Kriege. Gern hätte er ſeine Zeit vertheilt, unter Studien, Muſik und Freunde; und doch war in der Staatsverwaltung nichts Einzelnes, womit er ſich nicht während ſeiner ſechsundvierzigjährigen Regierung beſchäftigt hätte. Er war von Natur nicht der Hurtigſte, und doch, wer hat ſich in Schlachten mehr ausgeſetzt? wer umgab ſich weniger mit beſorglichen Anſtalten? wer war feſter entſchloſſen, oder zu ſterben als zu weichen? Er beſaß über ſich ſelbſt die ungeheure Gewalt, die auch dem Glück gebietet. Dieſe Göttin wurde ihm untreu, er fühlte es wohl, doch ließ er ſich's nicht merken und überwand ſie wieder. Er überzeugte ſich, das Haupt einer Monarchie müſſe der erſte Mann ſeines Landes ſeyn, nicht bloß durch den Umfang und die Allgemeinheit der Kenntniſſe und durch die Größe des Aufklärens; ſondern er müſſe zugleich frei ſeyn von Partizanſh, von entnervenden Leidenſchaften, von unterſchobenen Meinungen, von Vorurtheilen des großen Haufens. Er wollte geliebt ſeyn, und fürchten ſeine Macht war ihm doch auch, und ſich dabei mit Zutrauen auf ſeine Gerechtigkeit, auf ſeine Großmuth verlaſſen. Auf rufe ich alle, die ihm nahe waren, zu Zeugen, ob er nicht zugleich unwiderſtehlich zu feſſeln und die Seelen mit dem Eindruck einer Majeſtät zu füllen wußte, die rein perſönlich war.

Eine Krone, ein halbes Jahrhundert unumſchränkter Herrſchaft geben, wer wird es läugnen? ſehr große Vorzüge. Aber der Sinn, ſich zur erſten Stelle zu erheben, kann jeden in ſeiner Laufbahn begleiten. In einer ſolchen Denkweiſe liegt die Möglichkeit, allgemein und fortſchreitend vollkommener zu werden; ſo wie die Quelle der Entwürdigung des Menſchen und des größten Unglücks in der ſogenannten weiſen Mittelmäßigkeit zu finden iſt. Der Menſch, überhaupt weit entfernt, alles zu thun was er vermag, wenn er ſeinem Streben zu nahe Gränzen ſetzt, was wird er je ſeyn? Johann Chryſoſtomus, in ſeiner ſchönen und treffenden Schreibart, pflegt alle Fehler und Mängel unter dem Namen der Trägheit (ραθυμία) zu begreifen; denn nur die Anſtrengung des Willens bleibt das, wovon die Auszeichnung eines jeden in ſeiner Lage abhängt.

Die ſittliche Größheit entſcheidet; die Mittel, die Gelegenheiten vertheilt das Glück. Tauſendmal verglich man Friedrichen mit Cäſarn, und noch hatte er nur einen Theil Schleſiens erobert. Die Stunde großer Umwälzungen hatte ſo ſeiner Zeit noch nicht geſchlagen, aber wenn Europa ſich gegen ihn ſieben Jahre verſchwor, hundert Millionen gegen fünf, das war mit dem Bürgerkrieg des Pompejus vergleichlich, und Hochkirchberg däuchte nicht geringer als Pharſalus, und Torgau ſchien nicht weniger als Munda. Und ſo in allem. Irdiſches wußte der große König zu ſchätzen. Er gab Leibnitzen einen Platz neben ſich, und indeſſen er über den größten Theil der Herrſcher ſich ſcherzhaft äußerte, deren Untergang zuſammt dem Sturz ihrer Thronen er vorausſah, hinterte er ſich um die Freundſchaft Voltaire's, und war gewiß, mit ihm in der Nachwelt zu leben.

Das Geheimniß, ſich immer ſeiner ſelbſt würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu ſeyn, lag in der Art, wie er ſeine Zeit anwendete. Er hatte ſich abgeſondert von dem langweiligen Gepränge, unter welchem das Leben verloren geht; und ſo gewann er Zeit für alle Gedanken, für bedeutende Unterhaltung, für jede täglich erneuerte Anregung ſeines Geiſtes. Die ſehr beſchränkte Wohnung von Sansſouci hat einen beſondern Vorzug vor den prächtigen Reſidenzſchlöſſern aller Jahrhunderte in Europa und Aſien; der Beſitzer fühlte daſelbſt nie Langeweile. Hier kann man ſich noch jetzt ſein ganzes Leben auszeichnend denken. Hier an einem und demſelben Tage, erſchien zu verſchiedenen Stunden, in demſelben Manne, der Vater des Volks, der Vertheidiger und Beſchützer des Reichs, der Staatsmann, der Künſtler, der Dichter, der Gelehrte, der Menſch, immer der große Friedrich, ohne daß eine dieſer Eigenſchaften der andern geſchadet hätte. Frage man, ob er ſein Leben beſſer angewendet oder glücklicher genoſſen habe. Denn wir leben nur, inſofern wir uns unſer bewußt ſind. Man kannte das Leben anderer Könige, ihrer Staatsräthe und Günſtlingsverwandten; da war es leicht, den Vorzug deſſelben zu begreifen, der zwölf Stunden des Tags arbeitete. Freilich nur Augenblicke bedauf der fruchtbare Geiſt, um das größte Thunliche zu faſſen, aber die Zeit hat auch ihre Rechte. Arbeit und Einſamkeit rufen die glücklichſten Augenblicke hervor; der Funke ſpringt, zündet, ein Gedanke tritt hervor, der den Staat rettet, der ein Geſetz wird, welches Jahrhunderte zu bezaubern vermag. Da wollte der Einſame von Sansſouci, umgeben von ſeinen Claſſikern, in dieſem geweihten Rundgebäu, dem Allerheiligſten von Friedrichs Genius; da wachte er, da trat er ſolchen Augenblick hervor, unverhergeſehen, unwiderruflich. Sie kommen nicht, wenn man Langeweile hat, oder wenn der Strudel der Welt uns betäubt. Sieht man in den Gewölben der Staatsurkunden ſeine Arbeiten; vergegenwärtigt man ſich ſeine unendlichen Geiſt-ſchöpfungen, ſo ſieht man, er hat keinen Tag verloren, als den, wo er ſtarb.

Die Ordnung, die er beobachtete, war bewunderungswürdig. Jeder Gegenſtand hatte ſeine Zeit, ſeinen Platz, alles war abgemeſſen, nichts unregelmäßig, nichts übertrieben. Dieſe Gewohnheiten waren der Klarheit und Genauigkeit ſeiner Ideen förderlich, und hinderten dagegen ſeine lebhafte Einbildungskraft und ſeine feurige Seele, ſich hinreißen zu laſſen, ſich zu überſtürzen. Indem er alle Seiten eines Gegenſtandes und ihre Beziehungen zu kennen ſuchte, ſo brachte er eben ſo viel Ruhe in die Ueberlegung, als Schnelligkeit und Nachdruck in die Ausführung.

Er hörte nicht auf, ſich an der Geſchichte zu bilden, höchlich wußte er dieſe geſammelten Erfahrungen zu ſchätzen, die dem lebendigen Geiſt für Staatsverwaltung und Kriegskunſt den Sinn aufſchließen. Er zog die Geſchichtſchreiber des Alterthums vor; denn die mittäglichen Völker ſind weicher an Ideen, ausgetrockneter und glühender in der Art zu empfinden. Dieſe Menſchen wa-

ten einer frischen kräftigen Natur viel näher. Ihre Werke sollten zum Handeln führen, nicht etwa nur eitle Neugierde befriedigen. Friedrich liebte auch einige methodische Werke. Er wollte sich in der Gewohnheit erhalten, seine Gedanken in Ordnung zu stellen. Die rhetorischen Vorschriften des Cicero, die Lektüre von Port-Royal, von Rollin, gefielen ihm lange Zeit. In den letzten Tagen, als er bemerkte, daß der Geist sich verwirre, trübe, schwach werde, nahm er die Anleitungen Quintilians wieder vor, die voll Verstand und Ordnung sind, und las dazu leichte Schriften Voltaire's, in welchen Lebhaftigkeit herrschend ist. Auf alle Art und Weise wollte er sich aufgeweckt erhalten, und so kämpfte er gegen das letzte Hinschlummern.

Eroberungen können verloren gehen, Triumphe kann man streitig machen. Jene des großen Pompejus wurden durch ein unedles Ende verdunkelt, und auch der große Ludwig sah den Glanz der seinigen verdunkelt. Aber der Ruhm und der Vortheil, den das Beispiel gewährt, sind ungerstörlich, unverlierbar. Der eine bleibt seinem Urheber eigenthümlich, der andere zugesichert allen denen, die ihm nachahmen. Das Verdienst beruht in den Entschließungen die uns angehören, in dem Muth der Unternehmung, der Beharrlichkeit der Ausführung.

Man redet hier nicht von den einzelnen Zügen durch die ein übler Wille Friedrichs Ruhm zu verdunkeln glaubte. Der Geschichtschreiber Dio, indem er von den Vorwürfen reden soll, die man dem Trajan gemacht hat, bemerkt, daß der beste der Kaiser keine Rechenschaft schuldig sey über das, was auf sein öffentliches Leben keinen Einfluß hatte. Wenn Friedrich das Wesen der Religion mißverstand und den Sinn ihrer Quellen, so wußte er doch die Vorsteher aller Gottesverehrungen in Gnaden zu halten, indem er sie beschützte und ihr Eigenthum schonte. Sprüche man vielleicht von der Verletzung einiger Grundsätze des Völkerrechts; hier zeigt er sich uns nur in dem Falle, daß er dem Drange der Nothwendigkeit nachgab und die einzige Gelegenheit, seine Macht zu gründen, benutzte. Mächte er aufmerksam wie wenig Sicherheit ein Pergament verleihe, so lehrte er uns zugleich desto besser kennen, was einem Staate wahrhaft Gewähr leiste. Das Mißverhältniß seines Heeres zu den Hülfsquellen seines Landes erscheint nicht so stark, wenn man bedenkt, daß der größte Theil, beinahe auf Weise der Nationalgarden, nur zum durchaus nothwendigen Dienst berufen wurde. In einem Lande, wo Hervorbringen, Erwerb und Betrieb durch die Natur des Bodens eingeschränkt wird, ist es keine Ungerechtigkeit, kein Nachtheil, daß der Militärgeist herrschend werde. In einer Lage, deren Sicherheit für ganz Europa bedeutend ist, zeigt sich dadurch ein gemeinsamer wünschenswerther Vortheil. Da wo mittelmäßige und künstliche Reichthümer den tausend Zufällen abhängig sind, welcher Zustand des Volkes könnte besser heißen, als der, in dem wir uns gewöhnen, alles missen zu können? Wenn Friedrich zu seiner Zeit die untern Stände von den obern Stufen der Kriegsbedienungen ausschloß, so geschah es vielleicht, weil er damals genug zu thun hatte, um dem Grundsatz sich aufzudrängen, daß es zuträglich sehen, den Mittelstand nicht von den erst aufkeimenden künsten des fürstlichen Lebens abzuziehen. Wollte man ihm sein unumschränktes Herrschen zum Vorwurf machen? Der höhere Mensch übt diese Gewalt aus durch das Uebergewicht seiner Natur, und die freien Ansichten eines großen Mannes machen sich wohlthätig; und so bildet sich nach und nach die Meinung, die sich endlich als Gesetz aufstellt. Die unvermeidliche Ungleichheit unter den Menschen macht den größten Theil glücklich in der Unterwerfung. Das herrschende Genie, das sich Friedrich oder Richelieu nennt, nimmt seinen Platz ein, und die Talente für Krieg und Staatsverwaltung nehmen ihren Rang neben ihm ein, um es zu unterstützen.

Anstatt auf die Beschuldigungen des Neides zu antworten, begab sich der große Mann nach dem Capitol, um den Tag von Zama zu feiern. Sollen wir für Friedrich antworten, wie er, ungeachtet seiner Kriege, und seine Eroberungen nicht mit gerechnet, die Bevölkerung seines Landes verdoppelte und, was ihm mehr Ehre macht, das Glück seines Volks vergrößerte, ein vollkommen ausgerüstetes Heer hinterließ, alle Verrathskommern, alle Zinsgänsler und den Schutt gefüllt, wie er mit scheidendem Lichtblick seines Ruhms den deutschen Bund erleuchtete? Oder sollen wir uns seine Heldenthaten zurückrufen, die ersten Kriege, die seine Lehrjahre waren, wo er große Fehler beging, ohne sich jemals des siegen zu lassen? Erinnern wir uns bei Czaslau des Ruhms seiner wendenden Reiterei? bei Striegau der schrägen Schlachtordnung? bei Soor, wie er sich dort aus der Sache zog? Sollen wir ihn malen in dem einzigen Krieg? fast immer ohne Land, sein Heer oftmals zerstört und unvollkommen wiederhergestellt, die Wunden thuten des Heldensinnes und der Kunst umsonst verschwendet, im Kampfe einer vernichtenden Mehrzahl, mit lastenden Unglücksfällen, ihn allein aufrecht gegen Europa, und die lebendige Kraft seiner Seele gegen die Macht des Schicksals? Doch es sey genug! — ich halte mich zurück, — ungern — o Erinnerungen! — Es ist genug. Wir hatten Friedrich, er war unser!

Verschiedene Völker, verschiedene Landstriche, müssen allmählig hervorbringen, was jedes seiner Natur nach Vollkommenstes haben kann. Jedem Staate eigneten die alten Parzen seinen Schutzgeist zu, der ihn vor dem Abgrunde des Ewigen verwahrte. Eben so muß in der Weltgeschichte jedes Volk seinen Anwalt haben, der das, was ihm Vortreffliches lag, darstellte. Einige Völker haben dergleichen gehabt, andern werden sie entsprungen, selten würdigung nimmer zu entschuldigen sey, giebt es auch deren Beispiele. In dem furchterlichen Jammer des dreißigjährigen Krieges betrauerten unsere Väter in dem Wiederhersteller eines fast vernichteten Staates, in dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm einen Mann, der allein zum Ruhme seines Landes hinreichte; und doch kam Friedrich nach ihm.

Niemals darf ein Mensch, niemals ein Volk wähnen, das Ende sey gekommen. Wenn wir das Andenken großer Männer feiern, so geschieht es, um uns mit großen Gedanken vertraut zu machen, zu verbannen was gering-lähmen kann. Gutvertrauen läßt sich erfinden, über andern Trübsal die Zeit; nur ein Uebel ist unheilbar: wenn der Mensch sich selbst aufgiebt.

Und Du, unsterblicher Friedrich, mann von dem ewigen Auferstehn, wo Du unter den Scipionen, den Trajanen, den Gustaven wandelst, Dein Geist, nunmehr von vorüberg-brechen Verhältnissen befreit, sich einem Du sehen, daß der Sieg, die Größe, die Macht immer dem folgt, der Dir am ähnlichsten ist. Du wirst sehen, daß die unvergängliche Verbrennung Deines Namens jenen Franzosen, die Du immer sehr liebtest, mit den Preußen, deren Ruhm Du bist, in der Zeit so ausgezeichneter Tugenden, wie sie Dein Andenken zurückrufe, vereinigen mußte.

Tag- und Jahres-Hefte

als Ergänzung

meiner sonstigen Bekenntnisse.

Von 1749 bis 1764.

Bei zeitig erwachendem Talente, nach vorhandenen poetischen und prosaischen Mustern, mancherlei Einbrücke kindlich bearbeitet, meistens nachahmend, wie es gerade jedes Muster andeutete. Die Einbildungskraft wird mit heitern Bildern beschäftigt, die sich selbstgefällig an Persönlichkeit und die nächsten Zustände anschließen. Der Geist näherte sich der wirklichen, wahrhaften Natur, durch Gelegenheitsgedichte, daher entstand ein zweifter Begriff von menschlichen Verhältnissen mit individueller Mannigfaltigkeit: denn besonders Fälle waren zu betrachten und zu behandeln. Vielschreiberei in mehreren Sprachen, durch frühzeitiges Dichten begünstigt.

Von 1764 bis 1769.

Aufenthalt in Leipzig. Bedürfniß einer beschränkten Form zu bessrer Beurtheilung der eigenen Productionen wird gefühlt; die Griechisch-Französische, besonders der Dramen, als anerkannt, ja gesetzlich, wird aufgenommen. Grenzlose, unschuldige aber schmerzliche Jugendempfindungen drängen sich auf, werden betrachtet und ausgesprochen, indessen der Jüngling mancherlei Verbrechen innerhalb des übertünchten Zustandes der bürgerlichen Gesellschaft gewahret. Von Arbeiten ersterer Art ist die Laune des Verliebten und einige Lieder, von der zweiten die Mitschuldigen übrig geblieben, denen man bei näher Betrachtung ein flüssiges Studium der Molierischen Welt nicht absprechen wird; daher aber auch das Fremdartige der Sitten, wodurch das Stück lange Zeit vom Theater ausgeschlossen blieb.

Von 1769 bis 1775.

Fernere Einsicht ins Leben.

Ereigniß, Leidenschaft, Genuß und Pein. Man fühlt die Nothwendigkeit einer freiern Form und schaut sich auf die Englische Seite. So entstehen Werther, Götz von Berlichingen, Egmont. Bei einfachern Gegenständen wendet man sich wieder zur beschränkteren Weise: Clavigo, Stella, Erwin und Elmire, Claudine von Villa Bella, beide letztere prosaischer Versuch mit Gesängen durchwebt. Hierher gehören die Lieder an Belinden und Lilli, deren manche, so wie verschiedene Gelegenheitsstücke, Epistolen und sonstige gesellige Scherze verloren gegangen.

Inzwischen geschehen kühnere Griffe in die tiefere Menschheit; es entsteht ein leidenschaftlicher Widerwille gegen mißleitende, beschränkte Theorien; man widersetzt sich dem Anpreisen falscher Muster. Alles dieses und was daraus folgt, war tief und wahr empfunden, oft aber einseitig und unrecht ausgesprochen. Nachstehende Productionen: Faust, die Puppenspiele, Prolog zu Barth sind in diesem Sinne zu beurtheilen; sie liegen Jedermann vor Augen. Dagegen waren die Fragmente des ewigen Juden und Hanswurst's Hochzeit nicht mitzutheilen. Letzteres erschien darum heiter genug, weil die sämmtlichen Deutschen Schimpfnamen in ihren Charakteren persönlich auftraten. Mehreres dieser frechen Art ist verloren gegangen; Götter, Heiden und Wieland erhalten.

Die Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen 1772 und 1773 geben einen vollständigen Begriff von dem damaligen Zustand unserer Gesellschaft und Persönlichkeit. Ein unbedingtes Bestreben, alle Begränzungen zu durchbrechen, ist bemerkbar.

Die erste Schweizerreise eröffnete mir mannigfaltigen Blick in die Welt, der Besuch in Weimar umschlang mich mit schönen Verhältnissen, und drängte mich unversehens auf einen neuen glücklichen Lebensgang.

Bis 1780.

An allen vorgenannten, nach Weimar mitgebrachten, unvollendeten Arbeiten konnte man nicht fortfahren: denn da der Dichter durch Anticipation die Welt vorweg nimmt, so ist ihm die auf ihn lostringende wirkliche Welt unbequem und störend; sie will ihm geben was er schon hat, oder anders, das er sich zum zweitenmale zueignen muß.

Bei Gelegenheit eines Liebhaber-Theaters und festlicher Tage wurden gedichtet und aufgeführt: Lila, die Geschwister, Iphigenia, Proserpina, letztere fortwährend in den Triumph der Empfindsamkeit eingeschaltet und ihre Wirkung vernichtet; wie denn überhaupt eine schale Sentimentalität über-

benbnehmend manche harte realistische Gegenwirkung veranlaßte. Viele kleine Ernst-, Scherz- und Spottgedichte, bei größeren und kleineren Festen, mit unmittelbarem Bezug auf Persönlichkeiten und das nächste Verhältniß, wurden von mir und andern, oft gemeinschaftlich hervorgebracht. Das meiste ging verloren, ein Theil, z. B. Hans Sachs, ist eingeschaltet oder sonst verwendet. Die Anfänge des Wilhelm Meister wird man in dieser Epoche auch schon gewahr, obgleich nur kapitelweise artig: die fernere Entwicklung und Bildung giebt sich durch viele Jahre.

Dagegen wurde manche Zeit und Mühe auf das Vorsatz: das Leben Herzog Bernhards zu schreiben, vergeblich aufgewendet. Nach vielfachem Sammeln und mehrmaligem Schematisiren ward zuletzt nur allzu klar, daß die Ereignisse des Helden kein Bild machen. In der jammervollen Zeitabe des dreißigjährigen Krieges spielt er eine mündige Rolle, läßt sich aber von jener Gesellschaft nicht absondern. Einen Ausweg glaubte ich jedoch gefunden zu haben: ich wollte das Leben schreiben wie einen ersten Band, der einen zweiten nothwendig macht, auf den auch schon vorbereitend gedeutet wird; überall sollten Verzahnungen stehen bleiben, damit Jedermann sähe, daß ein frühzeitiger Tod den Baumeister verhindert habe sein Werk zu vollenden. Für mich war diese Bemühung nicht unfruchtbar; denn wie das Studium zu Berichtigung und Egmont mir tiefere Einsicht in das funfzehnte und sechzehnte Jahrhundert gewährte, so mußte mir diesmal die Verworrenheit des siebzehnten sich, mehr als sonst vielleicht geschehen wäre, entwickeln.

Ende 1779 fällt die zweite Schweizerreise. Aufmerksamkeit auf äußere Gegenstände, Anordnung und Leitung unserer geselligen Irrfahrt ließen wenig Productivität aufkommen. Uebrig geblieben ist davon als Denkmal: die Wanderung von Genf auf den Gotthard.

Die Rückreise, da wir wieder in die flachere Schweiz gelangten, ließ mich Jery und Bätely erfinnen; ich schrieb das Gedicht sogleich und konnte es völlig fertig mit nach Deutschland nehmen. Die Gebirgsluft die darinnen weht, empfinde ich noch, wenn mir die Gestalten auf Bühnenbrettern zwischen Leinwand und Pappenfelsen entgegen treten.

Bis 1786.

Die Anfänge Wilhelm Meisters hatten lange geruht. Sie entsprangen aus einem dunkeln Vorgefühl der großen Wahrheit: daß der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur versagt ist, unternehmen und ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht worden kann; ein inneres Gefühl warnt ihn abzulassen, er kann aber mit sich nicht ins Klare kommen, und wird auf falschem Wege zu falschem Zwecke getrieben, ohne daß er weiß wie es zugeht. Hierzu kann alles gerechnet werden, was man falsche Richtung, Dilettantismus u. s. w. genannt hat. Geht ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein halbes Licht auf, so entsteht ein Gefühl das an Verzweiflung gränzt, und doch läßt er sich wieder gelegentlich von der Welle, nur bald widerstrebend, fortreißen. Gar viele vergeuden dadurch den schönsten Theil ihres Lebens, und verfallen zuletzt in wunderlichen Trübsinn. Und doch ist es möglich, daß alle falschen Richtungen zu einem unsichtbaren Guten hinführen: Schritte zu einem unsichtbaren Guten hinführen: eine Ahnung die sich im Wilhelm Meister immer mehr entfaltet, aufklärt und bestätigt, ja sich zuletzt mit klaren Worten ausspricht: „Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der auszog seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.“

Wer die kleine Oper: Scherz, List und Rache, mit Nachdenken lesen mag, wird finden daß dazu mehr Aufwand als billig gemacht worden. Sie beschäftigte mich lange Zeit; ein dunkler Begriff des Intermezzo verführte mich, und zugleich die Lust mit Sparsamkeit und Kargheit in einem engen Kreise viel zu wirken. Dadurch häuften sich aber die Mißstücke dergestalt, daß drei Personen sie nicht zu lesen vermögen. Sodann hat der freche Gedanke, wodurch ein geniger Pedant mystificirt wird, für einen rechtlichen Deutschen keinen Reiz, wenn Italiäner und Franzosen sich daran wohl ergötzen möchten; bei uns aber kann die Kunst den Mangel des Gemüths nicht leicht entschädigen. Noch einen Grundfehler hat das Singspiel, daß drei Personen gleichsam eingesperrt, ohne die Möglichkeit eines Chors, dem Componisten seine Kunst zu entwickeln und den Zuhörer zu ergötzen, nicht genugsame Gelegenheit geben. Dessungeachtet hatte mir mein Landsmann Kayser, in Zürich sich auszeichnend, durch seine Compositionen manchen Genuß verschafft, viel zu denken gegeben und ein gutes Jugendverhältniß, welches sich nachher in Rom erneuerte, immerfort lebendig erhalten.

Die Vögel und andere, verloren gegangene, Festspiele für Ettersburg mögen hier noch genannt werden. Die zwei Acte von Elpenor wurden 1785 geschrieben. Zu Ende dieser Epoche trifft der Entschluß, meine sämmtlichen Arbeiten bei Göschen herauszugeben. Die Redaction der vier ersten Bände war Michael 1786 vollendet.

1787 bis 1788.

Die vier letzten Bände sollten sodann nur meistens umgelegte und umwendende Arbeiten enthalten, auf Herders Anregung jedoch wird deren fernere Bearbeitung unternommen. Von Ausführung des Einzelnen findet sich viel in den zwei Bänden der Italiänischen Reise. Iphigenie wurde abgeschlossen noch vor der Sicilianischen Fahrt. Als ich, bei meiner Rückkehr nach Rom, Egmont bearbeitete, fiel mir auf in den Zeitungen lesen zu müssen, daß in Brüssel die Scenen, die ich geschildert, sich fast wörtlich erneuerten, so daß auch hier die poetische Antizipation wieder in Betracht kam. In die eigentliche Italiänische Opernform und ihre Vortheile hatte ich mich, bei meinem Aufenthalte in dem musikalischen Lande, recht eingedacht und eingelebt; deshalb unternahm ich mit Vergnügen, Claudine von Villa bella metrisch zu bearbeiten, ingleichen Erwin und Elmire, und sie dem Componisten zu freudiger Behandlung entgegen zu führen. Nach der Rückkehr aus Italien im Jahre 1788 wurde Tasso erst abgeschlossen, aber die Ausgabe bei Göschen dem Publikum vollständig überliefert.

1789.

Kaum war ich in das Weimarische Leben und die hiesigen Verhältnisse, bezüglich auf Geschäfte, Studien und literarische Arbeiten, wieder eingerichtet, als sich die Französische Revolution entwickelte und die Aufmerksamkeit aller Welt auf sich zog. Schon im Jahre 1785 hatte die Halsbandgeschichte einen unaussprechlichen Eindruck auf mich gemacht. In dem unsittlichen Staats-, Hof- und Staats-Abgrunde, der sich eröffnete, erschienen mir die greulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinung ich geraume Zeit nicht los werden konnte; wobei ich mich so seltsam benahm, daß Freun-

ly, wie denn ich mich eben auf dem Karde aufhielt, als die erſte Nachricht davon zu uns gelangte, wie man ſagt, als die Revolution ſchon ausgebrochen war. Sie ſtanden, wie ihnen damals die Verſammlung vorgekommen ſey. Ich verfolgte den Prozeß mit großer Aufmerkſamkeit, bemühte mich in Briefen von Nachrichten von Gaſchorſt und ſeiner Familie, und vermochte zuletzt, nach geraumer Weile, um alle Betrachtungen zu machen, das ganze Ereigniß unter dem Titel: Louis der Groß-Cophta, in eine Oper, wozu der Gegenſtand vielleicht beſſer als zu einem Schauſpiele gepaßt hätte. Caglioſtro's Charakter griff ſogleich ein, komponirt, mehrere Singſpiele, als: die Geiſter-Arie: Laſſet Geiſter ſich zanken und ſtreiten, ꝛc. Geiſt, gebieten meinen Winken, ꝛc.

Dieſe neue Operaform, welche es leicht die gänzliche alte verdrängen hätte, war mir ſo eigen und gelang gewiſſer, daß ich manchen Gegenſtand darin behandelte. Ein Singſpiel: die ungleichen Hausgenoſſen, war ſchon gänzlich weit gediehen. Sieben verſchiedene Perſonen, die eine Familienverbindung, Macht, Zufall, Gewohnheit u. auf einem Schloß zuſammen verweilen, eher zum Zweck zu Zeit und Ort beſtellt verſammeln, worauf denn ihre Gegenſätze vorherſehbar, weil ſie die verſchiedenſten Charaktere bilden, in Worten und Reimen, Thun und Laſſen völlig einander entgegen ſtehen, entgegen wirken und doch einander nicht los werden können. Arien, Lieder, mehrſtimmige Partien hatte ich vertheilt und nachher in meine lyriſchen Sammlungen und machte Gebrauch, ich Wiederaufnahme der Arbeit ganz unmöglich.

Noch vor meiner Rückkunft aus Italien machte mir eine andere Arbeit viel Vergnügen. Seit Sterne's unnachahmlich ſentimentale Reiſe den Ton gegeben und Nachahmer gewirkt, waren Reiſebeſchreibungen faſt durchgängig den Gefühlen und Anſichten des Leſenden gewidmet. Ich dagegen hatte die Maxime ergriffen, mich ſtreng als möglich zu verhalten und das Object ſo rein als nur zu thun wäre in mich aufzunehmen. Dieſen Grundſatz befolgte ich getreulich, als ich den Römiſchen Carneval beſchrieb. Ausführlich und ein Schema aller Vorkommenheiten aufgeſetzt, nach fertigen gedruckten Kärtlein charakteriſtiſche Merkmahle gemacht. Auf dieſe Vorarbeiten gründete ich meine Darſtellung des römiſchen Carnevals, welche, gut aufgenommen, mehreren Menſchen verdrießlich, auf ihren Reiſen gleichfalls das Eigenthümliche der Volksfeſten und Vorzüglich hier und dort aufgetrieben, wissen ich nur den talentvollen, früh verſtorbenen Friedrich Schulz nennen und ſeine Beſchreibung einer Peterskirche Nachts zu Erleuchtung bringen will.

1790.

Meine früheren Verhältniſſe zur Universität Jena, mehrere wiſſenſchaftliche Bemühungen angeregt und der Thätigkeit werden, eine ich ſogleich wieder aufzuſuchen. Die hartigen Muſen ſtanden, in der Entfernung von gegenſeitig ſtockenden Männer, vermittelt aufzuſuchen, zu erfreuen und zu erhalten war ein angenehmes als ehrenvolles Beſchäftigung, und ich hatte mich beim Betrachten der Natur, beim Studium einer vollendeten geſchätzten Mißſchaft für den Mangel an Kunſtſinn einigermaßen entſchädigt. Die Metamorphoſe der Pflanzen war als Hervorbringung geſtaltet. Indem ich ſie ausdrücken ließ, hoffte ich ein Experiment pro loco den Mitſchülern darzulegen. Ein botaniſcher Garten war vorhanden.

Mannich Zerſtreuung war zu gleicher Zeit mein Kapellmeiſter, und als ich auf die erſten phyſiſchen Elemente dieſer Lehre zurückging, entdeckte ich zu meinem großen Erſtaunen: die Newtoniſche Hypotheſe ſey falſch und nicht zu halten. Gewonnen Unterſuchen beſtätigte mir nur meine Ueberzeugung, und ſo war mir abermals eine Entwickelungsepoche durch einen Sprung, die auf Leben und Thätigkeit den größten Einfluß haben ſollte.

Angenehm häuslich-geſellige Verhältniſſe gaben mir Muth und Stimmung die Römiſchen Elegien auszuarbeiten und zu redigiren. Die Venezianiſchen Epigramme gewann ich unmittelbar daraus. Ein längerer Aufenthalt in der wundervollen Stadt erhielt, auf in Erwartung der von Rom zurückkehrenden Herzogin Amalia, ſchien aber ein längeres Verweilen daſelbſt im Gefolge dieſer, alles um ſich her, umwirkte und zu hemmen, bedenklich. Fürſten, brachten mir die größten Vortheile. Eine höchſtreiche Aehnlichkeit der verſchiedenen Venezianiſchen Schule wurde mir anſchaulich, als ich erſt einen, ſodann aber mit den Römiſchen Freunden, Heinrich Meyer und Bury, nach Bologna und Florenz ſah, den Ueberwind derſelben Kunſtſchule. Meyer ging nach ſeinem Vaterlande, der Schweiz. Bury nach Rom zurück, die weitere Reiſe der Fürſten zu begleiten.

Raum nach Hauſe gelangt, und ich nach Schlöſſen ſtationirt, wo eine behagliche Stellung meiner gedenken. Mutter hat Gegenſtand von Kirchenbuch begonnen. Erſt einen Sommer gegenwärtiges Gelegenheit zu einigen Zuſammen, die ſie und zu einſchaltet ſind. In Berlin hingegen, wo ein ſolcher Hof und geglich der Adel einer der erſten Provinzen des Königreiche glänzte, wo man die ſchönſten Regionen mit anmuthigſten marſchiren und manövriren ſah, beſchäftigte mich unaufhörlich, ſo merklich es auch hingen mag, die perſpectiviſche Anatomie, wodurch wir Lehren der bewegten Welt, ich als ein Einſiedler in mir ſelbſt abgeſchloſſen lebte. Dieſer Zuſtand des Naturſtudiums war fortwährend angeregt worden. Als ich nämlich auf den Dünen des Lido, welche die Venezianiſchen Lagunen von dem Adriatiſchen Meere ſondern, mich ernſtlich umſah, fand ich einen ſo gänzlich geborenen Schriftſteller, der mir nicht allein jene große Lehre von der exkarnate Wirbelknochen: die ſammtlichen Schädelknochen ſeyen aus verwandelten Wirbelknochen entſtanden, ehemals bekräftigte, ſondern auch den Uebergang unendlich angeſammelt, organiſcher Maſſen, durch Aufſuchen nach anſehen, zu ſtufenweiſe Darſtellung brachte. Bildung und Entwickelung in die vorgeſchilderte Form einſetzte, zur Anſicht hielt, und zugleich meinen Augen ſelbſt, durch Erfahrung beſtätigen Grunden wieder aufbrachte, welcher ich ſich darauf begründet, daß die Natur hier ſchematiſch habe, weil ſie nicht irgendwo den aufmerkſamen Beobachter nicht von ihr Augen ſtelle.

Da ich nun aber einmal willen in der bewegliche Lehrmeinungen Geſchichte unendlich ſtehet war, ſo hab mich mehr Bedenken, die ich auf den Zuſammenhang der Zeiten perſpectiv, ehe man ſie werden. Kultur, deſſen unendliche Mannichfaltigkeit und Entwicklung ich immerfort zu erkennen habe, gehörig beſchäftigt in einem anmuthigen Hauſtand von 1788. Da aber die hier geringe kleine Abhandlung, Deutſch und Italieniſch, noch unter meinen Papieren liegt, ſo erwähne

ich täglich nur so viel: ich war völlig überrascht, ein allgemeines, durch Mannigfaltigkeit sich erhebendes Interesse durch die sämmtlichen organischen Geschäfte durch, doch sie in allen Teilen auf gewissen mittlern Stufen gar wohl beobachtet, und müsse auch noch so eine erkannt werden, wenn er sich auf der höchsten Stufe der Menschheit das Verborgene deutlich verspräche.

Hiernach waren alle meine Arbeiten, auch die in Berlin, gerichtet; die Aufgabe war schwer genug, doch sie in einem prosaischen Leben nicht gelöst werden konnte.

Eine Buchsbaumtafel nach der Stellung von Michaelis und ein beweglicher Gradbogen und Lineale über Abdruck, Gang u. s. w. unternommen, bereicherte mit Erfahrung und Begriffen. Einiges findet sich aufgezeichnet.

1791.

Ein ruhiges, innerhalb des Hauses und der Stadt gepflogenes Jahr! die freigelassene Richtung, in welcher eine gemeinige dunkle Kammer eingerichtet war, auch die anständigen Gäste, wo solche in Privathäusern nach den dramatischen Anforderungen erwünscht nachgebungen. Ich beschränkte vorzüglich die prismatischen Erscheinungen, und indem ich die subjectiven beschränkte ins Unendliche verwandelfältigte, wurde ich fähig, das erste Stück optischer Beiträge herauszugeben, die mit schicklichem Dank und heiteren Reminiscenzen der Schule bei Seite geschoben wurden.

Damit ich aber auch von historischer und ästhetischer Seite nicht allzulang säume, übernahm ich mit Vergnügen die Leitung des Hoftheaters. Eine solche neue Einrichtung wurde nemlich durch den Abgang der Gesellschaft Bellomo's, welche seit 1784 in Weimar gespielt und angenehme Unterhaltung gegeben hatte. Sie war aus Ober-Deutschland gekommen, und man hatte sich mit jenem Dialekt im Dialog, um des guten Gesangs willen, befreundet. Man wußte die Stellen der Abgehenden desto leichter zu ersetzen, weil man die Theater von ganz Deutschland zur Auswahl vor sich sah. Breslau und Hannover, Prag und Berlin senderten uns tüchtige Mitglieder, die sich in kurzer Zeit in einander einspielten und einsprachen, und gleich von Anfang viele Zufriedenheit genährten. Schaum brachte auch von jener abgethanen Gesellschaft vortheilhafte Impressionen zurück, von welchen ich nur den unvergleichlichen Malcolmi nennen will. Kurz vor der Veränderung starb ein sehr schätzbarer Schauspieler, Neumann; er hinterließ eine sehr hoffnungsvolle Tochter, das liebenswürdigste, natürlichste Talent, das mich am Anfang erfreute.

Nun wenig Vorbereitungen zum Empfang machen in Weimar gegeben. Die Gesellschaft hatte einen großen Vortheil, Sommers in Frankfurt zu spielen; ein neues Haus, aus Trümmern, und dem geretteten Theil der Nachbarschaft, den kunstsinnigen Gästen einer nicht gelegenen Akademie, und lebensdurstig fortgehenden Jünglingen gesammengesetzt, sollten wir beschäftigen. Neue Stücke wurden nicht eingeübt, aber die alten durchgesehen, und so kehrte die Gesellschaft mit frischen Kräften im October nach Weimar zurück. Mit der großen Gesellschaft behandelte man nun die Schule über Acteurs, denn bei der neu zusammentretenden Gesellschaft mußte alles neu eingeübt werden.

Hier fing ich denn auch an, mich mit jener Neigung zur musikalischen Poesie, die immer mächtiger Dramaturgen, Publikum, gegen Willkür mit sich. Eine Anzahl Italienischer und Französischer Opern alle nach Deutschen Text umzuarbeiten, auch gar manchen schon vorhandenen so besserer Einrichtung umzuschreiben. Die Partituren wurden durch ganz Deutschland verschickt. Fleiß und Lust, die man dabei aufwendete, obgleich das Interesse völlig verschwunden sein mag, haben nicht wenig zur Verbesserung Deutscher Opernsätze mitgewirkt.

Diese Bemühungen theilte der aus Italien mit allen drei Werken zurückkehrende Freund, von Einsiedel, und so waren wir den dieser Seite auf mehrere Jahre gelungen und versorgt, und da die Oper immer ein Publikum anziehen und zu ergötzen hat Schwelle und bequeme Mittel bietet, so konnten wir, von dieser Seite beruhigt, dem poetischen Schauspiel desto weniger Aufmerksamkeit widmen. Nichts bisherte dieses auf eine wichtige Weise zu behandeln und von Grund auf zu bilden.

Bellomo's Repertorium war schon von Bedeutung. Ein Direktor spielt alles eher zu prüfen, was fällt, der doch einen Abend ausfüllt, was bleibt, weiß sorgfältig bewegt. Deutsche Opern. Schauspiele aus Iffland besser Zeit, fanden wir und brachten sie nach. Die theatralischen Abenteuer, eine immer erfreuliche Oper, mit Emmerich's und Mozarts Musik, wurde noch vor Ende des Jahres gegeben; König Johann aber, von Shakespeare, war unser größter Gewinn. Christiane Neumann, als Arthur, von mir unterrichtet, that wunderbare Wirkung; alle die Szenen, mit ihr zu Harmonie zu bringen, machte meine Sorge sein. Und so versäume ich von meiner Seite, daß ich in jenem Stück den vorzüglichsten zu bemerken und ihm die andern anzupassen suchte.

1792.

So war der Winter hingegangen und das Schauspiel hatte schon einige Forschritte gewonnen. Wiederholung früherer, wenigstens und bekannter Stücke, Versuche mit alter Art von neuem gaben Unterhaltung und befriedigten das Verhältnis Publikums, welches dem die damals neuen Stücke aus Iffland höchster Epoche mit Vergnügen angeschauen sich gewährte. Auch Kotzebue's Produktionen wurden sorgfältig aufgeführt und, wie sonst es möglich war, auf dem Repertorium erhalten.

Dittersdorf's Opern, dem sogenten Schauspieler leicht, dem Publikum annehmlich, wurden mit Aufmerksamkeit gegeben; Hoymannische und Reichardtische Stücke, obgleich hier, doch für das Augenblick Interesse erregend und Unterhaltung gewährend, nicht aufgenommen. Schwindel aber gefiel, als wir schon zu Anfange des Jahres Mozarts Don Juan und bald darauf Don Carlos von Schiller aufführen konnten. Ein lebendiger Wetteifer entstand und dem Beifall des jungen Volks zu unserm Theater. Es war von der Natur leicht begünstigt und erschien eigentlich jetzt erst als bedeutender Schauspieler.

Von Zeichnen behielt meine dramatischen Arbeiten, ich verfaßte das zweite Stück der optischen Beiträge und gab es von einer Tafel begleitet heraus. In der Mitte des Sommers wurde ich abermals ins Feld berufen, diesmal zu ernsthaften Szenen. Ich eilte über Frankfurt, Mainz, Trier und Luxemburg nach Longwy, welches ich den 28. August schon eingenommen fand, von da zog ich mit der Armee, so wie auch zurück bis Trier, sodann, um die unnützliche Verwirrung der Heerstraße zu vermeiden, die Mosel herab nach Koblenz. Mancherlei Naturerfahrungen schienen sich, für den Augenblick, durch die bewegten Kriegsereignisse

Einige Theile von Fischers geistlichem Märterbuche begleiten mich; manche langeweile Stockender Tage betrog ich durch fortgesetzte dramatische Arbeiten, wenn mich die schönen Erfahrungen in freier Welt aufregten, wie sie hier dunkle Kammer, hin Lichtstein im Laden kann. Papier, Acten und Zeichnungen darüber häuften sich.

Bei meinem Besuch in Mainz, Dalberscheid und Münster konnte ich bemerken daß meine alten Freunde mich nicht recht wieder erkennen wollten, wovon uns in den Schriften an Wärterschen übrig geblieben, daß physische Entwicklung gewöhnlich nicht schnell stillen sollte.

1793.

Eben dieser widerwärtigen Art, alles Sinnentliche zu verschmähen, sich an die unvermeidliche Wirklichkeit bald anzuschließen hingegeben, begegnete gerade Reineke Fuchs als männlich-weiblicher Gegenstand für eine, zwischen Uebersetzung und Umarbeitung schwebende Behandlung. Meine, dieser unheiligen Weltlichkeit gewidmete Arbeit gedachte mir zu Hause und auswärts zu Ernst und Freude. Ich nahm sie mit zur Blocade von Mainz, der ich bis zum Ende der Belagerung beiwohnte; auch darf ich zu bemerken nicht vergessen, daß ich sie zugleich als Nahrung im Hornister vermahm, den wir freilich damals nur dem Gute nachtrugen. Wer, der die Sache versteht, wollte, so lange Kopfstück über, aus Physik dem guten alten Heim nicht ins Gesicht sagen daß sein Heimweh schlechterdings, das mußten wir Jüngeren aber büßen, die wir von Jugend auf uns in jene Krankheit einschleicht hatten. Boß verdeutscht seine Uebersetzung der Ilyssee, die wir verschlangen, fand in seiner Liebe zugleich, nach der wir uns sehnten, und so wußten wir nicht welchem Heilgen wir uns wenden sollten.

Auch die Fürstenlust begleitete mich wieder an den Rhein, und ich genoß in früher Luft, unter heiterm Himmel, immer freien Ansichten über die mannigfaltigen Bedingungen unter denen die Kunst erscheint.

Diese Mannigfaltigkeit, verglichen mit meiner bedrängten Fähigkeit des Gemütsvermögens, Auffassens, Ordnens und Verbindens, schien mir die Nothwendigkeit einer Gesellschaft herbeizuführen. Eine solche dachte ich mir in allen ihren Gliedern, begabte die verschiedenen Lebensverhältnisse mit den so geeigneten, wie man, auf eine gleiche edenso Art bedeutend, beiläufig zum Druckfehler man wünscht. Diesen Aufsatz legte ich meinem Schwager Schleiffer vor, den ich nach der Uebergabe von Mainz, dem Hessischen Heere weiter folgend, in Heidelberg sprach; ich wurde aber gar unangenehm überrascht als dieser alle Prinzipien mich herzlich auslachte und verspottete: In der That schwankte, besonders aber in den hohen Deutschen Bundesstaaten, so an eine feste, gemeinsame Gesinnung irgend einer weltbürgerlichen Angelegenheit nicht zu denken. Ich begann, obgleich auch nicht ganz jung, wiederholt als ein Gänzlinger vorgegen zu werden, welches ich damals verdroß, in der Folge aber, mich als billig, gerechtfertigen sollte.

Und so hielt ich für meine Person wenigstens mich immer fest an drei Staaten, wo an einem Boden im Schiffbruch: denn ich hatte nun zwei Jahre umsonst mir und persönlich bei Landgrafen Zusammenschen alles Verhältnisses erlebt. Ein Tag im Hauptquartier zu Hause und ein Tag in dem wieder eroberten Mainz waren Symbole der gleichzeitigen Widersprüche, wie sie noch jetzt bevorstehen bleiben, der sich synchronistisch jener Tage wieder zu erinnern sucht.

Einem thätigen productiven Geiste, einem wahrhaft vaterländisch gesinnten, und einheimische Literatur hervorbringenden Manne, wird man es zu Gute halten, wenn ihn der Umfang alles Vorhandenen schreckt, ohne daß die innerste Absicht zu ihm spräche und seinen Beifall, zu nur anderes daraus erfolgen sollte. Man wird ihm beistimmen wenn er ihn verbreitet, daß derjenigen Instanzen sich nach Deutschland erstrecken, und verrichte, zu unwürdige Personen das Heft ergreifen. In diesem Sinne war der Bürgergeneral geschrieben, inzwischen die Aufgeregten entwarfen, schnan die Unterhaltungen der Ausgewanderten. Alle Productionen die dem ersten Ursprung, ja sogar der Ausführung nach, meist in dieses und das folgende Jahr gehören.

Der Bürgergeneral wurde gegen Ende von 1793 in Weimar aufgeführt. Ein, im Fach der Schnäpse höchst gewandter Schauspieler, Beck, war erst zu unserm Theater getreten, auf dessen Talent und Humor vertrauend ich eigentlich die Rolle schrieb.

Er und der Schauspieler Malkolmi gaben ihre Rollen auch vollkommen; das Stück ward wiederholt, aber die Urtheiler dieser heftigen Gegenstände waren zu furchtbar, als daß nicht selbst die Scheinbilder hätten bedenklich scheinen sollen.

Nun und frisch traten die Schauspieler Graff und Haide mit einigen Vorbildung zu unserm Vereine; die Schwiegerin Porth brachten uns eine liebenswürdige Tochter, die in mannigfachen Rollen durchaus erheiternd wirkte, und nach jetzt unter dem Namen Beyse bei allen Theaterfreunden geschätzt und beliebt ist.

1794.

Von diesem Jahre darf ich hoffen, es werde mich gegen die wenigen, in welchen ich viel entbehrt und gelitten, durch mancherlei Heiterkeit versöhnen, durch mancherlei Zerstreulichkeit ergetzen, und ich betrachte dessen gar sehr.

Denn persönlicher Zeuge höchst bedeutender und die Welt bedrohender Umwendungen gewesen zu seyn, das größte Unglück was Bürgern, Bauern und Soldaten begegnen kann, mit Augen gesehen, zu solcher Zustände gelitten zu haben, gab die traurigste Stimmung.

Doch wie sollte man sich erheben, da uns die ungeheuren Bewegungen innerhalb Frankreichs jeden Tag beängstigten und betrübten. Im vorigen Jahre hatten wir den Tod des Königs und der Königin bejammert, in diesem das gleiche Schicksal der Prinzessin Elisabeth. Robespierre's Gewaltthaten hatten die Welt erschreckt, und der Sturz sein Freude war zu verdienen, daß niemand über dessen Untergang zu jauchzen sich getraute, am wenigsten da die äußern Kriegsthaten der im innersten aufgeregten Nation unaufhaltsam vorwärts drängten, sings umher die Welt erschütterten und alle Verhältnisse mit Umkehrung, wo nicht mit Untergang bedrohten.

Indessen blieb man doch in einer traurigen, schuldlosen Sicherheit im Norden und beschäftigte die Furcht, durch eine baldprophezeihte Hoffnung auf das gute Verhältniß zu Frankreich zu Frankreich.

Bei großen Begebenheiten, ja selbst in der beschränkten Bedeutsamkeit, kann der Mensch nicht unterlassen mit Wissen des Muthes und der Schwäche zu sympathisiren. So mußte ein Deutsches Herz großen Russischen Antheil an alle Völker Europens; es sprach den lebendigen Hoß gegen die Franzosen aus, in dem Augenblicke da sich die ungeheuerlichen Feinde mächtig gegen unsere

Gelingen nährten. Um aber den Wachsthum der Meinungen aufs höchste zu treiben, schickten Französische revolutionaire Lieder in die Städte umher; sie gelangten auch zu mir, durch Personen denen man es nicht zugetraut hätte.

Der innere Zwiespalt der Deutschen in Absicht auf Vertheidigung und Gegenwirkung, zeigte sich offenbar im Gange der politischen Anstalten. Preußen, ohne sich über die Absicht näher auszusprechen, verlangte Vorschlagung für seine Truppen; es erschien ein Aufgebot, niemand aber wußte gehen, noch sich gehörig werben und versehen. In Regensburg kam eine Union der Fürsten gegen Preußen zur Sprache, begünstigt von der jenseitigen Seite, welche Vorgänge herausgesuchten in der einseitigen Friedensverhandlung vermuthet. Minister von Hardenberg versuchte dagegen die Reichsstände zu Gunsten seines Königs zu ermuthigen und man schwankte, in Hoffnung einer Hülfsmacht der Franzosen zu gewinnen, auch nicht auf diese Seite. Wer sich unlieben von den Zuständen Reichsstadt gab, machte nicht im Innern sich geltenden, daß man sich mit edlen Hoffnungen zwischen Furcht und Sorge nur hinhielt.

Die Oesterreicher zogen sich über den Rhein herüber, die Engländer in die Niederlande, der Feind nahm einen größern Raum ein und erwarb reichlichere Mittel. Die Nachrichten von sämtlichen alles Orten vermehrten sich, und es war keine Familie, kein Freundeskreis, der nicht in seinen Gliedern wäre beschädigt worden. Man sendete mir aus den südlichen und westlichen Deutschland, Schaffhäuser, Spanheimer, Kalbenheimer mancherlei Art, zum treuen Aufbewahren, bis mich als Zweifelhaften Zeitpunkt erlauben, während sie mir als gewiß großen Zeitraum erlauben, während sie mir als gewiß großen Zeitraum erlauben, während sie mir als gewiß großen Zeitraum

lesungen benutzen wurde, an Werktagen versäumen zu dürfen hatte, so unternahm er Sonntags Spaziergänge, denen Einleitung, Fortsetzung und Ende gegeben wurden. Kleine und größere botanische Ausflugsorte sind dadurch in meiner Umgegend entstanden, und ich habe manche Bemerkung machen können, nicht ohne Aufmerksamkeit der obern Behörden, gestützt und gefördert, als aus diesen Aeußerungen über Gott und göttliche Dinge, über die man freilich besser als irgend Stillschweigen beobachtet, von außen beschränkende Anregungen gegeben. In Karlsbaden wollte man von gar manchen Stellen der Schriften Zutritt nicht bei Gelegenheiten, und freilich hatte man alle Ursache dazu, was in Worten etwas stark gedruckt war, durch andere Worte leidlich auszugleichen, zu ändern, und wo nicht gelesen doch verständlich zu machen.

Professor Göttling, der nach einer freisinnigen Richtung durch wissenschaftliche Kräfte unter die allerersten zu zählen ist, der den allerdings hohen Begriff der neuern Französischen Chemie in sich aufnahmen, trat mit der Entdeckung hervor, das Phosphor auch in Schwefelleber brennt. Die bisher entdeckenden Hin- und Widerversuche beschäftigten uns eine Zeit lang.

Geh. Rath Voigt, ein getreuer Mitarbeiter auch im mineralogischen Felde, kam von Carlsbad gesund und brachte sehr schöne Tungsthen, theils in größern Massen, theils deutlich krystallisirt, worunter wir spielerten, als derjenigen seltenen vorkamen, gar manchen Liebhaber erfreuen konnten.

Alexander von Humboldt, eingetroffen, von Bernau ankommend, nöthigte uns ins Allgemeine der Naturwissenschaft. Sein älterer Bruder, geschieden in Jena gegenwärtig, ein kurzes Interesse nach allen Seiten hinsichtnend, theilte Studien, Forschen und Unterricht.

Zu bemerken ist, daß Hofrath Loder eben die Bänderlehre las, den höchst wichtigen Theil der Anatomie: denn was vermittelt zwei Muskeln und Knochen als die Bänder? Und doch wird durch eine besondere Verrücktheit der mikroskopischen Jugend gerade diese Theil vernachlässigt. Mir Genannten, mit Freund Meyern, wiederholen das Morgens im tiefen Schnee, um in einem saft- leeren anatomischen Auditorium diese wichtige Behandlung aufs bestimmteste nach den genauesten Präparaten vorgetragen zu sehen.

Der tiefste, immerfort thätige, selbst die kürzesten Nächtchen seine Betrachtung nicht verschmähende Gutsch wird in diesem Jahre in einen mäßigen Theil des obern Fürstengartens zu Jena eingesetzt. Da aber ein dort angebauter, auf Neigung angewiesener Hofgärtner im Frühjahr klug, so gab es manche Unannehmlichkeiten, welche zu beseitigen man bisweilen neue Plane für die Zukunft machen konnte.

Auch in diesem Jahre, gleichfalls zu guter Verbindung, ward die Nachsuchung des getatten Gartens besorgt und fruchtbarer. Ein Theil der Studenten war eingetroffen, und um die Kosten des Wiederherstellung zu vermindern, suchte man die Anpflanzung des Grabens an dieser Stelle; dann sollte die gleiche Operation sich auf den übrigen Theil nach und nach erstrecken.

Gegen die großen neuen gehäuften Forderungen der Chemnitz fühlte ich mehr und mehr meine Unzulänglichkeit. Ich ließ daher nicht ab fortwährend Gemälde fremde heran zu ziehen. Mit Schiefern gelang es mir nicht: denn selbst in den freundlichsten Zeiten wurde er diesem Geschäft seine Aufmerksamkeit nicht zugewendet haben. Der jetzige Zustand machte diesen Mangel seiner Betrachtungen, und von dem Innern zu dem Aeußern übergehend ist schwerer als man denkt. Stimmung dagegen setzte sein Thätigkeit durch alle die verschiedenen Schichten fort. Gestaltet war sein Einsichten, sicherer selbst sein Wortgebrauch, und wenn ich auf seine Mittheilungen recht aufmerkte, so sah ich immer weiter.

Von allen Bildern dieses Jahres nahm die Natur ihrer Gewohnheit gemäß nicht die geringste Kenntniß. Als Fruchtjahr gerieth herrlich, alles reifte einen Monat früher, alles Obst gelangte zur Vollkommenheit, Aprikosen und Pfirschen, Melonen und auch Castanien hatten sich dem Liebhaber reif und schmackhaft dar, und selbst in der Nähe vertrefflicher Weinjahre fanden wir 1794 mit aufgezählt.

Von so mannichen Arbeiten zu reden, so mir der Revidente Faden nunmehr abgerollt, allein die Arbeiten, die aus Verbindung der Zeiten-emplare sich immer verwirren, bleiben auch diesmal nicht aus. So verband eine Zufälligkeit mir die frische Theilnahme meiner Gehülfen Gruner und Schmidt. Herzog Ernst hatte mir verschiedene physikalische Instrumente freundlich geliehen, bei deren Rückstellung ich die Exemplare des Schwerdtschen Verzeichnisses, ohne besonders in meinem Briefe zu erwähnen, ich weiß nicht ob aus Uebereilung, oder eine Ueberraschung beabsichtigend. Genug, der mit solchen Geschäften Beauftragte der Fürsten war abwesend und die Kiste blieb lange Zeit unausgepackt, ich aber, eine wiederholende Erwähnung so zweifelnd und sinnt so pünktlicher Freunde mehrere Wochen entbehrend, machte mir tausend Grillen, bis endlich nach Eröffnung der Kiste nur Entschuldigungen, Anklagen, Betrachtungen mir theilweise aufgedrängt, mir statt einer heitern Aufnahme unglücklicherweise zu Theil wurden.

Von der heterodoxen Seite aber waren Besserungen chymische Bemerkungen nicht tröstlich, und ich mußte nur gestehen sehen, daß mein gutes Verhältniß zu den Freunden nicht gestört wurde, anstatt daß es sich hätte erhöhen und bilden sollen. Doch setzte sich alles bald wieder ins Gleiche: Prinz August sahe mit seinen bisherigen Scherzen fort, Herzog Ernst gewährte mir unausgesetzt ein wichtigstgründetes Vertrauen, indem ich besonders seiner Kunstsammlung gar manche angenehme Belehrung zuflossen. Auch Voß konnte mit mir zufrieden sein, indem ich auf seine Bemerkungen schnell mich in der Folge nachsichtig und bildsam erwies.

Der Abdruck des ersten Bandes von Wilhelm Meister war begonnen, der Entschluß, eine Arbeit, an die ich noch so viel zu erinnern hatte, für fertig zu erklären, war endlich gefaßt, und ich war froh den Anfang und den Anfang zu haben, wenn mich schon die Fortsetzung so wie die Aussicht auf eine neue dritte Gestaltung höchlich beängstigte. Die Rechtmäßigkeit aber ist der beste Muth der.

In England erschien eine Uebersetzung der Iphigenie, länger drückte sie nach; aber außer ein Exemplar des Originals noch der Copie ist mir zu gelangen.

An dem Bergbaue zu Ilmenau hatten wir uns schon mehrere Jahre herumgequält, eine so wichtige Unternehmung kühlet zu wagen, und nun ein so jugendlicher, thätig-frischer Abenteuer zu verzagen. Innerhalb eines großen eingeschlossenen Bergbezirks hätte sich manches vortreffliche finden, allein mit beschränkten Mitteln, stumpfen, ebenfalls sehr thätigen, den Zeit zu Zeit beweglich auf den Offizianten kommt, man gerne ins Allerkommer, dabei aber nur die Anstrengung der unsichtig auch energisch genug, und das Werk, besonders bei einer ganz unnatürlichen Naturbildung, mehr als einmal im Begriff zu sinken.

Ein unbegreiflicher Gemeinsinn war nicht ohne Sorge von mir, und selbst zu meinem Gefallen, dem gesellschaftsgeneigten Geh. Rath Voigt, mit einiger Behutsamkeit begegnet, aber uns kam ein Interesse, den weder wir die meinige erwartet hatten. Der Freiheit, dem man so viel Raum und so viel Gehör nachgesetzt

hat, beide sich als erste Minister, einige der Abgeordneten fanden gerade gelegen eine Art von Convent zu halten, und sich der Führung und der Leitung der Sache zu unterziehen. Anstatt daß nun Commissarien also nahe daß hätten, die Extremi von Rebellen, ja der wir uns schon verdächtig hatten, herzhaft abgeholen, wurd sogleich beschlossen, daß die Regierungsräten selbst sich Punkt für Punkt an Ort und Stelle aufzuklären und ohne Verantwort in die Natur der Sache zu sehen sich bemühen sollten.

Wir treten jetzt in den Hintergrund, und von jener Seite war nun nachschlagen gegen die Mittel, die man selbst entdeckt hatte, gutmüthiger auf die Hauptmittel, die man selbst erfand, so daß gleich alles, wie wir es nun wünschen konnten, beschlossen wurde; und da es dann endlich an Geld nicht fehlen durfte, um diese wichtigen Rüstigkeiten ins Werk zu setzen, so wurden auch die nöthigen Summen verwilligt und alles ging mit Wohlgefallen auseinander.

Ein wunderlicher, durch verrückte Schicksale nicht ohne seine Schuld verwirrter Mann, der sich durch meine Unterstützung in Zimmern unter fremdem Namen auf. Er war nur sehr nöthig, da er mir in Vergnügungs- und Steuersachen durch unmittelbare Anleitung, als gewandter, obgleich trockendurrischer Geschäftsmann, mehrere überhalfe, was ich selbst nicht hätte thun auf den Grad einsehen und mir zu eigen machen können.

Durch meine vorjährige Reise in den Niederrhein hatte ich mich an Frau Jakobi und die Fürstin Gallizin mehr angeknüpft, doch blieb es immer ein wunderbares Verhältniß, dessen Art und Weise schwer auszusprechen und nur durch den Begriff der ganzen Klasse gebildet, oder vielmehr der sich erst bildenden Deutschen eingesehen.

Dem besten Theil der Nation war ein sicht aufgegangen, daß sie und der Ihrigen, gebildeten, einträglichen Hofmanne auf einem humanistischen Standen dramatischen Beifall ansprechen, sie erkannten die gegenseitigen Verdienste, sie achteten einander, fühlten das Bedürfniß sich zu verbinden, sie suchten, sie liebten sich, und dennoch konnte keine wechselseitige Einigung entstehen. Das allgemeine Interesse, sittlich, moralisch, war doch ein zweites, unbestimmtes, und es fehlte im Ganzen wie im Einzelnen an Richtung zu bestimmten Zwecken. Daher geschieht der große unsichtbare Kreis in seiner, meist leeren, die manches seltsame erblicken und hervorbringen, aber eigentlich existiren sich die Bestandteile immer mehr und mehr.

Es ist gar viel die alte Geschichte, die sich bei Erneuerung und Belebung starrer stockender Zustände gar oft ereignet hat, und mag also für ein Natürliches Beispiel gelten, dessen man wir in der politischen und kirchlichen Geschichte so oft wiederholt sehen.

Die Hauptsachen wirken stumm durch Sinn und Zweckheit nach unbedingt, so sie schlecht sich ordnen, die sich ganz Kräfte fühlen, aber doch schon geschlossen und untergeordnet zu wirken nicht abgeneigt waren.

Klopstock sey zuerst genannt. Seitdem wandten sich viele zu ihm, seine deutsche Abgemessenheit, immer Ehrfurcht gebietende Persönlichkeit aber hielt zu kaurer Annäherung. An Wieland schossen sich gleichfalls wenige persönlich: das literarische Interesse aber war gar gering; das südliche Deutschland, besonders Wien, sind ihm ihre poetische und prosaische Talente schuldig; — und bedeutender Einwirkungen doch brachten ihn oft zu heiterer Vergegenwärtigung.

Herder wirkte später. Sein angeborenes Wesen sammelte nicht eigentlich eine Menge um sich, aber Einzelne zu stellen sich an und um ihn, huldigten ihm fest, und hatten zu ihrem größten Vortheile sich ihm ganz hingegeben. Und so hatten sich seine Wirkungskreise gebildet. Auch Gleim war ein Mittelpunkt, um den sich viele Talente versammelten. Hier wurden viele Sprachblüthe zu Theil, welche fast den Ehrennamen eines Genies zum Spitznamen herangebracht hätten.

Aber bei allem diesen fand sich bei Sonderung, daß nicht nur jeder Hingstling, sondern auch jeder Angeregte seine Selbstständigkeit festhielt und andere bedurfte und nach sich in seine besonderen Gesinnungen heranzuziehen bemüht war: wodurch denn die seltsamsten Wirkungen und Gegenwirkungen sich hervortaten.

Und wie Lavater suchend, daß man sich nach seinem Bedürfniß mit Gestalt manchfaltigen muß, so verlangte Jakobi, daß man seine individuelle, tiefe, schwer zu definirende Denkweise in sich aufnehmen solle. Die Fürstin hatte in der katholischen Stimmung, innerhalb der Ritualitäten der Kirche, die Möglichkeit gefunden, ihren eigen Zwecken gemäß zu leben und zu handeln. Diese beiden hatten mich mitunter, und sichen mich im Augenblick gewissen, jedoch immer mit Willen, nicht ganz verheimlichter Hoffnung mich ihren Gesinnungen völlig anzueignen, sie suchen sich daher manche von meinen Worten gefallen, die ich oft aus Unglaube und um mir gegen sie Luft zu machen, vorsätzlich auszübte.

Im Ganzen war jedoch jener Zustand eine artistokratische Anarchie, angestrt wie der Conflict jener, eine bedeutende Schriftstellerei entweder schon hervorgehen oder zu erringen strebenden Gewalten im Mittelalter. Auch war es eine Art Mittelalter, das einer höheren Cultur vorausging, wie wir jetzt wohl übersehen, da uns mehrere Einblicke in diesen nicht zu beschreibenden, vielleicht für Nachkommen nicht zu fassenden Zustand eröffnet worden. Humanes Briefe sind dieses ein unschätzbares Archiv, zu welchem der Schlüssel im Ganzen wohl nicht gefunden werden, für die einzelnen geheimen Fächer vielleicht nie.

Als Hauptgenossen besuch ich vornehme meinen ältesten Mitschen Freund, Heinrich Meyer. Erinnerung und Fortbildung Italiänischer Studien blieb tägliche Unterhaltung. Bei den letzten Zusammenkünften in Bewing hatten wir uns aufs neue von Grund aus verständigt und uns auf's innigste verbunden.

Wie oft als Bedürfniß, einen Gegenstand zu fassen, in der Entfernung vom Gegenstande sich nur vermehrt, oder, wenn man zur Klarheit vorzudringen sucht, die Unzulänglichkeit der Erinnerung sichtbar macht, und immerfort eine Rückkehr zur Quelle des Anschauens in der lebendigen Gegenwart fordert, so war es auch hier. Und wir, wenn er auch viel weniger Stoff in Italien gelebt, mußten nicht immer darüber zurück zu sehen!

Noch eher war der Zwiespalt, den das wissenschaftlich Bemühen in mein Dasein gebracht, hinwegzuräumen: denn die Art, wie ich die Naturerscheinungen behandelte, schien die übrigen Gedankenreihen sämmtlich für sich zu fordern.

In diesem Drange des Widerstreits überrascht alle meine Bücherlei und Hoffnungen das auf einmal sich ereignende Verhältniß zu Schiller; von der ersten Annäherung an war es ein unaufhaltsames Fortschreiten philosophischer Erwägung und ästhetischer Thätigkeit. Zum Behuf seiner Horen musste ihm sehr angelegen sein, was ich im Stillen producirte, empfangen, unternommen, sämmtlich zu lesen, zu empfangen und zu betrachten, für mich war es ein neuer Frühling, in welchem alles sich wechselsweise hervorrief und zum aufgeschossenen Stamm und Zweigen heranging. Die nunmehr gesammelten und geordneten bedeutenden Briefe geben

baron das unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugniß.

1795.

Die Horen wurden angegeben, Episteln, Elegien, Unterhaltungen der Ausgewanderten von meiner Seite beigetragen. Außerdem überlegten und beriethen wir gemeinsam den ganzen Inhalt dieser neuen Zeitschrift, die Verhältniß der Mitarbeiter und was bei dergleichen Unternehmungen sonst vorkommen mag. Hierbei lernte ich Mitlebende kennen, ich trat mit Autoren und Productionen bekannt, die mir sonst niemals einige Aufmerksamkeit abgewonnen hätten. Schiller war überhaupt weniger ausschließend als ich, und mußte nachsichtig sein als Herausgeber.

Bei allem diesem kann' ich mich nicht enthalten Anfangs Juli nach Carlsbad zu gehen, und über vier Wochen daselbst zu verweilen. In jüngern Jahren ist man ungeduldig bei den thörichten Uebeln, und Carlsbad war mir schon öfters beilsam gewesen. Vergebens aber hatt' ich mancherlei Arbeiten mitgenommen, denn die auf gar vielfache Weise mich berührende große Masse von Menschen zerstreute, hinderte mich, gab mir freilich aber auch mannichfaltige Aussicht auf Welt und Persönlichkeiten.

Kaum war ich zurück, als von Jimenau die Nachricht einlief, ein bedeutender Steinbruch habe dem dortigen Bergbau den Garaus gemacht. Ich eilte hin, und sah nicht ohne Bedenken und Betrübniß ein Werk, worauf so viel Zeit, Kraft und Geld verwendet worden, in sich selbst erstickt und begraben.

Erheiternd war mir dagegen die Gesellschaft meines sinnigen Schwagers, der diese Gegend, an der ich mich nun seit zwanzig Jahren müde gesehen und gedacht, mit frischem kindlichem Sinn wieder auffaßte, als Gegenstände, Verhältnisse, Thätigkeiten mit neuer Lebenslust ergriff und, viel entschiedener als mit Worten hätte geschehen können, durch die That ausdrückte: daß dem Abgestorbenen immer etwas Belebtes folge, und der Antheil der Menschen an dieser Erde niemals erlöschen könne.

Von da ward ich nach Eisenach gefordert; der Hof weilte daselbst mit mehreren Fremden, besonders Emigranten. Bedenkliche Kriegsbewegungen ließen Jedermann zur Aufmerksamkeit: die Oesterreicher waren 60,000 Mann über den Main gegangen, und es schien als wenn in der Gegend von Frankfurt die Ereignisse beschleunigt werden sollten. Einen Antrag, der mich dem Kampfplatze genähert hätte, wußte ich abzuweisen; ich konnte das Kriegstheil zu sehr, als daß ich es hätte aufsuchen sollen.

Hier begegnete mir ein Fall, an welchen ich öfters zu denken im Leben Ursache hatte. Graf Dumanoir, meist allen Emigranten eine Frage bei am meisten Gutdenkenden, den tüchtigen Charakter und reinen Menschenverstand, dessen Urtheil ich meist unbefangen gefunden hatte — er begegnete mir in Eisenach vergnügt auf der Straße und erzählte, was in der Frankfurter Zeitung Günstiges für den Kriegsgegnerheit stehe. Da ich doch auch den Gang des Weltwesens ziemlich vor mir im Sinne hatte, so fragte ich und es schien mir unbegreiflich, wie dergleichen sich sollte ereignet haben. Ich eilte sobald möglich die Blätter zu verschaffen, und fand, denn Lügen und Windbeuteleien möchte Jedermann finden, da ich gelesen eine Stelle gewahrte, die man allenfalls auf diese Angelegenheit beziehen konnte, da sie denn aber gerade das Gegentheil würde bedeutet haben.

Früher hatte ich schon einmal ein Gleichniß, aber freilich auch von einem Emigrirten vernommen. Die Franzosen hatten sich bereits über der ganzen Oberfläche ihres Vaterlandes auf alle Weise gemerket, die Assignate waren zu Monaten, und diese wieder zu nichts geworden; von allem dem war umständlich und mit großem Behagen die Rede als ein Marquis mit einigem Geräusch, mit Geschrei ec. es werde noch gar der bürgerliche Krieg ausbrechen und der Staatsbankerott unvermeidlich sein.

Dem dergleichen von Beurtheilung unmittelbarer Lebensverhältnisse vorgekommen, der wird sich nicht mehr wundern, wenn ihm in Religion, Philosophie und Wissenschaft, wo des Menschen abgesonderte Innere in Anspruch genommen wird, eben solche Verzerrung des Urtheils und der Meinung am hellen Mittag begegnet.

In derselben Zeit ging Freund Meyer nach Italien zurück; denn eh gleich der Krieg in der Lombardei schon heftig geführt wurde, so war doch im übrigen alles noch unangetastet, und wir lebten im Wahn die Jahre von 87 und 88 wiederholen zu können. Seine Entfernung benutzte mich alles Gespräch über bildende Kunst, und selbst meine Vorbereitung ihm zu folgen, führte mich auf andere Wege.

Ganz abgelenkt und zur Naturbetrachtung zurückgeführt ward ich, als gegen Ende des Jahres die beiden Gebrüder von Humboldt in Jena erschienen. Sie nahmen beiderseits in diesem Augenblick an Naturwissenschaften großen Antheil, und ich konnte mich nicht enthalten, meine Ideen über vergleichende Anatomie mitzutheilen. Da man meine Darstellungen zusammenhängend und gleichsam vollständig erachtete, ward ich dringend aufgefordert sie zu Papier zu bringen, welches ich auch sogleich befolgte, indem ich an Max Jacobi das Grundschema einer vergleichenden Knochenlehre, gegenwärtig wie es mir war, diktirte, den Freunden Genüge that und mir selbst einen Anhaltspunkt gewann, woran ich meine weitern Betrachtungen knüpfen konnte.

Hierauber von Humboldt's Einwirkungen weiter in Jena fördert die vergleichende Anatomie; er und sein älterer Bruder bewegen mich, das noch vorhandene allgemeine Schema zu diktiren. Bei seinem Aufenthalt in Rapperswyl ist mein briefliches Verhältniß zu ihm sehr interessant.

Gleichzeitig und verbunden mit ihm tritt Geh. Rath Wolf von einer andern Seite, doch im allgemeinen Sinne mit in unsern Kreis.

Die Verbindung der Horenexemplare von Wilhelm Meisters ersten Theil beschäftigte mich eine Weile. Die Beantwortung war nur theilweise erfreulich, im Ganzen genommen sicherlich; doch bleiben die Briefe wie sie damals einlangten und noch vorhanden sind, immer bedeutend und belehrend. Herzog und Prinz von Gotha, Zimmermann in Hannover, von Dalberg in Mannheim, Kästner in Göttingen, von Humboldt, meine Mutter, Sömmering, Schlosser, von Hendrich, von Dalberg in München, Reß. die merken, wenn man es genau nimmt, so defendenswerthen, gegen die geheime Gesellschaft des Werks sich in Berlin stellt. Eine poetische gehobene Freundin aber drückt mich ganz besonders in Verwirrung, durch Absagung manches Gehemnisses, Bekennen nach Entwicklung und sänftliche Demuth, Bekennen nach Entwicklung und sänftliche Demuth, entfernt daß ich gewünscht hätte, man möchte die Sache nehmen wie sie lag und sich den sittlichen Sinn gegeben.

Indem nun Lotte die Entsagung betrieb und den zweiten Band zu beschleunigen suchte, ergab sich ein wichtiges Verhältniß mit Kayserlichen Reichsarbt. Man war mit ihm unzufrieden seiner rohen und unförmlichen Natur, in Absicht auf sein bedeutendes Talent, in

gutem Benehmen geſtanden, er war der erſte, der mit Ernſt und Stetigkeit meine lyriſchen Arbeiten durch Muſik ins Allgemeine förderte, und ohnehin lag es in meiner Art am herkömmlichen Dankbarkeit und gegenwärtigen Menſchen fortzuhandeln, wenn ſie mir es nicht gar zu arg machten, alsdann aber meiſt mit Ungeſtüm ein ſolches Verhältniß abzubrechen. Nun hatte ſich Reichardt mit Wort und Ingrimm in die Revolution geworfen; ich aber, die gräulichen unausbleiblichen Folgen ſolcher gewaltſamen aufgeregten Zuſtände mit Augen ſehend und zugleich ein ähnliches Geheimniß im Vaterlande durch und durchblickend, hielt ein: für allemal am Beſtehenden feſt, an deſſen Verbeſſerung, Belehrung und Richtung zum Beſſeren, Verſtändigen, ich mein Lebenlang bemüht und unabläßig gewirkt hatte, und konnte und wollte dieſe Geſinnung nicht verleugnen.

Reichardt hatte auch die Lieder zum Wilhelm Meiſter mit Glück zu componiren angefangen, wie denn immer noch ſeine Melodie zu: »Kennſt du das Land,« als vorzüglich bewundert wird. Unger theilte den die Lieder der folgenden Bände mit, und ſo war er von der muſikaliſchen Seite unſer Freund, von der politiſchen unſer Widerſacher, daher ich im Stillen ein Buch vorbereitete, der zuletzt unaufhaltſam an den Tag kam.

Ueber das Verhältniß zu Jakobi habe ich hierdurchſt beſſeres zu ſagen, ob es gleich auf keinem ſichern Fundament geruht war. Lieben und Dulden und von jener Seite Hoffnung, eine Sinnesveränderung in mir zu bewirken, welches es am kürzeſten aus. Er war vom Rheine wegwandernd nach Holſtein gezogen, und hatte die freundlichſte Aufnahme zu Eutendorf in der Familie des Grafen Reventlau gefunden, er mußte mit ſein Behagen an den dortigen Zuſtänden aufs reizendſte, beſchrieb verſchiedene Familienfeſte zur Zeit ſeines Geburtstags und des Grafen, anmuthig und unwiderſtehlich, worauf denn auch eine unabweisliche dringende Einladung daſelbſt erfolgte.

Dergleichen Mannereien innerhalb eines einfachen Familienzuſtandes waren mir immer widerwärtig, die Luſtbarkeit derauf ſich mich mehr als gut, als daß ſie mich angezogen hätte: mehr aber noch hielt mich das Gefühl zurück, daß man meine menſchliche und dichteriſche Freiheit durch gewiſſe conventionelle Sittlichkeiten zu beſchränken gedachte, und ich fühlte mich hierin ſo feſt, daß ich der dringenden Aufforderung, einen Sohn, der in der Nähe ſtudirt und penſionirt hatte, daſelbſt zu beſuchen, keineswegs Folge leiſtete, ſondern auf meiner Weigerung ſtandhaft beharrte.

Auch ſeine Briefe über Wilhelm Meiſter waren nicht einladend; dem Freunde ſchien ſo wie ſeiner nächſtenen Umgebung erſchien das Werk, nach dem eines höhern Kreiſes, nicht erbaulich; an der Sittlichkeit hatten die Damen gar manches auszuſetzen, und nur ein einziger tüchtiger überſchwänglicher Weltmann, Graf Reventlau, nahm die Partei des beleidigten Buches. Um ſo weniger konnte der Autor Luſt empfinden, ſolche Perſonen perſönlich einzunehmen und ſich zwiſchen eine unbehaglich-liebenswürdige Prätention und den Abgrund ſtellen zu ſehen.

Von der Fürſtin Gallizin erinnere ich mich nicht, etwas über Wilhelm Meiſter vernommen zu haben, aber in dieſem Jahre hörte ſich eine Verwirrung auf, welche Jedem gewiſſen und gewirkt hatte, ich weiß nicht, es war Verſtimmung in Scherz oder Ernſt, es war aber nicht tödtlich, und wenn die Fürſtin nicht ſo meiner Natur geweſen, ſo hätte ſich bald aber ſpät eine wunderliche Scheidung ergeben. Auch ſie war von Münſter zur den Krankheiten geflohen, ihr großer, durch Religion geſtärkter Charakter hielt ſich aufrecht, und da eine tüchtige Thätigkeit ſie überall beſchäftigte, blieb ſie mit mir in wohlwollender Beziehung, und ich war froh in jenen verworrenen Zeiten ihren Empfehlungen gemäß manches Gute zu fördern.

Wilhelm von Humboldts Theilnahme war ineß ſtandhafter; aus ſeinen Briefen geht eine klare Einſicht in das Weſen und Bedürfniß hervor, daß ein mehres Förderniß daraus erfolgen mußte.

Schillers Theilnahme nenne ich zuletzt, ſie war die innigſte und höchſte; da jedoch ſeine Briefe hierüber noch vorhanden ſind, ſo darf ich weiter nichts ſagen, als daß die Bekanntmachung derſelben wohl eins der ſchönſten Geſchenke ſeyn möchte, die man einem gebildeten Publikum bringen kann.

Das Theater war ganz an mich gewieſen; was ich im Ganzen überſah und leitete ward durch Kirms ausgeführt; Bulpius, dem es zu dieſem Geſchäft an Talent nicht fehlte, griff ein mit poetiſchthätiger Thätigkeit. Was im Laufe dieſes Jahrs geleiſtet wurde, iſt angeführt folgendes:

Die Zauberflöte gewährte noch immer ihren früheren Einfluß, und die Opern zogen mehr an als alles Uebrige. Don Juan, Doctor und Apotheker, Cosa Rara, das Sonnenfeſt der Braminen befriedigten das Publikum. Beſſings Werke tauchten von Zeit zu Zeit auf, doch waren eigentlich Schreiberiſche, Iffland'ſche, Kotzebue'ſche Stücke an der Tagesordnung. Auch Haymann und Brahmann galten etwas. Abſolino ward den Schillerſchen Stücken gleichgeſtellt; unſere Bemühung aber, alles und jedes zur Erſcheinung zu bringen, zeigte ſich darin vorzüglich, daß wir ein Stück von Meyer, den Sturm von Buchsberg, aufzuführen unternahmen, endlich mit wenig Glück; indeſſen hatte man doch ein ſolches merkwürdiges Stück geſehen und ſein Daſeyn nie nicht wiederholt doch empfunden.

Daß unſere Schauſpieler in Lauchſtädt, Erfurt, Rudolſtadt von dem verſchiedenſten Publikum mit Freuden aufgenommen, durch Enthuſiasmus belebt und durch gute Behandlung in der Achtung gegen ſich ſelbſt gefeſtigt wurden, gereichte nicht zum geringen Vortheil unſerer Bühne und zur Anerkennung einer Thätigkeit, die, wenn man daſſelbe Publikum immer vor ſich ſieht, deſſen Charakter, deſſen urtheilsweiſe man kennt, gar bald zu erſchließen pflegt.

Werden ſich nun meine Gedanken von dieſen kleinen, in Vergleich mit den Weltweſen höchſt unwichtigen Verhältniſſen zu dieſen, ſo muß mir jener Bauer einfallen, den ich bei der Belagerung von Mainz, im Bereich der Kanonen, hinter einem auf Rädern vor ſich hingeſchobenen Schanzkorbe ſeine Feldarbeit verrichten ſah. Der einzelne beſchränkte Menſch giebt ſeine nächſten Zuſtände nicht auf, wie auch das große Ganze ſich verhalten mag.

Nun verbreiteten die Briefe Friedrich Wilhelms und ein Schein von Hoffnung ging den nördlichen Deutſchland auf. Preußen machte Frieden, Oeſterreich man von Belagerungen unter den Schweizer Landleuten, beſonders am oberen Zürchſee, ein beſtandig eingeleitet Proceß trug den Widerſtreit der Geſinnungen noch mehr auf; doch hatte ward unſere Theilnahme ſchon minder in die Nähe gerufen. Das rechte Mainzer ſchien abermals unlieber, man flüchtete ſogar für unſere Begriffen, eine Demarcationslinie um ſich herum. Doppelt und dreifach traten Zweifel und Sorge hervor.

Glückstadt tritt auf, wir halten uns an Gurschen; man werden aber schon Vorbereitungen und Anstalten gewahrt, und als man Kriegsleuten ausschreiben muß, kommt man endlich auf den glücklichen Gedanken, auch den Geist, an den man bisher nicht gedacht hatte, contribuiren zu machen; doch verlangte man nur von ihm ein Don Gratuit.

In dem Lauf dieser Jahre hatte mein Mutter den wohlbestallten Weinhändler, die in manchen Zügen mehr ausgebildete Bibliothek, eine Gemälde-Sammlung, das Beste damaliger Künstler enthaltend, und was sonst nicht alles verkauft, und ich sah, indem sie dahin war eine Stunde lief zu sein fest war, die erste Umgebung meines Vaters zerstückt und verschwunden. Es war auf meinen Antrieb geschehen, niemand konnte damals dem andern raten noch helfen. Jetzt blieb das Haus noch übrig; dies wurde endlich auch verkauft und die Möbeln, die sie nicht mitnehmen wollte, zum Ausschlag in einer Auction versteigert. Die Aussicht auf ein neues lustiges Quartier an der Hauptwache realisirte sich, und dieser Wechsel gewährte zur Zeit, da noch verderbliegender Friedenshoffnung neue Sorge wieder eintrat, ihr eine gestirnende Beschäftigung.

Als bedeutendes und für die Folge fruchtbares Familienereigniß habe ich zu bemerken, daß Nicolovius zu Eutin verheirathet meine Nichte heirathete, die Tochter Schlossers und meiner Schwester.

Jener den gedachten Umständen brachte der Versuch, entschieden Abwillen mit den leicht realen akademischen Verhältnissen in Verbindung zu setzen, fortwährende Unruhe schwieg. Schon Abends, Sonntags zu lesen und seine von mehreren Seiten gehinderte Thätigkeit frei zu machen, machte den Widerstand seiner Collegen höchst unangenehm empfinden, bis sich denn gar zuletzt ein Studenten-Haufen vors Haus zu treten erkühnte und ihm die Fenster einwarf: die unangenehmste Weise von dem Daseyn eines Nicht-Ich überzeugt zu werden.

Aber nicht seine Persönlichkeit allein, auch die eines andern machte den Unter- und Oberbehörden viel zu schaffen. Er hatte einen bekannten jungen Mann Namen Weishuhn nach Jena berufen, einen Gehülfen und Mitarbeiter an dem bestes; allein dieser mich bald in einigen Dingen, das heißt für einen Philosophen in allen, von dem ich und ein reines Zusammensein war gar bald gestört, ob wir gleich zu den besten dessen Theilnahme nicht verschmähten.

Dieser Mensch, mit den äußeren Dingen noch mehr als Fichte sich ins Gleichgewicht zu setzen fähig, erhielt bald mit Professor und Gerichten die unangenehmsten persönlichen Händel; es ging auf Injurien-Prozesse hinaus, welche zu beschwichtigen man von oben her die eigentliche Lebensweisheit hervorbringen mußte.

Wenn uns nun die Philosophen heute beigelegende Händel von Zeit zu Zeit erneuten, so nahmen wir jede günstigen Gelegenheit wahr, um die Angelegenheiten der Naturforscher zu befördern. Der geistig strebende und manchfaltigen vorbringende Botsch war denn im Werkstätischen noch schwierig zu fassen, zu empfehlen und zu Rap, konnte die Mittel die uns zu Gebote standen, und befriedigt sich in billigen Dingen. Dieser geschickt uns zur Freude, stimmte dem fürstlichen Garten ein so schönes Ziel zu verschaffen; ein Gasthaus, hinreichend für den Anfang, ward nach seinen Angaben errichtet, wobei die Aussicht auf fernere Begünstigung sich von selbst hervortat.

Zur neuen Theil der Jenaischen Bürgerschaft ward eine gerade in dieser Zeit ein bedeutendes Geschäft hierhin. Man hatte den alten Arm der Saale überhalb der Schwemme, der durch mehrere Krümmungen die schönsten Wiesen des rechten Ufers in Kandereien des linken verwandelte, ins Trockne zu legen einen Durchstich angefangen und den Fluß in gerader Linie abzuleiten unternommen. Schon einige Jahre bauerte die Bemühung, welche endlich gelang, und den anstoßenden Bürgern, gegen geringe frühere Beiträge, ihre verlorenen Räume wieder gab, indem ihnen die alte Saale und die indeß zu mehreren Malichten hervorgemachenen Ackerräume zugemessen und sie auf diese Weise über ihre Erwartung befriedigt wurden; weshalb sie auch eine seltene Dankbarkeit gegen die Vorgesetzten bei Anschaffen ausdrückten.

Unzufriedene machte man jedoch auch bei dieser Gelegenheit: denn auch solche Anlieger, die im Anglauben auf den Erfolg des Geschäfts die früheren geringen Beiträge verweigert hatten, verlangten ihren Theil an dem erobrten Boden, wo nicht als Recht doch als Gunst, die aber hier nicht statt haben konnte, indem durchschnittliche Casse für ein bedeutendes Opfer einige Entschädigung an dem errungenen Boden zu fordern hatte.

Dieser Werk von ganz verschiedener Art, welche doch in diesem Jahr das größte Aufsehen erregten, auch ich noch gehaben. Dumouriez haben ließ uns in die besondern Vorfallenheiten, worein uns das Allgemeine leider genugsam bekannt war, tiefer hineinsehen, manche Charaktere wurden uns aufgeschlossen, und der Mann, der uns immer viel Antheil abgewonnen hatte, erschien und klärer und im günstigen Lichte. Geistreiche Erinnerungen, die denn doch immer irgendwo Neigung unterzubringen anmöglich sind, und den Tagesbedürfnissen wie billig am meisten begünstigen, erquickten und erbauten sich an diesem Werke, das ich sorgfältig studirte, um die Epoche seiner Großthaten, von denen ich persönlich Zeuge gewesen, mir bis ins einzelne Gehöne genau zu vergegenwärtigen. Dabei erfreute ich mich denn, daß sein Vortrag mit meinen Erfahrungen und Bemerkungen vollkommen übereinstimmte.

Das zweite, dem allgemeinen Bemerken sich auszeichnende Werk, waren Baldo's Gedichte, welche nach Herders Uebersetzung, jedoch mit Verbesserung der eigentlichen Autors sich kamen und sich der schönsten Wirkung erfreuten.

Von solchen Zeitgehalt, mit Deutschen Besinnungen zusammensprechen, wären sie immer vollkommen gewesen; kriegerisch verworrene Zeitläufte aber, die sich in allen Jahrhunderten gleichen, fanden in diesem dichterischen Spiegel ihr Bild wieder, und man empfand als wie von Spiegel ihr Bild wieder, und man empfand als wie von Hören, was unsere Voreltern gequält und gängstigt hatte.

Einen ganz andern Kreis bildete sich das breite Werk. Lichtenbergs Hogarth und das Interesse daran war eigentlich ein gemachtes: denn wie hätte der Deutsche in seinen einfachen innen Zustande sehr selten solche excentrische Fratzen vorkommen, daran sich wahrhaft vergnügen können! Nur die Tradition, die einen von seiner Nation hochgefeierten Namen auch auf dem Continent hatte gültend gemacht, nur die Seltenheit, seine wunderlichen Darstellungen vollständig zu besitzen, und die Bequemlichkeit, zu Betrachtung und Bewunderung seiner Werke mehr Kunstkenntniß noch höheren Sinnes zu verbürgen, fanden allein diesen Beifall und Berechnung der Menschheit mitbringen zu können, erhielt die Bedeutung ganz besonders, vorzüglich aber daß Hogarths Weg nach Lichtenbergs Wegweisen den Weg gebahnt hatte.

Junge Männer die von Kindheit auf, seit beinahe zwanzig Jahren an meiner Seite heranwuchsen, sogenannte Jahren an meiner Seite heranwuchsen, sogenannte in der Welt um, und die von diesen sich numehr in der Welt um, und die von diesen sich numehr in der Welt um, und die von diesen sich numehr

in England auf und genannt deshalb für seinen technischen Sinn viele Vortheile. August von Herder schreibt aus Neustadt, wo er sich auf seine übrigen Verhältnisse vorbereiten sollte.

Meinere Einigkeit wurden bei Hof und in der Gesellschaft nicht aufgenommen, allein nicht alle begnügten sich mit diesen leichten Vorübungen. Manche von ihnen hegten die Absicht, hier wie an andern Orten, durch eine lebhafte Thätigkeit sich in Lebensunterhalt zu gewinnen. Ein wackerer Mann, schon vorgerückt in Jahren, mit Namen von Wendel brachte zur Sprache daß in Ilmenau, bei einem gesellschaftlichen Humorvorrathe, der herzoglichen Kammer einige Artikel aufstanden. Freilich wurde dieses Werk auf eine sonderbare Weise betrieben, indem die Hammerwerker in einem gewissen Turnus arbeiteten, jeder für sich so gut er vermochte, um nach kurzer Zeit seinem Nachfolger abermals auf dessen eigne Rechnung zu überliefern. Eine solche Einrichtung läßt sich nur in einem elementarmenschlichen Zustande denken, und ein jeder gelernter, an eine festere Thätigkeit gewöhnter Mann konnte sich darin nicht finden, ob man ihm gleich die herrschaftlichen Antheile für ein mäßiges Pachtgeld ehrlich, das man vielleicht nie eingefordert hätte. Sein ordnungliebender, ins Ganze trage Geist suchte durch erweiterte Pläne seine Unzufriedenheit zu beschwichtigen; bald sollte man mehrere Theile, bald das Ganze zu acquiriren suchen: beides war unmöglich, da sich die mäßige Existenz einiger ruhigen Familien auf diese Geschäfte gründete.

Noch etwas anderm war von der Geist gerichtet; man hatte einen Kohlenweg über den Gisen zu schmelzen und eine Gießanstalt ins Werk zu richten. Man versprach sich große Wirkung von der außerst concentrirten Gluth; aber sie war groß über alle Erwartung: denn das Osenginalbe schmolz zusammen, indem das Eisen zum Fluß kam. Noch manches andere wurde unternommen ohne glücklichen Erfolg, der gute Mann, endlich empfindend daß er gänzlich aus seinem Elemente entfallen sey, geriet in Verzweiflung, nahm eine übergroße Gabe Opium zu sich, die, wenn nicht auf der Stelle doch in spätern Zeiten, seinem Leben ein Ende machte. Freilich war sein Unglück so groß, daß weder die Theilnahme des Fürsten noch die wohlwollende Thätigkeit der beauftragten Aerzte ihn wieder herzustellen vermochte. Weit entfernt von seinem Vaterlande, in einem stillen Winkel des Thüringer Waldes fiel auch er ein Opfer der gränzenlosen Unruhigung.

Von Personen, deren Schicksalen und Verhältnissen bemerke folgendes:

Schlosser wundert sich und begiebt sich, da man nicht an jeden Ort verreisen konnte, nach Anspach, und hat die Absicht dasselbe zu verlassen.

Herder faßt sich von einiger Entfernung, die sich nach und nach verwischt, deutlicher, ohne daß dem daraus entspringenden Mißgefühl man zu weilen gewehrt. Seine Anregung gegen die Kantische Philosophie und daher auch gegen die Akademie Jena, hatte sich immer aufgehäuft, wodurch ich und beiden durch das Verhältniß zu Schiller immer mehr zusammenwuchs. Daher war jeder Versuch das alte Verhältniß herzustellen fruchtlos, um so mehr als Schiller die neuere Lehre selbst in der Person seines Schwiegervaters vernahm, und als ein tiefdenkender sehr und empfand, daß man Pflicht und Recht durch Vernunft, so wie es sich fügen und allenfalls thunlich, gewissen Schwanken ein Ende zu machen brachte.

Traurig aber war mir ein Schreiben das höchst bedauerliche Carl von Moser. Ich hatte ihn früher auf dem Gipfel menschlicher Glückseligkeit gesehen, wo er den Spaziergang zwischen unserm Herzoglichen Ehepaar aufgesuchten nach Gesundheit berufen ward, zu einer Zeit wo er mit manche Geschäftigkeit erwies, ja einen Freund durch entschiedene Kraft und Einfluß vom Untergang errettete. Dieser war nun seit geraumen Jahren nach und nach in seinen Vermögensumständen herabgesunken, dadurch zurückgekommen, daß er auf einem alten Besitzthume Jerrenberg ein sümmerliches Leben führte. Nun wollte er sich auch einer seinen Gemäldesammlung entäußern, die er zu besserer Zeit mit Geschmack um sich versammelt hatte; er verlangte meine Mitwirkung, und ich konnte sein gutes dringendes Verlangen leider nur mit einem freundlich höflichen Brief erwidern. Hierauf ist die Antwort eines geistreichen und psychisch in sein Schicksal ergebenen Mannes von der Art, daß sie mich noch jetzt wie damals rührt, da ich in meinem Bereich kein Mittel sah, solchem Verdrießlichkeiten abzuhelfen.

Anatomie und Physiologie verlor ich dieses Jahr fast nicht aus den Augen. Hofrath Loder demonstrirte das menschliche Gehirn einem kleinen Freundes-Cirkel, hergebrachter Weise, in Schichten von oben herein, mit seiner ihn auszeichnenden Klarheit. Die Camperschen Arbeiten wurden mit denselben durchgesehen und durchgedacht.

Sömmerings Versuch dem eigentlichen Sitz der Seele näher nachzuspüren, veranlaßte nicht wenige Beobachtung, Nachdenken und Prüfung.

Brandes in Braunschweig zeigte sich in Naturbetrachtungen geistreich und lebend; auch er, wie wir, versuchte sich an den schwersten Problemen.

Seit jener Epoche, wo man sich in Deutschland über den Mißbrauch der Genialität zu beklagen anfing, drängten sich freilich von Zeit zu Zeit auffallend verrückte Menschen heraus. Da nun ihr Streben in einer bunten, bisher Regeln versteckt und zurückhielt die Energie des Handelns ein günstiges Terrain, und die Hoffnung erregt, sie werde sich von einiger Verrücktheit wenigstens im Verfolg des Lebens lassen, so versagte man solchen Personen seinen Antheil nicht, bis sie denn zuletzt entweder selbst verzweifelten oder uns zur Verzweiflung brachten.

Ein solcher war von Bielefeld, der sich den Einheimischen zutrug, eine physisch glühende Natur, mit einer gewissen Einbildungskraft begabt, die aber ganz in hohlen Räumen sich regte. Klopstocks Patriotismus und Messiasideen hatten ihn ganz erfüllt, ihm Gestalten und Gesinnungen geliefert, mit denen er denn nach wilder und wüster Weise umherzog gebietete. Sein großes Geschäft war ein Gedicht vom jüngsten Tage, wo sich denn wohl begreifen läßt, daß ich seinen apokalyptischen Enthusiasmus, entgegenmusik vorgetragen, seinen besonderen Geschmack eigenwissen konnte. Ich suchte ihn abzuführen, da er, jede Warnung ausschlagend, auf seinen seltsamen Wegen beharrte. Er trieb es so in Jena eine Zeit lang, zu Belustigung guter verständiger Gesellen und wohlwollender Spötter, bis er endlich bei einem persönlichen Mißhelligkeiten sich zum Zorn erhitzte, und seinem ungeschickten Leben dadurch ein Ende machte.

Auch traten sich in Staatsverhältnissen hierdurch die Folgen einer jugendlichen Gutmüthigkeit hervor, die ein bedeutendes Vertrauen auf einen Unwürdigen mit sich herführt hatte. Die deshalb entstehenden Prozesse wurden durch ein einsichtsvolles Mäßnehmen mit großer Gewandtheit einem glücklichen Ausgang entgegen geführt. Indessen beunruhigte eine solche Bemühung unsere gesellige Kreise, indem natürlicherweise, sich theilnehmende nicht, auch uns verbunden. Personen Ungerechtigkeit und Härte sahen, wo wir nur eine strenge Verfolgung eines unerläßlichen Rechtsganges zu erblicken

glaubten. Die freundlichsten gütlichen Reclamationen von jener Seite hintertrieben zwar den Geschäftsgang nicht, all in bedauerlich war es, die schönsten Verhältnisse beinahe gestört zu sehn.

1796.

Die Weimarische Bühne war nun schon so befestigt und befestigt, daß es in diesem Jahre keiner neuen Schauspieler bedurfte. Zum großen Vortheil derselben trat Iffland im März und April wiederholt auf. Außer einem solchen belebenden, hinreißenden, wirksthätigen Beispiele wurden diese Darstellungen bedeutender Stücke Grund eines bemerkenswerthen Repertoriums und ein Anlaß das Künstlervermögen näher zu kennen. Schiller, der an dem Vorhandenen immer fest hielt, redigirte zu diesem Zweck den Egmont, der zum Schluß der Iffland'schen Gastrollen gegeben ward, ungefähr wie er noch auf Deutschen Bühnen vorgestellt wird.

Ueberhaupt finden sich hier, rücksichtlich auf das Deutsche Theater, die merkwürdigsten Anfänge. Schiller schon in seinem Carlos sich einer gewissen Mäßigkeit befliß und durch Reduction dieses Stücks fürs Theater zu einer beschränkteren Form gewöhnte, hatte nun den Gegenstand von Wallenstein aufgefaßt und den gränzenlosen Stoff in der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs bezwungen, behandelt, das er sich als Herrn dieser Masse gar wohl empfinden mochte. Aber eben durch diese Fülle ward eine strengere Behandlung peinlich, wovon ich Zeuge seyn konnte, weil er sich über alles, was er dichterisch vorhatte, mit andern gern besprach, und was zu thun seyn mochte hin und wieder überlegte.

Bei dem unablässigen Thun und Treiben war es zwischen uns statt fand, bei der entschiedenen Lust das Theater kräftig zu beleben, wohl ich angetrieben den Faust wieder hervorzusuchen, allein was ich auch that, ich entfernte ihn mehr vom Theater als daß ich ihn hergebracht hätte.

Die Horen gingen indessen fort, mein Antheil blieb beträchtlich; doch hatte Schillers gränzenlose Thätigkeit den Gedanken einer Musenalmanachs gefaßt, einer poetischen Sammlung, die jener, meist prosaischen, vorschreitet zur Seite stehen könnte. Auch hier war ihm das Zutrauen seiner Landsleute günstig. Die guten strebsamen Köpfe neigten sich zu ihm. Er schickte sich übrigens traf ich zu einem solchen Redacteur, den innern Werth eines Gedichts überlegt er gleich, und wenn der Verfasser sich zu mündlicher Ausgleichung hatte, oder nicht einigen konnte, wußte er das Überflüssige schnell aufzufinden. Ich sah ihn wohl ein Gedicht auf ein Dutzend Strophen reducieren, wodurch es wirklich brauchbar ward, zu bedeuten.

Ich selbst ward seiner Aufmunterung viel schuldig, wenn die Horen und Almanache mehrjährigen Zwang abgaben. Alexis und Dora, Braut von Korinth, Gott und Bajadere wurden hier zu gesichtet oder entworfen. Die Reihen, die mit aufschossen, so geschickten von Anfangen sich noch und nach zum Herbst- und Schlußfest hinaufsteigerten, unterhalten und viele Monate und machten, als der Almanach erschien, auch in diesem Jahre die größte Bewegung und Erschütterung in der deutschen Literatur. Sie wurden, als höchster Mißbrauch der Preßfreiheit, von dem Publikum entnommt. Die Wirkung aber bleibt unberechenbar.

Einige höchst klein und wurden, aber auch schwer lastenden Bürde entledigte ich mich gegen Ende August. Die Reinschrift des letzten Buches von Wilhelm Meister ging endlich ab an den Verleger. Seit sechs Jahren hatte ich Ernst gemacht diese frühe Conception auszubilden, zurecht zu stellen und dem Drucke nach und nach zu übergeben. Es bleibt daher dieses eine der inculpabelsten Productionen, man mag sie im Ganzen oder in ihren Theilen betrachten, ja um sie zu beurtheilen setzt mir beinahe selbst der Maßstab.

Kaum aber hatte ich mich durch successive Herausgabe davon befreit, als ich mir eine neue Last aufgepackt, die je doch leichter zu tragen, aber vielmehr beim Last war, weil sie gewisse Verpflichtungen, Gefühle, Begriffe der Zeit aufzusprechen Gelegenheit gab. Der Plan von Hermann und Dorothea war gleichzeitig mit den Lehrjahren aufgedacht und entwickelt, die Ausführung und mittlerweile der Septembers begonnen und vollbracht, so daß sie Freunden schon producirt werden konnte. Mit Leichtigkeit und Behagen war das Gedicht geschrieben, und es theilte diese Empfindungen mit. Mich selbst hatte Gegenstand und Ausführung durchdrungen, daß ich das Gedicht niemals ohne große Rührung vorlesen konnte, und dieselbe Wirkung ist mir seit so viel Jahren noch immer geblieben.

Freund Meyer schrieb fleißig aus Italien gerichtige Blätter. Meine Vorbereitung ihm zu folgen nöthigte mich zu mannigfaltigen Studien, deren Actenstücke mir noch gegenwärtig vielen Nutzen bringen. Als ich mich in die Kunstgeschichte von Florenz einarbeitete, ward mir Cellini wichtig, und ich faßte, um mich dort recht einzuhüten, den Entschluß seine Selbstbiographie zu übersetzen; besonders weil sie Schülern zu den Horen brauchbar schien.

Auch die Naturwissenschaften gingen nicht leer aus. Den Sommer über fand ich die schönste Gelegenheit Pflanzen unter farbigen Gläsern und ganz im Finstern zu erziehen, so wie die Metamorphose der Insecten in ihren Eingeweiden zu verfolgen.

Galvanismus und Chemismus drängten sich auf; die Systematik ward zwischen allem durch getrieben, und um mir den großen Vortheil der Vergegenwärtigung zu gewähren, fand sich eine edle Gesellschaft, welche Vorträge dieser Art gern anhören mochte.

Im Auswärtigen behauptet Churfachsen auf seiner Absichtlichkeit an Kaiser und Reich, und will in diesem Sinne sein Contingent marschiren lassen. Auch unsere Mannschaft rüstet sich; die Kosten hierzu geben manches zu bedenken.

Im großen Weltwesen ereignet sich, daß die hinterbliebene Tochter Ludwigs XVI, Prinzessin Marie Thérèse Churlotte, bisher in den Händen der Republikaner, gegen gefangene Französische Generale ausgewechselt wird, inzwischen daß der Prinz seinen Wohnsitz und ebenet erkauft.

Die Oesterreicher gehen über die Etsch zurück, besetzen bei Annäherung der Franzosen auf dem Brück von Frankfurt, die Stadt wird bombardirt, die Judengasse zum Theil verbrannt, sonst wenig geschadet, worauf dann die Uebergabe erfolgt. Meine gute Mutter, in ihrem schönen neuen Quartiere an der Hauptwache, hat gerade die Zeit hindurchgewandt den Belagerten und beschädigten Theil zu kaufen, sie rettet ihre Habseligkeiten in sämtliche Keller, und flüchtet über die freigelassene Mainbrücke nach Offenbach. Ihr Brief darüber verdient beigelegt zu werden.

Der Churfürst von Mainz geht nach Heiligenstadt, der Aufenthalt des kindgrafen von Darmstadt dicht einige Zeit unbekannt, die Frankfurter flüchten, meine Mutter hält aus. Wir leben in einer ungeheuren Furchtsamkeit. In den Rhein- und Mainlanden verwüstende Umzüge und Flucht. Frau von Gerstenbergk verwirrt in Eilmach, und so manch Flüchtlinge, Briefe,

Beten, Stafetten ſtrömt der Kriegsalarm ein: und das antwortet bis zu uns; doch beſtätigt ſich noch nicht die Hoffnung, daß wir in dem Augenblicke nichts zu fürchten haben, und wir halten uns für gerettet.

Der König von Preußen, bei einiger Veränderung, ſchreibt von Pirmont an den Herzog, mit diplomatiſcher Gewandtheit den Beitritt zur Neutralität vorbereitend und den Scheitt erleichternd. Furcht, Sorge, Verwirrung dauert fort, endlich erklärt ſich Oeſterreichen zur Neutralität, erſt vorläufig, dann entſchieden, die Verhandlungen beſtehen mit Preußen werden auch uns bekannt.

Doch kaum ſcheinen wir durch ſolche Sicherheit beruhigt, ſo gewinnen die Oeſterreicher abermals die Oberhand. Merveldt geht ſich zurück, alle königlich Geſinnten bedauern die Uebereilung zu der man ſich hatte hinreißen laſſen, die Gerüchte vermehren ſich zum Nachtheil der Franzoſen, Miranda wird zur Seite verfolgt und beſiegt. ſchon ſagt man ſie eingeſchloſſen; auch Dourdon zieht ſich zurück, und man iſt in Vorgewißung daß man ſich allenfalls rettig retten habe.

Eine Geſellſchaft hochgebildeter Männer, welche ſich jeden Freitag bei mir verſammelten, beſtätigte ſich mehr und mehr. Ich las einen Geſang der Ilias von Voß, er ward mit Beifall, dem Gedicht hohen Antheil, rühmliches Anerkennen dem Ueberſetzer. Ein jedes Mitglied gab von ſeinen Geſchäften, Arbeiten, Liebhabereien, beliebige Kenntniß, mit freimüthigem Antheil aufgenommen. Dr. Buchholz fuhr fort die neueſten phyſiſchchemiſchen Erfahrungen mit Gewandtheit und Glück vorzulegen. Nichts war ausgeſchloſſen, und das Geiſtes der Theilnehmer, welches Fremde sogar in ſich aufnahmen, hielt von ſelbſt alles ab, was einigermaßen hätte läſtig ſeyn können. Akademiſche Lehrer geſellten ſich hinzu, und wie fruchtbar dieſe Anſtalt ſelbſt für die Univerſität geworden, geht aus dem einzigen Beiſpiel ſchon genugſam hervor, daß der Herzog, der in einer ſolchen Sitzung eine Vorleſung des Doctor Griſſbach Wilhelm Huſeland angehört, ſogleich beſchloß ihm eine Profeſſur in Jena zu ertheilen, wo derſelbe ſich durch mannigfache Thätigkeit zu einem immer zunehmenden Wirkungskreiſe vorzubereiten wußte.

Dieſe Societät war in den Grade regulirt, daß meine Abweſenheit zu keiner Störung Anlaß gab, vielmehr übernahm Geh. Rath Voigt die Leitung, und wir hatten uns mehrere Jahre der Folgen einer gemeinſam genoſſenen Thätigkeit zu erfreuen.

Und ſo ſahen wir den auch unſern trefflichen Batſch dieſes Jahr in thätiger Jugendkraft. Derſelbe reine und ſich ſelbſt erbauende Mann bedurfte, gleich einer ſeltnen Pflanze, weder vieles Getränk noch ſtarke Bemiſchung, da er die Fähigkeit beſaß auf der Atmoſphäre ſich die beſten Nahrungsſtoffe zuzueignen.

Von dieſem ſchönen Stillen Starken zogen noch heut ſeine Schweſter und Brüder, wie er ſich an ſeinem mäßigen Glückwunſch bezeigt, und durch das allgemeine Zutrauen gleichzeitiger Naturforſcher die Achtung ſeiner Seitenſtät machten und ihnen Muth ſich erweitern ſtärkte, wie er denn auch bei ſolchen Gelegenheiten ſeine Vorſichtvertrauten mittheilte, nicht weniger ſeine Hoffnungen mit beſcheidener Zuverſicht vertrug.

1797.

Zu Ende des vorigen Jahres machte ich eine Reiſe meinen gnädigſten Herrn nach Leipzig zu begleiten, beſuchte einen großen Ball, wo mir die Herren Dorf und Compagn., und wir ich ſonſt durch die Linien verlegt oder erſchreckt hatte, mit Ausdrücken, wie das böſe Princip betrachteten. In Dresden erfriſchte uns die Erinnerung früherer Zeiten, die Familie von Loen gaſtlich als eine angenehme, zutrauliche Bekanntſchaft, und man kannte ſich bei köſtlichen Frankfurter Tage und Stunden zuſammen erinnern.

Schon in den erſten Monaten des Jahres erfreute ſich das Theater an dem Beſitze von Caroline Jagemann, als einer neuen Zierde. Oberon ward aufgeführt, bald darauf Telemach, und manche Rollen konnten mit mehr Aufwand beſetzt werden. Auch ließ ſich führte man das Bühnenweſen zunächſt in ſeinem gewohnten Gange fort, innerhalb aber ward manches Bedeutende vorbereitet. Schiller, der nunmehr ein entſchiedenes Theater in der Nähe und vor Augen hatte, beſchäftigte ſich darauf ſeine Stücke ſpielbarer zu machen, und als ihn hierin die große Breite wie er Wallenſteins ſchon gedacht abermals hinderlich war, entſchloß er ſich den Gegenſtand in mehreren Abtheilungen zu behandeln. Dies gab in Abweſenheit der Geſellſchaft, den ganzen Sommer über, reichliche Belehrung und Unterhaltung. Schon war der Prolog geſchrieben, Wallenſteins Tod ward heran.

Auch ich hatte mir einerſeits in vollkommner Thätigkeit: Hermann und Dorothea erſchien als Taſchenbuch, und ein neues epiſch-romantiſches Gedicht wurde gleich darauf entworfen. Der Plan war in allen ſeinen Theilen durchgedacht, den ich unglücklicherweiſe meinen Freunden nicht verhehlte. Sie redeten mir ab, und es bereitet mich noch, daß ich ihnen Folge leiſtete: denn der Dichter allein kann wiſſen, was in einem Gedichte liegt, und was er für Reiz und Anmuth bei der Ausführung daraus entwickeln könne. Ich ſchrieb den neuen Paufias und die Metamorphoſe der Pflanzen in elegiſcher Form, Schiller metrificirte, indem er ſeinen Taucher gab. Im eigentlichen Sinne dichten wir Tag und Nacht keine Ruhe; Schiller ſuchte der Schlacht erſt gegen Morgen, Beidenſchlechten alter Art waren in Bewegung; durch die Linien hatten wir ganz Deutſchland aufgerieb, Jedermann ſchalt und lachte zugleich. Die Verſe ſtarken und auch etwas Unzuſammenhängendes zu erweiſen, alle unſere Gegenwirkung beſtand in unermüdet fortgeſetzter Thätigkeit.

Die Univerſität Jena ſtand auf dem Gipfel ihres Ruhms, das Zuſammenwirken von talentvollen Menſchen und glücklichen Umſtänden wäre der wunſchen, bedürfte Schilderung werth. Fichte gab eine neue Darſtellung der Wiſſenſchaftslehre im philoſophiſchen Journal. Weltmann hatte ſich intereſſant gemacht und berechtigte zu den ſchönſten Hoffnungen. Die Brüder von Humboldt waren gegenwärtig, und Alles der Natur Angehörige trug philoſophiſch und wiſſenſchaftlich zu Sprache. Mein elektriſcher Topf von 1795 gab nun Veranlaſſung die ſämmtliche Sammlung ſo wie meine eigne rationeller zu betrachten und zu benutzen. Ich ſchmückte die Metamorphoſe der Inſekten, die ich bei meinen Jahren nicht aus den Augen ließ. Die Krauſiſchen Zeichnungen der Hauptſeiten gaben Anlaß zu gründlichen Betrachtungen, gelungene Verſuche wurden durch Hundert angeſtellt. Schirer zeigte ſich als hoffnungsvoller Chemiker. Ich fing an die Herbarien in Ordnung zu bringen. Für Schillern ſuchte ich fort am Gallin zu überſetzen, und da ich bildliche Stoffe in Proſa, poetiſche Gegenſtände zu finden, weiter aufzuſtehen, ſo ließ ich mich verleiten, die Reiſe der Kinder Israel durch die Wüſte kritiſch zu behandeln. Der Aufſatz, mit beigefügter Charte, ſollte jenen wunderlichen vierzigjährigen Zeitgang in einem, wo nicht verſtändigen, doch ſachlichen Unternehmen anbieten.

Eine unverdrießlich Luſt nach dem Lapp- und Kauderwelſch dem damals die Menſchen entgegen. Schiller

kaufte einen Garten bei Jena, und zog hinaus; Wieland hatte sich in Oßmannstedt angesiedelt. Eine Stunde davon, am rechten Ufer der Ilm, ward in Oberroßla ein kleines Gut verkäuflich, ich hatte Absichten darauf.

Als Besuch erfreuten uns Herse und Hirt. Der letztere, Reisende Lord Bristol gab mir zu einer abenteuerlichen Erfahrung Anlaß. Ich bereite mich zu einer Reise nach der Schweiz, meinem aus Italien zurückkehrenden Freunde Heinrich Meyer entgegen. Der Weimarische Schloßbau nöthigt zur Umsicht nach einem gestrichenen Architekten und geschickten Handwerkern. Auch die Zeichenschule erhält neue Anregung.

Vor meiner Abreise verbrannt ich alle an mich gelangten Briefe seit 1772, aus entschiedener Abneigung gegen Publication des stillen Gangs freundschaftlicher Mittheilung. Schiller besucht mich noch in Weimar, und ich treffe den 30 Juli ab. Da ein geschickter Schreiber mich begleitete, so ist alles in Acten geheftet, wohl erhalten, was damals auffallend und bedeutend seyn konnte.

Da hieraus mit schicklicher Redaction ein ganz unterhaltendes Büchlein sich bilden ließe, so sey von dem ganzen Reiseverlauf nur das Allgemeinste hier angedeutet.

Unterwegs beschäftigt mich die genaue Betrachtung der Gegenden, hinsichtlich auf Gegnose und der darauf gegründeten Cultur. In Frankfurt belebet mich Sömmerings, durch Unterhaltung, Präparate und Zeichnungen. Ich werde mit manchen Persönlichkeiten bekannt, mit Oeffentlichem und Besonderem; ich besuche das Theater und führe lebhafte Gespräche mit Schiller und andern Freunden. Oesterreichische Garnison, gefangene Franzosen als Gegensatz; jene von imperturbabler Ernst, diese immer von possirlicher Heiterkeit. Französische sarpische Aufgeräumtheit.

Den 28. ab von Frankfurt, über Heidelberg, Heilbronn, Ludwigsburg, kam ich den 30. in Stuttgart an. Kaufmann Rapp, Danneder, Scheffauer wurden besucht; Bekanntschaft mit Professor Thouret, mit geschickten Arbeitern von Zierrathen, Stuckaturen, Quadraturen, die sich aus der bewegten Regierung Herzog Carls herschreiben; Unterhandlungen mit denselben, sie bei dem Weimarischen Schloßbau anzustellen.

Anfang Septembers fällt der Junggesell und der Mühlbach, den Junitag sogleich componirt, schon der Jüngling und die Zigeunerin. Den 9 September in Tübingen, bei Cotta gewohnt, die verzüglichen dortigen Männer besprochen. Naturaliencabinet des Professor Dürr besichtigt, das, vermehrt Paquet in Frankfurt an Mayn gelangt, mit der übrigen Sammlung nach Tübingen transportirt worden. Den 16 September von dort weg. Schaffhausen, Rheinfall, Zürich. Den 21 in Stäfa; Zusammenkunft mit Meyer, mit ihm die Reise angetreten; den 28 über Mailand bis auf den Gotthard. Den 8 October waren wir wieder zurück. Zum letztenmale besucht ich die Kleinen Cantone, und weil die epische Form bei mir gerade das Uebergewicht hatte, erfand ich einen Theil unmittelbar in der Gegenwart der classischen Oertlichkeit. Eine solche Ableitung und Zerstreuung war nöthig, da mich die traurigste Nachricht mitten in den Gebirgen erreichte. Christiane Neumann, unsers häuslichen Lebens, nur von uns geschienen, ich widmete ihr die Elegie Euphrosyne. Unbesonnen, ehrenvolle Ankunft in allen Orten wie in den Acten zu sehen vermögen.

Auf dem St. Gotthard hatte ich schöne Mineralien gefunden, die Hauptsammlung aber war die Unterhaltung mit meinem Freunde Meyer; er brachte mir das lebendige Interesse zurück, das uns die Kriegsschäfte leider nunmehr verschlossen. Wir bereiteten uns zum Trost auf die Propyläen vor. Die Lehre von den Gegenständen und was denn eigentlich dargestellt werden soll, beschäftigte uns vor allen Dingen. Die genaue Beschreibung und kennerhafte Bemerkung der Kunstgegenstände alter und neuer Zeit verwahrten wir als Schätze für die Zukunft. Nachdem ich eine Beschreibung von Sesia versucht, die Tagebücher revidirt und mundirt waren, gingen wir den 21 October von dort ab. Den 26 October der von Zürich abreisend langten wir den 6 November in Nürnberg an. In dem freundlichen Circkel der Kreisarchivisten durchlebten wir einige frohe Tage. Den 15 November von dort ab.

In Weimar hatte die Ankunft mehrerer bedeutenden Emigrirten die Gesellschaft erweitert, angenehm und unterhaltend gemacht. Nachzutragen ist noch, daß Oberappellationsrath Körner und seine liebe und hoffnungsvolle Familie uns im abgelaufenen Sommer mit ihrer Gegenwart erfreute, und doch bleibt noch manches Besondere dieses merkwürdigen Jahres zurück.

Millins antiquarische Thätigkeit begann zu wirken, den größten Einfluß aber übten Weiß Prolegomena.

Auf dem Theater fand ich die große Lücke; Christiane Neumann fehlte, und doch war's der Platz noch wo sie mir so viel Interesse eingeflößt hatte. Ich war durch sie an die Bretter gewöhnt, und so wendete ich nun dem Ganzen zu, was ich ihr sonst fast ausschließlich gewidmet hatte.

Ihre Stelle war besetzt, wenigstens mit einer wohlgesinnten Schauspielerin. Auch Caroline Jagemann indessen bildete sich immer mehr aus und erwarb sich zugleich im Schauspiel allen Beifall. Das Theater war schon so gut besetzt, daß die currenten Stücke ohne Anstoß und Rivalität sich besetzen ließen.

Einen großen und einzigen Vortheil brachte aber dies Unternehmung, daß die vorzüglichsten Werke Iffands und Kotzebue's schon vom Theater gewirkt, und sich auf neuen, in Deutschland noch nicht betretenen Wegen großen Beifall erworben hatten. Beide Autoren waren noch in ihrem Vigor, erfuhren als Schauspieler stand in der Epoche höchster Kunstausübung.

Auch gereichte zu unserm größten Vortheil, daß wir nur vor einem kleinen, genugsam gebildeten Publikum zu spielen hatten, dessen Geschmack wir befriedigen und uns doch dabei unabhängig erhalten konnten; ja wir durften manches versuchen, und selbst unsere Zuschauer in einem höhern Sinne ausbilden.

Hier kam uns nun Schiller vorzüglich zu Hülfe; er stand im Begriff sich zu beschränken, dem Reden, Ueberdenken, Eigentlichen zu entsagen; schon gelang ihm das wahrhaft Große und dessen natürlicher Ausdruck. Wir verlebten keinen Tag in der Nähe, ohne uns mündlich, keine Woche in der Nachbarschaft, ohne uns schriftlich zu unterhalten.

1798.

So arbeiteten wir unermüdet dem Besuche Iffands vor, welcher uns im April durch sein Vorspielen zu unterhalten sollte. Groß war der Einfluß seiner Gegenwart: denn jeder Mitspielende mußte sich an ihm prüfen, indem er mit ihm wetteiferte, und die nächste Folge davon war, daß auch diesmal unsere Gesellschaft gut sittlich ausgestattet nach Lauchstädt zog.

Kaum war sie abgegangen, als der alte Wunsch sich regte, in Weimar ein besseres Local für die Bühne einzurichten. Schauspieler und Publikum fühlten sich eines anständigeren Raumes würdig; die Nothwendigkeit einer

solchen Veränderung ward von jedermann anerkannt, und es bedurfte nur eines geistreichen Anstoßes um die Ausführung zu bestimmen und zu beschleunigen.

Baumeister Thouret war von Stuttgart berufen um den neuen Schloßbau weiter zu fördern; als Nebenzweck gab er einen sogleich beifällig aufgenommenen ertheilenden Plan zu einer neuen Einrichtung des vorhandenen Theaterlocals, nach welchem sich zu richten er die größte Gewandtheit bewies. Und so ward auch an uns die alte Bemerkung wahr, daß die Gegenwart eines Baumeisters Baulust erregt. Mit Fleiß und Hast betrieb man die Arbeit, so daß mit dem 12 October Hof und Publikum zu Eröffnung des neuen Hauses eingeladen werden konnten. Ein Prolog von Schiller und Wallensteins Lager gaben dieser Feierlichkeit Werth und Würde.

Den ganzen Sommer hatte es zu Vorarbeiten hiezu nicht gefehlt, denn der große Wallensteinische Cyclus, zuerst nur angekündigt, beschäftigte uns durchaus, obgleich nicht ausschließlich.

Von meinen eigenen poetischen und schriftstellerischen Werken habe ich so viel zu sagen, daß die Weissagungen des Bakis mich nur einige Zeit unterhielten. Zur Achilleis hatte ich den Plan ganz im Sinne, den ich Schillern eines Abends ausführlich erzählte. Der Freund schalt mich aus, daß ich etwas so klar vor mir sehen konnte, ohne solches augenblicklich durch Worte und Sylbenmaß. So angetrieben ward fröhlig ernsthaft schrieb ich die zwei ersten Gesänge, auch den Plan schrieb ich auf, zu dessen Förderniß mir ein treuer Anzug aus der Iliade dienen sollte.

Doch hiervon leitete mich ab die Richtung zur bildenden Kunst, welche sich bei Meyers Zurückkunft aus Italien ganz entschieden abermals hervorgethan hatte. Vorzüglich waren wir beschäftigt das erste Stück der Propyläen, welches theils vorbereitet theils geschrieben wurde, lebhaft weiter zu fördern. Cellini's Leben setzt ich fort, als einen Anfangspunkt der Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts. Diderot, von den Farben, ward mit Anmerkungen begleitet, welche mehr humoristisch als künstlerisch zu nennen wären, und indem sich Meyer mit den Gegenständen in dem Hauptpunkt aller bildenden Kunst gründlich beschäftigte, schrieb ich den Sammler, um manches Nachdenken und Bedenken in die heitere freiere Welt einzuführen.

In der Naturwissenschaft fand ich manches zu denken, zu beschauen und zu thun. Schellings Weltseele beschäftigte unser höchstes Geistesvermögen. Wir sahen sie nun in der einigen Metamorphose der Außenwelt abermals verkörpert. Alles Naturgeschichtliche, das sich uns lebendig nährte, betrachtete ich mit großer Aufmerksamkeit; fremde merkwürdige Thiere, besonders ein junger Elephant vermehrten unsere Erfahrungen.

Hier muß ich aber auch eines Aufsatzes gedenken, den ich über pathologische Farbenlehre schrieb. Ich hatte solche Stellen angeschaffen und wieder verheilter Elephantenzähne, die besonders den Kammzähnen höchst verderblich sind, wenn ihre Säze oft unvermuthet auf sie stoßen, seit mehreren Jahren gesammelt, an Zahl mehr denn zwanzig Stück, worun sich in gar schöner Folge zeigen ließ, wie eine ehrene Kugel ins Innere der Zähne müsse eindringen, wobei die organische Lebendigkeit stärker oder nicht zerstören kann, indem diese sich hier auf eine eigne Weise wehrt und wieder herstellt. Ich freute mich diese Sammlung, beschrieben und ausgelegt, dem Cabinette meines Freundes Loder, dem ich so viel Belehrung schuldig geworden, dankbar einzuverleiben.

In welcher Ordnung und Abtheilung die Geschichte der Farbenlehre vorgetragen werden sollte, ward oftmals durchgedacht und die einzelnen Schriftsteller studirt, auch die Lehre selbst genau erwogen und mit Schillern durchgesprochen. Er war es der den Zweifel löste, der mich lange Zeit aufhielt: worauf nemlich beruhe eigentlich das wunderliche Schwanken beruhe, daß gewisse Menschen die Farben verschieden, wobei man auf die Vermuthung kam, daß sie einige Farben sehen, andere nicht sehen, da er denn zuletzt entschied, daß ihnen die Erkenntnis des Blauen fehle. Ein junger Goldmeister, der eben in Jena studirte, war in solchem Falle, und bei sich freundlich zu allem Hin- und Wiederversuchen, woraus sich denn zuletzt für uns jenes Resultat ergab.

Ferner, um das Mentale sichtlich darzustellen, verfertigten wir zusammen mancherlei symbolische Schemata. So zeichneten wir ein Temperamentenrose, wie man eine Windrose hat, und entwarfen eine tabellarische Darstellung, was der Dilettantismus jeder Kunst Nützliches und Schädliches bringe.

Gar manche Vortheile die wir im Naturwissenschaftlichen gewannen, sind wir einem Besuch schuldig geworden, den uns Herr von Marum gönnen wollte.

Damit aber auch von der andern Seite der Geist zur unmittelbaren gewissen Natur zurückgezogen werde, setzte ich der damaligen landschaftlichen Grille, Der Besitz des Freigutes zu Kosta nöthigte mich dem Grund und Boden, der Landesart, den ökonomischen Verhältnissen näher zu treten, und verlieh gar manche Ansichten und Mitgefühle, die mir sonst völlig fremd geblieben wären. Hieraus entstand mir auch eine nachbarliche Gemeinschaft mit Wielanden, welcher freilich tiefer in die Sache gegangen war, indem er Weimar völlig verließ und seinen Wohnsitz in Oßmannstedt aufschlug. Er hatte nicht bedacht was ihm an festen Sitz einsollen sollen: daß er unsere Herzogin Amalia und sie ihn zum Lebensbedürfniß völlig unentbehrlich geworden. Aus jener Entfernung entstand denn ein ganz wunderliches Hin- und Wiederreisen von reitenden und wandernden Boten, zugleich auch eine gewisse, kaum zu beschwichtigende Unruhe.

Eine wunderbare Erscheinung war in diesem Sommer Frau von La Roche, mit der Wieland eigentlich niemals übereingestimmt hatte, jetzt aber mit ihr im vollkommen Widerspruch sich befand. Freilich war eine gutmüthige Sentimentalität, die allenfalls vor dreißig Jahren, zur Zeit wechselseitiger Schonung, noch ertragen werden konnte, nunmehr ganz außer der Jahreszeit, und einem Manne wie Wieland unerträglich. Ihre Enkelin, Sophie Brentano, hatte sie begleitet und spielte eine entgegengesetzte, nicht minder wunderliche Rolle.

1798.

Den 30 Januar Aufführung von den Piccolomini, den 20 April von Wallenstein. Indessen war Schiller immer thätig. Maria Stuart und die feindlichen Brüder kommen zur Sprache. Wir verlesen und über den Gedanken, die Deutschen Stücke, die sich erhalten lieben, theils umwandelnd im Druck zu sammeln, theils aber verändert und ins Enge gezogen der neuern Zeit und ihrem Geschmack näher zu bringen. Eben dasselbe sollte mit ausländischen Stücken geschehen, eigene Arbeit jedoch durch eine solche Umbildung nicht verdrängt werden. Hier ist die Absicht unverkennbar, den Deutschen Theatern den Grund zu einem soliden Repertorium zu legen, und der Eifer dieß zu leisten, spricht für die Ueberzeugung, wie nothwendig und wichtig, wie folgereich ein solches Unternehmen sey.

Wir waren schon gewohnt gemeinschaftlich zu handeln, und wie wir dabei verfuhren, ist bereits im Morgenblatt ausführlich vorgetragen. In das gegenwärtige Jahr

fällt die Redaction von Macbeth und die Uebersetzung von Mahomet.

Die Memoiren der Stephanie von Bourbon Conti erregen in mir die Conception der natürlichen Tochter. In dem Plane breitete ich mir ein Gefäß, worin ich alles, was ich so manches Jahr über die Französische Revolution, und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit gelassenem Ernste niederzulegen hoffte. Kleinere Stücke schmolz sie mit Schillern gemeinschaftlich, wenn noch einigen von Schillern eigenhändig geschriebenen übrig ist.

Die Preisfragen wurden fortgesetzt. Im September hatten wir die erste Ausstellung der Preisbilder; die Aufgabe war Paris und Helena. Hartmann in Stuttgart erwirbt den Preis.

Entweder nun auf diese Weise die Weimarischen Kunstfreunde sich einigen Zutrauen der Außenwelt, so war auch Schiller aufgefordert, unablässig die Betrachtung über Natur, Kunst und Sitten gemeinschaftlich anzustellen. Hier fühlten wir immer mehr die Nothwendigkeit von tabellarischer und symbolischer Behandlung. Wir zeichneten zusammen jene Temperamentsreihe wiederholt, auch der nützliche und schädliche Einfluß des Dilettantismus auf alle Künste ward tabellarisch weiter ausgearbeitet, wovon die Blätter beibändig noch vorliegen. Ueberhaupt wurden solche methodische Entwürfe durch Schillers philosophischen Ordnungsgeist zu welchem ich mich symbolisirend hinneigte, zur angenehmsten Unterhaltung. Man nahm sie von Zeit zu Zeit wieder auf, prüfte sie, stellte sie um, und so ist denn auch das Schema der Farbenlehre öfters bearbeitet worden.

Und so konnte das Leben nirgends stocken in denjenigen Zweigen der Wissenschaft und Kunst, die wir als die unsrigen ansahen. Schilling theilte die Einleitung zu seinem Entwurf der Naturphilosophie freundlich mit, er besprach sich manchmal physikalisches, ich verfaßte einen allgemeinen Schematismus über Natur und Kunst.

Im August und September trieb ich meinen Barten am Stern, um einen ganzen Mondwechsel durch ein gutes Spiegel-Teleskop zu beobachten, und so ward ich denn mit diesem, so lange gefürchten und bewunderten Nachbar endlich näher bekannt. Bei allem diesem lag ein großes Naturgericht, das mir vor der Seele schwebte, durchaus im Hintergrund.

Während meines Gartenaufenthalts las ich Herders Fragmente, englischen Winkelmanns Briefe und viele Schriften, ferner Miltons verlorenes Paradies, um die mannigfaltigsten Zustände, Denk- und Dichtweisen mir zu vergegenwärtigen. In die Stadt zurückgekehrt studirte ich zu ebenfalls ein Theaterwochen einige Englische Stücke vorzüglich den Ben Jonsen, nicht weniger andere, welche man Shakespeare'n zuschreibt. Durch guten Rath nahm ich Antheil an den Schwestern von Lebel. Diese Vorstellungen mich früher als ein höchst schönes Kind, später als ein vorzügliches Talent angepriesen hatte. Tieck las mir seine Genoveva vor, deren mährchenhaft poetische Behandlung mir sehr viel Freude machte, und den freundlichsten Beifall abgewann. Auch die Gegenwart Wilhelm August Schlegels war für mich gewinnreich. Kein Augenblick ward müßig zugebracht, und man konnte schon manch Jahre hinaus ein geistiges gemeinsames Interesse verstehen.

1800.

Dieses Jahr brachte ich bald in Weimar, bald in Jena zu. Den 30 Januar ward Mahomet aufgeführt zu großem Vortheil für die Bildung unserer Schauspieler. Sie mußten sich aus ihrem Naturalismus in eine gewisse Beschränktheit zurücktreiben, deren Manierismus aber sich gar leicht in ein Natürliches verwandeln ließ. Wir versuchten eine Berührung in jedem Sinne zu den schwierigsten reicheren Stücken, welche bald darauf erschienen. Von Opern will ich nur Tarare nennen.

Späterhin am 24 October, als am Geburtstag der Herzogin Amalia, ward im engern Kreise Paläophron und Neoterpe gegeben. Die Aufführung des kleinen Stücks durch junge Kunstfreunde war musterhaft zu nennen. Fünf Figuren spielten in Masken, der Dame allein war vergönnt, uns in der eigenen Anmuth ihrer Gesichtszüge zu ergötzen.

Diese Darstellung bereitete jene Maskenkomödien vor, die in der Folge eine ganz neue Unterhaltung jahrelang gewährten.

Die Bearbeitung verschiedener Stücke gemeinschaftlich mit Schiller, ward fortgesetzt und zu diesem Zweck das Geheimniß der Mutter von Horace Walpole studirt und behandelt, bei näherer Betrachtung jedoch unterlassen. Die neueren kleinen Gedichte wurden an Unger abgeliefert, die guten Frauen, ein gesteigerter Scherz, geschrieben.

Nun sollte zum nächsten, immer gefeierten Dritteljahr Januar ganz am Ende des Jahrs Tancred übersetzt werden, und so geschah es auch, ungeachtet einer sich anmeldenden krankheitlichen Unbehaglichkeit.

Als wir im August dieses Jahrs die zweite Ausstellung vorbereiteten, fanden wir uns schon von vielseitiger Theilnahme begünstigt. Die Aufgabe: der Tod des Achills und Hektors Auslösung von Ilions Mauern, hatten viele wackere Künstler gelockt. Den ersten Preis erhielt Hoffmann zu Köln, den zweiten Nahl zu Kassel. Der Preisplatten drittes und letztes Stück ward, bei erschwerter Fortsetzung, aufgegeben. Wie sich bösartige Menschen diesen Unternehmungen entgegengestellt, sollte wohl zum Trost unserer Enkel, denen es auch nicht besser gehen wird, gelegentlich näher bezeichnet werden.

Die Naturforschung verfolgte still ihren Gang. Ein sechsstündiger Herbstregen war für unsere wissenschaftlichen Anstalten angeschwemmt. Ich beobachtete nun einigen mehrere Mondwechsel, und machte mich mit den bedeutendsten Lichtgränzen bekannt, wodurch ich denn einen guten Begriff von dem Relief der Mondoberfläche erhielt. Auch war mir die Hauptreintheilung der Farbenlehre in die drei Hauptmassen, die didaktische, polemische und historische, guerst ganz klar geworden, und hatte sich entschieden.

Um mir im Botanischen das Jussieusche System recht anschaulich zu machen, brachte ich die sämmtlichen Kupfer mehrerer botanischen Octav-Werke in jene Ordnung; ich erhielt dadurch eine Anschauung der einzelnen Gestalt und eine Uebersicht des Ganzen, welches sonst nicht zu erlangen gewesen wäre.

1801.

Zu Anfang des Jahrs überfiel mich eine grimmige Krankheit; die Veranlassung dazu war folgende: seit der Aufführung Mahomets hatte ich eine Uebersetzung des Tancred von Voltaire begonnen und mich damit beschäftigt; nun aber ging das Jahr zu Ende, und ich mußte das Werk endlich anziehen, daher dasselbe ich mich Mitte Decembers nach Jena, wo ich in den großen Zimmern des herzoglichen Schlosses einer ahnlichen Stimmung sogleich arbeiten konnte. Auch diesmal waren die dortigen Zustände meiner Arbeit günstig; allein die Einsamkeit, worein ich mich dann

hielt, ließ mich den schlimmen Einfluß der Localität diesmal wie schon öfter überstehen. Das Gebäude liegt an dem tiefsten Punkte der Stadt, unmittelbar an der Mühlbache; Treppe so wie Treppengehäude von Gyps, als einer sehr kalten und verdünstenden Steinart, an die sich bei eintretendem Thauwetter die Feuchtigkeit häufig anmietet, machen den Aufenthalt besonders im Winter sehr zweideutig. Allein wer etwas unternimmt und leistet, denkt er wohl an den Ort wo es geschieht? Genug, ein heftiger Katarrh überfiel mich, ohne daß ich deshalb in meinem Verlauf irre geworden wäre.

Damals hatte das Brownische Dogma Eltere und jüngere Mediciner ergriffen, ein junger Freund, demselben ergeben, wußte von der Erfahrung, daß Peruvianischer Balsam, verbunden mit Opium und Myrrhen, in den höchsten Brustübeln einen augenblicklichen Stillstand verursache und dem gefährlichen Verlauf sich entgegensetze. Er rieth mir zu diesem Mittel, und in dem Augenblick war Husten, Ausruf und alles verschwunden. Wohlgemuth begab ich mich in Prediger Schillings Begleitung nach Weimar, als gleich zu Anfange des Jahrs der Katarrh mit verstärkter Gewalt zurückkehrte und ich in einen Zustand gerieth, der mir die Besinnung raubte. Die Meinigen waren außer Fassung, die Aerzte tasteten nur, der Herzog, mein gnädigster Herr, die Gefahr überschauend, griff sogleich persönlich ein, und ließ durch einen Eilboten den Hofrath Starke von Jena herüberkommen. Es vergingen einige Tage, ohne daß ich zu einem völligen Bewußtseyn zurückkehrte, und als ich nun durch die Kraft der Natur und ärztliche Hülfe mich selbst wieder gewahr wurde, fand ich die Umgebung des rechten Auges geschwollen, das Sehen gehindert und mich übrigens in erbärmlichem Zustande. Der Fürst ließ in seiner sorgfältigen Leitung nicht nach, der hocherfahrne Leibarzt, im Praktischen von scharfem Griff, tat alles auf, und so hatte Schlaf und Transpiration mich nach und nach wiederher-

Innerlich hatte ich mich indessen schon wieder so gestaltet, daß am 19 Januar die Langeweile des Zustandes mir eine mäßige Thätigkeit anforderte, und so wendete ich mich zur Uebersetzung des Theophrastischen Büchleins von den Farben, die ich schon längst im Sinne gehabt. Die nächsten Freunde, Schiller, Herder, Voigt, Einsiedel und Leder waren thätig, mich über fernere böse Stunden hinauszuhelfen. Am 22. war schon bei mir ein Concert veranstaltet, und Durchlaucht dem Herzog kommt ich am 24., als am Tage, wo er nach Berlin reiste, für die bis jetzt ununterbrochene Sorgfalt mit erheitertem Geiste danken: denn an diesem Tage hatte sich das Auge wieder geöffnet, und man durfte hoffen, frei und vollständig ebermals in die Welt zu schauen. Auch konnte ich zunächst mit großerem Blick die Gegenwart der durchlauchtigsten Herzogin Amalia und Ihrer freundlich gestrichenen Umgebung bei mir

Am 29. durchging ich die Rolle der Amanthe mit Demoiselle Gaspers, einer sich heranbildenden Schauspielerin. Freund Schiller leitete die Proben, und so gab er mir denn auch den Zeit. Abends nach der Aufführung Nachricht von dem Gelingen. So ging ich ferner die Rolle mit Demoiselle Jagemann durch, deren Naturell und Verstand als Schauspielerin und Sängerin damals ein Weniges nach unmittelbaren Eindrücken hätte schildern sollen.

Brauchbar und angenehm in manchen Rollen war Ehlers als Schauspieler und Sänger, besonders in dieser letzten Eigenschaft geselliger Unterhaltung höchst willkommen, indem er Balladen und andere lieber der Art zur Guitarre mit gemandter Praxision der Textworte, ganz unvergleichlich vortrug. Er war unermüdet im Studiren des eigentlichsten Ausdrucks, der darin bestehe, daß der Sänger nach Einer Melodie die verschiedenste Bedeutung der einzelnen Strophen hervorzubringen und so die Pflicht des Lyrikers und Epikers zugleich zu erfüllen weiß. Hieron durchdrungen ließ er sich's gern gefallen, wenn ich ihm zumuthete, mehrere Abendstunden, ja bis tief in die Nacht hinein, dasselbe Lied mit allen Schattirungen aufs pünktlichste zu wiederholen; denn bei der gelungenen Praxis überzeugte er sich, wie verwerflich alles sogenannte Durchcomponiren der Lieder sey, wodurch der allgemein lyrische Charakter ganz aufgehoben und eine falsche Theilnahme am Einzelnen gefordert und erregt wird.

Schon am 7 Februar regte sich in mir die productive Ungeduld, ich nahm den Faust wieder vor und führte stellenweis dasjenige aus, was in Zeichnung und Umriß schon längst vor mir lag.

Als ich zu Ende vorigen Jahrs in Jena den Tasso bearbeitete, ließen meine dortigen gesteichten Freunde den Verwurf laut werden, daß ich mich mit Französischen Stücken, welche bei der jetzigen Gesinnung von Deutschland nicht wohl Gunst erlangen könnten, so emsig beschäftige und nichts Eigenes vornähme, wovon sich doch so manches hatte merken lassen. Ich rief mir daher die natürliche Tochter vor die Seele, deren ganz ausgesponnenes Schema schon seit einigen Jahren unter meinen Papieren lag.

Gelegentlich sucht' ich an das Weitere; allein durch einen auf Erfahrung gestützten Aberglauben, daß ich ein Unternehmen nicht aussprechen dürfe, wenn es gelingen solle, verschwieg ich selbst Schillen diese Arbeit und erschien ihm daher als unthätig, glaubend und thatlos. Ende December sind' ich bemerkt, daß der erste Act der natürlichen Tochter vollendet worden.

Doch fehlte es nicht an Ableitungen, besonders naturwissenschaftlichen, so wie ins Philosophische und Literarische. Ritter besuchte mich öfters, und ob ich gleich in seine Behandlungsweise mich nicht ganz finden konnte, so nahm ich doch gern von ihm auf was er vom Erfahrung sich im Ganze anzueignen getrieben war. Zu Erhaltung und Schärfung blieb ein thätiges mittheilendes Verhältniß. Tieck hielt sich länger in Weimar auf, seine Gegenwart war immer anmuthig förderend. Mit Paulus blieb ebenfalls ein immer gleiches Verhältniß; wie denn alle diese Verhältnisse durch die Nähe von Weimar und Jena sich immerfort lebendig erhielten, und durch meinen Aufenthalt an letzterm Orte immer mehr bestätigt wurden.

Von Naturforschern berührte mich wenig; ein krummer Elephantenzahn wird noch nach einem großen Menschenalter in der Erde wie der Schlacht entdeckt. Er lag bei der als alle die bisherigen Reste dieser fremden Geschöpfe, welche in den Aufklärebrüchen, eingeteilt in dieses Gestein, wenig Fuß über der Linn gefunden werden; hier aber ward unmittelbar auf dem Kalkstein unter der aufgeschwemmten Erde ein Gerüste entdeckt, über der sich denken ließ. Bergrath Werner zeigte, bei einem abermaligen belehrenden Besuche, wußte sogleich die Sache zu entscheiden, und wir erfreuten uns der von einem Meister bei Zeiten ausgesprochenen Beruhigung.

Auch die Verhältnisse, in die ich durch den Besitz des Feigenbaums zu Kassel gekommen war, forderten aufmerksame Theilnahme für einige Zeit, wobei ich jedoch die Tage, die mir gerauht zu werden schienen, daselbst zu

benutzen wußte. Der erste Pachter war auszuklagen, ein neuer einzusetzen, und man mußte die Erfahrungen für etwas rechnen, die man im Verfolg so fremdartiger Dinge noch und nach gewonnen hatte.

Zu Ende März war ein täglicher Aufenthalt schon einquicklich genug. Oekonomen und Juristen übereilt man das Geschäft und ergötzte sich einstweilen in freier Luft, und weil die Conclusion ergo hibamus zu allen Prämissen paßt, so ward auch bei dieser Gelegenheit manches dekonomische und willkührliche Fest gefeiert, es fehlte nicht an Besuchen, und die Kosten einer wohlbesetzten Tafel vermehrten das Defizit, das der alte Pächter zurückgelassen hatte.

Der neue war ein leidenschaftlicher Freund von Baumzucht, seine Neigung gab ein angenehmer Zeitvertreib mit dem fruchtbarsten Boden Gelegenheit zu solchen Anlagen. Die eine buschige Seite des Abhangs, durch eine ländige Treille geschmückt, rief dagegen meine alte Parkpassion zu geschlängelten Wegen und geselligen Blumen hervor; genug es fehlte nichts als das Nützliche, und so wäre dieser kleine Besitz höchst wünschenswerth gewesen. Auch die Nachbarschaft eines bedeutenden Städtchens, kleinerer Ortschaften, durch verständige Beamte und tüchtige Pächter geschlossen, gaben dem Aufenthalt besonders Reiz; die schon entschiedene Straßenführung nach Ettersberge, welche unmittelbar hinter dem Hausgarten abgesteckt wurde, veranlaßte bereits Gedanken und Pläne, wie man ein Lustbuschen anlegen und von dort an den belebenden Meilfahrten sich ergötzen wollte; so daß man sich auf dem Grund und Boden der einträglich hätte werden sollen, nur neue Gelegenheiten zu vermehrten Ausgaben und verderblichen Zerstreuungen mit Behagen verbreitete.

Eine fromme, fürs Leben bedeutende Feierlichkeit sah jedoch im Innern des Hauses in diesen Tagen vor. Die Confirmation meines Sohnes, welche Herder nach seiner alten Weise verrichtete, ließ uns nicht ohne rührende Erinnerung vergangner Verhältnisse, nicht ohne Hoffnung künftiger freundlicher Bezüge.

Unter diesen und andern Ereignissen war der Tag hingegangen; Aerzte sonderlich als Freunde verlangten, ich solle mich in ein Bad begeben, und ich ließ mich, nach dem damaligen Stärkungssystem, um so mehr für Payment bestimmen, als ich mich nach einem Aufenthalt in Göttingen schon länst gesehnt hatte.

Den 5 Juny reiste ich ab von Weimar, und gleich die ersten Meilen waren mir höchst erfrischend; ich konnte wieder einen theilnehmenden Blick auf die Welt werfen, und obgleich von keinem ästhetischen Gefühl bewegt, wirkte er doch höchst wohlthätig auf mein Inneres. Ich mochte gern die Folge der Gegend, die Abwechslung der Landesart bemerken, nicht weniger den Charakter der Städte, ihre ältere Herkunft, Erneuerung, Pflege, Arten und Unarten. Auch die menschliche Gestalt zog mich an und ihre höchst merkbaren Verschiedenheiten; ich fühlte, daß ich der Welt wieder angehörte.

In Göttingen bei der Krone eingekehrt bemerkt' ich, als eben die Thüren zung eintrach, einige Bewegung auf der Straße; Studirende kamen und gingen, verloren sich in Seitengäßchen und traten in bewegten Massen wieder vor. Endlich erscholl auf einmal ein freudiges Lebehoch! aber auch im Augenblick war alles verschwunden. Ich vermuthete, daß irgendein Beifallsbezeugungen vorgeht seyen, und es freute mich um so mehr, daß man es gewagt hatte, mich nur im Vorbeigehen aus dem Stegreife zu begrüßen. Gleich darauf erhielt ich ein Billet, unterzeichnet Schuhmacher aus Holstein, der mir auf eine anständig patriotische Art den Vorsitz anbot, den er und eine Gesellschaft junger Freunde zu hegt, mich zu Michaeli in Weimar zu besuchen, und wie sie nunmehr hoffen hier am Ort ihren Wunsch befriedigt zu sehen. Ich sprach sie mit Antheil und Vergnügen. Ein so freundlicher Empfang wäre dem Gesunden schon wohlthätig gewesen, dem Genesenden ward er es doppelt.

Hofrath Blumenbach empfing mich nach gewohnter Weise. Immer von dem Neusten und Merkwürdigsten umgeben ist sein Willkommen jederzeit belehrend. Ich sah bei ihm den ersten Aerolithen, an welches Naturereigniß der Glaube uns erst vor kurzem in die Hand gegeben ward. Ein junger Kästner und von Arnim, früher bekannt und verwandten Sinnes, suchten mich auf und begleiteten mich zur Reitbahn, wo ich den berühmten Stallmeister Aprer in seinem Wirkungskreise begrüßte. Eine wohlbestellte Reitbahn hat immer etwas Imposantes; das Pferd steht als Thier sehr hoch, doch seine bedeutende in streichende Intelligenz wird auf eine wunderbare Weise durch gebundene Extremitäten beschränkt. Ein Geschöpf, das bei so bedeutenden, ja großen Eigenschaften sich nur im Treten, Laufen, Rennen zu äußern vermag, ist ein seltsamer Gegenstand für die Betrachtung, ja man überzeugt sich bald, daß es nur zum Organ des Menschen geschaffen sey, um gestellt zu höherem Sinne und Zwecke das Kräftigste wie das Anmuthigste bis zum Unmöglichen auszurichten.

Warum denn auch eine Reitbahn so wohlthätig auf den Verständigen wirkt, ist daß man hier, wie nicht einzig in der Welt, die gerechtmäßige Beschränkung der That, die Bezähmung aller Willkühr, ja des Zufalls mit Augen schaut und mit dem Geiste begreift. Menschen und Thier vorschweben hier dergestalt in Eins, daß man nicht zu sagen wüßte, wer dem eigentlich den andern erzieht. Dergleichen Betrachtungen wurden bis aufs höchste gesteigert, als man die zwei Paare sogenannter wilder dorner Pferde zu sehen bekam, welche Fürst Sangushn in Hannover für eine bedeutende Summe gekauft hatte.

Von da zu der allerruhigsten und unsichtbarsten Thätigkeit überzugehen, war in obrigkeitlicher Beschauung der Bibliothek gegönnt; man sieht sich wie in der Gewalt eines großen Capitals, das geräuschlos unberechenbare Zinsen spendet.

Hofrath Heyne zeigte mir Köpfe Homerischer Helden von Tischbein in großem Maßstabe ausgeführt; ich konnte die Hand des alten Freundes wieder, und freute mich seiner fortgesetzten Bemühungen, durch Studium der Antike sich der Einsicht zu nähern, wie der bildende Künstler mit dem Dichter zu wetteifern habe. Wie viel weiter war man nicht schon gekommen als vor zwanzig Jahren, da der treffliche, das Aechte voraussehende Leising vor den Irrwegen des Grafen Caylus warnend, und gegen Klotz und Riedel seine Ueberzeugung vertheidigen mußte, daß man nämlich nicht nach dem Homer, sondern wie Homer mythologisch-epische Gegenstände plastisch-künstlerisch zu behandeln habe.

Neue und erneuerte Bekanntschaften fanden sich wohlwollend ein. Unter Leitung Blumenbachs besah ich abermals die Musen, und fand im Steinreiche mir noch unbekannte außerordentliche Merkwürdigkeiten.

Und wie denn jeder Ort den fremden Ankömmling gastfreundlich hin- und herzieht, und unsere Zudringlichkeit, das Interesse mit den Gegenständen schnell zu wechseln, von Augenblick zu Augenblick in Anspruch nimmt, so sah ich die Bemühung des Professors Ofiander zu schätzen, der mir die wichtige Anstalt des neuen und sonderbar gebauten Accouchirhauses, so wie die Behandlung des Geschäftes erklärend je gab.

Den Professoren, mit denen Blumenbach die Jugend umgab, den und sie unterhaltend zu belehren weiß, ver-

ging auch nicht mein zehnjähriger Sohn. Als der Knabe vernahm, daß von den vielgestaltigen Verschönerungen der Heinberg wie zusammengesetzt sey, drängte er mich zum Besuch dieser Höhe, wo denn die gewöhnlich Gebildeten häufig aufgesucht, die seltnern aber einer spätern emsigen Forschung vorbehalten wurden.

Und so entfernte ich mich den 12 Juny von diesem einzig bedeutenden Orte, in der angenehmen beruhigenden Hoffnung mich zur Nachreise länger daselbst aufzuhalten.

Der Weg nach Pyrmont bot mir neue Betrachtungen dar: das Leinthal mit seinem milden Charakter erschien freundlich und wohnlich; die Stadt Einbeck, deren doch ansehnliche Dächer mit Strohflechten gedeckt sind, machte einen wunderlichen Eindruck. Sie selbst und die nächste Umgegend mit dem Sinne Zutigs durchwandelnd, glaubte ich zu bemerken, daß sie vor zwanzig, dreißig Jahren einen tüchtigen Bürgermeister müsse gehabt haben. Ich schloß dies aus bedeutenden Baumpflanzungen von ungefähr diesem Alter.

In Pyrmont bezog ich eine schöne, tüchtig gegen das Ende des Orts liegende Wohnung bei dem Brunnenassistenten, und es konnte mir nichts glücklicher begegnen als daß Griesbachs ebendaselbst eingemiethet hatten, und bald nach mir ankamen. Stille Nachbarn, geprüfte Freunde, so unterrichtete als wohlwollende Personen trugen zur erquicklichen Unterhaltung das vorzüglichste bei. Prediger Schütz aus Bückeburg, jenen als Bruder und Schwager und mir als Gleichniß seiner längst bekannten Geschwister höchst willkommen, mochte sich gern von allem was man werth und würdig halten mag, gleichfalls unterhalten.

Hofrath Richter von Göttingen, in Begleitung des augenkranken Fürsten Sangerhausen, prägte sich immer in den liebenswürdigsten Eigenheiten, heiter auf trockne Weise, weltlich und weltlos, bald ironisch und paradox, bald gründlich und offen.

Mit solchen Personen fand ich mich gleich anfangs zusammen; ich wußte nicht, daß ich eine Badegast in besserer Gesellschaft geben hätte, besonders da eine mehrjährige Bekanntschaft ein wechselseitig bald oder Vertrauen eingeleitet hatte.

Auch lernte ich kennen Frau von Weindim, ehemalige Generalin von Bauer, Madame Schelin und Kalkf, Verwandte von Madame Sander in Berlin. Anmuthige und liebenswürdige Freundinnen machten diesen Cirkel höchst wünschenswerth.

Leider war ein stürmisch-regnerisches Wetter einer öftern Zusammenkunft im Freien hinderlich; ich widmete mich zu Hause der Uebersetzung des Theophrast und einer weitern Ausarbeitung der sich immermehr verschiedenen Farbenlehre.

Die merkwürdige Dunstsäule in der Nähe des Ortes, wo das Stickgas, welches mit Wasser verbunden so tödtig den Thieren auf den mannichfachen Körper wirkt, hier sich unsichtbar eine tödtliche Atmosphäre bildet, veranlaßte manche Versuche, die zur Unterhaltung dienten. Nach ernstlicher Prüfung des Locals und des Nexus jener Dunstsäule konnte ich die auffallenden und erfreulichen Experimente mit sich vor Kälberlicht anstellen. Die auf dem unsichtbaren Elemente lustig tanzenden Seifenblasen, das plötzliche Verlöschen eines flackernden Streichholzes, das augenblickliche Wiederentzünden, und was dergleichen sonst noch war, bei stets flammenden Fragen solchen Personen, die das Phänomen noch gar nicht kannten, und Verwunderung, wenn sie es noch nicht im Großen und Freien ausgeführt gesehen hatten. Und als ich nun gar dieses gefährliche Agens, in Pyrmonter Flaschen gefüllt, mit nach Hause trug und in jedem angekommenen Zimmer das Wunder des unsichtbaren Wechselkampfes wiederholte, war die Gesellschaft völlig zufrieden, und der ungläubige Brunnenmeister so zur Ueberzeugung gelangt, daß er sich bereit zeigte, mir einige dergleichen wasserleere Flaschen den übrigen gefüllten mit beizupacken, deren Inhalt sich auch in Weimar noch völlig wirksam offenbarte.

Der Fußpfad nach Lüde, zwischen abgestuften Weinbergshäusern hin, ward öfters zurückgelegt. In dem Örtchen, das einigemal abgebrannt war, erregte eine dasige Hausinschrift unsere Aufmerksamkeit, sie lautet:

Gott segne das Haus!
Zweimal rannt' ich heraus,
Denn zweimal ist's abgebrannt,
Komm' ich zum dritt-mal gerannt,
Da segne Gott meinen Lauf,
Ich darf's wahrlich nicht wieder auf.

Das Franciscaner-Kloster ward besucht und einige dargebotene Milch genossen. Eine uralte Kirche außerhalb des Orts gab den ersten unscheinbaren Begriff eines solchen früheren Gotteshauses mit Schiff und Kreuzgängen unter Einem Dach bei völlig gleichem unregelmäßigem Verhältniß. Man schrieb sie den Zeiten Carls des Großen zu; auf alle Fälle ist sie für uralt zu achten, da sie nun der Zeit nach, oder daß sie die wunderlichen Bedürfnisse jener Gegend ausspricht.

Mich und besonders meinen Sohn überraschte höchst angenehm das Andenken des Arztes Werner, und auf den sogenannten Kryställberg hinter Lüde zu führen, wo man bei hellem Sonnenschein die Achat- von tausend und aber tausend kleinen Bergkrystallen wiederschimmern sieht. Sie haben ihren Ursprung in kleinen Höhlen eines Mergelsteins, und sind auf alle Weise merkwürdig, als ein enthaltenen Kieselerde, wahrscheinlich durchaus gleichartig, rein und wasserhell in Krystalle zusammentritt.

Ferner besuchten wir die hinter dem Königsberge von Quäkern angelegte, wie auch betriebene Messerfabrik, gehaltenen Gottesdienst mehrmals beigewohnen, dessen, nach langer Erwartung, für impressionirt gelten sollende Rhetorik kaum jemand das erstemal, geschweige denn bei wiederholtem Besuch, für inspirirt anerkennen möchte. Es ist eine traurige Sache, daß ein reiner Cultus jeder Art, sobald er an Orte beschränkt und durch die Zeit bedingt ist, eine gewisse Heuchelei niemals ganz abthun kann.

Die Königin von Frankreich, Gemahlin Ludwig des XVIII, unter dem Namen einer Gräfin Lille, erschien auch im Brunnen, in wenigen aber ärmlich-schlechten Umgebungen.

Bedeutende Männer habe ich noch zu nennen: Geheimerath Horstig und Hofrath Marquart, den letztern als einen Freund und Nachbarn Zimmermanns.

Das fortdauernde üble Wetter drängte die Gesellschaft öfters ins Theater. Mehr dem Personal als den Stücken wendete ich meine Aufmerksamkeit zu. Unter meinen Papieren finde ich noch ein Verzeichniß der sämmtlichen Namen und der gespielten Rollen, der zur Beurtheilung gelassene Platz hingegen wird nicht ausgefüllt. Iffland und Kotzebue thaten auch hier das Beste, und Gastalis, wenn man schon wenig von der Rolle verstand, bewirkte doch, durch einen sentimentalisirenden weichlichen Vortrag, den größten Effect; meine Nachbarinnen versicherten in Ekstasen.

Was aber in Pyrmont angenehme wie eine böse Schlange sich durch die Gesellschaft windet und bewegt, ist die Leidenschaft des Spiels und das daraus bei einem jeden, selbst wider Willen, erregte Interesse. Man mag um Trend und Wetter zu entgehen in die Säle selbst

treten, oder in dessen Stunden die Allee auf und abwandelt, überall zieht das Ungeheuer durch die Reihen; bald hört man, wie ängstlich eine Dame den Gemahl nicht weiter zu spielen anflehte, bald begegnet und eilt junger Mann, der in Verzweiflung über seinen Verlust die Geliebte vermachtlistet, die Braut verzeiht; dann erschallt auf einmal ein Ruf grenzenloser Bewunderung: die Bank ist gesprengt! Es geschah diesmal wirklich in Roth und Schwarz. Der vorsichtige Gewinner setzte sich alsbald in eine Postchaise, seinen unerwartet erworbenen Schatz bei nahen Freunden und Verwandten in Sicherheit zu bringen. Er kam zurück, wie es schien mit mäßiger Börse, dann er lebte stille fort, als wäre nichts geschehen.

Nun aber kann man in dieser Gegend nicht verweilen, ohne auf jene Vorgeschichten hingewiesen zu werden, von denen uns Römische Schriftsteller so ehrenvolle Nachrichten überliefern. Hier ist noch die Umwallung eines Bergesgipfels sichtbar, den eine Reihe von Hügeln und Thälern, wo gewiß Heeresfolge und Schlachten sich hatten ereignen können. Da ist ein Gebirge, ein Ortsname, der dorthin Winke zu geben scheint; berühmliche Gebräuche sogar deuten auf die frühesten roh feierlichen Zeiten, und man mag sich wenden wie man will, man mag noch so viel Abneigung beweisen, vor solchen aus dem Ungewissen ins Ungewisse verleitenden Bemühungen, man findet sich wie in einem magischen Kreis befangen, man interessirt sich das Vergangene mit der Gegenwart, man beschränkt die allgemeinste Räumlichkeit auf die jedesmal nächste und fühlt sich zuletzt in dem behaglichsten Zustande, weil man für Einen Augenblick wähnt, man habe sich das Unsaßlichste zur unmittelbaren Anschauung gebracht.

Durch Unterhaltungen solcher Art, gefaßt zum Lesen von so mancherlei Heften, Büchern und Büchelchen, als mehr oder weniger auf die Geschichte von Pyrmont und die Nachbarschaft bezüglich, ward zuletzt der Bedürfniß einer gewissen Durchsicht in mir rege, wozu ich nach meiner Weise sogleich ein Schema verfertigte.

Das Jahr 1682, wo auf einmal ein wundersamer Zug aus allen Weltgegenden nach Pyrmont sich kreuzte, und die zwar bekannte aber noch nicht hochberühmte Quelle mit unzähligen Gästen heimsuchte, welche bei völlig mangelnden Einrichtungen sich auf die kümmerlichste Art behelfen mußten, ward als prägnanter Moment ergriffen und auf einen solchen Zeitpunkt, einen solchen unvorbereiteten Zustand verwarte und entwarfen ein Mädchen erbaut, das zur Absicht hatte, wie die Amusements des eaux de Spa, sowohl in der Ferne als der Gegenwart eine unterhaltende Belehrung zu gewähren. Böse aber ein so löbliches Unternehmen unterbrechen und gänzlich ganz aufgegeben werden, wird aus dem Nachfolgenden deutlich werden. Jedoch kann ein allgemeiner Entwurf unter andern kleinen Aufsätzen dem Leser zunächst mitgetheilt werden.

Ich hatte die letzten Tage bei sehr unbeständigem Wetter nicht auf eine angenehme Zugebracht und fing an zu fürchten, mein Aufenthalt in Pyrmont würde mir nicht zum Heil gedeihen. Nach einer so beschwerlichen Krankheit mich abermals im Brownischen Sinne mit einem so entschieden wirkenden Bade zugeschickten, war vielleicht nicht ein Zeitpunkt richtig bemerkender Aerzte. Ich war auf einen Grad reizbar geworden, daß mich Nachts die heftigste Blutsbewegung nicht schlafen ließ, bei Tag das Geschäftigste in einen excentrischen Zustand versetzte.

Der Herzog mein gnädigster Herr kam den 9 Juli in Pyrmont an, ich erfuhr, was sich zunächst in Weimar zugetragen und was bevorstehen werden; aber eben jener aufgeregte Zustand machte mich einer so erwünschten Nähe nicht genießen. Das fortdauernde Regenwetter verderbte jede Geselligkeit im Freien; ich entfernte mich am 17 Juli, wenig erbaut von den Resultaten meines Aufenthalts.

Durch Bewegung und Erfrischung auf der Reise, auch wohl wegen unterlassenen Gebrauchs des auftretenden Mineralwassers, gelangt ich in glücklicher Stimmung nach Göttingen. Ich bezog eine angenehme Wohnung bei dem Instrumentenmacher Körner an der Allee im ersten Stock. Mein eigentlicher Zweck bei einem längern Aufenthalt daselbst war, die Lücken des bisherischen Theils der Farbenlehre, deren sich noch manche fühlbar machten, abschließlich auszufüllen. Ich hatte ein Verzeichniß alter Bücher und Schriften mitgebracht, deren ich bisher nicht habhaft werden können, ich übergab solches dem Herrn Professor Reuß und erfuhr sodann wie weit von allen übrigen Angestellten die entscheidende Bedürfe. Nicht allein ward mir was ich aufgezeichnet hatte vorgelegt, sondern auch gar manches, das mir unbekannt geblieben war, nachgewiesen. Einen großen Theil des Tags vergönnte man mir auf der Bibliothek zuzubringen, viele Werke wurden mir nach Hause gesandt, so verbrachte ich meine Zeit mit dem größten Nutzen. Die Gelehrtengeschichte von Göttingen, nach Pütter, studirt ich nun am Orte selbst mit größter Aufmerksamkeit und eigentlichster Theilnahme, ja ich ging die Lections-Kataloge vom Ursprung der Akademie sorgfältig durch, woraus man denn die Geschichte der Wissenschaften neuerer Zeit gar wohl abnehmen konnte. Sodann beachtete ich vorzüglich die sämmtlichen physikalischen Compendien, nach welchen gelesen werden, in den nach und nach auf einander folgenden Ausgaben, und in solchen besonders das Capitel von Licht und Farben.

Die übrigen Stunden verbrachte ich sodann in großer Erheiterung. Ich müßte das ganze damals lebende Göttingen nennen, wenn ich alles, was mir an freundlichen Gesellschaften, Mittags- und Abendtafeln, Spaziergängen und Landfahrten zu Theil ward, eingeln aufführen wollte. Ich gedenke nur einer angenehmen nach Weende mit Professor Bouterweck zu Obermann Wehrstedt, und einer andern von Hofrath Meiners veranstalteten, wo ein ganz heiterer Tag genommen, wenn ich alles, was mir an freundlichen Gesellschaften, Mittags- und Abendtafeln, Spaziergängen und Landfahrten zu Theil ward, einzeln aufführen wollte. Ich gedenke nur einer angenehmen nach Weende mit Professor Bouterweck zu Obermann Wehrstedt, und einer andern von Hofrath Meiners veranstalteten, wo ein ganz heiterer Tag genommen, zuerst auf der Papiermühle, dann in Poppelshausen, ferner auf der Pfusse, wo eine stattliche Restauration bereitet war, in Gesellschaft des Professor Fiorillo angetroffen, und am Abend auf Mariaspring traulich beschlossen wurde.

Die unermüdliche durchgreifende Belehrung Hofrath Blumenbachs, die mir soviel neue Kenntniß und Aufschluß verlieh, erregte die Lebenslust meines Sohnes für die Festen des Hohnberges. Gar manche Spaziergänge wurden dahin vorgenommen, die häufig vorkommenden Exemplare gierig zusammengesucht, den seltnern emsig nachgespürt. Hierbei ergab sich der merkwürdige Unterschied zweier Charaktere und Temperamente: indeß mein Sohn mit der Leidenschaft eines Sammlers die Vorkommnisse aller Art zusammentrug, stellt Eduard, ein Sohn Blumenbachs, als gebornen Militär, sich bloß an die Bekannten und verwendete solche, um einen Soldatenstaat als Zeltung betrachtet mit Passionen zu umgeben.

Sehr oft besucht ich Professor Hofmann, und ward den Kryptogamen, die für mich immer eine ungängliche Provinz gewesen, näher bekannt. Ich lud ihn mit Verwunderung die Erzeugnisse kolossaler Farnenkräuter, die das sonst nur durch Mikroskope Sichtbare dem gewöhnlichen Augenblick entgegen setzten. Ein gewaltsamer Regenguß überschwemmte den unsern Garten, und einige Stecken von Göttingen flam-

den unter Wasser. Hieraus erwuchs uns eine sonderbare Verlegenheit. Zu einem herrlichen, bei Hofrath Martens angestellten Gastmahl sollten wir uns in Perchaisen hineinzwängen lassen. Ich kam glücklich durch, allein der Freund, mit meinem Sohne zugleich eingeschachtelt, ward den Trägern zu schwer, sie setzten wie bei trocknem Pflaster den Kasten nieder, und die gepreßten Insassen waren nicht wenig verwundert, den Strom zu ihnen hereindringen zu fühlen.

Auch Professor Seyfers zeigte mir die Instrumente der Sternwarte mit Gefälligkeit umständlich vor. Mehrere bedeutende Fremde, deren man auf frequentirten Universitäten immer als Gäste zu finden pflegt, lernt' ich daselbst kennen, und mit jedem Tag vermehrte sich der Reichthum meines Gewinnes über alles Erwarten. Und so bald' ich denn auch der freundlichen Theilnahme des Professor Sartorius zu gedenken, der in allem und jedem Bedürfen, dergleichen man an fremden Orten mehr oder weniger ausgesetzt ist, mit Rath und That fortwährend zur Hand ging, um durch ununterbrochne Beschäftigung die sämmtlichen Ereignisse meines dortigen Aufenthalts zu einem nützlichen und erfreulichen Ganzen zu verflechten.

Auch hatte derselbe in Gesellschaft mit Professor Hugo die Gewogtheit einen Vortrag von mir zu verlangen, und was ich denn eigentlich bei meiner Farbenlehre beabsichtige, näher zu vernehmen. Einem solchen Antrage durft' ich wohl, halb Scherz halb Ernst, zu eigner Fassung und Uebung nachgeben; doch konnte bei meiner noch nicht vollständigen Beherrschung des Gegenstandes dieser Versuch weder mir noch ihnen zur Befriedigung ausschlagen.

So verbrachte ich denn die Zeit so angenehm als nützlich, und mußte noch zuletzt gewahr werden, wie gefährlich es sey sich einer so großen Masse von Gelehrsamkeit zu nähern: denn indem ich, um einigener in mein Geschäft einschlagender Dissertationen willen, ganze Bände dergleichen akademischer Schriften vor mich legte, so fand ich nebenher allerlei so viel Anlockendes, daß ich bei meiner ohnehin leicht zu erregenden Bestimmbarkeit bei Werkmeistnis in vielen Fächern, hier und da hingezogen ward und meine Collectaneen eine bunte Gestalt annehmen drohten. Ich faßte mich jedoch bald wieder ins Enge und drückte zu rechter Zeit einen Abschluß zu finden.

Indeß ich nun eine Reihe von Tagen nützlich und angenehm, wie es wohl selten geschieht, zubrachte, so ereignet sich dagegen zur Nachtzeit gar manche Unbilden, die im Augenblick höchst verdrüßlich und in der Folge lächerlich erschienen.

Meine schöne und talentvolle Freundin Dem. Jagemann hatte kurz vor meiner Ankunft das Publikum auf einen hohen Grad entzückt; Edelmänner gedachten ihrer Vorzüge mit mehr Enthusiasmus als den Frauen lieb war, und gleichzeitig sah man eine erregbare Jugend hingerissen; aber mir hatte die Superiorität ihrer Natur- und Kunstgaben ein großes Unheil bereitet. Die Tochter meines Wirthes Dem. Krämer hatte von Natur eine recht schöne Stimme, durch Uebung eine glückliche Ausbildung derselben erlangt, ihr aber fehlte die Anlage zum Künstler, dessen Anmuth sie nun von einer fremden Virtuosin in höchster Vollkommenheit gewahr werden, nun schien sie alles übrige zu vernachlässigen und nahm sich vor, diese Zierde des Gesanges zu erringen. Wie sie es damit die Tage über gehalten, weiß ich nicht zu sagen, aber Nachts, eben wenn man sich zu Bette legen wollte, erhub ihr Eifer den Gipfel: das Mitternacht wiederholte sie zu wiederholten Malen, deren Schluß mit einem Triller gekrönt werden sollte, meistens aber häßlich endigte, wenigstens ohne Bedeutung, abgeschlossen wurde.

Andern Anlaß zur Verzweiflung gaben ganz entgegengesetzte Töne; eine Hundeschaar versammelte sich um das Echaus, deren Gebell anhaltend unerträglich war. Sie zu verscheuchen, griff man nach dem ersten besten Werkzeuge, und da flog denn manches Ammenhorn des Heinbergs, von meinem Sohne mühsam herbeigetragen, gegen die unwillkommenen Ruhestörer, und gewöhnlich umsonst. Denn wenn wir alle verscheucht glaubten, bellt' es immerfort, bis wir endlich entdeckten, daß über unsern Häuptern sich ein großer Hund des Hauses am Fenster aufrecht gestellt seine Kameraden durch Erwiderung bewirthete.

Aber dies war noch nicht genug; aus tiefem Schlafe weckte mich der ungeheure Ton eines Horns, als wenn es mir zwischen die Bettvorhänge hineinbliese. Ein Nachtwächter unter meinem Fenster verrichtete sein Amt auf seinem Posten, und ich war doppelt und dreifach unglücklich, als seine Pflichtgenossen an allen Ecken der auf die Aller führenden Straßen antworteten, um durch erschreckende Töne mir zu bedeuten, daß sie für die Sicherheit unserer Ruhe besorgt seyen. Nun erwachte die krankhafte Reizbarkeit, und es blieb mir nichts übrig, als mit der Polizei in Unterhandlung zu treten, welche die besondere Gefälligkeit hatte, erst eins, dann mehrere dieser Hörner um des wunderlichen Fremden willen zum Schweigen zu bringen, der im Begriff war die Rolle des Oberons in Humphry Klinker zu spielen, dessen ungeduldige Reizbarkeit durch ein paar Waldhörner zum thätigen Wahnsinn gesteigert wurde.

Gekehrt, froh und dankbar reiste ich den 14 August von Göttingen ab, besuchte die Basaltbrüche von Dransfeld, deren problematische Erscheinung schon damals die Naturforscher beunruhigte. Ich besuchte den hohen Hahn, auf welchem das schönste Wetter die weite Aussicht begünstigte, und den Begriff der Landschaft vom Harz her deutlicher fassen ließ. Ich begab mich nach Hannöversch-Minden, dessen merkwürdige Lage auf einer Erdzunge, durch die Vereinigung der Werre und Fulde gebildet, einen sehr erfreulichen Anblick darbot. Von da begab ich mich nach Cassel, wo ich die Meinigen mit Prof. Meyer antraf; wir besahen unter Anleitung des wackern Nahls, dessen Gegenwart uns an den frühern Römischen Aufenthalt gedenken ließ, Wilhelmshöhe an dem Tage, wo die Springwasser das mannigfaltige Park- und Garten-Local verherrlichten. Wir beachteten sorgfältig die köstlichen Gemälde der Bildergallerie und des Schlosses, durchwanderten das Museum und besuchten das Theater. Erfreulich war uns das Begegnen eines alten theilnehmenden Freundes, Major von Trucheß, der in frühern Jahren durch redliche Thätigkeit sich in die Reihe der Gönner und Vertrauten zu stellen verstanden hatte.

Den 21 August gingen wir über Hohenelchen nach Kreuzburg; am folgenden Tage, nachdem wir die Saline besehen, gelangten wir nach Eisenach, begrüßten die Wartburg und den Adlerstein, wo sich manche Erinnerung von gemeinsam zubrachten Jahren hervorthat. Die Anlagen des Handelsmanns Röse waren zu einem neuen unerwarteten Gegenstand lebhaften Interesses herangewachsen.

Darauf gelangte ich nach Gotha, wo Prinz August mich nach altem freundschaftlichem Verhältniß in seinem angenehmen Sommerhause werthlich aufnahm und die ganze Zeit meines Aufenthalts eine im Einzen geschlossene Tafel hielt, wobei der Herzog und die theuren von Frankenbergischen Gatten niemals fehlten.

Herr von Grimm, der vor den großen revolutionairen Unbilden flüchtend, kurz vor Ludwig dem Sechzehnten, glücklicher als dieser von Paris entwichen war, hatte bei dem altverehrten Hofe eine sicher Freistatt gefunden. Als gebürtiger Weimarer und ungemein Mit-

gast konnte er doch eine innere Bitterkeit über den ersehen erbulden Verlust nicht immer verbergen. Ein Beispiel wie damals all er Witz in nichts perlos, sen belende Geschichte: Grimm hatte bei seiner Flucht dem Gastfreunde einige hundertzwanzig Franken in Assignaten zurückgelassen; diese wurden durch Mandate noch auf zehnten Werth reducirt, und als nun jeder Einsichtige, die Vernichtung auch dieser Papiere voraussah, sie in irgend eine unzerstörliche Waare umzusetzen trachtete, — wie man denn z. B. Reis, Wachslichter und was dergleichen nur noch zum Verkauf angeboten wurde, begierlich aufsuchte — so zauderte Grimms Geschäftsträger in einer großen Verantwortlichkeit, bis er zuletzt in Verzweiflung noch etwas zu retten glaubte, wenn er die ganze Summe für eine Garnitur Brüsseler Manschetten und Busenkrause hingab. Hiermit reiste sie gegen der Gesellschaft, indem er sonnig den Vorzug gab, daß wohl niemand so kostbare Staatsgarderobe aufzuweisen habe.

Die Erinnerung früherer Zeiten, wo man in den achtziger Jahren in Gotha gleichfalls zusammen gewesen, sich mit poetischen Vorträgen, mit lebhafter literarischen Mittheilungen unterhalten, suchte freilich sehr ab gegen den Augenblick, wo eine Hoffnung nach der andern verschwand, und man sich, wie bei einer Sündfluth kaum auf den höchsten Gipfeln, so hier kaum in der Nähe erhabener Gönner und Freunde gesichert glaubte. Indessen hatte es nicht an unterhaltender Heiterkeit. Meinen entrefenden Geburtstag wollte man mit gehöriger Aufmerksamkeit bei einem solchen geschlossenen Mahle feiern; schon an den gewöhnlichen Tagen sah man einigen Unterschied; beim Nachtisch aber trat nun die sämmtliche Livree des Prinzen in festlich gelbem Zug herein, voran der Hausbereiter; dieser trug eine große, von bunten Wachsstöcken flammende Torte, deren ins Halbhundert sich beläufende Anzahl theils bei Kinderfestlichkeiten der Art noch Raum genug für nächstfolgende Lebenskreyen übrig bleibt.

Auch mag dies ein Beispiel seyn, mit welcher anständigen Raivetät man schon seit so viel Jahren einer wechselseitigen Neigung sich zu erfreuen gewußt, wo Scherz und Aufmerksamkeit, guter Humor und Gefälligkeit, geistreich und wohlwollend das Leben durchaus gestalten durchführten sich gemeinsam bereiteten.

In der besten Stimmung kehrte ich am 30 August nach Weimar zurück, und vergaß über den neuanstrengenden Beschäftigungen, daß mir noch irgend eine Schwachheit als Folge des erduldeten Uebels und einer gewissen Kur möchte zurückgeblieben seyn. Denn mich empfingen schon zu der nunmehrigen dritten Ausstellung eingesendete Concurrenzstücke. Sie ward abermals mit Sorgfalt eingerichtet, von Freunden, Nachbarn und Fremden besucht, und gab zu mannigfaltigen Unterhaltungen, zu näherer Kenntniß mitlebender Künstler und der daraus herzuleitenden Beschäftigung derselben Anlaß. Nach geendigter Ausstellung erhielt der in der Römisch antiken Schule zu schöner Form und trefflicher Ausführung gebildete Nahl die Hälfte des Preises, wegen Achill auf Skyros, Hofmann aus Köln hingegen, der farbenreichen und lebensmäßigen Niederländischen Schule entsprossen, wegen Achills Kampf mit den Flüssen, die andere Hälfte; außerdem wurden beide Zeichnungen honorirt und zur Verzierung der Schreibzimmer aufbewahrt.

Und hier ist wohl der rechte Ort eines Hauptgedankens zu erwähnen, den der umsichtige Fürst den Weimarischen Kunstfreunden zur Ueberlegung und Ausführung gab.

Die Zimmer des neuanzurichtenden Schlosses sollten nicht allein mit anständiger fürstlicher Pracht ausgestattet werden, sie sollten auch den Talenten gleichstrebiger Künstler zum Denkmal gewidmet seyn. Am reinsten und vollständigsten ward dieser Gedanke in dem von durchlauchtigsten Herzogin bewohnten Cyzimmer ausgeführt, wo mehrere Concurrenz- und sonstige Stücke sächsischer Deutscher Künstler, meist in Sepia, unter Glas und Rahmen auf einfachen Grund angebracht wurden. Und so wechselten auch in den übrigen Zimmern Bilder von Hofmann aus Köln und Nahl aus Kassel, von Heinrich Meyer aus Stäfa und Hummel aus Neapel, Statuen und Basreliefs von Ziel, einzeln, Arbeit und Fleckenbeweis von Gatel, in geschmackvoller harmonischer Folge. Daß jedoch dieser erste Versuch nicht durchgreifender ausgeführt worden, davon mag der gewöhnliche Weltgang die Schuld tragen, wo eine löbliche Absicht oft mehr durch den Zwiespalt der Zeitverwandten, als durch äußere Hindernisse gestöret wird.

Meiner Büste, durch Tiek mit großer Sorgfalt gefertigt, darf ich einschaltend an dieser Stelle wohl gedenken.

Was den Gang des Schloßbaues in der Hauptsache betrifft, so konnte man demselben mit desto mehr Beruhigung folgen, als ein paar Männer wie Genz und Raabe, darin völlig aufgeklärt zu wirken angefangen. Ihr zuverlässiges Verdienst überhob aller Zweifel in einigen Fällen, die man sonst mit einer gewissen Bangigkeit sollte betrachtet haben: denn im Grunde war es ein wunderbarer Zustand. Die Mauern eines alten Gebäudes standen gegeben, einige wurfe, ohne genugsame Umsicht darin vorgenommene Anordnungen schienen überdachteren Planen hinderlich, und das Alte so gut als das Neue bedrohen und freieren Unternehmungen im Wege, wohalb denn wirklich das Schloßgebäude manchmal auf sehr ein Gebirg, aus dem man, nach Indischer Weis, die Architektur herausbauen wollte. Und so leiteten bisweilen das Geschäft gerade ein paar Männer, die frei ich als geistreiche Künstler mit frischem Sinn herankamen, und von denen man nicht abermals abzuändernde Abänderungen sondern eine schickliche Feststellung des Bleibenden zu erwarten hatte.

Ich wende nunmehr meine Betrachtungen zum Theater zurück. Am 24 Oktober, als am Jahrtag des ersten Musenspieles Palleprinz und Reiterey, wurden die Brüder, nach Terenz von Einsiedel bearbeitet aufgeführt, und so eine neue Folge theatralischer Eigenheiten eingeleitet, die eine Zeit lang gelten, Mannigfaltigkeit in die Vorstellungen bringen und zu Ausbildung gewisser Fertigkeiten Anlaß geben sollten.

Schiller beendigte Lessings Nathan, ich blieb dabei nicht unthätig. Den 28 November ward er zum erstenmal aufgeführt, nicht ohne bemerklichen Einfluß auf die Deutsche Bühne.

Schiller hatte die Jungfrau von Orleans in diesem Jahr begonnen und gendigt; wegen der Aufführung raubten ein so wichtiges Werk zuerst auf das Theater zu bringen. Es war der Thätigkeit Iffands vorbehalten, bei den reichen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, durch eine glänzende Darstellung dieses Meisterstücks sich für alle Zeiten in den Theater-Annalen einen bleibenden Ruhm zu erwerben.

Nicht geringen Einfluß auf unsre diesjährigen Leistungen erwies Mad. Ungelmann, welche zu Ende Septembers in Hauptrollen bei uns auftreten sollte. Gar manche Unbequeme, ja Schädliche hat die Erscheinung von Gästen auf dem Theater; wie können sie sonst mäßig ab, wenn sie uns nicht Gelegenheit geben, sie als neue Anregung und Steigerung unserer bisherigen Le-

sellschaft zu benutzen, dies konnte nur durch vorzügliche Künstler geschehen. Mad. Ungelmann gab acht wichtige Vorstellungen hintereinander, bei welchen das ganze Personal in bedeutenden Rollen auftrat und schon an und für sich, zugleich aber im Verhältniß zu dem neuen Gaste, das Möglichste zu leisten hatte. Dies war von unschätzbarer Anregung. Nichts ist traurigrer als der Schlendrian, mit dem sich der Einzelne, ja eine Gesammtheit hingehen läßt; aber auf dem Theater ist es das Allerschlimmste, weil hier augenblickliche Wirkung verlangt wird, und nicht etwa ein durch die Zeit selbst sich einleitender Erfolg abzuwarten ist. Ein Schauspieler, der sich vornehmlich fühlt, ist mir die widerwärtigste Creatur von der Welt, meist ist er incorrigibel, deshalb sind neues Publikum und neue Rivale unentbehrliche Reizmittel: jenes läßt ihm seine Fehler nicht hingehen, dieser fordert ihn zu schärferer Anstrengung auf. Und so möge denn nun auch das auf dem Deutschen Theater unaufhaltsame Gastrollenspielen sich zum allgemeinen Besten wirksam erweisen.

Stolbergs öffentlicher Uebertritt zum katholischen Cultus zerriß die schönsten früher geknüpften Bande. Ich verlor dabei nichts, denn mein näheres Verhältniß zu ihm hatte sich schon längst in allgemeines Wohlwollen aufgelöst. Ich fühlte früh für ihn als einen wackern, liebenswürdigen, talentvollen Mann wahrhafte Neigung; aber bald hatte ich zu bemerken, daß er sich nie auf sich selbst stützen werde, und sodann erschien er mir als einer der außer dem Bereich meines Bestrebens Heil und Beruhigung suche.

Auch überraschte mich dieses Ereigniß kein zweyes, ich hielt ihn längst für katholisch, und er war es ja der Gesinnung, dem Ganze, der Umgebung nach, und so konnt' ich mit Ruhe dem Tumulte zusehen, der aus einer selten Manifestation geheimer Mißverhältnisse zuletzt entspringen mußte.

1802.

Auf einen hohen Grad von Bildung waren schon Bühne und Zuschauer gelangt. Ueber alles Erwarten glückten die Vorstellungen von Jon (Jan. 4), Turandot (Jan. 30), Iphigenia (Mai 1.5), Alarcos (Mai 29), sie wurden mit großer Sorgfalt trefflich gegeben; letzterer konnte sich jedoch keine Gunst erwerben. Durch diese Vorstellungen bewiesen wir daß es Ernst sey, alles was der Aufmerksamkeit würdig wäre einem freien reinen Urtheil aufzustellen; wir hatten aber diesmal mit entgegenstehenden unsichtbaren Parteigeist zu kämpfen.

Der große Zwiespalt der sich in der deutschen Literatur hervorthat, wirkte, besonders wegen der Nähe von Jena, auf unsern Theaterkreis. Ich hielt mich mit Schillern auf der einen Seite, wie bekannten uns zu der neuern strebenden Philosophie und einer daraus hervorleuchtenden Aesthetik, ohne viel auf Persönlichkeiten zu achten, die uns oder ihm Besonderen ein mutheiliges und frisches Spiel trieben.

Nun hatten die Gebrüder Schlegel die Gegenpartei am tüchtigsten belebigt, deshalb trat schon am Vorstellungsabend Jons, dessen Verfasser kein Geheimniß geblieben war, ein Opposition-Versuch unbescheiden hervor; in den Zwischenakten stachelte man von allerley Zudringlichkeiten, wozu denn die freilich etwas indentliche Stellung der Mutter einigen Anlaß gab. Ein solcher wohl den Autor als die Intendanz angreifender Aufsatz war in das Merk-Journal prospectirt, aber ernst und kräftig zurückgewiesen; dann es war noch nicht Grundsatz daß in dramatischer Stadt es irgend einem Glied erlaubt sey, das zu zerstören was andere kurz vorher aufgebaut hatten.

Wir wollen ein für allemal den Klatsch des Tages auf unserer Bühne nicht dulden, sind's der andern Parteien gerade daran gelegen war sie zum Tummelplatz ihres Mißwollens zu entwürdigen. Deshalb gab es ein großen Kampf, als ich auf den Kirchhöfen alles auslirch was gegen die Personen gerichtet war, die mir mir in der Hauptsache übereinkommten, wenn ich auch nicht jedes Verfahren billigen, noch ihre sämmtlichen Productionen lobenswerth finden konnte. Man regte sich von der Gegenseite gewaltig, und behauptete, daß wenn der Autor gegenwärtig sey, man mit ihm Rath zu pflegen habe. Es sey mit Schillern geschehen und ein anderer könne das Gleiche fordern. Diese wunderliche Schlußfolge konnte bei mir aber nicht gelten; Schäfer brachte nur edel Aufregendes, zum Heben Strebendes auf die Bühne, jene aber Niederziehendes, das problematisch Gute Entstellendes und Vernichtendes herbei; und das ist das Kunstübel solcher Gesellen, daß sie selbst wahre reine Verhältnisse mißschend ihre Schlechtigkeiten in die lästige Nachsicht einer geselligen Convenienz einzuschwärzen wissen. Genug, die bezeichneten Stellen blieben verbannt, und ich gab mir die Mühe alle entstandenen Lücken durch allgemeinen Scherz wieder auszufüllen, wodurch mir eben auch gelang das Lachen der Menge zu erregen.

Dieses alles aber waren nur Kleinigkeiten gegen den entschiedenen Riß, der wegen eines am sinken Mimen zu feyernden Festes in der Weimarischen Societät sich ereignete. Die Sachen standen so, daß es früher oder später dazu kommen mußte, worum gerade gedachter Tag erwählt war, ist mir nicht erinnerlich, genug an demselben sollte zu Ehren Schillers eine große Exposition von mancherlei auf ihn und seine Werke bezüglichen Darstellungen in dem großen, von der Gewerkschaft neu decorirten Stadthausssaale Platz finden. Die Absicht war offenbar Aufsehen zu erregen, die Gesellschaft zu unterhalten, den Theilnehmenden zu schmeicheln, sich dem Theater entgegen zu stellen, der öffentlichen Bühne eine geschlossene entgegen zu setzen, Schillers Wohlwollen zu erschleichen, mich durch ihn zu gewinnen, oder, wenn das nicht gelingen sollte, ihn von mir abzuziehen.

Schillern war nicht wohl zu Muthe bei der Sache; die Rolle die man ihm spielen ließ, war immer verfänglich, unerträglich für einen Mann von seiner Art, wie für jeden Wohldenkenden, so als eine Zielscheibe fratzenhafter Verehrungen in Person vor großer Gesellschaft dazustehn. Er hatte Lust sich krank zu melden, doch war er, aufklärer als ich, durch Frauens und Familienverhältnisse mehr in die Societät verflochten, fast genöthigt diesen bittern Kelch auszutrinken. Wir setzten voraus das es vor sich gehen würde, und scherzten manchen Abend darüber; er hätte krank werden mögen, wenn er an solche Zudringlichkeiten gedacht.

Soviel man vernehmen konnte, sollten manche Gestalten der Schillerschen Stücke vorüberziehen, von einer Jungfrau von Orleans war man's gewiß. Helm und Jungfrau, durch Blechschiene und Bergulder behaglich über Farbe, durch Blechschiene und Bergulder behaglich über Farbe, durch Blechschiene und Bergulder behaglich über Farbe

Nur hielt man uns für allzusummarisch, als man uns selbst zur Mitwirkung aufforderte. Schillers einzig-Original-Büste, auf der Weimarischen Bibliothek befindlich, eine frühere herzliche Gabe Danneckers, wurde zu jenem Zwecke verlangt und aus dem ganz natürlichen Grunde abgeschlagen, weil man noch nie eine Gypsbüste unbeschädigt von einem Feste zurückerhalten habe. Noch einige andere, von andern Seiten, bei zufällig einwirkende Verwendungen erregten jene Verbündeten aufs höchste; sie bemerkten nicht bloß mit einigen diplomatisch-klugen Schritten alles zu beseitigen sey, und so gleich nichts dem Erfinnen, dem Befremden, dem Ingrimm, als die Zusammenkunft, die mit Stellen, Latten und Brettern angezeigen kamen, um das dramatische Gerüst aufzuschlagen, den Saal verschlossen fanden, und die Erklärung vernehmen mußten: er sey erst ganz neu eingerichtet und deckorirt, man könne daher von zu solchem tumultuarischen Beginnen nicht einräumen, da sich niemand des zu befürchtenden Schadens verbürgen könne.

Das erste Finale bis unterbrochenen Opferfestes macht nicht einen so entschieden Spektakel als diese Störung, ja Vernichtung des löblichen Vorsatzes, zuerst in der obern Societät und sodann stufenweise durch alle Grade der sämmtlichen Population anrichtete. Da nun der Zufall unterschiedliche, jenem Vorhaben in den Weg tretende Hindernisse dergestalt geschickt combinirt hatte, daß man darin die Leitung eines einzigen feindlichen Prinzips zu erkennen glaubte; so war sich ob. auf den der heftigste Grimm sich richtete, ohne daß ich es jemand verargen möchte. Man hätte aber bedenken sollen, daß ein Mann wie Kotzebue, der durch vielfache Anstöße, nach manchen Seiten hin Mißvergnügen erregt, sich gegentlich feindliche Wirkungen schneller da und dorther zuzieht, als einer verborgenen Verschwörung zu veranlassen je mals gelingen würde.

War nun eine bedeutende höhere Gesellschaft auf der Seite des Widersachers, so zeigte die mittlere Klasse sich ihm abgeneigt, und brachte alles zur Sprache, was gegen dessen erste jugendliche Unfertigkeiten zu sagen war, und so wogten die Gesinnungen gewaltsam wider einander.

Unsere höchsten Herrschaften hatten von ihrem erhabenen Standort, bei großartigem freiem Umblick, dieses Privatthandeln kleine Aufmerksamkeit zugewendet; der Zufall aber, der, wie Schiller sagt, oft naiv ist, stellte dem ganzen Ereigniß die Krone aufsetzen, indem gerade in dem Moment der verschließende Burgemeister, als verdienter Geschäftsmann, durch ein Decret die Auszeichnung als Rath erhielt. Die Weimaraner, denen es an Geistreichen, das Theater mit dem Leben darstellenden Einfällen nie gefehlt hat, gaben ihm daher den Namen des Fürsten Piccolomini, ein Prädicat, das ihm auch ziemlich lange in heiterer Gesellschaft verblieben ist.

Daß eine solche Erschütterung auch in der Folge auf unsern geselligen Kreis schädlich eingewirkt habe, läßt sich denken; was mich davon zunächst betreffen, möge hier gleichfalls Platz finden.

Schon im Lauf des vergangenen Winters hielt sich, ganz ohne spekulative Zwecke, eine edle Gesellschaft zu uns, an unserm Umgang und sonstigen Leistungen sich erfreuend. Bei Gelegenheit der Plastik dieser geschiedenen Vereinigung, die in meinem Hause, unter meiner Bedingung, von Zeit zu Zeit gehalten wurden, entstanden mehrere nachher ins Allgemein verbreitete Gesänge. So war das bekannte: »Mich ergreift ich weiß nicht wie,« zu dem 22 Februar gedichtet, wo der durchlauchtigste Gutgesinnte, nach Paris reisend, uns letztenmal bei uns einkehrte, worauf denn die dritte Strophe des Liedes zu deuten ist. Eben so hatten wir schon das neue Jahr begrüßt und im Stiftungsliede: »Was geht da schöne Nachbarin« konnten sich die Glieder der Gesellschaft, als unter leichte Masken verhüllt, gar wohl erkennen. Ferner wird ich noch andere durch Natürlichkeit vorzüglich ansprechende Gesänge dieser Vereinigung schuldig, wo Neigung ohne Leidenschaft, Wetteifer ohne Neid, Geschmack ohne Anmaßung, Gefälligkeit ohne Sklaverei und, zu all dem, Natürlichkeit ohne Rohheit, wechselseitig in einander wirkten.

Nun hatten wir freilich den Widersacher, ungeachtet mancher seiner anklopfenden klüglichen Versuche, nicht hereingelassen, wie er denn niemals mein Haus betrat; weshalb er genöthigt war sich eine eigene Umgebung zu bilden, und dies ward ihm nicht schwer. Durch gefällliges, beschränkt zudringliches Weltwesen wußte er wohl einen Kreis um sich zu versammeln; auch Personen des unsrigen traten hinüber. Wo die Geselligkeit Unterhaltung findet, ist sie zu Hause. Als sprängen sich an dem Feste des fünften März die verunglückten Zerstörer solches Freuden- und Ehrentages, eine Zeit lang verwüstet wurde, unsere kleine Versammlung trennte sich, und Gesänge jener Art gelangen mir nie wieder.

Als hoch weiß ich mir mit Schillern und andern verbündeten thätigen Freunden vorgesetzt, ging unaufhaltsam seinen Gang, denn wir waren im Leben schon gewohnt den Verlust hinter uns zu lassen, und den Gewinn im Auge zu behalten. Und hier konnte es um desto eher geschehen, als wir von den erhabenen Gesinnungen der allerobersten Behörden gewiß waren, welche nach einer höhern Ansicht die Hof- und Stadt-Abenteurer als gleichgültig vorübergehend, sogar manchmal als unterhaltend betrachteten.

Ein Theater das sich mit frischen jugendlichen Subjekten von Zeit zu Zeit erneuert, muß lebendige Fortschritte machen; hierauf nun war beständig unser Absehen gerichtet.

Am 17 Februar betrat Dlle. Maas zum erstenmal unsere Bühne. Ihre nächste Gabe, die anmuthig natürliche Wahn, ein wohlklingendes Organ, kurz das Ganze ihrer glücklichen Individualität gewann sogleich das Publikum. Nach drei Proberollen: als Mädchen von Marienburg, als Rosine in Juriff und Bauer, als Gottsche in Deutschen Hausvater, ward sie engagirt, und man konnte sehr bald bei Besetzung wichtiger Stücke auf sie rechnen. Am 29 November machten wir abermals eine hoffnungsvolle Acquisition. Aus Achtung für Mad. Angelmann, aus Neigung zu derselben, als einer allerliebsten Künstlerin, nahm ich ihren zwölfjährigen Sohn auf gut Glück nach Weimar. Zufällig prüft sich ihn auf eine ganz eigene Weise. Er mochte sich eingerichtet haben mit mancherlei vergnügen; allein ich gab ihm ein zur Hand liegendes orientalisches Mährchenbuch, woraus er auf der Stelle ein heiteres Geschichtchen las, mit so viel natürlichem Humor, Charakteristik im Ausdruck beim Personen und Situationswechsel, daß ich nun weiter keinen Zweifel an ihm hegte. Er trat in der Rolle als Görge in den beiden Billets mit Beifall auf, und zeigte sich besonders in natürlich humoristischen Rollen aufs erfreulichste.

Indeß nun auf unserer Bühne die Kunst in jugendlich lebendiger Thätigkeit fortblühte, ereignete sich ein Todesfall, dessen zu erwähnen ich für Pflicht halte.

Corona Schröder starb, und da ich mich gerade nicht in der Verfassung fühlte ihr ein wohlverdientes Denkmal zu nehmen, so schien es mir angenehm zu vernehmen, daß ich ihr vor so viel Jahren ein Andenken stiftete, das ich ihre charakteristischer nicht zu errichten gewußt hätte. Es war ebenmäßig bei einem Todesfalle, bei dem Abscheiden Mieding's der Theaterdirektorate, daß in ernster Heiterkeit der schönen Freun

bin gedacht wurde. Gar wohl erinnere ich mich des Trauergedichts, auf schwarz gerändertem Papier für das Tiefurter Journal reinlichst abgeschrieben. Doch für Coronen war es keine Verbedeutung, ihre schöne Gestalt, ihre munterer Geist erhielten sich noch lange Jahre; sie hätte wohl noch länger in der Nähe einer Welt bleiben sollen, aus der sie sich zurückgezogen hatte.

Nachträglich zu den Theaterangelegenheiten ist noch zu bemerken, daß wie in diesem Jahr und zuvörderst beigetragen, auf ein Intriguen-Stück einen Preis zu setzen. Wir erhielten nach und nach ein Dutzend, aber meist von so desperater und verteufelter Art, daß wir nicht genugsam uns wundern konnten, was für seltsamfalsche Bestrebungen im lieben Vaterlande heimlich obwalteten, die denn bei solchem Aufruf sich an das Tageslicht drängten. Wir hielten unser Urtheil zurück, da eigentlich keins zu fällen war und lieferten auf Verlangen den Autoren ihre Productionen wieder aus.

Auch ist zu bemerken, daß in diesem Jahre Calderon, den wir dem Namen nach Zeit unseres Lebens kannten, sich zu nähern anfing und und gleich bei den ersten Musterstücken in Erstaunen setzte.

Zwischen alle diese vorerzählten Arbeiten und Sorgen schlangen sich gar manche angenehme Bemühungen, im Gefolg der Pflichten, die ich gegen die Musen zu Jena seit mehreren Jahren übernommen und durchgeführt hatte.

Der Tod des Hofraths Büttner, der sich in der Mitte des Winters ereignete, legte mir ein mißwollen und dem Geiste wenig fruchtendes Geschäft auf. Die Eigenheiten dieses wunderlichen Mannes lassen sich in wenige Worte fassen: unbezwingte Neigung zum wissenschaftlichen Besitz, beschränkte Genauigkeitsliebe und völliger Mangel an allgemein überschauendem Ordnungsgeist. Seine ansehnliche Bibliothek zu vermehren wendete er die Pension an, die man ihm jährlich für die schuldige Summe der Stammbibliothek verreichte. Mehrere Zimmer im Seitengebäude des Schlosses waren ihm zur Wohnung eingegeben, und sämmtlich diese besetzt und belegt. In allen Auctionen bestellte er sich Bücher, und als der alte Schloßvogt, sein Commissionair, ihm einstmals räthnete: daß ein bedeutendes Buch schon zweimal vorhanden sey, hieß es dagegen: ein gutes Buch könne man nicht oft genug haben.

Nach seinem Tode fand sich ein großes Zimmer, auf dessen Boden die sämmtlichen Auctionsverzeichnisse, partiemeis wie sie angekommen, neben einander eingelegt waren. Die Wandschränke standen gefüllt, in dem Zimmer selbst konnte man keinen Fuß vor den andern setzen. Auf alle gebrechliche Stühle waren Stöße roher Bücher, wie sie von der Messe kamen, gehäuft; die gebrechlichen Füße knickten zusammen, und das Neue schob sich flötzweise über das Alte hin.

In einem andern Zimmer lehnten, an den Wänden umher gethürmt, planirte, gefolgte Bücher, wozu der Predehand erst noch hinzugelegt werden sollte. Und so schien dieser wackre Mann, im höchsten Alter die Thätigkeit seiner Jugend fortzusetzen bestrebig, endlich nur in Vollständigkeit verlieren. Denke man sich andere Kammern mit brauchbarem und unbrauchbarem physikalisch-chemischem Apparat überstellt, und man wird die Verlegenheit mitfühlen, in der ich mich befand, als dieser Theil des Nachlasses, von dem seiner Erben gesondert, übernommen und aus dem Quartiere, das schon längst zu andern Zwecken bestimmt gewesen, tumultuarisch ausgeräumt werden mußte. Darüber verlor ich meine Zeit, vieles kam zu Schaden, und mehrere Jahre reichten nicht hin die Verworrenheit zu lösen.

Wie nöthig in solchem Falle eine persönlich entscheidende Gegenwart sey, übersieht man sich leicht. Denn da wo nicht die Rede ist das Beste zu lassen, sondern das Schlimmere zu vermeiden, entstehen unauflösliche Zweifel, welche nur durch Entschluß und That zu beseitigen sind.

Leider ward ich zu einem andern gleichfalls dringenden Geschäft abgerufen, und hatte mich glücklich zu schätzen, solche Mitarbeiter zu hinterlassen, die in besprochenem Sinne die Arbeit einige Zeit fortzuführen so fähig als gewißt waren.

Schon mehrmals war im Lauf unserer Theatergeschichten von den Vortheil die Rede gewesen, welche der Lauchstädter Sommeraufenthalt der Weimarischen Gesellschaft bringe; hier ist aber dessen ganz besonders zu erwähnen. Die hiesige Bühne war von Ballone so klein- misch als möglich eingerichtet; ein paar auf einem freien Platz stehende hohe Bretergiebel, von welchen zu beiden Seiten Pultdach bis nahe zur Erde reichte, stellten diesen Musentempel dar; der innere Raum war der Länge nach durch zwei Wände getheilt, wovon der mittlere dem Theater und den Zuschauern gewidmet war, die beiden niedrigen schmalen Seiten aber den Garderoben. Nun aber, bei neuerer Belebung und Steigerung unserer Anstalt, forderten sowohl die Stücke als die Schauspieler, besonders aber auch das Hallische und Leipziger theilnehmende Publikum, ein würdiges Local.

Der mehrere Jahre lang erst sachte, dann lebhafter betriebene Schloßbau zu Weimar rief talentvolle Baumeister heran, und wie es immer war und seyn wird: wo man bauen sieht, regt sich die Lust zum Bauen. Wie sich's nun vor einigen Jahren auswies, da wir, durch die Gegenwart des Herrn Thouret begünstigt, das Weimarische Theater würdig einrichteten, so fand sich auch diesmal, daß die Herren Genz und Raabe aufgefordert wurden, einen Lauchstädter Hausbau die Gestalt zu verleihen.

Die Zweifel gegen ein solches Unternehmen waren nicht zur Sprache gekommen. In bedeutender Entfernung, auf fremdem Grund und Boden, bei ganz besondern Rücksichten der dort Angestellten, schienen die Hindernisse kaum zu beseitigen. Der Platz des alten Theaters war zu einem größern Gebäude nicht geeignet, der schöne einzig schicklich Raum streitig zwischen verschiedenen Gerichtsbarkeiten, und so trug man Bedenken, das Haus dem Fremden Zimmer nach ohne rechtlichen Grund aufzurbauen. Doch von dem Drang der Umstände, von unruhiger Thätigkeit, von leidenschaftlicher Kunstliebe, von unerschöpflicher Produktivität getrieben beseitigten wir endlich Alle Entgegenstehende, ein Plan ward entworfen, ein Modell der eigentlichen Bühne gefertigt, und im Forum hatte man sich schon über das was geschehen sollte, vereinigt. Angewiesen wurde vor allen Dingen die Hüttenraum, da das Ganze unter Ein Dach begriff. Eine mäßige Vorhalle für Casse und Treppen sollte angelegt werden, dahinter der höhere Raum für die Zuschauer eingerichtet, eine ganz dahinter der höchste für's Theater.

Viel, ja alles kommt darauf an, wo ein Gebäude stehe. Dieß war an Ort und Stelle mit größter Sorgfalt bedacht, und auch nach [illegible] nicht weiter bedacht werden. Der Platz [illegible] nun kräftig vor [illegible] besser verlangen. Der [illegible] im März lag das zerstörte Holz freilich noch bei Seite, fest eingefroren, dessen ungeachtet aber spielten wir den 26 Juni zum erstenmal. Das ganze Unternehmen in seinem Detail, das Günstige und Ungünstige in seiner Eigenthümlichkeit, wie es unsere Thätigkeit drei Monate lang unterhielt. Mühe, Sorge, Verdruß brachte und

durch alles hindurch persönliche Aufopferung fordert, dies zusammen würde einen kleinen Roman geben, der als Symbol größerer Unternehmungen sich ganz gut zeigen könnte.

Nun ist das Größern, Einleiten, Einweihen solcher Anstalten immer bedeutend. In solchem Falle ist die Aufmerksamkeit gespannt, und die Neugierde gespannt und die Gelegenheit recht günstig, das Verhältniß der Bürger und des Publikums zur Sprache zu bringen. Man versäumte daher dies Epoche nicht und stellte in einem Vorspiel, auf symbolische und allegorische Weise, dasjenige vor, was in der letzten Zeit auf dem Deutschen Theater überhaupt, besonders auf dem Weimarischen geschehen war. Das Vorspiel, das Familientreuma, die Oper, die Tragödie, das Ballet, die Maske, so wie das Maskenspiel producirten sich nach und nach in ihren Eigenheiten, spielten und erklärten sich selbst, oder wurden erklärt, indem die Gestalt eines Mercur das Ganze zusammenknüpfte, auslegte, deutete.

Die Verwandlung eines schlechten Bauernwirthshauses in einen theatralischen Palast, wobei zugleich die meisten Personen in eine höhere Sphäre versetzt werden, beförderte heiteres Nachdenken.

Den 6 Juni begab ich mich nach Jena, und schrieb das Vorspiel ungefähr in acht Tagen; die letzte Hand wurde in Lauchstädt selbst angelegt, und bis zur letzten Stunde memorirt und geübt. Es that eine löbliche Wirkung, und lange Jahre erinnerte sich mancher Freund, der uns dort besuchte, jener durchgeseigerten Kunstgenüsse.

Mein Lauchstädter Aufenthalt machte mir zur Pflicht, auch Halle zu besuchen, da man uns von dorther nachdrücklich, und des Theaters, auch um persönlicher Verhältnisse willen, mit öfterem Zuspruch drohete. Ich nenne Hr. Rath Wolf, mit welchem einen Tag zu verbringen ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung ersetzt; Kanzler Niemeyer, der sie thätigen Theil uns fern Bestrebungen schenkte, daß er die Andria zu bearbeiten unternahm, wodurch wir denn die Summ unsrer Moskenspiele zu erweitern und zu vermannigfaltigen glücklich Anlaß fanden.

Und so war die sämmtliche gebildete Umgebung mit gleicher Freundlichkeit, mich und die Anstalt, die mir so sehr am Herzen lag, gemeint zu beserdern. Die Nähe von Giebichenstein lockte zu Besuchen bei dem gastfreien Geschlecht; eine würdige Frau, anmuthige schöne Töchter, sämmtlich vereint, bildeten in einem sammtlich landlichen Aufenthalte einen höchst gefälligen Familienkreis, in welchem sich bedeutende Männer aus der Nähe und Ferne kürzere oder längere Zeit gar wohl gefielen, und glückliche Verbindungen für das Leben anknüpften.

Auch darf nicht übergangen werden, daß ich die Medicinal, welche Reichard meinen Dichtern am früchten darbeigönnt, von der wohllautenden Stimme seiner ältesten Tochter gesanglich vertragen hörte.

Weniger Glück hatt ich mit manchen bei meinem Aufenthalt in Halle zu bemerken. Den botanischen Garten unter Sprengels Leitung zu betrachten, das Medicinische Cabinet, dessen Besitzer ich leider nicht mehr am Leben fand, zu meinen besondern Zwecken aufmerksam zu besehen, war nicht geringer Gewinn; denn unbefangen, sowohl an den Gegenständen als an den Gesprächen, konnte ich etwas entnehmen, was mir zu mehrerer Vollständigkeit und Förderniß meiner Studien diente.

Einem gleichen Verdruß, der sich immer bei akademischen Aufenthalt hervorthat, fand ich in Jena während des Augustmonats. Mit Lodern wurden früher angemerkte anatomische Präparate durchgesprochen; mit Hufeland gar vieles über das subjective Sehen und die Farbenerscheinung verhandelt. Ist verloren wir uns so tief in den Text, daß wir über Berg und Thal bis in die tiefe Nacht herum wanderten. Voß war nach Jena gezogen und zeigte Lust sich anzukaufen, seine große umsichtige Geschäftsamkeit, wie seine herrlichen poetischen Darstellungen, die Freundlichkeit seiner häuslichen Existenz zog mich an, und mir war nichts angelegener, als mich von seinen etymologischen Grundsätzen zu überzeugen. Dadurch erhob sich denn ein höchst angenehmes und fruchtbares Verhältniß.

Angeben von den Musen und von allem, was mich früh zu den Naturwissenschaften angezogen und gefesselt hatte, ergriff ich jede Gelegenheit, auch hier mich zu vervollständigen. Die Weltmittelraupe war dieses Jahr häufig und kräftig ausgebildet, an vielen Exemplaren studirte ich das Wachsthum bis zu diesem Gipfel, so wie den Uebergang zur Puppe. Auch hier ward ich mancher irrigen Vorstellungen und Begriffe los.

Auch die vergleichende Knochenlehre, die ich besonders mit mir immer im Gedanken herumführte, hatte großen Theil an meinen beschäftigten Stunden.

Das Abscheiden des verdienstreichen Batsch ward, als Verlust für die Wissenschaft, für die Akademie, für die naturforschende Gesellschaft, tief empfunden. Leider wurde das von ihm gesammelte Museum durch ein wunderliches Verhältniß zerstückt und zerstreut. Ein Theil gehörte der naturforschenden Gesellschaft; diese folgte den Directoren, oder vielmehr einer höhern Leitung, die mit bedeutendem Aufwand die Schulden der Societät bezahlte und ein neues unentgeltliches Locale für die vorhandenen Körper anwies. Der andere Theil konnte, als Eigenthum des Verstorbenen, dessen Erben nicht bestritten werden. Eigentlich hätte man das kaum zu trennende Ganze mit einem mäßigen Aufwand beibehalten und zusammenhalten sollen, allein die Gründe warum es nicht geschah, waren auch von Gewicht.

Ging nun hier etwas verloren, so war in der spätern von Jahrszeit ein neuer vermannigfachter Gewinn beschieden. Das bedeutende Mineraliencabinet des Fürsten Galitzin, das er als Präsident derselben der zunächst hatte, sollte nach Jena aufgestellt und nach der von ihm bestimmten Ordnung aufgestellt werden. Dieser Zuwachs gab dem ebenbürtigen wohlversehenen Museum einen neuen Glanz. Die übrigen wissenschaftlichen Anstalten, meiner Leitung unterworfen, erhielten sich in einem mäßigen, von der Gasse gedeckten Zustand.

Belebt schien mir die Akademie durch bedeutende Studierende, die durch ihr Streben und Hoffen auch den Studierende, die durch ihr Streben und Hoffen auch den Studierende, die durch ihr Streben und Hoffen auch den

vierte Ausstellung bearbeitete Gegenstand. Auch dabei hatten wir die Absicht, auf die Herrlichkeit der äußern menschlichen Natur in jugendlichen Körpern heiterkeit Geschlechts aufmerksam zu machen; denn wo sollte man den Gipfel der Kunst finden, als auf der Blüthenhöhe des Geschöpfs nach Gottes Ebenbilde.

Ludwig Hummel, geboren in Neapel, wohnhaft in Cassel, war der Preis zuerkannt; er hatte mit zartem Kunstsinn und schönfühlendem Gegenstand behandelt. Antonio stand auftretend in der Mitte des Bildes am Felsen, ihre schon befreite linke Hand konnte durch Herunziehen einiger Falten des Mantels Beschleunigheit und Stetsthätigkeit bezeichnen; ausruhend saß Perseus auf dem Haupte des Ungeheuers zu ihrer Seite, und gegenüber stand ein herantreibender Genius so eben die Fesseln der rechten Hand. Seine bewegte Jünglingsgestalt erhöhte die Schönheit und Kraft des würdigen Paares.

Einer Landschaft von Roden aus Cassel ward in diesem Fach der Preis zuerkannt. Die Jenaische allgemeine Literaturzeitung vom Jahr 1805 erhält durch einen Umriß des dürftigen Gemäldes das Andenken des Bildes und durch umständliche Beschreibung und Beurtheilung der eingesendeten Stücke die Erinnerung jener Thätigkeit.

Indem wir nun aber uns auf jede Weise bemühten, dasjenige in Ausübung zu bringen und zu erhalten, was der bildenden Kunst als allein gemäß und vortheilhaft schon längst anerkannt werden, vernahmen wir in unsern Salen: daß ein neues Büchlein vorhanden sey, welches vielen Eindruck mache, es bezog sich auf Kunst, und wollte die Frömmigkeit als alleiniges Fundament derselben festsetzen. Von dieser Nachricht waren wir wenig gerührt, denn wie sollte auch eine Schlußfolge gelten, eine Schlußfolge wie diese: einige Mönche waren Künstler, deshalb sollen alle Künstler Mönche seyn.

Doch hätte bedenklich scheinen dürfen, daß werthe Freunde, die unsere Ausstellung theilnehmend besuchten, auch unser Verfahren billigten, sich doch an diesen, wie man wohl merkte, schmuckhaftesten, die Schwäche begünstigenden Einsseitigkeiten zu ergötzen schienen, und sich davon eine glückliche Wirkung versprachen.

Die im October fleißig besuchte Ausstellung gab Gelegenheit, sich mit einheimischen und auswärtigen Kunstfreunden zu unterhalten, auch fehlte es, der Jahreszeit gemäß, nicht an willkommenen Besuchen aus der Ferne. Hofrath Blumenbach gönnte seinen Weimarisch- und Jenaischen Freunden einige Tage, und auch diesmal wie immer verlieh seine Gegenwart den heitersten Unterricht.

Und wie ein Gutes immer ein anderes zur Folge hat, so stellte sich das reine Verhältniß in der innersten Gesellschaft nach und nach wieder her.

Eine bedeutende Correspondenz ließ mich unmittelbare Blicke selbst in die Ferne richten. Friedrich Schlegel, der bei seiner Durchreise mit unsern Bemühungen am seinen Alarcos wohl zufrieden gewesen, gab mir von Pariser Zuständen hinreichende Nachricht. Hofrath Sartorius, der gleichfalls zu einem Besuch das lange bestandene gute Verhältniß abermals aufgefrischt und eben jetzt mit den Studien der Hansestädte beschäftigt war, ließ mich an diesem wichtigen Unternehmen auch aus der Ferne Theil nehmen.

Hofrath Rochlitz, der unser Theater mit zunehmendem Interesse betrachtete, gab solches durch mehrere Briefe, die sich noch vorfinden, zu erkennen. Gar manches andere von ertheilten Verhältnissen sind ich noch angemerkt; drei junge Männer: Klaproth, Bode, Hain, hielten sich in Weimar auf, und benutzten mit Vergnügung den Buttmannischen polyglottischen Nachlaß.

Wenn ich nun dieses Jahr in immerwährender Bewegung gehalten wurde, und bald in Weimar bald in Jena und Lauchstädt meine Geschäfte wie sie vorkamen versah; so gab auch der Besitz des kleinen Freundes Anlaß Brandstiftung zu manchen Hin- und Herfahrten. Zwar hatte sich sein deutlich genug hervorgethan, daß wer von einem so kleinen Eigenthum wirklich Vortheil ziehen will, es selbst bebauen, besorgen und, als sein eigener Pachter und Verwalter, den unmittelbaren Lebensunterhalt daraus ziehen müsse, da sich denn eine ganz artige Erfindung daraus grünen lasse, nur nicht für einen verwöhnten Weltbürger. Insbesondere hat sogenannte Ländliche, in einem angenehmen Thal, an einem kleinen baum- und buschgrünen Flusse, in der Nähe von fruchtreichen Höhen, unsern eins volkreichen und nahrhaften Städtgins, doch immer etwas das mich Tage lang unterhielt, und sogar zu kleinen poetischen Prätentionen eine heitere Stimmung verlieh. Frauen und Kinder sind dir in ihrem Elemente, und die in Städten unerträgliche Gesellschaft ist hier wenigstens an ihrem einfachsten Ursprung, selbst Abneigung und Mißwollen scheinen erträglicher, weil sie aus den unmittelbaren Bedürfnissen der Menschheit hervorspringen.

Höchst angenehm war die Nachbarschaft von Osmannstädt, in demselligen Thale aufwärts, nur auf der linken Seite des Wassers. Auch Wielanden fing dieser Naturzustand an bedenklich zu werden; einmal setzte er sehr humoristisch auseinander, welches Umschweifes es bedürfe, um der Natur nur etwas Genießbares abzugewinnen. Er wußte die Umständlichkeiten des Erzeugnisses der Futterkräuter gründlich und besser darzustellen: er brachte er den sorgsam gebauten Klee, mühsam durch eine theure zu ernährende Magd zusammen, und ließ ihn von der Kuh verzehren, um nur zuletzt etwas Weißes zum Kaffee zu haben.

Wieland hatte sich in jenen Theater- und Festhändeln sehr wacker benommen, wie er denn, immer heiter, und manchmal, wie es einem jeden geschieht, in augenblicklicher Leidenschaft, bei eingeflößtem Vorurtheil, in Abneigungen, die nicht ganz zu schelten waren, eine launige Unbilligkeit zu äußern verführt ward. Wir besuchten ihn oft nach Tische und waren zeitig genug über die Wiesen wieder zu Hause.

In meinen Weimarischen häuslichen Verhältnissen ereignete sich eine bedeutende Veränderung. Freund Meyer, der seit 1792, einige Jahre Abwesenheit ausgenommen, als Haus- und Tischgenosse, mich durch belehrende, unterrichtende, berathende Gegenwart erfreute, verließ mein Haus in Folge einer eingegangenen ehelichen Verbindung. Jedoch die Nothwendigkeit sich gemeinschaftlich mit zu thun, überwand bald die geringe Entfernung, ein wechselseitiges Einwirken blieb lebendig, so daß weder Hinderniß noch Pause jemals empfunden ward.

Unter allen Tumulten ließ ich doch nicht ab meinen Liebling Eugenien im Stillen zu hegen. Da mir das Ganze vollkommen gegenwärtig war, so arbeitete ich am Einzelnen wie ich ging und stand; daher denn auch die große Aufsubrichtheit zu erklären ist, indem ich mich auf den jedesmaligen einzelnen Punkt concentrirte, der unmittelbar in die Anschauung treten sollte.

Gelini gehörte schon mehr einer wilden zerstreuten Welt an; auch diesen wußte ich, jedoch nicht ohne Anstrengung, zu fördern: denn im Grunde war die unternommene Arbeit mehr von Bedarf als ich anfangs denken mochte.

Meinecke Fuchs durfte nun auch in jedem leidenschaftlich-leichtfertigen Momente hervortreten, so war er wohl empfangen und für gewisse Zeit ebenfalls gepflegt.

1805.

Zum neuen Jahre gaben wir Paläophron und Neoterpe auf dem öffentlichen Theater. Schon war durch die Vorstellung der Terenzischen Brüder das Publikum an Masken gewöhnt, und nun konnte das elegantische erste Musterstück seine gute Wirkung nicht verfehlen. Der frühere an die Herzogin Amalie gerichtete Schluß ward ins Allgemeinere gewendet, und die gute Aufnahme dieser Darstellung bereitete den besten Humor zu ernsteren Unternehmungen.

Die Aufführung der Braut von Messina (19 März) machte viel Vorarbeit, durchgreifende Lesen und Theaterproben nöthig. Der bald darauf folgenden natürlichen Tochter erster Theil (2 April), so dann die Jungfrau von Orleans vermochte die volle Zeit, wir hatten uns vielleicht nie so lebhaft, so zweckmäßig und zu allgemeiner Zufriedenheit bemüht.

Daß wir aber alles Mißwollende, Verneinende, Herabziehende durchaus abhielten und entfernten, davon sey nachstehendes ein Zeugniß. Zu Anfang des Jahrs war mir durch einen werthen Freund ein kleines Lustspiel zugekommen mit dem Titel: der Schädelkenner, die respectablen Bemühungen eines Mannes wie Gall lächerlich und verächtlich machend. Ich schickte solches zurück mit einer aufrichtigen allgemeinen Erklärung, welche als ins Ganze greifend hier gar wohl einen Platz verdient.

» Indem ich das kleine artige Stück, als bei uns nicht aufführbar, zurücksende, halte ich es, nach unserm alten freundschaftlichen Verhältnisse, für Pflicht die näheren Ursachen anzugeben.

Wir vermeiden auf unserm Theater, so viel möglich, alles was wissenschaftliche Untersuchungen vor der Menge behandeln könnte, theils aus eigenen Grundsätzen, theils weil unsere Akademie in der Nähe ist, und es unfreundlich scheinen würde, wenn wir das, womit sich dort mancher sehr ernstlich beschäftigt, hier leicht und lächerlich nehmen wollten.

Gar mancher wissenschaftliche Versuch, der Natur irgend ein Geheimniß abgewinnen zu wollen, kann für sich, theils auch durch Charlatanerie der Unternehmer, eine lächerliche Seite bieten, und man darf dem Komiker nicht verargen, wenn er im Vorbeigehen sich einen kleinen Seitenhieb erlaubt. Darin sind wir auch keineswegs pedantisch; aber wir haben sorgfältig alles was sich in einiger Breite auf philosophische oder literarische Hände, auf die neue Theorie der Heilkunde u. s. w. bezog, vermieden. Aus eben der Ursache möchten wir nicht gern die Gallische wunderliche Lehre, der es denn doch, so wenig als der Lavaterischen, an einem Fundament fehlen möchte, dem Gelächter Preis geben, besonders da wir fürchten müßten manchen unserer achtungswerthen Zuhörer dadurch verdrießlich zu machen. «

Weimar am 24. Januar 1805.

Mit einem schon früher auslangenden und nun frisch bereicherten Repertorium kamen wir wohl ausgerüstet nach Lauchstädt. Das neue Haus, die wichtigen Stücke, die sorgfältigste Behandlung erregten allgemeine Theilnahme. Die Andria des Terenz, von Herrn Riemer bearbeitet, ward ebenmäßig wie die Brüder mit Annäherung ans Antike aufgeführt. Auch von Leipzig fanden sich Zuschauer, sie sowohl als die von Halle wurden mit unsern ernsten Bemühungen immermehr bekannt, welches uns zu großem Vortheil gedieh. Ich verweile bisomal nicht länger daselbst als nöthig, um mit Hofrath Kirms, meinem Mitcommissarius, die Bedürfnisse der Baulichkeiten und einiges Wünschenswerthe der Umgebung anzuordnen.

In Halle, Giebichenstein, Merseburg, Naumburg erneuerte ich gar manche Verbindung. Professor Wolf, Geh. Rath Schmalz, Jakob, Reil, Lafontaine, Niemeyer entgegneten mir mit gewohnter Freundlichkeit. Ich besah von Lesers Mineralien-Cabinet, besuchte den Petersberg, um frische Porphyr-Stücke zu holen. Ehe ich abreiste sah ich noch mit Freuden, daß unser theatralisches Ganze sich schon von selbst bewegte und im Einzelnen nichts nachzuhelfen war, wobei freilich die große Thätigkeit des Regisseurs Genast geräumt werden mußte. Ich nahm meinen Rückweg über Merseburg, das gute Verhältniß mit den dortigen oberen Behörden zu befestigen, sodann meinen Geschäften in Weimar und Jena weiter obzuliegen.

Als ich mir nun für diese Zeit das Theaterwesen ziemlich aus dem Sinne geschlagen hatte, ward ich im Geiste mehr als jemals dahin zurückgeführt. Es meldeten sich, mit einschiebender Neigung für die Bühne, zwei junge Männer, die sich Wolf und Grüner nannten, von Augsburg kommend, jener bisher zum Handelsstande, dieser zum Militär zu rechnen. Nach einiger Prüfung fand ich bald daß beide dem Theater zur Bedürfniß, sondern Zierde gereichen würden und daß, bei unserer schon wohlbestellten Bühne, ein paar frische Subjecte von diesem Werth sich schnell heranbilden würden. Ich beschloß sie fest zu halten, und weil ich eben Zeit hatte, auch einer heitern Ruhe genoß, begann ich mit ihnen gründliche Didaktalien, indem ich auch mir die Kunst aus ihren einfachsten Elementen entwickelte und an den Fortschritten beider Lehrlinge mich nach und nach emporfudirte, so daß ich selbst klärer über ein Geschäft ward, dem ich mich bisher instinctmäßig hingegeben hatte. Die Grammatik, die ich mir ausbildete, verfolate ich nachher mit mehreren jungen Schauspielern, einiges davon ist schriftlich übrig geblieben.

Nach jenen genannten beiden fügte sich's, daß noch ein hübscher junger Mann, Namens Grimmer, mit gleichmäßigem Antrag bei uns vorrat. Auch von ihm ließ sich nach Gestalt und Wesen das Beste hoffen, besonders war er Schillern willkommen, der seinen personenreichen Teil im Sinne hatte und auf schickliche Besetzung der sämmtlichen Rollen sein Augenmerk richtete. Wir hielten daher auch ihn fest, und fanden ihn bald an seinem Platze brauchbar.

Der erste Theil von Eugenie war geschrieben, gespielt und gedruckt, das Schema des Ganzen lag Scene nach Scene vor mir, und ich kann wohl sagen, meine mehrjährige Neigung zu diesem Gegenstand hatte keineswegs abgenommen.

Der zweite Theil sollte auf dem Landgut, dem Aufenthalt Eugeniens, vorgehen, der dritte in der Hauptstadt, wo mitten in der größten Verwirrung das wiedergefundene Seinett freilich kein Heil, aber doch einen schönen Augenblick würde hervorgebracht haben. Doch ich darf nicht weiter gehen, weil ich sonst das Ganze umständlich vortragen müßte.

Ich hatte mich der freundlichsten Aufnahme von vielen Seiten her zu erfreuen, wozu ich die wohlthätigen Zugnisse gesammelt habe, die ich dem Oeffentlichen mitzutheilen vielleicht Gelegenheit finde. Man empfand, man dachte, man folgerte was ich nur wünschen konnte; allein ich hatte den großen unverzeihlichen Fehler begangen, mit dem ersten Theil hervorzutreten, eh' das Ganze vollendet war. Ich nenne den Fehler unverzeihlich, weil er gegen meinen alten geprüften Aberglauben begangen wurde, einen Aberglauben der sich indeß wohl ganz vernünftig erklären läßt.

Einen sehr tiefen Sinn hat jener Wahn, daß man,

um einen Schatz wirklich zu heben und zu ergreifen, stillschweigend verfahren müsse, kein Wort sprechen dürfe, wie viel Schickliches und Ergötzendes auch von allen Seiten erscheinen möge. Eben so bedeutsam ist das Mährchen, man müsse, bei wunderbarster Waarschaft nach einem kostbaren Talisman, in entlegenen Bergwildnissen, unaufhaltsam vorschreiten, sich ja nicht umsehen, wenn auf schroffem Pfade fürchterlich drohende oder lieblich lockende Stimmen ganz nahe hinter uns vernommen werden.

Indessen war's geschehen, und die geliebten Seenen der Folge besuchten mich nur manchmal wie unstäte Geister, die wiederkehrend flehentlich nach Erlösung seufzen.

So wie schon einige Jahre machte der Zustand von Jena und auch diesmal gar manche Sorge. Seit der Französischen Revolution war eine Unruhe in die Menschen gekommen, dergestalt daß sie entweder an ihrem Zustand zu ändern, oder ihren Zustand wenigstens dem Ort nach zu verändern gedachten. Hierzu konnten besonders die Lehrer an Hochschulen ihrer Stellung nach am meisten verleitet werden, und da eben zu dieser Zeit dergleichen Anstalten neu errichtet und vorzüglich begünstigt wurden, so fehlte es nicht an Reiz und Einladung dorthin, wo man ein besseres Einkommen, höheren Rang, mehr Einfluß in einem weiteren Kreise sich versprechen konnte.

Diese großweltlichen Ereignisse muß man im Auge behalten, wenn man sich im Allgemeinen einen Begriff machen will von dem was uns diese Zeit in dem kleinen Kreise der Jenaischen Akademie sich ereignete.

Der im ärztlichen Fache so umsichtige und mit mannigfachem Talent der Behandlung und Darstellung begabte Christian Wilhelm Hufeland war nach Berlin berufen, führte dort den Titel eines Geheimen Raths, welcher in einem großen Reiche schon zum bloßen Ehrentitel geworden war, indessen er in kleineren Staaten noch immer die ursprüngliche active Würde bezeichnete und ohne dieselbe nicht leicht verliehen werden konnte. Eine solche Rangerhöhung aber blieb auf die Zurückgelassenen nicht ohne Einfluß.

Fichte hatte in seinem philosophischen Journal über Gott und göttliche Dinge auf eine Weise sich zu äußern gewagt, welche den hergebrachten Ausdrücken über solche Gegenstände zu widersprechen schien; er ward in Anspruch genommen, seine Vertheidigung besserte die Sache nicht, weil er leidenschaftlich zu Werke ging, ohne Ahnung wie gut man dieselbe für ihn geführt hätte, wie wohl man seine Gedanken, seine Worte auszulegen wisse, welches man freilich ihm nicht gerade mit harten Worten zu erkennen geben konnte und eben so wenig die Art und Weise, wie man ihm auf das gelindeste bedeutete, dessen gedachte. Das Hin- und Widerreden, das Vermuthen und Behaupten, das Bestärken und Entschließen wogte in vielfachen unsichern Reden auf der Akademie durcheinander, man sprach von einem ministeriellen Verhalt, von nichts Geringerem als einer Art Veto, dessen Fichte sich zu gewärtigen hätte. Hierüber ganz außer Fassung, hielt er sich für berechtigt ein heftiges Schreiben beim Ministerium einzureichen, worin er jene Maßregel als gewiß voraussehend, mit Ungestüm und Trotz erklärte, er werde dergleichen niemals dulden, er werde lieber ohne weiteres von der Akademie abgehen, und in solchem Falle nicht allein, indem mehrere bedeutende Lehrer mit ihm einstimmig den Ort gleichzeitig zu verlassen gedächten.

Hierdurch war nun auf einmal aller gegen ihn gehegte gute Wille gelähmt, paralysirt: hier blieb kein Ausweg keine Vermittelung übrig, und das gelindeste war, ihm ohne Weiteres seine Entlassung zu ertheilen. Nun erst, nachdem die Sache sich nicht mehr ändern ließ, vernahm er die Wendung, die man ihr zu geben im Sinne gehabt, und er mußte seinen übereilten Schritt bereuen, wie wir ihn bedauerten.

Zu einer Verabredung jedoch mit ihm die Akademie zu verlassen, wollte sich niemand bekennen, als sich für den Augenblick an seiner Stelle, doch hatte sich ein dämlicher Unmuth aller Geister so bemächtigt, daß man in der Stille sich nach außen umthat, und zuletzt Hufeland der Jurist nach Ingolstadt, Paulus und Schelling aber nach Würzburg wanderten.

Nach allem diesem vernahmen wir im August die so hochgeschätzte Literaturzeitung solle auch von Jena weg und nach Halle getragen werden. Der Plan war klug genug angelegt, man wollte ganz im gewohnten Gange das laufende Jahr durchführen und schließen, sodann, als geschähe weiter nichts, ein neues anfangen, zu Ostern aber gleichsam nur den Druckort verändern und durch solches Manöuvre, mit Anstand und Bequemlichkeit, diese wichtige Anstalt für ewig von Jena wegspielen.

Die Sache war von der größten Bedeutsamkeit und es ist nicht zu viel gesagt: diese stille Einleitung bedrohte die Akademie für den Augenblick mit völliger Auflösung.

Man war diesseits wirklich in Verlegenheit: denn ob man gleich das Recht hatte die Unternehmer zu fragen, ob dieses allgemeine Gerücht einen Grund habe, so wollte man doch in einer solchen gedeihlichen Sache nicht übereilt noch hart erscheinen; daher anfänglich ein Zaudern, das aber von Tag zu Tage gefährlicher ward. Die erste Hälfte des August war verstrichen, und alles kam darauf an, was in den sechs Wochen bis Michael zu einer Gegenwirkung vorgenommen werden könnte.

Auf einmal kommt Hülfe, woher sie nicht zu erwarten war. Kotzebue, der sich seit den Seenen des vorigen Jahres als Todfeind aller Weimarischen Thätigkeit erwiesen hatte, kann seinen Triumph nicht im Stillen feiern, er giebt in den Freimüthigen übermüthig an den Tag: Mit der Akademie Jena, welche bisher schon großen Verlust an tüchtigen Professoren erlitten, sey es nun völlig zu Ende, indem die allgemeine Literaturzeitung, in Gefolg großer dem Redacteur verwilligter Begünstigungen, von da hinweg und nach Halle verlegt werde.

Von unserer Seite hörte man alles Bedenken auf, wir hatten volle Ursache die Unternehmer zu fragen, ob dies ihre Absicht sey? Und da solche man nicht geläugnet werden konnte, so erklärte man ihren Verlag, die Anstalt des Ostern in Jena hinzuhalten, für nichts, und versicherte zugleich, man werde mit dem neuen Jahre in Jena die allgemeine Literaturzeitung selbst fortsetzen.

Diese Erklärung war kühn genug, denn wir hatten kaum die Möglichkeit in der Ferne zu sehen geglaubt, doch rechtfertigte der Erfolg den muthigen Entschluß. Die Actenstücke jener Tage sind in der größten Ordnung deponirt, vielleicht ergötzen sich unsere Nachkommen an dem Vorgang dieser für uns wenigstens höchst bedeutenden Begebenheit.

Nachdem also die Anstalt der Literaturzeitung in ihrem ganzen Gewichte geschwert war, hatte man sich nach Mannern umzusehen, die erledigten Lehrstellen wieder zu besetzen. Von mehreren in Vorschlag gebrachten Anatomen wurde Ackermann berufen, welcher den Grund zu einem längst beabsichtigten stehenden anatomischen Museum legte, das der Akademie verblieben sollte. Auch Scheidler ward herangezogen und der botanischen Anstalt vorgesetzt. Man hatte von seiner Persönlichkeit, als einer zugleich höchst soliden und liebenswürdigen Weise, die besten Hoffnungen für die Naturwissenschaft.

Die von Lenz gestiftete mineralogische Societät erweckte das größte Vertrauen; Alle Freunde dieses Wissens wünschten als Mitglieder aufgenommen zu werden, und sehr viele bereicherten sich mit bedeutenden Geschenken das angelegte Cabinet zu vermehren.

Unter solchen zeichnete sich Fürst Gallitzin aus, welcher die Ehre der ihm übertragenen Präsidentenstelle, durch das Geschenk seines ansehnlichen Cabinets anzuerkennen suchte, und da durch diesen wie durch andern Zuwachs die Anstalt höchst bedeutend gewerden, so bestätigte der Herzog gegen Ende des Jahrs die Statuten der Gesellschaft, und gab ihr dadurch unter den öffentlichen Anstalten einen entschiedenen Rang.

Noch dem Verlust so mancher bedeutenden Personen hatten wir uns jedoch neuerdings wirkender Männer zu erfreuen. Fernow kam von Rom, um künftig in Deutschland zu verbleiben, wir hielten ihn fest. Herzogin Amalie gab ihm die seit Jagemanns Tode unbesetzte Bibliothekarstelle ihrer besondern Büchersammlung; seine gründliche Kenntnis der Italiänischen Literatur, eine ausgesuchte Bibliothek dieses Faches und seine angenehmen geselligen Eigenschaften machten diesen Gewinn höchst schätzbar. Daneben führte er einen bedeutenden Schatz mit sich, die hinterlassenen Zeichnungen seines Freundes Karstens, dem er in seiner künstlerischen Laufbahn bis an sein frühzeitiges Ende mit Rath und That, mit Unterricht und Nachhülfe treulichst beigestanden hatte.

Dr. Riemer, der mit Herrn von Humboldt nach Italien gegangen war, und dort einige Zeit in dessen Familienkreis mitgewirkt hatte, war in Kerners Gesellschaft herausgereist, und als gewandter Kenner der alten Sprachen uns gleichfalls höchlich willkommen. Er gesellte sich zu meiner Familie, nahm Wohnung bei mir und wendete seine Sorgfalt meinem Sohne zu.

Auch mit Zelter ergab sich ein näheres Verhältnis; bei seinem vierzehntägigen Aufenthalt war man wechselseitig in künstlerischem und sittlichem Sinne um vieles näher gekommen. Er befand sich in dem seltsamsten Drange zwischen einem ererbten, von Jugend auf geübten, bis zur Meisterschaft durchgeführten Handwerk, das ihm eine bürgerliche Existenz ökonomisch versicherte, und zwischen einem eingeborenen, kräftigen unwiderstehlichen Kunsttriebe, der aus seinem Individuum den ganzen Reichthum der Tonwelt entwickelte. Jenes treibend, von diesem getrieben, von jenem eine erworbene Fertigkeit besitzend, in diesem nach einer zu erwerbenden Gewandtheit bestrebt, stand er nicht etwa wie Herkules am Scheidewege zwischen dem was zu ergreifen oder zu meiden seyn möchte, sondern er ward von zwei gleich werthen Musen hin und hergezogen, deren eine sich seiner bemächtigt, deren andere dagegen er sich anzueignen wünschte. Bei seinem redlichen, tüchtig bürgerlichen Ernst war es ihm eben so sehr um sittliche Bildung zu thun, als diese mit der ästhetischen so nah verwandt, ja ihr verkörpert ist, und eine ohne die andre zu wechselseitiger Vollkommenheit nicht gedacht werden kann.

Und so konnte ein doppelt wechselseitiges Bestreben nicht außen bleiben, da die Weimarischen Kunstfreunde sich fast in denselben Fälle befanden, wenn sie nicht geschaffen waren, hatten sie zu leisten, und was sie Angelerntes zu leisten wünschten, schien immerfort anzusuchen zu bleiben.

Die Angelegenheit der Bibliothek, nach dem Schlosse zu, wurden der freieren Aussicht wegen abgebrochen, nun möchte sich statt ihrer ein neuer Gelaß nöthig, wozu die Herren Genz und Raabe gleichfalls die Risse zu liefern gefällig übernahmen. Was sonst in jenen Platz gefunden hatte, stattliche Treppe, geräumige Expeditions- und Geschäftszimmer wurden gewonnen, ferner im zweiten Stock nicht allein Stand für mehrere Bücherrepositorien, sondern auch einige Räume für Alterthümer, Kunstsachen und was dem anhängt; nicht weniger wurde das Münzkabinet, vollständig an Sächsischen Medaillen, Thalern und kleineren Geldsorten, nebenher auch mit Denkmünzen, ingleichen Römischen und Griechischen versehen, besonders aufbewahrt.

Da ich mich in meinem Leben vor nichts so sehr als vor leeren Wänden geblitzt, und mir eine Pferde, wobei nichts gedacht oder empfunden war, an andern unerträglich, an mir unmöglich schien, so litt ich bei der Ueberzeugung daß Gallini, wenn durchaus unmittelbar, Ansicht gefordert wird, wirkliche Pein. Ich bedauerte herzlich daß ich meine erste Durchreise, meinen zweiten Aufenthalt zu Florenz nicht besser genutzt, mir von der Kunst unserer Zeit nicht ein einbringlicheres Anschauen verschafft hatte. Freund Meyer, der in den Jahren 1796 und 1797 sich hastig die gründlichsten Kenntnisse erwerben hatte, half mir möglichst aus, doch fehlt' ich mich immer nach dem eigenen, nicht mehr gegönnten Anblick.

Ich kam daher auf den Gedanken, ob nicht wenigstens Gallinische Münzen, auf die er sich soviel zu Gute that, noch zu finden seyn möchten, ob nicht anderes was mich in jene Zeiten versetzen könnte noch zu haben wäre.

Glücklicherweise vernahm ich von einer Nürnbergischen Auction, in welcher Kupfermünzen des funfzehnten und sechzehnten, ja des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts feil geboten wurden, und es gelang die ganze Masse zu erhalten. Die Originalreihe von Päpsten, seit Martin dem V. bis auf Clemens XI., also bis zum ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, wurde mir nicht all in zu eigen, sondern auch dazwischen Cardinäle und Priester, Prinzessinnen, Gelehrte, Künstler, merkwürdige Frauen, in schönen unbeschädigten Exemplaren, theils gegossen, theils geprägt, aber verwendenswerth und bedeutend: unter so manchen Hunderten kein Gallini. Aufgetragt war man nun auch hier das Geschichtliche zu studiren; man forschte nach Benvenni, Mazzuchelli und andern, und legte so den Grund zu ganz neuer Belehrung.

Das ältere Schlesshaus vor dem Frauenthor war schon längst von den Parkanlagen überflügelt, der Raum den es einnahm bereits zwischen Gärten eingeschlossen und Spaziergängen, die Umgangs nach der Scheibe, besonders aber das eigentliche Vogelschießen, nach und nach unbequem und gehindrich.

Zum Tausch nahm der Stadtrath mit mehrfachem Gewinn einen großen schön gelegenen Begirk vor dem Kegelthor, die weitumherbreiteten Aecker sollten in Gärten, Bartenländer verwandelt und an dem schicklichsten Platz ein neues Schiesshaus gebaut werden.

Die eigentliche Lage eines Gebäudes, sobald dem Architekten Freiheit gegeben ist, bleibt immer desselben Hauptaugenmerk: ein ländliches Gebäude soll die Gegend zieren und wird von ihr gezieret; und so war die sorgfältigste Berathung zwischen den Berliner Architekten und den Weimarischen Kunstfreunden, nicht weniger dem Stadtrath und der Schützengesellschaft eine geraume Zeit im Schwange.

Bei einem neuen Luftgebäude mit seinen Umgebungen, zur Aufnahme einer großen Menge bestimmt, ist das Hauptersordernis Schatten, welcher nicht sogleich hergeschaffen werden kann. Hier war also ein angenehmes Hügelchen der nothwendige Punkt einen Flügel daran zu lehnen, für die Hauptrichtung entschied sodann eine oberhalb jenes Buschwerks herziehende uralte mersche Lindenallee; man mußte den Flügel und also das ganze Gebäude rechtwinkelig daraus richten.

Ein mäßiger Plan, den Verhältnissen allenfalls hin-

reichend, erweiterte sich nach und nach; die Schützengesellschaft, das Publikum, als die Tangenden, die Genießenden, alle wollten bedacht seyn, alle verlangten ein schickliches und bequemes Local. Nun aber forderte die nähebei bedingt anzulegende Wirthschaft ebenfalls ihre mannigfaltigen Bedürfnisse, und so dehnte sich der Plan immer mehr aus. Zwar gab die Ungleichheit des Terrains, die man zu überwinden hatte, die schönste Gelegenheit aus der nothwendigen Bedingtheit des Locals die Forderungen des Zweckes zu entwickeln, am Ende aber konnte man sich nicht läugnen, bei ökonomischer Anschonung und nach ästhetische Rücksichten, über die Gränze des Bedürfnisses hinausgegangen zu seyn.

Doch ein Gebäude gehört unter die Dinge, welche nach erfüllten inneren Zwecken auch zu Befriedigung der Augen aufgestellt werden. So daß man, wenn es fertig ist, niemals fragt, wie viel Erfindungskraft, Anstrengung, Zeit und Geld dazu erforderlich gewesen: die Totalwirkung bleibt immer das Dämonische, dem wir huldigen.

Gegen Ende des Jahrs erlebte ich das Glück mein Verhältniß zu den Erdschollen von Roßla völlig aufgehoben zu sehen. War der vorige Pachter ein Lebemann und in seinem Geschäft leichtsinnig und nachlässig, so hatte der neue als bisheriger Bürger einer Landstadt, eine gewisse eigene kleinliche Rechtlichkeit, wovon die Behandlung jener bekannten Quelle ein Symbol seyn mag. Der gute Mann, in seinen Gartenbegriffen einen Springbrunnen als das höchste befindend, leitete das dort müßig abfließende Wasser in engen Bleiröhren an die niedrigste Stelle, wo es dann wieder einige Fuß in die Höhe sprang, aber statt des Wasserstrahls einen Sumpf bildete. Das idyllische Naturwesen jenes Spaziergangs war um seine Einfalt verkümmert, so wie denn auch andere ähnliche Anstalten ein gewisses erstes Gefallen nicht mehr zuließen.

Zwischen allem diesem war der häusliche Mann doch auch klar geworden, daß die Besitzung für den der sie persönlich benutzt ganz eintrüglich sey, und in dem Maße wie mir der Besitz verbleibte, mußte er ihm wünschenswürdig erscheinen, und so ereignete sich's, daß ich nach sechs Jahren das Gut ihm abtrat, ohne irgend einen Verlust als der Zeit und allenfalls des Aufwandes auf ländliche Feste, deren Vergnügen man aber doch auch für etwas rechnen mußte. Konnte man ferner die klare Anschauung dieser Zustände auch nicht zu Geld anschlagen, so war doch viel gewonnen und nebenbei mancher heitere Tag im Freien geselligt zugebracht.

Frau von Stael kam Anfangs December in Weimar an, als ich noch in Jena mit dem Programm beschäftigt war. Was mir Schiller über sie am 21 December schrieb, diente auf einmal über das wechselseitige aus ihrer Gegenwart sich entwickelnde Verhältniß aufzuklären.

„Frau von Stael wird Ihnen völlig so erscheinen, wie Sie sie sich a priori schon construirt haben werden; es ist alles aus Einem Stück und kein fremder, falscher, pathologischer Zug in ihr. Dies macht daß man sich, trotz des immensen Abstands der Naturen und Denkweisen, vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man alles von ihr hören, ihr alles sagen mag. Die Französische Geistesbildung stellt sie rein und in einem höchst interessanten Lichte dar. In allem was wir Philosophie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Instanzen, ist man mit ihr im Streit und bleibt es, trotz alles Reden. Aber ihr Natur- und Gefühl ist besser als ihre Metaphysik, und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialischen Vermögen. Sie will alles erklären, einsehen, ausmessen, sie statuirt nichts Dunkles, Unausgängliches, und werden sie nicht mit ihrer Fackel durchkommen kann, da ist nichts für sie vorhanden. Darum hat sie eine horrible Scheu vor der Idealphilosophie, welche nach ihrer Meinung zur Mystik und zum Aberglauben führt, und das ist die Stickluft wo sie umkommt. Für das was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr, sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Sie sehen aus diesen paar Worten, daß die Klarheit, Entschiedenheit und gestreichelte Lebhaftigkeit ihrer Natur nicht anders als wohlthätig wirken können. Das einzige Lästige ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge, man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können. Da sogar ich, bei meiner wenigen Fertigkeit im Französischreden, ganz leidlich mit ihr fortkomme, so werden Sie, bei ihrer größern Uebung, eine sehr leichte Communication mit ihr haben."

Da ich mich von Jena ohne mein Geschäft abgeschlossen zu haben nicht entfernen konnte, so gelangten noch gar mancherlei Schilderungen und Nachrichten zu mir, wie Frau von Stael sich benehme und genommen werde, und ich konnte mir ziemlich die Rolle verschreiben, welche ich zu spielen hätte. Doch sollte das alles ganz anders werden, wie in dem nächsten Jahr, wohin wir hinüber gehen, zu melden ist.

Wie und wann aber ein so bedeutender Besuch mit gerade zu der Zeit statt finden mußte, wird derjenige mitempfinden, der die Wichtigkeit des Geschäfts bedenkt, das mich damals in Jena festhielt. Der weltberühmten allgemeinen Literaturzeitung mit Ankündigung des Dienstes zuvorzukommen, und indem sie sich an einen andern Ort bewegte, sie an derselben Stelle fortsetzen zu wollen war ein kühnes Unternehmen. Man bedenkt nicht immer daß ein kühn Unternommenes in der Ausführung gleichfalls Kühnheit erfordert, weil bei dem Ungewohnten durch gewisse Mittel nicht wohl auszulangen seyn möchte. Mehr als ein Verständiger, Einsichtiger gab mir das Erstaunen zu erkennen, wie man sich in ein solch unmögliches Unternehmen habe einlassen dürfen. Freilich aber war die Sache dadurch möglich geworden, daß ein Mann von dem Verdienste des Herrn Hofr. Eichstädt sich zu Fortsetzung des Geschäfts entschloß, an dem er bisher so bedeutenden Theil genommen hatte.

Die Weimarischen Kunstfreunde hielten es nunmehr für Pflicht, das was an ihrem Einfluß gewichtig seyn konnte, auch auf die Seite zu legen. Preisaufgaben für bildende Künstler, Recensionen der eingesendeten Blätter, Preisertheilung, sonstig vorwaltende Ausführungen, Ausschreiben einer neuen Preisaufgabe. Dieser Complex von meinander greifenden Operationen, welcher bisher den Propyläen angehört hatte, sollte nunmehr der allgemeinen Literaturzeitung zu Theil werden. Das Programm dazu beschäftigte mich in meiner diplomatischen Absonderung, indem ich mit dem Freund und eifrigen Mitarbeiter Heinrich Meyer in fortwährender Communication blieb.

Wer Gelegenheit hat den ersten Jahrgang der Neuen oder Jenaischen allgem. Literaturzeitung anzusehen, der wird gern bekennen, daß es keine geringe Arbeit gewesen. Die Preisaufgabe von 1805 war auf verschiedene Weise gelöst, auch Professor Hoffmann, aus Stuttgart der Preis zuerkannt, nachdem vorher die verschiedenen Verdienste der Mitwerber gewürdigt sowohl als von freiwillig Eingesendetem Rechenschaft gegeben worden. Alsdann hatte man einen Versuch gemacht Poignet's Gemälde in der Loesche zu Delphi zu restauriren und sich in Gedanken der Kunst dieses Urwerks, wie es sich thun ließe, zu nähern.

Die Weimarischen Kunstfreunde hatten diese fünf Jahre her, während welcher sie dies Institut durch-

führt, gar wohl bemerken können, daß eine allzu eng bestimmte Aufgabe dem Künstler nicht durchaus zusage, und daß man dem freien Geist einigen Spielraum lassen müsse, um nach eigenem Sinn und Vermögen eine Mahl anstellen zu können. Die diesjährige Aufgabe war daher: das Mensch ungeschlecht vom Elemente des Wassers bedrängt, wovon wir eine ganz besondere Mannigfaltigkeit hoffen konnten.

Aus jenem Programm sage zum Schluß noch eine Stelle hier ein, die Gelegenheit giebt ein immutirtes Ereignis zu besprechen. »Unter den Schätzen der Galerie zu Kassel verdient die Charitas, von Leonardo da Vinci, die Aufmerksamkeit der Künstler und Liebhaber im höchsten Grad. Herr Riepenhausen hatte den schönen Kopf dieser Figur, in Aquarellfarben, trefflich kopirt, zur Ausstellung eingesandt. Die süße Traurigkeit des Mundes, das Schmachtende der Augen, die sanfte, gleichsam bittende Neigung des Hauptes, selbst der gedämpfte Farbenton des Originals des waren durchaus rein und gut nachgeahmt. Die größte Zahl derer, welche die Ausstellung besuchten, haben diesen Kopf mit vielem Vergnügen gesehen; ja derselbe muß einen Kunstliebhaber im höchsten Grade angezogen haben, indem wir die unverkennbaren Spuren eines herzlichen Kusses von angenehmen Lippen, auf dem Glase, da wo es den Mund bedeckt, aufgedrückt fanden.«

Wie liebenswürdig aber das Facsimile eines solchen Kusses gewesen, wird man nur erst ganz empfinden, erfährt man die Umstände unter welchen solches möglich geworden. Unsere Ausstellung kam dieses Jahr später zu Stande; bei dem Antheil welchen das Publikum zeigte, ließen wir es länger als gewöhnlich stehen, die Zimmer wurden kälter und nur gegen die Stunden des eröffneten Einlasses geheizt. Eine geringe Abgabe für die einmalige Entree zum Besten der Anstalt war genehmigt, besonders von Fremden; für Einheimische war ein Abonnement eingerichtet, welches nach Belieben auch außer der bestimmten Zeit den Eintritt gewährte. Indem wir also, nach Gewohnheit dieser Jahrszeiten, Abkühlung an einem vorzüglichen Kunstwerk, uns in stiller Heiterkeit den Urheber zu entdecken bemühten, wurde folgendes erst festgestellt. Jung war der Küssende, das hätte man voraussehen können, aber die auf dem Glas fixirten Züge sprechen es aus; er muß allein gewesen seyn, vor vielen hätte man dergleichen nicht wagen dürfen. Dies Ereignis geschah früh bei ungeheizten Zimmern: der Sehnsüchtige hauchte das kalte Glas an, drückte den Kuß in seinen eignen Hauch, der alsdann erstarrend sich consolidirte. Nur wenige wurden mit dieser Angelegenheit bekannt, aber es war leicht auszumachen wer bei Zeiten in den ungeheizten Zimmern allein sich eingefunden, und da traf sich's denn auch recht gut: die bis zur Gewißheit gesteigerte Vermuthung blieb auf einem jungen Menschen ruhen, dessen wirklich lüstliche Lippen wir Eingeweihten nachher mehr als einmal freundlich zu begrüßen Gelegenheit hatten.

Soviel wir wissen ist das Bild nach Dorpat gekommen.

1804.

Der Winter hatte sich mit aller Gewalt eingefunden, die Wege waren verschneit, auf der Schwede kein Fortkommen. Frau von Stael bedauerte sich immer dringender zu, mein Geschäft war vollendet, und ich entschloß mich in mancherlei Betracht nach Weimar zu gehen. Aber auch diesmal fühlt' ich die Schädlichkeit des Winteraufenthaltes im Schlesischen. Die so theure Erfahrung von 1801 hatte mich nicht aufmerksam, nicht klüger gemacht. ich kehrte mit einem starken Katarrh zurück, der ohne gefährliche zu seyn mich einige Tage im Bette und sodann Wochen lang in der Stube hielt. Dadurch ward mir nur ein Theil des Aufenthalts dieser seltenen Frau hinterrücks, indem ich was in der Gesellschaft vorging, von Freunden berichtlich vernahm, und so mußte denn auch die Unterhaltung erst durch Billete, dann durch Zwiegespräche, später in dem kleinsten Cirkel statt finden: vielleicht die günstigste Weise, wie ich sie kennen lernen und mich ihr, in sofern dies möglich war, auch mittheilen konnte.

Mit entschiedenem Antrieb verfolgte sie ihre Absicht, unsere Zustände kennen zu lernen, sie ihren Begriffen ein- und unterzuordnen, sich nach dem Eingelnen soviel als möglich zu erkundigen, als Weltfrau sich die geselligen Verhältnisse klar zu machen, in ihrer geistreichen Weitläufigkeit die allgemeineren Vorstellungsarten und was man Philosophie nennt, zu durchdringen und zu durchschauen. Ob ich nun gleich gar keine Ursache hatte mich gegen sie zu verstellen, wie wohl ich, auch wenn ich mich gehen lasse, doch immer von den Leuten nicht recht gefaßt werde; so trat doch hier ein äußerer Umstand ein, der mich für den Augenblick scheu machte. Ich erhielt so eben ein erst herausgekommenes Französisches Buch, die Correspondenz von ein paar Frauenzimmern mit Rousseau enthaltend. Sie hatten den unzugänglichen scheuen Mann ganz eigentlich mystificirt, indem sie ihn erst durch kleine Angelegenheiten zu interessiren, zu einem Briefwechsel mit ihnen anzulocken gewußt, den sie, nachdem sie den Schatz genug hatten, zusammenstellten und drucken ließen.

Hierüber gab ich mein Mißfallen an Frau von Stael zu erkennen, welche die Sache nicht nahm, sogar zu billigen schien und nicht undeutlich zu verstehen gab: sie denke ungefähr gleichermaßen mit uns zu verfahren. Weiter bedurfte es nichts, um mich aufmerksam und vorsichtig zu machen, mich einigermaßen zu verschließen.

Die großen Vorzüge dieser hochbegabten und empfindenden Schriftstellerin liegen jedermann vor Augen, und die Resultate ihrer Reise durch Deutschland zeigen genugsam, wie wohl sie ihre Zeit angewendet.

Ihre Zwecke waren vielfach: sie wollte das sittliche, gesellige, literarische Weimar kennen lernen und sich über alles genau unterrichten; dann aber wollte auch sie gekannt seyn, und suchte daher ihre Ansichten eben so geltend zu machen, als es ihr darum zu thun schien, unsre Denkweise zu erforschen. Allein dabei konnte sie es nicht lassen; auch wirken wollte sie auf die Sinne, aufs Gefühl, auf den Geist, sie wollte zu einer gewissen Thätigkeit aufregen, deren Mangel sie uns vorwarf.

Da sie keinen Begriff hatte von dem was Pflicht heißt, und zu welcher stillen gefaßten Lage sich derjenige, der sie übernimmt, entschließen muß, so sollte immerfort eingegriffen, augenblicklich gewirkt, so wie in der Gesellschaft immer gesprochen und verhandelt werden.

Die Weimaraner sind gewiß eines Enthusiasmus fähig, vielleicht gelegentlich auch eines falschen, aber das Französische Aufloderen ließ sich nicht von ihnen erwarten, am wenigsten zu einer Zeit, wo die französische Uebergewalt so allseitig drohte und stillstige Menschen das unausweichliche Uebel voraussahen, das uns im nächsten Jahre an den Rand der Vernichtung führen sollte.

Auch verstand und bekannte mich Frau von Stael sich Kränze erworben. Ich entschuldigte mich von einem Abend, wo sie Phädra vortrug und wo ihr der mäßige deutsche Beifall keineswegs genug that.

Philosophiren in der Gesellschaft heißt sich über unauflösliche Probleme lebhaft unterhalten. Dies war ihre eigentliche Lust und Leidenschaft. Natürlicherweise

trich sie es in Reden und Wechselreden gewöhnlich bis zu denen Angelegenheiten des Denkens und Empfindens, die eigentlich nur zwischen Gott und dem Einzelnen zur Sprache kommen sollten. Dabei hatte sie, als Frau und Französin, immer die Art, auf Hauptstellen positiv zu verharren, und eigentlich nicht genau zu hören, was der andere sagte.

Durch alles dieses war der böse Genius in mir aufgeregt, daß ich nicht anders als widersprechend dialektisch und problematisch alles Vorkommende behandelte, und sie durch hartnäckige Gegensätze oft zur Verzweiflung brachte, wo sie aber erst recht liebenswürdig war, und ihre Gewandtheit im Denken und Erwidern auf die glänzendste Weise darthat.

Noch hatte ich mehrmals unter vier Augen folgerechte Gespräche mit ihr, wobei sie jedoch auch nach ihrer Weise lästig war, indem sie über die bedeutendsten Vorkommenheiten nicht einen Augenblick stillen Nachdenken erlaubte, sondern leidenschaftlich verlangte, man solle bei dringenden Angelegenheiten, bei den wichtigsten Gegenständen eben so schnell bei der Hand seyn, als wenn man einen Federball aufzufangen hätte.

Ein Geschichtchen statt vieler möge hier Platz nehmen: Frau von Stael trat einen Abend vor der Hofzeit bei mir ein und sagte gleich zum Willkommen, mit heftiger Lebhaftigkeit: « Ich habe euch eine wichtige Nachricht anzukündigen: Moreau ist arretirt mit einigen andern, und des Verraths gegen den Tyrannen angeklagt. » — Ich hatte seit langer Zeit, wie jederman, an der Persönlichkeit des Edlen Theil genommen, und war seinem Thun und Handeln gefolgt; ich rief im Stillen mir das Vergangene zurück, um, nach meiner Art, daran das Gegenwärtige zu prüfen und das Künftige daraus zu schließen, oder doch wenigstens zu ahnen. Die Dame veränderte das Gespräch, dasselbe wie gewöhnlich, auf mannigfach gleichgültige Dinge führend, und als ich in meinem Grübeln verharrend ihr nicht sogleich gesprächig zu erwidern wußte, erneuerte sie die schon oft vernommenen Vorwürfe: ich sey diesen Abend wieder einmal, gewohnter Weise, mausfaul und keine heitere Unterhaltung bei mir zu finden. — Ich ward wirklich im Ernst böse, versicherte, sie sey keines wahren Antheils fähig; sie falle mit der Thür ins Haus, betäube mich mit einem derben Schlag, und verlange sodann, man solle alsobald sein Liedchen preisen und von einem Gegenstand zum andern düpfen.

Dergleichen Aeußerungen waren recht in ihrem Sinn, sie wollte Leidenschaft erregen, gleichviel welche. Um mich zu versöhnen, sprach sie die Momente des gedachten wichtigen Unfalls gründlich durch und bewies dabei große Einsicht in die Lage der Dinge, wie in die Charaktere.

Ein anderes Geschichtchen beweist gleichfalls, wie heiter und leicht mit ihr zu leben war, wenn man es auf ihre Weise nahm. An einem personenreichen Abendessen bei Herzogin Amalie saß ich weit von ihr, und war eben auch für diesmal still und mehr nachdenklich. Meine Nachbarschaft bemerkte es mir, und es gab eine kleine Bewegung, deren Ursache endlich bis zu den höhern Personen hinaufreichte. Frau von Stael vernahm die Anklage meines Schweigens, äußerte sich darüber wie gewöhnlich, und fügte hinzu: « Ueberhaupt mag ich Goethe nicht, wenn er nicht eine Bouteille Champagner getrunken hat. » Ich sagte darauf bald laut, so daß es nur meine Nächsten vernehmen konnten: da müssen wir uns denn doch schon manchmal zusammen besoffen haben. Ein mäßiges Gelächter entstand darauf, sie wollte den Anlaß erfahren, niemand konnte und mochte meine Worte im eigentlichsten Sinne Französisch wieder geben; bis endlich Benjamin Constant, auch im Nachtragender, auf ihr anhaltendes Fordern und Drängen, um die Sache abzuschließen, es unternahm, ihr mit einer euphemistischen Phrase genug zu thun.

Was man jedoch von solchen Verhältnissen hinterher denken und sagen mag, so ist immer zu bekennen, daß sie von großer Bedeutung und Einfluß auf die Folge gewesen. Jenes Werk über Deutschland, welches seinen Ursprung dergleichen geselligen Unterhaltungen verdankte, ist als ein mächtiges Rüstzeug anzusehen, das in die Chinesische Mauer antiquirter Vorurtheile, die uns von Frankreich trennte, sogleich eine breite Lücke durchbrach, so daß man über dem Rhein und, in Gefolg dessen, über dem Canal, endlich von uns nähere Kenntniß nahm, wodurch wir nicht anders als lebendigen Einfluß auf den fernern Westen zu gewinnen hatten. Segnen wollen wir alle jenes Unbequeme und den Conflict nationeller Eigenthümlichkeiten, die uns damals angelegen kamen und keineswegs förderlich erscheinen wollten.

Eben so hätten wir dankbar der Gegenwart Herrn Benjamin Constant zu gedenken.

Gegen Ende Juni begab ich mich nach Jena und ward gleich an demselbigen Abend durch lebhafte Jedermannsfeuer munter genug empfangen. Es ist keine Frage, daß sich diese Lustflammen auf den Bergen, sonderl in der Nähe der Stadt, als wenn man das Thal auf- und abwärts fährt, überraschend freundlich ausnehmen.

Nach Verschiedenheit der vorhandenen Materialien, ihrer Menge, mehr oder weniger Schnelligkeit der Verwendung, pflegen sie bald obelisken- bald pyramidenartig in die Höhe, scheinen glühend zu verblühen und leben auf einmal erneuert wieder auf. Und so sieht man ein solches feuriges Wechselspiel thalauf thalab, auf die mannigfaltigste Weise belebend fortgehen.

Unter allen diesen Erscheinungen that sich eine zwar nur auf kürzere Zeit, aber b deutend und auffallend hervor. Auf der Spitze des Hausberges, welcher, von seiner Vorderseite angesehen, kegelartig in die Höhe steigt, flammte gleichmäßig ein bedeutendes Feuer empor, doch hatte es einen b weglichern und unruhigern Charakter, auch verlief nur kurze Zeit, als es sich in zwei Bächen an den Seiten des Kegels herunterfließend sehen ließ, diese in der Mitte durch eine feurige Querlinie verbunden zeigten ein kolossales leuchtendes A, auf dessen Gipfel eine starke Flamme gleichsam als Krone sich hervorthat und auf den Namen unserer verehrten Herzogin Mutter bedeutete. Diese Erscheinung ward mit allgemeinem Beifall aufgenommen; fremde Gäste fragten verwundert über die Mittel, wodurch ein so bedeutendes und Festlichkeit bedeutendes Feuergebilde habe hervorgebracht werden können.

Sie erfuhren jedoch gar bald, daß dieses das Werk einer vereinigten Menge war und einer solchen, von der man es am wenigsten erwartet hätte.

Die Universitätsstadt Jena, deren unterste ärmste Klasse sich so fruchtbar erweist, wie es in den größten Städten sich zu ereignen pflegt, wimmelt von Knaben verschiedenen Alters, welche man gar füglich den Lazzaroni's vergleichen kann. Ohne eigentlich zu betteln, nehmen sie durch Vielthätigkeit das Mitleid der Einwohner, besonders aber der Studierenden in Anspruch. Bei vereinigter Frequenz der Akademie hatte sich diese Einverleibte Klasse besonders vermehrt: sie standen am Markte und an den Straßenecken überall bereit, trugen Botschaften hin und wieder, bestellten Pferde und Wagen, trugen die Stammbücher hin und her und sollicitirten das Einschreiben, alles gegen geringe Retributionen, welche denn doch ihnen und ihren Familien bedeutend zu Gute kamen. Man nannte sie Modern, entweder weil sie, so wie der Sonne verbrannt, sich durch eine dunklere Gesichtsfarbe auszeichneten.

Diese hatten sich schon lange der das Recht angemaßt, das Feuer auf der Spitze des Hausberges anzuzünden und zu unterhalten, welches anzufachen und zu ernähren sie sich folgender Mittel bedienten. Eben so den weiblichen Dienstboten der bürgerlichen Häuser als den Studierenden willfährig, wußten sie jene durch manche Gefälligkeit zu verpflichten, vermittelst daß ihnen die Wesenstumpfen das Jahr über aufbewahrt und zu dieser Festlichkeit abgeliefert wurden. Um diese regelmäßig in Empfang zu nehmen, theilten sie sich in die Quartiere der Stadt und gelangten am Abend des Johannistages schaarenweis zusammen auf der Spitze des Hausberges an, wo sie dann ihre Reisigbündlein so schnell als möglich entzündeten, und sodann mit ihnen mancherlei Bewegungen machten, welche sich dadurch zu einem großen A gestalteten, da sie denn jeder still hielten und jeder an seinem Platze die Flamme so lange als möglich zu erhalten suchten.

Diese lebhafte Erscheinung, bei einem heitern Abendschlag von versammelten Freunden gewahrt und bewundert, eignete sich auf alle Fälle, einigen Enthusiasmus zu erregen. Man ließ auf das Wohl der verehrten Fürstin an, und, da schon seit einiger Zeit eine immer ernstere Polizei dergleichen feurige Lustbarkeiten zu verbieten Anstalten machte, so bedauerte man, daß eine solche Seelenfreude künftig nicht mehr genossen werden sollte, und äußerte den Wunsch für die Dauer einer solchen Gewohnheit in dem heitern Toast:

Johannisfeuer sey unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Wesen werden immer stumpf gekehrt
Und Jungens immer geboren.

Einer gründlichen Heiterkeit genoß man bei Untersuchung der dortigen wissenschaftlichen Anstalten, besonders hatte die Sammlung der mineralogischen Gesellschaft an Reichthum und Ordnung zugenommen. Die Pflanzen, welche zu der Zeit erst lebhaft zur Sprache gekommen, gaben, wie es mit allem bedeutenden Neuen geschieht, dem Studium ein frisches Interesse. Geognostische Erfahrungen, geologische Gedanken in ein scharfrechtes Anschauen einzuleiten, gedachte man an ein Modell, das beim ersten Anblick eine anmuthige Landschaft vorstellen, deren Unterhaltung bei dem Auseinanderziehen des Ganzen durch die innerlich angedeuteten verschiedenen Gebirgsarten rationell werden sollten. Eine Anlage im Kleinen ward gemacht, anfänglich nicht ohne Erfolg, nachher aber durch andere Interessen beseitigt und durch streitige Vorstellungsarten über dergleichen problematische Dinge der Vergessenheit übergeben.

Die von Hofrath Büttner hinterlassene Bibliothek gab noch immer manches zu thun, und das Finden der Bücher, das nachherige Einordnen manche Beschäftigung.

Höchst erheiternd aber bei allem diesem war der Besuch meines gnädigsten Herrn, welcher mit Geh. Rath von Voigt, einem in diesen Geschäften eifrig mitwirkenden Staatsmanne, herüberkam. Wie belehrend war es für einen solchen Fürsten zu wirken, welcher immer neue Aussichten dem Handeln und Thun eröffnet, sodann die Ausführung mit Vertrauen seinen Dienern überläßt, immer von Zeit zu Zeit wieder einmal durchsieht und ganz tüchtig durchfällt, durch den man den Aspekten gemäß schaudert hatte, da man ihn dem wohl sah und das andere Mal durch die Resultate schneller Fortschritte zu überraschen wußte.

Bei seiner diesmaligen Anwesenheit wurde der Vorschlag rege, ein anatomisches Museum einzurichten, welches bei Abgang eines Professors der Anatomie der wissenschaftlichen Anstalt vorbereiten müsse. Es ward dieses um so nöthiger, als bei Entfernung des bedeutenden dortigen Cabinets eine große Lücke in diesem Fach empfunden wurde. Professor Ackermann, von Heidelberg berufen, machte sich's zur Pflicht, sogleich in diesem Sinne zu arbeiten und zu sammeln, und unter seiner Anleitung gedieh gar bald das Unternehmen zuerst im didaktischen Sinne, welcher durchaus ein anderer ist als der wissenschaftliche, der zugleich auf Neues, Seltenes, ja Curioses Aufmerksamkeit und Benützung richtet, und nur in Gefolg des ersten allerdings Platz finden kann und muß.

Je weiter ich in meinen chromatischen Studien vorrückte, desto wichtiger und liebenswerther wollte mir die Geschichte der Naturwissenschaften überhaupt erscheinen. Wer dem Gange einer höhern Erkenntniß und Einsicht getreulich folgt, wird zu bemerken haben, daß Erfahrung und Wissen fortschreiten und sich bereichern können, daß jedoch das Denken und die eigentlichste Einsicht keineswegs in gleicher Maße vollkommener wird, und zwar aus der ganz natürlichen Ursache, weil das Wissen unendlich und jedem neugierig Umherstehenden zugänglich, das Urtheilen, Denken und Verknüpfen aber innerhalb eines gewissen Kreises der menschlichen Fähigkeiten eingeschlossen ist; dergestalt, daß das Erkennen der vorliegenden Weltgegenstände, dem Forschen bis zum höchsten lebendigen Lebepunkt, immer deutlicher und ausführlicher werden kann, die wahre Einsicht in die Natur dieser Dinge jedoch in sich selbst gehindert ist und dieses in dem Grade, daß nicht allein die Individuen, sondern ganze Jahrhunderte vom Irrthum zur Wahrheit, von der Wahrheit zum Irrthum sich in einem steigen Kreise bewegen.

In diesem Jahre war ich bis zu der wichtigen Zeit gelangt, wo die nachher königlich genannte Englische Gesellschaft sich erst in Oxford, dann in London zusammen that, durch mannigfaltige wichtige Hindernisse aufgehalten, sodann durch den großen Brand in London in ihrer Thätigkeit unterbrochen, zuletzt aber immer mehr eingerichtet, geordnet und gegründet war.

Die Geschichte dieser Societät von Thomas Sprat hat sich mit großem Beifall, und bedeutender Belehrung, was auch strenge Forderer gegen diesen freilich etwas flüchtigen Mann mögen einzuwenden haben. Gistreich ist er immer, und löst uns in die Zustände recht eigentlich hinein blicken.

Die Protokolle dieser Gesellschaft, herausgegeben von Birch, sind dagegen unbestritten ganz unschätzbar. Die Anfänge einer so großen Anstalt geben uns genug zu denken. Ich mittheilte diesem Werke jede ruhige Stunde, und habe von dem was ich mir davon zugeeignet, in meiner Geschichte der Farbenlehre kurze Rechenschaft gegeben.

Hier darf ich aber nicht verschweigen, daß diese Werke von der Gottinger Bibliothek, durch die Gunst des edlen Heyne mir zugekommen, dessen nachsichtige Gneigtheit durch viele Jahre mir ununterbrochen zu Theil ward, wenn er gleich öfters wegen verspäteter Zurückstellung mancher bedeutenden Werke einen kleinen Unwillen nicht ganz verbarg. Freilich war meine desultorische Lebens- und Studienweise meistens schuld, daß ich an tüchtige Werke nur einen Anlauf nehmen und sie wegen äußerer Zerstreuungen bei Seite legen mußte, in Hoffnung eines günstigern Augenblicks, der sich denn wohl auf eine lange Zeitstrecke verzögerte.

Winckelmanns frühere Briefe an Hofr. Berendis waren schon längst in meinen Händen, und ich hatte mich zu ihrer Ausgabe vorbereitet. Um das was zu Schilderung des außerordentlichen Mannes auf mannigfaltige Weise dienen könnte, zusammenzustellen, sog ich die werthen Freunde, Wolf in Halle, Meyer in Weimar, Hermann in Jena, mit in's Interesse, und so bildete

sich nach und nach der Octavband, wie er sodann in die Hände des Publikums gelangte.

Ein Französisches Manuscript, Diderots Neffe, ward mir von Schillern eingehändigt, mit dem Wunsche, ich möchte solches übersetzen. Ich war von jeher, zwar nicht für Diderots Gesinnungen und Denkweise, aber für seine Art der Darstellung als Autor ganz besonders eingenommen, und ich fand das mir vorliegende kleine Heft von ihr größten aufregenden Trefflichkeit. Frecher und gewaltener, geistreicher und verwegener, unsittlich-sittlicher war mir kaum etwas vorgekommen; ich entschloß mich daher sehr gern zur Uebersetzung, rief zu eigenem und fremdem Verständniß das früher Eingesehene zu den Schätzen der Literatur hervor, und so entstand, was ich unter der Form von Noten in alphabetischer Ordnung dem Werke hinzufügte, und es endlich bei Göschen hervorzugab. Die Deutsche Uebersetzung sollte vorausgehen, und das Original bald nachher abgedruckt werden. Hiervon überzugt versäumte ich eine Abschrift des Originals zu nehmen, worauf, wie später zu erzählen seyn wird, gar wunderliche Verhältnisse sich hervorthaten.

Die neue Allgemeine Literatur-Zeitung bewegte sich mit jedem Monat lebendiger vorwärts, nicht ohne mancherlei Anfechtungen, doch ohne eigentliches Hinderniß. Alles Für und Wider, was hier durchgefochten worden mußte, im Zusammenhang zu erzählen, würde keine unangenehme Aufgabe seyn, und der Gang eines wichtigen literarischen Unternehmens wäre jedenfalls belehrend. Hier können wir uns jedoch nur durch ein Gleichniß ausdrücken. Der Irrthum jenseits bestand darin: Man hatte nicht bedacht, daß man von einem militärisch-gänstigen Posten wohl eine Batterie wegführen und an einen andern bedeutenden versetzen kann, daß aber dadurch der Widersacher nicht verhindert wird, an der verlassenen Stelle sein Geschütz aufzufahren, um für sich gleiche Vortheile daraus zu gewinnen. In der Leitung des Geschäftes nahm ich fortwährenden lebhaften Antheil: von Recensionen, die ich lieferte, will ich nur die der Vossischen Gedichte nennen und bezeichnen.

Im Jahre 1797 hatte ich, mit dem aus Italien zurückkehrenden Freunde Meyer, eine Wanderung nach den kleinen Cantonen, wohin mich nun schon zum drittenmale eine unglaubliche Sehnsucht anregte, heiter vollbracht. Der Vierwaldstädter See, die Schweizer Hochen, Zöllen und Alldorf, auf dem Hin- und Herwege nur wieder mit freiem offenem Auge beschaut, nöthigten meine Einbildungskraft, diese Localitäten als eine unübersehbare Landschaft mit Personen zu bevölkern, und welche stellten sich schneller dar als Tell und seine wackern Zeitgenossen? Ich ersann hier an Ort und Stelle ein episches Gedicht, dem ich um so lieber nachging, als ich wünschte, wieder eine größere Arbeit in Hexametern zu unternehmen, in dieser schönen Dichtart, in die sich nach und nach unsere Sprache zu finden wußte, wobei die Absicht war, mich immer mehr durch Uebung und Beachtung mit Freunden darin zu vervollkommnen.

Von meinen Absichten melde nur mit Wenigem, daß ich in dem Teil eine Art von Demos darzustellen versuchte und ihn deshalb als einen kolossal kräftigen Lastträger bildete, die rohen Thierfelle und sonstige Waaren durchs Gebirg herüber und hinüber zu tragen sein Lebenlang beschäftigt, und, ohne sich weiter um Herrschaft noch Einrichtung zu bekümmern, sein Gewerbe treibend und die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren fähig und entschlossen. In diesem Sinne war er den reichern und höhern Landleuten bekannt, und harmlos übrigens auch unter den fremden Verlegern. Diese seine Stellung erschütterte mir eine allgemeine in Handlung gesetzte Expedition, wodurch der eigentliche Zustand des Augenblicks anschaulich ward.

Mein Landvoigt war einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rücksichtslos auf ihre Zwecke hintringen, übrigens aber sich gern bequem finden, bedwald auch leben und leben lassen, dabei auch humoristisch gelegentlich dies oder jenes verüben, was entweder gleichgültig wirken oder auch wohl Nutzen und Schaden zu Folge haben kann. Man sieht aus beiden Schilderungen, daß die Anlage meines Gedichts von beiden Seiten etwas Löbliches hatte und einen gemessenen Gang erlaubte, welcher dem epischen Gedichte so wohl anpaßt. Die älteren Schweizer und deren treue Gesinnungen, an Besitzung, Ehre, Leib und Leben verletzt, sollten das sittlich Leidenschaftliche zur innern Gährung, Bewegung und endlichem Ausbruch treiben, indeß jene beiden Figuren persönlich gegen einander zu stehen und unmittelbar auf einander zu wirken hatten.

Diese Gedanken und Einbildungen, so sehr sie mich auch beschäftigt und gefördert, gaben mir einem reifen Ganzen gebildet hatten, gestalten mir ohne daß ich zur Ausführung mich hätte bewegt gefunden. Die Deutsche Prosodie, insofern sie die alten Sylbenmaße nachbildete, ward, anstatt sich zu regeln, immer problematischer; die anerkannten Meister solcher Künste und Künstlichkeiten lagen bis zur Feindschaft in Widerstreit. Hierdurch ward das Zweifelhafte noch ungewisser; mir aber, wenn ich etwas vorhatte, war es unmöglich über die Mittel erst zu denken, wodurch der Zweck zu erreichen wäre; jene mußten mir schon bei der Hand seyn, wenn ich diesen nicht absolut aufgeben sollte.

Ueber dieses innere Bilden und äußere Unterlassen waren wir in das neue Jahrhundert eingetreten. Ich hatte mit Schiller diese Angelegenheit oft besprochen und ihn mit meiner lebhaften Schilderung jener Felswände und gedrängten Zustände oft genug unterhalten, dergestalt daß sich bei ihm dieses Thema nach seiner Weise zurechtstellen und formen mußte. Auch er machte mich mit seinen Ansichten bekannt, und ich entdeckte nichts an einem Stoff der bei mir den Reiz der Nähe und des unmittelbaren Anschauens verloren hatte, und überließ ihn daher denselben gerne und förmlich. wie schon früher mit den Kranichen des Ibycus und manchem andern Thema gethan hatte; da sich denn aus jener obigen Darstellung, vergleichen mit dem Schillerischen Drama, deutlich ergiebt, daß ihm alles vollkommen angehört, und daß er mir nichts als die Anregung und eine lebendigere Anschauung schuldig seyn mag, als ihm die einfache Legende hatte gewähren können.

Eine Bearbeitung dieses Gegenstandes ward immerfort, wie gewöhnlich, unter uns besprochen, die Rollen gultzt nach seiner Ueberzeugung ausgetheilt, die Personen gemeinschaftlich plötzlich und mit Sorgfalt behandelt, auch suchten wir in Costüm und Decoration nur mäßig, wiewohl schicklich und charakteristisch, zu verfahren, indeß, wie immer, mit unsern ökonomischen Kräften die Ueberzeugung zusammentraf, daß man mit allem Aeußern mäßig verfahren, hingegen das Innere, Geistige so hoch als möglich steigern müsse. Ueberzeugt jenes, so erdrückt der einer jeden Sinnlichkeit am Ende doch nicht genugthuende Stoff all es das eigentlich Böse Gekannte, dessentwegen das Schauspiel eigentlich nur zulässig ist. Den 17 März war die Aufführung und durch diese erste wie durch die folgenden Vorstellungen, nicht weniger durch das Glück, welches dieses Werk durchaus machte, die darauf gewendete Sorgfalt und Mühe, vollkommen gerechtfertigt und belohnt.

Der Verabredung mit Schiller gemäß ein Repertorium unsers Deutschen Theaters nach und nach zu bilden, versuchte ich mich an Gotz von Berlichingen ohne dem Zweck genug thun zu können. Das Stück blieb immer zu lang, in zwei Theil getheilt war es unbequem.

und der stockende theatralische Gang hinderte durchaus ein stationäres Interesse der Scenen, wie es auf dem Theater gefordert wird. Indessen war die Arbeit angefangen und vollendet, nicht ohne Zeitverlust und sonstige Unbilden.

In diesen Zeiten meldete sich auch bei mir Graf Jenison, um die fünfzig Carolin wieder zu empfangen, die er vor einigen Jahren bei mir niedergelegt hatte; sie waren als Preis ausgesetzt für die beste Auflösung einer von ihm gestellten Frage, die ich gegenwärtig nicht mehr zu articuliren wüßte, die aber auf eine wunderliche Weise da hinausging: wie es eigentlich von jeher mit der Bildung der Menschen und menschlicher Gesellschaft zugegangen sey. Man hätte sagen mögen, die Antwort sey in Herders Ideen und sonstigen Schriften der Art schon enthalten gewesen; auch hätte Herder in seinem frühern Wiger um diesen Preis zu gewinnen wohl noch einmal zu einem faßlichen Résumé seine Feder wollen fassen.

Der gute wohldenkende Fremde, der sich's um die Aufklärung der Menschen etwas wollte kosten lassen, hatte sich von der Universität Jena eine Vorstellung gemacht, als wenn es eine Akademie der Wissenschaften wäre. Von ihr sollten die eingekommenen Arbeiten durchgesehen und beurtheilt werden. Wie sonderbar eine solche Forderung zu unsern Zuständen paßte, ist bald abzusehen. Indessen besprach ich die Sache mit Schillern weitläufig, sodann auch mit Griesbach. Beide fanden die Aufgabe allzuweit umgreifend und doch gewissermaßen unbestimmt. In wessen Namen sollte sie ausgeschrieben, von wem sollte sie beurtheilt werden, und welcher Behörde durfte man zumuthen, die eingehenden Schriften, welche nicht anders als umfänglich seyn konnten, selbst von dem besten Kopfe ausgearbeitet, durchzusprechen? Der Confort zwischen den Anatolien und Dekumenien war damals lebendiger als jetzt; man fing an sich zu überzeugen, daß das Menschengeschlecht überall unter gewissen Naturbedingungen habe entstehen können, und daß jede so entstehende Menschenrace sich ihre Sprache nach organischen Gesetzen habe erfinden müssen. Jene Frage nöthigte nun auf diese Anfänge hinzudringen. Entschied man sich für eine Seite, so konnte der Aufsatz keinen allgemeinen Beifall erwarten; schwankten zwischen beiden war nicht ein Leichtes. Genug, nach vielen Hin- und Widerreden ließ ich Preis und Frage ruhen, und vielleicht hatte unser Mäcen in der Zwischenzeit andere Gedanken gefaßt, und glaubte sein Geld besser anwenden zu können, welches aus meiner Verwahrung und Verantwortung los zu werden für mich ein angenehmes Ereigniß war.

1805.

Also ward auch dieses Jahr mit den besten Vorsätzen und Hoffnungen angefangen, und zumal Demetrius umständlich öfters besprochen. Weil wir aber beide durch körperliche Gebrechen öfters in den Hauptarbeiten gestört wurden, so setzte Schiller die Uebertragung der Phädra, ich die des Rameau fort, wobei nicht eigne Production verlangt, sondern unser Talent durch fremde, schon vollendete Werke aufgeheitert und angeregt wurde.

Ich ward bei meiner Arbeit aufgemuntert, ja genöthigt die Französische Literatur wieder vorzunehmen, und zu Vorständnis des seltsamen, frechen Büchleins manches, für uns Deutsche wenigstens, völlig verschollene Namen in charakteristischen Bildern abermals zu beleben. Praktische Betrachtungen rief ich auch wieder hervor, obgleich diese mir früher so angenehme Beschäftigung lange geschlummert hatte. Und so benutzte ich manche Stunde, die mir sonst in Leiden und Ungeduld verloren gegangen wäre. Durch einen sonderbar glücklichen Zufall traf zu gleicher Zeit ein Franzose hier ein, Namens Terier, welcher sein Talent, Französische Komödien mit abwechselnder Stimme, wie ihre Schauspieler sie vortragen, munter und geistreich vorzulesen, bei Hofe mehrere Abende hindurch zu bewunderen gab; mir besonders zu Genuß und Nutzen, da ich Molieren, den ich höchlich schätze, dem ich jährlich einige Zeit widmete, um eine wohl empfundene Verehrung immer wieder zu prüfen und zu erneuen, nunmehr in lebendiger Stimme von einem Landsmann vernahm, der gleichfalls von einem so großen Talente durchdrungen, mit mir in Hochschätzung desselben darstellend wetteiferte.

Schiller, durch den dreißigsten Januar gemahnt, arbeitete fleißig an Phädra, die auch wirklich am bestimmten Tage aufgeführt ward, und hier am Orte wie nachher auswärts bedeutenden Schauspielerinnen Gelegenheit gab sich hervorzuthun und ihr Talent zu steigern.

Indessen war ich durch zwei schreckhafte Vorfälle, durch zwei Brände welche in wenigen Abenden und Nächten hinter einander entstanden, und wobei ich jedesmal persönlich betheiligt war, in mein Uebel, aus dem beider Hoffnung, Anfangs Mai wagt' ich mich aus, ich fand ihn im Begriff ins Schauspiel zu gehen, wovon ich ihn nicht abhalten wollte: ein Mißbehagen hinderte mich ihn zu begleiten, und so schieden wir vor seiner Hausthüre um uns niemals wieder zu sehen. Bei dem Zustande meines Körpers und Geistes, die um aufrecht zu bleiben aller eigenen Kraft bedurften, wagte niemand die Nachricht von seinem Scheiden in meine Einsamkeit zu bringen. Er war am Neunten verschieden, und ich nun von allen meinen Uebeln doppelt und dreifach angefallen.

Als ich mich ermannt hatte, blickt' ich nach einer entschiedenen großen Thätigkeit umher; mein erster Gedanke war den Demetrius zu vollenden. Den dem Vorsatz an bis in die letzte Zeit hatten wir den Plan öfters durchgesprochen: Schiller mochte gern unter dem Arbeiten mit sich selbst und andern für und wider streiten, wie es zu machen wäre; er ward eben so wenig müde fremde Meinungen zu vernehmen, wie seine eigenen hin und her zu wenden. Und so hatte ich alle seine Stücke, vom Wallenstein an, zur Seite begleitet, meistentheils friedlich und freundlich, oft ja ich manchmal, zuletzt wenn es zur Aufführung kam, gewisse Dinge mit Heftigkeit bestritt, wobei denn endlich einer oder der andere nachzugeben für gut fand. So hatte sein aus- und aufstrebender Geist auch die Darstellung des Demetrius in viel zu großer Breite gedacht; ich war Zeuge wie er die Expeditionen in einem Versspiel bald dem Wallensteinischen, bald dem Orleanischen ähnlich ausbilden wollte, wie er nach und nach sich ins Engere zog, die Hauptmomente zusammenfaßte, und die und da zu arbeiten anfing. Indem ihn ein Ereigniß vor dem andern anzog, hatte ich beizeiten und mäßig eingewirkt, das Stück war mir so lebendig als ihm. Nun stand' ich vor Begierde unsere Unterhaltung, den Tode zu Trotz, fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten die ins Einzelne zu beobachten, und ein dokumentliches Zusammenarbeiten bei Redaction eigener und fremder Stücke hier zum letztenmal auf ihrem höchsten Gipfel zu zeigen. Sein Verlust schien mir erlegt, indem ich

sein Daseyn fortsetzte. Unsere gemeinsamen Freunde hoffte ich zu verbinden; das Deutsche Theater, für welches wir bisher gemeinschaftlich, er dichtend und bestimmend, ich belehrend, übend und ausführend geartbeitet hatten, sollte, bis zur Herankunft eines frischen ähnlichen Geistes, durch seinen Abschied nicht ganz verwaist seyn. Genug, all er Enthusiasmus bei die Verzweiflung bei einem großen Verlust in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Frei war ich von aller Arbeit, in wenigen Monaten hätte ich das Stück vollendet. Es auf allen Theatern zugleich gespielt zu sehen, wäre die herrlichste Todtenfeier gewesen, die er selbst sich und den Freunden bereitet hätte. Ich schien mir gesund, ich schien mir getröstet. Nun aber setzten sich der Ausführung mancherlei Hindernisse entgegen, mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigen, die ich aber durch leidenschaftlichen Sturm und Verwerfenheit nur noch vermehrte; eigensinnig und übereilt gab ich den Vorsatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zustand denken, in welchen ich mich versetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt. Meiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten sich mit dem Katafalk zu beschäftigen, den ich ihm aufzurichten gedachte, der länger als jener zu Messina, das Begräbniß überdauern sollte; sie wendete sich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, ihn sorgfältig eingeschlossen hatte. Nun fing er mir erst an zu verwesen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen. Meine Tagbücher melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeugt nur daß ich den laufenden Geschäften ohne weitern Antheil zur Seite ging, und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten. Wie oft mußt' ich nachher im Laufe der Zeit still bei mir lächeln, wenn theilnehmende Freunde Schillers Monument in Weimar vermißten; mich wollte fort und fort bedünken, als hätt' ich ihm und unserm Zusammenlegen das erfreulichste stiften können.

Die Uebersetzung von Rameau's Neffen war noch durch Schillern nach Leipzig gesandt. Einige geschriebene Hefte der Farbenlehre erhielt ich nach seinem Tode zurück. Was er bei angestrichenen Stellen einzuwenden gehabt, konnt' ich mit in seinem Sinne deuten, und so wirkte seine Freundschaft vom Todtenreiche aus noch fort, als die meinige unter die Lebendigen sich gebannt sah.

Die einsame Thätigkeit mußt' ich nun auf einen andern Gegenstand wenden. Winckelmanns Briefe, die mir zugekommen waren, veranlaßten mich über diesen herrlichen längst vermißten Mann zu denken, und was ich über ihn seit so vielen Jahren im Geist und Gemüth herumg tragen, ins Enge zu bringen. Manche Freunde waren schon früher zu Beiträgen aufgefordert, ja Schiller hatte versprochen nach seiner Weise Theil zu nehmen.

Nun aber darf ich es wohl als die Fürsorge eines gutgesinnten Genius preisen, daß ein vorzüglich geschickter und verdienter Mann, mit dem ich seither nur in den allgemeinen Verhältnissen eines gelegentlichen Beisammenseins und Umgangs standen, sich mir näher anzuschließen Veranlassung fühlte. Professor Wolf aus Halle bewährte seine Theilnahme an Winckelmann und den mir sich für sein Andenken zu thun gedachte, durch Uebersendung eines Aufsatzes, der mir höchlich willkommen war, ob er ihn gleich für unbefriedigend erklärte. Schon im März des Jahres hatte er sich bei uns angekündigt, die sämmtlichen Weimarischen Freunde freuten sich ihn abermals in ihrem Kreise zu besitzen, den er leider um ein edles Mitglied vermindert, und uns all in tiefer Herzbetrauer fand, als er am 30 Mai in Weimar anlangte, begleitet von seiner jüngsten Tochter, die in allen Reizen der frischen Jugend mit dem Frühling wetteiferte. Ich konnte den werthen Mann gastfreundlich aufnehmen und so mit ihm höchst erfreulich belehrende Stunden zubringen. Da nun in so vertraulichem Verhältniß jeder offen von demjenigen sprach, was ihm zunächst am Herzen lag, so that sich sehr bald die Differenz entschieden hervor, die zwischen uns beiden obwaltete. Hier war sie von anderer Art als diejenige, welche mich mit Schiller anstatt zu entzweien innigst vereinigte. Schillers ideeller Tendenz konnte sich meine reelle gar wohl nähern, und weil beide verwegelt doch nicht zu ihrem Ziele gelangen, so traten beide zuletzt in einem lebendigen Sinne zusammen.

Wolf dagegen hatte sein ganzes Leben den schriftlichen Ueberlieferungen des Alterthums gewidmet, sie, insofern es möglich war, in Handschriften, oder sonst in Ausgaben, genau untersucht und verglichen. Sein durchdringender Geist hatte sich der Eigenheiten der verschiedenen Autoren, wie sie sich nach Orten und Zeiten aussprechen, dergestalt bemächtigt, sein Urtheil auf denhöchsten Grad geschärft, daß er in dem Unterschied der Sprache und des Styls zugleich den Unterschied des Geistes und des Sinnes zu entdecken wußte, und dies vom Buchstaben, von der Seite hinaus bis zum rhythmischen und prosaischen Wohlklang, von der einfachen Wortfügung bis zur mannigfaltigen Verflechtung der Satze.

War es daher ein Wunder, daß ein so großes Talent, das mit solcher Sicherheit in diesem Elemente sich erging, mit einer fast magischen Gewandtheit Tugenden und Mängel zu erkennen und einem jeden seine Stelle nach Ländern und Zeiten anzuweisen verstand, und so in höchstem Grade die Vergangenheit sich vergegenwärtigen konnte! — War es also ein Wunder, daß ein solcher Mann bei solchen durchgreifende Bemühungen auf das höchste schätzen und die daraus entspringenden Resultate für einzig halten mußte! Genug, aus seinen Unterhaltungen ging hervor: er achte das nur einzig für geschichtlich, für wahrhaft glaubwürdig, was durch geprüfte und zu prüfende Schrift aus der Vorzeit zu uns herübergekommen sey.

Dagegen hatten die Weimarischen Freunde mit denselben Ueberzeugungen einen andern Weg eingeschlagen; bei leidenschaftlicher Neigung für bildende Kunst mußten sie gar bald gewahr werden, daß auch hier das Geschichtliche sowohl der Grund eines jeden Urtheils als einer praktischen Nacheiferung werden könne. Sie hatten daher sowohl alte als neuere Kunst auf ihrem Lebenswege immer geschichtlich zu betrachten sich gewöhnt, und glaubten auch von ihrer Seite sich gar manches Merkmals bemächtigt zu haben, woran sich Zeit und Ort, Meister und Schüler, Ursprüngliches und Nachgeahmtes, Vorgänger und Nachfolger füglich unterscheiden ließen.

Wenn nun im lebhaftesten Gespräche beide Arten die Vergangenheit sich zu vergegenwärtigen zur Sprache kamen, so durften die Weimarischen Kunstfreunde sich wohl gegen den trefflichen Mann im Vortheil dünken, da sie seinen Studien und Talenten volle Gerechtigkeit widerfahren ließen, ihren Geschmack an dem seinigen schärften, mit ihrem geistigen Vermögen seinem Geiste nachzudringen suchten und sich also im höheren Sinne auferbaulich bereicherten. Dagegen läugnete er beharrlich die Zulässigkeit ihres Verfahrens, und es fand sich kein Weg ihn vom Gegentheil zu überzeugen: denn es ist schwer, ja unmöglich demjenigen der nicht aus Liebe und Leidenschaft sich irgend einer Betrachtung gewidmet hat und dadurch auch nach und nach zur genaueren Kenntniß und zur Vergleichungsfähigkeit gelangt ist,

auch nur eine Ahnung des zu untersuchenden aufzuregen, weil dann doch immer zuletzt in solchem Falle an Glauben, an Zutrauen Anspruch gemacht werden muß. Wenn wir ihm nun sehr willig zugaben, daß einige Reden Cicero's, vor denen wir den größten Respect hatten, weil sie zu unserm wenigen Latein und höflichst gewesen waren, für später unbegreifliches Machwerk und keineswegs für sonderliche Redemuster zu achten seyen, so wollte er uns dagegen keineswegs zugeben, daß man auch die übertriebenen Bildwerke nach einer gewissen Zeitfolge zuverlässig ordnen könne.

Da wir nun gleich gern einräumten, daß auch hier manches problematisch möchte liegen bleiben, wie denn zu auch der Schriftforscher weder sich selbst noch andere jederzeit völlig befriedigen werde: so konnten wir doch niemals von ihm erlangen, daß er unseren Documenten gleiche Gültigkeit mit den seinigen, unserer durch Uebung erworbenen Sagacität gleichen Werth wie der seinigen zugestanden hätte. Aber eben aus diesem hartnäckigen Conflict ging für uns der bedeutende Vortheil hervor, daß alle die Argumente für und wider auf das entschiedenste zur Sprache kamen, und es denn nicht fehlen konnte, daß jeder, indem er den andern zu erleuchten trachtete, bei sich selbst auch heller und klarer zu werden bestrebt seyn mußte.

Da nun allen diesen Bestrebungen Wohlwollen, Neigung, Freundschaft, wechselseitiges Bedürfniß zum Grunde lag, weil beide Theile während der Unterhaltung noch immer ein unendliches von Kenntniß und Bestreben vor sich sahen, so herrschte in der ganzen Zeit eines längeren Zusammenseyns eine aufgeregte Munterkeit, eine heitre Heiterkeit, die kein Stillstehen duldete, und innerhalb desselben Kreises immer neue Unterhaltung fand.

Nun aber mußte, indem von der ältern Kunstgeschichte die Rede war, der Name Phidias oft genug erwähnt werden, der so gut der Welt als der Kunstgeschichte angehört: denn was wäre die Welt ohne Kunst! und so ergab sich's ganz natürlich, daß der bisher Kolossal-Köpfe der Dioskuren von Monte Cavallo als in Rudolstadt befindlich gedacht wurde. Der unglaubige Freund nahm hiervon Gelegenheit zu einer Spaßerfahrt, als Beweis der guten Willens sich uns zu nähern, als sein, wie voraus zu sehen war, ohne sonderlichen Erfolg: denn er fand leider die beiden Riesenköpfe, für welche man bis jetzt keinen schicklichen Raum finden können, an der Erde stehen; da denn nur dem tiefsten Kenner ihre Trefflichkeit hätte entgegen leuchten mögen, indem jedes sittliche Anschauen ihrer Vorzüge verfehlt war. Doch aufgenommen von dem dortigen Hofe vergnügte er sich in den bedeutend schönen Umgebungen, und so kam er, nach einem Besuch in Schwarzburg, mit seinem Begleiter, Freund Meyer, vergnügt und behaglich, aber nicht überzeugt zurück.

Die Weimarischen Kunstfreunde hatten sich bei dem Aufenthalt dieses höchst werthen Mannes so viel Fremdes zugeeignet, so viel Eigenes aufgeklärt und geordnet, daß sie in mehr als einem Sinne sich gefördert finden mußten, und da nun ihr Gast noch außerdem lebenslustig als theilnehmender Gesellschafter sich erwies, so war durch ihn der ganze Kreis auf das schönste belebt, und auch er kehrte mit heiterem Sinne und mit dringender Einladung zu einem baldigen Gegenbesuch in Halle, wohlgemuth nach Hause zurück.

Ich hatte daher die schönste Veranlassung abermals nach Lauchstädt zu gehen, obgleich das Theater mich eigentlich nicht interessirte. Das Repertorium enthielt so manches dort noch nicht gesehene Gute und Treffliche, so daß wir mit dem einleitenden Worte zum erstenmale gar manchen unserer Anschläge ziehen konnten. Möge hier den Freunden der Theatergeschichte zu Liebe die damalige Constellation vorgeführt werden, womit wir in jener Epoche zu glänzen suchten. Als meistens neu, aber doch sehr beliebt, erschienen an Trauer- und Heldenspielen folgende vor: Lorenz Stark, beschämte Eifersucht, Mitschuldige, Laune des Verliebten, die beiden Klingsberge, Hussiten und Pagenstreiche. An Singspielen wurden vorgetragen: Saalnixe, Cosa Rara, Zanchen, Unterbrochenes Opferfest, Schatzgräber, Seliman der Zweite: zum Schlusse jedesmal das Lied von der Glocke, als ein werthes und würdiges Andenken des verehrten Schiller, da einer beabsichtigten eigentlichen Feier sich mancherlei Hindernisse entgegenstellten.

Bei einem kurzen Aufenthalt in Lauchstädt suchte ich daher vorzüglich dasjenige zu besorgen was an Baulichkeiten und sonstigen Localitäten, nicht weniger was mit dortigen Beamten zu verabreden und festzustellen war, und begab mich darauf nach Halle, wo ich in dem Hause meines Freundes die gastliche Aufnahme fand. Die vor kurzem abgebrochene Unterhaltung ward lebhaft fortgesetzt, und nach vielen Seiten hin erweitert: denn da ich hier den unablässig arbeitenden Mann, mitten in seiner täglichen, bestimmten, manchmal aufgenöthigten Thätigkeit fand, so gab es tausend Gelegenheiten, einen neuen Gegenstand, eine vermandte Materie, irgend eine ins Leben eingreifende Handlung zum Text geistreicher Gespräche aufzufassen, wobei denn der Tag und halbe Nächte schnell vorüber gingen, aber bedeutenden Reichthum zurückließen.

Hatte ich nun an ihm die Gegenwart eines ungeheuren Wissens zu bewundern, so war ich doch auch neugierig zu vernehmen, wie er das Einzelne an die Jugend mehrdeutig und eingänglich überliefere. Ich hörte dabei, durch seine liebenswürdige Tochter geleitet, hinter einer Tapetenthüre seinem Vortrag mehrmals zu, wo ich denn alles was ich von ihm erwarten konnte in Thätigkeit fand: eine aus der Fülle der Kenntniß hervortretende freie Ueberlieferung, aus gründlichstem Wissen mit Freiheit, Geist und Geschmack sich über die Zuhörer verbreitende Mittheilung.

Was ich unter solchen Verhältnissen und Zuständen gewonnen, läßt sich nicht übersehen; wie einsichtreich diese wenigen Monate auf mein Leben gewesen, wird aber der Verständige im allgemeinen mitempfinden können.

Hierauf nun erwartete mich in einem andern Fache eine höchst durchgreifende Belehrung. Doctor Gall begann seine Vorlesungen in den ersten Tagen des August, und ich gesellte mich zu den vielen sich an ihn heranprängenden Zuhörern. Seine Lehre mußte gleich so wie sie bekannt zu werden anfing, mir dem ersten Anblicke nach zusagen. Ich war gewohnt das Gehirn von der vergleichenden Anatomie her zu betrachten, wo schon dem Auge kein Geheimniß bleibt, daß die verschiedenen Sinne als Zweige des Rückenmarks ausfließen und erst einfach, einzeln zu erkennen, nach und nach aber schneller zu beobachten sind, bis allmählig die angeschwollene Masse Unterschied und Ursprung völlig verbirgt. Da nun eben diese organische Operation sich in allen Systemen des Thiers von unten auf wiederholt und sich vom Geistlichen bis zum Unbemerkbaren steigert, so war mir der Hauptbegriff keineswegs fremd, und hatte Gall, wie man vermuthen, auch durch seinen Scharfblick verleitet zu sehr ins Specifische gehen, so hing es ja nur von uns

ab, ein schwindsüchtiges Individuum in ein fashionables Allgemeines hinüber zu heben. Man konnte den Mord-, Raub- und Diebstahl so gut als die Kinder-, Freundes- und Menschenliebe unter allgemeinere Rubriken bringen lassen und alle gar wohl gewisse Tendenzen mit dem Verwalten gewisser Organe in Bezug setzen.

Wer jedoch das Allgemeine zum Grund legt, wird sich nicht leicht einer Anzahl wünschenswerther Schüler zu erfreuen haben; das Besondere hingegen zieht die Menschen an und mit Recht: denn das Leben ist aufs Besondere angewiesen, und gar viele Menschen können im Eingehen ihr Leben feetsetzen, ohne daß sie nöthig hätten weiter zu gehen als bis dahin, wo der Menschenverstand noch ihren fünf Sinnen zu Hülfe kommt.

Beim Anfang seiner Vorträge brachte er einiges die Metamorphose der Pflanze Berührendes zur Sprache, so daß der neben mir sitzende Freund Loder mich mit einiger Verwunderung ansah; aber eigentlich zu verwundern war es, daß er, ob er gleich diese Analogie gesucht haben mußte, in der Folge nicht wieder darauf zurück kam, da doch diese Idee gar wohl durch sein ganzes Geschäft hätte walten können.

Außer diesen öffentlichen, vorzüglich craneologischen Belehrungen entfaltete er privatim das Gehirn selbst vor unsern Augen, wodurch denn meine Theilnahme sich steigerte. Denn das Gehirn bleibt immer der Grund und deckt das Hauptaugenmerk, da es sich nicht nach der Hirnschale, sondern diese nach jenem zu richten hat, und zwar dergestalt, daß die innere Diploe der Hirnschale vom Gehirn festgehalten und an ihre organische Beschränkung gefüget wird; dagegen denn, bei genugsamem Vorrath von Knochenmasse, die äußere Lamina sich bis ins Monstrose zu erweitern und innerhalb so viele Kammern und Fächer auszubilden das Recht behauptet.

Galls Vortrag durfte man wohl als den Gipfel vergleichender Anatomie ansehen, denn ob er gleich seine Lehre von vorher nicht abhielte und mehr von außen nach innen verfuhr, auch sich mehr eine Belehrung als eine Ableitung zum Zweck vorzusetzen schien: so stand doch alles mit dem Rückenmark in solchem Bezug, daß dem Gall vollkommene Freiheit blieb sich nach seiner Art diese Geheimnisse auszulegen. Auf alle Weise war die Gallische Entfaltung des Gehirns in einem höhern Sinne als jene in der Schule hergebrachte, wo man etagen- oder segmentweise von oben herein, durch bestimmten Messerschnitt von gewissen unter einander folgenden Theilen Individuen und Namen erhielt, ohne daß auf irgend etwas weiter daraus wäre zu folgern gewesen. Selbst die Basis des Gehirns, die Ursprünge der Nerven, blieben Localkenntnisse, denen ich, so ernst mir es auch war, nichts abgewinnen konnte; weshalb auch noch der kurzen die schönen Abbildungen von Wieg d'Azyr mich völlig in Verzweiflung gesetzt hatten.

Doctor Gall war in der Gesellschaft, die mich so freundlich aufgenommen hatte, gleichfalls mit eingeschlossen, und so sahen wir uns täglich, fast stündlich, und das Gespräch hielt sich immer in dem Kreise seiner bewundernswürdigen Beobachtung; er schrieb über uns alle und behauptete, meinen Stirnbau zufolge: ich könne den Mund nicht auftun, ohne einen Trupus auszusprechen, worauf er mich denn freilich jeden Augenblick ertappen konnte. Mein ganzes Wesen betrachtet, durchsichtig er ganz ernstlich, daß ich eigentlich zum Volksredner geboren sey. Dergleichen gab nun zu allerlei scherzhaften Beziehungen Gelegenheit, und ich mußte es gelten lassen, daß man mich mit Cicero, Demosthenes in Eine Reihe zu setzen beliebte.

Nun machte freilich solche geistige Anstrengung, verflochten in geselliges Wohlleben, meinen körperlichen Zuständen nicht eben zusagen; es überfiel mich ganz unversehens der Vorsatz eines ökonomischen Uebels, das von den Nieren ausgehend sich von Zeit zu Zeit durch krankhafte Symptome schmerzlich ankündigte. Es brachte mir diesmal den Vortheil einer großen Annäherung an Bergrath Reil, welcher als Arzt mich behandelnd mir zugleich als Praktiker, als denkender, wohlgesinnter und anschauender Mann bekannt wurde. Wie sehr er sich meinem Zustand angelegen seyn ließ, davon giebt ein eigenhändiges Gutachten Zeugniß, welches vom 17 Septbr. dieses Jahres unter meinen Papieren noch mit Achtung verwahrt wird.

Doctor Galls fernern Unterricht sollte ich denn auch nicht vermissen; er hatte die Gefälligkeit, den Apparat jeder Vorlesung auf mein Zimmer zu schaffen und mir, der ich durch mein Uebel an höherer Beschauung und Betrachtung nicht gehindert war, sehr auslangende Kenntniß und Uebersicht seiner Ueberzeugungen mitzutheilen.

Doctor Gall war abgegangen und besuchte Göttingen, wir aber wurden durch die Aussicht eines eigenen Abenteuers angezogen. Der wunderliche, in manchem Sinne viele Jahre durch schon bekannte problematische Mann, Hofrath Beireis in Helmstädt, war mir schon so oft genannt, seine Umgebung, sein merkwürdiger Besitz, sein sonderbares Betragen, so wie das Gerücht, das über allem diesem walkte, hatte schon längst auf mich und meine Freunde beunruhigend gewirkt, und man mußte sich schelten, daß man eine so einzig merkwürdige Persönlichkeit, die auf eine frühere vorübergehende Epoche hindeutete, nicht mit Augen gesehen, nicht im Umgang einigermaßen erforscht habe. Professor Wolf war in demselben Falle, und wir beschlossen, da wir den Mann zu Hause wußten, eine Fahrt nach ihm, der wie ein geheimnißvoller Greif über außerordentlichen und kaum denkbaren Schätzen waltete. Mein humoristischer Kriegsgefährte erlaubte gern, daß mein vierzehnjähriger Sohn August Theil an dieser Fahrt nehmen durfte, und dieses geriet zur besten geselligen Ethisierung; denn indem der rüstige Greis sich zum Geschäft machte, so durfte dieser des Rechts der Rothwehr, welche denn auch, wenn sie gelingen soll, offenbar verfahren muß, sich zu bedienen, und wir der Angreifende auch wohl manchmal die Gränze überschreiten zu können glauben; wobei sich denn wohl mitunter die wechselnden Reflexionen in Kügeln und Bolzen zu allgemeiner Heiterkeit, obgleich im Wagen etwas unbequem, zu steigern pflegten. Nun machten wir Halt in Wernburg, wo der würdige Freund gewisse Eigenheiten in Kauf und Tausch nicht unterließ, welche der junge lose Vogel, auf alle Handlungen seines Gegners gespannt, zu bemerken, hervorzuheben und zu beschreiben nicht ermangelte.

Der eben so treffliche als wunderliche Mann hatte auf alle Zöllner einen entschiedenen Haß geworfen und konnte sie, selbst wenn sie tugendig und mit Nachsicht verfuhren, ja wohl eben deshalb, nicht ungeprellt lassen, woraus denn unangenehme Begebenheiten beinahe entstanden wären.

Da nun aber auch dergleichen Abenteuern und Eigenheiten uns in Magdeburg vom Besuch einiger verdienten Männer abhielten, so beschäftigte ich mich vorzüglich mit den Alterthümern des Doms, betrachtete die plastischen Monumente, vorzüglich die Grabmäler. Ich sprache nur von drei derangen derselben, welche für drei Erzbischöfe von Magdeburg errichtet waren. Adelbert II nach 1403 steif und starr, aber sorgfältig und einigermaßen natürlich, unter Lebensgröße. Friedrich nach 1464 über Lebensgröße, natur- und kunstgemäßer. Ernst mit der Jahrzahl 1499, ein unschätzbares Denkmal von Peter Vischer, das wenigen zu vergleichen

ist. Hieran konnte ich mich nicht genug ergetzen, denn wer einmal auf die Zunahme der Kunst, auf deren Abnahme, Ausweichen zur Seite, Rückkehr in den rechten Weg, Herrschaft einer Hauptepoche, Einwirkung der Individualitäten gerichtet, Aug und Sinn darnach gebildet hat, der findet kein Zwiegespräch belehrender und unterhaltender als das schweigsame in einer Folge von solchen Monumenten. Ich verzeichnete meine Bemerkungen sorgfältig zur Uebung als Erinnerung, und sind die Blätter noch mit Vergnügen unter meinen Papieren; doch wünschte ich nichts mehr in diesen Stunden, als daß eine genaue Nachbildung, besonders des herrlichen Bischofsstabes Monumenta vorhanden seyn möge. Ist solche rin lobenswürdig mitgetheilt worden.

Stadt, Festung und, von den Wällen aus, die Umgegend ward mit Aufmerksamkeit und Theilnahme betrachtet; besonders verweilte mein Blick lange auf der großen Baumgruppe, welche nicht allzufern die Höhe zu zieren ehrwürdig dastand. Sie beschattete Kloster Bergen, einen Ort, der mancherlei Erinnerungen aufrief. Dort hatte Wieland in allen concentrirten jugendlichen Zartgefühlen gewandelt, zu höherer literarischen Bildung den Grund gelegt; dort wirkte Abt Steinmetz in frommem Sinne, vielleicht einseitig, doch redlich und kräftig. Und wohl bedarf die Welt, in ihrer unfrommen Einseitigkeit auch solcher Licht- und Wärmequellen, um nicht durchaus im egoistischen Irrsaale zu erfrieren und zu verdursten.

Bei wiederholten Besuchen des Doms bemerkten wir einen lebhaften Franzosen in geistlicher Kleidung, der von dem Küster umher geführt sich mit seinen Geführten sehr laut unterhielt, indessen wir als Eingeweihte mehr unsern stillen Zwecke verfolgten. Wir erfuhren, es sey der Abbé Grégoire, und ich sich gleich sehr neugierig war mich ihm zu nähern und eine Bekanntschaft anzuknüpfen, so wollte doch mein Freund, aus Abneigung gegen den Gallier, nicht einwilligen, und wir begnügten uns in einiger Ferne beschäftigt sein Betragen genauer zu bemerken und seine Urtheile, die er laut aussprach, zu vernehmen.

Wir verfolgten unsern Weg, und da der Uebergang aus einer Flußregion in die andere immer der Hauptaugenmerk mein des Geognosten war, so fielen mir die Sandsteinhöhen auf, die nun, statt nach der Elbe, nach der Weser hindeuteten. Helmstädt selbst liegt ganz freundlich, der Sand ist dort, wo ein geringes Wasser fließt, durch Gärten und sonst anmuthige Umgebung gebändigt. Wer nicht gerade den Begriff einer lebhaften Deutschen Akademie mitbringt, der wird angenehm überrascht seyn, in einer solchen Lage eine ältere beschränkte Studienanstalt zu finden, wo auf dem Fundament eines frühern Klosterwesens kirchliche spätere Art gegründet worden, wo gute Pfründen einen behaglichen Sitz verbieten, wo altväterliche Gebäude einem anständigen Haushalt, bedeutenden Bibliotheken, ansehnlichen Sammlungen hinreichenden Platz gewähren, und eine stille Thätigkeit desto emsiger schriftstellerisch wirken kann, als eine geringe Versammlung von Studirenden nicht jene Hast der Ueberlieferung fordert, die uns auf besuchen Akademien nur übereilt.

Das Personal der Lehrer war auf alle Weise bedeutend, ich darf nur die Namen Henke, Pott, Lichtenstein, Gren, Brown und Brehon nennen, so weiß jedermann den damaligen Flor zu schätzen, in welchem die Reisenden sich befanden. Gründliche Gelehrsamkeit, willige Mittheilungen, durch immer nachwachsende Jugend erhaltene Heiterkeit des Umgangs, frohe Behaglichkeit bei ernsten und zweckmäßigen Beschäftigungen, das alles wirkte so schön in einander, wenn noch die Frauen mitwirkten, ältere durch gastfreie Häuslichkeit, jüngere Gattinnen mit Anmuth, Töchter in aller Liebenswürdigkeit, sämmtlich nur einer allgemeinen einzigen Familie anzugehören schienen. Eben die großen Räume älterkümmlicher Häuser erlaubten zahlreiche Gastmahle und die besuchtesten Feste.

Bei einem derselben zeigte sich auch der Unterschied zwischen mir und meinem Freunde. Am Ende einer reichlichen Abendtafel hatte man uns beiden zwei schöngeflochtene Kränze zugedacht; ich hatte dem schönen Kinde, das mir ihn aufsetzte, mit einem lebhaft erwiederten Kuß gedankt und mich eitel genug gefreut, als ich in ihren Augen den Beifall, den ich suchte, daß ich ihr so geschmückt nicht mißfalle. Indessen strubte sich mir gegenüber der eigensinnige Gast gegen seine lebensmuthige Gönnerin gar widerspenstig, und wenn auch der Kranz unter solchem Zieben und Zerren nicht ganz entstellt wurde, so mußte doch das liebe Kind sich einigermaßen beschämt zurückziehen, daß sie ihn nicht losgeworden war.

Ueber so vieles Anmuthige hätten wir nun fast den Zweck vergessen können, der uns eigentlich hierher geführt hatte: allein Breiteis belebte durch seine heitere Gegenwart jedes Fest. Nicht arg, wohl und beweglich gebaut, konnte man eben die Gegenden seiner Fechterkünfte gelten lassen; eine unglaublich hohe und gewölbte Stirn, ganz in Missverhältniß der untern feingusammen gezogenen Theile, deutete auf einen Mann den besondern Geisteskräften, und in so hohen Jahren konnt' er sich fürwahr einer besondern muntern und ungeheuchelten Thätigkeit erfreuen.

In Gesellschaften, besonders bei Tische, gab er seiner Gliederie die ganz eigene Wendung, daß er sich als ehemaliger Verehrer der Mutter, als jetziger Freier der Tochter oder Nichte ungezwungen darzustellen wußte; und man ließ sich dieses oft wiederholte Märchen gern gefallen, weil zwar niemand auf den Besitz seiner Hand, wohl aber mancher gern auf einen Antheil an seinem Nachlaß Anspruch gemacht hätte.

Angemeldet wie wir waren, bot er uns alle Gastfreundschaft an; eine Aufnahme in sein Haus lehnten wir ab, dankbar aber ließen wir uns einen großen Theil des Tags bei ihm unter seinen Merkwürdigkeiten gefallen.

Gar manches von seinen frühern Besitzungen, das sich dem Namen und Ruhme nach noch lebendig erhalten hatte, war in den jämmerlichsten Umständen; die Vaucansonischen Automaten fanden wir durchaus paralysirt. In einem alten Gartenhause saß der Flötenspieler in sehr anscheinbaren Kleidern; aber er flötete nicht mehr, und Breiteis zeigte die ursprüngliche Walze vor, deren erste einfache Stückchen ihm nicht genügt hatten. Dagegen ließ er eine zweite Walze sehen, die er von jahrelang im Hause unterhaltenen Orgelkünstlern unternehmen lassen, welche aber, da jene zu früh geschieden, nicht vollendet noch an die Stelle gesetzt werden können, weshalb denn der Flötenspieler gleich anfangs verstummte. Die Erde, unbefiedert, stand als Gerippe da, traß den Hader noch ganz munter, verdaute jedoch nicht mehr: an allem dem ward er aber keineswegs irre, sondern sprach von diesen veralteten halbzerstörten Dingen mit solchem Behagen und so wichtigem Ausdruck, als wenn seit jener Zeit die höhere Mechanik nichts frisches Bedeutenderes hervorgebracht hätte.

In einem großen Saale, der Naturgeschichte gewidmet, wurde gleichfalls die Bemerkung rege, daß alles was sich selbst erhält, bei ihm gut aufgehoben sey. So zeigte er einen sehr kleinen Magnetstein vor, der ein großes Gewicht trug, einen schönen Phrenites vom Cap von größter Schönheit, und sonstige Mineralien in vorzüglichen Exemplaren.

Abet eine in der Mitte des Saals gedrängt stehende Reihe ausgestopfter Vögel, welche unmittelbar durch Mettenfaß so daß Gewürm und Federn auf den Gesellen selbst aufgehäuft lagen, er bemerkte dies auch und versicherte, es sey eine Kriegslist: denn alle Motten des Hauses zögen sich hieher, und die übrigen Zimmer blieben von diesem Geschmeiße rein. In gemessener Folge kamen denn nach und nach die sieben Wunder von Helmstädt zu Tage, die liebermännischen Präparate, so wie die Pabstische Rechenmaschine. Von jenen wurden einige wirklich bewundernswürdige Beispiele vorgewiesen, an der dem complicirte Exempel einiger Species durchgeführt. Das mosaische Orakel jedoch war verstummt; Beireis hatte geschworen, die gehorsame Uhr nicht wieder aufzuziehen, die auf seine, des Entgeistenden, Befehl bald still hielt, bald fortging. Ein Offizier, den man wegen Erzählung solcher Wunder Lügen gestraft, sey im Duell erstochen worden, und seit der Zeit habe er sich fest vorgenommen, seine Bewunderer nie solcher Gefahr wieder auszusetzen, noch die Unglaubigen zu so übereilten Gewaltthaten zu veranlassen.

Nach dem bisher Erzählten darf man nun wohl sich einige Bemerkungen erlauben. Beireis, im Jahre 1730 geboren, fühlte sich als trefflicher Kopf eines weit umfassenden Wissens fähig und zu vielseitiger Ausübung geschickt. Den Anregungen seiner Zeit zufolge bildete er sich zum Polyhistor, seine Thätigkeit widmete er der Heilkunde, aber bei dem glücklichsten allen festhaltenden Gedächtniß konnte er sich annissen, in den sämmtlichen Facultäten zu Hause zu seyn, jeden Schulstudi mit Ehren zu betreten. Seine Unterschrift in meines Sohnes Stammbuch lautet folgendermaßen:

GODOFREDUS CHRISTOPHORUS BEIREIS,
Primarius Professor Medicinæ, Chemiæ, Chirurgiæ, Pharmaceutices, Physices, Botanices, et reliquæ Historiæ naturalis.
Helmstadii a. d. XVII Augusti MDCCCV.

Aus dem bisher Vorgezeigten jedoch ließ sich einsehen, daß seine Sammlungen, dem naturhistorischen Theile nach, einen eigentlichen Stock haben konnten, daß hingegen das, worauf er den meisten Werth legte, eigentlich Curiositäten waren, die durch den hohen Kaufpreis Aufmerksamkeit und Bewunderung erregen sollten; wobei denn nicht vergessen wurde, daß bei Ankauf desselben Kaiser und Könige überboten werden.

Dem sey nun wie ihm wolle, ansehnliche Summen mußten ihm zu Gebote stehn; denn er hatte, wie man wohl bemerken konnte, eben so sehr eine gelegene Zeit zu solchen Ankäufen abgewartet, als auch mehr denn andere vielleicht sich solcher zahlungsfähig erwiesen. Dagegen nannte Gegenstände zeigte er zwar mit Antheil und Behagen umständlich vor, allein die Freude daran schien selbst gewissermaßen nur historisch zu seyn; wo er sich aber lebhaft, leidenschaftlich überredend und zudringlich bewies, war bei Vorzeigen seiner Gemälde, seiner neuesten Liebhaberei, in die er sich ohne die mindeste Kenntniß eingelassen hatte. Bis ins Unbegreifliche ging der Grad, womit er sich hierüber getäuscht hatte, oder uns zu täuschen suchte, da er denn doch auch vor allen Dingen gewisse Curiosa vorzustellen pflegt. Hier war ein Curiosum, bei dessen Anblick ein Göttinger Professor in den bittersten Thränenguß sollte ausgebrochen seyn, sogleich darauf ein von einer Englischen Dogge angebissenes natürlich genug gemaltes Beet auf dem Tische der Jünger zu Emaus, ein anderes aus dem Feuer wunderwürdig gerettetes Heiligenbild und was dergleichen mehr seyn mochte.

Die Art seine Bilder vorzuweisen war seltsam genug, und schien gewissermaßen absichtlich: sie hingen nämlich nicht etwa an den hellen breiten Wänden seiner obern Stockwerke wohlgemischt nebeneinander, sie standen vielmehr in seinem Schlafzimmer um das große Thronbettgestelle an den Wänden geschichtet übereinander, von wo er, alle Hülfsleistung ablehnend, sie selbst herholte und dahin wieder zurückbrachte. Einige blieb in dem Zimmer um die Bettlade herumgestellt, immer enger und enger zog sich der Kreis zusammen, so daß freilich die Ungeduld unsers Reisegefährten allzustark erregt, plötzlich ausbrach und sein Entfernen veranlaßte.

Es war mir wirklich angenehm, denn solche Umwelten der Unvernunft ertragen sich leichter allein als in Gesellschaft eines einfichtigen Freundes, wo man bei gesteigertem Unwillen jeden Augenblick einen Ausbruch von einer oder der andern Seite befürchten muß.

Und wirklich war es auch zu stark, was Beireis seinen Gästen zumuthete; er wollte sich nämlich damit ammüsiren, daß er von den größten namhaften Künstlern drei Stücke besitze, von der ersten, zweiten und letzten Manier, und wie er sie verstellte und vortrug, war jede Art von Fassung, die dem Menschen zu Gebot stehen soll, kaum hinreichend, denn die Scene war tückisch und ärgerlich belehrigend und wohnsinnig zugleich.

Die ersten Lehrlingsproben eines Rafael, Titian, Carracci, Correggio, Dominichin, Guido und von wem nicht sonst waren nichts weiter als schwache, von mäßigen Künstlern gefertigte, auch wohl copirte Bilder. Hier verlangte er nun jedergeit Nachsicht gegen dergleichen Anfänge, rühmte aber mit Bewunderung in den folgenden die außerordentlichsten Fortschritte. Unter solchen der zweiten Epoche zugeschriebenen fand sich wohl manches Gute, aber von dem Namen, dem es zugeeignet werden, sowohl dem Talent als der Zeit nach himmelweit entfernt. Eben so verhielt es sich mit den letzten, wo denn auch die leersten Phrasen, deren anmaßliche Unkenntniß sich bekannen, gar wohlgefällig vom Munde flossen.

Zum Beweis der Aechtheit solcher und anderer Bilder zeigte er die Auctions-Kataloguen her, und freute sich der gedruckten Bestätigung jeder von ihm erstandenen Nummer. Darunter befanden sich zwar ächte aber stark restaurirte Originale; genug, an irgend eine Art von Kritik war bei diesem sonst werthen und würdigen Manne gar nicht zu denken.

Hatte man nun die mißliche Zeit alle Geduld und Zurückhaltung nöthig, so ward man denn doch mitunter durch den Anblick trefflicher Bilder getröstet und belohnt.

Unschätzbar hielt ich Albrecht Dürers Portrait, von ihm selbst gemalt mit der Jahrzahl 1493, also in seinem zwei und zwanzigsten Jahre, halbe Lebensgröße, Brustbild, zwei Hände, die Ellenbogen abgestutzt, purpurrothes Mützchen mit kurzen schmalen Rosetten, Hals bis unter die Schlüsselbeine bloß, am Hemde gestickter Obersaum, die Falten der Aermel mit pfirsichrothen Bändern unterbunden, blaugrauer mit gelben Spitzen verbrämter Ueberwurf, wie sich ein feiner Jüngling gar zierlich herausgeputzt hätte, in der Hand bedeutsam ein blaubildendes Eryngium, im Deutschen Mannstreue genannt, ein ernstes Jünglingsgesicht, krimende Barthaare um Mund und Kinn, das Ganze herrlich gezeichnet, reich und unschuldig, harmonisch in seinen Theilen, von der höchsten Ausführung, vollkommen Dürers würdig, obgleich mit sehr dünner Farbe gemalt, die sich an einigen Stellen zusammengezogen hatte.

Dieses preiswürdige, durchaus unschätzbare Bild, das ein wahrer Kunstfreund im goldenen Rahmen eingefaßt im schönsten Schränkchen aufzuwahrt hätte, ließ er das auf ein dünnes Brett gemalte, ohne irgend einen Rahmen und Bewahrung. Jeden Augenblick sich zu

sollten brechend, wird es unvermerkt als jedes andere verspeiset, auf- und wieder bei Seite gestellt, nicht weniger die dringende Theilnahme des Gastes, die um Schonung und Schirmung eines solchen Kleinods flehte, gleichgültig abgethan, er schien sich wie Hofrath Buttner in einem dekkommlichen Unwesen eigensinnig zu gefallen.

Ferner gedenk ich eines artistreich frei gemalten Bildes von Rubens, länglich, nicht allzugroß, wie er sich's für solche ausgeführte Skizzen liebte. Eine Hochzeitfeyerlichkeit in der Fülle eines wohlbesorgten Gastmahls, Rebhühner und Salat aller Arten, Wurste, Zierrath aller Farben und Gestaltung, sie ist eben im Handel mit einer stattlichen Bürgersfrau begriffen, deren behagliche Würde sich gar gut zusammenstellt dem ruhig anblickenden Wesen der Verkäuferin, hinter welcher ein Knabe, so eben im Begriff einiges Obst zu stehlen, von ihrer Magd mit einem unvergeßenen Schlag bedroht wird. An der andern Seite, hinter der angesessenen Bürgersfrau, steht man ihre Magd einen wohlgeschenkten, mit Marktwaaren schon einigermaßen versehenen Korb tragen, aber auch sie ist nicht müßig, sie blickt nach einem Burschen und scheint dessen Hinsprache mit einem freundlichen Blick zu erwidern. Besser gedacht und meisterhafter ausgeführt war nicht leicht etwas zu schauen, und hätten wir nicht unsere jährlichen Ausstellungen abzuschließen festgestellt, so würden wir diesen Gegenstand, wie er hier beschrieben ist, als Preisaufgabe gesetzt haben, um die Künstler kennen zu lernen, die, von der überhandnehmenden Betriebsamkeit auf Gedanken abgelenkt, ins derbe frische Leben Blick und Talent zu wenden geneigt wären.

Im kunstgeschichtlichen Sinne hatte denn auch Weimars, bei Aufhebung der Klöster, mehr als Ein bedeutendes Bild genommen; ich betrachtete sie mit Antheil und bemerkte manches in mein Taschenbuch. Hier sind' ich nun zu zeichnen, daß außer dem ersten vorgewiesenen, welches für ächt Byzantinisch zu halten wäre, die übrigen alle ins funfzehnte, vielleicht ins sechzehnte Jahrhundert fallen möchten. Zu einer genaueren Würdigung mangelte es mir an durchgreifender Kenntniß und bei einigem was ich allenfalls noch hätte näher bestimmen können, brachte mich Zerstreuung und Nomenklatur unsers wunderlichen Sammlers Schritt vor Schritt aus der Richte.

Denn er wollte nun eins für allemal, wie persönlich so auch in seinen Bestrebungen, einzig seyn, und wie er jenes ächt Byzantinische Stück dem vierten Jahrhundert zuschrieb, so wies er ferner eine unmittelbare Reihe aus dem fünften, sechsten u. s. w. bis ins funfzehnte mit einer Sicherheit und Ueberzeugung vor, daß einem die Gedanken verginnen, wie es zu geschehen pflegt, wenn uns das handgreiflich Unwahre, als etwas das sich von selbst verbietet, zurzeitlich vorgesprochen wird, wo man denn weder den Selbstbetrug noch die Unverschämtheit in solchem Grade für möglich hält.

Ein solches Beschauen und Betrachten ward sodann durch festliche Gastmahle gar angenehm unterbrochen. Hier spielte der seltsame Mann seine jugendliche Rolle mit Behagen fort, er scherzte mit den Müttern, als wenn sie ihm auch wohl früher hätten geneigt seyn mögen, mit den Töchtern, als wenn er im Begriff wäre ihnen seine Hand anzubieten. Niemand erwiderte dergleichen Aufmerksamkeiten und Anträge mit irgend einem Befremden, selbst die geistreichen männlichen Glieder der Gesellschaft behandelten seine Thorheiten mit einiger Achtung, und aus allem ging hervor, daß sein Haus, seine Natur- und Kunstschätze, seine Bauschulden und Capitalien, sein Reichthum, wirklich oder durch Großthun gesteigert, vielen ins Auge stach, weshalb denn die Achtung für seine Verdienste auch seinen Seltsamkeiten das Wort zu reden schien.

Und gewiß es war niemand geschickter und gewandter Entschuldigerei zu erzeugen als er, ja es schien Maxime zu seyn, sich dadurch eine neue künstliche Familie und die unformige Phrase einer Anzahl Menschen zu verschaffen.

In seinem Schlafzimmer hing das Bild eines jungen Mannes, von der Art wie man hunderte sieht, nicht ausgezeichnet, weder anziehend noch abstoßend, dessen ließ er seine Gäste gewöhnlich beschauen und bekümmerte dabei das Ereigniß, daß dieser junge Mann, an den er viel Zeit gewendet, dem er sein ganz ansehnliches Vermögen zugedacht, sich gegen ihn undankbar bewiesen, daß er ihn habe müßen fahren lassen und nun vergebens nach einem zweiten sich umsehe, mit dem er ein gleiches und glücklicheres Verhältniß anknüpfen könne.

In diesem Vertrag war irgend etwas Schimmliches, denn wie jeder bei Errichtung eines Testamentes das große Loos auf sich begehrt, so schien auch jedem Zuhörer, wenigstens in dem Augenblick, ein Hoffnungsgestirn zu leuchten, ja ich habe einige Menschen gekannt, die sich eine Zeit lang von diesem Irrlicht nachziehen ließen.

Den größten Theil des Tages brachten wir bei ihm zu, und Abends bewirthete er uns auf Chinesischem Porcellan und Silber mit fetter Schwämlich, die er als höchst gesunde Nahrung pries und aufnöthigte. Hatte man dieser ungewohnten Speise erst einigen Geschmack abgewonnen, so ist nicht zu läugnen, daß man sie gern genoß, und sie auch wohl als gesund ansprechen durfte.

Und so bald man denn auch seine ältern Sammlungen, zu deren glücklichen Beischaffen historische Kenntniß genügt, ohne Geschmack zu verlangen. Die goldenen Münzen Römischer Kaiser und ihrer Familien hatte er aufs vollständigste zusammengebracht, welches er durch die Kataloge des Pariser und Gothaischen Cabinets eifrig zu belegen und dabei zugleich sein Uebergewicht durch mehrere dort fehlende Exemplare zu beweisen wußte. Was jedoch an dieser Sammlung am höchsten zu bewundern, war die Vollkommenheit der Abdrücke, welche sämmtlich, als kämen sie aus der Münze, vorlagen. Diese Bemerkung nahm er wohl auf, und verschrieb, daß er die einzelnen erst nach und nach eingetauscht und mit schwerer Zubuße bezahlt erhalten und doch noch immer von Glück zu sagen habe.

Brachte nun der geschäftige Besitzer aus einem nebenstehenden Schrank neue Schieber zum Anschauen, so ward man sogleich der Zeit und dem Ort nach anders wohin versetzt. Sehr schöne Silbermünzen griechischer Städte lagen vor, die, weil sie lange genug in feuchter verschlossener Luft aufbewahrt worden, die wohlerhaltenen Gepräge mit einem bläulichen Anhauch darstellen. Eben so wenig fehlte es sodann an goldenen Nobeln, päpstlichen ältern Münzen, an Bracteaten, verfänglichen österreichischen Geprägen und was man nur merkwürdig Seltsames bei einer so zahlreichen althergekommlichen Sammlung erwarten konnte.

Nun war aber nicht zu läugnen, daß er in diesem Fache unterrichtet und in gewissem Sinne ein Kenner war: denn er hatte ja schon in früheren Jahren eine kleine Abhandlung, wie ächte und falsche Münzen zu unterscheiden seyn, herausgegeben. Indessen scheint er auch hier wie in andern Dingen sich einige Willkühr verhalten zu haben, denn er behauptete, hartnäckig und über alle Münzkenner triumphirend: die goldnen Dyrrhachien seyen durchaus falsch, und behandelte deshalb die vorliegende schöne Exemplare höchst verächtlich. Auch diese lasen wir, wie manches andere, hingehen und ergötzten uns mit Belehrung an diesen wirklich seltenen Schätzen.

Neben allen diesen Merkwürdigkeiten, zwischen so vieler Zeit, die uns Beiden widmete, trat immer zugleich seine ärztliche Thätigkeit hervor; bald war er Morgens früh schon vom Lande, wo er eine Bauersfrau entbunden, zurück, bald hatten ihn vermischte Consultationen beschäftigt und festgehalten.

Wie er nun aber zu solchen Geschäften Tag und Nacht bereit seyn könne, und ob doch wir immer gleich äußere Würde zu vollbringen im Stande sey, machte er auf seine Freier aufmerksam; er trug nämlich vor temerairer Locken, künstlich, mit Rubin gesteckt, fest gepicht über beiden Ohren. Das Verderb überhaupt war mit einem Teupet geschmückt, alles fest, glatt und tüchtig gepudert. Auf diese Weise, sagte er, lasse er sich alle Abend frisiren, lege sich, die Haare festgebunden, zu Bette, und wecke Stunde er denn auch zu einem Kranken gerufen werde, erscheine er doch so anständig, eben als wie er in jede Gesellschaft komme. Und es ist wahr, man sah ihn in seiner beharrlichen vollständigen Kleidung, in schwarzen Strümpfen und Schuhen mit großen Schnallen, überall ein- wie das andermal.

Wäre ich sicher dieselben Unterhaltung und fortdauernder Zerstreuung hatte er eigentlich von unglaublichen Dingen noch wenig vergebracht; allein in der Folge kennt er nicht ganz unterlassen die Litanei seiner Begenden nach und nach mitzutheilen. Als er uns nun eines Tags mit einem ganz wohlbestellten Gastmahle bewirthete, so mußte man eine reichliche Schüssel besonders großer Krebse in einer so dicke- und wasserarmen Gegend höchst merkwürdig finden; worauf er denn versicherte, sein Fischkasten dürfe niemals ohne dergleichen Vorrath gefunden werden; er sey diesen Geschöpfen so viel schuldig, er achte den Genuß derselben für so heilsam, daß er sie nicht nur als schmackhaftes Gericht für werthe Gäste, sondern als das wirksamste Arzneimittel in äußersten Fällen immerfort bereit halte. Nun aber schritt er zu einigen geheimnißvollen Einleitungen, er sprach von gänzlicher Erschöpfung, in die er sich durch anunterbrochene höchst wichtige, aber auch höchst gefahrliche Arbeit versetzt gefunden, und wollte dadurch den schwierigen Proceß der höchsten Wissenschaft verstanden wissen.

In einem solchen Zustande habe er nun ohne Bewußtseyn, in letzten Zügen, halbumgestoßen dagelegen, als ein junger ihm herzlich verbundener Schüler und Wärter, durch inspirationsmäßigen Instinct angetrieben, eine Schüssel großer gesottener Krebse seinem Herrn und Meister dargereicht und davon genugsam zu sich zu nehmen genöthigt; worauf denn dieser wunderlam ins Leben zurückgekehrt, und die hohe Verehrung für dieses Gericht behalten habe.

Schalkhafte Freunde behaupteten, Beireis habe sonst auch wohl gelegentlich zu verstehen gegeben, er wüßte, durch das Universale, ausgesuchte Maikäfer in junge Krebse zu verwandeln, die er denn auch nachher durch besondere sorgfältige Nahrung zu merkwürdiger Größe heraufzufüttern verstehe. Wir hielten dies wie billig für eine im Geist und Geschmack des alten Wunderdoctors erfundene Legende, dergleichen mehr auf seine Rechnung herumgehen, und die er, wie ja wohl Taschenspieler und sonstige Traumaturgen auch gerathen finden, keineswegs abzuläugnen geneigt war.

Obgleich Beireis ärztliches Ansehen weit in der ganzen Gegend wohl gegründet, wie ihn denn auch die gräflich Veltheimische Familie zu Harpke als Hausarzt willkommen hieß, in die er uns daher einzuführen sich sogleich geneigt erklärte. Angemeldet traten wir dort ein, stattliche Wirthschaftsgebäude bildeten vor dem hohen ältlichen Schlosse einen geräumigen Hofplatz. Der Graf hieß uns willkommen und freute sich an mir einen alten Freund seines Vaters kennen zu lernen, denn mit diesem hatte uns andere durch mehrere Jahre des Studium des Bergwesens verbunden, nur daß er versuchte, seine Naturkenntnisse zu Aufklärung problematischer Stellen alter Autoren zu benutzen. Mochte man ihm bei dieser Geschäft auch allzugroße Kühnheit beschuldigen, so konnte man ihm einen geistreichen Scharfsinn nicht absprechen.

Gegen den Garten hin war das alterthümlich aufgeschmückte ansehnliche Schloß vorzüglich schön gelegen. Unmittelbar aus demselben trat man auf ebne teppichte Flächen, woran sich sanft aufsteigende, von Büschen und Blumen überschattete Hügel anschlossen. Bequeme Wege führten sodann aufwärts zu heiteren Aussichten gegen benachbarte Höhen, und man ward mit dem weiten Umfreis der Herrschaft, besonders auch mit den wohlbestandenen Wäldern, immer mehr bekannt. Den Großvater des Grafen hatte vor fünfzig Jahren die Forstcultur emsthaft beschäftigt, wobei er denn Nordamerikanische Gewächse der deutschen Landesart anzueignen trachtete. Nun führte man uns in einen wohlbestandenen Wald von Weymouths-Kiefern, ansehnlich stark und hoch gewachsen, in denen sämtlichen Wuchs wir uns, wie sonst in den Forsten des Thüringer Waldes, auf Moos gelagert an einem guten Frühstück erquickten, und besonders an der regelmäßigen Pflanzung ergötzten. Denn dieser großväterliche Forst zeigte noch die Absicht-lichkeit der ersten Anlage, indem die sämmtlichen Bäume reihenweis gestellt sich überall ins Gevierte stehen ließen. Eben so konnte man in jeder Forstabtheilung bei jeder Baumgattung die Absicht des vorsorgenden Ahnherrn gar deutlich wahrnehmen.

Die junge Gräfin, so eben ihrer Entbindung nahe, blieb leider unsichtbar, da wir von ihrer ansehnlichen Schönheit selbst doch gern Zeugniß abgelegt hätten. Indessen wußten wir uns mit ihrer Frau Mutter, einer verwittibten Frau von Lauterbach aus Frankfurt am Main, von alten Reichsstädtischen Familienverhältnissen angenehm zu unterhalten.

Die beste Bewirthung, der anmuthigste Umgang, belehrendes Gespräch, worin uns nach und nach die Vortheile einer so großen Besitzung im Einzelnen deutlicher wurden, besonders da hier so viel für die Unterthanen geschehen war, erregten den stillen Wunsch länger zu verweilen, dem denn eine freundlich dringende Einladung unerhofft entgegen kam. Aber unser theurer Begleiter, der fürtreffliche Wolff, der hier für seine Neigung keine Unterhaltung fand und bald eher und heftiger von seiner gewöhnlichen Unpaß ergriffen wurde, verlangte so dringend wieder in Helmstädt zu seyn, daß wir uns entschließen mußten, aus einem so angenehmen Kreise zu scheiden; doch sollte sich bei unserer Trennung noch ein wechselseitiges Verhältniß entwickeln. Der freundliche Wirth vertraute uns seinen fossilen Schätzen einen köstlichen Eukrinithen meinem Theil, und wir glauben kaum etwas Gleichgültiges erwerben zu können, als ein forstmännisches Problem zur Sprache kam. Im Elternberg nämlich bei Weimar solle, nach Ausweis eines beliebten Journals, eine Buche gefunden werden, welche sich in Gestalt und sonstigen Eigenschaften ersonder der Eiche nähere. Der Graf, mit angeerbter Neigung zur Forstcultur, wünschte das von eingelegte Jahrgang und was sonst noch zu genauerer Kenntniß beitragen könne, besonders aber wo möglich einige lebendige Pflanzen. In der Folge waren wir so glücklich dies Gewünschte zu verschaffen, unser Versprechen wirklich halten zu können, und hatten das Vergnügen von dem zweideutigen Baume lebendige Abkömmlinge zu übersenden, auch nach Jahren von den Gedeihen derselben erfreuliche Nachricht zu vernehmen.

Auf dem Rückwege nun wie auf dem Hinwege hatten wir denn manch viel von den alten und geheimen Zauberern Gesprächen zu hören. Nun vernahmen wir aus dessen Munde, was uns schon aus seinen frühern Tagen durch Ueberlieferung zugekommen war; doch genau besehen fand sich in der Legende dieses Heiligen eine merkliche Monotonie. Als Knabe jugendlich muthiger Entschluß, als Schüler rascher Selbstvertheidigung, akademisch Händel, Kappiferigkeit, kunstmäßige Geschicklichkeit im Reiten, und sonstige körperliche Vorzüge, Muth und Gewandtheit, Kraft und Ausdauer, Beständigkeit und Thatlust, alles dieses lag rückwärts in dunklen Zeiten; dreißigjährige Reisen blieben geheimnißvoll, und sonst noch manches im Vorrath, gewiß aber in der Erhebung unsichtsamt.

Weil jedoch das auffallende Resultat seines Lebens ganz ein wunderseliger Besitz von Kostbarkeiten, ein unscheinbarer Gebrauch um so hoch schien, so konnte es ihm an Gläubigen, an Verehrern gar nicht fehlen. Jene bilden sind eine Art von Hausgötzen, nach welchen die Menge andächtig und gierig die Augen wendet. Ist nun ein solcher Besitz nicht etwa ererbt und offenbaren Herkommens, sondern im Geheimniß selbst erworben; so sieht man im Dunkeln alles übrige Wunderbare zu, man läßt ihn sein märchenhaftes Wesen treiben: denn eine Masse gemünzten Gold und Silber verleiht selbst dem Unsinnigen Ansehen und Gewicht, man läßt die Lüge gelten, indem man die Baarschaft beneidet.

Die möglichen oder wahrscheinlichen Mittel, wie Betrieb zu solchen Gütern gelangt, werden einstimmig und einfach angegeben. Er solle eine Farbe erfunden haben, die sich an die Stelle der Cochenille setzen konnte; er solle verschiedene Gährungsprocesse als die damals bekannten an Fruchtbarkeit mitgetheilt haben. War in der Geschichte der Chymie bewandert ist, wird beurtheilen, ob in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts dergleichen Recepte unbekannten, er wird wissen, in wiefern sie in der neuern Zeit offenbar und allgemein bekannt geworden. Sollte Betrieb z. B. nicht eine geistig auf die Verdünnung des Knapps gekommen sein?

Nach allem diesem aber ist das sittliche Element zu bedenken, worin und worauf er gewirkt hat, ich meine die Zeit, den eigentlichen Sinn, das Bedürfniß derselben. Die Communication der Weltbürger ging noch nicht so schnell wie gegenwärtig, noch konnte jemand, der an entfernten Orten wie Stockenberg, oder auf einer beschränkten Universität wie Betrieb seinen Aufenthalt nahm, immer die beste Gelegenheit finden, sich in geheimnißvolles Dunkel zu hüllen, Geister zu berufen, und am Stein der Weisen zu arbeiten. Haben wir nicht in den neuern Tagen Taglichter gesehen, wie große Räume eilig durchstreifend, wechselsweise im Süden, Norden, Westen seine Taschenspielereien treiben, und überall Anhänger finden konnte? Ist es denn zu viel gesagt, daß ein gewisser Aberglaube an böhmische Menschen niemals aufhören, ja daß zu jeder Zeit sich immer ein Local finden wird, wo das problematische Wesen, vor dem wir in der Theorie allein Respect haben, sich in der Ausübung mit der Lüge auf das allerbequemste begatten kann.

Länger als wir gedacht, hatte uns die anmuthige Gesellschaft in Helmstädt aufgehalten. Hofrath Betrieb trug sich in jedem Sinne wohlwollend und mittheilend. Doch von seinem Hausschatz dem Diamanten hatte er noch nicht gesprochen, geschweige denselben vorgewiesen. Niemand der Helmstädter Akademiemitglieder hatte denselben gesehen, und ist es erst wiederholtes Mährchen, daß dieser unschätzbare Stein nicht am Orte sei, da ich ihn, wie wir hörten, auch gegen Freunde zur Entschuldigung. Er pflegte nämlich scheinbar vertraulich zu äußern, daß er zwölf vollkommen gleiche vorsichtig Kästchen eingerichtet habe, in deren einem der Edelstein verschlossen sey. Diese zwölf Kästchen nun vertheilte er an auswärtige Freunde, deren jeder einen Schatz zu besitzen glaube, er aber wisse nur allein, wo er beständlich sey. Dabei mußten wir bedauern, daß er auf Anfragen dieses Naturwunder gleichfalls verläugnen werde. Glücklicherweise jedoch kam vor unserm Abschiede begegnete sein gedacht.

Eines Morgens zeigte er in einem Bande der Reise Tournefortz die Abbildung einiger natürlichen Diamanten, die sich in Eisenm mit rhomboidalen Abweichung ins Mineral- und Rhomboidalige unter den Schlägen der Jodier gefunden hatten. Nachdem er uns die Gestalt wohl eingeprägt, brachte er ohne weitere Ceremonien aus der rechten Hosentasche das bedeutende Naturexperiment. In der Größe eines mäßigen Kastens war es vollkommen klar, durchsichtig, doch ohne Spur, daß daran geschliffen worden, an der Seite bemerkte man einen schwachen Hacker, einen unregelmäßigen Auswuchs, wodurch der Stein jenen Abbildungen vollkommen ähnlich ward.

Mit seiner gewöhnlichen ruhigen Haltung setzte er darauf einige zweideutige Versuche, welche die Eigenschaften eines Diamanten bethätigen sollten: auf mäßiges Reiben zog der Stein Papierschnitzchen an; die englische Feile schien ihm nichts anzuhaben; doch ging er eilig über diese Beweisthümer hinweg, und erzählte die oft wiederholte Geschichte: wie er den Stein unter einer Muffel geprüft und über das herrliche Schauspiel der sich entwickelnden Flamme das Feuer zu mildern und auszulöschen vergessen, so daß der Stein über eine Million Thaler an Werth in kurzem verlormhabe. Dessen ungeachtet aber pries er sich glücklich, daß er ein Feuerwerk gesehen, welches Kaisern und Königen versagt werden.

Indessen er nun sich weitläufig darüber herauslies, hatte ich, chromatischer Prüfungen eingedenk, das Mundstück vor die Augen genommen, um die horizontalen Fensterstäbe dadurch zu betrachten, fand aber die Farbensäume nicht breiter, als ein Bergkrystall sie auch gegeben hätte; weshalb ich im Stillen wohl einige Zweifel gegen die Aechtheit dieses gefeierten Schatzes fernerhin nähren durfte. Und so war denn unser Aufenthalt durch die größte Reverentiale unseres wunderlichen Freundes ganz eigentlich gefrönt.

Bei seinen vertraulichen Unterhaltungen in Helmstädt, wo denn vorzüglich die Betrieblichen Eigenheiten zur Sprache kamen, ward auch mehrmals eines höchst wunderlichen Evlamanns gedacht, welchen man, da unser Rückweg über Halberstadt genommen werden sollte, als unsern dem Wege wohnend, auf der Reise gar wohl besuchen und somit die Kenntniß seltsamer Charaktere erweitern könne. Man war zu einer solchen Expedition desto eher geneigt, als der heitere geistreiche Probst Henke und derthin zu begleiten versprach, wovon wenigstens hervorzugehen schien, daß man über die Unarten und Unschicklichkeiten jenes berufenen Mannes noch allenfalls hinauskommen werde.

So saßen wir denn zu vier im Wagen, Probst Henke mit einer langen weißen Tromphe, die er, weil ihn jede andere Art zu rauchen anwiderte, sogar im Wagen, selbst, wie er versicherte, auf weiten Reisen, mit besonderer Vorsicht und ganz unversehrt zu erhalten wußte.

In so froher als belehrender Unterhaltung lagen wir des Weg zurück, und langten endlich an dem Gute des Mannes an, der, unter dem Namen des tollen Hagen, weit und breit bekannt, wie eine Art von gespenstischen Gestalten auf einer schönen Bildung haust.

Der Empfang war schon charakteristisch genug. Er machte uns aufmerksam auf das an tüchtigem Schmiede

derwerk hangende Schild seines neuerbauten Gasthofes, das den Gästen zur Locking dienen sollte. Wir waren sie doch nicht wenig verwundert, hier von einem nicht ungeschickten Künstler ein Bild ausgeführt zu sehen, welches das Gegenstück jenes Schildes vorstellt, an welchem der Reisende in das südliche Frankreich sich so umständlich ergeht und ergötzt; man sah auch hier ein Wirthshaus mit dem bedenklichen Zeichen und umstehende Betrachter vorgestellt.

Ein solcher Empfang ließ uns freilich das Schlimmste vermuthen und ich ward aufs Aeußerste, indem mich die Ahnung zeitig als hätten die werthen neuen Freunde, nach dem edlen Helmsdörfer Drama, uns zu diesem Abenteuer bereden, um uns als Mitspieler in einer lebhaften Satyreposse verwickelt zu sehen. Sollten sie nicht, wenn wir diesen Possen unwillig aufnähmen, sich mit einer stillen Schadenfreude laben.

Doch ich verscheuchte solchen Argwohn als wir das ganz ansehnliche Gebäude betraten. Die Wirthschaftsgebäude befanden sich im besten Zustand, die Höfe in zweckmäßiger Ordnung, obgleich ohne Staat irgend einer ästhetischen Absicht. Des Herren gelegentliche Behandlung der Wirthschaftsleute mußte man rauh und hart nennen, aber ein guter Humor der durchblickte machte sie erträglich; auch schienen die guten Leute an diese Weise schon so gewöhnt zu sepn, da sie ganz ruhig, als hätte man sie sanft angesprochen, ihrem Geschäft weiter obliegen.

In dem großen reinlichen hellen Tafelzimmer fanden wir die Hausfrau, eine schlank wohlgebildete Dame, die sich aber in stummer Leidensgestalt ganz unheimlich wend erwies und uns die schwere Duldung die sie zu übertragen hatte, unmittelbar zu erkennen gab. Zehn zwey Kinder, ein preußischer Fähndrich auf Urlaub, und ein Tochter aus der Braunschweigischen Pension zum Besuche da, beide noch nicht erwachsen, stumm wie die Mutter, mit einer Art von Verwunderung drein sehend, wenn die Blicke jener ein vielfaches beiden aussprachen.

Die Unterhaltung war sogleich einigermaßen soldatisch bed, der Burgunder, von Braunschweig bezogen, ganz vortrefflich; die Hausfrau machte sich durch eine so wohlbedeutete als wohlbestellte Tafel Ehre, daher wäre denn bis jetzt alles ganz leidlich gegangen, nur durfte man sich nicht weit umsehen ohne das Zusammenfahren zu erblicken, das durch die häusliche Zucht eines wohlhabenden Landedelmanns durchstach. In den Ecken des Saales standen sondere Exemplare des Apollin und ähnlicher Statuen, wunderlich aber sah man sie aufgeputzt: denn es hatte sie mit Manschetten, von feinem abgelegten, wie mit Feigenblättern der guten Gesellschaft zu accommodiren geglaubt. Ein solcher Anblick gab nur um so mehr Aergerlichkeiten, da man versichert seyn kann, daß ein Abgeschmacktes gewiß auf ein anderes hindeutet, und so fand sich's auch. Das Gesetzlich war noch immer mit einiger Mäßigung, vorzüglich von unserer Seite, gesichtet, aber noch auf alle Fälle in Gegenwart der heranwachsenden Kinder unschicklich genug. Als man sie aber während des Nachtisches fortgeschickt hatte, stand unser wunderlicher Wirth ganz frisch auf, nahm die Gypsfischen von den Statuen weg, und meinte nun sey es Zeit sich etwas natürlicher und freier zu benehmen. Wir hatten indessen der bedauernswerthen Leidensgestalt unserer Wirthin durch einen Schwank gleichfalls Urlaub verschafft; denn wir bemerkten worauf unser Wirth ausgehen mochte, indem er noch schmackhaftern Burgunder vorsetzte, dem wir uns nicht abhold bewiesen. Dennoch wurden wir nicht gehindert nach aufgehobener Tafel einen Spaziergang vorzuschlagen. Dazu wollte er aber keinen Gast zulassen, wenn er nicht vorher ein gewissen Ort besuchte hätte. Dieser schöne freilich auch zum Ganzen. Man fand in einem reinlichen Cabinet einen gepolsterten Großvaterstuhl, und um zu einem längeren Aufenthalt einzuladen, eine mannichfaltige Unzahl darüber eingerahmter aufgeklebter Kupferstiche, sattsprechen, possenhaftischen, unsaubern Inhalts, mehrlich genug. Diese Beispiele genügen wohl die wunderliche Lage anzudeuten in der wir uns befanden. Bei einbrechender Nacht nöthigte er seine bedrängte Hausfrau einige Lieder nach eigener Wahl zum Flügel zu singen, wodurch sie uns bei gutem Vortrag allerdings Vergnügen machte; zuletzt aber entblößt er sich, nicht sein Mißfallen an solchen faden Gesängen zu bezeugen, mit der Aeußerung ein nächstens vorzutragen, was auch denn die gute Dame gemüthigt sah eine höchst unschickliche und absurde Strophe mit dem Flügel zu begleiten. Nun fühlte ich, indignirt durch das Widerwärtige, inspirirt durch den Burgunder, es sey Zeit meine Zuschauerpferde zu bestiegen, auf denen ich mich sonst übermüthig gerne herumgetummelt hatte.

Nachdem er auf mein Ersuchen die beiden Strophen noch einige Male wiederholt hatte, versicherte ich ihm das Gedicht sey vortrefflich, nur müsse er suchen durch künstlichen Vortrag sich dem köstlichen Inhalt gleich zu stellen, ja ihn durch den rechten Ausdruck erst zu erheben. Nun war zunächst von Forte und Piano die Rede, sodann aber von feineren Abschattirungen, von Accenten, und so mußte gar zuletzt ein Gegensatz von Lispeln und Ausschrei zur Sprache kommen. Hinter dieser Tollheit lag jedoch eine Art von Didaskalie verborgen, die mir denn auch eine große Mannigfaltigkeit von Forderungen an ihn verschaffte, worin er sich als ein geistreich bornirter Mann zu unterhalten schien. Doch suchte er diese lästigen Zumuthungen manchmal zu unterbrechen, indem er Burgunder einschenkte und Backwerk anbot. Unser Wolf hatte sich, unerblickt gelungenerweise, schon zurückgezogen, Abt Hyncke ging mit seiner langen thönernen Pfeife auf und ab, und schüttete den ihm aufgedrungenen Burgunder, seine Zeit ersehend, zum Fenster hinaus, mit der größten Gemüthsruhe den Verlauf dieses Unsinns abzuwarten. Dieß aber war sein Geringes: denn ich forderte immer mehr, noch immer einen wunderlicheren Ausdruck von meinem humoristisch gelehrigen Schüler, und verwarf zuletzt gegen Mitternacht alles Bisherige. Dies sey nur eingeleitet, sagte ich, und gar nichts werth. Nun müsse er erst aus eigenem Geist und Sinn das Wahre was bisher verborgen gelblieben selbst erfinden, und dadurch mit Dichter und Musiker als Original wetteifern.

Nun war er gewandt genug um einigermaßen zu gewahren daß hinter diesen Tollheiten ein gesunder Sinn verborgen sey, ja er schien sich an einem so serventlichen Muthwillen eigentlich recreiren zu können, doch war er indessen selbst müde, und so zu sagen mürbe geworden, so daß ich endlich den Schluß sag. er müsse nun erst der Ruhe pflegen und abwarten, ob ihm nicht vielleicht im Traum eine Auflösung komme, gab er gerne nach und entließ uns zu Bette.

Den andern Morgen waren wir früh wieder bei der Hand und zur Abreise bereit. Bis Frühstück ging es ganz manierlich zu, es schien als wolle er uns nicht mit ganz ungünstigen Begriffen entlassen. Als Landrath wußte er vom Zustand und den Angelegenheiten der Provinz sehr treffende, nach seiner Art barocke Rechenschaft zu geben. Wir schieden freundlich und konnten dem nach Heimstädt mit ungebrochener langen Pfeife zurückkehrenden Freunde für sein Gebet bei diesem bedenklichen Abenteuer nicht genugsam Dank sagen.

Weiterman friedlich und vernünftigmäßig ward uns dagegen ein längerer Aufenthalt in Halberstadt bereitet. Schon war vor einigen Jahren der alte Gleim zu

seinen frühern Freunden hinübergegangen; ein Besuch, den ich ihm vor einiger Zeit abstattete, hatte nur einen dunklen Eindruck zurückgelassen, indem ein das geistige Leben auflösendes, mannigfaltiges Leben mit die Gegenstände seiner Pflege und Umgebung beinahe verlöschte. Auch konnte ich, damals wie in der Folge, kein Verhältniß zu ihm gewinnen, aber seine Thätigkeit war mir niemals fremd geworden; ich hörte viel von ihm durch Wieland und Herder, mit denen er immer in Briefwechsel und Verbindung blieb.

Diesmal wurden wir in seiner Wohnung von Herrn Körte gar freundlich empfangen. Er deutete auf freundliche Wohnlichkeit, auf ein friedliches Leben und Willensgenügen. Sein verübergegangenes Wirken konnten wir an seiner Verlassenschaft; viel wurde von ihm erzählt, manches vorgewiesen, und Herr Körte versprach durch eine ausführliche Lebensbeschreibung und Herausgabe seines Briefwechsels einem jeden Anlaß genug zu verschaffen, auf seine Weise ein so merkwürdiges Individuum sich wieder hervorzurufen.

Dem allgemeinen Deutschen Wesen war Gleim durch seine Gedichte am meisten verbandt, worin er als ein vorzüglich liebender und sich natürlicher Mann erscheint. Seine Poesie von der technischen Seite besehen ist höchst mittelmäßig, nicht melodisch, weshalb er sich denn auch meistens freier Strophenmaße bedient; und so gerathen Vers und Reim, Brief und Abhandlung durcheinander verschlungen den Anstrich eines gemüthlichen Menschenverstandes, innerhalb einer mehrgesinnten Beschränkung.

Vor allem aber war uns anziehend der Freundschaftstempel, eine Sammlung von Bildnissen älterer und neuerer Angehörigen. Sie gab ein schönes Zeugniß wie er die Mitlebenden geschätzt, und uns eine angenehme Reminiscenz so vieler ausgezeichneter Gestalten, eine Erinnerung an die bedeutenden einwohnenden Geister, an die Bezüge dieser Personen unter einander, und zu dem werthen Manne, der sie meistens eine Zeitlang um sich versammelte, und die Scheidenden, die Abwesenden wenigstens im Bilde festzuhalten Sorge trug. Bei solchem Betrachten ward gar manches Bedenken hervorgerufen, nur eines sprech ich aus: man sah über hundert Poeten und Literatoren, oder unter diesen seinen einzigen Musiker und Componisten. Wie? sollte jener Genius, der seinen Aufgaben nach, nur im Singen zu leben und zu athmen schien, keine Ahnung von dem eigentlichen Gesang gehabt haben? von der Tonkunst, dem wahren Element weder all Dichtungen entspringen und wohin sie zurückkehren?

Suchte man nun aber in einen Begriff zusammen zu fassen was uns von dem edlen Manne vorschwebt, so konnte man sagen: ein leidenschaftliches Wohlwollen lag seinem Charakter zu Grunde, das er durch Wort und That wirksam zu machen suchte. Durch Rede und Schrift aufmunternd, ein allgemeines reinmenschliches Gefühl zu verbreiten bemüht, zeigte er sich, als Freund von jedermann, äußerlich dem Dürftenden, armer Jugend aber besonders förderlich. Ihm, als gutem Haushalter, scheint Wohlthätigkeit die einzige Lichtseite gewesen zu sein, auf die er seinen Ueberschuß verwandte. Das Meiste that er aus eigenen Kräften; seltener und erst in späteren Jahren bedient er sich seines Namens, seines Amtes, um bei Königen und Ministern einiges Gutes zu gewinnen, ohne sich dadurch sehr gefördert zu setzen. Man behandelt ihn ehrenvoll, baudet und bietet seine Thätigkeit, daß ihm auch wohl noch, trägt aber gewöhnlich Bedenken in seine Absichten kräftig einzugreifen.

Alles jedoch zusammengenommen, muß man ihm den eigentlichen Bürgersinn in jedem Betracht zugestehen; er tritt als Mensch auf sich selbst, verwaltet ein bedeutendes öffentliches Amt, und dem ist sich übrigens gegen Stadt und Provinz und Königreich als Patriot, gegen Deutsches Vaterland und Welt als ächter Cosmopolit. Alles Revolutionäre dagegen, das in seinen ältesten Tagen hervortritt, ist ihm höchlich verhaßt, so wie alles was früher Preußens großen Königs und seinem Reiche sich feindselig entgegengestellt.

Da nun ferner eine jede Religion das reine ruhige Verhalten der Menschen unter einander befördern soll, die christlich evangelische jedoch hiezu besonders geeignet ist, so konnte er die Religion des nachsichtigen Mannes, die ihm angeboren und seiner Natur nothwendig war, immerfort ausübend, sich für den nichtzweifelnden aller Menschen halten und an dem ererbten Bekenntniß, so wie bei dem herkömmlichen einfachen Gottes der protestantischen Kirche gar wohl beruhigen.

Nach allen diesen lebhaften Vergegenwärtigungen sollten wir noch ein Bild des Vergänglichen erblicken, denn auf ihrem Siegeszuge begrüßten wir die abwesende. Nichte Gleims, die unter dem Namen Gleminde viele Jahre die Zierde eines dichterischen Kreises gewesen. Zu ihrer anmuthigen oesehen fränkischen Bildung, stimmte gar fein die große Reinlichkeit ihrer Umgebung, und wir unterhielten uns gern mit ihr von vergangenen guten Tagen, die ihr mit dem Wandeln und Wirken ihres trefflichen Oheims immer gegenwärtig zu bleiben waren.

Zuletzt um unsere Wallfahrt ernst und würdig abzuschließen, traten wir in den Garten um das Grab des edlen Greises, dem nach vieljährigen Leiden und Schmerzen, Thätigkeit und Ertüchtigen, umgeben von Denkmalen vergangener Freunde, an der ihm gemüthlichen Stelle gegönnt war auszuruhen.

Die öden leuchten Räume des Doms besuchten wir zu wiederholten Malen; er stand, obgleich seines frühern religiösen Lebens beraubt, doch noch unerschüttert in seiner ursprünglichen Würde. Derjenigen Gebäude haben etwas eigen Anziehendes, so vergegenwärtigen uns nächtige aber dasirte Zustände, und weil wir uns manchmal gern ins Halbdunkel der Vergangenheit einbilden, so finden wir es willkommen, wenn eine ehrungsvolle Beschränkung uns mit gewissen Schauern ergreift. Körperlich, ehrlich, geistig auf Gefühl, Einbildungskraft und Gemüth wirkt, und somit sittliche, poetische und religiose Stimmung anregt.

Die Spitzelberge, unschuldig buchig bewachsene Anhöhen, dem nachbarlichen Harze vorliegend, jetzt durch die seltsamsten Gebilde ein Tummelplatz thätiger Gymnasien, eben als wenn eine vermehrte Gesellschaft, vom Wachsbrette hinüberschreitend, durch Gottes unergründlichen Rathschluß hier wäre versteinert worden. Am Fuße des Aufstiegs dient ein angebrachtes Faß abscheulichen Zwergengeschlechts zum Hochzeitsaal; und von da, durch alle Gänge der Anlagen, kamen Mißgestalten jeder Art, so daß der Mißgestalten bedende Poetereius seinen mundus anthropodemicus hier vollkommen realisirt erblicken könnte.

Da sei es denn recht auf, wie nöthig es sey in der Erziehung die Einbildungskraft nicht zu beschränken, sondern zu regeln, ihr durch zeitig vorgeführte edle Bilder Lust am Schönen, Bedürfniß des Vortrefflichen zu geben. Was hilft es die Sinnlichkeit zu zähmen, den Verstand zu bilden, der Vernunft ihre Herrschaft zu sichern, die Einbildungskraft lauert als der mächtigste Feind, sie hat von Natur einen unvertilgbaren Trieb zum Absurden, der selbst in gebildeten Menschen mächtig wirkt und gegen alle Cultur die angestammte Roheit fratzenhaft bunter Bilden mitten in der aufgeräumtesten Welt wieder zum Vorschein bringt.

Von der übrigen Rückreise darf ich nur vorübergehend sprechen. Wir suchten das Bodethal und den Ilsenstein der

kannten Hammer, von der ging ich, nun zum dritten Male in meinem Leben, das von Granitfelsen eingeschlossene rauschende Wasser hinan, und hier fiel mir schliesslich rauschend wie Wasser hinan, und hier fiel mir schliesslich rauschend wie Wasser hinan, und hier fiel mir schliesslich rauschend wie

erstenmal von den Vorzügen desselben aus dieser kunstreichen Nachbildung überzeugen sollte.

Ganz in einem andern Fache, aber heiter und geistreich genug, erschienen die Augsburgischen Blätter zu Gedichten, denen Originalzeichnungen wie schon früher so damit. Auch diese jungen Männer die sich unter ein Polygnot wohl hätten, wandten sich nun gegen die Romantik, welche sich durch schriftstellerische Talente dem Publikum eingeschmeichelt hatte, und so die Bemerkung mehr machte: daß mehr als man denkt der bildende Künstler vom Dichter und Schriftsteller abhänge.

In Carlsbad unterhielt mich während eine Sammlung Kupfer, welche Graf Löpel mit sich führte, nicht weniger gross mit der Feder gezeichnete, aquarellirte Blätter von Kamberg bewährten das bisher glücklich aufgefundene mit unter erempelirende Talent des genannten Künstlers. Graf Gozzenheim besaß dieselben und nicht eigenen Arbeiten noch sehr schöne Landschaften in Oelfarben.

Die übrigen Sammlungen vermehrten sich durch einen Schatz von Zeichnungen im höhern Sinne. Karstens künstlerische Vertrautheit war an seinen Freund Ferrow gerathen, man traf mit diesem eine billige Uebereinkunft, und so wurden mehrere Zeichnungen der verschiedensten Formate, größere Cartons und kleinere Bilder, Studien in schwarzer Kreide, in Rothstein, aquarellirte Federzeichnungen und so vieles andere, was dem Künstler das damalige Studium, Bedürfniß oder Laune mannigfaltig erzeugen läßt, für unsere Mappe erworben.

Wilhelm Tischbein, der nach seiner Entfernung von Neapel, von dem Herzog von Oldenburg begünstigt, sich in einer friedlichen glücklichen Lage befand, ließ auch gelegentlich von sich hören, und sendete dies Frühjahr manches Angenehme.

Er theilte zuerst die Bemerkung mit, daß die glücklichsten Bilder oft die glücklichen Gedanken haben: eine Beobachtung, die er gemacht, als ihm viele hundert Gemälde vortrefflicher Meister, herrlich gedacht aber nicht fenderlich ausgeführt, vor die Augen gekommen; und es bewährt sich freilich daß die ausgeführtesten Bilder bei nicht ständlichen Schule, bei allem großen Reichthum wenig sie ausgestattet sind, doch manchmal etwas an geistreicher Erfindung zu wünschen übrig lassen. Es scheint als wenn die Gewissenhaftigkeit des Künstlers, dem Liebhaber und Kenner etwas recklamen Würdiges überliefern zu wollen, den Aufflug des Geistes einigermaßen beschränke, dahingegen eine geistreich gefaßte flüchtig hingeworfene Skizze außer aller Verantwortung das eigenste Talent des Künstlers offenbare. Er sendete einige aquarellirte Gypsen, von welchen uns zwei gefallen sind: Schutzgeister in einem tiefen Stadtgrund und Gasmanten, bei Nacht ist durch unglückliche Beschwörungen sich die böse Geister auf den Haß sichend, der entdeckten und schon halbergriffenen Schätze wieder flüchtig. Der Anstand ist bei dieser Gelegenheit nicht durchaus beobachtet, Vorgestelltes und Ausführung einem Gebildete angemessen; das zweite Bild ist nicht mehr. Eine ärmliche Kriegsfrau, erschlagene betaubte Männer, trostlose Weiber und Kinder, im Hintergrunde ein Kloster in rothen Flammen, im Vordergrund mißhandelte Mönche, gleichfalls ein Bild welches im Schrecklichen müßte aufgehoben werden.

Ferner sendete Tischbein an Herzogin Amalie einen mäßigen Folioband aquarellirter Federzeichnungen. Hier ist nun Tischbein ganz besonders glücklich, weil auf diese leichte Weise ein goldnes Talent Gedanken, Einfälle, Grillen ohne großen Aufwand und ohne Gefahr seine Zeit zu verlieren ausspricht. Solche Blätter sind fertig wie gedacht.

Ihre darzustellen war immer Tischbeins Liebhaberei, so erinnern wir uns hier auch eines Hefts, der mit großem Behagen Ananas statt Disteln frißt.

Auf einem andern Blatte blickt man über die Dächer einer großen Stadt gegen die aufgehende Sonne, ganz nah an dem Beschauer, im vordersten Vordergrunde, sitzt ein schwarzer Ossinanz unmittelbar an dem Sonnenrein. Was an ihm noch Farbe anzudeuten konnte, war von der Sonne vergoldet, und man mußte den Gedanken allerliebst finden, daß der letzte Stein des jammervollen Gewerbes unter viel Tausenden der Einzige sei, der einen solchen herzerhebenden Naturanblick genieße.

Dergleichen Mittheilungen geschahen von Tischbein immer unter der Bedingung, daß man ihm eine poetische oder prosaische Auslegung seiner sinnlich künstlerischen Fragmente möge zukommen lassen. Die kleinen Gedichte, die man ihm zur Erwiderung sendete, fanden sich unter den wenigen. Herzogin Amalie und ihre Umgebung theilten sich darin nach Stand und Würden, und erstere bestand ihr handhabig die Freundschicht des Gebers.

Auch ich ward in Carlsbad angetrieben, die bedeutend abwechselnden Gegenstände mit durch Nachbildung besser einzuprägen; die vollkommenen Skizzen bekamen einigen Werth für mich, und ich fing an sie zu sammeln.

Ein Medaillen-Cabinet, welches von der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts an, über den Weg, den die Bildhauerkunst genommen, hinlänglichen Aufschluß zu geben, schon reich genug war, vermehrte sich ansehnlich und leistete immer vollständigere Begriffe.

Eben so wurde die Sammlung von eigenhändig geschriebenen Blättern vorzüglicher Männer beträchtlich vermehrt. Ein Stammbuch der Walchischen Familie, seit etwa den Anfängen des achtzehnten Jahrhunderts, worin Manches voraus lebe, war höchst schätzenswerth, und ich danke sehr verpflichtet den freundlichen Geben. Ein alphabetisches Verzeichniß des handschriftlichen Besitzes war gedruckt, ich legte solches jedem Brief an Freunde bei, und erhielt dadurch nach und nach fortdauernde Bewerbung.

Von Künstlern besuchte uns nun abermals Raabe von Berlin, und empfahl sich eben so durch sein Talent wie durch seine Gefälligkeit.

Aber betrüben mußte mich ein Brief von Hackert, dieser treffliche Mann hatte sich von einem apoplektischen Anfall nur unvollkommen erholt, daß er einen Brief diktiren und unterschreiben konnte. Es jammerte mich die Hand, die so viel sicher Charakteristische geführt, nun zitternd und unvollständig, den eigenen, so oft mit Freude und Vortheil unterzeichneten berühmten Namen dieß und nicht zu sehen.

Bei den jemaligen Epochen drangen immer neue Gegenstände zu, und man mußte deshalb Erweiterungen vornehmen und in der Anordnung eine veränderte Methode befolgen.

Der Nachlaß von Batsch brachte neue Mühe und Unbequemlichkeit. Er hatte die naturforschende Gesellschaft gestiftet, auch in einer Reihe von Jahren durch und für sie ein unterrichtendes Museum aller Art zusammengebracht, welches dadurch ansehnlicher und mächtiger geworden, daß er deutschen seine eigne Sammlung mitgedrohlich einschaltete. Nach seinem Hintritt examinirten die Direktoren und anwesenden Glieder jener Gesellschaft einen Theil des Nachlasses, besonders das ihr zufallende Museum; die Erben forderten den Rest, welchen man ihnen, da eine Schenkung dies bisherigen Direktors nur muthmaßlich war, nicht vorenthalten konnte. Von Seiten herzoglicher Commission entschloß man sich auch dazu einzugreifen, und da man mit den Erben nicht einig werden konnte, so schritt man zu dem unangenehmen Geschäft der Sonderung und Theilung.

Was dabei zu Rückkünden zu zahlen war, gieb man aus und gab der naturforschenden Gesellschaft ein Zimmer im Schlosse, wo die ihr zugehörigen Naturalien abgeliefert stehen konnten. Man versicherte sich, die Erhaltung und Vermehrung zu besorgen, und so wurde auch dieser Gegenstand ohne Absplitterung.

Als ich von Carlsbad im September zurückkam, fand ich das mineralogische Kabinet in der schönsten Ordnung, auch das geologische ziemlich aufgestellt.

Dr. Seebeck brachte das ganze Jahr in Jena zu und förderte nicht wenig unsere Einsicht in die Physik überhaupt, und besonders in die Farbenlehre. Wenn er zu jenen Zwecken sich um den Galvanismus bemühte, so waren seine übrigen Versuche auf Oxydation und Desoxydation, auf Gewinnung und Erkennung, Entziehen und Aufsuchen für mich im chemischen Sinne von der größten Bedeutung.

Ein Versuch, Glasscheiben trübe zu machen, wollte unserm wackern Göttling nicht gelingen, eigentlich aber nur deshalb, weil er die Sache zu ernst nahm, da doch diese chemische Wirkung, wie alle Wirkungen der Natur, aus einem Hauch, aus der mindesten Bedingung hervorgehn. Mit Professor Scheiver ließen sich gar schöne Betrachtungen wechseln; das Zarte und Gründliche seiner Natur gab sich im Gespräch gar liebenswürdig hervor, wo es dem Mitredenden sich wohl anbequemte als sonst dem Leser der sich immer, wie bei allzutief gegriffenen Monologen [illegible] pflegt.

Sömmerings Gehirn [illegible] führten uns zur Anatomie zurück; Alexander von Humboldts freundliche Sendungen riefen uns in die weit und breite Welt. Steffens Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaften gaben genug zu denken, indem man gewöhnlich mit ihm in unendlicher Einsicht setzte.

Um so viel als mir gegeben sein möchte, an die Mathematik heranzugehen, las ich Montucles Histoire des Mathematiques, und nachdem ich die höheren Ansichten, woraus das Einzelne sich herleitet, obenauf bei mir möglichst aufgefaßt und mich in die Mitte des Reichs der Natur und der Freiheit zu stellen gesucht, schrieb ich das Schema der allgemeinen Naturlehre, um hier die besondere Dynamik einem sichern Standpunkt zu finden.

Aus der alten Zeit, in die ich so gern zurückkehre, um die Musik einer menschenerhaltenden Anschauung mir abermals zu vergegenwärtigen, las ich Agricola De ortu et causis subterraneorum und bemerkte hierbei, daß ich auf eben eine solche Wanderung ins Vergangene die glaubwürdige Nachricht von einem Meteorstein in der Thüringer Gebirgk fand.

Und so darf ich denn am Schluß nicht vergessen, daß ich in der Pflanzenkunde gar schöne Anregungen erhielt; die große Charte botanique d'après Ventenat machte mir die Familienverhältnisse augenfälliger und einträglicher. Sie ging in einem großen Zimmer des Jenaischen Schlosses, welches ich im ersten Stock bewohnte, auf und ab, als ich eilig dem Fürsten Hohenlohe Platz machte, an der Wand zurück. Nun gab sie seinem unterrichteten Generalstab, so wie nachher dem Kapellenschen gebotzische Unterhaltung, und ich fand sie daselbst nach unzähligen, als ich nach so viel Stürmen und Ungethüm meine so friedliche Wohnung wieder bezog.

Cotta's Naturbetrachtung über das Wachsthum der Pflanzen, nebst beigefügten Musterstücken von durchschnittenen Hölzern, waren mir eine sehr angenehme Gabe. Abermals rufe ich jene Betrachtungen auf, denen ich so viele Jahre durch nachsinne, und war denen ich so viele Jahre durch nachsinne, und war denen ich so viele Jahre durch nachsinne, und war

Man wurden vor allen Dingen die nöthigen Tafeln sorgfältig durchdacht. Eine mit dem guten und wirthen Manne fortgesetzte Correspondenz gab uns Gelegenheit, seinen Besuch dem Schluß der Farbenlehre beizufügen, wie denn auch Seebeck gelegentliche Versuche dem Ganzen zu Gute kamen.

Mit besonder Freude danken wir den Musen für so offenbar gegründeten Beistand; aber kaum hatten wir einige rauhe frische Arbeit geschafft, so fühlen wir uns genöthigt, um nicht zu stocken, abermals den widerwärtig polemischen Theil anzufassen, und unsere Bemühungen um Newtons Optik, so wie die Prüfung seiner Versuche und der daraus gezogenen Theorie, auch ins Enge und dadurch endlich zum Abschluß zu bringen. Die Einleitung des polemischen Theils gelang mit Ausgang des Jahrs.

An fremdem poetischem Vorrath war, wie nicht ausgedehnte aber doch innig erfreuliche Theilnahme. Das Wunderbare allerthümlich und phantastisch, wurde seinem Vortheile gemäß geschätzt, und eine Recension desselben mit freundlicher Behaglichkeit ausgefertigt. Hillers Naturdichtungen, gerade im Gegensatz, ganz gegenwärtig und der Wirklichkeit angehörig, wurden nach ihrer Art mit billigem Urtheil empfangen. Matthisson von Dichterehrgeiz war nicht weniger wohl aufgenommen, ließ auch nicht alles, besonders im Verlauf der Zeit, sich gut heißen. Und wenn ich unter den Studien früherer Zeit die Perser des Aeschylus bemerkt finde, so schient mir als wenn eine Verdeutung dessen, was wir zu erwarten hatten, mich dahin getrieben hab.

Abermein ganzlich in Nationalenthell hatten doch die Nibelungen genommen; sie sich anzueignen, sich ihnen hinzugeben, war die Lust mehrerer verbündeter Männer, die mit uns gleiche Vorliebe theilten.

Schillers Briefwechsel blieb ein Hauptangenmerk, eh ich gleich jenes frühern Versuches schwerlich gedenkend allen Antheil an einer Herausgabe und einer biographischen Skizze des trefflichen Freundes standhaft entsage.

Adam Müllers Vorlesungen kamen mir in die Hände. Ich las, ja studirte sie, jedoch mit getheilter Empfindung: denn wenn man wirklich darin einen vorzüglichen Geist erblickte, so ward man auch mancher unsichern Schritte gewahr, welche nach und nach folgereicht das beste Naturell auf falsche Wege führen mußten.

Hamanns Schriften wurden von Zeit zu Zeit aus dem mystischen Gewölbe wo sie ruhten, hervorgezogen. Der durch die sonderbare Sprachhülle hindurch wirkende treu kräftige Geist sog immer die Bildungsbedürftigen wieder an, bis man, an so viel Rätseln müde und irre, sie bei Seite legte und doch jedesmal eine vollständige Ausgabe zu wünschen nicht unterlassen konnte.

Wielands Uebersetzung der Horazischen Episteln an die Pisonen leitete mich wirklich auf eine Zeit lang von andern Beschäftigungen ab. Dieses problematische Werk wird dem einen anders vorkommen als dem andern, und jedem alle zehn Jahre auch wieder anders. Ich unternahm das Wagnis kühner und wunderlicher Auslegungen des Ganzen sowohl als des Einzelnen, die ich wohl aufzuzeichnen wünschte, und wenn auch nur um der humoristischen Ansicht willen: allein diese Gedanken und Grillen, gleich so vielen tausend andern in freundschaftlicher Conversation ausgesprochen, gingen ins Nichts der Lüfte.

Der große Vortheil mit einem Manne zu wohnen, der sich aus dem Grunde irgend einem Gegenstande nähmet, ward uns reichlich durch Fernows bewegte Gegenwart. Auch in diesem Jahre brachte er uns durch seine Abhandlung über die Italiänischen Dialekte manches Leben jener merkwürdigen Landes.

Auch die Geschichte der neuern deutschen Literatur gewann gar manches Licht, durch Johannes Müller in seiner Selbstbiographie, die wir mit einer Recension begrüßten; ferner durch den Druck der Gleimischen Briefe, die wir dem eingangs ihren Karte. Huberts Lebensgange, die wir seiner treuen und in so vieler Hinsicht höchst schätzenswerthen Gattin verdanken.

Von älteren geschichtlichen Studien findet sich nichts bemerkt, als daß ich des Lampridius Kaisergeschichte gelesen, und ich erinnere mich noch gar wohl des Genusses, daß bei Betrachtung jenes Unregiments mich hielt.

An dem lehrern Sittlichreligiosen Theil zu nehmen, riefen mich die Studien von Daub und Creuzer auf, nicht weniger der Hallischen Missionsberichte und siebzigstes Stück, das ich wie die vorigen der Gewogtheit des Herrn Doktor Knapp verdanke, welcher von meiner aufrichtigen Theilnahme an der Verbreitung des sittlichen Gefühls durch religiöse Mittel überzeugt, mir schon seit Jahren die Nachrichten von den gelegenten Fortschritten einer immer lebendigen Anstalt nicht vorenthielt.

Von anderer Seite ward ich zu der Kenntniß des gegenwärtig Politischen geführt durch die Gegengeschichte von Gentz, so wie mir von Aufklärung einzelner Zeitereignisse noch wohl erinnerlich ist, daß ein daraus wohnender Engländer von Bedeutung, Herr Osborn, die Strategie der Schlacht von Trafalgar, ihrem großen Sinn und kühner Ausführung nach, umständlich graphisch erklärte.

Seit 1801, wo ich nach überstandener großer Krankheit Pyrmont besucht hatte, war ich eigentlich meiner Gesundheit wegen in kein Bad gekommen; in Rauchhitze hatte ich dem Theater zu Liebe manche Zeit zugebracht, und in Weimar der Kunstausstellung halber. Allein es mißlieben sich dagegen gar manche Gebrechen, die eine dauernde Zudelung eine Zeitlang hingehen ließ; endlich aber von Freunden und Aerzten bestimmt, entschloß ich mich Carlsbad zu besuchen, um so mehr, als ein theilnehmender und lebender Freund, Major von Hendrich, die ganze Reiselustige zu übernehmen geneigt war. Ich fuhr also mit ihm und Meyer Ende May ab. Unterwegs bestanden wir erst das Abenteuer, den Hussiten vor Naumburg beizureiten, und in eine Belagerung der anderer Art geriethen wir in Eger, als wir bemerkten daß uns die Pässe fehlten, die, vor lauter Geschäftigkeit und Anstalt vergessen, durch eine wunderliche Complication von Umständen auch an der Grenze nicht waren abgefordert worden. Die Polizeibeamten in Eger fanden eine Form diesem Mangel abzuhelfen, wie denn bei gleichen Fälle die schönste Gelegenheit darbieten, wo eine Behörde ihre Competenz und Gewandtheit bethätigen kann; sie gaben und einen Gewitzschein nach Carlsbad gegen Versprechen die Pässe nachzuliefern.

An diesem Curorte, wo man sich um so genauer alles Satzes entschlagen sollte, kam man dagegen recht in die Mitte von Angst und Bedürfnißnoth.

Fürst Reuß XIII, der mit immer ein gnädiger Herr gewesen, befand sich daselbst, und war geneigt mir mit diplomatischer Gewandtheit das Anbeil zu entfalten das unsern Zustand betreffe. Gleiches Zutrauen hegte General Richter zu mir, der mich ins Vertrauen gar manchen Blick thun ließ. Er hatte die besten Schriftale von Ulm mit erlebt, und mir ward ein Tagebuch vom dritten Oktober 1805 bis zum sechzehnten, als dem Tage der Uebergabe gedachter Festung, mitgetheilt. So kam der Juliust heran, eine bedeutende Nachricht verbängnißvolle die andere.

Zu Förderniß geologischer Studien hatte, in den Jahren da ich Carlsbad nicht besucht, Joseph Mäs

ler treulich vorgearbeitet. Dieser wackere Mann, von Turnau gebürtig, als Steinschneider erzogen, hatte sich in der Welt mancherlei versucht, und war zuletzt in Carlsbad einheimisch geworden. Dort beschäftigte er sich mit seiner Kunst, und gerieth auf den Gedanken die Carlsbader Sprudelsteine in Tafeln zu schneiden und reinlich zu poliren, wodurch denn diese ausgezeichneten Steine nach und nach der naturliebenden Welt bekannt wurden. Von diesen Productionen der heissen Quellen wendete er sich zu andern auffallenden Gebirgserzeugnissen, sammelte die Zwillingskrystalle des Feldspathes, welche die dortige Umgegend vereinzelt finden läßt.

Schon vor Jahren hatte er an unsern Spaziergängen Theil genommen, als ich mit Baron von Racknitz und andern Naturfreunden bedeutenden Gebirgsarten nachging, und in der Folge hatte er Zeit und Mühe nicht gespart, um eine mannigfaltige charakteristische Sammlung aufzustellen, sie zu numeriren und nach seiner Art zu beschreiben. Da er nun dem Gebirg gefolgt war, so hatte sich ziemlich, was zusammengehörte, auch zusammengefunden, und es bedurfte nur weniges, um sie wissenschaftlichen Zwecken näher zu führen, welches er sich denn auch, obgleich ihr und da mit einigem Widerstreben, gefallen ließ.

Was von seinen Untersuchungen mir den größten Gewinn versprach, war die Aufmerksamkeit, die er dem Uebergangsgestein geschenkt hatte, das sich dem Granit des Hirschsprungs vorlegt, einen mit Hornstein durchzogenen Granit darstellt, Schwefelkies und auch endlich Kalkspath enthält. Die heissen Quellen entspringen unmittelbar daraus, und man war nicht abgeneigt in dieser auffallenden geologischen Differenz, durch den Zutritt des Wassers, Erdigung und Auflösung und so das geheimnißvolle Räthsel der wunderbaren Wasser aufgehellt zu sehen.

Er zeigte mir sorgfältig die Spuren abgebrochener Gesteine, welches nicht leicht zu finden ist, weil die Gebäude des Schlossbergs darauf lasten. Wir zogen sodann zusammen durch die Gegend, besuchten die auf den Granit aufsitzenden Basalte über dem Hammer, nahe dabei einen Acker, wo die Zwillingskrystalle sich ausgepflügt finden. Wir fuhren nach Engelhaus, bemerkten im Orte selbst den Schriftgranit und anderes vom Granit nur wenig abweichendes Gestein. Der Klingsteinfelsen ward besiegen und bekloppt, und von der weiten, obgleich nicht erheiternden Aussicht, der Charakter gewonnen.

Zu allem diesem kam der günstige Umstand hinzu, daß Herr Legationsrath von Struve, in diesem Fache so unterrichtet als mittheilend und gefällig, seine schönen mitgeführten Stufen belehrend sehen ließ, auch an unsern geologischen Betrachtungen vielen Theil nahm und selbst einen ideellen Durchschnitt des Essener und Hebendorfer Gebirges zeichnete, wodurch der Zusammenhang der Erdrinde mit den unter und neben liegenden Gebirg deutlich dargestellt und vermittelst verliegender Muster, sowohl des Grundgesteins als seiner Veränderung durch das Feuer, belegt werden konnte.

Spaziergänge, zu diesem Zwecke angestellt, waren zugleich belehrend, erheiternd und von den Angelegenheiten des Tags ablenkend.

Späterhin traten Bergrath Werner und August von Herder, jener auf längere, dieser auf kürzere Zeit, an uns heran. Wenn nun auch, wie bei wissenschaftlichen Unterhaltungen immer geschieht, abweichende, ja contrastirende Vorstellungsarten an den Tag kommen, so ist doch, wenn man das Gespräch auf die Erfahrung hinzuwenden weiß, gar vieles zu lernen. Wenn es Ableitung des Sprudels von fortbrennenden Steinkohlen-Flötzen wer mir zu bekannt, als daß ich hätte wagen sollen ihm meine neuesten Ueberzeugungen mitzutheilen; auch gab er der Ueberzeugung Bürgerrecht vom Stickstoffgas, die ich so wichtig fand, nur einen untergeordneten Werth. August von Herder theilte mir einige schöne Erfahrungen von dem Gehalt der Gebirgsgänge mit, der verschieden ist, indem sie nach verschiedenen Himmelsgegenden streichen. Es ist immer schön, wenn man das Umgreifliche als wirklich vor sich sieht.

Ueber eine pädagogisch-militärische Anstalt bei der Französischen Armee gab uns ein trefflicher aus Baiern kommender Gefährte genaue Nachricht. Es wurde nämlich von Offizieren und Unteroffizieren am Sonntage eine Art von Katechisation gehalten, worin der Soldat über seine Pflichten sowohl als auch über ein gewisses Erkennen, so weit es ihn in seinem Kreis fordert, belehrt werde. Man sah wohl, daß die Absicht war, durchaus Kluge und gewandte, sich selbst vertrauende Menschen zu bilden; dies aber setzte freilich voraus, daß der sie anführende große Geist dessen ungeachtet über jeden und alle bevorragend blieb und von Kassenleuren nichts zu fürchten hatte.

Angst und Gefahr jedoch vermehrte der brave tüchtige Wille ächter Deutscher Patrioten, welche in der ganz ernstlichen und nicht einmal verhohlenen Absicht einen Volksaufstand zu organisiren und zu bewirken, über die Mittel dazu sich leidenschaftlich besprachen, so daß während wir von fernen Gewittern und bedroht sahen, auch in der nächsten Nähe sich Nebel und Dunst zu bilden anfing.

Indessen war der Deutsche Rheinbund geschlossen und seine Folgen leicht zu übersehen; auch fanden wir bei unserer Rückreise durch Hof in den Zeitungen die Nachricht: das Deutsche Reich sey aufgelöst.

Zwischen die so bedeutungsvollen Gespräche jedoch traten manche ableitende. Landgraf Carl von Hessen, dessen Studien von jeher zugethan, unterhielt sich gern über die Urgeschichte der Menschheit und war nicht abgeneigt höhere Ansichten anzuerkennen, ob man gleich mit ihm einstimmig auf einen folgerechten Weg nicht gelangen konnte.

Carlsbad gab damals das Gefühl, als wäre man im Lande Gosen; Oesterreich war zu einem scheinbaren Frieden mit Frankreich genöthigt und in Böhmen wurde man wenigstens nicht, wie in Thüringen durch Meusche und Widermärsche jeden Augenblick aufgeregt. Allein kaum war man zu Hause, als man das bedrohende Gewitter wieder sich heranziehen sah, die entscheidende Kriegserklärung durch Heranmarsch unübersehlicher Truppen.

Eine leidenschaftliche Meinung der Gemüther öffnete sich nach ihren verschiedenen Verhältnissen und, wie sich in solcher Stimmung jederzeit Mißreden ergeben, so verbreitete sich auch ein Gerücht von dem Tode des Grafen Haugwitz, eines alten Jugendfreundes, früher als thätiger und gefälliger Minister anerkannt, jetzt der ganzen Welt verhaßt, da er den Umwillen der Deutschen durch abgedrungene Hinneigung zu dem Französischen Uebergewicht auf sich geladen.

Die Preußen fahren fort Erfurt zu befestigen; auch unser Fürst, als Preußischer General, bereitet sich zum Abzuge. Welche fortgesetzte Verhandlungen ich mit meinem treuen und ewig unvergeßlichen Geschäftsfreunde dem Staatsminister von Voigt damals gewechselt, möchte schwer auszusprechen seyn; eben so wenig die prägnante Unterhaltung mit meinem Fürsten im Hauptquartier Niedroßla.

Die Herzogin Mutter berufene Tieffurt, Capellmeister Hummel war gegenwärtig, und man musterte mit schwerem Herzen; es ist aber in solchen bedenklichen Momenten das Sorkommlich, das Verzüglichen und Aergerliche, so gut wie Essen, Trinken, Schlafen, in düsterer Folge hintereinander fortgehen.

Die Carlsbader Gebirgsluft war in Jena angelangt, ich begab mich am sechs und zwanzigsten September zu meinesgleichen und unter Beistand des Directors Lenz vorläufig zu katalogisiren; auch ward ein solches Verzeichniß für das Jenaische Literatur-Intelligenzblatt fertig geschrieben und in die Druckerei gegeben.

Indessen war ich in den Schloßhof des Schlosses gezogen, um dem Fürsten Hohenlohe Platz zu machen, der, mit seiner Treppenbekleidung wiederwillig herumstehend, lieber auf der Straße nach Hof dem Feind entgegen zu gehen gewünscht hätte. Dieser trüben Ansichten ungeachtet, ward noch alter akademischer Weise mit Hegel manches philosophische Capitel durchgesprochen. Schelling gab eine Erklärung heraus von Ihs beantwortet. Ich war bei Fürst Hohenlohe zu Tisch, sah manche bedeutende Männer wieder, machte neue Bekanntschaften; niemanden wahr wohl, alle fühlten sich in Verzweiflung, die keiner umfassen konnte, wo nicht durch Worte doch durch Betragen zu verrathen.

Mit Obrist von Massenbach, dem Hißkopfe, hatte ich eine wunderliche Scene. Auch bei ihm kam die Neigung zu schriftstellern der politischen Klugheit und militärischen Thätigkeit in den Weg. Er hatte ein seltsames Opus verfaßt, nichts Geringeres als ein memorialisches Manifest gegen Napoleon. Jedermann schaute, fürchtete die Uebergewalt der Franzosen, und so geschah es denn bei der Drucker. Bestürzt von einigen Rathgebern mich zogen, und sie sämmtlich mich dringend baten, den Druck des vorliegenden Manuscripts abzuwenden, welches beim Einrücken des Französischen Heeres der Stadt nothwendig Verderben bringen müsse. Ich ließ mir es überhaben und fand eine Folge von Perioden, deren erste mit den Worten anfing: »Napoleon, ich liebte dich!« Darauf schien mir alle Hoffnungen und Erwartungen aussprechen, die man anfangs von der Größe des Napoleonischen Charakters hegte, indem man dem außerordentlichen Manne sittlich-menschliche Zweck unterlegen zu müssen wähnte, und zuletzt wenn alles das Böse was man in der neuern Zeit von ihm erdulden müssen, in geschärften Ausdrücken vorgetragen. Mit wenigen Veränderungen hätte man es in den Vertrag eines betrogenen Liebhabers über seine untreue Geliebte übersetzen können, und so erschien dieser Aufsatz eben so lächerlich als gefährlich.

Durch das Eintreiben der wackern Jenenser, mit denen ich so viele Jahre der in gutem Verhältniß gestanden, überschritt ich das mir selbst gegebene Gesetz, mich nicht in öffentliche Händel zu mischen; ich nahm das Heft und fand den Autor in den mittäglichen antiken Zimmern der Wildenbruchischen Apotheke. Nach erneuerter Bekanntschaft rückte ich mit meiner Prätestation hervor, und hatte, wie zu erwarten, mit einem bedürftigen Autor zu thun. Ich aber blieb ein eben so bedürftiger Bürger, und sprach die Argumente, die freilich Gewicht genug hatten, mit derjenigen Heftigkeit aus, so daß er endlich nachgab. Ich erinnere mich noch daß ein langer strenger Preuße, dem Anschein nach ein Adjutant, in unbewußter Stellung und unveränderten Gesichtszügen dabei stand und sich wohl über die Kühnheit eines Bürgers innerlich verwundern mochte. Genug ich schrieb von dem Obristen im besten Vernehmen, verzichtet in meinen Dank alle persiflirerischen Gründe, die eigentlich an sich hätten scheinen können, nun aber eine milde Beurtheilung hervorbrachten.

Nach löslichen Manieren wartete ich auf, es war am Einzuge des dritten Oktober. Den Prinzen Louis Ferdinand traf ich nach seiner Art tüchtig und freundlich, Generallieutenant von Grawert, Obrist von Massow, Hauptmann Blumenstein. Letzterer kannte mich von Berlin her, ich ihn von Weimar, wo er sich in Liebhabertheatern hervorgethan. Alle waren freundlich und zutraulich. Zu Mittag mit allen bei Fürst Hohenlohe zur Tafel.

Verdrießlich schienen mir bei dem großen Zutrauen auf Preußische Macht und Kriegsmuth, Warnungen die hie und da an meinen Ohren vorübergingen: man solle doch die besten Sachen, die wichtigsten Papiere zu verbergen suchen; ich aber, unter solchen Umständen aller Hoffnung quitt, rief, als man eben die ersten Kanonen spürte: Nun, wenn der Himmel einfällt, so werden ihrer viel gefangen werden.

Den Sachsen fand ich in Weimar alles in heller Unruhe und Bestürzung. Die ersten Grenadiere waren gefaßt und entschieden, man fuhr fort zu überlegen, zu beschließen: Wer bleiben, wer sich entfernen sollte? das war die Frage.

1807.

Zu Ende des vorigen Jahres war das Theater schon wieder eröffnet, Balcon und Logen, Parterre und Gallerie beschränken sich gar bald wieder, als Waltzeichen und Gleichniß, daß in Stadt und Staat alles die alte Richtung angenommen. Freilich hatten wir von Glück zu sagen, daß der Kaiser seine Hauptmaxime getreu blieb, mit allem was den Sächsischen Namen führte in Frieden und gutem Willen zu leben, ohne sich durch irgend einen Nebenumstand irre machen zu lassen. General Dengel, der in Jena vor so viel Jahren Theologie studirt hatte, und wegen seiner Localkenntniß zu jener großen Expedition berufen ward, zeigte sich als Commandant zu freundlicher Behandlung gar geneigt. Der jüngere Meyer, bei uns erzogen, mit Freundschaft an manch Haus anknüpft, war als Commissarius Ordonnanzen angestellt und ein gelindes Verfahren beschwichtigte nach und nach die bemeuterigten Gemüther. Jeder hatte von den schlimmen Tagen her etwas zu erzählen und gefiel sich in Erinnerung überstandenen Unheils, auch ertrug man gar manche Last willig, als die aus dem Siegesgeist einbrechenden Schreckniße nicht mehr zu fürchten waren.

Ich und meine Nächsten suchten also dem Theater seine alte Gunstlage wieder zu geben, und es gelangte, zwar verbreitet aber doch zufällig, zu einem neuen Glanz, durch eine freundliche den innigsten Frieden darstellende Kunsterscheinung. Tasso ward aufgeführt, allerdings nicht erst unter solchen Stürmen, vollmehr längst im Stillen eingelernt: denn wie bei uns mitunter junge Schauspieler sich in manchen Rollen üben, die sie nicht alsobald übernehmen sollen, so verfuhren auch die Actieren, indem sie manchmal ein Stück einzulernen unternahmen, das zur Aufführung nicht eben gleich geeignet schien. Ueberhaupt hatten sie auch Tasso seit geraumer Zeit unter sich verabredet, vertheilt und einstudirt, auch wohl in meiner Gegenwart gelesen, ohne daß ich jedoch, aus verzeihlichem Unglauben und daran gekräftigtem Eigensinn, die Vorstellung hätte ansagen und entschieden wollen. Nun, da manches zu stocken schien, da sich zu andern Rollen weder Gelegenheit noch Muth fand, nothwendig zu feiernde Festtage sich drängten, da regte sich die freundliche Zudringlichkeit meiner lieben Zöglinge, so daß ich zuletzt bedenklich bald unwillig zugestand, was ich eifrig hätte wünschen, befördern und mit Dank anerkennen sollen. Der Beifall den das Stück genoß war vollkommen der Reife gleich, die es durch ein liebevolles anhaltendes Studium gewonnen hatte, und ich ließ mich gern beschämen, indem sie bezeigte als möglich zeigten, was ich hartnäckig als unmöglich abgewiesen hatte.

Mit behaglicher breiter Derbheit ward auch die nächsten Monate das Theater behandelt, und junge Schauspieler in allem was ihnen nöthig war, besonders in einer gewissen natürlichen Gesetztheit, und eigener persönlichen Ausbildung, die alle Manier ausschließt, geleitet und unterrichtet. Eine bedeutende Bedeutung für die Zukunft gab sodann der standhafte Prinz, der, wie er einmal zur Sprache gekommen, in Stellen unaufhaltsam fortwirkte. Auf ein anderes, freilich in anderem Sinne, problematisches Theaterstück hatte man gleichfalls ein Auge geworfen, es war der zerbrochene Krug, der gar mancherlei Bedenken erregte, und eine höchst ungünstige Aufnahme zu erfahren hatte. Aber eigentlich erhielt sich das Weimarische Theater erst durch einen längeren Aufenthalt in Halle und Landsberg, wo man, vor einem gleichfalls gebildeten, zu höhern Forderungen berechtigten Publikum, das Beste was man liefern konnte zu leisten genöthigt war. Das Repertorium dieser Sommervorstellungen ist deutlich das bedeutendste was die Weimarische Bühne, wie nicht leicht eine andere, in so kurzer Zeit gebracht aufzuweisen hat.

Gar bald nach Auffahrung des Tasso, einer so reinen Darstellung zarter, geist- und liebevoller Hof- und Weltsitten, verlieh Herzogin Amalie den für sie im tiefsten Grund erschütterten, ja zerstörten Vaterlandsboden, allen zur Trauer, mir zum besonderen Kummer. Ein täglicher Aufsatz, mehr in Geschäftsform als in höherem innern Sinne abgefaßt, sollte nur Gedenknis bleiben, wie viel mehr ihrem Andenken ich zu widmen verpflichtet sey. Indessen wird man jene Skizze zunächst mitgetheilt finden.

Um mich aber von allen diesen Bedrängnissen loszureißen und meine Geister ins Freie zu wenden, kehrte ich an die Betrachtung organischer Naturen zurück. Schon waren mehrmals Anklänge bis zu mir gedrungen, daß die frühere Denkweise die mich glücklich gemacht auch in verwandten Gemüthern sich entwickle; daher faßte ich mich bewogen die Metamorphose der Pflanzen wieder abdrucken zu lassen, manchen alten Heft und Papierbündel durchzusehen, um etwas den Naturfreunden Angenehmes und Nützliches daraus zu schöpfen. Ich glaubte des Gelingens dergestalt sicher zu seyn, daß bereits im Meßkatalog Ostern dieses Jahres eine Ankündigung unter dem Titel: Goethe's Ideen über organische Bildung dieserwegen auftrat, als könnte zunächst ein solches Heft aufgegeben werden. Die Studien werden dadurch ernstlicher vorgenommen als je; besonders suchte man der Casp. Fr. Wolfs Theorie der Generation sich immer mehr zu durchdringen. Die ältern osteologischen Ansichten, verzüglich die im Jahre 1791 in Venedig von mir gemachte Entdeckung, daß der Schädel aus Rückenwirbeln gebildet sey, wird näher beleuchtet, und mit zwei theilnehmenden Freunden, welche beide mit mir Erstaunen die Nachricht brachten, daß so eben diese Bedeutung der Schädelknochen durch ein akademisches Programm ins Publikum gesprungen sey, wie sie, da sie noch leben, Zeugniß geben können. Ich erfuchte sie sich stille zu halten, denn daß ja eben gedachtem Programm die Sache nicht geistreich durchdrungen, nicht aus der Quelle geschöpft war, sei dem Wissenden nur allzusehr in die Augen. Es geschahen mancherlei Versuche mich toben zu machen, allein ich wußte zu schweigen.

Nachstehem wurden die versammelten Freunde der organischen Metamorphosen-Lehre durch einen Zufall begünstigt: es zeigt sich nämlich der monoculus apus manchmal, obgleich selten, in stehenden Wassern der Jenaischen Gegend, dergleichen ward mir diesmal gebracht, und nirgends ist wohl die Verwandlung eines Gliedes, das immer dasselbige bleibt, in eine andere Gestalt deutlicher vor Augen zu sehen als bei diesem Geschöpfe.

Da nun ferner seit so viel Jahren Berg um Berg bestiegen, Fels um Fels bekletert und beklopft, auch nicht versäumt worden Skizzen und Schädete zu bekommen, so hatte ich auch die Naturerscheinungen dieser Art selbst gezeichnet und ihre Weise und Wesen mir einzudrücken, theils zeichnen lassen, um richtigere Abbildungen zu gewinnen und festzuhalten. Bei allem diesem schwebte mir immer ein Modell im Sinn, wodurch das anschaulicher zu machen wäre, wovon man sich in der Natur überzeugt hatte. Es sollte auf der Oberfläche eine Landschaft vorstellen, die aus dem flachen Lande die in das höchste Gebirg sich erhob. Hatte man die Durchschnittsscheibe aus einander gerückt, so zeigte sich an den innern Profilen das Fallen, Streichen und was sonst merkwürdig werden möchte. Diesen ersten Versuch bewahrte ich lange, und bemühte mich ihm von Zeit zu Zeit mehr Reinlichkeit zu geben. Freilich aber stieß ich dabei auf Probleme die so gleich nicht zu lösen waren. Höchst erwünscht begegnete mir daher ein Antrag des wackern Naturforschers Hoffberle, den Tagelöhnern als Versuch bei mir eingeführt hatte. Ich legte ihm meine Arbeit vor mit dem Wunsch, daß er sie weiter bringen möge; allein bei einiger Berathung darüber ward ich nur allzubald gewahr, daß wir in der Behandlungsart nicht übereinstimmen dürften. Ich überließ ihm jedoch die Anlage, auf seine weitere Bearbeitung hoffend, habe sie aber, der wegen meteorologischer Mißlichkeiten sich von Weimar verdrießlich entfernte, nimmer wiedergesehen.

Hochgeehrt fand ich mich auch in der ersten Hälfte des Jahrs, durch ein, von Herrn Alexander von Humboldt, in bildlicher Darstellung mir, auf so bedeutende Weise, zugedachtes gehaltvolles Werk: Ideen zu einer Geographie der Pflanzen, nebst einem Naturgemälde der Tropenländer.

Aus frühster und immer erneuter Freundschaft für den edlen Verfasser und durch diesen mußten, mir so schmeichelhaften Anklang aufgeregt, eilte ich das Werk zu studiren; allein die Prachtschrift dazu sollte, wie gemeldet werd, erst nachkommen. Ungeduldig meine völlige Erkenntniß eines solchen Werkes aufgehalten zu sehen, unternahm ich gleich, nach seinen Angaben, einen geschlossenen Raum, mit Höhenmessen an der Seite, in ein landschaftliches Bild zu verwandeln. Nachdem ich, der Vorschrift gemäß, die tropische rechte Seite mir ausgebildet, und sie als die Licht- und Sonnenseite dargestellt hatte, so setzt' ich zur linken an die Stelle der Schattenseite die Europäischen Höhen, und so entstand eine symbolische Landschaft, nicht unangenehm dem Anblick. Diese zufällige Arbeit widmete ich inschriftlich dem Freunde, dem ich sie schuldig geworden war.

Das Industrie-Comptoir gab eine Abbildung mit einigem Text heraus, welche auch auswärts so viel Gunst erwarb, daß ein Nachstich davon in Paris erschien.

Zu der Farbenlehre wurden, mit Genauigkeit und Mühe, die längst vorbereiteten Tafeln nach und nach ins Reine gebracht und geschlossen, indessen der Abdruck des Textes immer weiters rückte und zu Ende des Januars vollendet ward. Nun konnte man sich mit mehr Freiheit an die Prismik wenden. Da Newton durch Freiheit an die Prismik wenden. Da Newton durch Verknüpfung mehrerer Werkzeuge und Vorrichtungen einen experimentalen Unfug getrieben hatte, so wurden besonders die Prismen, wenn Prismen und Linsen aufeinander wirken, entwickelt und überhaupt die Newtonischen Experimente eins nach dem andern genauer untersucht. Somit konnte denn der Anfang des polemischen Theils zum Druck gegeben werden, das Ge-

schichtliche behielt man zugleich immer im Auge. Nugent über die Farben aus dem Journal de Trévoux war höchst willkommen. Auch wandte man sich zurück in die mittlere Zeit; Roger Bacon kam wieder zur Sprache und zur Bearbeitung schrieb man das Schema des funfzehnten Jahrhunderts.

Freund Meyer studirte das Colorit der Alten und fing an einen Aufsatz darüber auszuarbeiten; die Verdienste dieser nie genug zu schätzenden klassischen Altvordern wurden in ihrer reinen Natürlichkeit endlich geachtet. Eine Einleitung zur Farbenlehre, dazu ein Vermerk, war geschrieben, auch verfaßte ein thätiger Freund eine Uebersetzung ins Französische, wovon mich die bis jetzt erhaltenen Blätter noch immer an die schönsten Stunden erinnern. Indessen mußte die Polemik immer fertig sein und die gedruckten Bogen bei der Theile berichtigt werden. Am Ende des Jahres waren dreißig Aushängebogen des ersten, und fünfe des zweiten Theils in meinen Händen.

Wie es nun geht, wenn man sich mit Gegenständen lange beschäftigt und sie uns so bekannt und eigen werden, daß sie uns bei jeder Gelegenheit vorschweben, so gebraucht man sie auch gleichgültigerweise im Scherz und Ernst; wie ich denn ein paar glückliche Einfälle bisherer Freunde in unsern literarischen Mittheilungen aufführen werde.

Das Manuscript zu meinen Schriften wird nach und nach abgesendet, die erste Lieferung kommt gedruckt an.

Ich vernehme Hacketts Tod, man übersendet mir nach seiner Anordnung biographische Aufsätze und Skizzen, ich schreibe sein Leben im Auszuge, zu rot fürs Morgenblatt.

Der vorjährige Aufenthalt in Carlsbad hatte mein Wesentun dergestalt verdrossen, daß ich wohl das Glück, dem großen bevölkerschen Kriegsheerde nicht unterliegen zu sein, ungegrweifelt jener sorgfältig gebrauchten Cur zuschreiben durfte. Ich entschloß mich daher zu einer abermaligen Reise und zwar einer baldigen, und sehen in der zweiten Hälfte des Mai's war ich dasselbst angelangt. In kleineren Geschichten, ersonnen, angefangen, fortgesetzt, ausgeführt, war diese Jahreszeit reich; sie sollten alle durch einen romantischen Faden unter dem Titel: Wilhelm Meisters Wanderjahre zusammengeschlungen, ein wunderlich anziehendes Ganze bilden. Zu diesem Zweck haben sich bewährt, Schluß der neuen Melusine, der Mann von funfzig Jahren, die pilgernde Thörin.

Glücklich war ich nicht weniger mit Joseph Müllers Carlsbader Sammlung. Die Verbreitungen des verflossenen Jahres waren sorgfältig und hinreichend; ich hatte Beispiele der darin aufzuführenden Gebirgsarten zur Gnüge mitgenommen und dieselben, meine Zwecke hartnäckig verfolgend, in den Jenaischen Museen nicht vorgelegt, mit Bergrath Voigt ihre Charakteristik und dem Vorkommen gemäße Anordnung besprochen.

Also ausgerüstet gelangt ich diesmal nach Carlsbad in die Hände des Müller'schen Steinverraths. Mit wenger Abweichung von der vorjährigen Ordnung, in welcher ich eine Musterstammlung noch beisammen fand, wurde, mit gutem Willen und Ueberzeugung des alten Steinfreundes, die entschiedene neue Ordnung beliebt, sogleich ein Aufsatz gefertigt und mitgetheilt mit Steigerung durchgegangen.

Ehe der kleine Aufsatz nun abgedruckt werden konnte, mußte die Billigung der ehrsamen Prager Behörde eingeholt werden, und so hab ich das Vergnügen auf einem meiner Manuscripte das Vidi der Prager Censur zu erblicken. Diese wenigen Bogen sollten mir und andern in der Folge zum Leitfaden dienen und zu mehr specieller Untersuchung Anlaß geben.

Zugleich war die Absicht gewisse geologische Ueberzeugungen in die Wissenschaft einzuschwärzen.

Für den guten Joseph Müller aber war die erfreuliche Folge daß die Aufmerksamkeit auf seine Sammlung gerichtet und mehrere Bestellungen darauf gegeben wurden. Doch so eingenommen war ihm die, freilich wegen der Concurrenz so nöthige Geheimnißlust, daß er mir den Fundort von einigen Nummern niemals entdecken wollte, vielmehr die seltsamsten Ausflüchte ersann um seine Freunde und Gönner irre zu führen.

In reifern Jahren, wo man nicht mehr so heftig wie sonst durch Zerstreuungen in die Welt getrieben, durch Leidenschaften in die Enge gezogen wird, hat eine Badezeit große Vortheile, indem die Mannigfaltigkeit so vieler bedeutender Personen von allen Seiten sich nebeleitung zuführt. So war dieses Jahr in Carlsbad nur höchst günstig, indem nicht nur die reichste und angenehmste Unterhaltung mir ward, sondern sich auch ein Verhältniß anknüpfte, welches sich in der Folge sehr fruchtbar ausbildete. Ich traf mit dem Residenten von Reinhard zusammen, der mit Gattin und Kindern diesen Aufenthalt wählte, um von harten Schicksalen sich zu erholen und auszuruhen. In früheren Jahren mit in die französische Revolution verflochten, hatte er sich einer Folge von Generationen angehänget, war durch ministerielle und diplomatische Dienste hoch empor gekommen. Napoleon, der ihn nicht lieben konnte, wußte ihn doch zu gebrauchen, sendete ihn aber zuletzt an einen unerfreulichen und gefährlichen Posten, nach Jassi, wo er seiner Pflicht treulich vorstehend eine Zeit lang verweilte, sodann aber von den Russen aufgehoben, durch manche Länderstrecken mit den Seinigen geführt, endlich auf diesseitigem Verstellungen wieder losgegeben wurde. Hieven hatte seine höchst gebildete Gattin, eine Hamburgerin, Meimarus Tochter, eine treffliche Beobachtung aufgefaßt, wodurch man die verwickelten, ängstlichen Zustände genauer einsah und zu wahrer Theilnahme eingeneigt wurde.

Schon der Moment, in welchem sich ein neuer würdiger Landsmann von Schiller und Gewier darstellte, war bedeutend genug um alsobald eine nähere Verbindung zu bewirken. Beide Gatten, wahrhaft aufrichtig und deutsch gesinnt, nach alten Sitten gebildet, Sohn und Tochter anmuthig und lebensfrisch, hatten mich bald in ihren Kreis gezogen. Der treffliche Mann schloß sich um so mehr an mich, als er, Repräsentant einer Nation die im Augenblick so vielen Menschen wehe that, von der übrigen geselligen Welt nicht wohlwollend angesehen werden konnte.

Ein Mann vom Geschäftsfache, gewohnt sich die fremdesten Angelegenheiten vortragen zu lassen, um solche alsbald zurecht gelegt in klarer Ordnung zu erkennen, hört einem jeden sein Wort, und so gönnte mir auch dieser neue Freund anhaltende Aufmerksamkeit, als ich ihm meine Farbenlehre vorzutragen nicht unterlassen konnte. Er ward sehr bald damit vertraut, ob rathen die Uebersetzung einiger Stellen, so wie machten den Versuch einer sonderbaren wechselseitigen Mittheilung, indem ich ihm Geschichte und Schicksale der Farbenlehre, von den ältesten Zeiten bis auf die unsern, und auch meine Bemühungen, eines Morgens aus dem Stegreif vortrug, und er dagegen seine Lebens-Geschichte am andern Tage gleichfalls summarisch erzählte. So wurden wir denn, ich mit dem was ihm begegnet, er mit dem was mich auf das lebhafteste beschäftigte, gegenseitig bekannt, und ein inniges Eingreifen in die wechselseitigen Interessen erleichtert.

Zunächst hab ich nun der Fürstin Solms, einer geborenen Prinzessin von Mecklenburg zu gedenken, die mir immer, wie ich ihr auch begegnete, ein gnädiges Wohl-

wollen erwies. Sie vermochte mich jederzeit ihr etwas vorzulesen, und ich wählte stets das Neuste was mir aus Sinn und Herz hervorgewachsen war, wodurch denn die Dichtung jedesmal als der Ausdruck eines warmen Gefühls auch wohl erschien und, weil sie aus dem Innern hervortrat, wieder aufs Innerste ihre Wirkung ausübte. Eine freundlich sinnige Seelenart, Fräulein Lesseeg, war es, welche mit gutem Bedacht diesen vertraulichen Mittheilungen beiwohnte.

Sodann sollte mir der Name Reinhard noch einmal theuer werden. Der Königl. Sächsische Oberhofprediger suchte seine schon sehr zerrüttete Gesundheit an der heißen Quelle wieder herzustellen. So leid es that, diesen Wackern in bedenklichen Krankheitsumständen zu sehen, so erfreulich war die Unterhaltung mit ihm. Seine schöne sittliche Natur, sein ausgebreiteter Geist, sein tadelloses Wollen, so wie seine praktische Einsicht mag zu wünschen und zu erstreben sey, traten überall in ehrwürdiger Liebenswürdigkeit hervor. Ob er gleich mit meiner Art mich über das Vorhandene zu äußern sich nicht ganz befreunden konnte, so durfte es doch die Freude in einigen Hauptpunkten gegen die herrschende Meinung mit ihm vollkommen übrein zu stimmen, woraus er einsehen mochte, daß mein schwankender übersinnlicher Individualismus, im tiefsten Ernste mit ihm praktisch zusammentreffe, doch nur eine Maske seyn dürfte, hinter der ich mich sonst gegen Pedanterie und Dünkel zu schützen suchte. Auch gewann ich in einem hohen Grade sein Vertrauen, wodurch mir manches Treffliche zu Theil ward. Und so waren es sittliche, das unvergängliche berührende Gespräche welche das Gewöhnliche der aufeinander folgenden Kriegsnachrichten ablohnten oder milderten.

Die erneuerte Bekanntschaft mit dem verdienten Kreishauptmann von Schlitter gewährte gleichfalls, ungeachtet der vielfachen Arbeiten dieses überhäuften Geschäftsmannes, gar manche angenehme Stunde. Auch überraschte mich durch seine Gegenwart Hauptmann Blumenstein, den ich vor einem Jahre in Jena, am furchtbaren Verderben unserer Unglückstage, theilnehmend und aufrichtig gefunden. Heller Einsicht, Heiterkeit und glücklicher Einfalle war er der beste Gesellschafter, und wir trieben manchen Schwank zusammen; doch konnte er, als leidenschaftlicher Freund mir nicht verzeihen, daß ich mit einem Französischen Diplomaten so vertraulich umgehe. Aber auch dieses ward durch ein paar lustige Einfalle bald zwischen uns in Freundschaft abgethan.

Nun aber schloß sich mir ein neuer Kreis auf: Fürstin Bagration, schön, jugend, angiehend, versammelte um sich eine bedeutende Gesellschaft. Hier ward ich dem Fürsten Ligne vorgestellt, dessen Name mir schon so viele Jahre bekannt, dessen Persönlichkeit mir durch Verhältnisse zu meinen Freunden höchst merkwürdig geworden. Seine Gegenwart bestätigte seinen Ruf, er zeigte sich immer heiter, geistreich, allen Vorfällen gewachsen und als Welt- und Lebemann überall willkommen und zu Hause. Der Herzog von Coburg zeichnete sich aus durch schöne Gestalt und anmuthig würdiges Betragen. Der Herzog von Weimar, den ich in Bezug auf mich zuerst hätte nennen sollen, weil ich ihm die ehrenvolle Aufnahme in diesen Kreis zu verdanken hatte, belebte denselben durch seine Gegenwart vorzüglich. Graf Cornelian war auch hier, durch sein ernstes ruhiges Betragen und dadurch daß er angenehme Kunstwerke zur Unterhaltung brachte, immer willkommen. Vor der Wohnung der Fürstin, mitten auf der Wiese, fanden sich stets einige Glieder dieser Kette zusammen; unter diesen auch Hofrath von Genz, der mit großer Einsicht und Uebersicht der kurzvergangenen Kriegsereignisse mir gar oft seine Gedanken vertraulich eröffnete, die Stellungen der Armeen, den Erfolg der Schlachten und endlich sogar die erste Nachricht von dem Frieden zu Tilsit mittheilte.

An Aerzten war diesmal Carlsbad gleichfalls gesegnet. Dr. Kappe von Dresden nenne ich zuerst, dessen Anwesenheit im Bade mich immer glücklich machte, weil seine Unterhaltung überaus lehrreich und seine Gesellschaft für den der sich ihm anvertraute höchst genußhaft war. Hofrath Sulzer von Ronneburg, ein treuer Naturforscher und ewiger Mineralog, schloß sich an, Dr. Mitterbacher, sofern seine Geschäfte erlaubten, war auch beizählen. Dr. Florian, ein Böhme von Mannheim, trat gleichfalls hinzu, und so hatte man Gelegenheit mehr als eine der örtlich-medicinischen Denk- und Handlungsweisen gewahr zu werden.

Auch von Seiten der Stadt und Regierung schien man geneigt, Anstalt zu treffen, diese heißen Quellen besser als bisher zu fassen, und den hergelockten Fremden eine angenehmere Lokalität zu bereiten. Ein zur Seite des Bernhardsfelsens angelegtes Hospital gab Hoffnungen für die unvermögende Klasse, und die höheren Stände freuten sich schon zum Voraus, bereinst am Neubrunnen einen bequemern und schicklichern Spaziergang zu finden. Man zeigte mir die Pläne vor, die nicht anders als zu billigen waren; man hatte die Sache wirklich im Großen überdacht, und ich freute mich gleichfalls der nahen Aussicht, mit so viel tausend andern aus dem möglichst unanständigen Gedränge in eine würdig geräumige Säulenhalle versetzt zu seyn.

Meiner Neigung zur Mineralogie war noch manches andere förderlich. Die Porcellanfabrik in Dalwitz bestätigte mich abermals in meiner Ueberzeugung daß gegnostische Kenntniß im Großen und im Kleinen jedem praktischen Unternehmen den vor größten Wahrscheinlichkeit sey. Was wir sonst nur diesem oder jenem Lande zugeeignet glaubten, wissen wir jetzt an hundert Orten zu finden: man erinnere sich der vormals wie ein Kleinod geachteten Sächsischen Porcellanerde, die sich jetzt überall hervorthut.

Für ein näheres Verständniß der Edelsteine war mir die Gegenwart eines Juweliers, Zöllner von Prag, höchst interessant: denn ob ich ihm gleich nur wenige abkaufte, so machte er mich mit so vielen bekannt was mir im Augenblick zur Freude und in der Folge zum Nutzen gereichte.

Uebergehen will ich nicht, daß ich in meinen Tagebüchern angemerkt finde, wie das Dr. Hausmanns und seiner Reise nach Norwegen mit Ehren und Zutrauen in der Gesellschaft gedacht werden.

Und so wurde mir auch noch, wie gewöhnlich in den spätesten Tagen des Carlsbader Aufenthalts, Bergrath Werners Anwesenheit höchst belebend. Wir kannten einander seit vielen Jahren, und harmonirten, vielleicht mehr durch wechselseitige Nachricht, als durch übereinstimmende Grundsätze. Ich vermied seinen Spreudelursprung aus Kohlenflötzen zu berühren, war aber in andern Dingen aufrichtig und mittheilend, und er, mit wirklich musterhafter Gefälligkeit, mochte gern meinen dynamischen Thesen, wenn er sie auch für Grillen hielt, aus reicher Erfahrung belehrend nachgehen.

Es lag mir damals mehr als je am Herzen, die porphyrartige Bildung gegen conglomeratische hervor zu heben, und ob ihm gleich das Princip nicht zusagte, so machte er mich doch in Gefolg meiner Fragen mit einem höchst wichtigen Gestein bekannt, er nannte es nach trefflicher eigenartiger Bestimmung, dachsförmig körnigen Quarz, der bei Preßburg in Schiefern gefunden werde. Er zeichnete mir sogleich die Art und Weise des Erscheinens, und veranlaßte dadurch mehrjährige Nachforschungen.

Es begegnet uns auf Reisen, wo wir entweder mit fremden oder doch lange nicht gekannten Personen, es sey nun an ihrem Wohnort oder auch unterwegs, zusammentreffen, daß wir sie ganz anders finden, als wir sie zu denken gewohnt waren. Wir erinnern uns, daß dieser oder jener namhafte Mann einem oder dem andern Wissen mit Neigung und Leidenschaft zugethan ist, wir treffen ihn und wünschen uns gerade in diesem Fache zu belehren, und finden da, er hat sich ganz wo anders hingewendet, und das was wir bei ihm suchen ist ihm völlig aus den Augen gekommen. So ging es mir diesmal mit Bergrath Werner, welcher erzklugmystische und geognostische Gespräche lieber vermied und unsere Aufmerksamkeit für ganz andere Gegenstände forderte.

Der Sprachforschung war er diesmal ganz eigentlich ergeben; deren Ursprung, Ableitung, Verwandtschaft gab seinem scharfsinnigen Kopf hinreichende Beschäftigung, und es bedurfte nicht viel Zeit, so hatte er uns auch für diese Studien gewonnen. Er führte eine Bibliothek von Pappkasten mit sich, worin er alles was hierher gehörte, ordnungsgemäß, wie es einem solchen Mann geziemt, verwahrte und dadurch eine freie, geistreiche Mittheilung erleichterte.

Damit aber dieses nicht allzu paradox erscheine, so denke man an die Nöthigung, wodurch dieser Treffliche in ein solches Fach hingedrängt worden. Jedes Wissen fordert ein zweites, ein drittes und immer fort; wir mögen den Baum in seinen Wurzeln oder in seinen Aesten und Zweigen verfolgen, eins ergiebt sich immer aus dem andern, und je lebendiger irgend ein Wissen in uns wird, desto mehr sehen wir uns getrieben, es in seinem Zusammenhange auf- und abwärts zu verfolgen. Werner hatte sich in seinem Fach, wie er herankam, für die Eigenheiten solcher Namen bildend, wie sie seinem Vorgänger beliebt; da er aber zu unterscheiden anfing, da sich täglich neue Gegenstände aufdrangen, so fühlte er die Nothwendigkeit selbst Namen zu ertheilen.

Namen zu geben ist nicht so leicht wie man denkt, und ein recht gründlicher Sprachforscher würde zu manchen sonderbaren Betrachtungen aufgefordert werden, wenn er eine Kritik der vorliegenden erzklugmystischen Nomenclatur schreiben wollte. Werner fühlte das gar wohl, und hielt freilich weit aus, indem er, um Gegenstände eines gewissen Faches zu benennen, die Sprachen überhaupt in ihrem Entstehen, Entwicklungs- und Bildungssinne betrachten und ihnen das was zu seinem Zwecke gefordert ward, ablernen wollte.

Niemand hat das Recht einem geistreichen Manne vorzuschreiben, womit er sich beschäftigen soll. Der Geist schießt aus dem Centrum seine Radien nach der Peripherie, stößt er dort an, so läßt er's auf sich beruhen, und treibt wieder neue Versuchslinien aus der Mitte, auf daß er, wenn ihm nicht gegeben ist seinen Kreis zu beschließen, er ihn doch möglichst erkennen und umfassen möge. Und wenn auch Werner über dem Mittel den Zweck vergessen hätte, welches wir doch keineswegs behaupten dürfen, so waren wir doch Zeugen der Freudigkeit, womit er das Geschäft betrieb, und wir lernten von ihm und lernen ihm ab, wie man verfahren, um sich in einem Unternehmen zu beschränken, und darin eine Zeit lang Glück und Befriedigung zu finden.

Einst ward mir weder Muße noch Gelegenheit in Ältere Behandlungen der Naturgeschichte einzugehen. Ich hubirte den Albertus Magnus, aber mit wenigem Erfolg. Man müßte sich den Zustand seines Jahrhunderts vergegenwärtigen, um nur einigermaßen zu begreifen was der gemeint und gethan sey.

Gegen das Ende der Cur kam mein Sohn nach Carlsbad, dem ich den Anblick des Ortes, wovon so oft zu Hause die Rede war, auch gönnen wollte. Dies gab Gelegenheit zu einigen Abenteuern, welche den innern unruhigen Zustand der Gesellschaft offenbarten. Es war zu jener Zeit eine Art von Polenschen Mode, grün, mit Schnüren von gleicher Farbe vielfach besetzt, beim Reiten und auf der Jagd sehr bequem, und deshalb ihr Gebrauch sehr verbreitet. Diese Hülle hatten sich mehrere durch den Krieg verspornte preußische Officiere, zu einer Interimsuniform beliebt, und konnten überall unter Polizisten, Gutsbesitzern, Jägern, Pferdehändlern und Studenten unerkannt umherziehen. Mein Sohn trug dergleichen. Indessen hatte man in Carlsbad einige dieser verkappten Officiere ausgewittert, und nun bedurfte gar bald dieses ausgezeichnete Gestüm auf einen Preußen.

Niemand wußte von der Ankunft meines Sohnes. Ich stand mit Fräulein Ulrica an der Treppmauer vor dem Sächsischen Saale; er geht vorbei und grüßt; sie sieht mich bei Seite und sagte mit Heftigkeit: Das ist ein preußischer Officier, und was mich erschreckt, er setzt meinem Bruder sehr ähnlich. Ich will ihn herrufen, versetzte ich, will ihn examiniren. Ich war schon weg als sie mir nachrief: Um Gotts willen, machen Sie keine Streiche! Ich brachte ihn zurück, stellte ihn vor und sagte: Diese Dame, mein Herr, möchte einige Auskunft, mögen Sie uns nicht entdecken woher Sie kommen und wer Sie sind? Beide junge Personen waren verlegen, eins wie das andere. Da mein Sohn schwieg und nicht wußte was es bedeuten solle, und das Fräulein schweigend auf einen schicklichen Rückzug zu denken schien, nahm ich das Wort und erklärte mit einer scherzhaften Wendung, daß es mein Sohn sey, und wir müßten es für ein Familienglück halten, wenn er ihren Bruder einigermaßen ähnlich sehen könnte. Sie glaubte es nicht, bis das Mährchen endlich in Wahrscheinlichkeit und zuletzt in Wirklichkeit überging.

Das zweite Abenteuer war nicht so erquicklich. Wir waren schon in den September gelangt, zu der Jahreszeit, in welcher die Polen häufiger sich in Carlsbad zu versammeln pflegen. Ihre Hoffnungen waren schon seit langer Zeit groß, und nach den letzten Unfällen in Betrachtung übergegangen. Sie mochten unter der grünen, als polnischen Ursprunge, recht eigentlich polnischen Jacke, diesmal auch einen Preußen wittern. Er geht auf dem Platz umher, vor den Häusern der Wiese, die Polen begegnen ihm auf der Mitte des Sandweges, ergänzen, einer stößt sich ab, geht an ihm vorbei, sieht ihm ins Gesicht und gesellt sich wieder zu den andern. Mein Sohn weiß so zu manövriren, daß er ihnen nochmals begegnet, in der Mitte des Sandweges auf sie losgeht, und die Mitte durchschneidet, dabei sich auch ganz kurz erklärt, wie er heiße, wo er wohne und zugleich das seine Adresse auf morgen früh bestimmt sey und daß wer was an ihn zu suchen habe, es diesen Abend noch thun könne. Wir verbrachten den Abend ohne beunruhigt zu seyn, und so mußten wir auch den andern Morgen an. Es war als könnte diese Komödie von vielen Akten wie ein Englisches Lustspiel nicht endigen ohne Entwendung.

Bei meiner Rückkunft von Carlsbad brachten mir die Sänger ein Ständchen, wovon ich zugleich Nachricht, guten Willen, Fortschritten in der Kunst und manch anderes Erfreuliche gewahr werden konnte. Ich vergnügte mich nunmehr bekannten Melodien neue aus der Gegenwart geschöpfte Lieder zu heiterer Geselligkeit unterzulegen; Demetrius Engels trug sie mit Geist und Leben vor, und so eigneten wir uns die beliebtesten Sangweisen nach und nach dergestalt an, als wenn sie für unsern Kreis wären gedichtet worden. Musikalische, mehrstimmige Verbindungen fanden fleißig statt und am dreißigsten December konnte der erste Sonntag vor großer Gesellschaft gefeiert werden.

Das Weimarische Theater gewann zu Michael einen angenehmen und bestimmenden Tenoristen, Murr-hard. Seine Ausbildung beförderte ein älterer musikalischer Freund, dem eine gewisse concertmeisterliche Geschicklichkeit eigen war, mit der Violine dem Gesang nachzuhelfen, und dem Sänger Sicherheit, Muth und Lust einzuflößen. Dies gab Veranlassung zu musikalischen Dilettanten nach Art jener dramatischen zu halten, als Vorübung, um den Sänger in Rollen einzuleiten, die ihm zu Theil nicht nur sogleich zugetheilt würden. Zugleich war die Absicht Personen von weniger Stimme in leichten sostlichen Opern, die als Einschub immer willkommen sind, brauchbar und angenehm zu machen. Hieraus entsprang fernerhin eine Uebung mehrstimmiger Gesänge, welches dem früher oder später dem Theater zum Nutzen, zu Gute kommen mußte.

Auch als Dichter wollte ich für die Bühne nicht unthätig bleiben. Ich schrieb einen Prolog für Leipzig, wo unsere Schauspieler eine Zeit lang auftreten sollten; ferner einen Prolog zum Geburtsfest Septembers, um die Wiedervereinigung der Fürstlichen Familie nach jener unerwarteten Trennung zu feiern.

Als das wichtigste Unternehmen bemerke ich jedoch, daß ich Pandorens Wiederkunft zu bearbeiten anfing. Ich that es zwei jungen Männern, dießjährigen Freunden zu Liebe, Leo von Seckendorf und Dr. Stoll, beide von literarischem Bestreben, dachten einen Musenalmanach in Wien heraus zu fördern; er sollte den Titel Pandora führen, und da der mythologische Punkt, wo Prometheus auftritt, mir immer gegenwärtig und zu belehren Fürder geworden, so griff ich ein, nicht ohne die ernstlichsten Intentionen, wie ein jeder sich überzeugen wird, der das Stück so weit es vorliegt aufmerksam betrachten mag.

Dem Bande meiner epischen Gedichte sollte Achilleis hinzugefügt werden, ich nahm das Ganze wieder vor, hatte jedoch genug zu thun, nur die beiden ersten Gesänge so weit zu führen, um sie anfügen zu können.

Gedenken muß ich auch noch einer ebenfalls aus freundschaftlichem Sinne unternommenen Arbeit. Johannes von Müller hatte mit Anfang des Jahres zum Andenken König Friedrichs des Zweiten eine akademische Rede geschrieben, und wurde deshalb heftig angefochten. Nun hatte er seit den ersten Jahren unserer Bekanntschaft mir viele Liebe und Treue erwiesen und wesentliche Dienste geleistet; ich dachte daher ihm wieder etwas Gefälliges zu erzeigen, und glaubte es würde ihm angenehm seyn, wenn er von irgend einer Seite her sein Unternehmen gebilligt sähe. Ein freundlicher Widerhall durch eine darmlose Uebersetzung schien mir das geeignetste, sie trat im Merz endlich hervor, und er wußte mir's Dank, ob an der Sache gleich nichts gebessert wurde.

Pandora's Wiederkunft war schematisirt, und die Ausführung geschah nach und nach. Nur der erste Theil ward fertig, zeigt aber schon wie absichtlich dieses Werk unternommen und fortgeführt worden.

Die bereits zum öftern genannten kleinen Erzählungen beschäftigten mich in heitern Stunden, und auch die Wahlverwandtschaften sollten in der Art kurz behandelt werden. Allein sie dehnten sich bald aus, der Stoff war allzubedeutend, und zu tief in mir gewurzelt, als daß ich ihn auf eine so leichte Weise hätte beseitigen können.

Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus, und konnten also nebeneinander gar wohl gedeihen. Pandorens erster Theil gelangte zu rechter Zeit gegen Ende des Jahres nach Wien, das Schema der Wahlverwandtschaften war weit gediehen, und manche Vorarbeiten theilweise vollbracht. Ein anderes Interesse that sich im letzten Viertel des Jahres hervor; ich wendete mich an die Nibelungen, wovon wohl manches zu sagen wäre.

Ich kannte längst das Daseyn dieses Gedichts aus Bodmers Bemühungen. Christian Heinrich Myller sendete mir seine Ausgabe leider ungeheftet, das köstliche Werk blieb roh bei mir liegen und ich, in anderm Geschäft, Neigung und Sorge befangen, blieb so stumpf dagegen wie die übrige Deutsche Welt, nur las ich zufällig eine Seite die nach außen gekehrt war, und fand die Stelle, wo die Meerfrauen dem kühnen Helden weissagen. Dies traf mich, ohne daß ich wäre gereizt worden, ins Ganze tiefer einzugehen; ich phantasirte mir mich in der eine für sich bestehende Ballade des Inhalts, die mich in der Einbildungskraft oft beschäftigte, obschon ich es nicht dazu brachte sie abzuschließen und zu vollenden.

Nun aber ward, wie alles seine Reife haben will, durch patriotische Thätigkeit die Ideenahme an diesem wichtigen Alterthum allgemeiner und der Zugang bequemer. Die Damen, denen ich das Glück hatte noch immer am Mittwoche Vorträge zu thun, erbaulichern sich darnach, und ich säumte nicht ihnen davon gemüthliche Kenntniß zu geben. Unmittelbar ergriff ich das Original und arbeitete mich bald hermüden hinein, daß ich, den Text vor mir behend, Zeile für Zeile eine verständliche Uebersetzung niederschreiben konnte. Es blieb der Ton, der Gang und vom Inhalt ging auch nichts verloren. Am besten glückt ein solcher Vertrag ganz aus dem Stegreife, weil der Sinn sich beisammen halten und der Geist lebendig kräftig wirken muß, indem es eine Art von Improvisiren ist. Doch indem ich in das Gange des poetischen Werks auf diese Weise eingetragen dachte, so versäumte ich nicht mich auch deßhalb vorzubereiten, daß ich auf Befragen über das Einzelne einigermaßen Rechenschaft zu geben im Stande wäre. Ich verfertigte mir ein Verzeichniß der Personen und Charaktere, flüchtige Aufsätze über Localität und Geschichtliches, Sitten und Leidenschaften, Harmonie und Incongruität, und entwarf zugleich zum ersten Theil eine tppothetische Charte. Hiedurch gewann ich viel für den Augenblick, mehr für die Folge, indem ich nachher die ersten antiquarischen Bemühungen Deutscher Sprach- und Alterthums-Freunde besser zu beurtheilen, zu genießen und zu benutzen wußte.

Zwei weit ausgreifende Werke wurden durch Doctor Niethammer angeregt von München her; ein historisch religiöses Volksbuch und eine allgemeine Liedersammlung zu Erbauung und Erhebung der Deutschen. Beide wurde eine Zeit lang durchgedacht und schematisirt, das Unternehmen jedoch, wegen mancher Bedenklichkeit aufgegeben. Indessen wurden von beiden, weil doch in der Folge etwas Aehnliches unternommen werden könnte, die gesammelten Papiere zurückgelegt.

Zu Hackerts Biographie wurde die Vorarbeit ernstlich betrieben. Es war eine schwierige Aufgabe; denn die mir überlassenen Papiere waren weder ganz als Stoff noch ganz als Bearbeitung anzusehen. Das Gegebene war nicht ganz aufzulösen, und wie es lag nicht völlig zu gebrauchen. Es verlangte daher diese Arbeit mehr Sorgfalt und Mühe als ein eigenes aus mir selbst entsprungenes Werk, und es gehörte einige Bescheidlichkeit und die ganze, dem abgeschiedenen Freunde gewidmete Liebe und Hochachtung dazu, um nicht die Unternehmung aufzugeben, da die Erben des edlen Mannes, welche sich den Werth der Manuscripte sehr hoch vorstellten, mir nicht auf das allerfreundlichste begegneten.

Sowohl der polemische als der didaktische Theil der Farbenlehre rückten zwar langsam aber doch gleichmäßig fort; von geschichtlichen Studien blieben Roger Bacon, Aquilonius und Beyle die Hauptschriftsteller, am Ende des Jahres ist der erste Theil mit sich vollendet, der zweite nun zum neunten Revisionsbogen gelangt.

Die Jenaischen Anstalten hatten sich nach den kriegerischen Stürmen, aus denen sie glücklich und wie durch ein Wunder gerettet worden, völlig wieder erholt, alle Thätigkeiten hatten eifrig eingegriffen, und als man im September sie sämmtlich revidirte, ließ sich dem Schöpfer desselben, unserm gnädigsten Herrn, bei seiner glücklichen Rückkehr deren genügender Vortrag abstatten.

1808.

Die geselligen Persönlichkeiten in Carlsbad hatten diesen Sommer für mich ein ganz andres Wesen; die Herzogin von Curland, immer selbst anmuthig mit anmuthiger Umgebung, Frau von der Recke, begleitet von Tiedge und was sich daran anschloß, bildeten höchst erfreulich eine dorfkommliche Mitte der dortigen Zustände. Man hatte sich so oft gesehen, an derselben Stelle, in denselben Verbindungen, man hatte sich in seiner Art und Weise immer als dieselbigen gefunden; es war als hätte man viele Jahre mit einander gelebt, man vertraute einander ohne sich eigentlich zu kennen.

Für mich machte die Familie Ziegesar einen andern mehr entschiedenen, nothwendigen Kreis. Ich kannte Eltern und Nachkommen bis in alle Verzweigungen, für den Vater hatte ich immer Hochachtung, ich darf wohl sagen Verehrung empfunden. Die unter wüstbar behagliche Thätigkeit der Mutter ließ in ihrer Umgebung niemand unbefriedigt; Kinder, bei meinem ersten Eintritt in Drackendorf noch nicht geboren, kamen mir stattlich und bedeutsinnig herangewachsen hier entgegen; Bekannte und Verwandte schlossen sich an, einiger und zusammenstimmender wäre kein Cirkel zu finden. Frau von Steckendorf, geborne von Lichtrig, und Pauline Gotter waren nicht geringe Zierden dieses Verhältnisses. Alles suchte zu gefallen und jeder gefiel sich mit dem andern, weil die Gesellschaft sich paarweise bildete, und Schicklichkeit und Mißbilligkeit zugleich ausschloß. Diese ungesuchten Verhältnisse brachten eine Lebensweise hervor, die bei bedeutenden Interessen eine Neuheit nicht übel gekleidet hätte.

Bei einem in der Fremde miethweise geführten Haushalt erscheinen solche Zustände ganz natürlich und bei gesellschaftlichen Wanderungen sind sie ganz unvermeidlich. Das Leben zwischen Carlsbad und Franzensbrunnen, im Ganzen nach gemessener Vorschrift, im Einzelnen immer zufällig, veranlaßt, von der Klugheit der Aeltern zu erst angeordnet, von Lebenschicklichkeit der Jüngern am Ende doch geformt, machte auch die aus solchem Conflict hervorzehenden Unbilden immer noch erträglich, so wie in der Entwicklung höchst angenehm, weil doch zuletzt alles ausgeglichen und überwunden war.

Von jeher und noch mehr seit einigen Jahren überzeugt, daß die Zeitungen eigentlich nur da sind, um die Menge hinzuhalten und über den Augenblick zu verdummen, es sey nun daß den Charakter eine äußere Gewalt ändere, das Wasser zu sagen, oder daß ein innerer Parteisinn ihm eben dasselbe vorbiete, las ich keine mehr: denn von den Hauptereignissen benachrichtigten mich mündlich theilnehmende Freunde, und sonst hatte ich im Laufe dieser Zeit nichts zu suchen. Die Allgemeine Zeitung jedoch durch Freundlichkeit des Herrn Cotta regelmäßig zugesendet, häufte sich bei mir an, und so fand ich durch die Ordnungsliebe eines Gangeleingenossen die Jahre 1805 und 1807 reinlich aufbewahrt, eben als ich nach Carlsbad abreisen wollte. Da ich nun gleich, der Erfahrung gemäß, wenig Bücher bei solchen Gelegenheiten mit mir nahm, indem man die mitgenommenen und vorhandenen nicht benutzt, weil aber solche liest, die uns zufällig von Freunden mitgetheilt werden, so fand ich dagegen und erfreulich diese politische Bibliothek mit mir zu führen, und sie gab nicht allein mir unerwarteten Unterricht und Unterhaltung, sondern auch Freunde, welche diese Bände bei mir gemahr wurden, ersuchten mich abwechselnd darum, so daß ich sie am Ende gar nicht wieder zur Hand bringen konnte, und vielleicht zeigte dieses Blatt eben darin sein besonderes Verdienst, daß es mit einer Recitation zwar hie und da zurückblieb, aber doch mit Gewissenhaftigkeit nach und nach mitzutheilen nicht versäumte, was dem sinnigen Beobachter Anschluß geben sollte.

Indessen war die Lage des Augenblicks noch immer bänglich genug, so daß die verschiedenen Völkerschaften, welche an einem solchen Heilort zusammentreffen, gegen einander eine gewisse Apprehension empfanden und deshalb sich auch alles politischen Gespräches enthielten. Um so mehr mußte die Lectüre solcher Schriften als ein Surrogat desselben lebhaftes Interesse erregen.

Des regierenden Herzogs August von Gotha darf ich nicht vergessen, der sich als problematisch darzustellen, und, unter einer gewissen weichlichen Form, angenehm und mittheilig zu seyn beliebte. Ich habe mich nicht über ihn zu beklagen, aber es war immer ängstlich eine Einladung zu seiner Tafel anzunehmen, weil man nicht voraussehen konnte, welchen der Etrangère er scheußliches zu behandeln zufällig geneigt seyn möchte.

Sodann will ich noch des Fürst-Bischofs von Breslau und eines geheimnißvollen Schweden, in der Badeliste von Reitzenhelm genannt, erwähnen. Ersterer war leidend, aber freundlich und zutraulich, bei einer wahrhaft persönlichen Würde. Mit letzterem war die Unterhaltung immer bedeutend, aber weil man sein Geheimniß schonte und doch es zufällig zu berühren immer fürchten mußte, so kam man wenig mit ihm zusammen, da wir ihn nicht suchten und es vermied.

Kreishauptmann von Schiller zeigte sich wie immer, über den Curgästen auswechselnd als sich ihnen anschließend, ein an seiner Stelle sehr nothwendiges Betragen, da er bei vorkommenden politischen Fällen Alle, nur insofern sie Recht oder Unrecht hatten, betrachten konnte und kein anderes Verhältniß, welches persönlich so leicht günstig oder ungünstig stimmt, hier obwalten durfte.

Mit Bergrath von Herder setzte ich die herkömmlichen Gespräche fort, als wären wir nur eben vor kurzem geschieden, so auch mit Voigtel von Schütz, welche, wie sich bald bemerken ließ, auf seinem Wege gleichfalls treulich fortschritten mochte.

Auch Bergrath Werner trat nach seiner Genesung erst spät hervor. Seine Gegenwart belehrte jederzeit, man mochte ihn und seine Denkweise betrachten, oder die Gegenstände mit denen er sich abgab, deren ihn kennen lernen.

Ein längerer Aufenthalt in Franzensbrunnen läßt mich den problematischen Kammerherrn bei Eger öfters besuchen. Ich sammle dessen Producte, betrachte ihn genau, beschreibe und zeichne ihn. Ich finde mich veranlaßt von der Neuischen Meinung, die ihn als pseudovulcanistisch ansprechtig, abzugehen und ihn für vulcanisch zu erklären. In diesem Sinne schreibe ich einen Aufsatz, welcher für sich selber sprechen mag; vollkommen möchte die Aufgabe dadurch wohl nicht gelöst, und eine Rückkehr zu der Neuischen Auslegung gar wohl räthlich seyn.

In Carlsbad war erfreulich zu sehen, daß die Joseph Müllerischen Sammlungen Gunst gewannen, obgleich die immerfort bewegten Kriegesläufte alle eigentlich wissenschaftlichen Bemühungen mit Ungunst verfolgten. Doch war Müller gutes Muthes, trug häufige Steine

zusammen und, an die neue Ordnung gewöhnt, wußte er sie so zierlich zurecht zu schlagen, daß bei Sammlungen großerer oder kleinerer Formate alle Stücke von gleichem Maß fander und instructiv vor uns lagen. Denn weil aus den unter dem Hammer verspringenden Steinen immer der passende oder bedeutende sich auswählen ließ und das Waggeworfene nicht von Werthe war, so konnte er immer den Probedruck aufs beste und treulichste versorgen. Aber dazu gehörte war er nicht seinen ruhen Vortheil zu ordnen, die Sorge sein Manuscript zu verlieren und Gewohnheit der Unordnung machten ihn allem guten Rath unzugänglich. Bei jeder frischen Sammlung fing er an aus dem chaotischen Vorrath auszukramen und nach der neuen Einrichtung, auf Brettern, die durch schwache Leisten in Viereck getheilt waren und dadurch die Größe des Exemplars angaben, in der Numerfolge die Steine zu vertheilen und so die Casen des Bretes nach und nach auszufüllen. Ich besuchte täglich auf dem Wege nach dem Neubrunnen zu einer immer erfreulichen belehrenden Unterhaltung; denn ein solcher Naturkreis möge noch so beschränkt sein, es wird immer daran etwas Neues oder aus dem Alten etwas hervorstechend erscheinen.

Nach solchen vielleicht allzutrocken und materiell erscheinenden Gegenständen sollen mich erfreute Verhältnisse mit wackern Künstlern auf eine eigne Weise anregen und beleben.

Die Gegenwart Kaugens, des vorzüglichen Dreidenter Landschaftsmalers, brachte mir viel Freude und Belehrung, besonders da er meisterhaft meine dilettantischen Skizzen sogleich in ein wohl erscheinendes Bild zu verwandeln wußte. Indem er dabei eine Aquarell- und Deckfarben leicht verbindende Manier gebrauchte, lief er auch mich auf meinem phantastischen Kriegen zu einer feineren Behandlung. Und zum Belege, wie uns die Nähe des Meisters gleich einem Elemente heht und trägt, bewahre ich noch aus jener Zeit einige Blätter die, gleich Lichtpunkten, andeuten: daß man unter solchen Umständen etwas vermag, was vors und nachher als unmöglich erscheinen wäre.

Sodann hatte ich die angenehme Ueberraschung von einem vierjährigen Freunde und Angehörigen, nach allem Herkommen, mich leidenschaftlich angegangen zu sehen. Es war der gute, talentvolle Bury, der, im Gefolg der Frau Erbprinzeß von Hessen-Cassel, in und um Dresden, zu Kunst- und Naturgenuß, sich eine Zeit lang aufzuhalten hatte und nun, beurlaubt, auf einige Tage hierher kam.

Ich schrieb ein Gedicht zu Ehren und Freuden dieser würdigen, auch mir gewogenen Dame, welches in der Mitte eines großen Blattes kalligraphirt, mit dem bildlichen Rahmen eingefaßt werden sollte, die Gegenstände darstellend, durch welche sie gerührt, die Gegenstände denen sie die meiste Aufmerksamkeit zugewendet, die ihr den meisten Genuß gewährt hatten. Eine ausführliche Skizze ward erfunden und gezeichnet und alles dergestalt mit Eifer betrieben, daß an glücklicher Ausführung nicht zu zweifeln war. Das Gedicht selbst findet sich unter den Meinigen, jedoch nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet, abgedruckt. Bei dieser Gelegenheit zeichnete Bury abermals mein Portrait in kleinem Format und Umriß, welches meine Familie als erfreulichen Denkmal jener Zeit in der Folge zu schätzen wußte. Es bewahrte sich denn von Seiten der redenden Kunst dieser Sommerlich dem von Seiten der redenden Kunst dieser Sommerlich aufenthalt, welcher einen ganz andern Charakter als der vorige, doch aber auch einen werthen und folgereichen angenommen hatte.

Nach meiner Rückkunft ward ich zu noch höherer Kunstbetrachtung aufgefordert. Die unschätzbaren Miniaturen Pasten nach Benvenuto Cellinischen Münzen waren angekommen. Man sah in einen Abgrund der Vergangenheit und erstaunte über die herrlichsten Gebilde. Man bemühte sich in diesem Reichthum zu einer wohlgeordneten Schätzung zu gelangen und fühlte voraus, daß man für viele Jahre Unterricht und Aufarbeitung dadurch zu erwarten habe. Geschnittene Steine von Bedeutung vermehrten meine Abguß-Sammlung. Albrecht Dürers Federzeichnungen in Steindruck kamen wiederholt und vermehrt zu uns.

Kunge, dessen zarte, fromme, in sich gekehrte Bemühungen bei uns guten Eingang gefunden hatten, sandte mir die Originalzeichnungen seiner gedanken- und blumenreichen Tageszeiten, welche, obgleich so treu und sorgfältig in Kupfer ausgeführt, doch an natürlichem unmittelbarem Ausdruck große Vorzüge beweisen. Auch andere, meist bald vollendete Unternehmungen von nicht geringerem Werthe waren beigelegt. Als es wurde dankbar zurückgesandt, ob man gleich manches, wäre es ohne Indiscretion zu thun gewesen, gern bei unsern Sammlungen, zum Andenken eines vorzüglichen Talents, behalten hätte.

Auch wurden uns im Spätjahre eine Anzahl landschaftlicher Zeichnungen von Friedrich die angenehmste Betrachtung und Unterhaltung. Sein schönes Talent war bei uns bekannt und geschätzt, die Gedanken seiner Arbeiten zart, ja fromm, aber in einem strengern Kunstsinne nicht durchgängig zu billigen. Wie dem auch sei, manche schöne Zeugnisse seines Verdienstes sind bei uns einheimisch geworden. Am Schlusse des Jahrs besuchte uns der überall willkommene Kügelchen, er malte mein Portrait, und seine Persönlichkeit mußte nothwendig auf den gebildet gesetzten Kreis die zarteste Einwirkung ausüben.

Ein Stündchen das mit die Sänger vor meiner Abreise nach Carlsbad brachten, versicherte mich damals ihrer Neigung und bedeutlichen Treibes auch während meiner Abwesenheit, und dem gemäß fand ich auch bei meiner Wiederkehr alles in denselben Gange. Die musikalischen Privatübungen wurden fortgesetzt, und das gesellige Leben gewann dadurch einen höchst erfreulichen Anklang.

Gegen Ende des Jahrs ergaben sich beim Theater mancherlei Mißhelligkeiten, welche, zwar ohne den Gang der Vorstellungen zu unterbrechen, doch den December verkümmerten. Nach mancherlei Discussionen vereinigte man sich über eine neue Einrichtung, in Hoffnung auch diese werde eine Zeitlang dauern können.

Das persönlich Erfreulichen begegnete mir in diesem Jahre manches: Unsern jungen Herrschaften ward Prinzeß Marie geboren, allen zur Freude, und besonders auch mir, der ich einen neuen Zweig des fürstlichen Baumes, dem ich mein ganzes Leben gewidmet hatte, hervorsprossen sah.

Mein Sohn August zog rüstig und wohlgemuth auf die Akademie Heidelberg, mein Segen, meine Sorgen und Hoffnungen folgten ihm dahin. An wichtige, vermale Jenaische Freunde, Voß und Thibaut, von Hagemann auf empfohlen, konnte er wie im elterlichen Hause betrachtet werden.

Bei der Durchreise durch Frankfurt begrüßte er seine gute Großmutter, noch eben zur rechten Zeit, da sie später im September uns leider entrissen ward. Auch gegen Ende des Jahrs ereignete sich der Tod eines jüngern Mannes, den wir jedoch mit Bedauern segneten. Fernow starb, nach viel beschwerlichen Leiden, die Erweiterung der Halsarterie quälte ihn lange bedrängte Tage und Nächte, bis er endlich eines Morgens, aufrecht sitzend, plötzlich, wie es bei solchen Uebeln zu geschehen pflegt, entseelt gefunden ward.

Sein Verlust war groß für uns, denn die Quelle der

Italiänischen Literatur, die sich seit Jagemanns Abschreiben kaum mit der vergleichen hatte, verleitete zum preistummalz denn alles fremde Literarische muß gebracht, zu aufsehrungen werden, es muß wohlfeil, mit weniger Bemühung zu haben seyn, wenn wir darnach greifen sollen, um es bequem zu genießen. So sehen wir im östlichen Deutschland das Italiänische, im westlichen das Französische, im nördlichen das Englische wegen einer nachbarlichen oder sonstiger Einwirkung verwalten.

Der im September erst in der Nähe versammelte, dann bis zu uns heranrückende Congreß zu Erfurt ist von so großer Bedeutung, auch der Einfluß dieser Epoche auf meine Zustände so wichtig, daß eine besondere Darstellung dieser wenigen Tage wohl unternommen werden sollte.

1809.

Dieses Jahr muß mir in der Erinnerung, schöner Resultate wegen, immer lieb und theuer bleiben; ich brachte solches ohne auswärtigen Aufenthalt, theils in Weimar, theils in Jena zu, wodurch es mehr Einheit und Geschlossenheit gewann als andere, die meist in der Hälfte durch eine Badereise zerschnitten, an mannigfaltiger Zerstreuung zu leiden hatten.

Was ich mir aber in Jena zu leisten vorgenommen, sollte eigentlich durch einen ganz ununterbrochenen Aufenthalt begünstigt seyn; dieser war mir jedoch nicht gegonnt, unerwartete Kriegsläufte drangen zu und nöthigten zu einem mehrmaligen Ortswechsel.

Die fernern und nähern Kriegsbewegungen in Spanien und Oesterreich mußten schon jedermann in Furcht und Sorgen setzen. Der Abmarsch unserer Jäger, den 14 März nach Arnstadt, war traurig und bedenklich; gleich darauf zeigte sich Einquartierung; der Prinz von Ponte-Corvo, als Anführer des Sächsischen Armeecorps, wendete sich nach der Gränze von Böhmen und zog von Weimar den 25 April nach Kranichfeld. Ich aber längst, und besonders schon seit den letzten Jahren, gewohnt mich von der Außenwelt völlig abzuschließen, meinen Geschäften nachzuhängen, Hülfsproductionen zu fördern, dazu mich schon am 29 April nach Jena. Dort bearbeitete ich die Geschichte der Farbenlehre, hatte das funfzehnte und sechzehnte Jahrhundert nach und schrieb die Geschichte meiner eigenen chromatischen Bekehrung und fortschreitender Studien, welche Arbeit ich am 31ter und zweyundzwanzigsten Mai, vorläufig abgeschlossen, bei Seite legte, und sie auch nur erst gegen Ende des Jahres wieder aufnahm, als Kungens Farbenkugel unsere chromatischen Betrachtungen aufs neue in Bewegung setzte.

In dieser Epoche führte ich die Farbenlehre bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wie denn auch zu gleicher Zeit der Druck des zweiten Theils ununterbrochen fortging und die Aufmerksamkeit zunächst sich auf die Controvers mit Newton richtete. Bei allem diesem war Dr. Seebeck theilnehmend und hülfreich.

Um von poetischen Arbeiten nunmehr zu sprechen, so hatte ich von Ende Mai's an die Wahlverwandtschaften, deren erste Conception mich schon längst beschäftigte, nicht wieder aus dem Sinne gelassen. Niemand verkennt an diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die zu heilen sich zu schließen scheint, ein Herz das zu genesen fürchtet. Schon vor einigen Jahren war der Hauptgedanke gefaßt, nur die Ausführung erweiterte, vermannigfaltigte sich immerfort und drohte die Kunstgränze zu überschreiten. Endlich nach so vielen Verzeihen bestätigte sich der Entschluß, man werde den Druck beginnen, über manchen Zweifel hinausgehen, das eine festhalten, das andere endlich bestimmen.

In diesen raschen Vorschritt ward ich jedoch auf einmal gestört, denn indem man die Nachrichten des gewaltsamen Vordringens der Franzosen in Oesterreich mit Bangigkeit vernommen hatte, begann der König von Westphalen einen Zug gegen Böhmen, weshalb ich den 15 Juni nach Weimar zurückging. Die Nachrichten von dieser sonderbaren Expedition waren sehr ungewiß, als zwei, dem Hauptquartier folgende diplomatische Freunde, von Reinhard und Wangenheim, mich unerwartet besuchten, einen unerklärlichen Rückzug räthselhaft ankündigend. Schon am 15 Juli kommt der König nach Weimar, der Rückzug scheint in Flucht auszuarten und gleich am prangsten ängstigt das umherstreifende Oelsische Corps und die Nachbarschaft. Aber auch dieses Gewitter zieht schnell in nordwestlicher Richtung vorüber, und ich säume nicht am 25 Juli wieder nach Jena zu gehen.

Unmittelbar darauf werden die Wahlverwandtschaften in die Druckerei gegeben, und indem diese fleißig fördert, so reinigt und rundet sich auch nach und nach die Handschrift, und der dritte October befreit mich von dem Werk, ohne daß die Empfindung des Inhalts sich ganz hätte verlieren können.

In geselliger Unterhaltung wandte sich das Interesse fast ausschließlich gegen nordische und überhaupt romantische Vorzeit. Die, nach dem Original, aus dem Stegreif vorgetragene, und immer besser gelingende Uebersetzung der Nibelungen hielt durchaus die Aufmerksamkeit einer edeln Gesellschaft fest, die sich sonntäglich Mittwochs in meiner Wohnung versammelte. Feradreas und andere ähnliche Heldensagen und Gedichte, König Rother, Tristan und Isolde folgten und begünstigten einander; besonders aber wurde die Aufmerksamkeit auf Wilkina Saga und sonstige nordische Verhältnisse und Productionen gelenkt, als der wanderude Fahrgeselle Runen-Antiquar Arndt bei uns einkehrte, durch persönliche Mittheilungen und Vorträge die Gesellschaft wo nicht für sich einnahm, doch sich die erträglich zu machen suchte. Dr. Majers nordische Sagen trugen das Ihrige bei, uns unter dem düstern Himmel wohlbehaglich zu erhalten; zugleich war nichts natürlicher als daß man Deutsche Sprachalterthümer verwerfen und immer mehr schätzen lernte, wozu Grimms Aufenthalt unter uns mitwirkte, indem ein gründlich grammatischer Ernst durch des Knaben Wunderhorn lieblich aufgefrischt wurde.

Die Ausgabe meiner Werke bei Cotta forderte gleichfalls manchen Zeitaufwand, sie erschien und gab mir Gelegenheit durch Versendung mancher Exemplare mich Bonnern und Freunden ins Gedächtniß zu rufen. Von derselben wird an einem andern Orte die Rede seyn.

Was aber bei meinen diesjährigen Bemühungen am entschiedensten auf das Künftige hinwies, waren Vorarbeiten zu jenem bedeutenden Unternehmen einer Selbstbiographie, denn es mußte mit Sorgfalt und Umsicht verfahren werden, da es bedenklich schien, sich lange vorliegenden Jugendarbeiten erinnern zu wollen. Doch ward endlich der Vorsatz dazu gefaßt, mit dem Entschluß gegen sich und andere aufrichtig zu seyn und sich der Wahrheit möglichst zu nähern, in soweit die Erinnerung nur immer dazu behülflich seyn wollte.

Meinen diesjährigen langern Aufenthalt in Jena förderte auch die neue Einrichtung, welche in Absicht des Hauptgeschäftes das mir obstag, unlängst belebt wurde. Unser gnädigster Herr nämlich hatte angeordnet, daß alle unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst unter Eine Oberaufsicht versammelt, aus Einer Casse bestritten und in Einem Sinne verhältnißmäßig fortgeführt werden sollten. Höchstdieselben hatten das Zutrauen zu

Geh. Rath von Voigt und mir, daß wir diese Absichten treu und zweckmäßig erfüllen würden. Zu diesen Anstalten aber, welche, ohne mit ähnlichen Instituten verknüpft, und in ältere Verhältnisse verflochten zu seyn, bloß von dem Willen des Fürsten abhingen, indem er auch den Aufwand derselben aus eigenen Mitteln bestritt, gehörte in Weimar die Bibliothek und das Münzkabinet, ingleichen die freie Zeichenschule; in Jena die verschiedenen seit dem Regierungsantritt des Herzogs erst gegründeten und ohne Mitwirkung der übrigen höchsten Herren Erhaltet der Akademie, errichteten Museen und sonstigen wissenschaftlichen Einrichtungen. Bei nunmehrigem Verein aller dieser Institute, die bisher besonders Etats gehabt, hing es von den Vorgesetzten ab, zu ermessen wo jedesmal nach Vorkommniß der Umstände, Geld zu verwendet und diesem und jenem Zweige nachgeholfen werden sollte; welches bei lebendiger Uebersicht und verurtheilsfreien Gesinnungen um desto möglicher war, da der Fürst nicht sowohl Vorschläge zu dem was geschehen sollte verlangte, als vielmehr gern von dem was geschehen war berichtlich und persönlich Kenntniß nahm.

Da die gedachten Jenaischen Anstalten, seit dreißig Jahren gegründet und fortgeführt, bei der Französischen Invasion nur wenig gelitten hatten, so suchte man sie um desto muthiger vollkommen herzustellen und noch andere neu damit zu verbinden. Weil aber wegen Erweiterung beschränkter Localitäten und zweckmäßiger Umstellung des vorhandenen, alles dieses eine gewisse durchdringende individuelle Einsicht verlangte; so wurde die persönliche Gegenwart desjenigen der zu entscheiden berechtigt war, um so mehr erfordert, als hier kein Plan sich denken ließ, und nur eine, die augenblicklichen Umstände benutzende Gewandtheit zum Ziele führen konnte.

Für Weimar machte sich dagegen eine Räumlichkeit von Bedeutung nöthig, ein Anbau nämlich an die Herzogliche Bibliothek, wodurch sowohl Expeditionszimmer als andere Räume zu dem sich immer vermehrenden Vorrath an Büchern, Kupferstichen und andern Kunstsachen gewonnen wurden. Die wegen Ausbau des Schlosses anwesenden Preußischen Architekten Genz und Raabe waren berathig, und so entstand ein so nützliches als erfreuliches, auch innerhalb wohl verziertes Gebäude.

Doch nicht für Räume und Sammlungen allein ward gesorgt, eine durch Sparsamkeit in gutem Zustand erhaltene Casse erlaubte gerade zur rechten Zeit einen jungen Naturforscher, den Professor Voigt, nach Frankreich zu senden, der gut vorbereitet, in Paris und andern Orten, seinen Aufenthalt sorgfältig zu nutzen wußte, und in jedem Sinne wohlausgestattet zurückkehrte.

Das Theater ging, nach überstandenen leichten Stürmen, ruhig seinen Gang. Bei dergleichen Erregungen ist niemals die Frage wer etwas leisten, sondern wer einwirken und beschränken soll; und die Mißverhältnisse ausgeglichen, so bleibt alles wie vorher und ist nicht besser wo nicht schlimmer. Das Repertorium war wohl ausgestattet, und man wiederholte die Stücke, dergestalt daß das Publikum an sie gewöhnt blieb, ohne ihrer überdrüssig zu werden. Die neuen Erzeugnisse: Antigone von Rochlitz, Knebels Uebersetzung von Saul des Alfieri, die Tochter Jephta von Robert, wurden der Reihe nach gut aufgenommen. Werners bedeutendes Talent zu begünstigen bereitete man eine Aufführung des 24 Februars mit großer Sorgfalt vor, indessen die gefälligen heiteren Stücke von Steigentesch sich im Publikum einschmeichelten.

Demoiselle Hösler als viclversprechende Sängerin, Moltke als höchst angenehmer Tenor, traten zu unserer Bühne und nahmen Theil an den Dilettanten welche freulich und eifrig fortzuwirken wurden. Wir hatten versuchte große und kleine Tragödien, ohne daß man hoffen konnte, sie für das Theater brauchbar zu sehen.

Die häuslichen musikalischen Unterhaltungen gewannen durch erneuerte Einrichtungen immer mehr an Werth. Das Sängerchor unter Anleitung Ed. weinel leistete immer mehr. Donnerstag Abends war Probe, nach der man meistens zu einem fröhlichen Mahl zusammenblieb. Sonntags Aufführung vor großer guter Gesellschaft, begleitet von irgend einem Frühstück. Diese durch den Sommer einigermaßen unterbrochenen Privatabtheilungen wurden im Spätherbst sogleich wieder aufgenommen, indessen Theater und öffentliche Musik durch den anstrengenden Capellmeister Müller belebt und getragen wurden. Auch ist nicht zu vergessen, daß im Laufe des Jahrs Fräulein aus dem Winkel und durch die mannigfaltigsten Talente zu ergötzen wußte.

Auch die bildende Kunst, die wir freilich immerfort auf das dringlichste pflegten, brachte uns dieses Jahr die schönsten Früchte.

In München wurden die Handzeichnungen Albrecht Dürers herausgegeben, und man durfte wohl sagen, daß man erst jetzt das Talent des so hoch verehrten Meisters erkenne. Aus der gewissenhaften Pünktlichkeit, die sorgfältig seine Gemälde als Holzschnitte beschränkt, trat er heraus bei einem Werke wo seine Arbeit nur ein Beiwesen bleiben, wo er mannigfaltig gebene Räume verzieren sollte. Hier erschien sein herrliches Naturell völlig heiter und humoristisch; es war das schönste Geschenk des aufleimenden Sturmdrucks.

Von der Mal rei wurden wir auch gar freundlich theilnehmend heimgesucht; Rüstchen der gute, im Umgang allen so werthe Künstler verweilte mehrere Wochen bei uns, er malte Meyers Portrait und meines nach der Person, Herders nach Schillers nach der Ueberlieferung. Mensch und Meer waren eins in ihm, und daher werden jene Bilder immer einen doppelten Werth behalten.

Wie man er durch Menschengestalt die Aufmerksamkeit sowohl auf seine Arbeit als auf die Gegenstände lenken, theile noch der Natur eigene erfunden, theils den besten Vorgängern nachgebildet. Die Ausstellung sowohl hier als in Jena, gab zu sinnig geselligen Vereinen den heiteresten Anlaß, und brachte auch solche Personen zusammen die sich sonst weniger zu nähern pflegten.

Hirts Werk über die Baukunst forderte zu neuer Aufmerksamkeit und Theilnahme in diesem Fache, sodann nöthigte er und durch die Restaurationen des Tempels der Diana zu Ephesus, ingleichen des Salomonischen, ins Alterthum zurück. Zu Geschicht- und Trümmerkunde Anschauung mußte die Einbildungskraft sich gesellen; wir nahmen lebhaft Theil, und wurden zu ähnlichen Versuchen aufgeregt.

Ein vorzügliches für alterthümliche Kunst höchst wichtiges Bilderbuch erschien uns hierüber. Steiglitz, indem er Schwefelabgüsse seiner ansehnlichen Münzsammlung verordnete und sowohl dadurch als durch das beigefügte Verzeichniß den Forschungen in dem Felde alt römischer Kunst nicht geringen Vorschub leistete.

Zugleich vermehrten sich unsere Mündlicher durch Medaillenabgüsse fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Betrachtungen darüber wurden zu Programmen der allgemeinen Jenaischen Literaturzeitung bestimmt; der kunstreiche Schweizer gebeurth, mit gewissenhafter Genauigkeit, stach dazu einige Umrißtafeln.

Zu allen diesen sagte sich noch eine Sammlung Körtiger Ausgrabungen metallener Gefäße von unbekannten Formen, denen ich viel Aufmerksamkeit schenkte. Ich forschte manches darüber in der ältern Geschichte, besonders jener Epoche wo Hessen und Gothländern in Franken und Thüringen gegen einander schwankten. Un-

ter den Büchern die ich damals aufschlug waren mir die Antiquitates Nordgavienses besonders merkwürdig, und verursachten eine genaue Betrachtung der Pagus nien, d. h. der heidnischen Gebräuche, welche durch die ersten fränkischen Gesetzen verbannt wurden. Ich übrigte mich aufs neue das unsere heidnischen Ureltern zwar viele auf Naturahnung in sich beziehende äußere abergläubische Gewohnheiten, aber keine freygedachten Gegenstände gehabt. Ein sarkastischer Aufsatz über diese Gegenstände ward von dem Fürstlich Reußischen Bisitzer freundlich aufgenommen und mit dagegen ein Exemplar der gesammelten rätselhaften Alterthümer verehrt.

Auch eine Sammlung von eigenen Handschriften bedeutender Personen ward dieses Jahr durch Freundesgunst anschnlich vermehrt, und so beschäftigte sich der Sinn des die Handschrift auf den Charakter des Schreibenden und seine jedesmaligen Zustände entscheiden will, wenn man auch mehr durch Ahndung als durch klaren Begriff sich und andern davon Rechenschaft geben kann; wie es ja bey allen Physiognomik der Fall ist, welche bei ihrem ächten Naturgrunde nur dadurch außer Credit kam, daß man sie zu einer Wissenschaft machen wollte.

Von Naturerscheinungen erwähne ich des gewaltsamen Sturms in der Nacht vom 30 auf den 31 Januar, welcher weit und breit wütete, und auch mir einen empfindlichen Schaden brachte, indem er einen alten ehrwürdigen Wachholderbaum in meinem Garten am Stern niederwarf und so einen treuen Zeugen glücklicher Tage von meiner Seite riß. Dieser Baum, der einzige in der ganzen Gegend wo der Wachholder fast nur als Gesträuche vorkommt, hatte sich wahrscheinlich aus jenen Zeiten erhalten wo hier noch keine Gartencultur gewesen. Gebauten sich alsdann Jahrhunderte von ihm verbreitet: ein ehemaliger Besitzer, ein Schulmann, sollte darunter begraben seyn, zwischen ihm und dem alten Hause, in dessen Nähe er stand, wollte man gespensterhafte Mädchen, die den Platz rein kehrten, gesehen haben; genug er gehörte zu dem ahndungsreichen Gewebe jenes Aufenthalts, in welchem so manche Jahre meines Lebens hingeflossen, und der mit und andern durch Neigung und Gewohnheit, durch Dichtung und Wahrheit so herzlich verwebt.

Den umgestürzten Baum ließ ich durch einen jungen Künstler zeichnen, wie er noch auf Herzoglicher Bibliothek zu sehen ist, die Unterschrift sagt von ihm folgendes:

»Dieß gezeichnete Wachholderbaum stand in dem Garten des Herrn Geheim-Raths von Goethe, am Stern. Die Höhe vom Boden bis dahin wo er sich in drei Aeste theilte, war gerad sieben Fuß. Die ganze Höhe 45 Fuß. Unten an der Erde hielt er 17 Zoll im Durchmesser, da wo er sich in die beiden Aeste theilte, 16 Zoll. Jeder Ast 11 Zoll, und nachher fiel es ab, bis sich die Spitzen ganz zart verzweigten.

Von seinem äußerst hohen Alter wagt man nichts zu sagen. Der Stamm war inwendig verfaulet, das Holz desselben mit horizontalen Linien durchschnitten, wie man sie an den Kohlen zu sehen pflegt, von gedrängt Fraße und von Würmern zerfressen.

Der groß Sturm, welcher in der Nacht vom 30 zum 31 Januar wüthete im Jahr 1809, riß ihn um, ohne dieses außerordentliche Ereignis hätte er noch lange stehen können. Die Gipfel der Aeste so wie die Erden der Zweige waren durchaus grün und lebendig.«

1810.

Ein bedeutendes Jahr, abwechselnd an Thätigkeit, Genuß und Gewinn; so daß ich mich bei einem übrigen reichen Ganzen in Verlegenheit fühle, wie ich die Theile gehörig abmessungsmäß darstellen soll.

Vor allen Dingen verdient wohl das Wissenschaftliche einer näheren Erwähnung. Hier war der Anfang des Jahrs mühsam genug; man war mit dem Abdruck der Farbenlehre so weit vorgerückt, daß man den Abschluß der Jubilate zu bewirken nicht für unmöglich hielt; ich schrieb den polemischen Theil, so wie die historische des achtzehnten Jahrhunderts: die nach meinen sorgfältigen Zeichnungen gestochenen Tafeln wurden illuminirt, die Recapitulation des Ganzen vollbracht, und man sah das letzte Blatt mit Vergnügen in die Druckerei wandern.

Nun geschah aber jenes Jahr nach dem Gewahrwerden eines totalen Irrthums, in Gefolg von unablässigen Bemühungen und dem endlich gefundenen Punkt worum sich alles herumwenden mußte. Die bisher getragene Last war so groß, daß ich den 16 Mai als glücklichen Befreiungstag anfah, an welchem ich mich in den Wagen setzte, um nach Böhmen zu fahren. Um die Wirkung war ich wenig bekümmert, und that wohl. Einer so vollkommenen Unthätigkeit und abwesenden Unfreundlichkeit war ich aber doch nicht gewärtig; ich schweige davon und erwähne lieber wie viel ich bei dieser und bei meinen übrigen wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten einem mehrjährigen Hausgenossen, Reisegefährten, so gelobten als gewandten und freundlichen Mitarbeiter Dr. Friedrich Wilhelm Riemer, schuldig geworden.

Will man aber einmal des Mühens und Bemühens gedenken, sich immer sehr gern und leicht neue Lasten auflegt, so entwickelte sich, bei nochmaliger schematischer Uebersicht der Farbenlehre, der verwandte Gedanke: ob man nicht auch die Tonlehre unter ähnlicher Ansicht auffassen könnte, und so entstand eine auf ähnliche Tafel, wie in drei Columnen, Subject, Object und Vermittlung aufgestellt werden.

Und wie keine unserer Gemüthskräfte sich auf dem einmal eingeschlagenen Wege leicht irre machen läßt, es sey nun daß man zum Wahren oder zum Falschen hinstrebte; so wurde jene Darstellungsart auf die ganze Physik angewandt: das Subject in genauer Gränzung seiner auffassenden und erkennenden Organe, das Object als ein allenfalls Erkennbares gegenüber, die Erscheinung, durch Versuche wiederholt und vermannigfaltigt, in der Mitte; wodurch denn eine ganz eigene Art von Forschung bereitet wurde.

Der Versuch, als Beweis irgend eines subjectiven Ausspruches, wird umwendig; es entsteht was man schon längst Anfrage an die Natur genannt hat. Und wie dann alles Gefundene als eine weise Antwort auf eine vernünftige Frage angesehen werden kann, so konnte man sich bei jedem Schritt überzeugen, daß man auf dem rechten Wege sey, indem man überall im Einzelnen und Ganzen nur Gewinne zur Seite sah.

Wie sehr ich aber auch durch glückliche Umgebung in diesem Fache festgehalten wurde, geht daraus hervor, daß Doctor Seebeck sogleich zu Hause als auswärts fast immer in meiner Nähe blieb. Professor Voigt kam aus Frankreich zurück und theilte gar manche schöne Erfahrung und Ansicht mit; die wissenschaftlichen Zustände in Paris wurden uns durch einen Deutsch so nach unsere Sprach- und Denkweise näher gebracht, und wir bekannten mit Vergnügen, daß er seine Zeit sowohl für sich als für uns gut angewendet hatte.

Was für Musik im Theater, sowohl in den ersten als letzten Monaten des Jahrs geschah, kann ich kürzlich: die Uebungen der freywilligen Harmoniepolle wurden regelmäßig fortgesetzt; Dennerstags Abends Probe der einigen Freunden gehalten. Sonntags Früh Aufführung vor großer Gesellschaft. Aeltere und jüngere Theater-

sänger, Operisten und Liebhaber nahmen Theil; Ebenwein dirigirte meisterhaft. Mehrstimmige Sachen von Zelter und andern Italiänischen Großen wurden ins Leben geführt und ihr Andenken gegründet, Vergnügen und Nutzen, Anwendung und Fortschreiten in Eins verbunden.

Dadurch daß die Proben von der Aufführung vollkommen getrennt blieb, ward das dilettantische Pfuschen völlig entfernt, das gewöhnlich erst im Augenblick der Aufführung noch probirt, ja bis den letzten Augenblick unausgemacht läßt, was denn eigentlich aufgeführt werden kann und soll.

Die Donnerstage waren kritisch und didaktisch, die Sonntage für jeden empfänglich und genußreich.

Gegen Ende des Jahres konnten von dieser Gesellschaft öffentliche Unterhaltungen im Theater gegeben werden; man führte solche Musikstücke auf, welche zu hören das Publikum sonst keine Gelegenheit findet, und woran jeder Gebildete sich wenigstens einmal im Leben sollte erquickt und erfreut haben. Als Beispiel nenne ich der Johanna Sebus, componirt von Zelter, die einen unauslöschlichen Eindruck in allen Gemüthern zurück ließ.

Ebenmäßig wurden mit den recitirenden Schauspielern die Dilettanten fortgesetzt, mit den gebildetsten nur bei neuen Stücken, mit den jüngeren bei frischer Besetzung älterer Rollen. Diese letzte Bemühung ist eigentlich der wichtigste Theil des Unterrichts, ganz allein durch solches Nachholen und Nacharbeiten wird ein ungestörtes Ensemble erhalten.

Zaire, übersetzt von Wenzel, bewies abermals die Fertigkeit unserer Personale in reinen Recitiren und Declamiren. Die erste Lesprobe war so vollkommen, daß ein gebildetes Publikum durchaus dabei hätte gegenwärtig seyn können.

Der vier und zwanzigste Februar von Werner, an seinem Tage aufgeführt, war vollends ein Triumph vollkommener Darstellung. Das Schauerliche des Stoffs verschwand vor der Reinheit und Sicherheit der Ausführung; dem aufmerksamsten Kenner blieb nichts zu wünschen übrig.

Bewegte Plastik ward uns durch das ausgezeichnete Talent der Frau Hendel Schütz vorgeführt; öffentliche ernste Darstellung, heitere scherzhafte ja komische Zimmerunterhaltung gewährte neue Kunstansichten und vielen Genuß.

Die Vorstellung der Oper Achill durch Brizzi in Italiänischer Sprache eröffnet gegen Ende des Jahres ein neues Feld, und zu gleicher Zeit näherte sich, unter den ernstesten und treusten Bemühungen, bei hochgesteigertem Talent des Schauspielers Weiß, der standhafte Prinz der edelsten Aufführung.

Bezüglich auf bildende Kunst eraab sich gleichfalls eine merkwürdige Epoche. Die Gebrüder Boisserée sandten mir durch den auf die Leipziger Messe reisenden Buchhändler Zimmer von Heidelberg ihre köstlichen ausgeführten Zeichnungen des Domgebäudes. Gern rief ich die Gefühle jener Jahre zurück, als der Straßburger Münster mit Bewunderung abschätzige, und mich zu seltsamen aber tief empfundenen enthusiastischen Aeußerungen veranlaßte. Nun ward das Studium jener alten Epoche den Deutschen abermals ernstlich und gründlich aufgetragen, und dieser wichtige Gegenstand von den Weimarischen Kunstfreunden theilnehmend in Betrachtung gezogen.

Eine Anwandlung landschaftliche Skizzen zu zeichnen wies ich nicht ab; bei Spaziergängen im Frühling, besonders nach der Jena, faßt ich irgend einen Gegenstand auf, der sich zum Bild qualificiren wollte, und suchte ihn zu Hause gleichfalls zu Papier zu bringen. Gleichermaßen ward meine Einbildungskraft durch Erzählungen leicht erregt, so daß ich Gegenden, von denen im Gespräch die Rede war, alsobald zu entwerfen trachtete. Dieser wunderbare Trieb erhielt sich lebhaft auf manniger ganzen Reise, und verließ mich nur bei meiner Rückkehr, um nicht wieder hervorzutreten.

Auch fehlte es nicht im Laufe des Jahres an Gelegenheit festlichen Tagen manches Gedicht und manche Darstellung zu widmen. Die romantische Poesie, ein großer Redoutenaufzug, war dem dritten Januar gewidmet, zum 16 Februar wiederholt, wobei zugleich eine charakteristische Reihe Russischer Völkerschaften sich anschloß, gleichfalls von Gedicht und Gesang begleitet. Die Gegenwart der Kaiserin von Oesterreich Majestät im Carlsbad rief gleich angenehme Pflichten hervor, und manches andre kleinere Gedicht entwickelte sich im Stillen.

Hackerts Biographie ward indessen ernstlich angegriffen, eine Arbeit die viel Zeit und Mühe kostete; wohl uns das Andenken an den verewigten Freund zu Hülfe kommen mußte. Denn obgleich die vorliegenden Papiere von Bedeutung waren und genugsamen Gehalt hatten, so blieb doch die persönlich-benutzige Form desselben schwer zu gewältigen und in irgend ein congruentes Ganze zusammenzufügen.

Erschwerungen der Reise, vorübergehende Abwesenheit bedeutender Freunde an kleineren Aufsätzen erinnerte mich an die mancherlei Eingeständen, die auf eine Verbindung warteten, um dem Publikum sich, theils neu theils zum zweitenmale, wieder vorzustellen. Der Gedanke der Wanderjahre, der den Verfassern so natürlich folgte, bildete sich mehr und mehr aus, und beschäftigte mich in einzelnen Stunden, die auf andere Weise nicht genutzt werden konnten.

Bezüglich auf die Rechte des Autors mußte man merkwürdig finden, daß Minister Portalis bei mir anfragte: ob es mit meiner Bewilligung geschehen könne, daß ein Kölnischer Buchhändler die Wahlverwandtschaften abdrucke? Ich antwortete denkbar in Betreff meiner, verwies aber die Angelegenheit an den rechtmäßigen Verleger. So viel hätte stunden schon die Franzosen im Begriff von gesetzigem Besitz und gleichem Recht des Hehren und Niedren, wozu sich die guten Deutschen wohl schwerlich nicht erheben werden.

In Carlsbad betrachtete ich die Verwüstung, die der Sprudel angerichtet, mit großem Interesse. Und da hinter dem Fenstern des weißen Hirsches gedrückt ich diesen seltsamen Zustand fortgesetzt nach der Wirklichkeit, und übrigens mich der Erinnerung mannigfaltiger Betrachtungen und Folgerungen, der ich hier nur kürzlich erwähnen darf.

1814.

Dieses Jahr zeichnet sich durch anhaltende äußere Thätigkeit besonders aus. Das Leben Philipp Hackerts ward abgedruckt und die vorhandenen Papiere nach so gemäßigem Bedürfniß sorgfältig redigirt. Durch diese Arbeit ward ich nun abermals nach Süden gelockt; die Ereignisse die ich jener Zeit in Hackerts Gegenwart oder doch in seiner Nähe erfahren hatte, wurden in der Einbildungskraft lebendig; ich hatte Ursache mich zu fragen, warum ich dasjenige was ich für einen andern thue nicht für mich selbst zu leisten unternehme? Ich wandte mich daher noch vor Vollendung jenes Bandes an meine eigene frühste Lebensgeschichte, fuhr fand sich nun freilich daß ich zu lange gezaudert hatte. Bei meiner Mutter Lebzeiten hätt' ich das Werk unternehmen sollen, damals hätte ich selbst noch jenen Kinderjahren näher gestanden,

und wär durch die hohe Kraft ihrer Erinnerungsgabe völlig dahin verlebt werden. Nun aber mußte ich diese entschwundenen Gestalt in mir selbst hervorrufen und manche Erinnerungsmittel gleich einem nothwendigen Zauberspruch mischen und kunstreich zusammenschaffen. Ich hatte die Entwicklung eines bedeutend gewordenen Kindes, wie sie sich unter gedeihenden Umständen hervorgethan, aber doch wie sie im allgemeinen dem Menschenkenner und seinen Einsichten gemäß wäre, darzustellen.

In diesem Sinne nannt' ich bescheiden genug ein solches mit sorgfältiger Treue behandeltes Werk: Wahrheit und Dichtung, innigst überzeugt, daß der Mensch in der Gegenwart zu vielerlei auch in der Erinnerung die Äußerwelt nach seinen Eigenheiten bildend mische.

Auf Geschäfte, insofern ich durch geschäftliche Studien und sonstig Local- und Personen-Verzeigenwärtigung viel Zeit aufzuwenden hatte, beschränkte mich wie ich ging und stand, zu Hause wie auswärts, dergestalt daß mein wirklicher Zustand den Charakter einer Nebensache annahm, ob sich gleich überall wo ich durch etwas hingeführt wurde, gleich wieder mit ganzer Kraft und voll im Sinne mich gegenwärtig erwies.

Für das Theater geschah sehr viel, wobei das treffliche Weib sich immer steigernde Talent im besten Sinne hervortrat. Der standhafte Prinz ward mit allgemeinem Beifalle aufgeführt, und so der Bühne eine ganz neue Provinz erobert. Auch erschien Weis als Pygmalion, und seine Darstellung machte vergessen, wie unglücklich und unerfreulich dies Stück eigentlich sey.

Von Andrés übersetzter Saul Alfieri's, die Tochter Jephta, Tasso wurden wiederholt, Romeo und Julie fürs Theater bearbeitet; wobei sowohl Romeo als Weis schön mitwirkten, und so ward auch für die nächste Folge Calderons Leben ein Traum vorbereitet.

Demoiselle Frank aus Mannheim erntete als Emmeline und Jungfrau großen Beifall; Brizzi wiederholte seinen Versuch, die Darstellung von Achill nahm wieder ihren gründenden Gang. Die zu ihr große Oper Generva konnte sich jener nicht gleich stellen, auch hier bewährte sich die alte Lehre, daß ein vorhandener Text der Musik und Darstellung insgeheim den Untergang vorbereite. Ein Bösewicht und Verräther nimmt sich am Ende überall schlecht aus, am schlechtesten auf dem Theater, wo der Verlauf seiner Niederträchtigkeiten abgespannen und uns vor die Augen gestellt wird.

Das neu erbaute Schauspielhaus in Halle verlieh die sämmtlichen Vortheile der Kunstfreunde Baiern, die Einrichtung desselben gab Gelegenheit zu einem Prolog, welchem sehr unblich Theilnahme zu Theil ward.

Mit der Musik gelang es mir nicht so glücklich; was ich vor einem Jahre meine Hausoper zu nennen wagte, fühlte ich im Januar sehr bedrückt. Niemand merkte einige Veränderung, aber es hatten sich gewisse Mißverwandtschaften eingefunden, die mir folglich gefährlich schienen, ohne daß ich ihren Einfluß hätte hindern können. Noch zu Anfang des Jahrs ward nach herkömmlicher Weise verfahren, doch schien nicht mehr in regelmäßiger wechentlicher Folge. Noch trugen wir ächte alte Sachen vor, mehrere neue Canons von Ferrari belebten die Fuß der Sänger und den Vortrag der Zuhörer; ich aber hatte mich schon in diesen Verlust ergeben, und als bei meiner bevorstehenden Sommerreise zu Ende April eine Pause eintreten mußte, so war schon mein Entschluß gefaßt nie wieder zu beginnen: ich verlor dabei sehr viel, und mußte deshalb ernstlich bedacht seyn mich auf's innerste zu entschädigen.

Noch während dieser außerordentlichen Unterhaltung schrieb ich die Cantate Rinaldo für die Prinzessin Friedrich von Gotha Durchlaucht; sie ward durch den vortrefflichen Capellmeister Winter componirt, und gewährte, durch des Prinzen anmuthige Tonerfindung vorgetragen, von Seeen begleitet, einen schönen Genuß.

Was sich auf ältere bildende Kunst bezog ward vorzüglich beachtet. Meyer bearbeitete unablässig die Kunstgeschichte, und alle, deshalb gepflogenen Unterhaltungen gaben Stoff zu belehrenden Gespräch.

Manliche Pasten Alterthümlicher Münzen hatten, als die würdigsten Documente jener Zeit, die entschiedensten Ansichten erregt.

Die Lust sich Vergangenes zu vergegenwärtigen wickelte fort, und wir suchten mit Hülfe eines guten Kupferwerks den Ringe des Polykletos, besonders aber das ungeheure Augenblicksbild wieder herauszufinden, in dessen Mitte er aufgestellt war, und wozu die Mauer von Babylon Erde und Schutt hatte hergeben müssen, wie zum Kreuzzug die Ziegeln. Das ganze Griechische Heer sah mit Begierde nach Troja.

Viele Jahrhunderte waren dagegen zu überschreiten, als Dr. Sulpiz Boisserée mit einer wichtigen Folge von Zeichnungen und Kupfern bei uns eintraf, und unsere Kunstbetrachtungen ins Mittelalter hinleitete. Hier verweilten wir so gern, weil eine wohl überdachte Folge übereinstimmender Monumente vor uns lag, die uns in eine zwar düstre aber durchaus eigene und anziehungswerthe Zeit versetzte. Das lebhafte Interesse des Vorzeigenden, die gründliche Erkenntniß jener Zustände und Absichten, alles theilte sich mit, und man sah sich, wie bei einer veränderten Theaterdecoration, abermals gern in Zeiten und Localitäten versetzt, zu denen man in der Wirklichkeit nicht wieder gelangen sollte.

Und so ward ein treuer Sinnes- und Herzensbund mit dem edlen Gaste geschlossen, der für die übrige Lebenszeit folgereich zu werden versprach.

Ferner hatte derselbe Ueberzeugungen nach dem Gedichte: die Nibelungen, von Cornelius mitgebracht, deren altertümlich tapferen Sinn, mit unglaublicher technischer Fertigkeit ausgesprochen, man höchlich bewundern mußte.

Als Nachklang jener früheren Weimarischen Kunstausstellung, in Folg guter daraus sich herbildender Verhältnisse mit lebenden Künstlern, ward gar manches eingesendet. Der verdienstvolle Nauwerck zu Salzburg schickte Zeichnungen und Gemälde; des allzufrüh abgeschiedenen Landschaftsmalers Kraz hinterlassene Zeichnungen wurden vorgelegt. Prinzeß Caroline von Mecklenburg, selbst einen schönen Sinn für landschaftliche Zeichnungen besitzend, so wie anmuthig aufheiternd, verschaffte sich von beiden eine Auswahl.

So wurden wir auch mit einem hoffnungsvollen Talente eines jung abgeschiedenen Namens Wehle zum erstenmal bekannt, dessen Verlassenschaft Baron Schönberg-Rothschönberg käuflich an sich gebracht hatte. Sowohl in Skizzen als ausgeführten Blättern nach der Natur offenbarte sich ein glücklich künstlerischer Blick in die Welt, und das Interesse an diesen Blättern war durch fremdartige seltsamliche Localität erhöht. Er war die Lust vergetrungen, und hatte Formen so wie Naturen mit charakteristischer Leichtigkeit dem Papier anvertraut.

Vor der Naturbetrachtung war man einigermaßen auf der Hut; doch studirte ich zwischendurch die Geschichte der Physik, um das Herankommen dieser hochsten Wissenschaft mir möglichst zu vergegenwärtigen: denn ganz allein durch Aufklärung der Vergangenheit läßt sich die Gegenwart begreifen. Eine Wissenschaft ist, wie jede menschliche Anstalt und Einrichtung, eine un-

geheure Contagionen von Wahrem und Falschem, von Freiwilligem und Nothwendigem, von Gesundem und Krankhaftem; alles was wir täglich gewahr werden, dürfen wir am Ende doch nur als Symptome ansehen, die wenn wir uns weiterhin ausbilden wollen, auf ihre physiologischen und pathologischen Principe zurückführen sind.

Ich enthielt mich persönlich von Versuchen aller Art, aber ein Italienisches Weissager auf dem Landgrafenberg, von Professor Döbereiner abgebrannt, gab durch Erleuchtung des Thales, besonders der gegenüber liegenden Berge, eine höchst überraschende Erscheinung.

Nach diesem aufblickenden Lichtglanze durfte sich der herrliche langverweilende Komet wohl auch noch sehen lassen, unsere Augen entzückte und unsern innern Sinn in das Weltall hinausführte.

Mein diesjähriger Aufenthalt in Carlsbad nahm einen ganz eigenen Charakter an; die Lust des Hoffens an der Natur, des Zeichnens und Nachbildens hatte mich ganz und gar verlassen; nichts der Art wollte weiter gelingen, und so war ich auch des Durchstöberns und Durchklopfens der allzubekannten Felsmassen völlig müde. Müller, in hohen Jahren, war nicht mehr anwesend, und so sah ich denn auch die Bemühungen, dem Sprudel seinen alten Weg wieder zu weisen, mit Gleichgültigkeit, getröstet durch die Bemerkung, daß man zwar althergebrachten Vorurtheilen zu schmeicheln, aber doch einem ähnlichen Uebel zuvor zu kommen trachtete.

In Gesellschaft von lebenslustigen Freunden und Freundinnen übergoß ich mich einer tagverzehrenden Zerstreuung. Die herkömmlichen Promenaden zu Fuß und Wagen gaben Raum genug sich nach allen Seiten zu bewegen; die näheren sowohl als die entfernten Lustorte wurden besucht, zu welchen sich noch ein neuer auf eine fast lächerliche Weise gesellt hatte. In Wscheditz, dem ein Bauer, der als Fuhrmann bis Ungarn fortkommt, auf dem Rückwege mit jungen geistig wohlschmeckenden Weinen beladen und in Hof und Haus eine Wirthschaft errichtet. Bei dem niedrigen Stande des Papiergeldes, faßt wie Zehn gegen Eins, trank man eine anmuthige Flasche Ungarwein für den Betrag von wenig Silbergroschen. Die Neuheit, das Seltsame, ja die Unbequemlichkeit des Aufenthalts, fügten zur Wohlfeilheit einen gewissen Reiz; man zog hinaus, man lachte, spottete über sich und andere und hatte immer mehr des einschmeichelnden Weins genossen als billig war. Man trug sich über eine solche Wallfahrt mit folgender Anekdote: Drei bejahrte Männer gingen nach Wscheditz zum Weine:

Oberst Otto, alt	. .	87 Jahr.
Steinschneider Müller		84 —
Ein Erfurter	. . .	82 —
		253 Jahr.

Sie sechten wacker, und nur der letzte zeigte bei Nachhausekehren einige Spuren von Besoffenheit, die beiden andern griffen dem Jüngeren unter die Arme und brachten ihn glücklich zurück in seine Wohnung.

Einen solchen allgemeinen leichtsinn begünstigte jener niedere Stand des Papiers. Ein ergangenes Patent hatte alle Welt verrückt gemacht, die vorhandenen Zettel hatten allen Werth verloren, man erwartete die neuen sogenannten Anticipationsscheine. Die Verkäufer und Empfänger kannten dem sinkenden Papierwerth nicht genug nachrücken, den Käufern und Ausgebenden gereith es auch nicht zum Vortheil; sie verschleuderten Groschen und wurden so allmählich ihre Thaler los. Der Zustand war von der Art, daß er auch den Besonnensten zur Verrücktheit hinriß.

Doch ist der Tag so lang, daß er sich ohne nützliche Beschäftigung nicht hinbringen läßt und so setzte ich mit Riemers Beistand unter fortwährendem Besprechen die Arbeit an der Biographie fort, das Nächste ausführend, das Fernere schematisirend. Auch waren zum fortgesetzten Lesen und Betrachten die kleineren Schriften Plutarchs jederzeit bei der Hand, wie es denn auch, an mancherlei Erfahrung und Belehrung in einem so großen Zusammenfluß von bedeutenden Menschen, die in geschäftsloser Freiheit sich gern von dem was ihnen lieb und werth ist unterhalten, keineswegs fehlen konnte.

Von Personen, die dieses Jahr in Weimar eingesprochen, sind' ich folgende bemerkt: Engelhardt, Architekt von Kassel, auf seiner Durchreise nach Italien. Man wollte behaupten, ich habe ihn in früherer Zeit als Musterbild seines Kunstgenossen in den Wahlverwandtschaften im Auge gehabt. Der so geschickte als gefällige Raabe hielt sich einige Zeit bei uns auf, malte mein Bildniß in Oel auf Kupfer. Ritter Odaro, ein trefflicher Gesellschafter, guter Wirth und Ehrenmann, wählte Weimar für einige Zeit zu seinem Wohnort. Die Geschichten seiner vielfährigen Irrfahrten, die er mit einigem Scherz über sich selbst zu würzen verstand, verbreiteten über seine Tafel einen angenehmen vertraulichen Ton. Daß seine Küche die trefflichsten Beefsteaks zu bereiten wußte, auch daß er mit dem ächtesten Mokka-Kaffe seine Gastmahle schloß, wird ihm nicht zum geringen Verdienst angerechnet.

Lefevre, Französischer Legationssecretair von Kassel kommend, durch Baron Reinhard angemeldet, trat in lebhaften Gespräch Französische Rede, Poesie und Geschichte wieder auf, zu angenehmster Unterhaltung. Professor Thiersch ging, gute Eindrücke zurücklassend und hoffentlich mitnehmend, bei uns vorüber. Das Ehepaar von Arnim hielt sich eine Zeit lang bei uns auf, ein altes Vertrauen hatte sich sogleich eingefunden; aber eben durch solche freie unbedingte Mittheilungen erschien erst die Differenz, in die sich ehemalige Uebereinstimmung aufgelöst hatte. Wir schieden in Hoffnung einer künftigen glücklichern Annäherung.

Von wichtigen Büchern, deren Einfluß bleibend war, las ich St. Croix, Examen des Historiens d'Alexandre; Heerens Ideen über die Geschichte des Handels; Degerando, Histoire de la philosophie; sie verlangten sämmtlich, daß man seine Ansichte innerhalb der vergangenen Zeiten auszudehnen und zu erweitern sich entschließe.

Jakobi »von den göttlichen Dingen« machte mir nicht wohl; wie konnte mir das Buch eines so herzlich geliebten Freundes willkommen seyn, worin ich die These durchgeführt sehen sollte: die Natur verbirge Gott. Mußte, bei meiner reinen tiefen angeborenen und gründen Anschauungsweise, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen unverbrüchlich geleitet hatte, so daß diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz machte, mußte nicht ein so seltsamer, einseitig beschränkter Ausspruch mich dem Geist nach von dem edelsten Manne, dessen Herz ich verehrend liebte, fast ewig entfernen? Doch ich ging meinem schwerlichen Verdrusse nicht nach, ich rettete mich vielmehr zu meinem alten Asyl, und fand in Spinoza's Ethik auf mehrere Wochen meine tägliche Unterhaltung, und da ich indeß meine Bildung gesteigert hatte, ward ich, im schon Bekannten, gar manches das sich neu und anders hervorthat, auch ganz eigen frisch auf mich einwirkte, zu meiner Verwunderung, gewahr.

Duwarowos Project einer Asiatischen Akademie lockte mich in jene Regionen, wohin ich auf längere

Zeit zu wandern abwesend geneigt war. Hebels abermalige Romantische Gedichte gaben mir den angenehmen Eindruck, den mir bei Annährung von Stammverwandten immer empfinden. Nicht so von Hagens Heldenbuch; hier hatte sich eine alles gewandelnde Zeit dazwischen gelegt. Eben so brachte mir Buschings armer Heinrich, ein an und für sich betrachtet höchst schätzenswerthes Gedicht, physisch-ästhetischen Schmerz. Den Ekel gegen einen ausgesogenen Herrn, für den sich das weiterste Mädchen aufopfert, wird man schwerlich los; wie denn überhaupt ein Jahrhundert, wo die widerwärtige Krankheit in einsamer Meierei zu leidenschaftlichen Liebes- und Ritterthaten reichen muß, uns mit Ekelchen erfüllt. Die dort einem Hexenmus zum Grunde liegende schreckliche Krankheit wirkt wenigstens auf mich so gewaltsam, daß ich mich vom bloßen Berühren eines solchen Buchs schon angesteckt glaube.

Durch einen besondern Zufall kam mir sodann ein Werk zur Hand, von welchem man dagegen eine unsittliche Ansteckung hätte befürchten können; weil man sich aber vor geistigen Einwirkungen, aus einem gewissen freventhaften Dünkel immer sicherer hält als vor körperlichen, so las ich die Bändchen mit Vergnügen und Eile, da sie mir nicht lange vorgehalten wurden, es sind die Novelle galantii von Verschie: sie stehen denen des Abbate Casti an poetischem und rhetorischem Werth ziemlich nahe, nur ist Casti künstlerisch mehr zusammengenommen und übersieht seinen Stoff meisterhafter. Auf Erinnerung eines Freundes schloß ich die Novelle del Bandelli unmittelbar an. Die Abenteuer des Ritter Grieux und Manon l'Escaut wurden als nahe verwandt betrachtet, doch muß ich mir zuletzt das Zugeständniß geben, daß ich nach allem diesem endlich zum Landprediger von Wakefield mit unschuldigem Behagen zurückkehrte.

1812.

Die Familie Kohler eröffnete mit höchst anmuthigen Bildern das Jahr. Romeo und Julie, sodann Turandot wurden wiederholt; die Aufführung von: Boden ein Traum verbreitet. Die zu würdiger Darstellung solcher Stücke erforderlichen Anstrengungen gaben neue Gelegenheit zum tiefer eindringenden Studium und der ganzen Behandlung einen frischen Schwung. Ein junger Schauspieler trat hinzu, Namens Durand, mit allen Vorzügen die man im allgemeinen an einem jungen sorgsamen Liebhaber wünschen kann, nur vermißte man an ihm ein gewisses inneres Feuer, oder auch nur jene Art von Enthusiasmus, der ihn aus sich selbst herauszutreiben, womit er sich dem Publikum aufzudringen hätte, daß es ihn fühlen und anerkennen mußte. Man hoffte jedoch, daß er dies Bedürfniß bald selbst empfinden werde.

Theodor Körner war als Theaterdichter hervorgetreten; dessen Toni, Zrini und Rosamunde, als Nachklänge einer kurz vergangenen Epoche, von den Schauspielern leicht aufgefaßt und wiedergegeben und eben so dem Publikum sinn- und artverwandt von ihm günstig aufgenommen wurden. Zu höhern Zwecken ward die große Zenobia von Calderon studirt und der wunderbare Magus durch Griesens Uebersetzung uns angenähert.

Wolf und Riemer machten einen Plan zu Aufführung des Faust, wodurch der Dichter veranlaßt wurde mit diesem Gegenstand sich abermals zu beschäftigen, manche Zweifelsfragen zu bedenken, ja sogar Decorationen und sonstige Erfordernisse zu entwerfen. Jene genannten, immer thätigen Freunde entwarfen gleichfalls den Versuch einer neuen Redaction des Egmont mit Wiederherstellung der Herzogin von Parma, die sie nicht entbehren wollten. Die Ausmerksamkeit der Madame Schönberger veranlaßte die erforderlichen Darstellungen. Iffland schloß das Jahr auf das erwünschteste, indem er mehrmals auftrat; vom 20 Decbr. an sehen wir folgende Vorstellungen: Clementine; Selbstbeherrschung, der Jude, Künstlers Erdenwallen, Don Ranudo und der arme Poet; der Kaufmann von Venedig, der gutherzige Polterer.

Neben ihm traten von unserm wohlbestellten Theater folgende Schauspieler auf, deren Gemeinschaft er seiner hohen Kunst nicht unwürdig fand. Es scheint uns der Sache gemäß ihre Namen hier aufzuführen, die Herrn: Durand, Demm, Graff, Genast, Holtei, Lorzing, Malkmi, Oels, Unzelmann, Weiß; sodann die Damen: Beck, Eberwein, Fraels, Lorzing, Weiß.

Der Biographie zweiter Band wurde geschrieben und abgeschlossen, auch der dritte Band eingeleitet, im Ganzen entworfen, im Einzelnen aufgeführt. In Sofia der Darstellung Mosaischer Geschichte im ersten Bande nahm ich den Irrgang der Kinder Israel durch die Wüste aus allen Papieren wieder vor, die Arbeit selbst aber wurde zu andern Zwecken zurückgelegt.

Drei Gedichte für Karlsbader Musikfeste, im Namen der Karlsbader Bürger, gaben mir eine ehrenvolle angenehme Gelegenheit zu versuchen, ob noch einiger poetischer Geist in mir wolle.

In der bildenden Kunst ereignete sich manches Günstige: die Nachricht von dem Fund auf Aegina eröffnete der Kunstgeschichte neue Aussichten, an welchen wir uns mit Freund Meyer, der in seinen Bemühungen immer vorwärts ging, erbauten und ergötzten.

Der Gedanke aus verlie fanden alten Münzen das Andenken verlorner Kunstwerke zu erneuen, war zu reizend und hatte einen beträchtlichen soliden Grund, daß man nach dem Aufsatz über Myrons Kuh in vergleichen Betrachtungen fortfuhr, den Olympischen Jupiter, die Pothellische Juno, und manches andere würdige Bild auf diese Weise wieder herzustellen trachtete.

Ein kleiner Centaur von Silber, eines spannenlang und bewundrungswürdig gearbeitet, rief eine lebhafte Streitlichkeit hervor, ob er antik oder modern sey. Die Weimarischen Kunstfreunde, überzeugt daß in solchen Dingen niemals an Uebereinstimmung und Entscheidung zu denken sey, bewunderten ihn, belebten sich daran und trieben zu derjenigen Partei, die ihn für alt und aus den besten Kunstzeiten hielt.

Ich erquickte eine nicht gar allenhohe altetrurische Gruppe des fliehenden Meleager von Michelangelo, in Bronze gegossen und im Einzelnen durch Griffschiel und andere eisenende Instrumente sleißigst nachgeahmt; ein schönes Denkmal sorgfältiger, dienender gleichsamer Nachbildung eines höchst geschätzten Kunstwerks jener Epoche, und ein Beispiel wie man dem kleinen Bilde, welches natürlich die Größe des Originals nicht darstellen konnte, durch eine gewisse Aufgedrücktheit im Einzelnen, einen eigenthümlichen Werth zu geben wußte.

Die Naturwissenschaft erfreute sich manchen Gewinnes; Kammer- und Bereicherungswerke von der Insekten- beschäftigte unsere Denkende über die allmälige Steigerung organischer Wesen. Uebrigens aber wandte sich die Aufmerksamkeit mehr gegen allgemeine Naturforschung.

Doctor Seebeck, der chromatischen Angelegenheit immerfort mit gewohntem Fleiße folgend, bemerkte sich um den zweiten Newtonischen Versuch, den ich in meiner Polemik nur so viel als nöthig berührt hatte; er bearbeitete ihn in meiner Gegenwart und es ergaben sich wichtige Resultate, wie jene Lehre, sodann man anstatt

der anfänglichen Prismen zu linsen übergeht, in eine fast unauflösliche Verfeinerung verwickelt werde.

Zu allgemeiner Betrachtung und Erhebung des Geistes eignen sich die Schriften des Jordanus Brunus von Nola, aber freilich das gediegene Gold und Silber aus der Masse jener so unglich begabten Gepräge auszuscheiden und unter den Hammer zu bringen, erfordert fast mehr als menschliche Kräfte vermögen, und ein jeder dem ein ähnlicher Trieb eingeboren ist thut besser, sich unmittelbar an die Natur zu wenden, als sich mit den Gangarten, vielleicht mit Schlackenhalden, vergangener Jahrhunderte herumzuquälen.

In Carlsbad fand man sich wieder zu herkömmlichen geologischen Betrachtungen genöthigt. Die Erweiterung des Raumes um den Neubrunnen, ein Lokus vielleicht in früherer Zeit nicht denkbares Vorneh men, bestärkte in den bisherigen Vorstellungen; ein merkwürdiges Gestein ward daselbst gefunden, starke Wasser der Tepl sammelten, Umstände welche auf die spätere hinzudeuten schienen: diese große Naturmaschine sey als ein ungeheures galvanisches Experiment anzusehen.

Von Teplitz aus besuchte man Doctor Stolz in Aussig und belehrte sich an dessen trefflichen Kenntnissen und Sammlungen. Fossile Knochen in Böhmen waren auch zur Sprache gekommen.

Nach Hause zurückgekehrt vermeilte man zuerst in Jena, um den dortigen Musen im Augenblick einer eintretenden günstigen Epoche eine freundige Aufmerksamkeit zu widmen. Ihre Kaiserliche Hoheit die Frau Erbprinzessin bestimmten eine ansehnliche Summe zu diesem Zweck, und Mechanicus Körner verfertigte eine Luftpumpe für das physikalische Cabinet. Sonstige Instrumente und andere Anschaffungen deßhalb sind gleichfalls eingeleitet, und um des Raumes mehr zu gewinnen, die obern Zimmer im Jenaischen Schloß für die Aufnahme eines Theils der Musen eingerichtet. Von Treskra verehrte merkwürdige Granitübergangsplatten als Documente früherer geognostischer Wanderungen auf dem Harze; sein Werk vom Innern der Gebirge wird aufs neue vorgenommen und dabei ältere und jüngere Vorstellungsarten besprochen.

Sogenannte Schwefelquellen in Berka an der Ilm, oberhalb Weimar gelegen, die Austrocknung des Teichs, worin sie sich manchmal zeigten, und Benutzung derselben zum Seebade, gab Gelegenheit geognostische und chemische Betrachtungen hervorzurufen. Hierbei zeigte sich Professor Döbereiner auf das lebhafteste theilnehmend und einsichtsvoll.

1815.

Die erneuerte Gegenwart Brizzi's hatte der Oper einen eigenen Schwung gegeben, auch die Aufführung derselben Italienisch möglich gemacht. Keinem Sänger ist diese Sprache ganz fremd: denn er muß sein Talent mehrentheils in fertiger produciren, sie ist überhaupt für den, dem die Natur ein glückliches Ohr gegeben, leicht zu erlernen. Ihr größerer Bequemlichkeit und schnellere Wirkung ward ein Sprachmeister angestellt. Eben so hatte Iffland Gegenwart alle Aufmerksamkeit unserer Schauspieler angeregt, und sie weiteifrigen allzusammt würdig neben ihm zu stehen. Wer in die Sache tief genug hineinsah, konnte wohl erkennen, daß die Uebereinstimmung, die Einheit unserer Bühne diesem großen Schauspieler vollkommne Freiheit und Beweglichkeit gab, sich wie auf einem guten Instrument nach Belieben zu bewegen. Nach seiner Abreise wurde alles mehr ernstlich und treulich fortgesetzt; aber jedes künstlerische Bestreben durch Furcht der immer näher dringenden Kriegsereignissen beengt, schien, daß man sich begnügen mußte mit den Vorräthen auszulangen.

Poetischer Gewinn war dieses Jahr nicht reichlich; drei Romanzen: der Todtentanz, der getreue Eckart und die wandelnde Glocke verdienen einige Erwähnung. Der Todtentanz, eine Oper gegründet auf die alte Ueberlieferung, die sich nachher in der Ballade, wie Kinder die Todten spielen, ausgeführt, gerieth ins Stocken und verharrte darin. Der Epilog zum Ostern darf wohl auch erwähnt werden.

Der dritte Band meiner Biographie ward vollendet und abgedruckt und erfreute sich, ungeachtet äußerer misslicher Umstände, einer guten Wirkung. Das Italiänische Tagebuch ward nicht beleuchtet und zu diesen Behandlung Anstalt gemacht; ein Aufsatz zu Winckelmanns Andenken in der Absicht vorgelesen und zu correctmäßiger Mittheilung dem Druck übergeben.

Im Felde der Literatur ward manches Aeltere, Neuere und Vorzeitige vorgenommen und mehr oder weniger durch Fortsetzung der Arbeit irgend einem Ziele näher gerückt, besonders ist das Studium zu erwähnen, das man Shakespeare'n in Bezug auf seine Vorgänger widmete.

Geographische Charten zu sinnlicher Darstellung der über die Welt vertheilten Sprachen wurden mit Wilhelm von Humboldts Theilnahme bearbeitet, der gründ und illuminirt; eben so ward ich von Alexander von Humboldt benachrichtigt, die Vorgehen der alten und neuen Welt in ein vergleichendes landschaftliches Bild zu bringen.

Hier ist nun am Platze mit wenig m anzuzeigen, wie ich das Glück gehabt mit den vorzüglichsten Männern zu leben nur zu verkehren suchte.

Von dem Stoffe mit dem sich Geist und der Natur mich zu setzen beschäftigt und wie ich zunächst den Umständen gemäß zu wirken nicht unterließ, soll ich mich überall um, wo große Bestrebungen sich hervorthaten und ankündigten, wirksam. Ich meines Theils war darmüht durch Studien, eigene Leistungen, Sammlungen und Versuche ihnen entgegen zu kommen und so, auf den Gewinn dessen was ich nie selbst erreicht hatte, treulich vorbereitet, es zu verbreiten, daß ich unaufhaltsam ohne Misslicht oder Neid ganz frisch und lebendig dasjenige mit genießen durfte, was von den besten Geistern dem Jahrhundert geboten ward. Und so zog sich mein Weg gar manchen schönen Unternehmungen parallel, nahm seine Richtung grad auf andere zu, das Neue war mir deshalb niemals fremd und ich kam nicht in Gefahr, es mit Ueberraschung aufzunehmen, oder wegen des alleten Vorurtheils zu verwerfen.

Als Zeichen der Aufmerksamkeit auf das allerbesondere brachte ich Durchzeichnungen von Bildern und einer alten Handschrift des Sachsenspiegels Kunzen und Lebrechten in die Hände, welche denn auch davon den lebhaften Gebrauch machten, und die Sammlung eines, in Absicht auf bildende Kunst, völlig künstlichen Zeitalters zur Übung und Übersicht anlegten.

Des Altertumsforschers sich zu erwähnen sendete mir Abbate Monti, früherer Verhältnisse eingedenk, seine Uebersetzung der Ilias.

Als Kunstbeiträge kamen mir ins Haus: Gypsabguß von Jupiters Kolossal-Büste, kleine Herme eines Jacchischen Bachus von rothem antiken Marmor, Gypsabgüsse von Peter Vischers Statuen der Apostel am Grabmal des heiligen Sebaldus zu Nürnberg. Vorzüglich beschenkten eine meiner Ueberzeugung Sammlungen Pyrgotelischer Münzen, doppelt erwünscht, da sie gegen Ausfindung

gewisser Lücken, theils weil sie die Einsichten in die Geschichte der Plastik und der bildenden Kunst überhaupt vermindert hervorbringen. Freund Meyer setzte seine Kunstgeschichte fort; Heinrich Gmälde drehten sich weiter, man studirte Hope's Arbeiten darüber; die bekannte Statue Domitians, von Statius beschrieben, suchte man sich gleichfalls zu vergegenwärtigen, zu restauriren und an Ort und Stelle zu sehen. Die Philologen Riemer und Hand waren mit Gefälligkeit thätig. Visconti's Iconographie grecque ward wieder aufgenommen, und in jene alte Zeiten konnte mich unmittelbar ein höchst willkommnes Geschenk. Herr Böttiger beschrieb mir in meinem Namen die zu so bedeutenden Zwecken nach Deutschland gesendete Cista mit einem zum Spazierstabe umgearbeiteten Palmenzweig von der Akropolis; eine bedeutende Griechische Silberlampe vertrat die Stelle des Knopfes.

Damit man zu recht an solchen Betrachtungen festgehalten werde, fand sich Gelegenheit die Dresdener Sammlung der Originalien forcirt als der Abgüsse mit Muße zu betrachten.

Indessen zog denn doch auch die Meisterschaft mancher Art, die den Neuern vorzüglich zu Theil geworden, eine gestoßte Aufmerksamkeit an sich. Bei Betrachtung Antikalischer Arbeiten entstand ein kleiner Aufsatz: der Landschaftsmaler als Dichter.

Von Mitlebenden hatte man Gelegenheit die Arbeiten Kerstings genau zu lernen und Ursache sie werth zu schätzen.

Naturwissenschaften, besonders Geologie, erhielten sich gleichfalls in der Nähe; von Jena aus besuchte ich die Steinwerke von Graupa, Zinnwalde und Altenberg; in Bilin erfreute ich mich der Leitung des erfahrnen Kenners Dr. Reuß; ich gelangte unter seiner Führung bis an den Fuß des Bilmer Felsens, wo auf den Kalkfelsen in Masse der fossilenartige unmittelbar aufsitzt; eine geringe Veränderung der Bedingungen mag die Verwandlung dieses Gesteines leicht bewirkt haben.

Die in der Nähe von Bilin sich befindenden Granaten, deren Structur und Behandlung überhaupt, ward mir gleichfalls aufsehlich bekannt.

Eben so viel wäre von anderer Seite ein Besuch von Dr. Steiz in Aussig zu rühmen, auch hier erschien das große Talent eines Mannes, der seinen Kreis zunächst durchgeht, und dem anklammernden Gast gleich so viel Kenntniß mittheilt, als ihm ein längerer Aufenthalt kaum hätte gewähren können.

Aus dem mannichfaltigen Bücherstudium sind hier abermals Irwin's Erfahrungen vom Innern der Sicilianer und Gasparinis Werke zu nennen. Es war meine Art Ansichten und Ueberzeugungen mitlebender Männer vorläufig zu achten, besonders wenn sie nicht gerade der Schwerte des Tags angemessene Bewegung machen konnten.

Das interessirte, Schaafhäutige zu Barka gab zu mancherlei Discussionen Gelegenheit; man versuchte, was man voraus sah konnte und ließ beruhen, was man nicht hatte beabsichtigen sollen.

Die entgegensten Farben erregten Aufmerksamkeit; unabhängig davon hatte ich einen Aufsatz über den Dispositionsgeist geschrieben.

Und so bemerke ich am Schlusse, daß die Instrumente für die Jenaische Sternwarte bestellt und Klugens Werk über den animalischen Magnetismus beachtet wurde.

Bedeutende Personen wurden von mir gesehen. In Eisenach Forstmeister Gotta, in Aussig Dr. Kapp, Graf Berlet, General Thielemann, Kammerherr von Schimmelmann, Professor Dietrich vom Gymnasium zu Gommotau, Großfürstinnen Katharina und Maria.

Nach der Schlacht von Leipzig in Weimar gesehen: Wilhelm von Humboldt, Graf Metternich, Staatskanzler von Hardenberg, Prinz Paul von Würtemberg, Prinz August von Preußen, Kurprinz von Hessen, Professor Joh. Gh. Hirsch, Hofrath Rochlitz.

Hier muß ich noch einer Eigenthümlichkeit meiner Handlungsweise gedenken. Wie sich in der politischen Welt irrend ein ungeheures Bedrücktsein hervorthat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste. Da ich es denn zu rechnen, daß ich von meiner Klust bei aus Carlsbad an mich mit ernstlichstem Studium dem Chinesischen Reich widmete, und diesseitigen eine nothdürftige unerfreuliche Aufführung des Essex im Auge, der Schauspielerin Weiß zu Liebe und um ihre fatale Rolle zuletzt noch einigermaßen glänzend zu machen, den Epilog zu Essex schrieb, gerade an dem Tage der Schlacht von Leipzig.

Zum Behuf meiner eigenen Biographie zog ich aus den Frankfurter gelehrten Zeitungen vom Jahr 1772 und 1775 die Recensionen aus, welche ganz oder zum Theil mir gehörten. Um in jene Zeiten mich noch mehr zu versetzen studirte ich Merkes Phantasien, sodann aber auch Klingers Werke, die mich an die unverwüstliche Thätigkeit nach einem besonders eigenthümlichen Wesen gar charakteristisch erinnerten. In Absicht auf allgemeinere Sinn in Begründung ästhetischen Urtheils hielt sich mich immer fort an Eruesti's Technologie Griechischer und Römischer Redekunst, und bespiegelte mich darinnen scherze und ernsthaft, mit nicht weniger Behagung, daß ich Tugenden und Mängel nach ein paar tausend Jahren als einen großen Beweis menschlicher Beschränktheit in meinen eigenen Schriften unausweichlich wieder zurückkehren sah.

Von Eingelnen bemerke vorläufig: der Französische Gesandte weilt in Gotha übermüthig und einkommt. Ein geringes Corps Preußen besetzt Weimar, und will uns glauben machen, wir seyen unter seinem Schutze sicher. Die Freiwilligen betragen sich unartig und nehmen nicht für sich ein. Ich reise ab, Begegnisse unterwegs. In Dresden Russische Einquartierung, Nachts mit Fackeln. Ingleichen der König von Preußen. In Töplitz Vertraulichkeiten. Vorläufige Andeutungen einer allgemeinen Vereinigung gegen Napoleon. Schlacht von Kulm. Franzosen in Dresden. Waffenstillstand. Aufenthalt in Böhmen. Lustmörderer zwischen Bilin, Usik und Duchs. Mannigfache Ereignisse in Dresden. Rückkehr nach Weimar. Die jüngste französische Garde zieht ein. General Travers, den ich als jenen Begleiter des Königs von Holland kennen gelernt, wird bei mir zu seiner höchsten Verwunderung einquartiert. Die Franzosen ziehen alle vorwärts. Schlacht von Leipzig. Die Kosaken sichelten heran, der Französische Schanze wird die genommen, die Franzosen von Apolda und Umgegenden her andrängende. Die Stadt wird von Erinnerung her überfallen. Die Oesterreicher rücken ein.

1814.

Auf dem Theater sah man die Schuld von Müllner. Ein solch 6 Stück, man denke übrigens davon wie man wolle, bringt der Bühne den großen Vortheil, daß jedes Mitglied sich zusammen nehmen, sein Möglichstes thun muß, um seiner Rolle nur einigermaßen gemäß zu erscheinen.

Die Lösung dieser Aufgabe bemerkte man treffliche Darstellungen von Romeo und Julie, Egmont, Wallensteins Lager und Tod. Alle Kollmann-

änderungen die in diesen Stücken vorfielen, wurden benutzt zu seraphtrigen Didaskalien, um gröbere und ungebildete Schauspieler mit einander in Harmonie zu setzen.

Indem man sich nun nach einem Raum, Fremdem und zugleich Bedeutendem umsah, glaubte man auch den Schauspielen Jouaue's, Arnims und anderer Humoristen einigen Vortheil ziehen zu können, und durch theatermäßige Bearbeitung ihrer, oft zu sehr glücklichen und bis auf einen gewissen Grad günstigen Gegenstände sie bühnengerecht zu machen: ein Unternehmen welches jedoch nicht durchzuführen war, so wenig als bei den früheren Arbeiten von Tieck und Brentano.

Der Besuch des Fürsten Radzivil erregte gleichfalls eine schwer zu befriedigende Sehnsucht; seine gemüthliche und glücklich mit fortreissende Composition zu Faust lies und doch nur entfernte Hoffnung jeden, das seltsame Stück auf das Theater zu bringen.

Unsere Schauspielergesellschaft sollte wie bisher auch diesmal der Gunst zu gewinnen in Halle den Sommer durch Vorstellungen zu geben. Der wackere Reil, dem die dortige Bühne ihre Einrichtung verdankte, war gestorben; man wünschte ein Vorspiel, das zugleich als Todtenfeier für den trefflichen Mann gelten könnte; ich entwarf es beim Frühstücksaufenthalte zu Wirbo an der Ilm. Als ich aber, durch Iffland unerwartet aufgefordert, das Erwachen des Epimenides unternahm, so wurde jenes durch Riemer nach Verabredung ausgearbeitet. Capellmeister Weber besuchte mich wegen der Composition des Epimenides über die wir uns verglichen.

Das Monodram Proserpina wurde, nach Eberwein's Composition, mit Madam Wolf eingelernt, und eine kurze, aber höchst bedeutende Darstellung vorbereitet, in welcher Recitation, Declamation, Mimik und ebelbewegte plastische Darstellung wetteiferten, und zuletzt ein grosses Tableau, Pluto's Reich vorstellend und das Ganze krönend, einen sehr günstigen Eindruck hinterließ.

Das Gastmahl der Weisen, ein dramatisch lyrischer Scherz, worin die verschiedenen Philosophen jene zudringlichen metaphysischen Fragen, womit das Volk sie oft beschäftigt, auf heitere Weise beantworten, oder vielmehr ablehnen, war, wohl nicht fürs Theater, doch für gesellschaftliche Musik bestimmt, musste aber, wegen Anzüglichkeit, unter die Parallipomena gelegt werden.

Musikalische Aufmunterung durch Zelters Gegenwart und durch Inspector Schützens Vortrag der Bachischen Sonaten.

Die Feierlichkeiten zur Ankunft des Herzogs aus dem glücklichen Feldzug erregten Vorbereitungen zu architektonischer Zierde der Strassen. Redoutien einer Gedichtsammlung nachher unter dem Titel: Willkommen herausgegeben.

Indessen war die neue Ausgabe meiner Werke vorbereitet; der biographische dritte Band gelangte zu Jedermanns Publikum. Die Italiänische Reise rückte vor, der westöstliche Divan ward angefangen, die Reise nach den Rheins, Main- und Neckargegenden gehörte eine grosse Ausbeute und reichlichen Stoff zu Persönlichkeiten, Localitäten, Kunstwerken und Kunstsinn.

In Heidelberg bei Boisserée's, Studium der Niederländischen Schule in Gefolg ihrer Sammlung. Studium des Kölner Doms und anderer alten Bauliebhabereien nach Rissen und Plänen. Beyträge fortlaufend in Darmstadt bei Meller. Alte Oberdeutsche Schule in Frankfurt bei Schütz. Von dieser Ausbeute und reichem Stoff zu Mittheilung nutzbringenden, Kunstwerken und Kunstsinn mitgetheilt in der Zeitschrift Rhein und Main.

Naturwissenschaft wurde sehr gefördert durch gefällige Mittheilung des Bergrath Cramer zu Wiesbaden an Mineralien und Notizen des Bergwesens auf dem Westerwalde. Das Darmstädter Museum, die Frankfurter Museen, Aufenthalt bei Geheimrath von Leonhard in Hanau. Nach meiner Rückkunft Sorge für Jena.

Von öffentlichen Ereignissen bemerke ich die Einnahme von Paris, und daß ich der ersten Feier des achtzehnten Octobers in Frankfurt beiwohnte.

1815.

Schon im vorigen Jahre waren mir die sämmtlichen Gedichte Hafis in der von Hammerschen Uebersetzung zugekommen, und wenn ich früher den hier und da in Zeitschriften übersetzt mitgetheilten einzelnen Stücken dieses herrlichen Poeten nichts abgewinnen konnte, so mußten sie doch jetzt zusammen desto lebhafter auf mich ein, und ich mußte mich dagegen productiv verhalten, weil ich sonst vor der mächtigen Erscheinung nicht hätte bestehen können. Die Einwirkung war zu lebhaft, die Deutsche Uebersetzung lag vor, und ich mußte also hier Veranlassung finden zu eigener Theilnahme. Alles was dem Stoff und dem Sinne nach bei mir Aehnliches verwebet und gehegt worden, trat sich hervor, und dies mit um so mehr Heftigkeit als ich höchst nöthig fühlte mich aus der wirklichen Welt, die sich selbst offenbar und im Stillen bedrohte, in eine Idylle zu flüchten, an welcher vorzüglichen Theil zu nehmen meiner Lust, Zärtlichkeit und Willen überlassen war.

Nicht ganz fremd mit den Eigenthümlichkeiten des Ostens wandt' ich mich zur Sprache, insofern es unerläßlich war jene Luft zu athmen, sogar zur Schrift mit ihren Eigenheiten und Bezeichnungen. Ich lief die Mesallianz hervor, denn ich einige gleich nach ihrer Erscheinung übersetzt hatte. Den Pubium-Zustand drückt' ich mit vor die Einbildungskraft; Motivens Leben von Oelsner, mit dem ich mich schon längst befreundet hatte, forderte mich auf zu neue. Das Verhältniß zu Dietz befestigte sich; das Buch Gadus eröffnete mir den Schauplatz jener Sitten in einer höchst bedeutenden Zeit der unsrigen gleich, wo ein Fürst gar wohl Ursache hatte seinen Sohn in einem weitläufigen Werke zu beloben, wie er allenfalls bei traurigstem Stande sein doch noch in einem Geschäft und Gewerbe durch die Welt bringen könne. Melchiam und Leila, als Muster einer grämerlosen Liebe, ward wieder dem Gefühl und der Einbildungskraft zugeeignet; die treue Neigung der Parsen aus dem seltsten Verfall hervorgehoben und zu ihrer schönen Einfalt zurückgeführt; die längst studirten Resianden, Adrea bella Valle, Tavernier, Chardin absichtlich durchgelesen, und so dürfte sich der Stoff, bereichert mit der Schale, daß ich nur ohne Bedenken gelangen könnte, wen das angenehmlich Mundgerechte sogleich zu ergreifen und anzuwenden. Dies war durfte sogleich zu ergreifen und anzuwenden. Dies war die Gefälligkeit seiner, meine wunderlichen Fragen zu beantworten, Forsbach höchst theilnehmend und hülfreich, auch blieb ich durch ihn nicht ohne Belehrung mit Silvestre de Sacy, und obgleich diese Männer kaum etwas noch weniger begreifen konnte was ich eigentlich wolle, so trug doch ein jeder dazu bei mich aufs einfachste in einem Felde aufzuklären in dem ich mich manchmal gerne, aber niemals ernstlich umgesehen hatte. Und wie mir die von Hammersche Uebersetzung täglich zur Hand war, und mir zum Buch der Bücher wurde, so verfehlte ich nicht aus seinen Fundgruben mir manches Kleinod zuzueignen.

Indeſſen ſchien der politiſche Himmel ſich nach und nach aufzuklären, der Wunſch in die freie Welt, beſonders aber ins freie Vaterland, zu dem ich wieder Luſt und Antheil faſſen konnte, drängte mich zu einer Reiſe. Heitere Luft und raſche Bewegung haben ſogleich mächtigen Produktionen im weiten ethiſchen Sinne Raum. Ein heilſamer Badeaufenthalt, ländliche Wohnung in bekannter von Jugend auf betretener Gegend, Theilnahme geiſtreicher, liebender Freunde, alles zur Belebung und Steigerung eines glücklichen Zuſtandes, der ſich einem jeden Naturfühlenden aus dem Dioan darbieten muß.

Gegen Ende dieſer Wallfahrt fand ich meine Stimmung ſo bereichert, daß ich ſie ſchon nach gewiſſer Vermuthſchaft ſondern, in Bücher eintheilen, die Verhältniſſe der verſchiedenen Zweige ermeſſen, und das Ganze, wo nicht der Vollendung, doch dem Abſchluß näher bringen konnte. Und ſo hatt ich in dieſer Zerſtreuung mehr gewonnen und gefunden, als mir eine gleiche Zeit in den ruheſtillſten Thälern hätte gewähren können.

Vor meiner Abreiſe waren vier Bände der neuen Auflage meiner Werke fortgeſendet; ich fing an die Sicilianiſche Reiſe zu redigiren, doch riß das orientaliſche Intereſſe mein ganzes Vermögen mit ſich fort: glücklich genug! denn nähre dieſer Trieb aufgehalten, abgelenkt worden, ich hätte den Weg zu dieſem Paradieſe nie wieder zu finden gewußt.

Wenig Fremde berührte mich; doch nahm ich großen Antheil an Griechiſchen Liedern neuerer Zeit, die in Original und Ueberſetzung mitgetheilt wurden, und die ich bald gebraucht zu ſehen wünſchte. Die Herrn von Hammer und Hartbauſen hatten dieſe ſchöne Arbeit übernommen.

In literariſcher Hinſicht forderten mich nicht wenig Göttinger Anzeigen, deren ich viele Bände auf der Weimariſchen Bibliothek antraf, und ſie, der Ordnung nach, mit gemüthlicher Aufmerkſamkeit durchlas. Hier ward man erſt gewahr, was man erlebt und durchdacht hatte, und was ein ſolches Werk bedeute, das mit Umſicht aus dem Tage entſprungen in die Zeiten fortwirkt. Es iſt höchſt angenehm in dieſem Sinne das längſt Geſchriebene zu betrachten. Man ſieht das Wirkende und Gewirkte ſchon im Zuſammenhange, alles minder Werthe iſt ſchon zerſtoben, die Stimme der Menge verhallt, und das überbleibende Würdige iſt nicht genug zu ſchätzen.

Zunächſt wäre jedoch der älteren Deutſchen Bauluſt zu gedenken, deren Begriff ſich mir immer mehr und mehr erweiterte und reinigte.

Eine Fahrt nach Köln in der ſtrengen Geſellſchaft des Herrn Staatsminiſters von Stein, brachte darauf das Siegel. Ich ſah mit vorbereitetem Erſtaunen das ſchwungvolle Zweckmäßige der Anordnung, und konnte doch mit Augen das Maß faſſen, von dem aus es hätte werden ſollen, ob es gleich dem ausſchweifendſten Sinne noch immer unbegreiflich bleibt. Auch von altertümlicher Malerei fand ich in Profeſſor Wallraffs Sammlung und anderer Privaten gar viel zu ſchauen, gar mancher Werth zu erkennen, und der Aufenthalt, ſo kurz er geweſen, hat doch eine wahrhaft belehrende Wirkung zurück. Dieſe wurden gehegt und erhöht durch die gefällige Art, den Verkehr mit Geiſtreichen, mit dem ich von Mündchen über Mainz, Frankfurt, Darmſtadt reiſend faſt nur ſolche Geſpräche führte. In Heidelberg angelangt, fand ich die gaſtfreundſchaftlichſten Aufnahme, und hatte die ſchönſte Gelegenheit die unſchätzbare Sammlung meiner Tage zu betrachten, mich von ihrer charakteriſtiſchen Vollſtändigkeit im Einzelnen zu überzeugen, und zu eben dem Maße hiſtoriſch wie artiſtiſch zu belehren. Aufgezeichnet ward manches Bemerkte, dem Gedächtniß zu Hülfe und künftigem Gebrauche zum Beſten.

Hinſichtlich auf Baukunſt, in Bezug auf meine Kölner Fahrt, ward gar manches, in Gegenwart von Grund und Aufriſſen ältrer Deutſcher, Niederländiſcher und Franzöſiſcher Gebäude, beſprochen und verhandelt, wodurch man denn ſich nach und nach ſicher fühlte aus einer großen, oft wunderlichen und verwirrenden Maſſe das Alte und Schöne, wohin der menſchliche Geiſt unter jeder Form ſtrebt, herauszufinden und ſich anzueignen. Die zwei Meſſerſchen erſten Hefte, in dem Augenblick auf Oſtmond, gewährten hierbei erwünſchte Hülfe. Das Techniſche anlangend, gab ein altes gedrucktes Exemplar »der Steinmetzen Brüderſchaft« von der hohen Bedeutſamkeit dieſer Gilde ein merkwürdiges Zeugniß. Wie Handwerk und Kunſt hier zuſammen traf, ließ ſich recht gut einſehen.

So wurde denn auch auf dieſer Reiſe gewahr, wie viel ich hinter, durch das unſelige Kriegs- und Knechtſchaftsjahr, ſo auf einen kleinen Theil des Vaterlandes einzuſchränken, leider genöthigt und für eine fortſchreitende Bildung verloren hatte. In Frankfurt konnte ich die Städeliſchen Schätze abermals bewundern, auch der patriotiſchen Abſichten des Stifters mich erfreuen; nur überfiel mich die Unbild ſo viel Kräfte ungenutzt zu ſehen: denn meinem Sinne nach hätte man bei viel geringerem Vermögen die Anſtalt gründen, errichten und die Künſtler ins Leben führen können. Dann hätte die Kunſt ſchon für Jahren ſchöne Früchte getragen, und daſjenige hinreichend erſetzt, was dem Kapital an Intereſſen vielleicht entgangen wäre.

Die Brentano'ſche Sammlung an Gemälden und Kupferſtichen und andern Kunſtwerken gab vergnügten Genuß, bei dem lebhaften Antheil der Beſitzer und ihrer freundlichen Aufforderung ſo viel Gutes mit zu genießen.

Dr. Grambs, der ſeine Kunſtſchätze den Städeliſchen zugeſchrieben bedacht war, ließ mehrmals ſeine trefflichen Beſitzungen trefflich beſchauen, wobei denn gar manche Betrachtung einer gründlichern Kenntniß den Weg bahnte. Herbſt Becker in Offenbach zeigte bedeutende Gemälde, Münzen und Gemmen rec., nicht ohnerwähnt den Liebhaber eins und das andere Wünſchenswerthe zu überlaſſen.

Auf Naturgeſchichte beſonders ſahen wir die Sammlung von Bojeon bei Herrn Meyer, nicht ohne neue Belehrungsquellen für ſpäterhin Zweig der Naturkunde.

Das Senkenbergiſche Stift in Frankfurt fand man in den beſten Händen, die Thätigkeit des Anatomikers ließ vorausſehen, daß eine neue Epoche dieſer ſchönen Anſtalt vom Stifter zu erwarten ſey.

In Gießen ward uns, durch Gunſt des Herrn Geheimen Raths, eine zwar flüchtige aber hinreichende Anſicht des höchſt bedeutenden Cabinets; wie wir denn überhaupt die kurze dort vergönnte Zeit eben ſo nützlich als vergnüglich anwendeten.

Bei ſo manchen Hin- und Wiederfahrten konnte die Gegenſee auch nicht leer ausgehen. Von Heyers Gebäude der Gemäldeſammlung, beſonders mit Beiſtand hieſiger Banniers, auch in der Ferne bedeutend. In Heidelberg, bei Gelegenheit des dortigen höchſt merkwürdigen Ganzen, dem Werner'ſchen Gang-Theorie (vor 1791) zur Sprache, ingleichen des dort angeſtellten Schmidt'ſchen Verſuchs, den Gänge (von 1810). Dieſe wichtige, von mir ſo oft betrachtete und immer gehemmt wiederholtende Erſcheinung trat mir abermals vor die Seele, und ich hatte das Glück im Fabinthal einer aufgedeckten Ader unmittelbar gegenüber, auf einer verlaſſenen Halde Thonſchieferplatten mit kreuzweis laufenden mehr oder weniger verſchiedenen Quarzgängen zu ſin-

den, wo das Grundphänomen mit Ruhe gesehen, wenn auch nicht begriffen doch wenigstens ausgesprochen werden kann.

Besonderes Glück erregte sich mir auch zu Bibrich, indem des Herrn Erbherzogs Carl K. H. die Gnade hatte, nach einem interessanten Gespräch, mir die Beschreibung Ihrer Besitzung mit den höchst genau und sauber gestochenen Charten zu verehren. Auf diesen überaus schätzbaren Blättern fand sich gerade die Anweisung der Lahn von Wetzlar bis Nassau, und ich machte die Bemerkung, daß eine gute Militärcharte zu geognostischen Zwecken die allerdienlichste sey. Denn weder Soldat noch Geognost fragt, wem Fluß, Land und Gebirg gehöre, sondern jener: inwiefern es ihm zu seinen Operationen vortheilhaft, und dieser wie es für seine Erfahrungen gradirend und nachmals belegend sey möchte. Eine Fahrt in verschiedene Gegenden zu beiden Seiten der Lahn, mit Bergrath Cramer beginnen und mit ihm artistentheils durchgeführt, gab manche schöne Kenntniß und Einsicht; auch verlohnte sie wohl unter die kleinen geognostischen Reisen aufgenommen zu werden.

Auch meiner Rückreise werde ich mich immer mit vorzüglichem Antheil erinnern. Von Heidelberg auf Würzburg lagte ich sie mit Sulpiz Boisserée zurück. Da uns beiden der Abschied wehe that, so war es desto mehr auf fremdem Grund und Boden zu scheiden, als auf dem heimischen. Ich reiste sodann über Meiningen, den Thüringerwald, auf Gotha, und kam den 14 October in Weimar an, nachdem ich viele Wochen mich auswärts umgesehen.

Zu Hause erwähn' ich zuerst den Besuch des Dr. Stolz, des wackern Arztes aus Teplitz, wobei mineralogische und geognostische Unterhaltung, wie uns früher in Böhmen belehrt und ergötzt, mit Leidenschaft erneuert wurde. Bei dem nächsten Aufenthalte in Jena leitete mich Professor Döbereiner zuerst in die Geheimnisse der Stöchiometrie; auch machte er zu gleicher Zeit wiederholte Versuche mit dem Weißfeuer, welches von dem Landgrafen herunter das Jenaische Thal erhellend ein magisch überraschendes Antlitz gewährte.

In der Farbenlehre ward fortschreitend einiges gethan; die entoptischen Farben blieben beständig Augenmerk. Daß ich in Frankfurt Dr. Seebeck begegnet war, gereicht zu großem Gewinn, indem er, außer allgemeiner, ins Ganze greifender Unterhaltung, besonders die Lehre des Doppelspaths, die er wohl durchdrungen hatte, und das Verhältniß der Achsen solcher doppelt brechungsfähiger Körper Naturforschern vor Augen zu bringen wußte. Die Tonlehre ward weiter mit der Farbenlehre verglichen; Professor Voigt setzte seine Bemerkungen bezüglich auf Farben examinirter Körper, und über meiner guten naturhistorischen Beschäftigung schon die die Hoyerswerdischen Basaltnieren.

Nach so viel Natürlich-mißlichem kehrt man billig zur Kunst zurückzukommen! Auf dem Weimarischen Theater beschäftigte man sich immerfort mit Calderon; die große Zenobia ward aufgeführt. Die drei ersten Acte gerathen trefflich, die zwei letztern, auf nationalgemeinschaftliches und temperatives Interesse gegründet, wußte niemand weder zu genießen noch zu beurtheilen, und nach dem letzten Versuche verlohnt es wissenswürdigen der Beifall, der den ersten Stücken so reichlich geworden war.

Dies Mysterium Proserpina ward bei uns mit Ebenmaß Composition glücklich dargestellt; Epimenides, für Berlin gearbeitet, zu Schillers und Iffands Andenken gewünschtlich mit Pomp ein kleines Stück geschrieben. In dieser Epoche dürfte man wohl sagen, daß sich das Weimarische Theater, in Absicht auf reine Recitation, kräftige Declamation, natürliches zugleich und künstliches Darstellen auf einen bedeutenden Gipfel des innern Werths erhoben hatte. Auch das Aeußere mußte sich nach und nach steigern, so die Garderobe durch Nachsicht, zuletzt der Frauenzimmer, hierauf den Männer. Ganz zur rechten Zeit gewannen wir an dem Decorateur Beschter einen vortrefflichen, in der Schule von Fuentes gebildeten Künstler, der durch perspectivische Mittel unsere kleinen Räume ins Größere zu erweitern, durch charakteristische Architektur je nach Bedürfniß zu verwandeln, und durch Geschmack und Zierlichkeit höchst angenehm zu machen wußte. Jede Art von Styl und Entwurf ist seiner productiven Fertigkeit, studirte auf der Weimarischen Bibliothek die Aegyptische so wie die Altteutsche Bauart, und gab den sie fordernden Stücken dadurch neues Ansehen und eigenthümlichen Glanz.

Und so kann man sagen, das Weimarische Theater auf seinen höchsten ihm erreichbaren Punkt zu dieser Epoche gelangt, der man eine einheimische Dauer auch für die nächste und folgende Zeit versprechen durfte.

Von der eingeschränkten Bretterbühne auf den großen Weltschauplatz hinaus zu treten, möge nun auch vergönnt seyn. Napoleons Wiederkehr erschreckte die Welt, hundert schicksalschwangere Tage mußten wir durchleben, die kaum entfernten Truppen kehrten zurück, in Würzburg fand sich die Preußische Garde; Freiwillige waren aufgerufen, und die friedlich beschäftigten, kaum zu Athem gekommenen Bürger fügten sich wieder einem Zustande, dem ihre physischen Kräfte nicht gewachsen und ihre sittlichen nicht einstimmig waren; die Schlacht von Waterloo, in Wiederhall zu großem Schrecken als verlauten gemeldet, sodann zu schreckender, ja bald verderbender Freude, als gewonnen angekündigt. In Furcht vor schneller Ausbreitung der Französischen Truppen, wie etwas über Provinzen und Länder, machten Bogislas schen Anstalten zum Empfang, und konnten sich vom Schrecken erholend die unnütze Vorsicht keineswegs bereuen.

Von Personen habe noch mit Ehrfurcht und Dankbarkeit zu nennen: Erbherzog Carl in Bibrich, Großfürstin Catharina in Wiesbaden, Herzog und Herzogin von Cumberland bei Frankfurt, den Erbgroßherzog von Mecklenburg ebendaselbst, in Carlsruhe die Grafen von Hochberg, Herrn Weinbrenner und Hebel; nach Hause gelangt, Ihro der regierenden Kaiserin von Rußland Majestät sämmtliche Umgebung, Graf Bentzel zu Tolle.

1816.

Das mannigfaltig Bedeutende, das ich vor einem Jahre in eigentlichen Mutterlande gesehen, erlebt und gedacht hatte, mußte sich auf irgend eine Weise wiederspiegeln. Ein Heft: Kunst und Alterthum am Rhein und Main wurde unternommen, und dazu am Ende vorigen Jahres mehr als eine Vorarbeit durchgeführt; die alten Niederländer, van Eyk und was sich von ihm herschreibt, gründlich erwogen; das frühere problematische Bild Veronikas in künstlichem Gebrauch verbessert und gestochen. Bücklings mechanische Nachahmungen arbeiteten zu gleichem Zweck, und in diesem Sinne wandte sich die Pflicht der Weimarischen Kunstfreunde gegen alte Heiligenbilder, die mir von Heidberg am Thüringerwald kommen und unter unsern Augen restaurirt wurden. Weil aber in neuerer Zeit Eins ins Andere wirkt, ja sogar Gegensätzliches, durch Gegensatz, so war auch ein Heldenbild, als Gegensatz von Bilderes Persönlichkeit, in Gefolg seiner großen Thaten zur Sprache zu kommen.

Wenn der Held mit Ehre seines Lebens und

Nahme die Schicksale der Welt aufs Spiel setzt, und der Erfolg ihm glücklicherweise aufzagt, so staunt der Zuschauer und nimmt gern den Künstler zu Hülfe, um sein Bewunderen, sein Verehren irgend eine Sprache zu finden.

In vorgebrachter Denkweise der Vorzeit, heroische Gestalt mit mannichfaltem Costum der Neuzeit heranzuführen, war nach vergänglichem Schriftwechsel mit Herrn Director Schadow zuletzt die Aufgabe und Uebereinkunft. Wegen Beschädigung des ersten Modells brachte der Künstler es zweites, worüber man, nach öfteren Gesprächen, zuletzt bis auf Veränderungen, welche das Vollenden immer befördert, sich freulich vereinigte. Und so steht dieses Bild, wie auf dem Scheidepunkte älterer und neuerer Zeit, auf der Grenze einer gerissen conventionellen Idealität, welche an Erinnerung und Einbildungskraft ihre Forderungen richtet, und einer unbedingten Naturlichkeit, welche die Kunst, selbst wider Willen, an eine oft beschränkte Wahrhaftigkeit bindet.

Von Berlin erhielten mich transparente Gemälde nach meinem Hans Sachs. Denn wie mich früher Nachbildung der älteren traulich ernsten charakteristischen Dichtkunst lange Zeit hatte ergötzt, so war mir es angenehm sie wieder als vermittelnd gegen neuere Künstler auftreten zu sehen. Zeichnungen zum Faust von Cornelius und Retzsch wirkten in ihrer Art das Nehmliche: denn ob man gleich eine vergangene Vorstellungsweise nicht zurückrufen kann noch soll, so ist es doch löblich sich früherer praktisch an ihr zu üben, und durch neuere Kunst das Andenken einer älteren aufzufrischen, damit man ihre Vortheile erkennend, sich alsdann um so lieber zu freierer Regionen erhebe.

In gesellschaftlichen Kreisen hatte die Lust zu Bildervorstellungen immer zugenommen, und ward von mir, wenn auch nicht unmittelbar gefördert, doch gelegentlich mit einigen Streifen begleitet.

Im Nachklang der Rheinischen Eindrücke ward von den Rheinischen Kunstfreunden das Bild des heiligen Rochus, wie er als völlig ausgebildet in seinem Palast die Pilgerschaft antritt, erfunden und skizzirt, hierauf sorgfältig cartonirt, und zuletzt von zarter Frauenzimmerhand gemalt, in der freundlichen Rochus-Capelle günstig aufgenommen. Ein geschickter verkümmerter Künstler ist in dem zweiten Kevins- und Maywerk wie billig verdorben.

Von Offenbach erhielt ich schöne bronzene Münzen, die mich in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wieder zurückführten. Graf Giorgina's storia della Scultura kam eben zu rechter Zeit diesen schönen Studien zu Hülfe. In vielen Regionen führte uns der Olympische Jupiter von Quatremere de Quincy über das was zu lernen und zu denken. Die Antwerpener Eigenschaften Marmore erregte große Verlangen unter allen Kunstliebhabern, indessen blieb auch Burtin, Connaissance des Tableaux, das uns Einsicht in ein anderes bedeutendes Feld gewährte, nicht unbeachtet.

Die Restauration der Dresdner Gemälde kam in Anregung. Welch' eine große Anstalt dazu erforderlich sey, einigermaßen darzustellen, erzählte ich von der Restaurations-Akademie in Venedig, die aus einem Director und zwölf Professoren bestand, und große Summe eines Aufwandes an ihren Arbeiten bezogen hatte. Eine solche Wiederherstellung und Rettung ist wichtiger als man denkt, es kann nicht eins dem Zweyten nachgeurtheilt werden.

Die Meyerische Zeichenschule hatte sich in eine große Veränderung zu fügen. Da das alte Local zu andern Zwecken bestimmt, und seit gleich große für sie zu finden war, so wurden die Klassen getheilt, für die erste ein Gebäude auf der Esplanade erkauft, die beiden andern aber vor dem Frauenthor im sogenannten Jägerhaus eingerichtet. Auch diese Veränderung wie die vorhergehenden verdiente wohl eine besondere Schilderung, indem sie nicht ohne gute Folgen für die Anstalt selbst bleiben sollte.

Gleichzeitig ward ein verdienstlicher Bildhauer Namens Kaufmann von Rom berufen, der auch diese Kunst wieder neu zum Leben brachte.

Soll ich meiner eigenen Arbeiten gedenken, so hab' ich wohl zuerst des Divans zu erwähnen. Er ward immer mehr supplirt, geordnet und einiges davon zum Damenkalender bestimmt. Für den historischen und erklärenden Theil sammelte ich immer mehr Vorarbeit. Von Diez Denkwürdigkeiten, dessen Streitigkeit mit Hammer, des letzteren orientalische Fundgruben, studirte ich mit Aufmerksamkeit, und überall schöpfte ich frische östliche Luft. Einer Zeilen kam zu rechter Zeit mir in die Hände; besonders werth jedoch erschien mir Heyde persische Religion, und wie denn, sobald ein bedeutender Stoff mir vor die Seele trat, ich denselben unmittelbarlich zu gestalten aufgefordert wurde, so entwarf ich eine Orientalische Oper, und sing an sie zu bearbeiten. Sie wäre auch fertig geworden, da sie wirklich eine Zeitlang in mir lebte, hätte ich einen Musiker zur Seite und ein großes Publikum vor mir gehabt, um genöthigt zu seyn den Fähigkeiten und Fertigkeiten des einen, sie wie dem Geschmack und den Forderungen des andern entgegenzuarbeiten.

Wanderliche Menschen wie es giebt, verlangten, verführt durch die Schillersche Ausgabe in chronologischer Folge, das Gedicht von mir, und hätten beinahe den schon eingeleiteten Abdruck in Verwirrung gebracht. Meine Gründe, diese abzuraten, wurden nicht gewürdigt, und das Geschäft ging unbedingt seinen Gang. Der zweite und letzte Band ward bedient, die Italienische Reise, besonders nach Neapel und Sicilien, gestaltete sich immer mehr, und wie eine Arbeit die andere jederzeit hervorruft, kennt' ich nicht unterlassen an dem wirken, so lange vorgegeben und erwarteten Bande von Wahrheit und Dichtung wieder einige Hauptmomente zu vergegenwärtigen. Das Rheinisch-und Maywerk zweites Stück ward gefördert, Reineke Fuchs durchgesehen, und das Rochusfest geschrieben.

Die zweite Lieferung meiner Werke kommt an, die Porzellanmenen werden neuerdings beachtet, ein Lied für das Berliner Künstlerfest geschrieben, wogegen eine abscheuliche große Cantate zum Lutherfest, wegen Mangel an Zeit und Aufmunterung, bald nach Conception, aufzuräumen Schema und geringer Bearbeitung liegen blieb, und für die Ausarbeitung verloren ging.

Mein Antheil an fremden Werken bezog sich lebhaft auf Byrons Gedichte, die immer wichtiger hervortrat, und mich nach und nach mehr anzog, da er mich früher durch excentrische Lebenslust und heftigen Selbstlaut abgestoßen, und wenn ich mich seiner großen Persönlichkeit zu nähern wünschte, von seiner Muse mich völlig zu entfernen drohte. Ich las den Corsaren und Lara, nicht ohne Verwunderung und Antheil. Zu gleicher Zeit erschienen Moores Briefe mit seinem Leben, gaben viel zu denken und viel zu traurn. Goethe, durch die Ausgabe des zweiten Theils seines Gedichts, machte uns im Sommer des siebzehnten Jahrhunderts immer einheimischer. Anquetil verlegte uns nach einem neuen Paris, und las uns einen schönen Roman darinnen. Die Friedensgesangnen von Lamartine, eine der seltsamsten Productionen, mit tiefe uns alle Aufmerksamkeit einem ganz verwirrenden Zustand zu schenken. Reisende Engländer in Weimar schilderten, nach neueren Völkerrechtsmaximen beim Ausbruch eines Krieges mit Albion, republikanisch-französischer, besonders Commandant und Commandantin, von

geringem Stande während der Revolution emporgekommen; beinliche, für Engländer schaalere Emigrirte, verkappte Bonapartisten und wer sonst noch zu benennen wäre, machen ein barockes Bild, das auf die Nachwelt zu kommen verdient, weil es nur unter dieser Bedingung von einem geistreich-ansehnlichen Leidensgenossen concipirt und mit Muße mit Lust und Liebe vollendet werden konnte.

Rudolphi schrieb über die Deutsche Sprache, und das nicht zu erschöpfende Werk Ernesti's Technologia rhetorica Græcorum et Romanorum lag mir immer zur Hand: denn dadurch erfuhr ich wiederholt, was ich in meiner schriftstellerischen Laufbahn recht und unrecht gemacht hatte. Noch aber muß ich einer höchst merkwürdigen, vielleicht einzigen Darstellung gedenken, es ist das Tag- und Stundenbuch der Leipziger Schlacht von Rochlitz, wovon ich anderwo gehandelt habe.

Die Jenaischen unmittelbaren Anstalten der Naturlehre im Allgemeinen, der Naturgeschichte im Besondern genießend, erfreuten sich der aufmerksamsten Behandlung. Fast in allen Abtheilungen war die innere Thätigkeit so drangewachsen, daß man sie zwar durch gute Haushaltung sämmtlich befriedigen konnte, aber doch an einen neuen ersten Museums-Bau nothwendig denken und einen neuen Maßstab festhalten mußte. Bedeutendes Wachsthum wurde ausgehalten, ein Garnisonstück der Sternwarte angekauft und zu diesem Besitz hingeschlagen. Die Veterinäranstalt in Jena bestätigte sich; Professor Renner begann seinen Cursus, und ich und meine Äthern zerspalten und sonst präparirten Pferdeschädel zum didaktischen Anfang hinüber, da sie früher mir auch zum Anfang gedient hatten.

Die lang unterbrochenen Ausgrabungen des uralten Grabhügels bei Romsdorf wurden fortgesetzt, und gaben uns mehrere Schädel; nicht weniger wurde durch besondere Aufmerksamkeit nach Jena ein ganzes Skelett geschafft und sorgfältig geordnet niedergelegt. Ein durch Knochenaufschwellung merkwürdig monströser Schädel kam in Gypsabgüssen von Darmstadt, durch die Gewogenheit des Herrn Schlichtegroll.

Ich rief mir das Andenken Caspar Friedrich Wolffs wieder hervor, durchdachte Jägers Mißbildung der Gewächse, ingleichen Philipp R. . . . Pflanzenkrankheiten. Von Humboldts Werk über Vertheilung der Pflanzengestalten auf dem Erdboden war höchst willkommen, und Rees von Esseubeck ausführliche Arbeit über Pilze und Schwämme ließ mich ein treffliches Mikroskop bedauern, das mir ein seltsames Schicksal in den angenehmsten Lehrumgebungen zerstört hatte.

Aus dem Thierreiche wurde uns ein Wundergeschöpf, der proteus anguinus, durch Herrn Professor Configliachi verspeiset, der ihn, in einem Glase mit Wasser, auf der Reise höchst sorgfältig im Busen verwahrt, lebendig bis zu uns gebracht hatte.

In Mineralreiche waren wir sehr begünstigt; Gebrüder Heine zu Arnstadt schenkten Sammlung gelangte durch sein Wohlwollen für unsere Anstalt nach Jena, wo sie nach seinem Sinn geordnet aufgestellt wurde. Von einigen Merkwürdigkeiten verdient der Kupfer-Stein von Ballenstedt am Harze vorzügliche Erwähnung. In meine Sammlung gelangten, in Gefolg eines vorjährigen Aufsatzes, Mineralien vom Eisenwald und Rhein, auch ein Basalt von Frankfurt am Main, welcher eine ganz glatte Fläche, an der er ja sich Uebergang verschiedener geognostischen Epochen vorgefunden, den sichern Zeit im Durchschnitte. Gedachte von Leonhards «Bekehrung und Stand der Mineralien» besprochen und von theoretischer Seite.

Hofrath Wolfarth's Wahrnehmungen wurden fleißig auf die atmosphärischen Erscheinungen angewendet, und man gelangte zu besonderer Fertigkeit sie mit dem Barometerstand zu parallelisiren.

Zu sonstigen physikalischen Aufklärungen war der Versuch einer Gasbeleuchtung in Jena veranlaßt; wie weit dann auch durch Döbereiner die Art, durch Druck verschiedene Stoffe zu extrahiren, kennen lernten.

Im Chemischen waren die entoptischen Phänomene an der Tagesordnung. Ich nahm zusammen was ich bis jetzt erfahren hatte, und trug es in einem kurzen Aufsatz vor, dessen bald gefühlte Unzulänglichkeit mich zu weiteren Forschungen nöthigte und mich immer näher zu dem Wortbedürfen hinbrängte.

Professor Pfaff sandte mir sein Werk gegen die Farbenlehre, nach einer den Deutschen angeborenen unartigen Zudringlichkeit. Ich legte es gar Seite bis auf künftige Tage, wo ich mit mir selbst vollkommen abgeschlossen hatte. Seinen eigenen Weg zu verfolgen bleibt immer das Verhältnißstreste: denn dieser hat das Gutsliche und von Irrwegen wieder auf uns selbst zurückzuführen.

Dr. Schopenhauer trat als wohlwollender Freund an meine Seite. Wir verhandelten manches übereinstimmend mit einander, doch ließ sich zuletzt eine gewisse Schiefung nicht vermeiden, wie wenn zwei Freunde, die bisher mit einander gegangen, sich die Hand geben, der eine jedoch nach Norden, der andere nach Süden will, da sie denn sehr schnell einander aus dem Gesichte kommen.

Farbenversuche mit vegetabilischen Extracten blieben wiederholt die höchste Consequenz der Farbenlehre darzuthun.

Nun muß ich aber ein Zwischenspiel im Zusammenhange vortragen, worin manchertei vorkommt das ich unter die Rubriken nicht zersplittern mochte. Bei verabredeter guter Witterung gedachte ich nach Wunsch und Neigung die schönen Tage des vorgehenden Jahres im Mutterlande abermals zu genießen. Freund Meyer wollte mich begleiten; Natur und Kunst sollten uns mit ihren Schätzen überfüllen. Vorarbeiten waren gemacht, Pläne entworfen wie alles zu genießen und zu nutzen wäre; und so saßen wir wohlgepackt und eingerichtet in einem bequemen Wagen, aber die Hilfte des Erfurter Weges war noch nicht erreicht, als wir umgeworfen wurden, die Achse brach, der Freund sich an der Stirne beschädigte und wir umgekehrten gezwungen werden. Aus Unmuth und Verdruß ward die vorgesetzte Reise vielleicht über ihr Ziel gehen, und wir verfuhren und ohne lang zu Besinnen nach Dornburg, wo ein Thüringer Schnellfuhrer gute Wirkung versprach. Dort ist es erfreute mich nach meiner Gewohnheit Localität und Geschichte: denn eigentlich bewegt sich die Thüringer Betrieb viel an der Unstrut. Ich las daher die Thüringische Chronik, die an Ort und Stelle gar manches in deutlicher Localität erscheinen ließ. Die Lage der Stadt an ihrem Platz und in der Umgegend wurde beachtet, und man konnte wohl begreifen, wie hier in der frühesten Zeit sich Wohnungen zusammelt hatten. Wir besuchten Herdenleben an der Unstrut, Kunstwollkaufen und andere nothgedrungene Orte, und so fanden wir in der Gegend angenehmste Stoff, Trefflichkeiten, und Kostbarkeiten des süßen Wassers in Menge. Zuletzt bei allen Excursionen hatten wir die Rückseite des Etterberges vor Augen und konnten uns leicht nach Hause denken. Die Menge versammelte sich bei einem Vogelschießen, nicht weniger bei einem Brunnenfest, welches durch einen Kinderaufzug recht gemüthlich wurde.

Agamemnon überlegt von Humboldt, war mir so eben in die Hände gekommen, und verlieh mir den begannen Genuß eines Strebens, das ich von jener abgeirrt verdient hatte. Julius Franz von Riedesel

suchte mich auf; unerwartet erschien Geheime Rath Wolf, die Unterhaltung war bedeutend und fesselnd, und Meyer nahm daran einzelnen kunstlichen Antheil. Zufällig jedoch vereinten mich beide Freunde am 27 August, und so hatte ich Zeit genug meinen Geburtstag abermals in stiller Sammlung zu feyern, und den Werth der Kränze zu bedenken, womit ich mein Zimmer von der werthen Wirthin aufgeschmückt sah. Uebrigens war ich der mir an diesem Orte so nöthigen Sammlung und Ruhe die ausführliche Darstellung des Reichsdeputationsschlusses schuldig geworden.

Ferner hab' ich zu rühmen, welch vorzüglichen Genuß mir ein Herr Mitarbeiter durch Concert und Privat-Productionen angeboten, so, von musikalischen Freunden lange Zeit entbehrt, ich diesen herrlichen Künsten und Naturelement wieder entgegen sah.

Oeffentliche Ereignisse, die mich in diesem Jahr nah genug berührten, erwähn' ich mit freudiger und trauriger Erinnerung. Am 30 Januar ward der Fürstenbund gefeiert und mit großem Vergnügen erblickt. Des Herzogs Bernhards Vermählung gab die schönsten Hoffnungen; dagegen betrübt mich der Tod der Kaiserin von Oesterreich in einen Zustand, dessen Wiederkehr mich niemals wieder verlassen darf. Der Staatsminister von Voigt, ein theurer hochgeehrter Mitarbeiter und Beförderer meiner wohlgemeinten Unternehmungen, feierte sein Dienstjubiläum, das ich mit einem Gedicht und den treusten Wünschen begrüßt.

Von Besuchen bemerk' ich folgende, sämmtlich Erinnerungen früher und frühster Zeiten erweckend: von Meusebach, Dr. Hofstaedt, Max Jakobi, von Loeper, Dr. Grimm, Zelter und Wilken, Graf und Gräfin Oeynhausen, Hofrath Kestner aus Hannover.

Ein solcher innerer Friede ward durch den äußern Frieden der Welt begünstigt, als nach ausgesprochener Friedensidee die Ankündigung der Iris erschien und jeder weltkundige Weltkenner die leicht zu berechnenden und mitzuberatenden, und die nicht zu berechnenden weiteren Folgen mit Schrecken und Bedauern voraussah.

1817.

Dieses Jahr ward ich auf mehr als Eine Weise zu einem längern Aufenthalt in Jena veranlaßt, den ich vorzüglich mit Ordnung an eigenen Manuscripten, Zeichnungen, Reparatur und Sammlungen manches brauchbar schaffte. Zuvörderst wurden die sämmtlichen Anstalten durchgesehen, und als ich gar manches für Leitung und Umwandlung der Pflanzen merkwürdiges vorfand, ein eigenes botanisches Museum eingerichtet und darin so viel bedeutende Sammlungen getrockneter Pflanzen, Anfänge einer Zusammenstellung von Samereien, nicht weniger Beispiele dessen was sich auf Holzbearbeitung bezog, angelegt und in Verbindung gebracht, Mineralien aber von besonderer Reichhaltigkeit in einer gewissen Reihenfolge aufgestellt.

Die Versetzung des Hofmechanicus Körner von Weimar nach Jena brachte einen geschickt-gewandten, thätigen Mann in den dortigen Anstalten in die Nähe. Ein noch in Weimar von demselben verfertigtes Passage-Instrument ward, wegen einiger an der Stermwarte zu besorgenden Bauangelegenheiten, zuerst in dem Schloß aufgestellt.

Ferner die mannigfaltigen Gaben, welche Sternfreunde von der Mailändischen Reise mitgebracht, wurden in die verschiedenen Fächer eingetheilt.

Die Anzeigen hatten sich gemehrt, der Etat mußte abermals capitalweise durchgearbeitet werden, ich schrieb einen umständlichen Aufsatz darüber und ein klare Uebersicht war sodann höchsten Orts vorzulegen.

Allein es kam in dem letzten Viertel des Jahres eine merkwürdig beschränkende Angelegenheit wieder in Anregung, unter allen theils auf Sternwissen Betrieb und Kosten allein, theils mit Zuziehung des Gebäudlichen Hofes verbesserten oder gar neu gegründeten Anstalten konnte man selber die akademische Bibliothek noch nicht nennen; sie lag bestimmungslos im Argen, ohne daß man deshalb jemand eigentlich die Schuld hätte geben können. Zudem vor drei hundert Jahren gestifteten Anfangen hatte sich nach und nach eine bedeutende Zahl von einzelnen Bücherversammlungen, durch Vermächtniß, Einkauf und sonstige Contracte, nicht weniger einzelne Bücher, auf mannigfaltige Weise gehäuft, daß sie stoßartig in dem ungünstigsten Lokale bei der widerwärtigsten, größtentheils zufälligen Einrichtung über und nebeneinander gelagert standen. Alle und wo man ein Buch finden sollte, war beinahe ein ausschließliches Geheimniß mehr des Bibliothekdieners als der höheren Angestellten. Die Räume langten nicht mehr zu, die Büchersche Bibliothek stand verschlossen, kaum zugänglich; sie sollte nach dem Willen des Stifters ewig unangetastet bleiben.

Aber nicht nur diese sonderbaren Verhältnisse sollten entwickelt und diese Chaos geordnet werden, auch die im Schloß befindliche ehemals Büttnersche Bibliothek wollte man gleichfalls der Hauptmasse einverleibt sehen. Ueberschaute man die Sache im Ganzen, durchdrang man das Einzelne, so durfte man sich nicht läugnen, daß bei völlig neu zu schaffenden Localitäten, es nicht wenig Bände in der alten Ordnung nebeneinander würden zu stehen kommen. Unter diesen Umständen war wohl nie man zu verdenken, wenn er den Antrag des Geschäftes zu beschleunigen Anstand nahm. Gleichwohl erhielt ich am 14 October durch gnädigstes Rescript den Auftrag, die Angelegenheit ungesäumt zu behandeln. Hier blieb also nichts übrig als die Sache nochmals durchzudenken, die Hindernisse für Null zu erklären, wie man ja bei jedem bedeutenden Unternehmen thun muß, besonders wenn es unter der Clausel non obstantibus quibuscunque muthig anzugreifen ist. Und so begann ich rasch und fuhr unaufhaltsam fort.

Die Feuchtigkeit des untern Saals hatte man jahrelang bejammert, kein Verschlag aber war ins Werk gesetzt, noch weniger durchgeführt worden. Dies war also zuerst ins Auge zu fassen. Die beschränkende Mauer nach den Gruben zu wurde, trotz einer lebhaften sogar intriguirenden Protestation, abgetragen, die vollkommene Erde weggeschafft, vor allen Dingen aber der Experimentirraum eingerichtet, das man darin gern arbeiten möchte. Zuletzten andere Bauschreiten verbreitet und verziert wurden, verfloß das Jahr.

Für die Veterinärschule mußte nun vorzüglich gesorgt werden. Die Einrichtung derselben am Schritt der Schmitt. Von wissenschaftlicher Seite brachte ich mein Portefeuille der verschiedenen Anatomie nach Jena, und füllte was von Zeichnungen am meisten bedeutend fanden werde unter Glas und Rahmen.

Professor Renner demonstrirte mir verschiedenes, besonders bezüglich auf das lymphatische System. Eine vortreffliche Preparate wurden vorgezeigt, abgekauft und setzt, bedeutende Präparate werden versetzt.

Spix Cephalogenesis erschien; bei mannigfaltiger Belehrung derselben stößt man auf unangenehme Hindernisse. Methode der allgemeinen Darstellung, Nomenclatur der einzelnen Theile, beides ist nicht zur Reife gediehen; auch sieht man dem Text an, daß mehr Ueberlieferten als Eigenthümliches vorgetragen werde.

Herold von Marburg machte uns durch Anatomie

der Raupen und Schmetterlinge ein angenehmes Geschenk. Wie viel weiter in sinniger Betrachtung organischer Naturwesen sind wir nicht seit dem fleißigen und übergenauen Lionet gekommen!

Ich bearbeite mit Neigung das zweite Heft der Morphologie und betrachte geschichtlich den Einfluß der Kantischen Lehre auf meine Studien.

Gesnomie, Geologie, Mineralogie und Angehöriges war an der Tagesordnung. Ich überdachte die Lehre von den Gängen überhaupt, vergegenwärtigte mir Werners und Charpentiers Uebergangen. Die merkwürdigen Thonschieferplatten aus dem Fahnthal stellt' ich als Tableau zusammen. Muster des Gerinnens der Felsmassen suchte ich überall auf, und glaubte vieles zu finden, was für die porphyrartige Entstehung so mancher Breccien zeugte. Eine von Serenissimo angeschaffte Suite von Cramont ward im Museum feierlich aufgestellt, nicht weniger manche Schweizer Gebirgsarten, Modelle und Panoramen jedes nach seiner Weise aufbewahrt, benutzt und zur Leidung gebraucht.

Die Umgegenden Badens erregten durch Gimbernats Untersuchung und Behandlung ein wachsendes Interesse, und seine geologische Charte seiner Gegend, von hoher Hand mitgetheilt, war dem augenblicklichen Bedürfniß unserer Stunden überaus willkommen. Brocchi's Ital von Fassa fordert uns auf, die Wechselbildung nach ihm und andern zu studiren.

Herr Kammerherr von Preen hatte auf einer Reise dorthin auch für mich die schönsten Exemplare besorgt.

Mawe's Aufsatz über Brasilien und die dortigen Edelsteine gab uns von dieser Seite eine nähere Kenntniß jener Länder. Ich aber trat in ein unmittelbares Verhältniß zu ihm, und erhielt durch seine Verlegung eine schöne Sammlung Englischer Zinnstufen, wie immer, unmittelbar vom Urgebirg gewonnen, und zwar diesmal im Ehrlichsten.

Geheimerath von Leonhard große Tabellen-Werke, in Gesellschaft mit andern Naturforschern herausgegeben, erleichterten die Anordnung meines Privatcabinets.

Nicht geringe Aufklärungen in Geologie und Geographie zu hoch verdankte ich der Europäischen Gebirgscharte Sorriots. So ward mir, zum Beispiel, Spaniens, für einen Feldherrn so chaotischer, den Guerillas so günstiger Grund und Boden auf einmal deutlich. Ich zeichnete seine Hauptwasserscheide auf meine Charte von Spanien, und so ward mir jede Reiseroute, so wie jeder Feldzug, jedes regelmäßige und unregelmäßige Bewegen der Art klar und begreiflich; und wer gedacht e kolossale Charte seinen geognostischen, geologischen, geographischen und topographischen Studien mit Sinn zu Grunde legt, wird sich dadurch aufs höchste gefördert sehen.

Die Ehromatik beschäftigte mich im Stillen unausgesetzt; ich suchte mir den Zustand derselben in England, Frankreich, Deutschland zu vergegenwärtigen, ich studirte vier Englische Schriftsteller, welche sich in diesem Fache hervorgethan, suchte mir ihre Leistungen und Sinnesweisen deutlich zu machen; es war Bancroft, Somerby, Sir. Read und Brewster. Einerseits bemerkte ich mit Vergnügen daß sie, durch keine Betrachtung der Phänomene, sich dem Naturmegenährt, ja ihn sogar manchmal beirrt hatten; aber mit Bedauern wurde ich bald gewahr, daß sie sich von dem alten Irrthum, die Farbe sey im Licht enthalten, nicht völlig befreien konnten, daß sie sich der herkömmlichen Terminologie bedienten und dadurch in die größte Verwickelung geriethen. Auch schien besonders Brewster zu glauben, durch eine unendliche Aufzählung der Versuche werde die Sache gefördert, da vielmehr mannigfaltige und genaue Experimente nur Verarbeiten der wahren Naturfreunde sind, am ein reines, von allen Nebendingen befreites Resultat zuletzt aussprechen zu können.

Das Widerwärtigste aber, was mir zunächst vor Augen gekommen, war Biots Capitel über die entoptischen Farben, dort Polarisation des Lichtes genannt. So hatte man denn, nach falscher Analogie eines Magnetstabs, das Licht auch in zwei Pole verzerrt und also, nicht wenniger wie vorher, die Farben aus einer Verschränkung des Unveränderlichsten und Unantastbarsten erklären wollen.

Um nun aber einen falschen Satz mit Beweisen zu verdecken, ward hier abermals die sämmtliche mathematische Rüstkammer in Bewegung gesetzt, so daß die Natur ganz und gar von dem äußern und innern Sinne verschwand. Ich mußte das ganze Ereigniß als einen pathologischen Fall ansehen, als wenn ein examinirter Körper einen Splitter singe und ein ungeschickter Chirurg, anstatt diesen zu augenblicklicher Heilung herauszuziehen, die größte Sorgfalt auf die Geschicklichkeit verwendete, um solche zu mildern und zu verbeilen, indessen das Geschwür innerlich bis zur Unheilbarkeit fortarbeitete.

Und so war es mit denn auch ganz schrecklich, als ein akademischer Lehrer, nach Anleitung eines Programms des Herrn Meyer in Göttingen, mit unglaublicher Ruhe und Sicherheit, vor hohen und einsichtigen Personen, den unstatthaftesten Apparat aufkramte, da man denn nach Schauen und Wiederschauen, nach Blitzen und Wiederblitzen, weder wußte was man gesehn hatte noch was man sehen sollte. Ich war indessen bei den ersten Anstalten auf und davon gegangen und hörte den Verlauf dieser Demonstration, als vorausgesehen, bei meiner Rückkunft ohne Verwunderung. Auch erfuhr man bei dieser Gelegenheit, unter Vorweisung einiger Billardkugeln, daß die runden Lichtreflexchen, wenn sie mit den Polen auf Glas treffen, durch und durch gehen, wie sie aber mit dem Aequator ankommen, mit Protest zurückgeschickt werden.

Indessen vermannigfaltigte ich die entoptischen Versuche ins Gränzenlose, da ich denn zuletzt den einfachen atmosphärischen Ursprung entdecken mußte. Zu völliger Ueberzeugung bestätigte sich der Hauptbegriff am folgenden Tage bei ganz klarem Himmel, und ich machte nun Anstalt die vielen Einzelheiten als Schalen und Hüllen wegzuwerfen, und den Kern Natur- und Kunstfreunden mündlich und schriftlich mitzutheilen. Dabei entdeckte ich das ein dem Maler günstiges oder ungünstiges Licht von dem directen oder obliquen Widerschein herrühre. Professor Rour hatte die Gefälligkeit mir genaue Nachbildungen der entoptischen Farbenbilder zu liefern. Beide Seiten, die helle sowohl als die dunkle, sah man nun in gesteigerter Folge nebeneinander, jeder Beschauende rief aus, daß er die Gradinischen Figuren gerade vor sich sehe.

Der Aufsatz Leonardo da Vinci's über die Ursache der blauen Farbenerscheinung an fernen Bergen und Gegenständen, machte mir insbesondere große Freude. Er betrachtete, als ein die Natur unmittelbar anschauend Gefassender, an der Erscheinung selbst denkender, sie durchdringender Künstler ohne weiteres das Rechte getroffen. Recht weniger kam die Theilnahme eingeschränkterer und denkender Männer. Staatsrath Schultz in Berlin übersandte mir den zweiten Aufsatz über physiologe Farben, wo ich meine Hauptbegriffe ins Leben geführt sah. Eben so erbaute mich Prof. Hegels Zustimmung. Seit Stillets Ableben hatte ich mich von aller Philosophie im Stillen entfernt, und suchte nur die mir eingeborne Methodik, indem ich sie gegen Natur, Kunst und Leben wendete, immer zu größerer Si-

cherheit und Gewandtheit auszubilden. Großen Werth mußte deshalb für mich haben, zu sehen und zu bedenken, wie ein Philosoph von dem was ich meinerseits nach meiner Weise vorgelegt, nach seiner Art Kenntniß nehmen und damit gebaren mögen. Und hierdurch war mir vollkommen vergönnt das geheimnißvoll klare Licht, als die höchste Energie, einig, einzig und untheilbar zu betrachten.

Für die bildende Kunst näherten sich dieses Jahr große Aufschlüsse. Von Egina Marmoren vernahm man immer mehr und mehr, und die Begierde etwas dem Phidias Angehöriges mit Augen zu sehen, ward so lebhaft und deßhalb, daß ich an einem schönen sonnigen Morgen, ohne Absicht aus dem Hause fahrend, von meiner Leidenschaft überrascht, ohne Verbreitung aus dem Siegesthore nach Rudolstadt lenkte, und mich dort, an den erstaunenswürdigen Klippen von Monte Cavallo, für lange Zeit herstellte. Nähere Kenntniß der Aginetischen Marmore ward mir gleichfalls durch Zeichnungen des in Rom mit der Restauration Beauftragten; und zu einem der herrlichsten Erzeugnisse neuerer Kunst wendete ich mich durch eine gleiche Veranlassung.

Bessi's Werk über das Abendmahl von Leonardo da Vinci näher zu betrachten beschäftigen mich die Durchzeichnungen, welche unser Fürst aus Mailand mitgebracht hatte; Studium und Vergleichung derselben beschäftigten mich lange, und sonst war noch manches uns zur Betrachtung angenähert. Die architektonischen Ueberreste von Eleusis, in Gesellschaft unseres Oberbaudirectors Coudray betrachtet, ließen in eine unvergleichliche Zeit hinüber sehen. Schinkels große bewundernswürdige Federzeichnungen, die neuesten Münchner Steindrücke, Thierfabeln von Mengden, eine Kupferstichsammlung aus einer Leipziger Auction, ein schätzenswerthes Oelbildchen von Rochlitz verehrt, hielten meine Betrachtung von vielen Seiten fest. Zuletzt fand ich Gelegenheit eine bedeutende Sammlung Majolika anzuschaffen, welche ihrem Verdienst nach unter neueren Kunstwerken sich allerdings zeigen durften.

Von eignen Arbeiten sag' ich folgendes. Um des Divans willen setzte ich meine Studien Orientalischer Eigenheiten immer fort, und wendete viele Zeit darauf; da aber die Handschrift im Orient von so großer Bedeutung ist, so wird man es kaum seltsam finden, daß ich mich, ohne sonderliches Sprachstudium, doch dem Schönschreiben mit Eifer widmete, und zu Scherz und Ernst Orientalische mit vorliegende Manuscripte so nett als möglich, ja mit mancherlei herkömmlichen Zierathen nachzubilden suchte. Dem aufmerksamen Leser wird die Einwirkung dieser gänzlich technischen Bemühungen bei näherer Betrachtung der Gedichte nicht entgehen.

Die dritte Lieferung meiner Werke, nunmehr bis zweilfter Band, erscheint zu Ostern; das zwölfte Rheinund Mainheft wird abgeschlossen, das dritte angefangen und vollbracht. Die Reise nach Neapel und Sicilien ward gedruckt, die Biographie überhaupt wieder vermehrt genannt. Ich verzeichne «die Meteore des literarischen Himmels» und beschäftige mich «die Urtheilswerte Französischer Kritiker» aus der von Grimmischen Correspondenz auszuziehen; einen Aufsatz über die Hohlmünzen, Regenbogen-Schüsselchen genannt, theil' ich den Freunden solcher Curiositäten mit. Die berühmte Heidelberger Inschrift lasse ich mit einer von Hammerschen Erklärung abdrucken, die jedoch kein Glück machte.

Von poetischem wüßt' ich nichts vorzuzeigen als die Orphischen Worte in fünf Stanzen, und einen Irischen Todtengesang aus Ossians übersetzt.

Zur Naturkenntniß erwähne ich hier ein bedeutendes Nordlicht im Februar.

Uebereinstimmung des Stoffs mit der Form der Pflanzen belebte die Unterhaltung zwischen mir und Hofr. Voigt, dessen Naturgeschichte, aus dem Studium höchst fruchtbar, dankbar anzuerkennen war. An die Verstümmlung der Berberisblume und der daselbst heutstehenden gelben Ausschwitze älterer Zweigblätter wendete ich manche Betrachtung. Durch die Gefälligkeit Hofrath Döbereiners fernte ich mich der stöchiometrischen Lehre im Allgemeinen fernerweit annähern. Zufällig macht' ich mir ein Geschäft, eine alte Ausgabe des Thomas Campanella: De sensu rerum von Druckfehlern zu reinigen: ein Fall des höchst aufmerksamen Lesens, das ich diesem wichtigen Denkmal seiner Zeit von neuem zuwendete. Graf Bouquoi erfreute auch seine abwesenden Freunde durch ferner gedruckte Mittheilungen, in welchen seine geistreiche Thätigkeit uns um so mehr anfrischt, als sie uns die persönliche Unterhaltung desselben wieder vergegenwärtigte.

Da uns näherer Betrachtung der Howartischen Wolkenformen hervorzuziehen schien, daß ihre verschiedenen Formen verschiedenen atmosphärischen Höhen eigneten, so wurden sie versuchsweise auf jene frühere Höhentafel sorgfältig eingetragen, und so die wechselseitigen Belege im Allgemeinen versinnlicht und dadurch einer Prüfung angenähert.

Hier schließt sich nun, indem ich von Büchern zu reden gedenke, ganz natürlich die Uebersetzung des Indischen Megha-Dukta freundlichst an. Man hatte sich mit Wolken und Wolkenformen so lange getragen, und konnte nun erst diesem Wolkenboten in seinen tausendfältig veränderten Gestalten mit desto sicherer Anschauung im Geiste folgen.

Englische Poesie und Literatur trat vor allen andern dieses Jahr besonders in den Vordergrund, Lord Byrons Gedichte, je mehr man sich mit den Eigenheiten dieses außerordentlichen Geistes bekannt machte, gewannen immer größere Theilnahme, so daß Männer und Frauen, Mädchen und Jungagesellen fast aller Deutschheit und Nationalität zu vergessen schienen. Bei erleichterter Gelegenheit seine Werke zu finden und zu besitzen, wurde es auch mir zur Gewohnheit mich mit ihm zu beschäftigen. Er war mir ein theurer Zeitgenoß, und ich folgte ihm in Gedanken gern auf den Irrwegen seines Lebens.

Der Roman Glenarvon sollte uns über manches Liebesabenteuer desselben Aufschlüsse geben; allein das voluminose Werk war an Interesse seiner Masse nicht gleich, es wiederholte sich in Situationen, besonders in unerträglichen; man mußte ihm einen gewissen Werth zugestehen, den man aber mit mehr Freude hätte finden können, wenn er uns in zwei mäßigen Bänden wäre dargereicht worden.

Von Peter Pindar wünscht' ich mir, nachdem ich seinen Namen so lange nennen gehört, endlich auch einen deutlichen Begriff; ich gelangte dazu, erinnere mich dessen aber nur, daß er mir wie ein der Caricatur sich zuneigendes Talent vorkam. John Hunters Leben erschien höchst wichtig, als Denkmal eines herrlichen Geistes, der sich bei geringer Schulbildung an der Natur edel und kräftig entwickelt. Das Leben Franklins sprach im Allgemeinen denselben Sinn aus, im Besondern himmelweit von jenem verschieden. Von fernen, bisher unzugänglichen Gegenden belehrte uns Elphinstons Kabul; das bekanntere dagegen verdunklichte Rafflets Geschichte von Java ganz ungemein. Zugleich traf das Prachtwerk indischer Jagden, besorgt von Howett, bei uns an, und daß durch treffliche Bilder einer Einbildungskraft nach, die sich, ohne gerade diesen Punkt der Wirklichkeit zu treffen, ins Un-

bestimmte würde verloren haben. Auf Nordamerika bezüglich wird uns Beifall zu Theil.

Von Büchern und sonstigen Druckschriften und deren Einwirkung bemerke folgendes: Hermann über die älteste Griechische Mythologie interessirte die Weimarischen Sprachfreunde auf einen hohen Grad. In einem verwandten Sinne Raynouard Grammatik der Romanischen Sprache. Manuscrit venu de St-Hélène beschäftigte alle Welt. Aechtheit oder Unächtheit, halbe oder ganze Ursprünglichkeit wurde durchgesprochen und durchgefochten. Das man dem Heroen gar manches abgehorcht hatte, blieb offenbar und unzweifelhaft. Deutschlands Urgeschichte von Barth griff in unsere Studien der Zeit nicht ein; dagegen war der Pfingstmontag von Professor Arnold in Strasburg eine höchst liebenswürdige Erscheinung. Es ist ein entschieden anmuthiges Gefühl, von dem man wohl thut sich nicht klares Bewußtseyn zu geben, wenn sich eine Nation in den Eigenthümlichkeiten ihrer Glieder bespiegelt; denn ja nur im Besondern erkennt man, daß man Verwandtes hat, im Allgemeinen fühlt man immer nur die Sippschaft von Adam her. Ich beschäftigte mich viel mit gedachtem Stück und sprach mein Behagen daran aufrichtig und umständlich aus.

Von Ereignissen bemerke Weniges, aber für mich und andere Bedeutendes. Seit vierzig Jahren zu Wagen, Pferd und Fuß Thüringen kreuz und quer durchwandernd war ich niemals noch Paulinzelle gekommen, obgleich wenige Stunden davon hin und her mich bewegend. Es war damals noch nicht Mode diese kirchlichen Ruinen als höchst bedeutend und ehrwürdig zu betrachten; endlich aber mußte ich so viel davon hören, die einheimische und reisende junge Welt rühmte mir den grossartigen Anblick, daß ich mich entschloß meinen diesjährigen Geburtstag, den ich immer gern im Stillen feierte, einsam dort zuzubringen. Ein sehr schöner Tag begünstigte das Unternehmen, aber auch hier bereitete mir die Freundschaft ein unerwartetes Fest. Oberforstmeister von Fritsch hatte von Ilmenau her mit meinem Sohne ein frohes Gastmahl veranstaltet, wobei wir jenes von der Schwarzburg-Rudolstädtischen Regierung aufgeräumte alte Bauwerk mit heiterer Muße beschauen konnten. Seine Entstehung fällt in den Anfang des zwölften Jahrhunderts, wo noch die Anwendung der Holzeinkeilungen stattfand. Die Reformation verlegte solches in die Wüste worin es entstanden war; das geistliche Ziel war verschwunden, aber es blieb ein Mittelpunkt weltlicher Gerechtsame und Einnahme bis auf den heutigen Tag. Zerstört ward es nie, aber zu ökonomischen Zwecken theils abgetragen, theils entstellt; wie man denn auf dem Brauhause noch von den uralten Kolossalsäulen, einige dort gebrannt und glasirt, wahrnehmen kann; ja ich zweifle nicht, daß man in den Amts- und andern Anzubauden noch einiges von dem uralten Gebälke der flachen Decke und sonstiger ursprünglichen Contignation entdecken würde.

Aus der Ferne kam uns Nachricht von Zerstörung und Wiederherstellung. Das Berliner Schauspielhaus war niedergebrannt; ein neues durch in Leipzig errichtet. Ein Symbol der Souveränetät ward uns Weimaranern durch die Feierlichkeit, als der Großherzog von Thron den Fürsten von Thurn und Taxis, in seinem Angeordneten, mit dem Postregal beliehen, wobei wir sämmtlichen Diener in gelbem Schmuck, nach Rangesgebühr erschienen, und also auch unserseits die Oberherrschaft des Fürsten anerkannten, indessen im Lauf desselben Jahres eine allgemeine Feier Deutscher Studirender am 18 Juni zu Jena und noch bedeutender den 18 October auf der Wartburg eine abhanzgende Gegenwirkung verkündigten.

Das Reformations-Jubiläum verschwand vor diesen frischen jüngern Bemühungen. Vor drei hundert Jahren hatten tüchtige Männer Großes unternommen; nun schienen ihre Großthaten veraltet und man mochte sich ganz anders von den neuesten ersinnlich geheimen Bestrebungen erwarten.

Persönliche Erneuerung früherer Gunst und Gewogenheit sollte mich auch dieses Jahr öfter begrüßen. Die Frau Erbprinzessin von Hessen wußte mich niemals in ihrer Nähe, ohne mir Gelegenheit zu geben mich ihrer fortdauernden Gnade persönlich zu versichern. Herr Staatsminister von Humboldt sprach auch di smal wie immer belehrend und anregend bei mir ein. Eine ganz eigene Einwirkung jedoch empfand ich von der bedeutenden Anzahl in Jena und Leipzig studirender junger Griechen. Der Wunsch, sich besonders Deutsche Bildung anzueignen, war bei ihnen höchst lebhaft, so wie das Verlangen allen solchen Gewinn dereinst zur Aufklärung, zum Heil ihres Vaterlandes zu verwenden. Ihr Fleiß gleich ihrem Bestreben, nur war zu bemerken, daß sie, was den Hauptsinn des Lebens betraf, mehr von Worten als von klaren Begriffen und Zwecken regiert wurden.

Papadopulos, der mich in Jena öfters besuchte, rühmte mir einst im jugendlichen Enthusiasmus den Lehrvortrag seines philosophischen Meisters. Es klingt, rief er aus, so herrlich, wenn der vortreffliche Mann von Tugend, Freiheit und Vaterland spricht. Als ich mich aber erkundigte, was denn dieser treffliche Lehrer eigentlich von Tugend, Freiheit und Vaterland vermelde, erhielt ich zur Antwort: das könne er sich gerade nicht sagen, aber Wort und Ton klängen ihm stets vor der Seele nach: Tugend, Freiheit und Vaterland.

Es ist derselbe, welcher zu jener Zeit meine Iphigenie ins Neugriechische übersetzte und wunderbar genug, wenn man das Stück in dieser Sprache und in dieser Betonung betrachtet, so drückt es ganz eigentlich die sehnsüchtigen Gefühle eines reisenden, oder verbannten Griechen aus: denn die allgemeine Sehnsucht nach dem Vaterlande ist hier unter der Sehnsucht nach Griechenland, als dem einzig menschlich gebildeten Lande, ganz specifisch ausgedrückt.

Eine neue angenehme Bekanntschaft machte ich an einem Zeitgenossischen Gelehrten, Namens Lippe, dessen klare Reche, Entschiedenheit seiner Lebenszwecke, Sicherheit von dem guten Erfolg seiner Wirkungen mir höchst schätzbar entgegen traten, und mich zugleich in der guten Meinung so für ihn wie für das Institut dem er sich gewidmet hatte, bestärkten. Gar mannigfaltig war ein erwünschtes Wiedersehen. Mit dem von Schütz von Zichungen erneuerte frühere Unterhaltungen in Ernst und Tiefe. Mit diesem Freunde erging es mir dasselbe sehr wunderlich: bei dem Anfange jedes Gespräches trafen wir in allen Prämissen völlig zusammen, in fortwährender Unterhaltung jedoch kamen wir immer weiter auseinander, so daß zuletzt an keine Verständigung mehr zu denken war. Gewöhnlich ereignete sich das bei der Correspondenz und verursachte mir manche Pein, bis ich mir diesen selten vorkommenden Widerspruch endlich aufzulösen das Glück hatte. Doch auch das Umgekehrte sollte mir begegnen, damit es ja an keiner Erfahrung fehle. Hofrath Hirt, mit welchem ich mich, was die Grundsätze betraf, niemals hatte vereinigen können, erfreute mich durch einen mehrtägigen Besuch, bei welchem, so im ganzen Verlauf als im Einzelnen, auch nicht die geringste Differenz vorkam. Betrachte ich nun das angedeutete Verhältniß zu beiden Freunden genau, so entsprang es daher, daß zwei Schüler aus dem Allgemeinen, das mir gemein war, ins Allgemeinere ging.

wohin ich ihm nicht folgen konnte, Hirt dagegen das bestehende Allgemeine auf sich beruhen ließ, und sich an das Einzelne hielt, worin er Herr und Meister war, wie man seine Gedanken gern vernahm und ihm mit Beyzustimmung zustimmte.

Der Besuch von Berliner Freunden, Staatsrath Hufeland und Langermann, Varnhagen von Ense blieb mir, wie die Fremden sich auszudrücken gewohnt sind, nicht ohne Segen; dann war kann segensreicher seyn als wohlwollende einstimmende Zeitgenossen zu sehen, die auf dem Wege sich und andere zu bilden unaufhaltsam fortschreiten.

Ein junger Batsch, an seinen Vater durch freundliches thätiges Verhältniß, so wie durch übereinstimmende gefällig geistreiche Gestalt erinnernd, kehrte von Caire zurück, wohin er in Geschäften Europäischer Kaufleute gegangen war. Er hatte zwar treue aber keineswegs kunstgemäße Zeichnungen von dortigen Gegenden mitgebracht, so auch kleine Alterthümer Aegyptischer und Griechischer Abkunft. Er schien mit lebendiger Thätigkeit dasjenige im praktischen Handel wirken zu wollen, was sein Vater theoretisch in der Naturwissenschaft geleistet hatte.

1818.

Der Divan war auch den Winter über mit so viel Neigung, Liebe, Leidenschaft gehegt und gepflegt worden, daß man den Druck desselben im Monat März anzufangen nicht länger zauderte. Auch gingen die Stücken immerfort, damit man durch Noten, durch einzelne Aufsätze, ein besseres Verständniß zu erreichen dessen dürfte: denn freilich mußte der Deutsche stutzen, wenn man ihm etwas aus einer ganz andern Welt herüberzubringen unternahm. Auch hatte die Proben in dem Damenkalender das Publikum mehr irre gemacht als vorbereitet. Die Zweifelnden gleit: ob es Uebersetzungen oder angeregte oder angeeignete Nachbildungen seyen, kam dem Unternehmen nicht zu Gute; ich ließ es aber seinen Gang gehen, schon gewohnt das Deutsche Publikum erst stutzen zu sehen, eh' es empfing und genoß.

Vor allen Dingen schien sodann nothwendig die Charaktere der sieben Persischen Hauptdichter und ihre Leistungen mir und andern klar zu machen. Dies ward nur möglich, indem ich mich der von Hammerischen bedeutenden Arbeit mit Treue und Sorgfalt bedienen durfte. Als ward herangezogen, Anquetils Religionsgebräuche der alten Parsen, Bitpais Fabeln, Freytags Arabische Gedichte, Michaelis arabische Grammatik, alles mußte dienen mich dort einheimischer zu machen.

Indessen hatten die von unsern Fürsten aus Mailand mitgebrachten Schätzen, wovon sich der größere Theil auf Leonardo's Abendmahl bezog, im höchsten Grad meine Aufmerksamkeit erregt. Nach eifrigem Studium der Arbeit Bossi's über diesen Gegenstand, nach Vergleichung der vorliegenden Durchzeichnungen, nach Betrachtung vieler andern gleichzeitigen Kunstleistungen und Vorkommnisse, ward endlich die Abhandlung geschrieben wie sie im Druck vorliegt, und zugleich ins Französische übersetzt, um den Mailänder Freunden vorgelegt zu seyn. Zu gleicher Zeit ward uns von derher ein ähnlicher Widerstreit des Antiken und Modernen, wie er sich auch in Deutschland rührt und regt, gemeldet; man mußte von derher auch über Klassisches und Romantisches polemische Nachrichten vernehmen.

Zwischen allem diesem, bei irgend einer Pause, nach dem Griechischen hing zogen, verfolgte ich einen alten Lieblingsgedanken, das Meteor Ruh auf den Mineralien Durchsichtigen dem Hauptsinne nach aufzuhalten sey: dann was kann erwünschter seyn als entschiedenes Andenken des Höchsten aus einer Zeit, die nicht wieder kommt! Einen dieser Sinn ließ mich auch Philostrats Gemälde wieder aufnehmen, mit dem Vorsatz das träumerhaft Vergangene durch einen Sinn, der sich ihm gleichzubilden trachtet, wieder zu beleben. Womit ich mich sonst noch beschäftigt, zeigt Kunst und Alterthum viertes Stück.

Ein wundersamer Zustand bei hellem Mondenschein brachte mir das Lied Ich und Mitternacht, welches mir beste lieber und werther ist, da ich nicht sagen könnte, woher es kam und wohin es wollte. Gefordert, und deshalb in seiner Entstehung klarer, aber doch eben so wenig in der Ausführung berechenbar, erschien mir zu Ende des Jahrs ein Gedicht in kurzer Zeit verlangt, erfunden, eingeleitet und vollbracht. Zu Verehrung Ihro Majestät der Kaiserin Mutter sollte ein Maskenzug die vieljährigen poetischen Leistungen des Weimarischen Musenkreises, in einzelnen Gruppen gestalten und diese einen Augenblick in höchster Gegenwart verweilend, durch schicksliche Gedichte sich selbst erklären. Er ward am 18 December aufgeführt, und hatte sich einer günstigen Aufnahme und dauernden Erinnerung zu erfreuen.

Kurz vorher war der 17te und 18te Band meiner Werke bei mir angelangt. Mein Aufenthalt in Jena war diesmal auf mehr als Eine Weise fruchtbar. Ich hatte mich im Erker der Tanne zu Gamdorf einquartiert und genoß mit Bequemlichkeit, bei freier und schöner Aus- und Umsicht, besonders der charakteristischen Wolkenerscheinungen. Ich brachte sie, nach Gewohnheit Bezug auf den Barometer und gewann manches, in Einsicht.

Zugleich war das entoptische Farbenspiel an der Tagesordnung. Brewsters Versuche, dem Glase durch Druck, wie sonst durch Hitz, dieselbe Eigenschaft der regelmäßigen Farbenzeichnung bei Spiegelung zu ertheilen, gelangen gar wohl, und ich mir insbesondere, indem ich mich der Tourmalin-Mechanischen mit dem Dynamisch-Idealen, daß die Siderischen Kreuze auf Damastart flicken und konnte sie nun nach beliebigem Schwarzweiß hell oder dunkel auf dergleichen Flächen sehen. Dr. Seebeck besuchte mich den 16 Juni, und seine Gegenwart förderte in diesem Augenblick wie immer zur gelegnen Zeit.

In Carlsbad sah ich voll Wohlwollen ein wohlgearbeitetes messingenes Rohr mit Glasdeckeln, wodurch die Polarisation des Lichtes erwiesen werden sollte. Es war in Paris gefertigt, man sah aber hier in der Verschränkung nicht theilweise, was wir schon längst ganz und völlig in freier Luft darzustellen verstanden. Desto angenehmer war mir ein Apparat zu gleichem Zwecke, verehrt zu meinem Geburtstage, von Professor Schweigger, welcher alles leistet was man in diesem Capitel verlangen kann.

Zur Prognose waren uns auch die schönsten Beiträge gekommen, mit bedeutenden Exemplaren aus Italien. Brochi's Werk über Italiänische Fossilien, Sömmerings fossile Gliedfisch und Fledermäuse. Von da erhoben wir uns wieder in ältere Regionen, betrachteten Werners Gangtheorie und Freyeslebens Sächsische Zinnformation. Eine angekündigte Mineraliensammlung aus Norden kommt an, Bereicherungen von der Insel Rügen durch Kefergarten, Mineralien aus Sicilien und der Insel Elba durch Odeleben. Die Lage des Gölestins bei Dornburg ward erforscht. Durch besondere Gelegenheit kommt die Prognose der Vereinigten Staaten uns näher. Was für Vortheil daher entspringt, ward auf freundliche und solide Weise erwiedert.

In Böhmen war folglich die allgemeine Geognosie um desto ernster gefordert, als ein junger weitschreitender Bergfreund, Namens Reuß, auf kurze Zeit mit uns zusammentraf, und eine Charte des Königreichs mir zu illuminiren die Gefälligkeit hatte, des Vorsatzes in einer eigenen Schrift dieses Bestreben weiter zu führen, und öffentlich bekannt zu machen. Man besuchte Haidingers Porcellanfabrik in Eldogen, wo man außer dem Material des schon verwitterten Feldspathes auch das ausgebrannte Brennmaterial der Braunkohlen kennen lernte, und von dem Fundort der Zwillingskrystalle zugleich unterrichtet wurde. Wir besuchten Bergmeister Boschorner in Schlackenwerth, erfreuten uns an dessen instructiver Mineraliensammlung, und erlangten zugleich am Tage eine Art von Uebersicht der Localität des Steckwerks. Im Granit einbrechende, oder vielmehr im Granit entstehende, und sich durch Verwitterung daraus absondernde Theile, wie z. B. Granitkugeln, wurden bemerkt und aufgehoben. Es wurden mir auch sehr bedeutende krystallographische Unterhaltungen mit Professor Weiß. Er hatte einige krystallisierte Diamante bei sich, deren Entwicklungsfolge er nach seiner höheren Einsicht mich gewahr werden ließ. Eine kleine Müllerische Sammlung, besonders instructiv, ward zurecht gelegt; Rosenquarz von Kobilzwart gelangte zu mir, so wie ich einige Böhmische Obsidiane gelegentlich anschaffte.

Bei meiner Rückkehr fand ich zu Hause Mineralien von Goldenz und sonstigen Beiträgenden dieser Art. Auf die Akademie Jena war die Aufmerksamkeit der höchsten Herren Erhalter ganz besonders gerichtet; sie sollte aufs neue ausgestattet und belebt werden. Man unternahm die älteren Statuten der neuen Zeit gemäß einzurichten, und auch sich, insofern die unmittelbaren Anstalten mit der Akademie sich beziehen, hatte das Meinige durch diensame Vorschläge beigetragen. Das Bibliothekgeschäft jedoch besichte seit Anfang des Jahres fortgesetzte und erweiterte Thätigkeit. Das Local wurde in genaue Betrachtung gezogen, und hauptsächlich was an Räumlichkeiten, ohne großen Aufwand zu gewinnen sey, artistisch und handwerksmäßig überlegt, auch in wiefern dem gemäß die Arbeit selbst begonnen und fortgesetzt werden könne, wohl überdacht. Die Vorschläge zu sicherem Gang der Angelegenheit werden durch die höchsten Höfe gebilligt und entschieden, und Accorde mit den Handwerkern sogleich geschlossen. Die Hauptsache blieb immer die Trockenlegung des untern großen Saals. Wie man von außen gegen Graben und Garten zu Luft gemacht hatte, so geschah es nun auch von innen durch Verbauung des Hofs. Alles andere was zur Sicherheit und Tüchtigkeit des Gebäudes dienen konnte, ward berathen und ausgeführt, daher die äußere Verappung sogleich vorgenommen. Nachdem auch im Innern gewisse Handwerksbedürfnisse mit Lebhaftigkeit beseitigt waren, ward nunmehr die Schloßbibliothek translocirt, welche mit besonderer Sorgfalt und Vorsicht geschah, indem man sie in der bisherigen Ordnung wieder aufstellte, um bis zur neuen Anordnung auch die Benutzung derselben nicht zu unterbrechen. Ueberhaupt ist hier zu Ehren der Angestellten zu bemerken, daß bei allem Umkehren des Ganzen wie des Einzelnen die Bibliothek nach wie vor, ja noch viel stärker und lebhafter, benutzt werden konnte.

Hier stehe ich nun eine Scheid abzutragen, indem ich die Männer nenne, welche mir in diesem höchst verwickelten und verworrenen Geschäft treulich und jeder Anordnung gemäß mitwirkend sich erwiesen haben. Professor Gudenapfel, bisheriger Jenaischer Bibliothekar, hatte unter dem vorigen Zustand so viel gelitten, daß er in einer Veränderung derselben freudig die Hand bot, und eine gewisse bespiendrische Sorgfalt auch auf die neue Verbindung mit Nützlichkeit hinwendete. Auch Bibliothekar in Weimar, hatte bisher der im Schloß verwahrten Büttnerischen Bibliothek vorgestanden, und vorzüglich zu der Translocation derselben seine Dienste nicht, wie er denn auch manche neue nöthig werdende Vorrichtungen mit großer Fertigkeit zu liefern wußte. Dr. Weller, ein junger kräftiger Mann, übernahm die Oberge über die oft mißlichen Baulichkeiten, indem sowohl die Benutzung der Localitäten zu neuen Zwecken als auch der Wiederverbrauch von Repositorien und andern Holzarbeiten ein sowohl gewandte als fortdauernde Aufsicht und Anleitung erforderten. Der Ganzist Compter, der bisherige Custos der Schloßbibliothek Färber, thaten jeder an seiner Stelle und auf seine Weise das Möglichste, so daß ich in diesem Falle die Liebe zur Sache und die Anhänglichkeit an mich sämmtlicher Anstellten nicht genugsam zu rühmen wüßte.

Innerhalb dieser arbeitsamen Zeit war der Verkauf der Gruner'schen so höchst bedeutenden Bibliothek angekündigt, und sogar der Antrag gethan, solche im Ganzen anzukaufen und die Dubletten in der Folge wieder zu veräußern. Ich, als ein abgesagter Feind solcher Operationen, bei denen nichts zu gewinnen ist, ließ den Gruner'schen Katalog mit den Katalogen sämmtlicher Bibliotheken vergleichen und durch Buchstaben andeuten, was und wo es schon besessen werde. Durch diese mühselige und in der Zwischenzeit oft getadelte Strafalt erschien zuletzt, wie viel Vorzügliches die öffentlichen Anstalten schon besaßen; über das andere was noch zu acquiriren wäre, ward die medicinische Facultät gefragt, und wir gelangten dadurch mit mäßigem Aufwand zu dem Inhalt der ganzen Gruner'schen Bibliothek. Schon aber konnte sich diese neue nun eben erst Bestand gewinnende, in Gesetz eines akademischen Rufes, einer auswärtigen Aufmerksamkeit erfreuen, indem mir freundlicher Anmerkung der Herzog von Gotha die von ihm herausgegebenen Werke sämmtlich einsendete. Im November erstattete die Behörde einen Hauptbericht, welcher sich höchsten Gefalls um so mehr getrosten sollte, als der umsichtige Fürst persönlich von dem ganzen Geschäftsgange Schritt vor Schritt Kenntniß genommen hatte.

Die Oberaufsicht über die sämmtlichen unmittelbaren Anstalten hatte sich im Innern noch einer besondern Pflicht zu entledigen. Die Thätigkeit in einzelnen wissenschaftlichen Fächern hatte sich dergestalt verm hrt, daß die Forderungen waren auf einen solchen Grad gestiegen, daß der bisherige Etat nicht mehr hinreichte. Diese konnte zwar im Ganzen bei guter Wirthschaft einigermaßen ausgeglichen werden: allein das Unsichere mir zu beseitigen, ja es mußten, mehrere Etatsherrn mir neue Rechnungscapitel und eine neue Etatsordnung einzuführen werden. In diesem Augenblick war der bisherige Rechnungsführer, als Rechtsanwalt, von Herzoglicher Kammer an eine andere Stelle befördert, und die beschwerliche Arbeit, die alle Rechnung abschließen, die Gewährschaft los zu werden und einen neuen Etat nebst Rechnungsformular aufzustellen, blieb mir kaum der Mitwirkung eines Kunstverständigen bedienen konnte.

Auch in dieser Jahr fällt ein Unternehmen, dessen man sich vielleicht nicht hätte unterfangen sollen: das Abtragen des Köhertherz. Als nämlich das, heiter auch von außen dargestellte Bibliothekgebäude den Wunsch hervorrief, gleicherweise die nächste bisher vernachlässigte Umgebung gereinigt und erheitert zu sehen, so that man den Vorschlag, sowohl das äußere als innere Köhertherz abzutragen, zu gleicher Zeit die Gräben auszufüllen

und dadurch einen Marktplatz für Holz- und Fruchtwagen, nicht weniger eine Verbindung der Stadt in Feuersgefahr mit den Teichen zu bewirken. Das Letztere wird auch bald erreicht; als man aber an die innern Gebäude kam, durch deren Wegräumung man einen stattlichen Eingang der Stadt zu gewinnen hoffte, that sich eine Gegenwirkung hervor, gegründet auf die moderne Marime, daß der Einzelne durchaus ein Recht habe gegen den Vortheil des Ganzen den seinigen geltend zu machen. Und so blieb ein höchst unschicklicher Anblick stehen, da, wenn es glückt, die Folgezeit den Augen unserer Nachkommen entziehen wird.

Für die Einsicht in höhere bildende Kunst begann dieses Jahr eine neue Epoche. Schon war Nachricht und Zeichnung der Aginetischen Marmore zu uns gekommen, die Bildwerke von Phigalia sahen wir in Zeichnungen, Umrissen und ausgeführten Blättern vor uns, jedoch war das Höchst- uns noch fern geblieben; daher verfehlte wir dem Parthenon und seinen Gebildern, wie sie die Reisenden des siebzehnten Jahrhunderts noch gesehen hatten, fleißig nach, und erhielten von Paris jene Zeichnung erpreßt, die damals zwar nur leicht gefertigt, doch einen deutlichern Begriff von der Intention des Ganzen verschaffte, als es in der neuern Zeit bei fortgesetzter Zerstörung möglich ist. Aus der Schule des Landes Maler Harden sandte man uns die Gypsen in schwarzer Kreide, gleich groß mit den Marmoren, da uns denn der Herkules und die im Schoos einer andern ruhende Figur, auch die dritte dazu gehörige Sitzende, im kleinern Maßstab, in ein würdiges Erstaunen versetzte. Einige Weimarische Kunstfreunde hatten auch die Gypsabgüsse wiederholt gesehen, und bekräftigten, daß man hier die höchste Stufe der aufstrebenden Kunst im Alterthum gewahr werde.

Zu gleicher Zeit ließ uns eine kostbare Sendung von Kupferstichen aus dem sechszehnten Jahrhundert in eine andere gleichfalls höchst ernsthaft gemeinte Kunstepoche schauen. Die beiden Bände von Bartsch XIV und XV wurden begierig darauf studirt, und was wir dahin gehöriges schon besaßen durchgesehen, und nur einiges, wegen sehr hoher Preise, mit beschränkter Liebhaberei angekauft.

Gleichfalls höchst unterrichtend, in einer andern Sphäre jedoch, war eine große Kupferstich-Sendung aus einer Leipziger Auction. Ich sah Jackons belagerschnittene Blätter beinahe vollständig zum erstenmal; ich ordnete und betrachtete diese Acquisition, und fand sie in mehr als Einem Sinne bedeutend. Eine jede Sache will mit Aufmerksamkeit, wenn sie sich an vorzügliche Gegenstände, ja wohl gar an solche wagt, die über ihr Vermögen hinausreichen.

Aus der Französischen Schule erhielt ich viele gute Blätter um den geringsten Preis. Die Nachbarnation war damals in dem Grade verhaßt, daß man ihr kein Verdienst zugestehen, und so wenig irgend etwas das von ihr herkäme, an seinen Witz heranlassen mochte. Und so war mir schon seit einigen Auctionen gelungen, für ein Spottgeld, bedeutende, sogar in der Kunst und Kunstgeschichte wohl gekannte, durch Anekdoten und Eigenheiten der Künstler namhafte große wohlgestochene Blätter, eigenhändige Radirungen mehrerer im achtzehnten Jahrhundert blühender und bliebener Künstler, das Stück für zwei Groschen anzuschaffen. Das Gleiche geriet mir mit Sebastian Bourdons großen Blättern, und ich konnte bei dieser Gelegenheit einen Künstler, den ich immer im Allgemeinen geschätzt, auch im Einzelnen werth achten.

Ein Medaille, welche die Mailänder zu Ehren unserer Fürsten als ein Andenken seiner dortigen Anwesenheit prägen lassen, giebt mir Gelegenheit zur Plastik zurückzukehren. Ich acquirirte zu gleicher Zeit eine vorzüglich schöne Münze Alexanders, mehrere kaiserliche Bronzen von Bedeutung wurden mir in Carlsbad theils käuflich, theils durch Freundesgeschenk, glücklich zu eigen. Graf Teltscki's Bücherliebe, deren ich nur wenige kannte, überschickte mir der mehrbesagte Künstler, durch einen vorüberreisenden Courier, und ich noch einiges Zerstreute zusammenfasse, das Kupferwerk vom Campo Santo in Pisa erneute das Studium jener ältern Epoche, so wie im wunderbarsten Glanzlicht das Omaggio della Provincia Veneta alla S. M. l'Imperatrice d'Austria, von dem wunderlichen Sinnen und Denken gleichzeitiger Künstler ein Beispiel zur Anschauung brachte. Von den in Paris bestellten zwei Pferdeköpfen, einem Bauzianischen und Athenischen, kam jener zuerst und ließ uns seine Vorzüge empfinden, ehe uns der andere durch übertriebene Größheit dafür unempfänglich gemacht hätte.

1819.

Von persönlichen Verhältnissen wäre folgendes zu sagen: die Königin von Würtemberg stirbt zu Anfang, Erbgroßherzog von Mecklenburg zu Ende des Jahrs. Staatsminister von Voigt verläßt uns den 22 März, für mich entsteht eine große Lücke, und dem Kreise meiner Thätigkeit entgeht ein mitwirkendes Princip. Er fühlte sich in der letzten Zeit sehr angegriffen von den unaufhaltsam wirkenden revolutionären Potenzen, und ich pries ihn deshalb selig, daß er die Erneuerung Kotzebue's, die am 23 März verübt, nicht mehr erfuhr, noch durch die heftige Bewegung, welche Deutschland hierauf ergriff, ängstlich beunruhigt wurde.

In dem übrigens ganz ruhigen Gang und Zug der Zeit trafen Ihre Majestät die regierende Kaiserin von Rußland in Weimar ein; ich sah in dieser Zeit den Grafen Stourdza und den Staatsrath von Köhler.

Erfreulichen beigemischt dem Fürstlichen Hause, daß dem Herzog Bernhard ein Sohn geboren war, ein Ereigniß, das allgemeine Heiterkeit verbreitete. Der Aufenthalt in Dornburg und Jena gab zu mancherlei Vergnüglichkeiten Anlaß. Die Prinzessinnen hatten ihren Garten in Jena bezogen, wodurch denn hin und her viele Bewegung entstand; auch wurde die hohe Gesellschaft dadurch vermehrt, daß Herzog von Meiningen und Prinz Paul von Mecklenburg, der Studien wegen, in Jena einige Zeit verweilten.

In Carlsbad sah ich Fürst Metternich und dessen diplomatische Umgebung, und fand an ihm wie sonst einen gnädigen Herrn. Grafen Bernstorff lernt' ich persönlich kennen, nachdem ich ihn lange Jahre hatte vortheilhaft nennen hören, und ihn wegen inniger treuer Verhältnisse zu werthen Freunden auch schätzen lernen. Auch sah ich Graf Kaunitz und andere, die mit Kaiser Franz in Rom gewesen waren, fand aber keinen darunter, der von der deutschfreundlichen Aufstellung im Palaste Caffarelli hätte ein Günstiges vermelden mögen. Den Grafen Carl Harrach, den ich vor so viel Jahren, als er sich der Medicin zu widmen den Entschluß faßte, in Carlsbad genau kannte, fand ich, zu meinem großen Vergnügen, gegen mich wieder wie ich ihn verlassen, und seinem Berufe männlich tüchtig treu. Seine ganz einfach lebhaften Erzählungen von der bedeutenden Wiener Lebensweise verwirrten mir wirklich in den ersten Abenden Sinne und Verstand, doch in der Folge ging es besser; theils wurd ich die Darstellung eines so kreisförmigen Treibens mehr gewohnt, theils beschränkte er sich auf die Schilderung seiner praktischen

Thätigkeit, ärztlicher Verhältnisse, merkwürdiger Berührungen und Einflüsse, die eine Person der Art als Standes-, Welt- und Heimann erlebt, und ich erfuhr in diesem Punkte gar manches Neue und Fremdartige.

Geheimrath Bedrens von Berlin, ein sogleich Vertrauen erweckender Mann, ward mit und meinem Begleiter, dem Dr. Rehbein, einem jüngeren, vorzüglich einsichtigen und sorgfältigen Arzte, als Nachbar lieb und werth. Die verwittwete Frau Bergshauptmann von Trebra erinnerte mich an den großen Verlust, den ich vor kurzem in ihrem Gemahl, einem vielseitigen so nachsichtigen als nachsichtsvollen Freund erlitten, und so ward ich auch im Gespräch mit Professor Dietrich von Gommetzau an frühere Töpliter Momente hingewiesen, alte Freude, alter Leid wieder hervorgerufen.

Zu Hause, so wie in Jena, ward mir gar manches Gute durch bleibende und vorübergehende Personen. Ich nenne die Grafen Gankoff und Bombelles, und sodann ältere und neuere Freunde, theilnehmend und belehrend. Nees von Esenbeck, nach Berlin reisend und zurückkehrend, von Stein aus Breslau. Mannigfaltige Mittheilungen dieses thätigen rüstigen Mannes und frühern Zöglings erfreuten mich. Ein gleiches Verhältniß erneuerte sich zu Bergrath von Herder. General-Superintendent Krause erschien als tiefkranker Mann, und man mußte vielleicht manche schwache Aeußerung einem unvordenklichen unheilbaren Uebel zuschreiben. Er empfahl den ehrten Classen des Gymnasiums Tiedens Urania als ein klassisches Werk, wobei nicht bedenkend, daß die von dem trefflichen Dichter so glücklich bekämpfte Zweifelsucht ganz aus der Mode genommen, daß niemand mehr an sich selbst zweifle, und sich die Zeit gar nicht nehme an Gott zu zweifeln. Seine Gegenwart muthete mich nicht an; ich habe ihn nur einmal gesehen, und bedauert daß er seine geräumte Einsicht und Thätigkeit nicht auch an Weimarischen Kirchen und Schulen habe beweisen können. Lebendiger war mir der Antheil der zahlreichen Seebeckischen Familie, die von Nürnberg nach Berlin zog, den glücklichen Aufenthalt an jenem Orte mit innigem Behagen rühmend, frühever Jenaischer Verhältnisse an Ort und Stelle sich lebhaft erinnerend, und nach Berlin mit freudiger Hoffnung hinschauend. Ein Besuch Dr. Schopenhauers, eines meist verkannten, aber auch schwer zu kennenden, verdienstvollen jungen Mannes, regte mich auf und gedieh zur wechselseitigen Belehrung. Ein junger Angestellter von Berlin, der sich durch Talent, Mäßigung und Fleiß aus bedenklichen Umständen zu einer ansehnlichen Stelle, einem bequemen bäuslichen Zustande und einer hübschen jungen Frau geholfen hatte. Major von Luck, der Münzer Humorist, der ganz nach seiner Weise zum Besuch bei mir unversehens eintritt, sein Bleiben ohne Noth verkürzt und gerade aus Uebereilung die Reisegelegenheit versäumt. Franz Nicolovius, ein lieber Verwandter, blieb sich länger auf, und gab Raum eine vielversprechende Jugend zu kennen und zu schätzen. Geheimerath von Willemer, der die Folgen einer für ihn höchst traurigen Angelegenheit großmüthig abzulenken suchte, reiste nach Berlin, um von Ihro Majestät dem König Vergeltung für den Gegner seines Sohnes zu erflehen. Der Grieche Gigas besuchte mich öfters, auch hatte ich seine Landsleute, die um höhere Bildung zu gewinnen nach Deutschland gekommen waren, immer freundlich aufgenommen. Präsident von Belten aus Bareuth, so sehr wie jeder Vorgesetzte von akademischer Turbulenz beunruhigt, besuchte mich, und man konnte sich über die damals so dringenden Angelegenheiten nichts Erfreulicheres mittheilen. Die Weimar- und Gothaischen Regierungsbevollmächtigten von Conta und von Hof sprachen ebenfalls wegen akademischer Besorgnisse bei mir ein. Ein Sohn von Baggesen erfreute mich durch heiteres Gemüth und unbewundenes Gespräch. Ernst von Schiller, dem es hier nicht glücken wollte, ging einer Anstellung im Preußischen entgegen. Sodann konnte ich noch einen jungen Chemiker, Ramons Kunge, kennen, der mir auf gutem Wege zu seyn schien.

Das Antheils hab' ich nunmehr zu erwähnen, den man meinen siebzigsten Geburtstage an vielen Orten und von vielen Seiten her zu schenken geneigt war. Durch eine wunderliche Grille eigensinniger Verlegenheit suchte ich der Feier meines Geburtstages dadurch auszuweichen. Diesmal hatte ich ihn zwischen Hof und Carlsbad auf der Reise zugebracht; am letzten Orte kam ich Abends an, und in beschränktem Sinne glaubt' ich überwunden zu haben. Allein am 29 August sollte ich zu einem schon besprochenen Gastmahl auf den Posthof eingeladen werden, wovon ich mich, in Rücksicht auf meine Gesundheit, nicht ohne Grund entschuldigen mußte. Auch überraschte mich aus der Ferne noch gar mannigfaltiges Gute. In Frankfurt am Main hatte man am 28 August ein schönes und bedeutendes Fest gefeiert; die Gesellschaft der Deutschen Geschichtskunde hatte mich zum Ehrenmitgliede ernannt, die Ausfertigung bedarf erhielt ich durch ministerielle Gelegenheit. Die Mecklenburgischen Herren Stände verehrten mir zu diesem Tage eine goldne Medaille, als Dankzeichen für den Antheil den ich bei Verfertigung der Büchnerischen Statue genommen hatte.

1820.

Nachdem wir den 29 März eine Mondverdunklung beobachtet hatten, blieb die auf den 7. September angekündigte eingebrochene Sonnenfinsterniß unser Augenmerk. Auf der Sternwarte zu Jena wurden vorläufige Zeichnungen derselben vorbereitet, der Tag kam heran, aber leider mit ganz überwältigem Himmel. In dem Garten der Prinzessinnen waren Einrichtungen getroffen, daß mehrere Personen zugleich eintreten konnten. Serenissimus besuchten Ihre lieben Gäste zur guten Stunde, das Gewölk um die Sonne ward lichter, Anfang und Mitte konnten vollkommen beobachtet werden, und den Austritt, das Ende zu sehen begab man sich auf die Sternwarte, wo Professor Posselt mit andern Angestellten beschäftigt war. Auch hier gelang die Betrachtung, und man konnte vollkommen zufrieden seyn, während in Weimar ein bedeckter Himmel jede Ansicht vereitelte.

Auf einer Reise nach Carlsbad beobachtete ich die Wolkenformen unaufgebrochen, und verfolgte die Bemerkungen daselbst. Ich legte ein solches Wolkenlarium bis Ende Juli und weiter fort, wodurch ich die Entwickelung der sichtbaren atmosphärischen Zustände auseinander immer mehr kennen lernte, und endlich eine Zusammenstellung der Wolkenformen auf einer Tafel in verschiedenen Feldern unternehmen konnte. Nach Hause zurückgekehrt, besprach ich die Angelegenheit mit Professor Posselt, welcher daran sehr verständigen Theil nahm. Auch wurden nunmehr von Eisenach Wetterbeobachtungen eingesendet. Von Büchern förderte mich am meisten Brandes Witterungskunde und sonstige Bemühungen in diesem Fache. Dittmars Arbeiten wurden benutzt, freilich nicht in dem Sinne wie es der gute Mann wünschen mochte.

Das Botanische mand nicht außer Augen gelassen; der Belvedersche Katalog kam zu Stande, und ich sah

mich dadurch veranlaßt die Geschichte der Weimarischen Botanik zu schreiben. Ich ließ darauf ein Französisches Heft übersetzen, das in galantem Vortrag die Vermehrung der Erden anrieth und anlockte. Jäger über Mißbildungder Pflanzen, Decandolle Arzneikräfte derselben, Henschel gegen die Sexualität, Rees von Esenbecks Handbuch, Robert Braun über die Syngenesisten wurden sämmtlich beachtet, da ein Aufenthalt in dem botanischen Garten zu Jena mir dazu die erwünschteste Muße gab.

Bedeutender Vorgänge wurde auf der Stelle beobachtet und beschrieben; Herr Doctor Carus theilte von einem Kirchhof in Sachsen ein zartes Geflechte von Kinderwurzeln mit, welche, zu den Sinnen hinabgestiegen, dieß sowohl als die enthaltenen Leichname wie mit Filigranarbeit umwickelt hatten. Ich fuhr fort mich mit Wartung des Bryophyllum calycinum zu beschäftigen, dieser Pflanze die den Triumph der Metamorphose im Offenbaren liebt. Indessen war durch die Reise Oesterreichischer und Baierischer Naturforscher nach Brasilien die lebhafteste Hoffnung erregt.

Auf meiner Reise nach Carlsbad nahm ich den Weg über Brunsfield nach Alexandersbad, wo ich die seltsamen Trümmer eines Granitgebirges nach vielen Jahren seit 1785 zum erstenmal wieder beobachtete. Mein Abscheu vor gewaltsamen Erklärungen, die man auch hier mit reißenden Gebirgen, Vulcanen, Wasserfluthen und andern Titanischen Ereignissen gelind zu machen suchte, ward auf der Stelle vermehrt, da mit einem ruhigen Blick sich gar wohl erkennen ließ, daß durch theilweise Auflösung wie theilweise Bedürftigkeit des Urgebirgs, durch ein daraus erfolgendes Stehenbleiben, Sinken, Stürzen, und zwar in ungeheuren Massen, diese staunenswürdige Erscheinung ganz naturgemäß sich ergeben habe. Auch dieser Gegenstand ward in meinen wissenschaftlichen Heften wörtlich und bildlich entwickelt; ich zweifle jedoch daß eine so ruhige Ansicht dem turbulenten Zeitalter genügen werde.

In Carlsbad legte ich die alte gegnostische Folge wieder in bekannten Mustern zusammen, worunter schöne Stücke des Granits vom Schlackenberge und Bernhardtsfelsen, mit Hornsteinadern durchzogen, gar wohl in die Augen fielen. Eine neue specielle Folge, auf Porcellan- und Steingutfabrication sich beziehend, zugleich die natürlichen unveränderten Stücke enthaltend, ward angefügt. Eine solche vollständigste Sammlung zu besitzen ist dem Fürsten von Thurn und Taxis und seiner Umgebung vor, welcher bei jedesmaligem Besuch mit den Aufgenommenen zufrieden schien.

Den pflanzenversteinerten Gebirgen schenkte ich gleichfalls erneute Aufmerksamkeit, wozu mir einige, Behufs des Wegebaues, neu aufgeschlossene Betgräume in der Gegend von Dallwitz und Lessau die beste Gelegenheit gaben. Hier war es augenfällig wie die ursprünglichen Schichten des frühern Flötzgebirges, etwals innigst mit Steinkohlenmasse vermischt, nunmehr durchgeglüht, als bunter Porcellanjaspis, in ihrer alten Lage verharrten, da denn z. B. auch eine ganze Schicht fingichten Eisensteins sich deutlich und bestimmt aufzeichnete, und Veranlassung gab, sowohl die Müllersche Sammlung, als die eigenen und Freundesabdrücke, mit großen und belehrenden Stücken zu bereichern.

Als ich nun darauf den, durch den Wegebau, immer weiter aufgeschlossenen Kammerberg bei Eger besting, sorgfältig abermals betrachtete und die regelmäßigen Schichten desselben genau ansah, so mußt' ich freilich zu der Ueberzeugung des Bergrath Reuß wieder zurückkehren, und diese problematische Phänomen für pseudovulcanisch ansprechen. Hier war ein mit Kohlen geschichteter Glimmerschiefer wie dort spätere Thonflötzlager durchaltet, geschmolzen und dadurch mehr oder weniger verändert.

Diese Ueberzeugung einem frischen Anschauen gemäß, kostete mich nichts selbst gegen ein eignes gedrucktes Heft anzunehmen; denn wo ein bedeutendes Problem vorliegt, ist es kein Wunder wenn ein redlicher Forscher in seiner Meinung wechselt.

Die kleinen Basalte vom Horn, einem hohen Berge in der Nähe von Eibogen, denen man bei der Größe einer Kinderfaust oft eine bestimmte Gestalt abgewinnen kann. Der Grundtypus, woraus alle die übrigen Formen sich zu entwickeln schienen, ward in Thon nachgebildet, auch Musterstücke an Herrn von Schreibers nach Wien gesendet.

Auf den Jenaischen Musen revidirte ich die Carlsbader Suite mit neuer Uebersicht, und da man denn doch immer verschiedne Feuer- und Gluthverfache anstellt, um zu den Naturbränden parallele Erscheinungen zu gewinnen, so hatte ich in der Fischerschen Fabrik zu Zwätzen dergleichen anstellen lassen, und es betrübt mich die chemischen Erfolge nicht in der eingeleiteten Ordnung des Notirens aufbewahrt zu haben, besonders da einige Gebirgsarten durch den heftigsten Brand sich äußerst regelmäßig gestalteten. Gleichermaßen sandte man von Gobleny aus natürlichen Thon und daraus übermäßig gebrannte Ziegeln, welche auch sich schlackenartig und zugleich gestaltet erwiesen.

Jüngere Freunde versorgten mich mit Musterstücken von dem Urgebirge bei Danzig, ingleichen bei Berlin, aus denen man eine völlig systematische Sammlung Gesteinarten, und zwar in ihren bürtesten Feld- und Gangtheilen anweisen konnte.

Das Beispiel einer allerletzten Formation zeigte uns der Steinschneider Facius. Er hatte in einem Tuffsteingeschiebe, welches manchmal abgerundete Geschiebe enthielt, auch einen geschnittenen Onalchen gefunden, worauf ein Dioskur mit allerlei nicht Aegyptischen Zeichen, ein sitzend Gebäude an der einen, ein stehend Opferorder an der andern Seite, von leidlicher Arbeit. Man suchte sich di se offenbar zufällige Erscheinung aus vermalenden Umständen zu erklären, die jedoch hier zu entwickeln nicht der Ort ist. Der Mecklenburgische Kammerherr Herr von Preen brachte mir von einer Reise aus Tirol mitgebrachte bedeutende Mineralien; Graf Bedemar, königlich Dänischer Kammerherr, schöne Opale von den Feroer-Inseln.

An Büchern waren mir sehr angenehm: Roose über Vulkaniseste, ein alter Gleichgesinnter, der auch noch an alten Begriffen hielt; ferner dessen Symbola; einen Auszug des ersteren theils ich im Drucke mit, einer des letzteren liegt noch unter meinen Papieren. Herrn von Schreibers Aerolithen forderten uns auch in diesem Capitel. Von England waren sehr willkommen The first Principles of Geology, by C. B. Greenough. Lond. 1819. Die Wernerischen Ansichten, die man nun schon so viele Jahre gewohnt war, in einer fremden Sprache wieder zu vernehmen, war aufregend erquicklich. Eine große geologische Charte von England war durch besondere Ausführung und Reinlichkeit einer ernsten Belehrung höchst förderlich. Als selbstthätig liefrte ich zur Morphologie und Naturwissenschaft des ersten Bands drittes Heft.

Frische Lust zu Barbutung der Farbenlehre gaben die enteptischen Farben. Ich hatte mit großer Sorgfalt meinen Aufsatz im August dieses Jahrs abgeschlossen und dem Druck übergeben. Die Ableitung, der ich in meiner Farbenlehre gefolgt, fand sich auch hier bewährt; der enteptische Apparat war immer mehr vervielfacht worden. Glimmer- und Gypsblättchen wurden bei Versuchen angewendet und ihre Wirkung sorgfältig verglis

chen. Ich hatte das Glück mit Herrn Staatsrath Schulz diese Angelegenheit nochmals durchzugehen, sodann begab ich mich an verschiedene Paralipomena der Farbenlehre. Purkinje zur Kenntniß des Sehens ward ausgezogen und die Widersacher meiner Bemühungen nach Jahren aufgestellt.

Von theilnehmenden Freunden wurd' ich auf ein Werk aufmerksam gemacht: Nouvelle Chirogenesie, par le Prince, welches als Wirkung und Bestätigung meiner Farbenlehre angesehen werden könne. Bei näherer Betrachtung fand sich jedoch ein bedeutender Unterschied. Der Verfasser war auf dunklem Wege wie ich dem Irrthum Newtons auf die Spur gekommen, allein er forderte weder sich noch andere, indem er, wie Doctor Reid auch gethan, etwas gleich Unhaltbares an die alte Stelle setzen wollte. Es gab mir zu abermaliger Betrachtung Anlaß, wie der Mensch, von einer Entdeckung ergriffen und aufgeklärt, doch so schnell wieder in die Finsterniß seines Individuums zurücktritt, wo er sich alsdann mit einem schwachen Lichtchen kümmerlich fortzuhelfen sucht.

Gar mancherlei Betrachtungen über das Herkommen in den Wissenschaften, über Verschrittt und Retardation, in der Zeit zu handeln, und doch immer geheimnißvollere Bezug aller physikalischen Phänomene auf einander ward mir Bescheidenheit betrachtet und so die Chladnischen und Seebeckischen Figuren parallelisirt, als auf einmal in der Entdeckung des Bezugs des Galvanismus auf die Magnetnadel, durch Prof. Oersted, sich uns ein bedeutender Blick des Lichts auftrat. Dagegen betrachtete ich ein Beispiel des fürchterlichsten Obscurantismus mit Schrecken, indem ich die Archiven Biots über die Polarisation des Lichts nähre studirte. Man wird wirklich krank über ein solches Verfahren, dergleichen Theorien, Beweise und Ausführungsarten sind wahrhafte Rückschritte, gegen welche die lebendigste Organisation sich nicht vertheidigen kann.

Der untere große Jenaische Bibliothekssaal war nun in der Hauptsache hergestellt, die Repositorien, die sonst der Länge nach den Raum verfinsterten, nahmen nunmehr in der Quere das Licht gedrängt auf. Ein buntes, von Sermisano verehrtes altdeutsches Fenster ward eingesetzt und daneben die Gypsbüsten der beiden Herren Autoren aufgestellt, in dem oberen Saal ein geräumiger Pult eingerichtet und so immer mehreren Erfordernissen Genüge geleistet. Um in den allzueinfachen, unverzierten, dem Auge wenig Ergötzliches bietenden Sälen einige Erheiterung anzubringen, dachte man auf symbolische, die verschiedenen geistigen Thätigkeiten bezeichnende Bilder, welche sonst so beliebt, mit Sinnspruch begleitet, in allen misenschaftlichen Anstalten dem Besucher entgegen leuchteten. Einiges wurde ausgeführt, anderes durch Herrn Schinkels Gefälligkeit vorbereitet, das Meiste blieb als Skizze, ja nur als bloßer Gedank zurück. Die Buttnerischen Deductionen wurden durch Putpins katalogirt, ein Böhmisches Manuscript, auf Hussens Zeiten bezüglich, durch Dr. Wlloka übersetzt, ein Hauptvollständigkeits-Bericht erstattet, eine überschüssige Fortwirkung durch aufsteigende Tagbücher und Dr. Wallis persönliche Bericht-Erstattung möglich gemacht.

Bei der botanischen Anstalt beschäftigte uns die Anlage eines neuen Glashauses, nach dem Bestreben Sermisani, und unter dessen besonderer Mitwirkung. Riß und Anschlag wurden geprüft, die Accorde abgeschlossen und zu gehöriger Zeit die Arbeit vollendet. Auch war der Ankauf der Starkischen Präparatensammlung für das anatomische Cabinet gestattet und abgeschlossen, der Transport derselben aber, welcher ein neues Local forderte, noch aufgeschoben. Der untere große Saal im Schlosse, der seit Entfernung der Büttnerischen Bibliothek noch im Wuste lag, ward völlig wieder hergestellt, um verschiedene Curiosa darin aufzubewahren. Ein bedeutendes Modell des Amsterdamer Rathhauses, das bei mehrmaligem Umstellen und Transportiren höchst beschädigt worden war, ließ sich nun reparirt ruhig wieder aufrichten.

In Weimar ging alles seinen Gang; das Münzcabinet war an Vulpius zu endlicher Einordnung übergeben worden, auch kam die Actenrepositur völlig in Ordnung.

Zu meinem Geburtstagsfeste hatte vor sieben Jahr die angesehene Gesellschaft der Deutschen Alterthümer in Frankfurt am Main die Aufwerkfamkeit, mich unter die Ehrenmitglieder aufzunehmen. Indem ich nun ihre Forderungen näher betrachtete, und welche Theilnahme sie allenfalls auch von mir wünschen könnte, so ging mir der Gedanke bei, es möchte wohl auch ein Vortheil sein, in spätern Jahren, da ich dieser Anstalt, in ein neues Fach gerufen zu werden. Es lag auf der Jenaischen Bibliothek ein geschätztes Manuscript von der Ehronik des Otto von Freysingen, auch einige andere, welche nach dem Wunsch jener Gesellschaft sollten beschrieben werden. Nun hatte der Bibliothekschreiber Gompter ein besonderes Talent zu dergleichen Dingen, es glückte ihm die Nachahmung der alten Schriftzüge ganz besonders, deswegen er auch die genauste Aufmerksamkeit auf sie etwas zu legen pflegte. Ich verfertigte ein sorgfältiges Schema, wornach die Codices Punkt für Punkt verglichen werden sollten. Hiernach fing er an gedachtes Manuscript des Otto von Freisingen mit dem ersten Straßburger Abdruck desselben zu vergleichen, eine Arbeit die nicht fortgesetzt wurde. Im Ganzen wird jedoch die Beschäftigung eine Zeit lang fortgesetzt, so wie das Verhältniß zu Herrn Bücher in Frankfurt unterhalten.

Zu gleicher Zeit erkaufte die Frau Erbgroßherzogin aus der Auktion des Kanonikus Hüf zu Köln eine wohlerhaltne silberne Schale, deren eingegrabene Darstellung sowohl als Inschrift sich auf einen Taufakt Friedrich des Ersten beziehen und auf einen Prinzen Otto gemünzt. Es wurde in Steindruck zu Frankfurt copirt, daselbst und an mehreren Orten communicirt, aber eben so kraus zeigte sich, wie unmöglich es sey antiquarische Meinungen zu vereinigen. Ein deshalb gefertigtes Actenheft ist ein merkwürdiges Beispiel eines solchen antiquarisch-kritischen Dissensus, und ich läugne nicht, daß mir nach solcher Erfahrung weiterer Lust und Muth zu diesem Studium ausging. Denn meiner gründlichen Fürsicht hatte ich eine Erklärung der Schale angekündigt, und da immer ein Widerspruch dem andern folgte, so ward die Sache dergestalt ungeheuer, daß man kaum noch die stumme Schale in der Hand zu halten glaubte und wirklich zweifelte, ob man Bild und Inschrift noch vor Augen habe.

Der Triumphzug Mantegna's, von Andreas Andreani in Holz geschnitten, hatte unter den Kunstdrucken des sechszehnten Jahrhunderts von jeher meine Aufmerksamkeit an sich gezogen. Ich besaß eine große Blätter desselben, und sah sie vollständig in keiner Sammlung ohne ihnen eine sorgfältige Betrachtung ihrer Folge zu widmen. Endlich erhielt ich sie selbst und konnte sie ruhig neben und hinter einander beschauen; ich studirte den Vasari deshalb, welcher mir aber nicht zusagen wollte. Wo aber gegenwärtig die Originale seyen, da sie, als auf Tafeln gemalt, von Mantua weggeführt worden, blieb mir verborgen. Ich hatte meine Blätter eines Morgens in dem Jenaischen Gartenhause vollständig aufgelegt, um sie genauer zu betrachten, als der junge Meyerlich, ein Sohn meines alten Freundes,

betrachtet und sich alsbald in bekannter Gesellschaft zu finden erklärte, indem er kurz vor seiner Abreise aus England sie zu Hauptconcurrenten weiterhalten in den heimatlichen Zimmern verlassen hatte. Die Nachforschung ward leichter, ich erneuerte meine Verhältnisse zu Herrn Dr. Rödden, welcher auf die freundschaftlichste Weise bemüht war allen meinen Wünschen entgegen zu kommen. Zahl, Maß, Zustand, ja die Geschichte ihres Besitzes von Carl dem Großen her, alles ward aufgeklärt, wie ich solches in Kunst und Alterthum IV Band, II Heft, umständlich ausgeführt habe. Die von Montagna selbst in Kupfer gestochenen Originalblätter und diese selbst kamen mir gleichfalls durch Freundesgunst zur Hand, und ich konnte alle zusammen mit den Nachbildungen von Barisch vergleichen, nunmehr ausführlich erkennen und mich über einen so wichtigen Punkt der Kunstgeschichte ganz zu Ende aufklären.

Von Jugend auf war mir die Freude mit bedeutenden Künstlern umzugehen. Durch freie leichte Mittheilung entstand im Gespräch und aus dem Gespräch etwas vor unsern Augen; man sah gleich, ob man sich verstanden hatte und konnte sich um desto eher verständigen. Diese Betrachtungen wurden mir diesmal in hohem Grade: Herr Staatsrath Schultz brachte mir drei würdige Berliner Künstler nach Jena, wo ich gegen Ende des Sommers in der gewöhnlichen Gartenrechnung mich aufhielt. Herr Geh. Rath Schinkel machte mich mit den Absichten seines neuen Theaterbaues bekannt und wies zugleich unschätzbare landschaftliche Federzeichnungen vor, die er auf einer Reise ins Tyrol gewonnen hatte. Die Herrn Tieck und Rauch modellirten meine Büste, erfreuten zugleich ein Profil von Freund Knebel. Eine schöne ja leidenschaftliche Kunstunterhaltung ergab sich dabei, und ich durfte diese Tage unter die schönsten des Jahres rechnen. Nach vollbrachtem Modell in Thon sprach Hofbildhauer Kaufmann für eine Gypsform. Die Freunde begaben sich nach Weimar, wohin ich ihnen folgte, und die angenehmsten Stunden wiederholt genoß. Es hatte sich in den wenigen Tagen so viel Productives — Anlage und Ausführung, Plane und Verderbtheit, Belehrendes und Ergötzliches — zusammengedrängt, daß die Erinnerung daran immer wieder neu belebend sich ereignen mußte.

Von den Berlinischen Kunstzuständen ward ich nunmehr aufs vollständigste unterrichtet, als Hofrath Meyer mir das Tagbuch eines dortigen Aufenthalts mittheilte; so wie die Betrachtung über Kunst und Kunstwerke im Allgemeinen, durch dessen Aussätze in Bezug auf Kunstschulen und Kunstsammlungen, bis zu Ende des Jahrs lebendig erhalten wurde. Von mehrerer Plastik erhielt ich die vollständige Sammlung der Medaillons, welche Graf Tolstoi, zu Ehren des großen Befreiungskrieges, in Messing geschnitten hatte. Wie höchlich lobenswerth diese Arbeit angesprochen werden mußte, setzten die Weimarischen Kunstfreunde in Kunst und Alterthum mehr auseinander.

Leipziger Auctionen und sonstige Gelegenheiten verschafften meiner Kupferstichsammlung belehrende Beispiele. Braunschweig, nach Rafaelin da Reggio, einer Grablegung, weswegen ich das Original schon einige Zeit besaß, gaben über die Verfahrungsart der Künstler und Nachbildner erfreulichen Aufschluß. Die Sacramente von Poussin ließen tief in das Naturell eines so bedeutenden Künstlers hineinsehen. Alles war durch den Gedanken gerechtfertigt, auf Kunstbegriff gegründet; aber eine gewisse Nüchternheit, die sich selbst und die Herzen andrer aufschließt, fehlte fast durchaus, und in solchem Sinne war eine Folge so wichtiger und verdienter Gegenstände höchst förderlich.

Auch kommen mir aus Augsburg noch sorgfältige radirte Zeichnungen der vier Gaskel Claude Lorrains. Diese sehr innerlich in Erfindungen und erhalten um so größern Werth, als die Originale, aus unserer Nachbarschaft entrückt, in dem hohen Norden nur wenigen zugänglich bleiben.

Der wackere, immer fleißige, den Weimarischen Kunstfreunden immer geneigt gebliebene Friedrich Gmelin sendete von seinen Kupfern zum Virgil der Herzogin von Devonshire die meisten Probeabdrücke. So sehr man aber auch hier seine Nadel bewunderte, so sehr bedauerte man, daß er solchen Originalen habe seine Hand leihen müssen. Diese Blätter, zur Begleitung einer Prachtausgabe der Aeneis von Annibal Caro bestimmt, gaben ein trauriges Beispiel von der modernen realistischen Tendenz, welche sich hauptsächlich bei den Engländern wirksam erweist. Denn was kann wohl trauriger sein, als einen Dichter auftreten zu wollen durch Darstellung wüster Gegenden, welche die lebhafteste Einbildungskraft nicht wieder anzubauen und zu bevölkern möchte? Muß man denn nicht schon anerkennen, daß Virgil zu seiner Zeit Mühe gehabt sich jenen Urzustand der Lateinischen Welt zu vergegenwärtigen, um die längst verlassnen, verschwundnen, durchaus veränderten Schlösser und Städte einigermaßen vor den Römern seiner Zeit dichterisch aufzustutzen? Und bedenkt man nicht, daß verwüstete, der Erde gleich gemachte, versumpfte Localitäten die Einbildungskraft völlig paralysiren und sie alles Aus- und Nachschwungs, der allenfalls noch möglich wäre, sich dem Dichter gleichzustellen, völlig berauben?

Die Münchener Steindrucke ließen uns die unaufhaltsamen Fortschritte einer so hochwichtigen Technik von Zeit zu Zeit anschauen. Die Kupfer zum Faust, von Retsch gezeichnet, erschienen im Nachstich zu Dresden, höchst trefflich und genau. Ein historisches Blatt, die versammelten Minister beim Wiener Congreß darstellend, ein Geschenk der Frau Herzogin von Garland, nahm in den Portefeuilles des größten Formats seinen Platz.

Der ältere Grundsatz der Coremattl: die körperliche Farbe sei ein Dunkles, das man nur bei durchscheinendem Lichte gewahr werde, verbältnißmäßig sich an den transparenten Schwarzerlandschaften, welche König von Schuffhausen bei uns aufstellte. Ein kräftig Durchscheinendes setzte sich an die Stelle des lebhaft Beschienenen und übermannte das Auge so, daß es anstatt des optischen dunklen Genusses endlich ein positives Gefühl eintrat.

Schließlich habe ich noch dankbar eines Steindrucks zu gedenken, welcher von Mainz aus meinen diesjährigen Geburtstag feierte, mit einem Gedicht freundlich gesendet wurde. Auch langte der Riß an zu einem Monument, welches meine theuren Landsleute mir zugedacht hatten. Als anmuthige Bereicherung einer äußerlichen Gartenscene, wie der erste Freundes-Gedanke die Absicht aussprach, wäre es dankbar anzuerkennen gewesen, aber als große architektonische selbstständige Prachtmasse war es wohlgesinnenden sie beschenken zu wollen.

Aber zu hören, ja zu den höchsten Kunstbetrachtungen wurden wir aufgefordert, indem die Baus und Bildwerke Griechenlands lebhafter zur Sprache kamen. An das Parthenon wurden wir aufs neue geführt, von den Eginischen Marmoren kam uns nähere Kunde, nicht weniger von dem Pygmäischen. Die äußersten Grenzen menschlicher Kunstthätigkeit im höchsten Sinne und mit naturlichster Nachbildung wurden wir gewahr und priesen uns glücklich auch dies erlebt zu haben.

Auch ein gleichzeitiger Freund fesselte Trieb und Einbildungskraft am Alterthum; das neueste Heft von Tischbeins Bildwerken zum Homer gab zu manchen Betrachtungen Anlaß. Der Mailändische Codex der Ilias, obgleich aus späterer Zeit, war für die Künstler

trachtungen von großem Belang, indem offenbar ältere herrliche Kunstwerke darin nachgebildet und deren Andenken dadurch für uns erhalten werden.

Der Aufenthalt Herrn Raabe's in Rom und Neapel war für uns nicht ohne Wirkung geblieben. Wir hatten auf dessen Veranlassung demselben einige Aufgaben mitgetheilt, wovon sehr schöne Resultate uns übersendet wurden. Eine Copie der Aldobrandinischen Hochzeit, wie der Künstler sie verfaßt, ließ sich mit einer guten, vor dreißig Jahren gleichfalls sehr sorgfältig gefertigten, angenehm vergleichen. Auch hatten wir, um das Gelingen der Pompejischen Gemälde wieder ins Gedächtniß zu rufen, davon einige Copien gewünscht, da uns denn der wackere Künstler mit Nachbildung der bekannten Centauren und Tänzerinnen höchlich erfreute. Das dramatische Zartgefühl der Alten zeigte sich ihren übrigen Verdiensten völlig gleich, und wir sollten es auch einer so harmonischen Menschheit an diesem Hauptpunkte gerade gewünscht haben? wie sollte, statt dieses großen Kunsterfordernisses, eine Lücke in ihrem vollständigen Wesen geblieben seyn?

Als aber unser werther Künstler bei der Rückreise nach Rom diese Arbeit vermies, erklärten sie die dortigen Rezensen für völlig unnütz und zweckwidrig. Er aber ließ sich dadurch nicht irren, sondern zeichnete und colorirte, auf unsern Rath, in Florenz einiges nach Peter von Cortona, wodurch unsere Ueberzeugung, daß dieser Künstler besonders für Farbe ein schönes Naturgefühl gehabt habe, sich abermals bestätigte. Wäre seit Anfang des Jahrhunderts unser Einfluß auf Deutsche Künstler nicht ganz verloren gegangen, hätte sich der durch Frömmelei erschlaffte Geist nicht auf exzentrische Weber zurückgezogen, so würden wir zu einer Sammlung der Art Gelegenheit gegeben haben, die dem reinen Natur- und Kunstblick eine Geschichte ältern und neuern Colorits, wie sie schon mit Worten verfaßt worden, in Beispielen vor Augen gelegt hätte. Da es aber einmal nicht seyn sollte, so suchten wir nur uns und die wenigen zunächst Verbündeten in vernünftiger Ueberzeugung zu bestärken, indeß jener wahnsinnige Sectengeist keine Scheu trug das Verwerfliche als Grundmaxime alles künstlerischen Handelns auszusprechen.

Mit eigenen künstlerischen Productionen waren wir in Weimar nicht glücklich. Heinrich Müller, der sich in München des Steindrucks befleißigt hatte, ward aufgemuntert, verschiedene hier vorhandene Zeichnungen, worunter auch Karstensche waren, auf Stein zu übertragen; sie gelangen ihm zwar nicht übel, allein das unter dem Namen Weimarische Pinakothek ausgegebene erste Heft gewann, bei übersättigtem Markte, wo noch dazu sich vorzüglichere Waare fand, keine Käufer. Er versuchte noch einige Platten, allein man ließ das Geschäft innehalten, in Hoffnung, bei verbesserter Technik in der Folge dasselbe wieder aufzunehmen.

Als mit bildender Kunst einigermaßen verwandt bemerke ich hier, daß meine Aufmerksamkeit auf einige bündige Schriftsätze vorzüglicher Personen dieses Jahr auch wieder angeregt worden, indem eine Beschreibung des Schlosses Friedland, mit Facsimile's von bedeutenden Namen aus dem dreißigjährigen Kriege, herauskam, die ich an meine Original-Documente sogleich ergänzend anschloß. Auch erschien zu derselben Zeit ein Portrait des merkwürdigen Mannes in ganzer Figur, von der leichtgeübten Hand des Director Lange in Prag, wodurch denn die Geister jener Tage zwiefach an uns wieder herangebannt wurden.

Von gleicher Theilnahme an Werken mancher Art wäre soviel zu sagen. Hermanns Programm über das Wesen und die Behandlung der Mythologie empfing ich mit der Hochachtung die ich den Arbeiten eines vorzüglichen Mannes von jeher gewidmet hatte: denn was kann uns zu höherem Vortheil gereichen, als in die Ansichten solcher Männer einzugehen, die mit Tief- und Scharfsinn ihre Aufmerksamkeit auf ein einziges Ziel hinrichten? Eine Bemerkung konnte mir nicht entgehen, daß die sprachforschenden Urvölker, bei Benennung der Naturerscheinungen und deren Bewirkung als waltender Gottheiten, mehr durch das Furchtbare als durch das Erfreuliche derselben aufgeregt werden, so daß sie eigentlich mehr tumultuarisch zerstörende als ruhig schaffende Gottheiten gewahr wurden. Wir schienen, da sich denn doch dieses Menschengeschlecht in seinen Grundlagen niemals verändert, die neuesten geologischen Theorien von eben dem Schlage, die ohne feuerspeiende Berge, Erdbeben, Klüftrisse, unterirdische Druck- und Quetschwerke (soupapes), Stürme und Sündfluthen keine Welt zu erschaffen wissen.

Wolfs Prolegomena nahm ich abermals vor. Die Arbeiten dieses Mannes, mit dem ich in nähern persönlichen Verhältnissen stand, hatten mir auch schon längst auf meinem Wege vorgeleuchtet. Beim Studiren des gedachten Werkes merkt' ich mir selbst und meinen innern Geistesoperationen auf. Da gewahrt' ich denn daß eine Systole und Diastole immerwährend in mir vorging. Ich war gewohnt die beiden Homerischen Gedichte als Ganzheiten anzusehen, und hier wurden sie mir jedes mit großer Kenntniß, Scharfsinn und Geschicklichkeit getrennt und auseinander gezogen, und indem sich mein Verstand dieser Vorstellung willig hingab, so faßte gleich darauf ein dermännlicher Geist alles wieder auf einen Punkt zusammen, und eine ganze Lieblichkeit, die und bei allen wahren poetischen Productionen ergreift, ließ mich die bekannt gewordenen Lücken, Differenzen und Mängel wohlwollend übersehen. Reifige Bemerkungen über den Aristophanes erschienen bald darauf; ich eignete mir gleichfalls was mir gebührte daraus zu, obgleich das Grammatische an sich selbst außerhalb meiner Sphäre lag. Lebhafte Unterhaltungen mit diesem tüchtigen jungen Manne, geistreich wechselseitige Mittheilungen versetzten mir bei meinem diesmaligen längeren Jugendhalt in Jena die angenehmsten Stunden.

Die französische Literatur, ältere und neuere, erregte auch diesmal vorzüglich mein Interesse. Den mir zum Lesen fast aufgedrungenen Roman Anatole maßt' ich als genügend billigen. Die Werke der Madame Roland erregten bewundrendes Erstaunen. Daß solche Charaktere und Talente zum Vorschein kommen, wird wohl der Hauptvorzug bleiben, welche unselige Zeiten der Nachwelt überliefern. Sie sind es auch, welche den abscheulichsten Tagen der Weltgeschichte in unseren Augen einen so hohen Werth geben. Die Geschichte der Johanna von Orleans in ihrem ganzen Detail thut eine gleiche Wirkung, nur daß sie in der Entfernung mehrerer Jahrhunderte noch ein gewisses abenteuerlich-Helldunkel gewinnt. Eben so werden die Geschicke Marions von Frankreich durch den Duft der Jahre, der sich zwischen uns und ihre Persönlichkeit hineingesetzt, anmuthiger und lieber.

Von Deutschen Productionen war mir Olfried und Lisena eine höchst willkommene Erscheinung, worüber ich mich auch mit Antheil aussprach. Das einzige Bedenken, was sich in der Folge einigermaßen rechtfertigte, war: der junge Mann möchte sich in solchen Umfang zu früh ausgegeben haben. Werners Maccabäer und Houwalds Bild traten mir, jedes in seiner Art, unerfreulich entgegen; sie kamen mir vor wie Ritter, welche um ihre Vorgänger zu überbieten den Dank außerhalb der Schranken suchen. Auch enthielt ich mich von dieser Zeit an alles Lesens, Genuß und Beurtheilung jüngerer Gemüthern und Geistern überlassend,

denen solche Waren, die mir nicht mehr munden wollten, noch schmackhaft seyn konnten.

In eine frühere Zeit jedoch durch Blumauers Aeneis versetzt, erschrack ich ganz eigentlich, indem ich mir vergegenwärtigen wollte, wie eine so grängenlose Nüchternheit und Plattheit doch auch einmal dem Tag willkommen und gemäß hatte seyn können. Toutain mochte von Iken zog mich unerwartet wieder nach dem Orient. Meine Bewunderung jener Mährchen, besonders nach der ältern Redaction, wovon Kosegarten in den Anhang zu Beispiele gab, erhöhte sich, oder vielmehr sie frischte sich an: lebendig Gegenwart des Unterschiedlichen und Unglaublichen ist es, was uns hier so gewaltsam ergreifen anzieht. Wie leicht wären solche unschätzbare naive Dinge durch mystische Symbolik für Gehirn und Einbildungskraft zu zerstören. Als völligen Gegensatz erwähne ich hier einer schriftlichen Sammlung kretischer Lieder, die eben so gedrängt, wie jene gränzlos, sich in dem natürlichsten, einfachsten Kreise bewegten.

In jene Länder wird mein Antheil hingezogen und in die schrecklichen Afrikanischen Zustände versetzt, durch Humont in Marokanischer Kaiserei, in Verhältnisse älterer und neuerer steigender und sinkender Bildung, durch Laborde's Reise nach Spanien. An die Küste führte mich ein geschriebenes Reisetagebuch von Zelter, das mir aufs neue die Ueberzeugung bethätigte, daß die Neigung, die wir zum Reisenden hegen, uns aufs allerschärfste entfernte Localitäten und Sitten vergegenwärtigt.

Bedeutende Persönlichkeiten, ferner und näher, forderten meine Theilnahme. Des Schweizerhauptmann Landolt's Biographie von Weiß, desselben mit einigen durchschriftlichen Zusätzen, erneuerten Anschauung und Begriff des wundersamsten Menschenkindes, das vielleicht auch nur in der Schweiz geboren und groß werden konnte. Ich hatte den Mann im Jahre 1779 persönlich kennen gelernt, und als Liebhaber von Seltsamkeit und Excentricitäten, die tüchtige Wunderlichkeit des Thuns angestaunt, auch mich an den Mährchen, mit denen man sich von ihm trug, nicht wenig ergötzt. Hier fand ich nun jene frühern Tage wieder hervorgehoben und konnte ein solches physisches Phänomen um so eher begreifen, als ich seine persönliche Gegenwart und die Umgebung worin sich ihn kennen gelernt, der Einbildungskraft und dem Nachdenken zu Hülfe rief.

Näher berührte mich die zwischen Voß und Stolberg ausgebrochene Mißhelligkeit, nicht sowohl der Ausbruch selbst, als die Einsicht in ein vieljähriges Mißverhältniß, das klügere Menschen früher angesprochen und aufgehoben hätten. Aber wer entschließt sich leicht zu einer solchen Operation? Sind doch Ortsverhältnisse, Familienbezüge, Herkömmlichkeiten und Gewohnheiten schon abstumpfend genug, sie machen in Geschäften, im Ehe- und Hausstande, in geselligen Verbindungen die unerträglichste erträglich. Auch hätte das Unvereinbare von Voßens und Stolbergs Natur sich früher aussprechen und entscheiden, hätte nicht Agnes als Engel das irdische Mannsen besänftigt, und als Gespenst eine furchtbar drohende Tragödie mit annehmbarer Ironie durch die ersten Acte zu mildern gesucht. Kaum war sie abgetreten, so that sich das Unversöhnliche hervor, und wir haben daraus zu lernen, daß wir zwar nicht übereilt, doch bald möglichst aus Verhältnissen treten sollen, die einen Mißklang in unser Leben bringen, oder daß wir uns ein für allemal entschließen müssen, denselben zu dulden und aus andern Betracht mit Würdigkeit zu übertragen. Eins ist freilich so schwer als das andere, indessen schickt sich jeder, so gut es kann, in das was ihm begegnet in Gefolg von Dingen die er vom Entschluß.

Mich suchte Ernst Schubarth, dessen persönliche Bekanntschaft mir höchst angenehm war. Die Regung zeugt er meine Arbeiten umfaßt hatte, mußte mir ihn lieb und werth machen, sein sinnige Gegenwart lebte mich ihn noch höher schätzen, und ob mir zwar die Eigenheit seines Charakters einige Sorge für ihn gab, wie er sich in das bürgerliche Wesen finden und fügen werde, so that sich doch eine Aussicht auf, in der er mit günstigem Geschick einzutreten hoffen durfte.

Eigene Arbeiten und Verarbeiten beschäftigten mich auf einen hohen Grad. Ich nahm das zweite Aufenthalt in Rom wieder vor, um der Italiänischen Reise einen nothwendigen Fortgang anzuschicken; sodann aber fand ich mich bestimmt die Campagne von 1792 und die Belagerung von Mainz zu behandeln. Ich machte deßhalb einen Auszug aus meinen Tagebüchern, las mehrere auf jene Epochen bezügliche Werke, und suchte manche Erinnerungen hervor. Ferner schrieb ich eine summarische Chronik der Jahre 1797 und 98, und lieferte zwei Hefte von Kunst und Alterthum, als Abschluß des zweiten Bandes, und bereitete das erste des dritten vor, wobei ich einer abermaligen sorgfältigen Entwicklung der Motive der Ilias zu gedenken habe. Ich schrieb den Verräther sein selbst, die Fortsetzung des unbraunen Mädchens, und förderte den ideellen Zusammenhang der Wanderjahre. Die freie Gemüthlichkeit einer Reise erlaubte mir dem Divan wieder nahe zu treten, ich erweiterte das Buch des Paradieses, und fand manches in die vorhergehenden einzuschalten. Die so freundlich von vielen Seiten her begangene Feier meines Geburtstags suchte ich dankbar durch ein symbolisches Gedicht zu erwidern. Aufgetrieb durch theilnehmende Anfrage schrieb ich einen Commentar zu dem abtrünnen Gedichte: Harzreise im Winter.

Von fremder Literatur beschäftigte mich Graf Carmagnola. Der wahrhaft liebenswürdige Verfasser Alexander Manzoni, ein edler Dichter, ward uns als ein theatralischer Oppositionsgeist von seinen Landsleuten des Romantikismus angeklagt, von dessen Unarten doch nicht die geringste an ihm haftete. Er hielt sich an einem düsterlichen Gange, seine Dichtung hatte den Charakter einer vollkommenen Humanität, und ob er gleich wenig sich in Tropen erging, so waren doch seine poetischen Aeußerungen höchst rühmenswerth, wie selbst mißwollende Kritiker anerkennen mußten. Unsere guten Deutschen Jünglinge könnten an ihm ein Beispiel sehen, wie man in einfacher Größe natürlich waltet; vielleicht dürfte sie das von dem durchaus falschen Transcendiren zurückringen.

Musik war mir sinnlich aber doch lieblich zuzuhören. Ein Kinderlied zum Napoleonsfeste in Gotsbod gedichtet, und einige andere von ähnlicher Natur gab mir Freund Zelter in angemessener Weise und bewies Sinne zurück. Musikdirektor Ederwein wandte sein Talent dem Divan mit Glück zu, und so wurde mir durch den allerliebsten Vortrag seiner Frau manche ergötzliche gesellige Stunde.

Einiges auf Personen Bezügliche will ich, wie ich es bemerkt finde, ohne weiteren Zusammenhang aufzeichnen. Der Herzog von Berry wird ermordet, zum Schrecken von ganz Frankreich. Hofrath Jagemann stirbt zur Bedauerung von Weimar. Herrn von Gagerns längst erkannte Bekanntschaft wird mir bei einem freundlichen Besuche, wo mir die eigenthümliche Individualität des vorzüglichen Mannes entgegen tritt. Ihre Majestät der König von Würtemberg beehren mich in Begleitung unserer jungen Herrschaften mit Ihrer Gegenwart. Darauf habe ich das Vergnügen auch seine begleitenden Cavaliere, worüber Männer, darun-

zu lernen. In Carlsbad traf ich mit Gönnern und Freunden zusammen. Grüßte von der Recke und Herzogin von Curland sind' ich wie sonst sammtlich und theilnehmend gewogen. Mit Dr. Schütz werden literarische Unterhaltungen fortgesetzt. Legationsrath Conta nimmt einsichtigen Theil an den gemeinschaftlichen Excursionen. Die auf solchen Wanderungen und sonst zusammengebrachten Musterstücke betrachtet der Fürst von Thurn und Taxis mit Antheil, so wie auch dessen Begleitung sich dafür interessirt. Prinz Carl von Schwarzburg-Sondershausen zeigt sich mir gewogen. Mit Professor Hermann aus Leipzig führt mich das gute Glück zusammen, und man gelangt wechselseitig zu näherer Aufklärung.

Und so darf ich denn wohl auch zuletzt in Scherz und Ernst einer bürgerlichen Hochzeit gedenken, die auf dem Schießhause, dem sogenannten kleinen Versailles, gefeiert wurde. Ein angenehmes Thal an der Seite des Schlackenwalder Wegs war von wohlgekleideten Bürgern überfüllt, welche sich theils als Gäste des jungen Paars unter einer alles überschattenden Tanne sitzt mit einer Pfeife Tabak instandend, oder bei oft wieder gefüllten Gläsern und Bierkrügeln sitzend, gar traulich ergötzten. Ich gesellte mich zu ihnen, und gewann in wenigen Stunden einen deutlichern Begriff von dem eigentlich städtischen Zustande Carlsbads, als ich in vielen Jahren vorher mir nicht hatte zueignen können, da ich den Ort bloß als ein großes Wirths- und Krankenhaus anzusehen gewohnt war.

Mein nachheriger Aufenthalt in Jena wurde dadurch sehr erheitert, daß die Honrschaften einen Theil des Sommers in Dornburg zubrachten, wodurch eine lebhaftere Geselligkeit entstand, auch manches Unverwartete sich hervorthat; wie ich denn den berühmten Indischen Gaukler und Schwertverschlucker Kriem Balatja seine außerordentlichen Künste mit Erstaunen bei dieser Gelegenheit vortragen sah.

Gar mancherlei Versuche begückten und erfreuten mich in dem alten Gartenhause und dem daran wohlgelegenen wissenschaftlich geordneten botanischen Garten: Man dem Rade, geborne Schlözer, die ich vor vielen Jahren bei ihrem Vater gesehen hatte, wo sie als das schönste hoffnungsvollste Kind zur Freude des strengen fast mißmuthigen Mannes glücklich emporwuchs. Dort sah ich auch ihre Büste, welche unser Landsmann Trippel kurz vorher in Rom geendet hatte, als Vater und Tochter sich dort befanden. Ich möchte wohl wissen ob ein Abguß davon noch übrig ist, und wo er sich findet: er sollte vervielfältigt werden: Vater und Tochter verdienen daß ihr Andenken erhalten bleibe. Von Voß und Genossin aus Rostock, ein werthes Ehepaar, durch Herrn von Preen mir nähr verwandt und bekannt, brachten mir eines Natur- und Nationaldichters, H. G. Bassts Productionen, welche sich neben den Arbeiten seiner gleichbürtigen gar wohl und ehrlich ausnehmen. Höchst schätzbar sind seine Gelegenheitsgedichte, die uns einen altherkömmlichen Zustand in festlichen Augenblicken neu belebt wieder darstellen. Graf Paar, Adjutant des Fürsten von Schwarzenberg, dem ich in Carlsbad mich freundschaftlich verbunden hatte, versicherte mir durch unerwartete Erscheinen und durch fortgesetzte vertrauliche Correspondenz seine unverbrüchliche Neigung. Anton Proksch, gleichfalls Adjutant des Fürsten, ward mir durch ihn zugeführt. Beide von der Hahnemannischen Lehre durchdrungen, auf welche der hochsinnige Fürst seine Hoffnung gesetzt hatte, machten mich damit umständlich bekannt, und mir schien daraus hervorzugehen, daß, wer auf sich selbst aufmerksam einer angemessenen Diät nachlebt, dieselbe jener Methode sich unbewußt annähert.

Herr von der Malsburg gab mir Gelegenheit ihm für so manches aufklärende Vergnügen und tiefere Einsicht in die Spanische Literatur zu danken. Ein Fellenberg'scher Sohn brachte mir die menschenfreundlich bildenden Bemühungen des Vaters deutlicher zu Sinn und Seele. Frau von Helwig, geborne von Imhof, erweckte durch ihre Gegenwart angenehme Erinnerungen früherer Verhältnisse, so wie ihre Zeichnungen bewiesen, daß sie auf dem Grund immer fortbaute, den sie in Gesellschaft der Kunstfreunde der Ihrigen in Weimar gelegt hatte. Graf und Gräfin Hopfgarten, so wie Förster und Frau, brachten mir persönlich die Versicherung bekannten und unbekannten treuen Antheils an meinem Daseyn. Geheimerath Rudolphi von Berlin, so wie Professor Weiß, gingen allzuschnell vorüber, und doch war ihre kurze Gegenwart mir zur aufmunternden Belehrung.

Für unsern Kreis erwarteten wir zu dieser Zeit Herrn Generalsuperintendenten Röhr. Welche große Verhältnisse durch ihn für uns sich bereiteten, war gleich bei seinem Eintritt zwar nicht zu berechnen, aber doch vorauszusehen. Wir kamen zur glücklichen Stunde, seine erste geistliche Handlung war die Taufe meines zweiten Enkels, dessen unentwickelter Wesen mir schon manches Gute vorzudeuten schien. Ge. Hofrath Diemendach und Familie erfreuten uns einige Tage durch ihre Gegenwart, er immer der heitere, umsichtige, kenntnißreiche Mann von unerschöpfem Gedächtniß, selbstständig, ein wahrer Repräsentant der großen gelehrten Anstalt, als deren höchst bedeutendes Mitglied er so viele Jahre gewirkt hatte. Die sieben Verwandten, Rath Schlosser und Gattin, von Frankfurt am Main kommend, hielten sich einige Tage bei uns auf, und das vieljährig thätige freundschaftliche Verhältniß konnte sich durch persönliche Gegenwart nur zu höherem Vertrauen steigern. Geheimerath Wolf belebte die gründlichen literarischen Studien durch seinen haltenden Widerspruchsgeist, und bei seiner Abreise traf es sich zufällig, daß er den nach Halle berufenen Dr. Meisig als Gesellschafter mit dahin nehmen konnte, welchen jungen Mann ich nicht allein um meinetwillen sehr ungern scheiden sah. Dr. Küchelbecker von Petersburg, von Quandt und Gemahlin, von Arnim und Maler Ruhl brachten durch die interessantesten Unterhaltungen große Mannigfaltigkeit in unsere geselligen Tage.

Von Seiten unserer fürstlichen Familie erfreute uns die Gegenwart Herzog Bernhards mit Gemahlin und Nachkommenschaft; fast zu gleicher Zeit aber sollten durch eine unglückliche Beschädigung unserer Frau Großherzogin, indem sie bei einem unversehenen Ausgleiten den Arm brach, die sämmtlichen Insassen in Kummer und Sorge versetzt werden.

Nachträglich will ich noch bemerken, daß Ende September die Revolution in Portugal ausbrach, daß ich persönlich einem Geschäft entging, dessen Uebernahme bei großer Verantwortlichkeit mich mit unüberwindlichem Verdruß bedrohte.

1821.

Zu eigenen Arbeiten fand sich manche Veranlassung. Vieljährige Neigung und Freundschaft des Grafen Brühl verlangte zu Eröffnung des neuen Berliner Schauspielhauses einen Prolog, der denn wegen dringender Zeit gleichsam aus dem Stegreife erfunden und ausgeführt werden mußte. Die gute Wirkung war auch mir höchst erfreulich; denn ich hatte die Gelegenheit ersüchtet gefunden, dem werthen Berlin ein Zeichen

weiter Theilnahme an bedeutenden Epochen seiner Zustände zu geben.

Ich faßte darauf die Parallelpomena wieder an. Unter dieser Rubrik verwebte ich mit verschiedene Futterale, was noch von meinen Gedichten ungedruckt oder ungesammelt vorhanden seyn mag. Sie zu ordnen, und da viel Gelegenheitsgedichte darunter sind, sie zu commentiren, pflegte ich von Zeit zu Zeit, indem eine solche Arbeit in die Länge nicht angehen kann.

Auch zahme Xenien drackt' ich zusammen; denn ob man gleich seine Dichtungen überhaupt nicht durch Verdruß und Widerwärtigkeiten entstellen soll, so wird man sich doch im Einzelnen manchmal Luft machen; von kleinen Terminologie enthielten; auf Anlaß Londoner Freunde sodann nach einen Eingang von drei Strophen, zu besserer Vollständigkeit und Verdeutlichung des Sinnes.

Durch Herrn Jmmermanns gegen die Edinburger, die mich in vielfachem Sinne interessirte, fing ich an zu übersetzen, doch nöthigte mich die Unkunde der vielen Particularien bald inne zu halten. Oefte leichter schrieb ich mehrere zu einer Sendung von Tischbeins Zeichnungen, und eben dergleichen zu Landschaften nach meinen Skizzen radirt.

Hierauf ward mir das unerwartete Glück Ihro des Großfürsten Nicolaus und Gemahlin Alexandra Kaiserl. Hoheit, im Gefolg unsrer gnädigsten Herrschaften bei mir in Haus und Garten zu verehren. Der Frau Großfürstin kaiserl. Hoheit vergönnten einige poetische Zeilen in das gleichfalls reichliche Album verehrend einzuzeichnen.

Auf Anregung eines theilnehmenden Freundes suchte ich meine in Druck und Manuscript zerstreuten naturwissenschaftlichen Gedichte zusammen, und ordnete sie nach Bezug und Folge.

Endlich ward eine Jdylle, mir längst im Sinne schwebende, von Zeit zu Zeit ergriffene Legende wieder lebendig, und ich suchte sie völlig zu gewältigen.

Geh' ich nun von der Poesie zur Prosa hinüber, so habe ich zu erzählen daß die Wanderjahre neuen Antheil erregten. Ich nahm das Manuscript vor, aus einzelnen zum Theil schon abgedruckten kleinen Erzählungen bestehend, welche durch Wanderungen einer bekannten Gestalt verknüpft, zwar nicht aus Einem Stück, aber doch in Einem Sinn erscheinen sollten. Es war wenig daran zu thun, und selbst der widerstrebende Gehalt gab zu neuen Gedanken Anlaß, und ermuthigte zur Ausführung. Der Druck war mit Januar angefangen, und in der Hälfte Mai beendigt.

Kunst und Alterthum, III B. 2 H. behandelte man zu gleicher Zeit, und legte darin manches nieder, was gebildeten Freunden angenehm seyn sollte.

Sonderbar genug ergriff mich im Vorübergehen der Trieb, um diesen Bande von Wahrheit und Dichtung zu arbeiten; ein Drittheil davon ward geschrieben, welches freilich einladen sollte das Uebrige nachzubringen. Besonders ward ein angenehmes Abenteuer im Hellis Gesellschaft mit Neigung hervorgehoben, anderes bemerkt und ausgezeichnet. Doch sah ich mich bald von einer solchen Arbeit, die nur durch liebevolle Vertraulichkeit gelingen kann, durch anderweitige Beschäftigung zerstreut und abgelenkt.

Einige Novellen wurden projectirt: die gespenstliche Nachtjägerei, verderbliches Zaubern auf Gewohnheit, und mehr dergleichen ganz einfache Lebensmomente, aus herkömmlicher Gleichmäßigkeit heraus- und auf ihre bedeutende Höhe hervorgehoben.

In der Mitte November ward an der Campagne von 1792 angefangen. Die Sonderung und Verknüpfung des Vorliegenden erforderte alle Aufmerksamkeit; man wollte durchaus wohl bleiben und zugleich den gebührenden Euphemismus nicht versäumen. Kunst und Alterthum, III B. 3 Heft verfolgte gleichfalls seinen Weg; auch leichtere Bemühungen, wie etwa die Verreden zum Deutschen Gil-Blas, kleinere Biographien zur Trauerloge, gelangen freundlich in ruhigen Zwischenzeiten.

Von außen, auf mich und meine Arbeiten bezüglich, erschien gar manches Angenehme. Eine Uebersetzung von Howards Ehrengedächtniß zeigte mir daß ich auch den Sinn der Engländer getroffen und ihnen mit der Hochschätzung ihres Landsmannes Freude gemacht. Dr. Nödden, bei dem Museum in London angestellt, übersetzte commentirend meine Abhandlung über da Vinci's Abendmahl, die er in trefflicher Ausgabe auf das zierlichste gebunden übersendet. Rameau's Neffe wird in Paris übersetzt und einige Zeit für das Original gehalten, und so werden auch meine Theaterstücke nach und nach übertragen. Meine Theilnahme an fremder wie an Deutscher Literatur kann ich folgendermaßen bewähren.

Man erinnert sich welch ein schmerzliches Gefühl über die Freunde der Dichtkunst und des Genusses an derselben sich verbreitete, als die Persönlichkeit des Homer, die Einheit des Urhebers jener weltberühmten Gedichte, auf eine so kühne und tüchtige Weise bestritten wurde. Die gebildete Menschheit war im Tiefsten aufgeregt, und wenn sie schon die Gründe des höchst bedeutenden Gegners nicht zu entkräften vermochte, so konnte sie doch den alten Sinn und Trieb sich hier nur Eine Quelle zu denken, weder so viel Köstliches entsprungen, nicht ganz bei sich auszuschen. Dieser Kampf währte nun schon über zwanzig Jahre, und es war eine Umwälzung der ganzen Weltgesinnung nöthig, um der alten Darstellungsart wieder einigermaßen Luft zu machen.

Aus dem Zerstörten und Zerstückten wünschte die Mehrheit der classisch Gebildeten sich wieder herzustellen, aus dem Ungeglauben zum Glauben, aus dem Sondern zum Vereinen, aus der Kritik zum Genuß wieder zu gelangen. Eine frische Jugend war heranerwachsen, unterrichtet wie lebenslustig, sie unternahm mit Muth und Freiheit den Vortheil zu gewinnen, dessen wir in unsrer Jugend auch genossen hatten, ohne die schärfste Untersuchung selbst den Schein eines wirksamen Ganzen als ein Ganzes gelten zu lassen. Die Jugend liebt das Zerstückte überhaupt nicht, die Zeit hatte sich in manchem Sinne kräftig hergestellt, und so fühlte man schon den früheren Geist der Versöhnung wiederum walten.

Schubarths Jdeen über Homer wurden laut, seine geistreiche Behandlung, besonders die herausgehobene Begünstigung der Aretaer, erregten ein neues Interesse, und man fühlte sich dieser Art die Sache anzusehen geneigt. Ein Englischer Aufsatz über Homer, worin man auch die Einheit und Untheilbarkeit jener Gedichte auf eine freundliche Weise zu behaupten suchte, kam zu gelegener Zeit, und ich, in der Ueberzeugung daß, wie es ja bis auf den heutigen Tag mit solchen Werken geschieht, der letzte Redacteur und sinnige Abschreiber anrechnet habe ein Ganzes nach seiner Fähigkeit und Ueberzeugung herzustellen und zu überliefern, suchte den Aufsatz der Jlias wieder vor, den ich zu schnellerer Uebersicht derselben vor vielen Jahren unternommen hatte.

Die Fragmente Phrotheus, von Ritter Hermann mit-

getheilt, erregten meine Productivität. Ich studirte eins manches Stück des Euripides, um mir den Sinn dieses außerordentlichen Mannes wieder zu vergegenwärtigen. Professor Gottling übersetzte die Fragmente, und ich beschäftigte mich lange mit einer möglichen Ergänzung.

Aristophanes von Voß gab uns neue Ansichten und ein frisches Interesse an den seltsamsten aller Theaterdichter. Plutarch und Appian wurden studirt, diesmal um der Triumphzüge willen, in Absicht Mantegna's Blätter, deren Darstellungen er erfunden aus den Alten geschöpft, besser würdigen zu können. Bei diesem Anlaß ward man zugleich in den höchst wichtigen Ereignissen und Zuständen der Römischen Geschichte hin und hergeführt. Von Knebels Uebersetzung des Lucrez, welcher nach vielfältigen Studien und Bemühungen endlich herauskam, nöthigte zu weiteren Betrachtungen und Studien in demselben Felde, man ward zu dem hohen Stande der Römischen Cultur ein halbes Jahrhundert vor Christi Geburt, und in das Verhältniß der Dicht- und Redekunst zum Kriegs- und Staatswesen genöthigt. Dionys von Halikarnaß konnte nicht versäumt werden, und so reizend war der Gegenstand, daß mehrere Freunde sich mit und an demselben unterhielten.

Nun war der Antheil an der Englischen Literatur durch vielfache Bücher und Schriften, besonders auch durch die Hüttnerischen höchst interessanten handschriftlichen Berichte von London gesendet, immer lebendig erhalten. Lord Byrons seltener Kampf gegen seine schmachen und unwürdigen Recensenten brachte mir die Namen mancher seit dem Anfange des Jahrhunderts merkwürdig gewordener Dichter und Prosaisten vor die Seele, und ich las daher Jacobsens biographische Chrestomathie mit Aufmerksamkeit, um von ihren Zuständen und Talenten das Genauere zu erfahren. Lord Byrons Marino Faliero, wie sein Manfred, in Dörings Uebersetzung, hielten uns jenen werthen außerordentlichen Mann immer vor Augen. Kenilworth von Walter Scott, statt vieler andern seiner Romane aufmerksam gelesen, ließ mich sein vorzügliches Talent, Historisches in lebendige Anschauung zu verwandeln, bemerken und überhaupt als höchst gewandt in dieser Dicht- und Schreibart anerkennen.

Unter Vermittlung des Englischen, nach Anleitung des werthen Professor Kosegarten, wandte ich mich wieder eine Zeitlang nach Indien. Durch seine genaue Uebersetzung des Anfangs von Camorupa kam dieses unschätzbare Ge... wieder lebendig vor die Seele, und gewann un... durch eine so treue Annäherung. Auch Nala ... mit Verwunderung, und bedauerte nur, daß bei uns Empfindung, Sitten und Denkweise so verschieden von jener östlichen Nation sich ausgebildet haben, daß ein so bedeutendes Werk unter uns nur wenige, vielleicht nur Leser vom Fache, sich gewinnen möchte.

Von Spanischen Erzeugnissen nenne ich zurückerst ein bedeutendes Buch: Spanien und die Revolution. Ein Gereist'or, mit den Sitten der Halbinsel, den Staats-, Hof- und Finanzverhältnissen gar wohl bekannt, eröffnet uns methodisch und zuverlässig wie es in den Jahren, wo er selbst Zeuge gewesen, mit den innern Verhältnissen ausgesehen, und giebt uns einen Begriff von dem, was in einem solchen Lande durch Umwälzungen bewirkt wird. Seine Art zu schauen und zu denken sagt dem Zeitgeist nicht zu; daher feuerirt dieser das Buch durch ein unverdrückliches Schweigen, in welcher Art von Inquisitionscensur es die Deutschen weit gebracht haben.

Zwei Stücke von Calderon machten mich sehr glücklich: der asturische Gegenstand in Aurora von Copacabana, der vernunft- und naturgemäßeste, die Tochter der Luft, beide mit gleichem Geist und überschwenglichem Talent behandelt, daß die Macht des Genie's in Bewunderung alles Widersprechenden daraus aufs kräftigste hervorleuchtet, und den hohen Werth solcher Productionen begreift und deutlich kundandet.

Eine Spanische Blumenlese, durch Gefälligkeit des Herrn Perthes erhalten, war mir höchst erfreulich; ich eignete mir daraus so was ich vermochte, obgleich meine geringe Sprachkenntniß mich dabei manche Hinderung erfahren ließ.

Aus Italien gelangte nur wenig in meinen Kreis: Ildegonda von Grossi erregte meine ganze Aufmerksamkeit, ob ich gleich nicht Zeit gewann öffentlich darüber etwas zu sagen. Hier sieht man die mannigfaltigste Mitwirkung eines vorzüglichen Talents, das sich großer Anderen rühmen kann, aber auf eine wunderbare Weise. Die Stanzen sind ganz fürtrefflich, der Gegenstand modern unverfreulich, die Ausführung höchst gebildet nach dem Obersten großer Vorgänger: Tasso's Anmuth, Ariost's Gewandtheit, Dante's wiederkehrende oft abscheuliche Großheit, eins nach dem andern wickelt sich ab. Ich mochte das Werk nicht wieder lesen, um es nähre zu beurtheilen, da ich genug zu thun hatte die gespannten Kräften Ungeheuer, die mich bei der ersten Lesung verschüchterten, nach und nach aus der Einbildungskraft zu verjagen.

Desto willkommener blieb mir Graf Carmagnola, Trauerspiel von Manzoni, einem wahrhaften, klarauffassenden, innig durchdringenden, menschlich fühlenden gemüthlichen Dichter.

Von der neuern Deutschen Literatur durfte ich wenig Kenntniß nehmen; meist nur was sich unmittelbar auf mich bezog, kommt ich in meine übrige Thätigkeit mit aufnehmen. Jaspers Grundzüge einer Deutschen theoretisch-praktischen Poetik, brachten mich mir selbst entgegen, und gaben mir, wie aus einem Stegreif, zu manchen Betrachtungen Anlaß. Ich sagte mir: da man ja doch zum Unterrichte der Jugend und zur Einleitung in eine Sprache Chrestomathien anwendet, so ist es gar nicht übel gethan sich an einen Dichter zu halten, der mehr aus Trieb und Schicksal, denn aus Wahl und Vorsatz dahin gelangt, selbst eine Chrestomathie zu seyn: denn da findet sich im Ganzen doch immer ein aus dem Studium vieler Vorgänger gebildeter Sinn und Geschmack. Dieses beschränkt keineswegs den jüngeren Mann, der einen solchen Gang nimmt, sondern nöthigt ihn, wenn er sich lange genug in einem gewissen Kreise eigensinnig under getrieben hat, zum Ausflug in die weite Welt und in die Ferne der Zeitalter, wie man an Schubarth sehen kann, der sich eine ganze Welle in meinem Begirk entholt und sich dadurch nur gehärtet fand, nunmehr die schwierigsten Probleme des Alterthums anzugreifen und eine geistreiche Lösung zu bewirken. Dem guten Zauper sagte ich manches, was ihm förderlich seyn konnte, und beantwortete seine Anfragen, die er mir im Manuscript zusendete, mit kurzen Bemerkungen, für ihn und andere nicht ohne Nutzen.

Die Neigung womit Dr. Kannegieser meine Satyreise zu entziffern suchte, bewog mich in meine früheste Zeit zurück zu gehen und einige Aufschlüsse über jene Epoche zu geben.

Ein Manuscript aus dem funfzehnten Jahrhundert, die Legende der heiligen drei Könige ins Mährchenhafteste dehnend und ausmalend, hatte mich, da ich es zufällig gewann, in manchem Sinne interessirt. Ich beschäftigte mich damit, und ein geistreicher junger Mann, Dr. Schwab, mochte es übersetzen. Dieses Studium gab Anlaß zu Betrachtung wie Mährchen und Geschichten epochenweise gegen und durcheinander arbeiten, so daß

sie schwer zu finden sind und man sie durch ein weiteres Trennen nur weiter zerstört.

Jedesmal bei meinem Aufenthalt in Böhmen bemüht ich mich einigermaßen um Geschichte und Sprache, wenn auch nur im allgemeinsten. Diesmal las ich wieder Zacharias Theobaldus Hussitenkrieg und ward mit Shiransky respublica Bohemiæ, mit der Geschichte des Parlaments selbst und dem Werthe des Werks zu Regnigen und Belehrung näher bekannt. Durch die Ordnung der akademischen Bibliothek zu Jena, wurde auch eine Sammlung fliegender Blätter des sechzehnten Jahrhunderts dem Gebrauch zugänglich; einzelne Nachrichten, die man in Ermangelung von Zeitungen dem Publikum mittheilte, wo man unmittelbar mit dem ursprünglichen Factum genauer bekannt wurde als jetzt, wo jedesmal eine Partei uns dasjenige mittheilt, was ihren Gesinnungen und Absichten gemäß ist, wodurch man erst hinterdrein die Tagsblätter mit Nutzen und wahrer Einsicht zu lesen in den Fall kommt.

Die ansehnliche Weissesche Sammlung, die uns einen neuen Begriff von früher Nicht-Gekanntem gegeben und so eine Lücke in der Kunstgeschichte ziemlich ausgefüllt hat, sollte denn auch durch treffliche Steindrücke dem Abwesenden bekannt und der Ferne so gleich angeeignet werden, sich diesen Schätzen persönlich zu nähern. Strixner, schon wegen seiner Münchner Arbeiten längst genannt, zeigte sich auch hier zu seinem großen Vortheil, und obgleich der auffallende Vorzug Originalbilder in glänzender Färbung besitzt, so lernen wir doch hier den Gedanken, den Ausdruck, die Zeichnung und Zusammenfassung kennen, und werden, wie mit den Oberdeutschen Künstlern durch Kupferstiche und Holzschnitte, so hier durch eine neuerfundene Nachbildungsweise auch mit den bisher unter uns kaum genannten Flamändern des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts vertraut. Jeder Kupferstichsammler wird sich diese Werke gern anschaffen, da in Betracht ihres innern Werthes der Preis für mäßig zu achten ist.

Sie erscheinen und denn auch die Hamburger Steindrücke, meist Portraits, in Vortrefflichkeit von zusammenwirkenden und arbeitenden Künstlern unternommen und ausgeführt. Wir wünschen einem jeden Liebhaber Glück zu guten Abdrücken derselben.

Vieles andere, was die Zeit hervorbrachte, und was wohl für gränzenlos angesprochen werden kann, ist an anderem Orte genannt und gewürdigt.

Nun erollen wir noch einer eigenen Benützung gedenken, eines Weimarischlithographischen Heftes mit erhabenem Text, das wir unter dem Titel einer Pinakothek herausgaben. Die Absicht war manches bei uns vorhandene Mittheilungswürdige ins Publikum zu bringen. Wie es aber auch damit möchte beschaffen seyn, dieser kleine Versuch erwarb sich zwar manche Gönner aber wenig Käufer, und ward nur langsam und im Stillen fortgesetzt, um den wackern Künstler nicht ohne Uebung zu lassen und eine Technik lebendig zu erhalten, welche zu fördern ein jeder Ort, groß oder klein, sich zum Vortheil rechnen sollte.

Nun aber brachte die Kupferstichkunst nach langem Erwarten uns ein Blatt von der größten Bedeutung. Hier wird uns in schönster Klarheit und Reinlichkeit ein Bild Raphaels überliefert, aus den schönsten Jahren hingeführt, hier ist bereits so viel geleistet als noch zu hoffen. Die lange Zeit, welche der ältere Kupferstich brauchte darauf hinzudeuten, muß als glücklich zugebracht angesehen werden, so daß man ihm den dadurch errungenen Gewinn gar wohl gönnen mag.

Von Berlin kamen uns fast zu gleicher Zeit Musterblätter für Handwerker, die auch wohl einem jeden Künstler höchst willkommen seyn mußten. Der Zweck ist edel und schön, einer ganzen großen Nation das Gefühl des Schönen und Reinen auch an unbedeutenden Formen mitzutheilen; daher ist an diesen Mustern alles musterhaft: Wahl der Gegenstände, Zusammenstellung, Folge und Vollständigkeit. Tugenden welche zusammen, diesem Anfange gemäß, sich in den zu wünschenden Heften immer mehr offenbaren werden.

Nach so trefflichen das Ganze reichenden Arbeiten darf ich wohl eines einzelnen Blattes gedenken, das sich zunächst auf mich bezieht, doch als Kunstwerk nicht ohne Verdienst bleibt; man verdankt es der Bemühung, welche sich Dawe, ein Englischer Maler, bei seinem längeren hiesigen Aufenthalt um mein Portrait gegeben, es ist in seiner Art als gelungen anzusprechen, und war es wohl werth in England sorgfältig gestochen zu werden.

In die freie Welt wurden wir durch landschaftszeichnungen des Herrn Duvoi Hof aus Zürich hinausgeführt. Eine sehr schön colorirte Aquatintenfolge brachte uns auf den Weg über den Simplon, ein Kolossalbau, der zu seiner Zeit viel Reden machte.

In seine Regionen versetzen uns die Zeichnungen zu des Prinzen von Neuwied Durchlaucht Brasilianischer Reise; das Wunderbare der Gegenstände schien mit der kunstlerischen Darstellung zu wetteifern.

Noch einer Künstlerin muß ich gedenken, die aber als rathschlagt jeden guten erfinderischen Kopf in Anspruch nahm und dennoch übte: es war die Erfindung eine Kupfertafel nach Belieben größer oder kleiner abzudrucken. Ich sah dergleichen Probeblätter bei einem Reisenden, der solche so eben als eine große Seltenheit von Paris gebracht hatte, und man mußte sich, ungeachtet der Unwahrscheinlichkeit, doch bei näherer Untersuchung überzeugen: der größere und kleinere Abdruck seyen wirklich als Eines Ursprunge anzuerkennen.

Um nun auch von der Malerei einiges Bedeutende zu melden, so verfehlen wir nicht zu eröffnen, daß, als auf höhere Veranlassung dem talentreichen Hauptmann Kaabe nach Italien die Neapel zu gehen Mittel gegönnt waren, wir ihm den Auftrag geben konnten, verschiedenes zu copiren, welches zur Geschichte des Colorits merkwürdig und für diesen wichtigen Kunstheil selbst förderlich werden möchte. Was er während seiner Reise geliefert und ins Vaterland gesendet, so wie das nach Vollendung seiner Wanderschaft Mitgebrachte war gerade der lebenswürdige Beitrag den wir wünschten. Die Aldobrandinische Hochzeit in ihrem neuesten Zustande, die unschätzbaren Tänzerinnen und Bacchischen Contouren, von deren Gültigkeit und Zusammensetzung man allenfalls im Norden durch Kupferstiche unterrichtet wird, sah man jetzt gefärbt, und konnte auch hier den großen antiken Geschmacksinn freudig bewundern. Solche Bemühung wollte freilich Deutschen, von niederem Irrsal befangenen Kunstjüngern nicht einsichtig werden, weshalb man denn sorgfältig sich selbst als den verständigen Künstler zu benutzen wußte.

Angenehm dem antiken Sinne erschien und darauf Mantegna's Triumphzug abermals höchst willkommen; wir ließen, gestützt auf den eigenhändigen Kupferstich der großen Kunstlers, das zehnte hinter den Triumphwagen bestimmte Blatt in gleicher Art und Größe zeichnen, und druckten dadurch eine höchst lehrreich abgeschlossene Folge zur Anschauung.

Mit größter Sorgfalt in Zeichnung und Farbe nachgebildete Copien alter Glasmalereien der St. Gereonskirche in Cöln setzten jedermann in Verwunderung, und gaben einen merkwürdigen Beleg, wie sich eine aus ältern ersten Elementen auftretende Kunst zu Erreichung ihrer Zwecke zu benehmen gewußt.

Andres dieser Niederdeutschen Schule, weiter her-

aufkommend und ausgebildeter, ward uns durch die Freundlichkeit des Boisserée'schen Kreises zu Theil, wie uns denn auch später von Cassel ein neueres zu dem Alten zurückstrebendes Kunstbemühen vor Augen kam: drei singende Engel von Rubi, welche mit wegen ausführlicher Genauigkeit besonders Aufmerksamkeit werth zu achten Ursache hatten.

Am Gegensatz jedoch von dieser strengen sich selbst restaurirenden Kunst kam uns von Antwerpen ein lebenslustiges Gemälde, Rubens als Jüngling, von einer schönen plattirten Frau dem alternden Lipsius vorgestellt, und zwar in dem unverändert aus jener Zeit her verbliebenen Zimmer, worin dieser auf seine Weise vorzügliche Mann als Revisor der Plantinischen Officin gearbeitet hatte.

Unmittelbar stimmte hiezu eine Copie nach den Söhnen Rubens in Dresden, welche Gräfin Julie von Egloffstein vor kurzem lebhaft und glücklich vollendet hatte. Wir bewunderten zu gleicher Zeit ihr Talent und ausgebildetes Talent in einem Zeichnebuche, worin sie Freunden Portraite so wie landschaftliche Familiensitze mit so großer Gewandtheit als Natürlichkeit eingezeichnet.

Endlich kam auch mein eigenes flockendes Talent zur Sprache, indem bedeutende und werthe Sammler etwas von meiner Hand verlangten, denen ich denn mit einiger Schu willfahrte, zugleich aber eine ziemliche Anzahl von mehr als gewohnt reinlichen Blättern in Einen Band vereinigte: es waren die vom Jahre 1810, wo mich zum letztenmale der Trieb die Natur nach meiner Art auszusprechen Monate lang belebte; sie durften für mich, des sonderbaren Umstands halber, einigen Werth haben.

Im Bezug auf die Baukunst verhielt ich mich eigentlich nur historisch, theoretisch und kritisch. Oberbaudirector Coutray, gründlich, gewandt, so thätig als geistreich, gab mir Kenntniß von den bei uns zu unternehmenden Bauten, und das Gespräch darüber war mir höchst förderlich. Wir gingen manche bedeutende Kupferwerke zusammen durch, das neue von Durand: Partie graphique des Cours d'Architecture, etc., an kurz vergangene Zeit erinnernd; Richardson: The New Vitruvius Britannicus, und im Einzelnen die stets musterhaften Zierrathen Albertolli's und Moreau's.

Höchst vollkommen in diesem Fache war eine Zeichnung, mir von Berlin durch das Wohlwollen des Herrn Theater-Intendanten zugesendet, die Decoration innerhalb welcher bei Eröffnung des Theaters der von mir verfaßte Prolog gesprochen worden.

Boisserée's Abhandlung über den Kölner Dom rief mich in frühere Jahrhunderte zurück; man bedurfte aber das Manuscript ihrer als mir lieb war, und der mit augenblicklich im Interesse angesponnene Faden der Reflexionen zerriß, dessen eben so erfreuliches Anknüpfen jedoch manchen Zufälligkeiten unterworfen seyn möchte.

Hatte man nun dort die altdeutsche Baukunst auf ihrem höchst geregelten Gipfel erblickt, so ließen andere Darstellungen, wie z. B. die alten Baudenkmale im Oesterreichischen Kaiserthume, nur einen beim Herzen brachten ins Willkührliche auslaufende Kunst sehen.

An eine gute Zeit dieser Bauart erinnerte jedoch eine uralte jüdische Synagoge in Eger, einst zur christlichen Capelle umgewandelt, jetzt entweiht von Gottesdienste des alten und neuen Testaments. Die Jahrzahl einer alten Hebräischen Inschrift hoch am Pfeiler, war selbst einem durchdringenden studirten Juden nicht zu entziffern. Dieselbe Zweideutigkeit, welche sowohl die Jahres- als Beitzahlen der Hebräer höchst unsicher läßt, waltet auch hier, und dieß uns von fern zur Untersuchung obstehen.

In der Plastik zeigte sich auch einige Thätigkeit, wenn nicht im Vielen doch im Bedeutenden; einige Büsten in Gyps und Marmor vom Hofbildhauer Kaufmann erhielten Beifall, und eine kleinere Medaille mit Strassinoni's Bild in Paris zu fertigen ward besprochen und berathen.

Theorie und Kritik, auch sonstiger Einfluß verfolgte seinen Gang, und nützte bald im Engeren bald im Weiteren. Ein Aufsatz des Weimar'schen Kunstfreunds für Berlin, Kunstschulen und Akademien betreffend, ein anderer auf Münzen rücksichtlich, nach Uebersendung mitgetheilt, wenn auch nicht aller Orten mit Billigung aufgenommen; eine Abhandlung über den Steindruck, die Meister solcher Kunst belobend, ihnen gewiß erfreulich: alles dieses zeigte von dem Ernst, womit man das Heil der Kunst von seiner Seite zu fördern mannigfaltig bedacht war.

Eine sehr angenehme Unterhaltung mit auswärtigen Freunden gewährte, durch Vermittlung von Kupferstichen, manche Betrachtung über Composition, hörte so wie technische Composition, Erfinden und Geltendmachen der Motive. Der hohe Werth der Kupferstecherkunst in diesem historischen Sinne, wurd zugleich hervorgehoben und sie für ein Ganz gehalten.

Die Musik versprach gleichfalls in meinem häuslichen Kreise sich wieder zu heben; Alexander Boucher und Frau, mit Violine und Harfe, setzten zuerst einen kleinen Kreis versammelter Freunde in Verwunderung und Erstaunen, wie es ihnen nachher mit unserm und dem so großen und an edel Treffliche gewöhnten Berliner Publikum gelang. Director Eberwein und seiner Gattin musikalischreproductive und aufführende Talente wirkten zu wiederholtem Genuß, und in der Hälfte Mai konnte schon ein größeres Concert gegeben werden. Recitation und rhythmischen Vortrag zu vernehmen und anzuleiten, war eine alte nie ganz erfüllende Beidenschaft. Zwei entschiedene Talente dieses Faches, Gräfin Julie Egloffstein und Fräulein Adele Schopenhauer, eröffneten den Berliner Prolog vorzutragen, jede nach ihrer Weise, jede die Poesie durchdringend und ihrem Charakter gemäß in liebenswürdiger Verschiedenheit darstellend. Durch die kenntnißreiche Sorgfalt eines längst bewährten Freundes, Hofrath Rochlitz, kam ein der dachsam geprüfter Schreibercher Flügel von Leipzig an; glücklicherweise: denn bald darauf brachte uns Felix Mendelssohn, dessen unglaubliches Talent wir nicht eine solche vermittelnde Mechanik niemals hätten gewahr werden können. Und so kam denn auch ein großes bedeutendes Concert zu Stande, wobei unser nicht genug zu preisende Capellmeister Hummel sich gleichfalls hören ließ, der sodann auch von Zeit zu Zeit durch die merkwürdigsten Ausführungen den Besitz des vorzüglichen Instrumentes ins Unschätzbare zu erheben verstand.

Ich wende mich zur Naturforschung, und da hab' ich vor allem zu sagen, daß Purkinje's Werk über das sunfzettne Sehen mich besonders aufregte. Ich zog es aus und schrieb Notizen dazu, und ließ, in Absicht Gebrauch davon in meinen Heften zu machen, die beigefügte Tafel copiren, welche mühsame und schwierige Arbeit der genaue Künstler gern unternahm, weil er in früherer Zeit durch ähnliche Erscheinungen gedrängt worden, und nun mit Vergnügen erfuhr, daß sie als naturgemäß keinen krankhaften Zustand andeuteten.

Da auf dem reinen Begriff vom Trüben die ganze Farbenlehre beruht, indem wir durch ihn zur Anschauung des Urphänomens gelangen, und durch eine vorsichtige Entwicklung desselben uns über die ganze sichtbare Welt aufklären sollen, so war es wohl der Mühe werth sich umzusehen, wie die verschiedenen Völker sich hierüber ausgedrückt, von wo sie ausgegangen

und wie sie, früher oder später, in der Bildung sich näherer oder entfernterer Analogien bedient. Man suchte gewisse Wiener Trinksäfte dadurch zu werden, auf welchen eine trübe Glasur das Phänomen schein- bar als irrgendwo darstellte.

Verschiedene chromatische wurde zum vierten Hefte aus früheren Papieren hervorgesucht; Bernardinus Telesius sowohl überhaupt als besonders der Farbe wegen studirt. Sechecks Vorlesung über die Wärme in problematischen Sonnenbilde war höchst willkommen, und die früheren eigenen Vorstellungen über diese merkwürdigen Erscheinungen erwachten wieder.

Hofmechanicus Körner beschäftigte sich Frühlings zu fertigen, stellte in seiner Werkstatt nach Französischen Vorschriften ein Instrument auf, zu den sogenannten Polarisationsversuchen, das Resultat derselben war, wie man sich schon lange belehrt hatte, stimmerlich, und merkwürdig genug daß zu gleicher Zeit eine Fehde zwischen Biot und Arago laut zu werden anfing, woraus für den Wissenden die Nichtigkeit dieser ganzen Lehre noch mehr an den Tag kam.

Herr von Henning von Berlin besuchte mich, er war in die Farbenlehre, dem zufolge was ich mit ihm sprach, vollkommen eingeweiht, und zeigte Muth öffentlich derselben sich anzunehmen. Ich theilte ihm die Tabelle mit, woraus hervorgehen sollte, was für Phänomene und in welcher Ordnung man bei einem chromatischen Vortrag zu schauen und zu beachten habe.

In der Kenntniß der Oberfläche unsres Erdbodens wurden wir sehr gefördert durch Graf Sternbergs Flora der Vorwelt und zwar deren erstes und zweites Stück. Hiezu gesellte sich die Pflanzenkunde von Rothe in Breslau. Auch des Försters, der aus dem Hasliber Torfstruch nach Jena gebracht und dort aufgestellt wurde, ist wohl als eines der neuesten Zeugnisse der früheren Thiergestalten hier zu erwähnen. Das Archiv der Urwelt hatte schon eines gleichen gedacht, und mir ward das besondere Vergnügen, mit Herrn Körte in Halberstadt bei dieser Gelegenheit ein früheres freundliches Verhältniß zu erneuen.

Die Absicht Käferstein's einen geologischen Atlas für Deutschland herauszugeben, war mir höchst erwünscht, ich nahm eifrig Theil daran und war gern was die Färbung betrifft mit meiner Ueberzeugung beirätlig. Leider konnte durch die Gleichgültigkeit der ausführenden Techniker gerade dieser Hauptpunkt nicht ganz gelingen. Wenn die Farbe zu Darstellung wesentlicher Unterschiede dienen soll, so müßte man ihr die größte Aufmerksamkeit widmen.

Die Marienbader Gebirgsarten sammelte man mit Sorgfalt, in Jena geordnet wurden sie dann vorschriftsweise dem Publikum mitgetheilt, sowohl um mich selbst bei Wiederkehr eines Anhaltens zu versichern als auch Nachfolgern dergleichen an die Hand zu geben. Sartorius übergab dem Jenaischen Museum eine Folge der Gebirgsarten von der Rhön sich herschreibend, als Beleg zu seiner dem Vulkan gewidmeten Abhandlung.

Auch in diesem Jahre lenkte sich die Aufmerksamkeit meiner Schlesischen Freunde auf den Prideaner geglätteten Sandstein, oder wie man diese wundersame Gebirgsart nennen will, so wie auf die in früherer Zeit hausigen, aber nicht erkannten Bitzröhren bei Massel, an einem östlichen Gelingen nicht verzweifelnd.

Im Allgemeinsten wurde ich gefördert durch d'Aubisson de Voysins Gegnesie und durch Secrist Hohenschwerte von Europa.

Meteorologie wird fleißig betrieben; Professor Posselt that das Seinige, Conducteur Schrön bildete sein Talent immer mehr aus, Hofmechanicus Körner war in allen technischen Vorrichtungen auf das sorgfältigste behülflich, und alles trug bei die Absichten und Anordnungen des Fürsten möglichst zu befördern. Eine Instruction für die sämmtlichen Beobachter im Großherzogthum ward aufgesetzt, neue Tabellen gezeichnet und gestochen, die atmosphärischen Beobachtungen in der Mitte April waren merkwürdig, so wie der Höherauch vom 27 Juni. Der junge Preller brachte meine Wolkenzeichnungen ins Reine, und damit es an keinerlei Beobachtungen fehlen möge, beauftragte man den Jenaischen Thürmer auf gewiß Meteore aufmerksam zu seyn. Indessen gaben die Dittmarischen Prophezeihungen viel zu reden, woraus aber weder Nutzen noch Beifall hervorging.

Stellte man ausführlicher von der Belvederischen Thätigkeit in der Pflanzencultur forschen, so müßte man dieß ein eigenes Heft anwenden. Erwähnt sey nur daß ein Palmenhaus zu Stande kam, welches zugleich dem Kenner genügen und den Geschmack eines jeden Besuchenden befriedigen muß. Das entgegengesetzte Ende der tropischen Vegetation gaben getrocknete Pflanzen-Exemplare von der Insel Melville, welche durch Kummer und Dürftigkeit sich besonders auszeichneten und das letzte Verschwinden einer übrigens bekannten Vegetation vors Auge setzten. Der Klang eines beschäftigten und wieder zusammengewachsenen Baumstammes gab zu manchen Untersuchungen über die Wiederherstellungskraft der Natur Anlaß.

In Jena fing der botanische Garten an sich neubelebt zu zeigen, der demselben vorgesetzte Hofrath Voigt, imgleichen der dabei angestellte Kunstgärtner Baumann, machten eine Reise nach Berlin, woher sie nicht ohne Vortheil für sich und die Anstalt zurückkehrten.

Ich ließ mir angelegen seyn die beiden Bände Morphologie und Wissenschaftslehre durch das vierte Heft abzuschließen, und bedient mich so viel Vorrath übrig, um auch wohl ein folgendes vorzubereiten.

1822.

Zur altdeutschen Baukunst, zu Prüfung ihres Charakters, durch Schätzung ihres Sinnes, zum Begriff der Zeit worin sie entstand, führten mich zwei bedeutende Werke, Mollers Deutsche Baudenkmale, deren erstes Heft nun geschlossen, lagen uns vor. Nach mehreren Probedrücken erschien auch das erste Heft des Weissenbrönschen Domwerks. Ein großer Theil des Textes, den ich vorher im Manuscript studirt hatte, lag bei, und die Ueberzeugung bestätigte sich, daß zu richtiger Einsicht in dieser Sache, Zeit, Religion, Sitte, Kunstfolge, Bedürfniß, Anlage der Jahrhunderte, wo diese Bauart überschwenglich ausgedehnt in Anwendung blühte, alles zusammen als eine große lebendige Einheit zu betrachten sey. Wie sich nun an das Kirchthum auch das Rathhaus anschloß, zu andern Bedürfniß in gleichem Sinne, wollte ehemäßig wohl erwogen seyn.

Die Plastik brachte wenig, aber Bedeutendes; die kleinere Medaille mit Serenissimi Bild und der Inschrift: Doctarum frontium praemia, ward in Paris von Barre geschnitten. Ein kleiner Bacchus von Bronze, sehr artig und von der größten Zierlichkeit, ward mir durch die Gnadigkeit des Herrn Major von Staff. Er war auf dem Feldzuge nach Italien durch Weichsland bis nach Calabrien gekommen, und hatte manches hübsche Kunstwerk anzuschaffen Gelegenheit. Meine Vorliebe für solche Werke kennend verehrte er mir das kleine Bild, welches wie ich es ansehe mich zu erheitern geeignet ist.

Tischbein, aus alter guter Neigung, überraschte

mich durch eine Summe mit Storch und Fuchs, die Arbeit roh, Gedanke und Komposition ganz vortrefflich.

Ich erhalte Howards Klima von London, zwei Bände. Poffelt schreibt eine Rezension. Die inländischen Beobachtungen gehen nach allen Rubriken fort und werden regelmäßig in Tabellen gebracht. Director Wischeff von Dübrenberge dringt auf vergleichende Barometer-Beobachtungen, denen man entgegenkommt, Zeichnungen der Wolkengestalten wurden gesammelt, mit Aufmerksamkeit fortgesetzt. Beobachten und Ueberlegen gehen gleichen Schritts, dabei wird durch sonderliche graphische Darstellung der gleichförmige Gang so vieler, wo nicht zu sagen aller Barometer, deren Beobachtungen sich von selbst parallel stellten, zum Anlaß eine tellurische Ursache zu finden und das Steigen und Fallen des Quecksilbers innerhalb gewisser Gränzen einer stetig veränderten Anziehungskraft der Erde zuzuschreiben.

Bei meinem diesmaligen Aufenthalt in Böhmen ward die geologische Sammlung der Marienbader Gegend wieder aufgenommen und vervollständigt, in Bezug auf die Arten und das in den Druck gegebene Verzeichniß. In einem Schranke wurden solche wohlgeordnet, bei der Abreise Dr. Heidler übergeben, als Grundlage für künftige Naturforscher. Das Töpler Museum versetzt mit schönen Kalkschiefer mit Fischen und Pflanzen, von der Herrschaft Walsch. Angenehmes und lehrreiches Einsprechen des Herrn von Buch. In Eger traf ich den, für Naturkunde aufmerksamen Herrn Rath Grüner, beschäftigt eine uralte kolossale Eiche, die quer über das Flußbett im Tiefen gelegen hatte, hervorziehen zu lassen. Die Rinde war völlig braunkohlenartig. Sodann besuchten wir den ehemaligen Kalkbruch von Dölitz, wo der Mammuthzahn sich verschrieb, der lange Zeit als merkwürdiges Erbstück der besitzenden Familie sorgfältig aufbewahrt, nunmehr für das Prager Museum bestimmt wurde. Ich ließ ihn abgießen, um ihn zur nähern Untersuchung an Herrn D'Alton mitzutheilen.

Mit durchreisenden Fremden wurde das Gesammelte durchsehet, wie auch der problematische Kammerberg wieder besucht. Bei allem diesem war Direkt Naturgeschichte von Böhmen förderlich und behülflich.

Herr von Eschwege kommt aus Brasilien, zeigt Juwelen, Metalle und Gebirgsarten vor. Serenissimus machen bedeutenden Ankauf. Bei dieser Gelegenheit wird mir die Oberstufensammlung übergeben, welche früher aus der Bruckmannischen Erbschaft erkauft wurde. Mir war höchst interessant eine solche, von einem früheren passionirten Liebhaber und, für seine Zeit, treuen und umsichtigen Kenner zusammengestellte Folge zu revidiren, das später Acquirirte einzuschalten und dem Ganzen ein städtisches Ansehn zu geben. Eine Zahl von 30 rohen Demantkrystallen, merkwürdig eingein, nach mehr der Reihe nach betrachtet, jetzt von Herrn Soret nach ihrer Gestaltung beschrieben und geordnet, gab mir eine ganz neue Ansicht über dieses merkwürdige und höchste Naturereignis. Ferner theilte Herr von Eschwege Brasilianische Gebirgsarten mit, die abermals bewiesen, daß die Gebirgsarten der neuen Welt mit denen der alten in der ersten Urerscheinung vollkommen übereinstimmen, wie denn auch sowohl seine gedruckten als handschriftlichen Bemerkungen hierüber dankenswerthen Aufschluß verbreiten.

Zur Pflanzenkunde verfertigte ich das Schema zur Pflanzencultur im Großherzogthum Weimar. Ein wunderbar gezeichnetes Buchenholz gewann ich als pathologische Phänomene. Ein gespaltener Klotz war es, von einem Buchstamme, in welchem sich entdeckte, daß vor mehreren Jahren die Rinde regelmäßig mit einem eingeschnittenen Kreuze bezeichnet worden, welches aber verwundend überwuchsen in den Stamm eingeschlossen, sich nunmehr in der Spaltung als Form und Abdruck wiederholt.

Das Verhältniß zu Ernst Meyer gab mir neues Leben und Anregung. Das Geschlecht Juncus, von denselben näher bestimmt und durchgeführt, brachte ich mir mit Beihülfe von Host gramina austriaca zur Anschauung.

Und so muß ich noch zum Schluß eines riesenhaften Cactus melo-cactus, von Herrn Andreä zu Frankfurt gesendet, dankbar erwähnen.

Für das Allgemeine erschienen mehrere bedeutende Werke. Die große naturgeschichtliche Oberte von Willbrand und Ritgen, in Bezug auf das Element des Wassers und auf Bergesöhe, wie sich die Organisation überall verhalte. Ihr Werth wird sogleich anerkannt, die schöne augenfällige Darstellung an die Wand gebeftet, zum täglichen Gebrauch vorgezeigt und commentirt in geselligen Verhältnissen, und immerfort studirt und benutzt.

Käfersteins geognostisches Deutschland war in seiner Fortsetzung gleichfalls sehr förderlich und wäre es bei genauerer Färbung noch mehr gewesen. Man wird sich's in solchen Fällen noch öfter wiederholen müssen, daß da wo man durch Farben unterscheiden will, sie doch auch unterscheidbar seyn sollten.

Das vierte Heft meiner morphologischen und naturwissenschaftlichen Bemühungen ward sorgfältig durchdacht und ausgeführt, da mit ihm die beiden Bände für diesmal geschlossen seyn sollten.

Die Veränderung der Erdoberfläche von Herrn von Hoff gab neuen Reiz. Hier liegt ein Schatz, zu welchem man immer etwas hinzuthun möchte, indem man sich darauf berichert.

Ich erhielt zu Anfeichnung der Berge- und Gesteinlust bedeutende Pflanzendrücke, in Kohlenschiefer durch den sorgfältigen und diesen Studien ergebenen Rentamtmann Mahr. Fichtelbergische Mineralien erhalte ich von Rehwig, manches andere von Tyrol, wogegen ich den Freunden verschiedenes sende. Herr Soret vermehrt meine Sammlung durch manches Bedeutende, sowohl aus Savoyen als aus der Insel Elba und seinen Gegenden. Seine krystallographische Kenntniß war höchst förderlich in Bestimmung der Diamanten und anderer näher zu bezeichnenden Mineralien; wobei er denn die von ihm in Druck verfaßten Aufsätze willig mittheilte und besprach.

Im Chematischen ward mir großer Gewinn, indem endlich die Hoffnung erschien, daß ein Jüngerer die Pflicht über sich nehmen wolle dieses wichtige Capitel durchzuführen und durchzufechten. Herr von Henning besuchte mich und brachte höchst glücklich gerathene entoptische Gläser, auch schwarze Glasspiegel mit, welche verbunden durchaus alle wünschenswerthen Phänomene ohne viel weitere Umständlichkeit vor die Augen bringen. Die Unterhaltung war leicht, er hatte das Geschäft durchdrungen, und manche Frage die ihm übrig blieb, konnt' ich ihm gar bald beantworten. Er erzählte von seinen Vorlesungen, wie er es damit gehalten, und zu denen er mir schon die Einleitung mitgetheilt. Mechselseitig tauschte man Ansicht und Versuche; einen älteren Aufsatz über Prismen in Verbindung mit Linsen, die man im hiesigen Vortrag zu falschen Zwecken angewendet, überliefert ich ihm, und er dagegen regte mich an, die chromatischen Acten und Papiere nunmehr vollkommner und sachgemäßer zu ordnen. Dieses alles geschah im Herbst und gab mir nicht wenig Beruhigung.

Ein entoptischer Apparat war für Berlin eingerichtet und fortgesendet, indessen die einfachen entoptischen Gläser mit schwarzen Glasspiegeln auf einen neuen Weg leiteten, die Entdeckungen vermehrten, die Ansicht erweiterten

teten, und sodann zu der exaktischen Eigenschaft des schmelzenden Eises Gelegenheit gaben.

Die Farbentafelle wurde revidirt und abgedruckt, ein höchst sorgfältiges Instrument, die Phänomene der Lichtpolarisation nach Französischen Grundsätzen sehen zu lassen, ward bei mir aufgestellt, und ich hatte Gelegenheit dessen Bau und Leistung vollkommen kennen zu lernen.

In der Zoologie förderte mich Carus ungemein, nicht weniger eine Tabelle, in welcher die Filiation sämmtlicher Wirbelversammlungen anschaulich verzeichnet war. Hier empfing ich nun erst den Lohn für meine früheren allgemeinen Bemühungen, indem ich die von mir nur geahnete Ausführung bis ins Einzelne vor Augen sah. Ein Gleiches ward mir, indem ich D'Altons frühere Arbeit über die Pferde wieder durchnahm, und sodann durch dessen Pachyderms und Raubthiere belehrt und erfreut wurde.

Der hinter dem Ettersberg im Tannbruche gefundene Urstier beschäftigte mich eine Zeitlang. Er ward in Jena aufgestellt, möglichst restaurirt und zu einem Ganzen verbunden. Dadurch kam ich wieder mit einem alten Wohlwollenden in Berührung, Herrn Dr. Körte, der mir bei dieser Gelegenheit manches Angenehme erwies.

Heinroths Anthropologie gab mir Aufschlüsse über meine Verfahrungsart in Naturbetrachtungen, als ich eben bemüht war mein naturwissenschaftliches Heft zu Stande zu bringen.

Herr Purkinje besuchte uns und gewährte einen entschiedenen Begriff von merkwürdiger Persönlichkeit und unerhörter Anstrengung und Aufopferung.

Indem ich zu meiner eignen Aufklärung Runkels Glasmacherkunst, die ich bisher in düsterem Vorurtheil und ohne wahre Schätzung betrachtet hatte, genauer zu kennen und anschaulicher zu machen wünschte, hatte ich manche Communication mit Herrn Dr. Döbereiner, welcher mir die neusten Erfahrungen und Entdeckungen mittheilte. Gegen Ende des Jahrs kam er nach Weimar, um vor Serenissime und einer gebildeten Gesellschaft die wichtigen Versuche galvanisch magnetischer wechselseitiger Einwirkung mit Augen sehen zu lassen und erklärende Bemerkungen anzuknüpfen, die bei kurz vorher erfreulichem Besuche des Herrn Professor Oersted nur um desto erwünschter seyn mußten.

Was gesellige Mittheilungen betrifft, war dieses Jahr unserm Kreise gar wohl gerathen, zwei Tage der Woche waren bestimmt unsern gnädigsten Herrschaften bei mir einiges Bedeutende vorzulegen und darüber die nöthigen Aufklärungen zu geben. Hiezu fand sich denn jederzeit neuer Anlaß, und die Mannigfaltigkeit war groß, indem Altes und Neues, Kunstreiches und Wissenschaftliches jederzeit wohl aufgenommen wurde.

Jeden Abend fand sich ein engerer Kreis bei mir zusammen, unterrichtete Personen beiderlei Geschlechts, damit aber auch der Antheil sich erweitere, setzte man den Dienstag fest, wo man sicher war eine gute Gesellschaft an dem Theetisch zusammen zu sehen, auch vorzügliche Gast und Herz erquickende Musik ward von Zeit zu Zeit vernommen. Gebildete Engländer nahmen an diesen Unterhaltungen Theil, und da ich außerdem gegen Mittag gewöhnlich Fremde auf kurze Zeit gern annahm, so blieb ich zwar auf mein Haus eingeschränkt, doch immer mit der Außenwelt in Berührung; vielleicht inniger und gründlicher, als wenn ich mich nach außen bewegt und zerstreut hätte.

Ein junger Bibliothek- und Archivsverwandter macht ein Repertorium über meine sämmtlichen Werke und ungedruckten Schriften, nachdem er alles sortirt und geordnet hatte.

Bei dieser Gelegenheit fand sich auch ein vorläufiger Versuch die Chronik meines Lebens zu redigiren, der bisher vermißt war, wodurch ich mich ganz besonders gefördert sah. Ich setzte gleich darauf mit neuer Lust die Arbeit fort, durch weitere Ausführung des Einzelnen.

Van Bree aus Antwerpen sendete seine Hefte zur Lehre der Zeichenkunst. Tischbeins Homer VII Stück kam an. Die große Masse lithographischer Zeichnungen von Steiner und Pilotti sonderte ich nach Schulen und Mistern, wodurch denn die Sammlung zuerst wahrhaften Werth gewann. Steinbrücke von allen Seiten dauerten fort und brachten manches gute Bild zu unserer Kenntniß. Einem Freund zu Liebe erklärte ich ein paar problematische Kupfer, Polidors Manna und ein Tizianisches Blatt, Landschaft, St. Georg mit dem Drachen und der ausgesetzten Schönheit; Mantegna's Triumphzug ward fernerweit redigirt.

Maler Kolbe von Düsseldorf stellte hier einige Arbeiten aus und vollendete verschiedene Porträte; man freute sich diesen wackern Mann, den man schon seit den Weimarischen Kunstausstellungen gekannt, nunmehr persönlich zu schätzen und sich seines Talents zu freuen. Gräfin Julie Egloffstein machte bedeutende Vorschritte in der Kunst. Ich ließ die Radirungen nach meinen Skizzen austuschen und ausmalen, um sie an Freunde zu überlassen.

Meyers Kunstgeschichte ward schließlich mundirt und dem Druck angenähert. Dr. Carus gab einen sehr wohlgedachten und wohlgefühlten Aufsatz über Landschaftsmalerei in dem schönen Sinne seiner eigenen Productionen.

Zum feierlichen Andenken

der Durchlauchtigsten

Fürstin und Frau Anna Amalia,

verwitweten Herzogin zu Sachsen-Weimar und Eisenach,

gebornen Herzogin von Braunschweig und Lüneburg.

1807.

Wenn das Leben der Großen dieser Welt, so lange es ihnen von Gott gegönnt ist, dem übrigen Menschengeschlecht als ein Beispiel vorleuchten soll, damit Standhaftigkeit im Unglück und theilnehmendes Wirken im Glück immer allgemeiner werde, so ist die Betrachtung eines bedeutenden vergangenen Lebens von gleich großer Wichtigkeit, indem eine kurzgefaßte Uebersicht der Tugenden und Thaten einem jeden zur Nacheiferung, als eine große und unschätzbare Gabe, überliefert werden kann.

Der Lebenslauf der Fürstin, deren Andenken wir heute feiern, verdient mit und vor vielen andern sich dem Gedächtniß einzuprägen, besonders derjenigen, die früher unter ihrer Regierung und später unter ihren immerfort landesmütterlichen Einflüssen, manches Guten theilhaft geworden, und ihre Huld, ihre Freundlichkeit persönlich zu erfahren das Glück hatten.

Entsprossen (1739. Oct. 24.) aus einem Hause, das von den frühesten Vorältern an bedeutende, wackre und tapfere Ahnherren zählt; Nichte eines Königs, des größten Mannes seiner Zeit; von Jugend auf umgeben von Geschwistern und Verwandten, denen Großheit eigen war, die kaum ein ander Bestreben kannten, als ein solches, das ruhmvoll und auch der Zukunft bewundernswürdig wäre; in der Mitte eines regen, sich in manchem Sinn weiter bildenden Hofes, einer Vaterstadt, welche sich durch mancherlei Anstalten zur Cultur der Kunst und Wissenschaft auszeichnete, ward sie bald gewahr, daß auch in ihr ein solcher Keim liege, und freute sich der Ausbildung, die ihr durch die trefflichen Männer, welche späterhin in der Kirche und im Reich der Gelehrsamkeit glänzten, gegeben wurde.

(1756.) Von dort wurde sie früh hinweg gerufen zur Verbindung mit einem jungen Fürsten, der mit ihr zugleich in ein heiteres Leben einzutreten, seiner selbst und der Vortheile des Glücks zu genießen begann. (1757.) Ein Sohn entsprang aus dieser Vereinigung, auf den sich alle Freuden und Hoffnungen versammelten; aber der Vater sollte sich wenig an ihm und an dem zweiten gar nicht erfreuen, der erst nach seinem Tode das Licht der Welt erblickte.

(1758.) Vermünderin von Unmündigen, selbst noch minderjährig, faßte sie sich, bei dem einbrechenden siebenjährigen Kriege, in einer bedenklichen Lage. Als Reichsfürstin verpflichtet, auf derjenigen Seite zu stehen, die sich gegen ihren großen Oheim erklärt hatte, durch die Nähe der Kriegsverwickelungen selbst gedrängt, fand sie eine Beruhigung in dem Besuch des großen verführenden Königs. Ihre Provinzen erfuhren viel Ungemach, doch kein Verderben erdrückte sie.

Endlich zeigte sich der erwünschte Frieden, und ihre ersten Sorgen waren die einer vielfachen Mutter, für das Land und für ihre Söhne. Sie ermüdete nicht mit Geduld und Milde das Gute und Nützliche zu befördern, selbst wo es nicht etwa gleich Grund fassen wollte. Sie erhielt und nährte die Volk bei anhaltender furchtbarer Hungersnoth (1772). Gerechtigkeit und freier Edelmuth bezeichneten alle ihre Regentenschlüsse und Anordnungen.

Eben so war im Innern ihre herzlichste Sorge auf die Söhne gewendet. Vortreffliche, verdienstvolle Lehrer wurden angestellt, wodurch sie zu einer Versammlung vorzüglicher Männer den Anlaß gab, und alles dasjenige begründete, was spät und für dieses besondere Land, ja für das ganze Deutsche Vaterland, so heilsam und bedeutend wirkte.

Alles Beflissene mag das Leben leeren kann, suchte sie sogleich, nach dem gegebenen Maß, um sich zu versammeln, und sie war im Begriff mit Freude und Zutrauen das gemeinschaftliche Verwaltete ihren Durchlauchtigsten Söhnen zu übergeben (1774), als das unerwartete Unglück des Weimarischen Schloßbrandes die gehoffte Freude in Trauer und Sorgen verwandelte. Aber auch hier zeigte sie den angeborenen Geist: denn unter großen Verderbnissen zu Milderung so wie zu Benutzung der Folgen dieses Unglücks übergab sie ruhmvoll ihrem zur Volljährigkeit erwachsenen Erstgeborenen die Regierung seiner väterlichen Staaten, und trat eine vorgenommene Abtheilung des Lebens an.

Ihre Regentschaft brachte dem Lande mannigfaltiges Glück, ja das Unglück selbst gab Anlaß zu Verbesserungen. Aber dazu fähig war nahm sie an. Gerechtigkeit, Staatswirthschaft, Polizei befestigten, entwickelten, bestätigten sich. Ein ganz anderer Geist war über Hof und Stadt gekommen. Bedeutende Fremde von Stand, Gelehrte, Künstler, wirkten belebend oder bleibend. Der Gebrauch einer großen Bibliothek wurde frei gegeben, ein gutes Theater unterhalten, und die neue Generation zur Ausbildung des Geistes veranlaßt. Man untersuchte den Zustand der Akademie Jena. Der Fürstin Freigebigkeit machte die vorgeschlagenen Einrichtungen möglich, und so wurde diese Anstalt befestigt und weiter verbreitet fähig gemacht.

Mit welcher freudigen Empfindung mußte sie nun,

unter den Händen ihres unermüdeten Sohnes, selbst über Hoffnung und Erwartung, alle ihre früheren Wünsche erfüllt sehen, um so mehr, als nach und nach aus der glücklichen Ehe-Verbindung eine würdige frohe Nachkommenschaft sich entwickelte.

Das ruhige Bewußtseyn ihre Pflicht gethan, das was ihr obgelag, geleistet zu haben, begleitete sie zu einem stillen, mit Neigung gewählten Privatleben, wo sie sich, von Kunst und Wissenschaft, so wie von der schönen Natur ihres ländlichen Aufenthalts umgeben, glücklich fühlte. Sie suchte sich im Umgang geistreicher Personen, und sonst sich Verdienste dieser Art anzuknüpfen, zu erhalten und nützlich zu machen; ja es ist kein bedeutender Name von Weimar ausgegangen, der nicht in ihrem Kreis früher oder später gewirkt hätte. So hat sie selbst sich vor zweimal Reisen jenseits der Alpen (1788, um für ihre Gesundheit Bewegung und ein milderes Klima zu suchen: denn kurz vorher erfuhr sie einen Anfall, der das Ende ihrer Tage herbeizuführen schien. Aber einen höhern Genuß hatte sie von dem Anschauen dessen, was sie in den Künsten so lange geahnet hatte, besonders von der Musik, von der sie sich früher gründlich zu unterrichten wußte; eine neue Erweiterung der Lebensansichten durch die Bekanntschaft edler und gebildeter Menschen, die jene glücklichen Gegenden als Eingeborne oder Fremde verherrlichten, und jede Stunde des Umgangs zu einem merkwürdigen Zeitmoment erhoben.

Manche Freude erwartete sie nach ihrer Zurückkunft, als sie, mit mancherlei Schätzen der Kunst und der Erfahrung geschmückt, ihre häusliche Schwelle betrat 1804. Die Vermählung ihres blühenden Enkels mit einer unvergleichlichen Prinzessin, die erwünschten ehelichen Reigen zahlen zu Fünf Acten, wobei sie sich des mit redlichem Eifer, diesem Kunstsinn und wohlbedachtem Geschmack wieder aufgerichteten und ausgeschmückten Schlosses erfreuen konnte, und uns dessen sich, daß zum Ersatz für so manches frühe Leiden und Entbehren, ihr Leben sich in ein langes und ruhiges Alter verlieren würde.

Aber es war von dem Allen Denkenden anders vorgesehen. Hatte sie während dieser gezeichneten Lebensjahre manches Unsymmach tief empfunden, vor Jahren den Verlust zweier tapferen Brüder, die auf Heeresflügen ihren Tod fanden, eines dritten, der sich für andere aufopferte, von den Fluthen verschlungen wurde, eines geliebten entfernten Sohnes, später eines verehrten, als Gast bei der einäschernden Brunst, und eines hoffnungsvollen liebenswürdigen Enkels, so hatte sie sich mit innerlicher Kraft immer wieder zu fassen und den Lebensfaden wieder zu ergreifen gewußt. Aber in diesen letzten Jahren, da der unbarmherzige Krieg, nachdem er unser so lange geschont, uns endlich und sie ergriff, da sie, um eine herrlich gebildete Jugend auf dem wilden Drange zu retten, ihre Wohnung verließ, eingedenk jener Stunden, als die Flamme sie aus ihren Zimmern und Sälen verdrängte, nun bei diesen Gefahren und Beschwerden der Reise, bei dem Unglück, das sich über ein volles verwandtes, über ihr eigenes Haus verbreitete, bei dem Tode des letzten einzig geliebten und verehrten Bruders, in dem Augenblick, da sie alle ihre auf den festesten Besitz, auf wohl erworbenen Familienruhm gebauten jugendlichen Hoffnungen, Erwartungen von jener Seite verschwinden sah: da scheint ihr Herz nicht länger gehalten und ihr muthiger Geist gegen den Andrang irdischer Kräfte das Uebergewicht verloren zu haben. Doch blieb sie noch immer sich selbst gleich, im Aeußern ruhig, gefällig, anmuthig, theilnehmend und mittheilend, und niemand aus ihrer Umgebung konnte fürchten, sie so geschwind aufgelöst zu sehen. Sie wanderte, sich für krank zu erklären, ihre Krankheit war kein Leiden, sie schied aus der Gesellschaft der Ihrigen, wie sie gelebt hatte (1807, den 10. Apr.). Ihr Tod, ihr Verlust sollte nur schmerzen, als nothwendig, unvermeidlich, nicht durch zufällige, bängliche, angstvolle Nebenumstände.

Und wem von uns ist in gegenwärtigen Augenblicken, wo die Erinnerung vergangner Uebel, zu der Furcht vor zukünftigen gesellt, gar manches Gemüth beängstigt, nicht ein solches Bild standhaft ruhiger Ergebung tröstlich und aufrichtend! Wer von uns darf sagen: meine Leiden waren so groß als die übrigen, und wenn jemand eine solche traurige Vergleichung anstellen könnte, so würde er sich an einem so erhabnen Beispiele gestärkt und erquickt fühlen.

Ja! — wir hören zu unserer ersten Betrachtung zurück — das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dorther, gleich Sternen, entgegen leuchten, als Richtpunkte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen, als Vollendete, Selige.

Zu

brüderlichem Andenken Wielands.

1815.

Durchlauchtigster Protector,
Sehr Ehrwürdiger Meister,
Verehrungswürdigste Anwesende!

Ob es gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung geziemen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen sich entgegen zu stellen, und das, was unsere weisen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenmächtig zu verändern, so würde ich doch, stünde mir der Zauberstab wirklich zu Gebote, den die Muse unserm abgeschiedenen Freunde gastig anvertraut, ich würde diese ganze düstere Umgebung augenblicklich in eine heitere verwandeln: diese Finstere müßte sich gleich vor Ihren Augen erhellen, und ein festlich geschmückter Saal mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, so frei und klar als das Leben unseres Freundes, sollte vor Ihnen erscheinen. Da möchten die Schlangen seiner liebenden Phantasie Ihren Augen, Ihren Geist angiehn, der Olymp mit seinen Göttern, eingeführet durch die Musen, geschmückt durch die Grazien, sollte zum lebendigen Zeugniß dienen, daß derjenige, der in so heiterer Umgebung gelebt, und diese Heiterkeit gemäß auch von uns geschieden, unter die glücklichsten Menschen zu zählen, und keineswegs mit Klage, sondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu bestatten sey.

Was ich jedoch den äußern Sinnen nicht darstellen kann, sey den innern dargebracht. Achtzig Jahre, wie viel in wenigen Stunden! Wer von uns wagt es, in der Geschwindigkeit zu durchlaufen und sich zu vergegenwärtigen, was so viele Jahre, wohl angewandt, bedeuten? Wer von uns möchte behaupten, daß er den Werth eines, in jedem Betracht vollständigen, Lebens sogleich zu ermessen und zu schätzen wisse?

Begleiten wir unsern Freund auf dem Stufengange seiner Tage, sehen wir ihn als Knaben, Jüngling, Mann und Greis, so finden wir, daß ihm das ungemeine Glück zu Theil ward, die Bürde einer jeden dieser Jahreszeiten zu pflücken, denn auch das hohe Alter hat seine Bürde, und auch dieser auf das betrübte sich zu fremen war ihm gegönnt. Nur wenig Monate sind es, als wir verbundnen Brüder wir schwungvolle Lyrika für ihn mit Rosen bekränzten, um auszudrücken, daß wenn Anakreon der Greis, seine erhöhte Sinnlichkeit mit leichten Reflexionen zu schmücken unternahm, die sittliche Sinnlichkeit, die genußsatte, geistreiche, beschauende Freude unseres Edlen einen leichten, gedrängt gewundenen Kranz verdiente.

Wenige Wochen sind es, daß dieser treffliche Freund noch unsern Zusammenkünften nicht nur beiwohnte, sondern auch in ihnen thätig wirkte. Er hat seinen Ausgang aus dem Irdischen durch unsern Kreis hindurch genommen; wir waren ihm auch noch zuletzt die Nächsten, und wenn das Vaterland, so wie das Ausland, sein Andenken feiert, wie sollte dies früher und kräftiger geschehen, als bei uns!

Den ehrwürdigen Gebeten unserer Meister habe ich mich dabei nicht entziehen dürfen, und spreche in dieser angesehenen Versammlung zu seinem Andenken um so lieber einige Worte, als sie flüchtige Vorläufer sepn können dessen, was künftig die Welt, was unsere Verbrüderung für ihn thun wird. Diese Gesinnung ist's, diese Ansicht, um derentwillen ich mir ein genügtes Gehör erbitten darf; und wenn dasjenige, was ich mehr aus einer fast vierzig Jahre geprüften Neigung, als aus rednerischer Ueberlegung, keineswegs in gehöriger Verbindung, sondern vielmehr in kurzen Sätzen, ja sprungweise vortrage, weder des Gelehrten, noch der Rednern den würdig erscheinen dürfte, so muß ich bemerken daß hier nur eine Vorarbeit, ein Entwurf, ja nur der Inhalt und wenn man will, Materialien eines künftigen Werks zu erwarten seyen. Und so werde denn, ohne weiteres Zaudern, zu dem uns so lieben, werthen, ja heiligen Gegenstand geschritten!

Wieland war in der Nähe von Biberach, einer kleinen Reichsstadt in Schwaben, 1733, geboren. Sein Vater, ein evangelischer Geistlicher, gab ihm eine sorgfältige Erziehung und legte bei ihm den ersten Grund der Schulkenntnisse. Hierauf ward er nach Kloster Bergen an der Elbe gesendet, wo eine Erziehungs- und Lehranstalt, unter der Aufsicht des wahrhaft frommen Abts Steinmetz, in gutem Rufe stand. Von da begab er sich auf die Universität zu Tübingen, sodann lebte er einige Zeit als Hauslehrer in Bern, ward aber bald nach Zürich zu Bodmern gezogen, den man in Süddeutschland, wie Gleimen nachher in Norddeutschland, die Hebamme des Genie's nennen konnte. Dort überließ er sich ganz der Lust, welche das Schriftverweben bringen der Jugend verschafft, ohne daß die höhern Forderungen der Kunst dabei zur Sprache kommen. Doch entwickt er sich bald jenen Verhältnissen, kehrte in seine Vaterstadt zurück, und ward von nun an sein eigner Lehrer und Bildner, indem er auf das rastloseste seine überreich poetische Neigung fortsetzte. Die mechanischen Amtsgeschäfte eines Vorstehers der Canzlei raubten ihm zwar Zeit, aber nicht Lust und Muth, und damit ja kein Geist in so engen Verhältnissen nicht verkümmerte, wurde er dem in der Nähe begüterten Grafen Stadion, churfürstlich Mainzischem Minister, bekannt. In diesem angesehenen, wohleingerichteten Hause wußte ihn zuerst die Welt- und Hofluft an's innere und äußere Staatsverhältniß binden, ihm nicht fremd, und ein Genuß für das ganze Leben ward ihm

der Graf. Hierdurch blieb er dem Churfürsten von Mainz nicht unbekannt, und als unter Emmerich Joseph die Akademie zu Erfurt wieder belebt werden sollte, so berief man unsern Freund dahin, und bethätigte dadurch die dulfsamen Gesinnungen, welche sich über alle christlichen Religionsverwandten, ja über die ganze Menschheit, vom Anfange des Jahrhunderts her verbreitet.

Er konnte nicht lange in Erfurt wirken, ohne der Herzogin Regentin von Weimar bekannt zu werden, wo ihm der für alles Gute so thätige Carl von Dalberg einzuflößen nicht ermangelte. Ein auslandend bildender Unterricht ihrer fürstlichen Söhne war das Hauptaugenmerk einer zärtlichen, selbst höchst gebildeten Mutter, und so ward er berufen, damit er seine literarischen Talente, seine sittlichen Vorzüge zum Besten des fürstlichen Hauses, zu unserm Land und zum Wohl des Ganzen verwendete.

Die ihm nach Vollendung des Erziehungsgeschäfts zugesagte Ruhe wurde ihm freilich gegeben, und als ihm eine mehr als zugesagte Erleichterung seiner häuslichen Umstände zu Theil ward, führte er seit beinahe vierzig Jahren ein seiner Natur und seinen Wünschen völlig gemäßes Leben.

Die Wirkungen Wielands auf das Publikum waren ununterbrochen und dauernd. Er hat sein Zeitalter sich zugebildet, dem Geschmack seiner Zeitgenossen so wichtigen Urtheil eine entschiedene Richtung gegeben, dergestalt, daß seine Verdienste schon genugsam erkannt, geschätzt, ja geschildert sind. In manchem Werke über Deutsche Literatur ist so ehrenvoll als sinnig über ihn gesprochen; ich gedenke nur dessen, was Küttner, Eschenburg, Manso, Eichhorn von ihm geäußert haben.

Und weder kann die große Wirkung, welche er auf die Deutschen ausübte, Sie war eine Folge der Tüchtigkeit und der Offenheit seines Wesens. Mensch und Schriftsteller hatten sich in ihm ganz durchdrungen, er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. In Versen und Prose verhehlte er niemals was ihm augenblicklich zu Sinne, wie es ihm jedesmal zu Muthe sey, und so schrieb er auch urtheilend und urtheilte schreibend. Aus der Freudigkeit seines Geists entquoll die Fruchtbarkeit seiner Feder.

Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als eines rednerischen Prunks, er gilt hier ganz eigentlich, und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftsteller dadurch huldigte, daß sie sich eines Kiels, womit er seine Werke geschrieben, zu bemächtigen suchte, so dürfte der Kiel, dessen sich Wieland bediente, gewiß vor vielen dieser Aufzeichnung würdig seyn. Denn daß er alles mit eigener Hand und sehr schön schrieb, zugleich mit Freiheit und Gemessenheit, daß er das Geschriebene immer vor Augen hatte, sorgfältig prüfte, verbesserte, besserte, umverdrossen bildete und umbildete, ja nicht müde ward, Werke von Umfang wiederholt abzuschreiben, dieses gab seinen Productionen das Zarte, Zierliche, Faßliche, das Natürlichelegante, welches nicht durch Bemühung, sondern durch heitere, genialische Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Werk hervorgebracht werden kann.

Diese sorgfältige Bearbeitung seiner Schriften entsprang aus einer steten Ueberzeugung, welche zu Ende seines Schweizerischen Aufenthaltes in ihm mag hervorgetreten seyn, als die Unzahl des Hervorbringens sich in etwas legte, und der Wunsch, ein Vollendetes dem Gemeinwesen darzubringen, entschiedener und deutlicher rege ward.

Da nun bei ihm der Mann und der Dichter Eine Person ausmachten, so werden wir, wenn wir von jenen reden, auch diesen zugleich schildern. Reichthum und Beweglichkeit, Begleiterinnen dichterischer und rednerischer Talente, beherrschten ihn in einem hohen Grade; aber eine mehr angebildete als angeborne Mäßigung hielt ihnen das Gleichgewicht. Unser Freund war des Enthusiasmus in höchstem Grade fähig, und in der Jugend gab er sich ihm ganz hin, und dieses um so lebhafter und anhaltender, als jene schöne Zeit, in welcher der Jüngling den Werth und die Würde des Vortrefflichsten, es sey erreichbar oder unerreichbar, in sich fühlt, für ihn sich durch mehrere Jahre exaltirte.

Jene frohen, reinen Gefilde der gar einen Zeit, jene Paradiese der Unschuld, bevölkerte er länger als andere. Sein Geburtshaus, wo ein gebildet der Geistlicher als Vater waltete, das walte, an den Ufern der Elbe linderumgrünende Kloster Bergen, wo ein frommer Lehrer patriarchalisch wirkte, das in seinen Grundformen noch klösterliche Tübingen, jene einfachen Schweizerwohnungen, umrauscht von Bächen, besäumt von Seen, umschlossen von Felsen, überall fand er sein Delphi wieder, überall die Haine, in denen er, als ein schon erwachsener gebildeter Jüngling, noch immer schwärmte. Dort zeigen ihm die Denkmale mächtig an, die uns von der männlichen Unschuld der Griechen hinterlassen sind. Gyrus, Araspes und Panthea und gleich hohe Gestalten leben in ihm auf, er bildete den Platonischen Geist in sich weben, er fühlte, daß er dessen bedürfe, um jene Bilder für sich und für andere wiederzubringen, und dieses um so eher, als er nicht sowohl dichterische Schattenbilder hervorrufen, sondern vielmehr wirkliche Wesen einen sittlichen Einfluß zu verschaffen hoffte.

Aber gerade daß er so lange in diesen höheren Regionen zu verweilen das Glück hatte, daß er alles was er dachte, fühlte, in sich bildete, träumte, wähnte, lange Zeit für die vollkommenste Wirklichkeit halten durfte, eben dieses verleitete ihn die Frucht, die er von dem Baum des Erkenntnisses zu pflücken endlich genöthigt ward.

Wer kann dem Conflikt mit der Außenwelt entgehen? Auch unser Freund wird in diesen Streit hineingezogen; ungern läßt er sich durch Erfahrung und Leben widersprechen, und da ihm nach langem Straüben nicht gelingen will, jene herrlichen Gestalten mit denen der gemeinen Welt, jenes hohe Wollen mit den Bedürfnissen des Tags zu vereinigen, entschließt er sich, das Wirkliche für das Nothwendige gelten zu lassen, und erklärt das ihm bisher Naturgeschienene für Phantasterei.

Aber auch hier zeigt sich sein Eigenthümliches, die Energie seines Geistes bewundernswürdig. Bei aller Lebensfülle, bei so starker Lebenslust bei herrlichen inneren Anlagen, bei redlichen geistigen Wünschen und Absichten, fühlt er sich von der Welt verletzt und um seine größten Schätze beraubt. Regungen kann er nun mehr in der Erfahrung wiederfinden, was so viele Jahre sein Glück gemacht hatte, ja der innigste Grund seines Lebens gewesen war, aber er verbirgt sich nicht in eitlen Klagen, deren wir in Prosa und Versen von andern so viele kennen, sondern er entschließt sich zur Gegenwirkung. Er kündigt allem, was sich in der Wirklichkeit nicht immer nachweisen läßt, den Krieg an, gegenüberstellt alle der Platonischen Lieb, sodann alle dogmatisirenden Philosophie, besonders der beiden Extremen, der Stoischen und Pythagoreischen. Unser sonnich arbeitet er ferner dem neuen Fanatismus und allem, was dem Raffinirt-excentrisch erscheint, entgegen.

Aber sogleich überfällt ihn die Sorge, er möge zu weit gehen, er möge selbst phantastisch handeln, und nun beginnt er zugleich einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit. Er lehnt sich auf gegen alles, was wir unter dem Wort Philisterei zu begreifen gewohnt sind, so

gen stockende Pedanterei, kleinstädtisches Wesen, kümmerliche äußere Sitte, beschränkte Kritik, falsche Sprödigkeit, platte Behaglichkeit, anmaßliche Würde, und wie diese Ungestalten, deren Name Legion ist, nur alle zu bezeichnen seyn mögen.

Hierbei verfährt er durchaus genialisch, ohne Verlust und Selbstbewußtseyn. Er findet sich in der Klemme zwischen dem Denkbaren und dem Wirklichen, und indem er beide zu gewaltigen oder zu verbinden Mäßigung anraten muß, so muß er selbst an sich halten, und, indem er gerecht seyn will, parteiisch werden.

Die vorzüglichste seine Rechtschrift über Engländer und ihre Wirkung in der sittlichen Welt, eines Addison, eines Steele, hatten ihn schon längst angezogen; nun findet er aber in dieser Gesellschaft einen Mann, dessen Sinnesart ihm weit gemäßer ist.

Shaftesbury, den ich nur zu nennen brauche, um jedem Gebildeten einen trefflichen Denker ins Gedächtniß zu rufen, Shaftesbury lebte zu einer Zeit, wo in der Religion seines Vaterlands manche Bewegung ging, wo die herrschende Kirche mit Gewalt die Andersgesinnten zu bezähmen dachte. Auch den Staat, die Sitten betrat so manches, was einen Verständigen Bedenklichkeiten in Sorge setzen muß. Gegen alles dieses, glaubte er, sey am besten durch Freisinn zu wirken; nur das, was man mit Heiterkeit ansehe, werde man recht sehn, war seine Meinung. Wer mit Heiterkeit in seinen eigenen Busen schauen könne, müsse ein guter Mann seyn. Daraus komme alles an, und alles übrige Gute entspringe daher. Geist, Witz, Humor seyen die ächten Organe, womit ein solches Gemüth die Welt anfasse. Alle Gegenstände, selbst die ernstesten, müßten eine solche Klarheit und Freiheit vertragen, wenn sie nicht mit einer nur anmaßlichen Würde prunkten, sondern einen ächten, die Probe nicht schwachen Werth in sich selbst enthielten. Bei diesem gesitteten Versuch, die Gegenstände zu gewältigen, konnte man nicht umhin, sich nach entscheidenden Behörden umzusehen, und so ward einerseits der Menschenverstand über den Inhalt, und der Geschmack über die Art des Vortrags zum Richter gesetzt.

An einem solchen Manne fand nun unser Wieland nicht einen Vorgänger, dem er folgen, nicht einen Genossen, mit dem er arbeiten sollte, sondern einen wahrhaften älteren Zwillingsbruder im Geiste, dem er vollkommen glich, ohne nach ihm gebildet zu seyn; wie man denn von Menschen nicht sagen könnte, welcher das Original, und welcher die Copie sey.

Was jener, in einem höheren Stande geboren, an sittlichen Mitteln mehr begabt, durch Reisen, Aemter, Weltumsicht mehr begünstigt, in einem weiteren Kreise, zu einer ernsteren Zeit, in dem merkwürdigen England leistete, eben dieses darirte unser Freund von einem anfangs sehr beschränkten Punkt aus, durch eine behartliche Thätigkeit, durch ein stetiges Würken in seinem überall von Land und Leuten umgränzten Vaterlande, und das Resultat davon war, damit wir uns bei unserm gedrängten Vortrage eines kurzen, aber allgemein verständlichen Worts bedienen, jene Popularphilosophie, wodurch ein praktisch gebildeter Sinn zum Urtheil über den moralischen Werth der Dinge, so wie über ihren ästhetischen zum Richter bestellt wird.

Diese, in England verbreitet und auch in Deutschland durch Umstände gefordert, ward also durch dichterische und gelehrte Werke, ja durchs Leben selbst, von unserm Freunde, in Gesellschaft von unzähligen Wohlgesinnten verbreitet.

Haben wir jedoch, in sofern von Ansicht, Gesinnung, Uebersicht die Rede seyn kann, Shaftesbury und Wieland vollkommen ähnlich gefunden, so war doch dieser jenem an Talent weit überlegen, denn was der Engländer verständig lehrt und wünscht, das weiß der Deutsche, in Versen und Prosa, dichterisch und rednerisch auszuführen.

Zu dieser Ausführung aber mußte ihm die Französische Behandlungsweise am meisten zusagen. Heiterkeit, Witz, Geist, Eleganz ist in Frankreich schon vorhanden; seine blühende Einbildungskraft, welche sich jetzt nur mit leichten und freien Gegenständen beschäftigen will, wendet sich nach den Feen- und Ritternmärchen, welche ihm die größte Freiheit gewähren. Auch hier reicht ihm Frankreich in der Tausend und Einen Nacht, in der Romanenbibliothek schon halb verarbeitete zugerichtete Stoffe, indessen die alten Schätze dieses Fachs, welche Deutschland besitzt, noch roh und ungenießbar dalagen.

Gerade diese Gedichte sind es, welche Wielands Ruhm am meisten verbreiteten und bestätigten. Ihre Mannigfaltigkeit fand bei jedermann Eingang, und selbst die ernsteren Deutschen ließen sie sich gefallen; denn alle diese Werke traten wirklich zur rechten und günstigen Zeit hervor. Sie waren alle so dem Sinne geschrieben, den wir eben entwickelt haben. Oft unternahm der ästhetische Dichter das Kunststück, ganz gleichgültigen Stoffen durch die Beardeitung einen hohen Werth zu geben, und wenn es nicht zu läugnen ist, daß er bald den Verstand über die höheren Kräfte, bald die Sinnlichkeit über die sittlichen triumphiren läßt, so muß man doch auch gestehn, daß am rechten Ort alles, was schöne Seelen nur zieren mag, die Oberhand habe.

Früher, wo nicht als alle doch als die meisten dieser Arbeiten, war die Uebersetzung Shakspeare's. Wieland fürchtete nicht, durch Studien seiner Originalität Eintrag zu thun, ja schon früh war er überzeugt, daß, wie durch Bearbeitung schon bekannter Stoffe, so auch durch Uebersetzung vorhandener Werke, ein lebhafter reicher Geist die beste Erquickung fände.

Shakspearen zu übersetzen, war in jenen Tagen ein kühner Gedanke, weil selbst gebildete Literatoren die Möglichkeit läugneten, daß ein solches Unternehmen gelingen könne. Wieland übersetzte mit Freiheit, erhaschte den Sinn seines Autors, ließ bei Seite, was ihm nicht übertragbar schien, und so gab er seiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichsten Werken einer andern, seinem Zeitalter die Einsicht in die Höhe Bildung vergangener Jahrhunderte.

Diese Uebersetzung, so eine große Wirkung sie in Deutschland hervorgebracht, scheint auf Wieland selbst wenig Einfluß gehabt zu haben. Er stand mit seinem Autor allzusehr in Widerstreit, wie man genugsam erkennt aus den übergangenen und ausgelassenen Stellen mehr noch aus den hinzugefügten Noten, aus welchen die Französische Sinnesart hervorblickt.

Andrerseits aber sind ihm die Griechen, in ihrer Mäßigung und Reinheit, höchst schätzbare Muster. Er hielt sich mit ihnen durch Geschmack verbunden; Relation, Sitten, Verfassung, alles gibt ihm Anlaß, seine Vielseitigkeit zu üben, und da weder die Götter, noch die Heldensagen, weder das Volk noch die Völker, so wenig als die Staats- und Kriegsleute sich unter einander vertragen, so findet er überall die erwünschteste Gelegenheit, indem er zu tadeln und zu schelten scheint, seine billige, duldsame, menschliche Lehre wiederholt einzuschärfen.

Zugleich gefällt er sich, problematische Charaktere darzustellen, und es macht ihm z. B. Vergnügen, ohne Rücksicht auf weiblich Keuschheit, das Liebenswürdige einer Musarion, Lais und Phryne hervorzuheben, und ihre Lebensweisheit über die Schulweisheit der Philosophen zu erheben.

Aber auch unter diesen findet er einen Mann, den er als Repräsentanten seiner Gesinnungen ausbilden und

darſtellen kann, ich meine Ariſtippen. Hier ſind Philoſophie und Weltgenuß durch eine kluge Beſchränkung ſo heiter und wünſchenswerth verbunden, daß man ſich als Mitbewohner in einem ſo ſchönen Lande, in ſo guter Geſellſchaft zu finden wünſcht. Man tritt ſo gern mit dieſen unterrichteten, weltdenkenden, gebildeten, freyen Menſchen in Verbindung, ja man glaubt, ſo lange man in Gedanken unter ihnen wandelt, auch wie ſie geſinnt zu ſeyn, wie ſie zu denken.

In dieſen Geiſtern erblickt ſich unſer Freund durch ſorgfältige Verbindungen, welche dem Ueberſetzer noch mehr als dem Dichter nothwendig ſind; und ſo entſtand der Deutſche Lucian, der uns den Griechiſchen um beſte, ehrbarer darſtellen mußte, als Verfaſſer und Ueberſetzer für wahrhafte Geiſt überwunden gelten können.

Ein Mann von ſolchen Talenten aber, gründlich er auch noch ſo ſehr das Gebrannte, wird ſich doch manchemal verſucht fühlen, die Linie des Anſtändigen und Schicklichen zu überſchreiten, da von jeher das Genie ſolche Kunſtſtücke unter ſeine Gerechtſame gezählt hat. Dieſen Trieb befriedigte Wieland, indem er ſich dem kühnen, aus tauſendfachen Ariſtophanes anzugleichen ſuchte, und die eben ſo verwegnen als geiſtreichen Scherze durch eigne angeborne Grazie gemildert überzutragen wußte.

Freylich war zu allen dieſen Darſtellungen auch eine Einſicht in die höhere bildende Kunſt nöthig, und da unſerm Freund niemals das Anſchauen jener überbildenden alten Meiſterwerke gegönnt ward, ſo ſuchte er durch den Gedanken ſich zu ihnen zu erheben, ſie durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, hergeſtalt, daß man herumkehren muß, wie der verzügliche Geiſt ſich auch von dem Entfernten einen Begriff zu machen weiß, ja es würde ihm vollkommen gelungen ſeyn, hätte ihn nicht eben ſeine lebenswerthe Vollſtändigkeit abgehalten, entſchiedene Schritte zu thun; denn die Kunſt überhaupt, beſonders aber die der Alten, läßt ſich ohne Enthuſiasmus weder faſſen noch begreifen. Wer nicht mit Erſtaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligthum. Unſer Freund aber war viel zu bedächtig, und wie hätte er auch in dieſem einzigen Falle eine Ausnahme von ſeinem allgemeinen Lebenswege machen ſollen?

War er jedoch mit den Griechen durch Geſchmack nah verwandt, ſo war es mit den Römern noch mehr durch Geſinnung. Nicht daß er ſich durch republikaniſchen oder patriotiſchen Eifer hätte hinreißen laſſen, ſondern er findet, wie er ſich den Griechen gewiſſermaßen nur anbichtete, unter den Römern wirklich ſeines Gleichen. Horaz hat viel Aehnliches von ihm; ſelbſt kunſtreich, ſelbſt Hof- und Weltmann iſt er ein verſtändiger Beurtheiler des Hofs und der Kunſt; Cicero, Plinius, Gebner, Staatsmann, thätiger Bürger, und beide aus unſcheinbaren Anfängen zu großen Würden und Ehren gelangt.

Wie gern mag ſich unſer Freund, indem er ſich mit den Werken dieſer beiden Männer beſchäftigte, in ihr Jahrhundert, in ihre Umgebungen, zu ihren Zeitgenoſſen verſetzen, um uns ein anſchauliches Bild jener Vergangenheit zu überliefern, und es gelingt ihm zum Erſtaunen. Vielleicht könnte man im Ganzen mehr Weitläufigkeit gegen die Menſchen verlangen, mit denen er ſich beſchäftigt, aber er fürchtet ſich ſo ſehr vor der Parteilichkeit, daß er lieber gegen ſie als für ſie Partei nehmen mag.

Es giebt zwey Ueberſetzungsmaximen: die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herüber gebracht werde, hergeſtalt, daß wir ihn als den unſrigen anſehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung, daß wir uns zu dem Fremden hinüber begeben und uns in ſeine Zuſtände, ſeine Sprachweiſe, ſeine Eigenheiten finden ſollen. Die Vorzüge von beiden ſind durch muſterhafte Beiſpiele allen gebildeten Menſchen genugſam bekannt. Unſer Freund, der auch hier den Mittelweg ſuchte, war bereit zu verbinden bemüht, doch zog er als Mann von Gefühl und Geſchmack in zweifelhaften Fällen die erſte Maxime vor.

Niemand hat vielleicht ſo innig empfunden, welch verwickeltes Geſchäft eine Ueberſetzung ſey, als er. Wie tief war er überzeugt, daß nicht das Wort, ſondern der Sinn belehre. Man betrachte, wie er in ſeinen Einleitungen uns erſt in die Zeit zu verſetzen und mit den Perſonen vertraut zu machen bemüht iſt, wie er alsdann ſeinen Autor auf eine uns ſchon bekannte, unſerem Sinn und Ohr verwandte Weiſe ſprechen läßt, und zuletzt noch manche Eigenheit, welche dunkel bleiben, Zweifel erregen, anſtößig werden könnte, in Noten auszulegen und zu beſeitigen ſucht. Durch dieſe dreifache Bemühung ſieht man recht wohl, hat er ſich erſt ſeines Gegenſtandes bemächtigt, und ſo giebt er ſich denn auch die redlichſte Mühe, uns in den Fall zu ſetzen, daß ſeine Einſicht uns mittheilt werde, auf daß wir auch den Genuß mit ihm theilen.

Ob er nun gleich mehrerer Sprachen mächtig war, ſo hielt er ſich doch faſt an die beiden, in denen uns der Werth und die Würde der Vorwelt am reinſten überliefert iſt. Denn ſo wenig wir läugnen wollen, daß aus den Fundgruben anderer alten Literaturen mancher Schatz gefördert worden und noch zu fordern iſt, ſo wenig wird man uns widerſprechen, wenn wir behaupten, die Sprache der Griechen und Römer habe uns bis auf den heutigen Tag köſtliche Gaben überliefert, die an Gehalt dem übrigen Weſen gleich, der Form nach allem andern vorzuziehen ſind.

Die Deutſche Reichsverfaſſung, welche ſo viele kleine Staaten in ſich begriff, ähnlich darin der Griechiſchen. Die geringſte, unſcheinbare, ja unſichtbare Stadt, weil ſie ein eignes Intereſſe hatte, mußte ſolches in ſich hegen, erhalten und gegen die Nachbarn vertheidigen. Daher war ihre Jugend frühzeitig aufgeweckt und aufgefordert über Staatsverhältniſſe nachzudenken. Und ſo war auch Wieland, als Gaſtgeberwerfer einer der kleinſten Reichsſtädte, in dem Fall, Patriot und im beſſern Sinne Demagog zu ſeyn, wie er denn einmal über einen ſolchen Gegenſtand die geiſtige Angabe des benachbarten Grafen Stadion, ſeines Gönners, lieber auf ſich zu nehmen, als unpatriotiſch nachzugeben, die Entſchließung faßte.

Schon ſein Agathon belehrt uns, daß er auch in dieſem Fache geregelten Geſinnungen den Vorzug gab, indeß gewann er doch Gegenſtänden ſo viel Intereſſe ab, daß alle ſeine Beſchäftigungen und Neigungen in der Folge ihn nicht hinderten, über dieſelben zu denken. Beſonders fühlte er ſich aufs neue dazu aufgefordert, als er ſich einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung hoffnungsvoller Fürſten verſprechen durfte.

Aus allen den Werken, die er in dieſer Art geliefert, tritt ein wohlbegreiflicher Sinn hervor, und da ſie in einer Zeit geſchrieben ſind, wo die Macht der Alleinherrſchaft noch nicht erſchüttert war, ſo iſt ſein Hauptaugenmerk, den Machthabern ihre Pflichten dringend vorzuſtellen und ſie auf das Glück hinzuweiſen, das ſie in dem Glück der Ihrigen finden ſollten.

Nun aber trat die Epoche ein, in der eine aufgeregte Nation alles bisher beſtandene niederriß und die Geiſter aller Erdebewohner zu einer allgemeinen Geſetzgebung zu berufen ſchien. Auch hierüber erklärt er ſich mit unerſchrockener Beſcheidenheit und ſucht durch verſtändige Vorſtellungen, die er unter mancherley Formen verkleidet, irgend ein Gleichgewicht in der bewegten Maſſe hervorzubringen. Da aber der Tumult der Anarchie immer beſtä-

gar wird, und eine freiwillige Vereinigung der Musse unbenkbar erscheint, so ist er der Erste, der die Ehrherrschaft wieder anruft und den Mann bezeichnet, der das Wunder der Wiederherstellung vollbringen werde.

Bekannt mag nun wohl, daß unser Freund über diese Gegenstände nicht etwa hinbrütete, sondern gleichzeitig geschrieben, und als Herausgeber eines vielgelesenen Journals Gelegenheit hatte, ja genöthigt war, sich namentlich aus dem Stegreife vernehmen zu lassen. So wird derjenige, der seinem 8 jährigen ehrenvollen Amte zu folgen braucht ist, nicht ohne Bewunderung gewahr werden, mit welcher Aufmerksamkeit er den raschen Wechsel der Dinge des Tags fesste und mit welcher Klugheit er sich als ein Deutscher und als ein denkender theilnehmender Mann durchaus benommen hat. Und hier ist es der Ort, der für Deutschland so wichtigen Zeitschrift, des Deutschen Mercurs zu gedenken. Dieses Unternehmen war nicht das erste in seiner Art, ab r doch zu jener Zeit neu und bedeutend. Ihm verschaffte sogleich der Name des Herausgebers ein großes Zutrauen: denn daß ein Mann, der selbst dichtete, auch die Gedichte anderer in die Welt einzuführen versprach, daß ein Schriftsteller, dem man so herrliche Werke verdankte, selbst urtheilen, seine Meinung öffentlich bekennen wollte, dies erregte die größten Hoffnungen. Auch versammelten sich werthvolle Männer bald um ihn her, und dieser Verein vorzüglicher Literatoren wirkte so viel, daß man durch mehrere Jahre hin sich des Mercurs als Leitfadens in unserer Literargeschichte bedienen kann. Auf das Publikum überhaupt war die Wirkung groß und bedeutend; denn wenn auf der einen Seite das Lesen und Urtheilen über eine größere Masse sich verbreitete, so ward auch die Lust, sich augenblicklich mitzutheilen, bei einem jeden rege, der irgend etwas zu geben hatte. Mehr als er erwartete und verlangte, floß dem Herausgeber zu; sein Glück weckte Nachahmer, ähnliche Zeitschriften entstanden, die erst monatlich, dann wochen- und tagweise sich ins Publikum drängten und endlich jene Babylonische Verwirrung hervorbrachten, von der wir Zeuge waren und sind, und die eigentlich daher entspringt, daß jederman reden und niemand hören will.

Was den Werth und die Würde des Deutschen Mercurs viele Jahre durch erhielt, war die dem Herausgeber desselben angeborne Liberalität. Wieland war nicht zum Parteihaupt geschaffen; wer die Mäßigung als Hauptmaxime anerkennt, daß sich seiner Einseitigkeit schuldig machen. Was seinen regen Geist aufregte, suchte er durch Menschenverstand und Geschmack bei sich selbst ins Gleiche zu bringen, und so behandelte er auch seine Mitarbeiter, für die er sich keineswegs entdustasmirte, und wie er die von ihm so hoch geachteten alten Autoren, indem er sie mit Sorgfalt übersetzte, doch öfters in den Noten zu bestreiten pflegte, so machte er auch oft geschickte, ja geliebte Mitarbeiter durch mißbilligende Noten verdrießlich, ja sogar abwendig.

Schon früher hatte unser Freund wegen größerer und kleinerer Schriften gar manche Anfechtung leiden müssen, um so weniger konnte es ihm als Herausgeber einer Zeitschrift an literarischen Fehden ermangeln. Aber auch hier bewährt er sich als immer derselbe. Ein solcher Federkrieg darf ihm niemals lange dauern, und wie sich's einmischen in die Länge ziehen will, so läßt er dem Gegner das letzte Wort, und geht seines gewohnten Pfades.

Ausländer haben scharfsinnig bemerkt, daß Deutsche Schriftsteller weniger als die Autoren anderer Nationen auf das Publikum Rücksicht nehmen, und daß man daher in ihren Schriften den Menschen, der sich selbst ausbildet, den Menschen, der sich selbst etwas zu Danke machen will, und folglich den Charakter desselben, gar bald abnehmen könnte. Diese Eigenschaft haben wir schon oben Wielanden beigeschrieben, und es wird um so interessanter sein, seine Schriften wie sein Leben in dieser Sinne zu treiben und zu verfolgen, als man früher und später den Charakter unserer Freunde aus eben diesen Schriften verdächtig zu machen suchte. Gar viele Menschen sind noch jetzt an ihm irre, weil sie sich vorstellen, der Vielseitige müsse gleichgültig und der Beweglichewankelmüthig sein. Man bedenke nicht, daß der Charakter sich nur durchaus auf Praktische bezieht. Nur in dem, was der Mensch thut, zu thun fortfährt, worauf er beharrt, darin zeigt er Charakter, und in diesem Sinne hat es keinen fehlern, sich selbst immer gleichem Mann zu geben als Wieland. Wenn er sich der Mannigfaltigkeit seiner Empfindungen, der Beweglichkeit seiner Gedanken überließ, keinem einzelnen Gedrucke Herrschaft über sie erlauben wollte, so zeigte er eben dadurch die Festigkeit und Sicherheit seines Sinnes. Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitteldenden als Zeugen auffordern, niemals mit seinen Gesinnungen. Uns so erwarb er sich viele Freunde und erhielt sie. Daß er irgend einen entschiedenen Feind gehabt, ist mir nicht bekannt geworden. Im Genuß seiner dichterischen Arbeiten lebte er viele Jahre in städtischer, bürgerlicher, freundschaftlicher Umgebung, und erreichte die Aufzeichnung eines vollständigen Abdrucks seiner sorgfältig durchgesehenen Werke, zu einer Prachtausgabe derselben.

Aber er sollte noch im Herbst seiner Jahre den Einfluß des Zeitgeistes empfinden und auf eine nicht vorzusehende Weise ein neues Leben, eine neue Jugend beginnen. Der Stamm des holden Friedens hatte lange Zeit über Deutschland gewaltet, äußere allgemeine Sicherheit und Ruhe traf mit den innern, menschlichen, zutrauungsvollen Gesinnungen gar schön zusammen. Der freundliche Städter schien seiner Mauern nicht mehr zu bedürfen, man entzog sich ihnen, man sehnte sich aufs Land. Die Sicherheit des Grundbesitzes gab jedermann Vertrauen, das freie Naturleben zog jedermann an, und wie der gesellig geborne Mensch sich öfters bon süßen Trug verblide den kann, als lebe er besser, bequemer, froher in der Abgeschiedenheit, so schien auch Wieland, dem bereits die höchste literarische Muße gegönnt war, sich nach einem noch mußenhaft ruhigen Aufenthalt umzusehen; und als er gerade in der Nähe von Weimar sich ein Landgut zum süßen Gelegenheit und Kräfte fand, faßte er den Entschluß, daselbst den Rest seines Lebens zuzubringen. Und hier mögen die, welche ihn öfters besuchte, welche mit ihm gelebt, umständlich erzählen, wie er gerade hier in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erschien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, besonders aber, weil er sich den Menschen wohl entziehen, die Menschen ihn aber nicht entbehren konnten, wie er als gastfreier Wirth seine geselligen Tugenden am anmuthigsten entwickelte.

Indeß ich nun sängern Freunde zu dieser idyllischen Darstellung auffordere, so muß ich nur kurz und theilnehmend gedenken, wie diese ländliche Heiterkeit durch das Hinscheiden einer theuern mitgenommenen Freundin und dann durch den Tod seiner werthen, sorgsamen Lebensgefährtin getrübt werden. Er legt diese theuern Reste auf einem Grund und Boden nieder, und indem er sich entschließt, die für ihn allzuviele verflochtene landwirthschaftliche Besorgung aufzugeben, und sich des einzige Jahre frei genießenen Grundbesitzes zu entäußern, so behält er sich doch den Platz, den Raum zwischen beiden Gliedern vor, um dort auch seine ruhige Stätte zu finden. Und dorthin haben denn die verehrten Leiden ihn begleitet, ja gebracht, und dadurch seinen schönen und anmuthigen Willen erfüllt, daß die Nachkommen

seinen Grabhügel in einem lebendigen Haine besuchen und heiter werden sollten.

Nicht ohne höhere Veranlassung aber kehrte der Freund nach der Stadt zurück, denn das Verhältniß zu seiner großen Gönnerin, der Herzogin Mutter, hatte ihm jenen ländlichen Aufenthalt mehr als einmal verbittert. Er fühlte nur zu sehr, was es ihm koste, von ihr entfernt zu seyn. Er konnte ihren Umgang nicht entbehren, und desselben doch nur mit Unbequemlichkeit und Umständen genießen. Und so, nachdem er seine Familie bald erweitert, bald verengt, bald vermehrt, bald vermindert, bald versammelt, bald zerstreut gesehen, zieht die erhabene Fürstin ihn in ihren nächsten Kreis. Er kehrt zurück, bezieht eine Wohnung ganz nahe der fürstlichen, nimmt Theil an dem Sommeraufenthalt in Tiefurt, und betrachtet sich nun als Glied des Hauses und Hofes.

Wieland war ganz eigentlich für die größere Gesellschaft geboren, ja die größte würde sein eigentliches Element gewesen seyn; denn weil er nirgends eben zu Hause, wohl aber gern an allem Theil nehmen wollte, und über alles mit Mäßigung sich zu äußern geneigt war, so mußte er nothwendig als angenehmer Gesellschafter erscheinen, ja er wäre es unter einer leichtern, nicht jede Unterhaltung allzu ernst nehmenden Nation noch mehr gewesen.

Denn sein dichterisches, so wie sein literarisches Streben war unmittelbar aufs Leben gerichtet, und wenn er auch nicht gerade immer einen praktischen Zweck suchte, ein praktisches Ziel hatte er doch immer nah oder fern vor Augen. Daher waren seine Gedanken beständig klar, sein Ausdruck deutlich, gemeinfaßlich, und da er, bei ausgebreiteten Kenntnissen, stets an dem Interesse des Tags sich belebt, denselben solgte, sich geistreich damit beschäftigte, so war auch seine Unterhaltung durchaus mannigfaltig und belehrend, wie ich denn auch nicht leicht jemand gekannt habe, welcher das, was von andern Glücklichen in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudigkeit aufgenommen und mit mehr Lebendigkeit erwidert hätte.

Bei dieser Art zu denken, sich und andere zu unterhalten, bei der redlichen Absicht, auf sein Zeitalter zu wirken, worauf man ihm nun wohl nicht, daß er gegen die neuern philosophischen Schulen einen Widerwillen faßte. Wenn früher Kant in kleinen Schriften nur von seinen großern Ansichten präludirte, und in heitern Formen selbst über die wichtigsten Gegenstände sich problematisch zu äußern schien, da stand er unserm Freunde noch nah genug; als aber das ungeheure Lehrgebäude errichtet war, so mußten alle die, welche sich bisher in freiem Leben, dichtend so wie philosophirend ergangen hatten, sie mußten eine Drehung, eine Zwangsfeste daran erblicken, von welcher ihre heitern Streifzüge über das Feld der Erfahrung beschränkt werden sollten.

Aber nicht allein für den Philosophen, auch für den Dichter war, bei der neuen Gifteinrichtung, sobald eine große Masse sich von der Einbildung ließ, viel, ja alles zu besitzen, Dem ob es gleichim Anfang schienen wollte, als wäre die Absicht überhaupt nur auf Wissenschaft, sodann auf Sittenlehre und was hievon zunächst abhängig ist, gerichtet, so war doch leicht einzusehen, daß wenn man jene wichtigen Angelegenheiten des höhern Wissens und des sittlichen Handelns, sofern als bisher geschehen, zu bearbeiten dachte, wenn man dort ein strengeres, in sich mehr zusammenhängendes, aus den Tiefen der Menschheit entwickeltes Urtheil verlangte, daß man, sag' ich, den Geschmack auch bald auf solche Grundsätze hinweisen, und dadurch suchen würde, jedwede Willkühr, zufällige Bildung, Volksmeinungen durchaus zu beseitigen, und ein allgemeines Gesetz zur Entscheidung anzuerkennen hervorzurufen.

Dies geschah auch wirklich, und in der Poesie that sich eine neue Epoche hervor, welche mit unserm Freunde, so wie er mit ihr in Widerspruch stehen mußte. Von dieser Zeit an erlebte er manches unbillige Urtheil, ohne jedoch sehr davon gerührt zu werden, und ich erwähne dieses Umstands hier ausdrücklich, weil der daraus in der Deutschen Literatur entstandene Conflict noch keineswegs beruhigt und ausgeglichen ist, und weil ein Wohlwollender, wenn er Wielands Verdienst schätzen und sein Andenken kräftig aufrecht erhalten will, von der Lage der Dinge, von dem Herkommen so wie der Folge der Meinungen, von dem Charakter, den Talenten der mitwirkenden Personen genau unterrichtet seyn müßte, die Kräfte, die Verdienste beider Theile wohl kennen, und, um unparteiisch zu wirken, beiden Parteien gewissermaßen angehören.

Doch von jenen hieraus entspringenden, kleineren oder größeren Fäden zieht mich eine ernste Betrachtung ab, der wir uns nunmehr zu überlassen haben.

Die zwischen unsern Bergen und Hügeln, in unsern anmuthig bereicherten Thälern viele Jahre glücklich angebrachte Ruhe war schon längst durch Kriegszüge wo nicht verscheucht, doch bedroht. Als der folgenreiche Tag anbrach, der uns in Erstaunen und Schrecken setzte, da das Schicksal der Welt in unsern Spaziergängen entschieden ward, auch in diesen schrecklichen Stunden, denen unser Freund sorglos entgegenlebte, verließ ihn das Glück nicht; denn er ward, erst durch die Vorsorge eines jungen entschlossenen Freundes, dann durch die Aufmerksamkeit der Französischen Gewalthaber gerettet, die in ihm den verdienten weltberühmten Schriftsteller und zugleich ein Mitglied ihres großen wissenschaftlichen Instituts verehrten.

Er hatte bald hierauf mit uns allen den schmerzlichen Verlust Amalien zu ertragen. Hof und Stadt waren eifrig bemüht, ihm jeden Ersatz zu reichen, und bald darauf ward er von zwei Kaisern mit Ehrenzeichen begnadet, dergleichen er in seinem langen Leben nicht gesucht, ja nicht einmal erwartet hatte.

Aber so wie am trüben, so auch am heitern Tage war er sich selbst gleich, und er bethätigt hiedurch den Vorzug zartgebildeter Naturen, deren mittlere Empfänglichkeit dem guten wie dem bösen Geschick mäßig zu begegnen versteht.

Am bewunderungswürdigsten jedoch erschien er, körperlich und geistig betrachtet, nach dem harten Unfall, der ihn in so hohen Jahren betraf, als er durch den Sturz des Wagens zugleich mit einer geliebten Tochter höchlich verletzt wurde. Die schmerzlichen Folgen des Falles, die langweilige Genesung ertrug er mit dem größten Gleichmuth, und tröstete mehr seine Freunde als sich selbst durch die Aeußerung: es sey ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wohl billig geschienen haben, daß er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Nun genas er auch bald, indem sich seine Natur wie die eines Jünglings schnell wieder herstellte, und ward uns dadurch zum Zeugniß, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe physische Kraft verliehen sey.

Wie sich nun seine Lebensphilosophie auch bei dieser Prüfung bewährte, so brachte ein solcher Unfall keine Veränderung in der Gesinnung noch in seiner Lebensweise hervor. Nach seiner Genesung gesellig wie vorher, nahm er Theil an den herkömmlichen Unterhaltungen des umgänglichen Hofs- und Stadtlebens, mit wahrer Neigung und anhaltendem Bemühen an den Arbeiten der verbundenen Brüder. So sehr auch jederzeit sein Blick auf das Irdische, auf die Erkenntniß, die Benutzung desselben gerichtet schien — des Außerweltlichen, des Uebersinnlichen konnte er doch, als ein vernünftiglebender

Mann, keineswegs entbehren. Auch hier trat jener Conflict, den wir oben umständlich zu schildern für Pflicht gehalten, merkwürdig hervor; denn indem er alles absuleiden schien, was außer den Gränzen der allgemeinen Erkenntniß liegt, außer dem Kreis dessen, was sich durch Erfahrung bethätigen läßt, so konnte er sich doch niemals enthalten, gleichsam versuchsweise, über die so scharf gezogenen Linien, wo nicht hinauszuschreiten, doch hinüber zu blicken und sich eine außersinnliche Welt, einen Zustand, von dem uns alle angeborne Gewißheit keine Kenntniß geben können, nach seiner Weise aufzubauen und darzustellen.

Einzelne Züge seiner Schriften geben dieses mannigfaltige Belege, besonders aber darf ich mich auf seinen Agathodämon, auf seine Euthanasie berufen, ja auf jene schönen, so verständigen als herzlichen Aeußerungen, die er noch vor kurzem offen und unumwunden dieser Versammlung mittheilen mögen. Denn zu unserm Beruhigen hatte sich in ihm eine vertrauensvolle Neigung aufgethan. Schon als Jüngling mit demjenigen bekannt, was uns von den Mysterien der Alten historisch überliefert worden, sich er zwar nach seiner heitern, klaren Sinnesart jene trüben Geheimnisse, aber verdüsterte sich nicht, daß gerade unter diesen, vielleicht seltsamen Hüllen zuerst unter die rohen und sinnlichen Menschen höhere Begriffe eingeführt, durch abenteuerliche Symbole mächtige, leuchtende Ideen erweckt, der Glaube an einen über alles waltenden Gott eingeleitet, die Tugend wünschenswerther dargestellt, und die Hoffnung auf die Fortdauer unsres Daseyns sowohl von frischen Schrecknissen eines trüben Aberglaubens, als von den eben so falschen Forderungen einer lebenslustigen Sinnlichkeit gereinigt worden.

Nun als Greis von so vielen werthen Freunden und Zeitgenossen auf der Erde zurückgelassen, sich in manchem Sinne einsam fühlend, näherte er sich unserm theuren Bunde. Wie froh er in denselben getreten, wie anhaltend er unsere Versammlungen besucht, unsern Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit gegönnt, sich der Aufnahme verzüglicher junger Männer erfreut, unsern ehrbaren Gastmahlen beigewohnt, und sich nicht enthalten, über manche wichtige Angelegenheit seine Gedanken zu eröffnen, davon sind wir alle Zeugen, mit Wohlwollen freundlich und dankbar anerkannt. Ja wenn dieser altgegründete und nach manchem Zwischenfall oft wieder hergestellte Bund eines Zeugnisses bedürfte, so würde hier das vollkommenste bereit seyn, indem ein talentreicher Mann, verständig, vorsichtig, umsichtig, erfahren, weltbekannt und mäßig, bei uns seinen Geschäften zu finden glaubte, sich bei uns in einer Gesellschaft fühlte, die er, der so sehr gewohnt, als Vollendung seiner menschlichen und geselligen Wünsche sie gern anerkannte.

Vor dieser so markirenden und doch schönen Versammlung, ehrlich von unsern Meistern aufgefordert, über den Angeschienenen wenige Worte zu sprechen, würde ich wohl haben ablehnen dürfen, in der Betrachtung, daß nicht eine flüchtige Stunde, leichte, zusammenhängende Blätter, sondern ganze Jahre, ja manche wohl überdachte und geordnete Bände nöthig sind, um sein Andenken rühmlich zu feiern, neben dem Monumente, das er sich selbst in seinen Werken und Wirkungen würdig errichtet hat. Auch übernahm ich diese schöne Pflicht nur in der Betrachtung: es könne das von mir Vorgetragene dem zur Einleitung dienen, was künftig, bei wiederholter Feier seines Andenkens, von andern besser zu leisten wäre. Wird es unsern verehrten Meistern gefallen, mit diesem Aufsatz in ihre Lade alle dasjenige niederzulegen, was öffentlich über unsern Freund erscheinen wird, noch mehr aber dasjenige, was unsere Brüder auf die er am meisten und am eigensten gewirkt, welche eines unmittelbarern näheren Umgangs mit ihm genossen, vertraulich äußern und mittheilen möchten, so würde hierdurch ein Schatz von Thatsachen, Nachrichten und Urtheilen gesammelt, welcher wohl einzig in seiner Art seyn dürfte, und woraus denn unsere Nachkommen schöpfen könnten, um mit standhafter Neigung ein so würdiges Andenken immerfort zu beschützen, zu erhalten und zu verklären.

Zur

Naturwissenschaft

im Allgemeinen.

Die Natur.

Aphoristisch.

(Um das Jahr 1780.)

Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend aus ihr herauszutreten, und unvermögend tiefer in sie hinein zu kommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen.

Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist war noch nie, was war kommt nicht wieder — alles ist neu, und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr, und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns, und verräth uns ihr Geheimniß nicht. Wir wirken beständig auf sie, und haben doch keine Gewalt über sie.

Sie scheint alles auf Individualität angelegt zu haben, und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerstört immer, und ihre Werkstätte ist unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern, und die Mutter, wo ist sie? — Sie ist die einzige Künstlerin: aus dem simpelsten Stoff zu den größten Contrasten; ohne Schein der Anstrengung zu der größten Vollendung — zur genauesten Bestimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isolirtesten Begriff, und doch macht alles Eins aus.

Sie spielt ein Schauspiel: ob sie es selbst sieht wissen wir nicht, und doch spielt sie's für uns die wir in der Ecke stehen.

Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig, und ist kein Moment Stillestehen in ihr. Für's Beharren hat sie keinen Begriff, und ihren Fluch hat sie an's Stillestehen gehängt. Sie ist fest. Ihr Tritt ist gemessen, ihre Ausnahmen selten, ihre Gesetze unwandelbar.

Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann.

Die Menschen sind alle in ihr und sie in allen. Mit allen treibt sie ein freundliches Spiel, und freut sich je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt's mit vielen so im Verborgenen, daß sie's zu Ende spielt ehe sie's merken.

Auch das unnatürlichste ist Natur, auch die plumpste Philisterei hat etwas von ihrem Genie. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht.

Sie liebt sich selber und hasset ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Sie hat sich auseinandergelegt um sich selbst zu genießen. Immer läßt sie neue Geister erwachsen, unersättlich sich mitzutheilen.

Sie freut sich an der Illusion. Wer diese in sich und andern zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz.

Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall karg, aber sie hat Lieblinge an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert. Ans Große hat sie ihren Schutz geknüpft.

Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor, und sagt ihnen nicht woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen; die Bahn kennt sie.

Sie hat wenige Triebfedern, aber nie abgenutzte, immer wirksam, immer mannigfaltig.

Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff viel Leben zu haben.

Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein, und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg' und schwer, und schüttelt ihn immer wieder auf.

Sie giebt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt. Wunder, daß sie alle diese Bewegung mit so wenigem erreicht. Jedes Bedürfniß ist Wohlthat; schnell befriedigt, schnell wieder erwachsend. Giebt sie eins mehr, so ist's ein neuer Quell der Lust; aber sie kommt bald ins Gleichgewicht.

Sie setzt alle Augenblicke zum längsten Lauf an, und ist alle Augenblicke am Ziele.

Sie ist die Eitelkeit selbst, aber nicht für uns, denen sie sich zur größten Wichtigkeit gemacht hat.

Sie läßt jedes Kind an sich künsteln, jedem Thoren über sich richten, Tausende stumpf über sich hingehen und

nichts sehen, und hat an allen ihre Freude und findet bei allen ihre Rechnung.

Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will.

Sie macht alles was sie giebt zur Wohlthat, denn sie macht es erst unentbehrlich. Sie sammet, daß man sie verlange; sie eilet, daß man sie nicht satt werde.

Sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft Zungen und Herzen durch die sie fühlt und spricht.

Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und alles will sich verschlingen. Sie hat alles isolirt, um alles zusammen zu ziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.

Sie ist alles. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, exferut und zankt sich selbst. Sie ist rauh und gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit. Sie ist gütig. Ich preise sie mit allen ihren Werken. Sie ist weise und still. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, zwingt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig giebt. Sie ist listig, aber zu gutem Ziele, und am besten ist's ihre List nicht zu merken.

Sie ist ganz, und doch immer unvollendet. So wie sie's treibt, kann sie's immer treiben.

Jedem erscheint sie in einer eignen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen und Termen, und ist immer dieselbe.

Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist und was falsch ist, alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst.

Erläuterung
zu vorstehendem Aufsatz.

Goethe an den Kanzler v. Müller.

Jener Aufsatz ist mir vor kurzem aus der brieflichen Verlassenschaft der ewig verehrten Herzogin Anna Amalia mitgetheilt worden; er ist von einer wohlbekannten Hand geschrieben, deren ich mich in den achtziger Jahren in meinen Geschäften zu bedienen pflegte.

Daß ich diese Betrachtungen verfaßt, kann ich mich sachlich zwar nicht erinnern, allein sie stimmen mit den Verstimmungen wohl überein, zu denen sich mein Geist damals ausgebildet hatte. Ich möchte die Stufe damaliger Einsicht einen Comparativ nennen, der seine Richtung gegen einen noch nicht erreichten Superlativ zu äußern gedrängt ist. Man sieht die Neigung zu einer Art von Pantheismus, indem den Welterscheinungen ein unerforschliches, unbedingtes, humoristisches sich selbst widersprechendes Wesen zum Grunde gedacht ist, und mag als Spiel, dem es bitterer Ernst ist, gar wohl gelten.

Die Erfüllung aber, die ihm fehlt, ist die Anschauung der zwei großen Triebräder aller Natur: der Begriff von Polarität und von Steigerung, jene der Materie, in so fern wir sie materiell, diese ihr dagegen, in so fern wir sie geistig denken, angehörig; jene ist in immerwährendem Anziehen und Abstoßen, diese in immerstrebendem Aufsteigen. Weil aber die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existirt und wirksam seyn kann, so vermag auch die Materie sich zu steigern, so wie sich's der Geist nicht nehmen läßt anzuziehen und abzustoßen, wie derjenige nur allein zu denken vermag, der genugsam gelernt hat um zu verbinden, genugsam verbunden hat um wieder trennen zu mögen.

In jenen Jahren wohin gedachter Aufsatz fallen möchte, war ich vorzüglich mit vergleichender Anatomie beschäftigt und gab mir 1786 unsägliche Mühe, bei Anderen an meiner Ueberzeugung: dem Menschen dürfe der Zwischenknochen nicht abgesprochen werden, Theilnehme zu erregen. Die Wichtigkeit dieser Behauptung wollten steife sehr gute Köpfe nicht einsehen, die Wahrheit läugneten die besten Beobachter, und ich mußte, wie in so vielen andern Dingen, im Stillen meinen Weg für mich fortgehen.

Die Versatilität der Natur im Pflanzenreiche verfolgte ich unablässig, und es glückte mir Anno 1788 in Sicilien die Metamorphose der Pflanzen, so im Anschauen wie im Begriff zu gewinnen. Die Metamorphose des Thierreichs lag nahe dran und im Jahre 1790 offenbarte sich mir in Venedig der Ursprung des Schädels aus Wirbelknochen; ich verfolgte nun eifriger die Construction des Thiers, dictirte das Schema im Jahre 1795 an Max Jakobi in Jena und hatte bald die Freude von deutschen Naturforschern mich in diesem Fache abgelöst zu sehen.

Vergegenwärtigt man sich die hohe Ausführung, durch welche die sämmtlichen Naturerscheinungen nach und nach vor dem menschlichen Geiste perfektet werden, und liest alsdann obigen Aufsatz von dem wir ausgingen, nochmals mit Bedacht; so wird man nicht ohne Lächeln jenen Comparativ, wie ich ihn nannte, mit dem Superlativ, mit dem hier abgeschlossen wird, vergleichen und eines funfzigjährigen Fortschreitens sich erfreuen.

Weimar, 24 Mai 1828.

Der
Versuch als Vermittler
von
Object und Subject.
1793.

Sobald der Mensch die Gegenstände um sich her gewahr wird, betrachtet er sie in Bezug auf sich selbst, und mit Recht. Denn es hängt sein ganzes Schicksal davon ab, ob sie ihm gefallen oder mißfallen, ob sie ihn anziehen oder abstoßen, ob sie ihm nutzen oder schaden. Diese ganz natürliche Art die Sachen anzusehen und zu beurtheilen scheint so leicht zu seyn als sie nothwendig ist, und doch ist der Mensch dabei tausend Irrthümern ausgesetzt, die ihn oft beschämen und ihm das Leben verbittern.

Ein weit schwereres Tagewerk übernehmen diejenigen, deren lebhafter Trieb nach Kenntniß die Gegenstände der Natur an sich selbst und in ihren Verhältnissen unter einander zu beobachten strebt; denn sie vermissen bald den Maßstab der ihnen zu Hülfe kam, wenn

sie als Menschen die Dinge in Bezug auf sich betrachteten. Es fehlt ihnen der Maßstab des Gefallens und Mißfallens, des Anziehens und Abstoßens, des Nutzens und Schadens; di sen sollen sie ganz entsagen, sie sollen als gleichgültige und gleichsam göttliche Wesen suchen und untersuchen was ist, und nicht was behagt. So soll den ächten Botaniker weder die Schönheit noch die Augenbarkeit der Pflanzen rühren, er soll ihre Bildung, ihr Verhältniß zu dem übrigen Pflanzenreiche untersuchen; und wie sie alle von der Sonne hervorgelockt und beschienen werden, so soll er mit einem gleichen ruhigen Blicke sie alle ansehen und übersehen, und den Maßstab zu dieser Erkenntniß, die Data der Beurtheilung nicht aus sich, sondern aus dem Kreise der Dinge nehmen die er beobachtet.

Sobald wir einen Gegenstand in Beziehung auf sich selbst und in Verhältniß mit andern betrachten, und denselben nicht unmittelbar entweder begehren oder verabscheuen, so werden wir mit einer ruhigen Aufmerksamkeit uns bald von ihm, seinen Theilen, seinen Verhältnissen einen ziemlich deutlichen Begriff machen können. Je weiter wir diese Betrachtungen fortsetzen, je mehr wir Gegenstände unter einander verknüpfen, desto mehr üben wir die Beobachtungsgabe die in uns ist. Wissen wir in Handlungen diese Erkenntnisse auf uns zu beziehen, so verdienen wir klug genannt zu werden. Für einen jeden wohl organisirten Menschen, der entweder von Natur mäßig ist, oder durch die Umstände mäßig eingeschränkt wird, ist die Klugheit keine schwere Sache: denn das Leben weist uns bei jedem Schritte zurecht. Allein wenn der Beobachter eben diese scharfe Urtheilskraft zur Prüfung geheimer Naturverhältnisse anwenden, wenn er in einer Welt, in der er gleichsam allein ist, auf seine eigenen Tritte und Schritte Acht geben, sich vor jeder Uebereilung hüten, seinen Zweck stets in Augen haben soll, ohne doch selbst auf dem Wege irgend einen nützlichen oder schädlichen Umstand unbemerkt vorbei zu lassen; wenn er auch da, wo er von niemand so leicht controllirt werden kann, sein eigner strengster Beobachter seyn und bei seinen ernstesten Bemühungen immer gegen sich selbst mißtrauisch seyn soll: so sieht wohl jeder wie streng diese Forderungen sind und wie wenig man dessen kann sie ganz erfüllt zu sehen, man mag sie nun an andere oder an sich machen. Doch müssen uns diese Schwierigkeiten, ja man darf wohl sagen diese hypothetische Unmöglichkeit, nicht abhalten das Möglichste zu thun, und wir werden wenigstens am weitesten kommen, wenn wir uns die Mittel im Allgemeinen zu vergegenwärtigen suchen, wodurch vorzüglich Menschen die Wissenschaften zu erweitern gewußt haben; wenn wir die Abwege genau bezeichnen, auf welchen sie sich verirrt, und auf welchen einen manchmal Jahrhunderte eine große Anzahl von Schülern folgten, die spätere Erfahrungen erst wieder den Beobachter auf den rechten Weg einleiten.

Daß die Erfahrung, wie in allem was der Mensch unternimmt, so auch in der Naturlehre, von der ich gegenwärtig vorzüglich spreche, den größten Einfluß habe und haben solle, wird niemand läugnen, so wenig als man den Seelenkräften, in welchen diese Erfahrungen aufgefaßt, zusammengenommen, geordnet und ausgebildet werden, ihre hohe und gleichsam schöpferische unabhängige Kraft absprechen wird. Allein wie diese Erfahrungen zu machen und wie sie zu nutzen, wie unsere Kräfte auszubilden und zu brauchen, das kann weder so allgemein bekannt noch anerkannt seyn.

Sobald Menschen von schaffen frischen Sinnen auf Gegenstände aufmerksam gemacht werden, findet man sie zu Beobachtungen so geneigt als geschickt. Ich habe dieses oft bemerken können, seitdem ich die Lehre des Lichts und der Farben mit Eifer behandle und wie es zu geschehen pflegt mich auch mit Personen, denen solche Betrachtungen sonst fremd sind, von dem was mich so eben sehr interessirt, unterhalte. Sobald ihre Aufmerksamkeit nur rege war, bem rkten sie Phänomene, die ich theils nicht gekannt, theils übersehen hatte, und berichtigten dadurch gar oft eine zu voreilig gefaßte Idee, ja gaben mir Anlaß schnellere Schritte zu thun und aus der Einschränkung heraus zu treten, in welcher uns eine mühsame Untersuchung oft gefangen hält.

Es gilt also auch hier was bei so vielen andern menschlichen Unternehmungen gilt, daß nur das Interesse Mehrerer auf Einen Punkt gerichtet etwas Vorzügliches hervorzubringen im Stande sey. Hier wird es offenbar, daß der Neid, welcher andere so gern von der Ehre einer Entdeckung ausschließen möchte, daß die unmäßige Begierde etwas Entdecktes nur nach seiner Art zu behandeln und auszuarbeiten, dem Forscher selbst das größte Hinderniß sey.

Ich habe mich sicher bei der Methode mit Mehreren zu arbeiten zu wohl befunden, als daß ich nicht solche fortsetzen sollte. Ich weiß genau wem ich dieses und jenes auf meinem Wege schuldig geworden, und es soll mir eine Freude seyn es künftig öffentlich bekannt zu machen.

Sind uns nun bloß natürliche aufmerksame Menschen so viel zu nütz n im Stande, wie allgemeiner muß der Nutzen seyn, wenn unterrichtete Menschen einander in die Hände arbeiten! Schon ist eine Wissenschaft an und für sich selbst eine so große Masse, daß sie viele Menschen trägt, wenn sie gleich kein Mensch tragen kann. Es läßt sich bemerken, daß die Kenntnisse, gleichsam wie ein eingeschlossenes aber lebendiges Wasser, sich nach und nach zu einem gewissen Niveau erheben, daß die schönsten Entdeckungen nicht sowohl durch Menschen als durch die Zeit gemacht werden, wie denn eben sehr wichtige Dinge zu gleicher Zeit von zweien oder wohl gar mehreren gelobten Denkern gemacht werden. Wenn also wir in jenem ersten Fall der Gesellschaft und den Freunden so vieles schuldig sind, so werden wir in diesem der Welt und dem Jahrhundert noch mehr schuldig, und wir können in beiden Fällen nicht genug anerkennen, wie nöthig Mittheilung, Beihülfe, Erinnerung und Widerspruch sey, um uns auf dem rechten Wege zu erhalten und vorwärts zu bringen.

Man hat daher in wissenschaftlichen Dingen gerade das Gegentheil von dem zu thun, was der Künstler thätlich findet: denn er thut wohl sein Kunstwerk nicht öffentlich sehen zu lassen, bis es vollendet ist, weil ihm nicht leicht jemand rathen noch Beistand leisten kann; ist es hingegen vollendet, so hat er alsdann den Tadel oder das Lob zu übertragen und zu überlegen, solches mit seiner Erfahrung zu vereinigen und sich dadurch zu einem neuen Werk auszubilden und vorzubereiten. In wissenschaftlichen Dingen hingegen ist es schon nützlich, jede einzelne Erfahrung, ja Vermuthung öffentlich mitzutheilen, und es ist höchst thätlich, ein wissenschaftliches Gebäude nicht eher aufzuführen, bis der Plan dazu und die Materialien allgemein bekannt, beurtheilt und ausgemittelt sind.

Wenn wir die Erfahrungen, welche vor uns gemacht worden, die wir selbst oder andere zu gleicher Zeit mit uns machen, vorzüglich wiederholen und die Phänomene die theils zufällig theils künstlich entstanden sind, wieder darstellen, so nennen wir dieses einen Versuch.

Der Werth eines Versuchs besteht vorzüglich darin, daß er, er sey nun einfach oder zusammengesetzt, unter gewissen Bedingungen mit einem bekannten Apparat und mit erforderlicher Geschicklichkeit jederzeit wieder hervorgebracht werden könne, so oft sich die bedingten

Umstände vereinigen lassen. Wir bewundern mit Recht den menschlichen Verstand, wenn wir auch nur einmal die Combinationen ansehen, die er zu diesem Endzwecke gemacht hat, und die Maschinen betrachten, die dazu erfunden worden sind, und man darf wohl sagen, täglich erfunden werden.

So schlechter aber auch ein jeder Versuch einzeln betrachtet seyn mag, so erhält er doch nur seinen Werth durch Vereinigung und Verbindung mit andern. Aber eben zwei Versuche, die mit einander einige Aehnlichkeit haben, zu vereinigen und zu verbinden, gehört mehr Strenge und Aufmerksamkeit, als selbst scharfe Beobachter oft von sich gefordert haben. Es können zwei Phänomene mit einander verwandt seyn, aber doch noch lange nicht so nah als wir glauben. Zwei Versuche können scheinen auseinander zu folgen, wenn zwischen ihnen noch eine große Reihe stehen müßte, um sie in eine recht natürliche Verbindung zu bringen.

Man kann sich daher nicht genug in Acht nehmen, aus Versuchen nicht zu geschwind zu folgern: denn beim Uebergang von der Erfahrung zum Urtheil, von der Erkenntniß zur Anwendung ist es, wo dem Menschen gleichsam wie an einem Passe alle seine innern Feinde auflauern, Einbildungskraft, Ungeduld, Vorschnelligkeit, Halbeinsichtigkeit, Zweifelsucht, Eigensinn, Gedankenlosigkeit, vorgefaßte Meinung, Bequemlichkeit, Leichtsinn, Veränderlichkeit, und wie die ganze Schaar mit ihrem Gefolge heißen mag, alle liegen hier im Hinterhalte und überwältigen unversehens sowohl den handelnden Weltmann als auch den stillen vor allen Leidenschaften gesichert scheinenden Beobachter.

Ich möchte zur Warnung dieser Gefahr, welche größer und näher ist als man denkt, hier eine Art von Paradoxen aufstellen, um eine lebhaftere Aufmerksamkeit zu erregen. Ich wage nämlich zu behaupten: daß Ein Versuch, ja mehrere Versuche in Verbindung nichts beweisen, ja daß nichts gefährlicher sey als irgend einen Satz unmittelbar durch Versuche bestätigen zu wollen, und daß die größten Irrthümer eben dadurch entstanden sind, daß man die Gefahr und die Unzulänglichkeit dieser Methode nicht eingesehen. Ich muß mich deutlicher erklären, um nicht in den Verdacht zu gerathen, als wollte ich nur etwas Sonderbares sagen.

Eine jede Erfahrung die wir machen, ein jeder Versuch durch den wir sie wiederholen, ist eigentlich ein isolirter Theil unserer Erkenntniß; durch öftere Wiederholung bringen wir diese isolirte Kenntniß zur Gewißheit. Es können uns zwei Erfahrungen in demselben Fache bekannt werden, sie können nahe verwandt seyn, aber noch näher zu wandt scheinen, und gewöhnlich sind wir geneigt, sie für näher verwandt zu halten als sie sind. Es ist dieß in der Natur des Menschen gemäß, die Geschichte des menschlichen Verstandes zeigt uns tausend Beispiele, und ich habe an mir selbst bemerkt daß ich diesen Fehler oft begehe.

Es ist dieser Fehler mit einem andern nahe verwandt, aus dem er auch meistentheils entspringt. Der Mensch erfreut sich nämlich mehr an der Vorstellung als an der Sache, oder wir müssen vielmehr sagen: der Mensch erfreut sich nur einer Sache, in so fern er sich dieselbe vorstellt; sie muß in seine Sinnesart passen, und er mag seine Vorstellungsart noch so hoch über die gemeine erheben, noch so sehr reinigen, so bleibt sie doch gewöhnlich nur ein Versuch, viele Gegenstände in ein gewissenhaftliches Verhältniß zu bringen, das sie, streng genommen, unter einander nicht haben; daher die Neigung zu Hypothesen, zu Theorien, Terminologien und Systemen, die wir nicht mißbilligen können, weil sie aus der Organisation unsers Wesens nothwendig entspringen.

Wenn von einer Seite eine jede Erfahrung, ein jeder Versuch unsrer Natur nach als isolirt anzusehen sind und von der andern Seite die Kraft des menschlichen Geistes alles was außer ihr ist und was ihr bekannt wird, mit einer unaufhaltsamen Gewalt zu verbinden strebt: so sieht man die Gefahr leicht ein, welche man läuft, wenn man mit einer gefaßten Idee eine einzelne Erfahrung verbinden oder irgend ein Verhältniß das nicht ganz sinnlich ist, das aber die bildende Kraft des Geistes schon vorgesprochen hat, durch einzelne Versuche beweisen will.

Es entstehen durch eine solche Bemühung meistentheils Theorien und Systeme, die dem Scharfsinn der Verfasser Ehre machen, die aber, wenn sie mehr als billig ist, Beifall finden, wenn sie sich länger als recht ist erhalten, dem Fortschritte des menschlichen Geistes, den sie in gewissem Sinne befördern, sogleich wieder hemmend und schädlich werden.

Man wird bemerken können, daß ein guter Kopf nur desto mehr Kunst anwendet, je weniger Data vor ihm liegen; daß er, gleichsam seine Herrschaft zu zeigen, selbst aus den verliegenden Datis nur wenige Günstlinge heraus wählt, die ihm schmeicheln, daß er die übrigen so zu ordnen versteht, wie sie ihm nicht geradezu widersprechen, und daß er die feindseligen zuletzt so zu verwickeln, zu umspinnen und bei Seite zu bringen weiß, daß wirklich nunmehr das Ganze nicht mehr einer freiwirkenden Republik, sondern einem despotischen Hofe ähnlich wird.

Einem Manne der so viel Verdienst hat, kann es an Verehrern und Schülern nicht fehlen, die ein solches Gewebe historisch kennen lernen und bewundern, und in so fern es möglich ist, sich die Verstellungskunst ihres Meisters eigen machen. Oft gewinnt eine solche Lehre dergestalt die Ueberhand, daß man für frech und verwegen gehalten würde, wenn man an ihr zu zweifeln sich erkühnte. Nur spätere Jahrhunderte würden sich an ein solches Heiligthum wagen, den Gegenstand einer Betrachtung dem gemeinen Menschensinne wieder einbilden, die Sache etwas leichter nehmen, und von dem Stifter einer Secte das wiederholen, was ein mäßiger Kopf von einem großen Naturforscher sagt: er wäre ein großer Mann gewesen, wenn er weniger erfunden hätte.

Es möchte aber nicht genug seyn, die Gefahr anzuzeigen und vor derselben zu warnen. Es ist billig, daß man wenigstens seine Meinung eröffne und zu erkennen gebe, wie man selbst einen solchen Abweg zu vermeiden glaubt, oder ob man gefunden, wie ihn ein andrer vor uns vermieden habe.

Ich habe vorhin gesagt, daß sich die unmittelbare Anwendung eines Versuchs zum Beweis irgend einer Hypothese für schädlich halte, und habe dadurch zu erkennen gegeben, daß ich eine mittelbare Anwendung derselben für nützlich ansehe, und da auf diesen Punkt alles ankömmt, so ist es nöthig sich deutlich zu erklären.

In der lebendigen Natur geschieht nichts, was nicht in einer Verbindung mit dem Ganzen stehe, und wenn uns die Erfahrungen nur isolirt erscheinen, wenn wir die Versuche nur als isolirte Facta anzusehen haben, so wird dadurch nicht gesagt, daß sie isolirt seyen, es ist nur die Frage: wie finden wir die Verbindung dieser Phänomene, dieser Begebenheiten?

Wir haben oben gesehen, daß diejenigen am ersten dem Irrthume unterworfen waren, welche ein isolirtes Factum mit ihrer Denk- und Urtheils-Kraft unmittelbar zu verbinden suchten. Dagegen werden wir finden, daß diejenigen am meisten gefördert haben, welche nicht anlassen alle Seiten und Modificationen einer einzigen Erfahrung, eines einzigen Versuchs, nach aller Möglichkeit durchzuforschen und durchzuarbeiten.

Da alles in der Natur, besonders aber die allgemei-

nern Kräfte und Elemente in einer ewigen Wirkung und Gegenwirkung sind, so kann man von einem jeden Phänomene sagen, daß es mit unzähligen, andern in Verbindung stehe, wie wir von einem freischwebenden Punkte sagen, daß er seine Strahlen nach allen Seiten aussende. Haben wir also einen solchen Versuch gefaßt, eine solche Erfahrung gemacht, so können wir nicht sorgfältig genug untersuchen, was unmittelbar an ihn gränzt? was zunächst auf ihn folgt? Dieß ist, worauf wir mehr zu sehen haben, als auf das was sich auf ihn bezieht. Die Vermannigfaltigung eines jeden einzelnen Versuches ist also die eigentliche Pflicht eines Naturforschers. Er hat gerade die umgekehrte Pflicht eines Sophisten, der unterhalten will. Dieser wird Langeweile erregen, wenn er nichts zu denken übrig läßt, jener muß rastlos arbeiten, als wenn er seinen Nachfolgern nichts zu thun übrig lassen wollte, wenn ihn gleich die Disproportion unseres Vermögens zu der Natur der Dinge stets genug erinnert, daß kein Mensch Fähigkeiten genug habe in irgend einer Sache auszuschließen.

Ich habe in den zwei ersten Stücken meiner optischen Beiträge eine solche Reihe von Versuchen aufzustellen gesucht, die zunächst an einander gränzen und sich unmittelbar bestätigen, ja wenn man sie alle genau kennt und übersieht, gleichsam nur Einen Versuch ausmachen, nur Eine Erfahrung unter den mannigfaltigsten Ansichten darstellen.

Eine solche Erfahrung, die aus mehreren andern besteht, ist offenbar von einer höhern Art. Sie stellt die Formel vor, unter welcher unzählige einzelne Rechnungsexempel aufgedruckt werden. Auf solche Erfahrungen der höhern Art bearbeiten hält ich für höchste Pflicht des Naturforschers, und dahin weist uns das Exempel der vorzüglichen Männer, die in diesem Fache bearbeitet haben.

Diese Behutsamkeit nur das Nächste aus Nächste zu folgern, oder vielmehr das Nächste aus dem Nächsten zu folgern, haben wir von den Mathematikern zu lernen, und selbst da, wo wir uns keiner Rechnung bedienen, müssen wir immer so zu Werke gehen, als wenn wir dem strengsten Geometer Rechenschaft zu geben schuldig wären.

Denn eigentlich ist es die mathematische Methode, welche wegen ihrer Behutsamkeit und Kombett gleich jeden Sprung in der Assertion offenbart, und ihre Beweise sind eigentlich nur umständliche Ausführungen, daß dasjenige, was in Verbindung vorgebracht wird, schon in seinen einfachen Theilen und in seiner ganzen Folge da gewesen, in seinem ganzen Umfange überdacht und unter allen Bedingungen richtig und unumstößlich erfunden worden.

Und so sind ihre Demonstrationen immer mehr Darlegungen, Recapitulationen, als Argumente. Da ich diesen Unterschied hier mache, so sey es mir erlaubt, einen Rückblick zu thun.

Man sieht den großen Unterschied zwischen einer mathematischen Demonstration, welche die ersten Elemente durch so viele Verbindungen durchgeführet, und zwischen der Beweise, den ein kluger Redner aus Argumenten führen kannte. Argumente können ganz fremde Verhältnisse enthalten, und demnach durch Witz und Einbildungskraft auf Einen Punkt zusammengeführt und der Schein eines Rechts oder Unrechts, eines Wahren oder Falschen überraschend genug hervorgebracht werden. Eben so kann man, zu Gunsten einer Hypothese oder Theorie, die einzelnen Versuche gleich Argumenten zusammen stellen und einen Beweis führen der mehr oder weniger blendet.

Wem es dagegen zu thun ist, mit sich selbst und andern redlich zu Werke zu gehen, der wird auf das sorgfältigste die einzelnen Versuche durcharbeiten und so die Erfahrungen der höhern Art auszubilden suchen. Diese lassen sich durch kurze und faßliche Sätze aussprechen, neben einander stellen, und wie sie nach und nach ausgebildet werden, können sie geordnet und in ein solches Verhältniß gebracht werden, daß sie so gut als mathematische Sätze entweder einzeln oder zusammengenommen unterschieden sich stehen.

Die Elemente dieser Erfahrungen der höhern Art welche viele einzelne Versuche sind, können alsdann von jedem unterstützt und gepflegt werden, und es ist nicht schwer zu beurtheilen, ob die vielen einzelnen Theile durch einen allgemeinen Satz zusammengefaßt werden können? denn hier findet keine Willkühr statt.

Bei der andern Methode aber, wo wir irgend etwas das wir behaupten durch isolirte Versuche gleichsam als durch Argumente beweisen wollen, wird das Urtheil öfters nur erschlichen, wenn es nicht gar in Jewifel stehen bleibt. Hat man aber eine Reihe Erfahrungen der höhern Art zusammengebracht, so übe sich alsdann der Verstand, die Einbildungskraft, der Witz an denselben wie sie nur mögen, es wird nicht schädlich, ja es wird nützlich seyn. Jene erste Arbeit kann nicht sorgfältig, genug, streng, ja pedantisch genug vorgenommen werden; denn sie wird für Welt und Nachwelt unternommen. Aber diese Materialien müssen in Reihen geordnet und niedergelegt seyn, nicht auf eine dogmatische Weise zusammengestellt, nicht zu einer systematischen Form verwendet. Es steht alsdann einem jeden frei, sie nach seiner Art zu verbinden und ein Ganze daraus zu bilden, das der menschlichen Vorstellungsart überhaupt mehr oder weniger bequem und angenehm sey. Auf diese Weise wird unterschieden was zu unterschieden ist, und man kann die Sammlung von Erfahrungen viel schneller und weiter vermehren, als wenn man die spätern Versuche, wie Steine die nach einem geordneten Bau herbeigeschafft werden, unbenutzt bei Seite liegen muß.

Die Meinung der vorzüglichsten Männer und ihr Beispiel läßt mich hoffen, daß ich auf dem rechten Wege sey, und ich wünsche, daß mit dieser Erklärung meine Freunde zufrieden seyn mögen, die mich manchmal fragen: was denn eigentlich bei meinen optischen Bemühungen meine Absicht sey? Meine Absicht ist: alle Erfahrungen in diesem Fache zu sammeln, alle Versuche selbst anzustellen und sie durch ihre größte Mannigfaltigkeit durchzuführen, wodurch sie denn auch leicht nachzumachen und nicht aus dem Gesichtskreise so vieler Menschen hinausgerückt sind. Sodann die Sätze in welchen sich die Erfahrungen von der höhern Gattung aussprechen lassen, aufzustellen und abzuwarten, inwiefern sich auch diese unter ein höheres Princip rangiren. Sollte indeß die Einbildungskraft und der Witz ungeduldig manchmal vorauseilen, so giebt die Verfahrungsart selbst die Richtung des Punktes an, wohin sie wieder zurückzuführen haben.

Ueber

Das Sehen

in subjectiver Hinsicht.

Von Purkenje.

1819.

Den löblichen Gebrauch bedeutende Schriften gleich zum erstenmal in Gemeinschaft eines Schreibenden zu lesen und sogleich Auszüge mit Bemerkungen wie sie im Geiste

ertegt wurden flüchtig zu dictiren, unterließ ich nicht bei obgenanntem Hefte und brachte cursorisch diese Angelegenheit bis gegen das Ende.

Meinem ersten Verhalten ausführlicher hierüber zu werden, muß ich zwar entsagen, den weitläufigen Auszug aus einer Schrift die gegenwärtig in allen Händen ist, leg' ich bei Seite und führe vom Texte nur an was Veranlassung zu den nächsten Bemerkungen gab, indessich noch gar manche, welche noch bedeutende Nacharbeiten gefordert hätten, gleichfalls zurück lasse, in Hoffnung daß das gegenwärtig Mitgetheilte nicht ohne Wirkung bleiben werde.

Noch ist zu bemerken: daß die Seitenzahl immer eine Stelle des Textes ankündige, in Klammern aber meine Bemerkungen eingeschlossen sind.

S. 7. Jeder Sinn kann durch Beobachtung und Experimente sowohl in seinen Eigenheiten, als in seiner eigenthümlichen Reaction gegen die Außenwelt aufgefaßt und dargestellt werden, jeder ist gewissermaßen ein Individuum, habet die Specificität, das jedem Fremde und Eigene in den Empfindungen.

[Das Annehmen eines Neben-Mit- und Aneinanderseyns und Wirkens voneinander abhängiger Wesen, leitet uns bei jeder Betrachtung des Organismus und erleuchtet den Stufengang vom Unvollkommenen zum Vollkommenen.

Die wundersame Erfahrung, daß ein Sinn an die Stelle des andern eintreten und den entdeckten vertreten könne, wird uns eine naturgemäße Erscheinung, und das innigste Gesicht der verschiedensten Systeme dort auf als Lehrgrund den Geist zu verwirren.]

Der einzige Weg in dieser Forschung ist strenge sinnliche Abstraction und Experimente am eigenen Organismus. Beide sind wichtige Zeuge der physikalischen Kunst überhaupt, und fordern eine eigene Richtung der Aufmerksamkeit, eine eigene und methodische Folge von Abänderungen, Uebungen und Fertigkeiten. Es giebt Gegenstände der Naturforschung, die nur auf diesem Wege erruirt werden können, von denen wir außerdem kaum eine Ahnung hätten.

[Wir wünschen dem Verfasser Glück daß er die Dispositionen dieses Geschäft zu unternehmen und auf den hohen Grad durchzuführen, von der Natur empfangen, und erfreuen uns an der Versicherung daß diese anhaltenden und bedenklichen Versuche seinem Organ keinesweges geschadet und daß er auch im einfachen Sinne sich auf alle Weise diesem Unternehmen gewachsen erzeigt. » Man muß nichtig geboren seyn, um ohne Krankhaftigkeit auf sein Innres zurück zu gehen. « Gesundes Hervorblicken in sich selbst, ohne sich zu untergraben, nicht mit Wahn und Fabel, sondern mit treuem Schauen in die unerforschte Tiefe sich wagen, ist eine seltene Gabe, aber auch die Resultate solcher Forschung für Welt und Wissenschaft ein seltenes Gut.

Ehre dankenden Verfasser für seine kühne und wichtige Arbeit, eben wie wir das Verdienst trefflicher Reisenden anerkennen, welche jede Art von Entdeckung und Noth überwinden, um uns dadurch einer gleichen Mühe und Qual zu überheben. Nicht ein jeder hat nöthig diese Versuche persönlich zu wiederholen, wie sich der wunderliche Wahn gerade im Physischen einzuschleichen hat, daß man alles mit eignen Augen sehen müsse, wobei man nicht bedenkt, daß man die Gegenstände auch mit eignen Vorurtheilen sieht. Nichts aber ist nöthiger, als daß man seine eignen Thun und Bestrebungen an das anderschließen was Andere gethan und vollbracht haben: das Productive mit dem Historischen zu verbinden.

Damit nun gerade diese Büchlein um so mehr Zutrauen finde, so wollen wir, ohne die Anmaßung, des Verfassers Arbeiten eigner Prüfung zu unterwerfen, vielmehr das worin wir, durch identische und analoge Erfahrungen geleitet, mit ihm völlig übereinstimmen, auf eine Weise hinzufügen, welche wir dem Zweck am vortheilhaftesten glauben.]

S. 9. Ich habe einiges hierher Gehörige gefunden, was mir neu scheint, aber was wenigstens von mir mehr als anderswo ins Einzelne verfolgt wurde.

S. 10. Für jetzt beschränk ich mich nur auf den Gesichtssinn.

[Indem ein Naturfreund der sich um alle Sinne bekümmert, sich auf Einen Sinn beschränkt, wird er sich aufklärender Andeutungen ins Allgemeine nicht enthalten können, er wird nach mehreren Seiten hinweisen, und das Entfernteinheinende zu verknüpfen suchen. Daß er zuerst aus dem Gesichtssinne herauswirkt und ihn für diesmal zum Mittelpunkt der übrigen macht, ist mir um so viel erfreulicher, weil es auch gerade derjenige Sinn ist durch welchen ich die Außenwelt am vorzüglichsten ergreife.]

S. 10. Die Licht-Schattenfigur des Auges.

[Hier gleich beim Eintritt begrüßen wir den Verfasser aufs freundlichste, betheuernd vollkommene Uebereinstimmung mit seinen Ansichten, Einklang mit seiner Methode, Zusammentreffen mit Ziel und Zweck.

Auch wir betrachten Licht und Finsterniß als den Grund aller Erscheinungen, sind überzeugt, daß alles was innen ist auch außen sey, und daß nur ein Zusammentreffen beider Wesenheiten alle Wahrheit gelten dürfe.]

S. 11. Ich stelle mich mit geschlossenen Augen in hellen Sonnenschein, das Angesicht senkrecht gegen die Sonne. Nun führe ich mit gestreckten etwas auseinander gehaltenen Fingern vor den Augen hin und her, daß sie abwechselnd beschattet und beleuchtet werden. Auf dem sonst, bei der bloßen Schließung der Augenlieder, vorhandnen gleichmäßig gefärbten Gesichtsfelde erscheint nun eine schöne regelmäßige Figur, die sich jedoch anfangs sehr schwer fixiren und näher bestimmen läßt, bis man sich und nach nach in ihr mehr orientirt.

[Da ich bei vieljähriger Forschung über die innigste Entstehung und über das ausgebreitete Erscheinen der Farbenwelt meine Augen nicht geschont, so sind mir manche Phänomene, welche der Verfasser deutlich entwickelt und in Ordnung aufstellt, jedoch nur zufällig und mankend vorgekommen. Auch gegenwärtig, da ich diesen oben Sinn nichts Außerordentliches mehr zumuthen darf, finde ich mich keineswegs berufen dergleichen Versuche abermals vorzunehmen und durch eigne Erfahrungen zu bestätigen, sondern beruhige mich gern bei seinem glaubwürdigen zusammenhängenden Vortrag. Da jedoch, wie er selbst versichert und ich auch überzeugt bin, diese Phänomene als allgemeine Bedingung des Sehens zu betrachten sind, so wird es an Personen nicht fehlen die dergleichen entweder schon gewahr geworden, oder in der Folge sie zufällig, vielleicht auch vorsätzlich, gewahr werdend, diese so schön sich ausbildende Lehre immer mehr sicher stellen.

Und so können wir denn auch vorläufig gedenken, daß der rühmlich bekannte Hofkupferstecher Herr Schmerbeurth, gleichfalls ein emsig-sinniges Auge hat, dergleichen Erscheinungen leicht und übers gewahr zu werden. Sie setzen ihn sonst in Furcht als ob das einem Jeden und ihm besonders höchst werthe Organ dadurch gefährdet sey. Nun aber nahm er Theil an den beruhigenden Vorträgen über Erfahrungen, er zeichnete die Phänomene wie sie ihm gewöhnlich vorschweben. Ich habe das Blatt zu gelegentlicher Vergleichung der Purkinjischen Tafel beigefügt.]

S. 37. Nun sey mir erlaubt die Analogie der dargestellten Phänomene mit andern Naturerscheinungen aufzuzeigen. So lange eine Beobachtung im Reiche der

Naturkunde isolirt steht, so lange sie nicht in mehrfache Beziehungen zu andern mehr oder weniger wichtigen Erfahrungen und Anwendungen gekommen ist und durch Einwirken in das übrige System eine Art Charakter und Rang erworben hat, ist sie immer in Gefahr längere Zeit ganz unbeachtet zu bleiben, oder wenn sie sich anfangs durch eine neue Erscheinungsweise aufgedrungen hat, wieder in Vergessenheit zu gerathen. Nur wenn im ununterbrochenen Entwicklungsgange des Wissens die ihr nächst verwandten Gegenstände weiterhin auf sie deuten, und sie endlich in die gebührende Stelle aufnehmen, erst dann wird sie in dem ihr zukommenden Lichte der Wissenschaft stehen, um nie wieder in die Finsterniß der Vergangenheit zurückgekehrt zu werden.

[Wir sagen dem Verfasser aufrichtigsten Dank, daß er diese sichtlichen Worte so frei und treulich ausspricht; ohne Belehrung des Sinnes derselben bleibt kein Heil in unserer Wissenschaft.

Zwei Behandlungsarten dagegen sind zu Hinderniß und Verspätung die traurigsten Verkehrungen, entweder man nähret und verknüpft himmelweit entfernte Dinge, in dürftiger Phantasie und wüster Mystik, oder man vereinzelt das Zusammengehörige, durch zersplitternden Unverstand, bemüht sich naherverwandte Erscheinungen zu sondern, jeder ein eigen Gesetz unterzulegen, woraus sie zu erklären seyn soll.

Fern diesen von uns diese falsche Beginnen, halten wir aber um desto mehr zusammen, weil wir es andern keineswegs untersagen können.]

§. 58. Die beschriebenen Figuren im Innern des Auges wecken in mir unmittelbarlich die Erinnerung an die Chladnischen Klangfiguren, und zwar vorzüglich an ihre primäre Form. Ich unterscheide nämlich bei diesen, eben so wie ich oben die verschiedenen Ordnungen der Wurfscheiben als primäre, die aus ihrer wechselseitigen Beschränkung entstehenden Linien als secundäre Formen unterschied, auch bei den Chladnischen Figuren primäre und secundäre Gestaltungen. Die ersteren werden durch die bewegten Stellen des tönenden Körpers, die andern durch die ruhenden constituirt. Mit letzteren hat sich vorzüglich Chladni beschäftigt.

[Wenn wir vorher im Allgemeinen mit dem Verfasser vollkommen übereinstimmten, so können wir uns gar sehr, in besonderer Anwendung gleichfalls mit ihm zusammen zu treffen.

Im dritten Hefte unserer Mittheilungen zur Naturlehre, Seite 107, konnten wir, bei Behandlung der entoptischen Erscheinungen, uns nicht enthalten, sie den Chladnischen Tonfiguren zu vergleichen. Da wir nun die große Aehnlichkeit beider ausgesprochen, so geben wir dem zu: daß im Auge ein Analogon vorgehe, und wir drücken uns darüber folgendermaßen aus: alles was den Raum füllt, nimmt, in sofern es feuchtseyn, sogleich eine Gestalt an; diese regelt sich mehr oder weniger und hat gegen die Umgebung gleiche Bezüge mit andern gleichgestalteten Wesen. Wenn nun die Chladnischen Figuren nach eingeübter Bewegung erst schweben, beben, erhellen, und dann sich beruhigen, so zeigt der entoptische Gehalt gleiche Empfindlichkeit gegen die Wirkung des Lichts und die atmosphärische Gegenwirkung.

Wagen wir noch einen Schritt und sprechen: das entoptische Glas, welches wir ja auch als Linse darstellen können, vergleicht sich dem Auge, es ist ein feingetrübtes, das Licht auf directen und obliquen Wegen brechendes Wesen, sinnlich für directen und obliquen Widerschein, und zugleich für die zartesten Uebergänge empfindlich. Die Acht Figur im Auge deutet auf das Aechtliche, es zeugt ein organisches Kreuz, welches hervorzubringen Hell und Dunkel abwechseln müssen. Noch nähere Bestimmungen werden sich entdecken.

§. 45. Ueberall wo entgegengesetzte, continuirlich wirkende Kräfte einander beschränken, entsteht im Wechselwirken der einen über die andere Periodismus in der Zeit, Oscillation im Raume; jener als Vortheil der einen Kraft über die andere in verschiedenen Momenten, diese wegen Ueberwiegen der einen und Zurückstreben der andern an verschiedenen Orten, so daß auch bei einer scheinbaren äußern Ruhe dennoch die innigste Bewegung in und zwischen den Begränzungspunkten statt finden kann.

§. 92. Die Wendungsbilder.

Es ist ein unabweisbarer Glaube des Naturforschers, daß einer jeden Modification des Subjectiven innerhalb der Sinnensphäre jedesmal eine im Objectiven entspreche. Gewiß sind die Sinne die feinsten und erregbarsten Messer und Reagenten der ihnen gehörigen Qualitäten und Verhältnisse der Materie [dort!], und wir müssen innerhalb des individuellen Kreises des Organismus eben so die Gesetze der materiellen Welt erforschen, wie der Physiker äußerlich durch mannigfaltigen Apparat.

Könnte das Subjective alle Materie so innig oder noch inniger durchdringen, wie es die Nervenmasse durchdrungen hält, so würden wahrscheinlich unabsehbare neue höchst zarte Modificationen derselben zur Erscheinung kommen, von denen man es jetzt kaum wagen möchte eine Ahnung zu fassen.

§. 103. Das Wendungsbild verhält sich gegen das äußere Licht wie ein trüber Mittel, wie aber in gehöriger Finsterniß selbst leuchtend ist.

[Hier wo die Wendungsbilder zur Sprache kommen, ist wohl billig dessen zu gedenken, was ich darüber in meinem Entwurf der Farbenlehre und zwar in dessen erster Abtheilung, durchaus, besonders aber §. 23 u. f. f. von gesunden Augen, §. 129 u. f. w. aber von krankhaften umständlich angezeigt habe.]

§. 143. Einheit beider Gesichtsfelder. Doppelsehen.

[Aus eigner Erfahrung kann ich folgendes anführen und vorschlagen. Man nehme irgend ein Rohr vor das eine Auge und schaue damit, indem man das andere offen behält, gegen einen Stern, so wird man ihn nur einfach erblicken. Nun werde man das Rohr von dem Stern ab, so wird derselbe dem freien Auge gleichfalls einfach erscheinen. Nun führe man das Rohr sachte gegen den Stern zu, und es wird derselbe auch am Rande des Gesichtsfeldes abermals und also doppelt erscheinen. Wenn man diese Operation vorsichtig macht, so kann man das doppelte Bild ziemlich weit von einander bringen und in das Gesichtsfeld des Rohres auffassen, wobei man in den Rohre steht, man sehe sie beide wirklich durch das Rohr. Es dauert aber nicht lange, so fließen sie gegen einander und decken sich. Schließt man zur Zeit wo man den Stern doppelt durchs Rohr zu sehen glaubt das äußere Auge, so verschwindet ganz natürlich die Doppelerscheinung und nur der eine Stern ist sichtbar.

Da ich von Jugend auf meine Augen sehr leicht in den Zustand des Schielens versetzen kann, so ergötze ich mich manchmal an folgendem Phänomen. Ich halte eine Kerze vor mich hin und die Augen ins Schielen gewendet, sah ich zwei, welche sich so lange nur hell sie auch seyn, einander halten konnte. Nun aber nahm ich zwei Kerzen und sah dabey, sie anschielend, vier. Diese konnte ich jedoch nicht aus einander halten, denn die zwei mittlern bewegten sich gegen einander und deckten sich gar bald, so daß ich nunmehr drei sah, deren Besonnung ich nach Belieben verlängern konnte.]

§. 149. Ich denke mir die Möglichkeit dieser Erscheinung auf folgende Weise. Jedes Aug. kann, so lange das Bewußtseyn ganz in dessen besondere Begünstigung versunken ist, als ein eigenes Individuum genommen werden, welches, in Beziehung auf die Außenwelt, sein Vornen, Oben und Unten, sein Links und Rechts hat. Das

selbe gilt von dem Tastsinne. Alle diese Begriffe aber sind relative und gelten nur in Beziehung des Subjects und seines räumlichen Verhältnisses zum Object.

Das räumliche Verhältniß des Subjects zum Objecte ist durchaus von der größten Bedeutung. Hierher gehört das Phänomen, daß eine Erbse zwischen kreuzweis gelegten Fingern einer Hand doppelt empfunden wird, und fällt diese Erscheinung mit dem Schielen völlig zusammen. Man hat jetzt Finger kein Rechts und Links, kein Oben und Drüben, welches zunächst der ganzen Hand angehört. Wenn alle bei eine Finger die Kugel an der linken Seite fühlt, der andere aber an der rechten Seite, so ist es keine Täuschung, sondern es deutet ganz eigentlich confuse diese Bildung des Subjects zum Object an, ohne welche das erstere letzteres keineswegs fassen, noch mit ihm in Vereinigung treten könnte.

Eine unnatürliche Richtung gegen die Außenwelt anderer Art ist auch hier, da besonders vom subjectiven Sehen die Rede ist, zu bemerken. Wenn man auf einer Höhe stehend bei klarem Himmel einen weiten Gesichtskreis überblickt, so blickt man alsdann niedergebückt durch die Füße, oder lehnt sich über irgend eine Erhöhung hinterwärts und schaut so, in beiden Fällen gleichsam auf dem Kopf stehend, nach der Gegend, so wird man sie in der allerhöchsten Farbenpracht erblicken, wie nur auf dem schönsten Bilde das gebildetste trefflichsten Malers, übrigens nicht etwa unnatürlich, sondern völlig wie beim aufrechten Stande, nur glaubt ich mich zu erinnern, etwas in die Breite gezogen.

S. 166. Das Nachbild. Imagination, Gedächtniß des Gesichtssinns.

S. 167. Das Nachbild ist genau von dem Blendungsbilde zu unterscheiden. Das Nachbild wird nur durch freie Thätigkeit unserer Zeit festgehalten, und verschwindet sobald der Wille nachläßt, kann aber von demselben wieder hervorgerufen werden; das Blendungsbild schwebt unwillkürlich dem Sinne vor, verschwindet und erscheint wieder aus objectiven Gründen.

S. 168. Insofern übrigens das Nachbild bei erhöhter Sinnlichkeit, das Blendungsbild hingegen alsdann bei normaler Stimmung in abnormischem Zustande sich befindet, und verschwindet beide schneller, je energischer das Organ vom Leben durchströmt wird.

S. 169. Ich glaube daß man durch Uebung, indem man, nach eigentlicher Anschauung des Gegenstandes, das Nachbild immer länger und inniger fest hielte, dasselbe wohl der den Sinn befangenden Realität des Urbildes nahe bringen könnte, welche Uebung als Vorbildung des Gedächtnisses und der Einbildungskraft nicht unwichtig sein dürfte.

S. 170. Zunächst diesem ist es sich behaupten daß Gedächtniß und Einbildungskraft in den Sinnesorganen selbst thätig sind, und daß jeder Sinn sein ihm eigentlich zusammentes Gedächtniß und Einbildungskraft besitze, die, als eingene begränzte Kräfte, der allgemeinen Seelenkraft unterworfen sind.

[Von der Productivität solcher innern vor die Augen gezaubten Bilder möchte mir manches zu erzählen. Ich hatte die Gabe, wenn ich die Augen schloß und mir vorgestellt hatte, mir in der Mitte des Sehorgans eine Blume dachte, so vorhanden sie nicht einen Augenblick in ihrer ersten Gestalt, sondern sie legte sich aus einander und aus ihrem Innern entfalteten sich wieder neue Blumen aus farbigen, auch wohl grünen Blättern, es waren keine natürlichen Blumen, sondern phantastische, höchst regelmäßig wie die Rosetten der Bildhauer. Es war unmöglich die hervorquellende Schöpfung zu hindern. Dergestalt dauerte sie so lange als mir beliebte, ermattete nicht und verflüchtete sich nicht. Plötzlich konnt' ich verwandlungen, wenn ich mir den Zierrath einer buntgemalten Scheibe dachte, welcher denn ebenfalls aus der Mitte gegen die Peripherie sich immerfort verändernd hervorquillt, wie die in unsern Tagen erst erfundenen Kaleidoskope. Ich erinnere mich nicht, in wiefern bei dieser regelmäßigen Bewegung eine Zahl zu bemerken gewesen, vermuthlich aber bezog sie sich auf den Achtstrahl, denn nicht wenige Blätter hatten die oben gemeldeten Blumen. Mit andern Gegenständen fiel mir nicht ein den Versuch zu machen, warum aber diese der willkürlich von selbst hervortraten, möchte darin liegen, daß die nächstige Betrachtung der Pflanzenmetamorphose, so wie nachherigen Studium der gemalten Scheiben, mich mit diesen Gegenständen ganz durchdrungen hatte, und hier tritt hervor was Herr Professor so bedeutend anregt. Hier ist die Erscheinung des Nachbildes, Gedächtniß, productive Einbildungskraft, Begriff und Idee alles auf einmal im Spiel und manifestirt sich in der eigenen Lebendigkeit des Organs mit vollkommener Freiheit ohne Vorlag und Leitung.

Hier darf nun unmittelbar die höhere Betrachtung aller bildenden Kunst eintreten, man sieht deutlicher ein, was es heißen wolle, daß Dichter und alle eigentlichen Künstler geboren sein müssen. Es muß nämlich ihre innere productive Kraft jene Nachbilder, die im Traum, in der Erinnerung, in der Einbildungskraft zurückgeblieben Idole freiwillig ohne Vorsatz und Wollen lebendig hervortun, sie müssen sich entfalten, wachsen, sich ausbreiten und zusammengehen, um aus flüchtigen Schemen wahrhaft gegenständliche Wesen zu werden.

« Wie besonders die Alten mit diesen Idolen begabt gewesen sein müssen, läßt sich aus Demokrit's Lehre von den Idolen schließen. Er kann nur aus der eigenen lebendigen Erfahrung seiner Phantasie darauf gekommen sein. »

Je größer das Talent, je entschiedener bildet sich gleich anfangs das zu produzirende Bild. Man sehe Zeichnungen von Raphael und Michel Angelo, wo auf der Stelle ein strenger Umriß das was daraestellt werden soll vom Grunde loslöst und körperlich einfaßt. Dagegen werden spätere ebenfalls treffliche Künstler auf einer Art von Tasten ertappt, es ist öfters als wenn sie erst durch leichte, aber gleichgültige Züge aufs Papier ein Element erschaffen wollen, woraus nachher Kopf und Haar, Gestalt und Gewand und was sonst noch wie aus dem Ei das Hühnchen sich bilden solle. Von noch spätern Künstlern finden sich wunderbare Beispiele. Ich besitze eine verzeichnete Federzeichnung, wo bei Anordnung der Hirten, Mutter und Kind, Joseph und die Schäfer, ja Ochs und Esel, doppelt und dreifach durch einander spielen. Doch muß man gestehen, daß ein geistreicher Künstler mit Geschmack bei dieser Gelegenheit verfahren, und den verschwebenden Traum so gut als möglich zu fixiren gesucht. Und so wird sich immer die Entschiedenheit des eingeborenen Talents gegen die Velleität eines Dilettanten beweisen, und man sieht daher wie höchst Recht jene Kunstlehrer haben, welche das Skizzieren verwerfen und den scharfen Federumriß einer wichtigen Kunstverzeichnung vorziehen. Alles kommt darauf an, das Eigentliche des Auges und der correspondirenden Finger zu der entschiedensten verbundenen Wirksamkeit heranzuspeigern.

Ernst Stiedenroth

Psychologie

zur Erklärung der Seelenerscheinungen.

Erster Theil.

Berlin 1824.

Von jeher zählte ich unter die glücklichen Ereignisse meines Lebens, wenn ein bedeutendes Werk gerade zu der Zeit mir in die Hand kam, wo es mit meinem gegenwärtigen Bestreben übereinstimmte, mich in meinem Thun bekräftigte und alle auch förderte. Oft fanden sich dergleichen aus höherem Alterthume; gleichwohl so doch wirken die wirksamsten, denn das Allerneueste bleibt doch immer das Lebendigste.

Nun begegnet mir dieser angenehme Fall mit obgenannten Buche. Es langt bei mir, durch die Beneigtheit des Verfassers, jetzig an und trifft mich gerade in dem Augenblick da ich die Bemerkungen über Purkinje, die schon mehrere Jahre bei mir liegen, endlich zum Druck absende.

Die Philosophen vom Fach werden das Werk beurtheilen und würdigen, ich zeige nur kürzlich an wie es mir damit ergangen.

Wenn man sich einen Zweig denkt der einem sanft dahingleitenden Bache überlassen seinen Weg so gemächlich als willig verfolgt, vielleicht von einem Stein augenblicklich aufgehalten, vielleicht in irgend einer Krümmung einige Zeit verweilend, sodann aber von der lebendigen Welle fortgetragen immer wieder unaufhaltsam im Zuge bleibt, so vergegenwärtigt man sich die Art und Weise, wie die folgerechte und folgereiche Schrift auf mich gewirkt.

Der Verfasser wird am besten einsehen was ich eigentlich damit sagen wollte: denn schon früher habe ich an manchen Stelle den Unmuth geäußert, den mir in jüngeren Jahren die Lehre von den untern und obern Seelenkräften erregte. In dem menschlichen Geiste so wie im Universum ist nichts oben noch unten, alles fordert gleiche Rechte an einen gemeinsamen Mittelpunkt, der sein gehöriges Daseyn eben durch das harmonische Verhältniß aller Theile zu ihm manifestirt. Alle Streitigkeiten der Aeltern und Neuern bis zur neuesten Zeit entspringen aus der Trennung dessen was Gott in seiner Natur vereint hervorgebracht. Recht gut wissen wir, daß in einzelnen menschlichen Naturen gewöhnlich ein Uebergewicht irgend eines Vermögens, einer Fähigkeit sich hervorthut und daß daraus Einseitigkeiten der Vorstellungsart nothwendig entspringen, indem der Mensch die Welt nur durch sich kennt und also, nach anschaulich, die Welt durch ihn und um seinetwillen aufgebaut glaubt. Daher kommt denn daß er seine Hauptfähigkeiten an die Spitze des Ganzen setzt und was an ihm das Mindere sich findet, ganz und gar ablängnen und aus seiner eignen Totalität hinausstoßen möchte. Wer nicht überzeugt ist, daß er alle Manifestationen des menschlichen Wesens, Sinnlichkeit und Vernunft, Einbildungskraft und Verstand, zu einer entschiedenen Einheit ausbilden müsse, welche von diesen Eigenschaften auch bei ihm die vorwaltende sey, der wird sich in einer unerfreulichen Beschränkung immerfort abquälen und niemals begreifen, warum er so viele hartnäckige Gegner hat, und warum er sich selbst sogar manchmal als unausstehlicher Gegner aufstellt.

So wird ein Mann, zu den sogenannten exacten Wissenschaften geboren und gebildet, auf der Höhe seiner Verstandesvernunft nicht leicht begreifen, daß es auch eine exacte sinnliche Phantasie geben könne, ohne welche doch eigentlich keine Kunst denkbar ist. Auch um denselben Punkt streiten sich die Schüler einer Gefühls- und Vernunft-Religion; wenn die letztern nicht eingestehen wollen, daß die Religion vom Gefühl anfange, so wollen die ersten nicht zugeben, daß sie sich zur Vernünftigkeit ausbilden müsse.

Dies und dergleichen wird bei mir durch obgemeldetes Werk erregt. Jeder der es liest wird auf seine Weise Vortheil davon haben und ich kann erwarten, daß bei näherer Betrachtung es noch oft mir als Text zu mancher glücklichen Note Gelegenheit geben werde.

Hier eine Stelle (S. 140) wo sich das Gebiet des Denkens unmittelbar an das Feld des Dichtens und Bildens anschließt, wohin wir eben einige Blicke gewagt haben:

« Es geht aus dem Bisherigen hervor, daß das Denken Reproduction voraussetzt. Die Reproduction richtet sich nach der jedesmaligen Bestimmtheit der Vorstellung. Auf der einen Seite wird daher für ein tüchtiges Denken eine hinreichend scharfe Bestimmtheit der gegenwärtigen Vorstellung vorausgesetzt, auf der andern Reichthum und angemessene Verbindung des zu Reproducirenden. Diese Verbindung des zu Reproducirenden, wie sie für das Denken taugt, wird selbst großentheils erst im Denken gestiftet, wiewohl aus mehrerem das Entsprechende eine besondere Verbindung durch das nähere Verhältniß seines Inhalts eingeht. Das tüchtige Denken in jeder Weise wird daher ganz abhängen von der Zweckmäßigkeit der Reproduction, deren man fähig ist. Wer in dieser Hinsicht nichts Rechtes vorräthig hat, der wird nichts Rechtes leisten. Wessen Reproductionen dürftig sind, der wird Geistesarmuth zeigen; wessen Reproductionen einseitig sind, der wird einseitig denken, wessen Reproductionen ungeordnet und verworren sind, der wird den hellen Kopf vermissen lassen, und so im Uebrigen. Das Denken also macht sich nicht etwa aus Nichts, sondern es setzt eine hinreichende Verbildung, Vervorbindung und da wo es Denken im engern Sinn ist, eine der Sache entsprechende Verbindung und Ordnung der Vorstellungen voraus, wobei sich die erforderliche Vollständigkeit von selbst versteht. »

Zwischenrede.

Nachstehende Aufsätze sind eben so wenig als die vorhergehenden für Theile eines ganzen schriftstellerischen Werkes angelegen. Nach abwechselnden Ansichten, unter dem Einflusse entgegengesetzter Gemüthsstimmungen verfaßt, zu verschiedenen Zeiten niedergeschrieben, konnten sie nimmermehr zur Einheit gedeihen. Die Jahrzahl läßt sich nicht hinzufügen, theils weil sie nicht immer bemerkt war, theils weil ich, gegen meine eigenen Papiere mich als Redacteur verhaltend, das Ueberflüssige und manches Unbehagliche daraus verbannen durfte. Dessen ungeachtet ist einiges geblieben wofür ich nicht einstehe: Widersprüche und Wiederholungen ließen sich nicht vermeiden, wenn das damit unzertrennliche Verknüpfte nicht gänzlich zerrissen werden sollte.

Und so können diese Hefte denn doch, als Theile eines menschlichen Lebens, für Zeugniß gelten, durch wi-

vielerlei Zustände derjenige sich verschaffen hat, der sich, mehr als es zum praktischen Handel nothwendig wäre, vielseitig auszubilden gedrängt ist, dem Wahlspruch sich ergiebt:

Willst Du in's Unendliche schreiten,
Geh' im Endlichen nach allen Seiten.

Oder wie es sonst heißt:

Natura infinita est,
sed qui symbola animadvertierit
omnia intelliget
licet non omnino.

Einwirkung der neuern Philosophie.

Für Philosophie im eigentlichen Sinne hatte ich kein Organ, nur die verdammte Gegenwirkung, womit sich der eindringenden Welt zu widersetzen und sie mir anzueignen genöthigt war, mußte mich auf eine Methode führen, durch die ich die Meinungen der Philosophen, eben auch als wären es Gegenstände, zu fassen und mich darin auszubilden suchte. Bruckers Geschichte der Philosophie hatte ich in meiner Jugend fleißig zu lesen, es ging mir aber dabei wie einem der sein ganzes Leben den Sternhimmel über seinem Haupte drehen sieht, manches auffallende Sternbild unterscheidet, ohne es muß von der Astronomie zu verstehen, den großen Bären kennt, nicht aber den Polarstern.

Ueber Kunst und ihre theoretischen Forderungen hatte ich mit Moritz, in Rom, viel verhandelt; eine kleine Druckschrift zeugt noch heute von unserer damaligen feuchtherein Dunkelheit. Fernerhin bei Darstellung des Versuchs der Pflanzen-Metamorphose mußte sich eine naturgemäße Methode entwickeln, denn als die Vegetation mir Schritt für Schritt ihr Verfahren verbildete, konnte ich nicht irren, sondern mußte, indem ich sie gewähren ließ, die Wege und Mittel anerkennen wie sie den eingeschlossensten Zustand zur Vollendung nach und nach zu befördern weiß. Bei tierischen Untersuchungen drängte sich mir die Ueberzeugung auf, daß, bei aller Betrachtung der Gegenstände, die höchste Pflicht sey, jede Bedingung unter welcher ein Phänomen erscheint genau aufzusuchen und nach möglichster Vollständigkeit der Phänomene zu trachten, weil sie doch zuletzt sich an einander reihen, aber niemals übereinander zurechtgelegt werden, und vor dem Anschauen des Forschers auch eine Art Organisation haben, ihr innres Gesammtleben manifestiren müssen. Indeß war dieser Zustand immerfort nur dämmernd, nirgends fand ich Aufklärung nach meinem Sinne; denn am Ende kann doch nur ein jeder in seinem eigen Sinne aufgeklärt werden.

Kants Kritik der reinen Vernunft war schon längst erschienen, sie lag aber völlig außerhalb meines Kreises. Ich wußte jedoch manchen theilweise darüber bei, und mit einiger Aufmerksamkeit konnte ich bemerken, daß die alte Hauptfrage sich erneute, wie viel außer Selbst und wie viel die Außenwelt zu unserm geistigen Dasein beitrage. Ich hatte beide niemals getrennt, und wenn ich nach meiner Weise über Gegenstände philosophirte, so that ich es mit unbewußter Naivetät und glaubte wirklich ich führe meine Meinungen vor Augen. Sobald aber jener Streit zur Sprache kam, mochte ich mich gern auf diejenige Seite stellen, welche dem Menschen am meisten Ehre machte, und auch allen Freunden vollkommen Beifall, die mit Kant behaupteten: wenn gleich alle unsre Erkenntniß mit der Erfahrung anfange, so entspringe sie darum doch nicht eben alle aus der Erfahrung. Die Erkenntnisse a priori lieh ich mir auch gefallen, so wie die synthetischen Urtheile a priori: denn hatte ich doch in meinem ganzen Leben, dichtend und beobachtend, synthetisch, und dann wieder analytisch verfahren, die Systole und Diastole des menschlichen Geistes war mir, wie ein zweites Athemholen, niemals getrennt, immer pulsirend. Für alles dieses jedoch hatte ich keine Worte, noch weniger Phrasen, nun aber schien zum erstenmal eine Theorie mich anzulächeln. Der Eingang war es der mir gefiel, ins Labyrinth selbst konnt' ich mich nicht wagen: bald hinderte mich die Dichtungsgabe, bald der Menschenverstand, und ich fühlte mich nirgend gebessert.

Unglücklicher Weise war Herder zwar ein Schüler, doch ein Gegner Kants, und nun bekand ich mich noch schlimmer: mit Herdern konnt' ich nicht übereinstimmen, Kanten aber auch nicht folgen. Indessen fuhr ich fort der Bildung und Umbildung organischer Naturen ernstlich nachzuforschen, wobei mir die Methode womit ich die Pflanzen behandelt, zuverlässig als Wegweiser diente. Mir entging nicht, die Natur beobachte stets analytisches Verfahren, eine Entwickelung aus einem lebendigen, geheimnißvollen Ganzen, und dann schien sie wieder synthetisch zu handeln, indem ja völlig fremdscheinende Verhältnisse einander angenähert und sie zusammen in Eins verknüpft worden. Aber und abermals kehrte ich daher zu der Kantischen Lehre zurück; einzelne Capitel glaubt' ich vor andern zu verstehen und gewann gar manches zu meinem Hausgebrauch.

Nun aber kam die Kritik der Urtheilskraft mir zu Handen und dieser bin ich eine höchst freie Lebensepoche schuldig. Hier sah ich meine disparatesten Bestrebungen neben einander gestellt, Kunst- und Naturbetrachtungen einen gleichen Gang nehmen, Kunst- und Naturereignisse eins behandelt wie das andere, ästhetische und teleologische Urtheilskraft erleuchteten sich wechselsweise.

Wenn auch meiner Vorstellungsart nicht eben immer dem Verfasser sich zu fügen möglich werden konnte, wenn ich hie und da etwas zu vermissen schien, so waren doch die großen Hauptgedanken des Werks meinem bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog; das innere Leben der Kunst so wie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus, war im Buche deutlich ausgesprochen. Die Erzeugnisse dieser zwei unendlichen Welten sollten um ihrer selbst willen da seyn, und wie neben einander stand wohl für einander, aber nicht absichtlich wegen einander.

Meine Abneigung gegen die Endursachen war nun gerechtfertigt, ich konnte deutlich Zweck und Wirkung unterscheiden, ich begriff auch warum der Menschenverstand beides oft verwechselt. Mich freute, daß Dichtkunst und vergleichende Naturkunde so nah mit einander verwandt seyen, indem beide sich derselben Urtheilskraft unterwerfen. Leidenschaftlich angeregt ging ich auf meinen Wegen nur desto rascher fort, weil ich selbst nicht wußte wohin sie führten und für das was und wie ich mir's zugeeignet hatte bei den Kantianern wenig Anklang fand. Dann ich sprach nur aus was in mir aufgetragt war, nicht aber was sich gelehrt hatte. Auf mich selbst zurückgewiesen studierte ich das Buch immer hin und wieder. Noch erfreuen mich in dem alten Exemplar die Stellen die ich damals anstrich, so wie dergleichen in der Kritik der Vernunft, in welche tiefer einzudringen mir auch zu gelingen schien: denn beide Werke,

aus Einem Geist entsprungen, deuten immer eins aufs andere. Nicht eben so gelang es mir mich den Kantischen anzunähern: sie hörten mich wohl, konnten mir aber nichts erwidern, noch irgend förderlich seyn. Mehr als Einmal begegnete es mir, daß einer oder der andere mit lächelnder Verwunderung ausstand: es sey freylich ein Analogen Kantischer Verstellungsart, aber ein seltsames.

Wie wunderlich es denn auch damit gewesen sey, trat erst besser, als mein Verhältniß zu Schillern sich bestimmte. Unsere Gesetzlichkeiten waren durchaus productive oder tendentiös, gewöhnlich beides zugleich; er predigte das Evangelium der Freyheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht aufgehalten wissen. Aus freundschaftlicher Neigung suchen mich, wie ich mehr als aus eigner Ueberzeugung bekennen darf, in den ästhetischen Briefen die gute Mutter nicht mit jenen harten Ausdrücken, die mir den Aufsatz über Anmuth und Würde so verhaßt gemacht hatten. Weil ich aber, von meiner Seite beharrlich und eigensinnig, die Vorzüge der griechischen Dichtungsart, der daraus gegründeten und von dort herkömmlichen Poesie nicht allein verehrte, sondern sogar ausschließlich diese Weise für die einzig rechte und wünschenswerthe gelten ließ: so ward er zu schärferem Nachdenken genöthigt, und eben diesem Conflict verdanken wir die Aufsätze über naive und sentimentale Poesie. Beide Dichtungsweisen sollten sich bequemen einander gegenüberstehend sich wechselsweise gleichen Rang zu vergönnen.

Er legte hierdurch den ersten Grund zur ganzen neuen Aesthetik, dann hellenisch und romantisch und was sonst noch für Synonymen mochten aufgefunden werden, lassen sich alle derthin zurückführen wo vom Uebergewicht reeller oder ideeller Behandlung zuerst die Rede war.

Und so gewöhnt' ich mich nach und nach an eine Sprache die mir völlig fremd geworden, und in die ich mich um desto leichter finden konnte, als ich durch die bessere Verstellung von Kunst und Wissenschaft, welche sie beabsichtigte, mir selbst vornehmer und reicher dünken mochte, da wir andern vorher uns von den Popular-Philosophen und von einer andern Art Philosophen, der ich keinen Namen zu geben weiß, gar unwürdig mußten behandeln lassen.

Letztere Fortschritte verdank' ich besonders Niethammern, der mit freundlichster Behaglichkeit mir die Hauptschwächen zu entdecken, die einseitige Begriffs- und Ausdrucksart zu entwickeln und zu erklären trachtete. Was ich gleichzeitig und später von Fichten, Schellingen, Hegeln, den Gebrüdern von Humboldt und Schlegel schuldig geworden, möchte künftig dankbar zu entwickeln seyn, wenn mir gegönnt wäre jene für mich so bedeutende Epoche, das letzte Zehnt des vergangenen Jahrhunderts, von meinem Standpunkte aus, wie nicht darzustellen, doch anzudeuten, zu entwerfen.

Anschauende Urtheilskraft.

Als ich die kantische Lehre nur so durchdringen doch möglichst zu nutzen suchte, wollte mir manchmal dünken, der kritische Mann verfahre schalkhaft ironisch, indem er bald das Erkenntnißvermögen aufs engste einzuschränken bemüht schien, bald über die Gränzen, die er selbst gezogen hatte, mit einem Seitenblick hinausdeutete. Er mochte freylich bemerkt haben wie anmaßend und naseweis der Mensch verfährt, wenn er behaglich, mit wenigen Erfahrungen ausgerüstet, sogleich unbesonnen absprecht und sorellig etwas festsetzen, eine Grille die ihm durchs Gehirn läuft den Gegenständen aufzudringen trachtet. Deswegen beschränkt unser Meister seinen Denkenden auf eine reflectirende discursive Urtheilskraft, untersagt ihm eine bestimmende ganz und gar. Sodann aber, nachdem er uns genugsam in die Enge getrieben, ja zur Verzweiflung gebracht, entschließt er sich zu den überaus reinen Aeußerungen und überläßt uns, welchen Gebrauch wir von der Freyheit machen wollen die er einigermaßen zugestattet. In diesem Sinne war mir folgende Stelle höchst bedeutend:

„Wir können uns ein n Verstand denken, der, weil er nicht wie der unsrige discursiv, sondern intuitiv ist, vom synthetisch Allgemeinen, der Anschauung eines Ganzen als eines solchen, zum Besondern geht, das ist, von dem Ganzen zu den Theilen. — Hierbey ist gar nicht nöthig zu beweisen, daß ein solcher intellectus archetypus möglich sey, sondern nur, daß wir in der Progressenhaltung unseres discursiven, der Bilder bedürftigen Verstandes (intellectus ectypus), und der Zufälligkeit einer solchen Beschaffenheit, auf jene Idee eines intellectus archetypus geführt werden, die auch keinen Widerspruch enthalte."

Zwar scheint der Verfasser hier auf einen göttlichen Verstand zu deuten, allein wenn wir ja im Sittlichen, durch Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit, uns in eine obere Region erheben und an das erste Wesen anknüpfen sollen: so dürft' es wohl im Intellectuellen derselbe Fall seyn, daß wir uns, durch das Anschauen einer immer schaffenden Natur, zur geistigen Theilnahme an ihren Productionen würdig machten. Hatte ich doch erst unbewußt und aus innerem Trieb auf jenes Urbildliche, Typische rastlos gedrungen, war es mir sogar geglückt, eine naturgemäße Darstellung aufzubauen, so konnte mich nunmehr nichts weiter verhindern das Abenteuer der Vernunft, wie es der Alte vom Königsberge selbst nennt, muthig zu bestehen.

Bedenken und Ergebung.

Wir können bey Betrachtung des Weltgebäudes, in seiner weitesten Ausdehnung, in seiner letzten Theilbarkeit, uns der Vorstellung nicht erwehren daß dem Ganzen eine Idee zum Grunde liege, wornach Gott in der Natur, die Natur in Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit schaffen und wirken möge. Anschauung, Betrachtung, Nachdenken führen uns näher an jene Geheimnisse. Wir erdreisten uns und wagen auch Ideen, wir beschäftigen uns und bilden Begriffe, die analog jenen Uranfängen seyn möchten.

Hier treffen wir nun auf die eigene Schwierigkeit, die nicht immer klar ins Bewußtseyn tritt, daß zwischen Idee und Erfahrung einem gewissen Kluft befestigt scheint, die zu überschreiten unsere ganze Kraft sich vergeblich bemüht. Diesen unerachtet bleibt unser ewiges Bestreben diesen Hiatus mit Vernunft, Verstand, Einbildungskraft, Glauben, Gefühl, Wahn und, wenn wir sonst nichts vermögen, mit Aberwitz zu überwinden.

Endlich finden wir, bey redlich fortgesetzten Bemühungen, daß der Philosoph wohl möchte Recht haben welcher behauptet, daß keine Idee der Erfahrung völlig congruire, aber wohl zugiebt, daß Idee und Erfahrung analog seyn können, ja müssen.

Die Schwierigkeit über und Erfahrung mit einander zu verbinden erscheint sehr hinderlich bei aller Naturforschung: die Idee ist unabhängig von Raum und Zeit, die Naturforschung ist in Raum und Zeit beschränkt; daher ist in der Idee Simultanes und Successives innigst verbunden, auf dem Standpunkt der Erfahrung dagegen immer getrennt, und eine Naturwirkung die wir der Idee gemäß als simultan und successiv zugleich denken sollen, scheint uns in eine Art Widersinn zu verfallen. Der Verstand kann nicht vereinigt denken was die Sinnlichkeit ihm gesondert überliefert, und so bleibt der Widerstreit zwischen Aufgaben und Ideen dem innersten unaufgelöst.

Deshalb wir uns denn billig zu einiger Befriedigung in die Sphäre der Dichtkunst flüchten und ein altes Liedchen mit einiger Abwechslung erneuern:

So schnauft mit beschwertem Blick
Der wilde Wehrim Meisterstück,
Alle ein Tritt taufend Fäden regt,
Die Schiffchen hundert beflügelt schießen,
Die Fäden sich begegnend fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.
Das hat in nicht zusammen gehetzt,
Sie hat's von Ewigkeit angerichtet,
Damit der ewige Meistermann
Getroß den Einschlag werfen kann.

Bildungstrieb.

Ueber dasjenige was in genannter wichtiger Angelegenheit getban sey, erklärt sich Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft folgendermaßen: „In Ansehung dieser Theorie der Epigenesis hat niemand mehr sowohl zum Beweis derselben als auch zur Gründung der ächten Grenzen ihrer Anwendung, zum Theil durch die Berichtigung eines in vermeinten Gebrauche derselben, geleistet als Herr Blumenbach."

Ein solches Zeugniß des gewissenhaften Kant regte mich an, das Blumenbachische Werk wieder vorzunehmen, das ich zwar früher gelesen, aber nicht durchdrungen hatte. Hier fand ich nun meinen Christoph Friedrich Wolf als Mittelglied zwischen Haller und Bonnet auf der einen und Blumenbach auf der andern Seite. Wolf mußte zum Beruf seiner Epigenese ein erganisches Element voraussetzen, wor aus allebann die zum organischen Leben bestimmten Stoffe sich entwickeln. Er gab dieser Materie eine vim essentialem, die sich zu allem fügt was sich selbst hervorbringen wollte und sich dadurch zu dem Range eines Hervorbringenden selbst erhebt.

Ausdrücke der Art ließen noch einiges zu wünschen übrig; denn an einer organischen Materie, und wenn sie noch so lebendig gedacht wird, bleibt immer etwas Stoffartiges kleben. Das Wort Kraft bezeichnet zwar nichts als nur Physisches, sogar Mechanisches, und kann erst sich aus jener Materie organisiren soll bleibt uns ein dunkler unbegreiflicher Punkt. Nun gerann Blumenbach das Hocste und Letzte des Ausdrucks, er entlehnte hervorbrin gende Kraft des Bildens und nannte sie wegen die Idee war, einen nisus formativus, einen Trieb, eine bestine Thätigkeit, wodurch die Bildung hervorgebracht werden sollte.

Betrachten wir das alles genauer, so hätten wir es hier mit bequemer und vielleicht gründlicher, wenn wir eingestehen daß wir, um das Vorhandene zu betrachten, eine vorhergegangene Thätigkeit zugeben müssen und daß, wenn wir uns eine Thätigkeit denken wollen, wir derselben ein schicklich Element unterlegen, worauf sie wirken konnte, und daß wir zuletzt diese Thätigkeit mit dieser Unterlage als immerfort zusammen bestehend und zwar gleichzeitig vorhanden denken müssen. Dieses Ursprüngliche personificirt tritt uns als ein Gott entgegen, als Schöpfer und Erhalter, welchen anzubeten, zu verehren und zu preisen wir auf alle Weise aufgefordert sind.

Kehren wir in das Feld der Philosophie zurück und betrachten Evolution und Epigenesis nochmals, so scheinen dies Worte zu sagen, mit denen wir uns nur hintäuschen. Die Einschachtelungslehre wird freilich einem Hochgebildeten gar bald widerlich, aber bei der Lehre eines Auf- und Annehmens wird doch immer ein Aufnehmendes und Aufzunehmendes vorausgesetzt, und wenn wir keine Präformation denken mögen, so kommen wir auf eine Präexistenz. Präexterminaten, auf ein Präexistibiliren, und wie das alles heißen mag was vorzudenken müßte bis wir etwas gewahr werden konnten.

So viel aber getraue ich mir zu behaupten, daß wenn ein organisches Wesen in die Erscheinung hervortritt, Einheit und Freiheit das Bildungstriebes ohne den Begriff der Metamorphose nicht zu fassen sey.

Zum Schluß ein Schema, um weiteres Nachdenken aufzuregen:

Stoff.
Vermögen.
Kraft.
Gewalt. } Leben.
Streben.
Trieb.
Form.

Aelteres.

Wenn ein Wissen reif ist, Wissenschaft zu werden, so muß nothwendig eine Krise entstehen: denn es wird die Differenz offenbar zwischen denen, die das Einzelne trennen und getrennt darstellen, und solchen, die das Allgemeine im Auge haben und gern das Besondere anund einfügen möchten. Wie nun aber die wissenschaftliche, ideelle, umgreifende Behandlung sich mehr und mehr Freunde, Gönner und Mitarbeiter wirbt, so bleibt auf der tieferen Stufe jene Trennung zwar nicht so entschieden, aber doch genugsam merklich.

Diejenigen, welche ich Universalisten nennen möchte, sind überzeugt und stellen sich vor: daß alles überall, obgleich mit unendlichen Abweichungen und Mannigfaltigkeiten, vorhanden und vielleicht auch zu finden sey; die andern, die ich Singularisten benennen will, gehoben den Hauptpunkt im Allgemeinen zu, sie beobachten, bestimmen und lernen hiernach; aber immer wollen sie Ausnahmen finden, da wo der ganze Typus nicht ausgesprochen ist, und darin haben sie recht. Ihr Fehler aber ist nur, daß sie die Grundgestalt verkennen, wo sie sich verräth, und läugnen, wenn sie sich verbirgt. Da nun beide Darstellungsweisen unentbehrlich sind und sich einander ewig gegenüberstehen werden, ohne sich zu vereinigen oder aufzuheben, so thut man zu sich vor aller Controverse und stelle seine Ueberzeugung klar und nackt hin.

So wiederhole ich die meinige: daß man auf diesen höheren Stufen nicht wissen kann, sondern thun muß, so wie an einem Spiele wenig zu wissen und

alles zu leisten ist. Die Natur hat uns das Schachbrett gegeben, aus dem wir nicht hinaus wirken können, noch wollen, sie hat uns die Steine geschnitzt, deren Gleich, Bewegung und Vermögen nach und nach bekannt werden; nun ist es an uns, Züge zu thun, von denen wir uns Gewinn versprechen; bis versucht nun ein jeder auf seine Weise und lässt sich nicht gern einreden. Mag das alles geschehen, und beobachten wir nur vor allem genau, wie nah oder fern ein jeder von uns stehe, und vertragen uns sodann möglichst mit demjenigen, der sich zu der Seite bekennt, zu der wir halten. Ferner bedenke man, daß man immer mit einem unendlichen Problem zu thun habe, und erweise sich treulich und treu, alles zu beachten was irgend auf eine Art zur Sprache kommt, am meisten dasjenige was uns widerstreitet; denn dadurch wird man am ersten das problematische anregen, welches zwar in den Gegenständen selbst, mehr aber noch in den Menschen liegt. Ich bin nicht gewiß, ob ich in diesem so weit bearbeiteten Felde persönlich weiter wirke, doch erhalte ich mir vor, auf diese oder jene Wendung des Studiums, auf diese oder jene Schritte der Einzelnen aufmerksam zu seyn und aufmerksam zu machen.

Allein kann der Mensch nicht wohl bestehen, daher schlägt er sich gern zu einer Partei, weil er da, wenn auch nicht Ruhe, doch Beruhigung und Sicherheit findet.

Es giebt wohl zu diesem oder jenem Geschäft von Natur unqualifizirte Menschen; Ueberredung und Dünkel jedoch sind gefährliche Dämonen, die den Fähigsten unzulänglich machen, alle Wirkung zum Stocken bringen, freie Fortschritte hindern. Dies gilt von weltlichen Dingen, besonders auch von Wissenschaften.

Im Reich der Natur waltet Bewegung und That, im Reiche der Freiheit Anlage und Willen. Bewegung ist ewig und tritt bei jeder günstigen Bedingung unwiderstehlich in die Erscheinung. Anlagen entwickeln sich zwar auch naturgemäß, müssen aber erst durch den Willen geübt und nach und nach geschärft werden. Deswegen ist man des freiwilligen Willens so gewiß nicht als der selbstthätigen That; diese thut sich selbst, er aber muß getrieben werden, um vollkommen zu werden und zu wirken, sich im Sittlichen dem Gewissen, das nicht irrt, im Künstlichen aber der Regel fügen, die niemand aussprechen ist. Das Genie bedarf keines Antriebes, mit ihm ist alles gegeben; es hat nur mit der innern eignen Welt zu thun. Das Genie bedürfte auch keine Regel, wäre sich selbst genug, gäbe sich selbst die Regel, da es aber nach außen wirkt, so ist es vielfach bedingt, durch Stoff und Zeit, und an diesen muß es nothwendig irre werden; deswegen es mit allem was eine Kunst ist, mit dem Regiment, wie mit Gedicht, Statue und Gemälde, durchaus so wunderlich und unsicher aussieht.

Es ist eine schlimme Sache, die doch manchem Beobachter begegnet, mit einer Anschauung sogleich eine Folgerung zu verknüpfen und beide für gleichgeltend zu achten.

In Geschichte der Wissenschaften zeigt uns bei allem, was für dieselben geschieht, gewisse Epochen, die bald schneller, bald langsamer auf einander folgen. Eine bedeutende Ansicht, neu oder erneut, wird ausgesprochen; sie wird anerkannt, früher oder später; es finden sich Mitarbeiter; das Resultat geht in die Schüler über; es wird gelehrt und fortgepflanzt, und wie bemerken leider, daß es gar nicht darauf ankommt, ob die Ansicht wahr oder falsch sey, beides macht denselben Gang, beides wird zuletzt eine Phrase, beides prägt sich als todtes Wort dem Gedächtniß ein.

Zur Verwaltung des Irrthums tragen die Werke besonders bei, die encyklopädisch das Wahre und Falsche des Jahrs überliefern. Hier kann die Wissenschaft nicht bearbeitet werden, sondern man weiß, glaubt, wähnt, wird aufgenommen; deswegen jene solche Werke nach funfzig Jahren gar wunderlich aus.

Zuerst belehre man sich selbst, dann wird man Belehrung von Andern empfangen.

Theorien sind gewöhnlich Ueberredungen eines ungeduldigen Verstandes, der die Phänomene gern los seyn möchte und an ihrer Stelle bewegen Bilder, Begriffe, ja oft nur Worte einschieb. Man aber, man sieht auch wohl, das es nur ein Behelf ist, ja sie sich nicht aber Beihandschaft und Partiegeist jederzeit Beifall. Und mit Recht, da sie ihren so sehr bedürfen.

Unsere Zustände schreiben wir bald Gott, bald dem Teufel zu, und selten eins wie das andere mal: es uns selbst liegt das Räthsel, die wir Ausgeburt sey der Welten sind. Mit der Farbe geht's eben so, bald sucht man sie im Lichte, bald draußen im Weltall, und kann sie gerade da nicht finden, wo sie zu Hause ist.

Es wird eine Zeit kommen, wo man eine pathologische Experimentalphysik vortragt und alle jene Spiegelschrieben ans Tageslicht bringt, welche den Verstand hintergehen, sich eine Ueberzeugung erschleichen, und was das Schlimmste daran ist, durchaus jeden praktischen Fortschritt verhindern. Die Phänomene müssen eins für allemal aus der dürren empirisch-chemisch-dogmatischen Musterkammer vor die Jury des gemeinen Menschenverstandes gebracht werden.

Daß Newton bei seinen prismatischen Versuchen die Oeffnung so klein als möglich nahm, um eine Linie zum Diskriminat bequem zu symbolisiren, hat eine unbillige Beurtheilung über die Farbe gebracht, an der vielleicht noch Jahrhunderte leiden.

Durch dieses kleine Löchlein ward Malus zu einer absurden Theorie getrieben, und wäre Seebeck nicht so umsichtig, so müßte er verblendet werden, den Ursprung dieser Erscheinungen, die exceptionellen Figuren und Farben zu entdecken.

Was aber das Allersonderbarste ist: der Mensch, wenn er auch den Grund des Irrtums aufdeckt, wird

den Irrthum selbst deshalb doch nicht los. Mehrere Engländer, besonders Dr. Reid, sprechen gegen Newton leidenschaftlich aus: »das prismatische Bild sey keineswegs das Sonnenbild, sondern das Bild der Oeffnung unseres Fensterladens mit Farbensäumen geschmückt; im prismatischen Bilde gebe es kein ursprünglich Grün, dieses entstehe durch das Uebereinandergreifen des Blauen und Gelben, so daß ein schwarzer Streif eben so gut als ein weißer in Farben aufgelöst scheinen könne, wenn man hier von Auflösen reden wolle.« Genug, alles was wir seit vielen Jahren dargethan haben, legt dieser gute Beobachter gleichfalls vor. Nun aber läßt ihn die fixe Idee einer diversen Brechungsfähigkeit nicht los, doch kehrt er sie um und ist wo möglich noch befangener als sein großer Meister. Anstatt durch diese neue Ansicht begünstigt aus jenem Ehrfurchtszustande sich herauszuwinden, sucht er die schon erschlafften und entfalteten Glieder aufs neue in die alten Pappenschalen unterzubringen.

Das unmittelbare Gewahrwerden der Urphänomene versetzt uns in eine Art von Angst, wir fühlen unsere Unzulänglichkeit, nur durch das einzige Spiel der Empirie bleibt erkennen sie uns.

Der Magnet ist ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es dann auch ein Symbol für alles Uebrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen.

Alles Lebendige bildet eine Atmosphäre um sich her.

Die außerordentlichen Männer des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts waren selbst Akademien, wie Humboldt zu unserer Zeit. Als nun das Wissen so ungeheuer überhand nahm, thaten sich Privatleute zusammen, um, was den Einzelnen unmöglich wird, vereinigt zu leisten. Von Ministern, Fürsten und Königen stellen sie sich fern. Wie suchte nicht das französische stille Conventikel die Herrschaft Richelieu's abzuleugnen! wie verhinderte der englische Oefterder und Londoner Verein den Einfluß der Kuhlinge Carls des Zweiten!

Da es aber einmal geschehen war, und die Wissenschaften sich als ein Staatsglied im Staatskörper fühlten, einen Rang bei Proceß einen und andern Zierlichkeiten erhielten, war bald der höhere Zweck aus den Augen verloren, man stellte seine Person vor, und die Wissenschaften hatten auch Mäntelchen um und Käppchen auf. In meiner Geschichte der Farbenlehre habe ich dergleichen weitläufig angeführt. Was aber geschrieben steht, es steht deswegen da, damit es immerfort erfüllt werde.

Die Natur auffassen und sie unmittelbar benutzen, ist wenig Menschen gegeben, zwischen Erkenntniß und Gebrauch erfinden sie sich gern ein Lustgespinnst, das sie sorgfältig ausbilden, und darüber den Gegenstand zuletzt mit der Benutzung vergessen.

Eben so begreift man nicht leicht, daß in der großen Natur das geschieht, was auch im kleinsten Zirkel vorgeht. Dringt es ihnen die Erfahrung auf, so lassen sie sich's zuletzt gefallen. Spren vom geriebenem Bernstein angezogen, stebt mit dem ungeheuren Donnerwetter in Verwandtschaft, ja ist eins und eben dieselbe Erscheinung. Dieses Mikromegische geschieht wir auch in einigen andern Fällen zu, bald aber verläßt uns der reine Naturgeist, und der Dämon der Künstelei bemächtigt sich unser und weiß sich überall geltend zu machen.

Die Natur hat sich so viel Freiheit vorbehalten, daß wir mit Wissen und Wissenschaft ihr nicht durchgängig beikommen, oder sie in die Enge treiben können.

Mit den Irrthümern der Zeit ist schwer sich abzufinden: widerstrebt man ihnen, so stößt man allein, läßt man sich davon befangen, so hat man auch weder Ehre noch Freude davon.

Problem und Erwiederung.

Nachstehende fragmentarische Blätter notirte ich stellenweise auf meinen Sommerfahrten im Gefolge mancher Gespräche, einsamen Nachdenkens und zuletzt angeregt durch eines jungen Freundes geistreiche Briefe.

Das hier angedeutete auszuführen, in Verbindung zu bringen, die hervortretenden Widersprüche zu vergleichen, fehlte es mir darauf an Sammlung, die ein folgerechtes Denken allein möglich macht; ich hielt es daher für räthlich, das Manuscript an den Theilnehmenden abzusenden, ihn zu ersuchen diese paradoxen Sätze als Text, oder sonstigen Anlaß zum eigenen Betrachten anzusetzen, und mir einiges darüber zu vermelden, welches ich denn, wie es geschehen, als Zeugniß reiner Sinns- und GeistesGemeinschaft hier einrücke.

Weimar, den 17. März 1823.

G.

Probleme.

Natürlich System, ein widersprechender Ausdruck.

Die Natur hat kein System, sie hat, sie ist Leben und Folge aus einem unbekannten Centrum, zu einer nicht erkennbaren Gränze. Raumbetrachtung ist dabei endlos, man mag ins Kleinste theilend verfahren, oder im Ganzen, nach Breite und Höhe die Spur verfolgen.

Die Idee der Metamorphose ist eine höchst ehrwürdige, aber zugleich höchst gefährliche Gabe von oben. Sie führt ins Formlose, erstört das Wissen, löst es auf. Sie ist gleich der vis centrifuga und würde sich ins Unendliche verlieren, wäre ihr nicht ein Gegengewicht zugegeben: ich meine den Specificationstrieb, das zähe Beharrlichkeitsvermögen dessen was einmal zur Wirklichkeit gekommen. Eine vis centripeta, welche in ihrem tiefsten Grunde keine Aeußerlichkeit etwas anhalten kann. Man betrachte das Geschlecht der Triken.

Da nun aber beide Kräfte zugleich wirken, so müßten

wir sie auch bei didaktischer Ueberlieferung zugleich darstellen, welche unmöglich scheint.

Vielleicht retten wir uns nicht aus dieser Verlegenheit als abermals durch ein künstliches Verfahren.

Vergleichung mit den natürlich immer fortschreitenden Tönen und der in die Oktaven eingetragen gleich schwebenden Temperatur. Wodurch eine entschieden durchgreifende höhere Musik, zum Trotz der Natur, eigentlich erst möglich wird.

Wir müssten einen künstlichen Vertrag eintreten lassen. Eine Symbolik wäre aufzustellen! Wer aber soll sie leisten? Wer das Geleistete anerkennen?

Wenn ich dasjenige betrachte, was man in der Botanik generen nennt und sie, wie sie aufgestellt sind, gelten lasse, so wollte mir doch immer vorkommen, dass man ein Geschlecht nicht auf gleiche Art wie das andere behandeln könne. Es giebt Geschlechter, welche ich sagen, welche einen Charakter haben, den sie in allen ihren Species wieder darstellen, so dass man ihnen auf einem rationellen Wege beikommen kann; sie verlieren sich nicht leicht in Varietäten und verändern dabei wohl mit Achtung behandelt zu werden; ich nenne die Gentianen, der unsichtige Botaniker wird deren mehrere zu bezeichnen wissen.

Dagegen giebt es charakterlose Geschlechter, denen man vielleicht kaum Species einst zuschreiben darf, da sie sich in gränzenlose Varietäten verlieren. Behandelt man diese mit wissenschaftlichem Ernst, so wird man nie fertig, ja man verwirrt sich vielmehr an ihnen, dass jeder Bestimmung, jedem Gesetz entschlupfen. Diese Geschlechter bab' ich manchmal die Liederlichen zu nennen mich erkühnt und die Rose mit diesem Epithet zu belegen gewagt, wodurch ihr freilich die Anmuth nicht vorkümmert werden kann, besonders möchte rosa canina sich diesen Vorwurf zu ziehen. — —

Der Mensch, wo er bedeutend auftritt, verhält sich gesetzgebend, vorerst im Sittlichen durch Anerkennung der Pflicht, ferner im Religiösen, sich zu einer besondern innern Ueberzeugung von Gott und göttlichen Dingen bekennend, sodann auf dieselben analoge bestimmte äussere Ceremonien beschränkend. Im Regiment, es sey friedlich oder kriegerisch, geschieht das Gleiche: Handlung und That sind nur von Bedeutung, wenn er sie sich selbst und andern vorschreibt; in Künsten ist es dasselbe: wie der Menschengeist sich die Musik unterwarf sagt Vorstehendes; wie er auf die bildende Kunst in den höchsten Epochen, durch die grössten Talente wirkend, seinen Einfluss bethätigte, ist zu unserer Zeit ein offenbares Geheimniß. In der Wissenschaft deuten die unglücklichen Versuche so systematisiren, zu schematisiren dahin. Unsere ganze Aufmerksamkeit muß aber darauf gerichtet seyn, der Natur ihre Verfahren abzulauschen, damit wir sie durch zwingende Vorschriften nicht widersinnig machen, aber uns dagegen auch durch ihre Willkühr nicht vom Zweck entfernen lassen.

Erwiederung.

«Vorstehende Blätter concurriren, zunächst in Beziehung auf Botanik, eine alte ernste Frage, die unter verschiedenen Gestalten bei jeder Forschung uns in den Weg tritt. Denn in ihrem tiefern Grunde ist es dieselbe Frage, die den Mathematiker ängstigt, wenn er den Kreis zu berechnen, den Philosophen, wenn er die sittliche Freiheit vor der Nothwendigkeit zu retten, den Naturforscher, wenn er die lebendige Welt, die ihn umflutet, zu beseitigen, so sich gebrungen wie gehindert fühlt. Das Prinzip verständiger Ordnung, das wir in uns tragen, das wir als Siegel unserer Macht auf alles prägen möchten, was uns berührt, widerstrebt der Natur. Und um die Verwirrung aufs höchste zu steigern, fühlen wir uns zugleich nicht nur genöthigt, uns als Glieder der Natur zu bekennen, sondern auch berechtigt, eine stete Regel in ihrer scheinbaren Willkühr vorauszusuchen. So ist denn auch natürliches System ein widersprechender Ausdruck, allein das Bestreben, diesen Widerspruch zu lösen, ist ein Naturtrieb, den selbst die anerkannte Unmöglichkeit ihn zu befriedigen, nicht auszulöschen würde.»

«Wir wollen nicht fragen, ob es einen Standpunkt geben müsse, von welchem aus, wenn er uns zugänglich wäre, Natur und System als Bild und Gegenbild einander entsprechend erschienen würden. Wir wollen nicht untersuchen, ob dieser Standpunkt, wenn er existirt, dem Menschen durchaus unerreichbar sey. Erreicht ist er noch nicht, das ist gewiß; was immer die Naturforscher, namentlich die Botaniker in ihrem Bezirk versucht haben, den angedeuteten Widerspruch zu lösen, bald waren es mehr oder minder die Natur beengende Systeme, bald mehr oder minder die Wissenschaft misstiftende Naturverkünstlungen.»

«Linné's Leistungen sind früher in diesen Heften zur Morphologie, auch wohl an andern Orten, treffend gewürdigt. Seine Zeit liegt schon weiter zurück, die Botanik hat seitdem vielleicht den grössten Umschwung erfahren, dessen sie fähig war, beides erleichtert die richtige Schätzung Linneischer Botanik und ihrer Bedeutsamkeit für Naturwissenschaft überhaupt.»

«Neuer unter uns ist die Idee der Metamorphose, sie beherrscht noch mit der Gewalt des ersten Eindrucks die Gemüther, deren sie sich bemächtigt; weit schwerer, wenn nicht unmöglich, ist daher schon jetzt vorauszusehen, wohin sie die Wissenschaft führen werde. An Zeichen fehlt es indessen nicht, welche befürchten lassen, dass man auch ihr, wie früher dem Sexualsystem, eine Zeit lang unbedingt huldigen, und zu einem Resultaten fortschreiten werde, von dem abermals nur der reine Gegensatz ins Gleichgewicht zurückführen kann.»

«Die Idee der Metamorphose ist eine höchst ehrwürdige, aber zugleich höchst gefährliche Gabe von oben. Sie führt ins Formlose, zerstört das Wissen, löst's es auf. Sie ist gleich einer vis centrifuga, und würde sich ins Unendliche verlieren, wäre ihr nicht ein Gegengewicht zugegeben. — So warnt uns Goethe selbst, nachdem er die erstarrte Wissenschaft durch den Götterfunken jener Idee neu belebt, vor den Gefahren, welche diese Gabe mit sich führt. So erkannte einst Linné, nachdem er das Genus, das er vorfand, geordnet, zuerst die wahre Bedeutung seines Systems, und warnte seine Schüler, wiewohl vergeblich, vor dessen Misbrauch.»

«Das unerläßliche Gegengewicht wird nun näher bezeichnet. Es ist der Specificationstrieb, das zähe Beharrlichkeitsvermögen dessen, was einmal zur Wirklichkeit gekommen; eine vis centripeta, welcher in ihrem tiefsten Grunde keine Aeußerlichkeit etwas anhaben kann.»

«Wir begegnen hier einem zweiten Widerspruch, der dem ersten völlig analog ist, doch so, dass beide in ungeahntem Verhältniß zu einander stehen. In der Forderung eines natürlichen Systems scheint der menschliche Verstand seine Gränzen zu überschreiten, ohne doch die

Forderung selbst aufordern zu können. Ein Beharrliches, Mittelvermögen in der Natur scheint den Strom des Lebens hemmen zu wollen, und doch ist in ihr etwas Beharrliches, der unbefangene Beobachter muß es anerkennen. Als auffallendes Beispiele dafür in der Pflanzenwelt möchte ich an lieblich süße Pflanzen nennen, die man ihrer reinen Eigenthümlichkeit wegen mit anderen nicht einmal in eine Gattung, oft kaum in eine Familie bringen kann. Dahin gehören Aphyteia Hydnora, Buxbaumia aphylla, Isoetes lacustris, Schmidtia utriculosa, Aphyllanthes monspeliensis, Coris monspeliensis, Hippuris vulgaris, Adoxa Moschatellina, Tamarindus indica, Schizandra coccinea, Xanthorrhiza apiifolia, und sehr viele andere. »

« Betrachten wir aber diese Anomalie beider an sich selbst wie es scheint unauflöslichen Widersprüche, so überrascht uns wohl die Hoffnung, daß vielleicht gegenseitig der eine im andern seine Lösung finde. »

« Der Mensch, wo er bedeutend auftritt, verhält sich gesetzgebend. — Allein er mag nicht immer herrschen, oft zieht er vor in Liebe sich hinzugeben und von geheimer Neigung beherrschen zu lassen. Indem er so der Natur sich zuwendet, entsteht ein höchst glückliches Verhältniß: das gegenseitige Widerstreben hört auf, sie lieht ihr tiefstes Geheimniß ahnend durchschauen, und ihm ist das erweiterte Leben Ersatz für das Opfer nie zu befriedigender Äußerlichkeit. »

Die Natur dagegen hat kein System, sie hat, sie ist Leben und Folge aus einem unbekannten Centrum zu einer nicht erkennbaren Gränze. — Allein was sie im Ganzen versagt, gestattet sie desto williger im Einzelnen. Jedes besondere Naturwesen beschränkt, außer dem großen Kreislauf alles Lebens, an seinen Theil hat, noch eine engere ihm eigenthümliche Bahn, und das Charakteristische derselben, welches sich aller Abweichungen ungeachtet in einem Umlaufe wie in dem andern durch die fortgehende Reihe der Geschlechter ausspricht, dies beharrlich Wiederkehrende im Wechsel der Erscheinungen, bezeichnet die Art. Aus innigster Überzeugung behaupte ich fest: gleicher Art ist, was gleiches Stammes ist. Es ist unmöglich, daß eine Art aus der andern hervorgehe, denn nichts unterbricht den Zusammenhang des nach einander Folgenden in der Natur, gesondert besteht allein das urspränglich neben einander Gestellte; und dies ist es, von dem unser Text sagt, daß man ihm auf rationellem Wege beikommen könne. Was von den Abweichungen zu halten sey, die in einzelnen oder auch mehreren Umläufen des Lebens vorkommen, und die man Varietäten, Abarten nennt, wollen wir unten näher beleuchten. Wer aber sie für Arten nimmt, darf das Schwankende des ihnen willkürlich zugeschriebenen Charakters nicht der Natur beimessen, oder gar daraus auf ein Schwanken der Arten überhaupt schließen. Auch dem Einwurf ist zu begegnen, daß zuweilen, wenn auch selten, ganz tüchtige Formen in den entlegensten durch Meere, Wüsten und Schneegebirge gesperrten Ländern sich wiederholen. Die Annahme einer gemeinsamen Abstammung wäre hier in der That gezwungen, könnte man nicht von dem ersten Thierpaar, von der ersten Mutterpflanze jeder Art noch einen Schritt weiter hinabsteigen bis zum sämmtlichen Entbindungsgrunde derselben im Schooße der alles ringsumher gebenden Erde. Daher bald ängstlich beschränkende, bald besinnungslos gethane Schritt rechtfertigt nicht nur obigen Begriff der Art, sondern macht ihn allererst nicht bloß auf Thiere und Pflanzen, sein auf jedes Naturwesen ohne Ausnahme anwendbar. Doch dies ist nicht der Ort, diesen weitläuftigen Gegenstand zu erschöpfen. »

« Will nun der Botaniker sich als Gesetzgeber geltend machen, so wendet er sich mit Recht an die Arten der Pflanzen, bestimmt und ordnet sie so gut er kann in irgend ein Fachwerk. Allein er darf wiederholt, sobald er mit gleicher Schärfe den Kreis der Metamorphose theilt, die besondre Pflanze terminologisch zerstückt ist. Will er sich der Natur in Ei be eignen, so mag die Idee der Metamorphose ihn sicher leiten, so lange sie ihn nicht verführt Arten in Arten hinüber zu ziehen, das wahrhaft Gesonderte mystisch zu verflechten. Von einem System des Organismus, von einer Metamorphose der Arten, von beiden kann nur symbolisch die Rede seyn. Es ist ein gefährlicher Irrthum, ist Hemmend des Verstandes oder der Natur, das Symbol mit der Sache selbst zu verwechseln, die es bedeutet. »

« Hüten wir uns aber vor diesem Mißbrauch, so macht eine Symbolik vielleicht das Unmögliche möglich, und setzt uns in den Stand, das Zugleichwirken der beiden Kräfte, die unser Text bezeichnet, auch bei didaktischer Überlieferung zugleich darstellen zu können. Wie es mit dieser Symbolik gemeint sey, erläutert die überaus glückliche Vergleichung der Botanik mit der Musik. Wir können aber diese Vergleichung noch etwas weiter ausdehnen, um noch mehr Licht in den Text zu sammeln. »

« Aufs genauste sind die neben einander liegenden Töne nach ihren Intervallen bestimmt, nie wird man von den bekannten vierundzwanzig Tonarten eine ausschließen, oder zu ihnen eine neue hinzuthun können, und mit mathematischer Strenge beherrscht der Generalbaß die Harmonie. Um so freier bewegt sich die Melodie, das eigentliche Leben der Töne; Tact und Tempo streben unmerkbar zu vereinigen, wäre wenigstens eben so schwer, wo nicht unmöglich, als in der Botanik eine unmittelbare Vereinigung des Systems mit der Idee der Metamorphose. Aber die wahre Vermittlerin ist die Kunst. Die Kunst der Töne, die höhere Musik entreißt von der Natur die Gewißheit, erschmeichelt das Fließende von der Theorie. »

« Wenn es nun ferner heißt: wir müßten einen künftigen Vortrag eintreten lassen, eine Symbolik wäre aufzustellen: so ist hier offenbar das Wort Kunst in einem höhern Sinne genommen, als die Botaniker ihm beizulegen gewohnt sind, wenn sie von künstlichen, das heißt logischen Systemen reden. Die Wissenschaft, da sie nun einmal nicht ganz zur Kunst sich werden kann, soll wenigstens dieser so weit als möglich durch eine Symbolik sich nähern. »

« Es sei mir vergönnt, hier an eine Stelle aus der Farbenlehre zu erinnern, welche den Grundgedanken vorstehender Fragmente vielleicht besser erläutert als alles, was eine fremde Hand darüber beibringen kann. In den Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten lesen wir folgendermaßen: « « da im Wissen sowohl als in der Rhetorik dem Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innere, dieser das Äußere fehlt, so müssen wir uns die Wissenschaft nothwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgend eine Art von Ganzheit erwarten. Und zwar haben wir diese nicht im Allgemeinen zu Überschwänglichen zu suchen, sondern wie die Kunst sich immer ganz in jedem einzelnen Kunstwerk darstellt, so sollte die Wissenschaft sich auch jedesmal ganz in jedem einzelnen Behandelten erweisen. » »

« « Um aber einer solchen Forderung sich zu nähern, müßte man seine der menschlichen Kräfte bei weitem scheinende Thätigkeit aufschließen. Die Abgründe der Ahnung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vor-

kunft. Schärfe des Verstandes, bewegliche sehnsuchtsvolle Phantasie, lieberale Freude am Sinnlichen, nichts kann entdeckt werden von lebhaften fruchtbaren Gestalten des Augenblicks, worauf ganz allein ein Kunstwerk, von welchem Genre es auch sei, entstehen kann. « »

« Wie aber wäre eine künstliche Bezeichnung der Pflanzen in diesem Sinne möglich, als nur durch Symbolik? Sie allein vermittelt das Widerstrebendste, ohne Eins im Andern zu vernichten, oder alles in charakterlose Allgemeinheit zu verlieren. »

« Zunächst möchte es darauf ankommen, sowohl die Arten in ihrer Besonderheit und Standhaftigkeit, als auch das Leben in seiner Allseitigkeit und Beweglichkeit, diese Bedingung wäre ein Pflanzensystem nach dem Typus der Metamorphose, eine Geschichte des Pflanzenlebens nach dem Typus der Schemas zu versuchen. Beide dienten einander zu symbolischer Bezeichnung dessen, was der Verstand in die Natur nicht hineintragen, was die Natur dem Verstande nicht enthüllen kann. Auch müßten beide im organischen Gleichgewicht auftreten, äußerlich zwar geschieden, doch innen von demselben Geiste so ganz durchdrungen, daß jeder im andern seinen Grundstein wie Schlußstein fände. »

« Als Schema solcher symbolischer Naturwissenschaft der Pflanzenwelt bietet sich die Ellipse dar. Die Metamorphose des Lebens und die Bestimmtheit der Arten wären ihre Brennpunkte. Ruhend gedacht möchten die Radien, welche von dem einen Brennpunkte die ganze Umfang hinaustreten, das System der Pflanzen andeuten, welches, ausgehend vom Centrum der einfachsten infusorellen Pflanzenform, ringsum, doch nicht gleichweit nach allen Seiten, hinaustritt. Als Bahn einer geregelten Bewegung gedacht, möchte sie das Leben der Urpflanze bezeichnen, den Umfang, der alle wirklichen und möglichen Radien einschließt. Im einen Falle wäre dieses, im andern jenes Centrum das ursprünglich bestimmende, welchem, darnit sich der Kreis zur Ellipse erweitere, das gegenüberstehende symbolisch vermittelnde Centrum nimmer fehlen dürfe. »

« So viel zur Andeutung der geforderten Symbolik. Wer aber soll sie leisten? Wer das Gleichstete anerkennen?. Die zweite Frage möchte uns weniger unbeantwortet bleiben, müßten wir nur für die erste Rath. Allein wie die Botanik heutiges Tages dasteht, wird morgen oder übermorgen noch keiner die Aufgabe lösen. Es fehlt ihr noch das innere Gleichgewicht. Die Metamorphose ist im Verhältniß zur Kenntniß der Arten noch viel zu wenig bearbeitet, als daß ein ihr entsprechendes System schon jetzt gelingen könnte. Möchte man sich daher der vorliegenden Versuche, ein Pflanzensystem gleichsam zu erraten, lieber ganz enthalten und sich überzeugen, daß ein symbolisch natürliches Pflanzensystem von selbst nach und nach hervortreten werde, in dem Maße, in welchem unsre Erkenntniß der pflanzlichen Entwickelung und Umbildung unserer weit vorausgeeilten Kenntniß der besondern Pflanzenformen wiederum nachkommt. Goethe selbst hat das Gemälde der Pflanzenlebens mit wenigen kräftigen Zügen entworfen, und wie viel ist damit auch für das System bereits gewonnen? An uns ist es nun, das Gemälde weiter auszuführen, wenn wir jemals zu einem ausgeführten symbolisch natürlichen System gelangen wollen. »

« Um nur Einiges hervorzuheben, wie wenig unterscheidet sich doch immer das Verhältniß der Wurzel zum Stengel und bisher zu dem was sie vermittelt. Nicht minder das Verhältniß des Blatts zum Internodium und beider zum vermittelnden Knoten. Ferner der Bau und die Bedeutung des Knotens an sich und seiner Umbildung einmal in die Gelenkknoten der Knospen, zwischen u. s. w., andererseits in die Hohlknoten der verwachsenen Blätter diklotelestonischer Pflanzen, bei denen ursprünglich je zwei Blätter zu einem Wollknoten gehören. Ferner das Verhältniß der Ramification des Stengels zur Inflorescenz, welche die Natur durch den merkwürdigen Gegensatz der anthesis basiflora und centriflora aus einander hält, und damit den wahren Culminationspunkt jeder einzelnen Umlaufes der Metamorphose bezeichnet. Sodann die Bedeutung der Metamorphosen der Theile in aufsteigender Folge der Organe. Bei den Blättern die Bedeutung der sogenannten Afterblätter, stipulæ, welche so wichtig sind, daß sie oft sicherer als Frucht oder Blumen die Verwandtschaft der Pflanzen kennzeichnen. Beim Stengel das Aufrechtstehen oder Niederringen, die Windung nach der rechten oder linken Seite. Doch ich breche ab, da ich vergeblich das Ende suchen würde. »

« Wer soll das alles leisten? zumal wenn man sich einbildet, es sei auf dieser Seite schon genug geschehen. Wenn ich aber die Schriften eines Jussieu, eines Robert Brown studire, und mit Verwunderung erkenne, wie diese Männer, ihrem Genius vertrauend, wenigstens die und die so gearbeitet haben, als ob alles, was wir noch vermissen, längst fertig ihnen zu Gebot gestanden hätte: so glaube ich auch in der Botanik an die Möglichkeit einer kunstmäßigen Behandlung, und enthalte mich nicht, einen einzigen ihrer tiefen und sichern Blicke in die Verwandtschaften der Pflanzen höher zu achten als all jene wandelbaren der Pflanzen höher zu achten als all jene bei uns aufgehenden Systeme. Mögen wir noch der Hoffnung leben, daß in der verjüngten Wissenschaft auch unter uns Männer auftreten werden, die mit jenen sich vergleichen oder sie gar übertreffen werden. Sie als Vorbilder zu verschmähen, weil sie Ausländer sind, wird man uns nie übelnehmen. »

« Schließlich noch ein paar Worte über die beiden Teile der Fragmente, die von charakteristischen und charakterlosen Pflanzengattungen handeln. Je leichter jene sich fügen, desto schwerer ist mit diesen fertig zu werden. Wer sie aber mit Ernst und anhaltendem Eifer beobachtet und das angedeutete durch Uebung ausgebildeten Tastes nicht ganz entmagnetisirt, der wird sicherlich, weit entfernt an ihnen sich zu verirren, die wahrhaften Arten und deren Charakter aus aller Mannigfaltigkeit der Formen gar bald herausfinden. Wer ist je in Versuchung gerathen, eine Rosa canina, welche Form, Farbe und Bekleidung sie auch angenommen habe, mit einer Rosa cinnamomea, arvensis, alpina, rubiginosa zu verwechseln? Dagegen die Uebergänge der Rosa canina in die sogenannte Rosa glaucescens, dumetorum, collina, sciophylla und zahllose andere, die man zu vorellig zu Arten hat erheben wollen, täglich vorkommen, ja wohl gar aus einer und derselben Wurzel auf jungern oder ältern, beschattenen oder unbeschatteten Stämmen sich zeigen. Sollte aber wirklich in irgend einer formenreichen Gattung durchaus keine Gränze, welche die Natur selbst achtet, zu finden sein, was hindert uns dann, sie als die einzige Art, alle ihre Formen als eben so viele Arten zu behandeln? So lange der Beweis nicht geführt ist, daß dieses Verfahren zu Irrthümern führen, daß überhaupt in einer natürlichen Form durch Mittelglieder aus der andern hervorgehen könne: so lange muß man uns jenes Verfahren schon gelten lassen. »

« Damit soll aber keineswegs das Studium der Varietäten als überflüssig oder gar verderblich abgelehnt werden. Man mache nur nicht mehr und nicht weniger aus ihnen, als Natur und Wissenschaft fordern. Dann ist nichts lichter, als ihnen den rechten Platz anzuweisen; zunächst nichts nothwendiger, um das Gebäude der Wissenschaft zu vollenden. »

« Die Mannigfaltigkeit der Arten fand ihren Gegensatz in der Einheit des Lebens. Gleichwie nun das Leben, abweichend von der mittlern Norm der Gesundheit, doch stets seiner alten Regel treu, in Krankheit ausartet, so schweift jede Art, abweichend von der mittlern Norm des Gewohnten, doch stets ihrem Charakter treu, in mehr oder weniger Varietäten hinüber. Und wie das System der Arten und die Metamorphose des Lebens sich gegenseitig zu symbolischer Erläuterung dienen, so werden wir die negative Krankheit nicht eher verstehen lernen, bis wir die Varietäten ihr gegenüber gestellt, diese nicht eher zu ordnen wissen, bis wir das Wesen jener klarer durchschaut haben. Die Wissenschaft kann auch hier einen vermittelnden Symbolik nicht entbehren; in der Natur selbst verschlingen sich krankhafte Missbildung und gesunde Abart eben so unmerklich in einander, wie beim normalen Zustande der Formen und des Lebens die Formen lebendig sich an einander reihen, das Leben seine höhern Pulse in den Formen zu erkennen giebt. »

« Auch diese Ansicht fügt sich bequem in das obige Schema. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Varietäten verhält sich zu der bestimmten unendlich kannten Zahl der wirklich vorhandenen Arten, wie sich die Radien, mittelst deren der Mathematiker den Kreis in Grade theilt, zu der Unendlichkeit denkbarer Radien verhält. Und die eine absolute Gesundheit, die wir voraussetzen genöthigt sind, verhält sich zu den Krankheiten, sowohl einer beschleunigten als verzögerten Metamorphose, so wie sich irgend ein arbiträr Umkreis in bestimmtem Abstande von seiner Mitte zu der Unendlichkeit der Kreise verhält, die enger oder weiter um jeden Punkt gedacht werden können. »

« Zu dem letzten Satze der Fragmente noch etwas hinzuzufügen scheint überflüssig. Muß ich doch befürchten, daß ich obenein schon zu viel gesagt, die klaren Gedanken des Textes durch die Menge der Worte vielleicht absichtslos getrübt habe. Doch wie konnte ich so schmeichelhafter Aufforderung widerstehen? Mag nun der Meister den Schüler belehren, oder nach alter Sitte ihn verhöhnen. »

Ernst Meyer.

Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort.

Hart Dr. Heinroth in seiner Anthropologie, einem Werke zu dem wir mehrmals zurückkommen werden, spricht von meinem Wesen und Wirken gütig ja er drückt meine Verdienste zwar als eine eigentümliche; doch nämlich mein Verdienstvermögen gegenständlich thätig sey, soweit er aussprechen will: daß mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondere, daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen in dasselbe eingehen und von ihm auf das innigste durchdrungen werden, daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sey, welchem Verfahren gegenwärtiger Freund seinen Beifall nicht versagen will.

Zu was für Betrachtungen jenes einzige Wort, begleitet von solcher Billigung, mich angeregt, mögen folgende wenige Blätter aussprechen, die ich dem theilnehmenden Leser empfehle, in so fern derselbe, Seite 589 genannten Buches, mit dem Ausführlichen sich bekannt gemacht hat.

In dem gegenwärtigen, wie in den frühern Heften zur Morphologie, habe ich die Absicht verfolgt: auszusprechen, wie ich die Natur anschaue, zugleich aber gewissermaßen mich selbst, mein Innerstes, meine Art zu seyn, in sofern es möglich wäre, zu offenbaren. Hiezu wird besonders ein älterer Aufsatz: der Versuch als Vermittler zwischen Subject und Object, dienlich gefunden werden.

Dabei bekenn' ich, daß mir von jeher die große und so bedeutend klingende Aufgabe: erkenne dich selbst, immer verdächtig vorkam, als eine List gegen den verbündeter Priester, die den Menschen durch unerreichbare Forderungen verwirren und von der Thätigkeit gegen die Aussenwelt zu einer innern falschen Beschaulichkeit verleiten wollten. Der Mensch kennt nur sich selbst, in so fern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr anwahr wird. Jeder neue Gegenstand, wohl beschaut, schließt ein neues Organ in uns auf.

Am aller fortschreitendsten aber sind unsere Naturmenschen, welche den Vortheil haben, uns mit der Welt aus ihrem Standpunkte zu vergleichen und daher nähere Kenntnis von uns zu erlangen, als wir selbst gewinnen mögen.

Ich habe daher interessanten Jahren große Aufmerksamkeit gelegt, in wiefern andere mich recht erkennen möchten, damit ich in und an ihnen, wie an so viel Spiegeln, über mich selbst und über mein Inneres deutlicher werden könnte.

Widersacher kommen nicht in Betracht, denn mein Daseyn ist ihnen verhaßt, sie verwerfen die Zwecke, nach welchen mein Thun gerichtet ist, und die Mittel dazu achten sie für eben so falsch als Verderben. Ich weiße sie daher ab und innerire sie, denn sie können mich nicht fördern, und das ist's, worauf im Leben alles ankommt; von Freunden aber läß' ich mich eben so gern belehren als ins Unendliche hinweisen, stets merk' ich auf sie mit treuem Zutrauen zu wahrhafter Erbauung.

Was nun von meinem gegenständlichen Denken gesagt ist, mag ich wohl auch ebenmäßig auf eine gegenständliche Dichtung beziehen. Mir drängten sich große Motive, Legenden, urältergeschichtlich Ueberlieferungen auf den Sinn, daß ich sie vierzig bis funfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt; mir schien der schönste Besitz solcherweise Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu sehen, da sie sich denn zwar immer umgestalteten, doch ohne sich zu verändern, einer reinern Form, einer entschiedenern Darstellung entgegen reiften. Ich will hievon nur die Braut von Corinth, den Gott und die Bajadere, den Grafen und die Zwerge, den Sänger und die Kinder, und zuletzt noch den baldigst mitzutheilenden Paria nennen.

Aus Obigem erhellt sich auch meine Neigung zu Gelegenheitsgedichten, wenn jedes Besondere irgend eines Zustandes mich unwiderstehlich aufregte. Und so bemerkt man denn auch an meinen Liedern, daß jedem etwas Eigenes zum Grunde liegt, daß ein gewisser Kern einer mehr oder weniger bedeutenden Feuchtigkeit einschließe, deswegen sie auch mehrere Jahre nicht gerinnen wollen, besonders die von entschiedenem Charakter, weil sie an den Vortragenden die Aufforderung machen, er solle sich aus seinem allgemein gleichgiltigen Zustande in eine besondere, fremde Anschauung und Stimmung versetzen, die Worte deutlich artikulieren, damit man auch wisse worum es handle, Strophen schlechthin gegliedert, damit man auch wisse wo sie schließen, und so sind auch mit andern deutschen Eigenschaften ihrer Art in einigen Umlauf gekommen.

An eben diese Betrachtung schließt sich die vielfältige Richtung meines Geistes gegen die französische Revolution unmittelbar an, und es erklärt sich die grenzenlose

Bemühung dieses schwierigsten aller Ereignisse in seinen Ursachen und Folgen dichterisch zu gewältigen. Schau' ich in die vielen Jahre zurück, so seh' ich klar wie die Anhänglichkeit an diesen unübersehlichen Gegenstand so lange Zeit der mir in poetisches Vermögen fast unmöglich hemmte aufzutreiben; und doch hat jener Eindruck so tief bei mir gewurzelt, daß ich nicht läugnen kann, wie ich noch immer an die Fortsetzung der natürlichen Tochter denke, diese grundbare Erinnerung in Gedanken ausbilde, ohne den Muth mich im Einzelnen der Ausführung zu wenden.

Wend' ich mich nun zu dem gegenständlichen Denken, das man mir zugestellt, so sind' ich, daß ich eben dasselbe Verfahren auch bei naturhistorischen Gegenständen zu beobachten genöthigt war. Welche Reihe von Anschauung und Nachdenken verfolgt' ich nicht, bis die Idee der Pflanzenmetamorphose in mir aufging! wie solches meine Italiänische Reise den Freunden vortrefflich.

Eben so war es mit dem Bestreben, daß der Schädel aus Wirbelknochen bestehe. Die drei ersten erkannt' ich bald, aber erst im Jahre 1791, als ich, aus dem Sande des Hinterindischen Judenkirchhofs von Venedig, einen zerschlagenen Schafskopf auffand, gewahrt' ich augenblicklich, daß die Gesichtsknochen gleichfalls aus Wirbeln abzuleiten seyen, indem ich den Uebergang vom ersten Fühlerpaare zum Stierbeine und den Muskeln ganz deutlich vor Augen sah, da hatt' ich denn das Ganze in Allgemeinsten beisammen. Soviel möge diesmal das früher Geleistete aufzuklären hinreichen. Wie aber jener Ausdruck des werdenden, einsichtigen Mannes mich auch in der Gegenwart fordert, davon noch kurze vorläufige Worte.

Schon einige Jahre sucht ich meine gegenwärtigen Studien zu verdichten, besonders in der Rücksicht, in wiefern sie mir die daraus gewonnene Ueberzeugung der neuen, sich überall verbreitenden Feuerlehre nur einigermaßen annähern könnte, welches mir bisher unmöglich fallen wollte. Nun aber, durch das Wort gegenständlich ward ich auf einmal aufgeklärt, indem ich deutlich vor Augen sah, daß alle Gegenstände, die ich seit funfzig Jahren betrachtet und untersucht hatte, gerade die Vorstellung und Ueberzeugung in mir erregen mußten, von denen ich jetzt nicht ablassen kann. Zwar vermag ich für kurze Zeit mich auf jenen Standpunkt zu versetzen, aber ich muß doch immer, wenn es mir einigermaßen behagen soll, zu meiner alten Denkweise wieder zurückkehren.

Aufgeregt nun durch eben diese Betrachtungen fahre ich fort, mich zu prüfen und fand daß mein ganzes Verfahren auf dem Ableiten beruhe; ich hatte nicht bis zu einem prägnanten Punkt gehabt, von dem sich weiter ableiten läßt, oder vielmehr der viele freiwillig aus sich hervorbringt und mir entgegen trägt, da ich denn im Besitzen und Empfangen vorsichtig und treu zu Werke gehe. Findet sich in der Erfahrung irgend eine Erscheinung, die ich nicht absondern weiß, so laß' ich sie als Problem liegen, und ich habe diese Verfahrungsart in einem langen Leben sehr vortheilhaft gefunden: denn wenn ich auch die Hoffnung und Verknüpfung irgend eines Phänomens lange nicht entwickeln konnte, sondern es bei Seite lassen mußte, so fand sich nach Jahren auf einmal alles aufgeklärt in dem schönsten Zusammenhang. Ich werde mir daher die Freiheit nehmen, meine bisherigen Erfahrungen und Bemerkungen, und die daraus entspringende Ansichtsweise hierüber in diesen Blättern so sprachlich darzulegen, wenigstens ist dabei ein charakteristischer Grad nöthig, um zu erproben, Gegnern zur Einsicht, Gutdenkenden zur Förderniß, der Nachwelt zur Kenntniß, und, wenn es glückt, zu einiger Ausgleichung.

Ueber

die Anforderungen

an

naturhistorische Abbildungen im Allgemeinen

und an

osteologische insbesondere.

« Wenn überall, wo der nächsten Darstellung ein bestimmtes Bild der Formen zum Grunde liegt, das Bedürfniß einer figürlichen Nachbildung erkannt wird, so sind Abbildungen desselben da unumgänglich, wo bestimmte Formen mit einander verglichen und aus der verschiedenen äußern Gestalt eine innere Gleichheit, oder umgekehrt bei einer allgemeinen Uebereinstimmung der Bildung die Verschiedenheiten der einzelnen Formen gefaßt, und daraus gefolgert werden sollen. Auch beschränkt sich die wörtliche Darstellung nur auf die Ansichten und den Gesichtspunkt des Beobachters, aus welchem derselbe die Gegenstände betrachtet; dahingegen gute Abbildungen auch dem einsichtigen Beobachter eigene, besondere und allgemeine Vergleichungen gestatten. »

« Die beschreibende Darstellung allein ist nur so lange zureichend, als von allgemeinen in Beziehung auf bekannte Formen die Rede ist, oder die Bedeutung und die Functionen der Theile zu bezeichnen und aus den Eigenschaften zu erkennen sind. In diesem Falle können auch unvollkommene Abbildungen für brauchbar gelten. Sollte aber die Function der Theile und ihre verschiedene Bedeutung nur von der Form selbst abgeleitet werden, wie bei osteologischen Vergleichungen, so ist die Richtigkeit der Folgerung nur durch eine getreue Abbildung zu erweisen. Da aber in diesem Falle die Abbildungen die Stelle der Natur selbst vertreten, so müssen sie, um sich behaupten zu können, ihre Gültigkeit durch Naturwahrheit, das ist, durch Merkmale bezeichnen, die ihre Beglaubigung in sich tragen. »

« Da wir aber unter den räumlichen Verhältnissen der Körper, ihrer Größe, Lage und Gestalt, wie Treviranus (Biologie B. VI. S. 424) richtig bemerkt, diese Attribute der Körper, als Attribute und als Verhältnisse derselben, nur erkennen, indem wir sie zunächst auf unsere übrigen Sinne, besonders den des Gesichts beziehen und da diese Beziehen nur durch Reflexe gesichert, die jedoch das Resultat einer angeborenen, bewußtlosen bei allen Individuen auf gleiche Art wirkenden Vermögens sind: so können in diesem Verhältniß nur graphische Nachbildungen die Stelle der Natur vertreten. Wer jedoch die rohen Naturformen nur in ihrer Gemeinschaft vermißt, das vermag das geübteste Auge auch allein zu erfassen, indem es die den Körpern nur mittelbar zukommenden Eigenschaften nach ihren Gesetzen zu erkennen und zu ermessen befähigt ist. »

« Diese Eigenschaften der Körper, deren richtige Kenntniß und Anwendung auch einer Zeichnung die vollige Wahrheitsfülle eines erhabenen Körpers zu geben vermögen, sind der regelmäßigen Wirkungen von Licht und Schatten, und der Linien- und Luft-Perspective, wonach ein tüchtiger Plastiker, wie dies öfters bei Porträtgemälden geschehen ist, nach einer vollkommen Abbildung einen Körper modelliren kann, der in allen äußern Verhältnissen und Formen dem Original der Zeichnung ähnlich ist, als eine nach diesem Modell unter gleicher Beleuchtung und gleichem Gesichtspunkt gefertigte Zeichnung der ersten Anleitung gleich seyn wird. Die übereinstimmende Wirkung der Beleuchtung und der

Linien- und Luft-Perspective ist demnach auch das charakteristische Merkmal der Vollkommenheit aller naturphilosophischen Abbildungen. Es kann daher eine Verschiedenheit der artistischen Darstellung von der wissenschaftlichen nicht angenommen werden. Die strengste Beobachtung dieser Regeln ist für den Zweck der einen, wie der andern gleich erforderlich, und nur der Mangel zulänglicher Talente hat die Wissenschaft genöthigt, zur Erreichung ihrer Zwecke andere Wege einzuschlagen. »

« Der grosse Albin, der dieses Verhältniß richtig erkannte, hat uns allein Abbildungen gegeben, die ein ewiges Muster der Nachahmung bleiben werden. Es muß für Musterbilder eines jugendlich aufstrebenden Genies angesehen werden, daß P. Camper, der in allen Zweigen der bildenden Kunst große Fertigkeit besaß, sich gegen Albins Tafeln erklärte, und zuerst die Anforderung aussprach, die sich bis auf unsere Zeit erhalten hat: daß alle naturhistorischen Gegenstände nicht perspectivisch, sondern zum Behufe der Vergleichung, jeder Theil aus seinem Mittelpunkte angesehen und gezeichnet werden müsse. Daß diese Methode an sich nicht richtig sey, und eine solche mit Schatten und Licht ausgeführte Zeichnung niemals dem Charakter des Gegenstandes entsprechen kann, um so weniger, als der Gegenstand in seinen Formen mannigfaltiger und im Ganzen größer ist, bedarf wohl keines weitern Beweises. Ausserdem, daß auch diese Methode und nicht der Mühe überhebt, einen Gegenstand, der einer besondern Vergleichung unterworfen werden soll, von mehreren Seiten abzubilden, wird jeder, der die Regeln der Perspective vollkommen inne hat, bei Vergleichung einer Zeichnung nach Albins Methode leicht den Gesichtspunkt auffinden, aus welchem er seine Vergleichungen zu machen und in Verhältniß mit eben der Genauigkeit zu beurtheilen hat, wie bei einer Zeichnung nach Campers Manier. Die überhaupt mit einer ungeübten Hand zur Nachbildung eingelner Theile zu empfehlen ist. Denn die einfache Vorrichtung eines mit einem Bleistift verbundenen Winkelmaßes reicht hier hin, von einem soliden Körper, wie z. B. einem Knochen, einen sichern Umriß zu perfectiren, so wie sich auch mit Hülfe einer, aus einer einfachen Glasscheibe bestehenden und mit einem beweglichen, rotirirtem Ahlen verbundenen camera clara die innern Verhältnisse eines Gegenstandes hinlänglich genau bestimmen lassen. Die Ueberzeugung daß zur Vollkommenheit aller Umrisse, wie zu ihrem Verständniß die Kenntniß der Perspective unerläßlich ist, muß uns auch die Unzulänglichkeit des Camperschen Verfahrens klar machen. »

« Diese Methode sollte endlich einer noch mangelhaftern weichen, die dadurch, daß sie mit Punkten, Linien und Winkeln operirt, Ansprüche auf geometrische Bestimmtheit der Verhältnisse macht, und uns zugleich auch die Resultate der Vergleichungen zusammen fassen nimmt. Allein da hier alle Punkte eines runden Körpers, auf welchen die Linien gezogen sind, nur willkührlich angenommen werden, aber keineswegs mit Bestimmtheit angegeben sind, und als auf einer Fläche liegend dargestellt werden: so ist diese Art der Vergleichung auch nicht einmal auf Zeichnungen anwendbar, die nach solcher Methode verfertiget sind, noch viel weniger zu Vergleichungen derselben mit der Natur. »

« Da aber eine Vergleichung organischer Körper nur in Bezug auf die Bedeutung der Verschiedenheit gedacht werden kann, und die allgemeine Beobachtung dahin schon fest steht, daß sich in der ganzen Natur nicht zwei Körper auffinden lassen, die sich in dem Grade, wie zwei Individuen einer Form gleichen, ja in den höhern Organisationen nicht selten die nächsten unmittelbaren Nachkommen größere Verschiedenheiten zeigen, als die entferntern Glieder verwandter Geschlechter, sich auch nicht einmal zwei Blätter eines Baumes vollkommen gleich sind: so ist nicht wohl zu begreifen, was durch ein solches Verfahren aufgemittelt werden soll. Diese Methode ist eben so unnöthig zum Nachzeichnen wie zum Vergleichen, da bei Augen zum Messen der Verhältnisse nur der horizontalen und verticalen Linie bedarf. »

« Nicht weniger unbegründet ist die von einem andern Naturforscher ausgesprochene Meinung, daß die Dinge nicht nach ihrem Sehen, wie sie erscheinen, sondern wie sie an sich sind, dargestellt werden sollen, da die Rede von Abbildungen ist, die einzig angezeigten bestimmt sind, wie man sich die Gegenstände vorgestellt habe. Was die Dinge außer ihrer Erscheinung an sich sind, kann nicht wohl ein Gegenstand der bildlichen Darstellung seyn. Sollte aber dadurch gefordert werden, zu zeigen, wie die Dinge in ihrem Zusammenhange äußerlich und innerlich zugleich betrachtet erscheinen, als seyen sie durchsichtig, was auch durch Durchschnitte gezeigt werden kann: so fände dann auch diese Forderung unserer Methode, die Gegenstände in der Einheit ihres Charakters von einem Standpunkte aus betrachtet zu zeichnen, nicht entgegen. »

« Da aber hier die Richtigkeit der Vergleichung die Vollkommenheit der Zeichnung voraussetzt, ja die Fähigkeit der ersteren auf das Vermögen der letzteren sich gewiß einigen gründet: so ist jedem Naturforscher die vollständige Kenntniß von Licht und Schatten und den linien- und Luftperspectiven unerläßlich, da man ohne den vollkommensten Besitz dieser Kenntnisse weder richtige mikroskopische Beobachtungen machen kann, indem diese keine Ueberzeugung durch Gute gestatten, noch irgend eine Abbildung richtig zu beurtheilen vermag. Die vollkommenste Kenntniß der Gesetze des Sehens, woraus hier das Wesen der Erscheinungen erkannt wird, und wodurch die Dinge eben so zu unsern Sinnen sprechen, wie sie durch ihre der Außenwelt zugekehrten Sinne sich entwickelt haben, kann in der Naturforschung nicht als eine unwesentliche Aeußerlichkeit betrachtet und abgeleitet werden, da wir das Innere nur in der äußern Erscheinung auffassen vermögen, so wie dagegen auch die höhere Kunst ihr Ziel, der Darstellung Leben zu schaffen, niemals durch diese Nachahmung der todten Form erreichen kann, wenn sie die Bedeutung der Formen nicht im Innern zu erfassen vermag. »

« Um dieser Anforderung auf eine bequeme Weise zu genügen, empfehlen wir im Zeichnen wenig geübten Naturforschern für kleine Gegenstände die camera lucida, wegen des kleinste Stahlstiftchen mit dem besten Erfolg zu gebrauchen ist, für größere Gegenstände die camera clara. Für große Objecte aber, die sich nur in gewisser Ferne als ein Ganzes übersehen lassen, wäre ein mit Rasteln überspannter Rahmen und ein mit einem verrückbaren Ahlen besetztes Zeichenbret, auf dem sich die dem Rahmchen entsprechenden Quadrate in beliebiger Größe zum Zeichnen gezogen finden, allen andern Vorrichtungen vorzuziehen. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß hier der Gegenstand vollkommen richtig hinter dem Rahmen aufgestellt angenommen werden. Diese unmittelbar nach dem Leben zu zeichnen, kann nur von geübter Hand unternommen werden. Weniger Geübten kann ein nach einer Abbildung gemachter Entwurf zur bequemeren Ausführung nach dem Leben dienen. »

D'Alton.

Indem nun der Meister ausspricht, was er von sich selbst und seines Gleichen fordert, dabei aber nachsichtig

die Jüngern, Heranstrebenden belehrt, und ihnen technische Hülfsmittel angelegt, ja empfiehlt, betrachten wir seine beiden neuen Hefte mit abermaliger Verwunderung, und müssen, wenn wir unsern Beifall in Worte fassen sollten, nur dies zu wiederholen, was wir von dem vorigen ausgesprochen haben.

Wir sehen hier die Raubthiere und Wiederkäuer eben so behandelt, wie das Riesengeschlecht und die Dickhäuter. Der Künstler setzt sich an die Stelle der Natur und, was in diesem Falle noch mehr ist, an die Stelle der Musen und giebt uns Kenntniß von ihren in der Welt weit umher verbreiteten und verborgenen Schätzen.

Möge doch die Anerkennung so großer Verdienste bei seiner fernern Arbeit dem unermüdeten Manne immer gegenwärtig seyn.

Das bei den Pachydermen schon eingeführte Gespenst der äußern Gestalt wird auch bei den Wiederkäuern, im höchsten Grad aber bei den fleischfressenden Thieren bedeutend, indem die Behaarung aller Körpertheile nach ihrem verschiedenen Charakter ausgedrückt ist, und zugleich als Grund dem Stoffe zur Folie dient.

Tief eingreifend in Kunst und Wissenschaft wird diese Arbeit fortwirken, wie wir denn von einfachen Betrachtungen nur Eine hier darstellen.

Schon im ersten Bande der Morphologie S. 347 haben wir das Profil des ältern sprechen Schweins (D'Alton's Pachyderm. Tab. XII. fig. b.) in Betrachtung gezogen und die vorragenden Augenhöhlen, bei mondförmiger Stellung gegen das Hinterhaupt zu, als ein Zeichen der Wildheit und Roheit des Geschöpfes angesehen.

Es geschah dieses bei Gelegenheit, als wir von dem Schädel eines Affen zu sprechen hatten, an welchem die Augenknochen weiter vorspringend und höher hinauf gerückt erscheinen als an dem größten zahmen unausländischen Hunde; einen vermuthlich Fall brachte uns die bildende Kunst entgegen.

An dem Grimmschen Pferdekopf, einem der herrlichsten Stücke der höchsten Kunstart, finden sich die Augen frei hervorstehend und gegen das Ohr gerückt, wodurch die beiden Sinne, Gesicht und Gehör, unmittelbar zusammen zu wirken scheinen und das erhabne Geschäft durch geringe Bewegung sowohl hinter sich zu horchen als zu blicken fähig wird. Es giebt so übermüthig und geisterartig aus, als wenn es gegen die Natur gebildet wäre, und doch jener Beobachtung gemäß hat der Künstler eigentlich im Urbild geschaffen, mag er solches mit Augen gesehen oder im Geiste verfaßt haben; uns wenigstens scheint es im Sinne der höchsten Poesie und Wirklichkeit dargestellt zu seyn.

Das Venetianische verliert wirklich dagegen und gerade dadurch, daß das Auge weiter vom Ohr, weiter vom Hinterhaupt absteht, ob wir gleich nicht so genau von dem denken als der englische Maler Haydon in seiner Comparaison entre la tete d'un des chevaux de Venise et la tete du cheval d'Elgin du Parthenon. Lond. 1818.

Seine Behauptung: das Athenienische Pferd stimme in seinen Hauptheilen mit den ächten arabischen Race-pferden zusammen, richtig sey, wünschten wir von dem Herrn D'Alton als dem competentesten Richter bestätigt zu sehen.

Stelle man nachstehen, was wir K. u. A. B. II, H. 2, S. 95 über beide Pferdeköpfe gesagt haben, so wird man es hier gleichfalls anwendbar finden. Gegenwärtig sind sie manche Abrisse dieses unschätzbaren Gutes und bei Alterthums- und Kunstfreunden, der Kenner in Deutschland, daß Freunde der Kunst, der Künstler in Deutschland, daß Freunde der Kunst, der Künstler und des Alterthums gar wohl das Anschauen desselben nicht entbehren können, daß uns dadurch ein neuer Natur- und Kunstbegriff mitgetheilt werde, möchte unter Einsichtigen wohl keine Frage seyn.

Einfluß

des

Ursprungs wissenschaftlicher Entdeckungen.

Eine höchst wichtige Betrachtung in der Geschichte der Wissenschaften ist die, daß sich uns den ersten Anfängen einer Entdeckung manches in den Gang des Lebens heran- und durchzieht, welches den Fortschritt hindert, ja sogar öfters lähmt.

Die Gelegenheit der Entdeckung ist freilich höchst wichtig, und die Anfänge geben zu Benennungen Anlaß, die an und für sich selbst nicht sachlich sind. Elektrizität erhielt vom Bernstein ihren Namen, und zwar ganz mit Recht; weil aber dadurch dem Bernstein diese Eigenschaft zugeeignet wurde, so dauerte es lange, bis man ihm das Glas an die Seite und entgegensetzte.

So hat auch jeder Weg, durch den wir zu einer neuen Entdeckung gelangen, Einfluß auf Ansicht und Theorie. Wie erwarten uns kaum zu denken: was uns zu einer Erscheinung geleite, sey auch der Beginn, die Ursache derselben; dabei bedenken wir, anstatt von der umgekehrten Seite heranzugehen und die Probe auf unsere erste Ansicht zu machen, um das Ganze zu gewinnen.

Was würden wir von dem Architekten sagen, der durch eine Seitenthüre in einen Palast gekommen wäre und nun, bei Beschreibung und Darstellung eines solchen Gebäudes, alles auf diese erste untergeordnete Seite beziehen wollte? und doch geschieht dies in den Wissenschaften jeden Tag. In der Geschichte müssen wir es zugeben, schwer aber wird uns zu bekennen, daß wir selbst noch in solchen Dunkelheiten befangen sind.

Meteore des literarischen Himmels.

Priorität. Anticipation. Prädecupation. Plagiat. Possess. Usurpation.

Den lateinischen Ursprung vorstehender Wörter wird man ihnen nicht verargen, indem sie Verhältnisse bezeichnen die gewöhnlich nur unter Gelehrten stattfinden, man wird vielmehr, da sie sich schwerlich übersetzen lassen, nach ihrer Bedeutung forschen und diese recht ins Auge fassen, weil man sonst weder in alter noch neuer Literaturgeschichte, eben so wenig als in der Geschichte der Wissenschaften, irgend entscheidende Schritte zu thun, noch weniger Andern seine Ansichten über mancherlei wichtige Ereignisse bestimmt mitzutheilen vermag. Ich hatte deshalb zu unserm Vortheil gethan, ausführlich anzugeben was ich mit bei jenen Worten denke und in welchem Sinne ich sie künftig brauchen werde; und dies geschieht indem ich eine weitere Rückfrage thue. Die allgemeine Freiheit seine Ueberzeugungen durch den Druck zu verbreiten möge auch mir zu statten kommen.

Priorität.

Von Kindheit auf empfinden wir die größte Freude über Gegenstände welchen wir sie benutzt gewahr werden, daher die neugierigen Fragen der kleinen Geschöpfe, sobald sie nur irgend zum Bewußtseyn kommen. Man

belebet und befriedigt sie für eine Zeit lang. Mit den Jahren aber wächst die Lust am Erwerben, Entdecken, Erfinden, und durch solche Thätigkeit wird nach und nach Werth und Würde des Zustandes aufgehoben. Wer sodann in der Folge, beim Anlaß einer äußern Erscheinung, sich in seinem innern Selbst gewahr wird, der fühlt ein Behagen, ein eigenes Vertrauen, eine Lust die zugleich eine befriedigende Beruhigung giebt; dies nennt man entdecken, erfinden. Der Mensch erlangt die Gewißheit seines eigenen Wesens dadurch, daß er das Wesen außer ihm als seines Gleichen, als gesetzlich anerkennt. Jedem Einzelnen ist zu verzeihen wenn er darüber alterirt, indem die ganze Nation Dessi nimmt an der Ehre und Freude die ihrem Landsmann geworden ist.

Anticipation.

Sich auf eine Entdeckung etwas zu gute thun ist ein eitles, nichtsnützes Gefühl. Es wird jedoch sehr bald gekränkt, denn wie schnell erfährt ein junger Mann daß die Aeltern ihm zuvor gekommen sind. Diesen erregten Verdruß nennen die Engländer sehr schicklich Mortification: denn es ist eine wahre Ertödtung des alten Adams wenn wir unser besonderes Verdienst aufgeben, uns zwar in der ganzen Menschheit schätzen, unsere Eigenthümlichkeit jedoch als Opfer hinlassen sollen. Man sieht sich mittelbar doppelt, man findet sich mit der Menschheit und also mit sich selbst in Realität.

Indessen läßt sich nicht widersprechen. Wir werden auf die Geschichte hingewiesen, da erscheint uns ein neues Licht. Nach und nach lernen wir den Vortheil kennen, der uns dadurch zugeeignet daß wir bedeutende Vorgänger hatten, welche auf die Folgezeit bis zu uns heran wirken. Und wird ja dadurch die Sicherheit daß wir, einsichtsvoll mit einsichtlichen, auch auf die Zukunft wirken müssen, und sie beruhigen wir uns in einem heitern Ergeben.

Geschieht es aber daß eine solche Entdeckung, über die wir uns im Stillen freuen, durch Mitlebende, die nichts von uns so wie wir nichts von ihnen wissen, oder auf denselben bedeutenden Gedanken gerathen, früher in die Welt gefördert wird: so entsteht ein Mißbehagen, das viel verdrießlicher ist als im vorgedachten Fall. Denn wenn wir der Vorwelt auch noch zur Noth einige Ehre gönnen, weil wir uns spätere Vorzüge zu rühmen haben, so mögen wir den Zeitgenossen nicht gern erlauben sich einer gleichen genialen Begünstigung anzumaßen. Drängen daher zu derselben Zeit große Vortheile aus verschiedenen Individuen hervor, so giebt es Händel und Gottesläugnen, weil Niemand so leicht denkt daß er auf die Mitwelt denselben Bezug habe wie zu Vor- und Nachwelt. Personen, Schulen, zu Vorkehrungen führen hierüber nicht beigelegende Streitigkeiten.

Und doch üben manchmal gewisse Gesinnungen und Gedanken schon in der Luft umher, so daß mehrere sie ergreifen können. Immanet aer sicut anima communis quæ omnibus præsto est et qua omnes communicant invicem. Quapropter multi sagaces spiritus ardentes subito ex aere persentiscunt quod cogitat alter homo. Oder, um weniger mystisch zu reden, gewisse Vorstellungen werden reif durch eine Zeitreihe. Auch in verschiedenen Gärten fallen Früchte zu gleicher Zeit vom Baume.

Viel aber von Mitlebenden, besonders von denen die in Einem Fach arbeiten, schwer auszumitteln ist, ob nicht etwas einer von dem andern schon gewußt und ihm alles verzüglich vorgegriffen habe: so tritt jenes stets als Mißbehagen ins gemeine Leben und eine höhere Gabe wird, wie ein anderer irdischer Besitz, zum Gegenstand von Streit und Hader. Nicht all in das betreffende Individuum fällt, sondern auch seine Freunde und Landsleute stehen auf und nehmen Antheil am Streit. Unheilbarer Zwiespalt entspringt und keine Zeit vermag das Leidenschaftliche von dem Ereigniß zu trennen. Man erinnere sich der Händel zwischen Leibniz und Newton; bis auf den heutigen Tag sind vielleicht nur die Meister in diesem Fache im Stand sich von jenen Vorfällen genaue Rechenschaft zu geben.

Präoccupation.

Daher ist die Gränze, wo dieses Wort gebraucht werden darf, schwer auszumitteln: denn die eigentliche Entdeckung und Erfindung ist ein Gemeinverderben, dessen Ausbildung nicht sogleich erfolgt. Es liegt in Sinn und Herz, was es mit sich herumträgt fühlt sich gedrückt. Es muß davon sprechen, es sucht andern seine Ueberzeugungen aufzudringen, es wird nicht anerkannt. Endlich ergreift es ein Fächer und bringt es mehr oder weniger als sein Eigenes vor.

Bei dem Wiedererwachen der Wissenschaften, wo so manches zu entdecken war, half man sich durch Logogryphen. Wer einen glücklichen, folgereichen Gedanken hatte und ihn nicht gleich offenbaren wollte, gab ihn versteckt in einem Worträthsel ins Publikum. Späterhin legte man dergleichen Entdeckungen bei den Akademien nieder, um der Ehre eines geistigen Besitzes gewiß zu seyn; woher denn bei den Engländern, die, wie billig, aus allem Nutzen und Vortheil ziehen, die Patente den Ursprung nahmen, wodurch auf eine gewisse Zeit die Nachtheilung irgend eines Erfindens verboten wird.

Der Verdruß aber den die Präoccupation erregt wächst höchst leidenschaftlich: er beginnt sich auf den Menschen der uns hevortheilt und nährt sich in unverschnlichem Haß.

Plagiat

nennt man die gröbste Art von Occupation, wenn Kühnheit und Unverschämtheit gepaart sind die auch wohl deshalb eine Zeit lang glücken kann. Wer geschriebene, gedruckte, nur nicht allgekannte Werke benutzt und für sein Eigenthum ausgiebt, wird ein Plagiarier genannt. Armseligen Menschen verleihen wir solche Kniffe; werden sie aber, wie es auch wohl geschieht, von talentvollen Personen ausgeübt, so erregt es in uns, auch bei fremden Angelegenheiten, ein Mißbehagen, weil durch schlechte Mittel Ehre gesucht werden, Ansehen durch nichtige Bagatellen.

Dagegen müssen wir den bildenden Künstler in Schutz nehmen, welcher nicht verdient Plagiarier genannt zu werden, wenn er schon vorhandene, gebrauchte, ja bis auf einen gewissen Grad gesteigerte Motive nachmals behandelt.

Die Menge, die einen falschen Begriff von Originalität hat, glaubt ihn dadurch retten zu dürfen, anstatt daß er lächerlich zu leben ist, wenn er irgend etwas schon Vorhandenes auf einen höhern, ja den höchsten Grad der Verarbeitung bringt. Nicht allein den Stoff empfangen wir von außen, auch fremden Gehalt dürfen wir uns aneignen, wenn nur eine gesteigerte wo nicht vollendete Form uns angehört.

Eben so kann und muß auch der Gelehrte seine Vorgänger benutzen, ohne jedesmal ängstlich anzudeuten woher es ihm gekommen; verstummen wird er aber niemals seine Dankbarkeit gegentlich auszudrücken gegen die Wohlthäter welche die Welt ihm aufgeschlossen, es

mag nun sein daß er ihnen Ansicht über das Ganze, oder Einsicht ins Einzelne verdankt.

Possession.

Nicht alle sind Existenter, doch will jedermann besser gehalten sein; um so verdrießlicher handeln diejenigen welche, gern und zerstreutsucht, anerkannte Wahrheiten fortpflanzen. Freilich setzen darauf auch weniger bedeutende Menschen, die am Einzelnen festhalten, am Herkömmlichen, am Gewohnten. Auf diese Weise bildet sich eine sogenannte Schule und in derselben eine Sprache, in der man sich nach seiner Art versteht, sie dadurch aber nicht ablegen kann, ob sich gleich das Bezeichnete durch Erfahrung längst verändert hat.

Mehrere Männer tiefer Art regieren das wissenschaftliche Gildewesen, welches, wie ein Handwerk das sich von der Kunst entfernt, immer schlechter wird, je mehr man das eigentümlich Schauen und das unmittelbare Denken vernachlässigt.

Da jedoch dergleichen Personen von Jugend auf in solchen Glaubenskenntnissen unterrichtet sind, und im Vertrauen auf ihre Lehrer das mühsam Erworbene in Beschränktheit und Gewohnheit hartnäckig behaupten, so läßt sich vieles zu ihrer Entschuldigung sagen und man empfinde ja keinen Unwillen gegen sie. Derjenige aber der anders denkt, der vorwärts will, mache sich deutlich daß nur ein ruhiges, folgerechtes Gegenwirken die Hindernisse die sie in den Weg legen, endlich spalt, doch endlich überwinden könne und müsse.

Usurpation.

Jede Besitzergreifung die nicht mit vollkommenem Recht geschieht, nennen wir Usurpation, begegnen in Kunst und Wissenschaft im strengen Sinne Usurpation nicht stattfindet: denn um irgend eine Wirkung hervor zu bringen ist Kraft nötig, welche jederzeit Achtung verdient. Ist aber, wie es in allem was auf den Menschen sittlich wirkt leicht geschehen kann, die Wirkung größer als die Kraft worauf sie: so kann derjenige der sie hervorbringt weder verdacht werden wenn er die Menschen im Wahn läßt, oder auch wohl sich selbst mehr dünkt als er sollte.

Endlich kommt ein auf diese Weise erhaltener Ruf bei der Menge gelegentlich in Verdacht, und wenn sie sich ganz zuletzt darüber aufklärt, so schilt sie auf einen solchen usurpirten Ruhm, anstatt daß sie auf sich selbst schelten sollte: denn sie ist es ja die ihn ertheilt hat.

Im Aesthetischen ist es leichter sich Beifall und Ruhm zu erwerben: denn man braucht nur zu gefallen, und was gefällt nicht eine Weile? Im Wissenschaftlichen muß Zustimmung und Ruhm immer bis auf einen gewissen Grad verdient, und die eigentliche Usurpation liegt nicht in Ergreifung, sondern in Behauptung eines unrechtmäßigen Besitzes. Diese findet statt bei allen Universitäten, Akademien und Societäten. Man hat sich einmal zu irgend einer Lehre bekannt, man muß sie behaupten wenn man auch ihre Schwächen empfindet. Nun heiligt der Zweck alle Mittel, ein hoher Egoismus weiß die Angehörigen enger zu binden. Fremder Verdienst wird desinfizirt, die Wirkung durch Verneinen, Verschweigen geläutert. Besonders macht sich das Falsche dadurch stark, daß man es, mit oder ohne Bewußtsein, wiederholt als wenn es das Wahre wäre.

Unredlichkeit und Anzüglichkeit wird nun zuletzt der Hauptcharakter dieses falsch und unrecht gewordenen Besitzes.

Die Gegenwirkung wird immer schwerer: Scharfsinn verläßt geistreiche Menschen nie, am wenigsten wenn sie Unrecht haben. Hier sehen wir nun oft Hohn und Grimm in dem Herzen neu Strebender entstehen, es zeigen sich die heftigsten Aeußerungen, indem sich die Usurpatoren, weil das schwachsinnig schwankende Publikum, denn es, nach tausend Unschicklichkeiten, endlich einfällt einmal für Schicklichkeit zu stimmen, dergleichen Schritte bestätigen mag, zu ihrem Vortheil und zu Beschämung des Rechts gar wohl zu bedienen wissen.

Einzelne Betrachtungen und Aphorismen.

I.

In New-York sind neunzig verschiedene christliche Confessionen, von welchen jede auf ihre Art Gott und den Herrn bekennt, ohne weiter an einander irre zu werden. In der Naturforschung, ja in jeder Forschung, müssen wir es so weit bringen, denn was will das heißen, daß jedermann von Liberalität spricht und den andern hindern will nach seiner Weise zu denken und sich auszusprechen!

Der eingeborenste Begriff, der nothwendigste, von Ursach' und Wirkung, wird in der Anwendung die Veranlassung zu unzähligen sich immer wiederholenden Irrthümern.

Ein großer Fehler den wir begehen ist, die Ursache der Wirkung immer nahe zu denken, wie die Sonne dem Pferd den sie fortschnellt; und doch können wir ihn nicht vermeiden, weil Ursache und Wirkung immer zusammengedacht und also im Geiste angenähert werden.

Die nächsten faßlichen Ursachen sind greiflich und eben deshalb am begreiflichsten, weshalb wir uns gern als mechanisch denken was höherer Art ist.

Das Zurückführen der Wirkung auf die Ursache ist bloß ein historisches Verfahren, z. B. die Wirkung daß ein Mensch getödtet, auf die Ursache der losgefeuerten Büchse.

Der Granit verwittert auch sehr gern in Kugel- und Ei-Form; man hat daher bemerkenswerthe Blöcke, solcher Gestalt in Nordeuropa häufig gefunden. Blöcke, welche Gletscher mögen, als im Wasser hin- und hergeschoben und durch Stoßen und Wälzen entlegt und entkantet zu denken.

Fall und Stoß. Dadurch die Bewegung der Muskeln zu erklären zu wollen, ist eigentlich ein oberflächlicher Anthropomorphismus, es ist das Wandern, Gang über Feld. Der aufgehobene Fuß sinkt nieder, der zurückgebliebene streckt vorwärts und fällt; und immer so fort, vom Ausgehen bis zum Ankommen.

Wie wäre es, wenn man auf demſelben Wege den Metallſch von dem Schriftſchuhfabrikanten herabnähme? wo das Verwirklichungen dem zurückbleibenden Fuße zukommt, indem er zugleich die Obliegenheit übernimmt, noch eine ſolche Anregung zu geben, daß ſein nunmehriger Hintermann auch wieder eine Zeit lang ſich vorwärts zu bewegen die Beſtimmung erhält.

—

Induction habe ich mir nie ſelbſt erlaubt, wollte ſie ein anderer gegen mich gebrauchen, ſo wußt' ich ſolche ſogleich abzuleiten.

—

Mittheilung durch Analogien halt' ich für ſo nützlich als angenehm; der analoge Fall will ſich nicht aufdringen, nichts beweiſen; er ſtellt ſich einem andern entgegen, ohne ſich mit ihm zu verbinden. Mehrere analoge Fälle vereinigen ſich nicht zu geſchloſſenen Reihen. Sie ſind wie gute Geſellſchaft, die immer mehr anregt als giebt.

—

Irren heißt, ſich in einem Zuſtande befinden, als wenn das Wahre gar nicht wäre; den Irrthum ſich und andern entdecken, heißt wahrheit erfinden.

—

Man ſagt gar gehörig: das Phänomen iſt eine Folge ohne Grund, eine Wirkung ohne Urſache. Es fällt dem Menſchen ſo ſchwer Grund und Urſache zu finden, weil ſie ſo einfach ſind daß ſie ſich dem Blick verbergen.

—

Was hat man ſich nicht mit dem Granit beſchäftigt! man hat ihn mit in die neueren Epochen herangezogen, und doch entſteht keiner mehr vor unſern Augen. Geſetzt es im tiefſten Meeresgrunde, ſo hätten wir keine Kenntniß davon.

—

Kein Phänomen erklärt ſich an und aus ſich ſelbſt, nur viele zuſammen überſchaut, methodiſch geordnet, geben zuletzt etwas was für Theorie gelten konnte.

—

Bei Erweiterung des Wiſſens macht ſich von Zeit zu Zeit eine Umordnung nöthig; ſie geſchieht meiſtens nach neuern Maximen, bleibt aber immer proviſoriſch.

—

Männer vom Fach bleiben im Zuſammenhange; dem Liebhaber dagegen wird es ſchwerer wenn er die Nothwendigkeit ſieht nachzufolgen.

—

Deswegen ſind Bücher willkommen, die uns ſowohl das neu Empiriſch-Aufgefundene als die mundirteſten Theorien darlegen.

—

In der Mineralogie iſt dies höchſt nöthig, wo die Kryſtallographie ſo große Forderungen macht, und wo die Chemie das Einzelne näher zu beſtimmen und das Ganze zu ordnen unternimmt. Beyd willkommene: Leonhard und Cleaveland.

—

Wenn wir das was wir wiſſen nach anderer Methode oder wohl gar in fremder Sprache dargelegt finden, ſo erhält es einen ſonderbaren Reiz der Neuheit und friſchen Anſehens.

—

Wenn zwei Meiſter derſelben Kunſt in ihrem Vortrag von einander differiren, ſo liegt wahrſcheinlicherweiſe das unauflösliche Problem in der Mitte zwiſchen beiden.

—

Die Gegneſie des Herrn D'Aubuiſſon de Voiſins, überlegt vom Herrn Wiemann, wie ſie mir zu Handen kommt, fördert mich in dieſem Augenblicke auf vielfache Weiſe, ob ſie mich gleich im Hauptſinne betrübt; denn hier iſt die Gegneſie, welche doch eigentlich auf der lebendigen Anſicht der Weltoberfläche ruhen ſollte, aller Anſchauung beraubt, und nicht einmal in Begriffe verwandelt, ſondern auf Nomenklatur zurückgeführt, in welcher letzten Rückſicht ſie freilich einem jeden und auch mir förderlich und nützlich iſt.

—

Die Kreiſe des Wahren berühren ſich unmittelbar, aber in den Intermundien hat der Irrthum Raum genug ſich zu ergehen und zu walten.

—

Die Natur bekümmert ſich nicht um irgend einen Irrthum; ſie ſelbſt kann nicht anders als ewig recht handeln, unbekümmert was daraus erfolgen möge.

—

Natur hat zu nichts gehörige Fähigkeit, was ſie nicht gelegentlich ausführte und zu Tage brächte.

—

Nicht allein der freie Stoff, ſondern auch das Derbe und Dichte drängt ſich zur Geſtalt; ganze Maſſen ſind von Natur und Grund aus kryſtalliniſch; in einer gleichgültigen formloſen Maſſe entdeckt durch ſtöchiometriſche Annäherung und Uebereinandergreifen die porphyrartige Erſcheinung, welche durch alle Formationen durchgeht.

—

Die Mineralien-Händler beklagen ſich, daß ſich die Liebhaberei zu ihrer Waare in Deutſchland vermindere, und geben der einbringlichen Kryſtallographie die Schuld. Es mag ſeyn; jedoch in einiger Zeit wird gerade das Beſtreben, die Geſtalt genauer zu erkennen, auch den Handel wieder beleben, ja gewiß Exemplare koſtbarer machen.

—

Kryſtallographie ſo wie Stöchiometrie rollendet auch den Dirkognoſten; ich aber finde daß man ſeit einiger Zeit in den Lehrmethode geirrt hat. Lehrbücher zu Vorleſungen und zugleich zum Studiengebrauch, vielleicht gar als Texte zu einer wiſſenſchaftlichen Encyklopädie, ſind nicht zu billigen; der Verleger kann ſie beſtellen, der Schüler nicht wünſchen.

—

Lehrbücher ſollen anleitend ſeyn; das werden ſie nur wenn ſie die beſtimmte jedesmalige Stelle des Wiſſens und der Wiſſenſchaft bezeichnen.

Alle Männer vom Fach sind darin sehr übel dran, daß ihnen nicht erlaubt ist das Unnütze zu ignoriren.

» Wir gestehen lieber unsre moralischen Irrthümer, Fehler und Gebrechen, als unsre wissenschaftlichen. «

Das kommt daher, weil das Gewissen demüthig ist und sich sogar in der Beschämung gefällt; der Verstand aber ist hochmüthig, und ein abgenöthigter Widerruf bringt ihn in Verzweiflung.

Aus diesem Grunde geschieht auch, daß erkannte Wahrheiten, erst im Stillen zugestanden, sich nach und nach verbreiten, bis dasjenige was man hartnäckig verleugnet hat, endlich als etwas ganz Natürliches erscheinen mag.

Unwissende werfen Fragen auf, welche von Wissenden vor tausend Jahren schon beantwortet sind.

Cartesius schrieb sein Buch de Methodo einige Male um, und wie es jetzt liegt kann es uns doch nichts helfen. Jeder der eine Zeit lang auf dem redlichen Forschen verharret, muß seine Methode irgend einmal umändern.

Das neunzehnte Jahrhundert hat alle Ursache hierauf zu achten.

Sie ganz leere Worte, wie die von der Decomposition und Polarisation des Lichts, müssen aus der Physik hinaus wenn etwas aus ihr werden soll. Doch wäre es möglich, ja es ist wahrscheinlich, daß diese Gespenster noch bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts hinüber spuken.

Man nehme das nicht übel. Eben dasjenige was niemand zugiebt, niemand hören will, muß desto öfter wiederholt werden.

Wir leben innerhalb der abgeleiteten Erscheinungen und wissen keineswegs wie wir zur Ursache kommen sollen.

In Wissenschaften, so wie auch sonst, wenn Einer sich über das Ganze verbreiten will, bietet zur Vollständigkeit am Ende nichts übrig als Wahrheit für Irrthum, Irrthum für Wahrheit geltend zu machen. Er kann nicht alles selbst untersuchen, muß sich an Ueberlieferung halten, und, wenn er ein Amt haben will, den Meinungen seiner Gönner frönen. Mögen sich die sämmtlichen akademischen Lehrer hiernach prüfen.

Wer ein Phänomen vor Augen hat, denkt schon oft weiter hinaus, wer nur davon erzählen hört, denkt gar nichts.

Man erkundige sich ums Phänomen, nehme es so genau damit als möglich und sehe wie weit man in der Einsicht und in praktischer Anwendung damit kommen kann, und lasse das Problem ruhig liegen. Unglücklicherweise handeln die Physiker: sie geben gerade aufs Problem los und verwickeln sich unterwegs in so viel Schwierigkeiten, daß ihnen zuletzt jede Aussicht verschwindet.

Deshalb hat die Petersburger Akademie auf ihre Preisfrage keine Antwort erhalten; auch der verlängerte Termin wird nichts helfen. Sie sollte jetzt den Preis verdoppeln und ihn demjenigen versprechen, der sehr klar und deutlich vor Augen legte: warum keine Antwort eingegangen ist und warum sie nicht erfolgen konnte. Wer dies vermöchte hätte jeden Preis wohl verdient.

Da seit einiger Zeit meiner Farbenlehre mehr nachgefragt wird, machen sich frisch illuminirte Tafeln nöthig. Indem ich nun dieses kleine Geschäft besorge, muß ich lächeln, welche unsägliche Mühe ich mir gegeben, das Vernünftige sowohl als das Absurde palpabel zu machen. Nach und nach wird man beides erfassen und anerkennen.

Der Newtonische Irrthum steht so nett im Conversations-Lexikon, daß man die Octavseite nur auswendig lernen darf um die Farbe fürs ganze Leben los zu seyn.

Nicht, gar nicht grüßen wir nach dem Dämonischen;
Das Vaters Uebereilung, die mit uns entweicht,
Bewehren mir, und Klages sieht uns gar nicht an,
Und wär' es auch von großen Geistern offenbart.

Euripides Bacchä.

Autorität. Ohne sie kann der Mensch nicht existiren, und doch bringt sie eben so viel Irrthum als Wahrheit mit sich; sie verewigt im Einzelnen, was einzeln vorübergehen sollte, lehnt ab und läßt vorübergehen was festgehalten werden sollte, und ist hauptsächlich Ursache daß die Menschheit nicht vom Flecke kommt.

Aus dem Größten wie aus dem Kleinsten zur durch künstliche Mittel dem Menschen zu vergegenwärtigenden geht die Metaphysik der Erscheinungen hervor; in der Mitte liegt das Besondere, unsern Sinnen Angemessene, worauf ich angewiesen bin, deshalb aber die Begaben von Herzen segne, die jene Regionen zu mir herantragen.

Da diejenigen welche wissenschaftliche Versuche anstellen, selten wissen was sie eigentlich wollen und was dabei herauskommen soll, so verfolgen sie ihren Weg meistentheils mit großem Eifer; bald aber, da eigentlich nichts Entscheidendes entstehen will, lassen sie die Unternehmung sahren und suchen sie sogar andern verdächtig zu machen.

Nachdem man in der zweiten Hälfte des siebzehnten

Jahrhunderts dem Mikroskop so unendlich viel schuldig geworden war, so sucht man zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts dasselbe gewissenhaft zu behandeln.

Nachdem man in der neuern Zeit die meteorologischen Beobachtungen auf den höchsten Grad der Genauigkeit getrieben hatte, so will man sie nunmehr aus den nördlichen Gegenden vernehmen und will sie nur dem Beobachter unter den Tropen zugestehen.

Wird man doch auch des Systemes, das im höhern Sinne genommen so großen Werth hat, überdrüssig und wollte es vielleicht missen, und geht es doch mit der alten Kunstgeschichte eben so, in der man seit funfzig Jahren sich gewissenhaft zu üben und die Unterschiede der aufeinander folgenden Zeiten einzusehen sich auf das genauste bestrebt hat. Das soll nun alles vergebens gewesen und all es auf einander Folgende als identisch und ununterschieden anzusehen seyn.

Nach unserm Rath bleibe jeder auf dem eingeschlagenen Wege und lasse sich ja nicht durch Autorität imponiren, durch allgemeine Uebereinstimmung betäuben und durch Mode hinreißen.

II.

Wissenschaften entfernen sich im Ganzen immer vom Leben und kehren nur durch einen Umweg wieder dahin zurück.

Denn sie sind eigentlich Compendien des Lebens, sie bringen die äußern und innern Erfahrungen ins Allgemeine, in einen Zusammenhang.

Das Interesse an ihnen wird im Grunde nur in einer besondern Welt, in der wissenschaftlichen erregt, denn daß man auch die übrige Welt dazu benutzt und ihr davon Notiz giebt, wie es in der neuern Zeit geschieht, ist ein Mißbrauch und bringt mehr Schaden als Nutzen.

Nur durch eine erhöhte Praxis sollten die Wissenschaften auf die äußere Welt wirken: denn eigentlich sind sie alle esoterisch und können nur durch Verbesserung irgend eines Thuns exoterisch werden. Alle übrige Theilnahme führt zu nichts.

Die Wissenschaften, auch in ihrem innern Kreise betrachtet, werden mit augenblicklichem lebendigem Interesse behandelt. Ein starker Anstoß, besonders von etwas Neuem und Unerhörtem oder wenigstens mächtig Gefordertem, erregt eine allgemeine Theilnahme, die Jahre lang dauern kann, und die besonders in den besten Zeiten sehr fruchtbar geworden ist.

Ein bedeutendes Factum, ein geniales Aperçu beschäftigt eine sehr große Anzahl Menschen, erst nur um es zu kennen, dann um es zu erkennen, dann es zu bearbeiten und weiter zu führen.

Die Menge fragt bei einer jeden neuen bedeutenden Erscheinung was sie nutze und sie hat nicht unrecht, denn sie kann bloß durch den Nutzen den Werth einer Sache gewahr werden.

Die wahren Weisen fragen wie sich die Sache verhalte in sich selbst und zu andern Dingen, und bekümmert um den Nutzen, d. h. um die Anwendung auf das Bekannte und zum Leben Nothwendige, welche ganz andere Geister, scharfsinnige, lebenslustige, technisch geübte und gewandte schon finden werden.

Die Afterweisen suchen von jeder neuen Entdeckung nur so geschwind als möglich für sich einigen Vortheil zu ziehen, indem sie einen eitlen Ruhm bald in Fortpflanzung, bald in Vermehrung, bald in Verbesserung, geschwinder Besitznahme, vielleicht gar durch Präoccupation zu erwerben trachten und durch solche Unredlichkeiten die wahre Wissenschaft unsicher machen und erwirren, ja ihre schönste Folge, die praktische Blüthe berseiden, offenbar verkümmern.

Das schädlichste Vorurtheil ist, daß irgend eine Art Naturuntersuchung mit dem Bann belegt werden könnte.

Jeder Forscher muß sich durchaus ansehen als einer der zu einer Jury berufen ist. Er hat nur darauf zu achten in wiefern der Vortrag vollständig sey und durch klare Belege auseinandergesetzt. Er faßt hiernach seine Ueberzeugung zusammen und giebt seine Stimme, es sey nun daß seine Meinung mit der des Referenten übereintreffe oder nicht.

Dabei bleibt er eben so beruhigt, wenn ihm die Majorität bestimmt, als wenn er sich in der Minorität befindet; denn er hat das Seinige gethan, er hat seine Ueberzeugung ausgesprochen, er ist nicht Herr über die Geister, noch über die Gemüther.

In der wissenschaftlichen Welt haben aber diese Gesinnungen niemals gelten wollen, durchaus ist es auf Herrschen und Beherrschen angesehen, und weil sehr wenige Menschen eigentlich selbstständig sind, so zieht die Menge den Einzelnen nach sich.

Die Geschichte der Philosophie, der Wissenschaften, der Religion, alles zeigt, daß die Meinungen mussenweis sich verbreiten, immer aber die jenige den Vorrang gewinnt, welche sinnlicher, d. h. dem menschlichen Gemüth in seinem gemeinen Zustande gemäß und bequem ist. Jederzeit wird der sich in höherem Sinne ausbildet, kaum immer vermuthen, daß er die Majorität gegen sich habe.

Wäre die Natur in ihren leblosen Anstalten nicht so gründlich Experimentirsch, wie wollte sie jemals zum unbedachtenden und unexperimentirlichen Leben gelangen?

Der Mensch an sich selbst, in so fern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genauste physikalische Apparat, den es geben kann, und das ist eben das größte Unheil der neuern Physik, daß man die Experimente gleichsam vom Menschen abgesondert hat, und bloß in dem was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen, ja was sie leisten kann dadurch beschränken und hinweisen will.

Eben so ist es mit dem Berechnen. — Es ist nützlich was sich nicht berechnen läßt, so wie sehr vieles, was sich nicht bis zum entschiedenen Experiment bringen läßt.

Dafür steht ja aber der Mensch so hoch, daß sich das sonst Unberechenbare in ihm darstellt. Was ist denn eine Seite und alle mechanische Theilung derselben gegen das Ohr des Musikers? ja man kann sagen, was sind die elementarischen Erscheinungen der Natur selbst gegen den Menschen, der sie alle erst kümmlich und modificirend muß, um sie sich einigermaßen assimiliren zu können.

Es ist von einem Experiment zu viel gefordert, wenn es alles leisten soll. Konnte man doch die Elektricität erst nur durch Reiben darstellen, deren höchste Erscheinung jetzt durch diese Berührung hervorgebracht wird.

Wie man der französischen Sprache niemals den Vorzug streitig machen wird, als ausgebildete Hof- und Welt-Sprache sich immer mehr aus- und fortbildend zu wirken, so wird es Niemand einfallen, das Verdienst der Mathematiker zu ringe zu schätzen, welche sie in ihrer Sprache, die wichtigsten Angelegenheiten verhandelnd, sich um die Welt erworben, indem sie alles was der Zahl und dem Maß im höchsten Sinne unterworfen ist, zu regeln, zu bestimmen und zu entscheiden wissen.

Jeder Denkende, der seinen Kalender ansieht, nach seiner Uhr blickt, wird sich erinnern, wem er diese Wohlthaten schuldig ist. Wenn man sie aber auch auf eine furchtbarere Weise in Zeit und Raum genutzt sieht, so werden sie erkennen, daß wir etwas gemahr werden, was mit darüber hinausgeht, welches allen eng über und ohne welches sie selbst weder thun noch wirken können: Idee und Liebe.

Wer weiß etwas von Elektricität, sagte ein heiterer Naturforscher, als wenn er im Finstern eine Katze streichelt oder Blitz und Donner neben ihm niederschlagen und fassen? Wie viel und wie wenig weiß er alsdann davon?

Lichtenbergs Schriften können mir uns als der wunderbarsten Wunschruthe bedienen; wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen.

In den großen leeren Weltraum zwischen Mars und Jupiter legte er auch einen heitern Einfall. Als Kant sattsam bewiesen hatte, daß die beiden genannten Planeten alles aufzuweisen und sich angeeignet hätten, was nur in diesen Räumen zu finden gewesen von Materie, sagte jener scherzhaft, nach seiner Art: warum sollte es nicht auch unsichtbare Welten geben? — Und hat er nicht vollkommen recht gehabt? Sind die neuentdeckten Planeten nicht der ganzen Welt unsichtbar, außer den wenigen Astronomen, denen wir auf Wort und Rechnung glauben müssen?

Einer neuen Wahrheit ist nichts schädlicher als ein alter Irrthum.

Die Menschen sind durch die unendlichen Bedingungen des Erscheinens dergestalt abgeirrt, daß sie das Eine Bedingende nicht gewahren können.

»Wenn Reisende ein sehr großes Erzstück auf ihren Bergklettereien empfinden, so ist für mich etwas Barbarisches, ja Gottloses in dieser Leidenschaft. Berge geben uns nicht den Begriff von Naturgewalt, nicht aber von Wirksamkeit der Vorsehung. Zu welchem Gebrauch sind sie wohl dem Menschen? Unternimmt er dort zu wohnen, so wird im Winter eine Schneelawine, im Sommer ein Bergrutsch sein Haus begraben oder fortschieben; seine Heerden schwimmt der Gießbach weg, seine Kornfelder die Windstürme. Macht er sich auf den Weg, so ist jeder Aufstieg die Qual des Steigens, jeder Niederstieg der Sturz; Balkins, sein Pferd ist täglich von Steinen verschüttet, der Gießbach unwegsam für Schiffahrt; finden auch seine Hausgenossen nothdürftige Nahrung, oder sammelt er sie ihnen kärglich, entweder die Elemente entreißen sie ihm oder wilde Bestien. Er führt ein einsam kümmerlich Pflanzenleben, wie das Moos auf einem Grabstein, ohne Bequemlichkeit und ohne Gesellschaft. Und diese Jagdkünste, diese widerwärtigen Felsenwände, diese ungeheuren Granitpyramiden, welche die schönsten Weltansichten mit den Schrecknissen des Nordpols bedecken, wie sollte sich ein wohlwollender Mann daran gefallen und ein Menschenfreund sie preisen?«

Auf diese heitere Pinaderie eines würdigen Mannes wäre zu sagen, daß wenn es Gott und der Natur gefallen hätte, den Urgebirgsknoten von Asien durchaus nach Westen bis an das große Meer zu entwickeln und fortzusetzen, ferner diese Gebirgsstränge einige Mal von Norden nach Süden zu durchschneiden, sodann Thäler entstanden seyn würden, wenn gar manche tiefere Abreden ein Ganzes, mancher Albert Julius eine Felsenburg würde gefunden haben, wo dann seine Nachkommen leicht mit den Sternen rivalisirend sich hätten vermehren können.

Steine sind stumm, aber sie machen den Beobachter stumm, und das Beste was man von ihnen lernt ist nicht mitzutheilen.

Was ich recht weiß, weiß ich nur mir selbst, ein ausgesprochenes Wort fordert selten, es erregt meistens Widerspruch, Stocken und Stillstehen.

Die Krystallomanie, als Leidenschaft betrachtet, giebt zu ganz eigenen Ansichten Anlaß. Sie ist nicht productiv, sie ist nur sie sucht und hat keine Felsen, befonders nicht zu nennen, da man so manche ikomorphische Körper angetroffen hat, die sich ihrem Gehalte nach ganz verschieden erwiesen. Da sie eigentlich nirgends anwendbar ist, so hat sie sich in dem hohen Grade in sich selbst ausgebildet. Sie giebt dem Geist eine gewisse Bestimmtheit, Befriedigung und ist in ihren Einzelnheiten so mannigfaltig, daß man sie unerschöpflich nennen kann, besonders sie auch vorzüglich Menschen so verschieden und lange an sich hält hat.

Etwas mineralisch hoppelhaftes hat die Krystallographie, und ist daher sich selbst genug. Von praktischen Lehren-Anwendung ist sie nicht: denn die köstlichsten Erzkrystalle, Gold, Silber, die krystallinischen Edelsteine, müssen erst ausgeschieden werden, ehe wir unsere Frauen damit schmücken können.

Ganz das Entgegengesetzte ist von der Chemie zu sagen, welche von der ausgebreitetsten Anwendung und von dem gränzenlosesten Einfluß auf's Leben sich erweist.

Der Begriff von Entstehen ist uns ganz und gar versagt, haben wir, wenn wir etwas werden sehen, denken, daß es schon da gewesen sei. Deshalb kommt das System der Entwickelung und Begriffes vor.

Wie manches Bekannte sieht man aus Theilen zusammensetzen, man betrachte die Werke der Baukunst; man sieht manches sich regelmäßig anschließen; daher ist uns der atomistische Begriff nah und bequem zur Hand, deshalb wir uns nicht scheuen ihn auch in organischen Fällen anzuwenden.

Wer den Unterschied des Phantastischen und Realen, des Gehörigen und Hyperbolischen nicht zu fassen weiß, der ist als Naturforscher in einer übeln Lage.

Es giebt Hypothesen, wo Verstand und Einbildungskraft sich zu die Stelle der Ihre setzen.

Man thut nicht wohl sich allzulange im Abstracten aufzuhalten. Das Gleichen schadet nur, indem es erschlafft zu wirken strebt. Leben muß am besten durch Lebendige belauscht.

III.

Man kann in den Naturwissenschaften über manche Probleme nicht weiter sprechen, wenn man die Metapher nicht zu Hülfe ruft; aber nicht jene Schul- und Wort-Metapher, es ist bedenklich was der, mit und nach der Flegel war, ist und seyn wird.

Autorität, daß nämlich etwas schon einmal geschehen, gesagt oder entschieden worden sei, hat großen Werth; aber nur der Pedant fordert überall Autorität.

Alles Fundament ehrt man, darf aber das Recht nicht aufgeben, irgend wieder einmal von vorn zu gründen.

Bewahre wo du stehst! — Maxime, nothwendiger als je, indem einerseits die Menschen in große Parteien gerissen werden; sodann aber auch jeder Einzelne nach individueller Einsicht und Vermögen sich geltend machen will.

Man thut immer besser, daß man sich grad aussprich wie man denkt, ohne viel beweisen zu wollen; denn alle Beweise die wir vorbringen, sind doch nur Variationen unserer Meinungen, und die Widersagenden hören weder auf das Eine noch auf das Andere.

Da ich mit der Naturwissenschaft, wie sie sich von Tag zu Tag vermehrt bewegt, immer mehr bekannt und vertraut werde, so drängt sich mir gar manche Betrachtung auf: über die Vor- und Rückschritte, die zu gleicher Zeit geschehen. Eines nur sei hier ausgesprochen: daß wir sogar anerkannte Irrthümer aus der Wissenschaft nicht los werden. Die Ursache hievon ist ein offenbares Geheimniß.

Einen Irrthum nenn' ich, wenn irgend ein Ereigniß falsch angesehen, falsch angeknüpft, falsch abgeleitet wird. Nun existirt sich aber im Gange des Erfahrens und Denkens, daß eine Erscheinung auch folgerecht angeknüpft, richtig abgeleitet wird. Das läßt man sich wohl gefallen, legt aber keinen besondern Werth darauf, und der Irrthum bleibt ganz ruhig daneben liegen; ja ich kenne ein kleines Magazin von Irrthümern, die man sorgfältig aufbewahrt.

Da nun den Menschen eigentlich nichts interessirt als seine Meinung, so hört jedermann, der eine Meinung vorträgt, sich rechts und links nach Hülfsmitteln um, damit er sich und andern deutlich möge. Des Wahren bedient man sich so lange es brauchbar ist, aber leidenschaftlich verhaftet ergreift man das Falsche, sobald man es für den Augenblick nutzen, damit, als einem Gelegenheitsargument, bleiben, als mit einem Rückenhalter das Verbildete schonten verbleiben kann. Dieses zu erfahren war mir erst ein Augenblick, dann betrübte ich mich darüber, und nun macht es mir Schadenfreude. Ich habe mir das Wort gegeben, ein solches Verfahren niemals wieder aufzudecken.

Jedes Erstaunen ist ein Analogon alles Erstaunenden; daher erscheint uns das Dasein immer zu gleicher Zeit gehäuft und verknüpft. Folgt man der Analogie zu sehr, so stürzt alles chaotisch zusammen; meidet man sie, so zerfasert sich alles ins Unendliche. In beiden Fällen flagellirt die Betrachtung, einmal als überhäufig, das andermal als geistlos.

Die Vernunft ist auf das Verhalte, der Verstand auf das Gesprochne angewiesen, jene bekümmert sich nicht: wozu dieser sagt nichts: warum? — Sie erkennt sich am Unendlichen, er wünscht alles festzuhalten, damit er es nutzen könne.

Es ist eine Eigenheit dem Menschen angeboren und mit seiner Natur innigst verwebt: daß ihm der Erkenntnis das Nächste nicht genügt, da doch jede Erscheinung, die wir sittlich gewahr werden, im Augenblick das Nächste ist, und wir von ihr fordern können, daß sie sich selbst erkläre, wenn wir nur kräftig in sie dringen.

Das werden aber die Menschen nicht lernen, weil es gegen ihre Natur ist, daher die Geschichten es selbst nicht lassen können, wenn sie an Ort und Stelle irgend ein Wahres erkannt haben, es nicht nur mit dem Nächsten, sondern auch mit dem Weitesten und Fernsten zusammenzuhalten, woraus dann Irrthum über Irrthum entspringt. Das nie Phänomen hängt aber mit dem fernsten nur in dem Sinne zusammen, daß sich alles auf wenige große Gesetze bezieht, die sich überall manifestiren.

Was ist das Allgemeine?
Der einzelne Fall.
Was ist das Besondere?
Millionen Fälle.

Die Analogie hat zwei Verirrungen zu fürchten: einmal sich dem Bild hinzugeben, wo sie in Nichts greift; die andere, sich mit Irrigen und Gleichnissen zu umfassen, welches jedoch weniger schädlich ist.

Weder Mythologie noch Legenden sind in der Wissenschaft zu dulden. Lasse man diese den Poeten, die daraus sind sie zu Nutz und Freude der Welt zu behandeln. Der wissenschaftliche Mann beschränke sich auf die nächste klarste Gegenwart. Wollte derselbe jedoch gelegentlich als Poet auftreten, so sei ihm jenes auch nicht verwehrt.

Um mich zu retten, betrachte ich alle Erscheinungen als unabhängig von einander und suche sie gewaltsam zu isoliren; dann betrachte ich sie als Gemeinde, und sie verbinden sich zu einem entsprechenden Leben. Dies bedingt ist vorzüglich der Natur, aber auch in Bezug auf die innere und äußere Weltgeschichte ist diese Betrachtungsweise fruchtbar.

Alles was wir Erfinden, Entdecken im höhern Sinne nennen, ist die bekannte Auslösung, Befreiung eines ursprünglichen Widerstreites, das, im System hingestellt, unvollständig mit Beharrlichkeit zu einer fruchtbaren Existenz führt. Es ist eine aus dem Innern am Aeußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit ahnden läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ersten Harmonie des Daseins die seligste Versicherung gibt.

Der Mensch muß bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich sei, er würde sonst nicht forschen.

Begreiflich ist jedes Besondere das sich auf irgend eine Weise anwenden läßt. Auf diese Weise kann das Unbegreifliche möglich werden.

Es giebt eine zarte Empirie, die sich mit dem Gegenstand innigst identisch macht, und dadurch zur eigentlichen Theorie wird. Diese Steigerung des göttlichen Vermögens aber gehört einer hochgebildeten Zeit an.

Am widersprechendsten sind die kleinlichen Beobachter und geistlosen Theoristen; ihre Versuche sind feindlich und complicirt, ihre Hypothesen absurd und wunderlich.

Es giebt Pedanten, die zugleich Schelme sind, und das sind die allerschlimmsten.

Um zu begreifen daß der Himmel überall blau ist, braucht man nicht um die Welt zu reisen.

Das Allgemeine und Besondere sollen zusammen, das Besondere ist das Allgemeine, unter verschiedenen Bedingungen erscheinend.

Man braucht nicht alles selbst gesehen noch erlebt zu haben; wüßt du aber den andern und seinen Darstellungen vertrauen, so denke, daß du es nun mit diesem zu thun hast: mit dem Gegenstand und zwei Subjecten.

Grundeigenschaft der lebendigen Einheit: sich zu trennen, sich zu vereinen, sich ins Allgemeine zu ergehen, im Besondern zu verharren, sich zu verwandeln, sich zu spezifiziren, und wie das Lebendige unter tausend Bedingungen sich darthun mag, hervorzutreten und zu verschwinden, zu leiden und zu schaffen, zu erstarren und zu fließen, sich anzueignen und sich zu assimiliren. Weil nun alle diese Wirkungen im gleichen Zeitmaß nicht zugleich vorgehen, so kann alles und jedes zu gleicher Zeit existiren. Gestehen und Vergehen, Schaffen und Vernichten, Glück und Tod, Freud und Leid, alles wirkt durch einander, in gleichem Sinn und gleicher Weise, bewegen dem auch das Besonderste, das sich ereignet, immer als Bild und Gleichniß des Allgemeinen auf.

Ist das ganze Dasein ein ewiges Trennen und Verbinden, so folgt auch daß die Menschen im Betrachten des umgebenden Zustandes auch bald trennen, bald verbinden werden.

Als axiomat muß sich darstellen: Physik von Mathematik. Jene muß in einer endlichen Unabhängigkeit bleiben, und mit allen lebenden verbundenen

frommen Kräften in die Natur und das heilige Recht darf ihm entgegnet werden, ganz unbekümmert was die Mathematik von dieser Seite leistet und thut. Durch muß sich dasselbe unabhängig von allen Aeußern erklären, diesen eigenen großen Gang gehen und sich selber reine zueignen als es geschehen kann, wenn sie wie bisher sich mit den Vorkommnissen abquält, und diesem etwas abzugewinnen oder anzupassen trachtet.

In der Naturforschung bedarf es eines kategorischen Imperativs so gut als im Sittlichen; nur bedenke man, daß man darnach nicht am Ende, sondern erst am Anfang ist.

Das Höchste wäre: zu begreifen, daß alle Faktischen schon Theorie ist. Die Blau des Himmels offenbart uns das Grundgesetz der Chromatik. Man suche nur nichts hinter den Phänomenen, sie selbst sind die Lehre.

In den Wissenschaften ist viel Gewinn, sobald man sich von den Axiomen nicht ire machen läßt und die Probleme zu ehren weiß.

Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, so ist es doch auch nur Resignation; aber es bleibt ein großer Unterschied, ob ich mich an den Gränzen der Menschheit gebunden oder innerhalb einer hypothetischen Beschränktheit meines besondern Individuums.

Wenn man die Probleme des Aristoteles ansieht, so erstaunt man über die Gabe des Bemerkens und für was alles die Griechen Augen gehabt haben. Nur begehen sie den Fehler der Uebereilung, da sie von den Phänomenen unmittelbar zur Erklärung schreiten, wodurch denn ganz unzulängliche theoretische Aussprüche zum Vorschein kommen. Dieses ist jedoch der allgemeine Fehler der noch heut zu Tage begangen wird.

Hypothesen sind Mögenlieder womit der Lehrer seine Schüler einwiegt, der denkende treue Beobachter lernt immer mehr seine Beschränkung kennen; er sieht, je weiter sich das Wissen ausbreitet, desto mehr Probleme kommen zum Vorschein.

Unser Fehler besteht darin, daß wir am Gewissen zweifeln und das Ungewisse fixiren möchten. Meine Maxime bei der Naturforschung ist: das Gewisse festzuhalten und dem Ungewissen aufzupassen.

Endliche Hypothese nenn' ich eine solche, die man gleichsam schalkhaft aufstellt, um sich von der ernsthaften Natur ordentlich zu lassen.

Wie wollte einer als Meister in seinem Fach erscheinen, wenn er nichts Nützliches lehrte!

Das Wirksame ist, daß jeder glaubt überliefern zu müssen was man gewußt zu haben glaubt.

Weil zum didaktischen Vortrag Gewißheit verlangt wird, indem der Schüler nichts Unsicheres überliefert haben will, so darf der Lehrer kein Problem stehen lassen und sich etwas in einiger Entfernung da herum bewegen. Gleich muß etwas bestimmt sein [Hervorhebung der Schlinter] und nun glaubt man eine Weile den unbestimmten Raum zu beherrschen, bis ein anderer die Blöße wieder entdeckt, und sogleich enger oder weiter abermals wieder begrenzt.

Lächerliche Frage nach der Ursache, Verwechselung von Ursache und Wirkung, Genügung in einer falschen Theorie sind von großer nicht zu entwickelnder Schädlichkeit.

Wenn mancher sich nicht verpflichtet fühlte das Unwahre zu widerlegen, weil er's einmal gesagt hat, so würden es ganz andre Leute gewerden.

Das Falsche hat den Vortheil, daß man immer darüber schwätzen kann, das Wahre muß gleich genutzt werden, sonst ist es nicht da.

Wer nicht einsieht wie das Wahre praktisch erörtert, mag gern darum mäkeln und tadeln, damit er nur sein irriges mühseliges Treiben einigermaßen beschönigen könne.

Die Deutschen, und sie nicht allein, besitzen die Gabe die Wissenschaften ungenießlich zu machen.

Der Engländer ist Meister das Entdeckte gleich zu nutzen, das es wieder zu neuer Entdeckung und frischer That führt. Man frage nun, warum sie uns überall voraus sind?

Der denkende Mensch hat die wunderliche Eigenschaft, daß er an die Stelle, wo das unaufgelöste Problem liegt, gern ein Phantasiebild hinfabelt, das er nicht los werden kann, wenn das Problem auch aufgelöst und die Wahrheit am Tage ist.

Es gehört eine eigene Geisteswendung dazu, um das gestaltlose Wirkende in seiner eigentlichen Art zu fassen und es von Hirngespinsten zu unterscheiden, die sich denn doch auch mit einer gewissen Wirklichkeit lebhaft aufdringen.

Bei Betrachtung der Natur im Großen wie im Kleinen hab' ich unausgesetzt die Frage gestellt: Ist es der Gegenstand oder bist du es, der sich hier ausspricht? Und in diesem Sinne betrachtete ich auch Vorgänger und Mitarbeiter.

Ein jeder Mensch sieht die fertige und gewordne, gebildete, vollkommne Welt doch nur als ein Element an, woraus er sich eine besondere ihm angemessene Welt zu schaffen benöthigt ist. Täglich Menschen ergreifen sie ohne Bedenken und suchen damit, wie es gehen will, zu gebaren, andere zaudern an ihr herum, einige greifen sogar an ihrem Daseyn.

Wer sich nun von dieser Grundverschiedenheit nicht durchdringen könte, würde mit Niemanden streiten, sondern nur die Vorstellungsart eines andern wie seine eigene als ein Phänomen betrachten. Denn wir erfahren fast täglich, daß der eine mit Bequemlichkeit denken mag, was dem andern zu denken unmöglich ist, und zwar nicht etwa in Dingen die auf Vortheil und Gelt nur irgend einen Einfluß hätten, sondern in Dingen die für uns völlig gleichgültig sind.

Man weiß eigentlich das was man weiß nur für sich selbst. Spreche ich mit einem und zu dem was ich zu wissen glaube, unmittelbar glaubt er's besser zu wissen, und ich muß mit meinem Wissen immer wieder in mich selbst zurückkehren.

Das Wahre fordert; aus dem Irrthum entwickelt sich nichts, er verwickelt uns nur.

Der Mensch findet sich mitten unter Wirkungen und kann sich nicht enthalten nach den Ursachen zu fragen, als ein bequemes Wesen greift er nach der nächsten als der besten und beruhigt sich dabei; besonders ist dies die Art des allgemeinen Menschenverstandes.

Sieht man ein Uebel, so wirkt man unmittelbar darauf, d. h. man curirt unmittelbar aufs Symptom los.

Die Vernunft hat nur über das lebendige Herrschaft, die entstandene Welt, mit der sich die Gegenwart abgibt, ist todt. Daher kann es keine Geologie geben, denn die Vernunft hat hier nichts zu thun.

Wenn ich ein zerbrochnes Gerippe finde, so kann ich es zusammenlesen und aufstellen, denn hier spricht die einzige Vernunft durch ein Analogon zu mir, und wenn es das Riesenfaulthier wäre.

Was nicht mehr entsteht, können wir uns als entstehend nicht denken. Das Entstandene begreifen wir nicht.

Der allgemeine neuere Polemismus ist eigentlich ein kühner Versuch, die gegenwärtige unbegreifliche Welt an eine vergangene unbekannte zu knüpfen.

Gleiche oder mannigfaltig ähnliche Wirkungen werden auf verschiedne Weise durch Naturkräfte hervorgebracht.

Nichts ist widerwärtiger als die Majestät; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Bestandtheilen, aus Schalmen die sich zusammenbinden, aus Schwachen die sich affiliiren, und der Masse die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen was sie will.

Die Mathematik ist, wie die Dialektik, ein Organ des innern höhern Sinnes; sie der Anschauung ist sie eine Kunst wie die Vernunftkunst. Für beide hat nichts Werth als die Form; der Gehalt ist ihnen gleichgültig. Ob die Mathematik Phantasie oder Gaukeln berechne, die Rhetorik Wahres oder Falsches vortrage, ist beiden gleich kommen gleich.

Hier aber kommt es nun auf die Natur des Menschen an, der ein solches Geschäft betreibt, eine solche Kunst ausübt. Ein durchgreifender Abstand in einer gewissen Sache, ein durchdringender Mathematiker vor dem Sternenhimmel, erscheint beide gleich gerühmlich.

Was ist an der Mathematik exact als die Exactheit? und diese, ist sie nicht eine Folge des innern Wahrheitsgefühls?

Die Mathematik vermag kein Vorurtheil wegzuräumen, sie kann den Eigensinn nicht ändern, den Parteigeist nicht berichtigen, nichts von allem Sittlichen vermag sie.

Der Mathematiker ist nur in sofern vollkommen, als er ein vollkommner Mensch ist, als er das Schöne des Wahren in sich empfindet, dann erst weiß er gründlich, durchsichtig, umsichtig, rein, klar, anmuthig, ja elegant mark n. Das alles gehört dazu, um La Grange ähnlich zu werden.

Nicht die Sprache an und für sich ist richtig, tüchtig, sittlich, sondern der Geist ist es der sich darin darstellt; und so kommt es nicht auf einen jeden an, ob er seinen Rechnungen, Reden oder Gedichten die wünschenswerthen Eigenschaften verleihen will: es ist die Frage, ob ihm die Natur dazu die geistigen und sittlichen Eigenschaften verliehen hat. Die Geister, das Vermögen der An- und Durchschauung; die sittlichen; daß er die bösen Dämonen abkehre, die ihn stören könnten dem Wahren die Ehre zu geben.

Das Einfache durch das Zusammengesetzte, das Leichte durch das Schwierige erklären zu wollen, ist ein Unheil das in dem ganzen Körper der Wissenschaft verbreitet ist, von den Eingeweihten meist anerkannt, aber nicht überall eingestanden.

Man sehe die Physik genau durch und man wird finden, daß die Phänomene, so wie die Versuche worauf sie gebaut ist, verschiedenen Werth haben.

Auf die primären, die Urversuche, kommt alles an, und das Capital, das darauf gebaut ist, steht sicher und fest, aber es gibt auch secundäre, tertiäre u. s. w. Ge-

sieht man diesen das gleiche Recht zu, so verwirren sie nur das, was von den ersten aufgeklärt war.

Ein großes Uebel in den Wissenschaften, ja überall, entsteht daher, daß Menschen, die kein Zhvermögen haben, zu theoretisiren sich vermessen, was sie nicht bis ergründen, daß auch so manche Wissen dazu nicht hinreichet. Sie gehen im Anfange meist mit einem leidlichen Maulschwerkzeuge zu Werke, dieses aber hat seine Grenzen, und wenn es überschreitet, kommt es in Gefahr abgestumpft zu werden. Das Maulschwatzen angewöhnt Gedicht und Gedicht ist der Feind des Thuns und Handelns. Thätig wird er sich selten verirren, das Reden, Denken, Schließen und Verbinden jedoch ist nicht seine Sache.

Die Erfahrung muß erst der Wissenschaft, sodann schadet sie, weil die Erfahrung Gesetz und Ausnahme gewahr werden läßt. Der Durchschnitt von beiden giebt keineswegs das Wahre.

Man sagt: zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen liege die Wahrheit mitten inne. Keineswegs! das Problem liegt dann schief, das unschuldige, ewig thätige Leben in Ruhe gebracht.

Wenn ich das Aufblühen und Fortschreiten der Naturwissenschaften in der neuesten Zeit betrachte, so kommt ich mir vor wie ein Wanderer, der in der Morgendämmerung gegen Osten geht, die heraufsteigende Helle mit Freuden aber noch halbig anschaut und die Aufkunft des entschiedenen Lichtes mit Sehnsucht erwartet, aber doch bei dem Hervortreten desselben die Augen vorgedrungen mußte, welche den so sehr gewünschten und geheißenen Glanz nicht ertragen konnten.

Es ist nicht zu viel gesagt, aber in solchem Zustande befinde ich mich, wenn ich Herrn Carus Werk vornehme, das die Andeutungen alles Wissens von dem einfachsten bis zu dem mannigfachsten Leben durchführt und das große Geheimniß mit Wort und Bild vor Augen legt: daß nichts unterirdischer ist als was schon ausgefährdet ist, und daß die Anbildung erst durch das Absterbende hin wird, wie die Weissagung durch die Erfüllung.

Nun wird schwer in mir ein gleiches Gefühl, wenn ich Plato's Arbeit betrachte, der das Sonderbare und selbst noch dessen Bildung und Untergang darstellt, und zugleich das Innere und Aeußere, Geist und Uebung spielend sich vereinigend, vor Augen bringt und uns zum Ziele ein Leben dichtet, und so sehr ich auch hier, wie jenes Gedicht, rase. Ich möchte, wie ich für einen solchen Individuum auf einen tiefen Satz aus der Finsterniß in die Dämmerung, von da in die Hellung unmerkbar fortschreiten hin, bis ich zuletzt erblicke, daß das ewige Licht, jeder Erkenntniß und Einsicht vorhanden, mit Macht hervortritt, mich blendend beseligt und meinen schönsten Wünschen erfüllt, mein sehnsüchtiges Verlangen vollkommen rechtfertigt.

Erfinden und Entdecken.

Es ist immer der Mühe werth nachzudenken, worum die russischen und bairischen Gratulationen über Priorität bei Entdecken und Erfinden beständig fortdauern und nie zum Austrag kommen.

Zum Entdecken gehört Glück, zum Erfinden Geist, und beide können beides nicht entbehren.

Dieß beweist sich und beweist, daß man, ohne Uebertreibung, unmittelbar persönlich Naturgegenstände oder deren Eigenschaften zuwege bringen könne.

Das Erfinden und Erfinden scheint wie als den vorzüglichsten selbst erworbenen Besitz an und drücken und damit.

Der kluge Engländer verwahrt sich durch ein Patent sogleich in Realitäten und überhebt sich dadurch alles patriotischen Ehrenstreites.

Aus diesem aber ersehen wir, wie sehr wir von Autorität, von Ueberlieferung abhängen, daß ein ganz frisches eigenthümliches Naturverhältniß so hoch geachtet wird, deshalb auch Niemand zu verargen ist, wenn er nicht aufgeben will, was ihn vor so vielen andern auszeichnet.

John Hunter, Spitalling-Sohn eines Landgeistlichen, ohne Unterricht bis ins sechszehnte Jahr heranwachsen, wie er sich ans Wissen begibt, gewinnt schnell das Vergnügen an vielen Dingen, er entdeckt dieses und jenes durch geniale Uebersicht und Folgerung; wie er sich aber darauf gegen Andere etwas zu Gute thut, muß er zu seiner Verzweiflung erfahren, daß das alles schon entdeckt sey.

Endlich da er als Professor seines viel ältern Bruders, Professors der Anatomie, wirklich im menschlichen Körperbau etwas Neues entdeckt, der Bruder aber in seinen Vorlesungen und Programmen davon Gebrauch macht, ohne seiner zu gedenken, entsteht in ihm ein solcher Haß, es ergibt sich ein Zerwürfniß zwischen beiden, der zum öffentlichen Skandal wird, und nach großem Aufwand durchaus dem Leben auf dem Todtbette sich nicht ausgleichen läßt.

Solche Erfahrungen des eigenen Gewahrwerdens haben wir uns durch Zeitgenossen vorkommen, daß es Noth thut, Jahr und Stunde nachzuweisen, wo uns ein solche Offenbarung geworden. Auch die Nachkommen brauchen sich Berichtigungen nachzuweisen, denn es gibt Menschen, die, um nur etwas zu thun, das Alter studiren und das Falsche lehren, und sich aus der Negation das Verdienst ein Geschäft machen.

Um sich die Priorität zu bewahren einer Entdeckung die er nicht aussprechen wollte, versiegelte Galilei ein geschlossenes Packet, worin sich seine Erfindung enthalten, und sandte solches an die Akademie der Wissenschaften zu Florenz, die er freylich bekannt machte, um sich im Fall eine andere diese öffentlichen Geheimnisse bedauern zu können.

Finden ist Entdecken, Erfinden, Mittheilen, Benutzen sie sind verwandt, daß in treue bei einer solchen Handlung als Eine Person kommen angesehen werden. Der Gärtner entdeckt, daß das Wasser in der Pumpe sich nur auf eine gewisse Höhe heben läßt; der Physiker vermehrt die Flüssigkeit in die Luftröhre, und ein großes Geheimniß kommt an den Tag, eigentlich war jener der Entdecker, dieser der Erfinder. Ein Kobold führt den reifenden Pallas in der großen Masse gediegenen Eisens in der Wüste, jener ist Erfinder, dieser der Auffinder zu nennen; es trägt seinen Namen, weil er es und der Kunst gemacht hat.

Ein merkwürdiges Beispiel wie die Nachwelt irrend

einem Verfahren die Ehre zu machen gereicht, sehen wir an den Bemühungen, die man sich gab, Ehre sich Colomb die Ehre der Entdeckung der neuen Welt zu entreißen. Freilich hatte die Eindringungskraft des weltlichen Ocean schon längst mit Indien und Land bekannt, daß man sagen ist der ersten dieser Zeit lieber eine ungeheure Insel unterstehen ist, als daß man diese Nachrichten hat gelesen hätte. Freilich waren die Nachrichten von Asien der schon weit hervorgerufe, Königsmünzen und Wagschälen genügte die Kaufmännische Natur nicht mehr, durch die glückliche Unternehmung der Portugiesen war die ganze Welt in Erregung; aber es gehörte doch endlich ein Mann dazu, der das alle zusammenfasste, um Lehre und Nachricht, Wahn und Ueberlieferung in Wirklichkeit zu verwandeln.

Ueber

Mathematik und deren Mißbrauch,

so wie

das periodische Verwalten einzelner wissenschaftlicher Zweige.

Das Recht, die Natur in ihren einfachen gehemmten Ursprungen, so wie in ihren offenbarsten am höchsten aufgefallenen Schöpfungen, auch eine Mimicking der Mathematik, zu betrachten, zu erforschen, zu erfassen, musste ich mir, meine Anlagen und Verhältnisse zu rathe ziehend, gar früh schon anmaßen. Für mich habe ich es mein Leben durch behauptet. Was ich dabei gelitten, liegt vor Augen; wie es Andern frommt, mag sich ergeben.

Ungern aber habe ich zu bemerken gehabt, daß man meinen Bestrebungen einen falschen Sinn unterschoben hat. Ich hörte mich anklagen, als sey ich ein Widersacher, ein Feind der Mathematik überhaupt, die doch niemand höher schätzen kann als ich, da sie gerade das leistet, was mir zu besitzen völlig verliegt werden. Hierüber möchte ich mich gern erklären und wähle dazu ein eignes Mittel, solches durch Wort und Vortrag anderer bedeutender und namhafter Männer zu thun.

I.

D'Alembert.

„Was die mathematischen Wissenschaften betrifft, so muß uns ihre Natur und ihre Vorzüge keineswegs imponiren.“

„Der Einfalt ihres Grundsatzes sind sie vorzüglich ihre Gewißheit schuldig. Sonst muß man bekennen, daß, da die verschiedenen Theile der Mathematik nicht einen gleich einfachen Gegenstand behandeln, also auch eine gleichmäßige Gewißheit, diejenige nämlich, welche auf nothwendig wahren und durch sich selbst evidenten Principien beruht, allen diesen Abtheilungen weder gleich, noch auf gleiche Weise zukommt. Weitere derselben, an gewisse Principien sich lehnend, d. h. an Erfahrungs-Wahrheiten, oder bloße Hypothesen, haben so zu sagen nur eine Erfahrungs-Gewißheit oder eine bloße Voraussetzung. Um alle genau zu sprechen, sind nur diejenigen Abtheilungen, welche die Berechnung der Größen und alle mit denen Eigenschaften der Ausdehnung behandeln, d. h. die Algebra, die Geometrie, die Mechanik, diejenigen, welche man als mit dem Stempel der Gewißheit vollständig versehen kann. Sonst ist in dem Lichte das diese Wissenschaften unserm Geiste verbreiten eine Art Abstufung und einige Schattirung zu beobachten. Je weiter der Gegenstand ist, den sie umfassen, auf eine allgemeine und abgezogene Weise betrachten, desto mehr sind ihre Principien von Wesen frei. Darum die Geometrie einfacher ist als die Mechanik und beide einfacher als die Algebra.“

„Man wird also wohl darin übereinkommen, daß die sämmtlichen mathematischen Kenntnisse nicht auf gleiche Weise den Geist befriedigen. Schreiten wir weiter und untersuchen eine Theile, worauf denn eigentlich diese Kenntnisse sich beschränken. Bei dem ersten Anblick, fürwahr, erscheinen sie in sehr großer Zahl und sogar gewissermaßen unerschöpflich; betrachtet man sie aber alle beisammen und nimmt eine philosophische Schätzung vor, so bemerkt man, daß wir lange nicht so reich sind, als wir glaubten. Ich spreche hier nicht von der geringen Anwendung, von dem wenigen Gebrauch den man von diesen Wahrheiten machen kann; dies wäre vielleicht ein sehr schwaches Argument das man gegen diese Wahrheiten aufstellen könnte; ich rede von diesen Wahrheiten an sich selbst betrachtet. Was wollen denn die meisten dieser Arbeiten bedeuten, worauf die Geometrie so stolz ist? Sie sind eigentlich nur der Ausdruck einer einfachen Idee durch zwei verschiedene Zeichen oder Worte. Definitionen sagt, daß 2 mal 2 ist, hat der mehr Kenntniß, als derjenige welcher sagen möchte: 2 mal 2 ist 2 mal 2? Die Ideen des Ganzen, der Theile, des Gleichen, des Mehren, sind sie nicht, eigentlich zu reden, bloße einfache und einmalweise Ideen, indem man die eine nicht haben kann, ohne daß die übrigen all sich gegenwärtig darstellen? Schon haben einige Philosophen bemerkt, daß wir gar manchen Irrthum dem Mißbrauch der Worte verdanken. Ist es wohl nicht derselbige Mißbrauch woher die Axiome sich ableiten? Vielleicht will ich hierdurch den Gebrauch derselben nicht durchaus verdammen; nur wünsche ich bemerklich zu machen, worauf er sie einschränkt. Dadurch sollen nämlich die einfachen Ideen uns durch Gewohnheit mehr eigen werden, damit sie uns mehr bei der Hand seyen, wenn wir sie auf verschiedene Weise zu brauchen denken. Ich sage fast eben dasselbe, obgleich mit schicklichen Einfluß lungen von den mathematischen Theoremen. Diese Vorurtheil betrachtet schon sie so zu einer sehr kleinen Zahl ursprünglicher Wahrheiten zusammen. Man untersuche eine Folge von geometrischen Propositionen, die eine aus der andern hergeleitet ist, so daß zwei nachbarliche Sätze sich unmittelbar und ohne Zwischensatz berühren, so wird man gewahr werden, daß sie alle zusammen nur die erste Proposition sind. Die sich, so zu sagen, in stiller Folge, nach und nach in dem Uebergang einer Gestaltung ins andere entwickelt, die aber doch eigentlich durch diese Verkettung nicht mannigfaltiger wird, sondern nur sich verschiedenen Formen bequemt hat. Es ist unglaublich wie wenig man einen solchen Satz durch eine Synthese umfassen wollte, da sich unmerklich von einem Ursprunge entfernt hat, und daß man ihn nach und nach auf verschiedene Weise darstellte, welche die verschiedenen Zustände, durch welche die Sprache gegangen ist, bezeichnete. Einen jeden dieser Zustände würde man in seinem unmittelbaren Nachbar wieder erkennen, aber in weiterer Entfernung würde man ihn nicht mehr anerkennen, ob er gleich immer von dem nächstvorhergehenden Zustande abhängt, wie denn auch immer dieselbige Idee ausgedrückt werden sollte. Eben so kann man die Verkettung mehrerer geometrischer Wahrheiten als Uebersetzungen ansehen, mehr oder weniger verschieden, aber immer verschieden, so

immer hypothetischen Satz, ein bloße Hypothese ausdrückend. Diese Ueberlegungen sind übrigens sehr vortheilhaft, weil sie uns befähigen von dem Aberrom, das sie haben, weil sie uns befähigen von dem Aberrom, das sie haben, nur den verschiedenen Gebrauch zu machen, Gebrauch, mehr oder weniger schätzenswerth, nach dem Maßstab seiner Wichtigkeit und Ausdehnung. Geben wir aber auch einer solchen mathematischen Ueberlegung ein Grundfaktum einen wirklichen Werth zu, so muß man doch anerkennen, daß dieser Werth ursprünglich der Proposition selbst innewohnt. Dies nun lehrt uns empfinden, wie viel wir den erhabenen Geistern schuldig sind, welche einige jener Grundwahrheiten entdeckt, die als Quelle, als Originale von manchen andern gelten, die Geometrie wirklich bereichert und ihren Besitz erweitert haben.»

II.

Le Globe Nr. 104. S. 525.

Traité de Physique, par Despretz.

«Die Werke des Herrn Biot haben in Frankreich nicht wenig dazu beigetragen die Wissenschaften auf mathematische Weise zu behandeln. Und gewiß bleibt das physikalische Werk dieses Verfassers ein vorzügliches, und die Theorien der Akustik und Elektricität sind Meisterstücke der Darlegung und des Styls.»

«Zugleich aber muß man bekennen daß in diesem Buche eine Vorliebe für den Kalcul, ein Mißbrauch der Mathematik herrscht, wodurch die Wissenschaft Schaden leidet. So sind z. B. die Formeln der Dichtigkeiten der Gasarten unverständlich und sowohl mühselig zu berechnen als schwer zu lernen, als ganz und gar unnütz in der Anwendung.»

«Heut zu Tage legt man gewöhnlich bei dem öffentlichen Unterricht entweder die letzte Ausgabe des Traktats von Haüy, das Werk des Herrn Biot oder den Auszug von Herrn Biot unter. Die beiden ersten haben mit viel zu viel Einzelnheiten die Theorie der Krystallisation überhäuft, und es ist leicht zu begreifen, wie der verdienstvolle Haüy sich hatte hinreißen lassen, um mit Wenigerfallen aus seinen eigenen Entdeckungen ein besonderes Kapitel der Physik zu machen; Herr Biot aber scheint nicht zu entschuldigen.»

«Der Auszug des Herrn Biot, ob er gleich keine Berechnung enthält, hat sich dieselben Fehler wie das große Werk. Der Stein des Sisyphus bleibt es ein im strengsten theoretischen Studium, dies physikalische Buch. Herr Biot hat sich bemüht, ohne irgend eine algebraische Analysis, die Formeln des Galcüls in der Darstellung der Phänomene wiederzugeben. Man findet kein X; absurd ist dieser Ausgang vollkommen mathematisch und für den Anfänger allzu ermüdend. Man begreift nur zu oft, wenn man Elementar-Werke niederschreibt, daß die Hauptsache solcher Werke sey: andere zu unterrichten und nicht selbst zu glänzen.»

Diese Stelle aus einer höchst bedeutenden französischen Zeitschrift giebt die deutschen Bücher vom Mißbrauch der Mathematik. Von dieser Tadelsucht für die Anwendung von Formeln macht noch nicht jede Spur Hexerlatte. Ein solcher schafft, das sagt sich nur zu Gunsten eines Irrthums gelobet werden sollte, und man der Zweck heiligt, und kann hat von Absicht wird erfüllt. Hier ist man hier weg wie auf gleiche Weise bei der Gelegenheit aufgeführt haben, wo wir die geringschätzen Zauberformeln anfingen, womit der Gegenstand von Polarisation des Lichtes dunkelartig gespielt wurde, so daß niemand mehr unterscheiden konnte, ob ein Körper oder ein Strahl darunter begraben lag.

Ein anderes Gegenstück, welches man gegen wissenschaftliche Behandlung aufzuführen hat, ist dieses, daß gewiß einzelne Bücher von Zeit zu Zeit ein Uebergewicht in der Wissenschaft nehmen, welches freilich nur durch die Zeit ins Gleiche gebracht werden kann. Das neu hervorstechende, frisch aufstrebende Erkenntniß erregt die Menschen zur Thätigkeit. Männer die durch vorzügliche Betrachtungen sich in solchen Fächern hervorgethan, erweisen sie sorgfältig aus, sie gewinnen sich Schüler, Mit- und Nacharbeiter, und so schwillt ein gewisser Theil des Ganzen zum Hauptpunkte auf, indessen die übrigen schon in ihre Gränzen als Theilnehmer einer Gesammtheit zurückgetreten sind.

Doch ist im höhern Verstande Stimme hiervon eigentlich nichts einzuwenden; denn die Geschichte der Wissenschaften lehrt uns, daß gerade diese Vorliebe fürs Neue und noch Unbekannte das Glück der Entdeckung sey, das einem Einzigen beglückte und nun das lebhafte Zugreifen mehrerer zur Folge hat, die hier mitwirken und am Besitz der Kenntniß wie an der Freude des Ruhms auch ihren Antheil mit zu genießen machen.

Gerade dieses ist es, was ein solches Kapitel schnell zur Klarheit und Vollkommenheit heraufhebt. Streitigkeiten, die bei den verschiedenen Denkweisen der Menschen unvermeidlich sind, lassen die Aufgabe nicht ohngehoben zur Beruhigung kommen, und unsere Kenntnisse werden auf eine bewundernswürdige Weise bereichert.

Und so habe ich denn auch seit vielen Jahren in einem jeden Zweige der Naturwissenschaft sich entwickeln sehen. Jede unternommene Entdeckung interessirt als Zeitungsneuigkeit die Welt; nun aber wird sie durchgearbeitet, durchgeprüft, durchgestritten, sie muß erst copirt, zuletzt aber recht eingeübt und befestigt.

Man bedenke, daß bei meiner Geburt gerade die Elektricität eine solche Würde der allgemeinen Theilnahme behauptete. Man denke sich, was nach und nach bis auf die letzte Zeit hervortrat, und man wird sich überzeugen, daß die wichtigen Erscheinungen nach und nach der allgemeinen Aufmerksamkeit sich entzogen, theils weil für den mehr eigenen Theil des Publikums die auffallenden Versuche sich nach und nach erschöpften, theils weil man sich in bedeutenden Resultaten zu beruhigen Ursache hatte, theils aber auch weil das Ganze erst Festigkeit nach und nach, indem es dem Bewußtsein sich assimilirte, sich darin ordnet und seine Selbstständigkeit aufzog.

Hier ist aber der Fall, worüber der französische Kritiker sich beklagt. Sie lange nämlich ein solcher Theil der Wissenschaft im Vordergrunde verweilet, so verdrießt es die übrigen, und, wie alle Disproportion, einigt er dem Uebergewichtenden eine unbehagliche Stimmung.

Schon den Franzosen dem ist, daß die ausführliche Bearbeitung der Krystallisationslehre über das Nachbarwissen sich einiges Uebergewicht zu verschaffen gewußt. Eine nur wenige Jahre, daß einige Zeit erforderlich seyn wird, bis diese bedeutende Materie sich in sich selbst vollständig wiederholt hat, damit sie sich bequem, als Hülfswissenschaft in die verwandten Fächer eingreifen kann. Es soll ihr alsdann gar gern erlaubt seyn, ganz aus dem nächsten Bedürfniß sich, was sie bedarf, herüber zu nehmen und sich damit reichlich auszustatten.

Gelingt es jedem Menschen und ist ihm von Natur gegeben, sich als Mittelpunkt der Welt zu betrachten, weil doch alle Wesen von seinem Bewußtseyn zu umgeben und bei ihm wieder gestillt sind, darf man daher verzeihlichen Gefallen eine gewisse Eroberungssucht, eine Ausdehnungsbegierde nicht verargen?

Nun und dem Gesagten zu nehmen, dem ist nur, daß gerade die Mineralogie im Fall sey, zum demnächstigen

allgemeinen Begriffen aufgehoben zu werden, so daß sie einige Zeit für ihre Selbstständigkeit wird zu kämpfen haben. Der Krystallograph macht sich darin zum Herrn und Meister, und zwar nicht ganz mit Unrecht. Denn da die Gestalt immer das Höchste bleibt, warum sollte man ihm verargen, auch das Anorganische nur in so fern als gestaltet ist zu erkennen, zu schätzen und zu ordnen?

Der Chemiker, gerade im Gegensatz, mag sich um das Gebilde wenig bekümmern, er sucht den allgemeinen Gesetzen der Natur nach, in so fern sie sich auch im Mineralreich offenbaren. Jene ist ihm stabiles, Misgestaltetes, Ungestaltetes auf gleiche Weise unterworfen. Nur die Frage sucht er zu beantworten: wie beginnt sich das Einzelne auf jene einzige unendliche Angel, um die sich alles wendet, zu bewegen?

Mögen doch beide, Krystallograph und Chemiker, in ihren Bemühungen unablässig fortfahren, jedem Freunde des Wissens und der Wissenschaft steht es denn doch am Ende frei, welchen Wirkungskreis er sich hingeben oder was er von beiden für den seinigen zu nutzen sucht.

Uebrigens konnten wir wohl bald im Ernst, bald im Scherz, die Orakelgnesse noch von einer Seite betrohen und zwar von der geologischen. Wollte man den Geologen fragen, welcher auftrete, seine Wissenschaft für selbstständig zu erklären, alle einzelnen Mineralien, ihre Krystallgestalten, so wie ihre übrigen äußerlichen Kennzeichen, ihre innern chemischen Eigenschaften und was aus einer solchen Bearbeitung hervorgeht, alles nur in so fern sie werth und wichtig zu halten, als sie, auf dem Erdball vorkommend, sich in einer gewissen Folge und unter gewissen Umständen darstellen? Es würde sogar diese Behandlungsweise, ja der ja schon so vieles vorgearbeitet ist, den verwandten Wissenschaften, in welchen sie jetzt nur als beiläufig gilt, von großem Vortheil seyn, wie denn ein jeder neuer Standpunkt auch zu neuen Gesichtspunkten behülflich, und auf der Peripherie eines jeden Kreises unendliche zu denken sind, die in gar manchen Beziehungen unter einander stehen.

Alles was hier gewissermaßen gelobt und getadelt, gemuthmaßt und abgeleitet worden, deutet doch auf das unaufhaltsam fortschreitende Wirken und Leben des menschlichen Geistes, der sich aber vorzüglich an der That prüfen sollte, wodurch sich denn erst alle Schwankende und Zweifelhafte gar lebendigen Wirklichkeit consolidirt.

III.

Ritter Ciccolini in Rom an Baron v. Zach in Genua.

« Dieser Brief, mein Herr Baron, handelt von Aufzeichnung und Theorie horizontaler Sonnenuhren, welche als der Pivot gnomonischer Wissenschaft zu betrachten ist. Ich setze mir zum Hauptzweck, eine Methode wieder frisch zu beleben, die, wie nicht vergessen, doch verlassen worden, ob sie gleich den Vorzug vor allen andern, die man in gnomonischen Werken vorträgt.

« Damit man aber jene bessere Methode nach ihrem Werthe schätzen lerne, will ich auch die andere vortragen, deren man sich allgemein bedient; ich werde ihre Fehler zeigen und diese so gar möglichst zu mindern suchen, um, wie ich hoffe, deutlich zu machen, daß ungeachtet dieser Verbesserungen ihr die weniger bekannte Methode vorzuziehen sei, als einfacher, eleganter und leichter anzuwenden. Deshalb ich denn einen Platz für sie wieder zu erndten hoffe in den Abhandlungen über Sonnenuhren, welche man in der Folge herausgeben wird, und man giebt deren sehr oft heraus. »

Hier sucht nun der Verfasser denjenige auseinander zu setzen was er sich vorgenommen, indem er die Mängel der bestimmten Methode weitläufig an den Tag legt, sodann aber mit wenigem das Verfahren dabei beschreibt, vorträgt und sich darauf im Allgemeinen äußert wie folgt:

« Man wird nicht läugnen daß diese Construction sehr einfach und selbst sehr zierlich sei, weil sie uns horizontale Sonnenuhren liefert, durch Vermittlung eines einzigen, gleichschenkligen Triangels, einer symmetrischen leicht aufzuzeichnenden Figur. Wundern muß ich mich daher, daß man über in den Abhandlungen der Gnomonik nicht gedenkt, die in Frankreich und Italien herauskommen, da man in Frankreich oder England, kurz vor der Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, jene Construction schon erfunden hatte. Wußte man etwa nichts von diesen schönen Verfahren in Frankreich und Italien? oder vernachlässigte man dasselbe? zu leicht weil die großen Analytiker des vorigen Jahrhunderts, um die beiden gedachten Linien zu finden und zu bewirken, die analytische Methode anwendeten und dadurch wohl leicht war erschwerten. Leider ist dis d noch immer der Fehler mehrerer Mathematiker unserer Tage. »

« In Werken über die Gnomonik, wie sie vor kurzem herauskamen, macht man von neuen Theorien Gebrauch, die man von der analytischen Geometrie entlehnt, ohne zu bemerken, daß man das Einfache durch das Zusammengesetzte zu erklären denkt. Bei dieser Gelegenheit sage ich mit La Grange: « Dies mußt zu weiter nichts als zur Uebung im Calcul. » und fürwahr dieser großsprecherische Aufwand ist ein unnützer Kurus am falschen Platze. Der Wissenschaft der Gnomonik genügt die Lehre von der Kugel, der zwei Trigonometrien und der Kegelschnitte, durch diese Mittel löst man alle Probleme dieses Geschäftes. Aber die Mode siegt, und der Mißbrauch, um nicht zu sagen die Theorie, ist weiterlich auf den Gipfel gelangt und diese Uebertreibenheit dehnt sich unglücklicher Weise über alle Wissenschaften aus, die wahren Einsichtigen seufzen und klagen, spotten wohl auch manchmal, wie sol.ches vor kurzem ein ausgezeichneter Gelehrter gethan, welcher ein dem Ende eines Werk eines großen Geometers « die Apokalypse der Mathematiker » nannte.

« Ein anderer Gelehrter, dem ich b i seiner Arbeit die Bemerkung machte: daß ein gewisser Uebergang einer Gleichung in die andere, bei Lösung eines gewissen Problems, mir nicht klar noch zulässig schiene, antwortete mir sehr leichtfertig: « Was wollt Ihr! ich habe die Schwierigkeit wohl gemerkt, aber die Zeit drängte mich, und da ich sah, daß die Herren N. N. und N. sich in ihren Werken noch größere Sprünge erlaubten, so habe ich, um aus der Verlegenheit zu kommen, auch einen Satz Mortale gewagt. »

« Ich für meinen Theil bin kein Feind der Analyse, ein Gegentheil, ohne gerade an den Rang des Mathematikers Anspruch zu machen, liebe ich sie sehr, und ich werde niemals irgend jemand rathen die klassischen Methoden des Clavius, des Jacquet und anderer dieser Art zu befolgen, aber ich wünschte gar sehr: daß alle Mathematiker in ihren Schriften den Geistes und der Klarheit eines La Grange sich bedienen möchten! »

Die vorstehend übersetzte Stelle enthält eine doppelte Anklage des mathematischen Verfahrens, zuerst daß man nicht etwa nur die höheren und complicirteren Formeln im praktischen Leben eintreten lasse, wenn die ersten ein-

suchen nicht hinreichen, sondern daß man, ohne Noth, jene statt dieser eintreten läßt und dadurch das aufgegebene Geschäft erschwert und verspätet.

Es kommt dieser Fall in manchen, sowohl wissenschaftlichen als weltlichen Dingen vor, wo das Mittel zum Zweck wird. Und es ist dieses ein politisches Hülfsmittel, um da, wo man wenig oder nichts thut, die Menschen glauben zu machen, man thue viel; da dann die Geschäftigkeit an die Stelle der Thätigkeit tritt.

Jene Personen, welche mit verwickelten Mitteln einfache Zwecke zu erlangen suchen, gleichen dem Mechaniker, der eine umständliche Maschine erfand, um den Pfropf auf einer Bouteille zu ziehen, welches denn freilich durch zwei Menschen-Arme und Hände gar leicht zu bewirken ist. Und gerade leistet die einfache Geometrie mit ihren nächsten Rubriken, da sie dem gemeinen Menschenverstande näher liegt, schon sehr viel, hauptsächlich auch im geistigen Sinne deshalb, weil der Menschenverstand unmittelbar auf die Zwecke dringt, das Nützliche fordert und die Umwege abzuschneiden sucht. Obiges Beispiel, von den Seemannskarten abgenommen, möge uns statt einer umständlichen Erklärung gelten.

Der zweite Vorwurf aber, welchen jener Römische Freund den Mathematikern macht, ist der schwerste der ihnen, ja einem jeden solcher Wissenschaften behandelt, zu machen ist, nämlich die Unverdaulichkeit. Wenn in weltlichen Geschäften, wo von Mein und Dein in jedem Sinne die Rede ist, von Erreichung besonderer Zwecke, wo sich Gegenwirkungen denken lassen, sich nicht stets mit Redlichkeit verfahren läßt, so mag der erlangte Gewinn hiebei zur Entschuldigung dienen, und die Vorwürfe, die man sich allenfalls machen könnte, möglichst aufwiegen; aber in wissenschaftlicher Angelegenheit, wo nichts Besonderes, nichts Augenblickliches stattfinden, sondern alles unaufhaltsam ins Allgemeine, ins Ewige fortwirken soll, ist es höchst verwerflich. Denn da in jedem Geschäft, und also auch im wissenschaftlichen, die beschränkten Individualitäten genugsam zu Hemmnis geben, und Starrsinn, Dünkel, Neid und Rivalität den Fortschritten in mannigfachem Sinne hinderlich sind, so tritt zuletzt die Unredlichkeit zu allen diesen widerwärtigen Leidenschaften hinzu und kann wohl ein halbes Jahrtausend Entdeckungen verdüstern und, was schlimmer ist, die Anwendung derselben zurückdrängen.

Artikuliren wir nun jene Anklage nochmals, indem wir sie in Zusammenhang und Betrachtung stellen:

D'Alembert vergleicht in der von uns übersetzten ersten Stelle eine Folge von geometrischen Propositionen, deren eine aus der andern hergeleitet ist, einer Art von Uebersetzung aus einem Idiom in ein anderes, das sich aus dem ersten kenntlich bildet hatte, in welcher Verkettung aber eigentlich doch nur die erste Proposition entdeckt sein müßte, wenn schon mehr verdeutlicht und der Benutzung zugänglicher gemacht. Wobei denn vorausgesetzt wird, daß, bei einem ohnedies bedenklichen Unternehmen, die größte Sicherheit beobachtet werde. Wenn nun aber unser Römischer Freund, indem er einen gewissen Uebergang einer Gleichung in die andere bei Lösung eines gewissen Problems nicht klar noch zulässig findet, und der Gelehrte, der diese Arbeit verfaßt, nicht allein gesteht, daß er diese Schwierigkeit wohl gemerkt habe, sondern da auch zur Sprache kommt, daß mehrere Gelehrte in ihren Werken sich noch größere Sprünge erlauben: so frage ich an, welches Zutrauen man auf die Resultate jener Zauberformeln haben könne, und ob es nicht, besonders dem Laien, zu rathen sey, sich an die erste Proposition zu halten und diese, so weit Erfahrung und Menschenverstand reicht, zu untersuchen und das Gefundene zu nutzen, das aber, was außer seinem Bereich ist, völlig abzulehnen!

Und so möge denn zur Entschuldigung, ja zur Berechtigung des Gesagten das Motto dienen, womit der vorzügliche Mann, dem wir die eben gethane Mittheilung schuldig sind, im wissenschaftlichen Felde vorangeht und Unschätzbareres leistet, sich in seinem Thun und Lassen wie mit einer Aegide beschirmt:

Sans franc-penser en l'exercice des lettres,
Il n'y a ni lettres, ni sciences, ni esprit, ni rien.
Plutarque.

Weimar, den 12. November 1820.

Ferneres
über
Mathematik und Mathematiker.

Tycho de Brahe, ein großer Mathematiker, vermochte sich nur halb von dem alten System loszulösen, das wenigstens den Sinnen gemäß war; er wollte es aber aus Rechthaberei durch ein complicirtes Uhrwerk ersetzen, das weder den Sinnen zu schauen noch den Gedanken zu erreichen war.

Newton, als Mathematiker, steht in so hohem Ruf, daß der ungeschickteste Irrthum: nämlich das klare, reine, ewig ungetrübte Licht sey aus dunklen Lichtern zusammengesetzt, bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat; und sind es nicht Mathematiker die dieses Absurde noch immer vertheidigen und gleich dem gemeinen Hörer in Worten wiederkäuen bei denen man nichts denken kann!

Der Mathematiker ist angewiesen aufs Quantitative, auf alles was sich durch Zahl und Maß bestimmen läßt, und also gewissermaßen auf das äußerlich erkennbare Universum. Betrachten wir aber dieses, insofern uns Fähigkeit gegeben ist, mit vollem Geiste und aus allen Kräften, so erkennen wir, daß Quantität und Qualität als die zwei Pole des erscheinenden Daseins gelten müssen; daher denn auch der Mathematiker seine Formelsprache so hoch steigert, um, insofern es möglich, in der meßbaren und zählbaren Welt die unmeßbare mit zu begreifen. Nun erscheint ihm alles greifbar, sinnlich und mechanisch, und er kommt in den Verdacht eines heimlichen Atheismus, indem er ja das Unmeßbarste, welches wir Gott nennen, zugleich mit zu erfassen glaubt und daher dessen besonderes oder vorzügliches Dasein aufzugeben scheint.

Der Sprache liegt zwar die Verstandes- und Vernunft-Fähigkeit des Menschen zum Grunde, aber sie setzt bei dem der sich ihrer bedient nicht eben reinen Verstand, ausgebildete Vernunft, sittlichen Willen voraus. Sie ist ein Werkzeug, zweckmäßig und willkührlich zu gebrauchen, man kann sie eben so gut zu einer spitzfindigsvernünftelnden Dialektik wie zu einer vernünftigen

düstenden Physik verwenden; man missbraucht sie bequem zu hohlen und nichtigen prosaischen und poetischen Phrasen, ja man versucht prosaisch unverständliche und doch nonsensikalische Verse zu machen.

Unser Freund der Ritter Ciccolini sagt: Ich wünschte wohl, daß alle Mathematiker in ihren Schriften des Genie's und der Klarheit eines La Grange sich befleißen, d. h. möchten doch alle den gründlich-klaren Sinn eines La Grange besitzen und damit Wissen und Wissenschaft behandeln.

Die Phänomene sind nichts werth, als wenn sie uns eine tiefere reichere Einsicht in die Natur gewähren, oder wenn sie uns zum Nutzen anzuwenden sind.

Falsche Vorstellung, daß man ein Phänomen durch Calcul oder durch Worte abthun und beseitigen könne.

Der Newtonische Versuch, auf dem die dekomatische Farbenlehre beruht, ist von der vielfachsten Complexionen, er verknüpft folgende Bedingungen.

Damit das Gelingen erscheine ist nöthig:

Erstens — Ein gläsern Prisma;
Zweitens — Dreiseitig;
Drittens — Klein;
Viertens — Ein Fensterladen;
Fünftens — Eine Oeffnung darin
Sechstens — Diese sehr klein;
Siebentens — Sonnenbild, das herein fällt;
Achtens — Aus einer gewissen Entfernung,
Neuntens — In einer gewissen Richtung aufs Prisma fällt;
Zehntens — Sich auf einer Tafel abbildet;
Eilftens — Die in einer gewissen Entfernung hinter das Prisma gestellt ist.

Nehme man von diesen Bedingungen drei, sechs und eilf weg, man mache die Oeffnung groß, man nehme ein großes Prisma, man stelle die Tafel nah daran, und das gefärbte Spectrum kann und wird nicht zum Vorschein kommen.

Man spricht geheimnißvoll von einem mächtigen Experimente, womit man die Lehre erst recht befestigen soll; ich kenn' es recht gut und kann es auch darstellen: das ganze Kunststück ist, daß zu obigen Bedingungen noch ein paar hinzugefügt werden, wodurch das Hokuspokus sich noch mehr verwickelt.

Der Fraunhoferische Versuch, wo Querlinien im Spectrum erscheinen, ist von derselben Art, so wie auch die Versuche, wodurch eine neue Eigenschaft des Lichts entdeckt werden soll. Sie sind doppelt und dreifach complicirt; wenn sie was nützen sollten, müßten sie in ihre Elemente zerlegt werden, welches dem Wissenden nicht schwer fällt, welche aber zu fassen und zu begreifen kein Laie weder Verstandniß noch Geduld, kein Gegner weder Intention noch Redlichkeit genug mitbringt, man nimmt lieber überhaupt an was man sieht, und zieht die alte Schlußfolge daraus.

Ich weiß wohl daß diese Worte unerhört dastehen, aber sie mögen als offenbare Beispiele der Zukunft der wahrer bleiben. Vielleicht interessirt sich auch noch einmal ein La Grange für diese Angelegenheit.

Der Historiker kann und braucht nicht alles aufs Gewisse zu führen, wissen doch die Mathematiker auch nicht zu erklären warum der Komet von 1770, der in fünf oder elf Jahren wieder kommen sollte, sich zur bestimmten Zeit noch nicht wieder hat sehen lassen.

Hundert graue Pferde machen nicht einen einzigen Schimmel.

Die Mathematiker sind wunderliche Leute: durch das Große was sie leisten, haben sie sich zur Universal-Gilde aufgeworfen und wollen nichts anerkennen als was in ihren Kreis passe, was ihr Organ behandeln kann. — Einer der ersten Mathematiker sagte, bei Gelegenheit wo man ihn ein physisches Capitel anbringlich empfehlen wollte: « aber läßt sich denn gar nichts auf den Calcul reduciren? »

Wir erinnern uns gar wohl der Jahre wo sich niemand unterstehen durfte, von geheimen unbegreiflichen Umtrieben zu reden, gerade zu der Zeit da sie das Vaterland unterminirten, wir wissen auch recht gut wer diese Censur ausübte und welchen Vortheile man sich dabei bediente.

So übt schon seit zwanzig Jahren die physikomathematische Gilde gegen meine Farbenlehre ihr Verbotsrecht aus; sie verschwören solche in Collegien und wo nicht sonst; denen müssen wir jetzo Männer über dreißig Jahre genugsam zu erzählen, und jene haben nicht Unrecht. Der Besitz in dem sie sich stark fühlen wird durch meine Farbenlehre bedroht, welche in diesem Sinne revolutionär genannt werden kann, wogegen jene Aristokratie sich zu wehren alle Ursache hat.

Die große Aufgabe wäre die mathematisch-philosophischen Theorien aus den Theilen der Physik zu verbannen, in welchen sie Erkenntniß anstatt sie zu fördern nur verhindern, und in welchen die mathematische Behandlung durch Einseitigkeit der Entwicklung der neuern wissenschaftlichen Bildung eine so verkehrte Anwendung gefunden hat.

Darzuthun wäre, welches der wahre Weg der Naturforschung sey, wie derselbe auf dem einfachsten Fortgange der Beobachtung beruhe, die Beobachtung zum Versuch zu steigern sey und wie dieser endlich zum Resultate führe.

Wenn die Hoffnungen sich verwirklichen, daß die Menschen sich mit allen ihren Kräften, mit Herz und Geist, mit Verstand und Liebe vereinigen und von einander Kenntniß nehmen, so wird sich ereignen, woran jetzt noch kein Mensch denken kann. Die Mathematiker werden sich gefallen lassen in diesen allgemeinen sittlichen Weltbund als Bürger eines bedeutenden Staates aufgenommen zu werden, und nach und nach sich des Dünkels entäußern, als Universalmonarchen über alles zu herrschen; sie werden sich nicht mehr beigehen lassen, alles für nichtig, für incorrect, für unzulänglich zu erklären, was sich nicht dem Calcul unterwerfen läßt.

Wir müssen erkennen und bekennen was Mathematik sey, wenn sie der Naturforschung wesentlich dienen könne, wohingegen sie nicht hingehöre und in welche klägliche Aberrung, Wissenschaft und Kunst durch falsche Anwendung seit ihrer Regeneration gerathen sey.

Vorschlag zur Güte.

Die Natur gehört sich selbst an, Wesen dem Wesen, der Mensch gehört ihr, sie dem Menschen. Wer mit gesunden, offnen, freien Sinnen sich hinausfühlt übt sein Recht aus, eben so das frische Kind, als der ernsteste Betrachter. Wundersam ist es daher, wenn die Naturforscher sich im ungemessenen Felde den Platz untereinander bestreiten und eine gränzenlose Welt sich wechselsweise verengen möchten.

Erfahren, schauen, beobachten, betrachten, verknüpfen, entdecken, erfinden sind Geistesthätigkeiten, welche zufälligerweise einzeln und zusammengenommen, von mehr oder weniger begabten Menschen ausgeübt werden. Bemerken, sondern, zählen, messen, wägen sind gleichfalls große Hülfsmittel, durch welche der Mensch die Natur umfaßt und über sie Herr zu werden sucht, damit er zuletzt alles zu seinem Nutzen verwende.

Von diesen genannten sämmtlichen Werkzeugen und vielen andern verschiedenen hat die gütige Mutter niemanden ausgeschlossen. Ein Kind, ein Idiot macht wohl eine Bemerkung die dem Gewandtesten entgeht und eignet sich von dem großen Gemeingut, heiter und unbewußt, sein bescheiden Theil zu.

Bei der gegenwärtigen Lage der Naturwissenschaft muß daher immer wiederholt zur Sprache kommen was sie fördern und was sie hindern kann, und nichts wird förderlicher seyn als wenn jeder an seinem Platze fest hält, weiß was er vermag, ausübt was er kann, andern dagegen die gleiche Befugniß zugesteht, daß auch sie wirken und leisten. Leider aber geschieht, wie die Sachen stehen, bloß nicht ohne Kampf und Streit, indem nach Weise und Menschenweise feindselige Kräfte wirken, ausschließende Fügungen sich festbinden und Verkümmerungen mancher Art, nicht etwa im Verborgenen, sondern öffentlich eintreten.

Auch in diesen unsern Blättern konnte Widerspruch und Widerstreit, ja sogar heftiger, nicht vermieden werden. Weil ich aber für mich und andere einen freiern Spielraum, als man uns bisher gegönnt, zu erringen wünsche, so darf man mir und den gleichgesinnten keineswegs verargen, wenn wir dasjenige was unsern rechtmäßigen Forderungen entgegen steht scharf bezeichnen und uns nicht mehr gefallen lassen was man seit so vielen Jahren herkömmlich gegen uns verübte.

Damit aber beste schneller alle widerwärtige Geistesaufregung verklinge, so geht unser Vorschlag zur Güte dahin, daß doch ein Jeder, er sey auch wer er wolle, seine Befugniß prüfen und sich fragen möge: was heißt es denn eigentlich an deiner Stelle und wozu bist du berufen? Wir thun es jeden Tag und diese Hefte sind die Bekenntnisse darüber, die wir so klar und rein als der Gegenstand und die Kräfte es erlauben, ungefähr fortzuführen gedenken.

Analyse und Synthese.

Herr Victor Cousin, in der dritten diesjährigen Vorlesung über die Geschichte der Philosophie, rühmt das achtzehnte Jahrhundert vorzüglich deshalb, daß es sich in Behandlung der Wissenschaften besonders der Analyse ergeben, und sich vor übereilter Synthese, d. h. vor Hypothesen in Acht genommen; jedoch nachdem er dieses Verfahren fast ausschließlich gebilligt, bemerkt er noch zuletzt: daß man Synthesis nicht durchaus zu verfluchen, sondern sich von Zeit zu Zeit mit Vorsicht wieder zu derselben zu wenden habe.

Bei Betrachtung dieser Aeußerungen kam uns zuvörderst in den Sinn, daß selbst in dieser Hinsicht dem neunzehnten Jahrhundert noch Bedeutendes übrig zu bleiben; denn es haben die Freunde und Bekenner der Wissenschaften aufs genaueste zu bedenken, daß man verfahre, die falschen Synthesen, d. h. alle die Hypothesen die uns überliefert werden, zu prüfen, zu entwickeln, ins Klare zu setzen, und den Geist in seine alten Rechte sich unmittelbar gegen die Natur zu stellen, wieder einzusetzen.

Hier wollen wir zwei solcher falschen Synthesen namhaft machen: die Decomposition des Lichtes nämlich und die Polarisation desselben. Beides sind todte Worte die dem Denkenden gar nichts sagen und die doch so oft von wissenschaftlichen Männern wiederholt werden.

Es ist nicht genug, daß wir bei Beobachtung der Natur das analytische Verfahren anwenden, d. h. daß wir aus einem irgend gegebenen Gegenstande so viel Eigenheiten als möglich entwickeln und sie auf diese Weise kennen lernen, sondern wir haben auch eben diese Analyse auf die vorhandenen Synthesen anzuwenden, um zu erforschen, ob man denn auch richtig, ob man der wahren Methode gemäß zu Werke gegangen.

Wir haben deshalb das Verfahren Newtons umständlich auseinander gesetzt. Er begeht den Fehler, ein einziges und noch dazu verkünsteltes Phänomen zum Grunde zu legen, auf dasselbe eine Hypothese zu bauen, und aus dieser die mannigfaltigsten gränzenlosesten Erscheinungen erklären zu wollen.

Wir haben uns bei der Farbenlehre des analytischen Verfahrens bedient und möglichst alle Erscheinungen, wie sie nur bekannt sind, in einer gewissen Folge dargestellt um zu versuchen, in wiefern hier ein Allgemeines zu finden sey, unter welches sie sich allenfalls unterordnen ließen, und glauben also, jener Pflicht des neunzehnten Jahrhunderts vorgearbeitet zu haben.

Ein Gleiches thaten wir, um jene Phänomene sämmtlich darzustellen, welche sich bei erzeugter Spiegelung ereignen. Beides überlassen wir einer nähern oder entferntern Zukunft, mit dem Bewußtseyn, jene Untersuchungen wieder an die Natur zurückzuweisen und ihnen die wahre Freiheit wieder gegeben zu haben.

Wir wenden uns zu einer noch allgemeinern Betrachtung: ein Jahrhundert, das sich bloß auf die Analyse verlegt, und sich vor der Synthese gleichsam fürchtet, ist nicht auf dem rechten Wege; denn nur beide zusammen, wie Aus- und Einathmen, machen das Leben der Wissenschaft.

Eine falsche Hypothese ist besser als gar keine; denn daß sie falsch ist, ist gar kein Schade, aber wenn sie sich befestigt, wenn sie allgemein angenommen, zu einer Art von Glaubensbekenntniß wird, woran niemand zweifeln, welches niemand untersuchen darf, dies ist eigentlich das Unheil woran Jahrhunderte leiden.

Die Newton'sche Lehre mochte vorgetragen werden; schon zu seiner Zeit wurden die Mängel derselben ihr entgegengesetzt, aber die übrigen großen Verdienste des Mannes, seine Stellung in der bürgerlichen und gelehrten Welt ließen den Widerspruch nicht aufkommen. Besonders aber haben die Franzosen die größte Schuld an der Verbreitung und Befestigung dieser Lehre. Diese sollten also im neunzehnten Jahrhundert, um jenen Fehler wieder gut zu machen, eine frische Anregung jener verwickelten und erstarrten Hypothese begünstigen.

Die Hauptsache, woran man bei ausschließlicher Anwendung der Analyse nicht zu denken scheint, ist, daß jede Analyse eine Synthese voraussetzt. Ein Sandhaufen läßt sich nicht analysiren, bestünde er aber aus verschiedenen Theilen, man sehe Sand und Geld, so ist das Waschen eine Analyse, wo das Leichte weggeschwemmt und das Schwere zurückgehalten wird.

So beruht die neuere Chemie hauptsächlich darauf, das zu trennen, was die Natur vereinigt hatte; wir heben die Synthese der Natur auf, um sie in getrennten Elementen kennen zu lernen.

Was ist ein todter Synthese als ein lebendiges Wesen; und weß haben wir uns mit Anatomie, Physiologie und Psychologie zu quälen, als um uns von dem Complex nur einigermaßen einen Begriff zu machen, welcher sich immerfort herstellt, wir mögen ihn in noch so viele Theile zerfleischt haben.

Eine große Gefahr, in welche der Analytiker geräth, ist deshalb die: wenn er seine Methode da anwendet, wo keine Synthese zu Grunde liegt. Dann ist seine Arbeit ganz eigentlich ein Bauen in Danaiden, und wir sehen hiervon die traurigsten Beispiele. Denn im Grunde treibt er doch eigentlich sein Geschäft, um zuletzt wieder zur Synthese zu gelangen. Liegt aber bei dem Gegenstand den er behandelt, keine zum Grunde, so bemüht er sich vergebens sie zu entdecken. Alle Beobachtungen werden ihm immer nur hinderlich, zersetzen sich ihre Zahl nimmt.

Vor allem also sollte der Analytiker untersuchen oder vielmehr sein Augenmerk dahin richten, ob er denn wirklich mit einer geheimnißvollen Synthese zu thun habe, oder ob das womit er sich beschäftigt nur eine Aggregation sey, ein Nebeneinander, ein Miteinander, oder wie das alles modificirt werden konnte. Einen Aufmerksamen dieser Art geben diejenigen Capitel des Buchs mit denen es nicht vorwärts will. In diesem Sinne konnte man über Geologie und Meteorologie ganz fruchtbare Betrachtungen anstellen.

Principes de Philosophie Zoologique.

Discutés en Mars 1830 au sein de l'Académie royale des Sciences

par M. Geoffroy de Saint-Hilaire.

Paris 1830.

I. Abschnitt.

Bei einer Sitzung der französischen Akademie am 22. Februar dieses Jahres, brach sich ein wichtiger Vorfall, der nicht ohne bedeutende Folgen bleiben kann. In diesem Heiligthum der Wissenschaften, wo alles in Gegenwart eines zahlreichen Publikums auf das anständigste vorgehen pflegt, wo man mit der Mäßigung, ja der Verstellung wohlerzogener Personen sich begegnet, bei Verschiedenheit der Meinungen nur mit Maß erwidert, das Zweifelhafte eher befestigt als bestreitet, hier ereignet sich über einen wissenschaftlichen Punkt ein Streit der persönlich zu werden droht, aber genau besehen weit mehr bedeuten will.

Es offenbart sich hier der immerfortwährende Conflict zwischen den zwei Denkweisen, in die sich die wissenschaftliche Welt schon lange trennt, der sich auch einschlich, nun aber diesmal merkwürdig heftig sich hervorthat und ausbricht.

Zwei vorzügliche Männer: der perpetuirliche Secretär der Akademie, Baron Cuvier und ein würdiges Mitglied, Geoffroy de Saint-Hilaire, treten gegen einander auf, der erste aller Welt, der zweite den Naturforschern rühmlichst bekannt; seit dreißig Jahren Collegen an Einer Anstalt, lehren sie Naturgeschichte am Jardin des Plantes, in dem unübersehbaren Felde beide eifrigst beschäftigt, erst gemeinschaftlich arbeitend, aber nach und nach durch Verschiedenheit der Ansichten getrennt und sich eher ausweichend.

Cuvier arbeitet unermüdlich als Unterscheidender, das Vorliegende genau Beschreibender, und gewinnt sich eine Herrschaft über eine unermeßliche Breite. Geoffroy de Saint-Hilaire hingegen ist im Stillen um die Analogien der Geschöpfe und ihre geheimnißvollen Verwandtschaften bemüht, jener geht aus dem Einzelnen in ein Ganzes, welches zwar vorausgesetzt aber als nie erkennbar betrachtet wird; dieser hegt das Ganze im innern Sinne und lebt in der Ueberzeugung fort: das Einzelne könne daraus nach und nach entwickelt werden. Wichtig aber ist zu bemerken: daß manches, was dieß im der Erfahrung klar und deutlich nachgewiesen gelingt, von jenem darüber aufgenommen wird; eben so verschmäht dieser keineswegs was ihm von derther einzelne Entdeckungen zukommt; und so treffen sie auf mehreren Punkten zusammen, ohne daß sie sich deßhalb Wechselwirkung zugestehen. Denn eine Voranschauung, Verahnung des Einzelnen im Ganzen will der Trennende, Unterscheidende, auf der Erfahrung Beruhende, von ihr Ausgehende, nicht zugeben. Dasjenige erkennen und kennen zu wollen, was man nicht mit Augen sieht, was man nicht greifbar betasten kann, erklärt er nicht wahrlich für eine Anmaßung. Der Andere spricht, auf gewisse freundliche Hoffnung, einer beiden Lehrung sich überlassend, will die Autorität jener Behandlungsweise nicht gelten lassen.

Nach diesem einleitenden Vortrag wird uns nunmehr wohl niemand verargen, wenn wir das Obengesagte wiederholen: hier sind zwei verschiedene Denkweisen im Spiele, welche sich in dem menschlichen Geschlecht meistens getrennt und dergestalt vertheilt finden, daß sie, wie überall, so auch im Wissenschaftlichen schwer zusammen verbunden angetroffen werden und, wie sie getrennt sind, sich nicht wohl vereinigen mögen. Zu es geht so weit, daß wenn ein Theil auch von dem andern etwas nehmen kann, er es doch gewissermaßen widerwillig annimmt. Haben wir die Geschichte der Wissenschaften und eine etwas lange Erfahrung vor Augen, so möchte man beschlossen, die menschliche Natur werde sich von diesem Zwiespalt kaum jemals retten können. Wir führen das Vorhergesagte noch weiter aus.

Der Unterscheidende wendet so viel Scharfsichtigkeit an, er bedarf einer ununterbrochenen Aufmerksamkeit, einer bis ins Kleinste durchdringenden Genauigkeit, die Anreihungen der Gestalten zu bemerken, und zuletzt

gleichfalls der entschiedenen Geistesgabe, diese Differenzen zu benennen, daß man ihm nicht wohl verargen kann, wenn er darauf stolz ist, wenn er diese Benennungsweise, als die einzig gründliche und richtige schätzen mag.

Sieht er nun gar den Ruhm, der ihm deshalb zu Theil wird, darauf bauen, so möchte er nicht leicht über sich gewinnen, die anerkannten Vorzüge mit einem andern zu theilen, der sich, wie es scheint, die Arbeit leichter gemacht hat ein Ziel zu erreichen, wo eigentlich nur Fleiß, Mühe, Anhaltsamkeit der Kranz dargeboten werden sollte.

Freilich glaubt derjenige, der von der Idee ausgeht, sich auch etwas einräumen zu dürfen, er der einen Hauptbegriff zu fassen weiß, dem sich die Erfahrung nach und nach unterordnet, der in sicherer Zuversicht lebt: er werde das, was er hie und da gefunden, und schon im Ganzen ausgesprochen hat, gewiß in einzelnen Fällen wieder antreffen. Einem so gestellten Manne haben wir wohl auch eine Art von Stolz, ein gewisses inneres Gefühl seiner Vorzüge nachsehen, wenn er von seiner Seite nicht nachgiebt, am wenigsten aber eine gewisse Geringschätzung ertragen kann, die ihm von der Gegenseite öfters, wenn auch auf eine laue mäßige Art, erzeigt wird.

Was aber den Zwiespalt unheilbar macht, dürfte wohl folgendes seyn. Da der Unterschiedende durchaus sich mit dem Faßlichen abgiebt, das was er leistet belegen kann, keine ungewöhnlichen Ansichten fordert, niemals was paradox erscheinen möchte vorträgt, so muß er sich ein großeres, ja ein allgemeines Publikum erwerben; dagegen jener sich, mehr oder weniger, als Eremiten findet, der selbst mit denjenigen, die ihm beipflichten, sich nicht immer zu vereinigen weiß. Schon oft ist in der Wissenschaft dieser Antagonismus hervorgetreten und es muß sich das Phänomen immer wieder erneuern, da, wie wir eben gesehen, die Elemente dazu sich immer getrennt neben einander fortbilden und, wie sie sich berühren, zu Erplosion veranlassen.

Meist geschieht dies nun, wenn Individuen verschiedener Nationen, verschiedenen Alters, oder in sonstiger Entfernung der Zustände, auf einander wirken. In gegenwärtigem Falle erscheint jedoch der merkwürdige Umstand, daß zwei Männer, im Alter gleich vorgerückt, seit acht und dreißig Jahren Collegen an Einer Anstalt, so lange Zeit auf Einem Felde, in verschiedenen Richtungen verharrend, sich einander ausweichend, sich duldend, jeder für sich fortwirkend, die feinste Lebensart ausübend, doch zuletzt einem Ausbruch, einer endlichen öffentlichen Widerwärtigkeit ausgesetzt und unterworfen werden.

Nachdem wir nun eine Zeit lang im Allgemeinen verweilt, so ist es nun sachgemäß, dem Werke, dessen Titel wir oben angezeigt haben, näher zu treten.

Seit Anfang März unterhalten uns schon die Pariser Tagesblätter von einem solchen Vorfall, indem sie sich dieser oder jener Seite mit Beifall zuneigen. In einigen folgenden Sitzungen dauerte der Widerstreit fort, bis endlich Geoffroy de Saint-Hilaire den Umständen angemessen findet, diese Discussionen aus jenem Kreise zu entfernen und durch eine eigene Druckschrift vor das größere Publikum zu bringen.

Wir haben gedachtes Heft durchgelesen und studirt, dabei aber manche Schwierigkeit zu überwinden gehabt, und uns deshalb zu gegenwärtigem Aufsatz entschlossen, damit uns mancher der gedachte Schrift in die Hand nimmt freundlich danken möge, daß wir ihm zu einiger Einleitung verhelfen. Deshalb liebe denn hier als Inhalt des fraglichen Werks, die Chronik dieser neuesten französischen akademischen Streitigkeiten.

Den 15 Februar 1830 (S. 35)

trägt Geoffroy de Saint-Hilaire einen Rapport vor, über einen Aufsatz, worin einige junge Leute Betrachtungen anstellen, die Organisation der Mollusken betreffend: freilich mit besonderer Berufe für die Behandlungsart die man a priori nennt, und wo die mixte de composition organique als der wahre Schlüssel zu den Naturbetrachtungen gerühmt wird.

Den 22 Februar (S. 35)

tritt Baron Cuvier mit seiner Gegenrede auf, und streitet gegen das anmaßliche einzige Princip, erklärt es für ein untergeordnetes, und spricht ein anderes aus, welches er für höher und für fruchtbarer erklärt.

In derselben Sitzung (S. 73)

improvisirt Geoffroy de Saint-Hilaire eine Beantwortung, worin er sein Glaubensbekenntniß noch unbewundener ausspricht.

Sitzung vom 1 März (S. 81).

Geoffroy de Saint-Hilaire liest einen Aufsatz vor in demselben Sinne, worin er die Theorie der Analogien als neu und höchst brauchbar darzustellen sucht.

Sitzung vom 22 März (S. 109).

Derselbe unternimmt die Theorie der Analogien auf die Organisation der Fische nützlich anzuwenden.

In derselben Session (S. 139)

sucht Baron Cuvier die Argumente seines Gegners zu entkräften, indem er an das os hyoides, welches zur Sprache gekommen war, seine Behauptungen anknüpft.

Sitzung vom 29 März (S. 165).

Geoffroy de Saint-Hilaire vertheidigt seine Ansichten des os hyoides und fügt einige Schlußbetrachtungen hinzu.

Die Zeitschrift Le Temps in der Nr. vom 5 März giebt ein für Geoffroy de Saint-Hilaire günstiges Resumé aus, unter der Rubrik: « Auf die Lehre von der philosophischen Uebereinstimmung der Wesen bezüglich. » Der National that in der Nr. vom 22 März das Gleiche.

Geoffroy de Saint-Hilaire entschlüpft sich die Sache aus dem Kreise der Akademie herauszunehmen, läßt das bisher Vorgefallene zusammen drucken, und schreibt dazu einen Vorbericht: « Ueber die Theorie der Analogien » und datirt solchen vom 18 April.

Hierdurch nun hat er sein Ueberzeugung hinlänglich ins Klare, so daß er unsern Wünschen, die Angelegenheit möglichst allgemein verständlich vorzuführen, glücklich entgegen kommt, wie er auch in einem Nachtrag (S. 27) die Nothwendigkeit der Verbandlung in Druckschriften behauptet, da bei mündlichen Discussionen das Recht wie das Unrecht zu verhallen pflege.

Ganz geneigt aber den Ausländern erwähnt er, mit Zufriedenheit und Beistimmung, dessen was die Deutschen und die Engländer in diesem Fache geleistet, und bekennt sich als ihren Alliirten, wodurch denn die wissenschaftliche Welt sich bedeutende Vortheile zu versprechen hat.

Hier aber lassen wir zunächst einige, nach unserer Weise, aus dem Allgemeinen ins Besondere wechselnde Bemerkungen folgen, damit für uns der möglichste Gewinn sich daraus ergebe.

Wenn uns in der Staaten-, so auch in der Gelehrten-Geschichte gar manche Beispiele begegnen, daß irgend ein besonderes, oft geringes und zufälliges Ereigniß eintritt, das die bisher verhüllten Parteien offen ein

ander gegenüberstellt: so finden wir hier denselben Fall, welcher aber unglücklicherweise das Eigne hat, daß derjenige der Antäus, der diese Contestationen hervorgerufen, ganz specieller Art ist und die Angelegenheit auf Wege leitet, wo sie von einer gränzenlosen Verwirrung bedroht wird, indem die wissenschaftlichen Punkte die zur Sprache kommen, an und für sich weder ein bedeutendes Interesse erregen, noch dem größten Theile des Publikums klar werden können; daher es denn wohl verdienstlich seyn müßte, den Streit auf seine ersten Elemente zurückzuführen.

Da aber alles, was sich unter Menschen im höheren Sinne ereignet, aus dem ethischen Standpunkte betrachtet, beschaut und beurtheilt werden muß, zunächst aber die Persönlichkeit, die Individualität der handelnden Personen vorzüglich zu beachten ist: so weilen wir uns vor allen Dingen mit der Lebensgeschichte der beiden genannten Männer, wenn auch nur im Allgemeinsten, bekannt machen.

Geoffroy de Saint-Hilaire geb. 1772 wird als Professor der Zoologie im Jahre 1793 angestellt, und zwar als man den Jardin du Roi zu einer öffentlichen Lehrschule bestimmt. Bald nachher wird Cuvier gleichfalls zu dieser Anstalt berufen, beide arbeiten zutraulich zusammen, wie es wohlunterrichtete Jünglinge pflegen, unbewußt ihrer innern Differenz.

Geoffroy de Saint-Hilaire gesellt sich im Jahr 1798 zu der ungeheuer-problematischen Expedition nach Aegypten, und wird dadurch seinem Lebensgeschäft gewissermaßen entfremdet; aber die ihm innewohnende Gesinnung, aus dem Allgemeinen ins Besondere zu gehen, befestigt sich nur immermehr, und nach seiner Rückkunft, bei dem Antheil an dem großen ägyptischen Werke, findet er die erwünschteste Gelegenheit seine Methode anzuwenden und zu nutzen.

Das Vertrauen, das seine Einsichten so wie sein Charakter erwerben, beweist sich in der Folge abermals dadurch, daß ihn das Gouvernement im Jahr 1810 nach Portugal sendet, um dort, wie man sich ausdrückt, die Studien zu organisiren; er kommt von dieser ephemeren Unternehmung zurück, und bereichert das Pariser Museum durch manches Bedeutende.

Wie er nun in seinem Fache unermüdet zu arbeiten fortfährt, so wird er auch von der Nation als Biedermann anerkannt und im Jahr 1815 zum Deputirten erwählt. Das war aber der Schauplatz nicht, auf welchem er glänzen sollte, niemals heftig er die Tribune.

Die Grundsätze, nach welchen er die Natur betrachtet, spricht er endlich in einem 1818 herausgegebenen Werke deutlich aus und erklärt seinen Hauptgedanken: »die Organisation der Thiere sey einem allgemeinen nur die und da modificirten Plan, wobei die Unterscheidung derselben abzuleiten sey, unterworfen.«

Wenden wir uns nun zu seinem Gegner:

Georg Leopold Cuvier, geboren 1769 in dem damals noch würtembergischen Mömpelgard; er gewinnt dieser genauere Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur; seine entschiedene Neigung zur Naturgeschichte giebt ihm ein Verhältniß zu dem trefflichen Kielmeyer, welches auch nachher aus der Ferne fortgesetzt ward. Wir erinnern uns im Jahr 1797 früherer Briefe Cuviers an den genannten Naturforscher gesehen zu haben, merkwürdig durch die in den Text charakteristisch und meisterhaft eingezeichneten Anatomien von durchforschten niedern Organisationen.

Bei seinem Aufenthalt in der Normandie bearbeitet er die kimesische Classe der Würmer, bleibt den Pariser Naturforschenden nicht unbekannt, und Geoffroy de Saint-Hilaire bestimmt ihn nach der Hauptstadt zu kommen. Sie verbinden sich zu der Herausgabe mehrerer Werke zu didaktischen Zwecken, besonders suchen sie eine Anerkennung der Säugethiere zu gewinnen.

Die Vorsätze eines solchen Mannes bleiben ferner nicht unbeachtet: er wird 1795 bei der Centralschule zu Paris angestellt und als Mitglied des Instituts in dessen erste Classe aufgenommen. Für den Behuf jener Schule giebt er im Jahre 1798 heraus: Tableaux élémentaires de l'histoire naturelle des animaux. 8.

Er erhält die Stelle eines Professors der vergleichenden Anatomie und gewinnt sich durch seinen Scharfblick die weite klare Uebersicht, durch einen hellen klingenden Vortrag den allgemeinsten und lautesten Beifall. Nach d'Aubentons Abgang wird ihm dessen Platz beim Collège de France und, von Napoleon ernannt, tritt er zum Departement des öffentlichen Unterrichts. Als ein Mitglied desselben reist er durch Holland und einen Theil von Deutschland, durch die als Departements dem Kaiserthum damals einverleibten Provinzen, die Lehr- und Schul-Anstalten zu untersuchen; sein erstatteter Bericht ist beifallsvoll. Verlustig ward mir bekannt, er habe darin die Vorzüge deutscher Schulen vor den französischen herauszusuchen nicht unterlassen.

Seit 1815 wird er zu höhern Staatsverrichtungen berufen, in welchen er nach der Bourbonen Rückkehr bestätigt wird und die auf den heutigen Tag in öffentlicher sowohl als wissenschaftlicher Thätigkeit fortdauert.

Seine Arbeiten sind unübersehbar, sie umfassen das ganze Naturreich, und seine Darlegungen dienen auch uns zur Kenntniß der Gegenstände und zum Muster der Behandlung. Nicht allein das gränzenlose Reich der lebendigen Organisationen hat er zu erforschen und zu ordnen gestrebt, auch die längst ausgestorbenen Geschlechter danken ihm ihre wissenschaftliche Wiederauferstehung.

Wie genau er denn auch das ganze menschliche Wirken kennt und in die Charaktere des vorzüglich Mitwirkenden einzudringen vermöge, gewahrt man in den Lobreden, die er verstorbenen Gliedern des Instituts aufzurichten weiß; wo denn zugleich seine so ausgebreiteten Uebersichten aller wissenschaftlichen Regionen zu erkennen sind.

Versehen sey das Skizzenhafte dieser biographischen Versuche; hier war nicht die Rede die allenfalls Theilnehmenden zu unterrichten, ihnen etwas Neues vorzulegen, sondern sie nur an dasjenige zu erinnern, was ihnen von beiden würdigen Männern längst bekannt seyn mußte.

Nun aber möchte man wohl fragen: welche Ursache, welche Befugniß hat der Deutsche, von diesem Streit nähere Kenntniß zu nehmen? ja vielleicht als Partei sich zu irgend einer Seite zu gesellen? Darf man aber wohl behaupten, daß jede wissenschaftliche Frage, wie sie auch zur Sprache kommt, jede gebildete Nation interessire, wie man denn auch wohl die scientifische Welt als einen einzigen Körper betrachten darf: so ist hier nachzuweisen daß wir diesmal besonders aufgerufen sind.

Geoffroy de Saint-Hilaire nennt mehrere deutsche Männer als mit ihm in gleicher Gesinnung betrieben; Baron Cuvier dagegen scheint von unsern deutschen Bemühungen in diesem Felde die unglücklichsten Begriffe sich gebildet zu haben; es äußert sich derselbe in einer Eingabe vom 5 April; Seite 24 in der Note) folgendermaßen: »Ich weiß wohl, ich weiß daß für gewisse Geister hinter dieser Theorie der Analogien, wenigstens verworrener Ideen, eine andere sehr alte Theorie sich verbergen mag, die schon längst widerlegt, von einigen Deutschen wieder hervorgesucht werden, um das pantheistische System zu begünstigen, welches sie Naturphilosophie nennen.« Diese Aeußerung Wort für Wort zu commentiren, den Sinn derselben deutlich zu machen,

die fromme Absicht deutscher Naturdenker klar hinzulegen, bedürfte es wohl auch eines Octavbändchens; wir wollen in der Folge suchen auf die kürzeste Weise unsern Zweck zu erreichen.

Die Lage eines Naturforschers wie Geoffroy de Saint-Hilaire ist freilich von der Art, daß es ihm Verlegenheit machen muß von den Bemühungen deutscher Forscher einigermaßen unterrichtet zu seyn, sich zu überzeugen, daß sie ähnliche Gesinnungen hegen wie er, daß sie auf ähnlichen Wegen sich bewegen, und daß er alle von dieser Seite sich ankündigende Hülfe und, wenn er es verlangt, hinreichenden Beistand zu erwarten hat. Wie denn überhaupt in der neuern Zeit es unsern wechselnden Nachbarn manchmal an Stoffen gefehlt, wenn sie von deutschem Forschen und Bestreben einige Kenntniß nahmen.

Die deutschen Naturforscher, welche bei dieser Gelegenheit genannt werden, sind: Kielmeyer, Meckel, Oken, Spix, Tiedemann und zuletzt werden unserer Theilnahme an diesen Studien dreißig Jahre zugestanden. Allein ich darf wohl behaupten, daß es über fünfzig sind, die uns schon mit wahrhafter Neigung an solche Untersuchungen gekettet sehen. Kaum erinnert sich noch Jemand außer mir jener ersten Jugendverschiedungen zu erwähnen, wodurch sogar einiges Licht auf gegenwärtige Streitigkeiten fallen könnte.

« Ich lehre nicht, ich erzähle. » (Montaigne.)

Weimar, im September 1830.

II. Abschnitt.

« Ich lehre nicht, ich erzähle, » damit schließ ich den ersten Abschnitt meiner Betrachtungen über das genannte Werk; nun aber sind' ich, um den Standpunkt, woraus ich beurtheilt werden möchte, noch näher zu bestimmen, rathsam, die Worte eines Franzosen hier vorzusetzen, welche besser als irgend etwas Anderes die Art, womit ich mich verständlich zu machen suche, kürzlich aussprechen möchten.

« Es giebt geistreiche Männer, die eine eigene Art des Vortrags haben; nach ihrer Weise fangen sie an, sprechen zuerst von sich selbst und machen sich nur umgern von ihrer Persönlichkeit los. Ehe sie euch die Resultate ihres Nachdenkens vorlegen, fühlen sie ein Bedürfniß sich aufzuhalten, wie und wie dergleichen Betrachtungen ihnen zukamen. »

Würde mir deshalb in diesem Sinne zugegeben, den Gang der Geschichte jener Wissenschaften, denen ich mein Jahre gewidmet, ohne weitere Anmaßung, fast chronistisch mit meinem Leben, freilich nur im Allgemeinsten zu behandeln.

Hiernach also wäre zu erwähnen, wie früh ein Anklang der Naturgeschichte, unbestimmt aber eindringlich, auf mich gewirkt hat. Graf Buffon gab, gerade in meinem Geburtsjahr 1749, den ersten Theil seiner Histoire Naturelle heraus und erregte großen Antheil unter den damals französischer Einwirkung sehr zugänglichen Deutschen. Die Bände folgten jahrweise und so behielte das Interesse einer gebildeten Gesellschaft mein Wachsthum, ohne daß ich mehr als den Namen dieses bedeutenden Mannes, so wie die Namen seiner eminenten Zeitgenossen, wäre gemahr worden.

Graf Buffon, geboren 1707. Dieser verzügliche Mann hatte eine heitere freie Uebersicht, Lust am Leben und Freude am Lebendigen des Daseyns, frah interessirt er sich für alles was da ist. Lebemann, Weltmann hat er durchaus den Wunsch im Weltleben zu gefallen, im Unterrichten sich einzuschmeicheln. Seine Darstellungen sind mehr Schilderungen als Beschreibungen, er führt die Creatur in ihrer Ganzheit vor, besonders gern in Bezug auf die Menschen, besonders er diesen die Hausthiere gleich folgen läßt. Er bemächtigt sich alles Bekannten, die Naturforscher nicht allein weiß er zu nutzen, der Resultate aller Reisenden verfügt er sich zu bedienen. Man sieht ihn in Paris, dem großen Mittelpunkte der Wissenschaften, als Intendanten des schon bestehenden königlichen Cabinets, der künftig im Jahren, weitbedenk, in den Gesichtskreis erheben und sich auch so vermehren als anmuthig gegen seine Leser betragend.

Auf diesem Standpunkt weiß er sich aus dem Einzelnen das Umfassende zu bilden, und wenn er auch, was wir hier zunächst berühren, in dem zweiten Band Seite 344 niederschreibt: « Die Arme des Menschen gleichen auf keine Weise den Vorderfüßen der Thiere, so wenig als den Flügeln der Vögel » — so spricht er, im Sinne der natürlich denkenden, die Gegenstände wie sie sind aufnehmenden Menge. Aber in seinem Innern entwickelt sich's besser, denn im vierten Bande Seite 379 sagt er: « es giebt eine ursprüngliche und allgemeine Vorzeichnung, die man sehr weit verfolgen kann, » und somit hat er die Grundmaxime der vergleichenden Naturlehre ein für allemal festgesetzt.

Man vergebe diese flüchtigen, fast frevelhaft eilenden Worte, womit wir einen so verdienten Mann vorüberführen; es ist zu übergehen, daß, unangeachtet der gränzenlosen Einzelnheiten, denen er sich hingiebt, er nicht verschmäht, ein Umfassendes anzuerkennen. Gewiß ist, wenn wir jetzt seine Werke durchgehen, so finden wir, daß er aller Hauptprobleme sich bewußt war, mit welchen die Naturlehre sich beschäftigt, ernstlich bemüht, sie, wenn auch nicht immer glücklich, aufzulösen; dabei leidet die Ehrfurcht, die wir für ihn empfinden, nicht im mindesten, wenn man einsieht, daß wir Späteren, als hätten wir manche der best aufgewerkten Fragen schon vollkommen gelöst, nur allzu frühzeitig triumphiren. Dem allem ungeachtet müssen wir gestehen, daß wenn er sich eine höhere Ansicht zu gewinnen suchte, er die Hülfe der Einbildungskraft nicht verschmähte; wodurch denn freilich der Beifall der Welt merklich zunahm, er aber sich von dem eigentlichen Element, woraus die Wissenschaft gebildet werden soll, einigermaßen entfernte, und diese Angelegenheiten in das Feld der Rhetorik und Dialektik hinüberzuführen schien.

Suchen wir in einer so bedeutenden Sache immer deutlicher zu werden:

Graf Buffon wird als Oberaufseher des Jardin du Roi angestellt, er soll eine Ausarbeitung der Naturgeschichte darauf gründen. Seine Tendenz geht in das Ganze, insofern es lebt, in einander wirkt und sich besonders auf den Menschen bezieht.

Für das Detail bedarf er eines Gehülfen und beruft D'Aubenton, einen Landsmann.

Dieser faßt die Angelegenheit von der entgegengesetzten Seite, ist ein genauer scharfer Anatomiker. Dieses Fach wird ihm viel schuldig, allein er hält sich hergestalt am Einzelnen, daß er auch das Nächstverwandte nicht aneinander fügen mag.

Leider veranlaßt diese ganz verschiedene Behandlungsart auch zwischen diesen beiden Männern eine nicht herzustellende Trennung. Wie sie sich auch mag entschieden haben, genug, D'Aubenton nimmt seit dem Jahre 1768 keinen Theil mehr an der Buffon'schen Naturgeschichte, arbeitet aber emsig für sich allein fort, und nachdem Buffon im hohen Alter abgegangen, bleibt der gleichfalls bejahrte D'Aubenton an seiner Stelle und sieht sich in Geoffroy de St.-Hilaire einen jüngern Mitarbeiter bekam. Dieser wünscht sich einen Gesellen und findet ihn in Cuvier. Sonderbar genug, daß sich in diesen beiden,

gleichfalls höchst verdienten Männern im Stillen die gleiche Differenz entwickelt, nur auf einer höheren Stufe. Cuvier hat sich entschieden und in einem systematisch erfundenen Sinne und Umfange, denn eine größere Uebersicht leistet schon und würdigt zu einer Methode der Aufstellung. Geoffroy, seiner Denkart gemäß, sucht ins Ganze zu bringen, aber nicht wie Buffon ins Werdenlassen, Bestehende, Ausgebildete, sondern ins Bildende, Werdende, sich Entwickelnde. Uns so nähert sich dreimal der abermalige Widerstreit und bleibt länger vorhergesagt als der letzte, indem bei der geistigen Bildung, zum öfteren Germanisiren, schwebende Strömungen den Ausdruck ein Jahrhundert nach dem andern hinhalten, bis denn doch endlich eine geringe Veranlassung, die noch außen und innen künstlich getrennte Elektricität der beiden Flüssige, den schweren Zwiespalt durch eine gewaltige Explosion offenbart.

Fahren wir jedoch fort, über jene vier so oft genannten und in der Naturwissenschaft immer wieder zu nennenden Männer unsre Betrachtungen anzustellen, wenn wir uns auch einigermaßen wiederholen sollten; denn sie sind es, die, allen übrigen unbeschadet, als Stifter und Beförderer der französischen Naturgeschichte vorleuchten und den Kern bilden, aus welchem sich so manches Wünschenswerthe glücklich hervorthut; seit fast einem Jahrhunderte, der wichtigen Anstalt vorgesetzt, dieselbe vermehrend, benutzend und auf alle Weise die Naturgeschichte fördernd, die synthetische und analytische Behandlungsweise der Wissenschaft repräsentirend. Buffon nimmt die Außenwelt, wie er sie findet, in ihrer Mannigfaltigkeit als ein zusammengehörendes, bestehendes, in wechselseitigen Bezügen sich begegnendes Ganze. D'Aubenton, als Anatom, fortwährend im Trennen und Sondern begriffen, hütet sich irgend das was er einzeln gefunden, mit einem andern zusammenzufügen, sorgfältig stellt er alles neben einander hin, mißt und beschreibt ein jedes für sich.

In demselben Sinne, nur mit mehr Freiheit und Umsicht, arbeitet Cuvier; ihm ist die Gabe verliehen, gränzenlose Einzelnheiten zu bemerken, zu unterscheiden, unter einander zu vergleichen, sie zu stellen, zu ordnen und sich dergestalt großes Verdienst zu erwerben.

Aber auch er hat eine gewisse Apprehension gegen eine höhere Methode, die er denn doch selbst nicht entbehrt und, obgleich unbewußt, dennoch anwendet; und so stellt er in einem höheren Sinne die Eigenschaften D'Aubenton's wieder dar. Eben so möchten wir sagen, daß Geoffroy einigermaßen auf Buffon zurückweist. Denn wenn dieser die große Synthese der empirischen Welt gelten läßt und in sich aufnimmt, sich aber zugleich mit allen Merkmalen, die sich ihm zum Behuf der Unterscheidung darbieten, bekannt macht und sie benutzt: so tritt Geoffroy bereits der großen abstracten von jenem nur geahnten Einheit näher, erschrickt nicht vor ihr und weiß, ind m er sie auffaßt, ihre Ableitungen zu seinem Vortheil zu nutzen.

Vielleicht kommt der Fall in der Geschichte des Wissens und der Wissenschaft nicht wieder vor, daß an dem nämlichen Ort, auf eben derselben Stelle, in Bezug auf dieselben Gegenstände, Amt und Pflicht gemäß, durch so lange Zeit eine Wissenschaft, im beständigen Gensatze, von so höchst bedeutenden Männern wäre gefördert worden, welche, anstatt durch die Einheit der innen vorgesetzten Aufgabe sich zu einer gemeinsamen Bearbeitung, wenn auch aus verschiedenen Gesichtspunkten, einladen zu lassen, nicht durch den Gegenstand, sondern durch die Art ihn anzusehen, bis zu feindseligem Widerstreit hingerissen gegen einander auftraten. Ein so merkwürdiger Fall aber muß uns allen, und der Wissenschaft selbst zum Besten gereichen! Möge doch jeder von uns bei dieser Gelegenheit sagen, daß Sondern und Verknüpfen zwei unzertrennliche Lebensacte sind. Vielleicht ist es besser gesagt: daß es unerläßlich ist, man möge wollen oder nicht, aus dem Ganzen ins Einzelne, aus dem Einzelnen ins Ganze zu gehen, und je lebendiger diese Functionen des Geistes, wie Aus- und Einathmen, sich zusammen verhalten, desto besser wird für die Wissenschaften und ihre Freunde gesorgt seyn.

Wir verlassen diesen Punkt, um bald wieder zurückzukehren, wenn wir nur erst von denjenigen Männern gesprochen haben, die in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts uns auf dem eigens eingeschlagenen Wege förderten.

Petrus Camper, ein Mann von ganz eigenem Beobachtungs- und Verknüpfungs-Geiste, der mit dem aufmerksamen Beschauen zugleich eine glückliche Nachbildungsgabe verband und so, durch Reproduction des Erfahrenen, dieses in sich selbst belebte und sein Nachdenken durch Selbstthätigkeit zu schärfen wußte.

Seine großen Verdienste sind allgemein anerkannt; ich erwähne hier nur seiner Facialslinie, wodurch das Verrücken der Stirn, als Gefäß des geistigen Organs, über die untere mehr thierische Bildung anschaulicher und dem Nachdenken angeeigneter werden.

Geoffroy giebt ihm das herrliche Zeugniß Seite 149 in der Note: «Ein weitumfassender Geist, hochgebildet und immerfort nachdenkend; er hatte von der Uebereinstimmung organischer Systeme so ein lebhaftes und tiefes Gefühl, daß er, mit Vorliebe, alle außerordentlichen Fälle aufsuchte, wo er einen Anlaß fände, sich mit Problemen zu beschäftigen, eine Gelegenheit Scharfsinn zu üben, um sogenannte Anomalien auf die Regel zurückzuführen.» Und was ließe sich nicht alles hinzufügen, wenn hier mehr als Andeutung sollte geliefert werden!

Hier möchte nun der Ort seyn zu bemerken, daß der Naturforscher auf diesem Wege an ersten und sichersten den Werth, die Würde des Gesetzes, der Regel erkennen lernt. Sehen wir immerfort nur das Gesetzte, so denken wir, es müsse so seyn, von jeher so gewesen und also bestimmt und deswegen stationär. Sehen wir aber die Abweichungen, Mißbildungen, ungeheure Mißgestalten, so erkennen wir: daß die Regel zwar fest und ewig, aber zugleich lebendig sey, daß die Wesen, zwar nicht aus derselben heraus, aber doch innerhalb derselben sich ins Unförmliche umbilden können, jederzeit aber, wie mit Zügeln zurückgehalten, die unausweichliche Herrschaft des Gesetzes anerkennen müssen.

Samuel Thomas Sömmering, ward durch Camper angeregt. Ein höchst fähiger, zum Schauen, Bemerken, Denken aufgeweckter lebendiger Geist. Seine Arbeit über das Gehirn und der höchst sinnige Ausspruch: der Mensch unterscheide sich von den Thieren hauptsächlich dadurch, daß die Masse seines Gehirns den Complex der übrigen Nerven in einem hohen Grad überwiege, welches bei den übrigen Thieren nicht statt habe, war höchst folgereich.

Und was gewann nicht, in jener empfänglichen Zeit, der gelbe Fleck im Mittelpunkte der Retina für eine Theilnahme! Wie viel wurden, in der Folge, die Sinneswerkzeuge, das Auge, das Ohr seinem Einfluß, seiner nachbildenden Hand schuldig!

Sein Umgang, ein vielfaches Verhältniß zu ihm, war durchaus erweckend und fördernd. Ein neues Factum, eine frische Ansicht, eine tiefere Einsicht, wurden mitgetheilt und jede Wirksamkeit aufgeregt. Alles Aufkeimende entwickelte sich schnell und eine frische Jugend arbeitete die Hindernisse nicht die sich ihr entgegenstellen auf dem Wege waren.

Johann Heinrich Merk, als Kriegszahlmei-

ster im Hessendarmstädtischen angestellt, verdient auf alle Weise hier genannt zu werden. Er war ein Mann von unermüdeter geistiger Thätigkeit, die sich nur deswegen nicht durch bedeutende Wirkungen auszeichnete, weil er, als talentvoller Dilettant, nach allen Seiten hingezogen und getrieben wurde. Auch er ergab sich der vergleichenden Anatomie mit Lebhaftigkeit, wo ihm denn auch ein zeichnerisches Talent, das sich leicht und deutlich ausdrücken wußte, glücklich zu Hülfe kam.

Die eigentliche Veranlassung hoch hierzu gaben die merkwürdigen Fossilien, auf die man in jener Zeit erst eine wissenschaftliche Aufmerksamkeit richtete, und welche mannigfaltig und wiederholt in der Fossilien des Rheins aufgegraben wurden. Mit Leidenschaft liebhabend bemächtigte er sich mancher vorzüglichen Exemplare, deren Sammlung noch seinen Namen in das großherzoglich hessische Museum geschafft und eingereiht und auch daselbst durch den einsichtigen Custos von Schlichtmacher sorgfältig verwahrt und vermehrt worden.

Mein innigst Verhältniß zu beiden Männern steigerte zuerst bei persönlicher Bekanntschaft, sodann durch fortgesetzte Correspondenz, meine Neigung zu diesen Studien; deshalb suchte ich, meiner angebornen Anlage gemäß, vor allen Dingen nach einem Leitfaden, oder, wie man es auch nennen möchte, nach einem Punkt, worein man anfinge, eine Maxime, an der man sich halten, ein Kreis, aus welchem nicht abzuirren wäre.

Ergaben sich nun heutiges Tags in unserm Felde auffallende Differenzen, so ist nichts natürlicher, als daß diese damals sich noch mehr und öfter hervorthun mußten, weil jeder, von seinem Standpunkt ausgehend, jedes zu seinen Zwecken, alles zu allem nützlich anzuwenden bemüht war.

Beider vergleichenden Anatomie im weitesten Sinne, insofern sie eine Morphologie begründen sollte, war man denn doch immerfort so mit den Unterschieden, wie mit den Uebereinstimmungen beschäftigt. Aber ich bemerkte gar bald, daß man sich bisher ohne Methode nur in die Breite bemüht habe; man verglich, wie es gerade vorkam, Thier mit Thier, Thiere mit Thieren, Thiere mit Menschen, woraus eine unübersehbare Weitläuftigkeit und eine sinnbetäubende Verworrenheit entstand, indem es theils allenfalls paßte, theils aber ganz und gar sich nicht fügen wollte.

Nun legt' ich die Bücher bei Seite und ging unmittelbar an die Natur, an ein unübersehbares Thierskelett, die Stellung auf vier Füßen war die entschiedenste, und ich fing an von vorne nach hinten, der Ordnung nach, zu untersuchen.

Hier fiel der Zwischenknochen vor allen, als der vorderste in die Augen, und ich betrachtete ihn daher durch die verschiedensten Thiergeschlechter.

Aber ganz andere Betrachtungen wurden eben damal rege. Die nahe Verwandtschaft des Affen zu dem Menschen nöthigte den Naturforscher zu peinlichen Ueberlegungen, und der vortreffliche Camper glaubte den Unterschied zwischen Affen und Menschen darin gefunden zu haben, daß jenen ein Zwischenknochen der obern Kinnlade zugetheilt sey, diesem aber ein solcher fehle.

Ich kann nicht ausdrücken, welche schmerzliche Empfindung es mir war, mit demjenigen in entschiedenem Gegensatz zu stehen, dem ich so viel schuldig geworden, dem ich mich zu nähern, mich als seinen Schüler zu bekennen, von dem ich alles zu lernen hoffte.

Wer sich meine damaligen Bemühungen zu vergegenwärtigen die Absicht hätte, findet, was schriftlich verfaßt worden, in dem ersten Bande dessen, was ich zur Morphologie geliefert habe; und welche Mühe man sich gegeben, auch bildlich, worauf doch alles ankommt, die verschiedenen abweichenden Gestalten jenes Knochens zu verdeutlichen, läßt sich nunmehr aus den Verhandlungen der kaiserlich leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher ersehen, wo sowohl der Text wieder abgedruckt, als die dazu gehörigen, lange Jahre im Verborgenen gebliebenen Tafeln freundlichst aufgenommen worden. Beides findet sich in der ersten Abtheilung des fünfzehnten Bandes.

Doch ich wie jenen Band aufschlagen, bis ich noch muß zu erzählen, zu bemerken und zu bekennen, welches, wenn es auch nicht von großer Bedeutung wäre, doch unsern strebenden Nachkommen zum Vortheil gereichen kann.

Nicht selten die ganz frische Jugend, sondern auch der schon bedeutend bildete Mann wird, sobald ihm ein problematischer Gegenstand aufgegangen, sich mittheilen, bei andern eine gleiche Theilnahme aufregen wollen.

Ich merkte daher den Mißgriff nicht, da ich die Abhandlung, die man so eben finden wird, ins Lateinische übersetzt, mit theils umrissnen, theils ausgeführten Zeichnungen ausgestattet, an Peter Camper zu übersenden die unbesonnene Gutmüthigkeit hatte. Ich erhielt darauf eine sehr ausführliche, wohlwollende Antwort, worin er die Aufmerksamkeit, die ich diesen Gegenständen geschenkt, höchlich lobte; die Zeichnungen zwar nicht mißbilligte, wie aber solche Gegenstände besser von der Natur abzunehmen seyen, guten Rath ertheilte und einige Vortheile zu beachten gab. Er schien sogar über diese Bemühung etwas verwundert, fragte ob ich dieses Heft etwa abgedruckt haben wollte, zeigte die Schwierigkeiten wegen der Kupfer umständlich an, auch die Mittel sie zu überwinden. Genug er nahm als Patron und Gönner allen billigen Antheil an der Sache.

Aber darum war nicht die geringste Spur daß er meinen Zweck bemerkt habe: seiner Meinung entgegen zu treten und irgend etwas Anderes als ein Programm zu bethätigen. Ich erwiderte bescheiden und erhielt noch einige ausführliche wohlwollende Schreiben, genau besehen, nur materiellen Inhalts, die sich aber keineswegs auf meinen Zweck bezogen, dergestalt, daß ich zuletzt, da diese eingeleitete Verbindung nichts fördern konnte, sie ruhig fallen ließ, ohne jedoch daraus, wie ich wohl hätte sollen, die bedeutende Erfahrung zu schöpfen, daß man einen Meister nicht von seinem Irrthum überzeugen könne, weil er ja in seine Meisterschaft aufgenommen und dadurch legitimirt ward.

Letzteren sind leider, mit so vielen andern Documenten, jene Briefe, welche den tüchtigen Zustand jenes hohen Mannes und zugleich meine glaubige fangerhafte Befangenheit lebhaft vergegenwärtigen müßten.

Aber noch ein anderes Mißgeschick betraf mich: ein ausgezeichneter Mann, Johann Friedrich Blumenbach, der sich mit Glück der Naturwissenschaft gewidmet, auch besonders die vergleichende Anatomie durchzuarbeiten begonnen, trat in seinem Compendium derselben auf Campers Seite und sprach dem Menschen den Zwischenknochen ab. Meine Verlegenheit wurde dadurch aufs höchste gesteigert, indem ein schätzbares Lehrbuch, ein vertrauenswürdiger Lehrer, meine Gesinnungen, meine Ansichten durchaus beseitigen sollte.

Aber ein so gestirnter, fort untersuchender und denkender Mann irrnate nicht immer bei einer vorgefaßten Meinung verharren und sich hin thun, bei freundlichen Verhältnissen, über diesen Punkt, wie über viele andere, eine theilnehmende Belehrung schuldig geworden, indem er mich benachrichtigte, daß der Zwischenknochen bei wasserklüftigen Kindern von der obern Kinnlade getrennt, auch bei dem doppelten Wolfsrachen als krankhaft abgesondert sich manifestire.

Nun aber kann ich jene, damals mit Protest zurück-

gewiesenen Arbeiten, welche so viele Jahre im Stillen gereift, hervorrufen und für dieselben mir einige Aufmerksamkeit erbitten.

Auf die erwähnten Abbildungen habe ich mich zunächst vollkommener Deutlichkeit wegen zu berufen, noch mehr aber auf das d'Altonische große osteologische Werk hinzudeuten, wo eine weit größere, breitere, und Ganze gebende Uebersicht zu gewinnen ist.

Bei allem diesem aber darf ich Ursache, der Leser zu erforschen, sämmtlicher bisher Gesagte und noch zu Sagende, als mittelbar oder unmittelbar bezüglich auf den Streit jener beiden trefflichen französischen Naturforscher, von welchem gegenwärtig immer die Rede bleibt, durchaus empfehlen.

Sodann darf ich verzeichen, man werde jene so eben bezeichneten Tafeln vor sich zu nehmen und sie mit uns durchzugehen gemeint sein.

Sobald man nun Abbildungen spricht, versteht sich, daß eigentlich von Gestalt gehandelt werde; im gegenwärtigen Falle aber sind wir anmittelbar auf die Funktionen der Theile hingewiesen; denn die Gestalt steht in Bezug auf die ganze Organisation, wenn der Theil gedacht, und somit auch auf die Außenwelt, von welcher das vollständig organische Wesen als ein Theil betrachtet werden muß. In diesem Sinne also gehen wir ohne Bedenken weiter zu Werke.

Auf der ersten Tafel sehen wir diesen Knochen, welchen wir als den vordersten des ganzen Thierbaues erkennen, auf verschiedene Weise gestaltet; eine nähere Betrachtung läßt uns bemerken, daß durch ihn die nöthigste Nahrung dem Thier zugeeignet werde: so verschieden daher die Nahrung, so verschieden wird auch dieses Organ gestaltet seyn. Bei dem Roß finden wir einen leichten zahnlosen knöchernen Bügel, um Grashalmen und Blattzweige mäßig abzurupfen. An dem Ochsen sehen wir ungefähr dieselbige Gestalt, nur breiter, plumper, kräftiger, nach Maßgabe der Bedürfnisse des Geschöpfes. In der dritten Figur haben wir das Kamel, welches schafartig eine gewisse beinah monstrose Unentschiedenheit zeigt, so daß der Zwischenknochen von der obern Kinnlade, Schneidzahn vom Eckzahn, kaum zu unterscheiden sind.

Auf der zweiten Tafel zeigt sich das Pferd mit einem bedeutenden Zwischenknochen, sechs abgestumpfte Schneidzähne enthaltend; der hier, bei einem jungen Subject, unentwickelte Eckzahn ist der obern Kinnlade vollkommen zugeeignet.

Bemerkenswerth ist an der zweiten Figur derselben Tafel die obere Kinnlade des Sus habirussa von der Seite betrachtet; hier sieht man in der obern Kinnlade den wunderbaren Eckzahn ganz eigentlich entbolzen, indem dessen Alveole an den schwimmartig hohlaufen Zwischenkiefer kaum anstreift und nicht die mindeste Einwirkung auf denselben bemerken läßt.

Auf der dritten Tafel schenken wir unsere Aufmerksamkeit der dritten Figur, dem Wolfsgebiß. Der vorgeschobene, mit sechs tüchtigen scharfen Schneidzähnen versehene Zwischenknochen unterscheidet sich an Figur b durch eine Sutur sehr deutlich von der obern Kinnlade und läßt, obgleich sehr vorgeschoben, die genaue Nachbarschaft mit dem Eckzahne ersehen. Das Löwengebiß, mehr zusammengezogen, zahnkräftiger und gewaltsamer, zeigt jene Unterscheidung und Nachbarschaft noch genauer. Des Ursors gleiches Verbrechbiß, mächtig, aber unbehülflich, plump, eine charakterlose Bildung, auf alle Fälle weniger zum Ergreifen als zum Zerknirschen fähig, die Canales palatini breit und offen, von jener Sutur aber keine Spur, die man jedoch im Geiste zeichnen und ihr den Lauf anweisen wird.

Auf der vierten Tafel Trichecus rosmarus giebt zu mancherlei Betrachtungen Anlaß. Das große Uebergewicht der Eckzähne gebietet dem Zwischenknochen zurückzutreten, und das wichtige Geschäft erhält dadurch ein merkwürdiges Ansehen. Fig. 1 einer schon erwachsenen Thieres verkleinerte Abbildung, läßt den abgesonderten Zwischenknochen deutlich sehen; auch beobachtet man wie die mächtige, in der obern Kinnlade gegründete Hauer-, bei seitwärtsfassendem Hinaustreben, eine Art Aufschwung auf der Mundfläche hervorrichte. Die Figuren 2 und 3 sind nach einem jungen Thiere gleicher Größe gebildet. Bei diesem Exemplar ließ sich der Zwischenknochen völlig von der obern Kinnlade sondern, da alsdann der Eckzahn in seiner, der obern Kinnlade ganz allein angehörigen Alveole ungestört zurückbleibt.

Nach allem diesem dürfen wir kühnlich behaupten, daß der große Gegenstand noch gleichfalls in der obern Kinnlade stecke, wobei wir zu bedenken haben, daß bei der ungeheuren Forderung, die hier an die obere Kinnlade geschieht, der hinzutretende Zwischenknochen, wo nicht zur Bildung der ungeheuren Hauern, doch zu deren Verstärkung eine Kraft beizutragen scheint.

So viel haben wir bei sorgfältiger Untersuchung mehrerer Exemplare aufzufinden gelaubt, wenn auch schon, die im 14. Bande vorgestellten Schädelabbildungen hierin keine Entscheidung herbeiführten.

Denn hier ist es, wo uns der Genius der Analogie, als Schutzengel, zur Seite stehen möge, damit wir eine an vielen Beispielen erprobte Wahrheit nicht in einem einzigen, zweifelhaften Fall verkennen, sondern auch da dem Gesetz gebührende Ehre erweisen, wo es sich uns in der Erscheinung entziehen möchte.

Auf der fünften Tafel ist Affe und Mensch einander entgegengestellt. Was den letzteren betrifft, so ist, nach einem besondern Präparat, Trennung und Verschmelzung des gedachten Knochens deutlich genug angegeben. Vielleicht würden beide Gestalten, als Ziel der ganzen Abhandlung, mannigfaltiger und klarer abgebildet und gegen einander zu stellen gewesen. Aber gerade zuletzt, in der prägnantesten Zeit, stockte Neigung und Thätigkeit in jenem Fache, so daß wir schon dankbar anerkennen müssen, wenn eine hochverehrende Societät der Naturforscher diese Fragmente ihrer Aufmerksamkeit würdigen und das Andenken redlicher Bemühungen in dem unzerstörbaren Körper ihrer Acten aufbewahren wollen.

Noch aber müssen wir unsere Leser um fortgesetzte Aufmerksamkeit bitten, denn, von Herrn Geoffroy selbst veranlaßt, haben wir noch ein anderes Organ in obiger diesem Sinne zu betrachten.

Die Natur bleibt ewig respectabel, ewig bis auf einen gewissen Punkt erkennbar, ewig dem Verständigen brauchbar. Sie wendet uns gar mannigfaltige Seiten zu, was sie verbirgt, deutet sie wenigstens an; dem Beobachter wie dem Denker giebt sie vielfältigen Anlaß, und wir haben Ursache, kein Mittel zu verschmähen, wodurch ihr Aeußeres schärfer zu bemerken und ihr Inneres gründlich zu erforschen ist. Wir nehmen daher zu unsern Zwecken ohne weiteres die Function in Schutz.

Function, recht begriffen, ist das Dasein in Thätigkeit gedacht, und so beschäftigen wir uns, von Geoffroy selbst aufgerufen, mit dem Arme des Menschen, mit den Vorderfüßen des Thieres.

Ohne gelehrt scheinen zu wollen, beginnen wir von Aristoteles, Hippokrates und Galen, nach dem Bericht des letzteren. Die heiteren Griechen schrieben der Natur einen allerliebsten Verstand zu. Habe sie doch alles so artig eingerichtet, daß man das Ganze immer vollkommen finden müsse. Den kräftigen Thieren verleihe sie

Klauen und Hörner, den schwächeren leichte Beine. Der Mensch aber sey besonders versorgt, durch seine vielthätige Hand, wodurch er statt Hörner und Klauen sich Schwert und Spieß anzuschaffen wisse. Eben so ist der Zweck, warum der Mittelfinger länger sey als die übrigen, nicht lustig zu betrachten.

Wollen wir jetzt nach unserer Art weiter fortschreiten, müssen wir das große d'Altonische Werk vor uns legen und aus dessen Reichthum die Belege zu unsern Betrachtungen entnehmen.

Den Vorderarm des Menschen, die Verbindung desselben mit der Hand und welche Wunder hier geschehen, nehmen wir als allzumin bekannt an. Es ist nichts Geistiges, was nicht in diesen Bereich fiele.

Betrachte man hierauch die reißenden Thiere, wie ihre Klauen und Krallen nur zum Ergreifen der Nahrung geschickt und geschäftig sind, und wie sie, außer einigem Spielwerk, dem Zerschmeißen untergeordnet und die Knochen bis Freßwerkzeugs bleiben.

Die fünf Finger sind bei dem Pferde in einen Huf geschlossen; wir sehen dies in geistiger Anschauung, wenn uns nicht auch einmal, durch irgend eine Monstrosität, die Theilbarkeit des Hufes in Finger davon überzeugte. Dieses edle Geschöpf bedarf keines gewaltsamen Anschreifens seiner Nahrung; eine lustige nicht allzufeuchte Weide befördert sein freies Daseyn, welches eigentlich nur einer gränzenlosen Bewegung von hin- und herschwärmendem behaglichem Muthwillen geeignet zu seyn scheint; welche Naturbestimmung denn auch der Mensch zu nützlichen und leidenschaftlichen Zwecken gar wohl zu gebrauchen weiß.

Betrachten wir nun diesen Theil aufmerksam, durch die verschiedensten Thiergattungen, so finden wir daß die Vollkommenheit desselben und seiner Functionen zunimmt und abnimmt, je nachdem Pronation und Supination mehr oder weniger leicht und vollständig ausgeübt werden kann. Solchen Vortheil besitzen in mehr oder minderem Grade, gar viele Thiere; da sie aber den Vorderarm nothwendig zum Stehen und Fortschreiten benutzen, so existiren sie die meiste Zeit in der Prenation, und da auf diese Weise der Radius mit dem Daumen, welchem er organisch verbunden ist, nach innen gekehrt wird, so wird derselbe, als den eigentlichen Schwerpunkt bezeichnend, nach Beschaffenheit der Umstände bedeutender, ja zuletzt fast alleinig an seiner Stelle.

Zu den beweglichsten Vorderarmen und den geschicktesten Händen kennen wir wohl die des Eichhörnchens und verwandter Nagethiere zählen. Ihr leichter Körper, insofern er zur aufrechten Stellung mehr oder weniger gelangt, und die hüpfende Bewegung lassen die Vorderfüße nicht plump werden. Es ist nichts anmuthiger anzusehen, als das Eichhörnchen, das einen Tannzapfen abschält; die mittlere Säule wird ganz rein weggeworfen, und es wäre wohl der Beobachtung werth, ob diese Geschöpfe nicht die Samenkörner, in der Spiralfolge, wie sie sich entwickelt haben, abknuspern und sich zueignen.

Hier können wir schicklich der beiden verstorbenen Nagezähne dieser Familie gedenken, die im Zwischenkiefer enthalten auf unsern Tafeln nicht dargestellt worden, aber desto mannigfaltiger in den d'Altonischen Heften vorgeführt sind.

Höchst merkwürdig scheint es zu seyn, daß durch eine geheimnißvolle Uebereinstimmung, bei vollkommner Thätigkeit der Hand, auch zugleich die Vorderzähne eine höhere Cultur bekommen. Denn während diese bei andern Thieren die Nahrung ergreifen, so wird sie hier von den Händen auf geschickte Weise zum Mund gebracht, welcher nunmehr die Zähne bloß zum Nagen bestimmt werden, und so dieses einigermaßen technisch wird.

Hier aber werden wir in Versuchung geführt, jenes griechische Dictum nicht sowohl zu wiederholen, als weiterschreitend abzuändern. « Die Zähne werden von ihren Gliedern treuanisirt, » möchten wir sagen, indem sie sich zwar derselben zu Verlängerung und Fortpflanzung ihres Daseyns ohne weiteres bedienen; da jedoch die Thätigkeit einer jeden solchen Bestimmung, auch ohne Gebrauch, immer fortwirkt, so müssen dadurch die Nagezähne, wenn sie geschärft sind, zu zerfasern anfangen, bis endlich diese Tendenz durch den Widerstand verwandter Knochen gehemmt wird.

Doch auf diese Weise dürfen wir nicht fortfahren, weil wir uns ins Gränzenlose verlieren müßten, deswegen wir uns kurz zusammenfassen.

Wie das Thier sich immer weiter zum Stehen und Gehen bestimmt fühlt, desto mehr wird der Radius an Kraft zunehmen, dem Körper der Ulna von seiner Masse abziehen, so daß diese zuletzt fast verschwindet und nur das Olekranon als nothwendigste Articulation mit dem Oberarme übrig bleibt. Gehe man die vorliegenden d'Altonischen Bildnisse durch, so wird man hierüber gründliche Betrachtungen anstellen, und immer zuletzt an diesem Theil, und anderen, das Daseyn, das sich durch die Gestalt hervorthut, in lebendiger verhältnißmäßiger Function erblicken.

Nun aber haben wir bis Falles zu gedenken, wo noch hinreichende Andeutung des Organs übrig ist, auch da, wo alle Function völlig aufhört, welches uns auf einer neuen Seite in die Geheimnisse der Natur zu dringen bestätigt.

Man nehme das Heft d'Altons d. J., die straußartigen Vögel vorstellend, zur Hand und betrachte von der ersten bis zur vierten Tafel, dem Skelette des Straußes bis zu dem des neuholländischen Casuars, und bemerke, wie sich der Vorderarm stufenweise zusammenzieht und verdünnt.

Ob nun gleich dieses Organ, welches den Menschen eigentlich zum Menschen, den Vogel zum Vogel macht, zuletzt auf das sonderbarste abbreviirt erscheint, daß man daß da als eine zufällige Mißbildung ansprechen könnte: so sind doch die sämmtlichen einzelnen Gliedmaßen daran gar wohl zu unterscheiden; das Analogen ihrer Gestalt ist nicht zu verkennen, eben so wenig, wie weit sie sich erstrecken, wie sie sich einfügen und, obgleich die Bedürfnisse sich an Zahl verringern, die überbleibenden ihre bestimmte Nachbarschaft nicht aufgeben.

Diesen wichtigen Punkt, den man bei Untersuchung der höheren thierischen Osteologie ins Auge fassen muß, hat Geoffroy vollkommen richtig eingesehen und entschieden ausgedrückt; daß man irgend einen besondern Knochen, der sich uns zu verbergen scheint, am sichersten innerhalb der Gränzen seiner Nachbarschaft entdecken könne.

Von einer andern Hauptwahrheit, die sich hier unmittelbar anschließt, ist er gleichfalls durchdrungen: daß nämlich die haushältische Natur sich einen Etat, ein Budget vorgeschrieben, in dessen einzelnen Capiteln sie sich die vollkommenste Willkühr vorbehält, in der Hauptsumme jedoch sich völlig treu bleibt, indem, wenn an der einen Seite zu viel ausgegeben werden, sie es der andern abzieht und auf die entschiedenste Weise sich ins Gleiche stellt. Diese beiden sichern Wegweiser, denen unsre Deutschen seit so manchen Jahren so viel verdankt, sind von Herrn Geoffroy dergestalt anerkannt, daß sie ihm auf seinem wissenschaftlichen Lebensgange jederzeit die besten Dienste leisten; wie sie denn überhaupt den traurigen Behelf der Endursachen völlig beseitigen werden.

So viel sey genug, um anzudeuten, daß wir keine Art der Manifestation des lebenmachenden Organismus außer Acht lassen dürfen, wenn wir durch Anschauung des Ganzen zur Einsicht in das Einzelne gelangen wollen.

Aus dem bisher Vorgetragenen ist ersichtlich, daß Geoffroy zu einer hohen, der Idee gemäßen Denkweise gelangt sey. Leider bindet ihm seine Sprache auf manchen Punkten nicht den richtigen Ausdruck, und da sein Gegner sich im gleichen Falle befindet, so wird dadurch der Streit unklar und verworren. Wir wollen suchen, diesen Umstand beschwerlich aufzuklären. Denn wir möchten diese Gelegenheit nicht versäumen, bemerklich zu machen wie ein bedenklicher Wortgebrauch bei französischen Vorträgen, ja bei Streitigkeiten vorzüglicher Männer, zu bedeutenden Irrungen Veranlassung gebe. Man glaubt in reiner Prose zu reden und man spricht schon terminisch; den Truppen wendet einer anders an als der andere, führt ihn in verwandtem Sinne weiter und so wird der Streit unerdicht und das Mißlich unaufklärlich.

Materiaux; dieses Wortes bedient man sich, um die Theile eines organischen Wesens auszudrücken, die, zusammen, entweder ein Ganzes, oder einen untergeordneten Theil des Ganzen ausmachen. In diesem Sinne würde man den Zwischenknochen, die obere Kinnlade, das Gaumenbein, Materialien nennen, wenaus das Gerölle des Rachens zusammengesetzt ist; eben so den Knochen des Oberarms, die beiden des Vorderarms und die mannigfaltigen der Hand als Materialien betrachten, woraus der Arm des Menschen, der Vorderfuß des Thieres zusammengesetzt ist.

Im allgemeinsten Sinne bezeichnen wir aber durch das Wort Materialien unzusammenhängende, wohl auch nicht zusammengehörige, ihre Bezüge durch willkührliche Bestimmung erhaltende Körper. Balken, Bretter, Latten sind Materialien einer Art, aus denen man gar mancherlei Gebäude und so denn auch z. B. ein Dach zusammenfügen kann. Ziegeln, Kupfer, Blei, Zink. Doch zusammenfügen kann. Ziegeln, Kupfer, Blei, Zink, haben mit jenen gar nichts gemein, und werden doch nach Umständen das Dach abzuschließen nöthig.

Wir müssen daher dem französischen Wort matériaux einen viel höhern Sinn unterlegen, als ihm zukommt, ob es gleich ungern geschieht, weil wir die Folgen voraussehen.

Composition; ein gleichfalls unglückliches Wort, mechanisch mit dem vorigen mechanischen verwandt. Die Franzosen haben solches, als sie über Künste zu denken und zu schreiben anfingen, in unsere Kunstlehren eingeführt; denn so heißt es: der Maler componirte sein Gemälde, der Musikus wird sogar ein für allemal Componist genannt, und doch, wenn beide den wahren Namen eines Künstlers verdienen wollen, so setzen sie ihre Werke nicht zusammen, sondern sie entwickeln irgend ein innewohnendes Bild, einen höhern Anklang natur- und kunstgemäß.

Eben so wie in der Kunst, ist, wenn von der Natur gesprochen wird, dieser Ausdruck herabwürdigend. Die Organe componiren sich nicht als vorher fertig, sie entwickeln sich aus- und aneinander zu einem nothwendigen ins Ganze greifenden Daseyn. Da mag denn von Funktion, Gestalt, Farbe, Maß, Masse, Gewicht, oder von andern Bestimmungen, wie sie heißen mögen, die Rede seyn, alles ist beim Betrachten und Forschen zulässig, das Lebendige geht ungestört seinen Gang, pflanzt sich weiter, schwebt, schwankt, und erreicht zuletzt seine Vollendung.

Embranchement ist gleichfalls ein technisches Wort der Zimmerhandwerks und deutet aus, die Balken und die Sparren in- und aneinander zu fügen. Ein Fall, wo dieses Wort zulässig und ausdrücklich erscheint, ist wenn es gebraucht wird, um die Verzweigung einer Straße in mehrere zu bezeichnen.

Wir glauben hier im Ganzen, wie im Ganzen, die Nachwirkung jener Epoche zu sehen, wo die Nation dem Sensualism hingegeben war, geneigt, sich materieller, mechanischer, atomistischer Ausdrücke zu bedienen, da denn der fortschreitende Sprachgebrauch zwar im gemeinen Dialog durchdringt, schnell über die Unterhaltung sich ins Gebiet erhebt, den bildenden Ansichten vorzüglicher Männer offenbar widerstreitet.

Noch ein Wort führen wir an, das Wort: Plan. Will sich, um die Materialien wohl zu componiren, eine gewisse voraus überdachte Anordnung nöthig macht, so bedienen sich des Wortes Plan, welcher aber sogleich dadurch auf den Begriff eines Hauses, einer Stadt gestreift, welcher, noch so vernünftig angelegt, immer noch keine Analogie zu einem organischen Wesen darbieten können. Dennoch brauchen sie, und dachte, Gebäude und Straßen als Gleichniß, da denn zugleich der Ausdruck Unité du plan zum Mißverständniß, zum Hin- und Widersprechen Anlaß giebt und die Frage, worauf alles ankommt, durchaus verdüstert wird.

Unité du Type würde die Sache schon näher auf den rechten Weg geleitet haben und dies lag so nah, indem sie das Wort Type im Contact der Rede gar wohl zu brauchen wissen, da es eigentlich obenanstehen und zur Ausgleichung des Streites beitragen sollte.

Wiederholen wir zunächst nur, daß Graf Buffon schon im Jahre 1765 durchblicken läßt, er bekenne sich zu einem dessin primitif et général — qu'on peut suivre très loin — sur lequel tout semble avoir été conçu. Tome IV, p. 379.

« Was bedarf es weiter Zeugniß? »

Hier aber möchte es der Ort seyn, zu der Streitigkeit, von der wir ausgingen, wieder zurückzukehren und ihre Folgen nach der Zeitreihe, in so fern es uns möglich wird, vorzutragen.

Erinnern will man sich, daß das jüngst Heft, welches unser Verstehendes veranlaßte, vom 15 April 1830 datirt ist. Die sämmtlichen Tagesblätter nehmen sogleich Kenntniß von der Sache und sprechen sich für und dawider aus.

Im Monat Juni bringen die Herausgeber der Revue encyclopédique die Angelegenheit zur Sprache, nicht ohne Gunst für Geoffroy. Sie erklären dieselbe für europäisch, d. h. ins und außerhalb des wissenschaftlichen Kreises bedeutend. Sie rücken einen Aufsatz des vorzüglichen Mannes in extenso ein, welcher allgemein gekannt zu seyn verdient, da er, kurz und zusammengefaßt, wie es eigentlich gemeint sey, aussprecht.

Wie leidenschaftlich der Streit behandelt werde, sieht man daraus, daß am 19 Juli, wo die politische Gährung schon einen hohen Grad erreicht hatte, diese weit ablegende wissenschaftlich-theoretische Frage solche Geister beschäftigt und aufregt.

Dem sey nun wie ihm sey, wir werden durch diese Controvers auf die innern besondern Verhältnisse der französischen Akademie der Wissenschaften hingewiesen: denn daß diese innere Mißhelligkeit nicht eher laut geworden, davon mag folgendes wohl die Ursache gewesen seyn.

In den frühern Zeiten waren die Sitzungen der Akademie geschlossen, nur die Mitglieder fanden sich ein und discutirten über Erfahrungen und Meinungen. Nach und nach ließ man Freunde der Wissenschaften als Zuhörer freundlich herein, andere Zudringende konnten in der Folge nicht wohl abgehalten werden, und so sah man sich endlich in Gegenwart eines bedeutenden Publikums.

Wenn wir den Weltlauf mit Sorgfalt betrachten, so erfahren wir, daß alle öffentlichen Verhandlungen, sie mögen religiös, politisch oder wissenschaftlich seyn, früher oder später durchaus formell werden.

Die französischen Akademisten enthielten sich deshalb, wie in guter Gesellschaft herkömmlich, aller gründlichen und zugleich heftigen Controvers, man bécutirte nicht über die Vorträge, sie wurden an Commissionen zur Untersuchung gegeben und nach deren Gutachten behandelt, worauf denn einem oder dem andern Aufsatz die Ehre widerfuhr, in die Memoiren der Akademie aufgenommen zu werden. So viel ist es mir und im Allgemeinen bekannt geworden.

Nun aber wird in unserem Falle gemeldet, die einmal ausgebrochene Streitigkeit werde auch auf ein solches Herkommen bedeutenden Einfluß haben.

In der Akademie-Sitzung vom 19 Juli vernehmen wir einen Nachklang jener Differenzen und man kommen sogar die beiden perpetuirlichen Sekretäre Cuvier und Arago in Conflict.

Dieser war, wie wir vernommen haben, die Gewohnheit, in einer jeden folgenden Session nur die Rubriken der vorhergehenden vorgetragenen Nummern zu referiren, und freilich dadurch alles zu beseitigen.

Der andere perpetuirliche Sekretär Arago macht jedoch gerade diesmal eine unerwartete Ausnahme und trägt die von Cuvier eingelegte Protestation umständlich vor. Dieser repretestirt jedoch gegen solche Neuerungen, welche großen Zeitaufwand nach sich ziehen müßten, indem er sich zugleich über die Unvollständigkeit des eben vorgetragnen Resumé's beklagt.

Geoffroy de St. Hilaire widerspricht, es werden die Beispiele anderer Institute angeführt, wo dergleichen mit Nutzen geschehe.

Dem wird abermals widersprochen und man hält es zuletzt für nöthig, diese Angelegenheit mittelst Ueberlegung anheim zu geben.

In einer Sitzung vom 11. October liest Geoffroy einen Aufsatz über die besonderen Formen des Hinterhauptes der Krokodile und des Ichneumus; hier wirft er nun Herrn Cuvier eine Verkennniß in Beobachtung dieser Theile vor; der Letztere steht auf, sehr wider seinen Willen, wie er versichert, aber durch diese Vorwürfe genöthigt, um solche nicht stillschweigend zuzugeben. Und ist dieses ein merkwürdiges Beispiel, welchen großen Schaden es bringe, wenn der Streit um höhere Ansichten bei Einzelnheiten zur Sprache kommt.

Bald darauf erfolgt eine Session, deren wir mit den eignen Worten des Herrn Geoffroy hier gedenken wollen, wie er sich darüber in der Gazette Medicale vom 23 October vernehmen läßt.

« Gegenwärtige Zeitung und andere öffentliche Blätter hatten die Neuigkeit verbreitet, jene perischen Herrn Cuvier und mir entsponnene Streitigkeit sollte in der nächsten akademischen Sitzung wieder aufgenommen werden. Man eilte herbei, um die Entwickelungen zu hören, Gegners zu vernehmen, welche er über das Gehirn der Krokodile vorläufig angekündigt hatte. »

« Der Saal war mehr als gewöhnlich angefüllt und man glaubte unter den Zuhörern nicht nur solche zu sehen, welche, von seinem Interesse befeelt, aus den wissenschaftlichen Gärten herkommen, man hatte sich sogar Mühe gegeben, in Reihen und Ausgängen einen Athenienser-Parteien's von ganz abweichenden Gesinnungen zu vernehmen. »

« Dieser Umstand, Herrn Cuvier mitgetheilt, bewog ihn, den Vortrag seines Aufsatzes auf eine andere Sitzung zu verschieben. »

« Von seinem anfänglichen Vorhaben in Kenntniß gesetzt, hielt ich mich zu antworten bereit, war es aber nun sehr zufrieden, diese Sache dergestalt sich auflösen zu sehen. Denn einem wissenschaftlichen Wettkampfe sieht' ich vor, meine Folgerungen und Schlüsse bei der Akademie zu hinterlegen. »

« Meinen Aufsatz hatte ich niedergeschrieben, in der Absicht, wenn ich aus dem Siegreise über die Angelegenheit gesprochen hätte, denselben zur Aufbewahrung dem akademischen Archiv anzuvertrauen mit der Bedingung: ne varietur. »

Seit jenen Ereignissen ist nun schon ein Jahr vorüber und man überzeugt sich aus dem Gesagten, daß wir auf die Folge einer so bedeutenden wissenschaftlichen Explosion, selbst nach der großen politischen, aufmerksam geblieben. Jetzt aber, damit das Vorstehende nicht ganz veralte, wollen wir nur so viel erklären, daß wir glauben bemerkt zu haben: es werden die wissenschaftlichen Untersuchungen in diesem Felde seither bei unsern Nachbarn mit mehr Freiheit und auf eine geistreichere Weise behandelt.

Von unsern deutschen Theilnehmenden haben wir folgende Namen erwähnt gefunden: Bojanus, Carus, Kilmeyer, Meckel, Oken, Spix, Tiedemann. Darf man nun voraussetzen, daß die Verdienste dieser Männer anerkannt und genutzt werden, daß die genetische Denkweise, deren sich der Deutsche nun einmal nicht entschlagen kann, mehr Credit gewinne; so können wir uns gewiß von jener Seite einer fortgesetzten theilnehmenden Mitarbeit erfreuen.

Weimar, im März 1832.

Mineralogie und Geologie.

Zur Kenntniß der

böhmischen Gebirge.

Wem ich viel gelebt, gewirket,
Dem war es stets mehr ums Thun,
Als ums Scheinen, wie die Kometen,
Die Erstaunen, die Neuen!

Carlsbad.

Vor geraumen Jahren verweilte ich einen glücklichen Sommer an der heißen Heilquelle, in Gesellschaft des edeln, für Kunst und Wissenschaft immer thätigen von Racknitz, an dessen Freundschaft und Umgang ich der vergnüglichsten Belehrung genoß. Er hatte schon bedeutende Kenntnisse des Mineralreichs aus der ersten Hand empfangen; die Akademie in Freiberg wirkte mächtig auf Sachsen, auf Deutschland; unser umsichtiger junger Fürst hatte Carl Wilhelm Voigt dorthin gesandt, um sich theoretisch und praktisch zu solchen Geschäften ausbilden. Auch ich ward veranlaßt mich in dem anorganischen Reiche umzusehen, dessen Theile sich aufzuklären schienen, und auf dessen Ganzes man mit mehrerem Zutrauen hinzuschauen wagte.

Hier am Orte fühlte ich nun zuerst welche große Gabe auch der geselligen Unterhaltung, durch eine solche aufkeimende Wissenschaft, mit geprüften Freunden so wie mit Neubekannten gegeben sey. In freier Luft, bis zu dem Spaziergang, er führe nun durchs rubige Thal, oder zu schroffen wilden Klippen, war Stoff und Gelegenheit zu Beobachtung, Betrachtung, Urtheil und Meinung, die Gegenstände blieben fest, die Ansichten bewegten sich auf mannigfaltigste.

Nöthigte ein widerwärtiges Wetter die Naturfreunde ins Zimmer, so hatten sich auch da so viele Musterstücke gehäuft, an denen man das Andenken der großen Gegenstände wieder belebte, und die auch den kleinsten Theilen zu widmende Aufmerksamkeit prüfen und schärfen konnte. Hiezu war der Steinschneider Joseph Müller auf das freundlichste behülflich; er hatte zuerst die Carlsbader Sprudelsteine, die sich vor allen Kalktuffarten der Welt vortheilhaft auszeichnen, in ihrer eigenthümlichen Schönheit und Mannigfaltigkeit gesammelt, geschnitten, geschliffen und bekannt gemacht. Daneben versäumte derselbe nicht auch auf andere geologische Denkwürdigkeiten seine Aufmerksamkeit gleichfalls zu richten; er verschaffte die merkwürdigen, aus dem verwitternden Granit sich ablösenden Zwillingskrystalle und andere Musterstücke der an mannigfaltigen Erzeugnissen so reichen Gegend.

Die Briefe welche hierauf der scharfblickende, bedächtige, genaue, emsige von Racknitz an den lebhaft umherschauenden, beobachtenden, erläuternden, erklärenden, meinenden und wähnenden von Beltheim schrieb und drucken ließ, dienten mir bei wiederholtem Besuch jener Gegend zum festen Anhaltspunkte, und ich entfernte mich niemals von dem gelesenen Ort, ohne Gewinn an Belehrung und Bildung.

Nach einem Zwischenraum von manchen Jahren besuchte ich mich wieder dahin, ich fand die Gegend immer dieselbe, so auch den wackern Müller, an Jahren älter, in unausgesetzter Jünglingsthätigkeit; er hatte seine Studien über die ganze Gegend ausgedehnt, und seine Sammlung, vom Grundgebirge an, durch alle Übergänge bis zu den pseudovulcanischen Erscheinungen vervollständigt. Er theilte mir einen schriftlichen Aufsatz mit, dessen Redaction er wünschte; wir kamen über eine gewisse Anordnung überein, wie sie in dem nachstehenden Verzeichniß beliebt ist, und so wurden auch die Gedanken dieses braven Mannes, insofern ich sie mir aneignen konnte, mit meinen Ueberzeugungen verschmolzen, der daraus entsprungene Aufsatz, unter Theilnahme und Mitwirkung des Doctor Riemer, der mir in ästhetischen und wissenschaftlichen Arbeiten viele Jahre treulich beigestanden, auf der Stelle verfaßt und abgedruckt.

Diese wenigen Blätter gaben zeither den Besuchenden Fingerzeige, wornach sie die Gegend beschauen und sich nach eigner Sinnesweise daran belehren könnten. Möge nun auch dies erneuerte Denkmal einer von mir immer treulich fortgesetzten Bemühung nicht ohne Nutzen für unsere Nachreisenden bleiben.

Joseph Müller'sche Sammlung.

Die Felsen und Berge, von denen man sich in Carlsbad umgeben sieht, bestehen, was ihre Gipfel betrifft, sämmtlich, die meisten aber auch bis zu ihrem Fuß herab, aus Granit welcher feinkörnig [1. 2.] und grobkörnig [3. 4.] in mancherlei Abwechslung vorkommt.

Große Theile rhomboidischen Feldspathes zeigen sich auffallend in der grobkörnigen Art. Sie bieten sowohl in der innern Structur als äußern Form nach auf eine Krystallisation, welche sich bald entschiedener ausspricht. Denn es giebt große Massen des Carlsbader Granits, worin man vollkommene Krystalle, und zwar von sehr complicirter Bildung antrifft. [5.] Es sind Doppelkrystalle, welche auf zwei ins und übereinander greifenden Krystallen zu bestehen scheinen, ohne daß man jedoch den einen ohne den andern eingeln denken könnte. Ihre Form ist durch Beschreibung nicht wohl vor die Einbildungskraft zu bringen, man kann sich solche aber im Ganzen als zwei in einander gefügte rhombische Tafeln vorstellen [6. 7. 8].

Die größten, welche wir aufgefunden, sind drei Zoll lang, und drittehalb Zoll breit, die kleinsten etwa von der Länge eines Zolls und in gleichem Verhältnisse breit; wiewohl auch bei größeren und kleineren öfters Länge und

Breite mit einander übereinkommt. Sie sind in den Gras mit innig verwachsen, und insofern er nicht verwitterlicher Art ist, schon sie den Platten beschen, dergleichen hier zu Trümmern vor den Häusern liegen, ein schönes porphyrartiges Ansehen, besonders wenn sie vom Regen abgespült worden. Will man sie in den Granitblöcken kennen lernen, so schlage man hinter dem Hammer den Quarz und Weltweg hinaus.

Von ihrer eigentlichen merkwürdigen Bildung aber würden wir keinen deutlichen Begriff haben, wenn der Granit, der sie enthält, nicht manchmal dergestalt verwitterte, daß die Umgebung zu Sand und Grus zerfiele, die Krystalle selbst aber fest und unverändert zur Freiheit kämen; wobei jedoch zu beobachten ist, daß sie bald aufgelesen werden müssen, weil auch sie durch Zeit und Witterung zerfallen, wenigstens brüchig werden.

Kennen wir sie nun in ihrer einfachen Doppelgestalt, so finden wir sie auch mit einander auf vielfache Weise verbunden. Theils ist Tafel auf Tafel aufgewachsen, theils sind mehrere unregelmäßig zusammengehäuft. Manchmal sind zwei solcher Doppelkrystalle in Kreuzform innig vereint. Sehr selten erscheinen sie zu weißer Porcellanerde verwittert. Auch die kleinern Bruchstücke, die man von ihnen findet, deuten noch immer das Ansehen und die Eigenschaften des Feldspathes.

Hierauf legen wir, um mehrerer Mannigfaltigkeit willen, Musterstücke entfernterer Granitarten bei, als von Fichtern (9), von Dallwitz (10) und eine sonstige Abänderung (11).

Noch diesem zieht ein feinkörniger Granit, der an mehreren Orten des hiesigen Gebirgs vorkommt, unsere Aufmerksamkeit an sich. Er hat eine röthliche Farbe, die an den Lepidolith erinnert, und zeigt auf dem frischen Bruche kleine braunrothe Flecken (12).

Beobachtet man diese näher und an mehreren Beispielen, so wird man bald gewahr, daß auch hier eine Krystallform angedeutet ist. Verwittert nun gar das Gestein bis auf einen gewissen Grad, so findet man, indem man es auseinander schlägt, völlig ausgebildete Krystalle, jedoch mit der Eigenheit, daß sie nur mit einem Theile aus dem Gestein hervorragen, der andere aber in demselben fest verwachsen bleibt (13; wie uns denn kein völlig loser, vollständiger Krystall der Art jemals vorgekommen.

An Gestalt gleichen sie jenen erstenerwähnten Doppelkrystallen des Feldspathes; nur überschreiten sie selten einen Zoll, die gewöhnlichsten erreichen kaum einen halben.

Ihre Farbe ist ursprünglich braunroth, die sich auch wohl äußerlich gegen das Violblaue zieht; doch gehn sie öfters in eine weiße Porcellanerde über (14). Zerschlägt man ein Stück dieses Gesteins, das man von einer ganz frischen Stelle, welche im Steinbruche erst entblößt worden, wegnehmen: so findet man den Bruch der Krystalle stets vollkommen roth. Erleidet aber dieses Gestein den Einfluß der Witterung, so fängt die Veränderung von außen an, da, wo die Krystalle mit dem Muttergestein zusammenhängen, und zieht sich nach und nach gegen das Innere. Die rothe Farbe verschwindet und macht der weißen Platz, welche den ganzen Krystall endlich durchdringt, der nun aber auch zugleich seine Consistenz verliert, und beim Zerschlagen des Steins seine Form nicht mehr entschieden behalten kann.

Um erschöpfend von ferner die Mannigfaltigkeit der Carlsbader Granite, so findet man mehrere Stellen, welche auf ein Talkartiges hindeuten. Die grüne Farbe zeigt und verbreitet sich durch das Gestein, und an den Ablösungen läßt sich ein glänzender Fettes bemerken, das man für nephritisch ansprechen möchte.

In einem gewissen Granit, der an mehreren Orten zwischen dem andern entsteht und oft einen rothen, den Quarzkörnern durchsichtigen Feldspath enthält, wobei der Glimmer kaum merklich ist, finden sich Krystalle den vorherbeschriebenen ähnlich, der Größe nach nie einen Zoll erreichend, an Farbe aschgrünlich, übrigens von völlig feldspathmäßiger Ansehn (15). Wie nun die grüne Farbe dem ganzen Gestein angehört, so scheint sie auch ursprünglich den Krystallen eigen zu sein: denn sie bleiben sich unter allen Umständen gleich, und lassen sich nicht, wie jene rothen, auf dem Uebergang in einen andern Zustand, in eine andere Farbe betrachten und beobachten. Fest und vollkommen gesund, als verwittert und zerbröckelt behalten sie ihre grüne Farbe und das specksteinartige Ansehn. Nie mag es erreichen sie die Größe eines Zolls; doch lassen sie uns jene oben erwähnte krystallische Doppelgestalt bei dem Mag von drei Linien noch deutlich genug erblicken (16).

Wir verlassen nunmehr diese Krystallisationen und suchen den Feldspath auf, wie er auch als Masse zwischen und neben dem Granit gefunden wird. Der schönste zeigt sich in der Dorotheenaue als Gang; seine Flächen spiegeln sehr lebhaft, seine Farbe zieht stellenweise aus dem Fleischrothen ins Grünliche, und man dürfte ihn daher gar wohl mit der Adularia vergleichen (17).

Weniger edel, doch rein und mächtig, tritt er bei Dallwitz neben und unter dem Granit in großen Massen hervor (18). Er verwandelt sich in dem Porcellanfeuer zu einem schönen weißen, dem Fettquarz ähnlichen Körper (19), welchen man zur Fabrikation des Steinguts zu nützen weiß.

In und an dem Granit von Engelhaus finden sich mancherlei Abweichungen. Besonders merkwürdig sind Stellen desselben, wo sich in dem Feldspath erst Quarztheile unregelmäßig eingestreut besinden, nachher aber Quarz und Feldspath zusammen einen vollkommenen Schriftgranit bilden (20).

Eben so zeigt sich in dieser Gegend ein Feldspath, auf welchen der Glimmer Einfluß gehabt, von dendritischem Ansehn. Die Zweige breiten sich aus, färber oder stärker, wobei der Glimmer sich bald deutlicher sehen läßt, bald sich verbirgt, jedoch immer hie und da silberweiß in einzelnen Blättern zum Vorschein kommt (21. 22).

Bei Carlsbad, sowohl diesseits als jenseits der Eger, trifft man in einem sehr feinkörnigen Granit den Glimmer an, der sich nesterweise zusammenzezogen, und seine nächste Umgebung völlig verlassen, welche dadurch weiser als das übrige Gestein erscheint (23). Innerhalb dieser Nester, in welchen der Glimmer mehr oder weniger undeutlich wird, fängt man den Schörl zu bemerken an; wie man denn auch dieses letztere Mineral, theils nesterweise, theils durch den Granit vertheilt, entschieden deutlich antrifft (24).

Haben wir uns bisher mit dem Urgebirg beschäftigt, und an demselben theilweise manches gefunden, was auf den Uebergang in eine andere Epoche deuten möchte, so gelangen wir nunmehr an eine Gebirgs- oder vielmehr Gesteins-Art, die, indem sie den vorigen nahe verwandt ist, unsere Betrachtung weiter leitet.

Feinkörniger Granit, demjenigen ähnlich, in welchem wir die Glimmernester angetroffen, enthält schmale Gänge von Hornstein (25). Sie kommen vor als Haarklüfte, fedann in der Breite einer Linie bis über zwei Zoll, gehen in dem Granit neben einander her, und lassen, indem sie sich durch einander schlingen, größere oder kleinere Theile desselben (26).

Eine Steinart, welche diesen Hornstein vorzuherrschen scheint, zeigt sich, jedoch seltener, als ein schweres weißliches Thonsteinn, das am Stahle Feuer giebt, und sich überhaupt in seinem ganzen Wesen dem Jaspis nähert (27). Man findet es gleichfalls mit dem Granit

verbunden, und es lassen sich Stücke vorweisen, wo die Uebergänge in jenen vollkommnen Hornstein deutlich zu erkennen ist.

Der Kieselsinter Gang des reinen Hornsteins enthält kleine Nester von Granat, wobei zu bemerken ist, daß die Granatkörner durchaus schwefelfarbig und klein eingesprengt erscheinen (28).

Manchmal findet sich auch die Masse des Hornsteins mächtiger, welche zuletzt ohne scharfe Granzlinie in das weiße (29), so durch verschiedene Grade übergeht und verwachsen sind, daß man die entscheidende Linie mit der entscheidenden als gleichgültig ansehen muß, wie denn auch bergichten Stücke ein völlig porphyrartiges Ansehen haben.

Innerhalb dieser Steinart trifft man auch den Kalk bedeutend heraus, indem er zuerst schmale Klüfte und kleine Räume zwischen dem Granit und Hornstein ausfüllt, in seiner weißen Kalkspath entsteht (30), ohne daß sich zugleich der Hornstein von einem Eisenocker durchdringen und färbte. Er wird im Bruche schiefer und matter, und legt nach und nach seinen entschiedenen Charakter völlig ab.

Der Kalkspath nimmt überhand, so daß er zuletzt schichtweise, theils dicht, theils krystallisirt vorkommt (31). Nicht weniger findet sich ein Kalkstein von kernigem Gefüge und isabellgelber Farbe, der in größeren Partien einen Bestandtheil des Ganzen ausmacht (32), bis sich zuletzt abermals der Kalkspath als eine fast zoll starke Schale von Eisenocker durchdrungen, und schwarzbraun gefärbt, an die Gebirgsart anlegt (33), mit welcher derselbe zwar fest und ursprünglich verwachsen ist, sich aber an kleinen Mustern schwerer in nähere Verbindung darstellen läßt, weil die anliegenden Schalen, bei dem Zerschlagen der größern Stücke, sich leicht absondern.

Auch kommt in dieser Gesteinart der Schwefelkies vor, in dem Hornstein eingeschlossen, von Quarz durchdrungen, in unbestimmten Figuren, doch manchmal zum Würfel sich hinneigend (34).

Das bis Gedrgart auf der Oberfläche durchsickert, verwittert, mit Eisenocker überzogen, in einer unscheinbaren rinden Gestalt sich findet, läßt sich aus dem Obigen schließen; wie wir denn manche, einem genauen Beobachter interessante Abweichungen und Abänderungen gegenwärtig übergehen.

Dieses von der fünfundzwanzigsten bis zur vierundvierzigsten Nummer beschriebene Gestein läßt sich an Ort und Stelle kaum noch beobachten, indem es da, wo es von Atmosphäre der Luft und Witterung ausgesetzt, frei, wie z. B. am Bernhardsfelsen, anstieht, verwittert und unscheinbar geworden ist, frischere Stellen aber nur bei Gelegenheit verschiedener Anlagen und Baue bemerkt, und daher unsere Musterstücke gesammelt werden konnten, welche Plätze gegenwärtig verschüttet und verwahrt sind. Doch wer Zeit und Aufmerksamkeit anwenden mag, kann sich überzeugen, daß gedachtes Gestein sich an den Fuß des Hirschsprunges als ein Vorgebirge anlege, und den Schloßberg bilde.

Seine größte Höhe mag etwa 30 Fuß über den Fluß betragen, den es eine starke Krümmung zu machen nöthigt. Nun an und in dieser Gesteinart entspringen die warmen Wasser. Sie erstreckt sich von der Johannisbrücke bis gegen neuen Hospital in einer Länge von etwa 600 Schritt.

Innerhalb dieses Bezirks befinden sich alle warmen Brunnen, die meisten auf der linken Seite des Flusses, der stärkste und heftigste auf der rechten. Man kann sich ihren Zusammenhang auf manchfache Weise vorstellen, genug, der oben beschriebene ganze Bezirk ist fähig, an jeder Stelle mineralisches Wasser hervorzubringen, wo man sich solches gewärtigen darf, da der ganze Raum mehrfach durchaus so durchgearbeitet ist, nicht leicht eine Vorstellung machen kann.

Doch lassen uns mehrere Stellen des Flußbettes selbst diese mehre Verhältniß ungefällig werden. Unmittelbar vor der Sprudelbecken, den Tepidität hinabwärts, quillt an mehr als einer Stelle entwickelte Luft gewaltsam empor; so wie man von der Galerie des Naturraumes die in dem Fluß aufsteigenden Blasen deutlich gewahr wird. Eben dieses geschieht prächtig in diesen beiden Bassins, wo das Flußbette nicht durch das Mauerwerk verbaut, oder von hergeschwemmten Felsstücken und Geschieben verschüttet ist. Hieher gehört auch, daß in der Gegend des Kurhauses mehrere eine bedeutende Quelle gewesen, das oberhalb desselben noch jetzt der Schloßbrunnen quillt; daß in den K. K. an auf dem Marktplatz sich öffnet dergleichen Angaben hervorthun; daß man auf dem Platze selbst in früheren Zeiten, ehe das Pflaster erhöht wurde, nach einem Regen, die sich unterirdisch entwickelnde Luft in Blasen aufsteigen sah. Ferner beobachtete man, wie von dem Mauerbade an bis über den Bernhardsfelsen, aus tausend Augen des Gesteins mineralisches Wasser mehr oder weniger warm hervordringt.

Wie nun dasselbe seinen örtlichen Gehalt, besonders Kalk und Eisen, deren Grundart wir eben in dem Muttergestein dargethan haben, an freier Luft offenbaren, wie es sich selbst überbaun, Erhöhungen, Hügel, Kluft, Canäle und Gewölbe aus sich selbst hervorbringen, nach und nach ab- und a fügen kann, und sich selbst ein Bedürfniß zu bilden in Stande sey, besonders wenn man einer freiwirkenden Natur Jahrtausende Zeit läßt, davon kann man sich bei dem Anlauf des Sprudels und des Neubrunnens in größerem und kleinerem Maßstab einen Begriff machen.

Musterstücke dieser von uralten Zeiten her entstandener, und noch täglich vor unsern Augen entstehenden Gesteine liegen mehrere bei. Es ist ein Kalkfinter, der vor allen übrigen, welche in der bekannten Welt entstehen, sich aufzeichnet, und der durch seine verschiedenen Lagen und Farben, durch die schöne Politur, die er annimmt, zuerst auf die hiesigen Steinarten aufmerksam gemacht hat.

Man kann ihn seinen Farben und seiner Härte nach betrachten und ordnen. Was die Farbe betrifft, so erscheint derjenige, der sich mit Zutritt der atmosphärischen Luft gebildet hat, braun und braunroth, indem sich die eisenhaltige Natur des Wassers offenbart, und in den kleinsten Theilen des Gesteins entwickelt. Von dieser Farbe ist mehr oder weniger dasjenige Gestein, das sich beim Abfluß des Sprudels, ferner an Behältern, Röhren, Rinnen und anderem Holzwerk ansetzt (35). Braunroth sind alle incrustirten natürlichen oder künstlichen Körper, Blumen, Früchte, Krebse, Töpferwaare, welche man absichtlich dem Anfluß des Sprudels aussetzt, um den Curgästen ein wundersames Andenken von Carlsbad zu bereiten.

Weiß dagegen war der Kalkfinter, der sich in einer verschlossenen Röhre bildete, die man vom Schloßbrunnen nach dem Marktbrunnen einen Winter durch hingeleitet, um das Eisenwasser des letztern zu verbessern. Weiß übersintert ist durchaus das Tannenreis, das Stroh und andere Materialien, womit man in früherer Zeit die Oeffnungen unregelmäßiger Ausbrüche des Sprudels verstopfte, und welche später durch mechanische Zufälligkeiten wieder an den Tag gekommen sind (36).

Daß diese Versinterung schichtweise geschehe, folgt aus der Sache selbst. Daß in diese Schichten, in sofern sie in freier Luft gebildet werden, ein grünes vegetabilisches Wesen, eine Ulve, mit aufgenommen und eincrystallisirt

sirt werden könne, ist eben so natürlich und läßt sich täglich mit Augen schauen (37).

Von der Entstehung der übrigen Muskarthöle kann man nur muthmaßliche Rechenschaft geben. Diese verschiedenen Arten und Abänderungen sind wahrscheinlich theilweise durch Auswaschung, von den äußern Zeiten der entstanden. Die vorzüglichsten Arten kamen beim Grundgraben der Kirche zum Vorschein; andere sich dann auch noch die gegenwärtigen Muskarthöle schreiben. Ihre Farben sind mannigfaltig, und ihre Härte verschieden.

Die weniger harten zeigen insgemein durch ihre braune Farbe die Gegenwart des Eisens. Hieher kann auch ein gelblich weißer, aus Zeolyth gebogenen Lagen bestehender Sandstein gerechnet werden (38. 39. 40.); ferner solche, an denen helle und dunkle streifrothe Lagen abwechselnd sind (41. 42.).

Am angenehmsten fallen die von der härtesten Art in die Augen, welche eine so schöne Politur annehmen, daß man sie für Edelerden und Onyx halten sollte (43. 44. 45). Diese Stücke sind gewiß in den ältesten Zeiten entstanden, und daß sich solche nach gegenwärtig im Innern der heißen Räume erzeugen, bleibt höchst wahrscheinlich, da hier die Natur auf eine einfache und gleiche Weise immer fortwirkt.

Die bisher vorgeführten Sinterarten haben sich an festen Punkten und Flecken, an Wänden und Gewölben erzeugt. Wir finden nun eine nicht weniger interessante Art, die aus dem Kalkwasser besteht, der sich um einen frei schwimmenden und immerfort bewegten Punkt anlegte, woraus größere oder kleinere erdsenkernige Körper entstanden, die sich nach und nach zu ganzen Massen verbunden, und die sogenannten Erbsensteine gebildet; wovon sehr schöne, mit jedem andern Gestein, dem Auge nach wetteifernde Beispiele gleichfalls im Grund der Kirche gefunden in die Cabinette verbreitet worden (46. 47. 48).

Indem wir nun oben die Gebirgsart an und in welcher die heißen Quellen erzeugt werden, nachher aber das Gestein, das durch die heißen Quellen erzeugt wird, zur Kenntniß gebracht, so überlassen wir dem Betrachter über den nähern Anlaß der Erregung, der Elasticität des Herverspringens und Hervorquellens dieses heilsamen Wassers weiter nachzudenken, und kehren zu jener Gesteinart des Schloßberges nochmals zurück.

Da befindet auf der linken Seite der Tepel liegt, die Hauptquelle aber auf der rechten sich befindet, so durfte man dessen jenes Gestein auch hier wieder aufzufinden; welches aber in der Nähe des Sprudels, weil dasselbe stets vermauert und zugepflastert ist, nicht wohl geschehen konnte. Indeß fand man dasselbe in der mittlern Höhe des Dreikreuzberges wieder, nur mit dem Unterschiede, daß der Hornstein mehr als Quarz erscheint, und in demselben nicht allein Granitpunkte, sondern auch die Bestandtheile des Granits einzeln, Glimmer, Quarz und Feldspath, sich vertheilt befinden, und dem Gestein das Ansehen eines seltenen Porphyrs geben (49).

Merkwürdig ist auch in der Nachbarschaft, da wo der Galgenberg gleichfalls eine Art Vorgebirg, wie jenseits und weiter flußauf der Schloßberg, bildet, daß mehrgedachtes Gestein sich theils in ein grünes (50), theils weißes (51) porphyr- oder breccienartiges Wesen verliert, und zuletzt in ein wahres Conglomerat übergeht (52), dessen nahe Verwandtschaft mit dem vorbetrachteten an mehrern, obgleich seltenern Musterstücken der Augen gebracht werden kann.

Wenn nun diese zuletzt beschriebenen Gebirgs- und Steinarten nur einen kleinen Raum einnehmen, so verbreitet sich die folgende über die ganze dortliegende tiefere Landschaft, abwechselnd, doch nicht in großer Mannigfaltigkeit.

Man trat dieser Gebirgsart wohl überein, wenn man sie mit dem Namen eines Sandsteins bezeichnet. Große Massen derselben bestehen aus einem völlig dichten Quarze von splittrigem Bruche (53), worin man sehr fein silberweiße Glimmblättchen bemerken kann.

Dieser Quarzgestein von einfachem Ansehen verändert sich auf mancherlei Weise. Es erscheint nun bald als eine dichte (54), bald als eine dunkelrothe (55) Grundmasse, worin hellere Quarztheile eingefaßt sind. Diese, durchaus scharfkantig, nehmen nach und nach in der Masse dergestalt überhand, daß sie einander berühren und sodann zwischen sich lassen, so zuletzt ganz aus dem Bindungsmittel hervortreten (56), ihre scharfkantige Gestalt behalten, auch wohl auf eine krystallische Bildung hindeuten, und mit einander durch ein eckertiges Wesen verbunden sind (57), ob sie gleich oft unmittelbar mit einander zusammenhängen, und man auf dem Bruche die Bemerkung machen kann, daß sie in einander überfließen.

Dieß sich unmittelbar, wie an mehreren jedoch seltenern Bruchstücken gezeigt werden kann, an die frühern Epochen, und zwar nicht mechanisch sondern chemisch, anschließende Steinart ist sehr weit verbreitet. Sie zeigt sich in den Schluchten über Carlsbad, welche gegen die Tepel zu fallen; sie steigt westwärts bis an den Schloßberg heran, bildet den Fuß und einen Theil der Höhe des Galgenberges, vorzüglich aber die Hügel, an welchen her sich die Tepel nach der Eger schlingt. Ueber der Eger verbreitet sie sich weit, und jenes Gestein, das die Bergesfläche gegen Zwoda hin bedeckt, ist alles gleichen Ursprungs.

Auf diesem Wege, besonders an der neuen Chaussee, wo sich mancher entblößte Rand beobachten läßt, kann man bemerken, daß dieses Gestein theilweise sehr vielen Thon enthält, welcher an mehreren Stellen sogar das Uebergewicht gewinnt. Denn es zeigen sich große Massen und Lager, die, obgleich mit dem Hauptgestein von gleichem Ursprung, fast gänzlich zu einem weißen Thone verwittern.

Wir wenden unsere Betrachtung nunmehr auf die, besonders zwischen dem Ausfluß der Tepel und der Eisenbrücke, vorkommende Verbindung dieses Gesteins mit vegetabilischen Resten (58. 59). Man findet sie in dem dichtesten Quarzgestein, so wie in demjenigen, das sich einem Conglomerat vergleichen läßt. Binsen und Schilfarten scheinen hier vorzüglich niedergelegt zu sein. Doch finden sich auch Stücke von Resten völlig in dieses Gestein verwandelt, und gleichsam aufs neue im Minera reiche verkörpert (60). Die schwarze Farbe, womit diese Steinmasse öfters tingirt ist, während hellere Quarzkörner in ihr eingeschlossen sind, scheint sich auch von der Vegetation herzuschreiben, wovon wir uns zunächst überzeugen können, wenn wir die aus den Steinkohlengruben von Dallwitz genommenen Stücke betrachten.

Wir finden daselbst eine offenbar durch Kohle gefärbte thonige Quarzmasse (61), manchmal trummweise mit anstehenden Anthrazitkrystallen (62), manchmal einen solchen Trumm, begleitet von faserigem Quarz, der gleichfalls durch Kohle gefärbt ist. Oft sitzen auf verkieseltem Holze zwischen deutlicher Kohle eine Menge vollkommen ausgebildeter Bergkrystalle (63). Die Kohle daselbst ist nicht von so guter Art, als die beliegende (64).

Wenn wir diese Gruben verlassen, und wieder auf die Oberfläche zurückkehren, finden wir jene Quarzbreccie, jenes Conglomerat, wovon oben die Rede gewesen, höchst grobkörnig wieder (65). Ferner zeigt sich ein grober leicht zerreiblicher Sandstein (66), mit wenigem Thon

ein andrer dagegen 67, in welchem der Thon die Oberhand gewonnen. Hier giebt es auch grobe Thonarten aller Art vom Gypsthonerde an bis zum Porcellanthone, mit Speath von Quarz und Glimmer (68, 69).

Hier erkennt man, der Aufmerksamkeit wegen, das verkieste Holz von Teplitz, das sich durch seine Härte und weiß graue Farbe, durch die zwischen den Jahresschichten und durch die Aeste mit Rinden eingefallenen Holzringen vor allen andern verkieselten Hölzern auszeichnet (70, 71).

Auch werden in jener Gegend ausgemittelte Gebirgsarten einzeln gefunden, welche deutlich zeigen, daß sie sich vermittelst Zwischenräumen irgend eines Gesteins erzeugt haben (72).

Wir haben bisher manches Quarz- und Thongestein in seinem ursprünglichen Zustande betrachtet; jetzt kommen wir in den Fall, dasselbe in einem so veränderten zu sehen, nämlich, indem wir die Erzeugnisse eines Erdbrandes vorlegen, der sich zwischen den Hügeln von Hohdorf und weiter, in den frühsten Zeiten, ereignet haben muß. Es hat derselbe auf jenes Quarzgestein, auf jenes Conglomerat, auf ein schieferiges Thongestein, auf einen Thon, vielleicht auch auf Granitgeschiebe gewirkt.

Man findet also in diesem Bezirk ein schieferiges Thongestein durch das Feuer verhärtet, so daß es am Stahle Funken giebt; seine Farbe ist rothbraun geworden (73). Dasselbe findet sich sodann etwas mehr verändert, und mit Quarzpunkten durchsetzt (74). Diese Punkte nehmen immer mehr überhand, so daß man das Quarzgestein der vier und funfzigsten Nummer, bald Granitstücke durch das Feuer höchst verändert zu sehen glaubt (75. 76). Theilweise findet man es auch schiefrig (77), da es sich denn immer mehr der Erdschlacke nähert (78). Zuletzt geht es über in völlig blasige Erdschlacke, woran man kaum das Gestein, woraus sie entstanden, erkennen kann (79). Doch zeigt sich bald der Uebergang zum Porcellanjaspis an Massen von mehrerer Härte und Schwere (80. 81); endlich der Porcellanjaspis selbst von gelber und lilafarbe (82. 83), der schwerste und härteste Körper dieser umwandelbaren Folge. Manchmal findet sich auch verkieseltes durch Feuer verändertes Holz (84), das wir vorhin in seiner ursprünglichen Gestalt kennen gelernt.

An diese pseudovulcanischen Erzeugnisse scheinen sich die Erdschlacken von außerordentlicher Schwere unmittelbar anzuschließen, welche sich jedoch in ziemlicher Entfernung bei der Kobel-Mühle finden (85. 86). Seltener und um desto interessanter ist der stänglichte Eisenstein (87); Pseudo-Aetiten (88), und mit sehr kenntlichen Blättern durchzogener, oft auf denselben fast gänzlich sich ablösender Kiesel-Eisenstein (89), welcher oft so fest und schwer als obige Erdschlacken gefunden wird, leiten unsere Betrachtung wieder zu den Erzeugnissen des Wassers hinüber.

An dem linken Ufer der Eger gegen Fischern findet sich der Basalt unmittelbar an dem Granit. Eine dichte Basaltkugel liegt hier bei (90), ingleichen basaltischer Mandelstein von daher (91); ferner Basalt mit gelbem Kalkstein durchzogen (92).

Ohne weiteren Zusammenhang sind nunmehr die letzten Nummern, Basaltischer Mandelstein aus der Gegend (93); Kalkspath von geradlinigten abgesonderten Stücken aus dem Basalte von der Hard (94); Klingstein von Engelhaus (95); Pechstein von daher (96); Conglomerat, sogenanntes weißliegendes, zwischen Topel und Theising, welches zu Mühlsteinen verwendet wird (97); Basalt von dem sogenannten Schloßberge hinter dem Hammer (98), und Augitkrystalle in einer dem Basalt und Mandelstein ähnlichen grünlichen und röthlichen Masse (99. 100) mögen hier einzeln den Schluß machen, die sie in der Folge an ihre Nachbarn und Verwandten näher anzuknüpfen sind.

Damit man diese Sammlung bequemer behandeln und leichter ordnen könne, fügen wir noch eine kurze Recapitulation hinzu, wobei wir die Gelegenheit ergreifen, schicklich zu bemerken, daß die einzelnen Nummern nicht immer vollkommen mit der Beschreibung übereintreffen können, weil derjenige den Ueberzeugungen die Ruhe der sich zu legen: da denn, was an einem Fremdlinge nöthig zur Erscheinung kommt, an ihnen genug deutlich werden wird.

Recapitulation.

1) Feinkörniger Granit von Carlsbad.
2) Dergleichen daher.
3) Grobkörniger Granit eben daher.
4) Dergleichen.
5) Carlsbader Granit mit deutlichen Feldspathkrystallen.
6. 7. 8) Diese Krystalle isolirt.
9) Granit von Fischern.
10) Granit von Dallwitz.
11) Sonstige Abänderung.
12) Granit mit braunrothen Flecken.
13) Granit, in dem sich diese Flecken als braunrothe Krystalle zeigen.
14) Granit, in welchem diese Krystalle in Porcellanerde übergehen.
15) Granit mit ähnlichen Krystallen von speckstein-artigem Ansehen.
16) Diese Krystalle einzeln.
17) Feldspath von der Dreetheer-Aue.
18) Feldspath von Dallwitz.
19) Derselbe durch Feuer verändert.
20) Schriftgranit von Engelhaus.
21) Dendritischer Feldspath daher.
22) Dergleichen.
23) Glimmraster im Granit.
24) Schörlraster im Granit.
25) Granit mit Gängen von Hornstein.
26) Dergleichen mit stärkeren Gängen, die sich durchkreuzen.
27) Jaspisähnliches Thongestein.
28) Hornsteingänge, Granit enthaltend.
29) Hornsteinmasse, Granit enthaltend.
30) Buntes Gestein mit Kalkspath.
31) Kalkspath in Schichten.
32) Isabellfarbiger Kalkstein von körnigem Gefüge.
33) Schwarzbrauner Kalkspath.
34) Hornstein mit Schwefelkies.
35) Braunrother Kalkstein vom Absatz des Sprudels.
36) Weißer Kalkstein aus dem Innern.
37) Kalkstein mit einkrystallisirter Ulva.
38. 39. 40) Schalen von Sprudelstein, bräunlich, mitunter festungsartig gezeichnet.
41. 42) Dergleichen mit abwechselnden hell und dunkel fleischrothen Lagen.
43. 44. 45) Dergleichen von der härtesten Art.
46. 47. 48) Erdensteine.
49) Gestein von porphyrartigem Ansehn.
50) Dergleichen, mehr breccienartig, grün.
51) Dergleichen, hellgelb.
52) Conglomerat, dem vorigen Gestein verwandt.
53) Quarzgestein von splitterigem Bruch.
54) Dichtes Quarzgestein, grau, mit helleren Punkten.
55) Dergleichen, schwarz mit hellen Punkten.

56) Dergleichen, mit anschießenden, durch ein ochrartiges Mehl verbundenen Quarzkörnern.
57) Dieser schönste Conglomerat isolirt.
58) Quarzgestein mit vegetabilischen Resten.
60) Dergleichen.
61) Quarzmasse durch Kohle völlig schwarz gefärbt, von Dallwitz.
62) Trumm, mit anschießenden Amethystkrystallen.
63) Mit vollkommen ausgebildeten Bergkrystallen.
64) Reine Kohle aus der Gegend.
65) Conglomerat von Hetdorf.
66) Grober, leicht verwitterlicher Sandstein von daher.
67) Sandstein mit vorwaltendem Thon.
68. 69) Thonarten aus der Gegend.
70. 71) Verkieseltes Holz von Dessau.
72) Ausgewitterte Gebirgsadergänge von daher.
73) Durch Feuer verändertes schiefriges Thongebirge.
74) Dasselbe etwas mehr verändert, mit Quarzpunkten.
75. 76) Dasselbe noch mehr verändert.
77) Sehr verändert, von schiefriger Textur.
78) Annäherung an die Erdschlacke.
79) Völlig blasige Erdschlacke.
80. 81) Uebergang in den Porcellanjaspis.
82. 83) Porcellanjaspis selbst.
84) Verkohltes, durch Feuer verändertes Holz.
85. 86) Sehr schwere Erdschlacken von der Kobelmühle.
87) Stängelichter Eisenstein.
88) Pseudo-Aetit. Gerde.
89) Aus Blättern zusammengesinterter Thon-Eisenstein.
90) Halbe Basaltkugel vom linken Ufer der Eger.
91) Basaltische Mandelstein von daher.
92) Grüner Kalkstein mit Basalt von daher.
93) Basaltischer Mandelstein.
94) Kalkspath aus dem Basalt von der Hard.
95) Klingstein von Engelhaus.
96) Pechstein von daher.
97) Obsidiangerölle.
98) Basalt vom Schieferberge über dem Hammer.
99. 100) Eisenthon mit Augit-Krystallen.

Nachträge.

I.

Merkwürdig ist die sehr nahe Verwandtschaft der, unter Nr. 38 aufgeführten Pseudo-Aetiten mit der schweren Erdschlacke Nr. 85 u. 86; beide kommen zunächst der Kobel-Jakobs-Mühle vor. Erstere sind basaltischer Natur. Denn indem ein äußerlich mehrstündiger Basalt verwittert, so zeigen sich die Ecken immer abgestumpfter, bis die Mitte des Durchschnitts kreisförmig wird, und solche mehrschalige kugel- oder eiförmige Körper zum Vorschein kommen.

Derselbe Basalt nun ward durch einen Erdbrand geschmolzen, und gab jene merkwürdigen schweren Schlacken, die einzig in ihrer Art sind, als Erzeugnisse der, wovon man sich an Ort und Stelle überzeugen und die deutende Beispiele, sowohl der beiden Extreme als der Uebergänge sammeln kann.

II.

Das nächste dessen wir gedenken müssen, sind die höchst bedeutenden Uebergänge des Granits in einen, durch Glimmer modificirten, ramificirten Feldspath, den wir in dem Augenblicke gewannen, als man, denselben genau, den Felsen aus welchem der Neubrunnen entspringt, abarbeitete, mehr zum Raum, und besseren Zugang für die Curgäste zu gewinnen.

Fernere
über

Joseph Muller und dessen Sammlung.

Joseph Müller, gebürtig von Liebenau in Böhmen, hatte sich wahrscheinlich in Tarnau, wo die ehrn Gesellschaft das Kupferhaus verarbeitet werden, zum Wagen- und Steinschneider gebildet und kam, seine Kunst auszuüben, nach Carlsbad, wo er auch gute Geschäfte machte. Seine Absicht war sich daselbst niederzulassen, als im Mai des Jahres 1759 ein unglückliches Feuer den größten Theil der Stadt in die Asche legte. Er mischte sich in Schlafenwerch ein um kam nur nach Carlsbad um Arbeit abzuliefern oder Bestellungen anzunehmen, woran es ihm nicht fehlen konnte.

Er zeigte im hohen Alter noch Abdrücke seiner Arbeiten vor und man erkannte daran eine große Fertigkeit, in dem ächten heraldischen Styl die complicirtesten Familienwappen darzustellen.

Als er hierauf 1760 sich in Carlsbad niederließ, mußte es sich ereignen, daß, bei dem Grundgraben so vieler Häuser, gar manche Sorten Spruddstein zum Vorschein kamen, die er wegen ihrer Schönheit, sobald sie polirt waren, auch für eine Art von Edelsteine anstrechen durfte, indem sie, bei vollkommener Glätte und Glanz, den Anschein von Chalcedon, Achat, Jaspis, und antikem Jaspis nachahmten und, bei viel geringerer Härte, sich der Bearbeitung bequemer darboten.

Von besonderen Vorzügen waren die aus dem Grund der Kirche ausgegrabenen, die man, um die Stadt von den Schutthaufen zu befreien, hinabwärts nach der Teplbrücke geschafft hatte, um zugleich die durchführende Erde übe Weststrecke zu bessern. Schald er dies entdeckt hatte, bot er alles auf sich dieses Schatzes zu bemächtigen, und erlangte wirklich die Erlaubniß dort nachzugraben und das Verschüttete wieder in Ehre zu bringen.

Hier kam nun seine Steinschneidekunst zu Hülfe; er ließ mancherlei Kleinigkeiten daraus fertigen, brachte aber dieses Mineral den Naturforschern zur nähern Kenntniß, indem er die mannigfaltigsten Abwechslungen zu sondern, zu ordnen und in gefälligen viereckten Tafeln den Liebhabern und Kennern vorzulegen wußte.

Seit jener Zeit wird nicht leicht eine Mineraliensammlung bestehen, welche nicht dergleichen vorzuweisen hätte. Auch kam diese Steinart in solchen Ruf, daß man ihrer in vielen Schriften gedacht, und ihr sogar eine eigne Abhandlung gewidmet, worin sie abgebildet und colorirt, auch näher beschrieben, in einem Heft klein 4., den Bibliothekken der Naturforscher willkommen gewesen, unter dem Titel: Uebelacker's System des Carlsbader Sinters, unter Vorstellung schöner und seltener Stücke. Mit illum. Kupfern. Erlangen 1782. 4.

Große Tafeln, an welchen man die Abwechslungen von Farbe, in zierlichen achatartigen Linien am deutlichsten ersehen kann, besitzt das Cabinet der mineralogischen Societät zu Jena.

Nachdem sich jener wackere Mann mehrere Jahre mit diesem reizenden Gegenstand beschäftigt, konnte es nicht fehlen, daß er seine aufmerksame Thätigkeit bis auf an-

dere mineralogisch-zoognostische Merkwürdigkeiten erstrecke. Die so höchst bedeutenden Zwillingskrystalle des Feldspathes war er zu sammeln und den Liebhabern zu überlassen bemüht. Hübel konnte er nicht stehen bleiben, sondern er bemerkte die wirklichen Verschiedenheiten der Gebirge und Gangarten in der nähern Umgegend, und suchte sie nach seiner Weise zu ordnen. Wie er sie denn im Jahr 1807 nebst einem Katalog den dort sich aufhaltenden Naturfreunden vorlegte.

Freilich war es ihm hier, wie allen Anfängen, gar wunderlich ergangen, zu selbsteigenen Erfahrungen zwar nicht zu verwerfende aber doch eigentlich abstruse und nicht leicht zu entblößende Gedanken hinzugesagen, doch war er auf eine gewisse Weise leicht zu behandeln. Man ging die Sammlung nach dem Katalog mit ihm durch und suchte sie nach gegenseitigen Einsichten erst zu sondern und dann an einander zu fügen, worauf denn zuletzt diejenige geordnete Sammlung entstand, welche noch jetzt einigen Gegnern, welcher Meinung sie auch seyn mögen, das Lächeln kosten kann, um die Gegend, wie sie vor uns liegt, schicklich kennen zu lernen und nach eigner Weise zu untersuchen.

Dergleichen Sammlungen immerfort einzurichten hatte er ganze Lasten von Steinen bei sich angehäuft, worunter er jedesmal die erforderlichen Exemplare, nach ihrem instructiven Werth, besonders in der einmal angenommenen Größe zusammenzustellen auf das sorgsamste verfuhr, indem er sich dazu Bretter mit abgemessenen kleinen Quadraten hatte verfertigen lassen.

Und so beschäftigte er sich unaufhörlich auch sogar im hohen Alter, wo ihm die sonst so dienstfertigen Füße versagten und er, nur noch liegend, doch mit heiterm Geiste, bei dem gleichen Beruf unermüdlich verharrte, bis im Jahre 1817, im 85sten des Lebens, seinem ununterbrochenen eifrigen Bemühen ein Ziel gesteckt ward.

Gedachte ganze angesammelte Haufen, worin die merkwürdigsten Exemplare zu finden waren, hat der handelsmann David Knoll käuflich an sich gebracht und, um zu Aufstellung gleicher Sammlungen immer bereit zu seyn, nicht versäumt die Forderer der einzelnen Exemplare, worauf Müller wohl ein Geheimniß machte, zu erforschen, wodurch er jeden abgängigen Artikel wieder zu ersetzen im Stande ist.

Daß die Wirkung des entspringenden heißen Wassers weiter oben in dem Flusse gewesen, hatte man daran erkannt, daß bei dem Grundgraben des Kommißhauses Erdschlamme gefunden wurden. Durch die Bemühung des gedachten gegenwärtigen Besitzers wird nun klar, daß sowohl die Tepel aufwärts bis zur gedachten Stelle, als rechts und links derselben in vorigen Zeiten die beste Quelle gewirkt und diese Naturwirkung nach und nach sich den Fluß hinabgezogen. Wie denn ja auch schon die Entstehung der Hygieiaquelle Andeutung giebt und man darauf wird zu achten haben, in wie fern dieser Herd sich an der rechten Seite des Flusses gar langsam aber doch stetig hinabsenkt.

Wenn nun schon in der Hauptsammlung von den Sprudelprodukten Nr. 35 bis 48 incl. die Hauptmannschaft zu finden sind, so ist es doch erfreulich nunmehr diesen Gegenstand ganz insbesondere behandelt zu sehen. Es wird deshalb, nach einem beigefügten Verzeichniß, den Liebhabern eine Sammlung von funfzig rohen Stücken des Sprudelsinters angeboten, auf welchen ihre Färbung vom dunkelsten Braun bis zum feinen Weiß mit allen Mittelfärbungen und Zeichnungen vorgelegt wird.

Damit aber auch eine solche Sammlung zu ihrem ersten Interesse, in ihrer ganzen Anmuth zurückkehre, so ist dieselbe in Form kleiner halbirter Ovalkeim, auf das vollkommenste poliert und edlen Steinen gleichgestellt, in welcher Art sie nun einem jeden Freunde der Natur nicht allein, sondern auch dem sich am Schmuck erfreuenden Auge vorgelegt werden, und wir ihnen denn zur Belehrung und Aufmunterung des so thätigen Unternehmers und Anerkenners viel günstige Kunden zu wünschen haben.

An Herrn von Leonhard.

Karlsbad, den 21 September 1817.

Sie haben die Gefälligkeit gehabt meinem Aufsatz über die Carlsbader geognostische Sammlung in Ihrem Taschenbuche einen schönen Platz anzuweisen; wofür ich meine Dankbarkeit dadurch auszudrücken suchte, daß ich gegenwärtig einigen Nachtrag abfasse.

Unter Ihrer Anleitung tritt jene kleinere Schrift nunmehr vor ein anderes Publikum, vor das wissenschaftliche, da sie früher nur bestimmt war, ein allgemeines Interesse zu erregen und gewisse Gegenstände vor den Augen der Kenner und Liebhaber in einer bequemern Ordnung aufzuführen, als sie bisher mehr oder weniger bekannt betrachtet worden. Vielleicht könnte man, da ich mich in einem neuen Fach mit dem Publikum zu unterhalten anfange, nach meiner Legitimation fragen; doch giebt vieljährige Neigung und Beobachtung wohl einiges Recht in einer Sphäre mitzuwirken, wo ein Jeder auch mit dem geringsten Beitrag willkommen ist.

Um manches Mißverständniß zu vermeiden, sollte ich freilich vor allen Dingen erklären, daß meine Art, die Gegenstände der Natur anzusehen und zu behandeln, von dem Ganzen zu dem Einzelnen, vom Totaleindruck zur Betrachtung der Theile fortschreitet, und daß ich mit dabei recht wohl bewußt bin, wie diese Art der Naturforschung, so gut als die entgegengesetzte, gewissen Eigenheiten, ja wechselnden gewissen Vorurtheilen unterworfen sey.

So gestehe ich gern, daß ich da noch oft simultane Wirkungen erblicke, wo Andere schon eine successive sehen; daß ich in manchen Gebirgen, das Andere für ein Conglomerat, für ein aus Trümmern zusammengeschwemmtes und zusammengebackenes halten, ein auf Vorgeschichtliche aus einer heterogenen Masse in sich selbst geschiedenes und determinirtes und sodann durch Consolidation festgehaltenes zu schauen glaube. Hieraus folgt, daß meine Erklärungsart sich mehr zur chemischen als zur mechanischen hinneigt.

Gewiß würde man, nach meiner Ueberzeugung, über Gegenstände des Wissens, ihre Ableitung und Erklärung viel weniger streiten, wenn jeder vor allen Dingen sich selbst kennte und wüßte zu welcher Partei er gehöre, was für eine Denkweise seiner Natur am angemessensten sey. Wir würden alsdann die Warumen die uns beherrschen ganz unbewunden aussprechen und unsere Erfahrungen und Urtheile diesen gemäß ruhig mittheilen, ohne uns in irgend einen Streit einzulassen: denn bei allen Streitigkeiten kommt am Ende doch nichts weiter heraus, als daß sich zwei entgegengesetzte nicht zu vereinigende Vorstellungsarten recht deutlich aussprechen, und jeder auf der seinigen nur desto fester und strenger beharrt. Sollte man also mit meinen geologischen Aeußerungen sich nicht durchaus vereinigen können, so wird man den Punkt in Betracht ziehen, von dem ich ausgehe und zu dem ich wieder zurückkehre. In diesem Sinne gab ich ich zu jenem Aufsatz einige Bemerkungen nachzubringen.

Die Mannigfaltigkeit des Granits kann man in Gartshuh neben einander in einem so reichen Raume kennen lernen. Er wechselt grob, grobs und feinkornig mit gleichen oder verschiedenen Verbindungsweisen der Bestandtheile selbst wie mit einander ab und läßt sich, wenn durch Natur als durch Menschenhand entblößt, an vielen Stellen gut genug beobachten. Stellt man alsdann wie gewöhnlich alles zusammen, und will eine durchgehende allgemeine Eigenschaft jenes Mannichfaltige verbunden, so mag man die großen Massen, die in Gestalt von Blöcken, Schichten, Gängen, sich untereinander lehnen, neben und durcheinander erscheinen, gar als zufällig ansehen. Die Fragen, welcher Granit der ältere oder neuere sey? ob es nicht gar einen tertiären Granit gebe? kommen uns immer bedenklicher vor: denn genau betrachtet, so entstehen solche Zweifelsfragen daher, daß man erst den Begriff des Granits zu enge befaßt und ihn bei mehreren Erfahrungen nicht zu erweitern gewußt, und bisher der Erklärung der Phänomene zu hohen Bedingungen und Nebenbestimmungen seine Zuflucht genommen.

Von Nummer 6, 7 und 8 kommen merkwürdige mineralische Gemälde vor. Es ist schwer über sie etwas auszusprechen, doch glaubt man folgendes daran zu bemerken. Der Feldspath fängt an sich auf die bekannte Weise innerhalb der Granitmasse zu gestalten. Sehr oft, ja meistens, sind a sich die Krystalle voller zusammen und bilden sich zur Hauptform an, aber auch manchmal erstreckt sich dieses werdende Bilden einen bildsamen Granit und nimmt ihn mit in sich auf, so daß er nunmehr als Gang, wenn man will, durch einen Krystall durchzugehen, oder zwei Krystalle, zu denen beiden er gehört, als interne Masse zu verbinden scheint. Wie dem auch sey, und wie man derbliche Stücke beschreiben mag, so genießt man bei allen monstrosen Ausgeburten der Natur, daß Einsichten der idealen Gestalt in die Wirklichkeit, daß sich und bei regelmäßigen vollendeten abgeschlossenen Formen geheimnißvoll verbirgt, wo nicht mit Augen sehen, doch mit dem Sinn und der Einbildungskraft einigermaßen ersinnen kann.

Bei Nummer 12, 13 und 14 läßt sich anmerken, daß man über die rothen Krystalle, welche manchmal von einer weißen, entweder oberflächlichen oder tiefer eindringenden Schale umgeben sind, auf dreierlei Weise denken kenne. Es läßt sich nämlich annehmen, daß der Krystall von Natur weiß sey, nachher im Kerne roth werde, daß diese Röthe sich nach und nach von innen heraus verbreite, und endlich das Weiße gänzlich vertreibe. Man kann sich im Gegentheil vorstellen, daß der Krystall ursprünglich roth sey und das Weiße nur Zeichen einer Verwitterung, welche von außen hineinwärts wirkt. So kann man sich auch drittens denken, daß der Krystall sich gleich anfänglich, sowohl roth als weiß, eines mehr als das andere gebildet. Wir streiten mit niemand, halten aber die erste Vorstellung für ganz unzulässig. Der dritten sprechen wir nicht alle Wahrscheinlichkeit ab, sind jedoch der zweiten zugethan.

Bei Nummer 15 ist zu bemerken, daß die in dem Gestein dasselbmittten Quarzkerner sich bei genauerer Betrachtung zum größten Theil als doppelte sechsseitige Pyramiden zeigen.

Das Gestein Nummer 21 und 22 verdient eine besondere Aufmerksamkeit. Es ist ein Feldspath auf den der Glimmer besonders Einfluß ausgeübt, so daß eine Art von hendritischer Form daher entspringt. Stellt man gegen Stück davon einzeln, so kann man sie gar wohl als eine Abänderung von Gneis ansehen. Ich mache daher auf frühere Bemerkung eines flüssigen Mittelwesens in diesem Fache hier aufmerksam.

In der Dr. Reuß Lehrbuch der Gegnosie steht im zweiten Band, Seite 590, folgende Stelle: „Merkwürdig ist das Vorkommen porphyrartiger Gesteinschiefer in dem Porphyrschiefer des Bilmer Steins, da wo er auf dem Gneis unmittelbar aufliegt, also an der Steinscheidung.“

Ich besitze ein solches Stück Porphyrschiefer und zugleich ein abgesondertes Stück das hier sogenannten Gneis von der Steinscheidung. Es ist aber kein Gneis, sondern vollkommen das mit 1 Nummer 21 und 22 aufgestellte Gestein, welches wir ein Austaufen des Granits nennen möchten, wobei und nach folgender Umstand besonders vorkommt. Dieses unser Gestein findet sich bei Engelhaus, wo bekanntlich der große Fels Porphyrschiefer oder Kieselschiefer aufsteht, und es ist also der berührte Fall wie in Bilin, nur daß bei Engelhaus die Steinscheidung noch nicht entdeckt ist. Diese sonderbare Gesteinen des Urgebirges aber mit dem Klingstein an mehreren Orten zu entdecken, wäre um so wichtiger, als die Exemplare eines solchen Vorkommens selbst in Bilin selten sind, und das in meinem Exemplar eingeschlossene sogenannte Gschiebe nicht deutlich genug ist, um irgend eine vollständige Vorstellung zu erregen.

Das Gestein dessen Folge wir von Nummer 25 bis 29 beschrieben, ist höchst wichtig, und hat, obgleich schon Herr von Racknitz desselben in seinen Briefen gedenkt, doch in dieser langen Zeit die Aufmerksamkeit der Gegnosten nicht genugsam auf sich gezogen. Ob man nun gleich gegenwärtig in der Müllerschen Sammlung sehr instructive Exemplare davon findet, die um so schätzenswerther sind, als man es in der Natur nicht ganz bequem beobachten kann, so wird es doch einigermaßen problematisch bleiben, welches dem aufmerksamen Beschauer einen Widerspruch aufzudrücken scheint.

Betrachtet man es auf dem Wege, wie ihn unsere Nummern anbuten, fängt man an dem Punkte an, wo ganz schmale Hornsteinkiste durch einen feinkörnigen Granit durchgehen, sich nachher verbreiten, sich theilen, wieder zusammenfließen, und indem sie den Granit auf tausendfache Weise durchschneiden, vereinzelte Theile desselben in sich enthalten; betrachtet man nun weiter, wie die Hornsteinmasse zunimmt, und der Granit der vorher das Enthaltende, das Continens war, nunmehr das Enthaltene, das Contentum wird: so sind wir freilich geneigt unsere simultane Erklärungsart hier anzuwenden, und wir dürfen es um so mehr, als diejenigen die sich zu der successiven Erklärungsart hinneigen, zwar wegen der scharfkantigen Form der Granittheile wohl eine Granitzertrümmerung annehmen, aber doch auch ein unmittelbares Eintreten der Hornsteinmasse zugeben. Ueberhaupt ist dieses ein Punkt wo sich die beiden Vorstellungsarten nähern, indem da, wo der eine Beobachter gleichzeitig auftritt, der andere wenigstens gleichnachzeitig zu sehen sich bewogen findet.

Uebrigens könnte man vielleicht auch das gegenwärtige Gestein ein Auslaufen des Granits nennen, indem man dadurch das Ende einer Epoche bezeichnet, anstatt das man da, wo ein solches sogleich nachzuweisen ist, das Auslaufen ganz schicklich einen Uebergang nennen kann.

Ueber die Art, wie der Kalk in diesen dem Urgebirg so nah verwandte Gestein sich absondert, wird man sich vielleicht noch weniger vereinigen. Betrachtet man den Kalkspath, wie wir ihn unter Nummer 30, 31 und 33 aufgeführt, so mag man sich wohl vorstellen, daß derselbe in die Zwischenräume dieses unregelmäßigen Gesteins sich eingesintert, wobei denn aber die Frage schwer zu beantworten bleibt, woher denn der Kalk gekommen, der sich in die Tiefen dieses Gesteins so reichlich eingesenkt? Betrachtet man nun gar den isabellfarbigen körnigen

Kalkstein, der bei uns mit Nummer 32 bezeichnet ist, und die Art wie er sich, keineswegs als Sinter, sondern als ein derber Bestandtheil zwischen den übrigen findet, so muß man wieder den auf gewissen, daß wenigstens ein Theil dieses Kalks mit dem Gestein selbst ursprünglich gleichzeitig seyn möchte.

Dem sey nun wie ihm wolle, so steht dieses Gestein in der genauesten Verbindung mit den heißen und warmen Quellen, die alle daraus hervorsteigen. Und wenn man auch die in denselben offenbar enthaltenen Bestandtheile, den oft erwähnten Kalk, den häufig vorkommenden Schwefelkies, nicht für hinreichend halten sollte, die warmen Quellen mit ihren Eingebungen und Bedingungen hervorzubringen: so wird man doch eine entschiedene Mitwirkung nicht läugnen können, welche schon früher, obgleich vielleicht nicht bestimmt genug, anerkannt worden.

Möchte es doch den Geologen gefallen, zu untersuchen und gelegentlich anzuzeigen, ob sich irgend sonstwo ein Gestein dergestalt ähnlich, wie wir es von Nummer 24 bis 32 angezeigt, befinden möchte.

Was sonst noch bei jener Sammlung zu bemerken wäre, verspare ich auf ein andermal, und gebe nur noch einige Nachricht von ein paar geologischen Merkwürdigkeiten, die mir dieses Jahr bekannt geworden.

Die erste ist ein Gneis, dessen faserige Textur durch deutliche fleischfarbige Feldspathkrystalle hervorgebracht wird. Diese sind jenen Doppelkrystallen ähnlich welche wir unter den Nummern 6, 7 und 8 eingeführt haben. Nur ist dabei merkwürdig, daß wie der Glimmer sich nach ihnen in seiner Lage bequemt, auch ihre Krystallisation nach ihm sich einigermaßen gerichtet hat. Auch lassen sie sich nicht abgesondert darstellen, sondern sind mit dem Glimmer und dem übrigen Gestein innig verbunden. Nicht gar einen Zoll lang, denken sie, wie jene obgedachten Krystalle, auf die sechseckige Säule so wie auf die rhomboidische Tafelartigkeit, und machen durch Farbe und gleiche Anordnung in dem ganzen Gestein ein sehr angenehmen in die Augen fallendes Mineral. Diese Steinart findet sich zwischen Tepel und Theising. Ich verdanke die Kenntniß derselben der Aufmerksamkeit und Gefälligkeit des Herrn Hofraths Sulzer in Konnenburg. In den gegnostischen Sammlungen der mineralogischen Gesellschaft zu Jena findet sich ein Aschaffenburger Gneis, der einige Aehnlichkeit mit dem beschriebenen, doch nicht sein angenehmes Ansehen hat.

Eine zweite geologische Merkwürdigkeit findet sich zwischen Hof und Schließ, kurz vor dem letztern Ort, links an der Chaussee. Es zeigt sich daselbst Basalt (Urgrünstein) von der schwärzesten und härtesten Sorte, theils in unregelmäßigen Massen, theils in deutlichen Säulen, vielfach die ins Innerste zerklüftet, und alle Klüfte selbst die zartesten mit Asbest ausgefüllt.

So sehr auch Asbest durch den anstehenden Basaltschiefer, füllt die kleinsten Abtheilungen der Gesteinsscheidungen und verbindet sich innig mit dem Gestein. Die starke Verwitterung verbindert die nähere Einsicht bei einer flüchtigen Beobachtung; daher zu wünschen ist, daß dieser Punkt die Aufmerksamkeit besserer Geologen auf sich ziehe.

Manches andere verspare ich für den nächsten Jahrgang und füge nur noch den Wunsch hinzu, daß die von mir nur im Allgemeinen angedeuteten Mineralien durch Oryktognosten vom Metier nach und nach in der Kunstsprache möchten beschrieben werden. Inzwischen sind zur Erleichterung der Kenntniß von dieser Seite die bedeutendsten Exemplare in der Sammlung der mineralogischen Gesellschaft zu Jena niedergelegt worden.

Freimüthiges Bekenntniß.

Die Natur, kraft ihrer Allthätigkeit, wirkt in und an der Nähe, so wie von Ferne, beide Wirkungen sind immerfort zu brauchen, keine Beobachtungsweise darf und kann die andere verdrängen. Verschiedene Völker, vor so viel Jahren geschrieben, sind der Nähe gewahr; man sucht merkwürdige Naturerscheinungen aus nah liegenden Bedingungen zu erklären, man thut es mit Recht, und wird es immerfort thun.

Wenn wir aber den Ursprung der heißen Quellen unmittelbar auf der Stelle suchen und zu finden glauben, so wird dadurch niemanden die Befugniß verkümmert, sie auf dem fernsten Abgrund unserer Erdkruste bis auf die höchsten Gebirge heiß und unverkühlt emporsprudeln zu lassen; und wenn letztere Vorstellungsart fest die Oberfläche gemeiden, so muß es erlaubt seyn daran vielfältige historische Phänomen zu erblicken, und dagegen auch bei einer historisch-herkömmlichen, individuellangenommenen Denkweise zu verharren, welche von ihrer Seite gewiß nicht minder die Erfahrung zu bereichern in Thätigkeit bleiben wird.

Man brachte nachgemeldeten Fall.

Auszug eines Schreibens

des

Herrn Baron v. Eschwege.

Villano den 2. Juni 1824.

« Das problematische Phänomen, wonach man das Nähere zu wissen wünscht, steht ausführlich beschrieben in dem Diario do Governo vom 22 Januar 1821 und erwähnt sich am Rio Douro.

Der Besitzer eines Gartens daselbst ging um 10 Uhr Morgens aus, um den Schaden, durch heftigen Regen verursacht, in Augenschein zu nehmen; noch wenig vermuthend, in Augenschein zu nehmen; noch wenig vermuthend, in Augenschein zu nehmen; noch wenig vermuthend

Recht und Pflicht.

Wenn der Naturforscher sein Recht einer freien Beschauung und Betrachtung behaupten will, so macht er sich zur Pflicht die Rechte der Natur zu schonen; nur da wo sie frei ist, wird er frei seyn; da wo man sie mit Menschenzwingen bindet, wird auch er gefesselt werden.

Sind der größten Rechte und Wohlthaten der Natur ist: dieselben durch verschiedene Mittel erreichen zu können, dieselben Erscheinungen durch manchfaltige Bilder zu veranschaulichen. Nachstehendes diene zum Beispiel:

Schon im Jahre 1822 wurden die Naturfreunde, die sich im Marienbad gegenseitig beschäftigten, auf den Einfluß hingewiesen, welchen die heut so stark wirkenden Dunstarten selbst auf das Urgestein ausüben, indem sie einige Theile desselben völlig aus- und aufzehren, andere unverändert stehen lassen und so ein löchrigtes, oft klüftartiges Gestein darstellen. Feldspath und Glimmer war es eigentlich den sie feindselig behandelten, selbst die Almandine blieben nicht aufgeschlossen, der Quarz indessen blieb fest, starr und unberührt.

Im Jahre 1823 brachte man dergleichen Vorkommen genauer, man veranstaltete eine Sammlung, welche schon an und für sich, besonders aber mit den unsichtbaren Originalgestein in Verbindung gebracht, höchst merkwürdig ist. Die aufgelösten Theile nähren sich der Porcellanerde, daher die Exemplare, indem auch der Quarz zerfällt, weißentheils ein helles Ansehen haben. Der Katalog von diesen verschiedenen Gestein bildete sich folgendermaßen:

Durch das Gas des Marienbrunnens angegriffenes Grundgebirg.

1 Großkörniger Granit mit schwarzem Glimmer;
2 feinkörniger Granit;
3 feinkörniger Granit mit schiefriger Textur;
4 ein Stück von mittlerm Korn;
5 Quarzgang, worum die Zellen des Feldspaths noch zu sehen;
6 Granit, wo der Quarz überwiegend war;
7 drei kleinere dergleichen;
8 Gneis von mittlerm Korn;
9 desgleichen etwas gröber;
10 desgleichen noch gröber Korn;
11 beinahe dasselbe, nur feiner;
12 desgleichen ganz leicht;
13 desgleichen von dem allerfeinsten;
14 Hornblende mit Almandinen;
15 gesunder Gestein, nur von außen angegriffen;
16 desgleichen mehr, und schon völlig;
17 desgleichen, beinahe ganz aufgelöst;
18 ganz völlig die Almandine nur wenig bemerkbar;
19 ein kleines Stück, mit noch aufsitzenden Almandinen;
20 völlig dunkelmarkig, ohne Kennzeichen des Originalgesteins;
21 ein dem Glimmerschifer verwandtes Gestein, mit großen Almandinen, die im gesunden Zustande als schwarze Punkte sichtbar sind;
22 quarzhaltiger Gneis, von der rechten Seite der Straße nach Tepel;
23 porphyrartiges Gestein, als Gangart im Granit vorkommend, wo dieß die feinen Gänge vom Quarz theilweise ausfüllen;
24 besonders Aufmerksamkeit verdient ein hellgrauer Quarz, dessen Entstehung dadurch deutlich wird, daß man sehen kann wie das Gas theilweise das in den Zwischenräumen noch die und da sichtbare Eisen aufgelöst und weggenommen hat.

Gestaltung großer anorganischer Massen.

Von einer geringen, fast unscheinbaren Naturwirkung, die wir als Experiment täglich wiederholen können, von einer partiellen Zerstörung unwirtlicher Gebirgsarten, geben wir zu einer der ungeheuersten Wirkungen über, die unsern Geist erheben und durch Anschauung in die Vorzeit versetzen soll. Wir sprechen von der Gestaltung der Schneemassen auf den höchsten Gebirgen.

»Fischer: Bergreisen, 2ter Thl. S. 153. Seracs, eine große parallelepipedisch geformte Masse Schnee. In solche regelmäßige Formen theilen sich die Lawinen, wenn sie eine Zeit lang gelegen haben.«

»Joseph Hamel: Beschreibung zweier Reisen auf den Montblanc, Wien 1821. Zwanzig Minuten nach 7 Uhr erreichten wir die erste der drei Schneeschwellen, welche zwischen dem Dome du Goute und dem Mont Maudit einen Felsenriegel, welche die östliche Schulter des Montblanc bildet, eine nach der andern von Norden nach Süden folgen. Hier hat man nahe zur Rechten auf dem Dome die ungeheuren in die Luft ragenden Eismassen, Seracs genannt, welche man vom Chamounythal aus sehr gut sieht. Der Himmel, welcher dunkelblaue Farbe zeigt, erscheint neben diesen blendendweißen Eisthürmen fast schwarz.

»Diese Benennung Serac kommt von einer Art im Thal verfertigter weißer Molkenkäse, der in parallelepipedischen Formen gepreßt wird, und nachdem er beim Trocknen an den Rändern Risse bekommt, wodurch er diesen Eismassen in etwas ähnlich sieht. Vielleicht kommt der Name des Käses von Serum, Molke.«

Bei diesen, freilich nicht ganz hinreichenden, Relationen machten wir, in Gefolg vorjähriger Gebirgsbeobachtung, nachstehende Betrachtung: Die Schneemassen, sobald sie feldeisen und aus ein in Staub und flockenartigen Zustande in einen festen übergehen, trennen sich in regelmäßige Gestalten, wie es die Massen des Mineralreichs thaten und noch thun. Sie stehen als große Wände auf den Bergspitzen wie die mauer- thurm- und säulenartigen Granitmassen auf den Bergreihen. Wahrscheinlich aber sind diese großen blanken Gletscherfelder in völlig ebenen, ununterbrochenen Flächen eingeschlossen, sondern sie haben, gleich jenen Käsen dann in vergleichen werden, Risse, Einschnitte, und nach unserer Darstellungsart nicht zufällige, sondern regelmäßige.

Betrachten wir am Harze die großen emporstehenden Klippen, z. B. Arendsklint und die Wernigeroder Feuerklippe, so wird eine gemeine Einbildungskraft gar nicht zu scheiden seyn, wenn sie solche als Käse oder Kuchen übereinander gethürmt ansprüche. Nicht allein alle Formation des Hügelriges, sondern bis herauf zum dunken

Grundstein und weiter haben das Verhältniß sich in mannigfachen, regelmäßigen Richtungen zu trennen, so daß Parallelepipeden entstehen, welche wieder in der Diagonale sich zu durchschneiden die Gerechtheit haben. Diesem allgemeinen Gesetze habe ich vor vierzig Jahren am Harze nachgespürt, und denselben davon die schönsten Zeichnungen eines trefflichen Künstlers, und wer sehen damals nicht abzweifelt zu glauben, daß diese großen inneren Trennungen der Gebirgsmassen sich auf tellurische und kosmische Wirkungen beziehen möchten, wovon die Naturkunde uns längst bekannt war, die wissenschaftliche aber erst neuerlich erforscht worden ist.

Um sich aber von solcher Gestaltung der Steinmassen den Begriff zu erleichtern, so stelle man das ein Gitterwerk durch sie durchgehe, und zwar sechsseitig, wodurch so viele einzelne Körper abgeschnitten werden, cubisch, parallelepipedisch, rhombisch, rhomboidisch, scheine oder platte Körper, welcher Art es auch wäre.

Hierbei muß man sich aber sogar diese Trennung sey anzusehen als theils, als potentiell, der Möglichkeit nach, und sey daher theilweise sowohl an eine einzige Stufe gebunden, als einer früheren oder späteren Erscheinung anderen gegeben; da denn nicht alle intentionirten Sonderungen jedesmal zur Wirklichkeit gelangen und man sie vielleicht nur hie und da bei in der Gegenwart vorzeigen kann, indem an großen Gebirgskörpern oben angedeutete Formen bald einzeln ausgebildet hervortreten, bald aber in große Massen verschlungen und darin verdeckt gedacht werden müssen.

Durch diesen Begriff kommt auch der Zeichner ganz allein zur Richtigkeit, Felsenwände und Gipfel richtig und wahrheit darzustellen, indem er das unsichtbare durch das Sichtbare sich verdeutlicht und den allgemeinen Charakter im Kleinen wie im Ungeheuren durchzuführen vermag. Die Umgestaltung wird ihm klar, er begreift wie dasselbe Gestein bald als Platte, Schale und doch auch als Wand erscheinen könne, und wie alle in der Phänomenen eine verwandte Form zum Grunde liege.

Eine solche hypothetische Gebirgsdarstellung haben wir auf einer Tafel versucht, deren Raum mit gegitterten Linien durchzogen, ein landschaftliches Bild aber, dem man diese Grundlage kaum anmerkt, in diese Gewebe hinein gezeichnet ist.

Von der oben erwähnten 1784 sorgfältig, mit manchen Aufopferungen, durchgeführten Harzreise haben wir sehr schöne, noch jetzt wohl erhaltene schwarze Kreidezeichnungen, meist in groß Folioblättern mitgebracht. Verkleinert können sie nicht werden; der Aufwand sie in Kupfer stechen zu lassen war abschreckend; nun aber wären sie lithographisch vielleicht eher mitzutheilen, nur wird ein sehr gewandter, mit charakteristischem Geiste begabter Künstler, der Sache kundig, liebevoll sich damit zu beschäftigen haben.

Einstweilen sind das Verzeichniß hier an passender Stelle.

1) Teufelskanzel und Hexenaltar auf dem Brocken; meisterhaft charakteristischer Umriß, hinreichend schattirt.

2) Abendsicht, eine Felsgruppe vom Brocken nordwestwärts, hinten stellt dieser Nummer mit den drei folgenden einzelne Kuppen der Augen. Umriß einer großen Felsmasse, mit wenig cortieren und vielen horizontalen Abtheilungen.

3) Desgleichen, doch von ganz anderer Naturconstruction als die vorhergehende, die Hauptmasse mit Aufmerksamkeit ausgeführt.

4) Kleinere Zeichnung, den Granit kugel- und säulenförmig zugleich vorstellend.

5) Abendansicht von Zellerfeld, von Abendsicht, sorgfältiger Umriß und zur nöthigen Deutlichkeit schattirt.

6) Ein Schnarcher, einer der schönen Granitfelsen die auf dem Barenberge in der Nähe von Schierke stehen. Der Punkt ist bemerkt, wo dieser Fels die Augenansicht verändert. Genauer Umriß, durch Schattirung hervorgehoben.

7) Wernigeröder Teufelstein; der Hauptgegenstand von eben derein charakteristisch ausgeführt.

8) Bei der Stolzenburg an der Bode, quarzreicher porphyrartiger Gestein; sorgfältiger Umriß der Hauptpartien.

9) Der Punkt wo die Bode von oben herab aus dem Schiefergebirg auf den Granit stößt und durch denselben hindurchdringt. Kleine Zeichnung, auf der Gränze beider Gebirgsarten genommen, wenig colorirt. Der sehr quarzhaltige Thonschiefer ist deutlich, der Granit etwas angedeutet.

10) Aus der Höhe in der Schlucht weiter abwärts, wo die Bode sehr gedrängt ein Becken macht. Man bemerkt den bei hohem Wasser durch das verbrausende Flußbett ausgewaschenen Granit.

11) Granitfelsen, vom linken Ufer der Bode, unter dem Roßtrappe; gehörig schattirte Zeichnung.

12) Desgleichen. In der Höhe der Felsen des Roßtrapps selbst, Umriß, der Vordergrund charakteristisch schattirt.

13) Ein desgleichen, aus dem Bodethal emporsteigender Granitfelsen; vollkommen ausgeführte Zeichnung.

14) Granitkuppe im Ockerthal, zum Begriff von verborgenen und offenbaren Zerklüftungen sehr dienlich.

15) Kieselschieferklippe an der Ocker, merkwürdig wegen der horizontalen und vertikalen Ablösungen. Charakteristische Skizze.

16) Marmor mit Quarz durchzogen, die Kalktheile wittern aus, der Quarz bleibt stehen; dies giebt dem Fels ein ganz eigen ausgefressenes Ansehen. Aus der innern, unangegriffenen Masse lassen sich bedeutende Tafeln schneiden und schön poliren. Ockerthal?

17) Der Hühnerstein, Kalkfelsen am Iberge in der Nähe der Bergstadt Grund, eigentlich ein Korallenfelsen, an welchem auch die tellurischen Trennungen, obgleich unregelmäßig, zu bemerken sind. Vollkommen ausgeführte Zeichnung. Die zweite Vignette in dem wichtigen Werke unseres abgeschiedenen Freundes von Trebra (Erfahrungen vom Innern der Gebirge. Dessau und Leipzig 1785. Fol.) ist eine leichte Skizze nach der mit der größten Sorgfalt vollkommen ausgeführten Zeichnung.

18) Hanskühnenburg; Sandstein, völlig ausgeführte charakteristische Zeichnung.

19) Graue Wacke, in der Nähe von Wildemann, flötzartig gelagert; sorgfältigst ausgeführte Zeichnung.

20) Eingang zu der Baumannshöhle; kleine Quarzfelsen, angeschossen, die Marmormassen in ihrem charakterlosen Charakter wohl ausgedrückt.

21) Eisengrube in Thonschiefer vom Tage herein; Eisenstein und Gebirgsart sind so vermischt, daß gewissermaßen nur ein Rudbau stattfindet.

22) Festung auf dem Regenstein, in den Sandstein eingegraben; das Ganze zerstört und verwittert, klein Quarzfelsen.

23) Höhlen auf dem Regenstein; skizzirt, nicht sonderlich charakteristisch.

24) Die alte Burg bei Langenstein. Flüchtige aber klare Zeichnung, die Gebirgsart nicht charakteristisch.

25) Die Clause bei Goslar, Sandstein; charakteristisch.

26) Teufelsmauer bei Thale gegen Quedlinburg; sehr charakteristisch als schön gezeichnet, die Nothwendigkeit

des Einsturzes mancher Gebirgsarten unter gewissen Umständen vor Augen gestellt.

27. Insgemein bei Osterode; deutlich umrissen und angesucht, den schwachen Charakter dieser Gebirgsart gänzlich aussprechend.

Vorgemeldete Sammlung ist wie man sieht nach einer gewissen Ordnung gereiht, sie führt vom Granit bis Porphyr bis zum Basalten von Osterode, freilich noch weder vollkommen in geologischer noch geographischer Folge. Doch würde sie in beiden Rücksichten schon vollständiger werden, wenn man eine vorrätthige doppelte Anzahl von kleineren weniger ausgeführten Umrissen, Skizzen und flüchtigen Entwürfen dazwischenlegen könnte, welches um so instructiver seyn würde, weil jedes dieser Blätter, wenn auch mit weniger Zeitaufwand doch immer zu jenem ausgesprochenen Zwecke mit Ueberlegung gefertigt werden. Ein Inventarium gleichfalls übrig geblebenes Tagbuch würde dabei noch weiter behülflich seyn.

Von jenen kleineren Zeichnungen bemerke folgende:

a) Hexenaltar auf dem Brocken, in geschichteter Lage; noch vor funfzig Jahren glaubte man hier eine durch Menschenhände aufgerichtete Mauer zu erblicken.

b) Arendsklint; eine auf regelmäßigem Naturpiedestal aufgerichtete Felsensäule.

c) Unter dem Kostrapp an der Bude; flüchtige Skizze, die stellaufsitzenden Felsenpartien sehr gut ausdrückend.

d) Treppenstein, an der Ocker; regelmäßig rechtwinklicht getrennte Granitmasse.

e) Unter dem Treppenstein am Wasser; an unförmliche Granitmassen anklebende sanftgeneigte regelmäßige Bänke desselben Gesteins.

f) Ziegenrücken im Ockerthale; beinahe verticale Bänke, horizontal und diagonal durchschnitten.

g. Kalkhöhle von oben einleuchtet; malerischer Effect.

h) Durchsetzungsgänge unter Grauwackebänken, am Schulenberg auf dem Oberharz.

i) Küttelsthaler Gypsbrüche; kleines Musterstück, die horizontale und verticale schwankende Durchklüftung dieser Gebirgsart darstellend.

k Clausthal bei Goslar; in den Sandstein gegraben, merkwürdig wegen regelmäßiger doch schwankender Zerklüftung.

l. Rammelsberg bei Goslar; meisterhafte kleine Zeichnung, den edelsten trefflichsten Zustand, auf der Oberfläche metallischer Naturschätze, vergegenwärtigend.

Gebirgs-Gestaltung

im Ganzen und Einzelnen.

Ehe wir auf unserm bezeichneten Wege nunmehr weiter schreiten, fassen wir in einem Rückblick dasjenige zusammen, wovon bisher gehandelt worden.

Große anorganische Massen gestalten sich felsdesirend und zwar regelmäßig. Wir gebrauchten ein Gitterwerk als Gleichniß, und haben den Katalog einer Sammlung von Zeichnungen, zu diesem Zwecke vor vielen Jahren aufgenommen und bis jetzt sorgfältig aufbewahrt.

Den Augenblick der Selbstsetzung hat man als höchst bedeutend zu betrachten. Selbstsetzung ist der letzte Act des Werdens, aus dem Flüssigen durchs Weiche zum Festen hingeführt, das Geworbene abgeschlossen dargestellt.

Im Selbstsetzen, im Uebergang aus dem Weichen in das Starre, ergiebt sich eine Scheidung, sie sey nun dem Ganzen angehörig oder sie ereigne sich im Innersten der Massen.

Jene Durchgitterung, wie wir, das Thonschiefer ins Kurze zu fassen, die Erscheinung acten, die Vermuthung potentiell nennen wollen, geschah niemals ohne Sonderung: denn alle Gebirgsmassen sind mehr oder weniger zusammengesetzt; daher entstanden gleichzeitige Gänge (dieses unglückliche Wort wissen wir einstweilen gerade nicht zu brauchen); Gänge die mit Gebirgsabtheilungen parallel gehen, diese mögen nun vertical aufgerichtet stehen und deshalb als Wände gelten, oder unter verschiedenen Winkeln geneigt, bald mit dem Namen Bänke, und endlich wohl gar Lager bezeichnet werden. Diese Gänge sprechen wir als gleichzeitig mit der Gebirgsmasse an. Wer einen Schriftgranitgang in einer Granitmasse eingeschlossen, ihrem Fallen und Streichen genau folgend, mit Augen gesehen hat, der wird den Sinn begreifen den wir in diese Worte legen.

Jene Scheidung wird also von der Hauptgestaltung mit fortgerissen und fügt sich in die Richtungen jenes Gitterwerks.

So viel sey vorläufig von einer Angelegenheit gesagt, die schon tausendfach mit mehr oder weniger Glück ausgesprochen worden. Man erinnere sich der Füllungs-Theorie, welche so überhand nahm, daß eine werthen Mannes, von Charpentiers, verständige Bemühungen abgelehnt, beseitigt, mißachtet, vergessen und zuletzt gar nur durch Hohnrede wieder zur Erinnerung gebracht wurden. Eine Wiederaufnahme der Arbeiten eines höchst sinnigen Verfahrs würde gerade jetzt einen guten Eindruck machen und vielleicht von erfreulichen Folgen seyn.

Aber gleichzeitig mit jener Scheidung, die dem Ganzen folgen muß, geht im Innersten der Massen noch eine besondere vor, welche den eigentlichen Charakter der Gebirgsart ausspricht, und dieses ist, was wir porphyrartig nennen. Auch hier wie dort sondert sich das Feinste, oder vielmehr Homogenste, nicht sowohl vom Unreinen als vielmehr vom Fremdartigen, das Einfachere vom Zusammengesetzten, das Enthaltene vom Enthaltenden, und zwar so, daß man oft die Identität bisher nachweisen kann. Unzählige Beispiele, vom Granit bis zum letzten Gyps und Kalkstein, sind den Freunden dieses Wissens bekannt. Sehr oft ist das Enthaltene dem Enthaltenden nahe verwandt. Die Carlsbader und Eibenstocker Zwillingskrystalle sind eigentlich krystallisirter Granit, die großen Granaten oder Almandine von Tyrol sind offenbar krystallisirter Glimmerschifer, die Eisengranaten krystallisirter Eisenglimmer.

Wie nun diese Gestaltungen sich fester in demjenigen Masse hervortun, so werden noch mehr die durch gleiche Auflösung befreiten auf vorigen Gebirgsstufen und Schichten herumgestreuten Urtheilchen sich noch reiner absondern und die gleichartigen sich einander zugesellen. Hier haben wir alsdann die ganz reinen Krystallbildungen, an denen wir uns höchlich erfreuen, unser Wissen daran bilden und erheben können.

Auch jene porphyrartigen Erscheinungen habe ich sorgfältig gesammelt, und wie sich das oben Behauptete in einzelnen Beispielen ausspricht, verdient wohl eine besondere Behandlung. Jedoch finde eine chemische Erfahrung hier einstweilen Platz.

Ich erhielt ein Glas Opodeldok von gleichartiger trübdurchscheinender Masse, worin aber runde weiße krystallisirte Körperchen in kleiner Erbsgestalt schwebend gehalten werden. Bei einer nähern Erkundigung vernahm ich, daß dieses Glas erst vor drei Wochen bereitet worden. Schon am zweiten und dritten Tage zeigen sich Pünktchen, die sich nach und nach vergrößern und eine krystallinische Form annehmen, an welchen jedoch im Verlauf der Zeit bis weiterer Wachsthum zu bemerken ist.

Ferner hat sich gefunden, daß in kleineren Gläsern die Krystallchen häufiger und kleiner als Hirsenkörner entstehen, wodurch wir belehrt werden: daß sogar das Maß der Räumlichkeiten auf die Krystallbildung entschieden Einfluß hat, und zugleich auf manches crystognostische Vorkommen hingewiesen sind.

Auf diesem Wege jedoch begegnen wir einem andern Phänomen, das uns bei seiner Unerforschlichkeit nicht losläßt. Solidescenz ist mit Erschütterung verbunden. Nur selten kommt dies Ereigniß, seiner Zartheit wegen, zur unmittelbaren entschiedenen Anerkennung.

„Derjenige welcher bei dem Versuch das Quecksilber gefrieren zu machen die Glasröhre in der Hand hielt, fühlte in dem Augenblick als das Metall seinen flüssigen Zustand verlor eine plötzliche Erschütterung, und eine ganz ähnliche Erscheinung findet beim Festwerden des Phosphores statt.“

So zeigt sich auch Solidescenz durch Erschütterung. Ein Glas Wasser nah am Gefrieren durch einen Schlag erschüttert, krystallisirt sogleich.

Gedenken wir an dieser Stelle, wenn sie auch weit abzuliegen scheinen, der Chladnischen Versuche, wie die Erschütterung, regelmäßig geleitet, zugleich mit dem Ton eine Gestalt hervorbringe. Auf Glastafeln ist das Phänomen jedermann bekannt, vielleicht nicht allen folgendes:

Wasser, auf flachen geränderten Glastellern, mit Semen lycopodii bestreut und durch einen Violinbogen angeregt, giebt, in vielfältigen Abtheilungen, die Erscheinung gegitterter Flächen und eines entschiedenen Gewebes, so daß der umsichtig thätige Heufinger dessen in seiner Histologie (Hyphologie) gedenken könnte. Purkinje, ein merkwürdiger Forscher unsrer Zeit, hat mir solche Gewebe durch eine scharfsinnige Vorrichtung auf Glastäfelchen fixirt und freundlichst mitgetheilt.

Die entoptischen Erscheinungen lassen sich gleichfalls hier anschließen; durch schnelle Verdünnung der Temperatur solidescirt ja in den Glastäfelchen eine sonst verüberfliegende Gestaltung.

Bedeutend hab' ich immer die Betrachtung gefunden, die uns das makromikromegische Verfahren der Natur eingesehen fähig macht; denn diese thut nichts im Großen was sie nicht auch im Kleinen thäte, bewirkt nichts im Verborgenen was sie nicht auch am Tageslicht offenbarte.

Daß der Thonschiefer im Großen von Quarzgängen häufig durchsetzt werde, ist bekannt; nun aber traf ich eine dergleichen Gebirgsart, deren mäßige tragbare Massen nach einem gewissen Streichen von Quarzgängen durchzogen waren, indessen schlichtige Ablösungen diese Massen rechtwinklig auf die Richtung der Gänge zu schmalen Tafeln trennten und so natürliche Durchschnitte vor Augen legten.

Ich lege ein solches Thonschiefer-Täfelchen vor mich, so daß der darauf sich präsentirende etwa sechs Linien starke Quarzgang in horizontaler Richtung sey, ein schmälerer etwa eine Linie breiter Gang kommt auf dem ersteren von etwa 45 Graden an, wird sogleich nach dem Perpendikel zu gebrochen, geht sichtlich durch den stärkern hindurch, kehrt unterwärts in die erste Richtung zurück und setzt parallel mit der Entrittslinie seinen Weg weiter fort. Hier gebrauche ich, wie man sieht, eine bekannte Terminologie, deren man sich bedient um das Phänomen anzuzeigen, wenn das Licht, oder dessen sogenannter Strahl, aus dem dünnern Mittel ins dichtere und von da wieder ins dünnere übergeht.

Und fürwahr, wären unsere Täfelchen in Linearzeichnungen auf eine Kupferplatte gebracht, so würde jedermann glauben es seyen aus einem physikalischen Compendium jene auf die Lehre von Brechung des Lichts bezüglichen Figuren copirt worden.

Doch wollen wir die Analogie nicht weiter treiben, sondern nur erzählen was wir vor uns sehen: der schwächere Gang auf dem stärkeren, vertical im rechten Winkel anlangend, scheint von seinem Wege nicht abgelenkt; doch geben genau betrachtet zwei Gänge niemals durch einander, ohne daß sie einigermaßen in ein Schwanken gerathen und eine leise Wirkung solches Zusammentreffens andeuten.

Der Fall welcher selten vorkommt, daß der schwächere Gang den stärkern verschiebt, beruht auf die Erfahrung, daß ein ganz leeres Klüftchen den Gang aus seiner Richtung bringt, ihn aber nicht rückwärts lenkt, sondern vorwärts zu schieben die Eigenschaft hat.

Einen einzigen Fall hab' ich gefunden, wo der schwächere Gang den stärkern vertical durchkreuzend ihn beinahe um seine Breite niederdrückt.

Im Thonschiefer finden wir durchaus die reinsten Beispiele zu dieser Lehre; der Kieselschiefer hingegen ist so vielfach durchzogen und durchklaftet, daß bedeutende Beispiele nicht herauszuheben sind. Der Marmor bietet uns ähnliche Betrachtungen dar, nur ist alles leichtfertiger und unsicherer; doch fehlt es auch hier nicht an einer gewissen consequenten Bestimmtheit.

Ein merkwürdiges Beispiel, wodurch die Erschütterung bei der Solidescenz uns vor Augen gebracht wird, ist der allbekannte Florentinische Ruinenmarmor. Wahrscheinlich entsprang er aus einer eingesinterten Gangart, die an einer Seite sich bandartig zu bilden im Begriff war, als ein gewisses Zucken die zarten Streifen mit verticalen Klüftchen durchschnitt und die horizontalen Linien bedeutend verrückte, daß die einen höher gehoben, die andern niedergehalten wurden, wodurch uns denn die Gestalt einer lückenhaften Mauer vor Augen tritt. Indessen war am entgegengesetzten Saalband die Masse breiartig in Bewegung, die so [illegible] Erklüftungen wenig erleidend erscheint [illegible] schnitten und politen Tafeln über der Landschaft [illegible] wölkung, wer es dafür will gelten lassen; doch glaube diese Stelle bei vorzüglichen Exemplaren ganz deutlich vom sogenannten orientalischen Alabaster, einem buntgestreiften durchscheinenden Kalkspath.

Ferner besitz ich andere Beispiele desselben Marmors, wie sie mir nur einmal vorgekommen. Die Masse nämlich, wie sie aus hellerem Grunde zu mehr oder weniger hellen Bestandtheilen sich sondert, hatte nicht die Tendenz wie vorige sich bandartig zu bilden, sondern mag undulirt durch Schichtung neben einander schwimmend, bei der Solidescenz von Erschütterung ergriffen,

durch ungleiche ſichtbare Klüftchen durchkreuzt werden ſeyn.

Nun ſieht man die verſchiedenfarbigen geſonderten Beſtandtheile gradlinig in beſtimmte Räumchen eingefaßt, in Dreiecken, Vierecken, alles meiſt rhombiſch ſpitz- und ſtumpfwinklig.

Aehnliche Erſcheinungen finden wir im Großen: denn man darf den erſtbenannten Ruinenmarmor und deſſen Durchſchnittsfliſchen mit einem Durchſchnitt von Hügelederer Zieg vergleichen, ſo wird man die große Aehnlichkeit ſie bewundern.

Alles dieſes iſt nur geſagt, daß die Natur nicht ſpäter gewaltſame Mittel anzuwenden braucht, um dergleichen Erſcheinungen mechaniſch hervorzubringen, ſondern daß ſie in ihren erſten Anlagen ewige, aber ruhende Kräfte beſitzt, die, in der Zeit hervorgerufen, bei genugſamer Vorbereitung das Ungeheure ſo wie das Zarteſte zu bilden vermögen.

Der bei Ilmenau vorkommende Bandjaſpis giebt uns von einer gleichen Naturwirkung ſchöne Beiſpiele. Die einzelnen dreifingerbreiten Stücke zeigen eine ſehr regelmäßige Streifenabtheilung, graubräunlich dunkel auf hellerem Grunde. An vielen Stücken iſt dieſe Linearzeichnung unterbrochen, an anderen aber bleibt zwar das parallele Verhältniß durchaus rein, allein die Linien ſind wie durch einen kleinen Schruck im Augenblick der Verſteinerung verſchoben und alſo erklärt das ſie nunmehr ein gelindes treppenartiges Steigen und Fallen verwirken. Was wir alſo vorher an einem leicht determinablen Kalkſtein geſehen haben, erblicken wir nunmehr an einem feſten quarzigen Thonſtein.

Von einer heftigen Erſchütterung in einem ſolchen Augenblicke giebt uns der Trümmerbau einen bedeutenden Beleg. Hier iſt auch die erſte Tendenz zum Bandartigen unverkennbar, durch eine Störung jedoch ward ſie aufgehoben und in einzelne Stücke zerſtückelt, die Gallerden-Maſſe jedoch, die allen Achaten zum Grunde liegt, in dem Augenblicke noch weich, erſtarrte zugleich mit den Trümmern die ſie entdeckt, und ſo iſt uns ein ſchönes Mineral vorbereitet worden.

Ich beſitze eine Tafel Aitdorfer Marmor, drei Fuß lang, zwei breit, deren ausgeſchweifte Form darauf hindeutet, daß ſie früher fürſtliche Gemächer verziert hat, und ſie verdiente dieſe Ehre wohl: denn auf einem grauen Grunde liegt Ammonshorn an Ammonshorn, die Schale des Ganzen iſt noch deutlich ſichtbar, der vordere Theil von der Grundmaſſe ausgefüllt, der dünktere reiner weißer Kalkſpath. Jedem Naturfreund iſt dieſer Marmor von Altdorf bekannt, mir aber wurde an dieſem Stücke zuerſt folgendes bedeutend. Es gehen zarte Klüfte quer durch das Ganze durch, die, wenn ſie auf ein Schneckenhaus treffen, ſolches um einige Linien verſchieben; an andern einzelnen Muſterſtücken fand ſich auch wohl der Fall, daß die Schnecke auf vier Zwölftheile eines Pariſer Zolls verſchoben war.

Das was wir alſo am Bandjaſpis, am Florentiner Marmor erblickten, fordert uns hier abermals zur Betrachtung auf; hier liegt es dem Anblick deutlich vor, daß das Ganze noch weich, noch determinabel in einem gewiſſen Grade von Erhärtung muß geweſen ſeyn, als die ſchmalen mit einer gallichten Maſſe ausgefüllten Klüfte in gerader Richtung, obgleich wellenförmig, durch das Ganze hindurch liefen und alles was ſie durchſchnitten von der Stelle ſchoben. Außer dieſer Hauptlage ſehen fünf kleinere, die ich durch Vermittlung des Herrn Profeſſors Schweigger einer alten wackern Freundin, der Frau Burgmeiſterin Baureis in Nürnberg, verdanke, mit welcher, wie früher mit ihrem Gatten, durch manche Zeit hindurch ein naturwiſſenſchaftlicher Verkehr ſtatt gefunden.

Von einem ſolchen Halbgewordenen, Gefärbten und wieder zum Ganzen Gefügten haben die Geognoſten ſchon manche Beiſpiele angeführt, und man wird mit einiger Aufmerkſamkeit noch viel mehrere finden, und manches ſogenannte Breccienartige wird hierher zu zählen ſeyn. Die Quarzkluft am Rheinufer unmittelbar unter der Rochus-Kapelle gehören hierher; ſchurfkantige Quarztrümmer ſind durch eine friſche flüſſige kryſtallige Quarzmaſſe zu dem feſteſten Geſtein verbunden, wie wir ja auch im Granitiſchen erſehen, daß ein gebeilter Knochen vor einem Bruche an derſelben Stelle ſicherer iſt als am benachbarten gefunden.

Deutſchland

geognoſtiſch-geologiſch dargeſtellt

von

Chr. Keferſtein.

Weimar 1821.

Eine Zeitſchrift, zwei Hefte, 1ſtes Heft: General-Charte von Deutſchland, zwei Durchſchnitte von Süd nach Nord. 2tes Heft: Zwei Durchſchnitte von Weſt nach Oſt. Charte von Tyrol.

Den Dank, welchen Freunde der Geognoſie Herrn Keferſtein ſchuldig werden, kann ihm niemand freudiger und aufrichtiger abtragen als ich, da mir ſeine bedeutende Arbeit gerade zur rechten Zeit förderlich und nützlich wird. In einem Alter wo man Reſultate wünſcht, ohne daß man ſich ſelbſt im Stande fühlte in manchen Fächern zu einer Vollſtändigkeit von Erfahrung zu gelangen, das Längſtverbundene mit dem Neuerung zu gelangen, das Längſtverbundene mit dem Neuentdeckten überſehbar zu verknüpfen, iſt es höchſt willkommen, wenn Jüngere unſern Vorſatz leiſten, unſern Wunſch erfüllen.

Wenn ich gedenke was ich mich ſeit funfzig Jahren in dieſem Fache gemüht, wie mir kein Berg zu hoch, kein Schacht zu tief, kein Stollen zu niedrig und keine Höhle labyrinthiſch genug war, und nun mir das Einzelne vorgewürfelt, zu einem allgemeinen Bilde verknüpfen möchte; ſo kommt mir vorliegende Arbeit, inſofern ſich meine Forſchung auf Deutſchland bezog, ſehr günſtig zu ſtatten.

Wie ich alſo, theils zufällig, theils vorſätzlich, mit Land- und Gebirg-Strecken bekannt geworden, was ich von Erfahrungen notirt, von Zeichnungen trefflicher Künſtler aufbewahrt, an Gedanken fort und fortgehegt, das alles wird ſich jetzt deutlicher und kurzgefaßter entwickeln laſſen, wenn ich, Herrn Keferſteins Charten und geognoſtiſche Zeitſchrift immer vor Augen habend, Aeltere und Neuere darauf beziehe, wodurch ich denn,

ohne daß ich ein zusammengefundenes Ganzes zu liefern im Stande wäre, doch, indem ich mich an ein Ganzes anschließe, zu einer gewissen Einheit gelangen kann.

Herrn Kästlins Unternehmen, sobald die wohlgelungene Arbeit mir zu Augen gekommen, erregte meinen ganzen Antheil und ich that zu Förderung der geognostischen Charte Vorschläge, worauf sich diese gründen, entwickeln wir folgendermaßen:

Man durfte sich nicht schmeicheln eine dem Auge vollkommen gefällige ästhetische Wirkung hervorzubringen; man suchte nur die Aufgabe zu lösen: daß der Gesammteindruck welcher immer dunkel bleiben mußte, entschieden bedeutend und nicht widerwärtig wäre. Der Hauptformation, welche Granit, Gneis, Glimmerschiefer mit allen Abweichungen und Einlagerungen enthält, ertheilte man die Karminfarbe, das reinste schönste Roth; dem unmittelbar aufsitzenden Schiefer gab man das harmonirende reine Grün, darauf dem Alpenkalk das Violette, auch dem Rothen verwandt, dem Grünen nicht widerstrebend.

Den rothen Sandstein, eine höchst wichtige, meist nur in schmalen Streifen erscheinende Bildung, bezeichnete man mit einem hervorstechenden Gelbroth; den Porphyr andeuten sollte die bräunliche Farbe, weil sie überall kenntlich ist und nichts verdirbt. Dem Quadersandstein eignete man das reine Gelb zu; dem bunten Sandstein ein angenehmes Chamois; dem Muschelkalk blieb das reine Blau; dem Jurakalk ein Spangrün und zuletzt ein kaum zu bemerkendes Blaßblau der Kreidebildung.

Diese Farben neben und durch einander machen keinen unangenehmen Eindruck als irgend eine illuminirte Charte, und vorausgesetzt, daß man sich immer der besten Farbenstoffe bediene, des reinsten Auftrags befleißige, werden sie durchaus einen freundlichen zweckmäßigen Anblick gewähren. Auf der allgemeinen Charte von Deutschland fühlt man die Totalität; die Charte von Tyrol, wo nicht alle Farben vorkommen, ist charakteristisch, man sagt sich gleich, daß man nichts Zerstückeltes, nur große Massen gewahre; andere Gegenden werden andere Eindrücke verleihen. Das auffallende Schwarz des Basaltes läßt sich, in Betracht der Bedeutsamkeit dieser Formation, gar wohl verzeihen.

Wird nun der intendirte geognostische Atlas auf solche Weise durchgeführt, so wäre zu wünschen, daß die Freunde dieser Wissenschaft sich vereinigten und dieselben Farben zu Bezeichnung eben desselben Gebirgs anwendeten, woraus eine schnellere Uebersicht hervorginge und manche Begriffsverwirrung entstünde. Man haben deshalb umständlicher ausgesprochen, daß die vorliegende Färbung unsichtlich und nicht zufällig angeordnet worden. Ueberhaupt wäre noch manches zu besprechen, ehe man Landcharten eigens zu geologischen Zwecken widmen und stechen ließe, da denn, durch gewisse vom Kupferstecher schon eingebrachte Zeichen, auch die Hauptepochen in ihren Unterabtheilungen kenntlich zu machen wären.

Der Kammerberg bei Eger.

Der Kammerbühl (Hügel), sonst auch der Kammerberg, hat seinen Namen von einem benachbarten Waldbezirke und einer dortigen Anlage wenigen Umfangs, die Kammer genannt. Er zeigt sich, wenn man von Franzensbrunn nach Eger geht, etwa eine halbe Stunde rechts vom Wege, wird kenntlich an einem offenen Lusthäuschen auf seiner Höhe und merkwürdig durch vulcanische Producte aus denen er besteht. Ob sie ächte oder pseudovulcanische seyen, kann die Frage entscheiden; aber man neige sich auf welche Seite man will, so wird bei diesem Falle wegen besonderer Umstände manches problematisch bleiben.

Wir gäben zu unserer Darstellung gerne ein Kupfer und legten dabei eine Sammlung zum Grund. Denn wenn man gleich mit Worten vieles leisten kann, so ist es doch wohlgethan bei natürlichen Dingen die Sache selbst oder ein Bild vor sich zu nehmen, indem dadurch jedermann schneller mit dem bekannt wird, wovon die Rede ist.

Indessen ob und gleich hier beides abgeht, so unterlasse ich doch nicht diesen Aufsatz mitzutheilen. Vorzüglicher gehabt zu haben ist immer vortheilhaft, und so benutzte auch ich später die Schrift des verewigten von Born. Wir sehen aufmerksamen wenn von uns gefordert wird zu sehen was jene gesehen haben, und es ist immer schon genug, wenn einer sieht was der andere sah, ob er es gleich vielleicht anders sieht. Was das Denken und Meinen betrifft, so ist über solche Gegenstände ohnehin keine Uebereinstimmung zu erwarten.

Wie viele Naturfreunde besuchen jährlich diese Gegenden, bestigen diese wundersame Mittelhöhe und ohne große Schwierigkeit werden sie, nach Anleitung des angefügten Verzeichnisses, eine Sammlung zusammentragen, vielleicht vollständiger als die unsrige. Besonders ersuchen wir ihnen die Nummern 11 bis 14 aufzusuchen. Bedeutend und recht auszeichnet, sind sie selten, aber das Glück begünstigt den leidenschaftlichen, unermüdlichen Liebhaber.

Läßt sich Böhmen als ein großes Thal ansehen, dessen Wasser bei Außig abfließen, so kann man den Egerdistrict als ein kleineres denken, welches durch den Fluß dieses Namens sich seiner Wasser entledigt. Betrachten wir endlich die Gegend von der zunächst hier die Rede ist, so erblickt unsre Einbildungskraft gar leicht an der Stelle des großen Franzensbrunner Moores einen vormaligen Gebirgssee, umgeben von Hügeln und weiterhin von Bergen, dessen gegenwärtig noch nicht völlig ausgetrockneter Boden mit einem Torflager bedeckt, mit mineralischem Alkali und andern chemischen Bestandtheilen durchdrungen ist, in welchem sich mancherlei Gasarten häufig entwickeln, wovon die sehr lebhaften und gehaltreichen mineralischen Quellen und andere physische Phänomene ein vollständiges Zeugniß ablegen.

Die Hügel und Gebirge welche diese Moorfläche umgeben, sind sämmtlich aus der Urzeit. Granit mit großen Feldspathkrystallen, dem Carlsbader ähnlich, findet sich zunächst bei der Einsiedel von Liebenstein. Ein feinkörniger mit gleichmäßigen Theilen, der vorzüglich zum Bauen benutzt wird, bei Hohehäusel. Nicht weniger bricht Gneis bei Rossenik. Aus Glimmerschiefer besteht, der uns hier besonders interessirt, besteht der Rücken, welcher das Franzensbrunner Moor von dem Egerthale scheidet. Aus der Verwitterung dieses Gesteins entstand der Boden der meisten Felder dieser sanften Anhöhen; deswegen man auch allenthalben Ueberreste von Quarz findet. Die Höhle hinter Dresenhof ist in den Glimmerschiefer eingeschnitten.

Auf diesem Rücken, sanft doch entschieden erhoben, einzeln und abgesondert, liegt der von allen Seiten der gesehene Kammerbühl. Seine Lage ist an und für sich schon hoch und um so bedeutender wird die Aussicht auf seiner Höhe.

Man versetze sich in das offene Lusthäuschen und man

findet sich in einem Kreis näherer und fernerer Hügel und Gebirge. Im Nordwesten hat man die regelmäßigen schönen und heitern Gebäude Franzensbrunns vor sich. Wie man sich nach der rechten wendet, erblickt man über einer weiten, wohlbebauten und bewohnten Landschaft, in der Ferne den sächsischen Fichtelberg, die Carlsbader Berge, sodann näher die weit umherleuchtenden Thürme von Maria Culm, dann das Städtchen Königswart, wohin zu das Moor seinen Abfluß nach der Eger nimmt, dahinter den Königswarter Berg, weiter ostwärts den Hilzberg, wo der Glimmerschiefer mit Granaten sich findet. Ungesehen in der Tiefe bleibt die Stadt Eger; auch der Fluß zeigt sich nicht. Ueber dem Thale hingegen hat er einschneidet, steht das Kloster Sanct Anna auf einer ansehnlichen Höhe, auf welcher schöne Feldfrüchte in verwittertem Glimmerschiefer gebaut werden. Hierauf folgt ein waldbewachsener Berg, der eine Einsiedelei verbirgt, in der Ferne treten sodann der Bayreuther Fichtelberg und die Munsiedler Berge hervor. Hierwärts sieht man sodann das Schloß Hohberg; völlig im Abend den Kappelberg, mehrere Ansiedlungen, Dörfer und Schlösser, bis sich denn durch die Dörfer Ober- und Unter-Lohma der Kreis wieder an Franzensbrunn anschließt.

Wir befinden uns also auf dem Gipfel eines länglichen nackten Hügels, der sich von Südwesten nach Nordosten zieht; rings umher läuft er gegen seine Base flach aus; nur ist die Westseite steiler. Eben dieses flache Auslaufen macht seine Peripherie ungewiß; doch kann man sie über 2000 Schritte annehmen. Die Länge des Rückens von dem Lusthäuschen bis an den Hohlweg, in welchem noch schlackige Spuren zu finden sind, beträgt 500 Schritte. Gegen Länge und Breite ist die Höhe gering; die Vegetation behilft sich dürftig unmittelbar auf verwitterter Schlacke.

Gibt man von dem Lusthäuschen den Rücken gegen Nordosten hinab, so trifft man sogleich auf eine kleine Vertiefung, die offenbar von Menschenhänden ausgegraben ist. Hat man auf dem sanften Abhang etwa 150 Schritte zurückgelegt, so gelangt man an die Stelle, wo zum Gebrauch des Chausseebaues die Seite des Hügels aufgegraben, eine große Masse weggefördert, sein Inneres aufgeschlossen und für den Betrachter ein bedeutendes Profil gewonnen worden. Der Durchschnitt der sich hier beobachten läßt, kann an seiner höchsten Stelle etwa 50 Fuß hoch seyn. Hier zeigen sich Lagen vulcanischer Producte, regelmäßige Lagen, welche fanft doch etwas mehr als der Hügel nach Nordosten abfallen und eine geringe Neigung von Süden nach Norden haben. Sie sind an Farbe verschieden, unten schwarz und braunroth; höher nimmt das Braunrothe überhand, weiter hinaufwärts zeigt sich die Farbe weniger ausgesprochen, da wo sie sich der Oberfläche nähern, ziehen sie sich ins Graulichgelbe.

Höchst merkwürdig ist an diesen sämmtlichen Lagen, daß sie so sanft abfallen, daß sie ohne eine Art von Bewegung oder Umordnung ganz ruhig auf einander folgen, daß sie eine geringe Höhe haben: denn man kann auf die 50 Fuß, welche das Ganze beträgt, ohne genau auf Schichtung zu sehen, bequem über vierzig zählen.

Die Theile aus welchen diese Lagen bestehen, sind durchaus lose, von einander abgesondert, nirgends eine compacte zusammenhängende Masse. Das größte und kleinste Stück das man darin finden möchte, wird wenig über eine Elle betragen.

Manche Theile dieses wunderbaren Gemenges zeigen ihren Ursprung ganz deutlich. So findet man häufig genug Glimmerschiefer an Farbe und Form völlig unverändert, bald fester bald mürber. In den obern Lagen trifft man denselben öfter als in den untern gerieben an.

Seltner sind jedoch solche Stücke, welche von einer leichtflüssigen zarten Schlacke zum Theil umgeben sind. Bei einigen dieser Art scheint der Stein selbst angegriffen und zum Theil in Schmelzung gerathen. An der dieser Glimmerschiefer ist, wie gesagt, der Form nach unverändert; es zeigt sich keine Abrundung, ja kaum eine Aufstumpfung. Die Schlacken die auf ihm aufsitzen, sind so scharf und frisch, als wenn sie eben erst erkaltet wären.

Gleichfalls ziemlich scharfkantig sind die Theile des Glimmerschiefers, die entweder einzeln oder in mehreren Stücken, von fester Schlacke völlig eingeschlossen, gänzlich überschlackt sind. Hieraus entstehen die Kugeln, die sich wie wohl seltner finden und deren Form uns verführen könnte, sie für Geschütze zu halten. Vielmehr aber hat sich die Schlacke um einen fremden Kern conglobirt und mehr oder weniger regelmäßig kugelförmige Körper gebildet.

In den obern Lagen, besonders den rothen, findet sich der Glimmerschiefer geröthet, mürbe, zerreiblich und wohl gar in eine sehr zarte, fettig anzufühlende, rothe Ockermasse verwandelt.

Den Antheil des Glimmerschiefers, den Quarz, finden man gleichfalls unverändert, meistens von außen roth, welche Farbe sich in die Klüfte hineingezogen hat. Noch verbunden mit dem Glimmerschiefer kommt er überschlackt vor, welches bei den abgesonderten Stücken nicht der Fall ist.

Nunmehr wenden wir unsre Aufmerksamkeit zur vollkommenen Schlacke welche völlig durchgeschmolzen, ziemlich leicht, schaumartig aufgebläht, derbartig geflossen, von außen uneben, scharf und voller Höhlungen, inwendig aber öfters dichter ist. Aus ihr vorzüglich besteht der ganze Hügel. Man findet sie in einzelnen, sie sich fertig geworfenen, abgeschlossenen Stücken. Die größten von einer Elle und drüber sind selten; die zusammengeflossen, verdrehten Massenstücke zu sehn, so wie die faustgroßen unregelmäßig geballten. Alle sind scharf, frisch, vollständig als wenn sie so eben erstarrt wären.

Hinabwärts finden sie sich von allen Größen und verlieren sich endlich ins Staubartige. Dieses legte füllt alle Zwischenräume aus, so daß die ganze Masse zwar lose aber dicht aufeinander liegt. Die schwarze Farbe ist die gewöhnliche. Auch sind die Schlacken inwendig alle schwarz. Die Röthe welche sie manchmal von außen überzieht, scheint sich von dem geröthelten, in eine Thonmasse veränderten, leichtauflöslichen Glimmerschiefer herzuschreiben der in den rothen Lagen häufig ist, in welchen auch lose Conglomerate von gleicher Farbe vorkommen.

Alle diese Körper sind leicht zu gewinnen, indem jeder einzelne aus der Masse herausgezogen werden kann. Die Beobachtung jedoch und Sammlung hat einige Unbequemlichkeit und Gefahr; indem man nämlich zum Behuf des Chausseebaus von der Masse untern wegnimmt, so stürzen die obern Theile nach, die Wände werden steil und überhängend, dabei kann der einströmende Regen große Partien zu nahem Sturze vorbereitet.

Auf der Oberfläche des Hügels sind die Schlacken alle von bräunlicher Farbe welche auch ziemlich ins Innere der kleinern Stücke eindringt. Das Aeußere ist durchaus stumpfer und würde auf eine andre Art von Schmelzung deuten, wenn man nicht diese Aufstumpfung so wie die Farbe, der Witterung, welche hier seit undenklichen Zeiten gewirkt, zuschreiben müßte.

Ob man gleich in allen diesen Schlacken sich ihre ursprüngliche völlig zu verlieren scheint, so findet man doch durchaus selbst in denen welche vollkommen geflossen sind, den auf der untersten die zur obersten Schicht, deutlich Stücke von Glimmerschiefer und Quarz unverän-

dert, daß man also an dem Material woraus sie entstanden nicht zweifeln kann.

Verfolgen wir uns nunmehr in das Kesselthälchen zurück und dagegen uns von oben herunter nach der Südwestseite, so trifft sich ein zwar ähnliches, aber doch in einem gewissen Sinn ganz entgegengesetztes Gebirg. Die Südwestseite ist im Ganzen abhängiger als die Nordostseite. Inwiefern sie flözartig sey, läßt sich nicht beurtheilen, weil hier keine Entblößung statt gefunden. Hingegen stehen besonders gegen Süden große Felspartien zu Tage, die sich in einer Direction von dem höchsten Punkte des Hügels bis an den Fuß desselben erstrecken. Diese Felsen sind von zweyerley Art: die edern noch völlig schalenförmlich, so daß die einzelnen Theile von jener ertgemischten ebenen braunen Ziegellage dem äußern Ansehen nach kaum zu unterscheiden sind, durchaus poros, jedoch keineswegs scharf, lückenhaft wie aus Knochen zusammengesetzt. Daß dieses jedoch ihre ursprüngliche Natur sey und keine Absplitterung obwalte, zeigt sich in den Höhlungen und Lücken, die sich hervorthun, wenn man Stücke vom Felsen trennt. Hier ist das Innere dem Aeußern gleich, das Innere mochte keine Verwitterung wirken können.

Der Hauptunterschied aber zwischen diesem als Felsart anstehenden Gestein und allem vorigen ist seine größere Festigkeit und größere Schwere. So drücklich und lose es aussieht, so schwer ist ihm etwas abzugewinnen, ob es gleich eher zu gewinnen ist als das Folgende.

Dieses liegt in großen Felsmassen am Fuße des Hügels. Zwischen diesem und den vorerwähnten findet sich eine Kluft, wahrscheinlich durch frühere Steinbrüche entstanden. Denn der alte viereckte Thurm auf der Citadelle von Eger, dessen Erbauung wohl in den Zeiten der Römer zu suchen seyn möchte, ist aus diesem Stein gebauet, ja man findet in dem gegenwärtigen Felsen hier und da mehrere Löcher in einer Reihe, welche auf das Einsprengen von gabeln und kammförmigen Werkzeugen hindeuten, die vielleicht zu Bewegung der nächstgelegenen Massen dienten.

Dieses untere Gestein von dem wir sprechen ist der Witterung, der Vegetation, dem Hammer fast unbezwinglich. Seine Kanten sind noch immer scharf, die verschiedenen Moosüberzüge ausgenommen, und nur mit tüchtigen Werkzeugen ist man im Stande bedeutende Theile davon zu trennen. Es ist schwer und fest, ohne jedoch auf dem Bruche durchaus dicht zu seyn. Denn ein großer Theil desselben ist auf das feinste porös: deswegen auch der feinste Bruch rauh und unscheinbar ist. In das festeste und dichteste selbst, dessen Bruch sich uneben und splitterig zeigt, hat größere und kleine Höhlungen in sich, wie man sich selbst an kleineren Stücken überzeugen kann. Die Farbe ist durchaus lichtgrau, manchmal aus dem Bläulichen ins Gelbliche übergehend.

Nachdem wir dasjenige, was uns der äußere Sinn in dem gegenwärtigen Falle gewahr werden läßt, umständlich und deutlich vorgetragen, so ist es natürlich, daß wir auch unser Inneres zu Rathe ziehen und versuchen, was Urtheil und Einbildungskraft diesen Gegenständen wohl abgewinnen konnten.

Betrachtet man die Lage des Kammerbühls von seiner eigenen Höhe, oder von Sanct Annen herunter, so bemerkt man leicht, daß er noch lange unter Wasser gestanden, als die höhern das Thal umgebenden Gebirge schon längst aus demselben hervorragten. Stellen wir uns vor, wie sich die Wasser nach und nach vermindert, so sehen wir ihn als Insel erscheinen, umspült von den Gewässern; endlich bei weitern Entweichen des Wassers als Vorgebirg, indem er auf der Nordostseite mit dem übrigen Ufer schon trocken zusammenhing. Da auf der Südwestseite die Wasser des Egerthals noch mit den Wassern des gegenwärtigen Moors einen Zusammenhang hatten.

Finden wir nun bei seiner gegenwärtigen völligen Abtrocknung eine doppelte Erscheinung, ein Flözartiges und ein Felsartiges, so sprechen wir billig den ersten zuerst, weil wir zu seiner Entstehung das Wasser nothwendig zu Hülfe rufen müssen.

Ehe wir doch zur Sache selbst gehen, bleibt uns noch eine Vorfrage zu erörtern, ob der Inhalt dieser flözartig sich zeigenden Hügels auf der Stelle entstanden, oder ob er von ferne hieher geführt worden. Wir sind geneigt, das Erste zu bejahen: denn es müßten umgebene Massen ähnlichen Gesteins in der Nachbarschaft sich finden, wie doch der Fall nicht ist, wenn dieser Hügel durch Strömungen hier sollte zusammengetrieben seyn. Ferner finden wir den Glimmerschiefer auf dem das Ganze ruht, noch unverändert in den Lagen. Die Producte sind alle scharf, und besonders der umschlackte Glimmerschiefer von so zarten Gewebe, daß er allen vorhergehenden Treiben und Reiben ausschließt. Nichts findet man abgerundet als jene Kugeln, deren Aeußeres jedoch nicht glatt, sondern rauh überschlackt ist. Will man zu deren Entstehung eine fremde Gewalt zu Hülfe rufen, so findet sie, bei wiederholten Explosionen noch wirksame Vulkane, ein solches Balleiren an manchen in den Krater zurückfallenden Materien statt.

Lassen wir also diesen Hügel an der Stelle die er einnimmt vulcanisch entstehen, so sind wir wegen der flachen, flözartigen Lage seiner Schichten genöthigt die Zeit der völligen Wasserbedeckung zu dieser Epoche anzunehmen. Denn alle Explosionen in freier Luft wirken mehr oder weniger perpendiculair und die zurückstürzenden Materialien werden, wo nicht unregelmäßigere, doch wenigstens viel stellere Schichten aufbauen. Explosionen unter dem Wasser, dessen Tiefe wir übrigens unbewegt und ruhig denken werden, müssen sowohl wegen des Widerstandes, als auch weil die entwickelte Luft mit Gewalt in der Mitte sich den Weg nach der Höhe bahnt, gegen die Seite treiben und das Niedersinkende meist sich in flachern Schichten ausbreiten. Ferner geben uns die vorkommenden Umstände die Veranlassung zu vermuthen, daß das Geschmolzene augenblicklich erploirt worden. Der unverbrannte Glimmerschiefer, die vollkommene Schärfe der Schlacken, ihre Absplitterlichkeit denn von einem zusammenhängenden Geschmolzenen ist keine Spur, scheinen diese Vermuthung zu begünstigen.

Ein und dieselbe Wirkung muß von Anfang an bis zu völliger Vollendung des gegenwärtigen Hügels fortgedauert haben. Denn wir finden von unten hinauf die Lagen sich immer auf gleiche Weise folgend. Das Wasser mag entweichen seyn wann es will, genug es läßt sich nicht darthun, daß nachher etwas noch Explosionen in freier Luft statt gefunden.

Vielmehr findet man Anlaß zu vermuthen, daß die Fluthen noch eine Zeitlang den untern Theil des Hügels überspült, den ausgebenden Theil der Lagen auf den höchsten Punkten weggenommen und schaum noch lange den Fuß des Hügels umspült und die leichteren Schlacken immer weiter ausgebreitet, zuletzt über dieselben, ganz am Auslaufen der schiefen Fläche, den durch die Verwitterung des umherstehenden Glimmerschiefers entstandenen Lehm darüber gezogen, in welchem sich keine weitern Spuren vulcanischer Producte finden.

Eben so scheint es uns, daß der eigentliche Krater, der Ort woher die Explosionen gekommen, den wir südlich am Fuße des Hügels suchen würden, durch die Gewässer zugespült und vor unsern Augen verdeckt worden.

Konnten wir auf diese Weise den flözartigen Theil dieses Hügels einigermaßen in seinem Ursprunge vorge-

gemärtigen, so wird dieses viel schwerer, wenn wir uns den flötzartig denken.

Stellen wir uns vor, er habe früher als der flötzartige existirt, dieses Felsgestein habe ursprünglich basaltähnlich auf dem Glimmerschiefer aufgesessen, ein Theil desselben habe, durch vulcanische Wirkung verändert und verschmolzen, zu dem Inhalt jener Flötzlage mit beigetragen, so steht entgegen, daß bei der genauesten Untersuchung keine Spur dieses Gesteins in gedachten Lagen sich befunden. Gesetzt wir nähmen eine spätere Entstehung nachdem der übrige Hügel schon fertig geworden, so bleibt uns die Wahl, ihn den irgend einer basaltähnlichen, dem Wasser ihren Ursprung dankenden Gebirgsbildung abzuleiten, oder ihm gleichfalls einen vulcanischen Ursprung mit oder nach den Flötzlagen zu geben.

Wir läugnen nicht daß wir uns zu letzter Meinung hinneigen. Alle vulcanischen Wirkungen theilen sich in Explosionen des einzelnen Geschmolzenen, und in zusammenhängenden Ergus des in großer Menge flüssig Gewordenen. Warum sollten hier in diesem offenbar, wenigstens von einer Seite, vulcanischen Falle nicht auch beide Wirkungen stattgefunden haben? Sie können, wie uns die noch gegenwärtig thätigen Vulcane belehren, gleichzeitig seyn, auf einander folgen, mit einander abwechseln, einander gegenseitig aufheben und zerstören, wodurch die complicirtesten Resultate entstehen und verschwinden.

Was uns geneigt macht, auch diese Felsmassen für vulcanisch zu halten, ist ihre innere Beschaffenheit, die sich bei losgetrennten Stücken entdeckt. Die ebern gleich unter dem Lusthäuschen hervortretenden Felsen nämlich, unterschieden sich von den ungeheuren Schlacken der obersten Schicht nur durch größere Festigkeit, so wie die untersten Felsmassen auf dem frischesten Bruche sich rauh und porös zeigen. Da sich jedoch in diesen Massen wenig oder keine Spur einer Abkunft von Glimmerschiefer und Quarz zeigt, so sind wir geneigt zu vermuthen, daß nach niedergesunkenem Wasser die Explosionen aufgehört, das concentrirte Feuer aber an dieser Stelle die Flötzschichten nochmals durchgeschmolzen und ein compacteres, zusammenhängenderes Gestein hervorgebracht habe, wodurch denn die Südseite des Hügels steiler als die übrigen geworden.

Doch indem wir hier von erfolgten Naturoperationen sprechen, so bemerken wir, daß wir uns auch an einer heißen theoretischen Stelle befinden, da nämlich, wo der Streit zwischen Vulcanisten und Neptunisten sich noch nicht ganz abgekühlt hat. Vielleicht ist es daher nöthig ausdrücklich zu erklären, was sich zwar von selbst versteht, daß wir diesen Versuch uns den Ursprung des Kammerbühls zu vergegenwärtigen, keinen dogmatischen Werth beilegen, sondern vielmehr jeden auffordern, seinen Scharfsinn gleichfalls an diesem Gegenstand zu üben.

Möchte man doch bei dergleichen Bemühungen immer wohl bedenken, daß alle solche Versuche die Probleme der Natur zu lösen, eigentlich nur Gerüste der Denkkraft mit dem Anschauen sind. Das Anschauen giebt uns auf einmal den vollkommenen Begriff von etwas Gelleistetem, die Denkkraft die sich doch auch etwas auf sich einbildet, möchte nicht zurückbleiben, sondern auf ihre Weise prüfen und auslegen, wie es geleistet werden konnte und mußte. Da sie sich selbst nicht ganz zulänglich fühlt, so ruft sie die Einbildungskraft zu Hülfe und so entstehen nach und nach solche Gedankenwesen (entia rationis), denen das große Verdienst nicht aus auf das Anschauen zurückzuführen, und uns zu größerer Aufmerksamkeit, zu vollkommener Einsicht hinzudrängen.

So könnte man auch in dem gegenwärtigen Fall, nach genauer Uebersicht aller Umstände, noch manches zur Aufklärung der Sache thun. Mit Erlaubniß des Grundbesitzers würden wenige Arbeiter uns gar bald zu erfreulichen Entdeckungen verhelfen. Wir haben indeß, was Zeit und Umstände erlauben wollen, verzuarbeiten gesucht, leider von allen Büchern und Hülfsmitteln entfernt, nicht bekannt mit dem, was vor uns über diese Gegenstände schon öffentlich geäußert worden. Möchten unsre Nachfolger dies alles zusammenfassen, die Natur mehrerlei betrachten, die Beschaffenheit der Theile genauer bestimmen, die Bedingungen der Umstände schärfer angeben, die Masse entschiedener bezeichnen und das durch das was ihre Verfahren gethan vervollständigen, oder wie man unbefugter zu sagen pflegt, berichtigen.

Sammlung.

Die hier zum Grunde gelegte Sammlung ist in das Cabinet der mineralogischen Societät zu Jena gebracht worden, wo man sie jedem Freunde der Natur mit Vergnügen vorzeigen wird, der sich solche übrigens, wenn er den Kammerbühl besucht, nach gegenwärtiger Anleitung leicht selbst wird verschaffen können.

1) Granit, kleinkörnig, von Hohlhusel.
2) Gneis von Rossetal.
3) Glimmerschiefer ohne Quarz, von Drsendorf.
4) Glimmerschiefer mit Quarz, eben daher.
5) Glimmerschiefer Nro. 3, durch das Feuer des Porcellanofens geröthet.
6) Glimmerschiefer Nro. 4, gleichfalls im Porcellanofen geröthet.

Man hat diesen Versuch angestellt, um desto deutlicher zu zeigen, daß der in den Schichten des Kammerbergs befindliche mehr oder weniger gerötheten Glimmerschiefer durch ein starkes Feuer gegangen.

7) Glimmerschiefer ohne Quarz, aus den Schichten des Kammerbergs. Seine Farbe ist jedoch grau und unverändert.
8) Derselbe durchs Porcellanfeuer gegangen, wodurch er röthlich geworden.
9) Gerötheter Glimmerschiefer aus den Schichten des Kammerbergs.
10) Desgleichen.
11) Desgleichen mit etwas Schlackigem auf der Oberfläche.
12) Glimmerschiefer mit angeschlackter Oberfläche.
13) Quarz im Glimmerschiefer mit angeschlackter Oberfläche.
14) Glimmerschiefer mit vollkommner Schlacke theilweise überzogen.

Bedeutende Stücke dieser Art sind selten.

15) Unregelmäßig kugelförmiges umschlacktes Gestein.
16) Quarz von außen und auf allen Klüften geröthet.
17) Glimmerschiefer einem verwitterlichen Thone sich nähernd.
18) Fett anzufühlender rother Thon, dessen Ursprung nicht mehr zu erkennen.
19) In Schlacke übergehendes festes Gestein.
20) Dergleichen noch unscheinbarer.
21) Vollkommene Schlacke.
22) Dergleichen von außen gerötheter.
23) Dergleichen von außen gebrannt, unter der Vegetation.
24) Fester, schlackenähnlicher Gestein von den Felsmassen, unter dem Lusthäuschen.
25) Fester, basaltähnlicher Gestein, am Fuße des Hügels.

Zur Geologie,
besonders der böhmischen.

What is the inference? Only this, that geology partakes of the uncertainty which pervades every other department of science.

Gott wir uns in Acht! Ist Unwissenheit,
Kommt sie von der besten Sorte? Nicht.

Zu der Zeit als der Erdkörper mich wissenschaftlich zu interessiren anfing und ich seine Gebirgsmassen im Ganzen, wie in den Theilen, innerlich und äußerlich, kennen zu lernen mich bestrebte, in jenen Tagen war uns ein fester Punkt gegeben wo wir stehen sollten und wie wir ihn nicht besser wünschen; wir waren auf den Granit, als das höchste und das Tiefste angewiesen, wir respektirten ihn in diesem Sinne und man bemühte sich ihn näher kennen zu lernen. Da ergab sich denn bald daß man, unter demselben Namen, mannigfaltigere, dem Ansehen nach höchst verschiedene Gesteine begreifen müsse; der Syenit wurde abgesondert, aber auch alsdann blieben noch unterscheidbare Mannigfaltigkeiten übrig. Das Hauptkennzeichen jedoch ward festgehalten: daß er aus drei innig verbundenen, dem Gehalt nach verwandten, dem Ansehen nach verschiedenen Theilen bestehe, aus Quarz, Feldspath und Glimmer, welche gleiche Rechte des Beisammenseyns ausübten; man konnte von keinem sagen daß er das Enthaltende, von keinem daß er das Enthaltene sey; doch ließ sich bemerken daß, bei der großen Mannigfaltigkeit des Gebäudes, ein Theil über den andern das Uebergewicht gewinnen könne.

Bei meinem öftern Aufenthalt in Carlsbad mußte besonders auffallen daß große Feldspathkrystalle, die zwar selbst noch alle Theile des Granits enthielten, in der dortigen Gebirgsart überhäuft, den größten Bestandtheil desselben ausmachten. Wir wollen nur das Bezirks Eilhogen gedenken, wo man sagen kann die Natur habe sich mit der krystallinischen Feldspath-Bildung übernommen und sich in diesem Antheile völlig ausgegeben. Sogleich erscheint aber auch daß die beiden andern Theile sich von der Gemeinschaft lossagen. Der Glimmer besonders hält sich in Kugeln und man sieht daß die Devision gefördert sey. Man fängt der Glimmer an eine Hauptrolle zu spielen, er legt sich zu Blättern und nöthigt die übrigen Antheile sich gleichfalls zu dieser Lage zu bequemen. Die Scheidung geht jedoch immer weiter; wir finden auf dem Wege nach Schlackenwalde Glimmer und Quarz in großen Steinmassen vollkommen getrennt, bis wir endlich zu Felsmassen gelangen, die ganz aus Quarz bestehen, Flecken jedoch von einem dadurch gestalt durchquarzten Glimmer enthalten, daß er als Glimmer kaum mehr zu erkennen ist.

Bei allen diesen Erscheinungen ist eine vollkommene Scheidung sichtbar. Jeder Theil mußt sich das Uebergewicht an, wo und wie er kann, und wir sehen uns an der Schwelle der wichtigsten Ereignisse. Denn wenn man auch dem Granit in seinem vollkommensten Urzustande einen Eisengehalt nicht abläugnen wird, so erscheint doch in der, von uns betrachteten, abgeleiteten Epoche zuerst das Zinn und eröffnet auf einmal den übrigen Metallen die Laufbahn.

Wunderbar genug tritt, zugleich mit diesem Metall, so manches andere Mineral hervor: der Eisenglanz spielt eine große Rolle, der Wolfram, das Scheel der Kalkspath, verschieden gefärbt, als Flußspath und Apatit, und was wäre nicht noch alles hinzuzufügen! Wann nun in dem eigentlichen Granit kein Zinn gefunden werden, in welcher abgeleiteten Gebirgsart treffen wir denn auf diese wichtige Erscheinung? Zuerst also in Schlackenwalde, in einem Gestein, welchem um Granit zu seyn nur der Feldspath fehlt, wo aber Glimmer und Quarz sich nach Granitweise durchstatt verbinden, daß sie, freundlich gepaart, im Gleichgewicht stehen, keins für das Enthaltende, keins für das Enthaltene gerechnet werden kann. Die Bergleute haben solches Gestein Greisen genannt, und er glücklich mit einer geringen Abweichung von Gneis. Denke man nun daß man, über Schlackenwalde bei Einsiedeln, Sayda in anstehend findet, daß Colestin sich in jener Gegend gezeigt, daß die feinkörnigen Granite, so wie Gneise mit bedeutenden Almantinen, sich bei Marienbad und gegen die Quellen der Tepel finden, so wird man gern gestehen, daß hier eine wichtige gegnerische Epoche zu studiren sey.

Dies alles möge hier im Besondern gesagt seyn, um das Interesse zu legitimiren welches ich an der Zinnformation genommen: denn wenn es bedeutend ist irgendwo festen Fuß zu fassen, so ist es noch bedeutender den ersten Schritt von da aus so zu thun daß man auch wieder einen festen Fuß betrete, der abermals zum Grund- und Stützpunkt dienen könne. Deshalb habe die Zinnformation viele Jahre betrachtet. Da nun auf dem Thüringer Wald, wo ich meine Lehrjahre anstrat, keine Spur davon zu finden ist, so begann ich von den Sissen auf dem Fichtelberge. In Schlackenwalde war ich mehrmals, Geyer und Ehrenfriedersdorf kannte ich durch Correspondenz und sonstige genaue Beschreibung, die bester erzeugten Minern aufs genauste durch herrliche Stufen, die ich meinem verewigten Freunde Trebra verdanke. Von Graupen konnte ich mir genauere Kenntniß verschaffen, von Zinnwald und Altenberge flüchtige Uebersicht, und, in Gedanken, bis ans Riesengebirge, wo sich Spuren finden sollen, verfolgte ich die Vorkommnisheiten. Von allen genannten Hauptorten bedeutende Stufensolgen zu verschaffen hatte ich das Glück. Der Mineralienhändler Hr. Mawe in London versorgte mich mit einer vollkommen befriedigenden Sammlung aus Cornwallis und Herrn Ritter von Giesecke die ich, außer einem eingreifenden Nachtrag aus den englischen Zinnseifen, auch noch Malacca-Zinn schuldig geworden. Dies alles liegt wohlgeordnet und erfreulich beisammen; der Vorsatz aber einmal Ausgangendes hierüber zu diesem erlosch in einem frommen Wunsche, wie so vieles was ich für die Naturwissenschaft unternommen und so gern geleistet hätte.

Soll nun nicht alles verloren gehen, so muß ich mich entschließen in diesen Heften, wie es mir andern wissenschaftlichen Zwecken gelch-hen, das Vorhandene mitzutheilen, um es möglichst an einander zu knüpfen und ordentlicher mit einigen Hauptgedanken zu beleben.

Und so gebe ich denn hier vorerst das Wenige was ich auf einem Ausflug von Töplitz nach Zinnwalde notirt.

Ausflug
aus
Zinnwalde und Altenberg.

Den 10 July 1813 fuhr ich gegen Abend von Töplitz ab, bis Eichwald findet man gute Gesellschaft, ich gelangte dahin in 3/4 Stunden. Durch das Dorf selbst ist der Weg schlecht und enge Spur, hinter demselben aber hat man, vor kurzem, den Weg bergauf bergstatt

verbreitert und mit quergelegten Holzstämmen zur Ableitung des Wassers eingerichtet, daß er gar wohl vortheilhaft für gut gelten kann, wenigstens leidet eine breitere Spur keinen Anstoß, worauf doch eigentlich in Gebirgen alles ankommt.

Um halb 8 Uhr war ich auf der Höhe von Zinnwalde. Dieser Ort, durch welchen die Gränze zwischen Böhmen und Sachsen durchgeht, ist auf einem flachen Bergrücken, mit zerstreuten Häusern, weitläufig angelegt, die Wohnungen sind durch Wiesen getrennt, die den anliegenden Besitzern gehören; hier sieht man wenig Bäume und die Bergbeiten kündigen sich von ferne an. Der bald aus-, bald abfahrende Weg ist schlecht und hier findet man weder enge Spur.

Der Abend war sehr schön, der Himmel klar, die Sonne ging rein unter und der Mond stand am Himmel. Ich kehrte in dem Gasthofe ein, der einem Fleischer gehört, und fand nothdürftiges Unterkommen, ging noch auf die Halden, untersuchte die daselbst befindlichen Gangarten und unterhielt mich mit dem Steinschneider Mende, mit dem ich schon früher meine Auskunft verabredet hatte.

Den 11 Juli ging die Sonne am klarsten Himmel schon sehr früh auf. Mich wunderte daß in einem, keineswegs reinlichen und durch eine Fleischerwirthschaft noch mehr verunreinigten Hause auch nicht eine Fliege zu finden war. Es scheint also daß diese Bergköhen ihnen nicht zusagen.

Ich ging auf die Grube Vereinigt-Zwitterfeld und fand daselbst den Steiger mit seinen Leuten, über Tage, mit Ausräumen, beschäftigt. Hier fordern sie den Zinnstein von den anhängenden Gangarten, vorzüglich vom Wolfram, der häufig vorkommt und beim Schmelzen Unheil macht. Der Schacht ist 48 Lachter tief, eben so viel bringt auch der Stollen ein. Sie bauen auf sogenannten Flötzen, welche aber völlig die Eigenschaft der Erzlager haben, meist ganz horizontal liegen und nur gegen das Ende einen mehreren Fall bekommen. Die Bergleute sagen: die Flötze richten sich nach der Form des Berges, besser würde man sich ausdrücken: sie bringen die Form des Berges hervor. Solche Hauptflötze liegen übereinander, von verschiedener Mächtigkeit. Das mächtigste ist 6.4 Ellen, aber nicht durchaus von gleicher Stärke, die schmälsten, von 6 bis 8 Zoll, sind die reichsten. Die Flötze bestehen durchaus aus Quarz, welcher von beiden Saalbändern derb, gleichsam strahlweise krystallisirt erscheint, weil er aber wenig Räume zwischen sich läßt, für derbquarzig kann gehalten werden. Zerschlägt man ihn, so zerfällt er in länglichte Stücke. Die beiden Saalbänder dieser Flötze, oder Horizontal-Lager, sind krystallisirter Glimmer, und in diesen Saalbändern, vorzüglich aber in dem unsern, findet sich der Zinnstein eingesprengt; der Quarz dagegen des Flötzes ist durchaus taub, so wie auch das obere Saalband keinen Gehalt hat. Zwischen diesen Flötzen liegen zwei verschiedene Bergarten, Greisen und Sandstein (so sprechen Sandstein aus daß es klingt wie Sanstin, oder Stanstin) genannt. Die erste ist aus Quarz und Glimmer gemischt, derjenigen ähnlich woraus das Schlackenwa der Stockwerk besteht, die andere aus Quarz und Thon und daher leicht verwitterlich.

Durch diese ganze Masse nun schneiden sich viele, sehr gute Gänge durch (so sprechen sie es klingt wie Stehnis ches), meistens sehr schmal, höchstens 3 bis 4 Zoll breit. Sie streichen in der zweiten Stunde, sind an sich zinnhaltig und werden mit den Flötzen, wo sie solche durchschneiden.

Noch eine andere Erscheinung ist das was sie Klüfte nennen, man könnte sie auch für Gänge ansprechen. Sie streichen in der dritten Stunde, gleichfalls sehr gut und schneiden alles durch. Sie sind allenthalben, enthalten einen weichen thonartigen Schmant, den die Bergleute Besteg nennen, und führen niemals Metall. Das Merkwürdigste dabei ist, daß sie die Flötze verwerfen. Wie nämlich eine solche Kluft auf das Flötz trifft, es sey von welcher Mächtigkeit es wolle, so schoppt sie dasselbe abwärts mit fort und verwirft es dergestalt, daß es erst 5—4—6 Lachter tiefer wieder verkommt, und auch wohl wieder zu seiner vorigen Stärke gelangt.

Nachdem ich mir dieses alles erklärt und die zusammen vorkommenden Producte auf den Halden vorgezeigt hatte, auch von jedem Musterstücke abschlagen, so bezahlte ich mich mit dem Steinschneider in sein Haus. Außer einem kleinen Mineralienkabinet, das er für sich zusammengebracht hat, findet man bei ihm Kleine und größere Musterstücke von den Producten des Erzmeyrischen Kreises, besonders von allem was sich auf die Pferdevulcane bezieht, er hat eine besondere Geschicklichkeit im Zurichten seiner Muster, die deswegen sauber und apetitlich aussehen.

Nun ging ich mit ihm abwärts gegen Nord-West, bis an das Stollen-Mundloch; unterwegs fanden wir viel aufgerissenes Erdreich, in kleinen Hügeln. Hier wurden vor alten Zeiten die Tagröhre abgebaut, welche nah unter der Oberfläche lagen und zeigen daß der ganze Bergzinnisch war, und das was man Dammerde nennt in den ältesten Zeiten unbedeutend.

Wir wanderten von den Bergwerken hin, welcher das Wasser dieser Höhen, wie es hier von den Pochwerken kommt, nach Altenberg leitet, er zieht sich, wie gewöhnlich, an dem Bergrücken her und der Weg ist sehr angenehm, weil es immer durch Waldung geht.

Ist man ungefähr eine halbe Stunde, so überschaut man die sich abflossenden Berge und Hügel, gerichten hier und der Elbe. Den Fluß sieht man zwar nicht, aber die Bergreihen drüben, bei klarem Wetter, ganz deutlich.

Der kleine Ort Geising wird zuerst im Thale sichtbar, die Häuser ziehen sich in dem engen Grunde herauf. Nun öffnet sich der Blick nach Altenberg und zwar sieht man zuerst eine hohe steile Felswand, diese ist aber nicht durch Natur, sondern durch jenen großen Erdfall, Erdbruch entstanden, wodurch so viele Gruben zu Grunde gegangen.

Man muß sich vorstellen, daß die sämmtlichen Gruben an dem Abhange eines Berges gelegen, und da sie zusammengestürzt, so hat sich ein Trichter gebildet, mit Wänden von ungleicher Höhe, die vordere viel niedriger als die hintere. Sie nennen diesen Trichter, nach dem gewöhnlichen bergmännischen Ausdruck, die Binge.

Punkt Neune hatten wir den untern Rand erreicht. Von dem obern bis in die Tiefe mag es viel über hundert Fuß betragen. Das Gestein an den Wänden ist sowohl senkrecht, als auch nach allen Richtungen zerklüftet, hat äußerlich eine rothe Farbe, die sich von dem Eisengehalte des Porstines herschreiben mag.

Unsere Absicht zu meiden ging nach Zinnwald zu dem Bergmeister, dieser war nicht zu Hause, fanden in der Bergpredigt, indem heute gerade das Quartal Crucis centrat, mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten.

Das Städchen Altenberg liegt näher zusammen als Zinnwald, an einem sanften Abhange des Berges, und ist, nach sächsischer Art, schön städtisch gebaut als jenes. Man sieht auch hier verschiedene Giebel. Der mit Fichten wohl bewachsene Geisingberg, welcher rechter Hand in einiger Entfernung hervortagt, giebt eine angenehme Aussicht.

Da ich auszuruhen wünschte, trat ich in die Kirche und fand die ganze Knappschaft in Putz und Ornat versammelt. Der Diaconus predigte in bergbeziehen bergmännischen Phrasen, der Anzug aus der Kirche war nicht feierlich wie sonst, man bemerkte aber schöne

Männer, besonders unter den Knappschafts-Aeltesten, fast zu groß für Bergleute.

Wir besuchten einen Handelsmann, um ein Glas Wein zu trinken, diesen fanden wir in einer sonderbaren Beschäftigung. Er hatte nämlich einen Juden bei sich, wie sie mit Fernrohren in dem Lande herumziehen, dieser stellte ein Mikroskop auf, weil der Kaufmann die Insecten näher betrachten wollte, die ihm seine Käse leichter machen, seinen Reiß mit Staub überziehen und die Rosinen verderben. Es kamen unter dem Vergrößerungsglas die abscheulichsten Thiere zum Vorschein, Mittelthiere zwischen Läusen und Käfern, durchscheinend am Leibe und den meisten Gliedern, übrigens grau, sie bewegten sich mit vieler Behendigkeit und waren von verschiedener Größe, man konnte auch ganz deutlich lange stillliegende Larven erkennen, aus denen sie hervorgehen mögen.

Man versicherte uns, daß diese Geschöpfe einen großen holländischen Käse in einigen Wochen um ein paar Pfund leichter machen, ein Mittel dagegen sey, aus Ziegelmehl einen feinen Brei zu bereiten und damit die Käse zu überstreichen, so blieben sie unangefreßen. Die Ursache ist wohl, weil die Luft abgehalten wird, welche diese Geschöpfe zum Leben nöthig haben.

Nun nahmen wir unsern Weg gegen die Pochwerke. Ich konnte die Steinhaufen welche daneben aufgeschüttet waren nicht begreifen, sie schienen aus tauben Gestein zu bestehen, wovon ich Musterstücke mitnahm und mich noch gehaltreicheren Stufen umsah. Allein ich war sehr verwundert, als ich bemerken mußte, daß diese sämmtlichen Steine, wie sie durcheinander lagen, zum Pochen bestimmt bisher gefahren werden.

Weil nun alle Bergleute nach dem Bergamte gezogen waren, und überhaupt heute nicht gearbeitet wurde, so war die Stadt wie ausgestorben und wir unsern eigenen Betrachtungen überlassen. Mein Führer hatte ziemliche Kenntnisse dieser Dinge und ein alter Mann der herumschieb, bestätigte seine Auflage, daß wirklich das ganze Gebirge ziemlich haltig sey und selten einige Theile desselben vor andern vorzuziehen. Es werde beinahe alles auf die Pochwerke gebracht, deren sehr viele hinunter in dem Thal gegen Geising angebracht sind.

Wir gingen von einer Halde zur andern und fanden sehr viele Abtheilungen desselben Gesteines, die wir so lange auflasen und als Handstufen geschlagen, bis wir zuletzt keine neue Abänderung mehr fanden. Wir traten darauf unsern Rückweg an, verfügten uns aber noch vorher an das Mundloch eines Versuchsstollens, den sie in der Gegend der Schmelzhütte treiben, dort kommt ein schöner Porphyr vor, den sie Syenit-Porphyr mit Recht nennen, weil röthliche Feldspathkrystalle in einem Grund von Hornblende liegen. Wir stiegen nun so weit wieder aufwärts, bis wir den Bergraben erreichten und gingen auf dem kühlen Wege ganz bequem zurück.

Vom Stollenmundloch an, den Zinnwalder kahlen Berg hinauf, hatten wir dagegen in der Mittagssonne einen beschwerlichen Weg und waren wohl zufrieden, als wir um 1 Uhr in dem Gasthofe wieder anlangten.

Gegen Abend besuchte mich der Bergamtsassessor Friedrich August Schmidt von Altenberg, bedauerte daß sie heute verhindert worden wie sie gewünscht hätten mich zu empfangen, daß sie mit der Bergpredigt und dem Anschnitte beschäftigt gewesen, auch erst nach meiner Abreise meine Ankunft vernommen. Ich ersuchte ihn um einige Nachrichten, die er mir denn auch ertheilte.

Das große sogenannte Stockwerk zu Altenberg hat schon 1547 und 1548 einige Brüche erlitten, der Hauptbruch geschah aber 1620, wo 36 Gruben mit 36 Gäpeln zu Grunde gingen. Dieses Unglück entstand aus der Natur des Berges und des Bergbaues; denn indem der Zinngehalt durch die ganze Masse des Berges ausgetheilt ist und sich in den verschiedenen Steinarten, wo aus derselbe besteht, eingesprengt befindet, ohne daß sich besondere bauwürdige Gänge oder Flöze zeigten, so muß das sämmtliche Gestein weggenommen und überhaupt verpocht werden, wobei man denn, da man die entstandenen Räume nicht mit Holz wieder ausbauen kann, Bergfesten stehen läßt, um das Ganze einigermaßen zu unterstützen.

Da nun die 36 Gruben, jede für sich einzeln bauten, jede so viel als möglich aus ihrem Felde herausnahm, ohne sich um das Allgemeine oder um die Nachbarn zu bekümmern, so ward der Berg nach und nach ausgehöhlt, daß er sich nicht mehr hielt, sondern zusammenstürzte.

Dieser Unfall jedoch gereichte dem Werke zum Nutzen, indem die Hauptgewerken, ausländische reiche Kaufleute, unter Beirath von einigen Sachverständigen, mit vieler Mühe es dahin brachten, daß die Theilnehmer der 36 zerstörten Gruben sich in eine Gewerkschaft vereinigten, deren Antheile durch eine verhältnißmäßige Anzahl der nunmehr bestehen 128 Kure wieder erstattet wurden.

Diese neue Gesellschaft theilt sich nun wieder in 3 Theile:

1) große Gewerkschaft, die hat aus den Augsburger, Nürnberger und Dresdner Gewerken,
2) kleine Gewerkschaft,
3) Prepre-Theile.

Da nun dieses Unternehmen groß und kühn war, so wußten sie sich zugleich von der Landesherrschaft viele Vortheile zu bedingen; sie stehen eigentlich nicht unter dem Bergamte, sondern unter einer Direction von drei Personen, die sich in Dresden aufhalten, am Orte haben sie einen eigenen Factor, der gegenwärtig heißt Göbel, der alles besorgt. Die Kirche haben sie erbaut, die Glocken und die Uhr angeschafft, die Pochmühlen gehören ihnen zum größten Theil, auch haben sie Waldungen und ein Rittergut angekauft, so daß sonach zu den nothwendigsten Bedürfnissen nichts abgeht. Auch besitzen sie noch einen Theil des Berges, der damals nicht zusammenstürzte, und bauen sowohl unter als neben dem Bruche.

Der Bau unter dem Bruche ist sehr wunderbar, indem man sich nur versuchsweise bei zusammengestürzten und verbrochenen Steine zu bemächtigen sucht. Alles was man gewinnt wird zwar, wie eben gesagt, verpocht und das Zinn aus der ganzen Masse herausgewaschen, aber man sucht sich doch an Einzelnen von dem mehr oder weniger Gehalt dieser und jener Steinart durch den Schichtriß zu unterrichten. Sie wissen es zu einer großen Fertigkeit zu bringen, und haben sich eine Terminologie gemacht, um zehn Grade der Bauwürdigkeit zu unterscheiden; es sind folgende:

1. Mausekrächen.
2. 3 er.
3. 6 pf.
4. 1 gl.
5. 2 gl.
6. 4 gl.
7. 8 gl.
8. 9 gl.
9. Species Thaler
10. Fensterscheibe.

Merkwürdig ist es, daß sie einen neuen Bruch befürchten müssen, indem sich um die große Lücke der Berg abermal abgelöst hat, weil aber die Auflösung ganz feiger ist und also man auch der vordere Theil

nach der Binge zu einstürzen sollte, doch die Rückwand stehen bleiben und von oben nichts nachstürzen würde, so sind sie ohne Sorgen, ja sie bedienen sich des, durch die Ablösung entstandenen Raumes zu Schächten und sonstigen Bedürfnissen.

Die verschiedenen Gruben auf denen gebaut wird, haben ein schwerer oder leichter Geschicke und können den Centner Zinn verkaufen von 34 bis 39 Thaler, nachdem es ihnen mehr oder weniger zu gewinnen kostet.

Das Gestein des Gebirgs ist an und für sich sehr fest, daher hat ihnen das zusammenfügen der ungeheuren Masse den Vortheil gebracht, daß es dadurch zersplittert worden. Wie sie nun aber unter dem Bruche diese Trümmer gewinnen, ist mir zwar beschrieben worden, aber schwer zu begreifen und ohne Zeichnung nicht zu verstehen.

Wo sie im festen Gestein arbeiten, setzen sie Feuer und machen dadurch das Gestein brüchig, dessen ungeachtet bleiben immer noch große Stücke; diese werden auf ungeheuren Scheiterhaufen neben den Pochwerken abermals durchgeglüht und auf diese Weise zersprengt, daß man ihrer durchs Pochen eher Herr werden kann.

Von ihrem Schmelzproceß wüßte ich wenig zu sagen, sie rösten die Schliche, um den Arsenik und Schwefel wegzutreiben; übrigens macht die Beimischung von Wasserm und Eisen ihnen viel zu schaffen.

Sonntag den 12 Juli bereitete ich mich früh um sechs Uhr zur Stollenfahrt, und diese war so leider als der Stolzer von der Grube Vereinigt-Zwitterfeld auch die Aufsicht über den Stollen hat. Ich fuhr bis zum Stollenmundloch im Wagen und fand daselbst den gedachten Steiger und Steinschneider.

Das erste Gestein was man mit dem Stollen durchfahren hat, ist Porphyr, der seine Gleichmäßigkeit oder wenigstens sein bartiges Nachfolgen auf die Zinsformation dadurch beweist, daß Zinnsteine noch in ihn hineinlaufen. Wir fuhren bis unter den Schacht von Vereinigt-Zwitterfeld, ungefähr 500 Lachtern. Der Stollen ist leider nicht in gerader Linie angelegt, und so ist er auch von verschiedener Höhe, deshalb unangenehm zu befahren. Auf dem Hin- und Herwege machte mich der Steiger auf alles dasjenige aufmerksam was er mir gestern über Tage von der Natur des Gebirgs erzählt hatte; er zeigte mir die Flötze, deren Gangart, den Quarz, die Stollbänder von Glimmer, die reichen unten, die tauben oben, das Durchstreichen der stehenden Gänge, besonders aber der Klüfte, wobei ich einen höchst merkwürdigen Fall, wie ein Flötz durch die Kluft verschleppt wird, zwar mit einiger Mühseligkeit, aber doch sehr deutlich zu sehen bekam. So zeigte er mir auch eine große Weitung, da wo die Gruben Vereinigt-Zwitterfeld und Reicher-Trost zusammenstoßen. Hier konnte die ganze Masse zu gute gemacht werden, weil die Greisen stockwerkartig metallhaltig waren. Als sie diese Räume abbauten, trafen sie auf eine große Druse, in welcher sich schöne Bergkrystalle, theils einzeln, theils in Gruppen fanden.

Ich konnte hiernach die gestern auf den Halden zusammengesuchten und bei dem Steinschneider angeschafften Stufen desto besser ordnen, welches sogleich geschah.

Hiebei bemerke ich noch, daß in Zinnwalde auf sächsischer Seite auf 14 Gruben sind, alle gangbar, auf der böhmischen mehrere, aber nur 6 gangbar.

Nachdem ich also vor Tische bei dem Steinschneider die Ausbeute der mir interessanten Mineralien gemacht, so wurden selbe eingepackt. Ich fuhr um halb drei Uhr ab, und war dreiviertel auf fünfe in Töplitz. Ein starkes Gewitter, welches von der Gegend über die Eide herangog, erreichte mich nicht, indem die Gebirge dem Zug der Wetter Hindernisse in den Weg legen.

Wenn man das Datum bemerkt, wie ich den zwölften Juli 1813 von dieser Höhe schied, so wird man vergeben daß ich einen mir so wichtigen Gegenstand nur flüchtig, ja oberflächlich betrachtet. Es war während des Stillstandes, an welchem das Schicksal der Welt hing, ein Wagstück nicht ohne leichtsinnige Kühnheit. Die Gränze von Sachsen und Böhmen geht durch Zinnwalde durch; um den Minerairhändler zu besuchen, mußte ich sechen Sachsen betreten, alles was für mich bedeutend war lag auf dieser Seite. Und nun gar die Wanderung nach Altenberg, dem Anscheine nach geheimnißvoll unternommen, hätte mir eigentlich üble Händel zuziehen sollen. Von sächsischer Seite war doch kein Mann zu sehen, alles ruhte dort im tiefsten Frieden; die österreichischen Schildwachen mußten für unverfänglich halten, wenn man mit zwei Schimmeln über die Gränze führe; der Mauthner hatte auch nichts dagegen einzuwenden und so kam ich glücklich zurück durch den Weg den ich so gut fand, weil man ihn zum Transport der Artillerie gerade jetzt verbessert hatte. Abends spät gelangte ich nach Töplitz, krank und frei, zu einigem Mißvergnügen einer heitern Gesellschaft, welche schadenfreh gehofft hatte, mich, für meine Verwegenheit bestraft, als Gefangener escortirt, vor den kommandirenden General, meinen hohen Gönner und Freund, den Fürsten Moritz Lichtenstein und seine so lieb und werthe Umgebung gebracht zu sehen. Bedenke ich nun daß diese ruhige Berggegend, die ich in dem vollkommensten Frieden, der aus meinem Tagebuche hervorleuchtet, verließ, schon am 27 August von dem fürchterlichsten Rückzuge überschwemmt, allen Schrecknissen des Krieges ausgesetzt, ihren Wohlstand auf lange Zeit zerstört sah, so darf ich den Genius segnen, der mich zu dem flüchtigen und doch unausloschbaren Anschauen dieser Zustände trieb, die von so langer Zeit her das größte Interesse für mich gehabt hatten.

Problematisch.

Der im Vorigen ausgesprochenen Haupt-Maxime getreu, alle geologischen Betrachtungen vom Granit anzufangen, sodann aber auf die Uebergänge, wie mannigfaltig sie auch seyn mögen, fleißig zu schauen, wurde vor mehreren Jahren das Gestein in Betracht gezogen, woraus die Carlsbader Quellen entspringen. Neuere Ansprüche desselben lassen und darauf weiter zurückkehren, da wir denn um unsern Vortrag einzuleiten folgendes bemerken.

Die hohen Gebirge welche Carlsbad unmittelbar umgeben sind sämmtlich Granit und also auch der Hirschsprung und der Dreikreuzberg, welche einander gegenüberstehend eine Schlucht bilden, worin sich, bis auf eine gerade Höhe, zu beiden Seiten ein Uebergangsgebirg bemerken läßt, und wovon in unserm Aufsatz zur Joseph Müllerschen Sammlung schon umständlicher gesprochen worden.

Musterstücke dieses Gesteins mit seinen Abänderungen waren in der letzten Zeit schwer zu erlangen, weil alles verbaut und durch Besitzungen umschlossen ist, die freistehenden Felsen aber von der Witterung vieler Jahre angebräunt und verändert sind. Nur in dem

Frühling als man, um Platz zu gewinnen, sich in die Felsen an mehreren Orten hineinarbeitete und oberhalb des Mühlhofes, neben dem Hause zu den drei Sternen, nicht weniger auf dem Bernhardsfelsen Räume brach, fand sich gute Gelegenheit bedeutend belehrende Beispiele zu gewinnen, wovon wir, bezüglich auf die Nummern der Müllerischen Sammlung, hier einiges vorlegen und nachbringen.

Bei den drei Sternen zeigte sich ein Granit, feinkörnig, worin der Feldspath bald mehr, bald weniger aufgelöst erscheint und dessen Oberflächen mit Eisen-Oxyd überzogen sind; bei genauerer Betrachtung fand sich, daß es derjenige sey, durch welchen feine Haarklüfte, mit Hornstein durchdrungen, hindurchgehen. (Müllersche Sammlung No. 2.). An manchen Ablösungen gewahrte man Schwefelkies und die und da zwischen dem Gestein quarzartige Tafeln, nicht gar einen Zoll dick.

Auf dem Bernhardsfelsen, wo unmittelbar hinter den Schulen des Heiligen eine Fläche gebrochen wurde, war die Ausbeute schon reicher; man durfte sich aus den vorliegenden Steinmassen die besten Exemplare herauszuschlagen, ehe sie wieder eingemauert wurden. Das Gestein (M. S. No. 27) welches bisher selten gewesen, fand sich hier häufig und zeichnete sich jaspisähnlich aus. Es ist gelblichgrau, hat einen muschligen Bruch und die und da zarte eckergelbe Streifen, die an den Bandjaspis erinnern; man fand es in einen feinkörnigen Granit verflochten und es lassen sich Stellen bemerken wo es in den vollkommenen Hornstein übergeht. Dieser fand sich dem auch in starken, obgleich unregelmäßigen Gängen das Gestein durchziehend, so daß bald der Hornstein den Granit, bald Granit den Hornstein zu enthalten scheint; auch fanden sich Massen des Hornsteins, welcher größere oder kleine Granittheile enthält, so daß dadurch ein sonderbares porphyrartiges Ansehen entspringt.

Ferner traf man auf eine reine Masse Hornstein, in grünem Ton, welcher wahrscheinlich aus verwittertem Granit entstanden war; von Schwefelkies standen wenige Spuren bemerkt.

Der Kalkspath jedoch, den wir früher in schmalen Klüften und manchmal schichtenweise an dem Granit gefunden (M. S. 30, 31), war nicht anzutreffen, der faserigte Kalkstein (M. S. 32) auch nicht; der braune jedoch (M. S. 33), obgleich nicht häufig, zeigte sich wieder. Kein Stück indessen haben wir angetroffen, das, wie sie sonst vorgekommen, mit dem Granit im Zusammenhang gewesen wäre. Wir geben eine ausführliche Beschreibung dieses immer merkwürdigen Gesteins. Theils echter, theils unkenntlicher gefärbt, derb, durchlöchert, die größern oder kleinern Höhlungen mit weißem Kalkspath ausgefüllt. Ist matt, und nur der nelkenbraun gefärbte nähert sich dem Schimmernden, bis zum Pechglänzenden: im Bruche uneben, unbestimmt eckige, ziemlich stumpfkantige Bruchstücke. Hält das Mittel zwischen weich und halbhart. Im Ganzen kann man dies Gestein für einen mit Kalk innig durchdrungenen Eisenocher ansehen.

Ein neuer Fund jedoch eines bisher noch unbekannten Gesteins verdient alle Aufmerksamkeit. Es war ein Klumpen Kalkstein, etwa einen Viertels-Centner schwer, äußerlich schmutzig eckergelb, rauh und zerfressen. Innwendig schneeweiß und schimmernd. Im Bruche uneben, splittrig, unbestimmt eckige, nicht scharfkantige Bruchstücke. Besteht aus fein und eckigkörnig abgesonderten Stücken, mit einer Neigung zum dichten Zerspringlichten. Das Ganze durchsetzen hell eckergelb gefärbte Adern, zerspringt beim Schlagen das Bruchstück an solchen Stellen, so findet man die Fläche gleichfalls hell eckergelb gefärbt, kleine traubenförmig gestaltet. Ist in kleinen Stücken durchscheinend, halbhart, spröde und leicht zersprengbar.

Aus dieser Beschreibung ist zu ersehen, daß dergleichen wohl selten vorkommen mag; wenigstens befindet sich in der großen Sammlung der mineralogischen Gesellschaft, auch in andern Sammlungen der Name nichts Aehnliches: für Sinter kann man es nicht ansprechen; will man es für Marmor nehmen, so ist es wenigstens eine noch unbekannte Art. Die Höhe des Bernhardsfelsens wo es zwischen dem andern Gestein gefunden worden, läßt uns vermuthen, daß es auch aus der Uebergangsformation sey, und wenn wir auch nichts weiter hierüber bestimmen, so deutet es doch abermals auf den Kalkantheil der Felsen überhaupt, daher und denn nicht schwer fällt den großen Kalkgehalt des Carlsbader Wassers, welcher täglich und stündlich abgesetzt wird, bis zu seinem Ursprunge zu verfolgen.

Da wir nun ober- und unterhalb des Neubrunnens jenes Uebergangs-Gestein gefunden, so bringen wir noch ein andres zur Sprache, worauf wir schon früher hingedeutet (Nachträge II). Als man nämlich vor einigen Jahren, bei dem unternommenen Hauptbau am Neubrunnen, Raum um die Quelle gewinnen wollte, und den Felsen abarbeitete, aus dem sie unmittelbar entsprang, traf man auf einen, durch Einfluß des Glimmers dendritisch gebildeten Feldspath, ebenfalls mit Hornstein durchzogen. Nun ist solcher verzweigter Feldspath mit dem Schriftgranit nahe verwandt, beide vom Granit ausgehend und eine erste Abweichung bestehen. Hier brach nun unmittelbar die heiße Quelle hervor, und wir bemerken abermals, daß hier eine dem Granit zunächst verwandte Epoche gar wohl angenommen werden könne.

Auf der rechten Seite der Tepel, wohin wir uns nun wenden, brachte uns das Abarbeiten einer langen Granitwand ehemäßig den Vortheil, daß wir zu gleicher Zeit auch hier eine große Masse schwarzen Hornsteins mit Schwefelkies vorfanden, demjenigen ähnlich, welchen wir drüben am Bernhardsfelsen gefunden. Wie wir denn schon vor mehreren Jahren den Weg höher hinauf ein Analogon des bisher so umständlich behandelten Uebergangs aus dem Granit entdeckt und solches (M. S. 48) beschrieben; es sind t sich über der Andreaskapelle, da wo gegenwärtig die Prager Straße an der Seite des Dreikreuzberges hergeht.

Vergebens haben wir uns dagegen bisher bemüht in der Nähe der eigentlichen Hauptsprudelquelle selbst dieses Gestein, wo es sich in seiner ganzen Entscheidenheit zeigen sollte, gleichfalls zu entdecken; die Nachbarschaft ist überbaut und die Kirche lastet auf der ehemaligen Werkstatt unserer heißen Quellen; wir erwarten jedoch nicht daß dieses Gestein auch hier zum Grunde liege, und zwar nicht in allzugroßer Tiefe.

Schon oben bemerkten wir vorläufig unsere Neigung zu glauben, daß der Topasfels über dieses Gestein hingehe, und wir fügen hinzu, daß wir vermuthen, gerade das Topasgebirge bewirke die heiße, heftige Naturerscheinung. Die Gebirgsart welche uns bisher beschäftigt, ist ein differenzirter Granit, ein solcher in welchem eine Veränderung sich entwickelt, wodurch Einheit und Uebereinstimmung seiner Theile gestört, zu aufgehoben wird. Wir sehen also dieses Gestein als eine gelinnische Säule an, welche nur der Bereitung des Wassers bedarf, um ihre großen Wirkungen hervorzubringen, um mehrere erdisch-salinische Substanzen, besonders den Kalkantheil der Gebirgsart aufzulösen und siedend an den Tag zu fördern.

Uns wenigstens hat die Bemerkung wichtig geschienen, daß bei trockenem Wetter der Sprudel weniger Heftigkeit äußere als bei angeschwollenem Fluß, ja wir sind

nicht abgeneigt zu glauben, daß wenn man bei ganz dürrer Witterung das zurückbleibende Wasser, welches das Wasser zu den Mühlen bringt, ablassen und so das Bett ebenhalb so gut wie trocken legen wollte, man sehr bald einen merklichen Unterschied in dem Herrorsprudeln der obern dieses Wassers bemerken würde.

Daß aber auch unterirdisch die Tropfen über Grund und Boden laufe, welche sich eignet bergischen Mixtionen hervorbringen, läßt sich daran erkennen, daß man, auf der Mühlenbrücke stehend, oben von den Gebirgen des Neubrunnens hinunter schaumend, die Oberfläche des Flusses mit aufspringenden Bläschen immerfort benetzt sieht.

Es sey dies alles hier niedergelegt, um die Wichtigkeit der ersten Uebergänge des Granits in ein anderes, mehr oder weniger ähnliches, oder unähnliches, ja ganz verschiedenes Gestein bemerklich zu machen. Eben dies Differenzsteigen der Urgestein-Art scheint die größten Wirkungen in der ältesten Zeit hervorgebracht zu haben und wohl manche derselben in gewissem Sinne noch fortzusetzen. Man gebe uns zu auch künftig die mannigfaltigen Erscheinungen aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten.

Carl Wilhelm Nose.

Dieses weisen Mannes »historische Symbola, die Basalt-Frage betreffend, zur Einigung der Parteien dargebeten« erhielt ich, durch ein besonderes Glück, zur Aufmunterung, als ich gerade mit Redaction einiger geologischen Papiere beschäftigt war. Die verschiedenen Aufsätze verlangten den Einfluß nicht den wenigen Blätter auf mich ausgübt; ich wagte mich über gewisse Naturgegenstände und Verhältnisse freier auszusprechen als bisher, ja als ein so theurer Vergänger und Mitarbeiter, welcher, wie es sich gar leicht bemerken läßt, des neuen Vulcanismus hereinbrechende Lawen fürchtend, sich auf einen alten bewährten Urfelsboden flüchten möchte, um von dort her seine Meinung, ohne sich einer unerfreulichen Controvers auszusetzen, Befreunden und Mitwirkenden vorzutragen.

Es ist dieses jedoch nicht so klar und entschieden geschehen wie es wohl zu wünschen wäre, und indem wir uns mit Lesen und Wiederlesen, zu unserm eignen Vortheil treulich beschäftigt, so wollen wir durch einen kurzen, geordneten Aufzug den vielen Naturfreunden, welche sich gleichfalls darum bemühen dürften, einige Bequemlichkeit zu leichterer und freierer Ansicht vorbereiten.

Die Geschichte der Wissenschaft ist die Wissenschaft selbst, die Geschichte des Individuums das Individuum, deshalb soll auch hier das Geschichtliche vorwalten.

1760 oder 1765 stritten Desmarest und Monnet um die Ehre vermeintlicher Entdeckung: der Basalt sey ein vulcanisches Product. Der erste Gedanke gehört also den Franzosen; auch leisteten sie nicht wenig schon früh genug für die Geschichte des Basaltes.

1771 und 1773 erschienen Raspe und Ferber als deutsche Vulcanisten, der letztere jedoch sehr mäßig gesinnt. In denselbigen Determinism stimmten Guettard, Rouß, Rößler zeigen die Vulcanisten, Baumer gleichfalls.

1771 erklärte sich Brünich, 1777 Bergman, vom Auslande her, für die Neptunisten, so wie später Kirwan. Die Gallier und Italiäner im Ganzen blieben dem Feuersystem getreu, so auch bis jetzt.

Werner, in Sachsen, Schlesien, Böhmen, hauptsächlich nur auf Granit und Basalt den Basalt aufgesetzt findend, mußte ihn zu den Urgebirgsarten zählen. Im Verfolg der Zeit jedoch fand man ihn gelagert auf und in einer Menge Gebirgsarten von den verschiedensten Altern, bis zu den jüngsten hinab; dies deutete auf ein spätestes Naturereignis.

Es ergab sich ferner daß die meisten gleichnamigen, und insofern auch gleichgeltenden, Hauptgebirgsstämme und Züge als solche angesehen werden müssen die zu ungleicher Zeit entstanden sind. Wem sind wohl erst die wahrgenommenen Unterschiede von älterem und neuerm Granit, Syenit, Gneis, Glimmerschiefer, Trapp, Porpher, Thonschiefer, Grauwacke, Kalkstein, Sandstein, Steinkohlen, von Conglomeraten oder Breccien sogar u. s. w. wieder vorzuzählen? Warum sollte man denn dem Basalt, wie er auch entstanden seyn möge, ungleiche Zeitepochen seiner Bildung absagnen? und warum sollte dies nicht eben zu genauerer Beobachtung führen, wie, wann, über wo und unter welchen Bedingungen er erscheint?

In den Jahren 1789 bis 1797 findet sich Nose gleichfalls veranlaßt diesen Gegenstand näher zu betrachten: späterhin bis auf den heutigen Tag gewann die Verstellung, der Basalt sey in einer sehr neuen Zeit gebildet, mächtig die Oberhand. Ueberhaupt jedoch, aufs Große und Ganze gesehen, überzeugt man sich gern, daß der Basalt, in Bezug auf sein zeitliches Eintreten, auf sein relatives Alter, mit andern Gebirgsarten sich wo nicht parallelisiren, doch combiniren lasse.

Eben so erscheint der Basalt, wenn auf Zustände und Gestaltungen gesehen wird unter denen die Gesteine als solche Art vorkommen, als frisch, ursprünglich, oder als verändert; ferner kommen die besondern Gestalten, als einzelne Kuppen, in Felsen, Tafeln und Kugeln, dem Basalt nicht ausschließlich zu; Granite, Porphyre, Schiefer, Sandsteine, und was nicht alles gestalten sich gleichfalls; daß der Basalt diese Eigenschaft in minderm Grade besitze, erregt die Aufmerksamkeit, giebt ihm aber kein ausschließliches Vorrecht.

An Uebergängen fehlt es ihm eben so wenig als andern Steinarten; und zweifelt kennt man das Uebergehen der basaltischen Hauptmassen und Gemengtheile zum Ton, zu Thon und Kieselschiefer, zu Phonolith, zu Horn-, Grün- und Mandelstein, zur Wacke, Grauwacke und zu Porphyren.

Diese Uebersichten, oder Ansätzen, führt uns auf die merklichen Mischungsverschiedenheiten der Basalte, indem sie bald thonige, bald quarzige, seltener talkige Grundmassen, in verschiedenen Verhältnissen aufzeigen. Dagegen aber beschaue man die Identität der Formen der Basalte, welche an den Felsen der verschiedensten Klimate bemerkt wird; eine so große Analogie des Baues läßt aber auch die selben Ursachen vermuthen, die in sehr verschiedenen Epochen, unter allen Klimaten gewirkt haben; denn die mit Thonschiefern und compacten Kalksteinen bedeckten Basalte müssen von ganz anderm Alter seyn, als die welche auf Lagen von Steinkohlen und auf Geschieben ruhen. Und wie sollten Basalte vulcanisch an allen Orten und Enden völlig gleichartig entsprungen seyn, da das unterirdische Feuer verschiedentlige Grundlagen zu verkochen hatte.

Ueber das erste Entstehen, über die primitive Bildung irgend einer Gebirgsart im Großen sind keine Zeugnisse vorhanden. Das vulcanische Hervorbrechen von Inseln im Meere, von Bergen auf dem Lande dagegen geschieht noch immer vor unsern Augen.

Es stellte sich zuletzt diese Wissenschaft in ein Zwi-

sachen: man nahm die ältesten Gebirgsarten als auf dem nassen Wege entstanden an, die neueren, die nicht Anschwemmungen sind und sich durch Gewaltsamkeit so entschieden aussprechen, mußten für Producte unterirdischen Feuers gelten. Wenn aber beim Vulcanismus man nicht gerade Steinkohle und Entzündliches zum Grunde legt, nicht Brennendes, sondern Hitze und Gährung Erregendes, zuletzt auch wohl in Flammen aufschlagendes, kunstfähiges Wasser, so will man sich auch gegen den kosmischen Neptunismus verwahren und nicht durchaus auf einen weltumschaffenden Meeressturm, sondern auf eine dichtere Atmosphäre hinweisen, wo mannigfaltige Gasarten, mit mineralischen Theilen geschwängert, durch electrisch-magnetische Anregung auf das Entstehen der Oberfläche unseres Planeten wirken.

Dieses Assyrische wird nur postulirt, weil wir den ersten Ring zu dieser unermeßlichen Gliederkette haben müssen; um Fuß zu fassen ist dieses der Punkt, ein idealer zwar, doch eben darum zur Umsicht und Uebersicht hinreichend.

Das Geschichtliche führt uns weiter. Wenn der Basalt vulcanisch seyn sollte, so mußten Grundlagen gesucht werden, worauf er entstehen können. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts reducirte Guettard seine Laven, mit Einschluß der Basalte, auf eine granitische, oder wenigstens granitähnliche Basis, veranlaßt durch die Wahrnehmungen in Auvergne; schon Jahre etwa später geschah das Nämliche von Demarest und Monnet. Auch kam noch ein Spath fusible hinzu. — Hiedurch so viel Zeit nachher vermehrten besonders Dolomieu und Faujas de St. Fond solche Basen mit Roche de corne, Petrosilex, Feldspath fusible et réfractaire, die nun schon auch porphyrisch und trappartig genannt wurden, wenn sie manchmal Gemengtheile, vorzüglich Feldspath, bei sich führten. Denselben Weg schlug 1790 Gioeni ein und erweiterte ihn.

Wir Deutschen blieben hinter den Ausländern ein wenig zurück. Was übrigens unser Freund bedeutlich, so wie ganz bescheidentlich erzählt, bequem sich seinem Auszug; man höre den Verfasser bei sich zu Hause.

« Lasset uns jedoch desto entschiedener und derber auftreten, wo einzig Rettung zu suchen ist. Der historische Fingerzeig deutet genugsam auf das Bedürfniß, auf die Nothwendigkeit, für jedes vulcanische Product ein ursprüngliches Muttergestein aufzusuchen und anzugeben; ohne Substrat bleibt alles räthelhaft und dunkel. »

« Nehme man ein gutes Beispiel an einem andern mineralogischen Verfahren. Wie sich nämlich in den Steinen und Gebirgen gewisse Pflanzen und Thierformen finden liessen, und dies scientifisch zu erwägen war, da betrachtete man die vegetabilischen und animalischen Organismen ebenmäßig als Grundlagen, welche vom Mineralreich aufgenommen, demselben assimilirt und dadurch verändert, d. i. hier im Allgemeinen, versteinert sind. — Jemehr die Bekanntschaft mit verglichen Urstoffen genauer, je genauer und vollständiger man das Pflanzen- und Thierreich kennen lernte, je weiter und tiefer man darin forschte, gerade desto vollkommener bildete sich dadurch die Petrefactenkunde aus, diese schneller und erwünschter verschwanden die Nadel- und Jurinäen, welche früher dabei gehindert hatten, zu sehr deutlichem Beweise, daß es überall ein Erstes geben, und als solches erkannt werden muß, wenn ein von ihm abhängiges Zweites gehörig zu nehmen, vollständig aufzufassen, richtig zu beurtheilen und nach classischer, unerschütterter Manier zu behandeln stehen soll. »

« Wenn daher auch der Basalt, als solcher und als Aschenführer gewisser Formationen, ebenfalls für eine ursprünglich Gebirgsart anerkannt wird, entstanden, gleich jeder andern, durch eine allgemeine Primeretixursache, — die immerhin für uns unergründlich seyn und bleiben möge, — in irgend einer oder mehreren Erdepochen, dann kann es nicht fehlen, man muß dabei sicherer fußen, wie bei jedem Gegenheil, und in vollerem reinerm Lichte einhergehen. »

« Der Mineralogie überkömmt nunmehr ein für immer fixirtes Ob- oder Subject, seiner Familie rechtsbeständig beigeordnet, dessen Beschaffenheit und Verhältniß sammt und sonders beobachtet, erforscht und mitgetheilt, dessen mannigfaltige Prädicate vollständig aufgezählt und ermessen werden können. Die kleinste wie die größte Veränderung daran, durch Feuer, Wasser, Gase u. s. w. bewirkt, steht alsdann gehörig wahrgenommen, mit der primitiven Eigenschaft genau zu vergleichen, und auf ihre Ursache mit Sicherheit zurückzuführen. »

« Wie sich, nach solcher Manier, die Mutationen eines Fossils, auf dem sogenannten nassen Wege, in den verschiedensten Gradationen bestimmt nachweisen lassen; wie der Basalt natürlich von der ersten Stufe der Verwitterung bis zur wirklichen Auflösung in einem specifisch geeigneten Lehmen wahrgenommen und verfolgt ist; eben so sind seine Metamorphosen, durch jeden meßbaren Hitzegrad, theils erlern- und reducirbar, theils durch eine Legion von angestellten Beobachtungen darüber in der Natur, deutlichst aufgezeichnet. »

« Gerieth man bei dieser oder jener einzelnen Vorkommenheit auf Schwierigkeiten, schien es zweifelhaft, welcher Ursache, ob der Hitze oder Nässe, manche Erscheinung an den Basalten zuzuschreiben sey, dann bot sich ein entscheidendes Auskunftsmittel dar in der Porcellan-Technik. Bekanntlich ist der Basalt mehr oder weniger schmelzbar. Unterwirft man ihn nun der Hitze, vom Roth- und Weißglühen an bis zum Schmelzen und Zerfließen hin, beobachtet man die graduirten Umformungen, welche er dadurch erhält, so ergiebt sich ein sicherer Maßstab, wornach jeder Feuer-Effect auf ihn genau zu bestimmen und richtig zu beurtheilen steht, und der ins besondere dazu geeignet ist, ihn den Phänomenen derjenigen Basalte anzupassen, welche die Natur in gewissen Gegenden des Erdreises aufstehen läßt. »

« Zeigt sich, bei der Vergleichung solcher Naturerzeugnisse, mit den porcellanisch bewirkten Basaltproducten, daß beide nicht bloß ähnlich, sondern völlig gleich sind, dann schließt man mit Zuverlässigkeit, daß auf beide Arten von Producten eine und die nämliche Ursache, d. i. Hitze gewirkt habe. »

« Dergleichen Experimente, Vergleichungen und Resultate hat die mineralogische Basalthistorie, seit dem Jahre 1792, aufzunehmen und bis auf die neueste Zeit geht noch die tägliche Betrachtung und Untersuchung fort. »

« Ist man nun über die Bildung gewisser Laven aus Basalt eins geworden mit sich, wenn auch nicht mit jedem andern, so wird sich das Ordnen und Benennen der Laven, die von andern Gestimen abstammen, ebenfalls ergeben. Nachgewiesen und anerkannt sind bereits Laven aus Zeon (schmelzbarem Thonstein), Pech- und Perlstein, nebst Obsidian (welche sämmtlich den Eigennamen Bimsstein führen) aus mehrern Basalt-, Porphyr- und Schiefarten, aus Conglomeraten und (porphyrartigen) Sandsteinen. »

« Hierdurch ist bei der Gegenstand für uns erschöpft, schließlich auch eine Regel vorhanden, worgn man sich zu halten und auf seinem Wege unverrückt fortzuschreiten hat. Dagegen wird aber nicht geläugnet, daß eben diese Naturereignisse noch eine problematische Seite haben, inwiefern nämlich das in der Natur vorhandene Wärme- und Hitze erzeugende Princip, eben sowohl in Feuer und

Flamme aufzuschlagen, höchst aufmerksam seyn und auf kryptovulkanische Ereignisse hindeuten möge. In solchen Fällen, wo das porosirende Ausehen des Basaltes zweifelhaft seyn könnte, erlaubte man sich die Frage, schon im Jahre 1790, aufzuwerfen: ob nicht etwa manches basaltische Gestein, im Großen und lagerweise ursprünglich feinblasig, nicht oder löchrig gebildet werden, wie mancher Quarz und Kalkstein ebenfalls. Die Basalte der egerischen Insel Graziosa stellen etwas Aehnliches dar. Dort wechselt nämlich der dichte Basalt mit porösem und mit Mergel. Der in Mandelstein übergehende poröse Basalt hat länglicht-elliptische Höhlungen von zwei bis acht Linien im Durchmesser; man bemerkt nicht daß sie in einer Richtung liegen, noch daß der poröse Felsen auf compacten Schichten aufgelagert sey, wie dies bei den Lavaströmen des Aetna und des Vesuv der Fall ist. Der dasige Mergel wechselt übrigens mehr denn hundertmal mit dem Basalte, und laufen seine Lagen parallel mit denen des Basaltes. Daraus geschlossen wird, daß beide Felsarten von einerlei Formation und von gemeinschaftlichem Ursprunge sind. »

» Um sich die Entstehung jener Cavitäten einigermaßen zu erklären, erinnere man sich des bedeutenden Wertes: wenn große Massen von Materien aus dem flüssigen Zustand in den der Trockenheit übergehen, so kann dies nicht ohne eine Entwickelung von Wärmestoff geschehen.

» Hier ist nun der mächtige Umfang des eigentlichen Vulcanitätsgebäudes zu erwähnen. Der ganze bergige Theil des Königreichs Quito kann als ein ungeheurer Vulcan angesehen werden; eben so ist die ganze Gruppe der Canarischen Inseln auf einen unter dem Meer befindlichen Vulcan gestellt, sodann ist der merkwürdigste Punkt zu bemerken, daß alle Thatsachen zu beweisen scheinen, daß sich die vulcanischen Feuer auf den amerikanischen Inseln, wie auf den Inseln von Quito, in Auvergne, in Griechenland und auf dem größten Theile der Erde mitten durch primitive Gebirgsarten den Weg nach außen gebahnt haben. »

Nachdem dieses alles nun so weit geführt worden, so geschieht ein Rückblick auf die Streitigkeiten selbst, welche über den Gegenstand sich erheben; man denkt auf das mehrfache menschliche Ich same, auf die Unzulänglichkeit der Individuen, die denn doch was ihnen persönlich, oder ihren Zwecken gemäß ist, gern zu einer allgemeinen Ueberzeugung umwandeln möchten. Wie das nun von jeher bis auf den heutigen Tag geschehen, wird kürzlich durchgeführt und zuletzt die Anmaßlichkeit derer abgelehnt, welche verlangen daß man dasjenige werfahre man urtheilen wolle, selbst müsse gesehen haben. Diese bedenken nicht, daß sie doch immer dem Object als Subject, als Individuum entgegen stehen und trotz ihrer Gegenwart nur mit ihren eigenen Augen und nicht mit dem allgemeinen menschlichen Blick, die Gegenstände sprechen, die dem besonderen Zustand beschauen. Manchen wie den Humboldt und von Buch wird unbedingter Dank gezollt, daß sie die Welt unterrichten mochten, eben um uns eine solche Reise zu ersparen.

In den Anhängen kommt nun die wichtigste Frage vor: inwiefern wir ein Unterschied für unterschieden erklären dürfen, und wie weit es den Menschen vermöge zu gehen erlaubt sey, ehe er Ursache habe vor dem Ungeheuerlichen zurückzutreten oder davor stille zu stehen? Unsere Meinung ist: daß es dem Menschen gar wohl gezieme ein Unterschiedliches anzunehmen, daß er dagegen aber seinem Forschen keine Gränze zu setzen habe; denn wenn auch die Natur gegen den Menschen im Vortheil steht und ihm manches zu verbergen scheint, so steht er wieder gegen sie im Vortheil, daß er, wenn auch nicht durch sie durch, doch über sie hinaus denken kann.

Wir sind aber schon weit genug gegen sie vorgedrungen, wenn wir zu den Urphänomenen gelangen, welche wir, in ihrer unterschiedlichen Herrlichkeit, von Angesicht zu Angesicht anschauen und uns sodann wieder rückwärts in die Welt der Erscheinungen wenden, wo das, in seiner Einfalt Unbegreifliche sich in tausend und aber tausend mannigfaltigen Erscheinungen bei aller Veränderlichkeit unveränderlich offenbart.

Der Horn.

Ein steiler hoher Gebirgsrücken, der auf einer flachen Höhe aufsitzt, bildet dem Reisenden nach Carlsbad rechts, und wird von derther immer als ein auffallender Berg beachtet. Seinen Gipfel habe nie bestiegen, Freunde sagen er sey Basalt, so wie die von der Fläche seines Fußes gewonnenen Steine. Sie werden zur Chausseeverbesserung angefahren und haben das Merkwürdige daß sie, ohne etwa geschlagen zu seyn, eingelein sind, so daß eine Kinderhand die kleinern, die größern eine Knabenhand gar wohl zu fassen vermöchte. Sie werden also zwischen einem Tauben- und Gänse-Ei hin- und wiederschwanken.

Das Merkwürdigste aber dabei darf wohl geachtet werden: daß sie sämmtlich, genau besehen, eine entschiedene Gestalt haben, ob sie sich gleich bis ins Unendliche mannigfaltig erweisen.

Die regelmäßigsten verdienen sich dem Schädel eines Thiers, ohne untere Kinnlade; sie haben alle eine entschiedene Fläche auf die man sie legen kann. Alsdann stehen uns drei Flächen entgegen, wovon man die obere für Stirn und Nase, die beiden Seiten für Oberkiefer und Wangen, die zwei rückwärts für die Schläfe gelten läßt, wenn die hinterste, letzte dem Hinterhaupt zugestrichen wird. Ein Modell in diesem Sinne verfertigt, zeigt einen regelmäßigen Krystall, welcher nur selten in der Wirklichkeit erscheint; der aber, sobald man diese Grundform, diese Grundintention der Natur einmal anerkannt hat, überall, auch in den unvollkommensten Individuen wieder zu finden ist. Sie stellen sich nämlich von selbst auf ihre Base und überlassen dem Beschauer die übrigen sechs Flächen herauszufinden. Ich habe die bedeutendsten Abweichungen in Ton nachgebildet und finde daß selbst die unregelmäßigsten sich zu einer oder der andern Mittelgestalt hinneigen. Sie scheinen nicht von der Stelle gekommen zu seyn. Weder merklich abgestumpft noch abgewittert, liegen sie auf den Aeckern um den Berg wie hingeschneit. Ein geistreicher junger Geolog sagte: es sähe aus wie ein Aerolithen-Haufen, aus einer frühern, prägnanten Atmosphäre. Da wir im Grunde nicht wissen, woher diese Dinge kommen mögen, so ist es gleichviel, ob wir sie von oben oder von unten empfangen, wenn sie uns nur immer zur Beobachtung reizen, Gedanken veranlassen und zu Belehrsamkeit freundlich nöthigen.

Est quodam etiam nescendi ars et scientia.

Godofr. Hermannus.

Kammerberg bei Eger.

Man wird aus unserer früheren Darstellung des Kammerbergs bei Eger sich wieder ins Gedächtniß rufen, was wir über einen so wichtigen Naturgegenstand gesprochen und wie wir diese Hügel-Erhöhung als einen kleinen Vulcan angesehen, der sich unter dem Meere, unmittelbar auf und aus Glimmerschiefer gebildet habe.

Als ich am 26 April dieses Jahres, auf meiner Reise nach Carlsbad, durch Eger ging, erfuhr ich, von dem so unterrichteten als thätigen und gefälligen Herrn Polizeirath Grüner, daß man auf der Fläche des großen, zum Behuf der Chaussee ausgegrabenen Raumes des Kammerberger Vulcans, mit einem Schacht niedergegangen, um zu sehen was in der Tiefe zu finden seyn möchte, und ob man nicht vielleicht auf Steinkohlen treffen dürfte.

Auf meiner Rückkehr, den 28 Mai, ward ich von dem wackern Manne aufs freundlichste empfangen; er hatte mir die kurze Geschichte der Abteufung, welche doch schon stiftirt werden, nicht weniger die gefundenen Mineralkörper vor. Man hatte beim Abteufen von etwa 1 1/2 Lachtern erst eine etwas festere Lava, dann die gewöhnliche völlig verschlackte, in größeren und kleineren Stücken gefunden, als man auf eine lose röthliche Masse, traf, welche offenbar ein durchs Feuer veränderter feiner Glimmersand war. Dieser zeigte sich theils mit kleinen Lavatrümmern vermischt, theils mit Lavabrocken fest verbunden. Unter diesem, etwa zwei Lachtern Tiefe vom Tage herab, traf man auf den schönen weißen Glimmersand, dessen man eine gute Partie ausstechte, nachher aber, weil weiter nichts zu erwarten schien, die Untersuchung aufgab. Wäre man tiefer gegangen zweifelt denn freilich der feine Sand eine genaue Zimmerung erfordert hätte, so würde man gewiß den Glimmerschiefer getroffen haben, wodurch denn unsere früher gedachte Meinung Bestätigung gefunden hätte. Bei dem ganzen Unternehmen hatte sich nur etwa ein fingerlanges Stück gefunden, welches allenfalls für Steinkohle gelten konnte.

Man besprach die Sache weiter und gelangte bis zur Höhe des ehemaligen Lusthäuschens, hier konnte man, von oben herunter schauend, gar wohl bemerken daß am Fuße des Hügels, an der Seite nach Franzensbrunn zu, der weiße Glimmersand, auf den man in dem Schacht getroffen, wirklich zu Tage ausgehe und man auf demselben schon zu irgend einem Zweck nachgegraben. Hieraus konnte man schließen, daß die vulcanische Höhe des Kammerbergs nur oberflächlich auf einem theils sandigen, theils staubartigen, theils schiefrig festen Glimmergrunde aufgedrückt sey. Wollte man nun etwas Bedeutendes zur Einsicht in diese Naturerscheinung, mit einigem Kostenaufwand thun, so ginge man, auf der Spur 2-6 am Abhange sich manifestirenden Glimmersandes, mit einem Stollen gerade auf den Punkt des Hügels los, wo, gleich neben der höchsten Höhe des ehemaligen Sommerhauses, sich eine Vertiefung befindet die man so regelt zu den Kratur gehalten hat. Ein solcher Stollen hätte kein Wasser abzuleiten, und man würde die ganze vulcanische Werkstätte untersuchen und, was so selten geschehen kann, die ersten Brütungspunkte des sonst natürlichen Gebirges mit dem veränderten, geschmolzenen, aufgeblähten Gestein beobachten. Einzig in seiner Art wäre dieses Unternehmen und wenn man zuletzt auf der hintern Seite, in der Gegend der festen Lava wieder ans Tageslicht käme, so müßte dies für den Naturforscher ein ganz unschätzbarer Anblick seyn.

Hiezu macht man uns nur, eben als ich zu schließen gedenke, die beste Hoffnung, indem versichert wird, daß auf Anrathen und Antrieb des Herrn Grafen Caspar Sternberg, dem wir schon so viel schuldig geworden, ein solches Unternehmen wirklich ausgeführt werden soll. Uebrige nunmehr jeder Forscher was für Fragen er in diesem Falle an die Natur zu thun habe, welche Beantwortung zu wünschen sey.

Producte böhmischer Erdbrände.

In meiner Auslegung der Joseph-Müllerischen Sammlung habe ich verschiedener, damals bekannter, pseudovulcanischer Producte gedacht und sie von Nr. 73 — 87 aufgeführt; es waren diejenigen worauf bei Hohhof und Kessau, zuerst die Aufmerksamkeit der Gelegen sich richtete; seit jener Zeit aber sind mehrere Punkte des Vorkommens entdeckt worden, und zwar ein sehr wichtiger, gleich über vorbenannten Orten, links Hand unmittelbar an der Chaussee, welche nach Schlackenwerth führt. Ich stelle verschiedene Betrachtungen mit, die ich bei dieser Gelegenheit angestellt.

Und so kann man denn erstlich annehmen, daß die in dieser Gegend bekannt gewordnen Erdbrände am Ausgehenden ungeheure Kohlenlager statt gefunden: denn in den aufgeschlossenen Reichen geht das durchgebrannte Gestein, es sey der lockere, gelbe, schiefrige Porzellanjaspis, oder ein anderes verändertes Mineral, bis unmittelbar unter die Oberfläche des gegenwärtigen Bodens, so daß die Vegetation ihre schwächeren und stärkeren Wurzeln darin versenkte, worauf denn auch wohl zu schließen wäre, daß diese Erdbrände zu der spätesten Epoche der Weltbildung gehören, wo die Wasser sich zurückgezogen hatten, die Hügel abgetrocknet da lagen und nach geendigtem Brande keine neue Ueberschwemmung sich ereignete.

Zu einer zweiten Betrachtung führt uns die Frage, die jederman aufwirft, der jenen in den Hügel eingegrabenen Bruch betritt, wo er nicht allein in einem großen Umfang, sondern auch in einer Höhe von zwanzig bis dreißig Fuß, alles unmittelbar auf einander liegende Gestein durch Feuersluth verändert, gebacken, verschlackt, angeschmolzen findet. Ich habe mir selbst diese Frage aufgeworfen, und auch andere antworten hören: was gehörte für eine Gluth dazu um eine solche Wirkung hervorzubringen? welch eine unterliegende Masse von Brennmaterial wäre wohl nöthig gewesen, um eine solche Steinmasse durchzuglühen? Hierauf erwidern wir, daß sich Anzeigen und Andeutungen finden, daß diese Gesteinlagen, sie mochten nun aus Schiefer-Thon oder aus sonstigen Mineralkörpern bestehen, mit vegetabilischen Resten, Braunkohlen und sonstigem, genugsam verbrennlichem Brennstoffen durchschichtet gewesen, welches also, im Falle eines Erdbrandes, gar wohl von unten nach oben, von oben auf unten, nach allen Seiten hin glimmen, die eingelnen Gesteintheile mehr oder weniger angreifen, erfassen und verändern konnte. In dem Chausseegraben links, wenn man, nach mehr gedachtem Bruche zu, die Schlackenwerther Chaussee hinaufgeht, sieht man Kohlenflötzen durch den aufgeschwommenen Letten sich hindurchgraben; bei Kessau findet man eine, von dem Erdbrande nicht erreichte Kohlenbucht, zwischen dem Porzellanjaspis und der Dammerde, auch haben wir im Innern gewisser dichtlicher Stücke noch wohlerhaltene, verkieselichte, abfärbende Kohlenmasse gefunden, der starken Schwefelgeruch nicht zu verläugnet. Dahin deuten denn ebenfalls die im Innern von entschiedenen

Schlacken zu finden, einen Kupferkrystalle, welche auf den alten Kobalt- und Kalkgehalt der ursprünglichen Mineralien hindeuten. Das in dieser Gegend überhaupt selbst die letzten Niederschläge der Thone und sonst sich schwebenden Erden mit Petrefakten imprägnirt gewesen, lässt sich an mehreren Orten nachweisen. Bei dem Dorfe Gränlas, am Fuße des Stahlbergs, findet sich ein Brandschiefer, welcher am Lichte so wie auf Kohlen brennt und einen erdigen Theil zurücklässt. Wie von später Formation dieser aber sey, lässt sich daran erkennen, daß sich Farren von Wasserinsekten, von etwa einem Zoll Größe, darin eingedrückt finden, Blätterartiges aber nicht.

Hiernach wenden wir uns zu einer dritten Betrachtung, welche uns durch die große Mannigfaltigkeit der Produkte unserer Erdrinde abgenöthigt wird, indem wir über dreißig Gesteinarten zusammenlegen können, welchen man sämmtlich mehr oder weniger einen Unterschied zugestehen muß; dies aber läßt sich daher gar wohl ableiten, daß der Erdbrand, auf das verschiedenste, zwischen, über, und neben Brennbarem liegende Gesteine, zufällig wirkend, die mannigfaltigsten Erscheinungen hervorbringen mußte.

Hier steht uns aber noch eine Arbeit bevor, welche auch schon begonnen ist. Bei Vulkanen, so wie bei Erdbränden, ist für den Naturforscher die erste Pflicht sich umzusehen, ob es wohl möglich sey die ursprüngliche Steinart zu entdecken, aus welcher die veränderte hervorgegangen. Hiermit haben wir uns in der letzten Zeit sorgfältiger als sonst beschäftigt, dadurch schon eine große Anzahl Gebirgsarten im Töpferfeuer geprüft worden, wodurch uns denn merkwürdige Erscheinungen von widersprechendem und leicht angreifbarem Gestein vorgekommen. Wir haben davon eine Sammlung angeordnet, wobei die ursprünglichen sowohl, als die durchs Feuer gegangenen Exemplare zusammengelegt und erläuterungsweise mit Nummern bezeichnet sind.

Diese Gesteine sämmtlich, wie sie vorliegen, bekannt zu machen und zu beschreiben, würde zu unnützer und unerfreulicher Weitläufigkeit führen; wir werden daher nach den uns durch die Erfahrung gewordenen Andeutungen weiter schreiten und, unter Beistand des Herrn Hofrath Döbereiner, das Unterrichtende in übersichtlicher Folge vorzulegen bemüht seyn.

Die Luisenburg bei Alexandersbad.

Unter den verschiedenen Abtheilungen des Fichtelge-

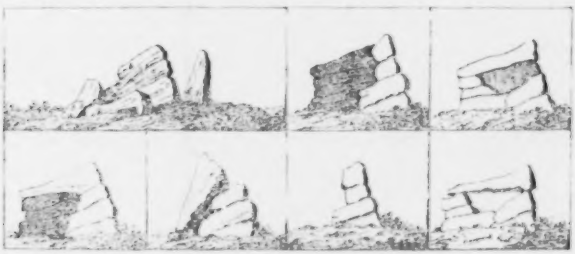
birges macht sich besonders merkwürdig ein hoher langgestreckter Rücken, von alten Zeiten her Luxburg genannt und den Reisenden häufig besucht, wegen zahlloser, alle Beschreibung und Einbildungskraft übersteigender, in sich zusammengestürzter und getürmter Felsenmassen. Sie bilden ein Labyrinth, welches sich vor wenig Jahren mühsam durchbrechen, nun aber, durch architektonische Gartenkunst, spaziergehend und im Einzelnen beschaulich gefunden. Diese Gruppen zusammen tragen gegenwärtig den Namen Luisenburg, um anzudeuten, daß eine angebetete Königin, kurz vor ihrem Unfallen, einige frohe und ruhige Tage hier verlebt habe.

Die ungeheure Größe der ohne Spur von Ordnung und Richtung über einander gestürzten Granitmassen giebt einen Anblick, dessen Gleichen mir auf allen Wanderungen niemals wieder vorgekommen, und es ist niemanden zu verargen der, um sich diese, Erstaunen, Schrecken und Grauen erregenden chaotischen Zustände zu erklären, Fluthen und Weltenbrüche, Sturm und Erdbeben, Vulcane und was nur sonst die Natur gewaltsam aufregen mag, hier zu Hülfe ruft.

Bei näherer Betrachtung jedoch, und bei gründlicher Kenntniß dessen was die Natur, ruhig und langsam wirkend, auch wohl Außerordentliches vermag, bei sich und eine Auflösung dieser Räthsel dar, welche wir gegenwärtig mitzutheilen gedenken.

Dieses Granitgebirge hatte ursprünglich das Eigenthümliche vor andern, aus sehr großen, theils äußerst festen, theils leicht verwitterlichen Massen zu bestehen, wie denn der Geolog gar oft gewahr wird, daß die festeste Felsbekleidung des einen Theils dem nachbarlichen das Vermögen zu einer entschiedenen Festigkeit und längeren Dauer zu gelangen völlig entzogen hat.

Von den ursprünglichen Felspartien, wie sie, der Granitbildung gemäß, aus einzelnen Blöcken, Platten und Lagern bestehen, sind noch mehrere aufrecht zu finden; die aber, weil sie nichts Sonderbares darbieten, nicht wie das übrige Wunderbare beachtet werden. Außer obgem Beter ursprünglicher Eigenschaft dichter verschiedener Festigkeit und Verwitterung mag auch noch die Schicht, gegen das Land zu einfallende, Richtung und eine vom Perpendikel abweichende Neigung, gleichfalls gegen das Land hin, Ursache des Einstürzens gewesen seyn. Die Wirkung aller dieser zusammentreffenden Umstände denken wir nun bildlich darzustellen.



Man mache sich vor allen Dingen mit den Buchstaben bekannt, wie sie, in der verkehrten, breiteren Zeichnung an die Felsen geschrieben sind, und denke vorerst daß die verschiedenen Steinmassen a. b. c. d. e, zusammen eine aufrechtstehende, gegen den Horizont etwas zugeneigte Felspartie bilden. Man vermittele eine der mittleren Massen a, so wird die obere b herunterrutschen und sich ungefähr in ihr niederlegen, sodann vermittele die unterste, hintere c und der Obelisk d wird, seinem Uebergewicht nach, herunterstürzen und sich in dd auffüllen, die Masse e wäre allein in ihrem Platz unverrückt und unverändert liegen geblieben.

Eine, nur wenig in ihrer Hauptform von der vorigen abweichende, aufrechtstehende Granitpartie bringen wir dem Beschauer in den kleineren Federn gleichfalls vor Augen. Die beiden letzten der oberen und das erste der unteren Reihe zeigen sie in ihrer Integrität, die drei übrigen aber verwittert, verschoben und verstürzt. Hier bedienen wir uns des Vortheils ohne Buchstaben zu verfahren, indem wir das Verwitternde mit Schattenstrichen bedeckt, wodurch denn das Ueberzugfähige und Disloquirte sogleich in den entsprechenden Feldern in die Augen fällt.

Zur

Geognosie und Topographie

von Böhmen.

Bei Betrachtung der Geognosie von Böhmen, eines Königreichs das sich vollkommen abgeschlossen zeigt, das, rings von Gebirgen umgeben, seine ausströmenden Gewässer fast alle nur eigenen Quellen verdankt, ist höchst merkwürdig zu beobachten, wo sich doch wohl irgend eine Ausnahme finden möchte? Wir wenden uns zuerst an die Eger, die, in Baiern entsprungen, schon als bedeutendes Wasser nach Böhmen eintritt, sodann zur Wondra, dem Bache, der, gleichfalls in Baiern entspringend, doch in Böhmen als der erste sich mit der Eger vereinigt.

Müssen nun bei allen Untersuchungen der jetzigen Erdoberfläche, und besonders des nahdaran Adels, dessen Werth uns so nahe liegt, die Reflagrationen des uralten Meers unsere Aufmerksamkeit reizen, so haben wir die Einbildungskraft bis zu jener Zeit zurückzuführen, wo das böhmische Binnenmeer bis an den Fichtelberg reichte und dort, mit Vor- und Zurücktreten, gar manche, jetzt reichlich fruchttragende Flächen bildete. Nachfolgendes möge hiezu eine Einleitung seyn.

Fahrt nach Pograd.

Freitag den 26 Juin 1812. Wir fuhren von Eger ab südwärts, der Weg geht durch aufgeschwemmtes Erdreich, worin sich neben den losen Kieseln auch Bretzien finden. Zufällig trafen wir eine von weißen, größern und kleinern Quarzkieseln, durch ein Bindungsmittel von schmalem, gelbem Braunieisenstein zusammengekittet.

Die Eisengrube, auf die wir unsere Fahrt gerichtet, sind unsern Pograd in einem aufgeschwemmten von Glimmerschiefer hervorbrechenden Gerölle. Die eine Grube war sechs Lachter tief. Erst trifft man auf ein weißgelbliches, thonartiges, gebröckeltes Gestein; in wenigen Tiefe finden sich die Eisensteine, zufällig zerstreut. Ihre Entstehung erklärt man sich wohl: ein überall flüssig vorhandener Eisengehalt durchdringt das Aufgeschwemmte und verkörpert es zu größeren und kleineren Bretzienmassen. Sie liegen als Knollen oft concentrisch angeballen; der größte bismal verhandene ovale mochte im Durchschnitt eine Elle seyn, auch hier war das zum Grunde liegende zusammengebackne Conglomerat gar wohl erkennbar. Dieser Eisenstein ist hell- und dunkelbraun. Die Arbeiter zeigten aber auch einen eingeschlossenen weißen, den sie für besonders reichhaltig erklärten.

In diesem Conglomerat und neben denselben findet sich Holz, zerstückt, zerstreut, mit dem Gestein verwachsen, auch versteint. Wenn nun in der frühsten Zeit ein solches braunkohlenartiges Holz vom Eisengehalt ergriffen ward, so durchdrang er dasselbe und verwandelte solches in seine Natur; wovon mir sehr schöne Stückchen in Marienbad zu Theil wurden. Es enthält in hundert Theilen 62,7 metallisches Eisen.

Man machte uns eine über dem Bach liegende Halde bemerklich; dort hatten sie einen Stollen in den abhängigen Hügel getrieben und, in dem funfzehnten Lachter, einen quer liegenden Baum durchfahren, der noch zu beiden Seiten anstieht. Auch hievon sind mir bedeutende Exemplare früher verehrt worden, die mich eigentlich auf diese Gegend aufmerksam gemacht.

Pograd ist eine Herrschaft, Herrn Joseph Gabler, Ritter von Adlersfeld, gehörig; das Flüßchen Wondra fließt vorbei, worin der Bach Kidron von Kingsberg herabkommend sich einmündet. Die Gegend ist ungleich, kleinhügelig, auf eingesperrte ruhige Wasser der Urzeit hindeutend.

Das Flüßchen Wondra giebt uns bei geologischen Betrachtungen manchen Aufschluß, es kömmt auf der Oberpfalz und zeigt an, daß der höchste Rücken der europäischen Wasserscheide an dieser Stelle durch Baiern gehe.

Der Bach Kidron hat wahrscheinlich seinen Namen den zwölfundreißig Stationen zu danken, die sich hier dem linken Ufer nähern; sie, der uralten Zeiten gedenkend, nach aufgehobnen Kiebern in Verfall gerathen, wurden, im Verlauf der letzten Jahre, durch eine alte Frau, die ein gesammeltes Almosen hiezu verwendete, vollkommen wieder hergestellt. Schon im vorigen Jahre erzählte mir der Postillon von Eger auf Sandau mit frommer Verwunderung: wie das gute Mütterchen an der ersten Station bettelnd so lange verharrt und gespart, bis sie, dieselbe herzustellen, Maurer, Tüncher, Maler und Vergolder zu bezahlen im Stande gewesen. Eben so habe sie bei der zweiten verfahren, da sich denn schon reichlichere Gaben und Hülfsarbeiten hinzugefügt, bis sie nach und nach durchgereicht und nunmehr Anstalten mache die letzte Hand daran zu legen.

Wir besuchten also den Oelberg, welcher als Schluß und Giebel der ganzen frommen Anstalt zu betrachten ist; auch dieser ward bald fertig seyn, wie man denn alles schon dazu in Bereitschaft hatte. Sinder zugethane

Granitpfeilern, worin die Latten des Gehäges eingelassen werden sollen, liegen umher, und man sieht an den Splittern, daß Steinhauer daran beschäftigt sind, sie ins Reine zu arbeiten; auch finden sich frische Haufen Thonschiefer zu irgend einem Mauerwerk. Offenbar ist dieß der Granit, welcher bei Sandau gebrochen wird. N. 28 unsers Marienbader Verzeichnisses, wahrscheinlich durch Bittsuhren herbeigebracht, wie denn auch der eigentliche Lesberghügel bald wieder eingebrochen und den Garten Gethsemane darzustellen geeignet seyn wird.

Die Jünger schliefen noch im Grase von alten Zeiten her mit bunten Gewändern, fleischfarbenen Gesichtern, braunen und schwarzen Bärten, daß man bauer erschrecken könnte; der tröstende Engel nimmt noch den Gipfel ein, aber den Rücken kehrt ihm der von seiner Stelle geschobene Heiland; auch dieser ist von Stein und angemalt, nur die betenden Hände fehlen, welche gewiß nächstens restaurirt werden.

Indessen spricht in einer nächsten Hall Judas Verrath und Christi Gefangennehmung, schon aufgefrischt, die Augen lebhaft an. Und so sehen wir in frommer Beharrlichkeit eine bejahrte Matrone dasjenige wieder herstellen, was Mönche mit dem Rücken ansahen, da sie sich selbst nicht mehr erhalten konnten. Beobachten wir doch auch hier, wie alles zu seinem Anfange zurückkehrt! Die ersten Stifter rüsten, nachdem sie hochbegnadigten geistlichen Anstalten, waren eingeine Einsiedler und Bettler, wer weiß was sich hier für die Zukunft gründet? Nächsten grünen Donnerstag wird sich gewiß ein großer Zulauf einfinden.

Unter diesen Betrachtungen sah man auf dem Berge gegenüber St. Laurette liegen, ein Nonnenkloster, das munter in der Gegend umherschaut, welches der Staat aber, wie so viele andere, zu sich genommen hat. Man sieht es weiß und breit, denn es ist von außen frisch angeweißt.

Wir stiegen in die flache breite Tiefe hinab welche beide Höhen schneidet, sie hatte in uralten Zeiten ein See bedeckt, dessen Wasser, den aufgelösten Glimmschiefer hin und her schlämmend, einen den neuesten Bürgerhäusern höchst willkommenen Thon absetzte. Sonst bediente man sich zu den Eger Sauerbrunnen-Flaschen eines ähnlichen Thons, der in der Tiefe unter Akkerstein zu graben ist, nun wird er aber, sowohl für Franzensbrunnen als für Marienbad, von hier genommen; er steht oft 20 Fuß tief unter der Oberfläche und wechselt in weißen und grauen Lagen ab. Der letztere wird zu schlechten Flaschen oder Steingut verarbeitet, welches kein wiederholtes Feuer auszuhalten braucht, dahingegen der weiße zum Porzellanschirr höchst brauchbar ist. Er wird in mäßigen Quadraten gegraben, ungefähr wie der Torf, die Lagen sind ungleich und ungewiß, daher der unsystematische Abbau, den man immer getadelt, beklagt und fortgesetzt hat.

Wir begaben uns auf das Schloß Kingsberg am Fuße der Höhe von Laurette; es ist auf starkverquarzten Thonschiefer gegründet. Der ganz erhaltene auf dem Fels unmittelbar aufruhende runde Thurm ist eines der schönsten architektonischen Monumente dieser Art, die ich kenne, und gewiß aus den besten römischen Zeiten. Es mag hundert Fuß hoch seyn und steht als prächtige toskanische Kriegssäule unmerklich begünstigt abnehmend.

Er ist aus Thonschiefer gebaut, von welchem sich verschiedene Reihen gleichförmiger Steine horizontal herumschlingen, der Folge nach wie sie der Bruch liefern mochte; kleine köstliche, die man fast für Ziegel halten könnte, behauen ringförmig die mittlere Region, große plattenartige größere beiden gleichfalls ihre Fugen abwärts, und so geht es ununterbrochen bis an den Gipfel, wo die ungeschickt aufgesetzten Mauerzacken neuere Arbeit andeuten.

Den Diameter mage ich nicht zu schätzen, doch sage ich so viel, daß auf dem Oberboden des anschließenden Wohnhauses durch eine ursprüngliche Oeffnung sich in den Thurm natürlich hineinschauen läßt, da man denn innerlich eine eben so schöne Steinfügung wie außen gewahr wird, und die Mauer schätzen kann, welche zehn Fuß leipziger Maß halten mag. Wenn man nun alle den Mauern gezogna Fuß zugesetzt und den innern Raum zu vierzig annimmt, so hätte der Thurm in der Mittelhöhe etwa sechzig Fuß im Durchmesser; doch hierüber wird uns ein reisender Architekt nächstens aufklären: denn ich sage nicht zu viel, stünde dieser Thurm in Trier, so würde man ihn unter die vorzüglichsten dortigen Alterthümer rechnen; stünde er in der Nähe von Rom, so würde man auch zu ihm wallfahrten.

Der Wolfsberg.

Die eigentliche Oertlichkeit dieser ansehnlichen ringsumher freien, nach dem Böhmer Walde, nach dem Innern des Königreiches hinschwenden, höchst bedeutenden Höhe, ist in dem Pilsner Kreise zu suchen, unfern Oberlechin, einer Poststation auf dem Wege von Eger nach Prag.

Schon längst hatten merkwürdige Produkte daher meine Aufmerksamkeit erregt, aber erst dieses Jahr ward ein so wichtiger Punkt, zu dem ich selbst nicht gelangen konnte, von den Gehilfen meiner Studien eifrig besuchen und vortrefflich untersucht; die Größe des Raums jedoch, die Abwechselung des Bodens, die Mannigfaltigkeit des Gesteins, die problematische Erscheinung desselben werden noch manchem Beobachter und Forscher zu schaffen geben.

Nach unserer hergebrachten Weise liefern wir vor allen Dingen ein Verzeichniß derjenigen Körper die wir von dort gewonnen; wir ordnen sie nach unserer Art, einen jeden Nachfolger seiner eigenen Methode völlig anheimgebend. Hiebei bleibt immer unser erstes Anmerken das Archetypische vom Prototypischen zu trennen und, ohne Rücksicht auf andere Verfahrungsarten, den einmal eingeschlagenen Weg zu verfolgen. Um nun zu unserem Ziele hierin zu gelangen, bezeichnen wir vorerst mit wenigem die Gebirgsarten welche zwischen Marienbad und Oberlechin angetroffen werden.

Bis zur Flaschenfabrik Hornblende-Schiefer, aufgeschwemmtes Gebirg bis gegen die Tasche und weiter; bei Plan Hornblende-Schiefer mit Granaten, auch ohne dieselben. Ueber Plan Granit, etwas feinkörniger als der bei Sandau und sehr verwitterlich; kurz vor Tein Thonschiefer.

Vorkommnisse des Wolfsberges.

1) Thonschiefer, ursprünglicher;
2) derselbe durch Feuer gegangen, heller und dichter gerathet;
3) derselbe ganz gebrannt,

4) dergleichen;
4a) schieferiger Quarzgang durchs Feuer verändert;
4b) derselbe im natürlichen Zustande;
5) Quarzgestein aus keilförmigen Stücken bestehend;
6) dergleichen Keilchen allein, auf den Klüften sehr verästelt;
(diese Steinart schien sehr problematisch bis man sie in ihrem natürlichen Zustand gefunden, nämlich:)
7) stänglichter Quarz, oder vielmehr Amethystgang aus einem ursprünglichen Quarzgebirge;
8) dergleichen Krystalle einzeln;
9) ursprünglicher Basalt;
10) ursprünglicher an Augit und Hornblendekrystallen reicher Fels;
11) dergleichen;
12) dergleichen durchs Feuer verändert;
13) dergleichen mit anliegendem Thonschiefer;
14) bis zur blasigen Schlack verändertes Augitgestein mit hervorstehendem deutlichen Krystall;
15) dergleichen;
16) verschlackt-es und zusammengebackes Stück;
17) von aussen verschlackter, inwendig noch zu erkennender Tonschiefer;
18) dergleichen;
19) feinlöcherige Schlacke;
20) Schlacke mit größeren Löchern;
21) Augite und Hornblende-Krystalle, schwarz;
22) ähnliche, aber roth und seltener zu finden.

Nachschrift.

Leidenschaftlichen Mineralogen war es nicht zu verdenken daß, als sie im Sommer 1823 den Wolfsberg besuchten und dorten eine Anzahl ausgebildeter Augiten, Hornblende-Krystalle von ganz besonderer Größe, theils fest und lose, ohne Spur einer Feuer-Einwirkung, theils an- und eingeschmolzen vor sich sahen, daß sie, sag' ich, diese sonst nur einzeln gefundenen hoch- und werthgeschätzten Körper ungemäßsam zusammenraffen und solche meßenweis, um nicht zu sagen schiffelweis, ins Quartier brachten.

Von diesem Hausen sich zu trennen wäre gar zu empfindlich gewesen und daher führte man sie nicht ohne Umstatten nach Weimar, wo sie gereinigt und lästig niedergelegt unterzubringen waren.

Höchst erwünscht fand sich daher die Mitwirkung eines werthen Manns, Herrn Hofraths Soret, der, in Genf und Paris studirend, sich die Verdienste unserer Krystallographie angeeignet gewußt. Ihm, der schon durch verschiedene würdige Aufsätze in diesem Fache rühmlich bekannt geworden, schien es vorbehalten die ungeheure Menge zu durchspähen, zu sondern und ihre schätzbare Mannigfaltigkeit anerkennend zu ordnen. Ein Katalog, den er zu verfassen und selbst zum Druck zu befördern geneigt war, giebt von dieser Arbeit das beste Zeugniß.

Uralte neuentdeckte

Naturfeuer und Gluthspuren.

Eine vorjährige Fahrt von Eger aus nach der baierischen Gränze hin ist unsern Lesern in frischem Andenken. Wir erzählten sie unter dem Titel: Fahrt nach Pegrad; nun folgte die Wiederholung am 25 August 1823. Erst führte derselbige Weg gerade nach Pegrad, da denn die Eisensteingruben abermals am Wege beschaut und sehr schöne mineralisirte Holzmassen aufgefunden wurden. Weiter ging die Fahrt über die Brücke des Baches Kidron und wir gelangten abermals zum Oelberg. Wie zu vermuthen fanden wir die Einrichtung desselben weiter vorgerückt, ja beinahe vollendet, leider auf das allergeschmacklosseste. Die Einfassung des Gartens Gethsemane mit Granitpfeilern und angemaltem Lattenwerk war durch eine unverschlossene Thüre abgerundet, der Heiland restaurirt am rechten Platze, der Engel gleichfalls; die Apostel schliefen ihren langen unthellnehmenden Schlaf, inwärts war das Stacket mit symbolischen, religiös-ascetischen Bildern und Inschriften dieser Art auf vielen an einander gereihten Tafeln verziert.

Von diesen kunst- ja handwerkslosen Absurditäten wandte man sich gern auf das gegenüberstehende ältere dreifaltige Gebäude, wo hinter starken Gittern die Ereignisse jener denklichen Nacht nach guter Kunstüberlieferung in Holz geschnitzt und angemalt dargestellt waren. Ein Engel herabschwebend, der den in Seelenleiden vor sich zur Erde gesunkenen Christus aufzurichten im Begriff ist, indessen der Kelch zwischen beiden auf einem Felsen in der Mitte steht, nimmt sich gut aus, und das Ganze ist kunstreich componirt, das ich wohl wissen möchte, wornach dieses Schnitzwerk gebildet sey.

Die Aussicht auf St. Laurette in der Höhe gegenüber, auf die Thongruben in der Tiefe, ward zu freundlicher Erinnerung gern begrüßt. Ich erwähne dieser Dinge umständlicher, um den Naturforschern, die sich von Eger oder von Franzensbrunn aus nach den Feuerspuren begeben möchten, unterwegs einige Unterhaltung zu versprechen.

Immer in mittägiger Richtung gelangt man nach Goßl; hier findet man ein reinliches Wirthshaus und eine hübsche Familie. Wir gaben die mitgebrachten Nahrungsmittel in Verwahrung und bestellten was man gewähren konnte.

Von hier aus führt ein unangenehmer Weg durch einen Kiefernwald, die Strauße breit genug, aber so ausgefahren, daß sie bei feuchtem Wetter einen Wagen kaum durchlassen muß; endlich gewinnt man einen Aufstieg, gleichfalls durch ein Kiefernwäldchen, wo der Thonschiefer sogleich hervortritt, und endlich auf der freien Höhe Rehbergs gleichfalls anstieht, jedoch sich dadurch auszeichnet, daß häufige Quarzstreifen dem Ganzen ein wellenförmiges Ansehen geben.

In der Tiefe sieht man das Dorf Boden vor sich liegen; man stieg hinunter und traf die genannte Gebirgsart durchaus; man ging an dem gegen Mittag laufenden Wäßerchen durchs Dorf hinauf und fand hier sehr bedeutende mit Quarz durchflaserte Trenschiefermassen, endlich große entschiedene Schlackenklumpen. An der rechten Seite des Bächleins, zuoberst des Dorfes, findet sich ein kleiner doch merklicher Kegel ganz aus Schlacken bestehend, eben in der Mitte eine geringe Vertiefung, die Einwohner sagen es sey ein verschütteter Brunnen; die übrigen Seiten sind glatt und berast, beim Aufhacken treten sogleich lockrige Schlacken hervor, so ver-

zufällig ausgezeichnete wie die obgenannten im Bache fanden sich nicht. Man brachte uns Kugeln und eckige gefrittete Klumpen, wovon die flimmern durch Feuer angeschmolzene mit ihrer Gebirgsrinde zusammengesinterte Hornblende-Krystalle inwendig sehen ließen, die größten aber eine bis zum Unkenntlichen durchs Feuer veränderte Granitmasse genannt werden mußten.

Man wendet sich nun, über den Abhang des Kehlbergs, wieder nordwärts nach Altalbenreuth; unterwegs findet man in den mindesten Wasserrissen Spuren von zerstörten Hornblende-Krystallen, größer und kleiner bis zum Sande herab; übrigens ist alles flach abhängige Weide.

Bei Altalbenreuth selbst findet sich eine sogenannte Sandgrube, womit man den Hügel aufgeschlossen, wo sich ein aufgeschwemmter vulcanischer Tuff gar wohl erkennen läßt.

So weit gingen diesmal unsere vorläufigen Betrachtungen, die wir dann bei günstiger Sommerszeit weiter fortzusetzen gedenken.

Verzeichniß

der bei Boden und Altalbenreuth angetroffnen Mineralien.

1 Thonschiefer mit durchgehenden Quarzlagern, weißlichtem Ansehens;

2 vollkommen durchgeschmolzene Schlacke, aus den Klumpen des Bachs bei Boden;

3 breiartig geflossene Schlacke vom konischen Hügel am Ende des Dorfs;

4 desgleichen;

5 bis zur Unkenntlichkeit verändertes Urgestein mit frischem Bruch;

6 desgleichen in runder Kugel;

7 vom Feuer stark angegriffene Hornblende-Krystalle mit der thonigen Gebirgsart zusammengeschmolzen.

Diese Krystalle haben einen so gewaltsamen Grad des Feuers ausgestanden, daß im Innern kleine Höhlen wie vom Wurme gestochen gebildet sind.

8 Ein Stück von einem zusammengeschwemmten und gebackenen Tuff bei Altenreuth.

Nimmt man nun was wir über den Wolfsberg bei Carlsbad, sodann über den Fuß des Kehlbergs und die Vorkommnisse bei Boden und Altalbenreuth gesprochen, endlich zusammen und vergleicht es mit demjenigen was wir früher von dem Kammerberg bei Eger gemeldet, so findet man übereinstimmende und abweichende Erscheinungen; das Wichtigste möchte seyn, daß alle unmittelbar auf dem Thonschiefer, oder an denselben anstehend, zum Vorschein kommen; wie auch übrigens die Umgebung seyn möge.

An und auf dem Wolfsberge haben wir außer dem Thonschiefer als orchytisch annehmen müssen Basalt und ein an Hornblende-Krystallen sehr reiches Urgestein. Das Porosereiche haben wir oben umständlich ausgeführt und zu bemerken gehabt, daß die Hornblende-Krystalle zwar vom Feuer angegriffen, aber eigentlich nicht im höchsten Grade verändert, die Augitkrystalle dagegen noch ganz frisch erhalten seyen.

Den Kehlberg finden wir nur aus Thonschiefer bestehend, der quarzreich durch ein wollenförmiges Ansehen sich von dem des Pissner Kreises unterscheidet. Hornblende finden wir zerstückt, zerstreut, eingeschmolzen, aber den Urfels können wir nicht nachweisen, so wenig als von dem Gestein No. 8, welches in größerer Tiefe anstehen muß.

Wenden wir uns nun zum Kammerberg und nehmen vor uns was wir früher hierüber gesagt, so sagen wir, im Vergleich der beiden vorigen Erscheinungen, abweichend von unserm damaligen Vortrag: das orchytische Gestein suchen wir in jenen festen Basaltfelsen, wir nehmen an, daß Thonschiefer und Steinkohlen vermischt an dieselben angeschieden worden; diese Gemenge, in der Folge entzündet, hat nicht nur sich selbst verschlackt und ist nach seiner frühern Schichtung auch so verändert übereinander liegen geblieben, sondern die Glut hat auch die anstehenden Basaltfelsen ergriffen und auf den obern Theil derselben starken Einfluß gehabt, dahingegen die untersten in ihrer urbasaltischen Starrheit sich befinden. Durch diese Verstellungsart, wie man auch von ihr denken mögte, kommen die drei angeführten Localitäten, obschon eine jede ihr Eigenthümliches, je nachdem an Ort und Stelle ein andres Frühgebirg von der Glut verändert worden, behauptet, in eine gewisse Uebereinstimmung. Bedenkt man nun ferner, daß solche Erscheinungen in Böhmen, denen man ihre pyretropische Eigenschaft nicht absprechen kann, auf dem Ausgehenden der Steinkohlen- und Braunkohlenlager sich finden, so wäre man am Ende wohl gar geneigt diese sämmtlichen Phänomene für pseudovulcanisch anzusprechen.

So viel sey in einer Angelegenheit, die wohl schwerlich nicht zur Entscheidung kommen möchte, für den Augenblick gesprochen.

Geologische Probleme

und

Versuch ihrer Auflösung.

1.

Horizontal liegende Flötze, welche sich an steilen Felswänden oberhalb fortsetzen, werden durch Hebung einer solchen Bergwand erklärt.

Wir sagen: in frühster Zeit jener Entstehungen war alles Dynamische kräftiger als spätertin, die Anziehungskraft der Theile größer. Die niedersinkenden Elemente der Flötze senkten sich zwar nieder und belegten die Fläche, aber in gleicher Maße wurden sie angezogen von den Seitenwänden der nachstehenden Berge, so daß sie nicht allein an sehr steilen Flächen, sondern sogar an überhängenden sich festsetzen und die weitere Füllung des Raums abwarten konnten.

2.

Die auf großen Flächen weit entfernten Granitmassen haben auch zu vielem Nachdenken Gelegenheit gegeben.

Wir halten dafür, daß die Erklärung des Phänomens auf mehr als Eine Weise geschehen müsse.

Die, besonders an der savoyischen Seite, an dem Genfer See sich befindenden Blöcke, die nicht abgerundet, sondern scharfkantig sind, wie sie vom höchsten Gebirg losgerissen werden, erklärt man: daß sie bei dem tumultuarischen Aufstand der weit rückwärts im Land gelegenen Gebirge seyen dahin geschleudert worden.

Wir sagen: Es habe eine Epoche großer Kälte gegeben, etwa zur Zeit als die Wasser das Continent noch bis auf 1000 Fuß Höhe deckten und der Genfer See

zur Thatzeit noch mit den nordischen Meeren zusammenhing.

Damals gingen die Gletscher des Sawoyer Gebirgs weit tiefer herab, bis an den See, und die noch bis auf den heutigen Tag von den Gletschern niederabrollenden langen Steinreihen, mit dem Eigennamen Gouffernäen bezeichnet, konnten eben so gut durch das Arve- und Dranse-Thal herunterrollen und die eben sich ablösenden Felsen unabgestumpft und unabgerundet in ihrer natürlichen Schärfe, bis an den See bringen, wo sie uns noch heut zu Tag bei Thonon schauerweis in Verwunderung setzen.

3.

Die im nördlichen Deutschland unter liegenden Granit- und andere Urgebirgsblöcke haben einen verschiedenen Ursprung.

Der nämliche zu einem bedeutenden Kunstwerk verarbeitete Landgeschiebstein giebt uns das sicherste Zeugniß, daß es dem nördlichen Deutschland am Urgebirg nicht fehle.

Wir behaupten: daß theils zusammenhängende, theils einzeln stehende Klippen in dieser weiten und breiten Landschaft wahrscheinlich aus dem Wasser hervorragten, daß besonders der heilige Damm die Oberfläche anzeigt einer solchen Urgebirgskreide, welche so wie das Uebrige weiter ins Land hinein, zum größeren Theil auflöslich, nur in ihren festesten Theilen den zerstörenden Jahrtausenden entgangen ist. Daher sind die dort gefundenen seit geraumer Zeit bearbeiteten Steine von so großer Schönheit und Werth, weil sie uns das Festeste und Edelste gegnetischer Gegenstände seit Jahrtausenden vorlegen.

4.

Wenn ich nun schon bisher zu meinen Ableitungen, oder wenn man will Erklärungen, hohen Wasserstand und stark Kälte bedurfte, so sieht man wohl, daß ich geneigt bin den Einfluß zuzugestehen, den man den nordischen Gewässern und Gewaltstürmen auf diese Phänomene bisher aufzusprechen schon geneigt war.

Wenn eine große Kälte, bei tausend Fuß Höhe des allgemeinen Wasserstands, einen großen Theil des nördlichen Deutschlands durch eine Eisfläche verband, so läßt sich denken, was beim Aufthauen die durcheinander getriebenen Eisschollen für eine Zerstörung anrichten und wie sie, bei nördlichen, nordwest- und östlichen Stürmen, die auf die Schollen niederstürzten Granitblöcke weiter gegen Süden führen mußten.

Wenn nun zuerst diese erste Urgebirgsmasse im nördlichen Deutschland gerettet ist, welches vorzüglich durch die ägyptischen Verwitterungen, welche bis auf den heutigen Tag fortgehen und die Fläche immer mehr zur Fläche, die Wüste immer mehr zur Wüste machen, geschehen muß; so wird man sich zu erklären haben, daß man jenem Herüberfahren auch aus den überbaltischen Regionen durch das Eis nicht abgeneigt ist; denn es gehen noch bis auf den heutigen Tag große Eismassen in den Sund ein, welche die von dem festigen über abgerissenen Urgebirgsmassen mit sich herabringen.

Allein diese Wirkung ist nur als secundär anzusehen. Indem wir im nördlichen Deutschland die Urgebirgsarten der nördlichsten Reiche erkennen, so folgt noch nicht, daß sie dort hergekommen; denn dieselbigen Arten des Urgebirgs können so hüben wie drüben zu Tage ausgegangen seyn. Ist doch das Urgebirg eben deshalb so respectabel, weil es sich überall gleichstellt und man Granit und Gneis aus Brasilien, wie mit die Exemplare zu Handen gekommen sind, von dem europäischen durchaus nicht zu unterscheiden vermöchte.

Wunderliche Art der Erklärungssüchtigen! Was fest und unerschütterlich ist, soll erst werden und sich bewegen, was etwa fort sich bewegt und verändert, soll stockender seyn und heißen, und das alles dieß, damit etwas gesagt werde.

Die Sache mag seyn wie sie will, so muß geschrieben seyden: daß ich diese vermaledeite Polterkammer der neuen Weltschöpfung verfluche! und es wird gewiß irgend ein junger geistreicher Mann aufstehen der sich dieses allgemeinen verrückten Cultus zu widersetzen Muth hat.

Im Ganzen denkt kein Mensch, daß wir als sehr beschränkte schwache Personen, uns um das Ungeheure beschäftigen etwas zu fragen wie man ihm beikommen sey? Denn was ist die ganze Hebere der Gebirge gulezt als ein mechanisches Mittel, ohne dem Verstand irgend eine Möglichkeit, der Einbildungskraft irgend eine Freudigkeit zu verleihen? Es sind bloß Worte, schlechte Worte, die weder Begriff noch Bild geben. Hiemit sey genug gesagt, wo nicht zu viel.

Das Schrecklichste was man hören muß ist die wiederholte Versicherung: die sämmtlichen Naturforscher seyen hierin derselben Ueberzeugung. Wer aber die Menschen kennt der weiß wie das zugeht: gute, tüchtige, kühne Köpfe putzen durch Wahrscheinlichkeiten sich eine solche Meinung heraus; sie machen sich Anhänger und Schüler, eine solche Masse gewinnt eine literarische Gewalt, man steigert die Meinung, übertreibt sie und führt sie, mit einer gewissen leidenschaftlichen Bewegung durch. — Hundert und aber hundert wohldenkende, vernünftige Männer, die in andern Fächern arbeiten, die auch ihren Kreis wollen lebendig wirksam, geehrt und respectirt sehen, was haben sie Besseres und Klügeres zu thun als jenen die Zeit zu lassen und ihre Zustimmung zu dem zu geben, was sie nichts angeht. Das heißt man alsdann: allgemeine Uebereinstimmung der Forscher.

Ich habe dieß, was ich hier sage, in Concrete an ganz würdigen Männern gesehen; ihre Sache war: im Felde der Naturlehre ihr Fach, ihr Geschäft, ihre Erfahrungen und Wissen zu inniger, zu festen, zu vollständigen und durchquarbelten. Hier waren sie vortrefflich, durch Unterscheiden und Ordnen belehrend, ihr Urtheil sicher, genug höchst schätzenswerth. In andern Fächern aber waren sie ganz gemein. Was der Tag hatte, was der Tag brachte, was allenfalls in Compendien und Zeitschriften stand, das wußten sie, das billigten sie, nahmen aber auch nicht den geringsten weitern Theil daran.

Verschiedene Bekenntnisse.

Wo der Mensch im Leben herabkommen, die Seite von welcher er in ein Fach hereingekommen, läßt ihm einen bleibenden Eindruck, eine gewisse Richtung seines Ganges für die Folge, welches natürlich und nothwendig ist.

Ich aber habe mich der Gegnosie befreundet, veranlaßt durch den Zehnbergbau. Die Gemeinheit dieser übereinander geschichteten Massen zu fixiren verwandte ich mehrere Jahre meines Lebens. Diesen Ansichten war die Wernerische Lehre günstig und ich hielt mich zu derselben, wenn ich schon recht gut zu fühlen glaubte, daß sie manche Probleme unaufgelöst liegen ließ.

Der Ilmenauer Bergbau veranlaßte nähere Beob-

achtung der ſämmtlichen thüringiſchen Flötze, vom Tertiärgebirge bis zum oberſten Zechſtein, hinabwärts bis zum Granit.

Dieſe Art des Anſchauens begleitete mich auf Reiſen; ich beſtieg die Schweizer und Savoyer beyden Gebirge, erſtere wiederholt, Tyrol und Graubündten blieben mir nicht fremd und ich ließ mir gefallen, daß dieſe mächtigen Maſſen ſich wohl dürften aus einem Lichtnebel einer Kometen-Atmoſphäre kryſtalliſirt haben. Doch enthielt ich mich eigentlich allgemeinerer geologiſchen Betrachtungen, beſtieg den Veſuv und Aetna, verſäumte aber nicht die ungeheure gewaltſame Ausdehnung der Erdbrände, in Gefolg ſo gränzenloſer Kohlenlager, zu beachten und war geneigt beide mehr oder weniger als Hauptſchwierigkeiten der Erdoberfläche anzuſehen.

Ich legte doch hierauf keinen Werth, kehrte zu den thüringiſchen Flötzen zurück und hatte nun das Vergnügen, daß im vergangenen October unſer Salinendirector Glenck in der Tiefe eines Bohrlochs von 1170 Fuß Steinſalz und zwar in ganz reiner Geſtalt dem Bruchſtücke nach, theils körnig theils blätterig, angetroffen.

Die Sicherheit womit dieſer treffliche Mann zu Werke ging, in Ueberzeugung, daß die Flötzlagen des nördlichen Deutſchlands vollkommen jenen des ſüdlichen gleich ſeyen, beſtätigte meinen alten Glauben an die Conſequenz der Flötzbildung und vermehrte den Unglauben in Betreff des Hebens und Drängens, Aufwellens und Durchſtechens (Reſoulement), Schleuderns und Schmeißens, welches mir nach meinem obigen Bekenntniſſe durchaus widerwärtig von jeher erſcheinen mußte.

Nun aber leſe ich in den neueſten franzöſiſchen Tagesblättern, daß dieſes Heben und Schieben nicht auf einmal, ſondern in vier Epochen geſchehen. Voraus wird geſetzt, daß unter dem alten Meere alles ruhig und ordentlich zugegangen, daß aber zuerſt der Jurakalk und die älteſten Porphyrmaſſen in die Höhe gehoben worden, nach einiger Zeit denn das ſächſiſch-böhmiſche Erzgebirg, die Pyrenäen und Apenninen ſich erhoben haben, ſodann aber zum dritten und letzten Mal die höchſten Berge Savoyens und alſo der Montblanc hervorgetrieben ſeyen. Dieſes von Herrn Elie de Beaumont vorgetragene Syſtem wurde am 23 October 1829 der franzöſiſchen Akademie von der Unterſuchungs-Commiſſion zu deßfälliger Aufnahme und Förderung beſtens empfohlen. Ich aber läugne nicht, daß es mir gerade vorkommt als wenn irgend ein chriſtlicher Biſchof einige Wahrheit für kanoniſche Bücher erklären wollte.

Da ich hier nur Confeſſionen niederſchreibe, ſo iſt nur von mir und meiner Denkweiſe die Rede. Es iſt nicht das erſte Mal in meinem Leben, daß ich das was andern denkbar iſt unmöglich in meine Denk- und Faſſungskraft aufzunehmen vermag.

Wenn ich aber zu meinem Anfang zurückkehre und nun ihr Werk betrachte, ſo ſeh' ich, daß ſie von der allgemeinſten Seite in dieſes Geſchäft hereingegangen ſind; Aſtronomie, phyſiſche Geographie, Phyſik, Chemie und was ſonſt noch allgemein iſt, waltet über das Ganze und dient zu Unterſtützung jeder ihrer Schritte. Ich hatte ſchon Kenntniß von der erſten Ausgabe und beſchäftige mich dankbar mit der gegenwärtigen, ungewiß, was ich daraus mir aneignen und in meine gegen dieſe ungeheuren Allgemeinheiten beinahe abgeſchloſſenen Richtungen werde benutzen können. Auf alle Fälle ſind einige Capitel mir ſchon höchſt belehrend geweſen, da ihre ausgebreiteten Studien ſich über das neueſte der Entdeckungen erſtrecken, denen ich in meiner Lage nicht folgen kann.

Die Vertiefbarkeit kann vielleicht nicht größer gedacht werden, als die in der ſich gegenwärtig ein funfzigjähriger Schüler und treuer Anhänger der ſowohl gegründet ſcheinenden, als über die ganze Welt verbreiteten Werneriſchen Lehre finden muß, wenn er, aus ſeiner ruhigen Ueberzeugung aufgeſchreckt, von allen Seiten das Gegentheil derſelben zu vernehmen hat.

Der Granit war ihm bisher die feſte unerſchütterte Baſis auf welcher die ganze bekannte Erdoberfläche ihr Anſehen hatte; er ſuchte ſich die Einlagerungen und Ausſcheidungen dieſes wichtigen Geſteins deutlich zu machen; er ſchritt über Schiefer und Urkalk, unterwegs auch wohl Porphyr antreffend, zum rothen Sandſtein und muſterte von da manches Flötz zeitgemäß wie es die Erſcheinungen andeuten wollten. Und ſo wandelte er auf dem ehemalig waſſerbedeckten, nach und nach entwäſſerten Erdboden in folgerechter Beruhigung. Trat er auf die Gewalt der Vulcane, ſo erſcheinen ihm ſolche nur als noch immer fortdauernde aber oberflächliche Spätlingswirkung der Natur. Nun aber ſcheint alles ganz anders hervorgehen; er vernimmt: Schweden und Norwegen möchten ſich wohl gelegentlich aus dem Meere eine gute Strecke emporgehoben haben; die ungariſchen Bergwerke ſollten ihre Schätze von unterauf einſtrömenden Wirkungen verdanken, und der Porphyr Tyrols ſolle den Alpenkalk durchbrochen und den Dolomit mit ſich in die Höhe genommen haben: Wirkungen freilich der tiefſten Vorzeit, die kein Auge jemals in Bewegung geſehen, noch weniger irgend ein Ohr den Tumult den ſie erregten vernommen hat.

Was ſieht denn hier alſo ein Mitglied der alten Schule? Uebertragungen von einem Phänomen zum andern, ſprungweis angewendete Inductionen und Analogien, Hypotheſen die man auf Treu und Glauben annehmen ſoll.

Wiederholt viele Jahre ſchaut' ich mit die Felſen des Harzes, des Thüringer Waldes, Fichtelgebirges, Böhmens, der Schweiz und Savoyens an, eh' ich ausſprechen wagte: unſer Ur- oder Grundgebirg habe ſich aus der erſten großen chaotiſchen Infuſion kryſtalliniſch gebildet und ſeyen alſo alle jene Zacken und Hörner, alle Bergrücken und die zwiſchen ihnen leer gebliebenen Thäler und Schluchten nicht zu bewundern, oder auch weder abzuleiten, als aus jener erſten großen Naturwirkung. Eben ſo betrachtete ich ferner das Uebergangsgebirg und konnte durchaus das Beſtreben ſelbſt der großen Maſſen zu gewiſſen Geſtaltungen nicht mehr problematiſch finden. Die dem Urſprung gleichzeitigen Gänge und die Verwuchtungen derſelben klärten ſich auf; die Ueberlagen, Anlagerungen und was ſonſt vorkommen konnte, ward ſorgfältig und wiederholt beobachtet, bis zuletzt die Flötze, ſogar mit ihrem Inhalt von Kohlenreinerungen, ſich naturgemäß rationell anſchloſſen, wobei man freilich nicht übereilt verfahren durfte.

Alles was ich hier ausſpreche hab' ich wiederholt und anhaltend geſchaut; ich habe, damit ja die Bilder im Gedächtniß ſich nicht auslöſchen, die genauſten Zeichnungen veranſtaltet, und ſo hab' ich bezüglich auf den Theil der Erde den ich beobachtet, immer Regelmäßigkeit und Folge, und zwar übereinſtimmend an mehreren Orten und Enden gefunden.

Nach dieſem Lehens- und Unterſuchungsgange, wo nur Beſtändigkeit zu meinem Anſchauen gekommen, da denn ſelbſt der problematiſche Baſalt als geregelt und in der Folge nothwendig erſcheinen mußte, kann ich denn meine Sinnesweiſe nicht ändern, zu Liebe einer Lehre, die von einer entgegengeſetzten Anſchauung ausgeht, wo von gar nichts Feſtem und Regelmäßigem mehr die Rede iſt, ſondern von zufälligen unguſammenhängenden Ereigniſſen. Nach meinem Anſchauen denke ſich die Erde aus ſich ſelbſt aus; hier erſcheint ſie überall

geborſten, und dieſe Klüfte aus unbekannten Tiefen von unten herauf ausgefüllt.

Durch dieſes Bekenntniß gedenk' ich keineswegs mich als Widerſacher der neuern Lehre zu zeigen, ſondern auch hier die Rechte meines gegenſtändlichen Denkens zu behaupten, wobei ich denn wohl zugeben will, daß wenn ich von jener, wie die Neuern, die mit ſo großer Uebereinſtimmung ihre Theſe behaupten, auch aus Anſchauung hätte gewinnen und das, was mir jetzt als Ausnahme in der Natur vorkommt, mit als Regel hätte eindrücken können, ich wohl auch in völligem Einklang mit der jetzt angeborenen Lehre mich befunden hätte.

Gar manches wäre noch zu ſagen, allein ich ſchließe, indem ich die Meinung eines Wohlwollenden oder vielmehr die Art ſich auszudrücken mir zu eigen gemacht, er hatte mich über mich ſelbſt mehr aufgeklärt, den Grund und die Folge meines Daſeyns mich beſſer fühlen laſſen, als ich ohne dies kaum je erreicht hätte.

Unbeſchadet des Glaubens an eine fortſchreitende Cultur, ließ ſich, wie in der Weltgeſchichte, ſo in der Geſchichte der Wiſſenſchaften, gar wohl bemerken, daß der menſchliche Geiſt ſich in einem gewiſſen Kreiſe von Denk- und Verſtellungsarten herumbewege. Man mag ſich noch ſo ſehr bemühen, man kommt nach vielen Umwegen immer in demſelben Kreiſe auf einen gewiſſen Punkt zurück.

Pater Kircher, um gewiſſe geologiſche Phänomene zu erklären, legt mitten im Erdball ein Pyrophylacium an, und daneben herum manche Hydrophylacien. Da iſt denn alles fertig und bei der Hand. Die kalten Quellen entſpringen ſern von der Feuergluth; die lauen ſchon etwas näher; die heißen ganz nahe, und dieſe müſten einen unendlichen Grad von Hitze annehmen, daß ſie noch ſiedend bleiben, nachdem ſie einige tauſend Fuß ſich durch das feſteſte Grundgeſtein durchgeſchlungen haben. Braucht man einen Vulcan, ſo läßt man die Gluth ſelbſt durch die geborſtene Erde durchbrechen und alles geht ſeinen natürlichen Gang.

Dieſer älteren anfänglichen Vorſtellung iſt die neuere ganz gleich. Man nimmt eine Feuergluth an unter unſerm Ur- und Grundgebirge, die hie und da ſich anbeutet, ja hervorbricht, und überall hervorbrechen würde, wenn die Urgebirgsmaſſen nicht ſo ſchwer wären, daß ſie nicht gehoben werden können. Und ſo ſucht man überall problematiſche Data dahin zu deuten, daß dieſes ein oder das andere Mal geſchehen ſey.

Kircher's Pyrophylacium iſt in allen Ehren und Würden wieder hergeſtellt; das Hydrophylacium auch gleich wieder bei der Hand: die lauen und heißen Quellen ſind eben ſchon erklärt, und dieſe Erklärung des Jeſuiten im 17ten Jahrhundert iſt ſo faßlich, daß in der erſten Hälfte des 18ten der Verfaſſer der Amuſemens des eaux de Spa, zu Verſtändigung und Unterhaltung der dortigen Curgäſte, ſie zwiſchen Liebes- und Spielabenteuern und andern romanhaften Ereigniſſen mit der größten Gemüthsruhe und Sicherheit verträgt.

King Coal.

Die engliſche Nation hat darin einen großen Vorzug vor andern, daß ihre wiſſenſchaftlichen Männer das ins Ganze Verſammelte, ſo wie das einzeln Gefundene, baldmöglichſt in Thätigkeit zu bringen ſuchen, am ſicherſten kann dies geſchehen durch allgemeine Verbreitung des Gewußten. Hiezu verſchmähen ſie kein Mittel und es möchte vielleicht wunderlich ſcheinen, daß ſie, um dem andre Volkerſchaften ſich mit Streit und Zwiſt, was als Hypotheſe oder als Methode gelten ſoll, leidenſchaftlich umhertreiben, ſie durch Gedicht, ernſter und ſcherzhafter Art, das was jederman wiſſen ſollte, unter die Menge bringen.

Didaktiſche Gedichte ſind in England wohl aufgenommen; ein neues, durchaus manierte und glücklich humoriſtiſches verdient näher gekannt zu ſeyn. Es ſoll die geognoſtiſchen Kenntniſſe nicht etwa populär machen, ſondern vielmehr geiſtreiche Menſchen zur Annäherung berufen. Uebrigens nehmen ſie den Gebirgsbau im Sinne der Wernerſchen Schule, und mehr braucht auch ein frei umblickender Reiſender nicht, um ſich an vielen vorüberfliegenden Gegenſtänden zu intereſſiren. Das Gedicht iſt in drei Theilen geſchrieben, der erſte: Cing Coal's Levee, or geological etiquette By John Seafe,

König Coal, der Wernerſcher, um ſeiner Gemahlin Pyritis zu gefallen, fordert die ſämmtlichen Gebirgsarten von England und Wallis durch ein geheimeriſches Erdbeben zuſammen. Er, auf ſein mit ſchwarzen Thron ſitzend, ernſt und ſtattlich, ſie, munter und glänzend, präſidiren in den Audienzſaal, der, von Glimmer geſchmückten Wänden, ein blendendes Geſtlicht zurückwirft.

Die Gebirgsarten kommen, ihre Rangordnung iſt feſtgeſetzt. Herzog Granit kommt zuerſt, angekündigt durch Gneis; jener mit Würde einher tretend, wird vom König Coal begrüßt, Gneis aber erſcheint im vermitterten Zuſtande und prägt keinen Reſpect ein. Hierauf tritt Marquis Schiefer herein; er aber iſt auch nicht in den beſten Geſundheitsumſtänden. Hierauf kommt die Gräfin Porphyry als Wittwe, ſie hat ihre Prachtgarderobe in Aegypten gelaſſen: die Königin ſpottet über ihre ſchlechte Tracht; der König erklärt ſie für eine gelehrte Dame, die um ihren Anzug nicht genug beſorgt ſey.

Ein ſchöner Mann, grün gekleidet, vornehm, als von geringen Beſitzungen, Graf Serpentin, erſcheint. Dann tritt Viscount Spanit hervor, ihnem obengenannten Herzog Granit ſehr ähnlich; er ſchien ſich ſelbſt zu gefallen, denn er beſaß große Herrſchaften, er war mit einem gewiſſen Hornblende verwandt, einem trockenen Manne; ſie waren aber beide ſo intime Freunde, daß wer den einen ſah, den andern zu ſehen glaubte.

Graf Grauwacke tritt kühnlich auf, tüchtigen Anſehens, mit ſommerſproſſigem Geſichte. Der Zauberer Werner in Sachſen hatte ihn aufgezogen und nun mit großem Selbſtvertrauen machte er Anſprüche auf die Beſitzungen des Thonſchiefers; der König meint jedoch, der Streit könne noch lange währen.

Nachbar Waſſerblei, ein weitläufiger Verwandter des Königs, der über ſein trauriges Schickſal immer eingeſpert zu werden, melancholiſch geworden, zeigt ſich nur wenig im Vorübergehen. Nun tritt ein bedeutender Mann, Sandſtein der ältere, nachdem er lange vergebens auf ſeinen Vetter Sandſtein den jüngern, gewartet, allein in die Audienz. Ihm folgt ſogleich Sir Lorenz Urkalk, ein reichbegüterter Herr, unverheirathet, aber Freund von Miß Gypſum, die er ihres Reichthums wegen wohl geheirathet hätte; doch ihre ſüße Nichte Selenit macht gleichfalls Anſprüche an ihn, doch hat ſie keine Reichthümer zu erben und dies macht die Wahl zweifelhaft.

Die beiden Sandſteine machen auch Anſprüche an Miß Gypſum, der jüngere führt Salz in allen ſeinen Reden, wenn auch kein attiſches; auch hat das Geſchlecht Sandſtein viele Stammverwandte, worein die meiſten

nicht präsentabel sind, aber alle stolz, weil sie sich von dem großen Paar, Lord Quarz, herschreiben.

Aber Sir Lorenz Urlaub ist bei Hofe wohlgelitten und von ausgebreiteten Besitzungen; seine vier Söhne werden gleichfalls aufgeführt und dabei Peter Mergel nicht vergessen.

Nun aber entschuldigt Sir Lorenz seine Mutter, Lady Marmor, wegen ihrer entfernten Wohnung, weil auf König Goal seine Gemahlin bedeckt, was das für eine schöne Dame gewesen, ja wohl noch sey, zwar in England nicht einheimisch, doch in allen großen Häusern wohl aufgenommen. Er rühmt ihre hohe Politesse und versichert: an welchem Hof sie käme, würde sie sich wohl zu Hause fühlen; ja es sey jetzt eine Intrigue im Werke sie so hoch als möglich zu erheben, denn man höre wiederholt Canova beyzeiten ihr große Aufmerksamkeit.

Der jüngere Sandstein, mit Miß Gypsum am Arme, treten vor; jedes von seiner Seite gar freundlich mit den Herren und Damen vom Hofe sich hängend.

Nun erscheint Tufstein, wunderlich bewaffnet; er war nicht er selbst, ja er schien betrunken; mit seltsamem Prunk hatte er mit Eidechsen und Fischen sein Haupt geziert. Sein Schild war eine calcinirte Schildkrötenschale, ein Ammonshorn brannte in der Mitte als Nabel, er ritt auf einem Krokodil und zeigte sich als Herr sämmtlicher Fossilien.

Nun kommt Flötzkalk und mit ihm der muntere barbierzige Bube Flint. Flötzkalk, im südlichen England wohnend, konnte niemals ohne diesen Kobold seyn.

Hans Mergel und Jakob Thon kommen von Scharpis-Eiland und warm bei Hof wohl empfangen; die Königin war eine Freundin von Muscheln und hatte dem Jakob Thon aufgetragen ihr eine Sammlung zu veranstalten. Auch die Botanik ward nicht hintangesetzt und die Pflanzen der Vorwelt sorgfältig gesammelt. Deshalb erhält denn Jakob Thon eine gute Aufnahme, schmeichelt den Majestäten und sucht sich auch hier festzusetzen.

Nun kommt, zwar etwas spät, Baron Basalt, mit kühnem Auftreten, von Lady Grünstein und Page Zeolith begleitet. Der Baron sieht sich verächtlich um, und da er keine Säulen sieht, findet er den Saal unwürdig; Stoffa und Fingalshöhlen seyen ganz was anders, meint er. Er verbarg seine Verachtung nicht, und man muß ihm das nicht übel nehmen, da er als vollkommener Architekt berühmt war.

Meteorologie.

Wolkengestalt

nach Howard.

Vorwort.

Indem man sich zu einem Vortrag über irgend einen Gegenstand anschickt, so ist es wohlgethan zu bedenken und sodann andern mitzutheilen, wie man auf die Betrachtung gerade dieses Gegenstands gekommen und unter welchen Umständen man denselben nach und nach mehrere Aufmerksamkeit zu widmen angeregt worden.

Mit kindlichem, jugendlich-frischem Sinn, bei einer städtisch-häuslichen Erziehung, blieb dem scheuchtsvollen Blick kaum eine andere Ausflucht als gegen die Atmosphäre. Der Sonnenaufgang war durch Nachbarshäuser beschränkt, desto freier die Abendseite, wie denn auch der Spaziergang sich wohl eher in die Nacht verlängert, als daß er dem Tag zuvorkommen sollte. Das Abglimmen des Lichtes bei heiteren Abenden, der farbige Rückzug der nach und nach versinkenden Helle, das Andringen der Nacht beschäftigte gar oft den einsamen Müßiggänger. Bedeutende Gewitterregen und Hagelstürme, die auch meist von der Westseite heranziehen, erregten entschiedene Aufmerksamkeit und es sind noch frühere Zeichnungen übrig in seltsamen Wolkengebilden verschiedener Jahreszeiten. Weder dem Auge des Dichters noch des Malers können atmosphärische Erscheinungen jemals fremd werden, und auf Reisen und Wanderungen sind sie eine bedeutende Beschäftigung, weil von trocknem und klarem Wetter auf dem Lande, so wie zur See von einem günstigen Winde, das ganze Schicksal einer Ernst- oder Lustfahrt oft allein abhängt.

In meinen Tagebüchern bemerkte ich daher manchmal eine Folge von atmosphärischen Erscheinungen, dann auch wieder einzelne bedeutende Fälle; das Erfahrne jedoch zusammenzustellen fehlten mir Umsicht und wissenschaftliche Verknüpfungsbegriffe. Erst als Se. k. H. der Großherzog einen eigenen Apparat zur Meteorologie auf dem Rücken des Ettersberges errichten ließen, machten desselben mich aufmerksam auf die von Howard bezeichneten und unter gewisse Rubriken eingetheilten Wolkengestaltungen. Ich verkühlte nicht aus der Erinnerung was mir früher bekannt geworden hervorzurufen, und erneuerte meine Aufmerksamkeit auf alles was in der Atmosphäre den Augen bemerkbar seyn konnte. Ich ergriff die Howardische Terminologie mit Freuden, weil sie mir einen Faden darreichte den ich bisher vermißt hatte. Den ganzen Complex der Witterungsfunde, wie er tabellarisch durch Zahlen und Zeichen aufgestellt wird, zu erfassen oder daran auf irgend eine Weise Theil zu nehmen, war meiner Natur unmöglich; ich freute mich daher einen integrirenden Theil derselben meiner Neigung und Lebensweise angemessen zu finden, und weil in diesem unendlichen All alles in einer sichtbaren Beziehung steht, eine das andere hervorbringt oder wechselsweise hervorgebracht wird, so schärfte ich meinen Blick auf das dem

Sinne der Augen Erfaßliche, und gewöhnte mich die Bezüge der atmosphärischen und irdischen Erscheinungen mit Barometer und Thermometer in Einklang zu setzen, ohne dergleichen Instrumente jederzeit bei der Hand zu haben.

Howards Terminologie.

Wenn man die Lehre Howards, beim Beobachten wohl nutzen will, so muß man die von ihm bezeichneten Unterschiede fest im Auge behalten, und sich nicht irre machen lassen wenn gewisse schwankende Erscheinungen vorkommen; man übe sich vielmehr dieselben auf die Hauptrubriken zurück zu führen.

Howards Terminologie wird hier aufgestellt, in der Ordnung wie die verschiedenen Wolkenformen Bezug auf die Erde, oder auf die höhern Regionen haben mögen.

Stratus.

Hierunter werden alle diejenigen Wolken begriffen, welche sich streifen- oder schichtenweise zunächst auf die Erde beziehen. Von dem Nebelstreif an, der sich vom Sumpf oder feuchten Wiesen erhebt, und darüber eine Zeit lang schweben bleibt, bis zu den Streifen und Schichten, welche theils die Seiten der Berge, theils ihre Gipfel bedecken, kann alles mit diesem Namen bezeichnet werden. Da nun, wie gesagt, die horizontalgelagerten Wolken eine nächste Beziehung auf die Erde haben, so läßt sich bemerken, daß sie diese Form nur bis auf eine gewisse atmosphärische Höhe behalten. Ich vermuthe daß sie nicht über 1200 Toisen, das heißt höchstens bis an unsere Schneelinie gelangen.

In dem Thal wo die Reuß nach dem Vierwaldstätter See fließt hab' ich sie gesehen, da denn diese Streifen, wie Soffiten von Coulisse zu Coulisse, so vom Felsen der einen Seite zum Fels der andern horizontal herübergezogen waren.

Eine bedeutende Zeichnung davon ist noch in meiner Sammlung.

Wenn nun diese Wolkenschichten nur in einer gewissen Höhe statt haben, so müssen sie auch, sobald das Barometer steigt, eine Veränderung der Form erleiden. Wir sehen daher unterwärts die Wolke noch streifen- und schichtweise horizontal schweben, aufwärts aber entwickeln sich gedrängte, geballte Massen in verticaler Richtung nach der Höhe.

Strato-cumulus

heißt diese Erscheinung wie sie hier beschrieben worden: wenn nämlich beide Wolkenbestimmungen, der schon abgehandelte Stratus und der folgende Cumulus, noch zusammen hängen und keine Absonderung zwischen ihnen statt findet.

Cumulus

werden solche aufgethürmte Wolkenmassen genannt, wenn sie für sich am Horizont heraufziehen, und ihre eigene Bewegung verfolgen. Dies sind freilich die herrlichen Erscheinungen, welche eigentlich den Namen Wolke verdienen. Sie sind es, welche in Indien, mit unendlicher Gestaltveränderung, von Süden nach Norden ziehen und über die ganze Halbinsel streifend, Schritt vor Schritt das zu den Gebirgen hinan, die ungeheuren periodischen Regen ausschütten. Auf diesen Wolkenzug ist das vortreffliche Gedicht Megha Dhuta gerichtet, welches uns erst neuerlich von Kalkutta mitgetheilt worden. Auf den Gebirgen welche Sachsen und Böhmen trennen, läßt sich diese Erscheinung oft auf das vollständigste bemerken. Erreicht aber Cumulus die ihm gleichfalls vorgeschriebene Höhe der Atmosphäre, oder erhöht sich der Barometerstand, so zeigt sich eine neue Umwandlung. Wir bemerken, daß der obere Theil dieser Wolken, aufgetrieben und zu Flocken gekämmt, höheren Luftregionen zugeführt wird. Wenn diese Flocken sich unmittelbar aus der starren Wolke entwickeln und noch nicht von ihr getrennt sind, erhält die Erscheinung den Kunstnamen:

Cirro-cumulus.

Dagegen wenn diese leichten Wölkchen, die bei uns Schäfchen heißen, für sich am Himmel stehen oder hinziehen, werden sie

Cirrus

genannt. Dieser aber erscheint in vielerlei Gestalten, welche der Beobachter wohl kennen muß um nicht irre zu werden. Bekannt sind sie einem jeden, wenn sie wie eine Heerde hintereinander dahin ziehender Schäfchen, oder gelockter Baumwolle gleich, in mehr oder minder wiederholten Reihen sich zeigen. Manchmal aber schwint der Himmel wie mit Besemen gekehrt, und die luftigen Wolkenstreifen haben keine bestimmte Richtung gegen einander, sondern streichen zufällig und langsam durch die höhere Atmosphäre. Ferner ist ein solcher, aber schöner Anblick, wenn ein großer Theil des Himmels gegittert erscheint. Alle diese Fälle lassen sich mit dem Namen Cirrus bezeichnen, so wie auch jene leicht hinschwebenden Wolken, die so gern am Mond vorüberziehen. In der Folge wird sich für alles dieses eine unterabtheilende Terminologie finden, nur muß man erst eine Weile beobachtet haben, damit man nicht vorellig mit Bestimmungen ins Unendliche gehe, und den ganzen Unterschied wieder aufhebe.

Nachzuholen ist nun

Strato-cirrus.

Es kann nämlich der Fall vorkommen, besonders zur Winterzeit, daß die auf den Bergrücken, zum Beispiel auf dem Ettersberg, ruhenden Streifschichten ohne sich erst zum Cumulus zu ballen, gleich lustig abgelöst und als Cirrus in die obere Region abgeführt werden, alsdann tritt gedachte Benennung ein.

Zuletzt stehe:

Nimbus.

Mit diesem Namen wird der Fall bezeichnet, wenn sich im Sommer, gewitterhaft, über große Landesbreiten eine düstere Wolke herandrängt und unten schon abregnet, indessen ihr oberer Saum noch von der Sonne beschienen wird.

So weit Howard!

Wenn ich nun zunächst einen Terminus, der noch zu fehlen schint, vorschlagen sollte, so wäre es:

Paries,

die Wand. Wenn nämlich ganz am Ende des Horizontes Schichtstreifen so gedrängt über einander liegen, daß kein Zwischenraum sich bemerken läßt, so schließen sie den Horizont in einer gewissen Höhe, und lassen den obern Himmel frei. Bald ist ihr Umriß bergrückenartig, so daß man eine entfernte Gebirgsreihe zu sehen glaubt,

bald bewegt sich der Contur als Wolke, da denn eine Art Cumulo-stratus daraus entsteht.

Wenn ich nun die Howardische Terminologie und die von ihm selbst ausgehende kurze belehrende Darstellung nur zu eigen machte, folglich aber wieder an die Natur ging und die verschiedenen Wolkenformen auf dem Papier nachzubilden suchte; so erweckte ich auch hiesige Männer, welche von der Zeit an mit aufschärfter Aufmerksamkeit das Gleiche thaten. Forster's Arbeiten dürfte ich nicht vornehmlich anführen und manch's war daraus zu lernen, allein seine Figuren sind meistens nur den Howardischen nachgebildet, keineswegs charakteristisch, noch naturgemäß; auch wendet er sich zu schnell gegen eine Theorie die, nach meiner Ansicht, doch immer nur ein Ideal per ideal ist.

Ich mußte daher bei meiner alten Art verbleiben, die mich nöthigt alle Naturphänomene in einer gewissen Folge der Entwicklung zu betrachten und die Uebergänge vor- und rückwärts aufmerksam zu begleiten. Denn dadurch gelangte ich ganz allein zur lebendigen Uebersicht, aus welcher ein Begriff sich bildet, der sodann in aufsteigender Linie der Idee begegnet wird.

Eine frische Aufmunterung genoß ich zuletzt durch Herrn Brandes und dessen Beiträge zur Witterungskunde. Hier zeigt sich wie ein Mann, die Einzelnheiten ins Ganze verarbeitend, auch das Isolirteste zu nutzen weiß. Ich war dadurch angeregt manches aus meinen Papieren mitzutheilen das vielleicht, mit schon Vorhandenem zusammengekauft, von Werth seyn könnte, da ich aber gleich darauf eine Badereise bei der glücklichsten eine schöne Dauer verschwindenden Witterung unternahm, so entschloß ich mich die atmosphärischen Erscheinungen in der strengsten Folge zu beobachten und zu verzeichnen, um zu sehen und darzustellen wie es sich mit dem Conflict der obern und untern Regien, der austrocknenden und anfeuchtenden verhalte.

Sonntag den 23 April 1820, bis Schleis.

Stand in Jena, früh des Morgens um 5 Uhr, das Barometer 28' 2''' 6''''.

Am ganz reinen Himmel, der Sonnenaufgang, einige Streifen im Osten, die sich, wie sie herankam, in Cirrus auflösten, eben so die übrigen, im Norden und Zenith schwebenden Streifen. Die Nebel aus der Saale verflossen sogleich in die Luft, legten sich an die Berge, schlugen als Thau nieder; das Wenige was empor kam zeigte sich auch gleich als leichtere Streifen. Gegen Süden zu fahrend sah man am Horizont, in der Gegend der böhmischen und Fichtelgebirge, gleich Streifen, aber gedrängter über einander.

Der Wind war Nord-Ost-Ost. Aufmerksamkeit verdiente nunmehr, daß alle diese Streifen die Neigung zeigten in Cirrus überzugehen: denn sie leckten und theilten sich in sich selbst, indem sie doch ihre horizontale Ausdehnung und Lage behielten. Bei wachsender Höhe des Sonnenstandes ließ sich ferner bemerken daß sie eine Art von Annäherung gegen einander ausübten, in Verbindung traten und Formen bildeten, die man für Stratus anzusprechen hatte. Diese, obgleich an ihrer Base gänzlich horizontal, als aufsteigend auf einer kaltschichte die sie trug, fingen doch an, ihren oberen Umriß aufzuballen, in verschiedene Erhebungen zu gestalten und dadurch das Recht zu erlangen für Cumulus zu gelten.

Hier sah man nun die drei Hauptbildungen gleichzeitig, und konnte die Möglichkeit ihrer Coexistenz bei dem höchsten Barometerstand gar wohl begreifen.

Eine solche Schaar, von unten mehr oder weniger verflochten, oben ausgerundeten, geballten Luftkörpern hatte durchaus, vereinzelt und unzusammenhängend, gegen zwölf Uhr den ganzen Himmel eingenommen und schien bei fortdauerndem Nordost-Wind, mit geringer Bewegung gegen Süden, nicht abzunehmen.

Gegen Abend jedoch ließ sich ganz deutlich bemerken daß sie nach und nach von der Luft aufgezehrt wurden, und zwar, wie sie reihenweis suchte nach Süden zogen, entwickelte sich meist die unterhalb ziehende Wolke gegen die obere und verband sich mit ihr, indeß diese nichts dabei gewann, indem auch sie von ihren oberen Theilen nach der höheren Luft, sich einzeln auflösend, abgab, und sie sich endlich allesammt zerstreuten.

So war nach Sonnenuntergang gar bald der ganze Himmel rein und hatte diese bedeutende Feuchtigkeit sich in der Atmosphäre aufgelöst.

Es war der vierte Tag nach dem ersten Viertel des Mondes. Dieser Tag war auf der Fahrt bis Schleiz zugebracht.

Montag den 24 April, bis Hof.

War die Folge des gestrigen Tages und der vergangenen Nacht gar wohl zu beobachten.

Die Luft hatte alle Feuchtigkeit in sich aufgenommen, es entstand daher bei Sonnenaufgang eine Art von Höherauch, den man an entfernten Gegenständen, auch an einem bläßern Himmelsblau gar wohl bemerken konnte. Es zeigen sich nach und nach zarte horizontale Streifen, in die sich der Höherauch zusammenzieht, sie überdecken den ganzen Himmel, zugleich manifestiren sie ihre cirröse Tendenz, sie leckten sich auseinander und zeigen sich als Netzen von Schäfch'n. Ein Theil des Höherauchs ist als Thau niedergegangen. Der Nordost-Wind strömt heftig, schon löst sich der obere Umriß aller Streifen flammig auf, ja es steigen aus demselben einzelne Säulen, wie Rauch aus den Essen hervor, die aber doch eben sich wieder zur Schicht legen, als wenn sie ihren vorigen Zustand wieder annehmen wollten. Alle diese Bemühungen gelten aber nicht gegen den Nordost, der mit Heftigkeit bläst: keine Wolke vermag sich mehr zu ballen, gegen Mittag schon ist der ganze Himmel rein. Im Gasthof zum Hirschen in Hof konnte man die dreyeckige Wetterfahne dem scharfen Ost stoßweise auf Norden deutend beobachten. Der Mond stand am Himmel, nur wenige Wolken erschienen am Horizonte und der Nacht blieb kaum übrig das sie aufzulesen hätte.

Dienstag den 25 April, bis Alexandersbad.

Vor Sonnenaufgang leichte Streifen an dem ganzen Horizont hin, die sich erhoben und verflochten sobald sie hervortrat. Die Fahne, vollkommen in Nord, stand unbeweglich; mit wachsendem Tag häuften sich die Wolken. In Alexandersbad stand das Barometer 28 Zoll weniger 1 1/2 Linie, welches nach der Höhe des Orts schön Wetter andeutet. Nach Tische bewölkte sich der Himmel immer mehr, die Wolken schienen in tieferer Region zu schweben, Natur und Gestalt des Stratus anzunehmen, auch war das Barometer eine halbe Linie gefallen. Um 8 Uhr war der Himmel gänzlich klar; doch lag im Süden eine langgestreckte, dichte Wolke, die sich aber nach und nach aufzugehen schien.

Mittwoch den 26 April, bis Eger.

Das Barometer war etwas gesunken, dessen ungeachtet war vor Sonnenaufgang der Himmel ganz rein, nur wenige Streifen am Horizont im Norden. Windstille vor und nach Sonnenaufgang; die Hähne krähten. Den ganzen Morgen bis zu Mittag der Himmel völlig rein. In Eger vernahmen wir das Barometer sey gefallen, aber ohne nähere Bestimmung. Der Himmel

blick den ganzen Tag rein und so auch vollkommen in der Nacht; der Mond schien hell und die Sterne funkelten; ein Nordost-Wind hatte den ganzen Tag fortgedauert. Jedoch bei wachsender Nacht zeigte sich eine große, obgleich nicht verdichtete Wolkenmasse, welche von Osten heraufsteigend den ganzen Himmel mit einzelnem Gewölk überzog.

Donnerstag den 27 April, bis Marienbad.

Eben so verhielt es sich Morgens bei Sonnenaufgang. Der ganze Himmel war mit einzelnem, einander berührendem Gewölk bedeckt, davon sich ein Theil in die obere Luft auflöste, ein anderer aber so zottig und grau herunterhing, daß man jeden Augenblick erwartete ihn als Regen niederfallen zu sehen.

Auf dem Wege nach Sandau, wo wir gegen Südost fuhren, sahen wir die sämmtlichen Wolken-Phänomene in ihrer charakteristischen Mannigfaltigkeit, Abgesondertheit, Verbindung und Uebergängen, als ich sie nie gesehen, und zwar in solcher Fülle, daß der ganze Himmel davon überdeckt war. Das leichteste Gespinnst der Federstriche des Cirrus stand ruhig am obersten Himmel, ganze Reihen von Cumulus zogen, doppelt und dreifach übereinander, parallel mit dem Horizonte, dahin, einige drängten sich in ungeheure Körper zusammen und indem sie an ihrem obern Umriß immer abgezupft und der allgemeinen Atmosphäre zugeeignet wurden, so ward ihr unterer Theil immer schwerer, stratusartiger, grau und undurchscheinend, sich niedersenkend und Regen drohend. Eine solche Masse zog sich uns über das Haupt hin, und es fielen wirklich einige Tropfen. Da nun alles tiefer in der mittlern Luft vorging, war uns die Aussicht auf den Horizont nicht versagt. Wir sahen auf dem ganzen Halbkreis der entferntesten böhmischen Gebirge ein übereinander gethürmtes Amphitheater von Cumulus liegen, davon die einzelnen welligen Massen durch kräftigen Sonnenschein in Licht und Schatten gesetzt wurden. Der Wind hatte sich geändert, es war ein Südwest, der aber nun die untere Region zu affiziren schien. Und so dauerte der Conflict zwischen der Atmosphäre und den Wolken den ganzen Tag über. Nach Sonnenuntergang jedoch und Aufgang des Mondes hatte sich der Himmel ganz aufgeklärt, so daß nur ganz leichte Cirrusstreifen zu sehen waren.

Freitag den 28 April, bis Eger.

Bei Sonnenaufgang ganz klarer Himmel, in Westen Nebelwand, die sich nach und nach heranzog, indem sich der Ostwind in Westwind umlegte, der ganze Himmel überzog sich wieder, aber leicht.

Auf dem Wege nach Eger sahen wir abermals ein herrliches, höchst unterrichtendes Schauspiel vor uns, zu dessen Erinnerung ich folgendes allgemeiner bezeichne.

Der Cumulus kann seiner Natur gemäß vorerst in einer mittlern Region schwebend angesehen werden, eine Menge desselben zieht in langen Reihen hinter einander hin, oben ausgezackt, in der Mitte bauchig, unten geradelinig, als wenn sie auf einer Luftschichte aufstünden. Steigt nun der Cumulus, so wird er von der obern Luft ergriffen, die ihn auflöst und in die Region des Cirrus überführt, sinkt er sich, so wird er schwerer, grauer, unempfänglicher dem Lichte, er ruht auf einer horizontalen, gestreckten Wolkenbase und verwandelt sich unten in Stratus. Diese Erscheinung sahen wir in der größten Mannigfaltigkeit, an dem Halbkreise des westlichen Himmels vorgehen, bis die untere schwere Wolkenschicht, von der Erde angezogen, genöthigt war in Regenstrichen niederzugehen. Aber auch diese behielten einen leichten, luftigen Charakter, indem sie, schief und in sich selbst gekrümmt, nach der Erde gerichtet, bald abzuregnen schienen, bald eine Zeitlang in der Höhe schwebend verweilten, endlich aber strich- und streifenweise vertical in die Höhe stiegen, sich mit oberen stratusartigen Wolken verbanden und wieder zu ihrem ersten Ursprung zurückkehrten.

Indessen sahen wir am ganzen westlichen Horizont unzählbare solche Regenschauer einzeln über Felder und Hügel niedergehen, wie uns denn auch ein solcher, dem Landmann höchst erwünschter Regenstrich vorüberstreifend benetzte.

Durch den Flor, so wie durch die Zwischenräume dieser wässrigen Ergießungen, sahen wir den Fichtelberg, mit allem was ihm angehört, von einer schweren Masse fest liegender Wolkenballen überlagert. Im Egerkreise war der Regen allgemein gewesen. Gegen Abend klärte sich's wieder auf.

Sonnabend den 29 April, bis Carlsbad.

War der ganze Himmel überzogen; es mußte im Elbogner Kreise gestern und die Nacht viel geregnet haben, wie man am Weg und Aeckern sah, die Sonne zeigte sich im Mittag, der Wind war Nordwest und sodann ereignete sich das aufsteigende Spiel, Stratus verwandelte sich in Cumulus, Cumulus in Cirrus, wie wir in vorigen Tagen das niedersteigende beobachtet hatten. Der Himmel war mit Wolken aller Art bedeckt, jedoch der Abend freundlich.

Sonntag den 30 April, Carlsbad.

Das alte Spiel vom Auflösen und Verkörpern der Wolken, ohne Resultat.

Montag den 1 Mai.

Mit Nordwind zogen untere und obere Wolken, jede in ihrer Region gegen Süden, die untern stratus-, die obern cirrusartig. Diesen kam vom südlichen Berge ein Wolkenzug in einer mittlern Region entgegen, welches Phänomen ich der Anziehungskraft der obern Wolkenreihe zuschreibe; denn der südliche Zug war, so wie er in die mittlere Region trat, sogleich an dem obern Umriß aufgelöst, mit den höheren Wolken vereinigt und mußte, zu ihnen gesellt, nach Süden zurückkehren. Es war merkwürdig und seltsam anzuschauen. Dergleichen mag freilich nur in hohen Gebirgsgegenden vorkommen. Um Mittag leichter Schnee, gegen Abend gelinder Westwind.

Dienstag den 2 Mai.

Der Conflict der obern und untern Luftregion, der Trockne und Feuchte, endigte sich in ein leichtes Schneegestöber, von Zeit zu Zeit wiederholt.

Mittwoch den 3 Mai.

Es hatte gegen Morgen geschneit. Früh um 5 Uhr war der Schnee auf den Straßen, Platten und sonst Steinen geschmolzen, er hatte sich aber gehalten auf Holzkämmen, Brettern, Schindeln und auf den Planen der Fuhrleute. Den Tag über fortdauernder Wolkenconflict, sich manchmal in Schnee auflösend.

Donnerstag den 4 Mai.

Im ganzen wie gestern, gegen Mittag starker dichter Schneesturm, welcher wohl eine Stunde anhielt. Darauf wieder Sonnenblicke.

Freitag den 5 Mai.

Um die Phänomene des Wettstreits der obern und untern Luft in größerer Breite zu sehen, als die Carlsbader Himmelsenge erlaubt, erstieg ich den Schloßberg und ging sodann den Schlackenwalder Weg hinauf bis zu Findlaters Monument.

Auf diesem Gange läßt sich der Elbogner Kreis bis gegen das Egerland westlich und das Erzgebirge nördlich übersehen.

Es graupelte stark und der ganze Himmel war auf mannigfaltige ungleiche Weise überdeckt. Einherziehende Wolken die man wohl musste für Stratus gelten lassen, obgleich von denen im Spätsommer und Herbst bemerkten sehr unterschieden; sie waren viel leichter anzusehen und zogen in einer höheren Region daher, welche sich nach dem Maßstabe jener frühern Bemerkungen an Ort und Stelle gar wohl hätte bezeichnen lassen. Sie machten in der Region schweben, in welcher sonst die Cumulus einherziehen; sie ließen sich, von Nordwest herankommend, bald da bald dort in Graupelschauer auf, welche Land und Gebirge wechselsweise bedeckten und frei ließen. Von Süden stiegen mächtige Cumulus auf, die sich aber sobald sie sich einem Zuge näherten, mit denselben sogleich vereint offenbar mit fortzogen und als Graupelschauer mit niedergingen. Sonnenblicke erheiterten das Land. Sogleich aber waren bald von Westen bald von Süden her ganze Himmelsgegenden bedeckt und solche graue mehr Nebel- als Wolkenartige Massen, wie ich solche vom Hummer her, das Trudthal herunter, auf der Rückseite des Carlsbader Gebirgs kommen sah.

Als bisher aber ging dem Augenschein nach in einer höhern Region vor, als wir den wässrigen Nimbus zu sehen gewohnt sind. Welches sich auch dadurch erweist, daß man eben diesen nebelhaften Wolkenzügen immerfort Theile ernstartig aufgenommen werden, woraus sich ergiebt daß das Barometer hoch stehen muß. Ich will nun sehen ob meine Vermuthung sich bestätigt, daß nämlich dieser Conflict sich zu Gunsten der obern Luft und des trocknenden Princips entscheiden werde. Wie ich denn mich gleichfalls hiezu verführen lasse, weil ich für meine übrige Wanderzeit schönes Wetter wünsche, zugleich aber auch das umgekehrte Phänomen von jenem was ich vom 25 April bis zum 28 erlebt erfahrens zu erleben hoffe. Welches denn auch Abends 4 1/2 Uhr geschah.

Denn als ich die Höhe des westlichen Berges bei Gottes Segen erreichend, erstreckt hatte, erblickte ich in Westen über dem Erzgebirge eine Reihe Cumulus liegen, doch eher schwebend und von leichterer Natur. Im Nordosten über dem Gebirg eine von der Sonne beschienene Wolkenwand weiß leuchtend und glänzend; graue Streifen, die an ihr herabhingen, zeigten daß sie sich auch in Graupeln auflösete, so wie sie sich oben rauchartig in die Luft verlor. In Osten ragten bergartig hinter dem Horizont herauf einzelne und festgeballte Cumulus.

Von Süden zogen über den Scheitel hin charakterlose Wolken, an denen man theilweise die Gestalt der übrigen sehen konnte.

Alle das Gewölk jedoch, wie es oben beschrieben, verzog sich, oder verfank, so daß bei Sonnenuntergang der Himmel heiter, zu Nacht aber völlig rein und wolkenlos war.

Sonnabend den 6 Mai.

Völlig klarer Himmel, aber nicht lange: denn der Wolkenzug von Norden her begann schon wieder unterbrochen sich nach und nach, jedoch in abgesonderten Partien, über den ganzen Himmel. Desgleichen den ganzen Tag über. Abends helle.

Sonntag den 7 Mai.

Prächtiger Windhaum vor der aufgehenden Sonne, die in den Zenith sich erstreckend, nach oben und der Seite ast- und zweigartig verbreitete Schichten, fleckenund streifenartig über dem übrigen Himmel. Milde Luft, schöner Sonnenschein. Gegen Mittag, mit Südwestwind, schon der ganze Himmel mit Wolken überzogen. Nach Tische, auf dem Schlackenwerther Wege, einen kalten Westwind sehr unangenehm empfunden. Der Himmel war von Gebirg zu Gebirg überwölkt, aber hoch. Nachts um 1 Uhr gewitterartiger Regenguß, der wohl eine Stunde dauerte.

Montag den 8 Mai.

Luftbaum vor der Sonne. Der obere Himmel leicht bewölkt, der untere schwerer. Leichte Cumulus von Westen über den Dreikreuzberg herziehend. Der obere Himmel und die aufsteigende Gewalt der trocknenden Luft scheint die Uebergewalt zu behalten.

Dienstag den 9 Mai.

Heller Himmel, jedoch mit leichten Streifen, höherauchartig, bedeckt; Sonne sehr heiß, die Atmosphäre sich nach und nach bewölkend.

Mittag Wind, zusammenhängend bewölkte Atmosphäre, wenige Regentropfen, klare Nacht.

Mittwoch den 10 Mai.

Höherauch, Schlichen, dann wieder aufgeklärter Himmel, die Sonne brannte heiß, der Himmel überwölkte sich. Streifregen, es donnert um 1 Uhr, sodann von Zeit zu Zeit, der Himmel reinigte sich. Vollkommen klarer Himmel bei Sonnenuntergang, abschen Südwestwind.

Donnerstag den 11 Mai (Himmelfahrtsfest).

Vollkommen heiterer Himmel, abschen Westwind. Einzelne Wolken, im Ganzen aber der höhere Himmel leicht gestreift. Gegen Abend ein Phänomen, welches ich noch nicht bemerkt. Gegen Westen in der Höhe Cirrusstreifen, doch wahrscheinlich nicht so hoch als sonst gewöhnlich: denn kleine, leichte, wellige Wölkchen, dem östlichen Gebirge herziehend, wurden, wie sie sich jener Region näherten, aufgelöst und in verticale Streifen verwandelt, doch konnte man bemerken, daß sie sich auch unverwandelt zwischen jene Streifen hineinzogen, ihre wellige Gestalt noch eine Weile behaltend. Wahrscheinlich ging dies auf der Gränze der obern und mittlern Region vor.

Mit einem so anhaltenden, aufmerksamen Beschauen des Himmels war auch bisher das Vergnügen an dem Zustand der Erde verbunden. Im Ganzen thut einen sehr angenehm-bemerkbaren Effect der, bei einem so hohen Sonnenstande, unter dem funfzigsten Grad, weit zurückgehaltene Frühling. Es ist als wenn bei ihrem Erwachen die Bäume verwundert wären und beschämt, sich schon so weit im Jahre zu finden und von ihrer Seite noch so sehr zurück zu seyn. Mit jeden Tag eröffnen sich neue Knospen und die eröffneten entwickeln sich weiter.

Sehr lieblich ist es daher gegen Sonnenuntergang die Prager Straße hinab zu gehen; alle unbelaubten Bäume, bisher unbemerkbar, wenigstens unbemerkt, kommen nach und nach zur Erscheinung, wie sie ihre Blätter entfalten und, vom Sonnenlichte vom Rücken der beschienen, als völlig durchscheinend in ihrer eigenthümlichen Form dargestellt und kenntlich werden. Das junge zarte Grün scheint völlig durchsichtig, und an diesem frischfeuchte wachsenden Genusse kann man sich gewiß noch vierzehn Tagen ergehen, dann vor Pfingsten wird das völlige Grün kaum entrückt sein. Die Gutsgärten beschäftigen sich gleichfalls noch mit Vorbereitungen, die Winterlaat steht schön, ob es gleich früher in vier Wochen nicht gerathen hatte, der späte Schnee scheint ihr genutzt zu haben und die Berge sind niemals ohne Thau. Der verlängerte Tag giebt auch eine höchst angenehme Empfindung, besonders in dieser Schlacht, die um fünf Uhr schon beschattet ist, wenn man auf der Höhe noch einige Stunden des freundlichen Sonnenscheins genießt.

Dem hiesigen Frühling gewährt auch noch ein ganz

eigenes angenehmes Ansehen, daß Blüthen und Blätter zugleich hervortreten; dadurch erscheint der Schwarzdorn, die Kirsche, der Apfel als ganz anderer, fremder Busch und Baum, die weißen Blüthen nehmen sich zwischen dem munteren Laub gar anmuthig aus.

Freitag den 12 Mai.

Mit Streifen leicht bedeckter Himmel, kein reines Blau in der ganzen Atmosphäre, Windstille, mit einer Andeutung auf Südwind. Die gestrige Beobachtung war heute viel entschiedener. Die von Süden heranziehenden mehr flockig als geballten Wolken wurden in Streifen und lang sich emporziehende Fäden aufgelöst und auch diesmal schien die Operation viel niedriger als sonst vorzugehen, auch sah man den hieraus entstehenden Cirrus von anderer Art als den gewöhnlichen hohen; denn die emporfliegenden Fäden und gekrümmte leichte Streifen verwandelten sich an ihrem obern Ende schon wieder in Wölkchen, bis sich denn der Himmel nach und nach überzog. Nach Tische, auf einer Fahrt über Hoddorf und Lessau, verminderte sich, bei schwüler Luft, die Menge und Schwere der Wolken. Gegen Abend war in Westen, an dem Erzgebirge her, ein mehrlanger Nimbus, der in vielen Strömungen niederging. Ich habe davon sogleich einen Entwurf gemacht, welchem ich den Versuch einer beschreibenden Erklärung hinzufüge. Die Wetterwolke zog von Westen gegen Osten und zeigte an ihrem unteren Bauche deutliche kurze Streifen, welche in gleicher Richtung vorwärts den Strich führten. Die Wolke hingegen wie sie vorrückte, unterlag im Einzelnen der Erdanziehung und es senkten sich ganz verticale Gußstrahlen herunter. Diese schienen jedoch mit der Erde in solchen Contact und Verbindung zu kommen, daß sie mit ihrem untern Ende an dem Boden festhielten, der die Feuchtigkeit an sich saugte, indeß die Wolke weiter zog und das obere Ende dieser Schläuche mit fort nahm, deshalb sie zu einer schiefen Richtung genöthigt wurden. Nun hatten aber andere solche früher niedergegangene Strömungen durch das Fortziehen der Wolke ihren Zusammenhalt mit der Erde verloren und schwebten losgelassen, hoch über dem Horizont.

Das Merkwürdigste jedoch war ein solcher Schlauch der obgleich der letzte, doch der stärkste, mit dem untern Theil entschieden an der Erde festhielt, indeß der obere fortzuziehen wurde, wodurch ein gekrümmtes Aufsteigen bewirkt ward.

Sonnabend den 13 Mai.

Wie gestern, schrül heranziehende Wolken, aufgelöst und sich wieder vereinigend; fortdauernde Abwechselung.

Sonntag den 14 Mai.

Wie gestern, nur daß die Cumulus ihre eigenthümliche geballte Gestalt mehr behielten. Nicht unangenehme Schwüle.

Montag den 15 Mai.

Ganz früh meist heiterer Himmel. Um sechs Uhr dichter, starker Nebelzug, der, über den ganzen Himmel hin, sich nach Norden bewegte, bald aber die Atmosphäre wieder völlig frei ließ. Leicht Gewölk, doppelter Wolkenzug. Abends in Westen Cumulus, Abendroth.

Dienstag den 16 Mai.

Der ganze Himmel leicht, aber grau überwölkt, weder Sonne noch Atmosphäre zu sehen; gegen 7 Uhr Nordwind, getrennte Wolken, ein unterer, von Süden heraufkommender Zug in die höhere Region aufgelöst. Abwechslende Bedeckung und Aufklärung des Himmels; nach 6 Uhr Sprühregen; sodann bei Untergang der Sonne im Südosten purpurgraue Regenwolken, in denen man die Iris theilweise stehen sah.

Mittwoch den 17 Mai.

In der Nacht starker Regenguß, der Morgen bewölkt, von Zeit zu Zeit Streifregen. Wolkenzug nach Osten. Den Tag über mit Streifregen fortgesetzt, Abends der Himmel völlig rein; doch war die Sonne mit Abendroth untergegangen.

Venus und der Mond über dem Hirschsprung.

Donnerstag den 18 Mai.

Früh ganz klarer Himmel, nach und nach leichte Cirrus, um Mittag seltene höchst auffallende Erscheinung die mich aus der Enge auf eine freie Stätte rief. Von Westen herauf, mit entschiedenem Südwind, zogen lange zarte Cirrusstreifen, einzeln und vereinigt; im Vorwärtsziehen krümmten sie das vordere Ende zu kleinen Wölkchen, etwas niedriger zogen unbestimmte weiße Wölkchen, die von jenen Streifen mit aufgenommen wurden, sonst standen noch alle Arten von Cirrus am bläulichen Himmel, Schäfchen, gegitterte Streifen, alles in Bewegung und Verwandlung.

Der Himmel überwölkte sich nach und nach. Von der Prager Straße angesehen zeigten sich die Wolken in mancherlei Formen; doch immer Auflösung drohend. Abends 8 Uhr unter Blitz und Donner Regengüsse.

Freitag den 19 Mai.

Klarer Morgen, doch bald wieder leicht bewölkt, fortgesetzte Bewölkung den ganzen Tag über. Abends, den Schlackenwerther Weg herabfahrend, vielfache, Gewitter drohende Wolkengestaltung. Um die untergehende Sonne trübe Atmosphäre und ein weißer, hie und da farbiger Kreis, theilweis deutlicher und undeutlicher zu bemerken. Nachts gewaltiger Regenguß, mit Donner und Blitz.

Sonnabend den 20 Mai.

Bedeckter Himmel, nach und nach gebrochen, Sonnenblicke, laue Luft.

Sonntag den 21 Mai.

In der Nacht stärkster Platzregen, des Morgens schwächer bis 9 Uhr; Regenwolken mit starkem Nordostwind vorüberziehend, desgleichen den ganzen Tag. Abends nach 7 Uhr gewaltsamer, allgemeiner Landregen, die ganze Nacht durch.

Montag den 22 Mai.

Früh um 9 Uhr Andeutung einer Aufhellung, welche auch mit Absätzen erfolgte; die untere Atmosphäre ward durch vorüberziehende und aufsteigende Nebel immer getrübt. Bei durchbrochnen Momenten beobachtete man höhere Wolken, welche sich steter zeigten. Dasselbige abwechselnd bis zur Nacht.

Dienstag den 23 Mai.

Cumulus, weit und hoch stehend, hellweiß und geballt. Regenwolken drunter herziehend, selten Donner, wenig Regen.

Mittwoch den 24 Mai.

Wie gestern; doch mehr zum Regen geneigt und von Zeit zu Zeit Regen mit Donner begleitet. So dauerte es über Mittag bis gegen 3 Uhr, wie wir auf einer Fahrt nach dem Horn erfuhren. Nun klärte es sich auf und Abends 8 Uhr stand der Mond hell am Himmel, später durch sehr leichte Wölkchen getrübt.

Donnerstag den 25 Mai.

Heiterer Morgen, leichtes Gewölke den Tag über. Starker Wolkenzug in der höhern Region von Südwest her. Sehr warm, ruhiger Abend. Herrliche Mondnacht.

Freitag den 26 Mai.

Heller Morgen. Windstille. Mehr bewölkt. Um 3 Uhr kurzer Regen, Donner. Abwechselnd bis Abend. Schöne Mondnacht, nicht so klar wie gestern.

Sonnabend den 27 Mai.

Heller Cumulus in Cirrus aufgelöst, dieser sich abwechselnd rollend und fliegend, jener wieder sich ballend und sinkend. Diese Erscheinungen glaubte man in drei Stunden abwechselnd vorgehen zu sehen. Immer mehr zur Auflösung der Wolken und zur Heiterkeit geneigt.

Sonntag den 28 Mai. Nachricht.

Früh 4 Uhr allgemeiner Landregen; um 6 Uhr bricht sich der Himmel, ohne jedoch Blau sehen zu lassen. Der Regen pausirt. Starker Wolkenzug vom Erzgebirge her, desgleichen über den Harz in die Tiefelregion. 9 Uhr. Der Regen beginnt wieder, wird sehr stark mit Nordwest.

10 Uhr deckt er nebelartig ferne und, verhältnißmäßig, auch nahe Gegenstände. 11 Uhr. Auf der Höhe von Marias-Culm bemerkte man daß die Himmelsgegend über dem Fichtelgebirge sich aufhellt. Mittag. Unendliche Nebel- und Regenwolken ziehen, vom Nordwest hergebracht, am Erzgebirge hin, auch über den Harz in die Tiefregion. Ganz Böhmen überdeckt von Gewölk, niedrig schwebend, grau, flockig, zottig, ungestalt, in jedem Moment sich in Wasserguß auflösen drohend. Indessen auf dem sich aufklärenden langgestreckten Rücken des Fichtelgebirges ruhen gelagert Cumulus, nicht ganz fest geballt. 5 Uhr. Im Nordwesten hellt sich's immer mehr auf, nach und nach klärt sich beschleunigt der Himmel; die Sonne tritt hervor. Auch im Süden wird's rein. Wenige Wölkchen, vom West getrieben, ziehen leise auf ihrer Bahn. Cirrus in der obern blauen Luft.

Von da an unverrückter West, bald gegen Norden, bald gegen Süden sich umsetzend, Regenschauer bringend, austrocknend, widerwärtig zu beobachten. Dieser Zustand dauerte bis den 24 Juni, da sich denn mit Nordost das Wetter bestätigte und der Himmel sich aufklärte.

Zu besserem Verständniß der in vorstehendem Aufsatze gebrauchten Ausdrücke wird nachträglich angezeigt: daß, in Uebereinstimmung mit Männern welche die Sache bisher bearbeitet, angenommen wird, es habe drei Luft-Regionen, die obere, mittlere und untere, welcher man die vierte, die unterste, noch hinzufügen kann. Die Herrschaft der obern Regionen manifestirt sich durch trockne helle Luft, die Atmosphäre ist in einem Zustande daß sie Feuchtigkeit in sich aufnehmen, tragen, emporheben kann, es sey nun daß sie das Wässerige zertheilt in sich enthalte, oder daß sie solches verdunstet, in seine Elemente getrennt, in sich aufnehme. Dieser Zustand der Atmosphäre wird durch die größte Barometer-Höhe offenbart und wir erfreuen uns eines schönen, beständigen Wetters; der Himmel ist klar, in gewissen Abzeichen ganz wolkenlos und dochblau. In diese Regionen gehören alle Firmamente, die man mit natürlichen Namen bezeichnen kann.

Die mittere Region ist die des Cumulus, in ihr wird eigentlich der Conflikt bereitet, ob die obere Luft über die Erde den Sieg erhalten soll. Diese Region hat die Eigenschaft daß sie zwar viel Feuchtes in sich aufnehmen kann, allein nicht in vollkommener Auflösung; es vereinigt sich zwar zu einer leichten, aber doch dichten Körperlichkeit und erscheint uns geballt, gehäuft und nach oben in bestimmten Formen aufgehoben und begrenzt, unterwärts haben diese Wolkenhaufen eine horizontale Grundlinie, wodurch eine dritte Region angedeutet wird, auf welcher sie wie auf einer Schicht auf einem Elemente ruhen und schweben.

Gewinnt nun die obere Region ihre trocknende, Wasser auflösende, in sich aufnehmende Gewalt, die Oberhand, so werden diese geballten Massen an ihrem obern Saum aufgelöst, aufgerupft, sie ziehen sich fleckenweise in die Höhe und erscheinen als Cirrus und verschwinden zuletzt in dem unendlichen Raum. Ueberwindet nun aber die untere Region, zwischen die dichteste Feuchtigkeit zu sich zu ziehen und in fühlbaren Tropfen darzustellen gewigt ist, so senkt sich die horizontale Basis des Cumulus nieder, die Wolke dehnt sich zum Stratus, sie flieht und zieht schichtweise und stürzt endlich im Regen zu Boden, welche Erscheinung zusammen Nimbus genannt wird.

Wie wir nun von oben herunter gestiegen sind, so kann man wieder von unten heraufsteigen, so daß sich dichte Nebel erheben und in der untern Luft schwere Stockdicken bilden, die sich aber doch wieder an ihrem obern Drittel ballen, höher dringen und zuletzt nach und nach in die obere Luft aufgelöst werden.

Man nimmt diese drei Regionen als Norm an, bemerkt aber dabei, daß die Disposition der obersten Luft alle Feuchtigkeit in sich vollkommen aufzunehmen, auch bis zur Erde herunter steigen könne, da denn jeder Dunst- und Nebelstreif sogleich in Cirrus aufgelöst und sodann verflüchtigt wird.

Und so mag sich auch der eigentliche Stratus, diese horizontal gebildete Masse, einmal höher erheben als das andermal, der Jahrszeit, der Witterung und der Gegenstände gemäß. Auch der Cumulus schwebt bald höher bald tiefer, im Ganzen bleiben aber diese Wolkengestalten immer stufenweise übereinander, wie man gar wohl sehen kann, wenn sich alle vier Erscheinungen dem Beobachter auf Einmal darbieten.

Diese vier Hauptbestimmungen, Cirrus, Cumulus, Stratus und Nimbus, habe unverändert beibehalten, überzeugt daß im Wissenschaftlichen überhaupt eine einfachere lakonische Terminologie, wodurch die Obergegenstände gestempelt werden, zum größten Vortheil gereich. Denn wie ein Eigenname den Mann von einem jeden andern trennt, so trennen solche Termini bezeichnet das Bezeichnete ab von allem Uebrigen. Sind sie einmal gut gefunden, so soll man sie in alle Sprachen aufnehmen, man soll sie nicht übersetzen, weil man dadurch die erste Absicht des Erfinders und Begründers zerstört, der die Absicht hatte etwas fertig zu machen und abzuschließen. Wenn ich Stratus höre, so weiß ich daß wir in der wissenschaftlichen Wolkengestaltung vorsetzen und man unterhält sich darüber nun mit Wissenden. Eben so erleichtert eine solche beibehaltene Terminologie den Verkehr mit fremden Nationen. Auch bedenk man daß durch diesen patriotischen Purismus der Styl um nichts besser werde: denn da man einmal weiß daß in solchen Aufsätzen diesmal nur von Wolken die Rede sey, so klingt es nicht gut Haufenwolke u. zu sagen und das Allgemeine beim Besondern immer zu wiederholen. In den wissenschaftlichen Beschreibungen ist dies auch deutlich verboten.

Die Zersetzungserscheinungen dagegen, welche Howard durch Verbindung jener drei Benennungen bezeichnet, habe ich nicht gebraucht, auch nicht übersetzt, sondern sie nach ihrem Verkommen und Erscheinen jedesmal angedeutet und beschrieben, weil die Mannigfaltigkeit so groß ist daß solche zu bestimmen keine Terminologie vermag und nur die Einbildungskraft mehr verwirrt als ihr nachzuhelfen. Wie man das gar oft

bei meteorologischen Tabellen fühlt, bei denen eine Columne für die Wolkengestaltung angebracht ist. Der Einsichtige, dem es um Anschauung und nicht um Worte zu thun ist, wird bi. Schwierigkeit in der Praxis selbst gar leicht entdecken.

Schließlich bemerken wir noch den Hauptpunkt, daß der Sieg der obern Region, die Herrschaft der Trockniß, durch den Ostwind und den ihm zugetheilten Nordwind; der Sieg der untern Region, der sich auf die Erde beziehenden Feuchte, durch den West- und den ihm verbündeten Südwind angedeutet, begleitet und bewirkt werde.

Und nun, da man von jeher die Poesie als wohlgeschickt zu summarischen Darstellungen gehalten, so folge noch zum Ehrengedächtniß unsres Meisters die Grundlehre, damit sie sich immer mehr verbreite, in wohlmeinende Reime verfaßt.

Howards Ehrengedächtniß.

Dich im Unendlichen zu finden,
Mußt unterscheiden und dann verbinden;
Drum dankt mein heftigstes Lied
Dem Manne der Wolken unterschied.

Wenn Gottheit **Camarupa**, hoch und hehr,
Durch Lüfte schwankend wandelt leicht und schwer,
Des Schleiers Falten sammelt, sie zerstreut,
Im Wechsel der Gestalten sich erfreut,
Jetzt starr sich hält, dann schwindet wie ein Traum,
Da staunen wir und trau'n dem Auge kaum.

Nun regt sich kühn des eignen Bildens Kraft,
Die Unbestimmtes zu Bestimmtem schafft;
Da beut ein Leu, dort wagt ein Elephant,
Kameles Hals, zum Drachen umgewandt;
Ein Heer zieht an, doch triumphirt es nicht,
Da ob die Macht am steilen Felsen bricht;
Der treuste Wolkenbote selbst zerstiebt,
Eh' er die Ferne erreicht, wohin man liebt.

Er aber, **Howard**, giebt mit reinem Sinn
Uns neuer Lehre herrlichsten Gewinn,
Was sich nicht halten, nicht erraschen läßt,
Er faßt es an, er hält zuerst es fest;
Bestimmt das Unbestimmte, schränkt es ein,
Benennt es treffend! — Sey die Ehre Dein! —
Wie Streife fleigt, sich ballt, zerflattert, fällt,
Erinnre dankbar Oheim sich die Welt.

Stratus.

Wenn von dem stillen Wasserspiegel's Plan
Ein Nebel deht den flachen Teppich an,
Der Mond, dem Wallen des Erschrecks vereint,
Als ein Gespenst Gespenster bildend scheint,
Dann sind wir all', das gestern wir nur,
Erquickt', erfreut, Kinder, o Natur!

Dann hebt sich's wohl am Berge, sammlend breit
An Streife Streifen, so umdüstert's weit
Die Mittelhöhe, beidem gleich genetzt,
Ob's fallend wässert, oder luftig fleigt.

Cumulus.

Und wenn darauf zu höhrer Atmosphäre
Der tüchtige Gehalt berufen wäre,
Steht Weiße hoch, zum herrlichsten geballt,
Verkündet, selbstbildet, Machtgewalt,
Und was ihr fürchtet und auch wohl erlebt,
Wie's oben kocht, so es unten bebt.

Cirrus.

Doch immer höher fleigt der edle Drang!
Erlösung ist ein himmlisch leichter Zwang.
Ein Aufgehäuftes flockig löst sich's auf,
Wie Schäflein trippelnd, leichtgekämmt zu Hauf.
So fließt zuletzt was unten leicht entstand
Dem Vater oben still in Schooß und Hand.

Nimbus.

Nun tost auch niederwärts, durch Erdgewalt
Herangezogen was sich hoch geballt,
In Donnerwettern wüthend sich ergehn,
Heerschaaren gleich entrollen und verwehn! —
Der Erde thätig leidendes Geschick! —
Doch mit dem Bilde hebet euren Blick:
Die Nebe geht herab, denn sie beschreibt;
Der Geist will aufwärts, wo er ewig bleibt.

Und wenn wir unterschieden haben,
Dann müssen wir lebendige Gaben
Dem Abgesonderten wieder verleihen
Und uns eines Folge-Lebens erfreuen.

So, wenn der Maler, der Poet,
Mit **Howard's** Sondrung wohl vertraut,
Des Morgens früh, am Abend spät,
Die Atmosphäre prüfend schaut,

Da läßt er den Charakter gelten;
Doch ihm ertheilen luftige Welten
Das Uebergängliche, das Milde,
Daß er es fasse, fühle, bilde.

Luke Howard an Goethe.

Wie sehr mich die Howardsche Wolkenbestimmung angezogen, wie sehr mir die Formung des Formlosen, ein gesetzlicher Gestalten-Wechsel des Untergründen erwünscht seyn mußte, folgt aus meinem ganzen Bestreben in Wissenschaft und Kunst; ich suchte mich von dieser Lehre zu durchdringen, befestigte mich einer Anwendung derselben zu Hause wie auf Reisen, in jeder Jahreszeit und auf bedeutend verschiednen Barometer-Höhen; da fand ich denn durch jene sondernde Terminologie immer Förderniß wenn ich sie unter mannigfachen Betrachtungen im Uebergange und Verbindungen studirte. Ich entwarf manches Bild nach der Natur und suchte das Bewegliche, dem Begriff gemäß, auf Blättern zu

stiren, damit künftig dazu und die vielleicht bald im Stande eine Reihe von charakteristisch beleuchtenden Abhandlungen zu liefern, wovon bis jetzt ein durchgängiger Mangel bemerkt wird.

Ich bin bei wochenlanger Ueberzeugung: daß alles was durch Menschen geschieht in irgendeinem Sinne brauchbar werden müsse, der sittliche Werth jedoch nur aus dem Bedürfnisse zu beurtheilen sey, erfuchte ich einen Gelehrten gefälligen Freund, Herrn Hüttner in London, mir, wo möglich, und wären es auch nur die einfachsten Linien, von Howards Lebenswege zu verschaffen, damit ich erkennte wie ein solcher Geist sich ausgebildet welche Gelegenheit, welche Umstände ihn auf Pfade geführt die Natur natürlich anzuschauen, sich ihr zu ergeben, ihre Gesetze zu erkennen, und ihr solche naturmäßig wieder vorzuschreiben?

Meine Strophen zu Howards Ehren waren in England überfetzt, und empfahlen sich besonders durch eine auffallende rhythmische Einleitung; sie wurden durch den Druck bekannt und alle Freunde des Manns sind ein Mehreres meinen Wünschen begegnen werde.

Dieses ist denn auch über mein Erwarten geschehen, indem ich einen eigenhändigen Brief von Luke Howard erhalte, welcher eine ausführliche Familien, Lebens, Bildungs und Gesinnungs-Geschichte, mit der größten Klarheit, Artigkeit und Offenheit geschrieben, freundlichst dargebracht und mir davon öffentlichen Gebrauch zu machen vergönnt. Es giebt vielleicht kein schöneres Beispiel welchen Gewinn die Natur sich gern offenbart, mit welchen Gewinnen sie innig Gemeinschaft fortdauernd zu unterhalten geneigt ist.

Gleich beim Empfang dieses liebenswürdigen Documentes ward ich unwiderstehlich angeregt und verschaffte mir durch Uebersetzung den schönen Genuß, den ich nun durch nachfolgende Mittheilung auch andern bereiten möchte.

Der gerühmte Schriftsteller, den ich so zum ersten Mal und ohne weitere Ceremonien anspreche, verlangt, wie ich von seinem Freund in London vernehme, zur Mittheilung an das deutsche Publikum, einige Nachricht über denjenigen, welcher den Versuch schrieb über die Wolkenbildung. Da niemand natürlicherweise so gut unterrichtet ist dasjenige mitzutheilen, welches gegenwärtig zu diesem Zweck dienlich seyn möchte, als ich selbst, und verschiedene Ursachen sich finden, jetzt wo man es so dringt das damit nicht zurückzuhalten, so füge ich einen Aufsatz bei, welchen ich mir die Freiheit nahm, auf die natürliche Weise wie mir scheint zu schreiben, nämlich in der ersten Person. Da mich jedoch dringende Geschäfte und die Nothwendigkeit Gegenwärtiges morgen abzusenden bestimmen, so habe ich der Hand eines nahen Freundes überlassen die reine Abschrift meines Manuscriptes zu fertigen.

Tottenham Green, bei London, den 21sten des 3ten Monats 1822.

In London ward ich geboren den 28sten des 11ten Monats (November), 1772 von achtbaren Aeltern; damit meine ich gerade und vorzüglich, daß mein Vater, Robert Howard, mein Großvater desjenigen Namens, und wie ich auch nur irgend habe erfahren können, mein Urgroßvater, Personen von Rechtlichkeit und thätigkeit in ihrem Stande waren, als Handelsleute nämlich und Manufakturisten. Sie waren verbindet in Partheien, welche an gleiche Hochachtung Anspruch machten, können aber soll mein Urgroßvater, George Howard, nach einer Familien-Ueberlieferung, sein Vermögen zu Grunde gerichtet, aber auf irgend eine Weise seine Güter, in Bristol gelegen, verloren haben, indem er sich an die Sache Jakobs des Zweiten hielt und ihm nach Irland folgte.

Sein Sohn, Stanley Howard, ward ein Quäker und lief sich in England nieder, indem er sich an die Gesellschaft anschloß, die man nun gewöhnlich mit dem Namen der Freunde bezeichnet. Dadurch erhielten die Beschäftigungen seiner Nachkommlinge eine neue Richtung, wenn sie anders bei seinem Bekenntnisse bleiben wollten; denn die Gesetze der Freunde schließen die Glieder der Gesellschaft vom Kriegs- und Kirchenstande aus und alle fast gänzlich von Staats-Stellen und Ehren; aber, meines Erachtens, entschädigen sie dieselben, indem sie ihnen mehr Muße und Anlaß geben, solche freiwillige Geschäfte zu übernehmen, wodurch in diesem Lande vernünftiger Freiheit ein Mann, der das Gemüth dazu hat, im Allgemeinen, nach Maßgabe seiner Kräfte, dem Vaterlande und der Menschheit hinreichende Dienste leisten kann.

Ich war sieben Jahre in einer großen lateinischen Schule zu Barfoot, nahe bei Oxford, unter einem Freund, einem trefflichen Mann und guten Classiker, der aber vor der alten Schule die Art hatte, diejenigen zu spornen, die nicht geschwind genug lernen konnten, und diejenigen die es vermochten zu sehr ihrem eigenen Schritt zu überlassen. Für mich hatte dies die Folge, daß ich immer noch mehr Latein lernte als ich die Zeit her auch bei vernachlässigten Studien habe verlernen können; in der Mathematik aber war ich so vernachlässigt, daß ich in Mitte so mannigfaltiger Beschäftigungen früher den Weg dahin niemals habe finden können.

Meine Ansprüche auf einen Mann von Wissenschaft sind daher nur gering; weil ich aber mit Beobachtungsfähigkeit geboren war, so fing ich an davon Gebrauch zu machen, so gut ich eine Fähre vermochte: denn Wissenschaft war damals noch nicht, wie gegenwärtig, ein Theil von jedes Knabe Vergnügen und Erholung, dessen Eltern ihm Bücher und Spielsachen zu verschaffen im Stande waren.

Hiernach alle gegen die vielen Nordlichter jener Jahre meine Aufmerksamkeit auf sich; ich hielt merkwürdige seltene Wolkenbildung in der Einbildungskraft fest, machte Versuche über das Gefrieren des Wassers, welche sich mit dem Zerspringen meines Glasgefäßes endigten, ferner erinnere ich mich genau des merkwürdigen Heberauchs von 1783, so wie auch ganz deutlich der vorübergehenden Erscheinungen des allgemeinen Meteors im achten Monat gedachten Jahres.

Ich verließ die Schule und nach wenig Monaten ging ich in den mühsamen Lehrdienst eines Apothekers in einem Städtchen bei Manchester. Pharmacie war hier ein Theil meiner Hauptbeschäftigung; in den kurzen Zwischenstunden aber bemühte ich mich um französische Sprache, Chymie, Botanik u. s. w. Die Werke Lavoisiers und seiner Mitarbeiter wirkten auf viele von uns wie die aufgehende Sonne nach morgendlichem Menschein; aber Chymie hat sich jetzt mit der Mathematik verlebt und beweist sich nun etwas feindselig gegen ihre ehrigen Verwandten.

Nach London in meinem 23sten Jahre zurückgekehrt, fuhr ich auf verschiedene Art bei von mir einmal gewählten Geschäftes fort. Aber hier begegnete mir ein Unfall, welcher mir hernach vortheilhaft gewesen wäre: ich fiel von der Leiter auf eine Fliese, die so wie meine linken Hand brach, gefault mit einer Auflösung von Arsenik, die Aerzte des Arms war getroffen durch einen rasenden und wüthen Geschwulst in die Hand unter dem Gelenk, und das Gift drang augenblicklich in die Glieder. Ich gedenke dieses Umstandes weil ich nicht gewiß bin ob ich manchmal davon zu leiden: denn es folgten mehrere

Tage stark. Wasserflüsse periodisch zu gewisser Zeit des Nachmittags, so denn die Wundärzte sich nicht anders zu helfen wußten, als die Arterie zu unterbinden, worauf denn die Heilung eintrat und eine Genesung nach einigen Jahren allmählig erfolgte.

In der Zwischenzeit meines unthätigen Lebens wenn ich nun genöthigt war, ward ich zwischen andern Untersuchungen aufmerksam auf die Eigenschaften des Blumenstaubs, wenn man ihn auf Wasser und Weingeist unter dem Mikroskop betrachtet. Ueber welchen Gegenstand im Jahre 1800 ein Aufsatz von mir vor der Linneischen Societät gelesen ward.

Im Jahre 1796 trat ich in Geschäftsverbindung mit meinem immer innigsten Freund William Allen, einem Manne, dessen Name überall geehrt wird, wo Wissenschaft und Bildung Aufnahme gefunden haben, und Gelegenheit haben zwischen Menschen von verschiedenen Nationen Verkehr zu eröffnen. Mein eigentliches Geschäft in dieser Verbindung war, ein damals neu eingerichtetes Laboratorium in Plaistow, wenig Meilen von London, zu besorgen; da ich denn, meiner Pflicht nach von einem Werk zum andern gehend, oft unter freiem Himmel zu seyn genöthigt, die sonst gewohnten Beobachtungen wieder aufnahm, und über die Ansichten der Atmosphäre und meteorologische Resultate zu schreiben anfing.

Mein Freund Allen und ich gehörten zu einer ausgesuchten philosophischen Gesellschaft, welche vierzehntägig im Winter in London zusammen kam; jedes Mitglied war verpflichtet, der Reihe nach einen Versuch zur Prüfung vorzulegen, oder eine Rede zu halten. Dieser Verpflichtung gemäß fand ich mich veranlaßt, der Gesellschaft, unter andern weniger originellen Papieren, den Versuch über die Wolken vorzulegen. Man hielt ihn öffentlicher Mittheilung werth, und er ward in Nicholsons philosophischem Magazin abgedruckt, dessen Herausgeber zu unsern Mitgliedern gehörte. Umstände haben längst diese kleine Brüderschaft aufgelöst, die so lange sie bestand, sich die Askesian Society nannte, «von ἀσκέω, exercitatio,» und ich glaube, daß manche, die sich dazu mit Eifer hielten, jenen Exercitien gar manchen Vortheil im wissenschaftlichen Charakter schuldig geworden.

Hier hat nun mein erwähnter und allzu parteiischer Freund die Uebersicht des im Betracht der Wissenschaft thätigsten und bemerkenswerthesten Theils meines Lebens, und da er nun gesehen, wie die Perle, die er schätzt, aus der Muschel genommen worden und nun auch die Schale gesucht hat, um sie als Perlmutter in seinem Cabinet aufzustellen, so möchte er vielleicht unangenehm überrascht seyn, wenn es doch nur zuletzt eine Austerschale wäre.

Mein vergnügtester trefflicher Freund Allen und ich, nachdem wir sieben Jahre zusammen gearbeitet hatten, trennten uns mit wechselseitiger Zufriedenheit, er behielt sein Interesse in London in den dortigen Einrichtungen, und ich wählte zu Theilnehmern zwei Männer, deren angemessene Verdienst an ihren verschiedenen Stellen als Aufseher bei dem ersten Unternehmen ihnen das Recht gab als Principale zu erscheinen. Unter ihrer unmittelbaren Sorge nun, durch die Kraft ihres Fleißes und Geschicklichkeit, gewann das Laboratorium einen festen Charakter und ist bis auf den heutigen Tag vorwärts gegangen, nur mit verändertem Locale, das nunmehr in Stratford, Grafschaft Essex gelegen. Es beschäftigt über zweihig Arbeiter und liefert in großen Quantitäten verschiedene chemische Producte, deren der Apotheker und mancher andere Künstler bedarf.

Nun möcht' es aber wunderlich scheinen, daß ich bei so guter Gelegenheit nichts als Chemiker herausgegeben. Die Antwort auf eine solche Frage möchte kurz und entscheidend seyn: c'est notre métier! Wir haben von Ausübung der Chemie als einer Kunst, nicht um sie als Wissenschaft dem Publikum mitzutheilen. Der glückliche Erfolg unserer Arbeiten, bei der kräftigen Mitbewerbung, welcher der geistreiche Mann hier nicht entgehen kann, bringt davon ab, daß wir, so lange es nur thunlich ist, ausschließlich die neuen Vortheile und Handgriffe benutzen die uns im Praktischen bekannt werden. In solcher Lage und da wir Sehne haben, die in unsern Stellen dereinst folgen sollen, lehnen wir ab unsere Behandlungsweise irgend jemand mitzutheilen; dadurch erhalten und fördern wir eine Anstalt, die in der That nützlich und bedeutend für ein Land ist, das zum größten Theil von ihrem Daseyn nichts weiß. Dabei darf man wohl behaupten, daß selbst die Fortschritte der chemischen Wissenschaft mehr gefordert als zurückgehalten worden durch ein solches Betragen, indem wir immerfort in Stande sind, dem experimentirenden Chemiker ein oder das andere Material an vollkommenem Zustand zu überliefern.

Gleiche Ursachen, mit einem unveränderten Gefallen an dem Gegenstande, haben meinen Zusammenhang mit der Wissenschaft auf den einzigen Zweig der Meteorologie begränzt. Ich habe neuerlich die Resultate von zehnjährigen Beobachtungen geordnet in einem Werk zwei Bände 8., betitelt: des Klima von London. Ich sende es nach Weimar und wünsche demselben bei seiner Ankunft eine freundliche Aufnahme. Darin bin ich so frei mit den Jahreszeiten umzugehen als früher mit den Wolken, und ich darf mir schmeicheln, daß auch hier eine zunehmende Aufmerksamkeit auf den Gegenstand das Resultat geworden. Es hat eine freundliche Aufnahme gefunden und seit seiner Erscheinung bin ich als Mitglied der königl. Societät, wohin ich noch andere Aufsätze gesendet habe, vorgeschlagen und aufgenommen worden.

Sollte man hier aber noch zu fragen bewogen seyn, wie ich, ohne ein Geschäft, das meine ganz besondere Aufmerksamkeit erfordere und wenig zur Wissenschaft beitrage, wie ich es einrichte meine Zeit zuzubringen; so könnt' ich wohl verschiedene Ursachen meiner Unthätigkeit anführen, noch außer einer schwachen Gesundheit wovon schon die Rede war.

Ich bin nämlich ein Mann von häuslichen Gewohnheiten, glücklich in meiner Familie und mit wenigen Freunden, die ich nur mit Widerstreben für andere Zirkel verlasse. Und hier scheint mir der Ort zu gedenken, daß ich 1796 in den verehlichten Stand trat mit Mariabella, Tochter von Johann Eliot von London, einem Ehrenmann, Mitglied der Gesellschaft der Freunde; wir haben fünf lebende Kinder, drei Söhne und zwei Töchter, wovon das älteste nahe ein und zwanzig Jahre zählt; sie sind alle bis daher zu Hause erzogen und in der Nachbarschaft, daß die Periode ihres Heranwachsens und eine Quelle von Betrachtungen und wechselseitigem Lichterwerben seyn mußte, welches meinen eigenen guten Eltern fehlte, da ihre Kinder so weit unter ihnen waren; und dennoch bin ich sehr viel im Leben der Sorge und dem Schutz eines trefflichen Vaters schuldig geworden.

Da nun aber der Mann so deutlich vor Dir steht, so darf ich wohl auch mit Einem Mal die wahre Ursache aussprechen, worum er vergleichungsweise unfruchtbar für die Wissenschaft ist, zugleich aber die Quelle seiner größten Schmerzen und höchsten Vergnügungen aufdecken. — Mit Einem Wort nun: er ist ein Christ, und der praktische Sinn, in welchem er seine Religion erfaßt, vergönnt ihm in der That nur wenig Zeit für ihn selbst.

Ich bitte, mein Freund, nicht zu suchen, als wenn et-

was Enthusiastisches folgen sollte; ich versuche niemand mich deutlich zu machen. Christentum ist bei mir nicht eine Anzahl Begriffe, worüber man spekuliren könnte, oder eine Reihe von Ceremonien, womit man sein Gewissen beschwichtigt, wenn man auch sonst an Handlungen nichts Gutes aufzuweisen hätte; es ist kein System durch Gewalt vorgeschrieben, durch menschlich. Gesetzgebung kräftigt, zu dessen Bekenntniß man andere durch Zwang nöthigen, oder sie durch Kunst anlocken könnte, es ist vielmehr der gerade, reine Weg zum Frieden der Seele, zur Glückseligkeit, vorgezeichnet in der Schrift, besonders im neuen Testament, es ist die Methode wodurch der Mensch, welcher durch Sündigen ein Feind Gottes geworden ist, nach redlichem Bereuen ihm wieder versöhnt wird, durch Jesus Christ, dessen Opfer und Vermittelung; sodann aber, solcher Weise durch ihn erlöst, an ihn glaubend, fähig wird dem inwohnenden Bösen zu widerstehen, aufgelegt zu guten Werken, durch göttliche Hülfe und Einfluß des heiligen Gottes-Geistes.

Betrachtet ich nun meine Religion in diesem Lichte und fühle nach dieser Weise, daß sie Gesetz meines Lebens und meiner Neigungen geworden, so kann ich mich nicht entschließen um mein selbst willen zu leben, da die Freuden eines Ehestandes gehäufter größer sind als alles was mir sonst angeboten werden könnte.

Ausgebreiten daher gute Grundsätze, Moralität zu befördern und sorgfältige Erziehung der Jugend, auf Erhaltung der Ordnung und Disciplin in der Gesellschaft der Freunde, zu Beilegung aller Streitigkeiten mitzuwirken, zu Aufnahme der Bedürfnisse an Leib und Seele beizutragen, dies ist die Natur des Bestrebens und der Vereine, welchen ich nun herkömmlich anzugehören.

Da ich nun auch einige Leichtigkeit der Feder erworben habe, bin ich aufgerufen, sie oft in solchen Diensten zu benutzen, wobei weder Ruhm noch Vortheil entspringen kann und wobei wahrscheinlich die auf diese Weise entstandenen Hefte nach wenigen Jahren keinem gewissen Autor mehr zugeschrieben sind.

Bin ich deshalb ein Thor nach Goethe's Schätzung? Ich glaube nicht. Denn so gewiß als die gegenwärtige Welt wirklich ist, so gewiß wird nach diesem auch eine seyn, wo jeder gerichtet werden wird, nach den Thaten die er hier gethan hat. Auf dieser Zukunft beruhen meine Hoffnungen und darauf stützt die mäßige Schätzung des Gegenwärtigen, versichert, daß wenn ich bis ans Ende verharre, ich meinen Lohn empfangen werde.

Da ich nun recht gut weiß, daß die Welt in jedem andern Charakter mich wohl entbehren kann, so bin ich zufrieden, darin meistentheils als Christ beschäftigt zu seyn. Die Wissenschaft wird ebenfalls vorwärts gehen, denn es finden sich viele Arbeiter, die nützlichen Künste werden sich der Vollkommenheit nähern die schädlichen, denk' ich, sind schon ganz daran, ihren Meridian zu verlassen; das Menschengeschlecht wird zunehmen, die Erde bevölkert werden, wie sich es gegenwärtig nicht weit von ihr behaupten läßt. und indessen Geschlechter vorwärts gehen, wird der Verstand der Menschen erleuchteter werden, und der so die Welt regiert, wird nicht zugeben, daß ihre Herzen verderbt bleiben. Kurz die christliche Religion, in aufrichtiger Annahme wird sich über die Nationen verbreiten und der Zustand der Menschen überhaupt werden. Theilweis schon ist dies schon auf einem unberechenbaren Grad geschehen, sowohl im sittlichen als bürgerlichen Sinne; Kriege werden aufhören, mit andern entehrenden Aberglauben und verderblichen Praktiken, die Gesellschaft wird eine neue Gestalt gewinnen, allgemeines Uebereinkommen und wechselseitiges gutes Vernehmen, zwischen Nationen und Individuen, wird an die Stelle treten der gegenwärtigen Selbstheit und Mißstimmung. Mag's doch seyn, daß zwischen alles dieses irgend eine Periode von Gegenwirkung und Verfolgung der Guten eintrete, jedoch wird immer über diese gepriesene und glückliche Gesellschaft der Sohn Gottes, welcher sein Leben hingab, als das Mittel die Welt zu bieten, in Frieden regieren bis das Ende kommt. Dann wird ein geringer Glaube, welcher in diesem Leben zur Tugend reifte, die stärksten Denkmale der Gewalt menschlichen Verstandes überwunden gefunden werden. O wenn ein edles Gemüth dies zu sich aus einem solchen Gegenstand entwickeln! Doch ich träume! Unser eigener Willen, so hoch er sich erhob, hatte keine Schwingen darthin zu reichen. Und sehr weislich wendete er uns die Gedanken, die sich freiwillig in harmonischen Maßen bewegten, weiter die äußerlichen Umstände zu imaginiren, als daß er versuche hätte die Saitung göttlicher Dinge zu entwickeln. Denn diese begreift nach allem doch am besten wer, mit demüthigem Herzen und Gebet zu Gott um sein Licht in dieser Angelegenheit, die klare kräftige Probe des alten und neuen Testaments in sich aufnimmt.

Hiernach wird es meinen Freund nicht wundern, daß ich mich für die allgemeine Verbreitung der heiligen Schriften erkläre und wirklich sehr viele Zeit abwechselnd den Geschäften der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft zuwende, von deren Committeen in London ich ein Mitglied bin, wie auch mein Vater war, dem Ursprung dieses Unternehmens bis zu seinem Tode.

Schließlich, sollte ein Mann, wie dieser, und so beschäftigt, seiner den Antheil von Goethe sich erhalten können, so werden Briefe freundlich aufgenommen und jede schuldige Genugthuung seine Fragen und Wünsche erfolgen.

Nachschrift.

Bald die persönlichen Aufsätze betrifft, auf die ich Anspruch machen könnte, als Versuche verschiedener Art, so sind die Artikel: Penn und Woolman, beides biographisch, und Quakers, historisch, in Rees's Cyklopädie; diese, nebst den Artikeln Wolken und Thau, waren meine Beiträge zu obgedachtem Werk, mit dessen ehrenvollem Herausgeber ich lange das Vergnügen der Bekanntschaft genoß.

L. H.

Versuch einer Witterungslehre.

1822.

Einleitendes und Allgemeines.

Das Wahre, mit dem Göttlichen identisch, läßt sich niemals von uns direct erkennen, wir schauen es nur im Abglanz, im Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen; wir werden es gewahr als unbegreiflichen Leben und können dem Menschen nicht entsagen, es dennoch zu begreifen.

Dieses gilt von allen Phänomenen der sittlichen Welt, wir aber wollen hiermal nur von der schwer zu fassenden Witterungslehre sprechen.

Die Witterung offenbart sich uns, insofern wir handelnde wirkende Menschen sind, vorzüglich durch Wärme und Kälte, durch Feuchte und Trockne, durch Maß und Uebermaß solcher Zustände, und das alles

empfinden wir unmittelbar, ohne weiteres Nachdenken und Untersuchen.

Nun hat man manches Instrument ersonnen um eben jene uns täglich anfechtenden Wirkungen dem Grade nach zu versinnlichen; das Thermometer beschäftiget jedermann, und wenn er schmachtet oder friert, so scheint er in gewissem Sinne beruhigt, wenn er nur sein Leiden nach Reaumur oder Fahrenheit dem Grade nach aussprechen kann.

Nach dem Hygrometer wird weniger gesehen. Nässe und Dürre nehmen wir täglich und monatlich auf, wie sie eintreten. Aber der Wind beschäftiget jedermann; die vielen aufgesteckten Fahnen lassen einen jeden wissen woher er komme und wohin er gehe, jedoch was es eigentlich im Ganzen heißen solle, bleibt hier, wie bei den übrigen Erscheinungen, ungewiß.

Merkwürdig ist es aber, daß gerade die wichtigste Bestimmung der atmosphärischen Zustände von dem Tagesmenschen am allerwenigsten bemerkt wird; denn es gehört eine krankliche Natur dazu um gewahr zu werden, es gehört schon eine höhere Bildung dazu um zu beobachten diejenige atmosphärische Veränderung die und das Barometer anzeigt.

Diejenige Eigenschaft der Atmosphäre daher, die uns so lange verborgen blieb, da sie bald schwerer bald leichter, in einer Folgezeit am demselbigen Ort oder zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten und zwar in verschiedenen Höhen sich manifestirt, ist es die wir denn doch in neuerer Zeit immer an der Spitze aller Witterungsbeobachtungen sehen und der auch wir einen besondern Vorzug einräumen.

Hier ist nun vor allen Dingen der Hauptpunkt zu beachten: daß alles was ist oder erscheint, dauert oder vorübergeht, nicht ganz isolirt, nicht ganz nackt gedacht werden dürfe, eines wird immer noch von einem Andern durchdrungen, begleitet, umkleidet, umhüllt; es verursacht und es leidet Einwirkungen, und wenn so viele Wesen durch einander arbeiten, wo soll am Ende die Einsicht, die Entscheidung herkommen, was das Herrschende, was das Dirigende sey, was vorangehen bestimmt, was zu folgen genöthigt werde? Dieses ist's, was die große Schwierigkeit all' theoretischen Betrachtens mit sich führt, hier liegt die Gefahr: Ursache und Wirkung, Krankheit und Symptome, That und Charakter zu verwechseln.

Da bleibt nun für den ernst Betrachtenden nichts übrig, als daß er sich entschiedne irgendwo den Mittelpunkt hinzusetzen und anhalten zu sehen und zu suchen, wie er das übrige peripherisch behandle. Ein solches haben auch wir gewagt, wie sich aus dem Folgenden weiter zeigen wird.

Eigentlich ist es denn die Atmosphäre in der und mit der wir uns gegenwärtig beschäftigen. Wir leben darin als Bewohner der Meeresufer, wir steigen nach und nach hinauf bis auf die höchsten Gebirge, wo es zu leben schwer wird; allein mit Gedanken steigen wir weiter, wir wagen den Mond, die Mitplaneten und ihre Monde, zuletzt die gegeneinander unbewegliche Gestirne als mitunter zu betrachten, und der Mensch der alles nothwendig auf sich bezieht, unterläßt nicht, sich mit dem Wahne zu schmeicheln daß wirklich das All, dessen Theil er freilich ausmacht, auch einen besondern merklichen Einfluß auf ihn ausübe.

Daher wenn er auch die astrologischen Grillen: als regiere der gestirnte Himmel die Schicksale der Menschen, verständig aufgab, so wollte er doch die Ueberzeugung nicht fahren lassen, daß wo nicht die Fixsterne, doch die Planeten, wo nicht die Planeten, doch der Mond die Witterung bedinge, bestimme, und auf dieselbe einen regelmäßigen Einfluß ausübe.

Alle dergleichen Einwirkungen aber leugnen wir ab; die Witterungserscheinungen auf der Erde halten wir weder für kosmisch noch planetarisch, sondern wir müssen sie nach unsern Prämissen für rein tellurisch erklären.

Barometer.

Bei allen meteorologischen Beobachtungen wird der Barometerstand als Hauptphänomen, als Grund aller Witterungsbetrachtungen angesehen. Auch ich bin der Ueberzeugung daß man darin ganz richtig verfahre.

Das Quecksilber, in der luftleeren, hebersörmigen Glasröhre auf einer gewissen Höhe gehalten, überzeugt uns längst von einem entschiedenen Druck, von einer Schwere, Elasticität, oder wie man es nennen will, der durchsichtigen, durchscheinenden Materie, welche den uns umgebenen Raum erfüllt.

In dem Meeresufer steht das Quecksilber am höchsten; wie wir uns aber bergaufwärts bewegen, wird es nach und nach fallen; in jeder Region aber, wo wir eine Zeit lang verweilen, ist ein temperares Steigen und Fallen bemerklich; dieses beschränkt sich in einen kleinen Höheraum, welcher am Meeresufer etwa 30 Linien und auf hohen Gebirgen etwa 20 Linien beträgt. Dieses geringe Steigen und Fallen ist nun an jedem Orte der Gegenstand unserer unausgesetzten Beobachtungen, deren unzählige angestellt und sorgfältig aufgezeichnet worden, wonach man denn täglich auf das sorgfältigste fortfährt. Dabei ist allgemein bekannt, daß bei unveränderter Oertlichkeit, das Steigen des Mercurs klares, heiteres, trockenes, das Sinken trübes, feuchtes, stürmisches Wetter andeute.

Nach so vielen sorgfältigen Bemühungen aber ist man doch nicht dazu gelangt etwas Regelmäßiges in diesem Ab- und Aufsteigen zu bemerken; es geschieht zwar genau innerhalb der bestimmten Maximalhöhe, aber Zeit und Augenblick der Wiederkehr auf denselbigen Punkt ist nicht vorauszusehen.

Um aber hierin etwas festsetzen, ja vorhersagen zu können, hat man sich nach allen Seiten umgethan; Mond und Planeten, Tag und Nacht, Jahreszeiten und Jahreszirkel zu Hülfe gerufen und sich dadurch nur immer in größere Labyrinthe verwickelt; man spricht von Ebbe und Fluth in der Atmosphäre, welche an den barometrischen Bewegungen mit Ursache seyn sollen.

Nun hat sich aber erst neuerlich, bei genauer Betrachtung der auf der Jenaischen Sternwarte gefertigten vergleichenden Barometerbeobachtungen bemerken lassen, daß gedachtes Steigen und Fallen an verschiedenen, näher und ferner, nicht weniger in unterschiedenen Längen, Breiten und Höhen gelegenen Beobachtungsorten einen fast parallelen Gang habe.

(*Fr. Daniell* Meteorological Essays. London 1823. p. 112: Barometers, situated at great distances from each other, often rise and fall together with great regularity. — It has been observed, that this unison of action extent farther in the direction of the latitude, than in that of the longitude).

Man nehme, um sich hievon zu überzeugen, die von Dr. Schrön ausgearbeitete graphische Darstellung vor Augen (siehe den 3ten Jahrgang der meteorologischen Beobachtungen im Großherzogthum Weimar im Verlag des Industrie-Comptoirs 1824), wo die mittlern Barometerstände von Jena, Weimar, Schnberg, Wartburg und Ilmenau vom Jahre 1823 übereinander gezeichnet sind, und es wird alsobald die Gleichheit solcher Bewegung augenfällig seyn.

Eben ſo haben wir ſpäter gefunden, daß die Barometerlinien von Frankenſtein und Ilmenau einander faſt immer decken, obgleich jenes 700 Fuß höher über der Meeresfläche liegt und die eine ſich einen Zoll höher als die andere bewegt. Ja die Bewegungslinie des Bernhardsberges iſt mit den unſrigen gleichmäßig und gleichzeitig gefunden worden. Auf dieſe Uebereinſtimmung iſt nun im allgemeinen hinzuarbeiten, da ſelbſt unter den verſchiedenſten Meridianen wie unter den verſchiedenſten Breiten die größte Uebereinſtimmung herrſcht.

Wenn nun die Barometerſtände der verſchiedenſten Orte das Aehnliche, wo nicht das Gleiche belegen, ſo ſchienen wir dadurch berechtigt allen außerirdiſchen Einfluß auf die Tunſtlichen Bewegung abzulehnen, und wir mogen auszuſtreichen: daß hier keine kosmiſche, keine atmoſphäriſche, ſondern eine telluriſche Urſache obwalte.

Denn es iſt anerkannt und beſtätigt daß alle Schwere von der Anziehungskraft der Erde abhängig ſey. Für unſere Luft, inſofern ſie körperlich iſt, eine Schwerkraft, einen vertikalen Druck aus, ſo geſchieht es vermöge dieſer allgemeinen Attraction, vermindert und vermehrt ſich daher der Druck, dieſe Schwere, ſo folgt daraus, daß die allgemeine Anziehungskraft ſich vermehre, ſich vermindere.

Nehmen wir alſo mit den Phyſikern an, daß die Anziehungskraft der ganzen Erdmaſſe von der uns unerforſchten Tiefe bis zu dem Meeresufer, und von dieſer Gränze der uns bekannten Erdoberfläche bis zu den höchſten Bergſpitzen und darüber hinaus erfahrungsgemäß nach und nach abnehme, wobei aber ein gewiſſes Auf- und Abſchwanken, Auf- und Einathmen ſich ergebe, welches denn zuletzt vielleicht nur durch ein geringes Pulſiren ihre Lebendigkeit andeuten werde.

Thermometer.

Obgedachte Schmiſche Tabelle legt uns vor Augen, wie das Thermometer ſeinen eignen Gang geht, ohne mit dem Barometerſtande auch nur die mindeſte Gemeinſchaft anzudeuten. Vom Januar bis in den Auguſt ſteigt er und ſenkt ſich wieder bis in den December, ohne daß man mit dem Barometerſtand irgend eine Spur von Wechſelwirkung entdecken könnte.

Weil nun das Barometer durch die Schwere der Atmoſphäre bedingt, das Thermometer hingegen durch den fernen aber nähern Bezug der Erde zur Sonne, ſo mag wie das beide Wirkſamkeiten unmittelbar auf einander einſchließen, ſo müſſen wir doch zugeſtehen, daß nur ſie bei Witterungserſcheinungen nicht ohne Verhältnis denken können; daß aber ſachen wir darin, daß jedes von ſeiner Seite auf ein drittes wirkt, auf die materielle, gleichfalls für ſich beſtehende Atmoſphäre und hier liegt nun das Wichtigſte, das Schwerſte in Beurtheilung der Witterungsbeobachtung.

Manometer.

Dieſes Inſtrument, ſchon von Otto von Guericke erfunden, nachher auf mannigfache Weiſe verändert und verbeſſert, wurde erſt in ſeinen Wirkungen dem Barometer gleich geachtet, nachher von demſelben getrennt und wird bei atmoſphäriſchen Betrachtungen nicht mehr zu Rathe gezogen.

Außer dem verticalen, ſogenannten Druck der Luft, wovon das Barometer uns Kenntnis gibt, kann dieſelbe auch in einem verdichteten oder verdünnten Zuſtande exiſtiren. Auf das Barometer hat dieſes keinen merklichen Einfluß, ob man gleich denken ſollte, daß eine verdünnte Luftſäule weniger laſten ſollte als eine verdichtete; man müßte ſich denn die eine ſehr viel höher und die andere ſehr viel niedriger denken. So ſcheint mir, daß nach meinen Prämiſſen, die Sache folgender Geſtalt angeſehen werden könnte.

Das Steigen und Fallen des Barometers, verurſacht durch die vermehrte oder vermiderte Anziehungskraft der Erde, hat eine allgemeine telluriſche Urſache; dahingegen die Verdünnung und Verdichtung der Luft, durch Erwärmung bewirkt, nur lokal iſt und, in Bezug aufs große Ganze, von keiner Bedeutung.

Da jedoch auch bei uns die Verdunſtung, ſo wie der Niederſchlag, Waſſervermehrung und Waſſerabtrocknung, von der höchſten Bedeutung bleibt: ſo bemüht ſich der Beobachter dabei, daß Thermometer und Hygrometer dieſen Erſcheinungen nöthig genug thun, weil die Wärme als Urſache der Verdunſtung, das Feuchte hingegen als die entgegengeſetzte zu betrachten iſt; alſo dasjenige, was durch das Manometer geſucht wird, hierdurch genugſam offenbart wird.

Das Barometer gibt uns eine unmittelbare Anbeutung von einer großen Naturerſcheinung, von der ab- und zunehmenden Schwere der atmoſphäriſchen Maſſe, daher daß dieſes, was wir hier vor Augen ſehen, ein Grundphänomen genannt werden; dagegen ſind die Erſcheinungen des Manometers als complicirt und abgeleitet zu betrachten, weshalb über ſeine Anbeutungen immerfort zweifel entſtehen.

Die möglichſt luftleere Kugel denke man ſich in einem gewiſſen Gleichgewicht auf der atmoſphäriſchen Maſſe ruhend und ſchwebend; ſie hebt ſich und ſenkt ſich, je nachdem das Element ſchwerer und leichter wird. Ihre Bewegung entſpringt aus derſelben Urſache wie die des Barometers, aber, als abgeleitet, kann ſie mit dem Original-Phänomen nicht Schritt halten, und alſo mit dem Barometer gradweiſe nicht zu vergleichen ſeyn.

Es ſinkt mit dem ſinkenden Barometer; aber es iſt nicht ſenſibel genug, um gleich wieder mit ihm zu ſteigen. Es ſteigt und beſinnt ſich erſt wieder ehe es jenem nachſinkt.

Merken wir zu darauf, unter den Phänomenen iſt ein großer Unterſchied: das Ur-Phänomen, das reinſte, widerſpricht ſich nie in ſeiner einzigen Einfalt; das abgeleitete erduldet Stockungen, Frictionen und überliefert uns nur Unbeutlichkeiten.

Die Windfahne.

In dieſem Sinne iſt die Windfahne gleichfalls ein unſicheres und ſehr wenig die augenblicklichſte Luftbewegung andeutendes Inſtrument. Wie man auch die Friction vermindern mag, ſo bleibt eine mechaniſche Reibung immer übrig. Das Schlimmſte aber iſt, daß ſie dem Weſtwinde immer mehr gehorcht als den übrigen Winden; denn er iſt der ſtärkſte, und mit den Jahren legt ſich endlich durch die Gewalt die Spindel wenn die Fahne groß und ſchwer iſt; ſie ſenkt ſich beſonders nach Oſten und der Wind kann ſich ſchon eine Weile umgekehrt haben, ehe ſie ſich entſchließt ihre Stellung zu verändern. Den Wolkenzug anſtatt der Windfahne zu beobachten, wird immer das ſicherſte bleiben; denn man erſieht nicht allein welcher Wind in der untern Region herrſcht, ſondern man wird zugleich aufmerkſam auf das was in der obern vorgeht, wo man denn oft Ruhe und

Stille bemerkt, wenn unterwärts Zug und Bewegung sich spüren läßt.

Atmosphäre.

Der aufmerksame Beobachter der Witterungsbegebenheiten wird von vielen Seiten her auf den Gedanken getrieben: die den Erdball umgebende Atmosphäre nehme nicht nur, wie das Barometer ausweist, von der Meeresfläche aufwärts, an Dichtigkeit, Schwere, Elasticität in stetiger Folge nach und nach ab, hinunterwärts aber zu; sondern es seyen eben in diesem atmosphärischen Raume, gewisse geheime, concentrische Kreise abgeschlossen, die sich, als besonders geeigenschaftet, gelegentlich manifestiren. Was und wie es auch damit sey, wir bemerken folgendes:

Und zwar suchen wir Gelegenheit zuerst vor die große Wiltrandisch-Kitzenische Charte zu treten, indem diese solchen allgemeinen Betrachtungen besonders günstig ist; wir sehen darauf die Schneelinie bezeichnet, wie sie sich von ihrer Höhe unter dem Aequator nach Norden und Süden aufs Meer legt, und so über und neben sich das Eis ungeschmolzen bewahrt. Hier sehen wir also eine entschiedene Zone in welcher die auf dem höchstmöglichen Punkt am Erdkreis wachsende Wärme die Solidescenz des Wassers nicht hindern kann, und wir werden darauf geführt unter und über derselben noch mehrere dergleichen Luftgürtel aufzusuchen.

Betrachten wir nun zu diesem Zwecke das Verhältniß lebendiger Wesen zu berühren, so finden wir daß Geschöpf, bis an sie herangehen und deshalb aber auch Verländer werden wenn dieselbe nach Anlaß der Jahrszeiten herabsteigt. Ich nehme das Beispiel von den Finken und erinnere mich als wir im September 1797 auf Marias-Einsiedeln verweilten und ein in der Nacht gefallener Schnee in einer gewissen mittleren Höhe des Gebirges liegen geblieben war, sogleich jene zarten Vögel um so viel herabweichend den Vogelstellern unglüklig in die Netze fielen, und Pilgern so wie Reisenden als eine schmackhafte Speise zu Gute kamen.

Und so manifestirt sich an allen gehörigen Orten dem aufmerksamen Beobachter eine mit der Jahrszeit nach und nach niedersinkende Schneelinie, die nach eintretenden Umständen eine gewisse Linearhöhe beobachtet. Eine dergleichen zieht sich am großen Ettersberge über Weimar her, läßt Lützendorf unter sich, die Marque in Oberillenfeld über sich und wird am kleinen Ettersberge unsichtbar. Hier bleibt der erste Schnee eine Zeit lang liegen, obgleich die Lage des Berghanges gegen Mittag gesenkt ist.

Dieses Phänomen wiederholte sich mehrere Jahre und wir wurden aus Thüringen andere Beispiele bekannt, welche freilich zur Sprache kam: daß außer der barometrischen Höhe noch die Lage gegen diese oder jene Himmelsgegend, die Nachbarschaft zu andern Bergen, sonstige Expositionen, die Leicht die Gebirgsart, in Betracht zu ziehen sey.

Ohne diese Bemerkungen abzulehnen fand ich doch Ursache auf jene erste Lehre von den concentrischen Kreisen der Atmosphäre gar manche Phänomen zu beziehen.

So sey noch eins bemerkt: die gewaltsamen Stürme, die im letzten December nah an der Erde wütheten, wurden dem Beobachter zu Frankenhayn auf der Rhön, welcher über zweitausend Fuß über der Meeresfläche gestellt ist, keineswegs in dem in der Tiefe herrschenden Grade fühlbar; wie seine eingerichteten genauen Tabellen beweisen. Und gerade mag der Sturm deshalb so fürchterlich wüthen, weil er sich an die Oberfläche des Meeres und der Erde schmiegt, und in geringer Höhe allerwärts erzeugt, während er von weitem herzukommen und in undenkbarer Eile heranzuwüthen scheint.

Dergleichen atmosphärische Kreise lassen sich auch aus der Wolkengestaltung vermuthen; sehr selten wird ein Cumulus bei uns an seinem untern Rande geballt oder in einiger Ausdehnung gebildet erscheinen, vielmehr legt er sich gewöhnlich flach und ruht mit einer stratusähnlichen Basis gleichsam auf einem fremdartigen schwereren Elemente, das ihn zu einer horizontalen Gestaltung nöthigt; so wie umgekehrt in einer gewissen Höhe, etwa zwei tausend Fuß über der Meeresfläche, der Cumulus unten wie oben ausgezackt ist, auch bei steigendem Barometer sogleich an allen Enden in Cirrus aufgelockert wird.

Wie dem auch sey, so geht daraus hervor: daß die verschiedenen atmosphärischen Etagen auf Wasserbildung und Verneinung, auf Wolkengestaltung, auf das Niedergehen derselben als Regen, oder ihre Auflösung zu Schäfchen, einen verschiedenen Bezug haben.

So wenig man sich nun anmaßen darf, die jedesmalige Höhe des Kreises über diesem oder jenem Ort zu bestimmen, so tragen wir doch kein Bedenken solche relative Atmosphären anzunehmen, wenn wir uns in dem Labyrinthe der Witterungsbeobachtung mit einigem vernünftigen Behagen ergehen wollen.

Als einwirkend auf diese Atmosphäre und deren vermuthliche Kreise werden nun die beiden großen Mächte gegen einander übergestellt, die sich uns durch das Barometer und Thermometer offenbaren; sie werden, nach jener oben ausgesprochenen Maxime, als von einander vollkommen unabhängig erklärt, um desto reiner zu fassen, wie durch sie die atmosphärischen Zustände bestimmt werden.

Man verzeih Wiederholungen; diese sind in solchem Falle unerläßlich, wo man am einfachen Grunde festhalten und die Mannigfaltigkeit der Erscheinung darauf zurückführen will.

Indessen stehe hier eine allgemeine Warnung, welche für alle Capitel der Naturforschung gilt, hier aber besonders beherzigt zu werden verdient: man hüte sich Ursache und Wirkung zu verwechseln, besonders aber das Barometer von atmosphärischen Ereignissen abhängig zu machen. Worauf man aber höchst aufmerksam zu seyn Ursache hat, das sind die Correlate, die Beyde, die sich als Resultate neben- und zusammenwirkender Thätigkeiten hervorthun.

Wasserbildung.

In der Atmosphäre schwebt immerfort, durch Verdunstung und sonst, erzeugtes Wasser: es wird selbst bei den heitersten Tagen, als Dunst gleichmäßig ausgetheilt, in dem ätherischen Raume getragen, in den untern Regionen dichter, in den obern klarer; wie uns in den tiefern Localitäten das wolkichte Himmelsblau überzeugt, welche Farbe denn immer dunkler und gesättigter wird, je höher wir bergan steigen.

Diese fortdauernde Tendenz der Wasserbildung verschafft uns einen respirablen Luftraum, der niedere Barometerstand begünstigt sie, der höhere vereinte sie: hier ist die erste am meisten in die Sinne fallende Erscheinung, auf die wir bei Witterbeobachtungen zu merken pflegen.

Wolkenbildung.

Durch Howards glücklichen Gedanken, die Wolkenbildungen zu sondern, zu charakterisiren, zu benennen,

sind wir mehr als man glauben konnte gefördert. Cirrus deutet auf hohen Barometerstand, Cumulus auf mittleren, Stratus auf niedern, Nimbus auf den niedrigsten Zustand, wobei zugleich zu bemerken ist, daß die atmosphärische Hitze zugleich mit wirksam ist, wie denn wohl der Fall vorkommen kann, daß der Cumulus oben sich in Cirrus auflöst, unten zum Stratus sich verflächt, und dieser näher an der Erde zum Nimbus übergeht.

Elektricität.

Diese darf man wohl und im höchsten Sinne problematisch aussprechen. Wir betrachten sie daher vorerst unabhängig von allen übrigen Erscheinungen; sie ist das durchgehende allgegenwärtige Element, das alles materielle Dasein begleitet, und eben so das atmosphärische; man kann sie sich unbefangen als Wesen denken. Inwiefern sie sich nun ruhig verhält, sodann aber durch den geringsten Anlaß gestimmt wird sich bald nach dieser, bald von jener Seite zu zeigen, einen oder den andern Pol herauszukehren, sich anzuhäufen und von da sich unbemerkt wieder zu zerstreuen, oder aber wohl mit den gewaltsamsten und wunderbarsten Explosionen sich zu manifestiren, darüber möchte wohl schwer sein durch Erfahrung nachzukommen, es sich sehen nicht läugnen läßt, daß Barometer- und Thermometerstände darauf bedeutend einfließen mögen.

Wiedererzeugung.

Ist gleichfalls vorerst, als von dem Barometerstand abhängig, zu achten; Ost und Nord haben Trieb auf hohen, West und Süd auf niedern Quecksilberstand.

Eben diese Hauptverhältnisse erscheinen oft in einem unerklärlichen Schwanken, aber auch hier muß uns das früher Festgesetzte als Regel zu Hülfe kommen um uns durch die Irrwege der Erfahrungen zu begleiten.

Der Westwind ist der untern Region besonders angehörig, bezeichnen wir einen Fall statt vieler.

Bei niedrem Barometerstand sey der Himmel zum großen Theil überzogen, graue Regenwolken ziehen mit gelindem Westwind langsam einher, dieses kann bei gleich tiefem Barometerstande mehrere Tage anhalten; das Barometer steigt, der Wolkenzug von West nach Ost dauert langsam fort, doch bricht von den oberen Wolkenräumen nach und nach etwas zurück, löst sich auf und begiebt sich in höhere Regionen; endlich stocken ganze Massen, verharren als Cumulus, lehnen sich als Wand an die Gebirge, ja verdeckt auch manchmal eine Wolkenmasse den Himmel, so bleibt sie getrennt, die Nacht ist mondhell, die Wolken stehen beinahe still, sie drehen sich nur ganz gelind unter einander.

Jahreszeiten.

Diese muß man von seinem Standpunkte aus besonders beobachtet haben, um genugsame Prämissen zu künftiger Disputation vorkommender Fälle sich zu erwerben.

So sehr auch zu jeder Jahreszeit Verdunstung des Meeres und der Erdoberfläche, in so fern sie heiß oder kalt ist, vor sich geht, so ist sie doch im Sommer bei uns stärker als im Winter; daher denn an langen Tagen das Phänomen nicht selten ist, daß, beim höchsten Barometerstande, sich allmählig nach Aufgang der Sonne die Atmosphäre mit Dünsten füllt, die sich zu Wolkengestalten zusammen ziehen, welche man als leichte, schwebende, ringsum ausgezackte Cumulus ansprechen möchte. Ich habe sie um Mittag den ganzen Himmel einnehmen sehen, allein sie schweben jede für sich und, obgleich mit nur geringen Zwischenräumen, verschmelzen sie nicht in einander; bald nach Sonnenuntergang aber ist alles verschwunden; es sey nun daß sie als Thau niedergegangen oder sich physisch, vielleicht chemisch, in der Atmosphäre aufgelöst haben, um nach kurzer Nacht, bei frühem Morgen das vorige Spiel wieder anzufangen, welches die herrlichsten Ansichten kurz vor und gleich nach Sonnenaufgang gewährt. Man sieht leichte Nebelstreifen emporsteigen, sich bald in Cirrus auflösen, aber auch wohl einer Gebirgskette als Cumulus überthürmen, wozu das geringste Niederziehen des Barometers sogleich Anlaß geben kann.

Noch ein Beispiel ist nöthig um zu zeigen: wie verschiedene Jahreszeiten verschiedne Phänomene, bei immer fortwaltendem Grundgesetz, zum Vorschein bringen.

Wir pflegen bei feuchten und unfreundlichen Sommermonaten uns gewöhnlich mit dem Herbst zu trösten, auch giebt die Erfahrung, daß wie im September und Oktober die meisten, wo nicht schönen, doch regenlosen, für den Reisenden, Ackersmännern, Spaziergänger und andere im Offenen beschäftigte Personen leidlichen Tage haben. Schreiben wir nun dem Barometerstand auf die Witterung einen immer gleichen Einfluß zu, so scheint es wunderbar, daß, obschon in gedachten Monaten das Quecksilber wie in den übrigen sich über und unter der Mittellinie bewegt, doch die Witterung immer schön, gut und mannigfaltig lieblich bleibt.

Hier müssen wir nun mit unsern Betrachtungen gerade wieder zur untern Atmosphäre unsere Aufmerksamkeit wenden und aussprechen: sie selbst steht in verschiedenem Verhältnis zu den verschiedenen Jahreszeiten. Oben ist dargestellt worden, wie im Sommer bei langen Tagen eine große überschwengliche Ausdünstung vor sich gehe, wodurch selbst die höchst elastische Luft kaum heer werden kann.

Werden hingegen die Tage kürzer, wird die Ausdünstung, durch Sonnenwärme verursacht, immer geringer, so dämpft eine mehr oder weniger elastische Luft mit besserem Recht gegen die in der Atmosphäre schwebenden Dünste. Steigt das Barometer über der Mittellinie, so ist die Luft allerdings trocken, steigt es höher, so haben wir die schönsten Tage; steigt es wieder herab unter die Mittellinie, so geben die Wolken nicht gleich in Regen über; sie ziehen vorbei, es zeigen sich abwechselnd freundliche Sonnenblicke, eine belebende Wärme, die mit dem niedern Barometerstand sich wohl verträgt, kann sich vertheilen und man ist in freier Luft noch immer behaglich; steigt aber das Barometer glücklicherweise, so ist mit dem Oefteren die heiterste Himmel unvermeidlich da, und wer im Freien lebt, genießt der schönsten Tage, die sich an sorgsame mäßig heitere und immer genießbare Stunden wechselnd anschließen.

Mittellinie.

Aus vorgemeldeten und verschiedenen auf die Witterung einfließenden Umständen, welche noch mit vielen andern Bedenklichkeiten vermehrt werden könnten, ist

erſichtlich, daß alle diejenigen, welche zu ſtillem Hausgebrauch ſich das Barometer beſchauen und dadurch von der nächſten Witterung einige Kenntniß zu erlangen wünſchen, gar oft in Verworrenheit und Unſicherheit gerathen möchten. Bemerken wird daher folgendes:

Auf Barometern früherer Zeit, wie ſolche die ſogenannten Italiäner herumtrugen und wie ſie noch an manchen Orten gefunden werden, ſehen wir auf dem Zollſtiefelchen eine gewiſſe Linie gezogen, worunter geſchrieben ſteht: unbeſtändig. Ueber derſelben finden wir ſtufenweis ſchön, und ſodann beſtändig Wetter angezeigt, unterhalb iſt trüb, Regen und Sturm angemerkt. Dieſe Beſtimmungen ſammtlich hat man auf neuern Barometern als empiriſch, unzuverläſſig und unwürdig weggelaſſen, und zwar mit Recht: indem eine allgemeine, auf allen Barometern gleichmäßig beſtimmte Linie für die verſchiedenſten Ortslagen nicht hinreichte und ſelten zutreffen konnte.

Gleichwohl iſt es für den Tagesgebrauch ſolcher Perſonen, die einige allgemeine Kunde des nächſt bevorſtehenden Wetters zu erlangen wünſchen, oder welche ſich von der ſchon eingetretenen Witterung Rechenſchaft zu geben gedenken, zweckmäßig, daß wenigſtens die Mittellinie auf ihren Barometern bemerkt werde.

Es berechnet aber dieſe Linie den, aus mehrjährigen gehörig beobachteten Barometerſtänden eines Ortes berechneten Durchſchnitt, mithin die für dieſe Stände gezogene Mitte; demzufolge ſie denn auch den Unterſcheidungspunkt gewiſſermaßen darſtellt von wo alle Veränderungen auszugehen.

Wenn man für jede höhere und tiefere Ortslage ein ſolcher Mittelſtand erſt auszuforſchen iſt, ſo giebt die Berechnung ſowohl als auch die Erfahrung die Auskunft, daß bei uns in Weimar 27 Zoll 6 Linien ungefähr dieſe Gränze zu ziehen iſt.

Sie kann mit Recht als den veränderlichen Zuſtand andeutend angeſehen werden; denn da man nie voraus wiſſen kann, ob das Queckſilber darüber ſteigen oder darunter fallen werde, ſo kann man ſich doch verſichert halten, daß das Queckſilber im Steigen auf einen beſtändigen, heitern, im Sinken auf einen bewölkten Zuſtand hindeute. Steht das Barometer ſehr hoch, ſo hat man beſtändig Wetter angenommen, wenn ſchon Beſtändigkeit vom Barometer auf keiner Stufe zu erwarten ſteht, da jedoch von dieſer Höhe (bei uns 28 Zoll) das Queckſilber mehrere Tage ſich wieder ſenken und auf- und abbewegen kann, ohne daß es ſich unter die Mittellinie herunterläßt, ſo iſt das heitere Wetter, im gewiſſen Sinne, beſtändig; aber es iſt nicht beſtändiger, als das trübe, regneriſche, ſtürmiſche Wetter, wenn das Queckſilber unter gedachter Linie ſich auf und ab bewegt ohne ſie zu überſchreiten.

Es iſt leicht einzuſehen, welche Vortheile ein ſolcher Fingerzeig dem harmloſen Beobachter bringt, der keine Anſprüche an höhere wiſſenſchaftliche Mittheilungen zu machen denkt, ſondern ſich nur in dieſem Labyrinthe nach einem Leitfaden und nach einem feſten Punkte umſieht woran er denſelben heften kann.

Auf wohlgearbeiteten Barometern zu Ende des vorigen Jahrhunderts findet ſich die Mittellinie noch; allein da, wie geſagt, eine allgemeine Linie für die verſchiedenſten Ortslagen nicht hinreicht, ſo muß dieſer Indifferenzpunkt auf den Barometern eines jeden Ortes beſtimmt werden, worüber Folgendes zu ſagen wäre:

« Am einfachſten gelangt man zum Zweck, wenn man, bei unbekanntem Höhen-Unterſchied zweier Orte, ſich mit einem andern Beobachter in Rapport ſetzt, welcher die Mittellinie für ſein Inſtrument ſchon beſitzt. Bei dem bemerkten parallelen Gang des Barometers würden ſchon wenige während einiger Tage an verabredeten Stunden zu machende Beobachtungen genügen, um zu erkennen, um wie viel dort unter oder über der bekannten Mittellinie das Queckſilber ſtand, wonach man denn hier die Mittellinie um eben ſo viel unter oder über den hier beobachteten Ständen ziehen würde. »

« Iſt aber der Höhen-Unterſchied beider Orte bekannt und zeigen beide Barometer neben einander hangend gleiche Stände, ſo iſt die neue Mittellinie nach der bereits bekannten unmittelbar zu beſtimmen. Denn läge der Ort, wo die Mittellinie geſucht wird, etwa 80 Pariſer Fuß höher als der andere Ort, wo man dieſe Linie bereits ausgemittelt hat, ſo würde die neue Mittellinie um 1 Pariſer Linie tiefer zu beſtimmen ſeyn. Und ſo nach Verhältniß an allen übrigen Orten. »

« In Ermangelung dieſer Hülfsmittel wird der Durchſchnitt regelmäßiger Beobachtungen die Mittellinie ergeben, und zwar um ſo genauer, je länger man beobachtet; denn während nur Eines Jahres kann man ſich bei drei täglichen Beobachtungen freilich um 1 Pariſer Linie und mehr irren. »

Haben wir nun das Vorgeſagte gemerkt, wiſſen wir uns an die Mittellinie zu halten, haben wir beobachtet, wie hoch und wie tief auf unſerm Barometer das Queckſilber zu ſteigen und dann auch auf eine Reihe von Zeit wieder zu fallen pflegt, ſo müſſen wir Folgendes im Auge behalten.

Das Steigen und Fallen des Barometers deutet auf eine Urſache, deren Wirkung erſt ſpäter hervortritt, wie denn wichtige in ein und demſelben Local bei unverrückten Barometer täglich und ſtündlich angeſtellte Beobachtungen zur Ueberzeugung verhelfen, daß man vier und zwanzig Stunden vorher die Witterung vorausſagen könne.

Nimmt man dieſes auch nicht für ſo ganz entſchieden an, da in der täglichen Erſcheinung auch irgend ein Schwanken gar wohl zum Vorſchein kommen könnte, ſo kann man doch verſichert ſeyn, daß es in der Hauptſache nie trügen werde.

Sogenannte Oſcillation.

Außer der bisher behandelten, weder an Jahres- noch Tageszeit gebundenen Bewegung des Mercurs in der Glasröhre iſt uns in der neuern Zeit durch mannigfache Beobachtungen eine andere Bewegung des Queckſilbers in der Röhre bekannt geworden, welche ihre Beſtimmung in vier und zwanzig Stunden durchläuft.

Die verſchiedenen in Europa angeſtellten Beobachtungen zeigen dieſe Bewegung nicht unmittelbar, wir übergehen ſie jetzt und halten uns an Beobachtungen die unter dem Aequator auf dem Meer angeſtellt worden, wo das Phänomen aufs deutlichſte hervorzutreten ſcheint.

Wir legen eine Stelle aus Simonow's Beſchreibung einer Entdeckungsreiſe. Wien 1824, zum Grunde, welche folgendermaßen lautet:

§. 33. « Die Erſcheinungen, die ſich nach dieſen Beobachtungen auf dem Barometer zeigten und die bisher ſelten unterſucht wurden, beſtehen darin, daß das Queckſilber an jedem Tage allmälig bis zum höchſten Grade des Barometers ſteigt und von dieſem wieder langſam zu fallen anfängt. Dieſes Steigen und Fallen des Queckſilbers im Barometer geſchieht gerade in vier und zwanzig Stunden. Nämlich um 9 Uhr in der Frühe und Abends um dieſelbe Stunde (ſetzt es am höchſten), Nachmitternacht und Nachmittag auf dem niedrigſten Punkte. »

(Voyage d'Alexandre de Humboldt. Tom III. P. 2, 3. Les oscillations du Mercure dans le barometre indiquent l'heure presque comme une horloge. P. 310. Les deux minima barométriques coincident presque avec les époques les plus chaudes et les plus froides du jour et de la nuit.

Auch hier gedenken wir uns, nach gewohnter Art, an das Gewöhnliche zu halten, um nach und nach dem Ungewissen beste eher beizukommen.

Ganz deutlich ist in Vorhergehendem ausgesprochen, daß um Nachmittag und Nachmitternacht des Barometer auf dem in diesen Punkte stehe; daß um 9 Uhr früh, und Abends um dieselbe Stunde, es am höchsten stehe, mußten wir durch eine Parenthese aussprechen, da es uns nur zufällig ausgelassen scheint.

Hierauf nun fußend können wir alle äußern Einflüsse abermals ab und sagen: diese Erscheinung ist tellurisch. Wir stellen uns vor daß innerhalb der Erde eine retirende Bewegung sey, welche den ungeheuren Ball in vier und zwanzig Stunden um sich selbst herum nöthigt, und die man sich als lebendige Schraube ohne Ende versinnlichen mag.

Aber dieses ist nicht genug; diese Bewegung hat ein gemessen Pulsiren, ein Zu- und Abnehmen, ohne welches keine Lebendigkeit zu denken wäre, es ist gleichfalls ein regelmäßiges Ausdehnen und Zusammenziehen, das sich in vier und zwanzig Stunden wiederholt, am schnellsten Nachmittag und Nachmitternacht wirkt, und Morgens um 9 Uhr und Abends um dieselbe Stunde die höchste Stufe erreicht.

Wiederaufnahme.

Hiernach werden also zwei Grundbewegungen des lebendigen Erdkörpers angenommen und sämmtliche barometrische Erscheinungen als symbolische Aeußerung derselben betrachtet.

Zuerst deutet uns die sogenannte Oscillation auf eine gesetzmäßige Bewegung um die Achse, wodurch die Umdrehung der Erde hervorgebracht wird, woraus denn Tag und Nacht erfolgt. Diese Bewegung sinkt sich in vier und zwanzig Stunden zweimal und erhebt sich zweimal, wie solches aus mannigfaltigen bisherigen Beobachtungen hervorgeht; wir versinnlichen sie uns als lebendige Spirale, als belebte Schraube ohne Ende; sie bewirkt als anziehend und nachlassend das tägliche Steigen und Fallen des Barometers unter der Linie, dort wo die größte Erdmasse sich umrollt, muß sie am bemerklichsten seyn, gegen die Pole sich vermindern, ja Null werden, wie auch schon von Beobachtern ausgesprochen ist. Diese Rotation hat auf die Atmosphäre entschiedenen Einfluß, Klarheit und Regen erscheinen tagtäglich abwechselnd, wie die Beobachtungen unter dem Aequator deutlich beweisen.

Die zweite allgemein bekannte Bewegung, die wir einer vermehrten oder verminderten Schwerkraft gleichfalls zuschreiben, und sie einem Ein- und Ausathmen vom Mittelpunkte gegen die Peripherie vergleichen; diese darzuthun haben wir das Steigen und Fallen des Barometers als Symptom betrachtet.

Bändigen und Entlassen der Elemente.

Indem wir nun Verschiedenes unablässig durchzudenken, anzuwenden und zu prüfen bemüht sind, werden wir durch manches einzelne Ereigniß immer weiter geführt; man lasse uns daher in Betracht des Gesagten und Ausgeführten noch Folgendes vortragen.

Es ist oft aber, daß das, was wir Elemente nennen, seinen eigenen wilden wüsten Gang zu nehmen immerhin den Trieb hat. Insofern sich nun der Mensch den Besitz der Erde ergreifen hat und ihn zu erhalten verpflichtet ist, muß er sich zum Widerstand bereiten und wachsam erhalten. Aber einzelne Vorsichtsmaßregeln sind keineswegs so wirksam, als wenn man dem Regellosen das Gesetz entgegen zu stellen vermöchte, und hier hat uns die Natur aufs herrlichste vorgearbeitet und zwar indem sie ein gestaltetes Leben dem gestaltlosen entgegen stellt.

Die Elemente daher sind als leidige Gegner zu betrachten mit denen wir ewig zu kämpfen haben, und sie nur durch die höchste Kraft des Geistes, durch Muth und List, im einzelnen Fall bewältigen.

Die Elemente sind die Muskeln selbst zu nennen; die Erde möchte sich des Wassers immerfort bemächtigen und es zur Selbstsetzung zwingen, als Erde, Fels oder Eis, in ihren Umfang nöthigen. Eben so unruhig möchte das Wasser die Erde die es umgern verließ, wieder in seinen Abgrund treiben. Die Luft die uns freundlich umhüllen und beleben sollte, rast auf einmal als Sturm daher uns niederzuschmettern und zu ersticken. Das Feuer ergreift unaufhaltsam was von Brennbarem, Schmelzbarem zu erreichen ist. Diese Betrachtungen schlagen uns nieder, indem wir solche so oft bei großem unersetzlichem Unheil angestellen haben. Herz und Geist erhebend ist dagegen, wenn man zu schauen kommt was der Mensch seinerseits gethan hat, sich zu waffnen, zu wehren, ja seinen Feind als Sklaven zu benutzen.

Das Höchste jedoch, was in solchen Fällen dem Gedanken gelingt, ist gewahr zu werden was die Natur in sich selbst als Gesetz und Regel trägt, jenem ungezügelten, gesetzlosen Wesen zu imponiren. Wie viel ist nicht davon zu unserer Kenntniß gekommen! Hier dürfen wir nur des Nächsten gedenken.

Die erdichte Anziehungskraft der Erde, von der wir durch das Steigen des Barometers in Kenntniß gesetzt sind, ist die Gewalt die den Zustand der Atmosphäre regelt und den Elementen ein Ziel setzt; sie widersteht der übermäßigen Verbreitung, den gewaltsamsten Luftbewegungen, ja die Elektricität scheint dadurch in der eigentlichsten Intheilung gehalten zu werden.

Niederer Barometerstand bringen entlaßt die Elemente, und hier ist vor allen Dingen zu bemerken daß die untere Region der Continental-Atmosphäre Neigung habe von Westen nach Osten zu strömen; Feuchtigkeit, Regen, Sturm, Wellen, Wogen, alles zieht milder oder stürmischer stürmisch, und wo diese Phänomene unterwegs auch entspringen mögen, so werden sie schon mit der Tendenz nach Osten zu bringen gehorsam.

Hieher bauten wir noch auf einen wichtigen bedenklichen Punkt: wenn nämlich das Barometer lange tief gestanden hat und die Elemente des Gehorsams ganz entwöhnt sind, so können sie nicht alsobald bei erhöhter Barometerbewegung in ihre Grenzen zurück; sie verfolgen vielmehr noch einige Zeit das vorige Gleis und erst nach und nach, wenn der obere Himmel schon längst zu ruhiger Entschiedenheit gekommen, giebt sich das in den untern Räumen Aufgeregte in das erwünschte Gleichgewicht. Leider werden wir auch von dieser letzten Periode zunächst betroffen und haben besonders als Meeranwohner und Schiffahrende großen Schaden davon. Der Schluß des Jahres 1824, der Anfang des gegenwärtigen giebt davon die traurigste Kunde; West und Südwest erregen, begleiten die traurigsten Meeres- und Küstenereignisse.

Ist man nun einmal auf dem Wege seine Gedanken ins Allgemeine zu richten, so findet sich kaum eine Gränze; gar geneigt wären wir daher das Erdbeben als entbundene tellurische Elektricität, die Vulcane als erregtes Elementarfeuer anzusehen, und solche mit den barometrischen Erscheinungen im Verhältniß zu denken. Hiermit aber trifft die Erfahrung nicht überein, diese Bewegungen und Ereigniße scheinen besondern Localitäten, mit mehr oder minderer Wirkung in die Ferne, ganz eigens anzugehören.

Analogie.

Hat man sich vermessen, wie man wohl gelegentlich verführt wird, ein größeres oder kleineres wissenschaftliches Gebäude aufzuführen, so thut man wohl, zu Prüfung deßelben sich nach Analogien umzusehen; befolg' ich aber diesen Rath im gegenwärtigen Falle, so finde ich, daß die vorstehende Ausführung derjenigen ähnelt, welche ich bei dem Vortrag der Farbenlehre gebraucht.

Zu der Chromatik nämlich setze ich Licht und Finsterniß einander gegenüber; diese würden zu einander in Gegensatz keinen Bezug haben, stellte sich nicht die Materie zwischen beide: diese sey nun undurchsichtig, durchsichtig oder gar belebt, so wird Helles und Dunkles an ihr sich manifestiren und die Farbe sogleich in tausend Bedingungen an ihr entstehen.

Eben so haben wir nun Anziehungskraft und deren Erscheinung, Schwere, an der einen Seite, dagegen an der andern Erwärmungskraft und deren Erscheinen, Ausdehnung, als unabhängig gegen einander übergestellt, zwischen beide hinein setzen wir die Atmosphäre, den von eigentlich sogenannten Körperlichkeiten leeren Raum, und wir sehen, je nachdem obengenannte beide Kräfte auf die feine Luft-Materialität wirken, daß was wir Witterung nennen entstehen und so das Element, in dem und von dem wir leben, aufs mannigfaltigste und zugleich gesetzlichste bestimmt.

Anerkennung des Gesetzlichen.

Bei dieser, wie man sieht, höchst complicirten Sache glauben wir daher ganz richtig zu verfahren, daß wir uns erst um Gewißheiten hatten, dieß ist nun dasjenige was in der Erscheinung in gleichmäßigem Bezug sich öfters wiederholt und auf eine einzige Regel hindeutet. Dabei dürfen wir uns nur nicht irre machen lassen, daß das, was wir als zusammenwirkend, als übereinstimmend betrachtet haben, auch zu Zeiten entgegenwirken und sich zu widersprechen scheint. Besonders ist solches nöthig in Fällen wie dieser, wo man, bei vielfältiger Verwicklung, Ursache und Wirkung so leicht verwechselt, wo man Correlate als wechselseitig bestimmend und bedingend ansieht. Wir nehmen zwar ein Witterungsgrundgesetz an, achten aber deßo genauer auf die unendlichen physischen, geologischen, topographischen Verschiedenheiten, um uns die Abweichungen der Erscheinung so möglich deuten zu können. Hält man fest an der Regel, so findet man sich auch immer in der Erfahrung zu derselben zurückgeführt; wer das Gesetz verkennt, verzweifelt an der Erfahrung, denn im allerhöchsten Sinne ist jede Ausnahme schon in der Regel begriffen.

Selbstprüfung.

Während man mit dem Wagestück, wie vorstehender Aufsatz, beschäftigt ist, kann man nicht unterlaßen sich auf mancherlei Weise selbst zu prüfen, und es geschieht dieß am allerbesten und sichersten, wenn man in die Geschichte zurückgeht.

Alle Forscher, wenn man auch nur bei denjenigen stehen bleibt welche nach der Thätigkeitsperiode der Wißenschaften gearbeitet haben, fanden sich genöthigt mit demjenigen was die Erfahrung ihnen dargebracht, so gut als möglich zu ordnen. Die Summe des wahrhaft Bekannten ließ in ihrer Breite gar manche Lücken, welche denn, weil jeder zum Ganzen strebt, bald mit Verstand, bald mit Einbildungskraft ausgefüllen dieser und jener bemüht war. Wie die Erfahrung wuchs, wurde das was die Einbildungskraft gebildet, was der Verstand vorrätig geschlossen hatte, sogleich beseitigt; ein reines Factum setzte sich an die Stelle und die Erscheinungen zeigten sich nach und nach immer mehr wirklich und zu gleicher Zeit harmonischer. Ein einziges Beispiel stehe hier statt aller.

Von dem frühsten Unterricht meiner Lehrjahre bis auf die neuern Zeiten erinnere ich mich gar wohl, daß der große und unproportionirte Raum zwischen Mars und Jupiter jedermann auffallend gewesen und zu gar mancherlei Anlegungen Gelegenheit gegeben. Man sehe unseres herrlichen Kants Bemühungen sich über dieses Phänomen einigermaßen zu beruhigen.

Hier lag also ein Problem, man darf sagen am Tage, denn der Tag selbst verbarg daß sich hier mehrere kleine Gestirne um sich selbst bewegten und die Stelle eines größeren dem Raum angehörigen Gestirns auf die wunderbarste Weise eingenommen hatten.

Dergleichen Probleme liegen zu Tausenden innerhalb des Kreises der Naturforschung, und sie würden sich früher auflösen, wenn man nicht zu schnell verführe um sie durch Meinungen zu beseitigen und zu verdüstern.

Indessen behauptet alles was man Hypothese nennt ihr altes Recht, wenn sie nur das Problem, besonders wenn es zur reinen Auflösung tüchtig scheint, einigermaßen von der Stelle schiebt und es dahin versetzt, wo das Erschauen erleichtert wird. Ein solches Verdienst hatte die antiphlogistische Chemie; es waren dieselben Gegenstände von denen gehandelt wurde, aber sie waren in andere Stellen, in andere Reihen gerückt, so daß man ihnen auf neue Weise von andern Seiten beikommen konnte.

Bloß meinen Versuch betreffe: die Hauptbedingungen der Witterungslehre für tellurisch zu erklären und einer veränderlichen pulsirenden Schwerkraft der Erde die atmosphärischen Erscheinungen in gewissem Sinne zuzuschreiben, so ist er von derselben Art. Die völlige Unzulänglichkeit: so einfache Phänomene, den Planeten, den Monde, einer unbekannten Ebbe und Fluth des Luftkreises, zuzuschreiben, hat sich Tag für Tag mehr empfunden, und wenn ich die Vorstellung darüber nunmehr vereinfacht habe, so kann man dem eigentlichen Gewicht der Sache sich um so viel näher glauben.

Denn ob ich gleich mir nicht einbilde, daß hiemit alles gefunden und abgethan sey, so bin ich doch überzeugt: wenn man auf diesem Wege die Forschungen fortsetzt und die sich hervortuenden nähern Bedingungen und Bestimmungen genau beachtet, so wird man auf etwas kommen, was ich selbst weder denke noch denken kann, was aber sämmtlich die Auflösung dieses Problems als mehrerer verwandten mit sich führen wird.

Zur Farbenlehre.

Didaktiſcher Theil.

Der
Durchlauchtigſten Herzogin und Frauen
Luiſen
regierenden Herzogin
von
Sachſen-Weimar und Eiſenach.

Durchlauchtigſte Herzogin,
Gnädigſte Frau.

Wäre der Inhalt des gegenwärtigen Werks auch nicht durchaus geeignet Ew. Durchlaucht vorgelegt zu werden, könnte die Behandlung des Gegenſtandes bei ſchärfſter Prüfung kaum genug thun; ſo gehören doch dieſe Blätter Ew. Durchlaucht ganz eigentlich an, und ſind ſeit ihrer früheren Entſtehung Höchſtdenenſelben gewidmet geblieben.

Denn hätten Ew. Durchlaucht nicht die Gnade gehabt, über die Farbenlehre ſo wie über verwandte Naturerſcheinungen einem mündlichen Vortrag Ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken, ſo hätte ich mich wohl ſchwerlich im Stande gefunden, mit ſelbſt manches klar zu machen, manches Auseinanderliegende zuſammenzufaſſen und meine Arbeit, wo nicht zu vollenden, doch wenigſtens abzuſchließen.

Wenn es bei einem mündlichen Vortrage möglich wird die Phänomene ſogleich vor den Augen zu bringen, manches in verſchiedenen Rückſichten wiederholend darzuſtellen, ſo iſt dieſes freilich ein großer Vortheil, welchen das geſchriebene, das gedruckte Blatt vermiſſt. Möge jedoch dasjenige, was auf dem Papier mitgetheilt werden konnte, Höchſtdieſelben zu einigen Wechſelfällen an jene Stunden erinnern, die mir unvergeßlich bleiben, ſo wie mir unvergeßlich alles das mannigfaltige Gute verſchuldet, das ich ſeit längerer Zeit und in den bedeutendſten Augenblicken meines Lebens mit und vor vielen andern Ew. Durchlaucht verdanke.

Mit innigſter Verehrung mich unterzeichnend

Ew. Durchlaucht
unterthänigſter
J. W. v. Goethe.

Jena den 30 Januar 1808.

Vorwort.
Zur erſten Ausgabe von 1810.

Ob man nicht, indem von den Farben geſprochen werden ſoll, vor allen Dingen des Lichtes zu erwähnen habe, iſt eine ganz natürliche Frage, auf die wir jedoch nur kurz und aufrichtig erwidern: es ſcheine bedenklich, da bisher ſchon ſo viel und mancherlei von dem Lichte geſagt worden, das Geſagte zu wiederholen oder das oft Wiederholte zu vermehren.

Denn eigentlich unterrichten wir umſonſt, das Weſen eines Dinges auszudrücken. Wirkungen werden wir gewahr, und eine vollſtändige Geſchichte dieſer Wirkungen umfaßte wohl allenfalls das Weſen jenes Dinges. Vergebens bemühen wir uns, den Charakter eines Menſchen zu ſchildern: man ſtelle dagegen ſeine Handlungen, ſeine Thaten zuſammen, und ein Bild des Charakters wird uns entgegentreten.

Die Farben ſind Thaten des Lichts, Thaten und Leiden. In dieſem Sinne können wir von denſelben Aufſchlüſſe über das Licht erwarten. Farben und Licht ſtehen zwar unter einander in dem genauſten Verhältniß, aber wir müſſen uns beide als der ganzen Natur angehörig denken: denn ſie iſt es ganz, die ſich dadurch dem Sinne des Auges beſonders offenbaren will.

Eben ſo entdeckt ſich die ganze Natur einem andern Sinne. Man ſchließe das Auge, man öffne, man ſchärfe das Ohr, und vom leiſeſten Hauch bis zum wildeſten

Geräusch, vom einfachsten Klang bis zur höchsten Zusammenstimmung, von dem heftigsten leidenschaftlichen Schrei bis zum sanftesten Worte der Vernunft ist es nur die Natur, die spricht, ihr Dasein, ihre Kraft, ihr Leben und ihre Verhältnisse offenbart, so daß ein Blinder, dem das unendlich Sichtbare versagt ist, im Hörbaren ein unendlich Lebendiges fassen kann.

So spricht die Natur hinabwärts zu andern Sinnen, zu bekannten, verkannten, unbekannten Sinnen; so spricht sie mit sich selbst und zu uns durch tausend Erscheinungen. Dem Aufmerksamen ist sie nirgends todt noch stumm; ja dem starren Erdkörper hat sie einen Verrath angegeben, ein Metall, an dessen kleinsten Theilen wir dasjenige, was in der ganzen Masse vorgeht, gewahr werden sollten.

So mannigfaltig, so verwickelt und unverständlich uns oft diese Sprache scheinen mag, so bleiben doch ihre Elemente immer dieselben. Mit leisem Gewicht und Gegengewicht wägt sich die Natur hin und her, und so entsteht ein Hüben und Drüben, ein Oben und Unten, ein Innen und Hernach, wodurch alle die Erscheinungen bedingt werden, die uns im Raum und in der Zeit entgegen treten.

Diese allgemeinen Bewegungen und Bestimmungen werden wir auf die verschiedenste Weise gewahr, bald als ein einfaches Abstoßen und Anziehen, bald als ein aufblickendes und verschwindendes Licht, als Bewegung der Luft, als Erschütterung des Körpers, als Säurung und Entsäurung; jedoch immer als verbindend oder trennend, das Dasein bewegend und irgend eine Art von Leben befördernd.

Indem man aber jenes Gewicht und Gegengewicht von ungleicher Wirkung zu finden glaubt, so hat man auch dieses Verhältniß zu bezeichnen versucht. Man hat ein Mehr und Weniger, ein Wirken, ein Widerstreben, ein Thun, ein Leiden, ein Vordringendes, ein Zurückhaltendes, ein Heftiges, ein Mäßigendes, ein Männliches, ein Weibliches überall bemerkt und genannt; und so entsteht eine Sprache, eine Symbolik, die man auf ähnliche Fälle als Gleichniß, als nahverwandten Ausdruck, als unmittelbar passendes Wort anwenden und benutzen mag.

Diese universellen Bezeichnungen, diese Natursprache auch auf die Farbenlehre anzuwenden, diese Sprache durch die Farbenlehre, durch die Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen zu bereichern, zu erweitern und so die Mittheilung höherer Anschauungen unter den Freunden der Natur zu erleichtern, war die Hauptabsicht des gegenwärtigen Werkes.

Die Arbeit selbst zerlegt sich in drei Theile. Der erste giebt den Entwurf einer Farbenlehre. In demselben sind die unläugbaren Fälle der Erscheinungen unter gewisse Hauptphänomene zusammengefaßt, welche nach einer Ordnung aufgeführt werden, die zu rechtfertigen der Einleitung überlassen bleibt. Hier aber ist zu bemerken, daß, ob man sich gleich überall an die Erfahrungen gehalten, sie überall zum Grunde gelegt, doch die theoretische Ansicht nicht verschwiegen werden konnte, welche den Anlaß zu jener Aufstellung und Anordnung gaben.

Ist es doch eine höchst wunderliche Forderung, die wohl manchmal gemacht, aber auch selbst von denen, die sie machen, nicht erfüllt wird: Erfahrungen soll man ohne irgend ein theoretisches Band vortragen, und dem Leser, dem Schüler überlassen sich selbst nach Belieben irgend eine Ueberzeugung zu bilden. Denn das bloße Anblicken einer Sache kann uns nicht fördern. Jedes Ansehen geht über in ein Betrachten, jedes Betrachten in ein Sinnen, jedes Sinnen in ein Verknüpfen, und so kann man sagen, daß wir schon bei jedem aufmerksamen Blick in die Welt theoretisiren. Dieses aber mit Bewußtseyn, mit Selbstkenntniß, mit Freiheit, und um uns eines gemagten Wortes zu bedienen, mit Ironie zu thun und vorzunehmen, eine solche Gewandtheit ist nöthig, wenn die Abstraction, vor der wir uns fürchten, unschädlich, und das Erfahrungsresultat, das wir hoffen, recht lebendig und nützlich werden soll.

Im zweiten Theil beschäftigen wir uns mit Enthüllung der Newtonischen Theorie, welche einer freien Ansicht der Farbenerscheinungen bisher mit Gewalt und Ansehen entgegengestanden; wir bestreiten eine Hypothese, die, ob sie gleich nicht mehr brauchbar gefunden wird, doch noch immer eine herkömmliche Achtung unter den Menschen behält. Ihr eigentliches Verhältniß muß deutlich werden, die alten Irrthümer sind wegzuräumen, wenn die Farbenlehre nicht, wie bisher, hinter so manchem andern besser bearbeiteten Theile der Naturlehre zurückbleiben soll.

Da aber der zweite Theil unsres Werkes seinem Inhalte nach trocken, der Ausführung nach unerfreulich zu heftig und leidenschaftlich schienen möchte; so erlaube man uns hier ein heiteres Gleichniß, um jenen ernsteren Stoff vorzubereiten, und jene lebhafte Behandlung einigermaßen zu entschuldigen.

Wir vergleichen die Newtonische Farbentheorie mit einer alten Burg, welche von dem Erbauer anfangs mit jugendlicher Uebereilung angelegt, nach dem Bedürfniß der Zeit und Umstände jedoch nach und nach von ihm erweitert und ausgestattet, nicht weniger bei Anlaß von Fehden und Friedensschlüssen immer mehr befestigt und gesichert werden.

So verfuhren auch seine Nachfolger und Erben. Man war genöthigt, das Gebäude zu vergrößern, hier daneben, hier daran, dort hinaus zu bauen; gewöhnt durch die Vermehrung innerer Bedürfnisse, durch die Zudringlichkeit äußerer Widersacher und durch manche Zufälligkeiten.

Alle diese fremdartigen Theile und Zuthaten mußten wieder in Verbindung gebracht werden durch die seltsamsten Gelenken, Hallen und Gänge. Alle Beschädigungen, es sey von Feindes Hand, oder durch die Gewalt der Zeit, wurden gleich wieder hergestellt. Man sog, wie es nöthig ward, tiefere Gräben, erhöhte die Mauern, und ließ es nicht an Thürmen, Erkern und Schießscharten fehlen. Diese Sorgfalt, diese Bemühungen brachten ein Vorurtheil von dem hohen Werthe der Festung hervor, und erhielten's, obgleich Bau- und Befestigungskunst die Zeit über sehr gefestigt waren, und man sich in andern Fällen viel bessere Wohnungen und Waffenplätze einzurichten gewußt hatte. Vorzüglich aber hielt man die alte Burg in Ehren, weil sie niemals eingenommen worden, weil sie so manchen Angriff abgeschlagen, manche Befehdung vereitelt und sich immer als Zufluchtsort gehalten hatte. Dieser Name, dieser Ruf dauert

noch bis jetzt. Niemand will es auf, daß der alte Wahn unbarmherzig verwerfen. Immer wird von seiner vortreflichen Dauer, von seiner köstlichen Einrichtung gesprochen. Pilger wallfahrten dahin, flüchtige Artisten zeigt man in allen Schulen herum und empfiehlt sie der empfänglichen Jugend zur Bewunderung, indessen das Gebäude bereits leer steht, nur von einigen Invaliden bewacht, die sich ganz ernsthaft für gerüstet halten.

Es ist also hier die Rede nicht von einer langwierigen Belagerung oder einer gewissenhaften Fehde. Wir finden vielmehr jenes echte Wunder der Welt schon als ein verlassenes, Einsturz drohendes Alterthum, und beginnen sogleich von Gebäude und Dach herab es ohne weitere Umstände abzutragen, damit die Sonne doch einmal in das alte Nattern- und Eulennest hineinscheine und dem Auge die verwunderten Wunderer erkennbare jene labyrinthisch zusammengefügte Bauart, das enge Nothdürftige, das zufällig Aufgedrungene, das absichtlich Gekünstelte, das kümmerlich Geflickte. Ein solcher Einblick ist alsdann möglich, wenn eine Mauer nach der andern, ein Gewölbe nach dem andern fällt und der Schutt, so viel sich thun läßt, auf der Stelle hinweggeräumt wird.

Dieß zu leisten und wo möglich den Platz zu ebnen, die gewonnenen Materialien aber so zu ordnen, daß sie bei einem neuen Gebäude wieder benutzt werden können, ist die beschwerliche Pflicht, die wir uns in diesem zweiten Theile auferlegt haben. Gelingt es uns nun, mit steter Anwendung möglichster Kraft und Geschicks, jene Bastille zu schleifen und einen freien Raum zu gewinnen, so ist keineswegs die Absicht, ihn etwa sogleich wieder mit einem neuen Gebäude zu überbauen und zu beliefern; wir wollen uns vielmehr desselben bedienen, um eine schöne Reihe mannigfaltiger Gestalten vorzuführen.

Der dritte Theil bleibt daher historischen Untersuchungen und Bearbeitungen gewidmet. Aeußerten wir oben, daß die Geschichte des Menschen den Menschen darstelle, so läßt sich hier auch wohl behaupten, daß die Geschichte der Wissenschaft die Wissenschaft selbst sey. Man kann dasjenige, was man besitzt, nicht rein erkennen, bis man das, was andere vor uns besessen, zu erkennen weiß. Man wird sich an den Vorzügen seiner Zeit nicht wahrhaft und redlich freuen, wenn man die Vorzüge der Vergangenheit nicht zu würdigen versteht. Aber eine Geschichte der Farbenlehre zu schreiben oder auch nur vorzubereiten war unmöglich, so lange die Newtonische Lehre bestand. Denn kein aristokratischer Dünkel hat jemals mit solchem unerträglichen Uebermuthe auf diejenigen herabgesehen, die nicht zu seiner Gilde gehörten, als die Newtonische Schule von jeher über alles abgesprochen hat, was vor ihr geleistet war und neben ihr geleistet ward. Mit Verdruß und Unwillen sieht man, wie Priestley in seiner Geschichte der Optik, und so manche vor und nach ihm, das Heil der Farbenwelt von der Epoche eines gespaltenen sonnenhaften Lichtes herleiten, und mit hohem Augenmaß auf die ältern und mittlern herabsehen, die auf dem rechten Wege ruhig hingingen und ihr Eingelnes Beobachtungen und Gedanken überliefert haben, die wir nicht besser anstellen können, nicht richtiger fassen werden.

Von demjenigen nun, der die Geschichte irgend eines Wissens überliefern will, können wir mit Recht verlangen, daß er uns Nachricht gebe, wie die Phänomene nach und nach bekannt geworden, was man darüber phantasirt, gemeint, gemeint und gedacht habe. Dieses alles im Zusammenhange vorzutragen, hat große Schwierigkeiten, und eine Geschichte zu schreiben ist immer eine bedenkliche Sache. Denn bei dem redlichsten Versuch kommt man in Gefahr unredlich zu seyn; ja wer eine solche Darstellung unternimmt, erklärt zum Voraus, daß er manches ins Licht, manches in Schatten setzen werde.

Und doch hat sich der Verfasser auf eine solche Arbeit lange gefreut. Da aber meist nur der Vortrag als ein Ganzes vor unserer Seele steht, das Vollbringen aber gewöhnlich nur stückweise gelistet wird, so ergehen wir uns darein, statt der Geschichte, Materialien zu derselben zu liefern. Sie bestehen in Urkundungen, Anzügen, eigenen und fremden Urtheilen, Winken und Anordnungen, in einer Sammlung, der, wenn sie nicht allen Forderungen entspricht, doch das Lob nicht mangeln wird, daß sie mit Ernst und Liebe gemacht sey. Uebrigens mögen solche Materialien, zwar nicht ganz unbearbeitet, aber doch unverarbeitet, dem denkenden Leser um desto angenehmer seyn, als er selbst sich, nach eigener Art und Weise, ein Ganzes daraus zu bilden die Bequemlichkeit findet.

Mit gedachtem dritten historischen Theil ist jedoch noch nicht alles gethan. Wir haben daher noch einen vierten supplementaren hinzugefügt. Dieser enthält die Revision, um bevorwortlich vorzüglich die Paragraphen mit Nummern versehen werden. Denn indem bei der Redaction einer solchen Arbeit einiges vergessen worden kann, einiges beseitigt werden muß, um die Aufmerksamkeit nicht abzuleiten, anderes erst hinterdrein erfahren wird, auch anderes einer Bestimmung und Berichtigung bedarf, so sind Nachträge, Zusätze und Verbesserungen unerläßlich. Bei dieser Gelegenheit haben wir denn auch die Citate nachgetragen. Sodann enthält dieser Band noch einige einzelne Aufsätze, z. B. über die atmosphärischen Farben, welche, indem sie in dem Entwurf zerstreut vorkommen, hier zusammen und auf Einmal der die Phänomene gebracht werden.

Führt nun dieser Aufsatz den Leser in das freie Leben, so sucht ein anderer das künstliche Wissen zu befördern, indem er den zur Farbenlehre künftig nöthigen Apparat umständlich beschreibt.

Schließlich bleibt uns nur noch übrig der Tafeln zu gedenken, welche wir dem Ganzen beigefügt. Und hier werden wir freilich an jene Unvollständigkeit und Unvollkommenheit erinnert, welche unser Werk mit allen Werken dieser Art gemein hat.

Denn wie ein gutes Theaterstück eigentlich kaum zur Hälfte zu Papier gebracht werden kann, nämlich der größere Theil desselben dem Glanz der Bühne, der Persönlichkeit des Schauspielers, der Kraft seiner Stimme, der Eigenthümlichkeit seiner Bewegungen, ja dem Geiste und der guten Laune des Zuschauers anheim gegeben bleibt; so ist es noch viel mehr der Fall mit einem Buche, das von natürlichen Erscheinungen handelt. Wenn es gewissen, wenn es gesagt werden soll, so muß dem Leser die Natur entweder wirklich oder in lebhafter Phantasie gegenwärtig seyn. Denn eigentlich sollte der Schreibende sprechen, und seinen Zuhörern die Phänomene,

theils wie sie uns ungesucht entgegenkommen, theils wie sie durch absichtliche Verrichtungen nach Zweck und Willen dargestellt werden können, als Text erst anschaulich machen; alsdann würde jedes Erläutern, Erklären, Auslegen einer lebendigen Wirkung nicht ermangeln.

Ein höchst unzulängliches Surrogat sind hiezu die Tafeln, die man dergleichen Schriften beizulegen pflegt. Ein freies physisches Phänomen, das nach allen Seiten wirkt, ist nicht in Linien zu fassen, und im Durchschnitt anzudeuten. Niemand fällt es ein, chemische Versuche mit Figuren zu erläutern; bei den physischen nah verwandten ist es jedoch hergebracht, weil sich eins und das andre dadurch leisten läßt. Aber sehr oft stellen diese Figuren nur Begriffe dar; es sind symbolische Hülfsmittel, hieroglyphische Ueberlieferungsweisen, welche sich nach und nach an die Stelle des Phänomens, an die Stelle der Natur setzen und die wahre Erkenntniß hindern, anstatt sie zu befördern. Entbehren konnten auch wir der Tafeln nicht; doch haben wir sie so einzurichten gesucht, daß man sie zum didaktischen und polemischen Gebrauch getrost zur Hand nehmen, ja gewisse derselben als einen Theil des nöthigen Apparats ansehen kann.

Und so bleibt uns denn nichts weiter übrig, als auf die Arbeit selbst hin zu weisen, und nur vorher noch eine Bitte zu wiederholen, die schon so mancher Autor vergebens gethan hat, und die besonders der deutsche Leser unserer Zeit so selten gewähret:

Si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti; si non, his utere mecum.

Inhalt.

Seite

Zueignung 420
Vorwort 420
Einleitung 423

Erste Abtheilung.

Physiologische Farben. §. 1

I. Licht und Finsterniß zum Auge . — 5
II. Schwarze und weiße Bilder zum Auge . . . . . — 15
III. Graue Flächen und Bilder . . — 35
IV. Blendendes farbiges Bild . . — 39
V. Farbige Bilder . . . . . — 47
VI. Farbige Schatten . . . . . — 62
VII. Schwachwirkende Lichter . . . — 81
VIII. Subjective Höfe . . . . . — 89
Pathologische Farben. Anhang — 101

Zweyte Abtheilung.

Physische Farben. . — 138

IX. Dioptrische Farben . . . . — 143
X. Dioptrische Farben der ersten Classe — 145
XI. Dioptrische Farben der zweiten Classe, Refraction . . . — 178
Subjective Versuche . . §. 194
XII. Refraction ohne Farbenerscheinung — 195
XIII. Bedingungen der Farbenerscheinung — 197
XIV. Bedingungen unter welchen die Farbenerscheinung zunimmt . . — 209
XV. Ableitung der angezeigten Phänomene . . . . . — 218
XVI. Abnahme der farbigen Erscheinung — 243
XVII. Graue Bilder durch Brechung verrückt . . . . . — 248
XVIII. Farbige Bilder durch Brechung verrückt . . . . . — 258
XIX. Achromasie und Hyperchromasie. — 295
XX. Vorzüge der subjectiven Versuche. Uebergang zu den objectiven . — 299
Objective Versuche . . — 303
XXI. Refraction ohne Farbenerscheinung — 306
XXII. Bedingungen der Farbenerscheinung — 309
XXIII. Bedingungen des Zusammens der Erscheinung . . . . . — 323
XXIV. Ableitung der angezeigten Phänomene . . . . . — 335
XXV. Abnahme der farbigen Erscheinung — 339
XXVI. Graue Bilder . . . . . — 341
XXVII. Farbige Bilder . . . . . — 342
XXVIII. Achromasie und Hyperchromasie. — 345
XXIX. Verbindung objectiver und subjectiver Versuche . . . . . — 350
XXX. Uebergang . . . . . — 357
XXXI. Katoptrische Farben . . . . — 366
XXXII. Paroptische Farben . . . . — 389
XXXIII. Epoptische Farben . . . . — 429

Dritte Abtheilung.

Chemische Farben. — 486

XXXIV. Chemischer Gegensatz. . . . — 491
XXXV. Ableitung des Weißen. . . . — 494
XXXVI. Ableitung des Schwarzen. . . — 498
XXXVII. Erregung der Farbe . . . . — 501
XXXVIII. Steigerung . . . . . — 517
XXXIX. Culmination . . . . . — 523
XL. Balanciren . . . . . — 531
XLI. Durchwandern des Kreises . . — 534
XLII. Umkehrung . . . . . — 541
XLIII. Fixation . . . . . — 545
XLIV. Mischung, reale . . . . . — 551
XLV. Mischung, scheinbare. . . . — 560
XLVI. Mittheilung, wirkliche . . . — 572
XLVII. Mittheilung, scheinbare . . . — 588
XLVIII. Entziehung . . . . . — 593
XLIX. Nomenclatur . . . . . — 605
L. Mineralien . . . . . — 613
LI. Pflanzen . . . . . — 617
LII. Würmer, Insecten, Fische . . . — 626
LIII. Vögel . . . . . — 653
LIV. Säugethiere und Menschen . . — 662
LV. Physische und chemische Wirkungen farbiger Beleuchtung . . . — 673
LVI. Chemische Wirkung bei der dioptrischen Achromasie . . . . — 682

Vierte Abtheilung.

Allgemeine Ansichten nach innen. — 688

Wie leicht die Farbe entsteht . . . . — 690
Wie energisch die Farbe sey . . . . — 692

Wie entſchieden die Farbe ſey . . . . . §. 695
Miſchung der beiden Seiten . . . . . — 697
Steigerung ins Rothe. . . . . — 699
Verbindung der geſteigerten Enden . . . — 702
Vollſtändigkeit der mannigfaltigen Erſcheinung — 706
Uebereinſtimmung der vollſtändigen Erſcheinung — 708
Wie leicht die Farbe verſchwindet. . . . — 712
Wie feſt die Farbe bleibt . . . . . — 714

Fünfte Abtheilung.

Nachbarliche Verhältniſſe.

Verhältniß zur Philoſophie . . . . . — 716
Verhältniß zur Mathematik . . . . . — 722
Verhältniß zur Technik des Färbers . . — 730
Verhältniß zur Phyſiologie und Pathologie . — 733
Verhältniß zur Naturgeſchichte . . . . — 735
Verhältniß zur allgemeinen Phyſik . . . — 737
Verhältniß zur Tonlehre . . . . . — 747
Schlußbetrachtung über Sprache und Terminologie . . . . . — 751

Sechste Abtheilung.

Sinnlich-ſittliche Wirkung der Farbe. — 758
Gelb . . . . . — 765
Rothgelb . . . . . — 772
Gelbroth . . . . . — 774
Blau . . . . . — 778
Rothblau . . . . . — 786
Blauroth . . . . . §. 790
Roth . . . . . — 792
Grün . . . . . — 801
Totalität und Harmonie . . . . . — 803
Charakteriſtiſche Zuſammenſtellungen . . — 816
Gelb und Blau. . . . . — 819
Gelb und Purpur . . . . . — 820
Blau und Purpur . . . . . — 821
Gelbroth und Blauroth . . . . . — 822
Charakteriſirte Zuſammenſtellungen . . . — 826
Bezug der Zuſammenſtellungen zu Hell und Dunkel . . . . . — 830
Hiſtoriſche Betrachtungen. . . . . — 833
Aeſthetiſche Wirkung . . . . . — 848
Helldunkel . . . . . — 849
Streben zur Farbe. . . . . — 862
Haltung . . . . . — 867
Colorit . . . . . — 871
Colorit des Orts . . . . . — 872
Colorit der Gegenſtände . . . . . — 873
Charakteriſtiſches Colorit . . . . . — 880
Harmoniſches Colorit . . . . . — 885
Aechter Ton . . . . . — 889
Falſcher Ton . . . . . — 891
Schwaches Colorit. . . . . — 894
Das Bunte. . . . . — 899
Furcht vor dem Theoretiſchen. . . . . — 900
Höherer Zweck . . . . . — 901
Gründe . . . . . — 902
Pigmente . . . . . — 911
Allegoriſcher, ſymboliſcher, myſtiſcher Gebrauch der Farbe . . . . . — 915
Zugabe.
Schlußwort.

Entwurf einer Farbenlehre.

Si vera nostra sunt aut falsa, erunt talia, licet nostra per vitam defendimus.
Post fata nostra pueri qui nunc ludunt nostra judices erunt.

Einleitung.

Die Luſt zum Wiſſen wird bei dem Menſchen zuerſt dadurch angeregt, daß er bedeutende Phänomene gewahr wird, die ſeine Aufmerkſamkeit an ſich ziehen. Damit nun dieſe dauernd bleibe, ſo muß ſich eine innigere Theilnahme finden, die uns nach und nach mit den Gegenſtänden bekannter macht. Alsdann bemerken wir erſt eine große Mannigfaltigkeit, die uns als Menge entgegendringt. Wir ſind genöthigt, zu ſondern, zu unterſcheiden und wieder zuſammenzuſtellen, wodurch zuletzt eine Ordnung entſteht, die ſich mit mehr oder weniger Zufriedenheit überſehen läßt.

Dieſes in irgend einem Fache nur einigermaßen zu leiſten, wird eine anhaltende ſtrenge Beſchäftigung nöthig. Deswegen finden wir, daß die Menſchen lieber durch eine allgemeine theoretiſche Anſicht, durch irgend eine Erklärungsart die Phänomene bei Seite bringen, anſtatt ſich die Mühe zu geben, das Einzelne kennen zu lernen und ein Ganzes zu erbauen.

Der Verſuch, die Farbenerſcheinung auf- und zuſammenzuſtellen iſt nur zweimal gemacht worden, das erſtemal von Aboephraſt, ſodann von Bayle. Dem gegenwärtigen wird man die dritte Stelle nicht ſtreitig machen.

Das nähere Verhältniß erzählt uns die Geſchichte. Hier ſagen wir nur ſo viel, daß in dem verfloſſenen Jahrhundert an eine ſolche Zuſammenſtellung nicht gedacht werden konnte, weil Newtons ſeiner Hypotheſe einen verwickelten und abgeleiteten Verſuch zum Grund gelegt hatte, auf welchen man die übrigen zudringenden Erſcheinungen, wenn man ſie nicht verſchweigen und beſei-

tigen konnte, künſtlich bezog und ſie in ängſtlichen Verhältniſſen unterſtellte; wie etwa ein Aſtronom verfahren müßte, der aus Grille den Mond in die Mitte unſeres Syſtems ſetzen möchte. Er wäre genöthigt, die Erde, die Sonne mit allen übrigen Planeten um den ſubalternen Körper herum zu bewegen, und durch künſtliche Berechnungen und Vorſtellungsweiſen das Irrige ſeines erſten Annehmens zu verſtecken und zu beſchönigen.

Schreiten wir nun in Erinnerung deſſen, was wir oben vorwortlich beigebracht, weiter vor. Dort ſetzten wir das Licht als anerkannt voraus, hier thun wir ein Gleiches mit dem Auge. Wir ſagten: die ganze Natur offenbare ſich durch die Farbe dem Sinne des Auges. Nunmehr behaupten wir, wenn es auch einigermaßen ſonderbar klingen mag, daß das Auge keine Form ſehe, indem Hell, Dunkel und Farbe zuſammen allein dasjenige ausmachen, was den Gegenſtand vom Gegenſtand, die Theile des Gegenſtandes von einander, fürs Auge unterſcheidet. Und ſo erbauen wir aus dieſen Dreien die ſichtbare Welt und machen dadurch zugleich die Malerei möglich, welche auf der Tafel eine weit vollkommner ſichtbare Welt als die wirkliche ſeyn kann, hervorzubringen vermag.

Das Auge hat ſein Daſeyn dem Licht zu danken. Aus gleichgültigen thieriſchen Hülfsorganen ruft ſich das Licht ein Organ hervor, das ſeines Gleichen werde; und ſo bildet ſich das Auge am Lichte fürs Licht, damit das innere Licht dem äußern entgegentrete.

Hierbei erinnern wir uns der alten ioniſchen Schule, welche mit ſo großer Beſtimmtheit immer wiederholte: nur von Gleichem werde Gleiches erkannt; wie auch der Worte eines alten Myſtikers, die wir in deutſchen Reimen folgendermaßen ausdrücken möchten:

Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Jene unmittelbare Verwandtſchaft des Lichtes und des Auges wird niemand läugnen, aber ſich beide zugleich als eins und daſſelbe zu denken hat mehr Schwierigkeit. Indeſſen wird es faßlicher, wenn man behauptet, im Auge wohne ein ruhendes Licht, das bei der mindeſten Veranlaſſung von innen oder von außen erregt werde. Wir können in der Finſterniß durch Forderungen der Einbildungskraft uns die hellſten Bilder hervorrufen. Im Traume erſcheinen uns die Gegenſtände wie am vollen Tage. Im wachenden Zuſtande wird uns die leiſeſte äußere Lichteinwirkung bemerkbar; ja wenn das Organ einen mechaniſchen Anſtoß erleidet, ſo ſpringen Licht und Farben hervor.

Vielleicht aber machen hier diejenigen, welche nach einer gewiſſen Ordnung zu verfahren pflegen, bemerklich, daß wir ja noch nicht einmal entſchieden erklärt, was denn Farbe ſey? Dieſer Frage möchten wir gar gern hier abermals ausweichen und uns auf unſere Anführung berufen, wo wir umſtändlich gezeigt, wie ſie erſcheine. Denn es bleibt uns auch hier nichts übrig, als zu wiederholen: die Farbe ſey die geſetzmäßige Natur in Bezug auf den Sinn des Auges. Auch hier müſſen wir annehmen, daß jemand dieſen Sinn habe, daß jemand die Einwirkung der Natur auf dieſen Sinn kenne: denn mit dem Blinden läßt ſich nicht von der Farbe reden.

Damit wir aber nicht gar zu ängſtlich eine Erklärung zu vermeiden ſcheinen, ſo möchten wir das Erfolgende folgendermaßen umſchreiben. Die Farbe ſey ein elementares Naturphänomen für den Sinn des Auges, das ſich, wie die übrigen alle, durch Trennung und Gegenſatz, durch Miſchung und Vereinigung, durch Erhöhung und Neutraliſation, durch Mittheilung und Vertheilung und ſo weiter manifeſtirt, und unter dieſen allgemeinen Naturformen am beſten angeſchaut und begriffen werden kann.

Dieſe Art ſich die Sache vorzuſtellen, können wir niemand aufdringen. Wer ſie bequem findet, wie wir, wird ſie gern in ſich aufnehmen. Eben ſo wenig haben wir Luſt, ſie künftig durch Kampf und Streit zu vertheidigen. Denn es hatte von jeher etwas Gefährliches, von der Farbe zu handeln, dergeſtalt daß einer unſerer Vorgänger gelegentlich gar zu äußern wagt: hält man dem Stier ein rothes Tuch vor, ſo wird er wüthend; aber der Philoſoph, wenn man nur überhaupt von Farbe ſpricht, fängt an zu raſen.

Sollen wir jedoch nunmehr von unſerem Vortrag, auf den wir uns berufen, einige Rechenſchaft geben, ſo müſſen wir nur allen Dingen anzeigen, wie wir die verſchiedenen Bedingungen, unter welchen die Farbe ſich zeigen mag, geſondert. Wir fanden dreierlei Erſcheinungsweiſen, dreierlei Arten von Farben, oder wenn man lieber will, dreierlei Anſichten derſelben, deren Unterſchied ſich ausſprechen läßt.

Wir betrachteten alſo die Farben zuerſt, in ſofern ſie dem Auge angehören und auf einer Wirkung und Gegenwirkung deſſelben beruhen; ferner zogen ſie unſere Aufmerkſamkeit an ſich, indem wir ſie an farbloſen Mitteln oder durch deren Beihülfe gewahrten; zuletzt aber wurden ſie uns merkwürdig, indem wir ſie als den Gegenſtänden angehörig denken konnten. Die erſten nannten wir phyſiologiſche, die zweiten phyſiſche, die dritten chemiſche Farben. Jene ſind zufällig zum flüchtig, die andern vorübergehend, aber allenfalls verweilend, die letzten feſtzuhalten bis zur ſpäteſten Dauer.

Indem wir ſie nun in ſolcher naturgemäßen Ordnung, zum Behuf eines didaktiſchen Vortrags, möglichſt ſonderten und aus einander hielten, gelang es uns zugleich, ſie in einer fertigen Reihe darzuſtellen, die flüchtigen mit den verweilenden und dieſe wieder mit den dauernden zu verknüpfen, und ſo die erſt ſorgfältig getrennten Abtheilungen für ein höheres Anſchauen wieder aufzuheben.

Hierauf haben wir in einer vierten Abtheilung unſerer Arbeit, was bis dahin von den Farben unter mannigfaltigen beſondern Bedingungen bemerkt worden, im Allgemeinen ausgeſprochen und dadurch eigentlich den Abriß einer künftigen Farbenlehre entworfen. Gegenwärtig ſagen wir nur ſo viel voraus, daß zur Erzeugung der Farbe Licht und Finſterniß, Helles und Dunkles, oder, wenn man ſich einer allgemeineren Formel bedienen will, Licht und Nichtlicht gefordert werde. Zunächſt am Licht entſteht uns eine Farbe, die wir Gelb nennen, eine andere zunächſt an der Finſterniß, die wir mit dem Worte Blau bezeichnen. Dieſe beiden, wenn wir ſie in ihrem reinſten Zuſtand dergeſtalt vermiſchen, daß ſie ſich völlig das Gleichgewicht halten, bringen eine dritte hervor, welche wir Grün heißen. Jene beiden erſten Farben können aber jede an ſich ſelbſt eine neue Erſcheinung hervorbringen, indem ſie ſich verdichten oder verdünnen. Sie erhalten ein röthliches Anſehen, welches ſich bis auf einen ſo hohen Grad ſteigern kann, daß man das urſprüngliche Blau und Gelb kaum darin mehr erkennen mag. Doch läßt ſich das höchſte und reine Roth vorzüglich in phyſiſchen Fällen, dadurch hervorbringen, daß man die beiden Enden des Gelbrothen und Blaurothen vereinigt. Dieſes iſt die lebendige Anſicht der Farbenerſcheinung und Erzeugung. Man kann aber auch zu dem freilich ſertigen Blauen und Gelben ein fertiges Roth annehmen, und rückwärts durch Miſchung hervorbringen, was wir vorwärts durch Anſichten bewirkt haben. Mit dieſen drei oder ſechs Farben, welche ſich bequem in einen Kreis einſchließen laſſen, hat die elementare Farbenlehre allein zu thun. Alle übrigen ins Unendliche gehenden Abänderungen gehören

mehr in das Angewandte, gehören zur Technik des Malers, des Färbers, überhaupt ins Leben.

Stellen wir sodann noch eine allgemeine Eigenschaft aussprechen, so sind die Farben durchaus als Halblichter, als Halbschatten anzusehen, weshalb sie denn auch, wenn sie zusammengemischt ihre spezifischen Eigenschaften wechselseitig aufheben, ein Schattiges, ein Graues hervorbringen.

In unserer fünften Abtheilung sollten sodann jene nachbarlichen Verhältnisse dargestellt werden, in welchen unsere Farbenlehre mit dem übrigen Wissen Thun und Treiben zu stehen wünschte. So wichtig diese Abtheilung ist, so mag sie vielleicht gerade eben deswegen nicht zum besten gelungen seyn. Doch wenn man bedenkt, daß eigentlich nachbarliche Verhältnisse sich nicht eher aufgeben lassen, als bis sie sich gemacht haben, so kann man sich über des Mißlingen eines solchen ersten Versuches wohl trösten. Denn freilich ist erst abzuwarten, wie diejenigen, denen wir zu dienen suchten, denen wir etwas Gefälliges und Nützliches zu ereignen dachten, das von uns möglichst Gereichte aufnehmen werden, ob sie sich es zueignen, ob sie es benutzen und weiter führen, oder ob sie es ablehnen, wegdrängen und nutzlustig für sich bestehen lassen. Indessen dürfen wir sagen, was wir glauben und was wir hoffen.

Dem Philosophen glauben wir Dank zu verdienen, daß wir gesucht die Phänomene bis zu ihren Urquellen zu verfolgen, bis derselben, wo sie blos erscheinen und sind, und wo sich nichts weiter an ihnen erklären läßt. Ferner wird ihm willkommen seyn, daß wir die Erscheinungen in ein leicht übersehbare Ordnung gestellt, wenn er diese Ordnung selbst auch nicht ganz billigen sollte.

Den Arzt, besonders denjenigen, der das Organ des Auges zu beobachten, es zu erhalten, dessen Mängeln abzuhelfen und dessen Übel zu heilen berufen ist, glauben wir uns vorzüglich zum Freunde zu machen. In der Abtheilung von den physiologischen Farben, in dem Anhange, der die pathologischen andeutet, findet er sich ganz zu Hause. Und wir werden gewiß durch die Bemühungen jener Männer, die zu unserer Zeit dieses Fach mit Glück behandeln, jene erste, bisher vernachlässigte und man kann wohl sagen wichtigste Abtheilung der Farbenlehre ausführlich bearbeitet sehen.

Am freundlichsten sollte der Physiker uns entgegenkommen, da wir ihm die Bequemlichkeit verschaffen, die Lehre von den Farben in der Reihe aller übrigen elementaren Erscheinungen vorzutragen und sich dabei einer übereinstimmenden Sprache, ja fast derselbigen Worte und Zeichen, wie unter den übrigen Rubriken, zu bedienen. Freilich machen wir ihm, in so fern er Lehrer ist, etwas mehr Mühe: denn das Kapitel von den Farben läßt sich künftig nicht wie bisher mit wenig Paragraphen und Versuchen abthun; auch wird sich der Schüler nicht leicht so frugal, als man ihn sonst bedienen mögen, ohne Murren abspeisen lassen. Dagegen findet sich späterhin ein anderer Vortheil. Denn wenn die Newtonische Lehre leicht zu lernen war, so zeigten sich bei ihrer Anwendung unüberwindliche Schwierigkeiten. Unsere Lehre ist vielleicht schwerer zu fassen, aber alsdann ist auch alles gethan: denn sie führt ihre Anwendung mit sich.

Der Chemiker, welcher auf die Farben als Kriterien achtet, um die geheimen Eigenschaften körperlicher Wesen zu entdecken, hat bisher der Benennung und Bezeichnung der Farben manches Hinderniß gefunden; ja man ist nach einer näheren und feineren Betrachtung bewogen worden, die Farbe als ein unsicheres und trügliches Kennzeichen bei chemischen Operationen anzusehen. Doch hoffen wir sie durch unsere Darstellung und durch die vorgeschlagene Nomenclatur wieder zu Ehren zu bringen, und die Ueberzeugung zu erwecken, daß ein Werdendes, Wachsendes, ein Bewegliches, der Umwendung Fähiges nicht berücksichtigt sey, vielmehr geschickt, die zartesten Wirkungen der Natur zu offenbaren.

Blicken wir jedoch weiter umher, so wandelt uns eine Furcht an, dem Mathematiker zu mißfallen. Durch eine sonderbare Verknüpfung von Umständen ist die Farbenlehre in das Reich, von den Gerichtsstuhl des Mathematikers gezogen worden, wohin sie nicht gehört. Dieß geschah wegen ihrer Verwandtschaft mit den übrigen Gesetzen des Sehens, welche der Mathematiker zu behandeln eigentlich berufen war. Es geschah ferner dadurch, daß ein großer Mathematiker die Farbenlehre bearbeitete, und da er sich als Physiker geirrt hatte, die ganze Kraft seines Talents aufbot, um diesem Irrthum Consistenz zu verschaffen. Wird beides eingesehen, so muß jedes Mißverständniß bald gehoben seyn, und der Mathematiker wird gern, besonders die physische Abtheilung der Farbenlehre, mit bearbeiten helfen.

Dem Techniker, dem Färber hingegen, muß unsere Arbeit durchaus willkommen seyn. Denn gerade diejenigen, welche über die Phänomene der Färberei nachdachten, waren am wenigsten durch die bisherige Theorie befriedigt. Sie waren die ersten, welche die Unzulänglichkeit der Newtonischen Lehre gewahr wurden. Denn es ist ein großer Unterschied, von welcher Seite man sich einem Wissen, einer Wissenschaft nähert, durch welche Pforte man herein kommt. Der ächte Praktiker, der Fabrikant, dem sich die Phänomene täglich mit Gewalt aufdringen, welcher Nutzen oder Schaden von der Ausübung seiner Ueberzeugungen empfindet, dem Geld- und Zeitverlust nicht gleichgültig ist, der verwirrt will, von anderen Gesetzliches erreichen, übertroffen soll; er empfindet viel geschwinder das Hohle, das Falsche einer Theorie, als der Gelehrte, dem zuletzt die hergebrachten Worte für baare Münze gelten, als der Mathematiker, dessen Formel immer noch richtig bleibt, wenn auch die Unterlage nicht zu ihr paßt, auf die sie angewendet werden. Und so werden auch wir, da wir von der Seite der Malerei, von der Seite ästhetischer Fassung der Oberflächen, in die Farbenlehre hereingekommen, für den Maler das Dankenswertheste geleistet haben, wenn wir in der sechsten Abtheilung die sinnlichen und sittlichen Wirkungen der Farbe zu bestimmen gesucht, und sie dadurch dem Kunstgebrauch anzudeuten wollen. Ist auch hierbei, wie durchaus, manches nur Skizze geblieben, so soll ja alles Theoretische eigentlich nur die Grundzüge andeuten, auf welchen sich hernach die That lebendig ergehen und zu gesetzlichem Hervorbringen gelangen mag.

Erste Abtheilung.

Physiologische Farben.

1. Diese Farben, welche wir billig obenan setzen, weil sie dem Subjekt, weil sie dem Auge, theils nöthig, theils größtens zugehören, diese Farben, welche das Fundament der ganzen Lehre machen und uns die erste mathematische Harmonie, welcher sie viel gestritten wird, offenbaren, wurden bisher als außerwesentlich, zufällig, als Täuschung und Gebrechen betrachtet. Die Erscheinungen derselben sind von frühesten Zeiten her bekannt, aber weil man ihre Flüchtigkeit nicht haschen konnte, so verbannte man sie in das Reich der schädlichen Gespenster und bezeichnete sie in diesem Sinne gar verschiedentlich.

2. Also heißen sie colores adventicii nach Boyle, imaginarii und phantastici nach Rictti, nach Buffon couleurs accidentelles, nach Scherfer Scheinfarben; Augentäuschungen und Gesichtstörung nach mehreren, nach Hamberger vitia fugitiva, nach Darwin ocular spectra.

3. Wir haben sie physiologische genannt, weil sie dem gesunden Auge angehören, weil wir sie als die nothwendigen Bedingungen des Sehens betrachten, auf dessen lebendiges Wechselwirken in sich selbst und nach außen sie hindeuten.

4. Wir fügen ihnen sogleich die pathologischen hinzu, welche, wie jeder abnorme Zustand auf den gesetzlichen, so auch hier auf die physiologischen Farben eine vollkommenere Einsicht verbreiten.

I.

Licht und Finsterniß zum Auge.

5. Die Retina befindet sich, je nachdem Licht oder Finsterniß auf sie wirken, in zwei verschiedenen Zuständen, die einander völlig entgegenstehen.

6. Wenn wir die Augen innerhalb eines ganz finstern Raumes offen halten, so wird uns ein gewisser Mangel empfindbar. Das Organ ist sich selbst überlassen, es zieht sich in sich selbst zurück, ihm fehlt jene tätende der friedigende Berührung, durch die es mit der äußern Welt verbunden und zum Ganzen wird.

7. Wenden wir das Auge gegen eine stark beleuchtete weiße Fläche, so wird es geblendet und für eine Zeit lang unfähig, mäßig beleuchtete Gegenstände zu unterscheiden.

8. Jeder dieser äußersten Zustände nimmt auf die angegebene Weise die ganze Netzhaut ein, und insofern werden wir nur einen derselben auf einmal gewahr. Dort (6) fanden wir das Organ in der höchsten Abspannung und Empfänglichkeit, hier (7) in der äußersten Ueberspannung und Unempfindlichkeit.

9. Gehen wir schnell aus einem dieser Zustände in den andern über, wenn auch nicht von einer äußersten Gränze zur andern, sondern etwa nur aus dem Hellen ins Dämmernde; so ist der Unterschied bedeutend und wir können bemerken, daß die Zustände eine Zeit lang dauern.

10. Wer aus der Tageshelle in einen dämmerigen Ort übergeht, unterscheidet nichts in der ersten Zeit: nach und nach stellen sich die Augen zur Empfänglichkeit wieder her, stark früher als schwache, jene schon in einer Minute, wenn diese sieben bis acht Minuten brauchen.

11. Bei wissenschaftlichen Beobachtungen kann die Unempfindlichkeit des Auges für schwache Lichteindrücke, wenn man aus dem Hellen ins Dunkle geht, zu sonderbaren Irrthümern Gelegenheit geben. So glaubte ein Beobachter, dessen Auge sich langsam herstellte, eine ganze Zeit, das faule Holz leuchte nicht um Mittag, selbst in der dunkeln Kammer. Er sah nämlich das schwache Leuchten nicht, weil er aus dem hellen Sonnenschein in die dunkle Kammer zu gehen pflegte und erst später einmal so lange darin verweilte, bis sich das Auge wieder hergestellt hatte.

Eben so mag es dem Doctor Wall mit dem elektrischen Scheine des Bernsteins gegangen seyn, den er bei Tage, selbst im dunkeln Zimmer, kaum gewahr werden konnte.

Das Nichtsehen der Sterne bei Tage, das Bessersehen der Gemälde durch eine doppelte Röhre ist auch hieher zu rechnen.

12. Wer einen völlig dunkeln Ort mit einem, den die Sonne beschient, verwechselt, wird geblendet. Wer aus der Dämmerung ins nicht blendende Helle kommt, bemerkt alle Gegenstände frischer und besser; daher ein ausgeruhtes Auge durchaus für mäßige Erscheinungen empfänglicher ist.

Bei Gefangenen, welche lange im Finstern gesessen, ist die Empfänglichkeit der Retina so groß, daß sie im Finstern (wahrscheinlich in einem wenig erhellten Dunkel) schon Gegenstände unterscheiden.

13. Die Netzhaut befindet sich bei dem, was wir sehen heißen, zu gleicher Zeit in verschiedenen, ja in entgegengesetzten Zuständen. Das höchste nicht blendende Helle wirkt neben dem völligen Dunkeln. Zugleich werden wir alle Mittelstufen des Helldunkeln und alle Farbenbestimmungen gewahr.

14. Wir wollen gedachte Elemente der sichtbaren Welt nach und nach betrachten und bemerken, wie sich das Organ gegen dieselben verhalte, und zu diesem Zweck die einfachsten Bilder vornehmen.

II.

Schwarze und weiße Bilder zum Auge.

15. Wie sich die Netzhaut gegen Hell und Dunkel überhaupt verhält, so verhält sie sich auch gegen dunkle und helle einzelne Gegenstände. Wenn Licht und Finsterniß ihre im Ganzen verschiedene Stimmungen geben, so werden schwarze und weiße Bilder, die zu gleicher Zeit ins Auge fallen, diejenigen Zustände neben einander bewirken, welche durch Licht und Finsterniß in einer Folge hervorgebracht werden.

16. Ein dunkler Gegenstand erscheint kleiner, als ein heller von derselben Größe. Man sehe zugleich eine weiße Rundung auf schwarzem, eine schwarze auf weißem Grunde, welche nach einerlei Zirkelschlag ausgeschnitten sind, in einiger Entfernung an, und wir werden die letztere etwa um ein Fünftel kleiner, als die erste halten. Man mache das schwarze Bild um so viel größer, und sie werden gleich erscheinen.

17. So bemerkte Tycho de Brahe, daß der Mond in Conjunction (der finstere) um den fünften Theil kleiner erscheine, als in der Opposition (der volle Helle). Die erste Mondsichel scheint einer größern Scheibe anzugehören, als der an sie grämzenden dunkeln, die man zur Zeit des Neulichtes manchmal unterscheiden kann. Schwarze Kleider machen die Personen viel schmäler aussehen, als helle. Hinter einem Rand gesehene Löcher machen in den Rand einen scheinbaren Einschnitt. Ein Lineal, hinter welchem ein Kreuzlicht hervorblickt, hat für uns eine Scharte. Die auf- und untergehende Sonne scheint einen Einschnitt in den Horizont zu machen.

18. Das schwarze, als Repräsentant der Finsterniß, läßt das Organ im Zustande der Ruhe; das weiße, als Stellvertreter des Lichts, versetzt es in Thätigkeit. Man schließe vielleicht das gedachtem Phänomenen (16) daß die ruhige Netzhaut, wenn sie sich selbst überlassen ist, in sich selbst zusammengezogen sey, und einen kleinern Raum einnehme, als in dem Zustande der Thätigkeit, in den sie durch den Reiz des Lichtes versetzt wird.

Keppler sagt daher sehr schön: certum est vel in retina causâ picturæ, vel in spiritibus causâ impressionis existere dilatationem lucidorum. Paralip. in Vitellionem p. 220. Pater Scherfer hat eine ähnliche Muthmaßung.

19. Wie dem auch sey, beide Zustände zu welchen das Organ durch ein solches Bild bestimmt wird, bestehen auf demselben örtlich, und dauern eine Zeit lang

fort, wenn auch schon der äußere Anlaß entfernt ist. Im gemeinen Leben bemerken wir es kaum: denn selten kommen Bilder vor, die sehr stark von einander abstechen. Wir vermeiden diejenigen anzusehen, die uns blenden. Wir blicken von einem Gegenstand auf den andern, die Successionen der Bilder scheint uns rein, wir werden nicht gewahr, daß sich von dem vorhergehenden etwas ins nachfolgende hinüberzieht.

20. Wer auf ein Fensterkreuz, das einen dämmernden Himmel zum Hintergrunde hat, Morgens beim Erwachen, wenn das Auge besonders empfänglich ist, scharf hinblickt und sodann die Augen schließt, oder gegen einen ganz dunk in Ort hinsieht, wird ein schwarzes Kreuz auf hellem Grunde noch eine Weile vor sich sehen.

21. Jedes Bild nimmt seinen bestimmten Platz auf der Netzhaut ein, und zwar einen größern oder kleinern, nach dem Maße, in welchem es nahe oder fern gesehen wird. Schließen wir das Auge sogleich, wenn wir in die Sonne gesehen haben, so werden wir uns wundern, wie klein das zurückgebliebene Bild erscheint.

22. Kehren wir dagegen das geöffnete Auge nach einer Wand, und betrachten das uns verschwebende Gespenst in Bezug auf andere Gegenstände; so werden wir es immer größer erblicken, je weiter von uns es durch irgend eine Fläche aufgefangen wird. Diese Phänomenen erklärt sich wohl aus dem perspectivischen Gesetz, daß uns der kleine nähere Gegenstand den größern entfernten zudeckt.

23. Nach Beschaffenheit der Augen ist die Dauer dieses Eindrucks verschieden. Sie verhält sich wie die Herstellung der Netzhaut bei dem Uebergang aus dem Hellen ins Dunkle (10) und kann also nach Minuten und Sekunden abgemessen werden und zwar viel genauer, als es bisher durch eine geschwungene, brennende Kunkel, die dem blinzelnden Auge als ein Zirkel erscheint, geschehen konnte.

24. Besonders auch kommt die Energie in Betracht, womit eine Lichtwirkung das Auge trifft. Am längsten bleibt das Bild der Sonne, andere mehr oder weniger leuchtende Körper lassen ihre Spur länger oder kürzer zurück.

25. Diese Bilder verschwinden nach und nach, und zwar indem sie sowohl an Deutlichkeit als an Größe verlieren.

26. Sie nehmen von der Peripherie herein ab, und man glaubt bemerkt zu haben, daß die circelrechten Bildern sich nach und nach die Ecken abstumpfen, und zuletzt ein immer kleineres rundes Bild verschwebt.

27. Ein solches Bild, dessen Eindruck nicht mehr bemerklich ist, läßt sich auf der Retina gleichsam wieder beleben, wenn wir die Augen öffnen und schließen und mit Heftigkeit und Schnelligkeit abwechseln.

28. Daß Bilder sich bei Augenkrankheiten viertzehn bis sechzehn Minuten, ja länger auf der Retina erhalten, deutet auf äußerste Schwäche des Organs, auf dessen Unfähigkeit sich wieder herzustellen, so wie das Verschwinden leidenschaftlich geliebter oder verhaßter Gegenstände aus dem Sinn sich ins Gefährliche deutet.

29. Blickt man, indessen der Eindruck obgedachten Fensterbildes noch dauert, nach einer hellgrauen Fläche, so erscheint das Kreuz hell und der Scheibenraum dunkel. In jenem Falle (20) blieb der Zustand sich selbst gleich, so daß auch der Eindruck identisch verharren konnte, hier aber wird eine Umkehrung bemerkt, die unsere Aufmerksamkeit aufregt und von der uns die Beobachter mehrere Fälle überliefert haben.

30. Die Gelehrten, welche auf den Gerüsten ihre Beobachtungen anstellten, sahen um den Schatten ihrer Köpfe, der auf Wolken fiel, einen hellen Schein. Dieser Fall gehört wohl hieher: denn indem sie das dunkle Bild des Schattens fixirten und sich zugleich von der Stelle bewegten, so schien ihnen das geforderte helle Bild um das dunkle zu schweben. Man betrachte ein schwarzes Rund auf einer hellgrauen Fläche, so wird man bald, wenn man die Richtung des Blicks im geringsten verändert, einen hellen Schein um das dunkle Rund schweben sehen.

Auch mir ist ein ähnliches begegnet. Indem ich nämlich auf dem Felde stand mit einem Manne sprach, der, in einiger Entfernung vor mir stehend, einen grauen Himmel zum Hintergrund hatte, so erschien mir, nachdem ich ihn lange scharf und unverwandt angesehen, als ich den Blick ein wenig gewendet, sein Kopf von einem blendenden Schein umgeben.

Wahrscheinlich gehört hieher auch das Phänomen, daß Personen, die bei Aufgang der Sonne an feuchten Wiesen brachen, einen Schein um ihr Haupt erblicken, der zugleich farbig seyn mag, weil sich das Phänomen der Refraction etwas einmischt.

So hat man auch um die Schatten der Luftballone, welche auf Wolken fielen, helle und einigermaßen gefärbte Kreise bemerken wollen.

Pater Beccaria stellte einige Versuche an über die Wetterelectricität, wobei er den papiernen Drachen in die Höhe steigen ließ. Es zeigte sich um diese Maschine ein kleines glänzendes Wölkchen von abwechselnder Größe, ja auch um einen Theil der Schnur. Es verschwand zuweilen, und wenn der Drache sich schneller bewegte, schien es auf dem vorigen Platze einige Augenblicke hin und wieder zu schweben. Diese Erscheinung, welche die damaligen Beobachter nicht erklären konnten, war das im Auge zurückgebliebene, gegen den hellen Himmel in ein helles verwandelte Bild des dunkeln Drachen.

Bei optischen, besonders chromatischen Versuchen, wo man oft mit blendenden Lichtern, sie seyen farblos oder farbig, zu thun hat, muß man sich sehr vorsehen, daß nicht das zurückgebliebene Spectrum einer vorhergehenden Beobachtung sich mit in eine folgende Beobachtung mische und dieselbe verwirrt und unrein mache.

31. Diese Erscheinungen hat man sich folgendermaßen zu erklären gesucht. Der Ort der Retina, auf welchen das Bild des dunkeln Kreuzes fiel, ist als ausgeruht und empfänglich anzusehen. Auf ihn wirkt die mäßig erhellte Fläche lebhafter, als auf die übrigen Theile der Netzhaut, welche durch die Fensterscheiben das Licht empfingen, und nachdem sie durch einen so viel stärkern Reiz in Thätigkeit gesetzt worden, die graue Fläche nur als Dunkel gewahr werden.

32. Diese Erklärungsart scheint für den gegenwärtigen Fall ziemlich hinreichend; in Betrachtung künftiger Erscheinungen aber sind wir genöthigt das Phänomen aus beiden Theilen abzuleiten.

33. Das Auge eines Wachenden äußert seine Lebendigkeit besonders darin, daß es durchaus in seinen Zuständen abzuwechseln verlangt, die sich am einfachsten vom Dunkeln zum Hellen und umgekehrt bewegen. Das Auge kann und mag nicht einen Moment in einem besondern, in einem durch das Object specificirten Zustande identisch verharren. Es ist insofern zu einer Art von Opposition genöthigt, die, indem sie das Extrem dem Extreme, das Mittlere dem Mittleren entgegensetzt, sogleich das Entgegengesetzte verbindet, und in der Succession sowohl als in der Gleichzeitigkeit und Gleichartigkeit nach einem Ganzen strebt.

34. Vielleicht entsteht das außerordentliche Behagen, das wir bei dem wohlbehandelten Helldunkel farbloser Gemälde und ähnlicher Kunstwerke empfinden, vorzüglich aus dem gleichzeitigen Hervorbringen eines Ganzen, das von dem Organ sonst nur in einer Folge mehr ge-

ſucht, als hervorgebracht wird, und wie es auch gelingen möge, niemals feſtgehalten werden kann.

III.

Graue Flächen und Bilder.

35. Ein großer Theil chromatiſcher Verſuche verlangt ein mäßiges Licht. Dieſes können wir ſogleich durch mehr und minder graue Flächen bewirken, und wir haben uns daher mit dem Grauen zeitig bekannt zu machen, wobei wir kaum zu bemerken brauchen, daß in manchen Fällen eine im Schatten oder in der Dämmerung ſtehende weiße Fläche für eine graue gelten kann.

36. Da eine graue Fläche zwiſchen Hell und Dunkel innen ſteht, ſo läßt ſich das, was wir oben (29) als Phänomen vorgetragen, zum bequemen Verſuch erheben.

37. Man halte ein ſchwarzes Bild vor eine graue Fläche und ſehe unverwandt, indem es weggenommen wird, auf denſelben Fleck; der Raum, den es einnahm, erſcheint um vieles heller. Man halte auf eben dieſe Art ein weißes Bild hin, und der Raum wird nachher dunkler als die übrige Fläche erſcheinen. Man verwende das Auge auf der Tafel hin und wieder, ſo werden in beiden Fällen die Bilder ſich gleichfalls hin und her bewegen.

38. Ein graues Bild auf ſchwarzem Grunde erſcheint viel heller, als daſſelbe Bild auf weißem. Stellt man beide Fälle neben einander, ſo kann man ſich kaum überzeugen, daß beide Bilder aus Einem Topf gefärbt ſeyen. Wir glauben hier abermals die große Regſamkeit der Netzhaut zu bemerken und den ſtillen Widerſpruch, den jedes Lebendige zu äußern gedrungen iſt, wenn ihm irgend ein beſtimmter Zuſtand dargeboten wird. So ſetzt das Einathmen ſchon das Ausathmen voraus und umgekehrt; ſo jede Syſtole ihre Diaſtole. Es iſt die ewige Formel des Lebens, die ſich auch hier äußert. Wie dem Auge das Dunkle geboten wird, ſo fordert es das Helle; es fordert Dunkel, wenn man ihm Hell entgegenbringt und zeigt eben dadurch ſeine Lebendigkeit, ſein Recht das Object zu faſſen, indem es etwas, das dem Object entgegengeſetzt iſt, aus ſich ſelbſt hervorbringt.

IV.

Blendendes farbloſes Bild.

39. Wenn man ein blendendes völlig farbloſes Bild anſieht, ſo macht ſolches einen ſtarken dauernden Eindruck, und das Abklingen beſteht iſt von einer Farbenerſcheinung begleitet.

40. In einem Zimmer, das möglichſt verdunkelt worden, habe man im Laden eine runde Oeffnung, etwa drei Zoll im Durchmeſſer, die man nach Belieben auf- und zuziehen kann; durch ſelbige laſſe man die Sonne auf ein weißes Papier ſchienen und ſehe in einiger Entfernung ſtarr das erleuchtete Rund an; man ſchließe darauf die Oeffnung und blicke nach dem dunkelſten Orte des Zimmers; ſo wird man eine runde Erſcheinung vor ſich ſchweben ſehen. Die Mitte des Kreiſes wird man hell, farblos, einigermaßen gelb ſehen, der Rand aber wird ſogleich purpurfarben erſcheinen.

Es dauert eine Zeit lang, bis dieſe Purpurfarbe von außen herein den ganzen Kreis durchzieht, und endlich den hellen Mittelpunkt völlig vertreibt. Kaum erſcheint aber das ganze Rund purpurfarben, ſo fängt der Rand an blau zu werden, das Blaue verdrängt nach und nach hereinwärts den Purpur. Iſt die Erſcheinung vollkommen blau, ſo wird der Rand dunkel und unfärbig. Es währet lange, bis der unfärbige Rand völlig das Blaue vertreibt und der ganze Raum unfärbig wird. Das Bild nimmt ſodann nach und nach ab und zwar dergeſtalt, daß es zugleich ſchwächer und kleiner wird. Hier ſehen wir abermals, wie ſich die Netzhaut, durch eine Succeſſion von Schwingungen, gegen den gewaltſamen äußern Eindruck nach und nach wieder herſtellt (25. 26).

41. Die Verhältniſſe des Zeitmaßes dieſer Erſcheinung habe ich an meinem Auge, bei mehreren Verſuchen übereinſtimmend, folgendermaßen gefunden.

Auf das blendende Bild hatte ich fünf Secunden geſehen, darauf den Schieber geſchloſſen; da erblickt' ich das farbige Scheinbild ſchwebend, und nach dreißig Secunden erſchien es ganz purpurfarben. Nun vergingen wieder neun und zwanzig Secunden, bis das Ganze blau erſchien, und acht und vierzig, bis es mir farblos vorſchwebte. Durch Schließen und Oeffnen des Auges belebte ich das Bild immer wieder (27), ſo daß es ſich erſt nach Verlauf von ſieben Minuten ganz verlor.

Künftige Beobachter werden dieſe Zeiten kürzer oder länger finden, je nachdem ſie ſtärkere oder ſchwächere Augen haben (23). Sehr merkwürdig aber wäre es, wenn man deſſen ungeachtet durchaus ein gewiſſes Zahlenverhältniß dabei entdecken könnte.

42. Aber dieſes ſonderbare Phänomen erregt nicht ſobald unſre Aufmerkſamkeit, als wir ſchon eine neue Modification deſſelben gewahr werden.

Haben wir, wie oben gedacht, den Lichteindruck im Auge aufgenommen und ſehen in einem mäßig erleuchteten Zimmer auf einen hellgrauen Gegenſtand; ſo ſchwebt abermals ein Phänomen vor uns, aber ein dunkles, das ſich nach und nach von außen mit einem grünen Rande einfaßt, welcher eben ſo, wie vorher der purpurne Rand, ſich über das ganze Rund hineinwärts verbreitet. Iſt dieſes geſchehen, ſo ſieht man nunmehr ein ſchmutziges Gelb, das, wie in dem vorigen Verſuche das Blau, die Scheibe ausfüllt und zuletzt von einer dunkeln verſchlungen wird.

43. Dieſe beiden Verſuche laſſen ſich combiniren, wenn man in einem mäßig hellen Zimmer eine ſchwarze und weiße Tafel neben einander hinſetzt und, ſo lange das Auge den Lichteindruck behält, bald auf die weiße, bald auf die ſchwarze Tafel ſcharf hinblickt. Man wird alsdann im Anfange bald ein purpurnes, bald ein grünes Phänomen und ſo weiter das übrige gewahr werden. Ja, wenn man ſich geübt hat, ſo laſſen ſich, indem man das ſchwebende Phänomen dahin bringt, wo die zwei Tafeln an einander ſtoßen, die beiden entgegengeſetzten Farben zugleich erblicken; welches um ſo bequemer geſchehen kann, als die Tafeln entfernter ſtehen, indem das Spectrum alsdann größer erſcheint.

44. Ich befand mich gegen Abend in einer Eiſenſchmiede, als eben die glühende Maſſe unter den Hammer gebracht werde. Ich hatte ſcharf darauf geſehen, wendete mich um und blickte zufällig in einen offenſtehenden Kohlenſchoppen. Ein ungeheures purpurfarbnes Bild ſchwebte nun vor meinen Augen, und als ich den Blick von der dunkeln Oeffnung weg, nach dem hellen Bretterverſchlag wendete, ſo erſchien mir das Phänomen halb grün, halb purpurfarben, je nachdem es einen dunklern oder hellern Grund hinter ſich hatte. Auf das Abklingen dieſer Erſcheinung merkte ich damals nicht.

45. Wie das Abklingen eines umſchriebenen Glanzbildes verhält ſich auch das Abklingen einer totalen Blendung der Retina. Die Purpurfarbe, welche die vom Schnee Geblendeten erblicken, gehört hieher, ſo wie die ungemein ſchöne grüne Farbe dunkler Gegenſtände,

nachdem man auf ein weißes Papier in der Sonne lange hingesehen. Wie es sich näher damit verhalte, werden diejenigen künftig untersuchen, deren jugendliche Augen, um der Wissenschaft willen, noch etwas auszustehen fähig sind.

46. Hieher gehören gleichfalls die schwarzen Buchstaben, die im Abendlichte rothe erscheinen. Vielleicht gehört auch die Geschichte hieher, daß sich Blutstropfen auf dem Tische zeigten, an den sich Heinrich der Vierte von Frankreich mit dem Herzog von Guise, um Würfel zu spielen, gesetzt hatte.

V.

Farbige Bilder.

47. Wir wurden die physiologischen Farben zuerst beim Abklingen farbloser blendender Bilder, so wie auch bei abklingenden allgemeinen farblosen Blendungen gewahr. Nun finden wir analoge Erscheinungen, wenn dem Auge eine schon spezifizirte Farbe geboten wird, wobei uns alles, was wir bisher erfahren haben, immer gegenwärtig bleiben muß.

48. Wie von den farblosen Bildern, so bleibt auch von den farbigen der Eindruck im Auge, nur daß uns die zur Opposition auffordernde, und durch den Gegensatz eine Totalität hervorbringende Lebendigkeit der Nachbild anschaulicher wird.

49. Man halte ein kleines Stück lebhaft farbigen Papiers, oder seidenen Zeuges, vor eine mäßig erleuchtete weiße Tafel, schaue unverwandt auf die kleine farbige Fläche und hefte sie, ohne das Auge zu verrücken, nach einiger Zeit hinweg: so wird das Spectrum einer andern Farbe auf der weißen Tafel zu sehen seyn. Man kann auch das farbige Papier an seinem Orte lassen, und mit dem Auge auf einen andern Fleck der weißen Tafel hinblicken; so wird jene farbige Erscheinung sich auch dort setzen lassen: denn sie entspringt aus einem Bilde, das nunmehr dem Auge angehört.

50. Um in der Kürze zu bemerken, welche Farben denn eigentlich durch diesen Gegensatz hervorgerufen werden, bediene man sich des illuminirten Farbenkreises unserer Tafeln, der überhaupt naturgemäß eingerichtet ist, und auch hier seine guten Dienste leistet, indem die in demselben diametral einander entgegengesetzten Farben diejenigen sind, welche sich im Auge wechselsweise fordern. So fordert Gelb das Violette, Orange das Blaue, Purpur das Grüne, und umgekehrt. So fordern sich alle Abstufungen wechselsweise, die einfachere Farbe fordert die zusammengesetztere, und umgekehrt.

51. Oefter, als wir denken, kommen uns die bisher gehörigen Fälle im gemeinen Leben vor, ja der Aufmerksame sieht diese Erscheinungen überall. Da sie hingegen von dem ununterrichteten Theil der Menschen, wie von unsern Vorfahren, als flüchtige Fehler angesehen werden, ja manchmal gar, als wären es Verbedeutungen von Augenkrankheiten, sorgliches Nachdenken erregen. Einige bedeutende Fälle mögen hier Platz nehmen.

52. Als ich gegen Abend in ein Wirthshaus eintrat und ein wohlgewachsenes Mädchen mit blendendweißem Gesicht, schwarzen Haaren und einem scharlachrothen Mieder zu mir ins Zimmer trat, blickte ich sie, die in einiger Entfernung vor mir stand, in der Halbdämmerung scharf an. Indem sie sich nun darauf hinwegbewegte, sah ich auf der mit entgegenstehenden weißen Wand ein schwarzes Gesicht, mit einem hellen Schein umgeben, und die übrige Bekleidung der völlig deutlichen Figur erschien von einem schönen Meergrün.

53. Unter dem optischen Apparat befinden sich Brustbilder von Farben und Schattirungen, denen entgegengesetzt, welche die Natur zeigt, und man will, wenn man sie eine Zeit lang angeschaut, die Scheingestalt alsdann ziemlich natürlich gesehen haben. Die Sache ist an sich selbst richtig und der Erfahrung gemäß: denn in obigem Falle hätte mir eine Mohrin mit weißer Binde ein weißes Gesicht schwarz umgeben hervorgebracht; nur will es bei jenen gewöhnlich klein gemalten Bildern nicht jedermann glücken, die Theile der Scheinfigur gewahr zu werden.

54. Ein Phänomen, das schon früher bei den Naturforschern Aufmerksamkeit erregt, läßt sich, wie ich überzeugt bin, auch aus diesen Erscheinungen ableiten.

Man erzählt, daß gewiß Blumen im Sommer bei Abendzeit gleichsam blühen, phosphorisiren oder ein augenblickliches Licht ausströmen. Einige Beobachter geben diese Erfahrungen genauer an.

Dieses Phänomen selbst zu sehen hatte ich mich oft bemüht, ja sogar, um es hervorzubringen, künstliche Versuche angestellt.

Am 19 Juni 1799, als ich zu später Abendzeit, bei der in eine klare Nacht übergehenden Dämmerung, mit einem Freunde im Garten auf- und abging, bemerkten wir sehr deutlich an den Blumen des orientalischen Mohns, die vor allen andern eine sehr mächtig rothe Farbe haben, etwas Flammenähnliches, das sich in ihrer Nähe zeigte. Wir stellten uns vor die Stauden hin, sahen aufmerksam darauf, konnten aber nichts weiter bemerken, bis uns endlich, bei abermaligem Hin- und Wiedergehen, gelang, indem wir seitwärts darauf blickten, die Erscheinung so oft zu wiederholen, als uns beliebte. Es zeigte sich, daß es ein physiologisches Farbenphänomen, und der scheinbare Blitz, eigentlich das Scheinbild der Blume, in der geforderten blaugrünen Farbe sey.

Wenn man eine Blume gerad ansieht, so kommt die Erscheinung nicht hervor; doch müßte es auch geschehen, sobald man mit dem Blick wankte. Schielt man aber mit dem Augenwinkel hin, so entsteht eine momentane Doppelerscheinung, bei welcher das Scheinbild gleich neben und an dem wahren Bilde erblickt wird.

Die Dämmerung ist Ursache, daß das Auge völlig ausgeruht und empfänglich ist, und die Farbe des Mohns ist mächtig genug, bei einer Sommerdämmerung der längsten Tage, noch vollkommen zu wirken und ein gefordertes Bild hervorzurufen.

Ich bin überzeugt, daß man diese Erscheinung zum Versuche erheben und den gleichen Effect durch Papierblumen hervorbringen könnte.

Will man indessen sich auf die Erfahrung in der Natur verbreiten, so genehme man sich, indem man durch den Garten geht, die farbigen Blumen schaarf anzusehen und sogleich auf den Rasenbeet hinzublicken; man wird diesen alsdann mit Flecken der entgegengesetzten Farbe bestreut sehen. Dieses Erfahrung glückt bei bedecktem Himmel, aber auch selbst beim hellen Sonnenschein, der, indem er die Farbe der Blume erhöht, sie fähig macht die geforderte Farbe mächtig genug hervorzubringen, daß sie selbst bei einem blendenden Lichte noch bemerkt werden kann. So bringen die Päonien schön grüne, die Calendeln lebhaft blaue Spectra hervor.

55. So wie bei den Versuchen mit farbigen Bildern auf einzelnen Theilen der Retina ein Farbenwechsel gesetzmäßig entsteht, so geschieht dasselbe, wenn die ganze Netzhaut von Einer Farbe afficirt wird. Hier können wir uns überzeugen, wenn wir farbige Glasscheiben vors Auge nehmen. Man blicke eine Zeit lang durch eine blaue Scheibe, so wird die Welt nachher dem betrübten Auge, wie von der Sonne erleuchtet erscheinen, wenn

auch gleich der Tag grau und die Gegend herbstlich farblos wäre. Eben so sehen wir, indem wir eine grüne Brille weglegen, die Gegenstände mit einem röthlichen Schein übergläntzt. Ich sollte daher glauben, daß es nicht wohlgethan sey, zu Schonung der Augen sich grüner Gläser, oder grünen Papiers zu bedienen, weil jede Farbspecification dem Auge Gewalt anthut, und das Organ zur Opposition nöthigt.

56. Haben wir bisher die entgegengesetzten Farben sich einander successiv auf der Retina fordern sehen; so bleibt uns noch übrig zu erfahren, daß diese gesetzliche Forderung auch simultan bestehen könne. Malt sich auf einem Theile der Netzhaut ein farbiges Bild, so findet sich der übrige Theil sogleich in einer Disposition, die bemerkten correspondirenden Farben hervorzubringen. Setzt man obige Versuche fort, und blickt z. B. vor einer weißen Fläche auf ein gelbes Stück Papier; so ist der übrige Theil des Auges schon disponirt, auf gedachter farbloser Fläche das Violette hervorzubringen. Allein das wenige Gelbe ist nicht mächtig genug jene Wirkung deutlich zu leisten. Bringt man aber auf eine gelbe Wand weiße Papiere, so wird man sie mit einem violetten Ton übergossen sehen.

57. Ob man gleich mit allen Farben diese Versuche anstellen kann, so sind doch besonders dazu Grün und Purpur zu empfehlen, weil diese Farben einander auffallend hervorrufen. Auch im Leben begegnen uns diese Fälle häufig. Blickt ein grünes Papier durch gestreiften oder getüpfelten Musselin hindurch, so werden die Streifen oder Blumen röthlich erscheinen. Durch grüne Schalern ein graues Haus gesehen, erscheint gleichfalls röthlich. Die Purpurfarbe an dem bewegten Meer ist auch eine geforderte Farbe. Der beleuchtete Theil der Wellen erscheint grün in seiner eigenen Farbe, und der beschattete in der entgegengesetzten purpurnen. Die verschiedene Richtung der Wellen gegen das Auge bringt eben die Wirkung hervor. Durch eine Oeffnung rother oder grüner Vorhänge erscheinen die Gegenstände draußen mit der geforderten Farbe. Uebrigens werden sich diese Erscheinungen dem Aufmerksamen überall, ja bis zur Unbequemlichkeit zeigen.

58. Haben wir das Simultane dieser Wirkungen bisher in den dreyen Fällen kennen gelernt, so können wir solche auch in den umgekehrten bemerken. Nimmt man ein sehr lebhaft orange gefärbtes Stückchen Papier vor die weiße Fläche, so wird man, wenn man es scharf ansieht, daß auf der übrigen Fläche geforderte Blau schwerlich gewahr werden. Nimmt man aber das orange Papier weg, und erscheint an dessen Platz das blaue Scheinbild; so wird sich in dem Augenblick, da dieses völlig wirksam ist, die übrige Fläche, wie in einer Art von Wetterleuchten, mit einem röthlich gelben Schein überziehen, und wird dem Beobachter die productive Forderung dieser Gesetzlichkeit zum lebhaften Anschauen bringen.

59. Wie die geforderten Farben, da wo sie nicht sind, neben und nach der fordernden leicht erscheinen, so werden sie erhöht, da wo sie sind. In einem Hofe, der mit grauen Kalksteinen gepflastert und mit Gras durchwachsen war, erschien das Gras von einer wundlich schönen Grüne, als Abendwolken einen röthlichen kaum bemerklichen Schein auf das Pflaster warfen. Im umgekehrten Falle sieht derjenige, der bei einer mittleren Helle des Himmels auf Wiesen wandelt, und nichts als Grün vor sich sieht, öfters die Baumstämme und Wege mit einem röthlichen Schein leuchten. Bei Landschaftmalern, besonders denjenigen, die mit Aquarellfarben arbeiten, kommt dieser Ton öfters vor. Wahrscheinlich sehen sie ihn in der Natur, ahmen ihn unbewußt nach und ihre Arbeit wird als unnatürlich getadelt.

60. Diese Phänomene sind von der größten Wichtigkeit, indem sie uns auf die Gesetze des Sehens hinbeuten, und zu künftiger Betrachtung der Farben eine nothwendige Vorbereitung sind. Das Auge verlangt dabei ganz eigentlich Totalität und schließt in sich selbst den Farbenkreis ab. In dem vom Gelben geforderten Violetten liegt das Rothe und Blaue; im Orange das Gelbe und Rothe, dem das Blaue entspricht; das Grüne vereinigt Blau und Gelb und fordert das Rothe, und so in allen Abstufungen der verschiedensten Mischungen. Daß man in diesem Falle genöthigt werde, drei Hauptfarben anzunehmen, ist schon früher von den Beobachtern bemerkt werden.

61. Wenn in der Totalität die Elemente, woraus sie zusammengewachsen, noch bemerklich sind, nennen wir sie billig Harmonie, und wie die Lehre von der Harmonie der Farben sich aus diesen Phänomenen herleite, wie nur durch diese Eigenschaften die Farbe fähig sey, zu ästhetischem Gebrauch angewendet zu werden, muß sich in der Folge zeigen, wenn wir den ganzen Kreis der Beobachtungen durchlaufen haben und auf den Punkt, wovon wir ausgegangen sind, zurückkehren.

VI.

Farbige Schatten.

62. Ehe wir jedoch weiter schreiten, haben wir noch höchst merkwürdige Fälle dieser lebendig geforderten, neben einander bestehenden Farben zu beobachten, und zwar indem wir unsre Aufmerksamkeit auf die farbigen Schatten richten. Um zu diesen überzugehen, wenden wir uns vorerst zur Betrachtung der farblosen Schatten.

63. Ein Schatten von der Sonne auf eine weiße Fläche geworfen giebt und keine Empfindung von Farbe, so lange die Sonne in ihrer völligen Kraft wirkt. Er scheint schwarz, oder wenn ein Gegenlicht hinzu bringen kann, schwächer, halberhellt, grau.

64. Zu den farbigen Schatten gehören zwei Bedingungen: erstlich, daß das wirksame Licht auf irgend eine Art die weiße Fläche farbe; zweitens, daß ein Gegenlicht den geworfenen Schatten auf einen gewissen Grad erleuchte.

65. Man setze bei der Dämmerung auf ein weißes Papier eine niedrig brennende Kerze; zwischen sie und das abendwendende Tageslicht stelle man einen Bleistift aufrecht, so daß der Schatten, welchen die Kerze wirft, von dem schwachen Tageslicht erhellt, aber nicht aufgehoben werden kann, und der Schatten wird von dem schönsten Blau erscheinen.

66. Daß dieser Schatten blau sey, bemerkt man alsobald; aber man überzeugt sich durch Aufmerksamkeit, daß das weiße Papier als eine röthlich gelbe Fläche wirkt, durch welchen Schein jene blaue Farbe im Auge gefordert wird.

67. Bei allen farbigen Schatten daher muß man auf der Fläche, auf welche er geworfen wird, eine erregte Farbe vermuthen, welche sich auch bei aufmerksamerer Betrachtung wohl erkennen läßt. Doch überzeuge man sich vorher durch folgenden Versuch.

68. Man nehme zu Nachtzeit zwei brennende Kerzen und stelle sie gegen einander auf eine weiße Fläche; man halte einen dünnen Stab zwischen beiden aufrecht, so daß zwei Schatten entstehen; man nehme ein farbiges Glas und halte es vor das eine Licht, also daß die weiße Fläche gefärbt erscheine, und in demselben Augenblick wird der von dem nunmehr färbenden Licht geworfene, und von

dem farbigen Lichte beleuchtet Schatten die geforderte Farbe angenommen.

69. Es tritt hier eine wichtige Betrachtung ein, auf die wir noch öfters zurückkommen werden. Die Farbe selbst ist ein Schattiges (trapes); deswegen Kircher vollkommen recht hat, sie Lumen opacatum zu nennen; und wie sie mit dem Schatten verwandt ist, so verbindet sie sich auch gerne mit ihm, sie erscheint uns gern in ihm und durch ihn, sobald der Anlaß nur gegeben ist, und so müssen wir bei Gelegenheit der farbigen Schatten zugleich eine Phänomene erwähnen, dessen Ableitung und Entwickelung erst später vorgenommen werden kann.

70. Man mische in der Dämmerung den Zeitpunkt, wo das einfallende Himmelslicht noch einen Schatten zu werfen im Stande ist, der von dem Kerzenlichte nicht ganz aufgehoben werden kann, so daß nämlich ein doppelter Schatten sich, einmal vom Kerzenlicht gegen das Himmelslicht, und sodann vom Himmelslicht gegen das Kerzenlicht. Wenn der erstere blau ist, so wird der letztere hochgelb erscheinen. Dieses hohe Gelb ist aber eigentlich nur der über das ganze Papier von dem Kerzenlicht verbreitete gelbröthliche Schein, der im Schatten sichtbar wird.

71. Hieraus kann man sich bei dem obigen Versuche mit zwei Kerzen und farbigen Gläsern am besten überzeugen, so wie die ungemeine Leichtigkeit, womit der Schatten eine Farbe annimmt, bei der näheren Betrachtung der Widerscheine und sonst mehrmals zur Sprache kommen.

72. Und so wäre denn auch die Erscheinung der farbigen Schatten, welche den Beobachtern bisher so viel zu schaffen gemacht, bequem abgeleitet. Ein jeder, der künftighin farbige Schatten bemerkt, beobachte nur, mit welcher Farbe die helle Fläche, worauf sie erscheinen, etwas tingirt seyn möchte. Ja man kann die Farbe des Schattens als ein Chromatoskop der beleuchteten Fläche ansehen, indem man die der Farbe des Schattens entgegenstehende Farbe auf der Fläche vermuthen und bei näherer Aufmerksamkeit in jedem Falle gewahr werden kann.

73. Wegen dieser nunmehr bequem abzuleitenden farbigen Schatten hat man sich bisher viel gequält und sie, weil sie meistentheils unter freiem Himmel beobachtet wurden und vorzüglich blau erschienen, einer gewissen heimlich blau und blaufärbenden Eigenschaft der Luft zugeschrieben. Man kann sich aber bei jenem Versuche mit dem Kerzenlicht im Zimmer überzeugen, daß keine Art von Schein oder Widerschein dazu nöthig ist, indem man den Versuch an einem grauen trüben Tag, ja hinter zugezogenen weißen Vorhängen anstellen kann, in einem Zimmer, wo sich auch nicht das mindeste Blaue befindet, und der blaue Schatten wird sich nur um desto schöner zeigen.

74. Saussure sagt in der Beschreibung seiner Reise auf den Montblanc:

« Eine zweite nicht uninteressante Bemerkung betrifft die Farben der Schatten, die wir trotz der genauesten Beobachtung nie dunkelblau fanden, ob es gleich in der Ebene häufig der Fall gewesen war. Wir sahen sie im Gegentheil von neun und funfzigmal einmal gelblich, sechsmal blaßbläulich, achtzehnmal farbenlos oder schwarz, und vier und dreißigmal blaßviolett. »

« Wenn also einige Physiker annehmen, daß diese Farben mehr von zufälligen in der Luft zerstreuten, den Schatten ihre eigenthümlichen Nuancen mittheilenden Dünsten herrühren, nicht aber durch eine bestimmte Luft- oder reflectirte Himmelsfarbe verursacht werden: so scheinen jene Beobachtungen ihrer Meinung günstig zu seyn. »

Die von der Saussure angezeigten Erscheinungen werden wir nun bequem einnehmen können.

Auf der großen Höhe war der Himmel meistentheils rein von Dünsten. Die Sonne wirkte in ihrer ganzen Kraft auf den weißen Schnee, so daß er dem Auge völlig weiß erschien, und sie sahen bei dieser Gelegenheit die Schatten völlig farbenlos. War die Luft mit wenigen Dünsten geschwängert und entstand dadurch ein gelblicher Ton des Schnees, so folgten violette Schatten und zwar meistens diese die meisten. Auch sahen sie bläuliche Schatten, jedoch seltener, und daß die blauen und violetten nur blaß waren, kam von der hellen und weißen Umgebung, wodurch die Schattenstärke gemindert wurde. Nur Einmal sahen sie den Schatten gelblich, welches, wie wir eben 70. gesehen haben, ein Schatten ist, der von einem farbichten Gegenstücke gemischt und von dem farbenlosen Hauptlichte erleuchtet werden.

75. Auf einer Hargreise im Winter stieg ich gegen Abend vom Brocken herunter, die weißen Flächen auf- und abwärts waren beschneit, die Höhe von Schnee bedeckt, alle festen stehenden Bäume und hervorragenden Klippen, auch alle Baum- und Felsmassen völlig bereift, die Sonne sinkte sich eben gegen die Oberfläche hinunter.

Waren den Tag über, bei dem gelblichen Ton des Schnees, schon leise violette Schatten bemerkt gewesen, so mußte man sie nun für hochblau ansprechen, als ein gehäuftes Gelb von den beleuchteten Theilen widerschien.

Als aber die Sonne sich endlich ihrem Niedergang näherte, und ihr durch die stärkeren Dünste höchst gemäßigter Strahl die ganze mit umgebende Welt mit der schönsten Purpurfarbe übergoß, so verwandelte sich die Schattenfarbe in ein Grün, das nach seiner Lebhaftigkeit einem Meergrün, nach seiner Stärke einem Smaragdgrün verglichen werden konnte. Die Erscheinung ward immer lebhafter, man glaubte sich in einer Feenwelt zu befinden, denn alles hatte sich in die zwei lebhaftesten und so schön übereinstimmenden Farben gekleidet, bis endlich mit dem Sonnenuntergang die Prachterscheinung sich in eine graue Dämmerung, und nach und nach in eine mond- und sternbelle Nacht verlor.

76. Einer der schönsten Fälle farbiger Schatten kann bei dem Vollmonde beobachtet werden. Der Kerzen- und Mondenschein lassen sich völlig ins Gleichgewicht bringen. Beide Schatten können gleich stark und deutlich dargestellt werden, so daß beide Farben sich vollkommen balanciren. Man setze die Tafel dem Scheine des Vollmondes entgegen, das Kerzenlicht ein wenig an die Seite, in gehöriger Entfernung, vor die Tafel halte man einen undurchsichtigen Körper; alsdann entsteht ein doppelter Schatten, und zwar wird derjenige, den der Mond wirft und das Kerzenlicht bescheint, gewaltig rothgelb, und umgekehrt der, den das Licht wirft und der Mond bescheint, vom schönsten Blau gesehen werden. Wo beide Schatten zusammentreffen und sich zu einem vereinigen, ist es schwarz. Der gelbe Schatten läßt sich vielleicht auf keine Weise auffallender darstellen. Die unmittelbare Nähe des blauen, der tagweschneitreibende schwarze Schatten machen die Erscheinung desto angenehmer. Ja, wenn der Blick lange auf der Tafel verweilt, so wird das geforderte Blau das fordernde Gelb wieder gegenseitig fordernd steigern und ins Gedrehte treiben, welches denn wieder seinen Gegensatz, eine Art von Meergrün, hervorbringt.

77. Hier ist der Ort zu bemerken, daß es wahrscheinlich eines Zeitraums eines Bedarf, um die geforderte Farbe hervorzubringen. Die Retina muß von der forderndem Farbe erst recht afficirt seyn, ehe die geforderte lebhaft bemerklich wird.

78. Wenn Taucher sich unter dem Meere befinden und das Sonnenlicht in ihre Glocke scheint, so ist alles Beleuchtete, was sie umgiebt, purpurfarbig, wovon künftig die Ursache anzugeben ist; die Schatten dagegen sehen grün aus. Eben dasselbe Phänomen, was ich auf einem hohen Berge gewahr wurde (75), bemerken sie in der Tiefe des Meers, und so ist die Natur mit sich selbst durchaus übereinstimmend.

79. Einige Erfahrungen und Versuche, welche sich zwischen die Kapitel von farbigen Bildern und von farbigen Schatten gleichsam einschieben, werden hier nachgebracht.

Man habe an einem Winterabende einen weißen Pusterladen inwendig vor dem Fenster eines Zimmers; in diesem Laden sey eine Oeffnung, wodurch man den Schnee eines etwa benachbarten Daches sehen könne; es sey draußen noch einigermaßen dämmrig und ein Licht komme in das Zimmer; so wird der Schnee durch die Oeffnung vollkommen blau erscheinen, weil nämlich das Papier durch das Kerzenlicht gelb gefärbt wird. Der Schnee, welchen man durch die Oeffnung sieht, tritt hier an die Stelle eines durch ein Gegenlicht erhellten Schattens, oder, wenn man will, eines grauen Bildes auf gelber Fläche.

80. Ein andrer sehr interessanter Versuch mache den Schluß.

Nimmt man eine Tafel grünen Glases von einiger Stärke und läßt darin die Fensterstäbe sich spiegeln; so wird man sie doppelt sehen, und zwar wird das Bild, das von der untern Fläche des Glases kommt, grün seyn, das Bild hingegen, das sich von der obern Fläche derselben und eigentlich farblos seyn sollte, wird purpurfarben erscheinen.

An einem Gefäß dessen Boden spiegelartig ist, welches man mit Wasser füllen kann, läßt sich der Versuch sehr artig anstellen, indem man bei reinem Wasser erst die farblosen Bilder zeigen, und durch Färbung desselben sodann die farbigen Bilder produciren kann.

VII.

Schwachwirkende Lichter.

81. Das energische Licht erscheint rein weiß, und diesen Eindruck macht es auch im höchsten Grade der Blendung. Das nicht in seiner ganzen Gewalt wirkende Licht kann auch noch unter verschiedenen Bedingungen farblos bleiben. Mehrere Naturforscher und Mathematiker haben die Stufen desselben zu messen gesucht. Lambert, Bouguer, Rumford.

82. Jedoch findet sich bei schwächer wirkenden Lichtern bald eine Farbenerscheinung, indem sie sich wie abklingende Bilder verhalten (39).

83. Irgend ein Licht wirkt schwächer, entweder wenn seine Energie, es geschehe wie es wolle, gemindert wird, oder wenn das Auge in eine Disposition geräth, die Wirkung nicht genugsam erfahren zu können. Jene Erscheinungen, welche objectiv genannt werden können, finden ihren Platz bei den physischen Farben. Wir erwähnen hier nur des Uebergangs vom Weißglühen bis zum Rothglühen des erhitzten Eisens. Nicht weniger bemerken wir, daß Kerzen, auch bei Nachtzeit, nach Maßgabe wie man sie vom Auge entfernt, röthlicher scheinen.

84. Der Kerzenschein bei Nacht wirkt in der Nähe als ein gelbes Licht; wir können es an der Wirkung des merken, welche auf die übrigen Farben hervorgebracht wird. Ein Blasgelb ist bei Nacht wenig von dem Weißen zu unterscheiden, das Blaue nähert sich dem Grünen und ein Rosenfarb dem Orangen.

85. Der Schein des Kerzenlichts bei der Dämmerung wirkt lebhaft als ein gelbes Licht, welches die blauen Schatten am besten beweisen, die bei dieser Gelegenheit im Auge hervorgerufen werden.

86. Die Retina kann durch ein starkes Licht dergestalt geeignet werden, daß sie schwächere Lichter nicht erkennen kann (11). Erkennt sie solche, so erscheinen sie farbig; daher sieht ein Kerzenlicht bei Tage röthlich aus, es verhält sich wie ein abklingendes, ja ein Kerzenlicht, das man bei Nacht länger und schärfer ansieht, erscheint immer röther.

87. Es giebt schwach wirkende Lichter, welche dessenungeachtet eine weiße, höchstens hellgelbliche Erscheinung auf der Retina machen, wie der Mond in seiner vollen Klarheit. Das faule Holz hat sogar eine Art von bläulichem Schein. Dieses alles wird künftig wieder zur Sprache kommen.

88. Wenn man nahe an eine weiße oder graulische Wand Nachts ein Licht stellt, so wird sie von diesem Mittelpunkt aus auf eine gewisse Weite erleuchtet seyn. Betrachtet man den daher entstehenden Kreis aus einiger Ferne, so erscheint uns der Rand der erleuchteten Fläche mit einem gelben, nach außen rothgelben Kreise umgeben, und wir werden auf merksam gemacht, daß das Licht, wenn es scheinend oder widerscheinend nicht in seiner größten Energie auf uns wirkt, unserm Auge den Eindruck vom Gelben, Rothlichen, und zuletzt sogar vom Rothen gebe. Hier finden wir den Uebergang zu den Höfen, die wir um leuchtende Punkte auf eine oder die andre Weise zu sehen pflegen.

VIII.

Subjective Höfe.

89. Man kann die Höfe in subjective und objective eintheilen. Die letzten werden unter den physischen Farben abgehandelt, nur die ersten gehören hieher. Sie unterscheiden sich von den objectiven darin, daß sie verschwinden, wenn man den leuchtenden Gegenstand, der sie auf der Netzhaut hervorbringt, zudeckt.

90. Wir haben oben den Eindruck des leuchtenden Bildes auf die Retina gesehen und wie es sich auf derselben vergrößert; aber damit ist die Wirkung noch nicht vollendet. Es wirkt nicht allein als Bild, sondern auch als Energie über sich hinaus; es verbreitet sich vom Mittelpunkte aus nach der Peripherie.

91. Daß ein solcher Rundus um das leuchtende Bild in unserm Auge bewirkt werde, kann man am besten in der dunklen Kammer sehen, wenn man gegen eine mäßig große Oeffnung im Fensterladen hindeckt. Hier ist das helle Bild von einem runden Nebelschein umgeben.

Einen solchen Nebelschein sah ich mit einem gelben und gelbrothen Kreise umgeben, als ich mehrere Nächte in einem Schlafwagen zubrachte und Morgens bei dämmerndem Tageslichte die Augen aufschlug.

92. Die Höfe erscheinen am lebhaftesten, wenn das Auge ausgeruht und empfänglich ist. Nicht weniger vor einem dunkeln Hintergrund. Beides ist die Ursache, daß wir sie so stark sehen, wenn wir Nachts aufwachen und uns ein Licht entgegengebracht wird. Diese Bedingungen fanden sich auch zusammen, als Descartes im Schiff sitzend geschlafen hatte und so lebhafte farbige Scheine um das Licht bemerkte.

93. Ein Licht muß mäßig leuchten, nicht blenden, wenn es einen Hof im Auge erregen soll, wenigstens wür-

den die Höfe eines leuchtenden Lichts nicht bemerkt werden können. Wir sehen einen solchen Gegenstand um die Sonne, welche von einer Wasserfläche ins Auge fällt.

94. Genau beobachtet ist ein solcher Hof an seinem Rande mit einem gelben Saume eingefaßt. Aber auch dies ist ja nur eine physische Wirkung nach nicht genug, sondern sie scheint sich in unerklärlichen Kreisen weiter fort zu bewegen.

95. Es giebt viele Fälle, die auf eine kreisartige Wirkung der Retina deuten, es sey nun, daß sie durch die runde Form des Auges selbst und seiner verschiedenen Theile, oder sonst hervorgebracht werde.

96. Wenn man das Auge von dem innern Augenwinkel bis zur Nase ein wenig drückt, so entstehen dunklere oder hellere Kreise. Man kann bei Nachtzeit manchmal auch einen Druck eine Succession solcher Kreise gewahr werden, von denen sich einer aus dem andern entwickelt, einer dem andern nachfolgen wird.

97. Wir haben schon einen gelben Rand um den von einem mit gelbem Licht erleuchteten weißen Raum gesehen. Dies wäre eine Art von objectivem Hof (86).

98. Die subjectiven Höfe können wir uns als den Conflict des Lichtes mit einem lebendigen Raume denken. Aus dem Conflict des Bewegenden mit dem Bewegten muß die entgegengesetzte Bewegung, Man kann die Glas-Kugel von den Augen im Wasser betrachten. Der hineingeworfene Stein treibt das Wasser nach allen Seiten, die Wirkung erreicht eine höchste Stufe, sie klingt ab und gelangt, im Gegensatz, zur Ruhe. Die Wirkung geht fort, entwickelt sich neu und so mehrmalen sich die Kreise. Gewöhnt man sich der excentrischen Ringe, die in einem mit Wasser gefüllten Trinkglase entstehen, wenn man versucht, einen Ton durch Reiben des Randes hervorzubringen; gelenkt man die intermittirenden Schwingungen beim Klingen der Gläser; so nahe ist man sich wohl in der Vorstellung beizukommen, was auf der Retina vorgehen mag, wenn sie von einem leuchtenden Gegenstand getroffen wird, nur daß sie als lebendig schon eine gewisse kreisartige Disposition in ihrer Organisation hat.

99. Die um das leuchtende Bild sich zeigende helle Kreisfläche ist gelb mit Roth grenzigt. Darauf folgt ein grünlicher Kreis, der mit einem rothen Rande geschlossen ist. Dies scheint das gewöhnliche Phänomen zu seyn bei einer guten Stufe des leuchtenden Körpers. Die Höfe werden größer, je weiter man sich von dem leuchtenden Bilde entfernt.

100. Die Höfe können aber auch im Auge unendlich klein und vielfach erscheinen, wenn der erste Anstoß klein und mächtig ist. Der Versuch macht sich am besten mit einer auf der Erde liegenden, von der Sonne beschienenen Glasflasche. In diesen Fällen erscheinen die Höfe in bunten Strahlen. Jene farbige Erscheinung, welche die Sonne im Auge macht, indem sie durch Baumblätter dringt, scheint auch hieher zu gehören.

Pathologische Farben.

Anhang.

101. Die physiologischen Farben können wir nunmehr hinreichend, um sie von den pathologischen zu unterscheiden. Wir wissen, welche Erscheinungen dem gesunden Auge zugehören und nöthig sind, damit sich das Organ vollkommen lebendig und thätig erzeige.

102. Die krankhaften Phänomene deuten gleichfalls auf organische und physische Gebrechen, wenn ein beschränktes Uebermaß Wesen von besonderem Gewicht, durch die es gemindert ist, so stört es ins allgemeine Leben hin, immer auf einem gehörigen Wege, und macht uns auf keinen ganzen Gang jene Maximen anschmackig, aus welchen die Welt entsprungen ist und durch welche sie zusammengehalten wird.

103. Wir sprechen hier zu oft von einem sehr merkwürdigen Zustande, in welchem sich die Augen mancher Personen befinden. Jedem ist eine Abweichung von der gewöhnlichen Art die Farben zu sehen angeboren, so gehört er nicht zu den Krankheiten; da er aber regelmäßig ist, öfters vorkommt, sich auf mehrere Familienglieder erstreckt und sich mathematisch nicht heben läßt, so stellen wir ihn billig auf die Gränze.

104. Zu diesen zwei Subjecten, die damit behaftet waren, nicht über zwanzig Jahre alt, beide durch blaugraue Augen, ein scharfes Gesicht in der Nähe und Ferne, bei Tage- und Kerzenlicht, und ihre Art die Farben zu sehen war in der Hauptsache völlig übereinstimmend.

105. Mit uns trafen sie zusammen, daß sie Weiß, Schwarz und Grau nach unserer Weise benennen; Weiß sahen sie heller ohne Beimischung. Der Eine wollte bei Schwarz etwas Bräunliche und bei Grau etwas Röthliches bemerken. Uebrigens schienen sie die Auflösung von Hell und Dunkel sehr zart zu empfinden.

106. Mit uns schienen sie Gelb, Rothgelb und Gelbroth zu sehen; bei dem Letzten sagten sie, sie sähen das Gelbe gleichsam über dem Roth schweben, wie Lasur. Gemischt in der Mitte einer Tuschfläche dicht aufgetragen nannten sie es rein.

107. Nun aber tritt eine auffallende Differenz ein. Man strahlte mit einem gemalten Purpur den Carmin leicht über die weiße Scheibe, sie wurden sie diese entstehende Farbe der Farbe des Himmels vergleichen und solche blau nennen. Jetzt nun thaten sie eine Reise, sie nennen sie diese auch blau, und können bei allen Proben, die man anstellt, das Hellblau nicht von dem Rosenfarb unterscheiden. Sie verwechseln Rosenfarb, Blau und Violett durchaus; nur durch keine Schattirungen des Hellern, Dunklern, Lebhaftern, Schwächern scheinen sich diese Farben für sie von einander abzusondern.

108. Ferner können sie Grün von einem Dunkelorange, besonders aber von einem Rothbraun nicht unterscheiden.

109. Wenn man die Unterhaltung mit ihnen dem Zufall überläßt und sie blos über vorliegende Gegenstände befragt, so geräth man in die größte Verwirrung und fürchtet wahnsinnig zu werden. Mit einiger Methode hingegen kommt man dem Gesetz dieser Gesichtsverirrtheit schon um vieles näher.

110. Sie haben, wie man aus dem Obigen sehen kann, weniger Farben als wir; daher denn die Verwechselung von verschiedenen Farben entsteht. Sie nennen den Himmel rosenfarb und die Rose blau, oder umgekehrt. Nun fragt sich: sehen sie beides blau, oder beides rosenfarb? sehen sie das Grün orange, oder das Orange grün?

111. Diese seltsamen Räthsel scheinen sich zu lösen, wenn man annimmt, daß sie kein Blau, sondern an dessen Statt einen tilurirten Purpur, ein Rosenfarb, ein helles reines Roth sehen. Symbolisch kann man sich diese Lösung einstweilen folgendermaßen vorstellen.

112. Nehmen wir aus unserm Farbenkreise das Blaue heraus, so fehlt uns Blau, Violett und Grün. Das reine Roth verbreitet sich an der Stelle der beiden ersten, und wenn es mit der das Gelbe berührt, bringt es anstatt des Grünen abermals ein Orange hervor.

113. Indem wir uns von dieſer Erklärungsart überzeugt hatten, haben wir dieſe merkwürdige Abweichung vom gewöhnlichen Sehen Akyanoblepſie genannt, und zu beſſerer Einſicht mehrere Figuren gezeichnet und illuminirt, bei deren Erklärung wir künftig das Weitere beizubringen gedenken. Auch findet man kaltblaue Landſchaft, gefärbt nach der Weiſe, wie dieſe Menſchen wahrſcheinlich die Natur ſehen, den Himmel roſenfarb und alles Grüne in Tönen vom Gelben bis zum Braunrothen, ungefähr wie es uns im Herbſt erſcheint.

114. Wir ſprechen nunmehr von krankhaften ſowohl als allen widernatürlichen, außernatürlichen, ſeltenen Affectionen der Retina, wobei ohne äußeres Licht, das Auge zu einer Lichterſcheinung hingeneigt werden kann, und behalten uns vor, des galvaniſchen Lichtes künftig zu erwähnen.

115. Bei einem Schlag aufs Auge ſcheinen Funken umher zu ſprühen. Ferner, wenn man in gewiſſen körperlichen Dispoſitionen, beſonders bei erhitztem Blute und großer Empfindlichkeit, das Auge erſt ſchließt, dann immer ſtärker drückt, ſo kann man ein blendend mannigfaltiges Licht erregen.

116. Operirte Staarkranke, wenn ſie Schmerz und Hitze im Auge haben, ſehen häufig feurige Blicke und Funken, welche zuweilen acht bis vierzehn Tage bleiben, aber doch ſo lange, bis Schmerz und Hitze weicht.

117. Ein Kranker, wenn er Ohrenſchmerz bekam, ſah jedesmal Lichtfunken und Augeln im Auge, ſo lange der Schmerz dauerte.

118. Blutkranke haben oft ſonderbare Erſcheinungen im Auge, bald Feuerfunken, bald Lichtgeſpenſter, bald ſchreckhafte Figuren, die ſie nicht entfernen können. Bald ſehen ſie doppelt.

119. Hypochondriſten ſehen häufig ſchwarze Figuren als Fäden, Haare, Spinnen, Fliegen, Wespen. Dieſe Erſcheinungen zeigen ſich auch bei anfangendem ſchwarzen Staar. Manche ſehen halbdurchſichtige kleine Röhren, wie Flügel von Inſecten, Waſſerblöschen von verſchiedener Größe, welche beim Heben des Augs niederſinken, zuweilen gerade ſo in Verbindung hängen, wie Froſchlaich, und bald als völlige Sphären, bald als Linſen bemerkt werden.

120. Wie dort das Licht ohne äußeres Licht, ſo entſpringen auch dieſe Bilder ohne äußere Bilder. Sie ſind theils vorübergehend, theils lebenslänglich dauernd. Hiebei tritt auch manchmal eine Farbe ein: denn Hypochondriſten ſehen auch häufig gelbrothe ſchmale Bänder im Auge, oft heftiger und häufiger am Morgen, oder bei leerem Magen.

121. Daß der Eindruck irgend eines Bildes im Auge einige Zeit verharre, kennen wir als ein phyſiologiſches Phänomen (23), die allzulange Dauer eines ſolchen Eindrucks hingegen kann als krankhaft angeſehen werden.

122. Je ſchwächer das Auge iſt, deſto länger bleibt das Bild in demſelben. Die Retina ſtellt ſich nicht ſogleich wieder her, und man kann die Wirkung als eine Art von Paralyſe anſehen (28).

123. Von blendenden Bildern iſt es nicht zu verwundern. Wenn man in die Sonne ſieht, ſo kann man das Bild mehrere Tage mit ſich herumtragen. Boyle erzählt einen Fall von zehn Jahren.

124. Das Gleiche findet auch verhältnißmäßig von Bildern, welche nicht blendend ſind, ſtatt. Büſch erzählt an ſich ſelbſt, daß ihm ein Kupferſtich vollkommen mit allen ſeinen Theilen bei ſiebzehn Minuten im Auge geblieben.

125. Mehrere Perſonen, welche zu Krampf und Allzutätigkeit geneigt waren, behielten das Bild eines ſchrotten Gattungs mit weißen Muſcheln viele Minuten lang im Auge und ſahen es wie einen Flor vor allem ſchweben. Nur nach langem Reiben des Auges verlor ſich's.

126. Scherfer bemerkt, daß die Purpurfarbe eines ablängenden ſtarken Lichtintrudis einige Stunden dauern könne.

127. Wie wir durch Druck auf den Augapfel eine Lichterſcheinung auf der Retina hervorbringen können, ſo entſteht bei ſchwachem Druck eine rothe Farbe und wird gleichſam ein ablängendes Licht hervorgebracht.

128. Viele Kranke, wenn ſie erwachen, ſehen alles in der Farbe des Morgenroths, wie durch einen rothen Flor; auch wenn ſie am Abend leſen, und zwiſchenhinein einnicken und wieder aufwachen, pflegt es zu geſchehen. Dieſes bleibt minutenlang und vergeht allenfalls, wenn das Auge etwas gerieben wird. Dabei ſind zuweilen rothe Sterne und Augeln. Dieſes Rothſehen dauert auch wohl eine lange Zeit.

129. Die Luftfahrer, beſonders Zambeccari und ſeine Gefährten, wollen in ihrer höchſten Erhebung den Mond blutroth geſehen haben. Da ſie ſich über die irdiſchen Dünſte emporgeſchwungen hatten, durch welche wir den Mond und die Sonne weiß in einer ſolchen Farbe ſehen: ſo läßt ſich vermuthen, daß dieſe Erſcheinung zu den pathologiſchen Farben gehöre. Es mögen nämlich die Sinne durch den ungewohnten Zuſtand dergeſtalt affectirt ſeyn, daß der ganze Körper und beſonders auch die Retina in eine Art von Unreizbarkeit und Unempfindbarkeit verfällt. Es iſt daher nicht unmöglich, daß der Mond als ein höchſt abgeſtumpftes Licht wirke, und alſo das Gefühl der rothen Farbe hervorbringe. Den Hamburger Luftfahrern erſchien auch die Sonne blutroth.

Wenn die Luftfahrenden zuſammen ſprechen und ſich hören, ſollte nicht auch dieſes der Unreizbarkeit der Nerven eben ſo gut als der Dünne der Luft zugeſchrieben werden können?

130. Die Gegenſtände werden von Kranken auch manchmal vielfärbig geſehen. Boyle erzählt von einer Dame, daß ſie nach einem Sturze, wobei ein Auge gequetſcht worden, die Gegenſtände, beſonders aber die weißen, lebhaft bis zum Unerträglichen ſchimmern geſehen.

131. Die Aerzte nennen Chrupſie, wenn in typhiſchen Krankheiten, beſonders der Augen, die Patienten an den Rändern der Bilder, wo Hell und Dunkel an einander gränzen, farbige Umgebungen zu ſehen verſichern. Wahrſcheinlich entſteht in den Liquoren eine Veränderung, wodurch ihre Achromaſie aufgehoben wird.

132. Beim grauen Staar läßt eine ſtarkgetrübte Kryſtalllinſe den Kranken einen rothen Schein ſehen. In einem ſolchen Falle, der durch Electricität behandelt wurde, veränderte ſich der rothe Schein nach und nach in einen gelben, zuletzt in einen weißen, und der Kranke fing an wieder Gegenſtände gewahr zu werden; woraus man ſchließen konnte, daß der trübe Zuſtand der Linſe ſich nach und nach der Durchſichtigkeit näherte. Dieſe Erſcheinung wird ſich, ſobald wir mit den phyſiſchen Farben nähere Bekanntſchaft gemacht, bequem ableiten laſſen.

133. Kann man nun annehmen, daß ein gelbſichtiger Kranker durch einen wirklichen gelbgefärbten Liquor hindurchſehe; ſo werden wir ſchon in die Abtheilung der chemiſchen Farben verwieſen, und wir ſehen leicht ein, daß wir das Capitel von den pathologiſchen Farben nur dann erſt vollkommen auszuarbeiten können, wenn wir uns mit der Farbenlehre in ihrem ganzen Umfang bekannt gemacht; deßhalb ſey es an dem gegenwärtigen genug, bis wir ſpäter das Angedeutete weiter ausführen können.

134. Nur möchte hier zum Schluſſe noch einiger be-

ſtanten Differenzen das Auge geſchwind zu manchen ſey.

153. Es giebt Maler, welche anſtatt daß ſie die natürliche Farbe irgend bey ſtillem, einfachem Licht, einem warmen oder kalten über das Bild verbreiten, Sie ſpielen auch bey manchen ein Verlangen für gewiſſe Farben, bey andern ein Ungefühl für Harmonie.

154. Endlich iſt noch bemerkenswerth, daß wilde Nationen, ungebildete Menſchen, Kinder ein große Verlangen für lebhafte Farben empfinden, daß Thiere die gewiſſen Farben in Zorn verſetzen, daß gebildete Menſchen in Kleidung und ſonſtiger Umgebung die lebhaften Farben vermeiden und ſie durchgängig von ſich zu entfernen ſuchen.

Zweite Abtheilung.

Phyſiſche Farben.

155. Phyſiſche Farben nennen wir diejenigen, zu deren Hervorbringung gewiſſe materielle Mittel nöthig ſind, welche aber ſelbſt keine Farbe haben, und mehr durchſichtig, theils weiß und durchſcheinend, theils völlig undurchſichtig ſeyn können. Dergleichen Farben werden alſo in unſerm Auge durch ſolche dahin beſtimmte Anſtalt erregt, aber, wenn ſie ſchon auf irgend eine Weiſe außer uns erregt ſind, in unſer Auge zurückwerfen. Ob wir nun ſchon hierbey vorausſetzen, daß von Objecten ein gewiſſes ſey, ſo bleibt doch das Verhältniß ohne, Nachſtehendes mehreres für Anmerkungen.

157. Sie laſſen ſich daher auch beym ſichtbaren Naturforſchen Colores apparentes, fluxi, fugitivi, phantaſtici, falſi, variantes. Zugleich werden ſie ſpectiosi und emphatici, wegen ihrer auffallenden Herrlichkeit, genannt. Sie ſchließen ſich unmittelbar an die phyſiologiſchen an, und ſcheinen nur um einen geringen Grad mehr Realität zu haben. Denn wenn bey jenen vorzüglich das Auge wirkſam war, und wir die Phänomene derſelben nur in uns, nicht aber außer uns darzuſtellen vermochten; ſo tritt nun hier der Fall ein, daß zwar Farben im Auge durch farbloſe Gegenſtände erregt werden, daß wir aber auch eine farbloſe Fläche an die Stelle unſrer Retina ſetzen und auf derſelben die Erſcheinung außer uns gerade werden können; wobey uns jedoch alle Erfahrungen auf das beſtimmteſte überzeugen, daß hier nicht von fertigen, ſondern von werdenden und wechſelnden Farben die Rede ſey.

158. Wir ſehen uns deshalb bey dieſen phyſiſchen Farben durchaus im Stande, einem ſubjectiven Phänomen ein objectives an die Seite zu ſetzen, und öfters, durch die Verbindung beider, mit Glück tiefer in die Natur der Erſcheinung einzudringen.

159. Bey den Erfahrungen alſo, wobey wir die phyſiſchen Farben gewahr werden, wird das Auge nicht für ſich als wirkend, das Licht niemals in unmittelbarem Bezuge auf das Auge betrachtet; ſondern wir richten unſere Aufmerkſamkeit beſonders darauf, wie durch Mittel, und zwar farbloſe Mittel, verſchiedene Bedingungen entſtehen.

160. Das Licht kann auf dreyerley Weiſe unter dieſen Umſtänden bedingt werden. Erſtlich, wenn es von der Oberfläche eines Mittels zurückſtrahlt, da denn die katoptriſchen Verſuche zur Sprache kommen. Zweytens, wenn es an dem Rande eines Mittels durchgeht. Die dabey eintretenden Erſcheinungen wurden ehemals peripteriſche genannt, wir nennen ſie paroptriſche. Drittens, wenn es durch einen durchſcheinenden oder durchſichtigen Körper durchgeht, welches die dioptriſchen Verſuche ſind. Eine vierte Art phyſiſcher Farben haben wir cataptriſche genannt, indem ſich die Erſcheinung, erſte entſtehende Mittheilung (trace), auf einer farbloſen Oberfläche der Körper unter verſchiedenen Bedingungen ſehen läßt.

161. Betrachten wir nun dieſe Arten in Bezug auf die von uns bisher durchgegangenen, nach welchen wir die Farben in phyſiologiſche, phyſiſche und chemiſche Klaſſen betrachten, ſo finden wir, daß die katoptriſchen Farben ſich nahe an die phyſiologiſchen anſchließen, die paroptriſchen ſich ſchon etwas mehr abſondern und gewiſſermaßen ſelbſtſtändig werden, die dioptriſchen ſich ganz eigentlich phyſiſch erweiſen und eine entſchieden objective Seite haben; die cataptriſchen, obgleich in ihren Erſcheinungen noch nur apparent, machen den Uebergang zu den chemiſchen Farben.

162. Wenn wir alſo unſern Vortrag richtig nach Anleitung der Natur fortführen wollen, ſo dürfen wir nur in der jetzt angedeuteten Ordnung auch ferner hin verfahren; will aber ein dialektiſcher Vortheyn es nicht ſcheuet darauf aufmerkſam, daß gerade, wenn die Mode iſt, an einander zu knüpfen, trennte ſolche wohl aus einander zu ſondern, damit erſt gelingt, wenn alle Einzelne vor die Sinne gebracht iſt, eine große Einheit das Beſondere verſchwinde: ſo wollen wir uns gleich zu den dioptriſchen Farben wenden, um den Leſer alſobald in die Mitte der phyſiſchen Farben zu verſetzen, und ihm ihre Eigenſchaften aufmerkſamer zu machen.

II.

Dioptriſche Farben.

163. Man nennt dioptriſche Farben diejenigen, zu deren Entſtehung ein farbloſes Mittel gefordert wird, dergeſtalt daß Licht und Finſterniß durchwirken, entweder aufs Auge, oder auf entgegenſtehende Flächen. Es wird alſo gefordert, daß das Mittel durchſichtig oder wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad durchſcheinend ſey.

164. Nach dieſen Bedingungen theilen wir die dioptriſchen Erſcheinungen in zwey Claſſen, und ſetzen in die erſte diejenigen, welche bey durchſcheinenden trüben Mitteln entſtehen; in die zweite aber ſolche, die ſich alsdann zeigen, wenn das Mittel in dem höchſt möglichen Grade durchſichtig iſt.

X.

Dioptriſche Farben der erſten Claſſe.

165. Der Raum, den wir uns leer denken, hätte durchaus für uns die Eigenſchaft der Durchſichtigkeit. Wenn ſich nun derſelbe dergeſtalt füllt, daß unſer Auge die Ausfüllung nicht gewahr wird; ſo entſteht ein materielles, mehr oder weniger körperliches, durchſichtiges Mittel, das luft- und gasartig, flüſſig oder auch feſt ſeyn kann.

166. Die reine durchſcheinende Trübe leitet ſich aus dem Durchſichtigen her. Sie kann ſich uns alſo auch auf gedachte dreyfache Weiſe darſtellen.

167. Die vollendete Trübe iſt das Weiße, die gleichgültigſte, bellſte, erſte undurchſichtige Raumerfüllung.

148. Das Durchsichtige selbst, empirisch betrachtet, ist schon der erste Grad des Trüben. Die höheren Grade des Trüben bis zum undurchsichtigen Weißen sind unendlich.

149. Auf welcher Stufe wir auch das Trübe vor sich haben, Undurchsichtigkeit selbständig, gewährt es uns, wenn wir es in Verhältniß zum Hellen und Dunklen setzen, einfache und bedeutende Phänomene.

150. Das höchstdurchsichtige Licht, wie das der Sonne, des Phosphors in Lebensluft verbrennend, ist blendend und farblos. So kommt auch das Licht der Fixsterne meistens farblos zu uns. Dieses Licht aber durch ein auch nur wenig trübes Mittel gesehen, erscheint uns gelb. Nimmt die Trübe eines solchen Mittels zu, oder wird seine Tiefe vermehrt, so sehen wir das Licht nach und nach eine gelbrothe Farbe annehmen, die sich endlich bis zum Rubinrothen steigert.

151. Wird hingegen durch ein trübes, von einem darauffallenden Lichte erleuchtetes Mittel die Finsterniß gesehen, so erscheint uns eine blaue Farbe, welche immer heller und blasser wird, je mehr sich die Trübe des Mittels vermehrt, hingegen immer dunkler und satter sich zeigt, je durchsichtiger das Trübe werden kann, ja bei dem mindesten Grad der reinsten Trübe, als das schönste Violett dem Auge fühlbar wird.

152. Wenn diese Wirkung auf die beschriebene Weise in unserm Auge vorgeht und alle subjectiven genannt werden kann; so haben wir uns auch durch objective Erscheinungen von derselben noch mehr zu vergewissern. Denn ein so gemäßigtes und getrübtes Licht wirft auch auf die Gegenstände einen gelben, gelbrothen oder purpurnen Schein; und ob sich gleich die Wirkung der Finsterniß durch das Trübe nicht eben so mächtig äußert, so zeigt sich doch der blaue Himmel in der Camera obscura ganz deutlich auf dem weißen Papier neben jeder andern lasurfarbigen Farbe.

153. Wenn wir die Fälle durchgehen, unter welchen uns dieses wichtige Grundphänomen erscheint, so erwähnen wir billig zuerst der atmosphärischen Farben, deren wissle bisher geordnet werden können.

154. Die Sonne, durch einen gewissen Grad von Dünsten gesehen, zeigt sich mit einer gelblichen Scheibe. Oft ist die Mitte noch blendend gelb, wenn sich die Ränder schon roth zeigen. Beim Heerrauch (wie 1794 auch im Norden der Fall war) und noch mehr bei der Disposition der Atmosphäre, wenn in südlichen Gegenden der Scirocco herrscht, erscheint die Sonne rubinroth mit allen sie im letzten Falle gewöhnlich umgebenden Wolken, die alsdann jene Farbe im Widerschein zurückwerfen.

Morgen- und Abendröthe entsteht aus derselben Ursache. Die Sonne wird durch eine Röthe verkündigt, indem sie durch eine größere Masse von Dünsten zu uns trahlt. Je weiter sie herauf kommt, desto heller und gelber wird der Schein.

155. Wirkt die Finsterniß des unendlichen Raums durch atmosphärische vom Tageslicht erleuchtete Dünste hindurch angesehen, so erscheint die blaue Farbe. Auf hohen Gebirgen sieht man am Tage den Himmel königsblau, weil nur wenig feine Dünste vor dem unendlichen dunklen Raum schweben; sobald man in die Thäler herabsteigt, wird das Blaue heller, bis es endlich, in gewissen Regionen und bei zunehmenden Dünsten, ganz in ein weißblau übergeht.

156. Eben so scheinen uns auch die Berge blau: indem wir sie in einer solchen Ferne erblicken, daß die Localfarben nicht mehr sehen, und kein Licht von ihrer Oberfläche mehr auf unser Auge wirkt; so sehen sie als ein reiner finsterer Gegenstand, der nun durch die dazwischen tretenden trüben Dünste blau erscheint.

157. Auch sprechen wir die Schattentheile näherer Gegenstände für blau an, wenn die Luft mit feinen Dünsten angefüllt ist.

158. Die Eisberge hingegen erscheinen in großer Entfernung noch immer weiß und eher gelblich, weil sie immer noch als hell durch den Dunstkreis auf unser Auge wirken.

159. Die blaue Erscheinung an dem untern Theil des Kerzenlichtes gehört auch hieher. Man halte die Flamme vor einen weißen Grund, und man wird nichts Blaues sehen; welche Farbe hingegen sogleich erscheinen wird, wenn man die Flamme gegen einen schwarzen Grund hält. Dieses Phänomen erscheint am Lebhaftesten bei einem angezündeten Tessel Weingeist. Wir können also den untern Theil der Flamme für einen Dunst ansehen, welcher, obgleich unendlich fein, doch vor der dunklen Fläche sichtbar wird: er ist so fein, daß man bequem durch ihn sehen kann; dahingegen die Spitze der Flamme, welche und die Gegenstände verdeckt, als ein selbstleuchtender Körper anzusehen ist.

160. Uebrigens ist der Rauch gleichfalls als ein trübes Mittel anzusehen, das uns vor einem hellen Grunde gelb oder röthlich, vor einem dunklen aber blau erscheint.

161. Wenden wir uns nun zu den flüssigen Mitteln, so finden wir, daß ein jedes Wasser, auf eine zarte Weise getrübt, denselben Effect hervorbringe.

162. Die Infusion des pariserischen Holzes (der Guilandina Linnaei), welche früher so großes Aufsehen machte, ist nur ein trüber Liquor, der im dunklen hellgrünen Becher blau aussieht, in einem durchsichtigen Glase aber gegen die Sonne gehalten, eine gelbe Erscheinung hervorbringen muß.

163. Einige Tropfen wohlriechender Wasser, eines Weingeistfirnisses, mancher metallischen Solutionen können das Wasser zu solchen Versuchen in allen Graden trübe machen. Seifenspiritus thut fast die beste Wirkung.

164. Der Grund des Meeres erscheint den Tauchern bei hellem Sonnenschein purpurfarb, wobei das Meerwasser als ein trübes und tiefes Mittel wirkt. Die bemerken bei dieser Gelegenheit die Schatten grün, welches die geforderte Farbe ist (78).

165. Unter den festen Mitteln begegnet uns in der Natur zuerst der Opal, dessen Farben wenigstens zum Theil daraus zu erklären sind, daß er eigentlich ein trübes Mittel sey, wodurch bald helle, bald dunkle Untertagen sichtbar werden.

166. Zu allen Versuchen aber ist das Opalglas (vitrum astroides, girasole) der erwünschteste Körper. Es wird auf verschiedene Weise verfertigt und seine Trübe durch Metallkalke hervorgebracht. Auch trübt man das Glas dadurch, daß man gepülverte und calcinirte Knochen mit ihm zusammenschmelzt, weswegen man es auch Beinglas nennt; doch geht dieses gar zu leicht ins Undurchsichtige über.

167. Man kann dieses Glas zu Versuchen auf vielerlei Weise zurichten: denn entweder man macht es nur wenig trüb, da man denn durch mehrere Schichten über einander das Licht vom hellsten Gelb bis zum tiefsten Purpur führen kann; oder man kann auch stark getrübtes Glas in dünnern und stärkern Scheiben anwenden. Auf beide Arten lassen sich die Versuche anstellen; besonders darf man aber, um die hohe blaue Farbe zu sehen, das Glas weder allzutrüb noch allzustark nehmen. Denn da es natürlich ist, daß das Finstere nur schwach durch die Trübe hindurch wirke, so geht die Trübe,

wenn sie zu dicht wird, gar schnell in das Weiße hinüber.

168. Farbenerscheinungen durch die Stellung, an welchen sie sich entwickelt sind, werden einen großen Schein auf die Gegenstände, und eben diese Stellen selbst hervorzubringen, und hier ein treffliches Mittel werde, wenn man ein solches mattes angeraucht es Glas, auf der vorderen Seite durch die Sonne erleuchtet, vor einen dunklen Gegenstand hält, da wir denn einen blaulichen Schein gewahr werden.

170. Mit Pergamentblättern läßt sich in der dunklen Kammer ein auffallender Versuch anstellen. Wenn man vor die Oeffnung des oben von der Sonne beschienenen Fensterladens ein Stück Pergament befestigt, so wird es weißlich erscheinen; fängt man es gewahr hingegen, so erscheint eine gelbliche Farbe, die immer zunimmt und endlich bis ins Rothe übergeht, je mehr man Blätter nach und nach hinzufügt.

171. Einer solchen Wirkung der getrübten Krystallinse beim grauen Staar ist schon gedacht. 151.

172. Sind wir nun auf diesem Wege schon bis zu der Wirkung eines kaum noch durchscheinenden Trüben gelangt; so bedarf es noch wenig, einer wunderbaren Erscheinung augenblicklicher Triebe zu gedenken.

Der Physiker stand angelegentlich vor dem Fenster eines Künstlers, welcher praktisch besonders gut mit der Farbe umzugehen wußte, der mehrere Jahren gemalt hatten. Der schwärzliche Maler stand in einem glänzenden Sammetrocke da, welcher noch mehr als das Gesicht die Augen der Aufsehen auf sich zog und Bewunderung erregte. Indessen hatte das Bild noch und nach durch Nichtertrampf und Staub von seiner ersten Lebhaftigkeit vieles verloren. Man übergab es daher einem Maler, der es reinigen und mit einem neuen Firniß überziehen sollte. Dieser fängt nun sorgfältig an zuerst das Bild mit einem feuchten Schwamm abzuwaschen; kaum aber hat er es ein gemal abgerieben und den stärksten Schmutz wegagewischt, als zu seinem Erstaunen der schwarze Sammtrock sich plötzlich in einen dunklblauen Pelzrock verwandelt, wodurch der geistliche Herr ein sehr weltliches, obgleich altmodisches Ansehen gewinnt. Der Maler getraut sich nicht weiter zu waschen, da ihm nicht, wie ein Hülfsmann zum Grunde des tiefen Schwarzen liegen; noch weniger wie er eine Farbe so schnell könne weggewischt hatte haben, welche ein solches Blau, wie er sie sich sah, in Schwarz zu verwandeln im Stande gewesen wäre.

Genug er fühlte sich sehr betrübt, das Bild auf diese Art verderben zu haben: es war nichts Geistliche mehr daran zu sehen, als nur die steifgelockte, runde Perücke, welche der Anschein eines verschossenen Pelzrocks gegen einen vortrefflichen neuen Sammtrock durchaus unvermeidlich hier. Das Uebel schien indessen unheilbar, und unser guter Künstler lebte mißmuthig das Bild gegen die Wand und legte sich nicht ohne Sorgen zu Bette.

Wie erstaunt aber war er den andern Morgen, als er das Gemälde wieder vornahm und den schwarzen Sammtrock in völligem Glanze wieder erblickt. Er konnte sich nicht enthalten, den Rock an einem Ende abermals zu benetzen, da denn die blaue Farbe wieder erschien, und nach einiger Zeit verschwand.

Als ich Nachricht von diesem Phänomen erhielt, da auch ich mich sogleich zu dem Gemälde. Es ward in meiner Gegenwart mit einem feuchten Schwamme überfahren, und die Veränderung zeigte sich sehr schnell. Ich sah einen ganz roten verschossenen aber völlig hellblauen Pelzrock, auf welchem an dem Aermel einige braune Streife die Falten andeuten.

Ich erklärte mir dieses Phänomen aus der Lehre von den trüben Mitteln. Der Künstler mochte seine schon gemalte schwarze Farbe, um sie recht tief zu machen, mit einem besondern Firniß lasiren, welcher beim Waschen einige Feuchtigkeit in sich sog und dadurch trübe ward, wodurch das unterliegende Schwarz sogleich als Blau erschien. Vielleicht kommen dergleichen, welche viel mit Firnissen umgehen, durch Zufall oder Nachdenken, auf den Weg, diese seltsame Erscheinung, den Freunden der Naturforschung, als Experiment darzustellen. Mir hat es noch manchmal Freude nicht gelingen wollen.

173. Haben wir nun die sinnlichen Fälle atmosphärischer Erscheinungen, so wie andre geringere, aber doch immer genugsam bekannte, aus der Hauptanführung mit trüben Mitteln hergeleitet; so zweifeln wir nicht, daß aufmerksame Naturfreunde immer weiter gehen und sich üben werden, die im Leben mannigfaltig vorkommenden Erscheinungen auf eben diesem Wege abzuleiten und zu erklären; so wie wir hoffen können, daß die Naturforscher sich nach einem hinlänglichen Apparat umsehen werden, um so bedeutende Erfahrungen dem Mitbegierigen vor Augen zu bringen.

174. Ja wir möchten hier im Allgemeinen ausgesprochene Haupterscheinung ein Grund- und Urphänomen nennen, und es sei uns erlaubt, hier, was wir darunter verstehen, sogleich beizubringen.

175. Das was wir in der Erfahrung gewahr werden, sind meistens nur Fälle, welche sich mit einiger Aufmerksamkeit unter allgemeine empirische Rubriken bringen lassen. Diese fodertinieren sich abermals unter wissenschaftliche Rubriken, welche weiter hinausdeuten, wobei aus gewisse unerläßliche Bedingungen des Erscheinenden näher bekannt werden. Wen nun an fügt sich alles nach und nach unter höhere Regeln und Gesetze, die sich aber nicht durch Worte und Hypothesen dem Verstande, sondern gleichfalls durch Phänomene dem Anschauen offenbaren. Wir nennen sie Urphänomene, weil nichts in der Erscheinung über ihnen liegt, sie aber dagegen völlig geeignet sind, daß man stufenweise, wie wir vorhin hinaufgestiegen, von ihnen herab bis zu dem gemeinsten Falle der täglichen Erfahrung niedersteigen kann. Ein solches Urphänomen ist dasjenige, das wir bisher dargestellt haben. Wir sehen auf der einen Seite das Licht, das Helle, auf der andern die Finsterniß, das Dunkle, wir bringen die Trübe zwischen beide, und aus diesen Gegensätzen, mit Hülfe gedachter Vermittlung, entwickeln sich, gleichfalls in einem Gegensatz, die Farben, beiden aber alsbald, durch einen Wechselbezug, unmittelbar auf ein Gemeinsames wieder zurück.

176. In diesem Sinne halten wir den in der Naturforschung begangenen Fehler für sehr groß, daß man ein abgeleitetes Phänomen an die obere Stelle, das Urphänomen an die niedere Stelle setzte, ja sogar das abgeleitete Phänomen wieder auf den Kopf stellte, und an ihm das Zusammengesetzte für ein Einfaches, das Einfache für ein Zusammengesetztes setzten ließ, durch welches Hinterstzuvorderst die wunderlichen Verwicklungen und Bearrungen in der Naturlehre geklommen sind, an welchen sie noch leidet.

177. Wäre dem aber auch ein solches Urphänomen gefunden, so bleibt immer noch das Uebel, daß man es nicht als ein solches anerkennen will, daß wir hinter ihm und über ihm noch etwas Weiteres aufsuchen, da

mit doch hier die Gränze des Schauens eingeſtehen ſollten. Der Naturforſcher laſſe die Urphänomene in ihrer ewigen Ruhe und Herrlichkeit daſtehen, der Philoſoph nehme ſie in ſeine Region auf, und er wird finden, daß ihm nicht in einzelnen Fällen, allgemeinen Rubriken, Meinungen und Hypotheſen, ſondern im Grund- und Urphänomen ein würdiger Stoff zu weiterer Behandlung und Bearbeitung überliefert werde.

XI.

Dioptriſche Farben der zweiten Claſſe.

Refraction.

178. Die dioptriſchen Farben der beiden Claſſen ſchließen ſich genau an einander an, wie ſich bei einiger Betrachtung ſogleich finden läßt. Die der erſten Claſſe erſcheinen in dem Felde der trüben Mittel, die der zweiten ſollen uns nun in durchſichtigen Mitteln erſcheinen. Da aber jedes empiriſch Durchſichtige an ſich ſchon als trüb angeſehen werden kann, wie uns jede vermehrte Maſſe eines durchſichtig genannten Mittels zeigt; ſo iſt die nahe Verwandtſchaft beider Arten genugſam einleuchtend.

179. Doch wir abſtrahiren vorerſt, indem wir uns zu den durchſichtigen Mitteln wenden, von aller trüben einigermaßen beiwohnenden Trübe, und richten unſere ganze Aufmerkſamkeit auf das hier eintretende Phänomen, das unter dem Kunſtnamen der Refraction bekannt iſt.

180. Wir haben ſchon bei Gelegenheit der phyſiologiſchen Farben dasjenige, was man ſonſt Augentäuſchungen zu nennen pflegte, als Thätigkeiten des geſunden und richtig wirkenden Auges gerettet (2) und wir kommen hier abermals in den Fall, zu Ehren unſerer Sinne und zu Beſtätigung ihrer Zuverläſſigkeit einiges auszuführen.

181. In der ganzen ſinnlichen Welt kommt alles überhaupt auf das Verhältniß der Gegenſtände untereinander an, vorzüglich aber auf das Verhältniß des bedeutendſten irdiſchen Gegenſtandes, des Menſchen, zu den übrigen. Hierdurch trennt ſich die Welt in zwei Theile, und der Menſch ſtellt ſich als ein Subject dem Object entgegen. Hier iſt es, wo ſich der Praktiker in der Erfahrung, der Denker in der Speculation abmüht und einen Kampf zu beſtehen aufgefordert iſt, der durch keinen Frieden und durch keine Entſcheidung geſchloſſen werden kann.

182. Immer bleibt es aber auch hier die Hauptſache, daß die Beziehungen waterhaft eingeſehen werden. Da nun unſre Sinne, in ſo fern ſie geſund ſind, die äußern Beziehungen am wahrhafteſten ausſprechen; ſo können wir uns übergugen, daß ſie überall, wo ſie dem Wirklichen zu widerſprechen ſcheinen, das wahre Verhältniß deſto ſicher bezeichnen. So erſcheint uns das Entfernte kleiner, und eben dadurch werden wir die Entfernung gewahr. In farbloſen Gegenſtänden brachten wir durch farbloſe Mittel farbige Erſcheinungen hervor, und wurden zugleich auf die Grade des Trüben ſolcher Mittel aufmerkſam.

183. Eben ſo werden unſerm Auge die verſchiedenen Grade der Dichtigkeit durchſichtiger Mittel, ja ſogar noch andre phyſiſche und chemiſche Eigenſchaften derſelben, bei Gelegenheit der Refraction, bekannt, und fordern uns auf, andre Prüfungen anzuſtellen, um in die von einer Seite ſchon eröffneten Geheimniſſe auf phyſiſchem und chemiſchem Wege völlig einzudringen.

184. Gegenſtände durch mehr oder weniger dichte Mittel geſehen, erſcheinen uns nicht an der Stelle, an der ſie ſich, nach den Geſetzen der Perſpective, befinden ſollten. Hierauf beruhen die dioptriſchen Erſcheinungen der zweiten Claſſe.

185. Diejenigen Geſetze des Sehens, welche ſich durch mathematiſche Formeln ausdrücken laſſen, haben zum Grunde, daß, ſo wie das Licht ſich in gerader Linie bewegt, auch eine gerade Linie zwiſchen dem ſehenden Organ und dem geſehenen Gegenſtand müſſe zu ziehen ſein. Kommt alſo der Fall, daß das Licht zu uns in einer gebrochenen oder gebrochenen Linie gelangt, daß wir die Gegenſtände in einer gebrochenen Linie ſehen, ſo werden wir alsbald erinnert, daß die dazwiſchen liegenden Mittel ſich verändert, daß ſie dieſe oder jene fremde Natur angenommen haben.

186. Dieſe Abweichung vom Geſetz des geradlinigen Sehens wird im Allgemeinen die Refraction genannt, und ob wir gleich vorausſehen können, daß unſere Leſer damit bekannt ſind; ſo wollen wir ſie doch kürzlich von ihrer objectiven und ſubjectiven Seite hier nochmals darſtellen.

187. Man laſſe in ein leeres kubiſches Gefäß das Sonnenlicht ſchräg in der Diagonale hineinſcheinen, hergeſtalt daß nur die dem Licht entgegengeſetzte Wand, nicht aber der Boden erleuchtet ſey; man gieße ſodann Waſſer in dieſes Gefäß und der Bezug des Lichtes zu demſelben wird ſogleich verändert ſeyn. Das Licht prallt ſich gegen die Seite, wo es herkommt, zurück, und ein Theil des Bodens wird gleichfalls erleuchtet. An dem Punkte, wo nunmehr das Licht in das dichtere Mittel tritt, weicht es von ſeiner geradlinigen Richtung ab und ſcheint gebrochen, bewegen man auch dieſes Phänomen die Brechung genannt hat. So viel von dem objectiven Verſuche.

188. Zu der ſubjectiven Erfahrung gelangen wir aber folgendermaßen. Man ſetze das Auge an die Stelle der Sonne; das Auge ſchaue gleichfalls in der Diagonale über die eine Wand, ſo daß es hier ihm entgegenſtehende jenſeitige innre Wand-Fläche vollkommen, nichts aber vom Boden ſehen könne. Man gieße Waſſer in das Gefäß und das Auge wird nun einen Theil des Bodens gleichfalls erblicken, und zwar geſchieht es auf eine Weiſe, daß wir glauben, wir ſehen noch immer in gerader Linie: denn der Boden ſcheint uns heraufgehoben, daher wir das ſubjective Phänomen mit dem Namen der Hebung bezeichnen. Einiges, was noch beſonders merkwürdig hiebei iſt, wird künftig vorgetragen werden.

189. Sprechen wir dieſes Phänomen nunmehr im Allgemeinen aus, ſo können wir, was wir oben angedeutet, hier wiederholen: daß nämlich der Bezug der Gegenſtände verändert, verrückt werde.

190. Da wir aber bei unſerer gegenwärtigen Darſtellung die objectiven Erſcheinungen von den ſubjectiven zu trennen gewarnt ſind, ſo ſprechen wir das Phänomen vorerſt ſubjectiv aus, und ſagen: es zeigt ſich eine Verrückung des Bezugs, oder des zu Sehenden.

191. Es kann nun aber das unbegränzt Geſehene verrückt werden, ohne daß uns die Wirkung bemerklich wird. Verrückt ſich hingegen das begränzt Geſehene, ſo haben wir Merkzeichen, daß eine Verrückung geſchieht. Wollen wir uns alſo von einer ſolchen Veränderung des Bezugs unterrichten, ſo werden wir uns vorzüglich an die Verrückung des begränzt Geſehenen, an die Verrückung des Bildes zu halten haben.

192. Dieſe Wirkung überhaupt kann aber geſchehen

durch parallele Mittel, denn jedes parallele Mittel verrückt den Gegenstand und bringt ihn sogar im Perpendikel dem Auge entgegen. Merklicher aber wird dieses Verrücken durch nicht parallele Mittel.

193. Diese können eine völlig sphärische Gestalt haben, auch als convexe, oder als concave Linsen angewendet werden. Wir bedienen uns derselben gleichfalls bei unsern Erfahrungen. Will sie aber nicht allein das Bild von der Stelle verrücken, sondern dasselbe auch auf mancherlei Weise verbindern, so gebrauchen wir lieber solche Mittel, deren Flächen zwar nicht parallel gegen einander, aber doch sämmtlich eben sind, nämlich Prismen, die einen Triangel zur Basis haben, die man zwar auch als Theile einer Linse betrachten kann, die aber zu unsern Erfahrungen beinahe besonders tauglich sind, weil sie das Bild sehr stark von der Stelle verrücken, ohne jedoch an seiner Gestalt eine bedeutende Veränderung hervorzubringen.

194. Nunmehr, um unsre Erfahrungen mit möglichster Genauigkeit anzustellen und alle Verwechslung abzuhalten, halten wir uns genau an

Subjective Versuche,

bei welchen nämlich der Gegenstand durch ein dreifaches Mittel von dem Beobachter gesehen wird. Sobald wir diese der Reihe nach abgehandelt, sollen die objectiven Versuche in gleicher Ordnung folgen.

XII.

Refraction ohne Farbenerscheinung.

195. Die Refraction kann ihre Wirkung äußern, ohne daß man eine Farbenerscheinung gewahr werde. So sehr auch durch Refraction das umgebende Gesicht, eine farblose oder einfach gefärbte Fläche verrückt werde, so entsteht innerhalb derselben doch keine Farbe. Man kann sich hievon auf mancherlei Weise überzeugen.

196. Man sehe einen glänzenden Gegenstand auf irgend eine Fläche und schaue im Prisma hinein oder im Winkel darauf; so wird die reine Fläche dem Auge völlig entgegengehoben, aber es zeigt sich keine Farbe. Wenn man durchs Prisma einen rein grauen oder blauen Himmel, eine rein weiße oder farbige Wand betrachtet, so wird der Theil der Fläche, den wir eben ins Auge gefaßt haben, völlig von seiner Stelle gerückt sehn, ohne daß mit deshalb die mindeste Farbenerscheinung darauf bemerken.

XIII.

Bedingungen der Farbenerscheinung.

197. Haben wir bei den vorigen Versuchen und Beobachtungen alle reinen Flächen, groß oder klein, farblos gefunden, so bemerken wir an den Rändern, da wo sich eine solche Fläche gegen einen hellern oder dunklern Gegenstand abschneidet, eine farbige Erscheinung.

198. Durch Verbindung von Rand und Fläche entstehen Bilder. Wir sprechen daher die Haupterfahrung dergestalt aus: es müssen Bilder verrückt werden, wenn eine Farbenerscheinung sich zeigen soll.

199. Wir nehmen das einfachste Bild vor uns, ein helles Rund auf dunklem Grunde A. In diesem findet eine Verrückung statt, wenn wir seine Ränder von dem Mittelpunkte aus scheinbar nach außen drängen, indem wir es vergrößern. Dieses geschieht durch jedes convexe Glas, und wir erblicken in diesem Falle einen blauen Rand B.

200. Den Umkreis eben desselben Bildes können wir nach dem Mittelpunkte zu scheinbar hineinbewegen, indem wir das Rund zusammenziehen, da alsdann die Ränder gleichfalls verrückt erscheinen C. Dieses geschieht durch ein concaves Glas, das aber nicht, wie die gewöhnlichen Lorgnetten, dünn geschliffen sein darf, sondern einige Masse haben muß. Damit man aber diesen Versuch auf einmal mit dem convexen Glase machen könne, so bringe man in das helle Rund auf schwarzem Grunde eine kleinere schwarze Scheibe. Dem vergrößert man durch ein convexes Glas die schwarze Scheibe auf weißem Grund, so geschieht dieselbe Operation, als wenn man ein weißes Rund zusammenzieht: denn wir sehen das schwarze Rund auch dem weißen zu, und wir erblicken alle den gelblichen Farbenrand zugleich mit dem blauen D.

201. Diese beiden Erscheinungen, die blaue und gelbe, zeigen sich an und über dem Bilde. Sie nehmen, indem sie über das Schwarze reichen, einen rothlichen Schein an.

202. Als hiermit sind die Grundphänomene aller Farbenerscheinung bei Gelegenheit der Refraction ausgesprochen, welche dann freilich auf mancherlei Weise modificirt, variirt, erhöht, verringert, verbunden, verwirkelt, verwirrt, gezogen aber immer wieder auf ihre ursprüngliche Einfalt zurückgeführt werden können.

203. Untersuchen wir nun die Operation, welche wir vorgenommen, so finden wir, daß wir in dem einen Falle den hellen Rand gegen die dunkle, in dem andern den dunklen Rand gegen die helle Fläche scheinbar geführt, eine durch das andre verdrängt, eine über das andre gewaltsam eben haben. Wir wollen nunmehr sämmtliche Erfahrungen schematisch zu entwickeln suchen.

204. Rückt man die hell-Scheibe, wie es bisherigen durch Prismen geschehen kann, im Gange von ihrer Stelle: so wird sie in der Richtung abgeführt, in der sie scheinbar bewegt wird, und zwar nach jenen Gesetzen. Man betrachte durch ein Prisma die in a befindliche Scheibe dergestalt, daß sie nach b verrückt erscheine, so wird der obere Rand, nach dem G sich der Figur B, blau und blauroth erscheinen, der untere, nach dem Gesetz der Scheibe C, gelb und gelbroth. Denn im ersten Fall wird das helle Bild in den dunklen Rand hinüber, und in dem andern der dunkle Rand über das helle Bild gleichsam hineingeführt. Ein gleiches tritt, wenn man die Scheibe von a nach c, von a nach d, und so im ganzen Kreise scheinbar herumführt.

205. Wie sich nun die einfache Wirkung verhält, so verhält sich auch die zusammengesetzte. Man sehe durch das horizontale Prisma a b nach einer hinter dasselbe in einiger Entfernung befindlichen weißen Scheibe, i e; so wird die Scheibe nach f erhoben und nach dem obigen Gesetz gefärbt sein. Man sehe durch Prisma m q und schaue durch ein vertikales c d nach eben dem Bilde, so wird es in h erscheinen, und nach eben bemerkten Gesetze gefärbt. Man bringe nun beide Prismen über einander, so erscheint die Scheibe, nach einem allgemeinen Naturgesetz, in der Diagonale verrückt und gefärbt, wie es die Richtung e g mit sich bringt.

206. Gehen wir auf diese entgegengesetzten Farbenränder der Scheibe recht Acht, so finden wir die so nur in der Richtung einer schiefen Bewegung entstehen. Ein rundes Bild läßt uns über dieses Verhältniß einigermaßen ungewiß, ein viereckiges dagegen belehrt uns klar ich darüber.

207. Das verrückte Bild a, in der Richtung a b oder a d verrückt, zeigt uns an den Seiten, die mit der Richtung parallel gehen, keine Farben; in der Richtung a e

hingegen, da sich das Quadrat in seiner eignen Diagonale bewegt, erscheinen alle Gränzen des Bildes gefärbt.

208. Hier bestätigt sich also jener Ausspruch (205 f.), ein Bild müsse dergestalt verrückt werden, daß seine helle Gränze über die dunkle, die dunkle Gränze aber über die helle, das Bild über seine Begränzung, die Begränzung über das Bild scheinbar hingeführt werde. Bewegen sich aber die geradlinigen Gränzen eines Bildes durch Refraction immerfort, daß sie nur neben einander, nicht aber über einander ihren Weg zurücklegen; so entstehen keine Farben, und wenn sie auch bis ins Unendliche fortgesetzt würden.

XIV.

Bedingungen unter welchen die Farbenerscheinung zunimmt.

209. Wir haben in dem Vorigen gesehen, daß alle Farbenerscheinung bei Gelegenheit der Refraction darauf beruht, daß der Rand eines Bildes gegen das Bild selbst oder über den Grund gerückt, daß das Bild gleichsam über sich selbst oder über den Grund hingeführt werde. Nun zeigt sich auch, bei vermehrter Verrückung des Bildes, die Farbenerscheinung in einem breitern Maße, und zwar bei sattsamen Versuchen, bei denen wir immer noch verweilen, unter folgenden Bedingungen.

210. Erstlich, wenn das Auge gegen parallele Mittel eine schiefere Richtung annimmt.

Zweitens, wenn das Mittel aufhört, parallel zu seyn, und einen mehr oder weniger spitzen Winkel bildet.

Drittens, durch das verstärkte Maß des Mittels; es sey nun, daß parallele Mittel am Volumen zunehmen, oder die Grade des spitzen Winkels verstärkt werden, doch so, daß sie keinen rechten Winkel erreichen.

Viertens, durch Entfernung des mit brechenden Mitteln bewaffneten Auges von dem zu verrückenden Bilde.

Fünftens, durch eine chemische Eigenschaft, welche dem Glase mitgetheilt, auch in demselben erhöht werden kann.

211. Die größte Verrückung des Bildes, ohne daß dessen Gestalt bedeutend verändert werde, bringen wir durch Prismen hervor, und dies ist die Ursache, warum durch so gestaltete Gläser die Farbenerscheinung höchst mächtig werden kann. Wir wollen uns jedoch bei dem Gebrauch derselben von jenen glänzenden Erscheinungen nicht blenden lassen, vielmehr die oben festgesetzten einfachen Anfänge ruhig im Sinne behalten.

212. Diejenige Farbe, welche bei Verrückung eines Bildes vorausgeht, ist immer die breitere, und wir nennen sie einen Saum; diejenige Farbe, welche an der Gränze zurückbleibt, ist die schmälere, und wir nennen sie einen Rand.

213. Bewegen wir eine dunkle Gränze gegen das Helle, so geht der gelbe breitere Saum voran, und der schmälere gelbrothe Rand folgt mit der Gränze. Rücken wir eine helle Gränze gegen das Dunkle, so geht der breitere violette Saum voraus und der schmälere blaue Rand folgt.

214. Ist das Bild groß, so bleibt dessen Mitte ungefärbt. Sie ist als eine unbegränzte Fläche anzusehen, die verrückt, aber nicht verändert wird. Ist es aber so schmal, daß unter obgedachten vier Bedingungen der gelbe Saum den blauen Rand erreichen kann, so wird die Mitte völlig durch Farben zugedeckt. Man mache diesen Versuch mit einem weißen Streifen auf schwarzem Grunde; über einem solchen werden sich die beiden Extreme bald vereinigen und das Grün erzeugen. Man erblickt alsdann folgende Reihe von Farben:

Gelbroth
Gelb
Grün
Blau
Blauroth.

213. Bringt man auf weiß Papier einen schwarzen Streifen, so wird sich der violette Saum darüber hinbreiten, und den gelbrothen Rand erreichen. Hier wird das dazwischen liegende Schwarz, so wie vorher das dazwischen liegende Weiß aufgehoben, und an seiner Stelle ein prächtig reines Roth erscheinen, das wir oft mit dem Namen Purpur bezeichnet haben. Nunmehr ist die Farbenfolge nachstehende:

Blau
Blauroth
Purpur
Gelbroth
Gelb.

216. Nach und nach können in dem ersten Falle (214) Gelb und Blau dergestalt über einander greifen, daß diese beiden Farben sich völlig zu Grün verbinden, und das farbige Bild folgendermaßen erscheint:

Gelbroth
Grün
Blauroth.

Im zweiten Falle (215) sieht man unter ähnlichen Umständen nur:

Blau
Purpur
Gelb.

Welche Erscheinung am schönsten sich an Fensterstäben zeigt, die einen grauen Himmel zum Hintergrunde haben.

217. Bei allem diesem lassen wir niemals aus dem Sinne, daß diese Erscheinung nie als eine fertige, vollendete, sondern immer als eine werdende, zunehmende, und in manchem Sinn bestimmbare Erscheinung anzusehen sey. Deswegen sie auch bei Negation obiger fünf Bedingungen (210) wieder nach und nach abnimmt, und zuletzt völlig verschwindet.

XV.

Ableitung der angezeigten Phänomene.

218. Ehe wir nun weiter gehen, haben wir die erstgedachten ziemlich einfachen Phänomene aus dem Vorhergehenden abzuleiten, oder wenn man will, zu erklären, damit eine deutliche Einsicht in die folgenden mehr zusammengesetzten Erscheinungen dem Liebhaber der Natur werden könne.

219. Vor allen Dingen erinnern wir uns, daß wir im Reiche der Bilder wandeln. Beim Sehen überhaupt ist das begränzt Gesehene immer das, worauf wir vorzüglich merken; und in dem gegenwärtigen Fall, da wir von Farbenerscheinung bei Gelegenheit der Refraction sprechen, kommt nur das begränzt Gesehene, kommt nur das Bild in Betrachtung.

220. Wir können aber die Bilder überhaupt zu unsern chromatischen Darstellungen in primäre und secundäre Bilder eintheilen. Die Ausdrücke selbst bezeichnen, was wir darunter verstehen, und nachfolgends wird unsern Sinn noch deutlicher machen.

221. Man kann die primären Bilder ansehen, erstlich als ursprüngliche, als Bilder, die von dem anwesenden Gegenstande in unserm Auge erregt werden,

und die uns von seinem wirklichen Daseyn versichern. Diesen kann man die secundären Bilder entgegensetzen, die abgeleitetste Bilder, die, wenn der Gegenstand weggenommen ist, im Auge zurückbleiben, jene Scheinund Gespenstbilder, welche wir in der Lehre von pathologischen Farben umständlich abgehandelt haben.

222. Man kann die primären Bilder gewissen auch als directe Bilder ansehen, welche wie jene ursprünglichen unmittelbar von dem Gegenstande in unserm Auge gelangen. Diese kann man die secundären, als indirecte Bilder entgegensetzen, welche erst von einer geschehenen Fläche aus der nächsten Hand uns überliefert werden. Es sind hieher die katoptrischen Bilder, welche auch in gewissen Fällen zu Doppelbildern werden können.

223. Wenn nämlich der spiegelnde Körper durchsichtig ist und zwei hinter einander liegende parallele Flächen hat, so kann von jeder Fläche ein Bild ins Auge kommen, und so entsteht hier Doppelbilder, in sofern das eine Bild das andere nicht ganz deckt, welches auf mehr als Eine Weise der Fall ist.

Man halte eine Spielkarte nahe vor einen Spiegel. Man wird alsdann zuerst das starke lebhafte Bild der Karte erscheinen sehen; allein den Rand des ganzen scheint als etwas einzelnes darauf befindliches Bild es mit einem Saume verbindet, welcher der Farbe des ganzen Bildes ist. Diese Wirkung ist bei verschiedenen Spiegeln, nach Verschiedenheit der Stärke des Glases und nach vervollkommneter Zubereitungsart beim Schleifen, abgestuft verschieden. Tritt man mit einer weißen Weste auf schwarzen Untergründen vor manchen Spiegel, so erscheint der Saum sehr stark, indem man auch sehr deutlich die Doppelbilder der Metallknöpfe auf dunklem Tuche erkennen kann.

224. Wer sich mit andern, von uns früher angestellten Versuchen (80. ff.) schon bekannt gemacht hat, der wird sich auch hier sehr gut finden. Die Fensterstäbe von Glastafeln zurückgeworfen zeigen sich doppelt und lassen sich, bei mehrerer Stärke der Tafel und vergrößertem Zurückwerfungswinkel gegen das Auge, völlig trennen. So zeigt auch ein Gefäß voll Wasser mit flachem spiegelndem Boden die ihm vorgehaltenen Gegenstände doppelt, und nach Verhältniß mehr oder weniger von einander getrennt; wobei zu bemerken ist, daß da, wo beide Bilder einander decken, eigentlich das vollkommen lebhafte Bild entsteht, wo es aber auseinander tritt und doppelt wird, sich nun mehr schwache, durchscheinende und gespenstartige Bilder zeigen.

225. Will man wissen, welches das untere und welches das obere Bild sey, so nehme man gefärbte Mittel, da denn ein heller Strich, das von der untern Fläche zurückgeworfen wird, die Farbe des Mittels, das aber von der obern zurückgeworfen wird, die gesteigerte Farbe hat. Umgekehrt ist es mit dunklen Bildern; wovon man auch über schwarze und weiße Tafeln sehr wohl unterhalten kann. Wie leicht die Doppelbilder sich Farbe mittheilen lassen, Farbe hervorrufen, wird auch hier wieder auffallend seyn.

226. Drittens kann man die primären Bilder auch als Hauptbilder ansehen und ihnen die secundären als Nebenbilder gleichsam anfügen. Ein solches Nebenbild ist eine Art von Doppelbild, nur daß es sich von dem Hauptbilde nicht trennen läßt, ob es sich gleich immer von demselben zu entfernen strebt. Von solchen ist nun bei den prismatischen Erscheinungen die Rede.

227. Das unbegrenzt durch Refraction Gesehene ist keine Farbenerscheinung (195.). Das Gesehene muß begrenzt seyn. Es wird daher ein Bild gefordert; dieses Bild wird durch Refraction verrückt, aber nicht vollkommen, nicht rein, nicht scharf verrückt, sondern unvollkommen, dergestalt, daß ein Nebenbild entsteht.

228. Bei einer jeden Erscheinung der Natur, besonders aber bei einer bedeutenden, auffallenden, muß man nicht stehen bleiben, man muß sich nicht an sie heften, nicht an sie kleben, sie nicht isolirt betrachten; sondern in der ganzen Natur umsehen, wo sich etwas Aehnliches, etwas Verwandtes zeigt: denn nur durch Zusammenstellung des Verwandten entsteht nach und nach eine Totalität, die sich selbst ausspricht und keiner weitern Erklärung bedarf.

229. Wir erinnern uns also hier, daß bei gewissen Fällen Refraction unläugbare Doppelbilder hervorbringt, wie es bei dem sogenannten Isländischen Krystall der Fall ist. Derselben Doppelbilder entstehen aber auch bei Refraction durch große Bergkrystalle und durch; Prismata, die noch nicht genugsam beobachtet sind.

230. Da nun aber in gedachtem Falle (227) nicht von Doppel-, sondern von Nebenbildern die Rede ist; so denken wir einer nun uns schon bekannten, aber noch nicht vollkommen ausgesprochenen Erscheinung. Man erinnert sich jener frühern Erfahrung, daß ein helles Bild mit einem dunklen Grunde, ein dunkles mit einem hellen Grunde schon in Absicht auf unser Retina in einer Art von Conflict stehe (16.). Das Helle erscheint in diesem Falle größer, das Dunkle kleiner.

231. Bei genauer Beobachtung dieses Phänomens läßt sich bemerken, daß die Bilder nicht scharf vom Grunde abgeschnitten, sondern mit einer Art von gemäßigtem, gefärbtem Rande, mit einem Nebenbild erscheinen. Bringen nun Bilder schon in dem nackten Auge solche Wirkungen hervor, was wird erst geschehen, wenn ein dichtes Mittel dazu kommt. Nicht das allein, was uns im höchsten Sinne lebendig erscheint, übt Wirkungen aus und erleidet sie; sondern auch alles, was nur irgend einen Bezug auf einander hat, ist wirksam auf einander und zwar oft in sehr hohem Maße.

232. Es entsteht alle, wenn die Refraction auf ein Bild wirkt, an dem Hauptbilde ein Nebenbild, und zwar scheint es, daß das wahre Bild einigermaßen zurückbleibe und sich dem Verrücken gleichsam widersetze. Ein Nebenbild aber in der Richtung, wie das Bild durch Refraction über sich selbst und über den Grund hin bewegt wird, eilt vor und zwar schmäler oder breiter, wie oben schon aufgeführt worden (212 — 216).

233. Auch haben wir bemerkt (224), daß Doppelbilder als haltbare Bilder, als eine Art von durchsichtigem Gespenst erscheinen, so wie sich die Doppelschatten jedesmal als Halbschatten zeigen müssen. Diese nehmen die Farbe leicht an und bringen sie schnell hervor (69). Jene gleichfalls (30). Und eben der Fall tritt auch bei den Nebenbildern ein, welche zwar von dem Hauptbilde nicht ab, aber auch als haltbare Bilder zum denselben hervortreten, und daher so schnell, so leicht und so energisch gefärbt erscheinen können.

234. Das nun die prismatische Farbenerscheinung ein Nebenbild sey, davon kann man sich auf mehr als Eine Weise überzeugen. Es entsteht genau nach der Form des Hauptbildes. Dieses sey nun gerade oder im Bogen begränzt, gezackt oder wellenförmig, durchaus hält sich das Nebenbild genau an den Umriß des Hauptbildes.

235. Aber nicht allein die Form des wahren Bildes, sondern auch andere Bestimmungen desselben theilen sich dem Nebenbilde mit. Scheidet sich das Hauptbild scharf vom Grunde ab, wie Weiß auf Schwarz, so erscheint das farbige Nebenbild gleichfalls in seiner höchsten Energie. Es ist lebhaft, deutlich und gewaltig. Am allerauffallendsten aber ist es, wenn ein leuchtendes Bild sich auf einem dunklen Grunde zeigt, wegen man verschiedene Verrichtungen machen kann.

256. Stuft sich aber das Hauptbild schwach von dem Grunde ab, wie sich graue Bilder gegen Schwarz und Weiß, oder gar gegen einander verhalten, so ist auch das Nebenbild schwach, und kann bei einer geringen Differenz von Tinten beinahe unmerklich werden.

257. So ist es ferner höchst merkwürdig, weil an farbigen Bildern auf hellem, dunklem oder farbigem Grunde beobachtet ward. Hier entsteht ein Zusammentritt der Farbe des Nebenbildes mit der realen Farbe des Hauptbildes, und es erscheint daher eine zusammengesetzte, entweder durch Uebereinstimmung begünstigte oder durch Widerwärtigkeit verkümmerte Farbe.

258. Ueberhaupt aber ist das Kennzeichen des Doppelts und Nebenbildes die Halbdurchsichtigkeit. Man denkt sich daher innerhalb eines durchsichtigen Mittels, dessen innere Anlage nur halbdurchsichtig, nur durchscheinend zu werden schon oben ausgeführt ist (147); man denke sich innerhalb desselben ein halbdurchsichtiges Scheinbild, so wird man dieses sogleich für ein trübes Bild ansprechen.

259. Und so lassen sich die Farben bei Gelegenheit der Refraction aus der Lehre von den trüben Mitteln gar bequem ableiten. Denn wo der voreilende Saum des trüben Nebenbildes sich vom Dunkeln über das Helle zieht, erscheint das Gelbe; umgekehrt wo eine helle Grenze über die dunkle Umgebung hinaustritt, erscheint das Blaue (150, 151).

260. Die voreilende Farbe ist immer die breitere. So greift die gelbe über das Licht mit einem breiten Saume; da wo sie aber an das Dunkle grenzt, entsteht, nach der Lehre der Steigerung und Beschattung, das Gelbrothe als ein schmälerer Rand.

261. In der entgegengesetzten Seite hält sich das zurückdrängende Blau an der Grenze, der vorschreitende Saum aber, als ein leichtes Trübes über das Schwarze verbreitet, läßt uns die violette Farbe sehen, nach eben denselben Bedingungen, welche eben bei der Lehre von den trüben Mitteln angegeben worden, und welche sich künftig in mehreren andern Fällen gleichmäßig wirksam zeigen werden.

262. Da eine Ableitung wie die gegenwärtige sich eigentlich vor dem Anschauen des Forschers legitimiren muß; so verlangen wir von jedem, daß er sich nicht auf eine flüchtige, sondern gründliche Weise mit dem bisher Vorgeführten bekannt mache. Hier werden nicht willkührliche Zeichen, Buchstaben und was man sonst heißen möchte, statt der Erscheinungen hingestellt; hier werden nicht Redensarten überliefert, die man hundertmal wiederholen kann, ohne etwas dabei zu denken, noch jemanden etwas dadurch denken zu machen; sondern es ist von Erscheinungen die Rede, die man vor den Augen des Leibes und des Geistes gegenwärtig haben muß, um ihre Abkunft, ihre Herleitung sich und andern mit Klarheit entwickeln zu können.

XVI.

Abnahme der farbigen Erscheinung.

243. Da man jene vorschreitenden fünf Bedingungen (210), unter welchen die Farbenerscheinung zunimmt, nur rückgängig annehmen darf, um die Abnahme des Phänomens leicht einzusehen und zu bewirken; so wäre nur noch dasjenige, was dabei das Auge gewahr wird, kürzlich zu beschreiben und durchzuführen.

244. Auf dem höchsten Punkte wechselseitiger Deckung der entgegengesetzten Ränder erscheinen die Farben folgendermaßen (216):

Gelbroth	Blau.
Grün	Purpur.
Blauroth	Gelb.

245. Bei minderer Deckung zeigt sich das Phänomen folgendermaßen (214, 215):

Gelbroth	Blau
Gelb	Blauroth
Grün	Purpur
Blau	Gelbroth
Blauroth	Gelb.

Hier erscheinen also die Bilder noch völlig gefärbt, aber diese Farben sind nicht als ursprüngliche, farbig sich aussondernde entwickelbare Flammen und Halmartige Reihen anzusehen, sie können und müssen vielmehr in ihre Elemente getrennt werden, wobei man denn ihre Natur und Eigenschaft besser kennen lernt.

246. Diese Elemente aber sind (199, 200, 201):

Gelbroth	Blau
Gelb	Blauroth.
Weißes	Schwarzes
Blau	Gelbroth
Blauroth	Gelb.

Hier tritt nun das Hauptbild, das bisher ganz gedeckt und gleichsam verloren gewesen, in der Mitte der Erscheinung wieder hervor, behauptet sein Recht und läßt uns die secundäre Natur der Nebenbilder, die sich als Ränder und Säume zeigen, völlig erkennen.

247. Es hängt von uns ab, diese Ränder und Säume so schmal werden zu lassen, als es uns beliebt, ja noch Refraction übrig zu behalten, ohne daß uns dewegen eine Farbe an der Gränze erscheine.

Dieses nunmehr genugsam entwickelte farbige Phänomen lassen wir dem nicht als ein ursprüngliches gelten; sondern wir haben es auf ein früheres und einfacheres zurückgeführt, und solches aus dem Phänomenen des Lichtes und der Finsterniß durch die Trübe vermittelt, in Verbindung mit der Lehre von den schwarzen Bildern abgeleitet, und so gerüstet werden wir die Erscheinungen, welche graue und farbige Bilder durch Brechung verrückt hervorbringen, zuletzt umständlich vortragen und damit den Abschnitt subjectiver Erscheinungen völlig abschließen.

XVII.

Graue Bilder durch Brechung verrückt.

248. Wir haben bisher nur schwarze und weiße Bilder auf entgegengesetztem Grunde durchs Prisma betrachtet, weil sich an denselben die farbigen Ränder und Säume am deutlichsten auszeichnen. Gegenwärtig wiederholen wir jene Versuche mit grauen Bildern und finden abermald die bekannten Wirkungen.

249. Nannten wir das Schwarze den Repräsentanten der Finsterniß, das Weiße den Stellvertreter des Lichts (16); so können wir sagen, daß das Graue den Halbschatten repräsentire, welcher mehr oder weniger an Licht und Finsterniß Theil nimmt und also zwischen beiden inne steht (36). Zu unserm gegenwärtigen Zwecke rufen wir folgende Phänomene ins Gedächtniß.

250. Graue Bilder erscheinen heller auf schwarzem als auf weißem Grunde (33), und erscheinen in solchen Fällen, als ein Helles auf dem Schwarzen, größer; als ein Dunkles auf dem Weißen, kleiner (16).

251. Je dunkler das Grau ist, desto mehr erscheint es als ein schwaches Bild auf Schwarz, als ein starkes Bild auf Weiß, und umgekehrt; daher giebt Dunkelgrau auf Schwarz nur schwache, dagegen auf Weiß star-

ſo, daß man auf Weiß ſchwach, auf Schwarz ſtark Farbenbilder.

252. Grau auf Schwarz wird uns durchs Prisma jene Phänomene zeigen, die wir bisher mit Weiß auf Schwarz hervorgebracht haben; die Ränder werden nach eben der Regel gefärbt, die Säume zeigen ſich nur ſchwächer. Bringen wir Grau auf Weiß, ſo erblicken wir eben die Ränder und Säume, welche hervorgebracht wurden, wenn wir Schwarz auf Weiß durchs Prisma betrachteten.

253. Verſchiedene Schattirungen von grau, ſtufenweiſe an einander geſetzt, werden, je nachdem man das Dunkle oder das Helle mehr anbringt, entweder nur Blau und Violett, oder nur Roth und Gelb an den Rändern zeigen.

254. Eine Reihe grauer Schattirungen, horizontal an einander geſetzt, wird, wie ſie oben oder unten an ein ſchwarze oder weiße Fläche ſtößt, nach den bekannten Regeln gefärbt.

255. Auf der zu dieſem Abſchnitt beſtimmten, von jedem Naturfreund für ſeinen Apparat zu verfertigenden Tafel kann man dieſe Phänomene durchs Prisma mit einem Blick gewahr werden.

256. Höchſt wichtig aber iſt die Beobachtung und Betrachtung eines grauen Bildes, welches zwiſchen einer ſchwarzen und einer weißen Fläche beſtellt angebracht iſt, daß die Trennungslinie vertical durch das Bild durchgeht.

257. An dieſem grauen Bilde werden die Farben nach der bekannten Regel, aber nach dem verſchiedenen Verhältniſſe des Hellen zum Dunkeln, auf einer Linie entgegengeſetzt erſcheinen. Denn indem das Grau zum Schwarzen ſich als hell zeigt, ſo hat es eben das Roth- und Gelbe, indem das Blaue und Violette. Indem es ſich zum Weißen als dunkel verhält, ſo hat man eben den Blauen und violetten, und in Hinſicht auf den rothen und gelben Rand. Dieſe Beobachtung wird für die nächſte Anweiſung höchſt wichtig.

XVIII.

Farbige Bilder durch Brechung verrückt.

258. Eine farbige große Fläche zeigt innerhalb ihrer ſelbſt, ſo wenig als eine ſchwarze, weiße oder graue, irgend eine prismatiſche Farbe; es müßte denn zufällig oder vorſätzlich auf ihr Hell und Dunkel abwechſeln. Es ſind alſo auch nur Beobachtungen durchs Prisma an farbigen Flächen anzuſtellen, inſofern ſie durch einen Rand von einer andern verſchieden tingirten Fläche abgeſondert werden, alſo auch nur an farbigen Bildern.

259. Es kommen alle Farben, welcher Art ſie auch ſeyn mögen, darin mit dem Grauen überein, daß ſie dunkler als Weiß, und heller als Schwarz erſcheinen. Dieſes Schattenhafte der Farbe (ombre) iſt ſchon früher angedeutet worden (69), und wird uns immer bedeutender werden. Wenn wir alſo vorerſt farbige Bilder auf ſchwarze und weiße Flächen bringen, und ſie durchs Prisma betrachten; ſo werden wir alles, was wir bei grauen Flächen bemerkt haben, hier abermals finden.

260. Verrücken wir ein farbiges Bild, ſo entſteht, wie bei farbloſen Bildern, nach eben den Geſetzen, ein Nebenbild. Dieſes Nebenbild behält, was die Farbe betrifft, ſeine urſprüngliche Natur bei und wirkt auf der einen Seite als ein Blaues und Violettes, auf der entgegengeſetzten als ein Gelbes und Gelbrothes. Daher muß der Fall eintreten, daß die Schattenfarbe des Randes und des Saumes mit der realen Farbe eines farbigen Bildes homogen ſey; es kann aber auch im andern Falle das mit einem Pigment gefärbte Bild mit dem erſcheinenden Rand und Saum ſich heterogen finden. In dem erſten Falle identificirt ſich das Schattenbild mit dem wahren und ſcheint deſſelben zu verſtärken; dahingegen in dem zweiten Falle das wahre Bild durch das Schattenbild verunreinigt, undeutlich gemacht und verkleinert werden kann. Wir wollen die Fälle durchgehen, wo dieſe Wirkungen ſich am ſonderbarſten zeigen.

261. Man nehme die zu dieſen Verſuchen vorbereitete Tafel vor ſich, und betrachte das rothe und blaue Viereck auf ſchwarzem Grunde neben einander. Nach der gewöhnlichen Weiſe durchs Prisma; ſo werden, da beide Farben heller ſind als der Grund, an beiden, ſowohl eben als unten, gleiche farbige Ränder und Säume entſtehen, nur werden ſie dem Auge des Beobachters nicht gleich deutlich erſcheinen.

262. Das Rothe iſt verhältnißmäßig gegen das Schwarze viel heller als das Blaue. Die Farben der Ränder werden alſo an dem Rothen ſtärker als an dem Blauen erſcheinen, welches hier wie ein Dunkelgraues wirkt, das wenig von dem Schwarzen unterſchieden iſt (254).

263. Der obere rothe Rand wird ſich mit der Zinnoberfarbe des Vierecks identificiren und ſo wird das rothe Viereck hinaufwärts ein wenig vergrößert erſcheinen; der gelbe herabwärtsſtrebende Saum aber giebt der rothen Fläche nur einen höhern Glanz und wird erſt bei genauerer Aufmerkſamkeit bemerkbar.

264. Dagegen iſt der rothe Rand und der gelbe Saum mit dem blauen Viereck heterogen; es wird alſo an dem Rande eine ſchmutzig grüne Farbe entſtehen, und ſo wird beim flüchtigen Anblick das blaue Viereck von dieſer Seite zu verkleinen ſcheinen.

265. An der untern Gränze der beiden Vierecke wird ein blauer Rand und ein violetter Saum entſtehen und die entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen. Denn der blaue Rand, der mit der Zinnoberfläche heterogen iſt, wird das Gelbrothe beſchmutzen und eine Art von Grün hervorbringen, ſo daß das Rothe von dieſer Seite verkürzt und hinaufgerückt erſcheint, und der violette Saum nach dem Schwarzen zu kaum bemerkt wird.

266. Dagegen wird der blaue Scheinrand ſich mit der blauen Fläche identificiren, ihr nicht allein nichts nehmen, ſondern vielmehr noch geben; und dieſelbe wird alſo dadurch und durch den violetten benachbarten Saum, dem Anſcheine nach, vergrößert und ſcheinbar herunter gerückt werden.

267. Die Wirkung der homogenen und heterogenen Ränder, wie ich ſie gegenwärtig genau beſchrieben habe, iſt ſo mächtig und ſo ſonderbar, daß einem flüchtigen Beſchauer beim erſten Anblicke die beiden Vierecke aus ihrer wechſelſeitig horizontalen Lage geſchoben und im entgegengeſetzten Sinne verrückt ſcheinen, das Rothe hinaufwärts, das Blaue herabwärts. Doch niemand, der in einer gewiſſen Folge zu beobachten, Verſuche an einander zu knüpfen, aus einander herzuleiten verſteht, wird ſich von einer ſolchen Scheinwirkung täuſchen laſſen.

268. Eine richtige Einſicht in dieſes bedeutende Phänomen wird aber dadurch erleichtert, daß gewiſſe ſcharfe, ja ängſtliche Bedingungen nöthig ſind, wenn dieſe Täuſchung ſtattfinden ſoll. Man muß nämlich zu dem rothen Viereck ein mit Zinnober oder dem beſten Mennig, zu dem blauen ein mit Indig recht ſatt gefärbtes Papier belegen. Alsdann verbindet ſich der blaue und rothe prismatiſche Rand, da wo er homogen iſt, unmerklich mit dem Bilde; da wo er heterogen iſt, beſchmutzt er die Farbe des Vierecks, ohne eine ſehr

deutliche Mittelfarbe hervorzubringen. Das Roth des Viereckes darf nicht zu sehr ins Gelbe fallen, sonst wird oben der dunkelrothe Scheinrand zu sehr bemerklich; es muß aber von der andern Seite genug vom Gelben haben, sonst wird die Veränderung durch den gelben Saum zu deutlich. Das Blaue darf nicht hell seyn, sonst wird der rothe Rand sichtbar, und der gelbe Saum bringt zu offenbar ein Grün hervor, und man kann den untern violetten Saum nicht mehr für die verrückte Gestalt eines hellblauen Viereckes ansehen oder ausgeben.

269. Von allem diesem wird künftig umständlicher die Rede seyn, wenn wir zum Apparate zu dieser Abtheilung kommen werden. Jeder Naturforscher bereitet sich die Tafeln selbst, um diese Taschenspielerstückchen hervorbringen zu können, und sich dabei zu überzeugen, daß die farbigen Ränder selbst in diesem Falle einer geschärften Aufmerksamkeit nicht entgehen können.

270. Indessen sind andere mannigfaltige Zusammenstellungen, wie sie unsere Tafel zeigt, völlig geeignet, allen Zweifel über diesen Punkt jedem Aufmerksamen zu benehmen.

271. Man betrachte dagegen ein weißes, neben dem blauen stehendes Viereck auf schwarzem Grunde; so werden an dem weißen, welches hier an der Stelle des rothen steht, die entgegengesetzten Ränder in ihrer höchsten Energie sich zeigen. Es erstreckt sich an demselben der rothe Rand fast noch mehr als ob n am rothen selbst über die Horizontallinie des blauen hinauf; der untere blaue Rand aber ist an dem weißen in seiner ganzen Schöne sichtbar; dagegen verliert er sich in dem blauen Viereck durch Identification. Der violette Saum hinabwärts ist viel deutlicher an dem weißen, als an dem blauen.

272. Man vergleiche nun die mit Fleiß über einander gestellten Paare gedachter Vierecke, das rothe mit dem weißen, die beiden blauen Vierecke mit einander, das blaue mit dem rothen, das blaue mit dem weißen, und man wird die Verhältnisse dieser Flächen zu ihren farbigen Rändern und Säumen deutlich einsehen.

273. Noch auffallender erscheinen die Ränder und ihre Verhältnisse zu den farbigen Bildern, wenn man die farbigen Vierecke und das schwarze auf weißem Grunde betrachtet. Denn hier fällt jene Täuschung völlig weg, und die Wirkungen der Ränder sind so sichtbar, als wir sie nur in irgend einem andern Falle bemerkt haben. Man betrachte zuerst das blaue und rothe Viereck durchs Prisma. An beiden entsteht der blaue Rand nunmehr oben. Dieser, homogen mit dem blauen Bilde, verbindet sich demselben und scheint es in die Höhe zu heben; nur daß der hellblaue Rand oberwärts zu sehr absticht. Der violette Saum ist auch herabwärts ins Blaue deutlich genug. Eben dieser obere blaue Scheinrand ist nun mit dem rothen Viereck heterogen, er ist in der Gegenwirkung begriffen und kaum sichtbar. Der violette Saum indessen bringt, verbunden mit dem Gelbrothen des Bildes, eine Pfirsichblüthfarbe zu Wege.

274. Wenn nun aus der angegebenen Ursache die obern Ränder dieser Vierecke nicht horizontal erscheinen, so erscheinen die untern desto gleicher: denn indem beide Farben, die rothe und die blaue, gegen das Weiße gerechnet, dunkler sind, als sie gegen das Schwarze hell waren, welches besonders von der letztern gilt; so entsteht unter beiden der rothe Rand mit seinem gelben Saume sehr deutlich. Er zeigt sich unter dem gelbrothen Bilde in seiner ganzen Schönheit, unter dem dunkelblauen beinahe wie er unter dem schwarzen erschien; wie man bemerken kann, wenn man abermals die übereinandergesetzten Bilder und ihre Ränder und Säume vergleicht.

275. Um nun diesen Versuchen die größte Mannigfaltigkeit und Deutlichkeit zu geben, sind Vierecke von verschiedenen Farben in der Mitte der Tafel dergestalt angebracht, daß die Gränze des Schwarzen und Weißen vertical durch sie durchgeht. Man wird sie, nach jenen uns so überhaupt und besonders bei farbigen Bildern genugsam bekannt gewordenen Regeln, an jedem Rand zwiefach gefärbt finden, und die Vierecke werden in sich selbst entzwei gerissen und hinauf- oder herunterwärts gerückt erscheinen. Wir erinnern uns dabei jenes grauen, gleichfalls auf der Gränzscheidung des Schwarzen und Weißen beobachteten Bildes (225).

276. Da nun das Phänomen, das wir vorhin an einem rothen und blauen Viereck auf schwarzem Grunde bis zur Täuschung gesehen haben, das Hinauf- und Hinabziehen zweier verschieden gefärbten Bilder sind, hier an zwei Hälften eines und desselben Bildes von einer und derselben Farbe sichtbar wird; so werden wir dadurch abermals auf die farbigen Ränder, ihre Säume und auf die Wirkungen ihrer homogenen und heterogenen Natur hingewiesen, wie sie sich zu den Bildern verhält, an denen die Erscheinung vorgeht.

Ich überlasse den Beobachtern die mannigfaltigen Schattirungen der bald auf Schwarz, bald auf Weiß angebrachten farbigen Vierecke selbst zu vergleichen, und bemerke nur noch die widersinnige scheinbare Verrückung, da Roth und Gelb auf Schwarz hinaufwärts, auf Weiß herunterwärts, Blau auf Schwarz herunterwärts, und auf Weiß hinaufwärts gezogen scheinen; welches doch alles dem bisher weitläuftig Abgehandelten gemäß ist.

277. Nun stelle der Beobachter die Tafel dergestalt vor sich, daß die vorgedachten, auf der Gränze des Schwarzen und Weißen stehenden Vierecke sich vor ihm in einer horizontalen Reihe befinden, und daß jedoch der schwarze Theil oben, der weiße aber unten sey. Er betrachte durchs Prisma jene Vierecke, und er wird bemerken, daß das rothe Viereck durch den Ansatz zweier rothen Ränder gewinnt; er wird bei genauer Aufmerksamkeit den gelben Saum auf dem rothen Bilde bemerken, und der untere gelbe Saum nach dem Weißen zu wird völlig deutlich seyn.

278. Oben an dem gelben Viereck ist der rothe Rand sehr merklich, weil das Gelbe als hell gegen das Schwarz genugsam absticht. Der gelbe Saum identificirt sich mit der gelben Fläche, nur wird solche etwas schöner dadurch; der untere Rand zeigt nur wenig Roth, weil das helle Gelb gegen das Weiße nicht genugsam absticht. Der untere gelbe Saum aber ist deutlich genug.

279. An dem blauen Viereck hingegen ist der obere rothe Rand kaum sichtbar; der gelbe Saum bringt herunterwärts ein schmutziges Grün im Bilde hervor; der untere rothe Rand und der gelbe Saum zeigen sich in lebhaften Farben.

280. Bemerkt man nun in diesen Fällen, daß das rothe Bild durch einen Ansatz auf beiden Seiten zu gewinnen, das dunkelblaue von einer Seite wenigstens zu verlieren scheint; so wird man, wenn man die Pappe umkehrt, so daß der weiße Theil sich oben, der schwarze sich unten befindet, das umgekehrte Phänomen erblicken.

281. Denn da nunmehr die homogenen Ränder und Säume an den blauen Vierecken oben und unten entstehen, so scheinen diese vergrößert, ja ein Theil der Bilder selbst schöner gefärbt, und nur eine genaue Beobachtung wird die Ränder und Säume von der Farbe der Fläche selbst unterscheiden lehren.

282. Das gelbe und rothe dagegen werden in dieser Stellung der Tafel von den heterogenen Rändern eingeschränkt und die Wirkung der Localfarbe verkümmert. Der obere blaue Rand ist an beiden fast gar nicht sicht-

der. Der violette Saum zeigt sich als ein schönes Purpurblau auf dem rothen, als ein sehr lebhaftes saftiges Gelbgrün, da beide untere Ränder sind grün, auf dem rothen schmutzig, lebhaft auf dem gelben, der violettblaue Saum bemerkt man unter dem rothen wenig, mehr unter dem gelben.

285. Ein jeder Naturfreund macht sich zur Pflicht, mit allen den vorgenannten Erscheinungen genau bekannt zu werden, und halte es nicht für lästig, ein einfaches Phänomen durch so manche bedingende Umstände durchzuführen. Ja diese Erklärungen lassen sich noch ins Unendliche durch Bilder von verschiedenen Farben, auf und zwischen verschiedenfarbigen Tüchern, vervielfältigen. Unter allen Umständen aber wird jedem Aufmerksamen deutlich werden, daß farbige Bilder neben einander nur dadurch in Bewegung durch das Prisma verschoben erscheinen, weil ein Anstoß von homogenem und heterogenem Rändern eine Täuschung hervorbringt. Diese ist man nur allzusehr zu verdammen fertig, wenn man eine Reihe von Versuchen neben einander zu stellen und ihre Uebereinstimmung darzustellen genugsame Geduld hat.

Warum wir aber verschiedene Versuche mit farbigen Bildern, welche auf mehr als eine Weise vorgetragen werden konnten, gerade so und so umständlich dargestellt, wird in der Folge deutlicher werden. Gedachte Phänomene waren früher zwar nicht unbekannt, aber sehr verkannt, bedurften was sie, zu Erleichterung eines künftigen didaktischen Vortrags, genau entwickelt zu werden.

284. Wir wollen nunmehr zum Schlusse den Freunden der Natur eine Vorrichtung anzeigen, durch welche diese Erscheinungen auf einmal deutlich, ja in einem großen Ganze, gesehen werden können.

Man schneide aus einer Pappe fünf, ungefähr einen Zoll große, völlig gleiche Bierecke neben einander aus, genau in horizontaler Linie. Man bringe nachher fünf farbige Gläser in der bekannten Ordnung, Orange, Gelb, Grün, Blau, Violett. Man befestige diese Tafel in einer Oeffnung der Camera obscura, so daß der helle Himmel durch sie gesehen wird, oder daß die Sonne darauf scheint, und man wird höchst energische Bilder vor sich haben. Man betrachte sie nun durchs Prisma und beobachte die durch jene Versuche an gemalten Bildern schon bekannten Phänomene, nämlich die theils beginstigenden, theils verkümmernden Ränder und Säume, und die dadurch bewirkte scheinbare Verrückung der specifisch gefärbten Bilder aus der horizontalen Linie.

Da was der Beobachter hier sehen wird, folgt genugsam aus dem früher Abgeleiteten; daher wir es auch nicht einzeln abermals durchführen, um so weniger, als wir auf diese Erscheinungen zurückzukehren noch öfteren Anlaß finden werden.

XIX.

Achromasie und Hyperchromasie.

285. In der frühern Zeit, da man noch manches was in der Natur regelmäßig und constant war, für ein bloßes Abirren, für zufällig hielt, gab man auf die Farben weniger Acht, welche bei Gelegenheit der Refraction entstehen, und hielt sie für eine Erscheinung, die sich von besondern Nebenumständen herschreiben möchte.

286. Nachdem man sich aber überzeugt hatte, daß diese Farbenerscheinung die Refraction jederzeit begleite, so war es natürlich, daß man sie auch als innig und einig mit der Refraction verwandt ansah, und nicht anders glaubte, als daß das Maß der Farbenerscheinung sich nach dem Maße der Brechung richten und beide gleichen Schritt mit einander halten müßten.

287. Wenn man also nicht gänzlich, doch einigermaßen das Phänomen einer stärkern oder schwächern Brechung bei verschiedenen Dichtigkeit der Mittel zugestand; wie denn auch meine atmosphärische Luft, mit Dünsten angefüllte, Wasser, Glas, nach ihren farbigen Dichtigkeiten, die sogenannte Brechung, die Verrückung des Bildes vermehren: so mußte man kaum gewahren, daß auch in farbiger Nähe die Farbenerscheinung sich steigern müsse, und man glaubte völlig gewiß zu sein, daß bei verschiedenen Mitteln, welche man im Begriffe der Brechung zu einander brachte, sich, so lange Brechung vorhanden sei, die Farbe zeigen, so bald aber die Farbe verschwinde, auch die Brechung aufgehoben sein müsse.

288. In späterer Zeit hinzugekommen wurde entdeckt, daß dieses als gleich angenommene Verhältniß ungleich sei, daß zwei Mittel das Bild gleich weit verrücken, und doch sehr ungleiche Farbensäume hervorbringen können.

289. Man fand, daß man zu jener physischen Eigenschaft, welcher man die Refraction zuschrieb, noch eine chemische hinzu zu denken habe (210), wie wir solche künftig, wenn wir uns chemischen Rücksichten nähern, weiter auszuführen denken, so wie wir die nähern Umstände dieser wichtigen Entdeckung in der Geschichte der Farbenlehre aufzuzeichnen haben. Gegenwärtig sei folgendes genug.

290. Es zeigt sich bei Mitteln von gleicher, aber wenigstens nahezu gleicher, Brechungskraft der merkwürdige Umstand, daß ein Mehr und Weniger der Farbenerscheinung durch eine chemische Behandlung hervorgebracht werden kann; das Mehr wird nämlich durch Säuren, das Weniger durch Alkalien bestimmt. Bringt man unter eine gemeine Glasmasse Metallerde, so wird die Farbenerscheinung solcher Gläser, ohne daß die Refraction merklich verändert würde, sehr erhöht. Daß das Mindere hingegen auf der alkalischen Seite liege, kann leicht vermuthet werden.

291. Diejenigen Glasarten, welche nach der Entdeckung zuerst angewendet worden, nennen die Engländer Flints und Crownglas, und zwar gehört jenem ersten die stärkere, diesem zweiten die geringere Farbenerscheinung an.

292. Zu unserer gegenwärtigen Darstellung bedienen wir uns dieser beiden Ausdrücke als Kunstwörter, und nehmen an, daß in beiden die Refraction gleich sei, das Flintglas aber die Farbenerscheinung um ein Drittel stärker als das Crownglas, hervorbringe; wobei wir unserm Leser eine, gewissermaßen symbolische, Zeichnung zur Hand geben.

295. Man denke sich auf einer schwarzen Tafel, welche hier, des bequemeren Vortrags wegen, in Gaben getheilt ist, zwischen den Parallellinien a b und c d fünf weiße Vierecke. Das Viereck Nr. 1 stehe vor dem nackten Auge unverrückt auf seinem Platz.

294. Das Viereck Nr. 2, aber frei, durch ein vor das Auge gehaltenes Prisma von Crownglas f, um drei Gaben verrückt und zeige die Farbensäume in einer zweifachen Breite; ferner sei das Viereck Nr. 3, durch ein Prisma von Flintglas h, gleichfalls um drei Gaben heruntergerückt, dergestalt daß es die farbigen Säume nunmehr um ein Drittel breiter als Nr. 2 zeige.

295. Ferner stelle man sich vor, das Viereck Nr. 4 sei eben wie das Nr. 2, durch ein Prisma von Crownglas, erst drei Gaben verrückt gewesen, dann sei es aber, durch ein entgegengestelltes Prisma h von Flintglas, wieder auf seinen vorigen Fleck, wo man es nun sieht, gehoben worden.

296. Hier hebt sich nun die Refraction zwar gegen einander auf; allein da das Prisma h bei der Verrückung durch drei Gaben um ein Drittel breitere Farbensäume, als dem Prisma f eigen sind, hervorbringt, so muß, bei

aufgehobener Refraction, noch ein Ueberschuß von Farbensaum übrig bleiben, und zwar im Sinne der scheinbaren Bewegung, welche das Prisma h dem Bilde ertheilt, und folglich umgekehrt, wie wir die Farben an den betrachteten Nummern 2 und 3 erblicken. Dieses Ueberschießende der Farbe haben wir Hyperchromasie genannt, woraus sich denn die Achromasie unmittelbar folgern läßt.

297. Denn gesetzt es wäre das Viereck Nr. 5 von seinem ersten supponirten Platze, wie Nr. 2, durch ein Prisma von Cronoglas g, um drei Zasen herunter gerückt worden; so dürfte man nur den Winkel eines Prisma's von Flintglas h verkleinern, solches im umgekehrten Sinne an das Prisma g anschließen, um das Viereck Nr. 5 zwei Zasen schwindet hinauf zu heben; wobei die Hyperchromasie des vorigen Falles wegfiele, das Bild nicht ganz an seine erste Stelle gelangte und doch schon farblos erschiene. Man sieht auch an den fortpantirten Linien der zusammengesetzten Prismen unter Nr. 5 daß ein wirkliches Prisma übrig bleibt, und also auch auf diesem Wege, so bald man die Linien krumm denkt, ein Oculaglas entstehen kann; wodurch denn die achromatischen Fernröhre abgeleitet sind.

298. Zu diesen Versuchen, wie wir sie hier vortragen, ist ein kleines aus drei verschiedenen Prismen zusammengesetztes Prisma, wie solche in England verfertigt werden, höchst geschickt. Hoffentlich werden künftig unsre inländischen Künstler mit diesem nothwendigen Instrumente jeden Naturfreund versehen.

XX.

Vorzüge der subjectiven Versuche. Uebergang zu den objectiven.

299. Wir haben die Farbenerscheinungen, welche sich bei Gelegenheit der Refraction sehen lassen, zuerst durch subjective Versuche dargestellt, und das Ganze in sich dergestalt abgeschlossen, daß wir auch schon jene Phänomene aus der Lehre von den trüben Mitteln und Doppelbildern ableiteten.

300. Da bei Vorträgen, die sich auf die Natur beziehen, doch alles auf Sehen und Schauen ankommt, so sind diese Versuche um desto erwünschter, als sie sich leicht und bequem anstellen lassen. Jeder Liebhaber kann sich den Apparat, ohne große Umstände und Kosten, anschaffen; ja wer mit Pappearbeiten einigermaßen umzugehen weiß, einen großen Theil selbst verfertigen. Wenige Tafeln, auf welche schwarze, weiße, graue und farbige Bilder auf hellem und dunklem Grunde abwechseln, sind dazu hinreichend. Man stellt sie unverrückt vor sich hin, betrachtet bequem und anhaltend die Erscheinungen an dem Rande der Bilder; man entfernt sich, man nähert sich wieder und beobachtet genau den Stufengang des Phänomens.

301. Ferner lassen sich auch durch geringe Prismen, die nicht von dem reinsten Glase sind, die Erscheinungen noch deutlich genug beobachten. Was jedoch wegen dieser Glasgebrechlichkeiten noch zu wünschen seyn möchte, wird in dem Abschnitt, der den Apparat abhandelt, umständlich zu finden seyn.

302. Ein Hauptvortheil dieser Versuche ist sodann, daß man sie zu jeder Tageszeit anstellen kann, in jedem Zimmer, es sey nach einer Weltgegend gerichtet nach welcher es will; man braucht nicht auf Sonnenschein zu warten, der einem nordischen Beobachter überhaupt nicht reichlich gewogen ist.

Die objectiven Versuche.

303. Verlangen hingegen nothwendig den Sonnenschein, der, wenn er sich auch einstellt, nicht immer den wünschenswerthen Gang auf den ihm entgegengestellten Apparat haben kann. Bald steht die Sonne zu hoch, bald zu tief, und doch auch nur kurze Zeit in dem Meridian des am besten gelegenen Zimmers. Unter dem Beobachten weicht sie; man muß mit dem Apparat nachrücken, wodurch in manchen Fällen die Versuche unsicher werden. Wenn die Sonne durchs Prisma scheint, so offenbart sie alle Ungleichheiten, unsere Fäden und Bläschen des Glases wodurch die Erscheinung verwirrt, getrübt und mißfärbig gemacht wird.

304. Doch müssen die Versuche beider Arten gleich genau bekannt seyn. Sie scheinen einander entgegengesetzt und gehen immer mit einander parallel; was die einen zeigen, zeigen die andern auch, und doch hat jede Art wieder ihre Eigenheiten, wodurch gewiß Wirkungen der Natur auf mehr als Eine Weise offenbar werden.

305. Gehaun giebt es bedeutende Phänomene, welche man durch Verbindung der subjectiven und objectiven Versuche hervorbringt. Nicht weniger gewähren uns die objectiven den Vortheil, daß wir sie meist durch Bezeichnungen darstellen und die innern Verhältnisse des Phänomens auf unsern Tafeln vor Augen legen können. Wir sammeln daher meist die objectiven Versuche sogleich dergestalt vorzutragen, daß die Phänomene mit den subjectiv vorgestellten durchaus gleichen Schritt halten; deswegen wir auch neben der Zahl eines jeden Paragraphen die Zahl der früheren in Parenthese unmittelbar anfügen. Doch setzen wir im Ganzen voraus, daß der Leser sich mit den Tafeln, der Forscher mit dem Apparat bekannt mache, damit die Zwillings-Phänomene, von denen die Rede ist, auf eine oder die andere Weise, dem Liebhaber vor Augen stehen.

XXI.

Refraction ohne Farbenerscheinung.

306 (195, 196). Daß die Refraction ihre Wirkung äußere, ohne eine Farbenerscheinung hervorzubringen, ist bei objectiven Versuchen nicht so vollkommen als bei subjectiven darzuthun. Wir haben zwar unbegränzte Räume, nach welchen wir durchs Prisma schauen und uns überzeugen können, daß ohne Gränze keine Farbe entstehe; aber wir haben kein unbegränzt Leuchtendes, welches wir konnten aufs Prisma wirken lassen. Unser Licht kommt uns von begränzten Körpern, und die Sonne, welche unsere meisten objectiven prismatischen Erscheinungen hervorbringt, ist ja selbst nur ein kleines begränzt leuchtendes Bild.

307. Indessen können wir jede größere Oeffnung, durch welche die Sonne durchscheint, jedes größere Mittel, wodurch das Sonnenlicht aufgefangen und aus seiner Richtung gebracht wird, schon insofern als unbegränzt ansehen, indem wir bloß die Mitte der Flächen, nicht aber ihre Gränzen betrachten.

308 (197). Man stelle ein großes Wasserprisma in die Sonne, und ein heller Raum wird sich in die Höhe gebrochen an einer entgegengesetzten Tafel zeigen und die Mitte dieses erleuchteten Raumes farblos seyn. Eben dasselbe erreicht man, wenn man mit Glasprismen, welche Winkel von wenigen Graden haben, den Versuch anstellt. Ja diese Erscheinung zeigt sich selbst bei Glas-

prismen, deren brechender Winkel sechzig Grad ist, wenn man nur die Tafel nahe genug heran bringt.

XXII.

Bedingungen der Farbenerscheinung.

309 (198). Wenn nun gedachter erleuchteter Raum zum Gebrauche, um der Stelle gerückt, aber nicht gefärbt erscheint, so sieht man jedoch an den horizontalen Grenzen desselben eine farbige Erscheinung. Daß auch hier die Farbe bloß durch Verrückung eines Bildes entstehe, ist unmittelbar darzuthun.

Das leuchtende, welches hier wirkt, ist ein Begränztes, und die Sonne wirkt hier, indem sie scheint und strahlt, als ein Bild. Man mache die Oeffnung in dem Laden der Camera obscura so klein als man kann, immer wird das ganze Bild der Sonne hereinkommen. Das von ihrer Scheibe hereinkommende Licht wird sich in der kleinsten Oeffnung kreuzen und den Winkel machen, der dem scheinbaren Diameter gemäß ist. Hier kommt ein Conus mit der Spitze außen an und inwendig verbreitert sich diese Spitze wieder, bringt ein durch eine Tafel aufzufassendes rundes, sich durch die Entfernung der Tafel auf immer vergrößernden Bild hervor, welches Bild meist allen übrigen Bildern der äußeren Landschaft auf einer weißen gegenwärtigen Fläche im dunklen Zimmer umgekehrt erscheint.

310. Wie wenig alsdann von einzelnen Sonnenstrahlen, oder Strahlenbündeln und Büscheln, von Strahlenerscheinen, Stäben und wie man sich das alles vorstellen mag, die Rede seyn kann, ist auffallend. Zu Bequemlichkeit gewisser Einsichtsdarstellungen nehme man das Sonnenlicht als parallel einfallend an, aber man wisse, daß dieses nur eine Fiction ist, welche man sich gar wohl erlauben kann, da wo der zwischen die Fiction und die wahre Erscheinung fallende Bruch unbedeutend ist. Man hüte sich aber, diese Fiction wieder zum Phänomen zu machen, und mit einem solchen fingirten Phänomen weiter fort zu operiren.

311. Man vergrößere nunmehr die Oeffnung in dem Fensterladen so weit man will, man mache sie rund oder viereckt, ja man öffne den Laden ganz und lasse die Sonne durch den völligen Fensterraum in das Zimmer scheinen; der Raum, den sie erleuchtet, wird immer so viel größer seyn, als der Winkel, den ihr Durchmesser macht, verlangt; und also ist auch selbst der ganze durch das größte Fenster von der Sonne erleuchtete Raum nur das Sonnenbild plus der Weite der Oeffnung. Wir werden hierauf zurückzukehren künftig Gelegenheit finden.

312 (199). Fangen wir nun das Sonnenbild durch convexe Gläser auf, so ziehen wir es gegen den Focus zusammen. Hier muß, nach den oben ausgeführten Regeln, ein gelber Saum und ein gelbrother Rand entstehen, wenn das Bild auf einem weißen Papiere aufgefangen wird. Weil aber dieser Versuch blendend und unbequem ist, so macht er sich am schönsten mit dem Bilde des Vollmonds. Wenn man dieses durch ein converes Glas zusammenzieht, so erscheint der farbige Rand in der größten Schönheit; denn der Mond findet an sich schon ein gemäßigtes Licht, und er kann also um desto eher die Farbe, welche aus Mäßigung des Lichts entsteht, hervorbringen; wobei zugleich das Auge des Beobachters nur leise und angenehm berührt wird.

313 (200). Wenn man ein leuchtendes Bild durch concave Gläser auffaßt, so wird es vergrößert und also ausgedehnt. Hier erscheint das Bild blau begränzt.

314. Beide entgegengesetzte Erscheinungen kann man durch ein converes Glas sowohl simultan, als successiv hervorbringen, und zwar simultan, wenn man auf das convexe Glas in der Mitte eine undurchsichtige Scheibe klebt, und nun das Sonnenbild auffängt. Hier wird nun sowohl das leuchtende Bild als der in ihm befindliche schwarze Kern zusammengezogen, und so müssen auch die entgegengesetzten Farbenerscheinungen entstehen. Ferner kann man diesen Gegensatz successiv gewahr werden, wenn man das leuchtende Bild erst bis gegen den Focus zusammenzieht, so man denn G. th und G. bvieth gewahr wird: dann aber hinter dem Focus daßelbe sich ausdehnen läßt, da es denn farblich eine blaue Gränze zeigt.

315 (201). Auch hier gilt, was bei den subjectiven Erfahrungen gesagt worden, daß das Blaue und Gelbe sich an und über den Weißen zeige, und daß beide Farben einen sittlichen Schein annehmen insofern sie über das Schwarze reichen.

316 (202, 203). Diese Grunderscheinungen wiederholen sich bei allen folgenden objectiven Erfahrungen, so wie sie die Grundlage der subjectiven ausmachten. Auch die Operation, welche vorgenommen wird, ist eben dieselbe; ein heller Rand wird gegen eine dunkle Fläche, eine dunkle Fläche gegen eine helle Gränze geführt. Die Gränzen müssen einen Weg machen, und sich gleichsam über einander drängen, bei diesen Versuchen wie bei jenen.

317 (204). Lassen wir also das Sonnenbild durch eine größere oder kleinere Oeffnung in die dunkle Kammer, fangen wir es durch ein Prisma auf, dessen brechender Winkel hier wie gewöhnlich unten liegen mag: so kommt das leuchtende Bild nicht in gerader Linie nach dem Fußboden, sondern es wird an eine vertical gesetzte Tafel hinaufgebrochen. Hier ist es Zeit, das Gegensätzliche zu gedenken, in welchem sich die subjective und objective Verrückung des Bildes befindet.

318. Sehen wir durch ein Prisma, dessen brechender Winkel sich unten befindet, nach einem in der Höhe befindlichen Bilde; so wird dieses Bild heruntergerückt, anstatt daß ein einfallendes leuchtendes Bild von demselben Prisma in die Höhe geschoben wird. Was wir hier der Kürze wegen nur bildlich angeben, läßt sich aus den Regeln der Brechung und Hebung ohne Schwierigkeit ableiten.

319. Indem nun also auf diese Weise das leuchtende Bild von seiner Stelle gerückt wird, so gehen auch die Farbensäume nach den früher ausgeführten Regeln ihren Weg. Der violette Saum geht jederzeit voraus, und also bei objectiven hinaufwärts, wenn er bei subjectiven herunterwärts geht.

320 (205). Eben so überzeuge sich der Beobachter von der Färbung in der Diagonale, wenn die Verrückung durch zwei Prismen in dieser Richtung geschieht, wie bei dem subjectiven Falle deutlich genug angegeben: man schaffe sich aber hiezu Prismen mit Winkeln von wenigen, etwa funfzehn Graden.

321 (206, 207). Daß die Färbung des Bildes auch hier nach der Richtung seiner Bewegung geschehe, wird man einsehen, wenn man eine Oeffnung im Laden von mäßiger Größe viereckt macht, und das leuchtende Bild durch das Wasserprisma gehen läßt, erst die Ränder in horizontaler und verticaler Richtung, sodann in der diagonalen.

322 (208). Wobei sich denn abermals zeigen wird, daß die Gränzen nicht neben einander weg, sondern über einander geführt werden müssen.

XXIII.

Bedingungen des Zunehmens der Erscheinung.

323 (209). Auch hier bringt eine vermehrte Verrückung des Bildes eine stärkere Farbenerscheinung zu Wege.

324 (210). Diese vermehrte Verrückung aber hat statt:

1) durch schiefere Richtung des auffallenden leuchtenden Bildes auf parallele Mittel.

2) Durch Veränderung der parallelen Form in eine mehr oder weniger spitzwinklige.

3) Durch verstärktes Maß des Mittels, des parallelen oder winkelhaften, theils weil das Bild auf diesem Wege stärker verrückt wird, theils weil eine bei Dichte angehörige Eigenschaft mit zur Wirkung gelangt.

4) Durch die Entfernung der Tafel von dem brechenden Mittel, so daß das herausstretende gefärbte Bild einen längeren Weg zurücklegt.

5) Zeigt sich eine chemische Eigenschaft unter allen diesen Umständen wirksam, welche wir schon unter den Rubriken der Achromasie und Hyperchromasie näher angedeutet haben.

325 (211.) Die objectiven Versuche geben uns den Vortheil, daß wir das Werdende des Phänomens, seine successive Genese außer uns darstellen und zugleich mit Linearzeichnungen deutlich machen können, welches bei subjectiven der Fall nicht ist.

326. Wenn man das aus dem Prisma heraustretende leuchtende Bild und seine wachsende Farbenerscheinung auf einer entgegengehaltenen Tafel stufenweise beobachten, und sich Durchschnitte von diesem Ganzen mit elliptischer Base vor Augen stellen kann; so läßt sich auch das Phänomen auf seinem ganzen Wege zum schönsten folgenbenmaßen sichtbar machen. Man erregt nämlich in der Linie, in welcher das Bild durch den dunklen Raum geht, eine weiße feine Staubwolke, welche durch seinen recht trocknen Haarpuder am besten hervorgebracht wird. Die mehr oder weniger gefärbte Erscheinung wird nun durch die weißen Atomen aufgefangen und dem Auge in ihrer ganzen Breite und Länge dargestellt.

327. Eben so haben wir Linearzeichnungen bereitet und solche unter unsre Tafeln aufgenommen, wo die Erscheinung von ihrem ersten Ursprunge an dargestellt ist, und an welchen man sich deutlich machen kann, warum das leuchtende Bild durch Prismen so viel stärker als durch parallele Mittel gefärbt wird.

328 (212). An den beiden entgegengesetzten Gränzen steht eine entgegengesetzte Erscheinung in einem spitzen Winkel auf, die sich, wie sie weiter in dem Raume vorwärts geht, nach Maßgabe dieses Winkels verbreitert. So strebt in der Richtung, in welcher das leuchtende Bild verrückt worden, ein violetter Saum in das Dunkle hinaus, ein blauer schmalerer Rand bleibt an der Gränze. Von der andern Seite strebt ein gelber Saum in das Helle hinein und ein gelbrother Rand bleibt an der Gränze.

329 (213). Hier ist also die Bewegung des Dunkeln gegen das Helle, des Hellen gegen das Dunkle wohl zu beachten.

330 (214). Eines großen Bildes Mitte bleibt lange ungefärbt, besonders bei Mitteln von minderer Dichtigkeit und geringerem Maße, bis endlich die entgegengesetzten Säume und Ränder einander erreichen, da alsdann bei dem leuchtenden Bild in der Mitte ein Grün entsteht.

331 (215). Wenn nun die objectiven Versuche gewöhnlich nur mit dem leuchtenden Sonnenbilde gemacht worden, so ist ein objectiver Versuch mit einem dunkeln Bilde bisher fast gar nicht vorgekommen. Wir haben hierzu aber auch eine bequeme Vorrichtung angegeben. Jenes große Wasserprisma nämlich stelle man in die Sonne und lasse auf die äußere aber innere Seite eine runde Pappenscheibe; so wird die farbige Erscheinung abermal an den Rändern vorgehen, nach jenem bekannten Gesetz entspringen, die Ränder werden erscheinen, sich in jener Maße verbreiten und in der Mitte der Purpur entstehen. Man kann neben das Rund ein Viereck in beliebiger Richtung hinzufügen und sich von dem oben mehrmals Angeführten und Ausgesprochenen von neuem überzeugen.

332 (216). Nimmt man von dem gedachten Prisma diese dunklen Bilder wieder hinweg, wobei jedoch die Glastafeln jedesmal sorgfältig zu reinigen sind, und hält einen schwachen Stab, etwa einen starken Bleistift, vor die Mitte des horizontalen Prisma; so wird man das völlige Uebereinandergreifen des violetten Saums und des rothen Randes bewirken und nur die drei Farben, die zwei äußern und die mittlere, sehen.

333. Schneidet man eine nur das Prisma zu schirmende Pappe dergestalt aus, daß in der Mitte derselben eine horizontale längliche Oeffnung gebildet wird, und läßt alsdann das Sonnenlicht hindurchfallen; so wird man die völlige Vereinigung des gelben Saumes und des blauen Randes nunmehr über das Helle bewirken und nur Gelbroth, Grün und Violett sehen; auf welche Art und Weise, ist bei Erklärung der Tafeln weiter auseinander gesetzt.

334 (217). Die prismatische Erscheinung ist also keineswegs fertig und vollendet, indem das leuchtende Bild aus dem Prisma hervortritt. Man wird alsdann nur erst ihre Anfänge im Gegensatz gewahr; dann wächst sie, das Entgegengesetzte vereinigt sich und verschränkt sich zuletzt aufs innigste. Der von einer Tafel aufgefangene Durchschnitt dieses Phänomens ist in jeder Entfernung vom Prisma anders, so daß weder von einer stetigen Folge der Farben, noch von einem durchaus gleichen Maß derselben die Rede seyn kann; weßhalb der Liebhaber und Beobachter sich an die Natur und unsre naturgemäßen Tafeln wenden wird, welchen zum Ueberfluß eine abermalige Erklärung, so wie eine genugsame Anweisung und Anleitung zu allen Versuchen, hinzugefügt ist.

XXIV.

Ableitung der angezeigten Phänomene.

335 (218). Wenn wir diese Ableitung schon bei Gelegenheit der subjectiven Versuche umständlich vorgetragen, wenn alles, was dort gegolten hat, auch hier gilt; so bedarf es keiner weitläufigen Ausführung mehr, um zu zeigen, daß dasjenige was in der Erscheinung völlig parallel geht, sich auch aus eben denselben Quellen ableiten lasse.

336 (219). Daß wir auch bei objectiven Versuchen mit Bildern zu thun haben, ist oben umständlich dargethan worden. Die Sonne mag durch die kleinste Oeffnung hereinscheinen, so bringt doch immer das Bild ihrer ganzen Scheibe hindurch. Man mag das größte Prisma in das freie Sonnenlicht stellen, so ist es doch immer wieder das Sonnenbild, das sich an den Rändern der Flächen selbst begränzt und die Nebenbilder dieser Begränzung hervorbringt. Man mag eine vielfach ausgeschnittene Pappe vor das Wasserprisma schieben, so sind es doch nur die Bilder aller Art, welche, nachdem sie durch Brechung von ihrer Stelle gerückt worden, farbige

Ränder und Säume, und in denselben durchaus die nämlichen Nebenbilder zeigen.

337 (259). Haben uns bei subjectiven Versuchen stark von einander abstehende Bilder eine höchst lebhafte Farbenerscheinung zu Wege gebracht, so wird diese bei objectiven Versuchen noch viel lebhafter und herrlicher seyn, weil das Sonnenbild von der höchsten Energie ist, die wir kennen, daher auch dessen Nebenbild mächtig und, ungeachtet seines gedämpften und verdunkelten Zustandes, noch immer herrlich und glänzend seyn muß. Die vom Sonnenlicht durchs Prisma auf irgend einen Gegenstand geworfenen Farben bringen ein gewaltiges Licht mit sich, indem sie das dadurch einfach erhellt gedachte im Hintergrunde haben.

338 (238). Zu wissen wir auch diese Nebenbilder früh genug und sie auf der Ferne von den trüben Mitteln abhalten dürfen, wird jedem, der uns bis hieher aufmerksam gefolgt, klar seyn, besonders aber dem, der sich den nöthigen Apparat verschafft, um die Bestimmtheit und Lebhaftigkeit, womit trübe Mittel wirken, sich jederzeit vorzeigen zu können.

XXV.

Abnahme der farbigen Erscheinung.

339 (245). Haben wir uns bei Darstellung der Abnahme unserer farbigen Erscheinung in subjectiven Fällen kurz fassen können, so wird es uns erlaubt seyn, hier noch kürzer zu verfahren, indem wir uns auf jene deutliche Darstellung berufen. Nur eines mag wegen seiner großen Bedeutung, als ein Hauptmoment des ganzen Vortrags, hier dem Leser zu besonderer Aufmerksamkeit empfohlen werden.

340 (246—247). Der Abnahme der prismatischen Erscheinung muß erst eine Entfaltung derselben vorangehen. Aus dem gefärbten Sonnenbilde verschwinden, in gehöriger Entfernung der Tafel vom Prisma, zuletzt die blaue und gelbe Farbe, indem beide über einander greifen, völlig, und man sieht nur Gelbroth, Grün und Blauroth. Nähert man die Tafel dem brechenden Mittel, so erscheinen Gelb und Blau schon wieder, und man erblickt die fünf Farben mit ihren Schattirungen. Rückt man mit der Tafel noch näher, so treten Gelb und Blau völlig auseinander, das Grüne verschwindet und zwischen den gefärbten Rändern und Säumen zeigt sich das Bild farblos. Je näher man mit der Tafel gegen das Prisma zurückt, desto schmäler werden gedachte Ränder und Säume, bis sie endlich an und auf dem Prisma null werden.

XXVI.

Graue Bilder.

341 (248). Wir haben die grauen Bilder als höchst wichtig bei subjectiven Versuchen dargestellt. Sie zeigen uns durch die Schwäche der Nebenbilder, daß eben diese Nebenbilder sich jederzeit von dem Hauptbilde herschreiben. Will man nun die objectiven Versuche auch hier parallel durchführen, so könnte dieses auf eine bequeme Weise geschehen, wenn man ein mehr oder weniger matt geschliffenes Glas vor die Oeffnung hielte, durch welche Sonnenbild hereinfällt. Es würde dadurch ein gedämpftes Bild hervorgebracht werden, welches nach der Refraction viel mattere Farben, als das von der Sonnenscheibe unmittelbar abgeleitete, auf der Tafel zeigen würde; und so würde auch von dem höchst energischen Sonnenbilde nur ein schwaches, der Dämpfung gemäßes Nebenbild entstehen; wie denn freilich durch diesen Versuch dasjenige, was uns schon genugsam bekannt ist, nur noch aber und abermal bekräftigt wird.

XXVII.

Farbige Bilder.

342 (260). Es giebt mancherlei Arten, farbige Bilder zu gemeinem Behuf objectiver Versuche hervorzubringen. Erstlich kann man farbiges Glas vor die Oeffnung halten, wodurch sogleich ein farbiges Bild hervorgebracht wird. Zweitens kann man das Wasserprisma mit farbigen Liquoren füllen. Drittens kann man die von einem Prisma schon hervorgebrachten emphatischen Farben durch proportionirte kleine Oeffnungen eines Bleches durchlassen, und also kleine Bilder zu einer zweiten Refraction vorbereiten. Diese letzte Art ist die beschwerlichste, indem, bei dem beständigen Fortrücken der Sonne, ein solches Bild nicht fest gehalten, noch in beharrlicher Richtung bestätigt werden kann. Die zweite Art hat auch ihre Unbequemlichkeiten, weil nicht alle farbigen Liquoren schön hell und klar zu bereiten sind. Daher die erste um so mehr den Vorzug verdient, als die Prismen schon bisher die von dem Sonnenlicht durchs Prisma hervorgebrachten Farben, diejenigen, welche durch Liquoren und Gläser erzeugt werden, und die, welche schon auf Papier oder Tuch fixirt sind, bei der Demonstration als gleichwirkend gelten lassen.

343. Da es nun also bloß darauf ankommt, daß das Bild gefärbt werde, so gewährt uns das schon eingeführte große Wasserprisma wegen der hell-gelben Farbe, indem man nur seine großen Flächen, welche das Licht ungefärbt durchlassen, eine Pappe verschieben kann, in welche man Oeffnungen von verschiedener Figur geschnitten, um unterschiedene Bilder und also auch unterschiedene Nebenbilder hervorzubringen; so darf man nur vor die Oeffnungen der Pappe farbige Gläser befestigen, um zu beobachten, welche Wirkung die Refraction im objectiven Sinne auf farbige Bilder hervorbringt.

344. Man bediene sich nämlich jener schon beschriebenen Tafel (284) mit farbigen Gläsern, welche man genau in der Größe eingerichtet, daß sie in die Falzen des großen Wasserprisma's eingeschoben werden kann. Man lasse nunmehr die Sonne hindurchscheinen, so wird man die hinaufwärts gebrochenen farbigen Bilder, jedes nach seiner Art, gesäumt und gerändert sehen, indem sich diese Säume und Ränder an einigen Bildern ganz deutlich zeigen, an andern sich mit der specifischen Farbe des Glases vermischen, sie erhöhen oder verkümmern; und jedermann wird sich überzeugen können, daß hier abermals nur von diesem von uns subjectiv und objectiv so umständlich vorgetragenen einfachen Phänomen die Rede sey.

XXVIII.

Achromasie und Hyperchromasie.

345 (285—290). Wie man die hyperchromatischen und achromatischen Versuche auch objectiv anstellen könne, dazu brauchen wir nur, nach allem was eben weitläuftig ausgeführt worden, eine kurze Anleitung zu geben, besonders da wir voraussetzen können, daß jenes

erwähnte zusammengesetzte Prisma sich in den Händen des Naturfreundes befinde.

346. Man lasse durch ein spitzwinkeliges Prisma von wenigen Graden, aus Crownglas geschliffen, das Sonnenbild dergestalt durchgehen, daß es auf der entgegengesetzten Tafel in die Höhe gebrochen werde; die Ränder werden nach dem bekannten Gesetz gefärbt erscheinen, das Violette und Blaue nämlich oben und außen, das Gelbe und Gebrothe unten und innen. Da nun der brechende Winkel dieses Prisma's sich unten befindet, so setze man ihm ein anderes proportionirtes von Flintglas entgegen, dessen brechender Winkel nach oben gerichtet sey. Das Sonnenbild werde dadurch wieder an seinen Platz gebracht, wo es denn durch den Ueberschuß der farberregenden Kraft des herabführenden Prisma's von Flintglas, nach dem Gesetze dieser Herabführung, wenig gefärbt seyn, das Blaue und Violette unten und außen, das Gelbe und Gebrothe oben und innen zeigen wird.

347. Man rücke nun durch ein proportionirtes Prisma von Crownglas das ganze Bild wieder um weniges in die Höhe; so wird die Hyperchromasie aufgehoben, das Sonnenbild vom Platze gerückt und doch farblos erscheinen.

348. Mit einem aus drei Gläsern zusammengesetzten achromatischen Objectivglase kann man eben diese Versuche stufenweise machen, wenn man es sich nicht reuen läßt, solches aus der Hülse, worein es der Künstler eingefittet hat, herauszubrechen. Die beiden convexen Gläser von Crownglas, indem sie das Bild nach dem Focus zusammenziehen, das concave Glas von Flintglas, indem es das Sonnenbild hinter sich ausdehnt, zeigen an dem Rande die hergebrachten Farben. Ein Convexglas mit dem Concavglase zusammengenommen zeigt die Farben nach dem Gesetz des letztern. Sind alle drei Gläser zusammengelegt, so mag man das Sonnenbild nach dem Focus zusammenziehen, oder sich dasselbe hinter dem Brennpunkte ausdehnen lassen, niemals zeigen sich farbige Ränder, und die von dem Künstler intendirte Achromasie bewährt sich hier abermals.

349. Da jedoch das Crownglas durchaus eine grünliche Farbe hat, so daß besonders bei großen und starken Objectiven etwas von einem grünlichen Schein mit unterlaufen, und sich daneben die geforderte Purpurfarbe unter gewissen Umständen einstellen mag, welches uns jedoch, bei wiederholten Versuchen mit mehreren Objectiven, nicht vorgekommen: so hat man hiezu die wunderbarsten Erklärungen ersonnen und sich, da man theoretisch die Unmöglichkeit achromatischer Ferngläser zu beweisen genöthigt war, gewissermaßen getrost, eine solche radicale Verbesserung läugnen zu können, wovon jedoch nur in der Geschichte dieser Erfindungen umständlich gehandelt werden kann.

XXIX.

Verbindung objectiver und subjectiver Versuche.

350. Wenn wir oben angezeigt haben, daß die objectiv und subjectiv betrachtete Refraction im Gegensinne wirken müsse (348); so wird daraus folgen, daß wenn man die Versuche verbindet, entgegengesetzte und einander aufhebende Erscheinungen sich zeigen werden.

351. Durch ein horizontal gestelltes Prisma werde das Sonnenbild an eine Wand hinaufgeworfen. Ist das Prisma lang genug, daß der Beobachter zugleich hinsehen kann, so wird er das durch die objective Refraction hinaufgerückte Bild wieder heruntergerückt und solches an der Stelle sehen, wo es ohne Refraction erschienen wäre.

352. Hierbei zeigt sich ein bedeutendes, aber gleichfalls aus der Natur der Sache herfließendes Phänomen. Da nämlich, wie schon so oft erinnert worden, das objectiv an die Wand geworfene gefärbte Sonnenbild keine fertige noch unveränderliche Erscheinung ist; so wird bei obgedachter Operation das Bild nicht allein für das Auge heruntergezogen, sondern auch seiner Ränder und Säume völlig beraubt und in eine farblose Kreisgestalt zurückgebracht.

353. Bedient man sich zu diesem Versuche zweier völlig gleichen Prismen, so kann man sie erst neben einander stellen, durch das eine das Sonnenbild durchfallen lassen, durch das andere aber hindurchsehen.

354. Geht der Beschauer mit dem zweiten Prisma nunmehr weiter vorwärts, so zieht sich das Bild wieder hinauf und wird stufenweise nach dem Gesetz des ersten Prisma's gefärbt. Tritt der Beschauer neu wieder zurück, bis er das Bild wieder auf den Nullpunkt gebracht hat und geht sodann immer weiter von dem Bilde weg, so bewegt sich das für ihn rund und farblos gewordene Bild immer weiter herab und färbt sich im entgegengesetzten Sinne, so daß wir dasselbe Bild, wenn wir zugleich durch das Prisma hindurch und daran herseben, nach objectiven und subjectiven Gesetzen gefärbt erblicken.

355. Wie dieser Versuch zu vermannigfaltigen sey, ergiebt sich von selbst. Ist der brechende Winkel des Prisma's, wodurch das Sonnenbild objectiv in die Höhe gehoben wird, größer als der des Prisma's, wodurch der Beobachter blickt; so muß der Beobachter viel weiter zurücktreten, um das farbige Bild an der Wand so weit herunterzuführen, daß es farblos werde, und umgekehrt.

356. Daß man auf diesem Wege die Achromasie und Hyperchromasie gleichfalls darstellen könne, fällt in die Augen; welches wir weiter auseinander zu setzen und auszuführen dem Liebhaber wohl selbst überlassen können, so wie wir auch andere complicirte Versuche, wobei man Prismen und Linsen zugleich anwendet, auch die objectiven und subjectiven Erfahrungen auf mancherlei Weise durch einander mischt, erst späterhin darlegen und auf die einfachen, uns nunmehr genugsam bekannten Phänomene zurückführen werden.

XXX.

Uebergang.

357. Wenn wir auf die bisherige Darstellung und Ableitung der dioptrischen Farben zurücksehen, können wir keine Neue empfinden, weder daß wir sie so umständlich abgehandelt, noch daß wir sie vor den übrigen physischen Farben, außer der von uns selbst angegebenen Ordnung, vorgetragen haben. Doch gedenken wir hier an der Stelle des Uebergangs unsern Hörern und Mitarbeitern deßhalb einige Rechenschaft zu geben.

358. Sollten wir uns verantworten, daß wir die Lehre von den dioptrischen Farben, besonders der zweiten Classe, vielleicht zu weitläuftig ausgeführt, so hätten wir folgendes zu bemerken. Der Vortrag irgend eines Gegenstandes unsers Wissens kann sich theils auf die innere Nothwendigkeit der abzuhandelnden Materie, theils aber auch auf das Bedürfniß der Zeit, in welcher der Vortrag geschieht, beziehen. Bei dem unsrigen waren wir genöthigt, beide Rücksichten immer vor Augen zu haben. Einmal war es die Absicht, unsre sämmtlichen Erfahrungen so wie unsre Ueberzeugungen, nach einer lange geprüften Methode, vorzulegen; sodann aber

mußten wir unsre Aufmerksamkeit darauf richten, manche zwar bekannte, aber doch verkannte, besonders auch in falschen Verknüpfungen aufgestellte Phänomene in ihrer natürlichen Entwicklung und mehrfach erfahrungsgemäßen Ordnung darzustellen, damit wir künftig, bei polemischer und historischer Behandlung, schon eine vollständige Bearbeit zu leichterer Uebersicht ins Mittel bringen könnten. Daher ist denn freilich eine größere Ausführlichkeit nöthig geworden, welche eigentlich nur dem gegenwärtigen Bedürfniß zum Opfer gebracht wird. Künftig, wenn man erst das Einfache als einfach, das Zusammengesetzte als zusammengesetzt, das Erste und Obere als ein solches, das Zweite, Abgeleitete auch als ein solches anerkennen und schauen wird; dann läßt sich dieser ganze Vortrag ins Engere zusammenziehen, welches, wenn es uns nicht selbst noch glücken sollte, wir einer bessern thätigen Mit- und Nachwelt überlassen.

359. Was ferner die Ordnung der Capitel überhaupt betrifft, so mag man bedenken, daß selbst verwandte Naturphänomene in keiner eigentlichen Folge oder stetigen Reihe sich an einander schließen; sondern daß sie durch Thätigkeiten hervorgebracht werden, welche verschränkt wirken, so daß es gewissermaßen gleichgültig ist, was für eine Erscheinung man zuerst, und was für eine man zuletzt betrachtet: weil es doch nur darauf ankommt, daß man sich alle möglichst vergegenwärtige, um sie zuletzt unter einem Gesichtspunkte, theils nach ihre Natur, theils nach Menschen-Weise und Bequemlichkeit zusammenzufassen.

360. Doch kann man im gegenwärtigen besondern Falle behaupten, daß die dioptrischen Farben billig an die Spitze der physischen gestellt werden, sowohl wegen ihres auffallenden Ganzen und übrigen Bedeutsamkeit, als auch weil, um dieselben abzuleiten, manches zur Sprache kommen mußte, welches uns zunächst große Erleichterung gewähren wird.

361. Denn man hat bisher das Licht als eine Art von Abstractum, als ein für sich bestehendes und wirkendes, gewissermaßen sich selbst bedingendes, bei geringen Anlässen aus sich selbst die Farben hervorbringendes Wesen angesehen. Von dieser Vorstellungsart jedoch die Naturfreunde abzulenken, sie aufmerksam zu machen, daß, bei prismatischen und andern Erscheinungen, nicht von einem unbedingten bedingenden, sondern von einem begrenzten bedingenden Lichte, von einem Lichtbilde, ja von Bildern überhaupt, hellen oder dunklen, die Rede sey: Dies ist die Aufgabe, welche zu lösen, das Ziel, welches zu erreichen war.

362. Was bei dioptrischen Fällen, besonders der zweiten Classe, nämlich bei Refractionsfällen vorgeht, ist uns nunmehr genugsam bekannt, und dient uns zur Einleitung ins Künftige.

363. Die kataoptrischen Fälle erinnern uns an die physiologischen, nur daß wir jenen mehr Objectivität zuschreiben, und sie deßhalb unter die physischen zu zählen und berechtigt glauben. Wichtig aber ist es, daß wir hier abermals nicht ein abstractes Licht, sondern ein Lichtbild zu beachten finden.

364. Gehen wir zu den peroptischen über, so werden wir, wenn das Frühere gut gefaßt worden, uns mit Verwunderung und Zufriedenheit abermals im Reiche der Bilder finden. Besonders wird uns der Schatten eines Körpers, als secundäres, den Körper so genau bezeichnendes Bild, manchen Aufschluß geben.

365. Doch greifen wir diesen ferneren Darstellungen nicht vor, um, wie bisher geschehen, nach unserer Ueberzeugung regelmäßigen Schritt zu halten.

XXXI.

Kataoptrische Farben.

366. Wenn wir von kataoptrischen Farben sprechen, so deuten wir damit an, daß uns Farben bekannt sind, welche bei Gelegenheit einer Spiegelung erscheinen. Wir setzen voraus, daß das Licht geworfen, als die Fläche, worauf es zurückstrahlt, sich in einem völlig farblosen Zustand befinde. In diesem Sinne gehören diese Erscheinungen unter die physischen Farben. Sie entstehen bei Gelegenheit der Metallen, wie wir oben die dioptrischen der zweiten Classe, bei Gelegenheit der Refraction, hervortreten sahen. Ohne jedoch weiter im Allgemeinen zu verweilen, wenden wir uns gleich zu den besondern Fällen, und zu den Bedingungen, welche nöthig sind, daß gedachte Phänomene sich zeigen.

367. Wenn man eine feine Stahlsaite vom Röllchen abnimmt, sie ihrer Elasticität gemäß verwerren durch einander laufen läßt, und sie an ein Fenster in die Augenhöhle legt; so wird man die Höhen der Kreise und Windungen erhellt, aber weder glänzend noch farbig sehen. Tritt die Sonne hingegen herner, so zieht sich diese Hellung auf einen Punkt zusammen, und das Auge erblickt ein kleines glänzendes Sonnenbild, das, wenn man es nahe betrachtet, keine Farbe zeigt. Geht man aber zurück und faßt den Abglanz in einiger Entfernung mit der Augen auf, so sieht man viele kleine, auf die mannigfaltigste Weise gefärbte Sonnenbilder; und ob man gleich Gelb und Purpur am meisten zu sehen glaube, so zeigen sich doch auch, bei genauer Aufmerksamkeit, die übrigen Farben.

368. Nimmt man eine Lorgnette, und sieht dadurch auf die Erscheinung, so sind die Farben verschwunden, sie wie der ausgedehntere Glanz, in dem sie erscheinen und man erblickt nur die kleinen leuchtenden Punkte, die wiederholten Sonnenbilder. Hieraus erkennt man, daß die Erhabenheit subjective Natur ist, und daß sich die Erscheinung an jene anschließt, die wir unter dem Namen der strahlenden Höfe eingeführt haben (100).

369. Allein wir können dieses Phänomen auch von der objectiven Seite zeigen. Man befestige unter eine mäßige Oeffnung in dem Laden der Camera obscura ein weißes Papier, und halte, wenn die Sonne durch die Oeffnung scheint, die verworrene Drahtsaite in das Licht, so daß sie dem Papiere gegenüber steht. Das Sonnenlicht wird auf und in die Ringe der Drahtsaite fallen, sich aber nicht, wie im concentrirenden menschlichen Auge, auf einem Punkte zeigen; sondern, weil das Papier auf jedem Theile seiner Fläche den Abglanz des Lichtes aufnehmen kann, in haarförmigen Streifen, welche zugleich bunt sind, sehen lassen.

370. Dieser Versuch ist rein kataoptrisch, denn da man sich nicht denken kann, daß das Licht in die Oberfläche des Stahls hineindringe und etwas darin verändere, so übersiehen wir uns leicht, daß hier bloß von einer reinen Spiegelung die Rede sey, die sich in so fern sie fadenförmig ist, an die Lehre von den schwachwirkenden und ablängenden Lichtern anschließt, und insofern sie objectiv gemacht werden kann, auf ein außer dem Menschen Reales, sogar in den leisesten Erscheinungen hindeutet.

371. Wir haben gesehen, daß hier nicht allein ein Licht, sondern energisches Licht, und selbst dieses nicht im Abstracten und Allgemeinen, sondern ein begrenztes Licht, ein Lichtbild nöthig sey, um diese Wirkung hervorzubringen. Wir werden uns hierron bei verwandten Fällen noch mehr überzeugen.

372. Eine polirte Silberplatte giebt in der Sonne ein

nem blendenden Schein von sich; aber es wird bei dieser Gelegenheit keine Farbe gesehen. Hält man hingegen die Oberfläche leicht, so erscheinen bunte, besonders grüne und purpurne Farben, unter einem gewissen Winkel, dem Auge. Bei eisilirten und guillochirten Metallen tritt auch dieses Phänomen auffallend hervor; doch läßt sich daraus bemerken, daß wenn es erscheinen soll, irgend ein Bild, ein Abwechslung des Dunklen und Hellen, bei der Abspiegelung mitwirken muß, so daß ein Forstenstab, der Ast eines Baumes, ein zufälliges oder mit Vorsatz aufgestelltes Hinderniß, eine merkliche Wirkung hervorbringt. Auch diese Erscheinung läßt sich in der Camera obscura objectiviren.

375. Läßt man ein polirtes Silber durch Schreibwasser dergestalt anfressen, daß das darin befindliche Kupfer aufgelöst und die Oberfläche gewiß rauhen rauh werde, und läßt alsdann das Sonnenbild sich auf der Platte spiegeln; so wird es von jedem unendlich kleinen erhöhten Punkte einzeln zurückglänzen, und die Oberfläche der Platte in bunten Farben erscheinen. Eben so, wenn man ein schwarzes ungeglättetes Papier in die Sonne hält und aufmerksam darauf blickt, sieht man es in seinen kleinsten Theilen bunt in den lebhaftesten Farben glänzen.

374. Diese sämmtlichen Erfahrungen treffen auf eben dieselben Bedingungen hin. In dem ersten Falle scheint das Lichtbild von einer schmalen Linie zurück; in dem zweiten wahrscheinlich von scharfen Kanten; in dem dritten von sehr kleinen Punkten. Bei allen wird ein lebhaftes Licht und eine Begränzung desselben verlangt. Nicht weniger wird zu diesen sämmtlichen Farbenerscheinungen erfordert, daß sich das Auge in einer proportionirten Ferne von den reflectirenden Punkten befinde.

375. Stellt man diese Beobachtungen unter dem Mikroskop an, so wird die Erscheinung an Kraft und Glanz unendlich wachsen: denn man sieht alsdann die kleinsten Theile der Körper, von der Sonne beschienen, in diesen Reflexionsfarben schimmern, die, mit den Refractionsfarben verwandt, sich nun auf die höchste Stufe ihrer Herrlichkeit erheben. Man bemerkt in solchem Falle ein wurmförmig Buntes auf der Oberfläche organischer Körper, wovon das Nähere künftig vorgelegt werden soll.

376. Uebrigens sind die Farben, welche bei der Reflexion sich zeigen, vorzüglich Purpur und Grün; woraus sich vermuthen läßt, daß besonders die streifige Erscheinung aus einer zarten Purpurlinie besteht, welche an ihren beiden Seiten theils mit Blau, theils mit Gelb eingefaßt ist. Treten die Linien sehr nahe zusammen, so muß der Zwischenraum grün erscheinen: ein Phänomen, das uns noch oft vorkommen wird.

377. In der Natur begegnen uns dergleichen Farben öfters. Die Farben der Spinnenweben sehen wir denen, die von Stahlsaiten widerscheinen, völlig gleich, ob sich schon daran nicht so gut als an dem Stahl die Undurchdringlichkeit beglaubigen läßt, weswegen man auch diese Farben mit zu den Refractionserscheinungen hat ziehen wollen.

378. Beim Perlemutter werden wir unendlich feine, neben einanderliegende organische Fibern und Lamellen gewahr, von welchen, wie oben beim geriebten Silber, mannigfaltige Farben, vorzüglich aber Purpur und Grün, entspringen mögen.

379. Die changeanten Farben der Vogelfedern werden hier gleichfalls erwähnt, obgleich bei allem Organischen eine chemische Vorbereitung und eine Aneignung der Farbe an den Körper gedacht werden kann, wovon bei Gelegenheit der chemischen Farben weiter die Rede seyn wird.

380. Daß die Erscheinungen der objectiven Höfe auch in der Nähe katoptrischer Phänomene liegen, wird leicht zugegeben werden, ob wir gleich nicht läugnen, daß auch Refraction mit im Spiele sey. Wir wollen hier nur Einiges bemerken, bis wir, nach völlig durchlaufenem theoretischem Kreise, eine vollkommenere Anwendung des uns alsdann im Allgemeinen Bekannten auf die einzelnen Naturerscheinungen zu machen im Stande seyn werden.

381. Wir gedenken zuerst jenes gelben und rothen Kreises an einer weißen oder graulichen Wand, den wir durch ein nah gestelltes Licht hervorgebracht (85). Das Licht, indem es von einem Körper zurückscheint, wird gemäßigt, das gemäßigte Licht erregt die Empfindung der gelben und ferner der rothen Farbe.

382. Eine solche Kerze erleuchte die Wand lebhaft in unmittelbarer Nähe. Je weiter der Schein sich verbreitet, desto schwächer wird er; allein er ist doch immer die Wirkung der Flamme, die Fortsetzung ihrer Energie, die ausgedehnte Wirkung ihres Bildes. Man könnte diese Kreise daher gar wohl Gränzbilder nennen, weil sie die Gränze der Thätigkeit ausmachen und doch auch nur ein erweitertes Bild der Flamme darstellen.

383. Wenn der Himmel um die Sonne weiß und leuchtend ist, indem leichte Dünste die Atmosphäre erfüllen, wenn Dünste oder Wolken um den Mond schweben, so spiegelt sich der Abglanz der Scheibe in denselben. Die Höfe, die wir alsdann erblicken, sind einfach oder doppelt, kleiner oder größer, zuweilen sehr groß, oft farblos, manchmal farbig.

384. Einen sehr schönen Hof um den Mond sah ich den 15 November 1799 bei hohem Barometerstande und dennoch wolkigem und dunstigem Himmel. Der Hof war völlig farbig, und die Kreise folgten sich wie bei subjectiven Höfen und Licht. Daß er objectiv war, konnte ich bald einsehen, indem ich das Bild des Mondes zuerst und der Hof dennoch vollkommen gesehen wurde.

385. Die verschiedene Größe der Höfe scheint auf die Nähe oder Ferne des Dunstes von dem Auge des Beobachters einen Bezug zu haben.

386. Da leicht angehauchte Fensterscheiben die Lebhaftigkeit der subjectiven Höfe vermehren, und sie gewissermaßen zu objectiven machen; so ließe sich vielleicht mit einer einfachen Vorrichtung, bei recht rasch kalter Winterzeit, hiervon die nähere Bestimmung auffinden.

387. Wie sehr wir Ursache haben, auch bei diesen Kreisen auf das Bild und dessen Wirkung zu dringen, zeigt sich bei dem Phänomen der sogenannten Nebensonnen. Dergleichen Nachbardilder finden sich immer auf gewissen Punkten der Höfe und Kreise, und stellen das wieder nur begränzter dar, was in dem ganzen Kreise immerfort allgemeiner vorgeht. In die Erscheinung des Regenbogens wird sich dieses alles bequemer anschließen.

388. Zum Schlusse bleibt uns nichts weiter übrig, als daß wir die Verwandtschaft der katoptrischen Farben mit den paroptischen einleiten.

Die paroptischen Farben werden wir diejenigen nennen, welche entstehen, wenn das Licht an einem undurchsichtigen farblosen Körper hinstreift. Wie nahe sie mit den dioptrischen der zweiten Classe verwandt sind, wird jedermann leicht einsehen, der mit uns überzeugt ist, daß die Farben der Refraction bloß an den Rändern entstehen. Die Verwandtschaft der katoptrischen und paroptischen aber wird uns in dem folgenden Kapitel klar werden.

XXXII.

Paroptische Farben.

389. Die paroptischen Farben wurden bisher perioptisch genannt, weil man sich eine Wirkung des Lichts gleichsam um den Körper herum dachte, die man einer gewissen Biegsamkeit des Lichts nach dem Körper hin und dem Körper ab zuschrieb.

390. Auch diese Farben kann man in objective und subjective eintheilen, weil auch sie theils außer uns, gleichsam wie auf der Fläche gemalt, theils in uns, nämlich hier auf der Retina, erscheinen. Wir finden bei diesem Kapitel das vortheilhafteste, die objectiven zuerst zu nehmen, weil die subjectiven sich so nah an andere uns schon bekannte Erscheinungen anschließen, daß man sie kaum davon zu trennen nöthig.

391. Die paroptischen Farben werden also genannt, weil um sie hervorzubringen, das Licht an einem Rande durchstrahlen muß. Allein nicht immer, wenn das Licht an einem Rande durchstrahlt, erscheinen sie; es sind dazu noch ganz besondre Bedingungen nöthig.

392. Ferner ist zu bemerken, daß hier abermals das Licht keineswegs in Abstracto wirke (361); sondern die Sonne scheint an einem Rande her. Das ganze von dem Sonnenbild ausstrahlende Licht wirkt an einer Körpergränze derbei und verursacht Schatten. An diesen Schatten, innerhalb derselben, werden wir künftig die Farbe gewahr werden.

393. Vor allen Dingen aber betrachten wir die hieher gehörigen Erfahrungen in vollem Lichte. Wir setzen den Beobachter ins Freie, ob wir ihn in die Beschränkung der dunklen Kammer führen.

394. Wer im Sonnenschein in einem Garten oder sonst auf glatten Wegen wandelt, wird leicht bemerken, daß sein Schatten nur unten am Fuß, der die Erde betritt, scharf begränzt erscheint, weiter hinauf, besonders um das Haupt, verfließt er sanft in die helle Fläche. Denn indem das Sonnenlicht nicht allein aus der Mitte der Sonne hertrömt, sondern auch von den beiden Enden dieses leuchtenden Sternes übers Kreuz wirkt, so entsteht eine objective Parallaxe, die an beiden Seiten des Körpers einen Halbschatten hervordringt.

395. Wenn der Spaziergänger seine Hand erhebt, so sieht er an den Fingern deutlich das Auseinanderweichen der beiden Halbschatten nach außen, die Verschmälerung des Hauptschattens nach innen, beides Wirkungen des sich kreuzenden Lichtes.

396. Man kann vor einer glatten Wand diese Versuche mit Stäben von verschiedner Stärke, so wie auch mit Kugeln wiederholen und vervielfältigen; immer wird man finden, daß je weiter der Körper von der Tafel entfernt wird, desto mehr sich verbreitet sich der schwache Doppelschatten, desto mehr verschmälert sich der starke Hauptschatten, bis dieser zuletzt ganz aufgehoben scheint, da die Doppelschatten endlich so schwach werden, daß sie beinahe verschwinden, wie sie denn in mehrerer Entfernung unbemerklich sind.

397. Daß dieses von dem sich kreuzenden Lichte herrühre, davon kann man sich leicht überzeugen; so wie denn auch der Schatten eines zugespitzten Körpers zwei Spitzen deutlich zeigt. Wir dürfen also nimmals außer Augen lassen, daß in diesem Falle das ganze Sonnenlicht wirke, Schatten hervorbringe, sie in Doppelschatten verwandle und endlich sogar aufhebe.

398. Man nehme nunmehr, statt der vollen Körper, ausgeschnittene Oeffnungen von verschiedner bestimmter Größe neben einander, und lasse das Sonnenlicht auf eine etwas entfernte Tafel hindurch fallen; so wird man finden, daß das helle Bild, welches auf der Tafel von der Sonne hervorgebracht wird, größer sey als die Oeffnung, welches daher kommt, daß der eine Rand der Sonne durch die entgegengesetzte Seite der Oeffnung noch hindurch scheint, wenn der andre durch sie schon verdeckt ist. Daher ist das helle Bild an seinen Rändern schwächer beleuchtet.

399. Nimmt man viereckte Oeffnungen von welcher Größe man wolle, so wird das helle Bild auf einer Tafel, die man Fuß von den Oeffnungen steht, um einen Zoll an jeder Seite größer seyn als die Oeffnung; welches mit dem Maaße des scheinbaren Sonnendiameters ziemlich übereinkommt.

400. Daß eben diese Randerleuchtung nach und nach abnehme, ist ganz natürlich, weil zuletzt nur ein Minimum des Sonnenlichts vom Sonnenrande übers Kreuz durch den Rand der Oeffnung einwirken kann.

401. Wir sehen also hier abermals, wie sehr wir Ursache haben, uns in der Erfahrung vor der Annahme von parallelen Strahlen, Strahlenbüscheln und Bündeln und dergleichen hypothetischem Wesen zu hüten (309, 310).

402. Wir können uns vielmehr das Scheinen der Sonne, oder irgend eines Lichtes, als eine unendliche Abspiegelung des beschränkten Lichtbildes vorstellen; woraus sich denn wohl ableiten läßt, wie alle viereckten Oeffnungen, durch welche die Sonne scheint, in gewissen Entfernungen, je nachdem sie größer oder kleiner sind, ein rundes Bild geben müssen.

403. Obige Versuche kann man durch Oeffnungen von mancherlei Form und Größe wiederholen, und es wird sich immer dasselbe in verschiednen Abweichungen zeigen; wobei man jedoch immer bemerken wird, daß im vollen Lichte, und bei der einfachen Operation des Erscheinens der Sonne an einem Rand, keine Farbe sich sehen läßt.

404. Wir wenden uns daher zu den Versuchen mit dem gedämpften Lichte, welches nöthig ist, damit die Farbenerscheinung eintrete. Man mache eine kleine Oeffnung in den Laden der dunklen Kammer, man fange das übers Kreuz eindringende Sonnenbild mit einem weißen Papiere auf, und man wird, je kleiner die Oeffnung ist, ein desto matteres Licht erblicken; und zwar ganz natürlich, weil die Erleuchtung nicht von der ganzen Sonne, sondern nur von einzelnen Punkten, nur theilweise gewirkt wird.

405. Betrachtet man dieses matte Sonnenbild genau, so findet man es gegen seine Ränder zu immer mutter und mit einem gelben Saume begränzt, der sich deutlich zeigt, am deutlichsten aber, wenn sich ein Nebel, oder eine durchscheinende Wolke vor die Sonne zieht, ihr Licht mäßigt und dämpft. Sollten wir uns nicht gleich dieses Hofes an der Wand und des Scheins eines nahe darvorstehenden Lichtes erinnern? (88.)

406. Betrachtet man jenes eben beschriebne Sonnenbild genauer, so sieht man, daß es mit diesem gelben Saume noch nicht abgethan ist, sondern man bemerkt noch einen zweiten blaulichen Kreis, wo nicht gar eine deutliche Wiederholung des Farbensaums. Ist das Zimmer recht dunkel, so sieht man, daß der zunächst um die Sonne erhellte Himmel gleichfalls einwirkt, man sieht den blauen Himmel, ja sogar die ganze Landschaft auf dem Papiere, und überzeugt sich abermals, daß hier nur von dem Sonnenbilde die Rede sey.

407. Nimmt man eine etwas größere, viereckte Oeffnung, welche durch das Hineinstrahlen der Sonne nicht gleich rund wird, so kann man die Halbschatten von jedem Rande, das Zusammentreffen derselben in den Ecken, die Färbung derselben, nach Maßgabe obgemeldter Erscheinung der runden Oeffnung, genau bemerken.

408. Wir haben nunmehr ein parallaktisch scheinendes Licht gedämpft, indem wir es durch kleine Oeffnungen scheinen ließen, wir haben ihm aber seine parallaktische Eigenschaft nicht genommen, so daß es abermals Doppelschatten der Körper, wenn gleich mit gedämpfter Wirkung, hervorbringen kann. Diese sind nunmehr diejenigen, auf welche man bisher aufmerksam gewesen, welche in verschiedenen hellen und dunklen, farbigen und farblosen Kreisen auf einander folgen, und vermehrt, ja gewissermaßen unzählige Höfe hervorbringen. Sie sind oft gezeichnet und in Kupfer gestochen worden, indem man Nadeln, Haare und andere schmale Körper in das gedämpfte Licht brachte, die vielfachen, dolartigen Doppelschatten bemerkte und sie einer Aus- und Einbiegung des Lichtes zuschrieb, und dadurch erklären wollte, wie der Kernschatten aufgehoben, und wie ein Helles an der Stelle des Dunklen erscheinen könne.

409. Wir aber halten vorerst daran fest, daß es abermals parallaktische Doppelschatten sind, welche mit farbigen Säumen und Höfen begränzt erscheinen.

410. Wenn man alles dieses nun gesehen, untersucht und sich deutlich gemacht hat, so kann man zu dem Versuche mit den Messerklingen schreiten, welches nur ein Auseinanderrücken und parallaktisches Uebereinandergreifen der uns schon bekannten Halbschatten und Höfe genannt werden kann.

411. Zuletzt hat man jene Versuche mit Haaren, Nadeln und Drähten in jenem Halblichte, das die Sonne wirft, so wie im Halblichte, das sich vom blauen Himmel herabsenkt und auf dem Papiere zeigt, anzustellen und zu betrachten; wodurch man der wahren Ansicht dieser Phänomene sich immer mehr bemeistern wird.

412. Da nun aber bei diesen Versuchen alles darauf ankommt, daß man sich von der parallaktischen Wirkung des scheinenden Lichtes überzeuge; so kann man sich das, worauf es ankommt, durch zwei Lichter deutlicher machen, wodurch sich die zwei Schatten über einander führen und völlig sondern lassen. Bei Tage kann es durch zwei Oeffnungen am Fensterladen geschehen, bei Nacht durch zwei Kerzen; ja es giebt manche Zufälligkeiten in Gebäuden beim Auf- und Zuschlagen von Läden, wo man diese Erscheinungen besser beobachten kann, als bei dem sorgfältigsten Apparate. Jedoch lassen sich alle und jede zum Versuch erheben, wenn man einen Kasten einrichtet, in den man oben hinein sehen kann, und dessen Thüre man sachte zuziehn, nachdem man vorher ein Doppellicht einfallen lassen. Daß hierbei die von uns unter den physiologischen Farben abgehandelten farbigen Schatten sehr leicht eintreten, läßt sich erwarten.

413. Ueberhaupt erinnre man sich, was wir über die Natur der Doppelschatten, Halblichter und dergleichen früher ausgeführt haben; besonders aber mache man Versuche mit verschiedenen neben einander gestellten Schattirungen von Grau, wo jeder Streif an seinem dunklen Nachbar hell, am hellen dunkel erscheinen wird. Bringt man Abends mit drei oder mehreren Lichtern Schatten hervor, die sich stufenweise decken, so kann man dieses Phänomen sehr deutlich gewahr werden, und man wird sich übergungen, daß hier der physiologische Fall eintritt, den wir oben weiter ausgeführt haben (38).

414. Inwiefern nun aber alles, was von Erscheinungen die paroptischen Farben begleitet, aus der Lehre vom gemäßigten Lichte, von Halbschatten und von physiologischer Bestimmung der Retina sich ableiten lasse, oder ob wir genöthigt seyn werden, zu gewissen innern Eigenschaften des Lichts unsre Zuflucht zu nehmen, wir man es bisher getan, mag die Zeit lehren. Hier sey es genug, die Bedingungen angezeigt zu haben, unter welchen die paroptischen Farben entstehen, so wie wir denn auch hoffen können, daß unsre Winke auf den Zusammenhang mit dem bisherigen Vortrag von Freunden der Natur nicht unbeachtet bleiben werden.

415. Die Verwandtschaft der paroptischen Farben mit den dioptrischen der zweiten Classe wird sich auch jeder Denkende gern ausbilden. Hier wie dort ist von Rändern die Rede; hier wie dort von einem Lichte, das an dem Rande verschwimmt. Die natürlich ist es also, daß die paroptischen Wirkungen durch die dioptrischen erhöht, verstärkt und verdeutlicht werden können. Doch kann hier nur von den objectiven Refractionssäumen die Rede seyn, da das leuchtende Bild wirklich durch das Mittel durchscheint: denn diese sind eigentlich mit den paroptischen verwandt. Die subjectiven Refractionssäume, da wir die Bilder durchs Mittel sehen, stehen aber von den paroptischen völlig ab, und sind auch schon wegen ihrer Reinheit von uns gepriesen worden.

416. Die die paroptischen Farben mit den katoptrischen zusammenhängen, läßt sich aus dem Gesagten schon vermuthen: denn da die katoptrischen Farben nur an Ritzen, Punkten, Stahlsaiten, zarten Fäden sich zeigen, so ist es ungefähr derselbe Fall, als wenn das Licht an einem Rande verschiene. Es muß jeder Zeit von einem Rande zurück scheinen, damit unser Auge eine Farbe gewahr werde. Wie auch hier die Beschränkung des leuchtenden Bildes, so wie die Mäßigung der Lichter, zu betrachten sey, ist oben schon angezeigt worden.

417. Von den subjectiven paroptischen Farben führen wir nur noch weniges an, weil sie sich theils mit den physiologischen, theils mit den dioptrischen der zweiten Classe in Verbindung setzen lassen, und sie größtentheils kaum bisher zu gehören scheinen, ob sie gleich, wenn man genau aufmerkt, über die ganze Lehre und ihre Verknüpfung ein erfreuliches Licht verbreiten.

418. Wenn man ein Lineal dergestalt vor die Augen hält, daß die Flamme des Lichts über dasselbe hervorscheint, so sieht man das Lineal gleichsam eingeschnitten und schartig an der Stelle, wo das Licht hervorragt. Es scheint sich dieses aus der aufdringenden Kraft des Lichtes auf der Retina ableiten zu lassen (18).

419. Dasselbige Phänomen im Großen zeigt sich beim Aufgang der Sonne, welche, wenn sie rein, aber nicht allzu mächtig, aufgeht, also daß man sie noch anblicken kann, jederzeit einen scharfen Einschnitt in den Horizont macht.

420. Wenn man bei grauem Himmel gegen ein Fenster tritt, so daß das dunkle Kreuz sich gegen denselben abschneidet, wenn man die Augen alsdann auf das horizontale Holz richtet, ferner den Kopf etwas vorzubiegen, zu dingen und aufwärts zu sehen anfängt, so wird man bald unten an dem Holze einen schönen gelbrothen Saum, oben über demselben einen schönen veilblauen entdecken. Je dunkelgrauer, und gleicher der Himmel, je dämmernder das Zimmer und folglich je ruhiger das Auge, desto lebhafter wird sich die Erscheinung zeigen, ob sie sich gleich einem aufmerksamen Beobachter auch bei hellem Tage darstellen wird.

421. Man biege nunmehr den Kopf zurück und dinge mit den Augen dergestalt, daß man den horizontalen Fensterstab unter sich sehe, so wird auch das Phänomen umgekehrt erscheinen. Man wird nämlich die obere Kante gelb und die untere blau sehen.

422. In einer dunklen Kammer stellen sich die Beobachtungen am besten an. Wenn man vor die Oeffnung, vor welche man gewöhnlich das Sonnen-Mikroskop schraubt, ein weißes Papier heftet, wird man den untern Rand des Kreises blau, den obern gelb erblicken, selbst indem man die Augen ganz offen hat, oder sie nur insofern zublinzt, daß kein Hof sich mehr um das Weiße

herum zeigt. Biegt man den Kopf zurück, so sieht man die Farben umgekehrt.

423. Diese Phänomene scheinen daher zu entstehen, daß die Feuchtigkeiten unsres Auges eigentlich nur in der Mitte, wo das Sehen vorgeht, wirklich achromatisch sind, daß aber gegen die Peripherie zu, und in unnatürlichen Stellungen, als Auf- und Niederbiegen des Kopfes, wirklich eine chromatische Eigenschaft, besonders wenn scharf abgesetzte Bilder betrachtet werden, übrig bleibe. Daher diese Phänomene zu ihnen gehören mögen, welche mit den dioptrischen der zweiten Classe verwandt sind.

424. Ähnliche Farben erscheinen, wenn man gegen schwarze und weiße Bilder durch den Nadelstich einer Karte sieht. Statt des weißen Bildes kann man auch den lichten Punkt im Bilde des Lebens der Camera obscura wählen, wenn die Vorrichtung zu den paroptischen Farben gemacht ist.

425. Wenn man durch eine Röhre durchsieht, deren untere Oeffnung verengt, oder durch verschiedene Ausschnitte bedingt ist, erscheinen die Farben gleichfalls.

426. An die paroptischen Erscheinungen aber schließen sich meines Bedünkens folgende Phänomene näher an. Wenn man eine Nadelspitze nah vor das Auge hält, so entsteht in derselben ein Doppelbild. Besonders merkwürdig ist aber, wenn man durch die zu paroptischen Versuchen eingerichteten Messerklingen hindurch und gegen einen grauen Himmel sieht. Man blickt nämlich wie durch einen Tiger, und es zeigen sich im Auge sehr viele Zähne, welches eigentlich nur die wiederholten Seiten der Klingenschärfen sind, davon das eine immer von dem folgenden farbesäumt, aber wohl auch von dem gegenüber wirkenden parallaktisch bedingt und in eine Fadengestalt verwandelt wird.

427. So ist denn auch noch schließlich zu bemerken, daß wenn man durch die Klingen nach einem lichten Punkt im Fensterladen hindurch, auf der Rolina dieselben farbigen Streifen und Höfe, wie auf dem Papier, entstehen.

428. Und so sey dieses Kapitel gegenwärtig um so mehr geschlossen, als ein Freund übernommen hat, dasselbe nochmals genau durch zu experimentiren, von dessen Bemerkungen wir, bei Gelegenheit der Revision, der Tafeln und des Apparats, in der Folge weitere Rechenschaft zu geben hoffen.

XXXIII.

Epoptische Farben.

429. Haben wir bisher uns mit solchen Farben abgegeben, welche zwar sehr lebhaft erscheinen, aber auch, bei aufgehobener Bedingung, sogleich wieder verschwinden, so machen wir nun die Erfahrung von solchen, welche zwar auch als vorübergehend beobachtet werden, aber unter gewissen Umständen sich dergestalt fixiren, daß sie, auch nach aufgehobenen Bedingungen, welche ihre Erscheinung hervorbrachten, bestehen bleiben, und also den Uebergang von den physischen zu den chemischen Farben ausmachen.

430. Sie entspringen durch verschiedene Veranlassungen auf der Oberfläche eines farblosen Körpers, ursprünglich, ohne Mittheilung, Färbe, Tinte (Saxon.); und wir werden sie nun, von ihrer leichten Erscheinung bis zu ihrer hartnäckigsten Dauer, durch die verschiedenen Bedingungen ihres Entstehens hindurch verfolgen, welche wir zu leichterer Uebersicht hier sogleich summarisch aufführen.

431. Erste Bedingung. Berührung zweier glatten Flächen harter durchsichtiger Körper.

Erster Fall, wenn Glasmassen, Glastafeln, linsen an einander gedrückt werden.

Zweiter Fall, wenn in einer soliden Glas-, Krystall- oder Edelsteinmasse ein Sprung entsteht.

Dritter Fall, in dem sich Kamellen durchsichtiger Steine von einander trennen.

Zweite Bedingung. Wenn eine Glasfläche oder ein geschliffner Stein angehaucht wird.

Dritte Bedingung. Verbindung von beiden obigen, daß man nämlich die Glastafel anhaucht, eine andre darauf legt, die Farben durch den Druck erregt, dann das Glas abschiebt, da sich denn die Farben nachziehen und mit dem Hauche verfliegen.

Vierte Bedingung. Blasen verschiedener Flüssigkeiten, Seife, Spiegelglas, Bier, Wein, feine Glasblasen.

Fünfte Bedingung. Sehr feine Häutchen und Lamellen mineralischer und metallischer Auflösungen; das Kalkhäutchen, die Oberfläche stehender Wasser, besonders eisenschüssiger; ingleichen Häutchen von Oel auf dem Wasser, besonders von Firnis auf Scheidewasser.

Sechste Bedingung. Wenn Metalle erhitzt werden. Anlaufen des Stahls und andrer Metalle.

Siebente Bedingung. Wenn die Oberfläche des Glases angegriffen wird.

432. Erste Bedingung, erster Fall. Wenn zwei convexe Gläser, oder ein Convex- und Planglas, am besten ein Convex- und Hohlglas, sich einander berühren, so entstehen concentrische farbige Kreise. Bei dem gelindesten Druck zeigt sich sogleich das Phänomen, welches nach und nach durch verschiedene Stufen geführt werden kann. Wir beschreiben sogleich die vollendete Erscheinung, weil mir die verschiedenen Grade, durch welche sie durchgeht, rückwärts abstrahirt desto besser werden einsehen lernen.

433. Die Mitte ist farblos, durchsichtig, wo die Gläser durch den stärksten Druck gleichsam zu einem verbunden sind, zeigt sich ein dunkelgrauer Punkt, um denselben ein silberweißer Raum, alsdann folgen in abnehmenden Entfernungen verschiedene isolirte Ringe, welche sämmtlich aus drei Farben, die unmittelbar miteinander verbunden sind, bestehen. Jeder dieser Ringe, deren etwa drei bis vier gezählt werden können, ist inwendig gelb, in der Mitte purpurfarben und auswendig blau. Zwischen zwei Ringen findet sich ein silberweißer Zwischenraum. Die letzten Ringe gegen die Peripherie des Phänomens stehen immer enger zusammen. Sie wechseln mit Purpur und Grün, ohne einen dazwischen bemerklichen silberweißen Raum.

434. Wir wollen nunmehr die successive Entstehung des Phänomens vom gelindesten Druck an beobachten.

435. Beim gelindesten Druck erscheint die Mitte selbst grün gefärbt. Darauf folgen bis an die Peripherie sämmtlicher concentrischen Kreise purpurne und grüne Ringe. Sie sind verhältnißmäßig breit und man sieht keine Spur eines silberweißen Raums zwischen ihnen. Die grüne Mitte entsteht durch das Blau eines unentwickelten Cirkels, das sich mit dem Gelb des ersten Kreises vermischt. Alle übrigen Kreise sind bei dieser gelinden Berührung breit, ihre gelben und blauen Ränder vermischen sich und bringen das schöne Grün hervor. Der Purpur aber eines jeden Ringes bleibt rein und unverändert, daher zeigen sich die sämmtliche Kreise von diesen beiden Farben.

436. Ein etwas stärkerer Druck entfernt den ersten Kreis von dem unentwickelten um etwas weniges und isolirt ihn, so daß er sich nun ganz vollkommen zeigt. Die Mitte erscheint nun als ein blauer Punkt: denn das

Gelbe des erſten Kreiſes iſt nun durch einen ſilberweißen Raum von ihr getrennt. Aus dem Blauen entwickelt ſich in der Mitte ein Purpur, welcher jederzeit nach außen ſeinen zugehörigen blauen Rand behält. Der zweite, dritte Ring, von innen gerechnet, iſt nun ſchon völlig iſolirt. Kommen abweichende Fälle vor, ſo wird man ſie aus dem Geſagten und nach zu Sagenden zu beurtheilen wiſſen.

437. Bei einem ſtärkern Druck wird die Mitte gelb, ſie iſt mit einem purpurfarbenen und blauen Rand umgeben. Endlich zieht ſich auch dieſes Gelb völlig aus der Mitte. Der innerſte Kreis iſt gebildet und die gelbe Farbe umgiebt deſſen Rand. Nun erſcheint die ganze Mitte ſilberweiß, bis zuletzt bei dem ſtärkſten Druck ſich der dunkle Punkt zeigt und das Phänomen, wie es zu Anfang beſchrieben wurde, vollendet iſt.

438. Das Maß der concentriſchen Ringe und ihrer Entfernungen bezieht ſich auf die Form der Gläſer, welche zuſammen gedruckt werden.

439. Wir haben oben bemerkt, daß die farbige Mitte aus einem unentwickelten Kreiſe beſtehe. Es findet ſich aber oft bei dem gelindeſten Druck, daß mehrere unentwickelte Kreiſe daſelbſt gleichſam im Keime liegen, welche nach und nach vor dem Auge des Beobachters entwickelt werden können.

440. Die Regelmäßigkeit dieſer Ringe entſpringt aus der Form des Convexglaſes, und der Durchmeſſer des Phänomens richtet ſich nach dem größern oder kleinern Kugelſchnitt, wornach eine Linſe geſchliffen iſt. Man ſchließe daher leicht, daß man durch das Auseinanderdrücken von Planglaſern nur unregelmäßige Erſcheinungen ſehen werde, welche wellenförmig nach Art der gewäſſerten Seidenzeuge erſcheinen und ſich von dem Punkte des Drucks aus nach allen Enden verbreiten. Doch iſt auf dieſem Wege das Phänomen viel herrlicher als auf jenem und für einen jeden auffallend und reizend. Stellt man nun den Verſuch auf dieſe Weiſe an, ſo wird man völlig wie bei den oben beſchriebenen bemerken, daß bei gelindem Druck die grünen und purpurnen Weilen zum Vorſchein kommen, beim ſtärkern aber Streifen, welche blau, purpurn und gelb ſind, ſich iſoliren. In dem erſten Falle berühren ſich ihre Außenſeiten, in dem zweiten ſind ſie durch einen ſilberweißen Raum getrennt.

441. Ehe wir nun zur fernern Beſtimmung dieſes Phänomens übergehen, wollen wir die bequemſte Art, daſſelbe hervorzubringen, mittheilen.

Man lege ein großes Convexglas vor ſich auf den Tiſch gegen ein Fenſter, und auf daſſelbe eine Tafel wohlgeſchliffenen Spiegelglaſes, ungefähr von der Größe einer Spielkarte, ſo wird die bloße Schwere der Tafel ſie ſchon kryſtallartig andrücken, daß eins oder das andere der beſchriebenen Phänomene entſteht, und man wird ſchon durch die verſchiedene Schwere der Glastafel, durch andre Zufälligkeiten, wie z. B. wenn man die Glastafel auf die abhängende Seite des Convexglaſes führt, wo ſie nicht ſo ſtark aufdrückt als in der Mitte, alle von uns beſchriebenen Grade nach und nach hervorbringen können.

442. Um das Phänomen zu bemerken, muß man ſchief auf die Fläche ſehen, auf welcher und daſſelbe erſcheint. Auffallend merkwürdig iſt aber, daß, wenn man ſich immer mehr neigt, und unter einem ſpitzeren Winkel nach dem Phänomen ſieht, die Kreiſe ſich nicht allein erweitern, ſondern auch der Mitte ſich noch andre Kreiſe entwickeln, von denen ſich, wenn man perpendiculär auch durch das ſtärkſte Vergrößerungsglas darauf ſah, keine Spur entdecken ließ.

443. Wenn das Phänomen gleich in ſeiner größten Schönheit erſcheinen ſoll, ſo hat man ſich der äußerſten Reinlichkeit zu befleißigen. Macht man den Verſuch mit Spiegelglasplatten, ſo thut man wohl, leberne Handſchuhe anzuziehen. Man kann bequem die innern Flächen, welche ſich auf das genauſte berühren müſſen, vor dem Verſuche reinigen, und die äußern, bei dem Verſuche ſelbſt, unter dem Drücken rein erhalten.

444. Man ſieht aus obigem, daß eine genaue Berührung zweier glatten Flächen nöthig iſt. Geſchliffene Gläſer thun den beſten Dienſt. Glasplatten zeigen die ſchönſten Farben, wenn ſie aneinander feſthängen; und aus eben dieſer Urſache ſoll das Phänomen an Schönheit wachſen, wenn ſie unter die Luftpumpe gelegt werden, und man die Luft auspumpt.

445. Die Erſcheinung der farbigen Ringe kann am ſchönſten hervorgebracht werden, wenn man ein convexes und concaves Glas, die nach einerlei Kugelſchnitt geſchliffen ſind, zuſammendringt. Ich habe die Erſcheinung niemals glänzender geſehen, als bei dem Objectivglaſe eines achromatiſchen Fernrohrs, bei welchem das Crownglas mit dem Flintglaſe ſich allzu genau berühren mochte.

446. Merkwürdig iſt die Erſcheinung, wenn ungleichartige Flächen, z. B. ein geſchliffner Kryſtall an eine Glasplatte gedruckt wird. Die Erſcheinung zeigt ſich keineswegs in großen fließenden Weilen, wie bei der Verbindung des Glaſes mit dem Glaſe, ſondern ſie iſt klein und zackig und gleichſam unterbrochen, ſo daß es ſcheint, die Fläche des geſchliffenen Kryſtalls, die auf unendlich kleinen Durchſchnitten der Kamellen beſteht, berühre das Glas nicht in einer ſolchen Continuität, als es von einem andern Glaſe geſchieht.

447. Die Farbenerſcheinung verſchwindet durch den ſtärkſten Druck, der die beiden Flächen ſo innig verbindet, daß ſie nur Einen Körper auszumachen ſcheinen. Daher entſteht der dunkle Punkt in der Mitte, will die gedrückte Linſe auf dieſem Punkte kein Licht mehr zurückwirft, ſo wie eben derſelbe Punkt, wenn man ihn gegen das Licht ſieht, völlig hell und durchſichtig iſt. Bei Nachlaſſung des Drucks verſchwinden die Farben allmählig, und völlig, wenn man die Flächen von einander ſchiebt.

448. Eben dieſe Erſcheinungen kommen noch in zwei ähnlichen Fällen vor. Wenn ganze durchſichtige Maſſen ſich von einander in dem Grade trennen, daß die Flächen ihrer Theile ſich noch hinreichend berühren, ſo ſieht man dieſelben Kreiſe und Weilen mehr oder weniger. Man kann ſie ſehr ſchön hervorbringen, wenn man eine erhitzte Glasmaſſe ins Waſſer taucht, in deren verſchiedenen Riſſen und Sprüngen man die Farben in mannigfaltigen Zeichnungen bequem beobachten kann. Die Natur zeigt uns oft daſſelbe Phänomen an geſprungenem Bergkryſtall.

449. Häufig aber zeigt ſich die Erſcheinung in der mineraliſchen Welt an ſolchen Steinarten, welche ihrer Natur nach blättrig ſind. Dieſe urſprünglichen Lamellen ſind zwar ſo innig verbunden, daß Steine dieſer Art auch völlig durchſichtig und farblos erſcheinen können; doch werden die innerlichen Blätter durch manche Zufälle getrennt, ohne daß die Berührung aufgehoben werde; und ſo wird die uns nun genugſam bekannte Erſcheinung öfters hervorgebracht, beſonders bei Kalkſpäthen, bei Fraueneis, bei der Abularia und mehreren ähnlich gebildeten Mineralien. Es zeigt alſo eine Unkenntniß der nächſten Urſachen einer Erſcheinung welche zufällig ſo oft hervorgebracht wird, wenn man ſie in der Mineralogie für ſo bedeutend hielt und den Exemplaren, welche ſie zeigten, einen beſondern Werth beilegte.

450. Es bleibt uns nur noch übrig, von der höchſt merkwürdigen Umwendung dieſes Phänomens zu ſpre-

chen wie sie uns von den Naturforschern überliefert worden. Wenn man nämlich, anstatt die Farben bei reflectirtem Lichte zu betrachten, sie bei durchfallendem Licht beobachtet, so sollen an derselben Stelle die entgegengesetzten, und zwar auf eben die Weise, wie wir solche eben physiologisch, als Farben, die einander fordern, angegeben haben, erscheinen. An der Stelle des Blauen soll man das Gelbe, und umgekehrt, an der Stelle des Rothen das Grüne u. s. w. sehen. Die bisherigen Versuche sollen künftig angegeben werden, um sodann, als bei uns über diesen Punkt noch einige Zweifel obwalten.

451. Bevor man nun von uns, daß wir über diese bisher vorgetragenen optischen Farben, die uns bei den ersten Bedingungen erschienen, etwas Allgemeines aussprechen und diese Phänomene an die früheren physischen Erscheinungen anknüpfen sollten, so würden wir folgendermaßen zu Werke gehen.

452. Die Gläser, welche zu den Versuchen gebraucht werden, sind als ein empirisch möglichst Durchsichtiges anzusehen. Sie werden aber, nach unserer Ueberzeugung, durch eine innige Berührung, wie sie der Druck verursacht, sodaß auf ihren Oberflächen, jedoch nur auf das leichteste, getrübt. Innerhalb dieser Trübe entstehen sogleich die Farben, und zwar enthält jeder Ring das ganze System: denn indem die beiden entgegengesetzten, das Gelb und Blau, mit ihren rothen Enden verbunden sind, zeigt sich der Purpur. Das Grüne hingegen, wie bei dem prismatischen Versuch, wenn Gelb und Blau sich erreichen.

453. Wie durchaus bei Entstehung der Farbe das ganze System gefordert wird, haben wir schon früher mehrmals erfahren, und es liegt auch in der Natur je der physischen Erscheinung, es liegt schon in dem Begriff von polarischer Entgegensetzung, wodurch eine eben so wahre Einheit zur Erscheinung kommt.

454. Daß bei durchscheinendem Licht eine andere Farbe sich zeigt, als bei reflectirtem, erinnert uns an jene theoretischen Farben der ersten Classe, die wir auf eben diese Weise aus dem Trüben entspringen sahen. Daß aber auch hier ein Trübes obwalte, daran kann selbst kein Zweifel seyn: denn das Zweideutigreifen der glattesten Glasplatten, welches so stark ist, daß sie fest aneinander hängen, bringt eine Halbvereinigung hervor, die jeder von beiden Flächen etwas an Glätte und Durchsichtigkeit entzieht. Den völligen Anschlag aber möchte die Betrachtung geben, daß in der Mitte, wo die Linse am festesten auf das andre Glas aufgedrückt und eine vollkommene Vereinigung hergestellt wird, eine völlige Durchsichtigkeit entstehe, wobei man keine Farbe mehr gewahr wird. Jedoch mag alles dieses seine Bestätigung erst nach vollendeter allgemeiner Uebersicht des Ganzen erhalten.

455. Zweite Bedingung. Wenn man eine angehauchte Glasplatte mit dem Finger absichtlich und sogleich wieder anwischt, sieht man sehr lebhaft durch einander schwebende Farben, welche, indem der Hauch abläuft, ihren Ort verändern und zuletzt mit dem Hauche verschwinden. Wiederholt man diese Operation, so werden die Farben lebhafter und schöner, und scheinen auch länger als die ersten Male zu bestehen.

456. So schnell auch diese Phänomen vorübergeht und so einfach es zu seyn scheint, so glaub' ich doch folgendes bemerkt zu haben. Im Anfange erscheinen alle Grundfarben und ihre Zusammensetzungen. Haucht man stärker, so kann man die Erscheinung in einer Folge gewahr werden. Dabei läßt sich bemerken, daß, wenn der Hauch im Ablaufen sich von allen Seiten gegen die Mitte des Glases zieht, die blaue Farbe zuletzt verschwindet.

457. Das Phänomen entsteht am leichtesten zwischen den zarten Streifen, welche der Strich des Fingers auf der klaren Fläche zurücklässt, aber es erfordert eine sonstige zerstreumachende rauhe Disposition der Oberfläche des Körpers. Auf manchen Gläsern kann man durch den bloßen Hauch schon die Farbenerscheinung hervorbringen, auf andern hingegen ist das Reiben mit dem Finger nöthig; so ich habe geschliffene Spitzgläser gefunden, wo welchen die eine Seite angehaucht sogleich die Farben lebhaft zeigte, die andre aber nicht. Nach den überlieferten Farben zu urtheilen, war jene ehmals die freie Seite des Spiegels, diese aber die innere durch das Quecksilber bedeckte gewesen.

458. Wie nun diese Versuche sich am besten in der Kälte anstellen lassen, weil sich die Platte schneller und reiner anhauchen läßt und der Hauch schneller wieder abläuft, so kann man auch bei starkem Frost, in der Kutsche fahrend, das Phänomen im Großen gewahr werden wenn die Kutschfenster sehr rein geputzt und sämmtlich aufgezogen sind. Der Hauch der in der Kutsche sitzenden Personen schlägt auf das zarteste an die Scheiben und erregt sogleich das lebhafteste Farbenspiel. In wiefern eine regelmäßige Succession darin sey, habe ich nicht bemerken können. Besonders lebhaft aber erscheinen die Farben, wenn sie einen dunklen Gegenstand zum Hintergrunde haben. Dieser Farbenwechsel dauert aber nicht lange: denn sobald sich der Hauch in stärkere Tropfen sammelt oder zu Eisnadeln gefriert, so ist die Erscheinung alsbald aufgehoben.

459. Dritte Bedingung. Man kann die beiden vorhergehenden Versuche des Druckes und Hauches verbinden, indem man nämlich eine Glasplatte anhaucht und die andere sogleich darauf drückt. Es entstehen alsdann die Farben, wie beim Druck zweier angehauchten, nur mit dem Unterschiede, daß die Feuchtigkeit die und da einige Unterbrechung der Bilden verursacht. Schiebt man eine Glasplatte von der andern weg, so läuft der Hauch farbig ab.

460. Man könnte jedoch behaupten, daß dieser verbundene Versuch nichts mehr als die eingelnen sage: denn wie es scheint, so verschwinden die durch den Druck erregten Farben in dem Maße, wie man die Gläser von einander absichtet, und die behauchten Stellen laufen alsdann mit ihren eignen Farben ab.

461. Vierte Bedingung. Farbige Erscheinungen lassen sich fast an allen Blasen beobachten. Die Seifenblasen sind die bekanntesten und ihre Schönheit ist am leichtesten darzustellen. Doch findet man sie auch beim Wein, Bier, bei geistigen reinen Liqueren, besonders auch im Schaume der Chocolade.

462. Wie wir eben einen unendlich schmalen Raum zwischen zwei Flächen, welche sich berühren, erforderten, so kann man das Häutchen der Seifenblase als ein unendlich dünnes Blättchen zwischen zwei elastischen Körpern ansehen: denn die Erscheinung zeigt sich doch eigentlich zwischen der innern, die Blase ausdehnenden Luft und zwischen der atmosphärischen.

463. Die Blase, indem man sie hervorbringt, ist farblos; dann fangen farbige Züge, wie bei Marmorpapieren, an sich sehen zu lassen, die sich endlich über die ganze Blase verbreiten, oder vielmehr um sie herumgetrieben werden, indem man sie aufbläst.

464. Es giebt verschiedene Arten, die Blase zu machen, frei, indem man den Strohhalm nur in die Auflösung taucht und die hängende Blase durch den Athem aufbläst. Hier ist die Entstehung der Farbenerscheinung schwer zu beobachten, weil die schnelle Rotation keine genaue Bemerkung zuläßt, und alle Farben durch einander gehen. Doch läßt sich bemerken, daß die Farben am Strohhalm anfangen. Ferner kann man in die

Auflösung selbst blasen, jedoch vorsichtig, damit nur Eine Blase entstehe. Sie bleibt, wenn man sie nicht sehr auftreibt, weiß; wenn aber die Auflösung nicht allzu wässerig ist, so setzen sich Kreise um die perpendiculare Achse der Blase, die gewöhnlich grün und purpurn abwechseln, indem sie nah an einander fließen. Zuletzt kann man auch mehrere Blasen neben einander hervorbringen, die noch mit der Auflösung zusammenhangen. In diesem Falle entstehen die Farben an den Wänden, wo zwei Blasen einander platt gedrückt haben.

465. An den Blasen des Chocoladenschaums sind die Farben fast bequemer zu beobachten, als an den Seifenblasen. Sie sind beständiger, obgleich kleiner. In ihnen wird durch die Wärme ein Treiben, eine Bewegung hervorgebracht und unterhalten, die zur Entwicklung, Succession und endlich zum Ordnen des Phänomenes nöthig zu seyn scheinen.

466. Ist die Blase klein, oder zwischen andern eingeschlossen, so treiben sich farbige Züge auf der Oberfläche herum, dem marmorirten Papiere ähnlich; man sieht alle Farben unsres Schema's durcheinanderziehen, die reinen, gesteigerten, gemischten, alle deutlich hell und schön. Bei kleinen Blasen dauert das Phänomen immer fort.

467. Ist die Blase größer, oder wird sie nach und nach flotirt, dadurch daß die andern neben ihr zerspringen, so bemerkt man bald, daß dieses Treiben und Ziehen der Farben auf etwas abzwecke. Wir sehen nämlich auf dem höchsten Punkte der Blase einen kleinen Kreis entstehen, der in der Mitte gelb ist; die übrigen farbigen Züge bewegen sich noch immer wurmförmig um ihn her.

468. Als dauert nicht lange, so vergrößert sich der Kreis und sinkt nach allen Seiten hinab. In der Mitte behält er sein Gelb, nach unten und außen wird er purpurfarben und bald blau. Unter diesem entsteht wieder ein neuer Kreis von eben dieser Farbenfolge. Stehen sie nahe genug beisammen, so entsteht aus Vermischung der Endfarben ein Grün.

469. Wenn ich drei solcher Hauptkreise zählen konnte, so war die Mitte farblos und dieser Raum wurde nach und nach größer, indem die Kreise mehr niedersanken, bis zuletzt die Blase zerplatzte.

470. Fünfte Bedingung. Es können auf verschiedene Weise sehr zarte Häutchen entstehen, an welchen man ein sehr lebhaftes Farbenspiel entdeckt, indem nämlich sämmtliche Farben entweder in der bekannten Ordnung, oder mehr verworren durch einander laufend gesehen werden. Das Wasser, in welchem ungelöschter Kalk aufgelöst worden, überzieht sich bald mit einem farbigen Häutchen. Ein Gleiches geschieht auf der Oberfläche stehender Wasser, vorzüglich solcher, welche Eisen enthalten. Die Lamellen des feinen Weinsteins, die sich, besonders von rothem französischen Weine, in den Bouteillen anlegen, glänzen von den schönsten Farben, wenn sie auf sorgfältige Weise losgeweicht und an das Tageslicht gebracht werden. Oeltropfen auf Wasser, Branntwein und andern Flüssigkeiten bringen auch dergleichen Ringe und Flämmchen hervor. Der schönste Versuch aber, den man machen kann, ist folgender. Man gieße nicht allzustarkes Scheidewasser in eine flache Schale und trepfe mit einem Pinsel von jenem Firniß darauf, welchen die Kupferstecher brauchen, um während des Aetzens gewisse Stellen ihrer Platten zu decken. Sogleich entsteht unter lebhafter Bewegung ein Häutchen, das sich in Kreise ausbreitet, und zugleich die lebhaftesten Farbenerscheinungen hervorbringt.

471. Sechste Bedingung. Wenn Metalle erhitzt werden, so entstehen auf ihrer Oberfläche flüchtig auf einander folgende Farben, welche jedoch nach Belieben fest gehalten werden können.

472. Man erhitze einen polirten Stahl, und er wird in einem gewissen Grad der Wärme gelb überlaufen. Nimmt man ihn schnell von den Kohlen weg, so bleibt ihm diese Farbe.

473. Sobald der Stahl heißer wird, erscheint das Gelbe dunkler, höher und geht bald in den Purpur hinüber. Dieser ist schwer fest zu halten, denn er eilt sehr schnell ins Hochblaue.

474. Dieses schöne Blau ist fest zu halten, wenn man schnell den Stahl aus der Hitze nimmt und ihn in Asche steckt. Die blau angelaufenen Stahlarbeiten werden auf diesem Wege hervorgebracht. Führt man aber fort, den Stahl frei über dem Feuer zu halten, so wird er in kurzem hellblau und so bleibt er.

475. Diese Farben ziehen wie ein Hauch über die Stahlplatte, eine scheint vor der andern zu fliehen; aber eigentlich entwickelt sich immer die folgende aus der vorhergehenden.

476. Wenn man ein Federmesser ins Licht hält, so wird ein farbiger Streif quer über die Klinge entstehen. Der Theil des Streifes, der am tiefsten in der Flamme war, ist hellblau, das sich ins Blaurothe verliert. Der Purpur steht in der Mitte, dann folgt Gelbroth und Gelb.

477. Dieses Phänomen leitet sich aus dem vorhergehenden ab; denn die Klinge nach dem Stiele zu ist weniger erhitzt, als an der Spitze, welche sich in der Flamme befindet; und so müssen alle Farben, die sonst nach einander entstehen, auf einmal erscheinen, und man kann sie auf das beste fixirt aufbewahren.

478. Robert Boyle giebt diese Farbensuccession folgendermaßen an: A florido flavo ad flavum saturum et rubescentem (quem artifices sanguineum vocant) inde ad languidum, postea ad saturiorem cyaneum. Dieses wäre ganz gut, wenn man die Worte languidus und saturior ihre Stellen verwechseln ließe. In wiefern die Bemerkung richtig ist, daß die verschiedenen Farben auf die Grade der folgenden Härtung Einfluß haben, lassen wir dahingestellt seyn. Die Farben sind hier nur Anzeichen der verschiedenen Grade der Hitze.

479. Wenn man Blei calcinirt, wird die Oberfläche erst graulich. Dieses grauliche Pulver wird durch größere Hitze gelb, und sodann orange. Auch das Silber zeigt bei der Erhitzung Farben. Der Blick des Silbers beim Abtreiben gehört auch hieher. Wenn metallische Gläser schmelzen, entstehen gleichfalls Farben auf der Oberfläche.

480. Siebente Bedingung. Wenn die Oberfläche des Glases angegriffen wird. Das Blindwerden des Glases ist uns oben schon merkwürdig gewesen. Man bezeichnet durch diesen Ausdruck, wenn die Oberfläche des Glases dergestalt angegriffen wird, daß es uns trüb erscheint.

481. Das weiße Glas wird von ersten blind, desgleichen gegossenes und nachher geschliffenes Glas, das blauliche weniger, das grüne am wenigsten.

482. Eine Glastafel hat zweierlei Seiten, davon man die eine die Spiegelseite nennt. Es ist die, welche im Ofen oben liegt, an der man rundliche Erhöhungen bemerken kann. Sie ist glätter als die andere, die im Ofen unten liegt und an welcher man manchmal Krätzen bemerkt. Man nimmt deswegen gern die Spiegelseite in die Zimmer, weil sie durch die von innen anschlagende Feuchtigkeit weniger als die andere angegriffen, und das Glas daher weniger blind wird.

483. Dieses Blindwerden oder Trüben des Glases geht nach und nach in eine Farbenerscheinung über, die sehr lebhaft werden kann, und bei welcher vielleicht auch eine gewisse Succession, oder sonst etwas Ordnungsmäßes zu entdecken wäre.

484. Und so hätten wir denn auch die physischen Farben von ihrer tüchtigen Wirkung an bis dahin geführt, wo sich diese flüchtigen Erscheinungen an die Körper festsetzen, und wir wären auf diese Weise an die Gränze gelangt, wo die chemischen Farben eintreten, ja genöthigenmaßen haben wir diese Gränze schon überschritten; welches für die Stätigkeit unseres Vortrags ein gutes Vorurtheil erregen mag. Sollen wir aber noch zu Ende dieser Abtheilung etwas Allgemeines aussprechen und auf ihren innern Zusammenhang hindeuten, so fügen wir zu dem, was wir oben (451—454) gesagt haben, noch folgendes hinzu.

485. Das Anlaufen des Stahls und die verwandten Erfahrungen könnte man vielleicht ganz bequem aus der Lehre von den trüben Mitteln herleiten. Polirter Stahl wirft mächtig das Licht zurück. Man denke sich das durch die Hitze bewirkte Anlaufen als eine gelinde Trübe; folglich müßte daher ein Hellgelb erscheinen, welches bei zunehmender Trübe immer verdichteter, gedrängter und röther, ja zuletzt Purpur- und Rubinroth erscheinen muß. Wäre nun zuletzt diese Farbe auf den höchsten Punkt des Dunkelwerdens gesteigert, und man dächte sich die immer fortwährende Trübe; so würde diese nunmehr sich über ein Finsteres verbreiten und zuerst ein Violett, dann ein Dunkelblau und endlich ein Hellblau hervorbringen, und so die Reihe der Erscheinungen beschließen.

Wir wollen nicht behaupten, daß man mit dieser Erklärungsart völlig auslange, unsere Absicht ist vielmehr, nur auf den Weg zu deuten, auf welchem zuletzt die alles umfassende Formel, das eigentliche Wort des Räthsels gefunden werden kann.

Dritte Abtheilung.

Chemische Farben.

486. So nennen wir diejenigen, welche wir an gewissen Körpern erregen, mehr oder weniger fixiren, an ihnen steigern, von ihnen wieder wegnehmen und andern Körpern mittheilen können, denen wir denn auch deshalb eine gewisse immanente Eigenschaft zuschreiben. Die Dauer ist meist ihr Kennzeichen.

487. In diesen Rücksichten bezeichnete man früher die chemischen Farben mit verschiedenen Benennungen. Sie hießen colores proprii, corporei, materiales, veri, permanentes, fixi.

488. Wie sich das Bewegliche und Vorübergehende der physischen Farben nach und nach an den Körpern fixire, haben wir in dem Vorhergehenden bemerkt, und den Uebergang eingeleitet.

489. Die Farbe fixirt sich an den Körpern mehr oder weniger dauerhaft, oberflächlich oder durchdringend.

490. Alle Körper sind der Farbe fähig, entweder daß sie an ihnen erregt, gesteigert, stufenweise fixirt, oder wenigstens ihnen mitgetheilt werden kann.

XXXIV.

Chemischer Gegensatz.

491. Indem wir bei Darstellung der farbigen Erscheinung auf einen Gegensatz durchaus aufmerksam zu machen Ursache hatten, so finden wir, indem wir den Boden der Chemie betreten, die chemischen Gegensätze uns auf eine bedeutende Weise begegnend. Wir sprechen hier zu unsern Zwecken nur von denjenigen, den man unter dem allgemeinen Namen von Säure und Alcali zu begreifen pflegt.

492. Wenn wir den chromatischen Gegensatz nach Anleitung aller übrigen physischen Gegensätze durch ein Mehr oder Weniger bezeichnen, der gelben Seite das Mehr, der blauen das Weniger zuschreiben; so schließen sich diese beiden Seiten nun auch in chemischen Fällen an die Seiten des chemisch Entgegengesetzten an. Das Gelb und Gelbrothe widmet sich den Säuren, das Blau und Blaurothe den Alcalien, und so lassen sich die Erscheinungen der chemischen Farben, freilich mit noch manchen andern eintretenden Betrachtungen, auf eine ziemlich einfache Weise durchführen.

493. Da übrigens die Hauptphänomene der chemischen Farben bei Säuerungen der Metalle vorkommen, so sieht man, wie wichtig diese Betrachtung hier an der Spitze sey. Was übrigens noch weiter zu bedenken eintritt, werden wir unter einzelnen Rubriken näher bemerken; wobei wir jedoch ausdrücklich erklären, daß wir dem Chemiker nur im allgemeinsten vorzuarbeiten gedenken, ohne uns in irgend ein Besonderes, ohne uns in die zartern chemischen Aufgaben und Fragen mischen oder sie beantworten zu wollen. Unsere Absicht kann nur seyn, eine Skizze zu geben, wie sich allenfalls nach unserer Ueberzeugung die chemische Farbenlehre an die allgemeine physische anschließen könnte.

XXXV.

Ableitung des Weißen.

494. Wir haben hiezu schon oben bei Gelegenheit der dioptrischen Farben der ersten Classe (455 ff.) einige Schritte gethan. Durchsichtige Körper stehen auf der höchsten Stufe unorganischer Materialität. Zunächst daran fügt sich die reine Trübe, und das Weiße kann als die vollendete reine Trübe angesehen werden.

495. Reines Wasser zu Schnee krystallisirt erscheint weiß, indem die Durchsichtigkeit der einzelnen Theile kein durchsichtiges Ganzes macht. Verschiedene Salzkrystalle, denen das Krystallisationswasser entweicht, erscheinen als ein weißes Pulver. Man könnte den zufällig undurchsichtigen Zustand des rein Durchsichtigen Weiß nennen, so wie ein zermalmtes Glas als ein weißes Pulver erscheint. Man kann dabei die Aufhebung einer dynamischen Verbindung und die Darstellung der atomistischen Eigenschaft der Materie in Betracht ziehn.

496. Die bekannten ungereizten Erden sind in ihrem reinen Zustand alle weiß. Sie gehen durch natürliche Krystallisation in Durchsichtigkeit über; Kieselerde in den Bergkrystall, Thonerde in den Glimmer, Bittererde in den Talk, Kalkerde und Schwererde erscheinen in so mancherlei Spielen durchsichtig.

497. Da uns bei Färbung mineralischer Körper die Metallkalke vorzüglich begegnen werden, so bemerken wir noch zum Schlusse, daß angehende gelinde Säuerungen weiße Kalke darstellen, wie das Blei durch die Essigsäure in Bleiweiß verwandelt wird.

XXXVI.

Ableitung des Schwarzen.

498. Das Schwarze entspringt uns nicht so unmit-

fänglich, wie das Weiße. Wir treffen es im vegetabilischen Reiche bei Halbverbrennungen an, und die Kohle, der auch übrigens höchst merkwürdige Körper, zeigt uns die schwarze Farbe. Auch wenn Holz, z. B. Bretter, durch Licht, Luft und Feuchtigkeit seines Brennlichen zum Theil beraubt wird, so erscheint erst die graue, dann die schwarze Farbe. Wie wir denn auch animalische Theile durch eine Halbverbrennung in Kohle verwandeln können.

499. Eben so finden wir auch bei den Metallen, daß oft eine Halboxydation stattfindet, wenn die schwarze Farbe erregt werden soll. So werden durch schwache Säurung mehrere Metalle, besonders das Eisen, schwarz, durch Essig, durch gelinde saure Gährungen, z. B. eines Rübdecocts u. s. w.

500. Nicht weniger läßt sich vermuthen, daß eine Ab- oder Rücksäurung die schwarze Farbe hervorbringe. Dieser Fall ist bei der Entstehung der Tinte, da das in der starken Schwefelsäure aufgelöste Eisen gelblich wird, durch die Galluseinfusion aber zum Theil entsäuert nunmehr schwarz erscheint.

XXXVII.

Erregung der Farbe.

501. Als wir oben in der Abtheilung von physischen Farben trübe Mittel behandelten, sahen wir die Farbe eher, als das Weiße und Schwarze. Nun setzen wir ein gewordenes Weißes, ein gewordenes Schwarzes fixirt voraus, und fragen, wie sich an ihm die Farbe erregen lasse.

502. Auch hier können wir sagen, ein Weißes, das sich verdunkelt, das sich trübt, wird gelb, das Schwarze, das sich erhellt, wird blau.

503. Auf der activen Seite, unmittelbar am Lichte, am Hellen, am Weißen, entsteht das Gelbe. Wie leicht vergilbt alles, was weiße Oberflächen hat, das Papier, die Leinwand, Baumwolle, Seide, Wachs; besonders auch durchsichtige Liquoren, welche zum Brennen geneigt sind, werden leicht gelb, d. h. mit andern Worten, sie gehen leicht in eine gelinde Trübung über.

504. So ist die Erregung auf der passiven Seite am Finstern, Dunklen, Schwarzen sogleich mit der blauen, oder vielmehr mit einer röthlichen blauen Erscheinung begleitet. Eisen in Schwefelsäure aufgelöst und sehr mit Wasser verdünnt bringt in einem gegen das Licht gehaltenen Glase, sobald nur einige Tropfen Gallus dazu kommen, eine schöne violette Farbe hervor, welche die Eigenschaften des Rauchtopases, das Oxydulum eines verbrannten Purpurs, wie sich die Alten ausdrücken, dem Auge darstellt.

505. Ob an den reinen Erden durch chemische Operationen der Natur und Kunst, ohne Beimischung von Metallkalken eine Farbe erregt werden könne, ist eine wichtige Frage, die gewöhnlich mit Nein beantwortet wird. Sie hängt vielleicht mit der Frage zusammen, in wiefern sich durch Oxydation den Erden etwas abgewinnen lasse.

506. Zur die Verneinung der Frage spricht allerdings der Umstand, daß überall, wo man mineralische Farben findet, sich eine Spur von Metall, besonders von Eisen zeigt, wobei man freilich in Betracht zieht, wie leicht sich das Eisen oxydire, wie leicht der Eisenkalk verschiedene Farben annehme, wie mendlich theilbar derselbe sey und wie geschwind er seine Farbe mittheile. Dessen ungeachtet wäre zu wünschen, daß neue Versuche hierüber angestellt, und die Zweifel entweder bestärkt oder beseitigt würden.

507. Wie dem auch seyn mag, so ist die Receptivität der Erden gegen schon vorhandene Farben sehr groß, worunter sich die Alaunerde besonders auszeichnet.

508. Wenn wir nun zu den Metallen übergehen, welche sich im unorganischen Reiche beinahe privativ das Recht farbig zu erscheinen angeeignet haben, so finden wir, daß sie sich in ihrem reinen, selbstständigen, tesquinischen Zustande schon dadurch von den reinen Erden unterscheiden, daß sie sich zu irgend einer Farbe hinneigen.

509. Wenn das Silber sich dem reinen Weißen am meisten nähert, ja das reine Weiß, erhöht durch metallischen Glanz, wirklich darstellt, so ist den Stahl, Zinn, Blei u. s. w. ins bleiche Blaugraue hinüber; dagegen das Gold sich zum reinen Gelben erhöht, das Kupfer zum Rothen hinaufrückt, welches unter gewissen Umständen sich fast bis zum Purpur steigert, durch Zink hingegen wieder zur gelben Goldfarbe hinabgezogen wird.

510. Zeigen Metalle nun im gediegenen Zustande solche specifische Determinationen zu diesem oder jenem Farbenausdruck, so werden sie durch die Wirkung der Oxydation gewissermaßen in eine gemeinsame Lage versetzt. Denn die Elementarfarben treten nun rein hervor, und obgleich dieses und jenes Metall zu dieser oder jener Farbe eine besondere Bestimmbarkeit zu haben scheint, so wissen wir doch von einigen, daß sie den ganzen Farbenkreis durchlaufen können, von andern, daß sie mehr als Eine Farbe darzustellen fähig sind, wobei sich jedoch das Zinn durch seine Unfarbtüchtigkeit auszeichnet. Wir geben künftig eine Tabelle, inwiefern die verschiedenen Metalle mehr oder weniger durch die verschiedenen Farben durchgeführt werden können.

511. Daß die reine glatte Oberfläche eines gebiegenen Metalles bei Erhitzung von einem Farbenhauch überzogen wird, welcher mit steigender Wärme eine Reihe von Erscheinungen durchläuft, deutet nach unserer Ueberzeugung auf die Zähigkeit der Metalle, den ganzen Farbenkreis zu durchlaufen. Am schönsten werden wir dieses Phänomen am polirten Stahl gewahr; aber auch Silber, Kupfer, Messing, Blei, Zinn lassen uns leicht ähnliche Erscheinungen sehen. Wahrscheinlich ist hier eine oberflächliche Säurung im Spiele, wie man auch der fortgesetzten Operation, besonders bei den leichter verkalklichen Metallen schließen kann.

512. Daß ein geglühtes Eisen leichter eine Säurung durch saure Liquoren erleidet, scheint auch dahin zu deuten, indem eine Wirkung der andern entgegenkommt. Noch bemerken wir, daß der Stahl, je nachdem er in verschiedenen Epochen seiner Farbenerscheinung gehärtet wird, einigen Unterschied der Elasticität zeigen soll; welches ganz naturgemäß ist, indem die verschiedenen Farbenerscheinungen die verschiedenen Grade der Härtung andeuten.

513. Geht man über diesen oberflächlichen Hauch, über dieses Häutchen hinweg, beobachtet man, wie Metalle in Massen penetrativ gesäuert werden, so erscheint mit dem ersten Grade Weiß oder Schwarz, wie man beim Bismuth, Eisen und Quecksilber bemerken kann.

514. Fragen wir nun weiter nach eigentlicher Erregung der Farbe, so finden wir sie auf der Positive am häufigsten. Das oft erwähnte Anlaufen glatter metallischer Flächen geht von dem Gelben aus. Das Eisen geht bald in den gelben Ocher, das Blei aus dem Bleiweiß in den Massicot, das Quecksilber aus dem Aethiops in den gelben Turbith hinüber. Die Auflösung des Goldes und der Platine in Säuren sind gelb.

515. Die Erregungen auf der Minusseite sind selt-

nur. Ein wenig schwarzes Kupfer erscheint blau. Bei Vergoldung des Berlinerblau sind Alkalien im Spiele.

516. Ueberhaupt aber sind diese Farbenerscheinungen von so beweglicher Art, daß die Chemiker selbst, so bald sie ins Feinere gehen, sie als trügliche Kennzeichen betrachten. Wir aber können zu unsern Zwecken diese Materie nur im Durchschnitt behandeln, und wollen nur so viel bemerken, daß man vielleicht die metallischen Farbenerscheinungen, wenigstens zum didaktischen Behuf, einstweilen ordnen könne, wie sie durch Säurung, Aufsäurung, Absäurung und Entsäurung entstehen, sich auf mannigfaltige Weise zeigen und verschwinden.

XXXVIII.

Steigerung.

517. Die Steigerung erscheint uns als eine in sich selbst Drängung, Sättigung, Beschattung der Farben. So haben wir schon oben bei farblosen Mitteln gesehen, daß wir durch Verschärfung der Trübe einen leuchtenden Gegenstand vom hellsten Gelb bis zum höchsten Rubinroth steigern können. Umgekehrt steigert sich das Blau in das schönste Violett, wenn wir eine erleuchtete Trübe vor der Finsterniß verdünnen und vermindern (150, 151).

518. Ist die Farbe spezifizirt, so tritt ein Aehnliches hervor. Man lasse nämlich Stufengefäße aus weißem Porcellan machen, und fülle das eine mit einer reinen gelben Feuchtigkeit, so wird diese von oben herunter bis auf den Boden stufenweise immer röther und zuletzt orange erscheinen. In das andere Gefäß gieße man eine blaue reine Solution, die obersten Stufen werden ein Himmelblau, der Grund des Gefäßes ein schönes Violett zeigen. Stellt man das Gefäß in die Sonne, so ist die Schattenseite der obern Stufen auch schön violett. Wirft man mit der Hand, oder einem andern Gegenstande, Schatten über den erleuchteten Theil des Gefäßes, so erscheint dieser Schatten gleichfalls röthlich.

519. Es ist dieses eine der wichtigsten Erscheinungen in der Farbenlehre, indem wir ganz greiflich erfahren, daß ein quantitatives Verdüstern einen qualitativen Eindruck auf unsere Sinne hervorbringe. Und indem wir schon früher, bei Gelegenheit der letzten optischen Farben (432), unsere Betrachtungen eröffnet, wie man das Anlaufen des Stahls vielleicht auf der Lehre von trüben Mitteln beruhen könnte, so bringen wir dieses hier abermals ins Gedächtniß.

520. Unbringen folgt alle chemische Steigerung unmittelbar auf die Erregung. Sie geht unaufhaltsam und stetig fort, wobei man zu bemerken hat, daß die Steigerung auf der Plusseite die gewöhnlichste ist. Der gelbe Eisenocher steigt sich sowohl durchs Feuer, als durch andere Operationen zu einer sehr hohen Röthe. Wasser wird in Menge, Talbuth in Zinnober gesteigert, welcher letztere schon auf eine sehr hohe Stufe des Gelbrothen gelangt. Eine innige Durchdringung des Metalls durch die Säure, eine Theilung desselben ins empirisch Unendliche geht hierbei vor.

521. Die Steigerung auf der Minusseite ist seltner, ob wir gleich bemerken, daß je reiner und gedrängter das Berlinerblau oder das Kobaltglas bereitet wird, es immer einen röthlichen Schein annimmt und mehr ins Violette spielt.

522. Für diese unmerkliche Steigerung des Gelben und Blauen ins Rothe haben die Franzosen einen artigen Ausdruck, indem sie sagen, die Farbe habe einen Oeil de Rouge, welches wir durch einen röthlichen Blick ausdrücken können.

XXXIX.

Culmination.

523. Sie erfolgt bei fortschreitender Steigerung. Das Rothe, wovon weder Gelb noch Blau zu entdecken ist, macht hier den Zenith.

524. Suchen wir ein auffallendes Beispiel einer Culmination von der Plusseite her, so finden wir es abermals beim anlaufenden Stahl, welcher bis in den Purpurzenith gelangt und auf diesem Punkte festgehalten werden kann.

525. Stellen wir die dorthin (516) angegebene Terminologie hier anwenden, so würden wir sagen, die erste Säurung bringe das Gelbe hervor, die Aufsäurung das Gelbrothe, hier entsteht ein gewisses Summum, das dann eine Absäurung und endlich eine Entsäurung eintrete.

526. Hohe Punkte von Säurung bringen eine Purpurfarbe hervor. Gold aus seiner Auflösung durch Zinnauflösung gefällt, erscheint purpurfarben. Das Oxyd des Arseniks mit Schwefel verbunden bringt eine Rubinfarbe hervor.

527. Wiefern aber eine Art von Absäurung bei mancher Culmination mitwirke, wäre zu untersuchen: denn eine Einwirkung der Alkalien auf das Gelbrothe scheint auch die Culmination hervorzubringen, indem die Farbe gegen das Minus zu in den Zenith genöthigt wird.

528. Aus dem besten ungarischen Zinnober, welcher das höchste Gelbroth zeigt, bereiten die Holländer eine Farbe, die man Vermillon nennt. Es ist auch nur ein Zinnober, der sich aber der Purpurfarbe nähert, und es läßt sich vermuthen, daß man durch Alkalien ihn der Culmination näher zu bringen suchte.

529. Vegetabilische Säfte sind, auf diese Weise behandelt, ein in die Augen fallendes Beispiel. Curcuma, Orlean, Safflor und andere, deren färbendes Wesen man mit Wasser zieht ausgezogen, und nun Tincturen von gelber, gelbrother und hochrother Farbe vor sich hat, gehen durch Beimischung von Alkalien in den Zenith, ja drüber hinaus nach dem Blauvioletten zu.

530. Kein Fall einer Culmination von der Minusseite ist mir im mineralischen und vegetabilischen Reiche bekannt. In dem animalischen ist der Saft der Purpurschnecke merkwürdig, von dessen Steigerung und Culmination von der Minusseite her, wir künftig sprechen werden.

XL.

Balanciren.

531. Die Beweglichkeit der Farbe ist so groß, daß selbst diejenigen Pigmente, welche man glaubt spezifizirt zu haben, sich wieder hin und her wenden lassen. Sie ist in der Nähe des Culminationspunktes am merkwürdigsten, und wird durch wechselsweise Anwendung der Säuren und Alkalien am auffallendsten bemerkt.

532. Die Franzosen bedienen sich, um diese Erscheinung bei der Färberei auszudrücken, des Wortes virer, welches von einer Seite nach der andern wenden heißt, und drücken dadurch auf eine sehr geschickte Weise das

jenige aus, was man sonst durch Mischungsverhältnisse zu bezeichnen und anzugeben versucht.

533. Hievon ist diejenige Operation, die wir mit dem Lackmus zu machen pflegen, eine der bekanntesten und auffallendsten. Lackmus ist ein Farbematerial, das durch Alcalien zum Rothblauen spezificirt worden. Es wird dieses sehr leicht durch Säuren ins Rothgelbe hinüber und durch Alcalien wieder herüber gezogen. Inwiefern in diesem Fall durch zarte Versuche ein Culminationspunkt zu entdecken und festzuhalten sey, wird Derjenige, die in dieser Kunst gründ sind, überlassen, so wie die Färbekunst, besonders die Scharlachfärberei, von diesem Hin- und Herwenden mannigfaltige Beispiele zu liefern im Stande ist.

XLI.

Durchwandern des Kreises.

534. Die Erregung und Steigerung kommt mehr auf der Plus- als auf der Minus-Seite vor. So geht auch die Farbe, bei Durchwanderung des ganzen Wegs, meist von der Plus-Seite aus.

535. Eine stätige in die Augen fallende Durchwanderung des Wegs, vom Gelben durchs Rothe zum Blauen, zeigt sich beim Anlaufen des Stahls.

536. Die Metalle lassen sich durch verschiedene Stufen und Arten der Oxydation auf verschiedenen Punkten des Farbenkreises specificiren.

537. Da sie auch grün erscheinen, so ist die Frage, ob man eine stetige Durchwanderung aus dem Gelben durch's Grüne ins Blaue, und umgekehrt, in dem Mineralreiche kennt. Eisenkalk mit Glas zusammengeschmolzen bringt erst eine grüne, bei verstärktem Feuer eine blaue Farbe hervor.

538. Es ist wohl hier am Platz, von dem Grünen überhaupt zu sprechen. Es entsteht vor uns vorzüglich im atomistischen Sinne und zwar völlig rein, wenn wir Gelb und Blau zusammenbringen; allein auch schon ein unreines beschmutztes Gelb bringt uns den Eindruck des Grünlichen hervor. Gelb mit Schwarz macht schon Grün; aber auch dieses leitet sich davon ab, daß Schwarz mit dem Blauen verwandt ist. Ein unvollkommenes Gelb, wie das Schwefelgelb, giebt uns den Eindruck von einem Grünlichen. Eben so werden wir ein unvollkommenes Blau als grün gewahr. Das Grüne der Weinflaschen entsteht, so scheint es, durch eine unvollkommene Verbindung des Eisenkalks mit dem Glase. Bringt man durch größere Hitze eine vollkommenere Verbindung hervor, so entsteht ein schönes blaues Glas.

539. Aus allem diesem scheint so viel hervorzugehen, daß eine gewisse Kluft zwischen Gelb und Blau in der Natur sich findet, welche zwar durch Verschränkung und Vermischung atomistisch gehoben, und zum Grünen verknüpft werden kann, daß aber eigentlich die wahre Vermittlung vom Gelben und Blauen nur durch das Rothe geschieht.

540. Was jedoch dem Unorganischen nicht gemäß zu seyn scheint, das werden wir, wenn von organischen Naturen die Rede ist, möglich finden, indem in diesem letzten Reiche eine solche Durchwanderung des Kreises vom Gelben durchs Grüne und Blaue bis zum Purpur wirklich vorkommt.

XLII.

Umkehrung.

541. Auch eine unmittelbare Umkehrung in den geforderten Gegensatz zeigt sich als eine sehr merkwürdige Erscheinung, wovon wir gegenwärtig nur folgendes anzuzeigen wissen.

542. Das mineralische Chamäleon, welches eigentlich ein Braunsteinoxyd enthält, kann man in seinem ganz trocknen Zustande als ein grünes Pulver ansehen. Streut man es in Wasser, so zeigt sich in dem ersten Augenblick der Auflösung die grüne Farbe sehr schön; aber sie verwandelt sich sogleich in die dem Grünen entgegengesetzte Purpurfarbe, ohne daß irgend eine Zwischenstufe bemerklich wäre.

543. Derselbe Fall ist mit der sympathetischen Tinte, welche auch als ein röthlicher Liquor angesehen werden kann, dessen Austrocknung durch Wärme die grüne Farbe auf dem Papiere zeigt.

544. Eigentlich scheint hier der Conflict zwischen Trockne und Feuchtigkeit dieses Phänomen hervorzubringen, wie, wenn wir uns nicht irren, auch schon von den Scheidekünstlern angegeben worden. Was sich weiter daraus ableiten, woran sich diese Phänomene anknüpfen lassen, darüber können wir von der Zeit hinlängliche Belehrung erwarten.

XLIII.

Fixation.

545. So beweglich wir bisher die Farbe, selbst bei ihrer körperlichen Erscheinung gesehen haben, so fixirt sie sich doch zuletzt unter gewissen Umständen.

546. Es giebt Körper, welche fähig sind ganz in Farbstoff verwandelt zu werden, und hier kann man sagen, die Farbe fixire sich in sich selbst, beharre auf einer gewissen Stufe und specifizire sich. So entstehen Färbematerialien aus allen Reichen, deren besonders das vegetabilische eine große Menge darbietet, worunter doch einige sich besonders auszeichnen und als die Stellvertreter der andern angesehen werden können; wie auf der activen Seite der Krapp, auf der passiven der Indig.

547. Um diese Materialien bedeutend und zum Gebrauch vortheilhaft zu machen, gehört, daß die färbende Eigenschaft in ihnen innig zusammengedrängt und der färbende Stoff zu einer unendlichen empirischen Theilbarkeit erhoben werde, welches auf allerlei Weise und besonders bei den genannten durch Gährung und Fäulniß hervorgebracht wird.

548. Diese materiellen Farbenstoffe fixiren sich nun wieder an andern Körpern. So werfen sie sich im Mineralreich an Erden und Metallkalk, sie verbinden sich durch Schmelzung mit Gläsern und erhalten hier bei durchsichtendem Licht die höchste Schönheit, so wie man ihnen eine ewige Dauer zuschreiben kann.

549. Vegetabilische und animalische Körper ergreifen sie mit mehr oder weniger Gewalt und halten daran mehr oder weniger fest, theils ihrer Natur nach, wie denn Gelb vergänglicher ist als Blau, oder nach der Natur der Unterlagen. In vegetabilischen dauern sie weniger als an animalischen, und selbst innerhalb dieser Reiche giebt es abermals Verschiedenheit. Flachs- oder baumwollenes Garn, Seide oder Wolle zeigen gar verschiedene Verhältnisse zu den Färbestoffen.

550. Hier tritt nun die wichtige Lehre von den Beizen hervor, welche als Vermittler zwischen der Farbe und dem Körper angesehen werden können. Die Färbebücher sprechen hievon umständlich. Uns sey genug dahin gedeutet zu haben, daß durch diese Operationen die Farbe eine nur mit dem Körper zu vernichtende Dauer

erhält, ja sogar durch den Gebrauch an Klarheit und Schönheit wachsen kann.

XLIV.

Mischung, reale.

351. Eine jede Mischung setzt eine Spezifikation voraus, und wir sind daher, wenn wir von Mischung reden, im atomistischen Felde. Man muß erst garstige Körper auf irgend einem Punkte des Farbenkreises spezifiziert vor sich sehen, ehe man durch Mischung derselben neue Schattirungen hervorbringen will.

352. Man nehme im Allgemeinen Gelb, Blau und Roth als reine, als Grundfarben, fertig an. Roth und Blau wird Violett, Roth und Gelb Orange, Gelb und Blau Grün hervorbringen.

353. Man hat sich sehr bemüht, durch Zahl-, Maß- und Gewichtsverhältniß diese Mischungen näher zu bestimmen, hat aber dadurch wenig Ersprießliches geleistet.

354. Die Malerei beruht eigentlich auf der Mischung solcher spezifizirten, ja individualisirten Farbenkörper und ihrer unendlichen möglichen Verbindungen, welche allein durch das zarteste, geübteste Auge empfunden und unter dessen Urtheil beruhigt werden können.

355. Die innige Verbindung dieser Mischungen geschieht durch die feinste Theilung der Körper, durch Reiben, Schlämmen u. s. w., nicht weniger durch Säfte, welche das Strukturige zusammenfallen, und das Unorganische gleichsam organisch verbinden, dergleichen sind die Oele, Harze u. s. w.

356. Sämmtliche Farben zusammengemischt behalten ihren allgemeinen Charakter als unsere, und da sie nicht mehr neben einander gesehen werden, wird keine Totalität, keine Harmonie empfunden, und so entsteht das Grau, das, wie die sichtbare Farbe, immer etwas dunkler als Weiß, und immer etwas heller als Schwarz erscheint.

357. Dieses Grau kann auf verschiedene Weise hervorgebracht werden. Einmal, wenn man aus Gelb und Blau ein Smaragdgrün mischt und alsdann so viel reines Roth hinzubringt, bis sich alle drei gleichsam neutralisirt haben. Ferner entsteht gleichfalls ein Grau, wenn man eine Skala der ersprünglichen und abgeleiteten Farben in einer gewissen Proportion zusammenstellt und hernach vermischt.

358. Daß alle Farben zusammengemischt weiß machen, ist eine Absurdität, die man nebst andern Absurditäten schon ein Jahrhundert gläubig und dem Augenschein entgegen zu wiederholen gewohnt ist.

359. Die zusammengemischten Farben tragen ihr Dunkles in die Mischung über. Je dunkler die Farben sind, desto dunkler wird das entstehende Grau, welches zuletzt sich dem Schwarzen nähert. Je heller die Farben sind, desto heller wird das Grau, welches zuletzt sich dem Weißen nähert.

XLV.

Mischung, scheinbare.

360. Die scheinbare Mischung wird hier um so mehr gleich mit abgehandelt, als sie in manchem Sinne von größter Bedeutung ist, und man sogar die von uns als real angegebene Mischung für scheinbar halten könnte. Denn die Elemente, woraus die zusammengesetzte Farbe entsprungen ist, sind nur zu klein, um einzeln gesehen zu werden. Gelbes und blaues Pulver zusammengerieben erscheint dem nackten Auge grün, wenn man durch ein Vergrößerungsglas noch Gelb und Blau von einander abgesondert bemerken kann. So machen auch gelbe und blaue Streifen in der Entfernung eine grüne Fläche, welches alles auch von der Vermischung der übrigen spezifizirten Farben gilt.

361. Unter dem Apparat wird künftig auch das Schwungrad abgehandelt werden, auf welchem die scheinbare Mischung durch Schnelligkeit hervorgebracht wird. Auf einer Scheibe bringt man verschiedene Farben im Kreise neben einander an, dreht dieselben durch die Gewalt des Schwunges mit größter Schnelligkeit herum, und kann so, wenn man mehrere Scheiben zubereitet, alle möglichen Mischungen vor Augen stellen, so wie zuletzt auch die Mischung aller Farben zum Grau naturgemäß auf eben angezeigte Weise.

362. Physiologische Farben nehmen gleichfalls Mischung an. Wenn man z. B. den blauen Schatten (66) auf einem leicht gelben Papiere hervorbringt, so erscheint derselbe grün. Ein Gleiches gilt von den übrigen Farben, wenn man die Verrichtung darnach zu machen weiß.

363. Wenn man die im Auge verweilenden farbigen Scheinbilder (39 f.) auf farbige Flächen führt, so entsteht auch eine Mischung und Determination des Bildes zu einer andern Farbe, die sich auch beiden beschreibt.

364. Physische Farben stellen gleichfalls eine Mischung dar. Hieher gehören die Versuche, wenn man bunte Bilder durchs Prisma sieht, wie wir solches oben (208—284) umständlich angegeben haben.

365. Am meisten aber machen sich die Physiker mit jenen Erscheinungen zu thun, welche entstehen, wenn man die prismatischen Farben auf gefärbte Flächen wirft.

366. Das was man dabei gewahr wird, ist sehr einfach. Gründlich muß man bedenken, daß die prismatischen Farben viel lebhafter sind, als die Farben der Fläche, worauf man sie fallen läßt. Zweitens kommt in Betracht, daß die prismatische Farbe entweder homogen mit der Fläche, oder heterogen seyn kann. Im ersten Fall erhöht und verherrlicht sie solche und wird dadurch verherrlicht, wie der farbige Stein durch eine gleichgefärbte Folie. Im entgegengesetzten Falle beschmutzt, stört und zerstört eine die andre.

367. Man kann diese Versuche durch farbige Gläser wiederholen, und das Sonnenlicht durch dieselben auf farbige Flächen fallen lassen; und durchaus werden ähnliche Resultate erscheinen.

368. Ein Gleiches wird bemerkt, wenn der Beobachter durch farbige Gläser nach gefärbten Gegenständen hinsieht, deren Farben sodann nach Beschaffenheit erhöht, erniedrigt oder aufgehoben werden.

369. Läßt man die prismatischen Farben durch farbige Gläser durchgehen, so treten die Erscheinungen völlig analog hervor; wobei mehr oder weniger Energie, mehr oder weniger Helle und Dunkle, Klarheit und Trübe des Glases in Betracht kommt, und manchen zarten Unterschied hervorbringt, wie jeder genaue Beobachter wird bemerken können, der diese Phänomene durcharbeiten Lust und Geduld hat.

370. So ist es auch wohl kaum nöthig zu erwähnen, daß mehrere farbige Gläser über einander, nicht weniger eigentümliche, durchscheinende Papiere, alle und jede Arten von Mischung hervorbringen, und dem Auge, nach Belieben des Experimentirenden, darstellen.

371. Schließlich gehören hieher die Kasten der Ma-

ler, wodurch eine viel geistigere Mischung entsteht, als durch die mechanisch atomistische, deren sie sich gewöhnlich bedienen, hervorgebracht werden kann.

XLVI.

Mittheilung, wirkliche.

572. Wenn wir nunmehr auf gedachte Weise uns Farbenmaterialien verschafft haben, so entsteht ferner die Frage, wie wir solche farblosen Körpern mittheilen können, deren Beantwortung für das Leben, den Gebrauch, die Benutzung, die Technik von der größten Bedeutung ist.

573. Hier kommt abermals die dunkle Eigenschaft einer jeden Farbe zur Sprache. Von dem Gelben, das ganz nah am Weißen liegt, durchs Orange und Mennigfarbe zum Rinnrothen und Carmin, durch alle Abstufungen des Violetten bis in das sattste Blau, das ganz am Schwarzen liegt, nimmt die Farbe immer an Dunkelheit zu. Das Blaue einmal spezifizirt läßt sich verdünnen, erhellen, mit dem Gelben verbinden, wodurch es Grün wird und sich nach der Lichtseite hinzieht. Keineswegs geschieht dies aber seiner Natur nach.

574. Bei den physiologischen Farben haben wir schon gesehen, daß sie ein Minus sind als das Licht, indem sie beim Abklingen des Lichteindrucks entstehen, zu zuletzt diesen Eindruck ganz als ein Dunkles zurücklassen. Bei physischen Versuchen belehrt uns schon der Gebrauch trüber Mittel, die Wirkung trüber Nebenbilder, daß hier von einem gedämpften Lichte, von einem Uebergang ins Dunkle die Rede sey.

575. Bei der chemischen Entstehung der Pigmente werden wir dasselbe bei der ersten Erregung gewahr. Der gelbe Hauch, der sich über den Stahl zieht, verdunkelt schon die glänzende Oberfläche. Bei der Verwandlung des Bleiweißes in Massicot ist es deutlich, daß das Gelbe dunkler als Weiß sey.

576. Diese Operation ist von der größten Zartheit, und so auch die Steigerung, welche immer fortwächst, die Körper, welche bearbeitet werden, immer inniger und kräftiger färbt, und so auf die größte Feinheit der bearbeiteten Theile, auf unendliche Theilbarkeit hinweist.

577. Mit den Farben, welche sich gegen das Dunkle hinbegeben, und folglich besonders mit dem Blauen, können wir ganz an das Schwarze hinanrücken; wie und denn ein recht vollkommenes Berlinerblau, ein durch Bittersäure behandelter Indig fast als Schwarz erscheint.

578. Hier ist es nun der Ort, einer merkwürdigen Erscheinung zu gedenken, daß nämlich Pigmente in ihrem höchst gesättigten und gedrängten Zustande, besonders aus dem Pflanzenreiche, als erfragedachter Indig, aber auf seine höchste Stufe getriebter Krapp, ihre Farbe nicht mehr zeigen; vielmehr erscheint auf ihrer Oberfläche ein entschiedener Metallglanz, in welchem die physiologisch geforderte Farbe spielt.

579. Schon jeder gute Indig zeigt eine Kupferfarbe auf dem Bruch, welches im Handel ein Kennzeichen ausmacht. Der durch Schwefelsäure bearbeitete aber, wenn man ihn dick aufstreicht, aber eintrocknet, so daß weder das weiße Papier noch die Porcellanschale durchwirken kann, läßt eine Farbe sehen, die dem Orange nah kommt.

580. Die hochpurpurfarbne spanische Schminke, wahrscheinlich aus Krapp bereitet, zeigt auf der Oberfläche einen vollkommnen grünen Metallglanz. Streicht man beide Farben, die blaue und rothe, mit einem Pinsel auf Porcellan oder Papier und einander; so hat man sie wieder in ihrer Natur, indem das Helle der Unterlage durch sie hindurchscheint.

581. Farbige Liquoren erscheinen schwarz, wenn kein Licht durch sie hindurchfällt, wie man sich in parallelepipedischen Wachsgefäßen mit Glasboden sehr leicht überzeugen kann. In einem solchen wird jede durchsichtige, farbige Infusion, wenn man einen schwarzen Grund unterlegt, schwarz und farblos erscheinen.

582. Macht man die Vorrichtung, daß das Bild einer Flamme von der untern Fläche zurückstrahlen kann; so erscheint diese gefärbt. Hebt man das Gefäß in die Höhe und läßt das Licht auf druntergehaltenes weißes Papier fallen, so erscheint die Farbe auf diesem. Jede helle Unterlage durch ein solches gefärbtes Mittel gesehen zeigt die Farbe desselben.

583. Jede Farbe also, um gesehen zu werden, muß ein Licht im Hinterhalte haben. Daher kommt es, daß je heller und glänzender die Unterlagen sind, desto schöner erscheinen die Farben. Zieht man Lackfarben auf einen metallisch glänzenden weißen Grund, wie unsre sogenannten Folien vorfertigt werden, so zeigt sich die Herrlichkeit der Farbe bei diesem zurückwirkenden Licht so sehr als bei irgend einem prismatischen Versuche. Ja die Energie der physischen Farben beruht hauptsächlich darauf, daß mit und hinter ihnen das Licht immerfort wirksam ist.

584. Lichtenberg, der zwar seiner Zeit und Lage nach der hergebrachten Vorstellung folgen mußte, war doch ein zu guter Beobachter, und zu geistreich, als daß er das, was ihm vor Augen erschien, nicht hätte bemerken und nach seiner Weise erklären und zurecht legen sollen. Er sagt in der Vorrede zu Deinal: »Auch schrint es mir aus andern Gründen — wahrscheinlich, daß unser Organ, um eine Farbe zu empfinden, etwas von allem Licht (weißes) zugleich mit empfinden müsse.«

585. Sich weiße Unterlagen zu verschaffen, ist das Hauptgeschäft des Färbers. Farblosen Erden besonders dem Alaun, kann jede spezifizirte Farbe leicht mitgetheilt werden. Besonders aber hat der Färber mit Produkten der animalischen und der pflanzenorganisation zu schaffen.

586. Alles Lebendige strebt zur Farbe, zum Besondern, zur Specification, zum Effect, zur Undurchsichtigkeit bis ins Unerdichtete. Alles Abgelebte zieht sich nach dem Weißen (494), zur Abstraction, zur Allgemeinheit, zur Verklärung, zur Durchsichtigkeit.

587. Wie dieses durch Technik bewirkt werde, ist in dem Capitel von Entziehung der Farbe angedeutet. Hier bei der Mittheilung haben wir vorzüglich zu bedenken, daß Thiere und Vegetabilien im lebendigen Zustande Farbe an ihnen hervorbringen und solche daher, wenn sie ihnen völlig entzogen ist, um desto leichter wieder in sich aufnehmen.

XLVII.

Mittheilung, scheinbare.

588. Die Mittheilung trifft, wie man leicht sehen kann, mit der Mischung zusammen, sowohl die wahre als die scheinbare. Wir wiederholen deswegen nicht, was oben so viel als nöthig ausgeführt worden.

589. Doch bemerken wir gegenwärtig umständlicher die Wichtigkeit einer scheinbaren Mittheilung, welche

durch den Blick sichtbar geschieht. Es ist dieses zwar sehr bekannte, doch immer abwechselnde Phänomen dem Physiker wie dem Maler von der größten Bedeutung.

589. Man nehme jede spezifizirte farbige Fläche, man stelle sie in die Sonne und lasse den Widerschein auf andre farblose Gegenstände fallen. Dieser Widerschein ist eine Art gemäßigten Lichts, ein Halblicht, Halbschatten, der außer seiner gedämpften Natur die spezifische Farbe der Fläche mit abspiegelt.

591. Wirkt dieser Widerschein auf lichte Flächen, so wird er aufgehoben, und man bemerkt die Farbe wenig, die er mit sich bringt. Wirkt er aber auf Schattenstellen, so zeigt sich eine gleichsam magische Verbindung mit dem ganzen. Der Schatten ist das eigentliche Element der Farbe belebend, stärkend und belebend. Und so entsteht eine eben so mächtige als angenehme Erscheinung, welche dem Maler, der sie zu benutzen weiß, die herrlichsten Dienste leistet. Hier sind die Verbilder der sogenannten Reflexe, die in der Geschichte der Kunst erst später bemerkt werden, und die man seitner als billig in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit anzuwenden gewußt hat.

592. Die Scholastiker nannten diese Farben colores notionales und intentionales; wie und wenn überhaupt die Geschichte zeigen wird, daß jene Schule die Phänomene schon gut genug beachtete, auch sie gehörig zu sondern wußte, wenn schon die ganz Behandlungsart solcher Gegenstände von der unsrigen sehr verschieden ist.

XLVIII.

Entziehung.

593. Den Körpern werden auf mancherlei Weise die Farben entzogen, sie mögen dieselben von Natur besitzen, oder wir mögen ihnen solche mitgetheilt haben. Wir sind daher im Stande, ihnen zu unserm Vortheil zweckmäßig die Farbe zu nehmen, oder sie entflieht auch oft zu unserm Nachtheil gegen unsern Willen.

594. Nicht allein die Grundverben sind in ihrem natürlichen Zustande weiß, sondern auch vegetabilische und animalische Stoffe können, ohne daß ihr Gewebe zerstört wird, in einen weißen Zustand versetzt werden. Da uns nun zu mancherlei Gebrauch ein reinliches Weiß höchst nöthig und angenehm ist, wie wir uns besonders gegen der leinenen und baumwollenen Zeuge umgebung bedienen, auch seidene Zeuge, das Papier und andres und desto angenehmer sind, je weißer sie gefunden werden, weil auch hieraus, wie wir eben gesehen, das Hervorkommen der ganzen Färberei weiße Unterlagen sind: so hat sich die Technik, theils zufällig, theils mit Nachdenken, auf das Entziehen der Farbe aus diesen Stoffen so emsig gewerfen, daß man hierüber unglaubige Versuche gemacht und gar manches Bedeutende entdeckt hat.

595. In dieser völligen Entziehung der Farbe liegt eigentlich die Beschäftigung der Bleickunst, welche von mehreren empirischer oder methodischer abgehandelt worden. Wir geben die Hauptmomente hier nur kurzlich an.

596. Das Licht wird als eines der ersten Mittel, die Farbe den Körpern zu entziehen, angesehen, und zwar nicht allein das Sonnenlicht, sondern das bloße gemäßigte Tageslicht. Denn wie beide Lichter, sowohl das direkte von der Sonne, als auch das abgeleitete Himmelslicht, die Benennen Phosphoren entzünden, so wirken auch beide Lichter auf gefärbte Flächen. Es sey nun, daß das Licht die ihm verwandte Farbe ergreife, sie die so viel Zusammenartiges hat, gleichsam entzünde, verbrenne, und das an ihr Spezifizirte wieder in ein Allgemeines auflöse, oder daß eine andre und unbekannte Operation geschehe, genug das Licht tilgt eine große Gewalt gegen farbige Flächen aus und bleicht sie mehr oder weniger. Doch setzen auch hier die verschiedenen Farben eine verschiedene Zerstörlichkeit und Dauer, wie denn das Gelbe, besonders das aus gewissen Stoffen dargestellte, hier zuerst davon fliegt.

597. Aber nicht allein das Licht, sondern auch die Luft und besonders das Wasser wirken gewaltig auf die Entziehung der Farbe. Man will sogar bemerkt haben, daß wohl befeuchtete, bei Nacht auf dem Rasen ausgebreitete Garne besser bleichen, als solche, welche, gleichfalls wohl befeuchtet, dem Sonnenlicht ausgesetzt werden. Und so mag sich denn freilich das Wasser auch hier als ein Auflösendes, Vermittelndes, das Zufällige Aufhebendes, und das Besondere ins Allgemeine Zurückführendes beweisen.

598. Durch Reagentien wird auch eine solche Entziehung bewirkt. Der Weingeist hat eine besondre Neigung, dasjenige, was die Pflanzen färbt, an sich zu ziehen und sich damit, oft auf eine sehr beständige Weise, zu färben. Die Schwefelsäure zeigt sich besonders gegen Wolle und Seide, als farbenentziehend sehr wirksam; und wem ist nicht der Gebrauch des Schwefeldampfes bekannt, wo man etwas vergilbtes oder beflecktes Weiß herzustellen gedenkt?

599. Die stärksten Säuren sind in der neuern Zeit als kurzere Bleichmittel angerathen worden.

600. Eben so wirken im Gegensatze die alcalischen Reagentien, die Laugen an sich, die zu Seife mit Lauge verbundenen Oele und Fettigkeiten u. s. w. wie dieses alles in den ausdrücklich zu diesem Zwecke verfaßten Schriften umständlich gefunden wird.

601. Uebrigens möchte es wohl der Mühe werth seyn, gewisse zarte Versuche zu machen, in wiefern Licht und Luft auf das Entziehen der Farbe ihre Tüchtigkeit äußern. Man könnte vielleicht unter luftleeren, mit gemeiner Luft oder besonders luftarten gefüllten Glocken solche Farbstoffe dem Licht aussetzen, deren Flüchtigkeit man kennt, und beobachten, ob sich nicht an den Glas wieder etwas von der verflüchtigten Farbe ansetze, oder sonst ein Niederschlag sich zeige; und ob alsdann dieser Niederschlagende dem Unsichtbargewerdnen völlig gleich sey, oder ob es eine Verbindung erlitten habe. Geschickte Experimentatoren erfinnen sich hierzu wohl manch viel Verrichtungen.

602. Wenn wir nun also zuerst die Naturwirkungen betrachtet haben, wie wir sie zu unsern Absichten anwenden, so ist noch einiges zu sagen von dem, wie sie feindlich gegen uns wirken.

603. Die Malerei ist in dem Falle, daß sie die schönsten Arbeiten des Geistes und der Mühe durch die Zeit auf mancherlei Weise zerstört sieht. — Man hat daher sich immer viel Mühe gegeben, dauernde Pigmente zu finden, und sie auf eine Weise unter sich, so wie mit Unterlage zu vereinigen, daß ihre Dauer dadurch noch mehr gesichert werde; wie und hierin die Technik der Malerschulen genugsam unterrichten kann.

604. Auch ist hier der Platz, einer Holdkunst zu gedenken, welcher wir in Absicht auf Färberei sehr vieles schuldig sind, ich meine die Tapetenwirkerei. Indem man nämlich in den Fall kam, die zartesten Schattirungen der Gemälde nachzuahmen, und daher die verschiedenst gefärbten Stoffe oft neben einander zu bringen; so bemerkte man bald, daß die Farben nicht alle gleich dauerhaft waren, sondern die eine eher als die andere dem ge-

wohnen Bilde entzogen wurde. Es entsprang daher das eifrigste Bestreben, den sämmtlichen Farben und Schattirungen eine gleiche Dauer zu versichern, welches besonders in Frankreich unter Colbert geschah, dessen Verfügungen über diesen Punkt in der Geschichte der Färbekunst Epoche machen. Die sogenannte Schönfärberei, welche sich nur zu einer vergänglichen Anmuth verflüchtete, ward eine besondere Gilde; mit desto größerm Ernst hingegen suchte man diejenige Technik, welche für die Dauer stehen sollte, zu begründen.

So wären wir bei Betrachtung des Entstehens der Flüchtigkeit und Vergänglichkeit glänzender Farbenerscheinungen, wieder auf die Forderung der Dauer zurückgekehrt, und hätten auch in diesem Sinne unsern Kreis abermals abgeschlossen.

—

XLIX.

Nomenclatur.

603. Nach dem, was wir bisher von dem Entstehen, dem Fortschreiten und der Verwandtschaft der Farben ausgeführt, wird sich besser übersehen lassen, welche Nomenclatur künftig wünschenswerth wäre, und was von der bisherigen zu halten sey.

606. Die Nomenclatur der Farben ging, wie alle Nomenclaturen, besonders aber diejenigen welche sinnliche Gegenstände bezeichnen, vom Besondern aus ins Allgemeine und vom Allgemeinen wieder zurück ins Besondere. Der Name der Species ward ein Geschlechtsname, dem sich wieder das Einzelne unterordnete.

607. Dieser Weg konnte bei der Beweglichkeit und Unbestimmtheit des frühern Sprachgebrauchs zurückgelegt werden, besonders da man in den ersten Zeiten sich auf ein lebhafteres sinnliches Anschauen verlassen durfte. Man bezeichnete die Eigenschaften der Gegenstände unbestimmt, weil sie jedermann deutlich in der Imagination feststieht.

608. Der reine Farbenkreis war zwar engr, er schien aber an unzähligen Gegenständen specificirt und individualisirt und mit Nebenbestimmungen bedingt. Man sehe die Mannigfaltigkeit der griechischen und römischen Ausdrücke (unten Seite 501 — 502) und man wird mit Verwunderung dabei gewahr werden, wie beweglich und täglich die Worte beinahe durch den ganzen Farbenkreis herum gebraucht worden.

609. In spätern Zeiten trat durch die mannigfaltigen Operationen der Färbekunst manche neue Schattirung ein. Selbst die Nebenfarben und ihre Benennungen stellten ein wunderliches Heer von Farbenindividualitäten dar. Auch die Farbenterminologie der neuern Sprachen werden wir gelegentlich aufführen; wobei sich denn zeigen wird daß man immer auf genauere Bestimmungen ausgegangen, und ein Feineres, Specificirtes auch durch die Sprache festzuhalten und zu vereinzelnen gesucht hat.

610. Was die deutsche Terminologie betrifft, so hat sie den Vortheil, daß wir vier einfache an ihren Ursprung nicht mehr erinnernde Namen besitzen, nämlich Gelb, Blau, Roth, Grün. Sie stellen nur das Allgemeinste der Farbe der Einbildungskraft dar, ohne auf etwas Specifisches hinzudeuten.

611. Wollten wir in jeden Zwischenraum zwischen diesen vieren noch zwei Bestimmungen setzen, als Rothgelb und Gelbroth, Rothblau und Blauroth, Gelbgrün und Grüngelb, Blaugrün und Grünblau; so würden wir die Schattirungen des Farbenkreises bestimmt genug ausdrücken, und wenn wir die Bezeichnungen von Hell und Dunkel hinzufügen wollten, ingleichen die Beschattungen einigermaßen andeuten, wozu uns die gleichfalls einfachen Worte Schwarz, Weiß, Grau und Braun zu Diensten stehen; so würden wir ziemlich ausgelangen, und die vorkommenden Erscheinungen anderen, ohne uns zu bekümmern, ob sie auf dynamischem oder atmosphärischem Wege entstanden sind.

612. Man könnte jedoch immer hiebei die specifischen und individuellen Ausdrücke vortheilhaft benutzen; so wir uns auch des Worts Orange und Violett bedienten. Ingleichen haben wir das Wort Purpur gebraucht, um das reine in der Mitte stehende Roth zu bezeichnen, weil der Saft der Purpurschnecke, besonders wenn er feine Leinwand durchdrungen hat, vorzüglich durch das Sonnenlicht zu dem höchsten Punkte der Culmination zu bringen ist.

—

L.

Mineralien.

613. Die Farben der Mineralien sind alle chemischer Natur, und so kann ihre Entstehungsweise aus dem, was wir von den chemischen Farben gesagt haben, ziemlich entwickelt werden.

614. Die Farbenbenennungen stehen unter den äußern Kennzeichen oben an, und man hat sich, im Sinne der neuern Zeit, große Mühe gegeben, jede vorkommende Erscheinung genau zu bestimmen und festzuhalten; man hat aber dadurch, wie uns dünkt, neue Schwierigkeiten erregt, welche beim Gebrauch manche Unbequemlichkeit veranlassen.

615. Freilich führt auch dieses, sobald man bedenkt, wie die Sache entstanden, seine Entschuldigung mit sich. Der Maler hatte von jeher das Vorrecht, die Farbe zu handhaben. Die wenigen specificirten Farben standen fest, und dennoch kamen durch künstliche Mischungen unzählige Schattirungen hervor, welche die Oberfläche der natürlichen Gegenstände nachahmten. War es daher ein und den Künstler auffrischgefärbte Musterflächen aufstellen, nach denen man die natürlichen Gegenstände beurtheilen und bezeichnen konnte. Man fragte nicht, wie geht die Natur zu Werk, um diese und jene Farbe auf ihrem innern lebendigen Wege hervorzubringen, sondern wie bleibt der Maler das Todte, um ein dem Lebendigen ähnliches Schwindild darzustellen. Man ging also immer von Mischung aus und kehrte auf Mischung zurück, so daß man zuletzt das Gemischte wieder zu mischen vornahm, um einige sonderbare Specificationen und Individualisationen auszudrücken und zu unterscheiden.

616. Uebrigens läßt sich bei der gedachten eingeführten mineralischen Farbenterminologie noch manches erinnern. Man hat nämlich die Benennungen nicht, wie es doch meistens möglich gewesen wäre, aus dem Mineralreich, sondern von allerlei sichtbaren Gegenständen genommen, da man doch mit größerm Vortheil auf eigenem Grund und Boden hätte bleiben können. Ferner hat man zu viel einzelne, specifische Ausdrücke aufgenommen, und indem man, durch Vermischung dieser Specificationen, wieder neue Bestimmungen hervorzubringen suchte, nicht bedacht, daß man dadurch vor der Imagination das Bild und vor dem Verstand den Begriff völlig aufhebe. Zuletzt stehen denn auch die gewissermaßen als Grundbestimmungen gebrauchten einzelnen Farbenbenennungen nicht in der besten Ordnung, wie sie etwa von einander sich ableiten; daher denn der Schüler jede Bestimmung einzeln lernen und sich ein beinahe todtes Positives einprägen muß. Die weitere Ausführung dieses Angedeuteten stünde hier nicht am rechten Orte.

LI.

Pflanzen.

617. Man kann die Farben organischer Körper überhaupt als eine höhere chemische Operation ansehen, weswegen sie auch die Alten durch das Wort Kochung (coctio) ausgedrückt haben. Alle Elementarfarben sowohl als die gemischten und abgeleiteten kommen auf der Oberfläche organischer Naturen vor, dahingegen das Innere, man kann nicht sagen, unfarbig, doch eigentlich missfärbig erscheint, wenn es zu Tage gebracht wird. Da wir bald an einem andern Orte von unsern Ansichten über organische Natur einiges mitzutheilen denken, so stehe nur dasjenige hier, was früher mit der Farbenlehre in Verbindung gebracht war, indessen wir zu jenen besondern Zwecken das Weitere vorbereiten. Von den Pflanzen so also zuerst gesprochen.

618. Die Samen, Knollen, Wurzeln und was überhaupt vom Lichte ausgeschlossen ist, oder unmittelbar von der Erde sich umgeben befindet, zeigt sich meistentheils weiß.

619. Die im Finstern aus Samen erzogenen Pflanzen sind weiß oder ins Gelbe ziehend. Das Licht hingegen, indem es auf ihre Farben wirkt, wirkt zugleich auf ihre Form.

620. Die Pflanzen, die im Finstern wachsen, setzen sich von Knoten zu Knoten zwar lange fort, aber die Stängel zwischen zwei Knoten sind länger als billig; keine Seitenzweige werden erzeugt und die Metamorphose der Pflanzen hat nicht statt.

621. Das Licht versetzt sie dagegen sogleich in einen thätigen Zustand, die Pflanze erscheint grün und der Gang der Metamorphose bis zur Begattung geht unaufhaltsam fort.

622. Wir wissen, daß die Stängelblätter nur Vorbereitungen und Vordeutungen auf die Blumen und Fruchtwerkzeuge sind; und so kann man in den Stängelblättern schon Farben sehen, die von weitem auf die Blume hindeuten, wie bei den Amaranthen der Fall ist.

623. Es giebt weiße Blumen, deren Blätter sich zur größten Reinheit durchgearbeitet haben; aber auch farbige, in denen die schöne Elementarerscheinung hin und wieder spielt. Es giebt deren, die sich nur theilweise vom Grünen auf eine höhere Stufe losgearbeitet haben.

624. Blumen einerlei Geschlechts, ja einerlei Art, finden sich von allen Farben. Rosen und besonders Malven z. B. gehen einen großen Theil des Farbenkreises durch, vom Weißen ins Gelbe, sodann durch das Rothgelbe in den Purpur, und von da in das Dunkelste, was der Purpur, indem er sich dem Blauen nähert, ergreifen kann.

625. Andere fangen schon auf einer höhern Stufe an, wie z. B. die Medne, welche von dem Gilbrothen ausgehen und sich in das Violette hinüberziehen.

626. Doch sind auch Farben bei Arten, Gattungen, ja Familien und Classen, wo nicht beständig, doch herrschend, besonders die gelbe Farbe: die blaue ist überhaupt seltner.

627. Bei den saftigen Hüllen der Frucht geht etwas Aehnliches vor, indem sie sich von der grünen Farbe durch das Gelblich- und Gelbe bis zu dem höchsten Roth erheben, wobei die Farbe der Schale die Stufen der Reife andeutet. Einige sind ringsum gefärbt, einige nur an der Sonnenseite, in welchem letzten Falle man die Steigerung des Gelben ins Rothe durch größere An- und Uebereinanderdrängung sehr wohl beobachten kann.

628. Auch sind mehrere Früchte innerlich gefärbt, besonders sind purpurrothe Säfte gewöhnlich.

629. Wie die Farbe sowohl oberflächlich auf der Blume, als durchdringend in der Frucht sich befindet, so verbreitet sie sich auch durch die übrigen Theile, indem sie die Wurzeln und die Säfte der Stängel färbt, und zwar mit sehr reicher und mächtiger Farbe.

630. So geht auch die Farbe des Holzes vom Gelben durch die verschiedenen Stufen des Rothen bis ins Purpurfarbene und Braune hinüber. Blaue Hölzer sind mir nicht bekannt; und so zeigt sich schon auf dieser Stufe der Organisation die active Seite mächtig, wenn in dem allgemeinen Grün der Pflanzen beide Seiten sich balanciren mögen.

631. Wir haben oben gesehen, daß der aus der Erde dringende Keim sich mehrentheils weiß und gelblich zeigt, durch Einwirkung von Licht und Luft aber in die grüne Farbe übergeht. Ein Aehnliches geschieht bei jungen Blättern der Bäume, wie man z. B. an den Birken sehen kann, deren junge Blätter gelblich sind und beim Auskochen einen schönen gelben Saft von sich geben. Nachher werden sie immer grüner, so wie die Blätter von andern Bäumen nach und nach in das Blaugrün übergehen.

632. So scheint auch das Gelbe wesentlicher den Blättern anzugehören, als der blaue Antheil: denn dieser verschwindet im Herbste, und das Gelbe des Blattes scheint in eine braune Farbe überzugehen. Noch merkwürdiger aber sind die besondern Fälle, da die Blätter im Herbste wieder rein gelb werden, und andere sich bis zu dem höchsten Roth hinaufsteigern.

633. Uebrigens haben einige Pflanzen die Eigenschaft, durch künstliche Behandlung fast durchaus in ein Farbematerial verwandelt zu werden, das so fein, wirksam und unendlich theilbar ist, als irgend ein anderes. Beispiele sind der Indigo und Krapp, mit denen so viel geleistet wird. Auch werden Flechten zum Färben benutzt.

634. Diesem Phänomen steht ein anderes unmittelbar entgegen, daß man nämlich den färbenden Theil der Pflanzen ausziehen und gleichsam besonders darstellen kann, ohne daß ihre Organisation dadurch etwas zu leiden scheint. Die Farben der Blumen lassen sich durch Weingeist ausziehen und tingiren denselben; die Blumenblätter dagegen erscheinen weiß.

635. Es giebt verschiedene Bearbeitungen der Blumen und ihrer Säfte durch Reagentien. Diese hat Boyle in vielen Experimenten geleistet. Man bleicht die Rosen durch Schwefel und stellt sie durch andere Säuren wieder her. Durch Tabaksrauch werden die Rosen grün.

LII.

Würmer, Insecten, Fische.

636. Von den Thieren, welche auf den niedern Stufen der Organisation verweilen, sey hier vorläufig folgendes gesagt. Die Würmer, welche sich in der Erde aufhalten, der Finsterniß und der kalten Feuchtigkeit gewidmet sind, zeigen sich missfärbig; die Eingeweidewürmer von warmer Feuchtigkeit im Finstern ausgebrütet und genährt, unfarbig, zu Bestimmung der Farbe scheint ausschließlich Licht zu gehören.

637. Diejenigen Geschöpfe, welche im Wasser wohnen, welches als ein obgleich sehr dichtes Mittel dennoch hinreichendes Licht hindurch läßt, erscheinen mehr oder weniger gefärbt. Die Zoophyten, welche die reinste Kalkerde zu beleben scheinen, sind meistentheils weiß: doch finden wir die Corallen bis zum schönsten Gelb-

roth hinaufsteigert, welches in andern Purpurgehäusen sich bis nahe zum Purpur hinanhebt.

638. Die Gehäuse der Schalthiere sind schön gezeichnet und gefärbt; doch ist zu bemerken, daß weder die Landschnecken, noch die Schale der Muscheln des süßen Wassers mit so hohen Farben gezieret sind, als die des Meerwassers.

639. Bei Betrachtung der Muschelschalen, besonders der gewundenen, bemerken wir, daß zu ihrem Entstehen eine Versammlung unter sich ähnlicher, thierischer Organe sich wachsend vorwärts bewege, und, indem sie sich um eine Achse drehen, das Gehäuse durch eine Folge von Riefen, Rändern, Rinnen und Erhöhungen, nach einem immer sich vergrößernden Maßstab, hervorbringen. Wir bemerken aber auch zugleich, daß diesen Organen irgend ein mannigfaltig färbender Saft beiwohnen müsse, der die Oberfläche des Gehäuses, wahrscheinlich durch unmittelbare Einwirkung des Meerwassers, mit farbigen Linien, Punkten, Flecken und Schattirungen, epochenweis bezeichnete, und so die Spuren seines fliehenden Wachsthums auf der Außenseite dauernd hinterließ, indeß die innere meistens weiß oder nur blaßgefärbt angetroffen wird.

640. Daß in den Muscheln solche Säfte sich befinden, zeigt uns die Erfahrung auch außerdem genugsam, indem sie uns dieselben noch in ihrem flüssigen und färbenden Zustande darbietet, wovon der Saft des Tintenfischbeutels Zeugniß giebt; ein weit stärkeres aber derjenige Purpursaft, welcher in mehreren Schnecken gefunden wird, der von Alters her so berühmt ist und in der neuern Zeit auch wohl benutzt wird. Es giebt nämlich unter den Eingeweiden mancher Würmer, welche sich in Schalgehäusen aufhalten, ein gewisses Gefäß, das mit einem rothen Safte gefüllt ist. Dieser enthält ein sehr stark und dauerhaft färbendes Wesen, so daß man die ganzen Thiere zerknirschen, kochen und aus dieser animalischen Brühe doch noch eine hinreichend färbende Feuchtigkeit herauszunehmen konnte. Es läßt sich aber dieses farbegefüllte Gefäß auch von dem Thiere absondern, wodurch denn freilich ein concentrirterer Saft gewonnen wird.

641. Dieser Saft hat das Eigene, daß er, dem Licht und der Luft ausgesetzt, erst gelblich, dann grünlich erscheint, dann ins Blaue, von da ins Violette übergeht, immer aber ein höheres Roth annimmt, und zuletzt durch Einwirkung der Sonne, besonders wenn er auf Wattiß aufgetragen worden, eine reine hohe rothe Farbe annimmt.

642. Wir hätten also hier eine Steigerung von der Minusseite bis zur Culmination, die wir bei den unorganischen Fällen nicht leicht gewahr wurden; ja wir können diese Erscheinung beinahe ein Durchwandern des ganzen Kreises nennen, und wir sind überzeugt, daß durch gehörige Versuche wirklich die ganze Durchwanderung des Kreises bewirkt werden könne: denn es ist wohl kein Zweifel, daß sich durch wohl angewendete Säuren der Purpur vom Culminationspunkte herüber nach dem Scharlach führen ließe.

643. Diese Feuchtigkeit scheint von der einen Seite mit der Begattung zusammenzuhängen, ja sogar finden sich Eier, die Anfänge künftiger Schalthiere, welche ein solches färbendes Wesen enthalten. Von der andern Seite scheint aber dieser Saft auf das bei höher stehenden Thieren sich entwickelnde Blut zu deuten. Denn das Blut läßt uns ähnliche Eigenschaften der Farbe sehen. In seinem verdünntesten Zustand erscheint es uns gelb, verdichtet, wie es in den Adern sich befindet, roth, und zwar zeigt das arterielle Blut ein höheres Roth, wahrscheinlich wegen der Säurung, die ihm beim Athemholen widerfährt; das venöse Blut geht mehr nach dem Violetten hin, und zeigt durch diese Beweglichkeit auf jenes uns genugsam bekannte Steigern und Wandern.

644. Sprechen wir, ehe wir das Element des Wassers verlassen, noch einiges von den Fischen, deren schuppige Oberfläche zu gewissen Farben öfters theils im Ganzen, theils streifig, theils fleckenweis specifizirt ist, noch öfter ein gewisses Farbenspiel zeigt, das auf die Verwandtschaft der Schuppen mit den Gehäusen der Schalthiere, dem Perlenmutter, ja selbst der Perle hinweist. Nicht zu übergehen ist hierbei, daß breitere Himmelsstriche, auch schon in das Wasser wirksam, die Farben der Fische hervorbringen, verschönern und erhöhen.

645. Auf Otaheiti bemerkte Forster Fische, deren Oberflächen sehr schön spielten, besonders im Augenblick, da der Fisch starb. Man erinnere sich hierbei des Chamäleons und anderer ähnlichen Erscheinungen, welche dereinst zusammengestellt diese Wirkungen deutlicher erkennen lassen.

646. Noch zuletzt, obgleich außer der Reihe, ist wohl noch das Farbenspiel gewisser Mollusken zu erwähnen, so wie die Phosphorescenz einiger Seegeschöpfe, welche sich auch in Farben spielend verlieren soll.

647. Wenden wir nunmehr unsere Betrachtung auf diejenigen Geschöpfe, welche dem Licht und der Luft und der trocknen Wärme angehören; so finden wir uns freilich erst recht im lebendigen Farbenreiche. Hier erscheinen uns an trefflich organisirten Theilen die Elementarfarben in ihrer größten Reinheit und Schönheit. Sie bauen uns aber hoch, daß eben diese Geschöpfe noch auf einer niedern Stufe der Organisation stehen, eben weil diese Elementarfarben noch unverarbeitet bei ihnen hervortreten können. Auch hier scheint die Höhe viel zu Ausarbeitung dieser Erscheinung beizutragen.

648. Wir finden Insecten, welche als ganz concentrirter Farbenstoff anzusehen sind, worunter besonders die Coccusarten berühmt sind; wobei wir zu bemerken nicht unterlassen, daß ihre Weise, sich an Vegetabilien anzusiedeln, ja in dieselben hineinzunisten, auch zugleich jene Auswüchse hervorbringt, welche als Beizen zu Befestigung der Farben so große Dienste leisten.

649. Am auffallendsten aber zeigt sich die Farbengewalt, verbunden mit regelmäßiger Organisation, an denjenigen Insecten, welche eine vollkommene Metamorphose zu ihrer Entwicklung bedürfen, an Käfern, vorzüglich aber an Schmetterlingen.

650. Diese letztern, die man wahrhafte Ausgeburten des Lichtes und der Luft nennen könnte, zeigen schon in ihrem Raupenzustand oft die schönsten Farben, welche, specifizirt wie sie sind, auf die künftigen Farben des Schmetterlings deuten; eine Betrachtung, die wenn sie künftig weiter verfolgt wird, gewiß in manches Geheimniß der Organisation eine erfreuliche Einsicht gewähren muß.

651. Wenn wir übrigens die Flügel des Schmetterlings näher betrachten und in seinem nächtigen Gewebe die Spuren eines Armes entdecken, und ferner die Art, wie dieser gleichsam verflachte Arm durch zarte Federn bedeckt und zum Organ des Fluges bestimmt worden; so glauben wir ein Gesetz gewahr zu werden, wonach sich die große Mannigfaltigkeit der Färbung richtet, welches künftig näher zu entwickeln sey.

652. Daß auch überhaupt die Höhe auf Größe des Geschöpfes, auf Ausbildung der Form, auf mehrere Herrlichkeit der Farben Einfluß habe, bedarf wohl kaum erinnert zu werden.

LIII.

Vögel.

655. Je weiter wir uns nun gegen die höhern Organisationen bewegen, desto mehr haben wir Ursache, flüchtig und vorübergehend, nur einiges hinzuzufügen. Denn alles, was solchen organischen Wesen natürlich begegnet, ist eine Wirkung von so vielen Prämissen, daß ohne dieselben wenigstens angedeutet zu haben, nur etwas Unzulängliches und Gewaltes zugesprochen wird.

654. Wie wir bei den Pflanzen finden, daß ihr Höheres, die ausgebildeten Blüthen und Früchte auf dem Stamme gleichsam gewurzelt sind, und sich von vollkommneren Säften nähren, als ihnen die Wurzel zuerst zugebracht hat; wie wir bemerken, daß die Schmarotzerpflanzen, die das Organische als ihr Element behandeln, an Kräften und Eigenschaften sich ganz vorzüglich beweisen, so können wir auch die Federn der Vögel in einem gewissen Sinne mit den Pflanzen vergleichen. Die Federn entspringen als ein Letztes aus der Oberfläche eines Körpers, der noch viel nach außen hinzugeben hat, und sind dagegen sehr reich ausgestattete Organe.

655. Die Kiele erwachsen nicht allein verhältnißmäßig zu einer ansehnlichen Größe, sondern sie sind durchaus gefüllt, wodurch sie eigentlich zu Federn werden, und manche dieser Ausfüllungen, Befiederungen sind wieder fadenförmig, wodurch sie abermals an die Pflanzen erinnern.

656. Die Federn sind sehr verschieden an Form und Größe, aber sie bleiben immer dasselbe Organ, das sich nur nach Beschaffenheit des Körpertheils, aus welchem es entspringt, bildet und umbildet.

657. Mit der Form verwandelt sich auch die Farbe, und ein gewisses Gesetz leitet sowohl die allgemeine Färbung, als auch die besondere, wie wir sie nennen möchten, die jedesmalige nämlich, wodurch die einzelne Feder scheckig wird. Dieses ist es, woraus alle Zeichnung des bunten Gefieders entspringt, und woraus zuletzt das Pfauenauge hervorgeht. Es ist ein ähnliches mit jenem, das wir bei Gelegenheit der Metamorphose der Pflanzen früher entwickelt, und welches darzulegen wir die nächste Gelegenheit ergreifen werden.

658. Richtigen uns hier Zeit und Umstände über dieses organische Gesetz hinauszugehen, so ist doch hier unsere Pflicht, der chemischen Wirkungen zu gedenken, welche sich bei Färbung der Federn auf eine uns nun schon hinlänglich bekannte Weise zu äußern pflegen.

659. Das Gefieder ist allfarbig, doch im Ganzen das gelbe, das sich zum Rothen steigert, häufiger als das blaue.

660. Die Einwirkung des Lichts auf die Federn und ihre Farben ist durchaus bemerklich. So ist z. B. auf der Brust gewisser Papageyen die Feder eigentlich gelb. Der schuppenartig hervortretende Theil, den das Licht beschient, ist auch dem Gelben ins Rothe gesteigert. So sieht die Brust eines solchen Thiers hochroth aus, wenn man aber in die Federn bläst, erscheint das Gelbe.

661. So ist durchaus der unbedeckte Theil der Federn von dem im ruhigen Zustand bedeckten höchlich unterschieden, so daß sogar auf der unbedeckte Theil, z. B. bei Raben, bunte Farben spielt, der bedeckte aber nicht; nach welcher Anleitung man die Schwungfedern, wenn sie durch einander geworfen sind, sogleich wieder zurecht legen kann.

LIV.

Säugethiere und Menschen.

662. Hier fangen die Elementarfarben an uns ganz zu verlassen. Wir sind auf der höchsten Stufe, auf der wir nur flüchtig verweilen.

663. Das Säugthier steht überhaupt entschieden auf der Lebensseite. Alles, was sich an ihm äußert, ist lebendig. Von dem Innern sprechen wir nicht, also hier nur einiges von der Oberfläche. Die Haare unterscheiden sich schon dadurch von den Federn, daß sie der Haut mehr angehören, daß sie einfach, fadenartig, nicht gefäßt sind. An den verschiedenen Theilen des Körpers sind sie aber auch, nach Art der Federn, kürzer, länger, zarter und stärker, farbiger oder gefärbt, und dies alles nach Stellen, welche sich ausprechen lassen.

664. Weiß und Schwarz, Gelb, Gelbroth und Braun wechseln auf mannigfaltige Weise, doch erscheinen sie niemals auf eine solche Art, daß sie uns an die Elementarfarben erinnerten. Sie sind alle mehrende gemischte, durch organische Kochung bezwungene Farben, und bezeichnen mehr oder weniger die Stufenhöhe des Wesens, dem sie angehören.

665. Eine von den wichtigsten Betrachtungen der Morphologie, insofern sie Oberflächen beobachtet, ist diese, daß auch bei den vierfüßigen Thieren die Flecken der Haut auf die innern Theile, über welche sie gezogen ist, einen Bezug haben. So willkührlich übrigens die Natur dem flüchtigen Anblick hier zu wirken scheint, so consequent wird dennoch ein tiefes Gesetz beobachtet, dessen Entwickelung und Anwendung freilich nur einer genauen Sorgfalt und treuen Theilnehmung vorbehalten ist.

666. Wenn bei Affen gewisse nackte Theile bunt, mit Elementarfarben, erscheinen, so zeigt dies die weite Entfernung eines solchen Geschöpfs von der Vollkommenheit an: denn man kann sagen, je edler ein Geschöpf ist, je mehr ist alles Stoffartige in ihm verarbeitet; je wesentlicher seine Oberfläche mit dem Innern zusammenhängt, desto weniger können auf derselben Elementarfarben erscheinen. Denn da, wo alles ein vollkommenes Ganzes zusammen ausmachen soll, kann sich nicht hier und da etwas Specifisches absondern.

667. Von dem Menschen haben wir wenig zu sagen, denn er trennt sich ganz von der allgemeinen Naturlehre los, in der wir jetzt eigentlich wandeln. Auf des Menschen Inneres ist so viel verwandt, daß seine Oberfläche nur sparsamer begabt werden konnte.

668. Wann man nimmt, daß schon unter der Haut die Thiere mit Interesse anatomirt mehr belachelt als begünstigt sind; wenn man sieht, daß gar manches Ueberflüssige nach außen strebt, wie z. B. die großen Ohren und Schwänze, nicht weniger die Haare, Mähnen, Zotten: so sieht man wohl, daß die Natur vieles abzugeben und zu verschwenden hatte.

669. Dagegen ist die Oberfläche des Menschen glatt und rein, und läßt, bei den vollkommensten, außer wenigen mit Haar mehr gezierten als bedeckten Stellen, die schöne Form sehen; denn im Vorbeigehen sey es gesagt, ein Ueberfluß der Haare an Brust, Armen, Schenkeln deutet eher auf Schwäche als auf Stärke; wie denn wahrscheinlich nur die Poeten, durch den Anlaß einer übrigen farbenlosen Thiernatur verführt, mitunter solche haarige Helden zu Ehren gebracht haben.

670. Doch haben wir dampfsichtig an diesem Ort von der Farbe zu reden. Und so ist die Farbe der menschlichen Haut, in allen ihren Abweichungen, durchaus keine Elementarfarbe, sondern eine durch organische Kochung höchst bearbeitete Erscheinung.

671. Daß die Farbe der Haut und Haare auf einen Unterschied der Charaktere deute, ist wohl keine Frage, wie wir ja schon einen bedeutenden Unterschied an blonden und braunen Menschen gewahr werden; wodurch wir auf die Vermuthung geleitet worden, daß ein oder das andere organische System vorwaltend eine solche Verschiedenheit hervorbringe. Ein Gleiches läßt sich wohl auf Nationen anwenden; wobei vielleicht zu bemerken wäre, daß auch gewisse Farben mit gewissen Bildungen zusammentreffen, worauf wir schon durch die Mohrenphysiognomien aufmerksam geworden.

672. Uebrigens wäre wohl hier der Ort, der Zweifelfrage zu begegnen, ob denn nicht alle Menschenbildung und Farbe gleich schön, und nur durch Gewohnheit und Eigendünkel eine der andern vorgezogen werde. Wir getrauen uns aber in Gefolg alles dessen, was bisher vorgekommen, zu behaupten, daß der weiße Mensch, d. h. derjenige, dessen Oberfläche vom Weißen ins Gelbliche, Bräunliche, Rothliche spielt, kurz dessen Oberfläche am gleichgültigsten erscheint, am wenigsten sich zu irgend etwas Besonderem hinneigt, der schönste sey. Und so wird auch wohl künftig, wenn von der Form die Rede seyn wird, ein solcher Gipfel menschlicher Gestalt sich vor das Anschauen bringen lassen; nicht als ob diese alte Streitfrage hierdurch für immer entschieden seyn sollte: denn es giebt Menschen genug, welche Ursache haben, diese Deutsamkeit des Aeußern in Zweifel zu setzen, sondern daß dasjenige ausgesprochen werde, was aus einer Folge von Beobachtung und Urtheil einem Sicherheit und Beruhigung suchenden Gemüthe hervorspringt. Und so fügen wir zum Schluß noch einige auf die elementarchemische Farbenlehre sich beziehende Betrachtungen bei.

LV.

Physische und chemische Wirkungen farbiger Beleuchtung.

673. Die physischen und chemischen Wirkungen farbloser Beleuchtung sind bekannt, so daß es hier unnöthig seyn dürfte, sie weitläuftig aus einander zu setzen. Das farblose Licht zeigt sich unter verschiedenen Bedingungen, als Wärme erregend, als ein Leuchten gewissen Körpern mittheilend, als auf Säurung und Entsäurung wirkend. In der Art und Stärke dieser Wirkungen findet sich wohl mancher Unterschied, aber keine solche Differenz, die auf einen Gegensatz hinwiese, wie solche bei farbigen Beleuchtungen erscheint, wovon wir nunmehr kürzlich Rechenschaft zu geben gedenken.

674. Von der Wirkung farbiger Beleuchtung als Wärme erregend wissen wir folgendes zu sagen: An einem sehr sensiblen, sogenannten Luftthermometer beobachte man die Temperatur des dunkeln Zimmers. Bringt man die Kugel darauf in das direct hereinscheinende Sonnenlicht, so ist nichts natürlicher, als daß die Flüssigkeit einen viel höhern Grad der Wärme anzeige. Schiebt man alsdann farbige Gläser vor, so folgt auch ganz natürlich, daß sich der Wärmegrad vermindere, erstlich weil die Wirkung des directen Lichts schon durch das Glas etwas gehindert ist, sodann aber vorzüglich, weil ein farbiges Glas, als ein Dunkles, ein weniger Licht hindurchläßt.

675. Hiebei zeigt sich aber dem aufmerksamen Beobachter ein Unterschied der Wärme-Erregung, je nachdem diese oder jene Farbe dem Glase eigen ist. Das gelbe und gelbrothe Glas bringt eine höhere Temperatur, als das blaue und blaurothe hervor, und zwar ist der Unterschied von Bedeutung.

676. Will man diesen Versuch mit dem sogenannten prismatischen Spectrum anstellen, so bemerke man am Thermometer erst die Temperatur des Zimmers, lasse alsdann das blaufärbige Licht auf die Kugel fallen, so wird ein etwas höherer Wärmegrad angezeigt, welcher immer wächst, wenn man die übrigen Farben nach und nach auf die Kugel bringt. In der gelbrothen ist die Temperatur am stärksten, noch stärker aber unter dem Gelbrothen.

Macht man die Vorrichtung mit dem Wasserprisma, so daß man das weiße Licht in der Mitte vollkommen haben kann, so ist dieses zwar gebrochne, aber noch nicht gefärbte Licht das wärmste; die übrigen Farben verhalten sich hingegen wie vorher gesagt.

677. Da es hier nur um Andeutung, nicht aber um Ableitung und Erklärung dieser Phänomene zu thun ist, so bemerken wir nur im Vorbeigehen, daß sich am Spectrum unter dem Rothen keineswegs das Licht vollkommen abschneidet, sondern daß immer noch ein gebrochenes, von seinem Wege abgelenktes, sich hinter dem prismatischen Farbenbilde gleichsam verschleichendes Licht zu bemerken ist, so daß man bei näherer Betrachtung wohl kaum nöthig haben wird zu unsichtbaren Strahlen und deren Brechung seine Zuflucht zu nehmen.

678. Die Mittheilung des Lichtes durch farbige Beleuchtung zeigt dieselbige Differenz. Den Bononischen Phosphoren theilt sich das Licht mit durch blaue und violette Gläser, keineswegs aber durch gelbe und gelbrothe; ja man will sogar bemerkt haben, daß die Phosphoren, welchen man durch violette und blaue Gläser den Glühschein mitgetheilt, wenn man solche nachher unter die gelben und gelbrothen Scheiben gebracht, früher verlöschen, als die, welche man im dunkeln Zimmer ruhig liegen läßt.

679. Man kann diese Versuche wie die vorhergehenden auch durch das prismatische Spectrum machen, und es zeigen sich immer dieselben Resultate.

680. Von der Wirkung farbiger Beleuchtung auf Säurung und Entsäurung kann man sich folgendermaßen unterrichten. Man streiche feuchtes, ganz weißes Hornsilber auf einen Papierstreifen; man lege ihn ins Licht, daß er einigermaßen grau werde und schneide ihn alsdann in drei Stücke. Das eine lege man in ein Buch, als bleibendes Muster, das andre unter ein gelbrothes, das dritte unter ein blaurothes Glas. Dieses letzte Stück wird immer dunkelgrauer werden und eine Entsäurung anzeigen. Das unter dem Gelbrothen Befindliche wird immer heller grau, tritt also dem ersten Zustand vollkommener Säurung wieder näher. Von beiden kann man sich durch Vergleichung mit dem Musterstücke überzeugen.

681. Man hat auch eine schöne Vorrichtung gemacht, diese Versuche mit dem prismatischen Bilde anzustellen. Die Resultate sind denen bisher erwähnten gemäß, und wir werden das Nähere davon spätern vortragen und dabei die Arbeiten eines genauen Beobachters benutzen, der sich bisher mit diesen Versuchen sorgfältig beschäftigte.

LVI.

Chemische Wirkung bei der dioptrischen Achromasie.

682. Zuerst ersuchen wir unsre Leser, dasjenige wieder nachzusehen, was wir oben (285 — 296) über diese Materie vorgetragen, damit es hier keiner weitern Wiederholung bedürfe.

683. Man kann alſo einem Glaſe die Eigenſchaft geben, daß es, ohne viel ſtärker zu refrangiren als vorher, d. h. ohne das Bild um ein ſehr Merkliches weiter zu verrücken, dennoch viel breitere Farbenſäume hervorbringt.

684. Dieſe Eigenſchaft wird dem Glaſe durch Metallkalke mitgetheilt. Daher Mennig mit einem reinen Glaſe innig zuſammenſchmelzen und vereinigt, dieſe Wirkung hervorbringt. Hiuntalas (291) iſt ein ſolches mit Bleikalk bereitetes Glas. Auf dieſem Wege iſt man weiter gegangen und hat die ſogenannte Spießglasbutter, die ſich nach einer neuern Bereitung als reine Flüſſigkeit darſtellen läßt, in linſenförmigen und prismatiſchen Gefäßen benutzt, und hat eine ſehr ſtarke Farbenerſcheinung bei mäßiger Refraction hervorgebracht, und die von uns ſogenannte Hyperchromaſie ſehr lebhaft dargeſtellt.

685. Bedenkt man nun, daß das gemeine Glas, wenigſtens überwiegend alcaliſcher Natur ſey, indem es vorzüglich aus Sand und Laugenſalzen zuſammengeſchmolzen wird, ſo möchte wohl eine Reihe von Verſuchen belehrend ſeyn, welche das Verhältniß völlig alcaliſcher Liquoren zu völligen Säuren auseinanderſetzten.

686. Wäre nun das Maximum und Minimum gefunden, ſo wäre die Frage, ob nicht irgend ein brechend Mittel zu erfinden ſey, in welchem die von der Refraction beinah unabhängig auf- und abſteigende Farbenerſcheinung, bei Verrückung des Bildes, völlig Null werden könnte.

687. Wie ſehr wünſchenswerth wäre es daher für dieſen letzten Punkt ſowohl, als für unſre ganze dritte Abtheilung, ja für die Farbenlehre überhaupt, daß die mit Bearbeitung der Chemie, unter immer fortſchreitenden neuen Anſichten, beſchäftigten Männer auch hier eingriffen, und das, was wir beinahe nur mit rohen Zügen angedeutet, in das Feinere verfolgen und in einem allgemeinen, der ganzen Wiſſenſchaft zuſagenden Sinne bearbeiten möchten.

Vierte Abtheilung.

Allgemeine Anſichten nach innen.

688. Wir haben bisher die Phänomene faſt gewaltſam aus einander gehalten, die ſich theils ihrer Natur nach, theils dem Bedürfniß unſers Geiſtes gemäß, immer wieder zu vereinigen ſtreben. Wir haben ſie, nach einer gewiſſen Methode, in drei Abtheilungen vorgetragen, und die Farben zuerſt bemerkt als flüchtige Wirkung und Gegenwirkung des Auges ſelbſt, ferner als verändernde Wirkung farbloſer, durchſcheinender, durchſichtiger, undurchſichtiger Körper auf das Licht, beſonders auf das Lichtbild; endlich ſind wir zu dem Punkte gelangt, wo wir ſie als dauernd, als den Körpern wirklich einwohnend zuverſichtlich anſprechen können.

689. In dieſer ſtillen Ruhe haben wir, ſo viel es möglich ſeyn wollte, die Erſcheinungen zu beſtimmen, zu ſondern, und zu ordnen geſucht. Jetzt, da wir nicht mehr fürchten, ſie zu vermiſchen, oder zu verwirren, können wir unternehmen, erſtlich das Allgemeine, was ſich von dieſen Erſcheinungen innerhalb des geſchloſſenen Kreiſes prädiciren läßt, anzugeben, zweitens, anzudeuten, wie ſich dieſer beſondere Kreis an die übrigen Glieder verwandter Naturerſcheinungen anſchließt und ſich mit ihnen verkettet.

Wie leicht die Farbe entſteht.

690. Wir haben beobachtet, daß die Farbe unter mancherlei Bedingungen ſehr leicht und ſchnell entſtehe. Die Empfindlichkeit des Auges gegen das Licht, die augenblickliche Gegenwirkung der Retina gegen daſſelbe bringen augenblicklich ein leichtes Farbenſpiel hervor. Jedes gemäßigte Licht kann als farbig angeſehen werden, ja wir dürfen jedes Licht inſofern es geſehen wird, farbig nennen. Farbloſes Licht, farbloſe Flächen ſind gewiſſermaßen Abſtractionen; in der Erfahrung werden wir ſie kaum gewahr.

691. Wenn das Licht einen farbloſen Körper berührt, von ihm zurückprallt, an ihm her, durch ihn durchgeht, ſo erſcheinen die Farben ſogleich; nur müſſen wir hierbei bedenken, was ſo oft von uns urgirt worden, daß nicht jene Hauptbedingungen der Reflexion, der Reflection u. ſ. w. hinreichend ſind, die Erſcheinung hervorzubringen. Das Licht wirkt zwar manchmal dabei an und für ſich, öfters aber als ein beſtimmtes, begränztes, als ein Lichtbild. Die Trübe der Mittel iſt oft eine nothwendige Bedingung, ſo wie auch Halb- und Doppelſchatten zu machen farbigen Erſcheinungen erfordert werden. Durchaus aber entſteht die Farbe augenblicklich und mit der größten Leichtigkeit. So finden wir denn auch ferner, daß durch Druck, Hauch, Rotation, Wärme, durch mancherlei Arten von Bewegung und Veränderung an glatten reinen Körpern, ſo wie an farbloſen Liquoren, die Farbe ſogleich hervorgebracht werde.

692. In den Beſtandtheilen der Körper darf nur die geringſte Veränderung vor ſich gehen, es ſey nun durch Miſchung mit andern, oder durch ſonſtige Beſtimmungen, ſo entſteht die Farbe an den Körpern, oder verändert ſich an denſelben.

Wie energiſch die Farbe ſey.

693. Die phyſiſchen Farben und beſonders die prismatiſchen wurden ehemals wegen ihrer beſondern Herrlichkeit und Energie colores emphatici genannt. Bei näherer Betrachtung aber kann man allen Farbenerſcheinungen eine hohe Emphaſe zuſchreiben; vorausgeſetzt, daß ſie unter den reinſten und vollkommenſten Bedingungen dargeſtellt werden.

694. Die dunkle Natur der Farbe, ihre hohe geſättigte Qualität iſt das, wodurch ſie den ernſthaften und zugleich reizenden Eindruck hervorbringt, und indem man ſie als eine Bedingung des Lichtes anſehen kann, ſo kann ſie auch das Licht nicht entbehren als der mitwirkenden Urſache ihrer Erſcheinung, als der Unterlage ihres Erſcheinens, als einer aufſcheinenden und die Farbe manifeſtirenden Gewalt.

Wie entſchieden die Farbe ſey.

695. Entſtehen der Farbe und ſich entſcheiden iſt eins. Wenn das Licht mit einer allgemeinen Gleichgültigkeit ſich und die Gegenſtände darſtellt, und uns von einer bedeutungsloſen Gegenwart gewiß macht, ſo zeigt ſich die Farbe jederzeit ſpecifiſch, charakteriſtiſch, bedeutend.

696. Im Allgemeinen betrachtet entscheidet sie sich nach zwei Seiten. Sie stellt einen Gegensatz dar, den wir eine Polarität nennen und durch ein + und — recht gut bezeichnen können.

Plus.	Minus.
Gelb.	Blau.
Wirkung.	Beraubung.
Licht.	Schatten.
Hell.	Dunkel.
Kraft.	Schwäche.
Wärme.	Kälte.
Nähe.	Ferne.
Abstoßen.	Anziehen.
Verwandtschaft mit Säuren.	Verwandtschaft mit Alcalien.

Mischung der beiden Seiten.

697. Wenn man diesen spezificirten Gegensatz in sich vermischt, so heben sich die beiderseitigen Eigenschaften nicht auf; sind sie aber auf den Punkt des Gleichgewichts gebracht, daß man keine der beiden besonders erkennt, so erhält die Mischung wieder etwas Spezifisches fürs Auge, sie erscheint als eine Einheit, bei der wir an die Zusammensetzung nicht denken. Diese Einheit nennen wir Grün.

698. Wenn nun zwei aus derselben Quelle entspringende entgegengesetzte Phänomene, indem man sie zusammenbringt, sich nicht aufheben, sondern sich zu einem dritten angenehm Bemerkbaren verbinden, so ist dies schon ein Phänomen, das auf Uebereinstimmung hindeutet. Das Vollkommene ist noch zurück.

Steigerung ins Rothe.

699. Das Blaue und Gelbe läßt sich nicht verdichten, ohne daß zugleich eine andere Erscheinung mit eintrete. Die Farbe ist in ihrem lichtesten Zustand ein Dunkel, wird sie verdichtet, so muß sie dunkler werden; aber zugleich erhält sie einen Schein, den wir mit dem Worte röthlich bezeichnen.

700. Dieser Schein wächst immer fort, so daß er auf der höchsten Stufe der Steigerung prävalirt. Ein gewaltsamer Lichteindruck klingt purpurfarben ab. Bei dem Gelbrothen der prismatischen Versuche, das unmittelbar aus dem Gelben entspringt, denkt man kaum mehr an das Gelbe.

701. Die Steigerung entsteht schon durch farblose trübe Mittel, und hier sehen wir die Wirkung in ihrer höchsten Reinheit und Allgemeinheit. Farbige spezificirte durchsichtige Liqueren zeigen diese Steigerung sehr auffallend in den Stufengläsern. Diese Steigerung ist unaufhaltsam schnell und stätig; sie ist allgemein und kommt sowohl bei physiologischen als physischen und chemischen Farben vor.

Verbindung der gesteigerten Enden.

702. Haben die Enden des einfachen Gegensatzes durch Mischung ein schönes und angenehmes Phänomen bewirkt, so werden die gesteigerten Enden, wenn man sie verbindet, noch eine anmuthigere Farbe hervorbringen, ja es läßt sich denken, daß hier der höchste Punkt der ganzen Erscheinung seyn werde.

703. Und so ist es auch; denn es entsteht das reine Roth, das wir oft, um seiner hohen Würde willen, den Purpur genannt haben.

704. Es giebt verschiedene Arten, wie der Purpur in der Erscheinung entsteht; durch Uebereinanderführung des violetten Saums und gelbrothen Randes bei prismatischen Versuchen; durch fortgesetzte Steigerung bei chemischen; durch den organischen Gegensatz bei physiologischen Versuchen.

705. Als Pigment entsteht er nicht durch Mischung oder Vereinigung, sondern durch Fixirung einer Körperlichkeit auf dem hohen culminirenden Farbenpunkte. Daher der Maler Ursache hat, drei Grundfarben anzunehmen, indem er aus diesen die übrigen sämmtlich zusammensetzt. Der Physiker dagegen nimmt nur zwei Grundfarben an, aus denen er die übrigen entwickelt und zusammensetzt.

Vollständigkeit der mannigfaltigen Erscheinung.

706. Die mannigfaltigen Erscheinungen auf ihren verschiedenen Stufen fixirt und neben einander betrachtet bringen Totalität hervor. Die Totalität ist harmonie fürs Auge.

707. Der Farbenkreis ist vor unsern Augen entstanden, die mannigfaltigen Verhältnisse des Werdens sind uns deutlich. Zwei reine ursprüngliche Gegensätze sind das Fundament des Ganzen. Es zeigt sich sodann eine Steigerung, wodurch sie sich beide einem dritten nähern; dadurch entsteht auf jeder Seite ein Tiefstes und ein Höchstes, ein Einfachstes und Bedingtestes, ein Gemeinstes und ein Edelstes. Sodann kommen zwei Vereinigungen (Vermischungen, Verbindungen, wie man es nennen will), zur Sprache: einmal der einfachen anfänglichen, und sodann der gesteigerten Gegensätze.

Uebereinstimmung der vollständigen Erscheinung.

708. Die Totalität neben einander zu sehen macht einen harmonischen Eindruck aufs Auge. Man hat hier den Unterschied zwischen dem physischen Gegensatz und der harmonischen Entgegenstellung zu bedenken. Der erste beruht auf der reinen nackten ursprünglichen Dualität, insofern sie als ein Getrenntes angesehen wird; die zweite beruht auf der abgeleiteten, entwickelten und dargestellten Totalität.

709. Jede einzelne Gegeneinanderstellung, die harmonisch seyn soll, muß Totalität enthalten. Hievon werden wir durch die physiologischen Versuche belehrt. Eine Entwicklung der sämmtlichen möglichen Entgegenstellungen um den ganzen Farbenkreis wird nächstens geleistet.

Wie leicht die Farbe von einer Seite auf die andre zu wenden.

710. Die Beweglichkeit der Farbe haben wir schon bei der Steigerung und bei der Durchwanderung des Kreises zu bedenken Ursache gehabt: aber auch sogar hinüber und herüber werfen sie sich nothwendig und geschwind.

711. Physiologische Farben zeigen sich anders auf dunkelm als auf hellem Grund. Bei den physikalischen ist die Verbindung des objektiven und subjektiven Versuchs höchst merkwürdig. Die optischen Farben sollen

beim durchscheinenden Licht und beim aufscheinenden entgegengesetzt seyn. Wie die chemischen Farben durch Feuer und Alkalien umzuwenden, ist seines Orts hinlänglich gezeigt worden.

Wie leicht die Farbe verschwindet.

712. Was seit der schnellen Erregung und ihrer Entschichtung bisher bedacht worden, die Mischung, die Steigerung, die Verbindung, die Trennung, so wie die harmonische Forderung, alles geschieht mit der größten Schnelligkeit und Bereitwilligkeit; aber eben so schnell verschwindet auch die Farbe wieder gänzlich.

713. Die physiologischen Erscheinungen sind auf keine Weise festzuhalten; die physischen dauern nur so lange, als die äußre Bedingung währt; die chemischen selbst haben eine große Beweglichkeit und sind durch entgegengesetzte Reagentien herüber und hinüber zu werfen, ja sogar aufzuheben.

Wie fest die Farbe bleibt.

714. Die chemischen Farben geben ein Zeugniß sehr langer Dauer. Die Farben durch Schmelzung in Gläsern fixirt, so wie durch Natur in Edelsteinen, trotzen aller Zeit und Gegenwirkung.

715. Die Färberei fixirt von ihrer Seite die Farben sehr mächtig. Und Pigmente, welche durch Reagentien sonst leicht herüber und hinüber geführt werden, lassen sich durch Beizen zur größten Beständigkeit an und in Körper übertragen.

Fünfte Abtheilung.

Nachbarliche Verhältnisse.

Verhältniß zur Philosophie.

716. Man kann von dem Physiker nicht fordern, daß er Philosoph sey, aber man kann von ihm erwarten, daß er so viel philosophische Bildung habe, um sich gründlich von der Welt zu unterscheiden und mit ihr wieder im höhern Sinne zusammenzutreten. Er soll sich eine Methode bilden, die dem Anschauen gemäß ist; er soll sich hüten, das Anschauen in Begriffe, den Begriff in Worte zu verwandeln, und mit diesen Worten, als wären's Gegenstände, umzugehen und zu verfahren; er soll von den Bemühungen des Philosophen Kenntniß haben, um die Phänomene bis an die philosophische Region hinanzuführen.

717. Man kann von dem Philosophen nicht verlangen, daß er Physiker sey; und dennoch ist seine Einwirkung auf den physischen Kreis so nothwendig und so wünschenswerth. Dazu bedarf er nicht des Einzelnen, sondern nur der Einsicht in jene Endpunkte, wo das Einzelne zusammentrifft.

718. Wir haben früher (176 ff.) dieser wichtigen Betrachtung im Vorbeigehen erwähnt, und sprechen sie hier, als am schicklichen Orte, nochmals aus. Das Schlimmste, was der Physik, so wie mancher andern Wissenschaft, widerfahren kann, ist, daß man das Abgeleitete für das Ursprüngliche hält, und da man das Ursprüngliche aus Abgeleitetem nicht ableiten kann, das Ursprüngliche aus dem Abgeleiteten zu erklären sucht. Dadurch entsteht eine unendliche Verwirrung, ein Meertraum und eine fortdauernde Bemühung, Ausflüchte zu suchen und zu finden, wo das Wahre nur irgend hervortritt und mächtig werden will.

719. Indem sich der Beobachter, der Naturforscher auf diese Weise abquält, weil die Erscheinungen der Meinung jederzeit widersprechen, so kann der Philosoph mit einem falschen Resultate in seiner Sphäre noch immer operiren, indem kein Resultat so falsch ist, das es nicht, als Form ohne allen Gehalt, auf irgend eine Weise gelten könnte.

720. Kann dagegen der Physiker zur Erkenntniß desjenigen gelangen, was wir ein Urphänomen genannt haben, so ist er gebogen und der Philosoph mit ihm; Er, denn er überzeugt sich, daß er an die Gränze seiner Wissenschaft gelangt sey, daß er sich auf der empirischen Höhe befinde, wo er rückwärts die Erfahrung in allen ihren Stufen überschauen, und vorwärts in das Reich der Theorie, wo nicht eintreten, doch einblicken könne. Der Philosoph ist gebogen: denn er nimmt aus des Physikers Hand ein Letztes, das bei ihm nun ein Erstes wird. Er bekümmert sich nun mit Recht nicht mehr um die Erscheinung, wenn man darunter das Abgeleitete versteht, wie man es entweder schon wissenschaftlich zusammengestellt findet, oder wie es gar in empirischen Fällen zerstreut und verworren vor die Sinne tritt. Will er ja auch diesen Weg durchlaufen und einen Blick ins Einzelne nicht verschmähen, so thut er es mit Bequemlichkeit, anstatt daß er bei anderer Behandlung sich entweder zu lange in den Zwischenregionen aufhält, oder sie nur flüchtig durchstreift, ohne sie genau kennen zu lernen.

721. In diesem Sinne die Farbenlehre dem Philosophen zu nähern, war des Verfassers Wunsch, und wenn ihm solches in der Ausführung selbst aus mancherlei Ursachen nicht gelungen seyn sollte, so wird er bei Revision seiner Arbeit, bei Recapitulation des Vorgetragenen, so wie in dem polemischen und didaktischen Theil, dieses Ziel immer im Auge haben, und später, wo manches deutlicher wird auszusprechen seyn, auf diese Betrachtung zurückkehren.

Verhältniß zur Mathematik.

722. Man kann von dem Physiker, welcher die Naturlehre in ihrem ganzen Umfange behandeln will, verlangen, daß er Mathematiker sey. In den mittleren Zeiten war die Mathematik das vorzüglichste unter den Organen, durch welche man sich der Geheimnisse der Natur zu bemächtigen hoffte; und noch ist in gewissen Theilen der Naturlehre die Mathematik, wie billig, herrschend.

725. Der Verfasser kann sich keiner Cultur von dieser Seite rühmen, und verweist auch deshalb nur in den von der Mathematik unabhängigen Regionen, die sich in der neuern Zeit weit und breit aufgethan haben.

724. Wer bekennt nicht, daß die Mathematik, als eins der herrlichsten menschlichen Organe, der Physik von einer Seite sehr vieles genützt, daß sie oder durch falsche Anwendung ihrer Behandlungsweise dieser Wissenschaft gar manches aufgehalten, läßt sich auch nicht wohl läugnen, und man findet's, hier und da, nothdürftig einzustanden.

725. Die Farbenlehre besonders hat sehr viel gelitten, und ihre Fortschritte sind äußerst gehindert worden,

daß man sie mit der übrigen Optik, welche der Messkunst nicht entbehren kann, vermenge, da sie doch eigentlich von jener ganz abgesondert betrachtet werden kann.

726. Dazu kam noch das Uebel, daß ein großer Mathematiker über den physischen Ursprung der Farben eine ganz falsche Vorstellung bei sich festsetzte, und durch seine großen Verdienste als Mathematiker die Fehler, die er als Naturforscher begangen, vor einer in Vorurtheilen stets befangenen Welt auf lange Zeit sanctionirte.

727. Der Verfasser des Gegenwärtigen hat die Farbenlehre durchaus von der Mathematik entfernt zu halten gesucht, ob sich gleich gewisse Punkte deutlich genug ergeben, wo die Beihülfe der Mathematik wünschenswerth seyn würde. Wären die vorurtheilsfreien Mathematiker, mit denen er umzugehen das Glück hatte und hat, nicht durch andre Geschäfte abgehalten gewesen, um mit ihm gemeine Sache machen zu können, so würde der Behandlung von dieser Seite einiges Verdienst nicht fehlen. Aber so mag denn auch dieser Mangel zum Vortheil gereichen, indem es nunmehr des geistreichen Mathematikers Geschäft werden kann, selbst aufzusuchen, wo denn die Farbenlehre seiner Hülfe bedarf, und wie er zur Vollendung dieses Theils der Naturwissenschaft das Seinige beitragen kann.

728. Ueberhaupt wäre es zu wünschen, daß die Deutschen, die so vieles Gute leisten, indem sie sich das Gute fremder Nationen aneignen, sich nach und nach gewöhnten, in Gesellschaft zu arbeiten. Wir leben zwar in einer diesem Wunsche gerade entgegengesetzten Epoche. Jeder will nicht nur original in seinen Ansichten, sondern auch im Gange seines Lebens und Thuns, von den Bemühungen anderer unabhängig, wo nicht klug, doch daß er es sey, sich überreden. Man bemerkt sehr oft, daß Männer, die freilich manches geleistet, nur sich selbst, ihre eigenen Schriften, Journale und Compendien citiren, anstatt daß es für den Einzelnen und für die Welt viel vortheilhafter wäre, wenn mehrere zu gemeinsamer Arbeit gerufen würden. Das Betragen unserer Nachbarn, der Franzosen, ist hierin musterhaft, wie man z. B. in der Vorrede Cuvier's zu seinem Tableau élémentaire de l'Histoire naturelle des animaux mit Vergnügen sehen wird.

729. Wer die Wissenschaften und ihren Gang mit treuem Auge beobachtet hat, wird sogar die Frage aufwerfen: ob es denn vortheilhaft sey, so manche, obgleich verwandte, Beschäftigungen und Bemühungen in Einer Person zu vereinigen; und ob es nicht bei der Beschränktheit der menschlichen Natur gemäßer sey, z. B. den aufsuchenden und findenden von dem behandelnden und anwendenden Manne zu unterscheiden. Haben sich doch die himmelbeobachtenden und fernaufsuchenden Astronomen von den bahnberechnenden, das Ganze umfassenden und näher bestimmenden, in der neuern Zeit, gewissermaßen getrennt. Die Geschichte der Farbenlehre wird uns zu diesen Betrachtungen öfter zurückführen.

Verhältniß zur Technik des Färbers.

730. Sind wir bei unsern Arbeiten dem Mathematiker aus dem Wege gegangen, so haben wir dagegen gesucht, der Technik des Färbers zu begegnen. Und obgleich diejenige Abtheilung, welche die Farben in chemischer Rücksicht abhandelt, nicht die vollständigste und umständlichste ist, so wird doch sowohl darin, als in dem, was wir Allgemeines von den Farben ausgesprochen, der Färber weit mehr seine Rechnung finden, als bei der bisherigen Theorie, die ihn ohne allen Trost ließ.

731. Merkwürdig ist es, in diesem Sinne die Anleitungen zur Färbekunst zu betrachten. Wie der katholische Christ, wenn er in seinen Tempel tritt, sich mit Weihwasser besprengt und vor dem Hochwürdigen die Kniee beugt und vielleicht alsdann, ohne sonderliche Andacht, seine Angelegenheiten mit Freunden bespricht, oder Liebhabereien treibt nachgeht, so fangen die sämmtlichen Färbelehren mit einer respectvollen Erwähnung der Theorie gelassend an, ohne daß sich auch nachher nur eine Spur finde, daß etwas aus dieser Theorie herfließt, daß diese Theorie irgend etwas erleuchte, erläutere und zu praktischen Handgriffen irgend einen Vortheil gewähre.

732. Dagegen finden sich Männer, welche den Umfang des praktischen Färbewesens wohl eingesehen, in dem Falle, sich mit der herkömmlichen Theorie zu entzweien, ihre Blößen mehr oder weniger zu entdecken, und ein der Natur und Erfahrung gemäßeres Allgemeine aufzusuchen. Wenn uns in der Geschichte die Namen Gastel und Gütich begegnen, so werden wir hierüber weitläuftiger zu handeln Ursache haben; wobei sich zugleich Gelegenheit finden wird zu zeigen, wie eine fortgesetzte Empirie, indem sie in allem Zufälligen umhergreift, den Kreis, in den sie gebannt ist, wirklich ausläuft und sich als ein hohes Vollendetes dem Theoretiker, wenn er klare Augen und ein redliches Gemüth hat, zu seiner großen Bequemlichkeit überliefert.

Verhältniß zur Physiologie und Pathologie.

733. Wenn wir in der Abtheilung, welche die Farben in physiologischer und pathologischer Rücksicht betrachtet, faß nur allgemein bekannte Phänomene überliefert; so werden dagegen einige neue Ansichten dem Physiologen nicht unwillkommen seyn. Besonders hoffen wir seine Zufriedenheit dadurch erreicht zu haben, daß wir gewisse Phänomene, welche isolirt stunden, zu ihren ähnlichen und gleichen gebracht und ihm dadurch gewissermaßen vorgearbeitet haben.

734. Was den pathologischen Anhang betrifft, so ist er freilich unzulänglich und incohärent. Wir besitzen aber die vortrefflichsten Männer, die nicht allein in diesem Fache höchst erfahren und kenntnißreich sind, sondern auch zugleich wegen eines so gebildeten Geistes verehrt werden, daß es ihnen wenig Mühe machen kann, diese Rubriken umzuschreiben, und das, was ich angedeutet, vollständig auszuführen und zugleich an die höheren Einsichten in den Organismus anzuschließen.

Verhältniß zur Naturgeschichte.

735. Insofern wir hoffen können, daß die Naturgeschichte auch nach und nach sich in eine Ableitung der Naturerscheinungen aus höhern Phänomenen umbilden wird, so glaubt der Verfasser auch hierzu einiges angedeutet und vorbereitet zu haben. Indem die Farbe in ihrer größten Mannigfaltigkeit sich auf der Oberfläche lebendiger Wesen dem Auge darstellt, so ist sie ein wichtiger Theil der äußeren Zeichen, wodurch wir gewahr werden, was im Innern vorgeht.

736. Zwar ist ihr von einer Seite wegen ihrer Unbestimmtheit und Veränderlichkeit nicht allzuviel zu trauen; doch wird eben diese Beweglichkeit, insofern sie sich uns als eine constante Erscheinung zeigt, wieder ein Kriterion des beweglichen Lebens, und der Verfasser wünscht nichts mehr, als daß ihm Frist gegönnt sey, das, was er hierüber wahrgenommen, in einer Folge, zu der hier der Ort nicht war, weitläuftiger auseinander zu setzen.

Verhältniß zur allgemeinen Physik.

737. Der Zustand, in welchem sich die allgemeine Physik gegenwärtig befindet, scheint auch unserer Arbeit besonders günstig, indem die Naturlehre durch rastlose, mannigfaltige Behandlung sich nach und nach zu einer solchen Höhe erheben hat, daß es nicht unmöglich scheint, die gränzenlose Empirie an einen methodischen Mittelpunkt heranzuziehen.

738. Dessen, was zu weit von unserm besondern Kreise abliegt, nicht zu gedenken, so finden sich die Formeln, durch die man die elementaren Naturerscheinungen, wo nicht dogmatisch, doch wenigstens zum didaktischen Behufe ausspricht, durchaus auf dem Wege, daß man sieht, man werde durch die Uebereinstimmung der Zeichen bald auch nothwendig zur Uebereinstimmung im Sinne gelangen.

739. Treue Beobachter der Natur, wenn sie auch sonst noch so verschieden denken, werden doch darin mit einander übereinkommen, daß alles, was erscheinen, was uns als ein Phänomen begegnen solle, müsse entweder eine ursprüngliche Entzweiung, die einer Vereinigung fähig ist, oder eine ursprüngliche Einheit, die zur Entzweiung gelangen könne, andeuten, und sich auf eine solche Weise darstellen. Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen, ist das Leben der Natur; dies ist die ewige Systole und Diastole, die ewige Synkrisis und Diakrisis, das Ein- und Ausathmen der Welt, in der wir leben, weben und sind.

740. Das dasjenige, was wir hier als Zahl, als Eins und Zwei aussprechen, ein höheres Geschäft sey, versteht sich von selbst; so wie die Erscheinung eines Dritten, Vierten sich ferner entwickelnden immer in einem höhern Sinne zu nehmen, besonders aber allen diesen Ausdrucken eine ächte Anschauung unterzulegen ist.

741. Das Eisen kann wie als einen besondern von andern unterschiedenen Körper, aber es ist ein gleichgültiges, uns nur in manchem Bezug und zu manchem Gebrauch merkwürdiges Wesen. Wie wenig aber bedarf es, und die Gleichgültigkeit dieses Körpers ist aufgehoben. Eine Entzweiung geht vor, die, indem sie sich wieder zu vereinigen strebt und sich selbst aufsucht, einen gleichsam magischen Bezug auf ihres Gleichen gewinnt, und diese Entzweiung, die doch nur wieder eine Vereinigung ist, durch ihr ganzes Geschlecht fortsetzt. Hier kennen wir das gleichgültige Wesen, das Eisen, nur selten die Entzweiung an ihm entstehen, sich fortpflanzen und verschwinden, und sich leicht wieder aufs neue erregen: nach unserer Meinung ein Urphänomen, das unmittelbar an der Idee steht und nichts Irdisches über sich erkennt.

742. Mit der Elektricität verhält es sich wieder auf eine eigene Weise. Das Elektrische, als ein Gleichgültiges, kennen wir nicht. Es ist für uns ein Nichts, ein Null, ein Nullpunkt, ein Gleichgültigkeitspunkt, der aber in allen erscheinenden Wesen liegt, und zugleich der Quellpunkt ist, aus dem bei dem geringsten Anlaß eine Doppelerscheinung hervortritt, welche nur in so fern erscheint, als sie wieder verschwindet. Die Bedingungen, unter welchen jenes Hervortreten erregt wird, sind, auch Beschaffenheit der besondern Körper, unendlich verschieden. Von dem größten mechanischen Reiben sehr unterschiedener Körper an einander bis zu dem leisesten Nebeneinandersetzen zweier völlig gleichen, nur durch wenig als einen Hauch anders determinirten Körper, ist die Erscheinung rege und gegenwärtig, ja auffallend und mächtig, und zwar dergestalt bestimmt und geeignet, daß wir die Formeln der Polarität, des Plus und Minus, als Nord und Süd, als Glas und Harz, schicklich und naturgemäß anwenden.

743. Diese Erscheinung, ob sie gleich der Oberfläche besonders folgt, ist doch keineswegs oberflächlich. Sie wirkt auf die Bestimmung körperlicher Eigenschaften, und schließt sich an die große Doppelerscheinung, welche sich in der Chemie so herrschend zeigt, an Oxydation und Desoxydation unmittelbar wirkend an.

744. In diese Reihe, in diesen Kreis, in diesen Umfang von Phänomenen auch die Erscheinungen der Farbe heranzubringen und einzuschließen, war das Ziel unserer Bestrebens. Was uns nicht gelungen ist, werden andere lösen. Wir fanden einen unumgänglichen ungeheuren Gegensatz von Licht und Finsterniß, den man allgemeiner durch Licht und Nichtlicht ausdrücken kann, wir suchten denselben zu vermitteln und dadurch die sichtbare Welt aus Licht, Schatten und Farbe herauszubilden, wobei wir uns zu Entwickelung der Phänomene verschiedener Formeln bedienten, wie sie uns in der Lehre des Magnetismus, der Elektricität, des Galvanismus überliefert waren. Wir mußten aber weiter gehen, weil wir uns in einer höhern Region befanden und mannigfaltigere Verhältnisse auszudrücken hatten.

745. Wenn sich Elektricität und Galvanität in ihrer Allgemeinheit von dem Besondern der magnetischen Erscheinungen absondert und erhebt, so kann man sagen, daß die Farbe, obgleich unter eben den Gesetzen stehend, sich doch noch höher erhebe und, indem sie für den edeln Sinn des Auges wirksam ist, auch ihre Natur zu ihrem Vortheile darthue. Man vergleiche das Mannigfaltige, das aus einer Steigerung des Gelben und Blauen zum Rothen, aus der Verknüpfung dieser beiden höheren Enden zum Purpur, aus der Vermischung der beiden niedern Enden zum Grün entsteht. Welch ein ungleich mannigfaltigeres Schema entspringt hier nicht, als dasjenige ist, worin sich Magnetismus und Elektricität begreifen lassen. Auch stehen diese letzteren Erscheinungen auf einer niedern Stufe, so daß sie zwar die allgemeine Welt durchdringen und beleben, sich aber zum Menschen in höherem Sinne nicht heranfragen können, um von ihm ästhetisch bewußt zu werden. Das allgemeine einfache physische Schema muß erst in sich selbst erhöht und vermannigfaltigt werden, um zu höheren Zwecken zu dienen.

746. Man rufe in diesem Sinne zurück, was vorchin aus von und bisher sowohl im Allgemeinen als Besondern von der Farbe prädicirt worden, und man wird sich selbst dasjenige, was hier nur leicht angedeutet ist, ausführen und entwickeln. Man wird dem Wissen, der Wissenschaft, dem Handwerk und der Kunst Glück wünschen, wenn es möglich wäre, das schöne Kapitel der Farbenlehre aus seiner atomistischen Beschränktheit und Abgesondertheit, in die es bisher verwiesen, dem allgemeinen dynamischen Flusse des Lebens und Wirkens wieder zu geben, dessen sich die jetzige Zeit erfreut. Diese Empfindungen werden bei uns noch lebhafter werden, wenn uns die Geschichte so manchen wackern und einsichtsvollen Mann vorführen wird, dem es nicht gelang, von seinen Ueberzeugungen seine Zeitgenossen zu durchdringen.

Verhältniß zur Tonlehre.

747. Ehe wir nunmehr zu den sinnlich-sittlichen und daraus entspringenden ästhetischen Wirkungen der Farben übergehen, ist es der Ort, auch von ihrem Verhältnisse zu dem Ton einiges zu sagen.

Daß ein gewisses Verhältniß der Farbe zum Ton stattfinde, hat man von jeher gefühlt, wie die öftern Vergleichungen, welche theils vorübergehend, theils umständlich genug angestellt worden, beweisen. Der Fehler, den man hiebei begangen, beruhet nur auf folgendem:

748. Vergleichen lassen sich Farbe und Ton unter einander auf keine Weise; aber beide lassen sich auf eine höhere Formel beziehen, aus einer höhern Formel beide, jedoch jedes für sich, ableiten. Wie zwei Flüsse, die auf einem Berge entspringen, aber unter ganz verschiedenen Bedingungen in zwei ganz entgegengesetzte Weltgegenden laufen, so hat auch beiderseitigen ganzen Wegs keine einzelne Stelle der andern vergleichen werden kann; so sind auch Farbe und Ton. Beide sind allgemeine elementare Wirkungen nach dem allgemeinen Gesetz des Trennens und Zusammenstrebens, des Auf- und Abschwankens, des Hin- und Wiederwägens wirkend, doch nach ganz verschiedenen Seiten, auf verschiedene Weise, auf verschiedene Zwischenelemente, für verschiedene Sinne.

749. Möchte jemand die Art und Weise, wie wir die Farbenlehre an die allgemeine Naturlehre angeknüpft, recht fassen, und dasjenige, was uns entgangen und abgegangen, durch Glück und Genialität ersetzen, so würde die Tonlehre, nach unserer Ueberzeugung, an die allgemeine Physik vollkommen anzuschließen seyn, da sie jetzt innerhalb derselben gleichsam nur historisch abgesondert steht.

750. Aber eben darin läge die größte Schwierigkeit, die für uns geworbene positive, auf seltsamen empirischen, zufälligen, mathematischen, ästhetischen, genialischen Wegen entsprungene Musik zu Gunsten einer physikalischen Behandlung zu zerstören und in ihre ersten physischen Elemente aufzulösen. Vielleicht wäre auch hierzu, auf dem Punkte, wo Wissenschaft und Kunst sich befänden, nach so manchen schönen Vorarbeiten, Zeit und Gelegenheit.

Schlußbetrachtung über Sprache und Terminologie.

751. Man bedenkt niemals genug, daß eine Sprache eigentlich nur symbolisch, nur bildlich sey und die Gegenstände niemals unmittelbar, sondern nur im Widerscheine ausdrücke. Dieses ist besonders der Fall, wenn von Wesen die Rede ist, welche an die Erfahrung nur berantreten und die man mehr Thätigkeiten als Gegenstände nennen kann, dergleichen im Reiche der Naturlehre immerfort in Bewegung sind. Sie lassen sich nicht festhalten, und doch soll man von ihnen reden; man sucht daher alle Arten von Formeln auf, um ihnen wenigstens gleichnißweise beizukommen.

752. Metaphysische Formeln haben eine große Breite und Tiefe, jedoch sie würdig auszufüllen, wird ein reicher Gehalt erfordert, sonst bleiben sie hohl. Mathematische Formeln lassen sich in vielen Fällen sehr bequem und glücklich anwenden, aber es bleibt ihnen immer etwas Steifes und Ungelenkes, und wir fühlen bald ihre Unzulänglichkeit, weil wir, selbst in Elementarfällen, sehr früh ein Incommensurables gewahr werden; ferner sind sie auch nur innerhalb eines gewissen Kreises besonders hiezu gebildeter Geister verständlich. Mechanische Formeln sprechen mehr zu dem gemeinen Sinne, aber sie sind auch gemeiner, und behalten immer etwas Rohes. Sie verwandeln das Lebendige in ein Todtes; sie tödten das innere Leben, um von außen ein unzulängliches heranzubringen. Corpusculärformeln sind ihnen nahe verwandt; das Bewegliche wird starr durch sie, Vorstellung und Ausdruck ungeschlacht. Dagegen erscheinen die moralischen Formeln, welche freilich zartere Verhältnisse ausdrücken, als bloße Gleichnisse und verlieren sich denn auch wohl zuletzt in Spiele des Witzes.

753. Könnte man sich jedoch aller dieser Arten der Darstellung und des Ausdrucks mit Bewußtseyn bedienen, und in einer mannigfaltigen Sprache seine Betrachtungen über Naturphänomene überliefern; hielte man sich von Einseitigkeit frei, und faßte einen lebendigen Sinn in einen lebendigen Ausdruck, so ließe sich manches Erkenntniß mittheilen.

754. Jedoch wie schwer ist es, das Zeichen nicht an die Stelle der Sache zu setzen, das Wesen immer lebendig vor sich zu haben und es nicht durch das Wort zu tödten. Dabei sind wir in den neuern Zeiten in eine noch größere Gefahr gerathen, indem wir aus allem Erkennund Wißbaren Ausdrücke und Terminologien herübergenommen haben, um unsre Anschauungen der einfachern Natur auszudrücken. Uranonomie, Kosmologie, Geologie, Naturgeschichte, ja Religion und Mystik werden zu Hülfe gerufen, und wie oft wird nicht das Allgemeine durch ein Besonderes, das Elementare durch ein Abgeleitetes mehr zugedeckt und verdunkelt, als aufgeklärt und näher gebracht. Wir kennen das Bedürfniß recht gut, wodurch eine solche Sprache entstanden ist und sich ausbreitet; wir wissen auch, daß sie sich in einem gewissen Sinne unentbehrlich macht: allein nur ein mäßiger, anspruchloser Gebrauch mit Ueberzeugung und Bewußtseyn kann Vortheil bringen.

755. Am wünschenswerthesten wäre jedoch, daß man die Sprache, wodurch man die Einzelnheiten eines gewissen Kreises bezeichnen will, aus dem Kreise selbst nähme; die einfachste Erscheinung als Grundformel behandelte, und die mannigfaltigen von daher ableitete und entwickelte.

756. Die Nothwendigkeit und Schicklichkeit einer solchen Zeichnungssprache, wo das Grundzeichen die Erscheinung selbst ausdrückt, hat man recht gut gefühlt, indem man die Formel der Polarität, dem Magneten abgeborgt, auf Electricität u. s. w. übinüber geführt hat. Das Plus und Minus, was an dessen Stelle gesetzt werden kann, hat bei so vielen Phänomenen eine schickliche Anwendung gefunden; ja der Tonkünstler ist, wahrscheinlich ohne sich um jene andern Fächer zu bekümmern, durch die Natur veranlaßt worden, die Hauptdifferenz der Tonarten durch Majeur und Mineur auszudrücken.

757. So haben auch wir seit langer Zeit den Ausdruck der Polarität in die Farbenlehre einzuführen gewünscht; mit welchem Rechte und in welchem Sinne, mag die gegenwärtige Arbeit ausweisen. Vielleicht finden wir künftig Raum, durch eine solche Behandlung und Symbolik, welche ihr Anschauen jederzeit mit sich führen müßte, die elementaren Naturphänomene nach unsrer Weise an einander zu knüpfen und dadurch dasjenige deutlicher zu machen, was hier nur im Allgemeinen, und vielleicht nicht bestimmt genug ausgesprochen worden.

Sechste Abtheilung.

Sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe.

758. Da die Farbe in der Reihe der ursprünglichen Naturerscheinungen einen so hohen Platz behauptet, indem sie den ihr angewiesenen einfachen Kreis mit entschiedener Mannigfaltigkeit ausfüllt: so werden wir uns nicht wundern, wenn wir erfahren, daß sie auf den Sinn

des Auges, dem sie vorzüglich angeeignet ist, und, durch dessen Vermittlung, auf das Gemüth, in ihren allgemeinsten elementaren Erscheinungen, ohne Bezug auf Beschaffenheit oder Form eines Materials, an dessen Oberfläche wir sie gewahr werden, einzeln eine spezifische, in Zusammenstellung eine theils harmonische, theils energisch reitzende, oft auch unharmonische, immer aber eine entschiedene und bedeutende Wirkung hervorbringe, die sich unmittelbar an das Sittliche anschließt. Daher denn Farbe, als ein Element der Kunst betrachtet, zu den höchsten ästhetischen Zwecken mitwirkend genutzt werden kann.

769. Die Menschen empfinden im Allgemeinen eine große Freude an der Farbe. Das Auge bedarf ihrer, wie es des Lichts bedarf. Man erinnre sich der Erquickung, wenn an einem trüben Tage die Sonne auf einen nahen Theil der Gegend scheint und die Farben daselbst sichtbar macht. Daß man den farbigen Edelsteinen Heilkräfte zuschrieb, mag aus dem tiefen Gefühl dieses unaussprechlichen Bedürfnis entstanden seyn.

760. Die Farben, die wir an den Körpern erblicken, sind nicht etwas dem Auge ein völlig Fremdes, wodurch es erst zu dieser Empfindung gleichsam gestempelt würde; Nein. Dieses Organ ist immer in der Disposition, solche Farben hervorzubringen, und genießt einer angenehmen Empfindung, wenn etwas der eignen Natur Gemäßes ihm von außen gebracht wird; wenn seine Bestimmbarkeit nach einer gewissen Seite hin bedeutend bestimmt wird.

761. Aus der Idee des Gegensatzes der Erscheinung, aus der Kenntniß, die wir von den besondern Bestimmungen desselben erlangt haben, können wir schließen, daß die einzelnen Farbenbinden nicht verwechselt werden können, daß sie spezifisch wirken, und entschieden spezifische Zustände in dem lebendigen Organ hervorbringen müssen.

762. Eben auch so in dem Gemüth. Die Erfahrung lehrt uns, daß die einzelnen Farben besondre Gemüthsstimmungen geben. Von einem geistreichen Franzosen wird erzählt: Il prétendoit que son ton de conversation avec Madame etait changé depuis qu'elle avait changé en cramoisi le meuble de son cabinet qui etait bleu.

763. Diese einzelnen bedeutenden Wirkungen vollkommen zu empfinden, muß man das Auge ganz mit einer Farbe umgeben, z. B. in einem einfarbigen Zimmer sich befinden, durch ein farbiges Glas sehen. Man identificirt sich alsdann mit der Farbe; sie stimmt Auge und Geist mit sich unisono.

---

764. Die Farben von der Plusseite sind Gelb, Rothgelb (Orange), Gelbroth (Mennig, Zinnober). Sie stimmen ruhig, lebhaft, freudig.

Gelb.

765. Es ist die nächste Farbe am Licht. Sie entsteht durch die gelindeste Mäßigung desselben, er sey durch trübe Mittel, oder durch schwache Zurückwerfung von weißen Flächen. Bei den prismatischen Versuchen erstreckt sie sich allein breit in den lichten Raum, und kann dort, wenn die beiden Pole noch abgesondert von einander sind, ehe sie sich mit dem Blauen zum Grünen vermischt, in ihrer schönsten Reinheit gesehen werden. Wie das chemische Gelb sich an und über dem Weißen entwickelt, ist gehörigen Orts umständlich vorgetragen worden.

766. Sie führt in ihrer höchsten Reinheit immer die Natur des Hellen mit sich, und besitzt eine heitere, muntre, sanft reitzende Eigenschaft.

767. In diesem Grade ist sie als Umgebung, es sey als Kleid, Verdura, Tapete, angenehm. Das Gold in seinem ganz ungemischten Zustande giebt uns, besonders wenn der Glanz hinzukommt, einen neuen und hohen Begriff von dieser Farbe; so wie ein starkes Gelb, wenn es auf glänzender Seide, z. B. auf Atlas erscheint, eine prächtige und edle Wirkung thut.

768. So ist es der Erfahrung gemäß, daß das Gelbe einen durchaus warmen und behaglichen Eindruck mache. Daher es auch in der Malerei der beleuchteten und wirksamen Seite zukommt.

769. Diesen erwärmenden Effect kann man am lebhaftesten bemerken, wenn man durch ein gelbes Glas, besonders in grauen Wintertagen, eine Landschaft ansieht. Das Auge wird erfreut, das Herz ausgedehnt, das Gemüth erheitert, eine unmittelbare Wärme scheint uns anzuwehen.

770. Wenn nun diese Farbe, in ihrer Reinheit und hellem Zustande angenehm und erfreulich, in ihrer ganzen Kraft aber etwas Heiteres und Edles hat; so ist sie dagegen äußerst empfindlich und macht eine sehr unangenehme Wirkung, wenn sie beschmutzt, oder einigermaßen ins Minus gezogen wird. So hat die Farbe des Schwefels, die ins Grüne fällt, etwas Unangenehmes.

771. Wenn die gelbe Farbe unreinen und unedeln Oberflächen mitgetheilt wird wie dem gemeinen Tuch, dem Filz und dergleichen, worauf sie nicht mit ganzer Energie erscheint, entsteht eine solche unangenehme Wirkung. Durch eine geringe und unmerkliche Bewegung wird der schöne Eindruck des Feuers und Goldes in die Empfindung des Kothigen verwandelt, und die Farbe der Ehre und Wonne zur Farbe der Schande, des Abscheus und Mißbehagens umgekehrt. Daher mögen die gelben Hüte der Bankerottirer, die gelben Ringe auf den Mänteln der Juden entstanden seyn; ja die sogenannte Hahnenfarbe ist eigentlich nur ein schmutziges Gelb.

Rothgelb.

772. Da sich keine Farbe als stillstehend betrachten läßt, so kann man das Gelbe sehr leicht durch Verdichtung und Verdunklung ins Röthliche steigern und erhöhen. Die Farbe wächst an Energie und erscheint im Rothgelben mächtiger und herrlicher.

773. Alles was wir vom Gelben gesagt haben, gilt auch hier, nur im höhern Grade. Das Rothgelbe giebt eigentlich dem Auge das Gefühl von Wärme und Wonne, indem es die Farbe der höhern Glut, so wie den mildern Abglanz der untergehenden Sonne repräsentirt. Deswegen ist sie auch bei Umgebungen angenehm, und als Kleidung in mehr oder mindern Grade erfreulich oder herrlich. Ein kleiner Blick ins Rothe zieht dem Gelben gleich ein andres Ansehen, und wenn Engländer und Deutsche sich noch an blaßgelben hellen Lederfarben genügen lassen, so liebt der Franzose, wie Peter Camper schon bemerkt, das ins Roth gesteigerte Gelb; wie ihn überhaupt an Farben alles freut, was sich auf der activen Seite befindet.

Gelbroth.

774. Wie das reine Gelb sehr leicht in das Rothgelbe hinübergeht, so ist die Steigerung dieses letzten ins Gelbrothe nicht aufzuhalten. Das angenehme heitre Gefühl, das uns das Rothgelbe noch gewährt, steigert

sich bis zum unerträglich Gewaltsamen im hohen Gelb erhoben.

775. Die active Seite ist hier in ihrer höchsten Energie, und es ist kein Wunder, daß energische, gesunde, rohe Menschen sich besonders an dieser Farbe erfreuen. Man hat die Neigung zu derselben bei wilden Völkern durchaus bemerkt. Und wenn Kinder, sich selbst überlassen, zu illuminiren anfangen, so werden sie Zinnober und Mennig nicht schonen.

776. Man darf eine vollkommen gelbrothe Fläche starr ansehen, so scheint sich die Farbe wirklich ins Organ zu bohren. Sie bringt eine unglaubliche Erschütterung hervor und behält diese Wirkung bei einem ziemlichen Grade von Dunkelheit.

Die Erscheinung eines gelbrothen Tuches beunruhigt und erzürnt die Thiere. Auch habe ich gebildete Menschen gekannt, denen es unerträglich fiel, wenn ihnen an einem sonst grauen Tage jemand im Scharlachrock begegnete.

---

777. Die Farben von der Minusseite sind Blau, Rothblau, und Blauroth. Sie stimmen zu einer unruhigen, weichen und sehnenden Empfindung.

Blau.

778. So wie Gelb immer ein Licht mit sich führt, so kann man sagen, daß Blau immer etwas Dunkles mit sich führe.

779. Diese Farbe macht für das Auge eine sonderbare und fast unaussprechliche Wirkung. Sie ist als Farbe eine Energie; allein sie steht auf der negativen Seite und ist in ihrer höchsten Reinheit gleichsam ein reizendes Nichts. Es ist etwas Widersprechendes von Reiz und Ruhe im Anblick.

780. Wie wir den hohen Himmel, die fernen Berge blau sehen, so scheint eine blaue Fläche auch vor uns zurückzuweichen.

781. Wie wir einen angenehmen Gegenstand, der vor uns flieht, gern verfolgen, so sehen wir das Blaue gern an, nicht weil es auf uns dringt, sondern weil es uns nach sich zieht.

782. Das Blaue giebt uns ein Gefühl von Kälte, so wie es uns auch an Schatten erinnert. Wie es vom Schwarzen abgeleitet sey, ist uns bekannt.

783. Zimmer, die rein blau austapezirt sind, erscheinen gewissermaßen weit, aber eigentlich leer und kalt.

784. Blaues Glas zeigt die Gegenstände im traurigen Licht.

785. Es ist nicht unangenehm, wenn das Blau einigermaßen vom Plus partizipirt. Das Meergrün ist vielmehr eine liebliche Farbe.

Rothblau.

786. Wie wir das Gelbe sehr bald in einer Steigerung gefunden haben, so bemerken wir auch bei dem Blauen dieselbe Eigenschaft.

787. Das Blaue steigert sich sehr sanft ins Rothe und erhält dadurch etwas Wirksames, ob es sich gleich auf der passiven Seite befindet. Sein Reiz ist aber von ganz anderer Art, als der des Rothgelben. Er belebt nicht sowohl, als daß er unruhig macht.

788. So wie die Steigerung selbst unaufhaltsam ist, so wünscht man auch mit dieser Farbe immer fortzugehen, nicht aber, wie beim Rothgelben, immer thätig vorwärts zu schreiten, sondern einen Punkt zu finden, wo man ausruhen könnte.

789. Sehr verdünnt kennen wir die Farbe unter dem Namen Lila; aber auch so hat sie etwas Lebhaftes ohne Fröhlichkeit.

Blauroth.

790. Jene Unruhe nimmt bei der weiter schreitenden Steigerung zu, und man kann wohl behaupten, daß eine Tapete von einem ganz reinen gesättigten Blauroth eine Art von unerträglicher Gegenwart seyn müsse. Deswegen es auch, wenn es als Kleidung, Band, oder sonstiger Zierrath vorkommt, sehr verdünnt und hell angewendet wird, da es denn seiner bezeichneten Natur nach einen ganz besondern Reiz ausübt.

791. Indem die hohe Geistlichkeit diese unruhige Farbe sich angeeignet hat, so dürfte man wohl sagen, daß sie auf den unruhigen Staffeln einer immer vordringenden Steigerung unaufhaltsam zu dem Cardinalpurpur hinaufstrebe.

Roth.

792. Man entferne bei dieser Benennung alles, was im Rothen einen Eindruck von Gelb oder Blau machen könnte. Man denke sich ein ganz reines Roth, einen vollkommenen, auf einer weißen Porzellanschale aufgetrockneten Carmin. Wir haben diese Farbe, ihrer hohen Würde wegen, manchmal Purpur genannt, ob wir gleich wohl wissen, daß der Purpur der Alten sich mehr nach der blauen Seite hinzog.

793. Aber die prismatische Entstehung des Purpurs kennt, der wird nicht paradox finden, wenn wir behaupten, daß diese Farbe theils actu, theils potentia alle andern Farben enthalte.

794. Wenn wir beim Gelben und Blauen eine strebende Steigerung ins Rothe gesehen und dabei unsre Gefühle bemerkt haben, so läßt sich denken, daß nun in der Vereinigung der gesteigerten Pole eine eigentliche Beruhigung, die wir eine ideale Befriedigung nennen möchten, statt finden könne. Und so entsteht, bei physischen Phänomenen, diese höchste aller Farbenerscheinungen aus dem Zusammentreten zweier entgegengesetzten Enden, die sich zu einer Vereinigung nach und nach selbst vorbereitet haben.

795. Als Pigment hingegen erscheint sie uns als ein Fertiges und als das vollkommenste Roth in der Cochenille; welches Material jedoch durch chemische Behandlung bald ins Plus, bald ins Minus zu führen ist, und allenfalls im besten Carmin als völlig im Gleichgewicht stehend angesehen werden kann.

796. Die Wirkung dieser Farbe ist so einzig wie ihre Natur. Sie giebt einen Eindruck sowohl von Ernst und Würde, als von Huld und Anmuth. Jenes leistet sie in ihrem dunkeln verdichteten, dieses in ihrem hellen verdünnten Zustande. Und so kann sich die Würde des Alters und die Liebenswürdigkeit der Jugend in Eine Farbe kleiden.

797. Von der Eifersucht der Regenten auf den Purpur erzählt uns die Geschichte manches. Eine Umgebung von dieser Farbe ist immer ernst und prächtig.

798. Das Purpurglas zeigt eine wohlerleuchtete Landschaft in furchtbarem Lichte. So müßte der Farbenton über Erd' und Himmel am Tage des Gerichts ausgebreitet seyn.

799. Da die beiden Materialien, deren sich die Färberei zur Hervorbringung dieser Farbe vorzüglich bedient, der Kermes und die Cochenille, sich mehr oder weniger zum Blau und Violett neigen, auch sich durch Behandlung mit Säuren und Alkalien beides röther und beides höher stimmen lassen: so ist zu bemerken, daß die Franzosen sich auf der wirksamen Seite halten, wie der scharfsichtige Scharlach zeigt, welcher ins Gelbe geht; die Italiäner hingegen auf der positiven Seite verharren, so daß ihr Scharlach eine Neigung ins Blaue behält.

800. Durch eine ähnliche alkalische Behandlung entsteht das Karmesin, eine Farbe, die den Franzosen sehr verhaßt sein muß, so sie die Ausdrücke sot en cramoisi, mettre un cramoisi als das Aeußerste des Abgeschmackten und Bösen bezeichnen.

Grün.

801. Wenn man Gelb und Blau, welche wir als die ersten und einfachsten Farben ansehen, gleich bei ihrem ersten Erscheinen, auf der ersten Stufe ihrer Wirkung zusammenbringt, so entsteht diejenige Farbe, welche wir Grün nennen.

802. Unser Auge findet in derselben eine reale Befriedigung. Wenn beide Mutterfarben sich in der Mischung genau das Gleichgewicht halten, dergestalt, daß keine vor der andern bemerklich ist, so ruht das Auge und das Gemüth auf diesem Gemischten wie auf einem Einfachen. Man will nicht weiter und man kann nicht weiter. Deswegen für Zimmer, in denen man sich immer befindet, die grüne Farbe zur Tapete meist gewählt wird.

Totalität und Harmonie.

803. Wir haben bisher zum Behuf unsers Vortrages angenommen, daß das Auge gebildet werden könne, sich mit irgend einer einzelnen Farbe zu identificiren; allein dies möchte wohl nur auf einen Augenblick möglich sein.

804. Denn wenn wir uns von einer Farbe umgeben sehen, welche die Empfindung ihrer Eigenschaft in unserm Auge erregt und uns durch ihre Gegenwart nöthigt, mit ihr in einem identischen Zustande zu verharren, so ist es eine gezwungene Lage, in welcher das Organ ungern verweilt.

805. Wenn das Auge die Farbe erblickt, so wird es gleich in Thätigkeit gesetzt, und es ist seiner Natur gemäß, auf der Stelle eine andre, so unbewußt als nothwendig, hervorzubringen, welche mit der gegebenen die Totalität des ganzen Farbenkreises enthält. Eine einzelne Farbe erregt in dem Auge, durch eine spezifische Empfindung, das Streben nach Allgemeinheit.

806. Um nun diese Totalität gewahr zu werden, um sich selbst zu befriedigen, sucht es neben jedem farbigen Raum einen farblosen, um die geforderte Farbe an demselben hervorzubringen.

807. Hier liegt also das Grundgesetz aller Harmonie der Farben, wovon sich jeder durch eigene Erfahrung überzeugen kann, indem er sich mit den Versuchen, die wir in der Abtheilung der physiologischen Farben angegeben, genau bekannt macht.

808. Wird nun die Farbentotalität von außen dem Auge als Objekt gebracht, so ist sie ihm erfreulich, weil ihm die Summe seiner eigenen Thätigkeit als Realität entgegen kommt. Es sei also zuerst von diesen harmonischen Zusammenstellungen die Rede.

809. Um sich davon auf das leichteste zu unterrichten, bedarf man sich in dem von uns angegebenen Farbenkreise einen beweglichen Diameter und führe denselben im ganzen Kreise herum, so werden die beiden Enden nach und nach die sich fordernden Farben bezeichnen, welche sich denn freilich zuletzt auf drei einfache Gegensätze zurückführen lassen.

810. Gelb fordert Rothblau,
Blau fordert Rothgelb,
Purpur fordert Grün,
und umgekehrt.

811. Wie der von uns supponirte Zeiger von der Mitte der von uns natürlich gestellten Farben wegrückt, eben so rückt er mit dem andern Ende in der entgegengesetzten Abstufung weiter, und es läßt sich durch eine solche Vorrichtung zu einer jeden fordernden Farbe die geforderte bequem bezeichnen. Sich diesen Farbenkreis zu bilden, der nicht wie der unsre abgesetzt, fordern in einem stetigen Fortschritte der Farben und ihre Uebergänge zeigte, würde nicht unnütz sein: denn wir stehen hier auf einem sehr wichtigen Punkt, der alle unsre Aufmerksamkeit verdient.

812. Wurden wir vorher bei dem Beschauen einzelner Farben gewissermaßen pathologisch affizirt, indem wir zu einzelnen Empfindungen fortgerissen, und bald lebhaft und strebend, bald weich und sehnend, bald zum Gemeinen herabgezogen fühlten, so führt uns das Bedürfniß nach Totalität, welches unserm Organ eingeboren ist, und dieser Beschränkung heraus, es setzt sich selbst in Freiheit, indem es den Gegensatz des ihm aufgedrungenen Einzelnen und somit eine befriedigende Ganzheit hervorbringt.

813. So einfach alle diese eigentlich harmonischen Gegensätze sind, welche uns in dem engen Kreise gegeben werden, so wichtig ist der Wink, daß uns die Natur durch Totalität zur Freiheit heraufzuleiten angelegt ist, und daß wir überall eine Naturerscheinung zum ästhetischen Gebrauch unmittelbar überliefert erhalten.

814. Indem wir alle aussprechen können, daß der Farbenkreis, wie wir ihn angegeben, auch schon dem Stoff nach eine angenehme Empfindung hervorbringe, ist es Ort zu gedenken, daß man bisher den Regenbogen mit Unrecht als ein Beispiel der Farbentotalität angenommen: denn es fehlt demselben die Hauptfarbe, das reine Roth, der Purpur, welcher nicht entstehen kann, da sich bei dieser Erscheinung so wenig als bei dem betrachteten prismatischen Bilde das Gelbroth und Blauroth zu erreichen vermögen.

815. Ueberhaupt zeigt uns die Natur kein allgemeines Phänomen, wo die Farbentotalität völlig beisammen wäre. Durch Versuche läßt sich ein solches in seiner vollkommen Schönheit hervorbringen. Wie sich aber die völlige Erscheinung im Kreise zusammenstellt, machen wir uns am besten durch Pigmente auf Papier begreiflich, die wir, bei natürlichen Anlagen und nach mancher Erfahrung und Uebung, uns endlich von der Idee dieser Harmonie völlig penetrirt und sie uns im Geiste gegenwärtig fühlen.

Charakteristische Zusammenstellungen.

816. Außer diesen rein harmonischen, aus sich selbst entspringenden Zusammenstellungen, welche immer Totalität mit sich führen, giebt es noch andre, welche durch Willkühr hervorgebracht werden, und die wir dadurch am leichtesten bezeichnen, daß sie in unserm Farbenkreise nicht nach Diametern, sondern nach Sehnen aufzufin-

den ſind, und zwar zuerſt dergeſtalt, daß eine Mittelfarbe überſprungen wird.

817. Wir nennen dieſe Zuſammenſtellungen charakteriſtiſch, weil ſie ſämmtlich etwas Bedeutendes haben, das ſich uns mit einem gewiſſen Ausdruck aufdringt, aber uns nicht befriedigt, indem jedes Charakteriſtiſche nur dadurch entſteht, daß es als ein Theil aus einem Ganzen heraustritt, mit welchem es ein Verhältniß hat, ohne ſich darin auflöſen zu laſſen.

818. Da wir die Farben in ihrer Entſtehung, ſo wie deren harmoniſche Verhältniſſe kennen, ſo läßt ſich erwarten, daß auch die Charaktere der willkührlichen Zuſammenſtellungen von der verſchiedenſten Bedeutung ſeyn werden. Wir wollen ſie einzeln durchgehen.

Gelb und Blau.

819. Dieſes iſt die einfachſte von ſolchen Zuſammenſtellungen. Man kann ſagen, es ſey zu wenig in ihr: denn da ihr jede Spur von Roth fehlt, ſo geht ihr zu viel von der Totalität ab. In dieſem Sinne kann man ſie arm und, da die beiden Pole auf ihrer niedrigſten Stufe ſtehen, gemein nennen. Doch hat ſie den Vortheil, daß ſie zunächſt am Grünen und alſo an der realen Erfriſchung ſteht.

Gelb und Purpur.

820. Hat etwas Einſeitiges, aber Heiteres und Prächtiges. Man ſieht die beiden Enden der thätigen Seite neben einander, ohne daß das ſtetige Werden ausgedrückt ſey.

Da man aus ihrer Miſchung durch Pigmente das Gelbrothe erwarten kann, ſo ſtehen ſie gewiſſermaßen anſtatt dieſer Farbe.

Blau und Purpur.

821. Die beiden Enden der paſſiven Seite mit dem Uebergewicht des obern Endes nach dem activen zu. Da durch Miſchung beider das Blaurothe entſteht, ſo wird der Effect dieſer Zuſammenſtellung ſich auch gedachter Farbe nähern.

Gelbroth und Blauroth.

822. Haben zuſammengeſtellt, als die geſteigerten Enden der beiden Seiten, etwas Erregendes, Hohes. Sie gehen uns die Verbindung des Purpurs, der bei phyſikaliſchen Verſuchen aus ihrer Vereinigung entſteht.

823. Dieſe vier Zuſammenſtellungen haben alſo das Gemeinſame, daß ſie, vermiſcht, die Zwiſchenfarben unſeres Farbenkreiſes hervorbringen würden; wie ſie auch ſchon thun, wenn die Zuſammenſtellung aus kleinen Theilen beſteht und auf die Ferne betrachtet wird. Eine Fläche mit ſchmalen blau und gelben Streifen erſcheint in einiger Entfernung grün.

824. Wenn nun aber das Auge Blau und Gelb neben einander ſieht, ſo befindet es ſich in der ſonderbaren Bemühung, immer Grün hervorbringen zu wollen, ohne damit zu Stande zu kommen, und ohne alſo im Einzelnen Ruhe, oder im Ganzen Gefühl der Totalität bewirken zu können.

825. Man ſieht alſo, daß wir nicht mit Unrecht dieſe Zuſammenſtellungen charakteriſtiſch genannt haben, ſo wie denn auch der Charakter einer jeden ſich auf den Charakter der einzelnen Farben, woraus ſie zuſammengeſetzt iſt, beziehen muß.

Charakterloſe Zuſammenſtellungen.

826. Wir werden uns nun zu der letzten Art der Zuſammenſtellungen, welche ſich aus dem Kreiſe leicht herausfinden laſſen. Es ſind nämlich diejenigen, welche durch kleinere Theilchen angebracht werden, wenn man nicht eine ganze Mittelfarbe, ſondern nur den Uebergang aus einer in die andere überſpringt.

827. Man kann dieſe Zuſammenſtellungen weil die charakterloſen nennen, indem ſie zu nahe an einander liegen, als daß ihr Eindruck bedeutſam werden könnte. Doch behaupten die meiſten immer noch ein gewiſſes Recht, da ſie ein Fortſchreiten andeuten, deſſen Verhältniß aber kaum fühlbar werden kann.

828. So drücken Gelb und Gelbroth, Gelbroth und Purpur, Blau und Blauroth, Blauroth und Purpur die nächſten Stufen der Steigerung und Kulmination aus, und können in gewiſſen Verhältniſſen der Maſſen keine böſe Wirkung thun.

829. Gelb und Grün hat immer etwas Gemein-Heiteres. Blau und Grün aber immer etwas Gemein-Unerfreuliches; deswegen unſere guten Vorfahren dieſe letzt. Zuſammenſtellung auch Narrenfarbe genannt haben.

Bezug der Zuſammenſtellungen zu Hell und Dunkel.

830. Dieſe Zuſammenſtellungen können ſehr vermannigfaltigt werden, indem man beide Farben hell, beide Farben dunkel, eine Farbe hell, die andere dunkel zuſammenbringen kann; wobei jedoch, was im Allgemeinen gegolten hat, in jedem beſondern Falle gelten muß. Von dem unendlich Mannigfaltigen, was dabei ſtatt findet, erwähnen wir nur folgendes:

831. Die active Seite mit dem Schwarzen zuſammengeſtellt, gewinnt an Energie; die paſſive verliert. Die active mit dem Weißen und Hellen zuſammengebracht, verliert an Kraft; die paſſive gewinnt an Heiterkeit. Purpur und Grün mit Schwarz ſieht dunkel und düſter, mit Weiß hingegen erfreulich aus.

832. Hierzu kommt nun noch, daß alle Farben mehr oder weniger beſchmutzt, bis auf einen gewiſſen Grad unkenntlich gemacht, und ſo theils unter ſich ſelbſt, theils mit reinen Farben zuſammengeſtellt werden können: wodurch jener die Verhältniſſe unendlich variirt werden, wobei aber doch alles gilt, was von dem Reinen gegolten hat.

Hiſtoriſche Betrachtungen.

833. Wenn in dem Vorhergehenden die Grundſätze der Farbenharmonie vorgetragen worden, ſo wird es nicht zweckwidrig ſeyn, wenn wir das dort Angeſprochene in Verbindung mit Erfahrungen und Beiſpielen nochmals wiederholen.

834. Jene Grundſätze waren aus der menſchlichen Natur und aus den anerkannten Verhältniſſen der Farbenerſcheinungen abgeleitet. In der Erfahrung begeg-

ist und manches, was jenem Grundsatzen gemäß, manches, was ihnen widersprechend ist.

845. Naturmenschen, rohe Völker, Kinder haben große Neigung zur Farbe in ihrer höchsten Energie, und alle besonders zu dem Gelbrothen. Sie haben auch eine Neigung zum Bunten. Das Bunte aber entsteht, wenn die Farben in ihrer höchsten Energie ohne harmonisches Gleichgewicht zusammengestellt werden. Findet sich aber dieses Gleichgewicht durch Instinct, oder zufällig beobachtet, so entsteht eine angenehme Wirkung. Ich erinnere mich, daß ein hessischer Officier, der aus Amerika kam, sein Gesicht nach der Art der Wilden mit reinen Farben bemalte, wodurch eine Art von Totalität erfunden, die keine unangenehme Wirkung that.

856. Die Völker des südlichen Europa's tragen zu Kleidern sehr lebhafte Farben. Die Seidenwaaren, welche sie leichten Kaufs haben, begünstigen diese Neigung. Auch sind besonders die Frauen mit ihren lebhaftesten Mädern und Bändern immer mit der Gegend in Harmonie, indem sie nicht im Stande sind, den Glanz des Himmels und der Erde zu übertönen.

857. Die Geschichte der Färberei belehrt uns, daß bei den Trachten der Nationen gewisse technische Bequemlichkeiten und Vortheile sehr großen Einfluß hatten. So sieht man die Deutschen viel in Blau gehen, weil es eine dauerhafte Farbe des Tuches ist; auch in manchen Gegenden, als Landleute in grünem Zeuglich, weil dieser gedachte Farbe gut annimmt. Möchte ein Reisender hierauf achten, sie würden ihm bald angenehme und lehrreiche Beobachtungen gelingen.

858. Farben, wie sie Stimmungen hervorbringen, mögen sich auch zu Stimmungen und Zuständen. Lebhafte Nationen, z. B. die Franzosen, lieben die gesteigertsten Farben, besonders der activen Seite; gemäßigte, als Engländer und Deutsche, das Grüne oder Violette; auch, wenn sie Dunkelblau tragen. Noch Mährchen stehende Nationen, als Italiäner und Spanier, setzen die reine Farbe ihrer Mäntel auf die passive Seite hinüber.

859. Man beziehe bei Kleidungen den Charakter der Farbe auf den Charakter der Person. So kann man das Verhältniß der einzelnen Farben und Zusammenstellungen zu Gesichtsfarbe, Alter und Stand beobachten.

860. Die weibliche Jugend hält auf Rosenfarb und Meergrün; das Alter auf Violett und Dunkelgrün. Die Blondine hat zu Violett und Hellgrün, die Brünette zu Blau und Gelbroth Neigung, und sämmtlich mit Recht.

Die römischen Kaiser waren auf den Purpur höchst eifersüchtig. Die Kleidung des chinesischen Kaisers ist Orange mit Purpur gestickt. Citronengelb dürfen auch seine Bedienten und die Geistlichen tragen.

861. Gebildete Menschen haben einige Abneigung vor Farben. Es kann dieses theils aus Schwäche des Organs, theils aus Unsicherheit des Geschmacks geschehen, die sich gern in das völlige Nichts flüchtet. Die Frauen gehen nunmehr fast durchgängig weiß, und die Männer schwarz.

862. Ueberhaupt aber steht hier eine Beobachtung nicht am unrechten Platz, daß der Mensch, so gern er sich auszeichnet, sich auch eben so gern unter seines Gleichen verlieren mag.

863. Die schwarze Farbe sollte den neutralischen Gehalt an eine republicanische Gleichheit erinnern.

864. In wolkenlos der irdisch nordische Himmel die Farben auch und nach bestrichen hat, diese sich vielleicht auch noch unterschied.

865. Man ist freilich bei dem Gebrauch der ganzen Farben sehr eingeschränkt; dahingegen die Verschmutzten, getrübten, sogenannten Modefarben unendlich viele abweichende Grade und Schattirungen zeigen, weswegen die meisten nicht ohne Anmuth sind.

866. Zu bemerken ist noch, daß die Frauen immer bei ganzen Farben in Gefahr kommen, eine nicht ganz lebhafte Gesichtsfarbe noch unscheinbarer zu machen: wie sie denn überhaupt genöthigt sind, sobald sie einer abstechenden Umgebung das Gleichgewicht halten sollen, ihre Gesichtsfarbe durch Schminke zu erhöhen.

867. Hier wäre nun noch eine artige Arbeit zu machen übrig, nämlich eine Beurtheilung der Uniformen, Livreen, Cocarden und anderer Abzeichen, nach den oben aufgestellten Grundsätzen. Man könnte im Allgemeinen sagen, daß solche Kleidungen oder Abzeichen keine harmonischen Farben haben dürfen. Die Uniformen sollten Charakter und Würde haben; die Livreen können gemein und ins Auge fallend sein. An Beispielen von guter und schlechter Art würde es nicht fehlen, da der Farbenkreis eng und schon oft genug durchprobirt worden ist.

Aesthetische Wirkung.

868. Aus der sinnlichen und sittlichen Wirkung der Farben, sowohl einzeln als in Zusammenstellung, wie wir sie bisher vorgetragen haben, wird nun für den Künstler die ästhetische Wirkung abgeleitet. Wir wollen auch darüber die nöthigsten Winke geben, wenn wir vorher die allgemeine Bedingung malerischer Darstellung, Licht und Schatten abgehandelt, woraus sich die Farbenerscheinung unmittelbar anschließt.

Helldunkel.

869. Das Helldunkel, clair-obscur, nennen wir die Erscheinung körperlicher Gegenstände, wenn an denselben nur die Wirkung des Lichtes und Schattens betrachtet wird.

870. Im engern Sinne wird auch manchmal eine Schattenpartie, welche durch Reflexe beleuchtet wird, so genannt; doch wir brauchen hier das Wort in seinem ersten allgemeinern Sinne.

871. Die Trennung des Helldunkels von aller Farbenerscheinung ist möglich und nöthig. Der Künstler wird das Räthsel der Darstellung eher lösen, wenn er sich zuerst das Helldunkel unabhängig von Farben denkt, und dasselbe in seinem ganzen Umfange kennen lernt.

872. Das Helldunkel macht den Körper als Körper erscheinen, indem von Licht und Schatten von der Oberfläche bleibet.

873. Es kommt dabei in Betracht das höchste Licht, die Mittelstufe, der Schatten, und bei dem letzten wieder der eigene Schatten des Körpers, der auf andere Körper geworfene Schatten, der reflexe Schatten oder Reflex.

874. Zum natürlichsten Beispiel für das Helldunkel wäre die Kugel günstig, um sich einen allgemeinen Begriff zu geben, aber nicht hinlänglich zum ästhetischen Gebrauch. Die verschiedene Einheit einer solchen Kundung führt zum Naturalistischen. Um Kunstwirkungen zu erzeugen, müssen an ihr Flächen hervorgebracht werden, kommt die Theile der Schatten und Lichtseite sich mehr in sich selbst absondern.

875. Die Italiäner nennen dieses il piazzoso; man könnte es im Deutschen das Flächenhafte nennen. Wenn nun also die Kugel ein vollkommenes Beispiel des natürlichen Helldunkels wäre, so würde ein Würfel ein Beispiel des künstlichen seyn, wo alle Arten von Lichten, Halblichten, Schatten und Reflexen bemerklich wären.

876. Die Traube ist als ein gutes Beispiel eines man-

ſtriſchen Ganzen im Halbdunkel anerkannt, um ſo mehr als ſie ihrer Form nach eine vorzügliche Gruppe darzuſtellen im Stande iſt; aber ſie iſt bloß für den Meiſter tauglich, der das, was er auszuüben verſteht, in ihr zu ſehen weiß.

857. Um den erſten Begriff faßlich zu machen, der ſelbſt von einem Bleieck immer noch ſchwer zu abſtrahiren iſt, ſchlagen wir einen Cubus vor, deſſen drei geſehene Seiten das Licht, die Mittelfläche und den Schatten, abgeſondert neben einander vorſtellen.

858. Indeß um zum Halbdunkel einer zuſammengeſetzten Figur überzugehen, wählen wir das Beiſpiel eines aufgefaltenen Buches, welches uns einer größern Mannigfaltigkeit näher bringt.

859. Die antiken Statuen aus der ſchönen Zeit findet man zu ſolchen Wirkungen höchſt zweckmäßig gearbeitet. Die Lichtpartien ſind einfach behandelt, die Schattenſeiten deſto mehr unterbrochen, damit ſie für mannigfaltige Reflexe empfänglich würden; wobei man ſich des Beiſpiels vom Bleieck erinnern kann.

860. Beiſpiele antiker Malerei geben hierzu die Herculaniſchen Gemälde und die Aldobrandiniſche Hochzeit.

861. Moderne Beiſpiele finden ſich in einzelnen Figuren Raphaels, an ganzen Gemälden Correggio's, der niederländiſchen Schule, beſonders des Rubens.

Streben zur Farbe.

862. Ein Kunſtwerk ſchwarz und weiß kann in der Malerei ſelten vorkommen. Einige Arbeiten von Polidor geben uns hievon Beiſpiele, ſo wie unſere Kupferſtiche und geſchabten Blätter. Dieſe Arten, inſofern ſie ſich mit Formen und Haltung beſchäftigen, ſind ſchätzenswerth; allein ſie haben wenig Gefälliges fürs Auge, indem ſie nur durch eine gewaltſame Abſtraction entſtehen.

863. Wenn ſich der Künſtler ſeinem Gefühl überläßt, ſo meldet ſich etwas Farbiges gleich. Sobald das Schwarze ins Blauliche fällt, entſteht eine Forderung des Gelben, das denn der Künſtler inſtinctmäßig vertheilt und theils rein in den Lichtern, theils getrübt und beſchmutzt als Braun in den Reflexen, zu Belebung des Ganzen anbringt, wie es ihm am räthlichſten zu ſeyn ſcheint.

864. Alle Arten von Camayeu, oder Farb' in Farbe, laufen doch am Ende dahin hinaus, daß ein geforderter Gegenſatz oder irgend eine farbige Wirkung angebracht wird. So hat Polydor in ſeinen ſchwarz und weißen Frescogemälden ein gelbes Gefäß, oder ſonſt etwas der Art einaeführt.

865. Ueberhaupt ſtrebten die Menſchen in der Kunſt inſtinctmäßig jederzeit nach Farbe. Man darf nur täglich beobachten, wie Zeichenluſtige von Tuſche oder ſchwarzer Kreide auf weiß Papier zu farbigem Papier ſich fliegen; dann verſchiedene Kreiden anwenden und endlich ins Paſtell übergehen. Man ſah in unſern Zeiten Gefechter mit Silberſtift gezeichnet, durch rothe Backen belebt und mit farbigen Kleidern angethan; ja Silhouetten in bunten Uniformen. Paolo Uccello malte farbige Landſchaften zu farbloſen Figuren.

866. Selbſt die Bildhauerei der Alten konnte dieſem Trieb nicht widerſtehen. Die Aegyptier ſtrichen ihre Basreliefs an. Den Statuen gab man Augen von farbigen Steinen. Zu marmornen Köpfen und Extremitäten fügte man porphyrne Gewänder, ſo wie man bunte Kalkfinter zum Sturze der Bruſtbilder nahm. Die Jeſuiten verfehlten nicht, ihren heiligen Ignatius in Rom auf dieſe Weiſe zuſammen zu ſetzen, und die neueſte Bildhauerei unterſcheidet das Fleiſch durch eine Tinctur von den Gewändern.

Haltung.

867. Wenn die Linearperſpective die Abſtufung der Gegenſtände in mehr oder minderer Deutlichkeit durch Gegenſtände in ſcheinbarer Größe durch Entfernung zeigt, ſo lehrt uns die Luftperſpective die Abſtufung der Entfernung ſehen.

868. Ob wir zwar entfernte Gegenſtände nach der Natur unſres Auges nicht ſo deutlich ſehen als nähere, ſo ruht doch die Luftperſpective eigentlich auf dem wichtigen Satz, daß alle durchſichtigen Mittel einigermaßen trübe ſind.

869. Die Atmoſphäre iſt alſo immer mehr oder weniger trüb. Beſonders zeigt ſie dieſe Eigenſchaft in den ſüdlichen Gegenden bei hohem Barometerſtand, trocknem Wetter und wolkenloſem Himmel, wo man eine ſehr merkliche Abſtufung wenig auseinanderſtehender Gegenſtände beobachten kann.

870. Im Allgemeinen iſt dieſe Erſcheinung jedermann bekannt; der Maler hingegen ſieht die Abſtufung bei den geringſten Abſtänden, oder glaubt ſie zu ſehen. Er ſtellt ſie praktiſch dar, indem er die Theile eines Körpers, z. B. eines völlig vorwärts gekehrten Geſichtes, von einander abſtuft. Hiebei behauptet Beleuchtung ihre Rechte. Dieſe kommt von der Seite in Betracht, ſo wie die Haltung von vorn nach der Tiefe zu.

Colorit.

871. Indem wir nunmehr zur Farbengebung übergehen, ſetzen wir voraus, daß der Maler überhaupt mit dem Entwurf unſerer Farbenlehre bekannt ſey und ſich gewiſſe Capitel und Rubriken, die ihn vorzüglich berühren, wohl zu eigen gemacht habe: denn ſo wird er ſich im Stande befinden, das Theoretiſche ſowohl als das Praktiſche, im Erkennen der Natur und im Anwenden auf die Kunſt, mit Leichtigkeit zu behandeln.

Colorit des Orts.

872. Die erſte Erſcheinung des Colorits tritt in der Natur gleich mit der Haltung ein: denn die Luftperſpective beruht auf der Lehre von den trüben Mitteln. Wir ſehen den Himmel, die entfernten Gegenſtände, ja die nahen Schatten blau. Zugleich erſcheint uns das Leuchtende und Beleuchtete ſtufenweiſe Gelb bis zur Purpurfarbe. In manchen Fällen tritt ſogleich die phyſiologiſche Forderung der Farben ein, und eine ganz farbloſe Landſchaft wird durch dieſe mit und gegen einander wirkenden Beſtimmungen vor unſerm Auge völlig farbig erſcheinen.

Colorit der Gegenſtände.

873. Localfarben ſind die allgemeinen Elementarfarben, aber nach den Eigenſchaften der Körper und ihrer Oberflächen, an denen wir ſie gewahr werden, ſpecificirt. Dieſe Specification geht bis ins Unendliche.

874. Es iſt ein großer Unterſchied, ob man geſärbte Seide oder Wolle vor ſich hat. Jede Art des Bereitens und Webens bringt ſchon Abweichungen hervor. Rauhigkeit, Glätte, Glanz kommen in Betrachtung.

875. Es iſt daher ein der Kunſt ſehr ſchädliches Vor-

urtheil, daß der gute Maler kein Rücksicht auf den Stoff der Gemälde nehme, sondern nur immer gleichsam offenes Farben malen müsse. Man nicht hierdurch alle charakteristische Abwechslung aufgehoben, und ist das Portrait von der X deshalb weniger trefflich, weil auf diesem Bilde Sammt, Atlas und Moor neben einander nachgeahmt wurde?

876. Bei Naturgegenstänen erscheinen die Farben mehr oder weniger modificirt, specificirt, ja individualisirt; welches bei Steinen und Pflanzen, bei den Federn der Vögel und den Haaren der Thiere wohl zu beobachten ist.

877. Die Hauptkunst des Malers bleibt immer, daß er die Gegenwart des bestimmten Stoffes nachahme und das Allgemeine, Elementare der Farbenerscheinung verliere. Die höchste Schwierigkeit findet sich hier bei der Oberfläche des menschlichen Körpers.

878. Das Freisch steht im Garten auf der activen Seite; doch spielt das Blumische der passiven auch mit herein. Die Farbe ist durchaus ihrem elementaren Zustande entrückt und durch Organisation neutralisirt.

879. Das Colorit des Ortes und das Colorit der Gegenstände in Harmonie zu bringen, wird nach Betrachtung dessen, was von uns in der Farbenlehre abgehandelt worden, dem geistreichen Künstler leichter werden, als bisher der Fall war, und er wird im Stande seyn, unendlich schöne, mannigfaltige und zugleich wahre Erscheinungen darzustellen.

Charakteristisches Colorit.

880. Die Zusammenstellung farbiger Gegenstände soweit als die Färbung des Raumes, in welchem sie erscheinen sind, soll nach Zwecken geschehen, welche der Künstler sich vorlegt. Hiezu ist besonders die Kenntniß der Wirkung der Farben auf Empfindung, soweit im Einzelnen als in Zusammenstellung, nöthig. Deshalb sich denn der Maler von dem allgemeinen Dualism soweit als von den besondern Gegensätzen penetriren soll, wie er denn überhaupt wohl nur haben müßte, was wir von den Eigenschaften der Farben gesagt haben.

881. Das Charakteristische kann unter drei Hauptcharakteren begriffen werden, die wir einstweilen durch das Mächtige, das Sanfte und das Glänzende bezeichnen wollen.

882. Das erste wird durch das Uebergewicht der activen, das zweite durch das Uebergewicht der passiven Seite, das dritte durch Totalität und Darstellung des ganzen Farbenkreises im Gleichgewicht hervorgebracht.

883. Der mächtige Effect wird erreicht durch Gelb, Gelbroth und Purpur, welche letzte Farbe auch auf der Plusseite zu halten ist. Wenig Violett und Blau, noch weniger Grün ist anzubringen. Der sanfte Effect wird durch Blau, Violett und Purpur, welche jedoch auf die Minusseite zu führen ist, hervorgebracht. Wenig Gelb und Gelbroth, aber viel Grün, kann stattfinden.

884. Wenn man also diese beiden Effecte in ihrer vollen Bedeutung hervorbringen will, so kann man die gesteigerten Farben bis auf ein Minimum ausschließen und nur so viel von ihnen sehen lassen, als eine Ahnung der Totalität unentbehrlich zu verlangen scheint.

Harmonisches Colorit.

885. Obgleich die beiden charakteristischen Zusammenstellungen, nach der eben angezeigten Weise, auch gewissermaßen harmonisch genannt werden können, so ist es doch die eigentliche harmonische Wirkung nur alsdann, wenn alle Farben neben einander im Gleichgewicht angetroffen sind.

886. Man kann hierdurch das Glänzende soweit als das Angenehme hervorbringen, welche beide jedoch immer etwas Allgemeines und in diesem Sinne etwas Charakterloses haben werden.

887. Darin liegt die Ursache, warum das Colorit der meisten Neuern charakterlos ist; denn indem sie nur einem Instinct folgen, so bleibt das Resultat, wohin es sie führen kann, die Totalität, die sie mehr oder weniger erreichen, dadurch aber zugleich den Charakter verfehlen, den das Bild allenfalls haben konnte.

888. Hat man hingegen jene Grundsätze im Auge, so sieht man, wie sich für jeden Gegenstand mit Sicherheit eine andre Farbenstimmung wählen läßt. Freilich fordert die Anwendung unendliche Modificationen, welche dem Genie allein, wenn es von diesen Grundsätzen durchdrungen ist, gelingen werden.

Aechter Ton.

889. Wenn man das Wort Ton, oder vielmehr Tonart, auch noch künftig von der Musik borgen und bei der Farbengebung brauchen will, so wird es in einem bessern Sinne als bisher geschehen können.

890. Man würde nicht mit Unrecht ein Bild von mächtigem Effect, mit einem musikalischen Stücke aus dem Dur-Ton; ein Gemälde von sanftem Effect, mit einem Stücke aus dem Moll-Ton vergleichen, so wie man für die Modification dieser beiden Haupteffecte andre Vergleichungen finden könnte.

Falscher Ton.

891. Was man bisher Ton nannte, war ein Schleier von einer einzigen Farbe über das ganze Bild gezogen. Man nahm ihn gewöhnlich gelb, indem man aus Instinct das Bild auf die mächtige Seite treiben wollte.

892. Wenn man ein Gemälde durch ein gelbes Glas anblickt, so wird es uns in diesem Ton erscheinen. Es ist der Mühe werth, diesen Versuch zu machen und zu wiederholen, um genau kennen zu lernen, was bei einer solchen Operation eigentlich vorgeht. Es ist eine Art Nachtbeleuchtung, eine Steigerung, aber zugleich Verdüsterung der Plusseite, und eine Beschmutzung der Minusseite.

893. Dieser unächte Ton ist durch Instinct aus Unsicherheit dessen, was zu thun sey, entstanden, so daß man anstatt der Totalität seine Uniformität hervorbrachte.

Schwaches Colorit.

894. Eben diese Unsicherheit ist Ursache, daß man die Farben der Gemälde so sehr gebrochen hat, daß man aus dem Grauen heraus, und in das Graue hinein malt, und die Farbe so tief behandelt als möglich.

895. Man findet in solchen Gemälden oft die harmonischen Gegenstellungen nicht glücklich, aber ohne Noth, weil man sich vor dem Bunten fürchtet.

Das Bunte.

896. Bunt kann ein Gemälde leicht werden, in welchem man bloß empirisch, nach unsichern Eindrücken, die Farben in ihrer ganzen Kraft neben einander stellen wollte.

897. Wenn man dagegen schwache, obgleich widrige Farben neben einander setzt, so ist freilich der Effect nicht auffallend. Man trägt seine Unsicherheit auf den Zuschauer hinüber, der denn an seiner Seite weder loben noch tadeln kann.

898. Auch ist es eine wichtige Betrachtung, daß man zwar die Farben unter sich in einem Bilde richtig aufstellen könne, daß aber doch ein Bild bunt werden müsse, wenn man die Farben in Bezug auf Licht und Schatten falsch anwendet.

899. Es kann dieser Fall um so leichter eintreten, als Licht und Schatten schon durch die Zeichnung gegeben und in derselben gleichsam enthalten ist, dahingegen die Farbe der Wahl und Willkühr noch unterworfen bleibt.

—

Furcht vor dem Theoretischen.

900. Man fand bisher bei den Malern eine Furcht, ja eine entschiedene Abneigung gegen alle theoretischen Betrachtungen über die Farbe und was zu ihr gehört; welches ihnen jedoch nicht übel zu deuten war. Denn das bisher sogenannte Theoretische war grundlos schwankend und auf Empirie hindeutend. Wir wünschen, daß unsere Bemühungen diese Furcht einigermaßen vermindern und den Künstler anregen mögen, die aufgestellten Grundsätze praktisch zu prüfen und zu bleiben.

—

Letzter Zweck.

901. Denn ohne Uebersicht des Ganzen wird der letzte Zweck nicht erreicht. Von allem dem, was wir bisher vorgetragen, durchdringe sich der Künstler. Nur durch die Einstimmung des Lichts und Schattens, der Haltung, der wahren und charakteristischen Farbengebung kann das Gemälde von der Seite, von der wir es gegenwärtig betrachten, als vollendet erscheinen.

—

Gründe.

902. Es war die Art der ältern Künstler, auf hellen Grund zu malen. Er bestand aus Kreide und wurde auf Leinwand oder Holz stark aufgetragen und polirt. Sodann wurde der Umriß aufgezeichnet und das Bild mit einer schwärzlichen oder bräunlichen Farbe ausgetuscht. Dergleichen auf diese Art zum Colorieren vorbereitete Bilder sind noch übrig von Leonardo da Vinci, Fra Bartolomeo und mehrere von Guido.

903. Wenn man zur Colorirung schritt und weiche Gründe darstellen wollte, so tieß man zuweilen diesen Grund stehen. Tizian that es in seiner spätern Zeit, wo er die große Sicherheit hatte, und mit wenig Mühe viel zu leisten wußte. Der weißliche Grund wurde als Mitteltinte behandelt, die Schatten aufgetragen und die hohen Lichter aufgesetzt.

904. Beim Colorieren war das untergelegte gleichsam getuschte Bild immer wirksam. Man malte z. B. ein Gewand mit einer Lasurfarbe, und das Weiße schien durch und gab der Farbe ein Leben, so wie der schon früher zum Schatten angelegte Theil die Farbe gedämpft zeigte, ohne daß sie gemischt oder beschmutzt gewesen wäre.

905. Diese Methode hatte viele Vortheile. Denn an den lichten Stellen des Bildes hatte man einen hellen, an den beschatteten einen dunkeln Grund. Das ganze Bild war vorbereitet; man konnte mit leichten Farben malen, und man war der Uebereinstimmung des Lichtes mit den Farben gewiß. Zu unsern Zeiten ruht die Aquarellmalerei auf diesen Grundsätzen.

906. Uebrigens wird in der Oelmalerei gegenwärtig durchaus ein heller Grund gebraucht, weil Mitteltinten mehr oder weniger durchsichtig sind, und also durch einen hellen Grund eingermaßen belebt, so wie die Schatten selbst nicht so leicht dunkel werden.

907. Auf dunkle Gründe malte man auch eine Zeit lang. Wahrscheinlich hat sie Tintoret eingeführt; ob Giorgione sich derselben bedient, ist nicht bekannt. Tizians beste Bilder sind nicht auf dunkeln Grund gemalt.

908. Ein solcher Grund war rothbraun, und wenn auf denselben das Bild aufgezeichnet war, so wurden die stärksten Schatten aufgetragen, die Lichtfarben impastirte man auf den hohen Stellen sehr stark und vertrieb sie gegen den Schatten zu; da denn der dunkle Grund durch die verbannte Farbe als Mitteltinte durchsah. Der Effect wurde beim Anmalen durch mehrmaliges Uebergehen der lichten Partien und Aufsetzen der hohen Lichter erreicht.

909. Wenn diese Art sich besonders wegen der Geschwindigkeit bei der Arbeit empfiehlt, so hat sie doch in der Folge viel Schädliches. Der energische Grund wächst und wird dunkler; was die hellen Farben noch und noch an Klarheit verlieren, giebt der Schattenseite immer mehr und mehr Uebergewicht. Die Mitteltinten werden immer dunkler und der Schatten zuletzt ganz finster. Die stark aufgetragenen Lichter bleiben allein hell und man sieht nur lichte Flecken auf dem Bilde; wovon und wie Gemälde der Bolognesischen Schule und des Caravaggio genugsame Beispiele geben.

910. Auch ist nicht unschicklich, hier noch zum Schlusse des Lasirens zu erwähnen. Dieses geschieht, wenn man eine schon aufgetragene Farbe auf hellen Grund betrachtet. Man kann eine Farbe dadurch fixes Auge mischen, sie steigern, ihr einen sogenannten Ton geben; man macht sie dabei aber immer dunkler.

—

Pigmente.

911. Wir empfangen sie aus der Hand des Chemikers und Naturforschers. Manches ist darüber aufgezeichnet und durch den Druck bekannt geworden; doch verdiente dieses Kapitel von Zeit zu Zeit neu bearbeitet zu werden. Indessen theilt der Meister seine Kenntnisse darüber dem Schüler mit, der Künstler dem Künstler.

912. Diejenigen Pigmente, welche ihrer Natur nach die dauerhaftesten sind, werden vorzüglich aufgesucht; aber auch die Behandlungsart trägt viel zur Dauer des Bildes bei. Deswegen sind so wenig Farbenkörper als möglich anzuwenden, und die simpelste Methode des Auftrags nicht genug zu empfehlen.

913. Denn auch der Menge der Pigmente ist manches Uebel für das Colorit entsprungen. Jedes Pigment hat sein eigenthümliches Wesen in Absicht seiner Wirkung aufs Auge; ferner einen Eigenthümlichen, wie es technisch behandelt seyn will. Jenes ist Ursache, daß die Harmonie schwerer durch mehrere als durch wenige Pigmente zu erreichen ist; dieses, daß chemische Wirkung und Gegenwirkung unter den Farbenkörpern stattfinden kann.

914. Ferner gedenken wir noch einiger falſchen Richtungen, von denen ſich die Künſtler hinreißen laſſen. Die Maler begehren immer nach neuen Farbkörpern, und glauben, wenn ein ſolcher gefunden wird, einen Vorſchritt in der Kunſt gethan zu haben. Sie tragen großes Verlangen, die alten mechaniſchen Behandlungsarten kennen zu lernen, wodurch ſie viel Zeit verlieren, wie wir uns denn zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit der Wachsmalerei viel zu lange gequält haben. Andere gehen darauf aus, neue Behandlungsarten zu erfinden, wodurch denn auch wieder nichts gewonnen wird. Denn es iſt zuletzt doch nur der Geiſt, der jede Technik lebendig macht.

Allegoriſcher, ſymboliſcher, myſtiſcher Gebrauch der Farbe.

915. Es iſt oben umſtändlich nachgewieſen worden, daß eine jede Farbe einen beſondern Eindruck auf den Menſchen mache, und dadurch ihr Weſen ſowohl dem Auge als Gemüth offenbare. Daraus folgt ſogleich, daß die Farbe ſich zu gewiſſen ſinnlichen, ſittlichen, äſthetiſchen Zwecken anwenden laſſe.

916. Einen ſolchen Gebrauch alſo, der mit der Natur völlig übereinträfe, könnte man den ſymboliſchen nennen, indem die Farbe ihrer Wirkung gemäß angewendet würde, und das wahre Verhältniß ſogleich die Bedeutung ausſpräche. Stellt man z. B. den Purpur als die Majeſtät bezeichnend auf, ſo wird wohl kein Zweifel ſeyn, daß der rechte Ausdruck gefunden worden; wie ſich alles dieſes ſchon oben hinreichend auseinandergeſetzt findet.

917. Hiermit iſt ein anderer Gebrauch nahe verwandt, den man den allegoriſchen nennen könnte. Bei dieſem iſt mehr Zufälliges und Willkührliches, ja man kann ſagen etwas Conventionelles, indem uns erſt der Sinn des Zeichens überliefert werden muß, ehe wir wiſſen, was es bedeuten ſoll, wie es ſich z. B. mit der grünen Farbe verhält, die man der Hoffnung zugetheilt hat.

918. Daß zuletzt auch die Farbe eine myſtiſche Deutung erlaube, läßt ſich wohl ahnen. Denn da jenes Schema, wornach ſich die Farbenmannigfaltigkeit darſtellen läßt, ſolche Urverhältniſſe andeutet, die ſowohl der menſchlichen Anſchauung als der Natur angehören, ſo iſt wohl kein Zweifel, daß man ſich ihrer Bezüge, gleichſam als einer Sprache, auch da bedienen könne, wenn man Urverhältniſſe ausdrücken will, die nicht eben ſo mächtig und mannigfaltig in die Sinne fallen. Der Mathematiker ſchätzt den Werth und Gebrauch des Triangels; der Triangel ſteht bei dem Myſtiker in großer Beachtung; an manches läßt ſich im Triangel ſchematiſiren und die Farbenerſcheinung gleichfalls, und zwar dergeſtalt, daß man durch Verdoppelung und Beſchränkung zu dem allen ſo himmliſchen Schluß gelangt.

919. Wenn man erſt das Auseinanderſetzen des Gelben und Blauen wird recht gefaßt, beſonders aber die Steigerung ins Rothe genauſam betrachtet haben, wodurch das Entgegengeſetzte ſich gegen einander neigt, und ſich in einem Dritten vereinigt, dann wird gewiß eine beſondere geheimnißvolle Anſchauung eintreten, daß man dieſen beiden getrennten, einander entgegengeſetzten Farben eine geiſtige Bedeutung unterlegen könne, und man wird ſich kaum entſetzen, wenn man ſie unterwärts das Feuer, und oberwärts das Roth hervortreten ſieht, hier an die irdiſchen, dort an die himmliſchen Ausgeburten der Elemente zu gedenken.

920. Doch wir thun beſſer, uns nicht noch zum Schluſſe dem Verdacht der Schwärmerei auszuſetzen, um ſo mehr als es, wenn unſere Farbenlehre Gunſt gewinnt, an allegoriſchen, ſymboliſchen und myſtiſchen Anwendungen und Deutungen, dem Geiſte der Zeit gemäß, gewiß nicht fehlen wird.

Zugabe.

Das Bedürfniß des Malers, der in der bisherigen Theorie keine Hülfe fand, ſondern ſeinem Gefühl, ſeinem Geſchmack, einer unſichern Ueberlieferung in Abſicht auf die Farbe völlig überlaſſen war, ohne irgend ein phyſiſches Fundament gewahr zu werden, worauf er ſeine Ausübung hätte gründen können, dieſes Bedürfniß war der erſte Anlaß, der den Verfaſſer vermochte, in eine Bearbeitung der Farbenlehre ſich einzulaſſen. Da nichts wünſchenswerther iſt, als daß dieſe theoretiſche Ausführung bald im praktiſchen genutzt und dadurch geprüft und ſchnell weiter geführt werde; ſo muß es zugleich höchſt willkommen ſeyn, wenn wir finden, daß Künſtler ſelbſt ſchon den Weg einſchlagen, den wir für den rechten halten.

Ich laſſe dabei zum Schluß, um hiervon ein Zeugniß abzugeben, den Brief eines talentvollen Malers, des Herrn Philipp Otto Runge, mit Vergnügen abdrucken, einer jungen Kanne, der ohne von meinen Bemühungen unterrichtet zu ſeyn, durch Naturell, Uebung und Nachdenken ſich auf die gleichen Wege gefunden hat. Man wird in dieſem Briefe, den ich ganz mittheile, weil ſeine ſämmtlichen Glieder in einem innigen Zuſammenhange ſtehen, bei aufmerkſamer Vergleichung gewahr werden, daß mehrere Stellen genau mit meinem Entwurf übereinkommen, daß andere ihre Deutung und Erläuterung aus meiner Arbeit gewinnen können, und daß dabei der Verfaſſer in mehreren Stellen mit lebhafter Ueberzeugung und wahrem Gefühle mir ſelbſt auf meinem Gange vorgeſchritten iſt. Möge ſein ſchönes Talent praktiſch bethätigen, wovon wir uns beide überzeugt halten, und möchten wir bei fortgeſetzter Betrachtung und Ausübung mehrere gewagte Mitarbeiter haben.

Dresden den 5 Juli 1806.

Nach einer kleinen Wanderung, die ich durch unſere anmuthige Inſel Rügen gemacht hatte, wo der ſtille Ernſt des Meeres von den freundlichen Halbinſeln und Ufern, Hügeln und Felſen, auf mannigfaltige Art unterbrochen wird, fand ich zu dem freundlichen Willkommen der Meinigen, auch noch Ihren werthen Brief; und es iſt eine große Beruhigung für mich, meinen herzlichen Wunſch in Erfüllung gehen zu ſehen, daß meine Arbeiten doch auf irgend eine Art anſprechen möchten. Ich empfinde es ſehr, wie Sie ein Beſtreben, was auch außer der Richtung, die Sie der Kunſt wünſchen, liegt, würdigen; und es würde eben ſo allen ſeyn, Ihnen meine Urſachen, warum ich ſo arbeite, zu ſagen, als wenn ich beweiſen wollte, die meinige wäre die rechte.

Wenn die Praktik für jeden mit ſo großen Schwierigkeiten verbunden iſt, ſo iſt ſie es in unſern Zeiten im höchſten Grade. Für den aber, der in einem Alter, wo der Verſtand ſchon eine große Oberhand erlangt hat, erſt anfängt, ſich in den Anfangsgründen zu üben, wird es unmöglich, ohne zu Grunde zu gehen, aus ſeiner Individualität heraus ſich in ein allgemeines Beſtreben zu verſetzen.

Derjenige, der, indem er ſich in der unendlichen Fülle von Leben, die um ihn ausgebreitet iſt, verliert, und

unwiderſtehlich dadurch zum Nachbilden angereizt wird, ſich von dem totalen Eindrucke eben ſo gewaltig ergriffen fühlt, wird gewiß auf eben die Weiſe, wie er in das Charakteriſtiſche der Einzelnheiten eingeht, auch in das Verhältniß, die Natur und die Kräfte der großen Maſſen einzudringen ſuchen.

Wer in dem beſtändigen Gefühl, wie alles bis ins kleinſte Detail lebendig iſt, und auf einander wirkt, die großen Maſſen betrachtet, kann ſolche nicht ohne eine beſondere Connexion oder Verwandtſchaft ſich denken, noch viel weniger darſtellen, ohne ſich auf die Grundurſachen einzulaſſen. Und thut er dies, ſo kann er nicht eher wieder zu der erſten Freiheit gelangen, wenn er ſich nicht gewiſſermaßen bis auf den reinen Grund durchgearbeitet hat.

Um es deutlicher zu machen, wie ich es meine; ich glaube, daß die alten deutſchen Künſtler, wenn ſie etwas von der Form gewußt hätten, die Unmittelbarkeit und Natürlichkeit des Ausdrucks in ihren Figuren würden verloren haben, bis ſie in dieſer Wiſſenſchaft einen gewiſſen Grad erlangt hätten.

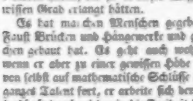
Es hat manchen Menſchen gegeben, der aus freier Fauſt Brücken und Hängewerke und gar künſtliche Sachen gebaut hat. Es geht auch wohl eine Zeit lang, wenn er aber zu einer gewiſſen Höhe gekommen und er von ſelbſt auf mathematiſche Schlüſſe verfällt, ſo iſt ſein ganzes Talent fort, er arbeite ſich denn durch die Wiſſenſchaft durch wieder in die Freiheit hinein.

Es iſt es mir unmöglich geweſen, ſeit ich zuerſt mich über die beſondern Erſcheinungen bei der Miſchung der drei Farben verwunderte, mich zu beruhigen, bis ich ein gewiſſes Bild von der ganzen Farbenlehre hatte, welches groß genug wäre, um alle Verwandtungen und Erſcheinungen in ſich zu ſchließen.

Es iſt ein ſehr natürlicher Gedanke für einen Maler, wenn er zu wiſſen begehrt, indem er eine ſchöne Gegend ſieht, oder auf irgend eine Art von einem Effect in der Natur angeſprochen wird, aus welchen Stoffen gemiſcht dieſer Effect wieder zu geben wäre. Dies hat mich wenigſtens angetrieben, die Eigenheiten der Farben zu ſtudiren, und ob es möglich wäre, ſo tief einzudringen in ihre Kräfte, damit es mir deutlich würde, was ſie leiſten, oder wenn durch ſie gewirkt wird, oder was auf ſie wirkt. Ich hoffe, daß Sie mit Schonung einen Verſuch anſehen, den ich bloß aufſchreibe, um ihnen meine Anſicht deutlich zu machen, die, wie ich doch glaube, ſich praktiſch nur ganz auszuſprechen vermag. Indeß hoffe ich nicht, daß es für die Malerei unnütz iſt, oder nur entbehrt werden kann, die Farben von dieſer Seite anzuſehen; auch wird dieſe Anſicht den phyſikaliſchen Verſuchen etwas Vollſtändiges über die Farben zu erfahren, weder widerſprechen, noch ſie unnöthig machen.

Da ich Ihnen hier aber keine unumſtößlichen Beweiſe vorlegen kann, weil dieſe auf eine vollſtändige Erfahrung begründet ſeyn müſſen, ſo bitte ich nur, daß Sie auf Ihr eigenes Gefühl ſich reduciren möchten, um zu verſtehen, wie ich meine, daß ein Maler mit keinen andern Elementen zu thun hätte, als mit denen, die Sie hier angegeben finden.

1) Drei Farben, **Gelb, Roth** und **Blau**, giebt es bekanntlich nur, wenn wir dieſe in ihrer ganzen Kraft annehmen, und ſtellen ſie uns wie einen Cirkel vor, z. B. (ſiehe die Tafeln):



ſo bilden ſich aus den drei Farben, Gelb, Roth und Blau drei Uebergänge, Orange, Violett und Grün (ich heiße alles Orange, was zwiſchen Gelb und Roth fällt, oder was dem Gelb oder Roth aus ſich nach dieſen Seiten hinneigt) und dieſe ſind in ihrer mittleren Stellung am brillanteſten und die reinen Miſchungen der Farben.

2) Wenn man ſich ein bläuliches Orange, ein röthliches Grün oder ein gelbliches Violett denken will, wird einem ſo zu Muthe wie bei einem ſüdweſtlichen Nordwinde. Wie ſich aber ein warmes Violett erklären läßt, giebt es im Verfolg vielleicht Materie.

3) Zwei reine Farben wie Gelb und Roth geben eine reine Miſchung Orange. Wenn man aber zu ſolcher Blau miſcht, ſo wird ſie beſchmutzt, alſo daß wenn ſie zu gleichen Theilen geſchieht, alle Farbe in ein unſcheinendes Grau aufgehoben iſt.

Zwei reine Farben laſſen ſich miſchen, zwei Mittelfarben aber heben ſich einander auf oder beſchmutzen ſich, da ein Theil von der dritten Farbe hinzugekommen iſt.

Wenn die drei reinen Farben ſich einander aufheben in Grau, ſo thun die drei Miſchungen, Orange, Violett und Grün daſſelbe in ihrer mittlern Stellung, weil die drei Farben wieder gleich ſtark darin ſind.

Da nun in dieſem ganzen Kreiſe nur die reinen Uebergänge der drei Farben liegen und ſie durch ihre Miſchung nur den Zuſatz von Grau erhalten, ſo liegt außer ihnen zur größern Vervielfältigung noch Weiß und Schwarz.

4) Das Weiß macht durch ſeine Beimiſchung alle Farben matter und wenn ſie gleich heller werden, ſo verlieren ſie doch ihre Klarheit und Feuer.

5) Schwarz macht alle Farben ſchmutzig, und wenn es ſolche gleich dunkler macht, ſo verlieren ſie eben ſo wohl ihre Reinheit und Klarheit.

6) Weiß und Schwarz mit einander gemiſcht giebt Grau.

7) Man empfindet ſehr leicht, daß in dem Umfang von den drei Farben nebſt Weiß und Schwarz der durch unſere Augen empfundene Eindruck der Natur in ſeinen Elementen nicht erſchöpft iſt. Da Weiß die Farben matt, und Schwarz ſie ſchmutzig macht, werden wir daher gezwungen, ein Hell und Dunkel anzunehmen. Die folgenden Betrachtungen werden uns aber zeigen, in wiefern ſich hievon zu halten iſt.

8) Es iſt in der Natur außer dem Unterſchied von Heller und Dunkler in den reinen Farben noch ein anderer wichtiger auffallend. Wenn wir z. B. in einer Helligkeit und in einer Reinheit rothes Tuch, Puder, Toft, Atlas oder Sammet, das Rothe bei Abendrothe oder rothes durchſichtiges Glas anſehen, ſo iſt da noch ein Unterſchied, der in der Durchſichtigkeit oder Undurchſichtigkeit der Materie liegt.

9) Wenn wir die drei Farben, Roth, Blau und Gelb undurchſichtig zuſammen miſchen, ſo entſteht ein Grau, welches Grau eben ſo aus Weiß und Schwarz gemiſcht werden kann.

10) Wenn man dieſe drei Farben durchſichtig alſo miſcht, daß keine überwiegend iſt, ſo erhält man eine Dunkelheit, die durch keine von den andern Theilen hervorgebracht werden kann.

11) Weiß ſowohl als Schwarz ſind beide undurchſichtig oder körperlich. Man darf ſich an den Ausdruck weißes Glas nicht ſtoßen, womit man klares meint. Weißes Waſſer wird man ſich nicht denken können, weil rein iſt ſo wenig wie klare Milch. Wenn das Schwarze bloß dunkel machte, ſo könnte es wohl klar ſeyn, da es aber ſchmutzt, ſo kann es ſolches nicht.

12) Die undurchſichtigen Farben ſtehen zwiſchen dem

Weißen und Schwarzen, sie können nie so hell wie Weiß und nie so dunkel wie Schwarz seyn.

15. Die durchsichtigen Farben sind in ihrer Erleuchtung wie in ihrer Dunkelheit gränzenlos, wie Feuer und Wasser als ihre Höhe und ihre Tiefe angesehen werden kann.

14. Das Product der drei undurchsichtigen Farben, Grau, kann durch das Licht nicht wieder zu einer Reinheit kommen, noch durch eine Mischung dazu gebracht werden; es verbleicht entweder zu Weiß oder verdunkelt sich zu Schwarz.

15. Drei Stücke Glas von den drei reinen durchsichtigen Farben würden auf einander gelegt eine Dunkelheit hervorbringen, die tiefer wäre als jede Farbe einzeln, nämlich so: drei durchsichtige Farben zusammen geben eine farbige Dunkelheit, die tiefer ist, als irgend eine von den Farben. Gelb ist z. E. die hellste und leuchtendste unter den drei Farben, und doch, wenn man zu ganz dunklem Violett so viel Gelb mischt, bis sie sich einander aufheben, so ist die Dunkelheit in hohem Grade verstärkt.

16. Wenn man ein dunkles durchsichtiges Glas, wie es allenfalls bei den optischen Gläsern ist, nimmt, und von der halben Dicke eine polirte Strinkerle, und legt beide auf einen weißen Grund, so wird das Glas heller erscheinen; verdoppelt man aber beide, so muß die Strinkerle stille stehen, wegen der Undurchsichtigkeit; das Glas wird aber bis ins Unendliche sich verdunkeln, obwohl für unsre Augen nicht sichtbar. Eine solche Dunkelheit können eben sowohl die einzelnen durchsichtigen Farben erreichen, so daß Schwarz dagegen nur wie ein schmutziger Fleck erscheint.

17. Wenn wir ein solches durchsichtiges Product der drei durchsichtigen Farben auf die Weise verdünnen und das Licht durchscheinen ließen, so wird es auch eine Art Grau geben, die aber sehr verschieden von der Mischung der drei undurchsichtigen Farben seyn würde.

18. Die Heiligkeit an einem klaren Himmel bei Sonnenaufgang dicht um die Sonne herum, oder vor der Sonne her, kann so groß seyn, daß wir sie kaum ertragen können. Wenn wir nun von dieser dort vorkommenden farblosen Klarheit, als einem Product von den drei Farben auf diese schließen wollten, so würden diese so hell seyn müssen, und so sehr über meine Kräfte weggerückt, daß sie für uns dasselbe Geheimniß blieben, wie die in der Dunkelheit verschwinden.

19. Man merken wir aber auch, daß die Heiligkeit oder Dunkelheit nicht in dem Vergleich oder Verhältniß zu den durchsichtigen Farben zu setzen sey, wie das Schwarz und Weiß zu den undurchsichtigen. Sie ist vielmehr eine Eigenschaft und eins mit der Klarheit und mit der Farbe. Man stelle sich einen reinen Rubin vor, so dick oder so dünn man will, so ist das Roth eine und dasselbe, und ist alle nur ein durchsichtiges Roth, welches hell oder dunkel wird, je nachdem es vom Licht erweckt oder verlassen wird. Das Licht entzündet natürlich eben so das Product dieser Farben in seiner Tiefe und erhebt es zu einer leuchtenden Klarheit, die jede Farbe durchscheinen läßt. Diese Erleuchtung, der sie fähig ist, indem das Licht sie zu immer höherem Brand entzündet, macht, daß sie oft unbemerkt um uns mag und in tausend Verwandlungen die Gegenstände zeigt, die durch eine einfache Mischung unmöglich würden, und alles in seiner Klarheit läßt und noch erhöht. So kommen wir aber die gleichgültigsten Gegenstände oft einen Reiz derselben sehen, der meist in der Erleuchtung der zwischen uns und dem Gegenstand befindlichen Luft liegt, als in der Beleuchtung seiner Fernen.

20. Das Verhältniß des Lichts zur durchsichtigen Farbe ist, wenn man sich darin vertieft, unendlich reizend, und das Entzünden der Farben und das Verschwimmen in einander und Wiederentstehen und Verschwinden ist wie das Athemholen in großen Pausen von Ewigkeit zu Ewigkeit vom höchsten Licht bis in die einsame und ewige Stille in den allertiefsten Tonen.

21. Die undurchsichtigen Farben stehen wie Blumen dagegen, die es nicht wagen, sich mit dem Himmel zu messen, und doch mit der Schwachheit von der einen Seite, dem Weißen, und dem Bösen, dem Schwarzen, von der andern zu thun haben.

22. Diese sind aber gerade thätig, wenn sie sich nicht mit Weiß noch Schwarz vermischen, sondern klar darüber gezogen werden, so mannichfaltige Variationen und so natürliche Effecte hervorzubringen, daß sich an ihnen gerade der praktische Gebrauch der Ideen halten muß, und die durchsichtigen am Ende nur wie Geister ihr Spiel darüber haben, und nur dienen, um sie zu heben und zu erhöhen in ihrer Kraft.

Der feste Glaube an eine bestimmte geistige Verbindung in den Elementen kann dem Maler zuletzt einen Trost und Heiterkeit mittheilen, die er auf keine andre Art zu erlangen im Stande ist, da sein eignes Leben sich so in seiner Arbeit verliert und Materie, Mittel und Ziel in eins zuletzt in ihm eine Vollendung hervorbringt, die ganz durch ein stets fleißiges und getreues Bestreben hervorgebracht werden muß, so daß es auch auf andere nicht ohne wohlthätige Wirkung bleiben kann.

Wenn ich die Stoffe, womit ich arbeite, betrachte, und ich halte sie an den Maßstab dieser Qualitäten, so weiß ich bestimmt wo und wie ich sie anwenden kann, da kein Stoff, der mir vorarbeiten, ganz rein ist. Ich kann mich hier nicht über die Praktik auslassen, weil es erstlich zu weitläufig wäre, auch ich dieß im Sinne gehabt habe, Ihnen den Standpunkt zu zeigen, von welchem ich die Farben betrachte.

Schlußwort.

Indem ich diese Arbeit, welche mich lange genug beschäftigt, doch zuletzt nur als Entwurf gleichsam aus dem Stegreife herauszuheben im Falle bin, und nun die vorstehenden gedruckten Bogen durchblättere, so erinnere ich mich des Wunsches, den ein fortgesetzter Schriftsteller vormals geäußert, daß er seine Werke lieber zuerst ins Concept gedruckt sähe, um alsdann aufs neue mit frischem Blick an das Geschäft zu gehen, weil alles Mangelhafte uns im Drucke deutlicher entgegen komme, als selbst in der saubersten Handschrift.

Um wie lebhafter mußte bei mir dieser Wunsch entstehen, da ich nicht einmal eine nöthig reinliche Abschrift vor dem Druck durchgehen konnte, da die successive Redaction dieser Blätter in einer Zeit fiel, welche eine ewige Sammlung des Gemüthes unmöglich machte.

Wie vieles hätte ich daher meinen Lesern zu sagen, worauf sich doch manches schon in der Einleitung findet. Ferner wird man mir vergönnen, in der Geschichte der Farbenlehre auch meiner Bemühungen und der Schicksale zu gedenken, welche sie erduldeten.

Hier aber stehe wenigstens eine Betrachtung vielleicht nicht am unrechten Orte, die Beantwortung der Frage, was kann derjenige, der nicht im Fall ist, sein ganzes Leben den Wissenschaften zu widmen, doch für die Wissenschaften leisten und wirken? was kann er als Gast in einer fremden Wohnung zum Vortheil der Wirth ausrichten?

Wenn man die Kunst in einem höhern Sinne betrachtet, so möchte man wünschen, daß nur Meister sich damit abgäben, daß die Schüler auf das strengste geprüft wür-

den, daß Liebhaber ſich in einer ehrfurchtsvollen Annäherung glücklich fühlten. Denn das Kunſtwerk ſoll aus dem Genie entſpringen, der Künſtler ſoll Gehalt und Form aus der Tiefe ſeines eigenen Weſens hervorrufen, ſich gegen den Stoff beherrſchend verhalten, und ſich der äußern Einflüſſe nur zu ſeiner Ausbildung bedienen.

Wie aber dennoch aus mancherlei Urſachen ſchon der Künſtler den Dilettanten zu ehren hat, ſo iſt es bei wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden noch weit mehr der Fall, daß der Liebhaber etwas Erfreuliches und Nützliches zu leiſten im Stande iſt. Die Wiſſenſchaften ruhen weit mehr auf der Erfahrung als die Kunſt, und zum Erfahren iſt gar mancher geſchickt. Das Wiſſenſchaftliche wird von vielen Seiten zuſammengetragen, und kann vieler Hände, vieler Köpfe nicht entbehren. Das Wiſſen läßt ſich überliefern, dieſe Schätze können vererbt werden; und das von Einem Erworbene werden manche ſich zueignen. Es iſt daher niemand, der nicht ſeinen Beitrag den Wiſſenſchaften anbieten dürfte. Wie vieles ſind wir nicht dem Zufall, dem Handwerk, einer augenblicklichen Aufmerkſamkeit ſchuldig. Alle Naturen, die mit einer glücklichen Sinnlichkeit begabt ſind, Frauen, Kinder ſind fähig, uns lehrreiche und wohlgefaßte Bemerkungen mitzutheilen.

In der Wiſſenſchaft kann alſo nicht verlangt werden, daß derjenige, der etwas für ſie zu leiſten gedenkt, ihr das ganze Leben widme, ſie ganz überſchaue und umgehe; welches überhaupt auch für den Eingeweihten eine hohe Forderung iſt. Durchſucht man jedoch die Geſchichte der Wiſſenſchaften überhaupt, beſonders aber die Geſchichte der Naturwiſſenſchaft, ſo findet man, daß manches Vorzüglichere von Einzelnen in einzelnen Zügen, ſehr oft von Laien geleiſtet worden.

Wohin irgend die Neigung, Zufall oder Gelegenheit den Menſchen führt, welche Phänomene beſonders ihm auffallen, ihm einen Antheil abgewinnen, ihn feſthalten, ihn beſchäftigen, immer wird es zum Vortheil der Wiſſenſchaft ſeyn. Denn jedes neue Verhältniß, das an den Tag kommt, jede neue Behandlungsart, ſelbſt das Unzulängliche, ſelbſt der Irrthum iſt brauchbar oder aufregend und für die Folge nicht verloren.

Wohin in dieſem Sinne mag der Verfaſſer dann auch mit einer Beruhigung auf ſeine Arbeit zurückſehen; in dieſer Betrachtung kann er wohl einigen Muth ſchöpfen zu dem, was zu thun noch übrig bleibt, und zwar nicht mit ſich ſelbſt zufrieden, doch in ſich ſelbſt getroſt, das Geſchehene und zu Leiſtende einer theilnehmenden Welt und Nachwelt empfehlen.

Multi pertransibunt et augebitur scientia.

Geſchichte der Farbenlehre.

Einleitung.

Wird einer ſtrebenden Jugend die Geſchichte eher lästig als erfreulich, weil ſie gern von ſich ſelbſt eine neue, ja wohl gar eine Aronets-Epoche beginnen möchte; ſo haben die in Bildung und Alter Fortſchreitenden gar oft mit lebhaftem Danke zu erkennen, wie mannigfaltiges Gute, Brauchbare und Hülfreiche ihnen von den Vorfahren hinterlaſſen worden.

Nichts iſt ſtillſtehend. Bei allen ſcheinbaren Rückſchritten müſſen Menſchheit und Wiſſenſchaft immer vorſchreiten, und wenn beide ſich zuletzt auch wieder in ſich ſelbſt abſchließen ſollten. Vorzügliche Geiſter haben ſich immer gefunden, die ſich mittheilen mochten. Viel Schätzenswerthes hierzu iſt auf uns gekommen, woraus wir uns überzeugen können, daß es unſern Vorfahren an treffenden Anſichten der Natur nie gefehlt habe.

Der Kreis, den die Menſchheit auszulaufen hat, iſt beſtimmt genug, und ungeachtet des großen Stillſtandes, den die Barbarei machte, hat ſie ihre Laufbahn ſchon mehr als einmal zurückgelegt. Will man ihr auch eine Spiralbewegung zuſchreiben, ſo kehrt ſie doch immer wieder in jene Gegend, wo ſie ſchon einmal durchgegangen. Auf dieſem Wege wiederholen ſich alle wahren Anſichten und alle Irrthümer.

Um ſich von der Farbenlehre zu unterrichten, müßte man die ganze Geſchichte der Naturlehre wenigſtens durchſtreifen, und die Geſchichte der Philoſophie nicht außer Acht laſſen. Eine gedrängte Darſtellung wäre zu wünſchen geweſen; aber ſie war unter den gegebenen Umſtänden nicht zu leiſten. Wir mußten uns daher entſchließen nur Materialien zur Geſchichte der Farbenlehre zu liefern, und hiezu das, was ſich bei uns aufgehäuft hatte, einigermaßen ſichten.

Was wir unter jenem Ausdrucke verſtehen, wird nicht ſchwer zu deuten ſeyn. Wer Materialien zu einem Gebäude liefert, bringt immer mehr und weniger als erforderlich iſt. Denn dem Herbeigeſchafften muß öfters ſo viel genommen werden, nur um ihm eine Form zu geben, und an Haltbares, was eigentlich zur letzten beſten Zierde gereicht, darum pflegt man zu Anfang einer Bauanſtalt am wenigſten zu denken.

Wir haben Anfänge geliefert und finden uns hiezu durch mehrere Urſachen bewogen. Die Bücher, welche hier zu Rathe gezogen werden mußten, ſind ſelten zu haben, wo nicht in großen Städten und wohlausgeſtatteten Bibliotheken, doch gewiß an manchen mittlern und kleinen Orten, von deren theilnehmenden Bewohnern und Lehrern wir unſere Arbeit geprieſen und gewagt wünſch-

ten. Dadurch sollten diese Bände eine Art Archiv werden, in welchem niedergelegt wäre, was die vorzüglichsten Männer, welche sich mit der Farbenlehre befaßt, darüber ausgesprochen.

Auch trat noch eine besondere Betrachtung ein, welche sowohl hier als in der Geschichte der Wissenschaften überhaupt gilt. Es ist äußerst schwer, fremde Meinungen zu referiren, besonders wenn sie sich nachbarlich anbauen, kreuzen und decken. Ist der Referent unfreundlich, so erregt er Ungeduld und lange Weile; will er sich zusammenfassen, so kommt er in Gefahr, seine Ansicht für die fremde zu geben; vermeidet er zu urtheilen, so weiß der Leser nicht, woran er ist; richtet er nach gewissen Maximen, so werden seine Darstellungen einseitig und erregen Widerspruch, und die Geschichte macht selbst wieder Geschichten.

Ferner sind die Gesinnungen und Meinungen eines bedeutenden Verfassers nicht so leicht auszusprechen. Alle Lehren, denen man Originalität zuschreiben kann, sind nicht so leicht gefaßt, nicht so geschwind epitomirt und systematisirt. Der Schriftsteller neigt sich zu dieser oder jener Gesinnung; sie wird aber durch sein Individuelles, ja oft nur durch den Vortrag, durch die Eigenthümlichkeit des Idioms, in welchem er spricht und schreibt, durch die Wendung der Zeit, durch mancherlei Rücksichten modificirt. Wie wunderbar verhält sich nicht Gesinnung zu Typus!

Ein Mann, der länger gelebt, ist verschiedene Epochen durchgegangen; er stimmt vielleicht nicht immer mit sich selbst überein; er trägt manches vor, davon wir das eine für wahr, das andere für falsch ansprechen möchten: alles dieses darzustellen, zu sondern, zu bejahen, zu verneinen, ist eine unendliche Arbeit, die nur dem gelingen kann, der sich ihr ganz widmet und ihr sein Leben aufopfern mag.

Durch solche Betrachtungen veranlaßt, durch solche Rücksichten gedrängt, lassen wir meistens die Verfasser selbst sprechen; ja wir hätten die Originale lieber als die Uebersetzung gesetzt, wenn uns nicht eine gewisse Gleichförmigkeit und allgemeinere Brauchbarkeit zu dem Gegenteil bewogen hätte. Der einsichtsvolle Leser wird sich mit jedem besonders unterhalten; wir haben gesucht ihm sein Urtheil zu erleichtern, nicht ihm vorzugreifen. Die Belege sind bei der Hand, und ein fähiger Geist wird sie leicht zusammenschmelzen. Die Wiederholung am Schlusse wird hoffentlich behülflich seyn.

Wollte man uns hier noch eine heitere Anmerkung erlauben, so würden wir sagen: daß durch diese Art, jeden Verfasser seinen Irrthum wie seine Wahrheit frei aussprechen zu lassen, auch für die Freunde des Unmittelbaren noch Zeichen gesorgt sey, denen dadurch die beste Gelegenheit verschafft wird, dem Mittelmäßigen und am wenigsten Hervorragenden ihren Beifall zuzuwenden.

Nach diesen Ersten, welches eigentlich den Grund unserer Bemühung aufmacht, haben wir charakteristische Skizzen, einzelne biographische Züge, manchen bedeutenden Mann betreffend, aphoristisch mitgetheilt. Sie sind aus Notizen entstanden, die wir zu künftigem unbestimmten Gebrauch, beim Durchlesen ihrer Schriften, bei Betrachtung ihres Lebensganges, aufgezeichnet. Sie machen keinen Anspruch ausführlich zu schildern, oder entschieden abzuurtheilen; wir geben sie wie wir sie fanden: denn nicht immer waren wir in dem Falle, bei Redaction dieser Papiere, alles einer nochmaligen genauen Prüfung zu unterwerfen.

Mögen sie nur dasjenige, um zu erinnern, wie höchst bedeutend es sey, einen Autor als Menschen zu betrachten, dem wenn man behauptet hat: schon der Styl eines Schriftstellers sey der ganze Mann, wir setzen die Hälfte nicht der ganze Mensch den ganzen Schriftsteller enthalten. Ja eine Geschichte der Wissenschaften, insofern diese durch Menschen behandelt worden, zeigt ein ganz anderes und höchst belehrendes Ansehen, als wenn bloß Entdeckungen und Meinungen an einander gereiht werden.

Vielleicht ist auch noch auf eine andere Weise nöthig, dasjenige zu entschuldigen, was wir zu viel gethan. Wir gaben Nachricht von Autoren, die nichts oder wenig für die Farbenlehre geleistet, jedoch nur von solchen, die für die Naturforschung überhaupt bedeutend waren. Denn wie schwierig es sey, die Farbenlehre, die sich überall gleichsam nur durchschmiegt, von dem übrigen Wissen einigermaßen zu isoliren und sie dennoch wieder zusammen zu halten, wird jedem Einsichtigen fühlbar seyn.

Und so haben wir, um einen durchgehenden Faden nicht zu ermangeln, allgemeine Betrachtungen eingeschaltet, den Gang der Wissenschaften in verschiedenen Epochen flüchtig bezeichnet, auch die Farbenlehre mit durchzuführen und anzuknüpfen gesucht. Daß dabei mancher Zufall gewaltet, manches einer augenblicklichen Stimmung seinen Ursprung verdankt, kann nicht geläugnet werden. Indessen wird man einige Launen auch wohl einer ernsten Sammlung verzeihen, zu einer Zeit, in der ganze weitverwendete Bücher mit Witzigungen und Beifall aufgenommen werden.

Wie Manches nachzubringen sey, wird erst in der Folge recht klar werden, wenn die Aufmerksamkeit mehrerer auf diesen Gegenstand sich richtet. Verschiedene Bücher sind uns unerachtet aller Bemühungen nicht zu Handen gekommen; auch wird man finden, daß Memoiren der Akademien, Journale und andere dergleichen Sammlungen nicht genugsam genutzt sind. Möchten doch mehrere, selbst diejenigen, die, um anderer Zwecke willen, alte und neue Werke durchgehen, gelegentlich notiren, was ihnen für unser Fach bedeutend scheint und es gefällig mittheilen; wie wir denn schon hierbei manchen Freunden für eine solche Mittheilung den besten Dank schuldig geworden.

Zur Geschichte der Urzeit.

Die Zustände ungebildeter Völker, sowohl der alten als der neuern Zeit, sind sich meistens ähnlich. Stark in die Sinne fallende Phänomene werden lebhaft aufgefaßt.

In dem Kreise meteorischer Erscheinungen mußte der seltnere, unter gleichen Bedingungen immer wiederkehrende Regenbogen die Aufmerksamkeit der Naturmenschen besonders an sich ziehen. Die Frage, woher irgend ein solches Ereigniß entspringe, ist dem kindlichen Geiste wie dem ausgebildeten natürlich. Jener läßt das Räthsel bequem durch ein phantastisches, höchstens poetisches Symbolisiren; und so verwandelten die Griechen den Regenbogen in ein liebliches Mädchen, eine Tochter des Thaumas (des Erstaunens), beides mit Recht, denn wir werden bei diesem Anblick das Erstaunen auf eine erfreuliche Weise gewahr. Und so mußte sie diesem Gestalt liebenden Volke ein Individuum, Iris, ein Friedensbote, ein Götterbote überhaupt, andern, weniger Form bedürfenden Nationen, ein Friedenszeichen.

Die übrigen atmosphärischen Farbenerscheinungen, allgemein, weil ausgebreitet, immer wiederkehrend, waren nicht gleich auffallend. Die Morgenröthe nur noch erschien gestaltet.

Was wir überall und immer um uns sehen, das schauen und genießen wir wohl, aber wir beobachten es kaum, wir denken nicht darüber. Und wirklich entzog sich die Farbe, die alles Sichtbare belebt, selbst den gebildeteren Völkern gewissermaßen der Betrachtung. Desto mehr Gebrauch suchte man von den Farben zu machen, indem sich färbende Stoffe überall vorfanden. Das erfreuliche des Farbigen, Bunten wurde gleich gefühlt; und da die Zierde des Menschen erstes Bedürfniß zu seyn scheint und ihm fast über das Nothwendige geht, so war die Anwendung der Farben auf den nackten Körper und zu Gewändern bald im Gebrauch.

Nirgends fehlte das Material zum Färben. Die Fruchtsäfte, fast jede Feuchtigkeit außer dem reinen Wasser, das Blut der Thiere, alles ist gefärbt; so auch die Metallkalk, besonders der überall vorhandene Eisenkalk. Mehrere verfaulte Pflanzen geben einen entschiedenen Farbestoff, dergestalt daß der Schlick an feuchten Stellen großer Flüsse als Farbematerial benutzt werden konnte.

Jedes Beflecken ist eine Art von Färben, und die augenblicklich. Mittheilung konnte jeder bemerken, der eine rothe Beere zerdrückte. Die Dauer dieser Mittheilung erfährt man gleichfalls bald. Auf dem Körper bewirkte man sie durch Tatuiren und Einreiben. Für die Gewänder fanden sich bald farbige Stoffe, welche auch die beigende Dauer mit sich führen, vorzüglich der Eisenrost, gewisse Fruchtschalen, durch welche sich der Uebergang zu den Galläpfeln mag gefunden haben.

Besonders aber machte sich der Saft der Purpurschnecke merkwürdig, indem das damit Gefärbte nicht allein schön und dauerhaft war, sondern auch zugleich mit der Dauer an Schönheit wuchs.

Bei dieser jedem Zufall freigegebenen Anfärbung, bei der Beiläufigkeit des Zufälligen vorsätzlich zu wiederholen und nachzuahmen, mußte auch die Aufforderung entstehen, die Farbe zu entfernen. Durchsichtigkeit und Weiß haben an und für sich schon etwas Edles und Menschenwürdiges. Alle ersten Gläser waren farbig; ein farbloses Glas mit Absicht darzustellen gelang erst späteren Bemühungen. Wenig Gespinnste, aber was sonst zu Gewändern benutzt werden kann, ist von Anfang weiß; und so mußte man aufmerksam werden auf die entfärbende Kraft des Lichtes, besonders bei Vermittlung gewisser Feuchtigkeiten. Auch hat man gewiß bald genug den günstigen Bezug eines feinen weißen Grundes zu der darauf zu bringenden Farbe in früheren Zeiten eingesehen.

Die Färberei konnte sich leicht und bequem vervollkommnen. Das Mischen, Subeln und Manschen ist dem Menschen angeboren. Schwankende Tasten und Versuchen ist seine Lust. Alle Arten von Infusionen gehen in Gährung oder in Fäulniß über; beide Eigenschaften begünstigen die Farbe in einem entgegengesetzten Sinne. Selbst untereinander gemischte und verbunden heben sie die Farbe nicht auf, sondern bedingen sie nur. Das Saure und Alkalische in seinem rohesten empirischen Vorkommen, in seinen abgestorbensten Mischungen wurde von jeher zur Färberei gebraucht, und viele Färberecepte bis auf den heutigen Tag sind löcherlich und zweckwidrig.

Doch konnte bei geringem Wachsthum der Cultur bald eine gewisse Absonderung der Materialien so wie Reinlichkeit und Consequenz statt finden, und die Technik gewann durch Ueberlieferung unendlich. Deswegen finden wir die Färberei bei Völkern von stationären Sitten auf einem so hohen Grade der Vollkommenheit, bei Aegyptiern, Indiern, Chinesen.

Stationäre Völker behandeln ihre Technik mit Religion. Ihre Vorarbeit und Vorbereitung der Stoffe ist höchst peinlich und genau, die Bearbeitung stufenweise sehr umständlich. Sie gehen mit einer Art von Naturlangsamkeit zu Werke; dadurch bringen sie Fabricate hervor, welche bildungsfähigern, schnell vorschreitenden Nationen unnachahmlich sind.

Nur die technisch höchstausgebildeten Völker, wo die Maschinen wieder zu verständigen Organen werden, wo die größte Genauigkeit sich mit der größten Schnelligkeit verbindet, solche reichen an jene hinan und übertreffen sie in Vielem. Alles Mittlere ist nur eine Art von Pfuscherei, welche eine Concurrenz, sobald sie entstieht, nicht aushalten kann.

Stationäre Völker verfertigen das Werk um sein selbst willen, aus einem frommen Begriff, unbekümmert um den Effect; gebildete Völker aber müssen auf schnelle augenblickliche Wirkung rechnen, um Beifall und Geld zu gewinnen.

Der charakteristische Eindruck der verschiedenen Farben wurde gar bald von den Völkern bemerkt, und man kann die verschiedene Anwendung in diesem Sinne bei der Färberei und der damit verbundenen Weberei, wenigstens manchmal, als absichtlich und aus einer richtigen Empfindung entspringend ansehen.

Und so ist alles, was wir in der frühern Zeit und bei ungebildeten Völkern bemerken können, praktisch. Das Theoretische begegnet uns zuerst, indem wir manches zu den gebildeten Griechen übergehen.

Erste Abtheilung.

Griechen und Römer.

Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten.

Wie irgend jemand über einen gewissen Fall denke, wird man nur erst recht einsehen, wenn man weiß, wie er überhaupt gesinnt ist. Dieses gilt, wenn wir die Meinungen über wissenschaftliche Gegenstände, ob sie nun einzelnen Menschen oder ganzen Schulen und Jahrhunderten, recht eigentlich erkennen wollen. Daher ist die Geschichte der Wissenschaften mit der Geschichte der Philosophie innigst verbunden, aber eben so auch mit der Geschichte des Lebens und des Charakters der Individuen, so wie der Völker.

So begreift sich die Geschichte der Farbenlehre auch nur in Gefolg der Geschichte aller Naturwissenschaften. Denn zur Einsicht in den geringsten Theil ist die Uebersicht des Ganzen nöthig. Auf eine solche Behandlung können wir freilich nur hindeuten; indessen wenn wir unter unsern Materialien manches mit einführen, was nicht unmittelbar zum Zwecke zu gehören scheint, so ist ihm doch eigentlich nur deswegen der Platz gegönnt, um an allgemeine Bezüge zu erinnern, welches in der Geschichte der Farbenlehre um so nothwendiger ist, als sie ihre eigenen Schicksale gehabt hat und auf dem Meere des Wissens bald nur für kurze Zeit auftaucht, bald wieder auf längere niedersinkt und verschwindet.

In wiefern bei der ersten Entwicklung nachsinnender Menschen mystisch-arithmetische Vorstellungsarten wirklich statt gefunden, ist schwer zu beurtheilen, da die Documente meistens verdächtig sind. Manches andere,

was man uns von jenen Anfängen gern möchte glauben machen, ist eben so unzuverlässig, und wenige werden uns daher verargen, wenn wir den Blick von der Wiege so mancher Nationen weg und dahin wenden, wo uns eine erfreuliche Jugend entgegen kommt.

Die Griechen, welche zu ihren Naturbetrachtungen aus den Regionen der Poesie herüberkamen, erhielten sich dabei noch dichterische Eigenschaften. Sie schauten die Gegenstände tüchtig und lebendig und fühlten sich gedrungen, die Gegenwart lebendig auszusprechen. Suchen sie sich darauf von ihr durch Reflexion loszuwinden, so kommen sie wie jedermann in Verlegenheit, indem sie die Phänomene für den Verstand zu bearbeiten denken. Sinnliches wird aus Sinnlichem erklärt, dasselbe durch dasselbe. Sie finden sich in einer Art von Cirkel und jagen das Unerklärliche immer vor sich her im Kreise herum.

Der Bezug zu dem Anschaulichen ist das erste Hülfsmittel, wozu sie greifen. Es ist bequem und nützlich, indem dadurch Symbole entstehen, und der Beobachter einen dritten Ort außerhalb des Gegenstandes findet; aber es ist auch schädlich, indem das, was man ergreifen will, so gleich wieder entweicht, und das, was man gesondert hat, wieder zusammenfließt.

Bei solchen Bemühungen fand man gar bald, daß man nothwendig aussprechen müsse, was im Subjekt vorgeht, was für ein Zustand in dem Betrachtenden und Beobachtenden erregt wird. Hieraus entstand der Trieb, das Aeußere mit dem Innern in der Betrachtung zu vereinen; welches freilich mitunter auf eine Weise geschah, die uns wunderlich, absurd und unbegreiflich vorkommen muß. Der Billige wird jedoch deshalb nicht übler von ihnen denken, wenn er gestehen muß, daß es uns, ihren späten Nachkommen, oft selbst nicht besser geht.

Aus dem, was uns von den Pythagoreern überliefert wird, ist wenig zu lernen. Daß sie Farbe und Oberfläche mit Einem Worte bezeichnen, deutet auf ein sinnlich gutes, aber doch nur gemeines Gewahrwerden, das uns von der tiefern Einsicht in das Penetrative der Farbe ablenkt. Wenn auch sie das Blaue nicht nennen, so werden wir abermals erinnert, daß das Blaue mit dem Dunklen und Schattigen dergestalt innig verwandt ist, daß man es lange Zeit dazu zählen konnte.

Die Gesinnungen und Meinungen Demokrits beziehen sich auf Forderungen einer erhöhten geschärften Sinnlichkeit und neigen sich zum Oberflächlichen. Die Unsicherheit der Sinne wird anerkannt, man findet sich genöthigt, nach einer Controle umherzusehen, die aber nicht gefunden wird. Dann anstatt bei der Unsicherheit der Sinne nach einem idellen Sinn aufzublicken, in dem sich alle vereinigen, so wird das Gebiet in ein Gränzloses verwandelt, der schärfste Sinn soll sich in den stumpfsten auflösen, und durch ihn begreiflich werden. Daher entsteht ungereimterweise anstatt einer Gewißheit. Die Farbe ist nicht, weil sie nicht getastet werden kann, aber sie ist nur insofern, als sie allenfalls tastbar werden könnte. Daher die Symbole von dem Tasten hergenommen werden. Wie sich die Oberflächen glatt, rauh, scharf, eckig und spitz finden, so entspringen auch die Farben aus diesen verschiednen Zuständen. Auf welche Weise sich aber hiermit die Behauptung vereinigen lasse, die Farbe sey ganz conventionell, getrauen wir uns nicht aufzulösen. Denn sobald eine gewisse Eigenschaft der Oberfläche eine gewisse Farbe mit sich führt, so kann es doch hier nicht ganz an einem bestimmten Verhältniß fehlen.

Betrachten wir nun Epikur und Lucrez, so gedenken wir einer allgemeinen Bemerkung, daß die originellen Lehrer immer noch das Unaufhebbare der Aufgabe empfinden, und sich ihr auf eine naive gelinde Weise zu nähern suchen. Die Nachfolger werden schon didaktisch, und weiterhin steigt das Dogmatische bis zum Intoleranten.

Auf diese Weise möchten sich Demokrit, Epikur und Lucrez verhalten. Bei dem letztern finden wir die Gesinnung der Erstern, aber schon als Ueberzeugungsbekenntniß erstarrt und leidenschaftlich parteiisch überliefert.

Jene Ungewißheit dieser Lehre, die wir schon oben bemerkt, verbunden mit solcher Lebhaftigkeit einer Lehrüberlieferung, läßt uns den Uebergang zur Lehre der Pyrrhonier finden. Diesen war alles ungewiß, wie es jedem wird, der die zufälligen Bezüge solcher Dinge gegen einander zu seinem Hauptaugenmerk macht; und am wenigsten wäre einen zu verargen, daß sie die schwankende, schwebende, kaum zu ergreifende Farbe für ein unsicheres, nichtiges Metier ansehen: allein auch in diesem Punkte ist nichts von ihnen zu lernen, als was man meiden soll.

Dagegen nahen wir uns dem Empedokles mit Vertrauen und Zuversicht. Er erkennt ein Aeußeres an, die Materie; ein Inneres, die Organisation. Er läßt die verschiednen Wirkungen der ersten, das mannigfaltig Verflochtene der andern, gelten. Seine Worte machen uns nicht irre. Freilich entspringen sie aus der gemein-sinnlichen Vorstellungsart. Ein Flüssiges soll sich bestimmt bewegen; da muß es ja wohl eingeschlossen seyn, und so ist der Gmal schon fertig. Und doch läßt sich bemerken, daß dieser Alte gedachte Vorstellung keineswegs so roh und körperlich genommen habe, als manche Neuere; daß er vielmehr daran nur ein bequemes sinnliches Symbol gefunden. Denn die Art, wie das Aeußere und Innere eins für das andre da ist, eins mit dem andern übereinstimmt, zeugt sogleich von einer höhern Ansicht, die durch jenen allgemeinen Satz: Gleiches werde nur von Gleichem erkannt, noch geistiger erschient.

Daß Zeno, der Stoiker, auch irgendwo sichern Fuß fassen werde, läßt sich denken. Jener Ausdruck: Die Farben setzen die ersten Schematismen der Materie, ist uns sehr willkommen. Denn wenn diese Worte im antiken Sinne auch das nicht enthalten, was wir hineinlegen wollten, so sind sie doch immer bedeutend genug. Die Materie tritt in die Erscheinung, sie bildet, sie gestaltet sich. Gestalt beginnt sich auf ein Gesetz und nun zeigt sich in der Farbe, in ihrem Bestehen und Wechseln, ein Naturgesetzliches fürs Auge, den keinem andern Sinne leicht unterschiedbar.

Noch vollkommner tritt uns bei Platonischen wenige Denkkreise, gereinigt und erhöht, entgegen. Er sondert, was empfunden wird. Die Farbe ist sein nächstes Empfindbares. Hier finden wir die Poren, das Innere, das dem Aeußern antwortet, wie beim Empedokles, nur geistiger und mächtiger; aber was vor allem auszudrücken ist zu bemerken ist, er kennt den Hauptpunkt der ganzen Farben- und Lichtschatten-Lehre; denn er sagt uns: durch das Weiße werde das Gesicht entzunden, durch das Schwarze gesammelt.

Wir mögen anstatt der griechischen Worte exzipiren und laxiren in andern Sprachen setzen was wir wollen: Zusammenziehen, Ausdehnen, Sammeln, Entbinden, Fassen, Lösen, retrecir und développer etc., so finden wir keinen so gelind-körperlichen Ausdruck für das Pulsiren, in welchem sich Heben und Empfinden ausspricht. Ueberdies sind die griechischen Ausdrücke Kunstworte, welche bei mehrern Gelegenheiten vorkommen, wodurch sich ihre Bedeutsamkeit jedesmal vermehrt.

Es entzückt uns denn auch in diesem Fall, wie in

den übrigen, am Plato die heilige Scheu, womit er sich der Natur nähert, die Vorsicht, womit er sie gleichsam nur umtastet, und bei näherer Bekanntschaft vor ihr sogleich wieder zurücktritt, jenes Erstaunen, das, wie er selbst sagt, den Philosophen so gut kleidet.

Den übrigen Gehalt der Meinungen Plato's über die Farbe bringen wir in dem Folgenden nach, indem wir unter dem Namen des Aristoteles alles versammeln können, was den Alten über diesen Gegenstand bekannt gewesen.

Die Alten glaubten an ein ruhendes Licht im Auge; sie fühlten sodann als reine kräftige Menschen die Selbstthätigkeit dieses Organs und dessen Gegenwirken gegen das Aeußere, Sichtbare; nur sprachen sie dieses Gefühl so wie des Fassens, des Ergreifens der Gegenstände mit dem Auge durch allzu derbe Gleichnisse aus. Die Einwirkung des Auges nicht auf das Auge allein sondern auch auf andre Gegenstände erschien ihnen so mächtig wundersam, daß sie eine Art von Bann und Zauber gewahr zu werden glaubten.

Das Sammeln und Entbinden des Auges durch Licht und Finsterniß, die Dauer des Eindrucks war ihnen bekannt. Von einem farbigen Abdingen, von einer Art Gegensatz finden sich Spuren. Aristoteles kannte den Werth und die Würde der Beachtung der Gegensätze überhaupt. Wie aber Einheit sich in Zweiheit selbst auseinander lege, war den Alten verborgen. Sie kannten den Magnet, das Elektron, bloß als Anziehen; Polarität war ihnen noch nicht deutlich geworden. Und hat man bis auf die neuesten Zeiten nicht auch nur immer der Anziehung die Aufmerksamkeit geschenkt, und das zugleich geforderte Abstoßen nur als eine Nachwirkung der ersten schaffenden Kraft betrachtet?

In der Farbenlehre stellten die Alten Licht und Finsterniß, Weiß und Schwarz, einander entgegen. Sie bemerkten wohl, daß zwischen diesen die Farben entspringen; aber die Art und Weise sprachen sie nicht ganz genug aus, obgleich Aristoteles ganz deutlich sagt, daß hier von keiner gemeinen Mischung die Rede sey.

Derselbe legt einen sehr großen Werth auf die Erkenntniß des Diaphanen, als des Mittels, und kennt so gut als Plato die Wirkung des trüben Mittels zu Hervorbringung des Blauen. Bei allen seinen Schritten aber weiß er denn doch durch Schwarz und Weiß, das er bald materiell nimmt, bald symbolisch oder vielmehr rationell behandelt, wieder in die Irre geführt.

Die Alten konnten das Gelbe, entspringend aus gemäßigtem Licht; das Blaue bei Mitwirkung der Finsterniß; das Rothe durch Verdichtung, Beschattung, obgleich das Schwanken zwischen einer atomistischen und dynamischen Vorstellungsart auch hier oft Unbestimmtheit und Verwirrung erregt.

Sie waren ganz nahe zu der Eintheilung gelangt, die auch wir als die gänzlichste angesehen haben. Einige Farben schrieben sie dem bloßen Lichte zu, andere dem Licht und den Mitteln; andere den Körpern als inwohnend, und bei diesen letzteren kannten sie das Oberflächliche der Farbe sowohl als ihre Penetrativen und hatten in die Umwandlung der chemischen Farben gute Einsichten. Wenigstens wurden die verschiedenen Fälle wohl bemerkt und die organische Kochung wohl beachtet.

Und so kann man sagen, sie kannten alle die hauptsächlichsten Punkte, worauf es ankommt; aber sie gelangten nicht dazu, ihre Erfahrungen zu reinigen und zusammen zu bringen. Und wie einem Schatzgräber, der durch die mächtigsten Formeln den mit Gold und Juwelen gefüllten blinkenden Kessel schon bis an den Rand der Grube heraufgebracht hat, aber ein Einziges an der Beschwörung versehrt, daß nach gehoffte Glück unter Gepraßel und Gepolter und dämonischem Hohngelächter wieder zurücksinkt, um auf späte Epochen hinaus abermals verscharrt zu liegen; so ist auch jede unvollendete Bemühung für Jahrtausende wieder verloren; worüber wir uns jedoch trösten müssen, da sogar von mancher vollendeten Bemühung kaum noch eine Spur übrig bleibt.

Werfen wir nun einen Blick auf das allgemeine Theoretische, wodurch sie das Gewahrgewordne verbinden, so finden wir die Vorstellung, daß die Elemente von den Farben begleitet werden. Die Eintheilung der ursprünglichen Naturkräfte in vier Elemente ist für kindliche Sinnen sophistisch und erfreulich, ob sie gleich nur oberflächlich gelten kann; aber die unmittelbare Begleitung der Elemente durch Farben ist ein Gedanke, den wir nicht schelten dürfen, da wir ebenfalls in den Farben eine elementare über alles ausgegossene Erscheinung anerkennen.

Ueberhaupt aber entsprang die Wissenschaft für die Griechen aus dem Leben. Beschaut man das Büchelchen über die Farben genau, wie gehaltvoll findet man solches. Welch ein Aufmerken, welch ein Auffassen auf jede Bedingung, unter welcher diese Erscheinung zu beobachten ist. Wie rein, wie ruhig gegen spätere Zeiten, wo die Theorien keinen andern Zweck zu haben schienen, als die Phänomene bei Seite zu bringen, die Aufmerksamkeit von ihnen abzulenken, ja sie wo möglich aus der Natur zu vertilgen.

Das was man unter jenen Elementen verstand, mit allen Zufälligkeiten ihres Erscheinens, ward beobachtet: Feuer so gut als Rauch, Wasser so gut als das daraus entspringende Grün, Luft und ihre Trübe, Erde rein und unrein gedacht. Die apparenten Farben wechseln hin und her, mannigfaltig verändert sich das Organische; die Verschiedenheit der Färber werden beachtet und das Unendliche, Unbestimmbare des engen Kreises recht wohl eingesehen.

Wir läugnen nicht, daß uns manchmal der Gedanke gekommen, eben gedachtes Büchlein umzuschreiben mit so wenig Abänderungen als möglich, wie es sich vielleicht bloß durch Veränderung des Ausdrucks thun ließe. Eine solche Arbeit wäre wohl fruchtbarer, als durch einen weitläufigen Commentar andeinander zu setzen, worin man mit dem Verfasser eins oder uneins wäre. Jedes gute Buch, und besonders bei der Alten, versteht und genießt niemand, als wer sie suppliren kann. Wer etwas weiß, findet mendelich mehr in ihnen, als derjenige, der erst lernen will.

Sehen wir uns aber nach den eigentlichen Ursachen um, wodurch die Alten in ihren Vorschritten gehindert worden, so finden wir sie darin, daß ihnen die Kunst fehlt, Versuche anzustellen, ja sogar der Sinn dazu. Die Versuche sind Vermittler zwischen Natur und Begriff, zwischen Natur und Idee, zwischen Begriff und Idee. Die getrennte Erfahrung zieht und allgemeine nieder und ist sogar hinderlich auch nur zum Begriff zu gelangen. Jeder Versuch aber ist schon theoretisirend, er entspringt aus einem Begriff oder stellt ihn sogleich auf. Viele einzelne Fälle werden unter ein einziges Phänomen subsumirt, die Erfahrung kommt ins Enge, man ist im Stande weiter vorwärts zu gehen.

Die Schwierigkeit, den Aristoteles zu verstehen, entspringt auch der antiken Behandlungsart, die uns fremd ist. Zerstreute Fälle sind und der gemeinen Empirie aufgegriffen, mit geheimen und geistreichen Raisonnement begleitet, auch wohl schicklich genug zusammengestellt; aber nun tritt der Begriff ohne Vermittlung hinzu, das Raisonnement geht ins Subtile und Spitzfindige, das Begriffene wird wieder durch Begriffe bearbeitet, anstatt daß man es nun deutlich auf sich beruhen ließe, einzeln vermehrte, massenweise zusammenstellte, und er-

mortete, ob eine Idee daraus entspringen wolle, wenn sie sich nicht gleich von Anfang an dazu gesellte.

Hatten wir nun bei der wissenschaftlichen Behandlung, wie sie von den Griechen unternommen worden, wie sie ihnen geglückt, manches zu erinnern; so treffen wir nunmehr, wenn wir ihre Kunst betrachten, auf einen vollendeten Kreis, der, indem er sich in sich selbst abschließt, doch auch zugleich als Glied in jene Bemühungen eingreift und, wo das Wissen nicht Genüge leistete, und durch die That befriedigt.

Die Menschen sind überhaupt der Kunst mehr gewachsen als der Wissenschaft. Jene gehört zur großen Hülfte dem Subjekt, diese zur großen Hälfte der Welt an. Bei jener läßt sich eine Entwickelung in reiner Folge, die kaum ohne ein unendliches Zusammenhäufen denken. Was aber den Unterschied vorzüglich bestimmt: die Kunst schließt sich in ihren einzelnen Werken ab, die Wissenschaft erscheint uns grenzenlos.

Das Glück der griechischen Ausbildung ist schon oft und trefflich dargestellt worden. Gedenken wir nur der bildenden Kunst und des damit so nahe verwandten Theaters. An den Vorzügen ihrer Plastik zweifelt niemand. Daß ihre Malerei, ihr Helldunkel, ihr Colorit eben so hoch gestanden, können wir in vollkommenen Beispielen nicht vor Augen stellen; wir müssen das wenige Übriggebliebene, die historischen Nachrichten, die Analogie, den Naturschritt, das Mögliche zu Hülfe nehmen, und es wird uns kein Zweifel übrig bleiben, daß sie auch in diesem Punkte alle ihre Nachfolgen übertroffen.

Zu dem gepriesenen Glück der Griechen muß vorzüglich gerechnet werden, daß sie durch keine äußere Einwirkung irre gemacht worden: ein günstiges Geschick, das in der neuern Zeit den Individuen selten, den Nationen nie zu Theil wird; denn selbst vollkommene Vorbilder machen irre, indem sie uns veranlassen, nothwendige Bildungsstufen zu überspringen, wodurch wir denn meistens am Ziel vorbei in einen grenzenlosen Irrthum gestoßen werden.

Kehren wir nun zur Vergleichung der Kunst und Wissenschaft zurück, so begegnen wir folgender Betrachtung: Da im Wissen soweit als in der Kasterien kein Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innere, dieser das Äußere fehlt, so müssen wir uns die Wissenschaft nothwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgend eine Art von Ganzheit erwarten. Und zwar haben wir diese nicht im Allgemeinen im Überschwänglichen zu suchen, sondern wie die Kunst sich immer ganz in jedem einzelnen Kunstwerk darstellt, so sollte die Wissenschaft sich auch jedesmal ganz in jedem einzelnen Behandeln erweisen.

Um aber einer solchen Forderung sich zu nähern, so müßte man keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Thätigkeit ausschließen. Die Abgründe der Ahnung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche sehnsuchtsvolle Phantasie, lebendige Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunstwerk, von welchem Gehalt es auch sey, entstehen kann.

Wenn diese geforderten Elemente wo nicht widersprechend, doch sich dergestalt gegenüberstehend erscheinen möchten, daß auch die vorzüglichsten Geister nicht dessen dürften sie zu vereinigen, so fügen sie doch in der gesammten Menschheit offenbar da, und können jeden Augenblick hervortreten, wenn sie nicht durch Vorurtheile, durch Eigensinn einzelner Besitzenden, und wie sonst alle die verkümmernden, zurückscheuchenden und übstandenen Vermuthungen heißen mögen, in dem Augenblick, wo sie allein wirksam seyn können, zurückgedrängt werden und die Erscheinung im Entstehen vernichtet wird.

Vielleicht ist es kühn, aber wenigstens in dieser Zeit nöthig zu sagen: daß die Gesammtheit jener Elemente vielleicht vor keiner Nation so breit liegt als vor der deutschen. Denn ob wir gleich, was Wissenschaft und Kunst betrifft, in der seltsamsten Anarchie leben, die uns von jedem erwünschten Zweck immer mehr zu entfernen scheint, so ist es doch eben diese Anarchie, die uns nach und nach aus der Weite ins Enge, aus der Zerstreuung zur Vereinigung drängen muß.

Niemals haben sich die Individuen vielleicht mehr vereinzelt und von einander abgesondert als gegenwärtig. Jeder möchte das Universum verstellen und aus sich darstellen; aber indem er mit Leidenschaft die Natur in sich aufnimmt, so ist er auch das Ueberlieferte, das was andre geleistet, in sich aufzunehmen genöthigt. Thut er es nicht mit Bewußtseyn, so wird es ihm unbewußt begegnen; empfängt er es nicht offenbar und gewissenhaft, so mag er es heimlich und gewissenlos ergreifen; mag er es nicht dankbar anerkennen, so werden ihm Andere nachspüren: genug, wenn er nur Eigenes und Fremdes, unmittelbar und mittelbar aus den Händen der Natur oder von Vergangenen Empfangenes tüchtig zu bearbeiten und einer bedeutenden Individualität anzueignen weiß, so wird jederzeit für alle ein großer Vortheil daraus entstehen. Und wie dies nun gleichzeitig schnell und heftig geschieht, so muß eine Uebereinstimmung daraus entspringen, das was man in der Kunst Styl zu nennen pflegt, wodurch die Individualitäten im Rechten und Guten immer näher aneinander gerückt und eben dadurch mehr herausgehoben, mehr begünstigt werden, als wenn sie sich durch seltsame Eigenthümlichkeiten carricaturmäßig von einander zu entfernen streben.

Wem die Bemühungen der Deutschen in diesem Sinne seit mehreren Jahren vor Augen sind, wird sich Beispiele genug zu dem, was wir im Allgemeinen aussprechen, vergegenwärtigen können, und wir sagen getrost in Gefolg unserer Ueberzeugung: an Tiefe so wie an Fleiß hat es dem Deutschen nie gefehlt. Nähert er sich andern Nationen an Gewandtheit der Behandlung und übertrifft sie an Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit; so wird man ihm früher oder später die erste Stelle in Wissenschaft und Kunst nicht streitig machen.

Theophrast
oder
Aristoteles
von den Farben.

I.

Von den einfachen Farben, weiß, gelb und schwarz.

1. Einfache Farben sind diejenigen, welche die Elemente begleiten, das Feuer, die Luft, das Wasser und die Erde. Die Luft und das Wasser sind ihrer Natur nach weiß, das Feuer und die Sonne aber gelb. Die Erde ist ursprünglich gleichfalls weiß, aber wegen der Umgirrung erscheint sie vielfärbig. Dieses wird offenbar an der

Asche; denn sobald nur die Feuchtigkeit ausgebrannt ist, welche die Tinctur verursachte, so wird der Ueberrest weiß, nicht aber völlig; denn etwas wird wieder von dem Rauch gefärbt, welcher schwarz ist. Deswegen wird auch die Lauge gelb, weil etwas Flammenartiges und Schwarzes das Wasser färbt.

2. Die schwarze Farbe begleitet die Elemente, wenn sie in einander übergehen.

3. Die übrigen Farben aber entstehen, wenn sich jene einfachen vermischen und wechselseitig temperiren.

4. Die Finsterniß entsteht, wenn das Licht mangelt.

5. Schwarz erscheint uns auf dreierlei Weise: denn, erstens, was durchaus nicht gesehen wird, wenn man den umgebenden Raum sieht, erscheint uns als schwarz, so auch, zweitens, dasjenige, wovon gar kein Licht in das Auge kommt. Drittens nennen wir aber auch solche Körper schwarz, von denen ein schwaches und geringes Licht zurückgeworfen wird.

6. Deswegen halten wir auch die Schatten für schwarz.

7. Ingleichen das Wasser, wenn es rauh wird, wie das Meer im Sturm. Denn da von der rauhen Oberfläche wenig Lichtstrahlen zurückgeworfen werden, vielmehr das Licht sich zerstreut, so erscheint das Schattige schwarz.

8. Durchsichtige Körper, wenn sie sehr dick sind, z. B. die Wolken, lassen kein Licht durch und erscheinen schwarz. Auch strahlt, wenn sie eine große Tiefe haben, aus Wasser und Luft kein Licht zurück, daher die mittlern Räume schwarz und finster erscheinen.

9. Daß aber die Finsterniß keine Farbe sey, sondern eine Beraubung des Lichts, dieses ist nicht schwer aus verschiedenen Umständen einzusehen; am meisten aber daher: daß sich nicht empfinden läßt, wie groß und von welcher Art das Gebilde derselben sey, wie es sich doch bei andern sichtbaren Dingen verhält.

10. Daß aber das Licht zugleich die Farbe des Feuers sey, ist daraus deutlich, weil man an diesem keine andere Farbe findet und weil es durch sich allein sichtbar ist, so wie es alles Uebrige sichtbar macht.

11. Das Gleiche gilt von einigem, was weder Feuer, noch feuerartig ist, und doch Licht von sich zu geben scheint.

12. Die schwarze Farbe aber entsteht, wenn Luft und Wasser vom Feuer verbrannt werden, deswegen alles Angebrannte schwarz wird, wie z. B. Holz und Kohlen, nach ausgelöschtem Feuer. Ja sogar der Rauch, der aus dem Ziegel aufsteigt, ist schwarz, indem die Feuchtigkeit, welche im Ziegel war, sich absondert und verbrennt.

13. Deswegen auch der Rauch am schwärzesten ist, der von Fett und harzigen Dingen aufsteigt, als von Oel, Pech und Kien; weil diese am heftigsten brennen und von gedrängter Natur sind.

14. Woran aber Wasser berstieß, auch dieses wird schwarz; denn hierdurch entsteht etwas Moosartiges, dessen Feuchtigkeit sodann austrocknet und einen schwärzlichen Ueberzug zurück läßt, wie man am Bewurf der Wände, nicht weniger an Steinen, welche im Bache liegen, sehen kann.

Und so viel war von den einfachen Farben zu sagen.

II.

Von den mittlern oder gemischten Farben.

15. Diejenigen Farben, welche aus der Mischung (σύμμιξις) der vorhergehenden, oder durch das Mehr und Weniger entstehen, sind viel und mannigfaltig. Durch Mehr und Weniger erzeugen sich die Stufen zwischen dem Scharlach und Purpur; durch die Mischung aber, z. B. des Schwarzen und Weißen, entsteht das Grau.

16. Auch wenn wir das Schwarze und Schattige mit dem Licht, welches von der Sonne oder dem Feuer her scheint, vermischen, so entsteht ein Gelbroth; ingleichen wird das Schwarze, das sich entzündet, roth, z. B. rauchende Flamme und glühende Kohlen.

17. Eine lebhafte und glänzende Purpurfarbe aber erscheint, wenn, mit mäßigem und schattigem Weiß, schwache Sonnenstrahlen temperirt werden.

18. Deswegen auch, um die Zeugend des Aufgangs und Untergangs, wenn die Sonne dahin tritt, die Luft purpurfarb ausleuchtet; denn die schwachen Strahlen fallen alsdann meistentheils in die schattige Atmosphäre.

19. Auch das Meer erscheint purpurähnlich, wenn die erregten Wellen beim Niederbeugen beschattet werden, indem die Sonnenstrahlen nur schwach in die Biegung einfallen können.

20. Ein Gleiches erblicken wir auch auf den Federn, denn wenn sie in einem gewissen Stande gegen das Licht ausgebreitet werden, so haben sie eine Purpurfarbe, wenn aber weniger Licht einfällt, eine dunkle, die man ὀρφεινὸς nennt.

21. Wird aber das Licht, durch ein häufiges und reines Schwarz gemäßigt, so erscheint ein Gelbroth, das, so wie es lebhaft wird und leuchtet, in Flammenfarbe übergeht.

22. Diese Erscheinungen können wir daher als beschaffenheitigen Wirkungen des gewissermaßen körperten Schwarzen und Weißen von der einen, und des Lichts von der andern Seite, recht wohl annehmen, ohne zu behaupten, daß gedachte Farben immer auf dieselbe Weise entstehen müssen.

23. Denn es ist bei den Farben nicht allein das einfache Verhältniß zu betrachten, sondern es giebt auch zusammengesetzte, die sich verhalten wie die einfachen; jedoch, da ihre Mischungen einigen Spielraum haben, nicht eben eine entschiedene, woraus zu sogende Wirkung hervorbringen.

24. Wenn wir z. B. von der Entstehung der blau- oder gelbrothen Farbe sprechen, so müssen wir auch die Erzeugung solcher Farben angeben, die aus diesen gemischt werden und eine ganz verschiedene Erscheinung verursachen, und zwar sollen wir immer aus den angezeigten Grundsätzen folgern. So erzeugt sich die Weinfarbe, wenn mit reinem und leuchtendem Schwarz sich lichte Strahlen verbinden. Dies geschieht auch körperlich an den Weinbeeren; denn indem sie reifen, sind sie von weinhafter Farbe; wenn sie sich aber schwärzen, so geht das Gelbrothe ins Blaurothe hinüber.

25. Nun muß man aber auf die angezeigte Weise alle Verschiedenheit der Farben betrachten, welche bei mannigfaltiger Bewegung sich doch selber ähnlich bleiben, je nachdem ihre Mischung beschaffen ist; und so werden wir uns von den Ursachen der Erscheinung, welche sie sowohl beim Entstehen, als beim wechselseitigen Wirken hervorbringen, völlig überzeugen. Allein man muß die Betrachtung hierüber nicht anstellen, indem man die Farben vermischt, wie der Maler, sondern indem man, wie vorgesagt, die zurückgeworfenen Strahlen auf einander wirken läßt; denn auf diese Weise kann man am besten die Verschiedenheiten der Farben betrachten. Als Beweise aber muß man die einfachsten Fälle aufzusuchen verstehen, in welchen man den Ursprung der Farben deutlich erkennt; deßhalb muß man besonders das Licht der Sonne, Feuer, Luft und Wasser vor Augen haben; denn, indem diese mehr oder weniger auf einander wirken, vollenden sie, kann man sagen, alle Farben. Ferner muß man noch der Aehnlichkeit an-

derer, mehr körperlichen Farben sehen, welche sich mit leuchtenden Strahlen vermischen. So bringen z. B. Kohlen, Rauch, Kost, Schwefel, Federn, indem sie theils von den Sonnenstrahlen, theils von dem Glanze des Feuers temperirt werden, viele und mannigfaltige Farbenveränderungen hervor.

26. Auch ist zu betrachten, was durch organische Kochung in Pflanzen, Früchten, Haaren, Federn und dergleichen bewirkt wird.

III.

Von der Unbestimmbarkeit der Farben.

27. Es darf uns aber nicht verborgen bleiben, woher das Vielfältige und Unbestimmbare der Farben entstehe, indem wir finden, daß die Verbindung des Lichts und des Schattens sich ungleich und unregelmäßig ereigne. Beide sind, durch das Mehr oder Weniger, gar sehr von einander unterschieden, daher sie sowohl unter sich, als wenn sie mit den Farben vermischt werden, viele Farbenveränderungen hervorbringen; theils weil das, was man zusammen wirkt, an Menge und an Kräften sich nicht gleich ist, theils weil sie gegen einander nicht dieselben Beziehungen haben. Und so haben denn auch die Farben in sich viel Verschiedenheiten, das Blaurothe, so wie das Gelbrothe, ingleichen das Weiße und so auch die übrigen, sowohl wegen des Mehr oder Weniger, als wegen wechselseitiger Mischung oder Reinheit.

28. Denn es macht einen Unterschied, ob dasjenige, was zugemischt wird, leuchtend und glänzend sey, oder im Gegentheil schmutzig und glanzlos. Das Glänzende aber ist nichts anderes als die Gebrängtheit und Dichtheit des Lichtes. So entsteht die Goldfarbe, wenn das Gelbe und Sonnenhafte, verdichtet, stark leuchtet, deswegen auch die Hülfe der Farben und die Wassertreppen gelben erscheinen, wenn das Licht zurückgeworfen wird.

29. Es giebt auch Körper, welche, indem sie durch Reiben oder sonst eine Gewalt glatt werden, eine Veränderung verschiedener Farben zeigen, wie abgeriebenes Silber, Gold, Erz und Eisen.

30. Auch bringen gewisse Steinarten mehrerlei Farben hervor, z. B. der Schiefer, der indem er schwarz ist, weiße Linien giebt. Bei solchen Körpern sind die Urtheile klein, dicht und schwarz, das Gewebe des Steins aber ward, bei seiner Entstehung, mit allen seinen Gängen, besonders gefärbt, daher man auch äußerlich entweder diese oder jene Farbe sieht. Das vom Körper Abgeriebene aber erscheint nicht mehr gelb- oder kupferfarbig, noch auf irgend eine Weise gefärbt, sondern ganz schwarz, weil das andere gefärbte Gewebe zerrissen ist und nun die ursprüngliche Natur der kleinsten Theile gesehen wird.

Streicht man aber einen solchen Körper an etwas Gleiches und Glattes, wie z. B. an einen Probirstein, so kommt seine Urfarbe, die schwarze nämlich, nicht zum Vorschein, sondern er zeigt die Farbe, womit sein Gewebe bei dessen erster Schichtung und Verbindung tingirt ward.

31. Unter den Körpern, im Feuer sich auflösenden und schmelzenden Körpern zeigen solche, deren Rauch dünn und luftartig ist, die verschiedensten Farben, wie der Schwefel und die rothen Kupferglasköpfe; auch Körper, welche dicht und glatt sind, wie das Silber.

32. Auch andere Körper, welche schattige Farben zeigen, sind gleichfalls glatt, wie z. B. das Weiße und die Wolken und die Federn der Vögel; denn weil hier die Strahlen auf die Glätte fallen, und bald so oder so zum

pirt werden, entstehen verschiedene Farben, wie auch durch die Finsterniß geschieht.

33. Keine Farbe sehen wir aber rein, wie sie ist, sondern entweder durch den Einfluß fremder Farben, oder durch Licht und Schatten verändert; wir mögen daher einen Körper in den Sonnenstrahlen oder im Schatten sehen, bei starker oder schwacher Beleuchtung, bei der oder jener Neigung der Flächen, immer wird die Farbe anders erscheinen.

34. Eben so geschieht es bei Feuer-, Monden- oder Lampenlicht; denn ein jedes von diesen hat eine eigene Farbe. Wenn sie nun mit der Farbe des Körpers durch einander spielt, so entsteht die gemischte Farbe, die wir sehen.

35. Wenn das Licht auf irgend einen Körper fällt und dadurch z. B. einen purpurnen oder grünen Schein annimmt, von da aber auf einen andern Körper geworfen wird und von der Farbe desselben abermals eine Veränderung erleidet; so geschieht dies zwar in der That, doch nicht für die Empfindung; denn das Licht kommt zum Auge von vielerlei Farben getränkt, aber nur diejenige, welche vorzüglich wirkt, wird empfunden. So erscheint im Wasser alles wasserhaft, im Spiegel nach der Farbe des Spiegels, und wir können vermuthen, daß es in der Luft auch also geschehe.

36. Wir finden also, daß alle gemischten Farben aus drei Ursprüngen erzeugt werden, aus dem Licht, durch das Mittel, wodurch das Licht erscheint, als Wasser oder Luft, und sodann von den untergelegten Farben, von denen das Licht zurück geworfen wird.

37. Das Weiße und Durchscheinende, wenn es sehr dünn ist, erscheint luftfärbig, an allem Dichten aber erscheint eine gewisse Trübe, z. B. am Wasser, am Glase, an dunstiger Luft; denn wegen der Dichte nehmen die Strahlen überall ab, und wir können das, was in diesen Mitteln ist, nicht deutlich erkennen. Die Luft, wenn wir sie nahe sehen, scheint keine Farbe zu haben, denn sie wird, weil sie dünn ist, von den Strahlen überwunden und getheilt, indem diese mächtiger sind und durch sie hindurchscheinen. Wenn man aber die Luft in einiger Tiefe sieht, so erscheint sie, wenn sie noch dünn genug ist, blau; denn wo das Licht abnimmt, wird die Luft von der Finsterniß aufgefaßt und erscheint blau; verdichtet aber ist sie, wie das Wasser, ganz weiß.

IV.

Von künstlichen Farben.

38. Uebrigens wird gefärbt wird vorausgesetzt daß es ganz weiß sey), empfängt seine Farbe von dem Färbenden. So wird vieles durch Blumen, Wurzeln, Rinden, Hölzer, Blätter und Früchte gefärbt, sodann vieles mit Erde, Schaum und metallischen Tinten, auch mit thierischen Säften, wie das Blaurothe durch die Purpurschnecke. Einiges wird mit Wein, einiges mit Rauch, mit Lauge, ja sogar durch das Meer gefärbt, wie die Haare der Seeleute, denn diese werden roth, und sie rhoupt mit allen Körpern, welche eigene Farben enthalten.

Denn verbunden mit dem Feuchten und Warmen, bringen solche Farben in die Gänge der Körper ein, und wenn diese trocken sind, so haben sie die Farben sich zugeeignet, so man kann sie als die Farbe auswaschen, indem sie aus den Poren wieder ausfließt.

Auch macht der Gebrauch zusammengesetzender Ingredienzien beim Färben großen Unterschied, sowohl der

Miſchung, als auch überhaupt deſſen, was die Körper dabei erleiden.

Man färbt auch ſchwarze Felle; an dieſen wird aber die Farbe nicht ſonderlich ſcheinbar, indem ſich zwar, ſowohl die Farbe, als die innern Gänge der Wolle einander wechſelsweiſe aufnehmen, aber das Gewebe der Haare ſelbſt die Farbe nicht annimmt.

Das Weiße hat zu den Farben ein treues Verhältniß und bewirkt eine glänzendere Erſcheinung der Blüthe; das Schwarze hingegen macht ſich dunkel, obgleich die Farbe, welche ſie Drpheinos nennen, ſich blühender auf Schwarz als auf Weiß ausnimmt, weil ihre Blüthe durch die Strahlen des Schwarzen gehoben wird.

Die Zwiſchenräume der Gänge ſieht man aber an ſich ſelbſt nicht, wegen ihrer Kleinheit, ſo wie man die Theile des Zinnes und des Kupfers nicht unterſcheiden kann, wenn dieſe Metalle geniſcht ſind.

Und ſo werden aus vorgemeldeten Urſachen die Farben der gefärbten Dinge verändert.

V.

Von Veränderung der Farben, an den Pflanzen, durch organiſche Kochung.

39. Die Haare aber, die Federn, Blumen, Früchte und alle Pflanzen nehmen durch Kochung alle Veränderung der Farben an, wie ſolches aus vielerlei Fällen deutlich iſt. Was aber die einzelnen Dinge, die aus der Erde wachſen, für Anfänge der Farben haben, was für Veränderungen mit ihnen vorgehen, und warum ſie ſolches leiden, darüber kann man, wenn auch einige Zweifel dieſe Betrachtungen begleiten ſollten, folgendermaßen denken:

40. In allen Pflanzen iſt der Anfang der Farbe grün, und die Knoſpen, die Blätter und die Früchte ſind im Anfange von dieſer Farbe.

41. Man kann auch ebendaſſelbe am Regenwaſſer ſehen, denn wenn es eine Weile geſtanden hat und ſodann durchſeihet, ſo erhält es eine grüne Farbe.

42. Auf dieſe Weiſe geſchieht es, daß allem demjenigen, was aus der Erde wächſt, die grüne Farbe zugetheilt; denn alles Waſſer, worauf die Sonnenſtrahlen gewirkt haben, hat anfänglich dieſe Farbe, hernach wird ſie allmählich ſchwarz; vermiſcht man ſie aber aufs neue mit dem Gelben, ſo erſcheint ſie wieder grün. Denn das Feuchte, wie ſchon geſagt iſt, das in ſich ſelbſt verdaut und austrocknet, wird ſchwarz wie der Bereuf von den Waſſerbehältern, ſo wie alles, was ſich immer unter dem Waſſer befindet; weil die der Luft ausgeſetzte Feuchtigkeit austrocknet. Schöpft man es aber und bringt es an die Sonne, ſo wird es grün, weil ſich das Gelbe mit dem Schwarzen verbindet; wenn aber die Feuchtigkeit mehr ins Schwarze fällt, ſo giebt es ein geſättigtes, lauchfarbes Grün.

43. Deswegen auch alle älteren Knoſpen ſchwärzer ſind als die neuen; dieſe aber gelblicher, weil die Feuchtigkeit in ihnen ſich noch nicht völlig geſchwärzt hat. Wenn nun aber, bei langſamerem Wachsthum, die Feuchtigkeit lange in ihnen verweilt, ſo wird das der Luft ausgeſetzte Feuchte nach und nach ſchwarz und die Farbe lauchartig, indem ſie durch ein ganz reines Schwarz temperiert iſt.

44. Diejenigen Theile der Pflanzen aber, in denen das Feuchte nicht mit den Sonnenſtrahlen gemiſcht wird, bleiben weiß, wenn ſie nicht etwa ſchon verdaut und austrocknet und daher ſchwarz geworden ſind.

45. Deswegen auch an den Pflanzen alles, was über der Erde ſteht, zuerſt grün iſt, unter der Erde aber Stengel, Wurzeln und Keime die weiße Farbe haben. So wie man ſie aber von der Erde entblößt, wird, wie geſagt iſt, alles grün, weil die Feuchtigkeit nur von der Wärme aufgehoben erhalten wird, ſo treiben alle Früchte, und indem, theils von der Sonnenwärme, theils von der Wärme der Luft, die Feuchtigkeit, die ſich in den Früchten befindet, gar gekocht werden, nehmen ſie nun andere Farben an welche den Pflanzen eigen ſind, wie wir ein Aehnliches beim Färben (38) geſehen haben; und ſo färben ſie ſich langſam; ſtark aber färben ſich die Theile, welche gegen die Sonne und die Wärme ſtehen.

47. Deswegen verwandeln die Früchte ihre Farben mit den Jahreszeiten.

48. Wie bekannt iſt. Denn was vorher grün war, nimmt, wenn es reift, die Farbe an, die ſeiner Natur gemäß iſt.

49. Denn ſie können weiß, ſchwarz, braun, gelb, ſchwärzlich, ſchattenfärbig, gelbroth, weiß- und fahnenfärbig werden und beinahe alle Farbennuancierſchiede annehmen.

50. Wenn nun aber überhaupt die Mannigfaltigkeit der Farben daher entſteht, daß ſie untereinander wechſelsweiſe Einfluß auf einander haben, ſo folgt auch, daß bei den Farben der Pflanzen derſelbe Fall ſey.

Die Feuchtigkeit, indem ſie die Pflanzengefäße durchfeuchtet und durchſpielet, nimmt alle Farbenkräfte in ſich, und wenn ſie nun, beim Reifen der Früchte, durch Sonnen- und Luft-Wärme durchgekocht wird, treten die einzelnen Farben in ſich zuſammen und erſcheinen abgeſondert, einige ſchneller, andere langſamer.

Etwas Aehnliches begegnet beim Purpurfärben. Denn wenn man die Schnecke zerſtößt, ihre Feuchtigkeit auspreßt und im Keſſel kocht, ſo iſt in der Küpe zuerſt keine beſtimmte Farbe zu ſehen, nach und nach trennen ſich die eingebornen Farben und miſchen ſich wieder, wodurch denn die Mannigfaltigkeit entſteht, als Schwarz, Weiß, Schatten und Luftfarbe. Zuletzt wird alles purpurfarbig, wenn die Farben gehörig zuſammengekocht ſind, ſo daß wegen ihrer Miſchung und Uebergang aus einer in die andere keine der einzelnen Farben an ſich mehr zu ſehen iſt.

51. Dieſes begegnet auch an Früchten. Denn bei vielen werden nicht alle Farben auf einmal gar gekocht, ſondern einige zeigen ſich früher, andere ſpäter, und eine wird in die andere verändert, wie man an den Trauben und Datteln ſieht. Denn dieſe letzten werden zuerſt roth; wenn aber das Schwarze in ihnen ſich zuſammentritt, gehen ſie in die Weinfarbe über. Zuletzt werden ſie blau, wenn das Rothe mit vielem und reinem Schwarz gemiſcht iſt.

52. Denn die Farben, welche ſpäter entſtehen, verändern, wenn ſie vorwalten, die erſten Farben, welche beſonders bei ſchwarzen Früchten deutlich iſt. Denn die meiſten, welche zuerſt grün ausſehen, zeigen ſich ein wenig ins Rothe und werden dann ſauerfarb, aber bald verändern ſie auch dieſe Farbe wieder, weil ein reines Schwarz ſich urſprünglich in ihnen befindet.

53. Es iſt offenbar, daß auch die Kiſter, die Härchen und die Blätter dieſer Pflanzen einige Schwärze zeigen, weil ſich eine ſolche Farbe häufig in ihnen befindet; daß aber die ſchwarzen Früchte beide Farben in ſich haben, zeigt der Saft, welcher weinfarb ausſieht.

54. Bei der Entſtehung aber iſt die rothe Farbe ſpä-

ter als die schwarze, wie man an dem Pflaster unter den Dachtraufen sieht und überall, wo an schattigen Orten müssiges Wasser steht, alles verwandelt sich da aus der grünen in die rothe Farbe und das Pflaster wird, als wenn beim Schlachten frisches Blut ausgegossen worden wäre. Denn die grüne Farbe ist hier wie durchgekocht worden, zuletzt aber wird's auch hier sehr schwarz und blau, wie es an den Früchten geschieht.

35. Daß aber, daß die Farbe der Früchte sich verwandelt, wenn die ersten Farben durch die folgenden übermächtigt werden, lassen sich Beispiele an der Frucht des Granatbaums und an den Rosenblättern zeigen; denn beide sind anfänglich weiß, zuletzt aber, wenn die Säfte älter und durch Kochung gefärbt werden, so verwandeln sie sich in Purpur und hochrothe Farbe.

36. Manche Körper haben mehrere Farben in sich, wie der Saft des Mohns und die Neige des ausgepreßten Oehls; auch diese sind anfangs weiß, wie der Grasnatapfel, sodann gehen sie ins Hochrothe über, zuletzt aber, wenn viel Schwarzes dazu kommt, wird die Farbe blau, deswegen auch die Blätter des Mohns oberhalb roth sind, weil die Kochung in ihnen sehr schnell vorgeht, gegen den Ansatz aber schwarz, da bereits diese Farbe in ihnen die Oberhand hat, wie auch bei der Frucht, die zuletzt schwarz wird.

37. Bei solchen Pflanzen aber, in welchen nur Eine Farbe herrscht, etwa die weiße, schwarze, hochrothe, oder violette, behalten auch die Früchte diejenige Farbe, in welche sie sich einmal aus dem Grünen verändert haben.

38. Auch findet man bei einigen, daß Blüthe und Frucht gleiche Farbe hat, wie z. B. am Granatapfel; denn hier ist die Frucht so wie die Blüthe roth. Bei andern aber ist die Farbe beider sehr verschieden, wie beim Nußbaum und Epheu; denn an diesen sehen wir die Blüthe ganz gelb und die Frucht schwarz. Die Blüthe des Apfels neigt sich aus dem Weißen ins Purpurfarbne, die Frucht hingegen ist gelb. Die Blume des Mohns ist roth, aber die Frucht bald weiß, bald schwarz; weil die Kochung der einwohnenden Säfte zu verschiedenen Zeiten geschieht.

39. Dieses bewährt sich aber auf vielerlei Weise. Denn einige Früchte verändern, mit der fortschreitenden Kochung, sowohl Farbe als Geruch und Geschmack. Auch ist hierin zwischen Blume und Frucht oft ein großer Unterschied.

Ja, an einer und derselben Blume bemerkt man eine solche Mannigfaltigkeit, indem das eine Blatt schwarz, das andere roth, das eine weiß, das andre purpurfarb seyn kann, welches auffallend an der Iris gesehen wird; denn, wegen mannigfaltiger Kochung, hat diese Blume die verschiedensten Farben.

Ein Gleiches geschieht an den Trauben, wenn sie reifen.

Auch werden die Enden der Blumenblätter am meisten ausgekocht, denn da, wo sie am Stiel anfitzen, sind sie wenig gefärbt.

40. Fast wird auch an einigen das Frucht gleichsam ausgedunstet, ehe es seine eigentliche Kochung erreicht; daher behalten die Blumen ihre Farbe, die Früchte aber bei fortschreitender Kochung verändern die ihrige. Denn die Blumenblätter sind, wegen der geringen Nahrung, gleich durchgekocht; die Früchte aber lassen sich, wegen der Menge Feuchtigkeit, die in ihnen wohnt, beim Auskochen, durch alle Farben durchführen, die ihrer Natur gemäß sind.

Etwas Aehnliches geschieht, wie schon vorher gesagt worden ist, auch beim Färben. Denn im Anfang, wenn die Purpurfärber die Blathrühe ansetzen, wird sie durchsichtig, schwarz und undurchdringlich; ist aber die Masse genug durchgearbeitet, so wird die Purpurfarbe blühend und glänzend.

Daher müssen auch die Blumen an Farbe von den Früchten sehr unterschieden seyn; einige übereilen gleichsam das Ziel, das ihnen die Natur gesteckt hat, andere bleiben bedeutend zurück, die einen, weil sie eine vollendete, die andern, weil sie eine unvollendete Kochung erfuhren.

Dies sind nun die Ursachen, warum Blüthen und Früchte von einander unterschiedne Farben zeigen.

41. Die meisten Blätter mehrerer Blume aber werden zuletzt gelb, weil die Nahrung abnimmt und sie eher welken, als sie in die höchste Farbe, die ihrer Natur möglich ist, übergehen. Auch werden einige abfallende Früchte gelb, weil ihnen die Nahrung vor der vollkommenen Kochung ausgeht.

Ferner wird sowohl der Weizen, als alles was unmittelbar auf der Erde wächst, zuletzt gelb; denn in solchen Pflanzen wird das Frucht nicht schwarz, sondern, weil sie schnell trocknen, geschieht ein Rückschritt in der Farbe.

Denn das Schwarze, mit dem Gelbgrünen verbunden, wird, wie gesagt, grasgrün; wo aber das Schwarze immer schwächer wird, geht die Farbe wieder ins Gelbgrüne und dann ins Gelbe.

Zwar werden die Blätter des Mohns und der Artischne, auch einiger andern Pflanzen, wenn sie vollkommen durchgekocht sind, hochroth; aber was an ihnen geschwind trocknet, wird gelb, weil ihm die Nahrung vor der völligen Kochung abgeht.

Daher kann man schließen, daß der Unterschied der Pflanzen-Farben sich auf den vorgesagten Ursachen beschreibt.

VI.

Von den Farben der Haare, Federn und Häute.

63. Auch die Haare, Federn und Häute der Pferde, Ochsen, Schafe und Menschen, so wie aller andern Thiere, werden weiß, grau, roth oder schwarz, aus derselben Ursache.

64. Und zwar werden sie weiß, wenn das Feuchte, indem es vertrocknet, seine eigne Farbe behält.

65. Schwarz hingegen werden sie, wenn das ursprüngliche Feuchte häufig genug vorhanden ist, so daß es langsam altern und zeitigen kann. Auf diese Weise werden Felle und Häute schwarz.

66. Körper hingegen, welche eine braune, rothe, gelbe, oder sonst eine Farbe haben, sind solche, die früher austrocknen, ehe das Feuchte vollkommen in die schwarze Farbe übergeht.

67. Wenn aber dieses (Austrocknen) ungleich geschieht, so werden auch die Farben verschieden, wobei sich die Farbe der Haare nach der Farbe der Haut richtet. So sind die Haare röthlicher Menschen hellroth, schwarzer Menschen aber schwarz. Bricht aber eine weiße Stelle hervor, so sind die Haare ebenfalls auf der Stelle weiß, wie man auch bei scheckigen Thieren sieht, und so richten sich Haare und Federn nach der Haut, entweder am Thier, oder im Ganzen.

68. So verhält sich's auch mit dem Hufe, den Klauen, dem Schnabel und den Hörnern. An schwarzen Thieren werden sie schwarz, an weißen aber weiß; weil auch bei diesen Theilen die Nahrung, durch die Haut, nach der äußern Bedeckung durchsickert.

69. Daß aber die angegebene Ursache die richtige sey, läßt sich an mancherlei Fällen erkennen. Denn die Häupt-

ter aller Knaben sind anfangs roth, wegen geringerer Nahrung, eben deshalb sind die Haare schwach, dünn und kurz; bei fortschreitendem Alter hingegen werden sie schwarz, wenn die Kinder durch die Menge der zufließenden Nahrung mehr Farbe gewinnen.

70. So ist es auch mit den Milchhaaren und dem Barte beschaffen. Wenn diese sich zu zeigen anfangen, so werden sie geschwind roth, wegen der wenigen Feuchtigkeit, die in ihnen austrocknet; wenn aber etwas mehr Nahrung zugeführt wird, so werden sie gleichfalls schwarz.

71. An dem Körper also bleiben die Haare so lange roth, als ihnen die Nahrung fehlt; wenn sie aber wachsen, so werden sie auch schwarz, sowohl am Bart, als auf der Scheitel.

Auch streitet für unsere Meinung der Umstand, daß bei solchen Geschöpfen, welche lange Haare haben, in der Nähe des Körpers die Haare schwärzer, gegen die Spitzen aber gelber werden, wie man bei Schafen, Pferden und Menschen sieht; weil gegen die Enden weniger Nahrung hingeführet wird und sie daselbst schneller vertrocknet.

72. Auch die Federn schwarzer Vögel sind in der Nähe des Leibes am schwärzesten, an den Enden aber gelber. So verhalten sie sich auch um den Hals und überhaupt wo sie geringere Nahrung empfangen.

Ingleichen gehen alle Haare nach der Vollendung zurück und werden braunroth, weil die nun wieder abnehmende Nahrung schnell vertrocknet.

73. Zuletzt aber werden sie weiß, wenn die Nahrung in denselben ausgekocht wird, ehe das Feuchte schwarz werden kann. Dies ist am sichtbarsten bei Thieren, welche unter dem Joche gehen. An solcher Stelle werden die Haare durchaus weiß; denn es kann daselbst die Nahrung nicht gleichförmig angezogen werden, und bei einer schwachen Wärme vertrocknet die Feuchtigkeit zu geschwind und wird weiß.

74. Um die Schiefe werden die Haare am frühesten grau, so wie überhaupt an schwachen und leidenden Stellen.

Vorzüglich aber gehen Geschöpfe, wenn sie ausarten, in diese Farbe hinüber. So giebt es weiße Hasen, weiße Hirsche und Bären, auch kommen weiße Dachsen, Meerhühner und Schwalben vor. Dieses alles geschieht bei einer schwachen Zeugung und wegen Mangel von nährendem Stoff, der zu früh austrocknet, und so werden sie weiß.

75. So sind auch anfangs die Kopfhaare der Kinder weiß, die Augenbrauen und Wimpern. Nicht weniger erfährt auch jedermann im Alter, daß sich die Haare bleichen, wegen Schwäche und Mangel an Nahrung.

76. Deshalb sind auch meistentheils die weißen Thiere schwächer als die schwarzen; denn ehe ihr Bau vollendet werden kann, ist schon ihre mangelhafte Nahrung durchgekocht, und so werden sie weiß. Eben dieses begegnet den Früchten, welche kränkeln, denn diese sind auch wegen ihrer Schwäche bald durchgekocht.

77. Die Thiere aber, welche weiß werden und von andern auf diese Art sich unterscheiden, als Pferde und Hunde, gehen aus ihrer natürlichen Farbe in das Weiße hinüber wegen reichlicher Nahrung; denn das Feuchte in ihnen veraltet nicht, sondern wird zum Wachsthum verbraucht und weiß. Die meisten dieser Geschöpfe sind feucht und fruchtbar, wegen reichlicher Nahrung, daher auch die weiße Farbe in keine andere übergeht (weil sie schon das Ende erreicht hat), so wie dagegen schwarze Haare, ehe sie grau werden, durch das Rothe durchgehen und zuletzt weiß werden.

77. Uebrigens glauben einige alles werde schwarz, weil die Nahrung von der Wärme verbrannt werde, so wie beim Blut und manchem andern geschieht, worin sie jedoch irren.

Denn einige Thiere werden gleich anfangs schwarz, als Hunde, Ziegen und Ochsen und überhaupt alle diejenigen, deren Häute und Haare von Anfang genugsame Nahrung haben, bei fortschreitenden Jahren aber weniger. Doch sollten (wenn jene Meinung wahr wäre) die Haare zu Anfang vielmehr weiß seyn und erst, wenn das Thier auf dem Gipfel seiner Kraft sei, schwarz werden, als um welche Zeit auch seine Wärme den höchsten Punkt erreicht hat. Denn zu Anfang der Organisation ist die Wärme viel schwächer, als um die Zeit, wo (sonst) das Haar (wieder) weiß zu werden anfangt.

79. Die Unrichtigkeit jener Meinung ergiebt sich auch an den weißen Thieren. Einige sind nämlich gleich anfänglich von der weißesten Farbe, denen gleich anfangs die meiste Nahrung zufließt, und in denen die Feuchtigkeit nicht vor der Zeit vertrocknet; hingegen bei fortschreitendem Alter, wenn ihnen mindere Nahrung zufließt, werden sie gelb. Andere sind von Anfang gelb und auf dem Gipfel ihres Wachsthums sehr weiß. Wie denn auch die Farbe der Vögel sich weder verändert; wenn die Nahrung abnimmt, werden sie alle gelb, besonders um den Hals, und überhaupt an allen den Stellen, welche bei abnehmender Feuchtigkeit Mangel an Nahrung haben. Denn so wie das Röthliche ins Weiße sich verwandelt, und das Schwarze ins Röthliche, so geht auch das Weiße ins Gelbe über.

80. Etwas Aehnliches begegnet auch mit den Pflanzen. Denn einige, wenn sie schon durch Kochung in eine andere Farbe übergegangen, kehren doch wieder zur ersten zurück. Dieses ist am deutlichsten am Granatapfel zu sehen; denn im Anfange sind die Kerne der Aepfel roth, so wie die Blätter, weil nur geringe Nahrung ausgekocht wird, dann werden sie grün, wenn viel Saft zuströmt und die Kochung nicht mit gleicher Kraft vor sich geht. Zuletzt aber, wenn die Kochung vollendet ist, entsteht wieder die rothe Farbe.

81. Ueberhaupt aber gilt von den Haaren und Federn, daß sie sich verändern, theils, wenn ihnen die Nahrung fehlt, theils, wenn sie zu reichlich ist. Deshalb werden auf verschiedenen Stufen des Alters die Haare sehr weiß, so wie sehr schwarz. Manchmal gehen sogar die Rabenfedern in eine gelbe Farbe über, wenn ihnen die Nahrung mangelt.

82. Unter den Haaren giebt es aber keine scharlachnoch purpurrothe, so wenig als lauchgrüne oder von sonst einer Farbe dieser Art, weil diese Farben zu ihrer Entstehung die Beimischung der Sonnenstrahlen bedürfen. Diese nehmen aber die feuchten Haare nicht an, sondern sie sind an innere Veränderungen gewöhnt. Dagegen sind die Federn zu Anfang nicht wie in der Folge gefärbt. Denn auch die bunten Vögel haben anfangs fast alle schwarze Federn, als der Pfau, die Taube und die Schwalbe. Nachher nehmen sie aber große Mannigfaltigkeit an, indem die Kochung außerhalb des Körpers vor sich geht, sowohl in den Kielen als in den Verzweigungen derselben, wie bei den Pflanzen außerhalb der Erde. (Daher können Lichtstrahlen zu Entstehung mannigfaltiger Farben mitwirken.)

So haben auch die übrigen Thiere, die schwimmenden, kriechenden und beschalten, alle Arten der Farben, weil bei ihnen auch eine vielfache Kochung vorgeht.

Und so möchte einer wohl die Theorie der Farben aus dem Gesagten einzusehen im Stande seyn.

Farbenbenennungen der Griechen und Römer.

Die Alten lassen alle Farbe aus Weiß und Schwarz, aus Licht und Finsterniß entstehen. Sie sagen, alle Farben fallen zwischen Weiß und Schwarz und seyen aus diesen gemischt. Man muß aber nicht wähnen, daß sie hierunter eine bloß atomistische Mischung verstanden, ob sie sich gleich an schicklichen Orten des Wortes μίξις bedienen, dagegen sie an den bedeutenden Stellen, wo sie eine Art Wechselwirkung beider Gegensätze ausdrücken wollen, das Wort κρᾶσις, κεκραμένα gebrauchen; so wie denn überhaupt sowohl Licht und Finsterniß, als die Farben untereinander sich temperiren lassen, wofür das Wort κεραννύναι vorkommt; wie man sich davon aus den bisher übersetzten und mitgetheilten Stellen überzeugen kann.

Sie geben die Farbengeschlechter verschieden, Einige zu sieben, Andere zu zwölfen an, doch ohne sie vollständig aufzuzählen.

Aus der Betrachtung ihres Sprachgebrauchs, sowohl des griechischen als römischen, ergiebt sich, daß sie generelle Benennungen der Farben statt der speciellen und umgekehrt diese statt jener setzen.

Ihre Farbenbenennungen sind nicht fix und genau bestimmt, sondern dem gleich und schwankend, indem sie nach beiden Seiten auch von angränzenden Farben gebraucht werden. Ihr Gelbes neigt sich einerseits ins Rothe, andererseits ins Blaue; das Blaue theils ins Grüne, theils ins Rothe; das Rothe bald ins Gelbe bald ins Blaue; der Purpur schwebt auf der Gränze zwischen Roth und Blau und neigt sich bald zum Schwarzen bald zum Violetten.

Indem die Alten auf diese Weise die Farbe als ein nicht nur an sich Bewegliches und Flüchtiges ansehen, sondern auch ein Vorzug- und Steigerung und des Rückgangs haben; so bedienen sie sich, wenn sie von den Farben reden, auch solcher Ausdrücke, welche diese Anschauung antworten. Sie lassen das Gelbe rothen, weil es in seiner Steigerung zum Rothen führt, oder das Rothe gelben, indem es sich oft zu diesem seinem Ursprunge zurückzieht.

Die so specificirten Farben lassen sich nun wiederum ramificiren. Die in der Steigerung begriffene Farbe kann, auf welchen Punkte man sie festhalten will, durch ein stärkeres Licht illuirt, durch einen Schatten verdunkelt, ja in sich selbst verwebet und zusammengedrängt werden. Für die dadurch entstehenden Nuancen werden oft nur die Namen der Species auch wohl nur das Genus überhaupt angewendet.

Die gesättigten, in sich gedrängten und noch dazu schattigen Farben werden zur Bezeichnung der Dunkeln, Finstern, Schwarzen überhaupt gebraucht, wie im Fall daß sie ein gedrängtes Licht zurückwerfen für leuchtend, glänzend, weiß oder hell.

Jede Farbe, welcher Art sie sey, kann von sich selbst eingenommen, in sich selbst verwebt, überdrängt, gesättigt seyn und wird in diesem Falle mehr oder weniger dunkel erscheinen. Die Alten nennen sie alsdann summum, maximum, in se consumptum, plenum, saturum, καταπεπληγμένον, merazum, ἐκφορτον, pressum, ἄφατον, adstrictum, triste, austerum, κάτοφρον, amarum, πικρόν, nubilum, σκοτῶδες, profundum, βαθύ.

Sie kann ferner diluirt und in einer gewissen Blässe erscheinen, in so fern nennt man sie dilutum, liquidum, ὑδαρές, pallidum, ἐκλευκον.

Bei aller Sättigung kann die Farbe dennoch den vielfachsten Strahlen und dasselbe zurückwerfen; dann nennt man sie clarum, λαμπρόν, candidum, scitum, ἄβρον, excellatum, lætum, hilare, vegetum, floridum, εὐανθές, ἀνθηρόν. Sämmtliche Benennungen geben die bestimmten Anschauungen durch andere symbolische vermittelnd wieder.

Wir haben nunmehr noch die generellen Benennungen der Farbe, sammt den speciellen, die ihre Sphäre ausmachen, anzugeben.

Fangen wir von der untersten Stufe an, wo das Licht so attenirt erscheint, daß es die besondere Empfindung dessen, was wir Farbe nennen, erregt; so finden wir dasselbst zuerst ὠχρόν, dann ξανθόν, ferner πυῤῥόν, dann ἐρυθρόν, sodann φοινικοῦν, zuletzt πορφυροῦν an. Im Ganzen wie im poetischen Sprachgebrauch finden wir heraus- und herabwärts öfter ein Genus für das andere gesetzt. Das πορφυροῦν steigt abwärts in das κυανοῦν, κυανοῦν cœruleum, γλαυκὸν cæsium, und schließt sich durch dieses an das πράσινον porraceum, πόαδες herbidum, und zuletzt an das χλωρὸν viride an, das sowohl ein mit Blau vermischtes Gelb, d. i. ein Grün, als das reine Gelbe angeigt und so das Ende des Farbenkreises mit dem Anfange verbindet und zuschließt.

Die Farbenbenennungen, welche die weiteste Sphäre haben, sind vorzüglich folgende:

Ξανθὸν geht vom Strohgelben und Hellblonden durch das Goldgelbe, Braungelbe bis ins Rothgelbe, Gelbrothe, sogar in den Scharlach.

Darunter gehören als Species ὠχρόν, ὑπόχρων, κιρρόν, κίτρινον, κυανόν, μέλανον, μέλαν, πυῤῥόν, ἐρυθρόν, φοινικοῦν, πλάνθινον, φλογοειδές, αἰθαλῶδες, κρασπεδοειδές etc. Im Lateinischen buxeum, mellenum, cereum, flavum, fulvum, helvum, galbinum, aureum, croceum, igneum, luteum, melinum, gilvum, rubeum, adustum, russum, rufum.

Ἐρυθρὸν, rufum, welches nach Gellius das Geschlechtswort aller rothen Farbe ist, begreift unter sich, von ξανθὸν, πυῤῥὸν an, alles was roth ist und braun, welches zum Gelben oder Rothen neigt, bis zum Purpur. Im Lateinischen rufum, russum, rubrum, rubellum, rubicundum, spadix, badium, φοινικοῦν puniceum (ponceau, coquelicot, mancaral), coccineum Scharlach, κόκκινον, welches nach Plinius zwischen purpureum und coccineum liegt und wahrscheinlich cremoisi, Carmesin, ist; zuletzt purpureum πορφυροῦν, das vom Rosenrothen an durchs Blut- und Braunrothe bis ins Blaurothe ἁλουργὲς und Violette übergeht.

Κυανοῦν geht vom Himmelblauen bis ins Dunkel- und Schwarzblaue, Violette, und Violetpurpurne. Eben so cœruleum; das sogar ins Dunkelgrüne und Blaugrüne γλαυκὸν, wie in das cæsium Katzengrüne übergeht.

Darunter fallen ἠερόεν, ἀερεοειδὲς aerium, cœlinum, οὐρανοειδὲς, ἀτμοειδὲς, ferrugineum, σίδηρον, ἀνθρακῶδες, thalassinum, vitreum, venetum, γλαυκὸν, das aus dem Blaugrünen und Katzengrünen ins bloße Graue übergeht und noch das χαροπὸν und ravum unter sich begreift.

Πράσινον geht aus der einen Seite ins Gelbe, aus der andern ins Grüne. Ebenso viride, das nicht nur ins Gelbe, sondern auch ins Blaue geht.

Darunter fallen πόαδες herbidum, πράσινον porraceum, æruginem ἰῶδες, σκοροδοειδὲς, vitreum ὑελῶδες, venetum.

Aus der Mischung von Schwarz und Weiß geben, nach Aristoteles und Platon, hervor: das φαιὸν, welches auch κιρρὸν erklärt wird, also Grau.

Ferner πελιὸν, πελλὸν, πελινὸν, pullus sowohl schwärzlich als weißlich, je nachdem die Anforderung an das Weiße oder an das Schwarze gemacht wird.

Farben zeigen, aschfarben, und endlich, welches isabellfarben erklärt wird, wahrscheinlich *gris cendre*; druckt aber auch Eisenfarbe aus, welche an den Spitzen der Haare in ein mehr oder weniger Gelbbraunes ausläuft.

Aus verbrannter Purpur und Schwarz entsteht nach eben diesen beiden das *hyacinthinum*, die Farbe des Rauchtopases, wie im Lateinischen das verpönte *furvum* oft nur in der allgemeinen Bedeutung des Schwarzen und Dunklen gebraucht wird.

In diesen, nach unsern theoretischen Einsichten, nunmehr im Allgemeinen aufgestellten Schema lassen sich die übrigen allenfalls noch vorzufindenden Ausdrücke leicht einordnen, wobei sich mehr und mehr ergeben wird, wie klar und richtig die Alten das Äußerlichen gewahr worden, und wie sehr, als naturgemäß, ihr Aussprechen des Erfahrenen und ihre Behandlung des Gewußten zu schätzen sey.

Nachtrag.

Ehe wir uns zu jener traurigen Lücke wenden, die zwischen der Geschichte alter und neuer Zeit sich nun bald vor uns aufthut, so haben wir noch einiges nachzubringen, das uns den Überblick des bisherigen erleichtert und uns zu weiterm Forschen anregt.

Wir gedenken hier des Lucius Annäus Seneca nicht sowohl insofern er von Farben etwas erwähnt, da es nur sehr wenig ist und bloß beiläufig geschieht, als vielmehr wegen seines allgemeinen Verhältnisses zur Naturforschung.

Ungeachtet der ausgebreiteten Herrschaft der Römer über die Welt steckten doch die Naturkenntnisse eher bei ihnen, als daß sie sich verhältnißmäßig erweitert hätten. Denn eigentlich interessirte sie nur der Mensch, insofern man ihm mit Gewalt oder durch Überredung etwas abgewinnen kann. Wegen des letztern waren alle ihre Studien auf rednerische Zwecke berechnet. Übrigens benutzten sie die Naturgegenstände zu nothwendigem und willkürlichem Gebrauch so gut und so wunderlich, als es gehen wollte.

Seneca war, wie er selbst bedauert, spät zur Naturbetrachtung gelangt. Was die früheren in diesem Fache gewußt, was sie darüber gedacht hatten, war ihm nicht unbekannt geblieben. Seine eigenen Meinungen und Überzeugungen haben etwas Tüchtiges. Eigentlich aber findet er gegen die Natur doch nur als ein ungebildeter Mensch: denn nicht sie interessirt ihn, sondern ihre Begebenheiten. Wir nennen aber Begebenheiten diejenigen zusammengesetzten auffallenden Ereignisse, die auch den rohesten Menschen erschüttern, seine Aufmerksamkeit erregen, und wenn sie vorüber sind, den Wunsch in ihm belassen, zu erfahren, woher so etwas denn doch wohl kommen möchte.

Im Ganzen führt Seneca dergleichen Phänomene, auf die er in seinem Lebensgange aufmerksam geworden, nach der Ordnung der vier Elemente auf, obgleich sich aber doch, nach vorkommenden Umständen, bald da, bald dorthin ableiten.

Die meteorischen Feuererscheinungen, Höfe um Sonn' und Mond, Regenbogen, Wettergallen, Nebensonnen, Wetterleuchten, Sternschnuppen, Kometen, beschäftigen ihn unter der Rubrik des Feuers. In der Luft sind Blitz und Donner die Hauptveranlassungen seiner Betrachtungen. Später wendet er sich zu den Winden, und da er das Erdbeben auch einem unterirdischen Geiste zuschreibt, findet er zu diesem den Übergang.

Bei dem Wasser sind ihm, außer dem süßen, die Gesundbrunnen merkwürdig, nicht weniger die periodischen Quellen. Von den Heilkräften der Wasser geht er zu ihrem Schaden über, besonders zu dem, den sie durch Überschwemmung anrichten. Nach den Quellen des Nils und der weisen Benutzung dieses Flusses beschäftigen ihn Hagel, Schnee, Eis und Regen.

Er läßt keine Gelegenheit vorbeigehen, prächtige und, wenn man den rhetorischen Styl einmal zugeben will, wirklich köstliche Beschreibungen zu machen, wovon die Art, wie er den Nil und was diesen Fluß betrifft, behandelt, nicht weniger seine Beschreibung der Überschwemmungen und Erdbeben, ein Zeugniß ablegen mag. Seine Erfindungen und Meinungen sind tüchtig. So streitet er z. B. lebhaft gegen diejenigen, welche das Quellwasser vom Regen ableiten, welche behaupten, daß die Kometen eine vorübergehende Erscheinung seyen.

Worin er sich aber vom wahren Physiker am meisten unterscheidet, sind seine beständigen, oft sehr gezwungenen herbeigeführten Anwendungen und die Verknüpfung der höchsten Naturphänomene mit dem Bedürfniß, dem Genuß, dem Wahn und dem Übermuth der Menschen.

Zwar sieht man wohl, daß er gegen Leichtgläubigkeit und Aberglauben im Kampfe steht, daß er den humanen Wunsch nicht unterdrücken kann, alles was die Natur uns reicht, möge dem Menschen zum Besten gedeihen; er will, man solle so viel als möglich in Mäßigkeit genießen und zugleich den verderblichen und zerstörenden Naturwirkungen mit Ruhe und Ergebung entgegensehen; insofern erscheint er durchaus ehrwürdig, und da er einmal von der Menschheit durchaus durchdrungen, auch außer seinem Kreise.

Unleidlich wird er aber, ja lächerlich, wenn er oft, und gewöhnlich zur Unzeit, gegen den Luxus und die verderbten Sitten der Römer losgeht. Man sieht diesen Stellen ganz deutlich an, daß die Redekunst aus dem Leben sich in die Schulen und Hörsäle zurückgezogen hat: denn in solchen Fällen finden wir meist bei ihm wo nicht leere doch unnütze Declamationen, die, wie man deutlich sieht, bloß daher kommen, daß der Philosoph sich über sein Zeitalter nicht erheben kann. Doch ist dieses das Schicksal fast seiner ganzen Nation.

Die Römer waren aus einem engen, sittlichen, bequemen, behaglichen, bürgerlichen Zustand zur großen Breite der Weltherrschaft gelangt, ohne ihre Beschränktheit abzulegen; selbst das, was man an ihnen als Freiheitssinn schätzt, ist nur ein barnirtes Wesen. Sie waren Könige geworden und wollten nach wie vor Hausväter, Gatten, Freunde bleiben; und wie wenig selbst die besseren begriffen, was Regieren heißt, sieht man an der abgeschmackten Idee, die jemals begangen worden, an der Ermordung Cäsars.

Aus eben dieser Quelle läßt sich ihr Luxus herleiten. Ungebildete Menschen, die zu großem Vermögen gelangen, werden sich dessen auf eine lächerliche Weise bedienen; ihre Wollüste, ihre Pracht, ihre Verschwendung werden ungeheuer und übertrieben seyn. Daher denn auch jene Lust zum Seltsamen, Unzähligen und Ungeheuern. Ihre Theater, die sich mit den Zuschauern drehen, das zweite Volk von Statuen, womit die Stadt überladen war, sind wie der kolossale Napf, in welchem der große Fisch ganz gesotten werden sollte, alle Eines Ursprungs; sogar der Übermuth und die Grausamkeit ihrer Tyrannen läuft meistens aufs Alberne hinaus.

Bloß indem man diese Betrachtungen anstellt, begreift man, wie Seneca, der ein so bedeutendes Leben geführt, dagegen gähnen kann, daß man gute Mahlzeiten liebt, sein Getränk dabei mit Schnee abkühlt, daß man sich des günstigen Windes bei Seeschlachten bedient, und was dergleichen Dinge mehr seyn mögen. Solche Capuzinerpredigten thun keine Wirkung, hindern nicht die

Auflösung des Staates und können sich einer eindringenden Barbarei keineswegs entgegenstellen.

Sollte sich dürfen wir jedoch nicht verschweigen, wie er höchst liebenswürdig in seinem Vertrauen auf die Nachwelt erscheint. Alle jene verschiedenen Naturwege bedenkend, auf die er vermöglich seine Aufmerksamkeit wendet, äußert er ihm als eben so viele untergründliche Räthsel. Aufs Einfachere zu dringen, das Einfache durch eine Erfahrung, in einem Versuch vor die Sinne zu stellen, die Natur durch Entwicklung zu enträtseln, galt noch nicht Sitte geworden. Nun bleibt ihm, bei dem großen Drange, den er in sich fühlt, nichts übrig, als auf die Nachkommen zu hoffen, mit Vorfreude überzeugt zu sein, daß sie mehr wissen, mehr einsehen werden als er, ja ihnen sogar die Selbstgefälligkeit zu gönnen, mit der sie wahrscheinlich auf ihre unwissenden Vorfahren herabsehen würden.

Das haben sie denn auch redlich gethan und thun es noch. Freilich sind sie viel später dazu gelangt, als unser Philosoph sich vorstellen mochte. Das Verderbniß der Römer schwebt ihm fürchterlich vor, daß aber daraus nur allzubald das Barbaren sich entwickeln, daß die verdunkelte Welt völlig untergehen, die Menschheit über ein Jahrtausend verworren und hülflos irren und schwanken würde, ohne auf irgend einen Ausweg zu gerathen, das war ihm wohl unmöglich zu denken, ihm, der das Reich, dessen Kaiser von ihm erzogen ward, in übermäßiger Herrlichkeit vor sich blühen sah.

Zweite Abtheilung.

Zwischenzeit.

Lücke.

Jene früheren Geographen, welche die Charte von Afrika vervollständigen, waren gewohnt, dahin, wo Berge, Flüsse, Städte fehlten, allenfalls einen Elephanten, Löwen oder sonst ein Ungeheuer der Wüste zu zeichnen, ohne daß sie deshalb wären getadelt worden. Man wird uns daher wohl auch nicht verargen, wenn wir in die große Lücke, wo uns die erfreuliche, lebendige, fortschreitende Wissenschaft verläßt, einige Betrachtungen einschieben, auf die wir uns künftig wieder beziehen können.

Die Cultur des Wissens durch innern Trieb um der Sache selbst willen, das reine Interesse am Gegenstand, sind freilich immer das Vornehmste und Nutzbarste; und doch sind von den frühesten Zeiten an die Einsichten der Menschen in natürliche Dinge durch jenes weniger gefördert worden, als durch ein nahe liegendes Bedürfniß, durch einen Zufall, den die Aufmerksamkeit nutzte, und durch mancherlei Art von Ausbildung zu entdeckenden Zwecken.

Es giebt bedeutende Zeiten, von denen wir wenig wissen, Zustände, deren Wichtigkeit uns nur durch ihre Folgen deutlich wird. Diejenige Zeit, welche der Sage nach der Erde zubringt, gehört vorzüglich mit zum Pflanzenleben.

Es giebt auffallende Zeiten, von denen uns wenig, aber höchst Merkwürdiges bekannt ist. Hier treten außerordentliche Individuen hervor, es ereignen sich seltsame Begebenheiten. Solche Epochen haben einen entschiedenen Eindruck, sie erregen große Bilder, die uns durch ihre Einfachheit anziehen.

Die historischen Zeiten erscheinen uns im vollen Tag. Man sieht der lauter Licht keinen Schatten, der lauter Helligkeit keinen Körper, den Wald nicht vor Bäumen, die Menschheit nicht vor Menschen; aber es sieht aus, als wenn jedermann und allem Recht geschähe und so ist jedermann zufrieden.

Die Ersten irgend eines Wesens erscheint uns ja nur, insofern wir uns desselben bewußt werden. Daher sich wird ungerecht gegen die stillen dunklen Zeiten, in denen der Mensch, unbekannt mit sich selbst, aus innerm starken Antrieb thätig war, trefflich vor sich hin wirkte und kein anderes Document seines Daseins zurückließ als eben die Wirkung, welche höher zu schätzen wäre als alle Nachrichten.

Höchst reizend ist für den Geschichtsforscher der Punkt, wo Geschichte und Sage zusammengränzen. Es ist meistens der schönste der ganzen Ueberlieferung. Wann wir uns aus dem bekannten Gewordenen das unbekannte Werden aufzubauen genöthigt finden, so erregt es eben die angenehme Empfindung, als wenn wir eine uns bisher unbekannte geliebte Person kennen lernen und die Geschichte ihrer Bildung lieber herausnähmen als herausforschten.

Nur müßte man nicht so griesgrämig, wie es würdige Historiker neuerer Zeit gethan haben, auf Dichter und Chronikenschreiber herabsehen.

Betrachtet man die einzelne frühere Ausbildung der Zeiten, Gegenden, Ortschaften, so kommen uns aus der dunkeln Vergangenheit überall tüchtige und vortreffliche Menschen, tapfere, schöne, gute in herrlicher Gestalt entgegen. Der Lobgesang der Menschheit, dem die Gottheit so gerne zuhören mag, ist niemals verstummt, und wir selbst fühlen ein göttliches Glück, wenn wir die durch alle Zeiten und Gegenden vertheilten harmonischen Ausströmungen, bald in einzelnen Stimmen, in einzelnen Chören, bald sukzessiv, bald in einem herrlichen Vollgesang vernehmen.

Freilich müßte man mit reinem frischen Ohre hinlauschen, und jedem Vorurtheil selbstsüchtiger Parteilichkeit, mehr vielleicht als dem Menschen möglich ist, entsagen.

Es giebt zwei Momente der Weltgeschichte, die bald auf einander folgen, bald gleichzeitig, theils einzeln und abgesondert, theils höchst verschränkt, bald an Individuen und Völkern zeigen.

Der erste ist derjenige, in welchem sich die Einzelnen neben einander frei ausbilden; dies ist die Epoche des Werdens, des Friedens, des Nährens, der Künste, der Wissenschaften, der Gemüthlichkeit, der Vernunft. Hier wirkt alles nach innen, und strebt in den besten Zeiten zu einem glücklichen, häuslichen Außenbauen; doch löst sich dieser Zustand zuletzt in Parteisucht und Anarchie auf.

Die zweite Epoche ist die des Benutzens, des Krieges, des Verwüstens, der Technik, des Wissens, des Verstandes. Die Wirkungen sind nach außen gerichtet, im schönsten und höchsten Sinne gewährt dieser Zeitpunkt Dauer und Genuß unter gewissen Bedingungen. Leicht artet jedoch ein solcher Zustand in Selbstsucht und Tyrannei aus, wo man sich aber keineswegs den Tyrannen als eine einzelne Person zu denken nöthig hat, es giebt eine Tyrannei ganzer Massen, die höchst gewaltsam und unerbittlich ist.

Man mag ſich die Bildung und Wirkung der Menſchen, unter welchen Bedingungen man will, denken, ſo ſchwanken beide durch Zeiten und Länder, durch Eingenheiten und Maſſen, die proportionirlich und unproportionirlich auf einander wirken; und hier liegt das Incalculable, das Incommenſurable der Weltgeſchichte. Geſetz und Zufall greifen in einander, der betrachtende Menſch aber kommt oft in den Fall, beide mit einander zu verwechſeln, wie ſich beſonders an parteiiſchen Hiſtorikern bemerken läßt, die zwar meiſtens unbewußt, aber doch künſtlich genug, ſich eben dieſer Unſicherheit zu ihrem Vortheil bedienen.

Der ſchwache Faden, der ſich aus dem manchmal ſo breiten Gewebe des Wiſſens und der Wiſſenſchaften durch alle Zeiten, ſelbſt die dunkelſten und verworrenſten, ununterbrochen fortzieht, wird durch Individuen durchgeführt. Dieſe werden in einem Jahrhundert wie in dem andern von der beſten Art geboren und verhalten ſich immer auf dieſelbe Weiſe gegen jedes Jahrhundert, in welchem ſie vorkommen. Sie ſtehen nämlich mit der Menge im Gegenſatz, ja im Widerſtreit. Ausgebildete Zeiten haben hierin nichts voraus vor den barbariſchen: denn Tugenden ſind zu jeder Zeit ſelten, Mängel gemein. Und ſtellt ſich denn nicht ſogar im Individuum eine Menge von Fehlern der einzelnen Tüchtigkeit entgegen? Gewiſſe Tugenden gehören der Zeit an, und ſo auch gewiſſe Mängel, die einen Bezug auf ſie haben.

Die neuere Zeit ſchätzt ſich ſelbſt zu hoch, wegen der großen Maſſe Stoffes, den ſie umfaßt. Der Hauptvortheil des Menſchen beruht aber nur darauf, in wie fern er den Stoff zu behandeln und zu beherrſchen weiß.

Es giebt zweierlei Erfahrungsarten, die Erfahrung des Abweſenden und die des Gegenwärtigen. Die Erfahrung des Abweſenden, wozu das Vergangene gehört, machen wir auf fremde Autorität, die des Gegenwärtigen ſollten wir auf eigene Autorität machen. Beides gehörig zu thun, iſt die Natur des Individuums durchaus unzulänglich.

Die in einander greifenden Menſchen- und Zeitalter nöthigen uns, eine mehr oder weniger unterſuchte Ueberlieferung gelten zu laſſen, um ſo mehr als auf der Möglichkeit dieſer Ueberlieferung die Vorzüge des menſchlichen Geſchichtsſtudiums beruhen.

Ueberlieferung fremder Erfahrung, fremden Urtheils ſind bei ſo großen Bedürfniſſen der eingeſchränkten Menſchheit höchſt willkommen, beſonders wenn von hohen Dingen, von allgemeinen Anſtalten die Rede iſt.

Ein ausgeſprochenes Wort tritt in den Kreis der übrigen, nothwendig wirkenden Naturkräfte mit ein. Es wirkt um ſo lebhafter, als in dem engen Raume, in welchem die Menſchheit ſich ergeht, die nämlichen Bedürfniſſe, die nämlichen Forderungen immer wiederkehren.

Und doch iſt jede Wortüberlieferung ſo bedenklich. Man ſoll ſich, heißt es, nicht an das Wort, ſondern an den Geiſt halten. Gewöhnlich aber vernichtet der Geiſt das Wort, oder verwandelt es doch dergeſtalt, daß ihm von ſeiner frühern Art und Bedeutung wenig übrig bleibt.

Wir ſtehen mit der Ueberlieferung beſtändig im Kampf und jene Forderung, daß wir die Erfahrung des Gegenwärtigen auf eigene Autorität machen ſollten, tritt uns gleichfalls zu einem bedenklichen Streit auf. Und doch fühlt ein Menſch, dem eine originelle Wirkſamkeit zu Theil geworden, den Beruf, dieſen doppelten Kampf perſönlich zu beſtehen, der durch den Fortſchritt der Wiſſenſchaften nicht erleichtert, ſondern erſchwert wird. Denn es iſt am Ende doch nur immer das Individuum, das einer breiteren Natur und breiteren Ueberlieferung Bruch und Störung bieten ſoll.

Der Conflict des Individuums mit der unmittelbaren Erfahrung und der mittelbaren Ueberlieferung, iſt eigentlich die Geſchichte der Wiſſenſchaften: denn was in und von ganzen Maſſen geſchieht, bezieht ſich doch nur zuletzt auf ein tüchtiges Individuum, das alles ſammeln, ſondern, ordnen und vereinigen ſoll; wobei es wirklich ganz einerlei iſt, ob die Zeitgenoſſen ein ſolch Bemühen begünſtigen oder ihm widerſtreben. Denn was heißt begünſtigen, als das Vorhandene vermehren und allgemein machen. Dadurch wird wohl genutzt, aber die Hauptſache nicht gefördert.

Sowohl in Abſicht auf Ueberlieferung als eigene Erfahrung muß nach Natur der Individuen, Nationen und Zeiten ein ſonderbares Entgegenſtreben, Schwanken und Vermiſchen entſtehen.

Gehalt ohne Methode führt zur Schwärmerei; Methode ohne Gehalt zum leeren Klügeln; Stoff ohne Form zum beſchwerlichen Wiſſen, Form ohne Stoff zu einem hohlen Wähnen.

Leider beſteht der ganze Hintergrund der Geſchichte der Wiſſenſchaften bis auf den heutigen Tag aus lauter ſolchen beweglichen in einander fließenden und ſich doch nicht vereinigenden Geſpenſtern, die den Blick dergeſtalt verwirren, daß man die hervortretenden, wahrhaft würdigen Geſtalten kaum recht ſcharf ins Auge faſſen kann.

Ueberliefertes.

Nun können wir nicht einen Schritt weiter gehen, ohne jenes Ehrwürdige, wodurch das Entfernte verbunden, das Zerriſſene ergänzt wird, ich meine das Ueberlieferte, näher zu bezeichnen.

Weniges gelangt aus der Vorzeit herüber als vollſtändiges Denkmal, vieles in Trümmern; manches als Technik, als praktiſcher Handgriff; einiges, weil es dem Menſchen nahe verwandt iſt, wie Mathematik; anderes, weil es immer wieder gefordert und angeregt wird, wie Himmels- und Erd-Kunde; einiges, weil man deſſen bedürftig bleibt, wie die Heilkunſt; anderes zuletzt, weil es der Menſch, ohne zu wollen, immer wieder ſelbſt hervorbringt, wie Muſik und die übrigen Künſte.

Doch von alle dieſem iſt im wiſſenſchaftlichen Falle

nicht sowohl die Art an sich schätzlicher Ueberlieferung. Auch hier verweisen wir nicht. Soll jedoch für uns ein Faden aus der alten Welt in die neue herüberreichen, so müssen wir zweier Hauptmassen gedenken, welche die größte, entschiedenste, ja oft eine tückische Wirkung hervorgebracht haben, der Bibel, der Werke Plato's und Aristoteles.

Jene große Verehrung, welche der Bibel von vielen Völkern und Geschlechtern der Erde zugewendet worden, verdankt sie ihrem innern Werth. Sie ist nicht etwa nur ein Volksbuch, sondern das Buch der Völker, weil sie die Schicksale eines Volks zum Symbol aller übrigen aufstellt, die Geschichte desselben an die Entstehung der Welt anknüpft und durch eine Stufenreihe irdischer und sittlicher Entwickelungen, mehrmaliger und gänzlicher Strafgerichte, bis zu der endlichen Regionen der höchsten Gnadenzeit hinaufsteigt.

Wie das menschliche Herz, den Bildungsgang der Einzelnen kennt, weiß nicht in Abrede sey, daß man einen tüchtigen Menschen tüchtig heranbilden könnte, ohne dabei ein anderes Buch zu brauchen als etwa Tobias Schmidt's Buch, oder Amalias deutsche Grammatik. Wir meinen auch alle die Bibel zu dem Zwecke gelesen, da sie das Musterbuch zu jenen religiösen Gemälden, da das Volk, als dessen Eigenheit sie sich darstellt, auf die Weltbegebenheiten so großen Einfluß ausgeübt hat und noch ausübt.

Es ist uns nicht erlaubt, hier ins Einzelne zu gehen; doch liegt einem Jeden vor Augen, wie in beiden Abtheilungen dieses wichtigen Werkes der geschichtliche Vortrag mit den betrachtenden dergestalt innig verknüpft ist, daß einer dem andern auf- und nachhilft, wie vielleicht in keinem andern Buch. Und was den Inhalt betrifft, so wären nur wenig hinzuzufügen, um ihn bis auf den heutigen Tag durchaus vollständig zu machen. Denn man kann dem alten Testamente einen Auszug aus Josephus beifügen, um die jüdische Geschichte bis zur Zerstörung Jerusalems fortzuführen; wenn man, nach der Apostelgeschichte, eine gedrängte Darstellung der Ausbreitung des Christenthums und der Zerstörung des Judenthums durch die Welt, bis auf die letzten in neuen Missionsunternehmungen sporadischer Männer, bis auf den neuesten Schacher- und Buchstabirtrieb der Bibelkommen Abrahams, einschickte; wenn man der Offenbarung Johannis die reine christliche Lehre im Sinne des neuen Testaments gegenüberstellte, um die verworrene Lehrart der Epochen zu entwirren und aufzulösen: so würde dieses Werk gleich geordnet werden in seinen alten Rang eintreten, nicht nur als allgemeines Buch, sondern auch als allgemeine Schatzkist der Völker zu gelten, und es würde gewiß je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, immer mehr zum Theil als Fundament, zum Theil als Wiederherstellung der Ergänzung, freilich nicht von nationellen, sondern von mehrfach weisen Menschen gesucht werden können.

Die Bibel an sich selbst, und dies hab ich oft wie nicht genug, hat in der ältern Zeit sehr keine Wirkung gehabt. Die Bücher des alten Testaments fanden sich kaum gesammelt, sie waren die Relicte, aus der sie entsprungen, wenig gepflegt; die der Buchstabe war es, um den die Juristen sich sammelten und noch sammeln. Kaum hatte man die Bücher des neuen Testaments vereinigt, als die Streitsucht sich in unendliche Meinungen spaltete. Und so scheint es, daß sich die Menschen nicht sowohl mit dem Werk als mit dem Werkheiligen, und sich über die verschiedenen Auffassungsarten entzweien, die man auf den Text anwenden, die man dem Text unterschieben, mit denen man ihn gültig machen konnte.

Hier werden wir nun genöthigt, jener beiden trefflichen Männer zu gedenken, die wir oben genannt. Es muß Bewunderung, die Verlegenheit an dieser Stelle vermehren, ja nur Schlüsse zu ziehen; also nicht mehr denn das Nothwendigste zu unsern Zwecken.

Plato verbaut sich zu der Welt, wie ein seliger Gott, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu verweilen. Es ist ihm nicht sowohl darum zu thun, sie kennen zu lernen, weil er sie schon voraus sieht, als sie hervorzubringen, uns in mittelbringt und uns für so viel thut, sie durch mitzutheilen. Er bringt in die Tiefen, wo uns sie mit seinem Wesen anzufüllen, als uns sie zu erkennen. Er bewegt sich nach der Höhe, mit Sehnsucht, seinen Ursprung wieder theilhaft zu werden. Alles was er hervorbringt, deutet sich auf ein einig Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes, dessen Zerstörung er in jedem Falle aufzuhalten strebt. Was er sich in Einzelnen von irdischen Wesen zeigt, schmälgt, ja man kann sagen, verkümmert in seiner Methode, in seinem Vortrag.

Aristoteles hingegen stellt sich der Welt wie ein Meister, ein Baumeister dar. Er ist nun einmal hier und soll hier wirken und schaffen. Er erkundigt sich nach dem Boden, aber nicht weiter als bis er Grund findet. Von da bis zum Mittelpunkt der Erde ist ihm das übrige gleichgültig. Er umgiebt einen ungeheuren Grundkreis für sein Gebäude, schafft Materialien von allen Seiten her, ordnet sie, schichtet sie auf und steigt so in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe, wenn Plato, einem Obelisken, zu einer spitzen Flamme gleich, den Himmel sucht.

Wenn ein Paar solcher Männer, die sich gewissermaßen in die Menschheit theilten, als getrennte Repräsentanten herrlicher nicht leicht zu verbindender Eigenschaften auftraten, wenn sie das Glück hatten, sich vollkommen auszubilden, daß an ihnen Anlage und Ausbildung vollkommen auseinander sprachen, und nicht etwa in kurzen lakonischen Sätzen gleich Orakelsprüchen, sondern in ausführlichen, ausgeführten, mannigfaltigen Werken; wenn diese Werke zum Heile der Menschheit ewig blieben, und immerfort mehr oder weniger studirt und betrachtet wurden: so folgt natürlich, daß die Welt, insofern sie als empfindend und denkend angesehen ist, gewinnigt war, sich Einem oder dem Andern hinzugeben, Einen oder den Andern, als Meister, Lehrer, Führer anzuerkennen.

Diese Nothwendigkeit zeigte sich am deutlichsten bei Auslegung der heiligen Schrift. Da sie, bei der Gottähnlichkeit, worin deren Originalität, Vortrefflichkeit, Totalität, ja Unerschöpflichkeit ihren Inhalt, brachte keinen Abschluß mit, wonach sie zu messen worden konnte, es mußte von außen gesucht und an sie gebracht werden, und das ganze Thun derer, die sich damit beschäftigten, Juden und Christen, Heiden und Heilige, Kirchenväter und Ketzer, Concilien und Päpste, Reformatoren und Widersacher, Sämmtlich, indem sie auslegen und erklären, anknüpfen oder suppliren, geschützen oder anwenden wollten, thaten es auf Platonische oder Aristotelische Weise, bewußt oder unbewußt, wie und, um nur die jüdische Schule zu erwähnen, schon die talmudistische und cabbalistische Behandlung der Bibel übergingen.

Auch bei Erklärung und Benutzung der heiligen Schriften, so auch bei Erklärung, Entwickelung und Benutzung der übrigen sich darbietenden Naturerscheinungen, theilte sich das Chor der Weisen und Kunstbeflissenen gar in zwei Parteien. Die Einen waren die sich Anschließenden, Besonnenen, Langsamen, Wissen und Gelehrten, die sich gern sich gleich nach der Platonischen Vorschrift umsetzt. Bemerken wir die Letzten, so finden wir mehr Neigung zur Aristotelischen Behandlungsweise, wie es später bei den Arabern besonders auffällt.

Ja wie die Völker, ſo theilen ſich auch Jahrhunderte in die Verehrung des Plato und Ariſtoteles, bald friedlich, bald in heftigem Widerſtreit; und es iſt als ein großer Vorzug des unſrigen anzuſehen, daß die Hochſchätzung beider ſich im Gleichgewichte hält, wie ſchon Rafael, in der ſogenannten Schule von Athen, beide Männer gedacht und gegen einander über geſtellt hat.

Wir fühlen und wiſſen recht gut, was ſich gegen die von uns aphoriſtiſch entworfene Skizze einwenden läßt, beſonders wenn man von dem, was ihr mangelt, und von dem, was an ihr näher zu beſtimmen wäre, reden wollte. Allein es war die Aufgabe, in möglichſter Kürze hinzuzeichnen, was von Hauptwirkungen über die durch Barbaren geriſſene Lücke in die mittlere und neuere Zeit vor allem andern bedeutend herüberreicht, was in die Wiſſenſchaften überhaupt, in die Naturwiſſenſchaften beſonders und in die Farbenlehre, die uns vorzüglich beſchäftigt, einen dauernden Einfluß ausübte.

Denn andere köſtliche Maſſen des unſchätzbar Ueberlieferten, wie z. E. die Maſſe der griechiſchen Dichter, hat erſt ſpät, ja ſehr ſpät, wieder lebendig auf Bildung gewirkt, ſo wie die Denkweiſen anderer philoſophiſchen Schulen, der Epikuräer, der Skeptiker, auch erſt ſpät für uns einige Bedeutung gewannen.

Wenn wir nun oben ſchon ausgeſprochen und behauptet, daß die Griechen mit allem bekannt geweſen, was wir als Hauptgrund der Farbenlehre anerkennen, und wir als die Hauptmomente derſelben betrachten, ſo bleibt uns nun die Pflicht, dem Natur- und Geſchichtefreunde vor Augen zu legen, wie in der neuern Zeit die Platoniſchen und Ariſtoteliſchen Ueberzeugungen wieder emporgehoben, wie ſie verbreitet oder genutzt, wie ſie vervollſtändigt oder verſtümmelt werden mochten, und wie, durch ein ſeltſames Schwanken älterer und neuerer Meinungsweiſen, die Sache von einer Seite zur andern geſchoben, und zuletzt am Anfang des vorigen Jahrhunderts völlig verſchoben worden.

Autorität.

Indem wir nun von Ueberlieferung ſprechen, ſind wir unmittelbar aufgefordert, zugleich von Autorität zu reden. Denn genau betrachtet, ſo iſt jede Autorität einer Art Ueberlieferung. Wir laſſen die Exiſtenz, die Würde, die Gewalt von irgend einem Dinge gelten, ohne daß wir ſeinen Urſprung, ſein Herkommen, ſeinen Werth deutlich einſehen und erkennen. So ſchätzen und ehren wir z. B. die edeln Metalle beim Gebrauch des gemeinen Lebens, doch ihre großen phyſiſchen und chemiſchen Verdienſte ſind uns dabei ſelten gegenwärtig. So hat die Vernunft und das ihr verwandte Gewiſſen eine ungeheure Autorität, weil ſie unergründlich ſind; ingleichen das was wir mit dem Namen Genie bezeichnen. Dagegen kann man dem Verſtand gar keine Autorität zuſchreiben: denn er bringt nur immer ſeines Gleichen hervor; ſo wie denn offenbar aller Verſtandesunterricht zur Anarchie führt.

Gegen die Autorität verhält ſich der Menſch, ſo wie gegen vieles andere, beſtändig ſchwankend. Er fühlt in ſeiner Dürftigkeit, daß er, ohne ſich auf etwas Drittes zu ſtützen, mit ſeinen Kräften nicht ausdauge. Dann aber, wenn das Gefühl ſeiner Macht und Herrlichkeit in ihm aufgeht, ſtößt er das Hülfreiche von ſich und glaubt für ſich ſelbſt und andere hinzureichen.

Das Kind bequemt ſich meiſt mit Ergebung unter die Autorität der Eltern; der Knabe ſträubt ſich dagegen; der Jüngling entfernt ſie, und der Mann läßt ſie wieder gelten, weil er ſich bereits mehr oder weniger ſelbſt verſchafft, weil die Erfahrung ihn gelehrt hat, daß er ohne Mitwirkung anderer doch nur wenig ausrichte.

Eben ſo ſchwankt die Menſchheit im Ganzen. Bald ſehen wir um einen vorzüglichen Mann ſich Freunde, Schüler, Anhänger, Begleiter, Mitlebende, Mitwirkende, Mitſtreitende verſammeln. Bald fällt eine ſolche Geſellſchaft, ein ſolches Reich wieder in vielerlei Einzelnheiten auseinander. Bald werden Monumente älterer Zeiten, Documente früherer Geſinnungen, göttlich verehrt, buchſtäblich aufgenommen; jedermann giebt ſeine Sinne, ſeinen Verſtand darunter gefangen; alle Kräfte werden aufgewendet, das Schätzbare ſolcher Ueberreſte darzuthun, ſie bekannt zu machen, zu commentiren, zu erläutern, zu erklären, zu verbreiten und fortzupflanzen. Bald tritt dagegen, wie jene bilderſtürmende, ſo hier eine ſcheltſtürmende Wuth ein; es thäte Noth, man vertilgte bis auf die letzte Spur das, was bisher ſo großen Werthes geachtet wurde. Kein ehemals ausgeſprochenes Wort ſoll gelten, alles was weiſe war, ſoll als närriſch erkannt werden, was heilſam war, als ſchädlich, was ſich lange Zeit als fortdauernd zeigte, nunmehr als eigentliches Hinderniß.

Die Epochen der Naturwiſſenſchaften im Allgemeinen und der Farbenlehre insbeſondere, werden uns ein ſolches Schwanken auf mehr als Eine Weiſe bemerklich machen. Wir werden ſehen, wie dem menſchlichen Geiſt das aufgehäufte Vergangene höchſt läſtig wird zu einer Zeit, wo das Neue, das Gegenwärtige gleichfalls gewaltſam einzudringen anſtrebt; wie er die alten Reichthümer aus Verlegenheit, Inſtinkt, ja aus Neuerungsſucht verwirft, wie er wähnt, man könne das Neugeſtaltete durch dieſe Erfahrung in ſeine Gewalt bekommen: wie man aber bald wieder genöthigt wird, Inſtrumente und Methode, Hypotheſe und Theorie zu Hülfe zu rufen, wie man bedauernd abermals in Verwirrung, Gegenſatz, Meinungswechſel, und ſolcher oder ſolcher aus der eingebildeten Freiheit wieder unter den ehernen Scepter einer aufgedrungenen Autorität fällt.

Alles was wir an Materialien zur Geſchichte, was wir Geſchichtliches einzeln ausgearbeitet zugleich überliefern, wird nur der Commentar zu dem Vorgeſagten ſeyn. Die Naturwiſſenſchaften haben ſich bewundernswürdig erweitert, aber keineswegs in einem ſtätigen Gange, auch nicht einmal fortſchreitend, ſondern durch Auf- und Abſteigen, durch Vor- und Rückſchritte, durch in gewiſſer Linie oder in der Spirale; doch ſind ſie dem von ſelbſt verſtellt, daß man in jeder Epoche über ſeine Vorgänger weit erhoben zu ſeyn glaubte. Doch wir müſſen günſtigen Betrachtungen nicht vorgreifen. Da wir die Thränenweiden durch einen labyrinthiſchen Garten zu führen haben, ſo müſſen wir ihnen und uns das Vergnügen manches überraſchenden Anblicks vorbehalten.

Wenn nun derjenige, wo nicht für den Vorzüglichſten, doch für den Begabteſten und Glücklichſten zu halten wäre, der Autoritäten, ihre Gebietsverletzungen genug hätte, ſich mit dem Ueberlieferten völlig bekannt zu machen, und dabei noch Kraft und Muth genug beſitzte, ſein eingeborenes Weſen ſelbſtſtändig auszubilden und das vielfach Aufgenommene nach ſeiner Weiſe zu brauchen und zu belehen: wie erſtaunt muß es nicht ſeyn, wenn dergleichen Männer in der Geſchichte der Wiſſenſchaften und, wiewohl ſelten genug, wirklich begegnen. Ein ſolcher iſt derjenige, zu dem wir uns nun wenden, der uns vor vielen andern trefflichen Männern aus einer ganz regelloſen, aber doch immer noch ſinnigen Zeit, lebhaft und freundig entgegen tritt.

Roger Bacon

von 1216 — 1294.

Die in Britannien durch Römerherrschaft gewirkte Cultur, diejenige, welche früh genug durch das Christenthum daselbst eingeleitet worden, verlor sich nur gar zu bald, vernichtet durch den Zudrang wilder Inselnachbarn und fürchterlicher Schaaren. Wie zurückkehrender, obgleich oft gestörter Ruhe fand sich auch die Religion wieder ein und wirkte auf eine vorzügliche Weise zum Guten. Treffliche Männer blühten sich aus zu Aerzten ihres eigenen Vaterlandes, ja des Auslandes. Klöster wurden gestiftet, Schulen eingerichtet und jede Art besserer Bildung schien sich in diese abgesonderten Länder zu flüchten, sich daselbst zu bewahren und zu steigern.

Roger Bacon war in einer Epoche geboren, welche wie die des Verbens, der freien Ausübung der Eingeborenen neben einander genannt haben, für einen Geist wie der seine, in der günstigsten. Sein eigentliches Geburtsjahr ist ungewiß, aber die Magna Charta war bereits unterzeichnet (1215), als er zur Welt kam, jener große Freiheitsbrief, der durch die Zeiche nachfolgender Zeiten das wahre Fundament jener englischen Nationalfreiheit bewirkten. So sehr auch der Clerus und die Baronen für ihren Vortheil dabei machten gesorgt haben, so gewann doch der Bürgerstand dadurch auf unberechtigte Weise freier Handel gestattet, besonders der Vorkehr mit Auswärtigen völlig ungehindert seyn sollte, daß die Gerichtsverfassung verbessert ward, daß der Gerichtsherr nicht mehr dem Könige folgen, sondern stets an Einem Orte Sitz haben, daß kein freier Mann sollte gefangen gehalten, verbannt oder auf irgend eine Weise zu Freiheit und Leben angegriffen werden, es sey denn, Seinesgleichen hätten über ihn gesprochen, oder es geschähe nach dem Recht des Landes.

Was noch noch in der Verfassung zu wünschen übrig blieb, war in der Ausübung mangelhaft, was durch persönliche Stürme erschüttert werden mochte, die Nation war im Vorschreiten, und Roger brachte sein bisheriges Alter unter der Regierung Königs Eduard des Ersten zu, wo die Gesetzgebungen alle Arten von tüchtlichen Fortgang nahmen und großen Einfluß auf eine vollkommnere Justiz- und Polizeiverfassung hatten. Der dritte Stand wurde mehr und mehr begünstigt und einige Jahre nach Rogers Tode (1297) erhielt die Magna Charta einen solch zu Gunsten der Verbesserung.

Obgleich Roger nur ein Mönch war und sich in dem Besitz seiner Klosterzellen halten mochte, so dringt doch der Hauch solcher Umgebungen durch alle Mauern, und gewiß verbreitet er gedachten nationellen Antagen, daß sein Geist sich über die trüben Vorurtheile der Zeit erhoben und die Zukunft voraussehen konnte. Er war von der Natur mit einem gewissen Grundsatze begabt, mit einem solchen, der sie sich, und andere Sicherheit will, sucht und findet. Seine Schriften zeugen von großer Ruhe, Besonnenheit und Klarheit. Er schätzt die Autorität, nahm sie aber nicht für Vorurtheil und Schwankende der Ueberlieferung. Er ist überzeugt von der Möglichkeit einer Einsicht in Sinnliches und Uebersinnliches, Weltliches und Göttliches.

Zunächst weiß er das Zeugniß der Sinne gehörig anzuerkennen; doch bleibt ihm nicht unbemerkt, daß die Natur dem sich sinnlichen Menschen vielen verbirgt. In scharfsinniger Weise dringt er weiter und wird gewahr, daß er die Kräfte und Mittel dazu in seinem eigenen Busen suchen muß. Hier begegnet seinem sinnlichen Sinne die Mathematik als ein einfaches, eingeborenes, aus ihm selbst hervorspringendes Anschauen, welches er um so mehr ergreift, als man so lange alles Eigene vernachlässigt, die Ueberlieferung auf eine seltsame Weise über einander gehäuft und sie dadurch gewissermaßen in sich selbst zerstört hatte.

Er gebraucht nunmehr sein Organ, um die Vorgänger zu beurtheilen, die Natur zu befragen, und zufrieden mit der Weise, nach der ihm manches gelingt, erklärt er die Mathematik zu dem Hauptschlüssel aller wissenschaftlichen Verborgenheiten.

Je nachdem nun die Gegenstände sind, mit welchen er sich beschäftigt, danach ist auch das Gelingen. In den einfachen physischen Fällen löst die Formel das Problem, in complicirteren ist sie wohl behülflich, deutet auf den Weg, bringt und nähert; aber sie bringt nicht mehr auf den Grund. In den höhern Fällen und nun gar im Organischen und Moralischen bleibt sie ein bloßes Symbol.

Da nun gleich der Stoff, den er behandelt, sehr gehaltvoll ist, auch nichts fehlt, was den sinnenden Menschen interessiren kann, ob er sich schon mit großer Ehrfurcht den erhabenen Gegenständen des Universums nähert; so machen doch den einzelnen Theilen die Wiederholungen und Ausführungen, einzelnen Wissenschaften und Künsten, Umrisse thun, um seine Ideen durchzuführen. Was in ihnen eigenthümlich, fundamental und elementar gewiß ist, erkennt er nicht an; er beachtet bloß die Seite, die sie gegen die Mathematik bieten. So läßt er die Grammatik in Rhetorik, die Logik in Musik auf, und erklärt die Mathematik wegen Sicherheit ihrer Demonstrationen für die höhere Logik.

Indem er nun zwar partiell, aber keineswegs verbannt ist, so fühlt er sehr bald, wo seine Grundmaximen (canones), mit denen er alles ausrichten will, nicht hinreichen, und es schient ihm selbst nicht recht Ernst zu sein, wenn er seinen mathematisch-physischen Maßstab gelegentlich auf göttlichen Dingen anwenden, und durch ein wiegendes Bilderspiel das, was nicht in einander greift, zusammenhängen will.

Bei alle dem läßt ihn sein großes Sicherheitsbedürfniß durchaus feste und entschiedene Schritte thun. Was die Alten erfahren und gedacht, was er selbst gefunden und erfunden, das alles bringt er nicht gerade streng methodisch, aber doch in einem sehr faßlichen natürlichen Vortrag, und vor Irrt und Gewirr. Klebhängt zusammen, alles hat die schönste Folge, und indem das Bekannte klar vor ihm liegt, so ist ihm auch das Unbekannte selbst nicht fremd, daher er denn vermuthet, was noch künftig zu lösen ist und was erst einige Jahrhunderte nachher, durch fortschreitende Beobachtung der Natur und durch eine immer vervollkommte Technik, wirklich gelöst worden.

Mit diesen Ein seine allgemeinen Grundsätze selbst vorzutragen, sowohl weil er innerlich ist, sie an und für sich kennen zu lernen, als auch weil wir dadurch Gelegenheit finden, unsere Uebergangen in seinem Sinne auszusprechen.

„Es giebt manchertei, das wir gewahrden und leicht erkennen; anderes aber, das sie und verborgen ist, weil es nicht von der Natur wohl gekannt wird. Dergleichen sind alle höheren Ideen, Gott und die Engel, die wir zu erkennen die gemeinen Sinne nicht hinreichen. Eher es scheint sich, daß wir auch einen Sinn haben, durch den wir das gleichfalls erkennen, was der Natur bekannt ist, und dieser ist der mathematische: denn durch diesen erkennen wir auch die höheren Ideen, als

den Himmel und die Sterne, und gelangen auf dieſem Wege zur Erkenntniß der übrigen erhabenen Naturen und zwar auch auf eine einfache und leichte Weiſe.»

«Alle natürlichen Dinge werden zum Daſeyn gebracht durch ein Wirkſames und durch eine Materie, auf welche jenes ſeine Thätigkeit ausübt: denn dieſe beiden treffen zu allererſt zuſammen. Denn das Handelnde, durch ſeine Tugend, bewegt und verwandelt die Materie, daß ſie eine Sache werde; aber die Wahrheit des Wirkſamen und der Materie können wir nicht einſehen, ohne große Gewandtheit der Mathematik, ja nicht einmal die hervorgebrachten Wirkungen. Dieſe drei ſind alſo zu beachten, das Wirkende, die Materie und das Gewirkte.»

«Alles Wirkſame handelt durch ſeine Tugend, die es in der untergelegten Materie zur Wirklichkeit bringt. Eine ſolche (abgeleitete) Tugend wird ein Gleichniß, ein Bild, ein Artiges genannt und ſonſt noch auf mancherlei Weiſe bezeichnet. Dieſes aber wird ſowohl durch die Weſenheit als durch das Zufällige, durch das Geiſtige wie durch das Körperliche hervorgebracht, durch die Weſenheit aber mehr, als durch das Zufällige, durch das Geiſtige mehr als durch das Körperliche; und dieſes Gleichartige macht alle Wirkungen dieſer Welt: denn es wirkt auf den Sinn, auf den Geiſt und auf die ganze Materie der Welt durch Erregung der Dinge. Und ſo bringt ein natürlich Wirkſames immer ein und daſſelbe hervor, es mag wirken, worauf es will; weil es hier nicht etwa hörtlingen und wählen kann, ſondern was ihm vorkommt macht es zu Gemeßlichen. Wirkt es auf Sinn- und Verſtandeskräfte, ſo erſtellt das Bild, das Gleichartige, wie ein jeder weiß, aber auch in der Materie wird dieſes Gleichniß gewirkt. Und diejenigen wirkſamen Weſen, welche Vernunft und Verſtand haben, wenn ſie gleich wirken und Verſetzung und Wahl des Willens thun, ſo iſt doch dieſe Wirkung, die Erregung des Gleichniſſes, ihnen ſo gut natürlich als andern Weſen, und ſo vervielfältigt die Weſenheit der Seele ihre Tugend im Körper und außerhalb des Körpers, und ein jeder Körper ſchafft auch außer ſich ſeine Tugenden, und die Engel der Welt durch dergleichen Tugenden.»

«Aber Gott ſchafft die Tugenden aus Nichts, die er allein in den Dingen vervielfältigt. Die erſchaffenen wirkſamen Weſen vermögen dies nicht, ſondern treffen das Ihre auf andere Weiſe, wobei wir uns gegenwärtig nicht aufhalten können. Nur wiederholen wir, daß die Tugenden wirkſamer Weſen in dieſer Welt alles hervorbringen. Dabei iſt aber zweierlei zu bemerken: erſtlich die Vervielfältigung des Gleichniſſes und der Tugend, von dem Urſprung ihrer Zeugung her; zweitens das mannigfaltige Wirken in dieſer Welt, wodurch Fortpflanzung und Verderbniß entſteht. Das Zweite läßt ſich nicht ohne das Erſte begreifen; deshalb wir uns zuerſt an die Vervielfältigung wenden.»

Wie er nun zu Werke geht, die Vervielfältigung der urſprünglichen Tugenden nach Linien, Winkeln, Figuren und ſo fort auf mathematiſche Weiſe zu bewirken, iſt höchſt bedeutend und erfreulich. Beſonders gelingt es ihm, die fortſchreitende Wirkung geiſtlicher und mechaniſcher Kräfte, die wechſelnde Mittheilung erſter Kräfte, vorzüglich auch die Rückwirkungen, auf eine folgereichte und heitere Weiſe abzuleiten. So einfach ſeine Maximen ſind, ſo fruchtbar zeigen ſie ſich in der Anwendung, und man begreift wohl wie ein treues Herz Gemüth ſehr zufrieden ſeyn könne, auf ſolche Weiſe ſich von himmliſchen und irdiſchen Dingen Rechenſchaft zu geben.

Von Farben ſpricht er nur gelegentlich. Auch er ſetzt ſie voraus und erwähnt ihrer mehr beiſpielsweiſe und zu Erläuterung anderer Erſcheinungen, als daß er ſie ſelbſt zu ergründen ſuchte. Wir könnten es alſo hier bei dem Geſagten bewenden laſſen. Dennoch aber doch etwas geſchehe, ſo verſetzen wir uns im Geiſt an ſeine Stelle, nehmen an, das Büchlein von Theophraſt ſey ihm bekannt geweſen, was die Griechen eingeſehen, ſey auch ihm zur Ueberzeugung geworden, ihm wäre nicht entgangen, worauf es eigentlich bei der Sache ankomme, und ſo hätte er nachſtehende kurze Farbenlehre, ſeinen Maximen gemäß, verfaſſen können, die auch uns ganz willkommen ſeyn würde.

Das Licht iſt eine der urſprünglichen, von Gott erſchaffenen Kräfte und Tugenden, welche ſein Gleichniß in der Materie darzuſtellen ſich beſtrebt. Dieſes geſchieht auf mancherlei Weiſe, für unſer Auge aber folgendermaßen.

Das reine Materielle, inſofern wir es mit Augen erblicken, iſt entweder durchſichtig, oder undurchſichtig, oder halbdurchſichtig. Das letzte nennen wir Trübe. Wenn nun die Tugenden des Lichtes durch das Trübe hindurchſtrebt, ſo daß ſeine urſprüngliche Kraft zwar immer aufgehalten wird, jedoch aber immer fortwirkt, ſo erſcheint ſein Gleichniß Gelb und Gelbroth; ſetzt aber ein ſtarkeres dem Trüben Gränze, ſo daß des Lichtes Tugend nicht fortzuſchreiten vermag, ſondern aus dem erhellten Trüben als ein Abglanz zurückkehrt, ſo iſt deſſen Gleichniß Blau und Blauroth.

Achromatiſch begegnet bei durchſichtigen und undurchſichtigen Körpern, ja im Auge ſelbſt.

Dieſe Wirkungen ſind ſehr einfach und beſchränkt. Die Unbeſtändigkeit und Flüchtigkeit der Farben aber ergreift ſich aus der Unbeſtändigkeit und daß die urſprünglichen Farben abermals ihr Gleichniß in der Materie und durch dieſe hervorbringen, welches denn, wie alles Abgeleitete unreiner und ungewiſſer erſcheint, wobei wir jedoch zu bedenken haben, daß eben durch dieſes Abgeleitete, durch dieſes Bild vom Bilde, durch das Gleichniß vom Gleichniß, das Mittel geſchieht und eben dadurch das völlige Verſchwinden der erſten Tugend, Verderbniß und Untergang möglich wird.

Nachſtehendes kann zum Theil als Wiederholung, zum Theil als weitere Ausführung des eben Geſagten angeſehen werden; ſodann aber mag man entſchuldigen, daß hier abermals gelegentlich erregte Gedanken mit aufgeſtiftet ſind.

Die Schriften Bacons zeugen von großer Kühe und Beſonnenheit. Er ſcheint ſehr viel mit Kampf, den er mit der Natur und mit der Ueberlieferung zu beſtehen hat. Er wird gewahr, daß er die Kräfte und Mittel, deren bei ſich ſelbſt ſuchen muß. Hier findet er die Mathematik als ein Inſtrument, aus innern Impuls hervorſpringenden Erfahrung. Er operirt mit demſelben gegen die Natur und gegen ſeine Vorgänger, ſein Unternehmen glückt ihm und er überzeugt ſich, daß Mathematik den Genius zu allem Geſchaffenden liege.

Hat ihm jedoch dieſes Organ bei allem Verſtauen nöthige Dienſte geleiſtet, ſo findet er doch bei ſeinem zarten Gefühle, daß es Regionen gebe, wo es nicht hinreicht. Er ſpricht ſehr deutlich aus, daß ſie in ſolchen Fällen als eine Art von Spielwerk zu brauchen ſey, aber in der Anwendung ſich vermiſche er den rechten Dienſt, den ſie ihm leiſtet, mit dem ſpielenden; wenigſtens

knüpft er beide Arten so genau zusammen, daß er beiden denselben Grad von Ueberzeugung zuschreibt, obgleich sein Symbolisiren manchmal dieß auf ein Mißverhältniß hinauslauft. In diesem Wenigen sind alle seine Tugenden und alle seine Fehler begriffen.

Man darf diese Ansicht sich und Andern nicht überzeugen, daß es eine falsche Anwendung der reinen Mathematik und eben so eine falsche Anwendung der angewandten Mathematik gebe. Offenbar ist die Astrologie aus der Astronomie durch den ehrenvollen Mißgriff entstanden, indem man aus den Wirkungen bekannter Kräfte auf die Wirkungen unbekannter schließ und diese als gleichgültig behandelte.

Man sehe, wie Baco das Mathematische gehörigen und geistlichen Dingen anpaßen will durch ein anmuthiges, belustes Zahlenspiel.

Ein großer Theil dessen, was man gemeiniglich Aberglauben nennt, ist aus einer falschen Anwendung der Mathematik entstanden, deswegen ja auch der Name eines Mathematikers mit dem eines Wahrsagers und Astrologen gleich galt. Man erinnere sich der Signatur der Dinge, der Chiromantie, der Punktirkunst, selbst des Heftnagungens, alle diese Unwesen nimmt seinen wüsten Schein von der hellen aller Wissenschaften, seine Verwerflichkeit von der exaktesten. Man hat daher nichts für verderblicher zu halten, als daß man, wie in der neuern Zeit abermals geschiehet, die Mathematik aus der Vernunft- und Verstandes Region, wo sie Sitz ist, in die Region der Phantasie und Sinnlichkeit fortwährend herabzieht.

Dunklen Zeiten sind solche Mißgriffe nachzusehen, sie gehören mit zum Charakter. Denn eigentlich ergreift der Aberglaube nur falsche Mittel, um einen wahren Vortheil zu befördern, und ist befangen oder zu schelmisch als er gehalten wird, auch so selten in den sogenannten aufgeklärten Jahrhunderten und bei aufgeklärten Menschen.

Denn wer kann sagen, daß er seine unerläßlichen Bedürfnisse immer auf eine reine, richtige, wahre, naturgemäße und nothdürftige Weise befriedige; daß er sich nicht neben dem ersten Thun und Lassen, wie mit Glauben und Hoffnung, so auch mit Aberglauben und Wahn, Leichtsinn und Verzweifel behelfe?

Wie viel falsche Formeln zu Erklärung wahrer und unläugbarer Phänomene finden sich nicht durch alle Jahrhunderte bis zu uns herauf. Die Schriften Luthers enthalten, wenn man will, viel mehr Aberglauben, als in unsern englischen Mönchen. Wie bequem macht sich's nicht Luther durch seinen Teufel, den er überall bei der Hand hat, die wichtigsten Phänomene der allgemeinen und besondern der menschlichen Natur auf eine oberflächliche und barbarische Weise zu erklären und zu behaupten; und doch ist und bleibt er, der er war, außerordentlich für seine und für künftige Zeiten. Bei ihm kam es auf Eins an, es handelte den Gottheit, in dem er sich befand, nur allzu lästig, und indem er sich das ihm Unbegreifende nicht läßlich, mit Hörnern, Schwanz und Klauen dachte, so wurde sein heroisches Gemüth nur desto lebhafter aufgeregt, dem Feindseligen zu begegnen und das Schädliche zu vertilgen.

An dem Neigung Gegen Baconi, das Verkehrte von allen Seiten aufzufassen, das Herz durch das Auge zu gewinnen, wodurch sich eben sein vorzüglicher Geist offenbart, schließt sich eine Eigenheit an, welche gerade deutlicher zu machen nothwendig wird, weil sie schon früher mehrere Irrnisse erregt hat. Aus gewissen Eigenschaften der Körper, die ihm bekannt sind, und gewissen Folgen, die sich von ihrer Verbindung oder von einer gewissen bestimmten Form ziehen lassen, folgert er so richtig, daß er über das, was zu seiner Zeit geschieht war, weit hinausgeht und von Dingen spricht, als wenn sie schon geleistet wären. Das Schießpulver, besonders aber die Feuerröhre, bekundeit er so genau, daß man wie überrascht halten müssen, er habe sie vor sich gehabt, zumal da er ja schon geschliffene Kugeln, Abschnitte von Kugeln in Glas besessen.

Allein wem bekannt ist, wie der Menschengeist verleiten kann, ehe ihm die Technik nachkommt, der wird auch hier nichts Unerhörtes finden.

Und so mögen wir es behandeln, daß es nur Folgerungen bei ihm gewesen. Auch hier bei der angewandten Mathematik geht es ihm, wie bei der reinen. Wer es jene anwendete, wo sie nicht hingehörte, so traut er dieser zu, was sie nicht leisten kann.

Durch die von ihm beschriebenen Gläser soll man nicht allein die entfernten Gegenstände ganz nah, die kleinsten ungeheuer groß im eignen Auge wahrnehmen; sondern diese und andere Bilder sollen auch hinaus in die Luft, in die Atmosphäre, gewissen einer Menge zur Erscheinung kommen. Zwar ist auch dieß nicht ohne Grund. So mancherlei Naturerscheinungen, die auf Refraction und Reflexion beruhen, die viel später erfundene Camera obscura, die Zauberlaterne, das Sonnenmikroskop und ihre verschiedenen Anwendungen haben sein Vorzeigestalten sehr wahrscheinlich wahr gemacht, weil er alle diese Folgen voraussah. Aber die Art, wie er sich über diese Dinge äußert, zeigt, daß sein Apparat nur in seinem Geiste gemischt und daß daher manche emsigere Resultate entsprungen seyn mögen.

Zunächst bemerken wir, daß er, wie alle Erfinder, zwei schwache und gefährliche Gehülfen mit seinen Zeitgenossen angetroffen werden, auch unmittelbar etwas zu thun Raum zu thun. Der Mensch ist so ein lust- und hülfsbedürftiges Wesen, daß man ihm nicht verargen kann, wenn er sich überall umsieht, wo er ein Glück einigen Spaß und in der Bedrängniß einigen Beistand finden kann.

Den Mathematikern sind von jeher die Kriegsleute auf der Spur gewesen, weil man seine Macht gern mechanisch verstehen und jeder Uebermacht große Maschinen mit geringen Kräften entgegensetzen möchte. Daher findet sich bei Baconi die Wiederholung älterer und die Zusicherung neuer derselben Hülfsmittel. Brennspiegel, um in der Ferne die Sonnenstrahlen zu concentriren, Brennstahlspiegel, wodurch dem Feinde mehrere Truppen als eine große Anzahl erscheinen, und andere solche Dinge kommen bei ihm vor, die mehrere der ganz nahen, und die hernach bei erfolgter Technik, geübterer Taschenspielerkunst, und auf andere Weise wenigstens zum Theil möglich gemacht worden.

Daß man ihn der Zauberei angeklagt, das Schicksal hat er mit allen denen gemein, die ihrer Zeit voraus: daß man ihn der Zauberei beschränkt, war damals ganz natürlich. Aber seine Zeit nicht allein hegte diese Ueberzeugung, daß sie hat, was sie kann, wahrnehmen, fassen, gründen, einsammeln, einigen Naturkräften möglich ist, als dem Wollen und der Wirkkraft anzuvertrauen, als gelingig beherrschen, im Widerstreit mit Gott und der Natur gehen heißt.

Auch hierüber ist der Mensch weiter zu schelten noch zu bedauern: denn diese Art von Ehrgeizchen wird er nicht los werden, so lange die Menschheit existirt. Eine solche Ehrsucht erscheint immer wieder, nur unter einer andern Form. Der Mensch will in nur die Wirkungen, die Resultate, selbst die nächsten, sind ihm andere kannt, nur sehr wenige, selten dringende, erscheinen, aufmerksame werden allenfalls gewahr, weder die Wirkung noch ihre.

Man hat es gesagt und mit Recht, der Unglaube sey ein angeborner Wahnsinn, und an dem Leben möchte

gerade unſere Zeit vorzüglich leiden. Eine eitle That wird dem Eigennutz, eine bereitete Handlung der Eitelkeit, das unlautere poetiſche Product einem ſicherhaften Zuſtande zugeſchrieben; ja was noch wunderbarer iſt, das Allervorzüglichſte was hervortritt, das Allermerkwürdigſte was begegnet, wird, ſo lange als nur möglich iſt, verneint.

Dieſer Wahnſinn unſerer Zeit iſt auf alle Fälle ſchlimmer, als wenn man das Außerordentliche, weil es nun einmal geſchah, gezwungen zugab und es dem Teufel zuſchrieb. Der Aberglaube iſt ein Erbtheil energiſcher, großthätiger, fortſchreitender Naturen; der Unglaube das Eigenthum ſchwacher, kleingeſinnter, zurückſchreitender, auf ſich ſelbſt beſchränkter Menſchen. Jene lieben das Erſtaunen, weil das Gefühl des Erhabenen dadurch in ihnen erregt wird, deſſen ihre Seele fähig iſt, und haben nicht ohne eine gewiſſe Apprehenſion geſchafft, ſo ſpukt ſich ihnen dabei leicht ein böſes Princip vor. Eine unmächtige Generation aber wird durchs Erhabene geſtiftet, und da man niemanden zumuthen kann, ſich willig ſtiften zu laſſen, ſo haben ſie völlig das Recht, das Große und Uebergroße, wenn es neben ihnen wirkt, ſo lange zu läugnen, bis es hiſtoriſch wird, da es denn auf gehörige Entfernung in gedämpften Glanze leidlicher anzuſchauen ſeyn mag.

Nachleſe.

Unter dieſer Rubrik mag das wenige Platz nehmen, was wir in unſern Collectaneen, den erſt beſprochenen Zeitpunkt betreffend, vorgefunden haben.

Von den Arabern iſt mir nicht bekannt geworden, daß ſie eine theoretiſche Aufmerkſamkeit auf die Farbe gewendet hätten. Averroes und Avempace mögen, wie aus einigen Citaten zu vermuthen iſt, bei Gelegenheit, daß ſie den Ariſtoteles commentirt, etwas bedeutſames darüber geäußert haben. Das Büchlein des Abenpraß ſcheint ihrer Aufmerkſamkeit entgangen zu ſeyn. Alhazen, von dem ein optiſcher Tractat auf uns gekommen, beſchäftigt ſich mit den Geſetzen des Sehens überhaupt; doch war ihm der im Auge bleibende Eindruck eines angeſchauten Bildes bekannt geworden.

Ueberhaupt mag dieſes phyſiologiſche Phänomen das bleibende, ja das farbig abklingenden Lichteindruckes beim ſinnlichen Naturen jener Zeit nicht verborgen geblieben, weshalb wir eine Stelle des Auguſtinus und eine des Themiſtius als Zeugniß anführen.

Auguſtinus.

Wenn wir eine Zeit lang irgend ein Licht anſchauen, und ſodann die Augen ſchließen, ſo ſchweben vor unſerm Blick gewiß leuchtende Farben, die ſich verſchiedentlich verändern und nach und nach weniger gläuzen, bis ſie zuletzt gänzlich verſchwinden. Dieſe nennen wir für das Ueberbleibende jener Form halten, welche in dem Sinn erregt ward, indem wir das leuchtende Bild erblickten.

Themiſtius.

Wenn jemand den Blick um einen Gegenſtand, den er aufs ſchärfſte betrachtet hat, wegwendet, ſo wird ihm doch die Geſtalt der Bache, die er anſchaute, begleiten, als wenn der ſtärkere Eindruck die Augen beſtimme und in Beſitz genommen hätte. Desgleichen, wenn jemand aus dem Sonnenſchein ſich ins Finſtere begiebt, ſehen die vor großem Glanz irre gewordenen Augen nichts; auch wenn du etwas ſehr Glänzendes oder Grünes länger angeſehen, ſo wird alles, was du hernach in die Augen faßt, gleichfarbig erſcheinen. Nicht weniger, wenn du die Augen gegen die Sonne, oder ſonſt etwas Glänzendes richteſt, und ſodann zurückſt, ſo wird du eine Farbe ſehen, wie etwa Weiß oder Grün, welche ſich allmann in Hochroth verwandelt, ſodann in Purpur, nachher in andere Farben, zuletzt ins Schwarze, von da an aber abnimmt und verſchwindet. Gleichermaßen zerrüttet auch das, was ſich ſchnell bewegt, unſere Augen, ſo daß, wenn du in einen reißenden Strom hinabblickſt, eine Art von Schäumen und Schwindel in dir entſteht, und auch das Stillſtehende ſich vor dir zu bewegen ſcheint.

Luſt am Geheimniß.

Das Ueberlieferte war ſchon zu einer großen Maſſe angewachſen, die Schriften aber, die es enthielten, war im Beſitz von Wenigen; jene Schätze, die von Griechen, Römern und Arabern übrig geblieben waren, ſah man nur durch einen Flor, die vermittelnden Kenntniſſe mangelten; es fehlte völlig an Kritik; aphoriſtiſche Schriften galten den ächten gleich, ja es fand ſich mehr Neigung zu jenen als zu dieſen.

Eben ſo drängten ſich die Beobachtungen einer erſt wieder neu und friſch erblickten Natur auf. Wer wollte ſie ſondern, ordnen und nutzen? Was jeder Einzelne erfahren hatte, wollte er auch ſich zu Vortheil und Ehre gebrauchen; beides wird mehr durch Vorurtheile als durch Wahrhaftigkeit erlangt. Wie nun die früheren, um die Gewandtheit ihrer dialektiſchen Formen zu zeigen, auf allen Katheders ſich öffentlich hören ließen; ſo ſtellt man ſpäter, daß man mit einem geheimreichen Beſitz urſprünglich hatte ſparſamer umgehen. Man verbarg, was dem Verborgenen ſelbſt noch halb verborgen war, und weil es bei einem großen Ernſt an einer vollkommnen Einſicht in die Sache fehlte; ſo entſtand, was und bei Betrachtung jener Bemühungen irre macht und verwirrt, der ſeltſame Fall, daß man verwechſelte, was ſich zu exoteriſcher und was ſich zu eſoteriſcher Ueberlieferung qualificirt. Man verbeſſerte das Gemeine und ſprach das Ungemeine laut, wiederholt und bringend aus.

Wir werden in der Folge Gelegenheit nehmen, die mancherlei Arten dieſer Verfahrens näher zu betrachten. Symbolik, Allegorie, Räthſel, Attrape, Chiffren wurden in Uebung geſetzt. Apprehenſion gegen Kunſtverwandte, Mathematiker-ei, Dünkel, Witz und Geiſt hatten alle gleiches Intereſſe, ſich auf dieſe Weiſe zu üben und geltend zu machen, ſo daß der Gebrauch dieſer Verheimlichungskünſte ſehr lebhaft bis in das ſiebzehnte Jahrhundert hinübergeht, und ſich zum Theil noch in der Sanglehre der Diplomatiker erhält.

Aber auch bei dieſer Gelegenheit können wir nicht umhin, unſern Roger Bacon, von dem nicht genug Gutes zu ſagen iſt, durchaus zu rühmen, daß er ſich bei ſeinen faſtlichen und ſchweren Ueberlieferungsgeſchäften einfach erhalten, ſo lehr, daß wir recht bedauern können, der Schluß ſeiner höchſt ſchätzbaren Schrift de miraculis potestate artis et naturae gehöre nicht ihm, ſondern einem Verfälſcher, der dadurch dieſen kleinen Tractat an eine Reihe nichtsnutziger Schriften anſchließen wollen.

An dieſer Stelle müſſen wir manches, was ſich in unſern Collectaneen vorfindet, bei Seite legen, weil es uns zu weit von dem vorgeſteckten Ziele abziehen würde. Vielleicht zeigt ſich eine andere Gelegenheit, die Bücher, die auch hier abermals entſteht, auf eine ſchickliche Weiſe aufzuſtellen.

Dritte Abtheilung.

Sechzehntes Jahrhundert.

Eine geschichtliche Darstellung nach Jahrhunderten einzutheilen, hat seine Unbequemlichkeit. Mit keinem schneiden sich die Begebenheiten von 25 Menschenleben und Handeln greift aus einem ins andere; aber alle Eintheilungsgründe, wenn man sie genau besieht, sind doch nur von irgend einem Übereinkommen hergenommen. Gewisse Wirkungen zeigen sich entschieden in einem gewissen Jahrhundert, ohne daß man die Verbreitung verfolgen, oder die Nachwirkung singen möchte. Bei der Farbenlehre geben uns die drei nunmehr auf einander folgenden Jahrhunderte Gelegenheit, das was wir vorzutragen haben, in gehöriger Absonderung und Verknüpfung darzustellen.

Doch wir in der so genannten mittlern Zeit für Farb- und Farbenlehre wenig gewonnen, liegt in dem Vorhergehenden mit allgemeinem am Tage. Versuche glückten oder mißrathen, sie sich mit den Denkmalen jener Zeit gar nahme bekannt machen, noch einiges aufzuhellen; vielleicht kann in der Geschichte des Colorits und der Färbekunst noch manches beigebracht werden. Fürs und ganz die Farbenlehre mit dem Gang der übrigen Wissenschaften und Künste scheidend unter, um erst später wieder hervorzutreten. Wenn wir hier und da der Farbe erwähnen finden, so ist es nur gelegentlich, sie wird vorausgesetzt wie das Athmen und Sprechen bei der Mahlzeit. Niemand beschäftigt sich mit ihren Elementen und Verhältnissen, bis endlich diese auffallende Erscheinung, die uns in der Natur so häufig umgibt, auch für das Bewußtsein mit den übrigen Wahrnehmungen aus der Ueberlieferung wieder hervortritt.

In mehreren und verschiedenen Menschen sich mit den sinnlichen Abstractionen Achsen des Unterrichts beschäftigen möchten, dürfte einerseits zeigen sich jene Functionen des Verstandes, die wir meist die höchste nennen dürfen, die Kritik nämlich, das Absondern des Aechten vom Unächten.

Dem Gefühl, der Einbildungskraft ist es ganz gleichgültig, woran sie angeregt werden, da sie bald ganz reine Selbstständigkeiten sind, die sich ihre Verhältnisse nach Belieben hervorbringen, nicht so dem Verstande, der Vernunft. Beide haben einen entschiedenen Bezug auf die Welt; der Verstand will sich nichts Unächtes aufbinden lassen, und die Vernunft verabscheut es.

Diese natürliche Absicht vor dem Unächten und das Sondrungsvermögen sind nicht immer beisammen. Jener sieht wohl, was er will, aber vermag es nicht immer zu beweisen: dieses will eigentlich nichts, aber das Gekannte vermag es darzuthun. Es bewährt sich ohne Übereilung und nimmt auf ohne Eile. Verstand suchte dadurch eine der Absicht gemäße Gründlichkeit. Wenn beides stark, Absicht und Sand zusammen, gelingen viele Bände die Kritik wohl auf der höchsten Stufe.

Die Bibel als ein heiliges anerkanntes Buch, entfernte von sich die Kritik, ja eine nachtheilige Behandlung schien ihr recht angemessen. Den Patriarchen und Kirchenlichen Schriften erging es anfänglich auf ähnliche Weise. Erst später sah man sich nach einem Probirstein um, der nicht so leicht zu finden war. Doch wurde man zuletzt veranlaßt, den Buchstaben dieser Werke näher zu untersuchen; mehrere Abschriften gaben zu Vergleichung Anlaß. Ein richtigeres Verfahren führte zum besseren Überlegen. Dem gesteigerten Manne mußten die dieser Gelegenheit Emendationen in die Hand fallen und der reine Wortverstand immer bedeutender werden.

Die Farbenlehre verdankt auch diesen Bemühungen ihre neuen Anfänge, obgleich das, was auf solche Weise geschehen, für die Folge ohne sonderliche Wirkung blieb. Wir werden unsere Leser zuerst mit Antonius Thylesius etwas näher bekannt machen; ferner das Simon Portius gehalten, welcher die kleine Aristotelische Schrift, deren Verfassung wir früher eingerückt, zuerst übersetzt und commentirt. Ihm folgt Julius Cäsar Scaliger, der im ähnlichen Sinne für uns nicht ohne Bedeutung bleibt, so wie wir denn auch bei dieser Gelegenheit den obigen Aufsatz über Farbenbenennung wieder in Erinnerung zu bringen haben.

Antonius Thylesius.

Als uns in der Epoche der erneuerten Wissenschaften des Antonius Thylesius kleines Buch « de Coloribus » freundlich begegnete, war es uns eine angenehme Erscheinung, um so mehr, als es sich jenem des Aristoteles an die Seite und in gewissem Sinne entgegen stellte. Wir gedachten es zu übersetzen, fanden aber bald, daß man in einer Sprache nicht die Eigenheiten der andern behandeln könne. Es ist nicht selten, indem öfter andern grösseren und kleineren Schriften beigefügt worden, und wir empfehlen es um so mehr, als uns dasselbe das Geschäft einer freien und heiteren Zeit entgegenkommt, und die Jugenden des Verfassers wohl verdienen, daß ihre Wirkungen wiederholt empfunden werden.

Antonius Thylesius war zu Colenza geboren, einer Stadt, die an der Gränze des untern Italien schon seiner Theil nahm. In dem ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts war er Professor zu Mailand. Er gehört unter diejenigen, welche man in der Literargeschichte als Philologen, Redner und Poeten zugleich gerühmt findet. Ein gründliches und doch liberales Studium der Alten regte in solchen Männern die eigene Productionskraft auf, und wenn sie auch eigentlich nicht zu Poeten geboren waren, so schärfte sich doch am Klassischen die Kraft für die Natur und für die Darstellung derselben.

Ein Gleiches ist der ersten gab er 1536 heraus. Die Anmuth des gewählten Gegenstandes zeugt für die Anmuth seines Geistes. Er sieht in demselben sehr kurz und leicht alle Anlage und Kenntniß nur, womit sich Geister und Heroen, Prophet, Helden, Dichter, Schmausende und Leichtragende zu schmücken pflegen, und man begreift sehr leicht, wie bei solcher Gelegenheit ein gefunder Blick auf Farbe mußte aufmerksam gemacht werden.

So finden wir denn auch in der kleinen Schrift über die Farben einen Mann, dem es um das Bestimmte der Idee zu thun ist. Er entgeht ihm nicht, daß die Farben benennungen sehr beweglich sind und von mancherlei Gegenständen gebraucht werden. Er bringt daher auf den ersten Ursprung der Worte, und so weit gleich seinem Etymologiren nicht immer beizukommen, so folgen wir ihm doch gern und belehren uns an und mit ihm.

Beide eben benannte Aufsätze wurden mit seinen übrigen poetischen Schriften von Gerard Geldrer 1565 zu Basel herausgegeben, wobei sich bemerken läßt, daß ihm seine Zeitgenossen eine gewisse Originalität zugestanden, indem sie ihn andern entgegensetzten, die nur durch Ja-

ſammenſtellung von Worten und Phraſen der Alten ein neues Gericht, eine neue Rede hervorzubringen glaubten.

Eine Tragödie, der goldene Regen, kleinere Gedichte, der Cyclop, Galathea u. ſ. w. zeigen genugſam, daß wenn man ihm auch nicht eigentlich einen Poeten nennen darf, einen ſolchen, der einen Gegenſtand zu beleben, das Zerſtreute zur Einheit zwingen kann; ſo müſſen wir doch außer ſeiner antiquariſchen Bildung, einen aufmerkſamen Blick in die Welt, ein zartes Gemüth an ihm rühmen. Er bethätigt die Spitze, den Brennpunkt, das Rohe auf eine Weiſe, die uns überzeugt, daß er in der Mittelgattung von Dichtkunſt, in der beſchreibenden, noch manches Vortreffliche hätte leiſten können. Und ſteht er als Repräſentant manches ſeiner Zeitgenoſſen da, die das Wiſſen mit Anmuth behandelten, und der Anmuth etwas Gewiſſes unterzulegen nöthig fanden.

Mit welchem freien, tiefen und erfurchtsvollen Blick er die Natur angeſehen, davon zeugen wenige Verſe, die wir zu ſeinem Angedenken hier einzurücken uns nicht enthalten können.

Omniparens natura, hominum rerumque creatrix,
Difficilis, facilis, ſimilis tibi, diſſimilisque,
Nulligena, indefeſſa, ferax, te pulchrior ipſa,
Solaque quæ tecum certas, te et victa revincis.
Omnia me nimis afficiunt, quo lumina cunque
Verto libens, nihil eſt non mirum, dædala quod tu
Effingis, rebuſque animam ſimul omnibus affas,
Unde vigent, quæcunque videntur, pabula, frondes,
Et genus aligerum, pecudesque et squamea turba.

Simon Portius.

Das Büchlein von den Farben, welches dem Aberaſtr zugeſchrieben wird, ſcheint in der mittlern Zeit nicht viel gekannt geweſen zu ſeyn; wenigſtens haben wir es auf unſerm Wege nicht citirt gefunden. In der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts nimmt Simon Portius ſich deſſelben an, überſetzt, commentirt es, und giebt ſtatt einer Vorrede eine kleine Abhandlung über die Natur der Farben.

Aus der Zueignung an Cosmus den Erſten, Großherzog von Florenz, lernen wir, daß er von demſelben als Gelehrter begünſtigt und unter den Seinen wohlaufgenommen war. Er hielt über die Ariſtoteliſchen Schriften öffentliche Lehrſtunden, und hatte auch über mehrere ſolche Büchlein in den Ferien geleſen. Später wurde Ueberſetzung und Commentar eine Beſchäftigung ſeiner Arbeit. Es wird wir wiſſen, erſchien die erſte Ausgabe zu Neapel 1537. Diejenige, deren wir uns bedienen, iſt zu Paris 1549 gedruckt.

Sogleich wie ſich einige Bildungsluſt auf der Welt wieder zeigt, treten uns die Ariſtoteliſchen Problemata friſch entgegen. Freilich fanden dieſe ſcharfſinnigen Ueberlieferungen von einer Seite der Natur zu nahe und von einer andern auf einem zu hohen Punkte der gleichſam höchſten Bildung, daß die Aufſinder ihnen platten genugthun ſeyn können. Man verſtand ſie ſelber nicht genugſam, weder ihrer Abſicht nach, noch inſofern ſchon genug durch ſie geleiſtet war. Was alſo gegenwärtig an ihnen geſchah, war eine zwar lobenswerthe, aber meiſt unfruchtbare Mühe.

Sämmtlich in der von Portius vorangeſchickten Vorrede, worin uns etwas über die Natur der Farben verſprochen wird, als auch in den Anmerkungen ſelbſt, welche dem Text beigefügt ſind, ſehen wir einen beſonnenen und zugleich in der Ariſtoteliſchen Schulmethode wohlunterrichteten Mann, und können ihm daher unſere Achtung, ſo wie unſern Dank für das, was wir von ihm lernen, nicht verſagen. Allein der Gewinn, den wir aus einem mühſamen Studium ſeiner Arbeit ziehen, iſt doch nur hiſtoriſch. Wir erfahren, wie die Alten ſich über dieſen Gegenſtand ausgedrückt, wir vernehmen ihre Meinungen und Gegenmeinungen; wir werden von mancherlei Widerſpruch belehrt, den unſer Autor nach ſeiner Art weder zu vergleichen noch zu entſcheiden ſich im Stande befindet.

Von einer eigentlichen Naturanſchauung iſt hier gar die Rede nicht. Das ausgeſprochene Ebert, die gebräuchlichſte Phraſe, die mehr oder weniger zur maleriſchen Definition, werden zum Grund gelegt; das Original, die Ueberſetzung, eine Worterklärung, eine Umſchreibung ergreifen ſich wechſelsweiſe, bald wird einem Worte das andere beigeſellt, bald wird einem Ariſtoteliſchen citirt, Zweifel nicht verſchwiegen, Fragen beantwortet, dem Widerſpruch begegnet und bald beifällig, bald abfällig verfahren, wobei es nicht an Mißverſtändniſſen und Halbverſtändniſſen fehlt; da denn durchaus eine ſorgfältige und fleißige Behandlung an die Stelle einer gründlichen tritt. Die Form des Vortrags, Noten zu einem Text zu ſchreiben, nöthigt zum Wiederholen, zum Zurückweiſen, alles Geſagte wird aber und abermals durch und über einander gearbeitet, ſo daß es dem Ganzen zwar an innerer Klarheit und Conſequenz nicht fehlt, wie irgend einem Karten- und Strin-Spiel; hat man jedoch alles geleſen und wieder geleſen, ſo weiß man wohl etwas mehr als vorher, aber gerade das nicht, was man erwartete und wünſchte.

Solche ſchätzenswerthe und oft nur ſehr geringe Frucht tragende Arbeiten muß man kennen, wenn man in der Folge diejenigen Männer rechtfertigen will, welche von einem lebhaften Trieb zur Sache beſeelt, dieſe Vorarbeiten als Hinderniſſe anſahen, die Ueberlieferung überhaupt anfeindeten und ſich gerade zur Natur wendeten, oder gerade zu ihr hinwieſen.

Wir geben den Anfang auf, einige überſetzte Stellen mitzutheilen, indem ſie weder belehrend noch erfreulich ſeyn können. Auch haben wir ſchon das Brauchbare in unſerm Aufſatze, worin wir die Meinungen und Lehren der Griechen behandeln, aufgeführt, und werden künftig Gelegenheit haben, Eins und Anderes an ſchicklichen Orte zu wiederholen.

Julius Cäſar Scaliger.

Von 1484 bis 1558.

Dieſer merkwürdige Mann brachte ſeine Jugend am Hof, ſein Jünglingsalter im Militärſtande zu, ſuchte ſpäter als Arzt ſeinen Lebensunterhalt und war wegen ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit vor vielen ſeiner Zeitgenoſſen berühmt. Ein ſtarkes Gedächtniß verhalf ihm zu vielem Wiſſen, doch that man ihm wohl nicht Unrecht, wenn man ihm eigentlichen Geſchmack und Urtheilskraft abſprach. Dagegen war er bei einem großen Vorgefühl ſeiner ſelbſt, von dem Geiſte des Widerſpruchs und Streitluſt unabläſſig erregt.

Carban, deſſen wir ſpäter gedenken werden, publicirt eine ſeiner Arbeiten unter dem Titel: de subtilitate. Scaliger findet es gelegen, ſich daran zu üben und verfaßte ein großes Buch gegen ihn, worin er ihm zeigt, daß man mehr wiſſen, genauer bemerken, ſubtiler unterſcheiden und beſtimmter vortragen könne. Dieſes Werk iſt ſeinem Inhalte nach ſchätzbar genug: denn es

ſind eigentlich nur in Stichworten zuſammengeſtellt. Geſtehen wir, wir haben uns nicht unterrichten können, wie manches damals bekannt war, und wie vieles die Wißbegierigen ſchon intereſſirte.

Was Scaliger über die Farben in der Exotericam exercitationem vorzubringen weiß, läßt ſich in zwei Hauptabſchnitte theilen, in einen theoretiſchen und einen etymologiſchen. In dem erſten wiederholt er, was die Alten von den Farben geſagt, theils beifällig, theils mißfällig; er hält ſich auf der Seite des Ariſtoteles, die Platoniſchen Verflechtungsarten wollen ihm nicht einleuchten. Da er aber keinen eigentlichen Standpunkt hat, ſo iſt es auch nur ein Hin- und Widerreden, wodurch nichts ausgemacht wird.

Bei dieſer Gelegenheit läßt ſich jene Betrachtung anſtellen, die uns auch ſchon früher entgegendrang: welch eine andere wiſſenſchaftliche Anſicht würde die Welt gewonnen haben, wenn die griechiſche Sprache lebendig geblieben wäre und ſich anſtatt der lateiniſchen verbreitet hätte.

Die wenigen ſorgfältigen griechiſchen und lateiniſchen Ueberſetzungen hatten ſchon früher manches Unheil angerichtet, aber auch die ſorgfältigſte Ueberſetzung bringt immer etwas Fremdes in die Sache, wegen Verſchiedenheit des Sprachgebrauchs.

Das Griechiſche iſt durchaus naiver, zu einem natürlichen, heitern, geiſtreichen, äſthetiſchen Vortrag glücklicher Naturanſichten viel geſchickter. Die Art, durch Verbe, beſonders durch Infinitiven und Participien zu ſprechen, macht jeden Ausdruck tüchtig; es wird eigentlich durch das Wort nichts beſtimmt begränzt und feſtgeſetzt, es iſt nur eine Andeutung, um den Gegenſtand in der Einbildungskraft hervorzurufen.

Die lateiniſche Sprache dagegen wird durch den Gebrauch der Subſtantiven entſchieden und beſtimmter. Der Begriff iſt im Worte feſtig aufgeſtellt, im Worte erſtarrt, mit welchem nun als einem wirklichen Gegenſtande gewirkt wird. Wie worden ſpäter Urſache haben, an dieſe Betrachtungen wieder zu erinnern.

Was den ſpeciellen, etymologiſchen Theil betrifft, ſo iſt derſelbe ſchätzenswerth, weil er uns mit vielen lateiniſchen Farbenbenennungen bekannt macht, wodurch wir den Theokrit und andere klaſſiſchen Dichter.

Wir führen hier eine Bemerkung bei, hoch mit Vorſicht, weil ſie uns nicht zu weit führen könnte. In unſerm kleinen Aufſatz über die Farbenbenennungen der Griechen und Römer, haben wir auf die Vergleichung der Farbenbenennungen bei den Alten aufmerkſam gemacht; doch iſt nicht zu vergeſſen, wie dieſe derſelben bei ihrem Urſprunge ſogleich fixirt worden: denn gerade durch dieſen Widerſtreit der Sinne und Vorgeſichte wird die Anwendung der Farbenbenennungen bis auf den heutigen Tag noch immer ſchwierig.

Sie einfach auch die Farben in ihren elementaren Erſcheinung ſein mögen, ſo werden ſie doch unendlich mannigfaltig, wenn ſie aus ihrem reinen und gleichſam abſtracten Zuſtande ſich in der Wirklichkeit manichfaten, beſonders an Körpern, wo ſie tauſend Zufälligkeiten ausgeſetzt ſind. Dadurch entſpringt eine Individualiſirung die uns Verlegenheit, wohin keine Sprache, ja alle Sprachen der Welt zuſammengenommen, nicht ausreichen.

Man ſieht aber die meiſten Farbenbenennungen haben ausgegangen, daß man einen individuellen Fall als ein Beiſpiel ergriffen, um, nach ihm und an ihm, andere ähnliche zu bezeichnen. Wenn uns nun das Alterthum dergleichen Worte ſchon genugſam überliefert, ſo iſt in der Folge der Zeit, durch eine ausgebreitetere Kenntniß der Welt, natürlicher Körper, ja ſo vieler Kunſtproducte, bei jeder Nation ein neuer Zuwachs von Terminologie entſtanden, die immer aufs neue wieder auf bekannte und unbekannte Gegenſtände angewendet, neue Verwirrung bringt, neue Zweifel und Irrungen hervorbringt; wobei denn doch zuletzt nichts weiter übrig bleibt, als den Gegenſtand, von dem die Rede iſt, recht genau zu kennen, und ihn ſo möglich in der Einbildungskraft zu behalten.

Zwiſchenbetrachtung.

Da wir durch erſtgedachte drei Männer in das Alterthum wieder zurückgeführt werden, ſo erinnern wir uns billig deſſen, was früher, die naturwiſſenſchaftlichen Einſichten der Alten betreffend, bemerkt worden. Sie wurden nämlich als tüchtige Menſchen von den Naturbegebenheiten aufgeregt und betrachteten mit Verwunderung die natürlichen Phänomene, die uns täglich und ſtündlich umgeben, und wodurch die Natur ihnen eher verſchleiert als aufgedeckt ward.

Wenn wir eben dem gläubigen theoretiſchen Bemühen mancher Männer voll Gerechtigkeit widerfahren laſſen; ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß man ihren Theorien meiſtens einen empiriſchen Urſprung nur allzuſehr anſieht. Denn was war ihre Theilung natürlicher Uranfänge in vier Elemente anders, als eine nothdürftige Regel, nach welcher ſich die erſcheinenden Erſcheinungen allenfalls ordnen und mit einiger Methode vortragen ließen? Die ſubtile Zahl, die in ihr enthaltene doppelte Symmetrie, und die daraus entſpringende Bequemlichkeit machte eine ſolche Lehre zur Fortpflanzung geſchickt, und obgleich aufmerkſamere Beobachter mancherlei Zweifel erregten, manche Frage aufwerfen mochten; ſo blieb doch Schule und Menge dieſen Vorſtellungs- und Einbildungs-Art getreu.

In der neuern Zeit trieb die Chemie eine Hauptveränderung hervor; ſie zerlegte die natürlichen Körper und ſetzte daraus künſtliche auf mancherlei Weiſe wieder zuſammen; ſie verſtärkte eine wirkliche Welt, um eine neue, bisher unbekannte, kaum möglich geſchienene, nicht geahnete wieder hervor zu bauen. Nun ward man genöthigt, über die wahrſcheinlichen Anfänge der Dinge und über das daraus Entſprungene immer mehr nachzudenken, ſo daß man ſich bis an unſere Zeit zu immer neuen und höheren Vorſtellungsarten heraufgehoben ſah, und daß um ſo mehr, als der Chemiker mit dem Phyſiker einen unauflöslichen Bund ſchloß, um dasjenige, was bisher als einfach erſchienen war, wo nicht in Theile zu zerlegen, doch wenigſtens in den mannigfaltigſten Bezug zu ſetzen, und ihm eine bewundernswürdige Vielſeitigkeit abzugewinnen. In dieſer Rückſicht haben wir in unſern Jahren den gegenwärtig nur einen einzigen Mannes zu gedenken.

Paracelſus,

geb. 1493, geſt. 1565.

Man iſt gegen den Geiſt und die Talente dieſes außerordentlichen Mannes in der neuern Zeit mehr als in einer früheren gerecht, daher man aus eine Schilderung deſſelben gern verzichtet. Uns iſt es deshalb merkwürdig, weil er den Alten hergiebig anführt, welche auf den Grund der chemiſchen Farben-erſcheinung und Veränderung zu dringen ſuchen.

Paracelſus hielt zwar noch vier Elemente feſt, jedoch nur aber wieder aus drein zuſammengeſetzt, aus Sal, Sulphur und Mercurius, wodurch ſie denn ſämmtlich angeregt, ihrer Verſchiedenheit und Unähnlichkeit,

wieder in einen gewiſſen Bezug unter einander kamen.

Mit dieſen drei Uranfängen ſcheint er dasjenige ausdrücken zu wollen, was man in der Folge alkaliſche Grundlagen, ſäurende Wirkſamkeiten, und begeiſtende Vereinigungsmittel genannt hat. Den Urſprung der Farben ſchreibt Paracelſus dem Schwefel zu, wahrſcheinlich daher, weil ihm die Wirkung der Säuren auf Farbe und Farbenerſcheinung am bedeutendſten auffiel, und im gemeinen Schwefel ſich die Säure im hohen Grade manifeſtirt. Hat ſodann jedes Element ſeinen Antheil an dem bisher verſtandenen myſtiſchen Schwefel, ſo läßt ſich auch recht ableiten, wie in den verſchiedenſten Fällen Farben entſtehen können.

So viel für diesmal; in der Folge werden wir ſehen, wie ſeine Schüler und Nachkommen dieſe Lehre erweitert und ihr durch mancherlei Deutungen zu helfen geſucht.

Alchymiſten.

Auf eben dieſem Wege gingen die Alchymiſten fort und muſten, weil darunter wenig originelle Geiſter, hingegen viele Nachahmer ſich befanden, immer tiefer zur Geheimnißkrämerei ihre Zuflucht nehmen, deren Dunkelheiten aus dem vorigen Jahrhundert herüber gekommen waren. Daher die Monotonie aller dieſer Schriften.

Betrachtet man die Alchymie überhaupt, ſo findet man an ihr dieſelbe Entſtehung, die wir oben bei anderer Art Aberglauben bemerkt haben. Es iſt der Mißbrauch des Aechten und Wahren, ein Sprung von der Idee, vom Möglichen, zur Wirklichkeit, eine falſche Anwendung ächter Gefühle, ein lügenhaftes Zuſagen, wodurch unſern höchſten Hoffnungen und Wünſchen geſchmeichelt wird.

Hat man jene drei erhabenen unter einander in innigſten Bezug ſtehenden Ideen, Gott, Tugend und Unſterblichkeit, die höchſten Forderungen der Vernunft genannt; ſo giebt es ebenfalls drei ihnen entſprechende Forderungen der höheren Sinnlichkeit, Geſundheit und langes Leben. Geld iſt ſo unbedingt mächtig auf der Erde, wie wir uns Gott im Weltall denken. Geſundheit und Langlichkeit faſſen zuſammen. Wir wünſchen einen geſunden Geiſt in einem geſunden Körper. Und das lange Leben tritt an die Stelle der Unſterblichkeit. Wenn es nun eben iſt, jene drei hohen Ideen in ſich zu erregen und für die Ewigkeit zu cultiviren, ſo wäre es doch auch gar zu wünſchenswerth, ſich ihrer irdiſchen Repräſentanten für die Zeit zu bemächtigen. Ja dieſe Wünſche müſſen leidenſchaftlich in der menſchlichen Natur gleichſam wüthen und ſinnen nur durch die höchſte Bildung ins Gleichgewicht gebracht werden. Was wir auf ſolche Weiſe wünſchen, halten wir gern für möglich; wir ſuchen es auf alle Weiſe, und derjenige, der es uns zu liefern verſpricht, wird unbedingt begünſtigt.

Daß ſich hierbei die Einbildungskraft ſogleich thätig ergeige, läßt ſich erwarten. Jene drei oberſten Erforderniſſe zur höchſten irdiſchen Glückſeligkeit ſchienen ſo nahe verwandt, daß man ganz natürlich findet, ſie auch durch ein einziges Mittel erreichen zu können. Es führt zu ſehr angenehmen Betrachtungen, wenn man den poetiſchen Theil der Alchymie, wie wir ihn wohl nennen dürfen, mit freiem Geiſte behandelt. Wir finden ein aus allgemeinen Begriffen entſpringendes auf einen gehörigen Naturgrund aufgebautes Mährchen.

Erſtes Materiell. Es muß es ſeyn, aber die erſte allgemeine Materie, eine jungfräuliche Erde. Wie wir ſie finden, wie ſie zu bearbeiten, darüber iſt die ewige Ausführung alchymiſcher Schriften, die mit einem unerträglichen Einerlei, wie ein anhaltendes Glockengeläute, mehr zum Wahnſinn als zur Andacht hinbränge.

Eine Materie ſoll es ſeyn, ein Unorganiſirtes, das durch eine der organiſchen ähnliche Behandlung verbeidt wird. Hier iſt ein Ey, ein Sperma, Mann und Weib, vierzig Wochen, und ſo entſpringt zuglaich der Stein der Weiſen, das Universal-Medicin und der allerl fertige Geiſter.

Die Farbenerſcheinungen, welche dieſe Operation begleiten, und die uns eigentlich hier am meiſten intereſſiren müſſen, geben zu keiner bedeutenden Bemerkung Anlaß. Das Weiſe, das Schwarze, das Rothe und das Bunte, das bei chemiſchen Verſuchen vorkommt, ſchreint vorzüglich die Aufmerkſamkeit gefeſſelt zu haben.

Sie legten jedoch in alle dieſe Beobachtungen keine Folge, und die Lehre der chemiſchen Farben erhielt durch ſie keine Erweiterung, wie doch hätte geſchehen können und ſollen. Denn da ihre Operationen ſämmtlich auf Uebergänge, Metaſchematiſmen und Vermittlungen hindeuteten, und man dabei eine jede, auch die geringſte Veränderung des bearbeiteten Körpers zu beachten Urſache hatte; ſo wäre z. B. jene höchſt bedeutende Würkung der Farbennatur, die Steigerung, am erſten zu bemerken und, wenn auch nur irrig, als Hoffnungsgrund der geheimnißvollen Arbeit anzuſehen geweſen. Wir erinnern uns jedoch nicht, etwas darauf Bezügliches gefunden zu haben.

Uebrigens mag ein Muſterſtück, wie ſie ihr Geſchäft überhaupt, beſonders aber die Farbenerſcheinung behandelt, in der Ueberſetzung hier Platz finden.

Caſſil, ein fabelhafter König von Aegypten, unterhält ſich mit einem philoſophiſchen Einſiedler Morienus, um über das große Werk des wunderbaren Steins belehrt zu werden.

Der König. Von der Natur und dem Weſen jenes großen Werkes haſt du mir genug eröffnet, nun würdige mich auch, mir deſſen Farbe zu offenbaren. Dabei möchte ich aber wohl Allegorie noch Gleichniße hören.

Morienus. Es war die Art der Weiſen, daß ſie ihr Aſſot von dem Stein und mit dem Stein immer verfertigten. Dieſes aber aſſotet, ehe ſie damit etwas anderes färbten. Aſſot iſt ein arabiſcher Ausdruck und könnte lateiniſch Limus verdunciſch werden. O guter König, Dir ſey genug, was ich hier vorbringe. Laß und zu ältern Zeugniſſen zurückkehren, und verlangt Du ein Beiſpiel, ſo nimm die Worte Dutin des Philoſophen wohl auf, denn er ſagt: Unſer Lato, ob er gleich zuerſt roth iſt, ſo iſt er doch weniß; wird er aber noch der Röthe ins Weiße verwandelt, ſo hat er großen Werth. Demungeachtet ſprichet Dutin zum Euthiset: O Euthiset, dieſes wird alles feſt und wohrhaft bleiben; denn ſo haben die Weiſen davon geſprochen: Die Schwärze haben wir weggenommen, und nun mit dem Salz Anatron, d. i. Salpeter, und Almigabir, deſſen Eigenſchaft kalt und trocken iſt, halten wir die Weiße feſt. Demungeachtet gehen wir ihm den Namen Borreza, welches Arabiſch Tinktur heißt. Das Wort aber Dutin des Philoſophen wird durch Hermes Wort beſtätigt. Hermes aber ſagt: Zuerſt iſt die Schwärze, nachher mit dem Salz Anatron ſeigt die Weiße. Zuerſt war es roth und zuletzt weiß, und ſo wird alle Schwärze weggenommen und ſodann in ein helles leuchtendes Roth verwandelt. Maria ſagt gleichfalls: Wenn Lato mit Lychrie, d. h. mit Schwefel, verbrennt, und das Weißliche drauf gegoſſen wird, ſo daß deſſen Hitze aufgehoben werde, dann wird die Dunkelheit und Schwärze davon weggenommen und derſelbe in das reinſte Gold verwandelt. Recht weniger ſagt Dutin der Philoſoph: Wenn du aber Lato mit

Schwefel verbrennt und das Weibliche wiederholt auf ihn gleicht, so wird seine Natur aus dem Guten ins Bessere mit Hülfe Gottes gewendet. Auch ein anderer sagt: Wenn der reine Laton so lange arbeitet wird, bis er wie Feichungen glänzt, so ist seine Reinlichkeit zu ermessen. Dann selbst zu wissen, daß er zu seiner Natur und zu seiner Farbe zurückkehrt. Ein anderer sagt gleichfalls: Je mehr etwas gewaschen wird, desto klarer und besser erscheint es. Wird er nicht abgewaschen, so wird er nicht erscheinen, noch zu seiner Farbe zurückkehren. Desgleichen sagt Maria: Nichts ist, was dem Lote die Dunkelheit noch die Farbe vergehmen könne, aber Aqor ist gleichsam seine Decke, nämlich zuerst, wenn er gekocht wird: denn er klärt ihn und macht ihn weiß; dann aber beherrscht Lato den Aqor, macht ihn zu Wein, d. i. roth.

Wie sehr der König Gaid durch diese Unterhaltung sich erbaut und aufgeklärt gefunden habe, überlassen wir unsern Lesern selbst zu beurtheilen.

Zwischenbetrachtung.

Mit befinden uns nunmehr auf dem Punkte, wo die Schreibung der Alten und neuern Zeit immer bedeutender wird. Ein gewisser Bezug aufs Alterthum geht noch immer ununterbrochen und mächtig fort; doch finden wir von nun an mehrere Menschen, die sich auf ihre eigenen Kräfte verlassen.

Man sagt von dem menschlichen Herzen, es sey ein trotzig und verzagtes Wesen. Von dem menschlichen Geiste darf man nicht ähnliches prädiciren. Er ist unbeugsam und unzerstörlich und zugleich muthig und geduldig. Er findet nach Erfahrung und in ihr nach einer erweiterten reinern Thätigkeit, und dann bebt er wieder höher zurück, und zwar nicht mit Unrecht. Wie er verschreitet, stellt er immer mehr, wie er bedingt sey, daß er weiter vordringen müsse, indem er gewinnt: denn das Mehrere wie auch Vielfache sind nothwendige Bedingungen des Daseyns gebunden.

Daher wohnt man sich im Wissenschaftlichen so lange als nur möglich für das Hergebrachte, und es entstehen heftige, langwierige Streitigkeiten, theoretische sowohl als praktische Raisonnements. Hieraus haben uns das funfzehnte und sechzehnte Jahrhundert die lebhaftesten Beispiele. Die Welt ist kaum durch Entdeckung neuer Länder unmäßig in die Länge ausgedehnt, so muß sie sich schon in sich selbst als rund abschließen. Kaum deutet die Magnetnadel nach entschiedenen Weltgegenden, so beobachtet man, daß sie sich dann so entschieden zur Erde neiget.

Im Sittlichen gehen ähnliche große Wirkungen und Gegenwirkungen vor. Das Schießpulver ist kaum erfunden, so verliert sich die persönliche Tapferkeit aus der Welt, oder nimmt wenigstens eine andere Richtung. Das tüchtige Vertrauen auf seine Faust und Gott läßt sich auf in die blindeste Ergebenheit unter ein unausweichlich bestimmendes, unwiderstehlich gebietendes Schicksal. Kaum wird durch Buchdruckerei Cultur allgemeiner verbreitet, so macht sich schon die Geister rebellisch, um bisherige einzunehmen, und bisher in einem natürlich beschränkten Kreis frei gewesen war.

Doch unter allen Entdeckungen und Hervorbringungen möchte nichts eine größere Wirkung auf den menschlichen Geist hervorgebracht haben, als die Lehre des Experimentes. Kaum war die Welt als rund anerkannt und in sich selbst abgeschlossen, so setzte sie auf das ungeheure Vermögen Vergicht thun, der Mittelpunkt des Weltalls zu seyn. Niemand ist noch nie eine größere Forderung an die Menschheit geschehen: denn man ging nicht allein durch diese Anerkennung in Dunst und Rauch auf: ein zweites Paradies, eine Welt der Unschuld, Dichtkunst und Frömmigkeit, das Zeugniß der Sinne, die Ueberzeugung eines poetisch religiösen Glaubens; sein Wunder, daß man dies alles nicht wollte fahren lassen, daß man sich auf alle Weise einer solchen Lehre entgegensetzte, die derjenigen, der sie annahm, zu einer bisher unbekannten, zu ungeahnten Denkfreiheit und Großheit der Gesinnungen berechtigte und aufforderte.

Wir sagen noch zwei Bemerkungen hinzu, die uns in der Geschichte der Wissenschaften überhaupt und der Farbenlehre besonders, leitend und nützlich seyn können.

In jedem Jahrhundert, ja in jedem Jahrzehend werden tüchtige Entdeckungen gemacht, geschehen unerwartete Begebenheiten, treten vorzügliche Menschen auf, welche neue Ansichten verbreiten. Weil aber solche Ereignisse sich gewöhnlich nur auf partielle Gegenstände beziehen, so wird die ganze Masse der Ansichten und ihre Aufmerksamkeit dahin gelenkt. Dergleichen mehr oder weniger ausschließende Beschäftigungen ziehen ein solches Zeitalter von allem Uebrigen ab, so daß man weder an das Wichtige denkt, was schon da gewesen, noch an das, was noch zu thun sey, bis denn endlich das begünstigte Particulare genugsam durchgearbeitet in den allgemeinen Kreis des Bekannten mit eintritt und nunmehr still fortwirkt, ohne ein besonders lebhaftes Interesse weiter zu erregen.

Alles ist in der Natur aufs innigste verknüpft und verbunden, und selbst was in der Natur getrennt ist, mag der Mensch gern zusammenbringen und zusammenhalten. Daher kommt es, daß gewisse einzelne Naturerscheinungen schwer vom Uebrigen abzulösen sind und nicht leicht durch Vortrag didaktisch abgethan werden.

Mit der Farbenlehre war dieses besonders der Fall. Die Farbe ist eine Zugabe zu allen Erscheinungen, und obgleich immer eine wesentliche, doch oft scheinbar eine zufällige. Deshalb konnte es kaum jemand begehren, sie an und für sich zu betrachten, und besonders zu behandeln. Auch geschieht dieses nun und hinaus zum ersten Mal, indem alle früheren Bearbeitungen nur gelegentlich geschahen und von der Seite des Beobachters oder Widersachers, bei einzelnen oder einzelnen Vorkommnis, aber sonst, eingeleitet werden.

Diese beiden Umstände werden wir also nicht aus dem Auge verlieren und bei den verschiedenen Epochen anzeigen, womit die Naturforscher besonders beschäftigt gewesen, wie auch bei welchem eigenen Anlaß die Farbe wieder zur Sprache kommt.

Bernardinus Telesius,

geb. 1508, gest. 1588.

Durch die Buchdruckerei wurden mehrere Schriften der Alten verbreitet. Aristoteles und Plato fesselten nicht allein die Naturforscher; auch andere Meinungen und theoretische Gesinnungen wurden bekannt, und ein jeder Kopf konnte sich die eine oder die andere zur Nachfolge wählen, je nachdem sie ihm seiner Denkweise gemäß schien. Dennoch hatte Naturleben im Allgemeinen so großes Gewicht, daß man kaum etwas zu behaupten unternahm, was nicht früher von einem Alten schon zugelassen worden; wobei man jedoch zu bemerken nicht unterlassen kann, daß sie den abgeschlossenen Kreis menschlicher Vorstellungsarten völlig, wenn gleich oft

nur flüchtig und genialisch, durchlaufen hatten, so daß der Neuere, indem er sie näher kennen lernt, seine geglaubte Originalität oft beschämt sieht.

Daß die Elemente, wonach Aristoteles und die Seinigen die Anfänge der Dinge darstellen und eintheilen wollen, empirischen, und wenn man will, poetischen Ursprungs seyen, war einem frei aufblickenden Geiste nicht schwer zu entdecken. Telesius fühlte, daß man, um zu Anfängen zu gelangen, ins Einfachere gehen müsse. Er setzt daher die Materie voraus und stellt sie unter den Einfluß von zwei empfindbaren, aber ungreiflichen Prinzipien, der Wärme und Kälte. Was er hiebei frühern Ueberlieferungen schuldig, lassen wir unentschieden.

Genug, er faßte jene geheimnißvolle Hypothese und Diataxe, aus der sich alle Erscheinungen entwickeln, gleichfalls unter einer empirischen Form auf, die aber doch, weil sie sehr allgemein ist, und die Begriffe von Ausdehnung und Zusammenziehung, von Solidescenz und Liquescenz hinter sich hat, sehr fruchtbar ist und eine höchst mannigfaltige Anwendung leidet.

Wie Bernardinus diesen gelehrten und wie er denn doch zuletzt empfunden, daß sich nicht alle Erscheinungen unter seiner Formel aussprechen lassen, ob sie gleich überall hindeutet, denen bekannt und die Geschichte der Philosophie einen weitern. Was aber für uns höchst merkwürdig ist, er hat ein Büchlein de colorum generatione geschrieben, das 1570 zu Neapel in Quart herauskam. Wir haben es leider nie zu sehen Gelegenheit gehabt und wissen nur so viel, daß er die Farben gleichfalls sämmtlich aus den Prinzipien der Wärme und Kälte ableitet. Da auch unsere Absicht hierbey nur auf einem Gegensatz beruht, so würde es interessant seyn zu sehen, wie er sich bekommen und in welchen sich schon eine Annäherung an das, was wir hier machen, bei ihm zeige. Wir wünschen dieses um so mehr zu erfahren, als im achtzehnten Jahrhundert Westfeld mit dem Gedanken hervortritt, daß die Farbe, wenn sie auch nicht der Wärme zuzuschreiben sey, doch wenigstens mit derselben und ihren Modificationen in genauer Verwandtschaft stehe.

Hieronymus Cardanus,
geb. 1501, gest. 1576.

Cardan gehört unter diejenigen Menschen, mit denen die Nachwelt nie fertig wird, über die sie sich nicht leicht ein Urtheil vereinigt. Bei großen angeborenen Vorzügen konnte er sich doch nicht zu einer gleichmäßigen Bildung erheben; es blieb immer etwas Einseitiges und Verworrenes in seinen Studien, seinem Charakter und ganzen Wesen zurück. Man mag übrigens an ihm noch so vieles Tadelnswerthe finden, so muß er doch bei großen Fehlern gerühmt werden, daß er ihm ernstlich um die höhern Dinge, als um sich selbst Ernst und zwar recht bitteren Ernst gewesen, weshalb denn auch seine Behandlung sowohl der Gegenstände als des Lehrens bis an sein Ende leidenschaftlich und heftig war. Er konnte sein eigenes Naturell bis auf einem gewissen Grad, doch konnte er das ins höchste Alter nicht darüber Herr werden. Gar oft haben wir bei ihm, seiner Umgebung und seinem Bestreben, an Tollheit denken müssen, um so mehr, als beide gleichzeitig spielte. Auch die Biographien oder Confessionen helfen, wie man sie mehr nennen kann, treffen darin zusammen, daß die Verfasser, ob schon mit Mißbilligung, doch auch zugleich mit einigem Behagen von ihren Fehlern sprechen, und in ihrer Natur sich immer eine Art von Selbstgefälligkeit über das Vollbrachte mit einmischt. Erinnern wir uns hierbei noch eines jüngern Zeitgenossen, des Michael Montaigne, der mit einer unschätzbar heitern Wendung seine persönlichen Eigenheiten, so wie die Wunderlichkeiten der Menschen überhaupt, zum Besten giebt; so findet man die Bemerkung vielleicht nicht unbedeutend, daß dasjenige, was bisher nur im Beichtstuhl als Geheimniß dem Priester ängstlich vertraut wurde, nun mit einer Art von kühnem Zutrauen der ganzen Welt vorgelegt ward. Eine Vergleichung der sogenannten Confessionen aller Zeiten würde in diesem Sinne gewiß schöne Resultate geben. So schrieben und bekannten, denen wir erwähnten, gewissermaßen auf den Protestantismus hinarbeiten.

Die Cardan die Farben behandelt, ist nicht ohne Originalität. Man sieht, er beobachtet sie und die Bedingungen unter welchen sie entspringen. Doch that er es nur im Vorübergehen, ohne sich ein eigenes Geschäft daraus zu machen, deshalb er auch allzuwenig leistet und Scaligern Gelegenheit giebt, sich über Flüchtigkeit und Uebereilung zu beklagen.

Erst führt er die Namen der vornehmsten und gewöhnlichsten Farben auf und erklärt ihre Bedeutung; dann wendet er sich gegen das Aberartige, wobei man zwar eine gute Intention sieht, ohne daß jedoch die Behandlung zulänglich wäre und dem Gegenstand genug thäte. Bei Erörterung der Frage: auf wie mancherlei Weise die Farben entspringen, gelangt er zu keiner glücklichen Eintheilung. So hilft er sich auch an einigen bedeutenden Punkten, die er gewahr wird, mehr vorbei als darüber hinaus; und weil seine ersten Bestimmungen nicht umfassend sind, so wird er genöthigt Ausnahmen zu machen, ja das Gesagte wieder zurückzunehmen.

Es wäre leicht, die wenigen Spalten zu übersetzen, die Cardan dieser Materie widmet, aber schwer, ihre Mängel kürzlich anzudeuten, und zu weitläufig, das Zebendige zu zergliedern. Eigentlich Falsches findet sich nicht darin; insofern er das Rechte gradet, werden diejenigen, welche unsern Entwurf der Farbenlehre wohl inne haben, künftig, wenn es sie interessirt, ohne große Mühe entwickeln.

Schließlich haben wir zu bemerken, daß bei Cardan eine nähere Art, die Wissenschaften zu behandeln hervortritt. Er betrachtet sie überall in Verbindung mit sich selbst, seiner Persönlichkeit, seinem Lebensgange, und so spricht aus seinen Werken eine Natürlichkeit und Lebendigkeit, die uns anzieht, anregt, erfrischt und in Thätigkeit setzt. Es ist nicht der Doctor in langen Kleide, der uns vom Katheder herab belehrt; es ist der Mensch, der unbefangen, aufmerkt, erstaunt, von Freude und Schmerz ergriffen wird und uns davon eine leidenschaftliche Mittheilung aufdringt. Nennt man ihn vorzüglich unter den Erneuern der Wissenschaften, so hat ihn dieser sein ausgebeuteter Charakter so sehr als seine Bemühungen zu dieser Ehrenstelle berufen.

Johann Baptist Porta.

Wenn gleich Porta für unser Fach wenig geleistet, so können wir ihn doch, wenn wir im Zusammenhange der Naturwissenschaften einigermaßen bleiben wollen, nicht übergehen. Wir haben vielmehr Ursache, uns länger bei ihm aufzuhalten, weil er uns Gelegenheit giebt, einiges, was wir schon berührt, umständlicher auszuführen.

Er ist hauptsächlich bekannt durch sein Buch von der natürlichen Magie. Der Ursprung dieser Art von halbgeheimer Wissenschaft liegt in den ältesten Zeiten. Ein solches Wissen, eine solche Kunst war dem Aberglauben, von dem wir schon früher gehandelt, unentbehrlich. Es

übrigt ſo manches Wünſchenswerthe, möglich Scheinende; durch eine kleine Verrückung machen wir es zu einem erreichbaren Wirklichen. Denn obgleich die Thätigkeiten, in denen das Leben der Welt ſich äußert, begrenzt, und alle Specificationen hartnäckig und zäh ſind; ſo läßt ſich doch die Gränze keiner Thätigkeit genau beſtimmen und die Specificationen finden wir auch biegſam und wandelbar.

Die natürliche Magie beſteht mit demjenigen, was wir für thätig erkannt, weiter als billig iſt zu wirken, und mit dem, was ſpecificirt vor uns liegt, mehr als ſtunthlich iſt zu ſchalten. Und warum ſollten wir nicht hoffen, daß ein ſolches Unternehmen gelingen könne. Metamorphoſen und Metamorphoſen gehen vor unſern Augen vor, ohne daß ſie von uns begriffen werden; mehrere und andere laſſen ſich vermuthen und erwarten, wie ihrer denn auch täglich neue entdeckt und bemerkt werden. Es giebt ſo viele Bezüge der ſpecificirten Weſen untereinander, die wahrhaft und doch wunderbar genug ſind, wie z. B. der Metalle beim Galvanism. Thun wir einen Blick auf die Bezüge der ſpecificirten organiſchen Weſen, ſo ſind dieſe von unendlicher Mannigfaltigkeit und oft erſtaunenswürdig feinſam. Man erinnere ſich, im gröberen Sinne, an Anſtänkungen, Geruch; im zarteren, an Bezüge der körperlichen Form, des Blicks, der Stimme. Man gedenke der Gewalt des Wollens, der Intentionen, der Wünſche, des Gebotes. Was für unendliche und unerforſchliche Sympathien, Antipathien, Idioſyncraſien überkreuzen ſich nicht! Wie manches wird Jahre lang als ein wunderſamer einzelner Fall bemerkt, was zuletzt als ein allgemeiner durchgehendes Naturgeſetz erſcheint! Schon lange war es den Beſitzern alter Schlöſſer vertraulich, daß die blinkenden und funkelnden Dachſteine, da wo ſie auf den eiſernen Haken auflagen, zum Theil früher aufgeſetzt wurden, als an allen andern Stellen; jetzt wiſſen wir die Urſache und wie auf eine ganz natürliche Weiſe zu helfen iſt. Hätte früher jemand bemerkt, daß ein zwiſchengeſchobenes Stückchen Holz die ganze Wirkung aufhebt, ſo hätte er vielleicht dieſem beſondern Holze die Wirkung zugeſchrieben und als ein Hausmittel bekannt gemacht.

Wenn uns nun die fortſchreitende Naturbetrachtung und Naturkenntniß, indem ſie uns etwas Verborgenes entdecken, auf etwas noch Verborgeneres aufmerkſam machen; wenn erhöhte Kunſt, verfeinerte Künſtlichkeit das Unmögliche in etwas Gewöhnliches verwandeln; wenn der Taſchenſpieler täglich mehr alles Glaubwürdige und Begreifliche vor unſern Augen zu Schanden macht, werden wir dadurch nicht immerfort ſchwebend erhalten, ſo daß uns Erwartung, Hoffnung, Glaube und Wagen immer natürlicher, bequemer und behaglicher bleiben müſſen als Zweifelſucht, Unglaube und ſtarres hochmüthiges Abläugnen?

Die Anläſſe zur Magie überhaupt finden wir bei allen Völkern und in allen Zeiten. Je beſchränkter der Erkenntnißkreis, je dringender das Bedürfniß, je höher das Einbildungsvermögen, je ſtärker das poetiſche Talent, deſto mehr Elemente entſpringen dem Menſchen, jene wunderbare, unzuſammenhängende, nur durch ein geiſtiges Band zu verknüpfende Kunſt wünſchenswerth zu machen.

Betrachten wir die natürliche Magie, inſofern ſie ſich ausüben läßt, ſo finden wir, daß ſchon die Alten viele ſolche einzelne Bemerkungen und Recepte aufkommen bei hatten. Die mittlere Zeit nahm ſie auf und erweiterte den Vorrath nach allen Seiten. Albert der Große, beſonders ſeine Schule, ſodann die Alchymiſten wirkten immer weiter fort. Roger Bacon, zu ſeinen Ehren ſey es geſagt, iſt, bei allem Wunderbaren, womit er ſich beſchäftigt, bei allem Seltſamen, das er verſpricht, faſt gänzlich frei von Aberglauben; kann ſein Verahnen zukünftiger Möglichkeiten ruht auf einem ſichern Fundament, ſo wie ſein köſtliches Büchelchen de mirabili potestate artis et naturæ zeigen das Höchſte, Abſurde des Wahnes ganz eigentlich gerichtet iſt, nicht mit jener negierenden exkluſiven Manier der Neuern, ſondern mit einem Glauben erregenden heiteren Hinweiſen auf ächte Kunſt und Naturkraft.

So hatte ſich manches bis zu Porta's Zeiten fortgepflanzt, doch lagen die Kenntniſſe zerſtreut. Sie waren mehr im Gedächtniſſe bewahrt als geſchrieben, und ſelbſt dauerte es eine Zeitlang, bis die Buchdruckerkunſt durch alle Zächer des Wiſſens durchwirkte und das Wiſſenswerthe durchaus zur Sprache förderte.

Porta giebt ſein Buch de magia naturali im Jahr 1560 heraus, eben als er das funfzehnte ſeines Alters erreicht hatte. Dieſes Büchelchen mit beſtändiger Rückſicht auf jene Zeit und auf einen ſo jugendlichen Verfaſſer zu leſen, iſt höchſt intereſſant. Man ſieht deſſen Bildung in der platoniſchen Schule, heitere, mannigfaltige Kenntniſſe, doch die entſchiedene Neigung zum Wahn, zum Seltſamen und Unerwiſchbaren.

Er wendet nun ſein übriges Leben an, dieſe Bemühungen fortzuſetzen. Er verſäumt nicht zu ſtudiren, Verſuche anzuſtellen, Reiſen zu machen; einer geſteigerten Geſellſchaft die er in Neapel in ſeinem Hauſe errichtet, verdankt er Beiträge und Mitwirkung. Beſonders hat er ſich auch der Gunſt des Cardinals von Este zu rühmen.

Nach fünf und dreißig Jahren giebt er das Buch zum zweitenmale heraus, da und denn die Vergleichung beider Ausgaben einen ſchönen Blick verſchafft, wie in dieſer Zeit das Jahrhundert und er ſelbſt zugenommen.

Zwar von den abenteuerlichen Verheißungen, Verſicherungen und Recepten iſt noch immer mehr oder weniger die Rede; doch ſieht man die und da, wo das gar zu Abgeſchmackte überſetzt wird, den klugen Mann, der ſich eine Hinterthüre offen läßt.

Was die Farben betrifft, ſo werden ſie nur beiläufig angeführt, wenn verſchiedengefärbte Blumen hervorgebracht, falſche Edelſteine verfertigt und die Tugenden natürlicher Edelſteine gerühmt werden ſollen.

Uebrigens bemerkt man wohl, daß in dieſen fünf und dreißig Jahren die chemiſchen Kenntniſſe ſehr gewachſen, und was die phyſiſchen betrifft, beſonders die Eigenſchaften des Magnets viel genauer bekannt geworden ſind.

Ungern verlaſſen wir einen Mann, von dem noch vieles zu ſagen wäre; denn eine genauere Beachtung deſſen, womit er ſich beſchäftigt, würde der Geſchichte der Wiſſenſchaften höchſt förderlich ſeyn. Will man ihn auch nicht für einen ſolchen Geiſt erkennen, der fähig geweſen wäre, die Wiſſenſchaften in irgend einem Sinne zur Einheit heran zu rufen; ſo muß man ihn doch als einen lebhaften, geiſtreichen Sammler gelten laſſen. Mit unermüdlicher unruhiger Thätigkeit durchforſcht er das Feld der Erfahrung; ſeine Aufmerkſamkeit reicht überall hin, ſein Sammlerluſt kommt nirgends unbefriedigt zurück. Nähme man ſeine ſämmtlichen Schriften zuſammen, das phyſiognomiſche Werk und die Verheimlichungskunſt, und was ſonſt noch von ihm übrig iſt, ſo würden wir in ihm das ganze Jahrhundert abgeſpiegelt erblicken.

Bacon von Verulam.

Von den Schriften eines bedeutenden Mannes geben wir gewöhnlich nur inſofern Rechenſchaft, als ſie auf uns gewirkt, unſere Ausbildung entweder gefördert, oder auch ſich derſelben entgegengeſetzt haben. Nach ſolchen an uns ſelbſt gemachten Erfahrungen beurtheilen wir unſre Vorgänger, und aus dieſem Geſichtspunkte möchte

auch wohl dasjenige zu betrachten ſeyn, was wir, indem das ſechzehnte Jahrhundert ſich ſchließt und das ſiebzehnte anfängt, über einen bewundernswürdigen Geiſt mitzutheilen und erklären.

Was Baco von Verulam uns hinterlaſſen, kann man in zwei Theile ſondern. Der erſte iſt der hiſtoriſche, meiſtens muthwillige, die bisherigen Mängel aufdeckende, die Lücken anzeigende, das Verfahren der Vorgänger ſchrittweiſe theilende. Den zweiten würden wir den belehrenden nennen, den didaktiſch dogmatiſchen, zu neuen Tagewerken aufreizenden, anfeuernden, verheißenden Theil.

Beide Theile haben für uns etwas Erfreuliches und etwas Unerfreuliches, das wir folgendermaßen näher bezeichnen. Im hiſtoriſchen iſt erfreulich die Einſicht in das, was ſchon da geweſen und vorgekommen, beſonders aber die große Klarheit, womit die wiſſenſchaftlichen Stockungen und Retardationen vorgeführt ſind; erfreulich das Erkennen jener Barrieren, welche die Menſchen im Einzelnen und im Ganzen abhalten vorwärts zu ſchreiten. Höchſt unerfreulich dagegen die Unempfindlichkeit gegen Verdienſte der Vorgänger, gegen die Würde des Alterthums. Denn wie kann man mit Geiſtesfrohheit anbieten, wenn er die Werke des Ariſtoteles und Platon leichten Aufes vergleicht, die eben, weil ſie aus ſeiner tüchtigen, gehaltvollen Maſſe beſtunden, auf der Zeitſtunde gar wohl zu uns herüber geſchwommen werden können? Im zweiten Theil ſind unerfreulich ſeine Forderungen, die alle nur nach der Breite gehen; ſeine Methode, die nicht conſtruktiv iſt, ſich nicht in ſich ſelbſt abſchließt, nicht einmal auf ein Ziel hinweiſ't, ſondern zum Verſuchen Anlaß giebt. Höchſt erfreulich hingegen iſt ſein Auffordern, Aufmuntern und Verheißen.

Aus dem Erfreulichen iſt ſein Ruf entſtanden: denn wer läßt ſich nicht gern die Mängel vergangener Zeiten vorerzählen? wer vertraut nicht auf ſich ſelbſt, wer haßt nicht auf die Nachwelt? Das Unerfreuliche dagegen wird zwar von Einſichtsvollen bemerkt, aber wie billig geſchont und verziehen.

Aus dieſer Betrachtung getrauen wir uns das Räthſel aufzulöſen, daß Baco ſo viel von ſich reden machen konnte, ohne zu wirken, da doch ſeine Wirkung mehr ſchicklich als möglich geweſen. Denn da ſeine Methode, inſofern man ihm eine zugeſtehen kann, höchſt primitiv iſt, ſo entſtand weder um ihn noch um ſeinen Nachlaß eine Schule. Gut mußten und konnten alſo wieder vernünftige Menſchen aufnehmen, die ihr Zeitalter zu conſequenteren Naturanſichten emporheben und alle Bildungs- und Zerſtreuungsmittel um ſich verſammelten.

Da er übrigens die Menſchen an die Erfahrung hinweiſt, ſo gerathen die ſich ſelbſt Ueberlaſſenen ins Leere, in eine grüngroſſe Empirie; ſie empfinden dabei eine ſolche Mißbehaglichkeit, daß ſie Anordnung und Werk als das wahre Element anſehen, in welchem das Wiſſen einzig gedeihen könne. Es ſey uns erlaubt, nach unſerer Art das Geſagte in einem Gleichniß zu wiederholen.

Baconn gleicht einem Manne, der die Unzweckmäßigkeit, Unzulänglichkeit, Baufälligkeit eines alten Gebäudes recht wohl einſieht, und ſolche den Bewohnern deutlich zu machen weiß. Er rath ihnen, es zu verlaſſen, Grund und Boden, Materialien und alles Zubehör zu verſchmähen, einen andern Platz zu ſuchen und ein neues Gebäude zu errichten. Er iſt ein trefflicher Redner und Ueberredner; er rüttelt an einigen Mauern, ſie fallen ein, und die Bewohner ſind gerüſtet, theilweiſe auszuziehen. Er deutet auf neue Plätze; man fängt an zu ebnen, und doch iſt es überall zu enge. Er legt neue Riſſe vor, ſie ſind nicht deutlich, nicht einleuchtend. Humoriſtiſch aber ſpricht er von neuen unbekannten Materialien, und man iſt der Welt gewiß. Die Menge perſtreut ſich nach allen Himmelsgegenden und bringt mannichfach Einzelnes zurück, indeſſen zu Hauſe neue Plane, neue Thätigkeiten, Anforderungen die Bürger beſchäftigen und die Aufmerkſamkeit verſchlingen.

Mit allem dieſem und durch alles dieſes bleiben die Baconiſchen Schriften ein großer Schatz für die Nachwelt, beſonders wenn der Mann nicht mehr unmittelbar, ſondern bibliſch auf uns wirken wird; welches nun bald möglich ſeyn ſollte, da ſich zwiſchen ihn und uns ſchon einige Jahrhunderte geſtellt haben.

Daß dieſe gegen Ueberlieferung und Autorität anſtürmenden Geſinnungen Beifall ſchon zu ſeiner Zeit Widerſtand gefunden haben, läßt ſich denken. Auch iſt eine im Namen des Alterthums und der bisherigen Cultur eingelegte Proteſtation eines trefflichen geſchätzten Mannes billig geblieben, die wir ſowohl wegen ihrer Mäßigung als wegen ihrer Derbheit theilweiſe überſehen und einſchalten.

Der Ritter **Bodley**, der einen Theil ſeines Lebens an diplomatiſche Geſchäfte gewendet hatte, ſich ſodann zurückzog, und indem er ſich den Wiſſenſchaften widmete, eine große Bibliothek zuſammenbrachte, die noch jetzt zu Oxford aufbewahrt wird, war ein Freund Bacons und erhielt von dieſem den Aufſatz Cogitata et visa, der einem Gelehrten und Alterthumsforſcher keineswegs erfreulich ſeyn konnte. Ein Brief Bodley's, bei dieſer Gelegenheit geſchrieben, iſt uns übrig, aus welchem folgende Stellen hier Platz finden mögen.

« Soll ich aufrichtig ſeyn, ſo muß ich offen bezeugen, daß ich unter diejenigen gehöre, welche unſre Künſte und Wiſſenſchaften für feſter gegründet halten, als Du gern zugeben möchteſt. »

« Wenn wir uns Deinem Rathe folglam bezeigen und die allgemeinen Begriffe, die dem Menſchen eingeboren ſind, ablegen, alles was wir gelernt ausſtreichen, und im Handwerk und Denken Kinder werden, damit wir ins Reich der Natur eingehen dürfen, wie wir unter gleichen Bedingungen, nach bibliſcher Vorſchrift, ins Himmelreich gelangen ſollen; ſo iſt nach meiner Ueberzeugung nichts gewiſſer, als daß wir und zahlingt in eine Barbarei verlieren, aus der wir nach vielen Jahrhunderten, um nichts an theoretiſchen Hülfsmitteln reicher als jetzt, hervortauchen werden. Ja wohl würden wir eine zweite Kindheit antreten, wenn wir zu tabula rasa gewordeu, und nach ausgetilgter Spur früherer Grundſätze, die Anfänge einer neuen Welt wieder hervorzulocken unternähmen. Und wenn wir aus dem was geſchieht, aus dem was und die Sinne bringen, erſt wieder ſo viel zuſammen klauben ſollten, als im Verſtande zu einem allgemeinen Begriff hinreichend wäre, nach jenem Waidſpruch: im Verſtande ſey nichts, was nicht vorher in den Sinnen geweſen; ſo iſt mir wenigſtens wahrſcheinlich, daß wenn man, nach Umwälzung eines Platoniſchen Jahres, die Wiſſenſchaft unterſuchen wollte, ſie weit geringer erfunden werden möchte, als ſie gegenwärtig beſteht. »

« Wenn Du uns eine herrlichere Lehre verſprichſt, als ſie jetzt unter uns blüht, die wir von Erfahrungen hernehmen ſollen, indem wir die Verborgenheiten der Natur erforſchen und erfinnen, um im Einzelnen recht gewiß zu werden: ſo will das weiter nichts heißen, als daß Du die Menſchen dazu anreizeſt, wozu ſie ihr innerer

Trieb auch ohne äußere Anmahnung hinführt. Denn es ist natürlich, daß unpäßige Menschen in allen Theilen der Welt sich befinden, welche den Weg, auf den Du heut' tretest, und zwar mit Lebhaftem und dringendem Fleiß. Denn allein ist das Verlangen zu wissen eingeboren, so daß man ihren Eifer gar nicht anzufachen noch zu reizen braucht; eben so wenig, als man nöthig hat, der Wasserscheu nachzuhelfen, welche den Körper etwahin übermäßig aufschwellt. »

« Ich glaube nicht, daß sich derjenige beträgt, welcher überzeugt ist, daß alle Wissenschaften, wie sie jetzt öffentlich gelehrt werden, jederzeit vorhanden gewesen, nicht aber an allen Orten in gleichem Maß, noch an einem Ort in gleicher Zahl, sondern nach dem Grade der Zeit, auf mancherlei Weise verändert, bald belebt und blühend, bald unaufgeregt und auf eine finstre und rohe Weise mitgetheilt. »

« Haben also durch alle Jahrhunderte in allen Künsten und Wissenschaften die Menschen sich fleißig bearbeitet und geübt, sind sie zu Erkenntnissen gelangt, eben so wie zu unsrer Zeit, obgleich auf eine veränderliche und schwankende Weise, wie es Zeit, Ort und Gelegenheit erlauben mochten; wie könnten wir nun Dir Beifall geben, und unsre Wissenschaft verwerfen als gewiß haft und ungewiß? Sollten wir unsre Axiome, Maximen und allgemeinen Behauptungen thun, die wir von unsern Vorfahren erhalten, und welche durch die scharfsinnigsten Menschen aller Zeiten sind gebilligt worden, und nun erst erwarten, daß eine Art und Weise erfunden werde, welche uns, die wir intzo wieder zu Absichten gewerden, durch die Umwegkrümmungen der besondern Erfahrungen, zur Erkenntniß gründlich aufgestellter, allgemeiner Sätze hinführen, damit schaun wieder neu Grundfesten der Künste und Wissenschaften gelegt würden: was dürfte wohl allein hiebei das Ende seyn, als daß wir entblößt von den Kenntnissen, die wir besitzen, ermüdet durch die im Zirkel wiederkehrenden Arbeiten, dahin gelangen, wo wir aufgegangen sind, glücklich genug, wenn wir nur in den vorigen Zustand wieder zurückversetzt werden. Mich dünkt, so viele Bemühungen voriger Jahrhunderte kennten uns gleichsam einer Besitz übertragen und uns wohl gethan machen, als am Ziel stehend, endlich zu verderben. »

« Doch man glaube nicht, daß ich sleiß das verwerfe, was durch neue Erfindungen den Wissenschaften für eine Abvermehrung zuwächst: denn jene Bemühen ist edel und mit großem Lob zu erkennen; auch bringt es jederzeit Frucht und Nutzen in der Gegenwart. Niemand hat der Welt ein größer Haus, solcher Menschen gebracht, welche sich bemühen Neues aufzufinden und anzudeuten; aber unsre Begriffe und Gemüthsart sind immer sowohl von solchen, als von den höchsten Gesetzen dankbar aufgenommen worden. »

Nicht leicht können sich Meinungen so schnurstracks entgegen finden, als hier die Baconische und Boylesche, und wir möchten uns zu keiner von beiden ausschließlich bekennen. Führt uns jene in eine unabsehbare Weite, so will uns diese zu sehr beschränken. Denn wie von der einen Seite die Erfahrung grenzenlos ist, weil immer noch ein Neues entdeckt werden kann; so sind auch die Maximen auch, indem sie nicht erstarren, die Fähigkeit nicht verlieren müssen, sich selbst anzueignen, um mehr zu umfassen, ja sich zu einer höhern Ansicht aufzugeben und zu entfernen.

Dem wahrscheinlich versteht hier Boyle nicht etwa die subjectiven Axiome, welche durch eine fortschreitende Zeit weniger Veränderung erleiden, als solche, welche aus der Betrachtung der Natur entspringen und sich auf die Natur beziehen. Und da ist es denn nicht zu läugnen, daß derjenigen Grundsätze der ältern Schulen, besonders in Verbindung mit religiösen Ueberzeugungen, dem Fortschritt wahrer Naturansichten sehr unbequem im Wege standen. Auch ist es interessant zu bemerken, was eigentlich einem Manne wie Bacon, der selbst wohl unterrichtet, gelehrt und nach älterem Herkommen cultivirt war, besonders hinderlich geschienen, daß er sich gedrungen gefühlt, auf eine so zerstörende Weise zu verfahren, und wie man im Sprüchworte sagt, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Revolutionäre Gesinnungen werden bei einzelnen Menschen mehr durch einzelne Anstöße als durch allgemeine Zustände erzeugt, und so sind uns in Bacons Schriften einige solcher Axiome begegnet, die er mit besonderem Verdrusse immer wieder aufsucht und verfolgt; z. B. die Lehre von den Endursachen, die ihm höchlich zuwider ist.

In der Denkweise Bacons findet sich übrigens manches, was auf den Weltmann hindeutet. Eben diese Forderung einer gränzenlosen Erfahrung, das Verkennen, ja Verneinen gegenwärtiger Vorbegriffe, das Dringen auf Werthhätigkeit hat er mit denjenigen gemein, die in Märkten auf eine große Masse und im Beherrschen und Benutzen ihrer Gegenwirkung das Leben zubringen.

Wenn Bacon ungerecht gegen die Vergangenheit war, so ließ ihm sein immer vorwärtsdrängender Geist auch eine richtige Schätzung der Mitwelt nicht zu. Wir wollen hier nur Gilberts erwähnen, dessen Bemühungen um den Magneten dem Kanzler Bacon bekannt seyn konnten und mußten: denn er erwähnt Gilberts selbst mit Lob in seinen Schriften. Aber wie wichtig die Gegenstände, Magnetismus und Electricität, seyen, schien Bacon nicht zu fassen, denn in der Breite der Erscheinung alles gleich war. Denn ob er schon selbst immer darauf hindeutet, man solle die Particularien nur beiseegen sammeln, damit man aus ihnen wählen, sie ordnen und endlich zu Universalien gelangen könne; so behalten doch bei ihm die einzelnen Fälle zu viele Rechte, und ehe man durch Induction, selbst tiefmännige, die er anpreist, zur Bewissachung und zum Absichluß gelangen kann, geht das Leben weg und die Kräfte ersplittern sich. Wer nicht gemacht werden kann, daß ein Fall oft Tausende werth ist, und sie alle in sich schließt, wer nicht das zu fassen und zu ehren im Stande ist, was einer Urphänomene genannt haben, der wird weder sich noch andern jemals etwas zur Freude und zum Nutzen fördern können. Man sehe die Fragen an, die Bacon aufwirft und die Vorschläge zu Untersuchungen im Empirischen; man bedenke seinen Tractat von den Winden in diesem Sinne, und frage sich, ob man auf diesem Wege an irgend ein Ziel zu gelangen hoffen könne.

Auch hatten wir es für einen großen Fehler Bacons, daß er die mechanischen Bemühungen der Handwerker und Fabricanten zu sehr verachtete. Handwerker und Künstler, die einen beschränkten Kreis peinlich durcharbeiten, deren Erfolg vom Gelingen irgend eines Versuchs abhängt, solche werden weit eher vom Particularen zum Universalen gelangen, als der Philosoph auf Baconischem Wege. Sie werden vom Pfuschen zum Versuchen, vom Versuch zur Vorschrift, und wie noch mehr ist, zum gewissen Handgriff vorschreiten, und nicht allein reden, sondern thun und durch das Thun das Mögliche darstellen; ja sie werden es darstellen müssen, wenn

ſie es ſogar läugnen ſollten, wie der außerordentliche Fall ſich bei Entdeckung der achromatiſchen Fernröhre gefunden hat.

Technikern und artiſtiſchen abgeſchloſſenen Thätigkeitskreiſen ſind die Wiſſenſchaften mehr ſchuldig, als hervorgehoben wird, weil man auf ſeine thatſuchtigen Menſchen oft nur als auf werkzeugliche Thätige hinabſieht. Hätte jemand zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts ſich in die Werkſtätten der Färber und Maler begeben und nur alles redlich und conſequent aufgezeichnet, was er dort gefunden; ſo hätten wir einen weit vollſtändigern und methodiſchern Beitrag zu unſerm gegenwärtigen Zweck, als er uns durch Beantwortung tauſend Baconiſcher Fragen nicht hätte werden können.

Damit man aber nicht denke, daß dieſes nur ein frommer Wunſch oder eine Forderung ins Blaue ſey, ſo wollen wir unſers Landsmanns Georg Agricola gedenken, der ſchon in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, in Abſicht auf das Bergweſen, bedeutende geleiſtet was wir für unſer Fach hätten wünſchen mögen. Er hatte ſeltſich das Glück, in ein abgeſchloſſenes, ſchon ſeit geraumer Zeit bearbeitet, in ſich höchſt mannigfaltiges und doch immer auf Einen Zweck hingeleitetes Natur- und Kunſt-Weſen einzutreten. Er berge aufgeſchloſſen durch Bergbau, bedeutende Naturprodukte und aufgeſucht, gewältigt, bekannt, bearbeitet, gefördert, geeinigt und menſchlichen Zwecken unterworfen: dieſes war es, was ihn als einen Dritten, wenn er lebte im Gebirg als Begierig, höchlich intereſſirte, indem er ſelbſt eine tüchtige und wohl um ſich her ſchauende Natur war, dabei Kenner des Alterthums, gebildet durch die alten Sprachen, ſich bequem und anmuthig darin ausdrückend. So betrachten wir ihn noch jetzt in ſeinen Werken, welche den ganzen Kreis des alten und neuen Berghaus, alter und neuer Erz- und Stein-Kunde umfaſſen und uns als ein köſtliches Geſchenk vorliegen. Er war 1494 geboren und ſtarb 1555, lebte alſo in der höchſten und ſchönſten Zeit der neu hervorbrechenden, aber auch ſogleich ihren höchſten Gipfel erreichenden Kunſt und Literatur. Wir erinnern uns nicht, daß Baron d. a. Agricola gedenke, auch nicht daß er das, was wir an dieſem Manne ſo höchlich ſchätzen, an andern zu würdigen gewußt habe.

Ein Blick auf die Umſtände, unter welchen beide Männer gelebt, giebt zu einer heitern Vergleichung Anlaß. Der mittellandiſche Deutſche findet ſich eingeladen, in dem abgeſchloſſenen Kreiſe des Bergweſens zu verweilen, ſich zu concentriren und ein beſchränktes Ganzes wiſſenſchaftlich auszubilden. Bacon als ein meerumgebener Inſulaner, Glied einer Nation, die ſich mit der ganzen Welt in Rapport ſah, wird durch die äußern Umſtände hinausgetrieben, ins Breite und Unendliche zu gehen, und das unſcheinbarſte aller Naturphänomene, die Winde, als Hauptangelmerk zu faſſen, weil Winde den Schiffahrern von ſo großer Bedeutung ſind.

Daß die Weltgeſchichte von Zeit zu Zeit umgeſchrieben werden müſſe, darüber iſt in unſern Tagen wohl kein Zweifel ſittig geblieben. Eine ſolche Nothwendigkeit entſteht aber nicht etwa daher, weil viel Geſchehenes nachgeholt worden, ſondern weil neue Anſichten gegeben werden, weil der Genoſſe einer fortſchreitenden Zeit auf Standpunkte geführt wird, von welchen ſich das Vergangene auf eine neue Weiſe überſchauen und beurtheilen läßt. Eben ſo iſt es in den Wiſſenſchaften. Nicht allein die Entdeckung von bisher unbekannten Naturverhältniſſen und Gegenſtänden, ſondern auch die abweichenden vorſchreitenden Meinungen und Meinungen verändern ſehr vieles und ſind werth von Zeit zu Zeit beachtet zu werden. Beſonders würde ſich's nöthig machen, das vergangene achtzehnte Jahrhundert in dieſem Sinne zu controliren. Bei ſeinen großen Verdienſten hegte und pflegte es manche Mängel und that den vorhergehenden Jahrhunderten, beſonders den weniger ausgebildeten, gar mannigfaltiges Unrecht. Man kann es in dieſem Sinne wohl das ſubſtituirende nennen, indem es ſich auf eine gewiſſe klare Verſtändigkeit ſehr viel einbildete, und alles nach einem einmal gegebenen Maßſtabe abzumeſſen ſich gewöhnte. Zweifelſucht und entſcheidender Abſpruch wechſelten mit einander ab, um eine und dieſelbe Wirkung hervorzubringen: eine bämlethafte Selbſtgenügſamkeit, und ein Abthun alles deſſen, was ſich nicht ſogleich erreichen noch überſchauen ließ.

Wo findet ſich Ehrfurcht für hohe unerreichbare Forderungen? Wo das Gefühl für einen in unergründliche Tiefe ſich ſenkenden Ernſt? Wie ſelten iſt die Nachſicht gegen kühnes mißlungenes Beſtreben! wie ſelten die Geduld gegen den langſam Werdenden! Ob hierin der lebhafte Franzoſe oder der trockne Deutſche mehr geſehlt, und inwiefern beide wechſelſeitig zu dieſem weit verbreiteten Tone beigetragen, iſt hier der Ort nicht zu unterſuchen. Man ſchlage diejenigen Werke, Hefte, Blätter nach, in welchen kürzere oder längere Nationen von dem Leben gelehrter Männer, ihrem Charakter und Schriften gegeben ſind; man durchſuche Dictionnaires, Bibliothecen, Nekrologen, und ſelten wird ſich finden, daß eine problematiſche Natur mit Gründlichkeit und Billigkeit dargeſtellt worden. Man kommt zwar den wackern Perſonen früherer Zeiten darin zu Hülfe, daß man ſie vom Verdacht der Zauberei zu befreien ſucht; aber man thäte es gleich wieder Noth, daß man ſich auf eine andere Weiſe ihrer annähme und ſie aus den Händen ſolcher Exegeten abermals befreite, welche, um die Geiſterſeher zu vertreiben, ſich zur heiligen Pflicht machen, den Geiſt ſelbſt zu verjagen.

Wir haben bei Gelegenheit, als von einigen verbienten Männern, Roger Bacon, Cardan, Porta, als von Alchymie und Aberglauben die Rede war, auf unſere Ueberzeugungen hingedeutet, und dieß mit ſo mehr Zuverſicht, als das neunzehnte Jahrhundert auf dem Wege iſt, gedachten Fehler des vorangegangenen wieder gut zu machen, wenn es nur nicht in den entgegengeſetzten ſich zu verlieren das Schickſal hat.

Und ſollten wir nun nochmals einen Blick auf das ſechzehnte Jahrhundert zurückwerfen, ſo würden wir ſeine beiden Hälften von einander deutlich unterſchieden finden. In der erſten zeigt ſich eine hohe Bildung, die aus Gründlichkeit, Gemüſſenhaftigkeit, Gediegenheit und Ernſt hervortritt. Sie ruht auf der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. Was in dieſer geboren und erzogen ward, glänzt nunmehr in ſeinem ganzen Werth, in ſeiner vollen Würde, und die Welt erlebt nicht leicht wieder eine ſolche Erſcheinung. Hier zeigt ſich zwar ein Conflict zwiſchen Autorität und Selbſtthätigkeit, aber noch mit einem gewiſſen Maße. Beide ſind noch nicht von einander getrennt, beide werden aufeinander, tragen und erheben ſich.

In der zweiten Hälfte wird das Streben der Individuen nach Freiheit ſchon viel ſtärker. Schon iſt es jedem bequem, ſich an dem Entſtandenen zu bilden, das Genommene zu genießen, die freigemachten Räume zu durchlaufen; die Anerkennung vor Autorität wird immer ſtärker, und wie einmal in der Religion proteſtirt worden, ſo wird durchaus und auch in den Wiſſenſchaften proteſtirt, ſo

daß Baco von Verulam zuletzt wagen darf, mit dem Schwamm über alles hinzufahren, was bisher auf die Tafel der Menschheit verzeichnet worden war.

Vierte Abtheilung.

Siebzehntes Jahrhundert.

Wir haben den Baco von Verulam am Ende des vorigen Jahrhunderts besprochen, dessen Leben noch in den ersten Theil des gegenwärtigen hinüberdauert, und dessen eigentlich wissenschaftliche Wirkungen an das Ende seiner Laufbahn fallen. Doch hat sich der in seinen Schriften aufbewahrte, gegen die Autorität anstrebende, protestirende, revolutionäre Sinn im vorigen Jahrhundert bereits entwickelt und zeigt sich nur bei Baco, der möglich auf Naturwissenschaften, in seiner höchsten Energie.

Wie nun eben diese Wissenschaften durch andere bedeutende Menschen nunmehr eine entgegengesetzte Richtung nehmen, ist die Aufgabe zu zeigen, wenn wir einiges uns bei dieser Gelegenheit Entgegentretende vorher mitgetheilt haben.

Allgemeine Betrachtungen.

Wenn die Frage: welcher Zeit der Mensch eigentlich angehöre? gewissermaßen wunderlich und müßig scheint, so regt sie doch ganz eigene Betrachtungen auf, die uns interessiren und unterhalten können.

Das Leben jedes bedeutenden Menschen, das nicht durch einen frühen Tod abgebrochen wird, läßt sich in drei Epochen theilen, in die der ersten Bildung, in die des eigenthümlichen Strebens, und in die des Gelingens zum Ziele, zur Vollendung.

Meistens kann man nur von der ersten sagen, daß die Zeit Ehre von ihr habe: denn erstlich deutet der Werth eines Menschen auf die Natur und Kraft der in seiner Gattung reichen Jugenden; das Geschlecht, aus dem er stammt, manifestirt sich in ihm öfters mehr als durch sich selbst, und das Jahr der Geburt eines jeden enthält in diesem Sinne eigentlich das wahre Nativitätshoroskop: kann mehr in dem Zusammentreffen irdischer Dinge, als im Aufeinanderwirken himmlischer Gestirne.

Sodann wird das Kind gewöhnlich mit Freundlichkeit aufgenommen, gepflegt, und jedermann erfreut sich dessen, was es verspricht. Jeder Vater, jeder Lehrer sucht die Anlagen nach seinen Einsichten und Fähigkeiten der Art zu entwickeln, wenigstens ist es der gute Wille, der alle die Umgebungen des Knaben belebt. Sein Fortschreiten wird gepriesen, seine Fortschritte werden belohnt, der größte Eifer wird in ihm erregt, und ihm zugleich die ebenso Hoffnung vorgespiegelt, daß das immer fortschreitend so fortgehen werde.

Allein es wird den Irrthum nur allzubald gewahr: denn schnell die Welt den einzelnen Standpunkt erblickt, schnell erscheint ein allgemeiner Antrieb, sich ihm zu widersetzen. Alle Vor- und Mitwerber sind höchlich nöthig, ihn mit Schranken und Grenzen zu umfassen, ihn auf jede Weise zu retardiren, ihn aufzuhalten, vorwärts zu machen, und ihn nicht allein von außen, sondern auch von innen zum Stocken zu bringen.

Dieß Geschäft ist also gewöhnlich die Art Feindschaft, und man kann niemals sagen, daß diese Zeit Ehre von einem Manne habe. Die Ehre gehört ihm selbst an und zwar ihm allein und den wenigen die ihn begünstigen und mit ihm halten.

Sind nun diese Widerstände überwunden, ist dieses Streben gelungen, das Angefangene vollbracht, so läßt sich's denn die Welt zuletzt wohl auch gefallen; aber auch dieses geschieht ihr keineswegs zur Ehre. Die Vorwerber sind abgetreten, den Mitwerbern ist es nicht besser gegangen, und sie haben vielleicht doch auch ihre Strecke erreicht und sind beruhigt; die Nachwerber sind nun an ihrer Reihe der Ehre, des Raths, der Hülfe benöthigt, und so schließt sich der Kreis, oder vielmehr, so dreht sich das Rad abermals, um seine immer erneuerte wunderliche Linie zu beschreiben.

Man sieht hieraus, daß es ganz allein von dem Geschichtschreiber abhängt, wie er einen Mann einordnen, wann er seiner gedenken will. Sie viel ist aber gewiß, wenn man bei biographischen Betrachtungen, bei Beurtheilung einzelner Lebensgeschichten, ein solches Schema vor Augen hat, und die unendlichen Abweichungen von demselben zu bemerken weiß, so wird man, wie an einem guten Leitfaden, sich durch die labyrinthischen Schicksale manches Menschenlebens hindurch finden.

Galileo Galilei,

geb. 1564, gest. 1642.

Wir nennen diesen Namen mehr um unsere Blätter damit zu zieren, als weil sich der vergängliche Mann mit unserm Fache beschäftigt.

Schon durch die Baconische Zerstreuungsmethode die Naturwissenschaft auf einen getheilt, so ward sie durch Galilei sogleich wieder zur Sammlung gebracht; er führte die Natur ihr wieder in den Menschen zurück, und zeigte schon in früher Jugend, daß dem Gange Ein Fall für tausend gelte, indem er sich aus schwingenden Kirchenlampen die Lehre des Pendels und des Falles der Körper entwickelte. Alles kommt in der Wissenschaft auf das an, was man ein Apercu nennt, auf ein Gewahrwerden dessen, was eigentlich den Erscheinungen zum Grunde liegt. Und ein solches Gewahrwerden ist bis ins Unendliche fruchtbar.

Galilei bildete sich unter günstigen Umständen und genoß die erste Zeit seines Lebens des wünschenswerthesten Glücks. Er kam wie ein tüchtiger Schnitter zur reichlichen Ernte und säumte nicht bei seinem Tagewerk. Die Fernröhre hatten ein neues Himmel aufgethan. Viele neue Eigenschaften der Naturkörper, die uns mehr oder weniger sichtbar und greiflich umgeben, wurden entdeckt, und nach allen Seiten zu konnte der heitre mächtige Geist Eroberungen machen. Und so ist der größte Theil seines Lebens eine Reihe von herrlichen, glänzenden Thatsachen.

Leider trübt sich der Himmel für ihn gegen das Ende. Er wird ein Opfer jener alten Stimme, mit welchem der Mensch seine Ueberzeugungen andern mitzutheilen genöthigt wird. Man pflegt zu sagen, des Menschen Wille sei sein Himmelreich, noch mehr scheint er aber seine Seligkeit in seinen Meinungen, im Erkannten und Anerkannten. Vom großen Sinne des Copernicanischen Systems durchdrungen, entblödet sich Galilei nicht, dieses von der Kirche, von der Schule verworfene Lehre, wie nützend sie wirkt, zu bestätigen und anzubauen, und beschließt sein Leben in einem traurigen Hofmännerthum.

Was das Licht betrifft, ſo iſt er geneigt es als etwas gewiſſermaßen Materielles, Mittheilbares anzuſehen: eine Verſtellungsart, zu der ihm die an dem Bononiſchen Stein gemachte Erfahrung Anlaß gibt. Sich über die Farbe zu erklären lehnt er ab, und es iſt nichts natürlicher, als daß er, geſchoſſen ſich in die Tiefen der Natur zu ſenken, er, deſſen angeborenes eindringendes Genie durch mathematiſche Cultur ins Unglaubliche geſchärft worden war, zu der oberflächlichen, wechſelnden, nicht zu haſchenden, leicht verſchwindenden Farbe wenig Zumuthung haben konnte.

Johann Keppler,

geb. 1571, geſt. 1630.

Wenn man Keppler's Lebensgeſchichte mit demjenigen was er geworden und geleiſtet zuſammenhält, ſo geräth man in ein freudiges Erſtaunen, indem man ſich überzeugt, daß der wahre Genius alle Hinderniſſe überwindet. Der Anfang und das Ende ſeines Lebens werden durch Familienverhältniſſe verkümmert, ſeine mittlere Zeit fällt in die unruhigſte Epoche, und doch dringt ſein glückliches Naturell durch. Die ernſteſten Gegenſtände behandelt er mit Heiterkeit und ein verwickeltes mühſames Geſchäft mit Bequemlichkeit.

Gleicher ſchriftlich Rechenſchaft von ſeinem Thun, von ſeinen Einſichten, ſo iſt es als wenn es nur gelegentlich, im Vorbeigehen geſchähe, und doch findet er immer die Mittelwege, die von Grund aus anſpricht. Andern ſey es überlaſſen ſeine Verdienſte anzuerkennen und zu rühmen, welche außer unſerm Geſichtskreiſe liegen; aber uns ziemt es, ſein herrliches Gemüth zu bemerken, das überall auf das freudigſte durchblickt. Wie verehrt er ſeinen Meiſter und Vorgeſetzten Tycho! Wie ſchätzt er die Verdienſte dieſes Mannes, der ſich dem ganzen Himmel gewachſen fühlte, inſofern er ſich durch die Sinne faſſen und durch Inſtrumente bezwingen ließ! Wie weiß er dieſen ſeinen Lehrer und Vorgänger auch nach dem Tode gegen unfreundliche Angriffe zu vertheidigen! Wie gründlich und anmuthig beſchreibt er, was an dem aſtronomiſchen Bau ſchon geleiſtet, was gegründet, was aufgeführt, was noch zu thun und zu ſchmücken ſey! Und wie arbeitet er ſein ganzes Leben unermüdet an der Vollendung!

Indeß war Tycho bei allen ſeinen Verdienſten doch einer von den beſchränkten Köpfen, die ſich mit der Natur gewiſſermaßen im Widerſpruch fühlen und bei einigen das complicirte Paradoxe mehr als das einfache Wahre lieben und ſich am Irrthum freuen, weil er ihnen Gelegenheit gibt ihren Scharfſinn zu zeigen, da derjenige, der das Wahre anerkennt, nur Gott und die Natur, nicht aber ſich ſelbſt zu ehren ſcheint, und von dieſer letzten Art war Keppler. Jeder klare Vortrag klärt ihn ſelbſt auf, durch freie Beſtimmung eilt er ſich zuzueignen. Wie gern ſpricht er von Copernicus! Wie freudig bekennt er auf das einzig ſchöne Xperge, was und die Geſchichte noch ganz allein erkreulich machen kann, daß die ächten Menſchen aller Zeiten einander voraus verſtanden, auf einander hinwieſen, einander vorarbeiten. Wie umſtändlich und genau zeigt Keppler, daß Euklides copernikaniſire.

Eben ſo verehrt er ſich zu ſeinen Zeitgenoſſen. Dem Jod. Bapt. Porta ertheilt er die anmuthigſten Lobſprüche, den herzlichſten Dank für die Entdeckung der Camera obscura, für die dadurch auf einmal erweiterte Einſicht in die Geſetze des Sehens.

Wie ſein Sinn, ſo ſein Ausdruck. Geübt im Griechiſchen und Lateiniſchen fehlt es ihm an feiner Kenntniß des Alterthums, des gründlichen ſowohl als des ſchönen, und er weiß ſich nach Belieben auszudrücken. Manchmal läßt er ſich zu Unweiſſenheiten, ja zu Dummen verab; manchmal ſucht er wenigſtens allgemein verſtändlich zu werden. Bei Erzählung von natürlichen Ereigniſſen iſt er klar und deutlich; bald aber, wenn er wirken, wenn er lebhaftere Einbrücke, entſchiedenere Theilnahme hervorbringen will, dann fehlt es ihm nicht an Gleichniſſen, Anſpielungen und claſſiſchen Stellen.

Da er die Sprache völlig in ſeiner Gewalt hat, ſo wagt er gelegentlich kühne, ſeltſame Ausdrücke, aber nur dann, wenn der Gegenſtand ihm unerreichbar ſcheint. So verfährt er bei Gelegenheit der Farbe, die er nur im Vorbeigehen behandelt, weil ſie ihm, dem alles Maß und Zahl iſt, von keiner Bedeutung ſeyn kann. Er bedient ſich ſo wunderbarer Worte, um ihrer Natur einigermaßen beizukommen, daß wir ſie nicht zu überſetzen wagen, ſondern im Original hier einſchalten: Color est lux in potentia, lux sepulta in pellucidi materia si jam extra visionem consideretur; et diversi gradus in dispositione materiae, causâ raritatis et densitatis, seu pellucidi et tenebrarum; diversi item gradus luculæ, quæ materiæ est concreta, efficiunt discrimina colorum. Die Auslegung dieſen läßt ſich vielleicht eher in einer andern Sprache wiedergeben; ſie iſt folgende:

» Denn da die Farben, welche man im Regenbogen ſieht, von derſelben Art ſind, wie die der Körper, ſo müſſen ſie auch einen gleichen Urſprung haben; jene aber entſpringen nur aus den angeführten Urſachen. Denn wie das Auge ſeinen Platz verläßt, ſo verändert ſich auch die Farbe, und zwar entſpringen ſie alle an der Gränze des Lichts und des Schattens; woraus erhellet, daß ſie aus einer Schwächung des Lichts und aus einem Uebergang der wäſſrigen Materie entſtehen. Deswegen werden auch die Farben der Körper auf gleiche Weiſe entſpringen, und es wird nur der Unterſchied ſeyn können, daß bei dem Regenbogen das Licht hindurchſcheinend iſt, bei den Farben aber eingebornen, auf die Weiſe wie in den Theilen vieler Thiere ſich Lichter wirklich befinden. Wie nun die Möglichkeit der Wärme im Zunder von der wirklichen Wärme im Feuer unterſchieden iſt, ſo ſcheint auch das Licht in der geführten Materie vom Licht in der Sonne verſchieden zu ſeyn. Denn daſſenige iſt nur der Fähigkeit nach da, was ſich nicht mittheilt, ſondern innerhalb der Gränzen ſeines Gegenſtandes gehalten wird, wie das Licht, das in den Farben verborgen iſt, ſo lange ſie nicht von der Sonne erleuchtet werden. Doch kann man nicht wiſſen, ob die Farben nicht in tiefer Nacht ihre Lichtlein umherſtreuen. «

» Freilich hat dieſer Gegenſtand die Köpfe der ſcharfſinnigſten Philoſophen auf mancherlei Weiſe in Uebung geſetzt, und wir finden und gegenwärtig weder im Falle noch im Stande ſeine Dunkelheit zu entwickeln. Vielleicht Du mir aber den Einwurf machen, die Finſterniß ſey eine Privation und könne deshalb niemals etwas Poſitives, nämlich eine active Eigenſchaft werden, welche nämlich zu ſtrahlen und ſich auf den Wänden abzubilden vermöchte; ſo erwidere ich der Kälte gegenüber, welche auch eine reine Privation iſt und doch, bezüglich auf die Materie, als wirkſame Eigenſchaft erſcheint. «

Das Uebrige werden diejenigen, welche bei der Sache intereſſirt ſind, bei ihm ſelbſt nachleſen; nur bemerken wir noch, daß dem verſtehenden Hauptpunkte, die wir in der Kürze von den phyſiologiſchen Farben behandelt haben, nicht unbekannt geweſen; daß nämlich helle und dunkle Bilder von gleichem Maß dem Auge als verſchieden groß erſcheinen, daß das Bild im Auge eine Dauer habe, daß ſtarke Lichteindrücke farbig abklingen. Erwähnt er

auch nur beiläufig dergleichen Erscheinungen, so bemerkt man mit Vergnügen, wie lebendig alles mit seinem Hauptgeschäft zusammenhängt, wie innig er alles was ihm begegnet auf sich zu beziehen weiß.

Willebrord Snellius,

geb. 1591, gest. 1626.

Nach Erfindung der Fernröhre drängte sich alles, um an ihrer Vervollkommung zu arbeiten. Die Gesetze der Refraction, da man vorher nur empirisch und mühsam zu bestimmen wußte, wurden immer genauer untersucht; man kam immer mehr in Uebung, höhere mathematische Formeln auf Naturerscheinungen anzuwenden, und so näherte sich Snellius dem gegenwärtig allgemein bekannten Gesetze der Refraction, ob er es gleich noch nicht unter dem Verhältniß der Sinus des Einfalls- und Brechungs-Winkels aussprach.

Dieses in allen Lehrbüchern vorgetragene Gesetz brauchen wir hier nicht umständlicher auszuführen; doch machen wir zwei Bemerkungen, die sich näher auf die Gegenstände unserer Behandlung beziehen.

Snellius gründete seine Messungen und Berechnungen nicht auf den objectiven Versuch, da man nämlich das Licht durch das Mittel hindurchfallen läßt, wobei das, was man Brechung nennt, zum Vorschein kommt, sondern auf den subjectiven, dessen Wirkung wir die Hebung genannt haben, weil ein durch das Mittel gesehener Gegenstand uns entgegenzutreten scheint. Er schreibt daher ganz richtig dem perpendiculären Strahl (wenn es doch einmal Strahl seyn soll) die vollkommne Hebung zu, wie man denn bei jedem vollkommen perpendiculären Aufschauen auf einen gläsernen Cubus ganz bequem erfahren kann, daß die darunterliegende Fläche dem Augen vollkommen entgegentritt.

Da man aber in der Folge sich blos an den objectiven Versuch hielt, als der das Phänomen nur einfältig, das Verhältniß der Sinus aber am besten ausdrückt, so fing man an zu läugnen, daß der perpendiculare Strahl verändert werde, weil man diese Veränderung unter der Form der Brechung nicht gewahr wird und kein Verhältniß der Sinus dabei statt haben kann.

Schon Huygens, durch den die Entdeckung des Snellius eigentlich bekannt wurde, protestirt gegen die Veränderung des perpendiculären Strahls und fährt seine sämmtlichen Nachfolger in Irrthum. Denn man kann ganz allein von der Wirkung der Mittel auf Licht und bekannte Gegenstände sich einen Begriff machen, wenn man beide Fälle, den objectiven und subjectiven, den Fall des Brechens und Hebens, das wechselseitige Verhältniß des dichten Mittels zum dünnen, bei denen zum dichten, zugleich faßt und eins durch das andere ergänzt und erklärt. Worüber wir an seinem Orte das Nöthige beigebracht haben. (F. 187. 188).

Die andere Betrachtung, die wir hier nicht übergehen dürfen, ist die, daß man die Gesetze der Brechung entdeckt, und der Farben, die doch eigentlich durch sie manifestirt werden sollen, gar nicht gedenkt; welches ganz in der Ordnung war. Denn in paralellen Mitteln, welche man zu jenem Grundversuch der Brechung und Hebung benutzt, läßt sich die Farben-Erscheinung zwar an der Gränze von Licht und Schatten deutlich sehen, aber so unbedeutend, daß man über sie recht wohl hinwegsehen konnte. Wir wiederholen hier was wir schon früher urgirt: (F. 165. 196.) Gäbe es eine wirklich vorhandene Buchdruckerei, so müßte sie sich bei Brechung jeder Art manifestiren. Aber viel Lehre ist, wie wir bereits gesehen haben und noch künftig sehen werden, nicht auf einen einfachen natürlichen Fall, sondern auf einen künstlich zusammengesetzten gebaut, und sie kann daher nur demjenigen wahr vorkommen, der sich in einer solchen gemachten Verwirrung gefallen mag; jedem hingegen muß sie falsch erscheinen, der aus dem Freien kommt oder ins Freie gelangt.

Was sonst von Snellius und seiner Lehre zu sagen ist, findet sich in allen Schriften, die von dieser Materie handeln.

Vorstehendes war geschrieben, als uns zufälliger Weise bekannt wurde, Isaac Vossius, von welchem späterhin noch die Rede seyn wird, sey gleichfalls der Brechungsart gewesen, desjenige, was man Refraction zu nennen pflegt, auch im Perpendikel wirke. Er hatte die drei epischen Bücher des Willebrord Snellius im Manuscripte gelesen und sich dessen Ansichten zu eigen gemacht. Dabei erzählt er, daß er zu Brüssel vor der Königin von Schweden diese seine Meinung vorgetragen, jedoch einen allgemeinen Widerspruch gefunden; ja man habe ihm vorgeworfen, daß er gegen die ersten Grundsätze sündige. Nachdem aber die Gesellschaft durch den Augenschein überzeugt worden, so habe man die Sache in einen Wortstreit gespielt und gesagt: incidi quidem radium, non tamen frangi. Er führt darauf aus den Werken des Snellius eine Demonstration des subjectiven Versuchs an, wodurch die stufenweise Hebung ins Klare gesetzt wird.

Antonius de Dominis,

ungekommen 1624.

De radiis visus et lucis in vitris perspectivis et iride tractatus Marci Antonii de Dominis, per Joannem Bartolum in lucem editus Venetiis, 1611.

Durch dieses Werk von nicht großem Umfange ist der Verfasser unter den Naturforschern berühmt geworden und zwar mit Recht: denn man erkennt hier die Arbeit eines unterrichteten, in mathematischen und physischen Dingen wohlgeübten Mannes, und was mehr ist, eines originellen Beobachters. Hier wird ein Anfang an der rechten Stelle seyn.

Das Werk enthält im ersten Kapitel die erste öffentliche Bekanntmachung der Theorie der Irregläser. Nachdem sodann der Verfasser verschiedene allgemeine mathematische und physische Grundsätze vorausgeschickt, welche das Licht und das Sehen betreffen, kommt er zu Ende des dritten Kapitels auf der neunten Seite zu den Farben, welche bei der Refraction erscheinen, und äußert sich darüber folgendermaßen:

„Außer den eigenen Farben der Körper, welche in den Körpern selbst verharren, sie mögen nun aus welcher Ursache sie wollen entspringen und entstehen, giebt es in der Natur einige wechselbare und veränderliche Farben, welche man emphatische und erscheinende nennt und welche ich die glänzenden zu nennen pflege. Daß diese Farben aus dem Lichte entspringen, darum habe ich keinen Zweifel, ja sie sind nichts anderes als das Licht selbst: denn wenn in einem Körper reines Licht sich befindet, wie in den Sternen und dem Feuer, und er verliert aus irgend einer Ursache sein Funkeln, so wird uns ein solcher Körper weiß. Mischt man dem Licht irgend etwas Dunkles hinzu, wodurch jedoch das ganze Licht nicht verhindert oder ausgelöscht wird, so entstehen die Farben desselben. Denn deshalb wird unser Feuer roth, weil es Rauch beigemischt hat, der es verdunkelt. Deshalb röthen sich auch Sonn' und Gestirne nahe am Horizont, weil die dagegenschattirenden

Dünſte ſolche verdunkeln. Und ſolcher mittleren Farben können wir eigentlich drei zählen. Die erſte Beimiſchung des Dunkeln, welche das Weiße einigermaßen verdunkelt, macht das Licht roth: und die rothe Farbe iſt die leuchtendſte der Mittelfarben zwiſchen den beiden Enden, dem Weißen und Schwarzen, wie man es deutlich in dem länglichen dreikantigen Glaſe ſieht. Der Sonnenſtrahl nämlich, der das Glas bei dem Winkel durchdringt, wo die geringſte Dicke iſt und alſo auch die geringſte Dunkelheit, tritt hochroth heraus; zunächſt folgt das Grün bei zunehmender Dicke, endlich das Violette bei noch größerer Dicke: und ſo nimmt nach Verhältniß der Stärke des Glaſes auch die Verdunkelung zu oder ab.»

«Eine etwas mehrere Dunkelheit bringt, wie geſagt, das Grüne hervor. Macht' die Dunkelheit, ſo wird die Farbe blau und violett, welche die dunkelſte iſt aus allen Mittelfarben. Macht' nun die Dunkelheit noch mehr, ſo löſchet ſie das ganze Licht aus, und die Schwärze bleibt, obgleich die Schwärze mehr eine Benennung des Lichts als eine wirkliche Farbe iſt; bezeugen auch das Auge die Finſternis ſelbſt und ſehe ſchwarze Körper für eins hält. Die übrigen Farben aber ſind aus dieſen zuſammengeſetzt.»

«Die Dunkelheit aber verwandelt das Licht in eine glänzende Farbe, nicht allein wenn ſie ſich mit dem leuchtenden Körper ſelbſt vermiſcht, wie es beim Feuer geſchieht, ſondern auch wenn ſie zwiſchen das Licht und das Auge gebracht wird, hergeſtalt, daß das Licht, wenn es durch einen etwas dunkeln Körper, deſſen Durchſichtigkeit nicht ganz aufgehoben iſt, durchgeht, nothwendig gefärbt wird, und ſo gefärbt, nicht allein vom Auge, ſondern auch oft von jedem andern Körper, farbig aufgenommen wird. So erſcheint uns die Sonne beim Auf- und Untergang roth, nicht weiß, wie im Mittage, und ſo wird das Licht, wenn es durch ein Glas von ungleicher Dicke, jedoch von bedeutender Maſſe, wie jene dreikantigen Prismen ſind, aber durch ein gläſernes mit Waſſer gefülltes Gefäß, oder durch ein gefärbtes Glas hindurch geht, gefärbt. Daher werden auch die fernliegenden Berge unter einer blauen Farbe geſehen. Denn die große Ferne verdunkelt, wegen der Menge des Mittels und durch das einigermaßen körperliche des Dunkeln, alle Lichter, die nicht ſo mächtig ſind als das der Sonne, verdunkelt auch die erleuchteten Gegenſtände und macht ſie blau. So ſcheint uns gleichfalls der Ferne wegen das Licht des Himmels blau. Was aber eine gar zu ſchwache Farbe hat, wird auch wohl ſchwarz.»

Dieſenigen unſerer Leſer, welche den Entwurf unſerer Farbenlehre wohl inne haben, werden ſelbſt beurtheilen, in wiefern der Verfaſſer ſich der Wahrheit genähert, in wiefern noch manches Hinderniß einer reinen Einſicht in die Dinge ihm entgegen geſtanden. Merkwürdig iſt, daß er im prismatiſchen Bild nur drei Farben geſehen, welches andeutet, daß er auch ein ſehr kleines Bild gehabt und es verhältnißmäßig ſehr weit von dem Ausfallen aus dem Prisma aufgefangen, wie er denn auch das Weiße zwiſchen den beiden Rändern nicht bemerkt. Das Uebrige wiſſen wir nun aus der Lehre vom Trüben weit beſſer zu entwickeln.

Hierauf trägt er im vierten Capitel noch verſchiedene mathematiſche Propoſitionen vor, die ihm zu ſeiner Deduction nöthig ſchienen. Endlich gelangt er zu einem runden durchſichtigen Körper und zeigt, erſtlich wie von demſelben das auffallende Licht zurückgeworfen werde, und nun geht er ſeinem Ziele entgegen, indem er auf der dreigehnten und vierzehnten Seite umſtändlich anzeigt, was auf der innern hintern concaven Fläche des runden durchſichtigen Körpers, welche wie ein Hohlſpiegel wirkt, vorgehe. Er ſagt eine Figur hinzu, welche, wenn man ſie recht verſteht, das Phänomen in ſeinem Umfange und ſeiner Complication, wo nicht vollſtändig darſtellt, jedoch ſich demſelben weit mehr nähert, als diejenigen einfacheren Figuren, welche Delcartes theils aus ihm genommen, theils nach ihm gebildet. Uebrigens wird ſich in der Folge zeigen, daß eben daſjenige, was auf dem Grunde des durchſichtigen Körpers vorgeht, mit Linearzeichnung keineswegs darzuſtellen werden kann. Bei der Figur des Dominis tritt überdieß noch ein ſonderbarer Fall ein, daß gerade dieſe ſehr complicirte Hauptfigur, die wegen ihrer Wichtigkeit niemal im Buche vorkommt, durch die Ungeſchicklichkeit des Holzſchneiders in ihren Hauptpunkten undeutlich und wahrſcheinlich deshalb für die Nachfolger des Verfaſſers unbrauchbar geworden. Wir haben ſie nach ſeiner Beſchreibung wieder hergeſtellt und werden ſie unter unſern Tafeln beibringen, wie wir denn jetzt ſeine Erklärung derſelben, worin das Verdienſtliche ſeiner Beobachtung und Entdeckung ruht, überſetzt mittheilen.

«Jener ſphäriſche durchſichtige Körper, ſolid oder ausgefüllt, auferdem daß er von ſeiner erhöhten Oberfläche die Strahlen gebrochen zurückwirft, bewirkt noch einen andern Widerſchein des Lichtes, der mit einiger Refraction verbunden iſt: denn der Lichtſtrahl aus dem Mittelpunkte des leuchtenden Körpers b bringt ungebrochen gerade bis nach v durchs Centrum a, da er perpendikular iſt; die Strahlen aber be und bd werden in c und d gebrochen, nach der Perpendikulare zu, und bringen gleichfalls nach dem Grunde g und weiter nach v; daſelbſt bringen ſie viel Licht zuſammen, vereint mit den innern Strahlen ihr und bo, welche an den Punkten r und o gebrochen nach g gelangen, auf dem Hohlgrunde der Kugel a; welch es auch die übrigen Strahlen thun, welche von b her auf die ganze erhöhte Fläche von c bis d fallen.»

«Aber indeſſen bringen nicht nur die gebrochnen und um den Grund g herumgewendeten Strahlen zum Theil hindurch und vereinigen ſich in v, wo ſie Feuer anzünden können; ſondern ſie werden auch großentheils, gleichfalls mit verſtärktem Licht wegen ihrer Verſammlung, vom Grunde g zurückgeworfen, welcher Grund g dieſes vervielfältigte Licht, nach dem Geſetz der Widerſcheine aus einer Hohlkugel, auf mancherlei Weiſe zurückwirft. Wobei zu bedenken iſt, daß einige Abänderung ſtattfindet, weil die Zurückwerfung nach den eben erwähnten Brechungen geſchieht und weil nicht allein die auf die Kugel a, aus dem Mittelpunkte des leuchtenden Körpers b, fallenden Strahlen, ſondern auch unzählige andere von dem großen und leuchtenden Körper wie die Sonne iſt, alle nämlich die aus t und p, ingleichen von dem ganzen Umfange, t, q, p hervortreten, zurückgeworfen werden. Welche Abweichung aber hier mit Demonſtrationen zu beweiſen nicht die Mühe lohnte.»

«Genug, daß ich durch die deutlichſten Verſuche gefunden habe, ſowohl in Schalen welche mit Waſſer gefüllt worden, als auch in Glaskugeln gleichfalls gefüllt, welche ich zu dieſem Endzwecke verfertigen laſſen, daß aus dem Grunde g, welcher der Sonne gerade entgegenſteht, außer der Refraktion, welche nach v zu geſchieht, eine doppelte Reflexion geſchehe: einmal gleich gegen die Seite f und e im Cirkel, ſodann aber gegen die Sonne, nächſt gegen die Perpendikulare b a, nach dem vordern Theile h und i, gleichfalls im Cirkel, und nicht durch eine einzige unſtheilbare Linie, ſondern durch mehrere nach allen Seiten hin mit einiger Breite (wie in der erſten Reflexion gf, gm, gm; in der andern aber gi, gk, gi;), welche Breite theils entſpringt aus den Brechungen, welche innerhalb der Kugel geſchehen, wodurch mehrere Strahlen verſammelt werden, zum Theil auch der großen Breite des leuchtenden Körpers p, q, t, wie wir kurz vorher geſagt.»

Da wir uns vorgesetzt haben, in der Folge dem Regenbogen einen besondern Aufsatz zu widmen, um zu zeigen, daß bei diesem Meteor nichts anderes vorgehe, als das was wir in unserm Entwurf von den Farben, welche bei Gelegenheit der Refraction entstehen, umständlich ausgeführt haben; so muß das bisher Mitgetheilte als Material zu jenem Bau ruhen und liegen bleiben, nur bemerken wir, daß dasjenige, was im Tropfen vorgeht, keineswegs durch eine Linearzeichnung, welche nur Grundriß und Durchschnitte geben kann, sondern durch eine perspectivische darzustellen ist, wie unser Demonstrationsapparat selbst anbietet in den Worten: » und nicht durch eine einzige unbildbare Linie, sondern durch mehrere nach allen Seiten hin mit einiger Breite. « Wir gehen nunmehr von seinem weitern Verfahren Rechenschaft.

Vom fünften Capitel bis zum neunten einschließlich handelt er von den Farbenbogen und dem was sich darauf bezieht. Im zehnten von den vorzüglichsten Meinungen über den Regenbogen. Er trägt die Gesinnungen des Albertus Magnus aus dessen drittem Buch der Meteore und dessen vierzehntem Capitel, die des Gardanus aus dem vierten Buch de subtilitate, des Aristoteles aus den Meteoren vor. Alle nehmen an, daß die Farben aus einer Schwächung der Lichtstrahlen entstehen, welche nach jenen beiden, durch die Masse der Dünste, nach letzterm, durch mehr oder minder starke Reflexion der sich vom Perpendikel mehr oder weniger entfernenden Strahlen bewirkt werde. Vitellio hält sich nahe an den Aristoteles, wie auch Pieccolomini.

Im elften Capitel werden die vorgemeldeten Meinungen über die Farben beurtheilt und widerlegt. Im zwölften ausgeführt, wobei die runde Gestalt des Regenbogens kommt. Im dreizehnten der wahre Ursprung des Regenbogens völlig erklärt: es werden nämlich Tropfen erfordert und durch eine Figur gezeigt, wie das Sonnenlicht aus dem Grunde des Tropfens nach dem Auge reflectirt werde. Hierauf wendet er sich zu den Farben und erklärt sie nach seiner sechsten und siebenten Proposition im dritten Capitel, die wir oben übergangen haben, wonach die Farben in ihrer Lebhaftigkeit vom Rothen durchs Gelbe bis zum Blauen abnehmen sollen. Hier wird sodann die Hauptfigur wiederholt, und daraus, daß der Strahl gf nach der Reflexion durch eine geringere Glasmasse durchgehe, als die Strahlen gm und gn, die Farbenabstufung derselben dargethan. Zur Ursache der Breite des Regenbogens giebt er jene Breite der farbigen Reflexionen an, die er schon oben nach der Erfahrung dargelegt.

Das vierzehnte Capitel beschäftigt sich mit dem äußern Regenbogen und mit Erzählung und Widerlegung verschiedener Meinungen darüber. Im funfzehnten Capitel jedoch sucht er denselben zu erklären. Er gebraucht hiezu wieder die Hauptfigur, leitet den großen Regenbogen von den Strahlen gq, gh, gl ab, und die verschiedene Färbung derselben von der mehr oder minder starken Reflexion. Man sieht also, daß er sich hier dem Aristoteles nähert, wie bei Erklärung der Farben des ersten Regenbogens dem Albertus Magnus und dem Fabian.

Das sechzehnte Capitel sammelt einige Corollarien aus dem schon Gesagten. Das siebzehnte trägt noch einige Fragen über den Regenbogen vor und beantwortet sie. Im achtzehnten wird abgehandelt, wie der Regenbogen mit den Höfen, Wetterzeichen und Nebensonnen übereinstreffe und wie er von ihnen verschieden sey. In diesen drei Capiteln, den letzten der Abhandlung, steht noch manches Gute, das nachgesehen und genutzt zu werden verdient.

Franciscus Aguilonius,

geb. 1567, gest. 1617.

Er war Jesuit zu Brüssel und gab 1613 seine Optik in Folio heraus zu Antwerpen. Ihr sollten noch Dioptrik und Katoptrik folgen, welches durch seinen Tod, der 1617, als er funfzig Jahre alt war, erfolgte, verhindert wurde.

Man setzt seinem Werk die Ruhe des Klosters an, die bei einer Arbeit bis ins Einzelnste zu gehen erlaubt, man lobt die Bedächtlichkeit eines Lehrers, der nichts zurücklassen will. Daher ist das Werk ausführlich, umständlich, ja überflüssig durchgearbeitet. Betrachtet man es aber als einen Discurs, als einen Vortrag, so ist es zu fordernde stellenweise, angenehm und unterhaltend, und weil es uns mit Klarheit und Gewandtheit in frühere Zeiten zurückführt, auf manche Weise belehrend.

Hier sieht die Autorität noch in ihrer völligen Würde: die griechischen Urväter der Schulen, ihre Nachfolger und Commentatoren, die neuern Lichter und Forscher, ihre Lehre, ihre Controversen, bei welchen ein oder der andere Theil durch Gründe begünstigt wird. Indessen kann man nicht läugnen, daß der Verfasser, indem er seinem Nachfolger nichts zu thun übrig lassen möchte, im Theoretischen sich bis ins Kleinliche und im Praktischen bis in die Künstelei verliert; wobei wir ihn doch immer als einen ernsten und tüchtigen Mann zu schätzen haben.

Was die Farbe und das damit zunächst Verwandte betrifft, so ist ihm das vom Plate sich herschreibende und von uns so oft urgirte Dialectisiren und Colligiren des Auges, jenes erst durch das Licht und das Weiße, dieses letztere durch Finsterniß und das Schwarze, wohl bekannt und merkwürdig, doch mehr im pathologischen Sinne, in so fern das Helle das Auge blendet, das Finstere ihm auf eine negative Weise schadet. Der reine physiologische Sinn dieser Erscheinung mag ihm nicht aufgegangen seyn, worüber wir uns um so weniger wundern werden, als Hamberger solche der gesunden Natur gemäße, zum reinen Sehen unumgänglich nothwendige Bedingungen gleichfalls für krankhaft und für vitia fugitiva erklärt hat.

Das Weiße und Schwarze nun setzt er an die beiden Enden, dazwischen in eine Reihe Gelb, Roth und Blau, und hat also fünf Farben auf einer Linie, welches ein ziemlich hübsches Schema giebt, indem das Gelbe zunächst an dem Weißen, das Blaue an dem Schwarzen und das Rothe in der Mitte steht, welche sämmtlich mit einander durch Halbkreise verbunden sind, wodurch sehr deutlich angedeutet werden.

Daß nach den verschiedenen Erscheinungsarten die Farben eingetheilt werden müssen, kommt bei ihm auf eine entschiedenere Weise als bisher zur Sprache. Er theilt sie in wahre, apparente und intentionale Farben. Da nun die intentionalen, wie wir nachher sehen werden, keinen richtigen Enthüllungsgrund hinter sich haben, die physiologischen aber fehlen, so quält er sich ab, die verschiedenen Erscheinungsfälle unter diese Rubriken zu bringen.

Die wahren Farben werden den Eigenschaften der Körper zugeschrieben, die apparenten für unwirklich, ja als ein göttliches Geheimniß angesehen, und doch gar wohlmeinend wieder als zufällig betrachtet. Er bedient sich dabei eines sehr artigen und undialectischen Ausdrucks: penduli in medio diophanno oberrant, seu extemporaneæ quædam lucis affectiones.

Die Hauptfragen, wie sie Aristoteles schon behandelt, kommen zur Sprache, und gegen Plato wird polemi-

sirt. Was überhaupt hieron und sonst noch brauchbar ist, haben wir am gehörigen Orte eingeschaltet. Daß jede Farbe ihre eigene Wirkung aufs Gesicht habe, wird behauptet und ausgeführt; doch gleichfalls mehr pathologisch als physiologisch.

Intentionelle Farben.

Da wir der intentionellen Farben in unserm Entwurf nicht besonders gedacht haben, und dieser Ausdruck in den Schriftstellern, vorzüglich auch in dem gegenwärtigen, vorkommt; so ist unsre Pflicht, wenigstens diesen Terminologie zu gedenken und anzuzeigen, wie sie mit den übrigen Lehren und Gesinnungen jener Zeit zusammenhängt. Man vergleiche uns, wenn wir, der Deutlichkeit wegen, etwas weit auszuholen scheinen.

Die Poesie hat in Absicht auf Gleichnissreden und uneigentlichen Ausdruck sehr große Vortheile vor allen übrigen Sprachweisen, denn sie kann sich eines jeden Bildes, eines jeden Verhältnisses nach ihrer Art und Bequemlichkeit bedienen. Sie vergleicht Geistiges mit Körperlichem und umgekehrt, den Gedanken mit dem Blitz, den Blitz mit dem Gedanken, und dadurch wird das Wechselleben der Weltgegenstände am besten ausgedrückt. Die Philosophie auf ihren höchsten Punkten bedarf auch uneigentlicher Ausdrücke und Gleichnissreden, wie die von uns oft erwähnte, getadelte und in Schutz genommene Symbolik beweist.

Nur leiden die philosophischen Schulen, wie und die Geschichte belehrt, mißmuthlich daran, daß sie, nach Art und Weise ihrer Stifter und Hauptlehrer, meist nur einseitige Symbole brauchen, um das Ganze auszudrücken und zu bestreichen, und besonders die Einen durchaus das Körperliche durch geistige Symbole, die Andern das Geistige durch körperliche Symbole begreifen wollen. Auf diese Weise werden die Gegenstände niemals durchdrungen; es entsteht vielmehr eine Entzweiung in dem, was vorgestellt und begriffen werden soll, und alle auch eine Disputirgift in denen, die davon handeln, woraus alsdann ein Widerwille auf beiden Seiten entspringt und ein Partheisinn sich befestigt.

Wenn man von intentionellen Farben spricht, so ist es eigentlich eine Gleichnissrede, daß man den Farben wegen ihrer Zartheit und Wirkung eine geistige Natur zuschreibt, ihnen einen Willen, eine Absicht unterlegt.

Wer dieses fassen mag, der wird diese Vorstellungsart anmuthig und geistreich finden, und sich daran, wie etwa an einem poetischen Gleichnisse, ergötzen. Doch wir müssen diese Denkart, diesen Ausdruck bis zu ihrer Quelle verfolgen.

Man erinnere sich, was wir oben von der Lehre des Roger Bacon mitgetheilt, die wir beiläufig aufgerissen haben, weil sie uns da zunächst im Wege lag, ob sie sich gleich von weit früheren Zeiten herschreibt: daß sich nämlich jede Tugend, jede Kraft, jede Tüchtigkeit, alles, dem man ein Wesen, ein Daseyn zuschreiben kann, ins Unendliche vervielfältigt und zwar dadurch, daß immerfort Gleichbilder, Gleichnisse, Abbildungen als zweite Selbstheiten von ihm ausgehen, dergestalt, daß diese Abbilder sich wieder darstellen, wirksam werden, und indem sie immer fort und fort reflektiren, diese Welt der Erscheinungen ausmachen. Man liegt zwischen der wirklichen Tugend und zwischen dem gewirkten Abbild als Drittes in der Mitte, das aus der Wirklichkeit des Ersten und aus der Möglichkeit des Zweiten zusammengesetzt scheint. Für dieses Dritte, was zugleich ist und nicht ist, was zugleich wirkt und unwirksam bleiben kann, was zugleich das allerthätigste Schaffende und in demselben Augenblick ein vollkommenes Nichts ist, hat man kein schicklicheres Gleichniß finden können, als das menschliche Wollen, welches alle jene Widersprüche in sich vereinigt. Und so hat man auch den wirksamen Naturgegenständen, besonders denjenigen, die uns als thätige Bilder zu erscheinen pflegen, dem Lichte so wie dem Erleuchteten, welche beide nach allen Orten hin sich zu äußern bestimmt sind, ein Wollen, eine Intention gegeben und daher das Abbild (species), insofern es noch nicht zur Erscheinung kommt, intentional genannt, indem es, wie das menschliche Wollen, eine Realität, eine Nothwendigkeit, eine ungeheure Tugend und Tüchtigkeit in sich führt, ohne daß man noch etwas davon gewahr würde. Vollkommen sind ein Paar sinnliche Beispiele nicht überflüssig.

Es befindet sich eine Person in einem großen von rohen Mauern umgränzten Saal, ihre Gesinnung hat die Intention, oder wie wir uns in unserm Entwurfe mit einem gleichfalls sittlichen Gleichniß ausgedrückt haben, das Recht, sich an allen Wänden abspiegeln; allein die Bedingung der Glätte fehlt. Denn das ist der Unterschied der ursprünglichen Tugenden von den abgeleiteten, daß jene unbedingt wirken, diese aber Bedingnissen unterworfen sind. Man gebe hier die Bedingung der Glätte zu, man politre die Wand mit Gypsmörtel oder behänge sie mit Spiegeln, und die Gestalt der Persönlichkeit wird ins Tausendfältige vermehrt erscheinen.

Man gebe nun dieser Persönlichkeit etwa noch einen eitlen Sinn, ein leidenschaftliches Verlangen, sich abgespiegelt zurückkehren zu sehen, so würde man mit einem besseren Gleichniß die intentionellen Bilder auch eitle Bilder nennen können.

Noch ein anderes Beispiel gebe endlich der Stoß völlig den Ausschlag. Man mache sich auf den Weg zu irgend einem Ziele, es stehe uns nun vor den Augen, oder bloß vor den Gedanken, so ist zwischen dem Ziel und dem Wanderer noch immer so gut vor dem letzten Schritt als vor dem ersten fortzuschreiten. Dieses Fortschreiten ist so gut als das Ziel: denn dieses wird gewiß erreicht, wenn der Entschluß fest und die Bedingungen zulänglich sind; und doch kann man dieses Fortschreiten immer nur intentionell nennen, weil der Wanderer noch immer so gut vor dem letzten Schritt als vor dem ersten vorzuführen werden kann.

Intentionelle Farben, intentionelle Mischungen derselben sind also solche, die innerhalb des Durchsichtigen der Bedingung sich zu manifestiren entbehren. Die Bedingung aber, worunter jede Farbe nur erscheinen kann, ist eine doppelte: sie muß entweder ein Helles vor sich und ein Dunkles hinter sich, oder ein Dunkles vor sich und ein Helles hinter sich haben, wie von uns anderwärts umständlich ausgeführt worden. Doch stehe hier noch ein Beispiel, um dem Gesagten die möglichste Deutlichkeit zu geben.

Das Sonnenlicht falle in ein reines Zimmer zu den offnen Fenstern herein und man wird in der Luft, in dem Durchsichtigen, den Weg des Lichtes nicht bemerken; man erregе Staub und sogleich ist der Weg, den es nimmt, bezeichnet. Dasselbe gilt von den apparenten Farben, welche ein so gar feines Licht hinter sich haben. Das prismatische Bild reibt sich auf seinem Wege vom Fenster bis zur Tafel kaum aufzuzeichnen; man erregе Staub und besonders von weißem Pudre, so wird man es vom Austritt aus dem Prisma bis zur Tafel begleiten können: denn die Intention, sich abzubilden, muß jeden Augenblick erfüllt, eben so, als wenn ich einer Kolonne Soldaten entgegen und allenfalls gerade durch sie hindurch ginge, wo mit jedem Manne der Zweck, das Regiment zu erreichen, erfüllt und, wenn wir so sagen dürfen, durchschritten wird. Und so schließen

wir mit einem sinnlichen Gleichniß, nachdem wir etwas, das nicht in die Sinne fallen kann, durch eine übersinnliche Gleichnißrede begreiflich zu machen gesucht haben.

Wie man nun zu sagen pflegt, daß jedes Gleichniß hinke, welches eigentlich nur so viel heißen will, daß es nicht identisch mit dem Vergliechnen zusammenfalle; so muß eben dieß sogleich bemerkt werden, wenn man ein Gleichniß zu lange und zu umständlich durchführt, da die Unähnlichkeiten, welche durch den Glanz des Witzes verdeckt waren, nach und nach in einer traurigen, ja sogar abgeschmackten Realität zum Vorschein kommen. So ergeht es daher den Philosophen oft auf diese Weise, die nicht bemerken, daß sie mit einer Gleichnißrede anfangen und im Durch- und Ausführen derselben immer mehr ins Hinken gerathen. So ging es auch mit den intentionalen Bildern (speciebus), anstatt daß man zufrieden gewesen wäre, durch ein geistiges Gleichniß diese unsinnlichen Wesen aus dem Reiche der Sinnlichkeit in ein geistigeres herübergeschifft zu haben, so wollte man sie auf diesem Wege haschen; sie sollten seyn oder nicht seyn, je nachdem man sich zu einer oder der andern Vorstellung geneigt fühlte, und der durch eine geistreiche Terminologie schon geschlichtete Streit ging wieder von vorn an. Diejenigen, welche weiter gesinnt waren, worunter auch Aquilonius gehört, behaupteten: die Farben der Körper seyen ruhig, müßig, träge; das Licht rege sie an, entreiße sie dem Körper, führe sie mit sich fort und stürze sie unter, und so war man wieder bei der Erklärungsart des Epikur, die Lucrez so anmuthig ausdrückt:

Häufig bemerket man das an den röthlichen, blauen und gelben
Typischen, welche gesonnt hoch über das weite Theater
Wogend schweben, allda verbreitet an Masten und Balken.
Denn der Versammlung unteren Raum, den sämmtlichen Schauplatz,
Sitz der Väter und Mütter, der Götter erhabene Bilder,
Tünchen sie an, sie zwingend in ihrem Gefärbe zu schwanken.
Und sind enger umher des Theaters Wände verschlossen,
Dann lacht fröhlicher noch vom ergossenen Reize der Umfang,
Wenn genauer zusammengefaßt der Schimmer des Tags ist.
Lassen die Tücher demnach von der obersten Fläche die Schminke
Fahren, wie sollte denn nicht ein zartes Gebilde der Dinge
Jedes entlassen, da, ähnlicher Art, sie jedes vom Rand schüttet?

Renatus Cartesius,

geb. 1596, gest. 1650.

Das Leben dieses vortrefflichen Mannes wie auch seine Lehre wird kaum deutlich, wenn man sich ihn nicht immer zugleich als französischen Edelmann denkt. Die Vortheile seiner Geburt kommen ihm von Jugend auf zu statten, selbst in den Schulen, wo er den ersten guten Unterricht im Lateinischen, Griechischen und in der Mathematik erhält. Wie er ins Leben tritt, zeigt sich die Festigkeit in mathematischen Combinationen bei ihm theoretisch und wissenschaftlich, wie sie sich bei andern im Spielgeist äußert.

Als Hof-, Welt- und Kriegsmann bildet er seinen geselligen sittlichen Charakter aufs höchste aus. In Absicht auf Betragen erinnere man sich, daß er Zeitgenosse, Freund und Correspondent des hyperbolisch-complimentösen Balzac war, den er in Briefen und Antworten auf eine geistreiche Weise gleichsam parodirt. Außerordentlich zart behandelt er seine Mitlebenden, Freunde, Studiengenossen, ja sogar seine Gegner. Reichar und voll Ehrgefühl entreicht er allen Gelegenheiten sich zu compromittiren, er verbirrt im hergebrachten Schicklichen und weiß zugleich seine Eigenthümlichkeit auszubilden, zu erhalten und durchzuführen. Daher seine Ergebenheit unter die Aussprüche der Kirche, sein Zaudern, als Schriftsteller hervorzutreten, seine Aengstlichkeit bei den Schicksalen Galilei's, sein Suchen der Einsamkeit und zugleich seine ununterbrochene Geselligkeit durch Briefe.

Seine Anartigen als Edelmann mußt er in jüngern und mittlern Jahren; er besucht alle Hof-, Staats-, Kirchen- und Kriegsfeste; eine Vermählung, eine Krönung, ein Jubiläum, eine Belagerung kann ihn zu einer weiten Reise bewegen; er scheut weder Mühe, noch Aufwand, noch Gefahr, um nur alles mit Augen zu sehen, um mit seinen Gleichen, die sich jedoch in ganz andern Sinne in der Welt herumtummeln, an den merkwürdigsten Ereignissen seiner Zeit ehrenvoll Theil zu nehmen.

Wie man nun dieses Aufsuchen einer unendlichen Empirie an ihm Curiosität nennen könnte, so zeigt sich an dem stets wiederholten Versuch der Rückkehr in sich selbst, in der Ausbildung seiner Originalität und Productionskraft ein glückliches Gegengewicht. Er wird müde, mathematische Probleme aufzugeben und aufzulösen, weil er sieht, daß dabei nichts herauskommt; er wendet sich gegen die Natur und giebt sich im Einzelnen viele Mühe, doch mochte ihm als Naturforscher manches entgegenstehen. Er schient nicht ruhig und liebevoll an den Gegenständen zu verweilen, um ihnen etwas abzugewinnen; er greift sie als auflösbare Probleme mit einiger Hast an und kommt meistentheils von der Seite des complicirtesten Phänomens in die Sache.

Dann schient es ihm auch an Einbildungskraft und an Erfindung zu fehlen. Er findet keine geistigen lebendigen Symbole, um sich und andern schwer auszusprechende Erscheinungen anzuschauen. Er bedient sich, um das Unsichtliche, ja das Unsprechliche zu erklären, der rudesten sinnlichen Gleichnisse. So sind seine verschiedenen Materien, seine Wirbel, seine Schrauben, Haken und Zacken, niederziehend für den Geist, und wenn dergleichen Vorstellungsarten mit Beifall aufgenommen wurden, so zeigt sich daraus, daß eben das Rohere, Ungeschickteste der Menge das Gemäßeste bietet.

In dieser Art ist denn auch seine Lehre von den Farben. Das Mittlere seiner Elemente besteht aus leuchtigen, deren direkte gemessene Bewegung nach einer gewissen Geschwindigkeit wirkt. Bewegen sich die Kügelchen rotirend, aber nicht fortschreitend, sind sie gradirungen, so entsteht die Empfindung von Gelb. Eine schnellere Bewegung derselben bringt Roth hervor, und eine langsamere als die der gradlinigen, Blau. Es ist früher hatte man der mehrern Stärke des Stoßes auf das Auge die Verschiedenheit der Farben zugeschrieben.

Cartesius verbindet sich um den Regenbogen sind nicht zu läugnen. Aber auch hier, wie in andern Fällen, ist er gegen seine Vorgänger nicht dankbar. Er will nun ein für allemal ganz original seyn; er lehnt nicht allein die sittliche Autorität ab, sondern auch die förderliche. Solche Geister, ohne es beinahe selbst gewahr zu werden, verläugnen was sie von ihren Vorgängern gelernt und was sie von ihren Mitlebenden genugt. So verschweigt er den Antonius de Dominis, der zuerst die Glaskugel

angewendet, um die ganze Erſcheinung des Regenbogens innerhalb des Tropfens zu beſchränken, auch den innern Regenbogen ſehr gut erklärt hat.

Descartes hingegen hat ein bedeutendes Verdienſt um den äußern Regenbogen. Es gehörte ſchon Aufmerkſamkeit dazu, die zweite Reflexion zu bemerken, wodurch er hervorgebracht wird, ſo wie ſein mathematiſches Talent dazu nöthig war, um die Winkel zu berichtigen, unter denen das Phänomen ins Auge kommt.

Die Linearzeichnungen jedoch, welche er, um den Vorgang deutlich zu machen, entwirft, ſtellen keineswegs die Sache dar, ſondern deuten ſie nur an. Dieſe Figuren ſind ein abſtractes compendiöſes Sapienti sat, belehren aber nicht über das Phänomen, indem ſie die Erſcheinung auf einfache Strahlen zurückführen, da doch eigentlich Sonnenbilder im Grunde des Tropfens vereint, zuſammengeführt und über einander verſchränkt werden. Und ſo konnten dieſe Carteſiſchen, eingeine Strahlen vorſtellenden Linien der Newtoniſchen Erklärung durchaus günſtig zum Grunde liegen.

Der Regenbogen als merkwürdiger Refractionsfall führt ihn zu den prismatiſchen einfacheren Verſuchen. Er hat ein Prisma von 30 bis 40 Graden, legt es auf ein durchlöchertes Holz und läßt die Sonne hindurchſcheinen, das ganze colorirte Spectrum erblickt er bei kleiner Oeffnung: weit aber ſein Prisma von wenig Graden iſt, ſo kann er leicht, bei vergrößerter Oeffnung, den weißen Raum in der Mitte bemerken.

Hierdurch gelangt er zu der Hauptreinſicht, daß eine Beſchränkung nöthig ſey, um die prismatiſchen Farben hervorzubringen. Zugleich ſieht er ein, daß weder die hervorbringende Kraft, noch die Reflexion, zur Hervorbringung der Farbenerſcheinung beitrage, weil beides beim Prisma nicht ſtatt findet, und die Farbe doch mächtig erſcheint. Nun ſucht er auch im Regenbogen jene nöthige Beſchränkung und glaubt ſie in der Gränze der Kugel, in dem dahinter ruhenden Dunkel anzutreffen, wo ſie denn freilich, wie wir künftig zeigen werden, nicht zu ſuchen iſt.

Athanaſius Kircher,

geb. 1601, geſt. 1680.

Er giebt in dem Jahre 1646 ſein Werk Ars magna lucis et umbræ heraus. Der Titel ſo wie das Motto: Sicut tenebræ ejus ita lumen ejus, verkündigen die glückliche Hauptmaxime des Buches. Zum erſtenmal wird deutlich und umſtändlich ausgeſprochen, daß Licht, Schatten und Farbe als die Elemente des Sehens zu betrachten; wie denn auch die Farben als Ausgeburten jener beiden erſten dargeſtellt ſind.

Nachdem er Licht und Schatten im Allgemeinen behandelt, gelangt er im dritten Theil des erſten Buches an die Farbe, deſſen Vorrede wir überſetzt einſchatten.

Vorrede.

» Es iſt gewiß, daß in dem Umfange unſeres Erdkreiſes kein dergeſtalt durchſichtiger Körper ſich befinde, der nicht einige Dunkelheit mit ſich führe. Daraus folgt, daß wenn kein dunkler Körper in der Welt wäre, weder eine Rückſtrahlung des Lichtes, noch in den verſchiedenen Mitteln eine Brechung deſſelben, und auch keine Farbe ſichtbar ſeyn würde, als jene erſte, die zugleich im Lichte mit geſchaffen iſt. Hat man aber die Farbe auf, ſo wird zugleich alles Sehen aufgehoben, da alles Sichtbare nur vermöge der gefärbten Oberfläche geſehen wird; — der ganze Schmuck der Welt iſt aus Licht und Schatten dergeſtalt bereitet, daß wenn man eins von beiden wegnähme, die Welt nicht mehr wäre, heißen, noch die verwunderswürdige Schönheit der Natur auf irgend eine Weiſe dem Geſicht ſich darſtellen könnte. Denn alles was ſichtlich in der Welt iſt, iſt es nur durch ein ſchattiges Licht, oder einen lichten Schatten. Da alſo die Farbe die Eigenſchaft eines dunklen Körpers iſt, oder, wie Einige ſagen, ein beſchattetes Licht, des Lichts und des Schattens ächte Ausgeburt; ſo haben wir hier davon zu handeln, auf daß die größte Zierde der irdiſchen Welt und wie viel Wunderſames dadurch bewirkt werden kann, dem Leſer bekannt werde. «

Erſtes Capitel. Unſer Verfaſſer möchte, um ſich ſogleich ein rechtes methodiſches Anſehen zu geben, eine Definition voraus ſchicken, und wird nicht gewahr, daß man eigentlich ein Werk ſchreiben muß, um zur Definition zu kommen. Auch iſt hier weiter nichts geleiſtet, als daß dasjenige angeführt und wiederholt wird, wie die Griechen ſich über dieſen Gegenſtand auszudrücken pflegten.

Zweites Capitel. Von der vielfachen Mannigfaltigkeit der Farben. Er hält ſich hiebei an das Schema des Aquilonius, das er mit einiger Veränderung benutzt. Er behauptet, alle Farben ſeyen wahr, worin er in gewiſſem Sinne Recht hat, will von den andern Eintheilungen nichts wiſſen, worin er didaktiſch unrecht hat. Genug, er gründet ſich darauf, daß jede Farbe, ſie möge an Körpern oder ſonſt erſcheinen, eine wahre entſchiedene Urſache hinter ſich habe.

Drittes Capitel. Chromatismus der Luft. Er handelt von den Farben des Himmels und des Meeres und bringt verſchiedene ältere Meinungen über die Bläue der Luft vor. Wir überſetzen die Stelle, welche ſeine eigenen Gedanken enthält, um den Leſer urtheilen zu laſſen, wie nahe er an der ächten Erklärungsart geweſen. Denn er fühlt die Bedeutſamkeit des nicht völlig Durchſichtigen, wodurch wir zu zunächſt auf die Trübe hingeleitet werden.

Warum der Himmel blau erſcheint.

» Zuvörderſt muß man wiſſen, daß unſer Geſicht nichts ſehen könne, als was eine Farbe hat. Weil aber das Geſicht nicht immer auf dunkle Körper oder Körper von gefärbter Oberfläche gerichtet iſt, ſondern auch ſich in den unendlichen Luftraum und in die himmliſchen durchſichtigen Fernen, welche keine Dunkelheit haben, verliert, wie wenn wir den heiteren Himmel und entfernte hohe Gebirgsgipfel betrachten; ſo war, damit eine ſolche Handlung nicht ihres Zweckes beraubt werde und ſich im Grenzenloſen verliere, die Natur ſchuldig, jenem durchſichtigen unendlichen Mittel eine gewiſſe Farbe zu verleihen, auf daß der Blick eine Gränze fände, nicht aber in Finſterniß und Nichts auslife. Eine ſolche Farbe nun konnte weder Weiß, Gelb noch Roth ſeyn, indem dieſe, als dem Licht benachbart und verwandt, einen unterliegenden Gegenſtand verlangen, um geſehen werden zu können. Denn was nahe iſt, verbindet ſich dem Lichte, und das Fernſte der Finſterniß. Demzufolge auch helle Farben, wenn man ſie in einem [illegible] Raum geſehen wurde, deſto mehr zum Schatten und zur Finſterniß ſich neigen, je mehr ſie ſich vom Lichte oder der Sehekraft entfernen. Der Blick jedoch, der in jene unendlichen ätheriſchen Räume dringt, ſollte zuletzt begründet werden und war ſowohl wegen der unendlichen Ferne, als wegen der unendlichen Vermannigfaltigung der Luftſchichten nur durch Finſterniß zu begränzen, eine ſchwarze Farbe aber wollte ſich weder für die Augen, noch für die Welt ſchicken, weswegen beriets ſich die Natur aufs weiſeſte, und zwiſchen den lichten Farben, dem Weißen, Gelben und

Roten und dem allmälich Finstern fand sich eine Mittelfarbe, nämlich das Blau, die aus einer ungleichen Mischung des Lichts und der Finsterniß bestand. Durch diese nun, wie durch einen höchst angenehmen Schatten, sollte der Blick beruhigt seyn, daß er vom Hellen nicht so sehr getrieben, vom Finstern nicht zu sehr zusammengezogen oder von dem Roten entzündet würde, und so stellte die Natur das Blaue hervor, zunächst an der Finsterniß, so daß das Auge, ohne verletzt zu werden, die erfreulichen Himmelsräume durch ihre Vermittlung mit Vergnügen und Bewunderung betrachten kann.“

Die Naturlehrer, womit Kircher um die Sache herumgeht, ist merkwürdig genug. Man könnte sie komisch nennen, wenn man nicht dabei ein treues Bestreben wahrnähme. Und ist er es doch nicht allein, sind doch bis auf den heutigen Tag noch Menschen, denen die Vorstellungsart der Cartesischen gefällt, weil sie wirklich etwas Geistiges hat und als eine Art von Antheposophismus angesehen werden kann. Den Aufmerksameren freilich wird nicht entgehen, daß man der Natur nichts abgewinnen kann, wenn man ihr, die bloß nothwendig handelt, einen Verstand unterschiebt und ihren Resultaten ein zweckmäßiges Ansehen verleihen möchte.

Viertes Capitel. Chromatismus der Brechung. Die Farben des Prisma's erklärt er wie Antonius de Dominis dadurch, daß die dellsten Farben beim Durchgang durch die schwächste Seite des Glases, die dunkelsten beim Durchgang durch die stärksten Seiten des Glases entstehen.

Die Erfahrung mit dem nephritischen Holze trägt er weitläufig vor.

Fünftes Capitel. Chromatismus der Metalle, Gesteinchte durchsichtiger Steine, der Salze, der Metallsäfte.

Sechstes Capitel. Chromatismus der Pflanzen. Insbesondre wird gefragt: wie man Pflanzen färben könne.

Siebentes Capitel. Chromatismus der Thiere. Er bringt zur Sprache warum Pferde nicht grün und blau seyn können; warum die vierfüßigen Thiere nicht so bunt aussehen, warum hingegen die Vögel und Insekten alle Arten von Farben annehmen. Auf welche Fragen durchaus er, wie man wohl erwarten kann, keine befriedigende Antwort gibt. Von den Farben des Chamäleons werden eigene Erfahrungen beigebracht.

Achtes Capitel. Vom Urtheil nach Farben, und zwar zuerst von den Farben des Himmels, der Wolken; Beurtheilung der Steine, Pflanzen und Thiere nach den Farben. Hiezu werden Regeln gegeben. Beurtheilung der Menschen, ihre Complexion und sonstige Eigenschaften betreffend, nach den verschiedenen Farben der Haut, der Augen, der Haare. Der Farbe des Urins wird gedacht, wobei zu bemerken ist, daß bei Gelegenheit des Urins die Farben schon früher zur Sprache gekommen, und wenn wir nicht irren, ein Büchlein de Urinis der Abhandlung der Eigenschaft über die Farben bei einer früheren Edition hinzugefügt ist.

Kircher hat bei dem Vielen, was er unternommen und geleistet, in der Geschichte der Wissenschaften doch einen sehr problematischen Ruf. Es ist hier der Ort nicht, seine Arbeiten zu übersehen; aber so viel ist gewiß: die Naturwissenschaft kommt uns durch ihn freilich eher und besser entgegen, als bei keinem seiner Vorgänger. Sie ist aus der Studierstube, vom Katheder in ein bequemes mediatisirtes Kloster gebracht, unter Geistliche, die mit aller Welt in Verbindung stehen, sogar alle Welt werden, die Menschen belehren, aber auch unterhalten und erquicken wollen.

Wenn Kircher auch wenig Probleme auflöst, so bringt er sie doch zur Sprache und detaillirt sie auf seine Weise. Er hat eine leichte Fassungskraft, Bequemlichkeit und Hurtigkeit in der Mittheilung, und wenn er sich aus gewissen technischen Spitzen, Perspective und Sonnenuhr-Zeichnungen gar nicht herausfinden kann, so steckt die Bemerkung hier am Platze, daß, wie jenes im vorigen Jahrhundert bemerkliche höhere Streben nachläßt, wie man mit den Eigenschaften der Natur bekannter wird, wie die Technik zunimmt, man nun das Ende von Spielereien und Künsteleien gar nicht finden, sich durch Wiederholung und mannigfaltige Anwendung eben derselben Erscheinung, eben desselben Gesetzes, niemals ersättigen kann; wodurch zwar die Kenntnis verbreitet, die Ausübung erleichtert, Wissen und Thun aber zuletzt geistlos wird. Witz und Klugheit arbeiten indessen jenen Verbesserungen des Wunderbaren entgegen und machen die Taschenspielerei vollkommner.

Es ist für uns nicht von geringer Bedeutung wenn wir erfahren, daß bildende Künstler diejenige Lehre, die wir zu verbreiten suchen, gleichfalls anerkannt und in ihren Nutzen zu verwenden gewußt haben. Wir besitzen ein Bildniß von Nicolaus Poussin, nach seinem Leben gestochen von A. Clouet, er hält ein Buch im Arm, auf dessen Rücken oder Schnitt geschrieben steht: de Lum. et Umbr. Dies kann kein anderes seyn, als Pater Kirchers Werk welches 1646 heraus kam.

Poussin lebte von 1594 bis 1672; wie werth muß ihm, einem geborenen und höchst gebildeten Künstler, ein solches Buch im funfzigsten Jahre geworden seyn! Wahrscheinlich hatte er mit dem Verfasser schon früher ein persönliches Verhältnis und diese Lehre so lieb gewonnen, daß er sie hier an die Brust drückt. Beide hatten in Rom lange Jahre neben einander und wahrscheinlich miteinander zugebracht.

Wir wollen hier noch zum Schlusse des Pater Bonaventura gedenken, der mit Kirchern auf die Dauer des Bildeintrucks im Auge aufmerksam ward. Zufälligerweise war es das Feuerkreuz, das sie von jener merkwürdigen pfingstlichen Erscheinung belehrte, und es ist ihnen als Geistlichen nicht zu verargen, daß sie zuerst der Heiligkeit dieser mathematischen Figur eine solche Wunderwirkung zuschrieben. Uebrigens ist dies einer von den wenigen Fällen, wo eine Art von Aberglauben sich zur Betrachtung der Farbenerscheinung gesellt hat.

Marcus Marci,

geb. 1595, gest. 1667.

Die großen Wirkungen, welche Keppler und Tycho de Brahe, in Verbindung mit Galilei, im südlichen Deutschland hervorgebracht, konnten nicht ohne Folge bleiben, und es läßt sich bemerken, daß in den kaiserlichen Staaten, sowohl bei einzelnen Menschen als ganzen Gesellschaften, dieser erste kräftige Anstoß immer fortwirkt.

Marcus Marci, etliche und zwanzig Jahre jünger als Keppler, eh er sich gleich vorzüglich auf Sprachen gelegt hatte, scheint auch durch jenen mathematisch-astronomischen Geist angeregt worden zu seyn. Er war zu Landskron geboren und zuletzt Professor in Prag. Bei allen seinen Verdiensten, die von seinen gleichzeitigen Landsleuten redlich gepflegt wurden, fehlte es ihm doch eigentlich, so viel wir ihn beurtheilen können, an Klarheit und durchdringendem Sinn. Sein Werk, das uns

hier besonders angeht: Thaumantias. Liber de arcu cœlesti, deque colorum apparentium natura, ortu et causis, zeugt von dem Ernst, Fleiß und Beharrlichkeit des Verfassers; aber es hat im Ganzen etwas Trübseliges. Er ist mit den Alten noch im Streit, mit den Neuern nicht einig, und kann die Angelegenheit, mit der er sich eigentlich beschäftigt, nicht in die Enge bringen; welches freilich eine schwere Aufgabe ist, da sie nach allen Seiten hindeutet.

Einsicht in die Natur kann man ihm nicht absprechen; er kennt die prismatischen Versuche sehr genau; die dabei vorkommende farbige Refraction, die Färbung sowohl in objectiven als subjectiven Fällen, hat er vollständig durchgearbeitet: es mangelt ihm aber an Sonderungsgabe und Ordnungsgeist. Sein Vortrag ist unbequem, und wenn man auch begreift, wie er auf seinem Wege zum Zweck zu gelangen glaubte, so ist es doch ängstlich, ihm zu folgen.

Bald stellt er fremde Sätze auf, mit denen er streitet, bald seine eigenen, denen er gleichfalls opponirt, sodann aber sie wieder rechtfertigt, dergestalt daß nichts auseinander tritt, vielmehr eins über das andre hingeschoben wird.

Die prismatischen Farben entstehen ihm aus einer Condensation des Lichts; er streitet gegen die, welche den Schatten zu einer nothwendigen Bedingung dieser Erscheinung machen, und muß doch bei subjectiven Versuchen **sepimenta** und **interstitia umbrosa** verlangen und hinzufügen: **cujus ratio est, quod species lucis aut color se mediam inſert inter umbrosa intervalla.** Auch ist zu bemerken, daß wir bei ihm schon eine diverse Refraction finden.

So wie in Methode und Vortrag, also auch in Sprache und Styl ist er Kepplern entgegengesetzt. Wenn man bei diesem mit Lust Materien abgehandelt sieht, die man nicht kennt, und ihn zu verstehen glaubt, so wird bei jenem dasjenige, was man sehr gut versteht, wovon wir die genaueste Kenntniß haben, durch eine düstre Behandlung verworren, trüb, ja man darf sagen ausgelöscht. Um sich hiervon zu überzeugen, lese derjenige, dem die subjectiven prismatischen Versuche vollkommen bekannt sind, die Art, wie der Verfasser das Phänomen erklärt S. 522

De la Chambre,

geb. 1594, gest. 1669.

La Lumière, par le Sieur de la Chambre, Conſeiller du Roi en Ses Conſeils, et Son Médecin ordinaire. Paris 1657.

Kircher hatte ausgesprochen, daß die Farben Kinder des Lichts und des Schattens seyen; Cartesius hatte bemerkt, daß zum Erscheinen der prismatischen Farben eine Beschränkung mitwirken müsse: man war also von zwei Seiten her auf dem Wege, das Rechte zu treffen, indem man jenen dem Licht entgegengesetzten Bedingungen ihren integrirenden und constituirenden Antheil an der Farbenerscheinung zugestand.

Man warf sich jedoch bald wieder auf die entgegengesetzte Seite und suchte alles in das Licht hineinzulegen, was man hernach wieder aus ihm herauszudemonstriren wollte. Der einfache Titel des Buchs **La Lumière**, im Gegensatz mit dem Kircherischen, ist recht charakteristisch. Es ist dabei darauf angesehen, alles dem Lichte zuzuschieben, ihm alles zuzuschreiben, um nachher alles wieder von ihm zu fordern.

Diese Gesinnung nahm immer mehr überhand, jemehr man sich dem Aristoteles entgegenstellte, der das Licht als ein Accidens, als etwas das einer bekannten oder verborgenen Substanz begegnen kann, angesehen hatte. Nun wurde man immer geneigter, das Licht wegen seiner ungeheuern Wirkungen nicht als etwas Abgeleitetes anzusehen; man schrieb ihm vielmehr eine Substanz zu, man sah es als etwas Ursprüngliches, für sich Bestehendes, Unabhängiges, Unbedingtes an; doch mußte diese Substanz, um zu erscheinen, sich materiiren, materiell werden, Materi. werden, sich körperlich und endlich als Körper darstellen, als gemeiner Körper, der nun Theile aller Art enthalten, auf das verschiedenste und wunderlichste gemischt, und ungeachtet seiner anscheinenden Einfalt als ein heterogenes Wesen angesehen werden konnte. Dies ist der Gang, den nun an die Theorie nimmt, und die wir in der Newtonischen Lehre auf ihrem höchsten Punkte finden.

Jene frühere Erklärungsart aber, die wir durch Kirchern umständlicher kennen gelernt, geht neben der neuern bis zu Ende des Jahrhunderts immer parallel fort, bildet sich immer mehr und mehr aus und tritt noch einmal zuletzt ganz deutlich in **Nuguet** hervor, wird aber von der Newtonischen völlig verdrängt, nachdem sie vorher durch Boyle bei Seite geschoben war.

De la Chambre selbst erscheint uns als ein Mann von sehr schwachen Kräften: es ist weder Tiefe in seinen Conceptionen, noch Schärfsinn in seinen Controversen. Er nimmt vier Arten Licht in der Natur an: die erste sey das innere, radicale, gewissen Körpern wesentliche, das Licht der Sonne, der Sterne, des Feuers; das andere ein äußeres, abgeleitetes, vorübergehendes, das Licht der von jenen Körpern erleuchteten Gegenstände. Nun giebt er, nach seiner Lehre, noch andere Lichter, die vermindert und geschwächt sind und nur einige Theile jener Vollkommenheit besitzen, das sind die Farben. Man sieht also, daß von einer Seite eine Bedingung zugegeben werden muß, die das Licht schwächt, und daß man von der andern wieder dem Lichte eine Eigenschaft zuschreibt, die gleichsam ohne Bedingung geschwächt seyn zu können. Wir wollen übrigens dem Verfasser in seiner Deduction folgen.

Erster Artikel. Daß das äußere Licht von derselben Art sey wie das radicale. Nachdem er Wirkung und Ursache getrennt, welche in der Natur völlig zusammen fallen, so muß er sie hier wieder verknüpfen und also seine Eintheilung gewissermaßen wieder aufheben.

Zweiter Artikel. Daß die apparenten Farben nichts anderes als das Licht selbst seyen. Auch hier muß er das Mittel wodurch das Licht durchgeht, als Bedingung voraussetzen; diese Bedingung soll aber nichts als eine Schwächung hervorbringen.

Dritter Artikel. Das Licht vermische sich nicht mit der Dunkelheit (obscurité). Es ist ja aber auch nicht von der Dunkelheit die Rede, sondern von dem Schatten, mit welchem das Licht sich auf manche Weise verbinden, und der unter gewissen Umständen zur Bedingung werden kann, daß Farben erscheinen, so wie bei den Doppelbildern schattengleiche Halbbilder entstehen, welche eben in den Fall kommen können farbig zu seyn. Alles übrige schon oft Gesagte wollen wir hier nicht wiederholen.

Vierter Artikel. Das Licht vermische sich nicht mit dem Düstern (opacité). Bei dem prismatischen Falle, wovon er spricht, mag er zwar in gewissem Sinne Recht haben; denn die Farben entstehen nicht aus dem einigermaßen Düstern des Prisma's, sondern an dem jedesmal gewirkten Doppelbilde. Hat man aber die Lehre vom Trüben recht inne, so sieht man, wie das, was man allenfalls auch düster nennen könnte, nämlich das nicht vollkommen Durchsichtige, das Licht bedingen kann, farbig zu erscheinen.

Fünfter Artikel. Daß das Licht, indem es sich in Farbe verwandelt, seine Natur nicht verändere. Hier wiederholt er nur die Behauptung: die Farben seyen bloß geschwächte Lichter.

Sechster Artikel. Welche Art von Schwächung das Licht in Farbe verwandle. Durch ein Gleichniß vom Ton hergenommen unterscheidet er zwei Arten der Schwächung des Lichtes: die erste vergleicht er einem Ton, der durch die Entfernung geschwächt wird, und das ist nun seine dritte Art Licht, die zweite verglaicht er einem Ton, der von der Tiefe zur Höhe übergeht und durch diese Veränderung schwächer wird, dieses ist nun seine vierte Art Licht, nämlich die Farbe. Die erste Art möchte man eine quantitative und die zweite eine qualitative nennen, und dem Verfasser eine Annährung an das Rechte nicht abläugnen. Am Ende, nachdem er die Sache weitläuftig auseinander gesetzt, giebt er den Schluß, daß die Farben nur geschwächte Lichter seyn können, weil sie nicht mehr die Lebhaftigkeit haben, welche das Licht besaß, woraus sie entspringen. Wir geben gern zu, daß die Farben als geschwächte Lichter angesehen werden können, die aber nicht aus dem Licht entspringen, sondern an dem Licht gewirkt werden.

Siebenter Artikel. Daß die apparenten und die firen Farben beide von einerlei Art seyen. Daß die sämmtlichen Farben, die physiologischen, apparenten und firen, unter einander in der größten Verwandtschaft stehen, wäre Thorheit zu läugnen. Wir selbst haben diese Verwandtschaft in unserm Entwurfe abzuleiten und, wo es nicht möglich war sie ganz durchzuführen, sie wenigstens anzudeuten gesucht.

Achter Artikel. Daß die firen Farben nicht vom Sonnenlichte herkommen. Er streitet hier gegen diejenigen, welche die Oberfläche der Körper aus verschieden gestalteten Atomen zusammensetzen und von diesen das Licht verschiedenfarbig zurückgestalten lassen. Da wir den firen Farben einen chemischen Ursprung zugestehen und eine gleiche Realität wie andern chemischen Phänomenen, so können wir den Argumenten des Verfassers beitreten. Uns ist Lakmus in der Finsterniß so gut gebroth als der zugemischte Essig sauer, eben so gut blaueth als das dazugemischte Alkali habe. Man könnte, um es hier im Vorbeigehen zu sagen, die Farben der Finsterniß auch intentionell nennen: sie haben die Intention eben so gut, zu erscheinen und zu wirken, als ein Gefangener im Gefängniß, frei zu seyn und umher zu gehen.

Neunter Artikel. Daß die Farben keine Flammen seyen. Dieß ist gegen den Plato gerichtet. Der indessen, wenn man seine Rede gleichnißweise nehmen will, der Sache nahe genug kommt: denn der Verfasser muß ja im

Zehnten Artikel behaupten: daß die firen Farben innerliche Lichter der Körper seyen. Was hier zur Sprache kommt, drückt sich viel besser aus durch die später von Delaval hauptsächlich urgirte nothwendige Bedingung zum Erscheinen der firen Farben, daß sie nämlich ein helles Grund hinter sich haben müssen, bis zu dem das auffallende Licht hindurchdringe, durch die Farbe zum Auge zurückkehrt, sich mit ihr gleichsam tingirt und auf solche Weise spezifisch fortwirkt. Das Gleiche geschieht beim Durchscheinen eines ursprünglich farblosen Lichtes durch transparente farbige Körper oder Flächen. Wie nun aber dies zugehe, daß die den Körpern angehörigen Lichter durch das radiale Licht aufgeweckt werden, darüber verspricht uns der Verfasser in seinem Capitel von der Wirkung des Lichtes zu belehren, wohin wir ihm jedoch zu folgen nicht rathsam finden. Wir bemerken nur noch, daß er in seinem

Eilften Artikel nun die vier verschiedenen Lichter fertig hat: nämlich das Licht, das den leuchtenden Körpern angehört, dasjenige was sie von sich abschicken, das Licht das in den firen Farben sich befindet, und das was von diesen als Wirkung, Gleichniß, Gleichartiges, Species, espèce, abgesendet wird. Dadurch erhält er alle zwei vollkommene und völlig radicale, den Körpern eigene, so wie zwei geschwächte und verminderte äußerliche und hervorbringende Lichter.

Auf diesem Wege glaubt er nun dem Licht oder den Lichtern, ihrem Wesen und Eigenschaften näher zu dringen, und schreitet nun im zweiten Capitel des ersten Buchs zur eigentlichen Abhandlung. Da jedoch das was uns interessirt, nämlich seine Gesinnung über Farbe, in dem ersten Capitel des ersten Buchs völlig ausgesprochen ist, so glauben wir ihm nicht weiter folgen zu müssen, um so weniger, als wir schon den Gewinn, den wir von der ganzen Abhandlung haben könnten, nach dem bisher Gesagten, zu schätzen im Stande sind.

Isaac Vossius,

geb. 1618, gest. 1689.

Sohn und Bruder vorzüglicher Gelehrten und für die Wissenschaften thätiger Mensch. Frühe wird er in alten Sprachen und den damit verbundenen Kenntnissen unterrichtet. In ihm entwickelt sich eine leidenschaftliche Liebhaberei zu Manuscripten. Er bestimmt sich zum Herausgeber alter Autoren und beschäftigt sich vorzüglich mit geographischen und astronomischen Werken. Hier mag er empfunden, wie nothwendig zu Bearbeitung derselben Sachkenntnisse gefordert werden; und so nähert er sich der Physik und Mathematik. Weite Reisen befördern seine Naturanschauung.

Wie doch man seine eigenen Arbeiten in diesem Fache anzuschlagen habe, wollen wir nicht entscheiden. Sie zeugen von einem hellen Verstand und ernsten Willen. Man findet darin originelle Vorstellungsarten, welche uns Freude machen, wenn sie auch mit den unsrigen nicht übereinstimmen. Seine Zeitgenossen, meist Cartesische Schüler, sind übel mit ihm zufrieden und lassen ihn nicht gelten.

Uns interessirt hier vorzüglich sein Werk de Lucis natura et proprietate. Amsteloadami 1662, wozu er später einen polemischen Nachtrag herausgegeben. Wie er über die Farben gedacht, lassen wir ihn selbst vortragen.

Im drei und zwanzigsten Capitel.

Alle einfachen Körper seyen durchsichtig.

« Opak, d. h. undurchsichtig werden alle Körper genannt, die gefärbt sind und das Licht nicht durchlassen. Genau genommen ist eigentlich nichts vollkommen durchsichtig, als der leere Raum, indem die meisten Körper, ob sie gleich klar erscheinen, eben weil sie gesehen werden, offenbar etwas von Undurchsichtigkeit an sich haben. »

Vier und zwanzigstes Capitel.

Die Farben seyen von Licht, und suchen sie aufzulangen.

« Daß also einige Körper durchsichtig, andere aber opak erscheinen, dieses rührt von nichts anderem als von der Vermischung der Farbe her. Wenn es keine Farben

gäbe, so würde alles durchsichtig oder weiß aussehen. Es giebt keinen Körper, er sey flüssig oder fest und dicht, der nicht sogleich durchsichtig würde, sobald man die Farbe von ihm trennt. Daher ist die Meinung derer nicht richtig, welche die Farbe ein modificirtes Licht nennen, da dem Licht nichts so entgegen ist als die Farbe. Wenn die Farben Licht in sich hätten, so würden sie auch des Nachts leuchten, welches doch nicht der Fall ist. »

« Ursache und Ursprung der Farben daher kommt allein von dem Feuer oder der Wärme. Wir können dieses daran sehen, daß in kalten Gegenden alles weiß ist, ja selbst die Thiere weiß werden, besonders im Winter. Die Weiße aber ist mehr der Anfang der Farben als Farbe selbst. »

« An heißen Orten hingegen findet sich die ganze Mannigfaltigkeit der Farben. Was auch die Sonne mit ihren günstigen Strahlen bescheint, dieses nimmt sogleich eine angenehme und erfreuliche Färbung an. Findet sich auch in kalten Gegenden manchmal etwas Gefärbtes, so ist es doch nur selten und schwach, und deutet mehr auf ein Bestreben einer abändernden Natur, als ihre Macht und Gewalt an; wie denn ein einziges indisches Vögelchen eine größere Farbenmannigfaltigkeit leistet, als das sämmtliche Vögelgeschlecht, das norwegische und schwedische Wälder bevölkert. Eben so verhält sich's mit den übrigen Thieren, Pflanzen und Blumen; denn in jenen Gegenden findest du nicht einmal die Thäler mit leuchtenden und lebhaften Farben geschmückt, man müßte sie denn durch Kunst hervorbringen, oder der Boden müßte von einer besondern Beschaffenheit seyn. Gelangt man weiter nach Norden, so begegnet einem nichts als Graues und Weißes. Demwegen nehmen wir an: die Ursache der Farben sey das Verbrennen der Körper. »

Fünf und zwanzigstes Capitel.

Die Materie der Farben rührt von der Eigenschaft des Schwefels her.

« Der Grundstoff der Farben schreibt sich nirgends anders her als von dem Schwefel, der einem jeden Körper beigemischt ist. Nach dem verschiedenen Brennen dieses Elements entstehen auch die verschiedenen Farben: denn der natürliche Schwefel, so lange er weder Wärme noch Wasser erfahren hat, ist durchsichtig; wird er aufgelöst, dann nimmt er verschiedene Farben an und verunreinigt die Körper, denen er beigemischt ist. Und zwar erscheint er zuerst grün, dann gelb, sodann roth, dann purpurfarb und zuletzt wird er schwarz. Ist aller Schwefel erschöpft und verzehrt, dann lösen sich die Körper auf, alle Farbe geht weg und nichts bleibt als eine weiße oder durchsichtige Asche; und so ist die Weiße der Anfang aller Farben, und das Schwarze das Ende. Das Weiße ist am wenigsten Farbe; das Schwarze hingegen am meisten. Und nun wollen wir die einzelnen Arten und Stufen der Farbe durchgehen. »

Sechs und zwanzigstes Capitel.

Die Ordnung der Farben.

« Die erste Farbe daher, wenn man es Farbe nennen kann, ist das Weiße. Dieses tritt zunächst an das Durchsichtige, und da alle Körper von Natur durchsichtig sind, so kommt hier zuerst das Düstere (opacitas) hinzu und der Körper wird sichtbar bei dem geringsten Lichte, auch wenn der Schwefel nicht schmilzt, den wir jedem Körper zugeschrieben haben. Denn jeder durchsichtige Körper, wenn er zerrieben wird, so daß eine Verschiedenheit der Oberflächen entsteht, erscheint sogleich als weiß, und es ist ganz einerlei, ob die Materie fest oder flüssig gewesen. Man verwandle Wasser zu Schaum, oder Glas in Pulver, so wird sich die Durchsichtigkeit sogleich in das Weiße verwandeln. Und zwar ist dieses die erste Art des Weißen; und wenn du sie allein betrachtest, so kann man die Weiße nur uneigentlich zu den Farben zählen. Denn wenn du die einzelnen Körperchen und ihre kleinsten Oberflächen besonders ansiehst, so bleibt ihnen die Durchsichtigkeit, und bloß die Stellung, die Lage der Körper beträgt den Anblick. »

« Aber eine andere Art des Weißen giebt es, wenn in einem durchsichtigen Körper durch Einwirkung des Lichtes und der Wärme die zarteren Theile des Schwefels schmelzen und angezündet werden: denn da auf diese Weise die Körper austrocknen und dünner werden, so folgt daraus, daß auch verschiedene neue Oberflächen entstehen; und auf diese Art werden durchsichtige Dinge, auch ehe die Tinctur des Schwefels hinzutritt, weiß. Denn es ist eine allgemeine Regel, daß jeder klein zerstückte Körper weiß werde, und umgekehrt, daß jeder weiße Körper aus kleinen durchsichtigen Theilen bestehe. »

« Zunächst an der Weiße folgen zwei Farben, das blässere Grün und das Gelbe. Ist die Wärme schwach, die das, was schwefelicht ist, in den Körpern auflösen soll, so geht das Grüne voraus, welches roher und wässeriger ist als das Gelbe. Verursacht aber die Wärme eine mächtigere Kochung, so tritt sogleich nach dem Weißen, ein Gelbes hervor, das reifer ist und feuriger. Folgt aber auf diese Art das Gelbe dem Weißen, so bleibt kein Platz mehr für das Grüne. Denn auch in den Pflanzen wie in andern Körpern, wenn sie grün werden, geht das Grüne dem Gelben voraus. »

« In welcher Ordnung man auch die Farben zählt, so ist die mittlere immer roth. Am mächtigsten ist hier das flammende Roth, und dieses entsteht nicht aus dem Weißen und Schwarzen, sondern es ist dem Schwefel seinen Ursprung schuldig. Und doch lassen sich aus dem Rothen, dem Weißen und dem Schwarzen alle Farben zusammensetzen. »

« Entsteht nämlich eine größere Verbrennung der Körper und des Schwefels, so erscheint die purpurne und blaue Farbe, deren Mischung bekannt ist. Die Gränze der Farbe jedoch, so wie die letzte Verbrennung ist die Schwärze. Dieses ist die letzte Tinctur des Schwefels und seine letzte Wirkung. Hierauf folgt die Auflösung der Körper. Wenn aber der Schwefel erschöpft und die Feuchtigkeit aufgezehrt ist, so bleibt nichts als die weiße und durchsichtige Asche. Gießt du dieser die Feuchtigkeit und den Halt wieder, so kehren die Körper in ihren ersten Zustand zurück. »

« In denjenigen Flammen, wie sie täglich auf unserm Herde aufsteigen, ist die entgegengesetzte Ordnung der Farben. Denn je dunkler die Tinctur des Schwefels in der Kohle ist, desto reiner und weißer steigt die Flamme auf. Jedoch ist die Flamme, die zuerst aufsteigt, wegen beigemischten Unraths, dunkel und finster; dann wird sie purpurfarb, dann röthet sie sich und wird gelb. Fängt sie an weiß zu werden, so ist es ein Zeichen, daß Schwefel und brennbare Materien zu Ende gehen. »

« Es giebt aber wieder eine völlig schwarze, noch völlig weiße Flamme. Wird sie zu sehr verdunkelt, dann ist es Rauch, nicht Flamme; wird sie zu sehr weiß, so kann sie auch nicht länger bestehen, da ihr der Schwefel ausgeht. »

« Und so glaub' ich, ist deutlich genug, warum verschiedene Körper, nach der verschiedenen Tinctur des Schwefels, sich auf eine verschiedene Weise gefärbt sehen lassen, und ich hoffe, hier werden mir die Chemiker nicht entgegen seyn, die, ob sie gleich, wie überhaupt, also auch von den Farben, sehr verworren und räthselhaft sprechen, doch nicht viel von dem, was wir bisher ausgesprochen, abzuweichen scheinen. »

Sieben und zwanzigstes Capitel.

Wie die apparenten Farben erzeugt werden.

« Nun ist aber eine andere Frage zu beantworten, welche verwickelter und schwerer ist: woher nämlich die Farben kommen, welche von ihren Körpern gewissermaßen abgesondert sind, welche man die apparenten nennt, wie die Farben des Regenbogens, der Morgenröthe und die, welche durch gläserne Prismen sich ausbreiten. Aus dem, was wir gesagt haben, erhellt, wie mich dünkt, genugsam, daß die Flamme jederzeit der Farbe des Schwefels folgt und alle Farben zuletzt, außer dem Schwarzen und dem völlig Weißen. Denn der Schwefel enthält wohl die beiden Farben, aber eigentlich in der Flamme können sie nicht seyn. Weiß zwar erscheinen gute Flämmchen; wenn sie es aber vollkommen wären, und nicht noch etwas von anderer Farbe zugemischt hätten, so wären sie durchsichtig und würden kein Licht oder ein sehr schwaches verbreiten. Daß aber eine Flamme schwarz sey, ist gegen die Vernunft und gegen die Sinne. »

« Dieses festgesetzt, fahr' ich fort: wie die Farbe des Schwefels in der verbrennlichen Materie, so ist auch die Farbe der Flammen; wie aber die Flamme, so ist auch das Licht, das von ihr ausgebreitet wird; da aber die Flamme alle Farben enthält und begreift, so ist nothwendig, daß das Licht dieselbe Eigenschaft habe. Dagegen sind auch in dem Licht alle Farben, obgleich nicht immer sichtbar. Denn wie eine mächtige Flamme weiß und einfärbig erscheint, wenn man sie aber durch einen Nebel oder andern dichten Körper sieht, verschiedene Farben annimmt, auf eben diese Weise beleuchtet sich das Licht, ob es gleich unsichtbar oder weiß ist, wenn es durch ein gläsernes Prisma oder durch eine feuchte Luft durchgeht, mit verschiedenen Farben. »

« Ob nun gleich in dem reinen Licht keine Farben erscheinen, so sind sie dessen ungeachtet wahrhaft in dem Licht enthalten. Denn wie ein größeres Licht einem geringeren schadet, so verbindert auch ein reines Licht, das verbundene Licht zu sehen. Daß aber ein jedes Licht Farben mit sich führe, kann man daraus folgern, daß wenn man durch eine Glaslinse oder auch nur durch eine Oeffnung Licht in eine dunkle Kammer fallen läßt, sich auf einer entfernten Mauer oder Leinwand alle Farben deutlich zeigen, da doch an den Kreuzungspunkten der Strahlen und an den Stellen, die der Linse allzunah sind, keine Farbe, sondern das bloße Licht erscheint. »

« Da nun aber das Licht Form und Bild des Feuers ist, welche aus dem Feuer nach allen Seiten hinstrahlen, so sind auch die Farben, die das Licht mitbringt, Formen und Bilder der Farben, welche wahrhaft und auf eine materielle Weise sich in dem Feuer befinden, von dem das Licht umhergesendet wird. »

« Wie aber Flamme und Feuer, je schwächer sie sind, ein desto schwächeres Licht von sich geben, so auch nach Grad und Verhältniß der wahren und materialisirten Farbe, die in der Flamme ist, wachsen und nehmen ab die apparenten Farben im Lichte. »

« Und wie nun bei abnehmender Flamme auch das Licht geschwächt wird, so verschwindet auch die apparente Farbe, wenn die wahre Farbe abnimmt. Deßwegen wirft das gläserne Prisma bei Nacht oder bei schwachem Lichte keine Farben umher, es giebt keine farbigen Phänomene, die Mondscheinregenbogen sind blaß, nichts erscheint irgend feurig oder von andern deutlichen Farbe tingirt. »

« So wie auch keine Flamme vollkommen schwarz oder weiß ist, so sind auch keine apparente Farben weiß oder schwarz, sondern so wie bei der Flamme so auch im Lichte sind das Gelbe und Blaue die Gränzen der Farbe. »

« Und hieraus, wenn ich nicht irre, ersiehet sich deutlich, was die wahre, permanente und fixe Farbe sey, desgleichen die veränderliche, unfixe, die sie auch apparent nennen. Denn die wahre Farbe ist ein Grad, eine Art der Verbrennung in irgend einem Körper; die apparente Farbe aber ist ein Bild einer wahren Farbe, das man außer seiner Stelle sieht. Wie man aber auch die wahren Farben mit den apparenten zusammenhalten und vergleichen will, so werden sie sich immer wie Ursache zu Ursache und wie Wirkung zu Wirkung verhalten, und was den fixen Farben begegnet, wird auch den Bildern, welche von denselben erzeugt werden, geschehen. Trifft dieses manchmal nicht vollkommen ein, so ereignet sich's wegen der Lage und Gestalt der Körper, wodurch die Bilder durchgeführt und fortgepflanzt werden. »

Hier sehen wir also einige Jahre früher als Newton sich mit diesem Gegenstande beschäftigt, seine Lehre völlig aussprechen. Wir streiten hier nicht mit Isaac Vossius, sondern führen seine Meinung nur historisch an. Die Tendenz jener Zeit, den äußeren Bedingungen ihren integrirenden Antheil an der Farbenerscheinung abzusprechen und Einen nur einen anregenden, entwickelnden Anstoß zuzuschreiben, dagegen alles im Lichte schon im voraus zu sonderlichen, zusammenzufassen, zu verstecken und zu verhüllen, was man künftig aus ihm hervorholen und an den Tag bringen will, spricht sich immer deutlicher aus, bis zuletzt Newton mit seinen Idiotismen hervortritt, den Reihen schließt und, obgleich nicht ohne Widerspruch, dieser Vorstellungsart den Ausschlag giebt. Wir werden in der Folge noch Gelegenheit haben anzuzeigen, was noch alles vorausgegangen, um Newtons Lehre den Weg zu bahnen; können aber hier nicht unbemerkt lassen, daß schon Matthäus Pankt, in seinem Compendium Institutionum physicarum, Posonii 1793, unsern Isaac Vossius für einen Verläufer Newtons erklärt, indem er sagt: « Den Alten war das Licht das einfachste und gleichartigste Wesen. Zuerst hat Isaac Vossius vermuthet, die Mannigfaltigkeit der Farben, die wir an den Körpern wahrnehmen, komme nicht von den Körpern, sondern von Theilchen des Lichts her. »

Franciscus Maria Grimaldi,

geb. 1613, gest. 1663.

Er stammte aus einem alten berühmten Geschlechte und zwar von dem Zweige desselben, der zu Bologna blühte. Er schien seine erste Bildung in den Jesuitenschulen erhalten zu haben; befleißigte er sich der Mathematik und der damals innigst mit ihr verbundenen Naturlehre.

Nachdem er in den Orden getreten, ward er Professor der Mathematik zu Bologna und zeigte sich als einen in seinem Fache sehr geübten Mann, kenntnißreich, scharfsinnig, fleißig, pünktlich, unermüdet. Als einen solchen rühmt ihn Riccioli in der Dedication seines Almagest und preist ihn als einen treuen Mitarbeiter. Sein Werk, wodurch er uns bekannt, wodurch er überhaupt berühmt geworden, führt den Titel: Physico-Mathesis de Lumine, Coloribus et Iride, Bononiæ 1665. Man bemerke, daß auch hier nur das Lichts und nicht des Schattens erwähnt ist, und erwarte,

daß Grimaldi sich als ein solcher zeigen werde, der die Farbenerscheinungen aus dem Licht entwickelt.

Hier haben wir nun das dritte Werk in unserm Fache, das sich von einem jesuitischen Ordensgeistlichen herschreibt. Wenn Aguilonius sorgfältig und umständlich, Kircher heiter und weitläuftig ist, so muß man den Verfasser des gegenwärtigen Buchs höchst consequent nennen. Es ist reich in Absicht auf Erfahrungen und Experimente, ausführlich und methodisch in seiner Behandlung, und man sieht wohl, daß der Verfasser in allen Subtilitäten der Dialectik sehr geübt ist.

Vor allem aber ist zu bemerken, daß Form und Darstellung problematisch, ja ironisch sind, welches einer so ernsten folgerechten Arbeit eine ganz wunderliche Wendung giebt. Galilei hatte sich schon einer ähnlichen Wendung bedient in den Dialogen, wegen welcher er von den Jesuiten so heftig verfolgt wurde. Hier bedient sich ein Jesuit, nach etwa zwanzig Jahren, desselben Kunstgriffs. Im ersten Buch, das 472 gespaltene Quartseiten stark ist, thut er alles Mögliche, um zu zeigen, daß das Licht eine Substanz sey; im zweiten Buch, welches nur 63 gespaltene Seiten enthält, widerlegt er scheinbar seine vorige Meinung und verclausulirt diese Widerlegung aufs neue dergestalt, daß er sie völlig vernichtet. Auch darf man nur die Vorrede des Ganzen und den Schluß des ersten Theils lesen, so fällt seine Absicht schon deutlich genug in die Augen. Bei allen diesen Verwahrungen zaudert er, das Werk herauszugeben, das bei seinem Tode völlig fertig liegt, wie es denn auch drei Jahre nach demselben, und so viel sich bemerken läßt, ohne Verstümmelung erscheint.

Indem er nun das Licht als Substanz behandelt, so finden wir ihn auf dem Wege, auf dem wir Cartesius, de la Chambre und Vossius wandeln sahen, nur betritt er denselben mit mehr Ernst und Sicherheit und zugleich mit mehr Vorsicht und Zartheit. Seine Naturkenntniß überhaupt ist höchst schätzenswerth. Erfahrungen und Versuche, diese Gegenstände betreffend, sind vor ihm von keinem so vollständig zusammengebracht worden. Freilich stellt er sie alle zurecht, um seine Erklärungsart zu begründen; doch kann man ihm nachsagen, daß er keine Erfahrung, keinen Versuch entstelle, um ihn seiner Meinung anzupassen.

Das Licht ist ihm also eine Substanz, im physischen Sinne eine Flüssigkeit, die er jedoch aufs äußerste zu verfeinern sucht. Durch Beispiele und Gleichnisse will er uns von der Zartheit eines so subtilen materiellen Wesens, das gleichsam nur wie ein geistiger Ausdruck wirkt, überzeugen. Er führt die Lehre vom Magneten zu diesem Zwecke umständlich durch, bringt die Fälle von unendlicher Theilbarkeit der Farbe, äußerster Ductilität der Metalle und dergleichen vor, nimmt den Schall, und was er sonst noch brauchen kann, zu Hülfe, um unsere Kenntnisse durch Erinnerung auf einen Punkt zu sammeln und unsere Einbildungskraft anzuregen.

Man hatte bisher drei Arten, in welchen sich das Licht verbreite, angenommen: die directe, refractte, reflexte, wozu er noch die insolente hinzusetzt, welche er sogleich in Rücksicht seiner hypothetischen Zwecke die distractte nennt.

Jene verschiedenen Arten der Lichtfortpflanzung zu erklären und andere dabei vorkommende Phänomene auszulegen, giebt er seiner feinen Flüssigkeit eine verschiedene innere Disposition. Und so wird denn diesem wirksamen Wesen ein Fließen (fluitatio), ein Wogen (undulatio, undatio), ein Regen und Bewegen (agitatio), ein Wälzen (volutatio) zugeschrieben.

Durchsichtigen Körpern wird eine continua porositas zugeeignet, welches eigentlich eine contradictio in adjecto ist, woran sich erkennen läßt, wie leicht man mit Worten das Unmögliche und Ungehörige als ein Mögliches, Verständiges und Verständlichen mittheilen könne. Die undurchsichtigen Körper haben auch mannigfaltige wunderliche Oberflächen, die das Licht verschiedentlich zurückwerfen; bethalb er sich denn vertheidigen muß, daß seine Lehre mit der Lehre der Atomisten nicht zusammenfalle, welches ihm auch Ernst zu seyn scheint.

In jenen Poren und Irrgängen, wunderlichen Aus- und Einwegen, Schlupflöchern und andern mannigfaltigen Bestimmungen, müdet sich nun das Licht auf oben beschriebene Weise gewaltig ab und erleidet eine Zerstreuung (dissipatio), Zerbrechung (diffractio), Zerreißung (discissio), und natürlicher Weise auch eine Trennung (separatio); dabei denn auch gelegentlich eine Anhäufung (glomeratio) stattfindet.

Wir bemerken hier im Vorbeigehen, daß einer Zerstreuung des Lichtes schon bei den Griechen erwähnt wird. Dort ist es aber nur ein empirischer naiver Ausdruck, der eine oft vorkommende Erscheinung von hin- und wiedergeworfenem, geschwächtem Lichte so gut er kann bezeichnen soll. Bei Grimaldi hingegen sollen die mannigfaltigen Versuchen des Lichtes, das Innere dieses zarten, unbegreiflichen Wesens aufschließen und uns von seiner Natur dogmatisch belehren.

Die Farben werden also, nach Grimaldi, bei Gelegenheit der Refraction, Reflexion und Inflexion bemerkt; sie sind das Licht selbst, das nur auf eine besondere Weise für den Sinn des Gesichts fühlbar wird. Doch geht der Verfasser auch wohl so weit, daß er im Licht bestimmte Arten der Farbe annimmt und also die Newtonische Lehre unmittelbar vorbereitet.

Alle Farben sind ihm wahr und entspringen auf einerlei Weise; doch läßt er, um sie erklären zu können, den Unterschied zwischen dauernden und vorübergehenden Farben einstweilen zu, und um jene auch in vorübergehende zu verwandeln, benutzt er auf eine sehr geschickte Weise die Verfaßlichkeit der chemischen Farben.

Was übrigens den Apparat betrifft, so bedient er sich öfters der kleinen Oeffnung im Fensterladen, die sich eigentlich von der die äußern Gegenstände innerlich abbildenden Camera obscura herschreibt. Die prismatischen Phänomene kennt er meistens, wie er denn auch auf die längliche Gestalt des Farbenbildes unsere Aufmerksamkeit hinlenkt. Unter seiner theoretischen Terminologie finden wir auch schon Strahlenbündel. Da ihm manche Erfahrungen und Versuche, die erst später bekannt geworden, in der Reihe seines Vortrags abgehen; so zeigen sich in demselben Lücken und Sprünge und gar manches Unzulängliche, das ihm aber nicht zu Schulden kommt. Den Regenbogen mit seinen Umständen und Bedingungen führt er sorgfältig aus; die Farben desselben weiß er nicht abzuleiten.

Robert Boyle,

geb. 1627, gest. 1691.

Die Scheidung zwischen Geist und Körper, Seele und Leib, Gott und Welt war zu Stande gekommen. Sittenlehre und Religion fanden ihren Vortheil dabei: denn indem der Mensch seine Freiheit behaupten will, muß er sich der Natur entgegensetzen; indem er sich zu Gott zu erheben strebt, muß er sie hinter sich lassen, und in beiden Fällen kann man ihm nicht verdenken, wenn er ihr so wenig als möglich zuschreibt, ja wenn er sie als etwas Feindseliges und Lästiges ansieht. Verfaßt wurden daher solche Männer, die an eine Wiedervereinigung des Getrennten dachten. Als man die teleologische Er

klärungsart verbannte, nahm man der Natur den Verstand; man hatte den Muth nicht ihr Vernunft zuzuschreiben und sie blieb zuletzt todtlich liegen. Was man von ihr verlangte, waren technische, mechanische Dienste, und man fand sie zuletzt auch nur in diesem Sinne fasslich und begreiflich.

Auf diese Weise lässt sich einsehen, wie das zarte, fromme Gemüth eines Robert Boyle sich für die Natur interessiren, sich Zeitlebens mit ihr beschäftigen und doch ihr weiter nichts abgewinnen konnte, als dass sie ein Wesen sey, das sich auszudehnen und zusammenzuziehen, zu mischen und sondern lasse, dessen Theile, indem sie durch Druck, Stoss gegen einander arbeiten und sich in die verschiedensten Lagen begeben, auch verschiedene Wirkungen auf unsere Sinne hervorbringen.

In die Farbenlehre war es von der chemischen Seite hereingekommen. Es ist der erste seit Theophrast, der Anstalt macht, eine Sammlung der Phänomene aufzustellen und eine Uebersicht zu geben. Er betreibt das Geschäft nur gelegentlich und zaudert seine Arbeit abzuschliessen, zuletzt, als ihm eine Augenkrankheit bedenklich ist, ordnet er seine Erfahrungen, so gut es gehen will, zusammen, in der Form als wenn er das Unvollständige einem jungen Freunde zu weiterer Bearbeitung übergäbe. Dabei möchte er zwar gern von einer Seite das Ansehen haben, als wenn er nur Erfahrungen zusammenstellte, ohne eben dadurch eine Hypothese begründen zu wollen; allein er ist von der andern Seite aufrichtig genug, zu gestehen, dass er sich zur corpuscularen mechanischen Erklärungsart hinneige und mit dieser am weitesten auszulangen glaube. Er bearbeitet daher das Weisse und Schwarze am ausführlichsten, weil freilich bei diesen noch am ersten ein gewisser Mechanismus plausibel werden dürfte. Was aber die eigentlich farbigen Phänomene der Körper, so wie was die apparenten Farben betrifft, bei diesen geht er wunderlich methodisch zu Werke, stellt aber eine Menge Erfahrungen zusammen, welche interessant genug sind und nach ihm immer wieder zur Sprache gekommen. Auch haben wir sie, insofern wir es für nöthig erachtet, in unserm Entwurfe, nach unserer Weise und Ueberzeugung aufgeführt.

Der Titel dieses Werkes in der lateinischen Ausgabe, der wir gefolgt sind, ist: **Experimenta et considerationes de coloribus — seu initium historiæ experimentalis de coloribus a Roberto Boyle. Londini 1663.**

Seine ganz Denkart, seine Versuche, sein Thun und Lassen wird aus dem fünften Capitel des ersten Theiles am klärsten und eigentlichsten erkannt, welches wir denn auch übersetzt hier einschalten.

Des ersten Theils

Fünftes Capitel.

I. « Es giebt, wie du weisst, mein Peregrinus, ausser jenen peripatetischen Meinungen von den Farben, die man schon längst verworfen hat, gar verschiedene Theorien, deren jede zu unserer Zeit von bedeutenden Männern in Schutz genommen wird. 1) Denn die peripatetischen Schulen, so sie gleich wegen der besondern Farben unter sich nicht ganz einig sind, kommen doch alle darin überein: die Farben seyen einwohnende und wirkliche Eigenschaften, welche das Licht nur offenbare, nicht aber sie hervorzubringen etwas beitrage. 2) Alsdann giebt es unter den Neuern einige, die mit geringer Veränderung die Meinung Platons annehmen; und wie er die Farbe für eine Art Flamme hält, die aus den kleinsten Körperchen besteht, welche von dem Object gleichsam ins Auge geschleudert werden und deren Figur mit den Poren des Auges sich in Uebereinstimmung befinde: so lehren sie, die Farbe sey ein innerstes Licht der helleren Theile des Gegenstands, welches durch die verschiedenen Mischungen der weniger leuchtenden Theile verdunkelt und verändert worden. 3) Nun giebt es andere, welche einigen der alten Atomisten nachfolgen und die Farbe zwar nicht für eine leuchtende Emanation, aber doch für einen körperlichen Ausfluss halten, der aus dem gefärbten Körper hervortritt. Aber die gelehrteren unter ihnen deren nunlich ihre Hypothese verbessert, indem sie anerkannten und hinzufügten: es sey etwas Lustres Licht nöthig, um diese Körperchen der Farbe zu tragen und anzuregen und sie zum Auge zu bringen. 4) Eine bedeutende Meinung der neuern Philosophen ist sodann: die Farben entspringen aus einer Mischung des Lichts und der Finsterniss oder vielmehr des Lichtes und der Schatten, und diese Meinung liesse sich denn wohl gewissermass mit der vorhergehenden vereinigen. 5) Was die Chemiker betrifft, so schreibt die Menge derselben den Ursprung der Farben dem Principe des Schwefels in den Körpern zu, ob ich gleich finde, dass einige ihrer Anführer die Farben mehr vom Salz als vom Schwefel herleiten, ja andere sogar von dem dritten Elementarprincip, dem Mercur. 6) Von des Cartesius Nachfolgern brauch' ich die nicht zu sagen, dass sie behaupten, die Empfindung des Lichtes werde von einem Anstoss hervorgebracht, welcher auf die Organe des Sehens von sehr kleinen und festen Kügelchen gewirkt wird, welche durch die Poren der Luft und anderer durchsichtiger Körper durchdringen können. Daraus versuchen sie denn auch die Verschiedenheit der Farben zu erklären, indem sie die verschiedenen Bewegungen dieser Kügelchen und die Proportion der Bewegung zu der Rotation um ihren Mittelpunkt beobachten, wodurch sie nämlich geschieht werden sollen, den optischen Nerven auf mancherlei Weise zu treffen, so dass man daher verschiedene Farben gemacht werden könne. »

II. « Ausser diesen sechs vornehmsten Hypothesen kann es noch andere geben, mein Peregrinus, die, obschien weniger bekannt, doch eben so gut als diese deine Betrachtung verdienen. Erwarte aber nicht, dass ich sie gegenwärtig umständlich durcharbeite, da du den Zweck dieser Blätter und die mir vorgesetzte Kürze kennest. Deswegen will ich nur noch einiges im Allgemeinen bemerken, was sich auf den Tractat, den du in Händen hast, besonders bezieht. »

III. « Und zwar gestch ich die zuerst, dass ich, obgleich die Anhänger der gedachten verschiedenen Hypothesen durch eine jede besonders und ausschliesslich die Farben erklären und hiezu weiter keine Beihülfe annehmen wollen, was mich betrifft, zweifle: ob irgend eine dieser Hypothesen, wenn man alle andern ausschliesst, der Sache genug thue. Denn mir ist wahrscheinlich, dass man das Weisse und Schwarze durch die bloss Reflexion, ohne Refraction anzunehmen, erklären könne, wie ich es in nachstehender Abhandlung vom Ursprunge des Schwarzen und Weissen zu lösen gesucht habe. Da ich aber nicht habe finden können, dass durch irgend eine Mischung des Weissen und nothwendig Schwarzen (denn hier ist nicht von einem Blaulichschwarz die Rede, welches Viele für das höchste halten) — dass, sage ich, je daraus Blau, Gelb, Roth, geschwiegen denn die übrigen Farben könnten erzeugt werden, da wir ferner sehen, dass diese Farben durchs Prisma und andere durchsichtige Körper hervorgebracht sind mit Beihülfe der Brechung: so scheint es, man müsse die Brechung auch zu Hülfe nehmen, um einige Farben zu erklären, zu deren Entstehung sie beitrage, weil sie auf eine oder die andere Weise den Schatten mit dem gebrochenen Lichte verbindet, oder auf eine Art, die mit

gegenwärtig nicht abhandeln können. Scheint es nun einigen wahrscheinlich, daß die Poren der Luft und anderer durchsichtiger Körper durchaus mit solchen Kügelchen angefüllt sind, wie die Cartesianer voraussetzen, und daß zugleich die verschiedenen Bewegungsarten dieser Kügelchen in vielen Fällen von Bedeutung sind, um das verschiedene Gewahrwerden der Farbe bei uns zu bewirken; so läßt sich auch, ohne diese Kügelchen, die man nicht so leicht bewiesen kann, voraussetzen, überhaupt mit Wahrscheinlichkeit annehmen: das Auge könne mannigfaltig affizirt werden nicht allein von ganzen Lichtstrahlen die darauf fallen, und zwar als solchen, sondern auch von der Ordnung derselben und dem Grade der Geschwindigkeit, und daß ich mich kurz fasse, nach der Art und Weise, wie die Theilchen woraus die einzelnen Strahlen bestehen zu dem Sinn gelangen, dergestalt daß, welche Figur auch jene kleinen Körper haben, aus denen die Lichtstrahlen bestehen, sie nicht allein durch ihre Geschwindigkeit oder Langsamkeit der Entwicklung oder Rotation im Fortschreiten, sondern noch mehr durch ihre absolute Schnelligkeit, ihre direkte oder wogende Bewegung und andere Zufälligkeiten, welche ihren Stoß aufs Auge begleiten können, geschickt sind, verschiedenartige Eindrücke zu erregen. »

IV. « Zweitens muß ich dich, wegen dieser und ähnlicher Betrachtungen, mein Pyrophilus, bitten, daß du diese kleine Abhandlung ansiehst, nicht als eine Dissertation, die geschrieben sey, um eine der vorstehenden Hypothesen ausschließlich vor allen andern zu vertheidigen, oder eine neue, welche mein wäre, dafür aufzustellen; sondern als einen Anfang einer Geschichte der Farben, worauf, wenn sie erst durch dich und deine geistreichen Freunde bereichert worden, eine gründliche Theorie könne aufgebaut werden. Weil aber diese Geschichte nicht bloß als Katalog der darin überlieferten Sachen anzusehen ist, sondern auch als ein Apparat zu einer gründlichen und umfassenden Hypothese; hielt ich es der Sache gemäß, so meine ganze Dissertation zu stellen, daß sich sie zu jenem Zweck so brauchbar machte, als es sich wollte thun lassen. Deswegen zweifelte ich nicht, dir zu bezeugen, ich sey geneigt gewesen, sowohl bei die Arbeit zu ersparen, verschiedene unzulängliche Theorien die dich niemals zu deinem Zweck führen würden, selbst zu erforschen; als überhaupt beine Untersuchungen zu vereinfachen, weshalb ich mir zweierlei zum Augenmerk nahm: einmal daß ich gewisse Versuche aufzeichnete, welche durch Hülfe begleitender Betrachtungen und Erinnerungen dir dienen könnten, die Schwäche und Unzulänglichkeit der gemeinen peripatetischen Lehre und der gegenwärtig mit noch mehr Beifall aufgenommenen Theorie der Cremiker von den Farben einzusehen. Denn da diese sich festgesetzt haben und zwar die eine in den meisten Schulen, die andere aber bei den meisten Aerzten und andern gelehrten Männern, deren Leben und Brustkraft nicht erlaubt, daß sie die eigentlichsten ersten und einfachsten Naturanfänge gewissenhaft untersuchten; so glaubt' ich wenig Nützliches zu leisten, wenn ich nicht etwas thäte, die Unzulänglichkeit dieser Hypothesen offenbar zu machen. Deswegen ich denn zweitens unter meine Versuche diejenigen in größerer Zahl aufgenommen, welche dir zeigen mögen, daß ich jener Meinung geneigt bin, welche behauptet, die Farbe sey eine Modifikation des Lichtes; wodurch ich dich anlocken wollen, diese Hypothese weiter auszubilden und dahin zu erheben, daß du vermittelst derselben die Erzeugung der besondern Farben erklären könnest, wie ich bemüht gewesen, sie zur Erklärung des Weißen und Schwarzen anzuwenden. »

V. « Zum Dritten aber, mein Pyrophilus, ob dieses zwar gegenwärtig die Hypothese ist, die ich vorziehe, so schlage ich sie doch nur im allgemeinen Sinne vor, indem ich nur lehre: die Lichtstrahlen werden von den Körpern, woher sie zurückgeworfen oder gebrochen zum Auge kommen, modificirt und bringen so jene Empfindung hervor, welche wir Farbe zu nennen pflegen. Ob aber diese Modifikation des Lichts geschehe, indem es mit den Schatten gemischt wird, oder durch ein verschiedenes Verhältniß der Bewegung und Rotation der Kügelchen des Cartesius, oder auf irgend eine andere Weise, dies unterstehe ich mich nicht hier auszumachen. Viel weniger unterstehe ich mich anzugeben, ja ich glaube nicht einmal alles Wissensnöthige zu wissen, um dir oder auch mir selbst eine vollkommene Theorie des Sehens und der Farben zu überliefern. Denn erstlich, um dergleichen zu unternehmen, müßte ich zuvor einsehen, was das Licht sey, und wenn es ein Körper ist, und das scheint es wohl oder doch die Bewegung eines Körpers zu seyn, aus was für einer Art Körperchen nach Größe und Figur es bestehe, mit welcher Geschwindigkeit sie vorschreiten und sich um ihre Mittelpunkte bewegen; hernach möchte ich die Natur der Brechung erkennen, welche von den geheimsten ist, wenn du sie nicht scheinbar, sondern gründlich erklären willst, die ich nur in der Naturlehre gefunden habe. Dann möchte ich wissen, welche Art und welcher Grad der Vermischung der Finsterniß oder der Schatten bei Refractionen und Reflexionen oder durch beide geschehe, auf den oberflächlichen Theilen der Körper, welche erleuchtet immer nur Eine Farbe zeigen, die blaue, gelbe, rothe. Dann wünscht' ich unterrichtet zu seyn, warum die Verbindung des Lichtes und Schattens, welche z. B. von dem Häutchen einer reifen Kirsche gewirkt wird, eine rothe Farbe zeige; nicht aber eine grüne, und das Blatt desselben Baums mehr eine grüne als eine rothe Farbe. Zuletzt auch, warum das Licht, das zu solchen Farben modificirt ist, wenn es nur aus Körperchen besteht, welche gegen die Retina oder das Mark des optischen Nerven bewegt werden, nicht bloß ein Stechen, sondern eine Farbe hervorbringe, da doch die Nadel, wenn sie das Auge verwundet, keine Farbe, sondern einen Schmerz hervorbringen würde. Dies und anderes wünscht' ich zu wissen, ehe ich glaubte die wahre und vollkommene Natur der Farben erkannt zu haben. Dadurch, ob ich gleich durch die Versuche und Betrachtungen, die ich in diesem Büchelchen überliefere, einigermaßen meine Unwissenheit in dieser Sache zu mindern gesucht habe und es für viel besser halte, etwas als gar nichts zu entdecken; so nehme ich mir doch nur vor, durch die Versuche welche ich darlege, wahrscheinlich zu machen, daß sich einige Farben sehr wohl durch die hier überlieferte Lehre im Allgemeinen erklären lasse. Denn so oft ich mich auf eine ins Einzelne gehende und genaue Erklärung des Besondern einlassen soll, empfinde ich die große Dunkelheit der Dinge, selbst die nicht ausgenommen, die wir nicht anders zu Gesicht bekommen als wenn sie erleuchtet werden, und ich stimme Scaligern bei, wenn er von der Natur der Farbe handelnd spricht: Die Natur verbirgt diese so wie andere Erscheinungen in die tiefste Dunkelheit des unsichtlichen Unwissens. »

So unverkennbar auch aus dem Vortrage Boyle's die Vorliebe, gewisse Farbenphänomene mechanisch zu erklären, erhellt, so deschieden drückt er sich doch gegen andere Theorien und Hypothesen aus, so sehr empfindet er, daß noch andere Arten von Erklärungen, Ableitungen möglich und zulässig wären; er bekennt, daß noch lange nicht genug vorgearbeitet sey und läßt uns zuletzt in einem schwankenden, zweifelshaften Zustande.

Wenn er nun von einer Seite, durch die vielfachen Erfahrungen die er gesammelt, sich bei den Natur for-

schern Ansehen und Dank erwarb, so daß dasjenige was er mitgetheilt und überliefert, lange Zeit in der Naturlehre Werth und Gültigkeit behielt, in allen Lehrbüchern wiederholt und fortgepflanzt wurde, so war doch von der andern Seite seine Gesinnung viel zu zart, seine Aeußerungen zu schwankend, seine Forderungen zu breit, seine Zwecke zu unabsehlich, als daß er nicht hätte durch eine neu eintretende ausschließende Theorie leicht verdrängt werden können, da ein lernbegieriges Publikum am liebsten noch einer Lehre greift, woran es sich festhalten und wodurch es aller weitern Zweifel, alles weitern Nachdenkens bequem überheben wird.

Hooke,

geb. 1633, gest. 1703.

Er ist mehr ein emsiger als ein fleißiger Beobachter und Experimentator zu nennen. Er blickt überall um sich her und seine unruhige Thätigkeit verbreitet sich über die ganze Naturlehre. Man muß ihm zugestehen, daß er gute Entdeckungen gemacht, Entdecktes glücklich bearbeitet habe; doch ist er kein theoretischer Kopf, nicht einmal ein methodischer.

Die Lehre von Licht und Farben ist ihm manches schuldig. Er beobachtet die brechende Kraft des Eises, bemerkt mit Grimaldi die Ablenkung des Lichtes und thut Vorschläge, wie man die Sonne anschauen könne, ohne geblendet zu werden; richtet eine tragbare Camera obscura zu bequemerer Abzeichnung ein und bemüht sich ums reflektirende Teleskop.

Seine Farbenlehre ist freilich barock. Er nimmt nur zwei Farben an, Blau und Roth; diese sollen durch schiefe oder ungleiche Erschütterung aufs Auge erregt werden. Seltsam Descartes die Lehre von dem Lichte materialisirt und mechanisirt hatte, so können sich die Denker nicht wieder aus diesem Kreise herausfinden: denn hier jagen welche Licht und Farben nicht materiell nehmen wollen, müssen doch zur mechanischen Erklärung greifen, und so schwankt die Lehre immer fort in einem unfruchtbaren Raume, sie mag sich nach der dynamischen oder atomistischen Seite neigen.

Das Kapitel der Farben, die wir optische genannt haben, ist ihm manches schuldig. Er macht auf den Versuch mit den Seifenblasen aufmerksam, auf die farbigen Kreise im russischen Glase und zwischen den an einander gedrückten Glasplatten. Doch konnte er diese Erscheinungen nicht zusammenbringen noch rubricieren.

Was von ihm als Secretär der Londner Societät und als Gegner Newtons zu sagen ist, wird künftig beigebracht werden.

Nicolaus Malebranche,

geb. 1638, gest. 1715.

Reflexions sur la lumière et les couleurs et la generation du feu, par le Pere Malebranche. Memoires de l'Academie royale 1699.

« Die Philosophie hat das Joch der Autorität völlig abgeworfen und die größten Philosophen überreden uns nur noch durch ihre Gründe. Sie scharfsinnig auch das System unter das Licht von Herrn Descartes setzen mag, so hat es doch der Pater Malebranche verlassen, um ein anderes aufzustellen, das nach dem System des Tages gebildet ist, und diese Aehnlichkeit selbst kann für die Wahrheit desselben zeugen bei solchen, welchen bekannt ist, wie die Natur, was die allgemeinen Principien betrifft, gleichförmig sey. »

« Man ist überzeugt, daß der Ton hervorgebracht wird durch das Zittern oder Schwingen unmerklicher Theile des klingenden Körpers. Größere oder kleinere Schwingungen, d. h. solche, welche größere oder kleinere Bogen desselben Kreises machen, deyden sich für die Empfindung in gleichen Zeiten, und die Töne welche sie hervorbringen, können nicht unterschieden seyn, als daß sie stärker oder schwächer sind. Die stärkern werden durch die größern Schwingungen hervorgebracht, die schwachen durch die kleinern. Gesetzt aber, es entstehe zu gleicher Zeit eine größere Anzahl Schwingungen in einem Körper als in einem andern, so werden diejenigen, welche in größerer Zahl entstehen, weil sie gedrängter und so zu sagen lebhafter sind, von einer verschiedenen Art seyn als die andern. Die Klänge also sind auch der Art nach verschieden, und das ist, was man die Töne nennt. Die schnellen Vibrationen bringen die hohen Töne hervor, und die langsamsten die tiefen. Diese Grundsätze, welche von allen Philosophen angenommen werden, lassen sich leicht auf das Licht und die Farben anwenden. Alle die kleinsten Theile eines leuchtenden Körpers sind in einer sehr schnellen Bewegung, welche von Augenblick zu Augenblick durch sehr lebhafte Erschütterungen die ganze äußerst zarte, bis zum Auge reichende Materie zusammendrückt und in ihr, nach Pater Malebranche, Schwingungen des Drucks hervorbringt. Sind diese Schwingungen größer, so erscheint ihr Körper leuchtender oder mehr erhellt; sind sie schneller oder langsamer, so ist er von dieser oder jener Farbe, und daher kommt, daß der Grad des Lichts gewöhnlich nicht die Art der Farben verändert, und daß sie bei stärkerer oder schwächerer Beleuchtung immer als dieselben erscheinen, obgleich mehr oder weniger lebhaft. Können nun diese Schwingungen, welche zu gleicher Zeit hervorgebracht werden, aber an Zahl verschieden sind, nach aller möglichen Art von Zahlenverhältnissen verschieden seyn; so kann man deutlich erkennen, daß aus dieser mannichfalten Verschiedenheit der Verhältnisse auch die Verschiedenheit der Farben entstehen muß, und daß die verschiedensten Farben auch aus den verschiedensten und am wenigsten von der Gleichheit entfernten Verhältnissen entspringen müssen; z. B. wenn ein gefärbter Körper vier Schwingungen des Drucks auf die zarte Materie hervorbringt, indessen ein anderer nur zwei, so wird er an Farbe davon verschiedener seyn, als wenn er nur drei Schwingungen machte. »

« Man hat in der Musik die Verhältnisse der Zahlen bestimmt, welche die verschiedenen Töne hervorbringen; aber es läßt sich nicht hoffen, daß dieses auch bei den Farben gelinge. »

« Die Erfahrung belehret uns, daß wenn man einige Zeit die Sonne oder einen andern sehr erleuchteten Gegenstand angesehen und darauf das Auge schließt, man erst Weiß sieht, sodann Gelb, Roth, Blau, endlich Schwarz; daher man denn folgerecht schließen kann, vorausgesetzt, daß diese Ordnung immer dieselbe sey, daß die Farben, welche zuerst erscheinen, durch schnellere Schwingungen hervorgebracht werden, weil die Bewegung welche auf der Netzhaut durch den leuchtenden Gegenstand gemacht wird, sich immerfort vermindert. »

« Bei dieser Gelegenheit erzählte Herr Homberg der Akademie eine Erfahrung, die er über die Ordnung und die Folge der verschiedenen Farben gemacht hatte. Er nahm nämlich ein Glas, das von beiden Seiten rauh und deshalb wenig durchsichtig war. Er brachte es vor eine Oeffnung und ließ es vom Lichte beschienen. Indem er nun durch das Glas hindurch sah, konnte er draußen nur die weißen Gegenstände bemerken, hinterwärts aber die von einer andern Farbe. Nun polirte er ein wenig das Glas und

sah nun das Weiße besser, wobei sich das Gelbe zu zeigen anfing. Je mehr er nun das Glas glättete, wurden die übrigen Farben in folgender Ordnung sichtbar: Gelb, Grün, Roth, Blau und Schwarz. »

« Nach dem System des Herrn Descartes wird das Licht durch die Kügelchen des zweiten Elements fortgepflanzt, welche die zarte Materie des leuchtenden Körpers in gerader Linie fortstößt. Was aber die Farben bildet, ist der Umstand, daß diese Kügelchen, außer der directen Bewegung, bestimmt sind sich zu drehen, und daß aus der verschiedenen Verbindung der directen und zirkelnden Bewegung die verschiedenen Farben entstehen. Da aber diese Kügelchen nach gedachtem System hart seyn müßten, wie kann nun dasselbige Kügelchen zu gleicher Zeit sich auf verschiedene Art herumwälzen, welches doch nöthig seyn müßte, wenn die verschiedenen Strahlen, welche verschiedene Farben nach dem Auge bringen, sich in einem Punkte kreuzen sollten, ohne sich zu verwirren und zu zerstören, welches sie doch nicht thun, wie uns die Erfahrung lehrt. »

« Deswegen hat der Pater Malebranche an die Stelle dieser harten Kügelchen kleine Wirbel von subtiler Materie gesetzt, welche sich leicht zusammendrücken lassen und an ihren verschiedenen Seiten auf verschiedene Weise zusammengedrückt werden können: denn so klein man sie sich auch denkt, so haben sie Theile, denn die Materie ist ins Unendliche theilbar, und die kleinste Sphäre kann sich auf allen Punkten mit der größten, die man sich denken mag, berühren. »

Johann Christoph Sturm,

geb. 1635, gest. 1703.

Physica electiva sive hypothetica. Norimbergæ 1697.

Die Lehre von den Farben behandelt er wie die übrigen Rubriken. Erst bringt er ohne sonderliche Ordnung und Methode die Phänomene vor, wie sie ihm die Schriftsteller überlieferten; dann die Meinungen der Alten und Neuern, jedoch keineswegs vollständig; zuletzt wählt er sich aus alle dem bisher Gesagten und Theoretisirten dasjenige, womit er sich nothdürftig über die Erscheinungen hinauszuhelfen glaubt. Es ist überall nur Druck und Papier und nirgends Natur. Wie sehr wäre zu wünschen gewesen, daß ein geistreicher Mann diese Arbeit übernommen und seinen Nachfolgern durchgreifender vorgearbeitet hätte.

Funccius.

De coloribus cœli. Ulmæ 1710. Eine frühere Ausgabe von 1705 ist mir nicht zu Gesicht gekommen.

Daß etwas Schattiges zum Lichte oder zum Hellen hinzutreten müsse, damit Farben entstehen können, hatte Kircher sehr umständlich zur Sprache gebracht. Einer seiner Zeitgenossen, Honoratus Fabri, gleichfalls Jesuit, ist von derselben Ueberzeugung durchdrungen. Er wendet sich aber, um die Sache näher zu bestimmen, und die verschiedenen Farben entstehen zu lassen, zu einer quantitativen Erklärung, auf welche Aristoteles schon hingedeutet, und nimmt an, daß vom Weißen das reine gedrängte Licht zurückstrahle, daß Roth aus gleichen Theilen von Licht und Schatten bestehe, Gelb aus zwei Theilen Licht und einem Theil Schatten, Blau aus zwei Theilen Schatten und einem Theil Licht.

Auf demselben Wege geht Funccius, indem er von den atmosphärischen Farben handelt. Unsere Leser, denen bekannt ist, wie sich die meisten farbigen Himmelserscheinungen kürzlich und bequem aus der Lehre von den trüben Mitteln herleiten lassen, möchten sich wohl wundern, wie ein ganzes Buchstein darüber zu schreiben gewesen.

Der Verfasser geht freilich etwas umständlich zu Werke. Erst leitet er, wie seine Vorgänger, die farbigen Erscheinungen von einer Verbindung des Hellen und Dunkeln, von einer Vermischung des Lichts mit dem Schatten, sodann die atmosphärischen von einer Wirkung der Sonne auf Nebel und Wolken her. Allein der nothwendige Gegensatz, wodurch an der einen Seite das Gelbe, an der andern das Blaue nahe bis an den Purpur gesteigert werden, war ihm nicht deutlich geworden. Er sah wohl ein, daß vom Gelben bis zum Purpur und rückwärts eine Art von quantitativem Verhältniß statt finde; aber er wollte auf eben diesem Wege über den Purpur hinaus ins Blaue, um so mehr, als wirklich die Sonne auf der höchsten Stufe der Mäßigung ihres Lichtes durch trübe Dünste eine Art von bläulichem Schein anzunehmen genöthigt werden kann. Allein es gelang ihm die Ableitung der schönen Himmelsbläue nicht, und sein ganzes Werk wird dadurch unzulänglich. Er polemisirt mit sich selbst und andern, keineswegs zwecklos und ungeschickt, aber weder stringent noch glücklich.

Da er sich von der quantitativen Steigerung überzeugt hat, so fängt er an, die Farben mit Zahlen und Brüchen auszudrücken, wodurch denn der Vortrag nur krauser wird, ohne daß für die Behandlung selbst der mindeste Gewinn entspränge.

Lazarus Nuguet.

Französischer Priester, wahrscheinlich Jesuit, beschäftigte sich überhaupt mit Physik und ließ in das sogenannte **Journal de Trevoux, April 1705, p. 675,** einen Aufsatz über Farben einrücken, den wir übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet mittheilen. Das Wahre, was er enthält, ist, wie so manches andere was in diesem Journal Platz gefunden, bei Seite gedrängt worden, weil diese in vielen Stücken parteiische Zeitschrift sich einer mächtigern Partei, der akademischen, entgegensetzte.

So wird im **Journal des Savans,** im Supplement zum Juli 1707, der Beschreibung eines neuen Thermometers gedacht, welche Nuguet 1706 herausgegeben, worin er sich über die Erfindung vielleicht mit allzu großer Selbstgefälligkeit mochte gerühmt haben. Man persiflirt sein Thermometer, und bei dieser Gelegenheit auch sein Farbensystem, wobei man, um seine etwanigen Verdienste herabzusetzen, ihm die Ehre der Erfindung abspricht und bemerkt, daß Honoratus Fabri schon das Aehnliche behauptet, als wenn es nicht verdienstlich genug wäre, ein richtiges Aperçu aufzufassen, das andere schon gehabt, und das, was sie auf einen gewissen Grad gefördert, weiter auszuarbeiten und auf den rechten Punkt hinzuführen. Wir wollen ihn vor allen Dingen selbst hören.

Nuguets Farbensystem.

« Um mich einmal gründlich von der wahrhaften Ursache der Farben und von dem was ihren Unterschied macht zu unterrichten, glaubte ich nichts Besseres thun zu können, als bestoß die Natur zu befragen, indem ich mit Sorgfalt die vorzüglichsten Veränderungen bemerkte, die sich zeigen, wenn Farben hervortreten und wech-

sein, damit ich nachher ein System feststellen könnte, das auf gründlichen Untersuchungen ruhte, welche klar und unzweideutig die Wahrheit bezeugten. Und so bemerkte ich »

« Erstlich, daß alle Farben in der Finsternis verschwanden. Daraus war ich berechtigt zu schließen, daß das Licht zu den Farben wesentlich erforderlich sey. »

« Zweitens, daß keine Farben entstehen in einem völlig durchsichtigen Mittel, sie fehre es auch erleuchtet sehen, weil darin nichts zugegen ist als Licht ohne Schatten. Daraus mußte ich schließen, daß der Schatten eben so wesentlich den Farben sey als das Licht. »

« Drittens bemerkte ich, daß verschiedene Farben entstehen gerade in der Gränze, wo Licht und Schatten sich verschiedentlich vermischen, z. B. wenn die Lichtstrahlen auf irgend einen dunklen Körper fielen oder durch das dreiseitige Prisma durchgingen. Daher schließ ich sogleich, daß die Farben einzig und allein aus der Vermischung des Lichtes und des Schattens, und ihre Verschiedenheit aus der Verschiedenheit dieser beiden entspringen. »

« Ferner um zu bestimmen, worin jede Farbe besonders besteht, so stellte ich mancherlei Versuche an, aus denen man nicht allein erkennt, worin ganz genau jede Farbe von allen andern unterschieden ist, sondern die auch zugleich ganz unumstößlich beweisen, daß die Farben nichts anders sind, als Schatten und Licht zusammengemischt. Hier sind nun die vorzüglichsten. »

I. « Wenn ich durch ein Brennglas mehrere Lichtstrahlen auf ein schwarzes Tuch versammelte, so bemerkte ich, daß der Ort, wo die Strahlen sich vereinigten, merklich weiß erschien; dagegen aber, wenn ich eine Flasche voll Wasser zwischen ein angezündetes Licht und ein weiß Papier setzte, so erschienen die Stellen der Papiers, wo nur wenig Strahlen zusammenkamen, schwarz. Daraus sah' ich die Folge, daß das Weiße aus Lichtstrahlen bestand, die wenig oder gar keinen Schatten enthielten; daß Schwarz dagegen aus reinem Schatten oder doch nur mit wenig Licht vermischt; sodann überzeugte ich mich, daß Schwarz und Weiß die erste Materie aller Farben sey, aber daß sie, um eigentlich zu reden, selbst nicht wirkliche Farben seyen. »

II. « Wenn man ein Glas rothen Wein auf ein weiß Papier setzt und denn eine brennende Kerze dergestalt richtet, daß ihr Licht durch den Wein geht, und sich auf irgend einem Fleck des Papiers endigt, so wird man daselbst ein sehr glänzendes Roth sehen; nähmt man aber diesem Roth ein andres brennendes Licht, so wird es merklich gelb. Eben so verwandelt sich das Roth des prismatischen Farbenbildes, das glänzend und tief an einem schattigen Orte ist, sogleich in Gelb, wenn man das Bild auf einen Fleck fallen läßt, auf den die Strahlen der Sonne unmittelbar auffallen. Daraus konnte ich schließen, daß das Roth mehr Schatten und weniger Licht enthalte denn das Gelbe. »

III. « Wenn man durch einen Brennspiegel mehrere Sonnenstrahlen zusammenzieht und sie auf ein prismatisches Farbenbild wirft, das man vorher in einem mittelmäßig erhellten Zimmer durch ein Prisma sehr glänzend lebhaft hervorgebracht, so verschwinden diese Farben sogleich; welches ganz deutlich beweist, daß die ursprünglichen Farben nothwendigerweise einen gewissen Antheil Schatten mit sich führen, der, wenn er durch die häufig auf diese Farbe versammelten Strahlen zerstreut und aufgehoben wird, sie auch sogleich verschwinden läßt. »

IV. « Nimmt man fünf Blätter Papier von fünf verschiedenen Farben, nämlich ein violettes, blaues, rothes, grünes und gelbes, und man stellt sie über einander in verschiedenen Reihen an einen Ort, wohin man das prismatische Farbenbild bringen kann; so wird man deutlich sehen, daß das Rothe dieses Farbenbildes dunkler und tiefer ist auf dem violetten Papier als auf dem blauen, auf dem Blauen mehr als auf dem rothen, auf dem rothen mehr als auf dem grünen, auf dem grünen mehr als auf dem gelben. Diese Erfahrung, die ich sehr oft mit bemerkbarem Erfolg wiederholt habe, ist ein überzeugender Beweis, daß das Violette mehr Schatten als das Blaue, das Blaue mehr als das Rothe, das Rothe mehr als das Grüne, das Grüne mehr als das Gelbe in sich enthalte. Denn ein Farbe verunreinigt sich nur nach Maßgabe des Schattens, mit dem sie sich vermischt. »

V. « Hat man Acht auf die Art und Weise, wie die Lichtstrahlen durchs Prisma hindurchgehen, auf die Brechungen, welche diese Strahlen erleiden, auf die Schatten, die eine natürliche Folge dieser Brechungen sind; so bemerkt man, daß das Gelbe des prismatischen Farbenbildes mehr Licht und weniger Schatten als alle übrigen Farben enthält, das Grüne mehr Licht und weniger Schatten als das Blaue, das Blaue mehr Licht und weniger Schatten als das Violette, das Violette mehr Schatten und weniger Licht als alle übrigen Farben des Prisma's. Denn die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß das Rothe und Violette von beiden Seiten durch Strahlen hervorgebracht wurde, die unmittelbar von Schatten umgeben waren, verursacht durch Brechungen, welche diese Strahlen beim Durchgang durchs Prisma erlitten hatten; mit dem einzigen Unterschied, daß diejenigen Strahlen, welche das Violette verursachten, durch die Brechung sich dem Schatten näherten, an den sie anstießen, anstatt daß diejenigen die das Rothe bildeten, sich durch die Brechung vom Schatten entfernten, der sie unmittelbar umgab. Daher schloß ich, a) daß die Strahlen welche das Violette hervorbringen, mehr Schatten enthalten als diejenigen die das Rothe bilden, weil diese sich durch die Annäherung der Refraction vom Schatten entfernen, der sie umgab, anstatt daß sich die andern dem Schatten annäherten, der ihnen unmittelbar nach der Brechung nahe lag. Ich folgerte, b) daß das Gelbe weniger Schatten enthalte als das Rothe, das Blaue weniger als das Violette; c) daß das Grüne, das nur ein Gemisch des Gelben und Blauen ist, weniger Schatten enthalte als das Blaue und mehr als das Gelbe; d) endlich, daß das Violette mehr Schatten enthalte als keine andre Farbe, weil es durch Strahlen gebildet war, die sich der Brechung gemäß gegen den Schatten bewegten, der ihnen unmittelbar begegnete. Diese kurze und natürliche Erklärung der prismatischen Farben ist augenscheinlich bekräftigt durch folgenden Versuch, der so angenehm als leicht auszuführen ist. »

VI. « Um diesen Versuch zu machen, wählte ich die Zeit, als die Sonne auf Hauser traf die dem Fenster einer ziemlich dunkeln Kammer, wo ich mich damals befand, entgegenstanden, dergestalt, daß die zurückgeworfenen Sonnenstrahlen die eine Seite des Fensters bedeutend erhellten als die andere. Auf einen Tisch, der nicht weit von der Oeffnung stand, legte ich sodann ein weiß Papier, worauf das Licht der zwei Zurückstrahlungen fiel. Nachdem ich das Fenster geschlossen hatte, erhob ich meine Hand ein wenig über das Papier, um auf beiden Seiten Schatten zu erregen, und sogleich bemerkte ich auf dem Papier drei deutliche Farben: Gelb, Blau, Grün und Violett. Das Gelbe erschien jedesmal an der Stelle, wo das stärkste Licht sich mit dem schwächsten Schatten verband, d. h. auf der Seite der stärksten Wiederstrahlung; das Blau dagegen zeigte sich nur an der Stelle, wo das schwächste Licht sich mit dem stärksten Schatten vereinigte, d. h. an der Seite der geringsten Wiederstrahlung; das Violette zeigte sich immer an der Stelle, wo die Schatten der zwei Wiederstrahlungen

zusammenliefen; und das Grüne entstand durch die Vermischung des Gelben und Blauen. Alle diese Farben entstanden nur aus den verschiedenen Vermischungen von Licht und Schatten, wie es offenbar ist, und sie verschwanden sogleich, nachdem die Sonne Abends aufgehört hatte auf die Häuser zu leuchten, die dem Zimmer, wo ich den Versuch machte, entgegenstunden, obgleich sonst der Tag noch sehr hell war. Um nun aufs neue dieselben Farben wieder darzustellen, ohne daß man zurückstrahlungen der Sonne von ungleicher Kraft nöthig hätte, nahm ich ein angezündetes Licht und ein Buch in Quart, das mir Schatten auf das Papier gäbe, um verschiedene Mischungen des Tageslichts und seines Schattens mit dem Kerzenlicht und dessen Schatten hervorzubringen: denn ich vermuthete, daß auch hier sich Farben zeigen müßten; welches mir vollkommen gelang. Denn das Tageslicht und der Schatten des Kerzenlichtes bildeten Blau durch ihre Zusammentreffen; der Schatten des Tageslichts und das Licht der Kerze brachten das Gelbe hervor, und wenn man sodann das Gelbe mit dem Blauen verband, welches sehr leicht war, so entstand ein sehr deutlich Grün. »

« Diese drei letzten Versuche beweisen ganz klar: einmal, daß die Farben in nichts anderem bestehen als in Mischung von Licht und Schatten, und ihre Verschiedenheit in der Verschiedenheit der Mischungen, die man machen kann; sodann, daß das Violette von den andern ursprünglichen Farben sich dadurch unterscheidet, daß es mehr Schatten hat als die übrigen; das Gelbe, daß es weniger Schatten hat als die andern; das Grüne, daß es mehr Schatten hat als das Gelbe und weniger als alle übrigen; das Rothe, daß es mehr Schatten enthält als Gelb und Grün, weniger als Blau und Violett; das Blaue zuletzt, daß es weniger Schatten enthält als das Violette und mehr als die übrigen ursprünglichen Farben. Und weil in diesen drei Versuchen dieselbigen Mischungen von Schatten und Licht, und da sie sogleich verschwanden, wenn sie heiter aufgehoben waren; so sehen wir darin eine überzeugende Probe von der Wahrheit des vorgeschlagenen Systems. »

« Und da man in diesem System eine sichere Ursache der Natur der Farben überhaupt und einer jeden ursprünglichen besonders angeben kann, so ist es unnöthig, zu unbekannten Ursachen seine Zuflucht zu nehmen, wie z. B. die stärkeren oder schwächeren Schwingungen einer subtilen Materie oder die verschiedenen Umdrehungen der kugelartigen Materie, welches bloße Fictionen des Geistes sind, die keinen Grund in der Natur haben, und deren Existenz weder vom Pater Malebranche, dem Erfinder der ersten, noch von Descartes, dem Erfinder der andern, ist dargethan worden. »

« Aus allem Vorhergesagten folgt also, daß alle Farben aus Gelb und Blau zusammengesetzt sind: denn das Grüne ist nur eine Vermischung von Gelb und Blau, wie denn gelbes und blaues Glas aufeinander gelegt ein Grünes hervorbringt; das Rothe ist nur ein Gelb mit Schatten gemischt, wie es früher bewiesen worden; das Violette ist nur eine Mischung von vielem Blau mit wenig Roth, wie man erfahren kann, wenn man mehrere blaue Gläser und ein rothes zusammenlegt. Weil aber das Blau selbst nur eine Mischung von Schatten und wenigem Licht, das Gelbe eine Mischung von vielem Licht und wenigem Schatten ist, wie wir oben gezeigt haben; so ist offenbar, daß alle Farben ursprünglich von dem Schwarzen und Weißen herkommen, oder was einerlei ist, von Licht und Schatten. »

« Weil man aber das Wort Farbe in verschiedenem Sinne nimmt, so betrachten wir, um alle Zweideutigkeit zu vermeiden, die Farben unter vier verschiedenen Bedingungen, nämlich im gefärbten Gegenstande, im durchsichtigen Mittel, im Sehorgan und in der Seele. »

« Die Farben in dem gefärbten Gegenstande sind nach dem aufgestellten System alles dasjenige, was Gelegenheit giebt, daß sich auf erforderliche Weise Licht und Schatten zu Farben verbinden, es mögen nun die Körper, welche zu solchen Vermischungen Gelegenheit geben, durchsichtig oder undurchsichtig seyn. »

« Die Farben betrachtet in dem Mittel, wodurch sie zu uns gelangen, bestehen auch in Verbindung des Schattens und des Lichtes, oder welches dasselbe ist, in den verschiedenen Entfernungen der Lichtstrahlen bezüglich untereinander. »

« Die Farben von der Seite des Organs sind nichts anderes als eine Erschütterung von mehr oder weniger Nervenfasern, die sich in der Proportion von einander entfernen, wie die Entfernung der Lichtstrahlen untereinander war, welche die Retina erschütterten. »

« Endlich die Farben in Bezug auf die Seele bestehen in verschiedenen Perceptionen der Seele, welche verursacht werden durch die Erschütterungen von mehr oder weniger Nervenfasern des Auges. »

« Dieses vorausgesetzt, so läßt sich nach unserm System gar leicht von einer Erfahrung Rechenschaft geben, welche der Pater Malebranche vorbringt, um das seinige zu bestärken, das auf nichts als auf die Analogie der Farbe mit den Tönen gegründet ist. Diese Erfahrung besteht darin, daß wenn jemand, nachdem er in die Sonne gesehen und also der optische Nerve stark erschüttert worden, sodann die Augen schließt oder sich an einen dunklen Ort begiebt, ihm in einer Folge verschiedene Farben erscheinen, erst Weiß, dann Gelb und so fort Roth, Blau und Schwarz. Denn die Erschütterungen, welche auf verschiedenen Fasern des optischen Nerven erregt worden, endigen nach und nach, eine nach der andern, und so wird der optische Nerv immer in weniger Theilen erschüttert seyn, jemehr Zeit verflossen ist als man die Augen zugedrückt hat; und darin besteht die Folge und die Abwechselung der Farben die man alsdann sieht. Ich weiß nicht, wie der Pater Malebranche dieses Beispiel anführen mochte, um die Verschiedenheit der Farben durch Analogie mit den Tönen zu erklären. Denn ein Ton bleibt immer derselbe, auf derselben Violinsaite, ob er gleich immer unmerklich schwächer wird. »

« Zum Schlusse will ich hier zu bemerken nicht unterlassen, daß die Erfahrung, welche Boyle vom nephritischen Holze erzählt, und welche Herr Pourchot gleichfalls wiederholt, sehr unsicher, dabei aber nicht so selten sey, als diese Philosophen glauben. »

« Die Erfahrung besteht darin, daß man, eine Nacht über, eine gewisse Portion nephritischen Holzes, mit reinem Brunnenwasser übergossen, stehen läßt und mit diesem Aufgusse sodann ein rundes gläsernes Gefäß anfüllt. Dieses Gefäß soll, nach dem Bericht obgedachter beider Beobachter, gelb erscheinen, wenn es sich zwischen dem Auge des Betrachters und dem äußern Lichte befindet; blau hingegen, wenn das Auge zwischen das Licht und die Flasche gebracht wird. Ich habe diesen Versuch öfters und fast auf alle mögliche Weise gemacht, ohne auch nur irgend etwas zu bemerken, was dem Blauen sich einigermaßen näherte. Wohl zeigte sich das Wasser gelb, aber auch Stroh würde es gelb machen, wenn man davon eine Infusion bereitete. Herr Poliniere, Doctor der Arzneikunst, hat mich versichert, daß er diesen Versuch gleichfalls ohne den mindesten Erfolg vorgenommen habe. Aber wenn er auch richtig wäre, so wäre es nichts Außerordentliches: denn gewisse kleine gläserne Ge-

schirre, deren man sich bedient um Confituren hinein zu thun, haben alle jene Eigenschaften, welche die Herren Boyle und Peurechet ihrem nephritischen Holze zuschreiben. Vielleicht kamen diese verschiedenen Farben, die sie an ihrem Aufsatze wollen gesehen haben, bloß von der Fische, welche vielleicht in Glas von der Art war wie ich eben erwähnte; welches denn ein bedeutender Irrthum seyn würde. »

Betrachtungen über vorstehende Abhandlung.

Wenn der denkende Geschichtsforscher mit Betrübniß bemerken muß, daß Wahrheit so wenig als Glück einen dauerhaften Sitz auf der Erde gewinnen können, da dieses mit manchem Unheil, jene mit manchem Irrthum beständig abzuwechseln hat, so ist es ihm desto erfreulicher, zu sehen, wenn die Wahrheit auch in Zeiten wo sie nicht durchdringen kann, nur gleichsam eine Protestation einlegt, um ihre Rechte, wo nicht zu behaupten, doch zu bewahren.

Mit dieser vergleichen Empfindung lesen wir vorstehende Schrift, die wir den Freunden der Wissenschaft nicht genug empfehlen können. Sie ist verfaßt von einem unbekannten, unbedeutenden französischen Geistlichen, der zu derselben Zeit den ächten Fundamenten der Farbenlehre ganz nahe tritt und seine Ueberzeugungen einfach und naiv ausspricht, als eben Newton von allem Glanze des Ruhms umgeben, seine Optik bekannt macht, um mit dem wunderlichsten aller Irrthümer ein ganzes Jahrhundert zu stempeln.

Ein solcher Vorgang ist keineswegs wunderbar: denn außerordentliche Menschen üben eine solche Gewalt aus, daß sie ganz bequem ihre zufälligen Irrthümer fortpflanzen, indeß weniger begabte und beglückte keine Mittel finden, ihren wohleingesehenen Wahrheiten Raum zu machen.

Da sich Nuguet jedoch dem rein Wahren nur anzunähern vermag, da ihm eine vollkommne Einsicht abgeht, da er die und da in Schwanken und Irren географ, so bedarf man gegen ihn einer durchgreifenden Nachsicht. Hier muß man einen Schritt weiter gehen, hier ihn supplieren, hier ihn rectificiren. Indem wir diese unterhaltende und übende Bemühung unsern Lesern überlassen, machen wir nur auf einige Hauptmomente aufmerksam.

In seinem fünften Punkte bemerkt er ganz richtig, daß im prismatischen Bilde Gelb und Blau mehr dem Lichte, Roth und Violett mehr dem Schatten angehören; daß das Rothe sich von dem Schatten entfernt, daß das Violette sich gegen den Schatten bewegt, der ihm unmittelbar begegnet. Freilich entsteht, nach unserer gegenwärtigen Einsicht, das Rothe, weil sich ein trübes Doppelbild über das Licht, das Violette, weil sich ein trübes Doppelbild über das Dunkle bewegt, und so sprechen wir die nächste Ursache dieser Farbenerscheinung aus; aber wir müssen doch Nuguet zugestehen, daß ihm die nothwendige Bedingung der Erscheinung vorgeschwebt, daß er auf dasjenige was dabei vorgeht, besser als einer seiner Vorgänger aufgemerkt.

Sein sechster Punkt enthält die sämmtlichen Elemente der farbigen Schatten. Hier ist ihm nicht aufgegangen was dabei physiologisch ist; auch hat er nicht einmal die zufälligen Erscheinungen, welche ihm durch die seiner Camera obscura gegenüber stehenden Häuser geboten worden, genugsam in wiederholbare Versuche verwandelt.

Wenn ihm ferner der Versuch mit dem nephritischen Holze nicht gelingen wollen, so scheint uns die Ursache darin zu liegen, daß er kein ächtes erhalten können. Denn eben so ist es uns auch ergangen, ob wir uns gleich aus vielen Apotheken ein sogenanntes nephritisches Holz angeschafft haben. An dem Versuche, den Kircher und nach ihm andere so deutlich beschreiben, hat man keine Ursache zu zweifeln; allein darin hat Nuguet völlig Recht, daß er auf mehr als eine Art an festen und flüssigen Mitteln zu wiederholen ist: man darf ihnen nur, auf eine oder die andere Weise, eine reine Trübe mittheilen, wie wir in unserm Entwurfe umständlich angezeigt haben.

Nachdem wir nun am Ende des siebzehnten Jahrhunderts noch ganz unerwartet ein erfreuliches Wahrzeichen sehen, bereiten wir uns zu einem vertrieflichen Durchwandern jener Irrgänge, aus welchen die Naturforscher des achtzehnten Jahrhunderts sich heraus zu finden weder vermochten noch geneigt waren.

Fünfte Abtheilung.

Achtzehntes Jahrhundert.

Erste Epoche.

Von Newton bis auf Dollond.

Bisher beschäftigten sich die Glieder mehrerer Nationen mit der Farbenlehre: Italiäner, Franzosen, Deutsche und Engländer; jetzt haben wir unsern Blick vorzüglich auf die letztere Nation zu wenden, denn auf England verbreitet sich eine ausschließende Theorie über die Welt.

Londoner Societät.

Wenn wir den Zustand der Naturwissenschaften in England während der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts uns vergegenwärtigen wollen, so ist es für unsere Zwecke hinreichend, mit flüchtiger Feder Ursprung und Wachsthum der Londner Akademie darzustellen. Hiezu geben uns hinlängliche Hülfsmittel Sprat, Birch und die philosophischen Transactionen. Nach diesen liefern wir eine Skizze der Geschichte der Societät bis auf die königliche Confirmation, und den Umriß einer Geschichte der Wissenschaften in England, früherer Zeit.

Thomas Sprat,

geb. 1634, gest. 1713.

History of the royal Society of London. Die Ausgabe von 1702, deren wir uns bedienen, scheint nicht die erste zu seyn. Das Buch war für den Augenblick geschrieben, und gewiß sogleich gebraucht. Auch ist die französische Uebersetzung schon 1669 zu Genf herausgekommen.

Thomas Sprat, nachmals Bischof, war ein frühzeitiger guter Kopf, ein talentvoller, munterer, leidenschaftlicher Lebemann. Er hatte das Glück als Jüngling von vielen Hoffnungen den frühern Versammlungen der

Gesellschaft in Orford beizuwohnen, wodurch er also Ursprung und Wachsthum derselben aus eigener Theilnahme kennen lernte. Als man späterhin etwas über die Societät ins Publikum bringen wollte, ward er zum Sprecher gewählt und wahrscheinlich von Oldenburg, der das Amt eines Secretärs bekleidete, mit Nachrichten und Argumenten versehen. So schrieb er die Geschichte derselben bis zur königlichen Confirmation und etwas weiter, mit vielem Geist, guter Laune und Lebhaftigkeit.

Als Schriftsteller betrachtet finden wir ihn mehr geeignet, die Angelegenheiten einer Partei in Breschürn muthig zu verfechten — wie er denn sein Vaterland gegen die Zudringlichkeiten eines französischen Reisenden, Sorbiere, in einem eigenen Bändchen mit großer Heftigkeit zu schützen sucht, — als daß er ein Buch zu schreiben fähig gewesen wäre, welches man für ein bedächtiges Kunstwerk ansprechen könnte. Wer solche Forderungen an ihn macht, wird ihn unbillig beurtheilen, wie es von Montucla geschehen. (Histoire des Mathématiques. Paris 1758. Part. IV. Liv. 8, p. 486. Note a.)

Doch ist auf alle Fälle die erste Hälfte des Buchs sorgfältiger geschrieben und methodischer geordnet als die zweite: denn leider wird seine Arbeit durch das doppelte große Unglück der Seuche und des Brandes zu London unterbrochen. Von da an scheint das Buch mehr aus dem Stegreife geschrieben und sieht einer Compilation schon ähnlicher. Doch hat er ein großes Verdienst um seine Zeit wie um die Nachwelt.

Denn alle Hindernisse, welche der Societät im Wege stehen, sucht er ins Klare zu bringen und zu beseitigen, und gewiß hat er dazu beigetragen, daß manche Neigung erhöht und manches Vorurtheil ausgelöscht worden. Was uns betrifft, so lernen wir den Gang der Gesellschaft, ihre Lage, ihre Grundsätze, ihren Geist und Sinn aus ihm recht wohl kennen. Ihre Handlungsweise nach innen, ihre Verhältnisse nach außen, die Vorstellung, die sich das Publikum von ihren Mitgliedern machte, was man ihr entgegensetzte, was sie für sich anzuführen hatte, das alles liegt in dem Werke theils klar und unbewunden ausgedrückt, theils rednerisch künstlich angedeutet und versteckt.

Glaubt man auch manchmal eine fachwalterische Declamation zu hören, so müßten wir uns doch sehr irren, wenn nicht auch öfters eine Ironie durchschiene, daß er nämlich die Societät wegen verschiedener Tugenden preist, nicht sowohl weil sie solche besitzt, als weil sie solche zu erwerben denken soll.

Der Verfasser zeigt durchaus einen heitern lebhaften Geist, ein vorbringendes leidenschaftliches Gemüth. Er hat seine Materie recht wohl inne, schreibt aber nur mit laufender Feder, im Gefühl, daß ihm sein Vorhaben leidlich gelingen müsse.

Eine bessere Uebersetzung als die französische ist, hätte er auf alle Fälle verdient.

Thomas Birch.

History of the royal Society of London. Vier Bände in Quart, der erste von 1666.

Dieses Werk ist eigentlich nur ein Abdruck der Protokolle der Societätssessionen bis 1687, und wenn wir den erst genannten Sprat als einen Sachwalter ansehen und seine Arbeit nur mit einigem Mißtrauen nutzen; so finden wir dagegen hier die schätzbarsten und untrüglichsten Documente, welche, indem sie alle Verhandlungen der Sessionen unschuldig und trocken anzeigen, uns über das was geschehen den besten Aufschluß geben. Aus ihnen ist die zerstückelte Manier zu erkennen, womit die Societät nach ihrer Ueberzeugung verfuhr und die Wissenschaften verspätete, indem sie für ihre Beförderung bemüht war.

Philosophische Transactionen.

Diese sind das Archiv dessen was man bei ihr niedergelegt. Hier findet man Nachrichten von den Unternehmungen, Studien und Arbeiten der Forscher in manchen bedeutenden Weltgegenden. Dieses allgemein bekannte Werk hat nach und nach für die Freunde der Wissenschaft einen unschätzbaren Werth erhalten. Denn obgleich jedes zufällige und empirische Sammeln anfangs nur verwirrt und die eigentliche wahre Kenntniß verbindert, so stellt sich, wenn es nur immer fortgesetzt wird, nach und nach die Methode von selbst her, und das was ohne Ordnung aufbewahrt worden, gereicht dem der zu ordnen weiß, zum größten Vortheile.

Ungewisse Anfange der Societät.

Der Ursprung wichtiger Begebenheiten und Erzeugnisse tritt sehr oft in eine unterbrochene mythologisch-Nacht zurück. Die Anfänge sind unscheinbar und unbemerkt und bleiben dem künftigen Forscher verborgen.

Der patriotische Engländer möchte den Ursprung der Societät gern früh festsetzen, aus Eifersucht gegen gewiß Franzosen, welche sich gleichzeitig zu solchem Zwecke in Paris versammelt. Der patriotische Londner gönnt der Universität Oxford die Ehre nicht, als Wiege eines so merkwürdigen Instituts gerühmt zu werden.

Man setzt daher ihre frühsten Anfänge um das Jahr 1645 nach London, wo sich nambafte Naturfreunde wöchentlich einmal versammelten, um mit Ausschließung aller Staats- und Religionsfragen, welche in der unglücklichen Zeit des bürgerlichen Kriegs die Nation leidenschaftlich beschäftigten, sich über natürliche Dinge zu unterhalten. Boyle soll dieser Zusammenkünfte, unter dem Namen des unsichtbaren oder philosophischen Collegiums, in seinen Briefen gedenken.

In den Jahren 1648 und 49 entstand zu Oxford ein ähnlicher Kreis, den die von London dahin versetzten Glieder jener ersten Gesellschaft entweder veranlaßten oder erweiterten. Auch hier versammelte man sich, um durch Betrachtung der ewig gesetzmäßigen Natur sich über die gesetzlosen Bewegungen der Menschen zu trösten oder zu erheben.

Die Universitäten zu Cambridge und Oxford hatten sich, als Verwandte der bischöflichen Kirche, treu zu dem König gehalten und deshalb von Cromwell und der republicanischen Partei viel gelitten. Nach der Hinrichtung des Königs 1649 und dem vollkommenen Siege der Gegenpartei, hatten die an beiden Akademien versammelten Gelehrten alle Ursache still zu bleiben. Sie hielten sich an die unschuldige Natur fest, verbannten um so ernstlicher aus ihren Zusammenkünften alle Streitigkeiten sowohl über politische als religiöse Gegenstände, und hegten bei ihrer reinen Liebe zur Wahrheit ganz im Stillen jene Abneigung gegen Schwärmerei, religiöse Phantasterei, daraus entspringende Weissagungen und andere Ungeheuer des Tages.

So lebten sie zehn Jahre nebeneinander, kamen anfangs öfter, nachher aber seltner zusammen, wobei ein jeder das was ihn besonders interessirte, das worauf er bei seinen Studien unmittelbar gestoßen, treulich den Uebrigen mittheilte, ohne daß man deshalb an eine äußere Form oder an eine innere Ordnung gedacht hätte.

Der größte Theil der Mitglieder dieser Ordens- Gesellschaft wurde 1659 nach London zurück und in verschiedene Stellen gesetzt. Sie hielten immerfort mit dargebrachter vertraulicher Gewohnheit zueinander, versammelten sich regelmäßig jeden Donnerstag in Gresham College, und es dauerte nicht lange, so traten manche Londner Naturforscher hinzu, darunter sich mehrere aus dem hohen und niedern Adel befanden.

Beide Classen des englischen Adels waren mit großen Gütern reichlich gesegnet. Der hohe Adel besaß von Alters her große Güter und Bequemlichkeiten, die er stets zu vermehren im Fall war. Der niedere Adel war seit langer Zeit genöthigt worden, gut haushalten und seine Glücksumstände zu verbessern, indem ihn zwei Könige, Jacob und Karl, auf seinen Gütern zu warten und Stadt- und Hofleben zu meiden angehalten hatten. Viele unter ihnen waren zur Naturforschung aufgeregt und konnten sich mit Ehren an die neuversammelten Gelehrten anschließen.

Nur kurze Zeit wurde das Wachsthum, die Mittheilung dieser Gesellschaft gestört, indem bei den Unruhen, welche nach der Abdankung von Cromwells Sohn entstanden, ihr Versammlungsort in ein Soldaten-Quartier verwandelt ward. Doch traten sie 1660 gleich wieder zusammen, und ihre Anzahl vermehrte sich.

Den 18 November dieses Jahrs bezeichnet die erste dieser große Anstalt begründende Sitzung. Ungefähr fünfzehn Personen waren gegenwärtig; sie bestimmten die Zeit ihrer Versammlung, die Eintritts- und wöchentlichen Zuschußgelder, ernahmen einen Präsidenten, Schatzmeister und Secretär; zwanzig aufzunehmende Personen wurden vorgeschlagen. Bald darauf erbaten sie als Männer, die Gelegenheit genug gehabt hatten über Constitutionen nachzudenken, die übrigen zur äußern Form gehörigen Einrichtungen, vortrefflich und zweckmäßig.

Kaum hatte König Karl II vernommen, daß eine Versammlung solcher ihm von jeder zugethaner Männer sich zu einer Gesellschaft constituirt, so ließ er ihnen Bestätigung, Schutz und allen Vorschub anbieten, und bekräftigte 1662 auf die ehrenvollste Weise die sämmtlichen Statuten.

Naturwissenschaften in England.

Die Theilnahme des Königs an den natürlichen Wissenschaften kam eben zur rechten Zeit: denn wie bisher theils die Wissenschaften überhaupt, theils die natürlichen verspätet worden, davon soll uns der Bischof Sprat eine flüchtige Uebersicht geben.

« Bis zur Verbindung der beiden Häuser York und Lancaster wurden alle Kräfte unseres Landes zu häuslichen Kriegen zwischen dem König und dem Adel, oder zu wüthenden Kämpfen zwischen jenen beiden getrennten Familien verwendet, wenn nicht irgend einmal ein müthiger Fürst ihre Kräfte zu fremden Unternehmungen zu gebrauchen wußte. Die zwei Rosen waren in der Person des Königs Heinrich des VII vereinigt, dessen Regierung, wie seine Gemüthsart, heimlich, streng, einsichtig genug, aber dabei sorgreich und weise war. Die wenig über diese Zeit sich zu neuen Entdeckungen verbreitet fand, stellt man daraus, wie gering er das Anerbieten des Christoph Columbus zu schätzen wußte. Die Regierung Heinrichs des VIII war kräftig, kühn, prächtig, freigebig und gelehrt, aber die Veränderung der Religion trat ein und dies alles war genug, den Geist der Menschen zu beschäftigen. »

« Die Regierung Königs Eduard des VI war unruhig wegen des Zwiespalts derer die während seiner Minderjährigkeit regierten, und die Kürze seines Lebens hat uns jener Früchte beraubt, die man nach den bewundernswerthen Anfängen dieses Königs hoffen konnte. Die Regierung der Königin Maria war schwach, melancholisch, blutdürstig gegen die Protestanten, verdunkelt durch eine fremde Heirath und unglücklich durch den Verlust von Calais. Dagegen war die Regierung der Königin Elisabeth lang, triumphirend, friedlich nach innen, und nach außen glorreich. Da zeigte sich zu welcher Höhe die Engländer steigen können, wenn sie ein Fürst anführt, der ihren Herzen so gut als ihren Händen gebietet kann. In ihren Tagen setzte sich die Reformation fest; der Handel ward ausgebreitet und die Schiffahrt erweiterte sich. Aber endlich die Wissenschaft schien etwas Großes dessen sie bis; se war doch die Zeit noch nicht gekommen, daß den Naturerfahrungen eine öffentliche Aufmunterung hätte zu Theil werden können, indem die Schriften des Alterthums und die Streitigkeiten zwischen und und der römischen Kirche noch nicht völlig subirt und beseitigt waren. »

« Die Regierung des Königs Jakob war glücklich in allen Vortheilen des Friedens und reich an Personen von tiefer Literatur; aber nach dem Beispiele des Königs wendeten sie vorzüglich ihre Aufmerksamkeit auf die Verhandlungen der Religion und der Streitigkeiten, so daß selbst Mylord Bacon, mit allem Ansehen, das er im Staate besaß, sein Collegium Salomonis nur als eine Schilderung, als einen Roman zu Stande bringen konnte. Zwar fing die Zeit Karls des I an, zu solchen Unternehmungen reifer zu werden, wegen des Ueberflusses und der glücklichen Zustände seiner ersten Jahre, auch wegen der Fähigkeit des Königs selbst, der nicht nur ein unnachahmlicher Meister in Verstand und Redekunst war, sondern der auch in verschiedenen praktischen Künsten sich über die gemeinliche Weise der Könige, ja sogar über den Fleiß der besten Künstler erhob. Aber ach! er wurde von den Studien, von Ruhe und Frieden dennoch zu der gefährlichen und rühmlichen Laufbahn des Mars getrieben. »

« Die letzten Zeiten des bürgerlichen Krieges und der Verwirrung haben, zum Ersatz jenes unendlichen Jammers, den Vortheil hervorgebracht, daß sie die Geister der Menschen aus einem langen Behagen, aus einer müßigen Ruhe herausrissen und sie thätig, fleißig und neugierig machten. Und gegenwärtig, seit der Rückkehr des Königs, ist die Veränderung vergangener Jahre mit dem Zimmer der letzten verschwunden. Die Menschen überhaupt sind müde der Unbeständigkeit des Alterthums und gesättigt von Religionsstreitigkeiten. Ihre Augen sind gegenwärtig nicht allein offen und bereitet zur Arbeit, sondern ihre Hände sind es auch. Man findet jetzo ein Verlangen, eine allgemeine Begierde nach einer Wissenschaft, die friedlich, nützlich und nährend sey und nicht wie die der alten Secten, welche nur schwatze und unvernünftliche Argumente gaben, oder bitter Streitigkeiten statt Nahrung, und die, wenn der Geist des Menschen Brod verlangte, ihm Steine reichten, Schlangen oder Gift. »

Aeußere Vortheile der Societät.

Der Theilnahme des Königs folgte sogleich die der Prinzen und reichen Barone. Nicht allein Gelehrte und Forscher, sondern auch Praktiker und Techniker mußten sich für eine solche Anstalt bemühen. Weit ausgebreitet war der Handel, die Gegenstände desselben näher kennen zu lernen, neue Erzeugnisse fremder Weltgegenden

in Umlauf zu bringen, war der Vortheil sämmtlicher Kaufmannschaft. Wißbegierigen Reisenden gab man lange Register von Fragen mit; eben dergleichen sendete man an die englischen Residenten in den fernsten Anstellungen.

Gar bald drängte sich nunmehr von allen Seiten das Merkwürdige herzu. Durch Beantwortung jener Fragen, durch Einsendung von Instrumenten, Büchern und andern Seltenheiten ward die Gesellschaft jeden Tag reicher und ihre Einwirkung bedeutender.

Innere Mängel der Societät.

Bei allen diesen großen äußeren Vortheilen war auch manches das ihr widerstand. Am meisten schadete ihr die Furcht vor jeder Art von Autorität. Sie konnte daher zu keiner innern Form gelangen, zu keiner zweckmäßigen Behandlung desjenigen was sie besaß und was sie sich vorgenommen hatte.

Durch Bacons Anlaß und Anstoß war der Sinn der Zeit auf das Reale, das Wirkliche gerichtet worden. Dieser außerordentliche Mann hatte das große Verdienst, auf die ganze Breite der Naturforschung aufmerksam gemacht zu haben. Bei einzelnen Erfahrungen drang er auf genaue Beobachtung der Bedingungen, auf Erwägung aller begleitenden Umstände. Der Blick in die Unendlichkeit der Natur war geöffnet und zwar bei einer Nation, die ihn sowohl nach innen als nach außen am lebhaftesten und weitesten umherwenden konnte. Sehr viele fanden eine leidenschaftliche Freude an solchen Versuchen, welche die Erfahrungen wiederholten, sicherten und mannigfaltiger machten; andere ergötzten sich hingegen an der nächsten Aussicht auf Anwendung und Nutzen.

Wie aber in der wissenschaftlichen Welt nicht leicht ohne Trennung gewirkt werden kann, so findet man auch hier eine entschiedene Spaltung zwischen Theorie und Praxis. Man hatte noch in frischem Andenken, wie die weichende Schoiastik durch eine seltsame Philosophie, durch den Cartesianismus sogleich wieder ersetzt worden. Hier sah man aufs neue ein Beispiel, was ein einziger trefflicher Kopf auf andere zu wirken, wie er sie nach seinem Sinne zu bilden im Stande ist. Wie entfernt man sich die Gesinnungen einer Eingelnengeiten zu lassen, drückte die Societät unter ihrem Wappen durch den Wahlspruch aus: Nullius in Verba; und damit man ja vor allem Allgemeinen, vor allem was eine Theorie nur von fern anzudeuten schien, sicher wäre; so sprach man den Vorsatz bestimmt aus, die Phänomene, so wie die Experimente an und für sich zu beobachten, und sie neben einander, ohne irgend eine künstlich scheinende Verbindung, einzeln stehen zu lassen.

Die Unmöglichkeit, diesen Vorsatz auszuführen, sahen so kluge Leute nicht ein. Man bemerkte nicht, daß sehr bald nach den Ursachen gefragt wurde, daß der König selbst, indem er der Societät natürliche Körper verehrte, nach dem Wie der Wirkungen sich erkundigte. Man konnte nicht vermeiden, sich so gut und schlimm, als es gehen wollte, einige Rechenschaft zu geben; und nun entstanden partielle Hypothesen, die mechanische und maschinistische Vorstellungsart gewann die Oberhand, und man glaubte noch immer, wenn man ein Gefolgertes ausgesprochen hatte, daß man den Gegenstand, die Erscheinung ausspreche.

Indem man aber mit Furcht und Abneigung sich gegen jede theoretische Behandlung erklärte, so bedient man ein großes Zutrauen zu der Mathematik, deren methodische Sicherheit in Behandlung körperlicher Dinge ihr, selbst in den Augen der größten Zweifler, eine gewisse Realität zu geben schien. Man konnte nicht läugnen, daß sie, besonders auf technische Probleme angewendet, vorzüglich nützlich war, und so ließ man sie mit Ehrfurcht gelten, ohne zu ahnen daß, indem man sich vor dem Ideellen zu hüten suchte, man das Idealste zugelassen und beibehalten hatte.

So wie das was eigentlich Methode sey, den Augen der Gesellen fast gänzlich verborgen war, so hatte man gleichfalls eine sorgliche Abneigung vor einer Methode zu der Erfahrung. Die Unterhaltung der Gesellschaft in ihren ersten Zeiten war immer zufällig gewesen. Was die Einen als eigenes Studium beschäftigte, was die Andern als Neuigkeit interessirte, brachte jeder unaufgefordert und nach Belieben vor. Eben so blieb es nach der übrigens sehr förmlich eingerichteten Constitution. Jeder theilt mit was gerade zufällig bereit ist. Erscheinungen der Naturlehre, Körper der Naturgeschichte, Operationen der Technik, alles zeigt sich bunt durch einander. Manches Unbedeutende, anderes durch einen wunderbaren Schein Interessirende, anderes bloß Curiose findet Platz und Aufnahme; ja sogar werden Versuche mitgetheilt aus deren nähern Umständen man ein Geheimniß macht. Man sieht eine Gesellschaft ernsthafter würdiger Männer, die nach allen Richtungen Streiflüge durch das Feld der Naturwissenschaft vornehmen, und weil sie das Unermeßliche desselben anerkennen, ohne Plan und Maßregel darin herumschweifen. Ihre Sessionen sind öfters Quodlibets, über die man sich des Lächelns, ja des Lachens nicht enthalten kann.

Die Angst der Societät vor irgend einer rationellen Behandlung war so groß, daß sich niemand getraute auch nur eine empirische Eintheilung und Ordnung in das Geschäft zu bringen. Man durfte nur die verschiedenen Classen der Gegenstände, man durfte Physik, Naturgeschichte und Technik von einander trennen und in diesen die nothwendigsten Unterabtheilungen machen, sobann die Einrichtung treffen, daß in jeder Session nur Ein Fach bearbeitet werden sollte: so war der Sache schon sehr geholfen.

Porta hatte schon hundert Jahre vorher die physikalischen Phänomene in Rubriken vorgetragen. Man konnte dieses Buch bequem zum Grunde legen, das alle Wunderbare nach und nach sichten und ausscheiden, das in der Zwischenzeit Erfundene nachtragen, sodann das jedesmal bei der Societät Vorkommende aus den Protokollen an Ort und Stelle eintragen, so entging man wenigstens der größten Verwirrung, und war sicher, daß sich nichts verstellte und verlor, wie es z. B. mit Mayow's Erfahrungen ging, von welchen die Societät Notiz hatte, sie aber vernachlässigte und freilich das Genauere nicht erfuhr, weil sie den von Hooke zum Mitglied vorgeschlagenen Mayow nicht aufnahm.

In seiner neuen Atlantis hatte Bacon für das naturforschende Salomische Collegium einen ungeheuern romantischen Palast mit vielen Flügeln und Pavillons gedacht, worin sich denn wohl auch mancher äußerst phantastische Saal befand. Diese Andeutungen konnten freilich einer Gesellschaft, die im wirklichen Leben entsprang, wenig Vortheil gewähren; aber bestimmt genug hatte er am Ende jener Dichtung die Nothwendigkeit ausgesprochen, die verschiedenen Functionen eines solchen Unternehmens unter mehrere Personen zu theilen, oder wenn man will, diese Functionen als von einander abgesondert, aber doch immer in gleichem Werthe neben einander fortschreitend zu betrachten.

«Wir haben zwölf Gesellen, sagte er, um uns Bücher, Materialien und Vorschriften zu Experimenten anzuordnen. Drei haben wir, welche alle Versuche, die sich in Büchern finden, zusammenbringen; drei welche die Ver-

suche aller mechanischen Künste, der freien und praktischen Wissenschaften, die noch nicht zu einer Einheit zusammenfließen, sammeln. Wir haben drei, die sich zu neuen Versuchen anschicken, wie es ihnen nöthig zu sein scheint; drei welche die Erfahrungen aller dieser schon genannten in Fabriken und Tafeln aufstellen, daß der Geist zu Beobachtungen und Schlüssen sie bequemer vor sich finde. Drei haben wir, welche diese sämmtlich n Versuche in dem Sinne ansehen, daß sie daraus solche Erfindungen ziehen, die zum Gebrauche des Lebens und zur Ausübung dienen; dann aber drei, die nach vielen Zusammenkünften und Rathschlüssen der Gesellschaft, worin das Vorhandene durchgearbeitet worden, Sorge tragen, daß nach dem was schon vor Augen liegt, neue, tiefer in die Natur dringende Versuche eingeleitet und angestellt werden; dann drei, welche solche aufgegebene Experimente ausführen und von ihrem Erfolg Nachricht geben. Zuletzt haben wir drei, die jene Erfindungen und Offenbarungen der Natur durch Versuche zu höheren Beobachtungen, Axiomen und Aphorismen erheben und befördern, welches nicht anders als mit Beirath der sämmtlichen Gesellschaft geschieht. »

Von dieser glücklichen Sonderung und Zusammenstellung ist keine Spur in dem Verfahren der Societät, und eben so geht es auch mit ihren nach und nach sich anhäufenden Weisungen. Wie sie jeden Naturfreund ohne Unterschied des Rangs und Standes für seine thätigkeit erklärt hatte, eben so bekannt war es, daß sie alles was sich nur einigermaßen auf Natur bezog, annehmen und bei sich aufbewahren wolle. Bei der allgemeinen Thätigkeit die sie erregte, fand sich ein großer Zufluß ein, wie es bei allen empirischen Anhäufungen und Sammlungen zu geschehen pflegt. Der König, der Adel, Gelehrte, Oekonomen, Reisende, Kaufleute, Handwerker, alles drängte sich zu, mit Gaben und Werkwürdigkeiten. Aber auch hier scheint man der irgend einer Ordnung Sich gehalt zu haben, wenigstens sieht man in der frühern Zeit keine Anstalt ihre Vorräthe zu rangiren, Kataloge darüber zu machen und dadurch auf Vollständigkeit auch nur von ferne hinzudeuten. Will man sie durch die Beschäftigkeit und Unsicherheit ihres Locals entschuldigen, so lassen wir diesen Einwurf nur zum Theil gelten: denn durch einen wahren Ordnungsgeist würden diese Hindernisse wohl zu überwinden gewesen.

Jede einseitige Maxime muß, wenn sie auch zu gewissen Zwecken tauglich gefunden wird, sich zu andern unzulänglich, ja schädlich erzeigen. Sprat mag mit noch so vieler Beredsamkeit den Vorsatz der Gesellschaft, nicht zu theoretisiren, nicht zu methodisiren, nicht zu ordnen, rühmen und vertheidigen; hinter seinen vielen Argumenten kann man nur sein blos Gewissen zu entdecken; und man darf nur den Gang des Societätsgeschäftes in den Protokollen einige Jahre verfolgen, so sieht man, daß sie die aus ihrer Maxime entspringenden Mängel gar wohl nach und nach bemerkt und dagegen, jedoch leider unzulänglich, Anordnungen macht.

Die Experimente sollen nicht aus dem Stegreife vorgelegt, sondern in der vorhergehenden Sitzung angezeigt werden; man ertheilt Versuche in gewissen Folgen an, man sagt Comite's nieder, welche im Vorbeigehen sagen sie gesagt, in politischen und praktischen Fällen gut sein mögen, in weltschaftlichen Dingen aber gar nichts taugen. Neigung oder Abneigung, vorgefaßte Meinung der Commissarien sind eher nicht so leicht wie dort zu controliren. Ferner verlangt man Gutachten und Ueberlieferungen; da aber nichts zusammenhängt, so wird eins über das andere vergessen. Selten geschieht was man sich vorgesetzt hatte, und wenn es geschieht, so ist es meistens theils nicht zulänglich noch hinreichend. Und nach welchem Maßstab soll es gemessen, von wem soll es beurtheilt werden?

Zu allem ist hiezu auch der im Anfang monatliche Pflichtversammlungen Stoff; so wie auch hier die Langweiligkeit und Unzulänglichkeit des Locals, der Mangel eines Laboratoriums und was andere daraus entspringende Hindernisse sind, zur Entschuldigung angeführt werden können.

Mängel die in der Umgebung und in der Zeit liegen.

Von manchem was sich einem regelmäßigen und glücklichen Fortschritt der Societät entgegensetzte, haben wir freilich gegenwärtig kaum eine Ahnung. Man hielt von Seiten der Menge, und zwar nicht eben gerade die Pöbelhaft, die Naturwissenschaften und besonders das Experimentiren auf mancherlei Weise für schädlich, schädlich der Schuldlehre, der Erziehung, der Religion, dem praktischen Leben und was dergleichen Beschränktheiten mehr waren.

Jenseits sollen wir uns nicht nur, wenn wir von jenen englischen Experimentsphilosophen so vieles lesen, sehr weit man überhaupt zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts noch im Experimentiren zurückstand. Von der alchymistischen Zeit her war noch die Furcht am Geheimniß geblieben, von welchem man bei synchronischer Technik, beim Eingreifen des Wissens ins Leben, nunmehr manch Vortheile hoffen konnte. Die Werkzeuge mit denen man operirte, waren noch höchst unvollkommen. Wer sieht dergleichen Instrumente aus jener Zeit in alten physikalischen Rüstkammern und ihre Unbrauchbarkeit nicht mit Verwunderung und Bedauern?

Das größte Uebel aber entsprang aus einer gewissen Verfahrungsart selbst. Man hatte kaum den Begriff, daß man ein Phänomen, einen Versuch auf seine Elemente reduciren könne; daß man ihn zergliedern, vereinfachen und wieder verannigfaltigen müsse, um zu erfahren, wohin er eigentlich deute. Die sinnigsten Beobachter der damaligen Zeit geben Anlaß zu dieser Reflection, und Newtons Theorie hätte nicht entstehen können, wenn er für diese Hauptmaxime, die den Experimentirenden leiten soll, irgend einen Sinn gehabt hätte. Man ergriff einen verwickelten Versuch und eilte sogleich zu einer Theorie die ihn unmittelbar erklären sollte; man that gerade das Gegentheil von dem was man in Mund und Wappen führte.

Robert Hooke.

Hooke, der Experimentator und Secretär der Societät, war in demselben Falle, und ob ihm gleich die Gesellschaft manches schuldig ist, so hat ihr doch sein Charakter viel Nachtheil gebracht. Er war ein lebhafter, unruhig thätiger Mann, von den ausgebreitetsten Kenntnissen; aber er wollte auch nichts für neu oder bedeutend gelten lassen, was irgend angedeutet und mitgetheilt wurde. Er glaubte es entweder selbst schon zu kennen, oder etwas Näheres und Besseres zu wissen.

So viel er auch that, ja im Einzelnen durchdachte, so war er doch durchaus verstört und wurde es noch mehr durch seine Lage, da die ganze Erfahrungsmasse auf ihn eindrang und er, um ihr gewachsen zu sein, seine Kräfte bald dahin, bald dorthin wenden mußte. Dabei war er zerstreut, nachlässig in seinem Amte, obgleich auf seinem eigenen Wege immer thätig.

Viele Jahre mußte sich die Societät vergebens mit ihm ab. Sehr ernstlich wird ihm aufgelegt: er soll regelmäßig Versuche machen, sie vorher anzeigen, in den folgenden Sessionen wirklich darlegen; wobei die gute Societät freilich nicht bedenkt, daß Sessionen nicht dazu designirt sind, Versuche anzustellen und sich von den Erscheinungen vollständig zu überzeugen. Wie ihnen denn auch einmal ein Vogel den Gefallen nicht thun will, unter der Mayowschen Glocke, ehe die Versammlung auseinander geht, zu sterben.

Aehnliche Fälle benutzt Hooke zu allerlei Ausflüchten. Er gehorcht nicht, oder nur bald; man verkümmert ihm seine Pension, er wird nicht gefügsamer, und wie es in solchen Fällen geht, man ermüdet streng zu seyn, man bezahlt ihm zuletzt aus Gunst und Nachsicht seine Rückstände auf einmal. Er zeigt eine Anwandlung von Besserung, die nicht lange dauert, und die Sache schleppt sich ihren alten Gang.

So sah es mit der innern Verfassung eines Gerichtshofes aus, bei dessen Entscheidung über eine bedeutende und weit eingreifende Theorie sich die wissenschaftliche Welt beruhigen sollte.

Isaak Newton,

geb. 1642, gest. 1727.

Unter denen welche die Naturwissenschaften bearbeiten, lassen sich vorzüglich zweierlei Arten von Menschen bemerken.

Die ersten, genial, productiv und gewaltsam, bringen eine Welt aus sich selbst hervor, ohne viel zu fragen, ob sie mit der wirklichen übereinkommen werde. Gelingt es, daß dasjenige was sich in ihnen entwickelt, mit den Ideen des Weltgeistes zusammentrifft, so werden Wahrheiten bekannt, wovor die Menschen erstaunen und wofür sie Jahrhunderte lang dankbar zu seyn Ursache haben. Entspringt aber in so einer tüchtigen genialen Natur irgend ein Wahnbild, das in der allgemeinen Welt kein Gegenbild findet, so kann ein solcher Irrthum nicht minder gewaltsam um sich greifen und die Menschen Jahrhunderte durch hinreißen und übervortheilen.

Die von der zweiten Art, geistreich, scharfsinnig, bedeutsam, zeigen sich als gute Beobachter, sorgfältige Experimentatoren, vorsichtige Sammler von Erfahrungen; aber die Wahrheiten welche sie fordern, wie die Irrthümer welche sie begehen, sind gering. Ihre Wahrheit fügt sich zu dem anerkannten Richtigen oft unbemerkt, oder geht verloren; ihr Falsches wird nicht aufgenommen, oder wenn es auch geschieht, verlischt es leicht.

Zu der ersten dieser Classen gehört Newton, zu der zweiten die besseren seiner Gegner. Er irrt, und zwar auf eine entschiedene Weise. Erst findet er seine Theorie glaublich, dann überzeugt er sich mit Uebereilung, ehe ihm deutlich wird, welcher mühseligen Kunstgriffe es bedürfen werde, die Anwendung seines hypothetischen Aperçu's durch die Erfahrung durchzuführen. Aber schon hat er sie öffentlich ausgesprochen, und nun verstellt er nicht alle Gewandtheit seines Geistes aufzubieten, um seine These durchzusetzen; wobei er mit unglaublicher Kühnheit das ganz Absurde als ein ausgemachtes Wahre der Welt ins Angesicht behauptet.

Wir haben in der neuern Geschichte der Wissenschaften einen ähnlichen Fall an Tycho de Brahe. Dieser hatte sich gleichfalls vergriffen, indem er das Abgeleitete für das Ursprüngliche, das Untergeordnete für das Herrschende in seinem Weltsystem gestellt hatte. Auch er war zu geschwind mit dieser unhaltbaren Grille hervorgetreten; seine Freunde und gleichzeitigen Verehrer schreiben in ihren vertraulichen Briefen darüber ganz unbewunden und sprechen deutlich aus, daß Tycho, wenn er nicht schon sein System publicirt und eine Zeit lang behauptet hätte, das Copernicanische wahrscheinlich annehmen und dadurch der Wissenschaft großen Dienst leisten würde; dahingegen nunmehr zu fürchten sey, daß er den Himmel öfter nach seiner Lehre ziehen und biegen werde.

Schon die Zeitgenossen und Mitarbeiter Tycho's bestreiten sich von seiner ängstlichen verwirrenden Meinung. Aber Newton theilte seine Ueberzeugung, so wie seine Hartnäckigkeit, seinen Schülern mit, und wer den Parteigeist kennt, wird sich nicht verwundern, daß diese seine Augen und Ohren mehr haben, sondern das alte Credo immerfort wiederholen, wie es ihnen der Meister einexercirt.

Der Charakter, die Fähigkeiten, das Benehmen, die Schicksale seiner Gegner, können nur im Einzelnen vorgetragen werden. Zum Theil begriffen sie nicht worauf es ankam, zum Theil sahen sie den Irrthum wohl ein, hatten aber weder Kraft, noch Geschick, noch Opportunität ihn zu zerstören.

Wir finden 1666 Newton als Studirenden zu Cambridge, mit Verbesserung der Teleskope und mit prismatischen Versuchen zu diesem Zweck beschäftigt, wobei er seine Farbentheorie bei sich festsetzt. Von ihm selbst haben wir hierüber drei Arbeiten, aus welchen wir seine Denkweise übersehen, dem Gange, den er genommen, folgen können.

Lectiones Opticæ.

Nachdem er 1667 Magister, 1669 Professor der Mathematik an Barrow's Stelle geworden, hält er in diesem und den beiden folgenden Jahren der studirenden Jugend Vorlesungen, in welchen er das Physische der Farbenphänomene durch mathematische Behandlung soviel als möglich an dasjenige heranzuziehen sucht, was man von ihm in seiner Stelle erwartet. Er arbeitet diese Schrift nachher immer weiter aus, läßt sie aber liegen, so daß sie erst nach seinem Tode 1729 gedruckt wird.

Brief an den Secretär der Londner Societät.

Im Jahre 1671 wird er Mitglied der Londner Societät und legt ihr sein neues katoptrisches Teleskop vor und zugleich seine Farbentheorie, aus welcher gefolgert wird, daß die dioptrischen Fernröhre nicht zu verbessern seyen.

Dieser Brief eigentlich beschäftigt uns hier, weil Newton den Gang den er genommen sich von seiner Theorie zu überzeugen, darin ausführlich erzählt, und weil er überhaupt hinreichend wäre, uns einen vollkommenen Begriff von der Newtonischen Lehre zu geben.

An diesen Brief schließen sich auch die ersten Einwürfe gegen die Newtonische Lehre, welche nebst den Antworten des Verfassers bis 1676 reichen

Die Optik.

Seit gedachtem Jahre läßt sich Newton in weiter keine Controvers ein, schreibt aber die Optik, welche 1704 herauskommt, da seine Autorität am höchsten gestiegen und er zum Präsidenten der Societät ernannt war. In diesem Werke sind die Erfahrungen und Versuche so gestellt, daß sie allen Anmerkungen die Stirn bieten sollen.

Um nunmehr bestimmt genug auf das bei der Sache ankommt, deßwegen deutlich zu machen, müssen wir einiges aus der vorgängigen Zeit nachholen.

Die Brechung der Refraction war von den ältesten Zeiten her bekannt, ihre Verhältnisse aber, bis in das sechzehnte Jahrhundert, nur empirisch bestimmt. Snellius entdeckte das Gesetzliche daran und bediente sich zur Demonstration des subjectiven Versuchs, den wir mit dem Namen der Hebung bezeichnet haben. Andere wählten zur Demonstration den objectiven Versuch, und das Kunstwort Brechung wird davon ausschließlich gebraucht. Das Verhältniß der beiden Sinus des Einfalls- und Brechungswinkels wird rein ausgesprochen, als wenn kein Nebenumstand dabei zu beobachten wäre.

Die Refraction kam hauptsächlich bei Gelegenheit der Fernröhre zur Sprache. Diejenigen die sich mit Teleskopen und deren Verbesserung beschäftigten, mußten bemerken, daß durch Objectivgläser die aus Kugelschnitten bestehen, das Bild nicht rein in einen Punkt zu bringen ist, sondern daß eine gewisse Abweichung statt findet, wodurch das Bild undeutlich wird. Man schrieb sie der Form der Gläser zu und schlug deswegen hyperbolische und elliptische Oberflächen vor.

So oft von Refraction, besonders seit Antonius de Dominis, die Rede ist, wird auch immer der Farbenerscheinung gedacht. Man ruft bei dieser Gelegenheit die Prismen zu Hülfe, welche das Phänomen so eminent darstellen. Als Newton sich mit Verbesserung der Teleskope beschäftigte und, um jene Aberration von Seiten der Form wegzuschaffen, hyperbolische und elliptische Gläser arbeitete, untersuchte er auch die Farbenerscheinung und überzeugte sich, daß diese gleichfalls eine Art von Abweichung sey wie jene, doch von weit größerer Bedeutung, dergestalt daß jene dagegen gar nicht zu achten sey, diese aber, wegen ihrer Größe, Beständigkeit und Unvermeidlichkeit von der Refraction, als Verbesserung der dioptrischen Teleskope unmöglich mache.

Bei Betrachtung dieser die Refraction immer begleitenden Farbenerscheinung fiel hauptsächlich auf, daß ein rundes Bild wohl seine Breite behielt, aber in der Länge zunahm. Es wurde nunmehr eine Erklärung gefordert, welche im sechzehnten Jahrhundert oft versucht werden, niemanden aber gelungen war.

Newton schient, indem er eine solche Erklärung aufsuchte, sich gleich die Frage gethan zu haben: ob die Ursache in einer innern Eigenschaft des Lichts, oder in einer äußern Bedingtheit desselben zu suchen sey? Auch läßt sich aus seiner Behandlung der Sache, wie sie uns bekannt worden, schließen, daß er sich sehr schnell für die erstere Meinung entschieden habe.

Das erste was er also zu thun hatte war die Bekanntschaft aller äußern Bedingungen, die bei dem prismatischen Versuche vorkamen, zu schwächen, oder ganz zu beseitigen. Im waren die Ueberzeugungen seiner Vorgänger wohl bekannt, welche eben diesen äußern Bedingungen einen großen Werth beigelegt. Er führt ihrer sechs auf, um eine nach der andern zu vernehmen. Wir tragen sie in der Ordnung vor, wie er sie selbst aufführt, und als Fragen wie er sie gleichfalls gestellt hat.

Erste Bedingung. Trägt die verschiedene Dicke des Glases zur Farbenerscheinung bei?

Diese hier nur im Allgemeinen und Unbestimmten aufgestellte Frage ward eigentlich dadurch veranlaßt: Antonius de Dominis, Kircher und andere hatten geglaubt, indem sie das Glas durch die Spitze des brechenden Winkels oder näher an ihm, das Blaue aber zu oberst, wo das Prisma mehrere Masse hat, hervorgebracht haben, es sey die größere oder geringere Stärke des Glases Ursache der Farbenverschiedenheit. Sie hatten aber nur dürfen beim Gebrauch eines größeren Prisma's dasselbe von unten hinauf, oder von oben herunter nach und nach zudecken, so würden sie gesehen haben, daß an jeder mittleren Stelle jede Farbe entstehen kann. Und Newton hatte also ganz Recht, wenn er in diesem Sinne die Frage mit Nein beantwortet.

Doch haben weder er noch seine Nachfolger auf den wichtigen Umstand aufmerksam gemacht, daß die Stärke oder die Schwäche des Mittels überhaupt, zwar nicht zur Entstehung der verschiedenen Farben, aber doch zum Wachsthum oder zur Verminderung der Erscheinung sehr viel beitrage, wie wir am gehörigen Orte umständlich ausgeführt haben. (S. 209—217.) Diese Bedingung ist also keineswegs als vollkommen beseitigt anzusehen, sie bleibt vielmehr in einem Sinne, an den man freilich damals nicht gedacht, als höchst bedeutend bestehen.

Zweite Bedingung. In wiefern tragen größere oder kleinere Oeffnungen im Fensterladen zur Gestalt der Erscheinung, besonders zum Verhältniß ihrer Länge zur Breite bei?

Newton will auch diese Bedingung unbedeutend gefunden haben, welches sich auf keine Weise begreifen läßt, als daß man annimmt, er habe, indem er mit kleinen Prismen operirt, die Oeffnungen im Fensterladen nicht von sehr verschiedener Größe machen können. Denn obgleich das Verhältniß der Länge zur Breite, im prismatischen Bilde, von mancherlei Ursachen abhängt, so ist doch die Größe der Oeffnung eine der hauptsächlichsten: denn je größer die Oeffnung wird, desto geringer wird das Verhältniß der Länge zur Breite. Man sehe was wir hierüber im polemischen Theil (62) umständlich und genau ausgeführt haben. Diese zweite Frage wird also von uns auf das entschiedenste mit Ja beantwortet.

Dritte Bedingung. Tragen die Gränzen des Hellen und Dunkeln etwas zur Erscheinung bei?

Das ganze Capitel unseres Entwurfs, welche die Farben absondert, die bei Gelegenheit der Refraction entstehen, ist durchaus bemüht zu zeigen, daß eben die Gränzen ganz allein die Farbenerscheinung hervorbringen. Wir wiederholen hier nur das Hauptmoment.

Es entspringt keine prismatische Farbenerscheinung, als wenn ein Bild verrückt wird, und es kann kein Bild ohne Gränze seyn. Bei dem gewöhnlichen prismatischen Versuch geht durch die kleinste Oeffnung das ganze Sonnenbild durch, das ganze Sonnenbild wird verrückt; bei geringer Brechung nur an den Rändern, bei stärkerer aber völlig gefärbt.

Durch welche Art von Untersuchung jedoch Newton sich überzeugt habe, daß der Gränze kein Einfluß auf die Farbenerscheinung zuzuschreiben sey, muß jeden der nicht vorurtheilet ist, zum Erstaunen, ja zum Entsetzen bewegen, und wir werden alle günstigen und ungünstigen Leser auf diesem Punkte die größte Aufmerksamkeit zu widmen.

Bei jenem bekannten Versuche, bei welchem das

Prisma innerhalb der dunkeln Kammer sich befindet, geht das Licht, oder vielmehr das Sonnenbild, zuerst durch die Oeffnung und dann durch das Prisma, da denn auf der Tafel das farbige Spectrum erscheint. Nun stellt der Experimentator, um gleichsam eine Probe auf seinen ersten Versuch zu machen, das Prisma hinaus vor die Oeffnung und findet in der dunkeln Kammer, vor wie nach, sein gefärbtes verlängertes Bild. Daraus schließt er, die Oeffnung habe keinen Einfluß auf die Färbung desselben.

Wir fordern alle unsere gegenwärtigen und künftigen Gegner auf diese Stelle. Hier wird von nun an um die Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit des Newtonischen Systems gekämpft, hier, gleich am Eingange des Labyrinths und nicht drinnen in den verworrenen Irrgängen, hier, wo uns Newton selbst aufbewahrt hat, wie er zu seiner Ueberzeugung gelangt ist.

Wir wiederholen daher was schon oft von uns didaktisch und polemisch eingeschärft worden: das gebrochne Licht zeigt keine Farbe als bis es begrängt ist; das Licht nicht als Licht, sondern insofern es als ein Bild erscheint, zeigt bei der Brechung eine Farbe, und es ist ganz einerlei, ob erst ein Bild entstehe das nachher gebrochen wird, oder ob eine Brechung vorgehe, innerhalb welcher man ein Bild begränzt.

Man gewöhne sich mit dem großen Wasserprisma zu experiren, welches uns ganz allein über die Sache einen vollkommenen Aufschluß geben kann, und man wird nicht aufhören sich zu wundern, durch welch einen unglaublichen Fehlschluß sich ein so vorzüglicher Mann nicht allein zu Anfang getäuscht, sondern den Irrthum so bei sich festwurzeln lassen, daß er wider allen Augenschein, ja wider besser Wissen und Gewissen, in der Folge dabei beharrt und einen ungehörigen Versuch nach dem andern ersonnen, um seine erste Unaufmerksamkeit vor unaufmerksamen Schülern zu verbergen. Man setze wat von uns im polemischen Theile, besonders zum zweiten Theil des ersten Buchs der Optik, umständlicher ausgeführt worden, und erlaube uns hier den Triumph der guten Sache zu feiern, den ihr die Schule, mit aller ihrer Halsstarrigkeit, nicht lange mehr vorkümmern wird.

Jene drei nunmehr abgehandelten Fragepunkte beziehen sich auf Aeußerungen älterer Naturforscher. Der erste kam vorzüglich durch Antonius de Dominis, der zweite und dritte durch Kircher und Descartes zur Sprache.

Außerdem waren noch andere Punkte zu beseitigen, andere äußere Bedingungen zu läugnen, die wir nun der Ordnung nach vorführen, wie sie Newton beibringt.

Vierte Bedingung. Sind nicht vielleicht Ungleichheiten und Fehler des Glases Schuld an der Erscheinung?

Noch in dem siebzehnten Jahrhunderte sind uns mehrere Forscher begegnet, welche die prismatischen Erscheinungen bloß für zufällig und regellos hielten. Newton bestand zuerst mit Macht darauf, daß sie regelmäßig und beständig seyen.

Wenn Ungleichheiten und Fehler des Glases unregelmäßig scheinende Farben hervorbringen, so entstehen sie doch eben so gut dem allgemeinen Gesetze gemäß, als die entschiedenen des reinsten Glases: denn sie sind nur Wiederholungen im Kleinen von der gröbern Farbenerscheinung an den Rändern des Prisma's, indem jede Ungleichheit, jede undurchsichtige Faser, jeder dunkle Punkt als ein Bildchen anzusehen ist, um welches her die Farben entstehen. Wenn also die Hauptererscheinung gesetzlich und constant ist, so sind es die Nebenerscheinungen auch; und wenn Newton völlig Recht hatte, auf dem Gesetzlichen des Phänomens zu bestehen, so beging er doch den großen Fehler, das eigentliche Fundament dieses Gesetzlichen nicht anzuerkennen.

Fünfte Bedingung. Hat das verschiedene Einfallen der Strahlen, welche von verschiednen Theilen der Sonne herabkommen, Schuld an der farbigen Abweichung?

Es war freilich dieses ein Punkt, welcher eine genaue Untersuchung verdiente. Denn kaum hatte man sich an der durch Hungens bekannt gewordenen Entdeckung des Snellius, wodurch den Einfallswinkel zu dem gebrochnen Winkel ein bestimtiges Verhältniß zugeschrieben worden, kaum hatte man sich daran erfreut und hierin ein großes Fundament zu künftigen Untersuchungen und Ausübungen erblickt, als nun Newton auf Einmal die früher kaum geachtete farbige Aberration so sehr bedeutend finden wollte. Die Gegner hielten fest an jener Vorstellung, daß Incidenz und Brechung in bestimmtem Verhältnisse stehen müsse, und die Frage war natürlich: ob nicht etwa auch bei dis sehr scheinbar aus der Regel schreitenden Erscheinung eine verschiedene Incidenz im Spiele sey?

Newton wendete also hier ganz zweckmäßig seine mathematische Genauigkeit an diesen Punkt und zeigte, so viel wir ihn beurtheilen können, gründlich, obgleich mit etwas zu viel Umständlichkeit, daß die Farbenerscheinung keiner diversen Incidenz zugeschrieben werden könne; worin er denn auch ganz Recht hat und wogegen nichts weiter zu sagen ist.

Sechste Bedingung. Ob vielleicht die Strahlen nach der Refraction sich in krummen Linien fortpflanzen und also das so seltsam verlängerte Bild hervorbringen?

Durch Descartes und andere, welche zu mechanischen Erklärungsarten geneigt waren, kam beim Lichte, beim Schall und bei andern schwer zu versinnlichenden Bewegungen, das in mechanischen Fällen übrigens ganz brauchbare Beispiel vom Ballschlag zur Sprache. Weil nun der geschlagene Ball sich nicht in gerader Linie, sondern in einer krummen bewegt, so konnte man nach jener globularen Vorstellungsart denken, das Licht erhalte bei der Refraction einen solchen Schub, daß es aus seiner geradlinigen Bewegung in eine krummlinige übergehen veranlaßt werde. Gegen diese Vorstellung argumentirt und experimentirt Newton und zwar mit Recht.

Da nunmehr Newton diese sechs äußern Bedingungen völlig removirt zu haben glaubt, so schreitet er unmittelbar zu dem Schlusse: es sey die Farbe dem Lichte nicht nur eingeboren, sondern die Farben in ihren specifischen Zuständen seyen in dem Licht als ursprüngliche Lichter enthalten, welche nur durch die Refraction und andere äußere Bedingungen manifestirt, aus dem Lichte hervorgebracht und in ihrer Ursprünglichkeit und Unveränderlichkeit nunmehr dargestellt würden.

Daß an diesen dergestalt entwickelten und entdeckten Lichtern keine weitere Veränderung vorgehe, davon sucht er sich und andere durch das Experimentum Crucis zu überzeugen; worauf er denn in dreigehn Propositionen seine Lehre mit allen Glauseln und Cautelen, wie sie bernach völlig stehen geblieben, vorträgt, und da er die Farben zuerst aus dem weißen Lichte entwickelt, zuletzt sich genöthigt sieht, das weiße Licht wieder aus ihnen zusammenzusetzen.

Dieses glaubt er vermittelst der Linse zu leisten, die er ohne weitere Vorbereitung einführt und sich für vollkommen befriedigt hält, wenn er das im Brennpunkte aufgehobene farbige Bild für das wieder zusammengebrochne, vereinigte, gemischte ausgeben kann.

Die Folgerung die er aus allem diesem zieht, ist sodann: daß es unnütz sey, sich mit Verbesserung der dioptrischen Fernröhre abzugeben, daß man sich vielmehr

blos an die hat-perlichen halten muß, wegen er eine neue Vorrichtung anzubringen.

Diese ersten Entdeckungen und Behauptungen Newton's wurden in seinem neun und zwanzigsten Briefe an die königliche Societät der Wissenschaften gebracht, und durch die Transactionen öffentlich bekannt. Sie sind das erste was von Newton's Lehre im Publikum erscheint und uns in manchem Sinne merkwürdig, besonders auch deßhalb, weil die ersten Einwendungen seiner Gegner vorzüglich gegen diesen Brief gerichtet sind.

Nun haben wir gesehen, daß sein Hauptirrthum darin bestanden, daß er die Fragen, die sich hauptsächlich darauf beziehen: ob äußere Bedingungen bei der Farbenerscheinung mitwirken? zu schnell und übereilt beseitigt und verneint, ohne auf die näheren Umstände genauer hinzusehen. Deswegen haben wir ihn bei einigen Punkten völlig, bei andern zum Theil, und abermals bei andern nicht widersprechen müssen und können; und wir haben deutlich zu machen gesucht, welche Punkte, und inwiefern sie beizubehalten sind oder nicht. Widerstreitet nun einer seiner ersten Gegner irrigerweise den haltbaren Punkten, so muß er bei der Controvers verlieren, und es entsteht ein gutes Vorurtheil für das Ganze; widerstreitet ein Gegner den unhaltbaren Punkten, aber nicht kräftig genug und auf die unrechte Weise, so muß er wieder verlieren, und das Falsche erhält die Sanction des Wahren.

Schon in diesem Briefe, wie in allen Beantwortungen die er gegen seine ersten Gegner richtet, findet sich jene von uns in der Polemik angezeigte Behandlungsart seines Gegenstandes, die er auf seine Schüler fortgepflanzt hat. Es ist ein fortdauerndes Ja- und Aufdrehen, ein unbedingtes Aussprechen und augenblickliches Einschränken, so daß zuletzt alles und nichts wahr ist.

Diese Art, welche eigentlich blos dialektisch ist und einem Sophisten ziemte, der die Kunst zum besten haben wollte, findet sich, so viel mir bekannt geworden, seit der scholastischen Zeit wieder zuerst bei Newton. Seine Vorgänger, von den wiederauflebenden Wissenschaften an, waren, wenn auch oft beschränkt, doch immer treuherzig dogmatisch, wenn auch unzulänglich, doch redlich didaktisch; Newtons Vortrag dingegen besteht aus einem ewigen Hindernehmen, aus den tollsten Transspezifikationen, Wiederholungen und Verschränkungen, aus dogmatisirten und didaktisirten Widersprüchen, die man vergeblich zu fassen strebt, aber doch zuletzt auswendig lernt und also etwas wirklich zu besitzen glaubt.

Und bemerken wir nicht im Leben, in manchen andern Fällen: wenn wir ein falsches Apercu, ein eigenes oder fremdes, mit Lebhaftigkeit ergreifen, so kann es nach und nach zur fixen Idee werden, und zuletzt in einen völligen partiellen Wahnsinn ausarten, der sich hauptsächlich dadurch manifestirt, daß man nicht allein alles einer solchen Vorstellungsart Günstige mit Leidenschaft sich aneignet, alles zart Widersprechende ohne weiteres beseitigt, sondern auch das auffallend Entgegengesetzte zu seinen Gunsten auslegt.

Newtons Verhältniß zur Societät.

Newtons Verdienste, die ihm schon als Jüngling eine bedeutende Lehrstelle verschafft, wurden durchaus hoch geachtet. Er hatte sich im Stillen gebildet und lebte ganz mit sich selbst und seinem Geiste: eine Art zu sein die er auch in späteren Jahren festhielt. Er hatte zu mehreren Gliedern der königlichen Societät, die mit ihm beinahe von gleichem Alter war, besonders aber zu Oldenburg, ein sehr gutes Verhältniß.

Oldenburg, aus Bremen gebürtig, Bremischer Consul in London, während des langen Parlaments, verließ seine Heimath und wandte sich früher junger Jahre. Bei seinem Aufenthalte in Oxford ward er mit den vorzüglichen Männern bekannt und Freund, und als die Akademie sich bildete, Secretär derselben, eigentlich der auswärtigen Angelegenheiten, wenn Hooke die innern anvertraut waren.

Als Weltmann und Geschäftsmann herangekommen, war seine Thätigkeit und Ordnungsliebe völlig ausgebildet. Er hatte sehr ausgebreitete Verbindungen, correspondirte mit Aufmerksamkeit und Anhaltsamkeit. Durch ein kluges folgerechtes Benehmen beförderte vorzüglich er den Einfluß und Ruhm der königlichen Societät, besonders im Auslande.

Die Gesellschaft hatte kaum einige Zeit bestanden, als Newton in seinem dreißigsten Jahre darin aufgenommen wurde. Wie er aber seine Theorie in einen Kreis einführt, der alle Theorien entschieden verabscheute, dieses zu untersuchen ist wohl des Geschichtforschers werth.

Des Denkers einigstes Besitzthum sind die Gedanken, die aus ihm selbst entspringen, und wie ein jedes Apercu was uns angehört, in unserer Natur ein besonderes Wohlbefinden verbreitet, so ist auch der Wunsch ganz natürlich, daß es andere als das unsrige anerkennen, indem wir dadurch erst etwas zu werden scheinen. Daher werden die Streitigkeiten über die Priorität einer Entdeckung so lebhaft, recht genau besehen sind es Streitigkeiten um die Größe selbst.

Schon in früherer Zeit fühlte jeder die Wichtigkeit dieses Punkts. Man kannte die Wissenschaften nicht bearbeiten, ohne sich mehreren mitzutheilen, und doch waren die Meisten selten groß genug, um das was sie empfangen hatten, als ein Empfangenes anzuerkennen. Sie eigneten sich das Verdienst selbst zu, und man findet gar manchen Streit wegen solcher Präoccupationen. Galilei, um sich zu verwahren, legte seine Entdeckungen in Anagrammen mit beigeschriebenem Datum bei Freunden nieder, und sicherte sich so die Ehre des Besitzes.

Sobald Akademien und Societäten sich bildeten, wurden sie die eigentlichen Gerichtshöfe, die dergleichen aufzunehmen und zu bewahren hatten. Man meldete seine Erfindung; sie wurde zu Protokoll genommen, in den Acten aufbewahrt, und man konnte seine Ansprüche darauf geltend machen. Hieraus sind in England später die Patente erste entstanden, wodurch man dem Erfinder nicht allein sein gesetzliches Recht von Wissenschaft wegen, sondern auch sein ökonomisches von Staatswegen zusicherte.

Bei der königlichen Societät bringt Newton eigentlich nur sein neuentdecktes katoptrisches Teleskop zur Sprache. Er legt es hin vor und bittet, seine Rechte darauf zu wahren. Seine Theorie bringt er nur nebenher und in dem Sinne heran, daß er den Werth seiner teleskopischen Erfindung dadurch noch mehr begründen will, weil durch die Theorie die Unvollkommenheit dioptrischer Fernröhre zu verbessern, außer allen Zweifel gesetzt werden soll.

Die falsche Maxime der Societät, sich mit nichts Theoretischem zu befassen, leidet hier sogleich Gefahr. Man nimmt das Newtonische Einsendete mit Wohlwollen und Achtung auf, so man sich gleich in keine nähere Untersuchung einläßt. Hooke jedoch widerspricht sogleich, behauptet, man komme eben so gut, ja besser mit seiner Lehre von den Erschütterungen aus. Dabei versichert er neue Phänomene und andere bedeutende Dinge vorzubringen. Newtons Versuche dingegen zu entwickeln fällt ihm nicht ein, auch läßt er die aufgeführten Erscheinungen als Facta gelten, wodurch denn Newton im Stillen viel gewinnt, obgleich Hooke zuletzt

doch die Tücke ausübt und das erste Spiegelteleskop, nach dem frühern Vorschlag des Gregory, sorgfältig zu Stande bringt, um den Werth der Newtonischen Erfindung einigermaßen zu verringern.

Beyde, der nach seiner stillen, zarten Weise in der Societät mehrwirkt und beyden monatlichen Präsidentenwechsel auch wohl einmal den Stuhl einnimmt, scheint von der Newtonischen Farbenlehre nicht die mindeste Notiz zu nehmen.

So geht es im Innern der königlichen Societät aus, indessen nun auch Fremde, durch jenen Brief Newtons von seiner Theorie unterrichtet und dadurch aufgeregt, sowohl gegen die Versuche als gegen die Meinung manches einzuwenden haben. Auch hiervon das Detail einzusehen ist höchst nöthig, weil das Recht und Unrecht der Gegner auf sehr zarten Punkten beruht, die man seit vielen Jahren nicht mehr beachtet, sondern alles nur zu Gunsten der Newtonischen Lehre in Bausch und Bogen genommen hat.

Erste Gegner Newtons, denen er selbst antwortete.

Wenn wir uns von vergangenen Dingen eine rechte Vorstellung machen wollen, so haben wir die Zeit zu bedenken in welcher etwas geschehen, und nicht etwa die anfrage, in der wir die Sache erfahren, an jene Stelle zu setzen. So natürlich diese Forderung zu seyn scheint, so bleibt es doch eine größere Schwierigkeit als man gewöhnlich glaubt, sich die Umstände zu vergegenwärtigen, wovon entfernte Handlungen begleitet wurden. Deswegen ist ein gerechtes historisches Urtheil über einzelnes persönliches Verdienst und Unverdienst so selten. Ueber Resultate ganzer Massenbewegungen läßt sich eher sprechen.

Den schlechten Zustand physikalischer Instrumente überhaupt in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts haben wir schon erwähnt, so wie die Unzulänglichkeit der Newtonischen Vorrichtungen. Er bediente sich keines übedachten, ausgesuchten, fixirten Apparats; deswegen er noch in der Optik fast bey jedem Versuche von vorn anfangen muß, seine Einrichtung umständlich zu beschreiben. Was ihm gerade zufällig zur Hand liegt, wird sogleich mit gebraucht und angewendet; daher seine Versuche voll unnützer Nebenbedingungen, die das Hauptinteresse nur verwirren. Im polemischen Theile finden sich genugsame Belege zu dieser Behauptung, und wenn Newton so verfuhr, wie mag es bei andern ausgesehen haben!

Wenden wir uns vom Technischen zum Innern und Geistigen, so begegnen uns folgende Betrachtungen. Als man beim Wiederaufleben der Wissenschaften sich nach Erfahrungen umsah und sie durch Versuche zu wiederholen trachtete, bediente man sich dieser zu ganz verschiedenen Zwecken.

Der schönste war und bleibt immer der, ein Naturphänomen das uns verschiedene Seiten bietet, in seiner ganzen Totalität zu erkennen. Gilbert brachte auf diesem Wege die Lehre vom Magneten weit genug, so wie man auch, um die Elasticität der Luft und andere ihrer physischen Eigenschaften kennen zu lernen, consequent zu Werke ging. Manche Naturforscher dingegen arbeiteten nicht in diesem Sinne; sie suchten Phänomene aus den allgemeinsten Theorien zu erklären, wie Descartes die Kügelchen seiner Materie, und Boyle seine Körperfasetten zur Erklärung der Farben anwendete. Andere wollten wieder durch Phänomene einen allgemeinen Grundsatz bestätigen, wie Grimaldi durch unzählige Versuche nur immer dahin deutete, daß das Licht wohl eine Substanz seyn möchte.

Newtons Verfahren dingegen war ganz eigen, ja unerhört. Eine tief verborgene Eigenschaft der Natur an den Tag zu bringen, dazu bedient er sich nicht mehr als dreier Versuche, durch welche keineswegs Urphänomene, sondern höchst abgeleitete dargestellt wurden. Diese, dem Brief an die Societät zum Grunde liegenden drei Versuche, den mit dem Spectrum durch das einfache Prisma, den mit zwei Prismen, Experimentum Crucis, und den mit der Linse, ausschließlich zu empfehlen, alles andere aber abzuweisen, darin besteht sein ganzes Manöuvre gegen die ersten Gegner.

Wir bemerken hiebei, daß jener, von uns oben ausgezogene Brief an die Societät eigentlich das erste Document war, wodurch die Welt Newtons Lehre kennen lernte. Wir können uns, da seine **Lectiones opticæ**, seine Optik nunmehr vor uns liegen, da die Sache so raisonnirend durchgesprochen und durchgestritten worden, keinen Begriff machen, wie abrupt und abstrus die Newtonische Vorstellungsart in der wissenschaftlichen Welt erscheinen mußte.

Auch können die Gelehrten sich in die Sache nicht finden. Im Praktischen will es niemanden in den Kopf, daß die dioptrischen Fernröhre, denen man so viel verdankt, um die man sich so viel Mühe gegeben, ganz verworfen werden sollten. Im Theoretischen hängt man an allgemeinen Vorstellungsarten, die man Newtonen entgegensetzt; oder man macht besondere Einwendungen. Mit seinen Versuchen kann man entweder nicht zurecht kommen, oder man schlägt andere vor, davon die wenigsten zum Ziel, zu irgend einer Entscheidung führen.

Was uns nun von Newtons Controvers mit seinen ersten Gegnern überliefert ist, tragen wir kürzlich auszugsweise vor, insofern es überhaupt bedeutend seyn kann; wobei wir alles fallen lassen, was die Aufsicht nur verwirren und eine weit umständlichere Abhandlung nöthig machen würde. Die Actenstücke liegen aller Welt vor Augen; wir werden sie unter Nummern und Buchstaben ordnen, damit man was sich auf die verschiedenen Gegner bezieht, besser übersehen könne; wobei wir doch jedesmal die Nummer angeben, wie sie in Newtons kleinen Schriften, aus den philosophischen Transactionen abgedruckt, bezeichnet sind.

Jenes Hauptdocument, der angeführte Brief, macht den ersten Artikel aus. Bis zum neunten folgen Bemerkungen und Verhandlungen über das katoptrische Teleskop, die uns hier weiter nicht berühren: die folgenden jedoch verdienen mehr oder weniger unsere Aufmerksamkeit.

I. Ein Ungenannter. Kann eigentlich nicht als Widersacher Newtons angesehen werden.

A. Artikel X. Denn er schlägt noch einige Versuche vor, deren Absicht man nicht gerade zu begreifen, die aber auf mehrere Bewährung der Newtonischen Lehre zu dringen scheinen.

B. Art. XI. Newton erklärt sich ganz freundlich darüber, sucht aber anzudeuten, daß er das hier Gefoderte schon genugsam bei sich bedacht habe.

II. Ignatius Gaston Pardies, geboren 1636, gestorben 1673.

C. Art. XII. Er will die Erscheinung des verlängerten Bildes aus der verschiedenen Incidenz erklären. Auch hat er gegen das Experimentum Crucis Einwendungen zu machen, wobei er gleichfalls die Incidenz zu Hülfe ruft. Zugleich gedenkt er des bekannten Hooke'schen Versuchs mit den zwei kreuzförmig aneinandergeschobenen farbigen Prismen.

D. Art. XIII. Newton removirt die beiden ersten Punkte und erklärt das letztere Phänomen zu seinen Gunsten. Dabei nimmt er es übel, daß man seine Lehre eine Hypothese und nicht eine Theorie nennt.

E. Art. XIV. Newton unausgefordert findet an den Hermanschen einen kleinen Aufsatz, welcher eigentlich seine Theorie, in acht Fragen eingeschaltet, enthält. Am Schlusse verlangt er, daß man vor allen Dingen prüfen möge, ob seine Versuche hinreichen, diese Fragen zu beyahen, und ob er sich nicht etwa in seinen Schlußfolgen gerirt, sodann auch, daß man Experimente, die ihm gerade entgegenzustehen wären, aufsuchen solle. Hier fängt er schon an, seine Gegner auf seinen eigenen Weg zu nöthigen.

F. Art. XV. Pater Pardies antwortet auf das Sinnlose des XIIIten Art. bis und geht deßlich nach, ohne eigentlich über zu wägen zu schwimmen.

G. Art. XVI. Newton erklärt sich umständlich und verbittet bei seiner ersten Erklärungsart.

H. Pater Pardies erklärt sich für abgeladet, tritt von dem polemischen Schauplatze und bald nachher auch von dem Schauplatze der Welt ab.

III. Ein Ungenannter, vielleicht gar Hooke selbst, macht verschiedene Einwendungen gegen Newtons Unterscheidung und Lehre. Der Aufsatz wird in den philosophischen Transactionen nicht abgedruckt: weil, wie eine Note bemerkt, der Inhalt desselben u. Newtons Antwort genugsam hervorgehe. Doch für uns ist der Verlust desselben höchlich zu bedauren, weil die sonst der ganzen Einsicht in die Sache dadurch erschwert wird.

I. Art. XVII. Newtons umständliche Verantwortung gegen vergessenheit Erinnerung. Wir referiren sie punktweise, nach der Ordnung der aufgestellten Nummern.

1) Newton vertheidigt sich gegen den Vorwurf, daß er an der Verbesserung der dioptrischen Fernröhre ohne genugsamen Bedacht verzweifelt habe.

2. Newton summirt was von seinem Gegner vorgebracht worden, welches er in Folgenden einzeln durchgeht.

3. Newton läugnet behauptet zu haben, das Licht sey ein Körper. Hier wird die von uns schon oben bemerkte eigene Art seiner Behandlung auffallender. Sie besteht nämlich darin, sich ganz nahe an die Phänomene zu halten, und um dieselben herum so viel zu argumentiren, daß man zuletzt glaubt das Argumentirte mit Augen zu sehen. Die entfernteren Hypothesen, ob das Licht ein Körper, oder eine Energie sey, läßt er unerörtert, doch deutet er darauf, daß die Erscheinungen für die erst. in günstiger seyen.

4) Der Widersacher hatte die Hypothese von den Schwingungen vorgebracht und ihr daher, auf diese oder jene Weise, eine Farbe anders als die andre schwingen. Newton führt nunmehr fort, zu zeigen, daß diese Hypothese auch noch leidlich genug zu seinen Erfahrungen und Enumeration passe; genug, die colorisirten Lichter fechten im Leiden und würden durch Refraction, Reflexion rc. heraus gelockt.

5) Hier wird, wo nicht gezeigt, doch angedeutet, daß jene Schwingungstheorie, auf die Erfahrungen angewendet, manche Unbequemlichkeit nach sich ziehe.

6. Es sey überhaupt keine Hypothese nöthig, die Lehre Newtons zu bestimmen oder zu erläutern.

7. Die Gegners Einwendungen werden auf drei Fragen reducirt.

8. Die Strahlen werden nicht zufällig getheilt oder auf sonst eine Weise angedeutet. Hier tritt Newton mit mehreren Versuchen hervor, die in den damals noch nicht gedruckten optischen Lectionen enthalten sind.

9. Der wesentlichen Farben seyen mehr als zwei. Hier wird von der Zartheit oder Richtigkeit der Farben gehandelt.

10. Daß die weiße Farbe aus der Mischung der übrigen entspringe. Wichtig behauptet, auf die Weise die uns bei ihm und seiner Schule schon wiederholt genug geworden. Er versucht roth Weiß und es wird nichts als Grau daraus.

11. Das Experimentum Crucis sey hinlänglich bewiesen und sich über alle Einwürfe erhoben.

12. Einige Schlußbemerkungen.

IV. Ein Ungenannter zu Paris.

K. Art. XVIII. Nicht durchaus ungereimte, doch nur problematisch vorzutragende Einwürfe: Man könne sich mit Blau und Gelb als Grundfarben begnügen, man könne vielleicht aus einigen Farben, ohne sie gerade alle zusammen zu nehmen, Weiß machen. Wenn Newtons Lehre wahr wäre, so müßten die Telescope lange nicht die Bilder so deutlich zeigen als sie wirklich thäten.

Was das erste betrifft, so kann man ihm, unter gewissen Bedingungen, Recht geben. Das zweite ist eine abermals nicht zu lösende Aufgabe, wie jedem gleich ins Gesicht fällt. Bei dem dritten aber hat er vollkommen Recht.

L. Art. XIX. Newton giebt sich, wegen des ersten Punktes, auf seine Lehre zurück. Was den zweiten betrifft, so wird es ihm nicht schwer sich zu vertheidigen. Den dritten, sagt er, habe er selbst nicht übersehen und schon früher erwähnt, daß er sich verwundert habe, daß die Linsen noch so deutlich zeigten als sie thun.

Man sieht, wie sehr sich Newton schon gleich anfangs verstockt und in seinen magischen Kreis eingeschlossen haben müsse, daß ihn seine Verwunderung nicht selbst zu neuen Untersuchungen und aufs Rechte geführt.

M. Art. XX. Der Ungenannte antwortet, aber freilich auf eine Weise, die nur zu neuen Weiterungen Anlaß giebt.

N. Art. XXI. Newton erklärt sich abermals, und um die Sache wieder ins Enge und in sein Gebiet zu bringen, verfährt er nun mit Definitionen und Propositionen, wodurch er alles dasjenige was noch erst ausgemacht werden soll, schon als entschieden aufstellt und sodann sich wieder darauf beziehet und Folgerungen daraus herleitet. In diesen fünf Definitionen und zehn Propositionen ist wirklich abermals die ganze Newtonische Lehre verfaßt, und für diejenigen, welche die Beschränktheit dieser Lehre übersehen oder welche ein Glaubensbekenntniß derselben auszuwendig lernen wollen, gleich nützlich und hinreichend. Wäre die Sache wahr gewesen, so hätte es keiner weitern Ausführung bedurft.

V. Franciscus Linus, Jesuit, geb. 1593 zu London, gest. 1676 zu Lüttich, wo er am englischen Collegium angestellt dyrische Sprache und Mathematik gelehrt hatte. Die Schwäche seiner theoretischen Vermögens zeigt sich schon in früheren Controversen mit Boyle, nunmehr als Greis von achtzig Jahren, der zwar früher sich mit optischen Dingen beschäftigt und vor dreißig Jahren die prismatischen Experimente angestellt hatte, ohne ihnen jedoch weiter etwas abzugewinnen, war er freilich nicht der Mann, die Newtonische Lehre zu prüfen. Auch beruht seine ganze Opposition auf einem Mißverständniß.

O. Art. XXII. Schreiben desselben an Oldenburg. Er bethauptet, das farbige Bild sey nicht länger als breit, wenn man das Experiment bei hellem Sonnenschein anstelle und das Prisma nahe an der Oeffnung halte; hingegen könne es wohl länger als breit werden, wenn eine glänzende Wolke sich vor der Sonne befinde und das Prisma so weit von der Oeffnung abstehe, daß das von der Wolke sich herschreibende Licht, in der Oeffnung sich kreuzend, das ganze Prisma erleuchten könne.

Diese selbsterische Einwendung kann man anfangs gar nicht begreifen, bis man endlich einsieht, daß er die Länge des Bildes nicht vertical auf dem Prisma stehend, sondern parallel mit dem Prisma angenommen habe, da doch jenes und nicht dieses Newtons Vorrichtung und Behauptung ist.

P. Art. XXIII. Der Herausgeber vermiſ't ihn auf die zweite Antwort Newtons an Pardies.

Q. Art. XXIV. Linus beharrt auf ſeinen Einwendungen und kommt von ſeinem Irrthum nicht zurück.

R. Art. XXV. Newton an Oldenburg. Die beiden Schreiben des Linus ſind ſo ſtumpf und confus gefaßt, daß man Newtonen nicht verargen kann, wenn ihm das Mißverſtändniß nicht klar wird. Er begreift deswegen gar nicht, wie ſich Linus müſſe angeſtellt haben, daß er bei hellem Sonnenſchein das prismatiſche Bild nicht länger als drei finden wollt. Newton giebt den Verſuch nochmals genau an und erbietet ſich, einem von der Societät, auf welchen Linus Vertrauen ſetze, das Experiment zu zeigen.

VI. Wilhelm Gascoigne. Wirkt in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts. Er hatte ſich mit dioptriſchen Fernrohren abgegeben und es mochte ihm nicht angenehm ſeyn, daß Newton ſie ſo gar ſehr heruntersetze. Hier tritt er auf als Schüler und Anhanger des Linus, welcher indeſſen geſtorben war. Newton hatte zu verſchiedenen gegeben, der gute alte Mann mochte wohl die Verſuche vor alten Zeiten einmal gemacht haben, und hatte ihn erſucht ſie zu wiederholen.

S. Art. XXVI. Gascoigne, nach dem Tode des Linus, vermehrt die Confuſion, indem er verſichert: Linus habe Experiment vor kurzem angeſtellt und jedermann es laſſen. Die beiderſeitigen Experimente beſtunden alſo, und er wiſſe kaum wie die Sache vermittelt werden ſolle.

T. Art. XXVII. Newton beruft ſich auf ſein vorhergehendes Schreiben, und weil ihm das obwaltende Mißverſtändniß noch verborgen bleibt, ſo giebt er ſich abermals ſehr ernſtliche Mühe, den Gegnern zu zeigen, wie ſie ſich eigentlich denſelben müßten, um das Experiment zu Stande zu bringen.

U. Art. XXVIII. Noch umſtändlicher wird Newton über dieſe Sache, als er jenen Brief des Linus Art. XXIV. in den Transactionen abgedruckt lieſ't. Er geht denſelben nochmals auf das genauſte durch und läßt keinen Umſtand unerörtert.

VII. Antonius Lucas zu Lüttich, Schüler des Linus und Geſelle des Gascoigne, der erſte h.lle Kopf unter den Gegnern Newtons.

V. Art. XXIX. Er ſieht das Mißverſtändniß welches obwaltet ein und ſpricht zum erſtenmal deutlich aus: Linus habe die Länge des Bildes parallel mit der Länge des Prisma's und nicht vertical auf derſelben verſtanden. Da es nun Newton auf die letztere Weiſe anſehe, ſo habe er vollkommen Recht und ſey über dieſe Sache nicht weiter zu ſagen. Nur habe er, Lucas, die Länge dieſes verticalen Bildes niemals über drei Theile zu ſeiner Breite bringen können.

Sodann giebt er mehrere Verſuche an, welche er der Newtoniſchen Lehre für ſchädlich und verderblich hält, wovon wir die bedeutendſten und klarſten ausziehen.

a) Er bringt zwei verſchiedenartige ſeidene Bänder unter das Mikroſkop. Nach Newtons Lehre dürften ſie nicht zugleich deutlich erſcheinen, ſondern das eine früher, das andere ſpäter, je nachdem ſie zu den mehr oder weniger refrangiblen Farben gehören. Er ſieht aber beide zugleich eines ſo deutlich als das andere, und concludirt mit Recht gegen die Newtoniſche Lehre. Man erinnere ſich was wir umſtändlich gegen das zweite Experiment der Newtoniſchen Optik ausgeführt haben. Wahrſcheinlich iſt es durch dieſen Einwurf daß Lucas veranlaßt worden: denn es findet ſich, wenn wir uns recht erinnern, noch nicht in den optiſchen Lectionen.

b) Bringt er ein ſehr geiſtreiches, der Newtoniſchen Lehre direkt entgegenſtehendes Experiment vor, das wir folgendermaßen nachzuahmen haben:

Man verſchaffe ſich ein länglichtes Blech, das mit den Farben in der Ordnung des prismatiſchen Bildes der Reihe nach angeſtrichen iſt. Man kann an den Enden Schwarz, Weiß und verſchiedenes Grau hinzufügen. Dieſes Blech legten wir in einen viereckten blechnen Kaſten, und ſtellten uns ſo, daß es ganz von dem einen Rande deſſelben für das Auge zugedeckt war. Wir ließen alsdann Waſſer hineingießen und die Reihe der ſämmtlichen Farbenbilder ſtieg gleichmäßig über den Rand dem Auge entgegen, da doch, wenn ſie divers refrangibel wären, die einen vorauseilen und die andern zurückbleiben müßten. Dieſes Experiment zerſtört die Newtoniſche Theorie von Grund aus, ſo wie ein anderes, das wir hier, weil es am Platze iſt, einſchalten.

Man verſchaffe ſich zwei, etwa ellenlange, runde Stäbchen, von der Stärke eines kleinen Fingers. Das eine werde blau, das andere orange angeſtrichen, man befeſtige ſie aneinander und lege ſie ſo tief in Waſſer, daß ſie nur mit den Enden hineingetaucht ſind. Wären dieſe Farben divers refrangibel, ſo müßte das eine mehr als das andere, nach dem Auge zu, gebogen erſcheinen, welches aber nicht geſchieht; ſo daß alſo an dieſem einfachſten aller Verſuche die Newtoniſche Lehre ſcheitert. Die ſehr leichte Vorrichtung zu beiden darf künftig bei keinem phyſikaliſchen Apparat mehr fehlen.

c) Zuletzt kommt Lucas auf die Spur, daß die prismatiſche Farbe eine Randerſcheinung ſey, die ſich umkehre, je nachdem dem Bilde ein helleres oder dunkleres Grund als es ſelbſt iſt, unterliegt. Man kann ihm alſo nicht abläugnen, daß er das wahre Fundament aller prismatiſchen Erſcheinungen erkannt habe, und es muß uns unendlich freuen, der Wahrheit die ſich aus England flüchten muß, in Lüttich zu begegnen. Nur bringt freilich Lucas die Sache nicht ins Enge, weil er immer noch mit Licht und Dichtſtradl zu operiren glaubt; doch iſt er dem Rechten ſo nahe, daß er es wagt, den kühnen Gedanken zu äußern: wenn es möglich wäre, daß hinter der Sonne ein hellerer Grund hervortrate, ſo müßte das prismatiſche Bild umgekehrt erſcheinen. Aus dieſem wahrhaft grandioſen Aperçu iſt klar, daß Lucas für ſeine Perſon der Sache auf den Grund geſehen, und es iſt Schade, daß er nicht bedeutlicher geweſen und die Materie, ohne weiter zu controvertiren, durchgearbeitet. Wie es zugegangen, daß er bei ſo ſchönen Einſichten die Sache ruhen laſſen, und weder polemiſch noch didaktiſch vorgetreten, iſt uns leider ein Geheimniß geblieben.

W. Art. XXX. Eine Antwort Newtons auf vorgedachten Brief, an Oldenburg gerichtet. Den größten Theil nimmt der, in unſern Augen ganz gleichgültige, Redenumſtand ein, wie ſich dem Maße nach das prismatiſche Bild in ſeiner Länge zur Breite verhalte. Da wir im didaktiſchen und polemiſchen Theil umſtändlich gezeigt haben, daß dieſes Verhältniß durch mancherlei Bedingungen ſich abändern kann, und eigentlich gar nicht der Rede werth iſt, ſo darf es hier keiner Wiederholung.

Bedeutender hingegen iſt die Art, wie ſich Newton gegen die neuen Experimente benimmt. Denn hier iſt gleichſam der Text, welchen die Newtoniſche Schule, ein ganzes Jahrhundert durch, theils nachgebetet, theils amplificirt und paraphraſirt hat. Wir wollen den Meiſter ſelbſt reden laſſen.

„Was des Herrn Lucas übrige Experimente betrifft, ſo weiß ich ihm vielen Dank für den großen Antheil den er an der Sache nimmt, und für die fleißigen Ueberlegungen derſelben, ja ich bin ihm um ſo mehr verpflichtet, als er der erſte iſt, der mir Verſuche zuſendet, um die Wahrheit zu erforſchen; aber er wird ſich ſchneller und vollkommener genug thun, wenn er nur die Methode die er ſich vorſchrieb, verändert und ſtatt vieler andern

Dinge nur das Experimentum Crucis gesucht: denn nicht die Zahl der Experimente, sondern ihr Gewicht muß man anfeinden, und wenn man mit Einem ausreicht, was sollen uns noch mehre. »

» Hätte ich mehrere für nöthig gehalten, so hätte ich sie beibringen können, denn bevor ich meinen ersten Brief über die Farben an Dich schrieb, hatte ich die Versuche sehr umständlich beschrieben, und ein Buch über diesen Gegenstand geschrieben, in welchem die vornehmsten von mir angestellten Experimente ausführlich erzählt werden, und da trifft sich's, daß unter ihnen sich die vorzüglichsten, welche Lucas mir übersendet hat, mitbefinden. Was aber die Versuche betrifft, die ich in meinen ersten Briefe anzeige, so sind es nur die, welche ich aus meinem großen Aufsatz auszuwählen für gut befunden. »

» Wenn aber auch in jenem an Dich gerichteten Briefe der sämmtliche Vorrath meiner Versuche enthalten wäre, so würde doch Lucas nicht wohl thun zu behaupten, daß nur Experimente abgelehnt, bis er jene wenigen selbst versucht: denn wenn einige darunter eine völlige Beweiskraft haben, so brauchen sie keine weiteren Hekfershelfer, noch lassen sie Raum, über dasjenige was sie beriesen haben, weiter zu streiten. »

Dieß wären denn die Verhandlungen, welche zwischen Newton und seinen ersten Widersachern vorgekommen und welcher die Schule stets mit großem Triumph gedacht hat. Wie es sich aber eigentlich damit verhalte, werden unsere Leser nun wohl aus unserer kurzen Erzählung übersehen können. Wir haben den Gang nur im Allgemeinsten bezeichnet und uns auf die sogenannten theoretischen Stellen nicht einzulassen, weil dieß in unserem didaktischen und polemischen Theil genugsam geschehen. Wen die Sache nicht interessirt, der wird an dem von uns gezogenen Faden des Labyrinths sicherer und bequemer durchlaufen. Eine kurze Nachweisung wird hierbei nicht überflüssig sein.

Unter den anonymen Gegnern zeichnet sich keiner auf eine vorzügliche Weise aus. Daß die dioptrischen Fernröhre nicht so ganz zu verwerfen seyen, fühlen und glauben sie wohl alle; allein sie treffen doch den Punkt nicht, warum dieß in ihrem damaligen Zustande doch weit mehr leisten, als sie nach Newtons Lehre leisten dürften. Die übrigen Einwendungen dieser unbekannten Männer sind meist zum Theil nicht ohne Grund, doch keineswegs gründlich vorgetragen und durchgeführt.

Hier Pardies und Linus, zwei alte Männer, ohne Scharfsinn und ohne theoretische Vermögen, tasten nur an der Sache umher, ohne sie anzufassen, und ihre sämmtlichen Einwürfe verschwinden, sobald ihre Mißverständnisse sich offenbaren. Gascoigne, der in die Mängel des Linus forschet, verdient kaum eine Erwähnung.

Dagegen kann Lucas, von dem wir übrigens wenig wissen, nicht hoch genug gepriesen werden. Seine Folgerung aus der Newtonischen Lehre, daß eine Reihe farbiger Bilder sich nach der Refraction ungleich über einander verbreiten, so wie der runde Grundriß entstehen müßten, sobald mit einem farbigen Rand erhellen müßten, sobald mit einem sehr geistreichen Manne, so wie seine Behauptung, als das Experiment nicht erwartungsmäßig abläuft, die Newtonische Lehre sey nicht haltbar, ganz unläugbar ist. Die Einsicht, daß die Sonne bloß als Bild wirkt, ob es es gleich nicht so ausdrückt, ist der wunderwürdigste, so wie der kühne Gedanke, ein Bild nicht weiter durch Brechung zu verbreiten, sondern es durch einen hinlänglichen Raum zu machen, bewundernswürdig. Das was er hier hypothetisch, haben wir in unserem didaktischen Theil durch graue Bilder auf schwarzem und weißem Grunde darzustellen gesucht.

Nun aber haben wir noch billigerweise zu betrachten, wie sich denn Newton gegen diese Widersacher benommen. Er bringt in dem ersten Briefe an die Societät auch dem Vorrathe seiner Experimente, die in den optischen Vorlesungen enthalten sind, nur drei vor, welche er seine Lehre zu begründen für hinreichend hält, und verlangt, daß die Gegner sich nur mit diesen beschäftigen sollen. Schwellen diese jedoch ab, so zieht er noch eins und das andre von seinem dermaligen Vorrath, kehrt aber immer zu seinem Verfahren zurück, indem er seine Gegner auf die wenigen Versuche beschränken will, von welchen das Experimentum Crucis schon bei der Sache nicht von Grund aus durchgearbeitet hat, zum lauten oder schreyenden Widerstimmen nöthigt. Daher wiederholt Newton aber und abermals: man solle gelten, daß die so wenigen Versuche seine Lehre nicht bewiesen, oder soll andern Versuche beibringen, die ihr unmittelbar entgegenstehen.

Wie benimmt er sich denn aber, als diese von Lucas wirklich geschieht? Er dankt ihm für seine Bemühung, versichert, die vorzüglichsten von Lucas dargebrachten Versuche befänden sich in den optischen Vorlesungen, welche keineswegs der Wahrheit gemäß sich beeifrigt sie auf diese Weise, bringt immer wieder darauf, daß man den eingeleiteten Weg gehen, sich auf denselben vorgeschriebenermaßen benehmen solle, und will jede andere Methode, jeden andern Weg der Wahrheit sich zu nähern, ausschließen. Wenige Experimente sollen beweisen, alle übrigen Bemühungen unnöthig machen, und eine über die ganze Welt ausgebreitete Naturerscheinung soll aus dem Zauberkreise einiger Formeln und Figuren betrachtet und erklärt werden.

Wir haben die wichtige Stelle, womit sich diese Gentlemen schließen, übersetzt. Newton erscheint nicht wieder polemisch, außer insofern die Optik polemischer Natur ist. Ihre seine Schüler und Nachfolger wiederholen diese Worte des Meisters immerfort. Erst sehen sie sich und oberpleiche was der Lehre günstig ist, fest, und dann verfahren sie ausschließend gegen Natur, Stoff und Menschenverstand. Erst lassen sich's Einzelne, dann läßt sich's die Menge gefallen. Newtons übrige große Verdienste erregen ein günstiges Vorurtheil auch für Farbentheorie. Sein Ruf, sein Einfluß steigt immer höher, er wird Präsident der Societät. Er giebt seine täuschend gestellte Optik heraus; durch Clarke's lateinische Uebersetzung wird auch diese in der Welt verbreitet und nach und nach in die Schulen eingeführt. Experimentirende Techniker schlagen sich auf seine Seite, und so wird diese eingeleitete, in sich selbst erstarrte Lehre ein Art von Arche des Herrn, deren Berührung sogleich den Tod bringt.

So verfährt man auch, theils bei Newtons Leben, theils bei seinem Tode, Dasjenige gegen alles was die Lehre anzufechten wagt, wie man mehr aus der geschichtlichen Darstellung, in der wir weiter fortschreiten, sich umständlicher ergeben wird.

Edme Mariotte,

Geboren zu oder bei Dijon. Akademist 1666, gest. 1684.

Traité de la nature des couleurs. Paris 1638.

Schwerlich die erste Ausgabe; doch ist nach dieser der Abdruck in seinen gesammelten Werken gemacht, welche zu Haag 1717 und 1740 herausgekommen sind.

Wir haben wenig Nachrichten von seinem Leben. Seinen Arbeiten sieht man die unermüdete Ruhe an. Er ist einer der ersten, welche die Experimentalphysik in Frankreich einführten, Mathematiker, Mechaniker, Physiker, wo nicht Freigeist, doch redlicher Denker,

auter Beobachter, fleißiger Sammler und Ordner von Beobachtungen, sehr genauer und gewissenhafter Experimentator, ja gewissenhaft bis ins Uebertriebene: denn ihm in sein Detail zu folgen, wäre vielleicht nicht unmöglich, doch möchte es in unserer Zeit jedem höchst beschwerlich und fruchtlos erscheinen.

Durch Beobachten, Experimentiren, Messen und Berechnen gelangt er zu den allgemeinsten einfachsten Erscheinungen, die er Principien der Erfahrung nennt. Er läßt sie empirisch in ihrer reinsten Einfalt stehen, und zeigt nur, wo er sie in complicirten Fällen wiederfindet. Dies wäre schön und gut, wenn sein Verfahren nicht andere Mängel hätte, die sich uns nach und nach entdecken, wenn wir an sein Werk selbst gehen und davon einige Rechenschaft zu geben suchen.

Er theilt die Farben in apparente und permanente. Unter den ersten versteht er bloß diejenigen die bei der Refraction erscheinen, unter den andern alle übrigen. Man sieht leicht, wie disproportionirt diese Haupteintheilung ist, und wie unbequem, ja falsch die Unterabtheilungen werden müssen.

Erste Abtheilung.

Er hat Kenntniß von Newtons Arbeiten, wahrscheinlich durch jenen Brief in den Transactionen. Er erwähnt nicht nur dessen Lehre, sondern man glaubt durchaus zu bemerken, daß er hauptsächlich durch sie zu seiner Arbeit angeregt werden: denn er thut den Phänomenen der Refraction viel zu viel Ehre an und arbeitet sie allein höchst sorgfältig durch. Er kennt recht gut die objectiven und subjectiven Erscheinungen, giebt Rechenschaft von unzähligen Versuchen, die er anstellt, um das Allgemeine dieser Phänomene zu finden, welches ihm denn auch bis auf einen gewissen Punkt gelingt. Nur ist sein Allgemeines zu abstract, zu kahl, die Art es auszudrücken nicht glücklich, besonders aber ist es traurig, daß er sich vom Strahl nicht losmachen kann. Er nimmt leider bei seinen Erklärungen und Demonstrationen einen dichten Strahl an (rayon solide). Wie wenig damit zu thun sey, ist allen deutlich, welche sich die Lehre von Verrückung des Bildes eigen gemacht haben. Zuverdem bleibt er dadurch zu nahe an Newtons Lehre, welcher auch mit Strahlen operirt und die Strahlen durch Refraction afficiren läßt.

Eine eigne Art diesen dichten Strahl, wenn er refrangirt wird, anzusehen, giebt den Grund zu Mariottens Terminologie. Man denke sich einen Stab den man bricht, ein Rohr das man biegt, so wird an denselben ein einspringender und ausspringender Winkel, eine Concavität, eine Convexität zu sehen seyn. Nach dieser Ansicht spricht er in seinen Erfahrungssätzen die Erscheinung folgendermaßen aus:

An der convexen Seite erscheint immer Roth, an der concaven Violett. Zunächst am Rothen zeigt sich Gelb, zunächst am Violetten Blau. Folgen mehrere Refractionen im gleichen Sinne, so gewinnen die Farben an Lebhaftigkeit und Schönheit. Alle diese Farben erscheinen in den Halbschatten, bis an sie hinan ist keine Farbe im Lichte merklich. Bei starken Refractionen erscheint in der Mitte Grün durch Vermischung des Blauen und Gelben.

Er ist also, wie man sieht, in so weit auf dem rechten Wege, daß er zwei entgegengesetzte Reihen als Randerscheinungen anerkennt. Auch gelingt es ihm, mehrere objective und subjective Farbenerscheinungen auf jene Principien zurückzuführen und zu zeigen, wie nach denselben die Farben in jedem besondern Falle entstehen müssen. Ein Gleiches thut er in Absicht auf den Regenbogen, wobei man, soweit man ihm folgen kann und mag, seine Aufmerksamkeit, Fleiß, Scharfsinn, Reinlichkeit und Genauigkeit der Behandlung bewundern muß.

Allein es wird einem doch dabei sonderbar zu Muthe, wenn man sieht wie wenig mit so vielem Aufwande geleistet wird, und wie das Wahre, bei einer so getreuen genauen Behandlung, so mager bleiben, ja werden kann, daß es fast null wird. Seine Principien der Erfahrung sind natürlich und wahr, und sie scheinen deshalb so simpel auszusprechen, um die Newtonische Theorie, welche kein Wort, wie wir schon oft wiederholt, von den einfachen Erscheinungen ausgesprochen, sondern auf das zusammengesetzte abgeleitete Gespenst gebaut ist, verdächtig zu machen, ja in den Augen desjenigen, der eines Aperçu's mit allen seinen Folgerungen fähig wäre, sogleich aufzuheben.

Das Nämliche hatten wir in unsern Beiträgen zur Optik versucht; es ist aber uns so wenig als Marietten gelungen, dadurch Sensation zu erregen.

Ausdrücklich von und gegen Newton spricht er wenig. Er gedenkt jener Lehre der diversen Refrangibilität, zeigt auch mäßig genug, daß einige Phänomene sich dadurch erklären lassen, behauptet aber, daß andere nicht dadurch erklärbar seyen, besonders folgendes:

Wenn man weit genug von seinem Ursprung das sogenannte prismatische Spectrum auffange, so daß es eine ansehnliche Länge gegen seine Breite habe, und das Violette weit genug vom Rothen entfernt und durch andere Farben völlig von ihm getrennt sey, so daß man es alsdann einen Theil dieses violetten Scheines durch eine Oeffnung gehen und durch ein zweites Prisma in derselben Richtung refrangiren lasse: so erscheine unten abermals Roth Gebrochen, welches doch nach der Theorie keineswegs statt finden könne; deswegen sie nicht anzunehmen sey.

Der gute Mariotte hatte hierin freilich vollkommen Recht, und das ganze Räthsel löst sich dadurch daß ein jedes Bild, es sey von welcher Farbe es wolle, wenn es verrückt wird, gesäumt erscheint. Das violette Halblicht aber das durch die kleine Oeffnung durchfällt, ist nur als ein violettes Bild anzusehen, an welchem der gebrochene Rand mit einer purpurnen Scheibe gar deutlich zu bemerken ist; die übrigen Randfarben aber fallen entweder mit der Farbe des Bildes zusammen, oder werden von derselben verschlungen.

Der gute natürliche Mariotte kannte die Winkellage Newtons und seiner Schule nicht. Denn nach diesem lassen sich die Farben zwar senden, aber nicht völlig; Violett ist zwar violett, allein es stecken die übrigen Farben auch noch darin, welche nun aus dem violetten Licht, bei der zweiten Refraction, wie die sämmtlichen Farben aus dem weißen Lichte bei der ersten Refraction, geschieden werden. Dabei ist denn freilich das Merkwürdige, daß das Violett aus dem man nun das Roth geschieden, vollkommen so violett bleibt wie vorher; so wie auch an den übrigen Farben keine Veränderung vorgeht, die man in diesen Fall bringt. Doch genug hievon. Mehr als obiges bedarf es nicht, um deutlich zu machen, inwiefern Mariotte als Newtons Gegner anzusehen sey.

Zweite Abtheilung.

In dieser sucht er alle übrigen Farben, welche nicht durch Refraction hervorgebracht werden, aufzuführen, zu ordnen, gegen einander zu halten, zu vergleichen, sie auseinander abzuleiten und daraus Erfahrungssätze ab-

zwischen, die er jedoch hier nicht Principien, sondern Regeln nennt. Die sämmtlichen Erscheinungen trägt er in vier Discursen vor.

Erster Discurs. Von Farben, die an leuchtenden Körpern erscheinen.

Verschiedenfarbiges Licht der Sonne, der Sterne, der Flamme, des Glühenden, des Erhitzten; wobei recht artige und brauchbare Versuche vorkommen. Die Erfahrungsregel wozu er gelangt, ist ein Idem per Idem, womit man gar nichts ausrichten kann.

Zweiter Discurs. Von den changirenden Farben, die auf der Oberfläche der Körper entstehen.

Hier führt er diejenigen Farben auf, welche wir die epoptischen nennen: aneinander gedrückte Glasplatten, angelaufenes Glas, Seifenblasen. Er schreibt diese Phänomene durchaus einer Art von Refraction zu.

Dritter Discurs. Von fixen und permanenten Farben, deren Erscheinungen er vorzüglich unter Regeln bringt.

Hier werden unsre chemischen Farben aufgeführt, und dabei etwas Allgemeines von Farben überhaupt. Weiß und Schwarz, dazwischen Gelb, Roth und Blau. Er hat die Einsicht, daß jede Farbe etwas weniger hell als das Weiße und etwas mehr hell als das Schwarze seyn müsse.

In den Erklärungen verfährt er allzu realistisch, wie er denn das Blau zur eigenen Farbe der Luft macht, dann aber wieder zu unbestimmt: denn die körperlichen Farben sind ihm modificirtes Licht. Das Licht muß nämlich in den Körper eindringen, dort zur besondern Farbenwirkung modificirt in unser Auge zurückkehren und darin die Wirkung hervorbringen.

Der chemische Gegensatz von Acidum und Alcali ist ihm sehr bedeutend. Hier stehen wieder schöne und brauchbare Erfahrungen, doch ohne Ordnung untereinander, worauf dem Schwache, nach Corpuscularvorstellungsart schmeckende Erklärungen folgen. Ueber die Farben organischer Körper macht er seine Bemerkungen.

Vierter Discurs. Von Farbenerscheinungen, die von innern Modificationen der Organe des Sehens entspringen.

Hier wird aufgeführt was bei uns unter der Rubrik von physiologischen Farben vorkommt: Dauer des Eindrucks, farbige Abklingen und dergleichen; zuletzt die Diaskrisis des Augis durch Licht, die Synkrisis durch Finsterniß und somit hört er da auf, wo wir anfangen.

Die aus dem Capitel von den chemischen Farben ausgezogenen sechs Regeln übersehen wir, weil man daraus das vorsichtige Benehmen dieses Mannes am besten beurtheilen kann.

1. » Die fixen Farben erscheinen uns, wenn das Licht durch die Materie, welche diese Farben hervorbringt, gebrochen, zu unsern Augen mit genugsamer Kraft zurückkehrt. »

Dieses begreift sich auf die wahre Bemerkung, daß jede chemisch specificirte Farbe ein Helles hinter sich haben muß, um zu erscheinen. Nur ist dieß nothwendige Erfordrniß von Marietti nicht genug eingesehen, noch deutlich genug ausgedrückt.

2. » Die Säfte von allen blauen und violetten Blumen werden grün durch die Alcalien und schön roth durch die Säuren. »

3. » Die Infuse rother Hölzer werden gelb durch die Säuren, violett durch die Alcalien; aber die Aufgüsse gelber Pflanzen werden dunkel durch die Alcalien, und verlieren fast gänzlich ihre Farbe durch die Säuren. »

4. » Die Vegetationen die in freier Luft vorgehen, sind grün, diejenigen an unterirdischen Oertern, oder in der Finsterniß, sind weiß oder gelb. »

5. » Es giebt viele gelbe oder dunkle Materien welche sich bleichen, wenn man sie wechselsweise naß und an der Sonne trocknet. Sind sie sodann weiß, und bleiben sie lange unbefeuchtet an der Luft, so werden sie gelb. »

6. » Irdische und schwefelichte Materien werden durch eine große Hitze roth und einige zuletzt schwarz. »

Hiezu fügt der Verfasser eine Bemerkung, daß man sehr viele Farbenerscheinungen auf diese sechs Regeln zurückführen und bei der Färberei, so wie bei Verfertigung des farbigen Glases, manche Anwendung davon machen könne. Unsere Leser werden sich erinnern, wie das Bemerkte von diesen Regeln in unserer Abtheilung von chemischen Farben beigebracht ist.

Im Ganzen läßt sich nicht abläugnen, daß Marietti eine Ahnung des Rechten gehabt und daß er auf dem Wege dahin gewesen. Er hat uns manches gute Wesentere aufbewahrt, fürs Allgemeine aber zu wenig gethan. Seine Lehre ist mager, seinem Unterricht fehlt Ordnung, und bei aller Vorsichtigkeit spricht er doch wohl zuletzt, statt einer Erfahrungsregel, etwas Hypothetisches aus. Aus dem bisher Beigetragenen läßt sich nunmehr beurtheilen, in wiefern Marietti als ein Gegner von Newton anzusehen sey. Uns ist nicht bekannt geworden, daß er das was er im Vorbeigehen gegen die neue Lehre gebürtet, jemals wieder urgirt habe. Sein Aufsatz über die Farben mag kurz vor seinem Tode herausgekommen seyn. Auf welche Weise jedoch die Newtonische Schule ihn angefochten und um seinen guten Ruf gebracht, wird sich sogleich des Nähern ergeben.

Johann Theophilus Desaguliers,
geboren 1683.

Die Philosophen des Alterthums, welche sich mehr für den Menschen als für die übrige Natur interessirten, betrachteten diese nur nebenher und theoretisirten nur gelegentlich über dieselbe. Die Erfahrungen nahmen zu, die Beobachtungen wurden genauer und die Theorie eingreifender, doch brachten sie es nicht zur Widerlegung der Erfahrung, zum Versuch.

Im sechszehnten Jahrhundert, nach frischer Wiederbelebung der Wissenschaften, erschienen die bedeutenden Wirkungen der Natur noch unter der Gestalt der Magie, mit vielem Aberglauben umhüllt, in welchen sie sich zur Zeit der Barbarei versenkt hatten. Im siebzehnten Jahrhundert wollte man, wo nicht erstaunen, doch sich immer noch verwundern, und die angestellten Versuche verloren sich in seltsame Künstlereien.

Doch war die Sache immer ernsthafter geworden. Wer über die Natur dachte, wollte sie auch schauen. Jeder Denker machte nunmehr Versuche, aber auch noch mehrender. Gegen das Ende dieser Zeit traten immer mehr Männer auf, die sich mit einzelnen Zweigen der Naturwissenschaft beschäftigten und vorzüglich diese durch Versuche zu ergründen suchten.

Durch diese lebhafte Verbindung des Experimentirens und Theoretisirens entstanden nun diejenigen Personen, welche man besonders in England, Natural- und Experimental-Philosophen nannte, so wie es denn auch eine Experimental-Philosophie gab. Ein jeder der die Naturgegenstände nur nicht gerade aus der Hand zum Mund, wie etwa der Koch, behandelte, wer nur einigermaßen consequent aufmerksam auf die Erscheinungen war, der hatte schon ein gewisses Recht jenen Ehrennamen, den man freilich in vielem Sinne vielen beilegen konnte. Jedes allgemeine Raisonnement, das tief oder flach, zart

oder krud, zusammenhängend oder abgerissen, über Naturgegenstände vorgebracht wurde, hieß Philosophie. Ohne diesen Mißbrauch des Wortes zu kennen, bietet es unbegreiflich, wie die Londner Societät den Titel Philosophische Transactionen für die unphilosophischste aller Sammlungen hatte wählen können.

Der Hauptmangel einer solchen unzulänglichen Behandlung blieb daher immer, daß die theoretischen Ansichten so vieler Einzelnen verwalteten, und dasjenige was man sehen sollte, nicht einem jeden gleichmäßig erschien. Uns ist bekannt, wie sich Boyle, Hooke und Newton benommen.

Durch die Bemühungen solcher Männer, besonders aber der Londner Societät, ward inzwischen das Interesse immer allgemeiner. Das Publikum wollte nun auch sehen und unterrichtet seyn. Die Versuche sollten zu jeder Zeit auf eines jeden Erfordern wieder dargestellt werden, und man fand nun, daß Experimentiren ein Metier werden müsse.

Dies ward es zuerst durch Hawksbee. Er machte in London öffentliche Versuche der Elektricität, Hydrostatik und Luftlehre, und enthielt sich vielleicht am reinsten von allem Theoretischen. Krill ward sein Schüler und Nachfolger. Dieser erklärte sich aber schon für Newtons Theorie. Hätte er die Farbenlehre behandelt, wie Hawksbee die Lehre von der Elektricität, so würde alles ein anderes Ansehen gewonnen haben. Er wirkte in Orsort bis 1710.

Auf Krill folgte Desaguliers, der von ihm, seinem Meister, die Fertigkeit Newtonische Experimente recepigemäß nachzubilden, so wie die Neigung zu dieser Theorie geerbt hatte, und dessen Kunstfertigkeit man anrief, wenn man Versuche sichten, durch Versuche etwas beweisen wollte.

Desaguliers ward berühmt durch sein Geschick zu experimentiren. s'Gravesande sagt von ihm: cujus peritia in instituendis experimentis nota est. Er hatte hinreichende mathematische Kenntnisse, so wie auch genugsame Einsicht in das was man damals Naturphilosophie nannte.

Desaguliers gegen Mariotte.

Die Acta eruditorum hatten 1706 S. 60 Nachricht von der Optik Newtons gegeben, durch einen gedrängten Auszug, ohne die mindeste Spur von Beifall oder Widerspruch.

Im Jahre 1713 S. 447 erwähnen sie bei Gelegenheit von Robaults Physik, jenes von Mariotte ausgesprochenen Einwurfs, und äußern sich darüber folgendermaßen: » Wenn es wahr ist, daß ein aus dem Spectrum abgesondertes einzelnes farbiges Licht, bei einer zweiten Brechung, aufs neue an seinen Theilen Farben zeigt, so perlicitirt die Newtonische Lehre. Noch entscheidender würde das Mariottische Experiment seyn, wenn das ganze blaue Licht in eine andere Farbe verwandelt worden wäre. «

Man sieht wohl, daß dieser Zweifel sich von einer Person herschreibt, die mit der Sache zwar genugsam bekannt ist, sie aber nicht völlig durchdrungen hat. Denn jedes einfärbige Bild kann so gut als ein schwarzes, weißes oder graues, durch die verbreiterten Säume zugedeckt und seine Farbe dadurch aufgehoben, keineswegs aber in eine einzelne andere Farbe verwandelt werden. Genug, ein Zufruf dieser Art war gar zu großer Bedeutung für Newton selbst und seine Schule, als daß nicht dadurch hätten Bewegungen hervorgebracht werden sollen. Dieses geschah auch, und Desaguliers stellte 1715 die Versuche gegen Mariotte an. Das Verfahren ist uns in den philosophischen Transactionen Nr. 348 S. 435 aufbewahrt.

Wir müssen uns Gewalt anthun, indem wir von diesem Aufsatz Rechenschaft geben, auch der bitterischen Darstellung nicht wieder in die polemische Behandlung zu verfallen. Denn eigentlich sollte man Desauliers gleichfalls Schritt vor Schritt, Wort vor Wort folgen, um zu zeigen, daß er wie sein Meister, ja noch schlimmer als dieser, sich bei den Versuchen benommen. Unbedeutende, unnütze Nebenumstände werden hervorgehoben, die Hauptbedingungen des Phänomens spät und nur wie im Vorübergehen erwähnt; es wird versichert daß man dieses und jenes leisten wolle, geleistet habe und sodann, als wenn es nichts wäre, zum Schluß eingestanden, daß es nicht geschehen sey, daß eins und anderes noch beider sich zeige und gerade das wovon eben die Rede war, daß es sich nicht zeigen dürfe.

Gegen Mariotte soll bewiesen werden, daß die Farben des Spectrums, wenn sie recht gesondert seyen, keine weitere Veränderung erleiden, aus ihnen keine andern Farben hervorgehen, an ihnen keine andere Farbe sich zeige. Um nun die prismatischen Farben auf diesen hohen Grad zu reinigen, wird der Newtonische eilfte Versuch des ersten Theils als genugthuend angeführt, die dort vorgeschlagene umständliche Vorrichtung zwar als beschwerlich und verdrießlich (troublesome) angegeben und, wie auch Newton schon gethan, mit einer bequemern ausgetauscht, und man glaubt nun, es solle direct auf den Gegner losgehen, es werde dasjenige was er behauptet, umgestoßen, dasjenige was er geläugnet, bewiesen werden.

Allein Desaguliers verfährt völlig auf die Newtonische Manier und bringt ganz unschuldig bei: er wolle auch noch einige begleitende Versuche (concomitant) vorführen. Nun ist aber an diesem eilften Experiment gar nichts zu begleiten: wenn es bestehen könnte, müßte es für sich bestehen. Desaguliers Absicht aber ist, wie man wohl einsieht, die ganze Newtonische Lehre von vorn herein festzusetzen, damit das was am eilften Versuche fehlt, gegen die schon gegründete Lehre unbedeutend scheinen möge: eine Wendung, deren sich die Schule fortdauernd bedient hat. Er bringt daher nicht Einen, sondern neun Versuche vor, welche sämmtlich mit gewissen Versuchen der Optik correspondiren, die wir deswegen nur kürzlich anzeigen, und unsern Lesern dasjenige was wir bei jedem einzelnen im polemischen Theile zur Sprache gebracht, zur Erinnerung empfehlen.

1) Versuch mit einem rothen und blauen Bande nebeneinander, durchs Prisma angesehen. Der erste Versuch des ersten Theils mit einigen Veränderungen. Dieser wegen seiner Scheinbarkeit Newtonen so wichtige Versuch, daß er seine Optik damit eröffnet, steht auch hier wieder an der Spitze. Der Experimentator hält sich bei ganz unnöthigen Bedingungen auf, versichert der Versuch des Auseinanderrückens der beiden Bänder sey vortrefflich gerathen, und sagt erst hinterdrein: wenn der Grund nicht schwarz ist, so geräth der Versuch nicht so gut. Daß der Grund hinter den Bändern schwarz seyn, ist die unerläßliche Bedingung welche obenan stehen müßte. Ist der Grund heller als die Bänder, so geräth der Versuch nicht etwa nur nicht so gut, sondern er geräth gar nicht; es entsteht etwas Umgekehrtes, etwas ganz Anderes. Man wird an dieser ausfindig-machenden Manier doch wohl sogleich den ächten Jünger Newtons erkennen.

2) Ein ähnliches Experiment mit den beiden Papierstreifen durch die Farben des Spectrums gefärbt, vergleicht sich mit dem dreizehnten Versuche des ersten Theils.

3) Das Bild dieser letzten, violetten und gelbrothen

Streifen durch eine Linse auf ein Papier geworfen, so dann derselbe Versuch mit gefärbtem Papieren, kommt mit dem zweiten Versuche des ersten Theils überein.

4. Verschiedene Längen und Directionen des prismatischen Bildes nach den verschiedenen Einfallslinien des reinen Lichts aufs Prisma. Was hier angeführt und dargestellt ist, wurde zum dritten Versuch des ersten Theils gehören.

5. Das objective Spectrum wird durch das Prisma angesehen, es scheint heraufgerückt und weiß. Ist der erste Versuch des zweiten Theils.

6. Das Spectrum geht durch die Linse durch und erscheint im Focus weiß. Ist ein Glied des zehnten Versuchs des zweiten Theils.

7. Das eigentliche Experimentum Crucis, das sechste des ersten Theils. Hier gestellt er, was Mariotte behauptet hat, daß die zu einzelnen Bildchen separirten prismatischen Farben, wenn man sie mit dem Prisma ansieht, wieder Farbenränder zeigen.

8. Nun schreitet er zu der complicirten Vorrichtung des elften Experiments des ersten Theils, um ein Spectrum zu machen, das seiner Natur nach viel unsicherer und schwankender ist als das erste.

9. Mit diesem macht er nun ein Experiment, welches mit dem vierzehnten des ersten Theils zusammenfällt, um zu zeigen, daß sammtne die farbigen Lichter ganz gereinigt, einfach, homogen, gefunden werden. Dies sagt er aber nur: denn wer ihm aufmerksam nachzusuchen, wird das Gegentheil finden.

Das was Desaguliers sagen, theilt sich also in zwei Theile, die sieben ersten Versuche sollen die diverse Refrangibilität beweisen und in dem Kopf des Schauenden befestigen; unter der siebenten und achten Nummer hingegen, welche auf gegen Mariotte gerichtet sind, soll das wirklich gelehrt sein, was versprochen worden. Die capitel und unnatürlich nach er hier zu Werke geht, kann man daraus sehen, daß er wiederholt sagt: mit Mühe seien ihm gelang mir's hier gut, und so auch mit den übrigen. Warum sagt er denn nicht: es gelang mir mit allen Farben? oder warum fängt er nicht mit einer andern an? Alles dieses ist schon von uns bis zum Ueberdruß im polemischen Theile auseinander gesetzt. Besonders ist es in der supplementären Abhandlung über die Verbindung der Prismen und Linsen bei Experimenten, ausführlich geschehen und zuletzt das elfte Experiment wiederholt beleuchtet worden.

Aber hier macht sich eine allgemeine Betrachtung nöthig. Das was Desaguliers gegen Mariotte und später gegen Rizetti versucht und vorgetragen, wird von der Newtonischen Schule seit hundert Jahren als Schlußverfahren angeführt. Wie war es möglich, daß ein solcher Mann sich in einer Erfahrungsreihe so einseitig irren konnte? Dieses zu beantworten, müssen wir darauf aufmerksam machen, daß, wie sich in die Wissenschaften ethische Beweggründe mehr als man glaubt, einflechten, eben so auch Staats- und Rechtsmaximen darin zur Anwendung gebracht werden. Ein schließliches Urtheil, ohne weitere Appellation zuzulassen, zu fällen, will einem Gerichtshof. Wenn vor hundert Jahren ein Verbrecher vor die Gerichtsstuben gebracht, von diesen schuldig befunden, und sodann aufgehangen worden, so hilft es uns nicht leicht ein, die Richter eines solchen Frevels zu zeihen, ob es gleich Fälle genug zugeben hat, wo das Urtheil eines schwachen Hingerichteten durch Richter und Urtheil rehabilitirt worden. Man aber Versuche, von einer Seite so behandelt, von der andern so leicht und bequem angestellen, setzen, weil sie vor hundert Jahren, in England, vor einer ganz ansehnlichen aber wohl theoretisirend noch experimentirend nebenher tactischen Gesellschaft angestellt worden, nunmehr als ein für allemal abgethan, abgemacht und fertig erklärt, und die Widerlegung derselben für unnütz, thöricht, ja unmäßig ausgeschrieen werden! Ist hierbei nur der mindeste Sinn, was Erfahrungswissenschaft sei, vorauf sie beruhe, wie sie wachsen könne und müsse, wie sie ihr Falsches nach und nach von selbst wegwerfe, wie durch neue Entdeckungen die alten sich ergänzen und wie durch das Ergänzen die älteren Vorstellungsarten, selbst ohne Polemik in sich zerfallen?

Auf die lächerlichste und unerträglichste Weise hat man von eben diesen Desaguliersischen Experimenten späterhin einsichtige Naturforscher weggeschreckt, gerade wie die Kirche von Glaubensartikeln die naseweisen Ketzer zu entfernen sucht. Betrachtet man dagegen, wie in der neuern Zeit Priestley und Scheele die Lehre von den Luftarten, der Electricität, des Galvanism, mit unsäglichem Fleiß, mit Aufwand und mancherlei Aufopferungen bearbeitet, so muß man sich schämen, im chemischen Fach bisweilen allein mit dem alten Instrumentarium von Traditionen, mit der alten Rüstkammer ungeschickter Vorrichtungen sich in Glauben und Demuth begnügt zu haben.

Johannes Rizzetti,

ein Venetianer und aufmerksamer Liebhaber der Dioptrik, faßte ein ganz richtiges Aperçu gegen Newton und führte, wie natürlich, einen großen Reiz andern seine Entdeckung mitzutheilen und einleuchtend zu machen. Er verbreitete seine Meinung durch Briefe und befreundete Freunde, fand aber überall Gegner. In Deutschland wurden seine Argumente in die Acta Eruditorum eingerückt. Professor Georg Friedrich Richter in Leipzig setzte sich dagegen; in England experimentirte und argumentirte Desaguliers gegen ihn; in Frankreich Gauger; in Italien die Bolognenser Societät.

Es gab zuerst ein Diarium einer Reise durch Italien vor dem Jahre 1724 mit Nachträgen heraus, wovon man einen Auszug in die Acta Eruditorum setzte. (Supplementa derselben Tom. 8. p. 427.)

Bei Gelegenheit des Rizzetti die Frage aufwirft, wie es möglich sey, daß man die Gegenstände mit bloßen Augen farblos sähe, wenn es mit der von Newton bemerkten und erklärten farbigen Aberration seine Richtigkeit habe, bringt er verschiedene Einwendungen gegen die Newtonischen Experimente so wie auch gegen die Theorie vor. Richter schreibt dagegen (Tom. cod. p. 226). Darauf läßt sich Rizzetti wieder vernehmen und sagt noch einen Anhang hinzu (p. 505 f.). Aus einer neu veränderten Ausgabe des ersten Rizzettischen Aufsatzes findet sich gleichfalls ein Auszug (p. 254) und ein Auszug aus einem Briefe des Rizzetti an die Londoner Societät (p. 256).

Richter vertheidigt sich gegen Rizzetti (A. E. 1724, p. 27). Dieser giebt heraus: Specimen physico-mathematicum de Luminis affectionibus, Tarvisii et Venet. 1727. 8. Einzelne Theile davon waren früher erschienen: De Luminis refractione, Auctore Rizzetto (siehe A. E. 1726. N. 10). De Luminis reflexione, Auctore Rizzetto (siehe A. E. suppl. Tom. IX, Sect. 2. N 4).

Gedachtes Buch darf keinem Freunde der Farbenlehre sonderlich unbekannt bleiben. Wir machen zu unserm gegenwärtigen historischen Zwecke daraus einen flüchtigen Auszug.

Es nimmt an, das Licht bestehe aus Theilen, die sich zwar von einander entfernen, aber doch durch Reflexionen von einander getrennt werden; dadurch entstehe die Dispersio derselben, welche Geschwindigkeit sich schon zuge-

dacht hatte. Rizzetti nimmt leider auch noch Strahlen an, um mit denselben zu operiren.

Man sieht, daß diese Vorstellungsart viel zu nahe an der Newtonischen liegt, um als Gegensatz denselben Glück zu machen.

Rizzetti's dispergirtes Licht ist nun ein Halblicht; es kommt in ein Verhältniß zum Hellen oder Dunkeln, daraus entsteht die Farbe. Wir finden also, daß er auf dem rechten Wege war, indem er eben dasselbe abzuleiten sucht, was wir durch Doppelbild und Trübe ausgesprochen haben.

Der mathematische Theil seines Werks, so wie das was er im Allg. meinen von Refraction, Reflexion und Dispersion handelt, liegt außer unserm Kreise. Das übrige was uns näher angeht, kann man in den polemischen und den didaktischen Theil eintheilen.

Die Mängel der Newtonischen Lehre, das Captiose und Unzulängliche ihrer Experimente sieht Rizzetti recht gut ein. Er führt seine Controvers nach der Ordnung der Optik und ist den Newtonischen Unrichtigkeiten ziemlich auf der Spur; doch durchdringt er sie nicht ganz und giebt z. B. gleich bei dem ersten Versuch ungeschickter Weise zu, daß das blaue und rothe Bild auf dunklem Grunde wirklich ungleich verrückt werde, da ihm doch sonst die Erscheinung der Säume nicht unbekannt ist. Dann bringt er die beiden Papiere auf weißen Grund, wo denn freilich durch ganz andere Säume für den Unbefangenen die Unrichtigkeit, die sich auf schwarzem Grunde verbirgt, augenfällig werden muß.

Aber sein Widersacher, Richter in Leipzig, erhascht sogleich das Argument gegen ihn, daß die unter diesen Bedingungen erscheinenden Farben sich vom weißen Grunde herscheiden: eine ungeschickte Behauptung, in welcher sich jedoch die Newtonianer bis auf den heutigen Tag selig fühlen, und welche auch mit großer Selbstgenugsamkeit gegen uns vorgebracht worden.

Seiner übrigen Controvers folgen wir nicht: sie trifft an vielen Orten mit der unsrigen überein, und wir gedenken nicht zu läugnen, daß wir ihm manchen schuldig geworden, so wie noch künftig manches aus ihm zu nutzen seyn wird.

In seinem didaktischen Theile findet man ihn weiter vorgerückt als alle Vorgänger, und er hätte wohl verdient, daß wir ihn mit Theophrast und Boyle unter den wenigen genannt, welche sich bemüht, die Masse der zu ihrer Zeit bekannten Phänomene zu ordnen.

In seiner Eintheilung der Farben sind alle die Bedingungen beachtet, unter welchen uns die Farbe erscheint. Er hat uns re physiologischen Farben unter der Rubrik der phantastischen oder imaginären, unsere physischen unter der doppelten der variirenden, welche wir die dioptrischen der ersten Classe, und der apparenten, welche wir die dioptrischen der zweiten Classe genannt, vorgetragen. Unsere chemischen Farben finden sich bei ihm unter dem Titel der permanenten oder natürlichen.

Zum Grunde von allen Farbenerscheinungen legt er, wie schon oben bemerkt, dasjenige was wir unter der Lehre von trüben Mitteln begreifen. Er nennt diese Farben die variirenden, weil ein trübes Mittel, je nachdem es Bezug auf eine helle oder dunkle Unterlage hat, verschiedene Farben zeigt. Auf dieß em Wege erklärt er auch die Farben der Körper, wie wir es auf eine ähnliche Weise gethan haben.

Die apparenten leitet er gleichfalls davon ab, und nähert sich dabei unserer Darstellung vom Doppelbild, weil er aber das Doppelbild nicht als Factum stehen läßt, sondern die Ursache desselben zugleich mit erklären will: so muß er seine Dispersion beizubringen, wodurch denn die Sache sehr mühselig wird.

Es sind auch seine Figuren höchst unerfreulich und beschwerlich zu entziffern; dahingegen die Newtonischen, obgleich meistens falsch, den großen Vortheil haben, bequem zu seyn und deshalb faßlich zu scheinen.

Bei den physiologischen, seinen imaginären, bemerkt er recht gut den Unterschied der abklingenden Farbenerscheinung auf dunklem und hellem Grunde; weil ihm aber das wichtige, von Plato anerkannte Fundament von allem, die Synkrisis durchs Schwarze, die Diakrisis durchs Weiße bewirkt, abgeht; weil er auch die Forderung der entgegengesetzten Farben nicht kennt: so bringt er das Ganze nicht auf eine Art zusammen die einigermaßen befriedigend wäre.

Uebrigens rechnen wir es uns zur Ehre und Freude, ihn als denjenigen anzuerkennen, der zuerst am ausführlichsten und tüchtigsten das wovon auch wir in der Farbenlehre überzeugt sind, nach Beschaffenheit der Erfahrung seiner Zeit, ausgesprochen hat.

Desaguliers gegen Rizzetti.

Als in den Leipziger Actis Eruditorum (Supplem. Tom. 8. S. 3. p. 130. 131.) einiger Einwürfe Rizzetti's gegen Newton erwähnt ward, wiederholt Desaguliers das Experiment wovon die Rede ist, 1722 vor der Societät zu London, und giebt davon in den Philosophischen Transactionen Vol. 32, p. 206 eine kurze Nachricht.

Es ist das zweite Experiment des ersten Buchs der Optik, bei welchem ein hellrothes und ein dunkelblaues Papier, beide mit schwarzen Fäden umwunden, durch eine Linse auf einer weißen Tafel abgebildet werden; da denn das rothe Bild, oder vielmehr das Bild der schwarzen Fäden auf rothem Grunde, sich ferner von der Linse, und das blaue Bild, oder vielmehr das Bild der schwarzen Fäden auf blauem Grunde, sich näher an der Linse deutlich zeigen soll. Wir sind damit fertig, indem wir im polemischen Theil umständlich genug auseinandergesetzt und hinlänglich gezeigt, daß hier nicht die Farbe, sondern das mehr oder weniger Abstechende des Hellen und Dunkeln Ursache ist, daß zu dem einen Bilde der Abbildungspunkt schärfer genommen werden muß, da bei dem andern ein lauerer schon hinreichend ist.

Desaguliers, ob er gleich behauptet sein Experiment sey vortrefflich gelungen, muß doch zuletzt auf dasjenige worauf wir festhalten, in einem Notabene hindeuten; wie er denn, nach Newtonischer Art, die Hauptsachen in Noten und Notabene nachbringt, und so sagt er: Man muß Sorge tragen, daß die Farben ja recht tief sind; denn indem ich zufälliger Weise von dem Blauen abgestreift hatte, so war das Weiße der Charte unter dem Blauen Schuld, daß auch dieses Bild weiter reichte, faßt so weit als das Rothe.

Ganz natürlich! Denn nun ward das Blaue heller und die schwarzen Fäden stachen besser darauf ab, und wer sieht nun nicht, warum Newton, bei Bereitung einer gleichen Pappe zu seinen zwei ersten Experimenten, einen schwarzen Grund unter die aufgestreichenen Farben verlangt?

Dieses Experiment, dessen ganzen Werth man in einem Notabene zurücknehmen kann, noch besser kennen zu lernen, ersuchen wir unsere Leser besonders dasjenige nachzusehen, was wir im polemischen Theil zum sechzehnten Versuch (342—345) angemerkt haben.

Rizzetti hatte 1727 sein Werk herausgegeben, dessen einzelne Theile schon früher bekannt gemacht worden. Desaguliers experimentirt und argumentirt gegen ihn: man sehe die Philosophischen Transactionen Nr. 406. Monat December 1728.

Zuerst beklagt sich Desaguliers über die arrogante

Manier, womit Algarotti dem großen Philosophen jetzt gegen und vergangener Zeit begegne; über den triumphirenden Ton, womit er die Irrthümer eines großen Mannes darzustellen glaube. Darauf zieht er solche Stellen aus die freilich nicht die höflichsten sind, und von einem Schüler Newtons als Gotteslästerung verabscheut werden mußten. Ferner tractirt er den Autor als some people, bringt noch mehrere Stellen aus dem Werke vor, die er theils kurz abfertigt, theils auf sich beruhen läßt, ohne jedoch im mindesten eine Uebersicht über das Buch zu geben. Endlich wendet er sich zu Experimenten, die sich unter verschiedne Rubriken bringen lassen.

a) Zum Beweis der diversen Refrangibilität: 1) das zweite Experiment aus Newtons Optik, 2) das erste Experiment dabei.

b) Refraction und Reflexion an sich betreffend, mit stetem ohne Bezug auf Farbe, 3, 4, 5, 6). Ferner wird die Beugung der Strahlen bei der Refraction, die Beugung der Strahlen bei der Reflexion nach Newtonischen Grundsätzen entwickelt und diese Phänomene der Attraction zugeschrieben. Die Darstellung ist klar und zweckmäßig, obgleich die Anwendung auf die divers refrangiblen Strahlen mißlich und peinlich erscheint. In 7) und 8) wird die durch Berührung einer Glasfläche mit dem Wasser auf einmal aufgehobene Reflexion dargestellt, wobei die Bemerkung gemacht wird, daß die durch Refraction und Reflexion gesehenen Bilder deutlicher seyn sollen als die durch bloße Reflexion gesehenen, zum Beweis, daß das Licht leichter durch dichte als durch dünne Mittel gehe.

c) Als Zugabe 9) der bekannte Newtonische Versuch, der sechzehnte des zweiten Theils: wenn man unter freiem Himmel auf ein Prisma sieht, so sich denn ein blauer Bogen zeigt. Wir haben an seinem Orte diesen Versuch umständlich erläutert und ihn auf unsere Ersahrungssätze zurückgeführt.

Diese Experimente wurden vorgenommen vor dem damaligen Präsidenten der Societät Hans Sloane, vier Mitgliedern derselben, Engländern, und vier Italiänern, welche sämmtlich den guten Erfolg der Experimente bezeugten. Wie wenig aber hierdurch eigentlich ausgemacht werden können, besonders in Absicht auf Farbentheorie, läßt sich gleich daraus sehen, daß die Experimente 3 bis 8 incl. sich auf die Theorie der Refraction und Reflexion im Allgemeinen beziehen, und daß die sämmtlichen Herren von den drei übrigen Versuchen nichts weiter bezeugen konnten, als was wir alle Tage auch bezeugen können: daß nämlich unter den gegebenen beschränkten Bedingungen die Phänomene so und nicht anders erschienen. Was sie aber aussprechen und auslegen, das ist ganz was anders, und das kann kein Zuschauer bezeugen, am wenigsten solche, denen man die Versuche nicht in ihrer ganzen Fülle und Breite vorgelegt hat.

Wir glauben also der Sache nunmehr überflüssig genugsam thun zu haben, und verlangen nur wie nach dem einem Juden, der sich dafür interessirt, daß er alle Experimente, so oft als es verlangt wird, darstellen könne.

Des übrigens Desaguliers betrifft, so ist der vollständige Titel des von ihm herausgegebenen Werkes: A Course of Experimental Philosophy by John Theophilus Desaguliers, L. L. D. F. R. S. Chaplain to his royal Highness Frederik Prince of Wales, formerly of Hart Hall now Hertford College, in Oxford. London.

Die erste Auflage des ersten Theils ist von 1734 und die zweite von 1745. Der zweite Band kam 1744 heraus. In der Vorrede des zweiten Theils pag. VII ist eine Stelle merkwürdig, worum er die Optik und so auch die Licht- und Farbenlehre nicht behandelt.

Gauger.

Gehört auch unter die Gegner Algarotti's. Von ihm sind uns bekannt

Lettres de Mr. Gauger sur la différente Refrangibilité de la Lumière et l'immutabilité de leurs couleurs, etc. etc. Sie sind besonders abgedruckt, stehen aber auch in der Continuation des Memoires de Littérature et d'Histoire, Tom. V, p. 1. Paris 1728 und ein Auszug daraus in den Mémoires pour l'histoire des Sciences et des Beaux-arts. Trévoux. Juillet 1728.

Im Ganzen läßt sich bemerken, wie sehr es Algarotti muß angelegen gewesen seyn, seine Meinung zu verbreiten und die Sache zur Sprache zu bringen. Was hingegen die Centrenvers betrifft, die Gauger mit ihm führt, so müssen wir alles das wiederholen, was wir oben schon beigebracht, und wir ersparen daher uns und unsern Lesern diese Unbequemlichkeit.

Newtons Persönlichkeit.

Die Absicht dessen was wir unter dieser Rubrik zu sagen gedenken, ist eigentlich die, jene Rolle eines Gegners und Widersachers, die wir so lange behauptet und auch künftig noch annehmen müssen, auf eine Zeit abzulegen, so billig als möglich zu seyn, zu untersuchen, wie so seltsam Widersprechendes bei ihm zusammenhange und dadurch unsere mitunter gewissermaßen heftige Polemik auszusöhnen. Daß manche wissenschaftliche Räthsel nur durch eine ethische Auflösung begreiflich werden können, giebt man uns wohl zu, und wir wollen versuchen was und in dem gegenwärtigen Falle gelingen kann.

Den der Englischen Nation und ihren Zuständen ist schon unter Roger Bacon und Bacon von Verulam einiges erwähnt worden, auch gibt uns Sprats flüchtiger Aufsatz ein zusammengedrängtes historisches Bild. Ohne hier weiter einzugreifen, bemerken wir nur, daß bei den Engländern vorzüglich bedeutend und schätzenswerth ist die Ausbildung so vieler derber tüchtiger Individuen, eines jeden nach seiner Weise; und zugleich gegen das Oeffentliche, gegen das gemeine Wesen: ein Vorzug, den vielleicht keine andere Nation, wenigstens nicht in dem Grade, mit ihr theilt.

Die Zeit in welcher Newton geboren ward, ist eine der exzentrischsten in der Englischen, ja in der Weltgeschichte überhaupt. Er war vier Jahre alt, als Carl der I. enthauptet wurde, und erlebte die Zurückbringung Georgs des I. Ungeheure Conflicte bewegten Staat und Kirche, jedes für sich und beide gegen einander, auf die mannigfaltigste und abscheulichste Weise. Ein König ward hingerichtet; entgegengesetzte Volks- und Kriegs-Parteien stürmten wider einander; Regierungsveränderungen, Verbannungen des Ministeriums, der Parlamente, folgten sich gedrängt, ein wiederhergestelltes und ganz gebildetes Königthum ward abermals erschüttert; ein König ward vertrieben, der Thron von einem Fremden in Besitz genommen, und abermals nicht verletzt, sondern einem fremden abgetreten.

Was muß nicht durch eine solche Zeit ein Jeder sich anzueignen, sich aufzuarbeiten suchen! Was muß das aber für ein eigener Mann seyn, den seine Geburt, seine Fähigkeiten zu mancherlei Anspruch berechtigen, und der alles ablehnt und ruhig seinem von Natur eingepflanzten Forschertrieb folgt!

Newton war ein weltergezogener, gelinder, wohltemperirter Mann, ohne Leidenschaft, ohne Begierden.

Sein Geist war constructiver Natur und zwar im abstractesten Sinne; daher war die höhere Mathematik ihm als das eigentliche Organ gegeben, durch das er seine innere Welt aufzubauen und die äußere zu gewältigen suchte. Wir maßen uns über dieses sein Hauptvermögen kein Urtheil an, und gestehen gern zu, daß sein eigentliches Talent außer unserm Gesichtskreise liegt; aber wenn wir aus eigener Ueberzeugung sagen können: das von seinen Vorfahren Geleistete ergriff er mit Bequemlichkeit und führte es bis zum Erstaunen weiter; die mittleren Köpfe seiner Zeit ehrten und verehrten ihn, die besten erkannten ihn für ihres Gleichen, oder gerietben gar, wegen bedeutender Erfindungen und Entdeckungen, mit ihm in Contestation: so dürfen wir ihn wohl, ohne nähern Beweis, mit der übrigen Welt für einen außerordentlichen Mann erklären.

Von der praktischen, von der Erfahrungsseite rückt er uns dagegen schon näher. Hier tritt er in eine Welt ein, die wir auch kennen, in der wir seine Verfahrungsart und seinen Succeß zu beurtheilen vermögen, um so mehr, als es überhaupt eine unbestrittene Wahrheit ist, daß so rein und sicher die Mathematik in sich selbst behandelt werden kann, sie doch auf dem Erfahrungsboden sogleich bei jedem Schritte perclitirt und eben so gut, wie jede andere ausgeübte Maxime, zum Irrthum verleiten, ja den Irrthum ungeheuer machen und sich künftige Beschämungen vorbereiten kann.

Wie Newton zu seiner Lehre gelangt, wie er sich bei ihrer ersten Prüfung überrollt, haben wir umständlich oben auseinandergesetzt. Er baut seine Theorie sodann consequent auf, ja er sucht seine Erklärungsart als ein Factum geltend zu machen; er entfernt alles was ihr schädlich ist und ignorirt dieses, wenn er es nicht läugnen kann. Eigentlich controvertirt er nicht, sondern wiederholt nur immer seinen Gegnern: « greift die Sache an, wie ich; geht auf meinem Wege; richtet alles ein wie ichs eingerichtet habe; seht wie ich, schließt wie ich, und so werdet ihr finden, was ich gefunden habe: alles andere ist vom Uebel. Was sollen hundert Experimente, wenn zwei oder drei meine Theorie auf das beste begründen? »

Dieser Behandlungsart, diesem unbiegsamen Charakter ist eigentlich die Lehre ihr ganzes Glück schuldig. Da das Wort Charakter ausgesprochen ist, so werde einigen zudringenden Betrachtungen hier Platz vergönnt.

Jedes Wesen das sich als eine Einheit fühlt, will sich in seinem eigenen Zustand ungetrennt und unverrückt erhalten. Dies ist eine ewige nothwendige Gabe der Natur, und so kann man sagen, jedes Einzelne habe Charakter bis zum Wurm hinunter, der sich krümmt, wenn er getreten wird. In diesem Sinne dürfen wir dem Schwachen, ja dem Feigen selbst Charakter zuschreiben: denn er giebt auf, was andere Menschen über alles schätzen, was aber nicht zu seiner Natur gehört: die Ehre, den Ruhm, nur damit er seine Persönlichkeit erhalte. Doch bedient man sich des Wortes Charakter gewöhnlich in einem höhern Sinne: wenn nämlich eine Persönlichkeit von bedeutenden Eigenschaften auf ihrer Weise verharrt und sich durch nichts davon abwendig machen läßt.

Einen starken Charakter nennt man, wenn er sich allen äußerlichen Hindernissen mächtig entgegensetzt und seine Eigenthümlichkeit, selbst mit Gefahr seine Persönlichkeit zu verlieren, durchzusetzen sucht. Einen großen Charakter nennt man, wenn die Stärke desselben zugleich mit großen unübersehlichen, mannichfalten Eigenschaften, Fähigkeiten verbunden ist, und durch ihn ganz originelle unerwartete Ansichten, Plane und Thaten zum Vorschein kommen.

Ob nun gleich jeder wohl einsieht, daß hier eigentlich das Ueberschwängliche, wie überhaupt, die Größe macht; so muß man sich doch ja nicht irren, und etwa glauben, daß hier von einem Sittlichen die Rede sey. Das Hauptfundament des Sittlichen ist der gute Wille, der seiner Natur nach nur aufs Rechte gerichtet seyn kann; das Hauptfundament des Charakters ist das entschiedene Wollen, ohne Rücksicht auf Recht und Unrecht, auf Gut und Böse, auf Wahrheit oder Irrthum: es ist das was jede Partei an den Ihrigen so höchlich schätzt. Der Wille gehört der Freiheit, er bezieht sich auf den innern Menschen, auf den Zweck; das Wollen gehört der Natur und bezieht sich auf die äußere Welt, auf die That: und weil das irdische Wollen nur immer ein beschränktes seyn kann, so läßt sich beinahe voraussehen, daß in der Ausübung das höhere Rechte niemals oder nur durch Zufall gewollt werden kann.

Man hat, nach unserer Ueberzeugung, noch lange nicht genug Beiworte aufgesucht, um die Verschiedenheit der Charaktere auszudrücken. Zum Versuch wollen wir die Unterschiede, die bei der physischen Lehre von der Cohärenz statt finden, gleichnißweise gebrauchen; und so gäbe es stark-, feste, dichte, elastische, biegsame, geschmeidige, dehnbare, starre, zähe, flüssige und wer weiß was sonst noch für Charaktere. Newtons Charakter würden wir unter die starren rechnen, so wie auch seine Farbentheorie als ein erstarrtes Ipercyn anzusehen ist.

Was uns gegenwärtig betrifft, so berühren wir eigentlich nur den Bezug des Charakters auf Wahrheit und Irrthum. Der Charakter bleibt derselbe, er mag sich dem einen oder der andern ergeben; und so verringert es die große Hochachtung, die wir für Newton hegen, nicht im geringsten, wenn wir behaupten: er sey als Mensch, als Beobachter in einen Irrthum gefallen und habe als Mann von Charakter, als Seelenhauptz, seine Beharrlichkeit eben dadurch am kräftigsten bethätigt, daß er diesen Irrthum, trotz allen äußern und innern Warnungen, bis an sein Ende fest behauptet, ja immer mehr gearbeitet und sich bemüht, ihn auszubreiten, ihn zu befestigen und gegen alle Angriffe zu schützen.

Und hier tritt nun ein ethisches Haupträthsel ein, das aber demjenigen, der in die Abgründe der menschlichen Natur zu blicken mage, nicht unauflösbar bleibt. Wir haben in der Heftigkeit des Polemisirens Newtonen sogar einige Unredlichkeit vorgeworfen; wir sprechen gegenwärtig wieder von nicht geachteten inneren Warnungen, und wie wäre dies mit der übrigens anerkannten Moralität eines solchen Mannes zu verbinden?

Der Mensch ist dem Irren unterworfen, und wie er in einer Folge, wie er anhaltend irrt, so wird er sogleich falsch gegen sich und gegen andere; dieser Irrthum mag in Meinungen oder in Neigungen bestehen. Von Neigungen wird es uns deutlicher, weil nicht leicht Jemand seyn wird, der eine solche Erfahrung nicht an sich gemacht hätte. Man wähnte einer Person mehr Liebe, mehr Achtung als sie verdient, sogleich muß man falsch gegen sich und andere werden: man ist genöthigt auffallende Mängel als Vorzüge zu betrachten und sie bei sich wie bei andern dafür gelten zu machen.

Dagegen lassen Vernunft und Gewissen sich ihre Rechte nicht nehmen. Man kann sie betäuben, aber nicht täuschen. Ja wir thun nicht zu viel, wenn wir sagen: je moralischer, je vernünftiger der Mensch ist, desto lügenhafter wird er, sobald er irrt, desto ungeheurer muß der Irrthum werden, sobald er darin verharrt; und je schwächer die Vernunft, je kümmerer das Gewissen, desto mehr gleicht der Irrthum dem Menschen, weil er nicht gewarnt ist. Das Irren wird nur bedauernswerth, ja es kann liebenswürdig erscheinen.

Lenglich aber ist es anzusehen, wenn ein starker Charakter, um sich selbst getreu zu bleiben, treulos gegen die

Welt wird, und am innerlich wahr zu ſeyn, das Wirkliche für ein Nichtige erklärt und ſich dabei ganz gleichgültig verhält, ob man ihn für boshaftig, verſtockt, eigenſinnig, oder für lächerlich halte. Deſſenungeachtet bleibt der Charakter immer Charakter, er mag das Rechte oder das Unrechte, das Wahre oder das Falſche wollen und eifrig dafür arbeiten.

Allein hiermit iſt noch nicht das ganze Räthſel aufgelöſet; noch ein Geheimniſsvolleres liegt dahinter. Es kann ſich nämlich im Menſchen ein höheres Bewuſtſeyn finden, ſo daſs er über die nothwendige ihm einwohnende Natur, an der er durch alle Zwitvelt nichts zu verändern vermag, eine gewiſſe Ueberſicht erhält. Hierüber völlig ins Klare zu kommen iſt beinahe unmöglich; ſich in einzelnen Augenblicken zu ſchelten, gilt wohl an, aber Niemanden iſt gegeben, ſich fortwährend zu tadeln. Greift man nicht zu dem gemeinen Mittel, ſeine Mängel auf die Umſtände, auf andere Menſchen zu ſchieben, ſo entſteht zuletzt aus dem Conflikt eines vernünftig richtenden Bewuſtſeyns mit der groſs modifizirbaren, aber doch unveränderlichen Natur eine Art von Ironie in und mit uns ſelbſt, ſo daſs wir unſere Fehler und Irrthümer, wie ungezogene Kinder, ſpielend behandeln, die uns vielleicht nicht ſo lieb ſein würden, wenn ſie nicht eben mit ſolchen Launen behaftet wären.

Dieſe Ironie, dieſes Bewuſtſeyn, womit man ſeinen Mängeln nachſieht, mit ſeinen Irrthümern ſcherzt und thun deſſe mehr Raum und Lauf läſst, weil man ſie doch am Ende zu beherrſchen glaubt oder hofft, kann von der klarſten Trunkenheit bis zur dumpfſten Ahnung ſich in mancherlei Subjekten ſtufenweiſe finden, und wir getrauten uns eine ſolche Galerie von Charakteren, nach lebendigen und abgeſchiedenen Muſtern, wenn es nicht allzu verdrieſslich wäre, wohl aufzuſtellen. Wäre alsdann die Sache durch Beiſpiele völlig aufgeklärt, ſo würde und Niemand verargen, wenn er Newtonen auch in der Reihe fände, der eine trübe Ahnung ſeines Irrthums gewiſs gefühlt hat.

Denn wie wäre es einem der erſten Mathematiker möglich, ſich einer ſolchen Unmethode zu bedienen, daſs er ſchon in den optiſchen Lectionen, indem er die diverſe Refrangibilität ſetzen will, den Verſuch mit parallelen Mitteln, der ganz an den Anfang gehört, weil die Farbenerſcheinung ſich da zuerſt entwickelt, ganz zuletzt bringt, wie konnte einer, dem es darum zu thun geweſen wäre, ſeine Schüler mit den Phänomenen im ganzen Umfang bekannt zu machen, und darauf eine haltbare Theorie zu bauen, wie konnte der die ſubjektiven Phänomene gleichfalls erſt gegen das Ende und keineswegs in einem gewiſſen Parallelismus mit den objektiven abhandeln, wie konnte er ſo für unbequem erklären, da ſie ganz ohne Frage die bequemeren ſind: wenn er nicht der Natur entgegenwirken und ſeine vorgefaſste Meinung vor ihr feſter ſtellen wollte? Die Natur ſpricht nichts aus, was ihr ſelbſt unbequem wäre; deſto ſchlimmer wenn ſie einem Theoretiker unbequem wird.

Nach allem dieſem wollen wir, weil ethiſche Probleme auf gar mancherlei Weiſe aufgelöſet werden können, noch die Vermuthung anführen, daſs vielleicht Newton an ſeiner Theorie ſo viel Gefallen gefunden, weil ſie ihm, bei ſeinem Gehörmangel, mehr Schwierigkeiten darbot. So ſagt ein Mathematiker ſelber: C'eſt la coutume des Geometres de s'elever de difficultés en difficultés, et même de s'en former sans cesse de nouvelles, pour avoir le plaisir de les surmonter.

Wollte man aber auch ſo den vortrefflichen Mann nicht ganz entſchuldigt haben, ſo werfe man einen Blick auf die Naturforſchung ſeiner Zeiten, auf das Philoſophiren über die Natur, wie es theils von Descartes her, theils durch andere vorzügliche Männer üblich geworden war, und man wird aus dieſen Umgebungen faſt Newtons eigenen Geiſteszuſtand eher vorgegenwärtigen können.

Auf dieſe und noch manche andere Weiſe möchten wir den Mann Newtons, in ſo fern wir ſie beſtätigt finden könnten, eine hinlängliche Ehrenerklärung thun. Jeder Irrthum der aus dem Menſchen und aus den Bedingungen die ihm umgeben, unmittelbar entſpringt, iſt verzeihlich, oft ehrwürdig; aber alle Nachfolger im Irrthum können nicht ſo billig behandelt werden. Eine nachgeſprochene Wahrheit verliert ſchon ihre Grazie; ein nachgeſprochener Irrthum erſcheint abgeſchmackt und lächerlich. Sich von einem eigenen Irrthum loszumachen, iſt ſchwer, oft unmöglich bei groſsem Geiſt und groſsen Talenten; wer aber einen fremden Irrthum aufnimmt und feſtſtarrig dabei verbleibt, zeigt von gar geringem Vermögen. Die Gebrechlichkeit eines original Irrenden kann uns ergötzen, die Hartnäckigkeit der Irrthumbeſitzenden macht vorübergehend und ärgerlich. Und wenn wir in dem Styll gegen die Newtoniſche Lehre manchmal aus den Gränzen der Geſaſſenheit herausgeſchritten ſind, ſo ſchieben wir alle Schuld auf die Schule, deren Incompetenz und Dünkel, deren Feindſeit und Selbſtgenügſamkeit, deren Ungeſchick und Verfolgungsgeiſt miteinander durchaus in Proportion und Gleichgewicht ſtehen.

Erſte Schüler und Bekenner Newtons.

Außer den ſchon ernannten Experimentatoren, Krill und Desaguliers, werden uns folgende Männer merkwürdig.

Samuel Clarke, geb. 1675, geſt. 1735, trägt zur Ausbreitung der Newtoniſchen Lehre unter allen am meiſten bei. Zum geiſtlichen Stande beſtimmt, zeigt er in der Jugend groſses Talent zur Mathematik und Phyſik, penetrirt früher als andere die Newtoniſchen Anſichten und übertrieb ſich darin.

Er überſetzt Rohault's Phyſik, welche nach Carteſianiſchen Grundſätzen geſchrieben, in den Schulen gebraucht wurde, ins Lateiniſche. In den Noten trägt der Ueberſetzer die Newtoniſche Lehre vor, von welcher denn, bei Gelegenheit der Farben, geſagt wird: Experientia compertum est etc. Die erſte Ausgabe iſt von 1697. Auf dieſem Wege führte man die Newtoniſche Lehre, neben der des Carteſius, in den Unterricht ein und verdrängte ſene nach und nach.

Der größte Dienſt jedoch, den Clarke Newtonen erzeigte, war die Ueberſetzung der Optik ins Lateiniſche, welche 1706 herauskam. Newton hatte ſie ſelbſt revidirt, und Engländer ſagen, ſie ſey verſtändlicher als das Original ſelbſt. Wir aber können dies keineswegs finden. Das Original iſt ſehr deutſch, naiv ernſt geſchrieben; die Ueberſetzung muſs, um des lateiniſchen Sprachgebrauches willen, oft umſchreiben und Phraſen machen; aber vielleicht ſind es eben dieſe Phraſen, die den Herren, welche ſich nichts weiter dabei denken wollen, am beſten zu Ohre gingen.

Uebrigens ſtanden beide Männer in einem moraliſchen, ja religiöſen Verhältniſs zu einander, indem ſie beide dem Arianismus zugethan waren; einer mißlichen Lehre, die vielen vernünftigen Leuten der damaligen Zeit Anlaſs und den Deiſmus der folgenden vorbereitete.

Wilhelm Molyneux, einer der erſten Newtoniſchen Bekenner. Er gab eine Dioptrica nova, London, 1692, heraus, weiſtſt er auf der vierten Seite ſagt: »Aber Newton in ſeinen Abhandlungen, Farben und Licht betreffend, die in den philoſophiſchen Transactionen publicirt werden, hat umſtändlich

daraethan, daß die Lichtstrahlen keineswegs homogen, oder von einerlei Art sind, vielmehr von unterschiedenen Formen und Figuren, daß einige mehr gebrochen werden als die andern, ob sie schon einen gleichen oder ähnlichen Neigungswinkel zum Glase haben. »

Niemanden wird entgehen, daß hier, bei allem Glauben an den Herrn und Meister, die Lehre schon ziemlich auf dem Wege ist, verschoben und entstellt zu werden.

Regnault. Entretiens physiques. Tom. 2. Entret. 23. p. 395 ff. und Entret. 22. p. 379 ff. trägt die Newtonische Lehre in der Kürze vor.

Maclaurin. Exposition des découvertes philosophiques de M. Newton.

Pemberton. A view of Sir Isaac Newton's philosophy. London 1728.

Wilhelm Whiston. Prælectiones mathematicæ.

Dunch (Georg Pet. Domckius). Philosophia mathematica Newtoniana.

In wiefern diese letztern sich auch um die Farbenlehre bekümmert und solche, mehr oder weniger dem Buchstaben nach, vorgetragen, gedenken wir hier nicht zu untersuchen; genug sie gehören unter diejenigen, welche als die ersten Anhänger und Bekenner Newtons in der Geschichte genannt werden.

Von auswärtigen Anhängern erwähnen wir zunächst 'sGravesande und Muschenbroek.

Wilhelm Jacob 'sGravesande,
geboren 1688.

Physices elementa mathematica, sive introductio ad philosophiam Newtonianam. Lugd. Batav. 1721.

Im zweiten Bande p. 78. Cap. 18 trägt er die Lehre von der diversen Refrangibilität nach Newton vor; in seinen Definitionen setzt er sie voraus. Die ins Ovale gezogene Gestalt des runden Sonnenbildes scheint sie ihm ohne weiteres zu beweisen.

Merkwürdig ist, daß Tab. XV. die erste Figur ganz richtig gezeichnet ist, und daß er §. 851 zur Entschuldigung, daß im Vorhergehenden beim Vortrag der Refractions-Gesetze die weißen Strahlen als homogen behandelt worden, sagt: satis est exigua differentia refrangibilitatis in radiis solaribus, ut in præcedentibus negligi potuerit.

Freilich, wenn die Versuche mit parallelen Mitteln gemacht werden, sind die farbigen Ränder unbedeutend, und man muß das Sonnenbild genug quälen, bis das Phänomen ganz farbig erscheint.

Uebrigens sind die perspectivisch, mit Licht und Schatten vorgestellten Experimente gut und richtig, wie es scheint, nach dem wirklichen Apparat gezeichnet. Aber wozu der Aufwand, da die Farbenerscheinung als die Hauptsache fehlt? Keine Linearzeichnungen, richtig illuminirt, bestimmen und entscheiden die ganze Sache, da hingegen durch jene umständliche, bis auf einen gewissen Grad wahre und doch im Hauptpunkte mangelhafte Darstellung der Irrthum nur desto ehrwürdiger gemacht und fortgepflanzt wird.

Peter van Muschenbroek,
geb. 1692, gest. 1761.

Elementa physica 1734. Völlig von den Newtonischen Lehre überzeugt, fängt er seinen Vortrag mit der hypothetischen Figur an, wie sie bei uns, Tafel VII, Figur 1 abgebildet ist. Dann folgt: Si per exiguum foramen mit der bekannten Litanei.

Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir der Florentinischen Akademie, deren Tentamina von Muschenbroek übersetzt und 1731 herausgegeben worden. Die enthalten zwar nichts die Farbenlehre betreffend; doch ist uns die Vorrede merkwürdig, besonders wegen einer Stelle über Newton, die als ein Zeugniß der damaligen höchsten Verehrung dieses außerordentlichen Mannes mitgetheilt zu werden verdient. Indem nämlich Muschenbroek die mancherlei Hindernisse und Beschwerlichkeiten anzeigt, die er bei Uebersetzung des Werks aus dem Italiänischen ins Lateinische gefunden, fügt er folgendes hinzu: « Weil nun auch mehr als sechzig Jahre seit der ersten Ausgabe dieses Werks verflossen, so ist die Philosophie inzwischen mit nicht geringem Wachsthum vorgeschritten, besonders seithem der alles leichtste und höchste Lenker und Vorsteher aller menschlichen Dinge, mit unendlicher Liebe und unbegreiflicher Wohlthätigkeit die Sterblichen unserer Zeit bedenkend, ihre Gemüther nicht länger in dem Druck der alten Finsterniß lassen wollte, sondern ihnen als ein vom Himmel gesandtes Geschenk jenes drittische Orakel, Isaac Newton, gewährt; welcher eine erhabene Mathesin auf die sinnreichen Versuche anwendend, und alles geometrisch beweisend, gelehrt hat, wie man in die verborgensten Geheimnisse der Natur dringen und eine wahre befestigte Wissenschaft erlangen könne. Deswegen hat auch dieser mit göttlichem Scharfsinn begabte Philosoph mehr geleistet als alle die erfindsamsten Männer von den ersten Anfängen der Weltweisheit her zusammen. Verbannt sind nun alle Hypothesen; nichts als was bewiesen ist wird zugelassen; die Weltweisheit wird durch die gründlichste Lehre erweitert, und auf den menschlichen Nutzen übertragen, durch mehrere angesehene, die wahre Methode befolgende gelehrte Männer. »

Französische Akademiker.

Die erste französische Akademie, schon im Jahre 1634 eingerichtet, war der Sprache im allgemeinsten Sinne, der Grammatik, Rhetorik und Poesie gewidmet. Eine Versammlung von Naturforschern oder hatte zuerst in England statt gefunden.

In einem Brief an die Londoner Societät preist Sorbière die englische Nation glücklich, daß sie einen reichen Adel und einen König habe, der sich für die Wissenschaften interessire; welches in Frankreich nicht der Fall sey. Doch fanden sich auch in diesem Lande schon so viel Freunde der Naturwissenschaften in einzelnen Gesellschaften zusammen, daß man von Hof aus nicht säumen konnte, sie näher zu vereinigen. Man dachte sich ein weit umfassendes Ganzes und wollte jene erste Akademie der Redekünste und die neu einzurichtende der Wissenschaften mit einander vereinigen. Dieser Versuch gelang nicht; die Sprach-Akademiker schieden sich gar bald, und die Akademie der Wissenschaften blieb mehrere Jahre zwar unter königlichem Schutz, doch ohne eigentliche Sanction und Constitution, in einem gewissen Mittelzustand, in welchem sie sich gleichwohl um die Wissenschaften genug verdient machte.

Mit ihren Leistungen bis 1696 macht uns Du Hamel in seiner Regiæ Scientiarum academiæ historia auf eine stille und ernste Weise bekannt.

In dem Jahre 1699 wurde sie restaurirt und völlig organisirt, von welcher Zeit an ihre Arbeiten und Bemühungen ununterbrochen bis zur Revolution fortgesetzt wurden.

Die Gesellschaft hielt sich, ohne sonderliche theoretische Forderung, nahe an der Natur und deren Beobachtung, wobei sich von selbst versteht, daß in Absicht auf Astronomie, so wie auf alles was dieser großen Wissenschaft vorangegehen muß, nicht weniger bei Bearbeitung der allgemeinen Naturlehre, die Mathematiker einen fleißigen und treuen Antheil bethätigen. Naturgeschichte, Thierbeschreibung, Thieranatomie beschäftigt manche Mitglieder und darüber hin, was später von Buffon und Daubenton ausgeführt werde.

Im Ganzen sind die Verhandlungen dieser Gesellschaft eben so wenig methodisch als die der englischen; aber es herrscht doch über eine Art von verständiger Ordnung darin. Man ist hier nicht so confus wie dort, aber auch nicht so reich. In Absicht auf Farbenlehre verdanken wir derselben folgendes:

Mariotte.

Unter dem Jahre 1679 giebt uns die Geschichte der Akademie eine gedrängte, aber hinreichende Nachricht von den Mariottischen Arbeiten. Sie bezeigt ihre Zufriedenheit über die einfache Darstellung der Phänomene und äußert, daß es sehr wohl gethan sey, auf eine solche Weise zu verfahren, als sich in die Aufsuchung entfernterer Ursachen zu verlieren.

De Lahire.

Im Jahre 1678 hatte dieser in einer kleinen Schrift, Accidens de la vue, den Ursprung des Blauen ganz richtig gefaßt, daß nämlich ein dunkler schwärzlicher Grund, durch ein durchscheinendes weißliches Mittel gesehen, die Empfindung von Blau gebe.

Unter dem Jahre 1711 findet sich in den Memoiren der Akademie ein kleiner Aufsatz, worin diese Ansicht wiederholt und zugleich bemerkt wird, daß das Sonnenlicht durch ein angerauchtes Glas roth erscheine. Er war, wie man sieht, auf dem rechten Wege, doch fehlte es ihm an Entwickelung des Phänomens. Er drang nicht weit genug vor, um einzusehen, daß das angerauchte Glas hier nur als ein Trübes wirke, indem dasselbe, wenn es leicht angeraucht ist, vor einen dunklen Grund gehalten, bläulich erscheint. Eben so wenig gelang es ihm das Rothe aufs Gelbe zurück, und das Blaue aufs Violette vorwärts zu führen. Seine Bemerkung und Einsicht blieb daher unfruchtbar liegen.

Wegen übereinstimmender Gesinnungen schalten wir an dieser Stelle einen Deutschen ein, den wir sonst nicht schicklicher unterzubringen wußten.

Johann Michael Conradi.

Anweisung zur Optica. Coburg 1710, in 4.

Pag. 18 §. 16: »Wo das Auge nichts siehet, so meinet es, es sehe etwas Schwarzes, als wenn man des Nachts gen Himmel siehet, da ist wirklich nichts, und man meinet die Sterne hingen an einem schwarzen Exempano. Wo aber eine durchscheinende Maße vor dieser Schwärze, oder diesem Nichts stehet, so giebt es eine blaue Farbe, daher der Himmel des Tages blau siehet, weil die Luft wegen der Dünste weiß ist. Dahero je reiner die Luft ist, je hochblauer ist der Himmel, als wie ein Gewitter vorüber ist, und die Luft von denen vielen Dünsten gereiniget, je dürstiger aber die Luft ist, desto weißlicher ist diese blaue Farbe. Und daher scheinen auch die Wälder von weitem blau, weil vor dem schwarzen schattenvollen Grün die weiße und illuminirte Luft sich befindet. «

Malebranche.

Wir haben schon eben den Entwurf seiner Lehre eingerückt. Er gehört unter diejenigen, welche Licht und Farbe unter zu behandeln glauben, wenn sie sich diese Phänomene als Schwingungen erklären. Und es ist bekannt, daß diese Vorstellungsart durch das ganze achtzehnte Jahrhundert Gunst gefunden.

Nun haben wir schon geäußert, daß nach unserer Ueberzeugung damit gar nichts gewonnen ist. Denn wenn uns der Ton deßwegen begreiflicher zu seyn scheint als die Farbe, weil wir mit Augen sehen und mit Händen greifen können, daß eine mechanische Impulsion Schwingungen an den Körpern und in der Luft hervorbringt, deren verschiedene Maßverhältnisse harmonische und disharmonische Töne bilden; so erfahren wir doch dadurch keineswegs was der Ton sey, und wie es zugehe, daß diese Schwingungen und ihre Abgemessenheiten das was wir im Allgemeinen Musik nennen, hervorbringen mögen. Wenn wir nun aber gar diesen mechanischen Wirkungen, die wir für intelligibel halten, weil wir einen gewissermaßen groben Anstoß zu zarter Erscheinungen bemerken können, zum Gleichniß brauchen, um das, was Licht und Farbe heißen, uns auf eben dem Wege begreiflich zu machen; so ist dadurch eigentlich gar nichts gethan. Statt der Luft, die durch den Schall bewegt wird, einen Aether zu supponiren, der durch die Anregung des Lichts auf eine ähnliche Weise vibrire, bringt das Gefaßte um nichts weiter: denn freilich ist am Ende Alles Leben und Bewegung, und beide können wir doch nicht anders gewahr werden, als daß sie sich selbst rühren und durch Berührung das Nächste zum Fortschritt anregen.

Wie unendlich viel ruhiger ist die Wirkung des Lichts als die des Schalles. Eine Welt die so anhaltend von Schall erfüllt wäre, als sie es von Licht ist, würde ganz unerträglich thun.

Durch diese oder eine ähnliche Betrachtung ist wahrscheinlich Malebranche, der ein sehr zart fühlender Mann war, auf seine wunderliche Vibrations de pression geführt worden, da die Wirkung des Lichts durchaus mehr einem Druck als einem Stoß ähnlich ist. Wegen derjenigen welche es interessirt, die Memoiren der Akademie von 1699 nachsehen werden.

Bernard le Bovier de Fontenelle,

geb. 1657, gest. 1757.

Es war nicht möglich, daß die Franzosen sich lange mit den Wissenschaften abgaben, ohne solche ins Leben, ja in die Societät zu ziehen, und sie, durch eine gebildete Sprache, der Redekunst, wo nicht gar der Dichtkunst zu überliefern. Schon länger als ein halbes Jahrhundert war man gewohnt, über Gedichte und prosaische Aufsätze, über Theaterstücke, Kunstreden, Memoiren, Lobreden und Biographien in Gesellschaften zu discutiren und seine Meinung, sein Urtheil gegenseitig zu eröffnen. Im Briefwechsel suchten Männer und Frauen der obern Stände sich an Einsicht in die Weltverhältnisse und Charaktere, an Leichtigkeit, Heiterkeit und Anmuth bei der möglichsten Bestimmtheit, zu übertreffen; und

nun trat die Naturwissenschaft als eine spätere Gabe hinzu. Die Forscher so gut als andere Literatoren und Gelehrte lebten in der Welt und für die Welt: sie mußten auch für sich Interesse zu erregen suchen, und erregten es leicht und bald.

Aber ihr Hauptgeschäft lag eigentlich von der Welt ab. Die Untersuchung der Natur durch Experimente, die mathematische oder philosophische Behandlung des Erfahrnen, erforderte Ruhe und Stille, und weder die Breite noch die Tiefe der Erscheinung sind geeignet vor der Versammlung gebracht zu werden, die man gewöhnlich Societät nennt. Ja manches Abstrakte, Abstruse läßt sich in die gewöhnliche Sprache nicht übersetzen. Aber dem lebhaften, geselligen, mundfertigen Franzosen schien nichts zu schwer, und gedrängt durch die Nöthigung einer großen gebildeten Masse unternahm er eben Himmel und Erde mit allen ihren Geheimnissen zu vulgarisiren.

Ein Werk dieser Art ist Fontenelle's Schrift über die Mehrheit der Welten. Seitdem die Erde im Copernicanischen System auf einem subalternen Platz erschien, so traten vor allen Dingen die übrigen Planeten in gleiche Rechte. Die Erde war bewachsen und bewohnt, alle Klimate brachten nach ihren Bedingungen und Eigenheiten eigene Geschöpfe hervor, und die Folgerung lag ganz nahe, daß die ähnlichen Gestirne, und vielleicht auch gar die unähnlichen, ebenfalls mit Leben überfüllt und belebt seyn müßten. Was die Erde an ihrem hohen Rang verlieren, ward ihr gleichsam hier durch Gesellschaft ersetzt, und ihr Menschen die sich gern mittheilen, war es ein angenehmer Gedanke, früher oder später einen Besuch auf den umliegenden Welten anzustellen. Fontenelle's Werk fand großen Beifall und machte viel, indem es außer dem Hauptgedanken noch manches andere, den Weltbau und dessen Einrichtung betreffend, popularisiren mußte.

Dem Redner kommt es auf den Werth, die Würde, die Vollständigkeit, ja die Wahrheit seines Gegenstands nicht an; die Hauptfrage ist, ob er interessant sey, oder interessant gemacht werde. Die Wissenschaft selbst kann durch eine solche Behandlung wohl nicht gewinnen, wir auch in neuerer Zeit durch das Zerminiren und Zusantisiren so mancher höheren und profunderen Materie gesehen haben. Dasjenige wovon das Publikum hört, daß man sich damit in den Werkstätten, in den Studirzimmern der Gelehrten beschäftige, das will es auch näher kennen lernen, um nicht ganz albern zuzusehn, wenn die Wissenden davon sich laut unterhalten. Darum beschäftigen sich so viele Referirende, Epitomisirende, Auszierende, Urtheilende, Vorurtheilende; die launigen Schriftsteller verstehen nicht, Seitenblicke dahin zu thun; der Komödienschreiber scheut sich nicht, das Ehrwürdige auf dem Theater zu verspotten, wobei die Menge immer am freiesten Athem holt, weil sie fühlt, daß sie etwas Edles, etwas Bedeutendes los ist, und daß sie vor dem was anders für wichtig hatten, keine Ehrfurcht zu haben braucht.

Zu Fontenelle's Zeiten war dieses alles erst im Werden. Es läßt sich aber schon bemerken, daß Irrthum und Wahrheit, so wie sie im Gange waren, von guten Köpfen ausgebreitet, und eins wie das andere, wechselsweis mit Gunst oder Ungunst, behandelt wurden.

Dem großen Ruf Newtons, als derselbe in einem hohen Alter mit Tode abging, war niemand gewachsen. Die Wirkungen seiner Persönlichkeit erschienen durch ihre Tiefe und Ausbreitung der Welt höchst ehrwürdig, und jeder Verdacht, daß ein solcher Mann geirrt haben könnte, wurde weggewiesen. Das Unbedingte, an dem sich die menschliche Natur erfreut, erscheint nicht mächtiger als im Beifall und im Tadel, im Haß und der Neigung der Menge. Alles oder Nichts ist von jeher die Devise des angeregten Demos.

Schon von jener ersten, der Sprache gewidmeten Akademie ward der löbliche Gebrauch eingeführt, bei dem Todtenamte, das einem verstorbenen Mitgliede gehalten wurde, eine kurze Nachricht von des Abgeschiedenen Leben mitzutheilen. Pellisson, der Geschichtschreiber jener Akademie, giebt uns solche Notizen von den zu seiner Zeit verstorbenen Gliedern, auf seine reine, natürliche, liebenswürdige Weise. Je mehr nachher diese Institute selbst sich Ansehen geben und verschaffen, je mehr man Ursache hat, aus den Todten etwas zu machen, damit die Lebendigen als etwas erscheinen, desto mehr werden solche Personalien aufgeschmückt und treten in der Gestalt von Elogien hervor.

Daß nach dem Tode Newtons, der ein Mitglied der französischen Akademie war, eine bedeutende, allgemein verständliche, von den Anhängern Newtons durchaus zu billigende Lobrede würde gehalten werden, ließ sich erwarten. Fontenelle hielt sie. Von seinem Leben und seiner Lehre, und also auch von seiner Farbentheorie wurde mit Beifall Rechenschaft gegeben. Wir übersetzen die hierauf bezüglichen Stellen, und begleiten sie mit einigen Bemerkungen, welche durch den polemischen Theil unserer Arbeit bestätigt und gerechtfertigt werden.

Fontenelle's Lobrede auf Newton.

Aufgegriffen und mit Bemerkungen begleitet.

« In gleicher Zeit als Newton an seinem großen Werk der Principien arbeitete, hatte er noch ein anderes unter Händen, das eben so original und neu, weniger allgemein durch seinen Titel, aber durch die Manier, in welcher der Verfasser einen einzelnen Gegenstand zu behandeln sich vornahm, eben so ausgebreitet werden sollte. Es ist die Optik, oder das Werk über Licht und Farbe, welches zum erstenmal 1704 erschien. Er hatte in dem Lauf von beinahe Jahren die Experimente angestellt, deren er bedurfte. »

In der Optik steht kein bedeutendes Experiment das sich nicht schon in den optischen Lectionen fände, ja in diesen steht manches was in jener ausgelassen ward, weil es nicht in die künstliche Darstellung paßte, an welcher Newton beinahe zwanzig Jahre gearbeitet hat.

« Die Kunst Versuche zu machen, in einem gewissen Grade, ist keineswegs gemein. Das geringste Factum, das sich unsern Augen darbietet, oft aus so viel andern Facten verwickelt, die es zusammensetzen oder bedingen, daß man ohne eine außerordentliche Gewandtheit nicht alles was darin begriffen ist, entwickeln, noch ohne vorzüglichen Scharfsinn vermuthen kann was alles darin begriffen seyn dürfte. Man muß das Factum wovon die Rede ist, in so viel andere trennen, die abermals zusammengesetzt sind, und manchmal, wenn man seinen Weg nicht gut gewählt hätte, würde man sich in Irrgänge einlassen, aus welchen man keinen Ausgang fände. Die ursprünglichen und elementaren Facta schreiben von der Natur mit so viel Sorgfalt wie die Ursachen versteckt worden zu seyn; und gelangt man endlich dahin sie zu sehen, so ist es ein ganz neues und überraschendes Schauspiel. »

Dieser Periode, der dem Sinne nach allen Beifall verdiente, wenn gleich die Art des Ausdrucks vielleicht eine nähere Bestimmung erforderte, paßt auf Newton nur dem Vorurtheil, keineswegs aber dem Verdienst nach: denn eben hier liegt der von uns entwiesene, von ihm begangene Hauptfehler, daß er das Phänomen in seine

einfachen Farbenbilde nicht zerlegt hat, welches doch bis auf einen gewissen Grad leicht getrennt wäre, da ihm die Erscheinungen, aus denen sein Spectrum zusammengesetzt wird, selbst nicht unbekannt waren.

« Der Gegenstand dieser Optik ist durchaus die Anatomie des Lichts. Dieser Ausdruck ist nicht zu kühn, es ist die Sache selbst. »

So weit war man noch und noch im Glauben gekommen! An die Stelle des Phänomens setzt man eine Erklärung: nun nannte man die Erklärung ein Factum, und das Factum gar zuletzt eine Sache.

Bei dem Streite mit Newton, da er ihn noch selbst führte, findet man, daß die Gegner seine Erklärung als Hypothese behandelten; er aber glaubte, daß man sie als eine Theorie, ja wohl gar ein Factum nehmen könnte, und nun macht sein Verdruß die Erklärung gar zur Sache!

« Ein sehr kleiner Lichtstrahl, »

Hier ist also der hypothetische Lichtstrahl: denn bei dem Experiment bleibt es immer das ganze Sonnenbild.

« den man in eine vollkommen dunkle Kammer hereinläßt, »

In jedem hellen Zimmer ist der Effect eben derselbe.

« der aber niemals so klein seyn kann, daß er nicht noch eine unendliche Menge von Strahlen enthielte, wird getheilt, geschnitten, so daß man nun die Elementarstrahlen hat, »

Man hat sie! und wohl gar als Sache!

« aus welchen er vorher zusammengesetzt war, die nun aber von einander getrennt sind, jeder von einer andern Farbe gefärbt, die nach dieser Trennung nicht mehr verändert werden können. Das Weiße also vor der gesammte Strahl vor seiner Trennung, und entstand aus dem Gemisch aller dieser besondern Farben der primitiven Lichtstrahlen. »

Wie es sich mit diesen Redensarten verhalte, ist anderwärts genugsam gesagt.

« Die Trennung dieser Strahlen war so schwer, »

Hinter die Schwierigkeit der Versuche steckt sich die ganze Newtonische Schule. Daß man an den Erscheinungen macht und natürlich ist, läßt sich sehr leicht darstellen, was aber Newton zusammengekünstelt hat, um seine falsche Theorie zu bescheinigen, ist nicht sowohl schwer, als beschwerlich (trouble-some) darzustellen. Einfache, und gerade das Hauptsächlichste, ist sogar unmöglich. Die Trennung der farbigen Strahlen in sieben runde, völlig von einander abstehende Bilder ist ein Mährchen, das bloß als imaginäre Figur auf dem Papier steht, und in der Wirklichkeit gar nicht darzustellen ist.

« daß Herr Mariotte, als er auf das erste Gerücht von Herrn Newtons Erfahrungen diese Versuche unternahm, »

Ehe Mariotte seinen Tractat über die Farben herausgab, konnte er den Aufsatz in den Transactionen recht gut gelesen haben.

« sie verdrießlich, er der so viel Genie für die Erfahrung hatte und dem es bei andern Gegenständen so sehr gelückt ist. »

Und so mußte der treffliche Mariotte, weil er das Hexenspectrum, vor dem sich die übrigen Schulgläubigen beugten, als ein ehrlicher Mann, der Augen hatte, nicht anerkennen wollte, seinen wohlhergebrachten Ruf, als guter Beobachter, der seiner eigenen Nation verlieren, den wir ihm heute hierzu auf das vollkommenste wiederherzustellen wünschen.

« Noch ein anderer Nutzen dieses Werks der Optik, so groß vielleicht als der, den man aus der großen Anzahl neuer Kenntnisse nehmen kann, womit man es angefüllt findet, ist, daß es ein vortreffliches Muster liefert der Kunst sich in der Experimentalphilosophie zu benehmen. »

Was man sich unter Experimentalphilosophie gedacht, ist oben schon ausgeführt, so wie wir auch gehörigen Orts dargethan haben, daß man nie verkehrter zu Werke gegangen ist, um eine Theorie auf Experimente aufzubauen, oder, wenn man will, Experimente an eine Theorie anzuschließen.

« Will man die Natur durch Erfahrungen und Beobachtungen fragen, so muß man sie fragen wie Herr Newton, auf eine so gewandte und dringende Weise. »

Die Ausdrücke gewandt und dringend sind recht weit angebracht, um die Newtonische künstliche Behandlungsweise auszudrücken. Die englischen Liebhaber sprechen gar von nice Experiments, welches Beiwort alles was genau und streng, scharf, ja spitzfindig, bedeutsam, verfänglich, bedenklich, gewissenhaft und pünktlich bis zur Uebertreibung und Kleinlichkeit einschließt. Wir können aber ganz füglich sagen: die Experimente sind einfältig, man läßt den Zuschauer nicht allzu sehen, am wenigsten das, worauf es eigentlich ankommt; sie sind unendlich umständlich, wodurch die Aufmerksamkeit zerstreut wird; sie sind complicirt, wodurch sie sich der Beurtheilung entziehen und also durchaus taschenspielerisch.

« Sachen die sich fast der Untersuchung entziehen, weil sie zu subtil (delicies) sind, »

Hier haben wir schon wieder Sachen, und zwar so ganz feine, flüchtige, der Untersuchung entschlüpfte Sachen!

« verstärkt er dem Calcul zu unterwerfen, der nicht allein das Wissen guter Geometer verlangt, sondern was mehr ist, eine besondere Geschicklichkeit. »

Nun sie wäre denn endlich die Untersuchung in die Geheimnisse der Mathematik gehüllt, damit doch ja niemand so leicht wage sich diesem Heiligthum zu nähern.

« Die Anwendung die er von seiner Geometrie macht, ist so fein, als seine Geometrie selbst ist. »

Auf diesen retrenchirten Schanz und Schmalzgraben wir nur so viel zu erwidern, daß die Hauptform in dieser subtilen feinen Geometrie, nach Entdeckung der achromatischen Fernröhre, falsch befunden und dafür allgemein anerkannt sind. Jene famose Messung und Berechnung des Farbenbildes, wodurch ihnen eine Art von Zeuleiter angedichtet wird, ist von uns auch anderweit vernichtet worden, und es wird von ihr zum Ueberfluß noch im nächsten Artikel die Rede seyn.

Jean Jacques d'Ortous de Mairan
geb. 1678, gest. 1771.

Ein Mann gleichfalls von der Natur bestimmt mit Fontenellen zu wetteifern, unterrichtet, klar, scharfsinnig, fruchtbar, von einer sociablen und höchstgefälligen Natur. Er folgte Fontenellen im Secretariat bei der Akademie, schrieb einige Jahre die erforderlichen Lobreden, erhielt sich die Gunst der vornehmen und übrigen Welt bis in sein Alter, das er bewunderte so doch als Fontenelle brachte. Uns geziemt nun desjenigen zu gedenken was er gethan, um die Farbenlehre zu fördern.

Schon mochte bei den Physikern vergessen seyn, was Mariotte für diese Lehre gethan, der Weg war gegangen, den er eingeleitet, war vielleicht zum zweitenmal von einem Franzosen nicht zu betreten. Er hatte still und einsam gelebt, so daß man beinahe nichts von ihm weiß, und wie wäre es sonst auch möglich gewesen, den Erfahrungen mit solcher Schärfe und Genauigkeit das

in ihre letzten nothwendigen und einfachsten Bedingungen zu folgen. Von August und demjenigen was er im Journal von Trevoux geäußert, schwint niemand die mindeste Notiz genommen zu haben. Eben so wenig von de Lahire's richtigem Aperçu wegen des Blauen und Rothen. Alles das war für die Franzosen verloren, deren Blick durch die magische Gewalt des englischen Genius fascinirt worden. Newton war Präsident einer schon gegründeten Societät, als die französische Akademie in ihrer ersten Bildungsepoche begriffen war; sie schätzte sich's zur Ehre ihn zum Mitglied aufzunehmen, und den diesem Augenblick an schienen sie auch seine Lehre, seine Gesinnungen adoptirt zu haben.

Gelehrte Gesellschaften, sobald sie vom Gouvernement bestätigt, einen Körper ausmachen, befinden sich in Absicht der reinen Wahrheit in einer mißlichen Lage. Sie haben einen Rang und können ihn mittheilen; sie haben Rechte und können sie übertragen; sie stehen gegen ihre Glieder, sie stehen gegen gleiche Corporationen, gegen die übrigen Staatsgewalten, gegen die Nation, gegen die Welt in einer genissen Beziehung. Im Einzelnen verdient nicht jeder den sie aufnehmen, seine Stelle; im Einzelnen kann nicht alles was sie billigen recht, nicht alles was sie tadeln falsch seyn: denn wie sollten sie vor allen andern Menschen und ihren Versammlungen das Privilegium haben, das Vergangene ohne hergebrachtes Urtheil, das Gegenwärtige ohne leidenschaftliches Vorurtheil, das Neuauftretende ohne mißtrauische Gesinnung, und das Künftige ohne übertriebene Hoffnung oder Apprehension, zu kennen, zu beschauen, zu betrachten, und zu erwarten.

So wie bei einzelnen Menschen, um so mehr bei solchen Gesellschaften, kann nicht alles um der Wahrheit willen geschehen, welche eigentlich ein überirdisches Gut, selbstständig und über alle menschliche Hülfe erhaben ist. Wer aber in diesem irdischen Wesen Existenz, Würde, Verhältnisse jeder Art erhalten will, bei dem kommt manches in Betracht, was vor einer höheren Ansicht sogleich verschwinden müßte.

Als Glied eines solchen Körpers, der sich nun schon die Newtonische Lehre als integrirender Theil seiner Organisation angeeignet hatte, müssen wir Mairan betrachten, wenn wir gegen ihn gerecht seyn wollen. Zuerst erging er von einem Grundsatze aus, der sehr löblich ist, wenn dessen Anwendung nur nicht so schwer und gefährlich wäre, von dem Grundsatz der Einförmigkeit der Natur, von der Uebertragung, es sey möglich durch Betrachtung der Analogien ihrem Gesetzlichen näher zu kommen. Bei seiner Vorliebe für die Schwingungslehre erkannte ihn bewegen die Vergleichung welche Newton zwischen dem Spectrum und dem Monochord anstellte. Er beschäftigte sich damit mehrere Jahre: denn von 1720 finden sich seine ersten Andeutungen, 1738 seine letzten Ausarbeitungen.

Rizzetti ist ihm bekannt, aber dieser ist schon durch Descartes aus den Schranken getrieben; niemand denkt mehr an die wichtigen Fragen, welche der Italiäner zur Sprache gebracht; niemand an die große Anzahl von bedeutenden Erfahrungen die er aufgestellt: alles ist durch einen wunderlichen Zauber in das Newtonische Spectrum versenkt und an demselben gefesselt, gerade so wie es Newton vorzustellen beliebt.

Wenn man bedenkt, daß Mairan sich an die zwanzig Jahre mit dieser Sache, wenigstens von Zeit zu Zeit abgegeben, daß er das Phänomen selbst wieder hervorgebracht, das Spectrum gemessen und die gefundenen Maße, auf eine sehr geschickte ja künstlichere Art als Newton selbst, auf die Weltconleiter angewendet; wenn man sieht, daß er in nichts weder an Aufmerksamkeit, noch an Nachdenken, noch an Fleiß gespart, wie wirklich seine Ausarbeitung zierlich und allerliebst ist: so darf man es sich nicht verdrießen lassen, daß alles dieses umsonst geschehen, sondern man muß es eben als ein Beispiel betrachten, daß falsche Annahmen so gut wie wahre, auf das genaueste durchgearbeitet werden können.

Beinahe unbegreiflich jedoch bleibt es, daß Mairan, welcher das Spectrum wiederholt gemessen haben muß, nicht zufällig seine Tafel näher oder weiter vom Prisma gestellt hat, da er denn nothwendig hätte finden müssen, daß in keinem von beiden Fällen die Newtonischen Maße treffen. Man kann daher wohl behaupten, daß er in der Dunkelheit seines Vorurtheils immer erst die Tafel so gerückt, bis er die Maße nach der Angabe richtig erfunden. Sie muß auch sein Apparat höchst beschränkt gewesen seyn: denn er hätte bei jener größern Oeffnung im Fensterladen und beiderlei erster Entfernung, abermals die Maße anders finden müssen.

Dem sey nun wie ihm wolle, so scheinet sich durch diese, im Grunde redlichen, bewundernswürdigen, und von der Akademie gebilligten Bemühungen, die Newtonische Lehre nur noch fester gesetzt und den Gemüthern noch tiefer eingeprägt zu haben. Doch ist es sonderbar, daß seit 1738, als unter welchem Jahre die gedachte Abhandlung sich findet, der Artikel Farbe aus dem Register der Akademie verschwindet und kaum spärlich wieder zum Vorschein kommt.

Cardinal Polignac,
geb. 1661, gest. 1741.

Im Gefolg der Akademiker führen wir diesen Mann auf, der als Welt- und Staatsmann und Negotiateur einen großen Ruf hinterlassen hat, dessen weit umgreifender Geist aber sich über andere Gegenstände, besonders auch der Naturwissenschaft, verbreitete. Der Descartischen Lehre, zu der er in früher Jugend gebildet worden, blieb er treu, und war also gewissermaßen ein Gegner Newtons. Rizzetti dedicirte demselben sein Werk de Luminis affectionibus. Unser Cardinal beschäftigte sich mit Prüfung der Newtonischen Lehre. Gauger behauptet in seinen Briefen, p. 40: der Cardinal sey durch das Experimentum Crucis überzeugt worden. Eine Stelle aus den Anecdotes littéraires, Paris 1750. Tom. 2, p. 430 lassen wir im Original abdrucken, welche sich auf diese Untersuchungen bezieht.

Les expériences de Newton avaient été tentées plusieurs fois en France, et toujours sans succès, d'où l'on commençait à inférer que le système du docte Anglais ne pouvait pas se soutenir. Le cardinal de Polignac, qui n'a jamais été Newtonien, dit, qu'un fait avancé par Newton, ne devait pas être mis légerement, et qu'il fallait recommencer les expériences jusqu'à ce qu'on put s'assurer de les avoir bien faites. Il fit venir des prismes d'Angleterre. Les expériences furent faites en sa présence aux Cordeliers, et elles réussirent. Il ne put jamais cependant parvenir à faire du blanc, par la reunion des rayons, d'où il conclut que le blanc n'est pas le produit des rayons réunion, mais le résultat de cette réunion, non rompus et non réfrangibles. Newton, qui s'etait plaint du peu d'exactitude et même du peu de bonne foi des physiciens français, écrivit au Cardinal, pour le remercier d'un procédé si honnete et qui marquait tant de droiture.

Wir gestehen gern, daß wir mit den gesperrt gedruck-

im Worten nichts anzufangen wissen. Wahrscheinlich hat sich der Cardinal möglichst über diese Sache anders ausgedrückt, und man hat ihn unrecht verstanden.

Dem sey nun wie ihm sey, so haben wir nicht Ursache uns dabei aufzuhalten: denn es ist außer Zweifel, daß der Cardinal die Newtonische diverse Refrangibilität angenommen, wie aus einer Stelle seines Anti-Lucretius hervorgeht, wo er, im Begriff Newtonen in einigen Punkten zu widersprechen, ihn durch Lob und Beifall sich gleichsam die Erlaubniß zu nehmen sucht.

Lib. II. v. 874.

Dicam
Tanti pace viri, quo non solertior alter
Naturam rerum ad leges componere motus,
Ac Mundi partes justa perpendere libra,
Et radium Solis transverso prismate fractum
Septem in primigenos permansurosque colores
Solvere; qui potuit Spatium sibi fingere vanum,
Quod nihil est, multisque prius nihil esse probatum est.

Voltaire,

geb. 1694, gest. 1778.

In der besten Zeit dieses außerordentlichen Mannes war es zum höchsten Bedürfniß geworden, Göttliches und Menschliches, Himmlisches und Irdisches vor das Publikum überhaupt, besonders vor die gute Gesellschaft zu bringen, um sie zu unterhalten, zu belehren, aufzuklären, zu erschüttern. Gefühle, Thaten, Gesinnungen, Vorzugsrechte, Rabel und Entfernte, Erscheinungen der sittlichen und der physischen Welt, von allem mußte geschrieben, alles, wenn es auch nicht zu erschöpfen war, oberflächlich gefaßt werden.

Voltaire's großes Talent, sich auf alle Weise, sich in jeder Form zu communiciren, machte ihn für eine gewisse Zeit zum unumschränkten geistigen Herrn seiner Nation. Was er ihr anbot, mußte sie aufnehmen: kein Widerstreben half, mit aller Kraft und Künstlichkeit wußte er seine Gegner bei Seite zu drängen, und was er dem Publikum nicht aufnöthigen konnte, das wußte er ihm aufzuschmeicheln, durch Gewöhnung anzueignen.

Als Flüchtling fand er in England die beste Aufnahme und jede Art von Unterstützung. Von dorther zurückgekehrt machte er sich zur Pflicht, das Newtonische Evangelium, das er neben schen die allgemeine Gunst erworben hatte, noch weiter auszubreiten, und vorzüglich die Farbenlehre den Gemüthern recht einzuschärfen. Zu diesen physischen Studien sah ihn er besonders durch seine Freundin, die Marquise du Chatelet, geführt worden zu sein, wobei jedoch merkwürdig ist, daß in ihren Institutions physiques, Amsterdam 1742, nichts von den Farben vorkommt. Es ist möglich, daß sie die Sache schon durch ihren Freund für völlig abgethan gehalten, dessen Bemühungen wir jedoch nicht umständlich recensiren, sondern nur mit wenigem einen Begriff davon zu geben suchen.

Elémens de la philosophie de Newton mis à la portée de tout le monde. Amsterdam 1738.

In der Epistel an die Marquise du Chatelet heißt es:

Il déploie à mes yeux par une main savante
De l'astre des saisons la robe étincelante,
L'émeraude, l'azur, le pourpre, le rubis,
Sont l'immortel tissu dont brillent ses habits.
L'accord de ses rayons, dans sa substance pure,
Porte en soi les couleurs dont se peint la nature.
Et confondus ensemble, ils éclairent nos yeux,
Ils animent le monde, ils emplissent les cieux.

Der Vortrag selbst ist heiter, ja mitunter drollig, wie es sich von Voltairen erwarten läßt, dagegen aber auch unglaublich leicht und schief. Eine nähere Entwickelung wäre nicht der Mühe werth. Facta, Versuche, mathematische Behandlung derselben, Hypothese, Theorie sind so durcheinander geworfen, daß man nicht weiß was man denken und sagen soll, und das heißt zuletzt triumphirende Wahrheit!

Die beigefügten Figuren sind äußerst schlecht. Sie drücken als Linienzeichnungen allenfalls die Newtonischen Versuche und Lehren aus; die Fensterchen aber, wodurch das Licht hereinfällt, und die Puppen die zusehen, sind ganz sinn- und geschmacklos.

Beispiele von Voltaire's Vorurtheilen für Newton.

Brief an Herrn Thiriot, den 7. August 1738.

« Wenn man Herrn Algarotti den bedeutenden Ton verzeiht, so hat man ihn nicht gelesen. Viel eher könnte man ihm verzeihen, nicht genug behauptet zu haben, ich meine, nicht genug Sachen gesagt und zu viel gesprochen zu haben. Uebrigens, wenn das Buch nach Verdienst übersetzt ist, so muß es Glück machen. »

« Was mein Buch betrifft (Elémens de la philosophie de Newton), so ist es bis jetzt das erste in Europa, das parvulos ad regnum colorum berufen hat: denn regnum colorum ist Newton; die Franzosen überhaupt sind parvuli genug. Mit Euch bin ich nicht einig, wenn Ihr sagt, es seyen neue Meinungen in Newtons Werken. Erfahrungen sind es und Berechnungen, und zuletzt muß die ganze Welt sich unterwerfen. Die Argumente und Gefühle werden den Triumph der Vernunft auf die Länge nicht verhindern. »

In demselben Briefe.

« Der Pater Castel hat wenig Methode, sein Geist ist das umgekehrte vom Geiste des Jahrhunderts. Man könnte nicht leicht einen Auszug verworrener und unbeholfener einrichten. »

Brief an Herrn de Formont, den 1. April 1740.

« Also habt Ihr den unnützen Plunder über die Farben gelesen, den Herr Pater Castel seine Optik nennt. Es ist lustig genug, daß er sich beigehen läßt zu sagen: Newton habe sich betrogen, ohne es im mindesten zu beweisen, ohne den geringsten Versuch über die ursprünglichen Farben gemacht zu haben. Es scheint die Physik will nun drollig werden, seitdem es die Komödie nicht mehr ist. »

Algarotti,

geb. 1712, gest. 1774.

Stammend aus einem reichen venetianischen Kaufmannshause, erhielt er bei sehr schönen Fähigkeiten seine erste Bildung in Bologna, trieb schon sehr jung, und kam im neunzehnten Jahre nach Paris. Dort ergriff auch er den Weg der Popularisation eines abstrus

sen Gegenstandes, um sich bekannt und beliebt zu machen. Newton war der Abgott des Tages, und das siebenfarbige Licht ein gar zu lustiger Gegenstand. Algarotti betrat die Pfade Fontenelle's, aber nicht mit gleichem Geist, gleicher Anmuth und Glück.

Fontenelle führt sowohl in der Conception als in der Ausführung sehr viel höher. Bei ihm geht ein Abbé mit einer schönen Dame, die aber mit wenig Zügen so geschildert ist, daß Einem kein Liebesverhältniß einfallen kann, bei sternhellem Himmel spazieren. Der Abbé wird über dieses Schauspiel nachdenklich; sie macht ihm Vorwürfe, und er macht ihr dagegen die Würde dieses Anblicks begreiflich. Und so knüpft sich das Gespräch über die Mehrheit der Welten an. Sie sagen es immer nur Abends fort und der herrlichste Sternhimmel wird jedesmal für die Einbildungskraft zurückgerufen.

Von einer solchen Vergegenwärtigung ist bei Algarotti keine Spur. Er befindet sich zwar auch in der Gesellschaft einer schönen Marchesina, an welche viel Verbindliches zu richten wäre, umgeben von der schönen italiänischen Gegend; allein Himmel und Erde mit allen ihren bezaubernden Farben bieten ihm keinen Anlaß dar, in die Materie hinein zu kommen; die Dame muß zufälliger Weise in irgend einem Sonett von dem siebenfachen Lichte gelesen haben, das ihr denn freilich etwas seltsam vorkommt. Um ihr nun diese Phrase zu erklären, holt der Gesellschafter sehr weit aus, indem er, als ein wohlunterrichteter Mann, von der Naturforschung überhaupt und über die Lehre vom Licht besonders, manches Historisch- und Dogmatische recht gut vorbringt. Allein zuletzt, da er auf die Newtonische Lehre übergehen will, gesteht es durch einen Sprung, wie denn ja die Lehre selbst durch einen Sprung in die Physik gekommen. Und wer ein Buch mit aufmerksamer Theilnahme zu lesen gewohnt ist, wird sogleich das Unzusammenhängende des Vortrags empfinden. Die Lehre kommt von nichts und geht zu nichts. Er muß sie starr und steif hinlegen, wie sie der Meister überliefert hat.

Auch zeigt er sich nicht einmal so gewandt, die schöne Dame in eine dunkle Kammer zu führen, wohin er ja allenfalls, des Anstands und selbst des bessern Dialogs wegen, ein Vertraute mitnehmen konnte. Bloß mit Worten führt er ihr die Phänomene vor, erklärt sie mit Worten, und die schöne Frau wird auf der Stelle so gläubig als hundert andere. Sie braucht auch über die Sache nicht weiter nachzudenken; sie ist über die Farben auf immer beruhigt. Dem Himmelblau und Morgenroth, Wiesengrün und Veilchenblau, alles entspringt aus Strahlen und noch einmal Strahlen, die so höflich sind sich in Feuer, Wasser, Luft und Erde, an allen lebendigen und leblosen Gegenständen, auf jede Art und Weise, spalten, verschlucken, zurückwerfen und bunt herumstreuen zu lassen. Und damit glaubt er sie genugsam unterhalten zu haben, und sie ist überzeugt genugsam unterrichtet zu seyn.

Von jener Zeit an wird nun nicht leicht ein Dichter oder Redner, ein Verskünstler oder Prosaist gefunden, der nicht einmal oder mehreremal in seinem Leben diese farbige Spaltung des Lichts zum Gleichniß der Entwicklung des Ungleichartigen aus dem Gleichartigen gebraucht hätte; und es ist freilich niemand zu verargen, wenn einmal so eine wunderliche Synthese zum Behuf einer so wunderlichen Analyse gemacht worden, wenn der Glaube daran allgemein ist, daß er sie auch zu seinem Behuf finden, es sey nun des Belehrens und Ueberzeugens, oder des Blendens und Ueberredens, als Instanz oder Gleichniß beibringe.

Anglomanie.

Die Engländer sind vielleicht vor vielen Nationen geeignet, Auswärtigen zu imponiren. Ihre persönliche Ruhe, Sicherheit, Thätigkeit, Eigensinn und Wohlabgetheiltheit geben beinahe ein unerreichbares Musterbild von dem was alle Menschen sich wünschen. Ohne uns hier in ein Allgemeines einzulassen, bemerken wir nur, daß die Klage über Anglomanie von früherer Zeit bis zur neuesten in der französischen Literatur vorkommt. Dieser Enthusiasmus der französischen Nation für die englische soll sich besonders gleich nach einem geschlossenen Frieden am lebhaftesten äußern: welches wohl daher kommen mag, weil alsdann nach wiederhergestellter Communication beider Nationen der Reichthum und die Comforts der Engländer dem, wenigstens in früherer Zeit, gebarmen und genügsamen Franzosen gar wünschenswerth in die Augen leuchten müssen.

Dieses Vorziehen einer fremden Völkerschaft, dieses Hintansetzen seiner eigenen kann doch wohl aber nicht daher getrieben werden, als wir es oben bei Voltairen finden, der die Newtonische Lehre zum regnum coelorum und die Franzosen zu den parvulis macht. Doch hätte er es gewiß nicht gethan, wenn das Vorurtheil in seiner Nation nicht schon gang und gäbe gewesen wäre. Denn bei aller Kühnheit hütet er sich doch etwas vorzubringen, wogegen er die allgemeine Stimmung kennt, und wir haben ihn im Verdacht, daß er seinen Deismus überall und so entschieden ausspricht, bloß damit er sich vom Verdacht des Atheismus reinige: einer Denkweise, die jederzeit nur wenigen Menschen gemäß und den übrigen zum Abscheu seyn mußte.

Chemiker.

Das Verhalten der Lakmustinctur gegen Säuren und Alcalien, so bekannt es war, blieb doch immer wegen seiner Eminenz und seiner Brauchbarkeit den Chemikern merkwürdig, ja das Phänomen wurde gewissermaßen für einzig gehalten. Die früh-en Bemerkungen des Paracelsus und seiner Schule, daß die Farben aus dem Schwefel und dessen Verbindung mit den Salzen sich herschreiben möchten, waren auch noch in frischem Andenken geblieben. Man gedachte mit Interesse eines Versuchs von Mariotte, der einen rothen französischen Wein durch Alcalien gebräunt und ihm das Ansehen eines schlechten verdorbenen Weins gegeben, nachher aber durch Schwefelgeist die erste Farbe, und zwar noch schöner, hergestellt. Man erklärte damals daraus das Vortheilhafte des Aus- und Aufbrennens der Weinflässer durch Schwefel, und fand diese Erfahrung bedeutend.

Die Akademie interessirte sich für die chemische Analyse der Pflanzentheile, und als man die Resultate bei den verschiedensten Pflanzen ziemlich einformig und übereinstimmend fand, so beschäftigten sich andere wieder die Unterschiede aufzusuchen.

Geoffroy, der jüngere, scheint zuerst auf den Gedanken gekommen zu seyn die essentiellen Oele der Vegetabilien mit Säuren und Alcalien zu behandeln, und die dabei vorkommenden Farbenerscheinungen zu beobachten.

Sein allgemeinerer Theoretische Gesichtspunkten, dem wir besonders Feuertheile und was dergleichen Dinge mehr sind. Aber die Anwendung seiner chemischen Versuche auf die Farben der Pflanzen selbst, hat viel Gutes. Er gesteht zwar selbst die Zartheit und Beweg-

lichkeit zu Grit von ein, nicht aber doch dessen am nicht all. Hoffmann auf, die wir denn von dem was er uns überliefert, nähern Gebrauch zu machen gedenken, wenn wir auf viele Materie, die wir in unserm Entwurfe nur beiläufig behandelt haben, dereinst zurückkehren.

In dem animalischen Reiche hatte Reaumur den Saft einiger europäischen Purpurschnecken und dessen Färbungseigenschaften untersucht. Man fand, daß Licht und Luft die Farbe augenblicklich erhöhten. Andere waren auf die Farbe des Blutes aufmerksam geworden, und beobachteten, daß das arterielle Blut ein höheres, das venöse ein tieferes Roth zeige. Man schrieb der Einwirkung der Luft auf die Lungen jene Farbe zu; weil man es aber materiell und mechanisch nahm, so kam man nicht weiter und erregte Widerspruch.

Das Mineralreich bot dagegen bequeme und sichere Versuche dar. Lomery, der jüngere, untersuchte die Metalle nach ihren verschiedenen Auflösungen und Präcipitationen. Man schrieb dem Quecksilber die größte Verschiedenheit in Absicht der Farben zu, weil sie sich am deutlichsten am leichtesten offenbart. Wegen der übrigen glaubte man eine Spezifikation eines jeden Metalles zu gewissen Farben annehmen zu müssen, und blieb deswegen in einer gewissen Beschränktheit, aus der wir uns noch nicht ganz haben herausreißen können.

Bei allen Versuchen Lomery's jedoch zeigt sich deutlich das von uns erwähnte Schwanken der Farbe, das durch Säuren und Alkalien, oder wie man das was ihre Stelle vertritt, nennen mag, hervorgebracht wird. Wir denken auch die Sache so einfach ist, daß wenn man sich nicht in die Nüancen, welche nur als Bestimmung angesehen sind, einläßt, man sich sehr wohl einen allgemeinen Begriff zu eigen machen kann.

Die Gründe zu Verschiedenheiten fügen wir nicht bei, weil man solche gar leicht in dem zu der Histoire und den Mémoires de l'Academie française gefertigten Register aufsuchen kann.

Dufay.

Die französische Regierung hatte unter Anleitung von Colbert, durch wohlüberdachte Verordnungen, das Gutfärben und Schönfärben getrennt, zum großen Vortheil aller, denen es sey zu welchem Gebrauch, zu wissen nöthig war, daß sie mit haltbar gefärbten Zeugen der Gobelinsfabrik gewissenhaft versorgt würden. Die Polizei fand nun die Aufsicht über dreierlei Arten der Färberei bequemer, indem dem Gutfärber eben so wohl verboten war verdächtige Materialien in der Werkstatt zu haben, als dem Schönfärber bewährte. Und so konnte sich auch jeder Handwerker in dem ihm angewiesenen Kreise immer mehr und mehr vervollkommen. Für die Technik und den Gebrauch war gesorgt.

Allein es ließ sich bald bemerken, daß die Wissenschaft, ja die Kunst selbst dabei leiden mußte. Die Bekanntmachungen waren getrennt. Niemand blickte über sein Fach hinaus, und niemand gewann eine Uebersicht des Ganzen. Eine einfachere Regierung jedoch hatte diesen Mangel bald, schnelle wissenschaftlich gebildeten Männern der Zutrauen und sah ihnen den Auftrag, was man durch die Gesetzgebung getrennt war, auf einem höhern Standpunkte zu vereinigen. Dufay ist einer von diesen.

Die Beschreibungen auch anderer Handwerke sollten unternommen werden. Dufay bearbeitete die Färberei. Eine kurze Anzeigung den Memoiren der Akademie 1737 ist sehr verständig geschrieben. Wir übergehen was uns nicht nahe berührt, und bemerken nur Folgendes:

Wer von der Färberei in die Farbenlehre kommt, muß es höchst verdrießlich finden, wenn er von sieben, ja noch mehr Urfarben reden hört. Er wird bei der gemeinen Aufmerksamkeit gewahr, daß sich in der mineralischen, vegetabilischen und animalischen Natur drei Farben isoliren und specificiren. Er kann sich Gelb, Blau und Roth ganz rein verschaffen; er kann sie den Gewebten mittheilen und durch verschiedene, wiederholte und gegeneinander wirkende Behandlung, so wie durch Mischung die übrigen Farben hervorbringen, die ihm also abgeleitet erscheinen. Unmöglich wäre es ihm, das Grün zu einer Urfarbe zu machen. Weiß hervorzubringen, ist ihm durch Färbung nicht möglich; hingegen durch Entfärbung leicht genug darzustellen, giebt es ihm dem Begriff von völliger Farblosigkeit, und wird ihm die wünschenswertheste Unterlage alles zu Färbenden. Alle Farben zusammengemischt geben ihm Schwarz.

So erblickt der tüchtige Sinn, der gesunde Menschenverstand die Natur, und wenn er auch in ihre Tiefen nicht eindringt, so kann er sich doch niemals auf einen falschen Weg verlieren, und er kommt zum Besitz dessen was ihm zum vorläufigen Gebrauch nothwendig ist. Jene drei Farben nennt daher Dufay seine Mutterfarben, seine ursprünglichen Farben, und zwar als Färber mit vollkommenem Recht. Der Newtonischen Lehre gedenkt er im Vorbeigehen, verspricht etwas mehr darüber zu äußern, ob es aber geschehen, ist mir nicht bekannt.

Louis Bertrand Castel,

geb. 1688, gest. 1757.

L'optique des Couleurs, fondée sur les simples Observations et tournée sur toute la pratique de la peinture; avec figures, à Paris 1740.

Jesuit und geistreicher Mann, der indem er auf dem Wege Fontenelle's ging, die sogenannten exacten Wissenschaften durch einen lebendigen und angenehmen Vortrag in die Gesellschaft einzuführen, und sich dadurch den Beifall gleichsam vorzüglich cultivirten Nationen, der englischen und der französischen, bekannt und beliebt zu machen suchte. Er hatte deshalb, wie alle die sich damals auf diese Weise beschäftigten, mit Newton und Descartes pro und contra zu thun; daher denn auch bald diesen bald jenen nach seiner Ueberzeugung begünstigte, oft aber auch seine eigenen Vorstellungsarten mitzutheilen und durchzusetzen trachtete.

Wir haben hier nur das zu bedenken, was er in der Farbenlehre geleistet, in wiefern er wie wir oben gesehen, von Boltairen so sehr bekandelt worden.

Eine Regierung darf nur auf einen vernünftigen Weg deuten, so wird dies sogleich zur Aufforderung für viele, ihn zu wandeln und sich darauf zu bemühen. So scheint auch Pater Castel zu seiner Arbeit, nicht durch denselben Auftrag der obern, wie Dufay, sondern durch Neigung und durch den Wunsch, dem Staate als Privatmann nützlich zu werden, in dieses Fach getrieben zu seyn, das er um so mehr cultivirte, als er neben seinen Studien eine große Lust zum Mechanischen und Technischen empfand.

Auch auf seinem Gange werden ihm die Newtonischen sieben Urfarben unerträglich; er führt sie auf drei zurück. Das Clair-obscur, das Schwarze und Weiße, das Erhellen und Verdunkeln der Haupt- und abgeleiteten Farben beschäftigen ihn um so mehr, als er auch dem Maler entgegen sehen will.

Man kann nicht läugnen, daß er die Probleme der Farbenlehre meist alle berührt, doch ohne sie gerade

auflösen. Seinem Buche fehlt es nicht an einer gewissen Ordnung; aber durch Umständlichkeit, Kleinigkeitskrämerei und Weitschweifigkeit verdirbt er sich das Spiel gegen den billigen Leser. Sein größtes Unglück ist, daß er ebenfalls die Farbe mit dem Tone vergleichen will, zwar auf einem andern Wege als Newton und Mairan, aber auch nicht glücklicher. Auch ihm hilft es nichts, daß er eine Art von Ahnung von der sogenannten Sparsamkeit der Natur hat, von jener geheimnißvollen Urkraft, die mit wenigem viel, und mit dem Einfachsten das Mannigfaltigste leistet. Er sucht es noch, wie seine Vorgänger, in dem was man Analogie heißt, wodurch aber nichts gewonnen werden kann, als daß man ein paar sich ähnelnde empirische Erscheinungen einander an die Seite setzt, und sich verwundert, wenn sie sich vergleichen und zugleich nicht vergleichen lassen.

Sein Farben-Clavier, das auf eine solche Uebereinstimmung gebaut werden sollte, und woran er sein ganzes Leben hin und her versuchte, konnte freilich nicht zu Stande kommen; und doch ward die Möglichkeit und Ausführbarkeit eines solchen Farben-Claviers immer einmal wieder zur Sprache gebracht, und neue mißglückte Unternehmungen sind den alten gefolgt. Worin er sich aber vollkommen einsichtig bewies, ist seine lebhafte Controverse gegen die Newtonische falsche Darstellung der prismatischen Erscheinung. Mit munterer französischer Eigenthümlichkeit wagt er den Scherz: es sey dem Newtonischen Spectrum eben so geschäftig, wenn man es ohne Grün, als einer hübschen Frau, wenn man sie ohne Roth ertappe. Auch nennt er mit Recht die Newtonische Farbenlehre eine Hemmera aller gesunden Physik.

Seine Anwendungen gegen die Newtonische Darstellung des Spectrums übergehen wir um so lieber, als wir sie sämmtlich unterschreiben können. Hätte Castels Widerspruch damals gegriffen und auch nur einen Theil der gelehrten Welt überzeugt, so wären wir einer sehr beschwerlichen Mühe überhoben gewesen.

« Da ich mich gern zu den Gegenständen meiner Aufmerksamkeit zurückfinde, so war mein erster oder zweiter Schritt in dieser Taufbahn mit einem Geschäft von Ueberraschung und Erstaunen begleitet, wovon ich mich noch kaum erholen kann. Das Prisma, das Herr Newton und ganz Europa in Händen gehabt hatte, konnte und sollte noch wirklich ein ganz neues Mittel zur Erfahrung und Beobachtung werden. Das Prisma auf alle mögliche Weise hin und wieder gebracht, aus allen Standpunkten angesehen, sollte das nicht durch so viel geschickte Hände erschöpft worden seyn? Wer hätte vermuthen können, daß alle diese Versuche, von denen die Welt geblendet ist, sich auf einen oder zwei zurückführen ließen, auf eine einzige Ansicht und zwar auf eine ganz gemeine, aus hundert andern Ansichten, wie man das Prisma fassen kann, und aus tausend Erfahrungen und Beobachtungen so tiefsinnig als man sie vielleicht nicht machen sollte. »

« Niemals hatte Herr Newton einen andern Gegenstand als sein farbiges Gespenst. Das Prisma zeigte es zuerst auch ganz unphilosophischen Augen. Die ersten welche das Prisma nach ihm handhabten, handhabten es ihm nur nach. Sie setzten ihren ganzen Ruhm darin, den genauen Punkt seiner Versuche zu erhaschen, und sie mit einer abergläubischen Treue zu copiren. Wie hätten sie etwas anderes finden können, als was er gefunden hatte? Sie suchten was er gesucht hatte, und hätten sie was anders gefunden, so hätten sie sich dessen nicht rühmen dürfen; sie würden sich selbst darüber geschämt, sich daraus einen heimlichen Vorwurf gemacht haben. So kostete es dem berühmten Herrn Mariotte seinen Ruf, der doch ein geschickter Mann war, weil er es wagte, weil er verstand den betretenen Weg zu verlassen. Gab es jemals eine Knechtschaft, die Künsten und Wissenschaften schädlicher gewesen wäre? »

« Und hätte Herr Newton das Wahre gefunden; das Wahre ist unendlich und man kann sich nicht darin beschränken. Unglücklicher Weise that er nichts, als auf einen ersten Irrthum unzählige Irrthümer häufen. Denn eben dadurch können Geometrie und scharfe Folgerungen schädlich werden, daß sie einen Irrthum fruchtbar und systematisch machen. Der Irrthum eines Ignoranten oder eines Thoren ist nur ein Irrthum, auch gehört er ihm nicht einmal an, er adoptirt ihn nur. Ich werde mich hüten Herrn Newton einer Unredlichkeit zu beschuldigen; andere würden sagen, er hat sich's recht angelegen seyn lassen, sich zu betrügen und uns zu verführen. »

« Zuerst selbst verführt durch das Prismengespenst sucht er es nur auszuputzen, nachdem er sich ihm einzig ergeben hat. Hätte er es doch als Geometer gemessen, berechnet und combinirt, dagegen wäre nichts zu sagen; aber er hat darüber als Physiker entschieden, dessen Natur bestimmen, dessen Ursprung bezeichnen wollen. Auch dieses stand ihm frei. Das Prisma ist freilich der Ursprung und die unmittelbare Ursache der Farben dieses Gespenstes; aber man geht fromauswärts, wenn man die Quelle sucht. Doch Herr Newton wendet dem Prisma ganz den Rücken, und scheint nur besorgt, das Gespenst in der größten Entfernung aufzufassen; und nichts hat er seinen Schülern mehr empfohlen. »

« Das Gespenst ist schöner, seine Farben haben mehr Einheit, mehr Glanz, mehr Entschiedenheit, je mehr sie sich von der Quelle entfernen. Sollte aber ein Philosoph nur nach dem Spiele mit schöner Farben lassen? — Die vollkommensten Phänomene sind immer am entferntesten von ihren geheimen Ursachen, und die Natur gänzlich niemals mehr, als indem sie ihre Kunst mit der größten Sorgfalt verbirgt. » —

« Und doch wollte Herr Newton die Farben trennen, entwirren, zerlegen. Sollte ihm hier die Geometrie nicht betrogen haben? Eine Gleichung läßt sich in mehrere Gleichungen auflösen; je mehr Farben, der Zahl nach verschieden, ihm das Gespenst zeigte, für desto einfacher, für desto zerlegter hielt er sie. Aber er dachte nicht daran, daß die Natur mannigfaltig und zahlreich in ihren Phänomenen, in ihren Ursachen sehr einfach, unitarisch, höchstens und sehr oft trinitarisch zu seyn pflege. »

« Und doch ist das Prisma, wie ich gestehe, die unmittelbare und nächstgängige Ursache des Gespenstes; aber hier hätte Herr Newton aufmerken und sehen sollen, daß die Farben nur erst in gewirrter Zahl aus dem Prisma hervortreten, sich dann aber vermischen, um sieben hervorzubringen, gerade wenn man will, ja eine Unzahl. »

« Aber zu warten bis die Farben recht verwickelt sind, um sie zu entwirren, mit Gefahr sie noch mehr zu verwirren, ist das eine Unredlichkeit des Herzens, die ein schlechtes System bemäntelt oder eine Schiefheit des Geistes, die es aufzustutzen sucht? »

« Die Farben kommen fast ganz getrennt aus dem Prisma in zwei Bündeln, durch einen breiten Streif weißen Lichtes getrennt, der ihnen nicht erlaubt sich zusammen zu begeben, sich in eine einzige Erscheinung zu vereinigen, als nach einer merklichen Entfernung, die man nach Belieben vergrößern kann. Hier ist der wahre Standpunkt, günstig für den, der die reelle Gestimmung hat, das zusammengesetzte Gespenst zu entwirren. Die Natur selbst bietet einem Jeden diese Ansicht, den das gespenstische Gespenst nicht zu sehr begeistert hat. Wir klagen die Natur an, sie sey geheimnißvoll; aber unser Geist ist es, der Spitzfindigkeiten und Geheimnisse liebt.

Naturam expellas furca, tamen usque recurret. »

» Herr Newton hat mit Kruzifixmarter und Gewalt hier die Natur zu bestätigen gesucht; tausendmal hat er dieses primitive Phänomen gesehen; die Farben sind nicht so schön, aber sie sind wahrer, sie sprechen uns natürlicher an. Von dieser Erscheinung spricht der große Mann, aber im Vorbeigehen und gleichsam verstohlen, daß nicht mehr davon die Rede sey, daß die Nachfolger gezwungen werden, die Augen für die Wahrheit zu eröffnen. »

» Er that mehr. Auch wider Willen wurde man des reinen Verhältnisses erkennen beim Gebrauch eines großen Prisma's, wo das weiße Licht, das die zwei ursprünglichen Randsäume trennt, sehr breit ist. In einem kleinen Prisma sind die beiden Säume näher beisammen. Sie erreichen einander viel geschwinder und betrügen den aufmerksamen Beobachter. Herr Newton giebt kleinen Prismen den Vorzug; die berühmtesten Prismen sind die englischen, und gerade diese sind auch die barbarischen. »

» Ein ausserlicher Gegner Newtons sagte mit Verdruß: diese Prismen sind sämmtlich Verräther, alle zur Theatererscheinung des magischen Gespenstes zu verrichten. Aber das Uebermaß Newtonischer — Unredlichkeit sage ich nicht, sondern wohl nur Newtonischen Irrthums ersieht sich darin, daß man sich mit kleinen Prismen begnügt, sondern uns über alles anempfiehlt, ja nur den feinsten, dünnsten Strahl hereinzulassen, so daß man über die Kleinheit der Oeffnung, wodurch der Sonnenstrahl in ein dunkle Kammer fallen soll, nicht spitzfindig verhandelt und unbedenklich verlangt, das Loch soll mit einem feinen Nadelstich in einer dieserwegen ohne kupfernen Platte angebracht seyn. Ein großer Mann und seine Bewunderer bedenken diese Kleinigkeiten nicht als geringfügig, und das ist gewiß, hätte man uns Natur und Wahrheit versinnlich vorhalten wollen, was ich nicht glaube, so hätte man es nicht mit mehr Genauigkeit anfangen können. Ein so feiner Strahl kommt aus dem Prisma mit einem so schmalen weißen Licht, und seine beiden Säume sind schon dergestalt geändert zu Gunsten des Gespenstes und zu Unrecht des Beschauers. »

» Wirklich zum Unheil dessen, der sich betrügen läßt. Das Publikum sollte demjenigen höchlich danken, der es warnt: denn die Verführung kam dergestalt in Zug, daß es äußerst verdienstlich ist, ihre Fortschritte zu hemmen. Die Physik mit andern ihr verwandten Wissenschaften und von ihr abhängigen Künsten war ohne Rettung verloren durch dieses System des Irrthums und durch andere Lehren, denen die Autorität desselben statt Beweises diente. Aber in diesen wie in jenem wird man künftig das Schädliche einsehen. »

» Sein Gespenst ist wahrhaft nur ein Gespenst, ein phantastischer Gegenstand, der an nichts arbeitet ist, an keinen wirklichen Körper; es beliebt sich vielmehr auf das, wo die Dinge nicht mehr sind, als auf ihr Wesen, ihre Existenz, ihre Ausdehnung. Da wo die Körper endigen, da, ganz genau da, bildet es sich; und welche Grenze es auch durch Divergenz der Strahlen erhalte, sie gehen dies Strahlen doch nur von Einem Punkte aus, von diesem unkörperlichen Punkte, der zwei ungleiche Körper trennt, das sich bei einem von dem nahe liegenden Schatten oder dem schwächern Licht des andern. »

Irrthe mit seiner Asche! Aus aber verzeihe man, wenn wir mit einigem Behagen darauf hinsehen, daß wir einen Irrthum, der zwar nicht unter die ersten Gifte gehört, aber doch unter die verzüglichen seiner Klasse gezählt, gegen seine Landsleute in Schutz genommen, und seinem Andenken die verdiente Achtung wieder hergestellt haben.

Technische Malerei.

Die Nachahmung von braunen Zeichnungen durch mehrere Holzstücke, welche in Italien zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts von Antonio Andreani und andern versucht wurde, ist Liebhabern der Kunst genugsam bekannt. Später trat sich die Nachahmung der Malerei oder bunter Zeichnungen durch mehrere Platten hervor. Kaufmann, Rembrandts Lehrer, soll sich damit beschäftigt haben.

Ohne daß wir hierüber besondere Nachforschungen anzustellen hätten, so scheint uns, daß die Erfindung der schwarzen Kunst dem Abdruck bunter Bilder vorausgehen mußte. Sehr leicht fand sich sodann der Weg dahin. Durch Zufall, aus Scherz, mit Verlaß konnte man eine schwarze Kunstplatte mit einer andern Farbe abdrucken, und bei dem einigen Streben der menschlichen Natur von der Abstraction, wie doch alle Menschromen angesehen werden können, zu der Wirklichkeit und also auch zu der farbigen Nachahmung der Oberflächen, war ein wiederholter theilweiser Abdruck derselben Platte, ein Druck mit mehreren Platten, ja das Malen auf die Platte, stufenweise ganz wohl zu denken.

Daß jedoch diese Art von Arbeit im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht bekannt und üblich war, läßt sich daraus schließen, daß de Lahire in seinem sehr schönen und unterrichtenden Traktat über die praktische Malerei dieser bunten Drucke nicht erwähnt, ob er gleich sonst sehr ausführlich ist, und auch einiger ganz nahe verwandten Künste und Kunstsachen gedenkt und uns mit dem Verfahren dabei bekannt macht.

Gegenwärtig haben wir zu unsern Zwecken zwei Männer anzuführen, welche sich besonders in der Epoche, bei der wir verweilen, in diesem Fache mit Ehre bemüht haben.

Le Blon.

Gebürtig von Frankfurt am Main, steht nicht bloß hier seines Namens wegen unter den Franzosen, sondern weil er sich in Frankreich und England thätig bewiesen.

Er versuchte erst, nach der Newtonischen Lehre, mit seinen Platten zu drucken; allein er bringt bei großer Bestimmtheit nur einen geringen Effect hervor. Er entwirft sie deshalb auf drei und verdarrt bei dieser Methode, ohne daß ihm jedoch seine Arbeit, die er mehrere Jahre fortsetzt, sonderlich Vortheil verschafft. Er legt seinen Druckfarben kein Gummi bei, sondern seine Schwärze, sein Schatten, soll ihm die entstehen, wo beim Abdruck die drei Farben zusammentreffen. Man wirft ihm vor, daß seine Behandlung unvollkommen gewesen, und daß er deshalb viel retouchiren müssen. Indeß scheint er der erste zu seyn, der mit dieser Arbeit einiges Aufsehen erregt. Sein Programm, das er in London deshalb herausgegeben, ist uns nicht zu Gesicht gekommen, es soll kurios und abstrus geschrieben seyn.

Gautier.

Ein thätiger, rascher, etwas windiger, zwar talentvoller, aber doch mehr als billig zudringlicher und Aufsehen liebender Mann. Er studirte erst die Malerei, dann die Kupferstecherkunst, und kommt gleichfalls auf den Ge-

danken, mit drei farbigen Platten zu drucken, wobei er eine vierte, die das Clairobscur leisten soll, zum Grunde legt. Er behauptet, seine Verfahrungsart sey einen ganz andere und bessere als die des Le Blon, mit welchem er über die Priorität in Streit geräth. Seine Mycologie kommt 1746, die Anatomie des Hauptes und ein Theil der Nervenlehre 1748 in Paris heraus. Die Arbeit ist sehr verdienstvoll; allein es ist überaus schwer über das eigentliche Verfahren, welches er beim Druck dieser colorirten Tafeln angewendet, etwas Befriedigendes zu sagen. Dergleichen Dinge lassen sich nicht ganz mechanisch behandeln; und ob es gleich ausgemacht ist, daß er mit mehrern Platten gedruckt, so scheint es doch, daß er wenigstens als vier angewendet, daß auf die Clairobscur-Platte stellenweise schon gemalt worden, und daß sonst auch durch eine zärtere künstlerische Behandlung dieser Abdrücke den Grad der Vollkommenheit erreicht haben, auf welchem wir sie sehen.

Indessen, da er auf dem praktischen und technischen Malerweg über die Farben zu denken genöthigt ist; so muß er freilich darauf kommen, daß man aus drei Farben alle die übrigen hervorbringen kann. Er faßt daher, wie Castel und andere, ein richtiges Aperçu gegen Newton und verfolgt es, indem er die prismatischen Versuche durcharbeitet.

Im November des Jahres 1749 trägt er der Akademie ein umständliches Memoire vor, worin er sowohl gegen Newton polemisirt, als auch das was er theoretisch für wahr hält, niederlegt. Diese gelehrte Gesellschaft war nun schon so groß und mächtig, daß sie der Wissenschaft schaden konnte. Vorzügliche Mitglieder derselben, wie Rallet und Buffon, hatten sich der Newtonischen Lehre hingegeben. Gautiers Zudringlichkeit mag höchst unbequem gewesen seyn. Genug, sein Aufsatz ward nicht in die Memoiren der Akademie aufgenommen, ja man erwähnte desselben nicht einmal in der Geschichte der Verhandlungen. Wir hätten auch nichts davon erfahren, wäre uns nicht eine wunderliche lateinische Uebersetzung desselben zu Handen gekommen, welche ein Pariser Chirurgus, Carl Nikolaus Jentz, London 1750, herausgegeben, unter dem Titel: ΦΩΤΟΓΕΝΕΣΙΣ ΧΡΩΓΕΝΕΣΙΣ. De optice Errores Isaaci Newtonis Aurati Equitis demonstrans. Diese, wie der Titel, fehlerhafte, ungrammatische, incorrecte, überhaupt barbarische Uebersetzung konnte freilich kein Glück machen, obgleich der Inhalt dieses Werkchens sehr schätzenswerth, mit Einsicht und Scharfsinn concipirt, und mit Lebhaftigkeit und Ordnung vorgetragen ist. Wir haben uns jedoch dabei nicht aufzuhalten, weil es eigentlich nur eine Art von Auszug aus dem größern Werke ist, von dem wir umständlicher handeln werden. Uebrigens wollen wir nicht läugnen, daß wir fast durchgängig mit ihm einig sind, wenige Stellen ausgenommen, in welchen er uns verkünstelnd zu verfahren scheint.

Sein ausführliches Werk führt den Titel: Chrogenèsie, ou génération des couleurs, contre le système de Newton, à Paris 1750. 31, II Tomes in 8. Die Darstellung seiner Farbentheorie, so wie die Controvers gegen die Newtonische, gehen erst im zweiten Bande Seite 49 an. Das Allgemeine von beiden findet sich Seite 60 bis 68. Von da an folgen umständliche anti-Newtonische Versuche.

1) Mit Pergamentblättchen vor der Oeffnung in der dunklen Kammer. Steigerung dadurch von Gelb auf Roth (E. 170).

2) Er entdeckt, daß der untere blaue Theil der Flamme nur blau erscheint, wenn sich Dunkel, nicht aber wenn ein Hell sich dahinter befindet (E. 159). Weil er aber das, was wir durch Trübe aussprechen, noch durch Licht ausspricht, so geht er von dieser Erfahrung nicht weiter; sie thut ihm genug, ob es gleich nur ein einzelner Fall ist.

3) Er hält fest darauf, daß bei prismatischen Versuchen die Farben nicht erscheinen als nur da, wo eine dunkle Fläche an eine helle gränzt; ferner daß diese durch Refraction gegen einander bewegt werden müssen, und erklärt daher ganz richtig warum die perpendicularen Gränzen nicht gefärbt werden (E. 197 ff.).

4) Weil er aber immer noch mit Strahlen zu thun hat, so kann er damit nicht fertig werden, warum das Bild an der Wand und das im Auge, bei gleicher Lage des brechenden Winkels, umgekehrt gefärbt sind. Er spricht von aufs und niedersteigenden Strahlen. Hätte er es unter der Formel des auf- und niederdrückenden Gelegenheit entwickelt er ganz richtig den ersten Versuch der Newtonischen Optik, auf die Weise, wie es auch von uns geschehen (p. 34 ff.).

5) Ein Wasserprisma theilt er in der Mitte durch eine Wand, füllt die eine Hälfte mit einem schönen rothen, die andere mit einem schönen blauen Liquor, läßt durch jedes ein Sonnenbild durchfallen, und bemerkt dabei die Verrückung und Färbung. Es ist dieses ein sehr guter Versuch, der noch besonders unterrichtend werden kann, wenn man durch eine etwas größere Oeffnung die Lichtscheibe halb auf die eine, halb auf die andere Seite fallen läßt, da sich denn noch der Refraction das wahre Verhältniß gar schön ausspricht. Es versteht sich von selbst, daß man successiv mehrere Farben neben einander bringen kann.

Bei dieser Gelegenheit wird das zweite Experiment Newtons kritisirt und auf die Weise, wie wir auch getan haben, gezeigt, daß man nur Hellblau zu nehmen habe, um das wahre Verhältniß der Sache einzusehen (p. 47 ff.).

6) Versuch mit dem subjectiven Herunterrücken des objectiven Bildes, dessen Entfärbung und Umfärbung.

7) Versuch mit einem linsenförmigen Prisma, d. h. mit einem solchen dessen eine Seite convex ist. Wir sind nie dazu gelangt, mit einer solchen Vorrichtung zu operiren, und lassen daher diese Stelle auf sich beruhen.

8) Versuch gegen das sogenannte Experimentum Crucis. Wir glauben die Sache kürzer gefaßt zu haben (p. 114 ff.).

9) Diese Nummer ist übersprungen.

10) In Gefolg von Nummer 8. Bei der Entwicklung des Experimentum Crucis scheint uns der Verfasser die verschiedene Incidenz allzusehr zu urgiren. Zwar ist etwas daran; aber die Erscheinung des Phänomens wird dadurch nicht zum Versuchen gebracht.

11) Versuch gegen die Newtonische Behauptung gerichtet: die different refrangiblen Strahlen setzen auch different sterbliei. Der Gedanke, das Spectrum durch einen Planspiegel aufzufassen, und es nach allerlei Seiten hinzuwerfen, unter solchen Winkeln und Bedingungen, daß eine diverse Reflexibilität sich darthun müßte, wenn sie existirte, ist ladenswerth. Man wende jedoch einen metallenen Spiegel an, damit keine Irrung durch die untere Fläche entstehe, und man wird, wie Gautier, finden, daß die Farben des Spectrums nach ihrem Einfalls-Winkel zurückgeworfen werden und keineswegs eine diverse Reflexion erleiden. Bei dieser Gelegenheit gedenkt er des neuern Newtonischen Versuchs, den wir aufs genauste analysirt (p. 196 — 203) und ihm eine besondere Tafel, die achte, gewidmet haben. Der Verfasser setzt denselben an wie wir, so wie auch den zehnten.

12) Versuch gegen das erste Theorem des zweiten Theils des ersten Buchs der Optik, wo Newton behauptet: die Gränze des Lichtes und Schattens trage nichts

zur Erklärung der phänomenalen Farben des Aethers mit Recht über den mittleren weißen Theil der prismatischen Erscheinung ins enge, um Phänomen seinen Finger oder einen Stab, und sagt dadurch die bloß an Finger oder Stab entstehenden Farben. Dabei erzählt er, daß der berühmte Mathematiker sich gegen dieses Phänomen dadurch völlig wollen, daß sie Hauptsache erst am Finger gezeigt Bestätigung der. Man sieht, daß dieser Satz seinen vor sechzig Jahren eben so und deutlich war, Albernheit den zu sein, wie am heutigen Tage.

15) Er bringt zu Bestätigung seiner Erklärung noch einen komplizirten Versuch bei, dessen Worte wir anderen zu prüfen überlassen.

16) Er läßt das Spectrum auf eine durchlöcherte Platte fallen, so daß jede Farbe einzeln durchgeht. Hier, durch eine zweite Begrenzung ohne wiederholte Refraction, erscheinen die Farbenbildchen nach dem ersten Brechung aufs neue gesäumt, und widerlegen die Lehre von Unterschiedenheit der sogenannten homogenen Lichter. Der Verfasser gedenkt mit Ehren Mariotte's, der dieses Phänomen zuerst der ihm beobachtete.

17) Er wendet hier abermals das Prisma mit der convexen Seite an, die mit einer Art von fein durchscheinem sichartigen Oehel bedeckt ist, und bringt dadurch mannigfaltige Abwechslung der Erscheinung hervor, wodurch er sein Behauptungen begünstigt glaubt. Wir haben diesen Versuch nicht nachgebildet.

18) Verbindung der Linse und des Prisma's, wodurch die Farben des Spectrums zum Weißen vereinigt werden sollen. Hoher Versuch mit einem I, der an seinem Ort zu entwickeln ist.

Hiermit endigen sich die anti-Newtonischen Versuche.

Ueber Newtons Erklärung des Regenbogens.

Ueber die Nebensonnen, wobei die parheliischen Farben zur Sprache kommen.

Ueber die bleibenden Farben der Körper. Erst gegen die Erklärungsart Newtons; dann leitet der Verfasser Weiß und Schwarz ungefähr wie Vogle ab. Das Blaue bringt er durch das Helle über dem Dunkeln hervor, das Rothe umgekehrt, welches freilich nicht ganz so glücklich ist, das Gelbe auf eben die Weise und mit mehr rem Recht. Er beschreibt manche Versuche, um diese Lehre zu bestätigen. Der Kürze halber beziehen wir uns auf unsere Darstellung der Sache S. 301 ff.

Hierauf folgt die Erklärung seiner Kupfertafeln und zugleich ein Zurückweisung auf die Stellen des Werks, zu welchen sie eigentlich gehören.

Hätte er seiner Controvers, an welcher wir wenig auszusetzen finden, eine etwas ausführlichere Farbenlehre folgen lassen, und sich damit begnügt, ohne die ganze übrige Naturlehre umfassen zu wollen; so hätte er vielleicht mehr Wirkung hervorgebracht. Allein sein Fehler, wie der seiner Vorgänger, besteht darin, daß Newton, weil seine Farbenlehre unhaltbar befunden wird, auch in gar nichts Recht haben soll, daß man also unternimmt, auch alles übrige was er gelehrt, zu kritisiren, ja was noch schlimmer ist, ein eigenes System dagegen aufzubauen, und sich etwas das weit über seine Kräfte geht, anzumaßen.

In gedachtem Sinne hat leider Gautier ein zweites Heft seiner Sache vorgelegt: Nouveau système de l'Univers, sous le titre de Chronogénèse, ou Critique des prétendues découvertes de Newton. Und so enthält denn dieß erste Heft nichts was sich auf Farben bezieht, sondern behandelt die allgemeinsten physischen und damit verwandten metaphysischen Gegenstände, denen Gautier, ob er sich gleich hierüber genugsam mit ihnen bekannt gemacht, dennoch weder als Physiker, noch als Naturforscher gewachsen seyn möchte.

Erst am Schluß des ersten Theils findet man etwas über die Geschichte der Farbenlehre. Der Anfang des zweiten giebt einen kurzen Abriß der im ersten verhandelten allgemeinen, physisch-mathematischen Principien, von denen der Verfasser zuletzt auf das Licht übergeht, und um Newtonen auch in der Behandlung keinen Vortheil zu lassen, mit Definitionen und Axiomen greift auftritt, sodann die Definitionen und Axiomen Newtons widerlegt. Da denn erst auf der wunderseltsamsten Seite des zweiten Theils die Hauptsache wirklich zur Sprache kommt, die wir eben ausführlich ausgezogen haben.

Hiernach mag man erkennen, warum dem Verfasser nicht geglückt ist, Wirkung hervorzubringen. Seine Controvers, so wie seine theoretische Ueberzeugung hätte sich ganz isolirt darstellen lassen. Beide hatten mit Angaben und Assertionen, mit Schwere und sonst hergebrachten Allgemeinheiten gar nichts zu schaffen. Wollte er die Farbenlehre an die Presse überhaupt anschließen, so mußte er einen andern Weg einschlagen.

Außerdem beruht er noch einen Haupt- und Grundfehler, daß er mit Strahlen zu operiren glaubt, und also, wie seine Vorgänger, den Gegner ganz im Vortheil läßt. Auch sind seine Figuren nicht glücklich; es gilt von ihnen, was wir von den Riggetischen gesagt haben. Newton hatte seine falsche Lehre symbolisch auszudrücken verstanden; seine Gegner wissen für das Wahre keine entsprechende Darstellung zu finden.

Von dem mannigfaltigen Verdruß den er ausgestanden, so wie von allerlei Argumentationen die er gegen die Schule geführt, giebt uns der leidenschaftliche Mann selbst Nachricht, in einer Art von physikalischem Journal, das er aber nicht weit geführt. Die drei Hefte, welche den ersten Band ausmachen und zu Paris 1752 herauskommen, liegen vor uns und führen den Titel: Observations sur l'histoire naturelle, sur la physique et sur la peinture, avec des planches imprimées en couleur. Sie enthalten ein mahres Quodlibet von Naturgeschichte und Naturlehre, jedoch, wie man gestehen muß, durchaus interessante Materien und Gegenstände. Sie sind auf bunte Tafeln gegründet, nach Art des großen anatomischen Werks.

In diesen Heften stellt er nicht an verschiedenen Aufsätzen, seine Controvers mit Newton und der Newtonischen Schule betreffend. Er kann sich freilich dabei nur, wie wir auch gethan, immer wiederholen, sich verwundern und klagen, da die Sache im Grunde so simpel ist, daß sie jedes verständige aufgefangene Kind bald einsehen müßte. Wie aber die gelehrte und naturforschende Welt damals durch das Newtonische Spectrum benebelt gewesen, so daß sie sich gar nichts anders denken können, und wie ihnen die Natur dadurch gar unnatur geworden, ist auch aus diesen Blättern höchst merkwürdig zu ersehen.

Nach allem diesem bleibt uns nichts übrig als nochmals zu bekennen und zu wiederholen, daß Gautier unter denen, die sich mit der Sache beschäftigt, nach Rigetti am weitesten gekommen, und daß wir ihm, in Absicht auf eine freiere Uebersicht der Controvers sowohl als der an die Stelle zu setzenden naturgemäßen Lehre, gar manches schuldig geworden.

Zu der Zeit, als diesen tüchtigen Mann die französische Akademie unterdrückte, lag ich als ein Kind von einigen Monaten in der Wiege. Er, umgeben von so vielen Widersachern, die er nicht überwinden konnte, obgleich begünstigt und pensionirt vom Könige, sah sich um eine gewünschte Wirkung und eben so wie treffliche Vorgänger um seinen guten Ruf gebracht. Ich freue mich, sein Andenken, obgleich spät zu rehabilitiren, seine Widersacher als die wenigen zu verfolgen und den von ihm, da er nicht durchdringen konnte, oft geäußerten Wunsch zu realisiren:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Celestin Cominale.

Er war Professor der Philosophie bei dem königlicher Gymnasium zu Neapel. Von seinem Werke Anti-Newtonianismus kam daselbst der erste Theil 1754, der zweite 1756 in Quart heraus. Es ist eigentlich eine Bearbeitung des Gautierschen Werkes, welche wohlgerathen genannt werden kann.

Der Verfasser hat mehr Methode als sein Vorgänger: denn er widmet den ersten Theil gleich ohne Umschweife der Controvers gegen Newtons Farbenlehre, und den neu aufzustellenden theoretischen Ansichten. Er hat sich vollkommen von den Ueberzeugungen seines Vorgängers durchdrungen, und auch außerdem die Materie, sowohl theoretisch als praktisch, gut durchstudirt, so daß er das Werk wohl sein eigen nennen konnte. Der zweite Theil behandelt die übrigen physisch-metaphysischen Gegenstände, welche Gautier in seinem ersten Buche abgehandelt hatte. Die Tafeln, welche sich alle auf den ersten Theil beziehen, stellen theils Newtonische, theils Gautiersche, theils eigene Figuren vor. Im Ganzen ist es merkwürdig, daß Gautier, der unter seinen Landsleuten keine Wirkung hervorbringen konnte, aus der Ferne sich eines so reinen Widerhalles zu erfreuen hatte.

Vielleicht geben uns diejenigen, welche mit der italiänischen Literatur bekannt sind, Nachricht von dem, was man über Cominale damals in seinem Vaterlande geurtheilt. Seine Wirkung konnte jedoch sich nicht weit erstrecken: denn die Newtonische Lehre war schon in die Jesuiten-Schulen aufgenommen. Besur und Jacquier hatten die Newtonischen Schriften schon mit einem durchgehenden Commentar versehen, und so war dem Anti-Newtonianism Rom so wie die übrige gelehrte Welt verschlossen, und die Flamme der Wahrheit, die sich wieder hervorthun wollte, abermals mit Schulasche zugedeckt.

Wir verlassen nunmehr Frankreich und das Ausland, und wenden den Blick gegen das Vaterland.

Deutsche große und thätige Welt.

Wir setzen diese Rubrik hieher, nicht um sie auszufüllen, sondern nur anzudeuten, daß an diesem Platze eine ganz interessante Abhandlung stehen könnte.

Die deutschen Höfe hatten schon zu Anfange des vorigen Jahrhunderts viele Verdienste um die Wissenschaften. Sowohl Fürsten als Fürstinnen waren aufgeregt, begünstigten gelehrte Männer, und fochten sich selbst zu unterrichten.

Johann Wilhelm, Kurfürst von der Pfalz, nahm 1704 Hartsoekern in seine Dienste. Dieser hatte schon in seinem Essai de Dioptrique die diverse Refrangibilität anerkannt, doch auf seine Weise erklärt, und sie den verschiedenen Geschwindigkeiten der farbigen Strahlen zugeschrieben.

Was der Cassellsche Hof, was die Höfe Niederdeutschlands gethan, und wie fern auch die Newtonische Lehre zur Sprache gekommen und Gunst erhalten, wird in der Folge zu untersuchen sein. Nur Eins säumen wir anführen, daß Professer Homberger 1743 nach Gotha berufen wird, um die Newtonischen Versuche, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, bei Hofe vorzuzeigen. Wahrscheinlich hat man das soramen exiguum im Fensterladen erst den sogenannten Strahl hereingelassen, das fertige prismatische Bild an der Wand gezeigt, mit einem durchlöcherten Bleche die einzelnen Farben dargestellt, und durch eine zweite ungleiche Verrückung, durch das sogenannte Experimentum Cruris, auf der Stelle die höchsten Herrschaften und den sämmtlichen Hof überzeugt, so daß Homberger triumphirend zur Akademie zurückkehren konnte.

Deutsche gelehrte Welt.

Um die Thätigkeit derselben und was sie in dieser Sache gewirkt kennen zu lernen, haben wir uns vorzüglich auf Akademien umzusehen. Was und wie es geleistet werden, davon geben uns die Compendien am besten und kürzesten Nachricht.

Jeder der ein Lehrbuch schreibt, das sich auf eine Erfahrungswissenschaft bezieht, ist im Falle eben so oft Irrthümer als Wahrheiten aufzuzeichnen: denn er kann viele Versuche nicht selbst machen, er muß sich auf anderer Treu und Glauben verlassen und oft das Wahrscheinliche statt des Wahren aufnehmen. Deswegen sind die Compendien Monumente der Zeit, in welcher die Data gesammelt wurden. Deswegen müssen sie auch oft erneuert und umgeschrieben werden. Aber indem sie neue Entdeckungen geschwind aufnehmen und einige Capitel dadurch verbessern, so erhalten sie in andern falsche Versuche und unrichtige Schlußfolgen desto länger.

Wenn nun der Compendienschreiber gewöhnlich das benutzt, was er schon völlig fertig vor sich findet, so war die Boylische Bemühung viele Farben-Phänomene zusammenzustellen und gewissermaßen zu erklären, solchen Männern sehr angenehm, und man findet auch noch bis über das erste Viertel des achtzehnten Jahrhunderts diese Methode herrschen, bis sie endlich von der Newtonischen Lehre völlig verdrängt wird.

Wir wollen die Compendien, die uns bekannt geworden, besonders die deutschen, welche bei Mehrheit der Universitäten zu einer größern Anzahl als in andern Ländern anwuchsen, kürzlich anzeigen und das bisher Gehörige mit wenigem auszieh'n.

Physica oder Naturwissenschaft durch Scheuchzer, erste Ausgabe 1705.

Ein würdiger, wohlgesinnter, fleißiger und unterrichteter Mann bringt in diesem Werke meistens die Geschichte der Meinungen mit vor, und geht von der Metaphysik seiner Zeit zur Physik über. Die Farbenlehre überliefert er nach Boyle, Hooke und Descartes.

In der zweiten Ausgabe von 1711 fügt er ein besonderes Capitel bei, worin er die Newtonische Lehre nach Anleitung der Optik genau und umständlich vorträgt, so wie er auch die Kupfertafeln nachstechen läßt. Die Newtonische Lehre steht, wie eine unverarbeitete Masse, gleichsam nur literarisch da; man sieht nicht, daß er irgend ein Experiment mit Augen gesehen, oder über die Sachen gedacht habe.

Hermann Friedrich Teichmeyer. Amœnitates,

Jena 1712. Hält sich noch an Hooke und Boyle. Man findet keine Newtonische Spur.

Deutsche Physik durch Theodor Hornfeld, 1714. Der rauhe Name ist Conrad Mel. Ein pedantischer, prüsiderabler Mann. Die Farbenerscheinungen bringt er confus und ungeschickt genug hervor. Er will die Farben der Körper aus der verschiedenen Art ihrer Textur herleiten, so wie aus den vor ihnen wunderlich entstehenden Lichtstralen. Die Newtonische Lehre scheint er gar nicht zu kennen.

Martin Gottlieb Klocker. Physica experimentalis, Bittenberg 1715. Schreibt ein Schüler von Jochmann zu sein, wenigstens sind die Phänomene bei ihm dieselben, so wie auch die Erklärung.

Quidam ait color, tertia affectio specialis corporum naturalium, seu ex lucis in poris ac superficiebus corporum modificatio, quae eadem nobis sistit coloratа et diverso colore praedita. Man erkennt hier Boyle, Newtons wird nicht erwähnt.

Johannes Wenceslaus Kasebodius. Elementa Physicæ, Jena 1718. Hier fängt schon die Kritik an, den man sinnlig immerfort hört: si per foramen rotundum etc.

Er thut die apparenten und körperlichen Farben in ein paar Paragraphen nach Newtonischer Art ab.

Vernünftige Gedanken von den Wirkungen der Natur, von Christian Wolff 1725. Der Verf. beweist die Lehre von der Heterogeneität des Lichts a priori.

Julius Bernhard von Rohr. Physikalische Bibliothek, Leipzig 1724. Seine Literatur ist sehr mager; mit Newton mag er nichts zu thun haben, weil er lieber künstliche und mechanisch-Zusammensetzungen, als mühsame Untersuchungen befördert wünscht.

Johann Matthäus Bartk. Physica generalior, Regensburg 1724. Ein geistlicher und wohlunterrichteter Mann, der dem Aberglauben entgegenarbeitet, und sich dabei mit Naturlehre abmüht, doch nicht sowohl selbst versteht, als das was andere gelehrt zusammenstellt. Im Fragestunden von den Farben folgt er Boylen, gedenkt der Lehre Newtons, läßt sich aber nicht darauf ein, und hat folgende merkwürdige Stelle: »Es hat mich Herr Bair, Professor Theologiæ zu Altorf, einst im Discurs versichert, daß er in dergleichen Versuchen den Newtonischen nämlich, von denen eben die Rede ist, so trügliche Umstände gefunden, welche er publicirt wünschte.«

Dieses ist die erste Spur die ich finde, daß ein Deutscher gegen die Newtonische Lehre einigen Zweifel erregt. Ferner gedenkt Bartk dessen, was Mariotte derselben entgegen setzt.

Johann Friedrich Wucherer. Institutiones philosophiæ naturalis eclecticæ. Jena 1726. Vom 238§ an. Die Farbe ist nichts Reelles. Das Reelle sei was erstire, wenn es auch niemand dächte; aber es gebe keinen Schmerz, wenn ihn niemand fühlte. Darin kämen alle neuern Physiker überein. Wenn das Licht weggenommen ist, sieht man alles schwarz. Blinde kennen Farben fühlen, z. B. Bentens Bernsteinsaft. Finch Tractatus de coloribus. Schmidii Jeb. Acad. Schmidt dissertatio cæcus de colore judicans. Sturm führt ein Exempel an, daß ein Blinder die verschiedenen Farben riechen konnte: vide illius physicam hypotheticam. Die Farben kommen alle von der Beschaffenheit der Oberfläche der Körper, et hinc pendente reflectione, refractione, infractione, collectione, dissipatione radiorum solarium. Gründe die Boyle angibt. Bei veränderten Licht verändern sich die Farben. So auch bei veränderter Oberfläche, wie auch durch verlenderte Lage. Hier bringt er nicht sehr glücklich die Regenbogen und das Prisma vor. Nachdem er seine Lehre auf die verschiedenen Farben angewendet, führt er fort: Haec equidem non sine ratione dicuntur et ad colores supra dictos non sine specie veri accommodantur. At vero ad specialia ubi descendimus, difficultates omnino tales occurrunt, quibus solvendis spes ulla vix superest.

Er citirt Hamelius de corporum affectionibus, Weidlerus in Explicatione nova Experimentorum Newtonianorum. Er kennt Newtons Lehre, nimmt aber keine Notiz davon.

Hermann Friedrich Teichmeyer. Elementa Philosophiæ naturalis, Jena 1735. Eine neue Auflage seines frühern Compendiums. Sein Vortrag ist noch immer der alte.

Georg Erhard Hamberger. Elementa physices, Jena 1735. Auf der 353sten Seite beruft er sich auf Weiß, daß dieser die Heterogeneität des Lichts a priori darüber habe und verweist auf ihn.

Er führt einen gemäßigten Gegner der Newtonischen Versuche an, und beginnt mit dem bekannten Satze: sit igitur conclave tenebrosum et admittatur per exiguum foramen radius lucis. Uebrigens sind seine Figuren von den Newtonischen copirt und es sind bei sich keine Spur, daß er über die Sache nachgedacht oder kritisch experimentirt habe.

Samuel Christ. Hollmann. Introductionis in universam Philosophiam. Tom. II. Göttingen 1747. § 147. Non id enim, quod rubicundum, flavum, cæruleum etc. appellamus, in rebus ipsis extra nos positis, sed in nostris solum perceptionibus, immo certa tantummodo perceptionum nostrarum modificatio est, a sola diversa lucis modificatione in nobis solum oriunda.

Er verwirft daher die alte Eintheilung in reales und apparentes. Trägt die Newtonische Lehre bündig, doch mehr überredend als entscheidend, vor.

Die Note zum § 150 enthält zur Geschichte der Theorie sehr brauchbare Allegate, woraus man sieht, daß er die Entstehung der Lehre sowohl als die Controversen dagegen recht gut kennt, nicht weniger den Beifall den sie erhalten. Aus dem Tone des Vortrags im Texte bemerkt man, daß er sein Urtheil in suspenso halten will.

Johann Heinrich Winkler. Institutiones mathematico-physicæ, 1758, § 1112, erwähnt er der Newtonischen Lehre im Vorbeigehen, bei Gelegenheit der unbestrittenen Bilder durch die Linsen: præterea Newtonus observavit, radium unum per refractionem in plures diversi coloris dispesci, qui cum catheto refractionis diversos angulos efficiant.

Samuel Christ. Hollmann. Primæ physicæ experimentalis lineæ. Göttingen 1742. Die Newtonische Lehre lakonisch, jedoch noch mit videtur vorgetragen. In den Ausgaben von 1742, 1755, 1765 lakonisch und ganz entschieden.

Vernünftige Gedanken von Christian Wolff, fünfte Ausgabe von 1746. Im ersten Theile, § 129 erklärt er die Farbenerscheinung an den Körpern ganz nach Newtonischer Manier und beruft sich auf den zweiten Theil seiner Experimenta.

Johann Andreas von Segner. Einleitung in die Naturlehre, erste Auflage 1746, zweite, Göttingen 1754, trägt die Newtonischen Versuche so wie die Theorie kurz vor. Seine Figuren sind nach Newton copirt. Es zeigt sich keine Spur, daß er die Phänomene selbst gesehen.

Georg Wolfgang Kraft. Prælectiones in Phy-

sicam theoreticam. Tübingen 1750. Er folgte, wie er selbst sagt, dem Musschenbrok, läßt die Lehre von den Farben ganz aus, und verweist auf einen optischen Tractat, pag. 267.

Andreas Gordon. Physicæ experimentalis elementa. Erfurt 1751. Ein Benedictiner im Schottenkloster zu Erfurt, ein sehr fleißiger Mann voller Kenntnisse. Man sieht, daß in katholischen Schulen man damals noch mit der Scholastik zu streiten hatte.

Im §. 1220 sind ihm die Farben auch Körper, die sich vom Licht verschreiben. Sein Vortrag der Newtonischen Lehre ist ein wenig confus; seine Figuren sind, wie die der ganzen Schule, falsch und mährchenhaft.

Die chemischen Experimente trägt er zuletzt vor und schließt: quæ omnia pulchra quidem, suis tamen haud carent difficultatibus.

Johanne Charlotte Zieglerinn. Grundriß einer Naturlehre für Frauenzimmer, Halle 1751. P. 424 trägt sie die beachtete Lehre vor und verweist ihre Lehrerinnen auf Algarotti.

Johann Peter Eberhard. Erste Gründe der Naturlehre, Halle 1753. Die Newtonische Theorie, doch mit einiger Modification, die er schon in einer kleinen Schrift angegeben. Im §. 387 fängt er den ganzen Vortrag mit dem bekannten Refrain an: Man lasse durch eine kleine runde Oeffnung ꝛc. Seine Figuren sind klein, schlecht und wie alle aus dieser Schule, nicht nach dem Phänomen, sondern nach der Hypothese gebildet.

In seiner Sammlung der ausgemachten Wahrheiten der Naturlehre 1753 sagt er, wie natürlich, die Newtonische Theorie auch unter die ausgemachten Wahrheiten.

Man sey darüber einig, daß die Sonnenstrahlen nicht gleich stark gebrochen werden.

Er bringt etwas von der Geschichte der Farbenlehre bei und citirt wegen des Beifalls den Newton fast überall gefunden, die Schriften mehrerer Naturforscher.

« Es hat zwar der bekannte Pater Castel Einwürfe dagegen gemacht, die aber auf solche Versuche gegründet waren, bei welchen der gute Franzose keine mathematische Accurateße bewiesen. »

(Welche wunderlichen Nebensarten! als wenn es keine andere Accurateße gäbe als die mathematische.)

« Man sieht aus den Miscell. curios. p. 115 daß man auch schon damals in Paris Newtons Theorie angegriffen, welches aber aus einem Mißverständniß geschehen. »

Florian Dalham. Institutiones physicæ. Wien 1755. Ein Geistlicher, bringt etwas Weniges von der Geschichte der Farbenlehre vor; dann intonirt er: radius solis per foramen A. Mit den Einwürfen ist er bald fertig, dann folgen einige chemische Experimente.

Emanuel Swedenborg. Prodromus Principiorum rerum naturalium, Hildburghausen 1754, p. 137. Wie er durch diese ganze Schrift die Körper aus Kugeln verschiedener Größe und Art, aus Kreisen und Kreisen und deren Interstitien aufs wunderlichste zusammensetzt, eben so macht er es mit der Transparenz, dem Weißen, Rothen und Gelben. Alles sey transparent seinen kleinsten Theilen nach: Albedo; si anguli reflexionis varie confundantur in particulis transparentibus, albedinem oriri. Rubedo; si superficies particularum varii generis particulis variegetur, oriri rubedinem. Flavedo; si albedo mixta sit cum rubedine, flavedinem oriri.

Jacob Friedrich Maiers Physik, Carlsruhe 1767, p. 225. Kurz und schlechtweg Newtons Lehre.

Bernard Grant. Prælectiones encyclopædicæ in physicam experimentalem. Erfurt 1770, p. 47. Newtons Lehre schlechtweg und kurz.

Johann Christian Polnkarp Erxleben. Anfangsgründe der Naturlehre, 1772. « Wenn man durch ein kleines rundes Loch » ꝛc. Er trägt übrigens die Newtonische und Eulerische Lehre in der besten, bald dissertirenden, bald didactischen Manier vor, die sich nicht compromittiren mag und immer noch eine Hinterthüre findet, wenn die Lehre auch falsch befunden würde.

Schmahlings Naturlehre für Schulen, Göttingen und Gotha 1774, p. 8. Das gewöhnliche Stoßgebet.

Johann Lorenz Böckmanns Naturlehre, Carlsruhe 1775, p. 521. Das alte Lied: « man lasse durch eine mittelmäßige runde Oeffnung » ꝛc.

Matthias Gabler's Naturlehre, drei Theile, München 1778, p. 319 item: « man lasse einen Lichtstrahl ꝛc. » P. 323 läßt er sich in Controvers ein, glaubt aber wie die Schule überhaupt viel zu geschwind mit dem Gegner fertig zu werden. Einwand eines Antinewtonianers oder eigentlich Ant.-Eulerianers von den Trabanten des Jupiter hergenommen. Auch Herr Gabler fertigt Mariotten und Rizzetti'n leicht ab.

Wenceslaus Johann Gustav Karsten. Naturlehre, 1784. Erst wie gewöhnlich die Lehre von der Brechung für sich: dann § 390 « mit der Strahlenbrechung ist noch ein Erfolg verbunden ꝛc. » Merkwürdig ist, daß der Verfasser seine Ausdrücke bedeutsamer als hundert andere stellt, z. E. « der Erfolg läßt sich am besten erklären, wenn man mit Herrn Newton annimmt, ꝛc. wenn es wahr ist, daß rothes Licht am wenigsten brechbar ist ꝛc. »

C. G. Kratzenstein. Vorlesungen über Experimentalphysik, Kopenhagen 1782, p. 134. « Das weiße Licht besteht nach Newton aus sieben Hauptfarben ꝛc. »

Johann Daniel Titius. Physicæ experimentalis elementa. Lipsiæ 1782. § 111. Der Radius solarius, dann aber zwei Prismen, man weiß nicht warum: denn das Experimentum Crucis ist es nicht. Auch dieser macht einen Sprung: patet ex hoc experimento diversam radiorum solarium refrangibilitatem, etc. Dann einige Folgerungen und etwas weniges Chemisches.

W. J. G. Karsten. Anleitung zur gemeinnützlichen Kenntniß der Natur, Halle 1783, § 1 und folgende, unaechte in dem Sinne, wie in seiner Naturlehre.

Johann Philipp Hebert. Grundriß der Naturlehre, Berlin 1789, § 221. Lichtstrahl, enge Oeffnung, verfinstertes Zimmer ꝛc. wie so viele andere, hinter der ganzen Heerde drein.

Anton Bruchhausen. Institutiones physicæ, übersetzt von Bergmann, Mainz 1790. Sonnenstrahl, kleine Oeffnung und sogar Lichtkugeln.

Johann Baptista Horvath. Elementa physicæ. Budæ, 1790. Die alte Leier. Stamina lucis, colore immutabili prædita.

Matthäus Hanke. Compendium institutionum physicarum, Pars I. Posoniæ 1793, p. 160, cap. 3 de lucis heterogeneitate. Veteribus lucem simplicissima et homogenea substantia non fuit. Newtonus heterogeneam esse extra omnem dubitationem posuit.

A. W. Hauch. Anfangsgründe der Experimentalphysik, aus dem Dänischen von Tobiesen. Schleswig 1795, erster Theil, § 286. Das hergebrachte Lied wird abgeorgelt.

Wir sind bei dieser Anzeige der Compendien weit über die Epoche hinausgegangen in der wir uns gegenwärtig befinden, und haben die Recension solcher Schriften bis gegen das Ende des achtzehnten verspart.

Jahrhunderts fortgesetzt, indem wir auf diese Wiederholungen und Nachbeterein nicht wieder zurückzukehren wünschten.

Akademie Göttingen.

Es ist interessant zu sehen, durch welche Mittel von Personen auf einer berühmten Akademie die Newtonische Lehre fortgepflanzt werden. Ein Göttinger Professor hatte erfunden, bei der nahen Verwandtschaft mit Engelland, keine Ursache, eine Meinung näher zu prüfen, welche schon durchgängig angenommen war, und so wird sie denn auch bis auf den heutigen Tag noch breit so gut als auf allen Akademien gelehrt.

Hollmann, 1736, liest Physik als einen Theil des physikalischen Cursus. Seine Institutiones werden 1738 gedruckt. Er liest weitläufige Experimentalphysik, nachher bündig zusammengezogener. Führt damit nach Abgang Segners fort bis gegen 1775; stirbt 1783, nachdem er schon mehrere Jahre der Physik, und später den übrigen Vorlesungen sich entzogen.

Von Segner, 1736, liest Physik über Hamberger, Wolf. Musschenbroek, nach Dictaten, von 1741 an, sodann über seine Anfangsgründe, von 1746 bis zu seinem Abgang 1756.

Kästner, liest 1756 Physik nach Winkler, später nach Eberhards ersten Gründen der Naturlehre. Er hat als Mathematiker den besondern Tick, die Physiker anzufeinden.

Meister liest Perspective und Optik.

Erxleben, Professor extraordinarius seit 1770. Erste Ausgabe seines Compendii 1772, starb 1777.

Lichtenberg, Professor extraordinarius seit 1770. Anfangs viel abwesend und mit mathematicis beschäftigt, liest von 1778 an über Erxleben und giebt sieben vermehrte Auflagen heraus.

Mayer, nach Lichtenbergs Tod, stimmt in einem neuen Compendium das alte Lied an.

Nachlese.

Smith und Martin, Engländer, bringen die Lehre Newtons im Auszuge in ihre Lehrbücher.

Lesueur und Jacquier, geistliche Väter zu Rom, commentiren Newtons Werke und verbreiten seine Lehre.

Encyklopädisten. Da ein Lexikon so wie ein Compendium einer Erfahrungswissenschaft, eigentlich nur eine Sammlung des currirenden Wahren und Falschen ist, so wird man auch von dieser Gesellschaft nichts weiter erwarten. Man konnte ihr nicht zumuthen, daß sie jede Wissenschaft selbst neu durcharbeiten lassen. Und so haben sie denn auch die alte Confession mit Ernst und Redlichkeit dergestalt abgelegt, daß sie vor den sämmtlichen Glaubensgenossen mit Ehren bestehen können. Die Artikel, unter welchen solches aufzusuchen, verfassen sich von selbst.

Montucla. In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hatten sich, wie wir wissen, die Formen und Redensarten völlig ausgebildet, welche man zu Gunsten Newtons und zu Ungunsten seiner Gegner wiederholte und immer nachsagte. In Montuclas Histoire des mathematiques, Paris 1758, findet man auch nichts anderes. Nicht allein Amsterdam, wie Rigaud, behalten Utrecht, sondern es geschieht auch Franzosen, Marietten, Gallet, Dutay, von dem Franzosen Utrecht. Da sich diese so sehr auf Ehre haltende Nation gegen das einmal eingenommene Vorurtheil nicht wieder erholen kann, so mag man ja nicht ändern, nicht so verfahren, und nicht so eigenwillige Völker treiben, wenn sie auch bei dem einmal Angenommenen ruhig verharren.

Tobias Mayer.

De affinitate colorum commentatio, lecta in conventu publico, Gœttingæ 1758, in den Acten, nach dessen Tod, von Lichtenberg herausgegeben Schriften.

Der Newtonische Werkheim wurde nunmehr von allen deutschen Katheder angesehen. Man freute sich die Urfarben aus dem Licht hervorgelockt zu haben; es fehlten ihrer mehrere sey. Diese ersten homogenen, einfachen Farben hatten aber die wunderliche Eigenschaft, daß ein großer Theil derselben von den zusammengesetzten nicht zu unterscheiden war.

Betrachtete man jedoch das sogenannte Spectrum genauer, so konnte nicht verborgen bleiben, daß theils der Natur der Sache nach, theils der Gebrechlichkeit des Vortrags wegen, sich diese unendlichen Farben auf eine geringere Zahl reduciren ließen. Man nahm ihrer fünf an, oder sieben. Weil aber das höchste, im völligen Gleichgewicht stehende Roth dem prismatischen Farbenbild abging; so schien auch hier die sechste oder die achte Farbe, das Ganze blieb unvollständig und die Sache confus.

Alle diejenigen, die von der Malerei und Färberei an die Farbenlehre herantraten, fanden dagegen, wie uns die Geschichte umständlich unterrichtet, naturgemäß und bequem, nur drei Grundfarben anzunehmen. Dieses hatte schon Boyle im zwölften Experiment des dritten Theils seines bekannten Werks kurz und bündig ausgesprochen, und den Malern das Recht ertheilt, nur drei primäre Farben zu statuiren: weil man denn doch wohl diejenigen so nennen dürfe, die aus keinen andern entspringen, alle übrigen aber erzeugen.

In diesem Sinne ist denn auch Mayers Aufsatz geschrieben. Es herrscht darin der gerade gesunde Menschenverstand. Er operirt zwar mit Pigmenten, wählt aber unter ihnen diejenigen aus, die er als Repräsentanten jener durch den Begriff bestimmten, einfachen Farben ansehen darf. Durch Combination und Berechnung will er nun die möglichen, unterscheidbaren Zusammensetzungen ausmitteln.

Allein, weil er atomistisch zu Werke geht, so ist seine Behandlung keineswegs zulänglich. Die einfachen, die Grundfarben, mögen dem Verstande bestimmbar seyn, aber wo sollen sie in der Erfahrung als Körper aufgefunden werden? Jedes Pigment hat seine besondern Eigenschaften und deshalb sich sowohl färbende als körperlich, gegen die übrigen, nicht als ein Allgemeines, sondern als ein Specifisches. Ferner entsteht die Frage: soll man die Pigmente nach Maß, oder nach Gewicht zusammenbringen? Beides kann hier nicht frommen. Alle Mischung der Pigmente zu malerischen Zwecken ist empirisch-ästhetisch, und hängt von Kenntniß der unterliegenden Körper und von dem zarten Gefühle des Auges ab. Hier, wie in allen Künsten, gilt ein geistreiches, incalculables Eingreifen in die Erfahrung.

Noch manches wäre hier beizubringen, doch wird es genügen, der unserm Vortrage bisher aufmerksam gefolgt ist, gemiß gegenwärtig seyn. Wir geben daher, ohne weiteres, die Summe des Mayerischen Aufsatzes nach seiner Paragraphenzahl.

1) Es seyen nur drei einfache primitive Farben, aus denen durch Mischung die übrigen entstehen.

2) Schwarz und Weiß sey nicht unter die Farben zu rechnen, hingegen dem Licht und der Finsterniß zu vergleichen.

3) Die secundären Farben seyen gemischt aus zwei oder drei einfachen.

4) Mischung von Roth und Gelb.

5) Mischung von Gelb und Blau.

6) Mischung von Roth und Blau.

7) Weitere Ausführung.

8) Mischung der drei Farben in verschiedenen Proportionen.

9) Weiß und Schwarz zu den Farben gemischt, macht sie nur heller und dunkler. Die drei Urfarben, in achtfachem Maße zusammengemischt, machen Grau, so wie jene beiden.

10) Von chemischen Mischungen ist nicht die Rede. Die Versuche zu dem gegenwärtigen Zweck sind mit trocknen Pulvern anzustellen, die auf einander nicht weiter einwirken.

11) Die Portion der einer andern zuzumischenden Farbe muß nicht zu klein seyn, sonst ist das Resultat nicht bestimmbar.

12) Man kann zwölf Theile einer jeden Farbe festsetzen, bezüglich auf Musik und Architektur, welche auch nur so viel Theile für sensibel halten.

13) Bezeichnung mit Buchstaben und Zahlen.

14) Durch gemeinsame Factoren multiplicirt oder dividirt, ändert sich das Resultat nicht.

15) Die einfachen Farben werden erst zu zwei, dann zu drei, zwölfmal combinirt.

16) Durch weitere Operation entstehen ein und neunzig Veränderungen.

17) Die in einem Dreieck aufgestellt werden können.

18) Die Felder dieses Dreiecks sollen nun nach ihren Zahlbezeichnungen colorirt werden. Dies soll durch einen Maler geschehen. Dadurch wird also das Fundament der Sache dem Auge, dem Gefühl des Künstlers überlassen.

19) Ein Pigment stelle die Farbe nicht rein dar. Dieses ist freilich ganz natürlich, weil sie an irgend einem Körper besonders bedingt wird. Die reine Farbe ist eine bloße Abstraction, die wohl manchmal, aber selten, zur Wirklichkeit kommt. So nimmt Mayer z. B. den Zinnober als ein vollkommnes Roth an, der doch durchaus einen gelben Schein mit sich führt.

20) Vier Pigmente werden angegeben mit ihren Buchstaben und Ziffern des Dreiecks. Nun wird berechnet, welche Farbe aus diesen Pigmenten entstehen soll. Diese Pigmente müssen also doch erst mit den Feldern des Dreiecks verglichen werden, und wer vergleicht sie, als ein geübtes Auge? und wer wird die zusammengesetzte Farbe mit der durch das Zeichen des Resultates der Berechnung angegebenen Farbe vergleichen?

21) Die Aufgabe wird umgekehrt. Man verlangt eine gewisse Farbe: wie viel Theile der übrigen sollen dazu genommen werden?

22) Mehr als drei Pigmente dürfe man nicht annehmen, sonst werde die Aufgabe unbestimmt.

23) Mischung der vollkommnen, gehörig beleuchtet, mit Licht versehenen Farben mit Weiß.

24) wodurch sie heller werden, und zugleich unkenntlicher, d. i. weniger unterscheidbar. Des Weißen werden auch zwölf Theile angenommen, und so entstehen drei hundert vier und sechzig Farben. Diese Zahl deutet auf eine Pyramidalfläche, deren je eine Seite zwölf enthält.

25) Dieselbige Operation mit Schwarz.

26) Vollkommene Farben sollen immer etwas Weiß oder Licht bei sich haben.

27) Weitere Ausführung.

28) Schwarz betrachtet als die Privation des Weißen.

29) Sämmtliche auf diesem Wege hervorgebrachte Farben belaufen sich auf achthundert neunzehn.

30) Schlußbetrachtung über diese bestimmte große Mannigfaltigkeit und über die noch weit größere der verschiedenen Abstufungen, die dazwischen liegen.

Mayer hatte, wie natürlich war, seine Unzufriedenheit mit der Newtonischen Terminologie zu erkennen gegeben. Dieses zog ihm nicht den besten Willen seiner Collegen und der gelehrten Welt überhaupt zu. Schon in der Vorlesung selbst machte Röderer eine unbedeutende und unrichtige Bemerkung, welche aber begierig aufgefaßt und durch Räsonnements fortgepflanzt wurde. Was dieser, und nachher Erxleben, Lichtenberg, Johann Tobias Mayer, Wollweide und andere, wann die Sache zur Sprache kam, für Sandweden über diesen Gegenstand hingetrieben und ihn damit zugedeckt, wäre allzu umständlich auseinander zu setzen. Der beste Unterrichtete wird es künftig selbst leisten können.

Johann Heinrich Lambert.

Beschreibung einer mit dem Calauischen Wachse ausgemalten Farbenpyramide. Berlin 1772 in 4.

Der Mayerischen Abhandlung war eine colorirte Tafel beigefügt, welche die Farbenmischung und Abstufung in einem Dreieck, freilich sehr unzulänglich, vorstellt. Dieser Darstellung mehr Ausdehnung und Vielseitigkeit zu geben, wählte man später die körperliche Pyramide. Die Calauische Arbeit und die Lambertische Erklärung ist gegenwärtig nicht vor uns; doch läßt sich leicht denken, was dadurch geleistet worden. Ganz neuerlich hat Philipp Otto Runge, von dessen schönen Einsichten in die Farbenlehre, von der malerischen Seite her, wir schon früher ein Zeugniß abgelegt, die Abstufungen der Farben und ihr Abschattiren gegen Hell und Dunkel auf einer Kugel dargestellt, und wie wir glauben, diese Art von Bemühungen völlig abgeschlossen.

Lamberts Photometerie berühren wir hier nur insofern, als wir uns nicht erinnern, daß er, bei Messung der verschiedenen Lichtstärken, jene Farbenerscheinungen gewahr geworden, welche doch bei dieser Gelegenheit so leicht entspringen, wie vor ihm Bouguer und nach ihm Rumford wohl bemerkt. Sie sind theils physisch, indem sie aus der Mäßigung des Lichtes entspringen, theils physiologisch, insofern sie sich an die farbigen Schatten anschließen.

Carl Scherffer.

Abhandlung von den zufälligen Farben. Wien 1765.

Bouguer und Buffon hatten bei Gelegenheit des abklingenden Bildes im Auge und der farbigen Schatten, diese, wie es schien, unwesentlichen Farben, denen wir jedoch unter der Rubrik der physiologischen den ersten Platz zugestanden, zur Sprache gebracht und sie zufällig genannt, weil es noch nicht gelungen war, ihre Gesetzmäßigkeit anzuerkennen.

Scherffer, ein Priester der Gesellschaft Jesu, beschäftigte sich mit diesen Erscheinungen und vermannigfaltigte die Versuche, wobei er sich als einen scharfsinnigen und redlichen Beobachter zeigt. Da er jedoch der Lehre Newtons zugethan ist, so sucht er die Phänomene nach derselben zu erklären, oder vielmehr sie ihr anzupassen. Die Umkehrung eines hellen Bildes im Auge in ein dunk-

lich, ein schwarzes in ein helles, nach verschiedenen angenommenen Bedingungen. E. bis F., erklärte man, wie am angeführten Orte ersichtlich ist. Nun fehlt Poter Schwärze zu Erklärung der farbig mit einander abwechselnden Erscheinungen folgenden Weg ein.

Er legt jenen mangelhaften Newtonischen Farbenkreis p. 592 — 594 zum Grunde, dessen Zusammensetzung Weiß geben soll. Dann fragt er, was für eine Farbe z. B. entstehen würde, wenn man aus diesem Kreise das Grün hinwegnähme? Man fängt er an zu rechnen, zu operiren, Schwerpunkt zu suchen, und findet, daß ein Violett entstehen müsse, welches zwar, wie er selbst sagt, in der Erfahrung nicht entsteht, wohl aber ein Roth, das er dann eben auch gelten läßt.

Nun soll das Auge, wenn es von den grünen Strahlen affizirt werden, der grüne Gegenstand aber weggedeckt wird, sich in einer Art von Nothwendigkeit befinden, von dem Resultate der sämmtlichen übrigen Strahlen affizirt zu werden.

Da nun aber diese Resultate niemals rein zu fassen — und wie wäre es auch möglich, indem das vollkommene Roth, welches ebenfalls der Gegensatz des Grünen ist, jenem Resultate fehlt! — so muß der gute Peter auch in die Hermanns-Manier fallen, wenn ihm denn freilich sein Herr und Meister weidlich vorgegangen, so daß er Ausflüchte, Ausnahmen, Einschränkungen, überall finden und nach seinem Sinne gebrauchen kann.

Darwin, der in der letzten Zeit diese Erscheinungen ausführlich vorgenommen, erklärt sie zwar auch nach der Newtonischen Lehre, läßt sich aber weniger dabei auf, in unsern diese zu den Erscheinungen passe oder nicht.

Unser einfacher, naturgemäßer Farbenkreis, Taf. I. Fig. 1 dient jedoch dazu, diese Gegensätze, indem man bloß die Diameter zieht, bequem aufzufinden.

Weil übrigens jeder tüchtige Mensch, selbst auf dem Wege des Irrthums, das Wahre ahnet, so hat auch Schaffer dasjenige was wir unter der Form der Totalität ausgesprochen, zwar auf eine schwankende und unbestimmte, aber doch sehr ahnuthige Weise ausgedrückt, wie folgt:

„Bei Erwägung dieser und mehr dergleichen Muthmaßungen glaub' ich nicht, daß ich mich betrüge, wenn ich dafür halte, es habe mit dem Auge eine solche Beschaffenheit, daß es nach einem empfindlichen Drucke des Lichtes nicht allein durch die Ruhe, sondern auch durch den Unterschied der Farben, wiederum müsse gleichfalls erfrischt werden. Jener Theil, den wir durch das längere Ansehen einer Farbe verspüren, rühre nicht so viel von dem uns angeborenen Wankelmuthe her, als von der Einrichtung des Auges selbst, vermöge welcher auch die schönste Farbe durch den allzulang anhaltenden Eindruck ihre Annehmlichkeit verliert. Und vielleicht hat die weisheitige Natur dieses zum Absehen gehabt, damit wir einen so edlen Sinn nicht immer mit einer Sache beschäftigen, indem sie unserer Untersuchung eine so große Menge darbietet, da sie den Unterschied in Abwechselung der Farben weit reizender machte, als alle Schönheit einer jeden ins besondre."

Wir enthalten uns manche interessante Beobachtung und Betrachtung hier auszuziehen, um so mehr als diese Schrift in jedes wahren Liebhabers der Farbenlehre eigene Hände zu gelangen verdient.

„Der Eindruck, den ein leuchtender Gegenstand auf die Sehnerven macht, dauert zwanzig bis dreißig Secunden. Sieht man an einem hellen Tage, wenn man im Zimmer sitzt, eine Zeit lang in die Mitte eines Fensters, und schließt sodann die Augen, so bleibt die Gestalt des Fensters eine Zeit lang im Auge, und zwar so deutlich, daß man im Stande ist, die einzelnen Fächer zu zählen. Merkwürdig ist bei dieser Erfahrung der Umstand, daß der Eindruck der Form sich besser erhält, als der Eindruck der Farbe. Denn sobald man die Augen schließt, schwärzen die Glasfächer, wenn man das Bild des Fensters anfängt wahrzunehmen, dunkel, die Querhölzer der Kreuze aber, die Rahmen und die Wand umher weiß oder gilbgrau. Verwahrt man sich noch die Dunkelheit der Augen dadurch, daß man die Hände über sie hält, so erfolgt endlich das Gegentheil. Die Fächer erscheinen leuchtend und die Querhölzer dunkel. Zieht man die Hand weg, so erfolgt eine neue Veränderung, die alles wieder in den ersten Stand setzt. Ein Phänomen, das ich so wenig zu erklären weiß, als folgendes. Hat man lange durch eine gemeine, grüne, oder sogenannte Conservationsbrille gesehen, und nimmt sie nun ab, so sieht das weiße Papier einen Stich röthlich aus, so wie es grünlich aussieht, wenn man lange durch rothe Brillen gesehen hat. Dies scheint eine noch nicht erklärte Verwandtschaft der grünen und rothen Farbe anzuzeigen."

Noch manches was sich hier anschließt, ist von Buffon, Marcet, Paquelin, Merrille beobachtet und überliefert worden. Es findet sich beisammen in Priestley's Geschichte der Optik. Seite 527, welches unsere Leser aufzusuchen belieben werden.

Benjamin Franklin.

Kleine Schriften, herausgegeben von G. Schatz. 1794. Zweiter Th. S. 324 f.

Achtzehntes Jahrhundert.

Zweite Epoche,

von Dolland bis auf unsere Zeit.

Achromasie.

Die Geschichte dieser wichtigen Entdeckung ist im Allgemeinen bekannt genug, indem sie theils in besondern Schriften, theils in Lehr- und Geschichtsbüchern öfters wiederholt worden. Uns geziemt daher nur das Hauptsächliche zu sagen; vorzüglich aber zu zeigen, wie diese bedeutende Aufklärung einer ungeahnten Natureigenschaft auf das Praktische einen großen, auf das Theoretische gar keinen Einfluß gewinnen können.

Von uralten Zeiten her war bekannt und außer Frage, daß Brechung auf mannigfaltige Weise, ohne Farbenerscheinung, statt finden könne. Man sah daher diese, welche sich doch manchmal dazu gesellte, lange Zeit als zufällig an. Nachdem aber Newton ihre Ursache in der Brechung selbst gesucht und die Beständigkeit des Phänomens dargethan; so wurden beide für unzertrennlich gehalten.

Dessen ungeachtet konnte man sich nicht läugnen, daß ja unser Auge selbst durch Brechung sieht, daß also, da wir mit nacktem Auge nirgends Farbensäume oder sonst eine apparente Färbung der Art erblicken, Brechung und Farbenerscheinung bei dieser Gelegenheit von einander unabhängig gedacht werden können.

Rizzetti hatte das schon zur Sprache gebracht; weil aber seine Zeit in manchem noch zurück war, weil er den nächsten Weg verfehlte und in seiner Lage verfehlen mußte; so wurde auch dieses Verhältnisses nicht weiter gedacht. Indessen war es anatomisch und physiologisch bekannt, daß unser Auge aus verschiedenen Mitteln bestehe. Die Folgerung, daß durch verschiedene Mittel eine Compensation möglich sey, lag nahe, aber niemand fand sie.

Dem sey wie ihm wolle, so stellte Newton selbst den so oft besprochenen Versuch, den achten seines zweiten Theils, mit verschiedenen Mitteln an, und wollte gefunden haben, daß wenn in diesem Fall der ausgehende Strahl nur dahin gebracht würde, daß er parallel mit dem eingehenden sich gerichtet befände, die Farbenerscheinung gänzlich aufgehoben sey.

Zuerst kann es auffallen, daß Newton indem ihm, bei parallelen sogenannten Strahlen, Brechung übrig geblieben und die Farbenerscheinung aufgehoben worden, nicht weiter gegangen, sondern das es ihm niemehr beliebt, wunderliche Theorien aufzustellen, die aus dieser Erfahrung herfließen sollten.

Ein Vertheidiger Newtons hat in der Folge die artige Vermuthung geäußert, daß in dem Wasser, dessen sich Newton bedient, Bleizucker aufgelöst gewesen, der er auch in andern Fällen angewendet. Dadurch wird allerdings das Phänomen möglich, zugleich aber die Betrachtung auffallend, daß dem vorzüglichsten Menschen etwas ganz deutlich vor Augen kommen kann, ohne von ihm bemerkt und aufgefaßt zu werden. Genug, Newton verharrte bei seiner theoretischen Ueberzeugung, so wie bei der praktischen Behauptung: die dioptrischen Fernröhre seyen nicht zu verbessern. Es kam daher ein Stillstand in die Sache, der nur erst durch einen andern außerordentlichen Menschen wieder konnte aufgehoben werden.

Euler, einer von denjenigen Männern, die bestimmt sind, wieder von vorn anzufangen, wenn sie auch in eine noch so reiche Ernte ihrer Vorgänger gerathen, ließ die Betrachtung des menschlichen Auges, das für sich keine apparenten Farben erblickt, ob es gleich die Gegenstände durch bedeutende Brechung sieht und gewahr wird, nicht aus dem Sinne und kam darauf, Menisken, mit verschiedenen Feuchtigkeiten angefüllt, zu verbinden, und gelangte durch Versuche und Berechnung dahin, daß er sich zu behaupten getraute: die Farbenerscheinung lasse sich in solchen Fällen aufheben und es bleibe noch Brechung übrig.

Die Newtonische Schule vernahm dieses, wie billig, mit Entsetzen und Abscheu; im Stillen aber, wir wissen nicht, ob auf Anlaß dieser Eulerischen Behauptung, oder aus eigenem Antriebe, ließ Chester-Moreball in England heimlich und geheimnißvoll achromatische Fernröhre zusammensetzen, so daß 1754 schon dergleichen vorhanden, obgleich nicht öffentlich bekannt waren.

Dollond, ein berühmter optischer Künstler, widersprach gleichfalls Eulern aus Newtonischen Grundsätzen, und fing zugleich an praktisch gegen ihn zu operiren; allein zu seinem eignen Erstaunen entdeckt er das Gegentheil von dem was er behauptet; die Eigenschaften des Flint- und Crownglases werden gefunden, und die Achromasie steht unwidersprechlich da.

Bei alledem widerstrebt die Schule noch eine Zeit lang; doch ein trefflicher Mann, Klingenstierna, macht sich um die theoretische Ausführung verdient.

Niemanden konnte nunmehr verborgen bleiben, daß der Lehre eine tödtliche Wunde beigebracht sey. Wie sie aber eigentlich nur in Worten lebte, so war sie auch durch ein Wort zu heilen. Man hatte die Ursache der Farbenerscheinung in der Brechung gesucht; sie war es, welche diese Ur-Theile aus dem Licht entwickelte, denen man zu diesem Behuf eine verschiedene Brechbarkeit zuschrieb. Nun war aber bei gleicher Brechung die Brechbarkeit sehr verschieden, und nun faßte man ein Wort auf, den Ausdruck Zerstreuung, und setzte hinter diese Brechung und Brechbarkeit noch eine von ihr unabhängige Zerstreuung und Zerstreubarkeit, welche im Hinterhalt auf Gelegenheit warten mußte, sich zu manifestiren; und ein solches Flickwerk wurde in der wissenschaftlichen Welt, so viel mir bekannt geworden, ohne Widerspruch aufgenommen.

Das Wort Zerstreuung kommt schon in den ältesten Zeiten, wenn vom Licht die Rede ist, vor. Man kann es als einen Trivial-Ausdruck ansehen, wenn man dasjenige, was man als Kraft betrachten sollte, materiell nimmt, und das was eine gehinderte, gemäßigte Kraft ist, als eine zerstückelte, zermalmte, zersplitterte ansieht.

Wenn ein blendendes Sonnenlicht gegen eine weiße Wand fällt, so wirft es von dort nach allen entgegengesetzten Seiten und Ecken zurück, mit mehr oder weniger geschwächter Kraft. Führt man aber mit einer gewaltsamen Feuerspritze eine Wassermasse gegen diese Wand; so wirft diese Masse gleichfalls zurück, aber zerstiebend und in Millionen Theile sich zerstreuend. Aus einer solchen Vorstellungsart ist der Ausdruck Zerstreuung des Lichts entstanden.

Je mehr man das Licht als Materie, als Körper ansah, für desto passender hielt man diese Gleichnißrede. Grimaldi wird gar nicht fertig das Licht zu zerstreuen, zu zerbrechen und zu zerreißen. Bei Rizzetti findet auch die Dispersion der Strahlen mit denen er operirt, jedoch wider ihren Willen und zu ihrem höchsten Verdruße, statt. Newton, bei dem die Strahlen ja auch auseinander gebrochen werden, brauchte diesen und ähnliche Ausdrücke, aber nur discursiv, als erläuternd, versinnlichend; und auf diese Weise wird jenes Wort herangetragen, bis er endlich in dem neu eintretenden unerwarteten Nothfalle aufgeschnappt und zum Kunstwort gestempelt wird.

Mir sind nicht alle Documente dieses wichtigen Ereignisses zu Händen gekommen, daher ich nicht sagen kann, wer sich zuerst so ausgedrückt. Genug, dieses Kunstwort ward bald ohne Bedenken gebraucht, und wird es noch, ohne daß irgend jemanden einfiele, wie durch jene große Entdeckung das Alte völlig verändert und aufgehoben worden. Man hat mit diesem Pflaster den Schaden zugedeckt; und wer in der Kürze einen eminenten Fall sehen will, wie man mit der größten Gemüthsruhe und Behaglichkeit einen neuen Lappen auf ein altes Kleid flickt, der lese in den Anfangsgründen der Naturlehre von Johann Tobias Mayer, die kurze Darstellung von der Theorie der Farben, besonders vergleiche man den 630sten und 635sten Paragraphen. Wäre dies ein alter Autor, so würden die Kritiker sich mit der größten Sorgfalt nach andern Codicibus umsehen, um solche Stellen, die gar keinen Sinn haben, mit Behutsamkeit und Vorsicht zu emendiren.

Die Lehre mag sich indessen stellen wie sie will, das Leben geht seinen Gang fort. Achromatische Fernröhre werden verfertigt, einzelne Männer und ganze Nationen auf die Eigenschaften der verschiedenen Glasarten aufmerksam. Clairaut in Frankreich bedient sich der sogenannten Pierres de Strass statt des Flintglases, und die Entdeckung lag ganz nahe, daß der Bleikalk dem Glase jene Eigenschaft, die Farbensäume disproportionirlich gegen die Brechung zu verbreitern, mittheilen könne. Euler in Petersburg machte sich um die Sache verdient. Klaas Boscovich und Steiner gethan diese Angelegenheit theoretisch und praktisch zu fördern, bleibt unvergessen.

Le Blonde erhielt in Frankreich 1773 den Preis für eine Glasart, die dem Flint nahe kam. Dollond hat zu unserer Zeit, in seiner Manufaktur zu Mont-Genis, ein Glas verfertigt, wovon ein Prisma zu zehn Graden mit einem Prisma von Crownglas zu achtzehn Graden zusammengestellt, die Farbenerscheinung aufhebt.

Von dieser Glasart liegt noch eine große Masse vorräthig, und es ist zu wünschen, daß ein Theil derselben von den französischen Optikern zu Prismen von allen Winkeln genugt, und zum Besten der Wissenschaft in einer allgemeinen Handelsartikel verwandelt werde.

Das Werk und Rücher was diese wichtige Epoche betrifft, ist in Priestley's Geschichte der Optik nachzusehlagen, wobei die Klügelschen Zusätze von großer Bedeutung sind. Uebrigens ist Priestley, hier wie durchaus, mit Vorsicht zu lesen. Er kann die Erfahrung, er kann die großen, daraus Newtons daraus entspringenden Resultate nicht läugnen, giebt aber ganz gewissenlos zu verstehen: Euler sey durch einen Fehl Newtons angeregt worden, als wenn Jemand auf etwas hinwinken könnte, was er aufs hartnäckigste läugnet, ja was noch schlimmer ist, von dessen Möglichkeit er gar keine Spur hat! Unser, in diesem Falle so wie in andern geradsinnige Klügel läßt es ihm auch nicht durchgehen, sondern macht in einer Note aufmerksam auf diese Unredlichkeit.

Joseph Priestley.

The history and present state of discoveries relating to vision, light and colours, London 1772 in Quart.

Ohne diesem Werk sein Verdienst verkümmern, oder ihm desselben Nutzen abklügeln zu wollen, den wir selbst daraus gezogen haben, sind wir doch genöthigt auszusprechen, daß dadurch besonders die unrichtige Newtonische Lehre wiederhergestellt worden. Der Verfasser braucht die eingeführten Phrasen wieder ruhig fort. Alles was im Alterthum und in der mittlern Zeit geschehen, wird für nichts geachtet. Newtons Versuche und Theorien werden mit großem Pomposi aufgekramt. Die achromatische Entdeckung wird so vorgetragen, als sey jene Lehre dadurch nur ein wenig modificirt worden. Alles kommt wieder ins Gleiche, und der theoretische Schlendrian schleift sich wieder so hin.

Da man dieses Werk, genau betrachtet, gleichfalls mehr als Materialien denn als wirkliche Geschichtserzählung angesehen hat; so verweisen wir übrigens unsere Leser gern darauf, weil wir auf manches, was dort ausführlich behandelt werden, nur im Vorbeigehen hingedeutet haben.

Paolo Frisi.

Wir erwähnen hier dieses Mannes, ob er gleich erst später, 1778, eine Lobschrift auf Newton herausgegeben, um nur mit wenigem zu bemerken, daß immer noch die ältere Lehre, wie sie Newton vorgetragen, Desagulierś sie vertheidigt, wie sie in die Schulen aufgenommen worden, ihre unbedingten Lobredner findet, selbst in der neuern Epoche, die ihren Untergang entschieden hätte herbeiführen müssen, wenn die Menschen, unter dem Druck einer beschränkten Gewohnheit hinkriechend, zu einem freien Aperçu Augen und Geist entschieden frei hinaufheben könnten.

Wird übrigens ein Muster verlangt, wie ein ächter Newtonianer gedacht und gesprochen, und sich die Sache vorgestellt; so kann diese übrigens sehr gut geschriebene und mit heiterm Enthusiasmus vorgetragene Lobschrift zur Hand genommen und scharfsinnig werden.

Georg Simon Klügel.

Die Lehre von der Achromasie war wie ein fruchtbarer und unzerstörlicher Same über das Feld der Wissenschaften ausgestreut. So manches davon auch unter die Schuldornen fiel, um daselbst zu ersticken; so manches davon auch von den immer geschäftigen theoretisch-kritischen Vögeln aufgepickt und verschluckt wurde; so manches davon das Schicksal hatte, auf dem platten Wege der Gemeinheit getreten zu werden: so konnte es doch nicht fehlen, daß in guten und trefflichen Boden ein Theil treulich aufgenommen ward, und nie nicht gleich Frucht trug, doch wenigstens im Stillen keimte.

Sie haben wir oft genug unsern redlichen Landsmann Klügel bewundert und gepriesen, wenn wir sein Verfahren bei Uebersetzung und Supplirung der Priestleyschen Optik mit Ruhe beobachteten. Ueberall vernimmt man leise Warnungen, vielleicht zu leise, als daß sie hätten können gehört werden. Klügel wiederholt beschreiben und oft, daß alle theoretischen Enunciationen nur Gleichnißreden seyen. Er deutet an, daß wir nur den Widerschein und nicht das Wesen der Dinge sehen. Er bemerkt, daß die Newtonische Theorie durch die achromatische Erfindung wohl gar aufgehoben seyn könnte.

Wenn es uns nicht ziemt, von seinem Hauptverdienste, das außer unsers Gesichtskreises liegt, zu sprechen; so geben wir um so lieber ihm das Zeugniß einer vielleicht noch seltenern Verdienstes, daß ein Mann wie er, von so viel mathematischer Gewandtheit, dem Wissenschaft und Erfahrung in solcher Breite zu Gebote standen, daß dieser eine verurtheilfreie verständige Uebersicht dergestalt walten läßt, daß seine wissenschaftlichen Behandlungen, sicher ohne dogmatisch, warnend ohne skeptisch zu seyn, uns mit dem Vergangenen bekannt machen, das Gegenwärtige recht einprägen, ohne den Blick für die Zukunft zu verschließen.

Uebergang.

Die Newtonische Schule mochte sich indessen gebärden, wie sie wollte. Es war nun so oft von vielen bedeutenden Männern, in so vielen Schriften, welche gleichsam jeden Tag wirksam waren: daß die Sache wurde lebhaft betrieben, es war ausgesprochen worden, daß Newton sich in einem Hauptpunkte geirrt habe, und mehr als alle Worte sprachen dies die dioptrischen Fernröhre auf Sternwarten und Maststämmen, in den Händen der Forscher und der Privatleute, immer lauter und unwidersprechlicher aus.

Der Mensch, wir haben schon früher darauf angespielt, unterwirft sich eben so gern der Autorität, als er sich derselben entzieht; es kommt blos auf die Epochen an, die ihn zu dem einen oder dem andern veranlassen. In der gegenwärtigen Epoche der Farbenlehre erhielten nunmehr jüngere, geistreichere, ernst und treugesinnte Menschen eine gewisse Hülfreiheit, die weil sie keinen Punkt der Vereinigung vor sich sah, einen jeden auf sich selbst zurückwies, einen jeden eigene Ansicht, Lieblingsmeinungen, Grillen hervorrief, und so zwar manchem Guten fördersich war, dagegen aber auch eine Art von Anarchie weissagte und vorbereitete, welche in unsern Tagen völlig erschienen ist.

Was Einzelne gethan, die Natur der Farbe auf diese oder jene Weise mehr zu ergründen und zu erklären, ohne auf die Newtonische Lehre besonders Rücksicht zu nehmen, ist jetzt die Hauptaufgabe unsers fernern Vortrags. Wir nehmen mit, was wir sonst noch auf unserm Wege finden, lassen aber dazwischen manches Einzelne liegen, welches nicht frommt und fördert.

C. L. G. Westfeld.

Die Erzeugung der Farben, eine Hypothese. Göttingen 1767.

Dieser einzelne Bogen verdiente wohl, wenn man eine Anzahl kleiner, auf die Farbenlehre bezüglicher, sich verlierender Schriften sammeln und der Vergessenheit entreißen wollte, mit abgedruckt zu werden.

Des Verfassers Vortrag ist zwar nicht luminos, und weil er sich gleich in Controvers verwickelt, keineswegs erfreulich; doch ist seine Ueberzeugung guter Art. Erst drückt er sie im Allgemeinen folgendermaßen aus. « Die Verschiedenheit der Farben ist nur eine Verschiedenheit der Bewegung in den nervigen Fasern der Netzhaut; » dann aber tritt er der Sache näher und schreibt die Farbenwirkung aufs Auge einer mehr oder minder erregten Wärme auf der Netzhaut zu.

Mit einer vergnüglichen Zufriedenheit sehen wir dasjenige geahnet und vorbereitet, was später von Herschein entdeckt und zu unserer Zeit weiter ausgeführt worden. Wir wollen ihn selbst hören:

« Das Licht ist ein ausgedehntes Feuer, das man nur in einen engen Raum zusammendringen darf, um sich von der Heftigkeit seiner Wirkungen zu überführen. Die Netzhaut des Auges hat die natürliche Wärme des Körpers. Die Lichtstrahlen, die auf sie fallen, müssen ihre natürliche Wärme vermehren, und ihre Fasern desto mehr ausdehnen, je dichter sie sind. Diese Verschiedenheit der Ausdehnung der nervigen Fasern muß eine verschiedene Empfindung in der Seele hervorbringen, und diese verschiedenen Empfindungen nennen wir Farben. Mit den Empfindungen, wenn sie zu heftig sind, ist bisweilen ein gewisses Gefühl verbunden, das wir Schmerz heißen. Wenn die Lichtstrahlen solche Empfindungen erregen, so haben sie einen zu heftigen Grad der Ausdehnung hervorgebracht. Die Empfindungen, die wir Farben nennen, müssen von einem geringern Grade der Ausdehnung herrühren, und unter diesen ist die heftigste Empfindung gelbe Farbe, weniger heftige die rothe, grüne, blaue Farbe. »

« Ein einzelner Lichtstrahl dehnt die Stelle der Netzhaut auf die er fällt, so aus, daß dadurch die Empfindung in der Seele entsteht, die wir gelbe Farbe nennen. Man zerlege diesen Lichtstrahl durch das Prisma in sieben Theile, wovon einer immer dichter ist als der andere, so werden diese sieben Theile, nach Verhältniß ihrer Dichtigkeit, verschiedene Ausdehnungen erzeugen, wovon wir jede mit einem eigenen Namen belegen. Schwarze Körper saugen die meisten Lichtstrahlen ein; folglich bringen sie auch die geringste Ausdehnung auf der Netzhaut hervor; violette etwas mehr, und dies steigt bis zu den gelben und weißen Körpern, die, weil sie am dichtesten sind, die meisten Lichtstrahlen zurückwerfen, und dadurch die heftigste Ausdehnung auf der Netzhaut erregen. »

« Man merke es wohl, was wir vorhin gesagt haben, daß die natürliche Wärme der Netzhaut vermehrt werden muß, wenn wir Farben sehen, oder überhaupt, wenn wir sehen sollen. So können wir lange in einem warmen finstern Zimmer seyn, worinnen wir durch die Wärme nicht sehen. Der ganze Körper empfindet in diesem Falle, und deswegen lassen sich die Empfindungen an einzelnen Theilen nicht unterscheiden. Wir sehen im Winter bei einer heftigen Kälte gefärbte und ungefärbte Körper, weil sie Lichtstrahlen in unser Auge werfen, und dadurch eine größere Wärme oder größere Ausdehnung erregen. »

« Die Dichtigkeit der Lichtstrahlen, die die gelbe oder weiße Farbe in uns erzeugt, kann sehr verschieden seyn, ohne daß sie eine andere Farbe hervorbringt. Das Licht, das in der Nähe gelb brennt, brennt auch noch in einer großen Entfernung so. Kreide sieht in der Nähe und in der Ferne weiß aus. Ganz anders verhält es sich mit den Farben, die von einer viel minbern Dichtigkeit der Lichtstrahlen entstehen: diese werden schon in einer kleinen Entfernung schwarz. »

« Ich sehe nicht, wie ein Newtonianer verantworten kann, daß Körper von schwachen Farben in der Entfernung schwarz zu seyn scheinen. Wenn sie z. B. nur die blauen Lichttheilchen zurückwerfen, warum bleiben denn diese auf der entfernten Netzhaut nicht eben so wohl blaue Lichttheilchen als auf der nahen? Es ist ja nicht, wie mit dem Geschmacke eines Salzes, das man mit so vielem Wasser verdünnt hat. Die blauen Lichttheilchen werden auch in der Entfernung mit nichts vermischt, das ihre Wirkungen verändern könnte. Sie gehen zwar durch die Atmosphäre, die voll fremder Körper und anderer Farbentheilchen ist, aber sie leiden doch dadurch keine Veränderung. »

« Die scheinbaren Farben lassen sich aus dieser Hypothese noch leichter als aus den übrigen erklären. Wenn die Netzhaut, indem das Auge lange in das Licht sah, oder einen andern gefärbten Körper einige Zeit betrachtete, nach Verhältniß der Dichtigkeit der empfangenen Lichtstrahlen erwärmt wurde, so konnte sich diese Wärme nur nach und nach verlieren. So wird ein warmes Metall nicht auf einmal kalt. Mit der Farbauer der Wärme dauerte die Ausdehnung fort, und folglich die Farben, die allmählig so wie sich die Wärme verlor, in andere Farben übergingen. »

« Ich mag diese Hypothese jetzt nicht weitläuftiger ausführen, und deswegen will ich nur noch das Wahre derselben, von dem Wahrscheinlichen abgesondert, herausseyen. Wahr ist es, « daß die Lichtstrahlen, so einfach sie auch seyn mögen, Wärme und Ausdehnung auf der Netzhaut hervorbringen müssen, » daß die Seele diese Ausdehnung empfinden muß. Denn man erkläre auch die Farben wie man will, so muß man mir doch allezeit zugeben, daß das, was z. B. die blaue Farbe erzeugt, nicht heftiger wirken kann, als die Wärme eines solchen blauen Lichttheilchens wirkt. »

Hätte Westfeld statt des Mehr und Minder, wodurch doch immer nur eine Abstufung ausgedrückt wird, von der man nicht weiß wo sie anfangen und wo sie aufhören soll, seine Meinung als Gegensatz ausgesprochen, und die Farbenwirkungen als erregend und erklärend angenommen, so daß die von der einen Seite die natürliche Wärme der Retina erhöhen, die von der andern sie vermindern; so wäre nach ihm diese Ansicht nicht viel mehr zu erweitern gewesen. Sie gehört in das Capitel von der Wirkung farbiger Beleuchtung, wo wir theils das Nöthige schon angegeben haben, theils werden wir das allenfalls Erforderliche kurzlich suppliren.

Gutet.

Nouvelles Récréations physiques et mathématiques, à Paris, 1769 — 70. 4 Bände in 8.

Man kann nicht oft genug wiederholen, daß eine

Theorie sich nicht besser bewährt, als wenn sie dem Praktiker sein Urtheil erleichtert und seine Anwendungen fördert. Bei der Newtonischen ist gerade das Gegentheil: sie steht jedem im Wege, der mit Farben irgend was beginnen will, und dies ist auch hier der Fall, bei einem Manne, der sich unter andern physischen Erscheinungen und Kräften auch der Farben zu mancherlei Kunststücken und Erheiterungen bedienen will.

Er findet bald, daß er um alle Farben hervorzubringen, nur drei Hauptfarben bedarf, die er also auch wohl Ur- und Stammfarben nennen mag. Er bringt diese in hellerm, sich nach und nach verdunkelnden Reihen auf durchscheinende, über Quadrat-Rahmen gespannte Papier, bedient sich dieser erst einzeln, nachher aber dergestalt mit einander verbunden, daß die hellen und dunklern Streifen übers Kreuz zu stehen kommen: und so entspringen wirklich alle Farbenschattirungen, sowohl in Absicht auf Mischung als auf Erhellung und Verdunklung, zu welchem letztern Zwecke er noch eine besondere Vorrichtung macht.

Sich dieser Rahmen zu bedienen, verfertigt er ein Kästchen worein sie passen, wovon die eine Seite ganz offen und nach der Sonne gerichtet ist, die andere aber mit einer hinreichenden Oeffnung versehen, daß man die gefärbten Flächen überschauen kann.

Bei diesen Operationen, die so einfach sind, und eben weil sie so einfach sind, stellt ihm die Newtonische Theorie im Wege, worüber er sich, zwar mit vorhergeschickten Protestationen, daß er sich scharfsinnigen und curiösen Systemen keineswegs zu widersprechen wage, folgendermaßen äußert:

«Die Wirkung, welche von diesen gefärbten durchscheinenden Papieren hervorgebracht wird, scheint nicht mit dem gegenwärtigen System von der Bildung der Farben übereinzustimmen. Denn das Papier worauf man z. B. die blaue Farbe angebracht hat, wirft die blauen Strahlen zurück, wenn man es durch die große Oeffnung des Kastens betrachtet, indeß die andere geschlossen ist. Schaut man aber durch die kleinere, indeß die größere gegen die Sonne gewendet ist, so erblickt man durch das Papier hindurch eben dieselben blauen Strahlen. Dieses aber wäre, dem System nach, ein Widerspruch, weil ja dasselbe Papier dieselbe Strahlen zurückwirft und durchläßt. Man kann auch nicht sagen, das Papier werfe nur einen Theil zurück und lasse den andern durchgehen: denn bei dieser Voraussetzung müßte das Papier, indem es nur einen Theil der blauen Strahlen durchließe, die Kraft haben alle übrigen zu verschlingen, da man doch, wenn man den gelben Rahmen hinter den blauen hält, nichts sieht als grüne Strahlen, welche vielmehr der blaue Rahmen verschlingen sollte. Ja man dürfte gar keine Farbe sehen: denn die einzige blauen Strahlen, welche durch den blauen Rahmen durchzugehen im Stande sind, müßten ja durch den zweiten Rahmen verschluckt werden, der nur die gelben durchläßt. Dieselbe Betrachtung kann man bei allen übrigen Farben machen, welche durch die verschiedenen Stellungen dieser farbigen Rahmen hervorgebracht werden.»

Und so hat auch dieser verständige, im Kleinen thätige Mann, nach seiner Weise und auf seinem Wege, die Absurdität des Newtonischen Systems eingesehen und ausgesprochen: abermals ein Franzos, der gleichfalls die unsichtige Klugheit und Gewandtheit seiner Nation bewährt.

Mauclerc.

Traité des Couleurs et Vernis, à Paris 1773.

Die Farbenkörper haben gegen einander nicht gleichen Gehalt, und das Gelbe sey ausgiebiger als das Blaue, so daß, wenn man ihre Wirkung mit einander im Gleichgewicht zu einem Grün setzen wolle, man drei Theile Blau gegen zwei Theile Gelb nehmen müsse. So sey auch das hohe Roth stärker als das Blaue, und man müsse fünf Theile Blau gegen vier Theile Roth nehmen, wenn das Gemisch gerade in die Mitte von beiden fallen solle.

Marat.

Découvertes sur le feu, l'électricité et la lumière, à Paris 1779. in-8.

Découvertes sur la lumière, à Londres et à Paris 1780. in-8.

Notions élémentaires d'optique, à Paris 1784. in-8.

Ohne uns auf die große Anzahl Versuche einzulassen, worauf Marat seine Ueberzeugungen gründet, kann es hier bloß unsere Absicht seyn, den Gang, den er genommen, anzudeuten.

Die erste Schrift liefert unerhebliche Untersuchungen über das was er feuriges Fluidum, fluide igné, nennt. Er bringt nämlich brennende, glühende, erhitzte Körper in das Sonnenlicht, und beobachtet den Schatten ihrer Ausflüsse und was sonst bei dieser Gelegenheit sichtbar wird.

Da er sich nun das Vorgehende nach deutlicher machen will, so bedient er sich in einer dunklen Kammer die Objectives von einem Sonnenmikroskop, und bemerkt dadurch genauer die Schatten der Körper, der Dünste, die verschiedenen Bewegungen und Abstufungen.

Den Uebergang zu dem was uns eigentlich interessirt, werden wir hier gleich gewahr, und da er erhitzende, ja kalte Körper auf diese Weise beobachtet, so findet er, daß auch etwas Eignes um sie vorgeht. Er bemerkt Schatten und Lichtwirbeln, helle und dunklere Linien, welche das Schattenbild des Körpers begleiten.

War die feurige Flüssigkeit bei jenen ersten Versuchen aus dem Körper herausgetrieben sichtbar geworden, so wird ihm nunmehr eine Eigenschaft des Lichts anschaulich, welche darin bestehen soll, daß es sich von den Körpern anziehen läßt, indem es an ihnen verharrt, geht. Er beobachtet die Phänomene genau und will finden, daß diese Anziehung, wovon jene vom Feuchtwerden früher schon sogenannte Benässung entsteht, nach der verschiedenen Natur der Körper, verschieden sey. Er beobachtet und mißt die Stärke dieser Anziehungskräfte, und wie weit sich die Atmosphäre dieser Anziehung erstrecken möchte.

Bei dieser Gelegenheit bemerkt er sehr was auch schon bekannten Farbensäume. Er findet nur zwei Farben, die blaue und die gelbe an welche bedeutend sich die dritte, die rothe, nur anschließend sehen läßt.

Das Licht ist nun einmal angezogen, es ist von sein m Wege abgelenkt; dies deutet ihm gleichfalls auf die Eigenschaft eines Fluidums. Er verharrt auf dem alten Begriff der Decomposition des Lichtes in farbige Lichtstreife: aber diese sind ihm weder fünf, noch sieben, noch unzählige, sondern nur zwei, höchstens drei.

Da er nun bei diesen Versuchen, welche wir die paroptischen nannten, auch wie bei jenen, die feurige Flüssigkeit betreffenden, das Objectivglas eines Sonnenmikroskops anwendet, so verbinden sich ihm die bisherige

schen Erfahrungen der zweiten Classe, die Refractionsfälle, sogleich mit den paroptischen, deren Verwandtschaft freilich nicht abzuleugnen ist, und er widerspricht also von dieser Seite der Newtonischen Lehre, indem er ungefähr diejenigen Versuche aufführt, die auch wir und andere vorgelegt haben. Er spricht entschieden aus, daß die Farbenerscheinung nur an den Rändern entspringe, daß sie nur in einem einfachen Gegensatz entstehe, daß man das Licht hin und wieder brechen könne so viel man wolle, ohne daß eine Farbenerscheinung statt finde. Und wenn er auch zugesteht, daß das Licht decomponirt werde, so behauptet er steif und fest: es werde nur auf dem paroptischen Wege durch die sogenannte Beugung decomponirt, und die Refraction wirke weiter nichts dabei, als daß sie die Erscheinung eminent mache.

Er experirt nunmehr mit Versuchen und Argumenten gegen die diverse Refrangibilität, um seiner diversen Inflexibilität das erwünschte Ansehen zu verschaffen; sodann fügt er noch einiges über die gefärbten Schatten hinzu, welches gleichfalls seine Aufmerksamkeit und Sagacität verräth, und verspricht, diese und verwandte Materien weiter durchzuarbeiten.

Wir unserm Entwurf der Farbenlehre und dem historischen Faden unserer Bemühung gefolgt ist, wird selbst übersehen, in welchem Verhältniß gegen diesen Forscher wir uns befinden. Paroptisch Farben sind, nach unserer eigenen Ueberzeugung, ganz nahe mit den bei der Refraction erscheinenden verwandt (§. 415.) Ob man jedoch, wie wir glauben, diese Phänomene allein aus dem Doppelschatten herleiten könne, oder ob man zu geheimnißvolleren Wirkungen des Lichtes und der Körper seine Zuflucht nehmen müsse, um diese Phänomene zu erklären, lassen wir gern unentschieden, da für uns und andere in diesem Fache noch manches zu thun übrig bleibt.

Wir bemerken nur noch, daß wir die paroptischen Fälle mit den Refractionsfällen zwar verwandt, aber nicht identisch halten. Marat hingegen, der sie völlig identificiren will, findet zwar bei den objectiven Versuchen, wenn das Sonnenbild durchs Prisma geht, ziemlich seine Rechnung; allein bei subjectiven Versuchen, wo sich nicht denken läßt, daß das Licht an der Gränze eines, auf einer flachen Tafel aufgetragenen Bildes breche, muß er sich freilich wunderlich gebärden, um auch hier eine Beugung zu erzwingen. Es ist merkwürdig genug, daß den Newtonianern bei ihrem Verfahren die subjectiven Versuche gleichfalls im Wege sind.

Wir wenig Gunst die Maratischen Bemühungen bei den Naturforschern, besonders bei der Akademie, fanden, läßt sich denken, da er die hergebrachte Lehre, ob er gleich ihr letztes Resultat, die Decomposition des Lichtes, zugab, auf dem Wege, den sie dahin genommen, so entschieden angriff. Das Gutachten der Commissarien ist als ein Muster anzusehen, wie grimassirend ein böser Wille sich gebärdet, um etwas das sich nicht ganz verneinen läßt, wenigstens zu bestätigen.

Was uns betrifft, so halten wir dafür, daß Marat mit viel Scharfsinn und Beobachtungsgabe die Lehre der Farben, welche bei der Refraction und sogenannten Inflexion entstehen, auf einen sehr zarten Punkt geführt habe, der noch fernerer Untersuchung werth ist, und von dessen Aufklärung wir einen wahren Zuwachs der Farbenlehre zu hoffen haben.

Schließlich bemerken wir noch, daß die beiden letztern oben benannten Schriften, welche uns eigentlich interessiren, gewissermaßen gleichlautend sind, indem die zweite nur als eine Redaction und Epitome der ersten angesehen werden kann, welche von Christ. Ehrenfried Weigel ins Deutsche übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet, Leipzig 1783, herausgekommen ist.

H. J. T.

Observations sur les ombres colorées, à Paris. 1782.

Dieser, übrigens so viel wir wissen unbekannt gebliebene, Verfasser macht eine eigene und artige Erscheinung in der Geschichte der Wissenschaft. Ohne mit der Naturlehre überhaupt, oder auch nur mit diesem besondern Kapitel des Lichts und der Farben bekannt zu seyn, fallen ihm die farbigen Schatten auf, die er denn, da er sie einmal bemerkt hat, überall gewahr wird. Mit ruhigem und geduldigem Antheil beobachtet er die mannichfaltigen Fälle, in welchem sie erscheinen, und ordnet zuletzt in diesem Buche zwei und neunzig Erfahrungen, durch welche er der Natur dieser Erscheinungen näher zu kommen denkt. Allein alle diese Erfahrungen und sogenannten Expériences sind immer nur beobachtete Fälle, durch deren Anhäufung die Beantwortung der Frage immer mehr ins Weite gespielt wird. Der Verfasser hat keineswegs die Gabe mehreren Fällen ihr Gemeinsames abzulernen, sie ins Enge zu bringen, und in bequeme Versuche zusammenzufassen. Da dieses letztere von uns geleistet ist (§. 62—80), so läßt sich nunmehr auch leichter übersehen, was der Verfasser eigentlich mit Augen geschaut, und wie er sich die Erscheinungen ausgelegt hat.

Bei der Seltenheit des Buches halten wir es für wohlgethan, einen kurzen Auszug davon, nach den Rubriken der Kapitel zu geben.

Einleitung. Historische Nachricht, was Leonardo da Vinci, Buffon, Millot und Nollet über die farbigen Schatten hinterlassen.

Erster Theil. Was nöthig sei um farbige Schatten hervorzubringen. Nämlich zwei Licht- oder Licht von zwei Seiten; sodann eine entschiedene Proportion der beiderseitigen Helligkeit.

Zweiter Theil. Von den verschiedenen Mitteln farbige Schatten hervorzubringen, und von der Verschiedenheit ihrer Farben.

I. Von farbigen Schatten, welche durch das direct-Licht der Sonne hervorgebracht werden. Hier werden sowohl die Schatten bei Untergang der Sonne, als bei gemäßigtem Licht den Tag über, beobachtet.

II. Farbige Schatten, durch den Widerschein des Sonnenlichtes hervorgebracht. Hier werden Spiegel, Mauern und andere Licht zurückwerfende Gegenstände mit in die Erfahrung gezogen.

III. Farbige Schatten, durch das Licht der Atmosphäre hervorgebracht, und erleuchtet durch die Sonne. Es werden diese seltener gesehen, weil das Sonnenlicht sehr schwach werden muß, um den von der Atmosphäre hervorgebrachten Schatten nicht völlig aufzuheben. Sie kommen daher gewöhnlich nur dann vor, wenn die Sonne schon zum Theil unter den Horizont gesunken ist.

IV. Farbige Schatten, durch das Licht der Atmosphäre allein hervorgebracht. Es muß, wo nicht von zwei Seiten, doch wenigstens übers Kreuz fallen. Diese Versuche sind eigentlich nur in Zimmern anzustellen.

V. Farbige Schatten, hervorgebracht durch künstliche Lichter. Hier bedient sich der Verfasser zweier oder mehrerer Kerzen, die er sodann mit dem Kaminfeuer in Verhältniß bringt.

VI. Farbige Schatten, hervorgebracht durch das atmosphärische Licht und ein künstliches. Dieses sind die bekanntesten Versuche mit der Kerze und dem Tageslicht,

unter den mannigfaltigsten empirischen Bedingungen angestellt.

VII. Farbige Schatten, hervorgebracht durch den Mondenschein und ein künstliches Licht. Diese ist ohne Frage die schönste und eminenteste von allen Erfahrungen.

Dritter Theil. Von der Ursache der verschiedenen Farben der Schatten. Nachdem er im Vorhergehenden das obige Erforderniß eines Doppellichtes und ein gewisses Verhältniß der beiderseitigen Helligkeit nunmehr völlig außer Zweifel gesetzt zu haben glaubt, so scheint ihm beim weitern Fortschritt besonders bedenklich, warum dasselbe Gegenlicht nicht immer die Schatten gleich färbe.

I. Vom Licht und den Farben. Er hält sich vor allen Dingen an die Newtonische Lehre, kann jedoch seine farbigen Schatten nicht mit der Refraction verbinden. Er muß sie in der Reflexion suchen, weiß aber doch nicht recht wie er sich gebärden soll.

Er kommt auf Goethe's Sentiment, welches ihm mehr zu begünstigen scheint, weil hier die Farben aus Licht und Schatten zusammengesetzt werden. Er giebt auch einen ziemlich umständlichen Anzug; aber auch diese Lehre will ihm so wenig als die Newtonische genügen, die farbigen Schatten zu erklären.

II. Von verschiedenen Arten der farbigen Schatten. Er bemerkt, daß diese Erscheinungen sich nicht gleich sind, indem man den einen eine gewisse Wirklichkeit, den andern nur eine gewisse Apparenz zuschreiben könne. Allein er kann sich doch, weil ihm das Wort des Räthsels fehlt, aus der Sache nicht finden. Daß die rothen Schatten von der untergehenden Sonne und den sie begleitenden Wolken herkommen, ist auffallend; aber warum verwandelt sich der entgegengesetzte Schatten, bei so sehr gleichartig, aus dem Blauen ins Grüne? Daß diese Farben, wenn die Schatten auf einen wirklich gefärbten Grund geworfen werden, sich nach denselben modificiren und mischen, zeigt er umständlich.

III. Ueber die Farbe der Luft. Enthält die confusen und dunklen Meinungen der Naturforscher über ein so leicht zu erklärendes Phänomen (S. 131).

IV. Bemerkungen über die Hervorbringung der farbigen Schatten. Die Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten, auf diesem Wege die farbigen Schatten zu erklären, vermehren sich nur. Der Verfasser nähert sich jedoch dem Rechten, indem er folgert: Die Farben dieser Schatten sey man sowohl dem Lichte schuldig welches den Schatten verursacht, als demjenigen das ihn erleuchtet.

Der Verfasser beobachtet so genau und wendet die Sache so oft hin und wieder, daß er immer sogleich auf Widersprüche stößt, sobald er einmal etwas festgesetzt hat. Er sieht wohl, daß das früher von ihm aufgestellte Erforderniß einer gewissen Proportion der Lichter gegen einander nicht hinreicht; er sucht es nun in gewissen Eigenschaften der leuchtenden Körper, besonders der Flammen, und berührt auch den Umstand, daß verschiedene Lichter nicht einerlei gleiche Farben verbreiten.

V. Beobachtungen über die Ursachen der verschiedenen Schattenfarben. Er vermannigfaltigt die Versuche abermals, besonders um zu erkennen, auf welchem Wege eine Schattenfarbe in die andere übergeht, und ob dieser Uebergang nach einer gewissen Ordnung geschehe. Dabei beharrt er immer auf dem Begriff von der verschiedenen Intensität des Lichtes, und sucht sich damit durchzuhelfen, ob es gleich nur kümmerlich gelingt. Und weil er durchaus redlich zu Werke geht, begegnen ihm immer neue Widersprüche, die er eingesteht und dann wieder mit dem was er schon festgesetzt zu vereinigen sucht. Seine letzten Resultate sind folgende:

Farbige Schatten entspringen:

1) Durch das stärkere oder schwächere Licht, das die Schatten empfangen;

2) Durch die größere oder geringere Klarheit des Lichts, welches die Schatten hervorbringt;

3) Durch die größere oder kleinere Entfernung der Lichter von den Schatten;

4) Von der größern oder geringern Entfernung der schattenwerfenden Körper von dem Grunde, der sie empfängt.

5) Von der größern oder geringern Incidenz, sowohl der Schatten als des Lichts, das sie erleuchtet, gegen den Grund, der sie aufnimmt.

6) Man könnte noch sagen von der Farbe des Grundes, welcher die Schatten aufnimmt.

Auf diese Weise beschäftigt der Verfasser seine Arbeit, die ich um so besser beurtheilen kann, als ich ohne seine Bemühungen zu kennen, früher auf dem selbigen Wege gewesen; aus welcher Zeit ich noch eine kleine in diesem Sinne geschriebene Abhandlung besitze.

An Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit fehlt es diesem rudis indigestumque Beobachter nicht. Die geringsten Umstände zeigt er an: das Jahr, die Jahreszeit, den Tag, die Stunde; die Höhen der himmlischen, die Stellung der künstlichen Lichter; die größere oder geringere Klarheit der Atmosphäre; Entfernung und alle Arten von Bezug: aber gerade die Hauptsache bleibt ihm verborgen, daß das eine Licht den weißen Grund, worauf es fällt und den Schatten projecirt, einigermaßen färben müsse. So entsteht ihm das die sinkende Sonne das Papier gelb und sodann roth färbe, wodurch im ersten Fall der blaue, sodann der grüne Schatten entsteht. Ihm entgeht, daß bei einem von Mauern zurückstrahlenden Lichte leicht ein gelblicher Schein auf einen weißen Grund geworfen und daselbst ein violetter Schatten erzeugt wird; daß die dem Tageslicht entgegengesetzte Kerze dem Papier gleichfalls einen gelblich rothen Schein mittheilt, wodurch der blaue Schatten gefordert wird. Er übersieht, daß wenn er ein atmosphärisches Licht von zwei Seiten in sein Zimmer fallen läßt, von einem benachbarten Hause abermals ein gelblicher Schein sich hereinmischen kann. So darf, selbst wenn bei Nachtzeit mit zwei Kerzen operirt wird, die eine nur näher als die andere an einer gelblichen Wand stehen. So ist ein Kaminfeuer nicht sowohl stärker und mächtiger als eine Kerze, sondern es bringt, daß sogar wenn viele glühende Kohlen sich dabei befinden, sogar einen rothen Schein hervor; deswegen, wie beim Untergang der Sonne, leicht grüne Schatten entstehen.

Das Mondlicht färbt sehr wenig. Lichte mit einem entschieden gelben Schein; und so entspringen alle die Widersprüche die, dem Verfasser begegnen, bloß daher, daß er die Nebenumstände nicht genauer beachtet, ohne daß ihm die Hauptbedingung deutlich geworden wäre.

Daß indessen schwach wirkende Lichter selbst schon als farblos und färbend anzusehen, darauf haben wir auch schon hingedeutet (S. 18 ff.). Daß sich also, in einem gewissen Sinne, die mehr oder mindere Intensität des Lichts an die Erscheinung der farbigen Schatten anschließe, wollen wir nicht in Abrede seyn; nur wirkt sie nicht als eine solche, sondern als eine gefärbte und färbende. Wie man denn überhaupt das Schattenhafte und Schattenverwandte der Farbe, unter welchen Bedingungen sie auch erscheinen mag, hier recht zu beherzigen abermals aufgefordert wird.

Diego de Carvalhoe Sampayo.

Traslado das Cores. Malta. 1787.

Dissertação sobre as cores primitivas. 1788. Diesem ist beigefügt:

Breve Tratado sobre a composição artificial das cores.

Elementos de agricultura. Madrid, 1790. 1791.

Memoria sobre a formação natural das Cores. Madrid, 1791.

Der Verfasser, ein Malteser-Ritter, wird zufälliger Weise auf die Betrachtung farbiger Schatten geleitet. Nach wenigen Beobachtungen eilt er gleich zu einer Art Theorie, und sucht sich von derselben durch mehrere Versuche zu überzeugen. Seine Erfahrungen und Gesinnungen finden sich in den vier ersten oben benannten Schriften aufgezeichnet und in der letzten epitomirt. Wir ziehen sie noch mehr ins Enge zusammen, um unsern Lesern einen Begriff von diesen zwar redlichen, doch seltsamen und unzulänglichen Bemühungen zu geben.

Theoretische Grundsätze.

« Die Farben manifestiren und formiren sich durch Licht. Das Licht, welches von leuchtenden Körpern ausfließt, oder das von dunkeln Körpern zurückstrahlt, enthält die nämlichen Farben und producirt eben dieselben Phänomene. Die Lebhaftigkeit des Lichts ist eben so zerstörend für die Farben, als die Tiefe des Schattens. Bei einem Mittellicht erscheinen und bilden sich die Farben. »

« Primitive Farben giebt es zwei: Roth und Grün. Blau und Gelb sind keine primitiven Farben. Schwarz ist eine positive Farbe, sie entsteht aus Roth und Grün. Weiß ist eine positive Farbe, und entsteht durch die äußerste Trennung der primitiven Farben, Roth und Grün. »

Erfahrungen

die den Verfasser auf seine Theorie geleitet.

« Der Anlaß, Roth und Grün als primitive Farben anzunehmen und zu setzen, gab sich mir durch einen Zufall im Dezember 1788, zu Lamego. Ich kam in ein Zimmer und sah an der Wand grüne und rothe Reflexe. Als ich das Licht suchte, welches dieselben hervorbrachte, fand ich daß es von der Sonne kam, die durch das Fenster drang und auf die entgegengesetzte Wand und das grüne Tuch fiel, mit welchem ein Tisch bedeckt war. Dazwischen stand ein Stuhl, mit dessen Schatten die farbigen Reflexe von Roth und Grün zusammentrafen. »

« Ich zog den Stuhl weg, daß kein Körper dazwischen stehen möchte, und sogleich verschwanden die Farben. Ich stellte mein spanisches Rohr, das ich in der Hand hatte, dazwischen, und sogleich bildeten sich dieselben Farben, und ich bemerkte, daß die rothe Farbe mit der Zurückstrahlung des grünen Tuchs correspondirte, und die grüne mit dem Theile der Wand, auf welchen die Sonne fiel. »

« Ich nahm das Tuch vom Tische, so daß die Sonne bloß auf die Wand fiel, und auch da verschwanden die Farben, und aus den dazwischen liegenden Körpern resultirte nur ein dunkler Schatten. Ich machte daß die Sonne bloß auf das Tuch fiel, ohne auf die Wand zu fallen, und ebenfalls verschwanden die Farben, und aus den zwischenliegenden Körpern resultirte der dunkle Schatten, den das von der Wand reflectirende Licht hervorbrachte. »

« Indem ich diese Experimente anstellte, beobachtete ich daß die Farben lebhafter erschienen, wenn das Zimmer dunkel und die Reflexe stärker waren als das natürliche Licht; und daß sie sogar endlich verschwanden, wenn das natürliche Licht, welches man durch Fenster oder Thüre eingehen ließ, die Reflexe an Stärke übertraf. »

« Bei der Wiederholung der Versuche stellte ich mich so, daß ein Theil der Sonne auf die weiße Wand fiel und ein anderer auf einen Theil meiner scharlachrothen Malteser-Uniform, und indem ich die Reflexe der Wand beobachtete, sah ich sie nochmals roth und grün, so daß die grüne Farbe mit dem rothen Reflex, und die rothe mit dem Lichte an der Wand correspondirte. »

« So oft ich diese Observationen machte, so oft ergaben sich die nämlichen Resultate. Es ergiebt sich also, daß das Licht der Sonne eine achromatische Flüssigkeit ist, mit der Eigenschaft wie das Wasser, sich mit allen Farben färben zu können, und daß in dieser Flüssigkeit einige farbige und sehr feine Theilchen schwimmen, welche, das Licht verschiedentlich färbend, durch Refraction, Reflexion und Inflexion alle diejenigen Farben bilden, die wir auf den natürlichen Körpern und in dem gefärbten Lichte erblicken. »

« Das Licht, als Element angesehen, ist kein einfacher Körper, sondern aus unter sich verschiedenen Principien zusammengesetzt. Eine achromatische, höchst feine durchsichtige Flüssigkeit bildet seine Basis, und eine farbige, heterogene punkte Materie schwimmt beständig in dieser Flüssigkeit. »

« Wenn nicht in dem Lichte eine achromatische Flüssigkeit existirte, so würde die Intensität der Farben des Lichts in jeder seiner Arten immer dieselbe seyn; z. B. das Rothe würde immer dieselbe Stärke behalten, ohne sich zum Hellern illuiren, oder zum Dunklern concentriren zu können. Nun aber zeigt die Erfahrung, daß die Farben des Lichts sich concentriren und illuiren, ohne ihre Natur zu verändern; also folgt daß in dem Lichte eine achromatische Materie existiren muß, die dergleichen Modificationen hervorzubringen vermögend ist. »

« So muß auch die farbige Materie des Lichts nicht homogen seyn; denn wäre sie dies von Einer Natur, z. B. roth; so würde man in allen Körpern nichts mehr sehen als diese Farbe, hell oder dunkel, nach dem Grade der Intensität oder der Verdünnung des Lichts. Nun aber sieht man in den Körpern eine erstaunliche Mannigfaltigkeit verschiedener Farben, nicht nur der Intensität, sondern auch der Qualität nach; folglich ist die farbige Materie, welche in der achromatischen Flüssigkeit schwimmt, nicht homogen, sondern von verschiedenen Beschaffenheiten. »

« Durch eine Reihe neuer und entscheidener Experimente, die von mir über das Licht gemacht worden, ist es hinlänglich bewiesen, daß es eine farbige Materie von zweierlei Art gebe: eine die verbrennend ist, in uns ein Gefühl der rothen Farbe zu erwecken, und eine andere die ein Gefühl der grünen Farbe hervorbringen kann. Alle die andern Farben die man im Lichte sieht, sind aus diesen beiden zusammengesetzt, und sind anzusehen als bloße Resultate ihrer wechselseitigen Verbindung mit der achromatischen Materie zu einem Zustand von größerer oder kleinerer Dichtigkeit. Denn das Licht hat eine Kraft sich zu concentriren, daß es einen Glanz und eine unerträgliche Stärke für das Gesichtsorgan erhält; und zugleich die Fähigkeit, sich so sehr zu verdünnen, daß es demselben Organ nicht mehr sichtbar macht. »

« Endlich ist die farbige Materie des Lichts von Natur verbindet, weil sie, indem sie sich vermittelst schicklicher Vorrichtungen verbindet, entweder den freien Durchgang der achromatischen Strahlen verbindert, oder uns

die Oberfläche der Gegenstände verdeckt, über welche sich diese farbige Materie verbreitet.“

Versuche.

Seine Vorrichtung ist nicht ungeschickt farbige Schatten hervorzubringen. Er bereitet hohle Röhren, bespannt das eine Ende mit leichten seidenen Zeugen, theils weiß, theils von verschiedenen Farben. Diese bringt er in dem Laden einer Camera obscura dergestalt an, daß er auf eine entgegengestellte Tafel, entweder sein achromatisches oder seine verschieden gefärbten Lichter hereindringen kann. Dazwischen stellt er irgend einen Körper, um einen einfachen oder Doppelschatten hervorzubringen. Da er seine seidenen Überzüge Objective nennt, so wollen wir der Kürze wegen diesen Ausdruck beibehalten.

Ein weißes Objectiv giebt farbloses Licht und schwarze Schatten.

Zwei weiße Objective geben farbloses Licht und farblose Halbschatten.

Ein rothes und ein weißes Objectiv geben ein helles Licht und rothen Schein, den er Reflex nennt, sodann rothe und grüne Halbschatten.

Ein grünes und ein weißes Objectiv geben ein schwaches grünes Licht und sodann grüne und rothe Halbschatten.

Ein rothes und ein grünes Objectiv geben ein verdunkeltes Licht, ohne einige Farbe, sodann rothe und grüne Halbschatten.

So weit ist alles in der Ordnung. Nun verbindet er aber mit dem rothen und grünen Objectiv noch ein weißes, und will dadurch auf mancherlei Art Blau, Gelb, so wie Orange und Violett erhalten haben.

Nun führt er fort ein Objectiv von Orangefarbe und ein weißes zusammen zu stellen. Er erhält ein schwaches Orangelicht, sodann orange und blaue Schatten. Ein weißes und blaues Objectiv geben ihm ein schwachblaues Licht und blaue und gelbe Schatten. (Soll wohl rothgelbe heißen.) Ein gelbes und weißes Objectiv geben ihm ein hellgelbes Licht und gelbe und violette Schatten. Ein violettes und weißes Objectiv zusammen geben ihm nunmehr violette und grünliche Schatten.

Dieses Violett that ihr, wie man sieht, die Wirkung vom reinen Roth, der Verfasser glaubt aber hier wieder an dem Anfange zu seyn, wo er ausgegangen ist. Anstatt jedoch die richtigen Erfahrungen, die ihm die Natur von dem Gegensatz der Farben darbot, zu beachten und weiter zu verfolgen, hielt er die gefärbten Scheinfarben für reale, wirklich aus dem Licht hervorgelockte Farben, und getäuscht durch seinen mittelbaren Versuch, bei welchem ein nicht beachteter Nebenumstand, den wir jedoch zu entwickeln noch nicht Gelegenheit gehabt, eintreten mochte, bestand er auf seinem ersten wunderlichen Aperçu in Lampe, Roth und Grün, so leicht seiner Maximen ungeachtet und dem Irrthum zu Ehren, als die einzigen Urfarben anzusprechen.

Seine Bemühungen sind redlich, seine Aufmerksamkeit genau und anhaltend. Er wird die dunkle Eigenschaft der Farbe gewahr, die Nothwendigkeit eines farblosen Lichtes zur Erscheinung der Farbe, und führt die sammtlichen Paare der sich fordernden Farben ganz richtig durch; nur übereilt er sich im Urtheil, und kommt so wenig als H. J. T. auf das Aperçu, daß die zweite Farbe eine physiologische sey.

Das letzte der oben benannten Werke, sehr schön auf 32 Seiten in klein Quart gedruckt, verdiente wohl ganz übersetzt, und mit der ihm beigefügten Kupfertafel begleitet zu werden, indem nur zweihundert Exemplare davon existiren, und alle aufrichtigen Versuche, zu dem Wissen zu gelangen, schätzbar und selbst die Mißgriffe belehrend sind.

Robert Waring Darwin.

On the Ocular Spectra of Light and Colours. Abgedruckt in den Philosophischen Transactionen. Vol. 76 pag. 313, datirt vom November 1786. Nochmals abgedruckt in Erasmus Darwins Zoonomie.

Dieser Aufsatz von den Augengespenstern ist ohne Zweifel der ausführlichste unter allen die erschienen sind, ob ihm gleich die oben angezeigte Schrift des Pater Scheffer an die Seite gestellt werden dürfte. Nach der Inhaltsanzeige folgt eine kurze Einleitung, welche eine Eintheilung dieser Gespenster und einige Observationen enthält. Die Überschriften und Summarien seiner Capitel sind folgende:

1) Thätigkeit der Netzhaut beim Sehen.

2) Von Gespenstern aus Mangel von Empfindlichkeit.

Die Retina wird nicht so leicht durch geringere Reizung in Thätigkeit gesetzt, wenn sie kurz vorher eine stärkere erlitten.

3) Von Gespenstern aus Uebermaß von Empfindlichkeit.

Die Retina wird leichter zur Thätigkeit erregt durch einen größern Reiz, wenn sie kurz vorher einen geringern erfahren.

4) Von directen Augengespenstern.

Eine Reizung über das natürliche Maß erregt die Retina zu einer krampfhaften Thätigkeit, welche in wenig Secunden aufhört.

5) Ein Reiz, stärker als der letzterwähnte, erregt die Retina zu krampfhafter Thätigkeit, welche wechselsweise sich verliert und wiederkehrt.

6) Von umgekehrten Augengespenstern.

Die Netzhaut, nachdem sie zur Thätigkeit durch einen Reiz aufgeregt worden, welcher abermals etwas größer ist als der letzterwähnte, fällt in verschiedene aufeinander folgende krampfhafte Thätigkeiten.

7) Die Netzhaut, nachdem sie zur Thätigkeit durch einen Reiz erregt worden, welcher abermals größer ist als der letzterwähnte, fällt in eine entgegengesetzte krampfhafte Thätigkeit.

8) Die Netzhaut, nachdem sie zur Thätigkeit durch einen Reiz erregt worden, der einigermaßen größer ist als der letzterwähnte, fällt in eine sie krampfhafte Thätigkeit, welche mehrere Tage anhält.

9) Ein Reiz, größer als der vorhergehende, bringt eine temporäre Paralyse in dem Gesichtsorgan hervor.

10) Vermischte Bemerkungen. Hier bringt der Verfasser solche Beobachtungen an, welche aus einem ganz natürlichen Grunde zu den vorhergehenden nicht passen.

a) Von directen und umgekehrten Gespenstern die zu gleicher Zeit existiren. Von wechselseitigen directen Gespenstern. Von einer Verbindung directer und umgekehrter Gespenster. Von einem gespensterhaften Hofe. Regeln der Farben der Gespenster voraus zu sagen.

b) Veränderlichkeit und Lebhaftigkeit der Gespenster, durch fremdes Licht bewirkt.

c) Veränderlichkeit der Gespenster in Absicht auf Zahl, Gestalt und Nachlassen.

d) Veränderlichkeit der Gespenster in Absicht auf Glanz. Die Schicklichkeit der Circulation des Blutes im Auge.

e) Veränderlichkeit der Gespenster in Absicht auf Deutlichkeit und Größe, mit einer neuen Art die Gegenstände zu betrachten.

f) Schluß.

Jedem der diese Summarien und Rubriken mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet, wird in die Augen fallen, was an dem Vortrag des Verfassers zu tadeln sey. Was ring Darwin, wie sein Blutes- oder Namensvetter, Erasmus Darwin, begehen, bei allem Verdienst einer breiteren und sorgfältigen Beobachtung, den Fehler, daß sie als Aerzte alle Erscheinungen mehr pathologisch als physiologisch nehmen. Waring erkennt in seinem ersten Artikel, daß wohl alles Leben von der Thätigkeit der Nerhaut abhängen möchte, und nimmt nun nicht etwa den naturgemäßen Weg, die Gesetze wornach ein solches gesundes Organ wirkt und gegenwirkt, auszumitteln und zu bezeichnen; sondern er führt sie unter der künstlichen, ärztlichen Form auf, wie sie sich gegen schwächere und stärkere Reize verhalten; welches in diesem Falle von geringer Bedeutung, ja in der Erfahrung, wie man aus seinen Rubriken wohl sehen kann, gar nicht zu bestimmen ist.

Wir haben den Gehalt dieser Abhandlung, so wie der übrigen uns bekannt gewordenen, gesondert und an der Natur selbst, zum Nachtheil unserer eigenen Augen, wiederholt geprüft, und in unserer Abtheilung von physiologischen, nicht weniger in dem Anhang von pathologischen Farben, die allgemeinen Umrisse zu ziehen gesucht, in welchen sich alles einschließt, die beste Ordnung auszufinden getrachtet, nach welcher sich die Phänomene darstellen und einsehen lassen.

Anstatt also den Darwinischen Aufsatz Artikel vor Artikel durchzugehen, anstatt Beifall und Mißfallen im Einzelnen zu bezeigen, ersuchen wir unsere Leser, die es besonders interessiren könnte, diese Abhandlung mit unserer erstgemeldeten Abtheilung des Entwurfs zusammenzuhalten und sich durch eigne Ansicht von dem dort Geleisteten zu überzeugen.

Wir haben bei Recension des Darwinischen Aufsatzes den Ausdruck Augengespenst mit Fleiß gewählt und beibehalten, theils weil man dasjenige was erscheint ohne Körperlichkeit zu haben, dem g. wöhnlichen Sprachgebrauch nach, ein Gespenst nennt, theils weil dieses Wort, durch Bezeichnung der prismatischen Erscheinung, das Bürgerrecht in der Farbenlehre sich hergebracht und erworben. Das Wort Augentäuschungen, welches der sonst so verdienstvolle Uebersetzer der Darwinischen Zoonomie dafür gebraucht hat, wünschten wir ein für allemal verbannt. Das Auge täuscht sich nicht; es handelt gesetzlich und macht dadurch dasjenige zur Realität, was man zwar dem Worte, aber nicht dem Wesen nach, ein Gespenst zu nennen berechtigt ist.

Wir fügen die obengemeldeten literarischen Notizen hinzu, die wir theils dem Verfasser, theils dem Uebersetzer schuldig sind.

Doctor Jurin in Smiths Optik, zu Ende. Aepinus in den Petersburger neuen Commentarien Vol. X. Beguelin in den Berliner Memoiren Vol. II., 1771. D'Arcy, Geschichte der Academie der Wissenschaften 1765. De Lahire, Buffon, Memoiren der franz. Akademie 1743. Christ. Ernst Bünsch Visus phaenomena quaedam. Lips. 1770. 4. Joh. Eichel Experimenta circa sensum videndi, in Collectaneis societatis medicae Havniensis. Vol. I, 1774. 8.

Anton Raphael Mengs.

Lezioni pratiche di pittura, in seinen Werken, herausgekommen zu Parma 1780 in Quart.

Den Grund der Harmonie, welche wir bei einem Gemälde empfinden, setzte Mengs in das Helldunkel, so wie er denn auch dem allgemeinen Ton die vorzüglichste Wirkung zuschrieb. Die Farben waren ihm dagegen nur einzelne Töne, womit man die Oberfläche der Körper sy. emeine, welche sich dem Helldunkel und dem allgemeinen Ton subordiniren sollten, ohne eben gerade für sich und unter sich einen Anspruch an Uebereinstimmung und Ganzheit zu machen.

Er bemerkte jedoch, daß eine Farbe, wenn sie in ihrer völligen Lebhaftigkeit gebraucht werde, durch eine andere gewissermassen aufgewogen werden müsse, um erträglich zu seyn. Und so fand sein feiner Sinn und guter Geschmack die einfachen Gesetze der Farbenharmonie, ohne jedoch ihren physiologischen Grund einzusehen.

« Bei dem Gebrauch der Farben ist es nöthig ihr Gleichgewicht zu beobachten, wenn wir die Art und Weise finden wollen, sie mit Anmuth anzuwenden, und auf zu begleiten. Eigentlich giebt es nur drei Farben, Gelb, Roth und Blau. Diese darf man nie an und für sich in einem Werke gebrauchen; doch wenn man ja eine davon, und zwar rein anwenden wollte, so suche man die Art und Weise eine andere aus zweien gemischt, an die Seite zu setzen: z. E. das reine Gelb begleite man mit Violett, weil dieses aus Roth und Blau besteht. Hat man ein reines Roth angewendet, so füge man aus derselben Ursache das Grüne hinzu, das ein Gemisch von Blau und Gelb ist. Besonders ist die Vereinigung des Gelben und Rothen, wodurch die dritte Mischung entsteht, schwer mit Vortheil anzuwenden, weil diese Farbe zu lebhaft ist, deswegen man das Blau zu seiner Begleitung hinzufügen muß. »

Man sehe was wir hierüber im naturgemäßen Zusammenhange am gehörigen Orte vorgetragen haben. (S. 803 ff.)

Jeremias Friedrich Gülich.

Vollständiges Färber- und Bleichbuch u. s. w. Sechs Bände. Ulm, 1779 bis 1795.

Dieser Mann, welcher zu Sindelfingen bei Stuttgart ansässig und zuletzt im Badenschen angestellt war, dessen Lebhaftigkeit gebraucht werde, durch eine andere gewissermassen aufgewogen werden müsse, um erträglich zu seyn. Und so fand sein feiner Sinn und guter Geschmack die einfachen Gesetze der Farbenharmonie, ohne jedoch ihren physiologischen Grund einzusehen.

« Bei dem Gebrauch der Farben ist es nöthig ihr Gleichgewicht zu beobachten, wenn wir die Art und Weise finden wollen, sie mit Anmuth anzuwenden, und auf zu begleiten. Eigentlich giebt es nur drei Farben, Gelb, Roth und Blau. Diese darf man nie an und für sich in einem Werke gebrauchen; doch wenn man ja eine davon, und zwar rein anwenden wollte, so suche man die Art und Weise eine andere aus zweien gemischt, an die Seite zu setzen: z. E. das reine Gelb begleite man mit Violett, weil dieses aus Roth und Blau besteht. Hat man ein reines Roth angewendet, so füge man aus derselben Ursache das Grüne hinzu, das ein Gemisch von Blau und Gelb ist. Besonders ist die Vereinigung des Gelben und Rothen, wodurch die dritte Mischung entsteht, schwer mit Vortheil anzuwenden, weil diese Farbe zu lebhaft ist, deswegen man das Blau zu seiner Begleitung hinzufügen muß. »

Man sehe was wir hierüber im naturgemäßen Zusammenhange am gehörigen Orte vorgetragen haben. (S. 803 ff.)

Jeremias Friedrich Gülich.

Vollständiges Färber- und Bleichbuch u. s. w. Sechs Bände. Ulm, 1779 bis 1795.

Dieser Mann, welcher zu Sindelfingen bei Stuttgart ansässig und zuletzt im Badenschen angestellt war, dessen Lebensgang wohl mehr verdienet bekannt zu seyn, war in seinem Handwerk, in seiner Handkunst, wie man es nennen will, so viel wir ihn beurtheilen können, wohl zu Hause. Alle Erfordernisse bei der Färberei, sowohl insofern sie vorbereitend als ausführend und vollendend gedacht werden, lagen ihm zur Hand, so wie die verschiedensten Anwendungen, welche man von Farben technisch auf alle Arten von Zeugen und Stoffen noch und nach erfonnen hat.

Bei der großen Breite, bei dem genauen Detail seiner Kenntnisse sah er sich nach einem Leitfaden um, an welchem er sich durch das Labyrinth der Natur- und Kunst-Erscheinungen durchwinden könnte. Da er aber weder gelehrte, noch philosophische, noch literarische Bildung hatte, so wurde es seinem übrigens tüchtigen Charakter sehr schwer, wo nicht unmöglich, sich überall zurecht zu finden.

Er sah wohl ein, daß bei allem Verfahren des Färbers nur sehr einfache Maximen zum Grunde lagen, die sich aber unter einem Wust von einzelnen Recepten und zufälligen Behandlungen verbargen und kaum gefaßt werden konnten.

Daß mit einer klugen Anwendung von Säuren und Alkalien viel, ja beinahe alles gethan sey, ward ihm klar, und bei dem Drange zum Allgemeinen, den er in sich fühlte, wollte er dem Material seines Geschäfts und dessen Anwendung nicht allein, sondern zugleich der ganzen Natur, einen eben so einfachen Gegensatz zum Grunde legen. Deshalb wurden ihm Feuer und Wasser die zwei Hauptelemente. Jenem gesellte er die Säuren, diesem die Alkalien zu. In jenem wollte er zugleich die hochrothe, in diesem die blaue Farbe finden, und hiermit war sein Theorie abgeschlossen; das Uebrige sollte sich hieraus entwickeln und ergeben.

Da die eminentesten und beständigsten Farben aus den Metallen hervorzubringen waren, so schenkte er auch diesen vorzügliche Aufmerksamkeit und eine besondere Ehrfurcht. Dem Feuer, den Säuren, dem Hochrothen soll Gold und Eisen, dem Wasser, den Alkalien, dem Blauen soll vorzüglich Kupfer antworten und gemäß seyn, und überall wo man diese Farben finde, soll etwas wo nicht gerade wirklich Metallisches, doch dem Metallischen nahe Verwandtes und Analoges angetroffen werden.

Man sieht leicht, daß diese Vorstellungsart sehr beschränkt ist und bei der Anwendung oft genug unbequem werden muß. Weil jedoch seine Erfahrung sehr sicher und stät, seine Kunsthehandlung meisterhaft ist; so kommen bei dieser seltsamen Terminologie Verhältnisse zur Sprache, an die man sonst nicht gedacht hätte, und er muß die Phänomene selbst recht deutlich machen, damit sie vielseitig werden, und er ihnen durch seine wunderliche Theorie etwas abgewinnen kann. Uns wenigstens hat es geschienen, daß eine Umarbeitung dieses Buchs, nach einer freiern theoretischen Ansicht, von mannigfaltigem Nutzen seyn müßte.

Da, wie der Titel seines Buchs ausweist, die erste Sorge des Färbers, die Farbenfähigkeit und Reinigkeit der Stoffe, auf welche er wirken will, ihm niemals aus den Augen gekommen, da er die Mittel sorgfältig angibt, wie solchen Stoffen alle Farbe und Unreinigkeit zu entziehen; so muß ihm freilich der Newtonische siebenfarbige Schmutz, so wie bei seiner einfachern Ansicht, die siebenfache Gleichheit der Grundfarben höchst zuwider seyn; deswegen er sich auch gegen die Newtonische Lehre sehr verdrießlich und unfreundlich geberdet.

Mit den Chemikern seiner Zeit, Meyer, Justi und andern, verträgt er sich mehr oder weniger. Das acidum pingue des ersten ist ihm nicht ganz zuwider, mit dem zweiten steht er in mancherlei Differenz. So ist er auch in dem was zu seiner Zeit über die Färbekunst geschrieben worden, und was man sonst über die Farbenlehre äußert, nicht unbekannt.

So viel sey genug, das Andenken eines Mannes aufzufrischen, der ein tadelloses und ernstes Leben geführt, und dem es nicht allein darum zu thun war, für sich und die Seinigen zu wirken und zu schaffen, sondern der auch dasjenige was er erfahren, und wie er sich's zurecht gelegt, and en zu Nutz und Bequemlichkeit, emsig mittheilen wollte.

Eduard Hussey Delaval.

Versuch und Bemerkungen über die Ursache der dauerhaften Farben undurchsichtiger Körper. Uebersetzt und herausgegeben von Crell. Berlin und Stettin. 1788. 8.

Der eigentliche Gehalt dieser Schrift, obgleich in der Farbenlehre von großer Bedeutung ist, läßt sich doch mit wenigen Worten aussprechen. Des Verfassers Hauptaugenmerk ruht auf dem exakten, auf der dunkeln Geschäfft der Farbe, wohin wir auch wiederholt gedeutet haben.

Er behandelt vorzüglich färbende Stoffe aus dem Mineralreiche, sodann auch aus dem vegetabilischen und animalischen, er zeigt, daß diese Stoffe in ihrem feinsten und concentrirtesten Zustande keine Farbe bei auffallendem Lichte sehen lassen, sondern vielmehr schwarz erscheinen.

Auch in Feuchtigkeiten aufgelöste reine Farbestoffe, sie wie farbige Gläser, zeigen, wenn ein dunkler Grund hinter ihnen liegt, keine Farbe, sondern nur, wenn ein heller hinter ihnen befindlich ist. Allein aber lassen sie ihre farbige Eigenschaft eben so gut als bei durchfallendem Lichte sehen.

Was sich auch vielleicht gegen des Verfassers Verfahrungsart bei seinen Versuchen einwenden läßt; so bleibt doch das Resultat derselben für denjenigen, der sie nachzuahmen und zu vermannigfaltigen weiß, unverrückt stehen, in welchem sich das ganze Fundament der Färberei und Malerei ausdrückt.

Des Verfassers Vortrag hingegen ist keiner von den glücklichsten. Seine Ueberzeugung trifft mit der Newtonischen nicht zusammen, und doch kann er sich von dieser nicht losmachen, so wenig als von der Terminologie, wodurch sie sich ausspricht. Man sieht ferner durch seine Deduction wohl den Faden durch, an welchen er sich hält, allein er verflichtet ihn selbst und macht dadurch den Leser verwirren.

Da er vorzüglich in dem chemischen Felde arbeitet, so steht ihm freilich die Vorstellungsart seiner Zeit und die damalige Terminologie entgegen, wo das Prinzipium so wunderbar Widersprechendes wirken sollte. Die Kenntniß der verschiedenen Luftarten ist auf dem Wege, aber der Verfasser entdeckt noch die großen Vorzüge der neuern französischen Chymie mit ihrer Sprachgebrauche, wodurch wir denn freilich gegenwärtig viel weiter reichen. Es gehört daher eine Uebertragung von seinem Hauptgrundsatze und guter Wille dazu, um das Rechte und Vortreffliche seiner Arbeit auszuziehen und anzueignen.

Wir haben ihn seit langen Jahren geschätzt und daher auch schon (E. 372 ff.) seine Uebersetzung, verbunden mit der unsern, aufgeführt.

Bei den Pflanzen geräth es ihm am besten. Er entzieht ihnen das Färbende und es bleibt eine weiße Structur übrig. Dieß ausgezogene Färbende verflüchtet sich immer mehr beim Verbrennen, manifestirt seine schattenhafte Natur, nähert sich dem Schwarzen, Brunterschattirten, und kann wieder einer andern weißen Fläche mitgetheilt und in seiner vorigen Specification und Herrlichkeit dargestellt werden. Im Thierreich ist es schon schwieriger. Im Mineralreiche finden sich noch mehr Hindernisse, wenn man den Grundsatz durchführen will. Jedoch bewährt er sich bei dämpfenden und wendet ihn, wo er empirisch anwendbar ist, glücklich an.

In der Vorrede sind zwei kurze Aufsätze, die jedoch dem Verfasser nicht besonders günstig sind, vom Herausgeber eingeschaltet, der eine von Klügel, der andere von Lichtenberg. In dem ersten finden wir einen gemüthlichen und redlichen, in dem zweiten einen geistreichen und gewandten Skepticismus. Wir mögen hierbei eine Bemerkung äußern, welche wohl verdiente gesperrt gedruckt zu werden: daß nämlich auf eine solche Weise, wie von beiden Männern hier geschrieben, alle Erfahrungswissenschaft vernichtet werden kann; denn weil nichts was uns in der Erfahrung erscheint, absolut ausgesprochen und aussprochen werden kann, sondern immer noch eine limitirende Bedingung mit sich führt, so daß wir Schwarz nicht Schwarz, Weiß nicht Weiß nennen dürften, insofern es in der Erfahrung vor uns steht: so hat auch jeder Versuch, er sey wie er wolle und zeige was er wolle, gleichsam einen heimlichen Feind bei sich, der dasjenige was der Versuch a potiori ausspricht, begränzt und unsicher macht. Das ist die Ursache, warum man im Leben, so sehr im Unrechten, nicht weit kommt; daß der Handelnde, der Künstler entscheidet, der das bald der Handelnde, der Künstler entscheidet, der das Rechte exaviv und fruchtbar zu machen weiß.

Der Delavalischen Unternehmung, die wir kennen, setzt, und freilich sind sie sehr verwandt. Bei Newton kommt auch die Farbe nicht von der Oberfläche, sondern das Licht muß durch eine Lamelle des Körpers eindringen

gen und decomponirt zurückkehren. Bei Delaval ist die Farbe dieser Lamelle specificirt und wird nicht anders gesehen, als wenn hinter ihr ein heller, weißer Grund sich befindet, von dem das Licht alsdann gleichfalls specifisch gefärbt zurückkehrt.

Merkwürdig ist besonders in dem Lichtenbergischen Aufsatz, wie man der Newtonischen Lehre durch chemische Hülfstruppen in jener Zeit wieder beigestanden. Man hatte eine latente Wärme ausgemittelt, warum sollte es nicht auch ein latentes Licht geben? und warum sollten die, nach der Theorie, dem Licht angehörigen farbigen Lichter nicht auch der Reihe nach Versteckens spielen, und wenn es den gelben beliebte hervorzugucken, warum sollten die übrigen nicht neckisch im Hinterhalte lauschen können?

Zwei merkwürdige, unserer Ueberzeugung günstige Stellen aus gedachtem Aufsatz jedoch, wovon wir die eine schon früher angeführt (S. 584), mögen hier Platz nehmen:

« Ich bemerke hier im Vorbeigehen, daß vielleicht die Lehre von den Farben eben deswegen bisher so viele Schwierigkeiten hatte, weil alles auf Einem Wege, z. B. Brechung, erklärt werden sollte. »

Wir haben oft genug wiederholt, daß alles auf den Weg ankommt, auf welchem man zu einer Wissenschaft gelangt. Newton ging von einem Phänomen der Brechung aus, von einem abgeleiteten Complicirten. Dadurch ward Brechung das Hauptaugenmerk, das Hauptkunstwort, und was bei einem einzelnen Falle vorging, die Grundregel, das Grundgesetz fürs Allgemeine. Hatte man hier mehrere, ja unzählige Grundfarben angenommen, so durften die, welche von der Malerei und Färberei herkamen, nur drei Farben, noch mehr Aufpassende und Sondernde gar nur zwei, und so veränderte sich alles nach den verschiedenen Ansichten.

Gervalho und der Franzose H. J. T. fanden die farbigen Schatten höchst bedeutend und legten den ganzen Grund der Farbenlehre dahin. Aber alle diese Phänomene, sie mögen Namen haben wie sie wollen, haben ein gleiches Recht Grundphänomene zu seyn. Die von uns aufgeführten physiologischen, physischen, chemischen Farben sind alle gleich befugt, die Aufmerksamkeit der Beobachtenden und Theoretisirenden anzusprechen. Die Natur allein hat den wahren republicanischen Sinn, da der Mensch sich gleich zur Aristokratie und Monarchie hinneigt und diese seine Eigenheit übrall, besonders auch theoretisirend statt finden läßt.

« Auch scheint es mir aus andern Gründen wahrscheinlich, daß unser Organ, um eine Farbe zu empfinden, etwas von allem Licht (weißes) zugleich mit empfangen müsse ».

Was hier Lichtenberg im Vorbeigehen äußert, ist denn das etwas anders als was Delaval behauptet? nur daß dieser das Helle hinter das Dunkle bringt und die Specification des Dunkeln dadurch erscheinen macht, und daß jener das Helle unter das Dunkle mischt; welches ja auch nichts weiter ist, als daß eins mit und durch das andere erscheint. Ob ich ein durchsichtiges Blau über Gelb lasire, oder ob ich Gelb und Blau vermische, ist in gewissem Sinne einerlei: denn auf beide Weise wird ein Grün hervorgebracht. Jene Behandlungsart aber steht viel höher, wie wir wohl nicht weiter auszuführen brauchen.

Uebrigens wird Delaval's Vortrag, besonders indem er auf die trüben Mittel gelangt, unsicher und unscheinbar. Er kehrt zu der Newtonischen Lehre zurück, ohne sie doch in ihrer ganzen Reinheit beizubehalten; dadurch entsteht bei ihm, wie bei so vielen andern, ein unglückliches elektrisches Schwanken. Denn man muß sich zu Newton ganz bekennen, oder ihm ganz entsagen.

Johann Leonhard Hoffmann.

Versuch einer Geschichte der malerischen Harmonie überhaupt, und der Farbenharmonie insbesondere, mit Erläuterungen aus der Tonkunst, und vielen praktischen Anmerkungen. Halle 1786.

Dieser Mann, dessen Andenken fast gänzlich verschwunden ist, lebte um gedachtes Jahr in Leipzig als privatisirender Gelehrter, ohne sich jedoch einer ärmlichen Existenz entwunden zu können. Er nahm beträchtlichen Antheil an physikalischen, technologischen, ökonomischen Journalen und anderen Schriften dieses Inhalts. Mehr ist uns von ihm nicht bekannt geworden.

Seine obgemeldete Schrift zeigt ihn uns als einen durch Studien wohl gebildeten Mann. Kenntniß der Sprachen, des Alterthums, der Kunstgeschichte und recht treue Theilnahme an der Kunst selbst, ist übrall sichtbar. Ohne selbst Künstler zu seyn, scheint er sich mit der Malerei, besonders aber mit dem Malen als ein guter Beobachter und Aufmerker beschäftigt zu haben, indem er die Erfordernisse der Kunst und Technik recht wohl einsieht und penetrirt.

Da er jedoch in allem dem, was von dem Maler verlangt wird und was er leistet, kein eigentliches Fundament finden kann, so sucht er durch Vergleichung mit der Tonkunst eine theoretische Ansicht zu begründen, und die malerischen und musikalischen Phänomene, so wie die Behandlungsweise der beiden Künste, mit einander zu parallelisiren.

Eine solche, von Aristoteles schon angeregte, durch die Natur der Erscheinungen selbst begünstigte, von mehreren versuchte Vergleichung kann uns eigentlich nur dadurch unterhalten, daß wir mit gewissen schwankenden Aehnlichkeiten spielen, und indem wir das Eine fallen lassen, das Andere ergreifen und immer so fortfahren, uns geistreich hin und wieder zu schaukeln.

Auf dem empirischen Wege, wie wir schon früher bemerkt (S. 748 f.), werden sich beide Künste niemals vergleichen lassen, so wenig als zwei Maßstäbe von verschiedenen Längen und Eintheilungen neben einander gehalten. Wenn auch irgendwo einmal ein Einschnitt paßt, so treffen die übrigen nicht zusammen; rückt man nach, um jene neben einander zu bringen, so verschieben sich die ersten wieder, und so wird man auf eine höhere Berechnungsart nothwendig getrieben.

Wir können hier nicht anschaulicher machen, als wenn wir hierjenigen Erscheinungen und Begriffe, die er parallelisirt, neben einander stellen.

Licht	Laut
Dunkelheit	Schweigen
Schatten	
Lichtstrahlen	Schallstrahlen
Farbe	Ton
Farbenkörper	Instrument
Ganze Farben	Ganze Töne
Gemischte Farben	Halbe Töne
Gebrochene Farbe	Abweichung des Tons
Helle	Höhe
Dunkel	Tiefe
Farbenreihe	Octave
Wiederholte Farbenreihe	Mehrere Octaven
Helldunkel	Unisono
Himmlische Farben	Hohe Töne
Irdische (braune) Farben	Contra-Töne.
Herrschender Ton	Solostimme

Licht und Hauptfarben	Prime 2. Secundstimme
Indig	Violencell
Ultramarin	Viole und Violine
Grün	Menschenstimme
Gelb	Clarinette
Hochroth	Trompete
Rothroth	Hoboe
Carminroth	Querflöte
Purpur	Waldhorn
Blevett	Fagott
Einrichtung der Palette	Stimmung der Instrumente
Treatment	Applicatur
Blatt lavirt: Zeichnung	Clavierpartie
Imposittes Gemälde.	Symphonie.

Bei dieser Art von strengem Nebeneinanderstehen, welches im Buche theils wirklich ausgesprochen, theils durch Contrast und Styl nur verborgenheimlich eingeleitet ist, sieht jedermann das Gezwungene, Spielkünstliche und Unpassende dieser grossen in sich selbst abgeschlossenen Naturerscheinungen, in sofern sie theilweise mit einander verglichen werden sollen.

Es ist zu verwundern, daß der Verfasser, der sich sehr lobhaft gegen das Farbenregister erklärt und dasselbe für unausführbar und unnütz hält, da solches Vergnügen fand, sich aus Verschlingung der beiden Künste gleichsam selbst ein Interpret zu erschaffen. Dieß wird denn in seinen letzten Capiteln recht klar, indem er den motus rectus und contrarius, Intervall, Consonanzen und Dissonanzen, den modus major und minor, Accord und Dissonanz, aufeinanderfolgende Octaven und was noch alles sonst der Musik eigen ist, auch in der Farbenlehre und der sie anwendenden Malerkunst finden will.

Er mag freilich, als ein im Grunde scharfsinniger Mann, sich gelegt daran stossen, daß die Malerei eine simultane Harmonie, die Musik eine successive fordere. Er findet natürlich die Intervalle der Farben nicht so bestimmt und maßbar, wie die der Töne. Da er seine Farbenscala nicht in ihr selbst abschließt, sondern sie, statt in einem Cirkel, in einer Reihe vorstellt, um sie an eine hellere Octave wieder anschließen zu können, so weiß er nicht, welche er zur letzten machen und wie er dieses Anschließen am natürlichsten bewirken soll. Ihm steht entgegen daß er von einem gewissen Grün auf beiden Wegen durch Roth und Blau hindurch zu mehr zu einem dunkleren Grün gelangen kann, und er muß fühlen, daß es ein unendlicher Unterschied ist zwischen der Operation wodurch man eine Farbe verdünnt, und zwischen der wodurch man zu einem höheren Tone versetzt.

Eben so traurig ist es anzusehen, wenn er glaubt, man könne jede Farbe durch gewisse Modificationen in den Moll setzen, wie man es mit den Tönen vermag, weil die einzelnen Töne sich gegen den ganzen musikalischen Umfang viel gleichgültiger verhalten, als die einzelnen Farben gegen den Umkreis in welchem sie aufgestellt sind: denn die Farben machen in diesem Kreise selbst das majus und minus, sie machen selbst diesen entschiedenen Gegensatz, welcher sichtbar und empfindbar ist und der nicht aufgehoben geht, ohne daß man das Ganze zerstört.

Die Töne hingegen sind, wie gesagt, gleichgültiger Natur, sie stehen jedoch unter dem geheimen Gesetz eines gleichfalls entschiedenen Gegensatzes, der aber nicht an sich, wie bei der Farbe, nothwendig und unveränderlich empfindbar wird, sondern, nach Belieben des Künstlers, an einem jeden Tone und seiner von ihm verschiedenen Folge hervor und empfindbar gemacht werden kann.

Es ist uns angenehm, indem wir gegen das Ende ziehen, nochmals Gelegenheit gefunden zu haben, uns über diesen wichtigen Punkt zu erklären, auf welchen schon im Laufe unsers Vortrags auf mehr als eine Weise hingedeutet worden.

Das Büchlein selbst verdient eine Stelle in der Sammlung eines jeden Natur- und Kunstfreundes, sowohl damit das Andenken eines braven, bei uns völlig vergessenen Mannes erhalten, als damit die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit einer solchen Unternehmung einem jeden deutlicher gemacht werde. Geistliche Personen werden an den künstlichen, aber redlich gemeinten, und so weit es nur gehen wollte, ernstlich durchgeführten Bemühungen des Verfassers Unterhaltung und Vergnügen finden.

Robert Blair.

Experiments and Observations on the unequal Refrangibility of Light, in den Transactions der königlichen Societät zu Edinburg, Vol. 3, 1794.

Das Phänomen der Achromasie war nun allgemein bekannt und besonders durch die einfachen prismatischen Versuche außer allen Zweifel gesetzt worden; doch stand der Anwendung dieses Naturgesetzes auf Objectivgläser manches in Wege, sowohl von der chemischen als von der mechanischen Seite, indem es seine Schwierigkeiten hat, ein innerlich vollkommen reines Flintglas zu bereiten und genau zusammenpassende Gläser zu schleifen. Besonders aber stellten sich manche Hindernisse ein, wenn man die Wolle der Objectivgläser über einen gewissen Grad vermindern wollte.

Daß nicht allein feste, sondern auch allerlei flüssige Mittel die Farbenerscheinung zu erheben im Stande seyen, war bekannt. Doctor Blair beschäftigte sich mit diesen letzten, um so mehr als er wollte gefunden haben, daß bei der gewöhnlichen Art, durch Verbindung von Flint- und Crownglas, die Achromasie nicht vollkommen werden könne.

Er hatte dabei die Newtonische Vorstellungsart auf seiner Seite: denn wenn man sich das Spectrum als eine fertige, in allen ihren einzelnen Theilen ungleich gebrochene Strahlenreihe denkt, so läßt sich wohl begreifen, daß ein entgegengesetztes Mittel allenfalls einen Theil derselben, aber nicht alle aufheben und verbessern könne. Dieses war schon früher zur Sprache gekommen, und Dr. Blairs Versuche, so wie die daraus gezogenen Folgerungen, wurden von den Newtonianern mit Gunst aufgenommen.

Wir wollen ihn erst selbst hören und sodann das Jenige, was wir dabei zu erinnern im Fall sind, nachbringen.

Versuche des Dr. Blair

über die chromatische Kraft verschiedener Flüssigkeiten und Auflösungen.

„Verschiedene Auflösungen von Metallen und Halbmetallen in verschiedenen Gefäßen fanden sich immer chromatischer als Crownglas. Die Auflösungen einiger Salze in Wasser, z. B. des rothen Ammoniakalzes, dieses Salzes in Wasser, so wie die Salzsäure hat auch mehren die Erscheinung gebe. Die Salzsäure hat auch diese Kraft, und je concentrirter sie ist, desto stärker wirkt sie. Ich fand daher, daß diejenigen Flüssigkeiten die allerschärfste chromatische Kraft haben, in welchen

die Salzsäure und die Metalle verbunden sind. Die chemische Präparation, genannt Cassicum antimoniale oder Butyrum Antimonii, besitzt in ihrem concentrirtesten Zustande, wenn sie eben genug Feuchtigkeit an sich gezogen hat, um flüssig zu seyn, diese Kraft in einem erstaunlichen Grade, so daß drei Zolle Crownglas nöthig sind, um die Farbe aufzuheben, die durch einen entgegengesetzten Keil von gleichem Winkel hervorgebracht worden. Die große Menge des in dieser Solution enthaltenen Halbmetalls, und der concentrirte Zustand der Salzsäure, scheinen diesen kaum glaublichen Effect hervorzubringen. »

« Ferner das sublimirte Quecksilber, mit einer Auflösung von rohem Ammoniaksalz in Wasser, ist an Stärke die nächste Auflösung. Man kann sie so stark machen, daß der Winkel eines Prismas von Crownglas, welches ihre Farbenerscheinung aufwiegen soll, doppelt so groß seyn muß. Hier sind auch offenbar das Quecksilber und die Salzsäure an der Erscheinung Ursache: denn weder das Wasser, noch das flüchtige Laugensalz, als die übrigen Theile der Zusammensetzung, zeigen, wenn man sie einzeln untersuche, eine solche Wirkung. »

« Die wesentlichen Oele folgen zunächst. Diejenigen welche man aus harzigen Mineralien erhält, wirken am stärksten: als aus natürlichem Bergöl, Steinkohle und Ambra. Ihr Verhältniß zu dem Crownglas ist ungefähr wie zwei zu drei. Das wesentliche Oel des Sassafras wirkt nicht viel geringer. Wesentliches Citronenöl, ganz ächt, verhält sich wie drei zu vier. Terpenthinöl wie sechs zu sieben, und im wesentlichen Rosmarinöl ist die Kraft noch etwas geringer. »

« Ausgepreßte Oele unterscheiden sich nicht sonderlich vom Crownglas, so auch rectificirte Geister, und der Aether des Salpeters und Vitriols. »

Vorlesung des Dr. Blair.

I. « Die ungleiche Refrangibilität des Lichts, wie sie Isaak Newton entdeckt und umständlich erörtert hat, steht nur in so fern unwidersprochen gegründet, als die Refraction an der Gränze irgend eines Mediums und eines leeren Raumes vorgeht. Alsdann sind die Strahlen von verschiedenen Farben ungleich gebrochen, die rothmachenden Strahlen sind die am wenigsten, die violettmachenden die am meisten brechbaren Strahlen. »

II. « Die Entdeckung von demjenigen was man die verschieden zerstreuende Kraft in den verschieden brechenden Medien nannte, zeigt, daß die Newtonischen Theoreme nicht allgemein sind, wenn er schließt: daß der Unterschied der Brechung zwischen den meist und geringst brechbaren Strahlen immer in einem gegebenen Verhältnisse zu der Refraction der mittelst refrangiblen stehe. Man zweifelt nicht, daß dieser Satz wahr sey, bezüglich auf die Mittel, an welchen diese Erfahrungen gemacht sind; aber es finden sich manche Ausnahmen desselben. »

III. « Denn die Erfahrungen des Herrn Dollond beweisen, daß der Unterschied der Brechung zwischen den rothen und violetten Strahlen, im Verhältniß der Refraction des ganzen Strahlenpinsels, größer ist in gewissen Glasarten als im Wasser, und größer im Flintglas als im Crownglas. »

IV. « Die erste Reihe der obenerwähnten Versuche zeigt, daß die Eigenschaft, die farbigen Strahlen in einem höheren Grade als Crownglas zu zerstreuen, nicht auf wenige Mittel begränzt ist, sondern einer großen Mannigfaltigkeit von Flüssigkeiten angehört, und einigen derselben in ganz außerordentlichem Grade. Metallauflösungen, wesentliche Oele, mineralische Säuren, mit Ausnahme der vitriolischen, sind in diesem Betracht höchst merkwürdig. »

V. « Einige Folgerungen, die sich aus Verbindung solcher Mittel, welche eine verschiedene zerstreuende Kraft haben, ergeben und bisher noch nicht genug beachtet worden, lassen sich auf diese Weise erklären. Obgleich die größere Refrangibilität der violetten vor den rothen Strahlen, wenn das Licht aus irgend einem Mittel in einen leeren Raum geht, als ein Gesetz der Natur betrachtet werden kann; so sind es doch gewisse Eigenschaften der Mittel, von denen es abhängt, welche von diesen Strahlen, beim Uebergang des Lichtes aus einem Mittel ins andere, die meist refrangiblen seyn sollen, oder in wiefern irgend ein Unterschied in dieser Beschaffenheit statt finde. »

VI. « Die Anwendung von Hugens Demonstrationen auf die Verbesserung jener Abweichung, die sich von der sphärischen Figur der Linsen verschreibt, sie mögen fest oder flüssig seyn, kann als der nächste Schritt, die Theorie der Fernröhre zu verbessern, angesehen werden. »

VII. « Sodann bei Versuchen, welche mit Objectivgläsern von sehr weiter Oeffnung gemacht, und in welchen beide Abweichungen, in so fern es die Grundsätze erlauben, verbessert worden, findet sich, daß die Farbenabweichung durch die gemeine Verbindung zweier Mittel von verschiedener Dispersionskraft nicht vollkommen zu verbessern sey. Die homogenen grünen Strahlen sind alsdann die meist refrangirten, zunächst bei diesen Blau und Gelb vereinigt, dann Indigo und Orange vereinigt, dann Violett und Roth vereinigt, welche am wenigsten refrangirt sind. »

VIII. « Wenn diese Farbenhervorbringung beständig, und die Länge des secundären Spectrums die selbe wäre, in allen Verbindungen der Mittel wo die ganze Brechung des Pinsels gleich ist; so würde die vollkommene Verbesserung jener Abweichung, die auf der Verschiedenheit der Refrangibilität entsteht, unmöglich seyn, und als ein unüberwindliches Hinderniß der Verbesserung dioptrischer Instrumente entgegenstehen. »

IX. « Der Zweck meiner Experimente war daher, zu untersuchen, ob die Natur solche durchsichtige Mittel gewähre, welche dem Grade nach, in welchem sie die Strahlen des prismatischen Spectrums zerstreuen, verschieden wären, zugleich aber die mancherlei Reihen der Strahlen in derselben Proportion auseinander trieben. Denn wenn sich solche Mittel fänden, so würde das obengemeldete secundäre Spectrum verschwinden, und die Abweichung, welche durch die verschiedene Refrangibilität entsteht, könnte aufgehoben werden. Der Erfolg dieser Untersuchung war nicht glücklich in Betracht ihres Hauptgegenstandes. In jeder Verbindung die man versuchte, bemerkte man dieselbe Art von nicht beseitigter Farbenbrechung, und man schloß daraus, daß es keine directe Methode gebe, die Aberration wegzuschaffen. »

X. « Aber es zeigte sich in dem Verlauf der Versuche, daß die Breite des secundären Spectrums geringer war in einigen Verbindungen als in anderen, und da eröffnete sich ein indirecter Weg, jene Verbesserung zu finden, indem man nämlich eine zusammengesetzte hohle Linse von Materialien welche die meiste Farbe hervorbringen, mit einer zusammengesetzten convexen Linse von Materialien welche die wenigste Farbe hervorbringen, verband und nun beobachtete, auf was Weise man dies durch drei Mittel bewirken könnte, ob es gleich schien, daß ihrer viere nöthig wären. »

XI. « Indem man sich nun nach Mitteln umsah, welche zu jenem Zweck am geschicktesten seyn möchten; so entdeckte man eine wunderbare und merkwürdige Eigen-

schaft in der Salzsäure. In allen Mitteln, deren Zerstreuungskräfte man bisher untersucht hatte, waren die grünen Strahlen, welche sonst die mittlern refrangiblen im Greenglas sind, unter den weniger refrangiblen, und daher verursachten sie jene nicht deutliche Farbe, welche vorher beschrieben worden. In der Salzsäure hingegen machen dieselben Strahlen einen Theil der mehr refrangiblen, und in Folge davon ist die Ordnung der Farben in dem secundären Spectrum, welches durch eine Verbindung von Greenglas mit dieser Flüssigkeit hervorgebracht war, umgekehrt, indem das homogene Grün das wenigst refrangible und das verbundene Roth und Violett das meist refrangible war. »

XII. « Diese merkwürdige Eigenschaft, die man in der Salzsäure gefunden, führt zu dem vollkommensten Erfolg, dem grossen Mangel der optischen Instrumente abzuhelfen, nämlich der Zerstreuung oder Abweichung der Strahlen, welche sich von ihrer ungleichen Refrangibilität herschreibt, und wodurch es bisher unmöglich ward, sie alle zusammen auf einen Punkt zu bringen, sowohl bei einfachen als bei entgegengesetzten Brechungen. Eine Flüssigkeit, in welcher Theile der Salzsäure mit metallischen in gehörigem Verhältnisse stehen, trennt die äussersten Strahlen des Spectrums weit mehr als Greenglas, bricht aber alle. Reihen der Strahlen genau in demselben Verhältniss, wie dies Glas thut; und daher können die Strahlen aller Farben, welche durch die Brechung des Glases divergent geworden, wieder parallel werden, entweder durch eine folgende Refraction auf der Grenze des Glases und gedachter Flüssigkeit, oder indem die brechende Dichtigkeit derselben geschwächt wird. Die Brechung, welche an der Grenze derselben und des Glases statt findet, kann so regelmässig, als wäre es Ein Glas, gemacht werden, indessen die Mängel, welche von unvermeidlicher Unvollkommenheit des Schleifens entspringen müssen, hier viel weniger auffallig sind als bei der Refraction, und die Masse sieht, welche durch gleiche Oeffnung der Linsenform durchfällt, viel grösser ist. »

XIII. « Dieses sind die Vortheile, welche unsre Entdeckung anbietet. In der Ausführung müsste man beim ersten Angreifen der Sache mancherlei Schwierigkeiten erwarten und deren manche überwinden, ehe die Erfahrungen vollständig würden konnten. Denn zur Genauigkeit der Beobachtungen gehört, dass die Objectivgläser so sehr als möglich gearbeitet werden, indem die Phänomene viel auffallender sind, wenn die vergrösernden Kräfte wachsen. Die Mathematiker haben sich viel Mühe zu geringem Zwecke gegeben, indem sie die Radien der Sphären ausrechneten, welche zu achromatischen Teleskopen nöthig sind: denn sie bedachten nicht, dass Objectivgläser viel zartere Prüfmittel sind für die optischen Eigenschaften brechender Medien als die groben Versuche durch Prismen, und dass die Resultate ihrer Demonstrationen nicht aber die Genauigkeit der Beobachtungen hinausgehen, wohl aber dahinter zurückbleiben können. »

XIV. « Ich schliesse diesen Vortrag, der schon länger geworden als ich mir versprach, indem ich die verschiedenen Fälle möglicher Beobachtbarkeit des Lichts erzähle, damit ihre Mannigfaltigkeit auf einmal deutlich eingesehen werde. »

XV. « Bei der Brechung, welche an der Gränze eines jeden dünnern Mittels und eines leeren Raums statt findet, sind die verschiedenfarbigen Strahlen ungleich brechbar, die rothmachenden am wenigsten, die violettmachenden am meisten. Ob der Unterschied der Brechbarkeit der rothen und violetten Strahlen ist jedoch nicht beständig in allen Mitteln. Solche Mittel, in welchen der Unterschied am grössten ist, und welche daher die verschiedenfarbigen Strahlen am meisten trennen oder zerstreuen, hat man durch den Ausdruck dispersive unterschieden, und diejenigen welche die Strahlen am wenigsten von einander trennen, und indispersive genannt werden. Diese Mittel sind also dadurch von einander unterschieden, und mehr noch durch einen andern höchst wesentlichen Umstand. »

XVI. « Es zeigt sich durch Versuche, welche man auf indispersive Mittel gemacht hat, dass das mittlere refrangible Licht immer deutlich und zwar von grüner Farbe ist. »

XVII. « Hingegen in der weitläuftigen Classe dispersiver Mittel, sowol Flüssigkeit, metallische Auflösungen und wesentliche Oele gehören, macht das grüne Licht nicht die mittlere refrangible Reihe, sondern bildet eine von den weniger refrangiblen Reihen, indem man solches im prismatischen Spectrum näher am tiefen Roth als an dem äussersten Violett findet. »

XVIII. « In einer andern Classe dispersiver Mittel, welche die Salz- und Salpetersäure enthält, wird dasselbe grüne Licht eines der mehr refrangible, indem es sich näher am hellen Violett, als am tiefen Roth zeigt. »

XIX. « Dieses sind die Verschiedenheiten in der Brechbarkeit des Lichts, wenn die Refraction an der Gränze eines leeren Raums statt findet, und die Phänomene werden nicht merklich unterschieden seyn, wenn die Brechungen an der Gränze des dichten Mittels und der Luft geschehen. Aber wenn Licht aus einem dichtern Mittel ins andere übergeht, sind die Fälle der ungleichen Refrangibilität viel verwickelter. »

XX. « Bei Refractionen, welche auf der Gränze von Mitteln geschehn, welche nur an Stärke und nicht an Eigenschaft verschieden sind, als Wasser und Greenglas, oder an der Gränze von verschieden dispersiven Flüssigkeiten, welche mehr oder weniger verdünnt sind, wird der Unterschied der Refrangibilität derselbe seyn, der eben an der Gränze dichter Mittel und der Luft bemerkt worden, nur dass die Refraction geringer ist. »

XXI. « An der Gränze eines indispersiven und eines dünnern Mittels, das zu irgend einer Classe der dispersiven gehört, können die rothen und violetten Strahlen gleich refrangibel gemacht werden. Wenn die dispersive Gewalt des dünneren Mittels sich vermehrt, so werden die violetten Strahlen die wenigst refrangiblen, und die rothen die meist refrangiblen. Wenn die mittlere refractive Dichtigkeit zweier Mittel gleich ist, so werden die rothen und violetten Strahlen in entgegengesetzten Richtungen gebrochen, die einen zu, die andern von dem Perpendikel. »

XXII. « Dieses begegnet den rothen und violetten Strahlen, welch Art von dispersiven Mitteln man auch brauche; aber die Refrangibilität der mittlern Strahlenerbrechung und besonders der grünen Strahlen wird verschieden seyn, wenn die Klasse der dispersiven Mittel verändert wird. »

XXIII. « So in dem ersten Fall, wenn rothe und violette Strahlen gleich refrangibel gemacht werden, werden die grünen Strahlen als die meist refrangiblen herausteten, sobald man die erste Classe der dispersiven Mittel gebraucht, und als die wenigst refrangiblen, sobald die zweite Classe angewendet wird. So in den zwei andern Fällen, wo das Violette das am wenigsten und das Rothe das am meisten refrangible wird, und wo diese beiden in entgegengesetzten Directionen gebrochen werden; alsdann werden die grünen Strahlen zu den rothen gelangen, wenn die erste Classe der dispersiven Mittel gebraucht wird, und werden sich zu den violetten gesellen, wenn man die zweite Classe braucht. »

XXIV. « Nur noch ein anderer Fall möglicher Refraction bleibt übrig, zu bemerken, und das ist der, wenn Licht gebrochen wird an der Gränze von Mitteln, die

zu den zwei verschiedenen Glasern dispersiver Flüssigkeiten gehören. Bei dem Uebergang z. B. von einem wesentlichen Oel, oder einer metallischen Solution in die Salzsäuren, läßt sich die refractive Dichtigkeit dieser Flüssigkeiten so zurichten, daß die rothen und violetten Strahlen keine Refraction erleiden, wenn sie aus einer Flüssigkeit in die andere gehen, wie schief auch ihre Incidenz seyn möge. Aber die grünen Strahlen werden alsdann eine merkliche Brechung erleiden, und diese Brechung wird sich vom Perpendikel wegbewegen, wenn das Licht aus der Salzsäure in das wesentliche Oel übergeht, und gegen den Perpendikel, wenn es von dem wesentlichen Oel in die Salzsäure übergeht. Die andern Reihen der Strahlen erleiden ähnliche Brechungen, welche am grössten sind bei denen die dem Grün am nächsten kommen, und abnehmen, wie sie sich dem tiefen Rothen an der einen Seite, und dem hellen Violetten an der andern nähern, wo Refraction vollkommen aufhört.»

Bemerkungen über das Vorhergehende.

Wir können voraussehen, daß unsere Leser die Lehre von der Achromasie überhaupt, theils wie wir solche in unserm Entwurf, theils im historischen Theile vorgetragen, genugsam gegenwärtig haben. Was die Blairischen Bemühungen betrifft, so findet sich über dieselben ein Aufsatz in den Gilbertischen Annalen der Physik (sechster Bd., S. 129 f.); auch kommen in dem Reichsanzeiger (1794, Nr. 152 und 1795, Nr. 4 und 14) einige Notizen vor, welche zur Erläuterung der Sache dienen. Wir haben den Autor selbst reden lassen, und seine einzelnen Paragraphen numerirt, um einige Bemerkungen darauf beziehen zu können.

Die Blairischen Versuche sind mit Prismen und Objectivgläsern gemacht, aber beide Arten sind nicht deutlich von einander abgesondert, noch ist die Beschreibung so gefaßt, daß man wissen könnte, wann die eine oder die andere Weise zu versuchen eintritt. Er nennt die prismatischen Versuche grob. Wir finden dies eine des Naturforschers unwürdige Art sich auszudrücken. Sie sind wie alle ähnlichen einfachen Versuche keineswegs grob, sondern rein zu nennen. Die reine Mathematik ist nicht grob, verglichen mit der angewandten, ja sie ist vielmehr zarter und zuverlässiger.

Das größte Uebel jedoch, das den Blairischen Versuchen beiwohnt, ist, daß sie nach der Newtonischen Theorie beschrieben sind. Versuch nach einer falschen Terminologie ausgesprochen, sind, wenn man sie nicht wiederholen kann, sehr schwer durch eine Conjecturalkritik auf den rechten Fuß zu stellen. Wir fanden uns nicht in dem Fall, die Blairischen Versuche zu wiederholen; doch werden wir möglichst suchen ihnen auf die Spur zu kommen.

Ad VII.

Es sollen Versuche mit achromatischen Objectivgläsern von sehr weiter Oeffnung gemacht worden seyn; was für Versuche aber, ist nicht deutlich. Man kann durch solche Objectivgläser das Sonnenlicht fallen lassen, um zu sehen, ob es sich seinem Zusammenziehen oder Ausdehnen Farben zeige; man kann schwarze und weiße kleine Scheiben auf entgegengesetzten Gründen dadurch betrachten, ob sich Ränder an ihnen zeigen oder nicht. Wir nehmen an, daß er den Versuch auf die erste Weise angestellt; nun sagt er, in diesen Objectivgläsern wären die beiden Abweichungen gewissermaßen vereinigt gewesen. Dies heißt doch wohl von Seiten der Form und von Seiten der Farbe. Ist dieses letztere auch nur einigermaßen geschehen, wie können denn die wunderlichen Farbenerscheinungen noch übrig bleiben, von denen der Schluß der Paragraphen spricht?

Wir finden uns bei Betrachtung dieser Stelle in nicht geringer Verlegenheit. Homogene grüne Strahlen, die wir nach unserer Lehre gar nicht kennen, sollen die meist refrangirten seyn. Das müßte also doch wohl heißen: sie kommen zuerst im Focus an. Hier wäre also irgend etwas Grünes gesehen worden. Wie soll man nun aber das folgende verstehen? wo immer je zwei und zwei farbige Strahlen vereinigt seyn sollen. Hat man sie gesehen oder nicht gesehen? Im ersten Fall müßten sie jedesmal an einander gränzen und doppeltfarbige Kreise bilden. Oder hat man sie nicht gesehen, und heißt das vereinigt hier, nach der unglückseligen Newtonischen Theorie, wieder zu Weiß verbunden, wie erkennt man denn, daß sie da waren, und wie erfährt man, wo sie geblieben sind?

Wir dachten uns aus dieser Verwirrung allenfalls durch eine doppelte Vermuthung zu helfen. Bei achromatischen Ferngläsern kommt manchmal der Fall vor, daß die Convex- und Concavlinse so genau passen, daß sie sich unmittelbar berühren und drücken, wodurch die lebhaften spectralischen Farben entstehen. Trat vielleicht bei jenem Objectiv dieser Umstand ein, und Blair ließ das Sonnenlicht hindurchfallen, so konnten solche Farbenkreise entstehen, wie er sie bezeichnet, aber von einer ganz andern Seite. Sie gehören unter eine ganz andere Rubrik, als wohin er sie zieht. Noch ein anderer Umstand konnte statt finden, daß nämlich das zu diesem Objectiv angewandte Crownglas nicht vollkommen rein war, und sich also mit Refraction verbundene parasitische Farbenkreise zeigten; doch bleibt es uns unmöglich, etwas Gewisses hierüber festzusetzen.

Ad VI.

Die Versuche von denen hier die Rede ist, müssen mit Prismen gemacht worden seyn. Er hält sich besonders bei dem Grünen des prismatischen Spectrums auf, welches, wie bekannt, ursprünglich darin gar nicht existirt. Die Redensart, das grüne Strahlen die mittlere brechbaren seyn sollen, ist grundfalsch. Wir haben es tausendmal wiederholt: die Mitte des Gespenstes ist zuerst weiß.

Man nehme unsere fünfte Tafel zur Hand. Wo Gelb und Blau sich berühren, entsteht das Grün und erscheint einen Augenblick ungefähr in der Mitte des Spectrums. Wie aber bei Anwendung eines jeden Mittels, es sey von welcher Art es wolle, das Violette weicht, so gehört Grün freilich mehr dem untern als dem obern Theile zu.

Weil nun sogenannte mehr dispersive Mittel einen längern violetten Schweif bilden, so bleibt das Grün, obgleich immer an seiner Seite, doch weiter unten, und nun rechnet es der Verfasser gar zu den minder refrangiblen Strahlen. Es steckt aber eigentlich nur in der Enge des hellen Bildes, und der violette Saum geht weit darüber hinaus. Hiernach wären wir also im Reinen.

Daß es aber starke dispersive Mittel geben soll, durch welche das Grün mehr nach oben gerückt wird, aber nach jener Terminologie zu den mehr refrangiblen Reihen gehört, scheint ganz unmöglich, weil die Säume ins helle Bild hinein stärker wachsen müßten, als aus dem Hellen hinaus; welches sich nicht denken läßt. Da bisher Randerscheinungen sich jederzeit völlig auf gleiche Weise ausdehnen.

Was hingegen Dr. Blair gesehen haben mag, glauben wir indeß durch eine Vermuthung auflösen zu können. Er bedient sich zu diesen Versuchen seiner hohlen Prismen. Diese sind aus Messing und Glas zusammengesetzt. Hydrochlorsaures Zink- und Salpetersäure etwas von dem Messing aufgelöst, und einen Grün-

schon in sich aufgenommen. Durch dieses nunmehr grün gefärbte Mittel wurde das Grün des Spectrums erhellt, und der violette Theil desselben dagegen dunkel. Ja es ist möglich, daß der duftige zarte Theil des Saums völlig aufgehoben werden. Auf diese Weise rückt freilich das Grün scheinbar weit genug hinaus, wie man sich dies Resultat schon durch die grüne Glas vorgegangenen sey kann.

Ad XXII und XXIV.

Durch diese beiden Paragraphen wird jene Vermuthung noch bestätigt: denn hier kommen Versuche vor, durch welche, nach aufgehobenen Randfarben, die grünen mittleren Streifen in ihrem Werth geblieben seyn sollen. Was kann das anders heißen, als daß zuletzt ein grünes Bild noch übrig blieb? Aber wie kann dieses entstehen, wenn die Farben der entgegengesetzten Enden aufgehoben sind, da es blos aus diesen zusammengesetzt ist? Schwerlich kann es etwas Anderes seyn und heißen, als daß ein an seinen Rändern wirklich achromatisirtes, durch ein grünes Mittel aber grün gefärbtes gebrochnes Bild noch übrig geblieben.

So viel von unsern Vermuthungen, denen wir noch manches hinzufügen könnten. Allein es ist eine traurige Aufgabe mit Worten gegen Worte zu streiten, und die Versuche anzustellen, um der Sache genau auf die Spur zu kommen, mangelt uns gegenwärtig Zeit und Gelegenheit. Sie verdient wegen Erweiterung der theoretischen Ansichten vielleicht künftig noch einmal eine nähere Prüfung. Denn was das Praktische betrifft, so sieht man leicht, daß diesen aus Glas und sämmtlichen Flüssigkeiten zusammengesetzten sogenannten optamatischen Gläsern in der Ausführung noch mehr Hindernisse entgegenstehen, als jenen aus zwei Glasarten verbundenen achromatischen. Auch scheint das Unternehmen nicht weiter geführt worden zu seyn. Ob uns hierüber nähere Nachricht erhalten können, muß die Zeit lehren.

Uns sey indessen vergönnt, da wir uns dem Schlusse unserer Arbeit immer mehr nähern, eine allgemeine, hieher wohl passende Anmerkung beizubringen.

In physischen sowohl als andern Erfahrungswissenschaften kann der Mensch nicht unterlassen ins Minutiöse zu gehen, theils weil es etwas Reizendes hat, ein Phänomen ins unendlich Kleine zu verfolgen, theils weil wir im Praktischen, wenn einmal etwas geleistet ist, das Vollkommnere zu suchen immer aufgefordert werden. Beides kann seinen Nutzen haben, aber daraus entspringende Schaden ist nicht weniger merklich. Durch jenes erstarrenden Bemühen wird ein unendlicher Weg fruchtlos aufgehäuft und das Würdige mit dem Unwürdigen, das Werthe mit dem Unwerthen durchmischt und zuletzt und eine mit dem andern der Aufmerksamkeit entzogen.

Was die praktischen Forderungen betrifft, so mögen immer Bemühungen noch über dingen, denn sie erlangen zuletzt doch manchmal etwas Unerwartetes hervor. Aber der, dem es Ernst um die Sache ist, bedenke doch ja, daß der Mensch in einem Mittelzustande gesetzt ist, und daß ihm nur erlaubt ist das Mittlere zu erkennen und zu ergreifen. Die Natur, um ganz zunächst bei der Materie zu bleiben, von der wir eben handeln, war es selbst nicht möglich, das Auge ganz achromatisch zu machen. Es ist nothwendig daß nur in so fern als wir sehen, gerade vor uns hin sehen. Stehen wir den Kopf nieder, oder heben ihn in die Höhe, und blicken in dieser gegenwärtigen Stellung noch irgend einmal entscheidend hellen oder dunklen Bilde, nach einem zu diesen Erfahrungen immer bereiten Zeichenkreis, so werden wir mit bloßen Augen die prismatischen Säume gewahr. Wie sollte es also der Kunst gelingen, die Natur in einem solchen Grade zu meistern, da man ja nicht mit abstrakten, sondern mit concreten Kräften und Körpern zu thun hat, und es sich mit dem Hochsten, der Idee, eben so verhält, daß man sie keineswegs ins Enge noch ins Gleiche bringen kann.

Keineswegs werde jedoch, wie schon gesagt, der Forscher und Techniker abgeschreckt, ins Feinere und Genauere zu gehen; nur thue er es mit Bewußtseyn, um nicht Zeit und Thätigkeiten zu verständen und zu verschwenden.

Confession des Verfassers.

Da uns wenn wir an irgend einem Geschehenen Theil nehmen, nichts willkommener seyn kann, als daß Personen welche mitgewirkt, und die besondern Umstände offenbaren mögen, wie dieses oder jenes Ereigniß seinen Ursprung genommen, und dies sowohl von der politischen als wissenschaftlichen Geschichte gilt; auch in beiden nichts so klein geachtet werden mag, daß es nicht irgend einem Nachkommenden einmal bedeutend seyn könnte: so habe ich nicht unterlassen wollen, nachdem ich dem Lebensgange so mancher andern nachgespürt, gleichfalls aufzuzeichnen, wie ich zu diesen physischen und besonders chromatischen Untersuchungen gelangt bin, welches um so mehr erwartet werden darf, weil eine solche Beschäftigung solchen Manchen als meinem übrigen Lebensgange fremd erschienen ist.

Die Menge mag wohl jemanden irgend ein Talent zusprechen, worein er sich thätig bewiesen und wobei das Glück sich ihm nicht adverd gezeigt, will er aber in ein andres Fach übergehen und seine Künste vervielfältigen, so scheint es als wenn er die Rechte verlohre, die er einmal der öffentlichen Meinung über sich eingeräumt, und es werden daher seine Bemühungen in einer neuen Region selten freundlich und gefällig aufgenommen.

Hierin kann die Menge wohl einigermaßen Recht haben: denn es hat jedes einzelne Gemüth seine Schwierigkeiten, daß es einen ganzen Menschen, ja mehrere zusammen braucht, um zu einem erwünschten Ziele zu gelangen. Allein dagegen hat man wieder zu bedenken, daß die Thätigkeiten, in einem höhern Sinne, nicht vereinzelt anzusehen sind, sondern daß sie einander wechselsweise zu Hülfe kommen, und daß der Mensch, wie mit andern, also auch mit sich selbst, öfters in ein Bündniß treten und daher sich in mehrere Tüchtigkeiten zu theilen und in mehreren Tugenden zu üben hat.

Wie es mit hierin im Ganzen ergangen, würde nur durch eine umständliche Erzählung mitgetheilt werden können, und so mag das Gegenwärtige als ein einzelnes Capitel jenes größern Bekenntniß angesehen werden, welches abzulegen mir vielleicht noch Zeit und Muth übrig bleibt.

Indem sich meine Zeitgenossen gleich bei dem ersten Erscheinen meiner dichterischen Versuche freundlich genug gegen mich erwiesen, und mir, wenn sie gleich sonst manderlei auszusetzen fanden, wenigstens ein poetisches Talent mit Gewogenheit zuerkannten; so hatte ich selbst gegen die Dichtkunst ein eigenes wunderliches Verhältniß. Das blos praktisch war, indem ich einen Gegenstand der mich ergriff, ein Muster das mich aufregte, einen Vorgänger der mich anzog, so lange in meinem innern Sinn irre; und hatte, bis daraus etwas entstanden war, das so mein angesehen werden mochte, und das ich, nachdem ich es Jahre lang im Stillen ausgebildet, endlich auf einmal, gleichsam aus dem Stegreife und gewissermaßen instinctartig, auf das Papier setzte. Daher denn die Lebhaftigkeit und Vielsamkeit meiner Productionen sich ableiten mag.

Da mir aber, sowohl in Absicht auf die Conception

eines würdigen Gegenstandes als auf die Composition und Ausbildung der einzelnen Theile, so wie was die Technik des rhythmischen und prosaischen Styls betraf, nichts Brauchbares weder von den Lehrstühlen noch aus den Büchern entgegennahm, indem ich manches Falsche zwar zu verabscheuen, das Rechte aber nicht zu erkennen wußte und deshalb selbst wieder auf falsche Wege gerieth; so suchte ich mir außerhalb der Dichtkunst eine Stelle, auf welcher ich zu irgend einer Vergleichung gelangen, und dasjenige was mich in der Nähe verwirrte, aus einer gewissen Entfernung übersehen und beurtheilen könnte.

Diesen Zweck zu erreichen, konnte ich mich nirgends besser hinwenden als zur bildenden Kunst. Ich hatte dazu mehrfachen Anlaß: denn ich hatte so oft von der Verwandtschaft der Künste gehört, welche man auch in einer gewissen Verbindung zu behandeln anfing. Ich war in einsamen Stunden früherer Zeit auf die Natur aufmerksam geworden, wie sie sich als Landschaft zeigt, und hatte, da ich von Kindheit auf in den Werkstätten der Maler aus und ein ging, Versuche gemacht, das was mir in der Wirklichkeit erschien, so gut es sich schicken wollte, in ein Bild zu verwandeln; ja ich fühlte dazu, wozu ich eigentlich keine Anlage hatte, einen weit größern Trieb als zu demjenigen was mir von Natur leicht und bequem war. So gewiß ist es, daß die falschen Tendenzen den Menschen öfters mit größerer Leidenschaft entzünden, als die wahrhaften, und daß er demjenigen weit eifriger nachstrebt was ihm mißlingen muß, als was ihm gelingen könnte.

Je weniger also mir eine natürliche Anlage zur bildenden Kunst geworden war, desto mehr sah ich mich nach Gesetzen und Regeln um, ja ich achtete weit mehr auf das Technische der Malerei, als auf das Technische der Dichtkunst: wie man denn durch Verstand und Einsicht dasjenige auszufüllen sucht, was die Natur Lückenhaftes an uns gelassen hat.

Je mehr ich nun durch Anschauung der Kunstwerke, insofern sie mir im nördlichen Deutschland vor die Augen kamen, durch Unterredung mit Kennern und Reisenden, durch Lesen solcher Schriften, welche ein lange pedantisch vergrabenes Alterthum einem geistigern Anschauen entgegen zu beben versprachen, an Einsicht gewissermaßen zunahm, desto mehr fühlte ich das Bodenlose meiner Kenntnisse, und sah immer mehr ein, daß nur von einer Reise nach Italien etwas Befriedigendes zu hoffen seyn möchte.

Als ich endlich nach manchem Zaudern über die Alpen gelangt war, so empfand ich gar bald, bei dem Zudrang so vieler unendlichen Gegenstände, daß ich nicht gekommen sey, um Lücken auszufüllen und mich zu bereichern, sondern daß ich von Grund aus anfangen müsse alles bisher Gewähnte wegzuwerfen und das Wahre in seinen einfachsten Elementen aufzusuchen. Zum Glück konnte ich mich an einigen von der Poesie herüber gebrachten, mir durch inneres Gefühl und langen Gebrauch bewährten Maximen festhalten, so daß es mir zwar schwer, aber nicht unmöglich ward, durch ununterbrochenes Anschauen der Natur und Kunst, durch lebendiges wirksames Gespräch mit mehr oder weniger einseitigen Kennern, durch stetes Leben mit mehr oder weniger praktischen oder denkenden Künstlern, nach und nach mir die Kunst überhaupt einzutheilen, ohne sie zu zerstückeln, und ihre verschiedenen lebendig in einander greifenden Elemente gewahr zu werden.

Freilich nur gewahr zu werden und festzuhalten, ihre tausendfältigen Anwendungen und Ramificationen aber einer künftigen Lebenszeit aufzusparen. Auch ging es mir, wie jedem der reisend oder lebend mit Ernst gehandelt, daß ich in dem Augenblicke des Scheidens erst einigermaßen mich werth fühlte, hereinzutreten. Mich trösteten die mannigfaltigen und unentwickelten Schätze, die ich mir gesammelt; ich erfreute mich an der Art wie ich sah, daß Poesie und bildende Kunst wechselseitig auf einander einwirken konnten. Manches war mir im Einzelnen deutlich, manches im ganzen Zusammenhange klar. Von einem einzigen Punkte wußte ich mir nicht die mindeste Rechenschaft zu geben: es war das Colorit.

Mehrere Gemälde waren in meiner Gegenwart erfunden, componirt, die Theile, der Stellung und Form nach, sorgfältig durchstudirt worden, und über alles dieses konnten mir die Künstler, konnte ich mir und ihnen Rechenschaft, ja sogar manchmal Rath ertheilen. Kam es aber an die Färbung, so schien alles dem Zufall überlassen zu seyn, dem Zufall der durch einen gewissen Geschmack, einen Geschmack der durch Gewohnheit, eine Gewohnheit die durch Vorurtheil, ein Vorurtheil das durch Eigenheiten der Künstlers, des Kenners, des Liebhabers bestimmt wurde. Bei den Lebendigen war kein Trost, eben so wenig bei den Abgeschiedenen, keiner in den Lehrbüchern, keiner in den Kunstwerken. Denn wie bescheiden sich über diesen Punkt z. B. Lairesse ausdrückt, kann Verwunderung erregen. Und wie wenig sich irgend eine Maxime aus der Färbung, welche neuere Künstler in ihren Gemälden angebracht, abstrahiren lasse, zeigt die Geschichte des Colorits, verfaßt von einem Freunde, der schon damals mit mir zu suchen und zu untersuchen geneigt war, und bis jetzt diesem gemeinsam eingeschlagenen Weg auf die löblichste Weise treu geblieben.

Je weniger mir nun bei allen Bemühungen etwas erfreulich belehrendes entgegenschien, desto mehr brachte ich diesen mir so wichtigen Punkt überall wiederholt, lebhaft und dringend zur Sprache, bergestalt daß ich dadurch selbst Wohlwollenden fast lästig und verdrießlich fiel. Aber ich konnte nur bemerken daß die lebenden Künstler blos aus schwankenden Ueberlieferungen und einem gewissen Impuls handelten, daß Helldunkel, Colorit, Harmonie der Farben immer in einem wunderlichen Kreise um sich durchwandert drehten. Keins entwickelte sich aus dem andern, keins griff nothwendig ein in das andere. Was man ausübte, sprach man als technischen Kunstgriff, nicht als Grundsatz aus. Ich hörte zwar von kalten und warmen Farben, von Farben die einander heben, und was dergleichen mehr war: allein bei jeder Ausführung konnte ich bemerken, daß man in einem sehr engen Kreise wandelte, ohne doch denselben übersehen oder beherrschen zu können.

Das Sulzerische Wörterbuch wurde um Rath gefragt. Aber auch da fand sich wenig Heil. Ich dachte selbst über die Sache nach, und um das Gespräch zu beleben, um eine oft durchgesprochene Materie wieder bedeutend zu machen, unterhielt ich mich und die Freunde mit Paradoxen. Ich hatte die Ohnmacht bei Blauen sehr bemerkt, und fand es mir zu bemerken, daß man sich mit dem Schwarzen bemerkt; nun gefiel es mir zu behaupten: das Blaue sey keine Farbe! und ich freute mich des allgemeinen Widerspruchs. Nur Angelica, deren Freundschaft und Freundlichkeit mir schon öfters in solchen Fällen entgegen gekommen war — sie hatte z. B. auf mein Ersuchen erst ein Bild, nach Art älterer Florentiner, Grau in Grau gemalt und es bei völlig entschiedenem und fertigem Hellbunkel mit durchsichtiger der Farbe übergogen, wodurch eine sehr erfreuliche Wirkung hervorgebracht wurde, ob man es gleich von einem auf die gewöhnliche Weise gemalten Bilde nicht unterschieden konnte — Angelica gab mir Beifall und versprach eine kleine Landschaft ohne Blau zu malen. Sie hielt Wort und es entsprang ein sehr hübsches harmonisches Bild, etwa in der Art wie ein Abgeordneter die Welt sehen würde, wobei ich jedoch

nicht bezweifelt, daß sie ein Schwarz anwendete, welches nach dem Blauen hinging. Wahrscheinlich findet sich dieses Stück in den Händen irgend eines Liebhabers, für den es durch diese Anekdote noch mehr Werth erhält.

Daß hierdurch nichts ausgemacht wurde, ja vielmehr die Sache in einen gefälligen Scherz ablief, war ganz natürlich. Indessen verfehlte ich nicht, die Herrschaft der atmosphärischen Farben zu betrachten, wobei sich die entschiedensten Stufenfolge der Lufterscheinungen, die Bläue der Ferne so wie jeder Schatten, auffallend bemerken ließ. Beim Feuerroth-Himmel, bei den purpurnen Sonnenuntergängen waren die schönsten meergrünen Schatten zu sehen, denen ich um so mehr Aufmerksamkeit schenkte, als ich sehen in der ersten Jugend bei frühem Studieren, wenn der Tag gegen das angezündete Licht verdunkelte, diesen Phänomenen meine Bewunderung nicht enthalten konnte. Doch wurden alle diese Beobachtungen nur gelegentlich angestellt, durch so viel andere mannichfaltige Interessen zerstreut und verdrängt, so daß ich meine Rückreise unternahm und zu Hause, bei manchem Zudrang fremdartiger Dinge, die Kunst und alle Betrachtung derselben fast gänzlich aus dem Auge verlor.

Sobald ich nach langer Unterbrechung endlich Muße fand, den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen, trat mir in Absicht auf Colorit dasjenige entgegen, was mir schon in Italien nicht verborgen bleiben konnte. Ich hatte nämlich zuletzt eingesehen, daß man der Farben, als physischen Erscheinungen, erst von der Seite der Natur beikommen müsse, wenn man in Absicht auf Kunst etwas über sie gewinnen wolle. Wie alle Welt war ich überzeugt, daß die sämmtlichen Farben im Licht enthalten seyen; nie war es mir anders gesagt worden, und nie mußte ich die geringste Ursache finden, daran zu zweifeln, weil ich bei der Sache nicht weiter interessirt war. Auf der Akademie hatte ich mit Physik wie ein anderer vorlieb genommen und die Experimente vorübergehen lassen. Bloßfeld in Leipzig, einer der ersten der sich um Electricität verdient machte, behandelte diese Abtheilung sehr umständlich und mit Liebe, so daß mir die sämmtlichen Versuche mit ihren Bedingungen fast noch jetzt durchaus gegenwärtig sind. Die Gestelle waren sämmtlich blau angestrichen; man brauchte ausschließlich blaue Seidenfaden zum Anknüpfen und Aufhängen der Theile des Apparates; welches mir auch immer wieder, wenn ich über blaue Farbe dachte, einfiel. Dagegen erinnere ich mich nicht, die Experimente, wodurch die Newtonische Theorie bewiesen werden soll, jemals gesehen zu haben; wie sie denn gewöhnlich in der Experimentalphysik auf gelegentlichen Stemmschein verschoben, und außer der Ordnung des laufenden Vortrags gezeigt werden.

Als ich mich nun von Seiten der Physik den Farben zu nähern gedachte, las ich in irgend einem Compendium das hergebrachte Capitel; und weil ich aus der Lehre wie sie vortrug, nichts für meinen Zweck entwickeln konnte, so nahm ich mir vor, die Phänomene wenigstens selbst zu sehen, zu welchem Behuf Hofrath Büttner, der von Göttingen nach Jena gegangen war, den nöthigen Apparat mitgebracht und mir ihn nach seiner freundlich mittheilenden Weise sogleich angeboten hatte. Es fehlte nur also noch an einer dunklen Kammer, die durch einen wohlverschließenden Fensterladen bewirkt werden sollte; es fehlte nur noch an Foramen exiguum, das ich mit aller Genauigkeitsschärfe, nach dem angegebenen Maß, in ein Buch einbohren im Begriff war. Die Hindernisse, welche sich jedoch, indem ich abgehalten wurde die Versuche nach der Vorschrift, nach der bisherigen Methode anzustellen, meinen Wunsch, daß ich von einer ganz andern Seite zu den Phänomenen gelange und dieselben durch eine unmittelbare Methode ergreife, die ich noch umständlich zu erzählen gedenke.

Gegen zu dieser Zeit kam ich in den Fall meine Wohnung zu verändern. Auch dabei hatte ich meinen frühern Vortheil vor Augen. In meinem neuen Quartier traf ich ein langes schmales Zimmer mit einem Fenst r gegen Südwest, was hätte mir erwünschter kommen können? Indessen fand sich bei meiner neuen Einrichtung so viel zu thun, so manche Hindernisse traten ein, und die dunkle Kammer kam nicht zu Stande. Die Prismen fanden einstweilen wie sie zu kommen waren in einem Kasten unter dem Tische, und ohne die Umgebung des Jenaischen Musenhofes hätten sie noch lange da sitzen können.

Hofrath Büttner, der alles was er von Büchern und Instrumenten besaß, gern mittheilte, verlangte jedoch, wie es einem verständigen Eigenthümer geziemt, daß man die geborgten Sachen nicht allzu lange behalten, daß man sie gelegentlich zurückgeben und lieber einmal wieder aufs neue borgen solle. Er war in solchen Dingen unvergessen und ließ es, wenn eine gewisse Zeit verflossen war, an Erinnerungen nicht fehlen. Mit solchen wollte er mich zwar nicht unmittelbar angehen; allein durch einen Freund erhielt ich Nachricht von Jena: der gute Mann sey ungeduldig, ja empfindlich, daß ihm der mitgetheilte Apparat nicht wieder zugesendet werde. Ich ließ dringend um einige Frist bitten, die ich auch erhielt, aber auch nicht besser anwendete; denn ich war von ganz anderm Interesse festgehalten. Die Farbe, so wie die bildende Kunst überhaupt, hatte wenig Theil an meiner Aufmerksamkeit, ob sich gleich ungefähr in dieser Epoche, bei Gelegenheit der Saussurischen Reisen auf den Montblanc und das dabei gebrauchten Cyanometers, die Phänomene der Himmelsbläue, der blauen Schatten u. s. w. zusammenschrieb, um mich und andere zu überzeugen, daß das Blau nur dem Grade nach von dem Schwarzen und dem Finstern verschieden sey.

So verstrich abermals eine geraume Zeit, die leichte Vorrichtung des Fensterladens und der kleinen Oeffnung ward vernachlässigt, als ich von meinem Jenaischen Freunde einen dringenden Brief erhielt, der mich aufs lebhafte bat, die Prismen zurückzusenden, und wenn es auch nur wäre, daß der Besitzer sich von ihrem Daseyn überzeuge, daß er sie einige Zeit wieder in Verwahrung hätte; ich sollte sie alsdann zu längerem Gebrauch wieder zurück erhalten. Die Absendung aber brauch wieder zurück erhalten. Die Absendung aber brauch wieder zurück erhalten. Die Absendung aber br

Instinct sogleich vor mich laut aus, daß die Newtonische Lehre falsch sey. Nun war an keine Zurücksendung der Prismen mehr zu denken. Durch mancherlei Ueberredung und Gefälligkeiten suchte ich den Eigenthümer zu beruhigen, welches mir auch gelang. Ich vereinfachte nunmehr die mit in Zimmern und im Freien durchs Prisma vorkommenden zufälligen Phänomene, und erhob sie, indem ich mich blos schwarzer und weißer Tafeln bediente, zu bequemen Versuchen.

Die beiden sich immer einander entgegengesetzten Ränder, die Verbreiterung derselben, das Uebereinanderarteiten über einen hellen Streif und das dadurch entstehende Grün, wie die Entstehung des Rothen beim Uebereinandergreifen über einen dunklen Streif, alles entwickelte sich vor mir nach und nach. Auf einen schwarzen Grund hatte ich eine weiße Scheibe gebracht, welche, in einer gewissen Entfernung durchs Prisma angesehen, das bekannte Spectrum vorstellte, und vollkommen den Newtonischen Hauptversuch in der Camera obscura vertrat. Ein schwarze Scheibe auf hellem Grund machte aber auch ein farbiges und gewissermaßen noch prächtigeres Gespenst. Wenn sich dort das Licht in so viel viel Farben auflöst, sagte ich zu mir selbst, so müßte ja hier auch die Finsterniß als in Farben aufgelöst angesehen werden.

Der Apparat meiner Tafeln war sorgfältig und reinlich zusammengeschafft, vereinfacht so viel wie möglich und so eingerichtet, daß man die sämmtlichen Phänomene in einer gewissen Ordnung dabei betrachten konnte. Ich wußte mir im Stillen nicht wenig mit meiner Entdeckung, den sie schien sich an manches bisher von mir Erforschte und Gelaubte anzuschließen. Der Gegensatz von warmen und kalten Farben der Maler zeigte sich hier in abgesonderten blauen und gelben Rändern. Das Blaue erschien gleichsam als Schleier des Weißen, wie sich das Gelbe als ein Schleier des Weißen erwies. Ein Helles mußte über das Dunkle, ein Dunkles über das Helle geführt werden, wenn die Erscheinung eintreten sollte: denn keine perpendiculare Gränze war gefärbt. Das alles schloß sich an dasjenige an, was ich in der Kunst von Licht und Schatten, und in der Natur von approximirten Farben gehört und gesehen hatte. Doch stand alles dieses mir ohne Zusammenhang vor der Seele und keineswegs so entschieden, wie ich es hier aussprache.

Da ich in solchen Dingen gar keine Erfahrung hatte und mir kein Weg bekannt war, auf dem ich hätte sicher fortwandeln können, so ersuchte ich einen benachbarten Physiker, die Resultate dieser Vorrichtungen zu prüfen. Ich hatte ihn vorher bemerken lassen daß sie mir Zweifel in Absicht auf die Newtonische Theorie erregt hätten, und dessen sicher, daß der erste Blick auch in ihm die Ueberzeugung von der ich ergriffen war, anregen würde. Allein wie verwundert war ich, als er zwar die Erscheinungen in der Ordnung wie sie ihm vorgeführt wurden, mit Gefälligkeit aufnahm, aber zugleich versicherte, daß diese Phänomene bekannt und aus der Newtonischen Theorie vollkommen erklärt seyen. Diese Farben gehörten keineswegs der Gränze, sondern dem Licht ganz allein an; die Gränze sey nur Gelegenheit, daß in dem einen Fall die weniger refrangiblen, in dem andern die mehr refrangiblen Strahlen zum Vorschein kämen. Das Weiße in der Mitte sey aber noch ein zusammengesetztes, durch Brechung nicht separirtes Licht, das aus einer ganz eigenen Vereinigung farbiger, aber stufenweise übereinandererscheinender Lichter entspringe; welches alles bei Newton selbst und in den nach seinem Sinn verfaßten Büchern umständlich zu lesen sey.

Ich mochte dagegen nun einwenden was ich wollte, daß nämlich das Violette nicht refrangibler sey als das Gelbe, sondern nur, wie dieses in das Hell- so jenes in das Dunkle hineinstrahle; ich mochte anführen, daß bei wachsender Breite der Saum, das Weiße so wenig als das Schwarze in Farben breche, sondern in dem einen Fall nur durch ein zusammengesetztes Grün, in dem andern durch ein zusammengesetztes Roth zugedeckt werde; kurz ich mochte mich mit meinen Versuchen und Ueberzeugungen gebärden wie ich wollte: immer vernahm ich nur das erste Credo, und mußte mir sagen lassen, daß die Versuche in der dunklen Kammer weit mehr geeignet seyen, die wahre Ansicht der Phänomene zu verschaffen.

Ich war nunmehr auf mich selbst zurückgewiesen, doch konnte ich es nicht ganz lassen und setzte noch einmal an, aber mit eben so wenig Glück, und ich wurde in nichts gefördert. Man sah die Phänomene gern; die Unterrichteten mußten sich damit, die Unterrichteten sprachen von Brechung und Brechbarkeit, und glaubten sich dadurch von aller weitern Prüfung losgesprochen. Nachdem ich nun diese, in der Folge von mir sogenannten Versuche ins Unendliche, ja Unnöthige vervielfältigt, Weiß, Schwarz, Grau, Bunt in allen Verhältnissen an und über einander auf Tafeln gebracht hatte, wobei immer nur das erste simple Phänomen, blos anders bedingt, erschien, so setzte ich nun auch die Prismen in die Sonne, und richtete die Camera obscura mit schwarz ausgeschlagenen Wänden so genau und finster als möglich ein. Das Foramen exiguum selbst wurde sorgfältig angebracht. Allein diese beschränkten Taschenspieler-Bedingungen hatten keine Gewalt mehr über mich. Alles was die subjectiven Versuche mir leisteten, wollte ich auch durch die objectiven darstellen. Die Kleinheit der Prismen stand mir im Wege. Ich ließ ein größeres aus Spiegelscheiben zusammensetzen, welches ich nun, vermittelst vorgeschobener ausgeschnittener Pappen, alles dasjenige hervorzubringen schien, was auf meinen Tafeln gesehen wurde, wenn man sie durchs Prisma betrachtete.

Die Sache lag mir am Herzen, sie beschäftigte mich; aber ich fand mich in einem neuen unabsehlichen Felde, welches zu durchmessen ich mich nicht geeignet fühlte. Ich sah mich überall nach Abwesenheiten um, ich hätte gern meinen Apparat, meine Bemerkungen, meine Vermuthungen, meine Ueberzeugungen einem Andern übergeben, wenn ich nur irgend hätte hoffen können, sie fruchtbar zu sehen.

All mein dringendes Mittheilen war vergebens. Die Folgen der französischen Revolution hatten alle Gemüther aufgeregt und in jedem Privatmann den Regierungsdünkel erweckt. Die Physiker, verbunden mit den Chemikern, waren mit den Gasarten und mit dem Galvanismus beschäftigt. Ueberall fand ich Ungläuben an meinen Beruf zu dieser Sache, überall eine Art von Abneigung gegen meine Bemühungen, die sich, je gebildeter und kenntnißreicher die Männer waren, immer mehr als unfreundlicher Widerwille zu äußern pflegte.

Höchst undankbar würde ich dingegen seyn, wenn ich hier nicht diejenigen nennen wollte, die mich durch Neigung und Zutrauen förderten. Der Herzog von Weimar, dem ich von jeher alle Bedingungen eines thätigen und frohen Lebens schuldig geworden, vergönnte mir auch diesmal den Raum, die Muße, die Gemüthlichkeit zu diesem neuen Vorhaben. Der Herzog Ernst von Gotha eröffnete mir sein physikalisches Cabinet, wodurch ich die Versuche zu vermannigfaltigen und ins Größere zu führen in Stand gesetzt wurde. Der Prinz August von Gotha verehrte mir aus England verschriebene köstliche, sowohl einfache als zusammengesetzte achromatische Prismen. Der Fürst Primas, damals in Erfurt, schenkte meinen

ersten und allen folgenden Versuchen eine unumstößliche Aufmerksamkeit, ja er begnadigte einen umständlichen Aufsatz mit durchstochenen Randbemerkungen von eigner Hand, den ich noch als eine höchst schätzbare Erinnerung unter meinen Papieren verwahre.

Unter den Gelehrten, die mir von ihrer Seite Beistand leisteten, zähle ich Anatomen, Chemiker, Literatoren, Philosophen, wie Loder, Sömmering, Gottling, Wolf, Forster, Schelling, hingegen keinen Physiker.

Mit Lichtenberg correspondirte ich eine Zeit lang und fodrte ihn ein paar auf Gefallen bewegliche Schlüsse, woran die sämmtlichen subjectiven Erscheinungen auf eine traurige Weise dargestellt werden konnten, ingleichen einige Aufsätze, freilich noch roh und unschicklich genug. Ein Jahr lang antwortete er mir, als ich aber zuletzt dringender ward und das exclusive Newtonische Weiß mit Gewalt verfolgte, brach er ab über diese Dinge zu schreiben und zu antworten, ja er hatte nicht einmal die Freundlichkeit, ungedruckt eines so guten Verhältnisses, meiner Beiträge in der letzten Ausgabe seines Cyclopens zu erwähnen. So war ich denn wieder auf meinen eigenen Weg gewiesen.

Ein entschiedenes Apercu ist wie eine incorporirte Krankheit anzusehen: man wird sie nicht los bis sie durchgekämpft ist. Schon längst hatte ich angefangen über die Sache nachzudenken. Die Nachbarinn der Correspondenz ward mir bald zuwider und ihre beschränkte Gutherzigkeit gar zu auffallend. Ich ging nun an die Newtonische Optik, auf die sich doch zuletzt jedermann berief, und freute mich, das Captiose, Falsche seines ersten Experiments mir schon durch meine Tafeln anschaulich gemacht zu haben und wie das ganze Rätsel bequem aufgelöst zu können. Nachdem ich diese Vorposten glücklich überwältigt, drang ich tiefer in das Buch, wiederholte die Experimente, entwickelte und ordnete sie, und fand sehr bald, daß der ganze Irrthum darauf beruhe, daß ein complicirtes Phänomen zum Grunde gelegt und das Einfachere aus dem Zusammengesetzten erklärt werden sollte. Manche Zeit und manche Sorgfalt jedoch bedurfte es, um die Irrgänge alle zu durchwandern, in welche Newton seine Nachfolger zu verwirren beliebt hat. Hiezu waren mir die Lectiones opticae höchst behülflich, indem diese einfacher, mit mehr Aufrichtigkeit und eigener Ueberzeugung des Verfassers geschrieben sind. Die Resultate dieser Bemühungen enthält ein polemischer Theil.

Wenn ich nun auf diese Weise das Grundlose der Newtonischen Lehre, besonders nach genauer Einsicht in das Phänomen der Achromasie, vollkommen erkannte, so daß mir zu einem neuen theoretischen Weg Lust erregt worden wäre, daß ein entschiedenes Auseinandertreten, Gegensetzen, Vertheilen, Differenziren, oder wie man es nennen wollte, bei den prismatischen Farbenerscheinungen statt habe, welches ich mir kurz und gut unter der Formel der Polarität zusammenfaßte, von der ich überzeugt war, daß sie auch bei den übrigen Farbenphänomenen durchgeführt werden könne.

Was mir insonderheit zu Privatmann nicht gelingen mochte, bei irgend jemand Theilnahme zu erregen, der sich zu meinen Untersuchungen gesellt, meine Uebergangen aufgenommen und danach fortgearbeitet hätte, das wollte ich nun als Autor versuchen, ich wollte die Frage an das größere Publikum bringen. Ich stellte daher die nothwendigsten Bilder zusammen, die man bei den subjectiven Versuchen zum Grunde legen mußte. Sie waren schwarz und weiß, damit sie als Apparat dienen, damit sie jedermann sogleich durch Prisma beschauen konnte. Andere waren bunt, um zu zeigen, wie diese schwarzen und weißen Bilder durch Prisma verändert würden. Die Röder einer Kattunfabrik veranlaßte mich das Format von Spielkarten zu wählen, und indem ich Versuche beschrieb und gleich die Gegenbilder sie anzustellen gab, glaubte ich den Forderungen gethan zu haben, um in irgend einem Geiste das Apercu hervorzurufen, das in dem wenigen so lebendig gewirkt hatte.

Allein ich konnte damals, ob ich gleich alt genug war, die Beschränktheit der wissenschaftlichen Gilden noch nicht, die ein Handwerksinn, der wohl etwas erdacht und fortgepflanzt, aber nicht fordern kann, und es waren der Punkte die für mich schädlich wirkten. Freilich hatte ich mein kleines Heft: Beiträge zur Optik, betitelt. Hätte ich Chromasie gesagt, so wäre es anderlässlicher gewesen; denn da die Optik zum größten Theil mathematisch ist, so konnte und wollte niemand begreifen, wie einer der keine Ansprüche an Mathesis machte, in der Optik wirken könne. Zweitens hatte ich, was nur ganz leise, angedeutet, daß ich die Newtonische Theorie nicht zulänglich hielte, die vorgetragenen Phänomene zu erklären. Hierdurch reizte ich die ganze Schule gegen mich auf und nun verwunderte man sich erst höchlich, wie jemand, ohne höhere Einsicht in die Mathematik, wagen könne, Newton zu widersprechen. Denn daß eine Physik unabhängig von der Mathematik existire, davon schien man keinen Begriff mehr zu haben. Die uralte Wahrheit, daß der Mathematiker, sobald er in das Feld der Erfahrung tritt, so gut wie jeder andere, dem Irrthum unterworfen sey, wollte niemand in diesem Falle anerkennen. In gelehrten Zeitungen, Journalen, Wörterbüchern und Compendien sah man Holzmeiderig auf mich herab, und keiner von der Gilde trug Bedenken, den Unsinn nochmals abdrucken zu lassen, den man nun fast hundert Jahre als Glaubensbekenntniß wiederholte. Mit mehr oder weniger hämischer Selbstgefälligkeit betrugen sich Gerig in Halle, die Gothaischen gelehrten Zeitungen, die allgemeine Jenaische Literaturzeitung, Gehler und besonders Fischer, in ihren physikalischen Wörterbüchern. Die Göttingischen gelehrten Anzeigen, ihrer Aufrichtigkeit getreu, zeigten meine Bemühungen auf eine Weise an, um sie sogleich auf ewig vergessen zu machen.

Ich ging, ohne mich dadurch weiter rühren zu lassen, das zweite Stück meiner Beiträge heraus, welches die subjectiven Versuche mit bunten Papieren enthielt, die mir um so wichtiger waren als dadurch für jeden, der nur einigermaßen in die Sache hätte sehen wollen, der erste Versuch der Newtonischen Optik vollkommen entblößt und dem Baum die Axt an die Wurzel gelegt wurde. Ich fügte die Abbildung des großen Wasserprisma's hinzu, die ich auch wieder unter die Tafeln des gegenwärtigen Werkes aufzunehmen habe. Es gefiel damals, weil ich zu den objectiven Versuchen übergehen und die Natur auf der dunklen Kammer und von den einzigen Prismen zu befragen dachte.

Da ich in dem Wahn stand, denen die sich mit Naturwissenschaften abgeben, sey es um die Phänomene zu treiben, sey es um sie zu lehren, so gab ich mit dem dritten Stück meiner Beiträge ein Paket Karten, so ganz gut ein Zeichner, auf welcher all' Fälle von hellen, dunklen und farbigen Flächen und Bildern beigebracht angebracht werden, daß man sie nur vor sich hinstellen, durch ein Prisma betrachten durfte, um alles worauf in dem Hefte die Rede war, sogleich gewahr zu werden. Allein diese Vorsorge war gerade der Sache hinderlich, und der dritte Theil den ich beginne. Denn diese Tafel, vielmehr noch als die Karten, war unbequem zu packen und zu versenden, so daß selbst einige aufmerksam gewordene Liebhaber sich beklagten, die Beiträge nebst dem Apparat durch den Buchhandel nicht erhalten zu können.

Ich selbst war zu andern Lebensweisen, Sorgen und Zerstreuungen hingerissen. Zeitgänge, Reisen, Aufenthalt

an fremden Orten, nahmen mir den größten Theil mehrerer Jahre weg; dennoch hielten mich die einmal angefangenen Betrachtungen, das einmal übernommene Geschäft, denn zum Geschäft war diese Beschäftigung geworden, auch selbst in den bewegtesten und zerstreutesten Momenten fest; ja ich fand Gelegenheit in der freien Welt Phänomene zu bemerken, die meine Einsicht vermehrten und meine Ansicht erweiterten.

Nachdem ich lange genug in der Breite der Phänomene herumgetastet und mancherley Versuche gemacht hatte, sie zu schematisiren und zu ordnen, fand ich mich am meisten gefordert, als ich die Gesetzmäßigkeit der physiologischen Erscheinungen, die Bedeutsamkeit der durch trübe Mittel hervorgebrachten, und endlich die versatile Beständigkeit der chemischen Wirkungen und Gegenwirkungen erkennen lernte. Hiernach bestimmten sich die Eintheilung, der ich, weil ich sie als die beste befunden, stets treu geblieben. Nun ließ sich ohne Methode die Menge von Erfahrungen weder sondern noch verbinden, es wurden daher theoretische Erklärungsarten rege, und ich machte meinen Weg durch manche hypothetische Irrthümer und Einseitigkeiten. Doch ließ ich den überall sich wieder regenden Gegensatz, die einmal ausgesprochene Polarität nicht fahren, und zwar um so weniger, als ich mich durch solche Grundsätze im Stand fühlte, die Farbenlehre an manches Benachbarte anzuschließen und mit manchem Entfernten in Reihe zu stellen. Auf diese Weise ist der gegenwärtige Entwurf einer Farbenlehre entstanden.

Nichts war natürlicher, als daß ich aufsuchte was uns über diese Materie in Schriften überliefert worden, und es von den ältesten Zeiten bis zu den unsrigen nach Kräften sammelte, durch gute Willen und Theilnahme mancher Freunde kamen mir auch die seltnern Bücher in die Hände; doch nirgends bin ich auf einmal so viel gefördert worden, als in Göttingen durch den mit großer Liberalität und thätiger Beihülfe gestatteten Gebrauch der unschätzbaren Bücherſammlung. So häufte sich allmählig eine große Masse von Abschriften und Excerpten, aus denen die Materialien zur Geschichte der Farbenlehre bearbeitet worden und wovon noch manches zu weiterer Bearbeitung zurückliegt.

Und so war ich, ohne es beinahe selbst bemerkt zu haben, in ein fremdes Feld gelangt, indem ich von der Poesie zur bildenden Kunst, von dieser zur Naturforschung übergieng, und dasjenige was nur Hülfsmittel seyn sollte, mich nunmehr als Zweck anreizte. Aber als ich lange genug in diesen fremden Regionen verweilt hatte, fand ich den glücklichen Rückweg zur Kunst durch die physiologischen Farben und durch die sittliche und ästhetische Wirkung derselben überhaupt.

Ein Freund, Heinrich Meyer, dem ich schon früher in Rom manche Belehrung schuldig geworden, unterließ nicht, nach seiner Rückkehr, zu dem einmal vorgesetzten Zweck, den er selbst wohl im Auge gefaßt hatte, mitzuwirken. Nach angestellten Erfahrungen, nach entwickelten Grundsätzen machte er manchen Versuch gefärbter Zeichnungen, um dasjenige mehr ins Licht zu setzen und wenigstens für uns selbst gewisser zu machen, was gegen das Ende meines Entwurfs über Farbenerregung mitgetheilt wird. In den Propyläen versäumten wir nicht, auf manches hinzudeuten, und wer das dort Gesagte mit dem nunmehr umständlicher Ausgeführten vergleichen will, dem wird der innige Zusammenhang nicht entgehen.

Höchst bedeutend aber ward für das ganze Unternehmen die fortgesetzte Bemühung des gedachten Freundes, der sowohl bei wiederholter Reise nach Italien, als auch sonst bei anhaltender Betrachtung von Gemälden, die Geschichte des Colorits zum vorzüglichen Augenmerk behielt und dieselbige in zwei Abtheilungen entwarf: die ältere, hypothetische genannt, weil sie, ohne genugsame Beispiele, mehr aus der Natur des Menschen und der Kunst, als aus der Erfahrung zu entwickeln war; die neuere, welche auf Documenten beruht, die noch von jedermann betrachtet und beurtheilt werden können.

Indem ich mich nun auf diese Weise dem Ende meines aufrichtigen Bekenntnisses nähere, so werde ich durch einen Vorwurf angehalten, den ich mir mache, daß ich unter jenen vortrefflichen Männern, die mich gütig gefördert, meinen unersetzlichen Schiller nicht genannt habe. Dort aber empfand ich eine Art von Scheu, dem besonderen Denkmal, welches ich unserer Freundschaft schuldig bin, durch ein voreiliges Gedenken, Abbruch zu thun. Nun will ich aber doch in Betrachtung menschlicher Zufälligkeiten, aufs kürzeste bekennen, wie er an meinem Bestreben lebhaften Antheil genommen, sich mit den Phänomenen bekannt zu machen gesucht, ja sogar mit einigen Vorrichtungen umgehen, um sich an denselben vergnüglich zu beleben. Noch die große Naturlichkeit seines Genies ergriff er nicht nur schnell die Hauptpunkte worauf es ankam, sondern wenn nothwendig er mich durch seine reflektirende Kraft vorwärts trieb, und riß mich gleichsam an das Ziel wohin ich strebte. Und so wünsche ich nur, daß mir das Besondere dieser Verhältnisse, die mich noch in der Erinnerung glücklich machen, bald auszusprechen vergönnt seyn möge.

Aber alle diese Fortschritte wären durch die ungeheuren Ereignisse dieser letzten Jahre noch kurz vor dem Ziel aufgehalten und eine öffentliche Mittheilung unmöglich geworden, hätte nicht unsere verehrteste Herzogin, mitten unter dem Drang und Sturm gewaltsamer Umgebungen, auch mich in meinem Kreise nicht allein gesichert und beruhigt, sondern zugleich aufs höchste aufgemuntert, indem sie einer Experimentaldarstellung der sämmtlichen, sich nach meiner Einsicht nunmehr glücklich aneinanderschließenden Naturerscheinungen beizuwohnen und eine aufmerksame Versammlung durch ihre Gegenwart zu concentriren und zu beleben geruhte. Hierdurch allein wurde ich in den Stand gesetzt, alles Aeußere zu vergessen und mir dasjenige lebhaft zu vergegenwärtigen, was bald einem größern Publikum mitgetheilt werden sollte. Und so sey denn auch hier am Schlusse, wie schon am Anfange geschehen, die durch Ihren Einfluß glücklich vollbrachte Arbeit dieser nicht genug zu verehrenden Fürstin dankbar gewidmet.

Statt des versprochenen supplementaren Theils.

In der Vorrede des ersten Bandes haben wir zu den drei nunmehr beendigten Theilen unsres Werks, dem didaktischen, polemischen, historischen, nochmals vierten supplementaren versprochen, welcher sich bei einer solchen Unternehmung allerdings nöthig macht; und es wird daher, in doppeltem Sinne, einer Entschuldigung bedürfen, daß derselbe nicht gegenwärtig mit den übrigen zugleich erscheint.

Ohne zu gedenken, wie lange diese Bände, die man dem Publikum überreicht, vorbereitet worden, dürfen wir wohl bemerken, daß schon vor vier Jahren der Druck derselben angefangen und durch so manche öffentliche und häusliche, durch geistige und körperliche, wissenschaftliche und technische Hindernisse verspätet worden.

Abermals nähert sich mit dem Frühjahr derjenige Termin, an welchem die stillen Früchte gelehrten Fleißes durch den Buchhandel verbreitet werden, eben zu der Zeit als die drei ersten Theile unsrer chromatischen Arbeit die Presse verlassen, und mit den dazu gehörigen Tafeln ausgestattet werden. Der dritte Theil ist zur Stärke eines ganzen Bandes herangewachsen, dessen größere Hälfte er eigentlich nur ausmachen sollte, und es schien daher wohl räthlich, die Herausgabe bis so weit Gelehrten nicht aufzuschieben, indem die vorliegende Masse groß genug ist, um als eine nicht ganz unwerthe Gabe der theilnehmenden Welt angeboten zu werden.

Was jedoch von einem supplementaren Theile zu erwarten sein möchte, wollen wir hier mit wenigem bemerken. Eine Revision des Didaktischen kann auf manchfache Weise statt finden. Denn wir werden im Laufe einer solchen Arbeit mit Phänomenen bekannt, die wenn auch nicht neu oder von solcher Bedeutung, daß sie unerwartete Aufschlüsse geben, doch mehr als andere sich zu Experimenten von edlen Fällen qualificiren, und sich dann gerade in ein Lehrbuch aufgenommen zu werden vorzüglich eignen, weil man das Didaktische von allen Einzelnheiten, allem Zweideutigen und Schwankenden so viel als möglich zu vermeiden hat, um dasselbe immer fester und bedeutender zu machen.

Hierdurch wird auch dasjenige was allein Methode zu nennen ist, immer vollkommener. Denn jemehr die einzelnen Theile an innerem Werthe wachsen, desto näher und sicherer schließen sie an einander und das Ganze ist leichter zu übersehen, dergestalt daß zuletzt die höhern theoretischen Einsichten von selbst und unerwartet hervor und dem Betrachter entgegentreten.

Die Beschreibung des Apparats wäre sodann das Nothwendigste. Denn obgleich die Haupterfordernisse bei den Versuchen selbst angegeben sind, und eigentlich nichts vorkommt was außerhalb der Einsicht eines geschickten Mechanikers und Experimentators läge; so würde es doch gut sein, auf wenigen Blättern, zu übersehen, was man denn eigentlich bedürfe, um die sämmtlichen Phänomene, auf welche es ankommt, bequem hervorzubringen, und freilich sind hiezu Hülfsmittel der verschiedensten Art nöthig. Auch hat man dieses Apparat, wenn er sich einmal beisammen befindet, so gut als jeden andern, ja vielleicht noch mehr, in Ordnung zu halten, damit man zu jeder Zeit die verlangten Versuche anstellen und vorlegen könne. Denn es wird künftig nicht wie bisher die Ausrede gelten, daß durch gewisse Versuche, vor hundert Jahren in England angestellt, alles hinlänglich auch für uns bewiesen und abgethan sey. Nicht weniger ist zu bedenken, daß es wie gleich die Farbenlehre der freien Natur wiedergegeben so viel als möglich bemüht gewesen, doch ein geräumiges Zimmer, welches man nach Belieben erhellen und verfinstern kann, nöthig bleibt, damit man für sich und andere, sowohl die Lehre als die Gegensprüche, befriedigend durch Versuche und Beispiele belegen könne. Diese ganz unerläßliche Einrichtung ist von der Art, daß sie einem Privatmanne beschwerlich werden müßte, dergegen darf man sie wohl Universitäten und Akademien der Wissenschaften zur Pflicht machen, damit statt des alten Wortkrams die Erscheinungen selbst und ihre wahren Verhältnisse dem Wißbegierigen anschaulich werden.

Was den polemischen Theil betrifft, so ist demselben noch eine Abhandlung hinzuzufügen über dasjenige was vorgeht, wenn die so nahe verwandten Werkzeuge, Prisma und Linse, verwirrt gebraucht werden. Es ist zwar höchst einfach und wäre von einem jeden leicht einzusehen, wenn nicht Newton und seine Schüler auch hier einen völlig willkührlichen Gebrauch der Werkzeuge zu ganz entgegengesetzten Zwecken eingeführt hätten. Denn einmal sollen auf diesem Wege die farbigen Lichter völlig separirt, ein andermal wieder völlig vereinigt werden; welches denn beides nicht geleistet wird noch werden kann.

An diese Betrachtungen schließt sich unmittelbar eine

andere. Es ist nämlich die Frage, was in einer Glas- oder Wasserkugel durch Refraction oder Reflexion gewirkt werde, damit wir das so merkwürdige als schöne Phänomen des Regenbogens erblicken. Auch mit diesem hat man, wie mit so vielem andern, fertig und ins Reine zu seyn geglaubt. Wie dagegen sind überzeugt, daß man den Hauptpunkt verabsäumt, welchen Antonius Dominis bei seiner Behandlung dieses Gegenstandes schon sicher und entschieden ausgesprochen.

Zu dem historischen Theile ließen sich auch mancherlei Supplemente geben. Zuerst wären Citate und mancherlei Verbesserungen nachzubringen; bei manchem Artikel könnte sogar eine neue Bearbeitung statt finden, wie z. B. das über Kepplers Gesichte gegenwärtig bedeutender und zweckmäßiger auszuführen und zu trauten.

Auch mit Rubriken und kurzen Inhaltsanzeigen kleinerer Schriften ließen sich diese historisch-literarischen Materialien um vieles vermehren, von denen hier manches wegblieben, was uns einen gewissen Bezug versteckt hätte, der aus einer Hintereinanderstellung bedeutender Schriften Eines Zeitraums von sich selbst, ohne weiteres Raisonniren und Pragmatisiren, hervorzugehen schien.

Soll jedoch der Kunst das Geschichtliche einen unmittelbaren Einfluß auf das Didaktische erlangen, so wäre jenes einmal nach den Abtheilungen, Rubriken, Capiteln des Entwurfs getrennt aufzuführen, wodurch die Zeitenfolge zwar aufgehoben, die Folge und Uebereinstimmung des Sinns hingegen sich desto deutlicher zeigen würde. Der liberal Gesinnte, nicht auf seiner Persönlichkeit und Eigenheit Verharrende, würde mit Vergnügen auch hier bemerken, daß nichts Neues unter der Sonne, daß das Wissen und die Wissenschaft ewig sey, daß das wahrhaft Bedeutende darin von unsern Vorfahren, wo nicht immer erkannt und ergriffen, doch wenigstens geahnet, und daß Ganze der Wissenschaft so wie jeder Tüchtigkeit und Kunst, von ihnen empfunden, geschätzt und nach ihrer Weise geübt worden.

Doch wäre vielleicht vor allem andern noch das Geschichtliche der letzten zwanzig Jahre nachzubringen, obgleich keine sonderliche Ausbeute davon zu hoffen steht. Das Bedeutende darunter, die Wirkung farbiger Beleuchtung betreffend, welche Herschel wieder zur Sprache gebracht, findet sich in einem Aufsatze, den wir Herrn Doctor Seebeck in Jena verdanken. Das seltsam Unerfreuliche, durch welches Wünsch neue Verwirrung in der Farbenlehre angerichtet, ist bei Erklärung der Tafeln in seine ersten Elemente aufgelöst und dabei das Nöthige erinnert worden.

Der andern, minder wirksamen Aeußerungen möchte ich überhaupt gegenwärtig nicht gerne, so wenig als dessen was sich auf mich bezieht, gedenken. Theils hat man gesucht, durch ein mißwollendes Verschweigen, meine früheren Bemühungen gänzlich auszulöschen, welches um so mehr thulich schien, als ich selbst seit vielen Jahren nichts hierauf bezügliches zur Sprache brachte. Theils hat man von meinen Ansichten, die ich seit eben so langer Zeit im Leben und Gespräch gern mittheilte, in größern und kleineren Schriften eine Art von Halbgebrauch gemacht, ohne mir die Ehre zu erzeigen, meiner dabei zu gedenken. Dieses alles zu rügen, deutlich zu machen, wie auf diese Weise die gute Sache retardirt und discreditirt werden, würde zu unfreundlichen Erklärungen Anlaß geben, und ich könnte dann doch, da ich mit meinen Verfahren und mit mir selbst streng genug umgegangen, die Mitlebenden nicht wohl schonender behandeln.

Viel besser und auch wohl gelinder macht sich dies in der folgenden Zeit, wenn sich erst ergeben wird, ob dieses Werk sich Eingang verschafft und was für Wirkungen es hervorbringt. Die Farbenlehre scheint überhaupt jetzt an die Tagesordnung zu kommen. Außerdem was Runge in Hamburg als Maler bereits gegeben, verspricht Kloß in München gleichfalls von der Kunstseite her einen ansehnlichen Beitrag. Plaetius Heinrich zu Regensburg läßt ein ausführliches Werk erwarten, und mit einem schönen Aufsatz über die Bedeutung der Farben in der Natur hat uns Steffens beschenkt. Diesem möchten wir vorzüglich die gute Sache empfehlen, da er in die Farbenwelt von der chemischen Seite hereintritt und also mit freiem unbefangenem Muth sein Verdienst hier bethätigen kann. Nichts von allem soll uns unbeachtet bleiben: wir bemerken, was für und gegen uns, was mit und wider uns erscheint, wer den antiquirten Irrthum zu wiederholen trachtet, aber wer das alte und vorhandene Wahre erneut und belebt, und wohl gar unerwartete Ansichten durch Genie oder Zufall eröffnet, um eine Lehre zu fördern, deren abgeschlossener Kreis sich vielleicht vor vielen andern ausfüllen und vollenden läßt.

Was diesen frommen Wünschen und Hoffnungen entgegensteht, ist mir nicht unbekannt. Der Sache würde nicht dienlich seyn, es hier ausdrücklich auszusprechen. Einige Jahre belehren uns hierüber am besten, und man vergönne mir nur Zeit, zu überlegen, ob es vortheilhafter sey, sie theils nothwendigen, theils nutzbaren Supplemente zusammen in einem Bande, oder besonders nach Gelegenheit herauszugeben.

Nachträge zur Farbenlehre.

Entoptische Farben.

Ansprache.

Bei diesem Geschäft erfahr ich, wie mehrmals im Leben, günstiges und ungünstiges Geschick, fördernd und hindernd. Nun aber gelange ich, nach zwei Jahren, an demselben Tage zu eben demselben Ort, wo ich, bei gleich heiterer Atmosphäre, die entscheidenden Versuche nochmals wiederholen kann. Möge mir eine hinreichende Darstellung gelingen, wozu ich mich wenigstens wohl zubereitet fühle. Ich war indessen nicht müßig und habe immerfort versucht, erprobt und eine Bedingung nach der andern ausgeforscht, unter welchen die Erscheinung sich offenbaren möchte.

Hiebei muß ich aber jener Beihülfe dankbar anerken-

hand gedenken, die mir den verzüglichen enthusiastischen Freunden wieder gegönnt werden. Ich erfreute mich des besondern Antheils der Herren Döbereiner, Hegel, Kärner, Lenz, Kour, Schultze, Seebeck, Schweigger, Voigt. Durch gründlich motivirten Beifall, warmende Bemerkungen, Beitrag eingreifender Erfahrung, Mittheilung natürlicher, Gewittung künstlicher Körper, durch Verbesserung und Bereicherung des Apparats und genaueste Nachbildung der Phänomene, wie sie sich steigern, und Schritt vor Schritt vermannigfaltigen, wurde ich von ihrer Seite thätlich gefördert. Von der meinen prüfte ich nicht die Versuche fleißig zu wiederholen, zu variiren, zu vermannigfaltigen, zu vergleichen, zu ordnen und zu verknüpfen. Und nun werde ich mich zur Darstellung selbst, die auf mechanische möglich wäre, sie aber gegenwärtig unternehme, wie sie mir gerade zum Sinne paßt, früher oder später wäre sie anders ausgefallen.

Freilich müßte sie mündlich geschehen bei Vorzeigung aller Versuche worauf die Rede ist, denn Wort und Zeichen sind nichts gegen sichtes, lebendiges Anschauen. Möchte sich der Apparat, diese wichtigen Phänomene zu vergegenwärtigen, einfach und zusammengesetzt durch Thätigkeit geschickter Mechaniker von Tag zu Tag vermehren.

Uebrigens hoff' ich, daß man meine Ansicht der Farben überhaupt, besonders aber der physischen kenne; dann ich schreibe Gegenwärtiges als einen meiner Farbenlehre unmittelbar anschließenden Aufsatz, und zwar am Ende der zweiten Abtheilung, hinter dem 485sten Paragraphen.

Jena den 20 Juli 1820.

I. Woher benannt?

Die entoptischen Farben haben bei ihrer Entdeckung diesen Namen erhalten nach Analogie der übrigen, mehr oder weniger bekannten und anerkannten, physischen Farben, wie wir solche in dem Entwurf zu einer allgemeinen Etromatologie sorgfältig aufgeführt. Wir zeigten nämlich daselbst zuerst dioptrische Farben ohne Refraction, die aus der reinen Trübe entspringen; dioptrische mit Refraction, die prismatischen nämlich, bei welchen zur Erscheinung sich noch die Begränzung eines Bildes nöthig macht; katoptrische, die auf der Oberfläche der Körper durch Spiegelung sich zeigen; paroptische, welche sich zu dem Schatten der Körper gesellen; epoptische, die sich auf der Oberfläche der Körper unter verschiedenen Bedingungen flüchtig oder bleibend entweisen; die nach der Zeit entdeckten wurden entoptische genannt, weil sie innerhalb gewisser Körper zu schauen sind, und damit sie, wie ihrer Natur also auch dem Namen nach, sich an die vorhergehenden anschließen. Sie erwarten höchst erfreulich unseren Kreis, gaben und empfingen Aufklärung und Bedeutung innerhalb des herrlich ausgestatteten Bezirks.

II. Wie sie entdeckt worden?

In Gefolg der Entdeckungen und Bemühungen französischer Physiker, Malus, Biot und Arago im Jahr 1809, über Spiegelung und doppelte Strahlenbrechung, stellte Seebeck, im Jahr 1812, sorgfältige Versuche wiederholend und fortschreitend an. Jene Beobachter hatten schon bei den übrigen, die sich auf Darstellung und Aufhebung der Doppelbilder des Kalkspaths hauptsächlich bezogen, einige Farbenerscheinungen bemerkt. Auch Seebeck hatte derselben gesehen, weil er sich aber eines und zwar in Spiegelapparate mit kleiner Oeffnung bediente, so wurden sie ein kleines Theil der Figuren gewahr, ohne ihr Ganzes zu überschauen. Er beseitigte sich endlich von solchen Beschränkungen und fand daß es Gläser gebe, welche die Farbe hervorbringen, andere nicht, und erkannte daß Erhitzung die zum Glühen und schnellen Abkühlen den Gläsern die entoptische Eigenschaft verleihe.

Die ihm zugetheilte Hälfte des französischen Preises zeugte von partheiloser Anerkennung von Seiten einer fremden, ja feindlichen Nation; Brewster, ein Engländer, empfing die andere Hälfte. Er hatte sich mit demselben Gegenstand beschäftigt und manche Bedingungen ausgesprochen, unter welchen jene Phänomene zum Vorschein kommen.

III. Wie die entoptischen Eigenschaften dem Glase mitzuteilen.

Das Experiment in seiner größten Einfalt ist folgendes: man zerschneide eine mäßig starke Spiegelscheibe in mehrere ohngefähr gleiche Quadrate, diese durchglühe man und verkühle sie geschwind. Was davon bei dieser Behandlung nicht zerspringt, ist nun fähig entoptische Farben hervorzubringen.

IV. Aeußere Grundbedingung.

Bei unserer Darstellung kommt nun alles darauf an daß man sich mit dem Körper, welcher entoptische Farben hervorzubringen vermag, unter den freien Himmel begebe, alle dunklen Kammern, alle kleinen Löchlein (foramina exigua) abermals hinter sich lasse. Eine reine, wolkenlose, blaue Atmosphäre, dies ist der Quell wo wir eine umfangende Erkenntniß zu suchen haben!

V. Einfachster Versuch.

Jene bereiteten Tafeln lege der Beschauer bei ganz reiner Atmosphäre flach auf einen schwarzen Grund, so daß er zwei Seiten derselben mit sich parallel habe, und halte sie nun, bei völlig reinem Himmel und niedrigem Sonnenstand, so nach der der Sonne entgegengesetzten Himmelsgegend, richte sein Auge dermaßen auf die Platten, daß von ihrem Grunde die Atmosphäre sich ihm zurückspiegele und er wird sodann, in den vier Ecken eines dellen Grundes, vier dunkle Punkte gewahr werden. Wendet er sich darauf gegen die Himmelsgegenden welche rechtwinklicht zu der vorigen Richtung stehen, so erblickt er vier helle Punkte auf einem dunklen Grund; diese beiden Erscheinungen zeigen sich auf dem Boden der Glasplatte. Bewegt man die gedachten Quadrate zwischen jenen entschiedenen Stellungen, so gerathen die Figuren in ein Schwanken.

Die Ursache warum ein schwarzer Grund verlangt wird ist diese: daß man vermeiden solle, entweder durch eine Textur an den Grunde die Erscheinung zu stören, oder durch allzugroße Helligkeit wohl gar aufzuheben. Uebrigens thut der Grund nichts zur Sache, indem der Beschauer sein Auge so zu richten hat, daß von dem Grunde der Platte sich ihm die Atmosphäre vollkommen spiegele.

Da es nun aber schon eine gewisse Uebung erfordert, wenn der Beschauer diese einfachste Erscheinung gewahr werden soll, so lassen wir sie vorerst auf sich beruhen und steigen unsern Apparat und die Bedingungen desselben, damit wir mit größerer Bequemlichkeit und Mannigfaltigkeit die Phänomene verfolgen können.

VI. Zweiter, gesteigerter Versuch.

Von dieser inneren, einfachen Spiegelung gehen wir

zu einer nach außen weer, welche zwar noch einfach genug iſt, das Phänomen jedoch ſchon viel deutlicher und entſchiedener vorlegt. Ein ſolider Glascubus, an deſſen Stelle auch ein, aus mehreren Glasplatten zuſammengeſetzter Cubus zu benutzen iſt, werde, bei Sonnenaufgang oder Untergang, auf einen ſchwarz belegten Spiegel geſtellt, oder etwas geneigt darüber gehalten. Man laſſe den atmoſphäriſchen Widerſchein nunmehr durch den Cubus auf den Spiegel fallen, ſo wird ſich jene obgenannte Erſcheinung, nur viel deutlicher, darſtellen; der Widerſchein von der der Sonne gegenüberſtehenden Himmelsregion giebt die vier dunkeln Punkte auf hellem Grunde; die beiden Seiten-Regionen geben das Umgekehrte, vier helle Punkte auf dunkelm Grund, und wir ſehen bei dieſem geſteigerten Verſuch, zwiſchen den phänomenmäßig ſich bildenden Eckpunkten, einmal ein weißes, das andermal ein ſchwarzes Kreuz, mit welchem Ausdruck wir denn auch künftig das Phänomen bezeichnen werden. Vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang bei ſehr gemäßigter Helle erſcheint das weiße Kreuz auch an der Sonnenſeite.

Wir ſagen daher, der direkte Widerſchein der Sonne, der aus der Atmoſphäre zu uns zurückkehrt, giebt ein erhelltes Bild, das wir mit dem Namen des weißen Kreuzes bezeichnen. Der oblique Widerſchein giebt ein verdüſtertes Bild, das ſogenannte ſchwarze Kreuz. Gibt man mit dem Verſuch um den ganzen Himmel herum, ſo wird man finden daß in den Achſelregionen ein Schwanken entſteht; wir gewahren eine undeutliche, aber, bei genauer Aufmerkſamkeit, auf eine regelmäßige Geſtalt zurückzuführende Erſcheinung. Zu bemerken iſt daß wir das helle Bild dasjenige nennen dürfen, welches auf weißem Grund farbige Züge ſehen läßt, und umgekehrt das dunkle, wo ſich zum dunkeln Grunde hellere farbige Züge geſellen.

VII. Warum ein geſchwärzter Spiegel?

Bei phyſikaliſchen Verſuchen ſoll man mit jeder Bedingung ſogleich die Abſicht derſelben anzeigen, weil ſonſt die Darſtellung gar leicht auf Taſchenſpielerei hinausläuft. Das Phänomen wemit wir uns beſchäftigen iſt ein ſchattiges, beſchattetes, ein Skieron, und wird durch allzugroße Helle vertrieben, kann nicht zur Erſcheinung kommen; deswegen bedient man ſich zu den erſten Verſuchen billig verdüſterter Spiegelflächen, um einem jeden Beſchauer die Erſcheinung ſogleich vor Augen zu ſtellen. Wie es ſich mit klaren und abgeſtumpften Spiegelflächen verhalte, werden wir in der Folge zeigen.

VIII. Polarität.

Wenn wir den enoptiſchen Phänomenen Polarität zuſchreiben, ſo geſchieht es in dem Sinne wie ich in meiner Farbenlehre alle Chyroageneſe zu entwickeln bemüht geweſen. Finſterniß und Licht ſtehen einander urſprünglich entgegen, ſind dem andern ewig fremd, nur die Materie, die in und zwiſchen beide ſich ſtellt, hat, wenn ſie körperhaft undurchſichtig iſt, eine beleuchtete und eine finſtere Seite, bei ſchwachen Gegenlichte aber erzeugt ſich erſt der Schatten. Iſt die Materie durchſcheinend, ſo entwickelt ſich in ihr, im Helldunkeln, Trüben, in Bezug aufs Auge, das was wir Farbe nennen.

Dieſe, ſo wie Hell und Dunkel, manifeſtirt ſich überhaupt in polaren Gegenſätzen. Sie können aufgehoben, neutraliſirt, indifferenzirt werden, ſo daß beide zu verſchwinden ſcheinen; aber ſie laſſen ſich auch umkehren, und dieſe Umwendung iſt allgemein bei jeder Polarität die zarteſte Sache von der Welt. Durch die mindeſte Bedingung kann das Plus in Minus, das Minus in Plus verwandelt werden. Daſſelbe gilt alſo auch von den enoptiſchen Erſcheinungen. Durch den geringſten Anlaß wird das weiße Kreuz in das ſchwarze, das ſchwarze in das weiße verwandelt und die daſelbſtehenden Farben gleichfalls in ihre geforderten Gegenſätze umgekehrt. Dieſes aber auseinander zu legen iſt gegenwärtig unſere Pflicht. Man laſſe den Hauptbegriff nicht los und man wird, bei aller Veränderlichkeit, die Grunderſcheinung immer wieder finden.

IX. Nordländiſche Atmoſphäre ſelten klar.

Iſt nun die uranfänglichſte Erſcheinung an dem klarſten, reinſten Himmel zu ſuchen, ſo läßt ſich leicht einſehen daß wir in unſeren Gegenden nur ſelten eine vollkommene Anſchauung zu gewinnen im Falle ſind. Nun langſam entdeckte man die Hauptbedingung, langſamer die Nebenumſtände welche das Grundgeſetz abermals geſetzmäßig bedingen und mehrfach irreführende Ab- und Ausweichungen verurſachen.

X. Beſtändiger Bezug auf den Sonnenſtand.

Die Sonne, welche hier weder als leuchtender Körper, noch als Bild in Betracht kommt, beſtimmt, indem ſie den, auch in ſeinem reinſten Zuſtande immer für trüb zu haltenden Luftkreis erhellt, die erſte Grundbedingung aller enoptiſchen Farben; der direkte Widerſchein der Sonne giebt immer das weiße, der rechtwinklige, oblique das ſchwarze Kreuz; dies muß man zu wiederholen nicht müde werden, da noch manches dabei in Betracht zu ziehen iſt.

XI. Theilung des Himmels in vier gleiche oder ungleiche Theile.

Daraus folgt nun daß in dem Moment der Sonnengleiche, bei Aufgang und Untergang, die oblique Erſcheinung genau auf den Meridian einen rechten Winkel bilde. Im Sommer, wo die Sonne nordwärts rückt, bleibt die Erſcheinung in ſich zwar immer rechtwinkelig, bildet aber mit dem Meridian und, im Verlauf des Tages mit ſich ſelbſt, geſchobene Andreas-Kreuze.

XII. Höchſter Sonnenſtand.

Zu Johanni, um die Mittagsſtunde, iſt der hellſte Moment. Bei Culmination der Sonne erſcheint ein weißes Kreuz rings um den Horizont. Wir ſagen deshalb: daß in ſolcher Stellung die Sonne rings um ſich her die reinſten Widerſcheine in dem Luftkreis bilde. Da aber bei polaren Erſcheinungen der Gegenſatz immer ſogleich ſich manifeſtiren muß, ſo findet man, da wo es am wenigſten zu ſuchen war, das ſchwarze Kreuz unſern von der Sonne. Und es muß ſich in einem gewiſſen Abſtand von ihr ein unſichtbarer Kreis obliquen Lichts bilden, den wir nur dadurch gewahr werden daß deſſen Abglanz im Cubus das ſchwarze Kreuz hervorbringt.

Sollte man in der Folge den Durchmeſſer dieſes Ringes meſſen wollen und können, ſo würde ſich wohl finden, daß er mit jenen ſogenannten Höfen um Sonne und Mond in Verwandtſchaft ſtehe. Ja, wir wagen auszuſprechen: daß die Sonne, am klarſten Tage, immer einen ſolchen Hof potentia um ſich habe, welcher, bei nebelartiger, leichtwolkiger Verdichtung der Atmoſphäre ſich, vollſtändig oder theilweiſe, größer oder kleiner, farblos oder farbig, zu zeigen gar mit Sonnenbildern geſchmückt, meteoriſch wiederholt und durchkreuzt, mehr oder weniger vollkommen darſtellt.

XIII. Tiefe Nacht.

Da unsere entoptischen Erscheinungen sämmtlich auf dem Widerschein der Sonne, den uns die Atmosphäre zusendet, beruhen, so war zu folgern: daß sie sich in den tiefsten Nächten sehr spät noch zeigen würden, und so fand sich's auch. Am 18 Juli Nachts halb 10 Uhr war das schwarze Kreuz des Versuches VI noch sichtbar; am 25 August schon um 8 Uhr nicht mehr. Das weiße Kreuz, welches ebenfalls im zweifelhaften Falle etwas schwerer als das schwarze darzustellen ist, wollte sich mir nicht offenbaren; zuverlässige Freunde versichern mich aber es zu gleicher Zeit gesehen zu haben.

XIV. Umwandlung durch trübe Mittel.

Zu den ersten Beobachtungen und Versuchen haben wir den klarsten Himmel gefordert: denn es war zu bemerken daß durch Wolken aller Art das Phänomen unsicher werden kann. Um aber auch hierüber zu einiger Gewißheit zu gelangen, beobachtete man die verschiedensten Zustände der Atmosphäre; endlich glückt, folgendes. Man kennt die zart-n, völlig gleich ausgetheilten Herbstnebel, welche den Himmel mit reinem leichten Schleier, besonders des Morgens, bedecken und das Sonnenlicht entweder gar nicht, oder doch nur strahlenlos, durchscheinen lassen. Bei einer auf diese Weise bedeckten Atmosphäre glänzt sowohl die Sonnenseite, als die gegenüberstehende das schwarze Kreuz, die Seitenregionen aber das weiße.

An einem ganz heitern, stillen Morgen in Karlsbad, Anfangs May 1820, als der Rauch, aus allen Oefen aufsteigend, sich über dem Thal sanft zusammenzog und nebelartig vor der Sonne stand, konnte ich bemerken, daß auch dieser Schatz an der Sonnenseite das weiße Kreuz in das schwarze verwandelte, anstatt daß auf der reinen Westseite über dem Hirschsprung das weiße Kreuz in völliger Klarheit bemerkt wurde.

Ein Gleiches erfuhr ich, als ein verdüsterter, vorzeitiger Luftbaum sich, vor und nach Aufgang der Sonne, im Osten zeigte, er kehrte die Erscheinung um wie Nebel und Rauch.

Völlig übergezogener Regenhimmel kehrte die Erscheinung vollkommenlich um: die Ostseite gab das schwarze Kreuz, die Süd- und Nordseite das weiße, die Westseite, ob sie gleich auch übergangen war, hielt sich dem Gesetz gemäß und gab das weiße Kreuz.

Nun hatten wir aber auch, zu unserer großen Zufriedenheit, einen ursalten, sehr getrübten Metallspiegel gefunden, welcher die Gegenstände zwar noch deutlich zeigte, aber doch sehr verdüstert, wieder gibt. Auf diesen brachte man den Cubus und richtete ihn bei dem klarsten Zustand der Atmosphäre gegen die verschiedenen Himmelsgegenden. Auch hier zeigte sich das Phänomen angedeutet, der directe Widerschein gab das schwarze, der schiefe das weiße Kreuz; und, daß es ja an Manigfaltigkeit der Versuche nicht fehle, wiederholte man sie bei dem undurchsichtigsten Nebel; nun gab die Sonnenseite und ihr directer Widerschein das weiße, die Seitenregionen aber das schwarze Kreuz. Von großer Wichtigkeit schienen uns diese Betrachtungen.

XV. Rückkehr zu den entoptischen Gläsern.

Nachdem wir nun die entoptischen Körper zurück in ihren einfachen Zustand gebracht und, vor allen Dingen, in den Hören und Tafeln der Atmosphäre den eigentlichen Urquell der Erscheinungen zu entdecken, auch die polare Umkehrung derselben, theils auf natürlichem, theils auf künstlichem Wege, zu verfolgen gesucht; so werden wir uns nun abermals zu gedachten Körpern, an denen wir die Phänomene nachgewiesen, um nun auch die mannigfaltigen Bedingungen, welchen diese Vermittler unterworfen sind, zu erforschen und aufzuzeichnen.

XVI. Nähere Bezeichnung der entoptischen Erscheinung.

Um vorerst das Allgemeinste auszusprechen, so läßt sich sagen: daß wir Gestalten erblicken, von gewissen Farben begleitet und wieder Farben, an gewisse Gestalten gebunden, welche sich aber dadurch als nach der Form des Körpers richten müssen.

Sprechen wir von Tafeln, und es sey ein Viereck gemeint, gleichseitig, länglich, rhombisch; es sey ein Dreieck jeder Art; die Platte sey rund oder oval; jede regelmäßige, so wie jede zufällige Form nöthigt das erscheinende Bild sich nach ihr zu bequemen, welchem denn jedesmal gewisse gesetzliche Farben anhängen. Von Körpern gilt dasselbige was von Platten.

Das einfachste Bild ist dasjenige was wir schon genugsam kennen; es wird in einer eingelnen viereckten Glastafel hervorgebracht.

Vier dunkle Punkte erscheinen in den Ecken des Quadrats, die einen zwischen, kreuzförmigen Raum zwischen sich lassen; die Umkehrung zeigt uns helle Punkte in den Ecken des Quadrats, der übrige Raum scheint dunkel.

Dieser Anfang des Phänomens ist nur wie ein Hauch, zwar deutlich und erkennbar genug, doch gröberen Bestimmtheit, Steigerung, Energie und Manigfaltigkeit fähig, welche alles zusammen durch Vermehrung aufeinandergelegter Platten hervorgebracht wird.

Hier merke man nun auf ein bedeutendes Wort: die dunkeln und hellen Punkte sind wie Quellpunkte anzusehen, die sich aus sich selbst entfalten, sich erweitern, sich gegen die Mitte des Quadrats hindrängen, erst bestimmte Kreuze, dann Kreuz nach Kreuzen, bei Vermehrung der aufeinander gelegten Platten, vielfach hervorbringen.

Was die Farben betrifft, so entwickeln sie sich nach dem allgemeinen, längst bekannten, noch aber nicht durchaus anerkannten, einigen Gesetz der Erscheinungen in und an dem Trüben, der hervortretenden Bilder werden unter eben denselben Bedingungen gefordert. Der dunkle Quellpunkt, der sich nach der Mitte zu bewegt, und also über hellen Grund geführt wird, muß Gelb hervorbringen, da aber wo er den hellen Grund verläßt, wo ihm der helle Grund nachrückt, sich über ihn erstreckt, muß er ein Blau sehen lassen. Bewegen sich im Gegensatz die hellen Punkte nach dem innern, düstern, so erscheint vorwärts, gesteigert, Blauroth, am hinteren Ende hingegen Gelb und Gelbroth. Dies wiederholt sich bei jedem neuentstehenden Kreuze, bis die hintereinander folgenden Schenkel nahe rücken, wo alsdann durch Vermischung derRänder, Purpur und Grün entsteht.

Da nun durch Glastafeln, übereinander gelegt, die Steigerung gefordert wird, so sollte folgen daß ein Cubus schon in seiner Einfachheit gesetzgemäße Figuren hervorbringe; doch dies bewahrheitet sich nur bis auf einen gewissen Grad. Und möglich derjenige, welcher sämmtliche Phänomene Zusammen und Zuforderst vorlegen will, einen soliden, guten entoptischen Cubus nicht entbehren kann. So empfiehlt sich doch ein Cubus von übereinander befestigten Platten dem Beobachter dadurch, weil er leichter anzuschaffen, und noch überall die Phänomene zu-

fall, oder durchfallen geschieht ist. Was von dreieckigen trenden Platten zu sagen wäre, lassen wir auf sich beruhen; genug, wie die Form sich ändert, so ändert sich auch die Erscheinung; der Naturfreund wird sich dieses alles gar leicht selbst vor Augen führen können.

XVII. Abermalige Steigerung. Verrichtung mit zwei Spiegeln.

Da im Vorhergehenden angezeigte gefärbte, vermannigfaltigte Erscheinung können wir jedoch auf eine einfache Weise kaum gewahr werden; es ist daher eine dritte zusammengesetzte Verrichtung nöthig.

Wir stellen unsern Apparat aus zwei angeschwärzten, zu einander gerichteten, einander entgegenstehenden Spiegeln, zwischen welchen der Cubus angebracht ist. Der untere Spiegel ist unbeweglich, so gestellt daß er das Himmelslicht aufnehme und es dem Cubus zuführe; der obere ist aufgehängt, um eine perpendiculare Achse beweglich, so daß er das Bild des von unten erleuchteten Cubus dem Zuschauer ins Auge bringe. Hängt er gleichnamig mit dem untern, so wird man die helle Erscheinung sehen; wendet man ihn nach der Seite, so obscurirt er das Licht, zeigt es obliquirt und wir sehen das schwarze Kreuz, sodann aber bei der Achtelwendung schwarzlichblau.

Manche andere spiegelnde Flächen die wir durchversucht, Fensterscheiben, farbiges Glas, geglättete Oberflächen jeder Art, trüben die Wirkung des untern Spiegels hervor; auch wird sie wenig geschwächt noch verändert, wenn wir die atmosphärische Beleuchtung erst auf ein Glastafel, von da aber auf den einfachen oder zusammengesetzten Apparat fallen lassen.

Das klarste Licht des Himmels erteilt die Atmosphäre zu wenig, um von derber die nöthige Beleuchtung erhalten zu können; läßt man es aber auf eine Glastafel fallen, gon da auf den Apparat, so trat es Wirkung und hat genugsame Kraft das Phänomen hervorzubringen.

XVIII. Wirkung der Spiegel in Absicht auf Hell und Dunkel.

Wir entfernen die entoptischen Körper nunmehr, um die Spiegel und ihre einzelne oder verbundene Wirksamkeit näher zu betrachten. Einem jeden Kunst- und Naturkundigen, der auf einer, durch Anschwärzung der einen Seite, zum dunkelwirkenden Concavspiegel verwandelten Glasscheibe Landschaften betrachtet hat, ist wohl bekannt, daß sowohl Himmel als Gegenstände um ein Bedeutendes dunkler erscheinen, und so wird ihm nicht auffallen, wenn er, von unserm Doppelapparat den obern Spiegel wegwendend, unmittelbar auf den untern blickt, die dritte Atmosphäre nicht schon blau, sondern vertüstert gewahr zu werden. Daß bei parallel wieder eingehängtem obern Spiegel, bei vorgenommenen Reflexionen, abermals eine Vertüsterung vor sich gehe, ist gleichfalls eine natürliche Folge. Das Blau hat sich in ein Aschgrau verwandelt.

Aber noch weit stärker ist die Vertüsterung bei Seitenstellung des obern Spiegels. Der nunmehr obliquirte Widerschein zeigt sich merklich dunkler als der direkte und hierin liegt sich die nächste Ursache der erstellenden und verdunkelnden Wirkung auf entoptische Gläser vor Augen.

XIX. Wirkung der Spiegel in Absicht auf irgend ein Bild.

Um sich hiervon aufs kürzeste in Kenntniß zu setzen, stelle man eine Kerze dergestalt daß das Bild der Flamme auf den untern Spiegel falle; man betrachte dasselbe sodann durch den obern, parallel mit dem untern hängenden Spiegel; die Kerze wird aufgerichtet und die Flamme, als durch zwei verdüsterte Spiegel zum Auge gelangend, um etwas verdunkelt seyn.

Man führe den Spiegel in den rechten Winkel, die Kerze wird horizontal liegend erscheinen und die Flamme bedeutend verdunkelt.

Abermals führe man den Spiegel weiter in die Gegenstellung der ersten Richtung, die Flamme wird auf dem Kopfe stehen und wieder heller seyn. Man drehe den Spiegel ferner um seine Achse, die Kerze scheint horizontal und abermals verdüstert, bis sie denn endlich, in die erste Stellung zurückgeführt, wieder hell wie vom Anfang erscheint. Ein jedes helle Bild auf dunklem Grunde das man an die Stelle der Kerze bringt, wird dem aufmerksamen Beobachter dieselbe Erscheinung gewähren. Wir mahlen dann einen hellen Pfeil auf dunklem Grunde, woran sowohl die Veränderung der Stellung des Bildes als dessen Erhellung und Verdüsterung deutlich gesehen wird.

XX. Identität durch klare Spiegel.

Es wäre also nichts Verwunderungswürdiges vorgekommen; bei der großen Mannigfaltigkeit leidet alles in der Regel; so ist auch folgende Erscheinung ganz dem Gesetz gemäß, es sie uns gleich bei der ersten Entdeckung wundersam überraschte.

Bei dem Apparat mit zwei Spiegeln nehme man zum untersten, der das Himmelslicht aufnimmt, einen mit Quecksilber belegten und richte ihn, bei dunkelblauer Atmosphäre, gegen den Seitenschein, der im Würfel das schwarze Kreuz erzeugt; dieses wird nun auch erscheinen und identisch bleiben, wenn schon der Oberspiegel gleichnamig gestellt ist: denn die Eigenschaft des atmosphärischen Scheins wird durch den klaren Spiegel vollkommen durchdrungen, eben so wie es bei jener Erfahrung mit Einem Spiegel unmittelbar geschieht.

Wir haben zur Bedingung gemacht, daß der Himmel so blau seyn müsse als es in unsern Gegenden möglich ist; und hier zeigt sich abermals der Himmel als eine verschiedene Nacht, wie wir ihn immer ansehen. Er ist es nun, der sein verdüstertes Licht in den klaren Spiegel sendet, welches sodann, dem Cubus mitgetheilt, sich gerade in dem mäßigen Gleichgewicht befindet, das zur Erscheinung unumgänglich nothig ist.

XXI. Abgeleiteter Schein und Widerschein.

Wir haben den unmittelbaren Widerschein von den verschiedenen Himmelsgegenden her als den ersten und ursprünglichen angenommen, aber auch abgeleiteter Schein und Widerschein bringt dieselben Phänomene hervor.

Weißer Battist, vor ein besonntes Fenster gezogen, giebt zwar mit dem einfachen Apparate keine Erscheinung, wahrscheinlich weil das daran herkommende Licht zu allzustark und lebhaft ist; bringt man aber zwischen die Doppelspiegel gehalt, giebt sogleich das weiße als schwarz, Kreuz, denn der helle Schein der Battistfläche wird durch die beiden Spiegel gemäßigt.

Vom abgeleiteten Laidenschein wäre vielleicht nur folgendes zu sagen: haben wir, durch unsern zweiten Apparat (V) von irgend einer Himmelsgegend her, die entoptische Erscheinung bewirkt, so stelle man dasselben tafel entgegen, wende sich mit dem Apparat nun zu ihr, und man wird die abgeleitete Erscheinung mit der ursprünglichen gleich finden.

XXII. Doppelt refrangirende Körper.

Der durchsichtige rhombische Kalkspath, dessen Eigenschaft Bilder zu verdoppeln, zu vervielfachen, schon lange Zeit Forscher und Exkitirer beschäftigt, gab immerfort, bei Unzulänglichkeit früherer Bemühens, zu neuen Untersuchungen Anlaß. Hier wurde nach und nach entdeckt: daß mehrere krystallinisch gebildete Körper eine solche Eigenschaft besitzen, und nicht allein dieses ward gefunden, sondern auch, bei einfachster Behandlung solcher Gegenstände, noch andere begleitende Erscheinungen. Da man nun beim rhombischen Kalkspath gar deutlich bemerken konnte: daß der verschiedene Durchgang der Blätter und die deshalb gegen einander wirkenden Spiegelungen die nächste Ursache der Erscheinung sey; so ward man auf Versuche geleitet, das Licht, durch spiegelnde, auf verschiedene Weise gegen einander gerichtete Flächen, dergestalt zu bedingen, daß künstliche Wirkungen, jenen natürlichen ähnlich, hervorgebracht werden konnten.

Hiebei war freilich sehr viel zu gewinnen, man hatte einen äußern, künstlichen Apparat, wodurch man den innern, natürlichen nachahmen, controlliren und beide gegeneinander vergleichen konnte.

Nach dem Gange unserer Darstellung haben wir zuerst den künstlichen Apparat, in seiner größten Einfalt, mit der Natur in Rapport gesetzt, wir haben den Urquell aller dieser Erscheinungen in der Atmosphäre gefunden, sodann unsere Vorrichtungen gesteigert um das Phänomen in seiner größten Ausbildung darzustellen; nun gehen wir zu den natürlichen, durchsichtigen, krystallisirten Körpern über, und sprechen also von ihnen aus: daß die Natur, in das Innerste solcher Körper, einen gleichen Spiegelapparat aufgebaut habe, wie wir es mit äußerlichen, physisch-mechanischen Mitteln gethan, und es bleibt uns noch zu zeigen Pflicht: wie die doppelt refrangirende Körper gerade die sämmtlichen, uns nun schon bekannten Phänomene gleichfalls hervorbringen, daß wir daher, wenn wir ihren natürlichen Apparat mit unsern künstlichen verbind n, die anmuthigsten Erscheinungen vor Augen zu stellen fähig sind. Auch hier werden wir aufs einfachste verfahren und nur drei Körper in Anspruch nehmen, da sich die Erscheinung bei andern ähnlichen immerfort wiederholen muß und wiederholt. Diese drei Körper aber sind der Glimmer, das Frauneis und der rhombische Kalkspath.

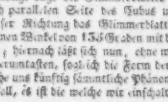
XXIII. Glimmerblättchen.

Die Glimmerblätter haben von der Natur den Spiegelungsapparat in sich und zugleich die Fähigkeit entoptische Farben hervorzubringen; deshalb ist es so bequem als lehrreich sie mit unsern künstlichen Vorrichtungen zu verbinden.

Um nun das Glimmerblättchen an und für sich zu untersuchen, wird es allein zwischen beide, vorerst parallel gestellte Spieg l getragt und hier entdecken sich nach und nach die für uns so merkwürdigen Eigenschaften.

Man bewege das Blättchen hin und her, und der Beschauer wird sogleich bemerken, daß ihm das Gesichtsfeld bald heller bald dunkler erscheine; ist er recht aufmerksam und die Eigenschaft des Glimmerblättchens vollkommen zugegen, so wird er gewahr werden, daß die helle Erscheinung von einem gelblichen, die dunkle von einem blaulichen Hauch begleitet ist. Wir greifen nun aber zu einer Vorrichtung, welche uns dient genauere Versuche vorzunehmen.

Wir stellen den entoptischen Cubus zwischen die zwei parallelen Spiegel an den bezeichneten Ort, legen das Glimmerblatt darauf und drehen es hin und her, auch hier findet die Abänderung vom Hellen ins Dunkle, vom Gelblichen ins Bläuliche statt, dieses aber ist zugleich mit einer Umkehrung der Formen und der Farben in dem Cubus verbunden. Ein solches kann geschieht durch innere Spiegelung des Glimmers, da unsere äußeren Spiegel unbetheiligt bleiben. Um nun hierüber ferner ins Klare zu kommen, verfahre man folgendermaßen: man wende das auf dem Kubus liegende Blättchen so lange hin und her, bis die Erscheinung das zwiefen Kreuzes vollkommen rein ist, als wenn sich nichts zwischen dem Cubus und unsern Augen befände. Nun zeichne man, mit einer scharf einschneidenden Spitze, auf das Glimmerblatt einen Strich an der Seite des Cubus, die mit uns parallel ist, her, und schneide mit der Scheere das Glimmerblatt in solcher Richtung durch. Hier haben wir nun die Basis unserer künftigen Operationen. Man drehe nun das Glimmerblatt immer horizontal auf dem Cubus bedächtig herum und man wird oft Figur und Farbe im Schwanken, endlich aber die völlige Umkehrung, das schwarze Kreuz erblicken. Nun zeichne man die gegenwärtige Lage des Glimmerblattes zu der uns immer noch parallelen Seite des Cubus und schneide auch in dieser Richtung das Glimmerblatt durch, so wäre man einen Winkel von 135 Graden mit der Grundlinie fixirt, hiernach läßt sich nun, ohne weiteres empirisches Herumtasten, sogleich die Form der Tafel angeben, welche uns künftig sämmtliche Phänomene gesetzlich zeigen soll, es ist die welche wir einschalten.



Hier sehen wir nun ein größeres Quadrat, aus dem sich zwei kleinere entwickeln und fassen, um beim Bezeichnen unserer Versuche alle Buchstaben und Zahlen zu vermeiden: der Beschauer halte die längere Seite parallel mit sich, so wird er die lichte Erscheinung erblicken, wählt man die schmale Seite, so haben wir die finstere Erscheinung.

Die etwas umständliche Bildung solcher Tafeln können wir und dadurch erleichtern, wenn wir, nach einer Figur, eine Karte ausschneiden und sie unter die Spiegel, die lange Seite parallel mit uns haltend, bringen, auf derselben aber das Glimmerblatt hin und her bewegen, bis wir die helle Erscheinung vollkommen vor uns sehen. Hält man in diesem Moment das Blättchen an die Karte fest, so dient uns der Ausschnitt als sichere Norm bei allen unsern Versuchen.

Wenn wir nun die Erscheinungen sämmtlich mehrmals durchgehen, so finden wir Blättchen, welche uns entschieden den Dienst leisten und das Phänomen vollkommen umkehren, andere aber bringen es nicht völlig dazu, sie erregen jedoch ein starkes Schwanken. Dieses ist sehr unterschieden, indem wir nun daraus lernen, daß die bekannten Kreuze nicht etwa aus zwei, sich durchschneidenden Linien entstehen, sondern aus zwei Hyperbeln, welche sich, aus den Ecken hervor, gegen einander bewegen, wie es bei den Gleichnissen Zentkurven der Fall ist, wo solche Hyperbeln gleichfalls von der Seite hereintreten, um das Kreuz im Sande anzudeuten.

Ferner ist zu bemerken, daß es auch Glimmerblättchen gebe, welche kaum eine Spur von allen diesen Erscheinungen bemerken lassen. Diese Art ist, da die übri-

gen meist farblos wie Glastafeln anzusehen sind, auch in ihren feinsten Blättern tombackbraun; die meinigen sind von einer großen Glimmerfaule abgetrennt.

Schließlich haben wir nun noch einer sehr auffallenden Farbenerscheinung zu gedenken, welche sich unter folgenden Bedingungen erblicken läßt. Es giebt Glimmerblätter, vorgeschriebener Maßen als sechsseitige Tafeln zugerichtet, diese zeigen in der ersten Hauptrichtung, das heißt die längere Seite parallel mit dem Beobachter gelegt, keine besondere Farbe als allenfalls einen gelblichen, und wenn wir den obern Spiegel zur Seite richten, blaulichen Schein; legen wir aber die schmale Seite parallel mit uns, so erscheinen sogleich die schönsten Farben, die sich bei Seitenwendung des Spiegels in ihre Gegensätze verwandeln und zwar

Hell	Dunkel
Gelb	Violett
Gelbroth	Blau
Purpur	Grün.

Wobei zu bemerken, daß wenn man dergleichen Blätter auf den enoptischen Cubus bringt, die Erscheinung des hellen und dunkeln Kreuzes mit den schönsten bezüglichen Farben begleitet und überzogen wird.

Und hier stehe denn eine Warnung eingeschaltet am rechten Platze: wir müssen uns wohl in Acht nehmen diese Farben, von denen wir gegenwärtig handeln, nicht mit den enoptischen zu vermischen. Wie nahe sie auch verwandt seyn mögen, so besteht doch zwischen ihnen der große Unterschied, daß die enoptischen unter dem Spiegelapparat nicht umgekehrt werden, sondern, gleichviel ob direct oder von der Seite angeschaut, immer dieselbigen bleiben, dagegen die im Glimmerblättchen erscheinenden beweglicher Art sind und also auf einer höhern Stufe stehen.

Ferner bringen wir den Umstand zur Sprache: daß der stumpfe Winkel der sechsseitigen Tafel, welcher auf unserer Basis aufgerichtet wird und das Umkehren des Phänomens entscheidet, zusammengesetzt ist aus 90 Graden des rechten Winkels und aus 45, welche dem kleinen Quadrat angehören, zusammen 135 Grade. Es wird uns also, auf eine sehr einfache Weise, auf jene 35 bis 36 Grade gedeutet, unter welchen bei allen Spiegelungen die Erscheinung erlangt wird.

Ferner fügen wir bemerkend hinzu: daß uns noch nicht gelungen wollen zu erfahren, wie unsere, empirisch-theoretische sechsseitige, Tafel mit den von Natur sechsseitig gebildeten Glimmerfäulen und deren Blättern in Uebereinstimmung trete. Leider sind unsere wirksamen Glimmertafeln schon in kleine Fensterscheiben geschnitten, deren Seiten zu unseren Phänomenen in keinen Bezug stehen. Die einzelnen Glimmerblätter aber, an welchen die sechsseitige Krystallisation nachzuweisen ist, sind gerade diejenigen, welche die Umkehrung hartnäckig verweigern.

XXIV. Frauenеis.

Mit durchsichtigen Gypsblättchen verhält es sich gleichermaßen, man spaltet sie so fein als möglich und verfährt mit ihnen auf dieselbe Weise wie bei dem Glimmer gezeigt worden.

Man untersuche ein solches Blättchen an und für sich zwischen den beiden Spiegeln und man wird eine Richtung finden wo es vollkommen klar ist; dieß bezeichne man als Basis der übrigen Versuche; man bilde sodann ein Sechseck und richte eine der kürzeren Seiten parallel mit sich und man wird das Gesichtsfeld mit Farben von der größten Schönheit belebt sehen. Bei der Seitenstellung des Spiegels wechseln sie sämmtlich und es kommen an derselben Stelle die geforderten Gegensätze hervor. Gestellt man ein solches Blättchen zum Cubus, so wird jene erste Richtung die enoptische Erscheinung völlig identisch lassen, in dem zweiten Falle aber das Bild verändert seyn. Es werfen sich nämlich die beiden Farben, Purpur und Grün, an die hellen oder dunkeln Züge der Bilder, so daß die Umkehrung als Umkehrung nicht deutlich wird, die Färbung jedoch auf eine solche Veränderung hinweist; denn sobald man den Spiegel nunmehr seitwärts wendet, so erscheint zwar das Bild noch immer vollkommen farbig, allein die Züge die man vorher grün gesehen, erscheinen purpur und umgekehrt.

Man sieht hieraus daß schon bei den zartesten Tafeln das Bild einige Undeutlichkeit erleiden müsse; werden nun gar mehrere übereinander gelegt, so wird das Bild immer undeutlicher, bis es zuletzt gar nicht mehr zu erkennen ist. Ich sehe daher das Verschwinden der Erscheinung bei dem Umkehren nur als eine materielle Verdüsterung an, die ganz allein der Unklarheit des angewendeten Mittels zuzuschreiben ist.

XXV. Doppelspath.

Von diesem bedeutenden, so oft besprochenen, beschriebenen, vermessenen, berechneten und benannten Naturkörper haben wir nur so viel zu sagen als seine Eigenschaften sich in unserm Kreise manifestiren. Er verhält sich gerade wie die vorhergehenden beiden; nur daß seine rhombische Figur und die Dicke seiner Krystalle einigen Unterschied machen mögen. Legen wir ihn übrigens zwischen die beiden Spiegel so, daß die längere oder kürzere Achse auf dem Beschauer perpendicular steht, so erscheint das Gesichtsfeld helle und wir dürften alsdann wie wenn die zu uns gekehrten Winkel abstutzen, so hätten wir, wenn die Operation an der langen Seite geschieht, ein Sechseck mit zwei stumpfern Winkeln, und wenn wir die kürzere Diagonale abstutzen, ein etwas spitzwinkligeres Sechseck als unser regelmäßiges erhalten; aber doch immer ein Sechseck, dessen kurzere Seiten gegen uns gekehrt das Gesichtsfeld dunkler machen. Hierbei ist es aber keineswegs nöthig daß wir unsere Krystalle verderben, sondern wir setzen unsere ausgeschnittene Karte, nach bekannter Weise, über den Krystall, oder zeichnen unsere Intention durch einen leichten Federstrich.

Nun sprechen wir aber mit den vorigen Fällen völlig übereinstimmend aus: die erste Richtung die das helle Sechseck bewirkt läßt die Erscheinung identisch, die Seitenwendung jedoch bei bekannten Winkeln kehrt die Erscheinung um, welches noch ganz deutlich, jedoch mehr der Farbe als der Form nach, an der Umkehrung der blauen Augen in gelbe bemerkt werden kann. Also ist auch hier ein Verschwinden, welches durch vermehrte Körperlichkeit des Mittels hervorgebracht würde, kein physischer sondern ein ganz gemeiner Effect der zunehmenden Undurchsichtigkeit.

Nun aber erwartet uns eine höchst angenehme Erscheinung. Läßt man einen solchen rhombischen isländischen Krystall durch Kunst dergestalt zurichten, daß zwei, der langen Achsenfläche parallele Abschnitte der Ecken verfügt und geschliffen werden, so wird man, wenn der Körper in dieser Lage zwischen die zwei Spiegel gebracht wird, einmal ein helles, das andermal ein trüb-

lies Bild gerade werden, indem jenen uns bekannten gefärbten entoptischen Bildern, der hell. Punkt, stehen zunächst innerhalb eines Kreises um den sich mehr Kreise versammeln und es gehen vier pinselartige Strahlungen aus von den Punkten, als hell und durchscheinend. Bei der Seitenwendung zeigt sich der Gegensatz wie sehen, in Klar gefaßt, ein schwarzes Kreuz, von welchem gleichfalls vier schwarze buschelartige Strahlungen sich entfernen.

Hier hätten wir nun die sämmtlichen Erscheinungen beisammen, klare, helle Spiegelung und Identität, dann die Spiegelung mit Umkehrung, letztere besonders von verschieden, aber formlosen Farben belebtet; nun aber den Körper selbst, durch künstliche Bereitung in seinem Innern aufgeschlossen und eine herumdenkwürdige Erscheinung zum Anschauen gebracht.

So wäre denn also dieser höchst problematische Körper durch Untersuchung nur noch immer problematischer geworden und mit ihm so mancher andere. Freilich ist es wunderbar genug, daß ihm dreierlei Arten der Farbenerscheinung zugetheilt sind; die prismatischen bei der Brechung und zwar doppelt und vielfach, die epoptischen zwischen seinen zarten Lamellen, wenn sich diese nur im mindesten, mit beidehaltener Brechung, auseinander geben, und die entoptischen durch künstliche Vorbereitung aus seinem Innern aufgeschlossen. Viel ist hiervon gesagt, viel ist zu sagen, für unsere Zwecke sey das Wenige hinreichend.

XXVI. Apparat, vierfach gesteigert.

Was man bei allen Experimenten beobachten sollte, wollten wir, wie sonst auch geschehen, bei dem unsrigen zu leisten suchen. Zuerst sollte das Phänomen in seiner ganzen Einfalt erscheinen, sein Herkommen aufsprechen und auf die Folgerung hindeuten.

Dieser einfachste Apparat (V) besteht aus einer entoptischen Glastafel, horizontal auf einen dunklen Grund gelegt und gegen die klare Atmosphäre in verschiedenen Richtungen gehalten; da sich denn der äußerliche Ursprung der Erscheinungen und die Wirkung des direkten und obliquen Widerscheins sogleich ergibt, dergestalt daß wenn wir dies recht eingesehen, wir keiner fernern Versuche bedürfen.

Aber es ist nöthig daß wir weiter gehen, die Abhängigkeit von äußern Umständen zu mindern suchen, um das Phänomen bequemer, auffallender und nach Willen öfter darstellen zu können.

Hierzu dient nun unser zweiter Versuch (VI) den Weg, wir bedienen uns eines entoptischen Cubus und eines schwarzen Spiegels; durch jenen lassen wir die atmosphärische Erhellung hindurchgehen und erblicken die ertigen Bilder außerhalb demselben auf dem Spiegel, allein beyde sind wir immer noch von der Atmosphäre abhängig; ohne einen völlig verdunkelten Hintergrund kommt die Erscheinung nicht hervor.

Wir fahren daher zu dem dritten zusammengesetzten Apparat (VII). Wir richten zwei Spiegel gegen einander, von welchen der untere die allseitige Atmosphäre vorstellt, der obere hingegen die jedesmalige bestimmte Richtung, sie sey direkt, oblique, oder in der Diagonale. Hier verspürt sich nun schon das wahre Naturverhältniß, das Phänomen als Phänomen ist auffallender, aber wenn man von dem Herein nicht sicher fundirt ist, so wird man schwerlich rückwärts zur wahren und ersten Erkenntniß gelangen. Indessen dient uns dieser Apparat täglich und stündlich und wird uns deshalb so werth, weil er die Zusammenwirkung desselben mit den natürlichen Körpern und ihr wechselseitiges Bezogen höchst belehrend finden.

Nun aber haben wir noch einen vierten Apparat, dessen zu erwähnen wir nun Gelegenheit nehmen, er ist zwar der bequemste und angenehmste, dasjenen verdient er aber nicht mehr das Grund-Phänomen, welches sich niemand rücksichts darauf zu entreichen unternehmen würde. Er ist höchst sinnig und zierlich gearbeitet, von dem Glasschleifer Rigal in München, und durch die Gunst des Herrn Prof. Fischer schon lange in meinen Händen, er besteht aus vier Spiegeln, welche, sich auf einander beziehend, sämmtliche Phänomene leicht und voll hervorbringen. Der erste Spiegel außerhalb des Apparats, fast horizontal neigen, nimmt das Tageslicht unmittelbar auf und überliefert solches dem zweiten, welcher, innerhalb des Instrumentes schief gestellt, wie der untere erste Spiegel des vorigen Apparats das empfangene Licht aufwärts schickt; unmittelbar über ihm wird der entoptische Cubus eingeschoben, auf welchen man, perpendicular, durch ein Schrohr hinunter blickt, in diesem nun sind, statt des Oculars, zwei Spiegel angebracht, wovon der eine das Bild des Cubus von unten aufnimmt, der andere solches dem Beschauer ins Auge führt. Kehrt man nun die mit den beiden verbundenen Spiegeln zusammen bewegliche Hülse in die direkte oder Seitenstellung, so verwandeln sich die Bilder gar bequem und erfreulich Zahl und Form nach, und um diese auffallender, da durch das niemal wiederholte Absprogeln das Licht immer mehr gedämpft und gemäßigt werden. Noch ein anderes höchst erfreuendes Phänomen läßt sich zugleich darstellen, wenn man nämlich an die Stelle des Oculars ein kleines Prisma von Doppelspath setzt, wodurch man die gleichzeitige Erhellung und Verdunkelung, bei fortgesetzter Kreisbewegung der Hülse, höchst angenehm und überraschend beschauen und wiederholen kann.

Sieht man nun zurück und vergegenwärtigt sich Schritt vor Schritt wie jene Steigerung vorgegangen, was dazu beigetragen, was sie uns aufklärt, was sie verbirgt; so kann man uns in diesem ganzen Falle nichts Rohes vorwerfen, indem wir mit den Augen des Leibes und Geistes ungehindert methodisch vor- und rückwärts blicken.

XXVII. Warnung.

Wie nahe wir, durch unsern vierfach gesteigerten Apparat, an den Punkt gekommen, wo das Instrument, anstatt das Gebrauchs der Natur zu entreichen, sie zum unerträglichen Mißbrauch macht, möge doch jeder naturfühlende Experimentator bedenken. Es ist nichts dagegen zu sagen daß man, durch mechanische Vorrichtung sich in den Stand setze gewisse Phänomene bequemer und auffallender, nach Willen und Belieben vorzustellen, eigentliche Belehrung aber befördern sie nicht, ja es stellt unnütze und schädliche Apparate, indem sie die Naturanschauung ganz verrückt ist wird, voraus, und diejenigen arbeiten solche das Phänomen vielmehr oder außer Zusammenhang vorstellen. Diese sind es eigentlich, worauf Hypothesen gegründet, wodurch Irrthümer Jahrhunderte lang erhalten werden; da man aber hierüber nicht sprechen kann, ohne ins Polemische zu fallen, so darf davon bei unserm friedlichen Vortrag die Rede nicht seyn.

XXVIII. Von der innern Beschaffenheit des entoptischen Glases.

Wir haben vorhin, indem wir von den entoptischen Glastafeln gewisse Bilder aufsprechen, welche in ihrem Innern Formen und Farben zeigen, uns nur ans Phänomen gehalten, ohne weiter darauf einzugehen, ob sich auswärtiges lasse, wodurch diese Erscheinungen er-

gentlich bewirkt werde. Da wir nun jedoch erfahren, daß gleiche Phänomene innerhalb natürlicher Körper zu bemerken sind, deren integrirende Theile, durch elementarische Gestalt und wechselseitige Richtung, gleichfalls Fermen und Farben hervorbringen; so dürfen wir nun auch weiter gehen und aufsuchen: welche Veränderung innerhalb der Glasplatten, bei schnellem Abkühlen, sich ereignen und ihnen jene bedeutende anmuthige Fähigkeit ertheilen möchte.

Es läßt sich beobachten daß in Glastafeln, indem sie erhitzt werden, eine Undulation vorgehe, die bei allmählichem Abkühlen merklich und verschwindet. Durch ein solchen gemäßen Uebergang erhält die Masse eine innere Bindung, Consistenz und Kraft, um, bis auf einen gewissen Grad, äußerer Gewalt widerstehen zu können. Der Bruch ist muschlig und man könnte diesen Zustand, wenn auch uneigentlich, gab nennen.

Ein schnelles Abkühlen aber bewirkt das Gegentheil, die Schwingungen schwinden zu erstarren, die Masse bleibt innerlich getrennt, spröde, die Theile stehen neben einander und, obgleich vor wie nach durchsichtig, behält das Ganze etwas das man Punktualität genannt hat. Durch den Demant getrieben bricht die Tafel reiner als eine des langsam abgekühlten Glases, sie braucht kaum nachgeschliffen zu werden.

Auch zerspringen solche Gläser entweder gleich oder nachher, entweder von sich selbst oder veranlaßt. Man kennt jene Flaschen und Becher, welche durch hineingeworfen Steinchen risig werden, ja zerspringen.

Wenn von geschmolzenen Glastropfen, die man, zu schnellster Verhärtung, ins Wasser fallen ließ, die Spitze abgebrochen wird, zerspringen sie und lassen ein pulverartiges Wesen zurück; darunter findet ein aufmerksamer Beobachter einen noch zusammenhängenden kleinen Bunsen der sänglichter Krystallisation, die sich um das, in der Mitte eingeschlossene Luftpünktchen bildete. Eine gewisse Solutio continui ist durchaus zu bemerken.

Zugleich mit diesen Eigenschaften gewinnt nun das Glas die Fähigkeit Figuren und Farben in seinem Innern sehen zu lassen. Denke man sich nun jene beim Erhitzen beobachteten Schwingungen unter dem Erkalten fixirt, so wird man sich, nicht mit Unrecht, dadurch entstehend Hemmungspunkte, Hemmungslinien einbilden können und dazwischen freie Räume, sämmtlich in einem gewissen Grade trüb, so daß sie, bezugsweise, bei veränderter Lichteinwirkung, bald hell bald dunkel erscheinen können.

Kaum aber haben wir versucht uns diese wundersame Naturwirkung einigermaßen begreiflich zu machen, so werden wir abermals weiter gefordert; wir finden unter andern veränderten Bedingungen wieder neue Phänomene. Wir erfahren nämlich daß diese Hemmungspunkte, diese Hemmungslinien in der Glastafel nicht unausloschlich fixirt und für immer befestigt dürfen gedacht werden: denn löschen die ursprünglich Figur der Tafel vor dem Glühen den Figuren und Farben die innerhalb erscheinen sollen Bestimmung gibt, so wird doch auch, nach dem Glühen und Verkühlen, bei veränderter Form, die Figur verändert. Man schneide eine viereckte Platte mitten durch und bringe den paralleleppipedischen Theil zwischen die Spiegel, so werden abermals vier Punkte in den Ecken erscheinen, zwei und zwei von einander getrennt und, von den langen Seiten den schmalen. Schneidet man eine viereckte Tafel in der Diagonale durch, so erscheint eine Figur derjenigen ähnlich die sich fand, wenn man Dreiecke glühte.

Suchten wir uns nun vorhin mit einer mechanischen Vorstellungsart durchzuhelfen, so werden wir schon wieder in eine höhere, in die allgemeine Region der ewig lebenden Natur gewiesen; wir erinnern uns daß das kleinste Stück eines vollkommenen magnetischen Eisensteins schon so gut zwei Pole zeigt als das Ganze.

XXIX. Umsicht.

Wenn es zwar durchaus räthlich, ja höchst nothwendig ist das Phänomen erst an sich selbst zu betrachten, es in sich selbst festhaltig zu wiederholen und solches von allen Seiten aber und abermals zu beschauen, so werden wir doch zuletzt genöthigt uns nach außen zu wenden und, von unserm Standpunkte aus, all umher zu blicken, ob wir nicht ähnliche Erscheinungen zu Gunsten unseres Vernehmens auffinden möchten; wie wir denn so eben an den so weit abgelegenen Magneten zu gedenken unerläßlich genöthigt worden.

Hier dürfen wir also die Analogie, als Handhabe, als Hebel die Natur anzufassen und zu bewegen gar wohl empfehlen und anraten. Man lasse sich nicht irre machen, wenn Analogie manchmal irre führt, wenn sie, als zu weit ausholender willkührlicher Witz, völlig in Rauch aufgeht. Verwerfen wir ferner nicht ein heiteres, humoristisches Spiel mit den Gegenständen, schickliche und unschickliche Annäherung, ja Verknüpfung des Entfernten, womit man uns in Erstaunen zu setzen, durch Contrast auf Contrast zu überraschen trachtet. Halten wir uns aber zu unserm Zweck an eine reine, methodische Analogie, wodurch Erfahrung erst belebt wird, indem das Abgesonderte und entfernt Scheinende verknüpft, dessen Identität entdeckt und das eigentliche Gesammteben der Natur auch in der Wissenschaft nach und nach empfunden wird.

Die Verwandtschaft der enteptischen Figuren mit den übrigen physischen haben wir oben schon angedeutet, es ist die nächste, natürlichste und nicht zu verkennen. Nun müssen wir aber auch der physiologischen gedenken, welche hier in vollkommener Kraft und Schönheit hervortreten. Hieran finden wir abermals ein herrliches Beispiel daß alles im Universum zusammenhängt, sich auf einander bezieht, einander fordert, einander unterordnet. Was in der Atmosphäre vorgeht begiert sich gleichfalls in des Menschen Auge, und der enteptische Gegensatz ist auch der physiologische. Man schaue, in dem obern Spiegel des dritten Apparates, das Abbild des unterliegenden Cubus; man nehme sodann diesen schnell hinweg, ferne einen Blick vom Spiegel zu verwenden, so wird die Erscheinung, die helle wie die dunkle, als gespenstiges Bild, umgekehrt im Auge stehen und die Farben zugleich sich in ihre Gegensätze verwandeln, das Bräunlichgelb in Blau und umgekehrt, dem naturforschenden Forscher zu großer Freude und Kräftigung.

Sodann aber wenden wir uns zur allgemeinen Naturlehre und versichern nach unserer Ueberzeugung folgendes: sobald die verschiedene Wirkung des direkten und obliquen Widerscheins eingesehen, die Allgemeinheit jenes Gesetzes anerkannt sein wird, so muß die Identität unzähliger Phänomene sich alsobald bethätigen; Erfahrungen werden sich an einander schließen, die man als zusammenhängend bisher betrachtet und vielleicht mit einzelnen hypothetischen Erklärungsweisen vergebens begreiflicher zu machen gesucht. Da wir aber gegenwärtig nur die Absicht haben können, den Geist zu befreien und anzuregen, so dürfen wir einige umher, um näher oder ferner auf zureiße Analogien zu deuten, die sich in der Folge aneinander schließen, sich aus und gegen einander entwickeln mögen. Weiter kann unser Geschäft nicht gehen, denn wer will eine Arbeit übernehmen, die der Folgezeit noch manche Bemühung zumuthen wird?

XXX. Chladni's Tonfiguren.

Als gestrichen, mit Naturerscheinungen einigermaßen bekannten Personen, sobald sie unsern entoptischen Cursus zwischen den Spiegeln erblicken, diesen jedesmal die Aehnlichkeit mit den Chladnischen Figuren, ohne sich zu besinnen, lebhaft aus, und wer wollte sie auch verkennen? Daß nun diese äußeren, auffallenden Erscheinungen ein gewisses inneres Verhältniß und in der Entsprungart viel Uebereinstimmung haben ist gegenwärtig darzuthun.

Figuren.

Chladni's	Seebeck's
entstehen	
1, durch Schwingungen.	1 durch Schwingungen.
Diese werden bewirkt	
2, durch Streichen der Glastafeln;	2, durch Gießen der Glastafeln, durch Druck ꝛc.
verharren	
3, in Ruhe;	3, durch schnelle Verflüchtigung;
verschwinden	
4, durch neues Erschüttern;	4, durch neues Gießen und langsame Erkaltung;
sie richten sich	
5, nach der Gestalt der Tafel;	5, nach der Gestalt der Tafel;
sie bewegen sich	
6, von außen nach innen; ihre Anfänge sind	6, von außen nach innen;
7 parabolische Linien, welche mit ihren Gipfeln gegen einander streben, beim Quadrat von der Seite, um ein Kreuz zu bilden;	7 parabolische Linien, welche mit ihren Gipfeln gegen einander streben, beim Quadrat aus den Ecken, um ein Kreuz zu bilden;
sie vermannigfaltigen sich	
8, bei Vervielfältigung der Tafel;	8, bei Vermehrung der übereinander gelegten Tafeln;
sie beweisen sich	
9, als oberflächlich.	9, als innerlichst.

Mögen vorerst diese Belege hinreichen, um die Verwandtschaft im Allgemeinen anzudeuten; gewiß wird dem Forscher nichts angenehmer seyn als eine hierüber fortgesetzte Betrachtung. In die reale Vergleichung beider Versuche, die Darstellung derselben neben einander, durch zwei Personen welche solchen Erscheinungen gewachsen wären, müßte viel Verstand gehen und dem innern Sinn die eigentliche Vergleichung überlassen, die freilich mit Worten nie vollkommen dargestellt werden kann, weil das innere Naturverhältniß, wodurch sie, bei dennoch weiter Verschiedenheit, einander ähnlich werden, immer von uns nur geahnet werden kann.

XXXI. Atmosphärische Meteore.

Da nach unserer Ueberzeugung die nähere Einsicht in die Effecte des direkten und obliquen Widerscheins auch zur Erklärung der atmosphärischen Meteore das Ihrige beitragen wird, so gedenken wir derselben gleichfalls an dieser Stelle. Der Regenbogen, ob wir ihn gleich als durch Reflection gerieft anerkennen, hat doch das Eigene daß wir die dabei entspringenden Farben eigentlich innerhalb der Irisses sehen, denn auf dem Grunde derselben sei gut soll sich die bunte Verschiedenheit.

Nun kommen die Farben des untern Bogens nach einem gewissen Gesetze zu unserm Auge und auf eine etwas complicirtere Weise die Farben des obern Bogens gleichfalls, sobald wir dies eingesehen, so folgern wir: daß aus dem Raum zwischen den zwei Bogen kein Licht zu unserm Auge gelangen könne, und dieses bestätigt sich dem aufmerksamen Beobachter durch folgenden Umstand: wenn wir auf einer reinen, vollkommen dichten Regenwand, welcher die Sonne klar und mächtig gegenüber steht, die beiden Bogen vollkommen ausgedrückt finden, so sehen wir den Raum zwischen beiden Bogen dunkelgrau und zwar entschieden dunkler als über und unter der Erscheinung.

Wir schließen daher die Vermuthung, daß auch hier ein, in gewissem Sinne obliquirtes Licht bewirkt werde, und richteten unsern zweiten entoptischen Apparat gegen diese Stelle, waren aber noch nicht so glücklich zu einem entschiedenen Resultate zu gelangen. So viel konnten wir bemerken, daß wenn der Regenbogen selbst durch unsern entoptischen Cubus durchfiel, das weiße Kreuz erschien und er sich also dadurch als direkten Widerschein erwies. Der Raum unmittelbar drüber, welcher nach der Vermuthung das schwarze Kreuz hätte hervorbringen sollen, gab uns keine deutliche Erscheinung, da wir, seit wir auf diesen Gegenstand aufmerksam, keinen entschieden vollkommenen doppelten Regenbogen und also auch keinen gesättigten dunklen Raum zwischen beiden beobachten konnten. Vielleicht gelingt es andern Naturfreunden besser.

Die Höfe, in deren Mitte Sonne und Mond stehen, die Nebensonnen und anderes, erhalten durch unsere Darstellung gewiß in der Folge manche Aufklärung. Die Höfe, deren Diameter vierzig Grad ist, comediren wahrscheinlich mit dem Kreise in welchem man bei dem höchsten Stand der Sonne um sie her das schwarze Kreuz bemerkt, ehe die entoptische Erscheinung von dem gewaltsamen Lichte aufgehoben wird. Hier wäre nun der Platz mit Instrumenten zu operiren; Zahlen und Grade würden sehr willkommen seyn. Richtet sich derjenige der Aufmerksamkeit der Naturforscher auf diese Punkte, gewinnt unser Vortrag sich mit der Zeit Beifall, so wird auch dieses Rath werden, wie zu so vielem andern.

Ein auffallendes Meteor, welches offenbar durch direkten Widerschein hervorgebracht worden, beschreibt uns der aufmerksame Reisende Borg de St. Vincent folgendermaßen:

Le soir du 2 germinal l'an X, nous vîmes un très beau phénomène lumineux. Le ciel était pur, surtout vers le couchant; et au moment ou le soleil approchait de l'horizon, on distingua du côté diametralement oppose cinq ou six faisceaux de rayons lumineux. Ils partaient, en divergeant, d'un demi-disque pareil à un grand globe, dont l'horizon sensible cut cache la moitie. Ce demi-disque était de la couleur du ciel, quand son azur brille du plus grand éclat. Les rayons paraissaient d'autant plus vifs, que le soleil était le plus près de disparaitre.

Le couchant s'étant rempli de nuages, qui dérobaient la vue du soleil, le phénomene lumineux ne cessa pas: l'instant on il fut le plus sensible, fut celui ou l'astre du jour dût être descendu sous l'horizon; dès-lors son éclat diminua, et disparut peu-à-peu.

XXXII. Paradoxer Seitenblick auf die Astrologie.

Ein phantastisch-Analogen der Wirksamkeit unserer direkten und obliquen Widerscheine finden wir schon in der Astrologie, doch mit dem Unterschiede daß neben ihren Gegenwirken der direkte Widerschein, den wir als heilsam erkennen, für schädlich geachtet wird, mit dem Ge-

tierschein jedoch, welcher mit unserm obbenannten zusammenfällt und den auch wir als experimental ansprechen, haben wir es anbetreffen, wenn sie denselben für widersprechend und unnatürlich erklärten. Wenn sodann der Gegenschein und Gegenschatten, welchen wir für schwankend erklären, von ihnen als beifall angenommen wird, so möchte dies allenfalls gelten und wurde die Erfahrung nicht sehr widersprechen: denn gerade an dem Schwankenden, Gleichmäßigen beweist der Mensch seine höhere Kraft und wendet es gar leicht zu seinem Vortheil.

Durch diese Bemerkungen wollen wir nur so viel sagen daß gewiß, Ansichten der irdischen und überirdischen Dinge, dunkel und klar, unvollständig und vollkommen, gläubig und abergläubisch, von jeher vor dem Geiste der Menschen gewaltet, welches kein Wunder ist, da wir alle auf gleiche Weise gebaut sind und wechselnd auch Menschen sämmtlich die Welt aus einem und demselben Sinne anschauen; daher denn, es werde entdeckt was da wolle, immer ein Anlegen daran in früherer Zeit aufgefunden werden kann.

Und so haben die Astrologen, deren Lehre auf gläubige unermüdete Beschauung des Himmels darunter war, unserer Lehre von Schein, Farbe, Bilder- und Nebelwesen vorempfunden, nur irren sie darin, daß sie das Gegenüber für ein Widerwärtiges erklärten, da doch der directe Farb- und Lichtschein für eine freundliche Erinnerung des ersten Scheins zu achten. Der Vollmond steht der Sonne nicht feindlich entgegen, sondern sendet ihr gefällig das Licht zurück das sie ihm verlieh; es ist Artemis die freundlich und sehnsuchtsvoll den Bruder anblickt.

Wollte man daher diesem Wahngladben kennerlich einige Aufmerksamkeit schenken, so müßte man, nach unsern Angaben und Bestimmungen, beobachtete Hervorbringungen und Bedingungen, bedeutende Herrlichkeiten, die schon in Erfüllung gegangen sind, rectificiren und beachten, inwiefern unsere Anregungsart besser als jene Annahme mit dem Erfolg übereintreffe.

So wurde z. B. eine Geburt die gerade in die Zeit der Vollmondes fiele für höchst glücklich angesehen sein: dann der Mensch erscheint nun nicht mehr als Widersacher auf Erden, sondern als ein freundlich mildernder, hilfender Beistand, als Lucina, als Hebamme. Welche große Veränderung der Standpunctskunst durch diese Anwendungsart erwachse, fällt jedem Freunde und Gönner solcher Wunderlichkeiten alsobald in die Augen.

XXXIII. Mechanische Wirkung.

Sollten wir nun vielleicht den Vorwurf hören, daß wir mit Verwandtschaften, Verhältnissen, mit Bezügen, Analogien, Deutungen und Gleichnissen zu weit umher gegriffen, so erwidern wir daß der Geist sich nicht zu mannigfaltig genug erhalten könne, weil er immer fürchten muß an diesem oder jenem Phänomen zu erstarren; doch wollen wir uns sogleich zur nächsten Umgebung zurückwenden und die Fälle zeigen, wo wir jene allgemeinen kosmischen Phänomene mit einer Hand technisch hervorbringen und also ihre Natur und Eigenschaft näher einsehen zu können glauben dürfen. Aber im Grunde sind wir doch nicht wie wir wünschen durchaus gefördert, denn selbst was wir mechanisch leisten, müssen wir nach allgemeinen Naturgesetzen bewirken und die letzten Handgriffe haben immer etwas Geistiges, wodurch alles körperlich Greifbare eigentlich belebt und zum Unbegreiflichen erhoben wird.

Man spanne ein starkes Glastäfelchen, das keine entgegengesetzten Eigenschaften hat, in einen metallenen Schraubstock, derjenige, das zwei entgegengesetzte Punkte der Peripherie vorzüglich afficirt werden, man bringe diese Vorrichtung unter die Spiegel, so wird man ein von jenen beiden Punkten ausgehende Erscheinung erblicken; sie ist durchkreuzt, theils hell, theils dunkel, nach dem Gesetz gefärbt, und sucht sich, durch eine enale Richtung gegen einander, zu verbinden. Durch den Druck geht also eine Veränderung der Textur der Bestandtheile vor, ihre Lage gegen einander wird verändert, und wir dürfen eine Solutio continui, wie bei dem schnell verrinnenden Glase, vergehrt, annehmen.

Eine ähnliche Erfahrung giebt uns hierüber abermals einiges Licht. Es fand sich ein hinlänglich gearbeitetes Stück Bernstein, vollkommen klar, in der Mitte durchbohrt; zwischen die Spiegel gebracht zeigten sich nur aus dem Mittelpunkt ausgehende weiße und bei der Umkehrung schwarze Strahlenbüschel. Hier scheint der Bohrer aus der Mitte gegen die Seite drückende eben dieselbe Wirkung hervorgebracht zu haben, als die Zwinge auf die Seiten der Glastafel, nur daß hier immanent geblieben war was bei der Glastafel, wenn die Zunge geöffnet wird, sogleich verüber ist. Wir ließen, um der Sache mehr beikommen, einige Stücke Bernstein durchbohren, das Phänomen gelang aber nicht zum zweitenmal.

XXXIV. Damast-Weberei.

Wie wir aber diese Erscheinung mit Händen greifen können, indem wir sie selbst technisch hervorbringen, ist bei dem Damastweben. Man nehme eine gestattete Serviette, von schön gearbeitetem, wohl gewaschenem und gestättetem Tafelzeuge, und halte sie, flach, vor sich gegen das Licht, man wird Figuren und Grund deutlich unterscheiden. In einem Fall sieht man den Grund dunkel und die Figuren hell; kehre man die Serviette im rechten Winkel nun mehr gegen das Licht, so wird der Grund hell, die Figuren aber dunkel erscheinen; wendet man die Spitze gegen das Licht daß die Fläche diagonal erleuchtet wird, so erblickt man weder Figuren noch Grund, sondern das Ganze ist von einem gleichgültigen Schimmer erleuchtet.

Diese Erscheinung beruht auf dem Prinzip der Damast-Weberei, wo das, nach Vorschrift, abwechselnde Muster darzustellen, die Fäden auf eine eigene Weise übers Kreuz gerichtet sind, so daß die Gestalten hell erscheinen wenn das Licht der Fadenlänge nach zu unserm Auge kommt, dunkel aber von denen Fäden welche quer gegen uns gehen. Die auf den Schauer gerichteten Fäden leiten das Licht bis zu den Augen und brennen solches direct zur Erscheinung, die durchkreuzenden haben das gegen führen das Licht zur Seite und müssen daher als dunkel oder beschattet gesehen werden. In der Diagonale beleuchtet führen sie beide das Licht vom Auge abwärts und können sich nur als gleichgültigen Schein manifestiren.

Hier geht nun eben dasselbe hervor was sich am ersten Himmel ereignet, und bei Webern Geschicklichkeit verständigt uns über die Eigenschaften der Atmosphäre. Zu meinem Apparat ließ ich, durch eine geschickte Näherin, erst ein Damenbret-Muster, woran sich die Erscheinung am entschiedensten zeigt, mit den zartesten Fäden sticken, sodann aber das catoptische Kreuz mit den Punkten in den Ecken, das man denn, je nachdem die Fläche gegen das Licht gerichtet ist, hell oder dunkel sehen kann.

XXXV. Aehnelnde theoretische Ansicht.

Da wir uns bemühen in den Erfahrungskreise analoge Erscheinungen aufzusuchen, so ist es nicht weniger wichtig, wenn wir auf Vorstellungsarten treffen, die

sie, theoretisch aus sprechen, auf unsre Ansicht einiges Licht werfen können.

Ein geistreicher Forscher hat die entoptischen Erscheinungen, und die damit nahe verwandten Phänomene der doppelten Refraction, dadurch aufzulösen getrachtet, daß er longitudinale und transversale Schwingungen des Lichtes annahm. Da wir nun in der Dämmerung bald den Widerschein des Lichtes durch Fäden bemerken, welche theils der Länge, theils der Quere nach zu unserm Auge gerichtet sind, so wird uns niemand verargen wenn wir in dieser Dunkelheit eine Annäherung an die Finsterniß finden, ob wir gleich zum Behuf unsrer Ansicht nur eine Bedingung nach unserer Weise nicht im Licht sie sondern im Lichte finden, das uns nur mit der erfüllten Räumlichkeit, mit der gestalten und dichtenden Körperlichkeit zusammenstimmend erscheinen kann.

XXXVI. Gewässertes Seidenzeug.

Dieses wird erst in Rissen oder Maschen gewoben, oder gestrickt, und alsdann, durch einen ungleich gleitenden Druck, dergestalt geschoben daß Faden und Faden an einander anwechseln, wodurch bei verschiedener Richtung der Seidenzeuges gegen den Tag, der Widerschein bald unserm Auge zugewendet, bald abgewendet wird.

XXXVII. Gemeelte Zinn-Oberfläche.

Hieher gehört gleichfalls die mannigfaltige und wunderbare erfreuliche Erscheinung, wenn eine glatte Zinn-Oberfläche durch verdünnte Säuren angegriffen und dergestalt behandelt wird, daß bedeutende Figuren daran entstehen. Der Beobachter hält sich mit dem Rücken gegen das Fenster und lässt das Licht von der einen Seite auf die vertikale Tafel fallen, so wird man den einen Theil der Zeichnung hell und erleuchtet, den andern dunkel und verdüstert erblicken; man kehre nun sich leise herum, daß das Licht zur rechten Seite hereintritt, das erst Helle wird nun dunkel, das Dunkle hell, das Erleuchtete verdüstert und beschattet, das Verdüsterte erhellt und erleuchtet in erfreulicher Mannigfaltigkeit erscheinen. Solche Bleche, mit farbigem Firnisse überzogen, haben sich durch ihren anmuthigen Anblick zu mancherlei Gebrauch empfohlen. Auch an solchen kostbaren Blechen lässt sich der Versuch gar wohl anstellen, doch ist es besser, denen entsprechenden Apparat, der Deutlichkeit wegen, ungefärbte Bleche vorzuzeigen.

XXXVIII. Oberflächen natürlicher Körper.

Alle diejenigen Steinarten, welche wir schillernde nennen, schimmern sich hier gleichfalls an. Metalle was zum Politurate gebracht wird, Kupfer, Messing, Schmelzglas, bringen das Licht durch Widerschein zum Auge, oder anders gerichtet leuchten sie ab. Man schwärzt auch zuerst dergleichen Stoffe etwas erhaben, damit die Wirkung auffallender und abwechselnder werde, und die helle Erscheinung gegen die dunkle schneller und kräftiger contrastire. Das Kupferne stellt der ebenen doch schon nach Ansicht und Stimmung gerichtet zu suchen.

XXXIX. Rückkehr und Wiederholung.

Nachdem wir nun die Bahn die sich uns eröffnete nach Kräften zu durchlaufen getrachtet, kehren wir zum Anfang, zum Ursprung sämmtlicher Erscheinungen wieder zurück. Der Urquell derselben ist die Erhellung der Sonne auf die Atmosphäre, auf die unendliche Ferne unsrer Athmosphäre. In freyster Welt müssen wir immer weiter und weiter Belehrung suchen.

Bei heiterem Himmel, vor Aufgang der Sonne sehen wir die Seite wo sie sich ankündigt, d. h. vor als den übrigen Himmel, der uns dann und gleich dunkelerscheint, ebenso als er mit dem Untergange. Die Bläue des übrigen Himmels erscheint uns völlig gleich. Tausendmal haben wir das eine bedeutende Gegend des Himmels betrachtet und es ist uns nicht in die Gedanken gekommen, daß es je eine andere Beleuchtung derselben geben könne, und doch sind wir berechtigt zu vermuthen, durch Versuche und Erfahrungen belehrt.

Da wir nun aber über diese Ungleichheit der atmosphärischen Wirkung schon aufgeklärt waren, versuchten wir mit Augen zu sehen was wir folgern konnten: es müsse nämlich, in directen Gegenschein der Sonne, der Himmel ein dunkles Blau zeigen als zu beiden Seiten; dieser Unterschied war jedoch nie zu entdecken, auch dem Landschaftsmaler nicht, dessen Auge nur zum Besitzand umfasst.

Das aber die, durch entoptische Gläser entdeckte ungleiche Beleuchtung, für ein glücklich geborenes geistiges Naturauge bemerklich sey, davon gebe Nachstehendes sichre Kunde.

XL. Wichtige Bemerkung eines Malers.

Ein verstorbener, leider allzufrüh von uns geschiedener Künstler, Ferdinand Jagemann, dem die Natur, nebst andern Erfordernissen, ein scharfes Auge für Licht und Schatten, Farbe und Haltung gegeben, erbaut sich eine Werkstatt zu größeren und kleineren Arbeiten, das einzige hohe Fenster derselben wird nach Norden, gegen den reinsten Himmel gerichtet, und man dachte man alle Bedingungen dieser Art genug gethan zu haben.

Als unser Freund jedoch eine Zeit lang gearbeitet, wollte ihm, beim Portraitmalen, scheinen, daß die Physiognomien, die er nachbildete, nicht zu jeder Stunde des Tags gleich glücklich beleuchtet seyen, und doch war an ihrer Stellung nicht das Mindeste verrückt, noch die Beschaffenheit einer vollkommen hellen Atmosphäre irgend verändert worden.

Die Anmerkung des günstigen und ungünstigen Lichts hielt ihre Tagesperioden: am frühen Morgen erschien es am widerwärtigsten grau und unerquicklich, es verbesserte sich, bis endlich, etwa eine Stunde vor Mittag, die Gegenstände ein ganz anderes Ansehen gewannen. Licht, Schatten, Farbe, Haltung, alles in seiner größten Vollkommenheit, sich dem Künstlerauge darbot, so wie er es der Leinwand anzuvertrauen nur wünschen konnte. Nachmittag verschwindet diese herrliche Erscheinung; die Beleuchtung verschlimmert sich, auch am klarsten Tage, ohne daß in der Atmosphäre irgend eine Veränderung vorzugehen wäre.

Aus einer solchen Bemerkung bekannt wurd, knüpfte ich solche sogleich in Gedanken an jene Phänomene, mit denen wir uns so lange beschäftigten und eilte, durch einen gemeinen Versuch dasjenige zu bestätigen und zu erläutern was ein bedeutender Künstler, ganz für sich, aus eingeborner Gabe, zu eigner Verwunderung, zu Bestätigung entdeckt hatte. Ich schaffte unsern gemeinen entoptischen Apparat dahin und dieser verhielt sich wie man nach obigem zu vermuthen konnte. Zur Mittagszeit, wenn der Künstler seine Gegenstände am besten beleuchtet sah, sah der natürliche bunte Widerschein das weiße Kreuz, in Morgens und Abendstunden hingegen, wo ihm das widerwärtige, schwarze Licht beschwerlich fiel, zeigte der Cubus das schwarze Kreuz, in der Zwischenzeit erfolgten die Uebergänge.

Unser Künstler also hatte, mit zartem geübten Sinn, eine der wichtigsten Naturerscheinungen entdeckt, ohne sich deren Bedeutsamkeit zu geben. Der Physiker kommt ihm entgegen und zeigt wie das Besondere auf dem Allgemeinen ruhe.

Wir gedenken ähnlicher Fälle die uns überraschten lange vorher ehe die Kenntniß dieser Erscheinung uns erfreute. In Rom wo wir acht Wochen des allerreinsten Himmels, ohne die mindeste Wolke genossen, war es überhaupt zute Zeit Gemälde zu sehen. Ich erinnere mich aber daß eine in meinem Zimmer aufgestellte Aquarellzeichnung mir auf einmal so unerträglich schien verkam, als ich sie niemals gesehen. Ich schrieb es damals eben dem reinen Himmel und einer glücklichen augenblicklichen Disposition der Augen zu; nun, wenn ich der Sache wieder gedenke, erinnere ich mich daß mein Zimmer gegen Abend lag, daß diese Erscheinung mir das Morgens zuerst auffiel, den ganzen Tag aber wegen des hohen Sonnenstandes Platz greifen konnte.

Da nun aber gegenwärtig diese entschiedene Wirkung zum Bewußtsein zu bekommen ist, so können Kunstfreunde beim Beschauen und Vergleichen ihrer Bilder sich und andern den Genuß gar sehr erhöhen, ja Kunsthändler den Werth ihrer Bilder durch Beobachtung eines glücklichen Widerscheins unglaublich steigern.

Wenn uns nun kein Gedanke durch wie wir ein fertiges Bild stellen müssen, um solches in seinem günstigsten Lichte zu zeigen, so wird der Künstler um so mehr, wenn er etwas nachbildet, das ethische Licht vermeiden und seine Werkstatt allenfalls mit zwei Fenstern versehen, eines gegen Abend, das andere gegen Norden. Das erste dient ihm für die Morgenstunden, das zweite bis zwei, drei Uhr Nachmittag und dann mag er wohl billig feiern. Es sagte Jemand im Scherz: der sichtigste Maler müsse seine Palette mit einer Lämtmühle bewerkstelligen, da er denn, bei leichtem Drehen um die Achse, wo nicht gar durch ein Uhrwerk wie ein umgekehrtes Heliostat, dem guten Licht von Augenblick zu Augenblick folgen könne.

Ernsthafter ist die Bemerkung, daß im hohen Sommer, wo der Himmel schon vor zehn Uhr rings umher das weiße Kreuz giebt und sich bis gegen Abend bei diesem einfachen Licht erhält, der Maler, wie durch die Jahreszeit, so auch durch diesen Umstand aufgefordert, am fleißigsten zu seyn Ursache habe.

Leider muß ich jedoch bei unserer oft umhüllten Atmosphäre zugleich bekennen, daß die Wirkungen sich oft umkehren und gerade das Gegentheil von dem Gewünschten und Erwarteten erfolgen könne; denn so wird z. B. bei den Nebelmorgen die Nordseite das weiße Kreuz und alles gute Licht geben und der Maler der hierauf achtete würde sich einiger guten Stunden getrosten können. Dagegen sollte jeder Künstler unsern zweiten Apparat in seiner Werkstatt haben, damit er sich von den Zuständen und Wirkungen der Atmosphäre jederzeit unterrichten und seine Maßregeln darnach nehmen könne.

XLI. Fromme Wünsche.

Aus dem Bisherigen folgt daß man, bei einer so mühsamen Bearbeitung dieses Gegenstandes, eine lebhaftere Theilnahme als bisher dessen und wünschen muß.

An die Mechaniker ergeht zuerst unsere Bitte daß sie sich doch möchten auf die Bereitungen entoptischer Tafeln legen. Die reinste Glasart aus Quarz und Kali ist dieszu die vorzüglichste. Wir haben Versuche mit verschiedenen Glasarten gemacht und zuletzt auch mit dem Flintglas, fanden aber daß diese nicht allein häufiger sprangen als andere, sondern auch durch die Reduction des Bleies inwendig fleckig wurden, obgleich die wenigen Platten welche an beiden Fehlern nicht litten, die Erscheinung vollkommen sehen ließen.

Ferner bitten wir die Mechaniker, aus solchen Tafeln die nur 1½ Zoll im Viereck zu haben brauchen, über einander gekittet, einen Cubus zu bilden und ihn in eine messingene Hülse zu fassen, oben und unten offen, an deren einem Ende sich ein schwarz angestrichener Spiegel im Charnier gleichsam als ein Deckelchen bewegt. Diesen einfachen Apparat, womit die eigentlichen Haupt- und Urversuche können angestellt werden, empfehlen wir jedem Naturfreunde; uns wenigstens kommt er nicht von der Seite. Reisenden würden wir ihn besonders empfehlen, denn wie angenehm müßte es seyn, in einem Lande wo der Himmel Monate lang blau ist, diese Versuche von der frühesten Morgendämmerung bis zu letzten Abenddämmerung zu wiederholen. Man würde alsdann in den längsten Tagen auch schon mit einfachem Apparat den Durst um die Sonne, wo der schwarze Kreis erscheint, näher bestimmen können; ferner würde, mehr man sich der Linie nähert, zu Mittag rings um den Horizont der weiße Kreis vollkommen sichtbar seyn. Auf hohen Bergen, wo der Himmel immer mehr ein tiefes Blau zeigt, würde sehr interessant seyn zu erfahren, daß die Atmosphäre, auch aus dem dunkelsten Blau den directen Widerschein zu uns herabsendend, immer noch das weiße Kreuz ertheilt; ferner müßte in nördlichen Ländern, wo die Nächte kurz, oder wo die Sonne gar nicht unterging, dieses allgemeine Naturgesetz wieder auf eine besondere Weise sich bethätigen. Auch wären bei leichten oder dichtern Nebeln die Beobachtungen nicht zu versäumen, und wer weiß was nicht alles für Gelegenheiten einem geistreichen Beobachter die anmuthigste Belehrung darbieten, nicht gerechnet daß er sogar ein besseres Spiegelzeug in der Tasche trägt, wodurch er jedermann überraschen, unterhalten und zugleich ein Phänomen allgemeiner bekannt machen kann, welches, als ein der wichtigsten Entdeckungen der neuesten Zeit, immer mehr beachtet werden wird. Wenn nun solche munitere Männer in der weiten Welt auf diesen Punkt ihre Thätigkeit im Vorübergehen wenden, so wurde es Akademien der Wissenschaften wohl gezimmen, den von uns angezeigten einfachen Apparat fertigen zu lassen, und in gleicher Zeit alle übrigen Körper und Einrichtungen, die wir in der Farbenlehre, zu einfacheren und zusammengesetzteren Versuchen angedeutet, aufzustellen, damit die entoptischen Farben in Gefolg der physiologischen, physischen und chemischen verarbeitet, und die Farbenlehre, welche doch eigentlich auf die Augen angewiesen ist, endlich einmal methodisch könne der Augen gestellt werden.

Es würde sodann auch der Vortrag akademischer Lehrer in diesem Fache mehr Klarheit gewinnen und dem frischen Menschenverstande der Jugend zu Hülfe kommen, anstatt daß man jetzt noch immer die Köpfe verderben muß um sie bleichen zu können. Und gerade in diesem Fache, vielleicht mehr als in irgend einem andern, droht der Physik eine Verwirrung die mehrere Lustra anhalten kann, denn indem man das alte Unhaltbare immer noch erhalten und fortpflanzen will, so dringt sich doch auch das neue Wahrhaftige, und wär' es auch nur in einzelnen Theilen, den Menschen auf, nun kommt die Zeit, wo man jenes nicht ganz verwerfen, dieses nicht ganz aufnehmen will, sondern beides einander zu accommodiren sucht, wodurch eine Halbheit und Verderbtheit in den Köpfen entsteht, durch keine Logik wieder herzustellen.

XLII. Schluß-Anwendung, praktisch.

Zum Schlusse wiederholen wir was nicht genug zu wiederholen ist, daß eine jede ächte, treu beobachtete und redlich ausgesprochene Naturmaxime sich in tausend und aber tausend Fällen bewahrheiten und, insofern sie prägnant ist, ihre Verwandtschaft mit ebenso fruchtbaren Sätzen bethätigen muß, und eben dadurch überall ins Praktische eingreifen werde, weil ja das Praktische eben in verständiger Benutzung und klugem Gebrauch desjenigen besteht was uns die Natur darbietet.

Aus dieser Übersetzung sieht der unbefangene Leser die Natur-lehre zu verbinden, darauf gründet sich unsere Gewissenhaftigkeit, erst die Phänomene in ihrem Verhältnisse aufzusuchen und sie sodann in ihrer mannigfaltigsten Ausbreitung und Anwendung zu verfolgen.

Nach dieser Übersetzung haben wir unsere ganze Chromatik und nun auch das Capitel der entoptischen Farben aufgestellt, die Art unseres Verfahrens ist mit großem Bedacht unternommen, auch die Stellung und Folge der Phänomene naturgemäß vorgetragen worden, wodurch wir unsere Arbeit den Freunden der Naturwissenschaft aufs beste zu empfehlen hoffen; andern welche mit unserer Verfahrungsart unzufrieden, eine Umstellung des Vorgetragenen anheim, wo imposo the easiest of all tasks, that of undoing what has been done.

Jena, den 1 August 1820.

Physikalische Preis-Aufgabe der Petersburger Akademie der Wissenschaften.

Die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Petersburg hat am 29 December 1826, als bei ihrer hundertjährigen Stiftungsfeier, mehrere Ehren- und correspondirende Mitglieder ausgerufen und zugleich nachstehende bedeutende physikalische Aufgabe, mit ansehnlichem anständigen Preise, den Naturforschern vorgelegt.

Question de Physique.

La nature nous offre dans la physique de la lumière quatre problèmes à resoudre, dont la difficulté n'a échappé à aucun physicien: la diffraction de la lumière, les anneaux colorés, la polarisation et la double refraction.

Newton a imaginé pour la solution des deux premiers son hypothèse des accès de facile transmission et de facile reflexion, hypothèse que M. Biot a reprise, modifiée et soumise au calcul avec une sagacité, qui semble ne laisser rien à désirer. La decouverte de la polarisation de la lumière, due à M. Malus, a jeté un nouveau jour sur le phénomène de la double refraction, traité surtout par Newton et Huyghens, et nous devons aux travaux de M. Biot un plus grand développement de ces deux objets, aussi étendu que l'observation et le calcul peuvent l'offrir de nos jours.

Malgré tous ces travaux qui nous font pénétrer dans les operations les plus délicates de la nature, nous ne nous trouvons dans ce champ semé de difficultés que vis-à-vis de considérations mathematiques, qui nous laissent dans l'obscurité sur la cause physique de ces phénomènes. Nous sentons confusément qu'ils doivent tous se réduire à un phenomène simple, celui de la réfraction ordinaire. Car d'un côté l'on ne peut, sans s'appuyer sur une hypothèse quelconque, considérer la diffraction et les anneaux colorés comme des décompositions de la lumière et des déviations des rayons simples, et de l'autre nous savons par les travaux de M. Brewster, que l'angle de polarisation est entièrement dépendant de l'angle de refraction, et par ceux de M. Biot, que la lumière se polarise en traversant plusieurs lames d'un même milieu, séparées par des couches d'air ou d'un autre milieu hétérogène.

Ainsi nous ne connaissons ces phénomènes que mathématiquement, les deux premiers en supposant une qualité occulte dans la lumière, qui ne s'est point manifestée par des phénomènes simples, les autres en les ramenant à des forces attractives et répulsives, dont l'analyse a réduit l'action à des axes mathématiques donnés de position. Mais cette qualité occulte et ces forces qui semblent partir d'une ligne géométrique, ne peuvent suffire au physicien, ni satisfaire à son devoir, de ne rapporter les phénomènes compliqués qu'à des phénomènes simples bien constatés.

M. Young a cru atteindre ce but pour la diffraction et les anneaux colorés, trouver la cause de ces phénomènes mystérieux dans la loi simple du mouvement, en abandonnant le système d'émanation créé par Newton pour celui des vibrations imaginé par Descartes, travaillé par Huyghens, complété par Euler et abandonné depuis, et en substituant à l'hypothèse des accès le principe des interférences, qui est parfaitement fondé dans la théorie mathématique des ondes ou des vibrations.

Tout physicien se rendrait volontiers à l'évidence de ces explications aussi physiques que mathématiques, s'il n'était arrêté par les considérations suivantes:

Les rayons de lumière, introduits par une petite ouverture dans un espace obscur, ne se transmettent que dans leur direction primitive, et non comme le son dans toutes les directions. M. Young n'a admis de règle que la première espèce de transmission, mais cependant il a dû, ou plutôt M. Fresnel a sa place, avoir recours à la seconde pour expliquer certaines parties du phénomène de la diffraction; ce qui certainement est une contradiction, aucune raison ne pouvant être alleguée, pour que la lumière garde sa direction dans la plupart des cas, et se disperse en tous sens dans d'autres cas.

Dans le système des ondes la vitesse de la lumière au travers de milieux transpareus est en raison réciproque des densités, plus petite dans les plus denses et plus grande dans les moins denses, principe qu'Euler avait déjà déduit de sa théorie. Or ce principe contredit formellement la simple et satisfaisante explication de la réfraction que Newton a appuyée de tant d'expériences, renforcées par celle de M. Parrot, dans laquelle on voit une petite bande de rayons solaires se fléchir, dans un milieu, dont les couches ont des densités variables vers les couches plus denses, et, au sortir de ces couches, produire à quelques pieds de distance l'image des couleurs prismatiques aussi prononcée que dans l'image même du prisme. Comme cette explication de Newton, si

rigoureusement demontrée, et qui se prête à tous les phenomènes connus de réfraction, met evidemment en principe, que la vitesse de la lumière est plus grande dans les milieux plus denses, il est clair que le système des ondes ne peut pas être le système de la nature.

Enfin les propriétés chimiques de la lumière, si generalement constatées, répugnent à ce système, en ce qu'il n'est pas concevable que l'éther en repos, ne puisse pas agir chimiquement, et qu'il faille qu'il se forme en ondes pour faire cet effet. L'exemple de l'air atmosphérique, dont on emprunte les phenomènes des sons pour étayer le système optique des ondes, réfute directement l'idée, que les opérations chimiques de l'éther n'aient lieu qu'en vertu du mouvement ondoyant, puisqu'il est bien connu que l'air atmosphérique n'a pas besoin de former des sons pour deployer ses affinités.

Il existe un troisième système de la lumière, connu depuis 1809, mais moins répandu que les autres et que l'on pourrait nommer système chimique d'optique, où M. Parrot fait deriver les phenomènes d'optique des propriétés chimiques de la lumière. Ce système explique les détails uniquement par le principe d'une plus grande réfraction dans les milieux plus denses, principe qui offre une marche analogue à celle du principe des transférences imaginé depuis par M. Young. Mais, appuyé dans ses applications uniquement sur quelques constructions geometriques et deuné de calculs analytiques, il n'a par cette raison pas ce degré d'evidence qui résulte de l'accord des résultats de calcul avec ceux de l'observation. En outre il n'a pas encore été appliqué à la polarisation de la lumière.

Vu cet état des choses, l'Académie propose au choix des Concurrens les trois problèmes suivans:

Ou de trouver et bien établir la cause physique des quatre phenomènes ci-dessus nommés dans le système de l'émanation et des accès.

Ou de delivrer le système optique des ondes de toutes les objections qu'on lui a faites, à ce qu'il paraît de droit, et d'en faire l'application à la polarisation de la lumière et à la double réfraction.

Ou d'étayer le système chimique d'optique sur les calculs et les expériences nécessaires pour l'élever à la dignité d'une théorie, qui embrasse tous les phenomènes qui se rapportent à la diffraction, aux anneaux colorés, à la polarisation de la lumière et à la double réfraction.

L'académie, qui désire réunir enfin par ce concours les idées des physiciens sur ces objets aussi délicats qu'importans, fixe le terme du concours à deux ans, c'est-à-dire au 1er janvier 1829, et décernera un prix de 2200 ducats à celui qui aura complétement réussi à fonder d'une manière irréprochable une des trois hypothèses qui viennent d'être nommées.

Pour le cas où aucun des Mémoires ne remplirait les vues de l'Académie, celui qui en aura le plus approché et qui contiendra de nouvelles et importantes recherches, obtiendra un accessit de 1100 ducats.

Kritik

vorstehender Preisaufgabe.

In der physikalischen Wissenschaft, insofern sie sich mit dem Lichte beschäftigt, wurde man im Verlauf der Zeit auf vier Erscheinungen aufmerksam, welche sich bei verschiedenen Versuchen hervorthun:

1. auf das Farbengespenst des prismatischen Versuches;
2. auf die farbigen Ringe beim Druck zweier durchsichtiger Platten aufeinander;
3. auf das Erhellen und Verdunkeln bei doppelter verschiedener Refraction und
4. auf doppelte Refraction.

Da diese Erscheinungen nicht uns keineswegs die Natur, sondern es bedarf nothwendig künstlich zusammengesetzter Vorrichtungen um solche Phänomene, welche zwar in ihrem tiefsten Grunde natürlich sind, nur gerade auf diese Weise wie es im wissenschaftlichen Verstand gefordert wird, abgeschlossen darzustellen.

Ferner ist es nicht rathsam von vier Problemen zu reden, denn hier werden zwei Hypothesen aussprechen: die Diffraction des Lichts und die Polarisation, denn aber zwei augenfällige reine Erscheinungen: die farbigen Ringe und die doppelte Refraction.

Nachdem nun die Sectirer, das was unter diesen vier Rubriken im wissenschaftlichen Kreise geschehen, uns vermehrt hat, so gestaltet sie, daß alle diese Bemühungen der Mathematiker nicht hinreichend seyen eine grundliche befriedigende Naturansicht zu fordern; so spricht natürlich sehr bescheiden aus, daß sie das jetzt ein verworrenes unfertiges Gefüge vor sich habe, und verlangt deshalb diese sämmtlichen Erscheinungen auf ein einfaches eingeleitet Phänomen zurückgeführt zu sehen.

Dieses Gefühl ist vollkommen richtig, möge es nur nicht in dem versammlichen Kreise irrthümlich irre führen lassen, wie es bisinge den Anschein hat. Denn wenn man sich überreden will, daß die gewöhnliche Refraction ein solches einfaches Phänomen sei, so thut man einen großen Mißgriff, denn das farbige Phänomen der Refraction ist ein abgeleitetes, und, wie es in dem Newtonischen Versuche zugestanden wird, ist es ein doppelt und dreifach zusammengesetztes, das erst selbst wieder auf ein einfacheres zurückgebracht werden muß, wenn es einigermaßen verstanden, oder wie man zu sagen pflegt, erklärt werden soll.

Alle vier Erscheinungen alle, ohne von den bisher ihnen beigefügten Hypothesen Kenntniß zu nehmen, erklären wir als völlig gleiche, auf Einer Linie stehende, mit einander von einem höhern Princip abhängige.

Ehe wir aber weiter gehen, müssen wir ein Versäumniß anklagen, dessen sich das Programm der Aufgabe schuldig macht. Jene genannten vier Phänomene sind durchaus von Farbe begleitet und zwar begleitet, daß in dem reinen Naturzustande die Farbe nicht von ihnen zu trennen ist, ja daß wenn sie nicht Farbe mit sich führten, kaum von ihnen würde gesprochen werden seyn.

Hieraus geht nun hervor, daß von diesen Erscheinungen als rein und ohne von Farben begleitet gar nichts prädicirt werden kann und daß alle das Ziel weiter gesteckt werden muß als es der Akademie beliebt hat, man muß die zur Farbenerzeugung verdringen, wenn man sich einen solgerechten Begriff von demselben machen will, welches bisher unmöglich war, weil man mit Linien zu operiren für hinreichend hielt.

Hier aber treffen wir auf den wichtigen Punkt wo wir statt vom Beobachten zu reden, vom Beobachter selbst sprechen müssen. Hier wie überall behauptet der mensch-

lich Alles eine Farbe, welches bei der bestimmt vorschwebenden Dichtart nur in einem Widerstreit gesehen kann. Auch hier hat die atomistische Vorstellung als die begemäßte die Oberhand erworben und sich zu erhalten gewußt, man gewöhnte sich zu denken: das reine weiße Licht sey zusammengesetzt aus farbigen Lichtern, aus welchen es wieder zusammengesetzt sey.

Diese arge Vorstellungsart wollte meinem Geiste nicht gefallen, man verlieh dem lichte Schwingungen und fürchte nicht, daß man auch hier sehr materiell verfahre, denn bei einem was schwingen soll, muß doch etwas schon da seyn das einer Bewegung fähig ist. Man bemerkte nicht, daß man eigentlich ein Gleichnis als Erklärung anwende, daß von den Schwingungen einer Saite vorgenommen war, deren Bewegung man mit Augen sehen, deren materielle Einwirkung auf die Luft man mit dem Ohr vernehmen kann.

Wenn nun die Akademie ausspricht, daß die bisherigen math-matischen Bemühungen das Rätsel aufzulösen nicht hinlänglich gewesen, so haben wir schon viel gewonnen, indem wir dadurch aufgefordert werden uns anderweitig umzusehen, all in wir kommen in Gefahr uns in die Metaphysik zu verlieren, wenn wir uns nicht beschränken, innerhalb des physischen Kreises unsere Bemühungen zu beschränken.

Wie wir uns diese Beschränkung denken, suchen wir folgendermaßen auszudrücken: die Pflicht des Physikers besteht nach und nach, daß er sich von den zusammengesetzten Phänomenen zu den einfachen, von den einfachen zu den zusammengesetzten bewege, um dadurch soweit jene in ihrer einfachen Würde kennen zu lernen, als diese in ihren auffallenden Erscheinungen sich verdeutlichen zu können. Von dem einfachen Phänomen des blauen Himmels bis zu dem zusammengesetzten des Regenbogens, die wir beide in der reinen Natur an der Himmelserscheinung sehen werden, ist ein unendlicher und verschlungener Weg, den noch niemand zurückgelegt hat. Mit wenig Worten läßt sich die Ursache der Himmelsfarbe aussprechen, mit vielen Vorrichtungen und Bemühungen kaum das Entstehen des Regenbogens fabasch machen, und eben die Schritte zu bezeichnen, wie von dem einen zu dem andern zu gelangen sey, ist die Schwierigkeit. Es gehört dazu ein weitläufiger und kostbarer Apparat, aber ein vollständiger, damit man alles werden die Rede ist dem Auge darlegen kann. Mit diesen Worten, gesprochenen noch viel weniger schriftlichen, mit inneren Zeichnungen, ist nichts zu thun; denn wo man sich's versieht, kommt man auf die eine wie auf die andere Weise zu einer Symmetrik, mit der man sich dann vollkommen wie Karte-Leser mit gespreizten Blättern, man verbeißt sich, als ein Kommt weiter nichts dabei heraus als daß man sich verfahren hat; es war ein Spiel innerhalb eines gegebenen und angenommenen Kreises, das aber zuletzten ohne Belehrung bleibt.

Die Aufgabe der Akademie sagt die eine Hälfte nicht oder weniger aussprechen Hypothesis:

1. der Emanation,
2. der Schwingungen,
3. der Polarisation,
4. der doppelten Refraction,

als Thesen voraus, welche, wie irdische Staatsmächte, das Recht haben mit einander Krieg zu führen und zu sterben, daß in sich wohl erweist, wie das Glück gut ist, einander fortzudauern.

Dieser Krieg dauert schon eine Weile fort, sie haben sich gegenseitig unsterblich erklärt, und so lange man Gelegenheit hat man eine neue unsterbliche Hypothesis vorzubringen. Die Diffraction hat die äußern Rechte behauptet, die Undulation hat viel Widerspruch gefunden, die Polarisation hat sich eingebürgert und steht für sich eigentlich am unabhängigsten von den andern, die begreifte Refraction ist so nah mit ihr verwandt, niemand wird sie läugnen, aber niemand weiß recht was er damit machen soll. Die chemische Ansicht steht neben auch für sich auf, und, wie man die neuesten Compendien der Physik ansieht, so werden sie zusammen diplomatisch vorgetragen, die Phänomene, wie sie nach und nach bemerkt werden, die Meinungen, die man bei dieser Gelegenheit ausgesprochen, werden aufgeführt, wobei an keine eigentliche Verknüpfung zu denken ist, man sie auch zum Schein versucht und, um alles läuft zuletzt hinaus auf das Historische: Demandez à Monsieur Newton, il vous dira etc.

Daß es sich so verhalte, gibt die Aufgabe der Akademie selbst an den Tag, ja sie spricht es aus und thut uns dadurch einen großen Dienst. Wie sie eben bekannt, daß die Mathematiker der Sache nicht genug gethan, so bekennt sie nun auch, daß die Physik noch keinen Vereinigungspunkt der verschiedenen Verschlingungsarten gefunden haben.

Wie sollte dies aber auch auf dem bisherigen Wege möglich gewesen seyn! Wer der Mathematik einzelnen weilte, sich der Metaphysik in die Nähe und bei Kommt er ja darauf an zu welcher Besinnung sich die sie aber jener hinneigt. Der Atomist wird alles aus Theilchen zusammengesetzt sehen und aus dem Dunkeln das Helle entspringen lassen, ohne im mindesten einen Widerspruch zu ahnen; der Dynamiker, wenn er von Bewegung spricht, denkt immer nach materiell, denn es muß doch etwas da seyn was bewegt wird. Da gibt es denn tyyetrische Schwingungen und was versucht nicht jeder nach seiner Art!

Deshalb sind die Schriften welche dieserhalb um den Preis concurriren sollen Aufmerksamkeit werth, es mag gewonnen oder ausgesetzt werden, es wird immer Gutes machen.

Sollten wir aber die Hauptfrage gestrichen mit Einfalt und Zeitmäßigkeit anfassen, so sey vorerst wenn wir sagen: die Aufgabe wie sie von der Akademie gestellt werden, ist viel zu beschränkt; man stellt die Erscheinungen als die merkwürdigsten, ja den Kreis abschließenden, den Hauptgegenstand erscheinungen auf, sie sollen untereinander verglichen, wenn es möglich, einander subordinirt werden. Aber es gibt noch gar manche Phänomene von gleichem, ja höherem Werth und Würde, die gar nicht kommen müßten, wenn eine gehörige Abrundung dieses Geschäfts möglich seyn sollte. Gegenwärtig wäre nur an Vorarbeiten zu denken, wovon wir vorerst zwei aufführen und nähere Bezeichnen werden, die mit weiter fortsetzten.

Das erste wäre die Verknüpfung jener angestellten Untersuchungen mit der Farbenlehre. Das eben Gesagte schließen wir nochmals ein: die sämmtlichen aufgeführten Phänomene sind durchaus von Farben begleitet, sie können ohne Farbe kaum gedacht werden. Allein wir standen auf unserm Wege zu gar nichts gelangen, wenn wir uns nicht vorerst der herkömmlichen Denkweise entschlagen, der Meinung, die Farben seyen als Lichter im ursprünglichen Licht enthalten und werden durch mancherlei Umstände und Bedingungen hervorgelockt. Alles dieses und was man sonst noch gemeint haben mag, müssen wir entfernen und uns erst ein Fundament unabhängig von jeder Meinung verschaffen, worunter wir eine methodische Aufstellung aller Phänomene verstehen, wo das Auge Farbe gewahr wird.

Dabei nun werden die eben wiederholt genannten Phänomene sämmtlich an Ort und Stelle ihren Platz finden und sich durch Nachbarschaft und Folge wechselseitig aufklären.

Hiezu aber müßte die zweite Vorarbeit geschehen, eine

Resultaten sämmtlicher Versuche wie anzustellen und nicht allein alle derjenigen auf welche gedachte Hypothesen gegründet sind, sondern auch alle andern, welche noch irgend gefordert werden könnten.

Eine solche Reihen mit Einsicht unternommen, würde ziemlich keinen bedeutenden Gebäudaufwand erfordern; aber da das Geschäft große und schwierige ist als man denken möchte, so gehört ein Mann dazu der sich mit Liebe dafür bereitete und sein Leben darin verwendete. Gelegenheit und Localität müßte ihm zu Gebote stehen, wo er, einen Mechaniker an der Seite, seinen Apparat aufstellen könnte. Die Erfordernisse sämmtlich müßten methodisch aufgestellt seyn, damit alles und jedes zur rechten Zeit bei der Hand wäre; er müßte sich in den Stand setzen alle Versuche, wenn es verlangt würde, zu wiederholen, die einfachsten wie die verschränktesten, diejenigen auf die man bisher wenig Werth gelegt und die wichtigsten worauf sich die Theorien des Tages begründen, alles was vor, zu und nach Newtons Zeit beobachtet und besprochen worden. Alsdann würde sich wunderbar hervorthun, welch ein Unterschied es sey zwischen den kümmerlichen Linearzeichnungen in welchen dieses Kapitel erstarrt ist, und der gegenwärtigen lebendigen Darstellung der Phänomene.

Derjenige aber, der mit freiem Sinn und durchdringendem Geiste dieses Geschäft unternimmt, wird erstaunen und bei seinen Zuhörern Erstaunen erregen, wenn unwidersprechlich hervorgeht, daß seit hundert und mehr Jahren aus diesem herrlichsten Kapitel der Naturlehre alle Kritik verbannt und jeder sorgfältige Beobachter, sobald er auf das Wahre hingedeutet, sogleich beseligt und gesichert werden. Desto größere Freude aber wird er empfinden, wenn er überschaut in welche Ernte er berufen sey und daß es Zeit sey das Unkraut zu sondern von dem Weizen.

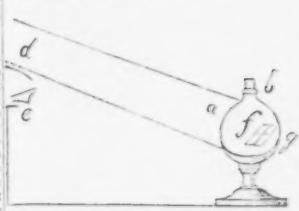
Wir sehen uns als Vorläufer eines solchen Mannes an, ja solcher Männer, denn die Sache ist nicht mit einmal und sogleich abzuthun; die Akademie hat ein neues Jahrhundert vor sich und im Laufe desselben muß das ganze Geschäft von Grund aus eine andere Ansicht gewonnen haben.

Ueber den Regenbogen.

I.

Goethe an Sulpiz Boisserée.

Für Ihren werthen Brief im Allgemeinen und zum allerschönsten dankend, will ich nur eiligst die wichtige Frage wegen des Regenbogens zu erörtern anfangen. Hier ist mit Worten nichts ausgerichtet, nichts mit Linien und Buchstaben, unmittelbare Anschauung ist Rath und eigenes Thun und Denken. Schaffen sie sich also augenblicklich eine hohle Glaskugel a, etwa 5 Zoll, mehr oder weniger im Durchmesser, wie sie Schuster und Schneider überall brauchen um das Lämpenlicht auf den Punkt ihrer Arbeit zu concentriren,



füllen solche mit Wasser durch das Hälschen und verschließen sie durch den Stöpsel b, stellen sie auf ein festes Gestelle gegen ein verschlossenes Fenster d, treten alsdann mit dem Rücken gegen das Fenster gekehrt in e, etwas zur Seite um das in der Rückseite der Kugel sich präsentirende umgekehrte verkleinerte Fensterbild zu schauen, stiren solches und bewegen sich ganz wenig nach Ihrer rechten Hand zu, wo Sie denn sehen werden das die Glastafeln zwischen den Fensterleisten sich verengen und zuletzt von den dunkeln Kreuzen völlig zusammengedrängt, mit einer, schon vorher bemerkbaren, Farbenerscheinung verschwinden und zwar ganz am äußersten Rande g, die rothe Farb glänzend zuletzt.

Diese Kugel entfernen Sie nicht aus Ihrer Gegenwart, sondern betrachten Sie eins und hergehend beim hellsten Sonnenschein, Abends bei Licht; immer werden Sie finden, daß ein gebrochenes Bild an der einen Seite der Kugel sich abspiegelt und so, nach innen gekehrt, sich, wie Sie Ihr Auge nach dem Rande zu bewegen, verengt und, bei nicht ganz deutlichem mittlern Farben, entschieden roth verschwindet.

Es ist also ein Bild, und immer ein Bild, welches tractatirt und bewegt werden muß; die Sonne selbst ist hier weiter nichts als ein Bild. Von Stradien ist gar die Rede nicht; sie sind eine Abstraction, die erfunden wurde um das Phänomen in seiner größten Einfalt allenfalls darzustellen, von welcher Abstraction aber forteperirt, auf welche weiter gebaut, aber niemehr aufgebaut, die Angelegenheit zuletzt ins Unbegreifliche gespielt werden. Man braucht die Linien zu einer Art von mathematischer Demonstration; sie sagen aber wenig oder gar nichts, weil von Massen und Bildern die Rede ist, wie man sie nicht darstellen und also im Buche nicht brauchen kann.

Haben Sie das angegebene ganz einfache Experiment recht zu Herzen genommen, so schreiben Sie mir auf welche Weise es Ihnen zusagt, und wir wollen sehen, wie wir immer weiter schreiten, bis wir es endlich im Regenbogen wieder finden.

Mehr nicht für heute, damit Gegenwärtiges als das Nothwendigste nicht aufgehalten werde.

Weimar den 11 Januar 1832.

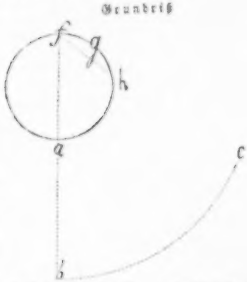
II.

Erwiederung.

Die Glaskugel, verehrtester Freund, steht nun schon seit vielen Tagen vor meinen Augen; und ich habe noch nicht dazu gelangen können, Ihnen zu sagen, was ich darin gesehen.

Diesem Rath gemäß habe ich sie bei gewöhnlichem Tageslicht, wo bei Sonnen- und Kerzenlicht vielfach verbrauchet und immer habe ich bei der Bewegung meines Auges nach der Seite gesehen, daß das hintere Bild des Fensters, der Sonne oder der Kerze am Rande der Kugel roth verschwindet. Beim Sonnen- und Kerzenlicht habe ich bemerkt, daß das hintere Bild sich auch nach der Seite hin in der Kugel bei h abspiegelt, und daß die Farben erscheinen, wenn man sie weit zur Seite schreitet, daß beide Bilder sich halb übereinander schieben, und zwar löst sich die ganze Erscheinung in Roth auf, sobald beide Bilder sich decken; bei fernerem Fortschreiten verschwindet damit das Phänomen.

Grundriß



Es ist offenbar, daß bei dem gewöhnlichen Tageslicht dasselbe vorgeht, nur erscheint hierbei das zweite Spiegelbild h nicht recht deutlich, weil das Fenster ein zu großes Bild macht, und daher das zweite Spiegelbild bei diesem Experiment auf der gebogenen Kugelfläche sich in einen unförmlichen Lichtschimmer auflöst. Die Sonnenscheibe und die Kerzenflamme hingegen erscheinen in ganz entschiedenen Bildern. Man sieht das vordere a, welches sich bei dem zur Seite schreiten nur wenig bewegt, und die beiden hintern Bilder f und h, welche sich, je nachdem man fortschreitet, gegeneinander schieben, bis sie sich ganz ich decken und roth verschwinden.

Ferner habe ich die Kugel auf die Erde gestellt und das Bild der Sonne oder der daneben gestellten Kerze darauf fallen lassen, indem ich im rechten Winkel nahe an die Kugel trat.

Grundriß.

Das weiße Bild a erschien dann nicht weit von dem Hals der Kugel f, und in b zeigte sich ein farbiges Spectrum, welches bei der Bewegung nach d blau und bei der Bewegung nach e roth verschwand. Um das Experiment am bequemsten zu machen, stellte ich mich in die Nähe eines Tisches, auf dessen Ecke ich mich stützen konnte, so daß ich sicher bleiben durfte, und nur den Oberleib nach den beiden Seiten hin oder leise vorwärts und rückwärts zu bewegen brauchte. Das Spectrum scheint auch hier nicht auf einem einfachen Bilde zu beruhen, welches durch einen Theil der Glaskugel gebrochen wird; sondern es scheint, daß man hier gleich zwei übereinander geschobene Bilder sieht, denn als ich das Experiment mit Kerzenlicht machte, zeigten sich nach dem Verschwinden des blauen Lichts zwei auseinanderstehende schwache Bilder. Daß ich dieses beim Sonnenlicht nicht gesehen, mag daher rühren, weil bei dem weißen Licht der Sonne die reflectirten Spiegelbilder im Gegensatze gegen das sehr glänzende Spectrum weniger auffallend erschienen, als bei dem orangefarbenen Kerzenlicht.

Genug, ich habe mich mit der Glaskugel vielfältig beschäftiget, und erkenne darin einen sehr belehrenden Reflexionsanalogen des Regenbogens allein. Ich halte sie zurück, um Ihre Belehrung nicht vorzugreifen, die mir erst die gehörige Sicherheit zum Weiterschreiten geben, aber mir zeigen wird, daß ich auf dem Weg des Irrthums bin. Es wird mich unendlich freuen, wenn Sie mich über diese wunderbar anziehende Naturerscheinung einmal zur Klarheit bringen. Was die gewöhnlichen Naturforscher darüber zu sagen wissen, ist gar unbefriedigend.

München am 2 Februar 1832.

Sulpiz Boisserée.

III.

Goethe an Sulpiz Boisserée.

Es ist ein großer Fehler, dessen man sich bei der Naturforschung schuldig macht, wenn wir bei dem ein complicirtes Phänomen, als solches, erklären zu können, da schon viel dazu gehört dasselbe auf seine ersten Elemente zurückzubringen, es aber durch alle verwickelten Fälle, mit eben der Klarheit durchführen zu wollen, ist ein verderbenes Bestreben. Wir müssen einsehen lernen, daß wir dasjenige was wir im Einfachsten geschaut und erkannt, im Zusammengesetzten supponiren und glauben müssen.

Denn das Einfache verbirgt sich im Mannigfaltigen, und da ist's wo bei mir der Glaube eintritt, der nicht der Anfang, sondern das Ende alles Wissens ist.

Der Regenbogen ist ein Refractionsfall und die Gleichheit der complementairen von allen, wozu sich noch Reflexion zeigte. Wir können uns alle sagen: das das Besondere dieser Erscheinung alles, was von dem Allgemeinen der Refraction und Reflexion erkannt ist, enthalten muß.

Nehmen Sie ferner das Heft meiner Tafeln und deren Erklärung vor sich und betrachten auf der zweiten die vier Figuren in der obersten Reihe, bezeichnet mit A, B, C, D. Lesen Sie was Seite 6 zur Erklärung gesagt ist und gehen Sie mit Ruhe so weit sich mit diesen Anfängen nöthig zu befreunden. Und zwar würde ich vorschlagen zuerst die objectiven Versuche bei durchfallendem Sonnenlichte vorzunehmen.

Versehen Sie sich mit verschiedenen Linsen, besonders

von bedeutendem Durchmesser und zu milchfarbener Trübung weite, so werden Sie, wenn Sie Lichtmasse hindurch und auf ein Papier fallen lassen, sehen wie sich ein abgeschlossener Kreis orangegelb und einen gelben, zunächst am dunklen einen gelbrothen Saum erzeugt. Wie Sie nun die Erscheinung näher betrachten, so bemerken Sie, daß sich ein sehr heller Kreis an den farbigen anschließt, aus der Mitte des Bildes scheint sich ein graulich dunkler Raum entwickelt. Dieser läßt nun nach dem Hellen zu einen blauen Saum sehen, welcher violett das mittlere Dunkel umgränzt, welches sich hinter dem Focus über das ganze Feld ausbreitet und durchaus blaugesäumt erscheint.

Lassen Sie sich diese Phänomene auf das wiederholteste angelegen seyn, so werden Sie alsdann zu weiteren Fortschritten dringlichen werden.

Hängen Sie nunmehr Ihre mit Wasser gefüllte Kugel (die Sie als eine gesetzlich aufgehaltene Linse ansehen können) ins freie Sonnenlicht, stellen Sie sich alsdann, gerade wie in meiner Zeichnung des ersten Versuchs angegeben ist, schauen Sie in die Kugel, so werden Sie, statt jenes reflectirten Fensters, die auf die Kugel fallende Lichtmasse in einen Kreis zusammengezogen sehen, indessen derselbige Kreis durch das Glas durchgeht, um hinter der äußern Fläche einen Brennpunkt zu suchen. Der Kreis aber innerhalb der Kugel, welcher durch Reflexion und Refraction zunächst in Ihr Auge kommt, ist der eigentliche Grund jener Zurückstrahlung wodurch der Regenbogen möglich werden soll.

Bewegen Sie sich nunmehr, wie in den andern bisherigen Fällen, so werden Sie bemerken, daß, indem Sie eine schiefere Stellung annehmen, der Kreis sich nach und nach oval macht, bis er sich dergestalt zusammenzieht, daß er Ihnen zuletzt auf der Seite sichtbar zu werden schwint und endlich als ein rother Punkt verschwindet. Zugleich wenn Sie aufmerksam sind, werden Sie bemerken, daß das Innere dieses rothgesäumten Kreises dunkel ist und mit einem blau-violetten Saum, welcher mit dem Gelben des äußeren Kreises zusammentreffend zuerst das Grüne hervorbringt, sich sodann als Blau manifestirt und zuletzt bei völligem Zusammendrängen als roth erscheint.

Dabei müssen Sie sich nicht irre machen lassen, daß noch ein paar kleine Sonnenbilder sich an den Rand des Kreises gestellen, die ebenfalls ihre kleineren Höfe um sich haben, die denn auch bei eben bemerktem Zusammenziehen ihr Farbenspiel gleichfalls treiben und deren zusammengedrängte Kreise, als an ihnen nach außen gekehrten halben Rändern gleichfalls roth, das Roth des Hauptkreises kurz vor dem Verschwinden noch erhöhen müssen. Haben Sie alles dieses sich bekannt und durch wiederholtes Schauen ganz zu eigen gemacht, so werden Sie finden daß doch noch nicht alles getan ist, wobei ich denn auf den allgemein betrachtenden Anfang meiner unternommenen Mittheilung hinweisen muß. Ihnen Gewärtiges zur Uebersagung und Ausübung bestens empfehlend, werauf wir dann nach und nach in unsern Andeutungen fortzufahren und das eigentlichen reinen Glaubens uns immer würdiger zu machen suchen werden.

Nun aber denken Sie nicht daß Sie böse Angelegenheit jemals los werden. Wenn sie Ihnen das ganze Leben über zu schaffen macht, müssen Sie sich's gefallen lassen. Entfernen Sie die Kugel den Sommer über nicht aus Ihrer Nähe, wiederholen Sie an ihr die sämmtlichen Erfahrungen, auch jene mit Linsen und Prismen; es ist immer eins und eben dasselbe, das aber in Labyrinthen Versteckens spielt, wenn wir täppisch, topothetisch, mathematisch, tinearisch, anguiarisch, darnach zu greifen wagen. Ich kehre zu meinem Anfang zurück und spreche noch aus wie folgt.

Ich habe immer gesucht das möglichst Erkennbare, Wißbare, Anwendbare zu ergreifen und habe es, zu einiger Zufriedenheit, ja auch zu Billigung Anderer, darin weit gebracht. Hiedurch bin ich für mich an die Gränze gelangt, dergestalt, daß ich da anfange zu glauben, wo andere verweifeln, und zwar diejenigen die vom Erkennen zu viel verlangen und, wenn sie nur ein gewisses dem Menschen Beschiedenes erreichen können, die größten Schätze der Menschheit für nichts achten. So wird man aus dem Ganzen ins Einzelne und aus dem Einzelnen ins Ganze getrieben, man mag wollen oder nicht.

Für freundliche Theilnahme dankbar,
Fortgesetzte Geduld wünschend,
Ferneres Vertrauen hoffend.

Weimar den 25 Februar 1832.

Zur Pflanzenlehre.

Ueber die Spiral-Tendenz der Vegetation.

Vorarbeit. Aphoristisch.

Wenn ein Fall in der Naturbetrachtung vorkommt, der uns stutzig macht, wo wir unsre gewöhnliche Vorstellungs- und Denkweise nicht ganz hinlänglich finden um solchen zu gemüthigen; so thun wir wohl uns umzusehen, ob nicht in der Geschichte des Denkens und Begreifens schon etwas Aehnliches verhandelt worden.

Diesmal wurden wir nun an die Homoiomerien des Anaxagoras erinnert, obgleich ein solcher Mann zu seiner Zeit sich begnügen mußte dasjenige durch dasselbige zu erklären. Wir aber, auf Erfahrung gestützt, können schon etwas dergleichen zu denken wagen.

Lassen wir bei Seite, daß eben diese Homoiomerien sich bei unvollkommenen einfachen Erscheinungen eher anwenden lassen; allein hier haben wir auf einer hohen Stufe wirklich entdeckt, daß spirale Organe durch die ganze Pflanze im kleinsten durchgehen, und wir sind zugleich den einer spiralen Tendenz gewiß, wodurch die Pflanze ihren Lebensgang vollführt und zuletzt zum Abschluß und Vollkommenheit gelangt.

Lehnen wir also jene Vorstellung nicht ganz als un-

nungend ich und dürftigen dabei: was ein vorzüglicher Mann einmal denken konnte, hat immer einen hinter sich, wenn wir das Ausgesprochene auch nicht gleich uns zuzueignen und anzuwenden wissen.

Nach dieser neu eröffneten Ansicht wagen wir nun folgendes auszusprechen: hat man den Begriff der Metamorphose vollkommen gefaßt, so achtet man ferner, um die Ausbildung der Pflanze näher zu erkennen, zuerst auf die vorticale Tendenz. Diese ist anzusehen wie ein geistiges Band, welches das Dasein begründet und solches auf lange Zeit zu erhalten fähig ist. Diese Lebensbedingung manifestirt sich in den Längenfasern, die wir als biegsame Fäden zu dem mannigfaltigsten Gebrauch benutzen; es ist dasjenige was bei den Bäumen das Holz macht, was die einjährigen, aufsteigenden aufrecht erhält, ja selbst in zusammengebrochenen Gerüsten die Ausdehnung von Knoten zu Knoten bewirkt.

Sodann aber haben wir die Spiralrichtung zu beobachten welche sich um jene herumschlingt.

Das vertical aufsteigende System kennzeichnet bei regelmäßiger Bildung das Beständige, seiner Zeit Stillbestehende, Verdauende; die Fasern bei verdauenden Pflanzen, den größten Antheil am Holz bei dauernden.

Das Spiralsystem ist das Fortbildende, Vermehrende, Ernährende, als solches verdauend, sich von jenem gleichsam selbst nährend. Im Uebermaß festwirkend, ist es sehr bald hinfällig, dem Verderben ausgesetzt, an jenes angeschlossen, wo wachsen beide zu einer dauernden Einheit als Holz oder sonstiger Stelle.

Können der beiden Systeme kann allein gedacht werden; sie sind immer und ewig beisammen; aber im vollkommenen Gleichgewicht bringen sie das Vollkommenste der Vegetation hervor.

Da das Spiralsystem eigentlich das Nährende ist und Auge nach Auge sich in demselben entwickelt, so folgt daraus, daß übermäßige Nahrung demselben zuzuschreiben. Ihm das Uebergewicht über das vertikale gibt, wodurch das Ganze seiner Stütze, gleichsam seines Knochenbaues beraubt, in übermäßiger Entwickelung der Augen sich auflöst und verliert.

So z. B. bald ich die gepfropften, gewundenen Aepfelvarietäten, welche man in ihrer höchsten Kinderwuth Blütenäpfel nennen kann, niemals an ausgewachsenen hohen Bäumen gefunden, sondern an gekrüppelten, den neuen Zweigen von dem alten Stamm übermäßige Nahrung zugeführt wird.

Auch andere Monstrositäten, die wir zunächst umständlicher vorführen werden, entstehen dadurch, daß jene aufsteigenden Säfte mit dem fallenden aus dem Gleichgewicht kommt, von diesem überflügelt wird, wodurch die Vertical-Conformation geschwächt und an der Pflanze, es sey nun das sonderbarste System oder das Holz hervorbringende, in die Enge getrieben und gleichsam vernichtet wird, indem das Spiral, von welchem Augen und Knospen abhängen, beschwingt, der Zweig des Baums abgeplattet und das Holz erzwungenlich der Stängel der Pflanze aufgehoben und sein Zuwachs verhindert wird, wobei denn immer die spirale Tendenz zum Vorschein kommt und sich im Wirbeln und Krümmen und Schlingen darstellt. Rund um sich Beispiele vor Augen, so darf man einen gründlichen Text zu Ausführungen.

Die Spiral-Gefäße, welche längst bekannt und deren Existenz nicht anerkannt ist, sind also eigentlich nur als einzelne der ganzen Spiral-Tendenz subordinirte Organe anzusehen; man hat sie überall aufgesucht und fast durchaus, besonders im Splint gefunden, wo sie sogar ein gewisses Lebendiges in sich geben; und nun ist der Natur gemäß, als das sie das, was sie im Ganzen intentionirt, durch das Einzelne in Wirksamkeit setzt.

Diese Spiral-Tendenz, als Grundsatz des Lebens, muß daher aller erst bei der Entwickelung aus dem Samen sich hervortun. Wir wollen sie zuerst beachten wie sie sich bei den Dikotyledonen manifestirt, wo die ersten Samenhüllen entschieden gepaart erscheinen; denn obgleich bei diesen Pflanzen nach dem Dikotyledonen-Paar abermals ein Pärchen schon mehr gebildeter Blätter sich übers Kreuz lagert und auch wohl eine solche Ordnung eine Zeit lang fortgehen mag, so ist es doch oft aber, daß der zuletzt das zukünftig folgende Stängelblättchen und das potentiell oder actu hinter ihnen wohnende Auge sich mit einer solchen Scheidung nicht wohl vereinigt, sondern immer eins dem andern vorzuziehen sucht, wovon denn die allerwunderbarsten Stellungen entspringen und zuletzt, durch einige Annäherung aller Theile einer solchen Reihe, die Annäherung zur Fructification in der Blüthe und zuletzt die Entwickelung der Frucht erfolgen muß.

An der Calla entwickeln sich sehr bald die Blattrippen zu Blattstielen, ründen sich nach und nach, bis sie endlich ganz gründet als Blumenstiel hervortreten. Die Blume ist offenbar ein Blattkind, das alle grüne Farbe verloren hat und indem seine Gefäße, ohne sich zu verästeln, vom Anfang zur Peripherie gehen, sich von außen nach innen um den Kolben windet, welcher nun die vorticale Stellung als Blüthen- und Fruchtstand behauptet.

Die Wortableitung äußert sich von den ersten Anfängen des Keimens an; sie ist es, wodurch die Pflanze in der Erde wurzelt und zugleich sich in die Höhe hebt. In unsern sie ihre Rechte im Verhältniß des Wachsthums behauptet, wird wohl zu beachten seyn, indem wir die regelmäßigste aller Stellung der dikotyledonischen Blätterpaare für durchaus falsch erklären, welches jedoch problematisch erscheinen möchte, da eine genaue spezielle Einwirkung im Fortbildungsgange nicht zu läugnen seyn wird! Auf alle Fälle, wo höhere Kraft auch möchte zurückgehalten haben, tritt sie im Blüthenstande hervor, da sie die Kräfte der Blumenentwickelung bildet, am deutlichsten aber im Kolben und in der Spatha sich manifestirt.

Die Spiralgefäße, welche den vegetabilen Organismus allgemein durchdringen, sind durch anatomische Forschungen, so wie die Abweichung ihrer Gestalt, nach und nach ins Klare gesetzt worden. Von ihnen, als solchen, ist gegenwärtig nicht zu handeln, da selbst angehende Pflanzenfreunde durch Kompendien davon unterrichtet sind und der zunehmende Kenner sich durch Hauptwerke, auch wohl durch Anschauung der Natur selbst, belehren kann.

Daß diese Gefäße den Pflanzenorganismus beleben, war längst vermuthet, so man schon das eigentliche Wirken derselben sich nicht genau zu erklären wußte.

In der neuern Zeit nannte man sie deßhalb Luftgefäße, weil man ernstlich darauf gedrungen sie als solche zu erweisen und darzustellen, hiervon mag folgender Aufsatz ein Zeugniß geben.

Edinbourgh new philosophical Journal October — December 1828. (S. 21.)

Ueber die allgemeine Gegenwart der Spiralgefäße in dem Pflanzenbau ꝛc. durch David Don.

« Man hat allgemein geglaubt, daß man die Spiralgefäße selten in den Theilen der Fructification finde, aber wiederholte Beobachtungen sind versuchten mich, daß man ihnen fast in jedem Theile des Pflanzenbaues begegnet. Ich fand sie in dem Kelch, der Krone, den Staubfäden, dem Griffel, der Scabiosa atro-purpurea und Phlox, in dem Kelch und den Kronenblättern des Geranium sanguineum, in dem Perianthium von Sisyrinchium striatum, in den Capseln und dem Stiel der Nigella hispanica; auch sind sie in dem Pericarpium der Anagrien, Compositen und Malvaceen gegenwärtig. »

« Zu diesen Betrachtungen bin ich durch die geistreichen Bemerkungen des Herrn Lindley geführt worden, die er in der letzten Nummer des Botanical Register mittheilet: über den Bau der Samen der Collomia, welche er durch ein Geflecht von Spiralgefäßen eingewickelt uns darstellt. Diese Gefäße in den Polemoniaceen scheinen analog zu seyn den Haaren oder Pappus, mit welchen die Samen gewisser Bignoniaceen, Apocineen und Malvaceen versehen sind. Aber fernere Beobachtungen wären noch nöthig, ehe wir schließen können, daß es wahrhafte Spiralgefäße seyen. Spiralgefäße sind sehr häufig in den Stängeln der Urtica nivea, Centaurea atro-purpurea, Heliopsis lævis, Helianthus altissimus, Aster Novi Belgii und salicifolius, in welchen allen sie dem nackten Auge sichtbar sind, und wenach diese Pflanzen den Liebhabern der Botanik als auffallende Beispiele der Spiralgefäße zu empfehlen wären. Die Stängel, auf zarte Weise der Länge nach gespalten, und mit einem kleinen Keil am obern Ende auseinander gehalten, zeigen diese Gefäße viel deutlicher als bei einem Querbruch. Manchmal sind der man diese Gefäße ihren Sitz haben in der Rohrung (pith) sowohl in Malope trifida als im Heliopsis lævis; aber man kann ihren Ursprung zwischen den Holzfasern gar wohl verfolgen. In der äußern Rinde hat man keine Spur gefunden, aber in dem Splint der innern Rinde des Pinus finden sie sich sowohl als in dem Albumen. Es ist mir jedoch nie gelungen sie in den Blättern dieses Geschlechtes zu entdecken, noch auch des Podocarpus, und sie scheinen überhaupt seltner in den Blättern von immer grünen Bäumen vorzukommen. Die Stängel und Blätter der Polemoniaceen, Iris deen und Malvaceen sind gleichfalls mit Spiralgefäßen häufig versehen, doch aber kann sie wohl nur gerade so häufig nicht als in den Compositæ. Selten sind sie in Cruciferæ, Leguminosæ und Gentianeæ. »

« Oefters hab' ich bemerkt, wenn ich die Spiralgefäße von den jungen mächtigen Schößlingen krautartiger Pflanzen absonderte, daß sie sich heftig bewegten. Diese Bewegung dauerte einige Stunden und schien mit eine Wirkung des Lebensprincips zu seyn, dem ähnlich, welches in der thierischen Haushaltung stattfindet, und nicht eine bloß mechanische Action. »

« Indem ich zwischen meinem Finger einen kleinen Abschnitt der Rinde von Urtica nivea hielt, den ich soeben von dem lebenden Stamm getrennt hatte, ward meine Aufmerksamkeit auf eine besondere spiralähnliche Bewegung augenblicklich angezogen. Der Versuch ward öfter mit andern Theilen der Rinde wiederholt, und die Bewegung war in jedem Fall der ersten gleich. Es war offenbar die Wirkung einer zusammenziehenden Gewalt der lebenden Faser, denn die Bewegung hörte auf, nachdem ich die Stückchen Rinde einige Minuten in der Hand gehalten hatte. Möge diese kurze Notiz die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf dieses sonderbare Phänomen hinleiten. »

Bulletin des sciences naturelles. Nro. 2. Février 1829, p. 242.

Lupinus polyphyllus. Eine neue Art, welche Herr Deualas im Nordwesten von Amerika gefunden hat. Sie ist krautartig, lebhaft-kräftig und nähret sich Lupinus perennis et Nootkatensis, ist aber in allen Dimensionen größer und die Stängelblätter, an Zahl elf bis fünfzehn, lanzettförmig; auch findet sich noch einiger Unterschied von jenen in der Bildung des Kelches und der Krone.

Durch diese Pflanze veranlaßt, macht Herr Lindley aufmerksam, daß ihr Blüthenstand ein bedeutendes Beispiel giebt zu Gunsten nachfolgender Theorie: daß nämlich alle Organe einer Pflanze wirklich im Wechsel gestellt sind und zwar in einer spiralen Richtung um den Stängel her, der die gemeinsame Achse bildet, und dieses gelte selbst wenn es auch nicht überall genau zutreffen sollte.

Recherches anatomiques et physiologiques sur la structure intime des animaux et des vegetaux, et sur leur motilité; par M. H. Dutrochet 1824. (S. Revue française 1850. Nro. Iv. pag. 10 sq.)

« Vorzüglich auf die Sensitive, welche im höchsten Grad die Phänomene der Reizbarkeit und Beweglichkeit der Pflanzen darstellt, hat der Autor seine Erfahrungen gerichtet. Das eigentliche Princip der Bewegung dieser Pflanze ruht in der Anschwellung welche sich an der Base des Blattstieles befindet, und an der Einfügung der Blätter durch die pinnules. Diese Wülstchen werden gebildet durch die Entwickelung des Rinden-Parenchyms und enthält eine große Menge kugeliger Zellen, deren Wände mit Nervenkörperchen bedeckt sind; dergleichen sind auch sehr zahlreich in den Stängelblättern und man findet sie häufig wieder in dem Safte, welcher ausfließt wenn man einen jungen Zweig der Sensitive wegschneidet. »

« Die Entwickelung aber des Rinden-Parenchyms, welches den bedeutendsten Antheil an dem Wülstchen der Sensitive hat, umgiebt eine Mitte die durch einen Nervenbündel gebildet wird. Es war bedeutend zu erfahren, welcher der beiden Theile das eigentliche Organ der Bewegung sey; das Parenchym war weggenommen, das Blatt fuhr fort zu leben, aber es hatte die Fähigkeit verloren sich zu bewegen. Diese Erfahrung zeigt also daß in dem Nerventheil der Aufstadung die Beweglichkeit vorhanden ist, welche man, wenigstens durch ihre Functionen, dem Muscularsystem der Thiere vergleichen kann. »

« Herr Dutrochet hat überdies erkannt, daß kleine Theile abgeschnittene Theile, ins Wasser geworfen, sich hievon abgeschnittene Theile, ins Wasser geworfen, sich auf die Weise bewegen, daß sie eine krumme Linie beschreiben, deren tiefe Seite jederzeit sich nach dem Mittelpunkte des Wülstchens richtet. Diese Bewegung belegt er mit dem allgemeinen Namen der Incurvation, welche er ansieht als das Element aller Bewegungen welche in den Vegetabilien, ja in den Thieren vorgehen.

Diese Inservation zeigt sich übrigens auf zwei verschiedene Weisen, die erste nennt der Verfasser spiralförmige Inservation, also benannt, weil sie einen Wechsel von Bewegung und Anlehnung bemerken läßt; die zweite aber, die fixe Inservation, welche keinen solchen Wechsel von Bewegungen zeigt, jene ist die, die man in der Sensitive bemerkt, und diese bemerkt man in den Ranken und in den schlingenden Stängeln der Convolvuli, der Glematis, der Bohnen u. s. w. Aus diesen Beobachtungen schließt Herr Dutrochet, daß die Reizbarkeit der Staubfäden aus einer vitalen Inservation ihren Ursprung nehme.«

Vorstehende, diese Angelegenheit immer mehr ins Klare setzende Aeußerungen kamen mir damals schon zur Kenntniß, als ich schon an dem viel weiter schauenden Ansichten unsers theuren Ritter von Martius lebhaften Antheil genommen hatte. In zweien nach Italien unternommenen Reisen hatte ich mich umständlich und deutlich genug darüber erklärt. Ein freundlicher Besuch desselben, als er von dem letzteren Orte zurückkam, gewährte mir in dieser schwierigen Sache eine mündliche Nachweisung, welche sich durch charakteristisch, wenn schon flüchtige Zeichnung noch mehr ins Klare setzte. Die in der Isis Jahrgang 1828 und 1829 abgedruckten Aufsätze wurden mir nun zugänglicher, und die Nachbildung eines an jenem Orte vorgefundenen Modells ward mir durch die Gefälligkeit des Forschers und zeigte sich zur Versinnlichung, wie Kelch, Krone und die Befruchtungswerkzeuge entstehen, höchst dienlich.

Auf diese Weise war die wichtige Angelegenheit auf dem Weg einer praktisch-didaktischen Ausarbeitung und Anwendung geführt, und wenn der immer fortschreitende Mann, wie er mir vertrauen wollen, um die Anfänge einer solchen allgemeinen Tendenz zu entdecken, sich bis zu den ersten Elementen der Wissenschaft, zu den Anschauungen gewendet hat, so werden wir den ganzen Umfang der Lehre, den ihm ausgearbeitet, nach und nach zu erwarten haben.

Ich erlaube mir indessen nach meiner Weise in der mittlern Region zu verharren und zu versuchen, wie durch allgemeine Betrachtung der Anfang mit dem Ende und das Erste mit dem Letzten, das Langbekannte mit dem Neuen, das Festhaltende mit dem Zweifelhaften in Verbindung zu bringen sey. Für diesen Versuch darf ich wohl, da er nicht abzuschließen, sondern blos zu fördern die Absicht hat, den Antheil der edlen Naturforscher mir erbitten.

Wir mußten annehmen: es walte in der Vegetation eine allgemeine Spiralstendenz, wodurch, in Verbindung mit dem vertikalen Streben, aller Bau, jede Bildung der Pflanzen, nach dem Gesetze der Metamorphose, vollbracht wird.

Die zwei Hauptstendenzen also, oder wenn man will, die beiden lebendigen Systeme wodurch das Pflanzenleben sich wechselnd vollendet, sind das Vertikalsystem und das Spiralsystem, deren keins von dem andern abgesondert gedacht werden, weil eins durch das andere nur lebendig wirkt. Aber nöthig ist es, zur bestimmtern Einsicht, besonders aber zu einem deutlichen Vortrag, sie in der Betrachtung zu trennen, und zu unterscheiden wo eins über das andere waltet, da es denn bald ohne seinen Gegensatz zu überwältigen von ihm überwältigt wird, oder sich ins Gleiche stellt, wodurch uns die Eigenschaften dieses ursprünglichen Paares desto anschaulicher werden müssen.

Das Vertikalsystem, mächtig aber einfach, ist dasjenige wodurch die offenbare Pflanze sich von der Wurzel absondert und sich in gerader Richtung gegen den Himmel erhebt; es ist vorwaltend bei Monokotyledonen, deren Blätter schon früh aus geraden Fasern bilden, die unter gewissen Bedingungen sich leicht von einander trennen und als starke Fäden zu manchem Gebrauch dienlich sind. Wir führen hier nur der Phoenium tenax gedenken; und so sind die Blätter der Palme durchgängig aus geraden Fasern bestehend, welche nur in früherer Jugend zusammenhängen, nachher aber, den Absichten der Metamorphose gemäß, in sich selbst getrennt und durch festgeschlossenes Wachsthum vervielfältigt erscheinen.

Aus den Blättern der Monokotyledonen entwickelt sich öfters unmittelbar die Stängel, indem das Blatt sich aufhebt und zur nehmen Röhre wird, alsdann aber tritt an der Spitze desselben schon die Absonderung breiter Blattspitzen und alle die Spiralstendenz hervor, wovon sodann der Blumen- und Fruchtbildung sich erhebt, wie solcher Fall im Geschlechte der Lilien sich ereignet.

Wirklich jedoch ist die Vertikalstendenz auch über die Blume hinaus, und das Blüthen- und Fruchtstandes sich bemächtigend: Der gerad aufsteigende Stängel der Calla æthiopica zeigt eben seine Blattorgane zugleich mit Spiralstendenz, indem sich die Blume einblätterig um die Spitze windet, durch welche jedoch die blühenden- und fruchttragende Säule vertical hervorwächst. Ob nun um diese Säule, nicht weniger um die der Arum, des Mais und anderer, sich die Früchte in spiraler Bewegung an einander schließen, wie es wahrscheinlich ist, möge ferneweit untersucht werden.

Auf alle Fälle ist diese Columnartendenz als Abschluß des Wachsthums wohl zu bedenken.

Denn wie treffen, indem wir uns bei den Dikotyledonen umsehen, diese Vertikalstendenz, wodurch die successive Entwicklung der Stängelblätter und Augen in einer Folge begünstigt wird, mit dem Spiralsystem wodurch die Fructification abgeschlossen werden sollte, im Conflict; eine durchgewachsene Rose giebt hievon das schönste Zeugniß.

Dagegen haben wir eben in dieser Classe die entschiedensten Beispiele von einer durchgesetzten Vertikalstendenz und möglichster Beseitigung der gegentheiligen Einwirkung. Wie wollen nur von dem gemeinschlichen Lein reden, welcher durch die entschiedene Vertikalbildung sich zur allgemeinen Nutzpflanze qualificirt. Die äußere Hülle und der innere Faden fliegen strakks und ineinander vertikal hinauf, man gedenke welche Mühe es kostet eben diese Spreu vom Samen zu sondern, wie unverwüstlich und unzerreißbar derselbe ist, wenn die äußere Hülle, selbst mit dem größten Widerstreben, den durch die Natur bestimmten Zusammenhang aufgeben soll. Zufällig hat sich das Rösten der Pflanze einen ganzen Winter unter dem Schnee fortgesetzt und der Faden ist dadurch nur schöner und dauerhafter geworden.

Ueberhaupt aber, was braucht es mehr Zeugniß, da wir ja unser ganzes Leben hindurch von Leinwand umgeben sind, welche durch Waschen und Wiederwaschen, durch Bleichen und Wiederbleichen endlich das elementarische Ansehen reiner irdischer Materien als ein blendendes Weiß gewinnt und wiedergewinnt.

Hier nun auf dem Scheidepunkte, wo sich die Betrachtung der Vertikal-Tendenz zu verlassen und mich

zu der Spirale zu werden gedenke, begnügt mir die Frage: ob die alternirende Stellung der Blätter, die wir an dem emporwachsenden Stängel der Dikotyledonen bemerken, ihnen oder jenem System angehöre? und ich will gestehen, daß mir schiefe als ob sie jenem, dem Verticillensystem zuverschieden sey und daß eben durch diese Art der Hervorbringung das Streben nach der Spirale in senkrechter Richtung bewirkt werde. Diese Stellung mag kann in einer zweifachen Folge, unter gegebenen Bedingungen und Einflüssen, von der Spiralentwicklung erscheinen werden, wodurch aber jene unmittelbar erscheint und endlich gar gänzlich wird, ja verschwindet.

Doch wir treten nun auf den Standpunkt, wo wir die Spiralbildung ohne weiteres gewahr werden.

Ob wir gleich eben die so viel beobachteten Spiralgefäße zu betrachten abgehalten haben, ob wir sie gleich als Homeomerien oder das Ganze verbindende und constituirende Theile zu schätzen wußten; so wollen wir doch hier nicht unterlassen der elementaren mikroskopischen Pflanzen zu gedenken, welche als Oscillarien bekannt und und durch die Kunst höchst vergrößert dargestellt werden: sie erweisen sich durchaus schraubenförmig und ihr Daseyn und Wachsthum in solcher merkwürdigen Bewegung daß man gezweifelt ist, ob man sie nicht unter die Thiere zählen solle. Wie denn die erweiterte Kenntniß und tiefere Einsicht in die Natur uns erst vollkommen von dem, Allen vorgenommen, gränzenlosen und unterschiedlichen Leben ein entschiedneres Anschauen gewähren wird, bisher mir dem ebenvollkommen Beobachter gar gerne glauben wollen, daß die frische Nahe einer Nessel ihm eine besondere spirale Bewegung anzudeuten habe.

Um uns nun aber zur eigentlichen Spiralbildung zu wenden, so verweisen wir auf obiges, was von unserm Freunde von Martius ausgeführet worden, welcher diese Tendenz in ihrer Machtvollkommenheit als Abschluß des Blüthenstandes darstellt, und begnügen uns einiges bisher Gehörte theils auf das Allgemeine, theils auf das Innerliche desselben hinzuzeigen, welches mehrentheils vorzutragen erst künftigen denkenden Forschern möchte aufmerksam seyn.

Auffallend ist das Bestreben der Spiralbildung bei den Convolvulen, welche von ihrem ersten Ursprung an wieder steigend noch kriechend ihre Existenz fortsetzen können, sondern genöthigt sind irgend ein Grundbedürfniß zu suchen, woran sie immer fort sich windend hin in die Höhe klimmen können.

Gerade aber diese Eigenschaft giebt Gelegenheit unsern Betrachtungen durch ein sinnliches Beispiel und Gleichnis zu Hülfe zu kommen.

Man trete zur Sommerzeit vor eine im Garten oder eingesteckte Stange, an welcher eine Winde von unten an sich fortschlingend in die Höhe strebt, sich fortschlingend ihren lebendigen Wachsthum verfolgt. Man denke sich nun Gewächs und Stange, beide gleich lebendig, aus einer Wurzel auffahrend, sich wechselsweise hervordrängend und so unaufhaltsam fortschreitend. Wer sich diesen Anblick in ein inneres Anschauen verwandeln kann, der wird sich den Begriff sehr erleichtert haben. Die rankende Pflanze sucht das außer sich was sie sich selbst geben sollte, und nicht vermag.

Das Spiral-System ist für den ersten Anblick offenbarer in den Dikotyledonen. Solche in den Monokotyledonen aufzusuchen bleibt vorbehalten.

Wie haben die rankende Convolvel gewählt. Gar manches Andere dergleichen wird sich finden.

Nun sehen wir jene Spiral-Tendenz in den Gabelchen, in den Brillen.

Diese erscheinen auch wohl an den Enden zusammengesetzter Blätter wo sie ihre Tendenz, sich zu rollen, gar wohl manifestiren.

Die eigentlich völlig Blattlos in Brillen sind als Zweige anzusehen, denen die Selbstfestsetzung abgeht, die voll Saft und dichsam eine besondere Irritabilität zeigen.

Brille der Passionsblume, sich sie sich selbst zusammenrollend.

Andere müssen durch äußern Reiz angeregt und aufgefordert werden.

Wie ist der Weinstock das höchste Musterbild.

Man sehe wie die Gabelchen sich ausstrecken, von irgend woher eine Berührung suchend; irgendwo angelehnt, fassen sie, klammern sie sich an.

Es sind Zweige, diesfähigen welche Trauben tragen.

Eingelne Beeren findet man wohl an den Wickeln.

Merkwürdig ist es, daß der dritte Knoten an der Weinranke keine Brille hervorbringt, wohin das zu deuten sey, ist uns nicht klar geworden.

Die Spiralgefäße betrachten wir als die kleinsten Theile, welche dem Ganzen dem sie angehören vollkommen gleich sind, und, als Homeomerien angesehen, ihm ihre Eigenheiten mittheilen und von demselben wieder Eigenschaft und Bestimmung erhalten. Es wird ihnen ein Selbstleben zugeschrieben, die Kraft sich an und für sich einzeln zu bewegen und eine gewisse Richtung anzunehmen. Der vorterpflanzliche Dutrochet nennt sie eine vitale Innervation. Diesen Geheimnissen näher zu treten, finden wir uns hier weiter nicht aufgefordert.

Gehen wir ins Allgemeine zurück: das Spiral-System ist abschließend, den Abschluß befördernd.

Und zwar auf gesetzliche, vollendende Weise.

Sodann aber auch auf ungesetzliche, verstellende und vernichtende Weise.

Wie die gesetzliche wirke, um Blumen, Blüthen und Keime zu bilden, hat unser hochverehrter von Martius umständlich ausgeführt. Dieses Gesetz entwickelt sich unmittelbar aus der Metamorphose, aber es bedurfte eines scharfsinnigen Beobachters um es wahrzunehmen und darzustellen. Denn wenn wir uns die Blume als einen herangezogenen, als um eine Achse sich herumschlingenden Zweig denken, dessen Augen dicht in die Enge der Einheit gedrängt werden, so folgt daraus, daß sie hinter einander und nach einander im Kreise sich einsinken, und sich also einfach oder vervielfachte um einander ordnen müssen.

Die unregelmäßige Spiral-Wirkung ist als ein übereilter unfruchtbarer Abschluß zu denken: irgend ein Stängel, ein Zweig, ein Ast, wird in den Zustand versetzt, daß der Spiritus in welchem eigentlich das Spiralleben wirksam ist, vermehrt zunimmt und daß die Hoze aber sonstige Dauerbildung nicht statt finden kann.

Nehmen wir einen Aschenspalt vor und der sich in diesem Falle befindet, der Splint, der durch das Holz nicht auseinander gehalten wird, drängt sich zusammen und bewirkt eine flache vegetabilische Erschwingung; zugleich sind sich das ganze Wachsthum zusammen und die Axen, welche sich successiv entwickeln sollten, erscheinen nun gedrängt und endlich gar in ungetrennter

Blätter; indessen hat sich das Ganze gebogen, das stets pulsirende Herzgefäß macht den Rücken, und die einwärts gekehrte, einem Bischofsstabe ähnliche Bildung stellt eine höchst merkwürdige abnorme Monstrosität vor.

Wie wir uns nun aus dem Bisherigen überzeugen können: das eigentliche Pflanzenleben werde durch die Spiral-Tendenz vorzüglich gefördert, so läßt sich auch nachweisen daß die Spur derselben in dem Fertigen, Dauernden zurückbleibe.

Die in ihrer völligen Freiheit herumschwankenden frischen Zitterzweige des Lycium europæum geben nur einen groben fadenartigen Wuchs. Wird die Pflanze älter, trockner, so bemerkt man deutlich daß sie sich von Knoten zu Knoten zu einer Windung hinneigt.

Sogar starke Bäume werden im Alter von solcher Richtung ergriffen; hundertjährige Castanienbäume findet man an der Belvedere'schen Chaussée stark gewunden, und die Stärkheit der geradaufsteigenden Tendenz auf die sonderbarste Weise besiegt.

In dem Park hinter Belvedere finden sich drei schlanke hochgewachsene Stämme von Crataegus torminalis so deutlich von unten bis oben spiralgewandt, daß es nicht zu verkennen ist. Diese empfiehlt man besonders dem Beobachter.

Blumen, die vor dem Aufblühen gefaltet und spiral sich entwickelnd vorkommen; andere, die beim Vertrocknen eine Windung zeigen.

Paulownia odoratissimus windet sich spiral von der Wurzel auf.

Ophrys spiralis, windet sich dergestalt, daß alle Blüthen auf eine Seite kommen.

Die Flora subterranea giebt uns Anlaß ihre ein schiefer gestellten Augen als aus einer sehr regelmäßigen Spiral-Tendenz hervorgehend zu betrachten.

An einer Kartoffel, welche auf eines Fußes Länge gewachsen war, die man an ihrer dicksten Stelle kaum umspannen konnte, war von dem Punkte ihres Ansatzes an bis Deutliche eine Spiralfolge der Augen bis auf einen höchsten Gipfel von der Linken zur Rechten durchzuverfolgen zu bemerken.

Bei den Farrn ist die an ihre Lage Befindung all e Arten, vom horizontallaufenden Stamme ausgehend, senkrecht nach oben gerichtet, Blatt und Zweig zugleich, herdall auch die feuchtheile tragend und aus sich entwickelnd. Als was wir Farrn nennen, hat seine eigentümliche spiralige Entwickelung. In immer kleiner Masse zusammengestellt erscheinen die einzige junge hervorkommenden Stengel, und rollen sich auf, in doppelter Richtung, einmal aus der Spirale der Rippe, dann aber auch den einzelnen Fiedern der seitlichen Richtung von der Rippe, da Rippchen nach außen.

Siehe Reichenbach: Botanik für Damen, Seite 288.

Die Birke wächst gleich vom untersten Stammende an, und zwar ohne Ausnahme, spiralförmig in die Höhe. Spaltet man den Stamm nach seinem natürlichen Wachsthum, so zeigt sich die Bewegung von der linken zur Rechten bis in den Gipfel, und eine Birke weis de 60 bis 80 Fuß Höhe hat, dreht sich ein auch zweimal der ganzen Länge nach um sich herum. Das weniger oder mehr Spirale, behauptet der Böttcher, entstehe daher, wenn ein Stamm der Windung mehr oder minder ausgesetzt sey, denn ein Stamm der frei stehe, z. E. außen an einer Kante die besonders der Westseite ausgesetzt ist, manifestire die Spiralbewegung weit augenfälliger und deutlicher, als bei einem Stamme, welcher im Dickicht des Holzes wachse. Vornehmlich aber kann diese Spiralbewegung an den sogenannten Reifbirken wahrgenommen werden. Eine junge Birke die zu Reifen verbraucht werden soll, wird in Mitten getrennt; folgt das Messer dem Holze, so wird der Reif unbrauchbar: denn er dreht sich, wie bei älteren Stämmen schon bemerkt worden, ein auch zweimal um sich herum. Derjenige braucht der Böttcher auch eigene Instrumente dieselben gut und brauchbar zu trennen, und dies gilt auch von Seiten der Schiele bei älteren Holzes, welches zu Dauben oder sonst verbraucht wird: denn bei Trennung desselben müssen Keile von Eisen angewendet werden, die das Holz mehr schneiden als spalten, sonst wird es unbrauchbar.

Daß das Wetter, Wind, Regen, Schnee große Einwirkung auf die Entwickelung der Spiralbewegung haben mag, geht daraus hervor daß eben diese Reifbirken, aus dem Dickicht geschlagen, weit weniger die Spiralbewegung unterworfen sind als die, so einzeln und nicht durch Gebüsch und größere Bäume stehen.

Herr Oberlandjägermeister von Fritsch äußerte Ende August in Jlmenau als die Spiralentdeckung zur Sprache kam, daß unter den Kiefern Fälle vorkämen, wo der Stamm von unten bis oben eine gedrehte gewundene Wirkung annehme; man habe geglaubt, da man dergleichen Bäume an der Brane gefunden, eine äußere Wirkung durch heftige Stürme sey die Veranlassung; man finde aber dergleichen auch in den dichtesten Forsten und es wiederhole sich der Fall noch einer gewissen Proportion, so daß man ein bis eine andertheil Procent im Ganzen das Vorkommen rechnen könnte.

Solche Stämme winden in mehr als Einer Hinsicht beschwerlich, indem das Holz derselben nicht wohl zu Scheiten geschnitten in Klaftern gelegt werden könnte; auch ein solcher Stamm zu Bauholz nicht zu brauchen sey, weil seine Wirkung immer fortdauernd durch ein heimliches Drehen eine ganz Contignation aus ihren Fugen zu rücken die Gewalt habe.

Aus dem Vorigen erhellt daß, während dem Austrocknen des Holzes, die Krümmung sich fortsetzt und sich bis zu einem hohen Grade steigert, wie wir an vorigen gar manche durch Berechnung zuerst entdeckende und sichtbar werdende Spiralbewegung erkennen werden.

Die vertrockneten Schoten des Lathyrus furens, nach vollkommen ausgebildet nur weißer Frucht, springen auf und rollen sich jede nach ausserster Richtung spiral zusammen. Bricht man eine solche Schote auf, ehe sie vollkommen reif ist, so zeigt sich gleichfalls diese Spiralumdrehung, nur nicht so stark und nicht so vollkommen.

Die gerade Richtung ätzlicher Pflanzentheile wird verschiedentlich gleichermaßen abgelenkt. Die Schoten der im buchten Sommer wachsenden Schwertbohnen fangen an sich zu winden, einige schneckenartig, andere in vollkommener Spirale.

Die Blätter der italiänischen Pappel haben sehr zarte straffe Blattstiele. Diese, von Insecten gestochen, verlieren ihre gerade Richtung und nehmen die Spirale alsobald an, in zwei oder auch mehreren Windungen.

Schwillt das Gehäus des eingeschlossenen Insects hiernach auf, so drängen sich die Seiten des erweiterten Stiels dergestalt aneinander, daß sie zu einer Art von Vereinigung gelangen. Aber an diesen Stellen kann man das Rest leicht auseinander brechen und die frühere Gestaltung des gewundenen Stiels gar wohl bemerken.

Pappus am Samen des Erodium cruinum; der bis zur völligen Reife und Verkrochung vertikal an der Stütze, um welche die Samen versammelt sind, sich straff gehalten, nunmehr aber sich schnell elastisch ringelt und sich dadurch selbst umherwirft.

Wir haben zwar abgelehnt von den Spiralgefäßen als solchen besonders zu handeln, finden uns aber doch genöthigt noch weiter zu der mikroskopischen Elementar-Botanik zurückzugehen und an die Oscillarien zu erinnern, deren ganze Existenz spiral ist. Merkwürdiger vielleicht sind noch die unter den Namen Salmacis aufgeführten, wo die Spirale aus lauter sich berührenden Kügelchen besteht.

Solche Anbeutungen müssen aufs leiseste geschehen, um uns an die einige Congruenz zu erinnern.

Wenn man die Stiele des Löwenzahns an einem Ende aufschlitzt, die beiden Seiten des hohlen Röhrchens sachte von einander trennt, so rollt sich jede in sich nach außen und hänget in Gestalt dessen als eine gewundene Locke spiralförmig zugespitzt herab; woran sich die Kinder ergötzen und wir dem tiefsten Naturgeheimniß näher treten.

Da diese Stängel hohl und saftig sind, folglich ganz als Splint angesehen werden können, die Spiralentwickelung aber dem Splint als dem lebendig Fortschreitenden angehört, so wird uns hier zugleich mit der straffen vertikalen Richtung noch das verborgenste Spiralbestreben vor die Augen gebracht. Vielleicht gelänge es durch genauere, auch wohl mikroskopische Behandlung das Verflechten der Vertikal- und Spiral-Textur näher kennen zu lernen.

Ein glückliches Beispiel wie beide Systeme, mit denen wir uns beschäftigen, sich nebeneinander höchst bedeutend entwickeln, giebt uns die Balisneria, wie wir solche aus den neusten Untersuchungen des Custoden am königlichen botanischen Garten zu Mantua, Paolo Barbieri, kennen lernen. Wir geben seinen Aufsatz auszugsweise übersetzt, mit unsern eingeschalteten und anfügten Bemerkungen, insofern wir den deutschsichtigen Zweck dadurch näher zu treten hoffen.

Die Balisneria wurzelt im Grunde eines nicht allzutiefen stehenden Wassers, sie blüht in den Monaten Juni, Juli und August, und zwar in gewissen Gegenden schichtern. Das männliche Individuum zeigt sich auf einem grad aufstehenden Schaft, welcher, sobald er die Oberfläche des Wassers erreicht, an seiner Spitze eine dreiblättrige (vielleicht dreiblättrig) Scheide bildet, worin sich die Fruchtwerkzeuge angestellet an einem kreischen Kolben befinden.

Wenn die Stamina noch nicht genugsam entwickelt sind, so ist die Hülfte der Scheide leer, und beobachtet man sie alsdann mikroskopisch, so findet man, daß die innere Feuchtigkeit sich trägt, um das Wachsthum der Scheide zu befördern, und zu gleicher Zeit im Stiele sich treisformig bewegend zum Kolben der die Stamina trägt, hinaufstrebt, wodurch Wachsthum und Ausdehnung des Kolbens zugleich mit dem Wachsthum der Befruchtungs-Werkzeuge erzwockt wird.

Durch diese Zunahme des Kolbens jedoch ist die Scheide nicht mehr hinreichend die Stamina zu umhüllen; sie theilt sich daher in vier Theile, und die Fruchtwerkzeuge, sich von dem Kolben zu Tausenden ablösend, verbreiten sich schwimmend auf dem Wasser, ansehen wie silberweiß Flocken, welche sich nach dem weiblichen Individuum gleichsam bewegen und bestreben. Dieses aber streigt aus dem Grunde der Wasser, indem die Federkraft seines spiralen Stängels nachläßt, und eröffnet sodann auf der Oberfläche eine dreigetheilte Krone, worin man drei Flocken Frauen ihren Staminalstaub gegen jene Stigmen und befruchten sie; ist dieses geleistet, so zieht sich der Spiralstängel des Weibchens unter das Wasser zurück, wo nun die Samen, in einer cylindrischen Capsel enthalten, zur endlichen Reife gelangen.

Alle die Autoren welche von der Balisneria gesprochen haben, erzählten die Art der Befruchtung auf verschiedene Weise. Sie sagten der ganze Complex der männlichen Blume löse sich los von dem kurzen unter dem Wasser befindlichen Stängel, von welchem er sich durch heftige Bewegung absondere und bestreb. Unser Beobachter versuchte Knospen der männlichen Blumen von ihrem Stängel abzulösen und fand daß keine auf dem Wasser hin und wieder schwamm, daß alle vielmehr zu Grund sanken. Von größerer Bedeutung aber ist die Structur wodurch der Stängel mit der Blume verbunden wird. Hier ist keine Articulation zu sehen, welche sich doch bei allen Pflanzenorganen findet die sich trennen lassen. Derselbe Beobachter untersuchte die südwestlichen Flocken und erkannte sie als eigentliche Antheren; indem er den Kolben leer von allen solchen Gefäßen fand, so bemerkte er an denselben zarte Fäden woran noch einige Antheren befestigt waren, die auf einem kleinen dreigetheilten Corollen ruhten, welches gewiß die dreigetheilten Ovarien sind worin die Antheren eingeschlossen waren.

Indem wir nun dieses merkwürdige, vielleicht an andern Pflanzen sich wiederholende Beispiel der Betrachtung nachdenkender Naturforscher empfehlen, so können wir nicht unterlassen diese augenfällige Erscheinung, einiges wiederholend, ferner zu besprechen.

Die Vertical-Tendenz ist hier dem männlichen Individuum eigen; der Stängel streigt ohne weiteres gerade in die Höhe, und wie er die Oberfläche des Wassers erreicht, entwickelt sich unmittelbar die Scheide aus dem Stängel selbst, genau mit ihm verbunden, und hüllt den Kolben ein, nach Analogie der Calla und ähnlicher.

Wir werden dadurch das Mäuchen los von einem Gelenke, das ganz unnatürlich zwischen dem Stängel und der Blume angebracht, ihr die Möglichkeit benahm schaffen sollte sich abzulösen und lüftern auf die Freithe zu gehen. In Luft und Licht und ihren Einflüssen entwickelt sich erst die männliche Blüthe, aber fest mit ihrem Stängel verbunden; die Antheren springen von ihrem Stängel und schwimmen lustig auf dem Wasser umher. Indessen mildert der Spiralstängel des Weibchens seine Federkraft, die Blume erreicht die Oberfläche des Wassers entfaltet sich und nimmt den befruchtenden Einfluß auf. Die bedeutende Veränderung welche nach der Befruchtung in allen Pflanzen vorgeht, und welche immer etwas auf Erstarrung hindeutet, wirkt auch hier. Die Spiralität des Stängels wird angestrengt, und

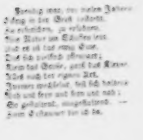
dient, hervor sich wieder zurück, wie er gekommen ist, worauf denn der Samen zur Reife gedeiht.

Gedenken wir an jenes Gleichniß das wir eben von Stab und Gewölbe gewagt haben, geben wir einen Schritt weiter und betrachtenswürtigen und die Aehre, die sich um den Bimbaum schlingt, so sehen wir hier das Weibliche und Männliche, das Bedürftige, das Gewährende, neben einander in vertikaler und spiraler Richtung, von der Natur unsern Betrachtungen empfohlen.

Kehren wir nun ins Allgemeinste zurück und erinnern an das was wir gleich Anfangs aufstellten: das vertikale so wie das spiralstrebende System sey in der lebendigen Pflanze aufs innigste verbunden; sehen wir nun hier jenes als entschieden männlich, diesen als entschieden weiblich sich erweisen: so können wir uns die ganze Vegetation von der Wurzel auf Antherenmännisch innigst verbunden vorstellen; woraus denn in Verfolg der Wandlungen des Wachsthums, die beiden Systeme sich in offenbaren Gegensatz auseinander sondern, und sich entschieden gegeneinander über stellen, um sich in einem höhern Sinne wieder zu vereinigen.

Weimar, im Herbst 1831.

Osteologie.



Dem Menschen
wie den Thieren
ist ein
Zwischenknochen
der obern Kinnlade
zuzuschreiben.

Jena, 1786.

Einige Versuche osteologischer Zeichnungen sind hier in der Absicht zusammen gebracht worden, um Kennern und Freunden vergleichender Zergliederungskunde eine kleine Entdeckung vorzulegen, die ich glaub gemacht zu haben.

Bei Thierschädeln fällt es gar leicht in die Augen, daß die obere Kinnlade aus mehr als einem Paar Knochen besteht. Ihr vorderer Theil wird durch sehr sichtbare Nähte und Harmonien mit dem hintern Theile verbunden und macht ein Paar besonders Knochen aus.

Dieser vordern Abtheilung der obern Kinnlade ist der Name Os intermaxillare gegeben worden. Die Alten kannten schon diesen Knochen *; und neuerdings ist er besonders merkwürdig geworden, da man ihn als ein Unterscheidungszeichen zwischen dem Affen und Menschen angegeben. Man hat ihn jenem Geschlechte zugeschrieben, diesem abgeläugnet, **) und wenn in natürlichen Dingen nicht der Augenschein überwöge, so würde ich schüchtern genug aufzutreten und zu sagen, daß sich diese Knochenabtheilung gleichfalls bei dem Menschen finde.

Ich will mich so kurz als möglich fassen, weil durch bloßes Anschauen und Vergleichen mehrerer Schädel eine ohnedies sehr einfache Behauptung geschwinde beurtheilt werden kann.

Der Knochen von welchem ich rede hat seinen Namen daher erhalten, daß er sich zwischen die beiden Hauptknochen der obern Kinnlade hinein schiebt. Er ist selbst aus zwei Stücken zusammengesetzt, die in der Mitte des Gesichts an einander stoßen.

Er ist bei verschiedenen Thieren von sehr verschiedener Gestalt und verändert, je nachdem er sich vorwärts streckt oder sich zurückzieht, sehr merklich die Bildung. Sein vorderster, breitester und stärkster Theil, dem ich den Namen des Körpers gebe, ist nach der Art des Futters eingerichtet, das die Natur dem Thiere bestimmt hat: denn es muß seine Speise mit diesem Theile zuerst anfassen, ergreifen, abrupfen, abnagen, zerschneiden, sie auf eine oder andere Weise sich zueignen; deswegen ist er bald flach und mit Knorpeln versehen, bald mit Stumpfen oder schärfern Schneidezähnen gerüstet, oder endlich eine andere, der Nahrung gemäße Gestalt.

Durch einen Fortsatz an der Seite verbindet er sich aufwärts mit der obern Kinnlade, dem Nasenknochen und manchem auch mit dem Stirnbeine.

Innerlich, von dem ersten Schneidezahne oder von dem Orte aus den er einnehmen sollte, begiebt sich ein Stachel oder eine Spina hinterwärts, legt sich auf den Gaumen

* Plinius Lib. 11. de natura Cap. 111.

** Camper Erste Linien der pragmatischen Geschichte, herausgegeben von Sömmerring. Berlin. Decker. gr. 8vo. 1792. S. 27. und in Blumenbach de varietate generis humani naturali pag. 31.

fertigt der obern Kinnlade an und bildet selbst eine Rinne, worin der untere und vordere Theil des Bomers oder Pflugscharbeins sich einschiebt. Durch diese Spina, den Seitentheil des Körpers dieses Zwischenknochens, und den vordern Theil des Gaumenfortsatzes der obern Kinnlade werden die Canäle (Canales incisivi oder naso-palatini) gebildet, durch welche kleine Blutgefäße und Nervenzweige des zweiten Astes des fünften Paares gehen.

Deutlich zeigen sich diese drei Theile mit einem Blicke an einem Pferdeschädel auf der ersten Tafel.

A) Corpus.
B) Apophysis maxillaris.
C) Apophysis palatina.

An diesen Hauptstücken sind wieder viele Unterabtheilungen zu bemerken und zu beschreiben. Eine lateinische Terminologie, die ich mit Beihülfe des Herrn Hofrath Loder verfertiget habe und hier beilege, wird dabei zum Leitfaden dienen können. Es hatte solche viele Schwierigkeiten, wenn sie auf alle Thiere passen sollte. Da bei dem einen gewisse Theile sich sehr zurückziehen, zusammenfließen und bei andern gar verschwinden; so wird auch gewiß, wenn man mehr ins Feinere gehen wollte, diese Tafel noch manche Verbesserung zulassen.

Os intermaxillare.

A. Corpus.
  a. Superficies anterior.
    1. Margo supeior in quo Spina nasalis.
    2. Margo inferior seu alveolaris.
    3. Angulus inferior exterior corporis.
  b. Superficies posterior, qua Os intermaxillare jungitur Apophysi palatinæ Ossis maxillaris superioris.
  c. Superficies lateralis exterior, qua Os intermaxillare jungitur Ossi maxillari superiori.
  d. Superficies lateralis interior, qua alterum Os intermaxillare jungitur alteri.
  e. Superficies superior.
    Margo anterior, in quo Spina nasalis: vid. 1.
    4. Margo posterior sive Ora superior canalis naso-palatini.
  f. Superficies inferior.
    5. Pars alveolaris.
    6. Pars palatina.
    7. Ora inferior canalis naso-palatini.
B. Apophysis maxillaris.
  g. Superficies anterior.
  h. Superficies lateralis interna.
    8. Eminentia linearis.
  i. Superficies lateralis externa.
  k. Margo exterior.
  l. Margo interior.
  m. Margo posterior.
  n. Angulus apophyseos maxillaris.
C. Apophysis palatina.
  o. Extremitas anterior.
  p. Extremitas posterior.
  q. Superficies superior.
  r. Superficies inferior.
  s. Superficies lateralis interna.
  t. Superficies lateralis externa.

Die Buchstaben und Zahlen, durch welche auf vorstehender Tafel die Theile bezeichnet werden, sind bei den Umrissen und einigen Figuren gleichfalls angebracht. Vielleicht wird es hier und da nicht sogleich in die Augen fallen, warum man diese und jene Eintheilung festgesetzt und eine oder die andere Benennung gewählt hat. Es ist nichts ohne Ursache geschehen, und wenn man mehrere Schädel durchsieht und vergleicht, so wird die Schwierigkeit deren ich oben schon gedacht noch mehr auffallen.

Ich gehe nun zu einer kurzen Anzeige der übrigen Tafeln. Uebereinstimmung und Deutlichkeit der Figuren wird mich einer weitläuftigen Beschreibung überheben, welche ohnedies Personen die mit solchen Gegenständen bekannt sind, nur unnöthig und verdrießlich seyn würde. Am meisten wünschte ich daß meine Leser Gelegenheit haben möchten die Schädel selbst dabei zur Hand zu nehmen.

Die IIte Tafel stellt den vordern Theil der obern Kinnlade des Ochsen von oben vor, ziemlich in natürlicher Größe, dessen flacher und breiter Körper keine Schneidezähne enthält.

Die IIIte Tafel des Os intermaxillare des Pferdes, und zwar n. 1 um ein Drittel, n. 2 und 3 zur Hälfte verkleinert.

Tab. IV ist die Superficies lateralis interior ossis intermaxillaris eines Pferdes, an dem der vordere Schneidezahn ausgefallen war, und der nachfolgende Zahn noch in dem hohlen Körper des Ossis intermaxillaris liegt.

Tab. V ist ein Fuchsschädel von dreien Seiten. Die Canales naso-palatini sind hier länglich und schon besser geschlossen wie beim Ochsen und Pferde.

Tab. VI. Das Os intermaxillare des Löwen von oben und unten. Man bemerke besonders bei n. 1 die Sutur, welche Apophysin palatinam maxillæ superioris von dem Osse intermaxillari trennt.

Tab. VII. Superficies lateralis interior des Ossis intermaxillaris eines jungen Trichechus rosmarus, größerer Deutlichkeit wegen mit rother Farbe angelegt, zugleich mit dem größten Theile der Maxillæ superioris.

Tab. VIII zeigt einen Affenschädel von vorn und von unten. Man sehe bei n. 2 wie die Sutur aus den Canalibus incisivis herauskommt, gegen den Hundszahn zurückt, sich an seinen Alveole vorwärts wegschleicht und zwischen dem nächsten Schneidezahne und dem Hundszahne, ganz nah an diesem letzteren, durchgeht und die beiden Alveolen trennt.

Tab. IX und X sind diese Theile eines Menschenschädels.

Am sichtbarsten fällt das Os intermaxillare vom Menschen bei n. 1 in die Augen. Man sieht ganz deutlich die Sutur, die das Os intermaxillare von der Apophysi palatina maxillæ superioris trennt. Sie kommt aus den Canalibus incisivis heraus, deren untere Oeffnung in ein gemeinschaftliches Loch zusammenfließt, das den Namen des Foraminis incisivi oder palatini anteriorii oder gustativi führt, und verliert sich zwischen dem Hunds- und zweiten Schneidezahn.

Bei n. 2 ist es schon etwas schwerer zu bemerken, wie diese Sutur sich in dem Nasengrunde zeigt. Es ist diese Zeichnung nicht die glücklichste, allein an den meisten Schädeln, besonders jüngeren, kann man solche sehr deutlich sehen.

Jene erste Sutur hatte schon Vesalius bemerkt [7]) und in seinen Figuren deutlich angegeben. Er sagt, sie reiche bis an die vordere Seite der Hundszähne, dringe aber nirgends so tief durch, daß man daher halten könne, der obere Kinnladenknochen werde dadurch in zwei getheilt. Er weiset, um den Galen zu erklären, der seine Beschreibung bloß nach einem Thiere gemacht hatte, auf die erste Figur pag. 46, wo er dem menschlichen Schädel einen Hundsschädel beigefügt hat, um den an dem

7) Vesalius de humani corporis fabrica (Basil. 1568) Libr. I. Cap. IX. Fig. II. pag. 46. 47. 53.

Ihnen gleichsam deutlicher ausgeprägten Kreuze der Schuppe dem Loche zur Augen zu legen. Die zweite Sutur, die sich im Nasenraume befindet, aus der Canalibus naso-palatinis herauskommt und bis in die Gegend der Conchae inferioris verfolgt werden kann, hat er nicht bemerkt. Hinzu kann finden sich beide in der ersten Oeffnung des Alveus bezeichnet. Er nennt sie Suturas maxillae superiori proprias.

In Goldfuldt's Osteographia finden sie sich nicht, auch in John Hunter's Natural history of the human teeth ist keine Spur davon zu sehen; und dennoch sind sie an einem jeden Schädel mehr oder weniger sichtbar, und wenn man aufmerksam beobachtet, ganz und gar nicht zu verkennen.

Tab. X ist ein halber Oberkiefer eines jugendlichen Menschenschädels und zwar dessen innerliche Seite, durch welche beide Hälften mit einander verbunden werden. Es fehlen an dem Knochen, wornach er gezeichnet worden, zwei Backenzähne, der hintere und erste Backenzahn. Ich habe sie nicht wollen supplirt wissen, besonders da das Zerlegen hier von keiner Bedeutung war, vielmehr kann man das Os intermaxillare ganz frei sehen. Auf der Pictura lineari habe ich aus Unsicherheit Os intermaxillare ist mit Roth gefärbt. Man kann die Sutur von den Alveolen des Schneide- und Hundezahnes bis durch die Canäle verfolgen. Innerhalb der Spinae oder Apophysi palatinae, die hier eine Art von Kamm macht, kommt sie wieder hervor und ist bis an die Eminentium lineärem sichtbar, wo sich die Concha inferior anlegt.

Ich habe in der pictura lineari die rechte Seite dahin gezeichnet.

Man halte diese Tafel gegen Tab. VII, und man wird es bewundernswürdig finden, wie die Gestalt des Ossis intermaxillaris eines solchen Thieres wie der Trichechus rosmarus ist, lehren muß denjenigen Knochen am Menschen zu erkennen und zu erklären. Auch Tab. VI n. 1 gegen Tab. IX n. 1 verhalten sich diese Sutur beim Löwen wie beim Menschen auf das deutlichste. Ich sage nichts vom Affen, weil bei diesem die Uebereinstimmung so auffallend ist.

Es wird also wohl hin Zweifel übrig bleiben, daß diese Knochenabtheilung sich sowohl bei Menschen als Thieren findet, so wie gewiß nur einen Theil der Gehörknochen sind diese Knochen an unserm Gesichte genau beisammen können, da die übrigen vermachsen und mit der Stimme können, da die übrigen vermachsen und mit der Stimme können, da die übrigen vermachsen und mit der Stimme

beruht sich in Beschränkungen, welches bei mündlichem Vortrag in Gegenwart des zu demonstrirenden Körpers, weit angenehmer machte, jedoch die Einbildungskraft des Lesers verwirrt, et drückt sich in Controversien mit Verfassern und Gleichgesinnten aus: denn weil man das mahl die Knochen partienweise als ein Ganzes zusammenmachen, und die Theile bestehen durch Zeichen unterschied, so konnte man weder einig werden was man zusammenfassen, noch wie viel Theile man zählen solle; wie man sich denn auch noch ferner über Eigenschaft, Benennung, Verwandtschaft entzweien möchte.

Alles dieses soll die Ehrfurcht für einen außerordentlichen Mann keineswegs vermindern, sondern uns zur rechtfertigen, wenn wir so kurz als möglich das was uns hier berührt, zusammenfasser; dieses aber ist gegenwärtig nur: das Gehirn bei Beschreibung des Schädels, und zwar ebenher des Menschenschädels, unsres Hirnschenknochens gedenkt. Er sagt, im dritten Kapitel: das Wangenbein (bi) und die obere Kinnlade) enthalte die Alveolen aller Zähne, außer der Schneidezähne; er wiederholt dasselbe im vierten, indem er spricht: die zwei großen Wangen-Ine enthalten fast alle Zähne, wie wir schon gemeldet. Im fünften Kapitel, bei Aufzählung der Zähne, nennt er die vier vordern als Schneidezähne, thut aber des besondern Knochens nicht Erwähnung, in welchem sie eingefaßt sind. Im dritten Kapitel spricht er von einer Sutur, die von der Nasenwurzel anfangt, ihren Weg an der Nase her abwärts verfolgt und zwischen dem Hundszahn und Schneidezähnen ausläuft.

Hieraus ist nun auf das deutlichste ersichtlich, daß er den Zwischenknochen gekannt und gemeint; ob er aber solchen am Menschen gesehen, wird wohl immer zweifelhaft bleiben.

Hierüber sind denn in der Folge manche Streitigkeiten entstanden, die sich kaum in den letzten Zeiten entschieden haben; einiges zur Literargeschichte dieser Differenzen lege das ältere Gedächtnen hier an.

Vesalius de humani corporis fabrica Basil. 1543.] Lib. I, cap. IX, fig. VI, pag. 48 hat eine Zeichnung von der basi cranii von unten auf anzusehen und auf dieser ganz deutlich die Sutur, welche das Os intermaxillare mit dem Osse maxillari super. an der apophysi palatina des letztern Knochens verbindet, und die bei uns A c oder superficies lateralis exterior corporis, qua os intermaxillare jungitur ossi maxillari superiori, heißt. Um die von ihm angeführte Stelle deutlich zu machen, merke ich noch an, daß beim Vesal das os zygomaticum den Namen des ossis primi maxillæ superioris, das os unguis den Namen des ossis secundi max. super., das os ethmoideum den Namen des ossis tertii max. sup., und das os maxillare superius den Namen des ossis quarti maxillæ superioris führt. Die Stelle bei ihm heißt so:

z privation indicatur foramen in anteriori palati sede posteriorique dentium incisoriorum regione apparens. Das ist nämlich der Ausgang von den canalibus naso-palatinis, wo sie gleichsam ein orificium commune bilden): ad cujus latus interdum obscura occurrit sutura, transversim aliquousque in quarto superioris maxillæ osse prorepens, et z insignita.

Diese von ihm mit z bezeichnete ganz deutlich abgebildete Sutur ist die Sutur quæst. Cap. XII, fig. VI, pag. 60 hat er ebenfalls eine solche Zeichnung von der basi cranii, an welcher z die foramina incisos cranii bezeichnet hat. Auch da kommt die Sutur vor, aber nicht so deutlich.

Boeling in seiner anatomischen Erklärung der Originalfiguren von **Andreas Vesal** (Anglist.) **1785.** hat die erste Vesalius'sche Figur Buch I. pag. 15, fig. VI, und erklärt pag. 44 das z und a so: z das andere Gaumenloch oder Schneideloch, a eine bei diesem Loch öffters befindliche Ruh, welche verwirrte an dem Gaumen gleich hinter den Schneidezähnen in die Quere fortläuft. Die zweite Figur von Vesal hat Boeling pag. 66.

Die Sutur, welche Vesalius mit z bezeichnet hat, beschreibt er Lib. I. cap. IX. p. 32 so: ad hujus foraminis nämlich des canalis naso-palatini, latera interdum sutura apparet, aut potius linea, in pueris cartilagine oppleta, quæ quasi ad cuniorum dentium anterius latus pertingit, nusquam tamen adeo penetrans, ut hujus suturæ beneficio, quartum maxillæ os in plura divisum censeri queat (am Rande citirt er hier Fig. I. canina calvaria lit. n. p. 46, wo die Sutur zwischen dem osse intermaxillari und den ossibus max. super., die wir mit keinem besondern Namen bezeichnet haben und die margo exterior superficiei anterioris corporis heißen könnte, an einem Hundsschädel deutlich abgebildet ist): quod, ut paullo post dicam, canibus et simiis porcisque accidit, in quibus sutura quartum os in duo dividens, non solum in palato, verum exterius in anteriori maxillæ sede, etiam conspicue cernitur, nullam appendicium cum suis ossibus coalitus speciem referens.

Noch eine Stelle gehört hierher pag. 55, wo Vesal von einigen Verbesserungen redet die er in Galeni Beschreibung dieser Knochen zu machen für nöthig gefunden:

Secundam (nämlich suturam) vero numerat (nämlich Galenus) hujus suturæ partem in anteriori maxillæ sede occurrentem, quæ ab illa malæ asperitate sursum ad medium inferioris ambitus sedis oculi pertingit. Hanc post-modum tripartito ait discindi, ac primam hujus secundæ suturæ partem prope magnum seu internum oculi sedis angulum exteriori in parte ad medium superciliorum, et communem frontis et maxillæ suturam inquit procedere. Hæc suturæ parte homines destituuntur, verum in canibus caudatisque simiis est manifestissima, quamvis interim non exacte ad supercilliorum feratur medium, sed ad eam tandem sedem, in qua quartum maxillæ os a secundo dirimitur. Ut itaque Galenum assequaris, hanc partem ex canis petes calvaria.

Winslow, Exposition anatomique de la structure du corps humain, Tome I. Nr. 264, p. 75: Je ne parle pas ici de la separation de cet os (de l'os maxillaire supérieur) par une petite suture transversale, derrière le trou incisif, parce qu'elle ne se trouve pour l'ordinaire que dans la jeunesse et avant l'ossification achevée.

Eustachius hat in seinen tabulis anatomicis die **Albinus** citirt hat, tab. 46, fig. 2 einen Affenschädel von vorn der angezeichnet, neben einem Menschenschädel angebracht, und bei diesem das os intermaxillare sehr deutlich ausgedrückt. **Albinus** sagt in der Erklärung der zweiten Figur von dem osse intermaxillari des Affen, das er bezeichnet, dieses os quod dentes incisores continet.

Sue im Traité d'Osteologie de **M. Monro** hat weder die Sutur des ossis intermaxillaris an der Apophysi palatina ossis maxillaris superioris gezeichnet, noch beschrieben.

Die Gaumenhaute, besonders die doppelte, kommt gleichfalls auf das os incisivum; bei der einfachen spaltet sich die mittlere Sutur, welche beide Seiten vereinigt, bei der doppelten trennt sich der Zwischenknochen von der obern Kinnlade, und weil sich alle Theile auf einander beziehen, so spaltet sich zugleich die Lippe. Sieht man nun das os intermaxillare als ein abgesondertes an, so begreift man, wie es, um die Gur zu benutzen, herausgenommen werden kann, ohne daß die obere Kinnlade beschädigt, gespaltet und krankhaft affizirt werde. Die weise Absicht der Natur liegt jeder Praxis.

Selbst an den Schädeln ungeborner oder junger Kinder findet sich doch eine Spur, quasi rudimentum, des ossis intermaxillaris, so wenigstens die Embryonen, desto deutlicher. An einem hydrocephalo sah ich zwar völlig abgesonderte kleine Knochenkerne, und bei erwachsenen jugendlichen Köpfen ist doch oft noch vorn am Gaum eine Sutura spuria zu merken, welche die vier incisores gleichsam vom übrigen limbus dentium absondert.

Jac. Sylvius sagt gar: Cranium domi habeo, in quo affabre est expressa sutura in genu superna ab osse frontis secundum nasum, per dentium caninorum alveolos, in palatum tendentem, quam praeterea aliquoties absolutissimam conspexi et spectandam auditoribus circiter 400 exhibui; und, um seinen armen Galen gegen *Vesal* zu retten, glaubt er: vor Alters hätten die Menschen alle ein separirtes os intermaxillare gehabt, das sich nach der Hund, durch Debauchen und zunehmenden Luxus der Nachwelt, verloren. Das ist zwar arg, aber noch lange ist das *Ren. Heuer* in apologia, und der ganze alten Geschichte unfreundlich und mißfällig erzeugt: die alten Römer hätten damals eben so liederlich gelebt, als die jetzige Welt. Er führt zu dem Behuf alle römischen Leges sumptuarias an.

Ueber die vel quasi Spur eines rudimenti ossis intermaxillaris bei Fetibus habe ich mich wohl nicht deutlich genug ausgedrückt. Auf der Außenseite am Gesicht ist sie nicht leicht merklich. Aber unten am Gaum und bei einigen ossib. maxill., auch an der einen Nasenfläche bald mehr bald minder deutlich. Zuweilen erhalten sich die Vestigia am Gaum auch noch bei Adolescentibus und in einem schönen Hydrocephalo ist es von der einen Seite über freilich praeter naturam ganz separat, als ein einzelnes Knöchelchen. Fallopius beschreibt es Obs. anat. p. 35.b: Dissentio ab iis qui publice testantur reperiri suturam sub palato per transversum ad utrumque caninum pertinentem, quae in pueris pateat, in adultis vero ita obliteretur, ut nullum ipsius relinquatur vestigium. Nam reperio hanc divisionem vel rimam potius esse quam suturam, cum os ab osse non separetur, neque in exterioribus appareat.

Dem widerspricht der scharfsichtige Eustach. Ossium exam. p. 194 sq. die Sutur sey auch in Erwachsenen da: et palatum supra infraque dirimit. Aber er scheint Fallopium nicht zu verstehen oder nicht verstehen zu wollen, und von der Harmonia zwischen parte palatina ossis maxillaris und den ossibus palati sucht er nichts.

Albinus icon. oss. foetus p. 36: Os maxillare superius in parvulis saepe invenit constans ex aliquot frustulis, quae tamen cito conflantur in os unum. tab. V. f. 35.ᵐᵐ fissura quae palatum ex transverso secat, pone dentes incisores; abeuns deinde in suturae speciem.

Und selbst bei Adultis in Tab. ossium t. 1. 2. f. 1.ᵃ Sutura ossis maxillaris propria. Aber wie gesagt, es ist noch dunkelweit vom wahren osse intermaxillari verschieden, etwa wie membrana semilunaris oculi humani von membrana nictitans des Affen, der sie erstaunlich groß hat.

Verschiedene Aufsätze aus alten und neuen Schriften, auch aus freundlichen Mittheilungen lebender Naturfreunde, geben uns ein auffallendes Beispiel, wie dieselbe Sache von mehr als Einer Seite betrachtet, und etwas das in Zweifel schwebt so gut bejaht als verneint werden kann. Was uns betrifft, so sind wir völlig überzeugt, wenn wir eine vierjährige fruchtbare Uebung zum Schluß nochmals wiederholen: dem Menschen wie den Thieren sey ein Zwischenknochen der obern Kinnlade zuzuschreiben.

Jena 1819.

Die beiden nach vierjährigem Zaudern mitgetheilten Aufsätze, so wie die darauf folgenden Literar-Notizen, wurden abgedruckt wie sie sich in den Papieren gefunden, nun bleibt zu besserem Verständniß noch einiges zu sagen übrig, welches in verschiedenen Abtheilungen geschehen soll.

I. Erste Anregung zu diesen Studien, durch Versetzung des Weimarischen Kunst- und Naturalien-Cabinets nach Jena. Naturwissenschaftliche Anstalten haben höhere wissenschaftliche und praktische Bemühen, unausgesetzte, folgereiche Behandlung.

II. Entschuldigung wegen fehlender Zeichnungen beim zweiten Aufsatz; wie es damit ergangen, und von den Mitteln diesen Mangel zu ersetzen.

III. Von schriftlichen ausführlichen Beschreibungen und was daraus erfolgt.

IV. Später, verneinender Nachklang zu Ende des Jahrhunderts.

V. Wie man im Bearbeiten des Hauptschema weiter verfahren.

VI. Wie man verschiedene einzelne Theile in Wirklichkeit parallel gestellt.

VII. Probestück einer Tab. II., um die osteologischen Erfahrungen gleich medienisch einzutragen und zweckmäßig zu sammeln.

VIII. In wiefern von den Wirbelknochen die Schädelknochen abgeleitet seyen, und auch Gestalt und Function derther zu erklären seyn möchte?

I.

Die Weimarische Kunstkammer vom Herzog Wilhelm Ernst im Jahre 1700 angelegt, enthielt unter andern Merkwürdigkeiten, auch manche bedeutende Naturseltenheit. Wie das Erstaunen immer den ersten Reiz zur Wissenschaft giebt, so war damals das Interesse an der Thiergeschichte durch das Seltsame lebhaft erregt. Dieser Neigung verdanken wir die Grundlage und auffallend mehrentheils Körper unseres osteologischen Museums.

Und so bewegen dergleichen Gegenstände gar bald in das Mittelland, das man kaum funfzig Jahre vorher erst in den Kosmolabien, nachdem man sich mit Geld, Ge-

würz und Eschenheim überfüllt hatte, auch in naturhistorischem Sinne anfing, obgleich noch sehr verworren und unvollständig, fremde Naturprodukte zu sammeln und aufzubewahren.

Wir besitzen einen völlig ausgemachsenen, wohl erhaltenen Elephanten-Schädel, zugleich mit der Unterkinnlade und einigen einzelnen Gebissen.

Die zu einer stumpfen Spitze zusammenwachsenen Hauerstrahlknochen des Wallfisches, auch Schwertblätter des Unglücks mit Schiffen benannt, um das Wunderbare dieser dritten Knochenflächen zu erhöhen. Ferner sieht man zwey Rippen und eine Unterkinnlade des Finnbauptes; sie hat eine Länge von zwey und zwanzig Leipziger Fuß, wornach man die Größe des Thiers ermessen kann.

Große Schildkröten-Decken hatte man anzuschaffen auch nicht verfehlt, sodann richtete sich die Aufmerksamkeit auf andere thierische Theile, merkwürdig durch Bewaffnung und Umbildung solcher Gestalten die uns gewöhnlich umgeben; Antilopenhörner aller Art und Verwandtschaft, ferner die langen vorwärts gesenkten spitzen Hörner des indischen Büffels, welche uns durch Kapitän Thomas Williamson's indische Jagdstück erst recht merkwürdig geworden. Alles dieses, nebst manchen andern Dingen, als einem Krokodil, einer Riesenschlange u. s. f., wurde nach Jena gebracht, als bedeutender Grund einer größeren Sammlung.

Die Bemalung geschah nach und nach, indem die Skelette von Hause, Felde und Waldthieren der Umgegend angeschafft wurden. Die Geschicklichkeit des Gustos Dörrbaum, der sich mit dergleichen Dingen gern beschäftigte, förderte die Anstalt in kurzer Zeit.

Da nach Entfernung des von Loderischen Cabinets gleich Anfangs getroffen wurde eine künftig thulende Sammlung in demselben Local einzurichten, so geschah dieses durch die Sorgfalt der Herren Ackermann und Fuchs, welche sich der Geschicklichkeit des Prosectors Homburg zu diesem Zweck zu bedienen wußten, indem sie neben der menschlichen Anatomie auch manches für Thierzergliederung Bedeutende zugleich mit ausarbeiten ließen.

Bisher hatten alle fremden und einheimischen Knochenpräparate in dem zoologischen Cabinet, neben ausgestopften und in Spiritus aufbewahrten Geschöpfen, Platz genommen; bey wachsender Menge jedoch fand sich Gelegenheit einen großen Saal einzurichten, welcher jetzt fast wieder zu klein scheint: denn durch immer wirksame Sorgfalt Ihro K. H. des Großherzogs von Sachsen-Weimar und Eisnach wurde, was den vorzüglich adelichen Pferden dem fürstlichen Stalle, oder den lebenden Stuten haushaltenden den ökonomischen Anstalten verloren ging, für Wissenschaft zum Vortheil verwendet und die Skelette zu genannter Anstalt eingebracht; nicht weniger was den mit Thieren herumziehenden Fremden die und da verunglückte, sowohl in der Nähe als auch aus der Ferne beyhergeschafft: wie denn einst bey großer Kälte, ein zu Nürnberg verendeter Tiger, mit der fahrenden Post, stark gefroren anlangte und noch jetzt, ausgestopft und skelettirt, unsern Museen zu vorzüglichem Schmuck gereicht.

In der neusten Zeit jedoch brachte Ihro K. H. Aufenthalt in Wien, wie andern Anstalten, also auch den nützigen die bedeutendsten Vortheile. Herr Director von Schreibers ward unserm Vorhaben geneigt und dieser eben so kunstreiche als thätige und gefällige Freund hat nicht aufgehört uns mit den wünschenswerthesten Körpern zu versehen. Wir verdanken ihm die Skelette der Gemse, des Bibers und Kängurus; den Strauß und Kasuar, die Gelenkwerkzeuge mehrerer Vögel, wie solche in Wien auf das netteste ausgearbeitet werden; die Skelette der Eidechse im Ganzen und in die kleinsten Theile gefondert, so wie der Schildkröte; mehrfältige Eingeweide und alle bedeutend und unterrichtend.

Der Gebrauch dieser Sammlungen war, sogleich von ihrer ersten Einrichtung an, bey Vorlesungen über menschliche Anatomie eingerichtet; weil auf die sich immer mehr ausbildende Zootomie nothwendig Rücksicht genommen werden mußte. Auch ich von meiner Seite verfehlte nicht bedeutende Exemplare und Präparate um mich zu sammeln; in manchem Sinn zerstreute und zersplitterte Schädel und andere Knochen, um sowohl vorläufig als zufällige Einsicht in den innern Bau des wichtigen Knochengebäudes zu erlangen.

Die eigentliche Bestimmung aber der, sowohl zu meinem eignen besondern, als zum öffentlichen und allgemeinen Zweck versammelten Gegenstände ward erst erfüllt, als nach allgemeinen Wünschen und längst tief gefühltem Bedürfniß die Einrichtung einer Veterinär-Schule beliebt wurde. Herr Professor Renner ward berufen und trat sein Amt an, ehe noch die nöthige Einrichtung gemacht werden konnte, und nun sah ich mit Vergnügen meine sonstigen, bisher unter Staub und Moder bestätigten Präparate wieder lebendig und nützlich werden und meine Anfänge den Anfängen einer höchst bedeutenden Anstalt zu Gute kommen. Eine obgleich unterbrochene, doch nie getilgte Thätigkeit fand hierin ihre angemessenste Belohnung: denn bei jedem redlichen, einsichtlichen Handeln, wenn auch Anfang Zweck und Beruf zweifelhaft scheinen sollten, finden sich beide zuletzt klar und erfüllt. Jeder reine Bemühen ist auch ein lebendiges, Zweck sein selbst, fortdauernd ohne Ziel, nützend wie man es nicht voraussehen konnte.

Und von diesen vielfachen und in einander greifenden Anstalten sey noch so viel gesagt: Für die Veterinär-Schule, für eine so weit ausstehende Unternehmung, wurde ein hinreichendes Local, der sogenannte Heinrichsberg, angekauft, die nöthigen Baulichkeiten besorgt, und da zufälligerweise, unter Anleitung des Herrn Hofrath Fuchs, sich ein junger Mann Namens Schröter herangebildet hatte und sich im Besitz der nöthigen Eigenschaften eines Prosectors befand; so ist, bei unermüdlicher Direction des Vorstehers, schon jetzt auf dem Heinrichsberge gleichfalls ein zootomisches Cabinet der übrigen Systeme des Thierkörpers, in Bezug auf jenes osteologische, im glücklichen Werden und Gedeihen; die Hauptpräparate zu didaktischen Zwecken sind, sorgfältig ausgeführt, vorhanden.

Gemäß scheiden sich also in Jena drei Museen, deren Inhalt, nach ihrer successiven, gewissermaßen zufälligen Entstehung, nicht streng abgetheilt ist; sie greifen aber dergestalt in einander, daß sowohl Directoren als Gustoden sich noch ebenerlei, bei vorkommenden wissenschaftlichen Bedürfnissen, an Handen geben und das Nöthige einander mittheilen. Das eine Cabinet jedoch enthält vorzüglich menschliche Anatomie, das zweite thierische Osteologie, beide besinden sich innerhalb der Räume des fürstlichen Schlosses; das dritte, bei der Veterinär-Schule, enthält, was sich Osteologisches vorzüglich auf Hausthiere bezieht, auch die übrigen Systeme des thierischen Körpers, Muskeln, Arterien, Bänder, Lymphatisches, Nerven u. s. w.

II.

Als ich mich zu Anfang der achtziger Jahre, unter Hofrath Loders Anleitung und Führung, viel mit Anatomie beschäftigte, war mir die Idee der Pflanzenmetamorphose noch nicht aufgegangen; allein ich arbeitete schon auf einen allgemeinen Typus los

und musste deshalb annehmen: dass alle Abtheilungen des Gesichtsbeins, im Einzelnen wie im Ganzen, bei allen Thieren aufzufinden seyn möchten, weil ja auf dieser Voraussetzung die schon längst eingeleitete vergleichende Anatomie beruht. Hier trat nun der seltsame Fall ein, dass man den Unterschied zwischen Affen und Menschen darin finden wollte, dass man jenem ein os intermaxillare, diesem aber keines zuschrieb, da nun aber gemeiner Idealbarum hauptsächlich merkwürdig ist, weil die oberen Schneidezähne darin gefasst sind, so war nicht begreiflich, wie der Mensch Schneidezähne haben und doch des Knochens ermangeln sollte, worin sie eingefasst stehen. Ich suchte daher nach Spuren desselben und fand sie gar leicht, indem die canales incisivi vorwärts die Gänge des Knochens bezeichnen, und die von da aus, nach den Seiten zu, aus einfachen Suturen gar wohl auf eine Abtrennung der maxilla superior hindeuten. Lieber gebracht 1788 S. 89, und man dünkte sich viel bei dieser Entdeckung, ungeachtet wir gemacht, die das Behauptete klar vor Augen bringen sollten, jene kurze Abhandlung dann geschrieben, ins Lateinische übersetzt und Campern mitgetheilt, und zwar Format und Schrift so anständig, dass sie der treffliche Mann mit einer nicht Vater anderung aufnahm, Arbeit und Bemühung lobte, sich freundlich erwies, aber nach wie vor versicherte: der Mensch habe kein os intermaxillare.

Nun gagt es freilich mit einer besonders liebenswürdigkeit mit der Welt, von einem jugendlichen Scharfsinn, wenn ein talentvoller Schüler den Gedanken zu widersprechen wagt, zu was noch thörichter ist, sie zu überzeugen gedenkt. Fortgesetzte vieljährige Versuche haben mich eines Andern belehrt, mich belehrt: dass immerfort wiederholte Phrasen sich zuletzt zur Ueberzeugung verkörpern und die Organe des Anschauens völlig verstummen. Indessen ist es beklagt das man dergleichen nicht allzu peinig erfährt, weil sonst jugendlicher Fleiss und Wahrheitssinn durch Mismuth gelähmt würde. Sonderbar schien es dass nicht nur die Meister auf dieser Rednerbühne beharrten, sondern auch gleichzeitige Mitarbeiter an sich zu diesem Grade bequemten.

Wir dürfen indessen nicht ermangeln das Andenken eines jungen geschickten Zeichners, Namens Waitz, zu erneuern, der, in dergleichen Arbeiten geübt, sowohl Umrisse als ausgeführte Nachbildungen fortsetzte, indem wir entschlossen waren kleine Abhandlungen dieser Art, die etwas Bedeutendes im anatomischen Felde bewirken und erregen sollten, mit sorgfältigen Kupfern drucken zu lassen. Hier sollte der bestrittene Knochen von seiner ersten Gestalt und Schwäche bis zu seiner Gedrungenheit und Kraft in einer reinen Folge dargestellt werden, und wie er sich zuletzt im edelsten Geschöpfe, dem Menschen, aus Furcht thierischer Gefräßigkeit zu verstecken, schamhaft verberge.

Was aber von Zeichnungen jener Zeit übrig geblieben, werde zunächst bemerkt. Da man von den Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Schneidezahn zum Stirnbein übergehen die Absicht hatte, so wollte man zuerst das Kalb, wo der knöcherne Knochen schwach, bändelartig und zerbrechlich erscheint; dann zum Ochsen übergehen, wo er sich verstärkt, verflicht und verbreitet. Das Kalb mit zum seiner Jugendlichkeit wegen merkwürdig, das Pferd entschieden, in Absicht der Schneidezähne, der Schädel kam. Dieser ist groß und stark am Schweine, manchmal an Sus babirussa, und doch behauptet überall der Zwischenknochen seine vollkommen Rechte. Am Löwen vollständig und knorpelicht, wichtig durch sechs Zähne: stumpfer am Bären, verschwächter am Wolf; das Wallroß, wo an seiner prapendierenden Gestaltung, und dem Menschen ähnlich, der Affe erhebt sich noch mehr, wenn er schon artenweise in die Bestie zurücktritt, und endlich statt der Menschen die Knochenentbildung nicht verkennen lässt. Diese mannigfaltigen Knochengestalten hatte man zu besserer Ein- und Uebersicht mit den oben, unten und von der Seite zeichnen lassen, sie sind reinlich und deutlich schattirt, unter Rahmen und Glas gebracht und sieben in dem Jenaischen Museum einem Jeden zur Ansicht frei. Wenden an obiger Sammlung fehlenden waren zum Theil schon Stiftgenommen, und wo Körper wurden angeschafft; aber der Tod des jungen Künstlers der sich in die Sache zu fügen gewusst, und andere Zwischenfälle störten die Vollendung des Ganzen, wie man denn bei fortdauerndem Widerspruch die Lust verliert von einer so klaren und deutlichen Sache immerfort taube Ohren zu predigen.

Was man aber unter den Jenaischen Abbildungen den Freunden der Wissenschaft zur nicht empfehlen darf, sind vier Zeichnungen nach dem Kopfe Elephanten-Schädel, den ich durch Sömmerings Gunst und Gefälligkeit zu benutzen in den Stand gesetzt war. Dieses junge Subject, das in Deutschland sein Leben nicht fristen konnte, zeigt uns in seinen Resten die meisten Suturen, wenigstens an einer Seite unverwachsen; die Zeichnungen, und zwar des ganzen Schädels, sind nach gleichem Maßstab verkleinert und von vier Seiten genommen, so dass man den Zusammenhang des Ganzen gar wohl daran erkennen kann, und was uns hier am meisten berührt, so spielt der allen das os intermaxillare eine große Rolle; es schießt sich wirklich um den Eckzahn herum, daher denn auch, bei flüchtiger Betrachtung, der Irrthum entstanden sein mag: der ungeheure Eckzahn sey ihm os intermaxillare entbehren. Allein die Natur, die ihre großen Maximen nicht fahren lässt, am wenigsten in wichtigen Fällen, liess hier eine dünne Kante, von der obern Kinnlade ausgehend, die Wurzel des Eckzahns umgehen, um diese organischen Unanfänge vor den Anmaßungen des Zwischenknochens zu sichern.

Zu fernerer Vergleichung ließ man den großen ausgewachsenen Elephanten-Schädel des Museums gleichfalls zeichnen, da denn sehr wunderlam auffällt: wenn bei dem jungen Subject die obere Kinnlade und das os intermaxillare schneidezahnlos hervorstehen, und der ganze Kopf in die Länge gezogen erscheint, dagegen am ausgewachsenen das Ganze in ein beinahe regelmäßiges Quadrat eingeschlossen ist.

Wie emsig es aber überhaupt mit diesen Arbeiten gewesen, erhellt auch daraus: dass, nach gedachten Zeichnungen, zwei Kupferplatten in klein Folio, von Lips auf das Sauberste gestochen worden, zum Behuf ausführlicher Abhandlungen die man sich vorgesetzt hatte. Abdrucke davon hat man gleichfalls, Wissenschaftsfreunden zur Liebe, aufgestellt.

Nach allem diesem wird man uns nun verzeihen, wenn der erste Entwurf unserer Arbeit ohne die darin beschriebenen Tafeln vorgelegt werden, besonders wenn man bedachtet das diese alte Wissenschaft seit jener Zeit erst recht angefrischt und belebt ist. Kaum wird sich ein Liebhaber finden, der nicht entweder in öffentlichen Museen oder in seiner Privatsammlung, alle die jungen Körper und Präparate besitze, von denen hier die Rede war: sollte es aber ja daran fehlen, so kann man sich aus dem bedeutendem Werke der Gramiologie des Herrn Spix alle diese belehren, wo Abbildung und Beschreibung die Frage völlig außer Zweifel setzen.

Wir finden gerne Seite 69 klar und unbewunden ausgesprochen: dass auch am Schädel des Menschen das os intermaxillare nicht zu läugnen sey. Ferner wird deshalbe auf den Unterzeichnungen beim Menschen so

wohl als den Thieren mit No. 13 bezeichnet. Dadurch wäre nun die Sache für ewig abgethan, wenn nicht der unserm Geschlecht eingeborne Widerspruchsgeist, wo nicht in der Sache, doch wenigstens in Ansicht und Wort, Anlaß zu Verneinung des anerkanntesten Wahren zu finden wüßte. In der Methode selbst des Vortrags liegt schon der Grund des Gegensatzes: wo der eine anfängt dort der andere auf, wo der eine trennt verbindet der andere, so daß zuletzt bei dem Hören ein Schwanken entsteht, ob nicht beide recht haben? Sie darf auch endlich nicht unbemerkt bleiben daß, in dem Laufe des Sprechens über diesen Gegenstand, bedeutende Männer zuletzt die Frage aufwarfen: ob es denn wirklich der Mühe werth sey darauf immer mit der zurückkommen? Sollen wir auch darüber aufhören zu sprechen, so ist dieses Aushören schlimmer als Widerspruch, denn es enthält ein Verneinen des Interesse, wodurch jedes wissenschaftliche Streben zuletzt aufgehoben wird.

Doch fehlte auch Aufmunterung keineswegs. So sagte Freund Sömmering in seiner Knochenlehre 1791, S. 160: »Goethe's sinnreicher Versuch aus der vergleichenden Knochenlehre, daß der Zwischenknochen der Oberkinnlade dem Menschen mit den übrigen Thieren gemein sey, von 1785 mit sehr richtigen Abbildungen, verdient öffentlich bekannt zu seyn.« Oben erwähnten wir mit Dank, daß die mehrerwähnten Tafeln in den Verhandlungen der Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher zu Bonn aufgenommen werden, und zwar in der ersten Abtheilung des 13ten Bandes.

III.

Aber nicht allein mit bildlichen Darstellungen, sondern auch mit wörtlichen Beschreibungen wollte man die Arbeit ausstatten, denn Bild und Wort wetteifern um abstäßige Naturgeschichte näher zu bestimmen und weiter zu verbreiten. Man diente jenen oben aufgestellten Schema zur Grundlage und man beschrieb den Zwischenknochen nach allen seinen Theilen durchaus in jener Ordnung, es mochte ein Thierschädel vorkommen welcher wollte. Dadurch häufte sich aber gar vieles Papier, das man bei näherer Ansicht zu einer freien und anschaulichen Mittheilung unbrauchbar fand; hartnäckig jedoch auf dem gefaßten Vorsatz beharrend behandelte man dies als Vorarbeit und fing an nach denselben jetzt genauer, aber stehende und dem Styl nach wohlgefälligere Beschreibungen aufzuarbeiten.

Aber alle diese Hartnäckigkeit führte nicht zum Ziel, indem die Arbeiten, materiell untersucht, keinen klaren Begriff gaben, wie dasjenige zu vollenden sey, von dessen Wahrhaftigkeit und Interesse man sich so lebhaft überzeugt hatte. Zehn Jahre waren verflossen und mehr, als meine Verbindung mit Schillern mich aus diesem wissenschaftlichen Brachfeld in den freien Garten des Lebens rief. Meine Theilnahme an seinen Unternehmungen, an den Horen, den Musenalmanachen, den dramatischen Versuchen und was uns selbst hervorrufen ließ, diese Arbeiten, als Hermann und Dorothea, Achilleis, Cellini, eine neue Ansicht nach Italien und endlich eine Reise nach der Schweiz, entfernten mich endlich von jenen Arbeiten und Vorarbeiten, so daß von der Zeit an Staub und Moder sich über Präparaten und Papieren aufhäufen, denen ich eine fröhliche Auferstehung an der Hand eines jüngeren Freundes zu wünschen nicht unterließ. Auch hatte ich diese Hoffnung zum Theil erfüllt gesehen, wenn nicht gleichzeitig Menschen, oft durch Umstände oder Eigenheiten, antrieben mit einander zu wirken, gegen einander zu arbeiten oder anlaß fänden.

IV.

Gotthelf Fischer, ein jüngerer Mann, der mir in diesem Fache rühmlich bekannt war, gab im Jahr 1800 eine Schrift heraus: Ueber die verschiedene Form des Intermaxillarknochens in verschiedenen Thieren. Seite 17 erwähnt er meiner Bemühung, indem er spricht: »Goethe's sinnreicher Versuch aus der Knochenlehre, daß der Zwischenknochen der Oberkinnlade dem Menschen mit den übrigen Thieren gemein sey, ist mir unbekannt geblieben und ich muß besonders bedauern, daß mir entgangen ist, seine schönen Zeichnungen über diesen Gegenstand zu sehen. Uebrigens wäre es zu wünschen, daß dieser seine Beobachtungen seinen Zeitgenossen über die thierische Oekonomie mit physiologischen durchwebt, bald der gelehrten Welt mittheilen möchte.«

Hätte dieser kenntnißreiche, thätige Mann nun, in Gestalt einer allgemeinen Nachricht, sich mit mir in nähere Beziehung gesetzt und sich von meinen Ueberzeugungen durchdringen können, so würde ich ihm gern Manuscripte, Zeichnungen und Kupfer abgetreten haben und die Sache wäre schon damals ins Gleiche gekommen, anstatt daß noch mehrere Jahre hingingen ehe eine nützliche Wahrheit konnte anerkannt werden.

V.

Als, in Gestalt einer treuen und fleißigen Behandlung der Pflanzenmetamorphose, das Jahr 1790 mich mit erfreulichen und neuen Ansichten auch über thierische Organisation begabte, wandte sich mein ganzes Bestreben gegen diesen Theil, ich fuhr unermüdet fort zu beobachten, zu denken und zu ordnen, wodurch sich die Gegenstände immer mehr vor mir auftürmten. Dem Seelenkenner wird es, ohne weiteres geschichtlichen Beleg, einleuchtend seyn: daß ich durch eine productive Leidenschaft in diese schwerste aller Aufgaben getrieben ward. Der Geist übt sich an dem würdigsten Gegenstande, indem er das Lebendige nach seinem innersten Werth zu kennen und zu begreifen suche; aber wie sollte ein solches Streben einen glücklichen Erfolg haben, wenn man ihm nicht seine ganze Thätigkeit hingäbe.

Da ich aber aus eigenem Willen und zu eigenen Zwecken in diese Region gelangt, so mußte ich mit eigenen frischen Augen sehen, und da fand ich bald bemerken: daß die vorgängigen Männer vom Handwerk wohl einmal nach Ueberzeugung aus dem Lebendigen ihr Gnis auf die Seite legen, aber den eingeschlagenen Hauptweg nicht verlassen, sich auf eine neue Zahn nicht ein lassen durften, weil sie so die gebahnte Straße und zugängliche Gegenden ihren und anderer Vortheil gemäß zu befahren und bequemlich fanden. Gar manche andere wunderbare Erscheinung konnte mir nicht entgehen, z. B. daß man sich auch im Sonderbaren und Schwierigen gefiel, damit nur einigermaßen etwas Merkwürdiges zum Vorschein käme.

Ich aber verdorrte auf meinem Wunsch und Gang und suchte alle Vortheile ohne Rücksicht zu nutzen, die sich dem Aufsuchen und Unterscheiden gern und willig darbieten und unläßlich fordern. Wenn wir nur nicht zu viel haben und zu rechter Zeit wieder zu verlassen wissen. Die Behandlung unserer Urbilder, wie wir sie bei Galen und Vesal finden, konnte hier nicht in Betrachtung gezogen werden: denn wenn man Knochenpartien, wie sie gelegentlich zusammen fallen oder zusammenbleiben, weitläuftig als ein Ganzes behandelt und die Theile dieser größern Massen durch Zahlen unterscheidet, wer kann sich, den Sinn und Weise nach, nur einigermaßen gefördert finden? welche Ansicht konnte daraus erfolgen? Wen diese freilich unreifen

Weise war man nach und nach übereingekommen, hatte sie aber nicht zur Pflicht, zur Norme verlassen; dadurch ging noch oft zusammen was recht nachbarlich verwachsen, aber doch nicht Ihrs dem Thiere war, ja manchmalige mit wunderlichem Eigensinn was die Zeit, die doch auch recht das Vernünftige zuletzt, geschieden hatte, wieder aufs neue.

Indem ich nun, ihrer Natur nach innerlich gleiche, in der Erscheinung aber völlig ungleiche organische Theile parallelisiren sollte, stellt ich an dem Gedanken fest: man soll die Bestimmung jedes Theils für sich und sein Verhältniß zum Ganzen zu erforschen trachten, das eigene Recht jedes Einzelnen anerkennen und die Gewährung aufs lebendige zugleich im Auge behalten, wodurch denn zuletzt Rechtsverdrehungen und Zweideutigkeiten über diesen Punkt vermieden kommen.

Man erinnert sich noch der vielen Schwierigkeiten, welchen die Demonstration des menschlichen Knochenbaues ausgesetzt war, und wie man weder die Form recht zu fassen, noch die Terminologie dem Gedächtniß einzuprägen so leicht fähig gewesen, sobald man aber einsah, daß es aus zwei gleichen, nur in der Form wenig von einander abweichenden Knochen zusammengesetzt sey, so vereinfachte sich alles und jedweder besondere das Ganze.

Gleichermaßen wird man durch die vermehrte Zahl der Thierbildungen, welche die Gelehrsamkeit, mit ihrer Umgebung zugleich bemerkt und bekannt machen sollten, an eine Terminologie zu denken veranlaßt, welche sich bei Thieren nur mehr benutzen ließ, wo man die drei Thiere, die man sonst als verschieden und in einen Körperverhältniß betrachtete, nunmehr in drei wirklich separirte und einer sogar in sieben und mehr Theile zerfallen sah.

Da unsere Kenntniß besonders in sich dem Schädel ganz entfernt und zu den Füßen wenig gelernt, sie wird doch deshalb den Armen und Beinen gleichgestellt. Nun, so sie schon bei den Mammalien nur aus zwei Theilen zu bestehen schien, sollte doch ihre Gestalt, ihre mannigfaltige Bewegung, die Verbindung mit dem Oberkörper, die aus ihr sich entwickelnden Zähne, auf die Vermutung, daß auch hier ein Complex einzelner Knochen zu finden sey, welche, zusammengewachsen, die mannigfaltige Bildung erzeugen, die eine so wunderbare Mechanismus zuläßt. Diese Vermuthung wird bestätigt durch Zergliederung eines jungen Krokodils, wobei sich zeigte, daß jede Seite aus fünf in und über einander geschobenen Knochentheilen, das Ganze also aus zehn Theilen zusammengesetzt sey. Es war belehrend und erfreulich nach den Spuren dieser Abtheilungen zu forschen und, wie man sie mit den Augen des Geistes zu entdecken glaubte, auf manche Anmaßen in- und auswendig aufzuschneiden und so bestimmt den Sinnen darzubringen, was vorher die Einbildungskraft zu bezeichnen und festzuhalten kaum im Stande war.

So bereitet ich mich immer mehr eine freie Uebersicht über die Natur und machte mich fähiger an jedem redlichen Bemühen in diesem Fach freudig und aufrichtig Theil zu nehmen. Ich erhielte nach und nach meinen Standpunkt zu Beurtheilung so mannichfaltiger und oft sehr scharfsinniger Behandlung auch in diesen Regionen menschlicher Geschicklichkeit.

So benutzte ich diese Zeit, bis im Jahre 1795 die Gebrüder von Humboldt, die mir schon oft als Studenten auf meinem Lehrsaale gleuchtet, einen längeren Aufenthalt in Jena bestellten. Auch bei dieser Gelegenheit strömte der Mund über wovon das Herz voll war, und ich trug ihr Angelegenheit meines Organs so oft und gedrängtlich vor daß man, beinahe ungeduldig, selbst verlangte: ich solle das in Schriften verfassen was mir in Geist, Sinn und Gedächtniß so lebendig vorschwebte. Gelegenheitsweise fand sich zu solcher Zeit ein junger, diesen Studien gewidmet Freund, Maximilian Jacobi, daselbst, den ich jenen Anfang, wenn sich wie er noch vorhanden, aus dem Stegreif diktirte, und ihm Methode mit wenig Abweichung als Grundlage meiner Studien beibehielt, wenn ich sie gleich nach und nach auf zur manchfaltigen Weise hatte modificiren können. Die drei ersten Capitel, die sogenannten als Entwurf vorliegen, schrieb ich ausführlicher. Auch diese Darstellung ordnete vielleicht in der Folge mitgetheilt zu werden: denn sollte das Meiste sogenannte für Kunstige überflüssig seyn, so bedenke man daß es immer frische Anfänger gibt, für welche ältere Anfänge immer noch neu genug sind.

VI.

In einem so weitläuftigen und unübersehlichen Fache den mannichfaltigen Anblick zu vereinfachen, bequemer, zu gutreglicher zu machen, stellt man verschiedene Theile in breiter Thiere neben einander, aber jedesmal nach anderer Ordnung. Die Halswirbeln z. B. erinnert man von den längsten bis zu den kürzesten, wodurch zugleich das Gesetz ihrer Abweichung von einander sich deutlicher offenbarte: von der Giraffe bis zum Maulwurf war ein bedeutender Weg, man verirrte sich aber nicht in Wüsten, sondern man suchte die wenigen Zwischenmänner, die man zu diesem Zwecke bedeutend fand. Wo die natürlichen Körper fehlten, stellte man die Lücke durch Zeichnungen. Mehr hatte von der Giraffe, die sich in Haag befand und befindet, eine lebensgroße Nachbildung geliefert.

Indessen wurden Arm und Hände von dem Punkt an wo sie nur einer Säule, einer Stütze zu vergleichen sind, nur zu der nothwendigsten Bewegung geschickt, bis zur Pronation und Supination, jenem so höher gestellten Thieren gegönnten nicht genug zu bewundernden Mechanismus, hingestellt.

So geschah auch mit den Beinen und Füßen von dem Punkte an, da sie als unbewegliche Trageseulen angesehen sind, bis dahin wo sie in die leichtesten Springfedern verwandelt erschienen, so sogar eine Verkürzung mit den Armen in Gestalt und Function aufwies. Ferner sollte die Verlängerung des Arms und Beines bis zur engsten Verkürzung bestehen, vom Affen bis zur Phoca, dass Auge und den Geist jedoch befriedigen. Manches hiervon ist geleistet, anderes vorbereitet, anderes postirt und verwiesen worden. Viel ist schon wir unter gegenwärtiger Constellation diesen löblichen Wunsch erfüllt und bethätigt, da solche Zusammenstellungen dadurch leicht möglich werden, daß jedes Museum unentbehrliche Skelette besitzt, die zu diesem Gebrauch glücklich und vortheilhaft angewendet sind.

Gleichverweise gab es zu bedeutenden Betrachtungen Gelegenheit das es ethnomodem zu vergleichen, von da an, wo es in seiner größten Breite und Freiheit wirkt, wie beim Hottentot, bis dahin, wo es durch die näher an einander stehenden und in beträchtlicher Größe ausgebildeten Augenhöhlen, wie beim Affen, zusammengedrängt und der Raum der Nasenmuschel beinahe vernichtet wird.

Da man nun hiebei die gemachten und zu machenden Beobachtungen in einiger Ordnung aufzeichnen gedachte, damit solche Collectionen näher bei der Hand und nach Belieben leichter zu finden und anzuordnen seyn möchten, hat man eine Tabelle nach obgedachtem Schema entworfen und sie mit sich auf Reisen geführt und dadurch manche mit späteren Beobachtungen übereinstimmende, aber durch dieselben zu Rectificirende gewonnen, wodurch eine allgemeine Uebersicht erleichtert und eine künftige General-Tabelle vorbereitet wurde.

Wollte man sodann ein Thier in sich selbst vergleichen, so durfte man nur die Columne perpendiculair herunter lesen, sollte die Vergleichung mit andern Thieren ge-

stehen, so las man in horizontaler Richtung, und die Gestalten wechselten ohne Beschwerde der unsern Einbildungskraft. Wo man dabei verharren, mag nach Beschaffenheit der Umstände, wie solche an Ort und Stelle aufgenommen werden, ohne weitere Regeln, überzeugen für den Inhalt nicht zu stehen ist.

Bei dieser Gelegenheit muß ich dankbar erkennen wie mir in Dresden, durch die Gunst Vorsteher der Naturaliensammlung, große Gefälligkeit erzeigt, und meine Tabelle zu füllen die benöthigte Gelegenheit gegeben worden. Früher wurden mir die Merk'schen Präparate zu Rate gramm'ätig in dem reichen Großherzoglich Darmstädtischen Museum aufgemuntert, Herrn von Sömmerings schöne Sammlung hatte mir manchen Anblick aufgegeben, und durch Hülfe meines Freundes Soemmerings selbst

Vertebræ.	Löwe.	Biber.	Dromedar.
	later. auch, beide nehmen in schiefer Pro portion wie die Wirbelknochen im Ganzen hinterwärts zu.	wachsen wie auch der Proc. later. nicht in schie nen merklichen Stufen.	Rücken ebt achte, die Rip pen betrifft nd nicht hier. Die Proc. lam. nehmen die Proc. later. sehr groß. die Körper klein.
pelvis.	Zwei, vielleicht nur zwei verwachsen, sehr schmal und klein; der letzte hat rückwärts fortgesetzte Seitenfortsätze.	Vier mit perpendikulären Fortsätzen, die wahrscheinlich eben alle verwachsen sind, an diesem Exemplar waren die zwei ersten abgebrochen.	Vier verwachsen.
caudæ,	Vier bis fünfe mit Seitenfortsätzen, nicht selten ebenfalls mit perpendikulären Fortsätzen, welche bis nach der Mitte ins Phalangenartige übergehend, endlich ganz Phalange. Die letzte sehr kleine Phalange ist mit der vorletzten verwachsen.	Sieben, an diesem Exemplar, das incomplet ist, sämmtlich mit sehr großen Seitenfortsätzen, die nach hinten abnehmen, bis fünf, sechs ersten haben perpendikuläre Fortsätze, die übrigen Spuren davon.	Zunehmen, aus dem Beckenknochen sehr natürlich und gleich, mit allmäh lig Gelenken und Epiphysen ins Phalangenartige übergehend. Beim Kamel ist es überhaupt eben dasselbe, nur daß beim Dromedar die Art und Weise des Geschlechts nach seinem Heben und Stellen mehr bezeichnet ist.
Sternum vertebræ.	Acht, lang, schmal, scheinen gerade Knochen, wenigstens nicht fest. Haben knorpelige Enden, die nach unten. Länge und Schmälerung nimmt von oben herunter ab.	Fünfe, jede andere gestaltet, die erste manubrienartig, die zweite und dritte phalang-förmig, die vierte hat unten breite Apophysen, die fünfte wie die Spitze des Gesäß gestaltet, es ist als wenn das Menschliche sich von weitem sehen ließe.	Fünf bis sechse, die oberste spitz, nach unten breiter, haben sämmtlich knochenartige Lateralanhänge, welche den Knorpeln und Rippen entgegen gehen.

VIII.

Wir werden uns nun zu einer Angelegenheit die, wenn darin etwas zu entscheiden wäre, großen Einfluß auf alles bisher Gesagte ausüben müßte. Es entsteht nämlich, da so viel von Schätzung und Angeschätzung gesprochen worden, die Frage: ob man denn wirklich die Schädelknochen aus Mark-Knochen ableiten und ihre anfängliche Gestalt, unabsichtlich so groß- und entfernt dieser Grundsatzen, noch anerkennen solle und darfe? Und da bekenn ich denn gerne, daß ich seit beinahe Jahren von dieser Art im Werne Bestätigungen darüber immer fortgesetzt habe. Jetzt ein dramatisches Aperçu, ein solches Gewahrwerden, Auffassen, Begreifen, Gefühl, Idee, wie man es nennen mag, behält immerfort, man gebrauche sich wie man will, eine elektrische Eigenschaft, im Ganzen läßt sich's ungefähr oder nicht beweisen, im Einzelnen läßt sich's wohl vorzeigen, doch bringt man es nicht rund und fertig. Auch werden zwei Personen, die sich von dem Gehörten durchdrungen hätten, doch über die Anwendung desselben im Einzelnen sich schwerlich vereinigen, ja, um weiter zu gehen, dürfen wir behaupten, daß der einzelne, einsame, stille Beobachter und Naturfreund mit sich selbst nicht immer einig bleibt und einen Tag um den andern klarer oder dunkler sich zu dem praktischen Gegenstande verhält, je nachdem sich die Geschäfte seiner und vollkommner oder verworrener kann.

Ich hatte, um nur mich durch ein Gedicht zu erklären, vor einiger Zeit Ideen zusammen an Mannigfaltigkeit das funfzehnte Jahrhundert, durchaus in Architekturen verlebt. Da nun gleich eine solche Entäußerung niemals mein Geschäft gewesen, so ging ich doch aufgeregt, mit Leidenschaft an die Sache und las zu meiner Verwunderung unbekannte Schriftzüge frisch weg, die mir hätten lange räthselhaft bleiben sollen. Aber diese Zufriedenheit dauerte nicht fort: denn als ich nach einiger Zeit das unterbrochene Geschäft wieder aufnahm, bemerkte ich erst daß ich jetzt nämlich eine Arbeit auf dem gewöhnlichen Gang der Aufmerksamkeit zu vollenden fürchte, die mit Geist und Liebe, mit Licht und Freiheit begonnen war, und daß im Stillen nur darauf zu hoffen sey, wie jene glücklichen Eingebungen des Augenblicks sich wieder erneuern möchten.

Finden wir solchen Unterschied bei Betrachtung alter Monumente, deren Sinn doch entschieden fixirt vor uns liegen, wie sehr muß die Schwierigkeit sich steigern, wenn wir der Natur etwas abzugewinnen gedenken, welche, ewig beweglich, das Leben das sie verbirgt nicht erkannt wissen will. Bald zieht sie in Abwechslungen zusammen was in klarer Entwickelung gar wohl fasslich gewesen wäre, bald macht sie, durch reihenhafte Aufzählung mittheilungs Gutmeinlichkeit, unerträgliche lange Weile, sie offenbart was sie verbirgt und verbirgt was sie eben jetzt offenbarte. Und wer darf sich einer so hohen Stärke, einer so bescheidenen Klugheit rühmen, daß er ihm gern an jeder Stelle, in jedem Augenblick zu Willen wäre?

Gelingt nun aber ein solches, aller exoterischen Behandlung durchaus widerstehendes Problem in die bewußte, allmählig mit sich selbst beschäftigte Welt, geschieht dieß auf eine methodisch-beschränkte oder geistreich-kühne Weise, so erfährt das Mitgetheilte gar oft eine kalte, vielleicht widerwärtige Aufnahme, und man sieht ein so starres, geistiges Wesen gar nicht an seinem Platz. Möchte aber auch ein neuer, vielleicht ein alter, einfacher,

ehler Gedanke ist kein Eindruck, so wird er doch niemals rein, wie er ursprünglich war, fortgeführt und entwickelt. Erfinder und Theilnehmer, Lehrer und Schüler, Schüler unter einander, die Gegner gar nicht gerechnet, wirbeln, verwirren, entfernen sich in vielfältiger Behandlung immer mehr und mehr, und zwar dann alles desto mehr, wenn jeder einzelne sich das Ganze wieder kopfund fingerrecht machen will, und es schmeichelhafter ist irrend Original zu sein, als die Wahrheit anerkannt, sich einer bessern Art und Weise unterzuordnen.

Aber nun, in langen Jahren durch, diesen Wirr- und Wirbelsang, so wie in der Geschichte alle auch um sich her, die auf den heutigen Tag beobachtet hat, ein solcher kennt seine jene Hindernisse, weiß wie und warum eine rein Wahrheit so schwer zu entwickeln und zu verbreiten ist, dabei mag ihm wohl zu verzeihen sein, wenn er sich nicht abermals in einen Wust von Widerwärtigkeiten hinein zu wagen Lust spürt.

Deswegen ich denn auch nur kürzlich meine vierjährig gehegte Ueberzeugung wiederhole: daß das Überhaupt des Säugethiers aus sechs Wirbelknochen abzuleiten sey. Drei gelten für das Hinterhaupt, als den Schluß des Gehirns anschließend, und die zarten Lebensnerven, sein verzweigt, in und über das Ganze und zugleich nach außen hin verbreitet; drei hinwieder bilden das Vorderhaupt, zeigen die Außenwelt sich aufschließend, aufsuchend, ergreifend, erfassend.

Jene drei ersten sind anerkannt:

das Hinterhauptbein,
das hintere Keilbein und
das vordere Keilbein;

die drei letzteren aber noch anzuerkennen:

das Gaumbein,
die obere Kinnlade und
der Zwischenknochen.

Gefreut sich einer der verehrlichen Männer, die sich bisher schon eifrig mit diesem Gegenstande beschäftigt, der aufgestellten Ansicht auch nur problemsweise und wendet ein Paar Figuren daran, um mit wenigen Zahlen und Zeichen jeden auszumittelnden wechselseitigen Bezug und geheimes Verhältniß übersehbar zu machen; so erhielte die ohnehin nicht mehr abzuwendende Publicität sogleich eine entschiedene Richtung und wir wagten vielleicht auch noch einiges auszusprechen über die Art und Weise solche Naturgeheimnisse zu beschauen und zu behandeln, um sie zuletzt, vielleicht allgemein fasslich, auf praktische Resultate hinzuleiten, wodurch denn Werth und Würde eines Gedankens doch endlich erst im Allgemeinen geschätzt und anerkannt werden kann.

Specimen

anatomico-pathologicum inaugurale de labii leporini congeniti natura et origine, auctore Constant. Nicati. 1822.

« Wenn gleich die meisten Anatomen gegenwärtig nicht mehr daran zweifeln mögen, daß sich bei Embryonen und jungen intermaxillaria finden wie Göthe bereits im Jahre 1786 zu beweisen sich bemühte, so giebt es doch noch immer einige Schriftsteller, welche sich nicht davon überzeugen können; und für diese sind denn die aus treuer Naturbeobachtung entnommenen Gründe zum Beweise für die Richtigkeit jener Ansicht bestimmt, die der Verfasser mit Klarheit und vollständiger Sachkenntniß anführt, auch eine genaue, durch eine instructive Zeichnung erläuterte Beschreibung des Zwischenknochens beifügt. »

(Siehe Jenaische allgemeine Literatur-Zeitung 1825. No. 175.).

In dem vorhin Mitgetheilten habe ich die Angelegenheit des Zwischenknochens umständlich behandelt, und es sey zum Abschluß wohl aufgenommen, wenn ich eine Stelle hier einrücke die der ganzen Sache ein Ende macht. Merkwürdig ist, daß hier abermals beinahe vierzig Jahre nöthig waren, um ein einfaches, zwar unsichtbares, aber folgereiches Element rein und freudig anerkannt zu sehen. Ich habe nun über diesen Punkt weiter nichts zu sagen und drücke mit Vergnügen die Hoffnung aus die ich hege, von den mündlichen zu diesem Zweck veranstalteten Zeichnungen einiges durch die ernstliche Thätigkeit der angesehenen naturforschenden Gesellschaft, gegenwärtig zu Bern, wohlwollend benutzt zu finden.

Sehr oft mußt' ich im Gange meines Lebens nicht nur von gewöhnlicher Umgebung, sondern von bedeutenden Menschen Vorwürfe hören, daß ich zu viel Werth und Gewicht auf dieses oder jenes Ereigniß des Tages, auf irgend ein Vorkommen der Natur zu legen geneigt sey. Ich konnte mich jedoch keineswegs irre machen lassen, denn ich fühlte wohl daß ich mich auf irgend einer prägnanten Stelle befand, von wo aus gar manches zu erwarten, auch wohl zu thun seyn möchte, und der Erfolg hat mich nicht getäuscht. So ging es mir mit der Hirschhandgeschichte, mit dem Zwischenknochen und so manchem Andern, bis auf die neuesten Zeiten.

Das Schädelgerüst

aus

sechs Wirbelknochen auferbaut.

Die Anerkennung des Zwischenknochens auch beim Menschen war deshalb von so großer Bedeutung, weil zugleich die Consequenz des osteologischen Typus durch alle Gestalten hindurch zugestanden wurde. Eben so war der Aufbau des Schädelgerüstes aus Wirbelknochen, einmal zugegeben, von wichtigen Folgen, denn die Identität aller noch entschieden geformten Einzelnheiten des Typus war dadurch gleichfalls gesichert, hier lagen die zwei Hauptpunkte auf deren Einsicht und Anwendung bei Betrachtung organischer Naturen alles ankam.

Unter dem Titel: Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort, steht in dem Obigen ein Bekenntniß; wie ich erst drei, dann sechs Wirbelknochen anzuschauen und anzuerkennen veranlaßt worden. Hierin fand ich nun Hoffnung und Aussicht auf die schönste Beruhigung, bedachte möglichst die Ausbildung dieses Gedankens ins Einzelne, konnte jedoch nichts Durchgreifendes bewirken. Zuletzt sprach ich diesen vertraulich unter Freunden, welche bedächtig zustimmten und auf ihre Weise die Betrachtung verfolgten.

Im Jahre 1807 sprang diese Lehre tumultuarisch und unvollständig ins Publikum, da es ihr denn an vielem Widerstreit und einigem Beifall nicht fehlen konnte. Wie viel ihr aber die unreife Art des Vortrags geschadet, möge die Geschichte dereinst auseinander setzen, am

schlimmsten in alle der falsche Einfluss auf ein wirkliches Praktisch, welches Andere sich in der Folgezeit leider immer mehr und mehr offenbaren wird.

Mir aber bleibt gegenwärtig nur das Vergnügen Jenen zu werden des verschiedenen reinen Bestrebens, womit Herr Dr. Gauss das ganze organische Gebäude verfolgt und uns in dessen Schwimmt einzuweihen das Glück und die Freude haben wird. Es liegen vor mir Probedrücke der Platten zu seinem unternommenen Werke, ferner eine große Zahl des ganzen organischen Baues vollkommener Thiere, sodann aber besonders noch die gantzliche Entwicklung des Schädels aus einer congloinirten und problematischen Bildung.

Herr Gauss ist mich nun erst vollkommen bewährt, er wurde die fernere Ausbildung mit Zuversicht und sich den Hauptgedanken an den sich so vieles anschließt für alle Zeiten gesichert, indem hier die vereinzelnde Auffassung immer mehr Gunst hinweist, nicht gestattet kann, ebenzustimmen zu sehen, und in Uebereinstimmung das Offene wirksame verweist. Herr gelehrten die höchsten Operationen das Geschäft an deren Uebung und Steigerung uns gewiesen sind.

Erster Entwurf

einer

allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie.

Jena, im Januar 1795.

I. Von den Vortheilen der vergleichenden Anatomie und von den Hindernissen die ihr entgegenstehen.

Naturgeschichte braucht überhaupt auf Vergleichung. Aeußere Kennzeichen sind bedeutend, aber nicht hinreichend, um organische Körper gehörig zu sondern und wieder zusammenzustellen.

Anatomie trifft am organisirten Wesen, was Chemie am unorganisirten.

Die vergleichende Anatomie beschäftigt den Geist mannigfaltig, giebt und Gelegenheit die organischen Naturen aus vielen Gesichtspunkten zu betrachten.

Neben Zergliederung des menschlichen Körpers geht die der Thiere immer fort.

Die Einsicht in den Körperbau und in die Physiologie des Menschen ist durch Entdeckungen, die man an Thieren gemacht, sehr erweitert worden.

Die Natur hat verschiedene Eigenschaften und Bestimmungen unter die Thiere vertheilt, jedes zeigt sich charakteristisch auszusprechen. Ihr Bau ist einfach, mannigfaltig, oft in großes, weitsichtiges Maaß ausgedehnt.

Der Menschen Bau ist in zarter Ramification vermannigfaltigt, reich und gedrängt ausgestattet, bedeutende Stellen in die Enge gezogen, abgesonderte Theile durch Anastomosen verbunden.

Dem Beobachter liegt im Thiere das Thierische mit allen unmittelbaren Forderungen und Bedürfnissen vor Augen.

Im Menschen ist das Thierische zu höheren Zwecken verbraucht und für das Auge wie für den Geist in Schatten gestellt.

Die Hindernisse welche der vergleichenden Anatomie beider im Wege standen, sind mannigfaltig. Sie hat keine Vorfahren und jede durch empirische Behandlung mißbrauchte Wissenschaft hat ein weiten Umfang.

Die Beobachtungen die den einzelnen wie sie gemacht worden sieden. Man konnte sich unter Terminologien nicht vereinigen. Gelehrte, Stallmeister, Jäger, Fischer rc. hatten verschiedene Benennungen hervorgebracht.

Niemand glaubte an einen Vereinigungspunkt, an den man die Beobachtungen hätte anschließen können, aber einen Gesichtspunkt, aus dem man sie anzusehen hätte.

Man wendete, wie in andern Wissenschaften so auch hier nicht genug gesonderte Verstandesarten an. Entweder man nahm die Sache zu trivial und bekrte bloß an der Erscheinung, oder man suchte sich durch Entursachen zu diesem wodurch man sich denn nur immer weiter von der Idee eines lebendigen Wesens entfernte. Eben so sehr und auf gleiche Weise hinderte die fromme Denkart, da man jedes Einzelne zur Ehre Gottes unmittelbar verbrauchen wollte. Man verlor sich in leere Speculationen, z. B. über die Seele der Thiere u. s. w.

Die Anatomie des Menschen bis in die feinsten Theile zu verfolgen, ward eine unendliche Arbeit gefordert. Ja sogar diese, der Medezin untergeordnet, konnte nur von wenigen als ein besonderes Studium betrieben werden. Noch wenigere hatten Neigung, Zeit, Vermögen und Gelegenheit in der vergleichenden Anatomie etwas Bedeutendes und Zusammenhängendes zu leisten.

II. Ueber einen aufzustellenden Typus zu Erleichterung der vergleichenden Anatomie.

Die Aehnlichkeit der Thiere unter einander und mit dem Menschen ist in die Augen fallend und im Allgemeinen anerkannt, im Besondern schwerer zu bemerken, im Einzelnen nicht immer sogleich herauszufinden, öfters verkannt und manchmal gar verläugnet. Die verschiedenen Meinungen der Beobachter sind daher schwer zu vereinigen. Denn es fehlt an einer Norm, an der man die verschiedenen Theile prüfen könnte; es fehlt an einer Folge von Grundsätzen, zu denen man sich bekennen müßte.

Man verglich die Thiere mit dem Menschen und die Thiere unter einander, und so war bei jeder Arbeit immer nur etwas Einzelnes ergriffen und, durch diese vermehrten Einzelnheiten, jede Art von Uebersicht immer unmöglicher. Beispiele aus Buffon würden sich manche vorlegen lassen. Jeffroi's Untersuchungen und Andrer wäre in diesem Sinne zu beurtheilen. Da man nun auf solche Weise all Thiere mit jedem, und jedes Thier mit allen verglichen mußte, so sieht man die Unmöglichkeit ein, je auf diesem Wege ein Vereinigung zu finden.

Deshalb geschieht hier ein Vorschlag zu einem anatomischen Typus, zu einem allgemeinen Bild, worin die Gestalten sämmtlicher Thiere, der Möglichkeit nach, enthalten wären, und wornach man jedes Thier in einer gewissen Ordnung beschriebe. Dieser Typus müßte so viel wie möglich in physiologischer Rücksicht aufgestellt seyn. Schon aus der allgemeinen Idee eines Typus folgt, daß kein einzelnes Thier als ein solcher Vergleichungsnormen aufgestellt werden könne, kein Einzelnes kann Muster des Ganzen seyn.

Der Mensch, bei seiner hohen organischen Vollkommenheit, darf, eben dieser Vollkommenheit wegen, nicht als Maßstab der unvollkommenen Thiere aufgestellt werden. Man verfahre ohngefähr folgendermaßen.

Die Erfahrung muß uns belehrt die Theile lehren, die allen Thieren gemein sind, und wenn diese Theile verglichen sind. Die Idee muß über dem Ganzen wal-

den und auf eine genetische Weise das allgemeine Bild abgeben. Ist ein solcher Typus auch nur zum Versuch aufgestellt, so können wir die bisher gebräuchlichen Vergleichungsarten zur Prüfung desselben sehr wohl benutzen.

Man vergleicht: Thiere unter einander, Thiere zum Menschen, Menschenarten unter einander, die beiden Geschlechter wechselseitig, Hauptheile des Körpers, z. B. obere und untere Extremitäten, untergeordnete Theile, z. B. einen Wirbelknochen mit den andern.

Alle diese Vergleichungen können nach aufgestelltem Typus noch immer statt finden, nur wird man sie mit besserer Folge und grösserm Einfluß auf das Ganze der Wissenschaft verbinden. Ja manches was bisher schon geschehen, bestätigt sich und die mannigfaltigen Beobachtungen an geheilten Leiden einreihen.

Nach aufgestelltem Typus verfährt man bei Vergleichung auf doppelte Weise. Erstlich teilt man einzelne Thiere nach demselben beschreibt. Ist dieses geschehen, so braucht man Thier mit Thier nicht mehr zu vergleichen, sondern man hält die Beschreibungen nur gegen einander und die Vergleichung macht sich von selbst. Sodann kann man aber auch einen besondern Theil durch alle Hauptanstalten durch beschreiben, wodurch eine lebendige Vergleichung vollkommen bewirkt wird. Beide Arten von Monographien müßten jedoch so vollständig als möglich seyn, wenn sie fruchten sollten, besonders zur letztern könnten sich mehrere Beobachter vereinigen. Doch müßte man vorerst über ein allgemeines Schema sich verständigen, worauf das Mechanische der Arbeit durch eine Tabelle befördert werden könnte, welche jeder bei seiner Arbeit zu Grunde legte. Und so wäre es gewiß daß er bei der Lücken, specialisten Arbeit für alle, für die Wissenschaft gearbeitet hätte. Bei der jetzigen Lage der Dinge ist es traurig daß jeder wieder von vorne anfangen muß.

III. Allgemeinste Darstellung des Typus.

Im Vorhergehenden war eigentlich nur von comparirter Anatomie der Säugthiere gesprochen und von dem Mittel, welche das Studium derselben erleichtern könnten; jetzt aber, da wir die Ordnung des Typus unternehmen, müssen wir uns weiter in der organischen Natur umsehen, weil wir ohne einen solchen Überblick kein allgemeines Bild der Säugethiere aufstellen können, und weil sich dieses Bild, wenn wir bei dessen Construction die ganze Natur zu Rathe ziehen, künftigen rückwärts dergestalt modificiren läßt, daß auch die Bilder unvollkommener Geschöpfe darauf bezogen sind.

Alle einigermaßen entwickelten Geschöpfe zeigen schon am äußern Gebäude drei Hauptabtheilungen. Man betrachte die vollendeten Insekten! Ihr Körper besteht in Theilen, welche verschiedene Lebensfunctionen ausüben, durch ihre Verbindung unter einander und Wirkung auf einander die organische Existenz auf einer hohen Stufe darstellen. Diese drei Theile sind das Haupt, der Mittel- und Hintertheil; die Hülfsorgane findet man unter verschiedenen Umständen an ihnen befestigt.

Das Haupt ist seinem Platze nach immer vorn, ist der Versammlungsort der abgesonderten Sinne und enthält die regierenden Sinnswerkzeuge, in einem oder mehreren Nervenknoten, die wir Gehirn zu nennen pflegen, verbunden. Der mittlere Theil enthält die Organe des innern Lebensumriebs und einer immer fortdauernden Bewegung nach außen; die Organe des innern Lebensumfanges sind wenigst bedeutend, weil bei diesen Geschöpfen jeder Theil offenbar mit einem eigenen Leben begabt ist. Der hintere Theil enthält die Organe der Nahrung und Fortpflanzung, so wie der gröbern Aufforderung.

Sind nun die benannten drei Theile getrennt und oft nur durch fadenartige Röhren verbunden, so zeigt dieß einen vollkommenen Zustand an. Deshalb ist der Hauptmoment der successiven Raupenverwandlung zum Insect eine successive Separation der Systeme, welche im Wurm noch unter der allgemeinen Hülle verborgen lagen, sich theilweis in einem unruhsamen, unausgesprochenen Zustand befanden; nun aber, da die Entwicklung geschehen ist, da die letzten besten Kräfte für sich wirken, so ist die freie Bewegung und Thätigkeit des Geschöpfs verbunden und durch mannigfaltige Bestimmung und Absonderung der organischen Systeme die Fortpflanzung möglich.

Bei den vollkommenen Thieren ist das Haupt von der zweiten Abtheilung mehr oder weniger entschieden abgesondert, die dritte aber durch Verlängerung des Rückgrats mit der vordern verbunden und in eine allgemeine Decke gehüllt, daß sie aber durch eine Scheidewand von dem mittlern System der Brust abgetheilt sey, zeigt uns die Vergliederung.

Hülfsorgane hat das Haupt, insofern sie zur Aufnahme der Speisen nöthig sind; sie zeigen sich bald als zahnlose Zangen, bald als mehr oder weniger verbundene Kinnladenpaar.

Der mittlere Theil hat bei unvollkommenen Thieren sehr viele Hülfsorgane, Füße, Flügel und Flügeldecken; bei den vollkommenen Thieren sind an diesem mittlern Theile auch die mittlern Hülfsorgane, Arme oder Vorderfüße, angebracht. Der hintere Theil hat bei den Insecten in seinem entwickelten Zustand keine Hülfsorgane, dagegen bei vollkommenen Thieren, wo die beiden Systeme angenähert und zusammengedrängt sind, finden die letzten Hülfsorgane, Füße genannt, am hintern Ende des dritten Systems, und so werden wir die Säugethiere durchgängig gebildet finden. Der letzte oder hinterste Theil hat mehr oder weniger noch eine Fortsetzung, den Schwanz, die aber eigentlich nur als eine Andeutung der Unendlichkeit organischer Existenzen angesehen werden kann.

IV. Anwendung der allgemeinen Darstellung des Typus auf das Besondere.

Die Theile des Thieres, ihre Gestalt unter einander, ihr Verhältniß, ihre besondern Eigenschaften, bestimmt man die Lebensbedürfnisse des Geschöpfs. Daher die entschiedene, aber eingeschränkte Lebensweise der Thiergattungen und Arten.

Betrachten wir nach jenem, erst im allgemeinsten aufgestellten Typus die verschiedenen Theile der vollkommenen, die wir Säugthiere nennen, so finden wir, daß der Bildungstrieb der Natur zwar eingeschränkt ist, dabei jedoch, wegen der Menge der Theile und wegen der vielfachen Modificabilität, die Veränderungen der Gestalt ins Unendliche möglich werden.

Wenn wir die Theile genau kennen und betrachten, so werden wir finden, daß die Mannigfaltigkeit der Gestalt daher entspringt, daß bei dem oder jenem Theil ein Uebergewicht über die andern zugestanden ist.

So sind, zum Beispiel, Hals und Extremitäten auf Kosten des Körpers bei der Giraffe begünstigt, dahingegen beim Maulwurf das umgekehrte statt findet.

Bei dieser Betrachtung tritt uns nun gleich das Gesetz entgegen: daß keinem Theil etwas zugelegt werden

stanz, ohne daß einem andern dagegen etwas abgezogen werde und umgekehrt.

Hier sind die Schranken der thierischen Natur, in welchen sich die bildende Kraft auf die mannichfaltigste und beinahe auf die wunderbarste Weise zu bewegen scheint, ohne daß sie im mindesten fähig wäre den Kreis zu durchbrechen oder ihn zu überspringen. Der Bildungstrieb ist hier in einem ganz besondern, aber doch weit eingeschränkten Reiche zum Schwärmen gelegt. Die Fesseln seines Gangs, in welche sein Aufsteigen gelegt ist, sind ihm vorgeschrieben, muß er auf jedes weiden will, seht thun, bis auf einen gewissen Grad, frei. Bleibt er einen mehr gewunden, so ist er nicht ganz gefesselt, allein er ist genöthigt an einer andern Seite etwas fehlen zu lassen, und so kann die Natur sich niemals verschwenden, aber nicht gar dürftig werden.

Wir wollen versuchen uns durch das Verhältniß der thierischen Bildung in diesen Leitfaden durchzuwinden, und wir werden künftig finden daß er auch hie zu den feinsten lebenden organischen Naturen hindurchführt. Wir wollen ihn an der Form prüfen, um ihn nachher auch bei den Kräften brauchen zu können.

Wir denken uns also das abgeschlossene Thier als eine kleine Welt, die um ihrer selbst willen und durch sich selbst da ist. So ist auch jedes Geschöpf Zweck seiner selbst, und weil alle seine Theile in der unmittelbarsten Wechselwirkung stehen, ein Verhältniß gegen einander haben und dadurch den Kreis des Lebens immer erneuern, so ist auch jedes Thier als physiologisch vollkommen anzusehen. Kein Theil desselben ist von innen betrachtet, unnütz, oder wie man sich manchmal vorstellt, durch der Bildungstrieb gleichsam willkührlich hervorgebracht, obgleich Theile noch außen zu unnütz erscheinen können, weil der innere Zusammenhang der thierischen Natur sie so gestaltet, ohne sich um die äußern Verhältnisse zu bekümmern. Man muß alle künftig von solchen Gliedern, wie z. B. von den Schwänzen des Sus babirussa, nicht sagen, wozu dienen sie? sondern, wofür entsprungen sie? Man wird nicht verlangen, einem Stier seyn die Hörner gegeben, daß er stoße, sondern man muß untersuchen, wie er Hörner haben könne um zu stoßen. Innen alle meinen Zweck, den wir nun deutlich erst construiren und in seinen Theilen erst erforschen wollen, werden wir im Ganzen unvereinbarlich finden, werden die höchste Güte der Natur, die Schöpferkraft selbst, unter den verschiedenen Gestalten in ihren Theilen höchst übereinstimmend antreffen.

Nun aber müssen wir, indem wir bei und mit dem Lebendigen beharren, auch zugleich mit und neben dem Beharrlichen unsere Ansichten in verändern in so mannigfaltige Bewegsamkeit lernen, damit wir den Typus in aller seiner Beständigkeit zu verfolgen vermögend seyn und uns diese Freiheit nirgend hin entschlüpfe.

Fragt man aber nach den Anlässen, wodurch eine so mannigfaltige Bestimmbarkeit zum Vorschein kommt, so antworten wir vorerst: das Thier wird durch Umstände zu Umständen getrieben, daher seine innere Vollkommenheit und seine Gewandtsamkeit nach außen.

Um nun jene Zwecke desselben nicht zu Grunde und Bedingungen zu machen, suchen wir einige Beispiele an. Die Schwäche steht in der Organisation weit oben. Sie ist ein unentbehrliches Hemmt, mit einem vollkommen perfectum, einer recht verbundenen animalischen Kunstuhr. Allein sie steht mit gleichem unendlich und ist kein zu bewundernd Ding, weil er weder Materie noch Kraft auf Vollkommenheit zu verwenden hat. Betrachtet man sie in einer andern Bildung derselben, wie z. B. bei der Eidechse mit langen Arm- und Fußbeinen so braucht werden, so muß sie unbedingt länger sogleich sich zusammenziehen und ein kürzeres Körper darstellen. Die langen Beine des Frosches nöthigen den Körper dieser Creatur in eine sehr kurze Form und die ungestalte Kröte ist nach eben diesem Gesetze in die Breite gezogen.

Hier kommt es nun darauf an, wie weit man diese Formen durch die verschiedenen naturhistorischen Classen, Geschlechter und Arten, entweder durchführen und durch Beurtheilung des Habitus und der äußerlichen Kennzeichen die Ideen im Allgemeinen anschaulich und angenehm machen wolle, damit die Lust und der Muth erregt werde, mit Aufmerksamkeit und Mühe das Einzelne zu durchsuchen.

Zuerst wäre aber der Typus in der Rücksicht zu betrachten, wie die verschiedenen elementaren Naturkräfte auf ihn wirken, und wie er den allgemeinen äußern Gesetzen, bis auf einen gewissen Grad, sich gleichfalls fügen muß.

Das Wasser schwellt die Körper die es umgiebt, berührt, in die es mehr oder weniger hineindringt, entschieden auf. So wird der Rumpf des Fisches, besonders das Fleisch desselben aufgeschwellt, nach den Gesetzen des Elementes. Nun muß nach den Gesetzen des organischen Typus auf diese Auffschwellung des Rumpfes das Zusammenziehen der Extremitäten oder Hülfsorgane folgen, ohne was noch weiter für Bestimmungen der übrigen Organe daraus entstehen, die sich später zeigen werden.

Die Luft, indem sie das Wasser in sich aufnimmt, trocknet aus. Der Typus also, der sich in der Luft entwickelt, wird, je reiner, je weniger feuchte sie ist, desto trockner innerlich werden, und es wird in mehr oder weniger magrer Vogel entstehen, dessen Fleisch und Knochengerüste reichlich zu bekleiden, dessen Hülfsorgane hinlänglich zu versorgen, für die bildende Kraft noch Stoff genug übrig bleibt. Was bei dem Fische auf das Fleisch gewandt wird, bleibt dort für die Federn übrig. So bildet sich der Adler durch die Luft zur Luft, durch die Begierden zur Begierde. Der Schwan, die Gans, als eine Art von Amphibien, verrathen ihre Neigung zum Wasser schon durch ihre Gestalt. Die runderum der Storch, der Strandläufer ihre Neigung zur Luft begleitenden, ist unbedeutender und ihre Neigung zur Luft begleitenden, ist unbedeutender Beachtung werth.

So wird man die Wirkung des Klima's, der Vegetation, der Wärme und Kälte, nebst den Einflüssen des Wassers und der gemeinen Luft, auch zur Bildung der Säugethiere sehr wichtig finden. Wärme und Feuchtigkeit schwellt auf und bringt selbst innerhalb der Grenzen des Typus unerklärlich scheinende Ungeheuer hervor, indessen Hitze und Trockenheit die vollkommensten und anregendsten Gestalten, so sehr sie auch der Natur und Gesetzlichkeit nach dem Menschen entgegen stehen, z. B. den Löwen und Tiger hervorbringen, und so ist das was Klima allein im Stande selbst der unvollkommnen Organisation etwas Menschenähnliches zu ertheilen, wie z. B. im Affen und Papageien geschieht.

Man kann auch den Typus verhältnißmäßig gegen sich selbst betrachten und die Vergleichung innerhalb desselben anstellen, z. B. die Vergleichung der harten und weichen Theile gegen einander. So scheinen z. B. die Ernährungs- und Zeugungs-Organe weit mehr Kraft anzuwenden als die Bewegungs- und Amt-Organe. Herz und Lunge stehen in einem bedeutenden Gegensatze gegen, anstatt das Magen, Gedärme und Gekröse in einem weichen Verhältnisse schwanken. Man sieht da, daß der Bildungs-Instinct nach, so gut ein Bildungstrieb als ein Nutztrieb thätig wirkt. Aber das Verhältniß, bei den Thieren das untere, ist gegen das Nutztrieb der Leichter, kurz und schwach. Seine Eingeweide sind

länglich, schmal oder breit gebildet, und wenn das Rückgrat vollkommen oder unvollkommene Rippen zu Rückhalt hat, so stehen am Brustgrate nur Knorpel gegenüber. Das Brustgrat schützt alle den sämmtlichen oberen Eingeweiden einen Theil seiner Festigkeit, den unteren hingegen seine völlige Ersetzung aufzuopfern; so wie selbst das Rückgrat diejenigen Rippen, welche an den Lendenwirbeln stehen konnten, der vollkommenen Ausbildung der benachbarten wichtigen weichen Theile aufopfert.

Wenden wir nun sofort das von uns ausgesprochene Gesetz auf verwandte Naturerscheinungen an, so möchte manches interessante Phänomen erklärbar seyn. Der Hauptton ist der ganzen weiblichen Gestalt die Gebärmutter. Sie nimmt unter den Eingeweiden einen vorzüglichen Platz ein, und äußert, entweder in der Wirklichkeit oder Möglichkeit, die höchsten Kräfte, in Anziehung, Ausdehnung, Zusammenziehung u. s. w. Man schaue die Bildungskraft auf diesen Theil, durch alle vollkommenen Thiere, so viel verwandte zu missen daß sie genöthigt ist bei und den Theilen der Gestalt kärglich zu verfahren, daher möchte ich die mehrere Schenkelheit des Weibchens erklären: auf die Gestalt war so viel zu verwenden, daß äußerer Schein nicht mehr statt finden konnte. In der Ausführung der Arbeit selbst werden uns viele solche Fälle vorkommen, die wir hier im Allgemeinen nicht voraus nehmen dürfen.

Durch alle diese Betrachtungen steigen wir zuletzt zum Menschen herauf und es wird die Frage seyn: ob? und wann wir den Menschen auf der höchsten Stufe der Organisation antreffen? hoffentlich auch uns unser Faden durch dieses Labyrinth durchbringen und uns auch über die verschiedenen Abweichungen der menschlichen Gestalt und zuletzt über die schönste Organisation Aufschluß geben.

V. Vom osteologischen Typus insbesondere.

Ob nun aber diese Vorstellungsart dem zu behandelnden Gegenstande so völlig gemäß sey, kann nur dann erst geprüft und entschieden werden, wenn durch umfassende Anatomie die Theile der Thiere gefordert und weiter mit einander verglichen werden. Auch die Methode, nach welcher wir nunmehr die Ordnung der Theile betrachten, wird hinlänglich erst durch Erfahrung und Gelingen gerechtfertiget.

Das Knochengebäude ist das deutliche Gerüst aller Gestalten. Einmal wohl erkannt, erleichtert es die Verkenntniß aller übrigen Theile. Hier sollte man freilich, ehe wir weiter gehen, manches besprechen werden, z. B. wie es mit der Osteologie des Menschen gegangen? Auch sollte man über partes propriae et improprias einiges verbreiten; doch ist uns diesmal nur gegönnt lakonisch und aphoristisch zu verfahren.

Ohne Widerrede zu befürchten, dürfen wir vorerst behaupten daß die Eintheilung des menschlichen Knochengebäudes vielfältig verstanden; daher man denn der Beschreibungen bald mehr bald weniger Knochen annahm, auch jeder sie nach Belieben und eigner Ordnung beschrieb.

Wie es ferner nach so vielfältigen Bemühungen um die Knochenlehre des Säugethieres überhaupt aussehe, wäre sorgfältig auszumitteln, wobei denn Camper's Urtheil über die wichtigsten Schriften der vorzüglichen Osteologie jeder Prüfung und Benutzung zu Statten käme.

Im Ganzen wird man sich auch bei der allgemeinen vergleichenden Osteologie überzeugen, daß sie eben aus Mangel eines festen Verhältnisses und dessen genau bestimmter Anordnung in große Verwirrung ist gerathen sey; Belcher, Geiter, Duverney, Daubenton und andere sind nicht frei von Verwechslung der Theile; ein Fehler der beim Beginnen jeder Wissenschaft unvermeidlich, bei dieser aber sehr verzeihlich ist.

Gewisse beschränkende Meinungen setzen sich fest, man wollte z. B. dem Menschen seinen Zwischenknochen absprechen. Was man dabei zu gewinnen glaubte, war wenig bedeutig genug: hier sollte das Unterscheidungszeichen zwischen uns und dem Affen seyn. Dagegen kann eine man nicht daß man durch intuitive Läugnung des Typus die schönste Aussicht verliert.

Ferner behauptete man eine Zeit lang: der Elephant habe keine Zwischenknochen; dieses hat sich unbestreitbar der obern Kinnlade angeeignet, und ein genauer Beobachter hat wohl bemerken kann, daß von der obern Kinnlade sich ein Lamellen um den unabsehbaren Zahn herumschlingt und die Natur keineswegs duldet daß hier etwas gegen Gesetz und Ordnung geschehe.

Wenn wir nun zuvor sprechen daß der Mensch nicht keine fünf Zehen, das Thier nicht für den Menschen als Typus aufgestellt werden, so müssen wir nunmehr das Dritte was sich zwischen beide hineinsetzt, umständlich beleuchten und die Ursache unserer Verfahrens nach und nach zur Sprache bringen.

Nothwendig ist es daher alle Knochenabtheilungen, welche nur vorkommen können, aufzusuchen und zu bemerken; lange gelangen wir durch Betrachtung der verschiedensten Thiergattungen, ja durch Untersuchung des Fötus.

Wir nehmen das vorhandene Thier wie es vor uns steht und das Haupt vorwärts, den Leib nach hinten, und denken erst den Schädel, dann das übrige zusammen, die Begriffe, Gedanken, Erfahrungen die uns hierbei leiten sprechen wir zum Theil aus, wir lassen sie vermuthen und theilen sie in der Folge mit; ohne weiteres also zur Darlegung des ersten allgemeinsten Schema.

VI. Der osteologische Typus in seiner Eintheilung zusammengestellt.

A. Das Haupt.

a. Ossa intermaxillaria.
b. Ossa maxillae superioris,
c. Ossa palatina.

Diese Knochen lassen sich in mehr als Einem Sinne mit einander vergleichen: sie bilden die Base des Gesichtes und Vordertheiles; sie machen zusammen den Gaumen aus; sie dehnen in der Form dieses gemein, und stehen behülflich voran, weil wir das Thier von vornen nach hinten zu beschreiben und die beiden ersten nicht allein offenbar die vordersten Theile des Thierkörpers ausmachen, sondern auch den Charakter des Gesichts vollkommen aussprechen, weil ihre Form die Nahrungsweise des Geschöpfs bestimmt.

d. Ossa zygomatica,
e. Ossa lacrymalia

setzen wir auf die vorderen und bilden das Gesicht mehr aus; auch wird der untere Rand der Augenhöhle fertig.

f. Ossa nasi,
g. Ossa frontis

setzen wir als Decke über jene, ergänzen den oberen Rand der Augenhöhlen, die Räume für die Geruchsorgane und das Gewölbe des Vordertheiles.

h. Os sphenoideum anterius

setzen wir dem Hinterhaupt unten und hinten als Base zu, bereitet dem Vordertheile das Bette und bedeckt Nasen- und Augenlöcher. Der Körper dieses Knochens ist

mit dem Körper des Os posterius beim Menschen immer verwachsen.

i. Os ethmoideum,
k. Conchæ,
l. Vomer

und so kommen die Werkzeuge des Geruchs an ihren Ort.

m. Os sphenoideum posterius

schließt sich an das vordere an. Die Basis des Gehirns behauptet nähert sich ihrer Vollkommenheit.

n. Ossa temporum

bilden die Wände über denselben, verbinden sich vermittels.

o. Ossa bregmatis

decken diese Abtheilung des Gehirns.

p. Basis ossis occipitis

vergleicht sich den beiden Sphenoideis.

q. Ossa lateralia

machen die Wände, vergleichen sich den Ossibus temporum.

r. Os lambdoideum

schließt das Gebäude, vergleicht sich den Ossibus bregmatis.

s. Ossa petrosa

enthalten die Gehörwerkzeuge und werden an dem leeren Platze eingefügt.

Hier endigen sich die Knochen die das Gebäude des Hauptes ausmachen und gegeneinander unbeweglich sind.

t. Kleine Knochen des Gehörwerkzeuges.*

Bei der Ausführung wird gezeigt wie diese Knochenabtheilungen wirklich existiren, wie sie noch Untertheilungen haben. Es wird die Proportion und das Verhältniß derselben unter einander, Wirkung auf einander, Wirkung der äußern und innern Theile dargestellt und der Typus construirt und mit Beispielen erläutert.

B. Der Rumpf.

I. Spina dorsalis,
a. Vertebræ colli.

Nähe des Hauptes wirkt auf die Halswirbel, besonders die ersten.

b. dorsi,

die Wirbelknochen, an denen die Rippen angesetzt sind, kleiner als die

c. lumborum,

Lendenwirbel die frei stehen,

d. pelvis,

diese werden durch die Nähe der Beckenknochen mehr oder weniger verändert,

e. caudæ,

sind an der Zahl verschieden.

Costæ
veræ,
spuriæ,

II. Spina pectoralis,
Sternum,
Cartilagines.

Die Vergleichung des Rück- und Brustgrates, der Rippen und der Knorpel führet uns auf interessante Punkte.

C. Beifolgende.

1. Maxilla inferior,
2. Brachia
affixa sursum vel retrorsum
Scapula
deorsum vel antrorsum,
Clavicula.
Humerus,
Ulna, radius,
Carpus,
Metacarpus,
Digiti,

Form. Proportion, Zahl.

3. Pedes
affixi sursum vel adversum,
Ossa ilium,
Ossa ischii
deorsum vel antrorsum,
Ossa pubis,
Femur, patella,
Tibia, fibula,
Tarsus,
Metatarsus,
Digiti.

Innere:
Os hyoides
Cartilagines, plus minus ossificatæ.

VII. Was bei Beschreibung der einzelnen Knochen vorläufig zu bemerken sey.

Beantwortung zweier Fragen ist nothwendig:

I. Finden wir die im Typus aufgestellten Knochenabtheilungen in allen Thieren?

II. Wann erkennen wir daß sie dieselben seyen? Hindernisse.

Die Knochenbildung ist unbeständig:

a. in ihrer Ausbreitung oder Einschränkung;
b. in dem Verwachsen der Knochen;
c. in den Gelenken der Knochen gegen die Nachbarn;
d. in der Zahl;
e. in der Größe;
f. in der Form.

Die Form ist:

einfach oder ausgebildet, zusammengedrängt oder entwickelt;
bloß nothdürftig oder überflüssig begabt;
vollkommen und isolirt oder zusammen verwachsen und verringert.

Vortheile:

Die Knochenbildung ist beständig,

a) daß der Knochen immer an seinem Platze steht;
b) daß er immer dieselbe Bestimmung hat.

Die erste Frage läßt sich also nur unter der Hinsicht auf die Hindernisse und unter den angegebenen Bedingungen mit Ja beantworten.

Die zweite Frage können wir auflösen, wenn wir uns der obengenannten Vortheile bedienen. Und zwar werden wir dabei folgendermaßen zu Werke gehen:

1) werden wir den Knochen an seinem Platze aufsuchen;

2) nach dem Platze den er in der Organisation einnimmt seine Bestimmung kennen lernen;

3) die Form die er nach seiner Bestimmung haben kann, und im Allgemeinen haben muß, determiniren;

4) die mögliche Abweichung der Form theils aus dem Begriff, theils aus der Erfahrung herleiten und abstrahiren;

5) und bei jedem Knochen diese Anmerkungen, in einer gewissen aufsteigenden Ordnung möglichst vortragen.

Und so können wir hoffen, wenn sie sich unserm Blick entziehen, sie aufzufinden, ihre verschiedenen Bildungen unter einen Hauptbegriff zu bringen und auf diese Art die Vergleichung zu erleichtern.

A. Verschiedenheit der Einschränkung und Ausbreitung des ganzen Knochensystems.

Wir haben schon den osteologischen Typus im Ganzen dargestellt und die Ordnung festgesetzt nach welcher wir seine Theile durchgehen wollen. Ehe wir nun aber zum Besondern schreiten, ob wir es wagen die Eigenschaften aufzusuchen, welche jedem Knochen im allgemeinsten Sinne zukommen, dürfen wir uns die Hindernisse nicht vorbergen, welche unsern Bemühungen entgegen stehen konnten.

Indem wir jenen Typus aufstellen und zwar als eine allgemeine Norm, wornach wir die Knochen der sämmtlichen Säugthiere zu beschreiben und zu beurtheilen denken, setzen wir in der Natur eine gewisse Consequenz voraus, wir trauen ihr zu daß sie in allen einzelnen Fällen nach einer gewissen Regel verfahren werde. Auch können wir darinnen nicht irren. Schon oben sprachen wir unsere Ueberzeugung aus, so ist uns jeder flüchtige Blick auf das Thierreich bekräftigt: daß ein gewisses allgemeines Bild allen diesen einzelnen Gestalten zu Grunde liege.

Allein die lebendige Natur könnte diese einfache Bild nicht in das unendliche vermannigfaltigen, wenn sie nicht einen großen Spielraum hätte, in welchem sie sich bewegen kann, ohne aus den Schranken ihres Gesetzes herauszutreten. Wir wollen also zuerst zu bemerken suchen, wenn die Natur bei Bildung der einzelnen Knochen sich unbedingt zeigt, sodann wenn sie sich beschränkt erweist, und es wäre uns möglich schon auf diesem Wege die allgemeinen Bezüge festzustellen, nach welchen jeder einzelne Knochen durch das ganze Thierreich zu finden ist.

Die Natur ist unbedingt in der Ausbreitung und Einschränkung des Knochensystems.

Das Knochengebäude kann als Theil eines organischen Ganzen nicht isolirt betrachtet werden. Es steht mit allen übrigen Theilen, den baldbarten und weichen, in Verbindung. Die übrigen Theile sind mehr oder weniger mit dem Knochensystem verwandt und fähig in den festen Zustand überzugehen.

Wir sehen dieß deutlich bei der Erzeugung der Knochen, wer und nach der Geburt eines wachsenden Thieres, wo die Membranen, Knorpel und nach und nach die Knochenmassen gebildet werden; wir sehen es bei alten Personen, in kranken Zustande, wo mehrere Theile, welche die Natur nicht mit zum Knochensystem bestimmt hat, verknöchern und zu demselben hinübergezogen werden und daß die dadurch gleichsam ausgedrückte Natur.

Eben diese Verfahren hat sich die Natur vorbehalten bei Bildung der Thiere die und da anzuwenden, und die Knochenmasse derthin zu bringen, wo bei andern nur Sehnen und Muskeln sich befinden. So hängt z. B. bei einigen Thieren die jetzt ist es mir vom Pferd und Hund bekannt mit dem Knorpel des processus styloideus ossis temporum ein längerer, flacher, fast wie eine kurze Gurte gestalteter Knochen zusammen, dessen weitere Bestimmung und Verbindung aufzusuchen ist. Es ist bekannt daß z. B. der Bär, einige Fledermäuse, einen Knochen in der männlichen Ruthe haben, und es werden sich solche Fälle noch mehrere finden.

Es scheint aber auch im Gegentheil die Natur ihr Knochensystem manchmal einzuschränken und die und da etwas fehlen zu lassen, wie z. B. das Schlüsselbein manchen Thieren völlig abgeht.

Es drängen sich uns bei dieser Gelegenheit mehrere Betrachtungen auf, die denen aber dort zu verweisen sind wo der Fall vorkommt, z. B. wie der Verknöcherung gewisse Grenzen gesetzt sind, welche sie nicht überschreitet, ob man gleich nicht bemerken kann was sie zurückhält. Ein auffallendes Beispiel giebt sich an den Knochen, Knorpeln und Membranen des Schlundes.

So wird es uns, um nur einen Seitenblick in die weite Natur zu thun, künftig merkwürdig werden, wenn wir sehen, wie bei Fischen und Amphibien, sich oft große Knochenmassen auf die Haut werfen und, wie wir bei der Schildkrote wahrnehmen, die äußern gewöhnlich weichen und zarten Theile in einen harten und starren Zustand überziehen.

Doch müssen wir uns vorerst in unserm engen Kreise einschließen und nur das nicht außer Acht lassen, was eben angezeigt worden, daß nämlich flüssige, weiche und ganz harte Theile in einem organischen Körper als Eins angesehen werden müssen, und daß es der Natur frei stehe bald da bald dorthin zu wirken.

B. Verschiedenheit des Verwachsens.

Wenn wir jene Knochenabtheilungen bei verschiedenen Thieren aufsuchen, so finden wir daß sie nicht überall dieselbigen zu seyn scheinen, sondern daß sie manchmal zusammen verwachsen, manchmal von einander getrennt, in verschiedenen Gattungen und Arten, ja sogar in verschiedenen Individuen derselben Art, besonders auch von verschiedenen Alteren dieser Thierchen gefunden werden, ohne daß man eben sogleich eine Ursache dieser Mannigfaltigkeit anzugeben wüßte.

Es ist dieser Punkt, so viel mir bewußt ist, noch nie mals recht durchgearbeitet worden, und es sind dabei die Differenzen bei Beschreibung des menschlichen Körpers entstanden, wo sie zwar, wenn sie auch nicht fehlerlich sind, dennoch wegen der Beschränktheit des Gegenstandes selbst nicht hinderlich seyn mögen.

Wissen wir nun aber unsere osteologischen Kenntnisse über die sämmtlichen Säugthiere ausbreiten, wollen wir dabei so zu Werke gehen, daß wir durch unsere Methode selbst den andern Thierclassen, den Amphibien und Vögeln, uns nähern, ja zuletzt an eben dem Faden und durch die ganze Reihe der organischen Körper durchdringen können, so müssen wir freilich anders zu Werke gehen und, wie das alte Sprüchwort sagt, um gut zu lehren gut unterscheiden.

Es ist bekannt daß schon beim menschlichen Fötus und bei einem neugeborenen Kinde sich mehrere Knochentheilungen finden als bei einem Halberwachsenen, und bei diesem wieder mehr als bei einem ausgewachsenen oder betagten Menschen.

Wie empirisch man aber zu Werke gegangen, um die menschlichen Knochen, besonders die Knochen des Kopfes, zu beschreiben, würde auffallender seyn, wenn uns nicht die Gewohnheit diese fehlerhafte Methode erträglich gemacht hätte. Man versucht nämlich in einem gewissen, nicht ganz bestimmten Alter durch mechanische Hülfsmittel den Kopf auseinander zu treiben und was sich alsdann separirt, nimmt man als Theile an, die man, wie sie sich zusammen befinden, als ein Ganzes beschreiben werden.

Es schickt sehr sonderbar, daß man bei anderen Säugthieren, z. B. bei den Muskeln, Nerven, Gefäßen, bei auf die kleinsten Abtheilungen vorgedrungen ist, und bei dem Knochenbaue sich mit einem oberflächlichen Begriff viele lange beruhigt hat, theils noch beruhigt. Was ist z. B. der Theil gespalt als der Stimmung des Os temporum und der Os petrosum mehr gewisser, als wenn man beide zusammen beschreibt, und doch ist es lange geschehen, da und doch die vergleichende Anatomie bringen wird, das wir, um einen deutlichen Begriff von der Bildung des Gehörorgans zu erhalten, nicht

allein das Os petrosum ganz abgesondert vom Os temporum betrachten, sondern jenes sogar in zwei verschiedene Theile theilen müssen.

Werden wir nun in der Folge sehen, daß diese verschiedenen Vermischungen der Knochen, wo nicht zufällig, denn im organischen Körper kann nichts zufällig seyn, doch solchen Gesetzen unterworfen sind, die nicht leicht zu erkennen, aber wenn man sie erkannt hat, nicht leicht anzuwenden sind; so bleibt uns wohl nichts übrig als, da wir durch die Austrocknung jenes Zeugs nun dazu gelangen alle möglichen Knochenabtheilungen zu können, nunmehr die Untersuchung der Stelette einer jeglichen Gattung, Art und sogar der Individuen, bei unserer Beschreibung anzugeben, welche Abtheilungen vermuthen, welche noch bemerkbar und welche trennbar sind. Wir erhalten dadurch den großen Vortheil daß wir die Theile auch alsdann noch erkennen, wenn sie uns selbst keine sichtbaren Zeichen ihrer Abtheilungen mehr geben, das uns das ganze Abweichen unter einem einzigen großen Bilde erscheint, und daß wir nicht etwa glauben was in einer Art, ja was in einem Individuum vorkommen ist, müsse deßwegen so seyn. Wir lernen mit Augen den Greifer sehen, ohne die wir, wie überall, so hier sonderlich auch in der Naturforschung, blind umher tasten.

So gut wir z. B. wissen daß beim Fetus das Hinterhauptbein aus mehreren Theilen zusammengesetzt ist und uns diese Kenntniß die Bildung des vollkommen zusammengewachsenen Hinterhauptbeines begreifen und erklären hilft: so wird uns auch die Erfahrung die bei manchen Thieren noch deutlichen Knochenabtheilungen und die oft seltsame, schwer zu begreifende und selbst schwer zu beschreibende Form deßwegen Knochens an andern Thieren und vorzüglich am Menschen erläutern, ja wir werden, wie oben schon bemerkt worden, um die schon sehr complicirte Bildung der Säugethiere zu erklären, weiter hinabsteigen und selbst von den Amphibien, von den Fischen und weiter hinab uns Hülfsmittel zu unserer Einsicht zu verschaffen haben. Ein merkwürdiges und auffallendes Beispiel wird die untere Kinnlade geben.

C. Verschiedenheit der Gränzen.

Noch ein anderer, obgleich seltener Fall macht uns einige Hindernisse bei Aufsuchung und Anerkennung der einzelnen Knochen. Wir finden nämlich daß sie manchmal andere Gränzen zu haben und andere Nachbaren zu gewöhnlich zu berühren scheinen. — So reicht z. B. der Seitenfortsatz des Jochbeinknochens beim Katzengeschlecht bis an den Stirnknochen hinauf und trennt die obere Kinnlade von dem Nasenknochen.

Dagegen wird beim Ochsen die Maxilla superior vom Nasenbeine durchs Thränenbein getrennt.

Beim Affen verbinden sich die Ossa bregmatis mit dem Osse sphenoideo und trennen das Os frontis und temporum von einander.

Diese Fälle sind genauer mit ihren Umständen zu untersuchen, denn sie können nur scheinbar seyn und zwar auf eine bei Beschreibung der Knochen näher anzugebende Weise.

D. Verschiedenheit der Zahl.

Daß die äußersten Glieder der Extremitäten auch in der Zahl verschieden sind ist bekannt, und es folgt, daß die Knochen welche diesen Gliedern zum Grunde liegen, gleichfalls der Zahl nach verschieden seyn müssen; so finden wir die Knochenzahl der Hand und Fußwurzel, der Mittelhand und des Mittelfußes, eben so wie die Zahl der Fingerglieder bald mehr, bald minder, und zwar bestimmt, daß wir die einen sich vermindern, die andern auch wachsen werden müssen, wie bei der einzelnen Betrachtung dieser Theile gezeigt wird.

Eben so vermindert sich die Zahl der Wirbelknochen, sowohl des Rückens, der Lenden, des Kreuzes, als des Schwanzes, so auch die Zahl der Rippen, der wirbelförmig oder flach gestalteten Theile des Sternum; so vermindert oder vermehrt sich die Anzahl der Zähne, durch welchen letzten Unterschied sehr große Verschiedenheit in den Bau des Körpers gebracht zu seyn scheint.

Doch macht uns die Beobachtung welche die Zahl betrifft die wenigste Mühe, weil sie die leichteste von allen ist und uns, wenn wir genau sind, nicht leicht mehr übersehen kann.

E. Verschiedenheit der Größe.

Da die Thiere von einander an Größe sehr verschieden sind, so müssen es auch ihre Knochentheile seyn. Diese Verhältnisse sind dem Maß unterworfen und sind die Messungen hier brauchbar, welche von mehreren Anatomen, besonders von Daubenton gemacht worden. Wären diese Knochentheile nicht auch oft in ihrer Form verschieden, wie wir im Folgenden sehen werden, so würde uns der Unterschied der Größe wenig irre machen, weil z. B. ein Femur des größeren Thieres mit dem des kleinsten leicht zu vergleichen ist.

Bei dieser Gelegenheit ist eine Bemerkung zu machen, welche in das Allgemeine der Naturgeschichte eingreift. Es entsteht nämlich die Frage: ob Größe auf Bildung, auf Form Einfluß habe? und in wiefern?

Wir wissen daß alle sehr großen Thiere zugleich unförmlich sind, daß nämlich entweder die Masse über die Form zu herrschen scheint, oder daß das Maß der Glieder gegen einander kein glückliches Verhältniß habe.

Dem ersten Anblick nach sollte man denken, es müsse eben so möglich seyn daß ein Löwe von zwanzig Fuß existiren könnte, als ein Elephant von dieser Größe, und daß sich derselbe so leicht müsse bewegen können als die jetzt auf der Erde befindlichen Löwen, wenn alles verhältnißmäßig proportionirt wäre; allein die Erfahrung lehrt uns daß vollkommen ausgebildete Säugethiere über eine gewisse Größe nicht hinausschreiten, und daß daher bei zunehmender Größe auch die Bildung anfange zu wanken und Ungeheuer auftreten. Selbst am Menschen will man behaupten, daß übermäßig großen Individuen etwas an Geiste abgehe, daß kleine hingegen ihn lebhafter zeigen. Man hat ferner die Bemerkung gemacht, daß ein Gelehrter sich selbst sehr vergrößert gesehen gestorben aussehe. Eben als wenn auch in der Erscheinung nur die körperliche Masse, nicht aber die Kraft des belebenden Geistes hier vergrößert werden könnte.

F. Verschiedenheit der Form.

Es tritt nun aber die größte Schwierigkeit ein, welche daher entspringt, daß auch die Knochen verschiedener Thiere einander in der Form höchst unähnlich sind. Daher geräth der Beobachter, man er ganze Skelette vor sich haben oder nur einzelne Theile, gar oft in Verlegenheit. Findet er die Theile außer dem Zusammenhange, so weiß er oft nicht wofür er sie erklären soll, hat er sie aber auch erkannt, so weiß er nicht wie er sie beschreiben, und insonderheit wie er sie vergleichen kann, da ihm, bei völliger Verschiedenheit der äußern Bildung, das Tertium comparationis zu mangeln scheint. Wer würde z. B. den Oberarm eines Maulwurfs und des

Hasens für eben denselben Theil verwandter organischer Wesen halten? Von den Arten jedoch wie gleiche Glieder verschiedener Thiere in der Form so sehr von einander abweichen können, und die uns erst bei der Ausführung ganz deutlich werden dürften, wollen wir uns unterer folgende vergleichlich merken.

Bei dem einen Thiere kann der Knochen einfach seyn und nur gleichsam das Rudiment dieses Organes vorstellen, bei andern hingegen derselbe Knochen in seiner völligen Ausbildung und in seiner möglichen Vollkommenheit sich finden. — So ist z. B. der Zwischenknochen des Rehes von dem Zwischenknochen des Löwen so unterschieden, daß beim ersten Anblick keine Vergleichung statt zu haben scheint.

So kann ein Knochen zwar in einem gewissen Sinne ausgebildet, aber durch die übrige Bildung zusammengedrängt und mißgestaltet seyn, daß man gleichfalls kaum wagen würde ihn für denselbigen Knochen zu erkennen. In diesem Fall sind die Ossa brevia des Horner und Gewölle tragenden Thiere gegen die Ossa brevia des Menschen, der Zwischenknochen des Wallrosses gegen den irgend eines Raubthieres.

Ferner: aller Knochen, der bloß nothdürftig seine Bestimmung erfüllt, hat auch eine bestimmtere und kenntlichere Form als derselbe Knochen, der mehr Knochenmasse zu haben scheint als er zu eben dieser Bestimmung braucht, daher er seine Gestalt auf eine sonderbare Weise verändert, besonders aber aufgelöckt wird. So machen ungeheure Sinuositäten die Fischknochen beim Ochsen und Schweine völlig unkenntlich, da hingegen dieselben bei den Katzenarten außerordentlich schön und deutlich gefunden werden.

Noch eine Art wodurch ein Knochen sich unsren Augen beinahe völlig verbergen kann, ist wenn er mit einem Nachbar zusammenwächst, und zwar dergestalt daß, wegen besonderer Umstände, der Nachbar mehr Knochenmaterie braucht, als ihm bei einer regelmäßigen Bildung bestimmt wäre. Dadurch wird dem andern verwachsenen Knochen so viel entzogen, daß er sich fast gänzlich verliert. So verwachsen die sieben Halswirbelknochen des Wallfisches mit einander, und zwar dergestalt daß man fast nur den Atlas mit einem Anhange zu sehen glaubt.

Dagegen ist das Beständigste der Platz in welchem der Knochen jederzeit gefunden wird, und die Bestimmung wegen er sich in einem organischen Gebäude befindet. Wir werden daher bei unserer Ausarbeitung den Knochen jederzeit zuerst an seinem Platze aufsuchen, und finden daß er auf denselben, wenn auch verschoben, gedrückt und verrückt gefunden wird, manchmal auch zu großer Ausdehnung gelangt. Wir wollen sehen was er dem Platze nach, den er in der Organisation einnimmt, für einer Bestimmung dienen mag. Es wird sich daraus erkennen lassen was er nach seiner Bestimmung für eine Form haben müsse, von der er wenigstens im Allgemeinen nicht abweichen kann.

Man wird alsdann die möglichen Abweichungen dieser Form theils aus dem Begriff, theils aus der Erfahrung herleiten und abstrahiren können.

Man wird bei jedem Knochen versuchen, die Abweichungen in denen er sich zeigt in einer gewissen anschaulichen Ordnung vorzutragen, dergestalt daß man sich vom Einfachen zum Bestochen und Ausgebildeten, oder umgekehrt, eine Reihe darlege, je nachdem die besondern Umstände der Deutlichkeit am günstigsten scheinen. Man sieht leicht ein, wie wünschenswerth vollständige Monographien einzelner Knochen durch die ganze Klasse der Säugethiere wären, so wie wir eben solche einzelne und genauere Beschreibungen mit Rücksicht auf den aufgestellten Typus gewünscht haben.

Bei gegenwärtiger Bearbeitung werden wir versuchen, ob nicht ein Vereinigungspunkt sey, um welchen wie die gemachten und noch zu machenden Erfahrungen über diesen Gegenstand in einen übersehbaren Kreis vereinigen können.

VIII. Nach welcher Ordnung das Skelett zu betrachten und was bei den verschiedenen Theilen desselben zu bemerken sey.

In der Abhandlung über diesen Gegenstand müssen die allgemeinen Bemerkungen schon vorgelegt und dem Beobachter im Ganzen bekannt seyn, worauf er überhaupt zu sehen hat und wie die Bemerkung vorzüglich anzustellen ist, damit bei der Beschreibung, wegen gegenwärtiger Schema dienen soll, nichts vorkomme was allen Thieren gemein ist, sondern dasjenige worin sie von einander abweichen. So werden z. B. in der allgemeinen Beschreibung die Knochen des Hauptes, wie sie mehr einander sitzen und wie sie mit einander verbunden sind, beschrieben. Bei dieser einzelnen Beschreibung hingegen wird nur bemerkt, wenn sie ihre Nachbarschaft, wie manchmal geschieht, verändern.

So wird z. B. ein Beobachter wohl thun wenn er bemerkt, ob ein Knochen des Hauptes oder ein Theil desselben sinuos sey und dieses am Ende in der allgemeinen Anmerkung über denselben allenfalls beibringen. Mehrere solche Momente der Beschreibung werden sich im Folgenden ergeben.

Caput.

Os intermaxillare.
- Pars horizontalis s. palatina,
- Pars lateralis s. facialis,
- Margo anterior.

N. B. Man kann bei diesem so wie bei den übrigen Gesichts- und andern Knochen, deren Gestalt sich sehr verändert, erst etwas über die allgemeine Gestalt verausschicken, ehe man an die Bestalt der Theile geht, weil alsdann diese sich von selbst geben.

Dentes,
- spitzige,
- stumpfe,
- flache,
- flach- und gekrönte.

Canales incisivi.

Hiebei fragt sich, ob der Name zwischen dem Os intermaxillare groß oder klein ist.

Maxilla superior.

Pars palatina s. horizontalis,
Pars lateralis s. perpendicularis,
Margo s. pars alveolaris,
Dentes,

Schalm,
- proportionirlich klein oder groß,
- spitz,
- stumpf,
- gebogen,
- nach oben oder nach unten gerichtet,

Backzähne,
- einfach und spitz,
- zusammengesetzt und breit,
- mit Kronen, deren innere Knochenblättchen mit den äußeren nach Einer Richtung gehen,
- mit labyrinthartigen Kronen,
- mit sehr gedrängten Labyrinthen,

dreifache,
fünfte.

Foramen infraorbitale.

Nur foramen:
mehr oder weniger lange Canal, dessen Austritt im Gesichte zu bemerken;
ist manchmal doppelt.

Os palatinum.

Pars horizontalis s. palatina,
Pars lateralis,
Pars posterior,
Processus hamatus,
Canalis palatinus.

Weder an einander messen und auf diese Weise eine Vergleichung anstellen, so könnte man vergewaltete drei Knochen, die zusammen den Gaumen ausmachen, messen und ihre Länge untereinander, so wie auch die Breite zur allgemeinen Länge vergleichen.

Os zygomaticum.

Seine mehr oder weniger zusammengedrängte Gestalt. Seine Verbindung mit den benachbarten Knochen, die nicht immer gleich ist. In welchen Fällen er sinuos ist und welche sich der Sinus verbindet.

Os lacrymale.

Pars facialis,
Pars orbitalis,
Canalis.

Os nasi.

Verhältniß der Länge zur Breite. In wiefern sie als länglich viereckige Blättchen oder mit anderen Eigenschaften erscheinen. Ihre Verbindung und Nachbarschaft mit anderen Knochen, welche nicht immer gleich ist.

Die große Fontanelle, die mit der Membran ganz schließen ist, zwischen ihm und dem benachbarten Knochen.

Os frontis.

Bei denselben ist vorzüglich wegen der Sinuum auf die innere und äußere Lamelle des Knochens zu sehen. Die äußere Lamelle geht in einer Fläche oder in einem Bogen fort, macht nach außen zu den obern Theil der Stirne, inwendig aber verliert die innere Lamelle, indem sie sich an das Os ethmoideum heftigt, die äußere und bildet die sogenannten Sinus frontales. Die Sinus des übrigen ganzen Knochens, die sich mit den vorhergehenden verbinden und die Sinuosität der Fortsätze.

Die Hörner als Fortsetzung der Sinuum sind gewunden oder gerade. — Hörner die nicht sinuos sind und auch nicht auf Sinus aufsitzen.

Die Processus zygomaticus Löchern oder membranes.

Wie die Nachbarschaft des Augapfels auf die innere Gestalt des Gehirns wirkt und das Os ethmoideum zusammengedrückt oder frei läßt.

Os ethmoideum.

Gebildet.
In seiner Anbreitung.
Merkwürdig das Maß zur Breite der ganzen Hinterhöhle.
Beschaffenheit der Lamellen des Körpers des ganzen Siebbeines.

Vomer.

Concha.

Einfach gewunden; sehr mannigfaltig gewunden.

Os sphenoideum anterius.

Corpus.
Seine Sinuositäten merkwürdig in Vergleich mit den Lamellen des Ossis ethmoidei.
Alae. Fragte sich, ob man sie nicht irgends wie im menschlichen Foetus getrennt finde.

Os sphenoideum posterius.

Corpus.
Alae.
Sinuositates.
Vergleichung der beiden Knochen unter einander, besonders der Flügel und der Ausdehnung derselben.

Os temporum.

Die Form der Partis squamosae. Process. zygomaticus mehr oder weniger lang und kurz. Merkwürdige Sinuositäten dieses Knochens.

Os bregmatis.

Die verschiedenen Gestalten, Verhältniß ihrer Größe gegen den Stirnknochen.

Os Occipitis.

Basis. Vergleicht sich im Durchschnitte den beiden Oss. sphenoideis und dem Os ethmoideum.
Partes laterales.
Processus styloidei, manchmal gerade, bisweilen krumm.
Pars lambdoidea.

Bulla.

Collum.
Bulla ove maesupium, nimmt manchmal die Gestalt eines Processus mastoidei an, muß aber nicht mit demselben verwechselt werden.

Os petrosum.

Pars externa ist öfters spongiös, öfters sogar sinuos, sitzt sich nach außen gewissen das Os temporum und Os occipitis.
Pars interna. In diesen gehen die Gehörnerven.
Schnecke rc.
Ist ein sehr fester, elfenbeinartiger Knochen.
Kleine bewegliche Knochen der Gehörwerkzeuge.

Truncus.

Vertebrae colli.

Ueberhaupt ist ihre Länge, Breite und Stärke zu bemerken.
Atlas besonders in die Breite gebildet. Deutet auf Verwandtschaft mit den Schädelknochen.
Epistropheus. Hebe und breite Muskenfortsatz.
Vertebra tertia. Bemerken der Gestalt der Seiten und Dornfortsätze.
Vertebra quarta. Abweichungen dieser Gestalt.
Vertebra quinta. Weitere Abweichung.
Vertebra sexta. In dieser entstehen die flügelartigen Fortsätze, von denen die flossenweisen Abweichungen der septem gleichsam Verbeten werden.
Vertebra septima. Kleiner stumpfartiger Seitenfortsatz. Artikulierflächen für die Knorpelchen der ersten Rippe.

Vertebrae dorsi.

Sie zu zählen.
Worauf bei ihnen zu sehen und wie sie von einander abzuweichen ist noch näher zu bestimmen.
Die Größe und Richtung der Processuum spinosorum anzugeben.

Vertebrae lumborum.

Sie zu zählen.
Die Gestalt und Richtung der Processuum lateralium et horizontalium ist anzugeben.
Von den regelmäßigen Abweichungen ihrer Gestalt ist umständlicher zu handeln.

N. B. Wir bleiben zwar bei der gewöhnlichen Eintheilung, daß wir die Vertebræ, an welche Rippen anstoßen, Vertebræ dorsi, die übrigen aber lumborum nennen, — allein wir bemerken bei den Thieren noch eine andere Eintheilung, — der Rücken hat nämlich eine gewisse Mitte, von welcher forwärts die Processus spinosi sich hinterwärts, als die breitern Processus sich vorwärts neigen. Diese Mitte ist gewöhnlich vor der dritten falschen Rippe.

Die Vertebræ bis zur Mitte und von da nach hinten sind zu zählen und wenn etwas Merkwürdiges vorkommt ist es zu notiren.

Vertebræ pelvis.

Ihre mehr und weniger Verwachsung ist zu bemerken.
Sie sind zu zählen.

Vertebræ caudæ.

Sie sind zu zählen.
Ihre Gestalt zu bemerken.
Oft haben sie fügsartige Seitenfortsätze, die sich nach und nach verlieren, da denn der Wirbelknochen endlich in den phalangenartigen übergeht.

Costæ.

Veræ.
Sind zu zählen.
Ihre Länge und Stärke zu beobachten.
Ihre Bewegung mehr oder weniger.
Die Abweichung ihres obern Theiles ist zu bemerken und wird davon allgemein.
Der Hals nämlich wird nach und nach kürzer, das Tuberculum breiter und nähert sich mehr dem Capitulum.

Spuriæ.
Wie bei den vorigen.

Sternum.

Vertebræ sterni.
Sind zu zählen.
Phalangenartig.
Flach gedrückt.
Ueberhaupt die Gestalt des Sterni, ob es lang oder kurz sey, ob die Vertebræ von vorne nach hinten sich ähnlich bleiben, oder ob in der Gestalt Abweichungen zu bemerken sind.
In wiefern sie fest oder paros sind u. s. w.

Adminicula.

Anteriora.

Maxilla inferior.

Bei dieser hat man sich zuerst aus Beispielen an Fischen und Amphibien, aus was für Theilen sie zusammengesetzt sey, bekannt zu machen und sich allenfalls auf einer thierischen Kinnlade die Suturen und Harmonien zu zeichnen. Bei Mammalien besteht sie immer aus zwei Theilen, die manchmal sogar in der Mitte verwachsen sind.
In wiefern es nöthig sey von der beim Menschen gewöhnlichen Eintheilung und Terminologie abzugehen, wird noch zu überlegen seyn.

Dentes.

Zeichen,
oder sind gegenwärtig.
Schneidezähne.
Eckzähne. Deren Größe.
Backzähne. Siehe obere Kinnlade.

Media.

Scapula.

Wird die Eintheilung des menschlichen Schulterblattes zuerst beigehalten seyn.
Gestalt.
Proportion von der Länge zur Breite.

Clavicula.

Ob sie da ist oder fehlt.
Verhältniß ihrer Länge zur Breite.

Humerus.

Bei diesem und bei allen langen Knochen zu bemerken, ob die Epiphyses verwachsen sind oder nicht.
Beim Humerus zu bemerken, in wiefern seine Neigung sich beugen zu lassen mehr oder weniger erscheint.
Länge.
Kürze und was sonst noch in die Augen fallen möchte.

Ulna.

Hat ihren stärksten Theil oben und ihren schwächsten unten. In wiefern die Röhre an Stärke dem Radius gleich kommt oder nach Art einer Fibula sich an ihn anlegt und mehr oder weniger mit ihm verwächst.

Radius.

Hat seinen stärksten Theil unten, und seinen schwächsten oben, erhält ein Uebergewicht über die Ulna und wird Fulerum. Zugleich geht die Supination verloren und das Thier bleibt zuletzt in beständiger Pronation stehen.
Siehe Ulna.

Carpus.

Die Zahl der Knochen und wenn sie sich vereinigt. Wo möglich zu unterscheiden, welche Knochen bleiben und welche sich verlieren. Wahrscheinlich sind die beständig, welche an den Radius und die Ulna stoßen. Wahrscheinlich sind die unbeständig, welche mit den Phalangen sich verbinden.

Ossa Metacarpi.

Zahl.
Verhältniß der Länge.

Digiti.

Zahl der Phalangen; werden wahrscheinlich immer drei gefunden. Siehe bei den Solidungulis und Bisulcis zu verfahren und zu beschreiben.
Ungues, Ungulæ.

Postica.

Werden mit dem Trunco verbunden durch das

Os ilium,
Os ischii,
Os pubis.

Ihre Gestalt.
Das Verhältniß der Länge zur Breite zu bemerken.
Die Theile stimmen nach den menschlichen einstweilen beschrieben werden. Wäre auf die Synchondroses zu sehen, ob sie verknöchern oder durch Suturen zusammenhängen.

Femur.

Der Knochen ist oft gerade, manchmal wenig gebogen, manchmal gebeugt. Dabei zu bemerken, ob die Epiphyses verwachsen oder los sind. Bei einigen Thie-

ein schwirt nach ein dritter Trochanter zu entdecken. Vielleicht werden auch hier die Thiere wie bei der Beschreibung des menschlichen Femur dich stellen werden können.

Patella.

Tibia.

Stimmt mit der Fibula von gleicher oder annähernder Stärke der Knochen.

Bei wiederkauenden Thieren ist zu bemerken ihre größere Verschiedenheit und ihr wichtiges Uebergewicht über die Fibula bei ihnen.

Ansatz wegen der Epiphyses.

Fibula.

Steht nach oben und innen zu, wird immer schwächer bei verschiedenen Thieren, verwächst zuletzt ganz bei einigen mit der Tibia.

Die Gradationen zu bemerken und zu beschreiben, z. B. ob sie sich glatt anlegt, ob sie eine Lücke oder runde Oeffnung noch dazwischen läßt.

Tarsus.

Sind dessen Knochen zu zählen und wie eben beim Carpus geschehen, welche allenfalls fehlen und welche verbunden sind. Wahrscheinlich werden auch hier die Nachbarn der Tibia und Fibula beständig und Calcaneus und Astragalus vorhanden sein.

Metatarsus.

Zahl der Knochen, ihre Länge oder Kürze.

Digiti.

Zahl.

Besonders zu bemerken, welcher Digitus allenfalls fehlt und ob man darüber ein allgemeines Gesetz finden könnte. Wahrscheinlich verschwindet der Daumen zuerst. Auch vermuthe ich daß manchmal der Ringfinger oder Mittelfinger fehlt. Wie die Zahl der Zehen sich zu der Zahl der Finger verhält.

Phalanges.

Werden wahrscheinlich noch immer drei gefunden.

Ungues, Ungulæ.

Da der Character, der im Allgemeinen allen Thierknochen durch alle Geschlechter durch zukommt, endlich als Resultat der Untersuchung wird aufgestellt werden können, so wird es bei den Beschreibungen, die zur Uebung vorgenommen werden, eher nützlich als schädlich sein, so zu beschreiben wie man vor sich sieht. Hält man alsdann die Beschreibungen zusammen, so findet sich in dem was man wiederholt hat das Gemeinsame und, bei vielen Arbeiten, der allgemeine Character.

ANTOPEMOS.

(Siehe Band I. S. 140.)

Vorträge

über die drei ersten Capitel des Entwurfs einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, aufgefaßt von der Osteologie.

1796.

I. Von den Vortheilen der vergleichenden Anatomie und von den Hindernissen, die ihr entgegen stehen.

Durch ein genaues Betrachten der Aeußerlichkeiten organischer Wesen hat die Naturgeschichte an Ausbreitung und Anordnung nach und nach gränzenlos gewonnen, und es ist nun jedem anheim gegeben, durch Aufmerksamkeit und Anstrengen, sich Uebersicht des Ganzen, oder Einsicht in das Besondere zu verschaffen.

Dieser glückliche Erfolg wäre aber nicht möglich gewesen, wenn die Naturforscher sich nicht bemüht hätten die äußern Kennzeichen redmäßig aufzustellen, welche den organischen Körpern, nach ihren verschiedenen Classen und Ordnungen, Gattungen und Arten, irgend zukommen mögen.

So hat Linné die botanische Terminologie musterhaft aufgearbeitet und geordnet dargestellt, daß sie durch nachfolgende Entdeckungen und Bemühungen immer vollständiger werden konnte. So haben uns beide Forster die Kennzeichen der Vögel, Fische und Insecten vorgezeichnet und dadurch die Möglichkeit gegeben und über einstimmender Beschreibungen erleichtert.

Man wird aber nicht lange mit Bestimmung der äußern Verhältnisse und Kennzeichen sich beschäftigen, ohne das Bedürfniß zu fühlen, durch Veränderung mit den organischen Körpern gründlicher bekannt zu werden. Denn wie es zwar löblich ist, die Mineralien, auf den ersten Blick, nach ihren äußern Kennzeichen zu beurtheilen und zu ordnen, so muß doch die Chemie zu einer tiefern Kenntniß das Beste beitragen.

Beide Wissenschaften aber, die Zergliederung sowohl als die Chemie, haben für diejenigen die nicht damit vertraut sind, eher ein widerliches als anlockendes Ansehen. Bei dieser denkt man sich nur Feuer und Kohlen, gewaltsame Trennung und Mischung der Körper, bei jener nur Messer, Fortfaulung, Jäulniß und einen ekelhaften Anblick auf einig getrennte organische Theile. Doch sie verkennt man beide wissenschaftliche Beschäftigungen. Beide üben den Geist auf mancherlei Art und wenn die eine, nachdem sie getrennt hat, wirklich wieder verbinden, ja durch diese Verbindung eine Art von neuem Leben wieder hervorbringen kann, wie zum Beispiel bei der Gährung geschieht, so kann die andere zwar nur trennen, sie zieht aber dem menschlichen Geiste Vergnügen das Todte mit dem Lebenden, das Abgesonderte mit dem Zusammenhangenden, das Fortfahren mit dem Verderben zu vergleichen, und eröffnet uns die Tiefen der Natur mehr als jede andere Bemühung und Betrachtung.

Wie nöthig es war den menschlichen Körper zu zergliedern, um ihn näher kennen zu lernen, sahen die Aerzte nach und nach wohl ein, und immer ging das Zergliedern der Thiere neben dem Zergliedern des Menschen, öfters mit ungleichem Schritte, fort. Theils wurden einzelne Bemerkungen aufgezeichnet, man verglich gewiß Theile

verschiedener Thiere, allein ein übereinkommende Ganzes zu sehen bleibt nur immer ein frommer Wunsch, *) und wird es vielleicht noch lange bleiben.

Sollten wir aber nicht berechtigt werden diesen Wünschen, diesen Hoffnungen der Naturforscher entgegen zu gehen, da wir sehen, wenn wir das Ganze nicht aus den Augen verlieren, auf jedem Schritte so viel Befriedigung und selbst Vortheil für die Wissenschaft zu erwarten haben?

Wem ist unbekannt, welche Entdeckungen im Körperbau des Menschen wir der Zootomie schuldig sind? So wären die Milch- und lymphatischen Gefäße, so wie der Umlauf des Bluts, vielleicht noch lange unbekannt geblieben, wenn der Entdecker sie nicht zuerst an Thieren bemerkt hätte. Und wie vieles von Dichtigkeit wird sich nicht auf diesem Wege künftigen Beobachtern eröffnen!

Denn das Thier zeigt sich als Folgesmann, indem die Einfachheit und Einschränkung seines Baues den Charakter deutlicher ausprägt, die einzelnen Theile größer und charakteristisch in die Augen fallender sind.

Die menschliche Bildung aus sich selbst kennen zu lernen ist anderseits fast unmöglich, weil die Theile derselben in einem engen Verhältnisse stehen, weil manches in einander gedrängt und verborgen ist was bei den Thieren sehr deutlich am Tage liegt, weil dieses und jenes Organ, bei den Thieren sehr einfach, bei dem Menschen in einer unendlichen Complication oder Subdivision gefunden wird, so daß niemand zu sagen vermöchte, ob jemals einzelnen Entdeckungen und Bemerkungen ein Abschluß werden könne.

Allein noch wäre zu wünschen, daß, zu einem schnelleren Fortschritte der Physiologie im Ganzen, die Wechselwirkung aller Theile eines lebendigen Körpers sich niemals aus den Augen verlore, dem dieß allein durch den Begriff daß in einem organischen Körper alle Theile auf Einen Theil hinwirken und jeder auf alle wieder seinen Einfluß ausübe, können wir nach und nach die Lücken der Physiologie auszufüllen hoffen.

Die Kenntniß der organischen Naturen überhaupt, die Kenntniß der vollkommneren, welche wir, im eigentlichen Sinn, Thiere und besonders Säugethiere nennen; der Einblick, wie die allgemeinen Gesetze bei verschieden beschränkten Naturen wirksam sind; die Einsicht zuletzt, wie der Mensch dergestalt gebaut sey, daß er so viele Eigenschaften und Naturen in sich vereinige und dadurch auch schon physisch als eine kleine Welt, als ein Repräsentant der übrigen Thiergattungen erstehe, alles dieses kann nur dann am deutlichsten und schönsten eingesehen werden, wenn wir, nicht wie bisher leider nur zu oft geschehen, unsere Betrachtungen von oben herab anstellen und den Menschen im Thier suchen, sondern wenn wir von unten herauf anfangen und das einfachere Thier im zusammengesetzten Menschen endlich wieder finden.

Es ist traurig schon unglaublich viel getban; allein es liegt so zerstreut, so manche falsche Bemerkungen und Folgerungen verwirren die wahren und ächten; täglich kommt zu diesem Chaos wieder neues Wahre und Falsche hinzu, so daß weder den Menschen Kräfte, noch sein Leben hinreichen, alles zu sondern und zu ordnen, wenn wir nicht den Weg, den uns die Naturforscher äußerlich vorgezeichnet, auch bei der Vergliederung verfolgen und es möglich machen daß Einzelne in übereinander Ordnung zu erkennen, um das Ganze, nach Gesetzen die unserm Geiste gemäß sind, zusammen zu bilden.

Was wir zu thun haben wird uns einleuchtet, wenn wir die Hindernisse betrachten, welche der vergleichenden Anatomie bisher im Wege gestanden.

*) Wenzel, Sömmerring Vindiciae circa dignoscendas modificandas Hom. Veri. 1790. 4.

Da suchen beim Bestimmen sicherer Merkmale organischer Wesen der Naturforscher in einem unendlichen Fache zu thun hat und mit vielen Schwierigkeiten streitet; da schon die äußere Kenntniß der vollkommneren Thiere, die über den Erdboden verbreitet sind, so viele mühsame Durchforschung erfordert und die immer zuzubringende Neue uns gestimmt und ängstlich; so konnte der Trieb, auf eine neue Kenntniß der Geschöpfe gleichfalls zu dringen, nicht eher allgemein werden, als bis eine äußerliche Zusammenstellung weit genug gethan war. Irgendwo häuften sich einzelne Beobachtungen, indem man theils absichtlich unterfuchte, theils die Erscheinungen, wie sie sich zufällig darstellten, festzuhalten wußte; da dieß aber ohne Zusammenhang, ohne allgemeine Uebersicht geschah, so mußte mancher Irrthum sich einschleichen.

Noch mehr verwirrten sich aber die Beobachtungen, da sie oft einseitig aufgenommen, und die Verwandtschaften ohne Rücksicht auf gleich- oder ähnlich gebaute Geschöpfe festgesetzt wurden. So ist durch die Stallmeister, Jäger und Fleischer eine Discrepanz in Benennung der äußern und innern Theile der Thiere gekommen, die uns noch bis in die besser ordnende Wissenschaft verfolgt.

Wie sehr es an einem Vereinigungspunkte gefehlt, um welchen man die große Menge Beobachtungen hätte versammeln können, wird zunächst deutlicher werden.

Auch wird der Philosoph gar bald entdecken, daß sich die Beobachter selten zu einem Standpunkte erheben, aus welchem sie so viele bedeutend begleichen Gegenstände hätten übersehen können.

Man wendete auch hier, wie in andern Wissenschaften, nicht genug geläuterte Vorstellungsarten an. Nahm die eine Partei die Gegenstände ganz gemein und hielt sich ohne Nachdenken an den bloßen Augenschein, so eilte die andere sich durch Analyse und Endursachen aus der Verlegenheit zu helfen; und wenn man auf jene Weise niemals zum Begriff eines lebendigen Wesens gelangen konnte, so entfernte man sich auf diesem Wege von eben dem Begriffe, dem man sich zu nähern glaubte.

Eben so viel und auf gleiche Weise hinderte die fromme Vorstellungsart, da man die Erscheinungen der organischen Welt zur Ehre Gottes unmittelbar zu deuten und anwenden wollte. Ferner verlor man sich, anstatt bei der durch unsere Sinne verbürgten Erfahrung zu bleiben, in leere Speculationen, wie z. B. über die Seele der Thiere und was dem ähnlich sein mag.

Wenn man nun bei der Kürze des Lebens bedenkt, daß die menschliche Anatomie eine unendliche Arbeit erheischt; daß das Gedächtniß kaum hinreicht das Bekannte zu fassen und zu behalten; daß überdies noch Anstrengung genug gefordert wird, um das in diesem Kreise einzeln Neu-Entdeckte zu kennen, auch wohl persönlich durch glückliche Zusammenkunft neue Entdeckungen zu machen; so sieht man deutlich, daß auch schon hierzu einzelne Menschen ihr ganzes Leben widmen müssen.

II. Ueber einen aufzustellenden Typus zu Erleichterung der vergleichenden Anatomie.

Die Aehnlichkeit der Thiere, besonders der vollkommenen unter einander, ist in die Augen fallend und im Allgemeinen auch stillschweigend von jedermann anerkannt. Daher ließen sich, dem bloßen Augenschein nach, die vorhandenen Thiere leicht in eine Classe begreifen.

Bei der Aehnlichkeit der Affen und Menschen, bei dem Gebrauch den einige geschickte Thiere von ihren Gliedern aus natürlichem Antrieb machen, oder nach vorgängiger künstlicher Uebung machen lernen, konnte man auf die Aehnlichkeit in der vollkommnern Geschöpfe mit unvollkommneren Brüdern gar leicht geführt wer-

den, und es finden sich daher bei Naturforschern und Zergliederern solche Vorschattungen statt. Die Möglichkeit der Verwandlung des Menschen in Vögel und Gewürm, welche sich bei dessen Einbildungskraft zeigen hatte, wurde durch äußerliche Naturgestalten nach einfacher Beziehung der eine oder andern Theile auch dem Verstande dargestellt. So trug man Scheu, Abscheu davor, die Uebereinstimmung der Gestalt nach weiter hinaus und bis ins Reich der Fische zu verfolgen.

Dies alles hätten wir gewonnen, angesehn es nur so hätten: daß alle vollkommnen organischen Naturen, namentlich die Fische, Amphibien, Vögel, Säugethiere und an der Seite der letzten den Menschen stehen, alle nach Einem Urbilde gebauet seyen, das nur in seinen für die bestimmten Theilen mehr oder weniger breit und hier weicht und sich nach täglich durch Zusammenfassung aus- und umbildet.

Eingenommen von der aufgefaßten Idee, wagte Camper auf der schwarzen Lehrtafel, durch Kreidestriche, den Hund in ein Pferd, das Pferd in einen Menschen, die Kuh in einen Vogel zu verwandeln. Er drang darauf, daß man im Hirn des Fisches das Gehirn des Menschen erblicken solle, und erreichte durch diese geistreichen, sprungweise gewagten Vergleichungen die Absicht, den innern Sinn des Beobachters aufzuschließen, der nur allzuoft von Aeußerlichkeiten gefangen gehalten wird. Nun betrachtete man das Glied eines organischen Körpers nicht nur an und für sich, sondern gewöhnte sich in denselben das Bild eines ähnlichen Gliedes einer verwandten organischen Natur, wo nicht zu sehen, doch zu ahnen, und begann der Hoffnung zu leben, daß ältere sowohl als neuere Beobachtungen dieser Art gesammelt, durch unerwunterten Reihe ergänzt und zu einem Ganzen aufgestellt werden könnten.

Allein wenn man auch im Allgemeinen übereinstimmend nach Einem Zweck zu arbeiten schien, so war doch manche Verwirrung im Einzelnen unvermeidlich: denn so ähnlich im Ganzen die Thiere einander auch scheinen mögen, so sind doch gewisse einzelne Theile bei verschiedenen Geschöpfen an Gestalt dergestalt verschieden, und es mußte daher begegnen, daß öfters ein Theil für den andern gehalten, an einer unrechten Stelle gesucht, oder gar geläugnet wurde. Die specielle Ausführung wird mehrere Beispiele darlegen und die Verwirrung zeigen, die uns in früheren Zeiten umfing und noch umfängt.

An dieser Verwirrung scheint besonders die Methode schuld zu seyn, welcher man sich gewöhnlich bediente, weil Erfahrung und Gewohnheit nichts weiter an die Hand gab. Man verglich z. B. einzelne Thiere unter einander, wobei für das Ganze wenig oder nichts gewonnen war. Denn gesetzt auch man hätte den Wolf mit dem Löwen recht gut verglichen, so wären beide dadurch noch nicht mit dem Elephanten in Parallele gebracht. Und wenn fällt nicht auf, daß man, nach dieser Weise, alle Thiere mit jedem, jedes Thier mit allen hätte vergleichen müssen? Eine Arbeit die unendlich, unmöglich und, würde sie durch ein Wunder geleistet, unübersehbar und fruchtlos wäre.

(Hier sind Beispiele aus Büffon anzuführen, und das Unternehmen Jeffopi's zu beurtheilen.)

Stelle es denn aber unmöglich seyn, da wir einmal anerkennen daß die schaffende Gewalt nach einem allgemeinen Schema die vollkommnern organischen Naturen ergänzt und entwickelt, dieses Urbild, wo nicht den Sinnen, doch dem Geiste darzustellen, nach ihm, als nach einer Norm unsere Beschreibung auszubreiten und, indem solche von der Gestalt der verschiedenen Thiere abgezogen wäre, die verschiedensten Gestalten wieder auf sie zurückzuführen?

Hat man aber die Idee von diesem Typus gefaßt, so sieht man oft sehr einfachen, wie unmöglich es sey eine einzelne Gattung als Norm aufzustellen. Das Einzelne kann kein Muster vom Ganzen seyn, und so müssen wir das Muster für alle nicht im Einzelnen suchen. Die Gestalt, Stellungen, Arten und Individuen verhalten sich wie die Fälle zum Gesetz; sie sind darin enthalten, aber sie enthalten und geben es nicht.

Am wenigsten ist der Mensch, bei seiner hohen organischen Vollkommenheit, eben dieser Vollkommenheit wegen, als Muster der übrigen unvollkommenen Thiere aufzustellen. Man darf die Grundlage des Geschöpfes weder nach der Art, noch in der Ordnung, noch in den Knochen unterscheiden und beschreiben, wie man den Menschen, schon man blos auf ihn Rücksicht nimmt, betrachten und behandeln muß.

Alle Anmerkungen der vergleichenden Anatomie, welche bei Gelegenheit der menschlichen Gebrechlichkeit werden, mögen, einzeln genommen, nützlich und brauchbar seyn, im Ganzen aber bleiben sie unvollständig und, genau betrachtet, eher zweckwidrig und verwirrend.

Wie nun aber ein solcher Typus aufzufinden, zeigt uns der Begriff desselben schon selbst an: die Erfahrung muß uns die Theile lehren die allen Thieren gemein und worin diese Theile bei verschiedenen Thieren verschieden sind; alsdann tritt die Abstraction ein sie zu ordnen und ein allgemeines Bild aufzustellen.

Daß wir hierbei nicht bloß hypothetisch verfahren, sind wir durch die Natur des Geschäfts versichert. Denn indem wir uns nach Gesetzen umsehen, wornach lebendige, aus sich selbst wirkende, abgesonderte Wesen gebildet werden, so verlieren wir uns nicht ins Weite, sondern bleiben uns im Innern. Daß die Natur, wenn sie ein solches Geschöpf hervorbringen will, ihre größte Mannigfaltigkeit in die absoluteste Einheit zusammenschließen muß, ergiebt sich aus dem Begriff eines lebendigen, entschiedenen, von allen andern abgesonderten und mit einer gewissen Spontaneität wirkenden Wesens. Wir halten uns also schon der Einheit, Mannigfaltigkeit, Zweck- und Gesetzmäßigkeit unsers Objects versichert; sind wir nun bedächtig und kräftig genug, mit einer einfachen, aber mannigfaltigen, mit einer gesetzmäßigen, lebhaften aber regulirten Verstandskraft, unserm Gegenstande zu nahen, ihn zu betrachten und zu behandeln; sind wir im Stande mit dem Compler von Geistekräften, den man Genie zu nennen pflegt, der aber oft sehr zweideutige Wirkungen hervorbringt, dem gewissen und ungweideutigen Genie der hervorbringenden Natur entgegen zu dringen; können mehrere in Einem Sinne auf den ungeheuren Gegenstand losarbeiten: so müßte doch etwas entstehen, dessen wir uns als Menschen zu erfreuen hätten.

Ob wir nun aber schon unsere Bemühung bloß für anatomisch erklären, so müßte sie doch, wenn sie fruchtbar, ja wenn sie in unserm Falle überhaupt auch nur möglich seyn sollte, stets in physiologischer Beziehung unternommen werden. Man hat also nicht bloß auf das Nebeneinanderseyn der Theile zu sehen, sondern auf ihren lebendigen wechselseitigen Einfluß, auf ihre Abhängigkeit und Wirkung.

Denn wie die Theile, wenn sie im gesunden und lebendigen Zustand sich alle in einer wechselseitigen unaufhörlichen Wirkung umfassen und die Gesundheit derselben Wirkung umfassen und die Gesundheit derselben Wirkung ausmachen, so ist auch jedes gebildete Theile insofern gebildet, als durch gebildete Theile möglich ist, so muß sie Bildung selbst, wie in ihrer Grundbestimmung, so auch in ihren Abweichungen, durch einen wechselseitigen Einfluß hervorgebracht und determiniert werden, worüber uns aber nur eine sorgfältige Ausführung Aufschluß und Deutlichkeit geben kann.

Bei unserer Verarbeit zur Construction des Typus

werden mit der alten Ordnung die verschiedenen Vergleichungsarten, denen man sich bedient, kennen lernen, prüfen und anwenden, so wie mir auch die angestellten Vergleichungen selbst, jedoch mit großer Vorsicht, wegen der darin oft vorkommenden Irrthümer, mehr nach aufgestelltem Typus als zu Auffindung desselben dienen können.

Die Vergleichungsarten aber, deren man sich mit mehr und mindern Glücke bedient, finden sich folgende:

Vergleichung der Thiere unter einander und zwar entweder der ganzen oder einzelnen.

Anführung verschiedener Schriftsteller und Beurtheilung derselben. (Linné, Hunderten, Daubenton, Camper, Sömmering, Blumenbach, Schneider.)

Eben so wurden auch Thiere zum Menschen, zwar nie im Ganzen und absichtlich, doch theilweise und gelegentlich verglichen.

(Hierbei abermals Autoren und Benennungen.)

Ferner ist man in Vergleichung der Menschenracen unter einander fleißig und aufmerksam gewesen, und man hat dadurch über die Naturgeschichte des Menschen ein heiteres Licht verbreitet.

Die Vergleichung der beiden Geschlechter mit einander ist, zu tieferer Einsicht in das Geheimniß der Fortpflanzung, als des wichtigsten Ereignisses, der Physiologie unentbehrlich. Beider Objecte natürliches Parallelismus erleichtert sehr das Geschäft, bei welchem unser höchster Begriff: die Natur könne identische Organe dergestalt modificiren und verändern, daß dieselben nicht nur in Gestalt und Bestimmung völlig andere zu seyn scheinen, sondern sogar, in gewissem Sinne, einen Gegensatz darstellen, bis zur sinnlichen Anschauung herangeführt ist. Ferner hat man bei Beschreibung des menschlichen Körpers schon frühe darin eine große Erleichterung gefunden, wenn man Haupttheile desselben unterwarf, z. B. obere und untere Extremitäten vergleich.

Kleinere Theile, z. B. Wirbel-Knochen, lassen sich gleichfalls mit großem Vortheile der Wissenschaft gegeneinander halten, weil die Verwandtschaft der verschiedenen Gestalten sich dabei dem Beobachter auf das lebhafteste aufdringt.

Alle diese Vergleichungsarten werden uns bei unserer Arbeit leiten und sie mögen nach aufgestelltem Typus immer noch fort zu brauchen seyn, nur wird der Beobachter alsdann den Vortheil haben, daß er seine Forschungen mehr in Bezug auf ein Ganzes anstellen kann.

III. Ueber die Gesetze der Organisation überhaupt, insofern wir sie bei Construction des Typus vor Augen haben sollen.

Um uns den Begriff organischer Wesen zu erleichtern, werfen wir einen Blick auf die Mineralkörper. Diese, in ihren mannigfaltigen Grundtheilen so fest und unerschütterlich, scheinen in ihren Verbindungen, die zwar auch nach Gesetzen geschehen, weder Gränze noch Ordnung zu halten. Die Grundtheile trennen sich leicht, um wieder neue Verbindung einzugehen; diese können ab- und zunehmen, aufgehoben werden und der Körper, der erst krystallisirt schien, liegt wieder in seiner Vollkommenheit vor uns. So vereinen und trennen sich die einfachen Stoffe, zwar nicht nach Willkühr, aber doch mit großer Mannigfaltigkeit, und die Theile der Körper, welche wir unorganisch nennen, sind, ungeachtet einer Anneigung zu sich selbst, doch immer wie in einer suspendirten Gleichgültigkeit, indem die nächste, nähere, oder stärkere Verwandtschaft sie aus dem vorigen Zusammenhange reißt und einen neuen Körper darstellt, dessen Grundtheile, zwar unveränderlich, doch wieder auf eine neue, oder, unter andern Umständen, auf eine Art zusammenzutreten scheinen.

Ganz bemerkt man, daß die mineralischen Körper, insofern sie ähnliche oder verschiedene Grundtheile enthalten, auch in sehr abweichenden Gestalten erscheinen; aber eben diese Möglichkeit, daß der Grundtheil einer und derselben Verbindung unmittelbar auf die Gestalt wirke und sie sogleich bestimme, giebt das Unvollkommene dieser Verbindung, die auch eben so leicht wieder aufgelöst werden kann.

So sehen wir gewisse Mineralkörper bloß durch das Eindringen fremder Stoffe entstehen und dergleichen scheine durchsichtige Krystalle porphyrartig zu Platten, wenn ein Krystall-Gemenge zerschmilzt und wieder (ein auffallendes hergehöriges Beispiel sey erlaubt) bis zu Perlen und Hängen durch den Magnet verwandelt Eisenplatten zerfallen wieder in ihren ursprünglichen Zustand, sobald der mächtig verbindende Eisenstab entzogen wird.

Das Hauptkennzeichen der Mineralkörper, auf das wir hier gegenwärtig Rücksicht zu nehmen haben, ist die Gleichgültigkeit ihrer Theile in Absicht auf ihr Zusammensetzen, ihre Co- oder Subordination. Sie haben nach ihrer Grundbestimmung gewisse stärkere oder schwächere Verhältnisse, die, wenn sie sich zeigen, wie ein Art von Neigung aussehen, deswegen die Gemälker auch ihnen die Ehre einer Wahl bei solchen Verwandtschaften zuschreiben, und doch sind es oft nur äußere Determinationen, die sie da oder dort hin stoßen oder reißen, wodurch die Mineralkörper hervorgebracht werden, ob wir ihnen gleich den zarten Antheil, der ihnen an dem allgemeinen Lebenshauche der Natur gebührt, keineswegs absprechen wollen.

Wie sehr unterscheiden sich dagegen organische Wesen, auch nur unvollkommene! Sie verarbeiten zu bestimmten Organen die in sich aufgenommene Nahrung und zwar, das Unbrauchbare absondernd, nur einen Theil derselben. Diesem gewähren sie etwas Vorzügliches und Eigenes, indem sie manches mit manchem auf das innigste verbinden und so den Bildetrieb, zu denen sie sich hervorbilden, eine das mannigfaltigste haben bezeugende Form verleihen, die, wenn sie zerstört ist aus den Uebresten nicht wieder hergestellt werden kann.

Vergleichen wir nun diese vollkommenen Organisationen mit den vollkommenen, so finden wir, daß jene, wenn sie auch die elementaren Einflüsse mit einer gewissen Gewalt und Eigenheit verarbeiten, doch die daraus entstandenen organischen Theile nicht zu der hohen Determination und Festigkeit erheben können, als es von den vollkommenen Thiernaturen geschieht. So wissen wir, um nicht tiefer herabzusteigen, daß z. B. die Pflanzen, indem sie sich in einer gewissen Folge ausbilden, ein und dasselbe Organ unter höchst verschiedenen Gestalten darstellen.

Die genaue Kenntniß der Gesetze, wornach diese Metamorphose geschieht, wird die botanische Wissenschaft, soweit sie solche sie nur beschreibt, als in sich selbst vollendet ansehen; sie in die innere Natur der Pflanzen einzudringen gedenkt, gewiß weiter bringen.

Hier ist davon nur so viel zu bemerken: die uns in die Sinne fallenden organischen Theile der Pflanze, Blätter und Blumen, Staubfäden und Stempel, die verschiedenen Hüllen und was sonst an ihr bemerkt werden mag, sind alles identische Organe, die, durch eine Succession von vegetativen Operationen, nach und nach so sehr verändert und bis zum Unkenntlichen hinangetrieben werden.

Einerlei Organ kann als zusammengesetztes Blatt ausgebildet und als Stipula in die größte Einfalt zurückgezogen werden. Eben dasselbe Organ kann sich nach verschiedenen Umständen zu einer Traubenspitze oder zu

einem unförmlichen Zwitze eine Haut. Der Kelch, in dem er sich befindet, kann nur Nahrung werden, und die Krone kann sich nicht eher öffnen, bis der Kelch nachgiebt. Dadurch werden die mannigfaltigen Bedingungen der Pflanzen möglich, und derjenige der bei seinen Beobachtungen jede Stufe immer vor Augen hat, wird daran gleiche Erscheinung und Beziehung finden.

Da nun bei der Geschichte der Insecten auf die Metamorphose derselben genau Rücksicht zu nehmen habe, und da man ohne diesen Begriff in Oekonomie der Natur in diesem Reiche keineswegs überall den Raum, war aufführender und oft früher bekannt werden. Die Verwandlung der Insecten an und für sich genau zu betrachten und mit der Pflanzen-Verwandlung zu vergleichen, wird ein sehr angenehmes Geschäft sein, gegenwärtig dahin nur so viel als zu unserm Zweck dient.

Die Pflanze erscheint fast nur einen Augenblick als Individuum und zwar da, wenn sie sich als Samenkorn von der Mutterpflanze loslöst. In dem Verfolg des Keimens erscheint sie schon als ein Vielfaches, an welchem nicht allein ein identischer Theil aus identischen Theilen entspringt, sondern auch diese Theile durch Successiven verschieden ausgebildet werden, so daß ein mannigfaltiges, scheinbar verbundenes Ganzes zuletzt vor unsern Augen dasteht.

Alle die diese scheinbare Ganze aus sehr unabhängigen Theilen besteht, giebt theils der Augenschein, theils die Erfahrung: denn Pflanzen, in viele Theile getrennt und zerrissen, werden wieder als eben so viele scheinbare Ganze aus der Erde hervorsprossen.

An dem Insect hingegen zeigt sich uns ein anderer Fall. Das von der Mutter losgetrennte abgeschlossene Ei manifestirt sich schon als Individuum, der veränderliche Wurm ist gleichfalls eine isolirte Einheit; seine Theile sind nicht allein verknüpft, nach einer gewissen Reihe bestimmt und geordnet; sondern sie sind auch einander subordinirt, sie werden, wo nicht von einem Willen geleitet, doch von einer Begierde angetrieben. Hier ist ein ausgesprochenes Oben und Unten, ein entschiedenes Vorn und Hinten, die sämmtlichen Organe sind nach einer gewissen Reihe entwickelt, so daß keins an die Stelle des andern treten kann.

Indessen ist die Raupe ein unvollkommenes Geschöpf; ungeschickt zur nothwendigsten aller Functionen, zur Fortpflanzung, wohin sie auf dem Wege der Verwandlung nur gelangen kann.

Bei der Pflanze bemerken wir Successiven der Zustände mit Zusammensetzung verknüpft. Die Stängel bestehen von der Wurzel auf, indem sich die Blume schon entwickelt; das Zugungsgeschäft geht vor sich und die früheren vorbereitenden Organe zeigen sich noch kräftig und lebendig; nur alsdann erst, wenn der befruchtete Same seiner Reife sich nähert, welkt das Ganze zusammen.

Bei dem Insect ist es ganz anders. Eine jede Haut die es abwirft läßt es alsbald hinter sich, und aus der letzten Knopphülle schlüpft ein entschieden abgesondertes Geschöpf; jeder folgende Zustand ist von dem vorhergehenden getrennt; kein Rückschritt möglich. Der Schmetterling kann sich nur aus der Raupe, die Blume hingegen aus und an der Pflanze entwickeln.

Betrachten wir nun die Gestalt der Raupe gegen die Gestalt des Schmetterlings, so finden wir folgenden Hauptunterschied zwischen beiden: Die Raupe besteht, wie ein anderer geringelter Wurm, aus Theilen die einander ziemlich ähnlich sind, wenn sich auch Kopf und Hintertheil einigermaßen auszeichnen. Die vordern Füße sind wenig von den hintern Wärzchen verschieden, und die Körper in ziemlich gleiche Ringe getheilt.

Durch das fortschreitende Wachsthum wird eine Haut nach der andern gesprengt und abgelegt. Die schwache Schaale sich erst zuletzt zu erweitern, um, wenn sie, zu weit ausgedehnt, keine Elasticität mehr hat, abermals zu zerspringen und abzufallen. Die Raupe wird immer größer, aber ihre Gestalt eigentlich zu verändern. Nun kommt ihr Wachsthum endlich auf den Punkt, auf dem es nicht weiter kann, und so geht eine sonderbare Veränderung vor in dem Geschöpf. Es sucht sich einen gewissen Schauplatz zu erbauen, das zu den Stellen seines Körpers gehörte, welche das Ganze, wie es scheint, zugleich von allem Uebrigen bei der Verwandlung in andere Organe entgegenhalten genöthigt war.

Nach Maßgabe dieser Anstrengung nimmt der Körper an Länge ab, an Breite jedoch nicht proportionirlich zu, und indem er in diesem Zustande seine Haut abwirft, bemerkt sich darunter, nicht mehr, genau eben dem ehemaligen Thier ähnliches, sondern ein ganz verschiedenes Geschöpf.

Bei einer weitern Ausführung der Metamorphose der Insecten müssen nun auch die unterscheidenden Charaktere beider Zustände umständlicher angezeigt werden. Hier wenden wir uns, unserer Absicht gemäß, sogleich zu den Schmetterlingen, und finden einen sehr wichtigen Unterschied gegen die Raupe. Der Körper besteht nicht mehr aus ähnlichen Theilen; die verschiedenen Ringe haben sich in Systeme zusammengeordnet, theils sind sie völlig verschwunden, theils noch kenntlich. Wir sehen drei entschiedene Abtheilungen, das Haupt mit seinen Hülfsorganen, die Brust mit den übrigen und den Leib, an welchem ebenfalls die Organe seiner Bestimmung sich ausgebildet haben. Ob wir nun gleich dem Wurme seine Individualität nicht absprechen konnten, so erschien er uns dadurch doch so unvollkommen, weil seine Theile gegen einander in einem gleichgültigen Verhältnisse standen, einer ungeschätzt an Werth und Würde so viel als der andere besaß und vermochte, woraus denn nichts als höchstens Nahrung und Wachsthum und gemeine Aufforderung entsprang; dagegen jene Absonderungen der Gefäße und Säfte, wodurch ein neues Individuum erst hervorspringen kann, in diesem Zustande nicht möglich war. Nur erst dann, wenn durch eine langsame heimliche Wirkung die verwandlungsfähigen Organe zu ihrer höchsten Vollkommenheit gediehen, wenn bei der gehörigen Temperatur die nöthige Ausleerung und Austrocknung vor sich gegangen, dann sind die Glieder geeignet sich zu entscheiden, aus ihrem frühern Verhältniß tretend, sich von einander aufs möglichste abzusondern, ungeachtet ihrer innerlichen Verwandtschaft bestimmte entgegengesetzte Charaktere anzunehmen, und andern sie sich in Systeme zusammenordnen, die mannigfaltigen energischen Operationen des Lebens möglich zu machen.

So ein unvollkommenes und vergängliches Geschöpf ein Schmetterling in seiner Art, verglichen mit den Säugethieren, auch seyn mag, so zeigt er uns doch durch seine Verwandlung, die er vor unsern Augen vornimmt, den Vorzug eines vollkommenen Thiers vor einem unvollkommenen; die Entschiedenheit ist es seiner Theile, die Sicherheit, daß keiner für den andern gesetzt, noch genommen werden kann, jeder vielmehr zu seiner Function bestimmt und bei derselben auf immer festgehalten bleibt.

Nun wollen wir noch einen flüchtigen Blick auf diejenigen Erfahrungen thun, die uns belehren, daß manche Thiere ganze verlorne Gliedmaßen wieder ersetzen können. Dieser Fall kann jedoch nur bei Geschöpfen derten Glieder gleichgültig sind, wo eins in die Stelle des andern nachrücken kann, eintreten, oder bei solchen, deren Natur, wie der Amphibien, durch das Element in welchem sie leben, weicher, schwebender, nachgiebiger erhalten wird.

Daher entspringt auch die völlige Gleichheit der Glieder die der vollkommenen Thiere und besonders des Menschen. Hier hat, in der regelmäßigsten Organisation, alles bestimmte Form, Zahl, Zahl, und was auch die mannigfaltige Thätigkeit des Gehirns für Abweichungen hervorbringen mag, wird das Ganze sich immer wieder in sein Gleichgewicht stellen.

Hätten wir aber nichts gehabt uns durch die Betrachtung der Pflanzen und Insecten-Metamorphose darauf zu weisen, wenn wir nicht dessen hätten, dadurch auch über die Gestalt der vollkommenen Thiere einigen Aufschluß zu erhalten?

Wir haben dort gesehen, daß aller Betrachtung über Pflanzen und Insecten der Begriff einer successiven Verwandlung identischer Theile, neben oder nach einander, zum Grunde liegen muß, und man wird es uns beim Untersuchen der Thierkörper zum größten Vortheil gereichen, wenn wir uns den Begriff einer gleichzeitigen, von der Jugend an schon bestimmten Metamorphose zueignen können.

So ist z. B. in die Augen fallend, daß sämmtliche Wirbelknochen eines Thieres einerlei Organe sind, und doch würde, wer den ersten Halsknochen mit einem Schwanzknochen unmittelbar vergliche, nicht eine Spur von Gestalts-Aehnlichkeit finden.

Da wir nun hier identische und doch so sehr verschiedene Theile vor Augen sehen und uns ihre Verwandtschaft nicht läugnen können, so haben wir, indem wir ihren organischen Zusammenhang betrachten, ihre Berührung untersuchen und nach wechselseitiger Einwirkung forschen, sehr schöne Aufschlüsse zu erwarten.

Denn eben dadurch wird die Harmonie des organischen Ganzen möglich, daß es aus identischen Theilen besteht, die sich in sehr zarten Abweichungen modificiren. In ihrem Innersten verwandt, schienen sie sich in Gestalt, Bestimmung und Wirkung aufs Weiteste zu entfernen, ja sich einander entgegen zu setzen, und so wird es der Natur möglich die verschiedensten und doch nahe verwandten Systeme, durch Modification ähnlicher Organe, zu erschaffen und in einander zu verflechten.

Die Metamorphose jedoch wirkt bei vollkommneren Thieren auf zweierlei Art: einmal daß, wie wir oben bei den Wirbelknochen gesehen, identische Theile, nach einem gewissen Schema, durch die bildende Kraft auf die verschiedenste Weise verschieden umgeformt werden, wodurch der Typus im Allgemeinen möglich wird; zweitens daß die in dem Typus benannten einzelnen Theile durch alle Thiergeschlechter und Arten immerfort verändert werden, ohne daß sie doch jemals ihren Character verlieren können.

Zum Beispiel des ersten wir erholen wir das von den Wirbelknochen hergenommene, deren jeder von den Halsknochen bis zu den Schwanzknochen seinen eigenen Character hat. Zum Beispiel des andern führen wir an, daß den ersten und zweiten Halsknochen jedermann durch alle Thiere unerachtet der äußerordentlichen Abweichung erkennen werde, so wie der aufmerksame und fleißige Beobachter sich auch auf eben diese Weise durch alle Wechselgestalten durchfinden hat.

Wir wiederholen also, daß die Beschränktheit, Bestimmtheit und Allgemeinheit der durch die Fortpflanzung schon entschiedenen simultanen Metamorphose den Typus möglich macht, daß aber aus der Versatilität dieses Typus, in welchem die Natur, ohne jedoch aus dem Hauptcharakter der Theile herauszugehen, sich mit großer Freiheit bewegen kann, die vielen Geschlechter und Arten der vollkommneren Thiere die wir kennen, durchgängig abzuleiten sind.

Die
Faulthiere und die Dickhäutigen
abgebildet, beschrieben und verglichen
von
Dr. E. d'Alton.

Darmstadt, Heft mit sechs, drei große und zwölf Kupfertafeln begleitet. Jahr 1822.

Jedem wie diese treffliche Arbeit vor uns liegt, gedenken wir mit besonderm Vergnügen jener Zeit, da der Verfasser noch zu den unsrigen gehörte und eine bedeutende Gesellschaft durch heitre und kunstreiche Gespräche zu unterhalten, nicht weniger durch wissenschaftliche und artistische Mittheilungen zu fördern wußte. Dadurch blieb denn auch sein nachfolgendes Leben und Bemühen mit dem unsern verschlungen und vereinigt, so daß er uns auf seiner fortschreitenden Bahn niemals aus den Augen gekommen.

Sein bedeutendes Werk über die Anatomie der Pferde ward schon damals bearbeitet, und wie einem denkenden Manne bei dem Bedenken das Allgemeine sich immer aufdringt, die Idee Gedanken erzeugt und der Gedanke die Ausführung erleichtert, so sind wir ihm seitdem nicht kaum zu ergründen, gleichermaßen sind die gegenwärtigen beiden osteologischen Hefte ganz in dem Sinne der tiefen Betrachtung, die sich durch protische Wandelbarkeit der Formen, worin sich Gottheit Camaxupa ewig gefällt, nicht einen Moment irre machen läßt, sondern immer fortfährt die mannigfaltigsten Erscheinungen zu deuten, ja sogar zu fordern.

Was die Einleitungen betrifft, sind wir mit dem Verfasser vollkommen einstimmig und ihm zugleich höchst verpflichtet, daß er uns nicht allein in längstbegrenzten und längst anerkannten Grundsätzen bestärkt, sondern auch zugleich Wege führt die wir selbst zu betreten nicht unterlassen konnten, auf Pfade hindeutet, worauf noch das Allerbeste zu hoffen ist.

Eben so haben wir Ursache mit der Darstellung und Ableitung des Einzelnen übereinzustimmen, und ergreifen nun die Gelegenheit einige Bemerkungen die bei und vorzüglich aufgeregt werden, kürzlich beizubringen.

Wir theilen mit dem Verfasser die Ueberzeugung von einem allgemeinen Typus, so wie von den Vortheilen einer sinnigen Nebeneinanderstellung der Bildungen; wir glauben auch an die ewige Mobilität aller Formen in der Erscheinung.

Hier kommt jedoch zur Sprache, daß gewisse Gestalten, wenn sie einmal generisirt, specificirt, individuarisirt sind, sich hartnäckig lange Zeit durch viele Generationen erhalten und sich auch selbst bei den größten Abweichungen immer im Hauptsinne gleich bleiben.

Wir machen diese Betrachtung um zu dem Bradypus zu kommen, von welchem Geschlecht er uns drei Arten vorführt, die in Absicht auf Proportion der Glieder keine Aehnlichkeit und also müsse man sagen keine Aehnlichkeit der Gestalt zu haben; aber sie haben

den demnach eine Allmählichkeit der Theile, dem Zusammenhange nach, und es möchten hier die Worte Aristotels einschlagen: »Das Thierische ist überhaupt das mehr oder weniger gelittene charakteristische Zeichen, welches ein jedesfallendes Geist und welche eine geschaffene Welt sich in ihr irdisches Leben durchdringen.«

Wie wollte man nun aber den Geist benennen der sich im Geschichte Beutepaus offenbaret? Wir möchten ihn einen Ungeist schelten, wenn man ein solches lebendiges Wort brauchen dürfte, auf alle Weise ist doch es ein Geist der sich in seiner Hemmerscheinung nicht anders fassen kann, als mehr oder weniger leidend Thiere nämlich gegen die Naturwelt.

Thier erkennt und anerkennt geistlichen Antheil, da fühlet und spricht mehr nicht hinzuthun möchte. Ein angeborner Geist, wie er im Thiere sich weist als Instinkt darthun konnte, stimmt sich zu ein sympathetisches Leben einer höhern Natur; er verliert die Verbindung des Leibes, ihm fehlt ein tragendes Element, das dem schwereren Körper leichte Beweglichkeit, durch die mindesten Organe verleiht, ungeheure Hülfsglieder bilden sich daran, einen ungeheuren Körper zu tragen. Das seltsame Wesen fühlt sich bald der Erde bald dem Wasser angehörig und vermißt alle Beziehlichkeit die beide ihrem entsprechenden Bewegungen zugeben. Und es ist sonderbar genug, daß diese Thiere, » das innere Unvermögen sich den äußern Verhältnissen gleich zu stellen, « auch auf seine Abkömmlinge übergeht, die, obgleich ein entgegengesetzten Sinne, ihre Herkunft nicht verläugnen. Man lege die Abbildungen des Rhinozeros und des Nilpferdes nebeneinander, so wird man überzeugt von der wechselseitigen Verwandtschaft, etwa folgendes aussprechen:

Jener ungeheure Koloß, der Sumpf und Ufer nicht bewohnen, sich darin nicht zum Herrn machen konnte, ob er sich gleich, durch seine Fühlhörner auch, seiner Nachbarschaft, die sich aufs trockne Land begiebt, eine gewisse Unsicherheit, ja sie selbst sich erst recht deutlich, da das Gedächtniß in ein reines Element gelangt, das einem innern Gesetz sich zu entwickeln nicht entgegen setzt. Aber wenn je ein geistloses Sprechen sich manifestirt hat, so geschah es hier; die Glieder sind gedrungen, aber sie bilden sich nicht verhältnißmäßig, sie schießen in die Länge, die Extremitäten, als wenn sie, unabhängig über den vorigen stumpfen Zweig, sich nun in Freiheit erhalten wollten, bilden sich gränzenlos aus und ihr Abschluß in den Nägeln scheint keine Gränze zu haben. Die Halsmuskel verändern sich und indem sie sich auseinander selbst ergänzen, drehen sie auf den völligen Mangel von innerem Halt; wie denn auch der Kopf sich steift und förmlich erzeugt. Daher man denn wenig Sinn dürfte, daß in Bezug auf den eigentlichen inneren leidenden Typus das Nilpferdartige weit weniger ein Ungeheure sey als der Ai. Merkwürdig dagegen ist, wie im Ganzen der animalische Geist sich schon mehr zusammengenommen, sich der Erde näher gewendet, sich nach ihr bequemt und an das bewegliche Affengeschlecht heranbildet habe; wie man denn unter den Affen gar wohl einige findet, welche nach dem Faulthiere hinneigen mögen.

Läßt man verschiedene ins Allgemeine Deutende einleuchtenden gelten, so mögt' hier auch noch eine besondere Betrachtung Platz finden. Schon auf dem Umschlag unseres ersten Hefts zur Morphologie findet sich folgende bemerkt:

In der Tabelle, Seite 128 unter Vertebrae dorsi, ist einer Mitte gedacht, worüber einige Auskunft zu geben wäre. Es war nämlich an dem Rückgrat eines todtgeborenen gestalteten Mammuthi zu bemerken, daß die processus spinosi von vornen nach hinten zu sich rückwärts beugten, sodann aber von hinten nach vornen zu eben diese processus vorwärts, und also gegen einander gebogen waren. Wo nun beide zusammentrafen, nahm man die Mitte an und zählte von da die Rückenwirbel vorwärts und die Lendenwirbel hinterwärts. Man ist jetzund über die Bedeutung dieser Mitte in der Zahl nicht ganz aus Klarheit gekommen.

Indessen erregte sich diese Betrachtung als die bedeutende Ansicht von ihr selbst neben einander vor mir lag und überzog sie folgendes weiteren Bedenken:

Die Dornfortsätze des Rückenwirbels verhalten sich in Rom nicht, denn sie sind sämmtlich platt gedrückt und zugleich alle von vorn nach hinten gerichtet; hier ist also von einer Mitte des Rückens gar nicht die Rede.

Die sechs Fortsätze beim Rhinozeros sind schwach, bauen sich aber auch sämmtlich nach vornen nach hinten.

Beim Ochs-Elephanten ist merkwürdig daß die vordern Fortsätze verhältnißmäßig groß erscheinen, nach hinten zu alle kleiner werden, doch auch sämmtlich rückwärts gewandt sind, welche Richtung sich die drei letzten behalten, ob sie gleich einigermaßen verbreitet und verstärkt erscheinen.

Der afrikanische Elephant erweist sich ähnlichermaßen, doch in mehrerer Proportion, die vier letzten Fortsätze verschieden sich.

Beim Nilpferd ist schon mehr Unterschied zu bemerken; die vordern Fortsätze theils lang und schlank, theils kurz und verstärkt, deuten alle hinterwärts; sechse aber von hinten an gezählt, stärker verstärkt, deuten vorwärts.

Der Tapir hat wie überhaupt also auch in einzelnen Theilen schöne Proportionen, die vordern, längern Dornfortsätze deuten, indem sie sich verkleinern und verstärken, nach hinten, von hinten aber gezählt finden sich acht bis neun sehr stark verstärkte Fortsätze, welche, wie vorwärts, doch aufwärts deuten.

Beim Schweine liegen sich die längern vordern Fortsätze aufwärts und hinterwärts, von diesen hervor aber sieht man schon neune, welche sich verstärken und vorwärts deuten.

Wir diesen Verstärken und Vorwärtsstehen der hintern Dornfortsätze scheint die Verminderung der falschen Rippen vor sich zu gehen, wie es besonders bei Vergleichung des Ochs-Elephanten und des Schweins augenfällig ist; vielleicht daß beim nähern Beschauen sich noch mehr bedeutende Verhältnisse und Bezüge hervortun.

Ich habe übrigens das Charakteristische solcher Tafeln vor Augen liegen und überkommt auch an andern Gliedern solche Betrachtungen nunmehr leicht anzustellen sind.

Ueber die künstlerischen, aus den Tafeln hervorleuchtenden Gedanke, sprechen sich die Weimarischen Kunstfreunde folgendermaßen aus.

Das Rosenfaustthier, VII Kupfertafeln, zu drei Arten.

So hinsichtlich auf Gestalt der Knochen, wie auf die Anstattung derselben genugt als von ungemeinem Fleiß, äußerster Sorgfalt, von ernstem Bemühen nach Deutlichkeit. Wir haben nicht leicht Abbildungen von Knochen gesehen, wo der Charakter derselben so gelungen dargestellt, so außerordentlich viel Aufmerksamkeit auf das Detail der Gestalt derselben verwendet gewesen wäre.

Heben und Vertiefungen, Kanten und Rundungen sind überall mit großer Kunstfertigkeit und meisterhaftem Fleiß treulich dargestellt, die Behandlung im Ganzen ist überaus zart. Vornehmlich verdienen die Tafeln IV. und V., worauf Knochen-Systeme des Rosenfaustthiers enthalten sind, Lob.

Die dasselbigen Thiere, neuns. Heft XII Tafeln zu sechs Arten.

Man kann von diesem alles Gute wiederholen was von dem ersten gesagt worden; ja zum Theil ist die Ausführung noch besser gelungen; eben so zart und reinlich und dabei von höchster Deutlichkeit. Tafel VII. besonders ist so kräftig und klar als man es nur wünschen kann; so auch einzelne Knochenstücke auf Tafel IV. und IX.

Ferner muß der Gedanke, hinter den Skeletten der Prachtthiere ein Skelettheil des lebenden Thiers auftreten zu lassen, als höchst geistreich gerühmt werden. Hierdurch wird erst augenfällig, warum diese Geschöpfe dickhäutig genannt sind, indem Haut und Fett, selbst im reinen Naturstand, die innere Bildung verhüllen und verstecken. Zugleich aber wird anschaulich, daß innerhalb dieser plump schwankenden Masse doch ein durchaus gegliedertes, bewegliches, manchmal zierliches Knochengerüste sich verberge und dadurch bei einigem eine gewandte, fluge anmuthige Bewegung möglich werde.

Und so erinnert uns denn auch der letzte Blick auf diese Tafeln, durch einige Beischriften, an die bedeutenden Reisen, welche der gelehrte Künstler unternommen um eine Arbeit zu liefern die im einzelnen so vielen Werth mit sich bringt und aufs Ganze so großen Einfluß verspricht.

Womit wir uns denn dem alten Freunde aus der Ferne, als wäre er gegenwärtig, empfehlen und ihm bestens danken, daß er soweit durch Text als Gebild unsere Wünsche und Erwartungen übertreffen. Wir werden diese wichtige Arbeit bei unsern Studien immer vor Augen haben und sie zugleich als Fundament und Aufbau schätzen und ehren. Möge uns gegönnt sein öfters wieder darauf zurückzukommen, zum Zeugniß wie sehr wir in uns rem Maße dadurch gefördert werden.

Eben als wir hiermit zu schließen gedachten, kommt uns das herrliche Werk unsers Verfassers über Pferde-Anatomie und Gestaltung abermals vor Augen, und indem wir uns darin aufs neue vergnügen, glauben wir zu bemerken, wie durch das sanfte Zurückbiegen der vorderen fadartigen Dornfortsätze und das denen entgegen gerichtete Bestreben der niedrigen flachen Zortsätze eigentlich der schöne natürliche Sattel und mit ihm das Pferd zu seiner vollkommen Gestalt und höchsten Brauchbarkeit gebildet werde.

Fossiler Stier.

Herr Dr. Jäger theilt in den würtembergischen Jahrbüchern, für 1820. S. 147, Nachrichten mit über fossile Knochen welche in den Jahren 1819 und 1820 zu Stuttgart gefunden worden.

Bei Kellerausgrabung entdeckte man das Stück eines Stoßzahns vom Mammut, es lag unter einer neun Fuß hohen Schicht von rothem Lehm und einer etwa zwei Fuß hohen Gartenerde, welches auf eine Vorzeit hinweist, da der Acker noch hoch genug stand, um dergleichen Reste nicht nur stattlich niederzulegen, sondern sie auch noch in solchem Grade zu überdecken. An einer andern Stelle in gleicher Tiefe fand sich abermals ein großer Backzahn vom Mammut, nicht weniger Backzähne vom Rasdorn. Nun zeigten sich aber auch, neben gedachten Fossilien, Bruchstücke von einer großen Ochsenart, die man also wohl als jenen gleichzeitig ansehen durfte. Sie wurden von Herrn Dr. Jäger genau besehen und mit Skeletten jetztzeitiger Thiere verglichen, da fand er nun, um nur eines anzuführen, daß der Hals eines fossilen Schalterblattes hundert und zwei Pariser Linien maß, eines Schweizer Stiers dagegen nur neun und achtzig.

Hier auf stützt und berufte Nachricht von früher gefundenen und in Cabinetten aufbewahrten Stierknochen, aus denen Vergleichung unter sich und mit Skeletten von noch lebenden Geschlechtern dieser Art er sich zu folgern getraut, daß der Ur-Stier eine Höhe von sechs bis sieben Fuß nicht erreicht habe, und alle bedeutende äußere gewesen sey als die noch vorhandenen Arten. Welche nun aber von diesen sich der Gestalt nach jenem am meisten annähern, mit dem bei dem Verschiedenen gern selbst nachsieht. Auf allen Fall läßt sich der alte Stier als eine weit verbreitete untergegangene Stamm-Race betrachten, wenden der zahme und wilde Stier als Abkömmlinge gelten dürfen.

Als wir nun diese Mittheilungen überdacht, kamen uns drei ungeheure Hornkerne zu Statten, welche schon vor mehreren Jahren, im Lauf der Zeit, bei Mühlingen gefunden worden. Sie sind auf dem Zunächsten öffentlichen Museum zu sehen. Der äußere mißt der Länge nach 2 Fuß 6 Zoll, und dessen Umkreis, da wo er auf dem Schädeldache aufsitzt, 1 Fuß 3 Zoll Leipziger Maß.

Nun aber kam uns später diese Betrachtungen Nachricht, daß im Mai 1820 auf der Torfgrube zu Frese im Halberstädtischen, etwa 10 bis 12 Fuß tief, ein solches Skelett gefunden, davon aber nur der Kopf aufbewahrt worden.

Hievon giebt uns Herr Dr. Lorte (in Wolfenbüttel Archiv für die Urwelt, B. 3. Heft 2) eine sehr charakteristische Zeichnung, verglichen mit dem Skelettkopfe eines neuholländischen Stiers, welchen derselbe sich, mit seiner besonderen Mühe und Sorgfalt, zu bereiten wußte. Wir lassen diesen denkenden Beobachter selbst sprechen.

« Wie zwei Urkunden liegen sie nun beide vor mir; der des Urstiers als Zeugniß dessen, was die Natur aus Einzelheit in der Fortwelt, der des Ochsen als Zeugniß dessen, wie weit sie es bisher mit dieser Formation gebracht. — Ich betrachte die gewaltigen Massen des Urstiers, seine kolossalen Hornkerne, seine tief eingefurchte Stirn, seine weit zur Seite herausgedrungenen Augenhöhlen, seine flachen, engen Gehirnkammern und die tiefen Furchen, welche die Stirnsehnen eingeschnitten haben. Man vergleiche damit des neuen Schädels weit mehr nach vorn gestellte größere Augenhöhlen, sein überall mehr gewölbtes Stirn- und Nasen-Bein, seine weitern, mehr und feiner geschwungenen Gehirnkammern, die flachern Furchen seiner Stirn, und überhaupt das vielmehr Ausgearbeitete seiner einzelnen Theile. »

« Der Ausdruck des neuen Schädels ist besonnener, milder, gutmüthiger, ja verständiger; die Form im Ganzen edler; die des Urstierkopfes trotziger, flatterhafter, stumpfer. Das Profil des Urstiers, besonders in der Stirn, ist offenbar mehr schwenkig, während sich das Profil des neuen mehr dem des Pferdes nähert. »

« Zwischen dem Urstier und Ochsen liegen Jahrtausende, und ich denke mir, wie das Jahrtausende hindurch von Geschlecht zu Geschlecht immer stärker ihre rische Verlangen, auch noch vorn hin, bequem zu sehen, die Lage der Augenhöhlen des Urstierschädels und ihre Form allmählig verändert; wie das Bedürfniß, leichter, klarer und noch weiter hin zu hören, die Gehirnkammern dieser Thiere erweitert und mehr nach innen gewölbt; und wie der mächtige thierische Instinct, für Wohnung und Nahrung immer mehr Eindruck der Menschen und die Natur in sich aufzunehmen, die Stirn allmählig mehr geboben hat. — Ich denke mir, wie dem Urstier und seinesgleichen Raum offen standen und wie seiner

reichen Gewalt das nicht zweckwidrige Einwirken der Urwelt wirken mußte; wie hinreichend der jetzige Stier sich natürlicher, wirklich erlebter Waffen und ausgebildeter Vertheidigungsmittel erfreut; ich begreife, wie die allmählig thierische Anordnung den jetzigen dem Joch und der Schlachtbank rung entgangne, wie sein Ohr der mordenden Menschenstimme, Horche und unverständlich folgte, und wie sein Auge der aufrichtenden Menschengestalt gewichet und gewichen wurde. — Ehe der Mensch war, war der Urstier, er war unentbehrlich, ehe der Mensch für ihn da war. Der Umgang, die Pflege des Menschen hat das Urthier Organisationen unaufhaltig gestaltet. Die Gattung hat ihre alle verloren, d. i. verwandelbare und zur Hülfe bedürftigste Thier, zum Fressen an der Krippe und im Stalle, zum Melken unter Hand, Knüttel und Peitsche, und bis zum Ochsenen thierisch verdirbt, d. i. gebildet. *

Von und über an so schönen Betrachtungen anmuthenden Antheil zu nehmen, ereignete sich der glückliche Fall, daß in dem Torfmoore bei Hasbleben, Amt Großrudestadt, das Ganze Skelett eines solchen Thiers im Frühjahr 1821 ausgestochen werden, welches man allsobald nach Weimar schaffte und auf einem Fußboden naturgemäß zusammenlegte, da sich denn fand, daß noch eine Anzahl von Theilen fehle; auch diese werden auf allenfallsige neue Untersuchungen auf derselben Stelle meist entdeckt und nunmehr die Anstalt getroffen, das Ganze in Ton aufzubilden, welches mit Sorgfalt und Bemühung geschah. Die wenigen noch fehlenden Theile wurden, weil bei fortdauernder nasser Witterung die Hoffnung sie zu erlangen verschwand, einstweilen künstlich ergänzt, und so steht es nun der Betrachtung und Beurtheilung für gegenwärtig und künftig anheim gegeben.

Von dem Kopfe sey nachher die Rede, vorläufig sehen wir die Maße des Ganzen nach dem Leipziger Fuß hierher.

Länge von der Mitte des Kopfs bis zu Ende des Beckens 8 Fuß 6 1/2 Zoll, diese vordere 6 Fuß 3 1/2 Zoll; hintere Höhe 6 Fuß 6 1/2 Zoll.

Herr Dr. Jäger, da er kein ganzes Skelett vor sich hatte, versuchte durch Vergleichung einzelner Knochen des fossilen Stiers mit denen unserer gegenwärtigen Zeit diesen Mangel zu ersetzen, da er denn für das Ganze ein etwas größeres Maß fand als das unsrige, das wir angeben.

Was den Kopf unsres Exemplars betrifft, dürfen auch wir Herrn Kerr's charakteristische Zeichnung als gleichlautend annehmen, nur fehlt bei dem unsrigen außer dem os intermaxillare noch ein Theil der obern Maxille und die Zwischenbeine, welche an jenen vorhanden sind. Eben so können wir uns auf Herrn Kerr's Vergleichung mit einem zeitgenössischen Stier, in Bezug auf den vor uns liegenden ungarischen berufen.

Denn wir haben durch die besondere Gefälligkeit des Herrn Directors von Schreiber zu Wien das Kopfskelett eines ungarischen Ochsen erhalten, dieses ist dem Maße nach etwas größer als das zeitgenössische, da hingegen unser fossiler Kopf etwas kleiner zu seyn scheint als der von Frese. Alle diese mich sich bei genauerer Behandlung, Messung und Vergleichung finden.

Hiermit kehren wir nun zu jenen Kerrischen Betrachtungen wieder zurück und indem wir sie unserer Überzeugung ganz gemäß finden, fügen wir noch einiges Bestätigende hinzu und erfreuen uns bei dieser Gelegenheit abermals der vor uns liegenden d'Alton'schen Blätter.

Alle einzelnen Glieder der wildesten, rohesten, völlig ungebildeten Thiere haben eine kräftige Vita propria; besonders kann man dieses von den Sinnesverrichtungen sagen: sie sind weniger abhängig vom Gehirn, sie brauchen gleichsam ihr Gehirn mit sich und sind sich selbst genug. Man sehe auf der 15ten d'Altonischen Tafel Fig. 5 das Profil des äthiopischen Schweins und betrachte die Stellung des Auges, das, als wären die Schädelbeine ausgeschlossen, sich unmittelbar mit dem Hinterhauptsknochen zu verbinden scheint.

Hier steht das Gehirn beinahe ganz, wie auch in Fig. a zu bemerken ist, und das Auge hat gerade so viel Leben für sich als zu seiner Function nöthig seyn mag. Betrachte man nun das gar einen Tapir, Beutelratte, Pecari, das zahme Schwein, so sieht man, wie das Auge seinen bewußtvollen und zwischen ihm und dem Hinterhauptsknochen noch ein mächtiges Gehirn zu supponiren weise.

Gehen wir nun wieder zu dem fossilen Stier zurück und nehmen die Kerrische Tafel vor uns, so finden wir das bei demselben die Capsel des Auges ist, wenn wir sie so nennen dürfen, weit zur Seite heraus getrieben ist, so daß der Augapfel als ein abgesonderter Theil an einem einzigen Nervenapparat erscheinen müßte. Bei dem unsrigen ist es derselbe Fall, obgleich nur eine Capsel völlig erhalten ist, dagegen sich die Augenhöhlen des zeitgenössischen sowohl als ungarischen mit ihren etwas größeren Oeffnungen an den Kopf heranziehen und im Umriß nicht bedeutend erscheinen.

Worin aber der größte und bedeutendste Unterschied zu finden seyn möchte, sind die Hörner, deren Richtung sich in der Zeichnung nicht ganz darstellen läßt. Bei dem Urstier gehen sie zur Seite, etwas rückwärts, man bemerkt aber von ihrem Ursprung an in den Kernen gleich eine Richtung nach vorn, welche sich erst nicht entscheidet, als sie sich etwa bis auf 2 Fuß 3 Zoll ausstrecken; nun krümmen sie sich einwärts und laufen in einer solchen Stellung aus, daß, wenn man auf die Hornkerne sich die Hornspitze denkt, die als sechs Zoll länger angenommen ist, sie in gerader Richtung wieder bis gegen die Mitte der Hornkerne gelangen würden, wo sich denn so unnütz werden müssen als die sonderbare Zier Bubirusse.

Ersteht man nun hiermit den ungarischen Ochsen, den wir vor uns haben, so sieht man die Kerne der Hörner gleich eine etwas auf- und hinterwärts Richtung nehmen und mit einer sehr graziösen Wendung sich endlich zuspitzen.

Im Allgemeinen werde hier bemerkt: das Lebendige, wenn es ausläuft, so daß es wo nicht abgestorben doch abgestorben erscheint, pflegt sich zu krümmen, wie wir an Hörnern, Klauen, Zähnen genugsam erblicken; krümmt nun und wendet sichs schlangenhaft zusammen, so entsteht daraus das Anmuthige, das Schöne. Durchgeistet, obgleich noch immer beweglich scheinende Bewegung ist dem Auge höchst angenehm; Hogarth mußte beim Aufsuchen der einfachen Schönheitslinie darauf geführt werden, und welchen Vortheil die Alten bei Behandlung der Hülfsmittel auf Kunstwerken aus diesem Gebilde zogen ist jedermann bekannt. Schon engeln auf Basreliefen, Gemmen, Münzen, sind sie erfreulich; unter sich und mit andern Gegenständen componirt, höchst zierlich und bedeutend; und wie allerliebst schlingt sich ein solches Horn um den Arm einer weibthätigen Göttin!

Hatte nun Hogarth die Schönheit bis in diese Abstracte verfolgt, so ist nichts natürlicher als daß das Abstracte, wenn es dem Auge wirklich erscheint, mit einem angenehmen Eindruck überraschen müsse. Ich erinnere mich in Sicilien auf der großen Plaine von Catanea eine kleine, nette, reinbraune Art Rindvieh auf der Weide gesehen zu haben, deren Gehörn, wenn das Thier mit freiem Blick den niedlichen Kopf empor

sich, einen höchst angenehmen, ja unsere sittlichen Eindruck machte.

Dabei setzt denn, daß der Landmann, dem ein so bedeutendes Geschöpf jährlich nützlich ist, höchst erfreut seyn muß, den Kopfschmuck junger Hörner, dessen Schönheit er unbewußt empfindet, sich lebendig durchziehen zu sehen. Wünschen wir nicht immer mit dem Nützlichen auch das Schöne verbunden und umwunden, daß wir niemals wissen und nothgedrungen beschauen, zuletzt auch gern mischt zu finden?

Wenn wir nun aus dem Bezirgen gesehen haben, daß die Natur auf einer gewissen rauhen, wilden Constitution die Hörner des Urstiers gegen ihr selbst setzt, und ihn dadurch der Welt gewissermaßen braucht, denen er in seinem Naturzustande so nöthig hätte, so sahen wir zugleich, daß im gezähmten Zustand eben diesen Hörnern eine ganz andere Richtung zu Theil wird, indem sie sich zierlich aufwärts und auswärts mit großer Eleganz bewegt. Dieser schon den Kornen eigenthümlichen Anlage faßt sich denn die äußere Hornschale mit größtmöglicher Nachahmlichkeit und Zierlichkeit; erst den noch kleinen Hornkern verdeckend, muß sie mit ihm bei dem Wachsthum sich ausdehnen, da sich denn eine ringe und schurpenförmige Structur setzen läßt. Diese verschwindet, wie der Kern sich wieder zuzuspitzen anfängt; die Hornschale concentrirt sich immer mehr bis sie zuletzt, wo sie selbstständig über den Kern hinausragt, als consolidirtes organisches Wesen zum Abschluß gelangt.

Hat es nun die Cultur so weit gebracht, so ist nichts natürlicher als daß der Landmann, bei sonstigen schöner Gestalt seiner Thier, auch regelmäßige Bildung der Hörner verlangt. Da nun dieses schöne, herkommliche Wachsthum öfters ausartet, die Hörner sich ungleich verschränken, auch wohl hinab gehen; so muß einer solchen für Kenner und Liebhaber unangenehmen Bildung möglichst vorgebeugt werden.

Wie dieses zu lassen sey, kennte ich in dem Gerischen Kreise bei meinem letzten Aufenthalte bemerken; die Zucht der Hornvieh, als des wichtigsten Geschäfts zum dortigen Feldbau, war sonst höchst bedeutend und wird noch immer, besonders in einigen Ortschaften, wohl betrieben.

Kommen nun solche Geschöpfe in den Fall gewissem krankheiten oder unregelmäßigen Wachsthum der Hörner nachzugehen und den Besitzer mit einer solchen Richtung zu bedrohen, so bedient man sich, um diesem Hauptschmuck seine vollkommene Zierde zu verleihen, einer Maschine, womit die Hörner gezäumt werden, dies ist der gebräuchliche Ausdruck dieser Operation zu bezeichnen.

Von dieser Maschine so viel: sie ist von Eisen, auch wohl von Holz; die eiserne besteht aus zwei Ringen, welche durch verschiedene Kettenglieder und ein steifes Gelenk verbunden, vermittelst einer Schraube einander genähert oder entfernt werden können; die Ringe, mit einem Weichem überzogen, legt man an die Hörner und weiß sie dann, durch Zuschrauben und Nachlassen, dem Wachs derselben die beliebige Richtung zu geben. Im Jenaischen Museum ist ein solches Instrument zu sehen.

Zweiter Urstier.

Wir haben so eben von einem fossilen Stiere gehandelt, der im Frühjahr 1824 in dem Tiefmeere bei Haßleben in Thüringen ausgestochen worden. In der Mitte des Sommers 1825 wurden abermals die Reste eines solchen Geschöpfes entdeckt. Wir schalten den Bericht ein, womit diese nicht sehr bedeutenden Ueberreste von dem sorgfältigen Beamten eingesendet wurden:

„Das Gerippe lag 6 Fuß tief auf Thon oder Lehm aufgelagert und nicht auf einem Torfe, so daß ich den Umfang von 8 C.-Fuß angeben kann; wo die Lehmerde weniger vom Kopfe lagen, war unsicherlich der eigentliche Stamm gewesen. Einige aus Thon gebrannte Scherben lagen etwa 4 bis 5 Fuß in oder der Tiefe davon; das Gehörn ist verschieden worden, da es schon in Torf überzogen. Die beiliegende Asche und Kohlen wurden gefunden auf Thon und meistens in Tiefungen von 5 Fuß gefunden auf Thon und meistens Sand.“

Hiermit wäre also auf eine uralte Zeit einiger Cultur zu schließen, wo man solche ungeheure Geschöpfe zum Opfer gebracht hätte, wie denn sogar die ferne alte Esche auf einen heiligen Platz deuten könnte. Daß der Torf in einer Ausdehnung wieder so hoch angewachsen wäre, läßt sich als naturgemäß ganz wohl zugeben, doch enthalten wir uns aller weiteren Folgerungen, da leicht aber trifft dieses Ereignis mit andern Erfahrungen glücklich zusammen, um in den düstern Regionen der Geschichte einen schwachen Schein leuchten zu lassen.

Wir übrigens in dieser Angelegenheit sich völlig aufzuklären denkt, der schlage Cuvier Recherches sur les Ossemens fossiles. Nouvelle Edition. Tome IV. p. 150 nach, wo er den zweiten Artikel finden wird der von ausgegrabenen Schädeln handelt, welche dem Ochsengeschlecht angehören scheinen, aber an Größe unsere zahmen Ochsen sehr übertreffen, deren Gehörn auch ganz eine andere Richtung hat.

Betrachtet er dann die elfte Tafel, wo die Figuren 1, 2, 3 und 4 einen Schädel vorstellen welcher mit dem antiquen und den Keltischen vollkommen Aehnlichkeit hat, so würde darüber nicht viel weiter zu sagen seyn, bis wir hoffentlich das Glück haben, bei einem Besuch des Herrn d'Alton, von dem ganzen in Jena aufgestellten Skelett eines solchen Urstiers genaue Nachsicht zu geben. Wobei denn auch über die zunächst an der Stadt Weimar, nicht weniger in der Umgegend, besonders im Tunkthal sich findenden fossilen Knochen ein endlicher Abschluß sich ergeben wird.

Die Knochen der Gehörwerkzeuge.

Aeltere Eintheilung da man sie als einen Theil partem petrosum des ossis temporum beschrieb. Nachdem diese Methode. Nachfolgende Eintheilung als man partem petrosum vom ossa temporum trennte und als os petrosum beschrieb. Nicht genau genug. Die Natur zeigt und eine dritte Art durch die wir bei der ersten Complication der Theile allein zum deutlichen Begriff kommen können. Nach dieser besteht das os petrosum aus zwei besonders zu betrachtenden, in ihrem Wesen höchst verschiedenen, Knochen: der Bulla und dem osse petroso proprie sic dicendo.

Wir haben das Schläfebein schon ganz davon separirt, auch das Hinterhauptsbein schon beschrieben und fügen die Knochen welche die Gehörwerkzeuge enthalten nunmehr in die zwischen dem Schläfebein und dem Hinterhauptsbein befindliche Oeffnung.

Wir unterscheiden hier:

1. Bulla und

II. Os petrosum.

Sie hängen unter sich zusammen:

a. durch Verwachsung,

b. durch das Übergreifen des processus styloideus,

c. oder durch beides.

Sie hängen mit dem osse temporum und dem osse occipitis zusammen.

Übrige Figuren.

I. Bulla.

An ihr ist zu bemerken:

a. meatus auditorius externus, collum orificium bullæ.

1) Collum, Hälse,
fehlt lang beim Schwein,
nimmt ab beim Ochsen.
- - - Pferde.
. . . Ziege, Schaf.

Orificium kann so genannt werden, wenn die Öffnung nur einen Ring bildet.

Beider Katze,
dem Hunde.

Verwachsen mit der Bulla, doch eine Spur der Separation.

? Jungen Katzen, Hunde.

Beim Embryo des Menschen wo der Ring sichtbar und getrennt ist.

Beim erwachsenen Menschen wird es eine Rinne die vom Schädeldach bedeckt wird.

Man kann sich alle den meatus audit. externus als eine nach oben oder hinten gekrümmte Rinne und in andern Fällen als einen nach oben oder hinten gekrümmten Ring denken. Die Rinne schneidet sich bei obgenannten Thieren, doch ist bemerklich, daß der nach vorn gerichtete Rand immer der stärkere ist.

Der Ring schließt sich ebenfalls gleichfalls, und man merkt, daß vorn sich unschließende Ende ist gleichfalls das stärkere.

Dieser Meatus audit. externus verbindet sich außen mit den knorpeligen und knöchernen Theilen des äußern Ohres, nach innen mit der Bulla und da zeigt er jederzeit einen Rand, einen mehr oder weniger rückwärts gebogenen Umbug. An diesen legt sich das Paukenfell an und schließt das innere Ohr.

b. Bulla ossis.

Verdient diesen Namen ganz:

Bei Katzen,
Hyäne.

Sie hat so wenig Knochenmaterie als möglich (Nach nahm: Lapis manati), ist rund wie aufgeblasen, durch äußern Druck nicht zu drücken.

Von ihr selbst geht nur ein schwacher spitzer processus aus, um sich mit den nächsten tendinibus zu verbinden. Hund.

Bei Schafen und schafartigen Thieren

sehen sodartiger, zwar noch wenig Knochenmaterie, dünn wie Papier, inwendig glatt. Von außen durch den Processus styloideus gedrückt.

Es gehen von diesem Sack strahlige Processus aus, die mit tendinibus zusammenhängen.

Bei Pferden

ist die Bulla noch dünn genug, aber vom processu styloideo influencirt.

Auf dem Grunde derselben ziehen sich halbmondförmige Schalewände (Dissepimenta) hinüber und herüber und machen von oben eine kleine Zelle. Ob vom Osse petroso zu trennen bei Fohlen.

Bei Ochsen.

II. Os petrosum.

a. pars externa

legt sich zwischen das os temporum und os occipitis. Knochiger beschaffen. Ist manchmal sehr gering. z. B. bei Schweinen.)

Von ihr geht der processus styloideus ab.

Ist von keiner sehr festen Knochenmasse, aber bei großen völlig.

b. pars interna,

1. facies cerebrum spectans

nimmt die aus dem Hirn kommenden Nerven auf. Der Rand verbunden mit dem ossificirten tentorio cerebelli.

foramina.

α) inferius, constans, necessarium, pervium.

β) superius, accidentale, cæcum.

2. facies bullam spectans.

foramina.

Erhöhungen und Vertiefungen.

Sobald diese Theile einzeln durchgegangen, beschrieben und verglichen sind, so bestimmen was aus ihrer Zusammensetzung und Verbindung erfolge.

Der Raum zwischen der Bulla und dem osse petroso. Verdeckt.

Processus mastoideus vom osse temporum und der parte externa ossis petrosi kann nicht mit der schwammigten völligen Bulla, der Thiere besonders der Schweine verglichen werden. Bei Thieren kommt er nicht vor. Sein Platz, sein Charakter.

Die Zitze der Thiere steht unter dem Meatu auditorio externo.

Hinter dem processu styloideo, wenn er da ist, ist die untere Continuatio der Bulla.

Der processus mastoideus hängt nur von vorn und den Seiten mit dem innern osse zusammen. Das genau zu untersuchen.

Ulna und Radius.

Betrachtet man die Bildung beider langen Knochen im Allgemeinen, so ist die größte Stärke der Ulna nach oben, wo sie durch das Olekranon die Verbindung mit dem Oberarm hat. Die größte Stärke des Radius ist unten, wo er sich mit dem Carpus verbindet.

Wenn beide Knochen am Menschen durch Supination neben einander gebracht sind, so liegt die Ulna innerst nach dem Körper zu, der Radius nach außen; bei den Thieren, bei denen diese Knochen in der Pronation verharren, befindet sich die Ulna nach unten und hinten, der Radius nach vorn und oben, beide Knochen sind getrennt, nach einem gewissen Gleichgewicht gebildet und sehr geschickt beweglich.

Beim Affen lang und schwank, wie denn dessen Knochen überhaupt als verhältnißmäßig zu lang und zu schmal angesehen werden können.

Bei flüchtigen und springenden Thieren gleich, proportionirlich und beweglich; so ließen sich wohl nach einer Stufenfolge anordnen, da denn das Katzengeschlecht wohl den Vorzug behaupten möchte. Löwe und Tiger haben eine sehr schöne schlanke Bildung, beim Bären wird sie schon breit und schwer. Hund und Fischotter ließen sich besonders bezeichnen, alle haben Pronation und Supination mehr oder weniger beweglich und gleich.

Gewöhnlich sind Ulna und Radius noch bei verschiedenen Thieren, beim Schwein, Biber, Murmelthier, allein sie liegen doch sich auf einander und schienen durch Augenmaß, so manchmal durch Betrachtung an und in einander gelegt zu seyn, daß man sie fast für unbeweglich halten möchte.

Bei Thieren, die nur auf Sohlen, Gehen, Laufen eingerichtet sind, gewinnet der Radius das Uebergewicht, er wird zum Fulcrum, die Ulna ist gleichsam bloß Attractionsstange mit dem Ellbogen. Ihr Stab wird schwach und dünne sich nur an der Hinterseite nach außen zu an den Radius an, man könnte sie mit Recht eine Fibula nennen. So findet sich's an der Gemse, den Antilopen und Dasylen. Auch verwachsen beide schon manchmal, wie ich das Beispiel an einem alten Bock gesehen habe.

Bei diesen Thieren hat der Radius schon eine doppelte Verbindung mit dem Humerus durch zwei Gelenkflächen, denen der Tibia ähnlich.

Beim Pferde sind beide Knochen verwachsen, doch läßt sich unter dem Ueberzuge noch eine kleine Separation und ein Interstitium zwischen beiden Knochen bemerken.

Endlich, wo die Körperlast des Thieres groß wird, daß es viel an sich selbst zu tragen hat, und Stehen, Gehen, allenfalls Laufen seine Bestimmung ist, verwachsen beide Knochen fast ohne Spur, wie beim Kamel. Man sieht, der Radius gewinnt immer mehr Uebergewicht, die Ulna wird blos Processus anconeus des Radius, und ihre zarte Natur verwächst nach dem bekannten Gesetze.

Recapitulation wie das Gesagte auf umgekehrte Weise: verwachsen und einfach, stark und schwer sind beide Knochen, wenn das Thier genug an sich selbst zu tragen hat, hauptsächlich nur steht und schreitet. Ist das Geschöpf leicht, läuft und springt es, so sind beide Knochen getrennt, doch die Ulna ist gering und beide gegen einander unbeweglich. Wenn das Thier ergreift und handthiert, sind sie getrennt, mehr oder weniger von einander entfernt und beweglich. Bis vollendete Prosation und Supination dem Menschen die vollkommen zierlichste und geschickteste Bewegung erlauben.

Tibia und Fibula

haben ungefähr ein Verhältniß gegen einander wie Ulna und Radius, doch ist folgendes zu bemerken.

Bei Thieren die sich der Hinterfüße mannigfaltiger bedienen, z. B. der Affen, sind diese beiden Knochen nicht so ungleich an Masse als bei andern. Zwar bleibt auch hier Tibia immer der stärkste Knochen, aber Fibula nähert sich ihr, beide artikuliren mit einer Epiphyse und diese sodann mit dem Femur.

Beim Biber, der durchaus ein eigen Geschäft ausmacht, entfernen sich Tibia und Fibula in der Mitte und bilden eine ovale Oeffnung, unten verwachsen sie. Bei sinkenden, fleischfressenden, behend springenden Thieren ist Fibula sehr fein, höchst zierlich dem Leinen.

Bei leicht springenden Thieren und bei allen bloß schreitenden verliert sie sich ganz. Am Pferde sind die Extremitäten derselben, das obere und untere Knöpfchen, noch knochern, das übrige ist tendinos.

Beim Affen sind diese beiden Knochen, wie sein übriges Knochengebäude, charakteristisch schwankend und schwach.

Zu näherem Verständniß des Vorgesagten sey noch folgendes hinzugefügt. Als ich im Jahr 1795 den allgemeinen osteologischen Theil nach meiner Art vollendet hatte, trug sich der Trieb nun auch, diese Anordnung sogleich, die Knochen der Skapethiere einzeln zu beschreiben. Weder mir dabei zu Statten kommen, daß ich den Zusammenhang von der ehern Klasse gesehen hatte, so geriethe mir gleichfalls zum Vortheil, das innerliche Zusammenwirken des ganzen, als ein verborgenes und tieferes anzuerkennen. Auf diesem Wege sollte mir denn gelingen, das Schädelbein, das nach bisheriger Art weder Bild noch Begriff zuließ, in verschiedene Theile naturgemäß zu trennen.

Nun aber hatte ich mich schon Jahre lang auf dem bisherigen Wege vergeblich abgequält: ich nicht ein anderer, vielleicht der beste, sich vor mir aufthun wollte. Ich gestand gern, daß der menschlichen Knochenlehre eine unendliche Genauigkeit in Beschreibung aller Theile des einzelnen Knochens, in der mannigfaltigen Verschiedenheit seiner Ansichten nöthig sey. Der Eintritt muß mit Gefäßzungen, oft nicht einmal vom Tastsinn unterstützt, die innen verletzte Stelle zu finden wissen und sieht sich daher genöthigt, durch strenge Kenntniß des Einzelnen sich eine Art von durchdringender Allwissenheit zu erwerben.

Daß jedoch eine solche Weise bei der vergleichenden Anatomie nicht zulässig sey, bemerkte ich nach manchem vergeblichen Streben. Der Versuch einer solchen Beschreibung Morphologie S. 204. läßt uns gleich dessen Anwendung auf das ganze Thierreich als unmöglich erscheinen, indem einem jeden auffällt, daß weder Gedächtniß noch Schrift dergleichen zu fassen, noch irgend eine Einbildungskraft solches gestaltet wieder zu vergegenwärtigen fähig sey möchte.

Nach eine Bezeichnungs- und Beschreibungsart die man durch Zahl und Maß zu bemerken gedachte, ließ für den lebendigen Vortrag sich doch so wenig benutzen. Zahl und Maß in ihrer Nachheit heben die Form auf und verhindern den Geist der lebendigen Beschauung. Ich versuchte daher eine andere Art des Beschreibens einzelner Knochen, jedoch im constantesten, in einander greifenden Zusammenhang, wovon der erste Versuch Felsbein und Wulst von einander und zugleich vom Schläfebein zu trennen als Beispiel gelten mag.

Wie ich sodann die Vergleichung angestellet gewesen, und zwar auf eine empirische Weise, davon mag der kurze zweite Aufsatz, Ulna und Radius, Tibia und Fibula darstellend, Zeugniß geben. Hier war das Streben als lebendig, als Verwandlung aller lebendigen bildern Gestalt gedacht, und darauf die Beziehung und Bestimmung der einzelnen Theile fest ins Auge gefaßt. Empirisch verfuhr ich, um mich erst einigermaßen zu orientiren, und sollte diese Arbeit nur erst gleichsam einen Katalog liefern, wobei im Hintergrunde die Absicht lag, bei günstiger Gelegenheit, die so verschiedenen Bilder in einem Museum wirklich zusammen zu stellen, wovon sich von selbst ergeben müßte, daß jede Gattung einen andern Vergleichungsstandpunct erfordern würde.

Wie bei den Hausthieren, Armen und Füßen, zu verfahren, daraus dürfte obige Skizze. Man ging vom Steifen, fast Unbeweglichen, nur in Einem Sinne Brauchbaren zum mannigfaltigst- und geschicktest-Beweglichen, wo denn solches noch durch mehrere Geschöpfe verfolgt, höchst erwünschte Ansichten zu erhalten wäre.

Wäre nun aber vom Holz die Rede, so würde man vom Künstlern zum kurzfaserigen, von der Gerade zum Wellenlinigen. Die Betrachtung des Stubenbeins ginge

von dem weichsten, unbrauchbarsten aus bis zum strengsten, gebräuchlichsten, vom Schuppenthier bis zum Affen, vielleicht zum Vogel. Da dann der Gedanke sogleich weiter getrieben wird, wenn man sieht, wie verschiedene Knochen jenen Knochen immer mehr in die Enge treiben.

Ungern brechen wir ab; war aber erkannt nicht manche unendliche Mannigfaltigkeit der Ansichten auf diese Weise sich eröffnet und wie wir voraussetzen, zu Erfindungen werden alle übrigen Systeme gegleich mitgebauen?

Indem wir unsere Hypothese noch einen Augenblick zu den oben näher betrachteten Extremitäten zurück, werfen wir uns, wie sich der Maulwurf zum hohlen Erdboden, die Pferde zum Wasser, die Fledermaus zum Fest bindet, und wie uns das Knochengerüst, so gut wie das lebendige umhüllende Thier, bloßen in Kontrast zu setzen vermag; so werden wir auch nun die ganze Welt mit erhöhtem lebendschaftlichen Sinne zu fassen trachten.

Wenn Vorstehendes den Naturfreunden dieser unserer Tage vielleicht weniger bedeutend scheint als mir vor dreißig Jahren, —denn hat uns nicht jüngst Herr v. Raumer über alle unsre Wünsche hinausgeschenkt? — so will ich nur gestehen, daß ich es eigentlich dem Pferdeskelette widme. Ein Mann wie Herr Ernst Stiebenroth sollte seine erlangte hohe Einsicht in die Functionen des menschlichen Gliederbaues und Körperzustandes treulich anwenden, um die Geschichte irgend einer Wissenschaft zu schreiben, welche dem sonderlich für alle gelten würde.

Die Geschichte der Wissenschaft nimmt immer auf dem Punkte wo man steht ein gar vornehmes Ansehen; man schätzt wohl seine Vorgänger und dankt ihnen gewissermaßen für das Vorhandene das sie sich um uns erworben, aber es ist doch immer, als wenn wir mit einem gewissen Mißbehagen die Grenzen bedauerten worin sie oft unnütz, ja nachtheilend sich abgequält, niemand sieht sie leicht als Märtyrer an, die ein unwiderbringlicher Irrthum gefährliche, kaum zu übersehende Bahnen geführt, und doch ist oft, ja gewöhnlich, in der Gunst in den Irrthümern die unser Dasein gegründet, als uns in den genießenden, wohlbestellten vorzüglichen Nachkommen.

Doch vom sicheren gewissermaßen hypochondrischen Betrachtungen wenden wir uns zu höchst erfreulichen Thätigkeiten, wo Kunst und Wissenschaft, Erkennen und Bilden sich auf sehr hohem Punkte gemeinsam wirkend, freundlich die Hände bieten.

Die Skelette der Nagethiere,

abgebildet und verglichen

von

D' A l t o n.

Erste Abtheilung: zehn Tafeln: zweite: acht Tafeln. Bonn 1823 und 1824.

Die erste Absicht meiner morphologischen Hefte war: von allerley Papieren einiges aufzubewahren, wo nicht zum Nutzen der Gegenwart und Zukunft, doch zum Amüsement einst nachdenklichen Sterbens in Betrachtung der Natur. Diesem Sinne zufolge nahm ich vor kurzem abermals zerstreute skeletologische Fragmente zur Hand und suchte, besonders die Kenntniß des Aeußern, wie mir gewöhnlich alles klarer vorkommt, auf das lebendige, daß es zur Betrachtung, nicht Beurtheilung anwies.

Ja eben dem Augenblick gelangte mein abgemeldetes Werk zu mir und versetzte mich aus der ernsten Region des Stammes und Knochens in die behaglichen Gegenden des Schmuckes und Bekleidens.

Ueberdenk ich nun das Nagergeschlecht, dessen Knochengestalt, mit anhaftender äußerer Hülle, meistentheils auf das mannigfaltigste gebildet vor mir liegt, so erkenn' ich daß es zwar gewissen von innen determinirt und festgehalten sey, nach außen aber ziemlich sich ergehend, durch Haar und Umgestaltung sich specificirend und das allerwunderlichste verändert werde.

Denn die Natur das Geschöpf eigentlich fesselt, ist sein Gebiß, was es eigentlich kann und muß, soll es permanent vor allen Dingen. Der unbeholfene Zustand der Mutterthiere entspringt aus der Unvollkommenheit des Kauens, aus der Nothwendigkeit wiederholten Zermalmens des schon halb Gekochten.

Die Nager dagegen sind in diesem Betracht höchst merkwürdig gebildet. Schafen, aber geringes Erfassen, enge Spaltung, auch nachher wiederholte Abtrennen der Gegenstände, fortgesetztes stoßweises lebenschaftliches, absichtliches zerstörendes Knuspern, welches denn doch wieder in den Zweck, sich Lager und Wohnungen aufzubauen und einzurichten, unmittelbar eingreift und dadurch abermals bewährt: daß im organischen Leben selbst das Unnütze, ja das Schädliche fließt, in den nothwendigen Kreis des Daseyns aufgenommen, ins Ganze zu wirken und als wesentliches Bindemittel besonderer Eigenheiten gefordert wird.

Im Ganzen hat das Nagergeschlecht eine wohl proportionirte erste Anlage; das Maß in welchem es sich bewegt ist nicht allzugroß; die ganze Organisation ist Einheiten aller Art geöffnet und zu einer nach allen Seiten hin richtungsfähigen Vorsichtigkeit vorbereitet und geeignet.

Wir möchten diese unsre Schwanken von einer mangelhaften, relativschwächlichen, wenn auch sonst in sich tüchtigen Zahnung ableiten, wodurch die Gefräßigkeit sich einer gewissen Willkühr der Bildung bis zur Unform hingeben in Lockerheit gelassen ist, wenn dagegen bei Raubthieren, die mit solche Schneidezähnen abgeschlossen und einem Schaden beginnstigt sind, alle Monstrosität unmöglich wird.

Wer aber, der sich mit solchen Untersuchungen ernstlich abgab, hat nicht erfahren daß eben dieses Schwanken von Form zu Unform, von Unform zu Form, den redlichen Beschauer in eine Art von Wahnsinn versetzt? denn für uns bestehende Geschöpfe möchte es fast besser seyn den Irrthum zu fixiren als im Wahnen zu schwanken.

Weshalb wir jedoch in diesem wenden und breiten Felde ein und den andern Pfahl einzuschlagen! Ein Paar Lagerstätten, der Hase, der Eichhorn, erreichen durch das Uebergewicht der vordern Extremitäten einen besondern Heb, eigentlichen Bestencharakter, denn sonst bemerkt man überhaupt an den vierfüßigen Thieren eine Tendenz der hintern Extremitäten sich über die vordern zu erheben, und wir finden darin die Grundlage zum reinen, aufrechten Stande des Menschen zu erheben. Wie sich solches Bestreben hoch nach und nach zur Disproportion steigern könne, ist bei dem Gesichte der Nager in die Augen fallend.

Wollen wir aber diese Gestalten insbesondern anschaulich beurtheilen und ihren eigentlichen Anlaß zurückleiten, so gehen wir den vier Elementen, nach unserer alten Weise, den besondern Einfluß zu. Suchen wir nun das Geschöpf in der Region des Wassers, so zeigt es sich

ſchwimmartig im Waſſerſumpfe, als Biber ſich an friſchen Gewäſſern anbauende, alsdann, immer noch einige Zeuge ſich behaltend, gräbt ſich's in die Erde und lebt gewiſſers von Verbergung, furchtſam-menſchlich vor der Gegenwart der Menſchen und anderer Geſchöpfe ſich verſteckend. Gelangt endlich das Geſchöpf auf die Oberfläche, ſo iſt es hurt- und ſprungfähig, ſo daß es aufgerichtet die Lüften treffen und ſogar gewiſſig, mit wundbarſter Behendigkeit, ſich hin und her bewegen.

Ihre völlig Struktur gebraucht ſie den mit zuletzt den Einfluß der Luftſphäre und das alles belebenden Lichtes ganz entſchieden. Die leichteſte Bewegglichkeit in und ohnen zu Theil, ſie darbeln und wirken auf das behende, die ſogen ein regelartiger Sprung in einen ſchnitzbaren Fluß übergeht.

Warum gibt uns die Betrachtung unſeres einheimiſchen Eichhörnchens ſo viel Vergnügen? Weil es als die höchſte Ausbildung ſeines Geſchlechtes eine ganz beſondere Geſchicklichkeit vor Augen bringt. Gar zierlich behandelt es eigentlich kleine eppetitliche Gegenſtände, mit denen es mutwillig zu ſpielen ſcheint, indem es ſich doch nur eigentlich den Genuß dadurch vorbereitet und erleichtert. Dies Geſchöpfchen, eine Nuß eröffnend, beſonders aber einen reifen Fichtenzapfen abſpeiſend, iſt höchſt anziehend und lobenswürdig anzuſchauen.

Nicht aber nur die Grundgeſtalt verändert ſich bis zum Unkenntlichen, auch die äußere Haut verkleidet dieſe Geſchöpfe auf das verſchiedenſte. Am Schwanze zeigen ſich ſchuppen- und knorpelartige Ringe, am Körper Borſten und Stacheln, ſich zum zartleſten ſanfteſten Felle mit bemerklichen Uebergängen endlich ausgleichend.

Bemüht man ſich nun die fernern Urſachen ſolcher Erſcheinungen zu entdecken, ſo faßt man ſich: nicht allein sind es jene elementaren Einflüſſe die eine durchdringende Gewalt hier ausüben, man wird auch auf andere bedeutende Anläſſe zur Bildung hingewieſen.

Dieſe Geſchöpfe haben einen lebhaften Nahrungstrieb, das Organ des Ergreifens. Die zwei Vorderfüße im Ober- und Unterkiefer nahmen ſchon früher unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch, ſie ſind alles und jedes anzuknüpfen geſchickt; daher denn auch dieſes Geſchöpf auf die verſchiedenſte Weiſe und Wege für ſeine Erhaltung beſorgt iſt. Ihr Genuß iſt vielfach, einige ſind auf animaliſche Nahrung begierig, auf vegetabiliſche die meiſten, wobei das Nagen als ein ſchneppendes Verkleinern und außer dem eigentlichen Sättigungsgeſchäft in gar mancher Rückſicht zu betrachten iſt. Es befördert ein überflüſſiges Anlegen der Nahrung zu materieller Anfüllung des Magens und kann auch wohl als fortgeſetzte Uebung, als unruhiger Beſchäftigungstrieb, der zuletzt in Zerſtörungskampf ausartet, angeſehen werden.

Nach Befriedigung des nächſten Erfordriſſes haſchen ſie dennoch ſehr lebhaft, aber ſie möchten dennoch gern in ſicherer Fülle wohnen; daher der Sammlertrieb und zunächſt gar manche Handlung die einer überlegten Kunſtfertigkeit ganz ähnlich ſehen möchte.

Wie ſich nun das Gebäude der Nagethiere hin und her wiegt und keine Gelenke zu kennen ſcheint, ſo findet es zuletzt ſich doch eingeſchloſſen in der allgemeinen Animalität und muß dieſem oder jenem Thiergeſchlecht ſich annähern, wie es ſich denn ſowohl gegen die Raubthiere als gegen die Wiederkäuer hinneigt, gegen den Affen wie gegen die Fledermaus, und noch gar andern dagwiſchen liegenden Geſchlechtern ſich annähert.

Wir konnten mit aber ſolche weitumſichtige Betrachtungen mit Bequemlichkeit anſtellen, wären uns nicht Herrn d'Aubenton Worte vorgeleſt, bei deren Anblick Bewunderung und Benutzung immerfort einander die Hände bieten. Und wie ſollen wir Lob und Dank genugſam ausdrücken, wenn dieſe durch ſo viel bedeutende Geſchlechter nunmehr durchgeführte, an Reinheit und Richtigkeit ſich immer gleichbleibende, an bezeichnender Kraft und Ausführlichkeit ſich immer ſteigernde Darſtellung ſo große Dienſte leiſtet? Sie entbeut uns auf einmal aus dem ſinnverwirrenden Labyrinthe, in dem und ſeitdem Bemühungen gar oft verirrten, wenn wir Gruppen im Ganzen oder im Einzelnen zu vergleichen ſuchten. Es ſey nun daß wir ſie auf Reihen mehr oder weniger ſuchte, oder durch ein fortgeſetztes Zuſammenbeobachtig um und geſtellt anſehen, immer werden wir unſer Beſtreben in Bezug auf ein Ganzes allzeit kräftig und unbefriedigend behandeln.

Jene hängt es von uns ab, ſo große Reihen als wir nur wünſchen vor uns zu legen, das Gemeinſame, wie das Widerſprechende nebeneinander zu betrachten und ſo die Fähigkeit unſeres Anſchauens, die Fertigkeit unſerer Combinationen und Urtheile mit Gewißheit und Ruhe zu prüfen, auch denjenigen zu dem Menſchen geboten iſt, uns mit der Natur wie mit uns ſelbſt mehr und mehr in Einklang zu ſetzen.

Aber jene bildlichen Darſtellungen überlaſſen uns nicht etwa nur einem einſamen Nachdenken, ſondern ein geſellſames Feſt dient uns zugleich als geiſtreiche Geſpräch; wie wir denn ohne ſolche Mitwirkung das Vorſtehende nicht mit einer gewiſſen Leichtigkeit und Zeitersparnis würden gewonnen haben.

Und ſo möchte es überflüſſig ſeyn die wichtigen hinzugefügten Druckblätter den Freunden der Natur noch beſonders zu empfehlen. Sie enthalten eine allgemeine Vergleichung der Nagethier-Gruppe und ſodann allgemeine Bemerkungen über die äußern Einflüſſe auf die organiſche Entwickelung der Thiere. Wir haben ſie eben bei unſerer flüchtigen Darſtellung treulich benutzt, aber lange nicht erſchöpft, und fügen nur noch folgende Reſultate hinzu.

Eine innere und urſprüngliche Gemeinſchaft aller Organiſation liegt zum Grunde, die Verſchiedenheit der Geſtalten dagegen entſpringt aus den nothwendigen Beziehungsverhältniſſen zur Außenwelt, und man findet daher eine urſprüngliche, gleichzeitige Verſchiedenheit und eine unaufhaltſam fortſchreitende Umbildung mit Recht anzunehmen, um die eben ſo conſtanten als abweichenden Erſcheinungen begreifen zu können.

Ein beigelegter Schmuggtitel läßt uns vermuthen daß hier eine Abtheilung des Ganzen gemeint ſey, eine Verwahrung ſpricht deutlich aus, daß nichts Ueberflüſſiges aufgenommen, daß das Werk nicht über Gebühr und Vermögen der Naturkunde ſolle ausgedehnt werden: eine Zuſage die durch das bisher Gelieferte ſchon vollkommen erfüllt iſt.

Nun aber finden wir dieſer Sendung noch einige Druckblätter beigelegt, welche allerdings vorangeſetzen ſind, indem wir denſelben zuletzt erwähnen, ſie enthalten die Dedication an Ihre des Königs von Preußen Majeſtät.

Hier iſt mit ſchuldigſtem Dank anerkannt, daß dieſe Unterſtützung zu erfreuen habe, ohne welche ſie kaum denkbar geweſen wäre. Dadurch vervielfacht ſich denn auch all. Naturfreunde in ein ſolches dankbares Anerkennen. Und wenn wir ſchon lebenswerth und nützlich finden, daß die Großen der Erde dasjenige was ein Privatmann mit Neigung und Sorgfalt zuſammen-it, nicht zerſtreuen laſſen, ſondern weislich zuſammen gehalten dem Oeffentlichen widmen, wenn mit höchſtem Dank anerkannt werden muß, Anſtalten gegründet zu ſehen, wo die Talente erforſcht, die Fähigern gefördert und zum Zweck geführt werden können: ſo iſt es doch vorzüglich am preiswürdigſten, wenn eine vorkommende ſeltene Gelegenheit genutzt wird, wenn die Leiſtungen des Einzelnen, der ſein ganz a

sehen mühsam, zerstückt oft mühselig zubereitet, um das ihm eingeborne Talent auszubilden, um etwas als Erfinder zu schaffen, was Millionen unmöglich gewesen wäre, gerade im rechten Augenblick der kräftigen That Anerkennung finden; wenn folglich die höchsten Ehren und die ihnen nachgesetzten hohen Aemter die bewährtesten Pflicht ausüben, zur bringenden Zeit den entscheidenden Moment zu beginstigen und eine schon im Beschränkten so weit gediehene Frucht mit einer allerumfassenden Reife zu begleiten.

Die Lepaden.

Die tiefgeschöpften und forschenden Mittheilungen des Hrn. Dr. Carus sind mir von dem grossen Vortheile, eine Region nach der andern des grossen Naturreichs, in welchem ich so viel meinesgleichen mehr im Glauben und Ahnen, als im Schauen und Wissen mich bewege, klarer sich auf und ich erblicke was ich im Allgemeinen gedacht und geseyn, nunmehr am Einzelnen und gar manchem über Denken und Hoffen. Hierin finde ich nun die grösste Belehrung eines treuen Wirkens und mich ermuntert es gar öfters, wenn ich die und da erinnert werde an Einzelnheiten, die ich wie im Fluge wegfing und sie mir bringende in Hoffnung, daß sie sich einmal irgendwo lebendig anschliessen würden, und gerade diese Hefte zur Metamorphose sind geeignet dergleichen noch und noch zu gebenken.

Einige Betrachtungen über die Lepaden bring' ich hier, wie ich sie in meinen Papieren angezeichnet finde.

Jede zweischalige Muschel, die sich in ihren Schalen von der übrigen Welt absondert, sehen wir billig als ein Individuum an; so lebt sie, so bewegt sie sich allenfalls, so nährt sie sich, pflanzt sich fort und so wird sie versorgt. Die Lepas anatifera, die gemeinste Entenmuschel, erinnert uns gleich mit ihren zwei Hauptschalen an eine Bivalve: allein schnell werden wir belehrt, hier sey von einer Mehrheit die Rede; wir finden noch zwei Hülfschalen, nöthig um das vielgliedrige Geschöpf zu bedecken; wir sehen an der Stelle des Schlosses ein fünfte Schale um dem Ganzen rückgratsweise Heit und Zusammenhang zu geben. Das hier Gesagte wird jedem deutlich der Cuviers Anatomie dieses Geschöpfs: Mémoires du Muséum d'Histoire naturelle. Tom. II. p. 100, vor sich nimmt.

Wir sehen aber hier kein isolirtes Wesen, sondern verbunden mit einem Stiele oder Schlauch, geschickt sich irgendwo anzufangen, dessen unteres Ende sich ausbreitet wie ein Mund, welche Hülle des wachsenden lebendigen sich folglich von aussen mit unendlichen Schalstücken zu schützen geeignet ist.

Auf der Haut dieses Schlauchs also finden sich an regelmässigen Stellen, die sich auf die innere Gestalt, auf bestimmte Theile des Thieres beziehen, prädestinirte fünf Schalenpunkte, welche, sobald sie in die Thätigkeit eingetreten, sich bis auf einen bestimmten Grad zu vergrössern nicht abbrechen.

Hierüber müssen nun eine noch so lange Betrachtung der Lepas anatifera und nicht weiter auffliehen; da hingegen die Beschreibung einer andern Art, die zu mir unter dem Namen Lepas pollicepes gekommen, in uns die tiefsten allgemeinsten Betrachtungen erweckt. Hier ist nämlich, bei derselben Hauptbildung, die Haut des Schlauchs nicht glatt, und etwa nur runzlicht wie bei jener, sondern rauh mit erhabenen kleinen erhabenen, sich berührenden, rundlichen Punkten dicht besetzt. Hier aber nehmen uns die Freiheit zu behaupten, eine jede dieser kleinen Erhabenheiten sey von der Natur mit Zugheit begabt eine Schale zu bilden, wie weit wir dies heissen, sie glauben nur es wahrlich, bei mässiger Vergrösserung, von Augen zu sehen. Diese Punkte jedoch sind nur Schalen in der Möglichkeit, welche nicht wirklich werden, so lange der Schlauch sein entsprechendes natürliches Element besitzt. Sobald aber am untern Ende das wachsende Geschöpf seine nächste Umgebung umarbeitet, so erhalten sogleich die möglichen Schalen einen Antrieb wirklich zu werden; bei Lepas anatifera in Regel und Zahl eingeschränkt.

Nun wollte zwar bei Lepas pollicepes dieses Gesetz immer noch wirken, aber ohne Zahleinschränkung; denn hinter den fünf Hauptpunkten der Schalenwerdung entstehen abermals einige Nebenschalen, deren das innere wachsende Geschöpf, bei Ungänglichkeit mit allgemeiner Stockung der Hauptschalen zu fernerer Hülfe des Zubereitens und Sicherns bedarf.

Hier bewundern wir die Geschäftigkeit der Natur bei Mangel der austreibenden Kraft durch die Menge der Thätigkeiten zu ersetzen. Denn da, wo die fünf Hauptschalen nicht hin an die Bewegung reichen, entstehen sogleich in allen, durch ihr Zusammenfassen gebildeten Winkeln neue Schalenstellen, die, stufenweise kleiner, zuletzt eine Art von winziger Perlenschnur um die Gränze der Ausdehnung bilden, wo sodann aller Uebertritt aus der Möglichkeit in die Wirklichkeit durchaus versagt ist.

Wir erkennen daran, daß die Bedingung dieser Schalenwerdens der freie Raum sey, welcher durch die Ausdehnung des untern Schlauchtheils entsteht; und hier, bei genauer Betrachtung, scheint es als wenn jeder Schalenpunkt sich eile, die nächsten aufzusuchen, sich auf ihre Kosten zu vergrössern, und zwar in dem Augenblick als sie zum Werden gelangen. Eine schon gewordene noch so kleine Schale kann von einem herankommenden Nachbar nicht aufgespeis't werden, alles Gewordene sey sich mit einander im Gleichgewicht. Und so sieht man das in der Entenmuschel regelmässig gebundene, gesetzliche Wachsthum, in der andern zum freiern Nachwuchs aufgefordert, wo mancher einzelne Punkt so viel Besitz und Raum sich anmaßt als er nur gewinnen kann.

So viel aber ist auch bei diesem Naturprodukt mit Bewunderung zu bemerken: daß selbst die, gewissermaßen aufgelöst in, Kegel doch im Ganzen keine Verwirrung zur Folge hat, sondern daß sie in Lepas anatifera so leicht und gesetzlich entschiedenen Hauptpunkte des Werdens und Wirkens sich auch im pollicepes genau nachweisen lassen, nur daß man letztere abwechselnd von Stelle zu Stelle kleine Bälken setzt, die sich gegen einander ausdehnen ohne hindern zu können, daß nach innen sich ihres Gleichen, obgleich beengt und im geringern Maßstabe, bilden und entwickeln.

Hier das Glück hätte, dieses Geschöpf im Augenblick, wenn das Ende des Schlauches sich ausdehnt, und die Schalenwerdung beginnt, mikroskopisch zu betrachten, dem müßte eins der herrlichsten Schauspiele werden, die der Naturfreund sich wünschen kann. Da ich nach meiner Art zu forschen, zu wissen und zu gewissen, mich nur an Symbole halten darf, so getrauen diese Geschöpfe zu den Heiligthümern welche fetischartig immer vor mir stehen und durch ihr seltsames Gebilde, die nach dem Absterben fortdauernde, sich selbst immer gleichende und so in Ausdehnung wie im Gegensatz durchaus Gottes und menschenähnliche Natur sinnlich entgegenwirkten.